Digitized by Google

11493

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1856.

Erster Band.

Digitized by Google

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1856.

Erster Band.

Januar bis Juni.

(Enthaltend: Nr. 1—26.)

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1856.

Digitized by Google

8

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 1. —— 1. Januar 1856.

Die Blätter für Literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Ludwig Tieck und seine Zeitgenossen. Von **Hermann Marggraff.** Erster Artikel. — Belehrende Unterhaltungen auf dem Gebiete der Naturwissenschaften. (Roßmäßler, v. Bibra u. A.) Von **Heinrich Birnbaum.** — Mittheilungen aus Berlin. Von **Eduard Schmidt.** — Bergmannspoesie. — Oestreichische Statistik. — Die „Ignorance internationale". — **Notizen.** — **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

Ludwig Tieck und seine Zeitgenossen.

1. Ludwig Tieck. Erinnerungen aus dem Leben des Dichters nach dessen mündlichen und schriftlichen Mittheilungen von Rudolf Köpke. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1855. Gr. 12. 3 Thlr. 10 Ngr.
2. Ludwig Tieck's nachgelassene Schriften. Auswahl und Nachlese. Herausgegeben von Rudolf Köpke. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus. 1855. Gr. 12. 2 Thlr. 15 Ngr.
3. Ludwig Tieck. Eine literarhistorische Skizze von J. L. Hoffmann. Abgedruckt aus dem Album des literarischen Vereins in Nürnberg für 1856. Nürnberg, Bauer und Raspe. 1856. Gr. 8. 20 Ngr.

Erster Artikel.

Unter den zahlreichen Biographien deutscher Dichter, die im Laufe der beiden letzten Jahre erschienen sind, halten wir die von Rudolf Köpke geschickt zusammengetragenen und stilistisch wohlverarbeiteten Erinnerungen aus Ludwig Tieck's Leben, die erste der obengenannten Schriften, für die in literarischer Hinsicht ergiebigste und fruchtreichste Erscheinung. Die meisten übrigen haben, wenn auch nebenbei ein literarisches, doch zumeist ein überwiegend psychologisches oder pathologisches Interesse, dem sich bisweilen auch eine Art romanhaftes zugesellt. Das letztere z. B. gilt namentlich von der Biographie des Sängers der „Cäcilie" und der „Bezauberten Rose", Ernst Schulze's, von der das „Literaturblatt des Deutschen Kunstblatts" vielleicht nicht mit Unrecht bemerkte, daß sie durch ihren Inhalt recht lebhaft an Goethe's „Werther" erinnere. Ernst Schulze lebte eine Liebesgeschichte, und was er dachte, fühlte und dichtete, hatte immer seinen Mittel- und eigentlichen Schwerpunkt in seiner Liebe. Der Dichter kannte nur diese eine Leidenschaft und er war darin sogar noch einseitiger als Werther, durch dessen Seelenleiden in einzelnen Augenblicken doch auch Motive des gekränkten Ehrgeizes hindurchblicken. Wir haben an Ernst Schulze's Biographie einen Liebesroman der ausgesprochensten Art, dessen Interesse dadurch wahrlich nicht geringer erscheint, daß er wirklich erlebt worden und in allen seinen Theilen wahr ist. Wenn es auch an einzelnen aufklärenden Streiflichtern darin nicht fehlt, die auf literarische, gesellschaftliche und politische Zustände der Zeit fallen, so sind es doch eben nur Streiflichter, die von dem eigentlich biographischen Interesse bald wieder verdeckt werden. Ganz im Gegensatze zu Tieck kümmerte sich Ernst Schulze sehr wenig um die allgemeinen literarischen Interessen; er las nicht Bücher um darüber zu schreiben, besuchte nicht das Theater um es zu recensiren, schrieb keine Briefe um mit zeitgenössischen Dichtern und Schriftstellern literarische Verbindungen anzuknüpfen. Ja, wir haben an ihm die in Deutschland seltene, vielleicht einzige Erscheinung eines Dichters, der sich um Lob und Tadel nicht im geringsten kümmert, kaum ein Journal liest, kaum an einen Verleger denkt und wie ein poetischer Einsiedler auf einer Insel lebt, die außer allem Verkehr mit dem großen Continent der deutschen Literatur steht. Die Biographie eines solchen Dichters mag ein großes und eigenthümliches Interesse haben, aber es ist nicht Dasjenige, was wir sonst in der Lebensbeschreibung eines namhaften Dichters und Schriftstellers zu finden gewohnt sind.

Alexander Ziegler hat das Leben Grabbe's beschrieben. Grabbe ging schon mehr mit zeitgenössischen Dichtern um, er suchte sich Tieck zu nähern, er lehnte sich an Immermann an, er verkehrte mit den Mitgliedern des Heine'schen Kreises in Berlin, mit Duller u. A. Aber auch er hatte dabei nicht im entferntesten die Förderung der allgemeinen literarischen Interessen im Auge; doch stammte diese Gleichgültigkeit bei ihm nicht aus Bescheidenheit und aus Neigung zu einem innerlichen poetischen Stillleben, sondern aus dem entgegengesetzten Motive: er verachtete alle Uebrigen, die neben ihm dichteten,

Digitized by Google

gründlich und hielt sich für das erste poetische Genie Deutschlands, vielleicht seiner Zeit; es war ihm Alles „Schund". Ein eigentlich literarisches und zeitgeschichtliches Interesse knüpft sich daher an Grabbe's Biographie nicht, sondern nur ein pathologisches, indem wir in ihr einen ursprünglich genial begabten, aber wüsten, cynischen, zerfallenen Menschen nach kurzem Aufsteigen immer nur sinken und sinken und endlich in wahrhaft grauenvoller Weise zugrunde gehen sehen.

Ueber keinen neuern Dichter ist soviel geschrieben worden als über Nikolaus Lenau; wir haben Erinnerungen an ihn von Auerbach, von Emma Niendorf, von A. Frankl, von Anastasius Grün als Einleitung zu der von diesem redigirten Gesammtausgabe der Dichtungen Nikolaus Lenau's, und soeben erst ist ein voluminöses biographisches Werk über den Dichter von A. X. Schurz, seinem Schwager, bei Cotta herausgekommen. Nikolaus Lenau war ohne Zweifel ein unvergleichlich reinerer Geist als Grabbe, ja er ist unbedingt zu den am edelsten strebenden und mit aller Gewalt der Seele nach etwas Hohem, selbst Göttlichem ringenden Dichtern neuester Zeit zu rechnen. Aber auch Nikolaus Lenau war von dem modernen Hochmuthsdämon besessen, der ihn denn auch zugrunde richtete. Berufen, auf den stillen Wegen sinnigster Naturſymbolik seine schönsten Früchte zu pflücken, ließ er sich, ehrgeizig wie er war, von seinem zahlreichen literarischen Hofstaat einreden, daß er der Mann sei, die höchsten philosophischen und religiösen Probleme auf dichterischem Wege zu lösen. Daran mußte er scheitern, weil er nicht wie Goethe ein klarer, ganzer Mann war, sondern an einem tiefen Zwiespalt litt, der sein ganzes Wesen in zwei feindlich einander gegenüberstehende Hälften theilte: Glauben und Skepsis, moderne Philosophie und mittelalterliche Mystik, Ascetik und Don-Juanismus; angeborenes Sittlichkeitsgefühl und modischer Libertinismus bekämpften sich in ihm, und dieser Kampf nahm ihn so in Anspruch, daß er nicht Zeit und Ruhe hatte, an andere und namentlich literarische Interessen zu denken. Sein stolzer Geist umdüsterte sich und sank — eine schrecklich demüthigende Lehre! — bis zum Stumpfsinn und zur Thierheit herab, und nur in lichtern Augenblicken erhob sich der Unglückliche zu dem Geständniß, er gehe zugrunde, weil er das Sittlichkeitsgesetz, das doch das Höchste sei, zu gering geachtet habe. Dieser Gedanke, der dem nüchternen Frivolen fernliegt, ehrt den Unglücklichen noch in seiner Versunkenheit, denn es spricht für die nur verschüttete tiefe und sittliche Grundlage seines Wesens. Jedenfalls bleibt aber das literarische Interesse, das uns sein Leben gewährt, nur ein geringes und beschränkt sich zumeist auf einzelne Blicke in das Thun und Treiben der östreichischen und schwäbischen Lyriker; das Hauptinteresse, das wir daran nehmen, ist wesentlich psychologischer und pathologischer Art.

Endlich erinnern wir noch an Clemens Brentano, dessen Lebensgeschichte, von einer dem Brentano'schen Hause angehörenden geistbegabten Dame verfaßt, sich im achten Bande seiner „Gesammelten Schriften" befindet und im Auszuge auch im neuesten Jahrgange des „Rheinischen Taschenbuch" mitgetheilt ist. Wenn es je bei den seltensten Anlagen einen capriciösen, bizarren Menschen gab, so war dies Clemens Brentano. Eine so eigenartige und eigensinnige Natur wird aber niemals im Stande sein, sich mit Innigkeit einem allgemeinern Interesse hinzugeben. Seine katholisch bußfertige Stimmung während seines letzten Lebensabschnitts sollte, soweit wir dies beurtheilen können, ebenfalls nur zu seiner Selbstbefriedigung und Selbstrechtfertigung dienen. Bizarr wie er war, verkehrte er auch fast nur mit bizarren, eigenartigen Personen, den Producten eines raffinirten, erhitzten und gereizten Gesellschafts- und Bildungszustandes. Sein Lebenslauf zeigt sich demjenigen Grabbe's und Nikolaus Lenau's nicht wenig verwandt; es ist ein ewiges Hineinwühlen in die eigene Subjectivität, ein Trotzen auf sich selbst, das mit einer demüthigenden Niederlage endet. Er ging nicht wie Grabbe im Cynismus, nicht wie Nikolaus Lenau im Wahnsinn unter, aber sein geistiger Stolz war gebrochen und er kasteite seine Seele unter bangen Thränen und Seufzern in bußfertigen Uebungen ab. Auch sein Lebenslauf gewährt daher nur ein überwiegend pathologisches Interesse, das wir an einem Manne nehmen, dessen Wesen aus sarkastischer Schärfe und Säure und romantisch-lyrischer Gemüthsweichheit wunderlich gemischt war. Durch die Lebensläufe solcher Naturen lernen wir keine allgemein gültigen, sondern nur Ausnahmszustände kennen, die freilich andererseits auf eine sehr weit verbreitete Krankheitsanlage hinweisen.

Ganz anders als mit den Genannten verhält es sich mit Ludwig Tieck, dessen ganzes Leben gewissermaßen nach einem literarischen Plane angelegt war. Wählen wir einen Vergleich, der gesucht scheinen und doch passend sein dürfte: vergleichen wir Köpke's Biographie des Dichters mit einer Barke, auf der wir uns mit Tieck einschiffen. Wir sitzen ihm gegenüber, wir sehen ihm in sein sprechendes, lebendiges Auge, wir nehmen das wärmste Interesse an seiner Persönlichkeit, wir lassen uns gern von ihm erzählen (denn zumeist läßt Köpke den Dichter selbst sprechen), wie er wurde, was er war; aber noch mehr fesseln uns der Strom und die Gegenstände, die in ihm und an seinen Ufern von Zeit zu Zeit auftauchen. Wir fühlen, daß wir uns mitten in einer literarischen und literarisch wichtigen Strömung befinden. Diese Insel, die dort emportaucht, jener Wald am Ufer, jener Höhenzug, jener einmündende Nebenfluß, jene menschlichen Gestalten, die wir am Ufer erblicken oder die an uns vorübergleiten, es sind Stücke deutscher Literatur oder namhafte Persönlichkeiten, die ihre Rolle in der deutschen Literatur gespielt haben. Wir können an Tieck nicht denken, ohne auch an die Heroen unserer Literatur zu denken, mit denen er ja noch in literarischem und selbst persönlichem Verkehr stand. Nein, noch mehr, er, der Bewunderer Goethe's, wagte es, das Banner einer neuen Richtung gegen diese Heroen zu erheben und seine Schar unter ihm zu sammeln. Dazu gehörte

Digitized by Google

Talent, Selbſtvertrauen und ein beſtimmtes literariſches Bewußtſein. Und noch mehr! Selbſt die Heroen folgten dieſem Impulſe, Schiller wenigſtens, der das von Tieck zuerſt gebrauchte Wort „romantiſch“ für ſeine „Jungfrau von Orleans“ acceptirte, wie er denn auch in dieſer Dichtung den Principien der romantiſchen Schule, damit freilich mit ſich ſelbſt nicht wenig in Zwieſpalt gerathend, ſeinen reichlichen Zoll abtrug. Die Richtung der Zeit war eben „romantiſch“, und Schiller, der mehr als Goethe für das Publicum arbeitete und den zeitweiligen Gelüſten deſſelben Rechnung trug, wozu er ſchon als Theaterdichter veranlaßt war, fing an zu katholiſiren. In „Maria Stuart“ iſt dieſe Richtung bereits angedeutet, in den Myſterien der „Jungfrau von Orleans“ gipfelt ſie ſich, in der „Braut von Meſſina“ ſpukt ſie noch, doch mit Einmiſchung der Elemente antik heidniſcher Anſchauung, für welche Schiller im Grunde viel mehr inclinirte. Erſt in „Wilhelm Tell“ befreite ſich Schiller wieder davon, indem er hier den Menſchen und ſeine freie That wieder in ihre volle Berechtigung einſetzte. Wir ſagen damit nicht, daß Schiller ſich irgendwie zu einer Nachahmung des jungen Tieck herabgelaſſen hätte, ſondern nur, daß die von Tieck und den Seinen hervorgerufene poetiſche Strömung ſelbſt einen ſo mächtigen Geiſt wie Schiller nicht unberührt ließ.

Tieck erlebte mehrfache Verpuppungen und erſcheint uns vielleicht in einem ſpätern Lebensabſchnitt literariſch genommen als ein Anderer, als der er früher war. Der rationaliſtiſchen, rein verſtandesmäßigen Vernüchterung und Verflachung in Literatur und Leben arbeitete er zuerſt mit dem Zauber der mittelalterlichen Romantik und Gothik, mit den Wundern der Märchendichtung entgegen; in ſeiner ſpätern novelliſtiſchen Periode bekämpfte er die Conſequenzen, die man aus ſeiner Weiſe zog, und die Extravaganzen, zu denen man ſeine Richtung trieb, mit der planmäßigſten Glätte in der Darſtellung und mit witziger Ironie in der Auffaſſung. Eine ſo merkwürdige Doppelſtellung haben wenige Dichter eingenommen. Das Uebertragen der Phantaſtik und des Geiſterſpuks auf die ganz nüchterne und phantaſieloſe moderne Wirklichkeit ſchreibt ſich ebenſo wol von ihm her, als die bis zur Suffiſance ſelbſtbewußte verſtändige Ironie, womit man ſpäter die Räthſel des Daſeins zu behandeln liebte. Die moderne Geſellſchaftsnovelle, wie ſie ſich in Deutſchland ausgebildet hat, mit ihren Discuſſionen und Raiſonnements über Fragen der Zeit, der Kunſt, der Literatur, des Theaters, hat recht eigentlich in Tieck ihren Ausgangspunkt. Dennoch war er in ſeiner ſpätern Periode im Grunde derſelbe, der er in ſeiner Jugendperiode geweſen war. Sein frühere Phantaſtik trug ebenſo viele Elemente der ſpätern Ironie in ſich, als ſeine ſpätere Ironie Elemente der frühern Phantaſtik. Auch in ſeinen Novellen behandelte er meiſt, wenn auch nicht immer, bizarre, wunderliche Perſönlichkeiten in phantaſtiſchen Situationen, die mit der Wirklichkeit nicht viel gemein haben. Er dichtete mehr Menſchen und Situationen in die Wirklichkeit hinein, als daß er ſie aus dieſen herausgriff. Denn obſchon es vielleicht keinen größern Verehrer Shakſpeare's gegeben hat als Ludwig Tieck, ſo hatte er doch mit dieſem eigentlich ſehr wenig gemein, am wenigſten die Kunſt, Menſchen von wirklichem Fleiſch und Blut darzuſtellen. Die ſittlichen Poſtulate behandelte Tieck dabei ziemlich frei; ſie treten bei ihm gegen die Foderungen eines künſtleriſch und poetiſch arrangirten Lebens gänzlich zurück. Ueberhaupt war Tieck kein religiöſer Mann im theologiſchen Sinne, und dieſer Umſtand wie ſeine freien Anſichten von der Ehe und ſeine ganze tendenzioſe Natur führten ihn der jüngern modernen Richtung, die ſich in Betreff der ſittlichen Begriffe, in der ironiſchen Behandlung des Lebens wie im Stil zum Theil ſehr innig an ihn anſchloß, außerordentlich nahe. Es ging ihm aber dieſer Richtung wie ſeinen romantiſchen Anhängern gegenüber; er erſchrak vor den Conſequenzen, die man aus ihm zog, und er machte nun Kehrt gegen ſeine eigene Brut. Man wird aber die Bedeutung eines Mannes nicht gering anſchlagen können, welcher der deutſchen Poeſie zwei ſo einflußreiche, wenn auch ſcheinbar ſich widerſprechende Elemente zuführte, die Ironie und die Phantaſtik, und ebenſo wol als Begründer der eigentlichen mittelalterlich-romantiſchen als der ironiſch-modernen Schule in Deutſchland anzuſehen iſt.

Hierzu kommen die wirklich großen Verdienſte, die ſich Tieck um die Kritik, um die Kenntniß der altdeutſchen Märchenpoeſie, der poetiſchen Schätze der romaniſchen Völker und des altengliſchen Theaters und um das Verſtändniß Shakſpeare's erwarb, trotz mancher eigenſinnigen und capriciöſen Auslegungen, die den richtigen Standpunkt naturgemäßer Auffaſſung wieder vielfach verſchoben haben. Er umfaßte, wenn auch in etwas einſeitiger Richtung, die Literaturen aller Völker, er war wie Goethe ein univerſeller Geiſt, wobei er ſich jedoch nicht wie Goethe an Allgemeingültiges, ſondern an Das hielt, was ſeinen beſondern Liebhabereien zuſagte. Wir verdanken Tieck eine richtigere Würdigung ſolcher Denker oder Dichter wie Solger, Novalis, Lenz, Heinrich von Kleiſt u. ſ. w. Er war das Haupt einer ganzen Schule, ohne ihr Schulmeiſter zu ſein, und ſeine Anhänger waren ihm mit einer Pietät ergeben, wie man ſie jetzt, wo nur das augenblickliche Intereſſe noch vorübergehende Freundſchaften macht, nicht mehr findet, außer bei Verehrern Tieck's ſelbſt, z. B. Wilibald Alexis. Eine gebildetere, einfachere und elegantere Proſa hat ſeit Goethe Niemand geſchrieben; auch hat Niemand nach Tieck mit ſeiner Perſönlichkeit, mit der Fülle und Zierlichkeit des mündlichen Ausdrucks in gleichem Maße gewirkt. Seine Vorleſungen Shakſpeare'ſcher Dramen waren zugleich auch Interpretationen Shakſpeare's und machten ſein Haus zu einem Sammelpunkt ſowol deutſcher als ausländiſcher Literaturfreunde und Shakſpeareverehrer. Alles in Allem genommen war er der letzte Koryphäe einer großen Literaturperiode, in welcher es noch erlaubt war, mit Vernachläſſigung aller ſonſtigen Intereſſen das reine Literaturintereſſe zu pflegen. Er hatte und kannte keinen andern Beruf, und ſo war er im eigentlichen Sinne des

Worts ein Literat, aber ein Literat im großen Stile, der den Schriftſtellerſtand aufs würdigſte repräſentirte. Er ſuchte wenigſtens ſein eigenes Leben poetiſch und künſtleriſch zu arrangiren, denn allerdings lebte er in einer Zeit, wo, wie ſchon Karl Gieſebrecht in ſeinen „Deutſchen Blättern“ bemerkte, „kein großer Stil des Lebens mehr vorhanden war, mithin auch keine Poeſie des Lebens mehr vorhanden ſein konnte“. Dadurch daß er wie Goethe, und zwar mit noch größerer Behutſamkeit und Jüngferlichkeit, alles Widrige des modernen Daſeins möglichſt von ſich fern hielt, wiegte er ſich freilich in eine Täuſchung und in einen Wahn, die ihn verkennen ließen, daß das rein literariſche Bedürfniß das Herz der Nation nicht mehr ausfüllte und daß ſich der Schwerpunkt der Zeit doch wol ganz wo andershin verlegt hatte. Die Zeit überholte ihn und er vereinſamte mehr und mehr. Vergebens hatte Tieck, und vielleicht mit tieferm Entſagungsſchmerz, als er blicken ließ und wir Alle ahnen, der höhern poetiſchen Production und den ſchönen Träumen ſeiner Jugend entſagt und ſich herabgelaſſen, die literariſche Crême der Geſellſchaft mit feingeſchnitzten Novellen und Erzählungen zu unterhalten; auch dieſes Publicum wurde ihm allmälig untreu und bis zu einem gewiſſen Grade ſelbſt abhold, auch ſie war politiſch-tendenziös geworden und wollte jetzt Realitäten haben, wenn auch aus ihrem Kreiſe, aber nicht abſtracte Figuren und Verhältniſſe, die mehr oder weniger auf eine poetiſche Caprice hinausliefen. Das war das Tragiſche auch in Tieck's Schickſal, dem wol ſchwerlich ein moderner Dichter entgeht, welchem ein langes, ganze Perioden umfaſſendes und mehre Generationen überdauerndes Leben beſchieden iſt.

Aber es war doch ein inhaltreiches Leben, und Rudolf Köpke hat Recht, wenn er in ſeiner Vorrede zu ſeinem biographiſchen Werke über Tieck bemerkt:

> Ludwig Tieck gehört zu den hervorragendſten Erſcheinungen unſerer neuern Literatur, der eigenthümliche und ſelbſtändige Dichter neben und nach Goethe und Schiller, der Zeitgenoſſe und Freund großer und bedeutender Männer, der Mitſtreiter merkwürdiger Kämpfe, der Zeuge aller folgereichen Wandelungen, welche der deutſche Geiſt ſeit dem Ausgange des vorigen Jahrhunderts erfahren hat. Als er ſtarb, blickte er auf 60 Jahre literariſcher Thätigkeit zurück. Wie Klopſtock und Wieland von Bodmer bis auf Tieck und Heinrich von Kleiſt, wie Goethe von Gottſched und Klopſtock bis auf Heine und Börne, ſo reichte ſein Leben von dem Jahre, wo der „Götz von Berlichingen“ erſchien, bis auf Hebbel und Redwitz herab. Er war ein ſeltener und eigengearteter Menſch, deſſen Weſen man nicht beſſer bezeichnen kann als mit dem Worte, welches er ſelbſt oft anwandte: er hatte nicht nur geſehen, gehört, geſchrieben und gedichtet, er hatte gelebt, in ſich gelebt. Das Leben eines ſolchen Mannes erſcheint merkwürdig genug, um auch die Erinnerungen zu ſammeln, welche nicht unmittelbar in ſeinen Werken liegen.

Der Verfaſſer ſagt in der Vorrede, daß, nachdem Tieck das ſechszigſte Jahr zurückgelegt hatte, ihm der Gedanke, ſein Leben zum Gegenſtande beſonderer Darſtellung zu machen, zum erſten mal nähergetreten zu ſein ſcheine. Die früheſte Andeutung finde ſich 1838 in einem Briefe an ſeinen Bruder, den er darin auffoderte, zu dieſem Zwecke die Erinnerungen ihrer Kindheit zu ſammeln und ihm die darauf bezüglichen Notizen zu überſenden. Leider ſei es nicht dazu gekommen, ſelbſt nicht zu einer vorläufigen Sammlung des Stoffs für eine ſpätere Bearbeitung. Der Verfaſſer lernte Tieck zuerſt im Mai 1849 kennen. Die Unterhaltungen mit ihm gewannen allmälig die Farbe hiſtoriſcher Erinnerungen, deren Mittelpunkt Tieck ſelbſt war. Dieſe Lebensumriſſe geſtalteten ſich allmälig zu feſtern Bildern, beſonders ſeit er die tödtliche Krankheit im Frühjahr 1851 noch ein mal überſtanden hatte. Jetzt wurden ihm dieſe Rückblicke auf die frühere Zeit faſt zum Bedürfniß. „Es waren geſprochene Novellen“, ſagt Köpke; „ein unendlich reiches Leben entfaltete ſich in ihnen, und wie überall bei ihm, paarte ſich auch hier der anmuthig ſpielende Scherz mit dem tiefen Ernſte.“ Gemahnt durch die bei Tieck immer wiederkehrende Todesgefahr, entſchloß ſich Köpke, alle wichtigen Unterhaltungen aufzuzeichnen, und er fuhr damit während der beiden letzten Lebensjahre des Dichters fort. Als er ſich im April 1853 über die wachſende Todesgefahr keiner Täuſchung mehr hingeben konnte, hielt er es für ſeine Pflicht, dem Dichter eine vollſtändige Mittheilung über die niedergeſchriebenen Notizen zu machen. Da ſagte Tieck: „Das freut mich zu hören. Sie ſind ein wahrhafter Mann und werden es ſo wiedererzählen, wie ich es geſagt habe. Es werden dadurch viele Lügen widerlegt werden, die über mich in Umlauf gekommen ſind.“ Soviel über die Geneſis des Buchs. Die Art ſeiner Entſtehung erinnert an Eckermann's Geſpräche mit Goethe, aber die Verarbeitung iſt eine andere, ſie hat das Buch zu einer Biographie geſtaltet, die kaum irgendwo merkliche Lücken ſpüren läßt. Die pikante Zuthat von Liebesepiſoden, das gewöhnliche Gewürz von Dichterbiographien, findet man darin freilich nicht, doch vermiſſen wir ſie aus mehrfachen Gründen nicht, und zwar zum Theil aus demſelben Grunde nicht, aus welchem wir ſie bei einer Biographie Gottfried Auguſt Bürger's oder Ernſt Schulze's vermißt haben würden. Der literariſche Menſch ging in Tieck nicht wie in den genannten Dichtern vollkommen in ſeiner Liebe auf. Wir erfahren von Tieck's Liebesverhältniſſen, inſofern er ſolche gehabt hat, aus dem Köpke'ſchen Buche nichts, außer von ſeiner Verehelichung, die ſoweit ein ganz bürgerliches Ereigniß war wie andere Verehelichungen auch. Wo es nicht durchaus nöthig iſt, ſollten auch die Biographen nicht zu tief in ſolche Verhältniſſe hineinwühlen; es iſt damit ſchon Misbrauch genug geſchehen, vielleicht öfters gegen den Willen aller dabei Betheiligten. Ein eigentlich romantiſches Intereſſe, an dem es doch dem Leben Tieck's vielleicht nicht gefehlt haben dürfte, gewährt ſomit Köpke's Buch über dieſen erſten unſerer Romantiker wenig, umſomehr aber ein literariſches und literarhiſtoriſches. Die ſtiliſtiſche Verarbeitung des Materials iſt einfach, rein und ſchön; der Einfluß und die Rückwirkung von Tieck's Erzählungsweiſe auf Arrangement und Stil laſſen ſich nicht verkennen.

Das erſte Buch umfaßt Tieck's Jugendgeſchichte von

1773—99, und sie ist, wie der Verfasser in der Vorrede bemerkt, zugleich ein Kind der Geschichte Berlins in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts. Man verbreitet Berlin gewöhnlich als eine Stadt der preußischen kasernirten Nüchternheit. Das war sie damals freilich. Nüchternheitweniger ist sie eine Stadt der wunderbarsten und schroffsten Gegensätze geworden: blühender Witz und überschwänglichstes Sentiment, tolster Unglaube und verhimmelter Pietismus, Kritik, die nichts gelten läßt, und wie Strohfeuer zündender Enthusiasmus, phantastries kleinbürgerliches Stubenhen und Zügellosigkeit oder orientalischer Luxus stehen sich in der selt sam lichsten Weise gegenüber, Ebenso Wissenschaftlichkeit und Universitätsschriftlerei, Bildung und Unbildung, Gemütlichkeit und feinste Raffinement, fabrikartige Theilung an allen Ecken und Enden, Kunstlerthum und politischen Interessen und geistige Gleichgültigkeit gegen dieselben. Zu dieser Einheit bildet Berlin eine Ausnahme, eine einzige Erscheinung. Wie es auf Zeit Nicolai's das Hauptquartier der nüchternsten, dabei aber doch in vieler Hinsicht bedeutenden, Aufklärungsmänner war, so wurde es später das Hauptquartier der eigentlichen und hervorragendsten Romantiker: Tieck, Arnim, Jacobi, Heinrich von Kleist, Schleiermacher, Fichte u. s. w., und gerade ist es eine eigenthümliche Erscheinung, daß Clemens Brentano gerade in Berlin durch eine gesteigerte Dame der Neuzeit, Luise Hensel, die in ihrer Existenz ascetische katholischen Richtung zurückfand.

Vorzugsweise war und gerade Tieck das Verbindende gewesen, obschon Viele dem gerade dies nicht als Verdienst anrechnen dürften, diese romantischen Richtungen in Berlin zu Wege gebracht und gegen die allzu einseitige Aufklärungsrichtung und gegen das nationalsteif Unsinnige und Leid getheilt zu haben. Zwar die Grundstoffe waren schon vorhanden: in der Richtung der deutschen Poesie hatte auch in Berlin viele Gemüther ergriffen, und Tieck's Natur selbst, ein schlichter Bürgersmann, war ein Verehrer Goethe's und Lenz' wie auch Klingers, welcher letzte Richtung namentlich mit dem Publicum vermittelte. Im Ganzen aber herrschte unter den überwiegenden militärischen und bureaukratischen Einflüssen zu Friedrich's des Großen und selbst noch seiner Söhne mehr bürgerlichen Nachfolgers sehr die einseitige Verstandesrichtung und unter den tiefern Classen französische Bildung vor. Auf der andern Seite lud sich damals in Berlin namentlich im Kreise der höhern Beamten und des Gewerbs- und Handelsstandes viel Tüchtigkeit und einfach bürgerliche Tüchtigkeit. Die Verhältnisse waren sehr simpel, Troelsch, Leistesstarrt und Kunstsche Etabliſſements gab es noch nicht, und ich erinnere mich, mit welchen Vergnügen mein eigener Vater noch in seinen alten Tagen von dem damaligen Donnerwetterschießen in einer Spottsatrafe hatte vom Jahrhundertfeste sprach. Es war mir interessant, in Kopke's Buche zu lesen, daß zu jenen Nationalfesten sich auch die damaligen bedeutendsten Notabilitäten Berlins einfanden, Schadow der Bildhauer, Zelter der Musiker, Pied der berühmte Schauspieler, und der Jüngste unter diesen, Ludwig Tieck der Dichter. Diese Artisten- und Schinkenkinders waren damals der Hauptmittelpunkt der Zusammenkünfte der sie Jüngsten Classe. Zu der Zeit oder etwas früher kannte Hippel weit mit Recht schreiben: „Noch ist Deutschland weit vom Luxus, der wie das eigene Fleisch und Blut der ärgste Feind ist, ein innerlicher Freßer, ein Bürgerfreßer. Solange es schlecht und recht wie die Natur eindergeht, war kann es vermeiden?“ Wie haben sich die Zeiten seitdem geändert — und die Schriftsteller und Künstler auch! Dabei wurde man sich — und dies verdient auch mit Bezug auf Tieck's spätere Bildungsgeschichte hervorgehoben zu werden — das Leben viel angenehmer zu machen als jetzt, der geistige Verkehr war auch in Berlin damals viel feiner, ungekünstelter, die Unterhaltung herzlicher und voller, das Gemüth lag der neue Eindruck ungeschminkt und ungefälscht auf, man verbrüderte sich die Gesichte nicht in dem Grade wie heutzutage durch politische Discussionen und Zeitungsartikeln oder gar das Gemüth durch die Anschauungen, welche das Drachen- und actives Beteiligungen an den Weltbändern für den Einzelnen zur Folge hat, worauf der persönliche Ehrgeiz schon damals gewaltig gerechnet wurde, und aber seine Befriedigung in literarischer und verwandter Thätigkeit suchte. Diesen Streben nach größter Ausbildung war aber das Drachen nach Comfort, Genuß, Genuß und gänzender äußerer Stellung damals noch gänzlich unterge ordnet.

Wie haben damit freilich schon ein gutes Stück der früheren Lebensgeschichte Tieck's überspringen und wir wollen, da wir nach so vielen Bedeutungsvollen auf Tieck's Leben zu verweilen haben, nicht eine ausführliche, darauf eingehen. Durch einen trockenen Auszug würden wir obendrein von dieser wahrhaft deutschen Jugendzeit, die in reizenden Episoden kaum minder reich ist als dessen jüngste Goethe's, den Blütenstaub nur abstreifen. Wir bemerken daher nur Folgendes:

Ungeachtet wir bei so vielen andern Dichtern schon auf die eigenthümliche Entwickelung Ludwig's der Gott des Vaters großen Einfluß gehabt zu haben als der der Mutter. Eigentliche Liebe scheint ihr freilich nicht zu seinem Vater hingegangen zu haben, denn dieser war noch den damaligen Sitte gegen seine Kinder herr und streng, aber durch seine bei einem Handwerker wirklich ausführende Vorliebe für die Ergezugsitz der neuesten genialen Dichterschule er eine Zeitlang der Mittelpunkt auch des Knaben Gemüth. An Goethe's „Götz von Berlichingen“ glaubte Tieck's Vater „mit ganzer Seele wie an die Bibel“. Doch blieb auch der Mutter Art und Weise nicht ohne Einfluß auf den Geist des Knaben, dessen Phantasie für durch mancherlei Erzählungen aus ihrem frühern Leben beschäftigte. Wie Tieck der Vater in Religionsfragen entschiedener Rationalist war, so war dagegen die Mutter entschieden altkirchlichen gläubigen Sinns und beschäftigte sich viel mit Bibel und Gesangbuch. Dieser Zwiespalt trug sich auf Tieck über. Er

haßte die Aufklärung wie die theologiſchen Dogmen gleicherweiſe; er fühlte ſich von der Nüchternheit des Proteſtantismus abgeſtoßen und liebäugelte zeitweilig mit dem farbenreichern Katholicismus; dennoch war es ein freiſinniger proteſtantiſcher Geiſtlicher, Sydow, dem er acht Tage vor ſeinem Tode ſein Glaubensbekenntniß ablegte und dem er zugleich das feierliche Vermächtniß hinterließ, ihm ſeine Leichenrede zu halten. Eine merkwürdige Handwerkerfamilie war ſie jedenfalls, dieſe Tieck'ſche. Wilibald Alexis, der pietätvolle Verehrer Tieck's und als Novelliſt in ſeiner Schule gebildet, wies auf dieſe gewiß ſeltene Erſcheinung in einem von der „Voß'ſchen Zeitung" mitgetheilten Nachruf an den Verſtorbenen mit den Worten hin:

In den berliner Handwerkerfamilien lebte damals ein ernſter Sinn für Bildung. Wie rege er in der Tieck'ſchen war, beweiſt, daß nicht allein Ludwig ſtudirte und bald in den angeſehenſten und gebildetſten Kreiſen ſich bewegte, ſondern auch noch ſein Bruder Friedrich zu einem bedeutenden Bildhauer (bei ſeltenen Kenntniſſen) ſich ausbildete, ſeine Schweſter, früher an den Director Bernhardi, dann an einen kurländiſchen Edelmann von Knorring verheirathet, zu einer nicht unbeliebten Schriftſtellerin ward.

Solche Erſcheinungen ſind nicht wohl möglich ohne ein eigenthümliches geiſtiges Weben im väterlichen Hauſe.

Unſer Ludwig lernte während ſeines Schullebens nacheinander auf officiellem Wege Homer's „Odyſſee", auf nicht officiellem Cervantes, Holberg, Schiller's „Räuber", die einen gewaltigen Eindruck auf ihn machten, endlich Shakſpeare kennen, der ſeinen jugendlichen Geiſt förmlich in Aufruhr ſetzte. Er verſuchte ſich nun in eigenen metriſchen Arbeiten, die an ſeinem Vater einen ſtrengen und, wie es ſcheint, gar nicht unvernünftigen Beurtheiler fanden. Seine geiſtige Ueberlegenheit konnte Lehrern und Mitſchülern nicht verborgen bleiben; aber auch an kleinen Conflicten konnte es nicht fehlen, da er mit ſeinem ſcharfen Blick für Beſonderheiten die mancherlei Lächerlichkeiten an dieſem oder jenem Lehrer bald heraus erkannte, kecke, von dem gewöhnlichen Schulſchlendrian abweichende Urtheile zu fällen liebte, Virgil für einen Manieriſten erklärte, dagegen Aeſchylus' „Prometheus" gegen eine pedantiſche Bemerkung des alten Gedike ungeſcheut in Schutz nahm, worauf dieſer bekannte Schulmann erklärte: „Unſer Tieck will Alles beſſer wiſſen, ſelbſt als die gelehrteſten Commentatoren. Er muß immer etwas Apartes haben." Dabei zeigte er ſich des tiefſten Freundſchaftsgefühls bedürftig; er ſuchte einen Freund, in deſſen Weſen er ganz aufzugehen vermöge, und er fand dieſen Freund in Wilhelm Heinrich Wackenroder, einer „ahnungsvollen, prophetiſchen Natur", dabei im täglichen Verkehr linkiſch und unbehülflich, aber von einem einfachen, unſchuldigen Kinderglauben beſeelt, in ſeiner innern Traum- und Wunderwelt ſtill dahin dämmernd. So begründete ſich zwiſchen Beiden ſchon jetzt ein Verhältniß, welches bis zu Wackenroder's Tode ein nur immer innigeres und für Tieck's geiſtiges Leben ein ſehr einflußreiches werden ſollte. Andere für Tieck intereſſante und anregende Jugendbekanntſchaften waren die mit Bothe aus Berlin, dem ſpätern Philologen, mit Wilhelm von Burgsdorff, einem friſchen, lebhaften, aber auch leichtſinnigen Charakter, mit Viering, dem „Humoriſten in dieſem Kreiſe", und mit Wilhelm Hensler, welcher ihn in das Haus ſeines Stiefvaters, des Kapellmeiſters Reichardt, einführte, das ein Sammelplatz für Gelehrte und Künſtler aller Art war. Hier fand namentlich auch ſeine Neigung für das Theater Nahrung, indem man von Zeit zu Zeit theatraliſche Aufführungen veranſtaltete, in denen Tieck als Mitwirkender auftrat und ſich beſonders in humoriſtiſchen Rollen auszeichnete. Aber auch tragiſche Partien ſpielte er mit großer Leidenſchaft und den Otto von Wittelsbach mit einer ſolchen Furie, daß ſeine mitſpielende Umgebung ſich ſcheu vor ihm zurückzog, in der Befürchtung, er könne wirklich ein Unheil anrichten. Durch Reichardt wurde er auch mit dem Sonderling Profeſſor Moritz (Anton Reiſer) bekannt, der aber bei aller Bizarrerie viel Anregendes hatte. Das erſte mal traf Tieck den wunderlichen Mann an einem warmen Tage im dicken Pelze unmittelbar am glühenden Ofen ſitzend, trotzdem fröſtelnd und ſich nach dem ſonnigen Himmel Italiens zurückſehnend. Eine Bekanntſchaft anderer Art war die mit Daſchieri, einem gebildeten Italiener, der nach mancherlei Schickſalen bei den Preußen Handgeld genommen hatte, unter den Grenadieren ſtand und unter der rohen Soldateska ſich höchſt unglücklich fühlte. Sein einziger Troſt war der Umgang mit dem zartfühlenden jungen Tieck. Wegen Widerſetzlichkeit, und zwar nach Ablauf der Capitulation, wurde Daſchieri zu einer bedeutenden Anzahl von Fuchtelhieben verurtheilt, erlag unter der Klinge des Unteroffiziers, wurde halbtodt ins Lazareth gebracht und verfiel bald darauf in eine Frieſelkrankheit, an der er ſtarb. Im Italienerladen von Sala Unter den Linden traf Tieck häufig mit jungen übermüthigen Offizieren zuſammen. Da hieß es denn in den Stunden der Parade: „Die Kerle haben draußen lange genug Ruhe gehabt; wir wollen ihnen mit der Fuchtel Motion machen." Auf Tieck's fein organiſirtes Gemüth machten dieſe Erfahrungen einen unverlöſchlichen Eindruck; auch hat er ſich mit dem Militärweſen niemals auszuſöhnen vermocht.

Tieck hatte ſchon als Knabe Friedrich dem Großen ins Auge geſchaut; des großen Mannes tiefer Blick, den er niemals wieder vergeſſen konnte, hatte ihn bei einer jener Gelegenheiten getroffen, wo die berliner Jungen, wenn ſie den König ausreitend erblickten, ſich in tauſend tollkühnen Purzelbäumen unmittelbar vor ſeinem Pferde zu überſchlagen pflegten, die Mützen ſchwenkend und unaufhörlich ſchreiend: „Der olle Fritz! Der olle Fritz!" Mit einer andern welthiſtoriſchen Größe ſollte er durch einen beſondern Zufall zuſammengeführt werden. Tieck hatte einen kleinen Spaziergang nach dem namentlich den ältern Berlinern wohlbekannten Vergnügungsorte „Der duſtere Keller" gemacht und ſich hier mit einem Buche bei einem Glaſe Milch ins Gras geworfen. Um einen benachbarten Tiſch war eine Geſellſchaft von Stammgäſten verſammelt, die ſich lebhaft in franzöſiſcher Sprache

meiſt über politiſche Fragen unterhielten. Sie gehörten der franzöſiſchen Colonie an, und höflich, wie ſie waren, foderten ſie ihn auf, unter ihnen Platz zu nehmen. Köpke oder beſſer Tieck erzählt:

Vom erſten Augenblicke an hatte ein Mann ſeine (Tieck's) Aufmerkſamkeit erregt, welcher der Wortführer der Geſellſchaft zu ſein ſchien. Er ſprach mit einer Stentorſtimme und flutender Beredtſamkeit, der gegenüber Alles verſtummen mußte. Was er ſagte, begleitete er mit dem ausdrucksvollſten Mienenſpiele und gewaltſamen Geberden. Einen ſolchen Menſchen, ein ſolches Geſicht meinte Ludwig noch niemals geſehen zu haben. Es war eine ſtarke, ſtämmige Figur, aus der ein eigenthümlicher Trotz ſprach. Aus dem Kopfe blitzten ein Paar Augen mit einem ſtechenden, kaum zu ertragenden Blicke. Im Ausdrucke des Geſichts, das von Blatternarben zerriſſen war, herrſchte ein ſonderbarer Widerſpruch. Von vorn geſehen hatte es etwas Abſchreckendes, Rohes, ja Gemeines, während es von der Seite edle Umriſſe darbot, welche an einen antik geſchnittenen Kopf erinnerten. Mit großer Zuverſicht verkündete der Redner die Nothwendigkeit und den baldigen Beginn einer politiſchen Umgeſtaltung.

Es war Graf Mirabeau. Die Prophezeiung, die er in dem ſtillen Refugium des „Duſtern Kellers" bei Berlin ausgeſprochen hatte, ſollte ſehr bald darauf in Paris zur Wahrheit werden. Die berliner Gymnaſiaſten fingen nun auch an, gegen die Tyrannen und den Adel zu declamiren, und ſelbſt Tieck gab ſich dieſer Stimmung hin und verrat ſie ſeinem Vater gegenüber, der Ludwig's Declamationen jedoch mit der kurzen Behauptung abzuweiſen pflegte, daß das Volk dazu nichts tauge, wie der Erfolg lehren werde. Als nun in Paris die Tage des Schreckens kamen, fragte Tieck der Vater, wer nun Recht habe? und Ludwig hatte dem nichts entgegenzuſetzen; denn ſeine innerſte Natur ſchauderte vor dieſen Blutſcenen zurück. Tieck hatte von da an einen entſchiedenen Widerwillen gegen alles politiſche Treiben.

Jene Schilderung der Perſönlichkeit Mirabeau's zeigt übrigens, in wie frühen Jahren ſich Tieck ſeiner Neigung hingab, die Menſchen, mit denen er in Berührung kam, wie ein Porträtmaler auch von ihrer Außenſeite zu beobachten und aufzufaſſen. Dieſer in der jüngern Literatur ſo hervortretenden Liebhaberei wurde von Tieck namentlich Vorſchub geleiſtet. Man kann auch ſchwerlich leugnen, daß er hierin häufig zu weit ging und ſich von ſolchen äußern Eindrücken zu leicht beſtimmen ließ. Feinheit und Zierlichkeit in Manieren und Unterhaltung verlangte er von Allen, denen er dauernd näher treten ſollte, jeder Zug von Derbheit, ſelbſt wenn er von natürlich geſunder Kraft zeugte, ſtieß ihn augenblicklich und für immer ab.

Bei dieſer zarten Organiſation war Tieck umſomehr jenen Anfällen von Melancholie ausgeſetzt, denen wol jede echte Dichternatur in unſerer Aera von Zeit zu Zeit unterworfen iſt, namentlich in der Periode, wo dem unbeſtimmten Wollen noch jedes Vollbringen fehlt und Gefühle und Anſchauungen in einem unbeſtimmten Chaos durcheinander gähren. Köpke erzählt:

Er verzweifelte an ſeinem Leben, am Daſein, an jeder höhern, ordnenden und leitenden Macht. Alles ſchien ihm gleich nichtig, gleich widerſinnig, der Menſch gehetzt wie ein ſcheues Wild, eine Beute qualvoller Widerſprüche, endloſer Plagen, geiſtigen und körperlichen Elends. Nur der Tod war ein ſicheres Heilmittel. Die Verſuchung des Selbſtmords ſtieg in ihm auf.

Dieſe Seelenzuſtände zogen auch ſeinen Körper in Mitleidenſchaft. Die Gebilde ſeiner Phantaſie verdichteten ſich vor ihm zu wirklichen Geſtalten, die auf ihn losſchritten; die Balken ſchienen über ihm zuſammenzubrechen; er war ſich ſelbſt etwas Fremdes, ein Anderer; ohne zu wiſſen, wo er war, taumelte er in den Straßen Berlins umher, ja einmal fühlte er ſich gedrängt, einen Vorübergehenden zu fragen, welche Stadt das ſei, in der er ſich befinde? Nur wenn er ihm liebgewordene Dichtungen las, wenn er es über ſich gewann, ſich ſelbſt dichteriſch auszuſprechen, oder in der freien Natur, in der er oft ganze Nächte umherſtreifte, kehrten ihm Ruhe und Gleichgewicht der Kräfte auf einige Zeit wieder. Dieſe merkwürdigen Seelenzuſtände ſind in dem Capitel „Verluſt und Verſuchung" in ſo meiſterhafter Weiſe dargelegt und geſchildert, daß man faſt meinen möchte, Tieck ſelbſt habe dieſes Capitel Wort für Wort geſchrieben.

Die eigentlich literariſche Laufbahn begann bei Tieck in einer Weiſe, die für einen Dichter, der ſpäter einen ſo hohen Rang einnehmen ſollte, höchſt merkwürdig iſt: mit der Bücherfabrikation und zwar mit der Abfaſſung von Räubergeſchichten. Er hatte zwar ſchon Verſchiedenes gedichtet, aber noch nichts herausgegeben. Nun war aber Rambach, welcher in der oberſten Claſſe des Friedrich-Wilhelms-Gymnaſiums Unterricht in der deutſchen Sprache und Literatur ertheilte, zugleich ein gewöhnlicher Büchermacher, der eine Menge Ritter- und Räubergeſchichten für Leihbibliotheken meiſt unter angenommenem Namen oder anonym verfaßte. Unter Anderm hatte es dieſer Rambach übernommen, die Geſchichte des berüchtigten Wilddiebes und Räubers Matthias Kloſtermeier, genannt der bairiſche Hieſel, zu bearbeiten. Er wurde jedoch nur mit dem erſten Capitel fertig und übertrug dem jungen Tieck, deſſen ſtiliſtiſche Gewandtheit er kannte, die weitere Ausführung. Tieck machte ſich daran und ſtempelte nach Rambach's Anweiſung natürlich den Hieſel zu einem Helden, den die ſchlechten Staatseinrichtungen und die Niederträchtigkeiten der Vorſehung in einen Wilddieb verwandelt hatten. Der Ironiker zeigte ſich jedoch ſchon damals zum Schluſſe des Buchs, indem der Verfaſſer verſicherte, daß es ihm ſauer genug geworden, dieſen Kerl als Helden darzuſtellen. „Warum? Weil er nichts mehr und nichts weniger war als ein Spitzbube!" Dieſe Ironie auf das ganze Buch konnte nicht treffender ſein. Auch ſchrieb Tieck das Schlußcapitel zu dem von Rambach unter dem Namen Ottokar Sturm herausgegebenen Schauerroman „Die eiſerne Maske", nachdem ihm Rambach erklärt, er könne nicht weiter, er habe ſich vollſtändig in Erfindung und Darſtellung des Gräßlichen erſchöpft. Das von Tieck hinzugefügte Schlußcapitel, in dem ſich bereits ein ungewöhnliches Erfindungs- und Darſtellungstalent verräth, iſt im zweiten Bande ſeiner „Nachgelaſſenen Schriften" von Köpke mitgetheilt. Wir werden bald ſehen, daß Tieck

ſpäter unter Nicolai's Obhut eine ähnliche literariſche Thätigkeit mit ähnlicher Ironie ausübte.

Das zweite Buch des erſten Theils „Dichterleben (1792—1800)" führt uns zuvörderſt nach Halle, wohin Tieck gegangen war, um ſich in die theologiſche Facultät inſcribiren zu laſſen, obſchon ihm die Theologie im Grunde gänzlich fern lag. Es werden uns hier manche intereſſante Bekanntſchaften mit Commilitonen geſchildert, z. B. mit Wieſel, einem widerlich mephiſtopheliſchen Menſchen, „einem jugendlichen Anhänger jener ſinnlichen Starkgeiſterei, welche in der Literatur in Heinſe und Goltz ihre Vertreter fand". Heiter, entgegenkommend, witzig, war er doch herzlos und kalt berechnend, beſpöttelte Alles mit ſchneidendem Hohn, und in einem orakelhaften Ton wußte er ſeinen Genoſſen einzureden, welch tiefer Sinn in den ſinnlichen Orgien liege und wie ſie die Offenbarung einer göttlichen Kraft ſeien. Man begegnet ſolchen Sophiſten der Sinnlichkeit auf Univerſitäten auch jetzt noch; ſie gelten in ihrem Kreiſe meiſt für geniale Kraftnaturen, was ſie doch nicht im entfernteſten ſind. Für Tieck hatte Wieſel's Erſcheinung etwas „Feindſeliges, Abſtoßendes, ja Grauſenhaftes". Sein Verkehr im Hauſe Reichardt's, der unterdeß nach Giebichenſtein übergeſiedelt war, brachte ihn auch in die Nähe berühmter halleſcher Profeſſoren, die ſich ihm gerade nicht von einer ſehr vortheilhaften Seite zeigten, indem ſich an ihnen Klatſch, Eiferſucht, Neid und andere häßliche Züge offen zutage legten. Es werden uns davon im Köpke'ſchen Buche manche Beiſpiele und namentlich einige luſtige Groteskanekdoten erzählt, die zwiſchen dem groben Sprengel und dem ſalbungsvollen Niemeyer vorfielen. Um ſo inniger ſchloß ſich Tieck an die Natur an. Manche Sommernächte hindurch ſaß er in ſeliger Trunkenheit auf der ſogenannten Höltybank in der Nähe des Giebichenſtein, und auf einer Harzreiſe erlebte er einen wunderbaren Augenblick, in welchem ihm „die Gewißheit Gottes, die höchſte Seligkeit, ein himmliſcher Schmerz durchſtrömte". Seine Thränen floſſen noch, als er in die Schenke des Dorfs zurückgekehrt war, und der Wirth wies jede Bezahlung zurück mit den Worten: „Ich ſehe ja, Sie ſind ohnehin unglücklich genug." So ſpielte immer der Humor in Tieck's Leben wieder hinein.

Tieck ſetzte ſeit dem September 1792 ſeine Studien in Göttingen fort und lernte hier Heyne kennen, Pütter, den Philoſophen Buhle, der Matthiſſon für den erſten Dichter Deutſchlands hielt, den durchreiſenden Matthiſſon ſelbſt, der wieder Buhle den einzigen verſtändlichen und genießbaren Philoſophen nannte, den ſchon gebrochenen, vor Gram in ſich zerfallenen, körperlich leidenden Bürger, der, wenn er auf ſeinem ſteifen magern Gaul durch die Straßen Göttingens ritt, etwas Geſpenſtiſches hatte. Tieck hatte von jeher Bürger's Balladen ſeine Bewunderung geſchenkt, doch trat auch hier der Fall ein, daß Tieck an den rückſichtsloſen, gewöhnlichen Formen, in denen ſich Bürger zu bewegen liebte, Anſtoß nahm. Auch eine zuſammenhängende, geiſtreiche und zierliche Unterhaltung wußte Bürger nicht zu führen, und das war in Tieck's Augen immer ein Verbrechen. Doch hatte Bürger dabei etwas gemüthlich Liebenswürdiges, Treuherziges, faſt etwas Kindliches. Lichtenberg's beißender Spott und ſein dennoch leichter und gefälliger Umgangston waren für Tieck ſehr anziehend. Auf Tieck's Geſtändniß, daß er von Hogarth's Charakterbildern, die ſeinen äſthetiſchen Sinn in „abſtoßender" und „grauenhafter" Weiſe berührten, ſehr wenig halte, begnügte ſich Lichtenberg mit der Gegenbemerkung, daß er die Sache anders anſehe. Er hielt wol nicht für rathſam, ſich mit einem Studirenden hierüber in Discuſſion einzulaſſen. Gegen die ſyſtematiſche Philoſophie ſcheint Tieck in Göttingen eine noch größere Abneigung gefaßt zu haben als in Halle.

Im Jahre 1795 erblicken wir Tieck zur Seite ſeines geliebten Wackenroder in Erlangen, das ihm als Stadt und durch ſeine Profeſſoren ſehr wenig bieten konnte, aber für ihn wegen der Nähe Nürnbergs und des fränkiſchen Gebirgsländchens von größtem Intereſſe war. Nürnberg ward ein Hauptwallfahrtsort für beide Freunde, in Nürnberg tauchten die erſten Ideen zum „Sternbald" auf, und immer hat Tieck für dieſe alterthümliche, kunſtreiche, echtdeutſche Stadt ein treues Andenken bewahrt und, wie Hoffmann in ſeiner Schrift bemerkt, vielleicht das Meiſte dazu beigetragen, auch in Norddeutſchland ein lebhaftes Intereſſe für dieſe Stadt hervorzurufen. In dem betreffenden Capitel des Köpke'ſchen Buchs wird uns dann noch ein für Tieck's romantiſches Gemüth höchſt anregender, durch mancherlei Abenteuer gewürzter Ausflug ins Fichtelgebirge geſchildert.

Tieck kehrte im Jahre 1794 nach ſeiner Vaterſtadt Berlin zurück, und zwar auf dem weiten Umwege über Hamburg, wo er, durch Wackenroder's Drängen veranlaßt, unter Andern den Patriarchen der deutſchen Poeſie, Klopſtock, beſuchte. Seine Erſcheinung wird uns als eine mehr komiſche geſchildert, für Tieck wenigſtens hatte ſie etwas Komiſches. Klopſtock war damals ſchon ein Greis, und ſo iſt es kein Wunder, wenn der Dichter der „Meſſiade" dem Beſucher in Geſtalt eines kleinen zuſammengetrockneten Mannes mit ſchneeweißem Haar, doch mit lebhaften Augen, entgegentrat, im Schlafrock, die Tabackspfeife in der Hand, in kurzen haſtigen Bewegungen im Zimmer hin- und herſchießend. Die poetiſche Richtung und die Naturen beider Dichter waren auch voneinander zu verſchieden, als daß Tieck eine große Sympathie für den Meſſiasdichter hätte haben können; und was konnte der noch gänzlich unbekannte, eben von der Univerſität zurückkehrende junge Tieck dem greiſen Dichter ſein? „Er (Klopſtock) ſchien nicht frei von Eitelkeit und ſeine Bedeutung für die Literatur zu überſchätzen." Was Klopſtock für die Durchbildung und Neugeſtaltung der deutſchen Sprache und für den dichteriſchen Ausdruck, wie für den Ausbau gewiſſer Gemüthsrichtungen gethan hat, darüber kann bei unbefangenen Literaturkennern kein Zweifel obwalten, und daß er ſich auf ſeine Verdienſte in ſeinem hohen Alter etwas zugute that, auch wol mit einiger Eiferſucht auf Goethe blickte, deſſen „Werther" ihm wie ſelbſt Leſſing ein ziemlich fremdartiges und

meiſterhaftes Produkt war, ſtimmt ebenſo begeiſtert als ver-
ſchieden, wenn man Klopſtock's religiöſe und patriotiſch fei-
nige Richtung weit mehr Autor im Vorwurfe ziehen will.
Auch ſtand in ſeinem hohen Alter den Richtungen und Par-
teien der neueren Zeit gerade etwas abweiſend gegenüber.

In Berlin machte Tieck ſeine die Naturwirklichkeit ſo
ſehr intereſſirenden Perſönlichkeiten, er lernte die geiſtreichen
Damen Rahel Levin, Henriette Herz, Dorothea Veit,
die Tochter Mendelsſohn's, ſpäter Gattin Friedrich Schle-
gel's, kann den von ihm ſo ſehr bewunderten Schau-
ſpieler Fleck, Friedrich Schlegel, Schleiermacher u. ſ. w.,
weiterhin Brentano, David Veit, der den feinen Tieck
durch ſein hartes, ſchroffes, verkanntes Weſen beque-
mich zu machen ſuchte, trotz ſeinem als demokratiſchen Phi-
liſtinism doch ſogar „ſchwer, mit offenen Augen be-
ſchlagner Schuhe“! Durch Nicolai wurde Tieck ſo tief
in die Polemik gegen ſeine Gegner hineingezogen,
daß ſie ihn offen „Strauſſtern“ ſorgen und dafür
theils Originalerzählungen, theils Ueberſetzungen aus dem
Franzöſiſchen in ſeine Zeitſchrift „Straußfedern“ beigaben
zu dieſen Verketzerten überſogen und erſtunden zuſammen.
Doch hatte dieſe Thätigkeit wenigſtens den Vor-
theil, daß ſie Tieck Gelegenheit gab, ſich ſo finden und
ihn manchen brauchbaren Stoff zuzuführen; auch thuchte
ſie ihn originelleß perſönliches Talent nicht ab, dieſes ent-
wickelte ſich vielmehr immer ſelbſtſtändiger. Der ſin-
gere Nicolai verlegte Tieck's „Peter Lebrecht“, wie er
ſchon früher ſeinen „Blonden Eckbert“ übernommen hatte, dann
hier Volksmärchen und romantiſirende Märchen „Alter
Blondert“, „Der blonde Eckbert“, „Die Geſchichte von
den Saimonskindern“, „Der geſtiefelte Kater“ und
manches Andere. Die Novellen hatten bei dahin
Buchhändlerwelt nicht Anwerth, wie die Romantik und
das „Junge Tieck's“ Kurzſichtigkeit und Ungeſchicklichkeit
im Handel ſehr wenig paſſe; erſt als Tieck ſeinen Novel-
len ſtatt zuſammen weiter, auch die „Verkehrte Welt“ zu
drucken, gieng es beſſer, und ſeine Werke fanden ihren
Verleger; ſie mehren nun erſt, daß ſie dürfen ſeien, daß
die Autor ein Gegner der von ihnen verſchiedenen Rich-
tungen, weil gar der pietiſtiſchen bürgerlichen oder
ſpießbürgerlichen Moral ſei. Man ging immer weiter
Buchhändler, es kam endlich zum Bruch und zulegt zu
einem Prozeß, welchen Nicolai verlor. Er hatte näm-
lich unberechtigterweiſe Tieck's Werke in 12 Bänden
in einem bedeutend herabgeſetzten Preiſe angekündigt und
zwar mit der böſwilligen Bemerkung, um dem „hohen
Publikum“ den Nutzen zu erleichtern, nachdem Tieck's
Romane anderwärts viel theurer bezahlt worden. Nicolai
kam auch für den gerichtlichen, ſondern für das „hohere“
Publikum geſchrieben.

Noch früher Dorothea Wackenroder im Jahre 1796
erſchienen Joſef, welcher ihn auf's Neue erfriſchterte, trat
Tieck ſeinen früheren Schwager Bernhardi näher, dem
er bis an ſeinen Lebensende „Die verkehrte Welt“ widmete,

*) Tieck ſah auf dieſe Schrift ſpäter ſelbſt nicht. Er ſagt in
ſeinen Schriften Band 1. Vorrede zu ſeinen ſämmtlichen Werken 1828.
1868. 1.

überhaupt, auch die Vorrede zu der Sammlung ſchrieb,
worunter dann Bernhardi einſtand ſeinen Namen ſetzte.
Auch hatte Bernhardi ſchon früher ſich meiner Dichtun-
gen Tieck's angenommen und ſelbſt auf den „Abdallah“
eine Art Anſpruch erhoben, was Tieck denn doch zu viel
war und ihn bewog, Bernhardi auf einem Spaziergang
den Rücken zu wenden. Für dieſe Zwiſtigkeiten wurde
Tieck dann freilich durch die Bekanntſchaft mit A. W.
Schlegel, der in ihm einen Geiſtesfreunden erkannt
hatte, mit Steffens, der ihn in Berlin in ſeiner Wohn-
ung aufnahm, reichlich entſchädigt. Uebrigens beſchäf-
tigte ſich Tieck damals in ſeiner übermüthigen Laune
mit mancherlei bloßen Scherzereien, bis beſchäftiger er in
einem gerade bei dem Lebhbibliothekenpublikum ſehr be-
liebten und ſchlechte zugeſchriebenen grauſigen Roman,
der den abgeſtandenſten Reiz trug, ſo daß ihn die Ge-
ſellſchaft des Enthuſiasmus und verſtörte das Fernsehen“,
in Gemeinſchaft mit Bernhardi und ſeiner Schweſter
eine Fortſetzung des Romans, um das Publikum zu ma-
ſtificiren. Es kam aber nicht dazu, weil Bernhardi die
ironiſche Abſicht des Projekts dem Verleger verrieth.

Ein Beſuch in Reichardt in Giebichenſtein führte
Tieck 1799 mit Bos zuſammen, welcher ſchon damals
mit romaniſchen Stoffen entſchieden feindſelig gegenüber
Band. Reichardt wollte eine Zuſammenkunft zwiſchen
Beiden vermeiden, aber Tieck ſuchte ſie auf. Bos, mit
ſeiner niederſächſiſchen Natur, ein „hagerer, trockener
Reiſer“ Mann, machte auf Tieck, wie mir dieſen ſelbſt
nen, natürlich keinen ſehr günſtigen Eindruck, umſomehr
als gerade die Tieck'ſchen Zuneigung, als er ihm die
Mittheilung machte, daß er in „Hermann und Dorot-
hea“ einen liebenswürdigen Heraxmeter entdeckt habe. Bos
hier legt in Tieck noch Spur, wo er mit Novalis ein
Freundſchaftsbündniß ſchloß, welches ihm das früheren mit
Wackenroder faſt erſetzte, und in einen anregenden lite-
rariſchen Kreis eintrat, welchem die beiden Schlegel und
der Frauen, Richte, Schelling angehörten und dem ſich
ſpäterhin auch Clemens Brentano, welcher gerade in Jena
Dichter, Kriegt, die Künſtler Burg und Gerhard und noch
manche Andere zugeſellten. Doch ſchlet es, wie dies
in Deutſchland zu gehen, auch an Mißhelligkeiten nicht.
Die Streitigkeiten zwiſchen A. W. Schlegel einerſeits
und Schütz, Kotzebue und Gerlach Merkel andererſeits
trieb ſich Tieck ſehr lebhaft anſchließen, zumal dieſer der
Verſtörten ihn die Irrungen und Diſſenzungen in dem
eigenen Kreiſe. Dieſe giengen zuweilen von den Frauen
der beiden Schlegel aus, die ſich mitunter ſehr unver-
ſtändigen konnten. Dorothea Schlegel, frühere Veit,
hatte etwas Männliches und Anſtrebes, was Tieck ein-
ſchüchtern ſchien. Den Roman „Florentin“, mit dem ſie
ſich damals gerade beſchäftigte, vermochte er ebenſo wer-
nig lobenswerth zu finden als Schlegel's „Lucinde“;

ſon, aber Klemens wollte lachen und an Geſtalt bereitete die un-
vermeidliche, peinliche Stille. Unger, der Verleger ſein ſollte, ſah
aber nur verlegen aus, erſtickte dem Thäter, daß ihn Lebenslange
einer ſo ſonderbaren Bekanntſchaft nicht entſchämen zu können.

noch weniger vermochte er Schleiermacher's Briefe über dieſen Roman zu begreifen. Friedrich Schlegel ſelbſt konnte aber nicht den geringſten Widerſpruch vertragen, war leicht gereizt und wurde dann leidenſchaftlich. Auch zwiſchen A. W. Schlegel und Tieck gab es allerlei kleine Häkeleien, die zu Misſtimmungen führten. Tieck war z. B. ein großer Verehrer von Schiller's „Räubern", während er an den ſpätern Producten Schiller's einen bedauernswerthen Rückſchritt, einen Abfall des Dichters von ſeiner genialen Natur bemerken wollte. Eines Abends las Tieck Schiller's „Räuber" aus der erſten Ausgabe vor. A. W. Schlegel, der zufällig dazu kam, bemerkte, er könne nicht begreifen, wie man an einem ſo rohen Producte Geſchmack finden könne. Voll Verdruß ſchlug Tieck endlich das Buch zu, und Schlegel ſagte ironiſch: „Das iſt das Beſte, was du thun kannſt." Ohnehin bildete ſich Schlegel ein, ein beſſerer Vorleſer zu ſein als Tieck, obſchon Schlegel ſelbſt Tragiſches in einem höchſt unangenehmen Gurgelton zu leſen pflegte.

Tieck, der ſchon früher durch einige Beiträge für den „Muſenalmanach" von 1799 mit Schiller in äußere Beziehung getreten war, verſäumte nicht, den Dichter der „Räuber" in ſeinem Gartenhauſe zu beſuchen. Er fand ihn „hager und groß, den Oberleib langgeſtreckt, die Geſichtsfarbe bleich, die graublauen Augen hatten für gewöhnlich einen kalten Ausdruck, der jedoch ſchwand, wenn Schiller warm wurde". Das Geſpräch blieb übrigens, wie auch bei ſpätern Beſuchen, auf der Oberfläche:

Es ſchien etwas Fremdes zwiſchen ihnen zu ſtehen. Tieck fühlte ſich erkältet gegen Schiller; ihre Wege gingen zu ſehr auseinander.

Einen gewaltigen Eindruck machte dagegen Goethe auf ihn. „Das iſt ein großer, vollendeter Menſch, du könnteſt bewundernd vor ihm niederfallen", ſagte ſich Tieck; im Geheimen geſtand er ſich freilich, daß er doch Bedenken haben würde, ihn zu ſeinem Freunde zu machen. Auch ſpäter, als Tieck ihm die „Genoveva" und den „Zerbino" vorlas, benahm ſich Goethe gegen ihn ſehr liebenswürdig; doch am charakteriſtiſchſten iſt folgende Scene: Tieck hatte Goethe die Folioausgabe von Ben Jonſon's „Volpone" überbracht, nachdem Goethe ſich auf Tieck's Empfehlung bereiterklärt hatte, Ben Jonſon kennen zu lernen. Als er ihn nach einiger Zeit wieder beſuchte, hatte Goethe das empfohlene Drama ſoeben durchgeleſen. Das Buch lag noch vor ihm. „Hören Sie, verehrter Freund!" rief Goethe ihm im beſten Humor entgegen, indem er mit der Hand auf den Deckel des Buchs ſchlug, „das iſt ja ein ganz verfluchter Kerl, ein Teufelskerl!" Tieck ſprach ſeine Freude aus, daß ſeine Empfehlung ſich bewährt habe. „Ja, das iſt ein Schwerenothskerl!" fuhr Goethe mit derſelben Handbewegung fort, „was hat der für Kniffe im Kopfe!" Mit Herder kam Tieck ebenſo wenig als mit Schiller in gutes Fahrwaſſer. Herder blieb gegen Tieck „einſilbig, verſchloſſen und mürriſch und ließ nichts von jener Liebenswürdigkeit ahnen, die ihm, wenn er wollte, zugebote ſtand". Tieck hatte freilich im „Zerbino" auch auf Herder einen Hieb geführt. Indeß zeigte ſich Herder's Humanität, als man bei einer Abendgeſellſchaft ſich darüber luſtig machte, daß man dem jüngern Stolberg zu Weihnachten eine Krippe mit einer Puppe darin aufgebaut und daß Stolberg dieſe dann angebetet habe. „Laſſen wir das!" ſagte Herder, „man muß Jedem ſeine Hausreligion laſſen." Schon viel beſſer als mit dieſen Koryphäen deutſcher Literatur fand ſich Tieck in die kindliche, wenn auch etwas grillenhafte Natur Jean Paul's.

Das dritte Buch trägt die Ueberſchrift: „Kampf und Leiden. 1800—19." Es umfaßt eine lange bewegte Periode, die vielfach durch literariſche Streitigkeiten, namentlich aber körperliche Leiden getrübt war. Die Angriffe, die Tieck auszuhalten hatte, rührten namentlich von dem Satiriker Falk und von Gottlieb Merkel her, der ſich in ſeinen „Briefen an ein Frauenzimmer über die ſchöne Literatur", dann ſpäter in ſeinem „Freimüthigen" in den niedrigſten Schmähungen über Tieck ergoß. Im Jahre 1800 kam ſogar ein jämmerliches Luſtſpiel von dem Schauſpieler Beck auf der berliner Bühne zur Aufführung: „Das Chamäleon", welches nichts als eine Satire gegen Tieck und ſeine Freunde war und worin ſogar ihr bürgerlicher Charakter verdächtigt wurde. Es kam darüber zu allerlei unangenehmen Auseinanderſetzungen mit Iffland, der ihm die ihm anfangs zugeſagte Ehrenerklärung ſchließlich verweigerte. Inzwiſchen ſuchte ſich Kotzebue Tieck zu nähern, erklärte Mortimer in „Maria Stuart" für eine Copie des Golo und ließ bei Tieck unter der Hand nachfragen, ob er nichts dagegen habe, wenn er die „Genoveva" in Weimar auf die Bühne bringe, natürlich mit den nöthigen Abkürzungen. Tieck wollte aber mit Kotzebue nichts zu thun haben und ſchlug dies ab. Aus Rache las Kotzebue bei einem Beſuche Berlins 1804, nachdem er bei Hofe Zutritt erlangt, gelegentlich die Paradeſcene im „Zerbino" dem Könige nicht ohne unverſchämte Inſinuationen vor; großmüthig überhörte aber der König dieſe Inſinuationen, die daher auch ohne weitere Folgen blieben. Man kann leider kaum eine Biographie eines deutſchen Dichters und Schriftſtellers leſen, ohne auf ein Gemengſel ſolcher garſtigen Klopffechtereien, Perfidien, Bosheiten und offenbarer Niederträchtigkeiten zu ſtoßen. Und doch nennen wir uns mit Vorliebe das „gemüthliche" deutſche Volk!

Hier gleich noch ein Beiſpiel. Berlin war unſerm Ludwig verleidet. Er überſiedelte 1801 nach Dresden und machte von hier einen kleinen Abſtecher nach Leipzig, wo er bei Mahlmann den Romanſchreiber Lafontaine, „einen fetten rothen Mann", kennen lernte. Tieck ſelbſt hatte ihn früher zur Zielſcheibe ſeiner literariſchen Satire gemacht, und bald mochte Lafontaine einſehen, daß er hier nicht am rechten Platze ſei. Er entfernte ſich ſtillſchweigend. Kaum war er gegangen, als eine Flut des Gelächters und Spotts über ihn losbrach, die jedoch durch eine wohlbekannte Stimme mit den Worten unterbrochen wurde: „Lieber Mahlmann, ich kann mich aus

Ihrem Hause nicht herausfinden." Es war Lafontaine, der die Hausthür verschlossen gefunden und, unbemerkt hinter den Kritikern stehend, ihre schonungslosen Reden eine zeitlang schweigend angehört hatte. Schnell unterbrach Friedrich Schlegel die augenblickliche Bestürzung mit den Worten: „Da geht es Ihnen gerade so wie in Ihren Romanen, da können Sie sich auch nicht herausfinden." Und nun fand Lafontaine den Weg aus dem Hause um so rascher. Wir müssen gestehen, daß wir ein solches Begebniß mehr peinlich als ergötzlich finden.

Nach einem Landaufenthalt in Ziebingen, einem dem Grafen Finkenstein gehörigen Gute bei Frankfurt a. d. O., wo Tieck von dem Grafen mit liebenswürdigster Gastfreundschaft aufgenommen wurde, machte Tieck mit seiner bereits von Bernhardi getrennt lebenden Schwester eine Reise nach München (1803), wo er unter Andern den frommen, humanen Bischof Sailer, den Philosophen Baader und F. von Rumohr kennen lernte, aber von einem heftigen gichtischen Leiden befallen wurde, welches ihn fürchterlich folterte, dem Rande des Grabes nahebrachte und den Grund zu seiner spätern Rückenverkrümmung legte. Die Aerzte verordneten den Gebrauch der Bäder von Pisa und verhießen Herstellung unter dem italienischen Himmel. So kam Tieck's längst ersehnte italienische Reise endlich 1805 zur Ausführung.

Doch wir müssen hier, an der Schwelle eines neuen Abschnitts im Leben Tieck's, einen Halt machen. Seine spätere Lebensperiode, seine Bekenntnisse über seine eigenen Dichtungen und über literarische Notabilitäten, seine „Nachgelassenen Schriften" und das Buch Hoffmann's über ihn werden uns zu einem zweiten Artikel noch Stoff vollauf geben. **Hermann Marggraff.**

Belehrende Unterhaltungen auf dem Gebiete der Naturwissenschaften.

Roßmäßler, von Bibra u. A.

Auf dem Felde der naturwissenschaftlichen Literatur ist jetzt ein sehr reges Leben. Es wird hier überall fleißig bestellt und reich geerntet. Auch wirkt das Ganze schon merklich segensvoll auf fast alle Bildungsstufen der Menschen ein, und es fehlt uns nicht an der hoffnungsvollen Zuversicht, daß Alles immer noch besser werde. Das ist vortrefflich. Mag der Sinn für das richtige Erkennen und Benutzen der Natur nur immer recht wach gemacht und recht wach erhalten werden; denn des Menschen ganzes Glück hat nur in dem Erfassen und Ausnutzen des wahrhaften Geistes der Natur eine sichere Grundlage, sowie des Menschen größtes Unglück gerade in der Unkenntniß der Natur seinen Sitz und seine vergiftende Quelle hat. Darum begrüßen wir das Streben der Schriftsteller, die Menschen für die Natur zu gewinnen, mit großer Freude. Allerdings fehlen nun bei diesem geschäftigen Treiben auch unsaubere, unberufene Hände nicht, welche nur von dem schmuzigen Impulse des Geldgewinns getrieben werden, um der jetzt bei Jung und Alt lautgewordenen Nachfrage für naturwissenschaftliche Belehrung zu genügen, indeß ist doch die Zahl der tüchtigen Fachmänner, welche rein aus edler Liebe zu ihrer Wissenschaft sich dazu verpflichtet fühlen, mit ihrer ganzen Kraft für das gebildete große Publicum zu wirken, unendlich viel größer und einflußreicher. Diese gehen alle von der Ueberzeugung aus, daß ihr gesammtes Wissen und Können, all ihr Forschen, Erfinden und Entdecken nicht eher die höhere und wahre Weihe erhält, als bis sie es zum Gemeingut der ganzen Menschheit gemacht haben. In Gottes großer Schöpfung soll Jeder seine Heimat finden, schätzen und lieben, und dies kann nur durch die Naturwissenschaften bewirkt werden. Und so sind sie die Grundpfeiler der heiligen Kirche.

Auch heute liegen uns wieder mehre ganz vortreffliche naturwissenschaftliche Werke vor, welche alle den Zweck haben, das gebildete große Publicum leichtfaßlich zu belehren. Mit Freuden ergreifen wir die Feder, um einige davon zur Besprechung zu bringen.

1. Die vier Jahreszeiten von E. A. Roßmäßler. Mit Charakterlandschaften in Tondruck, nach Zeichnungen von F. H. Kittlitz und Illustrationen in Holzschnitt und Typen-Naturselbstdruck von Eduard Kretzschmar. Gotha, Scheube. 1855. Gr. 8. 3 Thlr.

Das ganze Werk macht einen sehr gewinnenden Eindruck auf seine Leser. Wort und Bild stehen miteinander im schönsten Einklange und ehren die berühmten Meister. Alles ist gediegen und mit wohlthuender Anmuth geschmückt. Von warmer Liebe zur Natur durchdrungen, löst das Buch die schwere Aufgabe, das Große und Herrliche der Schöpfung in dem uns unmittelbar vor Augen liegenden Kleinen und Einzelnen zu begreifen und mit dem Ganzen in einen klaren Zusammenhang zu bringen, mit dem glücklichsten Erfolge. Und dabei ist es so recht ehrlich und treu deutsch. Es will zeigen, daß auch wir eine Pflanzennatur haben, die uns hoch erfreuen und wahrhaft beglücken kann. Das Werk lehrt uns, daß gerade Deutschland einen Jahreswechsel hat, der so voll von lieblicher Schönheit, so reich an Mannichfaltigkeit, so gesegnet an Kraft und Fülle ist, wie ihn kaum ein anderes Land in gleicher Weise aufweisen kann. Und gerade in diese heimatliche Natur vertieft sich das Buch mit echt deutscher Sinnigkeit. Roßmäßler's „Jahreszeiten" erinnern überall an J. Thomson's unsterbliches Meisterwerk, sie leben und weben in den Schönheiten und in der Weisheit und in der Kraft der Werke des Schöpfers, sie sind begeistert und bewundern das Ganze mit poetisch gehobenem Worte. Ist Thomson mehr Dichter und Sänger, so ist Roßmäßler mehr Kenner und Forscher der Natur. Wenn aber jener Alles erfaßt, was zur Schöpfung gehört, so beschränkt sich dieser nur auf die Pflanzennatur der wirklich deutschen Gaue. Hier wird der Leser an der Hand eines Botanikers mit Geist und Gemüth in die deutsche Natur eingeführt, dort tritt ein religiöser Dichter zu ihm und erwärmt sein Herz mit dem Beschreiben und Bewundern der Werke Gottes. Roßmäßler's „Jahreszeiten"

ſtehen alſo ſelbſtändig da, wie viele charakteriſtiſche Verwandtſchaften ſie auch mit Thomſon's „Seasons" haben mögen und wie oft man auch durch ſie an dieſe erinnert werden mag.

Das Buch legt, abgeſehen von ſeiner äſthetiſchen Beziehung, einen vortrefflichen erſten Grund zu einer deutſchen Pflanzenkunde. Es beſpricht die Pflanzen, welche in den vier Jahreszeiten den eigentlichen Grundcharakter bilden; hier iſt es eine Botanik, aber frei von aller ſteifen Gelehrſamkeit und ermüdenden Weitläufigkeit. Eine ſolche botaniſche Propädeutik hat uns noch gefehlt. Sie wird in allen gebildeten Familien zu einem Hausſchatz werden und wird ſich dem Lehrer der Botanik auf Schulen als Rathgeber und Führer zur Seite ſtellen, ſo oft derſelbe die jungen Gemüther zuerſt einzuführen hat in das große Reich der Blumenwelt. Die Kunſt, das Wiſſen durch Beobachtung zu bereichern, iſt ja die Hauptaufgabe der geſammten Botanik, und das vorliegende Werk begründet und übt dieſe Kunſt mit meiſterhafter Geſchicklichkeit. Es herrſcht im ganzen Buche ein ſehr ſinniges Gemüthsleben, dem Gefühle wird überall mit beſonderer Vorliebe Rechnung getragen, aber dennoch behält der klare Verſtand die entſchiedene Obergewalt und weichliche Sentimentalität iſt nirgends zu finden; Kopf und Herz ſind gleich kräftig vertreten. Der Verfaſſer hat das Werk ſeiner vor kurzem nach Amerika verheiratheten Tochter Ida gewidmet, er ſchickte ihr daſſelbe noch nachträglich als Hochzeitsgabe nach. Es ſoll ihre edle Liebe zu Deutſchland wach erhalten und ſie fortwährend an die ſchönen Berge und Fluren am Rhein, Main, Neckar und der Pleiße erinnern, wo ſie als Kind und Jungfrau glückliche Tage verlebt hat. Am Schluſſe der Dedication ruft er ihr zu:

Andere Blumen blühen nun am Ufer des Alleghany um dich, aber ſehen ſie auch anders aus als meine Bilder, ſo ſind ſie dir doch nicht fremd; denn dir iſt ja, und darum biſt du mir eben meine liebe Tochter, die Natur überall dieſelbe mütterliche Heimat.

Nach dem kurzen Vorwort, welches ſich vorzugsweiſe lobend und anerkennend auf die dem Verfaſſer helfend zur Seite geweſenen in ihrem Fache ausgezeichneten Künſtler von Kittlitz und Kretzſchmar bezieht, um den Werth der Illuſtrationen an den Tag zu legen, geht derſelbe in dem erſten Abſchnitte mit ſich zurathe, wie und wodurch die Grenzen der deutſchen vier Jahreszeiten in dem Reiche der Blumen am zweckmäßigſten zu beſtimmen ſeien. Es ſtellt ſich heraus, daß dies viel leichter ausſieht, als es in der That iſt, und daß man dabei ohne ein freimüthiges endliches Feſtſtellen gar nicht zuſtande komme. Zugleich wird dieſe Gelegenheit aber auch benutzt, dem Deutſchen zu Gemüthe zu führen, daß er alle Urſache habe, gerade mit ſeiner Heimatnatur recht zufrieden zu ſein, weil ſie ihm einen Wechſel der Jahreszeiten ſchenke, der zu ſeiner nationalen Innerlichkeit unendlich viel beſſer paſſe als der winterloſe Süden mit all ſeiner Orangenpracht und Urwaldsfülle. Dann entwickelt er die vier Gemälde vom Frühling, Sommer, Herbſt und Winter und zwar ſo, daß man das Werden, Sein und Vergehen der Pflanzen in jeder Jahreszeit geiſtig mit durchlebt. Der Winter iſt arm und auf einige Zeit ſogar todt an Blumen, da betrachtet das Buch die Rinde, das Zweig- und Strauchwerk der Bäume und Büſche, lenkt die Aufmerkſamkeit auf die ſchlafenden Knospen und weiß auch hier wie überall ſehr intereſſant zu unterhalten und zu belehren.

Wir wollen nun etwas vom Buche ſelbſt zur Mittheilung bringen laſſen.

Ein polternder Aprilſturm fährt durch die kahlen Wipfel. Er ſpricht den Aerger des Winters aus, daß es mit ſeiner Herrſchaft vorbei iſt, daß er nun abziehen muß. Der Wind läßt ſeinen Groll an den dürren Blättern aus, die bisjetzt noch an dem Hornbaume und der Eiche hängengeblieben ſind, und treibt ſie kopfüber in haſtigen Wirbeln auf der noch nicht wieder begrünten Wieſe dahin. Zu dieſem Wüthen eines davongejagten Tyrannen lächelt der nahe Herr, aber nur noch ganz verſtohlen; unter den Büſchen und an den Hecken, da lauſcht er bereits im Verborgenen; das ſind die erſten Frühlingsblümchen, die ſchonungsvollen Siegesfreuden des Lenzes. Sein Lächeln über das tolle Lärmen des Abziehenden hat guten Grund, denn der Erzürnte dient damit nicht ſich, ſondern ſeinem glücklichen Nachfolger, wie jeder Zorn ſich ſelbſt am ſchlechteſten dient.

Iſt das nicht ein herzgewinnender Anfang? ein poetiſches Bild voll Lebenswahrheit? Die Aufmerkſamkeit wird dann auf die gelbe Vogelmilch (Ornithogalum luteum) gelenkt. Die Blume iſt ein goldenes Sternchen und wird deshalb in der gewöhnlichen Volksſprache auch die gelbe Sternblume genannt.

Es ſchaut fragend auf die ſtarren, trockenen Blätterleichen, die es mühſelig wegheben mußte, als es zwiſchen ihnen aufſproßte. Auf einem ſolchen kleinen Auferſtehungsplätzchen hatte ein großes Ahornblatt gelegen, in welchem ein Käfer, der nun auch längſt todt iſt, ein großes Loch genagt hatte. Aus dieſem Loche ragte nun das gelbe Blümchen hervor, was dieſen Weg durch Tod zum Leben nehmen mußte. Ein liebliches Bild der ewigen Verjüngung in der Natur.

Der Verfaſſer bezieht ſich nun auf eine im Buche enthaltene ſehr naturgetreue Abbildung.

Wir erkennen in dem Pflänzchen leicht ſeine Familie, die Liliengewächſe, mit denen es den bekannten lilienförmigen Blütenbau gemein hat. Um das Piſtill im Mittelpunkte derſelben ſtehen ſechs Staubfäden und ebenſo viele Blumenblätter. Doch deren faſt grüne Rückſeite mahnt uns, um uns gleich von Anfang an vor einem Irrthum zu bewahren, daß dies keine eigentliche echte Blumenkrone ſei, denn der Kelch iſt daran noch mit der Blumenkrone in Eins verſchmolzen.

So durchgeht das Buch den Frühling mit immer neuen und ſchönern Blumen, bis es mit der Trollblume (Trollius Europaeus) den Beſchluß macht. Alles iſt voll Leben und Lieblichkeit, ſo recht dazu geſchaffen, den Umgang mit der Natur zur Freude zu machen. Ueberall belehrend und feſſelnd. Ja das ganze Buch iſt ein getreues Vorbild eines guten Lehrers. Kommen nun auch hier und da kleine Anſpielungen auf ſo manche unerfreuliche politiſche Zuſtände Deutſchlands vor, ſo mögen wir dies dem Manne ſchon zugute halten, welcher ſo manche ſeiner ſchönſten patriotiſchen Hoffnungen ſo traurig hat hinſiechen ſehen müſſen. Die frühern Werke

waren noch viel mehr mit Andeutungen dieſer Art durchwebt. Man kann ſich darüber freuen, daß der Verfaſſer das Glück und die Größe Deutſchlands jetzt gerade da bewundert, wo das volle Recht dazu vorhanden iſt, und daß er ruhig der Geſchichte überläßt, was einzelne Menſchen nicht einmal ganz faſſen, noch weniger aber machen können. Doch ſtill hiervon, geben wir lieber noch eine Stelle aus der meiſterhaft ſchönen Schilderung der Winterlandſchaft.

Nach einer kalten Nacht, in welcher ein dicker leuchtender Nebel alle Gegenſtände unſichtbarer eingehüllt hatte als die ſchwärzeſte Finſterniß, hat die Sonne in ſtrahlender Reinheit ihre kurze Tagesbahn angetreten und leuchtet in unſer Fenſter. Wir wiſſen, was wir nun draußen zu erwarten haben. Vor den Thoren unſers Wohnorts breitet ſich ein Wald über bald ebenes, bald hügeliges Land aus; er birgt in ſeinem Schooſe der wechſelnden Beſchaffenſchaft ſeines Bodens gemäß eine bunte Mannichfaltigkeit von Bäumen. Wir haben vorher einen langen Hügeldamm zu überſchreiten, der ſich quer über unſern Weg legt. Welche Zauberpracht liegt vor unſern Blicken! Von der Höhe des Walls überblicken wir ein Bild, daß wir glauben möchten, die verfloſſene Nacht ſei eine der tauſend und eine jenes orientaliſchen Märchenſchatzes voll feiner Naturbeobachtung geweſen, wie ſie den Abendländern leider nicht eigen iſt. Alle die Millionen Zweiglein des Waldes ſehen wir in ein ſanftes Weiß gekleidet. Der Nebel der verfloſſenen Nacht verdichtete ſich als Rauchfroſt in den Kronen der Bäume. Ein Rabe läßt ſich eben über uns auf den Zweigen eines einſam auf dem Walle ſtehenden Baums nieder und überſchüttet uns mit einem Regen vergänglicher Juwelen, die von dem gebogenen Aſte abſprangen. Vor uns liegt mit blendendem Schnee bedeckt eine kleine Waldwieſe, ringsum vom Waldrande eingefaßt, deſſen dunkle Stämme ſich aus der weißen Fläche erheben und in ſanfter Abſchattirung nach oben in der immer feiner werdenden Verzweigung in immer klareres Weiß übergehen, bis dies endlich oben an das reine Himmelsblau trifft. Ein deutſcher Wald in Demantſchmuck eines Rauchfroſtes iſt das Feſtkleid unſers Winters, von deſſen Pracht der Südländer keine Ahnung hat, um welche er uns wohl beneiden darf.

So malt das Buch ſein Wortgemälde immer weiter und ſchöner aus. Es richtet die Aufmerkſamkeit auf die Kryſtallbildung des gefrierenden Waſſers und ſieht darin eine Lebensthätigkeit der Natur, wie ſie in der Blattbildung auf andere Weiſe ſich äußert. Es ſieht ſich auch das muntere echt norddeutſche Winterſpiel der Schlittſchuhläufer mit nationalem Wohlgefallen an und wirft zuletzt auch wieder einen Blick auf die botaniſche Winterflora.

Vor uns ſtehen zwei Bäume, an welchen wir die Triebe und an den Trieben die Knospen und an den Knospen die Schuppen in der uns bereits bekannten kreuzweiſen Gegenſtändigkeit finden. Es können nur Ahorne oder Eſchen ſein. Es ſind erſtere und zwar ein Spitzahorn und ein gemeiner Ahorn. An erſterm finden wir die Knospen rothbraun und ganz an den Trieb angedrückt; dagegen zeigt uns der gemeine Ahorn weit abſtehende Knospen, deren gelbgrüne Schuppen einen ſchmalen ſchwarzbraunen Saum haben. Doch auch am Stamme finden wir die Ahornarten weſentlich verſchieden. Die Rinde des gemeinen Ahorns iſt rauh und riſſig und löſt ſich in anſehnlichen Borkentafeln ab, während die des Spitzahorns von feinen Furchen dicht durchzogen iſt und ſich kaum merkbar abſchilft. Noch feiner gefurcht oder eigentlich blos rauh gekörnt zeigt ſich die Eſchenrinde.

Das Werk iſt auch mit einigen ſehr gelungenen Figuren des jetzt ſo allgemein bewunderten Naturſelbſtdrucks geſchmückt. Sie ſind von Eduard Kretzſchmar und eine gerade zu dieſem Zwecke ausgedachte Modification der Auer'ſchen Kunſt. Der Verfaſſer beſpricht das Verfahren mit einigen Worten und bemerkt dann ſehr richtig, daß ein ſolcher Naturſelbſtdruck nie ganz die Herbarien erſetzen, noch weniger dieſelben überbieten könne. Er ſagt:

Die Leiſtung bleibt immer nur ein wenn auch noch ſo treues Abbild der Natur, welches ſogar z. B. bei den Mooſen tief unter der Natur zurückbleibt.

---

2. Die narkotiſchen Genußmittel und der Menſch. Von Ernſt Freiherrn von Bibra. Nürnberg, Schmid. 1855. Gr. 8. 2 Thlr. Mit 6 Abbildungen in Naturſelbſtdruck 2 Thlr. 15 Ngr.

Dies Buch behandelt die betreffenden Gegenſtände mit ſehr großer Ausführlichkeit und liefert auf jeder Seite den Beweis einer ebenſo reichen Beleſenheit als ſachverſtändigen Gründlichkeit. Beſitzt daſſelbe nun auch unverkennbar den Zuſchnitt eines Werks für die betreffenden Gelehrten von Fach, ſo iſt der behandelte Gegenſtand doch der Art, daß er ein allgemeines Intereſſe erweckt, und hierauf Rückſicht nehmend hat der Verfaſſer dem Buche eine ſolche Einrichtung gegeben, daß auch der gebildete größere Leſerkreis das Werk mit Nutzen leſen kann. Das ganze Buch iſt nicht für Jedermann, dagegen enthält es ſehr viel Belehrendes, wofür ſich jeder Denkende lebhaft intereſſirt. In der ſo allgemein mit Beifall aufgenommenen „Chemie des täglichen Lebens" von Johnſton kommt in dem vierten Hefte auch eine Unterſuchung der narkotiſchen Stoffe und deren Wirkung auf den menſchlichen Organismus vor; das vorliegende Werk ſtellt ſich damit auf denſelben Standpunkt, nur will es mehr ſein als eine allgemeine Unterhaltungslectüre, es will auch wiſſenſchaftlich genügen, es will ſeinen Gegenſtand womöglich ganz erſchöpfen.

Narkotiſche Genußmittel ſind gewöhnlich ſolche, welche die Nerven betäuben und Schlaf erregen. Der Verfaſſer des vorliegenden Werks erweitert dafür den Kreis ſehr ſtark und zieht auch Kaffee, Thee, Chocolade und ſelbſt Arſenik mit in ſeine Unterſuchung hinein. Wollen wir dies nun auch nicht tadeln, ſo können wir doch nicht begreifen, warum die Spirituoſa, Branntwein, Wein, ſchwere Biere u. ſ. w., ausgeſchloſſen ſind. Wahrſcheinlich ſollen dieſe Gegenſtände in einer hoffentlich bald nachfolgenden Fortſetzung behandelt werden; darum nehmen wir zunächſt das Gegebene mit Dank an, weil es gut iſt.

Die Zahl der narkotiſchen Genußmittel, welche das Buch in einzelnen Abſchnitten zur Sprache bringt, iſt 18. Von jedem Hauptgegenſtande iſt zunächſt eine Naturbeſchreibung, dann eine Geſchichte und Statiſtik, ein Nachweis der Bereitung, Benutzung und der Wirkung auf den menſchlichen Organismus und zuletzt auch eine chemiſche Analyſe gegeben.

Die Auswahl zu einer ſpeciellen Unterhaltung fällt

nicht schwer, da das Buch überall, wo man es aufschlägt, belehrend zu fesseln versteht. Wir richten deshalb unsere Aufmerksamkeit zuerst auf das dem Fliegenschamm gewidmete Capitel, und zwar aus keinem andern Grunde, als weil es uns zufällig zuerst unter die Augen kommt. Die Benutzung dieses Giftschwamms als Narkoticum ist bei den Tungusen, Jukagiern, Jakuten, Ostjaken und Kamtschadalen gebräuchlich. Man sammelt ihn in den heißen Monaten und hängt ihn zum Trocknen auf, läßt ihn aber auch oft an seinem Platze stehen und erwartet die Zeit, wo er von Natur trocken geworden ist, dann soll seine Wirkung sogar noch kräftiger sein. Die Art ihn zu genießen ist sehr verschieden; man braucht ihn frisch zu berauschenden Saucen und Suppen, wenn keine starke Wirkung beabsichtigt wird; dann bereitet man aus dem getrockneten und zerriebenen Schwamme Pillen, welche theils unmittelbar verschluckt werden, theils aber mit dem Saft der Heidelbeere (Vaccinium aligirosum) in Verbindung gebracht werden, wodurch die Aufregung bedeutend erhöht wird. Der Genuß von Wasser nach dem des Fliegenschwamms steigert den Erfolg.

Die Phantasie wird durch den Fliegenschwamm ähnlich angeregt, wie es bei Opium und Haschisch der Fall ist. Der Effect tritt aber meistens erst nach einer oder zwei Stunden ein. Dann legen sich die Trinker auf den Rücken, singen und schwärmen von Glück und Liebe, Reichthum und Ansehen und bilden sich, wie es heißt, ein, wohlbeleibt und fett zu sein, was also bei jenen Völkern ein erwünschter Zustand ist. Die Schamanen sollen sich bisweilen vollständig in den Zustand der Seher versetzen. Bei manchen Individuen bringt der Trank eine ganz besondere Lebendigkeit hervor, andere aber werden träg und stumpfsinnig. Es scheint überhaupt der Fliegenschwamm ganz wie die geistigen Getränke verschieden auf verschiedene Persönlichkeiten zu wirken, was bei Opium und andern ähnlichen Mitteln nicht so der Fall ist. Bisweilen fallen bei solchen Gelagen die tollsten Dinge vor. Musikalische Talente singen unaufhörlich, Andere plaudern, lachen und erzählen aller Welt ihre Geheimnisse. Der Begriff des Raums schwindet und sie machen mächtige Sprünge, um über einen Strohhalm oder einen andern kleinen Gegenstand hinwegzukommen.

Die Muskelkraft und die Ausdauer bei Strapazen wird gewaltig dadurch gestärkt. Uebermaß erzeugt Schwindel, Kopfweh, Bewußtlosigkeit und furchtbare Geschwulst im Gesicht, und bei öfterer Wiederholung treten alle die widerlichen Symptome unsers Säuferwahnsinns und Blödsinns auf. Das Wunderbarste bei diesem Rauschmittel ist aber, daß ein Genuß durch mehre Personen hindurch noch sichtbare Wirkung erzeugen kann.

Es wird nämlich der Harn eines Individuums, welches Fliegenschwamm genossen hat, ebenfalls berauschend, ja noch mehr wie das Getränk in erster Reihe, und äußerst wohlschmeckend, wie jene Leute sagen. Meist trinken deshalb die Diener den Harn ihrer Herren, und da diese Potenzirung des Harns lange anhält, so kommt es häufig vor, daß ein Berauschter des Morgens ein Glas seines Harns trinkt, um sich auf diese Weise des Katzenjammers zu entledigen und aufs neue in die herrlichen Träume von Liebesglück und Fettleibigkeit zu verfallen.

Der Verfasser malt diese wunderliche Rauschwanderung mit besonderer Vorliebe aus und ist nahe daran, auch bei uns Deutschen zur Nachahmung aufzufodern. Davor mag uns aber der Himmel bewahren; ist es doch schon schlimm genug, daß die unsaubern geistigen Abfälle unserer Phantasten noch in zweiter und dritter Ausleerung berauschen können. Dagegen freuen wir uns mit dem Verfasser darüber, daß man in Deutschland die Giftnatur dieses unheimlichen Narkoticums gründlich zu erforschen trachtet. Die Versuche führten bei Katzen, Hunden, Tauben, Ratten, Fröschen und Hechten unmittelbar zum Tode. Kleinere Vögel, z. B. Finken, kamen mit dem Leben davon.

Bei Menschen, welche unvorsichtigerweise den Fliegenschwamm aßen, da er Aehnlichkeit mit dem eßbaren Kaiserling hat, trat die Wirkung bisweilen bald, bisweilen aber erst nach einigen Stunden ein. Die Vergifteten empfinden Ekel, Zusammenziehen der Kehle, Angst, Erstickungszufälle, brennenden Durst, heftiges Grimmen, Erbrechen, kalten Schweiß. Dann reden sie irre, es erfolgen Ohnmachten, Convulsionen und manchmal nach 12—48 Stunden der Tod. Das beste Rettungsmittel ist schnelles Erbrechen; 2—3 Gran Brechweinstein, 6—10 Gran Zinkvitriol leisten die besten Dienste. Hat man aber diese Mittel nicht bei der Hand, so hilft auch wol das Trinken von vielem warmen Wasser und das Reizen des Schlundes mit dem Bart einer Feder. Rausch erwähnt einen Fall, wo durch Brechmittel durchaus kein Brechen erregt werden konnte, das aber durch Schlundkitzeln sogleich eintrat. Bei heftigem Grimmen gibt man schleimige Getränke, Eibischwurzel, Leinsamen, auch wol Milch.

Der letzte Abschnitt ist ein sehr interessanter. Er bezieht sich auf das Arsenikessen. Der Verfasser entschuldigt sich damit, diesen Gegenstand hier mit zur Sprache gebracht zu haben, weil die Folgen des Arsenikgenusses in gewisser Beziehung denen einiger Narkotiken ganz ähnlich seien. Mag dem sein wie ihm wolle, jedenfalls wird jeder Leser des Buchs dem Verfasser Dank dafür wissen, daß dieser auch von dem räthselhaften Giftgenusse redet. Den wissenschaftlichen Erfahrungen und Ansichten entgegen wirkt Arsenik in dem menschlichen Körper nicht nachtheilig, sondern kräftigt und nährt, macht blühend und stimmt heiter, und das nicht blos bei kleinen homöopathischen Gaben, sondern in Quantitäten, welche ganz allgemein für todbringend gehalten werden. Man hat dies oft erzählt, aber nie für Wahrheit nehmen wollen. Jetzt ist die Sache indeß ganz genau erwiesen. In Steiermark, im Salzburgischen und in Tirol ist das Arsenikessen schon seit langer Zeit eine heimliche Sitte unter dem jungen Volke und unter den Gemsjägern gewesen.

Man kann annehmen, daß unter ungünstigen Verhältnissen ein Mensch durch einen Gran Arsenik sterben kann, eine größere Dose ist immer sehr gefährlich. Jene Bergbesteiger aber nehmen ihn in Dosen zu vier und mehren Granen. Man erfährt nicht viel über die Specialitäten der Angewöhnung und der Art und Weise des Nehmens überhaupt, denn fast alle Arsenikesser verheimlichen den Gebrauch des Mittels, wozu sie wol durch verschiedene Gründe bewogen werden. Eine religiöse Bedenklichkeit, sich eines so abnormen Mittels zu bedienen, vielleicht auch die Furcht vor dem Gesetze, da der Besitz des Arseniks verboten ist, auch Eitelkeit mögen sie vorzugsweise bestimmen, verschwiegen zu sein. Was man weiß, ist, daß die Bergbewohner entweder den Arsenik in einem ganzen Stückchen in den Mund nehmen und ihn ähnlich wie Candiszucker langsam vergehen lassen, oder sie streuen ihn gepulvert auf Speck oder

Brot und eſſen ihn auf dieſe Weiſe. Meiſt beginnen ſie mit einem Achtel- oder Viertelgran und nehmen dieſe Menge einige mal in der Woche und das längere Zeit, um ſich daran zu gewöhnen, wie ſie ſagen. Anfängern erleichtert dieſe Gabe ſchon bedeutend das Bergſteigen. Nach und nach werden größere Mengen genommen, und es ſoll ganz überraſchend ſein, wie ſolche Menſchen ſchwer belaſtet die ſteilſten Anhöhen flüchtig beſteigen, ohne die mindeſte Athmungsbeſchwerde zu empfinden. Man hat Beiſpiele von Leuten, die ein hohes und kräftiges Alter erreichten und für jede Doſe vier Gran Arſenik nahmen. So wird von Tſchudi ein Bauer angeführt, der 40 Jahre lang Arſenik in der angegebenen Quantität nimmt und ſich dabei vollkommen wohl befindet. Er lernte die Gewohnheit von ſeinem Vater und ſeine Söhne werden in ſeine Fußtapfen treten.

Der Arſenikgenuß wirkt auf dieſe Weiſe dem Coca der Peruaner ſehr gleich, er erſtickt den Hunger, erleichtert das Athmen, gibt dem Müden Munterkeit und verhütet Erſchöpfung. Seine Wirkung iſt aber noch wunderbarer bei jungen Leuten; dieſen gibt er einen ſchönen weißen Teint, mit friſcher Roſenfarbe gemiſcht, und macht ihr ganzes Ausſehen hübſch, rund und voll, robuſt und kräftig. Arſenik bringt hier nicht den Tod, ſondern gerade Das, was die jungen Bergbewohner ihre ſchönſte Liebe zu nennen pflegen. Das klingt ſehr wunderbar und iſt ſicherlich noch nicht ſo gewiß mit wirklicher Erfahrung unterſtützt, daß man der Sache unbedingt Glauben ſchenken kann. Indeß iſt das Weſentliche doch wahr. Man hat davon nach und nach durch verunglückte Verſuche Kenntniß bekommen. Auf dem Todtenbette erfuhren die Seelſorger zu ſpät, wie ein zu eifriges und zu unvorſichtig genommenes Arſenikquantum den Leib nicht mehr ſchön gemacht, ſondern dem Grabe zugeführt habe.

So erzählt Tſchudi einen Fall, wo ein ſonſt geſundes, aber blaſſes und ſchmächtiges Mädchen, um ihrem Liebhaber noch beſſer zu gefallen, Arſenik nahm. Im Anfange ging Alles gut, die gewünſchte Fülle trat ein und die Wangen der Gattin wurden rund und blühend. Aber mit dem gehabten Erfolge nicht zufrieden, ſteigerte ſie die Doſis bis zur unverſtändigen Höhe, erinnere ich mich recht, bis zu 10 Granen, und ſtarb eines jammervollen Todes unter allen Anzeichen einer Arſenikvergiftung.

Der Verfaſſer führt auch noch einen dritten Grund an, weshalb Arſenik genoſſen wird. Die Hüttenleute, welche der giftigen Atmoſphäre in den Arſenikwerken nicht erliegen wollen, müſſen ſich durch Arſenikgenuß dazu kräftigen und vorbereiten. So weiß man von dem Director eines Arſenikbergwerks, daß derſelbe täglich 3—3½ Gran des Morgens früh zum Kaffee nahm. Er blieb dabei friſch und geſund und gab allen neu eintretenden Arbeitern Anleitung, wie ſie durch vorhergehenden Arſenikgenuß ſich gegen das Gift ſchützen könnten. Auch an Thieren, beſonders Pferden, hat man die Wahrnehmung gemacht, daß ſie durch Arſenikgenuß wohlbeleibt und ſchön behaart werden.

In Wien bekommen faſt alle Herrſchaftspferde Arſenik. Man mengt ihn entweder in Gaben von 3—4 Gran gepulvert unter das Futter, oder bindet ihn in ein Stückchen Leinwand an die Stange des Gebiſſes. Meiſt geſchieht dies aber ebenfalls wie bei den Arſenikeſſern im Gebirge bei zunehmendem Monde. Auch Pferde, welche Laſtwagen über ſteile Gebirge ziehen müſſen, erhalten Arſenik. Im erſten Falle werden die Thiere fett, haben eine glänzende Haut und ſchäumen ſtark, was bekanntlich für eine Zierde gilt, im andern Falle ziehen ſie mit Leichtigkeit ihre Laſt bergaufwärts, ohne den Athem zu verlieren. Auf ähnliche Weiſe gibt man in manchen Gegenden Oeſtreichs dem Maſtvieh Arſenik, wodurch es ebenfalls raſch zunimmt und wohlbeleibter wird als bei gewöhnlichem Futter; indeß ſoll das Gewicht der auf ſolche Art gemäſteten Thiere nicht ihrem äußern Anſehen entſprechen, und die Fleiſcher ſind beim Kaufe vorſichtig, wenn man den Bauer im Verdacht der Arſenikmaſt hat.

Es wäre ſehr zu wünſchen, daß gerade in Bezug auf die Thiermaſt von recht glaubhaften Sachverſtändigen Verſuche angeſtellt würden, damit man in Erfahrung brächte, wie weit wirklich beſtätigte Reſultate zu erzielen ſind. Sowie die Sache jetzt vorliegt, läßt ſich wol nicht gut leugnen, daß etwas Wahres daran iſt, indeß aber auch nicht bezweifeln, daß damit noch viel Volksaberglauben untermiſcht iſt. Phyſiologiſch läßt ſich nur vermuthen, daß Arſenik in kleinen Doſen den Stoffwechſel im thieriſchen Körper verlangſamt, wodurch dann ebenſo gut das Fettwerden als die Reſpirationserleichterung ſich erklärt. Uebrigens ſind wir ganz des Verfaſſers Meinung, wenn er voll Verwunderung ausruft:

Wie man ſich aber eben an ein corroſives Gift gewöhnen kann, ſcheint vorläufig immer unerklärbar. Denn daß der Arſenik corroſiv ätzend wirkt und heftige Entzündungen des Magens und der Eingeweide hervorruft, zeigen faſt alle Leichenbefunde durch Arſenik vergifteter Perſonen. Tritt vielleicht durch den anfänglich in geringen Quantitäten genommenen Arſenik eine Verdickung der Schleimhäute ein, welche ſchützend gegen die ſpätern größern Mengen auftritt und die texturzerſtörende Wirkung des Gifts hemmt? Sectionsbefunde an alten Arſenikeſſern, welche nachweisbar nicht infolge ihrer Gewohnheit geſtorben ſind, müſſen hierüber ohne Zweifel Anhaltspunkte geben, an welche ſich ſehr wahrſcheinlich erfolgreiche weitere Forſchungen knüpfen ließen.

Der Verfaſſer beſchließt dieſes ſehr intereſſante Capitel mit einigen Bemerkungen über das ebenſo räthſelhafte Sublimateſſen der Türken, worüber wir aber noch ebenſo wenig wie dort mit Zuverläſſigkeit unterrichtet ſind.

---

3. Menſchen und Dinge. Mittheilungen aus dem Reiſetagebuche eines deutſchen Naturforſchers. Stuttgart, R. Beſſer. 1855. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Der Verfaſſer hat ſich nicht genannt. Man erfährt aber aus dem weitern Verlaufe des Buchs, daß er ein geborener und gebildeter Deutſcher iſt, der in der Schweiz ſeit einer langen Reihe von Jahren ſeine zweite Heimat gefunden hat. Er iſt ein rüſtiger Funfziger, hat viel Erfahrung und ſehr viel Sinn für das Wahre, Edle und Schöne im Volke, in der Kunſt, Wiſſenſchaft und Natur. Dabei entwickelt er die vernünftigſten und friedfertigſten Anſichten. Warum ſich der Mann nicht genannt hat, läßt ſich nicht gut begreifen. Das Buch iſt gut. Er hat nicht nöthig ſich ſeiner zu ſchämen. Es enthält auch nichts, was irgendwie Anſtoß erregen und ſo den Verfaſſer zur Anonymität bewogen haben könnte. Und bloße Beſcheidenheit iſt auch ein ungenügender Grund, zumal da ſie ſich ohnehin mit der ſonſt im Buche hervortretenden Zuverſichtlichkeit nicht recht zu ver-

tragen ſcheint. Indeß mag dem ſein wie ihm wolle, das Buch iſt gut und verdient geleſen zu werden.

Die Reiſe geht von Beuggen den Rhein empor nach Schafthauſen, Konſtanz, über den Bodenſee nach Augsburg, München und Wien. Der Weg iſt alſo kurz und für Deutſche ein ziemlich allgemein bekannter. Dies iſt es aber auch nicht, worauf der Verfaſſer viel Gewicht legt. Er verkehrt gern mit Menſchen, beſpricht mit einer recht gemüthlichen innern Selbſtzufriedenheit die Beſtändigkeit und den Wechſel ihrer Sitten, beſchaut Schlöſſer und Kirchen, Gemälde und Statuen und iſt in ſeinen Erlebniſſen mehr glücklich als unglücklich. An einzelnen Stellen merkt man, daß der Verfaſſer ein Naturforſcher iſt, obgleich er dieſe Seite nie ſo entſchieden herauskehrt, daß man erfahren könnte, in welchem Fache der Naturwiſſenſchaften ſeine eigentliche Heimat gelegen iſt. In einer Abſchweifung hält er den Naturwiſſenſchaften eine kräftige Lobrede, wobei er auf den großen Einfluß derſelben auf alle Verhältniſſe des Lebens hinweiſt. Den Schluß des Buchs bilden „Bruchſtücke aus den vierziger Jahren"; hier tritt der Verfaſſer im Ganzen genommen als Strafredner auf, die Welt iſt ihm zu materiell, zu genußſüchtig, zu anmaßend geworden; die jungen Naturforſcher thäten ſich was darauf zugute, daß ſie Gott und ſeine Schöpfung leugneten und nichts für wahr hielten, als was ihre Reagentien und Mikroſkope ihnen vor die Augen führten, von einem tiefern geiſtigen Blicke hätten ſie keine Ahnung mehr. Man ſieht, der gute Alte hat ſich zerſtreuen wollen durch einen Ausflug nach ſeinem geliebten Geburtslande, und hat zugleich die Gelegenheit benutzt, ſich einmal ausplaudern zu können. Wir halten aber immer an unſerm Urtheil feſt und wiederholen: das Buch iſt gut und verdient zum Leſen empfohlen zu werden, obgleich nicht Alles intereſſant und ebenſo wenig Alles vom unparteiiſchen und richtigen Standpunkte aus betrachtet worden iſt.

Doch nun wollen wir dem Buche auch Gelegenheit geben, für ſich ſelbſt zu ſprechen. In München beſucht der Reiſende auch die weltberühmte königliche Gießerei. Hier war er glücklich genug den Meiſter der großen Werkſtatt kennen zu lernen, welcher mit liebenswürdiger Bereitwilligkeit ſelbſt den Führer machte.

Es war eben das zweite koloſſale Standbild Guſtav Adolf's für die ſchwediſche Hauptſtadt fertig geworden, nachdem das erſte im Meere verſunken; denn obwol wieder aus der Tiefe gezogen, wurden doch von Denen, die dies gethan, für die Rückgabe des Bildes ſo übertriebene Foderungen geſtellt, daß man vorziehen mußte, es aufs neue gießen zu laſſen. Es war in der That ein Prachtſtück, noch im Gußhauſe aufgeſtellt und eben zum Verpacken bereit. Wie muß ſich der Meiſter über ein ſolches Werk freuen! Welches Gefühl von Befriedigung muß ſein Gemüth erfüllen!

In dieſer Ekſtaſe geht er faſt ein wenig zu weit, wenn er den Kunſtgießer mit dem Maler und andern Künſtlern in Vergleich bringt und am Schluſſe dann ſagt:

Wie ſpielend dagegen bringt der Maler ſeine Schöpfungen auf der Leinwand mittels ſeines kleinen Pinſels und eines Bischens Farbe hervor, wie leicht meißelt der Bildhauer ſeine Geſtalt aus dem Marmor heraus, wie behaglich handhabt der Dichter den Kiel, wie ſcheinbar mühelos drückt der ſchaffende Muſiker ſeine Melodien, Choräle und Opern in Punkten und Strichen aus!

Wie einſeitig, oberflächlich und gedankenlos läßt ſich doch über Kunſt urtheilen! — Auf dem Wege nach Wien trug der Reiſende großes Verlangen, die Abtei von Kremsmünſter zu beſuchen. Bis Wels ward die dort noch mit Pferden betriebene Eiſenbahn benutzt; der weitere Weg mußte zu Fuß gemacht werden. Der Verfaſſer erzählt:

Er führte mich durch anmuthiges Hügelland, theilweiſe ſtark noch bewaldet, und auch durch einige Dörfer hindurch bei gutem Gange in vier Stunden nach dem Orte meiner Wünſche.... Die frommen und gelehrten Benedictiner haben ſich hier einen herrlichen Sitz auserkoren und man kann den Geſchmack, den ſie bei der Wahl des Orts für ihr Kloſter gezeigt, nur preiſen und loben, wie überhaupt den Mönchen nachgerühmt werden muß, daß ſie einen feinen Sinn für landſchaftliche Schönheit beſaßen und in dieſem Punkte große Aeſthetiker waren.

In einem Gaſthauſe außerhalb der Abtei ſtärkte ſich der Reiſende und betrat das Kloſter, als Mittag vorüber war und die frommen Väter noch traulich beiſammen im Speiſeſaale ſaßen. Die berühmte Kloſterſchule ſoll damals an 800 junge Leute gezählt haben, welche hier in den alten Sprachen, Mathematik, Geſchichte und in den Naturwiſſenſchaften ihre akademiſche Vorbildung erhielten.

Unter der Führung des ebenſo freundlichen als ausgezeichneten Aſtronomen Kremsmünſters, im Kloſter den Namen Pater Auguſtin führend, wurde die Beſichtigung der Merkwürdigkeiten des Stifts mit dem Beſuche des hohen Hauſes begonnen. In dem untern Raume befinden ſich ſchöne Sammlungen naturhiſtoriſcher Dinge, ein wohlgeordnetes phyſikaliſches, nichts weniger als armſeliges Cabinet, dem ſelbſt die neueſten Apparate nicht fehlen. Auch die Kunſt iſt hier vertreten durch einige Säle mit Gemälden gefüllt, die zum Theil von namhaften Meiſtern herrühren und, wie ſich von ſelbſt verſteht, nicht alle Heiligenbilder ſind. Pater Auguſtin hat hier ſeine Wohnung, ſchön und behaglich, wie ſie einem Forſcher des Himmels geziemt. An ſie ſchließt ſich die Bibliothek, welche aus Werken naturwiſſenſchaftlichen und mathematiſchen Inhalts beſteht und ſo vollſtändig iſt, daß ihr kaum etwas fehlen dürfte von nur einiger Bedeutung; ſie bietet auch übrigens noch ein Muſter von Ordnung und Nettigkeit dar, das überall nachgeahmt zu werden verdient. Auf der Zinne des Hauſes iſt die Sternwarte ſelbſt, und ſoviel ich als Laie darüber urtheilen kann, ſteht ſie durch ihre treffliche Einrichtung hinter keiner zurück. Gewiß iſt, daß ſie ein Glied ausmacht in der langen Kette von Sternwarten, die von einem Ende Europas bis zu dem andern ſich zieht, ja ſelbſt über den Welttheil hinausreicht, d. h. mit allen Schweſteranſtalten in engſter Verbindung ſteht.

Später wurde der Reiſende auch dem Prälaten von Kremsmünſter vorgeſtellt, der in einem ſehr imponirenden Palaſte wohnte. Das Wohnzimmer deſſelben war einfach, aber geſchmackvoll und behaglich eingerichtet. Von der Perſon des Prälaten wird geſagt:

Ein großer, ſtattlicher, zwar ſchon etwas ältlicher, aber noch rüſtiger Mann, durchaus vornehm in Haltung und Rede, gekleidet in das ſchöne Gewand ſeines Ordens und geziert mit einem goldenen Kreuz, das an goldener Kette befeſtigt bis unter die Bruſt des Trägers herabfiel, kam uns entgegen. Dieſe echt maleriſche Geſtalt war Niemand Geringeres als der hochwürdige Prälat von Kremsmünſter ſelbſt. Umgangsgewandt und trotz ſeiner geiſtlichen Würde gewohnt, auch mit der Laien-

welt oft zu verkehren, wußte er sofort der Unterhaltung eine bequeme Richtung zu geben, und nachdem wir über Dies und Jenes behaglich gesprochen, führte mich der gnädige Herr durch eine Reihe ineinanderlaufender Zimmer, da und dort meine Aufmerksamkeit auf schöne Erzeugnisse der Kunst hinlenkend.

Der Verfasser wurde dann aufs freundlichste eingeladen, noch einige Zeit im Kloster zu verweilen. Die Einladung ward angenommen. Die Bibliothek, Gärten, Teiche und andere Sehenswürdigkeiten werden besehen und besprochen, dann schlägt die Stunde zum Abendimbiß.

Als Gast wurde mir die Auszeichnung zutheil, zwischen Prälat und Prior zu sitzen, von welcher Stelle aus ich die ganze Gesellschaft mit Leichtigkeit zu überschauen vermochte. Natürlich bildete der hochwürdige Abt die Mitte des Tisches, und ich zweifle nicht, daß um ihn herum alle die Väter nach Rang und nach Würde sich setzten; denn im Kloster herrscht strenge Ordnung und Sitte. Es mochten deren etwa dreißig und etliche sein, jeder, wie sich dies von selbst versteht, mit dem Gewand des Klosters bekleidet; und ich kann nicht umhin zu bemerken, daß diese Tafelrunde ein ebenso ehrwürdiges als malerisches Aussehen hatte und mir deshalb auch über die Maßen gefiel. Der Prälat sprach das Gebet, das übrigens kurz und gut und lateinisch war.

Das Mitgetheilte mag ausreichen zu zeigen, daß das Buch Mancherlei zur Sprache bringt, wofür sich viele Leser interessiren.

---

4. Kirchenglaube und Erfahrung. Ergebnisse der Alterthumskunde, der Sittengeschichte, der Astronomie, Geologie und Naturgeschichte. Stuttgart, Göpel. 1851. Gr. 8. 27 Ngr.

Der Verfasser dieser Schrift hat sich ebenfalls nicht genannt, aber er hat auch eine sehr in die Augen springende Ursache dazu gehabt. Wer mit so niedermetzelnder Absicht auf ein ganzes Heer stark gerüsteter Gegner einzuhauen wagt, darf wol nicht gut anders als heimlich anrücken, sobald er sich nur irgendeines Erfolgs vergewissern will. Das Buch wird sicher große Wirkung machen. Es deckt mit einem Schlage aller Kirchen Verkehrtheiten auf und zieht sie ohne alle Barmherzigkeit an das klare Licht der Erfahrung. Eine Scheu vor dem Angriff ehrwürdiger, heilig gehaltener Satzungen kennt es gar nicht. Seine Freimüthigkeit ist groß, sie grenzt an Verwegenheit. Man kommt aus dem Staunen, aus der Verwunderung gar nicht heraus. Wer das Buch zur Hand nimmt und nur einigermaßen nicht blind und verstockt einer Partei zugehört, kann nicht anders, er muß das Ganze lesen. Es fesselt gewaltig. Seine Gegner kennt es gründlich. Nirgends zeigt es Halbheit, nirgends Schwäche; auch ist es bei all seiner Leichtfertigkeit doch tief und ruht nicht eher, als bis es in der tödlichsten Stelle das Leben getroffen hat. Sollte denn ein solches Buch in unserm so aufgeklärten 19. Jahrhunderte noch nöthig sein? Das ist die Frage, welche dem Leser überall vorschwebt und worauf das Buch mit leidenschaftlicher Entrüstung Ja, Ja, Ja ruft. Und die Ueberzeugung bringt das Buch, daß eine sehr große Partei mit unserer heutigen Aufklärung nicht blos unzufrieden ist, sondern damit im schroffsten Widerspruche steht, eine Partei, die der festen Meinung ist, daß ein Rückschritt in die zum Regieren der Menschen glücklichere Zeit der Unwissenheit immer mehr und mehr noththut. Das ist eine gar traurige Erfahrung! Wir sind aber dennoch weit davon entfernt, mit Sorge in die Zukunft zu blicken. Die großen Thaten der Erfahrungswissenschaften lassen sich durch nichts wieder ungeschehen machen, am allerwenigsten durch die unwissenschaftlichen Salbadereien der sogenannten strenggläubigen Partei, von denen die wahre Wissenschaft bisher noch gar keine Notiz genommen hat. Es ist recht gut, daß ab und zu ein kampflustiger Haudegen das Nest der Finsterlinge aufrührt und der vernünftigen Welt zur Anschauung bringt, wie stark sie umlagert und verlockt wird von den Feinden der Vernunft und ihrer Wissenschaft.

Jetzt wollen wir nun auch einen mehr das Einzelne ins Auge fassenden Blick in das Buch werfen. Der Verfasser hat mit übersichtlicher Kürze unser gegenwärtiges geologisches Erfahrungswissen zur Darstellung gebracht. Er bemerkt dabei sehr richtig, daß im Ganzen und Großen die Geologen jetzt einig wären und daß die lustigen Hypothesen der frühern Jahrhunderte nur noch in den Köpfen gläubiger Phantasten spukten.

Durch diese Forschungen der Geognosten, Zoologen, Botaniker und Chemiker läßt sich die Kirche nicht im mindesten geniren, sondern als wäre nichts geschehen, oder als hätte sie geschlafen, trägt sie heute so gut wie vor 200 Jahren die Mosaische Schöpfungsgeschichte vor. Sie läßt die ganze Erdbildung einzig auf wässerigem Wege vor sich gehen, da doch schon 500 Jahre vor Christus der Eleate Xenophanes durch den Anblick so zahlreicher fossiler Seethiere fern von der Küste auf die Hebungstheorie geführt worden war, die von Hutton und L. von Buch nur erneut und genauer begründet und ausgeführt wurde. Zwar muß schon achtjährigen Knaben, die in der Religionsstunde diese Schöpfungsgeschichte zu hören bekommen, die Frage einfallen, woher denn der Pfarrer solche Dinge wisse. Ihm selbst sei ja gut bekannt, daß bei Erschaffung der Erde, des Lichts, des Firmaments, der Pflanzen, der Sonne und Fixsterne, der Fische, Vögel und vierfüßigen Thiere kein Mensch zugegen gewesen sei. Und vergebens sucht man in der ganzen Bibel nach einer Andeutung davon, daß Gott dem Adam oder Mose oder sonst einem heiligen Manne den Hergang bei der Schöpfung geoffenbart habe. Allein besagte Erzählung steht jetzt einmal geschrieben in einem Buche, das man das Wort Gottes nennt; also erzählt der Pfarrer Das, was er in diesem Gotteswortе vorfindet, unbedenklich weiter. Da kann er aber doch nicht hindern, daß manche Schüler sich mit Versteinerungen abgeben, vielleicht Mineralogie und Bergwerkskunde studiren und hiermit diejenigen Thatsachen kennen lernen, die ihnen ein bei weitem höheres Alter der Thierwelt und ein noch höheres der Erde selbst wahrscheinlich machen. Ihren Zweifel an der Richtigkeit Dessen, was sie vom Pfarrer gelernt, begegnet man, wenn man sie nicht niederdonnern kann, mit der Ausrede, diese Versteinerungen seien lauter Reste der in der Sündflut untergegangenen Geschöpfe. Zu dem Ende verweist man auf die Knochen von Pferden und andern Säugethieren, von Krokodilen und Fischen, die auf dem Rücken hoher Gebirge gefunden worden seien („Evangelische Kirchenzeitung", 1836, S. 396). Allein hiermit kann sich nur die Oberflächlichkeit abspeisen lassen. Denn die Versteinerungen liegen meistens nicht oben auf, wie sie es müßten, wenn eine ruhige, nur ein Jahr lang andauernde Ueberschwemmung (wohlgemerkt: durch Regenwasser) sie abge-

ſetzt hätte. Sie liegen vielmehr meiſt tief im Boden, oft unter 20—40 ganz andern Schichten vergraben, ja ſie bilden oft ſelbſt ganze Schichten, und namentlich kommen in der Nähe von Berggipfeln gefundene unter Umſtänden vor, denen zufolge ſie nothwendig mußten zuerſt unten abgeſetzt und dann mit den ſie umgebenden Schichten emporgehoben worden ſein. Ueberdies gehört ein großer Theil der Petrefacten völlig untergegangenen Thiergattungen an, nach 1. Moſe Cap. 7 ſind aber die Gattungen, die vor der Sündflut lebten, noch heute alle vorhanden, indem in der Sündflut von jeder Gattung ein Paar erhalten worden ſei. Deshalb ſuchten ſich manche Geologen, zu der Zeit, wo es noch nicht gerathen war, offen mit der Bibel zu brechen, mit der Behauptung zu helfen: der Ausdruck Tag (1. Moſ. 1, 5. 8. 13. 19. 23. 31; 2, 2. 3) beſage nicht nothwendig einen Zeitraum von 24 Stunden, ſondern könne auch eine Periode von unbeſtimmter, vielleicht ſehr langer Dauer bezeichnen.

Dieſe Anſicht habe der ſtrenge Bibelglaube der Kirche längere Zeit nicht zulaſſen wollen, weil das Wort Gottes nicht wörtlich genommen und weil man damit den Hauptgrund des Gebots von der Heilighaltung des ſiebenten Tags hinwegnehme. Später, wo die Geologen ihr Wiſſen immer tiefer und feſter begründet hätten, habe auch die Kirche nachgegeben, und ſelbſt Männer wie Kurtz, Delitzſch hätten zuletzt ganz entſchieden die Meinung ausgeſprochen, daß der gegenwärtigen Erdgeſtalt und Thierwelt Millionen von Jahren vorausgegangen ſeien.

Im Gefühle dieſes Eindrucks greifen ſie daher nach jedem Strohhalm, den ſie ſonſt mit Verachtung weggeworfen. Sie nehmen (Kurtz, Delitzſch, Ebrard, Schöpffer . . .) mit Freuden von ihren rationaliſtiſchen Gegnern die tertwidrige Umdeutung von Tag in Periode an. Sie ſchelten auf diejenigen ihrer Glaubensbrüder, welche jenen Ausdruck wörtlich nehmen, und werfen ihnen höhniſch „Philiſterei" vor (vgl. z. B. Ebrard, „Zukunft der Kirche", 1847, S. 171). Ueberhaupt bietet die Uneinigkeit unter den Bibelvertheidigern ein höchſt gemüthliches Schauſpiel dar. Jeder von ihnen wäſcht ſeinen Brüdern im Herrn den Kopf und wirft dem einen Tertverdrehung, dem andern Buchſtäbelei, dem dritten Kleinglauben vor. Sie müſſen aber dabei zugeſtehen, daß nur die profane Wiſſenſchaft ihnen geholfen habe, die Bibel richtig zu verſtehen. So ſagt Kurtz S. 43 der zweiten Ausgabe: „Die Wahrheit iſt die, daß die bibliſche Urkunde, ſolange wir ſie für ſich ſelbſt betrachten, durchaus nicht zu einer beſtimmten Entſcheidung für die eine oder für die andere Auffaſſung des Ausdrucks Tag berechtigt, daß wir vielmehr die Sache auf ſich beruhen laſſen müſſen oder die Entſcheidung aus den naturwiſſenſchaftlichen Ergebniſſen zu nehmen haben. Dieſe ſprechen aber mit Entſchiedenheit für die Deutung durch Periode." Was muß nun das für ein Organ der göttlichen Offenbarung ſein, das uns darüber im Dunkeln läßt, ob wir ſeine Ausdrücke im gewöhnlichen oder in einem ſonſt ganz unerhörten Sinne zu verſtehen haben; das uns über die Reihenfolge der Schöpfungen belehren will und erſt nach Jahrhunderte langem Zank der Theologen und Naturforſcher endlich von letztern ſeine Deutung empfängt, der ſich die Gottesgelehrten unterwerfen!

Damit wird Inhalt und Geiſt des vorliegenden Buchs hinreichend erkannt ſein. Ob nun der Erfolg ſegenbringend für die Erfahrungswiſſenſchaft und beſonders für die Naturkunde ausfallen werde, iſt ſehr zu bezweifeln. Vorzuziehen iſt es gewiß, wenn die Naturwiſſenſchaft ganz unbekümmert ihren ruhigen Entwickelungsgang fortgeht und ſich nie zu einem Streite mit der Kirche verſteht, die ebenfalls gut daran thun würde, ſich mehr im Schweigen als Hadern zu üben. **Heinrich Birnbaum.**

Mittheilungen aus Berlin.

Mitte December 1855.

Vor allem will ich heute der unter dem Generalintendanten von Hülſen als Vorſtand geſtifteten Alterverſorgungsanſtalt für Theatermitglieder gedenken, welche ſich am 2. December hier definitiv gebildet hat. Der jetzige Hofrath Louis Schneider gab den Anſtoß zu dieſem wohlthätigen Unternehmen, welches dem Stande des darſtellenden Künſtlers ſowol als der deutſchen Bühne überhaupt vorausſichtlich von großem Nutzen ſein muß. Die Kunſt in Deutſchland hat im Allgemeinen ſich ſo ſeparirt, um eine phraſenvolle „Freiheit der Stellung" zu genießen, daß ſie praktiſche Aſſociationen verſchmähte. Es iſt jetzt eine Wendung zum Beſſern eingetreten, und es iſt um ſo erfreulicher, von dieſem Inſtitut effectiv reden zu können, als auch ein anderes, mit dieſem aufs innigſte verwandt, in erfreulichem Fortblühen ſich befindet, nämlich die Schiller-Stiftung zur Unterſtützung hülfsbedürftiger Dichter. Die erſte große Filialſtiftung hat ſich am 6. December unter Directien des Conſiſtorialraths Bormann in Berlin conſtituirt, und Gott ſei Dank! es ſcheint ja, als wenn das deutſche Volk ſich auch nicht undankbar gegen ſeine hohen Geiſter zeige und Intereſſe einer ſo nationalen und ſo ſtolzen Unternehmung angedeihen laſſe. Nur laſſen ſich einzelne Bedenken in Bezug dieſer ſo unendlich wohlthätigen Stiftung aufſtellen, die wohl zu berückſichtigen ſind. Man hat den proviſoriſchen Zuſtand dieſer Stiftung bis zum Jahre 1859 ausgedehnt, vornehmlich aus Pietät gegen den Dichter, deſſen gefeierten Namen die Stiftung trägt. Bis dahin will das Inſtitut nur paſſiv ſein; aber wird es wol bis dahin eine rege active Theilnahme beim deutſchen Publicum beanſpruchen können? Es iſt faſt anzunehmen, daß in vier Jahren das jetzt ſo bedeutende Intereſſe ſich abkühlen wird, wenn das Publicum keine ſpeciellen Thatſachen, keine unmittelbar heilſamen Folgen ſeines Intereſſes erblickt. Ein beſtehendes, actives und ins Leben eingreifendes Inſtitut hat ſicherlich mehr Credit und Theilnahme zu erwarten als ein proviſoriſches; und welchen Nutzen hofft man davon zu haben, daß man erſt nach vier Jahren eine factiſche Centraliſation und eine active Lebensthätigkeit bezweckt? Andererſeits iſt ſchon von mehren Seiten Bedenken getragen worden, dieſe Stiftung nur allein für Dichter zu beſtimmen. Nicht Jedem iſt das Talent gegeben, in poetiſcher Form der Literatur zu nützen, und nichtsdeſtoweniger haben Viele in proſaiſcher Redeweiſe unendliche Poeſie geſchaffen und Dienſte geleiſtet. Dieſe alſo will man, wenn ſie in Noth kommen, ohne Hülfe laſſen? Sicherlich, das iſt eine Ungerechtigkeit, die eines ſolchen nationalen Unternehmens nicht würdig iſt; die Geiſter einer Nation werden nicht nach der Form gerichtet, in welcher ſie ſich ausdrücken, nützen, ſchaffen und Verdienſte erwerben, und bei einem ſolchen Unternehmen, welches dem Genius des Geiſtes und des Talents einen Tribut zollen will, ſollte man die Form, die bloße Aeußerlichkeit nicht in Betracht ziehen. Die pariſer Société des gens de lettres hat darin keinen Unterſchied gemacht und überdies mehr Rückſicht auf wirkliche Abhülfe genommen. Jedem Autor ſteht es frei, Mitglied dieſer Geſellſchaft zu werden, und nach den Statuten verpflichtet er ſich damit, ſeine Manuſcripte nicht unter einem gewiſſen Preis dem Buchhändler zu veräußern. Gerade dadurch haben ſich die Schriftſtellerhonorare in Frankreich ſo außerordentlich hochgeſtellt. Unbekannten Autoren, deren Manuſcripte nicht von ſelbſt unterzubringen ſind, iſt es ferner geſtattet, dieſelben dem Vorſtande der Geſellſchaft einzureichen, welcher ſie prüft und, nachdem er ſie brauchbar gefunden, dem Autor abkauft, weil ſtets eine

Dann von Buchhändlern betrieb ist, dieß vom Verfasser abgesehen. Wenn Einer es verlegen will, Jedermann hat es zum Lesen, Interessirte, insbesondere Autoren und Recht gehabte, es hat mindestens für seine gute Arbeit einen Lohn, den man in Druckkosten nicht messen darf, wenn man seinen großen Namen hat. Aber für Bastler des ganze da keines bedeutet dieß Gunst nicht auf Personen allein, sondern gibt auch den in Preis sich unterscheidenden armen Autoren Brot und Verdienst. Ich glaube, daß es im Interesse der Bastler-Stiftung wäre, wenn Manuskripte, wenn es irgend möglich, ebenfalls so weit ausgebessert, daß sie einer gründ und nur geringer Korrektur bedürfen könnten.

Der literarische Stoff ist nur so bedeutend in Heften, daß man in der That Lust hat, einen Bericht darüber zu schreiben, daß man sehr Lust hat und ein bescheidenes Honorar durch den mitarbeitenden Redakteur verwendet sieht, oder daß man sich gerne das Lesen der Korrespondenzen, daß sie zur Hälfte für den Papierkorb arbeiten und Kinder in die Welt setzen, die nicht gesund kommen können. Wenn Korrespondenz, für welche noch kein einziger von seinen Abonnenten das Wort ergriff,* doch will als selbst auf den Gedanken hat, dem Redakteur den Vorschlag dazu zu machen. Aber die Berichtungen von Otto Schmidt und vom Professor Polydor Theodor Kunstmann!

Otto Schmidt hat mit Ehrgeiz, eine gründete Thatsache, die er zu sehr hat Gelehrte eben, einen neu will. Materialwerthe, viel Fleiß und etwas bisherer Schwerfälligkeit sie ist etwas Interessant und auch neues, aber nicht Alles, was er sagt, ist auch thatsächlich so, wie er sie hinstellt. Wer sieben ein möchte Bruder, über eine unwichtige Einzelheit in „Heroen und ihre Geschichte", im „Marchenfeld" und im „Lotse Schwerin" ist Irrthum, und wenn der Irrthum, wie es bei Herrn Lotse in Donaldimensionen war erreicht, weil es auf mit der Thatsache Sinn und Zweck hatte, und nur mit Gedanken Thatsachen. Die seinen Berichtigungen, welche sie zum Besten der Bastler-Stiftung hatte, haben mich einen besonderen Eindruck gemacht. Ich denke „Herr der Ringe und sein Hof", welcher in der ersten Aufregung spricht, hinterließ einen unbefriedigten Eindruck bei meiner Frau. Sie sie sich gerade Gedanken, wenn sie die weitere erfreulichen Aufschluß „Geschichten Trauerklage" und „Ein Gedenkblatt" lesen, wo sie ihre ehrlichen Gefühle Ausdruck gefunden. Sie war nicht Kenner, die Tatsachen klären zu Verwandten, die sie nicht kannte, und sie hatte sie nicht. Wir glauben, daß Otto Schmidt mit seinen lebendigen Talenten sich auf dem Gebiete der Heroen sehr wohl verwerfen gelegt, weniger wenigstens, etwas natürlicher, freier und weniger nach Gelehrsamkeit, Gelehrsamkeit, die sich Mühe gibt, gelehrt zu sein Ehrgeiz, um einen dramatischen Talenten verwandt Gestaltung zu gewinnen.

Polydor Theodor, ein in Frankreich berühmter literarischer Schreiber, hat sich in seinem Buch warmer und begeisterter Bücherfreundschaft in Berlin gefunden, aber scheint ein Apel bei Gericht den Bücherfreunden Berlin zu sein unterstützt zu haben. Diese Berichtigungen waren weniger dankenswerth, als Gelehrsamkeit seine Aufschrift zu geben. Ebenso hatte dieß Buch Gelehrsamkeit, Gelehrsamkeit, die sich Mühe gibt, gelehrt zu sein Ehrgeiz, um einen dramatischen Talenten verwandt Gestaltung zu gewinnen. Ebenso hatte dieß Buch Gelehrsamkeit, Gelehrsamkeit, die sich Mühe gibt, gelehrt zu sein Ehrgeiz, um einen dramatischen Talenten verwandt Gestaltung zu gewinnen.

* Einige Bastelleute! Ueber seine Korrespondenz klagt man. Wenn sie über nichts zu klagen hätten, was möchte gerne ein Redakteur sagen? Ich möchte wissen, von wenn von einem Bastelleute ist die Redaktion von Korrespondenz zugleich meinen, sie schmeichle unter-schlecht meinen Lesern. Aber wo bei Mir Verschwiegenheit, so wo Meinen die Journale sich sein vorliegenden ist? Auch bei der vorliegenden Korrespondenz Redakteur sich Mühe, sie zu Berichtigungen, sehr Bemerkungen zu Kenntnissen bringen zu müssen. D. Red.

am Colleges de France nahm seinen zu seinem Gelegenheit hatte, entstellte er in Bastler Wortlaut, Wortlaut, der einzelnen Gemälde, welches zum Anlaute hatte, die gegenständen Gemälde Bastler nationalen Sympathiestreiten zu empfinden. In und sie sich in der Thema, ungemein schwierig zu behandeln und lebhaft durch Combinationen zu lösen, in denen Gemälde bestellt sie resultirten Literatur sich vorliegt zu großer Freiheiten erlaubte; im Allgemeinen aber wurden sie mit prägnanter Schärfe hingestellt. Ungemein schwer lernt durch Schwierigkeit auf durch lebhafte Färbung waren die Porträts, die er von engsten Freunden, Freundinnen Bastelleute, wie Frau Bruun, Fanmarion, Bürger Duval, Gustav, Jules Janin, Balzac, Gautier, Sue, Dumas, Alexandre Dumas und George Sand. Aus diesen einzelnen Gemälde Reihen er durch sein Thema, den Sonnen des Bastler Gesammtcharakter in seinen Werken zu entwickeln, ein gelammten, indem er dabei von dem Gemälde der treuesten Freundschaft bis zu dem Gemälde des und der von Physiologie einging, durchblickenden Zeit der Romantik bis zu der Zeit des Realismus. Jenen Gemälde Freundschaft in Frankreich und seinen Einfluß, den Literatur voran sich entfaltet den materialistischen und literarischen Namen. Eine einzelnen Gemälde in ungemein lebendiger Sprache ein, welche er zwischen Zeitungen Cooper und Eugène Sue legte, welche er vor jenen Sue ausgestellte, Bastler bis einzelnen Gebrechen der Gesellschaft schilderte. Im Allgemeinen Gemälde Bastler Gesellschaft, welche unbedingt einzelner minutenlaufender Zeitschauer. Die treuesten Lebensnehmen nicht Bastler, als die französische Literatur bedeutenden und als ein einen Lesern, physiologischen, fixieren und unbedingt Bastler Richtung, zu bringen. Sie können es nicht einem von Viele und Aufschriftzeit zu seinen Studien bestehen Zeitungen Bastler Gemälde er — vielleicht aus Bastelleute — ihren großen Gedanken zu sehr gründlichen hat.

Jenny Bastler Gemälde Mist hat sie Konversation Jenny Style's eine Revolution verursacht, die inneren sich bestimmten gebessert, als sie nachher in Style hin und her zum ist nun Gemälde, er hat nicht den Gründen mehr, durch die Thun erscheinenden Zahlen das Publikum zu benutzen. Die Worte sind so bestimmt Bastler Absichten gewesen, wenn die sie Richard Wagner's, seinen musikalischen Glaubensgenossen, sein Bastler Gemälde, sie Bastler Style, welche Gemälde sich Herr spart und Bastler Richter bei Richard Wagner'schen Opernaufführungen hier anstatt hat Bastler Gemälde machen möchte, sind, hat „Lohnstandard" in Berlin doch wenig Bastler bildet und auch Bastler Gemälde Bastler Gemälde Bastler Gemälde Bastler weiter nichts als einen neuen Theater erreichen. Die gelernten berliner ausführlich Bastler hat bei seinen Gedenkblättern, wo es sich um Bildnisse handelte, bewundernswerth gezeigt, sie geistig Bastler Gemälde Bastler Gemälde Bastler Gemälde Bastler Gemälde, sondern sie entstellte mit voller Wirkung, die Charakter, den Bastler Gemälde und die Lebenseigenschaften Bastler Gemälde Bastler Gemälde.

Gesellschaft habe ich ein neues Bastler, und dem berliner Kunstverein hervor, welches von Hermann Scheerenberg, dem Bruder des Maler-Dichters, dort ein Gesellschaftswerk ausgestellt ist. Das Thema ist ein Gesellschaft, es sind „Gedenkblätter an den verehrten Meister", eine Begleitung, welche mich Bastler Gemälde, was es bedeutet, wenn ein Gemälde Bastler Gemälde bestehende die beiden Schwestern sind in ihren Charakter verschieden, die eine Gemälde, humor, unbefangen, und heiter, welche mit Gemälden Bastler und lebendig bei einer eingetretenen Schwester das Band zeigt. Diese andere Bastler die Gesellschaften ist eine feine Cantilene, lyrig, elegant und dabei scheu, aber von dem Leide der Meister zerbrochen und trotz ihrer ihren leichtsinnigen Lebensmanne an die Band der Gedenkblätter gelegt. Der Künstler hat natürlich zu sehr Absicht auf trockenen Publikum genommen, indem er dem Charakter eines ausgezeichneten Gemälde zu verschiedenen Gemälde zum Bild Bastler Gemälde zeigt aber das Gemälde zu wenig und entstellte

Farbencompoſition, ſo natürlich und ſchön gezeichnete Figuren, daß aus jeder derſelben das innere Gefühl hervorleuchtet, welches den Maler beſeelt hat. Ein Künſtler, der mit ſolchem Werke debütirt, hat allen Grund, eine ſchöne Zukunft zu erwarten.

Eduard Schmidt.

Bergmannspoeſie.

Poetiſche Schriften von Friedrich Meyer von Baldeck. Erſter Theil. Blätter aus dem Gedenkbuche eines Bergmanns. Mitau, Reyher. 1854. 12. 25 Ngr.

Es iſt etwas Erfreuliches in unſerer Zeit, poetiſche Schriften in die Hand zu bekommen; aber der Titel „Poetiſche Schriften" erweckt große Erwartungen und berechtigt zu großen Fragen, als etwa zu folgenden: Hat der Verfaſſer poetiſcher Schriften das Gebiet des Ewigwahren, des Urſchönen, des Ewigvollkommenen hell erkannt und ſcharf erkundet? Hat er tiefere Blicke gethan in den Zuſammenhang von Geiſt und Natur? Hat er die Kraft, hinüberzuführen, hinüberzuleiten, hinüberzutragen über die Grenze der Gegenwart und Gewöhnlichkeit in das Gebiet der höhern Wirklichkeit, der idealen Möglichkeit? Haben dieſe poetiſchen Werke das eigenthümliche Gepräge, daß ſie entſtanden ſind, weil der Verfaſſer ſie ſchaffen mußte, oder, im Gegentheil, ſind dieſe Werke nur geſchaffen, weil der Verfaſſer ſie ſchaffen wollte? Sind dieſe Werke ſo feſt geſchloſſen und gegliedert, daß ſie nur den einen Punkt treffen konnten, den ſie treffen? Iſt der Geiſt, der ſie ſchuf, eine Einheit, ſo vielgliederig, ſo vielfarbig, ſo vielbeweglich auch die Geſtaltungen ſein mögen, in denen er erſcheint? Referent erſucht den Leſer, die Beantwortung dieſer Fragen auszuſetzen, bis er die kurze Ueberſicht des Inhalts geleſen hat, die wir geben wollen.

Nach einer Widmung in Verſen folgt: 1) „Des Bergmanns Tagewerk. Liederkranz." Vor dieſem Liederkranz iſt eine kurze Erklärung aller beim Bergbau vorkommenden und in dieſen 18 Gedichten gebrauchten bergmänniſchen techniſchen Ausdrücke zu leſen; der Verfaſſer geht ganz gründlich dabei zuwerke, indem er alſo anhebt: „Der Bergbau wird gewöhnlich von Actiengeſellſchaften betrieben, die der Bergmann in ſeiner eigenthümlichen Sprache Gewerke nennt; dieſe geben jedoch nur den Fonds her, haben mit dem eigentlichen Grubenbetrieb nichts zu thun und bekommen, je nachdem der Bergbau vortheilhaft iſt, Ausbeute, oder müſſen, im entgegengeſetzten Falle, Zubuße zahlen" u. ſ. w.

Referent meint, es ſei eine ungünſtige Chance für ein Gedicht oder für einen Liederkranz, wenn der Leſer, bevor er zu leſen anfängt, erſt Belehrungen über Sachen erhalten muß, die außerhalb des Weſens des Poetiſchen liegen. Wir theilen als Probe aus dieſem Liederkranz mit:

Der Häuer.

Der Häuer ſitzt vor dem Orte,
Es glänzet umher der Stein,
Es glitzert und es flimmert
Bei ſeines Lämpchens Schein.

Ich muß mich mühen und plagen
Und ſchaffe das Erz zum Licht
Für Könige, Fürſten und Herren,
Mir nur allein blinkt's nicht.

Des Königs goldene Krone
Die ſtammt aus meiner Hand,
Von mir das ſtrahlende Scepter,
Dem beugt ſich Meer und Land.

Des Reichen funkelnde Schätze,
Ich hab' ſie ans Licht gebracht,
Ich ſitze arm und zerſchlagen
In tiefer dunkler Nacht.

Das Mägdlein ſtrahlt am Altare
In des hellen Schmuckes Schein,
Den ſchafft' ich mit meinen Händen
Aus hartem, ſprödem Stein.

Und was dort oben nur ſchimmert
Im Glanz metall'ner Pracht,
Das hab' ich mit tauſend Mühen
Ans Tageslicht gebracht.

Und iſt meine Schicht verfahren,
Und ſeh' ich das Abendroth,
Dann nahen die hungernden Kleinen —
Und ich — ich habe kein Brot.

2) Die zweite Abtheilung dieſer „Poetiſchen Schriften" iſt überſchrieben: „Die Bergwerkswohlfahrt. Erzählung." Der Verfaſſer ſagt in dieſer Erzählung, daß die Bergleute den Glauben an ein unbedingtes Fatum hätten, und daß Jedermann den Bergleuten Glück wünſche zu dieſem Glauben, weil darin ein kräftiger Troſt liege bei der gefahrvollen Arbeit.

Referent überläßt das Urtheil über dies Raiſonnement dem nachdenkenden Leſer und erlaubt ſich nur den Zweifel auszuſprechen, ob ſo allgemein, wie es in dieſer Erzählung geſchieht, in Rückſicht auf die Verhältniſſe der Bergleute der Satz ausgeſprochen werden darf: „Die Strenge der Subordination verlangt, daß der Untere gegen den Obern nie zu ſeinem Rechte gelange, und wäre es ſo klar wie Sonnenlicht." Wo das „Poetiſche" in dieſer Erzählung liegen möge, hat Referent nicht ermitteln können.

3) „Bergtöneken. Ein Märchen." Den ältern deutſchen Volksmärchen liegen faſt immer tiefſittliche Ideen zugrunde; die modernen Märchen entbehren dieſes Fundaments nicht ſelten. Meyer's „Bergtöneken" gehört zu dieſer modernen Sorte. Referent meint, es werde Jedermann leicht begreifen, daß doch ein Unterſchied ſei zwiſchen einer Geiſter- oder Spukgeſchichte und einem Märchen.

Die letzte Abtheilung dieſer „Poetiſchen Schriften" iſt überſchrieben: „Bilder der Nacht. Skizzen." In der Einleitung ſagt der Verfaſſer: „Nachts, wenn die Sternlein in beißender Satire das leere Treiben der Menſchen bekritteln, wenn die Strahlen ihrer Witze wie Blitzfunken von dem einen zum andern ſchießen, wenn der dumme, alberne Mond mit ſeinem faden, nichtsſagenden Geſicht auf die Erde hinabſieht und von ſehnſuchtsreichen Liebenden gerade wegen ſeines Nichtsſagens geprieſen wird, wenn es ſtill wird auf den Straßen und nur der Nachtwächter Pfeifen, wie die lieblichen Töne der Nachtigall, die lautloſe Stille unterbrechen, wenn nur dann und wann eine vornehme Equipage wie Jupiter's Donner mit dumpfem Geräuſch durch die Straßen rollt, dann drücke ich den Hut in die Locken, entblöße Hals und Bruſt, und durch die geſpenſtiſch hellen Straßen wandernd, erquickt mich, wie kühlender Quellentrunk, das friſche Wehen der Nacht. Dann blicke ich zuweilen zum Himmel empor und lache und ſchäkere mit den Sternen, ſpreche zum Mond in beißenden Floskeln, oder ſehe auch um mich in das nächtliche Treiben der Menſchen, in Freud und Leid, in Lächeln und Thränen, und dann lächle ich auch und weine auch. Die Thränen, die ich geweint, das Lächeln, das mir um Wange und Mund geſpielt, ſie ſind mir unter den Händen zum dunkeln melancholiſchen Blütenſtrauß geworden — viel Cypreſſe und Trauerweide, viel düſtere Nachtgeſträuche und wenig helle, bunte Blüten der Freude."

Dieſe alſo eingeleiteten Skizzen ſind nichts Anderes als Heinrich Heine'ſche Liebes- und Rouégeſchichten in Proſa; ob dieſe Sorte in Kurland für poetiſch gilt, weiß Referent nicht; in Deutſchland wird ſie ſchwerlich dafür anerkannt.

Nachdem Referent ſo in aller Kürze den Inhalt dieſes Bandes überſichtlich mitgetheilt hat, wird es dem Leſer nicht ſchwer ſein, die oben geſtellten Fragen zu beantworten. 77.

Oesterreichische Statistik.

Mit unserm Heft der von Directorium der administrativen Statistik im k. k. Handelsministerium herausgegebenen „Mittheilungen aus dem Gebiete der Statistik", das soeben Jahrgang 1854 erschien, enthält eine interessante „Skizze einer Geschichte der k. k. Statistischen Bureaux in den Jahren 1829—53" und der Jahre des Wissenschaftlichen Werth hatte. Die erste Idee zu Errichtung eines „topographisch-statistischen Bureaus" für die Statistik Oesterreichs" wurde bereits 1810 im Staatsrathe kund 1 pr. Hofkanzlei gefördert, und zwar hielt man schon damals die weitesten Zwecke eines solchen Institutes, Dasselbe sollte nämlich nicht nur Materialien zu allen Gesetzgebungen und nach den einzelnen Provinzen", deutlich der Kaiser, sondern die Grundlagen für Verwaltung selbst Ihre weiteren Ausführungen, erhielt 1819 Staatsrath von Schreiben von Hofrath, von Frau und Hofkanzlei-Vice-Director Freiherr von Stadion, den eigenen topographisch-Statistischen Anhalt aufzuarbeiten, und in günstigster Beleuchtung zu bearbeiten. Diese Arbeiten wurden jedoch nicht vollendet, da seine Person an der Ausführung des Geschäftes, erfahrten zwar, nachdem ihm bewerkstelligt gewesen wurden, und Zweifel für den Fall, wenn sie nicht vollendet gewesen wären, einen Bericht, aber in Ungnade, und Hofrath Schreiben auf Jahre lang Dienste thun. Im Jahre 1829 wurde dieselbe durch den Präsidenten der Hofrechnungsdirectionen, Freiherrn von Baldacci, näher aufgenommen und durch die Übergabe seines Entwurfes, Berichten, von Metternich, in dem „Plan zur Errichtung eines statistischen Bureaus in 77 Zahlen" ten Punkt zu dem jetzigen Gebäude gelegt. Metternich nahm sehr gnädig auf die practischen Ansicht des Freiherrn und ließ seinen eigenen Gedanken in ermittelnden Daten Bildung, nämlich die Auffassung der Statistik in ihrem jetzigen weiten Sinne und allgemeinen Zwecke, und seine practische Ansicht, wonach wurde die Anfertigung von 100 statistischen Tabellen befohlen, welche weiter in sieht Hauptabtheilungen: Land, Bevölkerung, Staatsverwaltung, Finanzen und Militär, zu zerfallen hatten. Aus der ungemeinen Schwierigkeiten, welche sich der Ausführung dieses Planes entgegen stellten, Ungarn und den Provinzen, wurde der Anfang des Jahr 1830 in Wien Statistik, und zwar mit Ausnahme des Jahres 1833 wegen Ihrer Reise nach Ungarn, Jahr für Jahr Ergebnisse, Tabellen, Übersichten, Berichten, Bemerkungen, Einleitungen und Übersichten, Resultaten

der andern werth, und wenn wir auf diesen Artikel aufmerksam machen, so geschieht dies darum, weil wir dadurch der literarischen Angelegenheit, für die wir Beide uns bemühen, einen Dienst zu leisten hoffen und unsern „confrère" in Paris davon überzeugten möchten, daß auch wir uns seine wackern Bestrebungen, ein immer innigeres Verständniß zwischen den literarisch Gebildeten beider Nationen zu erzielen, nicht entgehen lassen. Wir sind ihm dankbar für seine gute Meinung, wenn er sagt, daß das von uns redigirte Blatt „se distingue entre tous par l'absence totale de ce que nous avons appelé l'ignorance internationale, dont tant d'autres publications allemandes fournissent de frappants exemples, malgré la réputation scientifique de la vieille Germanie". Wenn uns Karl Stachel ferner so glücklich situirt glaubt, „pour donner d'utiles indications à ses compatriotes comme aux étrangers", und dann hinzufügt: „nous, dont la mission est semblable, nous lui devons une reconnaissance particulière pour les encouragements que son exemple nous donne", so können wir versichern, daß wir uns seine Bestrebungen und Belehrungen ganz in derselben Weise zur Aufmunterung dienen lassen, auf dem Wege wie bisher fortzuschreiten. In unserer Zeit, die so gern Alles auf materialistische Impulse zurückführt, hat man auch behauptet, daß die Annäherung der Völker hauptsächlich durch die Ausbildung und Förderung der materialistischen Interessen bewirkt werde. Wir für unsere Person neigen uns vielmehr der Ansicht zu, daß die gebildeten Völker näher aneinander geführt wurden, weil sie sich in ihren geistigen Aufgaben und Leistungen gegenseitig kennen und schätzen lernten. Dies intellectuelle Band wird, wie wir hoffen, sich unter den gebildeten Völkern immer fester schlingen und, wie unter wahrhaft gebildeten Leuten, jeden thörichten Territorialhader und jede Rauferei wegen der bloßen „gloire" zuletzt unmöglich machen. Es ist dies eine Ansicht, die wir in einem Aufsatz über die geistigen Einflüsse Deutschlands auf das gesammte Ausland, welchen demnächst die „Gegenwart" bringen wird, näher auszuführen versucht haben. **H. M.**

Notizen.

Englische und nordamerikanische Urtheile über die Deutschen und ihre Literatur.

Die Dichterin Karoline Norton, bekannt durch ihren Proceß mit ihrem Manne, aus dem sie übrigens vollkommen gerechtfertigt hervorging, hat in einem Buche, welches merkwürdigerweise zuerst in deutscher Sprache unter dem Titel „Die Frauen in England unter dem Gesetze unsers Jahrhunderts" (Berlin, F. Duncker) erschienen ist, ihre Leidensgeschichte erzählt und ihrem Unwillen über die in Betreff ehelicher Streitigkeiten und der Stellung der Frauen überhaupt allerdings monströsen englischen Gesetze Ausdruck gegeben. Aus einem der Schrift vorgedruckten Schreiben der Verfasserin an den deutschen Herausgeber, Max Schlesinger, erfahren wir, daß das Buch in England überhaupt nicht im Buchhandel erscheinen wird. Interessant war uns in diesem Briefe namentlich eine Stelle, worin Mrs. Norton, die auch wol sonst schon ihre Bekanntschaft mit deutscher Literatur dargethan hat, von der deutschen Nation mit einer Bewunderung spricht, welche fast geeignet ist, uns zu beschämen. Die Stelle lautet: „In einem Lande, dessen große ästhetische Literatur die Literaturen Europas beherrscht, dessen Poesie die Wurzel zu sein scheint, aus der alle andere Poesie erwächst und erblüht (whose poetry seems to be the root from which all other poetry springs into blossom), dessen Volkscharakter mir immer die tiefste Bewunderung eingeflößt hat — in diesem Lande mit Ehren bekannt zu werden, gehörte schon zu den begeisterten Hoffnungen meiner frühen Jugend, ist noch heute mein trauriger Wunsch, wo so manche Hoffnungen mich getäuscht haben. Nach einem freundlichen Andenken unter meinen eigenen Landsleuten verlange ich nichts so sehr als ein freundliches Gedächtniß in Deutschland." Dies erinnert an die für uns gleich schmeichelhafte Bulwer'sche Widmung des „Maltravers" an die deutsche Nation als an ein „Volk von Denkern", was freilich eine etwas starke Hyperbel ist, denn es gibt auch unter uns Deutschen Leute genug, die in ihrem ganzen Leben nichts Gescheites denken oder etwas Geschicht Gedachtes nur nachzudenken wissen. Wir erinnern hierbei an eine Abhandlung des freisinnigen nordamerikanischen Theologen Thomas Parker, der darin unter Anderm bemerkt: „Nach unserm Dafürhalten ist die deutsche Literatur die schönste, die reichste, die ursprünglichste, die frischeste und religiöseste Literatur der ganzen neuern Zeit." Dergleichen darf uns darüber trösten, wenn ein Junkerblatt wie der „Standard" unsere Poesie „monströs extravagant", unsere Philosophen bloße „Querköpfe", unsere ganze Gelehrsamkeit einen an den holländischen Gelehrten begangenen Diebstahl, oder das „Gentleman's magazine" uns sammt und sonders „plump und dumm" nannte.

Literarische Neuigkeiten aus England.

Von Lord Brougham herausgegeben erschienen: „Letters of George the Third to Lord North. Appendix to «Historical sketches»". Lord Brougham schildert in dem Buche den König als einen tyrannischen, halsstarrigen und bigoten Fürsten, wogegen das „Athenaeum" bemerkt: man könne nicht zweifeln, daß Georg III. es wirklich für seine Pflicht gehalten habe, im Kriege gegen die Nordamerikaner zu verharren, denn wieder und immer wieder habe er dem Lord North erklärt, daß er niemals in eine Zerstückelung des Reichs willigen werde. Die Vorwürfe, welche Brougham gegen den König richte, fielen vielmehr auf Lord North zurück, und zwar zu um so größerm Nachtheil für diesen, da er gegen seine Ueberzeugung und gegen sein Gewissen gehandelt habe. Alle Enthüllungen letzterer Zeit bestätigten es, daß der König so gehandelt habe, wie er es nach seiner beschränkten Einsicht für Recht gehalten, was man aber nicht von seinem, wie Brougham ihn nenne, „well natured" Minister sagen könne. Georg III. sei ein Mann von eiserner Willenskraft und unbeugsamer Hartnäckigkeit gewesen, und wenn er sich zuletzt jedem Fortschritt widersetzt habe, so sei dies nur deshalb geschehen, weil er es für seine Königspflicht gehalten habe, keine Neuerung aufkommen zu lassen. „Gerechtigkeit" — ruft das „Athenaeum" aus — „Gerechtigkeit für den König wie für den geringsten seiner Unterthanen!"

Bei Gelegenheit eines neuen englischen Arbeiterromans: „North and South, by the author of «Mary Burton»", sagt die „Revue des deux mondes": „Mit der Industrie würden nicht so viele Gefahren verknüpft sein, wenn ihre Chefs die Arbeit und nicht den Reichthum als ihr eigentliches Lebensziel betrachteten, denn alsdann würde die Industrie einen allgemeinen gesellschaftlichen, keinen egoistischen und persönlichen Zweck haben. Von dem Tage an, wo diese Idee zugelassen und zu einem Glaubensbekenntniß geworden wäre, würden die Gefahren, womit die Industrie uns bedroht, zum größten Theile verschwunden sein. Daher glauben wir auch, daß das industrielle England von den furchtbaren Problemen, welche dem Schooße der Industrie entsteigen, weniger zu fürchten hat als die Continentalstaaten, und daß dies auch der Grund ist, weshalb es den Bewegungen des Socialismus entgangen ist. Bei diesem Volke ist die Arbeit immer als die erste aller Tugenden betrachtet worden; sie ist bei ihm nicht eine Last, nicht eine harte Verpflichtung und Nothwendigkeit: sie ist ein Instinct. Sie ist nicht, wie man einmal auf der französischen Tribüne höchst unklug und falsch versichert hat, eine Buße; sie ist ein Segen, ja die Erscheinung des Menschen auf Erden findet erst in ihr ihre Verwirklichung."

Das seltsame Phänomen des Mormonenstaats ist neuerdings in zwei Schriften behandelt worden, von denen die eine: „Female life among the Mormons. By the wife of a Mormon elder recently from Utah", in Neuyork, die andere: „The prophets: or Mormonism unveiled. With illustrations", in Philadelphia erschienen ist. Die erstere glaubt das „Athenaeum" für eine vollkommene Mystification halten zu dürfen; die andere trage den Stempel größerer Glaubwürdigkeit. „Aber", führt das englische Blatt fort, „der Verfasser erklärt uns die räthselhafte Thatsache nicht, wie Brigham Young es machte, daß er, der obersten Regierungsgewalt Trotz bietend, die Beamten, die zur Erzwingung des Gesetzes abgeschickt wurden, einschüchterte, dem Obersten Steptoe die Ueberzeugung beibrachte, daß er etwas Besseres zu thun habe, als sich mit ihm zu beißen, und daß er jetzt über 30,000 Unterthanen herrscht, deren Zahl durch Bekehrte aus allen Weltgegenden fortdauernd wächst — 1500 Meilen von jeder civilisirten Gesellschaft entfernt! Es ist dies ein seciales Phänomen, welches in der modernen Geschichte nicht seines Gleichen hat." **H. M.**

Bibliographie.

Christiansen, C., Ueber erworbene Rechte. Kiel, Schröder u. Comp. Gr. 8. 22½ Ngr.

Ehrenfried, Der Anzeiger. Novelle. Kiel, Schröder u. Comp. 8. 20 Ngr.

— — Die Ideale und das Leben. Novelle. Zwei Theile. Kiel, Schröder u. Comp. 8. 25 Ngr.

Fabri, F., Briefe gegen den Materialismus. Stuttgart, C. G. Liesching. Gr. 8. 1 Thlr.

Fechner, H. A., Über den Gerechtigkeitsbegriff des Aristoteles. Ein Beitrag zur Geschichte der alten Philosophie. Leipzig, Matthes. 1855. Gr. 8. 20 Ngr.

Hanus, I. J., Über die alterthümliche sitte der angebinde bei Deutschen, Slaven und Litauern. Als ein beitrag zur comparativen deutsch-slavischen archäologie. Prag. 1855. Gr. 8. 10 Ngr.

Helfert, J., Biographisches Denkmal. Mit dem gestochenen Bildnisse. Leipzig, Hübner. Gr. 16. 10 Ngr.

Heland oder das Lied vom Leben Jesu, sonst auch die altsächsische Evangelien-Harmonie. In der Urschrift mit nebenstehender Uebersetzung, nebst Anmerkungen und einem Wortverzeichniß. Von J. R. Köne. Münster, Theissing. 1855. Gr. 8. 3 Thlr.

Knorrn, K., Madame Pauli. Epische Gedicht in sechs Gesängen. Paris, Glaeser. 1855. 32. 10 Ngr.

Koch, W., Der Mutter Geist. Ein Drama in einem Aufzuge. Dresden, Adler u. Dietze. 12. 16 Ngr.

Kruse, T., Indiens alte Geschichte nach den ausländischen Quellen, in Vergleich mit den inländischen, dargestellt und besonders hinsichtlich des Handels und der Industrie mit Rücksicht auf die neuesten Zeiten zuerst bearbeitet. Leipzig, Dyk. Gr. 8. 2 Thlr. 22½ Ngr.

Kühne, F. G., Die Verschwörung von Dublin. Drama in 5 Acten. Leipzig, E. H. Mayer. 8. 25 Ngr.

Libussa. Jahrbuch für 1856. Herausgegeben von P. A. Klar. 15ter Jahrgang. Mit zwei gestochenen Porträts und zwei gestochenen Kunstblättern. Prag, Leipzig, Hübner. 1855. Gr. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Maquet's, A., Neuere Romane. In elegantem Deutsch vollständig wiedergegeben von F. Heine und A. Schrader. 1ter — 10ter Band. Leipzig, Kollmann. Gr. 16. à 10 Ngr.

Münckner, A., Lieder vom Jenseits. Dresden, Türk. 16 Ngr.

Polen. Gesammelte Novellen von F. Brunold, A. Wolfsohn und L. von Kesteloot. Berlin, Hoevel. 1855. 8. 20 Ngr.

Philoktetes frei in der Form nach Sophokles. Von J. G. Müller. Celle, Capaun-Karlowa. 1855. 16. 10 Ngr.

Prosch, E., Sphinx. Räthsel-Gedichte. Berlin, A. Duncker. 16. 15 Ngr.

Quenstedt, F. A., Sonst und Jetzt. Populäre Vorträge über Geologie. Mit 46 Holzschnitten und einer Charte. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Reinking, L., Die Niederlage des Quintilius Varus und Germanicus Kriegszug durch das Bructererland. Eine Prüfung der bisherigen Ansichten. Mit einer Karte. Warendorf. 1855. Gr. 12. 12 Ngr.

Retcliffe, Sir John, Sebastopol. Historisch-politischer Roman aus der Gegenwart. Englische und deutsche Original-Ausgabe. 1stes und 2tes Heft. Berlin, Röhring. Gr. 8. à 5 Ngr.

Riedwald, M. v., Bilder aus dem orientalischen Kriege. Eine Folge historischer Romane aus unsern Tagen. Drei Theile. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 4 Thlr.

Riehl, W. H., Hausmusik. — A. u. d. T.: Fünfzig Lieder deutscher Dichter in Musik gesetzt. Stuttgart, Cotta. 1855. Folio. 2 Thlr. 21 Ngr.

Saat und Garben. Zur Beachtung und Betrachtung aus deutschen Prosaikern. Berlin, Guttentag. 16. 1 Thlr.

Sagen und Bilder aus Westfalen. Gesammelt und herausgegeben von G. Freih. v. Vincke. Hamm, Grote. Gr. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Saphir, M. G., Pariser Briefe über Leben, Kunst, Gesellschaft und Industrie zur Zeit der Weltausstellung im Jahre 1855. Wien, Hartleben. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schulz, P., Marginalien über die Wiener Revolution vom Jahre 1848 und ihre wichtigen Folgen in der spätesten Zeit. Leipzig, Gerhard. Gr. 8. 2 Thlr.

Schurz, A. F., Lenau's Leben. Großentheils aus des Dichters eigenen Briefen. Zwei Bände. Stuttgart, Cotta. 1855. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Spengler, L., Leben des heiligen Rhabanus Maurus, Erzbischofs von Mainz. Zum tausendjährigen Jubiläum. Regensburg, Manz. Gr. 8. 13⅓ Ngr.

Stern, A., Zwei Frauenbilder. Dichtungen. Leipzig, Matthes. 16. 12 Ngr.

Storm, T., Gedichte. 2te vermehrte Auflage. Berlin, Schindler. 16. 1 Thlr.

Strippelmann, F. G. L., Der Gerichts-Eid. 1ste Abtheilung. — A. u. d. T.: Der christliche Eid nach Entstehung; Entwickelung; Verfall und Restauration. Cassel, Fischer. 1855. Gr. 8. 1 Thlr 15 Ngr.

Trummer, C., Das Verhältniß der heutigen Strafgesetzgebung zum Christenthum. Studien. Frankfurt a. M., Brönner. Gr. 8. 27 Ngr.

Tschudi, F. v., Das Thierleben der Alpenwelt. Naturansichten und Thierzeichnungen aus dem schweizerischen Gebirge. Mit 24 Illustrationen nach Originalzeichnungen von E. Rittmeyer und W. Georgy. 3te verbesserte Auflage. Leipzig, Weber. Gr. 8. 1 Thlr.

Voltaire, Zaire, Tragödie. Deutsch von T. Ruoff. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 8. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Harkort, F., Ueber Armenwesen, Kranken- und Invalidenkassen. Herausgegeben vom technischen Verein. Hagen, Bug. Gr. 8. 6 Ngr.

Richter, L., Gutachten die neuesten Vorgänge in der evangelischen Kirche des Kurfürstenthums Hessen betreffend. Leipzig, B. Tauchnitz. 1855. Gr. 8. 15 Ngr.

Die Wehrpflicht als Staatskraft und Last des Individuums und seiner Familie. Von einem k. k. Stabsofficier in Ruhestand. Raab. Gr. 8. 6 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Rellstab's Roman „1812" in 4. Auflage.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Rellstab (Ludwig), 1812.

Ein historischer Roman. Vierte Auflage. Vier Bände. 12. Geh. 4 Thlr. Geb. 5 Thlr. 10 Ngr.

Die **vierte Auflage** eines deutschen Romans, dessen Verfasser noch lebt, ist wol der beste Beweis seiner Beliebtheit und seines Werthes. Der Roman schildert bekanntlich die furchtbaren Ereignisse des Jahres 1812, den Feldzug Napoleon's gegen Rußland, und dürfte deshalb gegenwärtig, wo Rußland, wenn auch unter ganz veränderten Verhältnissen, mit dem Westen Europas in Krieg verwickelt ist, erhöhtes Interesse erregen.

Der Roman „1812" bildet den Anfang von

Gesammelte Schriften von Ludwig Rellstab. Erste und Zweite Folge. Vollständig in zwanzig Bänden. 12. Geh. Jeder Band 1 Thlr.

Inhalt: 1812. Ein historischer Roman. Vierte Auflage. — Sagen und romantische Erzählungen. — Kunst-Novellen. — Novellen. — Auswahl aus der Reisebildergalerie des Verfassers. Vermischte Aufsätze. — Vermischte Schriften. — Dramatische Werke. — Gedichte. — Algier und Paris im Jahre 1830. Neue Auflage. — Erzählungen. — Dramatische Werke. — Musikalische Beurtheilungen.

Hieran schließt sich das neueste Werk des Verfassers:

Garten und Wald. Novellen und vermischte Schriften. Vier Theile. 12. 5 Thlr. 10 Ngr

---

In dem Verlage von **Scheitlin & Zollikofer** in St.-Gallen ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Waldleben.

Von

August Corrodi.

Elegante Miniatur-Ausgabe.

24 Ngr. 1 Fl. 24 Kr. 3 Fr. Eleg. geb. 1 Thlr. 1 Fl. 48 Kr. 3 Fr. 80 Cent.

Corrodi's Schriften sind von der Kritik auf das günstigste aufgenommen worden. Ein bekannter Recensent sagt unter Anderm: Es weht uns aus ihnen jene wahre Poesie entgegen, die ihren Zweck in sich findet, nicht die knechtisch äußerer Rücksicht, äußerm Antriebe dient, die innige Lyrik eines reichen, reinen Herzens. — Wir sind ergriffen von der Natürlichkeit und Naivetät, dem geistreichen Spiel mit den philisterhaften Erscheinungen der Welt, merken bald, daß wir hier nicht einen Abglanz der abgestandenen Romantik, keinen süßlichen Spreß Amaranthischer Sentimentalität vor uns haben, sondern eine echt menschliche Persönlichkeit, kräftig, ernst, wahr, tief poetisch.

Im Verlage von **Franz Duncker** in Berlin erscheint täglich die

Volks-Zeitung.

Organ für Jedermann aus dem Volke.

Preis vierteljährlich bei allen kön. preuß. Postanstalten 25 Sgr.; bei den übrigen 1 Thlr. 6 Sgr. — Insertionsgebühren 2 Sgr. die Zeile.

Diese billigste aller politischen Zeitungen gibt täglich eine treffende Beleuchtung der Zeitfragen und eine gedrängte Uebersicht der Ereignisse. Die neuesten Nachrichten vom Kriegsschauplatze erhält sie auf telegraphischem Wege. — Außerdem enthält die Zeitung fast täglich einen klar geschriebenen naturwissenschaftlichen Artikel und zieht sonntäglich in besonderer Beilage auch Literatur, Kunst und Wissenschaft in ihr Bereich. Dies Sonntagsblatt brachte bisher unter Anderm Beiträge von: Berthold Auerbach, Friedrich Oetker, Gottfried Keller, A. Widmann. — A. Diesterweg urtheilte in den Rheinischen Blättern über die Volkszeitung: „Kein deutsches Blatt hat für das Volk im engern Sinne des Wortes Aehnliches geleistet; aber auch der gebildetste Mann wird sie mit Vergnügen und Belehrung lesen. Es ist ein Volksblatt, das auf der Höhe der Zeit steht: denn sein Ziel ist die Belebung und Hebung des Volksbewußtseins, die Versittlichung und Läuterung seines politischen Strebens, die Entwickelung und Steigerung seiner geistigen Befähigung."

Die Volkszeitung ist, wie schon aus diesem Urtheil hervorgeht, durchaus kein Localblatt, sondern wird mit gleichem Interesse an allen Punkten Deutschlands gelesen werden, indem sie dem Bedürfnisse nach politischer Aufklärung wie belehrender Unterhaltung in einer Vereinigung entspricht, wie solche um so geringen Preis und in so glücklicher gedrängter Darstellung von keinem andern Blatte erreicht wird.

Anzeigen darin finden die weiteste Verbreitung, da dieselbe unter der berliner Zeitungspresse hinsichts der Abonnentenzahl jetzt die zweite, und was die Leseranzahl betrifft, gewiß die erste Stelle einnimmt.

Berlin, im December 1855.

Verlag von

Carl B. Lorck in Leipzig.

William Russell,

Aus dem Feldlager in der Krim.

8. Brosch. Preis 1 Thlr. In eleg. engl. Einband 1 Thlr. 10 Ngr.

Das vorliegende Werk, bisjetzt unbestritten das beste über den Krieg, enthält eine Bearbeitung der für die *Times* geschriebenen Correspondenzen in der Zeit von der Landung der Alliirten auf der Krim bis zum Fall Sebastopols. Wenn auch für den Augenblick geschrieben, wird dieses Buch doch wegen seiner meisterhaften Schilderungen einen bleibenden Werth behalten.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus**. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 2. — 10. Januar 1856.

Inhalt: Scheffel's „Ekkehard". Von Wolf Feind. — Deutsche Dante-Studien im Jahre 1855. Von Karl Witte. — Die Wiener von Zedlitz. Von Th. v. Sosen. — Zur Geschichte des Vorstehrsinnes in Russland. — Zur Berliner Literatur. — Ein literarischer Bundesgenosse Friedrich's des Großen. — Neue Dichtung von H. W. Longfellow. — Notizen. — Bibliographie. — Anzeigen.

Scheffel's „Ekkehard".

Stuttgart. Eine Geschichte aus dem 10. Jahrhundert von Joseph Victor Scheffel. Frankfurt a. M., Meidinger Bros. u. Comp. 1855. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Im Vorworte dieses Buchs ist der vielverspottende „Computus von Sickingen"; aber so wirklich es somit aus ihm mag, nach einer glänzenden Ankündigung des Schwarzbuch der Oeffentlichkeit zu betreten, der verlegende Name darf es sonder Scheu wagen; denn „Ekkehard" muß sich seinen alten Beinamen gemäß als „treu" und erhält, was der „Trompeter" verspricht. In der That ist diese Dichtung, mit der die „Deutsche Bibliothek" als deutsches Werke ihre zweite Serie beginnt, eine gediegene, ja poetische Erscheinung, zwar nicht gerade von allzu hochfliegendem Gehalt und weltumfassendem Zuschnitt, die bald von einem Schwab und Kern und ausgeklärter Art umfangs, lebenvollen Gestalten, welche rings darin stehen, Jahre, welche zwischen ihrer wirklichen Entstehung und ihrer poetischen Wiedergeburt liegen, ebenso fern sind wie jener verschiedenen Richtschlagkeit wie von den überwundenen Wiederschriftheit und Ungeschaffenheit, wenn sie uns fonst Schilderungen entlegener Zeiten so viel ungeeigneter erscheint werden. Das der Verfasser im Stande gewesen ist, glücklich zwischen dieser Scylla und Charybdis hindurchzusteuern, und es verstanden hat, sich über dem Verlangen nach charakteristischer zeitgemäßer Darstellung wie der Beschaffenheit der gegenwärtig herrschenden Geschichtsweise gerecht zu werden und für die Geschichte einer und so fern liegenden Vergangenheit ein warmes, anduauerndes Interesse zu erwecken, hat seinen natürlichen Grund jedenfalls darin, daß er sich in uns ihm gezeichneten Personen, Verhältnissen und Zuständen nicht blos durch gründliche Forschung der literarischen Quellen hineinstudirt, sondern auch durch ein längeres Leben in den Gegenden, welche den Schauplatz der Geschichte bilden, wirklich hineingelebt hat. Dieser Grund gibt er freilich in einem selbstverneinten Vorwort durchaus. Er sagt unter Anderm darin:

Einen dem ungeschickten Vorhaben, was die großen Epochen, welche der Poet herausgegriffen, „Monumenta Germaniae" bringen, gänzlich gleich einer Perlenschnur die kunstgeschickten Lichtgeschichten, die der Mönch Notker begannen und Ekkehard der Jüngere (oder zur Unterscheidung von gleichnamigen Mitgliedern des Klosters der Berta benannt) bis ans Ende des 10. Jahrhunderts fortgeführt hat. Wer sich durch die unregelmäßigen und vielfältig bunten Zahlreiche anderen Klöster möglichen Handgeschichtet hat, mag mit Behagen und innerm Wohlgefallen an jenen Aufzeichnungen verweilen. Da ist treu menschlicher Belangenheit und Unbefangenheit eine Fülle anmuthiger aus der Ueberlieferung älterer Zeitgenossen und den Berichten von Augenzeugen geschöpfter Erzählungen, Personen und Zuständen mit großem, oft drastischem Humor gezeichnet, und unbewußter Poesie, treuherzige, bunte Welt- und Lebensanschauung, naive Freude, die dem Niederzeichnenden selbst das Vergnügen der Schilderung zuzeigt, sich kann, wenn Personen und Zustände einmal lebendig durchanschaugegenständlich werden und ein handgreiflicher Anschauungsinn den Dichter aus seinen Schranken verrückt. Ohne es aber zu beabsichtigen, führen jene Schilderungen zugleich über die Schranken der Klosterwelten hinaus und entwerfen das Bild von Leuten, Bildung und Sitte des damaligen alemannischen Landes mit der Treue eines nach der Natur gemalten Bildes.

Noch nähere Aufschlüsse über das sorgfältige Studium dieser Geschichtsdenkmäler geben die dem Roman angehängten Anmerkungen, auf die der Verfasser zwar selbst keinen großen Werth legt, die aber nichtsdestoweniger eine sehr willkommene und zweckmäßige Zugabe sind, weil sie darüber die einige Beschäftigung zwischen Dichtung und Wahrheit nicht blos, wie uns dem Roman selbst, im Ganzen herausfühlen, sondern auch im Einzelnen mit Klarheit erkennen läßt. Daß ihm aber trotz der Liebe, mit der er die Quellen seiner Dichtung studirt, sie doch zuweilen poetischer Neigung seiner Phantasie noch nicht genügte, ergibt er ebenfalls in der Vorrede. Er schreibt:

Darum geht auch ich zu meinem Handgeschreiber, der Wahlverbrüder, und sage eines Morgens den Insassen, den Leuten der Gastfreiheschaft, Meier und zog hinaus auf den Hohen, den sind die Herzogin Hadwig und ihre Zeitgenossen beschrieben, und ich in die ehrwürdigen Bücher der heiligen Gallus und lese in sprachreinen Lettern über den Vorsteher und mir sieht mich der alten Linde am Abhang des Hohentwiel ein, und ich sie ruhigen Schmidlein Gesichtes die Kommende der alten Brüder behütet, und dieß schließlich auch zu den lustigen

Alpenhöhen des Säntis, wo das Wildkirchlein keck wie ein Adlerhorst herunterschaut auf die grünen appenzeller Thäler. Dort in den Revieren des Schwäbischen Meeres, die Seele erfüllt von dem Walten erloschener Geschlechter, das Herz erquickt von warmem Sonnenschein und würziger Bergluft, habe ich diese Erzählung entworfen und zum größten Theil niedergeschrieben.

Unter solchen Umständen hat die glückliche Wiederbelebung längst begrabener Begebnisse schon nichts Befremdendes; dennoch würde sie dem Verfasser nicht so, wie es wirklich der Fall, gelungen sein, wenn er nicht seinem Stoffe von vornherein eine echtpoetische Auffassung, eine im Schauen und Schaffen gleich lebendige Phantasie und eine entschiedene Begabung zu naturgemäßer und charakteristischer Gestaltung entgegengebracht hätte. Daß dem so ist, geht schon aus dem Umstande hervor, daß diese Dichtung, wie eigentlich jede echte Poesie, in ihrem ersten Ursprunge unwillkürlich und unbeabsichtigt aus den gelehrten Studien des Verfassers hervorgewachsen ist. Andere Forscher, denen die Natur gelehrtes Scheidewasser in die Adern gemischt, hätten, wie der Autor selbst sagt, infolge einer ungewöhnlichen Theilnahme an demselben Stoff gewiß viel allgemeine Sätze und lehrreiche Betrachtungen als Preis der Arbeit herausgeäßt; dem unserigen aber, als einer von Haus aus poetischen Natur, sind daraus Gestalten emporgewachsen, erst, wie er erzählt, von wallendem Nebel umflossen, dann klar und durchsichtig, und haben ihn ringend angeschaut, in mitternächtigen Stunden ihn umtanzt und gesprochen: „Verdicht' uns!" Und so geschah es, daß es sich vor seiner Phantasie aus den naiven lateinischen Zeilen jener Klostergeschichten hob und emporbaute, wie Thurm und Mauern des Gotteshauses St.-Gallen, daß er die altersgrauen ehrwürdigen Häupter in den Kreuzgängen auf- und abwandeln und hinter den alten Handschriften Die sitzen sah, die sie einst geschrieben, daß er mit Aug' und Ohr zu vernehmen glaubte, wie sich die Klosterschüler im Hofe tummelten, wie Horasang aus dem Chor, des Wächters Hornruf vom Thurm ertönte, und daß vor allen Andern die jugendlich schöne Gestalt des Bruder Ekkehard und jene hohe gestrenge Frau, die ihn sich als Lehrer aus des heiligen Gallus Klosterfrieden entführte, in seiner Seele leuchtend hervortraten und ihm nicht eher Ruhe ließen, als bis er sie aus seiner nicht blos empfänglichen, sondern auch schaffenslustigen Phantasie wiedergeboren und ins Leben zurückgeführt.

Dieser Entstehung gemäß sind uns denn auch alle Gestalten der Dichtung so nahe gerückt, ja mit solcher Leibhaftigkeit in Haltung und Geberde, mit solcher Lebenswahrheit in Wort und Ausdruck vor die Sinne gerückt, wie es nur durch Den geschehen kann, der sie zuvor und inmitten des Schaffens gleichsam selbst mit Augen geschaut und in ihrem Thun und Treiben wie in ihren innersten Gemüthsregungen belauscht hat. Als die imposanteste und bestgezeichnete dieser Figuren müssen wir unbedenklich die der Frau Hadwig bezeichnen, jung, schön und als verwitwete und regierende Herzogin von Schwaben mit Reichthum und Macht ausgerüstet, aber dennoch launig und mismuthig, weil noch unbefriedigten Herzens und Geistes, bis sie bei einem Besuch des unter ihrer Schutzherrschaft stehenden Klosters St.-Gallen den jungen gelehrten Benedictinermönch Ekkehard kennen lernt, der sie, weil keine Frau die Schwelle des Klosters betreten, die mächtige Schutzherrin aber auch nicht zurückgewiesen werden darf, auf seinen Armen in das Kloster getragen und es ihr hiermit dergestalt angethan hat, daß sie ihn sich als Lehrer der lateinischen Sprache auf ihr Schloß Hohentwiel beruft, hier sich die „Aeneis" des Virgil von ihm erklären läßt und ihm hierbei so unzweideutige Beweise ihrer Herzensneigung gibt, daß eben nur ein so unschuldiger, weltunkundiger und gewissenhafter Mönch wie Ekkehard sie nicht verstehen, misdeuten und unerwidert lassen konnte, woraus sich dann entwickelt, daß sich der Herzogin Liebe, wenn nicht in Haß, doch in Gereiztheit, ja Geringschätzung gegen ihn verwandelt und daß sie gerade da, als endlich auch bei ihm das lang unterdrückte Gefühl zum Durchbruch kommt und ihn zu einer leidenschaftlichen Aeußerung seiner Empfindungen nöthigt, kein Verständniß mehr dafür hat, ja gewillt ist, ihn schwer dafür büßen zu lassen, und an der Ausführung dieses Entschlusses nur durch die Flucht Ekkehard's verhindert wird. Die Darstellung des Charakters und die Entwickelung der Seelenzustände in und an dieser Handlung ist reich an originellen, feinen und treffenden Zügen. Wie charakteristisch für das launische Wesen der Herzogin vor ihrer Bekanntschaft mit Ekkehard und zugleich vorbedeutsam für ihr demnächst sich entspinnendes Verhältniß zu demselben ist z. B. sogleich im ersten Capitel des Romans folgende kurze Scene.

„Praredis, wo ist der Staar?" sprach Frau Hadwig.

„Ich werd' ihn bringen", sagte die Griechin. Und sie ging und brachte den schwarzen Gesellen, der saß breit und frech in seinem Käfig, als wenn sein Dasein im Weltganzen eine klaffende Lücke auszufüllen hätte. Der Staar hatte bei Hadwig's Hochzeit sein Glück gemacht. Ein alter Findelmann und Gaukler hatte ihm unter langwieriger Mühsal einen lateinischen Hochzeitgruß eingetrichtert; das gab einen großen Jubel, wie beim Festschmaus der Käfig auf den Tisch gestellt ward und der Vogel seinen Spruch sprach: „Es ist ein neuer Stern am Schwabenhimmel aufgegangen, der Stern heißt Hadwig, Heil ihm!" und so weiters.

Der Staar war aber tief gebildet. Er konnte außer dem gereimten Klingklang auch das Vaterunser hersagen. Der Staar war auch hartnäckig und konnte seine Grillen haben, so gut wie eine Herzogin in Schwaben. Heute mußte dieser eine Erinnerung an alte Zeit durch den Sinn geflogen sein; der Staar sollte den Hochzeitspruch sagen. Der Staar aber hatte seinen frommen Tag. Und wie ihn Praredis ins Gemach trug, rief er feierlich: „Amen!"; und wie Frau Hadwig ihm ein Stück Honigkuchen in den Käfig reichte und schmeichelnd fragte: „Wie war's mit dem Stern am schwäbischen Himmel, Freund Staar?" da sprach er langsam: „Führe uns nicht in Versuchung!" Wie sie aber zu Ergänzung seines Gedächtnisses ihm zuflüsterte: „Der Stern heißt Hadwig, Heil ihm!" — da fuhr der Staar in seiner Melodie fort und intonirte würdig: „Erlöse uns von dem Uebel!"

„Führwahr! das fehlt noch, daß auch die Vögel heutiges Tages unverschämt werden", rief Frau Hadwig. „Burgkatze, wo steckst du?" Und sie lockte die schwarze Katze herbei; der

nur der Stoff ihnen Lust zu gefallen. Nur Hadwig erschien ihm klug und herzuverlockte sie von Engel, der klar schien, ihm nun die starken Reden des Gefechts zu gefallen und edeln Eigenschaften gebraucht hatten, selbst noch ein Gelegenheitsdichter und entwickte durch einen Spalt am Fenster. Bald war er verschwunden, ein schwingend Poetik im Gehör.

Spiegelt sich hierin in einer ganze Zukunft ab, so finden wir ein treffend Bildchen ihrer Vergangenheit in der Erzählung des Mönchs Michael Thalisiense, der sie für den vergeblich von ihr verschmähten griechischen Prinzen malen sollte. Sie sei ein reizend Kind gewesen, als man sie zum Bischofsmahle von sie führte, und es habe sie sinnlich angemutet, als sollte er seine ganze Kunst zusammennehmen, wie damals, als er die Mutter Gottes für sie Hadwigis malte. Wer der Prinzessin Hadwig hier gewagt, die Waagen zu verderben, und wie er eine leichtere Einwendung erhoben, hätte sie die Junge gewiss und sagte ihm mit Verachtung Fingern an die Lefze schalten und in unmutig gebrochenem Griechisch sagt, das sei die rechte Gesinnung.

In gleich kindlichen Gemütern stellt sich die ganze Kunde dar, was dort so in der Folge durch die Briefe und durch das Beschäftigen mit der Poesie bekundet. Immer erscheinen, während die Energie, mit der sie sich die niedergenden Hemmen gegenüber benimmt, und die Bildungsmacht des Geistes, die ihrer ganzen Umgebung gegenüber entwickelt, ihren Wesen angeriebt mehr Wahl und Reiz verleiht. Trotz ihrer Neigung zu Gelehrsamkeit und zum Verkehren mit sie machte, Ekkehart in ihrer Ueberspringung der zwischen ihm und sie liegenden Kluft nicht zu erwarthigen, sagt sie doch keine Spur des weiblichen Schamgefühls in der Bezeichnung zu ihm ist Wenn eine vorherrschende Idee, und eben darum stehe in Dem, was sie wünscht und erstrebt, durchaus nicht Sinnlichkeit, hat Hadwig sie in der Verschwisterung der innern Klugheit der Mann sein Verhältnisse, stehe ihre wege und Gedanken, die eine sinnliche Kraft, aber sich dadurch verlegt, fast gerollt zu werden. Aller sie macht sie zu einer ebenso theoretischen Mitstreiterin und Mitgenossin und lässt sie wie wenig andern Frauen der Geschichte als werth erscheinen, die höchste Hauptfrage eines historischen Romans zu bilden.

Auch in besonderen Stellen sind wir durch die Briefe des sprachlichen Bildes hervorige worden. Zwar trägt meine durchaus das Gepräge der historischen Wahrheit und die spielende Leichtigkeit, die einzelnen Züge zum Charakters, sowie die einzelnen Momente seiner Entwicklung bilden durchaus ein wohl zusammengefügtes Ganzes und haben auch zur Anlage und herrschenden Grundidee des Romans im richtigen Verhältnis. Den wenigen wichtige man ihm für das Innerste, welches es als der eigentliche Mittelpunkt des Romans in Anspruch nimmt, noch ein anderes, namentlich mehr Anschauung und weniger abstrahierung haben. Allerdings ist im Briefen der innere Kampfe, wie er sie durchgemacht hat, ein grösserer Maß von geistigen und sittlichen Kraft voraussetzt als ein tapferes Deutschthum und Tapferen im Gewühl der Hauptschlacht, wodurch er sich nebenbei auch auszeichnet; aber wenn dies Gefühl im Leser erweckt werden soll, müssen ihm eben diese Kämpfe mehr, als es vom Verfasser geschehen, zur sinnlichen Anschauung gebracht, der Held mehr eingend um ein Gewisse mit sich selbst ringend, als fassend, resignierend und endlich doch unterliegend, wenn auch nach der Niederlage sich wieder aufraffend, gezeichnet werden. Wo gehen hiermit Ekkehard kennzeigt eine schmiegliche oder allzu sehr zur Sentimentalität neigende Persönlichkeit; im Gegentheil, er entfaltet neben und inmitten jener Passivität, die er in Liegeigenschaften der Feinen zeigt, zuweilen sogar rauhe und harte Seiten, z. B. wenn er einem Kastellherren, der in der Großmagd Hilfen steht, ohne weiteres mit dem Wanderstab auf sein Haupt über den Rücken verleiht, oder wenn er das alte Waldweib, das im Grund einer Zauberin steht, erbarmungslos auf seinem Gesicht verleiht und Buchen in die Wand Met hinaustößt; und so nimmt auch sein innerer Schmerz der Herzogin gegenüber mehr ein herbes und rauhes als allzu weiches und empfindsames Wesen an. Aber doch würde dies kaum auffreihen, den Leser mit seinem hinbrennenden Wesen auszusöhnen, wenn nicht der Dichter selbst dieses Wesen als eine bloße Durchgangsperiode seiner Lebensentwicklung darstellte und uns den Helden gleich in seiner mahlen und gelauterten Reife zeigte, nämlich als Dichter des ritterlichen Waltariliedes, welches in trefflicher Uebersetzung dem Roman einverleibt ist. Die Erzählung von der Entstehung dieses Gedichts in der dem entfliehenen Mönch als Zufluchtsort dienenden Einsiedelei des Wildschweins unfern den Schneefeldern des hohen Säntis und die Beschreibung der poetischen Hilfsmittel, die ihm in seiner Not zu Gebote standen, sowie Ekkehart selbst, der sich schon zu den ausgezeichneten Poeten seit Buche, noch bedeutender aber erscheint sie in ihrer Bedeutung für das Ganze des Romans, indem sie zeigt, wie Ekkehart zu wahrhaftiger und befriedigenden Schule, wie ihn nur wenige Romane auszuweisen haben. Wenn die Handlung, auf welcher die Katastrophe der Dichtung beruht, d. i. der liebeshalber sinnliche Durchbruch der krankhaften Liebe Ekkehards zur Herzogin, der ihn zu einer kürzeren Amarmung derselben verleitet, an die Katastrophe in Goethe's „Tasso“ erinnert, so erscheint auch der Schluß unsers Romans gleichsam als die concrete Ausführung der von Goethe dem Tasso einzelnen Verzweiflung zum Besonderen kommenden Trostgedankens, den er in folgenden Worten ausspricht:

Nur Einen bleibt:
Die Ruhe hat uns die Natur verliehen,
Den Schein hat Schmerzensmann, wenn der Mann zagen
Es macht mehr recht — und wir noch über Mich —
Wie sich in Stimmen wie Melodie und Note,
Die tiefe Stille weiner Noth zu klingen:
Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
Gab mir ein Gott, zu sagen wie ich leide.

Ekkehard also, mit Taffo, findet in der Poesie den Quell des Heils und der Genesung, und Heile um-

terſcheiden ſich nur darin, daß Taſſo ſchon von uns ſcheidet, als er auf dieſen Quell mitten aus ſeinem Leiden heraus nur eine hoffnunggewährende Fernſicht gewinnt, während Ekkehard uns erſt dann verläßt, als er bereits vollkommen erſtarkt und neugeboren iſt und Muth und Kraft beſitzt, in die Welt hinauszuwandern und dort ein neues und thatkräftiges Leben zu beginnen.

Nächſt den beiden Hauptperſonen verdient vor Allen die Kammerzofe der Herzogin, die ihr einſt vom griechiſchen Hof zum Geſchenk gemachte Griechin Praxedis, hervorgehoben zu werden, eine überaus liebliche und anziehende Erſcheinung, in all ihrem Reden und Thun fein, graziös, ſchalkiſch und dabei herzensgut, der überall helfende und rettende Engel im Roman, ein echter Sprößling der alten Hellenen und eine würdige Vertreterin der feinern Sitte und Bildung dem noch rauhen und ungeleckten germaniſchen Weſen gegenüber, ja, wenn man will, mit zu viel Vorliebe gezeichnet, wenigſtens in Vergleich mit dem damals ſchon ſehr entarteten Zuſtande der griechiſchen Nation.

Unter den übrigen Perſonen iſt ganz beſonders über die beiden Kinder Audifax und Hadumoth der Hauch der echteſten Poeſie ausgegoſſen. Der Dichter erzählt wörtlich:

Audifax war eigener Leute Kind, Vater und Mutter waren ihm weggeſtorben, da war er wild aufgewachſen, und die Leute hatten ſein nicht viel Acht; er gehörte zur Burg wie die Hauswurz, die auf dem Dach wächſt, und der Epheu, der ſich um die Mauern ſchlingt. Man hatte ihm aber die Ziegen zu hüten angewieſen. Die trieb er auch getreulich hinaus und herein, und war ſchweigſam und ſcheu. Er hatte ein blaß Geſicht und kurzgeſchnitten blondes Haupthaar, denn nur der Freigeborene durfte ſich mit wallenden Locken ſchmücken. Im Frühjahr, wenn neuer Schuß und Trieb in Baum und Strauch waltete, ſaß Audifax vergnüglich draußen und ſchnitt Sackpfeifen aus dem jungen Holz und blies darauf; es war ein einſam ſchwermüthiges Getön, und Frau Hadwig war einmal ſchier eines Mittags Länge oben auf dem Söller geſtanden und hatte ihm gelauſcht, vielleicht daß ihre Stimmung der Melodie der Sackpfeife entſprach; und wie Audifax des Abends ſeine Ziegen eintrieb, ſprach ſie zu ihm: „Heiſche dir eine Gnade.“ Da bat er um ein Glöcklein für eine ſeiner Ziegen, die hieß Schwarzfuß. Der Schwarzfuß bekam das Glöcklein, ſeither war in Audifax' Leben nichts von Belang vorgefallen. Aber er ward zuſehends ſcheuer, im letzten Frühjahr hatte er auch ſein Pfeifenblaſen eingeſtellt. Jetzt war ein ſonniger Spätherbſttag, da trieb er ſeine Ziegen an den felſigen Hang des Bergs und ſaß auf einem Steinblock und ſchaute hinaus ins Land; hinter dunkelm Tannenwald leuchtete der Bodenſee, vorn war Alles herbſtlich gefärbt, dürres rothes Laub trieb im Winde. Audifax aber ſaß und weinte bitterlich.

In gleicher Weiſe führt der Dichter Hadumoth ein. Es heißt:

Damals hütete, was an Gänſen und Enten zum Hofe der Burg gehörte, ein Mägdlein, deß Name war Hadumoth; die war einer alten Magd Tochter und hatte ihren Vater nie geſehen. Es war Hadumoth ein braves Kind, rothwangig, blauäugig und ließ das Haar in zwei Zöpfe geflochten vom Haupt herunterfallen. Ihre Gänſe hielt ſie in Zucht und Ordnung, ſie reckten Manchem den langen Hals entgegen und ſchnatterten wie thörichte Weiber, aber der Hirtin trotzte keine; wenn ſie ihren Stab ſchwang, gingen ſie züchtig und ſittſam einher und enthielten ſich jeglichen Lärmens. Oft weideten ſie vermiſcht zwiſchen den Ziegen des Audifax, denn Hadumoth hatte den kurzgeſchorenen Ziegenhirten nicht ungern und ſaß oft bei ihm und ſchaute mit ihm in die blaue Luft hinaus, und die Thiere merkten, wie ihre Hüter zuſammenſtanden, da hielten auch ſie Freundſchaft miteinander. Jetzt trieb Hadumoth ihre Gänſe auf die Berghalde hinunter, und da ſie der Ziegen Glöcklein drüben hörte, ſah ſie ſich nach dem Hirten um. Und ſie erſchaute ihn, wie er weinte, und ging hinüber, ſetzte ſich zu ihm und ſprach: „Audifax, warum weinſt du?“ Der gab keine Antwort. Da legte Hadumoth ihren Arm um ſeine Schulter, wendete ſein lockenloſes Haupt zu ſich herüber und ſprach betrübt: „Audifax, wenn du weinſt, ſo will ich mit dir weinen.“

In dieſem treuherzigen Tone ſpielt die Epiſode, die trefflich in das Ganze verſchlungen iſt, weiter. Audifax geſteht Hadumoth, daß er weine, weil er einen Schatz finden müſſe, um ſich frei zu kaufen, ihn aber nicht finden könne. Da machen ſie Beide miteinander vergebliche Verſuche, einen Schatz zu entdecken, und machen ſich darüber das alte Waldweib, zu deſſen Vertreibung ſie Anlaß geben, zur bittern Feindin. Dieſe nimmt Audifax in der Hunnenſchlacht, in der er mitkämpft, gefangen und ſchleppt ihn mit ſich. Da macht ſich Hadumoth auf, um ihn zu ſuchen und für ein Goldſtück, das ſie ſich von der Herzogin erbeten, auszulöſen, wandert über den ganzen Schwarzwald hinweg, gelangt glücklich ins Hunnenlager, und hier gelingt es ihr wirklich, mit ihrem Audifax zu entkommen und zugleich den von den Alemannen überfallenen Hunnen ihren vom Waldweib bewachten Schatz zu entführen. Sie gelangen damit glücklich nach Hauſe, die von dem Muth der Kinder gerührte Herzogin ſpricht ſie frei, Audifax wird ein wackerer Goldſchmied und Beide zuſammen ein glückliches Paar.

Vertreter eines derben mittelalterlichen Humors ſind der iriſche Leutprieſter Moengall, zugleich ein wackerer Jäger vor dem Herrn, und der Herzogin Kämmerer Spazzo, ein Feind der Mönche, aber ein deſto größerer Freund ihres Weins, Beide ein paar urſprüngliche, ſcharf umriſſene Figuren. Minder originell, doch dem Charakter der Zeit entſprechend, ſind die Figuren des Waldweibs, des Abts und Kellermeiſters vom Kloſter Reichenau und anderer Mönche; dagegen müſſen der blödſinnige Heribald, der gefangene und zum Chriſten getaufte Hunne Kappan, der Kloſterſchüler Burkhard als ebenſo eigenthümlich wie glücklich gezeichnete Geſtalten hervorgehoben werden, wie denn überhaupt der Roman an Mannichfaltigkeit der Perſönlichkeiten, die neben ihrer Beziehung zu der hier vorgetragenen Geſchichte zugleich ein hiſtoriſches Intereſſe haben und zur Charakteriſtik des Zeitalters beitragen, durchaus keinen Mangel leidet, obwol ſich der Verfaſſer vor einer Ueberfüllung, welche die Ueberſicht erſchwert und das Intereſſe zerſplittert, gehütet hat.

Die Verflechtung der hier kurz charakteriſirten Elemente des Romans zu einem Ganzen iſt im Allgemeinen eine wohlgeordnete zu nennen, zwar nicht beſonders complicirt und verwickelt, aber darum doch nicht der Spannung, eines rüſtigen Fortſchritts und eines lebendigen Wechſels verſchiedenartiger, bald anmuthiger, bald pikanter, bald aufregender, bald beruhigender Situationen ermangelnd. Die Anlage iſt einfach und überſichtlich, die Aus-

führung eine ruhige und natürliche und die Vertheilung der einzelnen Massen durchweg eine proportionale, sodaß das Hauptinteresse nie durch Nebeninteressen verschlungen oder in Schatten gestellt wird. Ebenso müssen wir auch die sprachliche Darstellung eine wohlgelungene nennen; denn der Verfasser hat es verstanden, ihr durch Anwendung kleiner, unscheinbarer Modificationen des gegenwärtigen Sprachgebrauchs den treuherzig-naiven Typus des alten Chronikenstils mitzutheilen, so jedoch, daß sich der Leser in keiner Weise dadurch befremdet und gestört, vielmehr heimisch und natürlich angemuthet fühlt. So dürfen wir den Roman trotz dieser und jener Ausstellungen, die sich gegen einzelne Partien und Seiten desselben machen lassen, als das gediegene Werk einer echtpoetischen Natur und als eine unverkennbare Bereicherung unserer Literatur in dem bisjetzt nur noch von wenigen Auserwählten mit Glück angebauten Gebiete des historischen Romans begrüßen und die Hoffnung und den Wunsch aussprechen, daß es dem Autor gelingen möge, dem Schacht der deutschen Geschichte noch mehr solcher Producte abzugewinnen. **Adolf Zeising.**

Deutsche Dante-Studien im Jahre 1855.

Präsident Goeschel hat ganz vor kurzem darauf hingewiesen, wie das laufende Jahr 1855 für das Studium Dante's in Deutschland eine Art Jubeljahr ist. Im Jahre 1755 gab der „poeta cesareo" Nicolo Giangulo zu Leipzig bei Heinsius' Erben anfangs probeweis vier Gesänge, bald darauf aber die ganze „Hölle" mit kurzen, großentheils Venturi entlehnten Anmerkungen heraus, und soweit ich ermitteln kann, ist dies die erste in Deutschland erschienene Ausgabe. Giangulo selbst scheint auf besonders günstige Aufnahme seiner Arbeit nicht gerechnet zu haben; darauf deuten das nüchterne Testimonium des wackern Christ auf der Rückseite des Titels („Einen Dante kann Niemand entbehren, wer im Italienischen nur ein wenig mit einigem Grunde sich will ansehen haben"), dessen der Herausgeber zur Empfehlung des Buchs zu bedürfen glaubte, und die wenig höfliche Antwort, die er in der Vorrede Denen ertheilt, welche geltend machen möchten, daß nicht Alle an Dante's Versen Geschmack fänden: schon der Dichter habe zu Cangrande gesagt, Spaßmacher und Narren seien deshalb bei der Welt beliebter als tiefsinnige Weisen, weil Gleich und Gleich sich allezeit gern gesellten.

Inzwischen blieb dieser erste Versuch, Dante in Deutschland einzubürgern, nicht ohne nachhaltige Wirkung. Zwei Jahre nach der Ausgabe des „Inferno" finden wir Giangulo mit „J. L. B. Bachenschwanz" verbunden als Herausgeber „Italienischer und deutscher Gedichte", und zehn Jahre darauf erschien „Dante Alighieri von der Hölle" übersetzt von Leberecht Bachenschwanz, wovon noch in demselben Jahr eine „zwote Auflage" nöthig ward, welche in der That einen neuen Abdruck, nicht etwa nur ein anderes Titelblatt bietet. In den beiden nächsten Jahren folgten „Fegfeuer" und „Paradies", jeder Band besonders der Kaiserin Katharina von Rußland gewidmet, ebenso wie zehn Jahre zuvor der venetianische Buchhändler Zatta seine Prachtausgabe von Dante's Werken an den Stufen des Throns der weißen Zarin Elisabeth niedergelegt hatte. Schon war indeß Meinhard dem Bachenschwanz einigermaßen zuvorgekommen. Angeregt, wie er sagt, durch den Umstand, daß „ein so aufgeklärter Kunstrichter, wie unser berühmter Bodmer, eine Uebersetzung der ganzen Komödie des Dante gewünscht hat", gab er 1763 in seinen „Versuchen über den Charakter und die Werke der besten italienischen Dichter" auf 180 Seiten einen im Ganzen recht verständigen Auszug des göttlichen Gedichts. Im Jahr 1795 folgten die noch immer unübertroffenen metrischen Auszüge A. W. Schlegel's und 1809 die erste Ausgabe von Kannegießer's Uebersetzung.

Fast ein Jahrhundert älter als Giangulo's erste Ausgabe des Originaltextes ist indeß die älteste Spur von Studium der „Divina commedia", welcher ich in der deutschen Literatur begegnet bin; sie findet sich in den Anmerkungen zu A. Gryphius „Sterbendem Papinian" (1659, Vers 704), wo ein Theil des zwölften Gesangs des „Inferno" übersetzt ist.

Ein weiteres Jahrhundert rückwärts beschäftigte man sich am äußersten Südwestende von Deutschland mit einer später fast vergessenen Schrift Dante's. Im Jahre 1559 gab Hieronymus Fricker bei Oporinus in Basel zum ersten mal das Büchlein „Von der Monarchie" heraus; mit dem seltsamen Irrthume jedoch, daß es die Arbeit eines zweiten Dante sei, der zu Ende des 15. Jahrhunderts gelebt und zu Angelo Poliziano in freundschaftlicher Beziehung gestanden habe. Noch in demselben Jahre folgte, gleichfalls zu Basel, Johannes Heroldt's deutsche Uebersetzung des Buchs (bei Nikolaus Bischoff) und 1566 erschien, wieder bei Oporinus, eine von Schardius besorgte neue Ausgabe des lateinischen Textes. Weitere Wiederholungen folgten zu Anfang des 17. Jahrhunderts (1609 und 1610) in Strasburg und Offenbach.

Den ersten Funken zu einem Studium der „Divina commedia" in Deutschland hat wol das Kostnitzer Concil ausgestreut. Auf den Wunsch eines Cardinals und zweier englischer Bischöfe (darunter Halam von Salisbury) verfaßte Johannes aus dem zur Republik San-Marino gehörigen Städtchen Serravalle, Bischof von Fermo, in demselben Jahre, in welchem Hieronymus von Prag vor den Thoren von Konstanz den Feuertod erlitt, einen umfassenden lateinischen Commentar über Dante's unsterbliches Gedicht.

In Deutschland mag dieser Funke wenig gezündet haben; jene beiden englischen Bischöfe aber erinnern an ihr Vaterland, wo schon im 14. Jahrhundert Chaucer die „Divina commedia" mit Vorliebe studirt und namentlich in den „Canterbury tales" benutzt hatte. Französische Uebersetzungen reichen mindestens bis in das 15. Jahrhundert und die spanische Uebertragung des „Inferno" durch Hernandez de Villegas wurde schon 1515 gedruckt.

Unter den Nachbarvölkern Italiens iſt alſo dasjenige, welches dereinſt am tiefſten in die Geheimniſſe des wunderbaren Gedichts eindringen ſollte, am ſpäteſten zu deſſen Studium gelangt.

Von dieſen Säcularerinnerungen kehren wir zu dem laufenden Jahr zurück, von dem wir ausgegangen ſind. Es bietet uns zwei Büchlein, die ſelbſt wieder, noch mehr vielleicht als durch ihren unmittelbaren Inhalt, durch die Erinnerungen anregen, welche ſie für das deutſche Dante-Studium erwecken.

Profeſſor Fabbrucci in Berlin hatte ſchon 1837 die Brocchi'ſchen Briefe über die „Divina commedia" abdrucken laſſen, die zuerſt Venedig 1797 und dann Mailand 1835 erſchienen waren. Im laufenden Jahre hat nun B. K. S. in Bonn eine Ueberſetzung dieſer Briefe herausgegeben und Fabbrucci die Exemplare ſeines frühern Drucks mit einem einleitenden Zuſatz von 24 Seiten neu verſehen.

Dem kleinen Buche möchte mit ſo häufiger Wiederholung in der That zu viel Ehre geſchehen. Es iſt, wie ſchon die Jahreszahl ſeines erſten Erſcheinens, noch mehr aber der Umſtand vermuthen läßt, daß dieſe Briefe angeblich an eine engliſche Dame gerichtet ſind, von Herzen oberflächlich und ich wüßte auch nicht Einen neuen und fruchtbaren Gedanken namhaft zu machen, der mir auf den 200 Seiten begegnet wäre. Die geſchwätzig lobpreiſende Darſtellung wird durch die vielfachen Beziehungen auf die uns völlig entfremdete poetiſche Literatur jener Zeit, beſonders die engliſche, nur noch ungenießbarer. Geht doch Brocchi's taktloſer Ungeſchmack ſo weit, daß er ſeiner Schülerin ſogar empfiehlt, Bettinelli's berüchtigte „Lettere Virgiliane" zu leſen; zu geſchweigen, daß er von Pope's Ueberſetzung zu rühmen weiß, „ſie übertreffe den Homer in der That oft und eile ihm um ein gut Stück voraus". Den beiden letzten und ohne Vergleich ſchönſten Drittheilen des Gedichts werden zuſammen nur 75 Seiten zugeſtanden und dabei fehlt es denn gleich zu Anfang nicht an den um jene Zeit herkömmlichen Klagen, „daß die Poeſie an dieſer Stelle («Purgatorio», XVI!) mit der Theologie kämpfe und davon ſo ungeſtalten werde, daß man Mühe haben würde, in ihr überhaupt noch Poeſie zu erkennen". Drei Terzinen jenes Geſangs (Vers 85—93) führt Brocchi als „die einzige Blume an, die man in der dürren Oede Dante'ſcher Metaphyſik antreffe". So dürfe ſich denn leider die Theologie nicht rühmen, durch Dante „im poetiſchen Blumenſchmucke aufzutreten, wie bei den Lateinern die Aſtronomie in den Verſen des Manilius zeigte". Von der hinreißenden Schilderung des Stroms ſeliger Geiſter und ſeiner Blütenufer („Paradiso", XXX, 61) heißt es: „Großartige und erhabene Gegenſtände, wo die Poeſie in ihrem ganzen Lichte ſtrahlen könnte; aber mit einer ſolchen Kälte und einer ſolchen Ideenarmuth behandelt, daß man Dante nicht wiedererkennt." Inzwiſchen entſchuldigt Brocchi den Dichter, „deſſen Phantaſie, ſtatt ſich im «Paradiso» zu kräftigen und zu beleben, kläglich leer dahingehe und verliſche", dadurch, „daß ſchwerlich ein Dichter für dieſen Gegenſtand Stoff finden könne, um damit 33 Geſänge auszufüllen, ohne den Leſer zu langweilen, wie es doch Dante zu ſehr thue".

Von einem Panegyriker, der ſo wenig Pietät für ſeinen Helden hat, läßt ſich vermuthen, daß er ihm auch nicht immer die zum richtigen Verſtändniß erforderliche Aufmerkſamkeit angedeihen laſſen werde. An ſolchen Fehlgriffen fehlt es denn in der That nicht, wie wenn Brocchi am Schluß des dritten Geſangs des „Inferno" Dante ſich zum Schlafen „ins Gras legen", oder ihn („Purgatorio", XXVIII) über „den kleinen Bach Lethe hinüberſpringen" läßt u. dgl. m. Ueberhaupt ſind ähnliche, den Stil verletzende Trivialitäten und Ungenauigkeiten nicht ſelten; ſpaßhaft unter Anderm die verunſtaltende Relation von Tibull's (I, 3, 61) Schilderung der Unterwelt: „Dieſe Gefilde ſind hier und da mit Akazienbosquets bewachſen, in denen man die Vögel zwitſchern hört."

Das bisher Geſagte iſt nicht eben angethan, der Brocchi'ſchen Schrift zu beſonderer Empfehlung zu gereichen. Inzwiſchen beweiſen die wiederholten Auflagen und die Ueberſetzung, daß es ihr nicht an Erfolg gefehlt hat, und dieſe auffallende Erſcheinung erklärt ſich durch den gänzlichen Mangel an einer anregenden und belehrenden Einleitung in das Studium der „Divina commedia". Wer auch glücklich der Langeweile Trotz geboten, welche ſich über die nüchternen Auszüge unſerer Literargeſchichten, wie der von Ginguené oder Ruth, hinbreitet, iſt darum dem Verſtändniß des Gedichts noch um nichts näher gerückt und gewiß alles Andere eher, als zu eigenem Durchforſchen angeregt. Brocchi's Briefe leſen ſich in ihrem leichtfertigen Geplauder nicht unangenehm, ja ſelbſt in dem Aerger über ſo manche Verkehrtheiten, den ſie hervorrufen, liegt etwas Pikantes, und eröffnen ſie auch keinerlei tieferes Verſtändniß, ſo ſind ſie doch wohlgeeignet, Verlangen nach dem beſprochenen Dichterwerke ſelbſt zu erwecken.

Schwerlich würde dies untergeordnete Verdienſt mich bewogen haben, das Büchlein hier zu beſprechen, wäre ihm nicht jetzt eine Beigabe hinzugefügt, die, wenngleich ſie nur 15 Duodezſeiten füllt, um Vieles ſchwerer wiegt als die ganze Brocchi'ſche Schrift, ich meine Schelling's Abhandlung „Ueber Dante in philoſophiſcher Beziehung", welche im „Kritiſchen Journal der Philoſophie" 1803 erſchienen und meines Wiſſens ſeitdem nicht wieder abgedruckt iſt, von welcher Fabbrucci aber nun eine italieniſche Ueberſetzung beigibt.

In das Eigenthum der Leſewelt, ſelbſt der beſſern, übergegangen iſt von dieſer Abhandlung bisher wol wenig mehr als das oft wiederholte Wort, daß Dante's „Inferno" plaſtiſch, das „Purgatorio" maleriſch und das „Paradiso" muſikaliſch ſei; aber der Umſtand allein ſchon, daß Schelling, wenn auch erſt achtundzwanzigjährig, doch bereits ſeit Jahren Verfaſſer der „Weltſeele", der „Naturphiloſophie" und des „Transſcendentalen Idealismus" von Dante's Gedichte ausſagte, es ſei „kein einzelnes Werk eines beſondern Zeitalters, einer beſondern Stuf

in Italien, sondern urtheilsch durch die Allgemeinheit gehindert, sich über abgeschlossen Individualität wenig, durch die Universalität, vermöge der es keine Ein bei Lebens und der Bildung ausschließe, durch so fern endlich, welche nicht besonderer Tapaß, seinen Tapas der Betrachtung des Universums überhaupt ist, dieser Umstand allein schon wahre Interessen, das Kunstleben der Dante-Studien in Deutschland seiner Spitze und bei den ersten Gemüthern die tiefsten Eingen zu lassen.

Dies Interesse nach Verlauf von 52 Jahren wieder möglichste, für durch Uebersagung in die eigene Form des Deutschen, durch Anschauung geschaffen zu sehn, die sie nicht deutsch zu sein wissen, war gewiß ein bedeutendes Unternehmen. Unzweifelhaft wird der Schlag zu diesem sein, wenn auch die Uebersetzung in günstigen Fall nur annähernd gelingen konnte. Die Prämien der Schätzung ihren Ausdruck, die Schätze von philologischen Kunstkritikern und in Anwendung in Uebersagung abgeschlumpft werden, am meisten, wenn es sich um Uebertragung in eine Sprache handelt, die und jeder Bildung hin noch nicht ausreichend durchgebildet ist. Unzweifelhaft hat der Uebersetzer — Sr. Kgl. Hoheit der als einem Freunde von Dr. B. Minutoli, dessen Uebersetzungsversuch der Hölle Anerkennung und Beifall gefunden, insbesondere eigentlichen Mitarbeiter Sr. Kgl. Hoheit — sich schwierig gemacht. Dieser hat namentlich ist, daß S. sein auf Schilling's Werk: „Deutscher Journal.“ 1825.) „Dante's erster Eindruck in uns ist ein unbestimmter.“ Nicht zerstehen Stein in unserer Sprache hervorbringen, sondern sie zu verwirren oder begreiflich zu machen“, das sein Bestreben gemacht: (S. „— anziehe — von um seine innere Form zu bewahren.“ Nicht zerstehen Stein in unserer Sprache begehen (auf sie verstehen) und sie in begehen (schwindlungen), seine (S. wie mehr Sprache zu begehen (auf sie verstehen), sie in wagigen und messen (mauren) miteinander Dante. Daß dagegen S. zwei Picarda und Cestanza — gewagt erscheinen, ist ein einfaches Verstehen.

Bern und Schilling's Ausgabe in die Jugendjahre und die geistige Entwicklung Manion zurück. In diesen Jahren, gleichzeitig im tausenden Jahre seinem Buche ein hochverehrter Meteorgn zu und, bei der Besprechung Kommentar von der Welt, die 30 Jahren mit dem Studium der Dante angelegentlich beschäftigt hat.“) Als ich, nun auch schon vor Jahr als unserm Vereinsgliedern, zugleich nach dem Verhältniß der „Divina commedia“ rang, fühlte ich mich durch die Wortstellung eines Freundes ermuthigt, Schritte dahin, ich wurde mein, das Gedicht durchzulesen und schreibend mit dem Bekenntniß, es nicht vor einem zu haben, das Buch und der Hand gelegt; es war mir genommen und habe es den Zusammenhang dieses Meisterwerkes einfach erkannt, und seitdem habe ich Jahr, Jahr, bald es nicht an das Dichters Hand

1) Dante. Poesies von J. Lic. Schlosser. Beispiel von Gedicht. Berlin. 1825. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

die drei Reiche des Jenseits mit immer wachsendem Genuß durchwandere. Dieses einzelnen Kenntniß scheint der Mann, der mehr vielleicht als irgendein Anderer die tiefsten Blicke in das weite Gebiet der Weltgeschichte selbsteigenen Durchforschungen verbandt, erzählen zu hören, wie er, achtzigjährig, „in dem paradiesischen Einklang“ (im Hauptberger Thale) und sinnt in Dante's Geist „geistlichen Betrachtungen über Liebe und Leben, über wesentliche Lebensverhältnisse und inneres Schauen und Betrachten der göttlichen Ordnung und des innern Zusammenhangs aller Erscheinungen der Welt“ ergriffen habe, die er hier auszuabergreift und mittheilt. Welche Fülle von geistigen Gewinn muß aber der Dichter zu lernen haben, in seinen Lieb mit gleicher Vertiefe, wie der achtundzwanzigjährige Schelling, so der achtzigjährige Schlosser sich vertiefte!

Von den fünf Aufsätzen, die hier zusammengebracht sind, war schon der erste (Jahr 1824 unter dem Titel „Ueber Dante“ erschien) die Frucht zwanzigjähriger Studien; die beiden folgenden („Ueber den Zusammenhang der „Vita nuova“ mit der „Divina commedia“ und „Dante's Exil“) erfordern nur zwei wenige Jahren an und werden meines Wissens hier zuerst mitgetheilt. Aus den Jahren 1826 und 1825 stammen die „Briefe über die sechs ersten Gesänge des Paradieses“ und der Brief über Wessen's Bearbeitung des „Inferno“, welche beide auch dem „Archiv für Geschichte und Literatur“ schon bekannt waren. Unter den bereits gedruckten am meisten umgearbeitet ist der letzte Aufsatz, auf dem ich in ferner zeigen will. Ausgenommen den Bericht über die „Vita nuova“ (S. 9—14 der ersten Ausgabe) vermisse. Vergleichsweise von geringem Interesse scheint mir der den Buch enthaltene zu sein. Den schriftstellerischen Mittheilungen aus dem literarischen Anhange des 1845 vom Verleiner Pini herausgegebenen Buche „I luoghi più oscuri“ hinter. Besonders ist dies Verzeichniß durch die ohne Vergleich vollständigen Nachrichten des verstorbenen Gelehrten über die Ausgaben und einzelnen Theile Pini's Nachrichten nicht immer zuverlässig, wie denn, um nur ein Beispiel anzuführen, S. 27 (bei Pini S. 276) eine Ausgabe Venedig 1578 mit aufgeführt wird, die nur vorgiftens unbekannt geblieben ist. Für die Person der Sammlung hatte ich die beiden Aufsätze: „Dante's Urtheiler“ und die „Briefe über die sechs ersten Gesänge der Paradieses“.

Ueber den äußeren Veranlassungsstreit unter den Gelehrten Dante's sagt Schlosser: „Ich mag mich sie schon (S. 44):

Die vielfachen Deutungen eines so umfassenden Gedichts wie die „Divina commedia“ können zu gleicher Zeit für ganz verschiedene Kreise und Genossen wohl sein, und es kommt sehr wenig darauf an, was der Dichter selbst gedacht und gemeint hat, wenn er ist nur Organ des Geistes in der Menschheit lebenden und in und durch Eingeine erschienenen Geistes, und sein Werk ist ein tiefe Schöpfung, weltweit, wie die größten Schöpfungen der Tonkunst.

Dieser anerkannten Weltverständigkeit unerachtet und selbst durch sein Interesse für den vaterländischen Wissens Aufsatz unbeirrt, erklärt sich aber Schlosser mit vollem Rechte

gegen die nüchtern politiſchen oder ſocialen Auslegungen ſo vieler neuern Interpreten. Pichioni, Ponta und Giuliani, deren Schriften dem Verfaſſer nicht bekannt ſcheinen, wären ihm gegen jene durchaus proſaiſchen Verirrungen willkommene Bundesgenoſſen geweſen.

Die „Briefe über die ſechs erſten Geſänge des Paradieſes", die ſich wol ohne erhebliche Schwierigkeit mit der Abhandlung „Ueber Dante" (S. 106—108) hätten verſchmelzen laſſen, beginnen im Grunde (S. 235) ſchon mit dem achtundzwanzigſten Geſange des „Purgatorio" und gewähren eine leicht zu erfaſſende, lebhaft anregende Einführung in die räthſelreichen Belehrungen des Dante'ſchen „Paradiso". Daß der gefeierte Univerſalhiſtoriker mit Dante's Darſtellung der Weltgeſchichte und deren Nutzanwendung auf die Zeit des Dichters (S. 506) abbricht, iſt zwar begreiflich, aber darum nicht minder die weite Kluft zu beklagen, welche dieſe Briefe noch von Göſchel's tiefſinnigem und beziehungsreichem Commentar über drei von den letzten Geſängen des „Paradiso" trennt („Dante's Oſterfeier", Halle 1849). Außer dem Schreibfehler, der (S. 250) im Ptolemäiſch-Dante'ſchen Weltſyſteme zwei Kryſtallhimmel ſtatt eines annimmt, iſt mir (S. 270) die durch ältere Commentatoren allerdings verſchuldete Verwechſelung des bekannten Hauptes der florentiner Schwarzen, Corſo Donati, mit dem Gloſſator der Juſtinianiſchen Rechtsbücher, Franceſco d'Accorſo, aufgefallen.

Dem Berichte über Roſſetti, der nach einer kurzen Einleitung (S. 117—126) nur referirenden Inhalts iſt (S. 127—214) und die ſpätern, noch viel ſeltſamern Werke Roſſetti's („Spirito antipapale", „Poesia amorosa" u. ſ. w.) unberückſichtigt läßt, iſt eine Beſprechung meiner Ausgabe von Dante's Briefen beigefügt (S. 214—225). Die Zweifel, welche der Verfaſſer hier (S. 224) über die Echtheit des berühmten Widmungsbriefs an Cangrande della Scala äußert, ſcheint er zwar an einer andern Stelle (S. 250) wieder aufgegeben zu haben; doch iſt es den Leſern vielleicht nicht unwillkommen zu hören, was über dieſen Streit inzwiſchen in Italien geſchrieben iſt.

Schon 1819 hatte der treffliche Scolari, einer der älteſten und eifrigſten Dantophilen Italiens, dieſe Dedication des „Paradiso" für unecht erklärt. Die Gegenausführung, die ich in meiner Ausgabe der Briefe (1827) gegeben und die bei den italieniſchen Schriftſtellern (Picci, Torri, Torricelli u. ſ. w.) Beifall gefunden hatte, ſuchte er (1844) in ſeinem Wiederabdruck der Perrazzini'ſchen „Notae zur Göttlichen Komödie" (S. 14—65) ausführlich zu widerlegen. Seine Gründe waren in der That ſo beſtechend, daß Picci (1846) ſeine frühere Erklärung zu Gunſten der Echtheit zurücknahm. Schon im nächſten Jahr entdeckte indeß der Pater Giovanni Battiſta Giuliani — vielleicht der gründlichſte unter den jetzt in Italien lebenden Dante-Forſchern — ein hochwichtiges Zeugniß Filippo Villani's zu Gunſten der Echtheit, worüber er in der venetianer Zeitung vom 16. October 1847 berichtete. Scolari antwortete in der Nummer vom 25. Nun aber nahm ihm gegenüber der ſeitdem allzu früh verſtorbene Pater Ponta in dem römiſchen „Album" die Fehde auf. Replik und Duplik blieben nicht aus und demnächſt ließ Ponta den ganzen literariſchen Briefwechſel zuſammendrucken. Noch eingehender begründete die gleiche Meinung Giuliani in einem höchſt ſorgfältigen und verſtändigen Commentar über den Brief an Cangrande, der beſonders erſchienen zu ſein ſcheint, mir aber nur in dem Journal der römiſchen „Arcadia" (CXVII, 65—105) vorliegt. Nun ruhte der Streit einige Jahre; das Amtsjubiläum meines verehrten Freundes, des Profeſſors Blanc (29. September d. J.), veranlaßte mich indeß in einem lateiniſchen Sendſchreiben (von dem nur 25 Exemplare gedruckt wurden) die wichtigen Argumente zu entwickeln, die ſich aus einer alten Handſchrift des Briefes ergeben, welche ich auf der münchener Bibliothek ermittelt hatte. Auch hierauf hat Scolari am 1. November d. J. („De Dantis epistola nuncupatoria ad C. gr. de Sc." — 50 Exemplare) geantwortet, und Giuliani bereitet, wie er mir mittheilt, eine neue Vertheidigungsſchrift vor. Als ſeinen erheblichſten, noch unwiderlegten Grund betrachtet Scolari, daß es unziemlich erſcheine, wenn Dante in ſeinem angeblichen Widmungsbrief den Beſuch, den er, der Verbannte und Dürftige, dem veroneſer Dynaſten gemacht habe, mit dem der geſchenkebringenden Königin Saba bei Salomo zuſammenſtelle. Worauf es aber dem Briefſchreiber bei dieſem Vergleiche allein ankam, war: hervorzuheben, daß er, gekommen, um ſich durch eigene Wahrnehmung zu überzeugen, ob die rühmenden Berichte, die er über Cangrande vernommen, der Wahrheit entſprächen, gefunden habe, die Wirklichkeit übertreffe noch das Gerücht, genau wie Saba ſpricht: „Siehe, es iſt mir nicht die Hälfte geſagt. Du haſt mehr Weisheit und Gutes, denn das Gerücht iſt, das ich gehöret habe."

Ueber mancherlei beachtenswerthe Beiträge zur Dante-Literatur, die außerhalb Deutſchlands 1855 erſchienen ſind, wie Lamennais' nachgelaſſene Ueberſetzung, Tommaſeo's ſehr bereicherte und trefflich ausgeſtattete zweite Ausgabe der „Divina commedia", Gigli's „Studj" und Zani de' Ferranti's „Varie lezioni" zu berichten, findet ſich vielleicht bald weitere Gelegenheit. **Karl Witte.**

Eine Reliquie von Johann Jakob Bodmer.

Nachſtehender Brief Jakob Bodmer's, den ich unter den Papieren des als Schriftſteller bekannten Johann Michael von Löen gefunden habe, bietet mehr als einen intereſſanten Geſichtspunkt. Er läßt einen Blick thun in das einzig der Literatur geweihte Leben Bodmer's und zeigt einen Schriftſteller des vorigen Jahrhunderts mit ſeinen Entwürfen und Hoffnungen, mit ſeinen Beſtrebungen, die ihn faſt mit heftigerm Ungeſtüm fortreißen, als ſeine Umſtände erlauben. Bodmer legt den Plan zu einer ſatiriſchen Arbeit vor, ſie wird nicht vollendet: er ſendet dem „Hamburgiſchen Patrioten" einen „Diſcurs", vielleicht beſonders, weil er den „aufgeſetzten Gewinnſt zu erlangen hofft", der Aufſatz wird nicht ge-

heißt: er hat ein Schauspiel geendet, beliebt, Marc Anton an Kleopatrens Verleibung", das schon der Neuheit des unsonnen Stoffs wegen hätte Aufsehen machen sollen, es hat ungeheurk; die Uebersetzung des „Paradise lost" wird leider lange Zeit liegen, weil Bodmer von einer solchen schon vorhandenen und herausgegebenen Arbeit gehört hat, über die er allzugroß, dezidirend für die Literatursplatze, seine Gerechtigkeit bekommen kann.

Wenn schon der Einblick in das selbst geschilderte sinnreiche Leben Bodmer's Interesse erregt, so muß noch mehr in sein Werk, das mit so vielen Verhältnissen der Mitwelten Bodmer's mit denen der heutigen Literatur zusammenfallen. Hier wird zwar stets der Gegenstand selbst, und nur seine Behandlung das Produkt der Zeit, in wie den Meisten die Schönheit erzeugt worden kann. Vorzüglich wird die Vermischung der damaligen Zeit mit Ansichten auf moralische und gesellschaftliche Verhältnisse, Sitten und Politik wunden nur sehr berühret. Außerdem war jene Zeit in Bezug der angeborenen Nationalität darin unabhängig, daß der Realismus die Oberhand gewannen und jene Herrschaft eingenommen hatte, welche so beliebt war, später Mode zu sein. Sie hat nämlich sich denn und beschränken; behielt war es besonders Bodmer's Aufgabe, das Einseitigmenschl herzustellen durch die Verschmelzung beider verschiedenen Elemente, und so seinen Ruhe gesteigert er die Darstellung der nackten Wahrheit. Die weit die Verirrung gehen kann, zeigt er in der mitgetheilten Probe aus seinem Schauspiele, wo der reinschönen Wahrheit zu Ehren Kleopatra ein Gespräch über die innere Beschaffenheit der Hölle anstellt. Wie sie es hat sie anderen Seite greift Bodmer jenes Unregelten in Schönheiten an, das als Gegenzug zum Realismus der Zeit angesehen werden kann. Ich greife hier es aus dem vorliegenden Schauspiel, beliebt: „Marc Anton und Kleopatrens Verleibung", heraus, um seinen Gang zu bezeichnen, wie er sich in dieser enthaltenen Verbindung dieser Schönheit und das Beispiel der Alten erwähnt, deren Einsicht und die Kenntnis ihrer Sprachen die ungemeinen Fortschritte der Aufklärung ihrer Zeit zu verdanken hatte.

Vr. von Bodmer.

Johann Jakob Bodmer an Johann Michael von Loen.

Hochwohlgeborner Herr!

Ich nehme für die verunglückte Gefälligkeit, welche ich von Ihrer hochgeschätzten Freundin Frau Gall Ihnt seiner Abwesenheit in der Schweiz, empfangen, hoch er mir Ihr Schreiben vom 6ten dieses Monats, worinn er mir allerdeut eine Energie Ihres, von schwere Krankheit zu haben, eingeschrieben, welche mich in angenehmen, daß sie mich sehr entzündet, mich um Ihre Bekanntschaft und Freundschaft mit vieler Zuchtheit zu bewerben. Ich werde mich dieser Ehre nicht rühmen, wenn Sie selbst aus dem, was ich Ihnen von meinen gelehrten Beschäftigungen erzählen werde, Ihnen Lust dazu haben werden sollten. Wenn Sie die ältere ausgegangene moralische Literatur der vorigen Zeit genauer kennen lernen (von welcher Ihr trefflicher Buchhändler jetzigen Stadt noch eine Anzahl bei der Stelle liegen hat) vorrechnet haben, werden Sie sich schon einzelnen Mangel von meinem Gemüth und Geist zu machen wissen, machen ich an meinen Schriften nicht Mühe und Kultur Theil habe, zu dem Mangen oder meine Beschäftigung zugehen.

Ich entdeckte Ihnen vielen bald seine, weil ich weiß, daß auch Sie Gedichtgeschmack mit einem Dichter nach der Art des „Spectator" zu schreiben, welchen die Kräfter zum Muster genommen Ihre Neigung bestätigen, daß Sie mit meinen Anstrengungen einen gleichen Gesichtspunkt beide besser betrachten. Ich habe eine Schrift bei verwandelt, und vor einigen Monaten ein leipziger Buchhändler an die Autoren geschrieben, einen Verlag Anbietung für sie. Ich antwortete, daß ich mich zu sehr Geringer anbot. Um ihm zu willfahren, sah ich mir von Bodmern begeben, unterzum Original-Fragmente, worunter sie einen wundervollen Kopf mit einer Phantasie antrafen. Im wenigsten Jahre ist darüber abhandelnde Gemüthsruhen und Meinen der Gedanken zu Aufklärung, so wie auch auf sonstigen Materien und Personen gestatten sind: „Sokratische Gespräche, das sie Zugend suchten als das Leben", „Der strenge Weise", „Gerungen das Gelten von den Jugen", „Gespräche von Geschmierten mit einer opera omnia", „Vom Lachen in der Gesellschaft", „Gespräche von Koch- und Bratkunst", „Gespräche von einer Familie", „Vom Duzen", „Vom Zuvielnennen", „Vom Duzen", „Komödien von Heroen Namen", „Gemüthsruhe über den Aufklärer, ein Lied, das die liebe Natur ohne Hülfe der Kunst gedichtet hat", „Leutseligkeit der Neumen oder Bezeichnung der Krankheiten und Wunden, welche die Pocken in diesen Namen von der Seite empfangen haben".

Wenn Ihr. Hochgeboren dieses Verlagen gefällig, so gerathen Sie an Ihrer Gemüthsruhe Vergnügen und Wunden. Ihnen und ohne Zweifel den „Hamburgischen Patrioten" gefällig sein, so will ich mich Ihnen bekannt sein; ich wollte, daß ein gefehrter Kopf die Wahr nähme, eine poetische Vergleichung der Bücher und des Verstandes, die kritischen und moralischen Gemälde zu schreiben, welchen keine unmittelbare Arbeit sein würde. Ich habe ihm auf seine Anfragung einen Vorschlag zu Einrichtungen, welchen Ihnen Ihr zu schreiben am nächsten kommt, einen Diskurs zugefertigt, worin ich meine Ideen über diese Art Schriften zu fassen, und dem schönen Geschlecht von den Lesern unserer gefertigen, daß wir als ein Gleiches gesprochen, daß die Weltbetrachten in den Zeiten nur betrachtet geben sollt und sich nicht selbst anzeigen dürfte, sondern Ursache sie zu betrachten Mitten, weil er von Ihr Vielbeschäftigung mit Ihnen eben auf jenselben Stoffen, welchen ich mich bearbeitet, berichtet hat. Ich habe ehemals ein Schauspiel geschrieben, beliebt: „Marc Anton und Kleopatrens Verleibung", darin ich solchen Einigen einen solchen Charakter gab, welcher sich von der gemeinlichen Gemeinheit leichtes, die zu gewinnen mußte, daß das Interesse und einer angenommen Verschiedenheit sich erst seeren und Poesien nicht, wie sie sollte, gerathen. Ich kann mich nicht enthalten, eine Scene daraus niederzuschreiben.

Anton.

Hol sei mit ihr, verwandter Bösewicht.
Wer ich noch nur mit Zittern nahe trete,
Aus Furcht, und wie Verbrechung ihrer Reize,
Die wollen nun Dunkel ihr Blume aus meiner Phantasie.

Kleopatra.

O edle Brutus, ist dein Herz vergessen quillet,
Jemals mich wollen Sie mir Ihrer Wirkung.
Ich sehe, sie sehen, Anton, und wenn sie mir nicht

Mit deiner Lieb' Erklärung vorgekommen,
So hätt' ich wider der Gewohnheit Sitten
Dir ohne ſchlimme Scham die Neigung vorgetragen,
Die mit nicht mind'rer Hitz' in meinem Buſen wallet.
Sollt' ich mir ſelbſt ſo Feind ſein, daß ich mich
Um den Geliebten nicht bewerben ſollte;
Sollt' mir verboten ſein, das Gut zu ſuchen,
Deß ſeliger Genuß mich glückhaft machet?
Nachdem du nun zuerſt dein Herz mir angeboten,
So hab' ich mich mit widerſinn'gen Worten
Nicht ſpröde widerſetzt es anzunehmen,
Das ich ja wünſchte, ſondern es mit meinem,
Mit meinem liebenden, getreuen Herz vergolten.
(Die Frauen, die ſich ſträuben, ſind ſo liſtig,
Um der Verliebten Sehnſucht zu vermehren.)
Ich bin nicht ſo barbariſch, noch ſo ſtolz,
Daß ich Den, den ich liebe, quälen wollte,
Ich lieb' und berge nicht die Größe meiner Flammen.
Das mächtige Bemühen meiner Liebe
Iſt gnugſam, dein Verlangen zu erhöhen.

Anton.

Die Schönſte, Freundlichſte, die Beſte liebt mich.
Wie, dieſe heit're Stirn, die vollberedten Augen,
Das Antlitz einer Göttin, dieſe Lippen
Und dieſer ganze wohlgetrag'ne Leib
Ergeben ſich, um mich in den Genuß
Der höchſten Wolluſt einzuſetzen? Himmel!

Kleopatra.

Nachdem dir mein Gemüth gewidmet iſt, kann ſich
Der ſchlecht're Theil, der Leib, dir auch nicht vorenthalten.

Anton.

Die Worte ſind zu ſchwach, um auszudrücken,
Welch neues Leben mein Geblüt begeiſtert,
Das ſeine Kraft aus deinem Athem zieht. (Er küßt ſie.)

Kleopatra.

Die Seele ſteigt auf die vereinten Lippen
Und führt von mir zu dir, von dir zu mir.

Anton.

Die erſte Liebe, die mein Herz zu Rom
Bemeiſterte, hat auch die Hochzeitsnacht
Mein Blut mit keinem ſo gewaltſamen Ergötzen
Gerührt, als nun ein Kuß von dieſem Mund.
Das Leben, welches ich zuvor gelebt,
Iſt nur ein leichter Tod, zu dem verglichen,
Das ich hinfür, von dir geliebet, leben werde,
Und ungeliebt von dir begehr' ich nicht zu lieben.

Kleopatra.

Urtheile bei der Stärke deiner Liebe,
Wie heftig meine gegen dich muß ſein,
Nachdem ich als ein Weib von mind'rer Kraft
Zu widerſteh'n; von einem härtern Zeuge,
Der leichter Feuer fängt und länger nähret.

Anton.

Laß uns demnach, dieweil der Veſperſtern
Das Zeichen von des Abends Nähe gibt,
Von dieſem off'nen Platz abſeits entweichen,
Der Liebe und des ſüßen Liebesſpieles
Vollauf und ohne Sparen zu genießen.
Die Venus liebt des Abends dunkle Schatten
Und den geheimen Ort der Einſamkeit.

Kleopatra.

Dein buhleriſcher Vorſatz blicket helle
Aus deiner Augenfenſter reichen Schlägen;
Ich folge dir gutwillig, ſonder Spritzen
Und ſchlage die ſolennen Liebesſitten
Nicht widerſinnig aus: ſo heißt mich meine Liebe
Und die Natur, was immer die Gewohnheit
Und angenomm'ne Meinung ſagen mag.

Vielleicht werden Ew. Hochgeboren viel Unrichtiges in dem Gebilde dieſer Verſe finden; aber eben dieſes wird uns Materie zu unſerm folgenden Briefwechſel leihen. Daß ich keine Reime gebraucht habe, ſind drei Haupturſachen. Erſtlich verlieren ſie ſich in langen Verſen und wo ſie weit voneinander entfernt ſtehen. (Sie ſind eine Monotonie, folglich nicht muſikaliſch, daher die Componiſten in der Muſik gleiche Reime nicht mit gleichen Noten bezeichnen.) Man ſchneide die Reime nur von dem Verſtand der Verſe ab, ſo wird ſichtbar werden, daß ſie nichts Ergötzliches haben.

Ich gebe indeſſen zu, daß die Ohren, die daran gewöhnt ſind, nicht anders denken, als ob einem reimfreien Gedichte etwas mangele, aber das hat nicht mehr zu bedeuten, als daß es einem Menſchen, der in dem Geräuſch eines Schmiedehammers oder eines Waſſerfalls erzogen worden, fremd vorkommt, wenn er von da in die Stille verſetzt wird. Denen, welche den Reim rechtfertigen wollen, ſteht zu, daß ſie nicht nur die Gründe, daß die Reime kein muſikaliſch Ergötzen ſchaffen, umſtoßen, ſondern hingegen beweiſen, daß der Reim dem Gehöre ein ſanftes Ergötzen bringe.

Aber die reimweis ſchreiben, machen
Stets einen Vers aus andern Sachen,
Der für den Sinn, der für den Reim
Wird ja für einſt genugſam ſein.

ſagt Hudibras in ſeiner Knittel-poesia; und an einem andern Ort:

The rhyme the rudder is of verses
With which like ships they steer their course.

das ich in dem „Froſchmäusler" alſo überſetzt finde:

Der Reim bezeichnet auch die Straß'
Und fährt auf dem Gedicht umher,
Als ob's des Dichters Steuerholz wär'.

Jemand hatte mir geſagt, daß ſchon vor etlichen dreißig Jahren Gottlieb von Berg Milton's „Paradise lost" unter dem Titel „Verluſtiges Paradies" in lauter dergleichen reimfreie, fünffüßige Verſe, wie die in meinem Drama ſind, überſetzt habe. Ich ſtelle dieſem Werke ſchon längſt, wiewol vergeblich, deswegen nach, weil ich ſeit etlichen Jahren an einer Verdeutſchung dieſes Gedichts in ungebundener Rede gearbeitet habe, ſonder was von einer andern Ueberſetzung zu wiſſen, und ſie ſchon wirklich zu Ende gebracht, alſo daß mir nichts als ein Verleger mangelt. Urſprüngliche Heldengedichte von der Güte des Milton'ſchen ſind in deutſcher Sprache nicht zu finden, doch iſt mir von einem geſchmackvollen Kenner des Herrn von Hochberg „Ottobert" ſo hoch gelobt worden, daß ich meiner Begierde danach nicht widerſtehen kann, ſo mich treibet, Ew. Hochgeboren mit ein wenig Grobheit aufzutragen, daß Sie dieſes Gedicht, ſo bei uns nicht zu finden und etwas rar iſt, für mich aufbringen. Unter den heutigen Poeten hat Herr Pietſch ein gutes Talent für die Epopöe, Herr König iſt nicht minder geſchickt. Ich habe dieſem Letztern, der mir ſehr gewogen iſt, jüngſt den Entwurf eines Schauſpiels zugeſandt, welches Inhalt Lamech Polygamos, denn ich gedenke durch die Neuigkeit der antediluvianiſchen Charakter dieſem Stücke ſeine größte Schönheit zu ſchaffen. Wenn ich dieſen Riß nicht ausarbeite, wird nicht mein Wille, ſondern der Mangel müßiger Stunden und Aufmunterung davon Urſache ſein. Meine Neigung zu dergleichen Arbeiten reißt mich faſt mit heftigerm Ungeſtüm fort, als meine andern Umſtände erlauben.... Aber es iſt Zeit, daß ich einmal einen ſo langen Brief, wie dieſer iſt, ſchließe, welches ich nach

ster schätzbaren Mitarbeiters sich zu erfreuen wird, daß ich fest überzeugt bin, wenn alle Ihre Wünsche in Erfüllung gehen werden.

Ew. Hochgeboren

ergebenster Diener

Johann Jakob Bodmer und sein Freyberg.

Zürich den 19. Jenner 1790.

Zur Geschichte des Protestantismus in Frankreich.

Geschichte des Protestantismus in Frankreich bis zum Edict Karl IX. von Dr. Heinrich Heppe. Erster Theil. Marburg. Neue. Freytag. Druckpost. 1855. Gr. 8. 6 Thlr.

Geschichte der Protestanten Frankreichs, seit dem Anfang der Reformation bis zu der Gegenwart. Von Dr. C. Felix. Aus dem Französischen Übertragen von Karl Theodor Felix. Leipzig, H. Fleischer. 1855. Gr. 8. 2 Thlr.

Zehen Bücher französischer Geschichte. Nach gedruckten und handschriftlichen, theilweise unbenutzten Quellen von Friedrich Wilhelm Oncken. Erster Band: Geschichte des staats-gesellschaftlichen Elements in Frankreich in seinen Prinzipien bis zum Tode Heinrich II. Tübingen, Fues. 1855. Gr. 8. 1 Thlr.

Bei der lebendigen, fast fieberhaften Thätigkeit Deutschlands in der französischen politischen Geschichte war uns seither einzig Janssen in der Lage, die deutsche Protestantismus, so mühe und doch selten die beste unter und scheinen kann unsere Blicke über jenseitige Grenzen, ob aufgeschlossen. Denn indem von Reformation als der englischen Brandwunden bis zu Geschichte von Land, Brunning, Guizot, Mrs. Marsh bringen, hat er doch, da die tiefe Complication von Kenntnis mit all den Gebiete gefüllt kann, vermöchte nach einer trockenen Ansicht, für welche trotz in den Leben Calvin's von Genf, in den Biographien Beza's und Coligny's, in der Geschichte der Bartholomäus-Nacht, in der Geschichte der Reformation in Straßburg und Zürich, in der Geschichte der Wiedertäufer und Socinianer, in der Geschichte der Hugenotten in Frankreich, in der Geschichte der Niederländischen Revolution, in der Geschichte der Verfolgungen, sind den Leser die Lösung Mengen Material vorgefunden habe und Druckfehler, und Ferne vom Ganzen, die Wege der Reformation, die Lösung Verwirrungen zu entziehen suchte. Wenn nun auch Meister Geschichtsfreie die mehrseitigen Beschäftigungen, mit den Geschichte Calvinismus die in jenen Ländereien entstanden seine Geschichte erkennen läßt, so müssen wir ihnen doch, so bedauern, hierauf und namentlich aufgeschlossen, alle historische Forschung, und Gelehrsamkeit nicht verlieh, sie eigentlichen französischen Geschichte, deren weiteres und tie-

ihre Quellen aufgeschaut zu ein Willen oder Vermögen fehlt, angewiesen.

Jenen Mangel hat und die vorliegenden Werke schon einen solchen Einen nach als nützlich bewährt, begrüßen lassen. Die nähere Einsicht in die beiden erheranziehen Werke unmöglich gibt uns aber die nationale wesentlichere Lückenzeigung, daß sie ganz besonders geeignet sind, den Verkennung des protestantischen Elements zu begegnen.

Nr. 1. Im Allgemeinen glauben wir aber zu wenig als zu viel zu sagen, daß Schlosser's Werk für die Geschichte des französischen Protestantismus gilt, was Ranke's epochemachende Bedeutung: „Französische Geschichte", was für die politische Geschichte Deutschlands ist. Unsere Zeit bedarf solcher Leistungen auf dem historischen Gebiete, nämlich durch seine Richtige in den Jahrzehnten 1840 und 1854 bis „Hohenstaufen Zeitabschnitt". „Die Normannen spanisch macht" und „Frankreich und die Revolution" erschienen, wenn wir zu gewissenlose Betrachtungsweise gethanen Ungerechtigkeiten nicht allein durch vorurtheilsfreie geschichtliche Studien zu begnügen, so hat jedem Reichthum und Fülle in Einzelnheiten und zu der Benützung einzelnen, daß der Verfasser, selben persönliche Verhältnisse und ganz unbefangenen sind, die Ausgabe, Gesammtgeschichte Werken, und die Verhältnisse eines Materials die erforderlichen Mittel an Zeit und Geld verwenden zu können, namentlich zu Reisen nach entlegenen Archiven und Bibliotheken für die Bearbeitung handschriftlicher Quellen. Unser schon erwähnte Beschäftigung mit dem Gegenstande hat uns bereichert und in vieler Beziehung zu einem nicht ganz ungünstigen, gerade aber über die Werke unseres Verhältnisses unbefangenen Urtheile, welches wir mit Unterstellung aller Eigenliebe haben abgeben, daß wir uns heute eine und anderen Quelle versehen haben, sogar, sogen aber auf welche zum Theil sehr bekannten Quellen gefloßen sind. Diese Quellen sind nun ursprünglich, theils sogar unbekannt waren. Die sind ebenso handschriftliche als gedruckte. Jene hat der Verfasser unter Anderem auch der kaiserlichen Bibliothek zu Paris sich zu verschaffen gewußt, und man sieht bereits, in vorschiedenen Anmerkungen, daß er auch mit Manuscripten und in einzelnen Provinzialarchiven, hinter welchen sich nicht selten eine wichtige Quelle Documentensammlungen versteckt, Bekanntschaft kennen will Bibliothek, und „in den einen gedruckten Bibliotheken noch unglaublich viele kostbare Schätze". Aber hiervon ab- und auf die handschriftliche Geschichte gehen, wollen wir. Als die einer in genauligen, und den Leben des Protestantismus aufmerksamen Beobachtung hat sogar die gleichen Zeiten und mit gleicher Gewalt sich erhebenden Reaction, verzugsweise auf Geschichtsschreibung, Forschungsweise und Materialiengewinnung zu schöpfen, wie es möglich, gegen die Reformation, Bekenntnißschriften, Verfassung und Bibelübersetzungen, in Manuscriptsform sich abzuschließen? Jener Versuche ist nicht zu verkennen, in den „Mémoires secrets", den „Archives curieuses de l'histoire de France" u. s. w. wo dem Schein Publicität, Zweck und Wesentlichkeit gegeben, als den geschichtlichen Thatsachen in allen Bedeutungen und Quantitäten und in verschieden Graden und Formen Partheien in Gesellschaftsverhältnissen und Privatverfassungen, und hat auch die Wirkung nicht gefehlt, die von denselben glaubwürdigen und Forschungsrichtungen, wie z. B. in Thon, im Wesentlichen gegebenen Verordnungen und Gesetze in ihren historischen, theils beschränkenden, theils gestaltenden Gesammtgang unmittelbar aufzusehen und nach ihnen zu ergänzen und zu berichtigen. Doch er auch die Arbeiten und Forschungen der 1853 zusammengetretenen „Société de l'histoire du protestantisme français", welche und in dem „Bulletin" vorliegen, benutzt hat, verräth sich von selbst und wir erwähnen besonders wenigen zum Beweis des Mangels der Vorliegen, als die erfassenden Aufsammlungen, den die gesichtlichen Verfolgung, welche Protestantismus gewonnen und auf seinen Culminations-Punkt aufgehoben hat.

Gehen wir nun auf die kritiſche Sichtung des Stoffs über, auf welche bei ſeinem Reichthume umſomehr ankommt, als, wenn mangelhaft, ein falſches, wenn aber gar nicht vorgenommen, eigentlich kein Bild, ſondern nur eine rohe Compilation, ein wirres Gehäuf des Wahren und Halbwahren, des Sichern und Unſichern uns gegeben wird. Dieſe Sichtung entſpricht jenem Reichthume, indem der Verfaſſer hier ebenſo vielen Fleiß, Scharfſinn und glücklichen Takt, wir möchten hinzufügen, ebenſo viele Treue, Beſonnenheit und Nüchternheit zeigt, als er an die Gewinnung des Materials Mühe verwendet hat. Es iſt ihm dafür mit überraſchenden und nicht unwichtigen Ergebniſſen, mit Aufhellung dunkler Partien, mit Löſung von Schwierigkeiten und mit Berichtigung wirklicher Irrthümer namhafter Geſchichtſchreiber gelohnt worden. Sollten auch einige Reſultate noch Zweifeln unterliegen, ſo iſt es doch gewiß ein Verdienſt des Verfaſſers, das als hiſtoriſch fixirt Angenommene wenigſtens in Frage geſtellt, auf ſeine ſchwache Seite aufmerkſam gemacht und es neuer Reviſion empfohlen zu haben, und um ſo anerkennenswerther, als er, nirgends Autoritätsglauben beanſpruchend, ſtets das beſcheidene Bewußtſein, auf den Schultern ſeiner Vorgänger zu ſtehen, durchfühlen läßt. Es ſei uns geſtattet, einige dieſer Ergebniſſe anzuführen.

De Thou rühmt, im 25. Buche der „Geſchichte ſeiner Zeit", auf die Autorität gleichzeitiger Hiſtoriker, die von dem Kanzler de l'Hôpital bei der Abfaſſung des Edicts von Romorantin (Mai 1560), welches das Erkenntniß des Verbrechens der Häreſie den Biſchöfen übergab, bewieſene Klugheit, da er „von dem Sturme der Guiſen hingeriſſen und unvermögend, in der bürgerlichen Verwaltung die rechte Bahn zu verfolgen, durch eine Segelwendung (mutata velificatione) wenigſtens das erlangt hätte, daß das Staatsſchiff nicht an den Klippen der ſpaniſchen Inquiſition, zu welcher jene zur Befeſtigung ihrer Macht ſo ſehr getrieben, zerſchellt, ſondern ohne gewiſſen Schaden an ihnen vorübergeſegelt wäre". Soldan widerlegt dieſen Meiſter aber mit dem allerdings ſchlagenden Grunde, daß dieſes Edict vor l'Hôpital's Amtsantritte abgefaßt wurde, und bemerkt noch, daß es, weit entfernt, die Einführung der Inquiſition zu verhindern, dieſelbe, ohne das Hinzutreten äußerer Hinderniſſe, vielmehr bequemer eingeleitet haben würde. An einer andern Stelle rügt er an Lacretelle („Histoire de France pendant les guerres de religion"), die vor der Reichsverſammlung von Orléans zuſammengekommenen Provinzialſtände für einen Ausſchuß einiger Deputirten zur Vorbereitung der Arbeiten jener Verſammlung genommen zu haben. Wir müſſen indeß geſtehen, in dieſer Annahme dem Weſen und dem Zwecke nach keinen Irrthum zu erkennen, da die Provinzialſtände gewiß mit den Petitionen und Remonſtrationen des nahe bevorſtehenden Reichstags einleitend ſich beſchäftigten. Mehr ſtimmen wir mit unſerm Verfaſſer in einigen Anſichten überein, in denen er von Barthold (in deſſen werthvoller Geſchichte: „Deutſchland und die Hugenotten", 1848) abweicht, daß das Edict von Châteaubriand, welches dem weltlichen Arme die Verfolgung der Ketzer übertrug, eben dadurch ſeinen Mangel an Ernſt gezeigt habe, und daß ein Theil der Verſchworenen von Amboiſe es auf die Einführung einer republikaniſchen Staatsform abgeſehen gehabt hätte (I, 229 und 317; I, 183 und 305 bei Barthold). Dieſes iſt auch die Anſicht Capefigue's („Histoire de la réforme", II, 24), den wir bei dieſer Gelegenheit neben dem kritiſchen und nüchternen Barthold in einer wenn auch nur äußern Zuſammenſtellung ſehen, die er trotz ſeiner Berühmtheit und des effectmachenden Reichthums der von ihm benutzten Quellen nicht verdient. Von mehren ihn treffenden Rügen führen wir die des kaum begreiflichen und wirklich unverantwortlichen Irrthums an, daß er die Guiſen zu den Prinzen von Geblüt rechnet! Vor einem Hiſtoriker von dem kritiſchen Sinne des unſerigen müſſen natürlich auch Geſchichtſchreiber, wie Davila, von der claſſiſchen Höhe hinabgleiten, auf welche ſie unſere Hand- und Literaturbücher in einer unhiſtoriſchen Zeit gehoben haben. Wir führen zum Beweiſe dafür nur I, 406 an, wo, bei Gelegenheit eines eingebildeten Edicts vom 28. Juni, von einer in Beziehung auf Zeit, Inhalt und Form bei ihm herrſchenden großen Verwirrung geredet wird.

Da dieſe Einzelheiten Leſern, welche weder das vorliegende Werk zur Hand haben, noch mit der in ihm behandelten Geſchichte näher bekannt ſind, nicht anders als trocken ſein können, ſo wollen wir die Kritik des Verfaſſers an Gegenſtänden andeuten, welche eine allgemeinere Bekanntſchaft und Theilnahme vorausſetzen laſſen.

Das Bild der Königin-Mutter Katharina von Medici liegt uns nach ſtereotyp gewordener Geſchichtsanſchauung ſo dunkel gehalten vor, daß es uns als ein einziger ungeheuerer ſchwarzer Fleck ohne alle mildernden Schattirungen erſcheint. Eine genauere und nähere Betrachtung läßt uns aber in den Verhältniſſen, unter denen ſie, nach der allerdings naheliegenden Satire, zu einer Brunhilde und Iſabeau monſtrös gereift war, dieſe Schattirungen wohl erkennen. Schon Barthold bemerkt beiläufig von der „Verrufenen" („Kaspar von Schönberg, der Sachſe" im „Hiſtoriſchen Taſchenbuch" von 1849, S. 187): „Die Italienerin beſaß wenigſtens ein Herz für die Ehre und die Macht der Krone ihres Sohnes" — ſicherlich ein Verdienſt unter Umſtänden, welche gewaltig gegen dieſe Krone andrängten! Und Soldan zeigt uns ein vollſtändiges und nach allen ſeinen Zügen gewiß treues Bild der Königin. Wir können von denſelben nur nachſtehende geben: „Ein ſittlicher Charakter war Katharina gewiß ebenſo wenig als ein ſtaatsmänniſches Genie, aber ſie hatte ebenſo unzweifelhaft auch ihre guten Seiten; und auch ihre Fehler und Verirrungen, zum Theil ſogar ihre Verbrechen werden in milderm Lichte erſcheinen, wenn das Gewicht der Schwierigkeiten erwogen wird, mit welchen das ſchwache Weib zu ringen hatte. Unter den verwickeltſten Umſtänden zur Lenkung eines gährenden, durch Parteien zerrütteten, von Finanzen entblößten, von ſpaniſchen Anmaßungen bedrohten Staats berufen, blieb ihr fortwährend die Aufgabe, die Hüterin zweier bis zum Tode an Einſicht und Willen unmündigen Könige zu ſein, die ihre Söhne waren. Wenn ihr Feſthalten an der Gewalt nur Herrſchſucht war, ſo war ihr Herrſchen theuer erkauft. Aber es iſt ein beſſerer Beweggrund denkbar. Wie, wenn nun Katharina an ihrer eigenen Herrſchaft die Herrſchaft der Valois, vielleicht den Fortbeſtand der Staatsordnung hangen ſah? Katharina liebte ihre Kinder, das kann ihr mit Fug nicht abgeſtritten werden. Den Kindern aber ſtand Niemand näher als die Mutter. Aber freilich, die ganze Stärke eines Mannes, und zwar eines ungewöhnlichen, hätte in dem Parteigetümmel nothgethan. Als Weib, als Fremde, als Unebenbürtige hatte Katharina den ſchwerſten Stand. Keiner Partei durfte ſie ſich hingeben, keine vernichten wollen; ſie ſah ſich, was das Schwierigſte iſt, darauf hingewieſen, von beiden Parteien die Mittel zu entlehnen, um zwiſchen beiden hindurch ihren Weg nehmen zu können, während jede von beiden alle Anziehungskraft entwickelte, um ſie ganz zu ſich herüberzuziehen." Noch fügen wir hinzu, daß uns der Verfaſſer Katharina nach den beſten und verſchiedenſten Quellen als einen furchtſamen und unentſchloſſenen Charakter ſchildert, der immer lieber gezögert und zu halben Maßregeln gegriffen, als etwas gewagt habe.

Und dieſe Furchtſamkeit war es, welche nach des Verfaſſers Darſtellung, ſtufenweiſe bis zur treuloſeſten Feigheit geſteigert, die Königin veranlaßte, die perſönliche Rache der Witwe des vor Orléans meuchleriſch tödtlich verwundeten Herzogs von Guiſe mit der politiſchen Intrigue in den Bund zu ziehen, die Ermordung des edeln Admirals von Coligny anzuſtiften und, nachdem dieſelbe an bloßer Verwundung geſcheitert war, ihren Sohn Karl IX. zu dem blutigen Wahnſinn und dem ungeheuern Frevel der Bartholomäusnacht anzutreiben. Wir bedauern, hier nur das groteske Ganze, das Reſultat, nicht aber die einzelnen Striche und Züge geben zu können,

to be berufen gewesen, in dasselbe auszuüben. Allein ihre ins Bodenlose gehenden Ansprüche und ihr beharrendes prügi und ist er seine sich geltende Anfgabe gestellt hat: „die mit der Geschichte und der Vergangenheit in Fühlung zu bringen, so können und von dem Widerstand mannigfacher, einander sogar konträrer Interessengruppen ihr wahre Gestalt zu Absatzhen, so ist sie doch einige Jahre kaum, höchstens, „Thron an die „alte convenue" Presse wenigstens die Hoheit gewahrte Stelle, bei der Blindheit, mit allen und langen treulichen Anregung war, während ihr Gegenspur ebenso ausschließlich in dem Rat der Stadt gesetzlich und verhaltenen und endlich zu jenigender Gewalt anderweitigen Bestimmungen mögen.

Was die Disziplinen und Kompetenzen der Geschichte oder der Forschung, und Darstellung, so reichen und ist weiter bekannten Materials betrifft, so vermag der Berichterstatter, von mir weniger auf sie als auf solche selbst zum Ausdruck zu bringen, vorkommt, über sie nur wenig zu sagen. Die Meinung ist einfach und naturgemäß durch das chronologische Prinzip gegeben. Die Geschichte beginnt, wo die Sprache beginnt, sie ist nicht zu ungeheuren Charakterzeichnungen und Schilderungen übergehen, wo Schriftdenkmale vorhanden sind. Eine hinsichtliche Meinung ist entweder nicht vorhanden oder, wie das einen Ausgenommen werden, wo sie sich in Gefahr befindet, hier jene des Karolingerwunds und des sächsischen Kaiserhauses, des Investiturstreites, des Interregnums und des Hauses, welcher, im Bewußtsein, die Wahrheit gesucht zu haben, zu haben, mehr als jede Anerkennung die Befriedigung auf dem wahrheitsvollen Leser überhaupt.

Als Kunst der Geschichte, als künstlerische Übersicht, von dem Anschauungen Rankens und Gelzers angenommen werden, ist, glauben wir der vorliegenden Skizzen vorsprechen zu können und wenn ja mit der Hoffnung auf die freundliche Annahme zur Zeit noch fremd geschehenden in seiner Breite sehr viel Neues und Interessantes, ein Beweis, daß wir Kenntnisse nach vorwärts werden würde.

Als Ziel „Geschichte der deutschen Frankreichs" nun ist Ziel, das, wie wir sahen, wie die Verfasser selbst erklärt, auf Vollständigkeit nicht Anspruch machen will und soll, so ist es gewiß ein zeitgemäßes als lösenswertes Interesse vorhanden. Mit der Bearbeitung, so wie sie durch die Verfasser vorliegt, ist der angedeuteten Absicht ausgeführt, wollen wir aber dem Vorwurfe, daß sie nicht genügend auf die Geschichte der Kirche, ist auch hinein trat der ersten in jährlich folgender zweite Band, so ist es doch nicht möglich, in dem Rahmen der Disziplinen Protestantismus, als es der von allen weiteren Kompetenzen ausgeschlossen, dessen Ton sogar gerade so nahmen, seinen Platz ganz beherrschenden Verfassers und in Abhängigkeit von Ranke und Gelzer, wie sie sich in seinen Vorgängern nach den Vorzug des mehr bedeutenden, die Geschichte der Kirche, wie sie sich in Ranke und Gelzer gegeben zu haben, unbedingt zurückzuweisen. Auch hat dieser Abhängigkeit gerade der vom Verfasser nicht bejahten, von auch zu heftiger Polemik gereizten, weniger den Frankreichischen Interessen und am meisten nach seiner persönlichen Persönlichkeit und zugleich von seiner angeborenen, aber auch erworbenen Seite zeigt. Wie vorsichtig immer versucht ist in der nach der Wiederherstellung der Universität als politischen unter Ludwig XIII. und Richelieu, von welcher er uns weiter die Periode der „Kirchen der Welt" behandelt hat, so ist doch nicht zu verkennen, daß er sich in dem Vorgange mit den Verfassern, die sich vom Katholizismus in den französischen Bewegungen der Gallikanischen Kirche. Die Kirche Wenigstens prinzipiell reformierten Kirche. Die Kirche in sich bietet, ihrer Entstehung, ihrem Wesen und den für sie bedeutsamen Faktoren nach, sich den so selbst unter den Monarchen in England und noch der „Glaubensretter" aufgekommenen „Religionsfreiheit", welche von den „Wanderern" über den von Frankreich ins gelobenen Portugiesen gebildet wurden. Sie lassen aber das Verhältnis in allen Zügen, die sich in einem hohen, mächtig traumatischen Interesse verwinden, weit weniger klar, prägt. Dieses Interesse nimmt zunächst die Gestalt, Louise Quast, in Anspruch, ein dem Krakauer kaum entwachsener Jünglinge, welcher das „große Werk" des „großen Königs", nämlich der durch den Widerruf des Edikts von Nantes bedeutsam und durch die „goldene Bestimmung" Pfissen's und durch die „gründlichen Apostel" gefördertem Bekehrung der Gallikanischen Kirche, die „Wiederherstellung des Protestantismus in Frankreich", wie er genannt wird, vertreibt zu unternehmen. Wir Verfasser entgehen zu nennen, wie sie sich seine protestantische, wenigstens seine reformierte Kirche in Frankreich gedacht haben. Eine auch bestimmte Vorstellung seinen Werken und Handlungen der Kirchengeschichte nur bei Barnabé (Genève 1867) angedeutet, behauptet sie sich, was wir von der geringen Abhängigkeit, welche sie zu jenem Gallikanismus in uns gefunden hat, oben zeigt haben. Die Charakterzeichnung Ludwig's und die Schilderung der Kirche Ludwigs XIV. bilden eine sehr interessante Partie des vorliegenden Bandes. Wir vermissen nur eine Angabe über den lebendigen Behandlung, welche in der deutschen Literatur Ludwig XIV. gefunden hat, alles Protestanten, wie von Ueberlinger, „der Gedanke des Bonapartismus getreten ist, daß die Königsidee Frankreich nicht möglich sei als Ludwig Erwähnung beschränken, sondern alle evangelischen Christen aller Länder und Bekenntnisse umfaßte". Als Ludwig XIV. verfasst und wenig bekannt ist die Partie, welche die Schicksale der Hugenottenkirche und ihr Verhältnis zu den katholischen Konvertiten bei Ausbruch der Reformation behandelt. Wenn Ranke behauptet, daß ein ganz bestimmter Grad der Ueberschätzung der Grenzen der bürgerlichen Gewalt von Seiten der Gesetzgebung Voraussetzung wurde von der Verfassung Berfauf der gesetzlichen Akte eine vollständige Kenntnis unmöglich, daß nicht eine Revolution erregt, welche die Protestanten, und auch die Revolution in ihr Recht gesetzt hätte, so ist dieses und bald in den alten religiösen Konstanzen umschlug, der wieder mit seinen Anhängern und Anhängern von den revolutionären gänzlich verschlungen wurde.

Nr. 2, 3 ein literarischer Kuriosum, bei dem wir uns recht auf Details beschränken können. Die behende und gewerbliche Schreibart mit der Verurteilung, „Glaubensretter" Verbrechen gibt es und manchmal Verbrechen. Beider waren Verbrechen und sie sind es noch. Manual entstehen, Autor behauptet die verbotene Theologie, wie jenen allgemeinen Glaube Christen, und unsichtige Kirche, einzigen Gottes Wicht aber und weiteren Hergang und der Hilfsidee sein, und er Gebet, wie Jesus, ein Heiland, ein Weg und einzigen Gottes recht begreifen, sie selbst nur in einfache Schriften der Verschwörer", und wie „Jesuiten Lehren, über welchen Schicksalmächten den Boten sich beben sie, und Gebet, Gott und in großen Schwärmen an Kirchenhimmel unsere Gebet, Gott und Verbrechen, Kirche „Glaubensretter Briefe und Aufgaben von Zeitgenossen und Kriegs der Verbrechen, Kirche" und auf den Verfasser, den ersten Bande vermissen sind.

S. 1 erhält Napoleon Zuerl das Prädikat „bon", ohne meinen B. 6 Ludwig von Bayern genannt wird. S. 16 wird es in einer Anmerkung „sehr allen Zweifel" gestellt, daß Katharina von Medici an den Bartholomäus-Nacht „Gefallen" bezeichnet haben, und doch läßt der Brief auf die Meinung des Berichters schließen, als ob Franz I. „die Verfasser, weil sie lehrten leider Medici Freiheit" und „die Katholiken in ihrem innere heutigen Merkmalen mißlassen", verhaßt die Protestanten im Verdacht gehabt hätte. S. 19 läßt der Verfasser den „liebenswürdigsten und durch seine „Glaubensretter" gewonnig aufgerissen Kind des Kurfürst von Pfalzneuburg „lebenden Dank" untergehen.

Die gegen die Waldenſer von Merindol und Cabrieres verübten Gräuel wurden „kaum von denen auf Quitos heidniſchen Ebenen überboten“. Ueber die öffentlichen Pſalmengeſänge in der Vorſtadt St.-Germain „zeterte die Kleriſei“, wie denn auch vorher (nach der Anſchlagung der ketzeriſchen Placate) „die Katholiſchen Beter geſchrien“ hatten. „Die amboiſer Verſchwörung zu tadeln hatte von Allen die mindeſte Berechtigung Calvin. Solche Treue, ſolches Heldenthum, wie hierbei an den Tag getreten, wird durch ſeinen Vergleich mit einem Abenteuer fahrender Ritter ſträflich beſchimpft. Und daß er ſich darauf etwas zugute gethan, gegen die Unternehmung geweſen zu ſein, was mit der verheißenen Antwort auf unmittelbare Anfrage der Bourbons im Widerſpruch ſteht, da es einer ſolchen doch gar nicht bedurfte, wäre er a priori dagegen geweſen, was ferner aus ſeinem ganzen Auftreten in Genf unerklärbar, aus dem des Mannes der größten Gewaltſtreiche, der die Emigration der Franzoſen und Italiener hauptſächlich ſeiner politiſchen Machtſtellung halber begünſtigte, der durch den Mord des genialen Michael Servet ein Seitenſtück zu dem Verfahren der Lothringer gegen die Hugenotten geliefert, der in ſeinem Haß gegen die Freidenker echt papiſtiſch war: wir ſagen, wenn er, der gerühmte Staatsmann, ſich darauf etwas zugute that, ſo beging er eine Lächerlichkeit.“ Nach zwei myſteriös punktirten Zeilen, wie ſie auch an andern Stellen vorkommen, ſchließt der Band: „Franz II. ſtarb am 5. December. Und in derſelben Stunde, da die Seele eines armen, leidenden, von verruchten Menſchen in ewigen Schreckniſſen umhergeſcheuchten königlichen Knaben von dieſer Erde ſchied, in derſelben Stunde ſpürte man einen Stoß, merkbar für ganz Frankreich, obwol von keines Menſchen Ohr gehört: die Macht der Guiſen erlitt ihn. . . . Und nicht der Diebſtahl von 30,000 Ecusdor, den ſie in des Königs Sterbeſtunde am Tréſor verübten, brachte ihn ins Gleichgewicht.“

Was dieſe Citate noch an der Charakteriſtik des Buchs in ſprachlicher Hinſicht vermiſſen laſſen ſollten, möge die folgende Nachleſe geben. Nach S. 10 wurde „das Bildniß der heiligen Genovefa in den ſchlimmſten Zeitläufen, wo Menſchenrath und Menſchenhülfe bankrott, ausgeſtellt“; nach S. 14 „tiſcht Varillas' „Histoire de l'hérésie“, Buch X Unſinn auf; nach S. 17 „entwirft Cornelius Agrippa vom Adel ein ſauberes Bild“; S. 108 wird von einem „Cidevant-Statthalter“ geredet; S. 150 von einem „Tenor“ des Berichts Coligny's; S. 179 von dem „den Planen der Bourbons zu machenden Querſtrich; S. 180 von „den verfluchten Tagen von Amboiſe, wo Alles mit Stumpf und Stiel todtgemacht werden ſollte“; S. 183 von dem „leicht hinter's Licht zu führenden beſchränkten Kopfe, Karl von Bourbon“ u. ſ. w.

Hiſtoriker, wie Ranke und Raumer, werden S. 7, 11 und an andern Orten zurechtgewieſen. Wir überlaſſen ihnen die Antikritik und dem Leſer die Entſcheidung über die Genauigkeit der vielen Stammtafeln und den Zweck der Gouffiers, Beuils, Bourdevilles u. A. in einer Geſchichte, welche auf 191 Seiten die franzöſiſche, mit der politiſchen verwachſene Reformationsgeſchichte unter Franz I., Heinrich II. und Franz II. umfaſſend, doch keineswegs zu den Specialgeſchichten gerechnet werden kann. 37.

Zur Goethe-Literatur.

1. **The life and works of Goethe: with sketches of his age and contemporaries, from published and unpublished sources. By S. H. Lewes. Zwei Bände. London 1855.**
2. **Geſpräche mit Goethe und Zelter. (In: „Fliegende Blätter für Muſik. Wahrheit über Tonkunſt und Tonkünſtler.“ Zweiter Band. Viertes Heft.)**

Einer der unerſchöpflichſten Stoffe literargeſchichtlichen und biographiſchen Studiums ſind, auch für das Ausland, Goethe's Leben und Schriften geworden. Wir haben ſchon früher Gelegenheit gehabt, dreier faſt gleichzeitig erſchienener franzöſiſcher Schriften zu gedenken, welche durch die Veröffentlichung des Goethe-Keſtner'ſchen Briefwechſels hervorgerufen worden ſind, und wir haben dabei, großentheils mit Zugrundelegung des Appell'ſchen Buchs „Goethe's «Werther» und ſeine Zeit“, die auffallend großen Wirkungen und Nachwirkungen, welche die einfache deutſche Herzensgeſchichte des „Werther“ gerade auf die gebildetſten Nationen gehabt, der Reihe nach gemuſtert. Jedenfalls muß Goethe, als Verfaſſer der Culturdichtungen „Werther“, Wilhelm Meiſter“ und „Fauſt“, als derjenige Dichter angeſehen werden, der in culturhiſtoriſcher Hinſicht nicht nur unter den deutſchen, ſondern überhaupt unter den neuern Dichtern ſeines Gleichen nicht hat. Thomas Carlyle datirt von Goethe eine neue Epoche, in deren Beginn wir erſt ſtehen, und ſoeben hat der Engländer Lewes ein umfangreiches Werk über Goethe erſcheinen laſſen, an welchem er beinahe ein Decennium gearbeitet hat — ein Werk des unermüdlichſten Fleißes, des gewiſſenhafteſten Studiums und der wärmſten, wenn auch nicht blinden Bewunderung für den Genius, zu deſſen Ehre dieſes literariſche Denkmal aufgerichtet iſt. Das Buch iſt Demjenigen gewidmet, „welcher England zuerſt Goethe würdigen lernte“ — Thomas Carlyle.

Wir ſind vielleicht ſpäter in den Stand geſetzt, entweder ſelbſt oder durch eine zweite Hand dieſes für uns Deutſche ſo intereſſante Werk in d. Bl. ausführlicher beleuchten zu können; für diesmal müſſen wir uns mit wenigen vorläufigen Bemerkungen begnügen. „Lewes“, ſagt das „Athenaeum“, „hat eine große Zahl von Fakten aneinandergereiht, welche bisher an den verſchiedenſten Orten zerſtreut waren und daher ſchwerlich Andern als Solchen, welche die deutſche Literatur zu ihrem ſpeciellen Studium machen, von Nutzen ſein konnten; er hat ſie zugleich in einer ſo lesbaren Form verarbeitet, daß Alle dafür dankbar ſein werden, welche ſich durch Viehoff's protokollartige Schrift und die minutiöſen Abhandlungen, durch die uns die Commentateren ſo unerträglich werden, mühſam hindurchgearbeitet haben.“ Lewes hat mithin danach getrachtet, ein Werk für das allgemeine gebildete Publicum, nicht für Schriftgelehrte zu ſchreiben. Solche allgemein lesbare, ſtets feſſelnde und dabei geſchmackvolle und gediegene Bücher zu verfertigen verſtehen ja bekanntlich die Engländer mit ihrem praktiſchen, klaren, nie von der Sache abſchweifenden Verſtande meiſterlich, viel beſſer wenigſtens als wir Deutſche. Der vielleicht größere Theil des Werks iſt mit der Analyſe der Goethe'ſchen Werke gefüllt, bei deren Kritik und Zergliederung der Verfaſſer ein geſundes, mit allen Attributen des engliſchen common sense ausgeſtattetes Urtheil bekundet. Bei aller Bewunderung des Goethe'ſchen Genius ſchenkt er doch nicht Jedem, was Goethe ſchrieb, ſein unbedingtes Lob. Goethe's Dramen gelten ihm zwar für herrliche Dichtungen, aber für keine Dramen im eigentlichen Sinne; „Wilhelm Meiſter“ bewundert er faſt grenzenlos, aber die „Wanderjahre“ findet er zuſammenhangslos, ſchlecht geſchrieben und ſelbſt langweilig; er hat kein Wohlgefallen am zweiten Theile des „Fauſt“, und während er die übrigen wiſſenſchaftlichen Leiſtungen Goethe's ſehr hochſtellt, erklärt er die Ariome der „Farbenlehre“ für bloße optiſche Phantaſien. Die Werke Goethe's letzter Periode betrachtet er überhaupt als das nicht ſehr bewundernswerthe Reſultat jener Neigung zur Reflexion, in welche ſich Goethe und Schiller gemeinſam hineinſtudirt hätten. Auch Tieck war bekanntlich der Anſicht, daß beide Dichter ſeit und infolge ihrer Cooperation von ihrer Eigenthümlichkeit jeder viel eingebüßt hätten. Bemerkt zu werden verdient, daß Lewes von „Hermann und Dorothea“ behauptet, es ſei das ſchönſte Gedicht neuerer Zeit und nicht unwerth, jeder Dichtung jedes Zeitalters zur Seite geſtellt zu werden. Gegen Diejenigen, welche Goethe in ſittlicher Hinſicht oder wegen ſeines Stolzes *)

*) Wie aus einem Aufſatze der „Zeitung für die elegante Welt“ vom Jahre 1822 hervorgeht, hielten bereits damals Viele den großen

ni feiner Zeit[ch]reitkunst in vielfachen Anzeigenblättern zu wahnen bemüht war, ohne jedoch je mehr als einmal seinen Name und wünsche zu sehen. „Wie wenig Goethe von der Geschäftspraxis wußte", sagt Lorck, „das wissen Buchhändler am besten, die ihn am besten kannten; noch und, wenn nur die drei Worte sagen konnten, welche sich in persönlicher Beziehungen einließen. Wenn Goethe das Wohl der Menschen möglich begünstigte und mit einer von Wenigen erreichten Liberalität seine Werke heraus werden, so hat man wahrlich kein Recht, ihn deshalb den Vorwurf seiner geschäftlichen Unbeholfenheit zu machen. Goethe hat selbst seine Werke gedruckt, selbst sie verlegt, selbst sie verkauft, selbst sie versandt, selbst sie versilbert, — ein Phänomen, das er zu durchringen und von der er benachrichtigen brauchte, was die unerfahrenen Fremde, und Bekannte Goethe von seinen Büchern wissen. Er hat selbst seine Bücher Kunde lang in seinem Garten, wie auf den Märkten über einander gehäuft, und seine Bücher sind ein wenig bekannt geworden, als sie in einer halb mit Wasser gefüllten Grube lagen. Im Verlauf des Geschäfts bemerkte Goethe dem Verleger, sein Schreiben sei nicht gelesen und so kam manche Anzeige vor, daß er sich mit mancherlei Gegenständen beschäftige, für welche die Welt ihn nicht halte. Also sei sein Verleger, bei wichtigen Fragen, wie der Verfasser seinen Rat gebilder habe? Dieser antwortete, daß es oft von Goethe's Laune abhängt, „ob [illegible] habe er es mit einigen Werken Goethe's gemacht; er habe sie gelesen, sich darüber gefreut, sich selbst gelobt, sie in eigenen Ausstellungen nachgeschrieben, das Geschriebene davon mit dem Original verglichen und so in das Werk von Goethe's eben Geist eingedrungen gefunde, und zwar habe er so zuweilen den ganzen „Werther" durchgearbeitet. Goethe bemerkte dann mit Lachen: „Ich, so haben Sie eben diese gelobten Bücher gemacht." Ein Verleger, der Goethe's Werke produciren wollte, habe nicht nöthig, sie zu lesen, und auch nicht nachzudenken, und auch nicht nachgedacht werden [illegible]." Was der Verfasser auf sein persönliches Verhältniß zu Goethe's Verleger sagte, hätte Goethe dem jungen Manne mit einem gemeinen Spaziergang und nachherigem Mahle aufwerfen zu, bloß einen Wagen bildet können haben, ging dann plötzlich an den Flügel, der im Empfangszimmer stand, und erfreute unseren Freund durch ein Divertissement gleich vorzusuchen, was denn auch geschah. Goethe, der sich in die Ecke des Sopha gedrückt, sprach kein Wort, sang von der Nähe und den Umständen überzeugt werden zu sein, so Zugerst in die Hände, und vor Erstaunen und Freude über die Höhe es mit der Musikkunst? Er sagte kaum dann: „Ich habe die Musik nicht studirt, und weiß nicht, was daran ist; aber in den Pausen beobachten wenden müssen, weil man dann Beurtheilung fortsetzen der Natur zu nahe kommt und die Kunst verschwindet immer mehr und mehr. Der junge Mann wurde entlassen, und er hörte Goethe nicht ganz verstehe, worauf Goethe [illegible] „Sie können sich [illegible] Mühe geben, Sie haben den Geist mehr als das Handwerk, Nützlichkeit zu ergründen. Mehr kennt nahen oft auf Dinge, die man auf gründlichen Wege nach einem klaren Ziele nicht gelangen haben möchte." Die ganze Abhandlung ist ein interessantes und wissenswerthes Beitrag zur Kenntniß Goethe's.

Wir machen unsere Leser noch auf die folgende Notiz des Herausgebers der „Fliegenden Blätter für Musik" aus deutschen Herz. Eine ungemein natürliche Erscheinung des Charakters verschwindet immer mehr und mehr der Welt. Das Leben scheint jetzt mehr noch als sonst eine große Maskenade zu sein. Kaum

[illegible] Ich [illegible] Ich [illegible] gemeinen Gesetz vorliegenden Thatsachen, nämlich, „daß [illegible] mit dem schönen Geschlecht niemand [illegible] soll". In Anbetracht gegen [illegible] Gesetzes [illegible] Gesetzes [illegible] Gesetzes

gibt ſich wie er iſt, Alle wollen ſcheinen und ſind freilich meiſt durch viele Dinge dazu gezwungen. Die Unfreiheit des Menſchen wird immer größer, ſein Betragen und Behaben immer eingeengter. Unſere ganze Cultur, Mode, Politik u. ſ. w. zwingt zur Verhüllung unſers wahren Denkens, unſerer wahren Anſichten und Gefühle. Wir wagen nicht zu reden und zu handeln, wie unſer urſprüngliches Weſen uns treiben möchte, ſondern wie es Ton iſt. Daher können wir auch von keinem Menſchen ganz ſicher wiſſen, ob Das, was er äußert und thut, aus ſeiner wahren Natur gefloſſen oder nur ein heuchleriſches Gebahren iſt. Wird doch Der wol geprieſen, der es in der Verſtellungskunſt recht weit gebracht und einen ganz andern Menſchen zeigen kann, als er in der That iſt."

Goethe hatte das Glück, als junger aufſtrebender Menſch noch in einer Zeit zu leben, wo ſich der Menſch, der Poet in ſeiner ganzen Originalität und ohne Rückhalt geben durfte. Dies erkennen wir auch aus einer jüngſt von Auguſt Stöber herausgegebenen Schrift über Goethe's ſtrasburger Freund und Tiſchgenoſſen, den „Actuar" Salzmann, die jedoch, da es ſich darin nicht um Goethe allein handelt, einen beſondern Artikel beanſprucht. H. M.

Ein tatariſcher Bundesgenoſſe Friedrich's des Großen.

Krim-Girai, ein Bundesgenoſſe Friedrich's des Großen. (Ein Vorſpiel der ruſſiſch-türkiſchen Kämpfe.) Von Theodor Mundt. Berlin, Schindler. 1855. 8. 1 Thlr.

Theodor Mundt hat hiermit eine Ergänzung ſeiner vor mehren Monaten erſchienenen Darſtellung „Der Kampf um das Schwarze Meer" gegeben, deren Intereſſe bei der jetzigen Bedeutung der Tauriſchen Halbinſel von ſelbſt in die Augen ſpringt. Mundt's angenehm und fein ſtiliſirte Schrift behandelt den letzten Khan der Krim und deſſen thatenreiches Leben, welches um ſo größere Anziehungspunkte für uns bietet, als es einerſeits mit Friedrich dem Großen in Berührung kommt, andererſeits dem bis heute faſt ununterbrochen andauernden Kampf Rußlands mit der Türkei als Präludie diente. Krim-Girai, der durch eine Auflehnung der Tataren zu deren Khan und zum Beherrſcher der Krim erhoben wurde, ohne daß die Pforte ſich dem ernſtlich entgegenſetzen konnte, hatte neben großer Tapferkeit eine wunderbare Sympathie für abendländiſche Cultur, ſodaß er ſich unter Anderm eine Schauſpielerbande hielt und, ſo gut er konnte, ſich mit Philoſophie, Muſik und den Schönen Wiſſenſchaften beſchäftigte. Der Ruhm Friedrich's des Großen fand in ihm einen ſo großen Verehrer, daß er im Jahre 1761 eine Geſandtſchaft in das Lager von Strehlen zum preußiſchen König ſchickte, die außer ſeiner Bewunderung demſelben auch den Wunſch zu einer Bundesgenoſſenſchaft mit Friedrich ausdrücken ſollte. Der König war damals gerade in einer verhängnißvollen Lage, und mit Freuden ging er deshalb auf den Vorſchlag ein, Krim-Girai zum Bundesgenoſſen zu machen und außer einer Streitmacht von demſelben einen Einfall in Rußland mit ſeinen Tatarenheeren zu begehren. Um dies ihm ſo wichtige Auftreten des Khans ſo ſchnell wie möglich zu erreichen, ſchickte er in der Perſon des Hauptmanns von der Goltz eine Geſandtſchaft nach der Krim, welche die nähern Bedingungen mit dem Herrſcher zu Baktſchi-Serai feſtſtellen ſollte. Der Empfang des preußiſchen Geſandten bei Krim-Girai und die diplomatiſchen Kniffe deſſelben, ſowie einzelne dabei verwebte Schilderungen der damaligen Sitten an dem Hofe dieſes prachtliebenden Khans bilden mit die intereſſanteſten Seiten dieſes Buchs. So nahe ſich nun der preußiſche König ſeinem Wunſche, Rußland von der Krim aus bedrängt zu ſehen, auch fand, ſo wenig realiſirte er ſich vollſtändig, da Krim-Girai theils zu unverſchämt in ſeinen Geldforderungen, theils auch von der Pforte abhängig war, die plötzlich ſich entſchieden gegen ein ſolches Bündniß mit Preußen ausſprach.

Zum Glück für Preußen kam damals Peter III. auf den Thron, der aus Bewunderung für Friedrich nichts Eiligeres zu thun hatte, als ihm den Frieden anzubieten. Der preußiſche König verzichtete demnächſt auf die immer verzögerte Hülfsleiſtung Krim-Girai's und berief ſeine Geſandten aus dem Feldlager deſſelben bei Kawſchany ab.

Einige Jahre ſpäter konnte die Pforte, welche es nicht vergeſſen konnte, daß Krim-Girai auf den Wogen einer Revolution zu dem Thron der Krim hinangetragen worden, es wagen, demſelben den Abſetzungsferman zuzuſchicken, ein Befehl, dem auffallenderweiſe der mächtige und beliebte Tatarenfürſt gehorchte. Indeſſen war die Pforte bald wieder genöthigt, dieſen ausgezeichneten Mann in ſeine Würden glänzend wieder einzuſetzen; es war nämlich der kriegeriſchen Partei im Divan gelungen, den träumeriſchen Sultan Muſtapha zum Kriege gegen das damals Polen beſetzende Rußland zu bewegen. Die Kriegserklärung der Pforte geſchah etwa auf eine ähnliche Weiſe, wie ſie vor drei Jahren der Fürſt Mentſchikow durch den ſo verhängnißvoll gewordenen Paletot dem Divan antrug; man ging ſelbſt ſo weit, den ruſſiſchen Geſandten ins Gefängniß zu werfen. Krim-Girai, ein geſchworener Ruſſenfeind, wurde vom Sultan zum Kriegsfeldherrn gemacht und mit einem koloſſalen Heere brach derſelbe in Neuſerbien ein, welches er auf die furchtbarſte Weiſe verheerte; ohne eine Schlacht geliefert zu haben, zog ſich der kränkelnde Khan dann nach Kawſchany bei Bender zurück, wo er, von einem Griechen vergiftet, ſtarb. Bekanntlich nahm einige Jahre ſpäter (1783) Rußland die Krim in Beſitz und die Türkei gerieth immer mehr in die Abhängigkeit Rußlands. Und heute, nachdem Rußland auf ebenſo brüske Manier der Türkei den Krieg aufgenöthigt hatte, wie dieſe damals dem Zaren, hat es den Anſchein, als würde die Krim wiederum den Verluſt Rußlands bilden: man ſieht, es laſſen ſich viele und ſehr intereſſante Parallelen ziehen, wie ſie die Weltgeſchichte ſo oft und ſo überraſchend bei großen Ereigniſſen darbietet. 70.

Neue Dichtung von H. W. Longfellow.

Es kam uns ſchon längſt wunderbar vor, daß die Dichter unſerer Zeit den nach faſt allen Richtungen hin ſo ausgekneteten und ausgequetſchten Boden Europas immer wieder aufackern, um poetiſchen Stoff zu finden, während Nordamerika, dieſer unermeßliche Kampfplatz der Civiliſation und Intelligenz in ihrem Ringen gegen die Trägheit und Unproductivität der Urzuſtände, und die tropiſchen Länder mit ihren Reizen und Wundern kaum an der Oberfläche geritzt wurden. Freilich aus Reiſebeſchreibungen allein läßt ſich nicht ſchöpfen, man muß an Ort und Stelle geweſen ſein und jene wunderbare Natur voll in ſich aufgenommen haben. Nun leben doch ſo viele Hunderttauſende von Deutſchen in den Vereinigten Staaten, und es hat ſich unter ihnen während der langen Jahre, welche ſeit der erſten deutſchen Anſiedelung auf dortigem Boden vergangen ſind, ebenſo wenig wie unter den vielen in tropiſchen Ländern anſäſſigen Deutſchen irgend Jemand an dieſen eigenthümlichen Volks- und Landſchaftszuſtänden zum Dichter entwickeln wollen. Gewiß, eine wunderbare Erſcheinung, gegenüber den zahlloſen Dichtern in der Heimat, die ſich polypenartig ins Unendliche fortpflanzen zu wollen ſcheinen. Die Auswanderer jüngſter Generation werden, ſofern ſie zu den Schulgebildeten gehören, ſofort Blättchenſchreiber, machen einander herunter, untergraben Einer des Andern Glück und Frieden und entwerfen dabei Plane für das Glück und den Frieden des menſchlichen Geſchlechts! Nikolaus Lenau ging nach Nordamerika, ſehr wahrſcheinlich um die dortigen Zuſtände poetiſch auszubeuten; aber er kehrte ſehr bald wieder um, denn er ſehnte ſich nach den deutſchen Journalen, in denen ſein Name widertönte, nach der Converſation ſeiner ſchwäbiſchen Freunde und der bequemen Sophaecke, die ihn ſchließlich pſychiſch und phyſiſch zugrunde richtete, wieder zu-

ist. Wer noch wunderbarer, auch die anglonormannischen Dichter haben sich mit dem Stoffe versucht, ja, unser Hartmann selbst wandelt und befingen die Raub- und Ritterthaten am Rhein wie die Gothik altteutscher Reckenlieder. Und doch ist es nicht genug daran, daß Siegfried wieder wurde, daß es in Norden ebenso seine „Gesellen" gibt, Waldhainen Zeuge hat wider Nachtigallen und den Hortbesitzungen beschreibt, freilich nicht in zuchtiger Form, sondern nur als verkrüppelter ironischer Gemeinheit und nervöslichster Skepsis. Longfellow hat jetzt noch eine einfältig rein amerikanischen Stoff, eine indianische Sage unter dem Titel „The song of Hiawatha" poetisch bearbeitet. Das feine „Evangeline", durch ihre Form bekanntlich an Hexameter und Pentameter erinnernde Epistle auf amerikanischen Boden, aber sie war nicht so specifisch amerikanisch wie „Hiawatha". Das feinere Publikum der Lesegierd zeug zu sein jetzt in Deutschland so beliebt gewordenen lyrisch-epischen Duodezepisteln, selbst einen neuen poetischen Versmaß, auf es sich ziemlich in einmischen trochäischen Reimen gestrichen, die bisher unsere Gedichte in der englischen Sprache noch nicht zu kennen, unmöglich in seiner Eigenthümlichkeit zu benennen, getrauen sind. Folgendes ist eine Strophe:

As the surveys of his wigwam
Sat the sachem Arrow-maker,
Many arrows heeds of jasper,
Arrow-heads of chalcedony
At his side in all he beauty
Sat the beauty Wenonah,
Sat his daughter, Laughing Water,
Plaiting mats of flags and rushes;
Of the past the old man's thoughts were,
And the maidens of the future.

Man sieht, daß dieser Vers ein Proteus, daß sich auch dieses Metrum leicht wandelt für die englische Sprache eignet, wenn es in Deutschland nicht ebenso gut wie in Amerika einheimisch wird. Man muß sich nur wundern, daß das nicht schon früher geschah, da ja namentlich englische Poesie schon längst angewendet wurden und von Engländern und Amerikanern. Es hat sich bald schon so viel Gutes und Schlechtes in Deutschland darin versucht, daß es bei der Masse, Man ging nicht blos auf die trochäischen Vers- und Reimformen, auf die Assonanzen und leichten Dichter, sondern auch auf die Binnen und Halbreimen zurück; man citirte z. B. folgende innerliche Verse aus der „Kalewala":

Tuonela tuonen poika,
Tuonela taikuut tapahesi,
Tuonelan tuonen poika,
Lallamoinen lauvoista etc.

Der Versuch ist gemacht, und es sind, daß Longfellow, ein ausnehmender Kenner und vielseitig auch Nachahmer der englischen Poesie, Kalewala und Hiawatha, die „Kalewala" von Andern übersetzt und auf die „admirably adapted" Hexameter und Pentameter gebracht hat. Lönrot, Schiefner und Kreutzwald, Longfellow und Conrad Schwab, Alle sind sich darin einig, daß die Eigenthümlichkeit dieser Dichtung in den wiederholenden Verse liegt, ein Motiv entspannen, in den nur einzelne Glieder ergänzen, bedeutend wird, daß die Wiederholung und diese Glieder und den Verse nach den großen Sinn der Nationalsagen „Kalewala" entnommen sei, Longfellow hat die Hexametermetrik des Letztern nur auf einzelnen Verse angewandt und Parallelismen übertragen und dabei die trochäischen Schlußreime beibehalten. Schiefner gelangt. Wenn Longfellow sich Freiheiten erlaubt, so thut er Recht daran, sie sich zu nehmen, wenn er sie nicht erlaubt, so thut er Unrecht daran, sie sich zu nehmen und Deutscher" gethan, so habe die spezielle Beschäftigung, die man mit dem Finnischen in Deutschland betrieben, aufgefrischen können, daß nämlich Longfellow einen „literarischen Diebstahl" begangen habe, ungerechtfertigt und Uebertreiben. Ebenso wenig, wenn Duxfürmer, der nachweist, daß Manches aus seinen Vorgängern benutzt hat, begründeten Anspruch hat, den literarischen Diebstahl lächerlich genannt zu haben.

H. W.

Notizen.

Französische Romanliteratur.

Unter den neuesten französischen Romanen macht sich besonders bemerkbar, daß sie ganz entschieden Partei nehmen, sie wollen Ernst de ernst" das meiste Aufsehen und zwar, weil französischer Romanschreiber, „ernst bei Dote und Leidenschaft". Das ein Roman aus einer in die puren Geschlechtsverhältnisse und ist eingesenkten und dabei ganzen Individuen seiner von den Ereignissen der Tagesblatt scheinlich verschlungen wird, läßt sich denken. Wo beschränken und vorsichtig auf die Wirkung, da und wo auch Religiosität gefordert werden will, auf viele Erscheinungen zurückkommen. Halt der Erzählung Abenteuer, Ereignisse, Charakter gehört gewiß Einiges in dem Schrift an: „Episode de l'histoire du Hanovre. Les Konigsmark." Wer sich interessirt für Verstöße Hanover in die jüngster Zeit in Deutschland erschienen, passende Thema romantischen Historienbuch Geschichten alten Kabinett's bekommt Werk benutzt hat, kennen wir hier nicht beurtheilen. Memoiren Memoiren Journal in „Memoires Europeen" den Bücher großen Ruf, namentlich was die Darstellung betrifft, und erwähnen der beiden Originalität, daß es sich in Berlin, wo es einen „Hausconcert" von Bildung hier den „Zauber" auf der Universität und ausgeübt. Im Vorübergehen mögen die beiden Kommentare über die Geschichte Dichtung beitragt und wieder sich in reifer Reife die französischen Rebus von Henri Blaze gewesen sein. Mehr Mehr Mein Memoiren Junge, „Aus der Deutschen Gegenwart", welche sich in der Kapitelgeschichten mögen, sind mit Strenge behandelt. Zu den Kapitelgeschichten wird eben Herr Commentar eingeflochten sein, den er einem Ereignisse gegenüber nennen kannte, zum Beispiel Bismarck, welche auch Herr Blaze Gegenstand leben nahen, selbst es in dem gelehrten und gelehrten bearbeiten Buche: „Die Deutschland (Quandt) Revolution" Buch erfahren trat Novellen: „Le chasseur vert", „Le nain d'argent" und „Le pasteur sans foi" gehören Kabinett „Nouvelles inédites." Das große Interesse darunter erregt die „Die, die ganz einfach, aber reich an packenden und fesselnden Zügen ist. Doch sind alle drei Originalgemälde Eigenthum und wahrlich, wir wünschen, daß Herr Blaze noch die Scenen de in wie moderner" von L. Reybaud und Th. de Banville's Novellen „Le cas de conscience" und „Mariage d'en" sein leichte Waare. — Vielleicht gerade weil sie so sehr im Gegensatze zu der lebhaften Natur der Franzosen stehen, scheinen gegenwärtig in Frankreich Novellen und romantische Erzählungen gern gelesen zu werden. Kaum hintereinander erschienen: „Le nain jaune" von Mad. Sand, „Les Mémoires" und „Souvenirs" des Madame de Knesebeck, beide aus den Erinnerungen von Fräulein Papet (Herzog von Bassano) und die Erzählung „Le Mariage d'en" von Mad. Craven, sie sei vermöge poetisch, aber auch zweigen schaltet als Fortsetzung Roman, sie mache mehr den Eindruck einer Dame von Welt als von einer Schriftstellerin. Noch mehr in der Mache scheinen freilich die amerikanischen Romane zu sein. Soeben erschien erst ein solcher unter dem Titel „Ida May, ou coeurs une triste face de Louisiane aux Etats-Unis, par Mary Langdon" und französischer Übersetzung. „Ida May", heißt es im „Bulletin bibliographique" der „Revue des deux mondes", ist demjenige nordamerikanischer Romane, welchen die Franzosen „Assaisonnement" den geistigen Gehalt zu entfernen geeignet sind, wird es auch darauf noch das Amerikanische

des darin behandelten Gegenstandes wie durch das Talent, das sich darin ausspreche, unzweifelhaft verdiene.

Essellen's Wochenschrift „Atlantis".

Von der in Detroit (Michigan) erscheinenden und von Christian Essellen redigirten „Atlantis", einer Monatsschrift für Wissenschaft, Politik und Poesie, liegt das Octoberheft vor uns. Es würde gut mit der deutschen Presse in Amerika stehen, wenn alle deutschen Zeitungen und Zeitschriften in Amerika in dem anständigen, würdigen Tone gehalten wären wie diese „Atlantis". Das Octoberheft eröffnet sich mit einem Aufsatz „Die Naturwissenschaften", in welchem zwar die erstaunenswerthen Fortschritte derselben wie ihre heilsamen Einflüsse dem allzu absolut gewordenen Idealismus gegenüber gebührend anerkannt werden, zugleich aber auch vor den Gefahren der von der bloßen Empirie angestrebten Alleinherrschaft gewarnt wird. Der Aufsatz schließt mit den Worten: „Wenn daher die großen Fortschritte der Naturwissenschaften wirklich der menschlichen Gesellschaft zugute kommen und zur Aufklärung und Befreiung des Menschengeschlechts verwandt werden sollen, dann müssen sie ihre Ergänzung und Vervollständigung in den Wissenschaften der sittlichen Welt, in der Anthropologie, Ethik, Rechtswissenschaft, Moral, Aesthetik u. s. w. finden. Ohne daß man diesen Wissenschaften wieder die allgemeine Aufmerksamkeit zuwendet, bleiben auch die Naturwissenschaften ihrer schönsten Resultate beraubt." Wir machen auf diese Stimme gerade deshalb besonders aufmerksam, da sie aus einem Weltquartier kommt, von wo man sie am wenigsten zu vernehmen erwarten durfte. Andere Aufsätze betreffen einen Ausflug nach Wisconsin, wobei das riesige Emporwachsen von Chicago, wo auf Actien erbaut sich jetzt ein wahrer Prachtbau, das Deutsche Haus, als Centralhalle für die gebildeten Deutschen erhebt, und das Leben in der freundlichen, künstlerischen Genüssen nicht abholden Stadt Milwaukie zur Sprache kommen; das Project einer deutschen Universität, die deutschen Vereine in der Union und namentlich die Turnvereine u. s. w. Die „Herbstbetrachtungen" sind von einer tiefen Wehmuth, von einer melancholischen Sehnsucht nach der deutschen Heimat durchhaucht, und auch der Aufsatz „Macht die Civilisation die Menschen glücklicher, besser, freier?" schließt mit der Ansicht, daß die civilisirten Nationen Europas im Grunde doch mehr zur Freiheit befähigt seien als die Nordamerikaner, und daß hoffentlich bald die Zeit kommen werde, wo ein solcher Vergleich in der Praxis angestellt werden könne und das neubelebte Europa einen thatsächlichen Beweis dafür liefern werde, daß die Civilisation die treue Gefährtin der politischen Freiheit sei. Der Verfasser sieht die Deutschen bereits unter einer amerikanischen freien Verfassung und einer Jefferson'schen Bill of rights glücklich. Das ist deutscher Idealismus, der immer ins Blaue hinausschwärmt und mit Verkennung aller gegebenen Verhältnisse und Möglichkeiten immer Anweisungen an die Zukunft und zwar eine möglichst nahe ausstellt, der in Deutschland die Nordamerikaner und in Nordamerika wieder die Deutschen und selbst die Russen um ihre Zustände beneidet — vorausgesetzt, daß auch die Russen demnächst eine Jefferson'sche Bill of rights octroyirt bekommen. In der That ist nach Essellen's Behauptung der Amerikaner gegenwärtig von seinem „Pfaffen" abhängiger als der Russe von seinem Popen. **H. M.**

Spectateur de l'Orient.

Unter diesem Titel erscheint seit dem Monat August 1853 in Athen eine politische Zeitschrift, die durch die damals sichtlich hervortretenden Verwickelungen der Orientalischen Frage veranlaßt ward. Allerdings sollte diese Zeitschrift gleichsam ein öffentliches Tribunal abgeben, vor welchem die christlichen Völkerschaften der Türkei, die bei der Lösung jener Frage betheiligt sind, ihre Angelegenheit vor allerlei Volk führen wollten: gleichsam eine Art fortwährender oratio pro domo; allerdings wollten die Wortführer gewissen Vorurtheilen, Verdächtigungen und selbst Anklagen entschieden entgegentreten, und darthun, daß das eigene Interesse jener Völkerschaften mit dem Weltfrieden und mit dem Gleichgewichte Europas zusammenfalle: — aber doch kann man nach Dem, was die in den ersten beiden Jahren des Bestehens der Zeitschrift erschienenen Hefte (zwei in einem jeden Monate) an die Hand geben, durchaus nicht sagen, daß die Wortführer den Kampf in blinder Einseitigkeit und in selbstgefälliger Eitelkeit geführt hätten. Sie beschränken sich meistens auf das Thatsächliche, indem sie die Zustände, die Bedürfnisse, die Wünsche und Fähigkeiten jener Völkerschaften darlegen, und die Elemente nachweisen, aus denen sie bestehen, damit man sich danach ein Bild von Dem machen könne, was jene Völker sind, was sie wollen und was sie gelten, und was sie wol unter andern Verhältnissen würden leisten können. In Bezug auf Statistik des Königreichs Griechenland, auf die Geschichte und Literatur der Griechen der neuern Zeit und was in den obbemerkten Beziehungen hiermit zusammenhängt, enthalten die ersten beiden Jahrgänge des „Spectateur de l'Orient" ein reiches Material und gewähren ebenso interessante als zum Theil neue und überraschende Aufschlüsse, welche jene Zeitschrift zur richtigen Beurtheilung der bei der wahren Entscheidung der Orientalischen Frage zunächst betheiligten Völkerschaften als unentbehrlich erscheinen lassen. 5.

Bibliographie.

Dresdner Album. Herausgegeben von Elfriede von Mühlenfels. 2te umgearbeitete und mit neuen Beiträgen versehene Auflage. Berlin, Nicolai. Lex.-8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Bodemeyer, H., Die Juden. Ein Beitrag zur Hannoverschen Rechtsgeschichte. Göttingen, Dieterich. 1855. Gr. 8. 16 Ngr.

Bunsen, C. C. J., Die Zeichen der Zeit. Briefe an Freunde über die Gewissensfreiheit und das Recht der christlichen Gemeinde. 3te unveränderte Auflage. Zwei Bändchen. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Engelbach, G., Philipp der Großmüthige. Gießen, Ferber. Gr. 16. 15 Ngr.

Garrelts, G. A. v., Die Ostfriesen im deutschen Befreiungskriege. Geschichte des ehemaligen dritten Westphälisch-Ostfriesischen Landwehr-Infanterie-Regiments, der freiwilligen Jäger, der Cavallerie, der Ersatz- und Reserve-Bataillons seit ihrer Entstehung bis zur Auflösung in den Kriegsjahren 1813, 1814 und 1815, nebst einer allgemeinen Uebersicht der Kriegsereignisse dieser Zeit. Mit allegorischer Abbildung des Upstalsbooms und Schlachtplan von Ligny und Waterloo. Zwei Hälften. Leer, Bock. 1855. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Grant, J., Frank Hilton oder „Königin-Regiment". Deutsch von W. E. Drugulin. Vier Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Knorrn, K., Epische Gedichte. Paris, Glaeser. 1855. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

— — Die neuen Templer. Episches Gedicht in vier Gesängen. Ebendaselbst. 16. 10 Ngr.

Löffler, K., Die Berliner Grisette. Mit drei Illustrationen. Berlin, Bernhard u. Comp. 1855. 32. 5 Ngr.

Minckwitz, J., Lehrbuch der rhythmischen Malerei der deutschen Sprache. Zwei Lieferungen. Leipzig, Arnold. Gr. 8. 1 Thlr.

Otto, Louise, Andreas Halm. Roman. Drei Bände. Plauen, Schröter. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Renée, F., Gedichte. Mainz, Kirchheim. 1855. 16. 20 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Zeitungen und Zeitschriften,

die im Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig

auch für 1856 erscheinen und durch alle Buchhandlungen und Postämter bezogen werden können.

Deutsche Allgemeine Zeitung.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.**

Den erhöhten Anforderungen, die in der jetzigen Zeit an die größern politischen Blättern Deutschlands gestellt werden, sucht die **Deutsche Allgemeine Zeitung** in jeder Weise zu entsprechen. Sie hat zahlreiche und zuverlässige eigene **Correspondenten** an allen Hauptpunkten Europas, namentlich auch an den verschiedenen bei den gegenwärtigen Ereignissen besonders wichtigen Orten. Ihre **Leitartikel** suchen den Leser über die politischen Angelegenheiten zu unterrichten und zugleich die Aufgabe der unabhängigen patriotischen Presse nach Kräften zu erfüllen. Den **sächsischen Angelegenheiten** wird in Leitartikeln und Correspondenzen große Aufmerksamkeit gewidmet. Wichtige Nachrichten, auch die Börsencurse von London, Paris, Wien, Berlin ꝛc., erhält die Zeitung durch **telegraphische Depeschen.** Die Interessen des **Handels** und der **Industrie** finden sorgfältige Beachtung. Ein **Feuilleton** gibt zahlreiche Originalmittheilungen und kurze Notizen über Theater, Kunst, Literatur u. s. w.

Die **Deutsche Allgemeine Zeitung** erscheint, mit Ausnahme des Montags, täglich in einem ganzen Bogen. Das vierteljährliche Abonnement beträgt 1 Thlr. 15 Ngr. Inserate finden durch die Zeitung die weiteste Verbreitung und werden mit 2 Ngr. für den Raum einer Zeile berechnet.

Bestellungen auf das mit dem 1. Januar 1856 begonnene neue Abonnement werden von allen Postämtern des In- und Auslandes, in Leipzig von der Expedition der Zeitung angenommen.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von **Hermann Marggraff.**

Die **Blätter für literarische Unterhaltung**, von **Hermann Marggraff** herausgegeben, bestreben sich fortwährend, die geachtete Stellung, die sie in der deutschen Journalistik seit langer Zeit einnehmen, auch ferner zu behaupten, alle bedeutendern Erscheinungen der in- und ausländischen Literatur in einer Vollständigkeit wie kein anderes deutsches Blatt zu besprechen und dadurch, ihrem Titel gemäß, literarisch zu unterhalten.

Bestellungen auf diese Wochenschrift werden von allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen. Wöchentlich erscheint eine Nummer von 2—3 Bogen. Der Preis beträgt vierteljährlich 3 Thlr., halbjährlich 6 Thlr., jährlich 12 Thlr. Literarische Anzeigen werden mit 2½ Ngr. für den Raum einer Zeile berechnet. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 3 Thlrn. beigelegt.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von **Robert Prutz.**

Diese der Literatur, der Kunst und dem öffentlichen Leben gewidmete Wochenschrift hat sich in Deutschland wie im Auslande den Ruf **einer der interessantesten und gediegensten deutschen Zeitschriften** erworben und zählt unter ihren Mitarbeitern **die gefeiertsten Namen der gegenwärtigen deutschen Literatur.**

Allen Lesemuseen, Journalcirkeln ꝛc. kann das **Deutsche Museum** als eine, die verschiedensten Kreise interessirende, allgemein gern gelesene Zeitschrift empfohlen werden. Ein ausführlicher Prospect und Probenummern des Blattes sind durch alle Buchhandlungen zu erhalten.

Das **Deutsche Museum** beginnt jetzt seinen sechsten Jahrgang. Bestellungen auf denselben werden von allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen. Wöchentlich erscheint eine Nummer von 2—3 Bogen. Der Preis beträgt vierteljährlich 3 Thlr., halbjährlich 6 Thlr., jährlich 12 Thlr. Literarische Anzeigen werden mit 2½ Ngr. für den Raum einer Zeile berechnet. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 3 Thlrn. beigelegt.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von **Karl Gutzkow.**

In den drei Jahren ihres Bestehens hat sich diese Wochenschrift unter **Gutzkow's** Leitung zu einer der **gediegensten, interessantesten** und **gelesensten Zeitschriften** Deutschlands entwickelt: sie ist ein **Lieblingsbuch des ganzen gebildeten Publicums Deutschlands** geworden und hat sich in Tausenden von Familien fest eingebürgert. Mit dem **vierten Bande** (dem ersten Bande der Neuen Folge) erscheint das Blatt in **größerm Format** und **eleganterer Ausstattung.** In dieser seiner neuen Gestalt wird dasselbe zu seinen bisherigen zahlreichen Lesern gewiß viel neue Freunde gewinnen.

Wöchentlich erscheint eine Nummer, doch findet auch eine Ausgabe in Monatsheften statt. Der Preis beträgt **vierteljährlich 20 Ngr.** Unterzeichnungen auf das **neue Quartal** werden von allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen. **Probenummern** und **Monatshefte,** sowie die **ersten drei Bände** der Zeitschrift, die sich ihres bleibenden Werthes halber auch zur Anschaffung in Buchform eignet (geheftet jeder Band 2 Thlr. 4 Ngr., elegant gebunden 2 Thlr. 16 Ngr.) sind durch alle Buchhandlungen zur Ansicht zu erhalten. Literarische Anzeigen werden auf den Umschlägen der Monatshefte abgedruckt und mit 2½ Ngr. für den Raum einer Zeile berechnet. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend beigelegt.

Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft.

Herausgegeben von den Geschäftsführern unter verantwortlicher Redaction des Prof. Dr. **Hermann Brockhaus.**

Zehnter Jahrgang. 4 Hefte. 8. 4 Thlr.

Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2 Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

Schweizerisches

Unterhaltungs- und Literaturblatt.

Einladung zum Abonnement.

Verlag von **Scheitlin & Zollikofer** in **St. Gallen.**

St. Galler-Blätter

für

häusliche Unterhaltung und literarische Mittheilungen.

1856. (Vierter Jahrgang.)

Wöchentlich eine Nummer.

Nummernweise **durch die Post bezogen** franco durch ganz Deutschland und die Schweiz halbjährlich 1 Fl. 8 Kr. Rh. oder 2 Fr.

Durch den Buchhandel bezogen halbjährlich nur 45 Kr., 1¼ Sr.

Die St. Galler-Blätter werden fortfahren, den Zweck der angenehmen **Unterhaltung** mit dem der **Belehrung** gleichmäßig zu verfolgen. Zu dem Ende werden sie abermals im Laufe des Jahres eine reiche Folge von **interessanten** und **guten** Novellen, Erzählungen, Schilderungen, Charakteristiken u. s. w. aus der Feder der besten modernen Schriftsteller, in sorgfältiger und gediegener Auswahl, mit besonderer Rücksicht auf die Lectüre im Familienkreise bringen und in dieser Weise mit Ausschluß des Politischen und Confessionellen, wie des Langweiligen und Schlechten auf eine edle und ansprechende Unterhaltung bedacht sein. Daneben halten die Literarischen Mittheilungen, unterstützt von einer Anzahl wissenschaftlich gebildeter Literaturfreunde, vorwiegend den Charakter kurzer beurtheilender Referate über den Büchermarkt der Gegenwart, so weit er für das größere Publicum von Interesse ist, fest, und unterstützen so Diejenigen, die sich in demselben zu orientiren wünschen, mit möglichst objectiv gehaltenen Winken und Berichten.

Probenummern, sowie complete, elegant broschirte Exemplare des ersten bis dritten Jahrgangs sind durch alle Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz zu beziehen.

Preis des ganzen Jahrgangs: 21 Ngr., 1 Fl 30 Kr. Rh., 3 Fr.

☞ **Bestellungen nimmt jede Buchhandlung und jedes Postamt an.**

Bei **Th. Kunike, C. A. Koch's** Verlagshandlung in **Greifswald** ist soeben erschienen:

Wörterbuch der niederdeutschen Sprache älterer und neuerer Zeit. Von **J. G. L. Kosegarten.**

I. Band. 1. Lieferung. Med.-4. 4½ Thlr.

☞ **Das Werk erscheint in etwa sechs Lieferungen zu 23 Bogen à 2 Ngr. für die Subscribenten; später tritt unwiderruflich ein erhöhter Ladenpreis ein. Jedem Hefte ist sein Register beigegeben.**

Im Verlage von **Friedrich Vieweg und Sohn** in **Braunschweig** ist erschienen:

Lewald, F., Adele. Roman. 8. Velinpapier. Geh. Preis 1 Thlr.

Keller, G., Der grüne Heinrich. Roman in vier Bänden. 8. Velinpapier. Geh. Preis 6 Thlr. 20 Ngr.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Staël (Mme. de), Corinne ou l'Italie.

8. Geheftet 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

Eine neue Ausgabe dieses weltbekannten Romans, des glänzendsten Werks der berühmtesten Schriftstellerin der neuern Zeit. Die Verlagshandlung hat mit demselben den Neudruck einer grössern Reihe classischer Werke der ausländischen Litératur eröffnet. Die neuen Ausgaben sollen sich durch correcten Druck, elegante Ausstattung und handliches Format auszeichnen, und vermöge ihrer Billigkeit sich besonders dazu eignen, jene grossen Geistesproducte immer weitern Kreisen zugänglich zu machen.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 3. — 17. Januar 1856.

Inhalt: Stein und seine weltgeschichtliche Bedeutung. Von Franz Mauritius. — Aus Paris: Charton's „Voyageurs anciens et modernes"; Tschihatschew's „L'Asie mineure"; „Italia" von Th. Gautier; „L'Inde contemporaine" von de Lanoye und andere Reiseschriften; Tod und Nachlaß des Grafen Molé. — Die Geneanomie. — Notizen. — Bibliographie. — Anzeigen.

Stein und seine weltgeschichtliche Stellung.

1. Stein und sein Zeitalter. Ein Bruchstück aus der Geschichte Preußens und Deutschlands in den Jahren 1804—15. Von Sigismund Stern. Leipzig, Brockhaus. 1855. Gr. 8. 2 Thlr.
2. Heinrich Friedrich Karl Freiherr vom und zum Stein. Ein Lebensbild für alle Freunde der vaterländischen Geschichte. Nach den vorhandenen Quellen bearbeitet. Herausgegeben von R. Giseke. Leipzig, Spamer. 1855. Br. 8. 1 Thlr.

Die universalhistorische Darstellung des gewaltigen Cyklus weltgeschichtlicher Ereignisse, in deren Vordergrund die stolze und ehrfurchtgebietende Gestalt des Freiherrn vom Stein in so scharf ausgeprägten Zügen hervortritt, gruppirt sich, und mit vollem Rechte, um den Charakter des Kaisers Napoleon, dessen Genius in den ersten anderthalb Jahrzehnden unsers Jahrhunderts die Schicksale der gesammten europäischen Staaten und Völkerfamilie bis in ihre geheimsten Beziehungen unwiderstehlich zu beherrschen scheint. So wenig in diesem Ausspruche eine sittliche Anerkennung enthalten ist, ebenso bestimmt folgt daraus, daß die Art und Weise, wie die geschichtliche Aufgabe Napoleon's formulirt wird, den einzig richtigen Maßstab für die allseitige Würdigung derjenigen Charaktere, welche, sei es an seiner Seite, sei es ihm gegenüber, als die entscheidenden Potenzen in jenem inhaltschweren Geisterkampfe hervorgetreten sind, mithin auch für die Beurtheilung Stein's, an die Hand gibt.

Wo aber finden wir diesen Maßstab? In den urkundlichen Denkmälern seiner Zeit und in den Ueberlieferungen seiner Zeitgenossen, seiner Freunde und Gegner, würden wir ihn vergebens suchen. Wenn es überhaupt schwer ist, mitten im Strome der Ereignisse, von dem man sich selbst mehr oder weniger unfreiwillig mit fortgerissen fühlt, ein klares Bild und einen dauernden Eindruck aller bewegenden Kräfte, ihres Zusammenwirkens und ihres endlichen Zielpunkts zu gewinnen, so erscheint dies unter den wahrhaft vulkanischen Erschütterungen aller politischen, nationalen und socialen Verhältnisse, die Napoleon's Auftreten auf die Weltbühne begleiteten, als eine Sache der Unmöglichkeit. Wir wenden uns also an die ernste Wissenschaft, die, mit ruhigem, klarem und unbefangenem Auge über dem wild tobenden Wirbel der Ereignisse schwebend, unbeirrt den wirkenden Kräften Maß und Ziel anweist und den Charakteren, welche sie kraft ihres geschichtlichen Berufs in Bewegung setzten, als unbestechliche Richterin ihr gerechtes und unwiderrufliches Urtheil spricht. Aber sind wir in der That mit dieser Berufung um etwas gebessert? Stehen wir nicht heute, nach einem halben Jahrhundert, noch ebenso gerüstet wie damals auf demselben Schauplatze zum Entscheidungskampfe für oder gegen dieselben Principien? Kann Irgendjemand, der an dem Geisterkampfe für die höchsten menschlichen Probleme ein tiefes sittliches Interesse verspürt, allen Ernstes an die Geschichtsforschung und Geschichtschreibung unserer Tage die Anfoderung stellen, das letzte, unwiderruflich entscheidende Wort zu sprechen, während die kämpfenden Parteien noch nicht einmal im Stande gewesen sind, ihren abstracten Principien eine lebensvolle, concrete Gestalt zu geben und ihre letzten Tendenzen in ein unzweideutiges, allgemein verständliches Losungswort zu formuliren? Nein, soweit es sich um politisch-sociale Fragen handelt, soweit ist auch die historische Wissenschaft der Gegenwart völlig außer Stande, über Napoleon ihr letztes, entscheidendes Wort zu sprechen. Auf diesem Gebiete möge die Wissenschaft ihren Kampf fortsetzen, wie das Leben, dem sie Gesetze vorzuschreiben sucht, während sie ihm unbewußt nachgeht; Alles, was wir von ihr fodern können, ist, daß sie ihre Waffen offen und ehrlich handhabe und dem Gegner gleiche Sonne und gleichen Wind verstatte. Aber der politisch-sociale Standpunkt ist nicht der einzige, wenn es sich um Beurtheilung eines welthistorischen Charakters handelt; er ist nicht einmal der höchste. Der nationale verlangt eine gleiche Berechtigung, und der sittliche steht hoch über ihm.

Wie steht es nun um die Beurtheilung Napoleon's vom nationalen Gesichtspunkte aus? Kann die aufgeworfene Frage hier als spruchreif gelten? Wir mögen

unſern franzöſiſchen Nachbarn ihre feſt eingewurzelten und mit ihrem Nationalcharakter verwachſenen Sympathien für den großen Kaiſer zugute halten, wollen uns aber dabei ſtets erinnern, daß dieſer nationale Standpunkt für uns ſelbſt nur von höchſt untergeordneter Bedeutung ſein kann. Die reichliche Doſis Nationaleitelkeit, womit der Franzoſe von der Natur ausgeſtattet iſt, kann allerdings in gewiſſer Beziehung und namentlich wo es auf die energiſche That ankommt, als ein ſchätzenswerther Vorzug gelten; dagegen wird dieſelbe einer unbefangenen und vorurtheilsfreien hiſtoriſchen Behandlung und wiſſenſchaftlichen Kritik jederzeit hindernd in den Weg treten. Um ſich von dieſer Wahrheit zu überzeugen, genügt es, einen einzigen Blick in Thiers' bekannten Roman, betitelt „Histoire du Consulat et de l'Empire", zu werfen, der als Muſter franzöſiſcher Auffaſſungs- und Behandlungsweiſe großer welthiſtoriſcher Principien und Charaktere betrachtet werden kann. Und wenn man nun findet, daß ſelbſt der größte Hiſtoriker des gegenwärtigen Frankreich, Capefigue, ein Mann von ausgezeichneter kritiſcher Befähigung und von wahrhaft ſtaunenswerthem Fleiß und Wiſſen, der weder für die Revolution noch für den Kaiſer Sympathien hat und mehr als irgendeiner ſeiner Landsleute in den Geiſt fremder Zuſtände eingedrungen iſt, ſich beim beſten Willen nicht über den einſeitig franzöſiſchen Geſichtspunkt zu einer höhern ſittlichen Auffaſſung Napoleon's und ſeiner weltgeſchichtlichen Stellung zu erheben vermag, ſo liegt der Gedanke nahe genug, daß gerade die Franzoſen, die ſich bisher vorzugsweiſe der Bearbeitung dieſer großen wiſſenſchaftlichen Aufgabe unterzogen haben, am allerwenigſten dazu befähigt ſind, und daß eine befriedigende Löſung des aufgeworfenen Problems nur von der deutſchen Wiſſenſchaft zu erwarten iſt, der ſich eher alle andern Fehler als beſchränkte Einſeitigkeit und hartnäckiges Feſthalten an nationalen Vorurtheilen zur Laſt legen laſſen. Weit eher trifft den deutſchen Charakter der entgegengeſetzte Vorwurf, gewiſſen abſtracten Principien zu Gefallen und aus einem misverſtandenen Streben nach hiſtoriſcher Gerechtigkeit eine geſunde, moraliſch kräftige Auffaſſungsweiſe geſchichtlicher Zuſtände und Charaktere zurückzudrängen, den einfachſten Poſtulaten des geſunden Menſchenverſtandes zeitweilig die gebührende Anerkennung zu verweigern und ſich auf dieſe Art gegen das ſittliche Princip zu verſündigen, deſſen Einhaltung ich oben als den höchſten Standpunkt für die richtige Beurtheilung welthiſtoriſcher Charaktere bezeichnet habe. Der Charakter Napoleon's muß dem unbefangenen und vorurtheilsfreien Auge gleich auf den erſten Blick in ſeiner ſittlichen Verwerflichkeit, ja noch mehr, in ſeiner ſittlichen Widerlichkeit erſcheinen, und es iſt eine bedauerliche, nur durch die bisherigen unzureichenden Leiſtungen der hiſtoriſchen Wiſſenſchaft, namentlich in denjenigen Zweigen, deren Aufgabe es iſt, die Reſultate der eigentlichen Kritik zum nationalen Bildungsmittel zu verarbeiten, erklärliche Verirrung, wenn ſtatt dieſes geſunden, im edelſten Weſen unſers vaterländiſchen Volkscharakters tiefbegründeten moraliſchen Verdammungsurtheils eine zeitlang die ebenſo lächerliche wie empörende Misgeburt einer falſchverſtandenen Napoleonomanie auf deutſchem Boden Wurzel zu faſſen und Ausbreitung zu gewinnen wußte.

Solange dieſe Erſcheinung lediglich in enttäuſchten Hoffnungen oder in politiſchem Misvergnügen ihre Quelle hatte, ſolange gab ſie wenig Grund zu ernſtern Beſorgniſſen. Als aber eine ganze literariſche Richtung von rein objectivem, äſthetiſchem, ſittlich indifferentem Standpunkte aus dieſer Anſicht in den weitern Kreiſen des gebildeten Deutſchland Anerkennung zu verſchaffen ſuchte, da ſchien es in der That, als ob unſere Nation mit der Wiederkehr jener ſittlichen Verſunkenheit, jener Abgeſtorbenheit für alle edlern Intereſſen bedroht ſei, die im Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts wie ein Fluch auf unſerm Vaterlande laſtete, bis demſelben in der Stunde der höchſten Noth in Stein und ſeinen großen Mitarbeitern eine zum heiligen Erlöſungswerke auserleſene Schar erſtand. Dieſe Beſorgniſſe haben ſich nun allerdings als unbegründet erwieſen; jene ſittlich indifferente, blaſirte Anſicht hat in dem geſunden Urtheile des deutſchen Volks keinen Eingang gefunden. Allein die Gefahr kann wiederkehren, ſolange ihre Veranlaſſungen noch nicht beſeitigt ſind und die deutſche Wiſſenſchaft ihre Aufgabe noch nicht vollſtändig gelöſt hat. Sittliche Kraft und Reinheit, die ſelbſt als ſittlicher Rigorismus auftreten können, ſind diejenigen treu zu wahrenden und ſorgſam zu ſchützenden Eigenſchaften unſers Volkscharakters, welche allein dem deutſchen Volke inmitten einer Reihe kräftig markirter und entſchieden ausgeprägter Nationalitäten politiſche Geltung und Achtung zu ſchaffen und dauernd zu begründen im Stande ſind. Die Wiſſenſchaft werde ſich bewußt, daß ſie mit Zugrundelegung dieſer Principien auf völlig unangreifbarem Boden ſteht und mitten im ſtürmiſchen Kampfe ſtreitender Parteien mit ſicherm Auge und feſtem Schritte das ihr vorgeſetzte Ziel verfolgen kann. Vor allem mache ſie es ſich daher zur Aufgabe, jenen Rieſenkampf um die höchſten Intereſſen der Menſchheit, mit dem das 19. Jahrhundert beginnt, nach ſeiner tiefen ſittlichen Bedeutung zu erfaſſen und insbeſondere die ſittlichen Potenzen, mit denen Deutſchland in denſelben eingetreten iſt, richtig zu verſtehen und gebührend zu würdigen. Der rege Eifer, der ſich neuerdings auf dieſem Gebiete des hiſtoriſchen Wiſſens kundgegeben und mit beſonderer Vorliebe der genauen kritiſchen Erforſchung und volksthümlichen Behandlung jener Periode der deutſchen Geſchichte und ihrer großen Charaktere zugewandt hat, verſpricht für eine richtige univerſalhiſtoriſche Auffaſſung und für die Entwickelung unſers Nationalbewußtſeins die ſchönſten Früchte. Aus dieſem Grunde heißen wir daher auch die beiden oben angeführten Biographien des Freiherrn vom Stein herzlich willkommen, obwol wir in beiden und namentlich in der Bearbeitung von Giſeke den univerſalhiſtoriſchen Standpunkt, den einzigen, welcher Stein's Leben und Wirken in das gehörige Licht ſtellt, nicht klar und be-

sinnt genug hervorgethan haben. Es ist überflüssig, wenn wir jenen, die unserer ganzen Kritik der beiden genannten Werke unbedingten Lobe, selber zu begründen, müssten mir noch einige allgemeine Bemerkungen voranschicken.

Man pflegt Napoleon gewöhnlich den Sohn der französischen Revolution zu nennen und man hat mit dieser Bezeichnung in gewissem Sinne allerdings Recht, nur vergesse man nicht hinzuzufügen, daß er der verkehrte, der entartete Sohn der Revolution war, der sein Erbrecht nicht nur zur Befriedigung seiner selbstsüchtigen Bestrebungen verwendete, sondern sogar gegen seine eigene Mutter missbrauchte. Die Revolution hatte ihn allerdings aus ihrem Schoße geboren, aber nur in dem Sinne, wie auch die Ehe Kinder gebiert, die zwar aus der dialektischen Gegensatz, der überall die Syzonen seines Herkunft an sich trug, während er ihr eigentlichst Wesen verleugnete. Denn dieses letztere Ziel nicht unserer Aufgabe sein, hieben auf dialektischen Gegensatz des Gedankens einzugehen und wollen nur kurzen wannichfaltigen Momenten zu entwickeln, es kommt uns nur darauf an, Napoleon in seinem Verhältniß zu Europa und insbesondere zu Deutschland zu charakterisiren.

In dieser Beziehung ist vorerst so viel richtig, einen Blick auf die Entwicklung des europäischen Völkerrechts seit dem Mittelalter zu werfen. Hier bedingt sich uns sofort die Thatsache auf, daß es den Verhältnisse jenseits Volk und Volk der zwischen Staat und Staat ist der oberste geistliche Gesichtspunkt maßgebend, weil an die Stelle der im Mittelalter das christliche Europa beherrschenden und verknüpfenden Ideen nicht Raum genommen war, sondern der europäischen Staatenschluss als ein gewissem ganz isolirte Aufgabe hatte gelten können. Mit dieser Isolirung, mit der verkehrten Absolutung, mit der Anerkennung und Durchsetzung der souveränen Zweckmäßigen und die Gleichgültigkeit gegenüber der Idee, die Grundlage des europäischen Völkerrechts, das zu Machiavellismus, die als Prinzip gesetzte Unsittlichkeit charakteristisch während der ganzen drei Jahrhunderte, die seit der Reformation verflossen sind, zu Tage getreten haben. Aus diesem Zustande, der wie alle Zustände eine falsche Grundlage und falsche Tendenz hat, schaukelt man sich seit dem Wiener Kongresse hinüber und zu Gunsten dessen, entwickelte sich ein ganz eigenthümlicher Zweig der Staatswissenschaft und Staatskunst — die Diplomatie, die es einzig darin hatte Bestand zu suchen, das Gleichgewicht der Staaten zu erhalten, auf der es im während des ganzen 18. Jahrhunderts zu bekommen suchte und in der Theilung Polens den kommenden Jahrhunderten eine unverrückbare Norm seiner schamgemäßen Wirkungen zurückließ. Da brach die Französische Revolution an und vernichtete durch die Aufstellung eines neuen sittlichen Prinzips die Wirksamkeitsfähigkeit der Diplomatie, ihre Art, die Politik, Regierung und Gesetze die Diplomatie auf der Tribune der Gesetzgebenden Versammlung bedauerten, kannte die Kunst und Thatgut in den Konzerten. Die Revolution verlegte noch zu ein förmliches und vollständiges, aber zugleich offenes Prinzip, gegen welches die erprobten Mittel der alten Staatskunst nicht mehr verfehlungen. Und diese Kraft die ingerne kam Napoleon und benützte die Revolution; das Prinzip des schrankenlosen Egoismus erregte gegen die Gesinnung einer christlichen Politik und die Diplomatie trat wieder in ihre Rechte ein. Aber während Napoleon solchergestalt zu den Prinzipien der machiavellistischen Staatskunst zurückkehrte, vergaß er hier ebenso wenig wie anderwärts das Erbe der Revolution seinen Zwecken dienstbar zu machen; die Nachtheiligkeit und Schamlosigkeit der revolutionären Prinzipien, die unsittlichste auch die feinige, und-bieselben Potenzen, welche früherhin eine revolutionäre Propaganda für ihre Zwecke verwandt hatte, verwandte jetzt in den Händen der unsittlichen Erobrungslust treten. Aus der Verschmelzung dieser beiden Momente beruht jener furchtbare Charakter Napoleon'scher Politik, welchen der Fluch des Jahrhunderts Europa die sittliche Verwerfenheit der seit drei Jahrhunderten in ihr herrschenden Staatsmaximen, Maßregeln in ihrer ganzen Nichtheit zu enthüllen berufen war. Und hierin eben liegt die eine Seite von Napoleon's weltgeschichtlicher Bedeutung. Er zeigte dem Europäischen Europa die letzten Konsequenzen eines Systems ohne sittlichen Grund und Halt. Zu gleicher Zeit leistete er aber auch den unwiderleglichen Beweis, daß die auf nicht sittlicher Basis ruhende Politik der europäischen Kabinette bisher den Versuchen gegenüber machtlos war, daß sie Dynastien und Völker immer tiefer in den Abgrund unersicherlicher Zerrüttung hinabdrängte und beförmagenteter zuletzt aber ihre so hoch erhabene Ehrfurcht vor Recht, Sitte, Deutschland und insbesondere Preußen wußte dieß furchtbare, unerbittliche Wahrheit an sich erproben lassen.

Man bringe es also ja zum Bewußtsein, daß Preußen, das dieser Zustand moralischer Verkommenheit nicht die Schuld einzigster verblendeter Diplomaten, sondern die nothwendige Folge eines Systems war, das jeder höheren sittlicher Intuitionen, jenes Systems der Entäußerung von allen höheren leitenden Ideen, welches leider immer noch seine Vertheidiger hat. Wir müssen uns mit aller Entschiedenheit dagegen erklären, wenn Gelehrte das „allein richtige Prinzip" der auswärtigen Politik in der Wahrheit auf „das Wohl des Staats, auf das gesammte materielle Gedeihen der eigenen Lande" finden; diese Erklärung kann auch die moralischste Staatskunst acceptiren und diesem Grundsatz läßt sich auch der Kodex Heinrich IV. und der Schönbrunner Vertrag rechtfertigen und Objekte steht auch nicht in Abrede stellen wollen, daß in dem Sinn jeder Maßregeln nicht verstanden haben würde, wenn man darin nicht, wenigstens für den Augenblick, eine Beförderung „des innern Wohls, des geistigen und materiellen Gedeihens des eigenen Landes" gefunden hätte. Man kann freilich auf den Begriff des richtig verstandenen Egoismus ein System der Moral gründen, aber man wird sich dabei unmöglich verhehlen, daß sich sein Begriff so sehr wie gerade dieser gegen ein richtiges Verständniß sträubt. Wie die menschliche Natur einmal ist, bedarf sie allerdings einer „allgemeinen Idee" als

Digitized by Google

eines höhern Leitſterns, womit jedoch keineswegs ausgeſprochen iſt, daß ſie dadurch zu einem „gänzlichen Abſehen auf das innere Wohl, auf das geiſtige und materielle Gedeihen“ genöthigt ſei. Daß dieſe leitende ſittliche Idee ebenfalls mit einer gewiſſen Einſeitigkeit behaftet ſein kann, wenn ſie z. B. das „hiſtoriſche Recht, die Legitimität, die Ritterlichkeit“ u. dgl. zu ihrem Inhalte hat, beweiſt nichts gegen ihre Nothwendigkeit; ſie iſt und bleibt ein Poſtulat der praktiſchen Vernunft. Hätten die europäiſchen Monarchien, hätte insbeſondere Preußen es mit dem hiſtoriſchen Rechte und der Legitimität, die ſie 1792 zum Loſungsworte ihres Kampfs gegen das republikaniſche Frankreich machten, in der That ehrlich und ernſt gemeint, ſo wären ſie nimmermehr jenem Zuſtande der Schmach und Selbſterniedrigung verfallen, mochte im Uebrigen der Erfolg des Kampfs noch ſo unglücklich ſein. Daß England in ſeiner Politik ſtets egoiſtiſche Tendenzen verfolgt habe, iſt in gewiſſem Sinne *) begründet, insbeſondere wenn es ſich um ſeinen Kampf gegen Napoleon handelt, während deſſen nur der nationale Standpunkt entſcheidend hervortritt, der ſittliche aber rückſichtslos hintangeſtellt wird: die Wegnahme der däniſchen Flotte iſt z. B. eine Maßregel, die ſich den frechſten Rechtsverletzungen der Napoleon'ſchen Gewaltherrſchaft füglich an die Seite ſtellen läßt. Aus dieſem Grunde konnte England bei Entſcheidung der ſittlichen, d. h. der eigentlich welthiſtoriſchen Frage, die durch Zertrümmerung der Napoleon'ſchen Weltherrſchaft gelöſt wurde, erſt in zweiter Stelle eintreten; der erſte Siegespreis gebührt Preußen, d. h. Deutſchland. Nicht die Koryphäen der engliſchen Torypartei, nicht Pitt und ſeine Nachfolger — von rein nationalem Geſichtspunkte aus allerdings vollkommen ebenbürtige Gegner Napoleon's — ſind die eigentlichen Beſieger deſſelben; die ſittliche Energie Deutſchlands, wie ſie damals in ſeinen edelſten Söhnen und vor allen in Stein Bewußtſein und Geſtalt gewonnen hat, dieſe ſittliche Energie iſt es, die dem Napoleon'ſchen Syſteme den Todesſtoß verſetzte. Mit dieſen Worten haben wir Stein's welthiſtoriſche Stellung ausgeſprochen; ſolange man dieſe nicht vollkommen begriffen hat, ſolange iſt man noch nicht im Stande, dieſen Charakter in ſeiner ſtaunenswerthen Größe zu erfaſſen. Wer für die Moral der Völker und Staaten einen andern Maßſtab hat als für die Moral der Individuen, dem bleibt der tiefſte Sinn des großen Kampfs der Völker gegen Napoleon ein ewig unerſchloſſenes Räthſel. In England, in Spanien, in Rußland, ſelbſt in Tirol gilt der Kampf nationalen Intereſſen, in Preußen, im eigentlichen Deutſchland ſittlichen Gedanken. Es verſteht ſich dabei von ſelbſt, daß dieſes ſittliche Bewußtſein ſich in concretere Formen einkleidet und namentlich während des Befreiungskriegs ſelbſt als patriotiſch-religiöſe Begeiſterung zutage tritt. Dieſer Umſtand kann den weſentlichen Charakter des Kampfs nicht alteriren. Der Mann von wahrhaft geſchichtlichem Sinn und Geiſt erblickt in den Ereigniſſen der Jahre 1806—13 ein erſchütterndes Weltdrama von tiefſtem ſittlichen Gehalte; es iſt ihm eine Wiederholung des erhabenſten Myſteriums der Menſchheit, des Myſteriums von der Erlöſung. Moraliſche Verſunkenheit und Verzweiflung, Schuld und Strafe, Reue und Zerknirſchung, Ringen nach Gnade und Verſöhnung, Aufdämmern und Erwachen des Bewußtſeins der Selbſterlöſung, freudige Hingabe und Aufopferung, zuletzt jubelnder Sieg und Triumph über die Herrſchaft der Sünde, das ſind die einzelnen Momente dieſes Schauſpiels, ſeine hervortretendſten Heldengeſtalten Napoleon und Stein, kämpfend wie Ahriman und Ormuzd, wie Loki und Thor um den endlichen Sieg des Guten oder des Böſen. Mit dem Falle Napoleon's iſt Stein's weltgeſchichtliche Aufgabe gelöſt und ſeine Kraft erſchöpft.

Varnhagen's — nebenbei bemerkt, ziemlich naheliegender — Vergleich zwiſchen Stein und Blücher iſt mehr als ein oberflächliches Aperçu; die Aehnlichkeit in den Charakteren iſt überraſchend. Wir wollen es übrigens dahingeſtellt ſein laſſen, ob Stein, nach Varnhagen's Behauptung, ſelbſt inſoweit mit Blücher auf gleiches Niveau zu ſtellen ſei, als der Letztere zwar „ein Heer gegen den Feind mit kräftigſter Wirkſamkeit zu gebrauchen verſtand, aber daſſelbe im Frieden zu regeln und zu verwalten nicht hätte unternehmen dürfen“; wir haben von Stein's ſtaatsmänniſcher Befähigung eine vortheilhaftere Meinung. Aber der Vergleich iſt noch in einem andern, einem viel tiefern Sinne wahr. Blücher hatte ſo gut ſeine weltgeſchichtliche Aufgabe wie Stein, und er hat ſie neben ihm und mit ihm gelöſt. Beide hatten denſelben Gegner, Beide ſtanden bei Bekämpfung deſſelben auf gleichem ſittlichen Boden, Beide fochten mit gleichen Waffen, wenn auch auf verſchiedenem Gebiete, Beide hatten daſſelbe Endziel unverrückt im Auge und Beide verſchwinden zu gleicher Zeit von der großen Weltbühne. Es kann an dieſem Orte nicht unſere Aufgabe ſein, Blücher's weltgeſchichtliche Stellung zu analyſiren. Wir haben oben blos von einer Seite der hiſtoriſchen Bedeutung Napoleon's geſprochen; läge uns eine Biographie Blücher's vor, ſo würden wir Gelegenheit haben, auch die andere Seite derſelben aus ihren geſchichtlichen Vorausſetzungen abzuleiten. Daher hier nur ſo viel, daß Napoleon die unſittliche Seite des Kriegs der Mit- und Nachwelt ebenſo zum Bewußtſein brachte wie die der Diplomatie; daß die alte trügeriſche Methode des Kriegs ſeinen Angriffen gegenüber ebenſo ſchmählich erlag wie die Künſte einer unmoraliſchen Politik, und daß er endlich auf dieſem Felde ebenſo wie auf jenem dadurch beſiegt wurde, daß ſeine Gegner dieſelben ſittlichen Mächte gegen ihn kehrten, welche die Revolution geweckt und die er ſelbſt für ſeine unſittlichen Zwecke verunſtaltet und gemisbraucht hatte. Dieſe Parallele zwiſchen Krieg

*) Aber immer nur in gewiſſem Sinne. Man beachte wohl, daß Englands nationales Intereſſe nie wirkſamer gefördert worden iſt, als in denjenigen Epochen britiſcher Politik, in denen England zugleich als Vertreter allgemeiner, humaner und ſittlicher Intereſſen auftrat. Man denke an Eliſabeth, an Cromwell, an Wilhelm III.; an Lord Chatham, an Canning.

und Diplomatie läßt sich bei sei Einzelseite verfolgen; die Aehnlichkeit zwischen der schlechten Ordnung Stein's und Bücher's, die sich darauf ergibt, ist überraschend. Napoleon konnte übrigens seine Freunde; wie Bücher der einzige Verlierer, so war Stein der einzige Staatsmann auf Seiten seiner Gegner, den er im eigentlichen Sinne des Wortes fürchtete; seine Anlagen standen ihn nicht. Außerdem liegt hierin noch ein anderer bezeichnender Fingerzeig für den Biographen Stein's: wie Bücher trug seiner ganzen und in glücklich gelösten weltgeschichtlichen Situation eine tragische Zerrissenheit war, so war auch Stein weit entfernt, ein vollendeter Staatsmann in der ganzen umfassenden Bedeutung dieses Wortes zu sein. Wie Bücher, so hat auch jedenfalls unverschuldet, zu Zweifel Barthagen's, ob denn die eigentliche Staatskunst jemals das rechte Glück unserer Helden habe sein können", vollkommen bestimmen, zumal da wir anderseits an den echten Staatsmann auch die Anforderung einer umfassenden, umfangen reichen philosophischen Blicks stellen, welcher Stein ganz entschieden abgesprochen werden muß. Diese Ueberzeugung muß sich jedem unbefangenen Beurtheiler von Stein's Leben und Wirken aufdrängen: Aufgabe der Biographien bleibt es, die aus den herrlichen Mangel unvermeidlich hervorgehenden Widersprüche nicht zu ertuschen, sondern die eigentliche Bedeutung seines Helden in das rechte Licht stellen. Die Stein'sche Verehrung verdient durchaus das Lob einer unbefangenen und unparteiischen Blicke; sie vermeidet sich nicht, Widersprüche, die unzweifelhaft vorhanden sind, zu verdecken, sie handelt im Gegentheil, indem sie dieses Zusammenstellung hervorgehoben hat, wenn wir die Aufgabe, welche sich Pertz gestellt hat, in richtiger Weise schildern. Stein's Größe und Bedeutung liegt in seinem Wollen, nicht in seinem Können, in seiner Begeisterung für Freiheit und Vaterland, nicht in seiner Verwaltungskunst, in seinem Muthe, nicht in seiner Klugheit. Wie Bücher, so hat auch Stein jedenfalls unverschuldet, zum Theil durch seine Gegner, den er im eigentlichen Sinne des Wortes fürchtete; seine Anlagen standen ihn nicht. Außerdem liegt hierin noch ein anderer bezeichnender Fingerzeig für den Biographen Stein's: wie Bücher trug seiner ganzen und in glücklich gelösten weltgeschichtlichen Situation eine tragische Zerrissenheit war, so war auch Stein weit entfernt, ein vollendeter Staatsmann in der ganzen umfassenden Bedeutung dieses Wortes zu sein. Wie Bücher, so hat auch

ſondern wagt ſogar die entſchiedenſten Angriffe auf beſtehende Rechte und bebt keinen Augenblick vor revolutionären Maßregeln zurück, wenn ſein höchſter Zweck, die Aufgabe ſeines Lebens die Aufopferung ſeiner frühern Ueberzeugungen fodert. Beim Beginn des Kriegs von 1809 iſt er entſchloſſen, eine vollſtändige Aufhebung des Adels zu proclamiren, um durch dieſe Conceſſion einer allgemeinen Gleichberechtigung die Begeiſterung der Maſſen für die beabſichtigte Volkserhebung gegen Frankreich zu wecken. Er erwirkt eine Cabinetsordre, die auf Grund der aus den allgemeinen Staatsverhältniſſen hervorgehenden Nothwendigkeit die Amovibilität der Beamten ohne richterliches Erkenntniß feſtſtellt; er ſtimmt jederzeit für die durchgreifendſten und rückſichtsloſeſten Finanzmaßregeln, wie Einkommenſteuern und Zwangsanleihen; ja er nimmt nicht einmal Anſtand, den Terrorismus zu empfehlen und ſich auf das Verfahren des franzöſiſchen Wohlfahrtsausſchuſſes zu berufen. Alle dieſe und noch viele ähnliche Thatſachen wären ebenſo viel Räthſel, wenn wir nicht annehmen wollten, daß das Bewußtſein ſeiner höhern Aufgabe ihm den Muth verlieh, alle dieſe äußern und innern Schranken zu brechen. Was wir an Stein bewundern, das iſt nicht ſein ſchöpferiſches Talent oder ſein ſtaatsmänniſcher Scharfblick, ſondern vielmehr diejenige Eigenſchaft, die ihn eben zum welthiſtoriſchen Charakter macht, nämlich ſeine Begeiſterung, ſeine Energie und Willenskraft. Von ihm, neben ihm und nach ihm wirkten Staatsmänner von freierm Geiſte und hellerm Blicke, aber keiner hatte vor ihm den Muth, ſeinen Ueberzeugungen Geltung zu verſchaffen, und alle die freiſinnigen Maßregeln, welche Hardenberg nach Stein's Entfernung durchſetzte, wären unmöglich geweſen, wenn nicht dieſer zuvor die Bahn gebrochen hätte.

Nach dem Geſagten wird uns ſchwerlich Jemand den Vorwurf machen, als ob wir Stein's Verdienſte um die Reform des preußiſchen Staats zu unterſchätzen geneigt ſeien. Aber wir ziehen unſerer Bewunderung auch hier eine Schranke; wir zollen der Thatkraft, welche dieſe Schöpfung ins Leben rief, Dank und Anerkennung, aber wir vermögen keineswegs mit Giſeke das non plus ultra ſtaatsmänniſcher Weisheit darin zu entdecken. Wenn derſelbe nach Anführung des Edicts, den erleichterten Beſitz und den freien Gebrauch des Grundeigenthums, ſowie die perſönlichen Verhältniſſe der Landbewohner betreffend, mit den Worten fortfährt: „So waren mit Einem Schlage auch hier die Menſchenrechte erklärt, aber nicht als hohle unausführbare Theorien; mit dieſem weiſen Geſetze war ihre Verwirklichung erreicht", ſo braucht er nur einen einzigen Blick in die der nordamerikaniſchen oder den beiden franzöſiſchen Verfaſſungen von 1791 und 1795 vorausgeſchickten Erklärungen der Menſchenrechte zu werfen, um ſich zu überzeugen, daß eine derartige Uebertreibung ſich ſelbſt richtet und bei jedem unbefangenen Leſer gerade das Gegentheil von der beabſichtigten Wirkung hervorruft. Derartige Urtheile finden ſich noch viele. So heißt es z. B. S. 81:

> Das, was die Revolution in Frankreich durch Gewalt und blutige Zerſtörung vollbrachte, rief Stein in Preußen durch Geſetze ins Leben. Er hatte erkannt, daß die Grundzwecke der dortigen Umwälzung gerechtfertigt waren, und erreichte dieſelben durch weiſere Wahl der Mittel u. ſ. w.

Hier ſchließt ſich an dieſelbe Uebertreibung noch ein ungerechtes Urtheil über die Revolution, ohne welche Stein nun und nimmermehr auf den Gedanken gekommen wäre, die freie Volkskraft zum Kampfe gegen den fremden Unterdrücker aufzurufen und ihre dauernde Organiſation anzubahnen. Stein hat Alles geleiſtet, was in ſeiner Lage mit menſchlichen Kräften zu erreichen war; ſein Ruhm ſteht zu hoch, um ſich auf die Schmälerung fremden Verdienſtes ſtützen zu müſſen. Der von ihm geſchaffene Verwaltungsmechanismus zeugt von Geſchäftskenntniß, klarem, umfaſſendem Blicke und vor allem wieder von jener Charakterſtärke, die ein vorhandenes Chaos zu ordnen und regelloſer Verwirrung und Willkür geſetzliche Bahnen vorzuzeichnen verſteht. Aber wir finden darin im Ganzen weder ein originelles Werk noch eine organiſche Schöpfung im ſtrengen Sinne dieſes Worts und vermögen daher die Begeiſterung unſerer beiden Biographen für die fertigen Reſultate, wie dieſelben noch heute dem Regierungsmechanismus des preußiſchen Staats zugrunde liegen, keineswegs in vollem Maße zu theilen. Dagegen erkennen wir aber auch bereitwillig an, daß ſich in Stein's Verfaſſungsideen ein echt organiſcher Sinn beurkundet, und es nimmt uns faſt Wunder, daß namentlich Giſeke, der ſonſt nicht leicht einen Vorzug ſeines Helden unbeachtet läßt, den originellſten Gedanken in Stein's Verfaſſungsplanen, den der Betheiligung der Volksrepräſentation an der Verwaltung, die ihm gebührende Anerkennung zu zollen vergeſſen hat. Das iſt der That ein Gedanke von ſo reicher organiſcher Geſtaltungskraft, daß er noch heute jedem denkenden Politiker den einzigen Weg andeutet, auf welchem der Grundſatz einer ſtreng geordneten Staatsverwaltung mit der Anfoderung einer lebendigen und ſegensreichen Betheiligung der öffentlichen Meinung und der freien Volkskraft dauernd und harmoniſch zu vermitteln iſt. Stern hat an mehren Stellen mit dankenswerther Sorgſamkeit Alles zuſammengeſtellt, was uns über Stein's Ideen in dieſer Beziehung bekannt geworden iſt. Dieſer fruchtbaren, aber lange unberückſichtigt gelaſſenen Ideen ſollten ſich vor allen Andern die ehrlichen Anhänger der conſtitutionellen Monarchie bemeiſtern, ſie gehörig verallgemeinern und ihnen von den höchſten Sphären des Staatsorganismus bis herab in die niedrigſten Anerkennung und Verwirklichung zu ſchaffen bemüht ſein. Wir wagen die Behauptung, daß man um dieſen Preis ſelbſt das wichtigſte Recht der Volksvertretung, das der Zuſtimmung (aber nicht das der Berathung und Begutachtung) zu neuen Geſetzen, unbedenklich aufopfern könnte, und wir halten uns überzeugt, daß dieſer Gedanke Stein's in dem deutſchen Verfaſſungsleben der Zukunft noch ſeine reichen und ſegensvollen Früchte tragen wird.

Nach dieſen allgemeinen Andeutungen über die lei-

tenden Gesichtspunkte, welche wir von dem Biographen Stein's festgehalten zu sehen wünschen, wenn derselbe der weltgeschichtlichen Bedeutung seines Helden vollkommen gerecht werden will, ohne dabei den Thatsachen in irgendeiner Richtung Gewalt anzuthun, wird es nun leicht sein, unser Urtheil über die beiden vor uns liegenden Arbeiten kurz zusammenzufassen. Weder die eine noch die andere tritt mit der Prätension auf, das vorhandene geschichtliche Material durch die Erforschung neuer Thatsachen zu bereichern; beide verfolgen lediglich den Zweck, die bereits gewonnenen Resultate der esoterischen Wissenschaft und insbesondere die Ergebnisse der Pertz'schen Forschungen ohne den weitläufigen kritischen Apparat und die erschöpfende Vollständigkeit urkundlicher Nachweise in übersichtlicher Form darzustellen und in die Kreise des eigentlichen Volks einzubürgern. Diese Richtung wissenschaftlicher Thätigkeit auf historischem Gebiete, welche eine immer größere Bedeutung und Ausdehnung gewinnt, verdient, da es sich hierbei um eines der wirksamsten und edelsten Mittel für den großen Zweck der Volksbildung handelt, in allen ihren Erscheinungen die sorgfältigste und gewissenhafteste Beachtung und, wenn sie sich ihrer Aufgabe bewußt bleibt, die Anerkennung und Aufmunterung der Kritik. Dieses Bewußtsein zeigt sich sowol in der Stern'schen als in der Giseke'schen Arbeit durch Ernst und Würde der Behandlung und darf ebenso wenig wie die fleißige und umsichtige Benutzung der Quellen und die zweckgemäße Anordnung des Stoffs mit Stillschweigen übergangen werden.

Stern beabsichtigt, wie schon der Titel des Werks besagt, nicht sowol das Lebensbild eines Einzelnen als vielmehr das Bild der Zeit, in der er wirkte, und stellt sich dadurch gleich von vornherein auf den richtigen Boden. Die Persönlichkeit Stein's nimmt daher als die eigentliche Trägerin der bewegenden Zeitideen selbstverständlich den Mittelpunkt dieses Bildes ein, allein sie absorbirt nicht alles Interesse und erhält erst durch den belebten Hintergrund und die mithandelnden Figuren die rechte Beleuchtung. Das Buch ist nur in denjenigen Partien eine Biographie Stein's, in welchen Stein als der Repräsentant seiner Zeit hervortritt, also nur von seinem Eintritt ins preußische Ministerium bis zum Abschluß des Wiener Congresses. Die Lebensgeschichte Stein's vor und nach diesem Zeitpunkte wird in eine alle wesentlichen Entwickelungsmomente seines Charakters umfassende, aber kurze Skizze zusammengedrängt. Diese Anlage des Ganzen verräth ein richtiges Bewußtsein über Stein's welthistorische Stellung und hat den Verfasser vor der jedem Biographen so naheliegenden Versuchung, seinen Helden zum allbeherrschenden Genius seiner Zeit zu machen und die Widersprüche seines Charakters zu bemänteln oder hinwegzuleugnen, glücklich bewahrt. Stern's ganze Darstellung verräth einen unbefangenen, vorurtheilsfreien und unparteiischen Blick; er versteht die für den Historiker unschätzbare Kunst, die Thatsachen selbst reden zu lassen, und kommt nie in die Lage, ihnen eine schiefe Bedeutung unterzulegen oder sonst Gewalt anzuthun. Trotz seiner warmen Begeisterung für Stein's große Persönlichkeit läßt er sich nie verleiten, zwischen unlösbaren Widersprüchen eine Vermittelung zu suchen oder wenigstens stillschweigend über Thatsachen im Leben seines Helden hinwegzugehen, die ihn zu dem schmerzlichen, aber rückhaltslosen Geständniß drängen, daß derselbe in seinen spätern Lebensjahren von der Höhe seiner großen Anschauungen und Intentionen allmälig herabgestiegen und durch den Einfluß einer rückwärtsschreitenden öffentlichen Meinung und einer engherzigen Umgebung endlich offen von den Ideen, die den Ruhm seines Lebens und seines Wirkens bilden, abgefallen sei. Daß Stern diesen „Abfall" nicht aus innern Gründen zu erklären sucht, kommt daher, daß er Stein's specifische Aufgabe nicht in ihrer vollen Bestimmtheit und scharfen Begrenzung aufgefaßt hat. Im Uebrigen zeichnet sich das ganze Werk durch eine zweckmäßige Anordnung, eine überschauliche und lichtvolle Darstellung, sowie durch einen einfachen und fließenden, aber dabei zugleich kräftigen, echt historischen Stil vortheilhaft aus.

Es wäre uns lieb, wenn wir unsern Bericht über das Giseke'sche „Lebensbild", welches übrigens nicht einmal den halben äußern Umfang des soeben besprochenen Werks hat, in einen ebenso kurzen Ausspruch der Anerkennung zusammenfassen könnten; dies ist aber leider nicht thunlich, da Giseke gerade in den bereits oben gerügten Hauptfehler verfallen ist, welchen Stern so glücklich vermieden hat. Wer in einer Persönlichkeit wie Stein durchaus einen „zu unerschütterlicher Einheit in sich abgeschlossenen Charakter" sehen will, der muß entweder den Thatsachen Gewalt anthun oder bei Beurtheilung derselben einen widersprechenden Maßstab anlegen. Kein Wunder also, wenn auch Giseke bald der einen, bald der andern dieser Versuchungen nachgibt. Dieses Absichtliche und Gesuchte tritt uns gleich bei der Schilderung von Stein's Jugendentwickelung entgegen. Seine Abneigung gegen die gesammte speculative Philosophie, seine Theilnahmlosigkeit gegenüber der mächtigen Bewegung, welche damals das Kant'sche System in den Geistern hervorrief, gilt dem Biographen „bei dem befriedigenden Reichthum überlieferten gesunden Glaubens, der sein Herz einschloß", und bei seiner ämsigen Beschäftigung mit der „unendlichen Fülle der historischen Thatsachen und thatsächlichen Verhältnisse", wie man aus dem Zusammenhange nicht anders schließen kann, als ein Beweis seiner Selbstgenugsamkeit und harmonischen Abgeschlossenheit, während sich jedem unbefangenen Betrachter der Lebensverhältnisse und Charakteranlagen Stein's die Ueberzeugung aufdrängen muß, daß abstractes Denken und eine ernste Beschäftigung mit der speculativen Philosophie seine angeborenen und anerzogenen reichsfreiherrlichen Lebensansichten vortheilhaft erweitert und sich selbst für seinen Charakter als eine rechte Zuchtschule erwiesen haben würde. Die Vernachlässigung dieser Studien, welche nicht nur als Bildungsmittel, als

„vorübergehende gymnaſtiſche Uebung des Geiſtes" einen höchſt wohlthätigen Einfluß auf Stein's Entwickelung ausgeübt haben würden, ſondern auch allein zu einer vollkommen richtigen und allſeitigen Würdigung jener vorzugsweiſe von rein abſtracten Ideen erregten und tiefererſchütterten Zeit befähigen konnten, verurſachte eine weſentliche Lücke in der Ausbildung des zukünftigen Staatsmannes. Solange freilich Stein mitten im Kampfe für die ihm beſchiedene, ſcharfbegrenzte, nur durch die Allmacht einer concentrirten ſittlichen Energie zu löſende geſchichtliche Miſſion ſteht, ſolange tritt jene Beſchränktheit weniger hervor. Dafür rächte ſie ſich um ſo grauſamer in ſeinen ſpätern Lebensjahren, wo nach Vollendung ſeiner ſpecifiſchen Lebensaufgabe die begeiſternde Stimme ſeines Dämons ſchwieg. Ja, daß ſelbſt zur Zeit ſeiner vollen Manneskraft und mitten in der Aufregung des Kampfgewühls, des Haſſes und der Begeiſterung dieſer Mangel fühlbar an ihm hervortrat, dafür haben wir das unverwerfliche Zeugniß Varnhagen's, welcher in dem von Giſeke ſelbſt am Schluſſe ſeiner Darſtellung angeführten Briefe ſagt:

Schon vor mehr als 20 Jahren, in Prag, war bei nähern Umgang mit dem trefflichen Manne uns ſehr auffallend, wie derſelbe zwar eine außerordentliche Lebhaftigkeit des Geiſtes habe . . ., daß aber ſein Geſichtskreis dabei nicht ausgedehnt und abſtractes und tiefes Denken ihm verſagt ſei.

Stein's Abneigung gegen die Lebensanſicht eines Rouſſeau und ſein entſchiedener Widerwille gegen die Theorien der Franzöſiſchen Revolution werden natürlich unter der Hand ſeines Biographen zu einem neuen Beweiſe für ſeinen Beruf zum ſtaatsmänniſchen Reformator und ſeine Verwandtſchaft

mit jenen Heroen der claſſiſchen Zeiten, denen die Welt als eine Einheit erſchien und die als eine Einheit ihr gegenübertraten, die verwandt und verwachſen waren mit dem Boden, auf den das Schickſal ſie hingeſtellt, und die nichts brauchten, als von ihm aus ſich geltend zu machen, um ihre Beſtimmung erreicht und ſich in völliger Befriedigung ihrer Lebensaufgabe zu fühlen.

Der Verfaſſer benutzt die ſich ihm hier darbietende Gelegenheit zu einer Herzensergießung gegen das Phantaſiebild eines nie dageweſenen „Geſellſchaftsvertrags" und den leeren hohlen Schematismus der Rouſſeau'ſchen Theorie vom Staate, die nach ſeiner Meinung durch die kritiſche Schärfe der Jugendfreunde Stein's, eines Rehberg und Brandes, „vernichtet" iſt. Wir unſererſeits ſind der Anſicht, daß es unſerer Feder nicht bedarf, um Rouſſeau's Reputation vor den vernichtenden Angriffen Rehberg's oder Giſeke's zu retten; der Platz Rouſſeau's, deſſen heutzutage freilich allgemein anerkannte Einſeitigkeit in ihm als den erſten und vollbewußten Vertreter des Vernunftſtaats im Gegenſatze zu dem Autoritätsſtaate vollkommen berechtigt war, im Pantheon der Geſchichte iſt geſichert. Wir wollen hier nur die einzige Bemerkung hinzufügen, daß Rouſſeau's Anſichten zu derſelben Zeit, wo ſie von Rehberg „vernichtet" wurden, in einem Manne, deſſen Name mit Stolz genannt werden wird, wenn Niemand mehr weiß, ob es jemals einen Rehberg gegeben hat, und der einer der edelſten, muthigſten und begeiſtertſten Mitarbeiter Stein's am großen Befreiungswerke war, einen Vertreter gefunden haben: wer ſich davon überzeugen will, der leſe Fichte's bekannte Schrift „Zur Berichtigung der Urtheile des Publicums über die Franzöſiſche Revolution".

Wenn man indeß nach all dieſem Gerede von hiſtoriſchen Thatſachen und hiſtoriſchen Grundlagen, nach allen dieſen bei jeder Gelegenheit vom Zaune gebrochenen Diatriben gegen das „abſtracte Vernunftrecht" und den „hohlen Idealismus" in dem Verfaſſer einen Anhänger der hiſtoriſchen Schule zu finden erwartet, ſo täuſcht man ſich ganz entſchieden. Der „Götzendienſt des hiſtoriſchen Rechts" bekommt ebenfalls an gehöriger Stelle ſeinen Seitenhieb, und der Biograph Stein's würde in der That in gewaltige Verlegenheit kommen, wenn er die von ſeinem Helden durchgeſetzten Reformen, ſeine noch weitausſehendern Verfaſſungsplane für Preußen, ſeine revolutionären Ideen zum Kampfe gegen Napoleon, ſeine aller „hiſtoriſchen Grundlage" Hohn ſprechende Lieblingsidee der Theilung Deutſchlands unter öſtreichiſchem und preußiſchem Protectorate vor dem Richterſtuhle der hiſtoriſchen Doctrin rechtfertigen ſollte. Man muß umſomehr von jenem erſten Irrthum zurückkommen, je mehr man ſich bei der Lectüre des von ihm gegebenen Rückblicks auf die preußiſche Geſchichte überzeugt, daß der Verfaſſer dieſen Entwickelungsproceß, der im Grunde genommen nur eine fortwährende Abſorption aller „hiſtoriſchen" Grundlagen iſt und der allerdings für das „auffallendſte und normalſte Beiſpiel der modernen Staatenbildung" gelten kann, im Ganzen ziemlich richtig aufzufaſſen ſcheint. Man wird alſo neugierig, zu welcher politiſchen Theorie ſich denn der Verfaſſer eigentlich bekennt, man ſucht und forſcht nach dem beſtimmenden Principe ſeines juste-milieu zwiſchen der Ideologie des abſtracten Naturrechts und dem Götzendienſte der hiſtoriſchen Staatsanſicht. Endlich, im entſcheidenden Momente, wo es gilt, Stein's revolutionäre nationalökonomiſche und legislative Maßregeln gegen die Proteſte des „hiſtoriſchen Rechts" zu vertheidigen, erhalten wir des Räthſels Löſung. Man höre (S. 94):

Ihm war der Staat nicht jene abſtracte Regierung, die um ihrer ſelbſt willen da iſt, der Staat war um der Unterthanen und zwar dieſer beſtimmten Unterthanen willen da . . . es galt deshalb in den Unterthanen den Staat zu erhalten.

Und noch deutlicher S. 134:

Es entging ihm dabei nur, daß . . . das oberſte Staatsgeſetz, die Rettung des Vaterlandes, ein Recht hat, in Zeiten der Gefahr Rechte aufzuheben, die nur für den Privatmann unantaſtbar ſind.

Iſt dies etwas Anderes als die nackte Grund- und Kerntheorie der Revolution, die Theorie des salut public und bien public? obgleich ſich der Verfaſſer der wunderbaren Selbſttäuſchung hingibt, als ob er gerade dieſe Theorie bekämpfe. Und weiter (S. 91):

Neben dem hiſtoriſchen Rechte gibt es einmal noch ein

nützliches, ein allgemein anerkischer Rath, das „Recht, wider die man sich gerüstet hat, zu gebrauchen" will darin um seinen ganz gefragt sein. Wenn aber der Tugendhaft zu einem solchen Beschreiben sich hat ersten allgemeinen Principien gekommen sei und wie diese mit den widersprechenden persönlicher und ererbten Meinen zusammenzuarbeiten sind, darüber sah sie sich weit Negativen aufstellen; wie weit er darin den einen zu folgen habe und wo anderen zu weigern, das hat der thatkräftige Zahl des Staatsmannes zu treffen.

Das also ist des Buches Kern: der thatkräftige Akt des Staatsmannes! Wissenschaft erklärt sich für bankrott und — Gesetzlichkeit, Ordnung, Recht sind nur Namen vor den Thronen der Kriegs Mode stehen soll, weiß selbst auf Machiavelli erhoben! Wie diese derartigen Verfahren ist es freilich keine Kunst, aus jeder möglichen Persönlichkeit einen „zu unerthätterlicher Einheit in sich abgeschlossenen Charakter" zu construiren.

In welchen Ueberschätzungen einzelner Resultate ein derartiges Verfahren verleitet, haben mir schon oben an einigen Gelegenheiten Beispiele gegeben; aber noch mehr, es führt selbst zu thatsächlich unbegründeten Behauptungen. Dahin möchten wir den Ausspruch zählen, daß nach der Vernichtung des nationalen Widerstandes Gebiet durch Bernadotte Männer wie Hardenberg und Stein beim König mit ihrer kriegerischen Absicht durchgedrungen seien, während sie es in Wahrheit Zeit ein derartiger Einfluß Stein's durchaus noch nicht nachweisen läßt. Ebenso unbegründet ist die Behauptung, daß Stein durch seine Zusammenconferenzen die Emmidationszahlung zu vermeiden gewußt habe; es ist wissener bekannt, daß die Verhandlungen über diesen Punkt in der Verantwortung zum Theil von Stein's Nachfolger, dem Minister von Altenstein, wurde, und daß erst Hardenberg durch seine Energieen, gegen die Stein's durchgesetzten Maßregeln die allmählige Erleichterung ins Werk setzte.

Beim solchen Umständen kann man sich daher auch nicht wundern, daß die Verhandlungen auf dem Wiener Congreß mit solchen Zeilen abgethan wird. Das ist freilich die vorherrschende Contrecurs, wenn man in Stein nur den thatkräftigen Staatsmann, seinen selbstgemachten Charakter darstellen will, während hier die Thätigkeit seiner Stellung, die Principlosigkeit seiner Ansichten und die Kraftlosigkeit seiner Persönlichkeit auf den Beobachter von ruhigstem Standpunkt nicht, sehr seine weitgeschichtliche Mission erfüllt und die günstige Kraft von ihm gewünschten Mittel, wie von der Jungfrau von Orleans, als sie den König nach Rheims zur Krönung geführt hatte. Gleiche Figur und ein gleiches, erfolgreiches historisches Drama war unseren Augen auf, aber er ist den fünften Act aus! Noch weniger dürfen wir natürlich von ihm erwarten, daß er aus den Irrthümern dem Stein während seiner letzten 15 Lebensjahre in voller Beleuchtung vor Augen stellt; der in den Bundestirrereien seines Standes befangene, scheue und Perfectionist bekämpfende, sich sogar gegen das bäuerliche Ablösungsrecht feindende westfälische Junkergutsbesitzer ist freilich ein niederschlagendes Gegenbild zu dem Verkämpfer der Menschheit und dem Freunde seiner Völker. Da indeß die Thatsache nicht hinwegzuleugnen ist, so enthält sich der Biograph wenigstens aller eigenen Urtheile und überläßt es dem Leser, sich nach Barnhagen's Kostprobe seine eigene Ansicht zu bilden.

Möge man es und verzeihen, wenn es scheint, als seien wir in unserer Ausführung zu umständlich gewesen. Wir glauben indeß unser Ziele nicht verfehlen zu haben, wenn und der Nachweis gelungen ist, daß hier Biograph sich den gefährlichsten Irrthümern hingestellt, sobald er nicht wie einer fest bestimmten universalhistorischen Richtung folgend geht. Wir hätten Stein's Leben nur als Gelegenheit benutzt, um seine Ansichten zu entwickeln, wenn und Barnhagen's Darstellung eine Charakterschilderung Stein's wäre. Man denke z. B. an den Vergleich, der Stein und Prinz Louis Ferdinand mit Luther und Hutten oder gar mit Goethe und Schiller zusammenstellt. Daß Vergleich ist die Schätzung von Stein's Persönlichkeit, die und der „Verschrobenheit" und Dorow's „Mimosen" am Schlusse gibt.

Soviel in der Sterne'schen als in der Gleichen'schen Weise! Beide sind Verstöße gegen historische Form, oder wenigstens Ungenauigkeiten, die der Geschichtsschreiber sorgfältig zu meiden hat. Wir müssen jedoch darauf verzichten, sie namentlich zu machen, weil wir dem Leser damit doch nur zu ermüden befürchten müßten.

Dagegen können wir es uns nicht versagen, zum Schluß noch über Stein in der Gleichen'schen Weise zu wohnen, angeblich „einzugetreten Plan", welcher den Ausgang der Feldzüge von 1812 und die Berufung des Freiherrn vom Stein veranlaßt haben soll, eine kurze Bemerkung zu machen. Der General Knesebeck will nämlich den König von Preußen in gehörener Kommen zur schleunigen Wiederherstellung Napoleon's bestimmen haben, um diesem den Weg in das Innere von Rußland unbehindert zu öffnen, weil er überzeugt gewesen sei, daß dieser seinem Untergang unrettbar entgegengehen müsse. Der König habe die Richtigkeit dieser Ansicht so vollständig begriffen, daß er, ohne seinen Ministern Scharnhorst und Hardenberg Mittheilung davon zu machen, den Plan adoptirt habe. Knesebeck will dann mit dieser geheimen Botschaft nach Petersburg gegangen sein und den Kaiser zu verderbigen Kriegführung bestimmt haben, die durch die scheinbare Leichtigkeit ihrer Siege endlich die unrettbare Vernichtung Napoleon's herbeiführte. Das diese Behauptung Knesebeck's alles

thatſächlichen Grundes ermangele, iſt nicht wohl anzunehmen; die Idee liegt zu nahe, als daß ſie ſich nicht insbeſondere einem militäriſchen Theoretiker wie Kneſebeck aufgedrängt haben ſollte, und ihre Ausführbarkeit gründet ſich nicht blos auf die von dem genannten General allein ins Auge gefaßten Terrainverhältniſſe, ſondern auch, was viel richtiger iſt, auf die Eigenthümlichkeit des ruſſiſchen Nationalcharakters, deſſen hartnäckige Zähigkeit ganz mit einem derartigen Plane harmonirte, während derſelbe bei einem Volke von feurigem und impulſivem Charakter wie das franzöſiſche ganz unausführbar geweſen wäre. Daß aber die Idee eben eine bloße Idee geblieben iſt und keineswegs die feſte Geſtalt eines bewußten Plans angenommen hat, das geht aus einer unbefangenen Betrachtung des von den ruſſiſchen Feldherren und namentlich auch vom Kaiſer befolgten Verfahrens ganz unleugbar hervor. Dieſe Ueberzeugung iſt auch durch nachträgliche Behauptungen Anderer, welche in jenem Drama eine Rolle geſpielt haben, nicht zu erſchüttern. Selbſt das Zeugniß des Prinzen Eugen von Würtemberg, wodurch dieſe Streitfrage neuerdings wieder lebhaft angeregt worden iſt, ermangelt jeder zureichenden innern Begründung. *)

Franz Mauritius.

Aus Paris.

Charton's „Voyageurs anciens et modernes". Tſchihatſchew's „L'Asie mineure". „Italia" von Th. Gautier. „L'Inde contemporaine" von de Lanoye und andere Reiſeſchriften. Tod und Nachlaß des Grafen Molé.

Paris, Ende December 1855.

Die kühnen Unternehmungen der Männer, die zuerſt es wagten, das Cap der guten Hoffnung zu umſchiffen und die fernen weſtlichen Inſeln aufzuſuchen, haben eine neue Epoche in der Weltgeſchichte begründet. Die Erinnerung ihrer Thaten findet ſich in den merkwürdigen Reiſeberichten des 15. und 16. Jahrhunderts aufbewahrt, von denen die wichtigſten in der Collection „Voyageurs anciens et modernes" geſammelt ſind. Wir haben dieſe Sammlung bei ihrem erſten Erſcheinen erwähnt. *) Seit jener Anzeige hat ſich dieſelbe den Beifall eines ausgewählten Publicums in ganz Europa erworben und fernere Empfehlung wäre daher überflüſſig; wir haben hier nur das Erſcheinen des dritten Bandes der Sammlung zu erwähnen und auf ſeine Wichtigkeit aufmerkſam zu machen. Wir können verſichern, daß die Wahl der Texte, die beigefügten Bemerkungen, die biographiſchen und bibliographiſchen Notizen, die zahlreichen Holzſchnitte, durch welche die Einwohner, die Erzeugniſſe, die Baudenkmäler jener fernen Gegenden anſchaulich gemacht werden, dieſe Sammlung den nützlichſten Erſcheinungen auf dieſem Gebiet beigeſellen. Der Band enthält: den naiven Reiſebericht des Franzoſen Jean de Béthencourt, der im Anfang des 15. Jahrhunderts mitten im Atlantiſchen Ocean eine Niederlaſſung gründete; das Leben des Chriſtoph Columbus, von Charton erzählt, nebſt den vier Reiſeberichten deſſelben; die Reiſen des Amerigo Vespucci, welchen der Herausgeber von dem banalen Vorwurf zu reinigen ſucht, den ihm der allzu große Ruhm ſeines Namens zugezogen; ferner Reiſeberichte eines Genoſſen des Vasco de Gama (dieſer Bericht iſt faſt unbekannt) und eines Begleiters des Weltumſeglers Magellan; endlich den Brief des Ferdinand Cortez an Karl V. mit Ueberſetzung und Anmerkungen. So enthält denn dieſer Band alles Wichtigſte auf dem Gebiete der Reiſegeſchichtsliteratur aus dem 15. und dem Anfang des 16. Jahrhunderts.

Sehr verſchieden dem Charakter nach von jenen ritterlichen Unternehmungen, aber kaum weniger kühn und bedeutend als ſie iſt die Reiſe von Tſchihatſchew. Sie trägt den Charakter ämſiger und ruhiger Forſchung, der den beſten Arbeiten des Jahrhunderts eigen iſt. Der Verfaſſer, ein Zögling der berühmten freiberger Akademie, war ruſſiſcher Geſandtſchaftsattaché in Konſtantinopel, als ſeine Regierung ihn abrief, um ihn mit einer wiſſenſchaftlichen Sendung ins Altaigebirge und an die Grenze Chinas zu beauftragen. Dieſe Sendung beſchäftigte ihn mehre Jahre und hatte zum Reſultat das Werk: „Voyage scientifique dans l'Altaï et dans les contrées adjacentes" (Paris 1846; 4. nebſt Atlas). Bei ſeiner Rückkehr gab er die diplomatiſche Carrière auf, um ſich ganz der Wiſſenſchaft zu widmen. Er begann bald darauf ſein großes Unternehmen: eine wiſſenſchaftliche Unterſuchung Kleinaſiens. Andere Schriftſteller hatten auf demſelben claſſiſchen Boden umfangreiche archäologiſche Unterſuchungen unternommen, aber die Naturgeſchichte, die Geologie, ja ſelbſt die Geographie des Landes waren vollkommen unbekannt geblieben. Tſchihatſchew unternahm es, dieſe Lücke auszufüllen, indem er im Lande ſelbſt die nöthigen Unterſuchungen auf all dieſen Gebieten anſtellte. Sein Werk, die Frucht ſechsjähriger unausgeſetzter Bemühungen, hat dem Namen Tſchihatſchew eine wohlverdiente Berühmtheit geſichert und zerfällt in vier Theile: 1) Phyſiſche Geographie, 2) Klimatologie und Botanik, 3) Geologie, 4) Statiſtik und Archäologie. Der erſte Theil allein iſt erſchienen, aber dieſer Anfang iſt ausreichend, um den Umfang der geſammelten Materialien und die Genauigkeit, mit der ſie benutzt worden, zu zeigen. „La géographie comparée de l'Asie mineure" bildet einen Großoctavband mit in den Text eingefügten Abbildungen, einer Karte von Kleinaſien (ohne allen Zweifel die vollſtändigſte und genaueſte, die wir beſitzen) und einem Atlas, beſtehend aus Anſichten, die zum Theil der geſchickten Hand des ruſſiſchen Künſtlers Bourgow, theils Calvert, einem Freunde des Verfaſſers, den Urſprung verdanken. Folgendes iſt in Kürze der Inhalt: Abhandlung über die ver

*) Zu den Schriften, durch welche in jüngſter Zeit verſucht worden iſt, Stein's Charakter und politiſches Wirken und Schaffen dem deutſchen Volke näher zu bringen, gehört auch folgende Schrift von dem Verfaſſer obiger Beſprechung: „Heinrich Friedrich Karl Freiherr vom und zum Stein. Ein biographiſches Gemälde aus der Geſchichte des deutſchen Vaterlandes. Von Franz Mauritius" (Leipzig, Brockhaus, 1856). Sie gehört als fünfundzwanzigſtes Bändchen, dem die Schrift „Guſtav Adolf, König von Schweden. Ein Lebensbild" aus derſelben Feder als ſechsundzwanzigſtes gefolgt iſt, zu jenem Cyklus populär belehrender Schriften, welche ihrem Titel „Unterhaltende Belehrungen zur Förderung allgemeiner Bildung" durch Form und Inhalt in ſo bemerkenswerther Weiſe entſprechen. Sittlich-geſchichtliche Auffaſſung, warme patriotiſche Geſinnung und genaue Sachkenntniß verbinden ſich in dieſer Schrift mit lichtvoller Darſtellung und einem feſten hiſtoriſchen Stil, ſodaß dieſelbe dem Zweck, dem ſie dienen ſoll, aufs beſte entſpricht. Neben den mächtigen Geiſtes- und Charaktereigenſchaften Stein's werden darin auch ſeine Gebrechen hervorgehoben, die der Verfaſſer namentlich auf Stein's ſtarre Abneigung gegen alle philoſophiſche Auffaſſung und Durchdringung der Geſchichtsverhältniſſe zurückführt. Bei der Beurtheilung ſeiner ſpätern ſogenannten reactionären Lebensperiode ſollte man freilich nicht vergeſſen, daß ſich manche Befürchtungen, die Stein in Betreff gewiſſer Ausſchreitungen des vielfarbigen europäiſchen Liberalismus hegte, in der Folge beſtätigt haben. Gerade mit dieſer Periode hat es der nun erſchienene ſechste Band des wichtigen Quellenwerks „Das Leben des Miniſters Freiherrn vom Stein" von G. H. Pertz (Berlin, G. Reimer, 1855) zu thun, der in zwei Hälften die Jahre 1823—31, Stein's Todesjahr, umfaßt.

D. Red.

*) Vgl. die pariſer Correſpondenz in Nr. 34 d. Bl. f. 1855.

D. Red.

stätischen Namen der Hauptstadt; die Grenzen, Land und Meere, die Flüsse, Gebirge, Städte, Inseln, Vorgebirge, Meerengen, Häfen, Provinzen und Landschaften, Mittelmeere, die inneren Gewässer, Erzeugnisse, Tierwelt und die übrigen Reichen des Naturlebens, das Klima und der Wind. Wie bekannt, von diesen an Merkwürdigkeiten reichen Art hat vielen fremden Völkern ihre Namen gegeben, wie Flüsse, Inseln, Meere, Gebirge, Städte

ſeine Natur, ſagt Schücking, nach allen hundert Seiten und Richtungen hin unterſucht, man habe in ihm den Einflüſſen von Race, Klima, Boden, Nahrung und Lebensart nachgeſpürt, aber um Eins habe ſich die Gelehrſamkeit nicht oder nicht hinlänglich gekümmert, um ſeinen Zuſammenhang mit der Familie, um die Einflüſſe des Blutes, von dem der Menſch ſtamme. Doch habe ſchon Goethe — und von ihm ſtammt ja der Spruch: „Blut iſt ein ganz beſonderer Saft“ — als der ſcharfſinnigſte deutſche Beobachter des Lebens darauf hingewieſen, daß eine Familie ein organiſches Ganzes bilde, in ſich verbunden und von demſelben Lebensſaft durchſtrömt, wie ein Baum mit ſeinem Geäſt; daß der Einzelne ſtets unendlich viel aus der gemeinſamen Quelle des Blutes mit ſich ins Leben nehme, und daß die ſich folgenden Geſchlechter deshalb von der Natur darauf angewieſen ſeien, das Bewußtſein dieſer Gemeinſamkeit ſich zu erhalten und ſich einander die Hand zu reichen zu einer folgerecht fortgeſetzten Thätigkeit für das ſittliche und materielle Gedeihen des Ganzen. Levin Schücking weiſt dabei auf die alte, freilich auch vielem Bedenken unterliegende Praxis hin, wonach man ehemals in allen Ständen den Sohn als Fortſetzer der Thätigkeit des Vaters zu ſehen liebte. Ja ſelbſt Richterämter ſeien an manchen Orten im Beſitz einer und derſelben Familie geblieben, ſo namentlich in Frankreich beinahe alle Rathsſtellen an den Präſidialhöfen, ſowie die meiſten ſtädtiſchen Aemter in den bei weitem meiſten Orten. Dieſer Zuſtand ſei für die Nichtprivilegirten natürlich unerträglich geworden, aber doch ſei die Erfahrung und Vorausſetzung, auf welcher die alte Praxis beruht, keineswegs eine durchaus und ganz und gar aus der Luft gegriffene geweſen. Jetzt freilich ſei der Zuſtand ein ganz anderer; jenes deutſche Familienleben, wie es noch Immermann in ſeinen „Memorabilien“ ſchildere, ſei aufgelöſt, der Gedanke der Familie habe den größten Theil ſeiner Bedeutung verloren; alle Inſtitute, welche ihn ehemals lebendig erhielten, ſeien verſchwunden und eigentlich das Erbrecht ſchon eine Anomalie geworden. Da werde es denn, ſollte man meinen, hohe Zeit, während uns das Ding ſelbſt verſchwände, uns die Theorie deſſelben zu retten. Schücking will wol damit ſagen, daß die Vererbung von geiſtigen und leiblichen Eigenſchaften jetzt, wo das Familienleben den Charakter der Geſchloſſenheit mehr und mehr verliere, nicht mehr in dem Grade ſtattfinden könne wie in alten Zeiten.

Der Verfaſſer geht nun auf Thatſachen über und zeigt uns zuvörderſt, wie ſich die Anlagen für Muſik, Malerei, Schauſpielkunſt und gewiſſe wiſſenſchaftliche Zweige in vielen Familien auf Kinder und Kindeskinder vererbt hätten. So hat die Familie Bach nicht weniger als 22 hervorragende muſikaliſche Talente geliefert und in der Malerfamilie der Tiſchbein das Talent ſich auf nicht weniger als 28 Mitglieder vererbt. Weniger wird das poetiſche Talent durch Vererbung fortgepflanzt. Doch hat dies auch wol eine andere Urſache, die wir hier hervorheben möchten. Der Sohn eines Malers oder eines Muſikers hat von früheſter Kindheit an Freude an der Thätigkeit ſeines Vaters; er hört Töne, er ſieht Farben und Geſtalten; das reizt und feſſelt ſeine Sinne; das veranlaßt ihn zur Nachahmung, und mit Freuden wird er ſich in der Kunſt ſeines Vaters unterrichten laſſen. Die Thätigkeit eines Dichters macht auf das Kind gar keinen ſinnlichen Eindruck, gewährt ihm durchaus kein Vergnügen; aller Reiz zur Nachahmung fällt hier fort; die Operation des Dichtens iſt überhaupt für alle Umgebenden keine freudige Kunſt, ebenſo wenig als die Arbeit des Denkers; auch hat die Dichtkunſt nicht die handwerksmäßigen Elemente und Kunſtgriffe, die ſich ſo dem Kinde ſpielend beibringen ließen wie die der Malerei, Muſik, Bildhauerei, Baukunſt u. ſ. w. An einer langen Reihe ſehr intereſſanter Beiſpiele zeigt uns der Verfaſſer weiter, daß die Dichter die poetiſche Ader von der Mutter erben (in den meiſten Fällen, hätte Schücking hinzufügen können, denn es ſind uns auch Dichter bekannt, z. B. Tieck, welche ihre Hauptanregung von ihrem Vater erhielten) und daß dagegen — wenn ſich dies auch nicht gerade von Dichterinnen nachweiſen laſſe — bedeutende Frauen meiſt ihren Geiſt und Charakter vom Vater erben. Dabei iſt er der Anſicht, daß ein Dichter, welcher dem Gemeinweſen in ſeinen Kindern Mitglieder von großer geiſtiger Begabung zu hinterlaſſen wünſche, ihnen eine praktiſche, tüchtige, verſtändige, aber nur ja keine geiſtreiche poetiſche Frau zur Mutter geben müſſe, womit wir vollkommen einverſtanden ſind. Von der Regel, daß die Töchter ihre Talente meiſt von ihren Vätern erben, macht, wie Schücking weiter bemerkt, eine Familie eine eigenthümliche Ausnahme. Die weiland gefeierte Dichterin Karſchin vererbte ihr poetiſches Talent auf ihre Tochter, Karoline Luiſe, verehelichte Freifrau von Klencke, dieſe wieder auf ihre Tochter Helmine, verehelichte Chézy; bei dieſer jedoch hört die Anomalie auf, um wieder der Regel zu folgen, denn der Letztgenannten Sohn iſt der bekannte Novelliſt Wilhelm von Chézy, der Freund Spindler's.

Einen beachtenswerthen Punkt berührt der Verfaſſer in folgender Bemerkung: „Vielleicht ließe ſich für dieſe ganze hier beſprochene Erſcheinung, daß die Dichter ihr Talent von den Müttern erben, auch eine Art pſychiſch-phyſiologiſcher Erklärung beibringen, welche Manchem ausreichend erſcheinen mag. Es iſt bekannt, daß der Mutter ſich ſehnlich auf irgend etwas richtende Gedanken vom weſentlichſten Einfluß auf äußere Bildung, Charakterrichtung und Gemüthsart des Kindes ſein können; daß ſtarke Eindrücke, welche ſie erhält, intenſive Beſchäftigung des Gemüths mit beſtimmten Dingen in eigenthümlicher Weiſe an dem Weſen, dem ſie das Leben ſchenkt, erſichtlich werden und zutage treten. Wir kennen eine Ehe von zwei ausgeſucht häßlichen Leuten, aber die Frau trägt einen tiefen und ſchwärmeriſchen Cultus des Schönen in der Seele und iſt die Mutter eines Knaben von blendender Schönheit. Aehnliche Fälle mögen vorkommen, wenn der Vater, obſchon körperlich unſchön, „einen tiefen und ſchwärmeriſchen Cultus des Schönen in der Seele trägt“, wogegen es ebenſo oft vorkommen mag, daß Kinder von Aeltern, deren Antlitze und Leiber ſchön, deren Seelen aber von garſtigen Anſchauungen und häßlichen Leidenſchaften erfüllt ſind, auf ihre Geſichter den Stempel dieſer Seelenhäßlichkeit aufgedrückt erhalten. Die Einflüſſe, welche geläuterte äſthetiſche Vorſtellungen wie der häufige Anblick ſchöner Kunſtwerke haben, ſind in dieſer Hinſicht wol noch nicht genügend in Betracht gezogen worden. Man wird nicht leugnen wollen, daß manche ſüdliche Völker, wie die Italiener und Spanier, im Allgemeinen ſchöner gebildet ſind als wir Hyperboreer (trotz Goethe, der mit Recht als der ſchönſte und vollkommenſte Mann ſeiner Zeit betrachtet worden iſt und betrachtet werden darf), und es dürfte doch wol nicht ſo ohne weiteres in Abrede geſtellt werden, daß hierzu der häufige Anblick der zahlreichen ſchönen Madonnen- und Heiligenbilder doch auch ſein Theil beitrage, wogegen in manchen ebenfalls von Katholiken bevölkerten Landſtrichen, in denen es auf Weg und Steg von fratzenhaften Märtyrerbildern wimmelt, eine auffallende faſt durchgängige Häßlichkeit und Roheit der Geſichtszüge an der Bevölkerung zutage tritt. Hier hätten wir alſo einen praktiſchen Fingerzeig, der ſich aus einem Seitenparagraphen der Schücking'ſchen Wiſſenſchaft ergibt, obſchon die eigene Verſicherung unſers Oeconomiſten, daß ſeine Wiſſenſchaft keine eigentlich praktiſche Bedeutung habe, im Allgemeinen wahr iſt; denn wenn ſich Neigungen und Fähigkeiten, ſelbſt gewiſſe körperliche Gebrechen und geiſtige Wunderlichkeiten nach einem beſtimmten Naturgeſetz vererben, ſo ließe ſich dagegen auf praktiſchem Wege freilich nicht viel machen.

In einem weitern Capitel zeigt der Verfaſſer an merkwürdigen Beiſpielen die Erblichkeit gewiſſer pſychiſcher oder phyſiſcher Eigenſchaften oder Abnormitäten, der Kurzlebigkeit, der Blindheit, des Wahnſinns, der Neigung zum Selbſtmord, der körperlichen Schönheit (z. B. in dem berühmten, jetzt ausgeſtorbenen Hauſe der Courtenay), der ſtark ausgebildeten Unterlippe im habsburgiſchen Hauſe, die zuerſt von der Jagellonin Cimburga auf ihren Enkel Kaiſer Maximilian I. vererbte. In dem ältern

sischen Hofes zeigen sich Freudlosigkeit, Zeitgedrücktheit, Kunstlosigkeit und Sprachlosigkeit als erblich, und der Verfasser empfindet in vielen Gegenständen einen sehr erfolglichen Kampf von dem gelehrten Juvon vom Kleist, Friedrich Clemens, Kleiber sind einzig wie der Bergog von Braun-Schwan erzählt, eine ganz Geselligkeit in Bücherwand zu einer Prologe einlassen, welche er hinterdrückt zu nächsten L. Myrtil halten wolle. Die Kirche sollte sich in Frankreich ganz zum Christen. Um die vollkommne Erneuerung stehen die Kurfürsten von Köln auf der Kanzel, überlegt sie Kaiserlichen Majestät, und mit ihrem Beichte Gott Herrn. Wo an sich zu kommende, dann möglich und er mit seiner Name: „Friedrich Karl, Kaiserlich Hoheit" und die Wappen mit mit einem Kaiserl. im, mit Lauben und Trompeten. Im Hauptsaale wurden verlesen und Kaiserl. Majestät. Die Kaiserlichen Räten der beschränkt erkannten Judenschaft, wenn in der unter den Kaiserl. Kanzel Kaiserl. Majestät. Im Haus der Räten Kaiserl. Majestät. Im Wirthshaften, in dem der Kaiserlichen Kaiserl. Majestät. Im Haus der Kaiserl. Majestät. Im Haus der Kaiserl. Majestät. Im Haus der

ten und Wahren, in Betreff ſeiner glücklichen Anwendung der großen chriſtlichen Principien der bürgerlichen Gleichheit und Freiheit." Es wird ſogar behauptet, daß kein Zeitalter eine ſo große Zahl von „hommes supérieurs" hervorgebracht habe als das unſerige. Die „jeux de bourse" unſerer Zeit werden als Kleinigkeiten betrachtet, die im Grunde gar nicht der Rede werth ſeien. Es wird lobend hervorgehoben, daß die Geſetzgebungen „s'uniformisent". Es wird angedeutet, daß dem jetzigen Herrſcher Frankreichs die Löſung des Problems gelungen ſei, der Welt die Segnungen des Friedens und des Kriegs zugleich zu verſchaffen. Es wird in einem andern Artikel den Schriftſtellern und Dichtern vorgeworfen, daß ſie undankbar ſeien, wenn ſie in das Anathem mit einſtimmten, welches die Philoſophen (von denen man in den officiellen Kreiſen Frankreichs jetzt ebenſo wenig wiſſen will als zur Zeit des erſten Napoleon von den „Ideologen") über den Krieg zu fällen liebten, und es wird in gewohnter Weiſe dabei auf das Zeitalter des Julius Cäſar und des Octavian Bezug genommen, wo unter Waffengelärm und Eroberungen die Beredtſamkeit und Poeſie geblüht hätten. An dieſer Anſicht, für die ja ſo Manches ſpricht (obſchon z. B. zu Auguſtus' Zeit die eigentlich kriegeriſche Aera der Römer bereits vorüber war), ſtört uns beſonders die beſtimmte bonapartiſtiſch-militäriſche Tendenz; auch könnte man auf dieſem Wege dahin gelangen, Blutſcenen und Criminalfälle aller Art preiswürdig zu finden, weil ſie der Phantaſie der Poeten zur Befruchtung und ihren Dichtungen häufig zum Gegenſtand dienen. Fand doch jüngſt ein deutſches und zwar der Demokratie zuneigendes Blatt gerade in der Ueberfüllung der Gefängniſſe und Zuchthäuſer ein Merkmal vorgeſchrittener Geſittung!

Gobineau's Werk über die menſchlichen Racen.

Von A. Gobineau's Werk „Essai sur l'inégalité des races humaines", deſſen gelegentlich unſere Blätter ſchon in Nr. 1 f. 1855 gedacht haben, iſt nun auch der dritte und vierte Band und damit der Schluß des Werks erſchienen. Der Verfaſſer behandelt darin die Urvölker Europas, zuvörderſt diejenigen, die er „ſemitiſirte" nennt, weil ſie nach ſeiner Annahme einen ſtarken ſemitiſchen Einfluß erlitten hätten; ſodann diejenigen, welche er unter dem Namen der weſtlichen Civiliſation begreift. Zu den erſtern rechnet er die Thrazier, Illyrier, Etrusker, Iberer u. ſ. w., zu den letztern die Slawen, Germanen, Skandinavier, ſodann die amerikaniſchen Urbewohner. Man ſieht ſchon aus dieſer Anordnung, daß der Verfaſſer, der ſich übrigens mit den betreffenden Schriften der Engländer und Deutſchen wohl vertraut zeigt, in ſeinen Hypotheſen etwas gewagt und willkürlich zuwerke geht. Seine frühere Anſicht, daß die Kreuzung der Völker erſt ihre Eigenthümlichkeit und dann ſie ſelbſt zugrunde richte, und daß die neuern Völker, ſeit langem auf der Gipfelhöhe ihres Daſeins angekommen, einer langen und traurigen Zeit des Verfalls entgegengehen, ſucht er auch in dieſen neueſten, übrigens viel Anregendes enthaltenden Bänden durchzuführen. Vollgraff in Marburg ſcheint in ſeiner „Polignoſie und Polilogie", auf die wir noch zu ſprechen kommen, im Weſentlichen einer ähnlichen Anſicht zu huldigen. **H. M.**

Bibliographie.

Arnim, L. A. v., Sämmtliche Werke. 22ſter Band. — A. u. d. T.: Gedichte. 1ſter Band. Weimar, Kühn. Gr. 8. 1 Thlr.

Aſträa. Taſchenbuch für Freimaurer auf das Jahr 1855—56. Herausgegeben von A. W. Müller und L. Bechſtein. 18ter Jahrgang. Sondershauſen, Eupel. 1855. Gr. 16. 1 Thlr.

Biedermann, K., Frauen-Brevier. Kulturgeſchichtliche Vorleſungen. Leipzig, Weber. 8. 2 Thlr.

Bröcker, L. D., Unterſuchungen über die Glaubwürdigkeit der altrömiſchen Geſchichte. Baſel, Schweighauſer. 1855. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Faſching, J., Die Jungfrau von Orleans. Ein Gedicht in ſieben Geſängen. Ulm, J. Ebner. 32. 24 Ngr.

Gradl, M. v., Hiſtoriſches Tagebuch für das erlauchte Haus Wittelsbach und das bayeriſche Land. Vollendet und herausgegeben von F. J. A. Schneidawind. Erlangen, Enke. 8. 16 Ngr.

Grant, J., Die Gelbe Fregatte oder die drei Schweſtern. Hiſtoriſcher Roman. Deutſch von A. Kretzſchmar. Vier Theile. Leipzig, Einhorn. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Harland, M., Der dunkle Pfad. Aus dem Engliſchen von A. Kretzſchmar. Drei Theile. Leipzig, Einhorn. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Hermann, E., Die Schöpfung. Ein Gedicht in ſechzehn Geſängen. Berlin, Huber. 1855. Br. 8. 1 Thlr.

Heſekiel, G., Königliches Martyrthum. Geſchichte der Gefangenſchaft der Königin Marie Antoinette, des Königs Ludwig XVII., der Dauphine Maria Thereſia. Berlin, Rauh. Gr. 16. 20 Ngr.

Hub, J., Die komiſche und humoriſtiſche Literatur der deutſchen Proſaiſten des 16. Jahrhunderts. Auswahl aus den Quellen und ſeltenen Ausgaben. Mit biographiſch-literariſchen Einleitungen, ſprachlichen und ſachlichen Notizen. 1ſtes Buch. Nürnberg, v. Ebner. Lex.-8. 25 Ngr.

Jahn, O., W. A. Mozart. 1ſter Theil. Mit zwei Bildniſſen Mozarts in Kupferſtich und einem Facſimile ſeiner Handſchrift. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Jordan, A., Des großen Churfürſten Schlittenfahrt. Ein Gedicht. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 10 Ngr.

Kobell, F. v., Gedichte in pfälziſcher Mundart. 4te ſtark vermehrte Auflage. München, Literariſch-artiſtiſche Anſtalt. 1854. 32. 1 Thlr. 10 Ngr.

Königin Luiſe. Ein Preußenbuch. 2te Auflage. Langenſalza, Klinghammer. 16. 20 Ngr.

Mörike, E., Mozart auf der Reiſe nach Prag. Novelle. Stuttgart, Cotta. 8. 15 Ngr.

Pfeiffer, Ida, Meine zweite Weltreiſe. 1ſter und 2ter Theil. Wien, Gerold's Sohn. 8. 2 Thlr.

Reichenbach, Freih. v., Wer iſt ſenſitiv, wer nicht? Oder kurze Anleitung, ſenſitive Menſchen mit Leichtigkeit zu finden. Wien, Braumüller. Gr. 8. 16 Ngr.

Riehl, W. H., Die Naturgeſchichte des Volkes als Grundlage einer deutſchen Social-Politik. 1ſter Band. 3te Auflage. — A. u. d. T.: Land und Leute. 3te Auflage. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Ring, M., Aus dem Tagebuche eines Berliner Arztes. Berlin, Hofmann u. Comp. 8. 15 Ngr.

Rugo, A., Deutſche Bürger-Lieder. Weimar. 1855. Gr. 16. 6 Ngr.

Weichſelbaumer, E., Hiſtoriſche Novellen. 1ſter Band: Oswald der Törringer. Nürnberg, v. Ebner. 8. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Geneſis des Concordates zwiſchen dem Kaiſerthume Oeſterreich und dem päpſtlichen Stuhle. Nebſt dem lateiniſchen Urtexte und der authentiſchen Ueberſetzung des Concordates. Leipzig, Jackowitz. Gr. 8. 12 Ngr.

Stahl, Wider Bunſen. Berlin, Hertz. 8. 20 Ngr.

Die Theuerung, ein Hebel der Kultur. Mittel zur Bereicherung des Staates und Förderung ſeiner Kraft und darum keine Theuerung mehr. München, Franz. 1855. Gr. 8. 3 Ngr.

Zugſchwerdt, J. B., Die neuen Bankmaßregeln beſprochen. Wien, Braumüller. Lex.-8. 10 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Die 3. Auflage
von Gutzkow's „Die Ritter vom Geiste“ vollständig.

Vollständig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gutzkow (K.), Die Ritter vom Geiste.

Roman in neun Büchern.
Dritte Auflage. Neun Bände. 8. Geh.
Sechs Thaler.

Dieses gedankenreichste, lebendvollste Romanwerk unsrer **Zeitgenossin** von geschichtlichem und **kirchlichem Interesse**, trotz der bedeutenden Erscheinungen der neuern deutschen Literatur überhaupt, neuen rasch sich Bahn brechenden wurden, ist jetzt in der vom Dichter gründlich umgearbeiteten dritten Auflage vollständig erschienen, und zwar in einer Gestalt, welche selbst an die größte bisherige Presse. Durch diese Vollausgabe wird der oft ausgesprochene Wunsch erfüllt, das bedeutende Werk dem Privatbesitz noch mehr zugänglich gemacht zu sehen. Auch elegant gebundener Exemplare des Werks sind (in Presse von 8 Thlr. 20 Ngr.) durch alle Buchhandlungen zu erhalten.

Leipzig, im Januar 1856.

F. A. Brockhaus.

Im Verlage von **F. W. Brockhaus** in Leipzig erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Lebensgeschichte

Georg Washington's.

Von Washington Irving.

Auf den Englischen von dem Uebersetzer der Werke Prescott's. Erster Band. 8. Geh. 1 Thlr.

Eine neue Biographie **Georg Washington's** von **Washington Irving**, das wahrlich Werk des berühmten amerikanischen Geschichtlers, das gewiß auch in Deutschlands lesbarstes Interesse und zahlreiche Leser finden wird. Der erste Band ist jetzt vollständig und werden die folgenden Bände sofort nach ihrer Vervollständigung gleichfalls in deutscher Uebersetzung erscheinen.

Bei **F. W. Brockhaus** in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Aus den Papieren einer Verborgenen.

Zwei Theile. Zweite vermehrte Auflage. 8. 1852—56. Geh. 4 Thlr. Geb. 4 Thlr. 20 Ngr.

Se. von Bethmann-Hollweg sagt in einem Vortrage Sr. Majestät der Königin von Preußen gewidmeten, in zweiter vermehrter Auflage erschienenen Werke: „Es ist ein Buch voll Leben, voll von Ernste und Schmerz, wie es ein liebendes Herz aus der Hand seines Gottes zieht annimmt, aber hoffnungsvoll sie nicht verzagt sind und schließt endlich mit den Worten: Ich will singen in einer leichtbeschwingten Phantasie und dem Singen zu meinem Nachbarn antworten.“

Soeben erschien in meinem Verlage und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Historisches Taschenbuch.

Herausgegeben von **Friedrich von Raumer.**
Dritte Folge. Siebenter Jahrgang. 12. Gart. 22 Bgn. 1½ Ngr.

Inhalt: I. Die Gründung des englischen Reichs in Indien. Von **H. v. Neumann.** II. Peter Paul Rubens im Mittelpunkte der Staatsmänner. Von **K. E. Klopp.** — III. Burgs Lebensplan in Geschichte der Hohenstaufen-Periode. Von **H. Bittter.** — IV. Gustav III. und die politischen Parteien Schwedens im 18. Jahrhundert. Erste Hälfte. Mit Urkunden, in der sogenannten Freiheitszeit. Von **C. Hermann.** — V. Hofkirchlich-politische Umtriebe, von denen wir hören und sehen. Mahnzeichnissen durch **F. von Raumer.** — VI. Die orientalische Frage im zweiten Halbjahr ihrer Entwicklung. Eine weitere geschichtliche Studie zur vergleichenden Politik. Von **J. W. Zinkeisen.**

Die Erste Folge des **Historischen Taschenbuch** (10 Jahrgänge, 1830—39) kostet in ermäßigten Preise 10 Thlr., die Neue Folge (10 Jahrgänge, 1840—49) ebenfalls 10 Thlr.; beide Folgen (20 Jahrgänge, 1830—49) zusammengenommen 18 Thlr.; einzelne Jahrgänge 1 Thlr. 10 Ngr. Der Dritten Folge ersten bis siebenter Jahrgang (1850—55) kosten jeder 2 Thlr. 15 Ngr.

Leipzig, im Januar 1856.

F. A. Brockhaus.

Soeben erschien bei **O. Schindler** in Berlin:

Sternberg's Erinnerungsblätter.

Zweiter Theil.

12. Eleg. geh. Preis 24 Sgr.

Die Memoiren des preußischen Veteranen in vielen Theil unter Autoren den Namen von **Meyendorff, A. W. von Schlegel, Bernard von Mendelssohn, Hitzig, Wolf, Degenhausen, die Prinzessin Gräfin Hahn, Charlotte von Hagn, Fanny Lewald, Auerbach** ꝛc.

Im Verlage von **F. W. Brockhaus** in Leipzig erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Liebe, Wein und Mancherlei.

Prosische Lieder nach **Tschami's** Text zum ersten mal deutsch gegeben von **Moriz Wiedemann.**

8. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Eine Sammlung der anmuthigsten lyrischen Gedichte des berühmten persischen Dichters **Dschami** in poetischer freier Uebertragung, allen Freunden orientalischer Poesie gewiß eine willkommene Gabe. Herausgeschickt ist **Goethe's** liebster Lieder des Dichter. Der Uebersetzer, als Orientalist vollkommen befähigt (Professor der orientalischen Sprachen in Wien), hat das Verständniß durch treue Anmerkungen erleichtert und ein „Schlüsswort“ hinzugefügt.

Digitized by Google

Anzeigen

in die bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig erscheinenden

Zeitungen und Zeitschriften.

Anzeigen aller Art werden in nachstehende auch für **1836** erscheinende Zeitungen und Zeitschriften aufgenommen:

Deutsche Allgemeine Zeitung.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.**

Dieselbe erscheint, mit Ausnahme des Montags, täglich in 1 Bogen. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2 Ngr. Ein Beleg kostet 2 Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden nicht beigegeben.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von **Hermann Marggraff.**

Werden in wöchentlichen Nummern zu 3—5 Bogen ausgegeben. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 3 Thlrn. beigelegt.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von **Robert Prutz.**

Wird in wöchentlichen Nummern zu 2—3 Bogen ausgegeben. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 3 Thlrn. beigelegt.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Anzeigen werden auf den Umschlägen der Monatshefte abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 2½ Ngr. berechnet. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend beigelegt.

Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft.

Herausgegeben von den Geschäftsführern unter verantwortlicher Redaction des Prof. Dr. **Hermann Brockhaus.**

Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2 Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

Die Gegenwart.

Eine encyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände.

Von diesem Werke, das zugleich als Supplement zu allen Ausgaben des **Conversations-Lexikon** betrachtet werden kann, erscheinen monatlich in der Regel zwei Hefte zu dem Preise von 5 Ngr. **Anzeigen** werden auf den Umschlägen abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 4 Ngr. berechnet.

Conversations-Lexikon. Zehnte Auflage.

Auf den Umschlägen der Neuen Ausgabe in 60 Wochenlieferungen werden **Anzeigen** abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 5 Ngr. berechnet.

Kleineres Brockhaus'sches Conversations-Lexikon.

Auf den Umschlägen werden Anzeigen abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 5 Ngr. berechnet.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter

für

literariſche Unterhaltung.

Erſcheint wöchentlich. — Nr. 4. — 24. Januar 1856.

Inhalt: Humoriſtiſche und ſatiriſche Literatur. Von Hermann Marggraff. — Ludwig XVII. als Held eines Romans. — Pariſer Stereoſkopen. — Notizen. — Bibliographie. — Anzeigen.

Humoriſtiſche und ſatiriſche Literatur.

1. Die deutſche komiſche und humoriſtiſche Dichtung ſeit Beginn des 16. Jahrhunderts bis auf unſere Zeit. Auswahl aus den Quellen. In fünf Büchern. Mit biographiſch-literariſchen Notizen, Worterklärungen und einer geſchichtlichen Einleitung. Von Ignaz Hub. Erſter und zweiter Band. Nürberg, von Ebner. 1855. Lex.-8. 3 Thlr. 18 Ngr.
2. Die komiſche und humoriſtiſche Literatur der deutſchen Proſaiſten des 16. Jahrhunderts. Auswahl aus den Quellen und ſeltenen Ausgaben. Mit biographiſch-literariſchen Einleitungen, ſprachlichen und ſachlichen Notizen. Von Ignaz Hub. Erſtes Buch. Nürnberg, von Ebner. 1856. Gr. 8. 25 Ngr.
3. Fritz Beutel. Eine Münchhauſeniade von Hermann Marggraff. Frankfurt a. M., Meidinger, Sohn und Comp. 1856. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.
4. Die verkehrte Welt. Ein komiſches Gedicht von Adolf Glaßbrenner. Zweite Auflage. Frankfurt a. M., Meidinger, Sohn und Comp. 1856. 16. 1 Thlr.
5. Blaue Blätter für Humor, Laune, Witz und Satire. Von M. G. Saphir. Aus ſeinen Schriften geſammelt. Erſte bis vierte Lieferung. Peſth, Hartleben. 1856. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.
6. Humoriſtiſch-ſatiriſcher Volkskalender für das Jahr 1856. Von M. G. Saphir. Mit Illuſtrationen von Borkowski, Gajetan, König und Zampis. Sechster Jahrgang. Zweite Auflage. Wien. 8. 12 Ngr.
7. Gedichte ernſten und launigen Inhalts von Theodor Drobiſch. Dresden, Klemm. 1856. 8. 22½ Ngr.
8. Der badiſche Reineke Fuchs und ſeine Geſellen. Eine ſchöne Geſchichte aus der neueſten Zeit in Reime gebracht von Peter Spindel. Zweite Auflage. 8. Köln. Gedruckt in dieſem Jahr.
9. Poetiſches Sylveſter-Büchlein von J. N. Vogl. Mit Illuſtrationen. Zweite Auflage. Wien, Zamarski. 1856. 8. 15 Ngr.
10. Ideal und Kritik. Ein humoriſtiſches Genrebild aus der Gegenwart von Hermann Presker. Frankfurt a. M. Meidinger, Sohn und Comp. 1856. 8. 1 Thlr.
11. Schwänke in Knittelverſen von K. L. Kannegießer. Berlin, Stuhr. 1856. 7½ Ngr.
12. Luſtige Geſchichten und Schwänke. Erſtes bis drittes Heft. München, Braun und Schneider. 1855. 8. 15 Ngr.
13. Höchſt ſonderbare Fahrten und Abenteuer des Baron von Schwindelburg aus Hinterpommern. Oder deſſen Tagebuch während einer Harzreiſe, nebſt Abdruck einiger auf merkwürdige Weiſe gefundener Manuſcripte. Mit Porträt des Barons und andern Illuſtrationen. Leipzig, Wengler. 1856. Gr. 16. 20 Ngr.

Bekanntlich warf zu Anfang des vorigen Jahrhunderts der Abbé Bouhours, von dem zu ſeiner gerechten Strafe nichts weiter als dieſe Worte übriggeblieben ſind, die berühmt oder berüchtigt gewordene Frage auf: „si un Allemand peut avoir de l'esprit?“ und noch im Jahre 1846 begann die eingegangene „Foreign quarterly review“ eine kleine Anzeige von Oetmold's „Randzeichnungen“ mit den Worten: „Wunderbar, hier iſt ein Buch, ſehr dünn und ſehr witzig, und doch ein deutſches Buch!“

Steht es denn wirklich mit unſerm Humor und Witz ſo ſchlimm, daß das Ausland vor Verwunderung förmlich die Hände über den Kopf zuſammenſchlagen muß, wenn einmal ein Buch erſcheint, das in deutſcher Sprache geſchrieben und trotzdem witzig iſt? Ganz gewiß ſteht es ſo ſchlimm nicht, und zwar in dem Grade nicht, daß Carlyle 1827 in der „Edinburgh review“ auf die Frage des Abbé Bouhours die Antwort geben konnte: vier Fünftel alles Deſſen, was Europa im 16. und 17. Jahrhundert an populärer und humoriſtiſcher Literatur beſaß, habe es Deutſchland zu danken gehabt. Und in der That, woher ſtammen denn „Tyll Eulenſpiegel“, „Reineke der Fuchs“, die Calembourgs (die man wol am richtigſten von den Späßen des Pfaffen vom Kalenberge, des Pfarrers Wigand von Theben, ableitet), das „Narrenſchiff“ Sebaſtian Brandt's und die weltberühmten Abenteuer des Barons Münchhauſen als aus Deutſchland? Alle europäiſchen Sprachen haben ſich dieſe Producte deutſchen Humors und deutſcher Satire angeeignet. Die Eulenſpiegelſtreiche gingen als „espiègleries“ in das franzöſiſche Wörterbuch über, Sebaſtian Brandt's „Narrenſchiff“ war ſeiner Zeit unter dem altengliſchen Titel „Shippe of fooles“ in England ſehr angeſehen, „Reinhart der Fuchs“ wurde nach dem Niederdeutſchen vielfach und erſt neuerdings wieder nach der Goethe'ſchen Bearbeitung in illuſtrirter Ausgabe ins Engliſche überſetzt, und was den Baron Münchhauſen betrifft, ſo iſt dieſer

ein wahrhaft weltberühmter Mann und bei allen Völkern ein Prototyp aller Lügner, Aufſchneider und Renommiſten geworden. Von den deutſchen Humoriſten kennt man ferner im Auslande Wieland wegen ſeiner „Abderiten", Lichtenberg wegen ſeiner Erklärungen der Hogarth'ſchen Charakterbilder, Jean Paul, Heinrich Heine und vielleicht noch manchen Andern. Der ehrliche Hieronymus Jobs, auch ein Charaktertypus deutſcher Komik, iſt dem Auslande wenigſtens durch Haſenclever's beliebte Jobſiſche Darſtellungen und durch eine in Neuyork erſchienene engliſche Bearbeitung bekannt geworden. Mögen auch gewiſſe ernſte Leute in Deutſchland ſelbſt dazu ein ſaueres Geſicht machen: das Factum ſteht feſt, daß Deutſchland eine ſehr reichhaltige und vielgeſtaltige humoriſtiſche Literatur beſitzt und, wenn man noch Kotzebue's Chargen hinzurechnet, dem übrigen Europa vielleicht eine größere Menge komiſcher und ſatiriſcher Typen geliefert hat als irgendeine andere Literatur. Freuen wir uns deſſen, ſtatt darüber, uns ſelbſt zur Schande, mitleidig die Achſeln zu zucken!

Der Menſch, wenn er nicht als completer Narr gelten will, ſoll nicht immerwährend lachen, aber ein Menſch, der niemals zum Lachen zu bewegen iſt, wird uns unheimlich und kaum noch als Menſch erſcheinen. Ebenſo verhält es ſich mit der Literatur eines Volks; auch ſie muß zuweilen lachen können, wenn wir an ihren menſchlichen Urſprung glauben ſollen. Die Humoriſten und Satiriker ſind aber der Mehrzahl nach gar nicht die luſtigen komiſchen Leute, die man ſich unter ihnen in der Regel denkt; im Hintergrunde liegt bei ihnen meiſt etwas ſehr Ernſtes, ja ſelbſt Herbes und Bitteres; ſie können auch ſehr grämlich ſein, und im Leben ſind ſie meiſt hausbacken und trocken, jedenfalls aber allen überſpannten Phraſen und excentriſchen Ausbrüchen abgeneigt. „Fragt man nach dem Temperament des Humoriſten", heißt es in einem Aufſatz in Nr. 276 d. Bl. f. 1838, „ſo iſt es das melancholiſche, d. h. nicht ſchlechthin das traurige, kopfhängende, ſondern dasjenige, welches von ſchwer bewegter Receptivität, aber von deſto ſtärkerer Reaction iſt." Die Erfahrung lehrt, daß die komiſchen Schauſpieler im Leben meiſt viel ernſterer Natur ſind als die tragiſchen, die eben ihren Ernſt im Bühnenpathos ausgeben. Ebenſo verhält es ſich mit den ſatiriſchen und humoriſtiſchen Schriftſtellern. Sie ſind, wenn ſie ihre Aufgabe höher nehmen, Sittenſchilderer, und Sitten zu ſchildern und zu beobachten ſtimmt von ſelbſt zum Ernſte. Ueber den Wurmfraß, der ſich hinter dem Firniß der Geſellſchaft verbirgt, kann ſich wol der Idealiſt täuſchen, nicht der humoriſtiſche und ſatiriſche Genremaler. Auch der tiefere, nicht blos mit Worten und Gleichklängen ſpielende Witz geht aus einer bittern, nicht luſtigen Stimmung hervor. Einen verbittertern Menſchen als Swift hat es vielleicht niemals gegeben; ſein Leben und ſeine Stellung zu einer Welt, die er verachtete, machen deshalb auch einen rein tragiſchen Eindruck. Es zeugt von der tiefen Menſchenkenntniß Shakſpeare's, wenn er ſeine Narren auch meiſt etwas ſauer und bitter melancholiſch erſcheinen läßt.

Manche der ernſthafteſten Dichter waren im Humoriſtiſchen ebenſo groß als im Tragiſchen; wir nennen vor allen nur Cervantes und Shakſpeare. Luther, der gewaltige Reformator, ſcherzte gern; ſeine „Tiſchgeſpräche", auch als „Table talks" in England ſeiner Zeit ſehr beliebt, geben davon zahlreiche Beweiſe. Wir lieben dieſe Seite an ihm, denn ſie macht ihn zum Menſchen und rückt ihn uns menſchlich näher. Rein pathetiſche Dichter, die immer auf hohem Kothurn über das Leben, wie es iſt, hinwegſchritten, wie Klopſtock oder Schiller, hatten gar keinen Sinn für Humor; doch erblicken wir bei Schiller, ſobald er ſich nur ein wenig dem wirklichen Leben näherte, wie in ſeinen Erſtlingswerken (namentlich kann der Mohr im „Fiesco" als eine halbwegs humoriſtiſche Figur gelten) und in „Wallenſtein's Lager", wenigſtens Anſätze zum Humor. Doch mußte er in der eigentlich humoriſtiſchen Partie in „Wallenſtein's Lager", in der Rolle des Kapuziners, zu den Wortſpielen Abraham's a Santa Clara ſeine Zuflucht nehmen, um eine draſtiſch-komiſche Wirkung zu erreichen. Goethe hielt ſich nicht in ſo hohem Abſtande über der umgebenden Welt; er miſchte ſich zu Zeiten gern unter die Menſchen, er ſtudirte und beobachtete ſie, wogegen Schiller in einem Briefe an den Appellationsrath Körner offen geſtand, er ſei ein ſchlechter Menſchenkenner, was freilich für einen Mann und dramatiſchen Dichter, der über die Menſchen gleich nach dem erſten Eindruck ein ſehr ſchneidendes Urtheil zu fällen liebte, etwas Bedenkliches zu haben ſcheint. Goethe aber kannte, beobachtete und liebte die Menſchen auch als Individuen, er ließ ſich zu ihnen herab, er bewegte ſich auf dem „Jahrmarkt zu Plundersweilern" unter allerlei curioſem Geſindel, miſchte ſich unter fade Sonntagsſpaziergänger und nahm als Beobachter unter lärmhaften plumpen Zechgeſellen im Auerbach'ſchen Keller Platz. In dieſen Darſtellungen, wie in ſeinen Satyrſpielen und auch ſonſt, namentlich aber im „Götz von Berlichingen" und in den Volksſcenen des „Egmont", ſchlägt daher der Puls eines geſtaltenreichen friſchen Humors ſichtbar und lebhaft genug. Jean Paul verlor ſich gern in die Kleingegenſtände des Lebens, und wenn er dies that, ſo war bei ihm, wie auch bei Hippel, ſofort der Humor da. Unter den andern großen Dichtern Deutſchlands beſaß Tieck eine entſchiedene Anlage und Neigung zu ſatiriſch-humoriſtiſcher, wenn auch durch das feinere Element der Ironie gedämpfter Auffaſſung, nur daß er dabei meiſt literariſche Tendenzen verfolgte, doch gelegentlich auch die zu verkräuſelte Wolle der feinern Geſellſchaft nicht ungeſchoren ließ. Auch bei großen Muſikern, wie bei Haydn und Mozart, finden wir humoriſtiſche Anklänge genug. Murillo malte die erhabenſten Madonnen, aber auch lumpige Bettelbuben, und bei Kaulbach, dem Maler weltgeſchichtlicher Ideen, begegnen wir einem ſehr ausgeſprochenen Hang zur Ironie, zum Humor und zur Satire.

Aber gerade praktische Bedeutung hatten der Humor und die Satire in Deutschland seit der letzten Hälfte des 16. und in der ersten des 17. Jahrhunderts, soll geschlussfolgert mit den großen Bourgeoisgut kulturhistorisch wie auf sozialem Gebiete. Da lebten und wirkten die großen Satiriker und humoristen Sebastian Brandt, Johann Geiler von Kaisersberg, Johann Fischart, Sebastian Franck, Andreas Wadstein, Georg Rollenhagen, Johann Valentin, Thomas Murner (auf katholischer Seite) und Nicolaus Reiser. Alle vor ihnen, und viele Dichter gestalteten sie satirisch-humoristisch. Selbst Luther und Ulrich Hutten stimmten sehr kräftig in diesen humoristischen Chor mit ein. Ja, Luther selbst, wo es sein wollte damit aufstehen, aufräumen und fegen, und wir glauben behaupten zu dürfen, daß dies seine Hauptwaffe war, um den Geist der Reformationsbestrebungen sehr viel mitgewirkt hat. Welche Bedeutung man damals dieser Literaturgattung beilegte, beweist der Umstand, daß Johann Fischart sein „Narrenschiff“ übersetzte zu seinem Kanzelvortrag nahm, derer er nicht weniger als 146 über 110 Nächsten der Sebastian Brandt'schen Dichtung. Kein Wunder, daß zur jener rauhen Sammlung einige Kirchenväter damaliger Satire vorwegschritt, die mit an den Pranger bereitet, in viele Lehren Kaiserlichen Satire und Humor damals standen. Luther vom Kaiserberg sagte: „Da hat's recht zu thun, da hat's zu lachen ist, da ist's fröhlich, da ist's gut, da ist's bleibt das baron steht, so die Schelten ein narren, da ist's wollen.“ Johann Fischart sagte: „Ein Zorn ist's, wo Gelehrten Worten die Unwissenheit stecken vor einer strafbaren.“ Sebastian Franck sagte: „Thorheit ist gelegener zeit ist die größte Gescheitheit.“

Ja wir können sagen, daß die Thorheit zu gelegenen Zeit nicht mehr die größte Weisheit?“ Zwar wenn die in Theologie verdrossen, welche die satirischen Dichter meinen, daß sie „Narren-Bücher“ (= „Kinderschriften“), der „Dorfbarbier“, die „Düsseldorfer Monatshefte“, der „Kladderadatsch“, der „englische Gruß“, der französische „Charivari“ u. a. m. sind, so werden wir mit antworten, und die Liebhaberei für Satire und Humor auch heutzutage noch immer gerade die Zeit verrathen, geschlossen Thorheit eine sehr weit verbreitete ist. Aber sehr viele bedeutige und ernste Personen behaupten, daß unsere Zeit zu ernst sei, solchen Spielereien sich, obschon in vielen Kämmerlein behagte Blätter ohne Zweifel recht gern zur Hand nehmen und an ihren Spitzen die Wohlgefallen haben. Aber, meine Herren, es hat nie eine Zeit gegeben und wird nie eine geben, welche nicht ernst wäre. Noch niemals war eine Zeit blos spaßhaft und leicht zu nehmen; niemals war aber auch eine Zeit so frei von Thorheiten und Liebhabereien, um nicht der Persiflage, dem Humor und der Satire reichlichen Stoff zu bieten. Unserer Zeit ist ernst, sehr ernst, aber ist sie auch ernster als jede andere vor ihr; es hat sogar noch jede schon Zeiten gegeben, die noch ernster zu nehmen waren. Aber gerade, je mehr die Cultur stieg, desto mehr ernsten sie Thorheiten zutage, welche die Satire herausfordern und sie welche sie das einzige Organ und Mittel ist, mit der Thorheit ihrer Kultur steigt auch der Schaffsinn und das Raffinement, diese Lächerlichkeiten herauszufinden. Die alten Hebräer hatten keine humoristische, sondern eine durchweg sehr ernste Literatur, und sie sind trotzdem zugrunde gegangen; wir haben eine humoristische und satirische Literatur, und wir werden uns wirklich gerade mit ihrer Hülfe länger halten als die Hebräer; denn Humor und Satire sind ein sehr gutes Pflaster und Zugpflaster für viele Wunden und Schäden, denen unsere Gesellschaft entweder gar nicht naht, oder auf die er doch keinen Einfluß haben würde. Unsere ganze Literatur ernsthaft geworden: unser Roman, unser Drama, unsere Lyrik, unsere Dorfgeschichtenliteratur, unsere Gesichtsschreibung, ja selbst unsere Reformerschaft, die sich ganz und gar an die feinen Haushaltsgegenstände der Chemie zu verlieren droht. Die gewaltige Auffassung der Lebensverhältnisse spiegelt sich selbst auf kunstvollen Bücher hinaus, ja sie trägt die Ironie und die Satire in sich selbst, wie jede Riesenwaffe. Wenn z. B. in einem belletristen unserer Monate Old Shatterhand aus seiner amerikanischen Prärie-Einsamkeit Kulturkritik ausübt an besonderer Erscheinungen des Kaufmannsstandes aufgeschrieben werden, so verlacht sie die Schilderung damit die unvermeidlich ist deutlich des Komischen.

Vergessen wir nicht, daß wir in einer Zeit leben, welche der Reformationszeit in einigen Stücken verwandt ist. Alle Formen stürzen ein, ohne daß etwas Neues von festem, sicherem Gehalte gefunden wäre, die wunderlichsten und närrischsten Projekte sind auf politischem, religiösem und sozialem Gebiete aufgebracht worden, und sie haben ein Publikum nur einiger Dummköpfe gefunden, die Idealität ist unsern Händen zerfahren. Was bleibt uns übrig? Jener die Klage, die Verzweifelt, der in sich gekehrte Geist, der auch Goethe zu Grunde, war Dichtkunst jenes Ernstes, damit wir nicht, statt mit ein fein, gründlich und hochgesinnigen werden. Ueberhaupt wir Reformschriften sollen wir uns begeistern? Etwa für Politiker, der die Bruder seiner Zeit in ihren Worten „ausgeschlossen“ hat? Für die Religion, wo der Mann auf Theilung arbeitet? Oder für den Neugesten Diner-Pathos, der sich vermaßlich auf den erhabenen und unergründlichen Gründen zum Opfer bekennt? Oder für die Generale in ow und ew? Oder für jene Verbitten, deren Thaten in Zerstörung zum heimlichen Fischerhütten und Hochdeichen bestehen? Oder für jene verunglückten Verzagten der europäischen Revolution, die sich begnügen, wohlgelegte Meetingreden zu halten oder kleine Bücher zu verfassen, in denen sie beweisen, daß, wenn es nach ihren Köpfe gegangen wäre, ganz Europa jetzt ein einziges glückliches Bad sämtlich sich liebender Brüder und Schwestern sein würde? Oder für die Schäubalter der Neuromantikspolitik? Oder für — doch es fällt mir zum Schaudernad der Kaiser Bonaparte ein, und meine ganze humoristische Stimmung ist wiederhergestellt. Hat Schwaben zu doch sein Geschäft gemacht,

wie mancher Andere auch, und mehr als dieſes bedarf es in unſerer Zeit wol nicht, um für groß zu gelten, wenigſtens für groß genug, um mit dem Maßſtabe des Humors gemeſſen zu werden. Dem Humor gänzlich über den Kopf gewachſen iſt wol kein Mann unſerer Zeit; keiner ſteht ſo fürchterlich erhaben und in ſo olympiſcher Einſamkeit, daß er der Satire und dem Humor keine Angriffsſeiten böte. Selbſt unſere politiſchen Zeitungen, die ein ſo entſetzlich ernſthaftes Geſicht machen, daß man vor ihnen faſt erſchrecken könnte, haben mitunter doch ihr großes Gaudium an irgendeinem humoriſtiſchen Manne oder Gegenſtand, wie an dem nun leider dahin gegangenen Humoriſten des engliſchen Parlaments, dem Oberſten Sibthorp, oder an Menſchikow's berühmtem Paletot, den ſie zum Ergötzen ihrer Leſer nicht oft genug in den Schaufenſtern ihrer leitenden Artikel aushängen konnten.

Die „Blätter für literariſche Unterhaltung" haben ſich wiederholt mit den Angelegenheiten des Humors und Witzes beſchäftigt und ihr Recht anerkannt; wir verweiſen namentlich auf die Betrachtungen „Humor und Humoriſten" in Nr. 276 f. 1838 und „Vom Humor" in Nr. 111 f. 1848. In dem erſtern Aufſatze wurde ſelbſt Saphir's Talent als ein nicht gering zu achtendes anerkannt, und vom Witze hieß es darin:

> Es iſt zwar allgemeines Urtheil, daß der Witz nicht zu den primären Thätigkeiten unſers Geiſtes gehöre; indeß da der Witz doch die andere Seite des Scharfſinns, der Scharfſinn aber die höchſte Eigenſchaft des Denkers und Philoſophen iſt, ſo ſollte man den Witz nicht auf eine niedrige Stufe ſtellen.

Das geſchieht auch weder bei den Franzoſen noch bei den Engländern; letztere halten ihre witzigen und humoriſtiſchen Köpfe ſehr hoch, wie dies unter Anderm auch aus dem Umſtand hervorgeht, daß 1854 faſt gleichzeitig zwei ausführlichere Schriften über die engliſchen Humoriſten erſcheinen konnten, die eine von Thackeray, die andere von Hannay. In den deutſchen Literaturgeſchichten wurden Humor, Satire und Witz (wir werfen ſie hier zuſammen, weil uns ihre Definition und die Feſtſtellung ihrer Unterſchiede zu weit abführen würde) bisher ſehr ſtiefmütterlich behandelt, und es iſt immer ſchon als ein Fortſchritt anzuſehen, daß Rudolf Gottſchall in ſeinem Werke über die deutſche Literatur in unſerm Jahrhundert dem „Humor in Feuilleton und Roman" wenigſtens ein beſonderes, wenn auch nicht ſehr umfangreiches Capitel gewidmet hat. Der Witz, eine ſo ſelbſtändige Kraft wie jede andere, dabei eine einflußreiche literariſche und ſelbſt ſociale und politiſche Macht und bei faſt allen Völkern, namentlich auch bei dem deutſchen, aus einem volksthümlichen Elemente naturgemäß hervorgegangen, verdient dieſe Zurückſetzung keineswegs, der man es auch allein vielleicht zuzuſchreiben hat, wenn viele Ausländer glauben, das deutſche Volk habe gar keine komiſche Literatur. Immermann gehörte gewiß zu den ernſthafteſten Männern, wie Karl Gutzkow ebenfalls zu den am ernſteſten ſtrebenden deutſchen Autoren zu rechnen iſt; doch ſchrieb jener ſeinen „Münchhauſen" und dieſer ſeinen komiſchen Roman „Vater Blaſedow" — ſo tief liegt der Zug nach dem Komiſchen inſtinctartig in der deutſchen Natur. Welche erſtaunliche Erfindungskraft liegt nicht allein ſchon in unſern Schildbürgereien und Schwabenſtreichen! Setze ſich der gelehrteſte Profeſſor und der tiefſte Philoſoph nur hin und verſuche dergleichen zu erfinden, und er wird bald wahrnehmen, wie ſchwierig die Aufgabe ſei, ja er wird erſt bei dieſem Verſuche einſehen, daß auch der Volkshumor eine wirkliche productive Größe iſt, vor der man Reſpect haben muß. Dies wußten auch von jeher die Humoriſten am beſten ſelbſt; denn während ihnen oft jahrelang vielleicht nicht ein einziger witziger Gedanke einfiel, ſahen ſie ſich mit einem male wie durch eine humoriſtiſche Erleuchtung in die Stimmung verſetzt, die es ihnen geſtattete, ganze Bände mit Humor zu füllen. Auch möge man nicht vergeſſen, daß man aus dieſer Literaturgattung gewiſſe Seiten des Volkscharakters und der gleichzeitigen ſittlichen und geiſtigen Bildung viel beſſer kennen lernt als aus den poetiſchen Productionen höherer und ernſterer Gattung. Aus Virgil's „Aeneide" lernt man in dieſer Hinſicht nicht ſo viel als aus Horaz' oder Juvenal's „Satiren", aus Klopſtock's Meſſiade nicht ſo viel als aus Rabener's „Satiren" oder der „Jobſiade", obſchon letztere unſern Literaturgeſchichtſchreibern als ein ſo verächtliches Ding erſcheint, daß dieſe geſtrengen würdigen Herrn von ihr gar nicht ſprechen.

Als ein Hauptmerkmal des urſprünglich deutſchen Humors möchten wir den Schalksernſt bezeichnen, einen gewiſſen trockenen, hausbackenen und dabei didaktiſchen Witz, der oft unter der Form der Dummheit die Dummheit verſpottet und lächerlich macht. Die Gelehrten des „Kladderadatſch" haben dies in ihrer Weiſe ganz richtig mit „höherm Blödſinn" bezeichnet. Populäre Weisheit in der Form des altehrlichen Hanswurſtſpaßes, des Münchhauſen'ſchen Aberwitzes, des Eulenſpiegel'ſchen Schabernacks, der candidatiſch Jobſiſchen oder der ſchildaſchen kleinſtädtiſchen Einfaltspinſelei — das ſind etwa die Haupterſcheinungsformen dieſes deutſchen Witzes. Hat doch jüngſt E. M. Arndt in der „Allgemeinen Zeitung" ſelbſt an dem langbärtigen Turnvater Jahn mit Recht dieſe urſprünglich deutſche, eigentlich niederdeutſche Schalksnatur nachgewieſen. Einen höhern poetiſirenden Aufflug nahm der deutſche Humor allerdings durch Hippel und namentlich Jean Paul, nach deſſen Manier ſich ſpäter Börne und Heine bildeten, ferner der Verfaſſer des „Cancan eines deutſchen Edelmanns", eines ſowol im ſentimentalen als im humoriſtiſchen Genre viel Schönes enthaltenden Buchs, das zu wenig gekannt iſt. Im Grunde aber ſcheint dieſe Miſchung von Sentimentalität und Witz, dieſer ſchroffe Wechſel von Ernſt und Spaß nicht in der Art des volksthümlich deutſchen Witzes begründet zu ſein; auch hat ſich die Mehrheit des deutſchen Publicums an dieſe Miſchung, ſelbſt bei Shakſpeare, nicht recht gewöhnen können; es will den Ernſt wie den Spaß rein und ungemiſcht. Erſt in letzter Zeit hat ſich in Deutſchland der bloße Wortwitz geltend gemacht, und ſo wenig wir abgeneigt ſind, auch in ihm

ist innerhalb nicht zu verwerfenden und eigenthümlichen Objekt der menschlichen Schaffenskraft zu erkennen, so können wir doch diesen bisher jenes Interesse schwerlich einräumen, welches die Literaturgeschichte, ihrer Bedeutung eingedenk, eine literarische durchaus nicht. Indem wir uns nun zur Besprechung der oben genannten Schriften wenden, werden wir zu weit noch Gelegenheit haben, das hier Gesagte durch Beispiele näher zu erläutern.

Jenaz Hub hat sich in den beiden oben genannten seinen Werken die Aufgabe gestellt, durch Mittheilung charakteristischer Proben in Originalsprache, grammatischen und bibliographischer Notizen das Publikum von dem großen Reichthum wie von der historischen Entwickelung der deutschen humoristischen Literatur zu unterrichten. Man wird von solchen Sammelwerken denken wie man wolle, jedenfalls wird man dem ernsten Bienenfleiße, den Hub bei seinem mühevollen Werke bekundet hat, seine Anerkennung nicht versagen können. Dieser Fleiß paart sich bei Hub sowohl mit Gründlichem Geschmack und historischem Gefühle, als mit Umsicht in Originalwerken und Literaturgeschichten, wie sich solches ersehen läßt und seine Wahr heraus. In vieler und mannigfacher Beziehung sich eine Literatur darstellt, um so nothiger werden solche Sammler, die sich den wichtigen Literaturerscheinungen willkommen sein müssen, da dasjenige bisher bei der so ungeheuer angeschwollenen Literaturmasse nicht mehr im Stande sind, überall sich zu den Quellen zurückzugehen. Die Sammlung Hub's enthält Proben derjenigen deutschen Humoristen, welche in gebundener Rede geschrieben haben, und zwar theilt der zweite Band die zu Athen von Arnim, Clemens Brentano, Wolfgang und Adolf Müllner und Joh. Nepomuk Vogl. Wenn ein kritischer Codex, auf welchen jedenfalls Urtheil wie Kunst ungemein viel gelten, in solcher Zusammenstellung mit Goethe und Schiller als deutschen Humoristen durch Proben vertreten sie finden, so wird man wenigstens hier nicht mit Recht Einspruch erheben. Es ist von Interesse, auch an diesen beiden großen Dichtern die humoristische Ader aufgedeckt zu sehen, wenn gleichwohl Schiller im Grunde bei all seiner Kapuzinerpredigt hierher, und darüber, ob auch die Letzten, die sind bitter und galling sind, hier ob bei ihrer humoristischen Ader, ob bei ihrer „Prophezeihung Hermann" mit ihren ironisirenden Tendenzen wenn den Hub'schen Proben humoristischen Poesie ihre Berechtigung haben, stärker mit Recht Zweifel erheben dürfen. Dagegen war von Goethe, dem schon Lichtenberg einen „gewissen eigenthümlichen, genievollen Humor" zugestand, auch nicht Anregung zu nehmen. Aber weil wir den wirklich sind, die mit der Idee „Der Wein und das Wasser", und diese, weil sie keinen politischen Beisatz „Localitäten" vorhanden ist, wegen der ganzen priesterlichen Natur dieser Dichter gern vermißt haben. Indeß können wir auch mit gut heißen, wie gerade ein Dutzender von solchen humoristischen Fleiß wie Hub dazu kam, auch diese Manier sich seine humoristische Ansicht anzuwenden. Der vom Hub ist noch nicht in unsern Händen. Er wird Proben von zeitgenössischen humoristischen Dichtern Deutschlands enthalten und namentlich, wie wir wissen, durch Originalbeigaben oder Skizzen mehr der namhaftesten deutschen Poeten unserer Zeit, denen Hippokrene noch nirgends oder nirgends so vollständig verschmitzt sind, ein großes Interesse bieten. Man nennt uns darunter unter andern Anastasius Grün, Gaudenz, August Becker, R. Reinick, Grosch, Waldjakob (Comtheil), Scheffel u. A.

In entschiedener Absicht noch wichtiger ist die zweite Sammlung, welche, in Begleitung noch ausgeführter Biographien, Proben aus den Schriften der humoristischen Prosaiker des 16. Jahrhunderts enthält. Die im vorliegenden ersten Bande des Werks vertretenen Autoren sind: Johann Geiler von Kaisersberg, Thomas Murner, Martin Luther, Ulrich von Hutten, Sebastian Frank, Johann Agricola, Desiderius Erasmus, Andreas Musculus, Luxiaus Spangenberg u. A. Manche werden vielleicht bedenklich sein, hier auch Martin Luther's zu begegnen. Luther hatte aber, wie schon bemerkt, eine sehr starke satirische und humoristische Ader, nur daß sie sich bei ihm selten derjenigen Formen jenen Jahrhunderts, die Satire auch fast immer eine didaktisch-ernsthafte Färbung annahm, bedient. Dahergar auch der Franzose Audin in seiner „Histoire de la vie de Martin Luther" von ihm: „Luther war Redekunst und Wortspiele zugleich." Hat Luther auch hier die Ausmahl aus den Quellen und oft „seltenen Ausgaben" getroffen. Da wie gesagt die humoristische Seite der deutschen Literatur in unsern literarurgeschichten auffallend vernachlässigt zu werden pflegt und eine sichtlichige gründliche Arbeit über die geschichtliche Entwickelung des deutschen Humors und der deutschen Satire noch nicht besteht, während sich unsere Philosophen und Aesthetiker mit der Definition des Humors und des Komischen von der hegelschen Seite gerade vollauf beschäftigt haben, so wollen wir Hub's Sammlung als einigen Ersatz dafür und als eine Materialsammlung für eine künftige Geschichtsforschung des deutschen Humors und der deutschen Satire willkommenheißen und allen Literaturfreunden angelegentlichst empfehlen.

„Frig Brutel" behandelt, wie die nächstfolgende Gladdenmacher'sche Schrift, nur eine „verfehlte" Ehe oder vielmehr die Verkehrtheit der Welt, wie sie einmal besteht. Frig Brutel ist mit einer tugendhaften Person, der er anfeuren sich nahe zu diesen Gedanken, der nicht Ate trägt. Die Fiction des Verfassers bildet sich nicht schwierige, sie sich beschreibt, antipodische Welt, sondern verschingt sich mit gegebenen Verhältnissen und wirklichen Zuständen, die nur als eine Unterlage ironischer Weltbetrachtung benutzt werden. Wenn man will, ist Frig Brutel eine Personification des modernen Schwindels und der renommistischen Prosaerhaunis. Er ironisirt den Schwindel und den Hundug, und zwar nicht blos den Barnum'schen, indem er jenen überschwindelt und diesen überhundugt. Obendrein verspottet er die Polizeiwelt die durch Hyperpolizeiwesen. Er ist somit ein Held

Digitized by Google

Münchhauſen, oder auch ein ganzer, aber er iſt zugleich auch eine Art Eulenſpiegel, indem er es liebt, im ſelbſtbewußten ironiſchen Spiel mit ſich und der Welt gemüthlichen Schabernack zu treiben und den Ernſt des Lebens an dem Poſſenhaften des Lebens gewiſſermaßen durch Schalksſtreiche zu rächen.

Ich möchte gern dem Buche und ſeinem Verleger gefällig werden, denn ohne Zweifel hat der letztere auf eine Anzeige des Buchs (das als zehnter Band einen Beſtandtheil der „Deutſchen Bibliothek" bildet) auch in d. Bl. gerechnet. Lob oder Tadel aus einer fremden Feder würde aber in unſern Blättern gleich unangemeſſen erſcheinen und mit einer Selbſtkritik hat es ſeine Bedenklichkeit, obgleich ſchon Ludwig Tieck*) und Franz Horn eine Selbſtkritik in gewiſſen Fällen für vollkommen gerechtfertigt hielten. Wenn ich mich auf eine Angabe des Inhalts und einige Auszüge beſchränke, ſo hoffe ich, daß ſich dies mit meiner Doppelſtellung als Kritiker und Verfaſſer ganz gut vertragen wird, indem es ja dem Leſer dann immer noch anheimgeſtellt bleibt, von dem Buche zu halten, was er will.

Ueber die bereits bis zum Jahre 1846 zurückreichende Entſtehungsgeſchichte gewährt der dem Buche vorangeſtellte Briefwechſel zwiſchen dem Herausgeber und Fritz Beutel Aufſchluß. Letzterer hat in Hamburg vor ſeinem zweiten Abſtecher nach Amerika die Leſeſäle der Börſenhalle beſucht, „um ſich mit dem nöthigen journaliſtiſchen Ballaſt zu verſehen, den er, im Falle ſein Schiff in Gefahr kommen ſollte unterzugehen, über Bord werfen könnte". Bei dieſer Gelegenheit ſtieß er beim Durchblättern des erſten Jahrgangs der „Fliegenden Blätter" auf einen Aufſatz „Fritz Beutel's wunderbare Abenteuer zu Waſſer und zu Lande" und auf ſein eigenes Porträt. Er beklagt ſich über beide, ſowol das Porträt als den Aufſatz; er erklärt jenes „als ein Pasquill auf die Ehre ſeines Leibes" und dieſes Bruchſtück aus ſeinem Leben als zu unvollſtändig und der Größe ſeiner Thaten nicht angemeſſen. Er ſagt dem Verfaſſer darüber allerlei Anzüglichkeiten, ſpricht dann ſeinen Wunſch aus, daß ſeine Lebensgeſchichte unverfälſcht und vollſtändig vor das Publicum komme, fodert den Verfaſſer auf, ſich dieſer Arbeit zu unterziehen, und verſpricht ihm, das Rohmaterial dazu zu liefern. Der Verfaſſer geht auf den Vorſchlag ein und geſteht ſeine Freude, einmal wieder zur Erholung an der Hand Fritz Beutel's das Gebiet des freien Humors betreten zu können. Der zweite Brief Fritz Beutel's datirt vom 16. Juni 1848 und iſt am Bord der Diana 30° weſtlicher Länge und 10° ſüdlicher Breite geſchrieben. Er ſchickt damit ein Stück Manuſcript ein, verwahrt ſich übrigens auf das ernſtlichſte gegen die vom Verfaſſer ausgeſprochene Vermuthung, daß er ein humoriſtiſches Buch in die Welt zu ſchicken beabſichtige, denn er ſei, wie er verſichert, „der ernſthafteſte und wahrheitsliebendſte Mann, der je auf Erden gelebt habe". Sein dritter Brief iſt aus Peking vom 13. März 1851 und ſein vierter aus Melbourne in Auſtralien vom 1. April 1854. Fritz Beutel dankt darin dem Verfaſſer für ein neues von dieſem bearbeitetes und im Feuilleton des „Hamburger Correſpondent" veröffentlichtes Bruchſtück; zugleich überſchickt er dem Verfaſſer einen Contractentwurf, nach deſſen fünftem Artikel ſich der Herausgeber verpflichten muß, über alle etwa über das Buch erſcheinenden ungünſtigen Urtheile „ſtill zu lächeln und ſeine eigenen Gedanken zu haben". Nach Artikel 7 muß er ſich verpflichten, „aus den claſſiſchen Schriften des In- und Auslandes für jedes Capitel ſolche charakteriſtiſche Stellen als Mottos zu wählen, die ſich zugleich als Stammbuchverſe gebrauchen laſſen und in den im Publicum verbreiteten Ausgaben dieſer Claſſiker womöglich nicht vorkommen". In dem letzten Schreiben Fritz Beutel's, datirt vor „Sewaſtopol den 26. September 1854", meldet derſelbe dem Verfaſſer, daß er Sewaſtopol erſtürmt und eingenommen habe, daß ihm die Seeveſte jedoch durch den Neid und die Bosheit ſeiner beiden Collegen, des engliſchen und franzöſiſchen Oberbefehlshabers, wieder entriſſen worden ſei und daß er ſich nun, eingehüllt in Menſchikow's weltgeſchichtlichen Paletot, auf den einem Deutſchen geziemenden Neutralitätsſtandpunkt geſtellt habe und in dieſer Mittelſtellung zwiſchen öſtlicher Barbarei und weſtlicher Civiliſation die kommenden Dinge abwarten werde.

Dieſem Briefwechſel folgen die Memoiren ſelbſt, die Fritz Beutel mit nachſtehenden Worten einleitet:

> Große Männer waren zu jeder Zeit ſelten, nie aber ſeltener als in der unſerigen. Den einzigen großen Mann, den ſie hervorbrachte, hat ſie zu ihrem eigenen Schaden verkannt und unbeachtet gelaſſen. Ich will dieſen großen Mann aus vielleicht tadelnswerther Beſcheidenheit nicht nennen. Es iſt auch nicht nöthig, daß ich ihn nenne, denn Jeder, der dies Buch lieſt, wird ihn zu nennen wiſſen und an ihm ein Beiſpiel haben, deſſen Befolgung ihn in Stand ſetzen wird, ſich ebenfalls zu einem großen Manne auszubilden. Der Hauptzweck meines Buchs iſt, die Befähigung hierzu allgemein zu machen und zu „populariſiren".

Das erſte Capitel beſchäftigt ſich mit der Beſchreibung des Geburtsorts unſers Helden, Schnipphauſens in der Mittelmark, wie ſeiner Naturproducte und Bewohner, mit der merkwürdigen Geburts-, Tauf- und Erziehungsgeſchichte des Helden und mit ſeinem Verhältniß zu dem aus raubritterſchaftlichem Geſchlecht ſtammenden Junker Hans von Pieſack. Im zweiten Capitel nimmt ihn ſein Vater ernſtlich ins Gebet, was er denn zu werden beabſichtige. Fritz erklärt, daß er wenigſtens kein Schulmeiſter werden wolle, denn das ſei ein gar langweiliges Geſchäft. Fritz fährt dann fort:

> Und was habt Ihr davon? Die Haſen laufen Euch, wenn auch nicht gerade auf den Tiſch, doch in den Kohlgarten, aber Ihr dürft ſie nicht wegputzen, weil das der gnädige Herr nicht leiden würde. Sie werden von Euerm Kohl fett, und ſo verſpeiſt im Grunde die Gutsherrſchaft Euern Kohl. (Der Vater ſchmunzelte und nickte beifällig.) Ihr flickt den Jungen ihren zerlöcherten Verſtand, aber Niemand flickt Euch Eure Kleider, wenn Ihr es nicht ſelbſt thut, was doch nur dann möglich iſt, wenn Ihr Geld genug habt, Zwirn zu kaufen. Ach ja, Zwirn

*) Vgl. „Bemerkungen über Parteilichkeit, Dummheit und Bosheit" (vom Jahre 1800) in Ludwig Tieck's „Nachgelaſſenen Schriften" (zwei Bände, Leipzig 1855).

Jahr der Stadt weg nach, wie niemals Gelde. (Der Bater Augustins war reich.) Der Kaiser ernannte nun die Oberbeamten, welche versichern zwar, daß Ihr Vater Wort habe, aber ich habe ihn nicht. Dafür erhalte er sein Wort Brot um Brote haben. Mohammed's Kameelen ohne Eisig und Sonntags zur Unterhaltung Kartoffeln mit Salz! Und das nennen sie so oben den haben! Nun ist mir aber gesagt worden, daß im Brote 30 Prozent und in der Kartoffel nur 3 Prozent Nahrungsstoff enthalten ist, mithin bleibt Euch der Oberhauptmann, in dem wo Brot oder Kartoffeln gesagt ist Kartoffeln einzig, bis zehn Kartoffeln, für 30 Pfund 30 Prozent Nahrungsstoff sich. (Der Vater brach in ein herzlich Gelächter aus.) Macht nur Ihr Oberbeamten! Ihr Oberbeamten, Ihr Oberbeamten! Ihr verwechselt, mich Ihr zu lesen! Brot brennt Kartoffeln, und Ihr wenn Ihr Kartoffel habt in einige Worte im Brote sein müssen. Da haben die Nationalökonomen, wie Ihr mir neulich erzählet, ausgerechnet, daß in einem Jahre täglich auf den Kopf im Durchschnitt ein Pfund Fleisch komme. Ob vor Tage Ihr einen so mageren Ochsen, wie und endlich gehabt: wenden Vorhaltig am allgemeinen Fleischessen! Wie der proper Kopfpfund unserer Familie auf vor der noch größeren Fleischnot. Wir müssen Oberbeamten wieder ein Fleisch Fleisch nach gebraten werden, das Fleisch, Keller und Speisekammer nicht kann genug, und Ihr müßt es essen.

Frig hat sich in den Kopf gesetzt, Robinson zu werden, und schwingt seit sich unaufhörlich, nämlich als Pfeffer und Hammel zu Ihnen. Ich habe durch einen über wohlwollenden und manchen praktischen Mann erfreuen das Kaufmann gethan, und der Schiffe Komplizirte freie Ueberfahrt nach Amerika zu erhalten. Nach Amerika, Ihr Bürger auch gewöhnlicher Art wird er an eine undewohnte Insel verschlagen und in sein Lieblingsmensch entfalte.

Das vierte die zum neunten Kapitel bilden eine Art humoristische Robinsonade. Frig nimmt die Insel bald durch in Besitz, daß er seinen Reichthum in die Kiste und sein Schmuckstück (klar mit weißen Binsen-Hose) als Nationalflagge daran befestigt. Der sie in Wolle zusammenstellt, ist ein Mann Neuseeländer, entlief sich zu ihrem Kaiser und entwirft eine Kirche- und Verfassungsurkunde, die unter anderen folgende Paragraphen enthält:

Artikel 6. Alle Menschen haben das Recht, in diesem Königreiche zu existiren. Artikel 12. Die Nationalflagge ist blau und weiß. Niemand darf Landstreifungen ein Recht (Hochgericht), noch eben nicht paradiren. Artikel 11. Die Preßen sind frei, ausgenommen, die Regierung die Preßen können sind verleihen. Wonach zu sagen. Artikel 12. Alle Personen sind vor dem Gesetze gleich, ein geborenes Kind ist so hoch, gehen von Ihm unmittelbar aus, und verschwinden Adam und Eva. Artikel 13. Jeder Bürger kann

Klippe den Captain der Amphitrite, Kristian Schroop, greenter und in Gefangenschaft der Maria Wintermeier, einer Jungfrau, welche sich ebenfalls auf den Schiffbruchplatz zu seinem Marineminister, erlassen Admiral seines Heeres und Generalissimus seiner sämmtlichen Häfen, Schiffswerfte und Seefestungen.

Eine noch folgenreichere Seeexpedition wird durch einen sonderbaren Zufall veranlaßt. Einst Tags treibt eine Flasche an das Ufer, die ein Stück Papier barg: schimmern läßt. Frig ersichtigt die Flasche, entnahm das Papier und sah, daß einem großen Postdampfer daran einen Brief der Erbschaftsmacher von Schnippbaupten, Brate Pfeffermann, worin sie ihm schreibt: daß sie es ohne ihn in Schwierigkeiten nicht mehr habe aufhalten können und daß sie ihm in Begleitung Peter Stiefe, der Rathwirthschaftsrath, nachgereist sei. Unglücklicherweise sei das Schiff, auf welchem sie sich mit Peter Stiefe befinde, eben im Begriff untergangen, und so habe sie nur noch Zeit, diese paar Zeilen durch Peter auf das Papier werfen zu können, in Flaschenform, um sie ihm ihrem Schicksal Nachricht zu geben. Am Schlusse bei dieser Brief sie erklärt sie, ihn umgehend, um sie zu retten, daß sie von der Seekrankheit verschont geblieben sei.

Frig Beutler rüstet nun eine Seeexpedition aus, um die wirklich noch Geretteten aufzusuchen, und erreicht auch nach wenigen Tagen eine gedrigige Insel, wo er das Glück hat, die Erbschaftsmacherin und noch 100 deutsche Landsleute nebst einem italienischen Bänger Mackerino Mackronis auf den Händen klatzigerer Wilden zu befreien. Er erhebt nun diese neu entdeckte Insel unter dem Namen Pfeffermannsland zu seinem Königreiche, ernennt Peter Stiefe zum Minister der geistlichen und Cultusangelegenheiten und den Schiffsmundarzt Winkfeld zum Minister des Medizinalangelegenheiten, ertheilt Decorationen, stiftet Orden und vermehrt die Insel, indem er sich auf die Seefischerei legt, in seinen Augen um mehre Quadratmeilen Land. Beute ehelicht er und feguet selbst seine Ehe ein. Mit der Kaiserin, seinen Ministern und dem größten Theil der befreiten Landsleute begibt er sich wieder nach Deutschland, um hier seine Reisen für immer aufzuschließen, den Italiener Mackronis Mackerino, auf den er eifersüchtig ist, mit sich nehmen glaube, läßt er als Statthalter auf Pfeffermannland zurück.

Nach einiger Zeit sendet er mehre Geneve auf Gummischuhen nach Pfeffermannland, um sich Nachricht seinen Kaisermantel nebst Krone, Reichsäpfeler und Nachtzipfel abzuholen, aber es kommt lange, ehe einer derselben, Kristian Schroop, in Begleitung eines Pfeffermannländers zurückkehrt mit der traurigen Nachricht, daß sich der bonapartistische Mackronis Mackerino empört und auf Pfeffermannland die constitutionelle Monarchie ausgerufen habe. Er kommt aber noch dazu. Immer noch Deutschland mit verschiedenen Pfeffermannländer ist ein Verräther, und noch in derselben Nacht wird die Kaiserin sammt der kleinen Prinzessin Cigarretta von dem Italiener, der sogar ein Neapolitaner ist, entführt. Frig Beutel schwankt Rache. Aber ein entsetzlicher Tornado oder Wirbelwind,

Digitized by Google

verbunden mit einem noch entſetzlichern Erdbeben, bricht über die Inſel herein, und dieſe verſinkt mit all ihrer Herrlichkeit im Meer. Beutelreich hat aufgehört zu exiſtiren und mit der Dynaſtie Fritz Beutel iſt es nichts. Durch ein unvergleichliches Wunder wird aber Fritz gerettet und ſteuert auf dem großen Boote in den Ocean hinaus, bei der von der vulkaniſchen Kataſtrophe mitbetroffenen und in Flammen ſtehenden Inſel Pipermannia vorbei. Hier wird ihm ein Arm ins Boot geſpielt, den Fritz Beutel ſofort einem eben auftauchenden Haifiſch zum Verſpeiſen darreicht. Es iſt der rechte Arm Rackerino Rackerini's, der dem gerechten Lohn für ſeine ſchwarzen Thaten nicht entgangen iſt.

Fritz Beutel gelangt auf ſeinem Boote allmälig in die arktiſche Region, hat ein haarſträubendes Abenteuer mit Eisbären zu beſtehen, richtet ſich auf einer Eisinſel zeitweilig in dem Rachen eines von ihm getödteten Walfiſches häuslich ein und trifft ſpäter mit der Nordpolexpedition des Admirals John Roß zuſammen. Er befreit deſſen Admiralsſchiff aus dem Eiſe und leiſtet ihm auch ſonſt mancherlei Dienſte, die jedoch der Admiral in ſeinem Reiſebericht zu erwähnen nicht für nöthig gefunden hat, weil Fritz Beutel ja doch ein „bloßer Deutſcher" war. Empört über erlittenen Undank überläßt Fritz die Expedition ſich ſelbſt, ſchreitet mit brennender Cigarre durch mehre Nordlichter, die er durch ſeine animaliſch-magnetiſch-elektriſche Kraft weſentlich verſtärkt, ſodaß man niemals in ſüdlichen Breiten ſo ſchöne Nordlichter ſah als in jenem Jahre, und entdeckt auf eigene Fauſt den Nordpol. Je näher er dieſem kam, um deſto ſchneller mußte er laufen, denn er hatte Stahlzwecken an ſeinem Schuhwerk, und plötzlich ſtand er auf dem Nordpol feſt, der ein ganz kleines unſcheinbares Ding iſt. Er mußte ſich die Stiefeln ausziehen, um nur von ihm loszukommen, und ſie blieben wie ſein Feuerſtahl und ſein Meſſer am Pol hängen, wo ſie ohne Zweifel noch hängen. In den folgenden Jahren hat man an den Magnetnadeln, Bouſſolen und Compaſſen eine große Unruhe wahrgenommen, denn da der Nordpol an magnetiſcher Kraft ebenſo viel an Fritz Beutel eingebüßt, als dieſer von ihm gewonnen hatte, und Fritz damals immer auf Wanderung war, ſo wußten die Magnetnadeln nicht, ob ſie auf den Nordpol oder auf Fritz Beutel hinweiſen ſollten.

Sein Winterquartier nahm unſer Held im Krater eines Vulkans, wurde aber plötzlich bei einer Exploſion deſſelben in das Land der Kuruſen befördert, des am weiteſten nach Norden vorgeſchobenen Stamms der Eskimos. Die Notizen, die uns über dieſen Stamm mitgetheilt werden, ſind für Geographen und Ethnographen außerordentlich wichtig. Die kuruſiſche Sprache enthält nur die beiden Laute Kar und Kur. Kar bedeutet alles Helle, Geſunde, Freudige, Farbige; Kur alles Dunkle, Kranke, Traurige, Farbloſe. Beide Laute werden jedoch mit höchſt verſchiedener Nüancirung ausgeſprochen, ſodaß die Sprache trotzdem ſehr ſchwer zu erlernen iſt. Fritz Beutel hatte ſie aber natürlich ſehr bald weg. So hielt er, nachdem er als Generaliſſimus der Kuruſen die Gurkhuſen beſiegt, bei dem Siegesfeſtmahl folgende Rede:

Kar! (Allgemeine Spannung.) Kar! (Freudiger Zuruf.) Kar! (Enthuſiaſtiſcher Beifall.) Kar! (Wüthender Beifall.) Kur! (Unterbrechung vom entgegengeſetzten Ende der Tafel, Ziſchen.) Kar! (Augenniederſchlagen der Damen.) Kar! (Donnernder Jubel. Allgemeine Umarmung.)

In unſere etwas weitläufigere deutſche Sprache überſetzt, lautet dieſe Rede: „Verehrte Herren und Damen! Es iſt nicht zu leugnen, und die Weltgeſchichte wird es in ihre Tafeln einzeichnen, daß wir einen glänzenden Sieg erfochten haben, gegen welchen die Siege von Marathon und Salamis, Arbela und Gaugamela, Canna und Zama, Leuthen und Auſterlitz wie eine bloße Wirthshausſchlägerei erſcheinen. Ich glaube nur beſcheiden zu ſein, wenn ich mich einem Cyrus und Alexander dem Großen, einem Scipio und Hannibal, einem Karl und Otto dem Großen, einem Friedrich dem Großen und Napoleon einfach nur gleich und nicht über ſie ſtelle. Und mit welchem geringen Verluſt haben wir dieſen weltgeſchichtlichen Sieg erkauft! Doch muß ich auch dieſer Opfer in Betrübniß gedenken! Die Pelze dreier Gemeinen ſind zugrunde gerichtet, der Pelz unſers verehrten Oberſtlieutenants erhielt zwei und mein Eisbärenpelz ſogar drei Löcher!"

Hier kam von der entgegengeſetzten Tafel, wie ſchon angedeutet, eine Unterbrechung, indem eine Stimme rief: Kur! d. h. der Unteroffizier Kur der Fünfhundertſte (die Gemeinen und Unteroffiziere heißen nämlich bei den Kuruſen ſämmtlich Kur und ſind, um ſie voneinander zu unterſcheiden, numerirt) hat in der Baſtion Guſtav Adolf die rechte Ohrenklappe an ſeiner Pelzmütze durch einen Pfeil verloren. Ueber dieſe Unterbrechung entſtand allgemeines Ziſchen, das ich jedoch beſchwichtigte, indem ich mit großer Faſſung und Geiſtesgegenwart fortfuhr:

„Ehre auch dieſem Tapfern! Ich ernenne ihn hiermit zum ſtellvertretenden Major in meinem Generalſtabe. Ich trage nun darauf an, daß dieſer Schade auf dem Wege der Nationalſubſcription wiederhergeſtellt und eine allgemeine Landestrauer angeordnet werde. Was mich betrifft, ſo würde ich ſo erhabene Thaten nicht haben vollbringen können, wenn nicht die Augen der ſchönen Kuruſinnen auf mir geruht und mich mit Begeiſterung und Todesverachtung erfüllt hätten. Ich werde nun die ſchändlichen Feinde in ihrem eigenen Lande angreifen, ſchlagen, vernichten und mich ihrer Thranvorräthe bemächtigen. Dann aber laßt uns an die Intereſſen der Civiliſation denken, deren Vorkämpfer ich bin, und Kunſt und Wiſſenſchaft in unſere Pflege nehmen, damit wir uns rühmen dürfen, nicht blos im Kriegsweſen die Erſten zu ſein, ſondern auch an der Spitze der Civiliſation zu ſchreiten. Ich leere dieſes Glas auf die Wohlfahrt des edeln und großen Volkes der Kuruſen!"

Mit der Kuruſenprinzeſſin Kar knüpfte er, oder vielmehr ſie mit ihm, ein Verhältniß an, indem Beide den Goethe'ſchen „Werther" leſen, den Fritz ihr in das Kuruſiſche überſetzt und in dem ſie, da wo er am tiefſten iſt, ſpäter untergeht, aber von einem Goethe-Interpreten mit der Taucherglocke heraufgeholt wird. Prinz Knitſchogarsk, vom benachbarten Stamme der Tſchugatſchen, fodert ihn aus Eiferſucht auf einen Gang krumme Säbel aus Seehundsknochen, Fritz erklärt jedoch mit deutſchem Stolz: „Ein Angehöriger der Nation, die das Pulver erfunden hat, ſchlägt ſich nicht mit den Angehörigen einer Nation, die nicht das Pulver erfunden hat", ſieht aber ein, daß ſeine Stellung unhaltbar geworden, und reitet auf einem Carabou davon. Er gelangt nach einer amerikaniſch-ruſſiſchen Colonie, legt ſich

hier in die Sonne, um sich aufthauen zu lassen und bricht dann unwillkürlich in ein viertelstündiges Gelächter aus. Es war der Lachstoff, der sich unter den Kuxusen bei ihm gesammelt hatte, dort aber nicht zum Ausbruch kommen konnte, weil die Lachmuskeln zusammengefroren waren.

Der Generalgouverneur der russischen Colonien, Michailowitsch Andrejewitsch Karabatschew, ladet Fritz Beutel zu einem Diner ein, und sucht ihn für Rußland zu gewinnen, indem er ihm die Präsidentschaft einer neu zu errichtenden Republik der Vereingten Eskimos anbietet. Fritz Beutel erzählt:

Die russischen Diplomaten sind wegen ihrer außerordentlichen Schlauheit bekannt. Michailowitsch Andrejewitsch Karabatschew machte von ihnen keine Ausnahme. Denn als beim sechsten Gang neue Teller servirt wurden und ich die Serviette aufhob, fand ich auf dem Teller nichts Geringeres als den St.-Annenorden erster Classe liegen. Bitte, bedienen Sie sich! sagte Michailowitsch Andrejewitsch Karabatschew; langen Sie zu! Thun Sie Ihrem Appetit keinen Zwang an! Da der Orden in Brillanten gefaßt war, that ich allerdings meinem Appetit keinen Zwang an, sondern steckte den Orden in die Tasche.

Der siebente Gang kam; ich lüftete die Serviette und fand darunter zu meiner Ueberraschung den St.-Wladimirorden. Darf ich bitten? sagte verbindlich Michailowitsch Andrejewitsch Karabatschew. Es wird fast zu viel, Excellenz! erwiderte ich und that den St.-Wladimirorden zu dem andern.

Nun kam das Dessert, darunter köstliche Apfelsinen. Ich langte, wie sich von selbst versteht, nach der größten, denn ich war immer für das Größte und bin es noch heutzutage. Wie überrascht war ich, als die Apfelsine sofort in zwei Hälften zerfiel und zwischen beiden der Alexander-Newsky-Orden lag! Genieren Sie sich nicht, mein Herr! sagte Michailowitsch Andrejewitsch Karabatschew. Kaum bin ich es noch im Stande, Excellenz; erwiderte ich, indessen —, und damit that ich auch den Alexander-Newsky-Orden, der einige Tausend Rubel werth zu sein schien, zu den andern.

Das Diner war zu Ende; wir erhoben uns und ich machte dem Gouverneur einige Schmeicheleien über sein kostbares Diner.

Ach, erwiderte er, wir speisen so alle Tage, es ist Hausmannskost.

Da sich Fritz Beutel nicht im Interesse Rußlands zum Präsidenten der Vereinigten Eskimos pressen lassen will, flüchtet er auf einen dänischen Walfischfänger, kommt aber wegen seiner schleswig-holsteinischen Sympathien mit den dänischen Matrosen in Conflict und rettet sich auf dem Rücken eines Walfisches an die californische Küste, wo er zu seiner Verwunderung wieder mit einigen bekannten Personen zusammentrifft, die ebenfalls bei der beutelländischen Katastrophe auf wunderbare Weise gerettet worden sind. Vermittels einer sehr einfachen Procedur bringt er hier die Metallmasse hervor, die dem Märchen vom californischen Golde die Entstehung gegeben hat, erfindet auch eine neue Methode, Büffel zu jagen, sieht sich jedoch bei einer Jagd genöthigt, sich auf den Rücken eines Büffels zu schwingen, und macht auf diesem einen fürchterlichen Ritt durch den Coloradofluß nach Texas, wo er auf eine wunderbare Weise die Büffelheerde, die dem Leitstier folgt, in seine Gewalt bekommt. Hier und in den Prairien hat er mancherlei seltsame und gefährliche Abenteuer mit Farmern, Trappers und Rothhäuten zu bestehen, befreit unter Anderm ein Indianermädchen, Ma-Nu-La-Hittih (die „Falkin"), aus dem Bauche einer Riesenschlange und gelangt endlich nach Schnipphausionopolis, der ersten westlichen Stadt in den eigentlichen Vereinigten Staaten. Hier, in Beutelfurt und in St.-Louis wird er nach und nach Showman, Journalist, Sektenstifter, Geistlicher, Leihbibliothekar, Lotterieunternehmer, Waarenverkäufer, Protector der Winkerle'schen Doppelrasirmethode, Medicamentenverkäufer, Gründer des communistisch-sanitätischen Beuteleum, womit er namentlich eine Leidenschaftsreinigung und Leidenschaftsnivellirung der darin Aufgenommenen bezweckt, und erhält in Cincinnati ein Schreiben vom Präsidenten der Vereinigten Staaten, wodurch er aufs dringendste eingeladen wird, sich auf Regierungskosten nach Washington zu begeben. Fritz nimmt die Einladung an, logirt im Hause des Präsidenten, hat merkwürdige häusliche Gespräche mit der Frau Präsidentin und politische mit dem Präsidenten und wird von diesem durch ein Schreiben des Generalgouverneurs von Algerien, Damrémont, unterrichtet, daß er nothwendig für die beabsichtigte Erstürmung von Konstantine gebraucht werde. Für des Präsidenten Fürsprache und Vermittelung bei Fritz Beutel hatte Frankreich den Vereinigten Staaten bedeutende Handelsvortheile in Aussicht gestellt.

Als Oberst eines von ihm geworbenen Fremdenbataillons begibt sich nun Fritz auf einer französischen Fregatte nach Algier, und es kann nicht fehlen, daß er unterwegs mit der famosen Wasserschlange Bekanntschaft macht, die, nachdem die Fregatte durch ihren Leib wie durch einen Tunnel hindurchgefahren, sich verwundert nach der Fregatte umblickt und den Kopf schüttelt. Damrémont empfängt unsern Helden auf algerischem Boden mit den Worten: „Herr Oberst! ich heiße Sie im Namen Frankreichs willkommen. Fechten Sie so unter dem Banner der Franzosen, wie Sie unter dem Banner der Kuxusen gefochten haben, und ich trete Ihnen mit Vergnügen einen Theil meiner militärischen Unsterblichkeit ab", worauf Fritz Beutel stolz erwidert: „Ich bedarf nicht einen Theil der Unsterblichkeit, denn ich bin die Unsterblichkeit selbst!" und sodann dem Marschall sein Bataillon vorführt. Da dieses nun aus ganz besondern, verkrüppelten Subjecten besteht, zeigt sich Damrémont sehr verwundert, als aber Fritz ihm die besondern Vortheile, die er sich von jedem dieser Krüppel für den Felddienst verspricht, aufs überzeugendste detaillirt, verheißt Damrémont, Fritz Beutel's System auch für die französische Armee zu adoptiren. Fritzens System bewährt sich denn auch glänzend. Die Kabylen kommen beim Anblick der Beutel'schen Schar vor Lachen nicht zum Einhauen und ziehen sich, um sich von ihrem Lachen zu sammeln, immer tiefer ins Atlasgebirge zurück. Der Feldzug ist gewonnen. Fritz trifft hier inzwischen den Tschugatschenprinzen Knitschogarsk, welcher den Generalgouverneur zuerst auf unsern Helden aufmerksam machte, als Sergent im zweiten Bataillon der Fremdenlegion und

ſeine ehemalige Gattin Beate als Kellnerin in einem kabyliſchen Wirthshauſe und macht aus Beiden ein Paar. Dann geht es zur Eroberung von Konſtantine, die Fritz, nachdem die Franzoſen zurückgeſchlagen worden, mit ſeiner von ihm errichteten Löwengarde bewerkſtelligt. Während des Sturms hat er nur noch ſoviel Zeit, ſein in Waſhington gegebenes Verſprechen, dem nordamerikaniſchen Präſidenten von der Breſche zu ſchreiben, zu erfüllen und mit Bleiſtift die Worte aufs Papier zu werfen: „Herr Präſident! Vierter Sprung mit den Löwen gerade über dem Hauptthor von Konſtantine! Alles gewonnen! Fritz Beutel und die Vereinigten Staaten for ever!“ Er übergibt das Blättchen dem gerade zufällig am Wege ſtehenden Poſtboten, und der Präſident hat, wie wenigſtens Fritz Beutel verſichert, hierdurch eine halbe Million Dollars gewonnen. Damrémont ſtirbt an einer Wunde, verheißt aber unſerm Helden vorher noch den Marſchallsſtab, der auch nach einiger Zeit richtig in Konſtantine eintrifft, aber von Damrémont's Nachfolger im Commando unſerm Helden unterſchlagen wird. Ja, der neue Generalgouverneur bedient ſich des für Fritz Beutel beſtimmten Marſchallsſtabs als Spazierſtock, worüber es auf den Wällen von Konſtantine zwiſchen Beiden zu einem Rencontre kommt, welches Fritz veranlaßt, ſich heimlich aus dem Staube zu machen und auf ſeinem Reitlöwen gerade auf den Mittelpunkt von Afrika loszuſprengen.

So gelangt Fritz nach Tombuktu, wo er ſich bei der Polizei durch einen inzwiſchen von der oberſten franzöſiſchen Militärbehörde gegen ihn mittels Taubenpoſt erlaſſenen Steckbrief legitimirt, ſich auf der Univerſität inſcribiren läßt und afrikaniſches Recht bei dem großen Rechtsgelehrten Ziburri hört. Ein Ungefähr führt unſern Helden mit der Königin Krikikara zuſammen, die ſofort ein Auge auf ihn wirft, ihn zu ſich beſcheiden läßt und ihm ihre Hand anträgt. Fritz Beutel wird nun Königin-Gemahl, läßt ſich, um doch ſonſt noch etwas zu ſein, zum Doctor der afrikaniſchen Rechte promoviren und organiſirt den Staat Tombuktu nach conſtitutionellen, aber ſehr vergnüglichen Grundſätzen. Als ſehr nachahmungswerth empfiehlt ſich für europäiſche Staaten Fritz Beutel's Einrichtung, wonach jeder Tombuktuer einen auf ſeine Perſon lautenden Steckbrief gegen Gebühren erheben mußte, ſodaß, wenn er ein Verbrechen beging, der Steckbrief ſchon fertig auf der Polizei lag. Auch verordnete Fritz, daß jeder Tombuktuer vor der Bruſt ein meſſingenes Schild tragen mußte, worauf ſein Name und ſein Stand verzeichnet waren, ſodaß zu jener Zeit Jedermann in Tombuktu wußte, wer Jedermann war. Fritz Beutel verſichert, daß Tombuktu unter ihm ein Muſterſtaat war, wie man ihn leider heutzutage nicht mehr findet. Leider aber wurde Fritz von dem inzwiſchen von der großen Tour zurückgekehrten Prinzen Känkrino, dem Sohne der Krikikara aus erſter Ehe, verdächtigt, mit der Tänzerin Roſa ein Verhältniß zu unterhalten, und die Königin beſchließt nun ein Rachewerk, welches ihr und ihrer Hauptſtadt den Untergang bereitet, während der allen Gefahren gewachſene Fritz der entſetzlichen Kataſtrophe nicht nur entgeht, ſondern durch ſie aufs ſchnellſte in das Königreich Macomaco befördert und ſeinem nicht wenig erſtaunten Freunde Peter Silje, der gerade auf ein hamburger Theaterjournal in Centralafrika Pränumeranten ſammelt, in die Arme geführt wird. Beide beſchließen nun, ſich nach der Hauptſtadt des Reichs Macomaco zu begeben und hier ein Centralorgan für die mittelafrikaniſchen Bühnen zu begründen.

In Macomaco verflechten ſich die Theater- und die Staatsangelegenheiten in ſehr wunderbarer Weiſe. Die Favoritſängerin des Sultans Pieſacko, Angela Elabaſteroni, die furchtbare Rivalin der Miranda Cleiſterazzi, iſt mit einem Nebuprinzen durchgebrannt, Pieſacko hat ſie mit Gewalt aus der Hauptſtadt der Nebus abholen laſſen und es kommt darüber nach ſo und ſo viel Ultimata und Ultimatiſſima zum Kriege zwiſchen dem Reiche Macomaco und den Nebus. Das iſt der Boden, auf dem Fritz Beutel's Weizen blüht. Der Sultan Pieſacko, der kein Anderer iſt als Fritzens Jugendfreund, Hans von Pieſack, jetzt aber in einer auf chemiſchem Wege ſchwarz gefärbten Hauſenblaſe ſteckt, hat zu viel mit Theaterangelegenheiten zu thun, um die geeigneten Vorkehrungen gegen die anſtürmenden Nebus zu treffen, und in dieſer Noth wendet man ſich an Fritz, der ſich plötzlich aus einem Theaterjournaliſten und Sommertheaterdirector zum Generaliſſimus des Reichs Macomaco erhoben ſieht. Er beſiegt die Nebus, die eine geſchwänzte Negerart ſind, indem er ihnen auf eine ſchlaue Weiſe zur Nachtzeit die Wickelſchwänze abſchneiden läßt, und wird nun nach dem Dorfe, wo er ſie zuletzt aufs Haupt ſchlug, zum Herzog von Quiquamqui ernannt. Leider hat er aber häusliches Unglück. Die Tänzerin Roſa aus Tombuktu hat ſich wieder zu ihm gefunden und begehrt von ihm geheirathet zu ſein, worauf er jedoch nicht eingeht. Als er eines Abends nach Hauſe zurückkommt, fällt ihm ein ſilberner Teller in die Augen mit einer Glasglocke darüber und einem Zettel daneben, in welchem ihm Roſa mit eigener Hand ſchreibt, das gebrochene Herz, welches ſich unter der Glasglocke befinde, ſei ihr eigenes, das ſie ſich aus der Bruſt herausgeriſſen habe und ihm zum ewigen Andenken hinterlaſſe, daß ſie jedoch nun eilen müſſe, ſich unter dem Palmenbaum hinter Fritzens Wohnung einzuſcharren. Hierzu kommt ein Zerwürfniß mit Pieſacko, herbeigeführt durch deſſen Unternehmen eines centralafrikaniſchen Nationalparlaments und durch eine franzöſiſche militäriſche Geſandtſchaft aus Algier, und Fritz Beutel verläßt infolge aller dieſer Umſtände heimlich die Hauptſtadt von Macomaco.

Sein Reitſtrauß ſetzt ihn in der Libyſchen Wüſte vor einer bisher unentdeckt gebliebenen Pyramide ab, deren Inneres er betritt, um ſich darin häuslich einzurichten und ſich eine zeitlang ernſten Contemplationen hinzugeben und hieroglyphiſche Studien zu machen. Ein Sarkophag mit einer weiblichen Mumie feſſelt ſeinen Blick; er hält die Mumie gegen das durch eine Fenſteröffnung fallende Sonnenlicht, und die Mumie nieſt, weil ſie das Son-

unmöglich nicht vertragen kann, und bedarf sich schleunigst, um die Frist Probe sagt. Allmälig steht die Mixtur, Willig sind Lehen zurück, wird von Brig durch den Dieb einer von ihm aufgerichten Totenblume am Leben erhalten und ergreift ihn ihre Lebensschlafsucht. Sie war die Tochter jenes Pharao (Prinzessin Pumphira nennt ihn Thammuris III.), bei welchem Potiphar Kämmerer war. Wie dem deutschen Faust hatte sie ein zweites Liebesverhältniß, und als dieser infolge der Geschichte mit der Madame Potiphar, die von der Prinzessin als eine alte Hexe bezeichnet wird, ins Gefängniß geworfen wurde, trat sie vor den Pharao, ihren Vater, und erklärte ihm, Joseph heirathen zu wollen, oder sie würde sterben. Der Pharao, welcher Faust als erhabte Leiserfels, eine solche Mesalliance niemals zugeben zu wollen. Pumphira stürzte sich aus Verzweiflung in ihr Zimmer und ließ sich als Leiche aufbahren, einbalsamiren, und der Pharao sieht sie nun „als dem Opfer einer unglücklichen Liebesverbindung" einen schönen Sarkophag und die Pyramide. Im Verlaufe der Geschichte erfährt die Mumie unseren Helden, daß, wenn er gehe, Ihr Leben in die Brüche gehen werde; als diese sich aber dessen weigert, schraubt sie aus Verzweiflung wieder zur Mumie zusammen.

Faust erblicken wir dann wieder in Kairo, wohin er in Begleitung mehrer von ihm geschützter Räuberhauptmänner gekommen ist und darüber in Conflikte mit der ägyptischen Polizei geräth. Die Verwicklung hört von ihm, sich ihn zu einer Audienz beschieden und macht ihm den Vorschlag, ihm für seine drei Ungeheuer ebenso viele ausgesuchte Weiber aus seinem Harem abzutreten. Der Wunsch, sich ihm von dieser Seite dienstbar zu machen, wird durch Brig vereitelt, welche ihn in die Wüste entführt und ihn dort in einer Felsenhöhle gefangen hält. Faust, der verheirathete Räuberhauptmann, erkennt, daß Brig mehr noch eine Hexe als eine Schutzengel ist, und versucht nun durch Bestechung mit dem Versprechen, daß sie ihn aus der Gefangenschaft befreie, sie zu gewinnen. Brig, die sich den Besitz ihres Geliebten nicht entreißen lassen will, ist dem Vorschlage nicht abgeneigt, sie will ihn befreien, aber nur, wenn er sie heirathe. Faust, der sich nicht mehr an sie gebunden glaubt, weigert sich, und Brig, die sich nun ihrer Macht über ihn bewußt wird, droht ihm, ihn in eine Kröte zu verwandeln, wenn er sie nicht heirathe. Faust, der sich nicht mehr an sie gebunden glaubt, weigert sich, und Brig, die sich nun ihrer Macht über ihn bewußt wird, droht ihm, ihn in eine Kröte zu verwandeln, wenn er sie nicht heirathe. Faust, der sich nicht mehr an sie gebunden glaubt, weigert sich, und Brig, die sich nun ihrer Macht über ihn bewußt wird, droht ihm, ihn in eine Kröte zu verwandeln, wenn er sie nicht heirathe.

daß die ſechs Schweſtern hinter dem langen Graſe ſaßen, und ihnen allen mit einem einzigen Hiebe der Senſe die Köpfe abgeſchlagen, worauf er aus Verzweiflung ſich ſelbſt die Senſe an den Hals geſetzt und dieſen abgeſchnitten habe u. ſ. w. Fritz Beutel, der auch gerührt ſein kann, begibt ſich nun auf den Kirchhof, ſetzt ſich auf das Grab ſeines Vaters, lieſt die frommen Inſchriften und Geſangbuchsverſe voll Rührung, erinnert ſich aber an ſeinen Grundſatz, wonach der Menſch nur ſo lange lebe, als er handele, und reißt ſich mit Gewalt aus ſeiner trüben Stimmung, um wieder in die weite Welt zu gehen, da ja doch Deutſchland der Boden nicht ſei, auf dem ſich ſeine Fähigkeiten vollkommen zu entwickeln vermöchten.

Im nächſten Capitel, deſſen Inhalt durch das angeblich Barnum'ſche Motto angedeutet wird: „Die Menſchheit theilt ſich in zwei Hälften, von denen die eine ſchwindelt, die andere ſich beſchwindeln läßt", erblicken wir ihn wieder in Neuyork, wo er ſeine Auswanderer, die freilich ganz eigener Art ſind, ausſtellt und damit gute Geſchäfte macht, mit Barnum zuſammentrifft, der Beecher-Stowe für freies Theetrinken „Onkel Tom's Hütte" ſchreibt und durch ein von ihm errichtetes Heirathsbureau wieder mit Beate und dem Prinzen Knitſchogarsk in Berührung kommt. Mit Gummibahn, deren Conſtruction im Buche beſchrieben wird, reiſt er von Neuyork nach San-Francisco und von hier durch das Stille Meer nach Kalkutta, nicht ohne unterwegs bei der Königin Pomare vorzuſprechen, die ihm verſchiedene Geſtändniſſe macht. In Kalkutta lebt er als Nabob, als plötzlich eine Deputation aus Tibet mit dem großen Reichselefanten erſcheint und ihn erſucht, tibetaniſcher Dalai-Lama zu werden. Es hatte ſich nämlich in Tibet das Gerücht verbreitet, daß Gott Buddha abermals eine Incarnation erlebt habe und daß Fritz Beutel dieſe Incarnation ſei. Fritz ſchließt mit den tibetaniſchen Großen einen Contract, nur fügt er der Bedingung, daß er ſich keiner Lüge ſchuldig machen dürfe, die Clauſel hinzu: „außer wenn er Jemanden fände, der ſeinen Lügen auch Glauben beimeſſe." Als Dalai-Lama verrichtet er ſeine Functionen mit ſolchem Anſtande, daß ſich die Frauen geſtehen, ein ſo ſchöner Dalai-Lama müſſe auf der Welt nicht mehr gefunden werden; auch verjüngt er ſich durch die vorgeſchriebene Diät und den reinigenden Genuß von Gebirgskräuterthau, aber er findet dieſes Leben zu langweilig und ergreift die nächſte Feierlichkeit als Gelegenheit, auf dem großen Himalayaadler den ihm verwundert nachblickenden Tibetanern zu entſchweben. Fritz Beutel erzählt weiter:

Bald erblickte ich China unter meinen Füßen. Dieſes ebene Land kam mir aus dieſer wahrhaften Vogelperſpective vor wie ein Nipptiſch mit allerlei zierlich gearbeiteten Putz- und Spielſachen. Hier ein geradliniges Kanälchen, darüber ein zierliches Brückchen, dort ein Gärtchen mit verſtutzten Zwergbäumchen, hier ein Pagödchen, wie aus Pappe geſchnitzt, dort ein Häuschen mit kleinen Glöckchen daran, hier ein Haufen Chineſen, die wie gypſene Püppchen ausſahen und einander mit ihren kahlen bezopften Köpfen zunickten, dort ein Mandarinchen, der einem Verbrecherchen einige Hiebe mit dem Bambusröhrchen verabreichte und dazwiſchen ganz gemüthlich ein Schälchen Thee ſchlürfte. Die in regelmäßige Quadrate getheilten Städte erſchienen mir wie Schachbreter und die Menſchen darin wie elfenbeinerne Schachfiguren, und ich erwartete immer, daß ſich zwei Rieſen, der eine an dieſes, der andere an jenes Ende der Stadt ſetzen und das Spiel mit den Figürchen beginnen würden.

Fritzens Adler läßt ſich gerade in den kaiſerlichen Gärten von Peking nieder, wo Fritz von zwei Mandarinen getroffen wird. Der Kaiſer, der gerade im Opiumcollegium iſt, läßt ihn ſofort zu ſich entbieten und ihm die Alternative ſtellen: entweder ihn, den Kaiſer, niederzurauchen und dann Gemahl ſeiner funfzigälteſten Tochter, der Prinzeſſin Sitſch-Li-Fi, zu werden, oder falls er vom Kaiſer niedergeraucht würde, ſich einfach köpfen zu laſſen. Natürlich raucht Fritz Beutel den Kaiſer nieder, heirathet die Prinzeſſin Sitſch-Li-Fi und wird zum Miniſter der äſthetiſchen Angelegenheiten ernannt, die ſehr darniederliegen und zu deren Hebung er ein nachahmenswürdiges Edict erläßt. Indeß da er ſich weigert, ſich das Haupthaar ſcheeren zu laſſen und keinen andern als einen ihm am Rockkragen angenähten Zopf zu tragen, bricht eine Revolution los, vor der Fritz ausweicht, in ſeiner Privatdſchunke den Fluß bis zu ſeiner Mündung immer abwärts fahrend. Hier findet er ſeine beutelländiſche, verloren geglaubte Tochter Cichoria Cigarretta, welche unterdeß Königin der Inſel Tua-Hateine geworden iſt und ihn auf einem mächtigen fliegenden Fiſch nach Auſtralien rettet. Er macht in Melbourne die glänzendſten Geſchäfte als Goldgräber, als er plötzlich einen mit N (ſammt Krone darüber) gezeichneten Brief von Paris erhält, worin er von einer höchſten Perſon aufgefodert wird, alles ihm von Frankreich angethane Leid zu vergeſſen und ſich nach Konſtantinopel zu begeben, um an dem Kampfe der weſtlichen Civiliſation gegen die öſtliche Barbarei theilzunehmen.

Mit gewohnter Schnelligkeit trifft Fritz Beutel in Konſtantinopel ein, wo ihm der franzöſiſche Geſandte eröffnet, daß er zum Ober-Geheim-Feldmarſchall ernannt worden ſei. Leider müſſe er erſt nach Paris um einen neuen Marſchallsſtab ſchreiben, denn der alte, im Feſtungsgraben von Konſtantine wiederaufgefundene ſei von ſeinem kleinen Sohne Louis als Steckenpferd benutzt, zerbrochen und von ſeiner Frau im Kamine verbrannt worden. Der Geſandte bedauert dies höchlich, da dieſes untoward event nur zu geeignet ſei, in Deutſchland eine höchſt ungünſtige Meinung über die Führung der orientaliſchen Angelegenheiten zu verbreiten, und erbietet ſich zu jeder Genugthuung, auf die Fritz jedoch verzichtet. Er hat darauf eine Conferenz mit den türkiſchen Miniſtern der auswärtigen Angelegenheiten und des Kriegs, und befragt, was er von der orientaliſchen Frage im Allgemeinen halte, geht Fritz bis auf das Feigenblatt der Mutter Eva als die erſte und reinſte orientaliſche Frage zurück und bezeichnet als den Kern der Angelegenheit in ihrem jetzigen Stadium die Nothwendigkeit, die öſtliche Barbarei in eben dem Maße zu civiliſiren, als die weſtliche

Civilisation zu barbarisiren; und über seinen Feldzugsplan ausgetragt, erklärt er, den Krieg nicht sowol in morphologischen-systematischen als in kaufmännisch-thätiger Weise mit Einrichtung der verschiedenen Comptoir und Tiedge's „Urania" führen zu wollen. Kurz, Fritz Bruni läßt es nicht abdrängen und ist zum Handeln sehr viel geneigter, sich zu diplomatisch benommen zu haben. Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten stellt ihm nach hundigter Conferenz seinen Secretär vor, in welchem Fritz seinen alten Freund Peter Silje erkennt, der, nachdem Pleskau Petersburg in Besitz genommen ein Gute und Schreiben genommen, in Konstantinopel ein „diplomatisches Netzwerkerfertigungsbureau" errichtet hat. Man weiß nun, was wenn alle die Schienen, zwischen den verschiedenen Rädern gewechselten Noten verfertigt worden sind, jedoch müssen wir die besonderen Genauigkeit wegen bemerken, daß bei der neuesten Hatz auf den Peter von Peter Silje's Frau, ehemaligen Cleilerzeig, herrühren.

Fritz Bruni weiß nun nach der Donnau gekocht und trifft auf Bukarest, Belgrad und gerade zur rechten Zeit ein, um den Russen den Sieg, den sie bereits in Händen hatten, wieder zu entreißen. Er ertrugte nämlich gang unbemerkt an der russischen Schlachtlinie herum und besuch sie mit einem seiner schärfsten Blicke, worauf die Russen von Osman-Pascha die Besitzung ihr Magen nehmen sahen und nicht wieder aufzuklicken wagten. Das Weitere ergibt das Buch. Der Kuhn Fritz Bruni's erregt sich in seiner „Peter Pudels Gedanken" es kommt zu einem Zerwürfniß zwischen Beiden, und Fritz Bruni ist der Sieger, als der Augenblick da ist, wo er sich mit Rob Roy und Daniel Brunit, da Beide auf sich ihre einzige Hoffnung bauen, auch der Kuhn einschiffen kann. Fritz Bruni gewinnt durch Bill und Kündnis die Schlacht an der Donau und kann so die Eroberung von Constantinopel. Das Hauptmanöver war folgendes. Fritz Bruni hatte sich mit Rob Roy und Daniel Brunit dahin verabredet, daß sie Alle einstimmig auf die Kanonenrohre geben sollten, um die Mündung zu treffen und in den Augenblick, wo die Kugel beim Abfeuern herausfliege, sich auf die Kugel zu schwingen.

Es schrie ich — ergählt Fritz Bruni — einige Augenblicke Ruhe in der Kanone zu gelegt hat, so muß selbst bemerken. Die Kugel hat sich glücklicher- oder unglücklicherweise mit dem Kanonenrohre verwechselt. Brunnel Kanonier der Kopf und mir ist mir ein gewöhnlichen Kanonier viel ist Ihm zu — Entschuldigen Sie, Herr Brunel! ich weiß nicht, meine Absicht!" — „Ob, ich bitte", sagte sein Kopf im Mörser, „es ist mir gar nichts zu bedauern."

Aber Fritz Bruni hatte im Innern der Festung einen schweren Stand und es mußte ihm noch seine Tochter, die Prinzessin Nana Sahib, mit ihren persönlichen Talenten Hülfe zu kommen, er mußte noch zu einem letzten äußersten Mittel greifen, ehe sich der Fürst Menschikow dazu verstand, ihn die Festung sammt Munition und Zucker zu übergeben. Die Garnison schickte eine Deputation von Generalen an ihn und erklärte ihm ihre Bereitwilligkeit, unter der Bedingung, daß man sie am Leben verschonte. Fritz Bruni trat sofort mit der Capitulationsurkunde in das Hauptquartier der Verbündeten hinaus, um die Unterschrift seiner Collegen, der beiden Marschälle, zu erhalten. Fritz Bruni erzählt:

Im Hauptquartier angekommen, fand ich die beiden Marschälle in entgegen Weise über das Abziehen eines großen Stumm, den sie, unfähig der Dinge, welche im Innern der Stadt vorgingen waren, inzwischen unternommen hatten. Wir eilten sie die Augen auf, als ich ihnen das Vorgefallene erzählte und ihnen das Uebereinkommen mit den Capitulationsbevollmächtigten.

Hundred! sagte mit Saint-Arnaud, Schwindelsucht! rief Bagnan, Unsinnigkeit! sagte Saint-Arnaud, Narrenhaftigkeit! rief Bagnan.

Als sie aber das Ertenthiel näher prüften, konnten sie an der Hinsicht nicht weiter zweifeln, daß sie in meinen an sich nicht mit der Freundschaft sind, da ich erwartet hatte Gleichheit. Nein, gröberen Spaß, verschiener Wagen meinen sich in ihren einfachen Augen, durch die jedoch die innere Bedeutung hindurchleuchtete. Wie gewonnen war es zu Wasser meiner Thaten nicht, lieber verschwiegen sie die sichtbare Beute, die sie ihnen zu Füßen legte.

Ich ging an Ort und Stelle, was Sie und erzählen, ein regelmäßiges Bulletin machen, das nach dem Geschmack der Polizei voller und Ehrgeiz, ihnen reichen sollte, und Fritz Bruni's Capitulation mußt verfassen. Es ist überzeugt noch nicht soviel Blut vergossen, als es meinen Bedingungen und im Interesse der Panier liegt. Ehe mir nicht das Blut bis zur Lache reicht, ehe nicht Ströme von Capitulation an Blut bis zur Zaille! Blut bis zur Zaille!

Fritz Bruni's Kriegsforderungen ist ganz Bezeichnung und groß, damit wir die ein ganzen Leben verschaffen! Wie ist es möglich, daß man Kriegsforderungen ein ganzes Leben verschaffen! England steht schon bis über die Ohren in Gewalt, und man faßt nun das Unternehmen mit Schiffe Tuning, Mr. Champagner und Delicatessenwaren bewilligen, um diese Barbaren auf Kosten der westlichen Civilisation zu stürzen! Denken Sie denen, daß die Kanonenrohre der Ehre die Gnade und der Ehre Kanonen! Nein, so sind wir nicht! Blut bis zur Zaille! Blut bis zur Zaille! Saint-Arnaud! Bagnan! Nun, nun! Nein, so! Nein, so! Nein, so

helt ausgewieſen. Die Nachricht von der Uebergabe der Feſtung hatte ſich inzwiſchen verbreitet. Ein Karpfen hatte ſie aufgeſchnappt, nämlich das Actenſtück, das ich in einem Anfalle gerechter Entrüſtung in das Hafenbaſſin geworfen hatte; er war bis vor den Eingang des Hafens geſchwommen, wurde hier aufgefiſcht und zu einem Diner zubereitet, welches ein engliſcher Schiffscapitän kurz vor ſeiner Abfahrt ſeinen Freunden gab. Beim Zerlegen des Fiſches hatte man das noch ziemlich leſerliche Actenſtück gefunden; ein anweſender Lord, der es in ſeiner einſamen Villa als den köſtlichſten Schatz ſeiner hiſtoriſchen Curioſitätenſammlung verwahrt, hatte es dem Schiffscapitän um die Summe von 10,000 Pfund Sterling abgekauft, der Schiffscapitän aber die Nachricht davon nach Varna gebracht, von wo ſich die Kunde durch den berühmten Tataren weiter verbreitete. Die Kunde von der Uebergabe Sewaſtopols hat ſomit auf die natürlichſte Weiſe, die es geben kann, ihren Weg in die Länder des Weſtens gefunden.

Hiermit iſt das Buch noch nicht ganz zu Ende, aber wir wollen unſere Auszüge hier ſchließen; denn die Münchhauſen'ſche Tatarennachricht bildet den Gipfel des Werks, und da man dieſe geglaubt hat, ſo wird man auch an Fritz Beutel's Manoeuvres, durch die er die Eroberung von Sewaſtopol möglich machte, glauben müſſen. Ueberhaupt enthalten ja faſt alle unſere Romane ſo Vieles, was der Leſer auf Gnade und Ungnade glauben muß und was doch niemals in dieſer Weiſe geſchehen iſt, noch geſchehen konnte, warum will man nicht einen Schritt weiter gehen und auch Fritz Beutel's Abenteuer für wahr halten? Man könnte vielleicht einwenden und ſagen: der Verfaſſer hätte dem Helden eine andere Haltung geben und ihn den ganzen tollen Carneval nicht als einen vollkommen darin Aufgehenden mitmachen laſſen ſollen. Der Verfaſſer geſteht, daß er nicht einſieht, wie er einen philoſophiſch oder ſentimental reflectirenden, vornehm ſich abſeits ſtellenden nichtmünchhauſenſchen Fritz Beutel hätte möglich machen können, ohne dieſe ganze Münchhauſen'ſche Welt, deren Geſchöpf wie Schöpfer Fritz Beutel iſt, gänzlich über den Haufen zu werfen. Zum Schluß erlauben wir uns, eine Bemerkung der „Karlsruher Zeitung" anzuführen. Sie meint, es könne leicht geſchehen, daß das Buch von der einen Seite unterſchätzt, von der andern als „ſatiriſche Lebenspoſtille" überſchätzt werden, überhaupt die Urtheile darüber kaum auch nur annähernd übereinſtimmen würden, und fährt dann, in des Verfaſſers Idee richtig eingehend, fort:

Humbug, das Uebertreibende und Uebertriebene aller Lebensverhältniſſe, iſt die Idee, welche dem Buche zugrunde liegt, der Probirſtein der Vergleichung mit unſern Verhältniſſen, der Schlüſſel, ohne welchen ein Schatz von ſtrafender Satire ungehoben unter dem Schutt tollauniger Gedanken liegen bliebe. Denn Humbug iſt ja in ſo Vielem der uns zunächſt liegenden Verhältniſſe zu finden, Humbug im noch dauernden Kriege und den Zeitungsartikeln darüber, Humbug in Orden, Humbug in der Literatur, in Handel und Wandel, Humbug ſucht ſich oft auf Kanzel und Katheder einzudrängen. Von dieſem Standpunkt aus wird alſo das Buch nicht flüchtig zu leſen, ſondern ernſtlich zu prüfen ſein, wenn man ſich nicht gröblich über ſeinen Werth täuſchen, wenn man überhaupt aus deſſen Leſung Nutzen ziehen will.

Es wird dem Verfaſſer lieb ſein, wenn das Buch den angedeuteten nützlichen Zweck erfüllt; für ihn ſelbſt war es eine Art Herzenserleichterung, eine Abfindung mit der Zeit auf humoriſtiſchem Wege.

Hermann Marggraff.

(Der Beſchluß folgt in der nächſten Lieferung.)

Ludwig XVII. als Held eines Romans.

Ein Staatsgeheimniß. Roman von Levin Schücking. Drei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1854. 8. 5 Thlr.

Ein politiſcher Roman? Alle Tendenzpoeſie kann nur den Zweck haben, dem großen Publicum gewiſſe Ideen, die, in trockenen Abhandlungen entwickelt, weniger allgemeiner Empfänglichkeit begegnen würden, ſo zu ſagen ſpielend beizubringen. Sie faßt die Menſchen bei ihrer ſchwachen Seite, der Leidenſchaft, und gewinnt damit allerdings nicht ſelten großen Anhang. Indeſſen hat jede Aufregung doch ihre oft ſehr kurz gemeſſene Zeit; man beſinnt ſich, geſteht vielleicht zu, daß das Buch wirklich recht ſchön ſei, und läßt daher dem Verfaſſer alle Gerechtigkeit widerfahren. Allein man erkennt doch bald genug, man ſei von Einſeitigkeit beſtrickt geweſen; man gibt zu, daß auf der andern Seite auch Leute wohnen; der ehrliche deutſche Kosmopolitismus will dieſe doch nun auch gelten laſſen, und kurz, der politiſche Tendenzroman hat ſeine Zeit gehabt. Jener Producte, denen man es ſogleich an der Stirn geſchrieben ſieht, daß ſie lediglich Echo eines angeſchlagenen Tons, alſo nur ein flüchtiger Laune entgegengetragenes Modefabrikat ſind, iſt hier nicht weiter zu gedenken. Iſt das „Staatsgeheimniß" von Levin Schücking ein politiſcher, ein Tendenzroman? Staatsgeheimniſſe können doch nur politiſcher Natur ſein; ſodann handelt es ſich im Buche wirklich um rechtmäßigen Beſitz eines königlichen Namens und einer Krone. Wir haben es jedoch lediglich mit einem Unglücklichen zu thun, deſſen ephemere Erſcheinung allerdings einmal, ihm ſelbſt unbekannt, als Hebel benutzt werden ſollte, eine gewaltſam in den Abgrund der Vergeſſenheit geſchleuderte Krone für einen Andern wiederheraufzufördern. Doch wie man dieſem Unglücklichen nicht einmal das Recht der Exiſtenz zugeſtehen mochte, ſo ward ihm auch faſt jede Thür ſelbſt zu dem beſcheidenſten Standpunkte verriegelt, und ſo ſchlich er nur am äußerſten Rande der vom eiſernen Fußtritt Napoleon's erſchütterten Weltbühne hin, um vergeſſen zu werden. Ein politiſcher Roman, wie viele Elemente dazu auch vorlagen, iſt das Buch nicht; es wird auch nur ſchlichtweg „Roman", alſo auch nicht einmal „hiſtoriſcher Roman" genannt, und nun wollen wir ſehen, was er gibt.

Der ſeiner Zeit in öffentlichen Blättern und im Munde der Geſellſchaft als Prätendent der franzöſiſchen Königskrone viel beſprochene Karl Wilhelm Naundorf gibt den Aufzug für das künſtliche Gewebe, welches allerdings dieſen Aufzug vorausſetzt, bedingt, ihn aber deckt, um ſich ſelbſt möglich zu machen. Der zweite Theil ſtellt Alles zuſammen, was dem Genannten ein Recht auf den Namen „Ludwig XVII." beizulegen vermag, und am Ende des dritten Theils wird ein Enregiſtrement aus dem Todtenbuche der Stadt Delft beigebracht, welches ihn geradezu als Sohn Ludwig's XVI. und ſeiner Gemahlin bezeichnet. Dieſes Document kann jedoch nur dann von Gewicht ſein, wenn es nach Enthüllung des hiſtoriſch noch tief verſchleierten Lebens während der vorhergehenden 40 Jahre ſich als zweifelloſer Schlußſtein herausſtellen ſollte. Der Verfaſſer wollte nicht die Geſchichte dieſes Lebens vorführen, vielmehr nur weitere unbefangene Forſchungen anregen. Er wollte Bilder aus einer Zeit aufrollen, die durch und durch zerklüftet war. Darum auch iſt jener Unglückliche nicht die Hauptperſon. Ueberhaupt müſſen wir den Gedanken an eine ſolche, wie ältere Aeſthetiker ſie unbedingt foderten, aufgeben. In jener Zeit, wo alle Verhältniſſe bunt durcheinandergewürfelt waren, gab es eigentlich auch nur eine einzige

handeln, und diese, Manchen, hatte sich selbst noch durch die Hoffnung getröstet, daß sie, wie die Aristokraten auf dem dritten Akten Platz zu suchen und eine Ordnung zu schaffen, in diesem unbeschränkten Zerstörungswerke allen Stoffen sich finden würde. Sie kannten und gehen denn im Buche die Berichten, wie es sich bei Leben von 1865 so machen wollte, und dem sich bereits, als es kam.

Also der gestürzten Kaiser. Damit ist nicht allein das Wort der Kaiser gemeint, sie mit einander wirklich besitzen, sondern in Übereinkunft zu bringen und anordnungen, sondern vielmehr auch die Kaiser verwandten unter, welche die Kaiserin und bekannten Kaiserpaare beim Verlassen von Paris sahen, die aber, wenn sie einen Kaiserpaar sahen, sich nicht ungesehen gefangen sahen. Der freie Wille der Selbstbestimmung ist unter diesen Umständen, wo die Kaiser verschiedene Kaiser zu bringen, also auch dasselbe überall anders formulieren und kannt haben und aufsprachen, sich für selbstständig erklären zu sind Gefangen noch nirgend gefunden wurde. Da dem gegenüber aber gegenüber Manche sicher Selbstständigkeit aus dem einzig unbestreitbaren Thatsache, aber auch die Möglichkeitsfolgen begründet sein, daß sie an den angeschlossenen Kaiserpaaren Kaiser, die sich in Selbstbestimmungen verpflichtet, welche sein, in nachdem sie sich entfernen, gewöhnlich als schwere, selbst Gewaltsamkeiten gegen sich selbst ausgesprochen haben. Schlechter anerkennen.

Im Kaiserpaaren Buche machen wir mit nicht weniger hoher persönlicher Bekanntschaft. Es ist, die Akten wie die Kaiser, die Kaiserin, die Kaiserin, die Kaiserin

und dem Unglauben. Die Besorgniß, durch ihre Schwärmerei dem Machthaber gegenüber selbst compromittirt zu werden, hält es, noch unterstützt von Familienrücksichten, rathsam, die Excentrische nach der deutschen Grenze zu in ein Kloster zu schaffen, nicht ahnend, daß eben damit ein Knoten geschürzt werde, welchen die Sorglichen nicht lösen, nicht zerhauen können. Septimaniens Flucht aus dem Kloster ist der Beginn eines abenteuernden Lebens, welches sie bald zu dem Prätendenten führt, und diesem gegenüber entwickelt sich eine weibliche Individualität, die eben durch ihre reine Naturwahrheit mit jedem Zuge mehr fesselt.

Dem Prätendenten, aus einer niedrigen Sphäre, einem gefahr- und qualvollen Wanderleben auftauchend, ist die Sicherheit des Daseins soweit verlorengegangen, daß er, schwankend zwischen einer Krone und einem Nichts, keinem ihm dargebotenen Haltpunkt für seine Berechtigung vertrauen mag. Septimanie, von Jugend und Schönheit mächtig unterstützt, müht sich vergebens, den Prinzen, den Mann zu wecken. Es ist ein unbeschreibbares Verhältniß zwischen Beiden; ein Verhältniß, bei welchem die Liebe, bewußt oder unbewußt, der Grad derselben und der Einfluß, den die Möglichkeit eines Throns auf das weibliche Herz üben mag, schwer zu bestimmen sind. Dennoch ist in Septimanie nichts Unsicheres, Schwankendes. Ihre Ueberzeugung, daß sie wirklich und wahrhaftig für den unterdrückten Dauphin, für seine zweifellosen Ansprüche einstehe, will, was ja doch jede Jungfrau will, auch den Mann als solchen, der dann auch schon als solcher eine Krone würdig trage, achten und ehren können, und wie er, schon in früher Jugend herabgedrängt, als Fremdling dastehe in Hofkreisen und vor den Pflichten eines Königs, da fehle doch nicht die hebende, haltende Erfahrung seiner zu jedem Opfer bereiten Anhänger. Der Prätendent will nichts als Anerkennung seines Rechts auf einen königlichen Namen und dann eine bescheidene Stellung unter dem Koloß der Zeit, wie Platen einmal den ersten französischen Kaiser bezeichnet. Es gibt gewichtige Gründe für die Annahme, daß der Prätendent eigentlich das Richtige wollte. Napoleon dagegen konnte sich nicht berufen erachten, dazu die Hand zu bieten. Er fertigt den Prätendenten in der musterhaft dargestellten Audienz bald genug kurz mit den Worten ab: „Sie sind ein Schauspieler!" Hätte er ihn wirklich nur für einen solchen gehalten, die Audienz, wenn sie überhaupt möglich geworden wäre, hätte schon auf der Stelle mit Verhaftung geendet. Aber es bleibt dem nun aller Hoffnung Beraubten Zeit sich zu entfernen, und indem er selbst von der Schaubühne des öffentlichen Lebens verschwindet, muß für seine Rettung der junge Rencarville den Tod finden, den Tod, für die Mutter, für die Gemahlin Septimanie einen unzerreißbaren Trauerschleier webend für ihr ganzes Leben, welches nun jeden Anhaltspunkt verloren hat.

Genug! Man wird fragen: wo ist hier das Staatsgeheimniß, welches dem ganzen Buche den Titel, das Dasein gab? Das ist, wie so ziemlich alle Staatsgeheimnisse, ein ganz unscheinbares Ding: eine Schatulle, die, wie wir erst spät erfahren, alle Documente in sich faßt, welche die Ansprüche des Prätendenten begründen. Die Jagd nach diesem Schatze, der fortwährend zur Hebung steht und doch immer wieder verschwindet, und als er endlich gehoben ist, dem Eigenthümer so wenig wie jedem Andern weiter nützen kann, diese Jagd ist der Grundton des ganzen Buchs. Sie beginnt mit einem schlichten stillen Idyll, dem man es gar nicht ansehen sollte, daß der Wolf schon heranschleicht, diesmal nicht im Schafpelze, aber doch in dem Kleide der Demuth, einer erborgten Mönchskutte, und von nun an beschäftigt sie vom Ersten Consul ab eine Menge Hände und Köpfe durch alle Schichten der Gesellschaft bis hinunter zu einem flüchtigen Refractaire.

Gleich im Eingange dieser Relation ist gesagt, das Buch sei kein „politischer" Roman. Der fernere Bericht aus demselben bewegt sich dagegen immerwährend, wie gebannt, in dem Zauberkreise der Politik. Abgesehen davon, daß oben zunächst nur der Tendenzroman gemeint war, ist hier überhaupt der Widerspruch nur scheinbar. Der vom Verfasser gewählte Grund und Boden für sein Gemälde bedingt Ereignisse und Persönlichkeiten, die um 1803 allein durch den gewaltsamen Umschwung des Zeitenrades in Bewegung gesetzt, erhoben, fortgeschleudert, vernichtet werden konnten. Allein eben diese Persönlichkeiten in ihrem Selbst, ihrem Gebahren untereinander und gegenüber der Nothwendigkeit zur Erscheinung zu bringen, Charaktere der mannichfaltigsten Gattung ihre Rolle versuchen zu lassen und damit ein getreues, reiches Bild der Zeit stereoskopisch aufzustellen, das war die nächste Aufgabe, deren Lösung jeden mit Antheil Lesenden selbst bis in jene Partien hinein, die nur mit wenigen Strichen wie verloren hingeworfen sind, befriedigen muß. Man kann hierbei nur an den Reisenden für das Haus Wassertritt und Fritze erinnern, dem auf seinem Wein- und Colonialwaarentritt durch ein Stück schwer ins Gewicht fallender Weltgeschichte alle Menschen zu dumm sind.

Den Gang der Handlung durch alle 40 Capitel des Buchs auch nur kurz hier darlegen zu wollen, ist an sich eine nicht ganz leichte Aufgabe, sofern diese nur einigermaßen genügend befriedigt werden sollte. Zur Empfehlung des Buchs würde eine solche Relation nichts beitragen können, und der Verfasser bedarf der Empfehlung nicht. Es ist daher vorgezogen, nur die wenigen Personen besonders hervorzuheben, welche als die bedeutsamsten sich geltend machen und zugleich Gegensätze bilden, die in allem Leben überhaupt eine Stimme haben. Vom künstlerischen Standpunkte aus sind diese Gegensätze als Vertreter der tragischen und komischen Muse zu bezeichnen, und wie diese im Leben sich in unberechenbarem Wechsel suchen, fliehen, verfolgen und verbinden, so auch hier im Buche, welches nichts weiter sein will als ein Roman. Aber der echte Roman ist immer eine Weltgeschichte.

Damit möchten wir von dem Buche Abschied nehmen, wollen aber doch den eigenen Wunsch des Verfassers noch einmal wiederholen, daß seine Erinnerung an den immer noch als ein fast vergessenes Geheimniß verübergegangenen Prätendenten weitere Forschungen anregen möge; denn obgleich dieser für die Gestalt unserer Zeit kaum irgendeine Bedeutung haben mag, so muß es dem Historiker doch immer eine wichtige Aufgabe bleiben, verschlungene Fäden der Geschichte zu entwirren, da sie im Gewebe derselben als Aufzug oder Einschlag möglicherweise Geltung haben können, um einer ganzen Reihe von Erscheinungen erst ihr volles Recht in reinem Lichte sicherzustellen. 50.

Pariser Stereoskopen.

Pariser Stereoskopen. Von E. Kossak. Berlin, Stage. 1855. Gr. 16. 1 Thlr.

Jener Buchhändler hatte ganz Recht, als er das Manuscript eines renommirten Autors nicht eher verlegen wollte, als bis sich ein guter Titel gefunden. Der gute Titel, das ist schon der halbe Erfolg eines Buchs, und das hätte ein so erfahrener Journalist wie Kossak wissen sollen; er hätte den Publicum keine „Stereoskopen" bringen sollen, denn es ist dies ein Wort, an dessen Laut sich die Zunge des Lesers zerarbeitet, vielleicht auch am Begriff; er hätte es bei „Pariser Contouren" belassen oder seine Skizzen „Lichtbilder" nennen sollen, denn bei großer Aehnlichkeit haben sie alle jenes unklare, zwinkerhafte Auge, welches wir bei den Daguerreotypien anzutreffen gewohnt. Wir kommen nun zu dem Motto aus Pascal, daß jedes Ding zwei Seiten habe. Pascal war ein kluger Mann unstreitig und Kossak hat ihn und sein Motto eher gekannt, bevor er nach Paris reiste. Das ist ein sehr wichtiger Umstand, weil gewisse mottebedürftige Autoren sich erst zuletzt nach einer Firma umsehen, die sie beleseneweise als Aushängeschild benutzen könnten — Autoren, die so beschr

ist alles auf der Erde dunkel, die Blumen alle, die sich nach der Sonne richten, sind schon geschlossen, und nur die Sonnenblume, die ihr Haupt nicht so leicht beugt, steht noch offen, und sieht mit ihrem Goldgesicht, wie ein Mond, in die Nacht hinein. Jetzt kommt die Nacht, und die Sonnenblume muß ihr Haupt beugen. Es ist, als wenn sie sagte: Ich habe getan, was ich konnte, ich habe mich gedreht, wie ich konnte, ich habe mich gebeugt, wie ich konnte, ich habe mich gebeugt, wie ich konnte, ich habe mich gebeugt

Chartres befindlichen Manuscript von G. Duplessis in Begleitung eines Vorworts und eines Glossars herausgegeben. Die Hachette'sche Buchhandlung hat eine Sammlung von Classikern in Duodezbänden ins Leben gerufen, die namentlich durch ihre Wohlfeilheit auf ausgebreitete Theilnahme sich Rechnung machen darf. Die vollständigen Werke von Molière, Montesquieu und Lafontaine sind bereits erschienen, und wie es heißt, wird demnächst auch ein vollständiger Voltaire erscheinen. Dieselbe Buchhandlung veranstaltet gegenwärtig eine neue Ausgabe der „Mémoires sur les grands jours de Clermont", einer Schrift, die schon längst nicht mehr zu haben war, und der berühmten „Mémoires de Saint-Simon", von Chéruel nach dem Originalmanuscript redigirt. Das „Athenaeum français" spricht den Wunsch aus, daß es dem gelehrten Herausgeber gefallen möge, erklärende und berichtigende Noten beizugeben, da die bisherigen Ausgaben von Entstellungen und Incorrectheiten wimmelten. Durch das „Journal du Marquis de Dangeau" (mit den Anmerkungen Saint-Simon's), dessen sechster Band eben im Begriffe sei die Presse zu verlassen *), würde, meint das „Athenaeum français" weiter, dem Herausgeber dieser Versuch sehr erleichtert werden.

Die heilige Zita.

Eine kleine Schrift der Gräfin Hahn-Hahn ist jetzt unter dem Titel „Légende de sainte Zita, servante; par la comtesse Ida Hahn-Hahn" ins Französische übersetzt worden, obschen sie nach französischen Blättern nicht viel mehr ist als ein Auszug aus Montreuil's im Jahre 1845 erschienenen Schrift: „Vie de sainte Zita, servante de Lucques au 13me siècle." Fioriti hat schon früher ihr Leben weitläufig beschrieben, und von der Popularität, deren sich diese Heilige in Italien zu erfreuen hatte, zeugt auch Dante's Anspielung:

Ecco un degl' anzion del santa Zita.

Man erzählt von dieser zur Heiligen erhobenen Magd dasselbe Wunder, was man auch von der heiligen Elisabeth erzählt. Einst begegnete derselben ihr Dienstherr Fatinelli, als Zita gerade unter ihrer Schürze Lebensmittel zu einigen Nothleidenden trug. Fatinelli fuhr sie barsch an und fragte: was sie da trüge? Blumen, antwortete sie. Und richtig, als er die Schürze emporhob, erblickte er nichts als Blumen, in welche sich die Lebensmittel verwandelt hatten. Will man den weiblichen Dienstboten unsers Jahrhunderts Zita als Muster aufstellen, so sollte man wenigstens diese Mirakel, so poetisch sie auch erfunden sein mögen, beiseite lassen. Ohnehin hatte Zita nicht die Wahrheit gesagt, als sie sagte: Das sind Blumen! und es heißt doch: Du sollst nicht lügen! Eine aufgeklärte Dienstmagd in unserer Zeit wird sich aus dieser Legende wahrscheinlich die Moral entnehmen: Lebensmittel verwandeln sich in unserer wunderlosen Zeit nicht mehr in Blumen, aber lügen darfst du im Nothfall, denn auch die heilige Zita hat ihrem Herrn nicht die Wahrheit gesagt.

Rousseau'sche Reliquien.

Einen ganz eigenthümlichen Schatz besitzt die Bibliothek von Neufchâtel an Rousseau'schen Manuscripten, woran sie reicher ist als irgendeine andere Büchersammlung in Europa. Sie wurden von Rousseau's Freunde du Peyrou, einem Bürger der Stadt Neufchâtel, dem sie der berühmte Schriftsteller in Obhut gegeben hatte, als Rousseau'sches Vermächtniß dort niedergelegt. Félix Bovet, Bibliothekar der Stadt Neufchâtel, hat über diese Manuscripte einen interessanten Artikel im „Recueil des actes de l'Institut génevois" veröffentlicht. Man wird mit Interesse vernehmen, daß sich darunter auch mehre niemals gedruckte Arbeiten befinden, die jedoch leider nur unvollendete Fragmente geblieben sind, darunter: „De l'honneur" (Bruchstück einer philosophischen Abhandlung); „Lettres philosophiques adressées à une dame"; „Les lois"; „Conseils à un curé"; „Arlequin amoureux"; mehre Varianten zu den ersten Capiteln seiner „Confessions"; mehre Fragmente, auf einzelne Blätter oder Karten geschrieben, namentlich aber der Anfang einer kleinen Erzählung mit dem Titel: „Le petit Savoyard, ou la vie de Claude Noyer." Das „Athenaeum français" theilt dieses Bruchstück in Nr. 52 f. 1855 mit, jedoch nicht vollständig, da der Rest wegen der vielen Correcturen, woran das Manuscript wie alle Brouillons von Rousseau's Hand sehr reich ist, trotz aller Mühe nicht zu entziffern war. Wir müssen Diejenigen, welche diese interessante Rousseau'sche Reliquie kennen zu lernen wünschen, auf die besagte Nummer des französischen Blattes verweisen. **H. M.**

*) Vergl. über das „Journal du Marquis de Dangeau" die pariser Mittheilung in Nr. 27 d. Bl. f. 1855. D. Red.

Bibliographie.

Arnold, G., Geistliche Minne-Lieder. Herausgegeben K. C. E. Ehmann. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 8. 4 Ngr.

Bachstein, J., Gereimte und ungereimte Gedanken. Eilenburg, Offenhauer. 8. 8 Ngr.

Döring, M., Alexander der Große von Makedonien. Ein Lebensbild in epischen Gedichten. Freiberg, Graz u. Gerlach. 8. 12 Ngr.

Die Frau des Sträflings. Scenen aus dem australischen Leben. Aus dem Französischen übersetzt von K. Günther. Wien, Ludwig u. Baug. 1855. Gr. 8. 10 Ngr.

Liebner, Th. A., Abschiedspredigt in Leipzig und Antrittspredigt in Dresden. Gettingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 8. 6 Ngr.

Preser, E., Gedichte. Fulda, Maier. 16. 21 Ngr.

Das große Reich der Buchhändler von Senft und Zeyl. Nebst Anhang: enthaltend Kladderadatsche — und humoristische Nachdrücke. Leipzig, Wengler. 16. 7½ Ngr.

Satiren und Pasquille aus der Reformationszeit; herausgegeben von O. Schade. 1ster Band. Hannover, Rümpler. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Schornstein, R., Pestalozzi's Mission an die Mütter. Elberfeld, Bädeker. Gr. 16. 7½ Ngr.

Sturm, S., Einer ist euer Meister. Ein historischer Roman aus dem 16. Jahrhundert. Vier Theile. Frankfurt a. M., Brönner. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Mein Tagebuch. Wien, Haas Wwe. u. Campen. 12. 20 Ngr.

Wohlmuth, L., Dramatische Werke. 1ster Band. Nürnberg, v. Ebner. 8. 16 Ngr.

Wolff, W., Der persönliche, lebendige Gott. Ein Versuch. Dünkelsbühl, Walther. Gr. 8. 27 Ngr.

Wulff, F. W., Im Frühling. Gedichte. Altona, Verlags-Bureau. 16. 24 Ngr.

Tagesliteratur.

Baumgarten, M., Nothgedrungenes Wort in einer schleswigschen Sache. Eine theologische Appellation an das deutsche Volk. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. Gr. 8. 12 Ngr.

Nécessité d'un congrès pour pacifier l'Europe, par un homme d'état. — Nothwendigkeit eines Congresses, um in Europa den Frieden wieder herzustellen von einem Staatsmanne. Mit einem Nachwort. Berlin, Behr. 8. 3 Ngr.

Die Theater-Agenturen. Ein Zeitbild, der gesammten deutschen Theaterwelt gewidmet von der Monatschrift für Theater und Musik. Wien, Wallishausser. Gr. 8. 5 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Durch alle Buchhandlungen sind von nachstehenden für 1856 bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften **Probenummern** oder **Prospecte** zu erhalten:

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von **Hermann Marggraff.**

4. Der Jahrgang 12 Thlr.; das Halbjahr 6 Thlr.; das Vierteljahr 3 Thlr.

Werden in wöchentlichen Nummern zu 2—3 Bogen ausgegeben. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 3 Thlrn. beigelegt.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von **Robert Prutz.**

8. Der Jahrgang 12 Thlr.; das Halbjahr 6 Thlr.; das Vierteljahr 3 Thlr.

Wird in wöchentlichen Nummern zu 2—3 Bogen ausgegeben. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 3 Thlrn. beigelegt.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von **Karl Gutzkow.**

8. Vierteljährlich 20 Ngr.

Werden in wöchentlichen Nummern zu 1 Bogen oder in monatlichen Heften zu 4—5 Bogen ausgegeben. Anzeigen werden auf den Umschlägen der Monatshefte abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 2½ Ngr. berechnet. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend beigelegt.

Soeben erschien in meinem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Münz-, Maass- und Gewichtsbuch.

Das Geld-, Maass- und Wechselwesen, die Kurse, Staatspapiere, Banken, Handelsanstalten und Usanzen aller Staaten und wichtigen Orte.

Von

Christian Noback und **Friedrich Noback.**

Sechstes Heft. Melbourne — Persien.

8. Geh. 12 Ngr.

Die erschienenen Hefte sind in allen Buchhandlungen zu erhalten; ein ausführlicher Prospect befindet sich auf den Umschlägen der beiden ersten Hefte.

Leipzig, im Januar 1856.

F. A. Brockhaus.

Unterhaltende Belehrungen zur Förderung allgemeiner Bildung.

Dieses Werk — eine Reihe trefflicher Volksschriften, von einer Anzahl der ausgezeichnetsten Schriftsteller Deutschlands verfaßt — erscheint im Verlage des Unterzeichneten in einzelnen Bändchen, deren jedes einen Gegenstand als ein abgeschlossenes Ganzes behandelt und 5 Ngr. kostet. Neu ausgegeben wurden das 23. bis 26. Bändchen und enthalten:

23. **Nahrungsmittel und Speisewahl** nach Alter, Jahreszeit, Beschäftigung und Körperzustand, von K. Rectum.
24. **Das Glas**, von J. R. Wagner.
25. **Heinrich Friedrich Karl Freiherr vom und zum Stein.** Ein biographisches Gemälde aus der Geschichte des deutschen Vaterlandes, von Franz Mauritius.
26. **Gustav Adolf**, König von Schweden. Ein Lebensbild von Franz Mauritius.

Die früher erschienenen zweiundzwanzig Bändchen enthalten:

1. **Unsterblichkeit**, von H. Ritter. — 2. **Der gestirnte Himmel**, von J. H. Mädler. — 3. **Das Mikroskop**, von O. Schmidt. — 4. **Die Bibel**, von F. A. D. Tholuck. — 5. **Die Krankheiten im Kindesalter**, von A. F. Hohl. — 6. **Die Geschworenengerichte**, von R. Köstlin. — 7. **Deutschland**, von H. A. Daniel. — 8. **Die Lebensversicherungen**, von E. S. Unger. — 9. **Sonne und Mond**, von J. H. Mädler. — 10. **Das Slawenthum**, von M. W. Heffter. — 11. **Das Gold**, von R. F. Marchand. — 12. **Schutzzoll und Handelsfreiheit**, von D. Hübner. — 13. **Die Künstler unter den Thieren**, von A. B. Reichenbach. — 14. **Die Telegraphie**, von L. Bergmann. — 15. **Schiller.** Eine biographische Schilderung von J. W. Schaefer. — 16. **Die Blumen im Zimmer**, von F. Freih. von Biedenfeld. — 17. **Die deutsche Hansa**, von F. W. Barthold. — 18. **Benjamin Franklin.** Sein Leben, Denken und Wirken. Von H. Bettziech (Beta). — 19. **Der Haushalt der Pflanze**, von F. Cohn. — 20. **Kaiser Karl der Große.** Ein Geschichtsbild von J. Rank. — 21. **Das Planetensystem der Sonne**, von J. H. Mädler. — 22. **Das Kochsalz**, von P. A. Bolley.

Ausführliche Anzeigen über den Plan des Unternehmens sind in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten.

Leipzig, im Januar 1856.

F. A. Brockhaus.

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Welt und Herz.

Dichtungen von

Wilfried von der Neun.

Zweite Auflage.

8. Geh. 24 Ngr.

Arndt, Rückert und **Uhland** haben die Widmung dieser bereits in zweiter Auflage vorliegenden Gedichtsammlung angenommen.

Die Zeitschrift Europa

unter Redaction von Dr. F. Gustav Kühne

erscheint vom Januar 1856 ab im Verlage des Unterzeichneten und zwar wöchentlich in einer Nummer von wenigstens 1½ Bogen (24 Spalten) 4. in Umschlag zu dem Preise von 1 Thlr. vierteljährlich.

Novellistische Schilderungen, kritische Aufsätze über Literatur, Wissenschaft, Kunst, soziales Leben, interessante Mittheilungen auf dem Gebiete der Länder- und Völkerkunde sowie der Naturwissenschaften werden den Inhalt bilden. Anerkannte Kräfte sind für das Unternehmen gewonnen, sodaß Redaction und Verlagshandlung mit Grund hoffen dürfen, daß sich dies Blatt den besten ähnlicher Tendenz anreihen wird, während der billige Preis es nicht allein für Journalcirkel und Museen, sondern auch als Familienblatt für das Haus besonders empfiehlt.

Inhalt von Nr. 1—3.

Kraft und Stoff, Geist und Materie. Von F. Gustav Kühne. — Das Judenmädchen. Eine Historie von H. C. Andersen. — Der Gaucho und die argentinischen Pampas. Von Karl Andree. — Ein Schwert im Orient. Von Karl Kech. — Aus dem siebenbürgischen Weinland. Von Franz Obert. — Zur Bücherschau: Hermann Marggraff's „Fritz Beutel." — Lenau's Briefe. — Fechner-Mises gegen Schleiden. — Neue Romane und Erzählungen: König Jerôme's Carneval. Nach Jahren. Hermine und der Briefträger. Ideal und Kritik. — Zur Chronik: Ein Hospital in Mailand. — Eine Gesellschaft dramatischer Dichter in Italien. — Briefe von Calvin. — Zur Tellsage. — Was gute Kost thut! — Ludwig Follen †. — Der Brand von Moskau.

Leipzig, im Januar 1856.

Carl B. Lorck.

Dritte unveränderte Auflage von
Bunsen's „Die Zeichen der Zeit".

Bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Zeichen der Zeit.

Briefe an Freunde über die Gewissensfreiheit und das Recht der christlichen Gemeinde.

Von

Christian Carl Josias Bunsen.

Erstes Zehend. Briefe an **Ernst Moritz Arndt** über den christlichen Vereinsgeist und die kirchliche Richtung der Gegenwart.

Dritte unveränderte Auflage.

Zwei Bändchen.

8. Geheftet 2 Thlr. 20 Ngr. Gebunden 3 Thlr. 4 Ngr.

Abermals eine **neue Auflage** dieses wichtigen Werks, die **dritte**, noch kein Vierteljahr nach dem ersten Erscheinen. Allgemein wird Bunsen's Schrift als **ein Ereigniß** betrachtet und bildet überall den Gegenstand des Gesprächs, sodaß sie von Jedermann gelesen zu werden verdient.

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Enslin (K.), Fromm und frei.

Gedichte. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Gedichte meist religiösen Anklangs von dem in vielen Kreisen schon bekannten und beliebten Dichter **Karl Enslin**, eine Sammlung, die sich den Dichtungen **Leopold Schefer's, Julius Hammer's, Hessemer's** u. A. würdig anreiht, indem sie in friedlicher, versöhnlicher Weise alle religiösen Gemüther, ohne Rücksicht auf eine besondere Confession, zu erbauen und zu erheben sucht.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der neue Pitaval.

Herausgegeben von **Dr. J. E. Hitzig** und **Dr. W. Häring (W. Alexis).** Dreiundzwanzigster Theil. Neue Folge. Elfter Theil. 12. Geh. 2 Thlr.

Inhalt: 1. Der Connetable Don Alvaro de Luna (1453). 2. Der Earl von Arundel (1397). 3. Der Bruder Lecade (1847—48). 4. Der Schneider vom Gibitzenhof (1828—29). 5. Blaize Ferrage (1779—80). 6. Ermordung des Kaufmann Specht zu Dortmund (1850—53). 7. Seidenfaden (1826—37).

Diese bekannte Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit erfreut sich unausgesetzt in seltenem Maße der Theilnahme des deutschen Publicums und rechtfertigt ihren Ruf durch fortwährende Vorführung des Interessantesten aus der Criminalgeschichte der Vergangenheit wie der Gegenwart. Um die Anschaffung des Werks zu erleichtern, ist der Preis der **Ersten Folge** (12 Theile, 1842—47, 23 Thlr. 24 Ngr.) **auf 12 Thlr. ermäßigt** worden.

Leipzig, im Januar 1856.

F. A. Brockhaus.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Manzoni (Alessandro), Die Verlobten.

Eine mailänder Geschichte aus dem siebzehnten Jahrhundert. Aus dem Italienischen übersetzt von **Eduard von Bülow.** Dritte Auflage. Zwei Theile. 12. Geheftet 2 Thlr. — Ausgabe auf feinerm Papier geheftet 2 Thlr. 20 Ngr.; gebunden 3 Thlr. 10 Ngr.

Eine bereits in **dritter Auflage** vorliegende anerkannt treffliche Uebersetzung des berühmtesten italienischen Romans, von dem **Goethe** äußerte: „Der Eindruck beim Lesen sei der Art, daß man immer von der Rührung in die Bewunderung falle und von der Bewunderung wieder in die Rührung; Manzoni's Roman überflügle Alles, was er in dieser Art kenne."

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 5. — 31. Januar 1856.

Inhalt: Sicilien. — Humoristische und satirische Literatur. Von **Hermann Marggraff**. (Beschluß.) — Hellmann, Der Staat nach seinen innern und äußern Beziehungen. — Hammer-Purgstall, Porträtgalerie des steiermärkischen Adels aus der Hälfte des 18. Jahrhunderts. — Von unserm Büchertisch. — **Notizen**. — **Bibliographie**. — **Anzeigen**.

Sicilien.

Aesthetische Wanderungen in Sicilien von Ludwig Goldhann. Leipzig, Brockhaus. 1855. Gr. 8. 2 Thlr.

Schon Frau von Staël weist den Deutschen den Vorrang vor allen Völkern in Allem zu, was das Gebiet der Kritik und der Kunstphilosophie berührt; sie nennt uns in dieser Beziehung nicht blos die „Nachfolger", sondern die „Brüder" der Griechen. Diesen Ruhm haben wir nun seit Winckelmann fast ein Jahrhundert lang durch Werke der tiefsten Kunstforschung und des zartesten Geschmacks fortdauernd aufrechterhalten, und es vergeht nicht leicht ein Jahr, wo unsere auf diesem Gebiete mächtige und unerschöpfliche Literatur nicht mindestens eine neue und bedeutende Erscheinung der Zahl ästhetischer Musterschriften hinzufügte, wie sie Franzosen und Engländern zum Vorbild und zur Nachahmung dienen. Einen solchen Baustein unsers ästhetischen Ruhmestempels hat nun auch der Verfasser der „Aesthetischen Wanderungen in Sicilien", der uns zeither nur als begabter lyrischer Poet bekannt war, herbeigetragen; er hat ein Werk tiefer historischer Kennerschaft, feinsten Kunstgeschmacks und schwungvollsten kunstphilosophischen Inhalts geliefert, hervorragend in dieser dreifachen Beziehung über alle jüngern Reiseberichte und Correspondenzen aus Italien, die Werke von Braun, Stahr und Braun, so achtbar dieselben auch erscheinen, nicht ausgenommen.

Den Vorrang, den Frau von Staël uns vindicirt, dürfen wir ohne Anmaßung und ohne Beeinträchtigung der sprichwörtlichen deutschen Bescheidenheit allerdings beanspruchen. Das deutsche Kunstgefühl hat ein poetisches Element in sich, das den andern Völkern nicht in diesem Grade beiwohnt. Es fehlt auch unter Italienern, Franzosen und Engländern bekanntlich nicht an fachgelehrten Kunstkennern, an Männern von echtem Kunstsinn und edelloser Geschmacksbildung. Allein die lyrisch begeisterte Kunststimmung der Deutschen ist selten bei ihnen anzutreffen. Das deutsche Kunstgefühl ist, irren wir nicht, doch eben anderer Art als das der romanischen Völker, mag man dies nun den stärkern Contrasten des nordischen Lebens, oder der größern Innerlichkeit der deutschen Natur, oder der weiter verbreiteten Bildung unsers Volks zuschreiben. Denn während in den Ländern romanischer Zunge Geschmack und Kunstgeist in der Regel doch erst Resultate des Studiums zu sein pflegen, die mehr auf dem Boden der Wissenschaft und des Bewußtseins wurzeln, gibt es, so scheint es, in dem deutschen Gemüth eine lebendige, ursprüngliche und unbewußte Sympathie für die Schönheit in der Kunst, die von der Wissenschaft nicht ihr Dasein, sondern nur ihren Ausdruck, ihre Formel empfängt, einen sympathetischen Zug, gleich dem für die Reize der schönen Natur, welcher dem Romanen fast ganz fehlt. Möglich, daß wir uns täuschen, allein das unablässige Ringen zahlloser Geister unter uns im Gebiete der Aesthetik, das plötzliche Erwachen solcher Geister, wie Winckelmann u. A., aus Zuständen, wo ihnen das Kunstschöne so fern lag, zu höchster kritischer Begabung scheint doch für die Präexistenz eines unvermittelten Kunstgefühls, für ein Immanentes, Unbewußtes, Lebendigschlummerndes zu zeugen, das wir anderwärts nicht wahrnehmen. Jeder deutsche Tourist ahmt mindestens den Kunstkenner nach, wenn er es auch nicht ist, ohne freilich ein so geistvoller und tiefer Forscher zu sein, als der Verfasser der vorliegenden „Wanderungen" es in der That ist. Jeder deutsche Tourist „schwärmt", d. h. er bringt aus sich selbst etwas zu der Betrachtung des Kunstwerks, das der Italiener, Franzose u. s. w. nur nach sich und seinem eigenen Gesetz betrachtet.

Der Verfasser der „Wanderungen" geht nun etwas kühn, mit der bewußten Absicht an sein Werk, seinen Bericht selbst in die Form eines Kunstwerks zu fassen, oder wie er sagt: den Umriß des Schönen zu fixiren, der uns abhandengekommen sei. Dieser Gedanke ist unverkennbar von einer gewissen Anmaßung nicht frei. Wir können dies tadeln, müssen aber zugleich bekennen, daß der Verfasser sich geistreich genug erweist, nicht nur seine Leser mit dieser Prätension bald zu versöhnen, son-

dern auch seinen Plan eigenartig und gestaltenreich durchzuführen, ein Ziel, was er selbst einer etwas verwickelten und undeutlichen Ausdrucksweise zum Trotz zu erreichen weiß. Während er über die sehr eigenthümliche Kunstentwickelung Siciliens Resultate tiefer und ernster Forschung beibringt, die fortan einen Platz in der Kunstgeschichte einnehmen müssen, hat ihn die Naturschönheit des Landes tief ergriffen und er läßt uns an seinem Enthusiasmus dafür reichlichen Theil nehmen. Sein Auge zeigt sich hierbei ebenso empfänglich für den feinsten Lichtreiz, der der sicilischen Landschaft eigenthümlich ist, als für die zartesten Nüancen in der Kunstentwickelung, wie sie ihren Kreislauf durch das Alterthum, die byzantinische, die maurische, die normannische Epoche zur gothischen und endlich zur Palingenesie der griechischen Kunst in unserer Zeit beschreibt.

Aeußerlich zerfällt nun seine Wanderung in zwei natürliche Hälften (Bücher) mit dem Mittelpunkt Palermo und dem Centrum des Aetna, wie sie inhaltlich sich zwischen Kunst und Natur zu etwa gleichen Hälften theilt.

Kaum auf sicilischem Boden, von Neapel her, angekommen, zieht uns der Verfasser durch ein Charakterbild der Insel und ihrer historischen Bedeutung für die Culturgeschichte überhaupt an, in welchem wir den gedankenreichen Reisenden erkennen müssen. Eine Vergleichung des architektonischen Eindrucks von Palermo mit dem von Rom und Neapel und die Betrachtung der Canova'schen Tänzerin führt zur Erörterung der Berechtigung des Sinnlich-Reizenden in der Kunst; die Grenzen dieser Berechtigung, welche nach oben die Klippe leerer Vergeistigung, nach unten die verführerischer Frivolität zu vermeiden hat, versucht er zu fixiren. Es ist dies gewiß eine der schwierigsten Aufgaben der Kunstphilosophie, und der Verfasser sucht sie durch Analyse einer Reihe bekannter Bildwerke des Alterthums unserm Verständniß näherzubringen, indem er uns deren Takt und Naturbeobachtung darlegt und den „Realismus" der Antike zur Anschauung bringt, welcher die abstracten Begriffe (εἴδωλα) der Philosophie überläßt und schöpferisch das Individuell-Natürliche festhält. Das Gesammtbild Palermos, das den zweiten Abschnitt erfüllt, fesselt uns durch seine lebendige Farbengebung und durch die allgemeine Gliederung der ineinanderfließenden Baustile, welche diese Stadt charakterisiren. Die ästhetischen Mängel des italienischen Theaters, ja die Ausartung des Schönheitssinnes des Italieners überhaupt setzt der Verfasser wol sehr richtig in das Vorwalten der Leidenschaft und des sinnlichen, stoffartigen Elements in der Kunst. Dies durchgehende Verderbniß des Schönheitssinnes, sagt er, muß uns überraschen, wenn wir sehen, wie der Italiener in seinem geringsten Thun und Lassen, ja bis auf die Stellung, womit der Lazzarone sich gähnend am Ufer reckt, bis auf die Weise, wie der Pizzicaruolo seine Würste und Käse feilbietet, einem ihm inwohnenden Schönheitssinne folgt und in der Kritik dem feinsten Geschmacke zu huldigen weiß, daß derselbe Italiener, sobald er nun selbst zu einer Kunstleistung übergeht, sei sie Musik, Tanz oder Malerei, Alles durch Leidenschaft und das Uebergewicht des Stofflichen verdirbt. Bei dem Tadel jener in Italien beliebten Zusammenstellung heterogener Operntheile kommt der Verfasser mit Goethe in Conflict, der etwas Aehnliches schon in den Tetralogien der Griechen entdeckt zu haben glaubt. Vortrefflich und reich an kunsthistorischer Belehrung ist der nun folgende „Rundgang" durch die Stadt, in welchem die Gedanken des Autors über die Mischung der Baustile zu einem national-sicilischen Stil ihren vollen Ausdruck finden. Wir können nur ganz flüchtig darauf verweisen, daß dieser Stil in einer eigenthümlichen Herüberführung des byzantinisch-maurischen Typus in den altgothischen (normannischen) Geist gefunden wird, dessen Musterbilder der Verfasser beschreibt (Palazzo reale, Gräber der Hohenstaufen, die Ziza), und müssen ebenso den Besuch der Universität, des Modellsaals, der Gemäldegalerie, der Kirchen und Brunnen übergehen, wollen dagegen erwähnen, daß der Verfasser über den sicilischen Adel ein durchaus ungerechtes Urtheil fällt, indem er ihm nachsagt, daß er nur selbstsüchtig zu genießen trachte, da er doch vielmehr gerade aus seinem Standpunkte her hätte anerkennen sollen, daß dem Adel der Insel das Verdienst zukommt, der letzte Träger der culturgeschichtlichen Interessen Siciliens, der Repräsentant seiner Kunst und seiner Wissenschaft zu sein.

Der folgende Abschnitt ist vorzüglich dem unendlichen Naturreiz der „Goldenen Muschel", Conca d'oro, dem Panorama von Palermo gewidmet. In welchem Grade der Verfasser davon erfüllt ist, mag aus seiner Schilderung des „Blumenparadieses", wie er die Villa Butera nennt, abgenommen werden. „Von der Pracht dieser südlichen Pflanzenwelt, die hier zum ersten male in ihrer ganzen Fülle mir entgegenschillerte, ist es schwer, sich nur einen annähernden Begriff zu bilden. Denken wir uns die reichste, bunteste, eleganteste Blumenausstellung unsers Nordens, aber in der reizendsten Unordnung der Details, die gleichwol eine Regel für die Massen bildet, etwa alle bunten Frühlingskinder, die vom Newastrande bis zum Tropengürtel blühen, in unentwirrbarem Gedränge sich rankend und schlingend und mit dem phantastischen Tausenderlei ihrer Formen und Farben das Auge verwirrend, zwischendurch kiesbestreute Schlängelwege, die zu plätschernden Quellen oder Teichen mit Gold- und Silberfischen führen, und über alles Dies feenhafte Treiben und Strotzen die träumerisch sinnenden Bäume des Südens ragend, die helle Platane mit der Silberrinde, die mächtige Palme, reiche Fruchtbüschel um den geschuppten Stamm ergießend, die in düstere Formen sich theilende Cypresse und zwischen ihnen wieder, wie Vasallen um den Fürsten, das tiefere Gefolge der Feigen-, Citronen-, Orangenbüsche, die Lorber-, Myrten- und Tarussträucher und endlich auf künstlicher Anhöhe einer Pavillon, dieses Blumenlabyrinth überblickend, eine Villa die Fortsetzung dieses Gartenparadieses, in sinniger Lieblichkeit der Hallen, Fontänen, Terrassen" u. s. w. Man sieht, der Verfasser weiß zu schildern, aber er schilder

rie, ohne zu reflectiren, und ſo gibt dies Blumenparadies ihm denn wieder Anlaß, zwiſchen dem Eleganten und dem Schönen feſte Grenzen zu ziehen und uns zu belehren, daß den Griechen die Schönheit zu hoch ſtand, um die Eleganz zu ſuchen, indeß die praktiſchen Römer nur zu häufig das Elegante bis zum Luxuriöſen hin verfolgten, wie Pompeji, Baja und die Villa Hadrian's belegen, wo die reichſte Ornamentik die Symmetrie und die Conſequenz der Anordnung, in ähnlicher Weiſe wie hier, ſehr oft gänzlich zurückdrängen. In gleicher Art werden die übrigen prächtigen Villen der Conca d'oro, Serradifalco, Cattolica, Paterno u. ſ. w. geſchildert, das unvergleichliche Monreale, an deſſen Dom der Übergang der Baſilika in den gothiſchen Stil durch das maurisch-normanniſche Element klar dargelegt wird, das Benedictinerkloſter, im folgenden Abſchnitt aber Monte Pellegrino, die Roſalienkapelle, Villa Belmonte, die ſinnliche Idylle Favorita, Villa Pallagonia, mit ihrer plaſtiſchen und architektoniſchen Tollheit, unter Darlegung der verſchiedenen Motive zur Narrheit in den Künſten, dargeſtellt. Auch dieſer Abſchnitt enthält wieder die ſinnigſten Betrachtungen über das Verhältniß des religiöſen Cultus zur Kunſt, über die Perioden der antiken Plaſtik vor Phidias, an den ſelinuntiſchen Alterthümern dargeſtellt, über den Stoff der plaſtiſchen Werke, die Polychromie der Alten, das Verhältniß der bürgerlichen Freiheit zu den Künſten, über das befreiende Element des Reiſens und verwandte Gegenſtände. Von der Malerei der Alten an Säulen und Bildwerken ſagt er: man habe hierin einen Beleg zu finden, wie ſchwer ſich ſelbſt diejenige Bethätigung des Menſchengeiſtes, die ihrem Weſen nach auf dem Begriff der Freiheit beruhe, von den Feſſeln der Tradition frei mache, die im Anfang der Kunſt nach möglichſter Naturwahrheit ringend, dieſe rohe Feſſel fand. Ihre moderne Nachahmung aber in Paris und München ſei, nachdem dieſe Feſſel einmal geſprengt worden, nichts mehr als eine arge Verirrung der reinen Kunſtanſchauung.

Der nächſte Abſchnitt iſt faſt ganz dem Beſuche des Tempels von Segeſte gewidmet, dieſes oft zerſtörten Neubaus, welches jetzt aller menſchlichen Pflege dergeſtalt entbehrt, daß es auch der lebendigſten Phantaſie ſchwer fällt, ſich in dieſes dürre Geklüft öder Felsmaſſen, welche kaum der Ziegenhirt noch beſucht, eine große und prunkvolle Stadt hineinzudenken. Bekanntlich iſt von dieſer nichts erhalten als die dunkeln Reſte eines Theaters und der niemals vollendete Tempel, das Ziel des Reiſenden. Wie es gekommen, daß gerade dies erhaltene, niemals vollendete Bauwerk allen nachfolgenden Zerſtörungen der Stadt ſo völlig entgangen iſt, darüber iſt es ſchwer zu einer irgend ſtichhaltigen Erklärung zu gelangen. In überaus merkwürdiger Weiſe aber zeigt uns dieſer Tempel einer unbekannten Gottheit, wie ſeltſam, nach unſern Vorſtellungen, die Alten bei Errichtung ihrer großen Architekturwerke verfuhren. Bei uns würde man bei Anlage eines ſolchen Werks unſtreitig damit beginnen, den Baugrund zu ebenen, alsdann etwa die Cella zu gründen und demnächſt an den umfaſſenden Periſtyl des Tempels zu gehen. Ganz anders die Griechen. Der Periſtyl, dies unſterbliche Bauwerk antiker Kunſt, ſteht vor uns, und aus dem innern Raum des Tempels ragt der ſpitze, ſtarre Fels noch mehre Fuß über den Sockel der Säulen hervor! Es iſt, als ob der Künſtler vor allem erſt eine Anſchauung des fertigen Ganzen gewinnen wollte, ehe er an das hieraus abzuleitende Geſetz des innern Ausbaus ſeines Werkes ging. Die äußere Schönheit, nicht das Bedürfniß, war ihm die oberſte Regel. Dieſer Regel allein folgend, hat der Künſtler in dieſem altdoriſchen Tempel, der ſich herrlich und feſt, ohne Entaſis auf ſeinen vier mächtigen Stufen erhebend, in ſtark verjüngten, enggeſtellten, aber mit zierlichen Cannelüren belebten Säulen, weit ausgreifendem Gebälk vor uns erhebt, ein Werk vollſter Befriedigung geſchaffen, das keine Frage nach dem Warum? Wozu? aufkommen läßt. Von dieſem Denkmal griechiſcher Kunſt aus ließ ſich keine Steigerung mehr denken, ſagt der Verfaſſer, als das Parthenon, in welchem die freie Begeiſterung des attiſchen Kunſtgefühls die doriſche Architektur auf ihren Gipfelpunkt erhoben hat, alles Vorangegangene weit überflügelnd. Von da ab mußte die Architektur ihren Vorrang an die Plaſtik abtreten, und Phidias erſtand, um den vollendeten Tempeln ihre göttlichen Inwohner zu ſchaffen, d. h. in der vom Bedürfniß losgerungenen Kunſt in vollem Maße die höchſte Aufgabe der Geiſteskraft zu verwirklichen.

Aus dieſem Satze ergibt ſich ungefähr die Anſicht des Verfaſſers von dem Bildungsgange der griechiſchen Kunſt, in deren Technik dieſer ſo bewanderte Führer weſentlich die Auffaſſung vertheidigt, daß die trockenen Theorien des Vitruv viel zu weit gehen und wol die römiſchen, aber nicht die griechiſchen Schönheitsregeln wiedergeben, in welchen das Princip künſtleriſcher Freiheit einen viel größern Spielraum einnimmt, als wir nach Vitruv's Satzungen annehmen dürften, ein Spielraum, der ſich ſelbſt Regel iſt und ſich in Vorſchriften gar nicht faſſen läßt. In den zahlreichen Belegen hierfür können wir freilich dem Verfaſſer hier nicht folgen. Den herrlichen Torſo des Tempels von Segeſte verlaſſend, führt uns der Reiſende von neuem durch die prächtigſten Punkte der Conca d'oro, Alcamo, Partenico, Balguarnera, durch die Volksſcenen von Palermo und ſchließt den Abſchnitt mit einem Bilde des alten Palermo (Panormus) als „Hafen von allen Seiten".

Die zweite Abtheilung des Reiſeberichts umfaßt das innere Land und Syrakus. Der Charakter des innern Landes iſt bekannt; der Verfaſſer nennt es ein herrliches Land, in dem man heute ungefähr ebenſo viel Spuren von Cultur und Civiliſation antrifft, wie in den Thälern des Kaukaſus oder des Atlas. Iſt dies unſerer Meinung nach auch etwas zu viel geſagt, ſo fühlt ſich das Herz des Reiſenden beim Anblick des troſtloſeſten Verfalls dieſer einſt ſo fruchtbaren, reichen und dicht bevölkerten Landſchaft, der Kornkammer Italiens, doch

Digitized by Google

ſchwer bedrückt. Genug! Jetzt nehmen die traurigen Anſtalten zur Abwehr der Räuber faſt alle Thätigkeit der Menſchen in dieſem Lande in Anſpruch. Der Verfaſſer aber gewinnt Zeit, uns mit den Reizen und den Schönheiten der ſiciliſchen Volkspoeſie alter und neuer Zeit, von Ciullo d'Alcamo, den man den Vater der heutigen italieniſchen Sprache nennen darf, bis Meli, dem Schwan des neuern ſiciliſchen Idioms, bekannt zu machen. Es ſind köſtliche Proben der ſüßeſten und melodiereichſten Poeſie, die er uns von dieſem Dichter mittheilt, in welchem Theokrit und Anakreon in neuer Form zuſammenfloſſen.*) An muſikaliſcher Grazie wird das aus Goethe bekannte „Ucchiuzzi nuri" noch von der Canzonetta „La vuci" von Meli übertroffen, die ſo anfängt:

Vola in aria un vucidda
Cusì grata, cusì linna
Chi lu cori gia ni spinna;
Duci duci se nni va:
L'Amurini supra l'ali
L'equilibranu suspisa,
Ora cala, et ora jisa
Ora immobili si stà etc.

In dieſen Poeſien aber iſt aller Reiz des mittelalterlichen Minnegeſangs ohne deſſen oft gedankenloſe Wortſpielerei anzutreffen und doch ſind es keine höfiſchen oder gelehrten Sänger, ſondern arme Ziegenhirten und Fiſcher, aus deren Munde ſie ertönen.

Der Verfaſſer erreicht über Villalunga, Caſtrogiovanni, das alte Enna, Leonforte und andere Städte in Ruinen, S.-Felipe, Aderno und Paterno endlich Catania, die dritte der ſiciliſchen Glanzſtädte, in welcher der Charakter eines den Studien gewidmeten Ortes ſiegreich hervortritt. Die Stadt und ihre Lage ſind ſpäter in ihrer bekannten Herrlichkeit mit prächtigen Farben geſchildert, jetzt eilt der Reiſende auf dem oft betretenen maleriſchen Seewege über Lentini und Carlentini nach Syrakus, wo er einen längern Aufenthalt nimmt. Ein Haufen halbverfallener Krämerbuden und Hütten, zwiſchen dicken Feſtungsmauern verſtreut und von zerlumpten Menſchen bewohnt, denen der Hunger aus den Augen blickt, ſtellt jetzt die alte, von einer Million Bewohner erfüllte Hauptſtadt Siciliens dar, das ſchlimmſte Bild verfallener Größe, das Italien aufzuweiſen hat unter vielen Bildern dieſer Art. Wenn der Verfaſſer, der Alles zu analyſiren liebt, uns weiterhin den Weingenuß metaphyſiſch zergliedert, um auf die Beſingung des Weins durch das Anakreontiſche Lied zu kommen, ſo ergibt dies natürlich ziemlich ſeltſame Reflexionen, ſodaß wir den Verfaſſer vor ſolchen und ähnlichen Auswüchſen des Scharfſinns und der deutſchen Tiefe zu warnen Veranlaſſung nehmen müſſen. Wir müſſen uns verſagen, von den lehrreichen Betrachtungen Mittheilung zu machen, zu welchen die Schilderung des alten und neuen Syrakus, Platen's Grab mit dem Excurs über ſeine literariſche Bedeutung, das Amphitheater und das Nymphäum, die Strada de' Sepolcri, wo über die Anſchauung des Todes bei den Alten ſich Vortreffliches geſagt findet, das Terrain der alten Stadt, wo eine Betrachtung über die wiedereraignende Gewalt der Natur leſenswerth iſt, Burg Euryalos und der Zug der alten Mauern, der Fluß Anapus, das Ohr des Dyoniſius (Wahrheit und Bedeutung der Volksdichtung in „Tyrannenſagen"), die Mythe der Arethuſa und helleniſche Mythenbildung überhaupt, Papyrus und neue Sammlungen, Seume und ſeine Bedeutung und Anderes mehr Veranlaſſung geben. Das tiefe Kunſtverſtändniß des Autors und ſein mit allem archäologiſchen Wiſſen reich ausgeſtatteter Geiſt zeigen ſich auch hier im hellen Licht, vorzüglich aber bei Betrachtung des Torſo der ſyrakuſiſchen Venus (Original der Kallipygos), die 1804 im Amphitheater entdeckt wurde und die er trotz einer entſchieden hervortretenden Sinnlichkeit der Auffaſſung, jedoch ohne die Koketterie der nachgeahmten Bildwerke, für die würdigſte Nebenbuhlerin der Mediceerin und der Capitoliniſchen Venus, als dritte im Bunde, erklärt. Er nennt die Florentinerin das anmuthig-heitere Mädchen, die Römerin die ſittlich-reine, vollendet ſchöne Jungfrau, die Syrakuſerin aber das liebeglühende, von ſüßer Erwartung durchzuckte Weib, das üppigſte aller Erdenweiber.

Die Schilderung der Oſtküſte, welche jetzt folgt, und der Beſuch des Aetna, vor allem aber das herrliche Catania mit Taormina, erfüllen den nächſten Abſchnitt. Die Aufnahme in dem Gaſthauſe der Läſtrygonenſtadt Lentini gibt zugleich eine Probe davon, wie dem Verfaſſer humoriſtiſche Darſtellungen gelingen, während er in der Charakteriſtik von Catania als einer unfertigen, im Angeſicht drohender Gefahr des Untergangs ſtets reiſefertigen Stadt und in der Schilderung ihrer Reize ein topographiſches Meiſterſtück liefert, in dem Muſeo Biscari bei Anlaß der Vaſen und der reichen Büſtenſammlung aber über Kunſt und Geſchichte der Behandlung der Büſte neue und treffliche Anſichten entwickelt. Catania ſelbſt bewährt ſchon ſeit den älteſten Zeiten den Ruf einer ausgezeichneten doctrinellen Thätigkeit, glänzte das Mittelalter hindurch durch ſeine Univerſität und iſt in der That noch heute der Centralpunkt des wiſſenſchaftlichen Lebens in Sicilien. Gemellaro's, Biscari's und Gioeni's, des Stifters der blühenden Accademia di scienze naturali, Namen ſind durch ganz Europa bekannt; die furchtbare Zerſtörung 1669 durch den Aetna aber iſt für Catania eine Epoche neuen Glanzes als Stadt geworden, als welche ſie mit Palermo und Meſſina wetteifert.

Die Reiſe auf den Aetna mislingt durch einen Gewitterſturm, der auf halber Höhe zur Umkehr nöthigt; das unvergleichliche Panorama wird von dem Reiſenden jedoch voll genoſſen. Wenn eine Landſchaft, ſagt der Verfaſſer, in dem Maße an Schönheit gewinnt, als

*) Eine rhythmiſche deutſche Bearbeitung der Meli'ſchen Gedichte von Ferdinand Gregorovius wird demnächſt unter dem Titel „Lieder des Giovanni Meli von Palermo" bei F. A. Brockhaus in Leipzig erſcheinen. Für die Trefflichkeit der dem Urtext ſich in Bezug auf Inhalt und Wohllaut möglichſt anſchmiegenden Gregorovius'ſchen Arbeit glauben wir einſtehen zu dürfen. D. Red.

die natürlich anziehende Bildung derſelben durch ſichtbare Spuren menſchlichen Waltens beſeelt und begeiſtigt wird, ſo iſt eben die Oſtküſte Siciliens zu den ſchönſten Naturſchauſpielen zu rechnen, weil ſie menſchliches Walten der poeſievollſten Art vom höchſten Alterthum bis zur Grenze des Modernen in reichſter Abwechſelung und Mannichfaltigkeit darſtellt. Griechen, Römer, Sarazenen, Normannen und die heutige Geiſtesbildung haben dieſe herrliche Küſte mit ihren Denkmalen, ihrer Geſchichte, ja mit ihrer Mythe ausgeſtattet und alles Dies hat die Natur lebensfriſch ſich wieder angeeignet. Hier iſt nichts möglich als Schauen und Genießen! — So wahr und ſchön, wie an dieſer Stelle, iſt der Verfaſſer immer, wo er als Landſchaftsmaler auftritt — in der Conca d'oro, Syrakus, Meſſina u. ſ. w. Als Alterthumskenner flößt er uns in Taormina, in Syrakus und Segeſte hohe Achtung ein; als Aeſthetiker verkündet jeder ſeiner Abſchnitte den Denker und den Meiſter, und es bedürfte nicht als der Abhandlung über das Theater der Alten, zu der Taormina den Anlaß gibt, um uns zu überzeugen, daß über den Zuſammenhang, die Unterordnung, die Entwickelung der Kunſtäußerungen auseinander wenig Tiefſinnigeres und Werthvolleres geſchrieben iſt, als hier niedergelegt wird. Sind wir auch nicht mit jedem Satze ſeiner Arbeit einverſtanden und können wir namentlich die Stellung, die er der Muſik bei den Alten anweiſt, nicht richtig finden, ſo iſt ſeine Theorie doch eine gedankenreiche und geiſtvolle und zeigt uns klar, daß das antike Drama vor allen Dingen ein Abbild wirklichen Lebens, nicht ein Product theoretiſch angeſchauter Kunſtſätze ſein wollte, wie man gewähnt hat.

Der Abſchnitt „Am Faro. Meſſina. Die Rückfahrt" macht den Beſchluß der „Wanderungen". Das Küſtenpanorama bei Giardini, die Pracht und Herrlichkeit Meſſina's mit Golf und gegenüberliegender Feſtlandsküſte, die Naturſchönheiten am Corſo und die poetiſche Bedeutung der Umgebung von Meſſina, wobei die Sage vom „Taucher" zu einer Geſchichte der Ballade, als Mittelglied zwiſchen Lyrik und Drama, Anlaß gibt, alles Dies will in dieſem geiſtreichen Schlußcapitel ſelbſt nachgeleſen werden. Eben hier ſpielen Schiller's „Feindliche Brüder" und ſoll Goethe's „Kennſt du das Land" gedichtet ſein. Die ſpecifiſche Schönheit Meſſinas, ſeinen Rivalen Palermo und Catania gegenüber, ſetzt der Verfaſſer darin: daß hier das romantiſche Element mittelalterlicher Bauformen auf der Unterlage einer reizenden Naturſcenerie im günſtigſten Lichte erſcheint, und indem es gleichſam in das verjüngende Moment einer moderniſirenden Eleganz aufgeht, ſo ein äſthetiſches Problem praktiſch zu löſen ſcheint, nämlich das, Natur und Kunſtſchönheit auf Niveau zu ſetzen. Hieran ſchließt ſich die Rückfahrt nach Neapel, auch dieſe noch reich an anziehenden und neuen Betrachtungen mannichfacher Art.

Wir ſind dem Verfaſſer treulich und mit großem Intereſſe in ſeiner Wanderung durch die wundervolle Inſel gefolgt. Zwar hat er nicht alle ihre Wunder ſelbſt geſehen und uns vielmehr das Bedauern zurückgelaſſen, daß es ihm nicht vergönnt war, Agrigent und Selinunt zu beſuchen und den Gipfel des Aetna zu erreichen; allein in Dem, was er ſelbſt geſehen, war er uns ein trefflicher und begeiſterter Führer, für die Reize der Natur ein wirkungsvoller Maler, für Archäologie, Geſchichte und Kritik der Kunſt ein ungemein lehrreicher Begleiter. Wir ſind ihm, indem er ſomit allen Aufgaben eines geiſtreichen Cicerone volles Genüge leiſtet, zu lebhaftem Dank verpflichtet und wünſchen ihm bei zahlreichen Leſern eine ebenſo herzliche Anerkennung, als er ſie uns durch einen ſeltenen Verein von Geiſt und Anmuth abgewonnen hat. 2.

Humoriſtiſche und ſatiriſche Literatur.

(Beſchluß aus Nr. 4.)

Der literariſche Vertreter und Veredler des berliner Volkswitzes, der Verfaſſer der bereits in zweiter Auflage erſchienenen ſatiriſchen Dichtung „Neuer Reineke Fuchs", der humoriſtiſche Schalk Adolf Glaßbrenner, hat eine neue komiſche Dichtung: „Die verkehrte Welt" (Nr. 4), erſcheinen laſſen, welche kurze Zeit nach ihrem Erſcheinen ebenfalls eine zweite Auflage erlebt hat. Es beweiſt dies ebenſo wol, daß Glaßbrenner ſich ein treues Publicum aufgezogen hat, welches ihm bereitwillig durch Dick und Dünn ſeines Humors folgt, als daß es ſeinem Humor und ſeiner Komik nicht an ſolchen Eigenſchaften fehlt, welche für das deutſche witzliebende Publicum beſonders anſprechend ſind. Eine dieſer Eigenſchaften erkennen wir in Glaßbrenner's Schalkhaftigkeit, in jenem Schalksernſt, der ſich abſichtlich zuweilen recht dumm ſtellen kann, um das Ernſteſte und Verſtändigſte hinter dieſer Maske hervorgucken zu laſſen. Sein Ausdruck iſt im Ganzen naiv-populär, bürgerlich-behaglich und ſcheut nöthigenfalls vor einigen Derbheiten nicht zurück. Die Gegenſtände, welche ſeine Satire trifft, liegen meiſt nicht über dem Niveau der allgemeinen Bildung und Begriffsfähigkeit und ſind meiſt ſolche, welche Jedermann als komiſch und der Satire unterworfen erkennt. Seine Komik hält ſich rein von aller Sentimentalität, wie von aller Oſtentation, für etwas Höheres zu gelten als was ſie iſt. Es iſt eben in Glaßbrenner noch mehr Komik als Humor, und ſelbſt wo höhere Ideen und tiefere Bezüge angeſchlagen werden, ſpielt er als ſpöttiſcher Schalk mit ihnen ſeinen Schabernack, wenn auch vielleicht nur vor ſeinem Publicum, welchem, wie er recht gut weiß, unter allen Geiſtern, die verneinen, der Schalk am wenigſten verhaßt iſt. Er iſt dabei ein ganz moderner Satiriſt, in manchen Stücken etwas frivol und genußliebend, und er hat daher in ſeinen Tendenzen mit den Satirikern des 16. Jahrhunderts wenig gemein. *)

*) Im „Vorgeſang" zum Glaßbrenner'ſchen Gedicht ſtößt man unter Anderm auf folgende ironiſch zu verſtehende Worte:

— — — — — —
Ich rutſchte auf den Knien vor alten Götzen
Der Tradition und hielt mich für verdammt;
Ich ſchlang den Lorber um den trock'nen Jammer,

Digitized by Google

Dieſe verſpotteten auch wol die „Pfaffen", aber eben nur weil dieſe bei ihrem Pfaffenthum feiſt, dickwangig und dumm wurden; ſie ſchwangen aber die Waffe der Satire im Namen der poſitiven Religion, des kirchlichen Sinns und eines ſtreng ſittlichen Lebens. Glaßbrenner ſelbſt würde lächeln, wenn man ihn einen Vorkämpfer der Kirche nennen wollte; es iſt eine ganz andere Kirche, für die er erglüht, es iſt jene auf „zwei erhabenen Marmorſäulen" ruhende „Salomoniſch-warme, ſüß-lebend'ge Liebeskirche", die er uns im zwölften Capitel mit dem „Nacken dieſes himmliſchen Gebäudes", mit ihren „geweihten Räumen, Formen, Reizen und Ornamenten" ſo erbaulich als anſchaulich ſchildert. Glaßbrenner erhebt ſich hier ganz in das Gebiet orientaliſch lüſterner Hafis-Poeſie, die jetzt — was freilich mit unſerm kalten Himmel, unſern häuslichen Sitten und unſerm ganzen ſorgen- und arbeitsvollen Leben ein wenig im Widerſpruch zu ſtehen ſcheint — unter den modernen deutſchen Dichtern bis auf Weiteres Mode geworden iſt. Allerdings kann ſich Glaßbrenner in ſeinem ſpeciellen Falle auf jenes „Hohe Lied" berufen, welches als Beſtandtheil eines ehrwürdigen Buchs ſelbſt unter der deutſchen Schuljugend mit umläuft und wohl geeignet iſt, die Keime orientaliſcher Liebesanſchauung in ihre jungen Herzen zu legen. Dieſe Keime haben auch bei Glaßbrenner Frucht getragen, und ſolange noch jenes orientaliſche „Hohe Lied" als eine religiöſe Dichtung und als ein wenn auch apokryphes Schulbuch angeſehen wird, darf man wol kaum wagen, Glaßbrenner's glühende Hymne auf die „Salomoniſch-warme Liebeskirche" als anſtößig und ſittengefährlich zu bezeichnen, umſoweniger, da auch in dieſer Hymne das ſchelmiſche Glaßbrenner'ſche Element eine Rolle ſpielt.

Der Gedanke von der „Verkehrten Welt" iſt nicht neu; aber wenn man genauer prüfen wollte, was von den Objecten moderner Poeſie wie von den Formen, in die ſie gekleidet werden, vollkommen neu ſei, ſo würde man, ſelbſt wenn man hundert Laternen anzünden wollte, gerade nicht viel Neues finden. Es gibt eben in der Poeſie, in der ernſten wie in der komiſchen, ewige Stoffe, die nie ausſterben werden. Die Luſtſpielconflicte des Plautus und Terenz, die wieder aus den griechiſchen Komödienſchreibern ſchöpften, ſind der Hauptſache nach bis auf den heutigen Tag die ewig wiederkehrenden Conflicte des neuern Luſtſpiels geblieben. Kalidaſa hat in der „Sakuntala" die Liebe zwiſchen Mann und Weib ebenſo reizend geſchildert als Shakſpeare in „Romeo und Julie". Goethe's „Fauſt" ſcheint eine ganz neue und originelle Erfindung zu ſein und ſie iſt es auch der Auffaſſung und Behandlung nach; aber doch hatte ſchon vor ihm Marlowe, der wieder aus dem deutſchen Volksbuche oder deutſchen Puppenſpiele ſchöpfte, einen „Fauſt" geſchrieben, in deſſen erſtem Monologe die Keime des Goethe'ſchen „Fauſt" vollſtändig enthalten ſind. Don-Quixotiaden, Eulenſpiegeliaden, Jobſiaden und Münchhauſiaden werden immer wieder bald unter dieſer, bald unter jener Verpuppung ihre Erſcheinung auf der Bühne der komiſchen Literatur machen. Es kommt dann immer nur darauf an, wie ſie behandelt und den eigenthümlichen Erſcheinungen der Zeit angepaßt werden. Die Welt wird immer und ewig eine verkehrte ſein, und darum wird es von Zeit zu Zeit immer wieder einen ſatiriſchen Dichter geben, der eine „Verkehrte Welt" dichtet, ohne ſie doch dadurch ins Gerade bringen zu können. Die meiſten unſerer Leſer werden ohne Zweifel jenen Volksbilderbogen kennen, den man auf Jahrmärkten verkauft und der die „Verkehrte Welt" in einzelnen Gruppen darſtellt: der Reiter trägt das Pferd, nicht das Pferd den Reiter, das Schaf ſchert den Schäfer, nicht der Schäfer das Schaf u. ſ. w. Das deutſche Volk iſt überhaupt witzig, es iſt vielleicht witziger als poetiſch, nur muß man den Witz nicht im franzöſiſchen Sinne auffaſſen. Die Culturdichter haben dieſen Volkswitz adoptirt und weiter ausgeführt. Schon Tieck dichtete eine „Verkehrte Welt", die aber bei ihm, wie meiſtentheils die Satire bei Tieck, eine weſentlich literariſche Tendenz hat. Skaramuz ſpielt darin den Apollo (ähnlich wie in einem uns bekannten Puppenſpiele „Alceſte" der Hanswurſt in ſehr drolliger Weiſe den Apollo ſpielt, als die Geſandten des Admet ſich bei ihm Raths erholen wollen); er führt bei dem Pegaſus und allem übrigen Muſenvieh die Stallfütterung ein, macht aus dem Kaſtaliſchen Quell einen Geſundbrunnen, läßt die Muſen auf ſeinem Parnaß unter der Bedingung vierteljähriger Aufkündigung zur Miethe wohnen und einen Becker und Brauer am Fuße des Bergs ihr Gewerbe etabliren u. ſ. w. In einem darauf entſtandenen Kriege um den Beſitz des Parnaß wird der Pſeudo-Apoll von dem wirklichen zwar überwunden, aber die Zuſchauer klettern auf die Bühne und nehmen ihn in Schutz; denn der Skaramuz iſt ihr Mann. Die Satire iſt ohne Zweifel fein und geiſtreich, aber ſie iſt rein literariſcher Art.

Glaßbrenner richtet ſeine Satire gegen Objecte, die nicht im Bereiche der Literatur, ſondern in dem des bürgerlichen, religiöſen und politiſchen Lebens liegen, wie ſich denn überhaupt wahrnehmen läßt, daß viele neuere Schriftſteller, ganz im Gegenſatze zu der übertriebenen literariſchen Excluſivität einer frühern Schriftſtellerperiode, eine vollkommene Gleichgültigkeit gegen die Literatur als ſolche offenbaren oder affectiren. Indeß möchten wir dagegen doch bemerken, daß es auch um die Literatur etwas Großes iſt und von jeher war, ſelbſt bei ſolchen Völkern, welche viel mehr auf politiſche Größe und Macht pochen konnten als wir, und daß eine ſpätere Zeit vielleicht ſcharf mit denjenigen unſerer Schriftſteller abrechnen wird, die ihrer Mutter untreu wurden und ihr Verachtung oder Gleichgültigkeit zeigten. Wir ſagen dies nicht mit ſpeciellem Bezug auf Glaßbrenner, ſondern weil es uns an dieſer Stelle gerade einfällt. Kurz, Glaßbrenner's „Verkehrte Welt" iſt ein ferner Stern, in welchen die Seele Ernſt Heiter's, wie der Held der

Den man Ehrwürde, Ernſt und Sitte nennt,
Und zürnte auf die Heiterkeit, die geld'ne,
Der Geiſter glücklich Element.

Dichtung heißt, erhoben wird, um hier, nachdem sie wieder einen Körper angenommen, als ein von allen geschichtlichen Vorurtheilen entkleideter Bummler mit den verkehrten Leuten zu leben und wundersame Erfahrungen an ihnen zu machen. Dies wird uns in einem „Vorgesang" erzählt, der, wie es uns scheint, in poetischer Beziehung wie auch der Schlußgesang zu den gelungensten Partien der komischen Dichtung gehört. Nun sollte man freilich meinen, daß, da es auf unserer Welt gerade verkehrt genug zugeht, in dieser „Verkehrten Welt", wo die Leute es an einem ganz andern Zipfel anfassen und das Umgekehrte thun, eigentlich vernünftig zugehen müsse. Das ist aber keineswegs der Fall, vielmehr sind die Leute da oben im Grunde ebenso verkehrt oder noch verkehrter als wir, wodurch sich aufs klarste beweist, daß wir verkehrt bleiben, mögen wir es anfangen wie wir wollen. Die Bewohner dieser verkehrten Welt sind eben nur die Caricaturen von uns Erdbewohnern*), nur etwas drolliger, gutmüthiger und komischer; denn selbst wo sie wie wir langweilig sind, z. B. in der Deputirtenkammer, dem „Gesetzgebungscadaver", wie sie da oben genannt wird, oder in einer splendiden Abendgesellschaft, sind diese Deputirten, welche „abstummen" und nicht „abstimmen", und diese Gardelieutenants und adeligen Fräulein doch immer amüsant, und zwar durch das carikirte Uebermaß irdischer Langeweile. Wir würden hier gern einzelne der oft sehr lustigen Glaßbrenner'schen Späße zur Probe mittheilen, unterlassen es jedoch, weil wir, nachdem das Gedicht bereits eine zweite Auflage erlebt hat, annehmen dürfen, daß sie unter dem humorliebenden Publicum schon ziemlich die Runde gemacht haben.

Das Gedicht ist mit großer Virtuosität versificirt und gereimt. Wenn irgendwo gesagt wurde, es fehle dem Gedicht an Einheit, so müssen wir bemerken, daß sich in eine verkehrte Welt schwerlich Einheit bringen läßt, am wenigsten die Einheit eines wirklichen komischen Epos. Wenn man eine solche Ansicht aufstellt, so sollte man auch zugleich so gut sein, ein genaues Schema dazu anzugeben. Ueberhaupt trägt eine komische Production mehr als jede andere ihren Maßstab in sich selbst. Eine anscheinend größere Einheit würde freilich in das Gedicht gekommen sein, wenn es dem Verfasser gefallen hätte, sein Poem in einem und demselben Versmaße, z. B. wie seinen „Neuen Reineke" in ehrlichen deutschen Knittelversen durchzuführen. Es dürfte jedoch gestattet sein, in der von Glaßbrenner gewählten Form gewissermaßen eine Parodie der modernen lyrisch-epischen Dichtungen mit ihren wechselnden Versmaßen zu erblicken. Anerkennen müssen wir bei unserm komischen Dichter noch, daß er bei allem scharfen Blick für Thorheiten und Verkehrtheiten und für alles Niedere und Leere, „das sich hoch und gehaltvoll dünkt", sich doch niemals zu Gehässigkeiten, Anspielungen und Recriminationen persönlicher Art hinreißen läßt, sondern in noblerer Weise als Viele, welche so gern mit ihrem Ernste und ihrer Sittlichkeit groß thun, nur gegen allgemeine Zustände und Verhältnisse die Batterien seiner Satire spielen läßt.

*) Der Verfasser erklärt sich hierüber zum Schlusse des „Vorgesang" selbst:

Nicht Alles ist in der verkehrten Welt
So ganz verkehrt und auf den Kopf gestellt,
Wie's drunten meinen Hinz und Kunz!
Nein, Vieles ist, ich kann es euch beschwören
Und ihr sollt's selber seh'n und hören:
Ganz so vernünftig wie bei uns.

Wir kommen nun zu dem gewandten Jongleur oder, wie ihn seine Freunde wol zuweilen nennen, dem „Altmeister des deutschen Witzes", M. G. Saphir. Um Saphir gerecht zu werden, muß man ihn eben als einen literarisch Eximirten betrachten. Das eigentliche Literaturinteresse kümmert ihn wenig oder nichts. Er will nicht besser sein als sein Publicum, jedenfalls ist er aber witziger. Sein größter Spaß ist, wenn er den Leuten Spaß machen kann, und er verfährt dabei im Grunde ziemlich uneigennützig, denn es ist unter Denen, welchen er Spaß macht, Niemand da, der ihm wieder Spaß machen könnte. Daß er Witz hat, wird Niemand leugnen wollen, ja man könnte fast sagen, der Witz habe ihn; er begibt sich so in die Gewalt seines Witzes, daß er seine Herrschaft über ihn verliert und daß der Witz aus ihm machen kann was er will. Was ihm sein Witz gebietet zu thun, das thut er, ohne darauf Rücksicht zu nehmen, ob er damit nützt oder schadet. In dem schon erwähnten Aufsatz d. Bl. vom Jahre 1838: „Humor und Humoristen", wurde von ihm gesagt:

> Alle Diejenigen, welche die Feinheit und Gewandtheit seines Geistes nicht anerkennen, haben eigentlich kein Urtheil. Viele nennen ihn fade, albern, forcirt; indeß wenn man einem oder dem andern von diesen sagen würde: So componire du doch einmal ein so fades, albernes, forcirtes Stück, wie das ist, welches du tadelst, so würde er schon gewaltig in die Brüche kommen. Und warum? Weil Saphir sehr reich an Witz ist.

Freilich erklärt der Verfasser des Artikels weiterhin, in die Reihe der echten Humoristen ihn doch nicht stellen zu können. Aber das Verdienst wird man Saphir nicht in Abrede stellen können, daß er wenigstens gezeigt hat, welcher lustigen Einfälle und Wortspiele die deutsche Sprache fähig ist. Bessere Wortspiele hat im Deutschen Niemand gemacht als Saphir. Seine „Blauen Blätter" (Nr. 5) sind gewiß nur Abfälle von der Tafel seines Witzes, aber selbst diese Abfälle beweisen, wie reich besetzt die Tafel in Saphir's frühern Tagen war. Wo ein anderer Mensch fade ist, wird er sofort auch langweilig; Saphir's Fadheiten, wenn man sie eben ohne Kritik genießt, nöthigen uns aber oft wider unsern Willen noch ein Lächeln ab. Dabei überrascht er uns hier und da mit wirklich humoristischen Anklängen, an denen man erkennt, daß auch etwas Ernsteres in ihm lebt. Nur leider glaubt man einem Spaßmacher nicht, wenn er einen ernsten Gedanken ausspricht und ein tiefsinniges Gesicht macht. Das deutsche Publicum pflegt die Rollen sehr bestimmt zu vertheilen und engagirt den Einen für das komische oder hochkomische, den Andern für das ernste oder hochtragische

Fach. Als ob nicht auch der Lustigmacher bei einer Kunstreiterbande, und dieser erst recht, seine sehr ernsten und melancholischen Stunden und der ernsteste Mann wieder Augenblicke haben könnte, wo ihm das hohle Pathos des Lebens in der Gestalt der komischen Travestie entgegentritt und ihm das menschliche Getreibe wie ein Carneval voll Charaktermasken erscheint, an denen nur die angenommene Maske der einzige Charakter, der Charakter aber eben nur Maske ist! In der ersten Lieferung von Saphir's „Blaue Blätter" findet sich in dem Aufsatze „Der Frühling, auch ein Postillon" eine glänzende Stelle über das Liebeserwachen bei dem ersten Weibe, als sie den ersten Mann erblickte, die ihm keiner seiner Verächter so leicht nachschreiben soll, und wenn er dann weiter sagt: „O, ihr Menschen, die ihr lieblos geht durch die Welt, die ihr die Menschen nicht liebt in der Menschheit und die Menschheit nicht liebt in jedem Menschen, die ihr auch nicht eine einzige Geliebte im Herzen tragt, verhüllt euer Antlitz vor dem Anblick des Frühlings, denn er ist ein Vorwurf für euch!" so ist dies eine Sentenz, die dadurch nicht an Wahrheit verliert, daß sie aus der Feder eines Witzbolds geflossen ist. Ein hübscher, Jean Paul's nicht unwürdiger Ausspruch ist auch dieser: „Nur für Den, der liebt, hat die Blumenschrift lauter große Anfangsbuchstaben!" Freilich wenn man wieder solche fast bis zur Albernheit komische Schnurren liest wie die „Wanderungen eines deutschen Magens durch die pariser Küche", so verliert man leicht wieder den Glauben, daß der Ernst bei diesem Manne wirklich empfunden sein könne. Gleitet nun der Blick auf das Gedicht „Was ist der Mensch?", so möchte man völlig den Verstand verlieren. Das Gedicht beginnt mit der Zeile: „Was ist der Mensch? — der Mensch? — Ein Schaf!" Nach der zweiten Strophe ist der Mensch ein Rind, nach der dritten ein Ochs, nach der siebenten ein Hecht, nach der achten ein Hauptkameel u. s. w. Die Schlußstrophe gewährt dann aber Aufschluß, was Saphir mit diesen Dummheiten eigentlich sagen will; sie lautet:

Was ist der Mensch? — der Mensch? — Ein Graf,
Ein Fürst, ein Künstler, ein Beamter,
Ein Dichter, ein Minister, ein Herr, ein Sklav,
In allen Formen aber ein Verruchter, ein Verdammter!

Man sieht daraus, daß Saphir's Narrheit auch eine sehr bittere und sehr verzweifelte sein kann.

Saphir empfiehlt sich dem Publicum zu Jahresanfang auch mit einem „Humoristisch-satirischen Volkskalender" (Nr. 6), der mit vielen Illustrationen im wiener Geschmack ausgestattet ist. Im Monatskalender hat jeder Tag einen Witz, das macht, von allen größern humoristischen Beiträgen abgesehen (da das gegenwärtige Jahr ein Schaltjahr ist) schon allein 366 Witze, und dies ist bereits der sechste Jahrgang. In der That, diese Fruchtbarkeit des Saphir'schen Witzes muß Erstaunen abnöthigen. Nicht alle Witze sind gut, manche aber auch sehr possirlich. Für den 9. Juni prophezeit Saphir: „In Dresden spricht Jemand laut", und für den 10. Juni, daß infolge davon die dresdener Journale über den Verfall der deutschen Bildung klagen. Saphir vergeudet förmlich die Schätze seines Witzes. Wir lesen: 26. Januar: „Anschluß von Reuß-Schleiz an Reuß-Greiz"; 27. Januar: „Lippe-Detmold droht mit Mobilmachung"; 28. Januar: „Es kann seinen commandirenden Corporal nirgends finden." Aus dem letztern Einfall ließe sich ein ganzes humoristisches Genrebild, eine komische Novelle machen. Viele, sehr viele Witze in diesem Kalender werden nur in Wien verstanden und genossen werden. Wunderliches Land, dieses Deutschland, wo man ein Urwiener oder Urberliner oder Urhamburger oder Urschwabe sein muß, wenn man die Witze in einem wiener, berliner, hamburger oder schwäbischen Volkskalender vollständig verstehen will.

Das Buch von Presber (Nr. 10) führen wir in dieser Reihe von Schriften an, weil es sich auf dem Titel selbst als ein „humoristisches Genrebild" bezeichnet. Sonst aber gehört das Buch nicht zur humoristischen Gattung, einzelne humoristische Einfälle abgerechnet. Der Verfasser ist wahrscheinlich noch sehr jung. Was für einen Wein dieser noch unbestimmt schillernde junge Most künftig geben wird, läßt sich nicht voraussagen, denn das Talent des Verfassers wühlt in den verschiedensten Tönen und Tonarten umher, ohne daß man heraushören könnte, welches der Grundton dieses Talents ist. Eine gewisse jugendliche Keckheit bringt jedoch in das fragmentarische Geflecht des Ganzen eine Art einheitlicher Stimmung, und diese Keckheit ist denn auch schon etwas. Ein junger Dichter, Richard, ist der Hauptheld der Erzählung. Wir sind kein Gegner des sogenannten Literaturromans, insofern uns darin irgendeine historisch gewordene bedeutende literarische Persönlichkeit oder eine ganze Schriftstellergruppe vorgeführt wird, welche ein Stück Literaturgeschichte vor unsern Blicken abspiegelt; aber wir müssen bekennen, daß wir solchen namen- und gestaltlosen, große Ansprüche erhebenden und sich immer verfolgt und zurückgesetzt fühlenden Poeten, die noch mit den Eierschalen auf dem Kopfe umherlaufen, in Romanen gerade nicht sehr gern begegnen. Der Verfasser gibt uns bald Bilder aus dem süddeutschen Universitäts- und Volksleben, die allerdings in das Humoristische hinüberstreifen, bald Mittheilungen aus dem Leben seines Helden und seines Freundes Louis, bald Notizen aus Paris, bald Betrachtungen über literarische Zustände der Gegenwart, bald ein Verzeichniß der ausgezeichnetsten Weinhändler von Rüdesheim, bald förmliche Kritiken, wie die über Platen, die ein ganzes Capitel füllt, bald einen Cyklus von zum Theil sehr ernsthaften Novellen — ein möglichst buntes, ganz zusammenhangloses Mischmasch.

Wir halten uns hier, unserer Aufgabe gemäß, an die humoristischen Elemente des Buchs. Diesen begegnen wir z. B. in der Schilderung Tübingens und des Schwabenlandes überhaupt, deren Bewohner sich bei Presber zu bedanken gerade nicht sehr Ursache haben. Er schildert uns keine „Lorles", sondern Personen wie etwa seine Hausmagd Katharine. Diese bringt ihm Morgens

die Frühstücksmilch, und nun entspinnt sich folgendes Gespräch: „Guten Morgen, Katharine. Die Milch?" — „Jo!" — „Ist's schon spät, Katharine?" — „Noi nitte!" Damit ist das Morgengespräch zu Ende. Um 7 Uhr Abends kommt er nach Hause: „Guten Abend, Katharine, habe ich schon frisch Wasser?" — „Jo!" — „Muß ich Lichter kaufen?" — „Noi nitte!" (oder vielmehr „Noi itte!") Und damit macht sie Kehrtum und fliegt zur Stubenthür hinaus. Presber warnt vor der Auerbach'schen Idealisirung, auch in Sachen des schwäbischen Volksdialekts. Es mache sich freilich ganz gut, wenn man gedruckt läse: „Magst mi — hast mi a gern, bist mir a gut?" Eigentlich heiße es aber: „Magscht mi — hascht mi a gern, bischt mir a gut?" So habe einmal Dr. Kraft einen Vortrag über Archäologie mit den Worten begonnen: „Das Gröschte, Schönschte und Erhabenschte in der Kunscht der Plaschtik ischt"; noch possirlicher aber sei es, wenn er begeistert vom „Bruschtkaschte" der Mediceischen Venus spreche. Wenn der Tübinger von etwas so recht in der Seele entzückt sei, so brauche er das Wort „saumäßig". Für die Tübinger singt eine Sängerin „saumäßig schön", für ihn spielte Therese Milanollo „saumäßig", hatte „saumäßig dunkle" Augen und einen „saumäßigen Anstand". Wunderlich genug, daß gerade Schwaben die Heimat so süßer Lieder geworden, wunderlich genug, wie der schwäbische Idealist vielleicht mit Vorliebe sein Schöppchen in einem Gasthause trinkt, welches die verlockende Aufschrift „Zum Gaul" oder „Zum grünen Esel" oder „Zum rothen Ochsen" trägt. Außerdem hat es Presber namentlich noch auf die Schwärme der deutschen Lyriker und auf Emanuel Geibel abgesehen. Er sagt z. B. oder läßt Richard's Freund Louis sagen:

Es ist zu komisch, wenn man das Treiben in den Zeitschriften betrachtet; die „Blätter für literarische Unterhaltung" führen heute wieder unter dem schauerlichen, unheimlichen Titel „Ein Dutzend Lyriker" eine ganze Compagnie vor und alle müssen über die kritische Klinge springen; aber das ist der Jammer bei der Sache — einige Wochen später werden sie wieder zu Dutzenden vorgefodert und unter ihnen findet sich der Scharfrichter der ersten, den nun ebenfalls die Nemesis erreicht. Ich glaube, wenn man zählen wollte, würden sich mindestens in Deutschland 2,788,769 Lyriker finden, nicht mitgerechnet die Frauen und Kinder unter 14 Jahren.

Worauf Richard bemerkt:

Man sollte einmal auf die Wörter Bächlein, Blümlein, Vöglein eine Steuer legen, vielleicht verminderte sich dann die unnatürliche Zahl der Naturdichter.

Emanuel Geibel wird unter dem Namen „Schwanuel" persiflirt. Eine Verehrerin will ihn kennen lernen:

O ich bitte, Edler, hör' mich,
Sag' es frei und ohne Hehl.
Ich beschwör' dich, nicht bethör' mich!
Bist du's, bist du's, Schwanuel?

Er.

Ja, ich bin's, du Uebersel'ge,
Ja, ich bin's, den du genannt.
Bin's, den alle Frommen kennen,
Bin's, den Fürsten Bruder nennen,
Bin's — der große Schwanuel u. s. w.

Zuletzt entspinnt sich zwischen Beiden folgendes Gespräch:

Er. Dank, süßes Wesen, herrlichste der Schönen! Sie. Dank, zarter Liebling der Kamönen! Er. Du sanfte mondbeschienentrunk'ne Blüte! Sie. Ach trauter Schmeichler, welche Güte! Er. Keusches Seelchen! Sie. Schwanuelchen! Er. Himmlisch Wesen! Sie. Milder Dichter! Er. Weiße Blume! Sie. Süßer Schwan!

Dies etwa sind die Proben, die wir zur Charakterisirung des Presber'schen Humors ausfindig machen konnten. Es ist freilich eine ziemlich dürftige und zweifelhafte Ausbeute.

Theodor Drobisch (Nr. 7) trifft, sowol im ernsten als im komischen Genre, den Volkston oft sehr glücklich in seinen Liedern. Diese Gabe ist keineswegs gering zu achten, am wenigsten in unserer Zeit, wo es kaum noch Poeten gibt, die, ohne gegen den bessern Geschmack zu verstoßen, zugleich zum Herzen und zum Gehör des Volks zu sprechen wüßten, wie ehemals Bürger oder Claudius. Ganz im populären Ton ist z. B. Drobisch' Gedicht „Das war Musik!" gehalten, worin er schildert, mit welchem Vergnügen er zum ersten male nach einem Hungerjahre in einer Scheune den Dreischlag auf das neue Korn vernommen habe. Das eigentlich humoristische Lied ist bei Drobisch ziemlich reich und zum Theil in recht glücklichen Proben vertreten. Auf seinen frühern Wanderungen, wenn er als Sachse nichtsächsisches Gebiet betrat, mag er wol in Erfahrung gebracht haben, wie der Deutsche, möge er noch so gut deutsch fühlen, ohne Heimatschein auf das Schubrecht viel mehr Anspruch zu machen hat als auf das Heimatsrecht. Daher räth Drobisch dem Deutschen, eher für den Heimatschein als für Bibel, Gesangbuch, Taback und Hemd zu sorgen:

Fehlt ihm dies kleine Document,
Des Deutschen fünftes Element,
Irrt er herum die Kreuz und Quer
Weit schlimmer noch als Ahasver.
— — — — — —
D'rum, Deutscher, denk' auf Erden hier
Nur immer an dies Staatspapier!

Ein ähnliches Thema behandelt Drobisch in dem Gedicht „Der Teufel in Deutschland". Der Teufel beabsichtigt nämlich, sich in Deutschland niederzulassen, und begehrt nach Arbeit. Man gibt ihm einen Pflug in die Hand, und in zehn Minuten hat er zehn Acker damit verarbeitet. Mehr Arbeit! schreit er, und er pflastert nun in einem Tag sechs Plätze und zwölf breite Gassen. Das ist ihm immer noch nicht genug Arbeit. Dem hochwohlweisen Rath wird vor ihm ganz bange und er weiß sich keinen andern Rath, als dem Arbeitsgierigen auf dem Paßbureau eine Anstellung zu verschaffen:

So — keine Ruh' bei Tag und Nacht,
Hat Arbeit nun der arme Teufel;
Erhalt' uns Gott die Polizei,
Sie ist sehr nützlich ohne Zweifel.

Dieser trockene Humor charakterisirt überhaupt die humoristischen Gedichte des Verfassers.

Wir schließen hieran noch J. N. Vogl's „Poetisches

Sylveſter-Büchlein" (Nr. 9), welches ernſte und komiſche Gedichte in buntem Gemiſch enthält, unter letztern den Faſtnachtsſchwank „Die Biermannenſchlacht in Wien" mit den Schlußzeilen:

So ſtärk' und labe fort und fort
Die Traube hier, der Hopfen dort,
Unähnlich ſich und dennoch gleich;
Doch merk' dir's, Bier, in Oeſterreich
Sei König nur der edle Wein,
Du magſt in Baiern König ſein.

Es will eben jedes deutſche Land vor dem andern etwas voraus haben. Die Illuſtrationen ſind übrigens an dieſem „Sylveſter-Büchlein" nicht das am wenigſten Gerathene und ihnen namentlich möchte es wol das Glück einer zweiten Auflage zu verdanken haben*), mehr als den Poeſien Vogl's, der mit ſeinem Lieblingsgewächs, dem Weinſtock, wenigſtens die Fruchtbarkeit gemein und wie dieſer nicht in jedem Jahre einen guten Jahrgang hat.

In Knittelverſen und im Ton der Jobſiade geſchrieben, behandelt das ſatiriſche Gedicht „Der badiſche Reineke Fuchs und ſeine Geſellen" (Nr. 8), das ſich als zweite Auflage und wie ein echtes Volks- und Jahrmarktsbüchlein als „gedruckt in dieſem Jahr" ankündigt, die badiſche Revolution oder beſſer Confuſion von ihrem trübſeligen Anfang bis zu ihrem noch trübſeligern Ende. Der badiſche Reineke Fuchs iſt Adam von Itzſtein. Wir glauben nicht, daß dieſe burleske und zum Theil bitterböſe Behandlung für dieſe traurige Epiſode der deutſchen Geſchichte paſſend iſt, und wir wundern uns, daß dieſes ſatiriſche Epos, welches vielleicht zur Zeit des Parteihaders und der aufgeregten Leidenſchaften eher einige Berechtigung hatte, noch gegenwärtig, in Baden wenigſtens, ſoviel Theilnahme zu finden ſcheint, um wieder als zweite Auflage verſandt zu werden. Dabei leugnen wir nicht, daß die badiſche Erhebung und namentlich viele ihrer Koryphäen einzelne komiſche Seiten boten, welche eine ſatiriſche Behandlung zuließen; aber dieſe Männer ſind unterlegen, und eine zu Boden liegende Partei nachträglich zu verhöhnen iſt wenigſtens nicht ritterlich. Eine „ſchöne" Geſchichte der neueſten Zeit, wie es auf dem Titel heißt, vermögen wir nicht, weder im Stoffe noch in deſſen Behandlung, zu erkennen. Am meiſten Amuſement gewährte uns die drollige Geſchicklichkeit, womit der Verfaſſer die Namen der Erhebungshäupter und der großen und kleinen Parteigänger in Verſe zu bringen gewußt hat; das iſt doch wenigſtens harmlos, z. B.:

Die Hornbrger wählten zwei Schulmeiſter,
Den Gerwig, einen Diakonus,
Und den Oſtermann, zwei verwandte Geiſter
Und beide der Jugend Ueberdruß.

Von Haslach kam der Griesbaber,
Der Apotheker Dung von Kippenheim,
In Ettenheim war der Rechthaber,
Der Anwalt Achatius Stehlin daheim.

Endlich der Ritter und Kammmüller,
Sodann der Bauer und Glaſer ſogar,
Und von Todtnau kam der Papiermüller,
Was nämlich der Thema ſelber war.

Von Wilferdingen erſchien der Dettler,
Von Pforzheim der Herrle, ein Fabrikant,
Von Durlach der Steinmetz, der auch als Vermittler
Mit Fickler in Würtemberg wurde bekannt u. ſ. w.

Zum Schluß entſchuldigt der Verfaſſer ſeine Bänkelſängerei damit, daß es eben keinen Homer den Zweiten mehr gäbe:

Und würd' er wieder lebendig werden,
Es fehlte an Stoff zu ſeinem Geſang,
Denn wie die Menſchen auf der Erden,
So tönet auch des Liedes Klang.

Das iſt allerdings ein Ausſpruch, deſſen Wahrheit wir mit Bezug auf unſere Zeit nicht geradezu in Abrede ſtellen wollen.

Wir haben zum Schluß noch einige recht eigentlich in das Gebiet der Schwänke gehörende oder als ſolche ſchon auf dem Titel angekündigte Schriften zu nennen. Die Schwänke von Kannegießer (Nr. 11) ſind im Grunde nur in Reime gebrachte und als ſolche lesbare harmloſe Anekdoten, ohne eine eigentlich komiſche Wirkung zu erreichen oder vielleicht auch nur zu beabſichtigen. Ein ſatiriſcher Zweck liegt ihnen gar nicht zugrunde. Die Schwänke der „Fliegenden Blätter" (Nr. 12), deren Komik durch die trefflichen Illuſtrationen noch weſentlich erhöht, zuweilen auch nur durch dieſe ihnen zugebracht wird, ſind zu bekannt, als daß ſie noch unſerer beſondern Empfehlung bedürften. Jedenfalls wird es den Freunden der „Fliegenden Blätter" lieb ſein, hier die beſſern Scherze der „Fliegenden Blätter" als Bilderbuch beiſammen zu haben. Des Baron von Schwindelburg Fahrten und Abenteuer (Nr. 13), die er auf einer Reiſe durch den Harz und über Braunſchweig nach Berlin zurück erlebt, ſind ganz ergötzlich zu leſen, voll hübſcher Pointen und im Stile der Kladderadatſch-Correſpondenz zwiſchen den Herren von Prudelwitz und Strudelwitz, der zwar kein eigentlich literariſcher Stil iſt, aber doch in kleinern Darſtellungen ſeine oft ſehr drollige Wirkung macht. Beim Betreten der Baumannshöhle ſchreibt der Baron: „Ich habe einen Degout vor dieſen ſubterranen Ablagerungshöhlen menſchlichen Wahnwitzes bekommen. Wenn ich in Berlin in den erſten beſten Keller ſteige, habe ich ganz Daſſelbe wie in dieſer obſtinaten Baumannshöhle"; bei Gelegenheit Braunſchweigs: „In der Umgegend große Schafzucht, woraus die weſtfäliſchen Schinken gemacht werden. Bildung noch ſehr zurück"; und bei dem Wiederbetreten des berliner Pflaſters: „Endlich in Berlin angekommen. Hätte

*) Das Publicum hat ſich an dieſen illuſtrirten Humor bereits leider ſo gewöhnt, daß ein humoriſtiſches Buch, namentlich eines in Proſa, einen ſchweren Stand hat, wenn es ohne Bilder erſcheint. Die Bilderglotzen erſcheinen dem Publicum faſt als der eigentliche Text und der erzählende Text nur noch als Randbemerkung zu dieſem Bildertext. Daß dies einer tiefern Ausbauung und Entfaltung des Humors als einer ſelbſtändigen poetiſchen Kraft allmälig ſehr hinderlich und ſchädlich werden muß, liegt auf der Hand.

mögen hier niederknien und das Pflaster dieser Weltstadt küssen, wie damals Peter der Große, als er im Siebenjährigen Krieg von Schweden nach Pommern kam. Zeigt von ganz gutem Geschmack; unser pommerscher Nationalboden ist der fetteste im ganzen Königreich. Das wissen unsere Bauern, wir und unsere Ochsen am besten!" Im Uebrigen ist dieser Baron gar nicht so einfältig, als man uns glauben machen will; von seinem Standpunkt aus hat er oft ganz witzige Einfälle, und wenn einmal wieder die Zeit des hinterpommerschen „Das fluicht better!" gekommen sein wird, so dürfte dieser Baron vielleicht Aussicht haben, wenn auch nicht ein großer General, doch vielleicht ein tüchtiger Bataillonscommandeur zu werden. *)

Als Endresultat unserer Betrachtung sprechen wir unsere feste Ueberzeugung noch ein mal dahin aus, daß die Schelmerei, der Schalksernst ein wesentliches Element im deutschen Volkscharakter bildet und daß dieser Schalksernst, solange noch ein deutsches Volk existirt, sich immer wieder, bald in der Form des bäuerlichen hausbackenen Spaßes, bald der feinern bürgerlichen Ironie, bald des ritterlichen Humors, manifestiren wird, unbekümmert darum, ob unsere ernsten Literaturrichter und Literaturgeschichtschreiber neben der gelehrten pathetischen Literatur auch ihm die ihm als einem wichtigen Volkselement gebührende Beachtung schenken oder verweigern.

Hermann Marggraff.

Der Staat nach seinen innern und äußern Beziehungen. Volksthümlich dargestellt von Johann Hellmann. Leipzig, Brockhaus. 1854. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Eine Art Staatsmoral ist es, die uns im vorliegenden Buche geboten wird, untermischt mit scharfem Tadel demokratischer und revolutionärer Tendenzen und daneben zugleich zu einer Art panegyrischer Apologie des heutigen östreichischen Systems bestimmt. Vormärzlich dürfte die Journalistik ein hartes Verdammungsurtheil über das Werk gefällt haben, während man heute wol empfänglicher ist, die jedenfalls wohlgemeinte Absicht und achtungswerthe Gesinnung des Verfassers anzuerkennen. Denn unleugbar walten diese in dem Buche, das durchgängig einen regen Sinn für edle Sittlichkeit, Mäßigung und warmen Eifer für das Wohl der Völker und der Menschheit bewährt. Auch geht ihm die ideale Richtung nicht ab, die den Schmuck und die Weihe so vieler politischer Schriften gebildet hat, nur daß er sie nach einer andern Seite wendet und weniger, wie seine meisten Vorgänger, das Volk als die nach seinem Plane gebildeten Regierungen idealisirt, vielmehr sie so voraussetzt, wie sie zur Bewahrheitung seiner Sätze sein müßten. Ein kurzer Ueberblick des Inhalts dieser Schrift wird genügen, über seine Richtung ins Klare zu setzen und das eben Gesagte zu belegen.

In der Einleitung geht der Verfasser von folgenden Sätzen aus: „Die Güter, nach welchen die Menschen und die Völker streben und die sie aufrichtig wünschen, sind: die Sicherheit, der Frieden und die Ordnung; denn aus diesen kann ihr sittliches Glück und ihr Wohlstand hervorgehen. Nur der Staat, der solche Wünsche realisiren kann, macht sich dem Einzelmenschen und ganzen Völkern nützlich und entspricht dem jetzigen Zeitgeiste. In einer wohlgeordneten Monarchie kann das Glück des Einzelnen und das der verschiedenen Völker erreicht werden, wenn nach dem Wahlspruche des Kaisers von Oestreich, Franz Joseph: Viribus unitis, Alle mit vereinten Kräften zur Realisirung desselben mitwirken." Dies wird dann dahin erweitert, daß das Staatsziel vorzüglich in Monarchien wohlthätig zu erreichen sei. Um aber die Menschen und die Völker für monarchische Staaten empfänglich zu machen, seien sie vor allem zur Mäßigung und zur Selbstbeherrschung zu stimmen. (Nicht auch und zuvörderst die Herrscher?) Nur in der Ausübung der Tugenden der Mäßigung und des Rechtssinnes sei ein wahrer politischer Fortschritt möglich. Sittlichkeit müsse die Grundbedingung sein, das Nützliche mit ihr verbunden, aber ihr untergeordnet, Religion ihre Hüterin und Pflegerin. Hierauf folgen bittere Worte über die „Freiheit und Gleichheit" der Revolutionsschule. Nach einer nochmaligen Ausführung dieser Ansichten im ersten Capitel wird im zweiten von den verschiedenen Regierungsformen gehandelt, wobei denn die Entscheidung für die „ordnungsmäßig eingeführte und legitim festgestellte" Monarchie ausfällt, worauf sich im dritten ergibt, daß der Verfasser dabei nicht die Wahl-, sondern die Erbmonarchie im Auge hat. Dieselbe soll nach ihm auf ein Staatsgrundgesetz basirt sein. Doch will er unter einem solchen nicht „eine Verfassung verstehen, welche die Willenskraft und die Thätigkeit des Monarchen beschränkt und lähmt und ihn mit Bedingung und Formelwerk dergestalt fesselt, daß er entweder auf alles wirksame Thun und Handeln Verzicht leisten und seine Zeit auf dem Throne nur als Paradepuppe, ohne selbst zu handeln, verbringen muß, oder daß er, wenn er wirklich den Monarchen zeigen und als solcher handeln will, bei jedem Schritte eine Formel unbeachtet lassen und das Grundgesetz gleichsam zu einem todten Buchstaben machen muß". Aus dem Weitern sieht man, daß das Staatsgrundgesetz des Verfassers den Monarchen an nichts Gutem, wol aber an einem schlimmen Misbrauch seiner Gewalt behindern soll, nicht aber, wie dieses Problem eigentlich zu lösen sei. Das fünfte Capitel beschäftigt sich abermals mit Durchführung des Satzes, daß der Einzelne sowol wie das Ganze in Monarchien mehr Glück, Sicherheit und Freiheit zu erwarten habe als in Republiken. Von da gelangen wir im sechsten auf einmal zu dem „Grundgedanken eines allgemeinen Friedens", indem von dem innern Frieden zu dem äußern übergegangen und dessen Begründung als eine „unsers erleuchteten Zeitalters würdige Unternehmung" bezeichnet wird, wobei es nur darauf ankomme, daß die Völker mit den Monarchen vereint mit ganzer Kraft den Weg verfolgten, den die Großmächte 1815 betraten, der aber, wie wir in den folgenden Capiteln erfahren, durch die Revolutionspartei zerstört worden sei. (Der orientalischen Verwickelung gedenkt der Verfasser nicht.) Haupthindernisse des Friedens seien Unwissenheit, Mangelhaftigkeit der Gesetze, Mängel in den Sitten, Leidenschaften, Vorurtheile, Selbstsucht, was Alles in einzelnen Betrachtungen erörtert wird, worauf dann eine „vernünftige Aufklärung" als das kräftigste Mittel zur Besiegung jener Hindernisse bezeichnet wird. In dieser Beziehung auf die öffentliche Meinung und das Volk günstig zu wirken, „sollten sich die Schriftsteller und Journalisten zur heiligsten Pflicht machen". Die Volkserziehung habe ihren Anfang von der Kindheit zu nehmen und der Zweck jeder Volkserziehung die Veredelung des Volkscharakters zu sein. Hierauf kommen in Cap. 14 einige Reflexionen über die „in den letzten Zeiten von den Revolutionshäuptern vorgeschlagene und sogar versuchte Nationalitätsabsonderung und Stiftung von Einheitsstaaten", welche dann den Uebergang zu der Frage bilden, wie und auf welche Art auf Unabhängigkeit, Sicherheit und Größe Deutschlands hingearbeitet werden könne, worauf dann noch

---

*) E. M. Arndt erzählt im vierten Bande seiner „Schriften für und an seine lieben Deutschen" (s. unten) von einem verwundeten Pommern, daß er einem Offizier, der ihm nach der leipziger Schlacht seine pommersche Heimatschaft bekannt, geantwortet habe: „Ja nu willen [illegible] Pommeranken sin."

etwas über Nationalität, politische und Territorialfreiheit, nebst einem den Magyaren und Italienern gewidmeten Mahnungsworte, beigefügt und hieran eine Betrachtung der östreichischen Monarchie von 1818 bis Ende 1851 und ihrer Gestaltung nach der Revision der Constitution geknüpft wird. In dieser Gestaltung findet der Verfasser sein Musterbild verwirklicht und kann nun wieder zur Betrachtung einzelner Seiten des Staatswesens übergehen. So handelt er denn zunächst von der Freiheit der Person und der Sicherheit des Eigenthums, sowie von der Nothwendigkeit der Ordnung im Staate, wobei er auf das Parteiwesen und auf die Frage kommt, wie die Parteisucht in einem Staate unschädlich gemacht werden könne. Er will das freilich durch möglichste Beseitigung des Parteiwesens überhaupt bereitet wissen, erklärt aber auch das parlamentarische System für praktisch gefährlich. England sei nicht durch sein Parlament, sondern trotz desselben gestiegen, und „scharfsinnige Beobachter wollten bemerken", daß auch dort das Parlament gefährlich zu werden anfange. Cap. 23 wird etwas über die Gesetze und ihre Form, Cap. 24 über die Gesetzgebung, Cap. 25 über die richterliche Gewalt, wobei der Verfasser sich für Oeffentlichkeit und Mündlichkeit im summarischen Civilprocesse und im Strafprocesse, aber gegen Schwurgerichte erklärt, Cap. 26 über die ausübende Gewalt gehandelt. Es scheint dieses Capitel vor den neuesten östreichischen Erlassen verfaßt zu sein, welche eine Theilnahme der Provinzialstände an der Verwaltung in Aussicht stellen. Denn es wird dieser sehr bedeutungsvollen Einrichtung, in welcher vor einiger Zeit ein Aufsatz der „Deutschen Vierteljahrschrift" die politische Entwickelung der Zukunft angezeigt sah, mit keinem Worte gedacht. Cap. 27 führt uns wieder in das äußere Staatsleben, nämlich zum Völkerrechte, von wo wir in Cap. 28 zu dem Verhältniß der Religion zum Staate gelangen, die der Verfasser als dem Staate übergeordnet betrachtet, jedoch gegen eine Verwechselung der Religion und der Kirche warnt. Hieran knüpft sich die Besprechung der Einwirkung des Staats auf das Familienleben durch die Ehe. Weiter handelt der Verfasser von dem Staatsdienste, den bürgerlichen Staatsdienern und dem Heere, namentlich auch den Mitteln zur Verbesserung und Veredelung des gemeinen Kriegsmannes. Dann kommt ein Capitel von dem Kronprinzen, worauf von „Ackerbau, Betriebsamkeit und Handel" gesprochen wird, was den Uebergang zu einigen Bemerkungen über den Staatshaushalt bildet. Das Schlußcapitel handelt vom „Schriftenthum" und preist auch hier die östreichischen Maßregeln in Betreff der Presse. Die Fassung der Schrift ist „volksthümlich", wenn man darunter populär, klar, allgemeinverständlich versteht. 78.

Porträtgalerie des steiermärkischen Adels aus der Hälfte des 18. Jahrhunderts, herausgegeben vom Freiherrn J. von Hammer-Purgstall. Erste bis sechste Lieferung. Wien, Gerold. 1855. Groß-Folio. 16 Thlr.

Nachdem Freiherr von Hammer erst kürzlich durch Herausgabe seines großen Geschichtswerks über die arabische Literatur sich ein würdiges Denkmal seines auch im hohen Greisenalter unermüdlichen Strebens nach Förderung der orientalischen Studien gesetzt hat, liefert er soeben in dem oben benannten Bilderwerk einen sehr willkommenen Beitrag zur Biographie der Adelsgeschlechter und zu der noch sehr mangelhaften Kenntniß östreichischer Trachten der höhern Stände aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Hierzu benutzte er eine auf seinem Landsitze Hainfeld in Steiermark bestehende Gemäldesammlung steierischer Adeliger, deren Bildnisse in Lebensgröße, sehr getreu und nett lithographirt, dargestellt und mit biographischen Angaben versehen sind. Da diese für Sammelwerke gesucht oder doch benutzt werden könnten, so folgen hier die Namen der behandelten Personen, deren Bildnisse dieses Werk enthält. Vom Fürstengeschlechte findet sich blos ein Trautmannsdorf, dann die Grafen: Wenzel Purgstall I. und II. und Joseph, Althaim, Inzaghi, Preiner, Scherffenberg, Saurau, Stadl, Lamberg, Thurn, Wagensperg, Stubenberg, Zechentner, Schaffgotsche, Dietrichstein, Rindsmaul, Leslie, Sauer, Stürgkh, Wurmbrand, Rosenberg, Wildenstein, Bathyany, Attems, Kazianer, ein anderer Saurau und noch ein Leslie, Lantieri, Suardi und noch ein Preiner. Von Freiherren und Herren kommen vor: Laterner, Ehrenstein, Rissi, Königsbrunn, Kellersperg, Schreckinger, Knesevich, Karlowitz, Wisa Katholeien, Germentini, Resmini und Maximilian von Hammer Purgstall, dessen Manen der Vater in sinnigen Versen diese Arbeit gewidmet hat. Wasili, der Maler aller dieser Bildnisse, dürfte wol unbekannt sein. Im Geschmacke des vorigen Jahrhunderts sind die Abgebildeten häufig in Situationen versetzt, in denen eine Andeutung ihrer Lieblingsbeschäftigung gegeben ist, wodurch ein Licht auf die eben nicht sehr lebenswerthen Sitten des Adels jener Zeit fällt. Jagd, Spiel, Toilette, Schmaus, Musik, Alchymie und behagliches Wohlleben sind Embleme dieser Contersei's, und wenn auch ein Bathyany in den Büchersaal versetzt ist, so bezeichnet doch das vor ihm aufgeschlagene Buch „L'art de s'ennuyer tout à son aise, ou le séjour de la capitale" sehr prägnant, womit der Geist sich damals beschäftigte, zumal über den Bücherschränken die Aufschrift: Ressource d'esprit, bemerkt wird. Nebenher geht freilich auch die Thätigkeit im Staatsdienste, im Heer und in der Kirche, doch wiegt sie nicht vor. Daher mag es kommen, daß bei mehren dieser Adeligen die biographischen Angaben eine unverhältnißmäßige Kürze zu andern ausführlichern darthun. Wenn übrigens dem Verfasser, dessen reger Geist kein irgendwo auf seinen Wegen aufgefundenes Samenkorn zur Forderung der Wissenschaft unbenutzt liegen läßt, für den mit dieser Leistung gegebenen Anstoß zur anderweiten Verewigung biographischer Denkmäler nur zu danken ist, so dürfte gewünscht werden, daß die zahlreichen Besitzer vortrefflicher Bildergalerien in den östreichischen Staaten diesen Anstoß nicht übersehen und, was für sie so leicht und für die Wissenschaft so belangreich ist, nach von Hammer's Beispiel ins Werk setzen. 79.

Von unserm Büchertisch.

Während ein Gefühl der Pietät gegen einen ehemaligen, der gelehrten Welt durch einen frühen Tod entrissenen Mitarbeiter d. Bl. uns veranlaßt, unter den hier zu erwähnenden literarischen Erscheinungen die Schrift „Gesammelte Aufsätze von Theod. Wilh. Danzel. Herausgegeben von Otto Jahn" (Leipzig, Dyk, 1855) zuerst zu nennen, wollen wir doch wegen des Umstandes, daß die hier gesammelten Aufsätze bereits meist gedruckt waren und zwar zum großen Theil in den „Blättern für literarische Unterhaltung" selbst, auf eine ausführlichere Besprechung derselben verzichten. Aufmerksame Leser unserer Blätter werden sich noch dankbar der interessanten, zuerst in ihnen erschienenen und hier wieder abgedruckten Aufsätze erinnern: „Moses Mendelssohn"; „Ueber Dickens' Romane"; „Goethe und die weimarischen Kunstfreunde in ihrem Verhältniß zu Winckelmann"; „Goethe's Iphigenie und Diderot"; „Ueber den Grundgedanken des Reformationszeitalters und seine Bedeutung für unsere Zeit"; „Shakspeare und noch immer kein Ende". Einige kleinere Aufsätze dieser Sammlung: „Ueber Goethe's Clavijo"; „Einleitung zu dem Commentar zu Goethe's Werken"; „Ueber die Behandlung der Geschichte der neuern deutschen Literatur", sind jedoch in dieser Sammlung zum ersten male gedruckt. Sehr dankbar wird die biographische Einleitung von den literarischen und gelehrten Freunden des Verstorbenen aufgenommen werden. Danzel führte das Leben so

vieler deutscher Gelehrten, indem er in stetem Kampfe mit Eichthum und ungünstigen Verhältnissen unermüdet und mit eiserner Ausdauer dem Ziel wissenschaftlicher Thätigkeit zustrebte. — Auch „E. M. Arndt's Schriften für und an seine lieben Deutschen" (vierter Band; Berlin, Weidmann, 1855) begrüßen wir uns als eine Fortsetzung einer meist früher schon gedruckte Aufsätze enthaltenden Sammlung hier nur kurz anzuzeigen. Der Name Arndt's hat für jeden patriotischen Deutschen einen hellen, stärkenden und mahnenden Klang, und so wird jeder vaterländisch gesinnte Mann auch diesen Band mit Freude zur Hand nehmen und daran sein Herz erfrischen; denn schon in Arndt's freilich etwas stark individuell gefärbter Schreibweise liegt etwas Herzliches und Ursprüngliches von erfrischender Kraft. Der vierte Band der Arndt'schen gesammelten Schriften enthält: „Hoffnungsrede vom Jahre 1810"; „Die Persönlichkeit oder das Gepräge des Volks, was man wol Charakter zu nennen pflegt. Vorzüglich in Beziehung auf das deutsche Volk"; „Holland und die Holländer"; „Anklage einer Nachsätzbriedigung des großen dänischen Volks"; „Skandinavien, Deutschlands Verwandter und Nachbar"; „Jetzt und sonst von starken Männern". Das deutsche Volk faßt Arndt viel noch immer als ein zu urzuständliches auf, was es doch in den bei weitem meisten Gesellschaftsclassen und Landstrichen entfernt nicht mehr ist, und verschweigt manche seiner Eigenschaften, aus denen sich die politische und gesellschaftliche Zerklüftung der Deutschen, die gegenseitige Absperrungs-, Zerfetzungs-, Verkleinerungs- und Ausstoßungssucht und in weiterer Folge die betrübende Heimat- und Bodenlosigkeit so vieler Millionen Deutscher auf deutschem Boden selbst aufs einfachste herleiten läßt. — Wir fügen hieran die dem ehrwürdigen Arndt mit einem Widmungsgedicht zugeeignete Sammlung „Sagen und Bilder aus Westfalen. Gesammelt und herausgegeben von Ludwig Freiherrn Vincke" (Hamm, Grote, 1856). Es ist eine Sammlung solcher deutschen Gedichte und namentlich historischer Balladen, welche entweder im Allgemeinen auf Westfalen und seine Geschichte, oder auf besondere Localitäten, Städte, Ortschaften u. s. w. Bezug haben. Letztere Gedichte sind nach den Namen der Localitäten, welche sie betreffen, alphabetisch geordnet. Auch befindet sich darunter eine ziemliche Anzahl bisher noch ungedruckter, die meisten derselben von dem Herausgeber selbst. — Eine Anthologie ganz andern Charakters ist folgende: „Gebetbuch für katholische Frauen und Jungfrauen. Von Joseph Lehrein" (Leipzig, O. Wigand, 1856). Den Inhalt dieser mit bischöflicher Approbation erschienenen und der jetzigen Kaiserin von Oestreich gewidmeten Sammlung bilden lateinische Kirchenlieder, deren Uebersetzungen theils von dem Herausgeber selbst, theils aus andern gedruckten Uebersetzungen entlehnt sind, sodann deutsche Originalgedichte von Aeltern und Neuern, darunter auch von mehren Frauen, z. B. Annette von Droste-Hülshoff, Ida Gräfin Hahn-Hahn, Luise Hensel u. s. w. Der Leser erinnert sich vielleicht, daß das londoner „Athenaeum" bei Gelegenheit einer Anzeige der „Lyra Germanica" von Katherine Winckworth bemerkte, daß kein Volk sich eines solchen Schatzes trefflicher Kirchenlieder rühmen dürfe als das deutsche. Der Kritiker im „Athenaeum" hatte bei dieser Bemerkung nur die geistlichen Gesänge der evangelischen Kirche, und zwar zumeist aus ihren ersten begeisterten Zeiten vor Augen; hier würde er auch eine katholische „Lyra Germanica" kennen lernen, deren mehr mystische Klänge im Allgemeinen den protestantischen Briten weniger ansprechen würden, während doch auch sie viel Eigenthümliches und poetisch Schönes aufzuweisen hat. — Ein fast wunderliches Schriftchen ist das folgende: „Für den Frieden in Gottes Ordnungen. Aus dem ABC der christlichen Politik" (Berlin, Wohlgemuth, 1855). Der anonyme Verfasser ist der Ansicht, „daß die Politik ins Christenthum sich verklären müsse", womit es doch noch gute Wege haben dürfte, und daß man dereinst „ein A-B-C und einen Katechismus der christlichen Politik schreiben wird, die jetzt noch nicht existiren". Die meisten Aufsätze, zum Theil ziemlich unklar in der Gedankenentwickelung, sind in einem sublimen Gebets- oder Psalmentone abgefaßt. Der Verfasser betet z. B. zum Herrn: „Lenke ihren (der Könige) Blick in tiefer Beschämung auf den erschütternden Skandal des gegenwärtigen europäischen Streites. Auf die Kreuzesfahnen ohne Kreuzessinn, auf den ganzen Verkehr ohne Grund und Boden, auf die selbstsüchtigen Hinterhalte, auf die Flotten die ohne dich segeln, auf die Heere die ohne dich streiten, auf die schwere schmähliche Geldvergeudung aus dem Gotteskasten der Armen und Waisen" u. s. w. — Wir fügen zum Schluß noch hinzu: „Erdmann Beyer's weiland Predigers in Paris und Berlin Leben und Wirken. Ein Freundeswort der Erinnerung von Wilhelm Neel" (Berlin, W. Schultze, 1855). Der Verstorbene, 1812 in Ringenwalde in der Ukermark geboren, war längere Jahre im Dienste der evangelischen Mission in Paris, seit 1850 als Stadtmissionar in Berlin thätig und zuletzt zweiter Geistlicher am Diakonissenhaus Bethanien. Sein Tod erfolgte im März des vorigen Jahres. Die Schrift enthält manches Interessante aus Beyer's frühern Reisen und seinem Aufenthalt in Paris. Beyer erzählt z. B., daß, während die verheiratheten deutschen Handwerker in Paris gern Franzosen werden und mitunter ihre Kinder geflissentlich nicht deutsch sprechen lehren, die im Faubourg St.-Marcel wohnenden deutschen Straßenkehrer, größtentheils Hessen, durchaus nicht französisch sprechen lernen wollen, dabei eng zusammenhalten und meist allen Verkehr mit Franzosen meiden; es sei nicht selten, unter ihnen Solche anzutreffen, die nach mehrjährigem Aufenthalte in Paris kaum ein Wort Französisch verstehen, viel weniger sprechen. Beyer hat auch Einiges zu evangelischen Zwecken geschrieben und übernahm im November 1850 die Redaction des „Kirchlichen Anzeiger", der sich unter seiner Führung von 500 Abnehmern bis auf 1450 hob.

H. M.

Notizen.

Eine arabische Erzählung von George Meredith.

Eine Erzählung von George Meredith: „The shaving of Shagpat. An Arabian entertainment" (London 1855), dürfte durch ihren Titel wol die Meisten vermuthen lassen, daß sie aus einer morgenländischen Quelle geschöpft sei, was aber keineswegs der Fall ist. Sie ist vielmehr eine dem Kopfe des Verfassers entsprungene Originaldichtung, in welcher mit großem Geschick morgenländisches Colorit und morgenländische Sprechweise von Anfang bis Ende der fast 400 Seiten langen Erzählung festgehalten sind, sodaß man in der That sich dem Wahne hingeben kann, ein orientalisches Märchen zu lesen. Diese Täuschung wäre nicht möglich, wenn der Verfasser nicht eine in der That sehr kräftige und bewegliche Einbildungskraft besäße. Eine drollige Episode in echt orientalischem Geschmack ist z. B. die, welche die Bestrafung des saumseligen Baumeisters Khipil durch den Perserkönig Schapesch betrifft. Der Architekt sollte bis zu einem bestimmten Termin dem Könige einen Palast erbaut haben, wurde aber damit nicht fertig. Der König kam an dem zur Vollendung des Bauwerks festgesetzten Tage, um den Bau zu besichtigen, und wurde von Khipil auch in den noch nicht vollendeten Thronsaal geführt. König Schapesch sah sich vergebens nach dem Thron um und sagte scherzweise zum Baumeister: zur Belohnung wolle er ihm gestatten, vor seinen Augen auf dem Marmorthron sich niederzulassen und zu thun, als ob er König wäre. Khipil erwiderte anfangs zwar verlegen, daß der Thron noch nicht fertig sei; als ihn jedoch der König weiter ins Gebet nahm, rief er schnell entschlossen: „Wie blind ich doch war, den Thron nicht zu sehen!" Und nun kauerte er an der Stelle, wo der Thron stehen sollte, in sitzender Stellung nieder und that, als ob er auf dem Throne säße. Hierauf der König:

Digitized by Google

„Als ein Zeichen, daß ich mit der Ausführung des Throns zufrieden bin, sollst du die Ehre haben, einen Tag und eine Nacht lang auf ihm sitzen zu bleiben; aber wenn du dich nur etwas nach rechts oder links rührst und dadurch zeigst, daß du gegen die dir angethane Ehre unempfindlich bist, so sollst du mit 25 Pfeilen durchbohrt werden.“ Darauf ging der König und ließ 25 Mann von seiner Leibgarde bei Khipil zurück, die sich mit gespannten Bogen rings um ihn her aufstellten. Und die Maurergesellen und Zimmerleute und anderes schadenfrohes Gesindel, dessen es ja im Orient so gut wie bei uns gibt, strömten in Scharen herbei und lachten den Baumeister weidlich aus, wie er so jämmerlich dasaß und sich nicht zu rühren wagte, aus Furcht, sofort erschossen zu werden.

Beethoven.

Das bekannte Werk von W. von Lenz über Beethoven hat jetzt unter dem Titel „Beethoven et ses trois styles“ (2 Bände) in Paris seine Wiederauferstehung und seine französische Incarnation erlebt. Charles Asselineau berichtet darüber im „Athenaeum français“ mit der wärmsten, fast einer leidenschaftlichen Anerkennung. Er sagt davon: „Man kaufe und lese es; es wird für Einige ein Gegenstand des Unterrichts, für Alle einer des Vergnügens sein, denn durch seine erzählende und episodische Form bildet es eine der angenehmsten Lectüren, die man sich wünschen kann. Herr von Lenz besitzt eine Fülle von Kraft und Geist.“ Und weiter: „Was mich selbst anlangt, so kann ich in Betreff des Herrn von Lenz und seines Buchs nur Ein Gefühl haben. Ich verdanke ihm, daß ich während einiger Tage mit den größten Geistern verkehrt und mich mit den erhabensten Fragen der Kunst beschäftigt habe: ich danke ihm dafür.“ Der Kritiker scheint die Verpflanzung des Lenz'schen Buchs auf pariser Boden als eine Art epochemachendes Ereigniß für die französische musikalische Welt anzusehen. Denn nach Asselineau liegt die musikalische Kritik in Frankreich entsetzlich darnieder; die privilegirte Form der französischen Aesthetik sei das Pamphlet, und Lenz habe ganz Recht, sowie er thut, sich über den musikalischen Geschmack der Franzosen lustig zu machen. Nur zur Zeit des Rangstreits zwischen Gluckisten und Piccinisten habe etwas wie eine musikalische Literatur in Frankreich bestanden; seitdem liege sie gänzlich brach, während Deutschland und nach ihm Italien eine ausgebildete musikalische Literatur besitze. Frankreich habe kein einziges eingehendes Werk über Méhul oder Lesueur aufzuweisen, diese beiden Begründer der modernen französischen Schule, keins über Rameau, den man doch aus Gewohnheit und auf Grund der ihm verliehenen akademischen Medaille den „Vater der französischen Musik“ zu nennen pflege. Das französische Publicum kenne nicht einmal die Titel seiner Werke. Asselineau kommt auch auf eine merkwürdige Aeußerung Beethoven's zu sprechen, daß er nämlich die „Zauberflöte“ dem „Don Juan“ vorgezogen und gestanden habe, Compositionen wie „Don Juan“ nicht schreiben zu können, denn er habe einen Ekel an solchen Sujets. Wahrscheinlich war ihm durch die vielen überschwänglichen Phrasen, die in Deutschland auch von Laien und Halbästhetikern über Don Juan und die Tiefe der Don Juan'schen Orgien gemacht worden sind, der Geschmack an dieser Oper verdorben. **H. M.**

Bibliographie.

Andersen, H. C., Bilderbuch ohne Bilder. 6te Auflage. Leipzig, Wiedemann. 16. 25 Ngr.

Auswahl aus den Schriften Napoleons III. Aus dem Französischen von einem Officier. Berlin, Moeser. Gr. 8. 1 Thlr.

Bodenstedt, F., Demetrius. Historische Tragödie in fünf Aufzügen. Berlin, Decker. 16. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Carus, C. G., Organon der Erkenntniß der Natur und des Geistes. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Czilsky, C. J. St., Kreuz und Krone. Eine Festgabe. 2te bedeutend vermehrte und unbedeutend verminderte Auflage. Berlin, J. A. Wohlgemuth. 8. 25 Ngr.

Ebert, C. E., Ein Denkmal für Carl Egon Fürsten zu Fürstenberg. Prag, Ehrlich. 1855. Gr. 8. 15 Ngr.

Galen, P., Fritz Stilling. Erinnerung aus dem Leben eines Arztes. Vier Bände. 2te Auflage. Leipzig, Kollmann. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Gall, Louise v., Frauenleben. Novellen und Erzählungen. Herausgegeben und eingeleitet von L. Schücking. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Grant, J., Die gelbe Fregatte oder die drei Schwestern. Deutsch von W. E. Drugulin. 1ster und 2ter Band. Leipzig, Kollmann. 8. à 20 Ngr.

Hammer, J., Einkehr und Umkehr. Roman. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Kant, J., Von der Macht des Gemüths durch den bloßen Vorsatz seiner krankhaften Gefühle Meister zu sein. Herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von C. W. Hufeland. 8te verbesserte Auflage. Leipzig, Geibel. 8. 12 Ngr.

Leben, Lied und Liebe. Berlin, J. A. Wohlgemuth. 1855. 8. 20 Ngr.

Linden, Auguste, Welt und Einsamkeit. Novellen. Göttingen, Wigand. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Lobedanz, E., Narren des Glücks. Historischer Roman. Drei Theile. Leipzig, Brockhaus. 8. 5 Thlr.

Löwenstein, A., Humoristische Original-Vorträge. 1stes und 2tes Bändchen. Berlin, Hofmann u. Comp. Gr. 16. à 5 Ngr.

Aechte Perlen nach dem Englischen von Thekla von Gumpert. Berlin, J. A. Wohlgemuth. 32. 3 Ngr.

Scharnhorst, G. v., Die Vertheidigung der Stadt Menin und die Selbstbefreiung der Garnison unter dem Generalmajor von Hammerstein. Neuer unveränderter Abdruck. Mit einem Plane. Hannover, Helwing. Gr. 8. 15 Ngr.

Schmidt, J. F. J., Der Mond. Ein Ueberblick über den gegenwärtigen Umfang und Standpunkt unserer Kenntnisse von der Oberflächengestaltung und Physik dieses Weltkörpers. Nebst zwei farbigen Tafeln und mehreren in den Text gedruckten Holzschnitten. Leipzig, Barth. Lex.-8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schulz-Bodmer, W., Der Froschmäusekrieg zwischen den Pedanten des Glaubens und Unglaubens. Mit einer Zueignung an Professor Karl Vogt. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr.

Thomas, J., Nah und Fern. Eine Herbstlese. Frankfurt a. M., Heyder u. Zimmer. Gr. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Vollgraff, K., Wie muss man forschen und dann schreiben? nachgewiesen durch die Analyse des Werkes: Erster Versuch einer wissenschaftlichen Begründung sowohl der Ethnologie durch die Anthropologie etc. Marburg, Elwert. 1855. Gr. 8. 6 Ngr.

Tagesliteratur.

Blumenau, H., Deutsche Kolonie Blumenau in der Provinz Santa Catharina in Süd-Brasilien. Bericht bis Juni 1855 und Aufforderung zum Anschluß. Nebst Bemerkungen über deutsch-brasilianische Kolonisation im Allgemeinen, Beschreibung des Itajahy-Gebietes und einer Karte. Rudolstadt, Froebel. 8. 7½ Ngr.

Rothe, C., Das Sakrament der heiligen Taufe. Was ist die Taufe? Wem gebührt die Taufe? Wie soll sie verwaltet werden? Berlin, W. Schultze. Gr. 8. 7½ Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Die Gegenwart.

Eine encyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände.

Der soeben erschienene **elfte Band (Heft 121—135)** enthält folgende Aufsätze:

Die Auswanderung in nationalökonomischer, polizeilicher und staatsmännischer Rücksicht. — Schweden in seinen gegenwärtigen Zuständen. — Der Deutsche Zollverein in seiner historischen Entwickelung. — Das Königreich beider Sicilien in seinen gegenwärtigen Zuständen. — Westindien nach seinen innern und äußern Verhältnissen. — Norwegen in seinen physischen, socialen und politischen Verhältnissen. — Oestreich seit der Verleihung der Märzverfassung bis zu ihrer Aufhebung. — Die englische Literatur vom Tode Byron's und Walter Scott's bis zum gegenwärtigen Zeitpunkte. (Von **Karl Ohly.**) **— Das heutige Credit- und Bankwesen. — Deutschland seit der Auflösung der Nationalversammlung bis zur Mitte des Jahres 1855. — Die Literatur Frankreichs seit der großen Revolution bis in die Gegenwart. — Mexico und Mittelamerika, und die Stellung dieser Länder zum Weltverkehr. — Die mikroskopische Welt.** (Von **Ferdinand Cohn.**) **— Die östreichische Monarchie in Bezug auf ihre materiellen Kräfte und ökonomischen Verhältnisse. — Die orientalische Frage in ihrer geschichtlichen Entwickelung.** Erster Artikel. (Von **Christian Friedrich Wurm.**)

☞ Die „**Gegenwart**" wird, wie es beabsichtigt war, mit dem **zwölften Bande** abgeschlossen werden und dann ein **vollständiges, abgerundetes Bild unsers Zeitlebens** darbieten. Um Letzteres zu ermöglichen und da noch immer reichen Stoff zu bewältigen, stellt es sich indessen als nothwendig heraus, die beiden letzten Bände um einige Hefte stärker zu machen. Der **elfte Band** enthält deshalb 15 statt 12 Hefte und dasselbe wird wahrscheinlich bei dem **zwölften Bande** der Fall sein.

Auch ferner werden von der „**Gegenwart**" monatlich in der Regel wenigstens zwei Hefte erscheinen, sodaß das ganze Werk bestimmt gegen Mitte des Jahres 1856 vollendet sein wird.

Leipzig, im Januar 1856.

Die Verlagshandlung der „**Gegenwart**":

F. A. Brockhaus.

Deutsches Museum.

Herausgegeben von **Robert Prutz.**

Dieß der Literatur, der Kunst und dem öffentlichen Leben gewidmete Wochenschrift hat sich in Deutschland wie im Auslande den Ruf einer der interessantesten und gediegensten deutschen Zeitschriften erworben und zählt unter ihren Mitarbeitern die gefeiertsten Namen der gegenwärtigen deutschen Literatur.

Allen Lesemuseen, Journalcirkeln ꝛc. kann das Deutsche Museum als eine die verschiedensten Kreise interessirende, allgemein gern gelesene Zeitschrift empfohlen werden. Ein ausführlicher Prospect und Probenummern des Blattes sind durch alle Buchhandlungen zu erhalten.

Das Deutsche Museum beginnt jetzt seinen sechsten Jahrgang. Bestellungen auf denselben werden von allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen. Wöchentlich erscheint eine Nummer von 2—3 Bogen. Der Preis beträgt vierteljährlich 3 Thlr., halbjährlich 6 Thlr., jährlich 12 Thlr. Literarische Anzeigen werden mit 2½ Ngr. für den Raum einer Zeile berechnet. Besondere Beilagen u. dergl. werden gegen Vergütung von 3 Thlrn. beigelegt.

Leipzig, im Januar 1856.

F. A. Brockhaus.

Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste

in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet und herausgegeben von

J. S. Ersch und **J. G. Gruber.**

4. Cart. Pränumerationspreis für jeden Theil auf Druckpapier 3 Thlr. 25 Ngr., auf Velinpapier 5 Thlr.

Hiervon sind 1855 neu erschienen:

Erste Section (A—G). Herausgegeben von **M. H. E. Meier.** Sechzigster und einundsechzigster Theil.

Zweite Section (H—N). Herausgegeben von **A. G. Hoffmann.** Einunddreißigster Theil.

Diese drei Theile enthalten unter Anderm nachstehende wichtige Artikel:

Erste Section: Georg (Könige, Landgrafen, Markgrafen, Fürsten, Großfürsten, Herzöge und Bischof dieses Namens) von *Döring, Hertzberg, Küh, Künzel, Rommel* und *Wachter;* Georgien, Georgier von *Hössler;* Georgios von *Baehr;* Geranio von *Röse;* Geraniaceen und Geranium von *Garcke;* Gerbsäuren oder Gerbestoff von *Loth;* Gerecht und Gerechtigkeit von *Scheidler;* Gerechtigkeit Christi, Gerechtigkeit des Glaubens, Gerechtigkeit Gottes von *Hasenmann;* Paul Gerhardt von *Kraft;* Gericht, Gerichtsbarkeit von *Emminghaus;* Gerichtswesen von *Wirk;* Germanicus von *Hertzberg;* Germanien (alte Geographie und Geschichte) von *Krause;* Germanien und Germanen (in culturhistorischer Beziehung) von *Zacher.*

Zweite Section: Nachträge zu I: Integralrechnung von *Schlömilch;* Josef (jüdische Gelehrte) von *Steinschneider;* Josephus von *Reuss;* Island (Geographie und Geschichte) von *Klaehn;* Island (Literatur und Sprache) von *Rosselet;* Italien (Geographie) von *Sander.*

☞ Frühern Subscribenten auf die **Allgemeine Encyklopädie,** welchen eine größere Reihe von Theilen fehlt, sowie Solchen, die als Abonnenten neu eintreten wollen, werden die günstigsten Bedingungen zugesichert.

Leipzig, im Januar 1856.

F. A. Brockhaus.

Vollständig erschien bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Heinsius' Bücher-Lexikon.

Elfter Band,

die von 1847—51 erschienenen Bücher und Berichtigungen früherer Erscheinungen enthaltend. Herausgegeben von ***Albert Schiller.*** 4. Auf Druckpapier 11 Thlr. 20 Ngr., auf Schreibpapier 16 Thlr. 24 Ngr.

Der **achte** und **neunte Band** dieses Werks, herausgegeben von **O. A. Schulz,** und der **zehnte Band,** herausgegeben von **A. Schiller** — die Erscheinungen der Jahre 1828—46 enthaltend —, bilden unter dem Titel: **Allgemeines deutsches Bücher-Lexikon** auch ein für sich bestehendes Werk und werden zusammengenommen für 16 Thlr. erlassen. Sämmtliche zehn Bände (1812—49) **zusammengenommen** kosten im **ermäßigten Preise** 26 Thlr. 20 Ngr.

Verlag von

Carl B. Lorck in Leipzig.

1) Huc und Gabet,
Wanderungen in der Mongolei.
Herausgegeben von Karl Andree.

2) Huc und Gabet,
Wanderungen im Chines. Reiche.
Herausgegeben von Karl Andree.

3) Amedée Thierry,
Attila und die Attila-Sagen.
Deutsch von Dr. Ed. Burckhardt. 2. verm. Ausgabe.

4) Amedée Thierry,
Die Söhne und Nachfolger Attila's.
Deutsch von Dr. Ed. Burckhardt.

5) Washington Irving,
Das Leben George Washington's.
1. Band. Vollständig in 3 Bänden.

6) Historisches Jahrbuch 1854—1855.
Mit dem Portrait Palmerston's.

7) Prof. Dr. K. Koch.
Die Kaukasischen Länder u. Armenien.

8) J. H. Schnitzler,
Geschichte des Russischen Reiches.
Deutsch von Dr. Ed. Burckhardt.

9) Dr. E. C. Brewer,
Katechismus der Naturlehre.
Durchgesehen von Prof. Dr. O. Marbach.

10) Dr. G. A. Jahn,
Handbuch der Witterungskunde.
Mit 26 Abbildungen.

11) Graf d'Escayrac de Lauture,
Die Afrikanische Küste.
Herausgegeben von Karl Andree.

12) James F. W. Johnston,
Chemische Bilder a. d. Alltagsleben.
Preis eines jeden Bandes von 20—30 Bogen 1 Thlr.

Illustrirte Prachtausgabe von Washington Irving.

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Washington Irving. Auswahl aus seinen Schriften. Illustrirt von Henry Ritter und Wilhelm Camphausen. Mit dem Bildniß Henry Ritter's. 4. Geheftet 5 Thlr. Gebunden 6 Thlr.

Ein geschmackvoll und reich ausgestattetes **Prachtwerk,** das eine Zierde jedes Salons bilden wird, gleichzeitig in einer **deutschen** und einer **englischen** Ausgabe erschienen.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 6. —— 7. Februar 1856.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Thomas Babington Macaulay und seine Schriften. Von Heinrich Wettzieck-Beta. — Ein episches Kleeblatt. Von Emanuel Rank. — Die Neumark und die Neumärker. — Notizen. — Bibliographie. — Anzeigen.

Thomas Babington Macaulay und seine Schriften. *)

Sydney Smith, der während der glänzenden Laufbahn seines Lebens und Witzes fast alle modernen Männer und Zustände treffend witzig bezeichnete, nannte Macaulay „a book in breeches", „ein Buch in Hosen", wie wir es wörtlich übersetzen müssen, ein Buch, das lebt, ein persönliches Buch. Er wollte damit dessen merkwürdiges Gedächtniß, dessen Belesenheit und Gelehrsamkeit mit Einem Schlage treffen. Wir müssen es weiter und allgemeiner nehmen. Das Buch, welches lebt, schränkt auch Leben. Seine enorme Gelehrsamkeit und musikalische Stilvirtuosität verwandelt alles Gelernte und Gelesene in Leben und zwar in lebendige Anschauungen, in denen der praktische Whig, die höhere englische „Gesellschaft", „der Parlamentarismus, wie er ist", der höhere modige, faretiöse Umgangsstil, der forsche Cambridgegelehrte sich selbst idealisirt und in Mustern wiedererkennt. Dies, und nicht etwa ein eigenthümliches tiefes Genie mit neuen überraschenden Forschungen und Wahrheiten, ist der wesentliche Grund der beispiellosen Erfolge fast aller seiner literarischen Producte, obgleich man dabei seine glückliche Stellung unter den regierenden Classen und in Bezug auf die „Geschichte Englands", deren beide neueste Bände beim ersten Anlaufe in 35,000 Exemplaren, d. h. 70,000 Bänden leidenschaftlich vergriffen wurden, die gewählte geschichtliche Epoche nicht übersehen darf. Außerdem ist er als Gelehrter und Schriftsteller so glücklich, im höchsten Grade mit Fehlern ausgestattet zu sein, die unter den Augen des bezauberten Lesers zu den brillantesten Tugenden werden. Er ist ein doppelter Virtuose, auf dem Instrumente der Sprache im Allgemeinen, speciell auf dem der Geschichte und musikalischen Personen- und Charaktermalerei, wobei ihm alle Künste des Effects, starker Lichter und Schatten, stechender Feinheiten und brillanter Antithesen auf das bereitwilligste spielend dienen. Er spielt, er lächelt, er gleitet ruhig dahin und überrascht und blendet Schlag auf Schlag, ohne daß man Absicht, Arbeit, Kunst merkt. Es ist diese höchste Kunst der Darstellung, die zum Scheine des Natürlichsten zurückkehrt, diese Virtuosität, die gewandt auf den unzähligen Tasten sprachlicher und rhetorischer Formen umherphantasirt und immer melodisch, immer modern, immer leicht und unmittelbar verständlich und angenehm dazu klingt, es ist dieser Formenreiz, dieser Mangel an schweren, tiefen Deductionen, großen, ringenden Gedanken, die Freiheit von allen holperigen, störend umherliegenden Apparaten der Gelehrsamkeit, wodurch er auf seinem Gebiete geworden, was Liszt, was Jenny Lind oder eine Taglioni auf den ihrigen, wodurch er zugleich für die Wissenschaft und besonders für die Geschichteforschung gefährlich erscheinen mag. Von Hause aus ein kurzer, runder, gesundheitsstrotzender Schotte, hat seine Constitution unter der „Geschichte Englands seit Jakob II." bedeutend durch den Genuß von Opiaten

*) Wir sehen voraus, daß diese Charakteristik Macaulay's bei dessen zahlreichen enthusiastischen Verehrern auf vielfachen Widerspruch stoßen und stellenweise vielleicht wie eine etwas störende Dissonanz empfunden werden wird. Diese Ueberzeugung konnte uns jedoch nicht veranlassen, einer vom Standpunkte des Verfassers so gewissenhaft motivirten Beurtheilung des berühmten Geschichtschreibers den Eintritt in die Spalten unsers Blatts zu versagen. Um den Werth eines mit so vielen verführerischen Kunstmitteln ausgestatteten und der modernen Nützlichkeitstheorie mit so blendender Eleganz das Wort redenden Historikers wie Macaulay auf ein richtiges Maß zurückzuführen, wird man auch auf solche Stimmen hören müssen. Der Verfasser des Aufsatzes neigt sich ersichtlich mehr der deutsch-idealistischen, nach der Erfassung der Dinge mehr in ihrer geistigen Tiefe strebenden, halbprophetischen Richtung Carlyle's zu. Wir wollen auch nicht wünschen, daß uns Naturen wie Carlyle, mögen sie auf den ersten Anblick etwas Verwirrendes für uns haben, jemals fehlen mögen. In England wenigstens sind sie gegenwärtig vielleicht nöthiger als je.

D. Red.

als Anregungsmitteln gelitten. In seiner Geschichte ist also etwas Opium. Jedenfalls ist Macaulay ein so merkwürdiges literarisches Phänomen, ein so reicher, glänzender Schriftsteller, daß es im Interesse der Literatur lohnt, ihn möglichst in dem Umfange und Zusammenhange seiner Leistungen und seiner Persönlichkeit darzustellen.

Thomas Babington Macaulay ist, so wenig man dies auch aus der Art, wie er von den „Hochländern" spricht, vermuthen sollte, von echt schottischer Abkunft. Der Geistliche von Inverary, John Macaulay, der nach Boswell's „Tour zu den Hebriden" mit dem berühmten Dr. Johnson sprach, war sein Großvater. Zachary Macaulay, früher Kaufmann in Westindien, bekannt als Freund und Strebensgenosse des berühmten parlamentarischen Kämpfers für Sklavenemancipation, Wilberforce, war sein Vater. Er pflanzte seinen schottischen Stammbaum über auf englischen Boden nach Rothley-Temple, Leicestershire, wo Thomas Babington 1800 geboren ward. Seine Erziehung ward zu Hause begründet, ursprünglich mit dem Streben des Vaters, ihn zu einer kaufmännischen Laufbahn zu bewegen, für welche jedoch der Sohn so wenig Neigung zeigte, daß dieser Plan bald aufgegeben ward. Eine höhere Erziehung erhielt er vom Geistlichen zu Shelford, Cambridgeshire, und die akademische seit 1818 im Trinity-College der sogenannten Universität Cambridge. Schon nach einem Jahre gewann er für englische Verse eine Preismedaille, später noch mehre und ziemlich rasch hintereinander alle akademischen Grade. Nach Vollendung der akademischen Laufbahn, die in nichts an deutsche Universitäten erinnert, fing er erst an, ein bestimmtes Fachstudium zu treiben: Jurisprudenz bei bestimmten praktischen Juristen. Im Jahre 1826 ward er „zur Barre gerufen", d. h. für selbständig praxisfähig erklärt. Er machte aber wenig „Gebrauch davon". Hatte er doch schon die Wonne, sich zuerst gedruckt zu sehen, empfunden. „Knight's quarterly magazine" ward ihm gleich zum Vorhofe in den schwer zugänglichen literarischen Ehrentempel der „Edinburgh review". Hier erschien 1825 eine Abhandlung über Milton, deren „muthwillige Eleganz und Ornamentik" den Verfasser sofort zu einem berühmten Schriftsteller erhob. Obgleich derselbe (natürlich Macaulay) später selbst sagte, daß er jetzt bei gereifterm Geschmack und Urtheil keinen einzigen Satz dieser Abhandlung mehr billige und ihm diese „Ueberladung mit ungraziösem Schmuck" zuwider sei, hatte sie doch ihr Werk gethan. Macaulay war und blieb ein berühmter „Essay"-Schriftsteller. Zugleich ein Beweis, daß das Glänzende, Effectmachende nicht immer wirkliche Verdienste zu haben braucht. Wir können hierbei die Bemerkung nicht unterdrücken, daß der beispiellose buchhändlerische Erfolg seiner „Geschichte Englands" uns kritisch nicht bestechen darf. Was ihn so plötzlich berühmt machte, war nach seinem eigenen Urtheil ein Fehler: die vorwaltende Form, der malerische Schmuck, die rhetorische Antithese. Die Erstlingsproducte des Genies zeichnen sich, wie Schiller's „Räuber", durch eine unbewältigte Fülle von Gedanken und Ideen aus. Das Genie ist deshalb ein Genie, weil es ihm urkräftig aus dem Innern quillt, das gelehrte „Talent" Macaulay's setzte schon in erster Jugendfülle von außen her, als rhetorischer Künstler, schönen, bunten, bestechenden „Stil" zusammen. Diese übertriebene Ornamentik, diesen reflectirten Formalismus zähmte und dämpfte er zwar schon in den nächsten Beiträgen zur „Edinburgh review", aber was ihn so plötzlich berühmt gemacht hatte, dieser Schönheitsmantel, der die Defecte des Talents verhüllt und ihm den Schein eines großen Genies gibt, umflattert ihn durch seine ganze literarische Laufbahn, wenn auch in malerischern Faltungen, in künstlerischern Attituden, welche bei Stoffen, wie denen der Geschichte, zu einem Fehler werden, der dem echten Historiker geradezu als Versündigung an der Geschichte erscheinen wird. Macaulay wäre ohne diesen Fehler viel weniger berühmt, hätte aber jedenfalls bedeutend größere literarische Verdienste.

Während der junge Macaulay als Hauptglanz der „Edinburgh review" strahlte, in besonderer Freundschaft mit dem Redacteur, Mr., hernach Lord Jeffrey, begann er mit demselben Glanz seine politische Wirksamkeit, die bald das Auge der Whigs auf ihn, ihn selbst aber ins Parlament und bald darauf in ihre speciellen Staatsdienste zog. Er begann mit kleinen politischen Epigrammen und jugendfrischen, heißen Artikeln für die damals aufgährende Reformbewegung, der sich die Tories und Whigs widersetzten, bis die Eisenmänner von Birmingham schon zu den Waffen griffen, um nach London zu ziehen. Lord John Russell „rettete den Staat", indem er einige Bestandtheile der höhern Mittelclassen von den Schultern der Arbeiter in die Festung des Parlaments hineinhob und das Thor wieder mit der Erklärung schloß, das sei das Ende aller Reform. Macaulay, der eifrige Reformer für die höhern Mittelclassen, war und blieb im Ganzen damit zufrieden. Die Reformbewegung brachte ihn schon 1830 ins Parlament als Vertreter von Calne, einem alten Wahlburgflecken unter dem Einflusse des Marquis von Lansdowne. Seine erste Rede am 5. April 1830 galt der Emancipation der Juden für das Parlament. Sie war weder lang noch gut und wirksam (die gewählten Juden wurden noch bis heute jedes Jahr zum Haus hinausgewiesen), wurde aber glänzend gefunden und höchlich gepriesen. Seine Parlamentsreformreden im März, Juli, September und December 1831, im Februar und März 1832 waren brillanter und wirksamer, weil die entrüstete und gerüstete Massenkraft der Bevölkerung im Hintergrunde seines bengalischen Redefeuers aufleuchtete.

Er spricht mehr, als es sonst gewöhnlich der Fall ist, wie er schreibt. Seine Macht liegt in der musikalischen Virtuosität der Form, parlamentarisch besonders in Combination, nicht in Auffindung von Argumenten und Thatsachen, in Illustration durch Contraste und Vergleichung entlegener Objecte, in Popularisirung (respective graziöser Verflachung) schwieriger, trockener, abstruser Fragen. E

er doch in seinen letzten Bänden die Entstehung von 700,000,000 Staatsschuld in angenehme, klare Sprachmusik gesetzt.

Kein Zweifel, daß er sich um die friedliche Durchdringung der Reformbill von 1832 große Verdienste erwarb. Er galt damals schon als eminentes Mitglied der Whigs. Er hatte stets die Klugheit, nicht oft zu reden und dann nur gut, schlagend, blitzend mit allerlei Waffen aus seinem unerschöpflichen Gedächtnisse über wichtige Gegenstände. Die Kunst zu schweigen gab seinen Reden stets besondern Effect. Sydney Smith lobte daher ganz treffend die „Blitze des Schweigens" an dem ältern Macaulay. Durch die Reformbill wurde sein alter Wahlburgflecken mit cassirt. So wählte ihn Leeds, das er von 1832—34 vertrat. Die Whigs hatten ihn auch „placirt" und erst zum Commissionär, dann zum Secretär des Controlamts und infolge einer brillanten Rede über Indien (1833) zum Mitglied und Rechtsconsulenten des obersten Raths von Indien erhoben. Zugleich fungirte er als „Commissionär der Bankrotte". Seine Beamtung für Indien bildet eine Epoche in seinem Leben. Er gab seinen Sitz im Parlamente auf und begab sich sofort (1834) nach Kalkutta, um für 10,000 Pf. St. jährlichen Gehalts „zur Verdauung und Reform der indischen Gesetze" beizutragen. James Mackintosh nahm sich vor, aus seinem indischen Amte Gold zu machen, that es aber nicht. Macaulay ging mit demselben Vorsatz und führte ihn durch. Er lebte dort sehr zurückgezogen und sah und empfing wenig Gesellschaft, „wie ein kluger Schotte". Er studirte fleißig und componirte seine besten „Essays": Bacon und das Leben und Lob der martialischen Unterjocher Indiens, Clive und Warren Hastings. Sie gelten für seine Meistercharakteristiken. Stechend, blitzend, lebendig, bestechend, aber voller Partien und Doctrinen, die auf die zarteste Weise an Haifischpolitik und Raubthierphilosophie erinnern.

In Indien schrieb er auch seinen „Dryden", eine Arbeit, die er unterdrückte, weil er, um seinen eigenen Ausdruck zu brauchen, „zu ausschweifend in Paradoxen" gewesen war („wantoned in paradox"). Wir fürchten, dieselbe Ausschweifung sei auch in andern nicht unterdrückten literarischen Producten nicht ganz vermieden, wollen dies aber keinem schlechtern Grunde zuschreiben, als dem Zauber, den sein eigener Stil über ihn ausübt, wie über jeden Andern. Es kommt ihm gar zu sehr darauf an, seine Virtuosität zu zeigen und damit Beifall zu erzwingen, sodaß er mehr auf die effectvollsten, impressivsten, als auf die wahrsten und richtigsten Ausdrücke und Gesichtspunkte Jagd macht. Das gibt die falsche, unechte Schönheit. Die wahre quillt aus dem innern Fühlen, Empfinden, Ergründen und Schauen des Wahren und Rechten.

Macaulay kehrte 1838 von Indien zurück und ward das Jahr darauf von Edinburg für das Parlament gewählt. Im Juni dieser Session sprach er für den Grote'schen Antrag auf geheime Wahl durch „Ballot". Geheime Stimmenabgabe sei das beste Mittel gegen Einschüchterung und Bestechung, die seit der Reformbill bedeutend zugenommen habe. Ballot ist das Stamm- und Hauptwort der „liberalen" Whigs, als deren Schmuck und Zier er seitdem galt, obgleich er von den meisten andern Artikeln dieses Liberalismus nichts wissen will. Und obgleich er mehrmals darauf bestand, daß Monarchie und Aristokratie als „Mittel, nicht Zwecke" betrachtet und behandelt werden müßten, ging er doch, seit 1848 namentlich, zu einer immer entschiedenern Feindseligkeit gegen „zu viel Reform" über, weil dahinter Demokratie stecke. Warnte er doch einmal vor „zu viel Reform" deshalb, weil man dadurch den Nachkommen alle Gelegenheit nehme, auch zu reformiren. Solche Staatsweisheit muß denn allerdings im prächtigsten Schmucke parlamentarischer Diction auftreten, wenn ihr „das Haus" nicht direct ins Gesicht lachen soll. Macaulay ist in keinem höhern Grade ein Liberaler als etwa Lord Derby. Er ist und bleibt ein echter Whig der alten Schule Grey's und Lord Holland's. Sprach er früher heftig und begeistert für Reform und Glückseligkeit möglichst Aller, so kam dies damals aus dem gährenden Wein allgemeiner Aufregung, die nicht mehr mit sich scherzen ließ. Macaulay ward bald nach seiner Rückkehr wieder Mitglied des Ministeriums und zwar als ein Kriegsminister (Secretary at war), welches Amt er von 1839—41 verwaltete. Nach dem Falle Peel's machten ihn die wieder eintretenden Whigs zum Oberkriegszahlmeister (1846—48). Während des letzten Jahres dieser amtlichen Wirksamkeit wählte ihn die Universität Glasgow zu ihrem „Lord Rector", welches Amt er mit einer „brillanten historischen Rede" antrat. Diese Rectorate sind bekanntlich blos Ehrenstellen, die eminenten Persönlichkeiten überhaupt gegeben werden, wie z. B. dem Prinzen Albert. Machte doch eine englische Universität Blücher zum „Doctor". In der „Maynooth-College-Angelegenheit", die sich seit vielen Jahren jämmerlich durch jede Parlamentssitzung schleppt, hatte er der bornirt puritanischen Stadt Edinburg Aergerniß gegeben. Wurde doch erst unlängst ein in höhern Kreisen sich bewegender Deutscher Edinburgs plötzlich aus aller „Gesellschaft" ausgeschlossen, weil er einmal geäußert, daß er Strauß' „Leben Jesu" gelesen. Das in seinem Gewissen höchlichst verletzte Edinburg ließ Macaulay 1847 zu Gunsten eines Papierfabrikanten durchfallen, was in England allgemeinen Unwillen erregte und dem Durchgefallenen Zeit ließ, sein großes Geschichtswerk zu begründen. Mit der Zeit lernten sich die Wahlprivilegirten Edinburgs schämen und wählten ihn deshalb 1852 ohne sein Zuthun wieder.

In dieser Skizze seiner politischen Laufbahn fanden wir keine Gelegenheit, auf besondere Verdienste aufmerksam zu machen. Die Laufbahn war respectabel, glücklich und glänzend, aber sie war und ist nicht seine specifische Sphäre. Er erhob sich nicht über die nützlichen Freunde der eigentlichen Ministerialhelden und nicht über politisch untergeordnete Aemter. Parlamentarisch zwar ein großer Redner (Rhetor, nicht Orator), brachte er es doch nie bis zur Eminenz als „Debater", was

man im englischen parlamentarischen Dienste genau zu unterscheiden weiß. Großem parlamentarischen Erfolge ist sowol seine nicht angenehme Stimme als auch die zu rasche Art zu sprechen entgegen. Außerdem merkt man die Absicht und wird verstimmt. Man hört es jedem Satze an, daß er artistisch vorbereitet und zurechtgefeilt ward. Man hört stets die „gemachte" Rede, nicht das zum Worte urkräftig Heraustönen feuriger Empfindung und tiefer Ueberzeugung. Sein specifisches Talent ist die historische Composition, zu welcher er immer hinneigt und übergeht, auch wenn er unpolitische und blos literarhistorische Personen und Zustände schildert. Das erste sowol als eins der letzten seiner literarischen Porträts (Milton und Addison) lassen diese Richtung ganz auffallend hervortreten. Die eine Abhandlung enthält eine Dissertation über Puritaner und Rundhüte, die andere Schilderungen der politischen Parteien unter Wilhelm dem Oranier, Anna und Georg. Allerdings waren seine Helden beide mit Politik verbunden, aber nur nebenher. Die Politik ist weder an Milton noch an Addison ein Charakteristicum der Art, wie sie Macaulay voraussetzt. Milton war sogar ein hochdichterischer Republikaner. Macaulay ist durchweg specifischer „Literat", politischer und historischer „Schöngeist". Alle seine Gedichte sind historisch, von „Ivry" und der „Armada" bis zu den „Gesängen über das alte Rom". In seiner Jugend schrieb er komische Verse: politische Satiren. Kurz, er ist ein politischer „littérateur" oder literarischer Politiker, ein Mann mehr von der Schule des Mackintosh als des Dr. Johnson oder Gray.

Um Macaulay als Schriftsteller näher kennen zu lernen, ist er erst als literarhistorischer Biograph, als „Essayist", wofür wir in Deutschland weder die Sache noch ein Wort genau haben, dann als Dichter und zuletzt als Historiker zu betrachten.

Seine aus der „Edinburgh review" gesammelten Beiträge umfassen eine große Menge den Engländern speciell interessanter Objecte. Sie sind kaum, wie der Titel sagt, als „Critical and historical essays" zu unterscheiden, denn die kritischen sind fast alle zugleich historisch und biographisch, die historischen sehr entschieden kritisch. Die literarisch-kritisch am reinsten gehaltenen sind die Darstellungen Milton's, die Kritiken über „Byron's Leben" von Moore, Boswell's „Johnson", über die „Briefe von Horace Walpole", Southey's „Gespräche über Gesellschaft", „Diarium und Briefe von Madame d'Arblay", „Leben und Schriften Addison's" und die höchst kunstvoll durchgeführten Dissertationen über Lord Bacon und Sir William Temple. Unter den Arbeiten, die ausdrücklich als historische Abhandlungen auftreten, sind die merkwürdigsten über Lord Burleigh, den Earl of Chatam, Lord Clive und Warren Hastings. Sie bilden vollendete und substantiell durchgeführte Lebensbilder von dem Genius und dem Charakter der betreffenden Persönlichkeiten mit graphischen und brillanten Schilderungen der politischen und socialen Atmosphären, worin sie lebten und handelten. Vor dem höhern Richterstuhle historischer Kritik, welche weder den Interessen eines Landes und einer beschränkten Zeit, noch weniger denen einer bestimmten Classe die Wahrheit im Lichte menschheitlicher Entwickelung opfern lassen darf, werden sie in ihrem Inhalte als zu specifisch englisch, zu parteiisch whigistisch, in ihrer Form zu geputzt und belletristisch für den historischen Stil erscheinen, wie in verschiedenen Graden die ganze historische Darstellungskunst Macaulay's.

Vielleicht ist es schwer, gegen ihn ein solches höheres Scherbengericht zustande zu bringen; er spricht „zu schön" und stets über interessante, große, wichtige Personen und Sachen. In den „Essays" ist er außerdem mit voller Kraft seines Talents „Cultus des Genius". Er hat es mit lauter Genies zu thun, mit den anerkanntesten Größen in Leben, Politik und Literatur. Bacon, Milton, Addison, Johnson, Byron — lauter Genies, jeder in seinem eigensten, individuellsten Wesen erkannt, gewürdigt und gepriesen. Nichts ist ihm und dem Leser ein größerer Genuß, als die Fußtapfen kühner, origineller Wanderer auf den Gebieten des Gedankens, der That und der Macht zu verfolgen. Er glüht vor Bewunderung über der Erzählung und Schilderung ihrer Kämpfe und Siege. Was ihn am meisten hinreißt und den Leser auf die liebenswürdigste Weise besticht, sind die großen Charakterzüge und genialen Thaten seiner Helden, die subtilen Grazien in Handlung und Bewegung, die der gewöhnliche Sterbliche nicht nachmachen kann, die Schönheit und Glorie, die sich um die Gegenwart großer Persönlichkeiten und genialer Köpfe ausstrahlend ergießen. Vor diesem Strahlen ihrer geistigen Größe und Genialität beugt er sein Haupt in tiefer Verehrung und lobsingt er mit Enthusiasmus und Entzücken die Majestät, die ihm Gelegenheit zu so schönem Stile gibt. Sein „Cultus des Genius" ist durchaus kein gläubiger. Wir nehmen seine Apotheose des von Southey herausgegebenen Bunyan'schen „Pilgrim's progress" und in andern „Essays" Stellen aus, wo er wirklich von der Sache hingerissen wird. Dem Thomas Carlyle mit seinem Heroencultus ist Thomas Macaulay ein sehr ungläubiger Thomas. Auch dies besticht uns wieder sehr leicht. Neben kühner und furchtloser Bewunderung bringt er anscheinend gerechte und sogar Rhadamantische Kritik der Fehler und Gebrechen seiner Helden zur Geltung. Er ist besonders ein sehr Drakonischer Censor ihrer moralischen Gebrechen. Während er vor den Cäsaren der Intelligenz sein Haupt beugt, bringt er sie für jede Verletzung der Ehre und „Respectabilität", der Wahrheit und des Schönen vor ein strenges Gericht. Das besticht uns im Urtheil über den Autor sowol als über seine Genies und Heroen. Man denkt: wie hochrespectabel, wie groß, wie genial, wie tugendhaft muß der Mann sein, der bei dieser Bewunderung und Verehrung es über das Herz bringen kann, sie wegen ihrer menschlichen Schwächen so scharf zu tadeln! Man wird irre an den Helden, man wird aufgeregt und ärgert sich über diese widerspruchsvolle Doppelnatur in ihnen; man merkt nicht,

daß er uns irre gemacht und die Helden bei aller Genialität und Individualisirung uns dennoch in ein falsches, oberflächliches, conventionelles Licht gestellt wurden. Wir merken es nicht, daß dieses gerechte Gericht über sie zur Gewaltthat wird, welche die eine Hälfte des Helden krönt und die andere kreuzigt. Die Persönlichkeiten wollten als „ganze Männer", als Individuen begriffen und gewürdigt sein und wir bekommen den Lord „Bacon" zerschnitten als äußerliche Schwarte und dann als „Speck" („bacon"). Dies gilt für alle, obgleich er diesen Dualismus am strengsten gegen Lord Bacon durchführt. Manchmal scheint es uns, als beuge er sich in demselben Sinne vor seinen Majestäten, wie der Henker vor König Karl I., ehe er ihm den Kopf abschlug. Er beugt sich tief, aber er dringt nicht in die Tiefen der Charaktere ein, wo man die „höhere Einheit des Widerspruchs", die Lösung des Räthsels, den Organismus desselben in der leibhaftigen genialen Persönlichkeit findet. Seine Kritik und Schilderung erscheint daher trotz aller Schönheit der Form oft blos als conventionelle, philiströse. Hier ist er Anbeter des Helden, dort „Kammerdiener", für welchen es nach der Behauptung eines Franzosen keine Helden gibt. Es kommt manchmal nach Abzug aller Phrasenlogie nicht viel besser heraus, als etwa ein Urtheil über Goethe: Er war ein großer Dichter, nur daß er nicht fleißig genug in die Kirche ging. Man wirft dem „Heldenanbeter" Carlyle eine zu gläubige, fanatische Hyperei vor, aber man vergleiche Beide in dieser äußerlich verwandtsamen Sphäre: wie tief, wie wahr, wie in echter Begeisterung hingegeben und selbstvergessen erscheint Letzterer und dagegen Macaulay wie kokett, wie vornehm, wie oberflächlich! Carlyle wirft sich in voller Begeisterung ohne Phrase und Attitude vor der Größe nieder, Macaulay hat es vorher studirt, wie er huldigen will und muß, und breitet sicherlich ein Taschentuch unter, ehe er niederkniet.

Lord Verulam Francis Bacon, Großsiegelbewahrer der Königin Elisabeth und Siegelbrecher der Wahrheit, war so recht für die Feder Macaulay's wie geschaffen. Kein reicherer Stoff für Antithesen und Paradoxenluxus. Baco besteht nach ihm aus zwei ganz entgegengesetzten Bacos.

Der Unterschied zwischen dem schwebenden Engel und der kriechenden Schlange ist just der Typus des Unterschieds zwischen Bacon dem Philosophen und Bacon dem Attorney-General. Die, welche blos die eine Hälfte seines Charakters erforschen, können von ihm entweder mit unbedingter Verehrung sprechen, oder mit unbedingter Verachtung; aber blos Die beurtheilen ihn richtig, welche beide Bacons unter Einen Gesichtspunkt fassen, Bacon den Denkenden und Bacon den Handelnden. Sie werden leicht begreifen, wie ein und derselbe Mann seinem Zeitalter voraus- und hinter demselben herschritt, in Einem Zuge der kühnste und nützlichste Reformator und der hartnäckigste Vertheidiger der faulsten Misbräuche.

In solchen Antithesen, aber in den verschiedensten rhetorischen, figürlichen und tropischen Wendungen geht es fast durch die ganze Charakteristik durch. Und doch ist es in der That nicht ein einziges mal wirklich richtig, daß Bacon zugleich in beiden Extremen den Superlativ bildete. Um uns nur an eine Antithese zu halten, so war Bacon weder jemals ein schwebender Engel noch jemals eine kriechende Schlange. Als Philosoph war er durchweg ziemlich unphilosophisch, sogar unlogisch, als Moralist sogar schriftstellerisch sehr pharisäisch, in Handlung aber, Bestechung (activ und passiv genommen), Förderung empfohlener Nichtsnutzigkeit und Verachtung, sogar Verfolgung ehrlichen Verdienstes und goldener Ehrlichkeit machte er es im Wesentlichen gar nicht so viel schlimmer als jetzt durchweg die Herren am Ruder. Es geht durch den ganzen Verlauf der englischen Politiker und äußerlichen Größen Englands ein unverkennbarer Zug von Hypokrisie und Pharisäismus, von Servilität und Härte, von Nepotismus und Unmoralität, so sehr, daß man fast jeden Staatsmann mit Antithesen aus Macaulay's „Bacon" annähernd richtig behandeln könnte; nur daß es Bacon allerdings etwas arg und offen trieb und zugleich als Gelehrter berühmte philosophische und moralische Bücher schrieb. Es fällt nur an Andern nicht so sehr auf, weil sie es entweder wirklich nicht so arg trieben, namentlich nicht in der Tugend, Philosophie und Moral, oder weil namentlich in neuerer Zeit die Kunst, den „Schein zu retten", mit viel größerer Virtuosität praktizirt wird. Ein Essayist über Palmerston namentlich würde mit Macaulay'schem Geschmacke ungemein viel aus dessen „Bacon" brauchen können. Eine genaue Erforschung seiner Diplomatie, die seit mehren Jahrzehnden als liberal, revolutionär, russisch, als die englischste und als die teuflischste gepriesen und vor Gericht, sogar vor ein Hochverrathstribunal zu ziehen versucht wird, würde zu Macaulay'schen Antithesen unerschöpflichen Stoff geben. Einige preisen ihn unbedingt, Andere finden nichts in seiner politischen Laufbahn als überführende Beweise des Verraths, der Falschheit, des Hochverraths. Wurde doch auch Bacon, der sich nie viel Mühe gab, den Schein zu retten, unbedingt gepriesen. Die Biographie Bacon's von Basil Montagu ist zugleich die glücklichste Advocatenrede zur Freisprechung eines schwer Angeklagten. Die Biographie gilt bei Vielen als ein Meisterstück, weil der Verfasser den großen Philosophen und Wohlthäter der Menschheit so brillant leuchten läßt, daß gar keine „Schatten" mehr sichtbar werden.

Macaulay nimmt, nachdem er selbst Anklage und Vertheidigung in den brillantesten Antithesen gegenübergestellt hat, die Miene eines unparteiischen Richters an, um die Antithesen noch ein mal gegeneinander spielen zu lassen, und fällt dann das Urtheil dahin: er war einer der größten Männer Englands, aber einer der kleinlichsten Kriecher und unverschämtesten Schmeißfliegen bei Hofe. In seinen Lastern ist er gestorben, als Philosoph unsterblich. In schöner Form spricht er dabei eine allgemein gültige psychologische Wahrheit aus, der wir bei Beurtheilung hervorragender Persönlichkeiten Alle mehr oder weniger unterworfen sind:

Es gibt wol kaum eine Delusion, die einen größern Anspruch auf unsere Nachsicht hat, als den Einfluß, unter welchem

man Männern von unsterblichem Genius auch alle möglichen moralischen Vorzüge zuerkennen möchte. Die Ursachen dieses Irrthums liegen tief in den innersten Geheimnissen der menschlichen Natur. Wir Alle sind geneigt, Andere so zu beurtheilen, wie wir sie finden. Unser Urtheil über einen Charakter hängt stets sehr davon ab, wie er auf unsere Interessen und Neigungen wirkt. Wir finden es schwer, von Denen, die uns entgegenhandeln oder uns unterdrücken, eine gute Meinung zu haben, und sind dagegen gern bereit, jede Entschuldigung für die Laster Derer, die uns nützlich oder angenehm sind, gelten zu lassen. Dies ist wol eine von den Illusionen, denen das ganze menschliche Geschlecht unterworfen ist und welche Erfahrung und Reflexion nur theilweise beseitigen kann. Es ist mit den Worten Bacon's eins der „idola tribus" *). Daher kommt es, daß der moralische Charakter ausgezeichneter Männer der Wissenschaft und Kunst oft schon von Zeitgenossen und fast immer von spätern Zeiten mit außerordentlicher Zärtlichkeit behandelt wird. Die Welt zieht Freuden und Genüsse aus den Werken solcher Männer. Die Zahl Derer, welche durch seine persönlichen Laster leiden, ist gering selbst während seiner Zeit, im Vergleich zu Denen, welchen seine Talente Quellen des Genusses sind. Nach einigen Jahren verschwinden Alle, denen er Unrecht gethan, aber seine Werke bleiben und bilden für Millionen eine Quelle der Freude. Der Genius Sallust's ist noch unter uns, aber die Numidier, die er plünderte, und die Ehemänner, die ihn in ganz unanständigen Stunden in ihren Häusern überraschten, sind vergessen. Wir lassen uns von der Schärfe Clarendon'scher Bemerkungen amüsiren, von der nüchternen Majestät seines Stils und vergessen den Unterdrücker und Krämmler in dem Historiker. Falstaff und Tom Jones haben den Fürsten überlebt den Shakspeare geißelte, und Fielding die Hauswirthinnen denen er durchging. Ein großer Schriftsteller ist der Freund und Wohlthäter seiner Leser und diese können nur unter dem irreführenden Einflusse von Freundschaft und Dankbarkeit über ihn urtheilen. Wir Alle wissen, wie abgeneigt wir sind, irgendeine ehrenrührige Geschichte über eine Person zuzugeben, deren Gesellschaft wir lieben, der wir Angenehmes verdanken; wie lange wir gegen den Beweis kämpfen, wie zärtlich, wenn die Thatsachen nicht mehr bestritten werden können, wir uns an die Hoffnung klammern, daß irgendeine Erklärung, irgendein entschuldigender Umstand, den wir noch nicht kennen, zutage kommen möge. Das ist just die Empfindung, die ein Mann von guter Erziehung naturgemäß für große Geister früherer Jahrhunderte hegt. Die Vortheile, die er ihnen verdankt, sind unschätzbar. Sie haben ihn zur Wahrheit geleitet, sie haben seinen Geist mit edeln und schönen Bildern erfüllt, sie haben bei ihm gestanden in allen Wechselfällen des Lebens, Tröster in Kummer, Pfleger in Krankheit, Freunde in Einsamkeit. Diese Freundschaften sind nicht solchen Gefahren, von welchen andere Herzensverhältnisse im Leben geleckert oder gelöst werden, unterworfen. Die Zeit verstreicht, das Glück ist wankelmüthig, Stimmungen verklingen, unlöslich scheinende Bande werden täglich gesondert vom Interesse, von Concurrenz oder Laune. Aber keine solche Ursache kann die schweigende Unterhaltung stören, die wir mit den höchsten menschlichen Intelligenzen führen. Dieser freundliche Umgang wird durch keine Eifersuchten oder Aergernisse gestört. Es sind die alten Freunde, die man nie mit verwunderten Gesichtern erblickt, die sich gleich bleiben in Wohl und Weh, in Reichthum und Armuth, in Ruhm und Vergessenheit.... So kann also nichts natürlicher erscheinen, als daß ein Mensch von natürlicher Empfänglichkeit und Imagination ein Gefühl der Achtung und Neigung für die großen Männer hegen sollte, mit deren Geistern er sich täglich unterhält. Aber nichts kann sicherer sein, als daß solche Männer nicht immer mit solcher Achtung und Liebe betrachtet zu werden verdienen. Einige Autoren, deren Werke die Menschheit immer bis in die spätesten Zeiten unterrichten und erfreuen werden, waren in solche Lagen gestellt, daß sowol ihre Handlungen als deren Motive uns so bekannt sind, wie dies irgendeinem Menschen von einem andern bekannt sein kann; und unglücklicherweise war deren Benehmen nicht immer der Art, wie sie ein unparteiischer Beurtheiler mit Beifall betrachten kann.

Das ist im Wesentlichen richtig und schön ausgesprochen. Aber ohne viel Aesthetik und Logik findet man auch, wie Vieles hier trivial klingt, blos rhetorisch, und wie das Ganze ohne Abschluß in der Phrase steckenbleibt. Das Vergängliche, Sterbliche an großen Genien gehört eben dem Kammerdiener, nicht dem Historiker. Letzterer kann es höchstens als Beiwerk brauchen und darf es nicht des brillanten Stils wegen durchweg den unsterblichen Stoffen seiner Helden gegenüberstellen.

Diese Gegensätze, selbst wenn sie in der geschilderten Person wirklich so vorkommen, werden schon unwahr, wenn sie, was das Leben organisch einigte und als Individuum erscheinen ließ, in rhetorischen Figuren contrastiren. Ein wirkliches Grau wird getrennt Schwarz und Weiß. Der graue Mann in der Wirklichkeit erscheint demnach unter Macaulay's Kunst schwarzweiß. Farben gegeneinander gestellt, heben sich aber auch gegenseitig, sodaß z. B. Blau und Gelb dicht nebeneinander sowol gelber als blauer erscheinen, als sie wirklich sind. Damit richtet sich schon die rhetorische Antithese als Kunststück hinreichend. Sie wird aber in dieser Uebertriebenheit und Unaufhörlichkeit Macaulay's oft unerträglich, wenigstens zu offenbarer Gewaltthat, wenn er, wie er es häufig thut, auf beiden Seiten übertriebene Farben braucht, wie: hier der weißeste Mann, dort der schwärzeste Verbrecher, während in der Wirklichkeit beide Abstracta der Farbe in der That nur Mischungen von Lebensfarben bildeten.

Wo ihm die Antithese versiegt ist, malt er auch mit lauter Schwarz, z. B. den Schöpfer des „Satan" und der „Allgegenwart Gottes", R. Montgomery, dessen allerdings sehr grobe Poeterei sechs oder sieben Auflagen erlebte. Diese vielen Auflagen, also diese Popularität, läßt sich nicht aus Schund machen, wozu Macaulay Montgomery's „Satan" stempelt. Was auch Bombastisches, Phraseologisches, Gestohlenes und schlecht Benutztes darin steckt, es sind auch Effecte darin, ohne welche Macaulay es selbst nicht bis zu sieben Auflagen und 35,000 Exemplaren eines Anhangs von erster Auflage gebracht haben würde.

Vornehm höflicher, aber desto malitiöser ist er gegen den königlichen Professor der neuen Geschichte in Oxford, Dr. Nares, als Verfasser dreibändiger Memoiren des Lord Burleigh, „2000 enggedruckter Quartseiten, 60 Pfund avoirdupois schwer".

Im Vergleich zu der Arbeit, durch diese Bände hindurchzulesen, ist die Arbeit der Diebe in der Tretmühle, der Kinder in Factoreien, der Neger in Zuckerplantagen eine angenehme Erholung. In Italien soll man es einem Verbrecher frei gestellt haben, zwischen Durchlesung des Geschichtswerks von Guicciardini und den Galeeren zu wählen. Er entschloß sich zu Guicciardini. Aber der Krieg in Pisa war ihm zu arg.

*) Idole oder Täuschungen bestimmter Gattungen von Wesen.

er änderte seinen Entschluß und wählte die Galeeren. Guicciardini ist aber ein Herodot oder Froissart im Vergleich zu Dr. Nares.

In diesen Hyperbeln, in denen man die „facetiousness" des Kritikers bewundert, vergißt man ganz den armen „literarischen Handlanger", vergißt man und Macaulay selbst, daß er von dem enormen Sammelfleiße des Dr. Nares fast alle Materialien zu seinem „Burleigh und seine Zeit" entnahm. Allerdings ein Meisterwerk von Composition, aber zur Composition gehören Materialien, und der Mann, der ihn fast allein damit versorgte, ist als Handlanger bei diesem Meisterwerke wol nicht ein solches Scheusal von Gelehrsamkeit, wie ihn Macaulay seines Stils wegen zu schildern beliebt.

„Burleigh and his times" ist ein Meisterwerk von Composition. Diese ist ihm eine Wissenschaft, eine Kunst, die ihm hier am glänzendsten gelang. Facta sind ihm nichts als umherliegende Bausteine. Nur der Baumeister versteht es, diese so zu combiniren, daß sie aufhören Steine zu sein und eine große, ganze „gefrorene Musik" bilden. Aus dieser Compositionsvirtuosität von Thatsachen geht eine Gewalt und ein Reiz der Repräsentation, der Vergegenwärtigung hervor, die uns mitten in das Leben der Zeit hineinführt, in welcher sich seine Heroen und Genies bewegen. Was ist Burleigh ohne das Zeitalter Elisabeth's, ohne den Streit zwischen Romanisten und Protestanten, ohne Elisabeth's Hof, Politik und Vorurtheile? Wir finden Alle dieses Leben um Burleigh herum so lustig, leicht, blitzend aus Thatsachen und pikanten Anekdoten und kleinen Zügen aus dem Alltagsleben vermischt, daß wir Gemälde, lebende Bilder zu sehen glauben. Aber sie betrügen uns doch um die Wirklichkeit, in der Historiker ein geweihter Stoff ist, den er nicht willkürlich verschieben darf. Dem Virtuosen der Composition kommt Alles darauf an, daß er Thatsachen da anbringe, wo sie ihm am brillantesten erscheinen, dem Künstler darauf, daß er sie läßt, wo die Wirklichkeit, die Vergangenheit sie gleichsam versteinerte. Wir lassen es uns gefallen, auf eine belletristische Weise unter die „Comic dramatists of the Restoration" eingeführt zu werden und Wycherley und Congreve witzig und frivol handeln und sprechen zu sehen, wie sich dies in ihren Komödien widerspiegelt. Man denkt dabei an Walter Scott's Talent, von dem man gleich von vornherein weiß, daß er nicht Geschichte schreiben, sondern die Wirklichkeit verschiedener Zeit mit dichterischem Genius frei reproduciren wollte. Aber insofern Macaulay ausdrücklich als Historiker, als historischer Forscher sogar auftritt, werden in ihm die glänzendsten Tugenden eines Walter Scott zum Fehler, zur Versündigung an seinem Stande, an seinem heiligen Berufe.

Das gilt denn auch wesentlich von seinem gerühmten Talente, Facta zu stellen, zu combiniren und sie so, wie ein Hexenmeister, zur Bekräftigung beabsichtigter Beweise und Schlußfolgerungen zu benutzen. In der Geschichte heißt es: facta loquuntur. Macaulay tractirt sie wie der Künstler, der Dichter, der parlamentarische Redner; er macht sie stumm, damit sie erst aus dem Zusammenhange der Composition wieder Sprache bekommen. Hier pfuscht der Historiker dem Dichter, dem historischen Maler, dem Romanschriftsteller ins Handwerk. Dies ist und bleibt Pfuscherei, so glänzend auch das Talent ist, womit er Geschichte und historische Poesie durcheinander reibt. Er sagt:

> Einige Schriftsteller scheinen nie in Betracht gezogen zu haben, wovon die historische Wichtigkeit eines Ereignisses abhängt. Sie scheinen nicht zu wissen, daß die Wichtigkeit einer Thatsache von ganz verschiedenen Umständen abhängt. Dieselbe Thatsache in ihrer unmittelbaren Wirkung und dieselbe als Material zur Construction einer Wissenschaft sind ganz verschiedene Dinge. Die Quantität des Guten oder Uebels, das ein Factum erzeugt, richtet sich durchaus nicht nothwendig nach der Quantität des Lichts, welches dieses Factum für künftiges Gut- oder Bösesthun gewähren mag. Die Vergiftung eines Kaisers ist in einem Sinne eine viel ernsthaftere Sache als die Vergiftung einer Ratte. Aber die Vergiftung einer Ratte kann eine Epoche für die Chemie sein, und ein Kaiser mag mit so gewöhnlichen Mitteln und unter so gewöhnlichen Symptomen vergiftet worden sein, daß kein wissenschaftliches Journal davon Notiz nehmen würde. Ein Proceß um 1000 Pf. St. ist in einer Hinsicht wichtiger als ein Proceß um 50. Doch es folgt daraus noch gar nicht, daß die gelehrten Herren, welche Gerichtsverhandlungen berichten, eine ausführlichere Schilderung über den Proceß um 1000 Pf. St. geben müssen als über den von 50. Eine Gerichtsverhandlung um 1000 Pf. St. mag blos speciell für Verklagten und Kläger von Wichtigkeit sein, eine andere dagegen um eine geringere Summe kann ein großes Rechtsprincip feststellen von Wichtigkeit für die Hälfte aller Familien im Lande. Ganz derselbe Fall ist es mit Gegenständen, welche Historiker zu behandeln haben. Für einen Athenienser in der Zeit des Peloponnesischen Kriegs hatte der Ausgang der Schlacht bei Delium viel größere Wichtigkeit als das Schicksal der Komödie „Die Ritter". Aber für uns hat die Thatsache, daß die „Ritter" mit Beifall und Erfolg auf dem athenienſischen Theater aufgeführt wurden, einen viel größern Werth als das Factum, daß die athenienſische Phalanx bei Delium brach. Weder das eine noch das andere Factum hat jetzt einen besondern innern Werth. Wir sind in keiner Gefahr, von den Thebanern gespießt zu werden, wir werden nicht aufgezogen in den „Rittern", für uns besteht die Wichtigkeit beider Ereignisse in dem Werthe einer allgemeinen Wahrheit, die wir daraus ersehen. Was für eine allgemeine Wahrheit lernen wir aus der Schlacht bei Delium? Wenig mehr denn diese, daß, wenn zwei Armeen ins Gefecht kommen, die eine in aller Wahrscheinlichkeit gehörig geschlagen wird, eine Wahrheit, die sich hoffentlich auch leicht beweisen ließe, wenn wir gar nichts von einer Schlacht bei Delium erfahren hätten. Aber wer mit der Komödie „Die Ritter" und deren Geschichte bekannt wird, fühlt sich sofort in seinen Kenntnissen bereichert. Die Gesellschaft wird ihm in einem ganz neuen Lichte vorgestellt. Er mag viel gelesen und gereist, alle Länder Europas besucht und die civilisirten Nationen des Ostens studirt haben, vielleicht auch die Sitten mancher barbarischer Racen, aber hier ist etwas von Allem, was er je gesehen, durchaus Verschiedenes. Hier ist eine Gemeinschaft, politisch, intellectuell und moralisch durchaus unähnlich jeder andern Gemeinschaft, von welcher er sich eine Meinung zu bilden im Stande war. Dies ist der wirklich kostbare Theil der Geschichte, das Korn, welches einige Dreſcher sorgfältig von der Spreu trennen, um letztere in den Speicher zu sammeln, ersteres aber — ins Feuer zu werfen.

Durch diese Stelle aus der Schilderung Sir John Temple's lernen wir die eigene Ansicht Macaulay's über

seine bis zum Fehler getriebenen substantiellen Vorzüge und Tugenden historischer Production kennen. In allen seinen biographischen Charakteristiken greift er hauptsächlich heraus, was innerlich wesentlich ist für sein Porträt, was von Ereignissen und Verhältnissen von außen her wesentlich zur Bildung seines Charakters und zur Richtung seiner Handlungsweise, seines Schicksals beitrug. Ebenso kommt es ihm in seinen historischen Kritiken und Gemälden vor allem darauf an, Bilder und Porträts der behandelten Zeit und des factischen Lebens darin zu malen, nicht auf die sogenannte „Würde des historischen Stils". So stellt er die Liebesbriefe der Lady Temple geschichtlich viel höher als die Diplomatendepeschen und Parlamentsverhandlungen derselben Zeit, weil aus diesen Briefen viel mehr solcher Erkenntniß, um welcher willen es sich allein der Mühe lohnt, vergangene Zeiten zu studiren, zu schöpfen ist, als es irgend aus zehn mal soviel Staatspapieren möglich wäre; für uns ist es mindestens ebenso ersprießlich zu wissen, wie sich die jungen Damen Englands vor 180 Jahren beschäftigten, wie weit ihre Geistescultur ging, was sie am liebsten studirten, welcher Grad von Freiheit ihnen eingeräumt war, welche Talente und Kenntnisse sie an Männern am höchsten schätzten, was für Beweise von Neigung Delicatesse ihnen erlaubte ihren bevorzugten Anbetern zu geben, als mit allen Verhältnissen der Besetzung der Franche-Comté und des Vertrags von Nimwegen bekannt zu werden. Die gegenseitigen Verhältnisse beiderlei Geschlechter in einem Volke scheinen uns mindestens ebenso wichtig als die Verhältnisse von irgend zwei Regierungen in der Welt; und eine Reihe von Briefen, geschrieben von einem tugendhaften, liebenswürdigen und verständigen Mädchen blos für das Auge ihres Geliebten, erscheinen wohlgeeignet, einiges Licht auf dieses Verhältniß beider Geschlechter zu werfen; dagegen ist es sehr möglich, wie Alle, die jemals historische Forschungen gemacht, bezeugen können, daß man Regierungsdepeschen und Protokolle Ballen auf Ballen durchlese, ohne nur einen Strahl von Licht über das Verhältniß der beiden betreffenden Regierungen einzufangen.

Wir könnten noch manche Stellen anführen, welche den Takt und die artistische Virtuosität Macaulay's, womit er Facta wählt und combinirt, mit seinen eigenen Worten beleuchten, wollen uns aber mit den beigebrachten begnügen.

Wir haben den substantiellen Vorzug Macaulay's in historischer Production vor uns. Das „lebendige Buch" schildert das Leben, welches einst floß und Gestalten schuf und bewegte. Er ruft es uns zurück, er führt uns mitten hinein. Während andere Historiker das Leben der Geschichte in Stücke von einer Schlacht zur andern, vom Tode eines Königs bis zum Regierungsantritt eines andern Königs zerschneiden, aus Archivspreukörben Körnchen herauszupicken suchen und aus Protokollen und Actenstücken historischen Gehalt herausmalträtiren, wird Macaulay uns vor allen Dingen in ordentliche Gesellschaft bringen. Die Paragraphen, die Zahlen, die Schlachttage, der große und kleine Text, der gesperrte Text, der fette und dichte Text (der Text in Parenthese), oft nur dünn auf einer dunkeln Tiefe von Citaten, Anmerkungen und Quellen schwimmend, wie armselige Augen auf einer kraftlosen Bettelmannssuppe — alle diese gelehrte „Würde der Geschichtschreibung" fließt bei Macaulay in lachende und malerisch gewundene, reich beuferte Lebensströme zusammen, die den Leser mit sich fortreißen, wie in einem spannenden Romane. Er weiß die Facta zu wählen. Das ist seine Größe, daß er sich nicht von Schlächtern in der Geschichte, von Purpurmänteln und Regierungssiegeln verblüffen läßt, daß er den Völkern nicht „Erholungspausen" vor einer Schlacht zur andern gibt, sondern Leben, Literatur, Aristophanische Komödien und Liebesbriefe eines die Bildung der Zeit repräsentirenden Mädchens mit unter die Quellen der Geschichte aufnimmt) und gelegentlich freilich auch die Lederhosen des Quäkervaters George Fox nicht verschmäht) — diese Erlösung der Geschichte von der privilegirten Tyrannei der Zahlen, Schlachten, Könige, Feldherren und Actenstücke ist Macaulay's Größe. Er verdient deshalb die Ehre, auch Erlöser der Abiturienten und Examinirten jeder Art zu werden, welche vor lauter Namen und Zahlen die Geschichte gar nicht zu sehen bekommen und sie wol gar als Concurrenten des gedächtnißstärkenden Schneeberger Schnupftabacks betrachten sollen. Aber seine Größe wuchert zum Fehler aus. Wie er ästhetisirend, belletristisch wählt, componirt und verstellt er auch die Thatsachen für stilistische, malerische Zwecke und pfuscht so dem historischen Maler und Dichter ins Handwerk. Dieser Fehler ist logisch und ästhetisch ebenso groß und verderblich wie historisch selbst. Dem Historiker ist das Geschehene ein Gegebenes, dem er sich durchaus unterordnen muß, wie der Mann der Naturwissenschaft den Naturgesetzen, denn auch die Geschichte ist Product solcher. Der historische Künstler und Dichter will und soll von vornherein nicht schlechthin Geschehenes reproduciren, sondern Gestalten und Ereignisse schaffen, in denen sich die zerstreute, wirre, geschichtliche Wirklichkeit dichter, deutlicher und klarer wiederspiegelt. Daß Macaulay mit Takt, Glück, Gelehrsamkeit und Einsicht historischen Weizen von der Spreu zu sichten weiß und letztere unbeachtet dahinfliegen läßt, wenn auch Schlachten und Könige darunter sind, ist die eigentlichste dichterische, d. h. verdichtende Thätigkeit des Historikers. Geht sie weiter zu „zweckdienlicher" Verschiebung, Combination und Ausputzung von Thatsachen, wie so oft und verführerisch in Macaulay, so bekommen wir einen Bastard von Dichtung und Wahrheit, dem man in keiner Seite seiner Doppelnatur recht trauen darf.

Die Geschichte ist keine wächserne Nase, die man für den Geschmack und das Amusement gewisser Stände umkneten und ihnen so aufkleben kann. Macaulay behandelt die Geschichte recht als ein privilegirter Engländer blos für die historisch Privilegirten, unzugänglich und unverständlich für die Millionen, welche die von ihm gefeierte „gerechte und nothwendige, letzte Revolution Englands" für immer von der Theilnahme an der Geschichte ausgeschlossen haben will. (Man werfe hier nicht die ungeheuere Popularität der „Geschichte Englands" ein. Die „obersten Zehntausend" bestehen aus mehr als hunderttausend Familien, alle mit großen runden drawing-room-Tischen, auf denen stets die neuesten literarischen Erscheinungen

en Respectabilität aufliegen müssen.) Macaulay schreibt mit aller Klarheit und Verständlichkeit gelehrt und setzt die Bildung voraus, wie man sie etwa in den obersten Schichten der Gesellschaft durchschnittlich finden mag. Sehr oft gehören zum Verständnisse Macaulay's specielle literarische und historische Kenntnisse, Vertrautheit mit dem „Memoireninhalt" der Geschichte, den Familien-, Cliquen- und Classentraditionen. Die Anspielungen darauf sind seine pikanteste Würze. Er setzt genaue historische Kenntniß voraus, ohne diese Kenntniß wirklich zu bereichern. Aller tieferliegende Inhalt der Geschichte ist ihm verschlossen; die Logik, Dialektik und Nemesis in dem chemisch-sittlichen Processe der Ereignisse, die physiologische, geographische und klimatische, die ethnologische und racische Gestaltung und Färbung historischen Materials entgeht ihm ganz und gar. Sein Element ist die heitere Oberfläche der guten Gesellschaft. Der tiefe, inhaltsvolle Boden, auf dem sie wandelt und Geschichte macht, kümmert ihn nicht. Er glaubt, sie schiebe, und sie wird geschoben. Er hält sich artistisch heiter oberflächlich, belletristisch amüsirend. Wie er in seinen literarischen Kritiken nie bis zu den „Müttern" der Ideen, nie zu den Principien literarischer Production, zu dem Wesen der Poesie, der ästhetischen Wissenschaft sich vertieft, nie bis zu einer Carlyle'schen Erhabenheit oder Tiefe, nie zu einer Bemerkung, wie sie in den Werken unserer großen deutschen Dichter und ihrer Biographen oft nur zu reich und gedankenschwer sich häufen, bleibt er auch in der Geschichte bei Schilderung der äußerlichen Gesichter und Porträts derselben stehen. Was er urtheilt, läuft denn auch in der Regel auf eine subjective Meinung, auf den conventionellen Geschmack der respectablen Gesellschaft, auf eine Trivialität hinaus, freilich immer in der pikantesten Form und Fassung. Für die conventionelle Bildung und Aesthetik hat er einen feinen Sinn, einen ebenso feinen Widerwillen gegen das conventionell Schlechte und Ungehörige, was durchaus Beschönigung des Häßlichen und Verspottung ungeschliffener Diamanten nicht ausschließt. So sehr er sich daher auch mit Genies beschäftigt und ihnen mit glühender Verehrung huldigt, bringt er es doch nie zu einer wahren, tiefern Würdigung derselben, wie Carlyle, den die conventionelle Kritik deshalb auch sehr lange und wiederholt für verrückt erklärte.

Carlyle und Macaulay! Wir begegnen diesen merkwürdig entgegengesetzten Größen in Urtheilen über ein und dieselbe literarische Erscheinung, dem sprichwörtlich gewordenen „Leben Johnson's" von Boswell. „Wäre Boswell nicht ein so großer Narr gewesen, würde er nie ein großer Schriftsteller geworden sein", sagt Macaulay wieder mit einer Antithese, die durch folgende Erklärung noch unverständlicher wird:

Ohne alle die Eigenschaften, welche ihn zum Spott und zur Tortur Aller machten, unter denen er lebte, ohne seine zudringliche Gefälligkeit, Auskundschafterei, Unverschämtheit, Krämerei *), Unempfindlichkeit gegen allen Tadel hätte er niemals ein so ausgezeichnetes Buch schreiben können. .... Von den Talenten, welche sonst gewöhnlich Männer zur Berühmtheit als Schriftsteller erheben, hatte Boswell durchaus keins. In seinem ganzen Buche kommt nicht eine einzige seiner eigenen Bemerkungen über Literatur, Politik, Religion oder Gesellschaft vor, die nicht entweder Gemeinplatz oder absurd wäre. Er hat unzählige Bemerkungen, die er selbst im Laufe von Gesprächen machte, aufgenommen. Wir erinnern uns keiner einzigen, welche über die intellectuelle Capacität eines Jungen von 15 Jahren hinausginge. Er hat viele seiner eigenen Briefe mit abgedruckt, und in diesen Briefen schwatzt und faselt er blos Logik, Beredtsamkeit, Witz, Geschmack; alle diese Dinge, welche sonst als der eigentliche Werth eines Buchs betrachtet werden, fehlten ihm ausdrücklich. Er hatte freilich eine schnelle Beobachtungsgabe und ein zähes Gedächtniß. Diese Eigenschaften würden aber an sich auch für ihn als verständigen und guten Mann nicht hingereicht haben, ihn berühmt zu machen; aber weil er ein Dummkopf, ein Speichellecker und ein Geck war, wurde er unsterblich.

Boswell hatte also unter Anderm auch keine Logik. Aber wo ist sie hier Macaulay hingekommen? Weil dem Manne alle Eigenschaften zu einem Schriftsteller fehlten, hat er ein so ausgezeichnetes Buch geschrieben. Weil er ein Dummkopf u. s. w. war, wurde er unsterblich. Und aus diesen Gründen wird Boswell's Buch allgemein für das Ideal der ganzen reichen englischen Biographen- und Memoirenliteratur gehalten. Das ist die Antithese des Unverstandes, Paradoxon ohne Doxon, Oxymoron ohne Spitze.

Hören wir, was Carlyle über denselben Boswell sagt:

Boswell schrieb ein gutes Buch, weil er ein Herz und Auge für die Weisheit hatte, und ein Organ, sie darzustellen; aus seiner freien Einsicht sein lebendiges Talent; vor allem aus seiner Liebe und kindlichen Offengeistigkeit. Seine kriechenden Sykophantien, seine Gier, seine Zudringlichkeit und was sonst thierisch und irdisch in ihm ist, sind ebenso viele Schandflecke in seinem Buche, die uns dessen Klarheit trüben; durch und durch Hindernisse, nicht Hülfen. Gegen Johnson aber hatte sein Gefühl nichts Sykophantisches, welches die niedrigste, sondern Verehrung, welches die höchste menschlicher Empfindungen ist. Keiner als ein verehrender Mann — was so unaussprechlich Wenige sind — hätte seinen Weg von Boswell's Gesichtskreise in den Johnson's finden können. Wenn solcher Cultus („worship") für wirklich gottgemachte höhere Geister sich ebenfalls als Cultus für offenbar schneidergemachte Superiorität zeigte, sei es auch blos eine interessante Mundanbetung für letztere, die Sache bliebe in unserer reich zusammengesetzten Natur doch wunderbar. Aber um unserer selbst willen laßt uns, jeder von uns, fest an diesen letzten Glaubensartikel klammern und es uns wissen als den Anfang aller Erkenntniß der Rede werth — daß weder James Boswell's gutes Buch noch irgendein ander gut Ding in irgendeiner Zeit oder an irgendeinem Orte gethan ward, wird oder werden kann von Irgendjemandem kraft seiner Schlechtigkeit, sondern allemal und einzig und allein trotz derselben. Schlecht ist in seiner Natur negativ und kann nichts erzeugen; was uns auch immer befähigen mag, etwas zu thun, ist in seinem Wesen selbst gut. **)

Beide Kritiker finden das Buch ausgezeichnet bei aller „lues Boswelliana", Macaulay wegen der Schlechtigkeit und Dummheit des Verfassers, Carlyle, weil er an demselben das Talent und die Tugend für Erkenntniß eines großen Mannes findet und zwar trotz der sonstigen Schlechtigkeit. Abgesehen von dem Unsinn in der Mac-

*) „Tend eating", sprichwörtlich für Liebhaberei für alles ekelhafte Unsittliche und verleumderische, kleinliche, heimliche Klatscherei.

**) Carlyle's „Miscellanies", IV, 41, 42.

aulay'schen Folgerung, sehen wir hier den Contrast des Urtheils einer edeln, tiefen und einer respectabeln, oberflächlichen Natur, vielleicht „gottgemachte und schneidergemachte" Schriftstellerei. Macaulay versteht freilich wie Keiner die Kunst, die er besonders an Horace Walpole rühmt: „die Kunst zu schreiben was die Leute gern lesen", noch mehr die Form wie sie gern lesen, und hier kann er Gelehrten und tiefen Denkern, die an der entgegengesetzten Kunst leiden, zum Studium, zum Muster werden. Klarheit, Präcision, Gefälligkeit, Ornamentik, Geschmack, Das ist es, was oft den besten und inhaltsvollsten Schriftstellern fehlt. Im Allgemeinen gesprochen und in Bezug auf seine letzten Bände kann sein Stil als Ideal der jetzigen englischen Prosa gelten. Man rühmte auch öfter von ihm, er habe eine neue Prosa geschaffen. Seine Diction hat sich im Laufe seiner Productionen sehr bedeutend gebessert und verfeinert. Anfangs übertrieben prunkend und rhetorisch überladen wurde er immer einfacher und sparsamer mit Zunahme malerischer Kraft und graziöserer Bewegung. Er zeichnet sich vor allen andern Schriftstellern durch Vorliebe für „Sententiosität", scharfe epigrammatische Spitzen und feine malitiöse Liebenswürdigkeit von Seitenhieben aus (letztere verstehen blos die „Löwen" unter den „obersten Zehntausend" zu würdigen). Er hat die Miene einer gewissen Natürlichkeit, die nie durch den ununterbrochenen Fluch der Eleganz und Politur unterbrochen wird. Und das ist just die Sphäre, in welcher die höchste Darstellungskunst liegt. Es ist der Stil eines Gelehrten, der zugleich perfecter Weltmann ist. Zwar voller idiomatischer Wendungen, ist und bleibt er doch immer der Stil der feinsten Gesellschaft, nur glänzender in Antithesen, nur stattlicher in Tonbewegung, nur vornehmer und ungezwungener. Aristophanes wurde von Wieland „der ungezogene Liebling der Grazien" genannt, Macaulay ist vielleicht ein zu gut erzogenes Schooskind dieser fabelhaften Gouvernanten. Sein Stil ist so elastisch, daß er sich sofort plastisch allen Gegenständen fügt, der Schilderung, der Erzählung, der Analyse, dem Vergleiche aus familiären Dingen, dem rednerischen Schwunge glücklicher Gedanken und Einfälle, nur nicht für das Gebiet des tiefen, producirenden Gedankens, des höhern Flugs der Geister, für das Gebiet der „List der Idee" in der Geschichte, des historischen, tragischen Humors und der Nemesis darin. Er ist der höhere Weinreisende durch die Geschichte und Literatur.

Ueber Macaulay den Dichter können wir uns kurz fassen. Ein kleiner Band umfaßt Alles, was er in Versen Geschriebenes der Welt nicht vorenthalten wollte. Die „Lieder der Rundhüte" blieben in „Knight's magazine" stecken. Von den „Liedern der League" hat er blos „Ivry" aufgenommen, das Hugenottenlied, außerdem ein Fragment: „Die Armada." Man wußte längst nicht mehr, daß er Verse gemacht, als er die Welt 1842 plötzlich mit seinen „Lays of ancient Rome" überraschte. Lauter versificirte Geschichte, allerdings mit manchem poetischen Schein, der dem „Virtuosen auf der Sprache" nicht fehlen kann. Doch dabei ist nicht zu leugnen, daß es ihm größtentheils gut gelungen ist, uns lebhaft und malerisch in den rohen, kräftigen, erhabenen Patriotismus der alten Römer einzuführen, in das Stahlherz eines Horatius Cocles, in das patriotische Eisen, womit ein alter Tugendheld seine Tochter Virginia lieber durchstach, statt sie der Schande preiszugeben (aber zugleich wie matt gegen die meisterhafte Erzählung des Livius!), in den alten und doch zugleich verbesserten und flüssigern Balladenton, sodaß Einige behaupteten, er übertreffe sogar die historischen Romanzen Walter Scott's. Er wählte auch hier, „was die Leute gern lesen". Auch geringere Begabung als die Macaulay's wird im Stande sein, für Schilderung antiker Heldengröße, sich aufopfernden Kriegs- und Tugendmuths, für die Edelherzigkeit und Treue großer Naturen, die alte römische virtus Sympathien zu erwecken. Diese „Lays" wurden mit großem Beifall begrüßt, zunächst als Beweis einer neuen Seite seines Talents, eines schon unangefochtenen Ruhms, und dann als kräftiges Gegengift zu der überfeinerten Empfindelei und lyrischen Bilderschneiderei, wie sie damals besonders aus allen Zeitungs- und Journalwinkeln hervorleierte; im Uebrigen ist der historische Balladendichter Macaulay vergessen und kommt nur noch beiläufig, wie hier, in literarhistorischen Uebersichten seines Lebens und seiner Wirksamkeit vor.

Prosa und Verse bekundeten immer den geistreichen Dilettanten der Geschichte und Literatur, der zu seinem und Anderer Vergnügen in diesen Gebieten umhereiste, bis er beschloß, sich fest an einem der interessantesten Punkte anzusiedeln, der Geschichte Englands, die mit einem enthaupteten Könige im Hintergrunde beginnt und die „gerechte und nothwendige Revolution" damit durchführt, daß sie constitutionelle Kronen auf mehr als 600 Häuptern befestigt und sich mit Lords und Gemeinen, Tories und Whigs dahin einigt, daß dies nicht nur die letzte Revolution gewesen sein soll, sondern auch die letzte wesentliche „Reform".

Es bleibt uns noch ein Wort über den professionellen Historiker im Besondern, nachdem wir die glänzenden Vorzüge und Fehler seiner literarischen Productionsweise schon im Allgemeinen charakterisirt haben.

Die jetzt in vier Bänden vorliegende „Geschichte Englands vom Regierungsantritt Jakob's II. bis zum Frieden von Ryswijk 1697", die bis zur Schlacht von Waterloo fortgeführt werden soll, umfaßt bisjetzt blos 12 Jahre, allerdings Jahre, aus welchen die Leute gern lesen und von besonderer historischer Wichtigkeit; aber was soll aus den übrigen 118 Jahren werden? Will Macaulay nur einigermaßen Proportion halten, muß er noch 100 Jahre leben und zu den vier Bänden etwa noch 15—20 andere schreiben. Damit wäre der äußerliche Hauptfehler seines Geschichtswerks hinreichend bezeichnet. Wir können uns hier nicht versagen, seine eigenen, gegen den armen Dr. Nares geschleuderten Worte auf ihn zurückprallen zu lassen:

Solch ein Werk möchte vor der Sündflut dem Hilpa und

Schallum (Methuſalem) als leichte Lectüre willkommen geweſen ſein. Aber jetzt beſteht unglücklicherweiſe das Leben eines Menſchen aus drei mal zwanzig Jahren und zehn, und wir können es deshalb nur etwas ungnädig von Dr. Nares finden, von uns einen ſo großen Theil unſerer kurzen Exiſtenz in Anſpruch zu nehmen.

Macaulay hat ein beſonderes Buch drucken laſſen, welches blos die Titel von Büchern enthält, die er als Quellen benutzt hat, unter Anderm eine ganze unabſehbare Bibliothek von Broſchüren und Flugblättern aus der großen Revolutionszeit, aufgeſpeichert im Britiſchen Muſeum. Dabei iſt ihm der Stoff über den Kopf gewachſen. Der Meiſter des Stoffs und Stils iſt deſſen Sklave geworden. „Wer etwas Großes will, muß ſich zuſammenraffen", aber Macaulay wollte nichts Großes, ſondern Intereſſantes, Amüſantes, Pikantes. Wohl, das iſt ihm gelungen. Ein Erfolg wie die erſten „Geheimniſſe von Paris", wie „Onkel Tom's Hütte", wie „Little Dorrit", die für den erſten Bedarf gerade in ebenſo viel Tauſend Exemplaren erſchien wie die neueſten Bände Macaulay's. Nur die „Selbſtbiographie Barnum's" und der Erfolg ſeines „General Tom Tumb" ſtehen noch unübertroffen von Macaulay's „Succeß" da. Letztern wollen wir denn hiermit auch ein für alle mal als Inſtanz für unparteiiſche Würdigung ſeines Werks abgewieſen haben.

Inhalt und Zweck des ganzen Werks ſind, zum Theil mit ſeinen eigenen Worten: als Einleitung ſchnelle Ueberſicht der Verhältniſſe Britanniens unter den verſchiedenen Formen von Regierung und Socialität von dem Eindringen der Römer bis zu den Stuarts, klare Subſtanzirung des Conflicts zwiſchen Karl I. und dem Parlamente, Protectorat, Cromwell, Bürgerkrieg, Reſtauration, Karl II., Tories und Whigs, welche letztere unter dem Titel einer Volkspartei als Majorität im Parlamente und im Beſitze eines bewaffneten Heers die eigentlichen Perlen der Krone unter ſich und ſpäter mit den Tories theilen unter Bedingung und entſprechender Geſetzgebung, daß das eigentliche Volk ebenſo wenig davon bekommen ſoll, als die Krone zurück. So wird die merkwürdige Revolution von 1688, welche mit Vertreibung des joviale Präſidenten aller guten Geſellſchaft und der Stimmgabel alles guten Tons, Jakob's II., und Uebertragung der revolutionär-conſtitutionellen Whig-Bürgerkrone auf das Haupt des ſchweigſamen Oraniers endet, weſentlich und auch oft in der Form unhiſtoriſch dargeſtellt, d. h. als Apotheoſe der Whigs, die hiſtoriſch weder richtig aufgefaßt werden, noch aufgefaßt werden ſollen. Natürlich wird damit nicht verlangt, daß Macaulay entweder abſolutiſtiſch oder demokratiſch hätte ſchreiben ſollen. Macaulay gilt nicht nur als Hiſtoriker, ſondern als berühmteſter Hiſtoriker. An einen ſolchen Hiſtoriker muß man die Foderung der weſentlichen Bedingungen der Geſchichtſchreibung ſtellen. Die weſentlichſte iſt, daß er die hiſtoriſchen Stoffe objectiv auffaſſe, wie der Phyſiker und Chemiker die Elemente und ihre Miſchungen. Was würde man von einem Phyſiker ſagen, der gegen die negative Elektricität zu Gunſten der poſitiven, von dem Chemiker, der für weichliches, glänzendes Gold gegen das tapfere ſolide Eiſen Partei nähme? Wir hörten Macaulay als treuen, conſequenten und ſelbſtändigen Whig preiſen. Das iſt ein Lob für ſeine parlamentariſche Stellung; der Hiſtoriker Macaulay hatte gegen das von ihm unterſuchte hiſtoriſche Material die Verpflichtung eines Naturforſchers übernommen. Dieſe hat er ſo wenig erfüllt, daß er zuweilen nicht nur färbt, ſondern auch fälſcht.

Der zweite Band ſchließt mit der Proclamation Wilhelm's von Oranien und Mary's, der erſten großen Errungenſchaft der Whigrevolution.*) In den folgenden Bänden, bisjetzt bis zur errungenen Anerkennung der Whigrevolution von Frankreich durch den Frieden von Ryswijk im dritten und vierten Bande ausgeführt, verſprach Macaulay zu ſchildern:

wie die neubegründete Ordnung der Dinge (settlement) durch manche unruhige Jahre hindurch erfolgreich gegen fremde und einheimiſche Feinde vertheidigt ward, wie unter dieſer neuen Ordnung ſich Autorität des Geſetzes und Sicherheit des Eigenthums als verträglich mit Freiheit der Discuſſion und individueller Thätigkeit erwieſen, wie nie zuvor; wie aus dieſer glücklichen Vereinigung von Ordnung und Freiheit ein gedeihlicher Wohlſtand hervorſprang, wovon die Annalen menſchlicher Angelegenheiten kein zweites Beiſpiel liefern können; wie unſer Land ſich aus dem Zuſtande eines ſchimpflichen Vaſallenthums reißend ſchnell zum Range einer erſten Großmacht Europas erhob; wie ſein Reichthum und ſein Kriegsruhm zuſammen aufwuchſen; wie durch weiſe und entſchloſſene Treu und Redlichkeit (good faith) allmälig ein öffentlicher Credit gegründet ward, fruchtvoll an Wundern, welche jedem Staatsmanne früherer Zeiten unglaublich erſchienen ſein würden; wie ein gigantiſcher Handel eine Seemacht gebar, im Vergleich zu welcher jede andere ältere oder neuere Seemacht zur Bedeutungsloſigkeit herabſinkt; wie Schottland nach Jahrhunderten von Feindſchaft endlich nicht nur durch geſetzliche Verbindlichkeiten, ſondern auch durch unauflösliche Bande des Intereſſes und der Neigung mit England vereinigt ward; wie in Amerika die britiſchen Colonien raſch bei weitem mächtiger und reicher wurden als die Reiche, welche Cortez und Pizarro zu den Herr-

*) Die nach dem Brande der Revolution ſchaffende, bauende und organiſirende Heldengeſtalt Wilhelm's, der erſt etwas Sinn in die „Verantwortlichkeit" der Miniſter brachte, eine Bank, ein Heer, ein Münzſyſtem ſchuf und überhaupt in die allzu große „Naturwüchſigkeit" der engliſchen Staatswirthſchaft etwas Ordnung brachte, hat Macaulay jenenfalls mit ganz vorzüglicher Liebe und Sympathie geſchildert und porträtirt, nur daß er auch hier ſeiner individuellen Paſſion für brillante und unterhaltende Antitheſe und Belletriſtik nicht ganz entſagen konnte. So contraſtirt er ſeine Unpopularität und Schweigſamkeit zu dem beliebten, lachenden Weſen Jakob's und Karl's zum Nachtheile ſeines Helden. Karl wird gelobt, weil er mit der Rolle eines Königs die eines lebendigen Modejournals, eines Tanz- und Ceremonienmeiſters verband. „Das Volk war gewohnt, die Könige als Präſidenten über die gute Geſellſchaft der Metropolis zu bewundern, dies als eine ihrer «Hauptfunctionen» zu betrachten. Von alle Dem verſtand Wilhelm nichts. Er ſchwieg immer, weil er unter Anderm «nicht ordentlich engliſch ſprechen konnte». Karl hatte ſeine Freunde und Unterthanen auf die Schulter geklopft, ſie Jak und Harry genannt, ihnen zu Wettrennen gratulirt und ſie mit Theaterprinzeſſinnen geneckt. Die Damen vermißten die ihnen ſchuldige Huldigung und waren erbittert und zornig, als der König Wilhelm, mit der Prinzeſſin Anna ſpeiſend, die erſten auf den Tiſch kommenden grünen Schoten ganz allein aufaß (devoured), ohne Ihrer königlichen Hoheit nur einen Löffel voll anzubieten." Das läßt ſich reizend, gehört aber doch wol am Ende kaum ſelbſt in eine Specialgeſchichte. Solche Sachen erinnern gar zu ſehr an den Ton des „Punch" oder eines komiſchen Romans.

schergebieten Karl's V. gefügt hatten; wie in Asien britische Abenteurer ein Reich gründeten, nicht weniger glänzend und dauerhafter als das Alexander's des Großen.

Der allgemeine Effect dieser bunten Erzählung soll sein, Dankbarkeit in allen religiösen Gemüthern zu erregen und Hoffnung in den Herzen aller Patrioten.

Denn die Geschichte unsers Landes während der letzten 160 Jahre ist ganz vorzüglich (eminently) die Geschichte physischer, moralischer und intellectueller Vervollkommnung.

Sehr richtig und nicht genug anerkennungswerth sagt er und arbeitete er danach:

Der Verfasser würde seine Aufgabe sehr unvollkommen zu lösen glauben, wollte er blos Schlachten und Belagerungen betrachten, Erhebung und Fall von Ministerien, Intriguen im Palaste und Debatten im Parlamente. Deshalb wird es mein Streben sein, sowol die Geschichte des Volks als die der Regierung zu erzählen, den Fortschritt nützlicher und schöner Künste nachzuweisen, die Entstehung neuer religiöser Sekten zu schildern und die Wandelungen im literarischen Geschmack, die Sitten aufeinanderfolgender Generationen zu porträtiren und selbst die Revolutionen in Kleidung, Mobiliar, Essen und Trinken und öffentlichen Vergnügungen nicht nachlässig zu übersehen. Ich werde den Vorwurf, unter die Würde der Geschichte herabgestiegen zu sein, gern tragen, wenn es mir gelingt, den Engländern des 19. Jahrhunderts ein wahres Gemälde von dem Leben ihrer Vorfahren vorzulegen.

Zugegeben, daß ihm Alles glänzend gelungen, was er sich vorgenommen, aber er nahm sich überhaupt gar nicht vor, was der wahre Geschichtschreiber wollen und erreichen muß. Er scheint das Wesen und Pathos des Historikers gar nicht zu kennen, wenigstens vermeiden zu wollen. Erregung von Dankbarkeit in allen „religiösen" Gemüthern durch die Geschichte der Ostindischen Compagnie mit Kittie und Arundel und andern beispiellos grausamen Folterwerkzeugen der Steuereinnehmer? Unauflösliche Bande der Freundschaft und Liebe mit Schottland durch den grausamen, kaltblütig vorbereiteten Massenmord bei Glencoe, den er so schön schottisch-patriotisch entschuldigend zu verdammen weiß? Whig- und Kleiderrevolutionen zum Troste der Frommen im Lande? Geschichtschreibung für theologische und whigistisch-teleologische Zwecke? Das ist ebenso thöricht, als wenn Professor Dove seinen meteorologischen Aeolusschlauch oder Baron Liebig seinen chemischen Dünger zum Gebrauch für junge Kanzelredner empfehlen wollte.

Die Geschichte der letzten 160 Jahre soll gerade vorzüglich die Geschichte der physischen, moralischen und intellectuellen Vervollkommnung sein, Hervorspringung eines Wohlstandes, wie niemals in der Geschichte u. s. w. Vervollkommnungen wird Niemand leugnen, aber vorzügliche gegen andere Zeiten — das ist nicht wahr. Im Gegentheil ist die Geschichte dieser Zeit vorzüglich Geschichte des innern Verfalls und der parlamentarischen Verwüstung alter angelsächsischer Volkskraft, Selbstverwaltung durch eine Gesetzesfabrikation, die an Masse, Willkür und Widerspruch Alles übertrifft, was jemals Rechtsgefühl und Gleichheit und Sicherheit vor dem Gesetz in einem Volke verdarb. „Corruptissima respublica — plurimae leges", sagt Tacitus, der wirklich ein Historiker war. Die beispiellose Größe der Seemacht wurde nicht als Frucht der Whigrevolution geboren, sondern bereits unter Elisabeth. Drake, Howard, Raleigh standen ihr Gevatter. Der ganz beispiellose Wohlstand ist eine allgemein verbreitete Vorstellung, ohne welche selten ein Redner schließt, da dies die Engländer, für die Macaulay ausschließlich schrieb, besonders gern hören und lesen. Aber der Historiker darf und kann diese Vorstellung nicht theilen, am wenigsten Macaulay, der die Entstehung der Staatsschuld, jetzt etwa 7000,000,000 Thaler, so geschickt und klar beschrieb. Wenn man seine Wirthschaft so ausdehnt, daß man jährlich 2000 Thaler einnimmt und 2500 Thaler ausgibt, statt sich wie früher mit 1000 Thalern Einnahme und 800 Thalern Ausgabe zu begnügen, steigt man in den Augen der Menge allerdings im Wohlstande, aber nicht im Urtheile des Buchführers. Und der Historiker muß und soll Buchführer der Völkerwirthschaften sein.

Der innerliche und äußerliche Verfall der Tory- und Whigparteien ist eine tausend mal bewiesene und sich täglich mehr bestätigende Thatsache. Der Whigismus hat allerdings eine große historische Wichtigkeit und Bedeutung, seine entschiedenen historischen Verdienste gerade in der Zeit, die Macaulay apotheosirt, aber eine wirkliche historische Auffassung desselben sieht und erkennt gleich von vornherein das Relative, Beschränkte darin und die dialektische Spannung, die darüber hinausdrängt. Macaulay leugnet die Sünden, dessen der Whigismus längst angeklagt dasteht, und tritt so recht als Advocat des Angeklagten auf. Advocaten, namentlich englische, zu denen Macaulay einmal gehörte, suchen ihren höchsten Ruhm darin, alle Beschuldigungen zu leugnen und in unumstößlich bewiesenen Verbrechen verkannte Tugenden ans Licht zu stellen. Dabei gelten alle Vortheile der Redekünste, Wahl und Combination der Thatsachen, Verschiebung, Verdrehung, Entstellung derselben, Verleumdung und Verdächtigung des Gegners, Hypokrisie und Humbug aller Art. Macaulay hat sich glänzend mit allen diesen Advocatenkünsten geschmückt, um den innerlich zerfallenen und factisch schon Verurtheilten als die Hoffnung der Patrioten zu retten. Das niedrige falsche Spiel der ersten Whigs ist zu bekannt, als daß es Macaulay hätte leugnen können. Aber was konnten sie dafür, meint er, da sie aus der niederträchtigen Schule der Stuarts kamen? Der brillante Porträtmaler schmeichelt Charles Montagu auf die talentvollste Weise; der Antithese wegen schon mußte Earley, der Tory, zu einer Caricatur versudelt werden. Dundee's Ruchlosigkeit wird breit ausgemalt, aber nur als Beschmuzung von außen, von dem genial geschilderten „übelregulirten öffentlichen Geiste" gilt die kaltblütige Bosheit des barbarischen Mordhäuptlings von Glencoe, des „Master of stair". Letzterer wird von dem „äußerlichen" Schmuz sorgfältig reingewaschen, und der Mörder, der mit dem im feigen Mord vergossenen Blute von Glencoe die „unauflöslichen Bande der Zärtlichkeit" zwischen Schottland und England leimen wollte, verwandelt sich unter dem Pinsel Macaulay's in einen Halbgott. Im Uebrigen wird über die Glencoe-Blutschande hinweggesudelt, daß

man deutlich merkt, die Thatſache ſelbſt ſolle abſichtlich verdunkelt und beſchönigt werden. *) Der geborene Schotte, aber civiliſirt gewordene Engländer und Neuariſtokrat (wie Burke die Whigs nannte) ſpricht überhaupt von den „rohen Hochſchotten", wie der Kaufmann vom Bruder Ochſenhändler.

Man kann dem Manne weder in ſeinen allgemeinen Darſtellungen, noch weniger in Behandlung ſeiner Thatſachen trauen. Hier iſt hyperboliſch idealiſirt, dort übertrieben ſchwarz gemalt. Der Maler weiß, wie man durch die feinſten Abweichungen der Grenzlinien eines individuellen Geſichts eine Caricatur daraus machen kann. Dieſe Wiſſenſchaft verſteht Macaulay ganz vortrefflich. Da iſt das Porträt, da iſt genau die Thatſache, meiſterhaft getroffen. Nur der feinſte Kenner merkt, wo er abgewichen und wie er es angefangen, daß die Sache nun doch ganz Macaulayiſch ausſieht.

Er wollte intereſſant ſein, ſich als Darſtellungsvirtuoſe im Intereſſe der Whigs zeigen. Dazu mußte ihm die Geſchichte als Mittel dienen. So iſt er ganz weſentlich kein Hiſtoriker, ſondern nur einer der brillanteſten Parteiſchriftſteller, der nur die Bedeutung hat, daß er den Engländern, denen die Selbſterkenntniß in ihrer jetzigen kritiſchen Lage immer noch ſehr ſchwer wird, dieſe Einſicht noch mehr verdunkeln mag. Er nährt ſogar den Hochmuth, der vor dem Falle kommt. Jeffrey, ſein Specialfreund, übernahm ſeine Vertheidigung gegen ihm ſchon aus den beiden erſten Bänden gemachte Vorwürfe der bloßen Abſicht zu amüſiren und der Nagerkeit in Bereicherung der hiſtoriſchen Erkenntniß. Dabei machte er auf folgende weſentliche Verdienſte aufmerkſam: Macaulay bewies zuerſt vollſtändig die große Wichtigkeit und die Gründe der unerträglichen und perfid gehäſſigen Tyrannei der Stuarts, dann die abſolute Nothwendigkeit der Revolution von 1688 und drittens ihr Glück darin, daß ſie in Wilhelm dem Oranier einen der Thronfolge fähigen König fand, der die Republiken von dem Blute der ſonſt unvermeidlichen Erb-, Bürger- und Parteikriege rettete, deren Glück darin, daß Wilhelm als Fremder mehr ganz Europa ins Auge faßte als das ſpecifiſche damalige Engliſchthum. Dadurch hat er zugleich die letzten Ueberbleibſel des alten Jakobitenthums, genährt von Hume, beſungen von Walter Scott, in alle Winde verjagt. Das iſt eine große That und ein großes Verdienſt.

Alle convertiblen Männer müſſen nun von ihren Vorurtheilen befreit ſein und alle künftigen Generationen in einem Lichte aufwachſen, um welches neue Wolken keine Mittel finden können, ſich wieder zu ſammeln. **)

So ſehr man hier auch die Stimme des vertheidigenden Freundes erkennt, mag doch darin ein ſpecielles Verdienſt für England bezeichnet worden ſein.

Wie ihm aber das Organ der Einſicht in alle tiefern Beziehungen, dialektiſchen und Cauſalconnexionen geſchichtlicher Begebenheiten abgeht, ſodaß alle die glänzenden Bilder kunterbunt nebeneinander ſtehen bleiben, fehlt ihm auch bei aller Verehrung für Genies das Herz und Auge, ja ſelbſt der gute Wille für Würdigung aller tiefern Thatſachen und edlern Naturen. Den ganz weſentlich vollehrlich begeiſterten George Fox ſchildert er als Halbwahnſinnigen und entläßt ihn mit einem ſchnöden Witze auf ſeine Lederhoſen. Unwillkürlich erinnert er damit an Carlyle's „ſchneidergemachte Superiorität", im Gegenſatz zu der göttlichen.

Macaulay iſt jetzt in ſeinem ſechsundfunfzigſten Jahre, ein kurzer, runder, in der Mitte ſtärkſter, überbeleibter Mann mit glattem, nach oben abnehmendem Kopfe und Geſichte, mit dem Hauptausdruck verdrießlich herabgezogener Mundwinkel, nachläſſig und nichts um ſich her beachtend, wenn er täglich von ſeiner Junggeſellenreſidenz im „Albany" *) Londons nach ſeinem beſtimmten Platze im Britiſchen Muſeum wandelt. Er war nie verheirathet. Sein enormes Gedächtniß und die brillante Virtuoſität auf dem Sprachinſtrumente machen ihn zu einem beliebten Meiſter der ausſterbenden Kunſt des Tiſchgeſprächs.

Heinrich Bettziech-Beta.

Ein epiſches Kleeblatt.

In einer guten epiſchen Dichtung muß gleichſam um einen poetiſchen Centralpunkt alles Beiwerk kryſtalliniſch anſchießen, muß aus dem Hauptgedanken jeder andere zweigartig hervorwachſen, wie aus dem Wurzelknoten der ganze Baum. Hierin allein ruht die naturſichere, ſchlagende Wirkung jener berühmten Epopöen des Alterthums, deren Krone wol unbedingt die „Iliade" iſt, obgleich ſich mehre deutſche Kunſtrichter aus übertriebener Landsmannſchaft zu dem Urtheile hinreißen ließen, daß ihr das Lied der Nibelungen vollkommen ebenbürtig ſei. Wir haben hier keineswegs die Abſicht, die Andeutung jener von Literarhiſtorikern bereits oft ausgeſponnenen Parallele weiter zu verfolgen, wir wollten damit nur ganz allgemein auf den großen Unterſchied zwiſchen dem alten und neuen Epos hinweiſen. Das alte hat das Volk dem Barden durch Thaten vorgedichtet; das volksthümliche Element war es, was dem Ganzen eine unwiderſtehliche poetiſche Kraft einhauchte, was alle Herzen in Schach hielt. Hätte es keine Hellenen gegeben, nie und nimmer wäre ein Homer erſtanden. Das Epos unſerer Tage jedoch dichtet der Dichter allein; aus dieſer einzigen Bemerkung, um alle andern zu verſchweigen, erhellt zur Genüge, daß ſein Standpunkt ein viel ſchwierigerer ſei. Das moderne Epos kann alſo ſeiner innerſten Weſenheit nach nie einen Vergleich mit dem antiken aushalten; Thorheit von Seite der Kritik wäre es, an beide den gleichen Maßſtab anlegen zu wollen. Der Zaubermacht der hiſtoriſch-plaſtiſchen Vereinskraft iſt der Einzelne, und wäre er ein poetiſcher Hercules, nie gewachſen. Es iſt dies eigentlich ein trauriges, für manchen Epiker ſogar ein troſtloſes Factum; hat doch ſelbſt Goethe

*) Er ſcheint dies auch ſelbſt gefühlt zu haben, ſodaß er im vierten Bande noch ein mal darauf zurückkommt und eine genauere, particulärere Erklärung und Kritik der ganzen Angelegenheit gibt, wobei freilich immer noch das Verhältniß Wilhelm's dazu in einem zweifelhaften Lichte erſcheinen wird.

**) „Jeffrey's life and correspondence", II, 469 fg.

*) Albany iſt ein glänzendes Etabliſſement in Piccadilly von mehren, gemeinſchaftlich abgeſchloſſenen Gebäuden, worin wohlhabende und hochgeſtellte Hageſtolze, „retired gentlemen" und „eigene Herren" aller Art, aber nur von höchſter Reſpectabilität, chambre garni wohnen und ſich den läſtigen Verpflichtungen eines großen Hausſtandes und den ſocialen Duälereien, die mit ſolchen verbunden ſind, entziehen.

entmuthigt ſich geäußert, daß neben dem Achilles kein Held mehr aufkomme. Das Mißliche der Sache liegt aber nur im Vergleichen. Mit Halbgöttern können wir Menſchenkinder freilich nicht in die Schranken treten. Wenn überhaupt das moderne Epos noch eine Berechtigung hat, wenn es nicht gänzlich vom Roman verdrängt werden ſoll, ſo muß nicht blos die Kritik, ſondern vielmehr noch das Publicum die üble Gewohnheit des Vergleichens fahren laſſen. Es führt nie zu einem Reſultat, die Phantaſie hat da zu weiten Spielraum. Auf dieſem Gebiete der Poeſie ſteht der claſſiſche Typus noch viel iſolirter da als auf allen andern. Ein claſſiſches Epos hat ſich in unſerm Jahrhundert unmöglich gemacht. Die parfümirten Fühlhörner der Romantik, und ſie hat deren viele, inficiren dermaßen Alles, daß eine eigene Deſtillirmaſchine erfunden werden müßte, um aus dieſen mit Luxus geſchwängerten Eſſenzen einen claſſiſchen Niederſchlag zu erhalten. Die Natur hat den Menſchen jetzt den Rücken zugekehrt, während ihr die alten Hellenen fröhlich ins lachende Antlitz blickten; unſerer Kunſt fehlt das ehrlich-offene Weſen der Alten, das Sichhineinverſenken in ihren Gegenſtand; Dichter und Künſtler gehen heutzutage nicht gerade auf ihr Ziel los, ſie verſuchen das Cauſalitätsgeſetz zu umſchleichen. In den Gebilden des Alterthums ſpiegelte ſich hell und klar die Univerſalſeele des großen Pan; dagegen bemüht ſich der moderne Poet ſoviel als möglich ſein Privatſeelchen in ſeinen Werken abzuſpiegeln. Das Individuelle hat dem Generellen den Rang abgelaufen — da ſitzt unſere Krankheit. Das Charakteriſtiſche hat ſich nach der durchrannten Phaſe der blödeſten Selbſtvergötterung zur Caricatur gegipfelt; in dieſer negativen Richtung gefällt ſich jetzt der Geſchmack des Publicums. Dieſe Thatſache hat für den echten Künſtler etwas Beklemmendes. Er wendet die Blicke rechts und links, der Horizont will ſich nicht aufheitern. Den ganzen Kunſthimmel durchzittert ein geheimes Bangen. Der Skepticismus hat ſich wie ein fabelhaftes Ungeheuer vor den Tempelhallen hingelagert, ſein Baſiliskenblick nagt an allen Herzen, ſein GiftHauch zerſtört alle Blüten, ſeine Klauen umkrampfen die zerriſſene Seligkeit der in Sünden ergrauten Menſchheit. Der Kunſthimmel iſt mit Miasmen des Wahnſinns geſchwängert. Der alte Glaube, nur Der ſei überhaupt glücklich, dem die Muſen bei ſeiner Geburt Weisheit einhauchten, bewährt ſich in unſern Tagen nicht mehr, die Weisheit wird faſt zum Fluche; es ſieht faſt ſo aus in der Welt, als ob nur die Vornirtheit noch Segen brächte. Es hat den Anſchein, als ob alle geſchichtlichen Grundverhältniſſe ihrer Auflöſung entgegengingen, und doch iſt die Geſchichte das Gängelband der Völker, mit dieſem Bande ſtehen und fallen ſie. Nur ſolange ſich eine Nation ihrer hiſtoriſchen Entwickelung, ihres Culturfortſchritts im bildenden Stadium der Weltgeſchichte bewußt iſt, verdient ſie auch den Ehrentitel Volk! Es hat ſich dies im Laufe der Jahrtauſende durchweg beſtätigt; wie dieſes Selbſtbewußtſein verlorengeht, ſind der Barbarei Thor und Riegel geöffnet, ohne weltgeſchichtlichen Nationalberuf iſt an eine höhere Entfaltung des Staatenlebens gar nicht zu denken. Es iſt dies, bei aller Zerfahrenheit unſerer deutſchen Zuſtände, das Schöne, daß jeder einzelne Stamm treu und feſt an der hiſtoriſchen Ueberlieferung ſeiner Ahnen hält. Hat uns dieſes Sonderthum bisjetzt abgehalten, eine große einige Nation zu werden, ſo ſcheint doch in der Geſammterinnerung unſerer geſchichtlichen Erlebniſſe die Garantie zu liegen, daß Deutſchland in der Weltgeſchichte dereinſt noch eine große Rolle ſpielen werde. Mag ſich auch Alles in der Uebergangsperiode noch ſo düſter geſtalten, kein echter Deutſcher ſollte dieſen Glauben aufgeben. In dem großen weitaufgerollten Gemälde der deutſchen Geſchichte treten einzelne Kraftgeſtalten hervor, in denen ſich das ganze ſpirituelle Beſtreben des Volks concentrirt, wenn es auch öfters den Anſchein hat, als wären ſie nur die Repräſentanten eines oder des andern Sonderſtamms geweſen. Mag ſich Jeder an dieſen Nationalgeſtalten die Knochen ſtählen und ſein kosmopolitiſches Hirn germaniſiren; denn in den meiſten Deutſchen ſteckt noch zu viel Weltbürgerthum.

Unſere Literatur iſt der beſte Beweis davon. Wir ziehen alle fremden Elemente in unſer Bereich und verhindern durch dieſe ununterbrochene Miſchung das mannhafte Hervortreten unſerer innerſten Eigenthümlichkeit. Der Deutſche hat überall eine halbe Heimat, doch zu Hauſe keine ganze. Eine Ausnahme hiervon macht nur der deutſche Schweizer. Die jungen Herzen müſſen eher an das Vaterland gekettet werden, ehe man den jugendlichen Gedanken geſtattet, zu vogelartig in die Fremde zu ſchweifen. Unſere verkehrte Erziehung bezweckt gerade das Gegentheil. Der deutſche Knabe kennt die Namen der griechiſchen und römiſchen Helden beſſer als die hervorragenden Männer ſeines Volks. Wer wollte ſo thöricht ſein, dem Knaben hierüber einen Vorwurf zu machen? Nur das Sichhineinleben in die Geſchichte veredelt die Menſchennatur, das gedächtnißſchwächende Zuſammenpfropfen von Schlachttagen, Friedensſchlüſſen und chronologiſch geordneten Geſchlechtsregiſtern hat vergleichsweiſe einen nur höchſt geringen Werth. Man wird heutzutage nicht geſchichtlich erzogen, ſondern modiſch verzogen; darum zeigt ſich in der Maſſe ſo wenig hiſtoriſcher Sinn, ein Uebelſtand, der ſich wahrſcheinlich über kurz oder lang ſehr ſtark bemerkbar machen wird. Sprache, Bildung, Kunſt, Sitte, Staat, Alles weiſt darauf hin, daß eine fortwährende Metamorphoſe insgeheim im Volksleben vor ſich gehe, nur der alte Magiſter Schlendrian will nichts davon wiſſen. Er iſt in culturgeſchichtlicher Beziehung der urälteſte Sündenbock. Wenn wir ein früher thatkräftiges Volk plötzlich vom hiſtoriſchen Schauplatz abtreten ſehen, ſo hat er gewiß nicht die kleinſte Schuld daran. Er iſt die perſonificirte Hemmung gegenüber dem friſch aufſproſſenden Volksthum. Die geſunde Kraft in dieſem letztern iſt ſelbſt in alternden Nationen in höherm Maße vorhanden, als ſich dies der Alles ſchwarzſehende Peſſimismus eingeſtehen will. Die Unverwüſtlichkeit iſt ein charakteriſtiſcher Zug des Volkslebens. Sollte man z. B. nicht geneigt ſein zu denken, daß die Israeliten nach den harten, mitunter entſetzlichen Schickſalsſchlägen, die ſie trafen, längſt zerſplittert, aufgelöſt, fortgetrieben wie der Sand am Meere, von der Erde hätten gänzlich verſchwinden müſſen? Und doch exiſtiren ſie noch in ihrer unbegreiflichen Zähigkeit. Durch dieſes ewige Oppoſitionleiſten gegen alle unholden Nachbarn, durch dieſes heimliche Frontemachen gegen den Geiſt der Unterdrückung hat ſich ihr Volkscharakter ſchärfer nüancirt als an irgendeinem abendländiſchen Stamme. Es gleicht jedes Volk hierin dem Helden eines Epos, daß es, wie dieſer, endlich alle Hinderniſſe überwindet. Das Centrum der Geſchichte iſt der Menſch; alle Völkerbildung kann keinen andern letzten höchſten Zweck haben als die Erſcheinung des Reinmenſchlichen. Nur dies Beſtreben iſt für uns Alle ſicher von evidentem Nutzen, jedes andere hat mehr oder weniger nur relativen Werth. Egoismus und Fanatismus (der politiſche iſt ebenſo ſchlimm als der religiöſe) haben ſich ſtets dieſem Streben widerſetzt, und aus dieſer ununterbrochenen Reibung geht erſt das weltgeſchichtliche Leben der Menſchheit hervor. Aller Widerſtreit befördert den Umſchwung und Austauſch der Ideen. Die Völker fangen erſt zu denken an, wenn ſie ſich um ihren Pelz wehren müſſen. Das ernſthafte Spiel ſich frei entwickelnder Kräfte wiederholt ſich im Kreislauf der Weltgeſchichte gleichwie im Wellenſchlag des Oceans; eigentlich erlebt jedes Volk Daſſelbe, nur modificirt durch die Stimmung des Zeitgeiſtes und variirt durch das Colorit der klimatiſchen Verhältniſſe. Ein Alexander der Große, ins Moderne überſetzt, metamorphoſirt ſich in einem Napoleon. Bei ihren Eroberungszügen zeigt ſich, wie in einem guten Epos, die Mitwirkung der ganzen Schöpfung. Es iſt Alles nur um des Helden willen da. Er zieht ſeine Umgebung magiſch in den Schickſalskreis ſeines guten oder böſen Geſtirns; daher muß das Epos die höchſte Kraft des extenſiven Lebens entfalten, es muß an Plaſticität und ſteinerner Ruhe mit dem Bildhauer wetteifern, während der Lyriker durch ſeine ſub-

jene weiche Stimmung an den Maler mahnen darf und durch wohllautenden Rhythmus des Gedichts endlich seine noch größere Verwandtschaft mit dem Musiker bekundet. Dem Epiker gehört die Weltgeschichte eigentlich mehr als dem Dramatiker; schon das einfache Wort Geschichte beweist dies schlagend; denn die Weltgeschichte ist strenggenommen die größte Erzählung die je geschrieben ward. Der Dramatiker erzählt jedoch nur ausnahmsweise, der Epiker beinahe immer. Bekanntlich kam in Deutschland die Historie erst später als bei unsern Nachbarn zu einiger Selbständigkeit. Große Historiker konnten bei dem langsamen Entwickelungsgange des deutschen Volks wol nicht eher auftreten. Doch jetzt sind genug da, und die Dichter haben keine Ausrede mehr. Während unsere Geschichte dem Dramatiker wenig Stoff bietet, hätten unsere Epiker Gelegenheit, eine reiche Auswahl treffen zu können; man muß sich wundern, daß es so selten geschieht. Die Lectüre folgender Werke brachte uns auf diese Gedanken *):

1. Bilder aus den Burgunderkriegen von Balthasar Reber. Basel, Schweighauser. 1855. 16. 12 Ngr.
2. Joseph. Gedicht nach dem Alten Testamente von Katharina Diez. Berlin, Decker. 1855. Gr. 16. 1 Thlr.
3. Hermanfried. Gedicht von Ludwig Ißleib. Jena, Mauke. 1854. 16. 20 Ngr.
4. Poetische Erzählungen von Adolf Stern. Leipzig, Matthes. 1855. 16. 25 Ngr.

Nr. 1. Balthasar Reber ist bereits eine Reihe von Jahren hindurch als einer der besten Schweizerdichter rühmlich bekannt. Sein „Reding, Landamman von Schwyz im 15. Jahrhundert", sein größeres Gedicht „Die Schlacht bei St.-Jakob an der Birs", sein „Felix Hemmerlin von Zürich" und endlich seine „Zeitgedichte" (herausgegeben mit W. Wackernagel), die sich durch eine echtdeutsche Gesinnung auszeichnen, alle diese Werke sichern ihm ein bleibendes Andenken in der deutschen Literatur. Er ist eine biedere, gesunde Natur, in der sich der Schweizertypus unverkennbar ausspricht. Die Ueberschriften seiner „Bilder aus den Burgunderkriegen" lauten: „König Ludwig XI."; „Herzog Karl der Kühne"; „Ritter Peter von Hagenbach"; „Die Kriegserklärung der Schweizer"; „Die Schlacht bei Granson." Das erste Bild ist mehr skizzenhaft hingeworfen als künstlerisch ausgeführt. Es zeigt uns den Herzog Sigmund von Oestreich traurig nach Frankreich reitend. Im Schlosse Plessis-les-Tours trifft er mit dem schlauen König Ludwig XI. zusammen und sucht bei ihm Hülfe gegen die Schweizer. Nachdem er ihm einige Schmeicheleien gesagt, unter Anderm ihn mit Karl dem Großen vergleicht, verspricht er ihm für thatkräftiges Einschreiten Elsaß und Breisgau als Pfand. Ludwig bleibt kalt bei diesem Antrag und weist ihn diplomatisch fein an, Karl den Kühnen von Burgund zum Widerpart zu wählen; er heuchelt ihm scheinbar demüthig vor:

Ach Herzog, wie klein erscheine ich mir,
Hör' ich Karl' den Kühnen nur nennen;
Sein Treiben ist wie eines Löwen schier
Und meines wie Ameisenrennen.
Ich stamme geblendet zu ihm hinan,
Wie die Lerche zur sonnigen Adlerbahn.

Wir wollen mit dem Dichter über die romanzenartige Kürze dieses ersten Bildes, im Vergleich zu den andern episch breit behandelten, nicht rechten. Er hat sicherlich mit dieser Exposition nichts Anderes bezweckt, als den Leser bald zur Hauptfigur der ganzen ereignißreichen Handlung, zu Karl dem Kühnen hinzudrängen. Dieser Umstand rechtfertigt in unsern Augen vollkommen die Kürze; nur ein Splitterrichter könnte darüber mäkeln. Das zweite Bild entrollt sich vor unsern Blicken. Sigmund von Oestreich befolgt Ludwig's XI. Rath, kommt zu dem Löwen von Burgund, der ihn freundlicher als jener empfängt. Er ist so ehrlich, ihm zu gestehen, daß ihn Frankreichs Herrscher schicke, was jedenfalls in diplomatischer Hinsicht ein großer Schnitzer war. Er bietet auch ihm Elsaß und Breisgau als Pfand an. Der Burgunder lacht sich ins Fäustchen. Sehr schön ist die Stelle hier, worin in Karl's Seele der Hochmuth Wurzel zu schlagen beginnt; man höre:

Karl, er wandelt auf und nieder;
Königlich sein Haupt er hebt,
Und fast hat er's laut gerufen,
Was sein stürmend Herz durchbebt:
Elsaß, Breisgau, Schweizerlande
Mein jetzt! und der Riß geheilt,
Der so frech den Süd und Norden
Meines Herzogthums zertheilt.

Herzogthum? Weg mit dem Titel!
Ihn ertränkt das Mittelmeer;
Denn von diesem dann zur Nordsee
Durch Europa herrsch' ich quer.
Und ein Riese, welcher schreiten
So von Meer zu Meere kann,
Reicht, zu hoch für Herzogskrönchen,
Bis zur Königskron' hinan.

O, der gute Vater Friedrich,
Unser Kaiser, krönt mich gern;
Selbst die Kaiserkrone gäb' er,
Wollt' ich greifen nach dem Stern;
Hab' ein Töchterlein, nur eines,
An dem weißen Händchen blitzt
Ganz Burgund als schwerer Trauring;
Wie den Kaisermund er spitzt! u. s. w.

Herzog Karl gibt hierauf Sigmund glänzende Hoffeste, deren asiatische Pracht dem Verfasser Gelegenheit bietet, sein für derartige Malereien bekanntes Talent auch hier zu bewähren. Karl's mächtiger Geist ist unterdessen schon inmitten der berauschenden Tafelfreuden mit den kampflustigen Schweizern beschäftigt. Nach tagelangem Schwelgen ruft er plötzlich Sigmund zu:

Meint ihr, Fürst von Oesterreich,
Der Burgunder könn' nur kauen?
Nein, auch hauen, Streich auf Streich!

Dieser Ausruf ist für die Ritter in der Runde das Signal zum Turniere. Karl's Uebermuth kennt keine Grenze mehr; er will seinem herzoglichen Gast beweisen, daß er die Schweizer gründlich verachte. Die herrscherstolze Selbstcharakteristik Karl's des Kühnen ist dem Verfasser besonders gelungen in der Strophe:

Der Burgunder kann auch treffen
In den Bug des Eberschweins,
Sigmund, dort in den Ardennen,
Schwein und Schweizer klingt so eins!
Und der Eisenhuf, der schwere,
Roßbeflügelt braust dahin;
Karl im heißen Eberblute
Badet satt den durst'gen Sinn.

Ja er wagt sogar unmittelbar darauf den hülfesuchenden Herzog in seinem unbändigen Hochmuthe zu verhöhnen:

Weg jetzt mit den Schwerttänzen,
Weg jetzt mit des Wildes Hatz!
Müde selbst wird der Burgunder,
Sigmund, nehmt beim Schachbret Platz!

*) Ohne Zweifel wird es unter den Lesern d. Bl. manchen geben, der sich von einzelnen Ansichten des Verfassers vorstehenden Artikels — wir möchten sie „Ureinsichten" nennen — einigermaßen befremdet fühlen möchte, und auch wir konnten kaum der Versuchung widerstehen, hier und da ein größeres oder kleineres Fragezeichen einzuflechten; indeß wo uns eine in ihrer Originalität so geschlossene Erscheinung gegenübertritt, da ist es wol am gerathensten, sie ganz und ohne Umstände gewähren zu lassen. D. Red.

Todesmüd: er muß doch kriegen,
Iſt's auch Fleiſch nicht, iſt's doch Bein,
Iſt's kein Schlachtbett, doch ein Schachbret;
Fürſt, ihr habt die Schweizerlein!

Sigmund nimmt natürlich dieſen Hohn gelaſſen hin und denkt ſich, wenn nur erſt die Schweizer ſo ſchachmatt wären wie ich hier auf dem Brete. Theils um dem Müden und Matten nach dieſem Schwall von Feſtlichkeiten Muth einzuflößen, theils um ſeinem eigenen maßloſen Stolze Genüge zu thun, führt er Sigmund noch zuletzt auf die Schießzinne und ſpricht mit ausgeſtrecktem Arm:

Herzog Sigmund, ſchaut hernieder!
Und der Herzog ſchaut hinab
Und gewahrt ein Heer, das wogend
Meilenweit das Schloß umgab.
Herzog! hier von meinem Heere
Seht ihr nur den kleinen Kern.
Legt in Wien euch ruhig ſchlafen,
Ich bin wach zur Reiſ' nach Bern!

Herzog! Königreiche zittern,
Wenn des Heeres Donner rollt!
Doch ihr ſchweigt; ihr denkt: ſelbſt Kaiſer
Zittern, wenn der Schweizer grollt.
Nun wohlan, und wenn den Kern auch
Sammt der Schale frißt der Bär;
Legt in Wien euch ruhig ſchlafen
Noch iſt nicht mein Kriegsbaum leer!

Und nun ſtreckt er beide Arme
Von des Schloſſes Zinnen aus:
Schauet alle meine Lande,
Das iſt ein Kaſernenhaus!
Schaut die vielen hundert Städte,
Das ſind Kriegerwiegen all'!
Schaut die vielen tauſend Dörfer,
Das iſt unſer Pferdeſtall!

Bei St.-Georg! theurer Herzog,
Traut dem Schwur aus meinem Mund!
Trägt der Schweizer Büffelhörner,
Mondeshörner trägt Burgund.
Geſtern las ich vom Pompejus,
Daß ein Heer wuchs, ſtampfte er;
Mir quillt eine Kriegerſündflut,
Tret' ich mädchenleis einher.

Der Leſer wird wol nach dieſer Kraftſprache mit dem Bilde Karl's des Kühnen zufrieden ſein und dem Verfaſſer gern mit uns das ihm gebührende Lob ſpenden, nämlich dieſes, daß Balthaſar Reber ſeinen Dichterruf damit erhöht habe.

Das dritte Bild „Ritter Peter von Hagenbach" beginnt mit der Einſetzung dieſes Mannes zum Landvoigt im Elſaß und Breisgau, das Sigmund in der Noth an Karl den Kühnen für 60,000 Gulden verpfändete. Hagenbach tyranniſirt die Oeſtreicher und wandelt ſie zu Burgundern um. Ihre Klagen beim Herzog Sigmund in Innsbruck verhallen, denn „laut zecht er vom Golde zu Burgund". Der Landvoigt wollte auch die Schweizer ſo tractiren, jedoch der „Berner Bär hat ihn häßlich dafür gezauſt". Unterdeſſen iſt die Hoffnung Karl's des Kühnen, ſich mit königlicher Krone geſchmückt zu ſehen, zu Waſſer geworden. Er läßt ſeine Wuth im Schloſſe Tann an den Schweizerboten aus; die freien Alpenſöhne mußten auf ſeinen Befehl vor ihm niederknien — das haben ihm die Schweizer nie vergeſſen. Dieſe nehmen von Sigmund den Friedensſchluß an. Der Herzog von Oeſtreich kommt nach Einſiedeln und der dort geſchloſſene Bund wird das Todesurtheil für das ſtolze Burgund. Ritter Hagenbach, der in ſeinem Thun und Treiben immer frecher wurde und ſich zu Breiſach hoch auf ſeinem finſtern Thurm ſicher glaubte, ſieht ſich plötzlich vor ein Landgericht geſtellt. Die Schweizerrichter verdammen ihn zum Tode. Sein Haupt fällt unter dem Henkerſchwerte des David von Kolmar, welchem unter allen gegenwärtigen Freimännern das Loos zufiel.

Von Kolmar war der David, ſein Schwertlein, breit und ſpitz,
Zuckt durch die Finſterniſſe gleich des Allmächt'gen Blitz.

Das vierte Bild „Die Kriegserklärung der Schweizer" zeigt uns zuerſt Karl in ſeiner Wuth; er ſchwört ſeinen Hagenbach zu rächen, vergießt darüber „glühende Thränen und beißt die weißen Lippen blutig mit den Zähnen". Das Alpenvolk rüſtet ſich gegen den fürchterlichen Gegner. Bern zeigt den größten Muth. Wie Ludwig XI. dieſe politiſchen Ereigniſſe zu ſeinen Gunſten benutzen will, erhellt aus folgenden charakteriſtiſchen Strophen:

Indeſſen iſt in Frankreich im Schloß Pleſſis-lès-Tours
Ein Mann hinabgeſtiegen zur tiefen Kellerflur;
Er trägt ein graues Röcklein, der Mann, der niederkroch,
Und iſt beim Schein der Lampen der reiche König Ludwig doch.

Was will er denn dort unten? verſtohlen trinken Wein?
Nicht doch, er trinkt ja Waſſer der Herr Jahr aus Jahr ein;
Gold kam er her zu zapfen aus ſeiner Fäſſer Mund,
Das Fäſſerheer im Keller, voll Gold ſtrotzt ſeiner Bäuche Rund.

Den reichen König Ludwig, ſagt man, verzehrt der Geiz;
Jetzt wird er zum Verſchwender, zu kaufen gilt's die Schweiz!
S'iſt keine Katz' im Sacke; wol weiß der Speculant:
Die Katze frißt die Ratte mir meines Reichs, „Burgund" genannt.

Als am Burgunderhimmel das Wetter aufgerauſcht,
Nicht hat der laute Bär da alleine ſcharf gelauſcht;
Noch ſchärfer hat die Ohren der ſtille Fuchs geſpitzt,
Der Fuchs auf Frankreichs Throne, der jetzt im Kellerloch dort ſitzt.

So wird Karl von immer größern Feinden bedroht; denn auch Kaiſer Friedrich, der dem hochfahrenden Herzog von Burgund den Königshut verweigerte, erſchrickt über deſſen widerrechtlichen Einfall ins Reich dermaßen, daß er den Alpenſöhnen zuruft:

Ihr Schweizer ſeid des Reiches, des deutſchen, rechter Arm,
So hebt ihn und ſchwingt ihn, ſtillt eures Kaiſers Harm!

Auf das hin erklären die Schweizer Karl dem Kühnen förmlich den Krieg. Der Herzog kam juſt unverrichteter Dinge von einem Sturm zurück, als ihm der Schweizerherold bei Neuß den Fehdebrief vor's Antlitz hält:

Hui! was iſt das ein Pfeilſchuß dem Leu ins Eingeweid',
Ein zweiter zu dem erſten und zu fataler Zeit:
Ihr ſchießt mir keinen dritten! Er nimmt das Pergament
Und knirſchet: Verna! Verna! und reißt's entzwei von End' zu End'.

Das fünfte Bild „Die Schlacht bei Granſon" zerfällt in mehre kleinere Bilder, betitelt: „Die beiden Heere"; „Die Eroberung von Granſon"; „Aufbruch zur Schlacht"; „Die Schlacht"; „Die Beute". Der Verfaſſer entwickelt hierin eine noch größere Kraft als in jenen gewichtigen Sentenzen Karl's des Kühnen, die wir dem Leſer bereits vorgeführt. Es iſt dieſer poetiſche Lapidarſtil der ſchweren, ſich feindlich gegeneinander bewegenden Doppelmaſſe ganz angemeſſen. Die erſte Abtheilung: „Die beiden Heere", zeichnet ſich beſonders dadurch aus; man höre die Eröffnung:

Seht dort ihr den Kometen mitten am Himmel ſteh'n?
Und bis zum Himmelsrande den Schweif herniederweh'n?
Des Sternes Kern erglühet gerade über Bern,
Des Schweifes Ruthen geißeln die Schweizerlande nah und fern.

So über die Gebirge jetzt ſteigt der Fürſten Stern,
Der Herzog Karl der Kühne, er ſelbſt der glüh'nde Kern;
Und hinter ihm da ſchweifet's, ein endeloſes Heer,
Schimmernd in lichten Panzern, und von Geſchütz ein flimmernd Meer.

Um ihn, den Stern der Fürſten, ſtrahlet ein Glorienband
Von Feldherrn, die geſendet Napel bis Niederland;
Sein Heerſchweif auf der Erden zählt Völker alſo bunt,
Als jener Schweif am Himmel deckt Länder ob dem Erdenrund.

Still ſteht am Himmelsbogen dort oben der Komet,
Doch der Komet auf Erden, horcht! wie er donnernd geht.
Es dröhnet aus dem Jura zum Schweizerland hinab,
Als hübe das Gebirge ſelbſt ſeinen Fuß empor zum Trab.

Es kommt der Gott der Rache, der Herzog von Burgund,
Er, jahrelang geduldig, ſo kommt er Schweizerbund!
In ſeine Banner flammend hat die Burgunderkunſt
Geſtickt mit Scharlachſeide der Schweizerſtädte Feuerbrunſt.

Die zweite Abtheilung „Die Eroberung von Granſen" ſchildert am ausführlichſten die Schandthat Karl's, daß er 300 Schweizer an der prächtigen Nußbaumallee zwiſchen Granſon und Orbe mit den höhniſchen Worten: „Hängt einmal deutſche Käſe jetzt ſtatt der welſchen dran!" aufknüpfen ließ. Da ihm jedoch dieſe Todesart zu langſam ging, ſo befahl er den Reſt dieſer Unglücklichen wie Hunde in den Wellen zu erſäufen. In der Behandlung der dritten Abtheilung war der Verfaſſer nicht ſo glücklich, es hat ſich da Bilderſchwulſt eingeſchlichen; ſie dürfte überhaupt nur den Taktiker intereſſiren. Die ganze vierte Abtheilung durchpulſt hiſtoriſches Leben, einzelne Momente darin ſind prachtvoll, jedoch das Detail ſo ausführlich behandelt, daß wir den Gang der Handlung nicht mehr ſchrittweiſe verfolgen können. Das Gleiche gilt von der letzten Abtheilung: „Die Beute"; ſo ſchön, ſo anziehend auch einige dieſer Schilderungen ſind, ſie wollten ſie uns als Schluß dieſes epiſchen Gedichts doch nicht recht behagen; man intereſſirt ſich z. B. ſehr wenig für das Schickſal des berühmten Krondiamanten Karl's des Kühnen, „balle de Flandre", wenn man die gefallene Größe des Helden noch vor Augen hat. Auch müſſen wir die Rüge ausſprechen, daß ſich hier und da Härten in der Diktion zeigen, welche die Feile bei einer zweiten Auflage leicht heben könnte. Doch das ſind Kleinigkeiten gegenüber den Vorzügen des Gedichts. Der Verfaſſer hat damit glänzend bewieſen, daß er nicht zu Jenen gehöre, die geſchichtliche Stoffe behandeln, ohne gründliche Vorſtudien gemacht zu haben, wie es heutzutage leider Mode iſt. Ueber alle Quellen ſeines reichen Wiſſens in dieſem ſchönen Buche ſpringen, er kennt ſein Volk durch und durch; geht er auch im Allgemeinen zu rhetoriſch zuwerke, ſo iſt er doch immerhin ein ächter Dichter.

(Der Beſchluß folgt in der nächſten Lieferung.)

Emanuel Rauſ.

Die Neumark und die Neumärker.

Es gibt einen wir möchten ſagen verlorenen Landſtrich in Deutſchland, der nicht beſſer zu ſein braucht als ſein Ruf, weil er gar keinen Ruf hat. Es iſt die Neumark. Man kennt die Lauſitz, man kennt Oſtfriesland, man kennt die Mittelmark, die Altmark, die Ukermark, Vor- und Hinterpommern, ſelbſt die Priegnitz, aber Niemand kennt die Neumark, außer wer in ihr zufällig geboren worden iſt. Sie bildet gegenwärtig, wie wir der Gründlichkeit wegen bemerken, einen Beſtandtheil des Regierungsbezirks Frankfurt a. d. O. und darf ſomit dieſes Frankfurt, einſt als Univerſitätsſtadt, jetzt noch durch ſeine Meſſen, ferner als Geburtsort Heinrich's von Kleiſt, von Gaudy's u. ſ. w. und als Sterbeort Chriſtian Ewald's von Kleiſt bekannt, als ſeine gegenwärtige Hauptſtadt anſehen. Außerdem iſt Landsberg a. d. W., Geburtsort der Schriftſteller und Dichter Nürnberger, Boas, Eduard Ferrand (Schulze), Solitaire (Nürnberger's Sohn), kein ganz übler Ort; Züllichau, in deſſen Nähe die Karſchin geboren wurde, hat ein angeſehenes Gymnaſium und beſaß früher eine Officin, durch welche gerade die beſten Schriften von F. Rochlitz, ferner mehre Romane und Erzählungen von Friedrich Kind und Lafontaine zur Oeffentlichkeit befördert wurden (auch der bekannte jenaiſche Buchhändler Frommann ſtammte von hier); Küſtrin, bekannt durch Friedrich's des Großen Gefangenſchaft als Kronprinz, iſt eine Feſtung, welche wenigſtens von den Neumärkern als die bedeutendſte und unüberwindlichſte in der Welt angeſehen wird, vorausgeſetzt, daß ein ehrlicher echter Neumärker ihr Commandant iſt. Auf neumärkiſchem Boden wurden endlich im Siebenjährigen Kriege die berühmten Schlachten von Zorndorf, Kai und Kunersdorf geſchlagen. Das ſind etwa die hiſtoriſchen Anſprüche, welche die Neumark zu erheben hat. Berückſichtigung verdient aber namentlich ihr Volksſtamm, der vielleicht, da er ſo abgelegen von den Heerſtraßen der Touriſten iſt, manche deutſche Ureigenthümlichkeit reiner bewahrt hat als andere deutſche Volksſtämme. Es hat uns gefreut, vor einiger Zeit im „Bremer Sonntagsblatt" durch einen Artikel von A. Wilde: „Aus der Neumark", die Aufmerkſamkeit auf dieſen Gau und ſeine Bewohner geleitet zu ſehen. „Der Neumärker", ſagt der Verfaſſer des Aufſatzes, „ſteht ſeinem Weſen nach in der Mitte zwiſchen dem Märker und Pommer; er iſt gelaſſen und wenig erregbar, geduldig und ausharrend bei der Arbeit, ohne bedeutenden Geſichtskreis, aber verſtändig und überlegſam für Das, was er überſieht.... Die Abgeſchloſſenheit von dem regen, wechſelnden Verkehr der übrigen Provinzen hat der Neumark wenigſtens in den mittlern und untern Schichten der Bevölkerung eine gewiſſe rohe Einfalt erhalten; der Bauer hängt hier noch bei weitem mehr an den Gewohnheiten ſeiner Väter als anderswo." In der That hat das neumärkiſche Landvolk etwas Urzuſtändliches; dabei iſt es, wie alles deutſche Landvolk, eigenſinnig, rechthaberiſch und proceßſüchtig. Weltbekannt iſt der durch einen berühmten Machtſpruch Friedrich's des Großen gegen einen Herrn von Gerésdorf entſchiedene Proceß des Waſſermüllers Arnold, deſſen Frau einen ganzen Schiebekarren voll Akten nach Sansſouci gefahren haben ſoll, damit König Friedrich davon Kenntniß nehme. In Betreff des Rechts und Unrechts bei dieſem Proceß ſind übrigens die Stimmen Sachverſtändiger noch bis auf den heutigen Tag ſehr getheilt. Eine eigenthümliche Claſſe bilden die bürgerlichen Gutsbeſitzer und namentlich die Domänenpächter, Amt- und Forſtleute. Unter dieſen herrſcht meiſt noch die alte deutſche Gaſterei und das alte deutſche Zechen. Unglaublich iſt die Gaſtfreundſchaft, womit in der Behauſung eines neumärkiſchen Pächters (wir waren ſelbſt in unſerer Jugend mehrmals Zeuge davon) zeitweilig außer Brot gekommene Amtleute, Pächter und Verwandte oft mit ihren geſammten Familien tage-, wochen-, zuweilen ſelbſt monatelang Aufnahme und Unterkunft finden, mitunter auch nur zu dem Zwecke einer Reihe von Familienfeſtlichkeiten. Bei hochfeſtlichen Zechgelagen, wo der Wein in Strömen fließt oder eine Punſchbowle der andern folgt, iſt der beſte Trinker der beſte Mann, und A. Wilde erzählt von einem alten neumärkiſchen Amtsrath, der Jeden unter den Tiſch trinkt und dann Muſik herbeiſchafft, um durch Trompeten- und Poſaunenſchall „die Todten wieder zu erwecken". Die Bewohner der Städte leben dagegen ziemlich ſtill und ſelbſt philiſtröſ; doch lebt dagegen unter ihnen auch viel mehr Sinn, ſich zu unterrichten und ihren Geiſt zu bilden. Kunſtliebhaber werden freilich in der Neumark wenig Ausbeute finden; indeß beſitzt das kleine, recht mitten im Grün gelegene Königsberg, in älterer Zeit Sitz der neumärkiſchen Regierung, eine ſehr intereſſante, im Aeußern faſt verſchwenderiſch reich ausgeſtattete alte Kirche, deren Thurm leider vor 12 oder 13 Jahren ganz plötzlich in ſich zuſammengeſtürzt iſt, und ein prachtvolles Rathhaus, das, wie A. Wilde verſichert, „im Oſten unſers Vaterlandes vielleicht nur von den marienburger und danziger Monumenten übertroffen wird". Wir glauben, daß das „Bremer Sonntagsblatt" Dank dafür verdient, die Aufmerkſamkeit auf dieſen entlegenen und ſo wenig gekannten Gau geleitet zu haben.

H. M.

Notizen.

Thackeray.

William Makepeace Thackeray hat sich an das für ihn wie für seine vielen Verehrer angenehme und nutzbringende Geschäft gemacht, seine in Journalen und namentlich im „Punch" erschienenen komischen Gedichte und prosaischen Skizzen zu sammeln und sie unter dem Titel „Miscellanies: prose and verse" herauszugeben. Der erste Band ist hiervon erschienen, und von mancher lustigen Reimerei, welche seiner Zeit die Leser des „Punch" höchlichst ergötzte, erfährt das Publicum vielleicht erst jetzt, daß Thackeray ihr Verfasser war. Freilich haben manche Stücke auch an Interesse verloren, da die ihnen zugrunde liegenden Beziehungen schon zu sehr in die Ferne gerückt, ja bisweilen wol gänzlich in Vergessenheit gerathen sind. Bei einzelnen Stücken wäre es daher zweckmäßig gewesen, wenn der Verfasser dem Gedächtniß der Leser durch beigegebene Noten nachgeholfen hätte. Diese Sammlung wird sämmtliche so namhaft gewordene „Snob-papers", die er für den „Punch" theils anonym, theils unter dem angenommenen Namen Michael Angelo Titmarsh beisteuerte, dann auch wol seine bessern Aufsätze aus „Fraser's magazine" und der „Times" enthalten. Ein Satiriker und Sittenmaler wie Thackeray würde in Deutschland wahrscheinlich nur von Denen gewürdigt werden, welche überhaupt an dieser Literaturgattung Geschmack finden; in England gilt er als Nationalschriftsteller, denn Satire und Humor haben in England eine wirklich nationale und allgemeine Bedeutung, sind hier eine politische und sociale Macht. Es ist dabei merkwürdig, was sich der Engländer von seinen Satirikern bieten läßt. In seinen Romanen, wie erst in seinem letzten „The Newcomes", der in Bezug auf spannende Handlung gar nicht sehr bedeutend ist, zieht Thackeray aufs unerbittlichste der sogenannten guten Gesellschaft in England die Larve ab und stellt sie als lügnerisch, eitel, hochmüthig, dumm, boshaft und selbst gemein dar, mit offenbarer und absichtlicher Verkennung des gesunden Kerns, den wenigstens das englische Familienleben am häuslichen Herde in sich schließt. Nichtsdestoweniger werden Thackeray's Schriften von dieser Gesellschaft förmlich verschlungen, und man schlägt den Gewinn, den Thackeray bisher von seiner Schriftstellerei und seinen Vorlesungen gezogen hat, auf beiläufig 100,000 Pf. St. an, eine Summe, die, wenn man sie auch als übertrieben auf die Hälfte reducirt, noch immer hinreichen würde, um ein halb Dutzend deutsche Satiriker zu wohlhabenden Leuten zu machen und aus unstäten Erdenpilgern in seßhafte Bürger zu verwandeln. Thackeray's schneidende und kaustische, dabei etwas kalte und erbarmungslose Satire erklärt sich vielleicht aus seiner frühern Beschäftigung: er war Maler und namentlich auch Caricaturenzeichner, und wir wissen aus Lewes' Biographie Goethe's, daß er anfangs der dreißiger Jahre den Goethe'schen Kreis in Weimar durch seine Caricaturenzeichnungen ergötzte. Daher vielleicht die objective Schärfe in den Umrissen seiner Romancharaktere. Er sieht eben die Menschen mehr mit den Augen eines an strenge Contouren gewöhnten, objectiv betrachtenden satirischen Malers als des gemüthvollen Poeten. Gegenwärtig befindet er sich wieder in Amerika, wo er über die vier George Englands Vorlesungen hält. Eine interessante, nur mit einiger Animosität gegen die englischen Gesellschaftszustände geschriebene Skizze über ihn brachte jüngst in Nr. 2 das „Magazin für die Literatur des Auslandes".

Wie man Romane producirt.

Die „Revue des deux mondes" enthielt jüngst eine Notiz, welche für die Liederlichkeit, womit in Frankreich im Gebiete der Unterhaltungsliteratur producirt wird, in hohem Grade bezeichnend ist. Es besteht nämlich in Frankreich ein Roman eines überaus productiven Autors, worin mitten zwei Bogen fehlen, weil das betreffende Manuscript während des Drucks verlorengegangen war. Der Verleger hatte keine Lust, seinen Schriftsteller dafür besonders zu honoriren, daß er das verloren Gegangene von neuem ergänze, und der Schriftsteller hatte seinerseits keine Lust, umsonst zu arbeiten, wußte vielleicht auch gar nicht mehr, was die verlorengegangenen Manuscriptbogen enthalten hatten — kurz, der Verleger ließ lustig weiter drucken und dachte auch selbst bei den spätern Auflagen nicht daran, das Fehlende durch den Autor ergänzen zu lassen. Beide verließen sich auf ihr Glück wie Cäsar und auf die Gedankenlosigkeit ihrer Leser wie der deutschen Uebersetzer. Ihr schöner Glaube an die Menschheit ist nicht getäuscht worden. Dies erinnert uns an eine Geschichte, die einem deutschen Recensenten gegen die Mitte der dreißiger Jahre passirte. Er sollte einen damals vielgelesenen und vielgelobten Roman eines noch jetzt und nicht mit Unrecht beliebten Romanschriftstellers anzeigen; zufällig war aber das Titelblatt des dritten Bandes vor den zweiten eingeheftet, und er las nun sofort nach dem ersten Bande den dritten, den er begreiflicherweise für den zweiten halten mußte. Zwar frappirte ihn anfangs eine gewisse Zusammenhangslosigkeit, aber er war in neuern Romanen bereits an solche kühne Sprünge, an ein plötzliches Fallenlassen der Fäden der Handlung und ihr späteres Wiederaufnehmen gewöhnt, und er las ruhig weiter. Bald war er auch vollkommen au fait, mitten in der Handlung und mitten unter den bekannten Personen des ersten Bandes. Da kam er an den Schluß des Bandes. Er stutzte. Das war ja ein vollkommener Romanschluß; in welcher Weise wollte der Autor die beendigte Geschichte weiterführen? Natürlich klärte sich ihm das Geheimniß sehr bald auf, als er den auf dem Titel als dritten Band bezeichneten zweiten Band zur Hand nahm. Ein solcher Irrthum des Kritikers wäre nicht möglich gewesen, wenn der zweite Band nicht aus lauter Episoden bestanden hätte, die den Gang der Handlung durchaus nicht förderten und im Grunde nur da waren, um die gebräuchlichen drei Bände vollzumachen. Solche Curiosa gewähren den besten Aufschluß über die Art und Weise, wie diese Sorte Romanfabrikation betrieben wird.

H. M.

Bibliographie.

Brandis, C. A., Gedächtnissrede auf Friedrich Wilhelm Joseph von Schelling. Berlin, Dümmler. Gr. 4. 8 Ngr.

Die Frauen und ihr Beruf. Ein Buch der weiblichen Erziehung. In zusammenhängenden Aufsätzen niedergeschrieben von Frauenhand. 2te vermehrte Auflage. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 16. 24 Ngr.

Wehl, F., Hamburgs Literaturleben im achtzehnten Jahrhundert. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wieseler, F., Die Nymphe Echo. Eine kunstmythologische Abhandlung zur Feier des Winckelmannstages 1854. Nebst einer Kupfertafel und einigen Vignetten. Göttingen, Dieterich. 1854. Gr. 4. 20 Ngr.

Wilfried von der Neun, Welt und Herz. Dichtungen. 2te Auflage. Leipzig, Brockhaus. 8. 24 Ngr.

Tagesliteratur.

Diedrich, J., Entgegnung auf des vormaligen lutherischen Pastor Hasert's Buch: War ich vom Satan verblendet, da ich catholisch wurde? Berlin, W. Schultze. Gr. 8. 3 Ngr.

Grundzüge der conversativen Politik. Berlin, Raul. Gr. 8. 7½ Ngr.

Wölderndorff, O. v., Die Papiergeld-Crisis und die Papiere auf jeden Inhaber nebst ihrem Eintrage in die Hypothekenbücher. Ein rechtliches Gutachten. München, Kaiser. Gr. 8. 2 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1855
im Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

№ IV, die Versendungen der Monate October, November und December enthaltend.

(Nr. I dieses Berichts, die Versendungen der Monate Januar, Februar und März enthaltend, befindet sich in Nr. 19, 21—24; Nr. II. die Versendungen der Monate April, Mai und Juni enthaltend, in Nr. 32, 33 und 35; Nr. III. die Versendungen der Monate Juli, August und September enthaltend, in Nr. 47—50 d. Bl.)

82. **Album der neuern deutschen Lyrik.** Zweite Auflage. Zwei Theile. Miniatur-Ausgabe. Gebunden (in einem Band) 2 Thlr.

Dieses Album bietet in geschmackvollster Auswahl (aus etwa 25,000 gereimten Gedichten) das Beste der neuern deutschen Lyrik, vorzugsweise der nach-Goethe'schen Zeit. Der Herausgeber, Dr. O. Eichert, sagt in seinem Vorwort: „Das Beste sollte hier dargeboten werden, wozu der deutsche Genius während der letzten Decennien unsere Dichter angeregt hat; es sollte eine Sammlung entstehen, mit der wir uns auch vor dem Auslande könnten sehen lassen." Die äußere Ausstattung ist vorzüglich, der Preis sehr mäßig und dieses Album eignet sich somit in jeder Weise besonders für Geschenken.

83. **Unterhaltende Belehrungen zur Förderung allgemeiner Bildung.** Fünfundzwanzigstes und sechsundzwanzigstes Bändchen. 8. Geh. Preis des Bändchens 5 Ngr.

25. Heinrich Friedrich Karl Freiherr vom und zum Stein. Ein biographisches Gemälde aus der Geschichte des deutschen Vaterlandes, von Franz Mauritius.
26. Gustav Adolf, König von Schweden. Ein Lebensbild von Franz Mauritius.

Die früher erschienenen Bändchen enthalten:

1. Unsterblichkeit, von H. Ritter.
2. Der gestirnte Himmel, von J. H. Mädler.
3. Das Mikroskop, von O. Schmidt.
4. Die Bibel, von F. A. D. Tholuck.
5. Die Krankheiten im Kindesalter, von A. F. Hohl.
6. Die Geschworenengerichte, von A. Köstlin.
7. Deutschland, von H. A. Daniel.
8. Die Lebensversicherungen, von E. G. Unger.
9. Sonne und Mond, von J. H. Mädler.
10. Das Slawenthum, von M. W. Heffter.
11. Das Gold, von A. F. Marchand.
12. Schutzzoll und Handelsfreiheit, von D. Hübner.
13. Die Künstler unter den Thieren, von A. B. Reichenbach.
14. Die Telegraphie, von L. Bergmann.
15. Schiller. Eine biographische Schilderung von J. W. Schaefer.
16. Die Blumen im Zimmer, von F. Freiherr von Biedenfeld.
17. Die deutsche Hansa, von F. W. Barthold.
18. Benjamin Franklin. Sein Leben, Denken und Wirken. Von H. Bettziech-Beta.
19. Der Haushalt der Pflanze, von F. Cohn.
20. Kaiser Karl der Große. Ein Geschichtsbild von J. Rank.
21. Das Planetensystem der Sonne, von J. H. Mädler.
22. Das Kochsalz, von P. A. Bolley.
23. Nahrungsmittel und Speisewahl nach Alter, Jahreszeit, Beschäftigung und Körperzustand, von K. Reclam.
24. Das Glas, von J. R. Wagner.

Ausführliche Anzeigen über den Plan des Werkes — eine Reihe trefflicher Volksschriften, von ausgezeichneten Schriftstellern Deutschlands bearbeitet — sind in allen Buchhandlungen zu erhalten.

84. **Bunsen (C. C. J.), Die Zeichen der Zeit.** Briefe an Freunde über die Gewissensfreiheit und das Recht der christlichen Gemeinde. Erstes Zehend. Briefe an Ernst Moritz Arndt über den christlichen Vereinsgeist und die kirchliche Richtung der Gegenwart. Zweite und dritte unveränderte Auflage. Zwei Bändchen. 8. Geheftet 2 Thlr. 20 Ngr. Gebunden 3 Thlr. 4 Ngr.

Diese Briefe Bunsen's, des berühmten Staatsmanns und Gelehrten, haben in den verschiedensten Kreisen Deutschlands solches Aufsehen erregt, daß bereits wenige Wochen nach ihrem ersten Erscheinen eine zweite und ebenso rasch eine dritte Auflage nöthig wurde. Sie werden von Freund und Feind als ein Ereigniß betrachtet und verdienen deshalb von Jedermann gelesen zu werden.

Von demselben Verfasser erschien früher in gleichem Verlage:

Hippolytus und seine Zeit. Anfänge und Aussichten des Christenthums und der Menschheit. Zwei Bände. (Erster Band. Die Kritik. Zweiter Band. Die Herstellung.) 8. 7 Thlr.

Dieses Werk ist eine der bedeutendsten Erscheinungen auf dem Gebiete der neuern theologischen Literatur. Der nicht blos für das gelehrte theologische und historische, sondern für das ganze gebildete Publicum interessante Inhalt und die anziehende Behandlungsweise haben dem Werke in England wie im Vaterlande des Verfassers die allgemeinste Aufmerksamkeit zugewandt.

85. **Conversations-Lexikon. — Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände.** — Zehnte verbesserte und vermehrte Auflage. Vollständig in 15 Bänden. Neue Ausgabe in 60 Viertelbänden. Sechszehnter bis vierundzwanzigster Viertelband. Gr. 8. Jeder Viertelband 10 Ngr.

Von dieser Ausgabe erscheinen monatlich drei Viertelbände, je am 10., 20. und 30. jeden Monats, vom Mai 1855 an, sodaß sie bis Ende 1856 vollendet ist.

Das bereits Erschienene ist nebst ausführlichem Prospect in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Literarische Anzeigen werden auf den Umschlägen abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 5 Ngr. berechnet.

86. **Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon.** Ikonographische Encyklopädie der Wissenschaften und Künste. Entworfen und nach den vorzüglichsten Quellen bearbeitet von J. G. Heck. (500 in Stahl gestochene Blätter in Quart, sowie ein erläuternder Text und Namen- und Sachregister in Octav.) Dritte Ausgabe in 60 Lieferungen. Sechszehnte bis vierundzwanzigste Lieferung. Jede Lieferung 12 Ngr.

Mit der 17. Lieferung schließt die erste Abtheilung: Mathematische und Naturwissenschaften (141 Tafeln); mit der 22. die zweite Abtheilung: Geographie (44 Tafeln).

Das Erschienene ist nebst ausführlichem Prospect in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Der Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon (500 Stahlstiche in 10 Abtheilungen nebst erläuterndem Texte von über 100 Bogen), ein ganz selbständiges, höchst lehrreiches und schönes Werk, vollständig

erschienen, kann fortwährend auch auf einmal ganz (24 Thlr.) oder allmälig (nach Abtheilungen oder Lieferungen) in allen beliebigen Terminen bezogen werden.

Jede der zehn Abtheilungen ist als ein selbständiges Werk auch einzeln zu beziehen:

I. Mathematische und Naturwissenschaften. (141 Tafeln.) 7 Thlr.
II. Geographie. (14 Tafeln.) 2 Thlr.
III. Geschichte und Völkerkunde. (39 Tafeln.) 2 Thlr.
IV. Völkerkunde der Gegenwart. (12 Tafeln.) 2 Thlr.
V. Kriegswesen. (51 Tafeln.) 2 Thlr. 15 Ngr.
VI. Schiffbau und Seewesen. (32 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.
VII. Geschichte der Baukunst. (10 Tafeln.) 3 Thlr.
VIII. Religion und Cultus. (30 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.
IX. Schöne Künste. (26 Tafeln.) 1 Thlr.
X. Gewerbswissenschaft oder Technologie. (35 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.

Mappen zur Aufbewahrung der Stahlstiche werden auf Verlangen zu 5 Ngr. für jede Abtheilung geliefert. Prachteinbände der Tafeln und des Textes jeder Abtheilung werden mit 25 Ngr. berechnet.

87. **Kleineres Brockhaus'sches Conversations-Lexikon für den Handgebrauch.** (Enthaltend sämmtliche Artikel der zehnten Auflage des Conversations-Lexikon in neuer Bearbeitung, sowie eine große Anzahl anderer Artikel aus allen Zweigen des Wissens.) Vollständig in 4 Bänden oder 40 Heften. Dreiunddreißigstes bis fünfunddreißigstes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Das Kleinere Brockhaus'sche Conversations-Lexikon erscheint in 4 Bänden oder 40 Heften, von denen jedes Heft 5 Ngr. = 4 gGr. = 18 Kr. Rh. kostet.

Das bisher Erschienene ist nebst ausführlichen Ankündigungen in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Literarische Anzeigen werden auf den Umschlägen abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 5 Ngr. berechnet.

88. **Die Gegenwart.** Eine encyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände. (Ein Supplement zu allen Ausgaben des Conversations-Lexikon, sowie eine Neue Folge des Conversations-Lexikon der Gegenwart.) In Heften. Hundertneunundzwanzigstes bis hundertfünfunddreißigstes Heft. (Schluß des elften Bandes.) Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Das Werk erscheint in Heften zu 5 Ngr., deren 12 einen Band bilden. Der erste bis zehnte Band kosten geheftet jeder 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 10 Ngr., der elfte Band geheftet 2 Thlr. 15 Ngr., gebunden 2 Thlr. 25 Ngr.

Die „Gegenwart" wird, wie es beabsichtigt war, mit dem zwölften Bande abgeschlossen werden und dann ein vollständiges, abgerundetes Bild unsers Zeitlebens darbieten. Um Letzteres zu ermöglichen und den noch immer äußerst reichen Stoff zu bewältigen, stellt es sich indessen als nothwendig heraus, die beiden letzten Bände um einige Hefte stärker zu machen. Der elfte Band enthält deshalb 15 statt 12 Hefte und dasselbe wird wahrscheinlich bei dem zwölften Bande der Fall sein.

Auch ferner werden von der „Gegenwart" monatlich in der Regel wenigstens zwei Hefte erscheinen, sodaß das ganze Werk bestimmt gegen Mitte des Jahres 1856 vollendet sein wird.

Literarische Anzeigen werden auf den Umschlägen abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 4 Ngr. berechnet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Soeben erschien im Verlage von H. Schindler in Berlin und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das Leben der Seele.

In Monographien über seine Erscheinungen und Gesetze

von **M. Lazarus.**

Erster Band. Kl. 8. Geh. 1⅓ Thlr.

Inhalt: I. Bildung und Wissenschaft. II. Ehre und Ruhm. III. Der Humor als psychologisches Phänomen.

Der den Lesern des Deutschen Kunstblatts und des Morgenblatts durch seine gedankenreichen psychologischen und ästhetischen Aufsätze wohlbekannte Verfasser bietet hier den Anfang einer Reihe von höchst anziehenden und zeitgemäßen Abhandlungen aus den intellectuellen, sittlichen und ästhetischen Gedankenkreisen. Verdienen schon Werke, welche in die Ideenwelt einführen, eine doppelte Beachtung in einer Zeit, wo die grobsinnliche Auffassung der Naturpropheten den Materialismus allzu laut verkündigen, so verdient dieselbe umsomehr ein Buch, welches, den klar bewußten Zweck mit sittlichem Ernst ergreifend, die Resultate wissenschaftlicher Forschung in populärer, allgemein verständlicher und leicht faßlicher Darstellung dem größern Publicum zugängig und durch geistreiche Detaillirung anmuthig zu machen versteht.

Bei F. Jansen u. Comp. in Weimar ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Walther, O. A., Hand-Lexikon der juristischen Literatur des 19. Jahrhunderts. Zwei Bände. Gr. Lex.-8. Brosch. 7 Thlr., oder 12 Fl. 36 Kr. Rh., oder 14 Fl. C.-M.

Aeltere Auflagen des Conversations-Lexikon

werden unter Zuzahlung von 12 Thlr. gegen die neueste zehnte Auflage (Subscriptionspreis 20 Thlr.) umgetauscht. — **Ausführlichere Auskunft in einem Prospect, der in jeder Buchhandlung zu haben ist.**

F. A. Brockhaus in Leipzig.

Bei J. Wallerstein in Zerbst erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Dorfgeheimnisse aus dem nord-östlichen Thüringen.

Von Wilhelm Künstler.

Geh. 24 Ngr.

Dies Werk, das in Preußen Gegenstand der Verfolgung gewesen und erst vor kurzem durch richterliches Erkenntniß wieder frei gegeben worden ist, ist allen Freunden einer geist- und gemüthreichen Lectüre auf das wärmste zu empfehlen.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der Froschmäusekrieg

zwischen den Pedanten des Glaubens und Unglaubens.

Mit einer Zueignung an Professor Karl Vogt.

Von Wilhelm Schulz-Bodmer.

8. Geh. 1 Thlr.

Ein neuer höchst interessanter Beitrag zu dem Vogt-Wagner'schen Streite, eine humoristisch gehaltene Schrift, die sich gegen die materialistischen wie gegen die spiritualistischen Hypothesenmacher richtet und durch Mischung von Scherz und Ernst die „unfruchtbare Zänkerei zwischen den Pedanten des Glaubens und Unglaubens" zu beendigen sucht. Der Verfasser ist als geistvoller politischer und namentlich militärischer Schriftsteller (z. B. durch seine jüngst erschienene „Militärpolitik") rühmlichst bekannt. Sein „Froschmäusekrieg" hat durch tiefeingreifenden Inhalt wie durch unterhaltende Form — in welcher Beziehung die „Schlußrede von Karl Vogt" besondere Beachtung verdient — Anspruch, von Allen gelesen zu werden, welche die Schriften von **Vogt, Büchner, Schaller, Frauenstädt** u. s. w. kennen.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 7. — 14. Februar 1856.

Inhalt: Ludwig Tieck und seine Zeitgenossen. Von **Hermann Marggraff**. Zweiter und letzter Artikel. — Ein episches Kleeblatt. Von **Emanuel Rank**. (Beschluß.) — **Notizen.** — **Bibliographie** — **Anzeigen.**

Ludwig Tieck und seine Zeitgenossen.

Zweiter und letzter Artikel. *)

Es war im Sommer 1805, als Tieck seine italienische Reise antrat, die ihn unter Anderm über Verona führte. Hier (nicht in Rom, wie in Nr. 46 d. Bl. f. 1855 gesagt wurde) sah er in in einem armseligen, mit Brettern abgesperrten Ausschnitte der großen Arena Romeo's und Lottens Geschichte, zum italienischen Familienstück zugerichtet, unter reichlichen Thränenergüssen der Zuschauer darstellen. So begrüßten ihn heimische Gefühle in den Zauberlauten der italienischen Sprache bei seinem Eintritt in das Land seiner Sehnsucht, das ihm, doch erst nach erneuerten Körper- und Seelenleiden, Genesung bringen sollte.

Diese ließ freilich lange auf sich warten. Seine gewohnten Leiden folterten ihn auch in Rom, wo er am Monte Gallo eine freundliche Wohnung bezog. Mit Schmerzen ringend, schlich er am Stock durch die Straßen, über die Plätze. Oft trat die Gicht in den Arm, in die Hand, welche, auf dem Stabe ruhend, die ganze Wucht des schweren und hinfälligen Körpers zu tragen hatte. Die angstvollen Empfindungen seiner Jugend kehrten ihm in den Straßen Roms wieder. Es ergriff ihn ein schmerzliches Heimweh nach dem dürftigen und gehaßten heimatlichen Boden, an dem dennoch sein ganzes Herz hing. Oft erfaßte ihn wieder, wie in seiner Jugend, eine unnennbare Angst, ein Entsetzen vor sich selbst, vor den Dingen, die ihn umgaben. Fremd, gespenstisch, traumartig erschienen sie ihm. Noch schlimmer als die Tage waren die schlaflosen Nächte. Die gräßlichen Bilder seiner nächtlichen Träume verfolgten ihn auch im Wachen; er wagte nicht an sie zu denken, noch weniger von ihnen zu sprechen, und doch standen sie vor ihm und wichen keinem noch so bunten Wechsel der Gegenstände.

Endlich aber arbeitete sich seine ursprünglich starke Natur durch Krankheit und Schwermuth durch. Auch die italienische Sonne that das Ihrige und erweckte in ihm die gesunkene Lebenskraft. Instinctmäßig suchte er sonnige Plätze und Straßen auf, und mit Verwunderung sahen selbst Römer dem kranken Spaziergänger nach, der an der Spanischen Treppe in der Mittagssonne unermüdlich auf- und niederging. Nun erst erschloß sich ihm die Welt der Kunst, das geheimnißvolle Geschichtsleben der Ruinen, die Erhabenheit in diesem Verfall, diese in Trümmerschrift ausgedrückte Mahnung an die Hinfälligkeit und Vergänglichkeit alles Irdischen. Auch in die gesellige Welt trat er nun ein, er lernte die Erzherzogin Marianne von Oestreich, mehre hohe Würdenträger der Kirche, darunter den Cardinal Somaglio, und den Prinzen von Sachsen-Gotha kennen, dessen Haus ein gastlicher Sammelpunkt für die Deutschen war. Auch machte er die Bekanntschaft des talentvollen Dichters Müller, genannt „Maler Müller", eines wunderlichen, an Genialitätssucht leidenden Mannes, dessen Dichtungen Tieck früher ungemein angezogen hatten. Bei näherm Umgang mußte Tieck jedoch die innerlich ungesunde, eines eigentlichen Halts entbehrende Natur Müller's bald erkennen. Namentlich war Müller auf Goethe eifersüchtig, von dem er sich unverdient in Schatten gestellt glaubte. Von Goethe's „Iphigenie" sprach Müller sehr verächtlich und behauptete, selbst eine Iphigenie geschrieben zu haben, die ein ganz anderes Werk sei und erkennen lassen werde, wie eigentlich das antike Drama behandelt werden müsse. In Manheim hatte Müller, wie er versicherte, die persönliche Bekanntschaft des Teufels gemacht, und er wies Tieck das aus der Erinnerung entworfene Porträt dieses Teufels vor, das er wohlgetroffen nannte und welches auch eigenthümlich genug aussah. Was Tieck selbst betrifft, so scheint er in Rom keine tiefern Kunststudien gemacht, auch keine weitern Ausflüge unternommen zu haben, um Land und Leute kennen zu lernen. Man gewinnt fast die Ueberzeugung, daß die antike Kunst in Rom und die classische Natur der italienischen Landschaften ihm etwas Fremdes blieben, für das er kein Verständniß hatte. Hierzu mochten eigenthümliche Verhältnisse und Gemüthszustände kommen, von denen man sich gerade in Betreff seines römischen

*) S. den ersten Artikel in Nr. 1 d. Bl. D. Red. 1856. 7.

Digitized by Google

Aufenthalts erzählt, deren er selbst aber nie gedachte. Literarische Tendenzen und Bestrebungen nahmen auch in Rom seinen Geist vorzugsweise in Beschlag. Tagelang brachte er auf der vaticanischen Bibliothek, wo er durch Cardinal Somaglio's Vermittelung ein eigenes Zimmer angewiesen erhalten hatte, unter deutschen Handschriften zu, von denen er mehre vollständig copirte. Es war dies vielleicht eine Ableitung von mancherlei innern Bedrängnissen. Manche Plane, die sich an diese Arbeiten knüpften, sind nicht zur Ausführung gekommen.

Im Sommer 1806 reiste Tieck wieder nach Deutschland zurück. In Frankfurt machte er durch Bettina, die ihm „eigenthümlich und excentrisch" erschien, die Bekanntschaft von Goethe's Mutter, einer noch im höchsten Alter regsamen und theilnehmenden Frau. Sie erzählte ihm, daß sie auf einem Bücherbrete in ihrem Zimmer lange sechs Bände aus Goethe's früherer Zeit bewahrt habe, welche die älteste, später verworfene Bearbeitung des „Wilhelm Meister" enthielten. Von dem Inhalte theilte sie Manches mit. Hier sollte die Heirath Wilhelm's und Marianens den Abschluß machen. Leider gelangte Tieck nicht zur Einsicht dieser merkwürdigen Papiere. In Weimar verlebte er einige Abende mit Goethe, dem er sich jedoch fremder fühlte als sonst, wozu namentlich der „erkältende Einfluß" der „Natürlichen Tochter" beigetragen hatte. Großen Spaß gewährten an Goethe's Tafel die Aufschneidereien des Kapellmeisters Himmel, welcher zu beweisen suchte, daß er ebenso sehr ein Sprachtalent als Musiker sei und durch seine Fertigkeit im Lesen und Entziffern hebräischer, chaldäischer und anderer orientalischer Handschriften selbst die Beamten der vaticanischen Bibliothek in Erstaunen gesetzt habe. Einer habe ihn gefragt, wer er denn sei, und auf Himmel's Erwiderung: „Der Kapellmeister Himmel aus Berlin!" wie im Schrecken ausgerufen: „Sie mögen wol der Teufel sein, aber kein Kapellmeister aus Berlin!" Eine interessante Bekanntschaft war die mit Oehlenschläger, die Tieck in Dresden machte. Oehlenschläger schwärmte für Tieck's Poesien, und enthusiastisch wie er war, trug er ihm Brüderschaft an.

Oehlenschläger — heißt es weiter — war eine reichbegabte und überschwängliche nordische Natur. Voll erregten Gefühls und Phantasie, jedem Eindrucke offen, ließ er sich in Verehrung und Abneigung leicht bestimmen. Doch er war auch voll starken Selbstbewußtseins, das als hoher nordischer Nationalstolz und bald als kleinliche persönliche Eitelkeit erschien. Er überschätzte seine Originalität und hielt Manches für Eigenthum, was er deutschen Anregungen verdankte. Widerspruch konnte er nicht vertragen, noch viel weniger Tadel. Eine leise Andeutung war hinreichend, ihn in heftigen Zorn zu versetzen. Er besaß eine Beredtsamkeit, gegen die man vergeblich ankämpfte. Er hörte auf keinen Einwurf und beachtete keinen Versuch des andern Theils, zu Worte zu kommen.

Der große Schlag, welcher die Monarchie Friedrich's des Großen aufrollte wie ein Kartenblatt, war gefallen. Tieck zog sich noch mehr in seine literarischen Arbeiten zurück, fand für das nationale Misgeschick einigen Ersatz und Trost in der Bekanntschaft mit Achim von Arnim und verbrachte dann wieder einige Zeit in stiller Zurückgezogenheit auf dem einsamen Landgute bei Frankfurt im Verkehr mit Freunden und Büchern. Im Sommer 1808 reiste er nach Dresden, wo er den „rechthaberischen, hochfahrenden und vornehm geheimnißvollen" Adam Müller und Heinrich von Kleist kennen lernte. Heinrich von Kleist war liebenswürdig, trotz seines sonderbaren Wesens. Wenn auch scheu und schroff, war er doch bieder, wahr und aufrichtig, aber wechselnden und zweifelvollen Stimmungen unterworfen. In guten Stunden nahm er unbefangen und lebhaft an der Unterhaltung theil. Dann fiel ein unbedeutendes Wort, auf welches Niemand Werth legte, aber ihn berührte es unbegreiflicherweise, und sogleich ward er stumm, finster und zog sich mistrauisch tagelang in sich selbst zurück. In solchen Augenblicken des Schweigens schien er geistig abwesend. Seine äußere Stellung war eine unsichere. Der Sturz Preußens erschütterte ihn heftig. Ein tiefer sittlicher Unwille, der sich auch wol auf einzelne Personen warf, ein bitterer Ingrimm erfaßte ihn und äußerte sich schlagend und sarkastisch. Bisweilen litt er an fixen Ideen. Er bildete sich z. B. einmal ein, Adam Müller's Frau leidenschaftlich zu lieben, und machte selbst einmal den Versuch, seinen Freund von der Elbbrücke in den Fluß zu stürzen.

In demselben Sommer machte Tieck einen Abstecher nach Wien, wo er den Freiherrn Heinrich von Collin kennen lernte, den Dichter des „Regulus", der sich gerade mit einer Dramatisirung der Geschichte des Coriolan beschäftigte, merkwürdigerweise aber nichts davon wußte, daß schon Shakspeare vor ihm einen „Coriolan" geschrieben habe, und von da nach München, wo ihn namentlich der Umgang mit dem Philosophen Jacobi fesselte. Auffallend war für Tieck besonders das kühle Verhältniß zwischen Jacobi und Baader, zwischen denen es sonst doch nicht an geistigen Berührungspunkten fehlte; aber Baader, der in diesem Punkte gerade keinen sehr hohen philosophischen Standpunkt einnahm, konnte es Jacobi nicht vergeben, daß er Fremder und Protestant war. Das münchener Klima zeigte sich auch diesmal für Tieck höchst nachtheilig. Im Winter 1809 erkrankte er neuerdings schwer; es traten Augenblicke vollständiger Lähmung und Sprachlosigkeit ein — ein Starrkrampf, auf dessen Anfälle nervöse Abspannung und Schwäche folgten. Nur langsam erholte er sich; aber kaum erkannte er sich selbst wieder. Die Hand des Schmerzes hatte seinen Körper vor der Zeit gebeugt und niedergedrückt. „Ein Leiden hatte begonnen", bemerkt Köpke, „das fortan mit seinem Leben eins sein sollte." Während der Sommer 1810 und 1811 brauchte Tieck die Bäder von Baden-Baden und Warmbrunn. Dort sprach er fast täglich den damaligen Kronprinzen von Baiern, von dem er schon in München ausgezeichnet worden war. Der Gebrauch von Warmbrunn vermehrte seine Leiden:

Kraft und Gesundheit waren für das Leben dahin, sein Körper schwach und gebrechlich, von jedem Luftzug abhängig. Von der Natur, mit der er von Jugend auf im innigsten Verkehr gestanden hatte, mußte er Abschied nehmen. Die

Zeit des dauernden Leidens und der Entsagung waren gekommen.

Trotzdem hatte er seinem Geiste die Herrschaft über seinen Körper in dem Grade gesichert, daß es ihm während seines Landaufenthalts in Ziebingen in den nächstfolgenden Jahre möglich wurde, das „Altenglische Theater", Ulrich's von Lichtenstein „Frauendienst" und den „Phantasus" herauszugeben.

Als die Zeit des Unabhängigkeitskriegs gekommen war und im Sommer 1813 die mittlern Provinzen zu Schlachtfeldern wurden, begab sich Tieck nach Prag, wo er unter Andern mit Niebuhr eine ältere Bekanntschaft erneuerte. In ihren Ansichten über Werke der Poesie stießen beide Männer freilich einander stark ab. Niebuhr pflegte sie fast ausschließlich im Sinne der staatsmännischen und gesellschaftlichen Moral aufzufassen, während Tieck mit gleicher Einseitigkeit selbst das moralisch Verwerfliche billigte, wenn er es vom poetischen Standpunkt zu rechtfertigen vermochte. In dieser Hinsicht war Tieck im Grunde entschiedener Revolutionär; nach ihm hatte der Poet eigentlich gar nichts weiter zu respectiren als das Gesetz, das er sich selbst gab, wenn es auch mit allen gesellschaftlichen Gesetzen collidirte. Eine andere nähere Bekanntschaft knüpfte er mit dem bizarren Clemens Brentano an.

Tieck glaubte — erzählt Köpke — nie einen bessern Improvisator gesehen zu haben, aber auch Niemand, der graziöser und anmuthiger zu lügen verstanden hätte. Diese Verbindung von Schelmerei und Witz erinnerte ihn an die Charaktermasken des italienischen Lustspiels. Dies schien Truffaldin in seiner Urgestalt zu sein.

Die Frauen wußte Brentano bis zu Thränen zu rühren, indem er ihnen aufs herzbrechendste schilderte, wie ein schlechter Mensch er sei, und wenn er es bis zu vollem Erfolge gebracht, ging er triumphirend von dannen und freute sich darüber, daß die „Gänse" nun doch wirklich Alles glaubten, was er ihnen vorgelogen habe. Zu Tieck's merkwürdigsten Bekanntschaften gehörte die mit Beethoven. Tieck war kein großer Verehrer der Beethoven'schen Liedercompositionen und Opernmusik; er vermißte in ihnen das eigentlich Gesangmäßige, jene hohe klare Heiterkeit, die in Mozart's Tonwerken waltet, wol aber erkannte er die geniale, erschütternde Kraft in des jüngern Meisters Instrumentalcompositionen an. Beethoven selbst machte auf Tieck einen unheimlichen Eindruck; er fand ihn finster, auffahrend, jähzornig und unberechenbar in den Ausbrüchen seines Gefühls. Doch verstand Tieck, sich mit gutem Takt in des Meisters finstere und oft selbst wilde Launen einzuleben.

Die folgenden Jahre verlebte Tieck wieder in Ziebingen, im engen Verkehr mit dem Grafen Finkenstein, von Burgsdorff und Wilhelm von Schütz, dem Verfasser des Trauerspiels „Lacrimas". Er unterbrach seinen Landaufenhalt durch öftere Ausflüge nach Berlin, wo er im Sommer 1814 eine merkwürdige Vision hatte, indem ihm die Gestalt — soll man sagen der Geist? — eines verstorbenen Sonderlings, des alten Beeren erschien. Tieck hatte ihn im Leben nie gesehen, beschrieb aber die Erscheinung mit einer Genauigkeit, daß Alle, welche den verstorbenen wunderlichen Kauz gekannt hatten, versicherten: ganz so habe der verstorbene Beeren ausgesehen, sich getragen und benommen. Ueberhaupt schien damals in Berlin ein geisterhaftes Wesen zu herrschen, so gut wie später unterhalb der Burg der Weibertreue in dem Dunstkreise Justinus Kerner's. Geister machen eben nur da ihre Aufwartung, wo sie darauf rechnen dürfen, mit dem Hut in der Hand als Respectspersonen empfangen zu werden; jetzt, wo man nichts mehr und auch sie nicht respectirt, zeigen sie sich freilich sehr zurückhaltend. In diese Zeit der Geisterseherei fällt auch eine neue interessante Bekanntschaft Tieck's oder wenigstens eine innigere Befestigung derselben, die mit dem Aesthetiker und Philosophen Solger. Von ihm heißt es:

Hier war nichts von Dem, was Tieck bei Philosophen und Philologen fürchtete und weshalb er sie stets mit einer Art Scheu betrachtet hatte; nichts von der herrschsüchtigen Zuversicht des Systems, von einseitiger Schärfe und Splitterrichterei, keine fertige Schulmanier, die für Alles ein Schlagwort hat; es war überall Erlebtes. Er fand wieder, was ihn selbst erfüllte. Mit keinem seiner Freunde vermochte er ein so offenes, eingehendes und allseitiges Gespräch zu führen als mit Solger. Es war ein ruhiges Versenken in den Gegenstand, ein wahres Zwiegespräch, ein Austausch der Geister. So große persönliche Anregungen hatte Tieck seit Novalis nicht empfangen.

Kein Jahr verging, wo sich die beiden Freunde nicht gesehen hätten, wo Tieck nicht auf einige Tage in Berlin gewesen, oder Solger ihn nicht im Frühlinge oder Herbste besucht hätte. Oft begannen ihre Unterhaltungen am frühen Morgen, und nach kurzen Unterbrechungen fand der späte Abend sie noch im tiefen Gespräche. Einzelne Aussprüche Solger's, wie der über das Böse als das reale Nichts, oder daß die Mystik, wenn sie nach der Wirklichkeit hinschaue, die Mutter der Ironie, wenn nach der ewigen Welt, das Kind der Begeisterung oder Inspiration sei, durchzuckten Tieck wie eine plötzliche Offenbarung. Auch mit Raumer trat Tieck in dieser Zeit und durch ihn mit der Geschichte in ein näheres Verhältniß. Der Horizont der Ideen breitete sich für Tieck immer weiter aus, namentlich aber infolge einer Reise, die ihn 1817 durch die Rhein- und Niederlande nach England führte. Doch interessirte ihn in London das Theater mehr als die andern großen Erscheinungen dieser Weltstadt. Dieses betäubende Jagen und Haschen nach Erwerb und Gewinn, dieses commercielle und industrielle Gebrause hatte für einen Dichter von der Geistesrichtung wie Tieck ohne Zweifel etwas Beängstigendes. Auch das Theater, trotz Kean und Kemble, genügte ihm nicht. Das englische Theater schien ihm tiefer als das heimische zu stehen, die Manier herrschend, der letzte Ton der Naturwahrheit verloren gegangen zu sein. Eine interessante Bekanntschaft war die mit Coleridge, dem Uebersetzer des „Wallenstein", dem gründlichen Kenner deutscher Literatur, der auch Tieck als Dichter und Kritiker schätzte. Was gewisse Ansichten Tieck's über Shakspeare betraf, so gestand ihm Coleridge zu, daß er in vielen Punkten Recht habe, daß er sie aber nicht acceptiren könne, denn sie widersprächen Al-

lem, was man bisher in England über Shakspeare gedacht und geschrieben habe. So stark ist in England die Macht der Tradition! Von London aus besuchte Tieck den Geburtsort Shakspeare's, das kleine Stratford. Aber auch der Natur konnte er keinen Geschmack abgewinnen; sie schien ihm gemacht, zugeschnitten, ihres poetischen Dufts durch die Industrie beraubt. In Paris, wo er in den ersten Tagen des Juli eintraf, wurde er von Alexander von Humboldt, Oelsner u. A. freundlich empfangen. Hier machte er auch die Bekanntschaft des geistreichen Sonderlings Schlabrendorf, und im Theater wie auf der Bibliothek geschah ihm hier das Seltsame, daß die Pariser und besonders ältere Offiziere des Kaiserreichs ihn neugierig musterten, sodaß es ihm zuletzt lästig wurde, Gegenstand dieser Neugierde zu sein. Er verdankte dies seiner damaligen auffallenden Aehnlichkeit mit Napoleon und namentlich dem Könige Joseph. Nach seinem Vaterlande zurückgekehrt, übersiedelte er sich, nach des Grafen Finkenstein 1818 erfolgtem Tode, 1819 nach Dresden, das ihm von jeher lieb war und welches ihm nun seine Liebe mit wucherischen Zinsen vergalt.

Von hier an nimmt aber auch die Biographie an Mittheilungen von wirklich literarhistorischem Werth bedeutend ab, und das Interesse des Lesers beschränkt sich fortan mehr und mehr auf die Persönlichkeit des Dichters selbst und seine weitern Lebensschicksale. Eine große Literaturepoche war beschlossen; ihre Begründer und Fortgestalter lagen bis auf äußerst wenige bereits im Grabe; selbst von Tieck's nähern Freunden, die bis dahin mit ihm gemeinsam nach dem gleichen Ziele gestrebt hatten, waren die meisten dahingegangen, mehre derselben in der schönsten Blüte ihres Talents und ihres Alters; mit andern, wie mit den beiden Schlegel, war, wie dies so in Deutschland zu geschehen pflegt, ein bis zur Gleichgültigkeit kaltes Verhältniß eingetreten. Tieck selbst zog sich nun mehr in sich und in den stillen Kreis seines dresdener Literaturhofs zurück. Die Zeit nahm allmälig eine der seinigen widerstrebende Richtung und mit ihr die jüngern Talente, die ihm begreiflicherweise nicht das Interesse bieten konnten wie seine frühern Bekanntschaften. Die alte Traulichkeit und Herzlichkeit war verschwunden und an ihre Stelle ein kühles Vornehmthun, eine maskirte Höflichkeit, ein anspruchsvolles Hinterdembergehalten getreten. Frische, originelle, eigenthümliche Menschen, die zu studiren die Mühe gelohnt hätte, gab es kaum noch, und wo sich wirkliche Genialität zeigte, wie bei Grabbe, da paarte sie sich mit abstoßender Selbstüberschätzung, furchtbarer Pietätlosigkeit und cynischer Rohheit. Gerade die an Grabbe gemachte Erfahrung, für den sich Tieck in der That mit anerkennenswerther Hingabe bemüht hatte, mahnte zur Vorsicht. Ebenso wenig waren die noch zum Theil aus dem Gleim'schen Freundeskreise (wie z. B. Tiedge) hervorgegangenen Dichter und Schriftsteller der alten Schule, die gerade in Dresden eine Art geschlossenen Cirkel bildeten, sehr geeignet, sein Interesse zu gewinnen. Der neue Ankömmling war diesen im hohen Grade unbequem; doch da sie im Ganzen harmlose Leute waren, gelang es Tieck, sich wenigstens äußerlich mit ihnen auf einen leidlichen Fuß zu stellen; ja sie näherten sich selbst so weit, daß Tieck in den Jahren 1823 und 1824 für die „Abendzeitung" seine bekannten dramaturgischen Berichte schrieb. An anekdotischem, für Tieck höchst ergötzlichem Stoff fehlte es jedoch in diesen Kreisen nicht, und namentlich gab hierzu die nicht seltene Verwechselung seines Namens mit demjenigen Tiedge's Anlaß. So wird uns unter Anderm im Köpke'schen Buche erzählt, daß einmal ein bekannter, aber in der Literatur wenig heimischer Arzt, der seine Hochachtung vor Dichtern beweisen wollte, in einer Gesellschaft Tieck's Gesundheit mit den Worten ausbrachte: „Vivat Oranien!" Er hielt nämlich Tieck für den Dichter der „Urania", die er wieder mit „Oranien" verwechselte. Es bildete sich zwar um Tieck ein Kreis jüngerer, meist der romantischen Richtung zuneigender Talente: Ernst Otto von der Malsburg, Graf Heinrich Loeben (Isidorus Orientalis), K. Förster, Graf F. Kalckreuth u. A., indeß da diese meist vornehmen Leute unvergleichlich mehr von Tieck im gegenseitigen Austausche empfingen, als sie ihm geben konnten, so fehlte doch das eigentliche Bindemittel literarischer Freundschaften, die nur einigermaßen genügende gleiche Vertheilung der wechselseitigen Anregungen. Ein wieder angeknüpfter Verkehr mit Friedrich Schlegel, der 1824 nach Dresden kam, hatte für Tieck wenig Erquickliches. Schlegel war corpulent, fettwangig und Feinschmecker geworden; den Satz, daß der Weg zur Kirche durch die Küche führe, schien er praktisch durch sein Beispiel bestätigen zu wollen; Kunst und Wissenschaft verachtete er jetzt gänzlich; alles Studium hielt er für zu umständlich und unnöthig; von Tieck's Novellen meinte er, sie seien schwacher Wein der Poesie, mit vielem Wasser des Verstandes vermischt, und er bestritt überhaupt die Möglichkeit, das moderne Leben dichterisch zu gestalten. Dagegen war es 1822, als Jean Paul Dresden besuchte, zwischen diesem und Tieck zu einem sehr freundlichen Ideenaustausch gekommen; auch mit dem liebenswürdigen, frischen und offenen Wilhelm Müller wurde ihm die Verständigung sehr leicht.

Inzwischen geschahen von mehren Seiten und nach mehren Seiten hin Schritte, um Tieck seiner bisherigen precären Stellung eines mehr auf den Zufall angewiesenen Literaten zu entreißen und ihm eine sorgenfreie, sichergestellte Existenz zu verschaffen. Solger wirkte für ihn namentlich in Berlin. Nach Solger's plötzlich erfolgtem Tode beabsichtigte man auch, ihn an dessen Stelle als Professor der Aesthetik nach Berlin zu berufen; aber seine Pietät sträubte sich dagegen, den Lehrstuhl eines Mannes einzunehmen, als dessen Schüler er sich bekannte. Er fühlte, wie er mehr Dichter als Philosoph sei; das Katheder erfoderte ein System, und er hatte keins. Man dachte weiter daran, ihm die dramaturgische Leitung einer zweiten in Berlin zu errichtenden Bühne anzuvertrauen, und Tieck würde geneigt gewesen sein, darauf einzugehen, insofern sein Plan durchgegangen wäre, diese Bühne im Sinne einer echten Volksbühne zu organisi-

ren; ſtatt deſſen aber entſtand eine zweite glänzende Oper, „und jener unerhörte Sturm der Theaterwuth brach los, den der Kritiker als das Zeichen einer abgeſpannten und an großen Intereſſen armen Zeit nicht ohne Bitterkeit belächelte“. Auch hier erkennen wir eine Art Nemeſis, indem ja Tieck ſelbſt von jeher dem Theaterintereſſe den Vorzug vor jedem andern Nationalintereſſe eingeräumt hatte. Mitten in dieſe verſchiedenen Projecte fiel die Einladung des Fürſten Radziwill, welcher zu einer in ſeinem engern Kreiſe zu veranſtaltenden Aufführung einiger Scenen aus Goethe's „Fauſt“ mit ſeiner Compoſition Tieck's Rath einzuholen wünſchte. Tieck, obſchon ſonſt ein Gegner aller Verſuche, den „Fauſt“ ſceniſch zuzurichten, fand Vieles anzuerkennen; namentlich geſtand er, den Mephiſtopheles niemals beſſer aufgefaßt und dargeſtellt geſehen zu haben, als dies durch den Herzog Karl von Mecklenburg-Strelitz geſchehen war. Auch andere Projecte nach auswärts, z. B. nach Heidelberg, Hannover und Breslau, zerſchlugen ſich. Tieck blieb in dem ihm ſo lieb gewordenen Dresden, wo er 1825 bei der Hofbühne als Dramaturg mit einem Jahresgehalt von 700 Thalern und dem Titel eines Hofraths angeſtellt wurde. Es war kein eigentliches Dienſtverhältniß, in das ſich auch Tieck niemals gefügt haben würde; denn er kannte, wie Köpke bemerkt, kein andere Ordre als die ſeines Genies und keine andere Arbeit als die dichteriſche Muße. Auf die Ironie, daß er, der gerade den Hofräthen in ſeinen Jugenddichtungen ſo übel mitgeſpielt hatte, den Titel eines Hofraths erhielt, that er ſich ſogar etwas zugute, nicht des Titels wegen, ſondern weil es ihm Vergnügen machte, wenn die Ironie, die in ſeinen Dichtungen eine ſo große Rolle ſpielte, ihre Macht auch an ſeinem eigenen Leben ausübte. Ueberhaupt iſt es für einen Deutſchen gefährlich, gerade mit Orden und Titeln ſatiriſch umzugehen; man weiß nicht, wie ſie ſich dafür rächen. Manchem Andern iſt es in dieſer Hinſicht gerade ebenſo ergangen wie Tieck. In demſelben Jahre machte Tieck, im Gefühle größerer Geſundheit und Lebensfriſche als ſeit Jahren, eine größere Reiſe über Wien und München nach der Schweiz und von hier über Karlsruhe zurück. In Karlsruhe machte er die Bekanntſchaft des alemanniſchen Dichters Hebel, den er zu dieſem Zwecke im Wirthshauſe aufſuchen mußte. Er fand in ihm den ſchlichten, einfachen Mann wieder, wie er ihn aus ſeinen Gedichten kannte. Als Tieck ihn fragte, warum er nicht mehr ſo hübſche Sachen ſchreibe wie die Anekdoten im „Rheiniſchen Hausfreund“, antwortete Hebel mit naiv trockenem Humor: „Jo, i wers niſcht mehr!“

Tieck's häusliches Leben und wie ſeine berühmten Vorleſungsabende der Mittelpunkt des literariſchen Verkehrs in Dresden wurden, iſt im Allgemeinen zu bekannt, als daß wir nöthig hätten, hierbei länger zu verweilen. Es gehörte zum guten Ton, ihnen beigewohnt zu haben, und durchreiſende Notabilitäten, nicht blos deutſche, ſondern auch ausländiſche, darunter Marmier, Xavier Eubières, welche Beide Tieck in franzöſiſchen Verſen beſangen, Carnot, Barante, der Schauſpieler Saint-Aubin, die Ruſſen Shukowskij und Uwarow, der nordamerikaniſche Literarhiſtoriker Ticknor, die Dänen Ingemann, Hauch, Herz, Heiberg, die Schweden Atterbom und Beskow, verweilten bei Tieck oder beſuchten wenigſtens ſeine Vorleſungen. Man wurde nicht mehr gefragt, ob man die Gemäldegalerie beſucht habe, ſondern ob man bei Tieck geweſen ſei; ja Wilibald Alexis erzählt, daß viele Ausländer verſucht hätten, ſich durch Lohnlakaien Eintritt zu verſchaffen, und daß engliſche Touriſten, welche in ihren Notizbüchern keine Curioſität fehlen laſſen dürfen, in ihrer Naivetät an der Klingel und dann die Börſe zogen, um Entrée zu bezahlen. Mit Hegel gerieth Tieck an einem dieſer Abende ziemlich ſcharf zuſammen. Hegel wollte, freilich eigenthümlich genug, in dem Charakter des Jago einen Beweis für das zerriſſene Gemüth Shakſpeare's erblicken. „Profeſſor, ſind Sie des Teufels, ſo etwas zu behaupten?“ brauſte Tieck auf — ein Gefühlsausbruch, der auf Hegel keinen ſehr günſtigen Eindruck machte.

Tieck, der außerdem die Gunſt des feingebildeten Prinzen Johann genoß und an deſſen literariſchem Cirkel, der „Dantegeſellſchaft“, theilnahm, hätte wol glücklich ſein können, wenn nicht die Gemüthsſtimmungen ſeiner älteſten hochbegabten Tochter Dorothea, welche er ſo ſehr liebte, manchen düſtern Schatten in ſein ſonſt ſo heiteres und behagliches Leben geworfen hätten. Sie war ein eigenthümliches Weſen, dieſe Dorothea. Schon als Kind war ſie mit ihrer Mutter zur katholiſchen Religion übergetreten und ſie hing an dieſer Religion mit ſchwärmeriſcher Innigkeit. Tieck's eigene religiöſe Ueberzeugung blieb aber weſentlich proteſtantiſch, wie dies alle ſeine neuern Dichtungen ausſprachen. So kamen Augenblicke, wo ſie ſich von den Nächſtſtehenden nicht verſtanden glaubte und bei der kindlichſten Liebe zu ihrem Vater ſich doch einſam fühlte. Wenn ſie ſah, mit welcher faſt wahnſinnigen Haſt die Menſchen dem Vergänglichen, Geringfügigen und Nichtigen, dem bloßen Schein und Schimmer nachjagten, um ihre Bangigkeit und das Gefühl ihrer innern Hohlheit zu übertäuben, dann konnte ſie wol am Leben verzweifeln und Alles für ein leeres Spiel halten. Ihr Vater war freilich ſelbſt einmal in der Jugend momentan von der Sehnſucht nach ſtiller Kloſtereinſamkeit ergriffen worden, bei Dorothea wurde dieſe väterliche Laune zu einer tiefen Ueberzeugung; ihr erſchien nur die Einſamkeit eines Kloſters als ein Hafen der geängſtigten Seele und als letzte Löſung aller Fragen der Tod. Um Ruhe zu finden, verſenkte ſie ſich in Studien, ging von den neuern Sprachen auf die alten zurück und las die Homeriſchen Gedichte, die griechiſchen Tragiker, den Horaz, den Herodot, den Livius, nicht ein mal, ſondern zu wiederholten malen. Später lernte ſie ſogar Hebräiſch. An der literariſchen Thätigkeit ihres Vaters, ſoweit ſie ſich auf Ueberſetzungen erſtreckte, betheiligte ſie ſich lebhaft; ſie überſetzte die Sonette Shakſpeare's und die altengliſchen Stücke des erſten Bandes der „Vorſchule Shakſpeare's“ mit Ausnahme der „Hexen von Lancaſhire“, dann für die Fortſetzung des Schlegel'ſchen Shakſpeare den „Coriolan“, „Cymbeline“,

Digitized by Google

„Timon von Athen", „Die beiden Veroneſer" und das „Wintermärchen" vollſtändig, den „Macbeth" zum größten Theile. Alle dieſe Studien und Arbeiten füllten aber die Tiefe ihres Gemüths nicht aus, konnten den innern Zwieſpalt nicht heben, die Wunden nicht heilen. Sie ſah wol auch an Andern, die ſich mit Poeſie beſchäftigten, keine ſehr aufmunternden Spuren innern Glücks und harmoniſcher Seelenſtimmung, ja oft mochte ihr in dieſen literariſchen Kreiſen ſehr unheimlich zumuthe werden und das einſeitige literariſche Treiben ihres Vaters ſelbſt, die berühmten Vorleſungscirkel mit eingeſchloſſen, ihr als Tand und als ein nichtiges Spiel erſcheinen. Sie ſah durch die Masken der vielen Verehrer und Schmeichler Tieck's hindurch und nahm bald wahr, wie viel bloße Convenienz, Heuchelei, Eitelkeit und geſellſchaftliche Lüge an dieſem höfiſchen Treiben Antheil hatten, wie wenig Wahrheit und Herz hinter dieſen geleckten Becomplimentirungen und ſüßlichen Anſtandsreden ſteckte. Das Ganze erſchien ihr ohne Zweifel wie eine Komödie, in der Jeder ſeine Rolle wohl oder übel, meiſt aber ſehr langweilig durchführte. Sie für ihr Theil ſprach die Wahrheit nicht ohne Schärfe aus und erſchien den Fremden dadurch nicht ſelten ſtreng, herb, ja ſchroff. Nach dem 1837 erfolgten Tode ihrer Mutter wandte ſie ſich immer entſchiedener einem religiöſen erbaulichen Leben zu. Sie las die Schriften des heiligen Bernhard, der heiligen Thereſe, das Neue Teſtament im Urtext. Sie ſtudirte Generalbaß, um die alten kirchlichen Meiſter zu verſtehen, und hörte namentlich Bach's Paſſionsmuſik mit tiefſter Erſchütterung, indem ſie dann, wie ſie ſagte, am Kreuze Chriſti ſelbſt zu ſtehen glaubte. Alles Wiſſen erſchien ihr nichtig, und Chriſtum lieb haben ſei beſſer als alles Wiſſen, wurde ihr Wahlſpruch. Die erſte im Hauſe erhob ſie ſich und eilte jeden Morgen um 6 Uhr in die katholiſche Kirche. Mit der Laterne ging ſie im Winter über die dunkeln Plätze und Straßen; die Jahreszeit machte keinen Unterſchied und ſie ſcheute dabei nicht Wind noch Wetter. Sie ward Mitglied eines katholiſchen Frauenvereins und übernahm in einer Armenſchule den Unterricht in weiblichen Handarbeiten. Hier ſaß ſie oft des Nachmittags in der Mitte verwilderter Mädchen und ſuchte ſie in den erſten Handgriffen zu unterrichten. Für die ärmſten unter ihnen fertigte ſie zu Hauſe ſelbſt die nothwendigſten Kleidungsſtücke an. So that ſie abermals tiefe Blicke in menſchliches geiſtiges und leibliches Elend; ſie ſah hier das Leben einmal ohne Maske, ohne die künſtliche Schminke geſellſchaftlicher Convenienz. Was ſie fortan that, that ſie in beſtimmter Vorausſicht ihres Todes, der ſie auch im Februar 1841 von ihren innern Leiden erlöſte und den nun ganz einſam ſtehenden Vater bis ins Mark erſchütterte. So ſpielte ſich in Tieck's unmittelbarſter Nähe und an einer Perſon, die ſeinem Herzen wol am nächſten ſtand, ein tieferer und innerlich wahrerer Conflict ab, als er vielleicht je in einer ſeiner Dichtungen geſchildert hat.

Tieck ſtand nun da, ein einſamer Greis, der faſt nur noch in ſeinen Erinnerungen und in ſeinem feſten Glauben an ein göttliches Walten Troſt und Beruhigung fand. Auch die Freunde, die er noch in der letzten Zeit erworben hatte, waren dahingegangen, darunter einer der hervorragendſten, Karl Immermann. Sein Bruder Friedrich, der Bildhauer, ſank ebenfalls vor ihm ins Grab. An dem literariſchen Treiben der Modernen hatte er keine Freude, ebenſo wenig am Theater, dem Lieblingsgegenſtand ſeiner Jugend. „Dichter und Schauſpieler, Publicum und Kritiker ſah er einer gleichen Verwilderung entgegengehen." Namentlich widerte ihn die Theaterkritik an. Nirgends galt es hier mehr der Sache. Klatſchgeſchichten und Schmähungen, durch irgendein Parteiintereſſe eingegeben, wechſelten hier mit den abgeſchmackteſten überſchwänglichſten Lobphraſen ab, die ebenfalls nur im Dienſt, oft auch im Auftrage dieſer oder jener Perſon oder im Cliquenintereſſe zu Markte gebracht wurden. Er zog ſich von all dieſem Treiben mit Widerwillen mehr und mehr zurück, und ſein letzter Aufenthalt in Berlin war nur ein ſtilles Sichausleben, zu dem man ihm die Polſter aufs liebevollſte und ſorgſamſte zurechtgelegt hatte. Doch konnte er auch noch in dieſem letzten Abſchnitt ſeines ſinkenden Lebens in warmem Intereſſe aufflammen, wenn ſich Perſonen fanden, die in den Kreis ſeiner Lieblingsanſchauungen einzutreten und ſich dem immer noch großen Zauber ſeines Geiſtes hinzugeben wußten. Noch las er mit alter Meiſterſchaft vor kleinem Kreiſe. Dieſe dramatiſchen Vorleſungen waren ihm geiſtiges, faſt auch körperliches Bedürfniß geworden, und die Anſtrengung und Erregung eines drei- und vierſtündigen lauten und effectvollen Vorleſens vertrat zuletzt die Stelle körperlicher Bewegung, die er ganz aufgegeben hatte. Nur Eins weigerte er ſich entſchieden zu leſen, tragiſche Stücke von Shakſpeare, weniger vielleicht deshalb, weil ſeine phyſiſchen Kräfte dazu nicht mehr ausreichten, denn ſein Organ war immer noch klangvoll, als weil es in der Natur des Menſchen liegt, nachdem er ſelbſt Trauriges genug erlebt, ſich im höhern Alter tragiſchen Eindrücken möglichſt zu verſchließen. Die Jugend ſpielt mit den Leidenſchaften und dem Tode, nicht der Greis, der ſeinen Leidenſchaften, welche er oft theuer genug bezahlen mußte, allmälig abſtirbt und den Tod näher und ſicherer vor Augen hat. Tieck beſchränkte ſich daher auf das Leſen von Schröder's und Holberg's Luſtſpielen, Goethe's kleinern Singſpielen und ſeinen eigenen ſatiriſchen Dramen. Er erlebte ſogar noch die Freude, daß einige von dieſen zur Aufführung kamen, aber auch die nothwendige Enttäuſchung, daß ſie nicht anſprachen, weil ihre literariſchen Beziehungen nicht mehr verſtanden wurden. Ueberhaupt war das Berlin, das er jetzt vor ſich erblickte, nicht mehr das „old merry" Berlin ſeiner Kindheit; es hatte ſich räumlich, aber auch in lebendigen Gegenſätzen geiſtig entwickelt, dabei aber auch ſeine Naivetät, Einfachheit und Empfänglichkeit eingebüßt, und ſchon die Jugend zeigte ſich von anſpruchsvoller Altklugheit und Blaſirtheit angekränkelt. Die Ereigniſſe von 1848 erſchütterten aufs tiefſte den greiſen

Dichter, und wenn man das Gespräch darauf brachte, so konnte er selbst in einem Zorn auflodern, der ihn aus seinem gewohnten Gleichmaße heraustrieb. Er, der schon in seiner Jugend bei der bloßen Erzählung von den pariser Revolutionsgräueln zurückgeschaudert war, mußte nun in seiner eigenen sonst so gut dressirten Vaterstadt etwas Aehnliches oder wenigstens die Anfänge dazu erleben. Unter der glänzenden Decke einer poetischen und geistigen Cultur, an der er selbst mit andern großen Geistern und Talenten mitgewebt, hatten sich rohe und wilde Leidenschaften verborgen gehalten oder entwickelt, welche diese dünne Decke nun plötzlich abwarfen und in vulkanischer Entladung sich Luft machten. Wozu hatte man so viele Cultur künstlich angehäuft? Wozu hatten er und Gleichgesinnte gelebt? Was war überhaupt Menschenweisheit? Hatten doch Tieck's feurige Mahnungen nicht einmal der „Verwilderung" der deutschen Bühne Einhalt thun können, wie viel weniger der Verwilderung auf dem großen Theater der Welt! So wurde Tieck noch im hohen Alter an die Ohnmacht aller menschlichen Bestrebungen und Vorausberechnungen aufs erschütterndste gemahnt, und wir finden es erklärlich, wenn er einmal äußerte: „Man hat endlich auch des Lebens genug. Welche Augenblicke kommen nicht in einsamen und schlaflosen Nächten, wo alle Erfahrungen und Verluste an uns vorübergehen." Die Jugend freilich begreift einen solchen Ausspruch nicht, denn sie kennt keinen Verlust, und selbst den Verlust deutet sie häufig noch als Gewinn.

Nur zwei eigenthümliche Vorfälle, die Tieck in seiner sinnreichen Weise zu deuten wußte, mögen aus seiner berliner Periode hier angeführt sein. Er erfuhr, daß ein Jugendfreund von ihm, alt wie er, noch lebe und Schulmeister in Lehnin sei. Er beschloß ihn zu besuchen, und es erregte nicht wenig Aufsehen, als in Lehnin der königliche Wagen erschien und die darin Sitzenden nach dem Cantor Hinneberg fragten. Dieser erschien auf die Citation im Hause des Superintendenten in der Gestalt eines alten, stumpf gewordenen Mannes, der sich nicht über das Wiederfinden eines alten Jugendfreundes, sondern nur darüber wunderte, daß der Superintendent ihn habe rufen lassen. Auch darüber wunderte er sich nicht, daß Tieck eine Stelle bei dem Könige habe und diesem vorläse, sondern nur darüber, daß Tieck in seinen vorgerückten Jahren noch seine Schrift lesen könne, da er sich doch schon längst aufs Grobe beschränkte. Von Tieck's Dichtungen und seinem schriftstellerischen Ruhme wußte er rein nichts. Einen andern Jugendfreund, den Landesgerichtsrath Piesker in Meseritz, mit dem Tieck auf dem Gymnasium für Poesie geschwärmt hatte, foderte der gerade für seine Denkwürdigkeiten sammelnde Dichter auf, ihm Alles zu schreiben, was er von ihrem jugendlichen Zusammenleben noch wisse. Piesker schickte ihm nicht nur mancherlei Notizen, sondern machte ihm noch den Vorschlag, die vor mehr als 50 Jahren begonnenen Tragödien gemeinschaftlich zu beenden, da sie ja Zeit genug dazu hätten. Um das Wunderliche, fast Gespenstische dieses Vorschlags in so hohem Alter zu ermessen, muß man nämlich wissen, daß Piesker zu einem ganz trockenen Actenmenschen zusammengeschrumpft war, der bis dahin an nichts weniger als an poetische Arbeiten gedacht hatte. Schon früher, bei einem Besuche Piesker's in Dresden, war es Tieck nicht möglich gewesen, ihm irgendeinen poetischen Funken zu entlocken, und als er seinen Jugendfreund in der Gemäldegalerie herumführte, hörte er von ihm statt aller theilnehmenden Aeußerungen immer nur die eine Gegenbemerkung, daß, Dieses oder Jenes ausgenommen, Alles in Meseritz gerade ebenso sei. Diesen Jugendfreund, wie er ihn später in Dresden wiedersah, hat Tieck als Beskow in der „Reise ins Blaue" geschildert; auch in „Peter Lebrecht" tritt er unter dem Namen Liesker auf. Ueberhaupt sind die Tieck'schen Dichtungen reich an vereinzelten Darstellungen aus seinem eigenen Leben, die als Bruchstücke der nicht von ihm geschriebenen Denkwürdigkeiten zu betrachten sind. Köpke hat davon in einem besondern Capitel: „Tieck's Werke", ein doch schwerlich vollständiges Verzeichniß gegeben, welches allen Denen willkommen sein wird, die sich über gewisse Lebensmomente Tieck's wie über die Tieck'sche Art und Weise, sie poetisch zu verarbeiten, unterrichten wollen.

Eine interessante Abtheilung des zweiten Theils der Köpke'schen Schrift über Tieck bilden die Unterhaltungen über literarische und allgemeine Fragen, welche der Herausgeber in den Jahren 1849—53 mit Tieck gehabt hat. Zuerst begegnen wir da einigen Selbstbekenntnissen, worin sich Tieck unter Anderm über sein früheres Verhältniß zum Protestantismus ausspricht. Tieck sagt:

> Der Protestantismus war in meiner Jugend zur leeren Form geworden und der religiöse Sinn zum großen Theil entwichen. Die jüngern Geistlichen glichen lange nicht mehr den ältern und würdigen, die sich auch zur Aufklärung bekannten, aber sittlichen Eifer besaßen und an sich selbst arbeiteten. Diese waren achtungswerth; es war ihnen mit der praktischen Moral Ernst, wie Sack, Spalding und Teller. Die jüngern waren Prediger, wie sie auch irgendetwas Anderes hätten sein können; daraus machten sie auch gar kein Hehl. Sie thaten ihre Amtsfunctionen als etwas Aeußerliches ab und wünschten sich oft sehnlich eine andere Lebensstellung. Verhaßt war mir ihre Selbstgenügsamkeit, ihr Abfertigen der Dinge und ihre Besserwisserei, mit der sie glaubten Alles erklären zu können. So konnten tiefere Gemüther wol zum Katholicismus hingezogen werden, der wenigstens dem Gefühle zu genügen schien.

Wenn man die bekannte Behauptung, daß die Kunst überall nur durch die Künstler gefallen sei, in dieser einseitigen Fassung einigermaßen anzweifeln dürfte, so ist es allerdings um so gewisser, daß die Religion überall zumeist nur durch die Geistlichen gefallen ist. Der Künstler kann sich, wenn auch nicht gerade rechtfertigen, doch in gewisser Hinsicht entschuldigen, wenn er, der von Bestellungen und vom Verkauf lebt, in seinen Werken dem Geschmack der Besteller und Käufer huldigt. Ist dieser Geschmack ein falscher und verderblicher, so trägt mithin das Publicum sein redliches Theil daran. Man kann von dem Künstler nicht verlangen, daß er, der doch auch leben will, sein Lebelang ideale, religiöse und

hiſtoriſche Bilder fertigen ſolle, wenn ſich kein Käufer dazu findet, vielleicht kaum Jemand ſie ſehen will. Aber die Religion iſt nicht dazu da, um auf Ankauf und Beſtellung betrieben und nach dem jeweiligen Geſchmack des Tages zugerichtet zu werden; die Gemeinde eines Geiſtlichen iſt kein Theaterpublicum; wird ſie aber von ihm als bloßes Publicum betrachtet und liefert er blos noch Predigten ums Brot, denn kann von der Ausübung wahrhaft religiöſer Functionen, von einem religiöſen Verhältniß zwiſchen Gemeinde und Geiſtlichen gar nicht mehr die Rede ſein. Dies iſt es wol hauptſächlich, was Tieck in der citirten Stelle und in andern Ausſprüchen im Sinne hatte.

Wir führen noch einige Stellen aus dieſen Selbſtbekenntniſſen an:

Der Gegenſatz des Scherzes und des Ernſtes iſt für mein Weſen durchaus nothwendig. Bei der tiefen Schwermuth, bei dem Trübſinn, der mich oft angefallen hat, iſt er ein Glück für mich geweſen. Den Sinn für Scherz habe ich mir ſtets zu bewahren gewußt. Schon in meiner Jugend konnte man dieſes doppelte Weſen nicht begreifen und hielt mich deshalb bisweilen für närriſch.

Lange Zeit habe ich ſelbſt mir mit dem Theater große Mühe gegeben, aber es hat mir viel Verdruß gemacht, und ich habe mich davon überzeugt, daß die Leitung eines Theaters eine ſchwierige und höchſt undankbare Aufgabe iſt. Am Ende kann man es beim beſten Willen Keinem recht machen. Jeder will mitreden, und die Schauſpieler ſind ſehr ſchwer zu leiten; in der Regel ſind ſie eitel, dünkelhaft und eigenſinnig. Heute kann ich mich über das Theater eigentlich nur ärgern! Sehe ich eines der vielen ſchlechten Stücke erträglich ſpielen, ſo verdrießt es mich, ſehe ich aber ein gutes Stück ſchlecht darſtellen, ſo ärgere ich mich ganz gewiß.

Die Schlegel waren ganz erfüllt von dem damals geltenden Kosmopolitismus. Ich habe mich von der Richtigkeit dieſer Anſicht nie überzeugen können; mir galt das Vaterland als Erſtes und Höchſtes. Sein Leben und ſeine Kunſt, ſeine alte, einfache und treuherzige Weiſe, die man verlachte, weil man ſie nicht kannte, wollte ich wieder zu Ehren bringen und im „Sternbald" darſtellen. Ich habe es immer ſehr bedauert, daß ich nicht dazu gekommen bin, den „Sternbald" fortzuſetzen; im zweiten Theile ſollte ſich das innere Weſen des deutſchen Lebens noch bedeutender entfalten.

Dieſen Bekenntniſſen über ſich und ſeine Werke folgen fliegende Gedanken Tieck's über deutſche und ausländiſche Dichter, über das deutſche Theater, das ihm an „verbildetem Virtuoſenthum und rohem Naturalismus" zugleich zu leiden ſchien, über das Weſen der Novelle, über das Tragiſche, das Komiſche, den Humor (Tieck wollte z. B. Jean Paul nicht als Humoriſten gelten laſſen, weil ſich bei ihm nicht wie bei Sterne der Spaß mit dem Ernſte, ſondern mit der Sentimentalität verbindet), über den Begriff des Romantiſchen und der Ironie, über Kindererziehung („Die jetzige ſchlecht erzogene Generation wird natürlich ihre eigenen Kinder noch ſchlechter erziehen", war Tieck's Anſicht), über Gewerbefreiheit, über Religion und die Emancipation der Juden. Von dieſer wollte Tieck nichts wiſſen; durch ihr Geſetz ſeien und blieben die Juden mitten unter uns fremd; ſie hielten ſich für viel beſſer als die Chriſten, drängten ſich überall ein, führten überall das große Wort, und wenn das ſo fortgehe, ſo würden die Chriſten bald nur noch eine geduldete Sekte ſein u. ſ. w.

Was Tieck's eigentlich kritiſche Urtheile betrifft, ſo ſind dieſe oft ſehr treffend und geiſtvoll, oft freilich auch ſehr capriciös und individuell, immer aber anregend. Er ſprach nicht ſowol wie Leſſing ewige Wahrheiten aus, die für die Menſchheit und für Jahrhunderte ſind und ganze dunkle Regionen plötzlich in helle Tagesbeleuchtung ſetzen, aber als ſcharfe Streiflichter erhellen ſie oft dieſe oder jene Seite eines Dichters und ſeiner Werke aufs wunderbarſte und eigenthümlichſte. Sie haben nicht die epigrammatiſche Keilform, wodurch ſich die Leſſing'ſchen Urtheile ſo leicht und feſt dem Gedächtniſſe einprägen, aber ſie ſind ebenſo klar, lichtvoll und ökonomiſch und dabei von ſehr elegantem Ausdruck.

Wir finden in dieſen Tieck'ſchen Geſtändniſſen unter Anderm ein abfälliges Urtheil über Klopſtock's Meſſiade verzeichnet. Wenn man auch zugeben mag, daß dieſes Urtheil über die Meſſiade als Dichtwerk zutreffend iſt, ſo wird man doch auch andererſeits behaupten dürfen, daß damit Klopſtock als dem hervorragenden Dichter ſeiner Zeit Unrecht geſchieht. Es kann möglicherweiſe eine Zeit kommen, wo man auch andere berühmte Dichtungen unſerer Claſſiker nicht mehr mit der alten Hingabe und dem alten Genuß leſen wird, und für manche derſelben iſt ſie vielleicht ſchon gekommen, aber jeder unbefangene und einſichtige Literarhiſtoriker der Zukunft wird deſſenungeachtet nicht vergeſſen dürfen in Anſchlag zu bringen, was ſie für ihre Zeit und als Fortſchrittsmomente geweſen ſind. In Herder's „Ideen" findet Tieck viel Gewöhnliches. Das geht uns eben mit allen Ideen ſo, nachdem ſie als Verkehrsmünze einige Zeit in Umlauf geweſen ſind. Tieck's Urtheil über Klopſtock's Meſſiade ſcheint uns jetzt auch gewöhnlich, wo es landläufig geworden iſt und von jedem Tertianer nachgeſprochen wird; denn es gibt wol wenige Tertianer, die nicht Paul de Kock's und Eugène Sue's Romane viel amüſanter fänden als die Meſſiade. Zu Tieck's Grillen gehört es, daß er ſowol Goethe's als Schiller's erſte Werke für ihre vollendetſten erklärt. Ja er behauptet:

Es wäre meiner Meinung nach beſſer geweſen, Schiller und Goethe hätten ſich niemals kennen gelernt. Sie haben ſich gegenſeitig in ihrer Entwickelung gehindert und gehemmt und ihre Eigenthümlichkeit gekürzt; Jeder hat von dem Andern etwas angenommen und darüber von dem Eigenen eingebüßt. Sie arbeiteten ſich gegenſeitig in den Gedanken des Ideals hinein, der doch am Ende etwas ganz Allgemeines iſt.

Dieſe Anſicht hat etwas für ſich, und noch jüngſt hat der Engländer Lewes in ſeiner Biographie Goethe's eine ähnliche ausgeſprochen. Für Tieck ſchloß „Fauſt" ſchon in den älteſten Fragmenten ab. Tieck fragt: was ſolle einem Menſchen, der die erhabenſte aller Erſcheinungen, die des Erdgeiſtes gehabt habe, ein elender Mephiſtopheles, der doch am Ende im Weſen der Dinge in dieſer Geſtalt nirgends eine Stelle finde? Was ſolle ihm ein beſchränktes junges Mädchen wie Gretchen? Was könnten ihm Beide mit ihrem Sein und Reden

nach jener Erscheinung noch bedeuten? Am auffallendsten war es uns zu lesen, daß Tieck bekennt, die „Wahlverwandtschaften", seien ihm immer zuwider gewesen, da wir uns einbildeten, daß gerade dieser Roman durch die Manier, in der er gearbeitet ist, für Tieck etwas besonders Ansprechendes hätte haben müssen. Tieck sagt dann weiter:

Ich habe Goethe in seinen Jugendarbeiten unendlich bewundert und bewundere ihn noch; ich habe so viel zu seinem Lobe gesprochen und geschrieben, daß, wenn ich jetzt so viele unberufene Lobredner höre, ich noch in meinem hohen Alter in Versuchung kommen könnte, zur Abwechselung einmal ein Buch gegen Goethe zu schreiben. Denn darüber wird man sich nicht täuschen können, daß auch er seine Schwächen hat, die die Nachwelt gewiß erkennen wird.

In anderer Weise auffallend ist Tieck's Urtheil über Iffland's „Jäger", die er ein „echt deutsches" Drama nennt, ein insofern unverdächtiges Urtheil, wenn man sich erinnert, wie geringschätzig sonst Tieck von Iffland und Kotzebue dachte und in welche Streitigkeiten er mit dem Erstern verflochten wurde. Und in der That, mag man auch Beider Stücke vom Standpunkt der höhern Aesthetik verwerfen, so wird man sie doch als Grademesser der sittlichen und geistigen Bildung der deutschen Bourgeoisie damaliger Zeit gelten lassen müssen. Wollte uns die Nachwelt nur nach Schiller's und Goethe's idealen Dramen beurtheilen, so würde sie von uns viel vortheilhafter denken, als wir verdienen; denn es gibt unter den Deutschen unendlich mehr Rochus Pumpernickel als Egmonts und Torquato Tassos. Von den neuern Dichtern stellte Tieck Immermann sehr hoch; seinen „Münchhausen" nannte er den besten Roman unserer neuesten Literatur; auch im humoristischen Theile desselben fand er Vieles vortrefflich und von der höchsten Wirkung. Platen dagegen ließ ihn kalt; in so vortrefflich gebauten, aber so anspruchsvollen Versen vermisse man den tiefern Inhalt am ersten. Von Heine sagte er, das Beste, was dieser geben könne, sei nichts Neues, es seien Nachklänge Goethe's in einzelnen seiner Lieder, und er fügte dann hinzu: „Aber sonst, welche Suffisance und gemeine Ironie! Und welche Eintönigkeit! Es ist immer wieder das alte Lied!" In Byron erkennt Tieck, und wie es uns scheint mit Recht, den „Urvater unsers ganzen eiteln modernen Poetenthums", nur daß, was bei dem Lord doch immer einen Anstrich von Größe hatte, bei seinen deutschen Nachahmern eigentlich komisch wird. Die modernen vielbändigen Romane waren für Tieck eine unerquickliche Lectüre, und er bemerkt dann weiter:

Die Barbarei unserer Zeit ist überhaupt groß, Sinn und Verständniß für die echte reine Kunstform ist verloren gegangen, nur das Massenhafte und Rohe gefällt. Die ältere Literatur lernt man erst durch wiederholtes Lesen kennen, die jüngere verliert dadurch und wird zuletzt ganz unerträglich. Hier ist alles Prätension, und was schon längst besser gesagt worden ist, glauben die Verfasser zuerst auszusprechen.

Indeß diese jüngern Autoren können sich, wenn sie überhaupt des Trostes bedürfen, damit trösten, daß Tieck selbst seiner Zeit noch schlimmere Urtheile erfuhr, namentlich in der „Allgemeinen deutschen Bibliothek". Doch waren Tieck's Recensenten meist literarisch sehr wenig bedeutende Leute, z. B. der Hofrath Pockels in Braunschweig, der Rector Schilling in Verden, der Diakonus Fleischmann in Tübingen u. A. Garlieb Merkel machte in seinen „Briefen an ein Frauenzimmer über die wichtigsten Producte der schönen Literatur" seiner Galle in folgendem Erguſſe Luft: „Tieck ist ein Mensch, der sich, wie manches Insekt, durch Stechen bemerkbar zu machen sucht; er travestirt Shakspeare und verzerrt ihn im Hohlspiegel der Armseligkeit; er ist schwachen Geistes; seine poetische Kühnheit ist Wahnsinn und Unverschämtheit; er verfällt in Schülerstreiche; er überbietet allen Menschenverstand; die «Genoveva» ist ein Pfuschwerk und eine Vogelscheuche" u. s. w. Dieser Garlieb Merkel hat dann später in den „Halleschen Jahrbüchern" und andern Journalen mehrfache Incarnationen erlebt — Garlieb Merkel ist in Deutschland unsterblich.

Zu Köpke's eben besprochenem biographischen Werke über Tieck sind „Ludwig Tieck's nachgelassene Schriften" gewissermaßen als Supplement zu betrachten. Unter diesen Reliquien, die wir mit Dank entgegennehmen, ist die dramatische Abtheilung am reichhaltigsten ausgefallen. Eins der interessantesten Stücke dieser Abtheilung ist die dramatische Phantasie „Die Sommernacht", die Tieck noch als Schüler des Werderschen Gymnasiums 1789 dichtete und auf die er noch später einen gewissen Werth legte, sodaß er sie manchmal in vertrauten Kreisen vorlas. Eine andere Feder hat über diese liebliche, phantasiereiche Dichtung, die dem Talente eines so jungen Menschen alle Ehre macht, schon nach der 1854 erschienenen Sonderausgabe berichtet (Nr. 8, 1854), auch haben wir gelegentlich erwähnt, daß eine englische Dame sie würdig gefunden hat zu übersetzen und ihre englische Bearbeitung durch das „Athenaeum" zu veröffentlichen. Hierauf folgt das dramatische Märchen „Das Reh", ebenfalls eine Jugendarbeit aus dem Jahre 1790, in welchem die ersten Grundzüge des spätern musikalischen Märchens von 1800: „Das Ungeheuer und der verzauberte Wald", leicht wiederzuerkennen sind. In diesem jugendlichen Versuch tritt, wie der Herausgeber in der Vorrede hervorhebt, schon eine andere Seite von Tieck's Eigenthümlichkeit hervor, indem sich darin das Phantastische und Märchenhafte mit dem Humoristischen verbindet. Die Verse sind, wenn man das jugendliche Alter des Dichters bedenkt, von wunderbar leichtem Bau, obschon es dem Dichter auf ein paar Füße mehr oder weniger dabei nicht ankommt. Hier eine Probe. Prospero sagt:

Es zürnen mir die Götter, denn so düster
Hing nie der Himmel noch auf dieses Reich herab.
Sieh', wie die ganze Flur verlassen steht von Menschen;
Kein Gräschen wagt sich aufzurichten, grause Stille
Ist auf den donnergleichen Sturm gefolgt.
Ein Schwefeldampf erfüllt die ganze Luft,
Das Laub der Bäume, das am Morgen noch
In frischem Grüne prangte, hängt verdorrt

Und ſchwarz zur Erde. Welkten nicht der Wieſe Blumen? O Götter, wendet von uns euren Zorn!

Ein Product kecken jugendlichen Uebermuths iſt das phantaſtiſche Puppenſpiel „Hanswurſt als Emigrant", welches nicht Tieck, ſondern der Herausgeber ſo genannt hat. Es iſt aus einzelnen, mit flüchtiger Eile geſchriebenen Blättern hergeſtellt, und die Anſpielungen auf den Sturz der Schreckensherrſchaft in Frankreich, die Erwähnung der „Horen" und einiger Tagesvorfälle beweiſen, daß es nicht vor 1795, am wahrſcheinlichſten aber in dieſem Jahre ſelbſt geſchrieben iſt. Der Herausgeber vermuthet, daß es zu jenen kühnen und muthwilligen Spielen gehört haben wird, welche Tieck um dieſe Zeit improviſirte und deren Darſtellung er im Kreiſe ſeiner Geſchwiſter und Freunde in ſeiner Sommerwohnung, auf dem ſogenannten Mollard'ſchen Weinberge bei Berlin, leitete. Tieck ſteht hier, namentlich als Humoriſt, bereits auf einer viel höhern Stufe der Ausbildung; ſein Witz hat mehr Inhalt und Schärfe. Hier nur eine kleine Probe. Hanswurſt kommt in den Gaſthof des Herrn Ubaldo und verſichert, direct aus Frankreich zu kommen. Er habe dort die Jakobiner geſtürzt, wolle nun den Polen ſo recht nach ſeinem Sinne eine Conſtitution geben und reiſe im Vorbeigehen nach Berlin. „Ich bringe dem Oberconſiſtorialrath Hermes neue Religionsartikel mit", ſagt er, „er hat ſich vor ein paar Jahren den Glauben bei mir ausbeſſern laſſen." Hanswurſt kündigt ſich dem Gaſtwirth nun als den Prinzen Artois an und verlangt nacheinander Schnepfen, ein Gericht Nachtigallenzungen, ein Gericht von dem ſeltenen Fiſch, den die Römer Rhombus nannten, in Zucker eingemachte Canarienvögel und gebratene Kolibris. Das Alles hat der Wirth natürlich nicht. Dafür bietet er dem hohen Reiſenden ein Glas Wein, Chocolade, Kaffee u. ſ. w. an, was Alles der Hanswurſt, der natürlich keinen Deut in der Taſche hat, unter Angabe gewiſſer Gründe ausſchlägt, um nun ſelbſt hineinzugehen und ſich ein Glas Waſſer zu holen. Ubaldo ruft ihm nach: „Die Fürſten ſind doch curioſe Herren! Wenn man's gedruckt lieſt, ſollte man manchmal Wunder meinen, wie ſich's ausnehmen müßte, und ſehen halt ein bischen aus wie die Narren. Juſt wie unſereiner!" Hanswurſt kommt wieder heraus, fluchend darüber, daß man hier für ſein ſchönes Geld nicht einmal ein ordentliches Glas Waſſer haben könne. Der Wirth lacht. Hanswurſt: „Was lachſt du? He! worüber? Zweifelſt du vielleicht an meinem Fürſtenſtand, daß du dich unterſtehſt zu lachen?" Ubaldo: „Halten's zu Gnaden, kommen mir ſo'n wenig närriſch vor." Hanswurſt: „Das iſt ein Beweis, daß ich von fürſtlichem Blute entſproſſen bin! Und du kommſt mir vor wie ein Eſel, ein Zeichen, daß du zum Unterthanen gemacht biſt." Ubaldo: „Allzu viel Gnade!"

Noch genialern und kühnern Humors iſt das Fragment „Anti-Fauſt", welches Tieck auch ſpäter in heitern Stunden vorzuleſen pflegte. Es entſtand 1801 und war durch die perſönlichen Angriffe und Verunglimpfungen veranlaßt, die auch Tieck in dem erbitterten literariſchen Kampfe hatte erfahren müſſen, in welchen die Schlegel und ihre Freunde mit den altgläubigen, moraliſirenden Dichtern und Kritikern verwickelt worden waren. Ueber die „Neue deutſche Bibliothek", die „Jenaiſche Literaturzeitung", Wieland's „Neuen deutſchen Merkur", über Nicolai, Kotzebue, Iffland, Soltau, den Ueberſetzer des „Don Quixote", Falk den Satiriker, Böttiger und Garlieb Merkel ergeht hier ein Ariſtophaniſches Gericht in Tieck's beſter und verwegenſter humoriſtiſcher Manier.

Hieran ſchließt ſich das dramatiſche Fragment „Meluſine" aus dem Jahre 1807, eine Reihe lyriſcher, weniger durch Inhalt als durch muſikaliſchen Wohllaut ausgezeichneter Gedichte, die der Zeit angehören, wo bei Tieck das Lied (um uns der Worte des Herausgebers zu bedienen) „noch der volle Wiederhall einer dichteriſchen Begeiſterung und Naturtrunkenheit war", mehre Paramythien in Herder'ſcher Weiſe, zwei Oſſianiſche Geſänge und ein im Kraftſtile der Sturm- und Drangperiode gehaltenes Bruchſtück „Ryno", welche Beſtandtheile des von F. Rambach edirten Schauerromans „Die eiſerne Maske" bildeten, an dem, wie wir ſchon im erſten Artikel mittheilten, der jugendliche Tieck das Meiſte gearbeitet hat; dann ein Bruchſtück der Märchennovelle „Hütten-Meiſter", welches der Periode der Novellendichtung angehört und jedenfalls noch vor 1841 geſchrieben iſt. Ueber Plan und Tendenz, welche Tieck bei dieſer Dichtung vor Augen hatte, enthält die Vorrede intereſſante Andeutungen.

Am beachtenswertheſten in dieſem literariſchen Nachlaß iſt die Abtheilung „Kritiſches", welche den bei weitem größten Theil des zweiten Bandes bildet. In dem Aufſatze „Bemerkungen über Parteilichkeit, Dummheit und Bosheit" ſpricht Tieck in gerader und ſcharfer Polemik aus, was im „Anti-Fauſt" im Gewande humoriſtiſchen Scherzes auftritt. In der Mitte iſt ein Blatt und ein nicht unbedeutender Theil am Schluſſe verloren gegangen. Ueberhaupt iſt dieſe Antikritik und Selbſtvertheidigung, die als hiſtoriſches Actenſtück zur Geſchichte der literariſchen Fehden jener Tage von Bedeutung iſt, niemals veröffentlicht worden. Tieck war zwar reizbar und empfindlich, aber auch ein Mann von großer Weltklugheit; er ſah noch zu rechter Zeit ein, daß bei ſolchen Zänkereien auch für Den, der das gute Recht auf ſeiner Seite hat, in der Regel nicht viel heraus kommt, oder daß das Hin- und Herreden ins Endloſe ſich auszuſpinnen droht, den Streitenden nicht zum Vergnügen, höchſtens dem Publicum zum ſchadenfrohen Amuſement. Er ließ daher dieſe auch gegen Iffland und Beck's Luſtſpiel „Das Camäleon" gerichtete literariſche Streitſchrift ungedruckt und verlegte ſeine Polemik am liebſten in ſeine Productionen, wodurch er ſie auf der niedrigen Sphäre des Scandals in eine höhere Region erhob, ohne daß ſie dadurch an beißender Schärfe und ſchlagender Wirkung verlor. Wir geſtatten uns nur einige Stellen aus dieſem polemiſchen Aufſatze hier mitzutheilen, die auf die gegenwärtigen Zuſtände noch ebenſo gut paſſen wie auf die im Jahre 1800:

Gäbe es eine deutsche Nation, die in ihren bessern Mitgliedern einen Zusammenhang bildete, ja gäbe es nur ein Corps von halbgebildeten Lesern, die guten Willen hätten und bei denen man eine gewisse Masse von Kenntnissen und Ideen voraussetzen könnte, so würde sich der Ton bald von selbst geben, in dem mit dieser achtungswürdigen Versammlung gesprochen werden müßte. Da aber in der That die blindeste Anarchie herrscht, da jetzt Künstler und gebildete Menschen im schneidendsten Contraste mit der Menge stehen, da jetzt alle Leidenschaften und die verschiedenartigsten Interessen sich durchkreuzen und verwirren, so kann unmöglich, wenn von diesen Albernheiten, Widersprüchen, Unvernünftigkeiten, die sich dadurch erzeugen, die Rede ist, mit höflicher Verbeugung gesprochen werden. . . . Daher geschieht es auch jetzt, daß so wenige Beurtheilungen etwas wirken können, weil sie bei dem vielfachen Interesse, bei den mannichfaltigen Parteien, bei dem Mangel an Unbefangenheit (und weil es fast Keinem auf die Untersuchung, sondern nur darauf ankommt, den oder jenen Satz bestätigt zu finden, der ihm ausgemacht ist, ohne zu wissen warum) keinen Boden finden, wo sie ungestört Wurzel fassen könnten. Daher hat es noch keine Zeit gegeben, in der so viele unbefugte Richter in Sachen der Kunst und Philosophie aufgetreten sind, weil auch die Unwissendsten fest darauf rechnen können, in der Confusion durchzuschlüpfen oder gar, wenn sie sich der empörten Menge anschließen, Beifall zu finden. Darum, wenn die jetzige Kritik nicht bald ihr Ende findet, wird in kurzem Alles auf Selbstrecensionen hinauslaufen müssen, und wie man sich da oft ohne Selbstklob wird herauswickeln können, bin ich nicht im Stande einzusehen.

Wir bemerken hierbei, daß Selbstrecensionen in Deutschland viel häufiger geschrieben werden, als man glaubt; nur lassen kluge Leute sie unter fremder Flagge in den Kanal irgendeiner befreundeten Zeitung, namentlich in Correspondenzform, laufen. Diese Industrie wird von Manchen außerordentlich geschickt betrieben, und bisweilen kommen solche Zumuthungen an deutsche Redactionen bis von Paris oder sonst woher aus weiter Ferne, während der Autor, den man herausstreicht, mitten in Deutschland lebt.

Ein höchst schätzbares Tieck'sches Nachlaßstück, womit uns R. Köpke hier bekannt macht, sind die Entwürfe zu dem großen Werke über Shakspeare, mit dessen Gedanken und Plan sich Tieck sein Lebelang trug, ohne es über Entwürfe und Ansätze dazu hinauszubringen. Köpke sagt im Vorwort:

Die vier ersten Nummern bilden in gewissem Sinne ein zusammenhängendes Ganze. Sie geben ein ungefähres Bild davon, wie Tieck in verschiedenen Abschnitten seines Lebens das Buch über Shakspeare behandeln wollte. Am bedeutendsten ist das erste Stück; es sind zwei Capitel der Einleitung. Hier hatte er wirklich Hand ans Werk gelegt und seinen leitenden Grundgedanken die Form gegeben, welche sie behalten sollten. Dafür spricht das klar und reinlich geschriebene Manuscript; es scheint unmittelbar für den Druck bestimmt. Ohne Zweifel ist es nach der englischen Reise und vor der Mitte der zwanziger Jahre abgefaßt. Darauf weist auch die gelegentliche Erwähnung Friedrich's von Raumer hin, dessen „Geschichte der Hohenstaufen" er im Manuscripte gelesen hatte; ihr Einfluß ist unverkennbar.

Aus einer frühern Zeit sind zwei Entwürfe, die in abgerissenen Notizen den Weg andeuten, welchen Tieck einzuschlagen gedachte. Sie mögen bereits um 1800 niedergeschrieben sein und lassen, mit den beiden Capiteln der Einleitung zusammengehalten, erkennen, wie umfassend Tieck das Werk angelegt hatte. Bei dieser Weitschichtigkeit des Plans kann man sich kaum wundern, wenn es nicht zur Vollendung, ja kaum zur ersten Handanlegung kam. Die verschiedenen Notizen eröffnen übrigens einen Blick in die Art und Weise, wie Tieck arbeitete, und enthalten manche treffende Andeutungen, z. B.:

Alle komischen Charaktere haben eine gewisse Erhabenheit, Laune, die sie über die äußern Verhältnisse hinwegsetzt. Der Zuschauer wird dadurch nicht an die physischen Bedürfnisse, an die Beschränktheit der Lagen des Lebens erinnert.

Ferner die über Goethe:

Die wunderbarste Erscheinung der neuern Zeit. . . . Nicht Manierist, sondern echter Dichter; vereinigt Alles in sich. Man könnte sagen, seine Bildung, sein fortschreitendes Genie hat mit seiner innern Vollendung, seiner Aufklärung gleichen Schritt gehalten. Seine poetische Bildung war der Weg, sich selbst aufzuklären. . . . Allenthalben wird man einen gewissen eigensinnigen, genievollen Humor gewahr. Der Stoff drängt sich ihm nicht allein mannichfaltig zu, sondern auch in den mannichfaltigsten Formen. Er erfüllt das Gesetz unter den Neuern am deutlichsten, daß der Stoff den Dichter immer auf eine eigene Art begeistern müsse.

Außerdem hat uns R. Köpke das Bruchstück eines Commentars zu „Richard II." und eine Analyse des Charakters der Lady Macbeth mitgetheilt. Die letztere beruht wol nur auf einer Tieck'schen Grille, auf seiner Sucht (nach Gedike's Ausdruck), „immer etwas Apartes haben zu wollen". Man kann Lady Macbeth in ihrem ehrgeizigen Streben wol groß und furchtbar finden, aber Tieck legt ihr auch die Attribute ursprünglicher Weichheit, Schwäche und Liebenswürdigkeit bei. Dies scheint uns ebenso schief zu sein, als wenn neuere Kritiker in Shylock gewissermaßen einen „Reformjuden" und in Shakspeare einen Advocaten der Judenemancipation erkennen wollen. Trotz solcher vereinzelten Grillen hat aber Tieck ohne Zweifel für die richtigere Erkenntniß und Würdigung Shakspeare's Großes gethan, und gewiß bemerkt Köpke mit Recht:

In eine ernste Erwägung wird die Frage zu ziehen sein, wie es ohne Tieck's Verdienst um Shakspeare, ohne seine Anregung und sein Beispiel mit Denen stehen würde, welche sich heutigen Tags so viel weiser dünken als er. Dem Epigonen wird es freilich leicht, breite Schritte auf dem Wege zu machen, den die Kraft des Ahnen erst bahnen mußte.

Diese vier Bände biographischer Mittheilungen über Tieck und seiner nachgelassenen Schriften haben uns so reichlichen Stoff geliefert, daß wir, um den Raum d. Bl. nicht ungebührlich in Anspruch zu nehmen, uns leider versagen müssen, auf die dritte Schrift, die literarhistorische Skizze von J. L. Hoffmann über Ludwig Tieck, hier näher einzugehen. Wir müßten uns zu diesem Zwecke selbst in eine ausführliche kritische Würdigung der Tieck'schen Dichtungen einlassen, was aber nicht in der Absicht und dem Plane dieses Aufsatzes liegt. Hoffmann gibt eine liebevolle Analyse des Entwickelungsgangs Tieck's — soweit dies vor dem Erscheinen der Köpke'schen Publicationen möglich war — wie seiner einzelnen Phasen und Dichtungen, und wir glauben, daß er damit den Verehrern und Freunden Tieck's eine Gabe bietet, die von

Digitized by Google

ihnen mit Dank aufgenommen werden wird. Der Verfasser ist der Ansicht, daß mit Tieck „einer der Geistesfürsten von uns gegangen, der letzte Sohn einer schöpferischen Zeit, auf welche wir Spätgeborenen mit Pietät zurückblicken sollten"; er fragt: „Wo sind aus den zungenfertigen Kritikern die Dichter geworden, die mit einem Tieck in die Schranken zu treten die Kraft hätten?"; er ist der trostlosen Ueberzeugung, daß nach der „Rosenzeit", die mit Goethe und Schiller dahingegangen, und nach dem „Spätsommer der Romantik voll prächtiger, farbenreicher Georginen" kein neuer Lenz der Poesie mehr zu erwarten sei, und er fährt dann fort:

Die Welt hat sich verändert; Sorgen um das Nothwendige, Ringen für die nackte Existenz, Streben nach Verbesserung der öffentlichen Zustände, Ausbeuten der Wissenschaft für praktische Zwecke hat neben Uebersättigung an den schönen Spielen des Geistes und Herzens hier die Genußfähigkeit und dort die Schöpferkraft schon bei der Jugend gelähmt. Ihre Ideale sind längst zerronnen, ehe des Lebens Mitte heranrückte; Klugheit, ja Altklugheit, die sich größer dünkt, wenn sie die Meister meistert, ist an die Stelle der Begeisterung getreten; der Farbenschmelz ist von den Flügeln des Schmetterlings gestreift, und der Regen drückt nun den Falter zusammen, der sich ehedem lustig über Blumen wiegte. So wollen wir denn in unserm unpoetischen Zeitalter, das doch wieder auf andern Gebieten des Geistes und Lebens hinter keinem andern der Weltgeschichte zurücksteht, damit der Sinn für Poesie nicht absterbe, vorerst die Hochachtung und Liebe zu unsern hingeschiedenen Dichtern festhalten, unbeirrt durch die Machtsprüche einer überweisen Kritik, die das Gute verschmäht, weil es nicht das Beste ist.

Ein Geständniß Tieck's über sich selbst, als sein Wesen besonders ans Licht stellend, möge hier noch seine Stelle finden. Tieck schrieb einmal an seinen Freund Solger:

Irgendetwas ist immer in Deutschland an der Tagesordnung, das leere Form, geistlose Methode und übertriebene Einseitigkeit wird, und immer sehen wir einige von den Besten eifrig theilnehmen und sich verblenden, und dieselbe Nation, die für Viel- und Allseitigkeit schwärmt, kann immer vor irgendeiner neuen Verblendung nicht zur Besinnung kommen. Bei meiner Lust am Neuen, Seltsamen, Tiefsinnigen, Mystischen und allem Wunderlichen lag auch stets in meiner Seele eine Lust am Zweifel und der kühlen Gewöhnlichkeit und ein Ekel meines Herzens, mich freiwillig berauschen zu lassen, der mich immer von diesen Fieberkrankheiten zurückgehalten, sodaß ich (seit ich mich besonnen) weder an Revolution, Philanthropie, Pestalozzi, Kantianismus, Fichtianismus noch Naturphilosophie als letztes einziges Wahrheitssystem gläubig habe in diesen Formen untergehen können.

Freilich verfiel Tieck auf diesem Sonderwege auch in mancherlei Irrthümer, die, wenn wir die Resultate seines Lebens und Wirkens zusammenfassen, sich an ihm selbst am härtesten bestraft haben, denn die Consequenzen, die man aus diesen Irrthümern zog, richteten sich, selbst in seiner engern Häuslichkeit, gegen ihn fast gespensterhaft in die Höhe und schreckten und erschütterten ihn nicht wenig. Er, der die unbedingte Selbstherrlichkeit des Genies und die Alleinberechtigung der Poesie um der Poesie willen proclamirt hatte, mußte zuletzt erleben, wie jedes geringfügigste Individuum auf seine Selbstherrlichkeit zu pochen anfing und wie seine ausschließlich literarisch-artistischen Tendenzen den ebenso ausschließlichen Tendenzen politischer und socialistischer Parteien und der Nützlichkeitstendenz das Feld räumen mußten. Wir wissen nicht, was er darunter gelitten hat, denn er war Manns genug, seine Beängstigungen unter dem Gleichmaß einer heitern Ruhe zu verbergen oder sie mit der Gewalt seiner Ironie niederzukämpfen. Jedenfalls war sein Leben und Wirken ein ebenso lehr- und inhaltreiches als eigenthümliches, dem wir in dieser Art kein zweites an die Seite zu stellen wüßten.

Hermann Marggraff.

Ein episches Kleeblatt.

(Beschluß aus Nr. 6.)

Nr. 2. Auch bei Katharina Diez haben wir es jedenfalls mit einem bedeutenden Talente zu thun. Sie hebt sich mit diesem epischen Gedicht hoch über die moderne Damenliteratur; sie hat unsers Wissens eine einzige Rivalin, die sich mit ihr messen kann, wir meinen Anna Löhn, die in ihrem Epos „Giovanna" unlängst eine beinahe männliche Kraft, eine plastische Naturanschauung entfaltet hat; dagegen zeigt Katharina Diez ein tieferes poetisches Gemüth, reinern Geschmack und übertrifft auch die Löhn hinsichtlich der Form unbedingt durch ihren schönen, ungemein lieblich fließenden Vers. Schon die in sehr gewandter Prosa geschriebene Vorrede beweist, daß sie die Sprache in einem Maße beherrsche wie wenige Damenfedern. Zum Belege dieses Ausspruchs diene die schöne Anfangsstrophe des zweiten Gesangs:

Kennt ihr die zarten, luftigen Gebilde,
Die unsern Schlummer leisen Schritts umschweben?
Die freundlich bald, bald düster und bald milde
Ein magisch Band um uns're Sinne weben?
Die wie mit Geisterhänden uns berühren?
In unbekannte, weit entleg'ne Räume
Mit undankbarem Zauber uns entführen? —
Gesellen sind's der Nacht, sie heißen Träume.

Es ist nicht in Abrede zu stellen, daß die Verfasserin manchmal zu lyrisch wird, ja sich sogar dabei gewissen Mustern gefangen gibt, wie z. B. S. 210 die Diction stark an Byron mahnt; der Leser söhnt sich jedoch hierüber mit der Verfasserin gern aus, denn die ganze umfangreiche Dichtung überweht der zarteste Hauch eines sittlich geadelten weiblichen Herzens. Die poetische Grundstimmung wird ununterbrochen festgehalten, heutzutage etwas Seltenes, das wir der Verfasserin hoch anrechnen. Die Dichtung ist reich an einzelnen schönen Abschnitten; wir wollen einige derselben dem Leser zur leichtern Orientirung des starken Bandes wenigstens durch Angabe der Seitenzahlen namhaft machen: Die Entgegnung Juda's auf Joseph's Vorwurf über der Brüder sinnenberauschendes Leben, S. 22—24; Joseph's Naturschilderung im dritten Gesang, S. 49—53; das düster erhabene Wüstenbild, zu welchem der den Joseph in der Cisterne suchende Ruben die beste Staffage abgibt, S. 83—85; Benjamin, S. 87; die verführerischen Worte der Ritetis Potiphar: „Laß uns geh'n im stillen Garten" u. s. w., S. 113. Ausgezeichnet zart und verlockend sind die Schmeichellaute dieses liebebedürftigen Weibes:

Ritetis zu Joseph.

O, wenn Sterne, Lieder, Düfte
Die mein süßes Leid nicht sagen,
Wenn verweh'n die Abendlüfte
Meines Herzens leises Fragen;

O, dann schau' ins Auge mir —
Sieh' die Rosen meiner Wangen,
Sagt mein feuchter Blick es dir
Nicht, wofür sie blüh'n und prangen?

Nicht minder schön ist die Beschreibung Potiphar's, ihre eigenen Reize im Spiegel betrachtend, S. 120; Joseph's Anblick dieser Scene, S. 125—127; die Stelle: „Wohl redet Gottes Geist in der Natur" u. s. w., S. 141. Ferner S. 234: „Leite meine Hand und laß uns geh'n" u. s. w., als Benjamin den alten Vater führt; und endlich die treffliche Schilderung des Wiedersehens in Aegypten; sie ist so reinmenschlich schön, daß wir uns nicht versagen können, sie hier wiederzugeben, in der festen Ueberzeugung, unsere Leser werden uns dafür dankbar sein:

O noch zaghaft ist des Mundes Laut,
Das selige Geheimniß auszusprechen,
In Thränen wagt es erst hervorzubrechen —
Er steht und weint — und weint so laut, so laut!
Daß draußen man es hört, wie seiner Brust
Entrauscht der Strom der reinsten Erdenlust.
Ausstarren ihn die Brüder, bang beklommen,
Sie wissen's nicht, was über sie gekommen,
So süß, so schwer wie ein Gewittersegen
Durchrieselt sie des Fremden Thränenregen.
Doch Joseph faßt sich jetzt — und liebend ruht er
Im sel'gen Anschau'n einen Augenblick,
Im stillen Zittern vor dem nahen Glück,
Dann spricht er: Ich bin Joseph, euer Bruder! —
Sanft war der Laut, der diese Worte sprach,
Und dennoch — wie ein jäher Donnerschlag
Fiel er erschreckend in das Herz der Brüder,
Daß sie betäubt zu Boden stürzen nieder!
Er rauschet über sie wie ein Gericht —
Als ob Jehovah's Engel sie erschlagen,
So schrecket sie des Bruders Angesicht.
Sie können nicht der Liebe Blick ertragen,
Der strafender in seiner hohen Milde
Als wie der strenge Zorn die Sünder trifft,
Wie eine göttlich glüh'nde Flammenschrift.
Nicht mehr geborgen sind sie unterm Schilde
Der Unschuld, der vor ihm sie stark gemacht.
Er ist's, der Bruder! Ha, der einst Gehöhnte,
Wie steht vor ihnen jetzt der Gottgekrönte,
Umstrahlt von himmlischer und ird'scher Pracht,
Wie Christus stand, als er die Finsterniß
Des Todes stark und siegeshell zerriß! —
Doch Joseph eilt sie liebend aufzurichten —
Er trauert, daß er mußte sie vernichten —
Und warm und bittend spricht er: Tretet doch
Zu mir heran, sagt, lebt mein Vater noch? —
O, sprecht' o, kommt! was kümmert euch so sehr?
Ist doch kein Haß, kein Zwist, nicht Trennung mehr,
Wir haben wieder, wieder uns gefunden,
Sind schöner, inniger als sonst verbunden!
Nicht ihr, Gott selber hatte mich verbannt,
Hierher gesendet in des Fremden Land,
Damit ich euer Leben jetzt errette
Und sanft und weich den alten Vater bette
O hört' o bebet euer Angesicht'
Ich bin es! euer Joseph, der so spricht.
Sie aber bleiben stumm am Boden liegen,
Als ob kein Leben mehr in ihnen sei. —
Doch wie der Lerche Frühlingstriller fliegen,
Klingt plötzlich sich ein heller Freudenschrei
Empor! — ein Klang voll sel'ger Himmelsluft
Und Benjamin fliegt an des Bruders Brust!
So stürzt mit glühend ungestümer Macht
Der junge Bach sich aus dem Felsenschacht
Und überströmt mit reichem Liebesthau
Die süße, lang ersehnte Blumenau.
Und Joseph endlich, endlich fühlt entzückt
Des Lieblings Herz an seinem Herzen klopfen;
Die Brüder stehen Brust an Brust gedrückt,
Und ihre Thränen ineinander tropfen.
Mein Benjamin! — Mein Joseph! — diese Laute,
Sie flüstern zwischen ihnen hin und her,
Und Einer in des Andern Auge schaute
Wie in ein unergründlich Freudenmeer! u. s. w.

Die Verfasserin ist übrigens durch ihre frühern Werke: „Dichtungen nach dem Alten Testament" und „Neue Märchen aus Wald, Feld und Wiese", dem Publicum bereits vortheilhaft bekannt. Wenn sie sich in der Zukunft vor zu großer Breite bei der Behandlung des Stoffs hütet, so glauben wir ihr künftig das Prädicat wenn nicht der ersten, doch einer der ersten aller lebenden deutschen Dichterinnen ertheilen zu können.

„Hermanfried" von L. Ißleib (Nr. 3) ist dagegen ein schwächeres Product. Den Grund dieses Ausspruchs glauben wir mehr aus dem Stoffe selbst als aus der Individualität des Dichters schöpfen zu müssen. Hermanfried eignet sich nämlich, unserer Meinung nach, viel mehr für dramatische als für epische Bearbeitung. Die stolze Amalberga allein müßte bei schwankender Wahl den Ausschlag geben — in diesem Weibe steckt eine große Portion Lady Macbeth; ihr fortwährendes Intriguiren gegen Hermanfried's Brüder, Berthar's und Balderich's Tod, die Auftritte zwischen der herrschsüchtigen Frau und dem König, die Reibung zwischen Christenthum und Heidenthum, dies Alles hat einen dramatischen Charakter. Wenn jene Dichter, die Versuche machten, Hermanfried auf die Bühne zu bringen, damit scheiterten, so beweist dies nicht das Undramatische des Stoffs, sondern nur, daß jene Herren dieser Aufgabe nicht gewachsen waren. Der Verfasser scheint jedoch vorschnell daraus den Schluß gezogen zu haben, Hermanfried müsse episch behandelt werden. Es gehört allein schon ein feiner Takt dazu, für größere Stoffe die richtige Form zu finden; es wird dagegen von modernen Poeten so viel gesündigt, daß die alten feinfühligen Hellenen die Köpfe bedenklich schütteln würden, wenn sie aus ihren Sarkophagen das Thun und Treiben unserer Zeitgenossen überblicken könnten. Bei historischen Stoffen muß in dieser Beziehung mit der größten Gewissenhaftigkeit zuwerke gegangen werden. Als Muster hierin kann man Schiller aufstellen, bei Goethe hat dagegen Alles mehr oder weniger den Charakter eines Naturproducts. Wir wollen den Verfasser des „Hermanfried" durch diese Bemerkungen nicht gänzlich von der poetischen Laufbahn zurückschrecken; er zeigt stellenweise Kraft und würdigen Ausdruck; einzelne Abtheilungen sind recht hübsch zu lesen, z. B. „Amalberga reizt Hermanfried gegen seine Brüder auf", S. 37; dann: „Berthar wird erschlagen", S. 43; ferner: „Amalberga", S. 50, und endlich: „Zwei Frauenherzen", S. 69.

Nr. 4. Ein Erstlingswerk des jungen Dichters Adolf Stern, dessen Name dem Publicum gewiß schon oft in Journalen zu Gesichte gekommen ist. Wie es überhaupt die Jugend in Allem nicht genau nimmt, so finden sich auch hier nicht blos Nachlässigkeiten im Versbau, sondern auch Verstöße gegen die Grammatik. Zu den erstern rechnen wir unschöne Wortklänge, z. B. S. 12: „die wie die", oder S. 113: „ein Wasser klar wie Quell"; zu den zweiten gehören die Verse: „Wiss', daß Johannen man versprochen — Mit einem Spanier, mit dem Graf", S. 105. Zu Gunsten des Verfassers können wir anführen, daß er die Wahl seiner Stoffe mit Glück getroffen habe. Die Mehrzahl dieser poetischen Erzählungen hat etwas Spannendes an sich, z. B.: „Die Strandräuber"; „Die Gründung von Zürich"; für die beste erklären wir „Jagello", die ein äußerst interessantes Sujet behandelt. Wir wollen den

Leſer in gedrängter Kürze damit bekannt machen. Der alte polniſche Graf Borotin, der ſich im Dienſte Sobieski's vor Wiens Mauern ausgezeichnet hat, gibt auf dem Schloß ſeiner Tochter Charlotta, der Braut des Grafen Sterzki, ein glänzendes Feſt. Als er Charlotta ein Hoch ausbringen will und den ſyriſchen Pokal, den er im Türkenlager erbeutet, gefüllt verlangt, läßt ihn ſein Kämmerling Jagello, deſſen Hand ein Tröpfchen glühendes Wachs vom Kronleuchter trifft, fallen. Borotin, den Lieblingsbecher in Splittern zu Füßen ſehend, gibt ſich dem wildeſten Zornausbruche hin und befiehlt den Dienern, Jagello mit 30 Geißelhieben zu züchtigen. Unter den rauſchenden Feſtlichkeiten denkt Niemand an den wundgeſchlagenen Jagello, der in ſeiner engen Hütte ohne alle Linderung ſchmachtet. Da öffnet ſich plötzlich die Thüre, Charlotta tritt ein, pflegt den Armen, beſchenkt ihn reichlich und verſchwindet ebenſo raſch, als ſie kam. So zauberiſch auch die Erſcheinung auf ihn wirkte, ſo widerſteht er doch nicht den Einflüſterungen ſeines Rachedämons; an Borotin denkend, ſtößt er die Worte aus: „Du aber wahr' dich, Woyowod!" Dies der Inhalt der erſten Abtheilung. In der zweiten ändert ſich die Scene. Der Winter iſt mit aller Macht hereingebrochen, und mit ihm Polens Gäſte, die Wölfe. Borotin befiehlt Jagello den Schlitten zurecht zu machen, um gegen Abend nach Sterzki's Schloß zu jagen. Jagello jubelt darüber, daß nun die Stunde der Rache ſchlägt. Er eilt hinaus, erlegt mit der Büchſe einen Hirſch und ſchleudert einzelne Stücke auf den Waldpfad, der in die Schlittenbahn mündet, um die Wölfe auf die Fährte zu locken. Er kehrt heim und putzt die Pferde, als ging es nun auch zu einem Freudenfeſte. Doch es erſtarrt ihm das Herzblut, als er inne wird, daß Charlotta, die unterdeſſen vom Hauſe Lelewel's zurückgekehrt iſt, den Vater im Schlitten begleite. Die Fahrt beginnt. Jagello ſieht und hört nichts mehr, er jagt die Pferde wie wahnſinnig hin, um die Geliebte zu retten. Doch ſchon iſt ein Rudel Wölfe hinterher, ſie holen den Schlitten ein — die Liebe ſiegt nun über den Rachedämon. Er wirft Borotin raſch Zügel und Peitſche zu, ſpringt ab und gibt ſich den Wölfen preis, um Charlotta zu retten — es gelingt; Schloß Sterzki iſt beinahe ſchon erreicht. Der junge Poet ſcheint dieſen für den Dichter recht dankbaren Stoff in einer polniſchen Originalnovelle gefunden zu haben; doch war er ihm nicht ganz gewachſen, namentlich hätten die Momente der Rachelust ſchöne Gelegenheit geboten, den Leſer tiefer in Jagello's Seele blicken zu laſſen. Einzelne Ausdrücke wirken ſtörend, z. B. „Jagello ſchwitzt". In der Schilderung der Wolfsſcene iſt dagegen dem Verfaſſer Manches gelungen. Ueberhaupt finden ſich hier und da im Buche ſchöne Einzelheiten, z. B. in „Aſtorga" die kurze, doch treffende Schilderung des Herbſtes oder die Schlußſtrophen des Gedichts über André Chénier, jenen unglücklichen Dichter, der die Guillotine beſteigen mußte und ihr todesverachtend entgegenging:

Stoßt an Gefährten! der letzte Trunk!
Die halten uns keinen Leichentrunk,
Keine Glocke klingt auf dem Wege uns heute,
So töne dafür dies Gläſergeläute! —
Im Kerker ſich das Sonnenlicht
An den Gläſern voll funkelnden Weines bricht;
Dem Dichter die Wangen ſich purpurn färben,
An der Mauer ſchlägt er den Becher in Scherben.

Somit hat alſo immerhin der junge Autor mit dieſem Erſtlingswerke ſeine Befähigung bewieſen, und es ſteht zu erwarten, daß er mit ſeinem zweiten gewiß einen Schritt vorwärts machen werde. Das elegant ausgeſtattete Büchlein eignet ſich beſonders zu Geſchenken für Damen.

Emanuel Raulf.

Notizen.

Amerikaniſche Romane.

Dürfte man den Werth einer Literatur nach der Menge der Romane abſchätzen, die für vornehme und nicht vornehme Müßiggänger und Müßiggängerinnen geſchrieben werden, ſo ſtände gegenwärtig die nordamerikaniſche Tagesliteratur mit den europäiſchen Literaturen ſo ziemlich auf gleicher Stufe. Die noch junge amerikaniſche Literatur verbringt ihre Jugendperiode ziemlich ſchlecht; denn während der auf bloße Unterhaltung abzweckende Situationsroman in der Regel ſich erſt dann einfindet, nachdem die höhern Gattungen der Poeſie es zur höchſten Blüte gebracht oder ſie bereits hinter ſich haben und dadurch der Ablauf einer beſtimmten Culturepoche angezeigt iſt, hat die amerikaniſche Literatur eigentlich ſofort mit dem Roman begonnen. Und zwar ſcheint ſeine claſſiſche Periode bis auf Weiteres bereits vorüber zu ſein; denn die claſſiſche Schreibweiſe Cooper's oder Waſhington Irving's findet man bei keinem der Spätern: der Beecher Stowe, der anonymen Wetherell, C. P. Thorpe, D. E. Southworth, Hawthorne, Hornbook, Ferry, Reid, Simms, Stephens, Tucker, Carey, Cooke, Benett und wie ſie Alle heißen mögen, deren Namen in der leipziger „Amerikaniſchen Bibliothek" paradiren. Das Londoner „Athenaeum" ſagt von dieſen Producten, auf Anlaß einiger neuern Romane, im Allgemeinen: „Gentile Langweiligkeit und zahmer Eifer von halb religiöſem Charakter waren im Allgemeinen die ſchlimmſten Fehler, die wir in unſern Recenſionen ihnen zum Vorwurf machen mußten. Es nahm uns gewiſſermaßen Wunder, wie bei dem höchſt unwahrſcheinlichen Gepräge der Charaktere und Begebenheiten es doch vernünftige Weſen geben könnte, die an ſolcher Lectüre ihre Erbauung finden. Einige Romane aus derſelben fruchtbaren Quelle, die eben vor uns liegen, gehören zu einer prätentiöſern Claſſe und ihre Sünden ſind von tieferer Farbe. Sollten ſie in unſer Land als Durchſchnittsproben eigentlicher amerikaniſcher Romanproduction kommen, oder ſollte ſich in ihnen ein auch nur annähernd ähnliches Gemälde der amerikaniſchen Geſellſchaft darſtellen, ſo könnten wir nur ſagen: Wehe der Nation, die in einem ſolchen Falle iſt. Was ſich dem Ausländer zuvörderſt und vornehmlich aufdrängt, iſt die Ueberzeugung von dem tiefwurzelnden Einfluß der franzöſiſchen Romane. Die Beſchreibung der Localitäten und Charaktere, die Geſprächsweiſe, die Gedankenentwickelung — in allem Dieſem zeigt ſich das ehrgeizige, raſtloſe Streben, wie Balzac, Dumas und E. Sue zu ſchreiben, zu ſprechen, zu denken und zu ſchildern. Die Wirkung iſt ſeltſam genug und erinnert an irgendeine Gruppe ferner Coloniſten, die ſich aus zweiter Hand in europäiſchen Staat werfen. Statt wahrer Individualität, die gänzlich fehlt, findet man nur falſche franzöſiſche Mode und Nachahmung franzöſiſchen Raffinements. Als nationalen Urſprungs zeigt ſich jedoch die Flunkerei in hinlänglichem Maße und zwar in der Vorliebe für Titel, in der Werthſchätzung von prahlhaften Spielereien und Bagatellen, ſchönen Kleidern, ſchönem Zimmerputz und franzöſiſcher Küche." Mit dieſer Schilderung, die auch auf ſehr viele moderne deutſche Romane paßt, iſt es namentlich auf den neuen in Philadelphia erſchienenen Roman „Helen Lesson" abgeſehen, der nach der Inhaltsangabe des „Athenaeum" auch allerdings ein ganz abſurdes Product ſein muß. Gelegentlich wird auch der Verfaſſer (oder die Verfaſſerin) darüber zurechtgewieſen, daß er einen engliſchen Baronet „My Lord" anreden läßt — ein Verſehen, das bei einem Deutſchen weniger als bei einem Amerikaner auffallen würde. Der Roman „Lily", vom Verfaſſer von „Busy moments of an idle woman" iſt nicht viel beſſer; edlern Geſchmacks und tiefern Inhalts iſt der Roman von S. A. Storey jun.: „Caste; a story of republican equality", der ſchon durch den Titel ſeine Tendenz ankündigt.

Deutsche Opponenten gegen England.

Schon seit längerer Zeit wird von deutschen Flüchtlingen und ausgewanderten deutschen Schriftstellern gegen die englische Verfassung wie überhaupt gegen die englische Nationalität förmlich systematisch Krieg geführt, und zwar nicht blos in mehren in Deutschland selbst erscheinenden Zeitungen, sondern auch unmittelbar unter den Augen der Briten, z. B. in dem „Londoner deutschen Journal". In ähnlicher Weise schmähen und toben sehr viele, wenn nicht die meisten deutschen in Nordamerika erscheinenden Blätter gegen alles nordamerikanische Wesen. Wir vermögen darin nur eine sehr unerfreuliche Thatsache zu erkennen, eine um so unerfreulichere, da die Deutschen in Paris und Petersburg sich einer solchen Opposition gegen französische oder russische Verhältnisse wohlweislich enthalten, sodaß die Ausländer daraus den Schluß ziehen könnten, daß der Deutsche sich schließlich doch in despotische Regierungsformen leichter als in liberale zurechtfinde oder nur da den Muth zur Opposition habe, wo Preßfreiheit und nationale Großherzigkeit ihm diesen Muth leicht machen. Wem diese fortgesetzten Angriffe auf die Nordamerikaner und Engländer wie ihre Verfassung zuletzt allein zugute kommen müssen, ist leicht einzusehen. Und nicht nur daß diese deutschen Opponenten, welche allen Verhältnissen ihren eigenen von Eigendünkel erfüllten Kopf aufsetzen möchten, die englische Verfassung, die englische Kirche, das englische Gerichtswesen — dessen schreiende Mängel wir ja gar nicht verkennen — als eine gänzlich abgenutzte Maschine, als ein Werk der Lüge und als ein Instrument des Despotismus hinstellen: sie schildern England auch in sittlicher Hinsicht als ein wahres Sodom und Gomorrha, das Anwartschaft darauf habe, nächstens unter einem Pech- und Schwefelregen unterzugehen. Die gröbsten Beschuldigungen werden nicht gespart. Das „Londoner deutsche Journal" behauptet, daß das englische Familienwesen durch die Vergnügungs- und Verschwendungssucht des englischen Weibes demoralisirt und die alte Tugend und Ehrlichkeit aus den Engländern gewichen sei, und beruft sich dabei auf Heine's Versicherung, daß die gütige Natur den Engländern Alles, was schön und lieblich sei, versagt und sie vielleicht nur „mit ledernen Porterschläuchen statt mit menschlichen Seelen" begabt habe. Ist etwa der „geniale" Heine der Mann, dessen Grundsätze geeignet wären, die Demoralisation aus den englischen Familien wieder fortzuschaffen und die Engländer zur alten Tugend und Ehrlichkeit wieder zurückzuführen? Und was muß ein Engländer von unserer Humanität, unserer Urbanität, ja unserm Verstande denken, wenn er in einem in London selbst erscheinenden deutschen Blatte lesen muß, daß er statt einer menschlichen Seele einen „ledernen Porterschlauch" in sich habe? Glücklicherweise hat der Engländer Humor, und er wird über diese Heinismen gerade so lächeln, wie er über die Späße des „Punch" lächelt. Vergessen wir nicht, daß schon Wilhelm Heinse in Betreff der Engländer die Bemerkung machte, sie seien trotz aller Unarten doch immer noch die ersten Menschen.

Idealismus und Realismus in der neuern französischen Poesie.

Theaterstücke können nur ausnahmsweise und nur insofern sie eine besondere literar- oder culturhistorische Bedeutung haben, darauf Anspruch machen, in diesen Blättern erwähnt zu werden. Zu diesen Ausnahmen gehört das jüngst im pariser Odéon aufgeführte und vom Publicum mit „extrême bravo" aufgenommene dreiactige Lustspiel „Peintres et bourgeois". Es ist von Henri Monnier, dem Autor des „M. Prudhomme", in Gemeinschaft mit Renn verfaßt und in Versen geschrieben. Die Hauptrolle spielen darin Raoul, ein Maler, seine Gattin und deren Schwester Eugenie, die selbst Künstlerin und Gattin eines Bankiers ist. Dieser Bankier und die Eltern der beiden jungen Frauen, Herr und Frau Coquardeau, vertreten die hausbackene, bornirte, platte Seite der Bourgeoisie, die Geldgier, den allem Idealismus feindlichen Materialismus. Inzwischen hat Raoul mit seinen Bildern großes Glück gemacht und sich ein hübsches Capital zurückgelegt, während der Bankier Unglück hat und auf dem Punkte ist zugrunde zu gehen, als Raoul großmüthig ihm mit seinem Erworbenen zu Hülfe kommt. Die „bourgeois" stehen nun beschämt und gedemüthigt vor dem Künstler. Dabei liegt eine Art Ironie darin, daß gerade die Geldseite der Kunst dazu dienen muß, diesen trockenen Philisterrespect vor der Kunst einzuflößen. Den Beifall, den das Stück trotz dieser sehr einfachen und wenigstens für uns Deutsche nicht sehr glaublichen Handlung errungen hat, erklärt sich daraus, daß es sehr glücklich durchgeführt und an schlagenden Pointen reich ist und zugleich einem im pariser Publicum verbreiteten Widerwillen gegen die gewöhnliche engherzige Bourgeoisie Vorschub leistet. In Deutschland, wo das Künstler- und Dichterdrama überhaupt und zwar, wunderbar genug, durch die Manoeuvres der gegen ihr eigenes Standesinteresse unaufhörlich arbeitenden Dichter und Schriftsteller selbst sehr in Miscredit gekommen ist, sind Stücke von dieser nobeln Tendenz gegenwärtig unvergleichlich seltener als in Frankreich. Doch fehlt es auch hier keineswegs an Dichtern, welche derselben materialistischen Richtung huldigen, wie z. B. die vielbesprochenen „Chants modernes" Maxime du Camp's beweisen. Im Gegensatz dazu hat Gustave d'Ardt, wie es scheint ein Pseudonymus, „Heures de loisir" herausgegeben. Der Verfasser ist selbst ein Industrieller, der die Zeit, welche ihm seine Contorarbeiten übriglassen, mit poetischen Erholungen ausfüllt. Ein Berichterstatter im „Athenaeum français" knüpft daran folgende Bemerkung: „Bei diesem Anlaß scheint es mir von ziemlichem Interesse zu untersuchen, ob die Industrie, die in letzter Zeit so pindarische Gesänge hervorgerufen hat, auch Denen als eine Muse erscheint, welche sie in der Nähe sehen und ihr dienen. Ich schlage das Bändchen auf und lese die Ueberschriften: «La mer», «Les forêts», «Les pélerins», «Les heures rêveuses», «A un amour sans lendemain», «Le chêne», «L'automne», «Regrets», «Sur un volume d'André Chénier» etc. Wie! Gustav Ardt besingt nicht den Dampf, die Eisenbahnen, das Räder- und Schraubenwerk? Er betet nicht den Jacquart-Apollo an, diesen neuen Apollo der Lyriker? Nein, nein! er feiert naiverweise alle jene ewigen Gegenstände, jene anmuthigen poetischen Themen, deren unendliche Variationen noch immer die jugendlichen Gemüther entzücken." Und er schließt: „Einst, wenn die Industrie, die schon soviel Eroberungen gemacht hat, die Huldigungen und den Weihrauch der ganzen literarischen Welt empfangen wird, wird vielleicht aus der industriellen Welt ein Platonischer Dichter hervorgehen, der zum tausendsten male Gott, den Menschen, die Natur besingt — Gegenstände, die von den lyrischen Dichtern immer besungen worden sind." H. M.

Bibliographie.

Buschmann, J. C. E., Der athapaskische Sprachstamm. Berlin, Dümmler. Gr. 4. 2 Thlr.

Hain, A., Gedichte. Edinburgh. 1855. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr.

Heermann, J., Heptalogus Christi oder die sieben Worte Christi am Kreuz, in sieben lehr- und trostreichen Predigten erklärt. Berlin, W. Schultze. 8. 9 Ngr.

Hirsch, R., Siesta. Zwei Theile. Pest, Geibel. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der letzte Janitschar. Aus den Denkwürdigkeiten eines Leibarztes des Chosrew Paschah. Wien, Ludwig u. Sang. 1855. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Mailand und der lombardische Aufstand. März 1848. Frankfurt a. M. Prag, Calve. Gr. 8. 2 Thlr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1855
im Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

№ IV, die Versendungen der Monate **October, November** und **December** enthaltend.

(Fortsetzung aus Nr. 6.)

89. **Cussy (F. de), Phases et Causes célèbres du droit maritime des nations.** Tome premier. In-8. Geh. 2 Thlr. 12 Ngr.

Ein besonders für alle Handelsconsuln wichtiges Werk über das **Seerecht**, in der gegenwärtigen Zeit von erhöhter Wichtigkeit.

Von dem Verfasser erschien früher in demselben Verlage:

Cussy (F. de), Dictionnaire ou Manuel-Lexique du diplomate et du consul. In-12. 3 Thlr.

——— **Réglements consulaires** des principaux états maritimes de l'Europe et de l'Amérique; fonctions et attributions des Consuls; prérogatives, immunités et caractère public des Consuls envoyés. Recueil de documents officiels et observations concernant l'institution consulaire, les devoirs, les obligations, les droits et le rang diplomatique des Consuls. In-8. 2 Thlr. 8 Ngr.

Recueil manuel et pratique de traités, conventions et autres actes diplomatiques, sur lesquels sont établis les relations et les rapports existant aujourd'hui entre les divers Etats souverains du globe, depuis l'année 1760 jusqu'à l'époque actuelle. Par le baron **Charles de Martens** et le baron **Ferdinand de Cussy.** 5 vol. In-8. 14 Thlr.

Ein sechster Band hierzu erscheint demnächst.

90. **Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste** in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet und herausgegeben von **J. S. Ersch** und **J. G. Gruber.** Mit Kupfern und Karten. 4. Cart. Pränumerationspreis für den Theil auf Druckpapier 3 Thlr. 25 Ngr., auf Velinpapier 5 Thlr.

Erste Section (A—G). Herausgegeben von M. H. C. Meier. Sechzigster und einundsechzigster Theil. (Georg—Gerardsburg.)

Zweite Section (H—N). Herausgegeben von J. G. Hoffmann. Einunddreißigster Theil. (Nachträge zu I: Integralrechnung—Junius.)

Frühern Subscribenten auf die Allgemeine Encyklopädie, welchen eine größere Reihe von Theilen fehlt, sowie Solchen, die als Abonnenten neu eintreten wollen, werden die günstigsten Bedingungen zugesichert.

91. **Enslin (K.), Fromm und frei.** Gedichte. Miniatur-Ausgabe. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Gedichte meist religiösen Anklangs von dem in vielen Kreisen schon bekannten und beliebten Dichter **Karl Enslin**, eine Sammlung, die sich den Dichtungen **Leopold Schefer's, Julius Hammer's, Heffter's** u. A. würdig anreiht, indem sie in friedlicher, versöhnlicher Weise alle religiösen Gemüther, ohne Rücksicht auf eine besondere Confession, zu erbauen und zu erheben sucht.

92. **Gutzkow (K.), Die Ritter vom Geiste.** Roman in neun Büchern. Dritte Auflage. Neun Bände. In 18 Halbbänden zu 10 Ngr. Siebzehnter und achtzehnter Halbband. 8. Geh.

Das vollständige Werk kostet geheftet 6 Thlr., elegant gebunden 8 Thlr. 20 Ngr.

Dieser gestaltenreiche, lebensvolle Roman, ein **Zeitgemälde** von geschichtlichem und **bleibendem Werthe**, eine der bedeutendsten Erscheinungen der neuern deutschen Literatur überhaupt, wovon rasch zwei Auflagen vergriffen wurden, ist jetzt in der vom Dichter gründlich revidirten **dritten Auflage** vollständig erschienen, und zwar zu einem gegen früher fast um die Hälfte billigern Preise. Durch diese **Volksausgabe** wird der oft ausgesprochene Wunsch erfüllt, das berühmte Werk dem Privatbesitze noch mehr zugänglich gemacht zu sehen.

93. **Gutzkow (K.), Zopf und Schwert.** Lustspiel in fünf Aufzügen. Miniatur-Ausgabe. Geheftet 20 Ngr. Gebunden 24 Ngr.

In gleichem Formate erschien früher:

Uriel Acosta. Trauerspiel. Miniatur-Ausgabe. Geheftet 20 Ngr. Gebunden 24 Ngr.

Den zahlreichen Freunden dieser Dramen wird es erwünscht sein, dieselben hiermit in elegantester Ausstattung den Miniatur-Ausgaben deutscher Dichter angereiht zu sehen.

Von dem Verfasser erschien ferner in demselben Verlage:

Dramatische Werke. Erster bis achter Band. 8. Jeder Band 1 Thlr. 20 Ngr.

Inhalt: I. Richard Savage. Werner. — II. Patkul. Die Schule der Reichen. — III. Ein weißes Blatt. Zopf und Schwert. — IV. Pugatscheff. Das Urbild des Tartüffe. — V. Der dreizehnte November. Uriel Acosta. — VI. Wullenweber. — VII. Liesli. Der Königslieutenant. — VIII. Ottfried. Fremdes Glück. Lenz und Söhne.

Einzeln sind in besonderer Ausgabe zu beziehen:

Richard Savage oder der Sohn einer Mutter. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 20 Ngr.

Werner oder Herz und Welt. Schauspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 1 Thlr.

Patkul. Ein politisches Trauerspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 25 Ngr.

Die Schule der Reichen. Schauspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 25 Ngr.

Ein weißes Blatt. Schauspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 20 Ngr.

Zopf und Schwert. Historisches Lustspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 1 Thlr.

Der dreizehnte November. Dramatisches Seelengemälde in drei Aufzügen. Zweite Auflage. 20 Ngr.

Uriel Acosta. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Zweite Auflage. 1 Thlr.

Liesli. Ein Volkstreuerspiel in drei Aufzügen. Mit drei Liedern von C. G. Reißiger. 25 Ngr.

Der Königslieutenant. Lustspiel in vier Aufzügen. 25 Ngr.

Ottfried. Schauspiel in fünf Aufzügen. — **Fremdes Glück.** Vorfrühlingsscherz in einem Aufzuge. 25 Ngr.

Lenz und Söhne oder Die Komödie der Besserungen. Lustspiel in fünf Aufzügen. 25 Ngr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 8. — 21. Februar 1856.

Inhalt: Schleiden und der Mond. Von **Karl Fortlage.** — Altpreußisch und Littauisch. Von **August Friedrich Pott.** — Mittheilungen aus Berlin. Von **Eduard Schmidt.** — Aufzeichnungen eines Junkers am Hofe zu Athen. Nach seinem Tode herausgegeben von J. Baron Ow. — Zur Wohlthätigkeitsliteratur. — Washington Irving's Skizzen, illustrirt von H. Ritter und W. Camphausen. — Zur Reiseliteratur über Italien. — **Notizen.** — **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

Schleiden und der Mond.

Fünfter Schleiden und der Mond. Von Gustav Theodor Fechner. Leipzig, Gumprecht. 1856. 8. 2 Thlr.

Sowie bei militärischen Entwickelungen den großen Heeresmassen die Tirailleurs voranzuziehen pflegen, so gibt es auch beim großartigen und massenhaften Fortrücken der Wissenschaften voraufziehende kühne Plänkler, welche den sich vorbereitenden Massenentwickelungen vorangehen und die Aufmerksamkeit der Draußenstehenden auf größere Dinge, welche im Anmarsch sind, spannen. Unter diesen Tirailleurs der Wissenschaft ragt vor allen der Verfasser der vorliegenden Schrift hervor. Mit Leidenschaft ist derselbe beflissen, zu allen Punkten der Naturwissenschaft, wohin es noch keine geebneten und fahrbaren Heerstraßen gibt, wenigstens durch Gestrüpp und Urwald sich heimliche und versteckte Fußpfade zu bahnen und über Abgründen schreitend, an Felsen emporklimmend mit der Kühnheit von „Lützow's verwegener Jagd" die von fern nachschauenden geordneten Heeresmassen der Wissenschaft zum Nachrücken herbeizuwinken. Die Lagerung der Atome in den aus ihnen bestehenden cohärenten Körpern, die Zusammenhänge des zweckmäßigen Füreinanderbestimmtseins der Wesen, die Seelen der Pflanzen und der Gestirne, die Zusammenhänge der wirksamen und in ihren Wirkungen sichtbaren Kräfte mit den latenten und der diesseitigen Wirksamkeit enthobenen, lauter Themata, vor deren Kühnheit das Herz der Mehrzahl zurückbebte, beschäftigten ihn vor allen, und seine Art und Weise hätte hierdurch eine große Aehnlichkeit mit der Art und Weise der Naturphilosophie gewonnen, welche im Suchen, neue Gebiete der Wissenschaft zu erobern, von einem ähnlichen Eifer beseelt war, wenn nicht die ganz entgegengesetzte Methode, wonach von ihr verfahren wurde, ihr auch wieder einen radicalen Unterschied hervorbrächte. Denn während die Naturphilosophen die gemeine inductive Behandlungsart der Naturwissenschaften durch eine ganz neue und a priori geschöpfte Methode zu verdrängen suchten und daher nicht mehr Empiriker in der Naturwissenschaft zu nennen waren, sondern vielmehr speculative Philosophen, welche das Gebiet der Naturwissenschaft unter eine Fremdherrschaft zu bringen suchten, versucht es Fechner vielmehr, die hergebrachte inductorische Methode der Naturwissenschaften selbst, vorzüglich durch eine erweiterte Anwendung ihres heuristischen Werkzeugs, der Teleologie, zu höhern Wirkungen emporzuschrauben und dadurch alle eigentliche und methodische Philosophie, auf welche er überhaupt etwas übel zu sprechen ist, auf diesem Felde als überflüssig aus dem Wege zu räumen.

So war es denn auch schon längere Zeit, daß er in Betreff des höchst zweifelhaften, viel behaupteten und viel bestrittenen Themas vom Einflusse des Mondes auf die Witterung und das organische Leben der Erde durch Vergleichung mannichfaltiger Beobachtungsreihen und Anbahnung neuer Berechnungsmethoden Licht zu gewinnen suchte, als ihm Schleiden's „Studien" mit ihren „Mondscheinschwärmereien eines Naturforschers" wie ein störender Schatten über die Arbeit fuhren. Schleiden behauptete in ihnen mit aller ihm zugebote stehenden Zuversicht die Unmöglichkeit eines Einflusses der Mondphasen auf die Witterung und das organische Leben der Erde und versetzte den Glauben an diese Dinge in die Kategorie des Gespensterglaubens und der Altweibermärchen. Gelang es Schleiden, die Gebildeten der Nation hierdurch gegen allen Glauben an derartige Einflüsse zu präoccupiren, so war es um alles öffentliche Interesse und alle Spannung auf die Resultate der Fechner'schen Berechnungen geschehen. Eine solche Präoccupation konnte aber um so leichter eintreten, als Schleiden mit der Miene eines seiner Sache ganz und gar gewissen Fremdenführers auftrat, welcher seine Leser und Leserinnen in eigener Person auf einem der vorzüglichsten Gebirgsgipfel des Mondes und in verschiedenen Thälern desselben umherführte, sie die Schwärze des sternbesäeten und mit der Vollerde prachtvoll geschmückten Himmels bewundern, ihre Fußsohlen sich an den scharfen Kanten

der spiegelglatten und lichtglänzenden Gebirgskämme des Aristarch wund treten, dann herabgestiegen ihre schweifenden Blicke in dem erhabenen Anschauen der finstern Regenbogenbucht und anderer wilden Partien sich weiden ließ, und dieses Alles zu noch größerm Erstaunen der Geführten in der für das Mondklima berechneten fest anschließenden Kautschukumhüllung, wobei jeder Athemzug Erdenluft aus dem Vorrath der mitgenommenen Schläuche geschöpft werden mußte, welche zu diesem Zwecke der möglichst comfortable ausgerüsteten Touristengesellschaft beständig zur Hand waren. Fechner hatte daher nichts Angelegentlicheres zu thun, als durch eine Bekanntmachung der Resultate des größern wissenschaftlichen Werks über den Mond, das er seit länger vorbereitet, den Glauben des Publicums an die Befähigung des berühmten Botanikers zum galanten Fremdenführer auf den Höhen des Aristarch und in den Tiefen der Regenbogenbucht vorläufig in etwas zu erschüttern.

Seit der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts waren an verschiedenen Orten Beobachtungen über den Einfluß des Mondwechsels theils auf den Barometerstand und die Winde, theils auf die Menge der eintretenden Regentage und die Masse des fallenden Regens angestellt worden. Aber theils waren dieselben in sich selbst noch großen Schwankungen unterworfen, theils hatten die Beobachter selbst noch nicht aus ihnen durch Rechnung den gehörigen Nutzen zu ziehen gewußt, theils endlich zeigten sie jede einzelne für sich betrachtet nur undeutliche Spuren von einer Ordnung, welche sogleich klarer vor das Auge tritt, sobald man sie untereinander vergleicht, was bisher noch nicht geschehen war. Fechner kam zuerst auf den Gedanken, diese Vergleichungen aufs sorgfältigste bis ins kleinste Detail hinein zu treiben. Er confrontirte also die verschiedenen Beobachtungsreihen und fand, daß die am sorgfältigsten angestellten, nämlich die von Eisenlohr in Beziehung auf Karlsruhe und Strasburg, die von Bouvard in Beziehung auf Paris und die von Schübler in Beziehung auf Augsburg, München und Stuttgart, auf verschiedene Art einander so ergänzen und unterstützen, daß ein Einfluß des Mondes auf die Witterung der Erde fortan nur noch sehr schwer abgeleugnet werden kann. Dieser Einfluß ist zwar nicht groß; er ist, gegen die Einflüsse der Sonne und anderer uns noch unbekannter Grundbedingungen der Witterung gehalten, unerheblich zu nennen; er erreicht lange die Höhe nicht, welche man in den gemeinen, auf die Mondphasen bezüglichen Wetterregeln ihm zuzuschreiben geneigt war, und noch weniger ist er von der Art, wie diese Wetterregeln ihn annehmen. Aber er scheint nichtsdestoweniger nicht völlig wegräsonnirt werden zu können. Zwar sehen die verschiedenen Beobachtungsreihen, aus denen er herausgerechnet wird, in ihren einzelnen Zahlenwerthen etwas bunt und zuweilen springend aus, sodaß der erste Anblick derselben wol dazu verführen kann, in ihrem Steigen und Fallen ein bloßes Spiel des neckischen Zufalls zu vermuthen. Aber die Wahrscheinlichkeitsrechnung hat Methoden erfunden, nach denen man solchen Zahlenreihen näher auf den Puls fühlen kann, um leise gewahr zu werden, bis auf welchen Grad der Zufall, d. h. das Walten anderartiger störender Einflüsse, in ihnen etwa sein Wesen treiben möge, und von wo an beim Steigen und Fallen der Zahlenwerthe die Verursachung durch den Zufall zur größten Unwahrscheinlichkeit wird. Nach dieser Regel beurtheilt zeigen die bisjetzt vorliegenden Tabellen von Karlsruhe, Strasburg, Paris, Augsburg, München und Stuttgart einen Einfluß des Mondwechsels auf den Regen, welcher so groß ist, daß ungefähr auf sechs Regentage bei abnehmendem Monde sieben bei zunehmendem fallen, daß, wenn der abnehmende Mond acht Tonnen mit Regenwasser füllt, man beim zunehmenden auf die Füllung von durchschnittlich neun Tonnen rechnen darf, daß auf zehn regenbringende Südwestwinde bei abnehmendem Monde deren zwölf bei zunehmendem kommen, und daß der Barometerstand beim zunehmenden Monde durchschnittlich um $^3/_5$ pariser Linien niedriger ist als beim abnehmenden.

Zwar drohte nach Vollendung dieser sorgfältigen und mühsamen Berechnungen dem Sachwalter des Mondes, außer der durch Schleiden herbeigeführten Wetterwolke, noch ein neues Mißgeschick. Der Astronom Gould aus Boston, von welchem er einen Besuch bekam, versicherte ihm, daß achtzigjährige in Boston angestellte Beobachtungen über den Einfluß des Mondes auf die Witterung schlechterdings zu keinen Resultaten geführt hätten. Sollte das unruhige Amerika sich die Mondeinflüsse besser vom Leibe zu halten verstehen als das behagliche Europa? Einstweilen bleibt diese Wolke vor dem Monde stehen. Doch kann sie nicht verhindern, daß nicht an ihren vergoldeten Rändern die Resultate von Karlsruhe, Strasburg und Paris schalkhaft hervorschimmern, und man muß abwarten, wie bald es der dem Monde durch J. Herschel zugeschriebenen wolkenzerstreuenden Kraft gelingen wird, neben der Wolke von Jena auch die von Boston in Himmelsheitere aufzulösen.

In unserm behaglichen Europa ist demnach der Einfluß des Mondes auf die Witterung immer noch etwas größer als der Einfluß desselben auf die Magnetnadel, welcher ebenfalls bereits von vielen Physikern gänzlich war in Abrede gestellt worden, bis zuletzt Kreil durch den Fleiß zehnjähriger Beobachtungen und Berechnungen ihn feststellte. Er ist allerdings sehr klein. Denn die Abweichung der Magnetnadel durch den Einfluß der Mondstunden beträgt für den Tag durchschnittlich noch keine halbe Minute und nur allein im August, wo er am höchsten steigt, beinahe eine ganze. Aber so klein dieser Einfluß auch sein mag, so ist er nichtsdestoweniger vorhanden.

Der gemeine Mann freilich schlägt die Einflüsse des Mondes auf die Witterung noch jetzt viel höher an, und auch die Gelehrten des Alterthums waren in diesem Punkte von vielfachem Aberglauben erfüllt, wie die Wetterregeln des Aratus, Varro und Theon bezeugen. Ihnen zufolge ist der Mond ein förmlicher Wetterprophet. Erscheinen z. B. am dritten Tage nach Neumond sein

Hörner recht dünn, ſo bleibt nach Aratus der Himmel während des ganzen Monats heiter. Erſcheint das obere Horn des zunehmenden Mondes bei ſeinem Untergange ſchwärzlich, ſo wird man nach Varro beim abnehmenden Monde Regen haben. Erſcheint hingegen in derſelben Situation das untere Horn ſchwärzlich, ſo wird vor dem Vollmonde Regen eintreten, und wenn es die Mitte iſt, während des Vollmondes. Wirft der Mond vier Tage nach dem Neumond keinen Schatten, ſo folgt nach Theon ſchlechtes Wetter. Solcher und ähnlicher den Regeln der Traumbücher vergleichbare blühende Unſinn hatte Schleiden die Veranlaſſung gegeben, den Mond mit der Katze in den Haushaltungen zu vergleichen, welche immer Alles muß gethan haben, was Niemand anders gethan haben will. Möchte ſich doch durch ein ſolches ſonnenhelles Gleichniß aller beſchwerende Einfluß des Mondes auf Erdenmaſſe und Erdenatmoſphäre hinwegblaſen laſſen! Die Erde wäre dann wol ſicher glücklicher daran.

Denn der Mond laſtet auf ihr wie ein Alp. Kein anderer Planet hat einen ſo ſchweren und läſtigen Trabanten mit ſich um die Sonne zu ſchleppen. Er iſt ein wahrer Klotz am Fuß. Seine Maſſe beträgt den einundachtzigſten Theil der Erdmaſſe. Ein ſolches Verhältniß kommt ſonſt nirgends vor. Andere Planeten haben wol mehr Trabanten, aber niemals welche von verhältnißmäßig ſo ungebührlicher Maſſe. Hierdurch entſtehen beſtändige Störungen und Unregelmäßigkeiten in der Bahn der Erde, welche dadurch noch wunderlicher und verwickelter werden, daß der Mond nicht, gleich der Erde, ein im Gleichgewichte ſchwebendes Sphäroid iſt, ſondern ein Uebergewicht nach einer Seite hin hat. Denn ſein Schwerpunkt liegt, wie der verdienſtvolle Hanſen ausgerechnet hat, nicht im Centralpunkte der uns zugewendeten Halbkugel, ſondern acht Meilen weiter von der Erde entfernt. Dieſer läſtige Geſell iſt nun einmal da, und wie tröſtlich wäre es für den Erdenbewohner, wenn ihm bewieſen werden könnte, daß alle dieſe ſtörenden Einflüſſe in Beziehung auf Gravitation gar keine phyſikaliſchen, chemiſchen, meteorologiſchen, magnetiſchen, elektriſchen Einflüſſe mit ſich führten, daß der Mond nur ſo in der Luft ſchwebte wie ein erleuchteter Luftballon von Taffet oder Hauſenblaſe, wie eine bloße Phantasmagorie, die uns weiter nichts angeht, als daß ſie unſer Auge ergötzt und unſere Nächte erleuchtet!

Aber welchen beängſtigenden und feindſeligen Einfluß hat der Mond nicht ſchon auf die armen Erdenbewohner durch die Erregung von Erdbeben, welche, wie wir ebenfalls durch Fechner erfahren, nach den funfzigjährigen Beobachtungen des Alexis Perrey unter ſeinem Einfluſſe ſtehen, und zwar nach ähnlichen Geſetzen, wie Ebbe und Flut des Meers.

Denn die Erde hat nicht blos Ein Meer; ſie hat zwei Meere, eines ſichtbar auf der Oberfläche, ein kaltes aus Waſſer, auf dem die Schiffe des Menſchen ſchwimmen; eines in der Tiefe, ein glühendes aus flüſſigem Stein und Metall, das in Vulkanen ſeine Blaſen wirft; die feſte Kruſte der Erde iſt zwiſchen beide nur wie eine dünne Eierſchale eingeſchoben. Wie das Meer draußen ebbet und flutet, ebbet und flutet auch das Innenmeer; da wo die ſtärkſte Flut iſt, drängt es am ſtärkſten an gegen die verhältnißmäßig dünne Schale, und die Erde fängt an zu beben. So deutet Perrey die Erſcheinung. (S. 206.)

Der ſtörende Einfluß des Mondes auf die Richtung der Magnetnadel und folglich auf die den Erdball umkreiſenden elektromagnetiſchen Ströme iſt zwar ſehr klein, aber die die Nerven und Muskeln umfließenden elektriſchen Ströme ſind auch ſehr fein und ſchon durch geringe Einflüſſe von außen veränderlich. Der Froſchſchenkel gibt vom Vorhandenſein feinerer elektriſcher Einflüſſe Kunde, als man durch ein phyſikaliſches Inſtrument zu meſſen im Stande iſt. Wenn nun nach Delaſiaure, Monro und Moreau der abnehmende Mond gegen den zunehmenden epileptiſche Anfälle begünſtigt im Verhältniß von 13 : 12, wenn nach Schweig's Beobachtungen der abnehmende Mond gegen den zunehmenden die Abſonderung der Harnſäure im menſchlichen Körper begünſtigt im Verhältniß von 11 : 10, wenn nach Buek's Beobachtungen die Ebbe gegen die Flut durch einen deprimirenden Einfluß auf die mit dem Tode Ringenden die Todesfälle begünſtigt im Verhältniß von 22 : 19, wenn der Einfluß des Mondwechſels auf die Entwickelung der epidemiſchen Fieber unter den Tropen durch eine Fülle von Zeugniſſen wahrſcheinlich gemacht iſt, obgleich man bisher noch verſäumt hat, ihn in Zahlen ausdrückbar hinzuſtellen: ſo wird ſich auch wol ein hellſtirniger Sonnenanbeter und tapferer Ormuzddiener trotz aller autonomiſchen Kraft, die ihm ſonſt zugebote ſteht, nicht dergeſtalt der Sonne ausſchließlich weihen können, daß durch ſolchen moraliſchen Entſchluß der melancholiſche Geſell, der traurige blaſſe Mann, der Hemmſchuh am raſch rollenden Wagen der Erde ſeinen Einfluß ſowol auf die Abſonderung ſeiner Harnſäure als auf den Druck der Luft in Anſehung ſeiner Lunge gänzlich verlöre. Und vermöchte er ſelbſt dieſes durch grimmigen Entſchluß, was hülfe es ihm viel? Schüttelt doch der Mond, ehe er ſich es verſieht, die Erde unter ſeinen Füßen.

Schleiden ſieht alle dieſe Dinge aus einem ganz andern, nämlich dem praktiſchen Geſichtspunkte an. Seine moraliſche Indignation gegen den Mond, dieſen traurigen „Faulenzer“ mit allen ſeinen Einflüſſen und Anhängſeln von Mondſucht, Mondſcheindichter, blauem Montag u. ſ. w. iſt ſo groß, daß er offenbar am liebſten, wenn es nur anginge, ſeine ganze Exiſtenz vernichten würde. Da dieſes nun leider nicht angeht, ſo ſucht er wenigſtens dadurch ſeinen Einfluß möglichſt zu beſchränken, daß er den ſchwachen Menſchenkindern auf alle erſinnliche Weiſe Muth einſpricht zur tapfern Bekämpfung derſelben. Fürchtet euch nicht vor dieſem! — ſo lautet ſeine Rede — denn was könnte euch der Schwächling und Faulenzer wol anhaben, wenn ihr im Ernſte widerſteht? Wie groß iſt denn ſeine Macht? Fragt es ſich nicht, ob er überhaupt nur irgendeine Macht beſitze? In dieſem Tone haben von jeher Feldherren ihren Sol-

daten Muth gegen den Feind zugesprochen, warum nicht auch ein den Proceß der Sonne gegen den Mond führender Naturforscher? Als Prometheus beim Aeschylus vom Chor gefragt wird, wie er es angefangen habe, die Menschen aus ihrer Trägheit zur rüstigen Ueberwindung der Hindernisse ihres Lebens zu ermuntern, antwortet er: Ich that es, indem ich blinde Hoffnungen in ihnen erregte, d. h. indem ich ihnen die Hindernisse möglichst leicht überwindlich vorstellte.

Mit andern Worten: Der Streit Schleiden's mit Fechner hat ein bei weitem größeres Feld, einen bei weitem wichtigern Gegenstand und ein bei weitem stärkeres Interesse als den Mond. Er überwiegt den kleinen Gegenstand des Mondes ebenso weit an innerer Schwere, als überhaupt physikalische Gegenstände von moralischen an derselben überwogen werden. Der Mond ist hier nur Bagatelle und der Geschützdonner der von Fechner gegen Schleiden aufgefahrenen Batterien aus Zahlen nicht die Hauptsache. Der Streit gehört vielmehr in die Kategorie jener weltberühmten orientalischen Kämpfe der Sonne mit dem Monde, wie sie einst in jahrhundertelängen Religionskriegen auf den Schlachtfeldern von Iran und Turan durchgefochten wurden.

Hier kämpfen zwei religiöse Anschauungen, beide höchst feindselig gegeneinander gerichtet und dabei beide mit gleich großem Ernste gespannt gegen die Trivialität und Wässerigkeit des gegenwärtig das Feld der Naturwissenschaft wie eine ausgetrocknete Wiese überschwemmenden Materialismus. Denn beide stecken voll Feuer und das seichte Wasser behagt beiden gleich schlecht. Da denkt nun gewiß Mancher: Wie schade ist es doch, daß diese beiden herrlichen Männer sich nicht freundschaftlich miteinander gegen ihren gemeinschaftlichen Feind vereinigen können! Aber wer so denkt, kennt nicht das psychologische Gesetz geistigen Fortschritts im Menschengeschlechte, nach welchem ein Erlöschen geringfügiger und zweckloser Zwistigkeiten immer nur erfolgt durch ein Entzünden heftiger, feuriger und leidenschaftlicher Kämpfe um wirklicher hohen Lebensinteressen willen. Nur Kampf kann den Kampf besiegen, der höhere den gemeinen, der schärfere den stumpfern. Sollen die Kinnladen die Speise zermalmen, so müssen sie mit derselben Gewalt aufeinander beißen, womit sie gemeinsam auf die Speise beißen. Indem sie zum Scheine drohen, einander gegenseitig zu verzehren, verschwindet in Wirklichkeit Das, was beide verzehren. Denn dasselbe wird durch den Kampf der Zähne gegeneinander verkleinert, unscheinbar gemacht und zur Unbedeutendheit herabgesetzt. „Es wird fortan nur existiren können, als ob es nicht existirte; es wird assimilirt werden.

Beide Naturforscher, sowol Fechner als Schleiden, erkennen, im engen Anschlusse an die Resultate ihrer Wissenschaft, das Weltall als vom schöpferischen Geiste der Gottheit erfüllt, aber beide denken sich diese Erfüllung auf höchst verschiedene Weise. Schleiden ergreift die Ideen des Göttlichen auf Platonische Art in dem auf moralische Grundsätze sich stützenden speculativen Gedanken. Nach Schleiden's Grundsätzen verschwindet daher dem Geiste, welcher das in sich selbst begründete und durch sich selbst bewiesene Geistige denkt, dadurch die Natur völlig aus den Augen, sodaß sie in Vergleichung zum Urgeist zu einem nichtsbedeutenden Wesen herabsinkt und wir sprechen dürfen mit dem Perser Nisami:

> O Herr, dem die Herrschaft der Welt angehört,
> Und dem mein Gemüth hier Gehorsam beschwört,
> Du schirmst, was erhöht ist, du schirmst, was gering,
> Das Weltall, es ist nicht, du bist jedes Ding.

Fechner hingegen ist nicht gewillt, die Existenz der Materie gegen die des Geistes so tief herabzusetzen. Er spricht daher zum Urgeiste: Das Weltall, es ist, und du selbst bist das Weltall. Daher sucht nun Schleiden den Weltgeist überall hinter den Dingen, während Fechner ihn überall in den Dingen selbst sucht. Die Folge, welche aus dieser verschiedenen Auffassung hervorgeht, ist die, daß Fechner überall dem Geiste eine materielle Unterlage sucht und von der Annahme ausgeht, daß es keinen Geist geben könne, welcher nicht auch zugleich einen entsprechenden Körper habe. So wird ihm das Weltall zum Leibe des Urgeistes, die einzelnen Gestirne zu lebendigen Gliedern an dem universellen Leibe der Welt. Daher seine Lehre von der Beseeltheit der Gestirne. Daher sein Bedürfniß, auch die Seelen der Gestorbenen sich nicht körperlos vorzustellen, sondern ihnen als lebendigen Theilen des beseelten Erdballs ein Fortexistiren mit dem allgemeinen Erdleibe und durch denselben zuzuschreiben. Dies Alles sind keine willkürlichen und ins Blaue gehenden Einfälle, sondern lauter Folgerungen aus dem Princip, daß Geist ohne Leib ein hohler Name, ein unwahres Abstractum, ein blos fingirter Begriff sei, oder daß Geist und Seele niemals etwas Anderes bezeichnen, als nur allein den innern Anblick oder die innere Seite desselben Wesens, dessen äußerer Anblick oder äußere Seite Leib genannt wird. Ganz entgegengesetzter Ansicht hierin ist Schleiden. Folgen wir ihm, so hat der Geist nicht nur die Fähigkeit, leiblos und folglich außerhalb des Weltalls zu bestehen, sondern die reine Existenz des Geistes fodert sogar einen solchen von aller Materialität entblößten Zustand, sodaß die Verbundenheit des Geistes mit dem Leibe immer etwas von Vermischung und Erniedrigung an sich hat. Es ist daher auch in dieser Ansicht gar nichts enthalten, was auf eine Beseelung des Weltalls führen könnte. Vielmehr sieht sich ihr zufolge der Geist hinausgestoßen in die Materie als in einen ihm fremden Aufenthaltsort, welcher nicht seine Heimat ist, in welcher ihm auf die Dauer behaglich und wohnlich werden könnte. Er wird also auch nicht die mindeste Ursache haben, diesen Ort der Verbannung, dieses Gefängniß der Seele zu idealisiren. Vielmehr je todter, je erstorbener, je schaler und inhaltsleerer die ausgebrannte Schlacke der Materie sich ihm zeigt, in Weltkörpern, sowie in physikalischen und organischen Processen, desto willkommener wird es ihm sein. Denn desto mehr wird er darin die Bestätigung davon sehen, daß die Materie nicht die Geburtsstätte, sondern blos der zeitweilige Durch-

gangtort der geiſtigen Weſen iſt aus einem Urſprunge, mit Nacht umhüllt, zu einem Endziele, mit Nacht umhüllt, durch eine von zweifelhaftem Dämmerlichte umſchienene Gegenwart, auf welche ſich unſer höchſt beſchränktes Wiſſen einzig und allein erſtreckt. Je todter die Materie, deſto lebendiger fühlt ſich im Gegenſatze zu ihr der Geiſt. Je inhaltsleerer und hohler die Materie, deſto inhalterfüllter und reicher fühlt er ſich ihr gegenüber und ihr zum Trotz.

Dieſer Gegenſatz in den Naturanſichten hat, obwol er die Mondfrage überragt, dennoch eine gewiſſe Beziehung zu ihr. Denn der Begriff, welchen man im Alterthum mit der Annahme von ſchädlichen Mondeinflüſſen verband, wenn es z. B. heißt Pſ. 121, 6: „Daß dich des Tages die Sonne nicht ſteche, noch der Mond des Nachts" — war nicht der Begriff eines phyſikaliſchen Zuſammenhangs durch die Schwerkraft, die Wärme oder das Licht, ſondern der Begriff einer viel unmittelbarern aſtrologiſchen Einwirkung der Geſtirne, vorzüglich aber des Mondes, auf den Menſchengeiſt, alſo ein magiſcher Zuſammenhang. Dergleichen magiſche Zuſammenhänge oder unmittelbare Einflüſſe der Geſtirngeiſter auf die Menſchenſeele werden möglich, ſobald eine Beſeelung der Geſtirne angenommen wird. Darum iſt dann aber auch bei Annahme von einer ſolchen gar keine Nothwendigkeit mehr vorhanden, auch die Einflüſſe des Mondes auf die Witterung und das organiſche Leben der Erde aus bloßen phyſikaliſchen Geſetzen zu erklären, vielmehr ſind in dieſem Falle ſogar Geſetze höchſt willkommen, welche ſchlechterdings keinen Zuſammenhang mit den uns bisher bekannten phyſikaliſchen Geſetzen zeigen.

In einen ſolchen Fall ſcheint wirklich das von Fechner herausgerechnete Witterungsgeſetz der naſſen Niederſchläge zu führen. Dieſelben erfolgen nämlich im ſtärkſten Maße immer kurz vor Vollmond und im ſchwächſten Maße immer kurz vor Neumond, und zwar im Verhältniß ungefähr von 13 : 10. Ein urſachlicher Zuſammenhang von dieſer Art iſt aber aus keinem der bisher bekannten Naturgeſetze, weder aus dem der Schwere, noch der Wärme, noch des Lichts, noch des Magnetismus oder der Elektricität erklärbar. Daher wird Schleiden hieraus ſofort den Schluß ziehen müſſen, daß der ganze Zuſammenhang auf nichts als auf bloßen Beobachtungsfehlern beruhen könne, Fechner hingegen, daß es außer den bekannten phyſikaliſchen Zuſammenhängen von Schwere, Wärme und Magnetismus noch anderartige Zuſammenhänge zwiſchen den Weltkörpern gebe, welche die bisherige Aſtronomie, und zwar mit großem Unrecht, noch nicht mit in ihre Berechnungen gezogen hat. So hängen die exacteſten und empiriſchſten Naturforſcher in der Beurtheilung der einzelnen Thatſachen immer von den Hypotheſen ab die ſie vorausſetzen.

Es leuchtet ein, von wie großer Wichtigkeit es für den ganzen gegenwärtigen Zuſtand der Wiſſenſchaften iſt, ob und in welcher Weiſe ſich die aus den bisherigen Beobachtungen vermuthbaren Geſetze des Mondeinfluſſes auf Witterung und organiſches Leben in Zukunft beſtätigen werden. Denn dieſes iſt eine Frage von nicht blos aſtronomiſchem und naturwiſſenſchaftlichem, ſondern auch zugleich theologiſchem Intereſſe. Es kann der Theologie nicht gleichgültig ſein, ob es noch andere Zuſammenhänge im Weltall zwiſchen Weltkörper und Weltkörper gibt, als die bloßen phyſikaliſchen; ob das Weltall ein lebendiger Organismus beſeelter Leiber oder ein bloßes Uhrwerk iſt, in welchem an ewig gleicher Spindel ſich die traurigen Monde auf- und abwinden, und ob die Morgenſterne, welche im Alten Teſtament bekanntlich mit den Engeln rangiren, ebenfalls, wie die letztern, geiſtige Weſen oder bloße Klumpen aus Staub und Aſche ſind.

Der Goethe'ſche Fauſt hält es auf ſeinem Katheder nicht länger aus, ſondern läuft davon:

> Damit er nicht länger mit ſauerm Schweiß
> Zu ſagen brauche, was er nicht weiß.

Aber das laute Verkündigen Deſſen, was man nicht weiß, ſondern nur vermuthet, muß doch ebenfalls manchmal ein großes Vergnügen gewähren, ſei es nun die Beſeeltheit der Geſtirne, oder aber die Unmöglichkeit ihrer Beſeelung, für welche man ficht. Und es iſt eine Wohlthat für die Wiſſenſchaft, daß dem ſo iſt. Denn nur ſo bleibt die Maſchine immer in eifriger Bewegung. Begnügte ſich Jedermann damit, ausgemachte Wahrheiten zu lernen und zu überliefern und den Kreis des bereits allgemein Approbirten nirgends zu überſchreiten, ſo ſtände die Wiſſenſchaft bald ſtill. Novalis ſagt:

> Hypotheſen ſind Netze. Nur Der wird fangen, der auswirft:
> Iſt doch Amerika ſelbſt durch Hypotheſe gefunden.

Bevor Fechner mit der kühnen Hypotheſe einer Beſeelung der Geſtirne und Weltkörper auftrat, ſuchte er auf die Größe der Idee vorzubereiten durch ſeine Vertheidigung einer Beſeelung der Pflanzen. Dieſes Verfahren war nicht eben glücklich gewählt. Wer das Schauſpiel eines Sturmwindes zum beſten geben will, welcher Eichenwälder entwurzele, Flüſſe in ihrem Laufe ſtöre und Schafheerden in die Luft wirbele, der muß nicht als Vorſpiel einen kleinen Wirbelwind vorführen, welcher Strohhalme im Kreiſe dreht. Wie das Umwirbeln von Strohhalmen zum Entwurzeln der Wälder iſt aber die Behauptung der Pflanzenſeele zur Behauptung der Seelen der Geſtirne. Die Behauptung der Erdſeele in Fechner's „Zend-Aveſta" als eines Verſammlungs- und Verbindungsorts aller individuellen Geiſter auf dieſem Geſtirn reißt unwillkürlich ſchon allein durch die Größe des Gegenſtandes zum Staunen, zur Bewunderung, vielleicht ſogar zur Liebe für dieſe Idee hin. Denn dieſelbe berührt unſere innerſten Lebensintereſſen. Das Fortleben und Fortwirken unſerer Seele nach dem Tode, an das wir glauben, wird uns durch ſie auf eine ganz eigenthümliche und unvermuthete Weiſe klar, anſchaulich und vorſtellbar. Das Walten einer Vorſehung im Weltall, an das wir glauben, gewinnt ganz neue, überraſchende und helle Geſichtspunkte. Manche Redensarten in unſern heiligen Urkunden, welche uns bisher als unverſtändlich kalt ließen, bekommen Leben und Wärme.

Digitized by Google

Manches, was als dunkle religiöse Ahnung in den Tiefen aller menschlichen Seelen schlummert, aber sich mit unangemessenen Ausdrücken behelfen mußte, wird in deutlichern und verständlichern Ausdrücken mittheilbar, bekommt Stimme und Sprache. Kurz, dieser Sturmwind packt, und wer ganz unergriffen von ihm bleiben will, der muß sich eben gar nicht in seine Nähe begeben, was allerdings ein sicheres Mittel dagegen ist. Aber die Beseelung der Pflanzen? Wozu haben die Pflanzen eine Seele nöthig? Was haben wir davon, wenn sie nun eine Seele haben? Wäre unser religiöses Interesse weniger befriedigt, wenn die Weltkörper zwar beseelt, die Pflanzen aber unbeseelt wären? wenn die Pflanzen blos zur äußersten Epidermis der Uranobien gehörten, blos aus astralem Leder bestünden? Was verschlüge es uns, wenn bloße grüne Schnörkel um uns herum wüchsen, bloße Sonnenschirme? Das Herz bleibt ganz kalt, was es bei Erörterungen dieser Art niemals bleiben darf, wenn sie interessiren sollen. Bei der Erörterung von der Beseeltheit der Weltkörper genügt es schon, ihre bloße Möglichkeit zu zeigen, um zu einer lebhaften Theilnahme für die Idee einer Beseelung des Weltalls hinzureißen. Für die Beseelung der Pflanzen würden wir uns erst dann interessiren, wenn man uns ihre Wirklichkeit und Unumgänglichkeit bewiese. Die bloße Möglichkeit einer Beseelung derselben, wie sie Fechner darthut, kann Jemand ihm vollkommen zugeben, ohne auch nur in die mindeste Versuchung zu kommen, an ihre Wirklichkeit zu glauben. Denn wo die Triebfeder alles Glaubens, das Herz, gar nicht in ernsthafte Bewegung gesetzt wird, wo das Mitgefühl für die Idee auf bloße ästhetische Spielerei mit poetischen Symbolen hinausläuft, da erlahmen die Möglichkeitsbeweise zu bloßen, etwas weit ausgesponnenen Scherzen.

Außerdem macht aber auch Fechner in Vergleichung zu Dem, was wol früher über eine mögliche Beseelung der Pflanzen aufgestellt worden ist, sehr hohe Anfoderungen. Wären seine Ansprüche bescheiden in dieser Hinsicht, so würde es ihm wahrscheinlich an Anhängern und Mitstreitern für diese Meinung von Anfang an nicht gefehlt haben. Die Hegel'sche Schule z. B., deren Ideen doch heutzutage sehr verbreitet sind, nimmt ebenfalls eine Beseelung der Pflanzen an. Denn sie hält dafür, daß derselbe absolute Geist, welcher auf der höchsten Stufe seiner irdischen Manifestation im menschlichen Bewußtsein zu seiner Selbsterscheinung gelangt, auf einer frühern Stufe seiner Offenbarung sich selbst im Pflanzenorganismus ausgebreitet und entfaltet hat. Und außerdem nehmen verschiedene psychologische Systeme der Neuzeit ebenfalls eine Beseelung der Pflanzen an im Sinne des Aristoteles, nämlich eine Beherrschung ihres Wachsthums und ihrer chemischen Processe durch eine vegetative Seele, welche zwar mit der animalischen verwandt, aber nicht mit ihr zu verwechseln ist, indem gewisse Processe, deren Eintritt sie in eine animalische Seele umwandeln würde, ihr noch fehlen, ähnlich wie auch die animalische Seele noch gewisser Processe, deren Eintritt sie in eine menschliche umwandeln würde, entbehren muß. Aber mit einer solchen Auffassung zeigt Fechner sich nicht befriedigt. Er schreibt (S. 3):

> Unter Seele verstand ich eine Seele nicht in dem Sinne, wie Manche Seele fassen, als abstracten Einheitspunkt körperlichen Lebens, als Lebenskraft u. s. w., sondern eine Seele, die empfindet, im gewöhnlichsten Wortsinn der Empfindung.

Diesem Wortsinn zufolge kann aber nur darunter verstanden werden Empfindung mit Bewußtsein, und diese geht allerdings weit über den Umfang einer Aristotelischen oder Hegel'schen Pflanzenseele hinaus. Auch das „sich selbst Erscheinen", welches Fechner der Pflanzenseele bei ihrem Leben im Flusse und Wechsel des unmittelbarsten sinnlichen Empfindens zumuthet, überragt weit jenen Umfang. Denn nach Hegel'schem Begriff besteht das sich selbst Erscheinen der Seele eben in jenem Zurückgehen und sich Zurückbeziehen des Subjects auf sich selbst und seine einfache Natur, welche das Bewußtsein heißt, während die Entlassung des vegetativen Triebes darin besteht, daß die Beziehung auf sich als das sich selbst Erscheinen aufhört und dafür Beziehung auf Anderes in einem Spiele von Attractions- und Repulsionskräften an die Stelle tritt.

Uebrigens ist die Beseelung der Pflanzen ein Gegenstand, welcher sich mit verbesserten Hülfsmitteln der psychologischen Wissenschaft einst noch wird ergründen und ermitteln lassen, nur muß man sich die Ermittelung nicht so leicht machen wie Schleiden und nicht so schwer wie Fechner. Schleiden sagt kurzweg: Ich verstehe unter Seele ein moralisch zurechnungsfähiges Wesen — ein solches hat die Pflanze nicht — folglich hat die Pflanze keine Seele. Das nennt man den Gegenstand über das Knie brechen. Fechner bemüht sich mit hundert Umschweifen zu zeigen, daß ohne Nerven, ohne willkürliche Bewegung, ohne Centralorgan, ohne Kreislauf der Säfte dennoch die Existenz einer Seele, wenngleich einer mit der menschlichen schwer vergleichbaren, denkbar ist. Das nennt man wie die Katze um den heißen Brei herumgehen. Das eigentlich der Untersuchung Würdige und auch derselben einzig Zugängliche wird so von beiden Naturforschern, nur auf entgegengesetztem Wege, völlig umgangen. Nämlich die Nachforschung, worin denn der Proceß der moralischen Selbstbestimmung bestehe, wie derselbe sich vom Processe des bloßen bewußten Empfindens und dann weiter von dem des unbewußten Perci pirens unterscheide. Kennten wir die innere Natur dieser Zustände an sich selbst und aus sich selbst erst genau, so würde auch eine Uebertragung derselben auf thierische und vielleicht auch auf pflanzliche Processe nach den Gesetzen der Analogie möglich werden. Solange aber dieser innere Leitfaden fehlt, können dergleichen Untersuchungen von dem behutsamern Theile der Naturforscher nur gänzlich perhorrescirt werden, während sich den kühnern Theil derselben in haltungslose und unsichere Irrfahrten ohne Leitsterne und Compaß verstricken. Die Naturwissenschaft allein wird daher dem Leben und der Wirklichkeit an dieser Stelle unmöglich gerecht. D

leben der Seele, welches doch in der Wirklichkeit immer die Hauptſache iſt, bleibt ihr als ſolcher beſtändig ein bloßes Jenſeits. Denn ſie begreift immer nichts weiter als phyſikaliſche Geſetze. Pſychiſche Geſetze, die es doch ohne Zweifel auch gibt, bleiben ihr ewig ein bloßer Wortlaut, werden ihr nie zum anſchaulichen Gegenſtande.

Und damit wären wir bei Dem angelangt, was als der eigentliche werthvolle Frucht dieſer Streitigkeit um den Mond für das Bewußtſein des Allgemeinen hervorgeht, nämlich eine Verſtärkung der Erkenntniß, daß die Mittel der Naturwiſſenſchaft, ins Weſen der Dinge einzudringen, ihre höchſt eng geſteckten Grenzen haben, und daß man mit ihnen am Ende doch nicht ſo weit reicht, als infolge der erſtaunlichen praktiſchen Wirkungen, welche neuerdings aus ihr hervorgegangen ſind, jetzt in ſehr vielen Kreiſen geglaubt wird. Es hat dieſer Glaube im Allgemeinen keinen beſſern Grund, als wenn man ſich einbildete, mit einem prachtvollen und eleganten Cabriolet darum, weil ſeine Conſtruction bis zur äußerſten Vollkommenheit gediehen ſei, nun auch auf dem Waſſer fahren und die Schiffe überflüſſig machen zu können. Mit Recht ſagt Fechner in dieſer Beziehung, daß die Locomotive der Naturwiſſenſchaft mit dem Zeitalter durchgegangen ſei und mit Recht klammert ſich Schleiden an unerſchütterliche Reſultate der Kant'ſchen Kritik feſt, um nicht im Strudel wüſter Möglichkeiten unterzuſinken. Das gibt ihm für ſeine Perſon Feſtigkeit und Sicherheit, aber das Allgemeine hat wenig davon. Denn man ſieht hierin nach dem gegenwärtigen Zuſtande der Wiſſenſchaft nicht mehr wie ehedem ein anderswoher entlehntes wiſſenſchaftliches Reſultat, ſondern nur noch eine ſubjective Meinung, eine willkürliche Annahme, worin das Individuum ſich beruhigt, eine Grille, mit der man Nachſicht haben muß. Denn in der Philoſophie iſt ja, mit Fechner zu reden, Heulen und Zähnklappen und Jedermann wider ſeinen Nächſten; die ſpecifiſch Gläubigen aber ziehen ſich von der Welt und folglich auch von der Wiſſenſchaft zurück und finden ihre Rechnung weit beſſer in dem praktiſchen Haß, welchen ſie ihr in Bauſch und Bogen ankündigen und welchen ihnen Niemand wehren kann. Was Wunder alſo, wenn die exacten Wiſſenſchaften glauben, Alles in Allem ſelbſt und allein leiſten zu müſſen, ſich in ihrer Macht überheben, glauben, was nicht mit ihrem Maße gemeſſen werden könne, das exiſtire nicht, und dann darin gerathen, wohin wir ſie eben jetzt gerathen ſehen. Aber ſiehe da! wo menſchlicher Blick nur Tod und Zerſtörung ſchaut, hat die Vorſehung noch immer einen Weg offen. Die Philoſophie, zum Delirium des Todeskampfes herabgebracht, erregte im Gehirn des Phyſikers ſchöne Träume von Beſeelung der Pflanzen und Weltkörper, und Mancher, der ſeinen Gott verloren hatte, weil er an körperloſe Kräfte nicht mehr glauben konnte, fand denſelben wieder, weil der Glaube an beſeelte Weltkörper ihm noch offen ſtand und das menſchliche Herz die Eigenſchaft hat, ſich mit ſeinen unveräußerlichen Heiligthümern immer an die Orte zu flüchten, welche ſich dem Verſtande als Zufluchtsorte offenſtehend zeigen. Was ſchadet es, wenn der Diana Bildniß eine zeitlang in Tauris, am unheiligen, barbariſchen Orte, verwahrt wird, wenn es dort nur überhaupt beſchirmt und in ſicherer Hut ſteht? Nach Jahren wird ſchon der Oreſt erſcheinen, welcher es auf Befehl der Göttin wieder abholt und an ſeinen eigentlichen ihm gebührenden Ort zurückbringt. Was ſchadet es, wenn in einer Zeit, welche für die abſtracten philoſophiſchen und ethiſchen Principien verweichlicht iſt, der Mythus zu Hülfe gerufen wird, um halb Ernſt, halb Scherz, auch für die an bloßes ſinnliches Anſchauen gewöhnten Geiſter, Dinge anſchaulich und faßbar zu machen, welche ſie in abſtracter Geſtalt zu faſſen zu ungeübt und nach kindlicher Weiſe zu glauben zu altklug ſind? Warum ſoll nicht auch unſere Zeit, ebenſo gut wie die Homeriſche, wieder ihren Olymp erzeugen? Wer deſſen nicht bedarf, ſteige zu tiefern Quellen. Wer aber deſſen bedarf, dem gönne man dies. Schon ein mal im Alterthum, zur Zeit Plato's, als die Philoſophie ebenfalls mit ihrem völligen Untergange in der Meinung der Menſchen bedroht war, ergriff ſie ſelbſt die Nothwehr des Mythus und der Fabel, um für ſich ſelbſt wieder Aufmerkſamkeit und Gunſt zu erbitten. Man ergötzte das Ohr an der ſtaunenswürdigen Harmonie der Reden und Gleichniſſe und ging ſpielend und zur Unterhaltung unter der Geſtalt leichter Scherze auf Das ein, was die Frucht angeſtrengteſter Geiſtesarbeit und der bitterſte Ernſt war.

Zwar ziemt es ſich für die Philoſophie des heutigen Tags nicht mehr, ſich ſo frei und ungebunden in den Phantaſien des Möglichen zu ergehen, als es der durch keine innere Denkmethode gebundene Phyſiker vermag. Aber das Gewand der Schönheit und Platoniſchen Grazie aufs neue anzulegen, wer möchte ihr das verargen? Verbirgt ſie doch unter ihm nur die ſtrenge Methode, aus welcher ſie ihr Leben ſaugt und welche ſie darum um kein Haarbreit herabſpannt. Was thut es ihr, wenn ſie wie Meluſine die Welt nicht merken läßt, in welchen rigoroſen Bädern der Gedankenarbeit ſie ihren Geiſt ſtählt? Was thut es ihr, wenn der Zauber, der die in ſolcher Gymnaſtik geſtählten Glieder umfließt und unter welchem ſich zugleich auch ſämmtliche Naturwiſſenſchaften mit höhern Reizen umgeben, ſeine unmittelbaren Wirkungen nie verfehlt, wenn auch die Wenigſten dahinter kommen, in welcher ſtrengen Schule ſie dieſe ſcheinbar ungebundenen Tänze eingeübt hat? Iſt ſie doch deshalb noch nicht Heuchlerin, daß ſie ihre Methoden nicht aufdringlich Dem aufſchwatzen mag, welchem ſie überläſtig ſind. Spricht ſie doch nur, wie jener Hermes Trismegiſt zu ſeinem Schüler: Nicht, weil du es Irgendjemandem mißgönnteſt, ſondern nur damit man dich nicht höhne, verbirg dein Geheimniß.

Karl Fortlage.

Altpreußisch und Littauisch. *)

1. Briefe über die Erfolge einer wissenschaftlichen Reise nach Littauen von Schleicher. (Besonderer Abdruck aus dem Octoberhefte 1852 der Sitzungsberichte philosophisch-historischer Classe der östreichischen Akademie der Wissenschaften.) Wien, Braumüller. 1853. Lex.-8. 5 Ngr.
2. Littauische Volkslieder, gesammelt, kritisch bearbeitet und metrisch übersetzt von G. H. F. Nesselmann. Mit einer Musikbeilage. Berlin, Dümmler. 1853. Lex.-8. 3 Thlr. 10 Ngr.
3. Ueber die Sprache der alten Preußen in ihren verwandtschaftlichen Beziehungen von Franz Bopp. Berlin, Dümmler. 1853. Gr. 4. 1 Thlr.

Man pflegt sich wol über den Franzosen lustig zu machen, wenn er sich ab und an bei dem Glauben betreten läßt, als spräche man in Preußen eine besondere, von der deutschen verschiedene Sprache. Und doch wird dabei vergessen, daß, sieht man von der Gegenwart ab, der Franzose keineswegs in dem Maße im Irrthum ist, als Mancher sich einbilden mag. Der Sprachforscher kann allerdings mit vollkommenem Rechte von einer „preußischen" und zwar undeutschen „Sprache" reden. Ja mit entschiedenerm, als z. B., was den Namen anbetrifft, von einer böhmischen, die, statt von dem zuletzt in Böhmen eingefallenen und noch darin ansässigen Slawenstamme czechisch, nur in querer Weise nach den Taciteischen Bohemi so heißt, welche, wo nicht celtisch, dann germanisch, nimmermehr jedoch ein Slawenidiom redeten.

Was eigentlich der Volksname Preuße etymologisch sagen wolle, ist unaufgeklärt, und am wenigsten die, wenngleich im Ernst vorgebrachte, doch einem schlechten Witze ähnlich sehende Deutung zu dulden, welche die Preußen, freilich nur in geographischem Sinne, gewissermaßen zu Beiläufern der Reußen oder Russen (Po-Russi) verkehren will. Sie ist auch nicht auf die alten Preußen anwendbar, von denen, an sich geschichtlich erklärlicher, allein dessenungeachtet wunderlicherweise, der jetzige preußische Staat seinen Namen erst durch eine Art Adoption erwarb.

Jene alten Preußen sind längst nicht mehr; aber der Humanität und Frömmigkeit des letzten Hochmeisters vom Deutschen Orden, des Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Ansbach, durch welchen das bisherige Ordensland Preußen in ein erbliches Herzogthum umgewandelt wurde, verdankt der Linguist wesentlich die ganze, wenn auch nur spärliche, doch unschätzbare Kunde von deren freilich selbst des Todes verblichenem Idiome. Gleichsam zur Sühne nämlich für all die Unbill, welche von dem Orden durch einen dreiundfunfzigjährigen blutigen Eroberungs-, ja Vernichtungskrieg, sowie unter dessen dreihundertjähriger harter und unmenschlicher Herrschaft das tapfere, aber unglückliche Preußenvolk erfahren, und im Gegensatze zu seinem 200 Jahre früher lebenden Vorgänger Siegfried von Feuchtwangen, der sogar den Gebrauch der preußischen Sprache gänzlich verboten hatte, ließ zuguterletzt und gleichsam vor Thorschluß der vorhin genannte Hochmeister wiederholt Katechismen, in preußischer und deutscher Sprache zusammen, abfassen und (die beiden ersten 1545 und das „Enchiridion" von Abel Will 1561) durch den Druck ausgehen. Diese aufs äußerste selten gewordenen Büchlein, welche den Pfarrern und Lehrern im Preußenlande ihr Amt und ihren Pflegebefohlenen den Weg zum ewigen Heile erleichtern sollten, wieder abgedruckt bei Vater und mit mehr Sorgfalt und Vollständigkeit bei Nesselmann in seinem trefflichen Buche: „Die Sprache der alten Preußen an ihren Ueberresten erläutert" (Berlin 1845), liefern dem Forscher sein mit einigen unbedeutenden Ausnahmen alleiniges und dazu, wegen mancherlei sprachlicher Ungehörigkeiten in ihnen, noch immer vorsichtig zu benutzendes Material von der nachmals völlig erloschenen Preußensprache.

Ein ähnliches Schicksal, wie den alten Preußenstamm längst betroffen, steht inmitten des Staats der Intelligenz, und kaum doch daß die Mitlebenden darauf achten, einem Bruderstamme, dem „jährlich abnehmenden Littauervölkchen" bevor; ein Ausdruck, welchen dem um die Kenntniß littauischer Verhältnisse hochverdienten Pfarrer in Ragnit, K. A. Jordan *), abzuborgen ich mir erlaube, aus der Vorrede zu seinem erwünschten Wiederabdrucke 1848 von Lepner's „Der Preusche Littauer" (1690 geschrieben, aber erst 1744 zu Danzig erschienen). Das Idiom der Littauer nämlich, ungeachtet von ihm, sowol in der Mundart Preußens als in der Polens oder im Schamaitischen, das ersterer zwar nicht an Reinheit, zufolge Schleicher aber an Alterthümlichkeit in vielen Punkten überlegen wäre, in außerordentlichem Grade gilt, daß

*) Die Schreibung mit h ist in nichts begründet. Schleicher will in größerer Gemäßheit mit dem Namen in seiner einheimischen Gestalt (Lëtuwà) sogar das Wort nur mit einem t schreiben, wogegen Nesselmann die eingebürgerte Aussprache (mit Kürze vorn) im Deutschen einwendet.

*) Noch während der Abfassung dieses Aufsatzes ging mir durch die Güte Jordan's ein aus den „Neuen preußischen Provinzialblättern a. F." (Bd. IV, 1853) abgedruckter Aufsatz von ihm zu: „Einige Worte über die littauische Sprache und Professor Schleicher." Es wird darin Aller, die sich zum Frommen der Wissenschaft mit einer so interessereichen Sprache, wie die littauische unbestreitbar ist, beschäftigen, vor allem des Schleicher'schen Unternehmens rühmend gedacht, dabei freilich auch nicht der schwer aufzustachelnde Stumpfsinn gegen sie verschwiegen, dessen man sich an Ort und Stelle von Seiten der Deutschen nur zu häufig schuldig macht. „Die littauische Sprache" wird gesagt, „geht freilich, zumal in Preußen, ihrem Tode entgegen. Nach 50 Jahren werden die jetzigen littauischen Gemeinden, auch ohne die von Schulräthen und andern Beamten lange geübte Sprachverfolgung, deutsch sprechen, wie die bei Gumbinnen und Darkemen. Wenn nun aber das praktische Bedürfniß minder schlagend hervortritt als sonst, so ist schon die wissenschaftliche Rücksicht Grund genug, für die grammatische Bearbeitung einer Sprache von so großartigem, wundervollem Baue zu sorgen. Dankbar ist es anzuerkennen, daß man statt der radebrechenden Dolmetscher und volksunkundigen Beamten, die Jahrhunderte hindurch ihr Wesen trieben, jetzt Söhne littauischer Aeltern zu künftigen Beamten zu erziehen sucht, die nicht allein ihre Muttersprache beibehalten, sondern auch sie fortzubilden sich veranlaßt sehen. Leider wird ein wesentlicher Theil der Absicht dadurch wieder aufgehoben, daß sie durch den Gymnasialunterricht sich über das heimatlich Anspruchslose erheben und dem Eigenthümlichen Zwang anthun."

ist, seiner hohen Formvollendung und Trefflichkeit in der Anlage wegen, dem Sprachkenner nicht geringe Bewunderung entlockt, ist trotzdem über kurz oder lang schwerlich ausweichbarem Untergange geweiht und dürfte in innerlicher Beziehung hingegen, da jene Anlage, noch zunehmende Entwickelung zu erleben, kaum große Aussicht hat, auch inskünftige immer nur mehr propter spreta quam propter acta gerühmt zu werden verdienen. Einem Untergange für das Ohr; minder, und nur zu großem Glücke für die Sprachgeschichte, in der Schrift, für das Auge. Nicht nur, daß man jüngst eifrig den Wortschatz mit dankenswerthem Fleiße zu sammeln und mit Hülfe des Drucks zu bergen bemüht war, wie das durch vielfältige Herbeitragungen zustande gekommene „Wörterbuch der littauischen Sprache" von G. H. F. Nesselmann (Königsberg 1850) bezeugt; nicht nur, daß, ausgerüstet durch eine aufopferungsvolle Reise nach Littauen und seine Arbeiten auf dem verwandten Gebiete des Slawismus im engern Sinne, vor allem seine „Formenlehre der kirchenslawischen Sprache", der Professor Schleicher in Prag mit Ausarbeitung einer wissenschaftlichen Grammatik der littauischen Sprache, zudem einer Chrestomathie nebst Glossar, umgeht, und Kurschat, Littauer im Namen und durch Geburt, Dirigent des littauischen Seminars für Prediger in Königsberg und Herausgeber einer Zeitschrift „Kelâvis", in seinen „Beiträgen" einige schwierige grammatische Punkte („Präpositionen", Königsberg 1843; die im Littauischen sehr verwickelte „Laut- und Tonlehre", 1849) beleuchtete; nicht genug damit, hat auch die littauische Volksdichtung an Rhesa (1825) bis auf Nesselmann herab Sammler und Uebersetzer gefunden.

Mit was für Sprachen, wünscht vielleicht Dieser und Jener zu wissen, hat man es nun zu thun, wo von Preußisch oder Littauisch die Rede ist? Hierauf in Kürze Folgendes: Beide mit dem etwas tiefer herabgesunkenen Lettischen bilden einen innerhalb des Indogermanismus belegenen eigenthümlichen Sprachstamm, den der Unterzeichnete in zwei zu Halle 1837 (als Gratulationsschrift zum göttinger Jubiläum) und 1841 in 4. herausgegebenen „Commentationes" als an der Spitze der gemeiniglich für allein slawisch geltenden Sprachen abseiten ihrer Alterthümlichkeit und Formschönheit den Vortritt in ähnlicher Weise behauptend darzustellen suchte, wie mit dem Gothischen im Vergleich zu den übrigen germanischen Sprachschwestern anerkannt der Fall ist. Das zu zeigen war um so nöthiger, als man seit Thunmann aus jederlei Sprachen vielmehr hatte bloße Mischlinge oder entartete Bastarde machen wollen von Slawisch, Deutsch und Estnisch, welches letztere als dem finnischen Sprachstamme zufallend, der außerhalb des Indogermanismus steht, sich von ihnen genealogisch völlig abscheidet und nur mit dem nachbarlichen Lettischen einen etwas lebhaftern sprachlichen Tauschverkehr unterhält. Eine andere trotz J. Grimm's Hinterlegungen in der Vorrede zu Schulze's „Gothischem Wörterbuch" und in seiner Geschichte noch nicht zu völliger Evidenz aufgehellte Sache berührt das Verhältniß und den Grad etwa stattfindender specieller Innigkeit in der sprachlichen Berührung zwischen Gothisch und Littauisch, welche durch die einstigen Wohnsitze der Gothen an der Weichsel mag bedingt sein.

Nach solchen, wie uns schien, nöthigen Vorbemerkungen soll jetzt, indem wir uns über das mittelste der in der Ueberschrift angegebenen Bücher den Bericht bis zuletzt aufsparen, zu 1 und 3 geschritten werden.

Schleicher hielt sich, östreichischerseits mit einigen Geldmitteln unterstützt, im Sommer 1852 unter vielerlei Entbehrungen und bei gewiß nicht sehr einladender littauischer Nationalkost, wie gesäuerte rothe Rüben (bârszczei) und saurem Hafermehlbrei (kiselus), in verschiedenen Gegenden Littauens vorzüglich zu dem Ende auf, um sich des Littauischen und seiner Mundarten an Ort und Stelle zu bemächtigen und zwar nicht aus dem Munde von Deutschen, denen es nur ein Erlerntes ist, sondern durch den unmittelbaren Umgang mit Eingeborenen, zumal solchen, die in entlegenern, vom Deutschthum wenig berührten Orten noch ein unbefangenes Leben dahin leben. In dieser Weise ward dann längere Zeit namentlich in folgenden Kreisen zugebracht: dem Ragniter (im Dorfe Kakschen, von wo die beiden längsten Briefe I und II datirt sind, und Ober-Eisseln, Brief V); dem Pillkallner (Kurschen; Brief III); dem Kreise Niederung am Kurischen Haff (Kaukenen, Feilendorf, Memel; Brief IV) u. s. w.

Wer sich von der hohen linguistischen Wichtigkeit des Littauischen sowol an sich als z. B. namentlich mit Bezug auf das ungeheuere slawische Sprachgebiet einigermaßen überzeugt hat, der wird auch das Unternehmen des Reisenden, zielte es selbst auf nichts sonst als gründliche Erforschung der Landessprache, sowol nach seinem Werthe als nach seiner nicht geringen Schwierigkeit zu würdigen wissen. Allerdings war nun Schleicher's Hauptziel das Studium der Sprache (und sein Bericht enthält auch vielerlei dahin einschlagende Bemerkungen, wie z. B. in Betreff lautlicher und schriftlicher Correctheit, mit der es in den meisten Drucken gar übel bestellt sei); allein es ist bei der Reise manches Andere abgefallen, und schon sein Bericht enthält daher auch noch vielerlei wissenswerthe Bemerkungen über littauische Sitten und Gebräuche, wie bei Geburten, Beerdigungen, Heirathen. Außerdem Aberglaube. Märchen (pâsakas), z. B. vom trägen Mädchen (S. 30), und ein Thiermärchen vom Schimmel, Bären und Wolf (S. 52), Lieder (dainos), Sprichwörter und Räthsel. Rücksichtlich des pôns (Herr) oder karâlius (König), der zum Zeichen seiner Würde einen mit Blumen und Grün beflochtenen Stab hat und beim Hochzeitessen das Commando führt, ist mir eine gewisse Uebereinstimmung eingefallen mit römischen Schmauspräsidenten (magister convivii, rex mensae).

„Ueber die Sprache der alten Preußen" hatte bereits von Bohlen in Voigt's „Preußische Geschichte" (Theil I) einen Aufsatz veröffentlicht, dem Zwecke gemäß nur kurz und leicht hingeworfen, allein doch schon in

anziehender Weise einige Hauptzüge der Verwandtschaft des Altpreußischen mit der Anwohnerin des Ganges, d. h. dem Sanskrit, heraushebend. Eine umfassendere und weiter in die Tiefe vordringende grammatische Untersuchung vorgedachten ausgestorbenen Idioms rücksichtlich seiner Vetterschaft stellt sich der Altmeister vergleichender Sprachzergliederung, Franz Bopp, im dritten obiger Bücher als Aufgabe und bringt sie dann auch mit gewohnter Akribie in der aus seiner vergleichenden Grammatik hinlänglich bekannten Manier zur Lösung. Zum Vorwurfe darf man ihm vielleicht machen, daß er zuweilen Formen im Texte mit zu großer Gläubigkeit als der wirklichen Sprache angehörig hinnehme und deute, die nur der staunenswerthen Unkunde und Fahrlässigkeit der Uebersetzer zur Last fallen, oft genug auch bloße Druckfehler sein mögen. Die schmale Linie zwischen Dem, was bereits Irrthum einer namentlich unter deutschem Einflusse dem Verfalle zueilenden Sprache sei, was lediglich Irrthum ungenauer Auffassung von Seiten der Schreiber und schriftunkundigen Tolken oder Dolmetscher, denen jene nach dem Gehöre und ohne strenge Folgerichtigkeit (selbst nur in rein graphischer Rücksicht, wie z. B. die schlechte Scheidung der Zischlaute; vgl. Vater S. 71) ihre stümperhaften Uebersetzungen*) nachschrieben, weigert sich oft der genügenden Erkennbarkeit, muß aber für unsern Fall stets mit festem Blick im Auge behalten werden. Wäre z. B. asmus (der achte) nur ein mal und nicht in allen drei Ausgaben des Katechismus (vgl. Nesselmann S. 3, 5, 10) zu finden, gewiß würde man in Vergleich z. B. mit septmas (septimus) und litt. aszmas leicht auf einen einfachen Druckfehler (u statt a) rathen, während so (vgl. Bopp S. 13) vom labialen m das zweite der beiden a aus einem gewissen Triebe nach Lautverunähnlichung der Silben näher an sich herangezogen scheint. Bopp hat S. 32 erkannt, wie in dem Satze „stes dellieis stesmu kas („Der theile mit Dem, welcher") nur delliei hinten ohne s richtig sein könne, allein übersehen, wie dieser Buchstabe sich auch nur irrthümlich aus dem nachfolgenden Worte eingeschlichen habe. Läge, wie er meint, die Präposition is (aus) darin, so wäre doch wenigstens deren Nachstellung (der theile aus) ein grober Germanismus. Unter deutschem Einflusse standen aller Wahrscheinlichkeit nach z. B. die Zahlwörter ains (hingegen litt. wienas, lett. weens), Bopp S. 42, und newints (der neunte) wegen seines n vorn statt d in der nächsten Sippschaft (S. 48). — Am übelsten, wie man denn auch wol die gothische Bibelübersetzung nicht ganz von Hellenismen wird freisprechen dürfen, scheint der in den altpreußischen Katechismen gehandhabten oder vielmehr mishandelten Syntax mitgespielt, wegen widerwärtigster Einmengung deutscher Sprechweise. Man nehme nur z. B. den ganz unlettischen (Stender's „Grammatik", §. 138) und ebenso wenig littauischen Gebrauch des Demonstrativpronomens als Artikel, wie Stas dröffs, was nicht: der Glaube, sondern: der (jener) Glaube sein würde. — Das Passiv pflegt zwar im Littauischen und Lettischen durch Hülfsverba mit Passivparticipien umschrieben zu werden; allein wenn auch kein Gewicht darauf gelegt wird, daß die Auxiliaria (lett. tohpu, kluhstu, teeku, Stender, §. 88 fg.) andere sind, so kam doch das Preußische kaum von selbst, sondern nur durch Anstoß des übrigens sinn- wie lautverwandten Deutschen „werden" (eig. vertere, litt. wirsti, mit dem Wagen umwerfen, wozu werden) zur Verwendung seines wirst im Futur sowol als Passiv. Z. B.: Madliti, tyt wirstai ious immusis: Bittet, so werdet ihr nehmen (eig. genommen habend), Vater, §. 46; kas perwans dats wirst: der für euch gegeben wird (§. 25, vgl. S. 96, 98).

Einige Uebereinstimmungen sowol als Differenzen zwischen Bopp und dem Unterzeichneten in Betreff der Erklärung einiger Punkte wird der Leser durch Herbeiziehung meiner Recension des Nesselmann'schen Werks über das Altpreußische entnehmen („Allgemeine Literaturzeitung", 1846, Nr. 38 fg.). An einem andern Orte („Hallische Jahrbücher", 1838, S. 1525) ist statt der, wie ich glaube, von Bopp verfehlten Deutung des Optativs S. 21 ei-lai (er gehe; mit lai, laß, lat. sine, wie auch im Lettischen, Stender §. 106) und Infinitivs auf -ton (nicht, wie Bopp S. 35, vgl. Nesselmann S. 62, will, Particip des Passivs im Neutrum) in eigenthümlicher Anwendung das Richtige gegeben (vgl. „Etymologische Forschungen", II, 569).

Auf eine vorzugsweise interessante Ausführung sei hier noch zuletzt aufmerksam gemacht. Sowol gewissen Lautverhältnissen nämlich als auch der besondern Gestaltung des Infinitivs entnimmt Bopp den historisch höchst wichtigen Schluß, daß die lettisch-slawischen Idiome länger als die andern europäischen Zweige unserer großen Sprachfamilie mit den asiatischen Gliedern dieses Stammes vereinigt blieben.

Wir kommen endlich zu Nesselmann's Herausgabe littauischer Volkslieder. In von Bohlen's durch Johannes Voigt zum Druck beförderter und mit einem

*) Man wird sich darüber minder verwundern bei Beachtung von Schleicher's Note auf S. 5: „Der arme Littauer, der überdies nur in Kirche und (theilweise) Schule seine Sprache mehr oder minder gerade brecht zu hören bekommt, muß meist sogar sein heiligstes Gebet, das Vaterunser, mit unerhörten Sprachschnitzern beten hören: die meisten Ausgaben haben nämlich die zweite Person des Imperativs statt der dritten in drei Bitten. Unglaublich, aber wahr!" — Uebersetzersünden, wie bei Nesselmann S. 72, 89, 106, deren wir in Zigeunerterten hundertfältig aufgestoßen, steigern sich mitunter sogar zu dem in den „Epistolae virorum obscurorum" üblichen Stile. Denn worin unterscheidet sich wol padangtunons, wodurch das Deutsche, dem befragten Preußen vermuthlich unverständliche „bewogen" ausgedrückt werden soll, aus litt. dangus (Wege), wesentlich etwa von: Non I ante apud (Gehe nicht vorbei), Fusce tace (Braunschweig) und ähnlichen Scherzen? — So habe ich teraias (allein; litt. wienas) in schwerem Verdacht, blos um des deutschen Ausdrucks willen aus ter (als) hinter kittawidin (anders) mit dem Zahlworte ains zusammengelöthet zu sein. — sans rime et sans raison. Ohnehin ist sein Verbleiben in adverbial-starrer Unbiegsamkeit (als wollte ich lat. solus auch seminal oder von der Mehrheit gebrauchen), dem männlichen Nominativausgange zum Trotz, wie ein solches auch anderwärts, z. B. beim Particip (Nesselmann S. 81; vgl. 80, unter Widerspruch von Bopp S. 21) vorkommt, Folge thörichter Nachahmung des deutschen Sprachgebrauchs.

Schlußworte versehener „Autobiographie" (1841) heißt es S. 33:

Mehre Jahre hindurch hatte von Bohlen in Königsberg mit thätiger Unterstützung des geheimen Staatsministers von Schön, dem er befreundet nahe stand, und mit Beihülfe einiger andern Freunde eine reiche Sammlung littauischer Volkslieder zustande gebracht und zur einstigen Herausgabe derselben eifrig daran gearbeitet. Er überließ (jedoch) die Herausgabe seinem Freunde, dem Professor Pott, von welchem wir sie nun erwarten dürfen.

Wegen der Verbindung, in welche hier mein Name mit Bohlen's literarischer Hinterlassenschaft gebracht wird, dem einen Theil im Sinne des edeln Hingeschiedenen in meinen „Zigeunern" verwendet zu haben ich mir schmeichle, ist es vielleicht gut gethan, und nicht blos um meiner selbst willen, bei dieser Gelegenheit den fernern Verlauf der Angelegenheit zu erzählen, soweit ich ihn kenne. Das fragliche Manuscript ward mir später von Königsberg aus, weil man dort leichter dafür einen Verleger zu finden hoffte, abgefodert und gelangte dahin durch Gesenius, und zwar, täuscht mich mein Gedächtniß nicht, an J. Voigt. Nesselmann, den ich darum befragte, wußte nicht, wo sich jene Bohlen'sche Sammlung befinde, und nimmt auch in seinem Werke nirgends auf sie Bezug. Nach einer seitdem wieder von mir aufgefundenen Notiz, die mir der Prediger Jordan bei seiner Rückkehr von dem erfurter Parlamente mittheilte, war sie derzeit in den Händen der Witwe des Pfarrers Kalau zu Insterburg in Ostpreußen. Da mag sie denn noch zu finden sein. Jedenfalls wäre auch jetzt noch eine Revision höchst wünschenswerth. Sollte auch an Liedern nicht viel Neues darin zu finden sein, was zu bestimmen, da von mir nicht einmal eine Vergleichung mit Rhesa vorgenommen, außerhalb meines Vermögens liegt, so würden doch vielleicht manche der Bohlen'schen Ueberlieferungen die Oeffentlichkeit verdienen. Wol schwebt mir nämlich noch die gefällige und ansprechende leichte Form der Gedächtniß, mit der Bohlen dergleichen Lieder poetisch wiederzugeben verstand.

Recht im Gegensatz zu Rhesa bemerkt Schleicher S. 29:

Wenn Rhesa schrieb, daß er zur Sammlung seiner 85 Dainos 15 Jahre bedurft habe und dabei an Unterstützung von Seiten Anderer, Geldaufwand u. s. w. es nicht gefehlt habe, so begreife ich das nicht. Ein paar Sammler können in wenigen Tagen 85 Dainos an sich bringen. Freilich muß der Sammler Littauisch können und mit den Leuten überhaupt umzugehen im Stande sein.

Und in der That zählt die Nesselmann'sche Sammlung nicht weniger als 410 Nummern, von denen im Ganzen etwa drei Fünftheile, wie Nesselmann in der inhaltreichen Vorrede angibt, für Deutschland neu sind. In den dieser wird nach kritischer Beleuchtung der Vorgänger S. X auf den Charakter der Lieder selbst eingegangen.

Wenn von dem Worte daina (Plural dainos) behauptet wird, daß es sammt seinen Ableitungen der littauischen Sprache eigenthümlich angehöre und sich in keiner verwandten Sprache wiederfinde, so will ich doch bemerkt haben, daß wenigstens aus der freilich romanischen, allein doch noch viele slawische Elemente enthaltenden Südsprache der Walachen das ofener Wörterbuch dáinâescu, ire (modulor, cano; ungar. danolni, dalolni, singen, lullen, trillern; ungar. dal, Lied, aber estnisch laul, laggu) darbietet, was mit litt. dainóti (Volkslieder singen; auch lallen, von Kindern) doch unzweifelhaft in wirklicher Familienverwandtschaft steht.

Sieht der Linguist auch nur auf die Sprachform und nicht nothwendig zugleich auf den Inhalt von geistigen Erzeugnissen eines Volks, die aus dessen eigenem, nicht aus fremdem Gehirn und Herzen entsprangen, so wird ihm von seinem Standorte fast Alles unendlich höher stehen, was der ersten, als was der zweiten Art angehört. Muß doch die sprachliche Ursprünglichkeit unter Bearbeitung Nichteinheimischer fast immer Schaden leiden. Bei Volksliedern, d. h. solchen, die wirklich den Namen verdienen, selbst wenn sie von Seiten des ästhetischen Gehalts nur wenig genügten, hätte man immer noch den andern Gesichtspunkt aufrechtzuerhalten, daß sie, als die unter allen Umständen beachtenswerthe und gewöhnlich am wenigsten verfälschte Stimme eines Volks, das Echo seiner Gedanken- und Gemüthswelt abgeben; oft auch einen, wenn schon sagenhaften, doch ungekünstelten Wiederhall von hervorspringendern nationalen Widerfahrnissen, die ihm begegneten. Wer für unsern Fall sich Lieder voll energischer Thatkraft, gleich den serbischen, verspräche, würde sich vielfach getäuscht sehen. Ob nämlich schon die littauischen Dainos sich durchaus national verhalten, so zwar, „daß in ihnen nichts vorkommt, was nicht unmittelbar dem nächsten Anschauungskreise des Volks entnommen wäre", so ist doch „ein zweiter Grundzug der littauischen Volksdichtung, daß dieselbe durchaus und ausschließlich lyrisch ist; das didaktische und epische Element liegen ganz außerhalb ihres Kreises". Daher rührt dann auch eine gewisse Eintönigkeit, noch durch häufige Wiederkehr einiger typischen Ausdrucksweisen vermehrt, in diesen Liedern, die überdem im Ganzen mehr leidende Zustände als kraftvolle Thaten zur Darstellung bringen. Was ihr Aeußeres anbetrifft, so entbehren sie des Reims, sind aber, wie die Sprache, voll Wohllaut und eigentlich von ihren Melodien unzertrennlich.

Die Dainos berühren, was Nesselmann mit Recht als eine auffallende Erscheinung auszeichnet, welche ebenso stark für den echt nationalen Charakter der Dainos als für die zähe Nationalität des Volkes selbst spreche, fast nie die neuern, jetzigen Verhältnisse des Volkes, sondern bewegen sich fast ohne Ausnahme in ältern, längst verschwundenen Situationen. In keiner Daina ferner finden wir eine Beziehung zum Christenthume. Geburten und Hochzeiten, zumal letztere, erscheinen sehr häufig, aber keine Taufe und keine Trauung. Dagegen haben wir häufig (für die Mythologie nicht ohne Wichtigkeit) mit dem ganzen Heere der alten heidnischen Mythologie zu thun. S. jetzt Schleicher's „Lituanica", S. 16 fg.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß gegenwärtige Sammlung ihre Vorgängerinnen weit hinter sich läßt,

abseiten des Reichthums sowol als der kritischen Bearbeitung, welche bei oft unkrautartiger Ueberwucherung von Liedern, die in einem Volke von Munde zu Munde gehen, ebenso nöthig als schwer ist. Was die Uebersetzung anbetrifft, die nach des Verfassers bescheidenen Worten mehr auf Treue als auf dichterischen Werth Anspruch macht, so liest sie sich leicht und macht fast durchweg einen angenehmen Eindruck. Man kann demnach das Buch Jedermann mit gutem Gewissen empfehlen. Dies durch Proben zu erhärten, unterlassen wir, weil die Wahl leicht zu subjectiv ausfiele und ein Beispiel geben wenig mehr als keins geben hieße.

August Friedrich Pott.

Mittheilungen aus Berlin.

Anfang Februar.

Nichts hat mich in England mehr in ein Gefühl lächerlicher Wehmuth versetzt, als die Function eines Todtenbeschauers, der mit Prätorenmiene an den Sarg des Todten tritt und vor allem mit Würde versichert, daß der Todte eine Leiche sei. Fast ähnlich so ist es mir, wenn ich einen Blick auf das verflossene dramatische Jahr der berliner Hofbühne werfe, die unleugbar noch immer als die wichtigste Deutschlands gelten darf, theils durch Tradition, theils durch ihr Streben, welches freilich viel Aehnlichkeit mit dem Unsterblichkeitsringen eines verkannten Genies zeigt. Die berliner Bühne ist durch die Einheit ihrer Intendanz, durch ein sorgfältiges Berechnen bei Aufführung der Stücke und durch ihre sprichwörtlich gewordene Classicität immer noch die hervorragendste aller deutschen Bühnen und von höherm Geist durchweht als selbst die wiener. Wie schwer ist also das Urtheil, wenn man eingestehen muß, daß die dramatische Literatur Deutschlands fast einer Leiche ähnelt, und im Hinblick auf unsere Bühnen die trostreiche Erfahrung sich aufdrängt, daß sie doch noch eine Zukunft haben muß, weil sie keine Gegenwart hat. Dieses Sinken unsers nationalen Dramas hat seine gewichtigen Ursachen, die vor allem in der übertriebenen Ehrfurcht bestehen, welche Publicum sowol wie Autoren den Schauspielern zollen. Die Autoren beugen sich heutzutage vor den Darstellern ihrer Werke und haben kein Recht mehr, ihnen zu befehlen. Ich gedenke dabei noch immer der Probe einer Novität im vorigen Jahre auf der Hofbühne, in welcher die Hauptrolle ein rothes Sammetkleid erfoderte; die Schauspielerin indessen erklärte, daß Roth sie nicht kleide und sie daher Schwarz tragen werde. Doch wäre die Wahl der Kleider bei solcher Gelegenheit noch zu verschmerzen, wenn dieses Dominiren des Darstellers über den Autor nicht auch in Bezug auf den Vortrag und die Auffassung der Rolle sich geltend machte. Der arme dramatische Schriftsteller von heute steht bescheiden hinter den Coulissen, nimmt seinen Hut vor den Foderungen der Schauspieler ab und sagt seufzend zu der ersten Liebhaberin, welche mehr Leidenschaft als nothig ist beansprucht — pater peccavi! Dieser große Respect, den man der Allmacht des Schauspielers erweist, ist der große Fehler von heute und ein deutliches Symptom der geschwächten literarischen Würde; man darf sich deshalb auch nicht wundern, wenn der dramatische Schriftsteller seine Rolle einem Schauspieler anpaßt, wie die Schneiderin Maß zu einem Kleide nimmt. Aber die dramatische Literatur wird sich nicht eher heben, ehe dies unnatürliche Herrschaftsrecht nicht gewechselt und Der, welcher seinen Gedanken die Form gab, den bloßen Darsteller dominirt, der ohne ihn unthätig bleiben müßte. Es wäre aber zuerst zu wünschen, daß Deutschlands Autoren ihre Stücke auch ohne Rücksicht auf die Schauspieler schrieben.

Unglücklicherweise vereinigt sich das Publicum in beklagenswerther Schwäche mit der Unterwürfigkeit der dramatischen Schriftsteller zu Gunsten der Schauspieler. Es begehrt Novitäten; aber es interessirt sich nur für die Träger der Hauptrollen und am wenigsten für den Dichter. Doch was soll man predigen, wo, offen gestanden, weder literarische Sympathie noch Antipathie vorwaltet, sondern lediglich bloße Neugierde, und der Zweck der Menge nur ist, sich um jeden Preis Vergnügen zu schaffen? Gott sei Dank, ist die Hoffnung doch immer der beste Trost, und so kann man auch annehmen, daß sich das Publicum zuletzt durch bloße Decorationen und Schaugepränge gelangweilt finden und am Ende vom Theater etwas Anderes beanspruchen wird als bloße Unterhaltung.

Aber den schlagendsten Beweis der Schwäche unserer dramatischen Kunst findet man in dem durch die Birch-Pfeiffer en vogue gekommenen Gebrauch, Romane zu dialogisiren und zu Schauspielen umzuschaffen. Ich führe nur dies Factum an und glaube nicht zu irren, wenn ich damit dem Theater nur einen untergeordneten Rang in unserer Literatur eingeräumt habe. Man behandelt das Thema wie einen fügsamen Stoff, der ohne Murren sich zu der Form bildet, die ihm die Scheere verleiht; traurig, traurig, daß unsere Bühnen diesem grausamen Henkerspiel zum Schaffot dienen und die dramatische Muse Deutschlands mit der Geduld des Lamms zuschaut, wie jene Witwe einst am Fuße lebloser Götzen ihre sieben Kinder geduldig zerschmettern ließ

„und sah, wie eins ums and're fiel".

Ein jedenfalls frischeres Leben als in diesen Dramenfabrikaten pulsirt in einigen französischen Stücken, die dem berliner Publicum vorgeführt wurden. Wir sahen unter Anderm „Maria Lesczynska" („Le gâteau des reines") von Léon Gozlan. Das Stück hat viele Schwächen und Mängel, aber man muß bedenken, daß Léon Gozlan Franzose ist und sein Stück nicht für deutsche Musterbühnen, sondern pariser Theater geschrieben. Ich habe 1850 auf dem pariser Odeontheater vor einer geschlossenen und aus den feinsten Ständen gebildeten Gesellschaft eine getreue Uebersetzung von Goethe's „Faust" gesehen, nicht öffentlich, sondern vor einer dazu eingeladenen Gesellschaft. Trotz des sehr guten Spiels der Schauspieler war das allgemeine Urtheil dieser sehr gebildeten Gesellschaft, daß der Goethe'sche „Faust" extrêmement ennuyant und horriblement extravagant sei. Viele werden sagen, daß die Franzosen blasirt seien, wenn sie das von unserm höchsten Meisterwerke sagen; ich sage aber, daß die Franzosen nicht mehr blasirt wie die Deutschen sind, denn Goethe schrieb seinen „Faust" nicht für Paris. Ebenso auch mit dem Gozlan'schen Stücke, welches nach französischen Begriffen vortrefflich genannt werden muß; aber das berliner Theaterpublicum bei Aufführung von Novitäten ist seinem größern Theile nach ein ganz besonderes: vernehm, kalt, etwas blasirt, überbildet und von Principien durchdrungen, die ihm verbieten, irgendwelche Zufriedenheit mit Novitäten oder irgendwelche Gemüthsaffection zu zeigen; ein unerbittliches und suffisantes Forum, das sich einbildet, zu classisch zu sein, um nicht über jedes neue dramatische Werk von vornherein mitleidig die Achseln zu zucken.

Die königsstädtische Bühne brachte unter Anderm das viel besprochene Stück von A. Dumas jun.: „Le demi-monde." Doch zuvor nur ein paar Worte über diese Bühne selbst, auf der sich Thalia etwas frivol, aber sehr anziehend, sogar liebenswürdig, mit Flittern in den Locken, aber mit Löchern im Strumpfe producirt. Das königsstädtische Theater war früher, selbst noch bis vor zehn Jahren, der Liebling, der Typus, der ganze Charakter des berliner Publicums; jemehr die Stadt an der Spree mit Riesenschnelle eine Großstadt wurde, jemehr änderte sich der sonst sehr prüde und philiströse berliner Charakter und umsomehr kam die Königsstadt in Verfall. Sie war nicht mehr elegant, nicht mehr pikant genug. Darauf kam die Zeit der Mode an die Friedrich-Wilhelmstädtische Bühne mit ihren berliner Jargonpossen, albernen Vaudevilles und

miolen wiener Conterfeis, bis auch diese allmälig dem immer weltstädtischer werdenden Geschmack der Berliner zum Ueberdruß wurden, sodaß jener Bühne, wenn sie nicht bessere Anstrengungen macht, baldigst ein seliges Ende vorauszusagen ist. Die königsstädtische Bühne konnte inzwischen nicht leben und nicht sterben, bis sie endlich in die Hände des jetzigen Directors Wallner kam. Dieser Mann war klug und setzte Alles auf eine Karte; er hatte bemerkt, wie der berliner Charakter mit der Vergrößerung der Stadt weniger prüde, weniger philiströs und mehr emancipirt geworden war, er riskirte Alles und brachte des jüngern Dumas „Demi-monde" zur Aufführung. Und siehe da, es gab in Berlin bereits demi-monde genug und Verehrer derselben in Menge, wenn auch noch sehr verstohlen; das Stück machte Furore, die Kasse des Theaters wurde gefüllt und der demi-monde von Berlin feierte seinen ersten Triumph damit. Warum auch nicht? Berlin war ja eine Großstadt geworden und die königsstädtische Bühne so glücklich, eine in der Spreestadt stark vertretene Gesellschaft vorzuführen.

Ich bin eben kein Horazischer Sittenrichter, aber diese unstreitig sehr geistreichen, sehr effectvollen Lorettenstücke „Le demi-monde" und „La dame aux camélias", welche jetzt als „Eine neue Magdalena" die Königsstadt aufführt, müssen der Kunst und der Sittlichkeit das Corsett aufschnüren! Das Laster und die Frivolität so lachend, wenn auch zugleich raffinirt boshaft züchtigen, wie es Alexander Dumas Sohn gethan, und Alles dabei mit einem moralischen Parfüm anräuchern, das muß unstreitig sehr verlockend sein für Solche, welche dies freie Leben des demi-monde lieben. Es ist sehr wichtig für Berlin, daß diese beiden Stücke, welche die Frivolität heiligsprechen, hier in den bessern Schichten der Gesellschaft Furore gemacht haben: der Spiegel soll nicht Flecken haben, sondern zeigen!

Nichts liegt mir näher bei dieser Gelegenheit, als der Aufführung von Richard Wagner's „Tanhäuser" zu gedenken. Ohne Zweifel würde diese Oper mehr Beifall gefunden haben, wenn sie nicht von den Parteifreunden Wagner's als ein non plus ultra, als eine alles Uebrige verdunkelnde Sonne gepriesen worden wäre. Dem großen Maßstabe, mit dem also das Werk infolge so prätentiösen Auftretens gemessen wurde, entspricht das Werk keineswegs, das vielmehr sehr viel Gemachtes, Erkünsteltes und dabei Mangelhaftes aufweist. Ich verspüre keine Lust, die große Zukunftsmusikliteratur, seine sowol wie grobe, bereichern zu wollen; aber doch möchte ich auf ein Verdienst Richard Wagner's aufmerksam machen, das wol am wenigsten berücksichtigt worden ist; dies ist das Verdienst, den aufrichtigen Gedanken an eine deutsche Musik zur Geltung gebracht zu haben, freilich vermittels eines Extrems, welches weit das nöthige Ziel überschritt. Der deutsche, so romantische Dichterstoff, den sich der Componist des „Tanhäuser" erwählt, war ihm hauptsächlich ein Talisman, durch den er bei „Rienzi" und dem „Fliegenden Holländer" nicht geschützt wurde. Er wollte diesen deutschen Mythenstoff mit ebenso mystischer Poesie umhüllen und fing demnach an, vorher den deutschen Charakter zu seciren, ehe er ihn stückweise seiner Composition einimpfte. Er fand diesen Charakter grübelnd, denkend, tief und mystisch und richtete seine Musik darnach ein — dies ist das große Verdienst Richard Wagner's und dies der große Fehler der Tanhäusermusik. Das ewig Sinnende und Sehnende, das Träumerische und Reflectirende sind absolute deutsche Charaktereigenthümlichkeiten, die aus dieser Musik herausklingen, aber ohne harmonische Zusammensetzung und ohne jenen innern Accord, jene Gemüthsseligkeit, die den deutschen Charakter wie das Diadem einer Krone schmückt. Der ganze „Tanhäuser" besteht aus charakteristischen Fragmenten, die zuletzt in Verwirrung setzen; es ist ein mystischer Chaos, aus dem die Aesthetik weinend ihren Grabgesang herausbört.

Lassen Sie mich nun auf mehr materiellen Gefilden die Brosamen, die einem Correspondenten zum Brotbacken nothwendig sind, auffammeln. Ein Mensch von kleinem Begriffsvermögen und angeborenem Materialismus würde ganz einfach sagen, daß das Essen das angenehmste und nützlichste Geschäft der Creaturen sei, während die Weisheit eines Gelehrten in Bezug auf die neuerrichteten Speiseküchen in Berlin (à la Egestorff genannt) darin den Fortschritt der Volkswirthschaft, des Socialismus und der praktischen Naturwissenschaft fände. Es ließe sich bei dieser Gelegenheit eine gar nicht uninteressante Reflexion anbringen, wie der Idealismus allmälig dem hausbackenen Materialismus Platz gemacht und wie das Capital es jetzt ist, welches sich durch wohlthätige Speculationen zu regeneriren hofft. Indessen verdienen die eingerichteten berliner Speiseküchen in der That so große Ehre nicht, unbeschadet der Wohlthätigkeit, welche sie sicherlich ausüben. Man hat den Namen Egestorff hierbei gemisbraucht und weder sein System noch seine Absicht erkannt.

Egestorff hat seine Idee, eine Speiseanstalt zu gründen, die sich selbst erhält und dem Armen die billige Mahlzeit nicht als ein Almosen verabreicht, in Hannover verwirklicht. In Berlin jedoch hat man lediglich diese Speiseküchen als ein nur für wenige Wochen berechnetes Wohlthätigkeitsinstitut eingerichtet, das, so edel es auch ist, viel edler wäre, wenn es bei praktischerm Blick mit diesem Capital sich als ein perpetuelles Nützlichkeitsunternehmen gezeigt hätte. In den jetzt eingerichteten 15 Küchen verabreicht man in jeder 800 Portionen zum Preise von 1½ Sgr. und bestehend aus einer breiartigen, nach dem technischen Ausdruck einer Kochbuchfabrikantin „schlank gekochten" Gemüsesuppe, etwa vier Loth Fleisch und einem halben Pfunde Brot. An jeder einzelnen dieser Portionen schenkt die Küche dem Speiseholenden fünf Pfennige — und damit empfängt er ein Almosen, welches er bei solchen socialen Instituten nicht empfangen soll. Andererseits ist der Verkauf der Speisen so erschwert, daß der Arme, um dieser Wohlthat theilhaftig zu werden, mindestens zwei Stunden seiner Zeit dazu opfern muß, da er sich die nothwendige Marke nur an demselben Tage beim Bezirksvorsteher einlösen kann, um sich dann erst das Essen aus der Küche zu holen. Ohne Zweifel hat diese Wohlthätigkeitsanstalt ihre Verdienste; aber da man das Princip der Volkswirthschaft als Firma nahm, so mußte man auch die Einrichtung so treffen, daß man nicht blos Almosen lieferte. Das Capital hat — und dies ist ein ebenso großes Zeichen der Zeit wie Bunsen's freimüthige Schrift — eingesehen, daß es sich zum Nutzen der durch die steigende Civilisation zum Hunger verdammten und durch den Hammer der Industrie geschlagenen Menschheit verwerthen muß, und Egestorff hat die Möglichkeit durch sein musterhaftes Institut gezeigt. Weshalb stempelt man eine so gerechte Anfoderung der Zeit mit dem für den Armen beschämenden Gefühl einer Bettelei, wo man mit gleichem Capital Speiseküchen errichten konnte, die sich durch sich selbst erhalten? Man nehme als Beispiel nur einen Militärökonomen an, der einer Compagnie, also nur etwa 150 Mann, für den Preis von 1½ Sgr. eine kräftige Mahlzeit liefern muß und dabei dennoch besteht; wie viel mehr ist es nicht möglich, bei Tausenden von Portionen so zu wirthschaften, im Falle man praktischere Einrichtungen getroffen hätte, als die sind, welche die berliner Speiseküchen als Kinder der Nationalökonomie so mangelhaft machen? Hoffen wir, daß wirkliche Egestorff'sche Speiseanstalten recht bald sich constituiren mögen; es ist ein Bedürfniß der Zeit und eine Pflicht der Gesellschaft. — Bei weitem nationalökonomischer und praktischer ist die noch projectirte Actien-Brotbäckerei, die mit einem Capital von 300,000 Thlrn. nächstens durch ein Comité von Finanznotabilitäten errichtet werden wird. Bei diesem Plane wird sich die Theorie der Nationalökonomie zuerst bewähren und durch ihre Errichtung das Capital unumschränkt sich verwerthen, ohne die Bitterkeit der Scham in das Brot zu backen, welches es zum Nutzen der armen Classen liefert. Auf Actien zu je 200 Thlrn. gegründet, wird diese Bäckerei durch eine Knetmaschine und

Digitized by Google

verbesserte Heizöfen betrieben werden, als eine heilsame Concurrenz des unentbehrlichsten Lebensbedürfnisses. Von einer Benachtheiligung der kleinern Bäcker kann hierbei gar nicht die Rede sein, da diese nur 500 Ctr. täglich liefernde Bäckerei lediglich dem Armen eine Garantie gibt, für sein Geld das möglichst billige und zugleich beste Brot zu erhalten. Der lebhafte Wunsch nach Errichtung einer ähnlichen Schlächterei liegt zu nahe, als daß man ihm nicht Ausdruck verleihen sollte, und ich halte die Ausführung dieses Plans für viel leichter, sobald, wie man im Sinne hat, Berlin nur erst ein Schlachthaus besitzt.

Es hieße für einen Correspondenten eine große Sünde begehen, wenn er nicht einen theilnehmenden Blick auf den begonnenen Carneval in Berlin würfe, der seinen Glanzpunkt in dem ersten der drei im Opernhause stattfindenden Subscriptionsbälle gefunden hat. Die Pracht und der Glanz dieser haute-volée-Versammlung war wahrhaft großartig, eine Versicherung, die ich um so competenter abgeben kann, als ich nicht dort gewesen bin. Dieser Ball hat durchaus nicht so wenig Bedeutung, als gewisse Kunstkritiker vielleicht zu glauben gesonnen sind; er bildet einen lebhaften Beweis, wie unsere seit Jahren verbummelte berliner Gesellschaft wiederum ein Asyl für ihre Geselligkeit gefunden hat, und andererseits, wie durch die Wiedereinführung solcher Genüsse den öffentlichen Vergnügungen Berlins ein etwas edlerer Stempel als bisher aufgedrückt wird. **Eduard Schmidt.**

Aufzeichnungen eines Junkers am Hofe zu Athen. Nach seinem Tode herausgegeben von J. Baron Ow. Zwei Bände. Pesth, Hartleben. 1854. 8. 2 Thlr.

Bereits im Jahre 1848 erschien in München ein in manchen Beziehungen gar lehrreiches und beachtenswerthes Buch: „Die Abstammung der Griechen und die Irrthümer und Täuschungen des Dr. P. Fallmerayer. Mit einem Anhange über Sprache, Volk und Fremdenherrschaft in Griechenland. Von J. Baron Ow." In welchem Verhältnisse die vorliegenden „Aufzeichnungen", welche den Namen des Baron Ow nur als den ihres Herausgebers an sich tragen, zu demselben wirklich stehen, ist aus dem Buche selbst nicht zu ersehen, obwol es danach scheinen könnte, als hätten beide Bücher einen und denselben Verfasser, und wenigstens nach der Vorrede dieser „Aufzeichnungen" ist der Baron J. Ow — kein Verstorbener! Indeß mag es diesmal sein, wie es eben will: der „Junker am Hofe zu Athen" ist wirklich und zwar in den Jahren 1837 fg. in Griechenland gewesen; er ist classisch und auch sonst gebildet, er ist sogar ein Schüler von Friedrich Thiersch (II, 34), was man immerhin anerkennen mag, auch wenn die „Aufzeichnungen" selbst nicht ganz frei sind von sprachlichen und historischen Fehlern; der „Junker" hat ein wirklich lebendiges Interesse für das alte und neue Griechenland, er hat einen offenen Blick und eine gute Beobachtungsgabe, ein tiefes, richtiges Gefühl und ist besonders von menschenfreundlicher Gesinnung. Ueber das neue Griechenland, was das Land und die Bewohner desselben anlangt, sowie in Betreff der Zustände und Verhältnisse beider im Allgemeinen und in der Zeit des (zweijährigen) Aufenthalts des „Junkers" in Griechenland ist hier wol Manches zu lernen und namentlich möchten wir es Denen empfehlen, die, vernehmlich in neuester Zeit, nicht müde geworden sind, den Griechen Undank gegen die europäischen Schutzmächte vorzuwerfen, indem diese auch hier recht deutlich erkennen können und es gar wohl inne werden müssen, was die Griechen Europa für die fernerweite Entwickelung ihres öffentlichen und Staatslebens zu verdanken haben, und wie die alte Wahrheit aufs neue aus dem Buche sich ergibt, daß es schwer, wenn nicht geradezu unmöglich ist, von Disteln Feigen ernten zu wollen. Es ist nur gar zu wahr, was der Franzose Ami-Boué in seinem Werke „La Turquie d'Europe" (Paris 1840), II, 19 über die gegenwärtigen Griechen sagt, wenn er spricht: „C'est un peuple ayant des idées si arrêtées et des usages si distincts des nôtres, que, pour pouvoir réussir à le régir, il faut *laisser en Europe son vieil homme* et *devenir Grec de coeur* et *d'âme*, c'est-à-dire n'aimer que ce qui est grec et avoir même *un certain mépris pour l'Occident*, tout en étant prêt à profiter de quelques parties de sa civilisation. Un peuple, *qu'on ne peut pas transformer à sa guise en européen*, ne peut pas être mis au nombre de ces peuples bâtards, tels que ...., dont la nationalité peut être abandonnée à la décision d'un congrès de souverains." Allein diese Wahrheiten kennt man in Europa nicht; und wie sehr im Gegentheil in dieser Beziehung von Europa, sowie von den eigenen Regierungen in Griechenland, von Kapodistrias an bis auf die neueste Zeit, gegen die Griechen gesündigt worden ist, das lehren auch die „Aufzeichnungen", und sie lehren es von dem „schlechten Beispiele" an, das „wir Fremden den Griechen durch Vergnügungssucht und Ueppigkeit geben" (I, 34), von den schlechten Sitten in Gewohnheiten, von der falschen Cultur und Civilisation, die wir ihnen bringen, bis zu dem obersten Verwaltungs- und Regierungssysteme, das die Gegenwart und die Zukunft des griechischen Volks und Staats zu bestimmen berufen ist. Im Einzelnen machen wir auf die Mittheilungen über Athen in geschichtlicher Hinsicht und über die dortigen Alterthümer aufmerksam; aber auch hier wird über die Sorglosigkeit und Nachlässigkeit in Betreff dieser Alterthümer, über die „Barbarei" gebildeter Europäer gegen dieselben von den Zeiten des Mittelalters bis zu Morosini und Elgin herab und auch noch neuerdings gerechte Klage erhoben. Neben manchen Verhaltungsregeln für Fremde in Ansehung des Klimas, der Kleidung, der Diät u. s. w. findet sich hier auch mancher gar gute Rath für die eigene Regierung, z. B. für Athen und Attika der Vorschlag: Brunnen zu bohren und Millionen Bäume zu pflanzen; ein Vorschlag und ein Gegenstand, der als das „nothwendigste Unternehmen" bezeichnet wird, der aber gleichwol unausgeführt geblieben ist. Vorzügliche Aufmerksamkeit hat der „Junker am Hofe zu Athen" der Volkssprache der Griechen gewidmet; auch urtheilt er über sie im Ganzen gar verständig und richtig, und er weist mit Dem, was er, ins Einzelne derselben eingehend, darüber mittheilt und auseinandersetzt, die einseitigen Vorurtheile der Helleniſten und ihre geringschätzige Meinung von der neugriechischen Sprache zurück, und er weist sie als Das nach was sie sind. Auch hier stellt es sich deutlich heraus, daß die neugriechische Sprache viel weniger barbarisch ist als sie scheint; vielmehr hat sie in ihrer Ausdrucksweise, in der Wortbildung, der Wortanwendung, in der Begriffsüberlieferung Vieles von dem Leben, Wesen und Geiste der alten Griechen und der altgriechischen Sprache sich bewahrt und erhalten; es sind in ihr aus altem Stamme neue Worte und Wortbildungen entsprossen, wennschon hin und wieder unter einem unkenntlichen und unscheinbaren Aeußern. Auf diesen Gegenstand, zugleich mit Hinblick auf die bekannte Slawenhypothese Fallmerayer's, kommt übrigens der Herausgeber oder der vermeintliche „Junker am Hofe zu Athen" im zweiten Bande nochmals zurück, indem dort in einem Anhange in einem offenen Briefe an Colonel Erake und Mr. Finlay „Dr. Fallmerayer's Irrthümer und Täuschungen über die Abstammung der Griechen" in der Kürze besprochen werden. Die verschiedenen Reisen, die der „Junker" nach den einzelnen Theilen Griechenlands gemacht hat und welche er in ziemlich lebendigen Darstellungen beschreibt, geben ihm vielfache Gelegenheit, neben manchem Kleinlichen und Nichtssagenden doch auch eine Menge einzelner Charakterzüge, die über die dortigen Verhältnisse, über das Leben und die Menschen besonderes Licht verbreiten, mitzutheilen; allein nicht Alles ist erfreulich und namentlich erfüllt die Wahrneh-

zung, die auch hier sich aufdrängt, mit tiefer Wehmuth, wenngleich anderswo die Wirklichkeit solche Bemerkungen als falsch zurückweist, — daß in Griechenland und unter den Griechen unsrer Tage das Christenthum das Grab der Kunst, z. B. in Musik und in Malerei, geworden ist. Doch kann dies auch in andern Umständen und Verhältnissen seinen Grund haben, und wenn z. B. auf den Jonischen Inseln seit langer Zeit Singschulen für die Kirchen bestehen; wenn, wie uns bekannt ist, in den griechischen Kirchen Triests, Münchens u. s. w. ein reinerer Kirchengesang als sonst in der griechischen Kirche eingeführt ist, so gewährt dies auch für viele Beziehungen schönen Trost und bestimmte Hoffnung, daß es auch hierin in der Zukunft besser werden könne. Der Abschnitt „Bairische Regierung in Griechenland" ist ein beredter Commentar zu dem Worte: „L'histoire de la Grèce c'est l'histoire des occasions manquées"; und über die englische Verwaltung der Jonischen Inseln, über die dortige „Willkürherrschaft der Engländer über ihre griechischen Schützlinge" ertönen hier die alten Klagen. S.

Zur Wohlthätigkeitsliteratur.

In einer Zeit, wo man sich immer mehr daran gewöhnt, den Werth jeder menschlichen Thätigkeit nur nach den Thalern, Groschen und Pfennigen abzuschätzen, die sie in Umlauf bringt, wäre es schon längst in der Ordnung gewesen, mehr als gesucht den Brutto- oder Nettogeldwerth der literarischen Thätigkeit in Anschlag zu bringen, ihren vielen Verächtern genau zu sagen, was sie den Leuten zu verdienen gibt, und dadurch ihrem bürgerlichen Credit zu erhöhen. Wie viele Pressen würden außer Thätigkeit, wie viele Buchhändler, Sortimenter und Zeitungsinhaber um ihre Existenz, wie viele Correctoren, Setzer, Drucker, Holzschneider, Buchbinder, Druckmaschinenverfertiger, Lettergießer bis zu den Laufburschen hinab um ihr Brot kommen, wenn plötzlich alle Schriftsteller Deutschlands nach gegenseitiger Verabredung ihre literarische Thätigkeit einstellen wollten. Es wäre dies einer der empfindlichsten Schläge, welche das Gemeinwesen treffen könnten. Zehntausende und aber Zehntausende würden darüber zugrunde gehen und Hunderttausende darunter indirect leiden. Somit darf die schriftstellerische Thätigkeit als ein bedeutender Factor und Hebel der Nationalwohlfahrt betrachtet werden.

In den letzten Decennien hat nun die schriftstellerische Thätigkeit immer mehr einen Hang gezeigt, sich direct an den Namen der Wohlthätigkeit und christlichen Barmherzigkeit zu heiligen. Wenn wir nicht irren, so waren die von F. W. Gubitz gleich nach dem Befreiungskriege herausgegebenen „Gaben der Milde", wenn auch nicht die erste Publication dieser Art, so doch diejenige, welche für alle spätern Vorbild wurde. Seitdem sind Albums und gemischte Sammlungen zu Wohlthätigkeitszwecken immer häufiger geworden. Manche derselben mögen mißglückt sein; andere haben aber wirklich einen schönen Erfolg gehabt. Allerdings kann nicht geleugnet werden, daß Unterweltelkeit und das Verlangen, sich genannt zu sehen, daran häufig einen großen Antheil haben. Indeß spielt dieses Motiv vielleicht bei der Mehrzahl aller wohlthätigen Handlungen eine hervortretende Rolle. Es würden vielleicht nicht halb so viele Wohlthaten gespendet werden, wenn die Wohlthäter nicht mit Bestimmtheit darauf rechneten, daß die Welt davon Kenntniß erhielte, und es würden vielleicht doppelt so viele Acte der Wohlthätigkeit geschehen, wenn die bestimmte Garantie dafür da wäre, daß sie auch an die große Glocke der Oeffentlichkeit gehängt würden. Freuen wir uns einfach über den Erfolg solcher wohlthätigen Handlungen, statt nach ihren eigentlichen Motiven zu forschen! Da wir dem Menschen nicht ins Herz sehen können, bleibt es uns ja unbenommen, diese Motive in jedem einzelnen Falle für die uneigennützigsten von der Welt zu halten.

Kein Wohlthätigkeitsalbum hat sich wol eines so großen pecuniären Erfolgs zu erfreuen gehabt als das im Jahre 1847 in erster Auflage erschienene „Dresdener Album" der Elfriede von Mühlenfels. Damals diente dessen reicher Ertrag dazu, den Unglücklichen der durch eine Hungersnoth schwer bedrängten Provinzen des sächsischen Erzgebirges hülfreichen Beistand zu gewähren. 1700 Thlr. kamen zur Vertheilung, während die letzten noch später eingegangenen 100 Thlr. als erster Fonds zu einer kleinen Unterstützungsstiftung in der Oberlausitz verwandt wurden. Von diesem Album hat die Herausgeberin jetzt eine neue Auflage veranstaltet unter dem Titel:

Dresdener Album. Herausgegeben von Elfriede von Mühlenfels. Zweite umgearbeitete und mit neuen Beiträgen versehene Auflage. Zur Unterstützung der durch die Ueberschwemmungen an der Weichsel und am Rhein Verunglückten, sowie für eine schon bestehende wohlthätige Stiftung. Berlin, Nicolai. 1850. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Unter der wohlthätigen Stiftung, auf welche der Titel anspielt, ist die Tiedgestiftung in Dresden zu verstehen, welcher ein Drittel des Reinertrags zufließen soll.

Von den neuen Beiträgen, mit welchen diese neue Auflage bereichert worden ist, verdient ein Bruchstück aus dem vor vielen Jahren begonnenen, leider aber unvollendet gebliebenen Trauerspiele „Pertinax", von Johann, Herzog zu Sachsen, jetzt regierendem Könige, die meiste Aufmerksamkeit. Dieses Trauerspiel sollte „eine lebendige Schilderung des beginnenden Verfalls der römischen Monarchie darbieten". Die mitgetheilte Scene hatte den Zweck, „auch dem christlichen Elemente, als dem einzigen einen Keim der Hoffnung tragenden, seine Stelle in diesem Bilde einzuräumen". Die sprechenden Personen sind Juliana, des Pertinax Tochter, und Saturnin, ihr Geliebter, der ihr gesteht, daß er Christ sei. In edeln, wohlgebauten iambischen Versen schildert ihr Saturnin sein Ungenüge an aller heidnischen Philosophie und Götterlehre und die bangen und düstern Zweifel, in denen sich sein Geist verzehrt habe:

Was frommte mir die dunkle Zahlenmythe
Des Krotoniaten, die ein Räthsel nur
Durch and're Räthsel löst — die schnöde Lehre
Der Schüler Epikur's, die an dem Erbtheil
Des kurzen Lebens mühsam zehrt. Nicht konnte
Mein warmes Herz dem kalten Stolz der Stoa
Sich öffnen, der die holde Himmelstochter,
Das Mitleid, Schwachheit nennt....

Die Bücher sind ihm verleidet; doch zuweilen, erzählt er, griff ich auch zu meinen Büchern:

Und träumt' auf kurze Zeit, ich glaubte dran,
Und um so ueber ward mir dieses Träumen,
Wenn mir der Druck der Zeit, der Untergang
So vieler Guten, des Tyrannen Frechheit,
Die Schwachheit selbst der Besseren das Leben
Verbitterten....

So geräth er einmal auf einem seiner Spaziergänge in das Flavische Theater:

Der Waffen Klang, der Ueberwund'nen Aechzen,
Der Sieger Ruf, des Volkes Beifallrauschen,
Sie waren all' verstummt, der Mond allein
Versilberte der Mauern Riesenschatten.
Ich sank in tiefes Sinnen und lebend'ger
Erwachte in mir die Vergangenheit.
So welkt denn Alles in der Welt dahin,
Die Guten und die Bösen; doch die Guten
Zuerst stets. Antonine fallen und
Ein Commodus an ihre Stelle tretend
Zertritt die Welt und schwelgt auf ihren Trümmern.

Das Christenthum, von einem Greise ihm offenbart, rettet ihn von seiner geistigen Bedrängniß. Er schildert seiner Geliebten

Digitized by Google

das Wesen dieser neuen Religion, dieses noch in kein kirchliches System eingefangenen Urchristenthums:

Ein Gott dort oben unser Aller Vater;
Wir Alle Brüder drum; der Tod ein Hingang
Zum Vater nur; das Leben eine Prüfung
Und Schule nur der Tugend, die in Liebe
Besteht, auf Liebe ruht; und wenn wir fehlen,
Ein liebender Versöhner ....

Und weiter:

Das ird'sche Leben mag man von uns nehmen,
Den bessern Theil kann kein Tyrann uns rauben;
Wir leiden zwar, doch bleiben wir getrost;
Man kann uns schlagen, nicht zu Boden drücken.
Man flucht uns, doch wir segnen; wir sind schwach,
Doch stark in Gott; wir scheinen todt, doch leben
Wir ewiglich!

Je tiefer, wie man aus diesen wenigen Proben erkennen wird, der Conflict in dieser Introduction angelegt ist, umsomehr müßte man es bedauern, wenn der königliche Dichter es aufgegeben haben sollte, ein Werk von dieser Bedeutung zu Ende zu führen.

Unter den übrigen neuen Beiträgen nennen wir noch besonders zwei Briefe von Regis an den „Rhetor" Schramm, die durch die darin waltende philosophische Heiterkeit wahrhafte Bewunderung einflößen (Regis war leidend, hatte seine Bibliothek verkaufen müssen, durch einen unglücklichen Zufall seine letzte Baarschaft im Betrage von 50 Thlrn. verloren und ernährte und erzog trotzdem eine arme Waise), und einen Aufsatz über die dresdener Schillerstiftung von Julius Hammer, der sich um diese schöne Stiftung schon so viele dankenswerthe Verdienste erworben hat. **H. M.**

Washington Irving's „Skizzen", illustrirt von H. Ritter und W. Camphausen.

A. von Sternberg klagt in seinen „Erinnerungsblättern" darüber, daß das deutsche sogenannte vornehme Publicum nie Bücher kaufe, sondern sie in schmuzigen Leihbibliothekenexemplaren zu genießen pflege, woher es denn auch oft geschehe, daß ein Buch, welches auf den Luxus berechnet sei, dem Verleger, der an die Ausstattung sein Möglichstes gewandt, als schwere Last auf die Tasche falle. Wir hoffen, daß das Publicum und insbesondere das „vornehme" mit einem typographischen Prachtwerk eine Ausnahme machen werde, nämlich mit folgendem, das gleichzeitig im Original und in deutscher Uebersetzung erschienen ist:

Selection from the Works of *Washington Irving*. Illustrated by *Henry Ritter* and *William Camphausen*. With the Portrait of Henry Ritter. Leipzig, Brockhaus. 1856. 4. 5 Thlr.

Washington Irving. Auswahl aus seinen Schriften. Illustrirt von Henry Ritter und Wilhelm Camphausen. Mit dem Bildniß Henry Ritter's. Leipzig, Brockhaus. 1856. 4. 5 Thlr.

Washington Irving's „Skizzen", und zwar die ausgewähltesten aus dem „Sketch book", aus „Bracebridge Hall" und den „Tales of a traveller", treten hier wieder in gerundetem Deutsch und von der Hand zweier düsseldorfer Meister illustrirt vor das Publicum, dem wir, ganz abgesehen von dem Werth und Interesse der Irving'schen Erzählungen und Lebensbilder, von den im ernsten wie humoristischen Genre gleich charakteristischen und meisterhaften Illustrationen Ritter's und Camphausen's einen hohen Genuß versprechen können. Eine dem Buche vorangestellte Einleitung unterrichtet den Leser und Käufer über die Entstehung dieser Illustrationen wie über Ritter's Leben und Künstlerlaufbahn. Henry Ritter, durch seine trefflichen Genrebilder bekannt und der Kunst durch einen beklagenswerth frühzeitigen Tod entrissen, war am 26. Mai 1816 in Montreal in Untercanada geboren, wo sein Vater, Hannoveraner von Geburt, als Hauptmann im 100. Infanterieregiment stand. Henry's Mutter war eine geborene Engländerin, die ihrem Manne, der allmälig seine deutsche Muttersprache fast bis auf das letzte Wort vergessen hatte, nach Canada gefolgt war. Im Jahre 1819 — Henry war gerade drei Jahre alt — verließen seine Aeltern Amerika und lebten bis zum Jahre 1824 in London, wo dann der Vater seine Stelle verkaufte und nach Hamburg übersiedelte. Schon in frühen Jahren erwachte Henry's Liebe zur Kunst, indem er seinem Vater, der ein geübter Zeichner war, häufig bei seinen Arbeiten zusah und selbst Griffel und Feder zu gebrauchen lernte. Leider verlor Henry seine Aeltern in Hamburg bald durch den Tod, und er würde sich gänzlich verwaist gesehen haben, wenn nicht der jüngere Halbbruder seines Vaters, der Kaufmann Wilhelm Ritter, sich seiner angenommen und Vaterstelle bei ihm vertreten hätte. Die Grundlagen zu seinem liebenswürdigen, so reich ausgestatteten Gemüth stammen aus dieser Lebensperiode, die zugleich für ihn die Uebergangsperiode vom Engländer zum Deutschen war, und später noch erzählte Henry, wie sehr er überrascht war, als er zum ersten male inne ward, daß er nun auch deutsch dachte. Dem Oheim würde es zur größten Freude gereicht haben, dem Neffen sein blühendes Geschäft zuwenden zu können, diesem aber fehlte es an allem kaufmännischen Sinne, und der Oheim, als er des Neffen unbesiegliche Neigung und großes Talent für die Kunst erkannt hatte, ließ ihn nicht nur gewähren, sondern suchte seine Ausbildung zum Künstler in liebevollster Weise zu fördern. Nachdem Henry bei den Malern Gröger und Aldenrath in Hamburg die Anfangsgründe der Kunst erlernt hatte, kam er 1836 nach Düsseldorf und hier unter Karl Sohn's Leitung. Hier entwickelte sich sein Talent außerordentlich rasch; seine Genrebilder, zu denen er namentlich Gegenstände aus dem Leben und Treiben am Seestrande wählte, verschafften ihm in kurzer Zeit einen großen Ruf, und er würde ohne Zweifel noch Bedeutenderes oder Bedeutendes in größerer Menge geleistet haben, wenn nicht seine zarte Gesundheit ihn schon früh in der Ausführung größerer Aufgaben gehemmt hätte. Im Jahre 1848 begann seine Kränklichkeit überhand zu nehmen, doch traten auch Zwischenpausen ein, wo er sich kräftiger fühlte, und die er dann namentlich dazu benutzte, zu den Erzählungen Washington Irving's, seines Lieblingsschriftstellers und Geistesverwandten, Zeichnungen zu entwerfen. Leider sollte es ihm nicht vergönnt sein, sein Werk in dem Umfange, wie er es beabsichtigt hatte, zur Ausführung zu bringen, da ihn der Tod am 21. December 1853 in der Blüte seiner Jahre und im schönsten Momente seines künstlerischen Schaffens dahinraffte und der Kunst wie seiner Familie und seinen vielen persönlichen Freunden entriß. Noch auf dem Sterbebette sprach Ritter den Wunsch aus, daß sein Freund W. Camphausen, mit dem er so oft gemeinschaftlich gezeichnet, das übrigens schon weit vorgeschrittene Werk zu einem glücklichen Ende bringen möge. Camphausen hat diesem letztwilligen Auftrage Ritter's entsprochen, das Werk im Sinne und Geiste des Verstorbenen vollendet und sich durch das von ihm ausgeführte, dem Buche beigegebene Bildniß des liebenswürdigen Künstlers noch unsern besondern Dank erworben. In Betreff der äußern Ausstattung erwähnen wir diesmal ausdrücklich und ausnahmsweise, daß das Buch ein wahres Schmuckstück ist, ein Zierath für alle fashionablen Bücherbreter und Büchertische. **H. M.**

Zur Reiseliteratur über Italien.

Sicilien und Neapel. Tagebuch einer Reise während des Winters 1853—54 im Gefolge Sr. königl. Hoheit des Prinzen Georg, Herzog zu Sachsen, von Albert Gustav Carus. Wurzen, Verlags-Comptoir. 1856. 8. 2 Thlr.

Dieses Buch dürfte jetzt, wo sich unsere Gedanken so gern aus dem nordischen Winter in den Sonnenschein glücklicherer Zonen flüchten, Vielen eine willkommene Lectüre gewähren. Wol ist kein Mangel an solcher Lectüre; aber wie man nie genug das Schöne sehen kann, so wird man nie ermüden, vom Schönen zu hören. Die Herrlichkeit der Erde beschreiben ist reden von der Herrlichkeit des Schöpfers, und nie genug kann man das Lob des Herrn verkündigen; ein „Lob und Dank Dem, der die Erde so schön gemacht", dies ist der Grundton in diesen Schilderungen, der auch in uns beim Lesen wiederklingt und uns mit demselben Gefühle der Bewunderung und freudigen Dankbarkeit erfüllt, mit dem der Reisende jeden Moment als ein eigenes Geschenk göttlicher Güte empfängt.

Ist auch Italien mehr als irgendein anderes Land beschrieben worden, so erscheint doch die Welt eine andere Jedem, der sie betrachtet, und nicht immer ist wie hier ein ungetrübtes Auge, ein jugendlich frisches Gemüth ihr Spiegel; getreulich gibt er alles Schöne wieder. Daguerreotypisch fast, genau bis ins kleinste Detail ist das Volkstreiben, das Costüm, das Leben in den Straßen und mit malerischem Sinn die Fülle landschaftlicher Schönheit geschildert. „Weß das Herz voll ist, deß geht der Mund über"; das fühlen wir beim Lesen. Jede Schilderung erscheint wie der augenblickliche Abdruck des eben Erlebten, und des Erlebten ist viel und in kurzer Zeit zusammengedrängt; ein Eindruck reiht sich bunt an den andern, oft ohne Raum zum Ueberdenken des eben vergangenen zu lassen, und dieser durch die Umstände gebotene Mangel an stiller Sammlung wäre wol das Einzige, was den Leser dann und wann im Genuß stören könnte.

Zwischen die Kunst- und Naturgenüsse, die auch andern Reisenden in Italien zutheil werden, drängen sich hier noch höfische und andere besondere Feierlichkeiten, die den reichen Kreis der Schilderungen vermehren. „Greift nur hinein ins volle Menschenleben, und wo ihr's packt, da ist es interessant", das empfinden wir als wahr, mögen wir vom Leben der Schiffer und Lazzaroni am sonnigen Meeresufer oder vom bunten Gewühl im königlichen Ballsaal hören. Alles ist so anspruchslos und unbefangen geschrieben, daß man über dem Erzählten fast den Erzähler vergißt und sich selbst mit fortgerissen fühlt vom Strome dieser neuen, glänzenden Welt, die, während wir lesen, vor uns lacht, blüht und strahlt, sodaß selbst Die, die sie nicht aus eigener Anschauung kennen, fühlen müssen, daß hier das wirkliche Italien geschildert ist. Dies werden dem Leser einige der Schilderungen vor allem beweisen; so die des Abends in Terracina am brandenden mondbeleuchteten Meere, die des Straßenlebens in Neapel, der Aussicht von San-Martino, die des Klosters Camaldoli und der Zauberlandschaft zu seinen Füßen und des Begräbnißzugs der Mönche, die Beschreibung Palermos und seiner Umgebung, der Aussicht vom Sarazenenschloß bei San-Martino, des nebelumhüllten San-Giuliano und des ehrwürdigen griechischen Tempels von Segeste; die Charakteristiken mehrer sicilischen Persönlichkeiten, die Beschreibung häuslicher Einrichtungen und geselliger Lustbarkeiten und mancher originellen Scenen beim Empfange und Bewirthen des Prinzen auf der Reise im Innern der Insel; endlich die Schilderung der blühenden Zaubergärten in den Latomien von Syrakus, der buntbelebten Aetnastraße und des Hafens von Catania, des Amphitheaters von Taormina und der Tage in Messina, zuletzt die Beschreibung der nächtlichen Meerfahrt und — beim zweiten Aufenthalte in Neapel — die der Besteigung des Vesuv und der Fahrt nach Sorrent und Amalfi.

Ueber dem Schönen ist das Nützliche nicht versäumt, und medicinische Fachgenossen des Reisenden werden in seinen Berichten über die häufigen Besuche bei Aerzten und in den Hospitälern wol manches Interessante finden.

Die vielen genauen Beschreibungen von Kunstwerken und Ruinen und die historischen und antiquarischen Notizen dürften Denen willkommen sein, die eben keine Reisehandbücher und Führer durch Italien zur Hand haben.

Wol wird nur wenigen Reisenden das Herrliche unter so günstigen Verhältnissen geboten werden, aber auch wenige werden so froh und dankbar das Gebotene empfangen, und unwillkürlich muß man sich während des Lesens freuen, daß solcher Genuß gerade einem so Genießenden beschieden wurde, und mit der Freude wird sich der Wunsch verbinden, an den heitern Erlebnissen weitern Theil zu nehmen und in einem zweiten Bande dem Reisenden durch Rom und Florenz folgen zu können.

80.

Notizen.

Neue Hypothese in Betreff Shakspeare's.

Bereits in Nr. 17 d. Bl. f. 1855 erwähnten wir, daß eine nordamerikanische Dame, Miß Bacon, die auffallende Behauptung aufgestellt habe, daß die meisten der Shakspeare'schen Stücke nicht von Shakspeare, sondern von Lord Francis Bacon und Sir Walter Raleigh herrührten. „Putnam's Monthly" kommt zu Anfange des Jahres wieder auf diese Behauptung zurück, in einem Artikel, der zwar keine eigentlichen Beweise dafür beibringt, sonst aber in einem blühenden und beredten Stil geschrieben ist und in mancher Hinsicht Beachtung verdient. Freilich können die angeführten Argumente höchstens dazu dienen, Zweifel an der Autorschaft Shakspeare's zu erwecken, ohne doch an die Autorschaft Bacon's und Raleigh's so unbedingt glauben zu lassen. Die Argumente gegen Shakspeare sind etwa folgende: Man weiß von Shakspeare so gut wie nichts, und was man von ihm weiß, verläuft sich mehr oder weniger in das Gebiet der Sage und des Gerüchts und kann angezweifelt werden. Dies erscheint bei einem Dichter von dem Rufe und dem Erfolge der Shakspeare'schen Dramen um so räthselhafter und auffallender, da sich eine solche Erscheinung bei keinem andern Dichter, der nicht einer vollkommen mythischen Zeit angehört, wiederholt und die Lebensläufe viel geringerer Dichter jener Zeit vollkommen bekannt sind. Außerdem zeigen die sogenannten Shakspeare'schen Dramen so viele und so umfassende Kenntnisse in allen Fächern, und selbst sprachliche, so viele Bekanntschaft auch mit den Lebensgewohnheiten der höchsten Classen und eine so tief philosophische Durchbildung wie kritisches Bewußtsein, daß man unmöglich annehmen könne, ein Mann von der Bildung, Erziehung und Lebensstellung, wie man sie dem Dichter Shakspeare gemeinhin unterlegt, sei im Stande gewesen, eine Reihe solcher Stücke zu dichten, deren tiefer Ernst mit dem im Ganzen frivolen und leichtsinnigen Charakter, wie er Menschen dieser Art eigen zu sein pflege, vollkommen in Widerspruch stehe. Dagegen wird auf die Originalität, seltene Menschenkenntniß und philosophische Tiefe Bacon's und den romantisch abenteuerlichen Sinn Raleigh's hingewiesen. Denkbar wäre es allerdings, daß Beide sich hinter Shakspeare gesteckt hätten, der die Stücke scenisch einrichtete und vielleicht noch von dem Seinigen, namentlich was die Lustspiele und die komischen Episoden betrifft, hinzuthat. Bacon sowol als Raleigh geizten nicht nach Autorruhm auf diesem Felde; die schriftstellerische Eitelkeit war damals überhaupt noch nicht so ausgebildet wie heutzutage; der Dichter hatte seine Freude daran, seine Gebilde scenisch verkörpert zu sehen und Hof und Publicum damit zu unterhalten, und sowol Bacon als Raleigh, vorausgesetzt daß sie die Dichter waren, hatten ohne Zweifel Gründe genug, vor der Welt nicht als Verfasser dieser Dramen zu gelten. Jedenfalls ist die Shakspeare-Frage trotz aller Forschungen und Hypothesen noch nicht als vollkommen gelöst zu betrachten. Wie gut es gelingen

kann, den Schleier der Anonymität über ein Werk zu verbreiten, das haben wir selbst in unserm eigenen Lande erst in letzter Zeit an dem Mysterium des „Fechter von Ravenna" erlebt. Wie viele scharfsinnige Hypotheſen und Deutungen der Shakſpeare-Interpreten, ſoweit ſie ſich auf die angenommene Perſönlichkeit Shakſpeare's ſtützen, würden aber in Nichts zerfallen, wenn dieſe neue nordamerikaniſche Hypotheſe auf Wahrheit beruhen ſollte.

Mary Anne Burt.

Miß Mary Anne Burt, die Verfaſſerin der bereits in zweiter Auflage erſchienenen Anthologie: „Specimens of the choicest lyrical productions of the most celebrated German poets", iſt, wie wir erfahren, gegenwärtig mit der Abfaſſung eines „Essay on ancient and modern German literature" beſchäftigt, den ſie zuvörderſt in einem engliſchen Journal und dann ſpäter geſammelt als ſelbſtändiges Buch zu veröffentlichen gedenkt. Sie wird darin auch die in Deutſchland beſtehenden literariſchen Kameradſchaften und Cliquen kennzeichnen und beleuchten. Man darf ſich hierzu umſomehr Glück wünſchen, da ſie dies jedenfalls von dem unparteiiſchen Standpunkt einer unbefangen beobachtenden Engländerin thun wird, der dieſe häufig aus den kleinlichſten Motiven, nicht aus einem höhern literariſchen Princip hervorgehenden gegenſeitigen Mezeleien wie dieſe gegenſeitigen Becomplimentirungen innerhalb der Gevatterſchaften — denn wo drei oder vier deutſche Schriftſteller ſich zufällig oder nicht zufällig zuſammenfinden, iſt bis auf Weiteres auch ſofort die Gevatterſchaft fertig — in höchſt ſonderbarem Lichte erſcheinen müſſen. **H. M.**

Bibliographie.

Bähr, K., Begründung einer Gottesdienſt-Ordnung für die evangeliſche Kirche mit beſonderer Beziehung auf das Großherzogthum Baden. Karlsruhe, Braun. Gr. 8. 1 Thlr. 2 Ngr.

Blüthen der Victoria Regia. Eine Sammlung auserleſener Original-Novellen und Erzählungen herausgegeben von L. Fliß. Zwölf Hefte. Magdeburg, Quednow. Lex.-8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Buch, C., Gedichte. Frankfurt a. M., Hermann. 1855. Gr. 8. 1 Thlr.

Ebersberg, J., Am Wachfeuer. Militäriſche Erzählungen und wahre Geſchichten zur Unterhaltung und Erhebung alter und junger Soldaten und Soldatenfreunde. Stuttgart, Ed. Hallberger. Gr. 8. 1 Thlr.

Eiſenhart, H., Die gegenwärtige Staatenwelt in ihrer natürlichen Gliederung und ihren leitenden Großmächten. 1ſter Band: Die morgenländiſche Staatenwelt: Buddhiſtiſches und muhammedaniſches Staatenſyſtem. Leipzig, F. Fleiſcher. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Kayſerling, M., Moſes Mendelſohn's philoſophiſche und religiöſe Grundſätze mit Hinblick auf Leſſing dargeſtellt. Nebſt einem Anhange, einige bis jetzt ungedruckte Briefe Moſes Mendelſohn's enthaltend. Leipzig, Mendelsſohn. Gr. 8. 22½ Ngr.

Lewald, Fanny, Die Kammerjungfer. Roman. Zwei Theile. Braunſchweig, Vieweg u. Sohn. 8. 3 Thlr.

Paul, L., Heviala. Trauerſpiel in fünf Akten. Deſſau, Gebr. Katz. 16. 16 Ngr.

Petzholdt, J., Katechismus der Bibliothekenlehre. Anleitung zur Einrichtung und Verwaltung von Bibliotheken. Mit 16 in den Text gedruckten Abbildungen und 15 Schrifttafeln. Leipzig, Weber. 8. 15 Ngr.

Raeger, W., Leonore von Monkey. Erzählung. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr.

Reineck, K. E., Der Fall Conſtantinopels. Dramatiſches Gedicht. Berlin, F. Schulze. Lex.-8. 15 Ngr.

Schlude, A., Geſchichte der Bergfeſtung Wildenſtein im Donauthale. Nach authentiſchen Quellen bearbeitet. Mit einer Abbildung von Wildenſtein. Sigmaringen, Beck. 8. 9 Ngr.

Sohn, F. F. Geſchichte ſeines Lebens, ſeine Vorherſagungen und ſeine ſympathetiſchen Kuren. Von ihm ſelbſt erzählt. 1ſte Lieferung. Berlin, Remak. 8. 4 Ngr.

Soltau's, F. L. v., Deutſche hiſtoriſche Volkslieder, zweites Hundert. Aus Soltau's und Leyſer's Nachlaß und anderen Quellen herausgegeben mit Anmerkungen von H. R. Hildebrand. Leipzig, G. Mayer. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Uhlemann, M., Israeliten und Hykſos in Aegypten. Eine hiſtoriſch-kritiſche Unterſuchung. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 20 Ngr.

Vajen, J. H., Evangeliſche Feſtlieder und Gedichte. Eine Oſtergabe. Magdeburg. 1855. 8. 7½ Ngr.

Wickede, J. v., Der Sohn des Regiments. Oeſterreichiſche Soldatengeſchichte. 1ſter Band. Stuttgart, Ed. Hallberger. 1855. Gr. 8. 1 Thlr.

Tagesliteratur.

Denkſchrift zur goldenen Jubelfeier des Beſtehens der Geſellſchaft der Freunde des vaterländiſchen Schul- und Erziehungs-Weſens in Hamburg am 3. November 1855. Hamburg, Nolte u. Köhler. Gr. 8. 24 Ngr.

Neueſte Enthüllungen über den entlarvten Prinzen Leo Jacob von Armenien ꝛc. In Berlin zu finden im Arbeitshauſe. Mit Porträt. Berlin, Literatur- und Kunſt-Comptoir. 1855. Br. 8. 2½ Ngr.

Ehrenfeuchter, F., Predigt zum Gedächtniß an K. F. Hermann und F. W. Schneidewin gehalten zu Göttingen den 1. Sonntag nach Epiphanias am 13. Januar 1856. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 2½ Ngr.

Erdmann, Ueber die Fortſchritte der Naturwiſſenſchaften unter der Regierung Sr. Maj. des Königs Friedrich Wilhelm IV. und ihren Einfluß auf die Induſtrie, Künſte und Wiſſenſchaften. Feſt-Rede gehalten am 15. October 1855. Berlin, A. Hirſchwald. Gr. 8. 4 Ngr.

Frankfurt im Jahre 1855 mit einigen Rückblicken in die Vergangenheit von L. von L. Frankfurt a. M., Boſelli. Gr. 8. 5½ Ngr.

Napoleon III. und Europa's Frieden. Berlin, Verlags-Comptoir. Gr. 8. 2½ Ngr.

Planck, G., Ueber die verbindliche Kraft der Verordnung vom 1. Auguſt 1855. Bremen, Strack. Gr. 8. 10 Ngr.

Schaller, J., Leib und Seele. Zur Aufklärung über „Köhlerglauben und Wiſſenſchaft". 2te unveränderte Auflage. Weimar, Böhlau. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Politiſche und militairiſche Skizzen aus dem Orient. 1. Omer Paſcha und die türkiſche Armee. Aus dem Franzöſiſchen. Berlin, Springer. Gr. 8. 10 Ngr.

Stahl, Wider Bunſen. 3ter unveränderter Abdruck. Berlin, Hertz. 8. 20 Ngr.

Studien über das öſterreichiſche Concordat vom 18. Auguſt 1855. 2te unveränderte Auflage. Wien, F. Manz. Gr. 8. 27 Ngr.

Thum, R., Karl Vogt's Köhlerglaube und Wiſſenſchaft im eigenen Lichte. 1. Göttingen, Wigand. Gr. 8. 5 Ngr.

Unterredung zwiſchen einem Staatsdiener und einem Landtagsabgeordneten über die neue Organiſation der Juſtizbehörden nach dem Grundſatze des öffentlichen und mündlichen Verfahrens. Oldenburg, Stalling. Gr. 8. 3 Ngr.

Wiſeman, N., Vier Vorträge über Concordate, insbeſondere über das öſterreichiſche Concordat. Aus dem Engliſchen. Köln, Bachem. 8. 12 Ngr.

Wislicenus, D., Wie Prof. Dr. C. E. Bock in Leipzig das Volk über Homöopathie aufklärt; beleuchtet. Eiſenach, Baerecke. Gr. 8. 5 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1855
im Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

№ IV, die Versendungen der Monate **October, November** und **December** enthaltend.

(Fortsetzung aus Nr. 7.)

94. **Harthausen (A., Freiherr von), Transkaukasia.** Ansichten über das Familien- und Gemeindeleben und die socialen Verhältnisse einiger **Völker zwischen dem Schwarzen und Kaspischen Meere.** Reiseerinnerungen und gesammelte Notizen. Erster Theil. Mit einem Titelkupfer, zwei Lithographien und zahlreichen Holzschnitten. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Dieses neueste Werk des berühmten Verfassers der „Studien über die innern Zustände Rußlands" ist bereits von denselben in englischer Uebersetzung veröffentlicht worden und hat in England die günstigsten Kritiken gefunden (z. B. in der „Times", „Edinburgh Review", „Examiner" etc.). Auch eine französische Bearbeitung wird vorbereitet. Aus dem vorliegenden deutschen Originale hat das „Ausland" bereits einige Bruchstücke mitgetheilt.

Harthausen's „Transkaukasia" ist eine aus eigener Anschauung geflossene geistvolle Schilderung der Gegenden am Kaukasus, der verschiedenen Völkerschaften: der Armenier, Georgier, Tscherkessen u., ihrer Zustände und ihres Charakters. Der Verfasser berücksichtigt ebenso wol die weltberühmte Vergangenheit dieser Gegenden — mit den Namen Prometheus, Nimrod, Argonautenzug, Cyrus, Alexander, Pompejus u. s. w. — als ihre nicht minder wichtige Gegenwart und Zukunft, zumal mit dem Namen Schamyl innig verbunden, das politische wie das soziale und geistige Leben.

Der erste Theil des Werks enthält außer zahlreichen in den Text gedruckten Holzschnitten ein getreues Porträt des Patriarchen Narses von Armenien in Stahlstich und zwei Lithographien, Abbildungen der Burg Kasbek und Elborus. Mit dem baldigst erscheinenden zweiten Theile ist das Werk abgeschlossen.

95. **Heinsius (W.), Allgemeines Bücher-Lexikon** etc. Elfter Band, welcher die von 1847 bis Ende 1851 erschienenen Bücher und die Berichtigungen früherer Erscheinungen enthält. Herausgegeben von **A. Schiller.** In Lieferungen zu 10 Bogen. Vierzehnte Lieferung. (Wahlresultate — Zywoty, nebst Berichtigungen und Nachträgen.) 4. Geh. Jede Lieferung auf Druckpapier 25 Ngr., auf Schreibpapier 1 Thlr. 6 Ngr.

Der erste bis zehnte Band dieses Werkes, die Jahre 1700—1846 umfassend, kosten zusammengenommen im ermäßigten Preise 20 Thlr. 20 Ngr.

Der achte bis zehnte Band — die Erscheinungen der Jahre 1828—46 enthaltend — bilden unter dem Titel: **Allgemeines deutsches Bücher-Lexikon** etc., auch ein für sich bestehendes Werk; sie werden zusammengenommen für 16 Thlr. erlassen.

Einzeln kostet der achte Band auf Druckpapier 10 Thlr. 15 Ngr., auf Schreibpapier 12 Thlr. 20 Ngr.; der neunte Band auf Druckpapier 11 Thlr. 20 Ngr., auf Schreibpapier 26 Thlr. 24 Ngr.; der zehnte Band auf Druckpapier 10 Thlr. 20 Ngr., auf Schreibpapier 15 Thlr. 10 Ngr.; der elfte Band auf Druckpapier 11 Thlr. 20 Ngr., auf Schreibpapier 16 Thlr. 24 Ngr.

96. **Wilhelm von Humboldt's Briefe an eine Freundin.** Zwei Theile. Mit einem Facsimile. Ausgabe in Octav. Sechste Auflage. — Ausgabe in Großoctav. Fünfte Auflage. Jede Ausgabe geheftet 4 Thlr. 12 Ngr., gebunden 5 Thlr.

97. ——— **Lichtstrahlen** aus seinen Briefen an eine Freundin, an Frau von Wolzogen, Schiller, G. Forster und F. A. Wolf. Mit einer Biographie Humboldt's von **Elisa Maier.** Dritte Auflage. 8. Geheftet 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

Wilhelm von Humboldt, als Staatsmann und Gelehrter längst einer der gefeiertsten Namen Deutschlands, ist dem großern Publicum erst durch seine „Briefe an eine Freundin" (Charlotte Diede) werth und theuer geworden: ein Briefwechsel, der, wie sich ein bekannter Kritiker ausdrückt, einzig in seiner Art dasteht, mit dessen Wahrheit, Herzlichkeit und Ideenreichthum sich kein anderer vergleichen läßt, der zu den werthvollsten Documenten der classischen Periode unserer Zeit gerechnet werden muß, weil darin, wie in den Briefnachlässen von Schiller, Goethe und andern Trägern derselben, die Innerlichkeit eines großen Charakters zur Anschauung gebracht wird, dem in der Literatur- und Culturgeschichte der Deutschen eine der höchsten Ehrenstellen gebührt. Der Name Wilhelm von Humboldt erscheint in diesem Briefwechsel mit den höchsten Tugenden des Privatlebens geschmückt, für die Jugend ein Muster zur Ausbildung, für das Alter ein Vorbild wahrer Würde und Weisheit darbietend. Die Tiefe seines Geistes und der Reichthum seines Herzens finden auf jedem Blatte dieses Briefwechsels die schönsten Belege. Die „Briefe Wilhelm von Humboldt's an eine Freundin" haben sich auch rasch in der deutschen Lesewelt eingebürgert, sodaß davon jetzt schon eine sechste Auflage nöthig geworden.

Dem Interesse, das die „Briefe an eine Freundin" für W. v. Humboldt erregten, haben die von **Elisa Maier** aus diesen und andern Briefen Humboldt's geschickt zusammengestellten und von einer sehr gelungenen Biographie desselben begleiteten **„Lichtstrahlen"** es zu danken, daß auch sie schnell Freunde gewannen und jetzt schon in dritter Auflage vorliegen.

98. **Washington Irving.** Auswahl aus seinen Schriften. Illustrirt von **Henry Ritter** und **Wilhelm Camphausen.** Mit dem Bildniß Henry Ritter's. 4. Geheftet 5 Thlr. Gebunden 6 Thlr.

99. **Selections from the Works of Washington Irving. Illustrated by Henry Ritter and William Camphausen. With the Portrait of Henry Ritter.** 4. Geheftet 5 Thlr. Gebunden 6 Thlr.

Eine Auswahl der geistvollsten Skizzen **Washington Irving's** mit zahlreichen Holzschnitten nach Zeichnungen der beiden trefflichen düsseldorfer Künstler **Henry Ritter** und **Wilhelm Camphausen**, von denen der Erstere das Unternehmen begründete, aber vor der Beendigung leider der Kunst entrissen wurde, der Zweite nach dem Wunsche seines Freundes das Werk beendete; ein auch typographisch und xylographisch (in der xylographischen Anstalt von C. Krepschmar) geschmackvoll und reich ausgestattetes **Prachtwerk**, das eine Zierde jedes Salons bilden wird.

Das „Magazin für die Literatur des Auslandes" sagt darüber unter Anderm: daß dieses Werk einen Ehrenplatz unter den Erzeugnissen der deutschen Presse einnehme, indem es in splendider Ausstattung mit den ersten xylographischen Kunstwerken Englands und Frankreichs

vieuliſire und in künſtleriſcher Vollendung nicht wenige derſelben übertreffe. Manche der Zeichnungen ſeien „kleine Meiſterſtücke", „ſie enthalten eine Fülle von Humor, der ſich in jedem Zuge ausſpricht und ihnen daſſelbe charakteriſtiſche Leben verleiht, welches die geiſt- und gemüthvollen Gebilde durchdringt, zu deren Erläuterung ſie beſtimmt ſind".

Das Werk erſchien gleichzeitig in einer deutſchen und einer engliſchen Ausgabe.

100. **Irving (Waſhington), Lebensgeſchichte Georg Waſhington's.** Aus dem Engliſchen von dem Ueberſetzer der Werke Prescott's. Erſter Band. Zweite und dritte Lieferung. 8. Geh. Jede Lieferung 10 Ngr.

Eine neue Biographie **Georg Waſhington's** von Waſhington Irving, das neueſte Werk des berühmten amerikaniſchen Schriftſtellers, das gewiß auch in Deutſchland lebhaftes Intereſſe und zahlreiche Leſer finden wird. Der erſte Band iſt jetzt vollſtändig und werden die ſernern zwei Bände ſofort nach ihrer Veröffentlichung gleichfalls in deutſcher Ueberſetzung erſcheinen.

(Der Beſchluß folgt.)

Von **F. A. Brockhaus** in Leipzig iſt durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Zeitſchrift
der
Deutſchen morgenländiſchen Geſellſchaft.

Herausgegeben von den Geſchäftsführern unter der verantwortlichen Redaction des

Prof. Dr. ***Hermann Brockhaus*** in Leipzig.

Neunter Jahrgang. 1855.

8. Geh. 4 Thlr.

Erſcheint jährlich in 4 Heften. Die **Inſertionsgebühren** betragen 2 Ngr. für die Zeile. **Beſondere Beilagen** u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

Viertes Heft.

Die Todtenbeſtattung bei den Brahmanen und die Opfergebräuche im Veda. Von Dr. *Max Müller*. — Die Indiſchen Gottesurtheile dargeſtellt von Prof. *A. F. Stenzler*. — Zendſtudien. Von Dr. *Martin Haug*. — Verſuch einer Geſchichte der Verhältniſſe des Stammes Levi. Von Prof. Dr. *J. J. Stähelin*. — Studien. Von Dr. *Hitzig*. — Beiträge zu der Alexanderſage. — Nachträgliches über Bahirâ. Von Prof. *Wüſtenfeld*. — Zu Barkiarok's Regierung, nach Rasiduddin. Von StR. Dr. *von Erdmann*. — Notizen über die Chineſen auf der Inſel Java. Von *Aquasie Boachi*, Prinz von Ashanti. Ueber den Ausdruck ... فى حدود سنة Von Conſul Dr. *Mordtmann* und Prof. *Wüſtenfeld*. — Die Werthbeſtimmungen auf muhammedaniſchen Münzen. Von Dr. *Stickel*. — Fil und Sus. Zwei neue umajjadiſche Münzhöfe. Von Dr. *O. Blau*. — Zur arabiſchen Literatur. Anfragen und Bemerkungen. Von Dr. *M. Steinſchneider*. — Neue Verordnung des Sultân 'Abdulmegîd zu Gunſten ſeiner proteſtantiſchen Unterthanen. Eingeſandt durch Dr. *Schlottmann*. — Der Verlorene Sohn in der Sprache von Shetu-nku ſeſe, oder der Azareriye-Sprache wie ſie in Tishit geſprochen wird. Mitgetheilt durch Dr. *Barth*. — Aus einem Briefe von Prof. Dr. *von Kremer* an Prof. Fleiſcher. — Ueber drei Kawi-Gedichte. — Literariſche Notizen. — Zu der Münze des Chalifen Katarî. Von Dr. *Mordtmann*. — Bibliographiſche Anzeigen. — Nachrichten über Angelegenheiten der Deutſchen morgenländiſchen Geſellſchaft. — Verzeichniß der für die Bibliothek der Deutſchen morgenländiſchen Geſellſchaft eingegangenen Schriften u. ſ. w. — Verzeichniß der Mitglieder der Deutſchen morgenländiſchen Geſellſchaft.

Aeltere Auflagen des Converſations-Lexikon

werden unter Zuzahlung von 12 Thlr. gegen die neueſte zehnte Auflage (Subſcriptionspreis 20 Thlr.) umgetauſcht. — **Ausführlichere Auskunft in einem Proſpect, der in jeder Buchhandlung zu haben iſt.**

F. A. Brockhaus in Leipzig.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig erſchien ſoeben und iſt durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Frauenleben.
Novellen und Erzählungen
von
Louiſe von Gall.
Herausgegeben und eingeleitet von
Levin Schücking.

Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

Eine von **Levin Schücking** herausgegebene Sammlung derjenigen Novellen und Erzählungen ſeiner unlängſt verſtorbenen Gattin **Louiſe von Gall**, die von ihr als die gelungenſten Schöpfungen ihres Talents betrachtet und noch von ihr ſelbſt zur Herausgabe vorbereitet wurden. Ueber Louiſe von Gall urtheilt unter Anderm der bekannte Literaturhiſtoriker **Hillebrandt**: „Sie beſitzt unter allen romandichtenden Frauen der Gegenwart wol die meiſte Eigenthümlichkeit und ſtellt ſich in ihrer Art mit der Dichterin Annette von Droſte-Hülshoff zuſammen." Die vorliegende Sammlung iſt nicht willkürlich zuſammengeſtellt, ſondern bietet ein umfaſſendes Bild von Frauenleben und Frauengemüth, indem die einzelnen Novellen einer einzelnen Phaſe der weiblichen Entwickelung oder einer einzelnen Seite des weiblichen Charakters und Herzens entſprechen. So werden nach und nach — wie Schücking in der Einleitung ſagt — das junge Mädchen mit ſeinen idealen Träumen, ſeinem Phantaſieleben und ſeinen Launen, dann eine junge Frau, eine Mutter, die kluge, die geniale Frau, die Künſtlerin, die alte Jungfer u. ſ. w. gezeichnet. Beſonders bildet die Sammlung ſonach eine anregende und unterhaltende Lectüre für Frauen.

Soeben erſchien bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig und iſt durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Hamburgs Literaturleben
im achtzehnten Jahrhundert.
Von Feodor Wehl.

8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ein **Varnhagen von Enſe** gewidmeter werthvoller Beitrag zur deutſchen Literaturgeſchichte, eine für jeden Gebildeten im hohem Grade intereſſante Schilderung von Hamburgs wichtigen Literaturleben im vorigen Jahrhundert. Der Paſtor Goeze und Leſſing, Reimarus, Eckhof, Schröder und Charlotte Ackermann, Hagedorn, Frau von Genlis, Klopſtock und viele andere berühmte Perſönlichkeiten werden dem Leſer vorgeführt. Die Schrift iſt aus Vorleſungen entſtanden, welche der ſeit längerer Zeit in Hamburg lebende bekannte Schriftſteller daſelbſt mit großem Beifall hielt, und Bruchſtücke daraus wurden früher in Gutzkow's „Unterhaltungen am häuslichen Herd" mit vielem Intereſſe geleſen.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Erſcheint wöchentlich. — Nr. 9. — 28. Februar 1856.

Inhalt: Populäre Philoſophie. Von Julius Frauenſtädt. — Ein Roman von Julius Hammer. — Aus Paris: Jurisprudenz und Nationalökonomie; Neues ſocialiſtiſches Syſtem; Beaumarchais und ſeine Zeit; Sammlung Scribe'ſcher und Bayard'ſcher Theaterſtücke; Das Reichsarchiv; Neue Arbeiten im Louvre. — Vom Schriftſtellerſtande. — Oeſtreich unter Maria Thereſia. — Barthélemy's „Tauride". — Notizen. — Bibliographie. — Anzeigen.

Populäre Philoſophie.

Zur Geſchichte der neuern Philoſophie. Populäre Vorträge von G. Weigelt. Enthaltend: Kant, Fichte, Jacobi, Schopenhauer, Schelling, Hegel, Feuerbach. Hamburg, Otto Meißner. 1854—55. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Von zwei Seiten her iſt in der neueſten Zeit, zwar nicht das Chriſtenthum ſeinem Weſen und Kerne nach — denn dieſer iſt unzerſtörbar —, wol aber der dogmatiſche Kirchenglaube mächtig erſchüttert worden, nämlich einerſeits von der hiſtoriſchen Kritik, welche ſich der bibliſchen Bücher bemächtigt und deren eigentlichen Urſprung nachgewieſen hat, andererſeits von der Naturwiſſenſchaft, die der bibliſchen Kosmogonie eine weſentlich andere entgegengeſetzt. Der alte Glaube an übernatürliche Offenbarung und Wunder hat dadurch einen Stoß erhalten, von dem er ſich ſchwerlich je wieder erholen wird, ſo wenig man dies auch von gewiſſer Seite her — aus leicht begreiflichen Gründen — eingeſtehen will. Aber wie es gewöhnlich zu gehen pflegt, aus einem Extrem iſt man in das andere gefallen, aus einem die Naturgeſetze und die Geſetze geſchichtlicher Entwickelung ignorirenden Supranaturalismus iſt man in einen ungläubigen Naturalismus verfallen, der eben nichts als Natur und Geſchichte gelten laſſen will, der alle überſinnlichen, überzeitlichen, metaphyſiſchen Principien leugnet und die Welt genügend mittels Mikroſkops, Teleſkops, Retorte, ſowie mittels hiſtoriſcher Quellenforſchung erklären zu können meint.

War den Fictionen des Supranaturalismus gegenüber eine unbefangenere Natur- und Geſchichtsforſchung Bedürfniß, ſo iſt dagegen jetzt dem durch Emancipation der letztern eingeriſſenen Naturalismus gegenüber Philoſophie nothwendig. Denn die Menſchheit kann ebenſo wenig im Unglauben als im Aberglauben ſich begnügen. Die Aufgabe der neuern Natur- und Geſchichtswiſſenſchaft war es, den Aberglauben, der die Willkür der an keine phyſiſchen und hiſtoriſchen Geſetze gebundenen Götter anbetete, zu ſtürzen; die Aufgabe der Philoſophie iſt es gegenwärtig, den Unglauben, welchem Natur- und Geſchichtsproceſſe das Fatum ſind, über das hinaus es nichts gibt, zu entwurzeln und auf den metaphyſiſchen Urſprung beider hinzuweiſen.

Von dieſem Standpunkt aus können wir populäre Vorträge über Philoſophie nur willkommenheißen. Nur möchten wir Bedenken dagegen tragen, ſolche mit Geſchichte der Philoſophie und gar mit Geſchichte der neueſten, von Kant anhebenden Philoſophie zu beginnen. Ohne philoſophiſche Propädeutik können die Syſteme und beſonders die neueſten, um das Problem von dem Verhältniß des Idealen zum Realen, der Vorſtellung zum Ding an ſich ſich drehenden Syſteme wol ſchwerlich verſtanden werden. Auch muß ja jeder Darſteller der Geſchichte der Philoſophie ſchon ſelbſt auf einem beſtimmten philoſophiſchen Standpunkte ſtehen, von dem aus er die geſchichtliche Entwickelung betrachtet; er ſollte alſo vor allen Dingen dieſen ſeinen eigenen philoſophiſchen Standpunkt populär darlegen, ehe er an populäre Vorträge über Geſchichte der Philoſophie geht.

Indeſſen Weigelt hat ſich gut geholfen. Obwol er das Syſtem, von welchem aus er die übrigen beleuchtet, nämlich das Schopenhauer'ſche, nicht an die Spitze ſeiner Vorträge geſtellt hat, wie er eigentlich hätte thun ſollen, ſo leuchtet doch bei ſeiner Darſtellung und Beurtheilung der Syſteme überall die Schopenhauer'ſche Anſicht vom Verhältniß des Idealen zum Realen ſo klar und deutlich hindurch, ja iſt oft ſo treu mit Schopenhauer's eigenen, bekanntlich durch „ſtechende Deutlichkeit" ſich auszeichnenden Worten wiedergegeben, daß er eben darum hoffen durfte, von ſeinen Zuhörern, die aus einem „engern Kreiſe von Gebildeten" beſtanden, begriffen zu werden. Dazu kommt noch, daß Weigelt die neueſten Syſteme beſonders von derjenigen Seite beleuchtet hat, von welcher ſie den gebildeten Laien allerdings am ſtärkſten intereſſiren müſſen, nämlich von Seiten ihres Verhältniſſes zur Religion. Weigelt ſagt im Vorwort:

Die meiſten der neuern Syſteme halten ſelbſt, außer ihrer

eigentlichen, auch das noch für eine ihrer hauptsächlichsten Aufgaben, sich mit der eben herrschenden Religion, so gut es gehen will, auseinanderzusetzen. Hieraus folgt, daß eine Darstellung ihres Verhältnisses zur Religion gegeben werden muß.

Wie viel Weigelt, dessen Fachstudium früher Theologie gewesen war, in der Philosophie von Schopenhauer gelernt hat, das gesteht er selbst in der Vorrede ein, und ist es überall unverkennbar, daß, wie so vielen Andern in der Gegenwart, auch ihm erst durch Schopenhauer ein philosophisches Licht aufgegangen ist. Dessenungeachtet gibt sich Weigelt auch als selbständigen Denker kund; denn soviel er auch von Schopenhauer angenommen hat, so kann er doch nicht umhin, gegen die letzten Resultate der Schopenhauer'schen Philosophie Bedenken zu erheben, und auch sonst zeigt sich bei Weigelt selbständiges Urtheil. In das Lob, das sich Weigelt selbst im Vorwort ertheilt, indem er sagt:

Daß der Grundgedanke eines philosophischen Systems klar hervortrete, der eine leitende Faden in allen Einzelheiten offen vorliege, ist die Hauptbedingung der Popularität in dem schwierigen Gegenstande. Diese Bedingung aber glaube ich besser als die bisherigen Darstellungen erfüllt zu haben ...

in dieses Selbstlob können wir einstimmen. Er gibt durchweg eine klare Anschauung von den leitenden Grundgedanken der dargestellten Systeme, auf welche er alsdann die dagegen zu erhebenden „Bedenken" folgen läßt.

Der erste, einleitende Vortrag, welcher das Problem der neuern Philosophie, die Frage, wie sich zum erkennenden Subject das erkannte Object verhält, darlegt, lehnt sich an Schopenhauer's „Skizze einer Geschichte der Lehre vom Idealen und Realen" („Parerga und Paralipomena", Theil 1) an. Alsdann folgen drei Vorträge über Kant. Weigelt sagt hier (S. 34):

Es ist von großem Interesse, unserm Philosophen zuzusehen, wie er, der nur wenige Meilen über seine Vaterstadt hinausgekommen ist, die ganze erscheinende Welt auflöst in das Gesetz unsers eigenen Denkens. Der gesunde Menschenverstand kommt durch ihn zur Einsicht, daß er in seiner Selbstgenügsamkeit der sinnlichen Welt oder vielmehr der Erfahrung nicht anders gegenübersteht als der orthodoxe Katholik dem Cultus und Kirchendogma. Der Kritiker erkennt im Dogma und Cultus, in Allem, was der Glaube als ein von jenseits Gegebenes hinnahm, die Schöpfungen der religiösen Phantasie des Menschen. Ebenso wird, was der gläubige Verstand wie ein ihm von außen gegebenes Dogma hingenommen hatte, die ganze erfahrungsmäßig gegebene Welt wird durch den Kritiker als des Menschen eigene Thätigkeit, als seine Schöpfung nachgewiesen, und der Glaube wandelt sich in Wissen um.

Hier hat Weigelt schon zu viel gesagt und eigentlich mehr Fichte's als Kant's Standpunkt bezeichnet; denn Fichte machte die ganze erfahrungsmäßig gegebene Welt zur Schöpfung des Ich, Kant dagegen unterschied zwischen Materie und Form des Gegebenen und sagte ausdrücklich, daß nur die Formen aller Erscheinung insgesammt im Gemüthe a priori bereit liegen, die Materie hingegen a posteriori gegeben sei. („Kritik der reinen Vernunft", „Transscendentale Aesthetik", am Anfang.) Kant machte also die objective Welt nur von ihrer formellen Seite zur Schöpfung des Ich, was auch Weigelt selbst kurz vor obiger Stelle mit den Worten anerkennt (S. 33):

Kant leugnet also nicht die wirkliche Welt; nur das leugnet er, daß sie abgesehen von unserm Erkenntnißvermögen so ist, wie sie vermöge desselben uns erscheint.

Ueber Kant's autonomische Moral und den durch dieselbe bewirkten moralischen Enthusiasmus äußert sich Weigelt sehr anerkennend, indem er sagt (S. 56):

Wenn wir bedenken, wie bis auf die Zeit Immanuel Kant's die Moral gewöhnt war, ihre Gesetze sich durch einen Gott geben und die Verbindlichkeit derselben durch sein allmächtig gebietendes „du sollst" begründen zu lassen, so begreifen wir den Enthusiasmus der Sittlichkeit und Freiheit, welchen der königsberger Philosoph durch seine „Kritik der praktischen Vernunft" hervorgerufen hat. Die Freiheit hatte durch ihn eine ungleich höhere Bedeutung erhalten. Indem sie früher höchstens nur das Vermögen war, dem offenbarten Gesetz entweder zu gehorchen oder ihm zu widerstreben, tritt sie nun mit einem male auf als eine schöpferische Macht. Das „du sollst" spricht nicht Gott zum Menschen, der Mensch spricht es zu sich selbst. Einem fremden, mächtigen Gesetzgeber entfliehen macht unglücklich, aber ehrlos macht es, dem eigenen den Rücken kehren. Während in Deutschland die Philosophie den Menschen in seine ewigen Rechte einsetzte, wurde der oberste Grundsatz der Vernunft, nur selbstgegebenen Gesetzen zu gehorchen, in Frankreich praktisch ausgeübt.

Doch so sehr auch Weigelt die Kant'sche Emancipation der Moral von der Theologie lobt, so unhaltbar findet er doch die Kant'sche Begründung der Theologie durch die Moral. Er nennt den Frieden, den Kant mit der Religion stiftete, indem er die Ideen Gottes, der Freiheit und Unsterblichkeit als praktische Postulate hinstellte, einen nur scheinbaren und zeigt, wie Kant dadurch den Menschen nur in Conflict mit sich selbst brachte. Durch Kant, sagt Weigelt, wären wir in die sonderbare Lage gebracht, Demjenigen, was wir im Erkennen als Täuschung verdammen, im Handeln Realität zuzugestehen. Dadurch, daß Kant die metaphysischen Ideen als Täuschungen erwiesen, praktisch aber wiederum sie als wahr anerkannt, bleibe nichts Anderes übrig, als ihre Wahrheit und Lüge in verschiedene Zeiten oder Zustände desselben Menschen zu verlegen, sodaß er erkennend zweifelt und handelnd glaubt.

Das ist gerade, wie wir, wenn wir wahrhaften Genuß von der Aufführung eines Dramas haben wollen, uns einbilden müssen, daß, was sich vor unsern Sinnen entfaltet, Wirklichkeit und nicht Spiel oder Schein des Wirklichen ist. Zu anderer Zeit, wenn uns an dem ästhetischen Genuß nichts gelegen ist, mögen wir immerhin einen Blick hinter die Scene werfen, um zu sehen, wie die Täuschung der Wirklichkeit zustande kam. (S. 58.)

Dieses Gleichniß wäre zutreffend, wenn Kant wirklich die metaphysischen Ideen in der Kritik der theoretischen Vernunft für Täuschungen erklärt hätte. Dies ist jedoch nicht der Fall. Dazu ist Kant viel zu vorsichtig. Er erklärt es nur für unerweisbar, daß ihnen ein Gegenstand an sich entspreche, daß sie mehr als nothwendige subjective Hypothesen der nach systematischer Vollendung ihrer Erkenntniß strebenden Vernunft seien. Darin liegt aber kein Widerspruch, dieselben Ideen, die man theoretisch für bloße, wenn auch nothwendige Hy-

pothesen erklärt hat, in praktischer Hinsicht als wahr und real zu postuliren. Möge Kant auch, was wir Weigelt gern zugeben wollen, in der nähern Art und Weise, wie er die Theologie auf die Moral gründete, gefehlt haben, wahr ist und bleibt doch sein Grundgedanke, daß es Ideen gibt, deren Realität zu erweisen uns theoretisch unmöglich ist, deren Realität zu glauben jedoch wir durch unsere moralische Natur genöthigt sind. Diesen Kant'schen Grundgedanken muß man jetzt umsomehr wieder hervorheben, als unsere neuesten Materialisten und Sensualisten, diese „Kraft- und Stofftitanen", denen nichts wahr und real ist, als was sie mit den äußern Sinnen und deren Instrumenten erreichen können, alle metaphysischen Ideen ohne weiteres darum für bloße Hirngespinnste erklären, weil die Existenz ihres Gegenstandes sich nicht physikalisch-mathematisch beweisen läßt. Diese Herren vergessen ganz, daß Mikroskop, Teleskop, Wage und chemische Retorte uns nur die Schale, aber nicht den Kern der Dinge zu zeigen vermögen, und daß es außer den äußern Sinnen auch einen innern Sinn gibt, dem Das erreichbar ist, was die äußern Sinne nicht erreichen.

Ueber Fichte, dem Weigelt zwei Vorlesungen gewidmet, finden wir treffend gesagt:

Wäre das von ihm gefundene Princip das höchste und ausreichende, so hätte es dies daran zu bewähren, daß es die Schranken, die bis dahin waren, durchbricht und nicht nur eine Welt, ein Object überhaupt, sondern diese Welt construirt, in der wir uns finden, an deren Erkenntniß uns allein gelegen ist. Dann auch zeigte sich, daß das Ich wirklich wäre, wofür es sich ausgibt, der Schöpfer aller Erfahrung.

Dies habe Fichte nicht zu erweisen vermocht.

In das leere Wort des Nicht-Ich versinkt die ganze Fülle seiner Welt. Indem wir in der Philosophie Fichte's fort und fort Ich und Nicht-Ich miteinander agiren, sich hin und her beschränken sehen, fühlen wir uns vom kalten Hauche der Abstraction unheimlich berührt und sehnen uns aus der nebelgrauen Theorie zu den Farben und Gestalten der Wirklichkeit. Was ist nun der Fortschritt über Kant hinaus, der soviel gerühmte? Es ist die hohe Aufgabe, der große Entschluß, das stolze Selbstbewußtsein des Menschen, ohne die Welt erkannt zu haben, sie aus dem leeren Begriff vor unsern Augen entstehen zu lassen. Es ist die Kühnheit, die wir bewundern müssen, und auf sie reducirt sich am Ende Alles. (S. 81.)

Durch Fichte's Idealismus findet Weigelt die Religion vernichtet.

Ist das erkennende Ich das schaffende, so hat es damit dieselbe Bedeutung gewonnen, die in der alten Metaphysik und in den Religionen aller Völker und Zeiten die Gottheit hatte. Dies aber anerkennen, was ja eben die Grundwahrheit und das Wesen des Idealismus ist, heißt in allen ihren Formen die Religion vernichten. (S. 79.)

Fichte war entschiedener Atheist, obgleich er das Wort Gott im Munde führte.

Die Sache war klar genug, und nur um ein Wort konnte noch gestritten werden. Von allem, durchaus von allem seinem durch die Geschichte bestimmten Inhalt hat Fichte das Wort entleert. Woher hat er das Recht, dasselbe für etwas gänzlich Anderes in Anspruch zu nehmen? Wenn ich aus einer Schale den Kern herausnehme, der in ihr gereift ist, und einen andern hineinthue, so treibe ich ein Spiel, wenn vielleicht auch ein unschuldiges. Nur darf ich mich dann nicht beklagen, wenn man meine Frucht nicht anerkennt. (S. 95.)

Ueber den bekannten Fichte'schen Atheismusstreit äußert Weigelt (S. 98):

Ist es die Pflicht einer christlichen Staatsregierung, den Atheismus nicht zu dulden, und ist es die Pflicht des Philosophen, rücksichtslos nur nach der Wahrheit zu forschen, so haben in dem betrachteten Falle beide ihre Pflicht gethan. Nicht den Atheismus, aber die Schuld, welche nach der Meinung unsers Philosophen mit demselben verknüpft ist, nimmt die Nachwelt von ihm und bleibt ihm für immer verpflichtet, weil er im Denken wie Leben bewiesen hat, daß nicht, wie Gedankenlose wähnen, Atheismus und Frivolität gleichbedeutend seien.

Diese Anerkennung des Fichte'schen Atheismus als eines moralischen scheint uns aber die gleichfalls anerkannte „Pflicht des christlichen Staats, den Atheismus nicht zu dulden", gar sehr einzuschränken. So sehr der christliche Staat gegen jeden frivolen Atheismus in seinem vollen Rechte ist, wenn er die Anhänger und Verbreiter desselben nicht duldet, so wenig können wir ihn doch für berechtigt erklären, auch dem wissenschaftlich-sittlichen entgegenzutreten. Denn der christliche Staat sollte kein hierarchischer, die Philosophie zu Gunsten des Kirchendogmas unterdrückender sein; wol aber hat er die ethischen Grundlagen des Christenthums zu wahren und demzufolge den antimoralischen Atheismus zu bekämpfen.

Die siebente Weigelt'sche Vorlesung handelt von Jacobi, der ein höheres Glaubensorgan in die Philosophie einführte oder vielmehr der Philosophie entgegensetzte. Gegen diesen „sechsten Sinn des Glaubensphilosophen" bemerkt Weigelt, daß, wenn er Realität hätte, auch überall die durch ihn erfaßte Wahrheit zu allen Zeiten eine und dieselbe gewesen sein müßte.

Als das menschliche Auge zuerst in den Kelch der Lilie schaute, spiegelte sich dasselbe Bild der Blume, wie noch heute. So ist es aber mit dem Gotte nicht, der sich dem Vernunftorgan Jacobi's angeblich ebenso unmittelbar und nothwendig aufdrängt, wie die Lilie dem Auge. (S. 115.)

Dasjenige, was das angebliche Vernunftorgan unmittelbar erfaßt, was sein Dasein, seine Entstehung angeblich außer dem Wissen hat, ist durch eine langdauernde Geschichte, in langsam fortschreitender Cultur, ist durch Synoden und Religionskriege so geworden, wie im 18. Jahrhundert Friedrich Heinrich Jacobi es empfangen hat, und sein Schauen setzt eine reiche historische Vermittelung voraus.

Jacobi's Bedeutung besteht nach Weigelt darin,

daß er mit überzeugender Klarheit die Unmöglichkeit dargethan hat, durch sich selbst sich der Schätze des Glaubens zu bemächtigen. Nur um die Verzweiflung am Wissen sind sie zu haben, das hat er bewiesen, wie es nur bewiesen werden kann. Daß eine consequente Philosophie Atheismus sei, hat ihm alle nachfolgende Philosophie nicht widerlegen gekonnt, auf wie vielerlei Weise sie es auch versuchte. (S. 117.)

Jacobi's Absicht war freilich, uns unter den Fahnen des Glaubens zu versammeln.

Aber die Absicht gehört nicht dem Philosophen unter den Glaubenden, sie gehört dem Glaubenden unter den Philosophen. Jacobi ist der vollendete Zwiespalt zwischen Religion und Philosophie. (S. 117.)

Digitized by Google

Auf Jacobi läßt Weigelt in zwei Vorleſungen Schopenhauer's Syſtem folgen, eine Stellung, die wir nicht als richtig anerkennen können, da, wie ſchon geſagt, Weigelt die übrigen Syſteme vom Schopenhauer'ſchen Standpunkte aus darſtellt und beurtheilt, er alſo Schopenhauer entweder an den Anfang oder an das Ende hätte ſtellen müſſen. Weigelt's „Bedenken" bei Schopenhauer ſind nicht ſowol gegen die metaphyſiſchen Grundlagen des Syſtems gerichtet, als vielmehr gegen deſſen moraliſche Conſequenzen. Er ſagt (S. 153):

Fodern Sie nicht von mir die Widerlegung des Grundprincips; ich habe nicht umhingekonnt, das Verhältniß der Erkenntniß zum Willen zu billigen, wie Schopenhauer daſſelbe beſtimmte. So bin ich auch außer Stande, unſerm Philoſophen im Fortgange ſeines Denkens eine Inconſequenz nachzuweiſen, es ſei denn, daß die Conſequenz nicht vollſtändig ziehen Inconſequenz iſt.

Weigelt zieht anſtatt der Schopenhauer'ſchen einige andere Conſequenzen. Zuerſt, was die von Schopenhauer geprieſene Asceſe betrifft, die aus der Verneinung des Willens zum Leben hervorgeht, ſo findet es Weigelt, trotz der Schopenhauer'ſchen Verdammung des Selbſtmordes, dennoch conſequent, daß der Büßer ſein Leben durch Selbſtmord endige.

Wenn wir Schopenhauer auch darin Recht geben müſſen, daß der Selbſtmord keine ſittliche Berechtigung hat, weil der Selbſtmörder eigentlich nicht das Leben, ſondern nur Das verneint, was ihm das Leben bietet; ſo iſt doch nicht abzuſehen, inwiefern die Entſagung und Abtödtung des natürlichen Willens kein Selbſtmord iſt. Warum nur langſam Das herbeiführen oder herbeiſehnen, was durch eine mehr energiſche Verneinung des Willens raſch gewonnen werden kann? Nicht der Selbſtmord aus Hoffnungsloſigkeit, wol aber der aus philoſophiſcher Erkenntniß, er und nicht langſam tödtende Asceſe iſt die Conſequenz, und dieſe zu ziehen hat Schopenhauer ſich geſcheut. (S. 153.)

Zweitens, gegen die Schopenhauer'ſche Behauptung, daß der Wille durch Selbſterkenntniß zur Selbſtverneinung komme, wendet Weigelt ein, ſolange der Wille ſich energiſch äußere, in Luſt und Leid ſeines Daſeins gewiß, verhalte er ſich gleichgültig gegen jene höchſte philoſophiſche Erkenntniß. Erſt Der, welcher ſich ausgelebt, der des Lebens müde, komme naturgemäß zur Verneinung deſſelben und ſehne ſich nach Ruhe.

Müde wird das Leben durch das Leben. Das iſt die wahre, nicht durch irgendwelche Erkenntniß bewirkte, das iſt die naturgemäße Ruhe eines heitern Greiſenalters nach vielen bewegten Tagen; das iſt eine Ruhe und eine Verneinung des Lebens, wie wir ſie wohlthuend am Abend eines arbeitsvollen Tages empfinden. Nur dieſe kleine Correction, und die letzte Conſequenz unſers Philoſophen verliert das Herbe, das ihr beigemiſcht iſt. Der Wille ſelbſt löſt den Widerſpruch, den er in ſich birgt, und er thut das um ſo vollkommener, je energiſcher er ſich bethätigt. Jede andere Verneinung ſeiner iſt eine Caricatur, und Caricaturen ſind alle Heiligen Aſiens und Europas, weil ſie am hohen Mittag des Lebens Heilige ſind. (S. 154.)

Schopenhauer habe ſelbſt mit ſeiner Apotheoſe der Wahrheit und des Genuſſes, der in ihrer Erkenntniß liege, eines Genuſſes, der den Dachkammerphiloſophen Wonnen ſchmecken laſſe, von denen die Andern keine Ahnung haben, mit dieſer Apotheoſe habe er die letzte finſtere Conſequenz ſeines Syſtems ſelbſt widerlegt.

Ein Menſch, der da weiß, was ihm das Leben werth iſt, kann ſich und Andern im Ernſt nicht zumuthen, den Willen zum Leben früher zu verneinen, als bis er durch ſeine edelſten Güter geſättigt iſt. (S. 156.)

Da es Weigelt nicht allein iſt, der an der Schopenhauer'ſchen Asceſe Anſtoß nimmt, ſondern faſt die meiſten neuern Beurtheiler Schopenhauer's ſich durch dieſe letzten Conſequenzen ſeiner Philoſophie abgeſtoßen fühlen, ſo wollen wir hier ein für alle mal unſere Meinung über dieſen wichtigen Punkt ſagen. Zuvörderſt iſt es falſch, wenn man Schopenhauer vorwirft, daß er uns „zumuthe", den Willen zum Leben zu verneinen. Die Schopenhauer'ſche Ethik muthet Keinem etwas zu, ſie fodert nichts, ſie kennt keinen kategoriſchen Imperativ und kein Sollen; vielmehr iſt ſie, wie ich in meinen „Briefen über die Schopenhauer'ſche Philoſophie" bereits gezeigt habe, nur die rein theoretiſche, objective Darlegung der beiden entgegengeſetzten Verhaltungsweiſen des Willens zur Welt und zum Leben, deren eine er als die Bejahung, die andere als Verneinung des Willens zum Leben charakteriſirt. Schopenhauer ſagt nicht: Du ſollſt der Welt entſagen, dem Leben abſterben, ein Heiliger ſein! ſo wenig als er in der Aeſthetik von Jemand fodert, ein Genie zu ſein; ſondern ſowie er in der Aeſthetik rein objectiv das Weſen des Schönen und den Charakter des Genies beſchreibt, ganz ebenſo objectiv beſchreibt er in der Ethik das Weſen der Tugend und den Charakter des Heiligen. Er zeigt die Geſinnung, aus der die Asceſe hervorgeht, aber er muthet Keinem dieſe Geſinnung zu, da er wohl weiß und wiederholt ſagt: Velle non discitur, und da er einſieht, daß, wo die Bedingungen zur Weltentſagung vorhanden ſind (der zwiefache Weg, den ich in meinem fünfundzwanzigſten Briefe angegeben), dieſelbe von ſelbſt eintritt, wo dieſe Bedingungen aber fehlen, alles Fodern und Zumuthen nichts helfen würde.

Zweitens, ſo ſehr auch Schopenhauer die Geſinnung, aus der die Asceſe hervorgeht, preiſt, ſo folgt doch daraus noch nicht, daß er alle die widerwärtigen, ekelhaften und mitunter lächerlichen Formen, in denen die Asceſe hiſtoriſch aufgetreten iſt, als zur Seligkeit nothwendig ausgibt und diejenigen Heiligen, die Weigelt „Caricaturen" nennen zu müſſen meint, zur Nachahmung empfiehlt. Schopenhauer, indem er den innern Zuſtand beſchreibt, aus welchem die Asceſe hervorgeht, ſagt ausdrücklich („Die Welt als Wille und Vorſtellung", II, 604):

Weil nun dieſem gemäß Armuth, Entbehrungen und eigenes Leiden vielfacher Art ſchon durch die vollkommenſte Ausübung der moraliſchen Tugenden herbeigeführt werden, wird von Vielen, und vielleicht mit Recht, die Asceſe im allerengſten Sinne, alſo das Aufgeben jedes Eigenthums, das abſichtliche Aufſuchen jedes Unangenehmen und Widerwärtigen, die Selbſtpeinigung, das Faſten, das härene Hemd und die Kaſteiung, als überflüſſig verworfen. Die Gerechtigkeit ſelbſt iſt das härene Hemd, welches dem Eigner ſtete Beſchwerde bereitet, und die Menſchenliebe, die das Nöthige weggibt, das immerwährende Faſten.

Hiermit erledigt ſich auch der Spott, mit welchem Roſenkranz (in der Charakteriſtik Schopenhauer's in Gödeke's „Deutſcher Wochenſchrift", Heft 22) Schopenhauer als einen Panegyriſten jener Commiſeration für die Thiere lächerlich zu machen ſucht, „welche Spitäler für ſie errichtet und zwar den Paria ermordet, der zufällig den Brahmanen berührt, allein nicht einen juckenden Floh zu knicken wagt". Obwol die Schopenhauer'ſche Ethik das Mitleid, welches ſie als echt moraliſche Triebfeder darſtellt, nicht blos auf die Menſchen einſchränkt, ſondern auch auf die Thiere überträgt, ſo fodert ſie darum noch nicht, Spitäler für die Ratten zu bauen und keinen Floh zu knicken. Dieſe Roſenkranz'ſche Conſequenzmacherei beruht entweder auf Erkenntnißmangel, der in den wahren Sinn des Schopenhauer'ſchen Syſtems nicht eingedrungen, oder auf Gehäſſigkeit, die einen Gegner lächerlich zu machen ſucht, den ſie nicht widerlegen kann. Einem Geiſte wie dem Schopenhauer'ſchen ſollte man doch mit größerer Ehrfurcht nahen, als die Hegelianer thun. „Eine großartigere Weltverachtung als bei dieſem Philoſophen", ſagt Weigelt von Schopenhauer (S. 147), „finden wir nirgends; aber durch ſie hindurch zuckt das Wetterleuchten der Wahrheit." Demgemäß zeichnet ſich auch die Art, wie Weigelt ſeine „Bedenken" vorbringt, vortheilhaft vor jener plumpen Conſequenzmacherei aus, mit der man das Schopenhauer'ſche Syſtem compromittiren zu können meint, eigentlich aber ſich nur ſelbſt compromittirt und blamirt. (Wenn Roſenkranz den meinen „Briefen über die Schopenhauer'ſche Philoſophie" vorangedruckten, den Weiſen von Frankfurt als einen der größten Philoſophen rühmenden Artikel der „Westminster Review" als in Deutſchland fabricirt zu verdächtigen ſucht, ſo hat Dr. Lindner in der „Voß'ſchen Zeitung" dies mit Recht einen „Beitrag zur Aeſthetik des Häßlichen" genannt.)

Daß Schopenhauer, obgleich er, wie Roſenkranz ihn nennt, ein „leidenſchaftlicher Patron aller Antithierquälereivereine" iſt, darum doch nicht gleich den Hindu die Flöhe reſpectirt, mag aus ſeinen folgenden Worten hervorgehen („Die Welt als Wille und Vorſtellung", I, 421, Anmerkung):

Das Recht des Menſchen auf das Leben und die Kräfte der Thiere beruht darauf, daß, weil mit der Steigerung der Klarheit des Bewußtſeins das Leiden ſich gleichmäßig ſteigert, der Schmerz, welchen das Thier durch den Tod oder die Arbeit leidet, noch nicht ſo groß iſt als der, welchen der Menſch durch die bloße Entbehrung des Fleiſches oder der Kräfte des Thieres leiden würde, der Menſch daher in der Bejahung ſeines Daſeins bis zur Verneinung des Daſeins der Thiere gehen kann und der Wille zum Leben im Ganzen dadurch weniger Leiden trägt, als wenn man es umgekehrt hielte. Dies beſtimmt zugleich den Grad des Gebrauchs, welchen der Menſch ohne Unrecht von den Kräften der Thiere machen darf, welchen man aber oft überſchreitet, beſonders bei Laſtthieren und Jagdhunden; wogegen deshalb in England und Nordamerika Geſetze und Vereine beſtehen. Auch erſtreckt jenes Recht, meiner Anſicht nach, ſich nicht auf Viviſectionen, zumal der obern Thiere. Hingegen leidet das Inſekt durch ſeinen Tod noch nicht ſoviel wie der Menſch durch den Stich. Die Hindu ſehen dies nicht ein.

Von dieſer Ehrenrettung, die wir einem Geiſte wie Schopenhauer ſchuldig ſein zu müſſen glaubten, kehren wir nun zu Weigelt's Vorleſungen zurück. Die zehnte bis vierzehnte Vorleſung iſt Schelling gewidmet. Hier thut Weigelt nun zunächſt dar, wie die von Kant und Schopenhauer befolgte Methode in der herrſchenden nachkantiſchen Philoſophie gegen die umgekehrte, welche vom Begriff zur Wirklichkeit kommt, vertauſcht worden. Weigelt bemerkt gegen das Schelling'ſche Identitätsſyſtem (S. 171):

Wenn der Philoſoph aus der reinen Erkenntniß heraus uns die wirkliche Welt vorconſtruirt, ſo täuſcht er uns oder vielmehr ſich ſelbſt. Denn Alles, was er aus ſeiner Identität herausbringt, den quantitativen Unterſchied des Geiſtes und der Natur, Raum und Zeit, Materie und Kräfte und alles Andere, das hat er unvermerkt auch hineingebracht. Aus einer leeren Flaſche ſehen wir den Taſchenſpieler gießen, was wir verlangen, und wir ſtaunen mit Recht; aber wir ſtaunen eigentlich über uns ſelbſt, ſofern wir für die verborgene Mechanik ſeines Kunſtſtücks zu ſchwachſinnig ſind. Wenn aber der Philoſoph aus ſeiner unterſchiedsloſen Identität die Welt evolvirt, ſo ſtaunen wir gleichfalls, jedoch diesmal nicht über uns.

Die Schelling'ſche Naturphiloſophie, die „unter einer philoſophiſchen Vorausſetzung eine poetiſche Betrachtung der Natur" iſt, lobt Weigelt inſofern, als ſie, wie alle Poeſie, zündend auf die Geiſter wirken, die Luſt des Studiums der Natur mächtig erregen und über eine blos äußerliche Betrachtung, die Aufzählung und Syſtematiſirung ihrer Objecte und Erſcheinungen, alſo über das bloße Haften an der äußern Schale hinausführen mußte, was auch geſchehen iſt. Aber da die Philoſophie einen andern Zweck habe als poetiſches Vergleichen, da ſie die Welt begreifen und wirkliche Erkenntniſſe geben wolle, ſo erfülle ſie ihre Beſtimmung nicht, wenn ſie das Eine zum Bild des Andern macht, etwa den Magneten zum Bild des Weltlebens, oder wenn ſie das Licht das bewußtloſe Sehen der Natur nennt.

Aehnlichkeiten herausfinden, oder das Eine zum Bilde des Andern machen, iſt mehr ein geiſtreiches Spiel als eine beſonnene Erkenntniß, welche ebenſo ſcharf die Unterſchiede fixirt. (S. 187.)

Auch was Weigelt ſonſt noch gegen die Schelling'ſche Naturphiloſophie und ſodann gegen ſeine Geiſtes- und Offenbarungsphiloſophie einwendet, iſt beachtungswerth. Es würde uns jedoch hier der Raum mangeln, wenn wir auf alle die treffenden Urtheile, die Weigelt über die von Kant abgefallenen nachkantiſchen Syſteme fällt, ſpeciell hinweiſen wollten. In der Hauptſache folgt Weigelt überall der Schopenhauer'ſchen Anſicht über dieſe Syſteme, ja kritiſirt ſie häufig mit Schopenhauer's eigenen Worten, wie z. B. Hegel's Rechts-, Staats- und Geſchichtsphiloſophie.

Feuerbach's philoſophiſcher Standpunkt, ſeine „Grundſätze der Philoſophie der Zukunft" bringen, wie Weigelt richtig nachweiſt, nichts Neues; denn „daß und warum die Vernunft den Boden der ſinnlichen Erfahrung nicht verlaſſen dürfe, wenn ſie nicht Hirngeſpinnſte weben will, iſt das Teſtament Immanuel Kant's, das er uns nicht umſonſt hinterlaſſen hat", und auch Arthur Schopen-

Digitized by Google

hauer hat unablässig auf die Sinne hingewiesen, als auf „die lautere und unschuldige Quelle aller unserer Erkenntnisse, von welcher alles Denken seinen Gehalt erst erborgt". Wenn Feuerbach von der Schelling-Hegel'schen Philosophie des Absoluten behauptet, daß ihr Geheimniß die Theologie, oder daß sie verkappte Theologie sei, so hat Schopenhauer in seinen Aeußerungen über das „Absolutum" mit andern Worten Dasselbe gesagt.

Und da nun Schopenhauer schon vor langer Zeit sich auf die Untersuchung des Wesens der Begriffe sowol als der sinnlichen Anschauung aufs ausführlichste eingelassen, dazu begründet, was Feuerbach aphoristisch nur behauptet hat, nämlich daß alle Erkenntniß aus der Anschauung hervorgehe, an ihr sich berichtigen und bewähren müsse, so ist die neue Philosophie eine alte, und zu beklagen ist, daß Feuerbach einen ihm in mancher Beziehung geistesverwandten, genialen Denker über die herrschende Tagesphilosophie ganz übersehen hat, was in der Wissenschaft nie geschehen sollte. (S. 331.)

Die hier ausgesprochene Geistesverwandtschaft zwischen Feuerbach und Schopenhauer beschränkt sich jedoch nur, wie auch Weigelt selbst einsieht und hinzufügt, auf die Ansicht Beider von den allerersten Erfodernissen der Erkenntniß und auf das Urtheil Beider über die Universitätsphilosophie. Weigelt sieht als Anhänger Kant's und Schopenhauer's sehr gut ein, daß wir uns bei dem Sensualismus oder Empirismus Feuerbach's nicht beruhigen können, daß die empirische Thätigkeit noch nicht die philosophische sei.

Wenn Feuerbach, weil ihm das Denken nur ein universelles oder gebildetes Sehen ist, die Wahrheit, das Sein oder die Wirklichkeit mit den Sinnen erfassen zu können glaubt, so spricht er damit der Philosophie das Recht ab, zwischen Erscheinung und Wesen, Idealem und Realem den Unterschied zu machen, ja er hebt alle Philosophie damit auf. (S. 334.)

Die bloße Empirie, das Evangelium der Sinne, könne, sagt Weigelt richtig, uns nicht genügen, und nicht abzuweisen sei die Frage nach dem Kern oder Wesen der uns erscheinenden, gemäß den Gesetzen unserer Erkenntniß von uns vorgestellten Welt. Die Physik, die es mit der Erscheinungswelt zu thun habe, bedürfe zu ihrer Ergänzung der Metaphysik, d. h. der Wissenschaft, welche über das Reale, das hinter den Erscheinungen Verborgene, in ihnen sich Darstellende Aufschluß zu geben versucht.

Aus diesem Bedürfniß sind gleicherweise Religion und Philosophie hervorgegangen, weshalb die Erklärung, die Feuerbach von ersterer gibt, so sinnig und zutreffend sie ist, doch infolge seiner Verkennung des metaphysischen Problems etwas zu einseitig oder eng ausfallen mußte. Er führt demgemäß die Entstehung der Religionen und ihrer Götter einzig auf das menschliche Herz und dessen Wünsche zurück, während doch der Mensch nicht blos ein physisches, sondern auch theoretisches Wesen ist; Schopenhauer dagegen bingt zur Erklärung der Religion vorzugsweise das metaphysische Bedürfniß des Menschen in Anschlag. (S. 335.)

Indem in der Erklärung der Religion der eine Denker vom Herzen und seinen Wünschen, der andere vom Kopfe und dessen Bedürfnissen ausgehe, ergänzen sich nach Weigelt beide. Indessen so einseitig, wie hier Weigelt es darstellt, ist die Schopenhauer'sche Erklärung der Religion doch nicht. Denn das metaphysische Bedürfniß, aus welchem Schopenhauer gleicherweise Religion und Philosophie ableitet, empfängt seinen ersten und stärksten Impuls von dem „Leiden und der Noth des Lebens" (vgl. „Die Welt als Wille und Vorstellung", II, 160). Schopenhauer sagt:

Wenn unser Leben endlos und schmerzlos wäre, würde es vielleicht doch Keinem einfallen zu fragen, warum die Welt da sei und gerade diese Beschaffenheit habe, sondern eben auch sich Alles von selbst verstehen.

Also auch nach Schopenhauer ist das religiöse Bedürfniß ursprünglich ein praktisches, ein Bedürfniß des Herzens, nicht des Kopfes, wie ja überhaupt bei ihm der Wille, das Herz das Primitive ist. Erst secundär tritt der Kopf mit seinen Begriffen ein und sucht die religiösen Herzensprobleme zu lösen. Ohne den Anstoß vom Willen aus würde nach Schopenhauer sich niemals der Mensch den Kopf über den Urspung und Endzweck der Welt in religiösen und philosophischen Systemen zerbrochen haben.

Zum Schluß seiner Vorlesungen spricht Weigelt seine Ansicht von der „Zukunft der Philosophie" aus.

Zu Kant zurück, von welchem unsere deutsche Philosophie sich abgewandt, wird sie sich wieder wenden; die Denker, die in seine Fußtapfen traten, werden zur Geltung kommen, wenn demnächst die Gespenster einer übersinnlichen Speculation vergessen sind oder belächelt werden.

Doch zu dieser innern Bedingung einer neuen Epoche müsse noch eine äußere hinzukommen.

Die Philosophie muß sich von Kirche und Theologie d. h. von der Oberherrlichkeit des christlichen Staats emancipiren. Es ist ein Zeichen der Zeit, daß Denker wie Schopenhauer und Feuerbach genöthigt sind, sich in die unabhängige Einsamkeit des Privatlebens zurückzuziehen; daß aber unsere Akademien die Pflanzstätten freier Wissenschaft seien, ist eine von den gutmüthigen deutschen Illusionen. Schon Bacon von Verulam hat gesagt: „Auf Universitäten lernen die junge Leute glauben", und nun muß 300 Jahre später Ludwig Feuerbach fragen: „Ist nicht die Philosophie auf unsern Universitäten ex officio eine Betschwester der Theologie?" Wer mit Entrüstung dem feilen Herrendienst der Wissenschaft zusieht, muß mit Sehnsucht den Tag ihrer Befreiung herbei wünschen.

Wir wünschten Weigelt's Klage über den „feilen Herrendienst der Wissenschaft" unbegründet nennen zu können.

Julius Frauenstädt.

Ein Roman von Julius Hammer.

Einkehr und Umkehr. Roman von Julius Hammer. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1856. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Es sind alte und fast verbrauchte Sätze, daß nich gut, nichts wahr und nichts schön sei, als was in s Eins ist, und daß ein Kunstwerk, so gut wie ein Leben plan oder ein Staatsgebäude, auf einem Gesetz beruhe einem Gedanken entspringen, ein Ziel verfolgen mu widersprechende Elemente aber den Begriff der Schönh zerstören, und doch müssen diese abgebrauchten Sätze d Künstlern in Wort, Stoff und Form immer wieder u

wieder in Erinnerung gebracht werden! Nächſt der Einheit, welche zugleich die Wahrheit iſt, fodern wir von dem Roman nichts mit größerm Recht als die Mannichfaltigkeit ſchöner Individualiſirung; ein drittes Erforderniß iſt der pſychologiſche Grundgedanke und als Ausbeute deſſelben eine menſchliche Lehre. In dieſer dreifachen Beziehung leiſtet der vorliegende Roman des lebenskundigen Dichters von „Schau in dich und Schau um dich" Ungewöhnliches. Vor allem aber iſt es die ſchöne Kraft der Individualiſirung, die er hier zur Geltung bringt, indem er uns mit Perſonen umgibt, die wir zu kennen, mit bekanntem Tone ſprechen zu hören meinen und die wir mit einem traulichen: Wie geht's? anzureden beſtändig verſucht ſind. Dieſe Täuſchung erzielt der Verfaſſer durch eine ganz dramatiſche Form des Dialogs, der wie der Stoff ſeiner Erzählung ſelbſt der Wirklichkeit abgelauſcht, nur dasjenige Maß von Idealiſirung erfahren hat, das neben der wirklichen Lebenserſcheinung beſtehen kann. Wir erleben daher in der That, was der Verfaſſer erzählt, und wir durchleben es mit dem innigen Antheil mitbetheiligter Augenzeugen. Seine Geſchichte ſtellt ein „geſellſchaftliches Idyll", eine Erzählung voll einfachſten Leides und einfachſter Freude, ſo ungeſucht, ſo warm, ſo wahr empfunden, ſo voll Kenntniß des Lebens nach ſeinem dualiſtiſchen Inhalt, ſo anſpruchslos, geſchmackvoll und inhaltreich dar, daß wir an dieſem Beiſpiel wieder erkennen, wie wirkungsvoll die Kunſt immer iſt, wenn ſie an dem lebendigen Quell der Natur und der einfachen Wahrheit ihre Begeiſterung ſchöpft. Nach all der Ueberfeinerung und Verzerrung, welche die Geſellſchaft beſonders von weiblichen Federn hat erfahren müſſen, thut es unendlich wohl, in einem wohlgeordneten Bilde den einfachen Menſchengeiſt in ſeinem Ringen mit den Bedingungen des Lebens, ſeinem ſiegreichen Kampf mit Beſchränkung, Armuth und aller irdiſchen Plage, mit einem Worte, den einfachen Kampf und Sieg der Tugend anſchauen und uns an denjenigen ſittlichen Gedanken zu ſtärken, die das Bild ganz ungeſucht in uns erweckt. Wahrlich, es bedarf der Erfindung von Ungeheuern an Tugend und Laſtern nicht, und ebenſo wenig jenes überkünſtelten Geiſtesreichthums in verzwickten Dialogen, in welchen die jüngſte Romantik ihr Ziel ſucht — es bedarf nur der Kunſt, die uralte Poeſie des Lebens auch im einfachſten Erſcheinen zu entdecken, um Leſer zu feſſeln und den Beifall der Muſe zu gewinnen. Der Stil Bernardin's de St.-Pierre, die Kunſt in der „Hermann und Dorothea" glänzt, iſt auch heute noch mächtig, und die Rückkehr zu dieſem Stil verdient heute um ſo mehr Anerkennung, als die Verirrung geiſtreicher Frauen und die Neigung der Männer, jeder philoſophiſchen Schulrichtung in der Romantik ihren Repräſentanten zu verhalfen, unſere Erzählungsliteratur wirklich zu einer Art wilden Urwalds umgewandelt haben, in dem man weder Plan noch Licht mehr ſieht. Aus dieſer Wirrniß gibt es unſers Bedünkens nur einen Ausweg: die naive, die kunſtloſe, die möglichſt tendenzfreie, ja, wir wagen das Wort: die idylliſche Auffaſſung des Geſellſchaftslebens, wobei wir denn freilich feierlichſt gegen die „Dorfgeſchichten" proteſtiren wollen, eben deshalb, weil ſie meiſt von der Wirklichkeit faſt gar nichts wiedergeben.

Der vorliegende Roman iſt nun darin merkwürdig, daß er den erſten namhaften Verſuch einer ſolchen idylliſchen Lebensauffaſſung für die heutige Geſellſchaft macht und mit Glück macht. Er iſt ferner darin merkwürdig, ja ein Unicum, daß er aller romantiſchen Praxis entgegen ein Roman ohne Hinderniſſe iſt. Denn die Paare finden ſich, lieben ſich, heirathen ſich. Und doch welch ein Reichthum innerlichſter Bezüge, charaktervollſter Mannichfaltigkeit, anziehendſter Situationen, ſchönſter und reinſter Lebenslehren im poetiſchen Gewande, eine Liebesepopöe in Proſa, der, wie im „Wilhelm Meiſter" oder in „Hermann und Dorothea", trotz des einfachſten Verlaufs der Dinge die feſſelnde, ſanft aufregende Gewalt an keiner Stelle fehlt. Fürwahr, hier kommt eine neue Kunſt, wenigſtens ein neuer Kunſtſtil zur Erſcheinung, den unſers Wiſſens kein namhaftes Buch unſerer Literatur bisjetzt ergriffen hat.

Sehen wir den Inhalt näher an. Zuerſt dieſe aus ſchwerer Bedrängniß ſich aufringende Familie in Dresden, aus Mutter, Tochter und Sohn beſtehend — wol eine reale Exiſtenz —, einfach, hochachtbar in allen ihren Gliedern. Ganz natürliche, einfachſte Ereigniſſe bringen dieſe arme Familie, deren Schatz ihre Tugend iſt, mit dem reichen und ebenſo achtbaren Hauſe von Ringshelm in engſte Verbindung, Onkel, Tochter und Neffe, und zwiſchen beiden Familien knüpfen Liebe und Vertrauen ſo enge Bande, als das Leben überhaupt nur knüpfen kann. Arthur von Ringshelm verbindet ſich mit Franziska Wohlmann, der Stickerin, und Alma von Ringshelm wird Theodor Wohlmann's, des Candidaten, Braut. Nichts tritt den Neigungen entgegen. Kann ein ſo kunſtloſer Plan zwei Bände hindurch den Leſer feſſeln? Wohlan, er verſuche es, wir bürgen ihm dafür, daß der Autor und ſein Buch — iſt er anders ein rechter Leſer — ihm mit jeder Seite werther und anziehender erſcheinen werden. Strenge und poetiſche Lebensbetrachtung, wirkungsvolle Situations- und Naturmalerei, rührende Epiſoden aller Art, eine körnige Schilderung des Laſters und ſeiner traurigen Beſtimmung, vor allem aber jener naive Reiz natürlicher und unbewußter ſittlicher Empfindung, die zwiſchen Scheu und Unbefangenheit ſich bewegt, mit Humor und Lebensluſt gepaart, weben ein ſolches Netz der Theilnahme und des Mitgefühls um ihn, daß er von der einfachen Erzählung ſich nicht loswindet, bis zur letzten Seite des Buchs. Die ſchließliche Geſammtwirkung iſt nicht frei vom Sentimentalen; allein da dies Element nicht erſtrebt, ſondern völlig naturwüchſig hervortreibt, mit ſo thatſächlichen und wahren Lebensbildern, ſo lachendem Humor und ſo reicher Lehre verwachſen iſt, ſo ſtärkt es die Seele, ſtatt ſie, wie ſonſt geſchieht, zu verweichlichen und abzuſchwächen.

Richtig iſt es, daß die Glücksfälle gegen den Schluß des Romans hin ſich etwas zu ſehr häufen; allein der

Digitized by Google

Verfaſſer ſagt ja: „Das Glück kommt über Einen wie der liebe Gott ſelbſt" — und das iſt ein braves Wort.

Auf welche Perſon ſich eigentlich der Titel des Romans, der eine geiſtige Einkehr und Umkehr in Ausſicht ſtellt, bezieht, bleibt lange zweifelhaft, da Alles ohne große und auffallende Metamorphoſe verläuft. Zuletzt erſt werden wir gewahr, daß eigentlich doch alle Perſonen des Romans ihre Ausgangspunkte verändert haben, und zu andern Zielen gelangt ſind, als ſie urſprünglich im Auge hatten, und daß es zu den beſondern Feinheiten dieſer Erzählung gehört, daß dies vor unſern Augen und doch auf ſo unmerkliche Weiſe geſchehen konnte. Denn erfährt auch die gereizte und menſchenfeindliche Leidenſchaft des ältern Wohlmann die ſtärkſte Umkehr, ſo werden doch auch ſeine Söhne Theodor und Arnold in ihren Lebensanſichten weſentlich verändert, Arthur von Ringshelm von der misverſtandenen Liebe zu einer ältern Weltfrau zu einer berechtigten Neigung hinübergeführt, der Oheim von Gewiſſensſcrupeln geheilt und Luppa beruhigt. Alles Dies geht ſo leicht und anmuthig vor, daß wir den Roman als ein in ſeiner Gattung fehlerloſes Kunſtwerk bezeichnen müßten, wenn nicht ein allzu ſtarkes Uebergewicht optimiſtiſcher und idylliſcher Anſchauung des Lebens uns doch ein Bedenken erregte, deshalb, weil eben ein Sieg und Segen ohne Kampf denn doch kein rechter Segen ſein mag. Was ſich hierbei im Plane als mangelhaft erweiſt, wird jedoch durch die Schönheit der einzelnen Situationen und durch die Malerei der Unſchuld und Reinheit in ihrem Naturreiz reichlich ergänzt. Franziska vor Allen iſt ein Urbild der innern Klarheit, die die wahre Herzensunſchuld begleitet und ſchirmt; hiernächſt iſt dem trefflichen Armenvorſteher Stiller, dem Pfarrer Gottwalt und dem Oheim Ringshelm das beſte Lob zu ſpenden, Geſtalten, die in der jüngſten Romantik zu wahren Seltenheiten geworden ſind, von Auguſte, Alma u. A. nicht zu reden.

Es bleibt uns nur noch übrig, des Inhalts an Lebenslehren zu gedenken, an welchen der Roman reich iſt, und ſeiner ſtiliſtiſchen Vorzüge verdiente Erwähnung zu thun. Wenn Vorbedacht-Wohlmann nach langer Irrfahrt ſagt: „Sie erleichtern mir die bange Erwartung dieſer Tage ſo wunderbar, verehrter Freund! Früher habe ich manchmal geglaubt, ich könnte auch ohne Menſchen auskommen"; und jener antwortet: „Was ſind das für Redensarten! Aber das Wahre darin iſt, daß wir Menſchen einander brauchen, und es iſt eben nicht ſchwer, Menſchen zu finden, wenn ...." „Man das Herz auf dem rechten Fleck hat", fiel Wohlmann ein; — oder wenn Theodor den Shakſpeare'ſchen Satz: „Auch ohne Feind hat Jugend innern Streit", ſinnig ausdeutet; — oder wenn der alte Schäfer, der an Theodor's Gang erkennt, daß er ein gutes Gemüth, aber zu weich ſei, ihm ſagt: „Recht ſo, man muß Alles erſt zu etwas machen, wenn man es haben will, dann hat man am Ende an ſich ſelbſt etwas, was einem immer zugebote ſteht. Sie wiſſen vielleicht von den Blumen, die Sie in der Hand halten, die lateiniſchen Namen, aber — mit Verlaub — ich glaube kaum, daß Sie die Blumen ſelbſt haben." „Nun, ich liebe ſie!" „Das iſt ſo ein Wort." „Ich freue mich an ihnen." „Ja, ja", ſagte der Alte mit ungläubigem Ausdruck. „Ihr hättet ſollen Schulmeiſter werden" u. ſ. w. — ſo fühlen wir die Bedeutung ſolcher Stellen, weil ſie ein ganzes Syſtem von Gedanken in uns erwecken, lange nach! Und an ſolchen Stellen iſt das Buch reich und ausgiebig, weit mehr, als die Einfachheit ſeines Plans erwarten läßt.

Ja, es iſt die volle Wahrheit, wenn wir in dieſem Roman eine neue Wendung des Kunſtſtils für die romantiſche Erzählung erkennen, die, während ſie mit Vorliebe die Lichtſeiten der Menſchennatur zum Object ihrer Darſtellungen wählt, doch gleich weit entfernt von der unwahren Idealität der „Dorfgeſchichten", wie von den Verzerrungen der überfeinerten Geſellſchaft, mitten hindurch den Spuren der Wirklichkeit nachgeht, um ſie in lebenswarmen, heitern und wahrhaftigen Bildern zu fixiren, zu unſerer Erhebung und Kräftigung in Leid und Drang, zu unſerer Stärkung im Hoffen und im Glauben an die edlere Natur im Menſchen. 2.

Aus Paris.

Anfang Februar 1856.

Jurisprudenz und Nationalökonomie. Neues ſocialiſtiſches Syſtem. Beaumarchais und ſeine Zeit. Sammlungen Scribe'ſcher und Bayard'ſcher Theaterſtücke. Das Reichsarchiv. Neue Arbeiten im Louvre.

Der öffentliche Rechtsunterricht genießt heutzutage in Frankreich weder daſſelbe Anſehen wie im 16. Jahrhundert zur Zeit der Cujas, Leconte, Doneau, noch ſelbſt diejenige Popularität, die in unſern Tagen manchem Profeſſor der Literatur oder der Naturwiſſenſchaften zutheil geworden. Es fehlt jedoch nicht etwa an Gelehrten oder Lehrern; aber einerſeits iſt das praktiſche Recht ein für alle mal feſtgeſtellt, und der Spielraum neuer allgemeiner Theorien iſt daher gering; andererſeits hemmt die Einrichtung der franzöſiſchen Rechtsſchulen jede freie Bewegung.*) Die juriſtiſchen Vorleſungen ſind wenig beſucht; zu keiner derſelben drängt man ſich wie zu Villemain, Arago, Guizot und Couſin. So bleibt denn, im geraden Gegenſatz zu Deutſchland, Alles der Literatur überlaſſen, die hier ganz unabhängig vom Univerſitätsunterricht auftritt und ſich vielmehr an die Advocatur und ihre Behandlungsweiſe des Rechts anſchließt, keineswegs zum Vortheil des letztern.

Ein ganz eigenthümliches Werk, wie nur die franzöſiſche Jurisprudenz es hervorbringen konnte, iſt die große Sammlung juriſtiſcher Abhandlungen der Herren Dalloz. Es zeich

*) Dieſe Einrichtung iſt von der unſerer deutſchen Univerſitäten durchaus verſchieden; die Rechtsfacultäten bilden einen Theil des großen Körpers der Université, deſſen Seele der Miniſter des öffentlichen Unterrichts iſt. Der Miniſter beſtimmt bis aufs Einzelnſte die Gegenſtände der Vorleſungen, und man findet auf den zahlreichen Commentaren zu Juſtinian's Inſtitutionen regelmäßig die Angabe, daß ſie nach dem Reglement des Miniſters gearbeitet ſind. Die Profeſſoren und deren Suppléants ſind ſämmtlich Staatsbeamte; Privatdocenten gibt es nicht; die Gegenſtände, die die Profeſſoren vortragen, ſind ihnen vorgeſchrieben. Die Wahl der Profeſſoren geſchieht durch das Miniſterium. Daran, daß ſich wie in Deutſchland ein Gelehrter bemüht, durch tüchtige Werke einen Ruf an eine Univerſität zu erhalten, kann daher ebenſo wenig die Rede ſein, als von dem Wetteifer der Univerſitäten untereinander, tüchtige Lehrer an ſich zu ziehen. Alles iſt in der franzöſiſchen Université nach militäriſcher Sitte eingerichtet.

zeichnet sich dieselbe durch die überaus große Reichhaltigkeit des Materials aus; sie wird in ihrer zweiten (bis zum einunddreißigsten Band beendeten) Ausgabe 44 Bände enthalten. Da die einzelnen Stücke dieser großen Encyklopädie den verschiedensten Autoren ihren Ursprung verdanken, so kann von einer Einheit des Plans natürlich nicht die Rede sein. Trotzdem erfreut sich dieses Werk eines außerordentlichen Erfolgs, sowol in der ersten als namentlich in der zweiten Ausgabe; es ist für ein gründliches Studium des französischen Rechts durchaus unentbehrlich.

Dieselbe reinpraktische Tendenz, die dem großen Dalloz'schen Werke zugrunde liegt, veranlaßte auch eine Anzahl französischer juristischer Schriftsteller, die bequeme Form des Wörterbuchs für ihre Arbeiten zu wählen. Einer der neuesten Versuche auf diesem Gebiet ist ein „Dictionnaire général d'administration par *Block*". Ein ähnliches Werk war bereits von Blanche, jetzt Generalsecretär im Staatsministerium, unternommen worden. Es ist dasselbe vor 1848 erschienen und hat schon dadurch für die heutigen Bedürfnisse Manches zu wünschen übrig; diese und andere Lücken sind in der neuen Arbeit ausgefüllt.

Gleichfalls in Form eines Wörterbuchs erschien vor kurzem ein Werk von Pouget über „Assurances terrestres". Diese Arbeit ist um so günstiger aufgenommen worden, als das bestehende Recht auf diesem Gebiete sich von dem übrigen in Frankreich geltenden Rechte höchst eigenthümlich unterscheidet. Bekanntlich ist es seit Jahrhunderten die anerkannte Aufgabe des französischen Staats, auf allen Gebieten und bis ins Kleinste Alles zu bestimmen, zu regeln und zu ordnen und der Thätigkeit der Einzelnen nichts zu überlassen. Für Seeassecuranzen enthält die Gesetzgebung Ludwig's XIV. die leitenden Gesichtspunkte, Landassecuranzen aber sind weder durch den Code noch durch ein neueres Gesetz geregelt; es bleibt also hier Alles dem Gewohnheitsrecht, d. h. dem Zusammenwirken des praktischen Bedürfnisses und der praktischen Thätigkeit der Juristen überlassen. Die Regierung hat zwei mal vergeblich versucht (1834 und 1839), ein Gesetz über Assecuranzen zu erlassen. Die Praxis konnte jedoch sich dabei nicht beruhigen und hat versucht abzuhelfen, wo und wie sie konnte. Mehre Rechtsgelehrte, Grün, Josat, Quenault, Boudousquié, Persil, Alauzet, haben dieser Lehre eine wissenschaftliche Grundlage zu geben versucht; man hat die Entscheidungen der Gerichte gesammelt und eigene Zeitschriften für diesen Zweig der Rechtswissenschaft gegründet. Aus allen diesen Materialien ist das Pouget'sche Werk zusammengestellt. Es enthält bei jedem Artikel eine Uebersicht der Doctrin und Jurisprudenz nebst kurzen eigenen Andeutungen. Eine historische Einleitung, in der alle wichtigen Fragen berührt werden, geht dem Buche voran. Am Schluß desselben finden sich: eine Sammlung von Policen verschiedener Compagnien aller Länder Europas und mehre Gesetze anderer Länder, Assecuranzen betreffend. Dieses Buch ist auch dem Auslande in hohem Grade zu empfehlen, da der Gegenstand keineswegs nur ein nationales Interesse in Anspruch nimmt. Die Grundprincipien, die diesem Theile des Rechts zugrunde liegen, sind weder Frankreich eigenthümlich, noch auch nur französischen Ursprungs, sie gehören der ganzen civilisirten Welt an, und der Ausdruck, den sie an dem einen oder dem andern Orte erhalten, ist daher für alle übrigen von der höchsten Wichtigkeit.

Mehre der bekanntesten französischen Rechtsgelehrten bereiten theils Fortsetzungen, theils neue Ausgaben ihrer Arbeiten vor. Unter diesen ist die berühmte Abhandlung über Handelsrecht von Pardessus hervorzuheben, die in einer neuen, von seinem Enkel Eugène de Rozière besorgten Ausgabe soeben erschienen ist. Troplong arbeitet an seinen Commentaren zum Code Napoléon. Er hat vor kurzem seinen „Traité des donations et testaments" veröffentlicht, von dem sich ebenso viel Gutes und Uebles sagen läßt, als von seinen übrigen Arbeiten. Trotz mannichfacher Dementis, die die Revolution der vervollkommnenden Wissenschaft der Nationalökonomie gegeben, dauert doch in Frankreich wie in England die Vorliebe für dieselbe fort. Sie erfreut sich übrigens eines nicht geringen und häufig wohlthätigen Einflusses auf die gegenwärtige Gesetzgebung. Unter diesen Umständen ist es erklärlich, daß die Erscheinungen auf diesem Gebiet mit besonderer Vorliebe aufgenommen werden. Eine der interessantesten bildet die kürzlich erschienene Sammlung einzelner Abhandlungen und Reden des jüngstverstorbenen ehemaligen Ministers Léon Faucher, der selbst die Anwendung seiner Theorien zu versuchen Gelegenheit hatte. Die vorliegenden Stücke gehören fast alle der Zeit des Widerstandes an, den der Verfasser den Ideen des Socialismus und Communismus leistete. Sie erschienen, die Reden natürlich ausgenommen, zuerst in politischen und literarischen Zeitschriften und machen dem Verfasser ebenso viel Ehre als seine berühmten „Études sur l'Angleterre". Sein Schwager, der um die Verbreitung deutscher Rechtsideen in Frankreich verdiente Professor Wolowski, hat die Materialien in zwei Bänden geordnet, von denen der eine der „histoire financière", der andere der Nationalökonomie gewidmet ist.

Ein neuer Retter der Menschheit ist in Lepelletier de la Sarthe erstanden. Er fürchtet die Schrecken einer neuen Revolution, und um derselben vorzubeugen, ergründet er die Schäden unserer Gesellschaft und Civilisation und empfiehlt Heilmittel, die er wenigstens für passend hält. Sein Buch „Le système social" ist übrigens mit ernsten und ehrlichen Absichten geschrieben und enthält manche gute Bemerkung.

Ein ganz ähnlicher Versuch ist das Werk von Fabre: „La prosperité publique." Wie fast alle Franzosen will er das allgewaltige Uebel durch neue Gesetze heilen, und er hat ein ganzes System neuer Rechtsinstitute erfunden, die, wie er glaubt, ausreichen werden, um die ökonomische Lage aller Individuen der Nation dermaßen zu verbessern, daß eine Revolution unmöglich wird.

Von größerm praktischen Werth als diese umfassenden Pläne sind die Arbeiten von Abrial und Frichot. Der Erstere behandelt das Hypothekenwesen und weist zahlreiche Mängel in dem neuen Gesetze über dasselbe nach; der Andere bespricht die jetzt so vielfach erörterte Frage der Uniformität der Münzen und Gewichte aller europäischen Nationen.

Beaumarchais, über den schon so Vieles gesagt und geschrieben ist, hat noch einen Biographen gefunden, und einen wahrhaft würdigen. Vor einigen Jahren erschien eine Reihe von Biographien politischer und literarischer Persönlichkeiten unter dem Pseudonym: Un homme de rien. Der Verfasser mit seinem wirklichen Namen de Loménie gehört einer bedeutenden Familie an und zeichnet sich durch vielfache schriftstellerische Begabung aus, die ihn ganz besonders geeignet macht, Beaumarchais' Biograph zu werden. Englischen Mustern folgend, räumt der Verfasser der Hauptperson seiner Darstellung nicht die ganze Bühne ein, sondern gibt vielmehr in und an derselben eine Geschichte der ganzen Epoche. So ist denn sein Buch ein umfangreiches geworden. Der Verfasser stützt sich auf die besten Quellen, auf Originalpapiere, die ihm von der Familie des Dichters in großer Menge mitgetheilt wurden. In diesem neuen Lichte erscheint Beaumarchais vortheilhafter, als er uns früher erschien: wohlwollender, einfacher, naiver, weniger selbstsüchtig, als die Bitterkeit seiner Schriften und seine Sucht nach Intriquen glauben ließen. Der Verfasser hat die umfassenden Materialien, die ihm zugebote standen, in tüchtiger Weise verwendet; seine Biographie bietet einen gedrängten Ueberblick der Ideen und geistigen Richtungen eines halben Jahrhunderts, und auch der Stil erscheint des Gegenstandes stets würdig — ein bedeutendes Lob, da es sich hierbei um Beaumarchais handelt.

Nach mehr als einem halben Jahrhundert fand Beaumarchais einen glücklichen Nachfolger in Scribe. Seit 30 Jahren ist dieser Scribe Herr und Meister der französischen Bühne; er hat Alles erlangt: Vermögen, Ansehen, Ehren, und er genießt das Alles als echter Bourgeois. Er besitzt Millionen, er

besitzt Schlösser und ist zugleich Akademiker, was weder Beaumarchais noch Molière war, und seine Stücke sind in Paris und Brüssel wie in Moskau und Konstantinopel beliebte Bühnenerscheinungen. Obgleich ihnen das stille Lesezimmer oft weniger günstig ist als die geräuschvolle Bühne, so beweisen doch zahllose Original- und Nachdruckausgaben auch in dieser Beziehung ihren Erfolg. Die unternehmenden Buchhändler Michel Lévy u. Comp. haben diese Stücke in ihre Sammlung zu 1 Franc den Band aufgenommen. Diese Sammlung selbst ist ein Beweis der außerordentlichen Wirkungen der Concurrenz auf die Wohlfeilheit und Güte der Erzeugnisse. Die Bände dieser Sammlung sind alle 3—400 Seiten stark, auf schönem Papier schön gedruckt, und wenn auch mit etwas kleinerer Schrift als die bekannten Charpentier'schen Ausgaben, so doch ebenso deutlich. Diese Ausgaben, selbst zu 3 Fr. 50 C. der Band, galten aber noch vor Jahren als Wunder der Wohlfeilheit im Vergleich mit den Preisen, die sonst für derartige Werke gezahlt wurden.*) Was die Sammlung Scribe'scher Schriften betrifft, so begann dieselbe mit einer Ausgabe der Novellen und kleinen Erzählungen. Nun sind auch von den Theaterstücken die drei ersten Bände erschienen, welche die Lustspiele von „Le mariage d'argent" aus dem Jahr 1822 bis zu „La bataille de dames" aus dem Jahre 1851 enthalten.

Bayard, der zweite Stern der hiesigen Bühne, war 30 Jahre lang Scribe's Mitarbeiter, Rival und Freund. Er trat mit jenem fast gleichzeitig oder doch nur wenige Jahre später auf. Im Jahre 1796 geboren, verdankte Bayard Schulbildung und Erziehung dem bekannten Collége de Ste.-Barbe, aus dem viele Capacitäten hervorgegangen; so Scribe, Cavaignac, Baroche, der frühere Minister Bixio, Jules Cloquet, der bekannte Mediciner, u. A. Er debütirte 1821 mit einem kleinen Stück „La promenade à Vaucluse", wurde bald darauf Scribe's Mitarbeiter und heirathete dessen Nichte. Während seiner langen Laufbahn, die im Jahre 1853 ein immer noch zu früher Tod schloß, war er unermüdlich thätig. Er lieferte mehr als 200 Stücke (Komödien und Vaudevilles), von denen mehre eine dauernde Berühmtheit erlangt haben, namentlich „Ma place et ma femme", „Le mari de la dame de choeur", „Le gamin de Paris" (durch die Bouffé'sche Darstellung berühmt), „Les premières armes de Richelieu" (Triumph vieler pariser Schauspielerinnen, in Berlin, soviel wir gehört haben, der Charlotte von Hagn), „Le mari à la campagne" („Er muß aufs Land"), „Le fils de famille", Kassenstück des Théâtre du Gymnase, das letzte Werk Bayard's, und manche andere. Eine Auswahl derselben wird bei Hachette gesammelt erscheinen.

Die Reorganisation des Reichsarchivs ist eine für alle Historiker wichtige Nachricht. Es war nöthig geworden, die bei seiner Gründung aufgestellten Principien durchgreifend zur Geltung zu bringen. Seit 1848 hatten die Archivare hieran gearbeitet; ein Decret vom 22. December 1855 sanctionirt, was sie gethan. Diese neue Organisation ist wie gesagt nur die Wiederbelebung der alten Principien, nach denen das Institut im Jahre 1789 gegründet und durch Napoleon I. vervollständigt und erhalten worden ist. Die Vorzüglichkeit derselben ist so allgemein anerkannt, daß mehre fremde Regierungen, namentlich das Königreich Neapel, sie nachgeahmt haben.

Seit wenigen Wochen sind die Gerüste von den Neubauten des Louvre entfernt; der Anblick ist weniger befriedigend, als man erwartete. Zwar machen die großen Massen einen bedeutenden Eindruck, der durch den Stil, den man gewählt hat, noch erhöht wird; aber eine nähere Betrachtung zeigt sehr bedeutende Mängel. Die zahllosen Bildhauerarbeiten, von denen nur sehr wenige gut sind, stören die Harmonie und Einheit des Ganzen. Die Linien sind überall gebrochen und verwischt durch überflüssige Ornamente. Die Schuld hiervon trägt weniger der jüngstverstorbene Architekt Visconti, der den Plan entworfen, als der Fortsetzer Lefuel, ein ganz junger Mann, der durch seine willkürlichen Veränderungen den ursprünglichen Plan in seinen wesentlichsten Theilen modificirt hat.

Der Brand in der École des beaux arts, von dem Sie erfahren haben werden, hat allerdings das berühmte Halbrundgemälde von Paul Delaroche so stark beschädigt, daß manche Theile desselben als verloren zu betrachten sind. Glücklicherweise tröstet uns der ausgezeichnete Stich von Henriquel Dupont einigermaßen.

Man behauptet, daß trotz der allgemeinen Kunstausstellung Paris dieses Jahr seine regelmäßige Ausstellung haben soll, und zwar in einigen Sälen des Louvre. 57.

*) Nach dem Muster der Engländer wetteifern jetzt mehre hiesige Buchhandlungen in der wohlfeilen Verbreitung wahrhaft gediegener und würdig ausgestatteter Bücher. Unter diesen zeichnet sich die Hachette'sche Buchhandlung durch den innern Werth, Michel Lévy durch die Ausstattung und Wohlfeilheit aus. Doch ist sein Unternehmen nur eine Concurrenz gegen die Librairie nouvelle, die ihm im Druck guter Werke zu 1 Franc der Band vorangegangen war.

Vom Schriftstellerstande.

Im Gegensatze zu den Ansichten mancher deutschen Schriftsteller von ihrem Stande selbst sind, und zwar in erfreulichster Weise, die Ansichten auffallend, die so manche englische und nordamerikanische Schriftsteller vom Literatenstande haben. Dies kommt daher, weil die Schriftsteller in diesen Ländern ihre Aufgabe im Allgemeinen sehr ernst nehmen, weil sie ihren Einfluß als Leiter der öffentlichen Meinung kennen und von dem Umfang dieses Einflusses öfter als ein deutscher Schriftsteller Beweise empfangen, weil sie als Factoren der nationalen Arbeit betrachtet werden und hinter sich und vor sich ein Publicum haben, welches in ihnen die Pfleger und Träger von Ideen verehrt, die dem Gemeinbesten zugute kommen. Der „Cultus des Genius", wie ihn unter Andern auch Carlyle verstanden wissen will, wendet sich auch in jenen Ländern mehr dem ideellen Gehalt und dem praktischen Einfluß der Schriftsteller als, wie bei uns, ihrer Person, ihrer leiblichen Erscheinung zu. Unsere Leser werden sich aus dem Aufsatz „Thomas Carlyle und seine Schriften" in Nr. 50 und aus unserm eigenen „Der Held als Schriftsteller" in Nr. 1 d. Bl. f. 1851 erinnern, in welch priesterlichem Sinne Carlyle das Amt und den Beruf eines Schriftstellers aufzufassen pflegt. Aehnlich dachte der Nordamerikaner George Lippard, der Verfasser der „Geheimnisse der Quäkerstadt", des „Herbert Tracy", der „Legenden aus Mexico" u. s. w., von dem Berufe des Schriftstellers.

„Wenn wir die Weltgeschichte überblicken", sagt George Lippard an einer Stelle, „so finden wir, daß Die, welche den gewaltigsten Eindruck auf den Menschengeist hervorbrachten, diejenigen Männer gewesen sind, welche man als Schriftsteller kennt, welche, über Partei und Sekte erhaben, sich an das große Herz der Menschheit wandten. Geht in die niederste Hütte unsers Landes — irgendeines Landes, wo man die Sprache Englands spricht — und welcherlei Bücher werdet ihr von den demüthigen Bewohnern dieser Hütte am meisten geschätzt sehen? Findet ihr bloße Streitschriften der Theologie, in den Tagen der Königin Elisabeth verfaßt und auf jeder Seite dampfend von blutdürstigem Glaubenshasse? Nein. Findet ihr die Werke eines bloßen Juristen, der seinen Geist entwürdigte, um die gesetzlichen Lügen, welche seit tausend Jahren angehäuft worden sind, in ein System zu schachteln? Nein. Sondern ihr findet ein Buch, welches der Mensch Shakspeare schrieb, der die Pferde am Theatereingang hielt, wenn Mylord und Mylady und mein sehr ehrwürdiger Herr und Lordbischof in ihren Carrossen einherfuhren. Ihr findet einen Band Gedichte von Robert Burns, welcher den Pflug über den Berg abhang trieb, während jener Lord sich um Staatssachen kümmerte und jener Peer über das Geschick von Nationen ent-

spiel. Ihr findet irgendein Buch, das nicht für eine besondere Classe oder Sekte geschrieben, sondern von einem Menschen an die ganze Menschheitsfamilie gerichtet ist; und dieser Mensch verdient den hohen und heiligen Namen eines Schriftstellers. Wenn es in dieser Welt einen Beruf gibt, welchen Gott besonders zu seiner Verherrlichung bestimmt hat — einen Beruf, welcher seine Quelle direct von Gott herleiten darf —, so ist es der Schriftstellerberuf. Mit Leiden und Verstoßung getauft, zur That beflügelt durch Jahre der Entbehrung und grausamsten Noth, vermag der Schriftsteller erst nach Jahren der Noth und Entbehrung das Werk zu fassen, welches er vollbringen, den Pfad zu erdenken, welchen er wandeln muß. Leise, Schritt für Schritt, vorwärts gelenkt, beginnt er endlich zu sehen, daß er nicht einzig in diese Welt berufen ward, um selbstsüchtige Triebe zu stillen, oder sein Ohr an dem Beifall des »Ruhms um des Ruhms willen« zu erfreuen, sondern daß er, um sich selbst zu opfern, in diese Welt berufen ward; um jenem Gedanken im Herzen der großen Menschheitsfamilie Ausdruck zu verleihen, jenem Gedanken, welcher auf den Lippen der Massen aus Mangel an Ausdruck erstirbt."

Wenn ein deutscher Schriftsteller seinen Stand und Beruf in dem hohen idealen Sinne interpretiren wollte, wie Carlyle und George Lippard, so liefe er vielleicht Gefahr, sogar von seinen eigenen Collegen belächelt zu werden. Sind sie denn wie die Augurn Roms, die einer dem andern so tief ins Handwerk gepuckt hatten, daß sie sich nicht auf der Straße begegnen konnten, ohne einander ins Gesicht zu lachen? In Paris freilich gibt es jetzt einen deutsch-französischen Schriftsteller, der vom Literatenstande die allererhabensten Begriffe hat — Alexander Weill. Nachdem die „Société des gens de lettres", durch die Freigebigkeit Véron's dazu in Stand gesetzt, eine Concurrenz über das Thema „De la condition de l'homme de lettres au 19me siècle" ausgeschrieben, machte sich A. Weill sofort ans Werk und setzte in uneigennützigster Weise eine Schrift unter dem Titel „L'homme de lettres" (Paris 1856) in die Welt, die wahrscheinlich alle zu erwartenden Concurrenzschriften um den Preis Véron höchst überflüssig machen wird.*) Folgende Stelle, die sich im Französischen besser macht als im Deutschen, ist merkwürdig genug. Weill versichert nämlich: „Quand Jésus dit à ses disciples: Vous êtes le sel de la terre, allez enseigner l'univers, il a crée des hommes de lettres"; wonach sich also die pariser, berliner und leipziger Literaten rühmen dürften, die heiligen zwölf Apostel und, wenn man den Literatenstand noch weiter hinauf verfolgt, vielleicht auch Moses und die großen und kleinen Propheten zu Collegen zu haben.**) Jetzt freilich ist die Literatur im Verfall, weil es nach Weill keine Apostel und Propheten des wahren Gottes mehr unter uns Schriftstellern gibt. Doch nur Geduld: „Dieu saura trouver ses hommes de lettres", und wenn dieser Tag gekommen sein wird, wird Alexander Weill der civilisirten Gesellschaft diese Auserwählten zeigen und ihr zurufen: „A genoux, voici tes maîtres et tes juges!" Die Hauptfrage bleibt nur die, ob diese „Literaten der Zukunft" zu ihren Werken Verleger finden und ihre Schriften die Druckkosten decken werden.

H. M.

*) Wie wir soeben in der „Illustration" lesen, ist eine Arbeit von einem jungen „universitaire", Karl Daclin, des Véron'schen Preises für würdig befunden worden. Wir erfahren, beiläufig bemerkt, bei dieser Gelegenheit, daß man einem neuen Roman von Véron entgegensehen dürfe, welcher mit einem Lebensabriß und dem Porträt des Verfassers ausgestattet sein werde, auch spreche man, sagt die „Illustration", selbst von einem Medaillon des „Bourgeois de Paris", welches von einem der geschicktesten pariser Künstler ausgeführt werden solle.

**) Beim Durchlesen der „Erinnerungsblätter" von A. von Sternberg, die demnächst von uns besprochen werden sollen, stießen wir auf folgende Stelle: „Die Mission des wahren Schriftstellers (Dichters wie Prosaikers) ist eine ganz gewaltige und geht Hand in Hand mit der des Gläubigen und des Reformators auf religiösem Gebiete, sie tritt in die Welt, um Führer und Leiter der Menschheit zu sein." Dies aus der Feder des Verfassers der „Braunen Märchen" zu lesen, hat vielleicht für Manchen etwas Befremdliches, aber es beweist doch zugleich, daß allerdings auch unter den deutschen Schriftstellern das Bedürfniß wächst, ihre Mission in höherm Sinne als bisher aufzufassen. Vielleicht kommen diese gesteigerten Ansprüche der Schriftsteller an sich (doch wenigstens künftigen Generationen zugute. Hierbei darf man nicht vergessen, daß nicht blos der gewichtige Ernst, daß auch der Scherz auf ernstem Hintergrunde zu lehren vermag und im Unterricht der Einzelnen wie der Völker seine Stelle findet.

Oestreich unter Maria Theresia *).

So auffallend es erscheinen muß, so unbestreitbar ist es, daß die deutsche Literatur bisher keine Geschichte der Maria Theresia aufzuweisen hatte, welche die Bezeichnung „Geschichte" in ihrer heutigen Auffassung verdiente. Schon darum ist die Arbeit des Professors Wolf in Pesth, des bekannten Forschers auf dem Gebiete östreichischer Geschichte**), über die Regierungszeit dieser großen Fürstin eine höchst erfreuliche Erscheinung. Er selbst will freilich sein Werk noch nicht einmal als geeignet zur Ausfüllung dieser Lücke, sondern nur als Vorarbeit betrachtet wissen. Wir danken es Wolf, daß er nicht nach der sonst bei deutschen Gelehrten sehr beliebten Methode sich gleich das höchste, ideale Ziel steckte, um vielleicht vor lauter Gründlichkeit nie zum Anfang, geschweige zum Ende zu gelangen. Ueber den wissenschaftlichen Werth Dessen, was er geleistet, werden die Fachjournale ihr Urtheil abgeben; unser Zweck ist nur, die gebildete Lesewelt überhaupt auf ein Werk aufmerksam zu machen, welches des Anziehenden und Belehrenden eine große Fülle bietet und durch die Verwickelungen der jüngsten Zeit noch ein erhöhtes Interesse erhält. Vielleicht keines Staats innere Verhältnisse, Finanzzustände, Verfassung und Stellung der verschiedenen Provinzen zueinander und zum Staatsoberhaupt u. s. w. sind in neuerer Zeit so oft und so lebhaft besprochen worden, als die Oestreichs; leider sollte in den meisten Fällen Parteigeist und Vorurtheil auf beiden Seiten die gründliche Kenntniß der Zustände und ihre Entwickelungsgeschichte vertreten. Durch vorliegendes Buch ist Jedem, der überhaupt belehrt sein will, die angenehmste Gelegenheit dazu geboten. Wie schon der Titel andeutet, handelt es sich hier nicht blos um die äußere Geschichte des Staats, um Kriege, Gebietsvergrößerungen und Gebietsverluste, vielmehr ist dem Werden des Staats, seinem Culturleben eine Berücksichtigung geschenkt, welche sogar nach unserm Dafürhalten die Darstellung jener äußern Geschichte mitunter beeinträchtigt. Wenn, um ein Beispiel herauszuheben, der Verfasser Friedrich's II. Gründe zum zweiten Schlesischen Kriege, als „aus den Werken Friedrich's und andern Quellen bekannt", nur ganz im Vorübergehen erwähnt, so können wir dies bei einer Monographie nicht billigen.

Der Gang der Darstellung ist in kurzem folgender: In zwei einleitenden Fragmenten werden die historischen Merkmale Oestreichs und die politische Lage Europas um 1740 entwickelt. Im ersten Abschnitte wird zunächst der Beweis versucht, daß Oestreich in durchaus naturgemäßer, nothwendiger Entwickelung innen und nach außen geworden sei, wie es jetzt gestaltet ist. Im Besondern aber dienen beide Abschnitte da-

*) Oestreich unter Maria Theresia. Von Adam Wolf. Wien, Gerold. 1855. Lex.-8. 4 Thlr.

**) Früher schrieb er: Geschichte der Pragmatischen Sanction bis 1740 (Wien 1850); Reformationsgeschichte von Eger (Wien 1851); Graf Rudolf Chotek (Wien 1852). (Letztere beide Schriften aus den „Sitzungsberichten der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften" besonders abgedruckt.)

zu, in allgemeinen, aber scharfen Umrissen die Lage des Reichs zu der Zeit zu zeichnen, da die dreiundzwanzigjährige Maria Thereſia die Zügel übernahm. Man kann sagen, daß Oestreich unter Karl VI. noch föderativer Natur war. Die Provinzialrechte schränkten die höchste Gewalt zwar nicht dem Namen, aber der That nach gewaltig ein; die Provinzen hatten das Gefühl ihrer Besonderheit; ein Gesammtgefühl existirte höchstens am Hofe, nicht in der Bevölkerung. In seiner Verfassung und Verwaltung lagen die Formen einer alten Staatsordnung verstreut und vermerscht. Selbst in Europa sah man die Monarchie nicht als einen geschlossenen Körper an; man war der Ansicht, daß die Länder, welche durch höhere Fügung unter dem Scepter des Hauses Oestreich vereinigt waren, in einer zufälligen Verbindung beständen und ihre Bande leicht zu lösen wären. Bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts bewegte sich das europäische Staatensystem noch in den Kreisen, die sich aus der Zeit Ludwig's XIV. herausgebildet hatten. Die großen Kriege, welche einst Frankreich gegen Karl V. und Deutschland gegen Ludwig XIV. geführt hatten, waren vorüber. Deutschland war föderativ, wie es Frankreich gewollt; der Verband der spanischen Nebenländer, welche ihrer Lage nach berufen waren, über das Mittelländische Meer zu herrschen, war zerrissen, wie es England gewollt; die Uebermacht Schwedens in der Ostsee gebrochen, wie es Preußen und Rußland angestrebt. Mit den großen Gefahren versanken auch die großen Ideen. Es gab kein Triumvirat mehr, wie jenes mit Marlborough, Prinz Eugen und Heinsius. Es war eine Diplomatie der Cabinete; sie faßte selten den Staat in seinem Charakter und seiner bestimmten Lage auf. Sie schien von großen Principien getragen, die natürlichen Verhältnisse drängten dazu, aber meistentheils schmiegte sie sich jeder factischen Veränderung an und nahm die äußere wechselnde Erscheinung auch für das Recht. Alle diese Verhältnisse erhielten unter Maria Thereſia eine neue Gestaltung. Die Parallelen zwischen vormals und jetzt sind in die Augen fallend. Bei ihrem Regierungsantritt war „Austriam delendam!" die allgemeine Parole, und als sie starb, war der Staat neugekräftigt und in neubegründetem Ansehen, im Volke das Bewußtsein der Gemeinsamkeit erwacht, Gleichmäßigkeit und Centralisation in Verfassung und Verwaltung, Rechts- und Unterrichtswesen u. s. w. angebahnt, die Kräfte des Staats, welcher „für Karl VI. ein noch unbenutzter, ja in seinen reichen Hülfsquellen ungekannter Stoff" war, geriethen nach und nach in Fluß.

Eine eingehende Verfolgung der weitern Darstellung würde den uns zugemessenen Raum überschreiten. Wir begnügen uns daher, die Hauptabschnitte des Werks aufzuführen, aus deren Ueberschriften der Reichthum des Inhalts ohnehin erhellt. Die Geschichte der „äußern Verhältnisse" von 1740—80 (Oestreichischer Erbfolgekrieg, Siebenjähriger Krieg, Theilung Polens, russisch-türkischer Krieg, Bairischer Erbfolgekrieg) wird auf nur 126 Seiten abgehandelt. Das dritte Capitel schildert „Maria Thereſia, den Hof und die Staatsmänner", das vierte „die Verfassung in Oestreich", für welche seit Durchbildung der ständischen Macht vier Hauptentwickelungsphasen aufgestellt werden: die Zeit Ferdinand's I., wo das monarchische Princip sich consolidirte und seine Gewalt an die alten Corporationen ansetzte; die Zeit Ferdinand's II., wo die Krone die verstümmelten Hoheitsrechte vollkommen wieder aufnahm; die Zeit Maria Thereſia's und Joseph's, wo die politische Natur des Staats hervortrat; und die Gegenwart, wo die alten morschen Formen zusammenbrechen und ein neues gefestigtes Staatsleben aufblüht. Der fünfte Abschnitt behandelt den großartigen und folgenreichen Umbau der ganzen Verwaltung, die folgenden die politische Stellung Ungarns, Staat und Kirche, Wissenschaft und Kunst.

Was die Darstellung anbetrifft, nehmen wir dieses Werk als einen neuen Beweis, wie die deutsche Geschichtschreibung ihren Beruf immer deutlicher erkennt, nicht mehr nur für Gelehrte schreibt. Wenn noch heutzutage so Viele ihre historischen Kenntnisse aus Romanen zu schöpfen lieben, so ist die Schuld den Historikern in der That nicht aufzubürden. Gründlich und gewissenhaft, in gleicher Weise aber sich fernhaltend von compendienhafter Trockenheit wie von dem berüchtigten „blühenden Stil", von warmer Begeisterung für seinen Stoff wie für sein Vaterland überhaupt durchdrungen, einer Begeisterung, welche auch den Leser selbst da zu erwärmen vermag, wo man den Anschauungen und Voraussetzungen nicht beistimmen kann, voll hoher Anerkennung des Werthes der Gegner der großen Kaiserin und ihres Landes, hat der Verfasser ein Buch geliefert, welches sich ebenso dem ernsten Studium als dem nur oberflächlichen Interesse empfiehlt. 59.

Barthélemy's „Tauride".

Wenn irgendeine Dichtung der jüngsten Tage beweist, daß wir in einem gänzlich unhomerischen Zeitalter leben, so ist dies des alten Napoleonenthusiasten Barthélemy Gedicht „La Tauride ou la prise de Sébastopol. Poëme militaire", welches außer einem Prolog und Epilog in folgende Abschnitte getheilt ist: „Le débarquement", „L'Alma", „Le siége", „Balaclava et Inkerman", „La tranchée", „Malakoff".*) Zu einem geringern Theile Epos und Kriegshymne, ist es dem größten Theile nach bloße pomphafte Beschreibung und gereimter Zeitungsartikel. Daß Barthélemy als Dichter sich gegen den Sänger der „Iliade" verhält wie etwa ein wohlverschnittenes Zwergbäumchen gegen eine Riesenpalme, versteht sich im Grunde von selbst; aber auffallender mag es erscheinen, wenn wir nach dem Eindrucke, den das Gedicht auf uns gemacht, zu versichern uns herausnehmen, daß dieser Sänger des 19. Jahrhunderts christlicher Aera auch in Bezug auf Gesittung und wahrhaft menschliche Gesinnung tief, unermeßlich tief unter dem alten Heiden steht. Kein einziger humaner Zug adelt dies Gedicht; die Russen sind diesem französischen Homer nur Barbaren, die man wie wilde schädliche Thiere todtschlagen muß; Leichen und Trümmer müssen gehäuft werden, um den Appetit des französischen „héroïsme vulgaire" zu stillen. So beschreibt Barthélemy am Schlusse des Gedichts das erstürmte, zerstörte Sewastopol:

Ici, le sang caillé des vieilles hécatombes,
Là, des lambeaux humains encore tout palpitants! –
Silencieux chaos, ville sans habitants,
Crevasse désolée où rampent quelques ombres;
Indescriptible amas d'ossements, de décombres
Pulvérisés, tortus, calcinés sur le sol,
Sépulcre impérial — voilà Sebastopol!

Der alte weise Goethe hatte doch Recht, wenn er seine Philister sagen ließ, es sei so schön, wenn die Völker weit hinten in der Türkei aufeinanderschlügen; denn wo sollten sie Gesprächs- und unsere modernen Homere Dichtungsstoff hernehmen? „Ville sans habitants!" Wer hat in unserer an Humanitätsphrasen so reichen Zeit dem Schicksal der unglücklichen Bewohner Sewastopols auch nur einen vorübergehenden Blick des Mitleids gewidmet? Wer gefragt, was aus ihnen geworden ist, wohin sie, Kinder, Weiber, Greise, Kranke, Gebrechliche gerathen sind? Doch es sind ja nur Russen! „Crevasse désolée!" Im Laufe eines Jahres in Schutt verwandelt, was menschlicher Fleiß und menschliche Arbeit im Laufe von Decennien aufgebaut hatten! Doch es war ja nur russisches Eigenthum! „Sépulcre impérial!" Absit omen! Möge

*) Es ist hiervon eine deutsche Uebertragung in Alexandrinern mit gegenübergedrucktem französischen Text unter dem Titel erschienen: „Die Tauride, oder die Eroberung von Sewastopol. Heldengedicht in acht Gesängen nach Barthélemy" (Berlin, Faubel). Der deutsche Uebersetzer hat sich nicht genannt.

Sewastopol nicht auch in anderer Bedeutung ein „sépulcre impérial" werden!

Diese barbarischen Orgien des französischen Dichters mitten unter Blut, Jammer und Schutt könnten uns fast verleiten, uns traulich bei Cobden, Gibson und Bright niederzulassen und mit ihnen gemüthlich eine Friedenspfeife zu rauchen, deren Dunst doch keinenfalls ein so penetrirender und betäubender ist als der Blutgeruch, der uns von jeder Seite des Barthélemy'schen Gedichts anhaucht. Wir wissen, daß ein ehrlicher ritterlicher Krieg unter Umständen auch sein Gutes und ein auf reinen sittlichen Grundlagen ruhender Frieden sein Böses haben kann *); aber wir verwerfen eine martialische Poesie, die ohne alle culturhistorische Tendenz nur darum kriegerische Thaten singt, weil sie dem martialischen Bonapartismus, dem ausschließlichen Bedürfniß der „gloire" und dem französischen „vulgären Heroismus" ebenso wol zur Verherrlichung als zur Nahrung dienen; wir wollen nicht, daß das Soldatenthum, dem es zuletzt gleichgültig ist, gegen welches Volk es seine Lorbern gewinnt, und der Prätorianismus, der ebenfalls nicht danach fragt, auf welcher Nation Kosten er zehrt und sich bereichert, weder zur Alleinherrschaft gelangen; wir können nicht finden, daß, wie officielle französische Artikelschreiber versichern, Kunst und Poesie vom gegenwärtigen Kriege eine neue Aera datiren werden, denn wir bemerken davon nichts, eher das Gegentheil; wir können die Franzosen nicht darum beneiden, wenn sie, wie das jetzt so häufig geschieht, ihren Stolz darein setzen, daß sie es gewesen, die den „großen Krieg" erfunden haben. Hoffentlich und sicherlich haben sie noch ganz andere Verdienste aufzuweisen, die ihnen die Dankbarkeit der Nachwelt sichern werden.

H. M.

*) Auch der gegenwärtige Krieg wird unzweifelhaft höchst bedeutende culturhistorische Folgen haben, nicht nur für den allgemeinen Weltverkehr und für die innere humanere Umgestaltung der Türkei, sondern für Rußland selbst, welches eingesehen haben muß, daß es mit seinem bisherigen System gegen die Kraftentfaltung entwickelterer Staaten nicht ankreuche und daß eine einzige Eisenbahn ihm auch in militairischer Hinsicht nutzbringender sei als ein oder zwei Armeecorps. Doch diese culturhistorischen Perspectiven kommen bei Barthélemy gar nicht in Betracht, für ihn handelt es sich bei diesem Kriege einzig und allein um die Zurückführung und Glorificirung der Traditionen bonapartistischer Militairherrschaft.

**) Dieses Werk ist als die Erzählung eines Augenzeugen nicht ohne Interesse, obschon es den Erwartungen, die sein Titel erregt, nicht völlig entspricht. In Bezug auf stilistische Verarbeitung ist das Buch sogar schwach und in Betreff gewisser Facta sehr unvollständig, weshalb das „Athenaeum" bemerkt: „Dr. Sandwith's Buch ist dem Lord Clarendon gewidmet. Ist der Text etwa im Foreign office revidirt worden?"

Notizen.

Literarische Novitäten aus England.

Unter den neuesten Hervorbringungen der englischen Presse haben wir angezeigt: „The court of the Khan of the Crimea. Narrative of an embassy from Frederick the Great to Khan Krim Gerai, a prelude to the present struggle between Russia and Turkey. Translated from the German by *W. G. C. Eliot*" (Uebersetzung des Mundt'schen Buchs „Krim-Girai", über das wir in Nr. 2 d. Bl. berichtet haben); „A narrative of the siege of Kars and of the six months' resistence by the Turkish garrison under General Williams, to the Russian army. With travels and adventures in Armenia; and remarks on the present state of Turkey. By *Humphry Sandwith*, chief of the medical staff" **); „Notes on the late expedition against the Russian settlements in Eastern Siberia; and of a visit to Japan and to the shores of Tartary and of the sea of Okhotsk. By Capt. *Bernard Whittingham*"; der dritte Band von Richard F. Burton's interessanter Reisebeschreibung: „Personal narrative of a pilgrimage to El-Medinah and Meccah", und der fünfte von Archibald Alison's berühmtem Werke: „The history of Europe, from the fall of Napoleon to the accession of Louis Napoleon." Für Deutschland ist dieser fünfte Band, welcher unter Anderm auch die Geschichte Deutschlands vom Jahre 1814 bis zur „great convulsion" von 1848 umfaßt, von besonderm Interesse. Der alte originelle und zuweilen etwas wunderliche Walter Savage Landor gab heraus: „Antony and Octavius. Scenes for the study." Unter den Romanen begegnen wir: „Evelyn Forester; a woman's story", von Marguerite A. Power, der Nichte der bekannten Gräfin Blessington; „The inheritance", von Miß Ferrier; „De l'Orme", von G. P. R. James; „Clara, or slave life in Europe" (anonym), mit einer Vorrede von Sir Archibald Alison; „Self, or the narrow, narrow world", von Mrs. Gore, ohne Zweifel ein Gegenstück zu der „Weiten, weiten Welt" von der pseudonymen Wheterell. Eine interessante Erscheinung sind die „Recollections of the table-talk of Samuel Rogers", obschon diese Tischgespräche des verstorbenen Rogers mit den berühmten Tischgesprächen Luther's nicht eben viel gemein haben. Daniel Scrymgeour gab heraus: „The poetry and poets of Britain from Chaucer to Tennyson" (mit biographischen Skizzen und Charakteristiken der betreffenden Dichter) und Mrs. Francis Creswell beschrieb neuerdings das Leben ihrer Mutter, der durch ihr wohlthätiges Wirken bekannten Elisabeth Fry, unter dem Titel: „The life of Elizabeth Fry. Abridged from the larger memoirs, with alterations and additions." Sheridan Knowles' Theaterstücke sind in zwei Bänden gesammelt unter dem Titel erschienen: „Sheridan Knowles' dramatic works", und Charles Mackay gab eine größere Dichtung in Begleitung anderer Poesien unter dem Titel „Lump of gold, and other poems" heraus. Dieser wackere Lyriker hatte seit einigen Jahren geschwiegen. Manche seiner frühern herzigen Gedichte sind fast zu Volksliedern geworden; auch gehören sie in der That zu den sangbarsten wie innerlich gesundesten, welche in letzter Zeit in England gedichtet wurden. Mackay ist bei weitem nicht so geziert wie Tennyson, dafür aber auch mehr ein Mann des Volks als der Salons.

**) Dieses Werk ist als die Erzählung eines Augenzeugen nicht ohne Interesse, obschon es den Erwartungen, die sein Titel erregt, nicht völlig entspricht. In Bezug auf stilistische Verarbeitung ist das Buch sogar schwach und in Betreff gewisser Facta sehr unvollständig, weshalb das „Athenaeum" bemerkt. „Dr. Sandwith's Buch ist dem Lord Clarendon gewidmet. Ist der Text etwa im Foreign office revidirt worden?"

Die Weltstadt der Zukunft.

Von Ampère, der auch Einiges über Deutschland geschrieben hat, erschien in zwei Bänden: „Promenade en Amérique." Der Verfasser gehört nicht zu den Vertretern der jetzt in Frankreich officiellen romanischen Richtung, sondern zu der stillen Opposition, die auf die Entwickelung des germanischen Geistes ihre Blicke richtet und unter den eigentlich gebildeten und gelehrten Franzosen im Geheimen viel mehr Anhänger zählt, als der äußere Schein der Dinge vermuthen läßt. Er gehört auch nicht zu den eiteln Franzosen, die ihr Paris für das Centrum der Welt für jetzt wie für alle Zukunft halten. Im Gegentheil, er ist der Ansicht, daß die künftige Welthauptstadt zwischen der Nord- und Südhälfte Amerikas und zwischen beiden großen Oceanen zu liegen kommen wird. Diese Stadt der Zukunft werde der Mittelpunkt zwischen der Ost- und der Westhälfte der Erde sein, nur in Betracht der ungeheuern Oceane, über die sie gebieten werde, riesiger als jede jetzt bestehende Weltstadt, London nicht ausgeschlossen. Man denke sich nur Südamerika nach nordamerikanischem Muster commerciell, social und politisch entwickelt, China und Japan in den allgemeinen Verkehr hineingezogen und die Inselwelt des Stillen Ocean und des indochinesischen Meeres vollkommen cultivirt und europäisirt! Darum sagt Ampère: „L'isthme de Panama sera l'isthme de Suez de cette Alexandrie gigantesque." Er fragt: „Warum sollte man sich gegen die Annahme sträuben, daß irgendwo in dieser vorbestimmten Region, am Vereinigungspunkt der beiden Amerika, auf der Handels-

Digitized by Google

straße zwischen Europa und Asien die künftige Hauptstadt der Welt liegen werde? Alsdann wird sich das alte Europa an einem der äußersten Ränder der geographischen Karte des civilisirten Universums befinden. Europa wird eine Vergangenheit sein, aber eine ehrwürdige Vergangenheit, da ja Europa es ist, von dem diese neue Entwickelung ausgegangen sein wird. Seine Sprachen, seine Künste, seine Religion werden es sein, welche ihre Herrschaft dort aufgepflanzt haben werden, der auf der kleinen Nebelinsel Englands geborenen modernen Freiheit werden diese unermeßlichen heitern Regionen ihre Freiheit verdanken, und zwar eine noch vollkommenere. Alsdann wird man andächtige Pilgerfahrten nach dem alten Continent machen, wie wir Reisen anstellen, um die berühmten Orte in Augenschein zu nehmen, von denen unsere Civilisation ausgegangen ist; man wird London und Paris besuchen, wie wir Athen und Jerusalem besuchen; aber der Herd der Civilisation, durch die Gewalt der Dinge und infolge der Gestalt des Erdglobus selbst verrückt, wird an den Punkt verlegt sein, den Gottes Finger selbst als das wahre Centrum der Humanität bezeichnet hat." H. M.

Neugriechische Erzählungen und neugriechische Musik.

In Paris ist im Jahre 1855 eine kleine Sammlung „Contes et poëmes de la Grèce moderne" von Marino Breto erschienen, die der Franzose Mérimée mit einer kurzen Einleitung versehen hat. Die Erzählungen, welche die Sammlung enthält, lehnen sich an Erzählungen, Sagen und Lieder an, wie sie der Verfasser selbst in verschiedenen Theilen Griechenlands vom Volke hat mittheilen und singen hören, und sind dem Stoffe und der innern Behandlungsweise nach der lebendige Ausdruck des Volksgeistes, aus dessen Innerm sie hervorgewachsen sind, während die äußere Form der Darstellung dem Verfasser angehört. Aber auch diese ist von dem frischen und ursprünglichen, von dem poetischen und einfach-naiven Geiste des griechischen Volks durchdrungen und belebt, wie wir denselben bereits in den uns bekannt gewordenen Sammlungen neugriechischer Volkslieder kennen gelernt haben, und der uns auch hier durch eine gewisse naive und sinnreiche Originalität anspricht und anzieht. Manche jener Erzählungen erinnern besonders lebhaft an die Volkslieder, aus denen der Verfasser den Stoff und dessen Behandlung entlehnt hat; alle aber gewähren tiefe Blicke in den regen Geist und in das poetische Leben des neugriechischen Volks. Dabei gedenken wir zugleich der „Geschichte der griechischen Musik" von Weitzmann (Berlin 1855), wobei sich eine Musikbeilage findet, welche die sämmtlichen noch vorhandenen Proben altgriechischer Melodien und vierzig neugriechische Volksmelodien (Gesänge und Tänze) enthält. Ein nationales Gepräge haben natürlich auch diese neugriechischen Volksmelodien, da sie aus dem Leben des Volks unmittelbar hervorgegangen sind; aber ihr ästhetischer Charakter hat, namentlich bei dem Mangel harmonischer Zusammenklänge in der neugriechischen Musik, für ein europäisches Ohr keine besondern Reize, und es ist in der That Zeit, daß das gesammte neugriechische Musiksystem, ein Rest der ältesten Tonkunst, einer gründlichen Reform unterworfen werde, wobei man mit dem Kirchengesange um so zweckmäßiger anfangen muß, jemehr dessen Wirkungen auf Herz und Gemüth von der Befriedigung des ästhetischen Gefühls abhängen. In dieser Hinsicht weisen die griechischen Kirchen in Wien, München, Triest und Athen bereits glückliche Anfänge und Versuche nach, die allgemeinere Nachahmung verdienen. S.

Bibliographie.

Constance, Dichtungen. 2te Auflage. Breslau, Aland. 16. 15 Ngr.

— — Novellen. Ebendaselbst. Gr. 16. 15 Ngr.

Fern, Fanny, Fanny Ford und Ruth Hall. Zwei Erzählungen aus dem häuslichen Leben. In's Deutsche übertragen von G. Cleeves. Leipzig, Einhorn. 8. 1 Thlr.

Franz, C., Die Zustände der christlichen Kirche in den ersten sechs Jahrhunderten. Ein Büchlein für Freunde der Kirche zur Rückschau aus der Gegenwart. Halberstadt, Frank. Gr. 8. 10 Ngr.

Gärtner, Clara, Gedichte. Görlitz, Heinze u. Comp. 16. 6 Ngr.

ter Haar, B., Die Reformationsgeschichte in Schilderungen. Eine gekrönte Preisschrift, zur Stärkung der Protestanten in ihrem christlichen Glauben. 5te vermehrte Auflage. Aus dem Holländischen von C. Groß. 1ster Band. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Helfenstein, J., Gregor's VII. Bestrebungen nach den Streitschriften seiner Zeit. Frankfurt a. M., Hermes. Gr. 8. 1 Thlr.

Helldorff, Freih. v., Zur Geschichte der Schlacht bei Kulm. Aufklärung verschiedener bis jetzt unrichtig dargestellter Thatsachen über die Tage vom 25—30. August 1813. Berlin, Hempel. Gr. 8. 15 Ngr.

Hermann, K. F., Ueber den Kunstsinn der Römer und deren Stellung in der Geschichte der alten Kunst. Programm des archäologisch-numismatischen Instituts zu Göttingen zum Winkelmannstage 1855. Göttingen. 1855. Gr. 8. 15 Ngr.

Hettner, H., Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts. 1ster Theil. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Keller, G., Die Leute von Seldwyla. Erzählungen. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 8. 2 Thlr.

Kriegk, G. L., Die Völkerstämme und ihre Zweige. Nach den neuesten Ergebnissen der Ethnographie. 4te Auflage. Frankfurt a. M., Brenner. Gr. 8. 10 Ngr.

Rüstow, W., Der Krieg und seine Mittel. Eine allgemeine fassliche Darstellung der ganzen Kriegskunst. Mit zwölf lithographirten Tafeln und einem ausführlichen Sach- und Namenregister. 1ste Lieferung. Leipzig, G. Mayer. Gr. 8. 10 Ngr.

Saupe, E. J., Goethe's Faust; erläutert. Leipzig, Fleischer. 8. 1 Thlr.

Schönhuth, D. F. H., Neue Sagen und Geschichten der Vorzeit. 1stes und 2tes Heft. Leipzig, Stoll. 16. à 2½ Ngr.

Smith, Anthony, Martha. Eine englische Dorfgeschichte. Aus dem Englischen von A. Diezmann. Leipzig, Einhorn. 8. 18 Ngr.

Weichselbaumer, C., Historische Novellen. 2ter Band. Der Prinzenzwist. Nürnberg, v. Ebner. 8. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Die Belagerung von Sebastopol. Von der Einschiffung der Verbündeten in Varna bis zur Einnahme von Südsebastopol. Von —***. Mit Ansichten, Karten, Porträts und Plänen. Leipzig, Weber. 8. 15 Ngr.

Dr. Büchner's Kraft und Stoff oder die Kunst Gott zu machen aus Nichts. Auch ein Zeichen unsrer Zeit; beleuchtet und gewürdigt von einem Freunde der Naturwissenschaft und Wahrheit. 2te unveränderte Auflage. Darmstadt, Leske. Gr. 8. 5 Ngr.

Cassel, P., Aus der Hagia Sophia. Ein akademisches Neujahrs-Programm. Erfurt, Villaret. Gr. 8. 6 Ngr.

Das österreichische Concordat und der Ritter Bunsen. Von einem Diplomaten außer Dienst. Regensburg, Manz. Gr. 8. 16½ Ngr.

Dohna, B. Graf zu, Analyse der socialen Noth. Berlin, J. A. Wohlgemuth. Gr. 8. 5 Ngr.

Müller, A., Worte an Stahl und gegen Stahl. Leipzig, Kittler. 8. 5 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1855
im Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

№ **IV**, die Versendungen der Monate **October, November** und **December** enthaltend.

(Beschluß aus Nr. 9.)

101. **Kinderleben.** In einer Reihe von Liedern und Reimen aus alter und neuer Zeit. Geordnet und herausgegeben von **M. J. E. Volbeding.** Mit Illustrationen von **Ludwig Richter.** Zweite Auflage. 8. 20 Ngr.

Ein bereits in zweiter Auflage erscheinende Sammlung trefflicher Kinderlieder, mit anmuthigen Zeichnungen des beliebten Künstlers Ludwig Richter geschmückt: eine Jugendschrift, die allen Aeltern und Erziehern aufrichtig empfohlen werden kann. Der Preis der zweiten Auflage hat trotz der noch elegantern Ausstattung (in festem Einband mit verstärktem Umschlag und Goldschnitt) billiger gestellt werden können, nämlich statt 1 Thlr. auf **20 Ngr.**

102. **Brockhaus' Reise-Bibliothek** für Eisenbahnen und Dampfschiffe. In Bändchen zu 10 Ngr. 8. Cartonnirt.

Eine Sammlung belehrender und unterhaltender Schriften, durch Inhalt und Form zur Reiselectüre besonders geeignet, gleichzeitig aber von solchem literarischen Werthe, um auch ein späteres Aufbewahren zu verdienen. Ein ausführlicher Prospect über das ganze Unternehmen, mit Angabe der Schriftsteller, die dabei mitwirken — worunter sich die ausgezeichnetsten Namen befinden —, und der bereits erschienenen Bändchen ist jedem derselben vorgedruckt und in allen Buchhandlungen zu haben.

Es erschienen:

7. **Berlin** nach seiner Vergangenheit und Gegenwart. Von J. E. Hein.
8. **Das Moselthal von Nancy bis Koblenz.** Landschaft, Geschichte, Sage. Von Nikolaus Becker.

Früher erschienen:

1. **Deutsches Reise-Album.** Herausgegeben von Joseph Rank.
2. **Eine Eisenbahnfahrt durch Westfalen.** Von Levin Schücking.
3. **Wien in alter und neuer Zeit.** Von F. Gustav Kühne.
4. **Harzbilder.** Sitten und Gebräuche aus dem Harzgebirge. Von Heinrich Pröhle.
5. **Von Berlin nach Hamburg.** Nebst Schilderungen aus Lübeck und Hamburg. Von Ernst Willkomm.
6. **Die Schlachten bei Leipzig.** Kriegsgemälde von Karl Gustav von Vernck. Mit zwei Plänen.

103. **Historisches Taschenbuch.** Herausgegeben von F. von Raumer. Dritte Folge. Siebenter Jahrgang. 12. 1856. Cart. 2 Thlr. 15 Ngr.

I. Die Gründung des englischen Reichs in Indien. Von K. F. Neumann. — II. Peter Paul Rubens im Wirkungskreise des Staatsmannes. Von K. L. Klose. — III. Kurze Uebersicht über die Geschichte der scholastischen Philosophie. Von H. Ritter. — IV. Guido III. und die politischen Parteien Schwedens im 18. Jahrhundert. Erste Abtheilung: Schweden in der sogenannten Freiheitszeit. Von E. Herrmann. — V. Historisch-politische Gespräche, wie man sie hört und führt. Niedergeschrieben durch F. von Raumer. — VI. Die orientalische Frage im zweiten Stadium ihrer Entwickelung. Eine weitere geschichtliche Studie zur vergleichenden Politik. Von J. W. Zinkeisen.

Die Erste Folge des **Historischen Taschenbuch** (10 Jahrgänge, 1830—39) kostet im **ermäßigten Preise** 10 Thlr.; die Neue Folge (10 Jahrgänge, 1840—49) ebenfalls 10 Thlr.; beide Folgen (20 Jahrgänge, 1830—49) **zusammengenommen** 18 Thlr.; einzelne Jahrgänge 1 Thlr. 10 Ngr. Der Dritten Folge erster bis sechster Jahrgang (1850—55) kosten jeder 2 Thlr. 15 Ngr.

Commissions-Artikel.

Zu beziehen durch **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Ouvrages phonétiques.

Exercises de lecture phonétique. Aventures de Robinson Crusoé. Paris. 1854. In-8. 1 Thlr.

Féline (Adrien), Dictionnaire de la prononciation de la langue française, indiquée au moyen de caractères phonétiques. Précédé d'un mémoire sur la réforme de l'alphabet. Paris. 1851. In-8. 3 Thlr.

Méthode pour apprendre à lire par le Système phonétique. 1. partie. Lecture phonétique Paris. 1853. In-8. 6 Ngr.

——— 2. partie. Passage de l'écriture phonétique à l'écriture usuelle. Paris. 1854. In-8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Potonié (Léon), Alfabet phonétique européen, pour écrire les langues suivant leur prononciation pure. Avec les lettres équivalentes dans les 15 principeaux alfabets de l'Europe. Paris. 1855. 1 feuille. 5 Ngr.

Preisermässigungen.

Nachstehende bei ***F. A. Brockhaus*** *in* ***Leipzig*** *erschienene Taschenbücher,* **mit Beiträgen der geachtetsten deutschen Schriftsteller,** *sind zu den dabei bemerkten äusserst billigen Preisen durch alle Buchhandlungen zu beziehen:*

Urania. Neue Folge. Zehn Jahrgänge. Mit Bildnissen. 8. (18 Thlr. 20 Ngr.) **3 Thlr.**
Einzelne Jahrgänge **10 Ngr.**

Dieses Taschenbuch enthält Beiträge von nachstehenden Schriftstellern: W. Alexis (3 Beitr.). — B. Auerbach (2). — Franz Berthold. — E. v. Bülow (2). — F. Dingelstedt. — J. v. Eichendorff. — F. Gerstäcker. — K. Gutzkow (3). — A. Hagen. — F. v. Heyden. — Fanny Lewald. — O. Ludwig (2). — Wilhelm Martell (6). — J. Mosen (2). — T. Mügge (3). — L. Rellstab. — L. Schefer. — L. Schücking (2). — A. v. Sternberg (5). — Therese (2). — L. Tieck (2).

——— Jahrgänge 1837 und 1838 à **6 Ngr.**
Enthalten Beiträge von nachstehenden Schriftstellern:

L. Schefer. — J. v. Eichendorff. — Emerentius Scävola. — L. Tieck. — L. Rellstab. — F. v. Heyden.

Taschenbuch dramatischer Originalien. Herausgegeben von *J. Franck*. 6 Jahrgänge. 1837—42. Mit Kupfern. 8. (17 Thlr.) **3 Thlr.**

Einzelne Jahrgänge **15 Ngr.**

Dieses Taschenbuch enthält Beiträge von nachstehenden Schriftstellern: Karl Albini (2 Beitr.). — E. Bauernfeld (4). — J. F. Castelli. — J. Franck (7). — K. Gutzkow. — A. Hagen. — Friedrich Halm. — F. v. Holbein. — K. L. Immermann (2). — N. N. v. Lagusius. — G. H. Liebenau. — G. A. v. Maltitz. — A. Pannasch (2). — C. Reinhold. — W. Vogel. — K. Weichselbaumer. — J. B. v. Zahlhas.

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von *F. v. Raumer*. 20 Jahrgänge. 1830—49. 12. (43 Thlr. 5 Ngr.) **18 Thlr.**

I.—X. Jahrg. (1830—39) **10 Thlr.**

XI.—XX. Jahrg. (Neue Folge I—X., 1840—49) **10 Thlr.**

Einzelne Jahrgänge **1 Thlr. 10 Ngr.**

Diese 20 Jahrgänge enthalten Beiträge von nachstehenden Schriftstellern: W. A. Arendt (5 Beitr.). — F. W. Barthold (9). — A. Böckh. — K. W. Böttiger (2). — K. G. Carus. — H. Escher. — F. Förster. — E. Gans (2). — E. Gervais (2). — G. E. Guhrauer. — K. Hagen (2). — K. G. Jacob (3). — G. W. Kessler. — E. Kolloff (2). — A. Kurtzel (2). — H. Leo (2). — M. H. K. Lichtenstein. — J. W. Loebell (2). — F. Lorentz. — E. H. J. Münch. — K. F. Neumann. — L. K. F. Passow (2). — Raumer (14). — A. v. Reumont (4). — R. Roepell (2). — H. Scherer (2). — F. W. Schubert (3). — W. G. Soldan (2). — J. D. F. Sotzmann (2). — K. L. Stieglitz d. A. — Talvj. — M. Töppen. — K. A. Varnhagen von Ense (3). — J. Voigt (9). — G. F. Waagen. — G. F. L. Wachler (2). — E. W. G. Wachsmuth. — F. Wilken. — J. W. Zinkeisen.

Eine ausführliche Anzeige, mit specieller Angabe des Inhalts dieser Taschenbücher, ist in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Casanova's Memoiren,

französisch und deutsch, zu bedeutend ermäßigten Preisen.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Mémoires de J. Casanova de Seingalt écrits par lui-même. Edition originale. 12 vols. 12. 12 Thlr. (Früher 21 Thlr.)

Aus den Memoiren des Venetianers Jakob Casanova de Seingalt, oder sein Leben, wie er es zu Dux in Böhmen niederschrieb. Nach dem Originalmanuscript bearbeitet. Zwölf Bände. 12. 12 Thlr. (Früher 31 Thlr. 15 Ngr.)

Sextant und Taktmesser,

vom

Polytechniker Brandegger in Ellwangen

durch **F. A. Brockhaus** in Leipzig zu beziehen.

Sextant

zur Stellung der Uhren nach der Sonne. Vierte, mit den Tafeln des 46. bis 54. Breitegrades — Mailand bis Schleswig — vermehrte Auflage, nebst 12 Tabellen, einer Belehrung und einem Kärtchen.

In Messing 2 Thlr. 10 Ngr.; in Holz 1 Thlr. 10 Ngr.; Taschen-Sextant 2 Thlr. 10 Ngr. Die Belehrung nebst 12 Tabellen und einem Kärtchen besonders 18 Ngr.

Dieses einfache, zur Messung von Sonnenhöhen sehr praktisch eingerichtete Instrument ist wol unbedingt das bequemste, brauchbarste und billigste Mittel für Jedermann, öffentliche und Privatuhren bis auf die Minute genau nach mittlerer Zeit fast ohne alle Rechnung stellen und in richtigem Gange erhalten zu können.

Taktmesser.

Preis 2 Thlr. 10 Ngr.

Der Taktmesser nach Mälzel's Projection in Form einer Uhr mit Rad und Gewicht gibt durch seine durchdringenden Schläge den musikalischen Takt genau und sicher für alle Tempi an. Mittels Verschiebung der Leier auf dem Pendel regeln sich die Schläge in der Zeitminute von 50—160. Die beigegebene Belehrung besagt das Weitere.

An die Besitzer älterer Auflagen des Conversations-Lexikon.

Aeltere Auflagen des Conversations-Lexikon werden von der Verlagshandlung des Werks, **F. A. Brockhaus in Leipzig**, gegen die neueste zehnte Auflage direct oder durch Vermittelung irgendeiner Buchhandlung umgetauscht, und zwar wird

1) gegen portofreie Einsendung eines Exemplars irgend einer frühern Auflage und eines Geldbetrags von 12 Thlr. ein Exemplar der zehnten Auflage, deren Subscriptionspreis 20 Thlr. ist, geliefert;

2) werden auch Exemplare früherer Auflagen, an denen einzelne Bände fehlen oder unvollständig sind, umgetauscht, jedoch nur gegen besondere Entschädigung von ½ Thlr. für jeden fehlenden oder unvollständigen Band.

Ausführlichere Auskunft enthält ein Prospect, der in jeder Buchhandlung zu haben ist und auch auf frankirte Zuschriften von der Verlagshandlung franco übersendet wird.

Bei **Friedrich Fleischer** in Leipzig ist soeben erschienen:

Goethe's Faust.

Erläutert

von **Ernst Julius Saupe.**

Preis 1 Thlr.

Von demselben Verfasser erschienen vor kurzem in demselben Verlage:

Goethe und **Schiller's** Balladen und Romanzen, erläutert. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schiller's Leben und Werke in chronologischen Tafeln. 8 Ngr.

Bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Vollständiges Handwörterbuch

der deutschen, französischen und englischen Sprache. Nach einem neuen Plane bearbeitet zum Gebrauch der drei Nationen. In drei Abtheilungen. Fünfte Auflage. 8. Gebunden in Einem Bande. 2 Thlr. 20 Ngr.

Ein Wörterbuch der drei Hauptsprachen der Gegenwart, dessen Trefflichkeit am besten durch das jetzige Erscheinen einer fünften Auflage verbürgt wird.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Erſcheint wöchentlich. — Nr. 10. — 6. März 1856.

Die Blätter für literariſche Unterhaltung erſcheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preiſe von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Poſtämter des In- und Auslandes nehmen Beſtellungen an.

Inhalt: Die Küſtenländer des Schwarzen Meers und die neuere Literatur über dieſelben. — Kaulbach's Illuſtrationen zu Shakſpeare. Von Hermann Ulrici. — Schriften über London. Von Eduard Schmidt. — Zur muſikaliſchen Literatur. — Notizen. — Bibliographie. — Anzeigen.

Die Küſtenländer des Schwarzen Meers und die neuere Literatur über dieſelben.

1. Die Völker des Kaukaſus und ihre Freiheitskämpfe gegen die Ruſſen. Ein Beitrag zur neueſten Geſchichte des Orients von Friedrich Bodenſtedt. Zweite, umgearbeitete und durch eine Abhandlung über die orientaliſche Frage vermehrte Auflage. Zwei Bände. Berlin, Decker. 1855. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.
2. Transkaukaſia. Andeutungen über das Familien- und Gemeindeleben und die ſocialen Verhältniſſe einiger Völker zwiſchen dem Schwarzen und Kaſpiſchen Meere. Reiſeerinnerungen und geſammelte Notizen von Auguſt Freiherr von Harthauſen. Zwei Theile. Mit einem Titelbilde, zwei Lithographien in Farbendruck, einer Karte und zahlreichen Holzſchnitten. Leipzig, Brockhaus. 1856. Gr. 8. 5 Thlr. 10 Ngr.
3. Die kaukaſiſchen Länder und Armenien in Reiſeſchilderungen von Curzon, K. Koch, Macintoſh, Spencer und Wilbraham. Herausgegeben von Karl Koch. Leipzig, Lorck. 1855. Gr. 8. 1 Thlr.
4. Nach dem Orient! Reiſe im Gefolge der alliirten Armeen nach der Türkei, Walachei und Krim von E. Jouve. Aus dem Franzöſiſchen von G. F. von Jenſſen-Tuſch. Erſter Band. Gotha, Scheube. 1855. 1 Thlr. 6 Ngr.
5. Reiſe nach dem ſüdlichen Rußland und der Krim, durch Ungarn, die Walachei und die Moldau im Jahre 1837, von Anatol von Demidoff. Mit Illuſtrationen nach Originalzeichnungen von Raffet. Nach der zweiten Auflage deutſch herausgegeben von J. F. Reigebaur. Zwei Theile. Breslau, Kern. 1854. Lex.-8. 4 Thlr.
6. Wanderungen nach Südoſten von Auguſt Theodor von Grimm. Erſter Theil: Die Tauriſche Halbinſel. Berlin, A. Duncker. 1855. 8. 1 Thlr.
7. Die Krim. Neun Jahre auf der Tauriſchen Halbinſel. Aus dem Engliſchen von M. Buſch. Mit 14 in den Text gedruckten Abbildungen. Leipzig, Weber. 1855. 8. 15 Ngr.

Die Geologie erzählt uns von wunderbaren Dingen, welche ſich vor Ausbreitung des Menſchengeſchlechts an den Küſten des Mittelländiſchen und Schwarzen Meers ereigneten. Es liegen die augenſcheinlichſten Beweiſe vor, daß der Waſſerſpiegel des letztern vor Zeiten das ganze heutige Neurußland bis zu den Waſſerfällen des Dniepr, bis zum Knie der Wolga hinauf überſchwemmte. Das Kaſpiſche Meer und der Aralſee waren miteinander zu Einem Gewäſſer verbunden. In jenen Zeiten, heißt es, waren die Meerengen der Dardanellen und der Säulen des Hercules noch geſchloſſen, und die Fluten des unter heißerm Erdgürtel gelegenen Mittelländiſchen Meers, welches mit Ausnahme des Nil aller großen Zuflüſſe entbehrt, mußten nothwendig unter beſtändiger Verdunſtung abnehmen, bis endlich der immer gewaltigere Druck, welchen die Wellen des Oceans und die Waſſer jenſeit der Dardanellen auf das nach und nach ſich leerende Becken ausübten, die Felſengürtel des Mittelmeers zu plötzlichem Weichen zwangen. In welcher Richtung dieſe zerſtörenden Kräfte wirkten, dafür ſpricht noch heute die Bodenbeſchaffenheit an beiden Ausgangspunkten. Die durch das plötzliche Anprallen der Waſſer verurſachten Ueberſchwemmungen des Peloponnes und Unterägyptens ſind durch Tradition aus den älteſten Zeiten des Menſchengeſchlechts bis auf unſere Tage überliefert worden. Auf welchen Fluten die große Wiege des Menſchengeſchlechts, die Arche Noah's geſchwommen kam, um an dem Fuße des Ararat ſich niederzulaſſen, mögen Liebhaber der Tradition ermitteln; uns genügt zu wiſſen, daß allerdings von hier aus mit die früheſten Erinnerungen der geſchichtlichen Sage und ſagenhafter Geſchichte ſtammen, hier die Keime hiſtoriſcher Traditionen verſchiedenſter Völkerſchaften ſchlummern.

Vielleicht am wichtigſten in älteſter Zeit waren, der Ueberlieferung gemäß, die Tauriſche Halbinſel und die vom Kaukaſus ſüdlich gelegenen Ländergebiete. Sagenhafte Amazonen, deren auch für die transkaukaſiſchen Lande wiederholentlich Erwähnung geſchieht, vertrieben die Urbewohner Tauriens, als ein gewaltiger Heereszug

ihre Macht gegen Europa heranführte. Die Argonauten hatten bereits, poetiſchen Gewährsmännern gemäß, ihre Heldenfahrt ausgeführt, als jener Frauenfreiſtaat auf dem Felſenufer ſeinen Tempel gründete, deſſen jungfräuliche Prieſterin Männerblut einer Göttin opferte. Strabo's fanum daemonis virginis, deſſen Spuren auf dem Parthenium-Vorgebirge gelehrte und ungelehrte Reiſende noch heutigen Tages wittern, war nach verſchiedenen Gewährsmännern entweder der Diana Tauropolis oder der Artemis Iphigenia gewidmet, und wir überlaſſen es gern zukünftiger Forſchung, Licht in die hiſtoriſche Dämmerung zu bringen. An dieſen Ort knüpfen ſich claſſiſche Erinnerungen des Schickſals der Atriden und des Trojaniſchen Kriegs, an dieſen Stoffen reiften die gewaltigſten Poeten aller Jahrhunderte: Homer, Aeſchylus, Sophokles, Euripides, Racine, Goethe. Ich übergehe die Kämpfe der Amazonen und Scythen, welche, mit wechſelndem Erfolge geführt, bald dieſe, bald jene zu Herren des Landes erhoben, bis endlich letztere, die Schwäche des Feindes gewahrend, ihre jüngſte Mannſchaft in den Kampf ſandten, welcher durch andere als Waffengewalt in kürzeſter Friſt der Sieg gelang. Vergeblich ſuchte Darius in das Gebiet der Scythen einzudringen, nur mit Noth rettete ihn die kunſtfertige Donaubrücke, welche er in ſeinem Rücken erbaut hatte.

Bald ließen ſich griechiſche Coloniſten an den Geſtaden des Schwarzen Meers nieder und andere zwiſchen den Flußmündungen des Bug und Dniepr, und der Olymp dehnte ſeine Herrſchaft auch über dieſe barbariſchen Regionen aus.

Etwa 700 v. Chr. ward von mileſiſchen Auswanderern die Oſtküſte Tauriens eingenommen. Theodoſia, Nymphäa, Panticapäum, Myrmikione nahmen ihren Urſprung und auf dem Weſtufer ſetzten ſich die Herakleoten feſt, ſodaß die Ureinwohner vor den Eindringlingen im Gebirge Schutz ſuchten, deſſen Zugänge ſie bewacht hielten. Die eingewanderten Aeolier und Jonier gründeten die Colonien Tanaïs, unweit des heutigen Aſow, Phanagoria und Hermonaſſa auf den Inſeln des Kuban. Der Pontus Euxinus, wie das Binnenmeer von nun ab geheißen wurde, ſah bald häufiger griechiſche Handelsſchiffe nahen, ſchon konnte der Barbar die eindringende Geſittung nicht abwehren, und bald wurde das Bosporaniſche Reich gegründet, als deſſen erſter König Leukon genannt wird. Die kubaniſchen Anſiedelungen fielen um 480 in die Hände der Lesbier, ohne jedoch das griechiſche Leben aufzuopfern; ſelbſt die Jahrhunderte lang unausgeſetzt wiederholten Angriffe benachbarter Sarmaten mußten an den Grenzmauern Bosporiens zerſchellen. Unter den Beherrſchern dieſer Lande iſt Mithridates IV. Eupator, deſſen Andenken im Namen des heutigen Eupatoria gefeiert wird, der bedeutendſte und größte. Aus dem Herzen des eigenen Vaterlandes geſtoßen, deſſen Boden er mit dem Blute ſeiner Angehörigen färbte, zog er ein anderer Hannibal aus, die Thore Roms zu erſtürmen. Mit den Sarmaten verbündet, vermochte er doch nicht durch die Gebiete der Scythen ſich Bahn zu brechen, und durch Empörung geſtürzt, nahm er ſich ſelbſt ein Leben, deſſen Freiheit er unter römiſcher Oberherrſchaft nicht wollte untergehen laſſen. Welche Realität Roms Scheinherrſchaft und die nun folgenden Scheinkönige an den Ufern des Pontus gewonnen, läßt ſich ſo genau nicht ermitteln, da die Einſeitigkeit hiſtoriſchen Zeugniſſes jede objective Anſchauung unterdrückt. Mit Anbruch der chriſtlichen Zeitrechnung ſehen wir Nomadenvölker: Alanen, Aſſen, Laſen und Abchaſen, jener Ufergebiete ſich bemächtigen, die um 212 ſich endlich in den Händen der Chaſaren befanden. Wenige Spuren griechiſcher Cultur vermochten ſich aus dieſen barbariſchen Wirren zu retten, und auch das Eindringen der Gothen, welche den Namen Taurien in Gothien verwandelten, muß die Zuſtände verſchlimmern. Das in Einſchränkung noch fortbeſtehende Bosporaniſche Reich wird von völliger ſarmatiſcher Ueberflutung durch ſeinen König Pharnaces gerettet, welcher im Zweikampfe den feindlichen Fürſten Sauromates erlegt.

Um 375 endlich ſtürmten die Hunnen mit Heeresgewalt herbei und warfen die Gothen und Alanen, welche letztere zum Theil nach Europa entkamen, zum Theil in die kaukaſiſchen Gebirge Zuflucht nahmen, und als 90 Jahre darauf mit Einem Schlage das gewaltige hunniſche Reich zertrümmert niederſtürzte, unterwarfen Ungren und Bulgaren die Lande zwiſchen dem Don und Dnieſtr, und die Utaguren, eine Horde der erſtern, nahmen zwiſchen Don und Kuban feſte Wohnſitze, bis im 6. Jahrhunderte Avaren die Oberherrſchaft gewannen. Vom Kaiſer Juſtinian rühren die Ueberreſte kleiner Befeſtigungen her, welche er zum Schutze der cherſoneſiſchen Küſte hatte errichten laſſen. Im 7. Jahrhundert von den Chaſaren erobert, wurde Taurien nach dieſem Volke umbenannt, und bald conſtituirte ſich ein Reich auf den unabſehbaren Strecken der Moldau, Ungarns und Siebenbürgens, der doniſchen und kaukaſiſchen Länder, deſſen Bundesgenoſſenſchaft bei den byzantiniſchen Kaiſern gern geſehen und geſucht wurde. Schon im Laufe des 6. Jahrhunderts hatten römiſche Kaiſer die Nothwendigkeit einer Chriſtianiſirung der kaukaſiſchen Völker eingeſehen. Da die unter Konſtantin dem Großen nach Georgien, auf den Ruf des Königs Mirian, friedlich verpflanzte griechiſche Kirche nicht weiter um ſich greifen wollte, erſchienen nun gewandte Prieſter, welche gern um ihrer Herrſchaft willen in den griechiſchen Ritus heidniſche Gebräuche mengten, und ernteten glänzenden Erfolg. Zahlreiche Gebirgsſtämme, wie Tſchichen und Abchaſen, wurden dem Chriſtenthume zugeführt und verehrten gern den um 538 in Nikoptſchiß eingeſetzten Biſchof, deſſen Sitz 840 nach Metracha (Taman) verlegt und zum Erzbisthum erhoben wurde. Die von hereinbrechenden ruſſiſchen Horden geängſteten Chaſaren nahmen von Konſtantinopel nicht nur militäriſchen Schutz, ſondern um 858 auch chriſtliche Glaubenslehren an. Nichtsdeſtoweniger erſchien ein ruſſiſches Heer an der Mündung des Kuban, machte die Chaſaren und Tſchichen tributpflichtig und gründete in der Stadt Taman das ruſſiſche

Fürſtenthum Tmutorakan. Im Einverſtändniß mit den bedrückten oder bedrohten Tſchichen und andern Tſcherkaſſen fielen Ende des 11. Jahrhunderts Komanen und Polowzer in die vom Kuban nordöſtlich gelegenen Gebiete und ſtürzten das unter ſich uneinige ruſſiſche Fürſtenthum, welches allſeitigen Angriffen nicht gewachſen war. Südlich vom Kaukaſus hatte in Georgien nach der Zeitrechnung des alten Chroniſten Königs Wachtang V. ums Jahr 1792 nach Adam (!) der Stammvater des Fürſtenhauſes, Thargamos, am Ararat 600 Jahre lang ein zweiter Noah gelebt und ſein Reich unter acht Söhne getheilt, welche angeblich die Stammväter der verſchiedenen kaukaſiſchen Völkerſchaften ſind. Wie ſchon geſagt, war Georgien 320 dem Chriſtenthum zugewandt worden und die zu Mtzchethi nicht viel ſpäter erbaute Kathedrale gehört heute zu den großartigſten zertrümmerten Baudenkmalen Transkaukaſiens. Die Geſchichte dieſes Landes theilt ſich in Vertheidigungskriege gegen die tſcherkeſſiſchen Bergvölker einer- und die perſiſchen Einfälle andererſeits, bis Murwan Agarian, der Feldherr Omar's, eines Nachfolgers Mohammed's, die Fahne des Propheten in den Thälern des Kaukaſus aufpflanzte und Tiflis, die von Gurg-Arslan 455 gegründete Hauptſtadt, in Flammen aufging. Noch drei mal im Laufe zweier Jahrhunderte ward Georgien die Beute mohammedaniſcher Eroberer, bis unter Aghma-Schenebeli neue Blüthezeit anbrach und unter der Königin Thamara in vollſtem Glanze ſich entfaltete. Sie brach für Zeiten wenigſtens das Joch des Mohammedanismus und förderte mit einſichtsvollem Geiſt die geſammte Culturentwickelung ihres Landes.

Im Jahre 1220 bemächtigten ſich Dſchingis-Khan's Horden Georgiens, der Strom ergoß ſich über den Kaukaſus und erweiterte mit Macht die Grenzen des gewaltigen Kutſchakreichs. Schon war Batu-Khan 1226 dem großen Oheim in der Regierung gefolgt und erſt 1237 gelang es den Mongolen, die Komanen aus ihren Sitzen nach Thrazien zu verdrängen; die kubaner Tſchichen aber hielten ſich ſtandhaft und unterlagen erſt den Waffen Aengli-Timur-Khan's und Nogai's. Nur die Bewohner des eigentlichſten Berglandes zwiſchen Elbrus und Kasbek blieben allen Angriffen zum Trotz in wilder Unabhängigkeit frei und unbeſiegt, wie ſie noch bis heute kaum gefährdet den ruſſiſchen Waffen Trotz boten.

Das ſarmatiſche Europa und die tauriſchen Länder wurden in die kleine Tatarei verſchmolzen, und nach Batu's Tode war die Erbſchaft Timur-Khan zugefallen, welcher in Solgate oder Eski-Krim ſeine Reſidenz errichtete und der Halbinſel den Namen Kermen, d. h. Feſtung, beilegte, woraus mit der Zeit die Benennung Krym oder Krim ſich formte. Unter fränkiſchem, freiem Regiment hob ſich Handel und Wohlſtand und aſiatiſche Waarenniederlagen waren bald in Soldaja, dem heutigen Su-Dagh, und andern Küſtenpunkten errichtet. Genua, Piſa, Venedig, welche damals unter der Herrſchaft ritterlicher Kaufleute um die Hegemonie der Meere ſtritten, wandten auch hierher ihr gieriges Auge. Erſteres, das als Sieger aus jenem Wettſtreit hervorging, hatte 1162 in Konſtantinopel Handelsniederlaſſungen begründet, und nicht lange währte es, ſo bildete ſich in Kaffa auf einem Landſtückchen, welches dem Khan abgekauft worden war, eine genueſiſche Beſitzung. Raſch blühte ſie empor, und als die Khane den fremden Eindringling gewahrten, ſchien es zu ſpät, ſich ſeiner zu entledigen, denn Genua war ſtärker als der Khan. Nur vorübergehend bemächtigte ſich Venedig dieſer Colonie, die alsbald den Eigenthümern wieder zufiel und auch aus tatariſchen Zwiſtigkeiten ſiegreich hervorging.

Um 1365 gehorchten demſelben Scepter Cembalo (jetzt Balaklawa) und Soldaja (Su-Dagh), wo noch heute mächtige Mauertrümmer von damaliger Größe und Gewalt Zeugniß ablegen, und endlich fiel ganz Gothien, wie noch immer jener maleriſche, bergige Küſtenſtrich zwiſchen den genannten Orten geheißen war, den Genueſen als Eigenthum zu. Als Abuſeid, der Abkömmling Tamerlan's, zum Schutze des ohnmächtigen Tokat-Myche herbeigerufen, alle Sproſſen Dſchingis-Khan's umbringen ließ, entging ein einziger dem allgemeinen Morde. Devlet, der zehnjährige Knabe, fand bei einem Schäfer Gherai Unterkommen und Beſchäftigung. Dieſer war es, welcher die Goldene Horde vom Joche Tamerlan's wieder befreite und in dankbarer Erinnerung an ſeinen Retter für ſich und alle Nachkommen deſſen Namen dem Herrſchernamen beifügte.

Wir übergehen die Zwiſtigkeiten der Griechen Balaklawa's (Bella chiave) mit den Genueſen und verſchiedene Reibungen mit den Tataren, die endlich des Uebermuths dieſer Abendländer überdrüſſig, den kühnen Eroberer Konſtantinopels, Mohammed II., herbeiriefen. Im Jahre 1484 erlag Genuas Herrſchaft dem Schwerte der Türken, welche ſchon neun Jahre früher Kaffa in Beſitz genommen hatten.

In Folge des Andrangs der krimſchen Herrſcher, welche von der Mündung des Kuban aus die von den Bewohnern im Stich gelaſſenen Thäler mit aſtrachaner Nogaiern bevölkerten, wandten ſich die Bewohner des Hochlandes, ein Schutz- und Trutzbündniß ſuchend, an den Zaren Iwan Waſſiljewitſch den Grauſamen, ein Bündniß, das von einigen ruſſiſchen Autoren fälſchlich als eine freie Unterwerfung der Bergvölker unter den Scepter des Zarenreichs angeſehen wird. Es iſt ſogar nicht zu ermitteln, welchen Ausgang der gegen die Krimer von den Ruſſen unternommene Zug genommen habe, er iſt aber — da ein günſtiger Erfolg gewiß wäre von gleichzeitigen Autoren überliefert worden — als geſcheitert anzuſehen. Glücklicher waren die Ruſſen unter Anführung des Wojwoden Fürſten Iwan Daſchkow III. Es führte zu weit, wollte ich hier die hin und her geführten Ueberfälle der Krimer im Kaukaſus, der Kaukaſier bei den Tataren aufzählen; es genügt zu wiſſen, daß von jener Zeit des erſten Bündniſſes die Ruſſen den lebhafteſten Antheil nahmen an allen Vorgängen im Kaukaſus, den ſie als ein ihrem Schutz bleibend empfohlenes Land betrachteten. N. Danilewſki führt in ſeinem

Digitized by Google

Buche „Der Kaukasus. Physisch-geographisch, statistisch, ethnographisch und strategisch" S. 84 mehre Gelegenheiten auf, bei denen benannte Fürsten aus dem Hochgebirge den Zaren Rußlands, namentlich Boris Godunow, Wassilij Schuiski und Michael Feodorowitsch in den Jahren 1602, 1608, 1615 den russischen Unterthaneneid aus freien Stücken geleistet hätten, ohne jedoch seinerseits zu beweisen, daß aus jenen vor Jahrhunderten berichteten Vorgängen ein Recht sich ableiten ließe, gegen den Willen der Fürsten des Hochlandes mit Gewalt in Besitz der Berge sich zu setzen. Aber in der Geschichte galt, wie in der letzten Zeit in der Krim, von jeher das Recht des Stärkern und der Stärkere war bisjetzt der Tscherkesse, der Rußland trotzt, wie er dem Tataren und dem Perser trotzte. Hat er auch keine Vorzüge der Civilisation aufzuweisen, so bewundert der Russe doch in ihm das Muster der Mannhaftigkeit und Kühnheit, die Allgewalt des Unabhängigkeitstriebes.

Der Anfang des vorigen Jahrhunderts war charakterisirt durch die Kämpfe der krimschen Tataren gegen die Kabardiner des Kaukasus, welche mit einem Verlust von 30,000 Mann auf krimscher Seite ihr Ende erreichten. Später schützte Peter der Große durch militärische Intervention (1720) Kabarda vor neuem Angriff, rief aber eine Spaltung der Bevölkerung hervor, deren eine Hälfte, den Russen feindlich, ein Bündniß der Krimtataren vorzog. Blutige Zwistigkeiten und tyrannische Bedrückung des mächtigern Theils zwang endlich Korina Kantschokin, den Beherrscher von Kleinkabarda, zur Annahme des Christenthums (1759) und zur Gründung Mosdoks am linken Terekufer (1763). Durch die mistrauischen Türken, welche 1739 im belgrader Tractate die Unabhängigkeit der tapfern Kabardiner anerkannt hatten, von neuem aufgewiegelt, wurde Kabarda auf Befehl Katharina's II. durch den General Medem (1770) gebändigt und im folgenden Jahre zur Anerkennung des russischen Scepters genöthigt, infolge dessen auch die ottomanische Pforte im Tractate von Kutschuk-Kainardschi (1774) Rußlands Oberherrschaft über die Länder bis zum Kuban anerkannte und 1800 die Einverleibung Grusiens in das russische Kaiserreich vollzogen wurde. In diesem kurzen Abriß liegt die gesammte Geschichte der beiden Kriegsschauplätze des Jahres 1855, liegen alle Ursachen der jetzigen Verhältnisse, alle Gründe des künftigen Verhaltens, der einstigen Entwickelung im Keime verborgen und wir werden nach Kenntnißnahme der Vergangenheit Gegenwart und Zukunft besser verstehen und deuten, als uns bisher möglich war. Aber es kann in diesen Zeilen nur das Verhalten Rußlands insbesondere zu seinen südlichen Provinzen und zur europäischen Politik in Betreff derselben angedeutet werden; die Beziehungen zu den Westmächten, sowie die Verwickelungen, die sich mit der Türkei entspannen, bleiben andern Betrachtungen vorbehalten.

Ein wichtiges und interessantes, wenngleich parteiisches Werk zur Kenntniß der russischen Angelegenheiten in Kaukasien rührt her von dem russischen Diplomaten Felix Fonton und verließ 1840 unter dem Titel „La Russie dans l'Asie mineur" in Paris die Presse. Daß Friedrich Bodenstedt in seiner geistvollen Schrift „Die Völker des Kaukasus und ihre Freiheitskämpfe gegen die Russen" die Panegyrik der russischen Politik auf das unbarmherzigste bloßstellt, verstand sich von selbst, da ihm die Vertretung des Schwächern, Unterdrückten dem stärkern Sieger gegenüber oblag. Allein es fragt sich, welche Herrschaft im Interesse der Civilisation die wünschenswerthere ist, eine russische oder eine kaukasische? Man wird uns die Fürsten David II. und Thamara, sowie den krimschen Verehrer Friedrich's des Großen vorhalten, dessen Geschichte Theodor Mundt neulich in einer besondern Schrift behandelt hat, allein dies sind eben Ausnahmen und der Zar dürfte am wenigsten von Frankreich und England zur Rede gestellt werden, welche in Ostindien und Afrika dieselbe Politik verfolgen. Daß Rußland aber dem damaligen Zustande jener Länder gegenüber der civilisirte Staat war, ist kaum zu bezweifeln, wenn es auch im Vergleich zum übrigen Europa zurücksteht. Darum wäre es in diesem Falle für Rußland gefährlich, auf Raumer's Ausspruch sich zu berufen, daß die Civilisation der Uncultur gegenüber immer im Unrecht bleibe.

Das Mislichste freilich für die Völkerschaften Kaukasiens ist die Ungewißheit der stets noch schwebenden Frage, da ohne Frieden die Segnungen der Civilisation nicht Raum gewinnen können, das Recht des Einen und des Andern in diesem Wuste diplomatischer Streitigkeiten und kriegerischer Unternehmungen nicht mehr ermittelt werden könnte und schließlich Rußland, solange es in seiner gegenwärtigen Machtentwickelung verharrt, unter keiner Bedingung eine Aussonderung jener Gebirgslande dulden wird; daß aber Rußland, durch den gegenwärtigen Krieg mit den Westmächten aus dem Schlummer geweckt, sein System der Stabilität aufgeben und dem Fortschritte zugewandt, auch den entferntern Theilen seines Reichs die gewonnenen Vortheile zuwenden müsse, wolle und werde, unterliegt wol keinem Zweifel. In diesem Sinne nicht minder erscheint eine Reform und Läuterung des Beamtenwesens wünschenswerth und nothwendig, damit nicht jene in Rußland sprichwörtlich gewordene Corruption, von der z. B. Gogol's „Revisor" (deutsch bearbeitet von Wiedert) ein treffendes Bild gibt, die gesunden Säfte jener unverdorbenen Volksstämme inficire. Der Kaiser Nikolaus, vom besten Willen beseelt, jenem Unfug zu steuern, gestattete allen Censurvorschriften zuwider die Aufführung des sehr starken Gogol'schen Stücks und ehrte es durch persönliche Gegenwart im Theater, auch hatte er in frühern Jahren Bulgarin's „Iwan Wuischigin" allen Beamten des Reichs zur Beherzigung anempfehlend zugesandt. Aber jene hin und wieder geschehenen Versuche griffen nicht durch und machten die Uebelthäter nur vorsichtiger in ihrem Verfahren, während doch gründlichere und ehrliche Erziehung und Bildung das einzig mögliche Mittel, Bes-

ſerung herbeizuführen, wäre, nicht aber Perhorrescirung durch ſtrenge Beſtrafungen.

Solange jenen Uebeln nicht abgeholfen wird, darf es nicht Wunder nehmen, wenn die fremden Völkerſchaften, gleich den ruſſiſchen Bauern, jeden Verſuch der Civiliſirung wie das Werk des leibhaftigen Gottſeibeiuns fliehen, weil in den bei weitem meiſten Fällen Bildung mit Bedrückung und Betrug ſich identificirt. Dieſen Mangel der Verwaltung und dieſen Makel des Perſonals nicht nur einzuſehen, ſondern zu beſſern und die in dem Sinne gemachten Andeutungen und Winke für gutwillig und wohlgemeint anzuerkennen, nicht, wie bisher geſchah, als böswillig und verleumderiſch zu unterdrücken und zu beſtrafen, darin liegt das erſte Zeichen des Fortſchritts. Daß unter der neuen Regierung dieſe Principienänderung vor ſich gegangen ſei und nach und nach immer weiter wirken werde, geht aus verſchiedenen Regierungsmaßregeln, namentlich im Miniſterium der Wege- und Waſſercommunicationen, jedoch auch anderweitig hervor. In einer Vorlage, welche dem Kaiſer vom Großfürſten Konſtantin gemacht worden ſein ſoll, ſpricht dieſer ſich unter Anderm dahin aus, daß die Cenſur, eine dem öffentlichen Wohl gewidmete Anſtalt, trotzdem in der geſammten Stimmung des Volks als ein verhaßtes Werk bezeichnet werde, die Urſache aber darin zu ſuchen ſei, daß man, anſtatt die Uebelſtände im Lande aufzudecken und die guten Einrichtungen des Auslandes zu preiſen, den verkehrten Weg eingeſchlagen habe, das Fremdländiſche als Abſchreckungsmittel vorzuhalten, das Einheimiſche aber, wenn auch nicht in Bauſch und Bogen zu loben, ſo doch nur mit dem Vortrefflichen zu liebäugeln und zu prahlen. Iſt das Wort richtig: Behüte uns vor unſern Freunden, mit unſern Feinden wollen wir ſchon fertig werden, ſo hat ein anderes nicht mindere Bedeutung: daß wir über unſere Fehler am beſten von unſern Feinden unterrichtet werden. Indeſſen darf nicht verhehlt werden, daß alle die im Publicum circulirenden Nachrichten in der Mehrzahl bisher Gerüchte waren, die noch einer Beſtätigung bedürfen, jedenfalls aber die gute Meinung, die reiche Hoffnung und das ſichere Vertrauen charakteriſiren, welche der gebildete, wohlmeinende Theil der Nation in die Abſichten und Kräfte des neuen Beherrſchers ſetzt. Mögen die Reſultate der letztvergangenen Decennien als warnendes Beiſpiel ermuthigend zu vertrauensvollern, kaiſerlichern Maßregeln ermuntern und ermuthigen!

Um nun zu unſerm Thema zurückzukehren, ſo wird gerade das obenangeführte Werk Bodenſtedt's geeignet ſein, den Leſer über Das zu belehren, was in den verſchiedenſten Beziehungen Mangelhaftes und Tadelnswerthes im Verhalten Rußlands zum Kaukaſus angetroffen wird, und jeder unbefangene Leſer kann mit Vergnügen den kritiſchen Sammlerfleiß des Autors bewundern und ſeine Gabe hochſchätzen, ethnographiſche Verhältniſſe klar und deutlich aufzufaſſen und darzuſtellen. Zudem muß die Gewandtheit der äußern Form um ein nicht geringes Theil die Luſt erhöhen am Genuß der Lectüre, weil ſich bei den meiſten Autoren touriſtiſche Oberflächlichkeit mit ſchwülſtigem, zerfahrenem Stil, oder pedantiſche Gelehrſamkeit mit hölzernem, klapperndem Satzbau ſich zu verbinden pflegen, Bodenſtedt aber als gelehrter Reiſender und Dichter den Mängeln der einſeitigen Richtung entging, indem dieſe in ihrer Begegnung ſich gegenſeitig vernichten mußten. Führt uns Bodenſtedt in den Kreis politiſchen Lebens und weiß die geſammten Erſcheinungen im Gebiet ſeines Beobachtens darauf zu beziehen, ſo hat A. Freiherr von Haxthauſen in ſeinem Werke „Transkaukaſia" das ſociale Leben verwandter, benachbarter Stämme ſich zum Augenmerk genommen, ohne den übrigen Regionen ſeine Aufmerkſamkeit zu entziehen. Soviel auch die frühern Schriften dieſes ausgezeichneten Reiſenden beſprochen wurden, ſo iſt ihre Kenntniß doch lange nicht tief und breit genug in die gebildeten Leſekreiſe eingedrungen, denen doch ſo unendlich viel an der Kenntniß Rußlands abgeht, das ſie nach Hörenſagen und fertig zugeſchnittenen Schablonen meſſen und beurtheilen. Zur Kenntnißnahme gerade des jetzigen aſiatiſchen Kriegsſchauplatzes finden wir hier den beſten Führer und der Wißbegierige darf nicht leichtgläubig dem Erſten Beſten ſeine Hand reichen, der ihm die Dienſte des Dolmetſchers anbietet. Das Haxthauſen'ſche Werk vertritt für das Studium jener Länder ungefähr den Platz, den die neuerdings ausgegrabenen Alterthümer am Euphrat und Tigris für die alte Geſchichte Aſſyriens ausfüllen. Kannten wir aus der Vergangenheit des alten Aſſyrerreichs kaum mehr als einige fabelhafte Namen und Jahreszahlen und ließen aus den entdeckten Reliefs über die häuslichen, geſelligen und ſtaatlichen Gebräuche uns unterrichten, ſo war unſer Wiſſen über jene kaukaſiſchen und transkaukaſiſchen Gebirgsländer bisher kaum minder Stückwerk zu nennen, als unverſehens das durch den Krieg erweckte Intereſſe ſich jenen Völkerſchaften zuwandte. Im zehnten Capitel ſeines Werks führt uns Haxthauſen die Geſchichte des Landes und dieſer angeſchloſſen im elften eine Reihe intereſſanter einheimiſcher Sagen und Märchen vor, welche den trotz ſeines Reichthums lange noch nicht hinreichend ausgebeuteten Schatz der Volkspoeſie vervollſtändigen und erweitern. Füllt dieſes Werk eine augenſcheinliche Lücke der Literatur der genannten Ländergebiete aus, ſo müſſen wir um ſo freudiger das endliche Erſcheinen der deutſchen Ausgabe, der eine engliſche bereits voranging, begrüßen, und behalten uns vor, eine eingehendere Beſprechung ſpäter nachfolgen zu laſſen.

Von frühern Schriften, welche in geſellſchaftlicher und geſelliger Beziehung über jene Länder einiges Licht verbreiten, ſind die von landeskundigen Augenzeugen geſchriebenen Werke „Moskowiter und Tſcherkeſſen" von Hamar-Dabanow (deutſch, 1846) und Lermontow's „Der Held unſerer Zeit" zu nennen. Beide bringen in novelliſtiſcher oder ſkizzenhafter Form, namentlich aber Lermontow, ganz aus-

Digitized by Google

gezeichnete Charakterbilder, die in ihrer Urſprünglichkeit und Neuheit unſer lebhaftes Intereſſe erwecken. An Lermontow verſuchten ſich verſchiedene Kräfte, und wir nennen namentlich die Ueberſetzung Varnhagen von Enſe's: „Bela" („Denkwürdigkeiten", VI, 298), von Budberg-Benninghauſen's „Aus dem Kaukaſus" und Auguſt Boltz' nach dem Original benannte Verdeutſchung (Berlin 1852). Aus der Lorck'ſchen „Hausbibliothek" ſchließen ſich hieran K. Koch's „Kaukaſiſche Länder und Armenien", geiſtreiche touriſtiſche Schilderungen, an denen der Leſer die Nachläſſigkeit des Ueberſetzers rügen muß, welcher die engliſchen Originale in einer traurigen ſtiliſtiſchen Verſtümmelung wiedergibt. Unter die Reiſeberichte des Herausgebers miſchen ſich Skizzen der Engländer Spencer, Curzon, Wilbraham und Macintoſh, welche im Zuſammenhange die Richtung durch den Kaukaſus nach Redutkalé, Trebiſonde, Erzerum, an den Wanſee u. ſ. w. verfolgen. Der General Macintoſh iſt bereits durch ſeine ausgezeichnete, mit zahlreichen Karten verſehene Schrift über die Länder des heutigen Kriegsſchauplatzes und durch die in denſelben entworfenen Plane zur Führung des Kriegs, denen die engliſche Regierung zu folgen beſchloß, vortheilhaft bekannt, und allerdings konnte nur die genaueſte Ortskenntniß, verbunden mit der ſtrategiſchen Umſicht des Verfaſſers, eine ſo ausgezeichnete Arbeit liefern. So wäre in dieſem Sinne die Schrift des Generals unter allen übrigen genannten und noch zu nennenden für den Leſerkreis beſonders anzuempfehlen, dem an genauer und erfahrener Belehrung über die kriegeriſchen Beziehungen der Oſt- und Weſtmächte gelegen iſt, ohne auf die ſonſtige genauere Beſchaffenheit von Land und Leuten Gewicht zu legen; und wir erwähnten mit Nachdruck des Kartenreichthums umſomehr, als bei ſämmtlichen übrigen Schriften eben hierin der Mangel ſich am fühlbarſten macht. Von ungleich geringerm Gehalt als vorgenannte Schrift iſt die von E. Jouve. Ueber die nämlichen Gegenden verbreitet ſich des Fürſten Anatol von Demidow ausgezeichnetes Werk und wir brauchen des Buchs nur Erwähnung zu thun, da es ſeit ſeinem Erſcheinen bereits vielfach die verdiente Anerkennung und weitere Verbreitung gefunden hat. Dieſe Schrift wie die A. von Harthauſen's iſt mit zahlreichen Illuſtrationen geziert, unter denen in „Transkaukaſia" die Anſichten des Elbrus und Kasbek in Farbentondruck und das Porträt des Patriarchen von Armenien in Stahlſtich beſonderes Lob verdienen.

Ferner iſt „Die Krim" (aus J. J. Weber's „Illuſtrirter Reiſebibliothek") mit ſaubern Holzſchnitten ausgeſtattet, nicht minder leſenswerth, ein Buch, das in guter Ueberſetzung die Beobachtungen und Aufzeichnungen einer engliſchen Dame aus der guten Geſellſchaft wiedergibt, einer Dame, die eine längere Reihe von Jahren im Lande ihren Aufenthalt genommen und Gelegenheit, Muße und Talent beſaß, Land und Leute, Einrichtungen und Gebräuche zu beobachten, aufzufaſſen und zu charakteriſiren. Auf gleich engem Gebiete bewegt ſich A. T. von Grimm's „Tauriſche Halbinſel" (erſter Theil der „Wanderungen nach Südoſten"), ein Buch, das mit einer gewiſſen poetiſchen Wärme geſchrieben, durch die friſche Darſtellung manche Oberflächlichkeit und Ungenauigkeit der Darſtellung vergeſſen macht. Wenn unter Anderm S. 40 der Verfaſſer behauptet, daß die Krim noch nie Gegenſtand der Landſchaftsmalerei geweſen, ſo ſollte er, der als einſtiger Lehrer des Großfürſten Konſtantin in dem kaiſerlichen Palais Zutritt hatte und nicht geringer Kunſtkennerſchaft ſich rühmt, wiſſen, daß Karl von Kügelgen ſeiner Zeit für den Kaiſer Alexander I. einen ganzen Cyklus reizender Gemälde verfertigte, welche in lithographiſchen Darſtellungen in Rußland ziemliche Verbreitung fanden.

81.

Kaulbach's Illuſtrationen zu Shakſpeare.

1. Shakſpeare-Galerie von Wilhelm von Kaulbach. Erſte Lieferung: Macbeth. Berlin, Nicolai. 1855. Imp.-Fol. 12 Thlr., chineſiſches Papier 15 Thlr., vor der Schrift 24 Thlr.
2. Wilhelm von Kaulbach's Shakſpeare-Galerie erläutert von Moritz Carriere. Erſtes Heft: Allgemeine Einleitung, Macbeth. Berlin, Nicolai. 1856. Gr. 4. 10 Ngr.

Wenn ein Malerfürſt wie Kaulbach ſich gedrungen fühlt, einem Dichterheros wie Shakſpeare ſeine künſtleriſche Hand zu leihen, um die ewigen Geſtalten, die Letzterer nur für das Auge der Phantaſie entworfen, nachzubilden oder vielmehr nachzuſchaffen und für die ſinnliche Anſchauung zu fixiren; wenn die beſten Kräfte der Kupferſtecherkunſt, ein Eichens, E. Schäffer, Jacoby, Hoffmann, mit ihm ſich verbinden, um ſeine Zeichnungen auf Erz zu übertragen und dadurch zum Gemeingut der ganzen gebildeten Welt zu machen; wenn endlich ein Aeſthetiker wie M. Carriere noch hinzutritt, um Das, was der Dichter erdacht, der Künſtler erſchaut hat, auch dem empfangenden und genießenden Geiſte zum klaren Verſtändniß zu bringen, ſo iſt das ein Ereigniß, welches eine ſo ſeltene Gunſt der Umſtände vorausſetzt, daß es wol kaum alle 100 Jahre einmal eintreffen dürfte. Ja, was Shakſpeare betrifft, ſo mußten über 200 Jahre ſeit ſeinem Tode vergehen, ehe ein Künſtler erſtand, der würdig und befähigt geweſen wäre, ihm dasjenige Denkmal zu ſetzen, das ſeinen Namen höher ehrt als Marmorſtatuen und Erztafeln. Denn obwol bereits im vorigen Jahrhundert eine Anzahl namhafter engliſcher Maler, wie Joſua Reynolds, G. Romney, B. Weſt, J. Bary, J. Opie, T. Stothard u. A., einen (jetzt zerſtreuten) Cyklus von Darſtellungen lieferten, die den Dichtungen Shakſpeare's gewidmet waren und den Namen der „Shakſpeare-Galerie" erhielten, obwol es auch in Deutſchland, ſeitdem der Dichter bei uns eingebürgert iſt, an Verſuchen ähnlicher Art — wir erinnern nur an Retzſch und Ruhl — nicht gefehlt hat, ſo blieben doch alle dieſe Beſtrebungen weit hinter ihrem Ziele zurück. Wenn man von einzelnen Bildern düſſeldorfer Meiſter und von dem (nicht

den gelungenen) Kupferstich zu „Romeo und Julie" nach einer trefflichen Zeichnung unsers großen Cornelius absieht, kann man behaupten, daß es bisher an einer würdigen Versinnlichung Shakspeare'scher Ideen durch Bild und Zeichnung noch gänzlich gebrach.

Wilhelm von Kaulbach, anerkanntermaßen einer der größten Meister der neuern Zeit und vielleicht aller Zeiten, dürfte mehr als irgendein Anderer berufen sein, diese Lücke auszufüllen. Denn Shakspeare's Dichtungen gegenüber genügt es nicht blos, ein großer Maler zu sein. Ist es überhaupt schon für den bildenden Künstler bedenklich, mit dem Dichter in die Schranken zu treten, weil das Poetische keineswegs immer malerisch ist, so ist es doppelt gewagt bei Shakspeare. Es fehlt seinen Figuren nicht nur an dem im engern Sinne plastischen Gepräge, an jener Ruhe und Würde der Erscheinung, an jener typischen Allgemeinheit, Klarheit und Anschaulichkeit des Charakters, der in wenigen großen, von vornherein fixirten Grundzügen ausgeprägt, die Helden der griechischen Epopöe und Tragödie zur Umgestaltung in plastische Gebilde so unmittelbar geeignet erscheinen ließ, daß es einer Uebertragung kaum bedurfte, sondern es fehlt ihnen im Grunde auch an einer unmittelbaren Beziehung zum Geiste und Wesen der Malerei. Denn auch die Malerei, obwol das Individuelle, im engern Sinne Charakteristische keineswegs außerhalb ihres Bereichs liegt, bedarf doch ebenfalls fester, ausgebildeter, keiner Wandelung unterworfener Charaktere, weil nur solche Charaktere dem Wesen des malerischen Kunstwerks, das selbst keiner Veränderung, keiner Entwickelung und Bewegung fähig ist, entsprechen. Shakspeare's Charaktere dagegen sind im Werden, in beständiger Entwickelung und Fortbildung begriffen. Wie klar und bestimmt sie auch angelegt sind, wie nothwendig auch aus einem ursprünglichen festen Kerne unter den gegebenen Umständen ihre Gestalt sich herausbildet, wie lebendig und natürlich auch diese Entwickelung im strengen Zusammenhang aller Glieder fortschreitet, immer zeigt sich doch erst am Ende, was ihr wahres Wesen, ihre eigentliche Bedeutung ist. Ja nicht selten eröffnet sich am Ende noch eine Perspective in die Zukunft, in welche die angelegten Fäden hinausweisen und der Proceß der Entwickelung für die Phantasie des Lesers sich fortsetzt. Nirgends ein Stillstand, nirgends ein Ruhepunkt, der dem Künstler zum Standpunkt der Auffassung, zum Anhaltepunkt für die Anlage und Disposition seines Werks dienen könnte. Will er daher der Aufgabe genügen, so muß er ganz vom Einzelnen absehen, er muß im Stande sein, Das, was der Dichter in eine Fülle einzelner Züge auseinanderlegt und durch eine lange Reihe von Bildungsstufen hindurchführt, in eine höhere ideale Einheit zusammenzufassen und in ihr als der göttlichen Gegenwart, in welcher Vergangenheit und Zukunft sich begegnen und ineinanderschmelzen, die Gesammtheit der einzelnen Momente zur Anschauung zu bringen. Das aber ist eine Thätigkeit, die nicht blos den gegebenen Stoff künstlerisch verarbeitet und die poetische Gestalt nur so treu als möglich nachbildet; das ist eine wesentlich productive, das dichterische Gebilde neu schaffende Thätigkeit, die, wenn sie gelingen und die neue Schöpfung ihrem Urbilde gleichen soll, eine nahe Geistesverwandtschaft zwischen dem Dichter und dem Künstler voraussetzt.

Diese Geistesverwandtschaft zwischen Shakspeare und Kaulbach sucht daher Carriere zuvörderst nachzuweisen und schickt deshalb dem ganzen Cyklus von Darstellungen eine einleitende Abhandlung voraus, die den Titel führt: „Shakspeare's dichterische Eigenthümlichkeit und Weltstellung im Verhältniß zur bildenden Kunst." Schon diese Einleitung zeigt, daß man, wenn es sich um würdige Erläuterungen Shakspeare'scher Bildwerke handelte, den rechten Mann gefunden hat. Carriere hat durch sein neuestes Werk: „Das Wesen und die Formen der Poesie", in welchem er die Normen für das Drama gerade von Shakspeare ableitet und durch sein Beispiel veranschaulicht, ein ebenso gründliches Studium wie tiefes Verständniß der Poesie, der dramatischen Kunst und insbesondere Shakspeare's bewiesen. Er hat aber auch durch eine Reihe von Abhandlungen (in Zeitschriften) dargethan, daß er mit der Geschichte und dem eigenthümlichen Wesen der bildenden Künste ebenso vertraut ist wie mit den classischen Dichtungen aller Völker und Zeiten. Hier, im geistigen Mittelpunkte aller Kunst, dem gemeinsamen Ideale, das die entgegengesetzten, anscheinend unvereinbaren Kunstformen, das flüssige Drama und das feste Bildwerk, in seinem Schooße trägt und aus sich herausgebiert, muß Derjenige festen Fuß gefaßt haben, der Erläuterungen zu einer Kaulbach'schen „Shakspeare-Galerie" liefern will. Die Aufgabe ist nicht leicht: sie fodert eine gleichmäßige Durchbildung der beiden entgegengesetzten Seiten des erkennenden Geistes, des reflectirenden (philosophischen) Gedankens wie des percipirenden Sinnes, hier die Tiefe der dichterischen Conception zu verstehen, dort die künstlerische Intention in ihrer Versinnlichung durch feine, oft fast unmerkliche Zeichen zu erfassen. Daß Carriere ihr gewachsen ist, zeigt er schon dadurch, daß er sich ihrer Bedeutung klar bewußt ist. Denn ihre Bedeutung und die Möglichkeit ihrer Lösung liegt eben in jenem selbigen Punkte, in welchem der Genius des Dichters und der schöpferische Geist des Künstlers sich einigen und durch welchen allein eine innige Geistesverwandtschaft beider im einzelnen Falle möglich ist. Indem Carriere diese Verwandtschaft zwischen Shakspeare und Kaulbach darzulegen sucht, erreicht er mit Einem Schlage einen gedoppelten Zweck: er gibt eine allgemeine Charakteristik des Dichters und stellt zugleich den Leser auf denjenigen Standpunkt, von welchem aus der große Künstler seine Darstellungen entworfen hat und aufgefaßt haben will. Mit Recht hebt er zunächst hervor, daß Shakspeare ein Dichter der Idee ist, d. h. daß er nicht blos, wie man lange gewähnt hat, mit genialem Instincte die mannichfaltigen Fäden der Action und die verschiedenen Charaktere harmonisch zu verknüpfen und so die Darstellung zu einem äußerlichen Ganzen abzurunden weiß, auch nicht blos, wie Gervinus

will, eine gegebene Geschichtserzählung durch lebensvolle Durchbildung der Charaktere vertieft und damit nebenher zum Beispiel einer allgemeinen Idee, einer moralischen oder politischen Maxime erhebt, sondern daß er von vornherein dem todten Stoffe eine Seele einhaucht, in der Mannichfaltigkeit der Thaten und Begebenheiten eine bestimmte allgemeine Lebensansicht auszudrücken sucht und ihr gemäß das gegebene Material umgestaltet, ihr gemäß die handelnden Charaktere wählt und formt. Aber gleichermaßen ist auch Kaulbach ein Maler der Idee im eminenten Sinne des Worts. Man hat es ihm zum Vorwurf gemacht, daß in seinen Darstellungen die Idee oft zu sehr vorschlage, daß er sich nicht begnüge, die ideelle Bedeutung eines einzelnen historischen Ereignisses zu veranschaulichen, sondern die leitenden Ideen ganzer Zeitalter und Geschichtsperioden versinnlichen wolle, was die Grenzen der Malerei überschreite und unvermeidlich zu einem kalten Symbolisiren und Allegorisiren führe. Es ist hier nicht der Ort, diesen Punkt zu erörtern, der sich nicht so nebenher abthun läßt. Wir bemerken daher nur, daß sich die Grenzen einer Kunst nicht a priori feststellen lassen, weil es keinen Maßstab für die Größe der künstlerischen Kraft gibt und Niemand sagen kann, was dem Genius möglich und nicht möglich sei. Nur die Thatsache, das Kunstwerk selbst, kann darüber entscheiden, ob die Grenzen der Kunst überschritten, d. h. die Grundgesetze der Schönheit und der künstlerischen Darstellung verletzt sind, oder ob nicht vielmehr blos die Grenzen, innerhalb deren die Künstler bisher sich bewegten, eine Erweiterung erfahren haben durch die geniale Kühnheit und Kraft Dessen, der sie zu durchbrechen wagte. Uns will es scheinen, als sei der Streit über die großen Wandgemälde des Neuen Museums in Berlin in diesem Sinne zu Gunsten Kaulbach's zu entscheiden. Doch überlassen wir das Urtheil darüber den Meistern vom Fach und dem Richterstuhle der Nachwelt. Wir wollten hier nur unter Hinweisung auf jene großen Gemälde darlegen, daß Kaulbach in der That ähnlich wie Shakspeare verfährt und den Stoff nicht blos künstlerisch zu verarbeiten, auszugestalten und zu beleben weiß, sondern ihn auch zum Träger einer allgemeinen, weithin reichenden Idee zu machen sucht.

Aber Shakspeare's Idealismus, seine echt dramatische Weise, die Idee zur Erscheinung zu bringen, liegt anscheinend weit ab von der malerischen Form und Ausdrucksweise. Shakspeare idealisirt nicht wie die Alten. Um die Idee zu versinnlichen, gibt er der äußern Erscheinung nicht eine ideale Form; seine Helden, wenn auch zuweilen von hervorragender Kraft und Größe, sind doch durchaus wirkliche, leibhaftige, natürliche Menschen, ja eingefleischte Engländer, wie Goethe sagt, scharf individualisirt, oft ganz eigenthümlichen Schlags, schroffe, absonderliche Charaktere, ohne alles typische Gepräge. Was sie meinen und wollen, thun und leiden, gehört ebenfalls nur ihnen an, entspringt aus ihrem individuellen Geiste und Charakter, aus ihren besondern Verhältnissen und Lebensumständen. Kurz, das Allgemeinmenschliche, wenn es auch immer den innersten Grund und Kern der Shakspeare'schen Gestalten bildet, tritt nirgends unmittelbar in die Erscheinung, sondern liegt ihr eben nur zugrunde: die Erscheinung selbst ist stets individuell, realistisch, naturalistisch. Danach könnte man meinen, bemerkt Carriere mit Recht, daß es die Sache des Genremalers sei, Shakspeare's Dichtungen in Bild und Gemälde zu übersetzen. Allein wenn es auch der geniale Genremaler wol vermag, den komischen Figuren und den Lustspielen Shakspeare's gerecht zu werden, so dürfte doch im Allgemeinen seine Kunst schwerlich ausreichen. Shakspeare's Tragödien und insbesondere seine historischen Dramen erheben sich weit über die gemeine Wirklichkeit, über die Sphäre des alltäglichen Lebens und seiner poetischen Bezüge. Seine Helden erscheinen zwar ganz individualistisch und realistisch gezeichnet; aber in ihnen waltet der Geist der Weltgeschichte, das ewige Gesetz und der höchste Zweck der menschlichen Dinge; ihm gemäß ist der innerste Kern ihres Wesens bestimmt, ihm gemäß entwickeln sich ihre Verhältnisse und Zustände, ihm gemäß verlaufen ihre Thaten und Lebensereignisse, ihm gemäß gestaltet sich ihr Schicksal. Ganz wie in der Geschichte die Idee nicht äußerlich heraustritt, nicht in einzelnen Persönlichkeiten abgebildet erscheint, sondern an ihnen nur ihre Hauptträger hat, aber auch in allen übrigen handelnden Personen, im ganzen Volks- und Zeitgeiste sich reflectirt, wie sie also zwar als die Alles leitende und bedingende Macht sich geltend macht, aber nur dem Auge des Geistes erkennbar ist, gerade so erscheint in Shakspeare's Dramen die Idee als das eigentliche Motiv der Action, als der innere Lebenskeim aller Entwickelung, als das ideale Princip der Gestaltung des Ganzen. Nur wer von diesem Mittelpunkte aus das Ganze überschaut, wird in den handelnden Personen, trotz ihrer realistischen Erscheinung, ein idealistisches Element erkennen, das, weil es den eigentlichen Kern ihres Wesens bildet, von innen heraus ihre ganze Persönlichkeit durchdringt und bestimmt. Der bildende Künstler muß freilich diesen idealistischen Kern auch in die äußere Erscheinung herausstellen, und doch darf er das realistische Gepräge derselben nicht verwischen. Allein die Schwierigkeit, die er damit zu lösen hat, tritt ihm bei jedem historischen Gemälde entgegen; auch hier verlangt die weltgeschichtliche Idee ihr Recht, und doch darf die gegebene Wirklichkeit, das Thatsächliche der Erscheinung, die Porträtmäßigkeit der handelnden Personen nicht verletzt werden. Diese Gegensätze zu versöhnen, das Allgemeine der Idee in der individuellen, realistischen Erscheinung zur Anschauung zu bringen und damit der historischen Wirklichkeit das Gepräge der Idealität aufzudrücken, ist eben die Aufgabe des eigentlichen Geschichtsmalers, die Art ihrer Lösung das Geheimniß des künstlerischen Genius. Kaulbach hat bereits vielfach bewiesen, daß er dies Geheimniß besitzt. Er hat einerseits, wie Carriere mit Recht erinnert, in einzelnen Darstellungen — z. B. im „Irrenhaus" und im „Verbrecher aus verlorener Ehre" — gezeigt, wie scharf und bedeutsam er zu individualisiren versteht und wie genau

n, wo es darauf ankommt, die gemeine Wirklichkeit, selbst mit ihren Auswüchsen von Laster, Verbrechen und Geisteskrankheit, in schlagender, porträtmäßiger Aehnlichkeit abzubilden weiß, — eine Fähigkeit, die für eine Anzahl Shakspeare'scher Gestalten, für einzelne Nebenfiguren der Tragödien und historischen Stücke und für die meisten Charaktere der Lustspiele, durchaus unentbehrlich ist. Er hat aber auch in vielen andern Werken dargethan, daß er des wahrhaft historischen Stils wahrhaft Meister ist und in vollem Maße das Vermögen besitzt, die gegebene Wirklichkeit durch die ideale Größe und Schönheit des ihr zugrunde liegenden Gedankens zu verklären. Wir dürfen daher mit Sicherheit erwarten, daß es ihm auch gelingen werde, in Shakspeare's Gebilden trotz ihrer realistischen Erscheinung doch das poetische Ideal der Menschennatur, dessen Ausdruck sie sind und das dem Dichter beständig vor Augen schwebte, zur vollen lebendigen Anschauung zu bringen.

Shakspeare ferner, weil er eben durch und durch Dramatiker ist, liebt die epische Breite ebenso wenig als die lyrische Zerflossenheit. Er erzählt nicht, sondern was geschieht, geht vor unsern Augen vor; er schildert nicht, sondern zeigt uns unmittelbar die Personen selbst nach ihrer äußern und innern Beschaffenheit. Und diese Personen sind zwar keineswegs ohne Herz und Gemüth, aber sie behalten ihre Gefühle und Empfindungen meist für sich, theils weil das reine und tiefe Gefühl jede laute Aeußerung scheut, theils weil breite Gefühlsergüsse undramatisch sind. Nur wo das Gefühl zum Affect sich steigert, oder wo es den Willen ergreift und zum Motive der That wird, tritt es klar und bestimmt hervor. Das lyrische Element, das bei unsern dramatischen Dichtern sich so breit macht und gern mit der Reflexion und Contemplation sich verbindet, fehlt bei Shakspeare als selbständiges Glied des dramatischen Körpers fast ganz. Die Stelle desselben ersetzt der Humor, der nicht blos ein einzelnes Element, sondern ein wesentlicher Factor des Shakspeare'schen Dramas ist. Der echte Humor stammt aus dem Herzen; er ist kein Verstandesproduct wie der Witz, sondern ursprünglich eine Stimmung der Seele, die aus der Tiefe des Gemüths quillt, aber entwickelt und gepflegt sich leicht festsetzt und allgemach den ganzen Geist ergreift, die ganze Lebens- und Weltanschauung bedingt, bald mit dem Verstande, bald mit der Phantasie sich vermählend und daher bald als humoristischer Witz, bald in phantastischen Einfällen und wunderlichen Gedankensprüngen sich äußernd, in glücklichen Situationen voll spielender Heiterkeit und lachenden Uebermuths, unter trüben, tragischen Verhältnissen voll tiefer, nur unter dem Deckmantel des Komischen sich verbergender Gedanken oder, je nach dem Charakter der Personen, voll bitterer Satire und vernichtender Sarkasmen. Den Grundquell dieser Stimmung hat Jean Paul richtig angedeutet; sie beruht auf der Anlage des Gemüths, in den gegebenen Situationen und Verhältnissen, Thaten und Erfolgen das der ewigen Idee, dem wahren Wesen der Menschen und der Dinge Unangemessene, Widersprechende unmittelbar herauszufühlen, oder, wie Jean Paul will, das Endliche und Unendliche in scharfem Contrast gegeneinander zu stellen und aneinander zu messen, womit die Wirklichkeit trotz all ihrer Größe und Schwere zum unendlich Kleinen zusammenschwindet. Wo diese Anlage mit dem forschenden, beobachtenden, grübelnden Gedanken zusammentrifft, wird sie zur philosophischen Reflexion und Contemplation führen; wo sie dagegen mit einem raschen Verstande oder reizbarer Phantasie sich verbindet, wird sie in jenen verschiedenen Formen und Farben des Humors sich äußern. Shakspeare ist ein Meister des Humors, wie es keinen zweiten gibt; er sprudelt bei ihm in unerschöpflicher Fülle und erscheint in allen Gestalten, deren er überhaupt fähig ist, hier im Gewande tiefsinniger Weisheit, dort im buntscheckigen Kleide der Narrheit und des tändelnden Scherzes, hier als Ausdrucksform stürmischer Affecte und glühender Leidenschaft, dort als Hülle zarter, inniger, verschämter Gefühle. Es gibt fast keinen Charakter bei Shakspeare, der ganz ohne die Gabe des Humors wäre, keine Situation, die nicht von der einen oder andern Seite im Lichte des Humors betrachtet würde. Dieses Zwielicht, in welchem der Glanz des Ideals mit dem trüben Dunkel der gemeinen Wirklichkeit verschmilzt, ist die eigenthümliche Beleuchtung, unter welcher Shakspeare überall Leben und Geschichte darstellt. Unter dieser Beleuchtung wagt er es und darf es wagen, auch das Häßliche ganz unverschleiert und ungemildert dem Schönen an die Seite zu setzen. Das Häßliche ist eben nur die nicht blos theilweise, vorübergehende, blos innerliche, sondern volle, dauernde, äußerlich gewordene Unangemessenheit des Wirklichen gegen die Idee; es ist daher an sich das Unkünstlerische, weil Unschöne. Nur das Licht- und Farbenspiel des Humors vermag ihm eine Art von schönem Schein zu verleihen, in ähnlicher Weise wie das kunstvolle Helldunkel und Colorit des Genremalers die gemeine Wirklichkeit mit einem künstlerischen Nimbus umkleidet und zum Gemälde umwandelt. Gestalten wie die Hexen in „Macbeth", Kaliban im „Sturm", Cloten in „Cymbeline", Richard III. und andere erscheinen daher nicht nur mit Humor behandelt, sondern sind auch selbst nicht ohne einen Funken von Humor, der sich gegen ihre eigene Häßlichkeit kehrt. Mit Recht bemerkt deshalb Carriere:

> Der Humor in seiner Fülle und Tiefe ist ein so wesentlicher Charakterzug Shakspeare's, der ihn vor den Tragikern Griechenlands wie vor Dante oder Schiller auszeichnet, daß ein bildlicher Darsteller nur eine Seite seiner Poesie und diese niemals ganz entsprechend abspiegeln würde, wenn nicht auch ihm jene köstliche Gottesgabe in der Seele sprudelt und aus den Fingerspitzen quillt.

Mit Recht fügt er hinzu, daß keiner der neuern großen Maler mit mehr Glück dem Humor sich wieder zugewendet habe als gerade Kaulbach. In der That zeigen Kaulbach's Darstellungen zum „Reineke Fuchs", zum Theil auch seine Gemälde am Aeußern der Neuen Pinakothek zu München und einzelne Partien vom Fries der großen Wandmalereien des berliner Museums, daß

er des Humors in den verschiedensten Formen und Ausdrucksweisen mächtig ist; selbst nach dieser Seite hin erkennen wir in ihm einen nahen Geistesverwandten Shakspeare's.

Was den Charakter der künstlerischen Darstellung, den Stil betrifft, in welchem Shakspeare's Dichtungen behandelt sein wollen, so macht Carriere darauf aufmerksam, daß „eine kirchlich-symbolische Darstellungsweise und ein ruhiges Nebeneinander des epischen Reliefstils, wie er sich für Dante eigene, der Eigenthümlichkeit Shakspeare's kein Genüge thun und ihn aus seiner Zeit herausversetzen würde". Wie Shakspeare von ganzem Gemüth und mit allen Kräften Dramatiker sei, wie er daher die Härte des Kampfs, die schneidende Schärfe der einander zerschlagenden Einzelmächte nicht scheue, weil er die Harmonie der Versöhnung in milder Seele trage, und wie ihm die gewaltigsten Herzenserschütterungen und jene Zaubermacht über die Geister nur darum zugebote stehen, weil er das Aeußerste wagt, ohne die Linie der Wahrheit und Schönheit zu überschreiten, so müsse auch der bildende Künstler sich alles Uebereinkömmlichen zu entschlagen und kühn den prägnanten Moment zu ergreifen wissen, in welchem das seit lange herangezogene Gewitter sich entladet; er müsse die Gestalten in ihrer Wechselwirkung vorführen und alle Motive auf den einen Brennpunkt beziehen, in welchem auch der Dichter ihr Wollen sich concentriren, ihr Schicksal sich bereiten lasse. Ja der Maler werde Manches bei dem Dichter Auseinanderliegende, in verschiedene Scenen Vertheilte zusammenbringen müssen, um uns in dem einen Augenblicke, den er allein darstellen kann, Vergangenheit und Zukunft wie im Spiegel sehen zu lassen, gleichwie ja der Dichter selbst die Ereignisse ganzer Jahre innerhalb weniger Stunden uns vorführe, indem er in der Stetigkeit der Entwickelung alle zur Sache gehörigen bedeutenden Momente der Begebenheiten und Gemüthszustände aneinanderreihe und auseinander entspringen lasse, alles Unnöthige und Bedeutungslose aber übergehe. Durch perspectivische Ausfüllung des Hintergrunds im Raume werde hier der Maler Dasselbe leisten können, was der Dichter durch die größere Zeittiefe, die er hinter den engen dramatischen Vordergrund mittels eingestreuter Andeutungen und Zwischenereignisse eintrage und durch die er die dem äußern Auge rasch vorübergleitende Handlung für das innere Auge auf das Maß ihrer natürlichen Dauer ausdehne.

Mit diesen Bemerkungen ist bereits angedeutet, daß der im engern Sinne dramatische Stil der Malerei, jene Behandlungsweise, für welche vornehmlich Rubens die großartigsten Musterbilder geliefert hat, der für Shakspeare's Dichtungen allein geeignete sei. Wie dieser Stil eine vollere, bewegtere, beziehungsreichere Weise der Composition fodert, als die reliefartige, für das Epos und das antike Drama genügende Umrißzeichnung zuläßt, so verlangt er — wie Carriere weiter bemerkt — eine eingehendere, genauere Bezeichnung des Persönlichen, Charakteristischen, als die allgemeine Formenschönheit des griechischen Profils und die ideale Ebenmäßigkeit der griechischen Körperbildung gestatten. Es wäre sicherlich geradezu ein Fehler, wenn der bildende Künstler selbst da, wo Shakspeare die Schönheit, die Huld und Anmuth schildert, uns eine Aphrodite oder Hebe oder auch nur eine Rafael'sche Idealgestalt vorführen wollte. Selbst Shakspeare's Schönheit hat ein dramatisches Gepräge; sie ist bedingt durch den Geist und Charakter der Person, durch die bestimmte Situation, in der sie sich befindet, durch ihre Verhältnisse und Beziehungen zu andern Persönlichkeiten; sie tritt uns nicht unmittelbar vor Augen, sondern zeigt sich nur in den Wirkungen, die sie auf Andere ausübt; sie ist nie eine allgemeine, sondern eine mehr oder minder individuelle, kurz, sie erscheint so abhängig von den gegebenen Umständen und Bedingungen, so verwachsen mit dem Boden der Wirklichkeit, auf dem sie steht, daß eine rein idealistische Darstellung Shakspeare'scher Schönheiten unmöglich wird. Dasselbe gilt natürlich in noch höherm Grade von den übrigen Gestalten Shakspeare's. Jene Flaxman'sche Darstellungsweise, die bei Homer, Hesiod, Aeschylus mit Recht bewundert ward und den schönen Stil der griechischen Vasengemälde geistvoll und originell reproducirte, würde daher, wie Carriere bemerkt, bei Shakspeare durchaus unangebracht sein. Bei ihm gilt es vielmehr, „die Darstellungsweise eines Dürer, eines Holbein wieder aufzunehmen, aber sie zu der Idealität und Harmonie durchzubilden, die ein Zeitalter verlangen kann, welches zugleich auch der Erbe der antiken und italienischen Kunst ist". Die bloße Umrißzeichnung läßt außerdem die Figuren alle nur in einer und derselben Ebene erscheinen; ein Hintergrund kann nur skizzenhaft angedeutet werden, wie von Flaxman in seinen Umrissen zu Aeschylus geschehen. Wo dagegen eine Perspective eröffnet wird, wo auch Gruppen im Mittel- und Hintergrunde als hereinwirkende Glieder der Handlung darzustellen sind, da ist es nothwendig, daß der Maler Licht und Schatten zu Hülfe nimmt, daß durch stärkere Betonung der Vordergründe, durch ganze Licht- und Schattenmassen unterscheidende Sonderung in die Fülle des Dargestellten komme. Ja wo die lyrische Stimmung vorschlägt und noch unausgesprochene dunkle Regungen des Gemüths auf das Wort und die That bedingend einwirken, da wird selbst das musikalische Element der Farbe nicht ganz entbehrt werden können und der Zeichner muß dem Bilde in Haltung und Stimmung das durch Licht, Schatten und Helldunkel mögliche Analogon der Farbenwirkung zu verleihen suchen. Dies wird indessen nicht in allen Fällen nöthig sein; es kann manchmal der Umriß mit leichter Modellirung ausreichen, bei einer andern Scene dagegen die volle Anwendung der malerischen Mittel erfoderlich sein.

Wir bewundern in Kaulbach's bisjetzt vollendeten Zeichnungen auch in dieser Hinsicht den Takt des Genius, und die Bilder vom Tode Johann's, von Ferdinand und Miranda scheinen sich vor unsern Augen mit Farben zu beleben, so malerisch sind sie gedacht, so ganz versetzen sie uns in die Stimmung, deren Hauch über sie ergossen ist.

Diese Bemerkungen Carriere's über Stil und Dar-

fassungsart von Shakspeare-Bildern sind, wie der letzte Satz andeutet, von den Zeichnungen Kaulbach's selbst abstrahirt und beziehen sich nicht blos auf die vorliegenden Kupferstiche, sondern auch auf andere bereits vollendete Zeichnungen zum „König Johann" und zum „Sturm" (woraus zugleich hervorgeht, daß wir auf eine rasche Förderung des großartigen Unternehmens hoffen dürfen). Sie wollen daher dem Meister keineswegs vorschreiben, wie er die Sache anzugreifen habe, sondern nur aussprechen, wie er sie bereits angegriffen hat. Sie sind eben darum nicht weniger wahr, nicht weniger treffend in Form und Inhalt und beweisen nur, daß Kaulbach's Shakspeare-Bilder wahre, echte Illustrationen des großen Dichters zu werden versprechen, nicht blos zeigend, was man auf jeder guten Bühne sehen kann, sondern Sinn und Bedeutung seiner Dichtungen wahrhaft erläuternd.

Soweit wir nach den vorliegenden Blättern zu „Macbeth" urtheilen dürfen, sind wir zu dieser Erwartung vollkommen berechtigt. Die beiden Helden der Tragödie, die sie uns vorführen, tragen, wie uns wenigstens scheint, in Gestalt und Ausdruck ganz das Gepräge jener innern, lebens- und charaktervollen Wahrheit und jenes eigenthümlichen, alle Fehler und Vergehen, ja den tiefsten sittlichen Verfall noch überdauernden Größe der Shakspeare'schen Heroengestalten, das uns ihre porträtmäßige Aehnlichkeit mit der dem Dichter selbst vorschwebenden Anschauung am sichersten verbürgen dürfte. Wie Aristoteles von der Tragödie fodert, daß sie dreitheilig nach Anfang, Mitte und Ende (Katastrophe) gegliedert sei, so versinnlichen uns die zur Darstellung gebrachten Scenen diese drei Hauptpunkte im Entwickelungsgange der Action. Das erste Bild zeigt uns Macbeth und Banquo in der Begegnung mit den „Schicksalsschwestern". Macbeth, eine echte, aber durchaus individuelle Heldengestalt, von nordischer Strenge und Derbheit, keine Spur von Furcht oder Schrecken im Antlitz, sein schäumendes Roß kräftig im Zaum haltend, die linke Hand erhoben, als ob er, nach Carriere's Ausdruck, das Antlitz vor dem Glanz der ihm dargebotenen Krone schirmen wolle, aber aus dem Stern des Auges, der martialischen Stelle des ganzen Bildes, einen Blick glühenden Verlangens nach ihr schießend, die durchaus gelungene Versinnlichung eines gewaltigen, thatkräftigen Willens, eines hochstrebenden Geistes, der auf Größe angelegt, seines wohlbegründeten innern Anspruchs auf Macht und Herrschaft sich bewußt, durch die Gunst der Umstände gereizt und verlockt, der Versuchung erliegt. Neben ihm Banquo, viel ruhiger, in fragender, erwartender Haltung, in den rundlichen Gesichtszügen und der etwas beleibten Gestalt einen gewissen Mangel an Energie, eine Neigung zum Abwarten und Gehenlassen verrathend, und somit zwar der lebendige Gegensatz zu Macbeth, aber offenbar kein Hinderniß für dessen hochfliegende Gedanken. Die drei Hexen vor ihnen, schwebend über einem Mühlenstein, von Irrlichtern umtanzt, mit emporgesträubtem, sturmbewegtem Haare, häßlich und schrecklich wie das Böse, aber, nach Carriere's treffender Bemerkung, von einer furchtbaren, den dämonischen Zauber des Bösen versinnlichenden Grazie, die in den stilisirten Formen der Kunst, namentlich bei der mittlern, die Krone emporhaltenden, deutlich hervortritt.

Das zweite Bild veranschaulicht uns eine jener Scenen, die wir fast nur in Shakspeare's Dramen finden, einen Gemüthszustand aus jener dunkeln, geheimnißvollen Region der Seele, die zwischen Trieb und Bewußtsein, Schlafen und Wachen, Vernunft und Wahnsinn liegt und die nur Shakspeare's Meisterhand zu schildern versteht. „Lady Macbeth schlafwandelnd" ist sicherlich eine der schwierigsten Aufgaben für die bildende Kunst. Gegen ihre Fassung und Lösung wird wahrscheinlich auch von mancher Seite Einspruch erhoben werden. Denn schon die Kritiker und Interpreten Shakspeare's selbst sind uneinig über die Auffassung des Charakters der Lady. Die Einen sehen in ihr den bösen Engel ihres Gemahls, die eigentliche Anstifterin alles Unheils, ein Mannweib voll dämonischen Hochmuths und Trotzes, aller zartern Regungen und Gefühle baar, weit hinausgreifend über die Sphäre echter Weiblichkeit, vor keinem Mittel zurückschreckend, wenn es nur zur Befriedigung ihrer männischen Ehr- und Herrschsucht dient. Die Andern dagegen erkennen in ihr nur das liebende Weib, das, völlig aufgehend in dem Sinne und Geiste des geliebten Mannes, gleichsam nur in seine Seele hinein ehrgeizig und herrschsüchtig ist, nur mit ihm und für ihn nach der höchsten Gewalt strebt, nur darum zu rücksichtsloser Energie ihn anspornt, weil sie weiß, daß er nur in der Erreichung dieses einzigen Ziels seiner Gedanken und Wünsche Befriedigung finden wird. Beide Ansichten schließen sich trotz ihrer Gegensätzlichkeit doch nicht schlechthin aus. Die Liebe der Lady zu ihrem Gemahl, wenn sie auch nicht das einzige Motiv ihrer Handlungen ist, kann doch sehr wohl als wesentlich mitwirkend, als Sporn ihrer leidenschaftlichen Natur, als Hebel ihrer angeborenen Sucht nach Glanz und Herrschaft, als Stützpunkt ihrer jedenfalls mehr als weiblichen Energie und Entschiedenheit gedacht werden. Kaulbach indeß scheint, nach der gegebenen Darstellung zu urtheilen, mehr im Sinne der zweiten Ansicht den Charakter der Lady aufgefaßt zu haben; Mancher wenigstens wird ihre Erscheinung großartiger, heroischer wünschen. Allein es fragt sich noch sehr, ob der Künstler sie nicht anders dargestellt hätte, wenn er sie uns in einer andern Scene, etwa unmittelbar nach der Ermordung Duncan's oder im Zwiegespräch mit Macbeth beim Gastmahl, hätte zeigen wollen. Die Lady, wie sie hier erscheint und erscheinen muß, mit dem meisterhaft wiedergegebenen Ausdruck des tiefsten Seelenschmerzes, in wankender, gebeugter Haltung, niedergedrückt von dem lastenden Bewußtsein ihrer Schuld und der furchtbaren, ganz anders erhofften Folgen derselben, krankend an Geist und Körper, in ihrem innersten Wesen verstört und gebrochen, diese Lady Macbeth ist nicht mehr, was sie ursprünglich war; in ihr ist allerdings das weibliche Element, das ihr keineswegs gänzlich mangelt, sondern gerade den ursprüng-

lichen Kern des Guten und Schönen in ihrer Natur bildet, zum Durchbruch gelangt und hat das Uebergewicht über die andern, mehr männlichen, dem Bösen zugewandten Elemente ihres Wesens gewonnen. Sollte daher die Lady nur in dieser Scene, welche die Mitte der tragischen Entwickelung, den Höhepunkt des innern Verderbens, den Wendepunkt im Schicksal des Helden und der Heldin bezeichnet, uns vorgeführt werden, so konnte sie nicht anders dargestellt werden, als sie dargestellt erscheint, und wir müssen daher auch dieses Bild für eine durchaus gelungene Veranschaulichung dieses Höhe- und Wendepunkts der dramatischen Action erklären.

Auf dem dritten und letzten Blatte erblicken wir „Macbeth zum letzten Kampfe sich waffnend", also nicht den Kampf selbst und dessen Ausgang, der in der Dichtung den Schluß bildet, sondern die Scene unmittelbar vor dem Ende. Mancher wird sich vielleicht verwundern, daß der Künstler gerade diesen Auftritt gewählt und nicht die Schlußkatastrophe selbst dargestellt hat. Und gewiß, unter je zehn Künstlern würden immer neun ein so dankbares Sujet, wie der Kampf zweier ritterlicher Heldengestalten mit entsprechender Staffage ist, der Darstellung eines nur sich waffnenden Helden mit einem neben ihm stehenden Arzte vorgezogen haben. Allein wenn es darauf ankam, den tragischen Untergang Macbeth's nicht blos äußerlich, im Tode des Leibes, sondern vor allem innerlich, im tiefen sittlichen Verfall seiner ursprünglich großen und edeln Seele, zur Anschauung zu bringen, so konnte nur diese und keine andere Scene gewählt werden. Denn der Kampf auf Leben und Tod regt nothwendig alle Körper- und Geisteskräfte, die ganze ursprüngliche Heldennatur gewaltsam wieder auf; in einem solchen Kampfe müßte Macbeth in alter, anscheinend ungebrochener Kraft und Größe erscheinen; der bildende Künstler wenigstens, der nur einen einzelnen Zeitpunkt zu schildern vermag, kann unmöglich das Steigen und Fallen des Affects, die Zwischenfälle und die wechselnden Momente des Kampfs, durch welche der Dichter hinter dem äußern Schein und der bloßen Aufregung des Augenblicks den wahren Zustand des Helden uns zeigt, zur Darstellung bringen. Hier dagegen, in dieser gebeugten Gestalt, welcher der Diener die letzten Waffenstücke anlegt, in diesem gefurchten, verhärteten Antlitz, in diesem düstern, nachtumwölkten Blicke, in dieser Miene des Trotzes und Grimms, sehen wir in Wahrheit den gefallenen Helden, den keine Kampfeslust, keine Siegeshoffnung mehr begeistert, dem kein Erfolg, keine Lebensfreude mehr winkt, der zwar die blutige Krone noch festhält und sich krampfhaft in die Stirn drückt, aber nicht mehr als das Zeichen der Größe, der Würde und Herrschaft, sondern als das Symbol des Verderbens und Untergangs, mit dem das Opfer geschmückt wird, nicht mehr als das höchste Kleinod einer reichen Schatzkammer, sondern als das letzte arme Besitzthum, das ihm geblieben, nachdem er um ihretwillen alle Lust des Lebens, alle Schätze des Geistes und Herzens in die Schanze geschlagen. Wir hören ihn, wie er verzweifelnd ruft:

Das Sonnenlicht will schon verhaßt mir werden;
O fiel in Trümmer jetzt der Bau der Erden!
Auf! Läutet Sturm! Wind, blas'! Heran, Verderben!
Den Harnisch auf dem Rücken will ich sterben!

Der Tod, den er sucht, soll ihn nur befreien von dem Schmerz des Todes, den er längst in sich trägt; seine Seele ist bereits völlig erstorben. Das versinnlicht uns noch insbesondere die Figur des Arztes, der ihm Bericht erstattet von dem Hinscheiden des einzigen Wesens in der Welt, an dem er und das an ihm noch theilgenommen; es läßt ihn kalt, ungerührt, kein Zug der Erinnerung, der Wehmuth, des Schmerzes mildert die starren Linien seines Antlitzes. Nur der Grimm über den Trug der dämonischen Mächte, die ihn ins Verderben geführt, der Trotz, den er dem nagenden Schuldbewußtsein entgegensetzt, und das Gefühl des Untergangs, dem er verfallen, leben noch in seiner Seele. Darauf deuten auch die finstern Gestalten hin, die über seinem Haupte schweben, die Geister der von ihm Gemordeten: Duncan mit der offenen Wunde auf der nackten Brust, Banquo die Rechte drohend erhoben, Lady Macduff mit ihren Kindern noch im Tode gegen den blutigen Tyrannen ankämpfend, die trunkenen Kämmerer mit den Bechern in den Händen. Man kann auf den ersten Blick zweifeln, ob diese Geistererscheinung, von der die Dichtung nichts weiß, diese symbolische Form, den innern Zustand Macbeth's und seinen tragischen Untergang zu versinnlichen, hier zulässig sei, und die Gegner der Kaulbach'schen Ideenmalerei, die nur Natur und wieder Natur in der Kunst abgebildet sehen wollen, werden sie entschieden tadeln. Allein wenn auch das symbolische Element in der bildenden Kunst nicht in selbständiger Breite sich geltend machen darf, weil es nicht durch den Sinn und das Gefühl, sondern nur durch die Reflexion wirkt und darum die Seele kaltläßt, als bloßes Hülfsmittel für den Ausdruck der Idee kann man es nicht verwerfen wollen, weil man seiner nicht entrathen kann. Sonst müßte man auch den Bogen in der Hand des Apollo, den Dreizack des Neptun, den Nimbus der christlichen Heiligen aus der Kunst verbannen. Auch erinnert Carriere mit Recht, daß Kaulbach hier nur Dasselbe gethan, was Shakspeare durch die Geistererscheinungen in „Richard III." beabsichtigt und erreicht hat, zu zeigen nämlich, wie die ganze Vergangenheit nicht blos ideell, sondern auch reell, als wirkliche lebendige Macht in die Gegenwart hereinwirkt und die Zukunft bedingt und bestimmt. Eine Andeutung dieser Schicksalsmacht der Vergangenheit war unerläßlich und konnte nur symbolisch gegeben werden, wo wie hier durch nur drei Bilder der ganze Inhalt der Tragödie veranschaulicht werden sollte.

Was die Arbeit der Kupferstecher betrifft, so glauben wir annehmen zu dürfen, daß sie, unter Kaulbach's Augen ausgeführt, seinen Intentionen entspricht und im Wesentlichen geleistet hat, was ein Meister wie er von ihr fodern darf. Und so kann, meinen wir, die deutsche Kunst sich nur Glück wünschen zu einem Unternehmen, das, vollständig ausgeführt, ihr in jeder Beziehung zur Ehre gereichen wird.

Hermann Ulrici.

Schriften über London.

London zu beschreiben ist im Gegensatze zu Paris bei allem unleugbarer. Wir finden deshalb auch viel weniger Bücher über jene Weltstadt im Buchhandel, als sie flutenweis über Paris erscheinen. Es liegt dieser Grund theilweis an der äußerlichen Langweiligkeit Londons, mit Ausnahme seines Handels, theilweise in dem abgeschlossenen Familienleben der Engländer, in deren at home nur selten ein fremdes Auge hineinzublicken vergönnt ist. Wir wollen damit London nicht in chinesischen Geruch bringen; aber mit Paris mit seinem öffentlichen Leben und Treiben und seinen Genüssen und Vergnügungen dagegen in Betracht ziehen, muß London jedenfalls zurückstehen. Finden wir deshalb ein Buch über London, so nehmen wir es mit mehr Vorliebe, mit mehr Neugier und Interesse zur Hand als eins der Tausende über Paris; über London zu schreiben wie über Paris ist allerdings viel schwerer und verlangt eine größere Beobachtungsgabe; infolge dessen haben diese Werke auch einen höhern Werth.

1) In Bremen in London von Theodor Fontane. Dessau, Katzer. 1854. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

2) All London (Dissolving views) von Emma Niendorf. Berlin, Stage. 1855. Gr. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Theodor Fontane. Fontane hat uns allerdings kein so vorwiegend Londoner geliefert wie Max Schlesinger; aber wir erkennen es als Gute an, was er uns, leider in oft nur zu aphoristischen Bruchstücken, über das londoner Leben bietet, und wünschten nur, daß er gleich im Eingange eine unnütze preußische Patriotenriecherei verbannt hätte, die hinsichtlich der Flüchtlinge gar nicht am Platze ist. Im Uebrigen erhalten wir eine leichte und angenehme Lectüre, welche uns eine Beschreibung der Londoner bietet und Alles umfaßt, was dem Verfasser zu Gesicht gekommen ist.

Der Verfasser will mit der englischen Kunst auch nicht viel zu thun kommen; denn es ist mit ihr wie mit dem englischen Leben, die Oeffentlichkeit bietet wenig von beiden. Wo sie sich öffentlich auftritt, erscheint sie plump oder gedrückt in den öffentlichen Denkmälern lassen den Fremden besonders [illegible] ungültig. Dasselbe gilt von den Museen, die kaum [illegible] sind *); und Fontane hat in seinem Abschnitt über [illegible] Kunstausstellung, die nur englische Gemälde [illegible] mit Kunstsinn die heutige englische Malerei kritisirt, [illegible] auch an Porträts, deren unter tausend nur einzelne [illegible] aufzeigt. Was uns aber der Verfasser von der [illegible]keit des Volks bei den Wahlen in London mittheilt, [illegible] doch ziemlich zweifelhaft zu sein. Wenn er seine [illegible] getäuscht sah und gar keine veränderte Physiognomie [illegible] Stadt wahrnahm, so liegt dies wol daran, daß er seine [illegible] vielleicht zu hoch spannte; denn wir fanden, als [illegible] in Westminster und 1853 Russell in der City [illegible] wurde, ein so großes Wühlen und Drängen, Schreien [illegible], daß es uns bei allem Respect vor solchen Acten [illegible] constitutionell vorkam. Es ist auch bekannt, mit [illegible] Eifersucht die englische Nation diese politischen Acte [illegible] Souveränetätsrechts ausübt.

Die künstlerischen Notizen haben uns sehr angezogen; wir [illegible] z. B. daraus, daß London nahe an 50 Millionen Zeitungen jährlich stempeln läßt und allein 70,000 Pf. St. [illegible] 100,000 bezahlt, welche die Annoncensteuer einbringt. Auch war es verdienstlich von dem Verfasser, das [illegible] Charles Wolfe gedichtete Volkslied „The burial of Sir John Moore", des Generals, der vor Coruña fiel, [illegible] aufgenommen zu haben; es ist eins der besten, welche [illegible] dieser Art haben. Fontane hörte es in einer Matrosenkneipe singen; das ist überhaupt ein charakteristisches Zeichen des kräftigen nationalen Geistes beim englischen Volke, daß man in den Ginläden und Publichouses, wohin sich das Proletariat zu drängen pflegt, stets mit einer gewissen Andacht die Nationalweisen, vom „God save" ab bis zum „Rule Britannia" singen hört.

Wir kommen nun nach Smithfield, jenem berühmten Viehmarkte Londons, der Platz für 20,000 Schafe hat, die in abgetheilten Verschlägen eingepfercht werden; zum Trost für Fontane können wir melden, daß das liebe Vieh, dessen Ausdünstung ihm und auch vielen Andern Kopfschmerzen verursachte, bereits einen andern Marktplatz gefunden hat. Wenn dies auch in Bezug auf den Frauenverkauf geschehen ist, so ist derselbe, wie der Verfasser vermeint, dennoch nicht damit ganz aufgehoben, da wir erst noch kürzlich in einem englischen Journal gelesen haben, wie Mr. Gibb an Mr. Todleham seine ungetreue Frau für zwei Shilling verkauft hat. Es erscheint unglaublich, daß eine so barbarische Sitte in England bestehen kann; aber leider! und zum Hohne dieses freien Volkes ist es so; man vergleiche nur das jüngst erschienene Buch von Karoline Norton: „Die Frauen in England", um von den mancherlei gesetzlichen Bedrückungen, unter denen die Frauen in England zu leiden haben, Kenntniß zu erhalten. Bei dieser Betrachtung von Smithfield bricht Fontane zugleich als galanter Cavalier eine Lanze für die berüchtigte Lady Hamilton, die Geliebte Nelson's; aber mit seiner Darstellung ihres Lebens wird er schwerlich eine andere Ansicht über diese intrigante Courtisane hervorrufen, und die Liebschaft derselben mit Nelson, auf welche er so sehr pocht, da „ein Nelson nichts Unwürdiges lieben konnte", wird immerdar die Lorbern jenes Helden in etwas beflecken.

Eine andere Schattenseite Londons hebt Fontane ebenfalls hervor; indessen gehört dieselbe vielmehr unserer deutschen Nation an und es ist leider eine traurige Wahrheit, die uns in Betreff der „verengländerten Deutschen" geschildert wird. Die Deutschen schämen sich im Auslande und auch nicht weniger in London des Vaterlandes, dem sie angehören; ihr Wesen geht auf in Lieblosigkeit und Undankbarkeit gegen den Boden, der sie gebar, und sonderlich die londoner Deutschen geben eine trostlose Erscheinung ab, indem sie sich aufs lächerlichste abmühen, den Engländer noch zu überengländern und alle Sprachen zu sprechen mit Ausnahme der deutschen.

Ebenso richtig verurtheilt der Verfasser die berühmte und gepriesene Gastfreundschaft Altenglands, die heute nichts weiter ist als eine Phrase, im günstigsten Falle eine Ausnahme. Ein Fremder sein heißt heute in London verdächtig sein; denn der Engländer ist wol praktisch, wie der Verfasser sehr richtig sagt, aber ohne Menschenkenntniß. Er ist durch die Flüchtlinge 1849 betrogen worden und nun sind alle Fremde Betrüger. An diesem Grundsatze hält er fest, nicht blos weil er es für praktisch hält, sondern weil er auch der Fähigkeit entbehrt, den ehrlichen Mann vom Beutelschneider zu unterscheiden. Der Verfasser zieht ferneweit Parallelen zwischen England und Deutschland, „die sich zueinander wie Schein und Sein verhalten". England ist praktisch, Deutschland ideal, meint er; Deutschland, das die Wahrheit liebt und dem Wesen der Dinge nachforscht, im Suchen nach dem Wirklichsten die Wirklichkeit unter den Händen verliert und zum Träumer wird, dem das Leben in seiner Welt über die Welt da draußen geht.

Was nun der Verfasser von den thönernen Füßen Englands philosophirt, welches sozusagen einst an der Geldkrankheit sterben wird, das halten wir eben nicht für besonders tief. In Reflexionen ist der Verfasser überhaupt nicht sehr stark; was er in dieser Hinsicht bietet, ist wol schon an vielen Orten ausgesprochen worden, und Dasjenige, was etwa eigene Reflexion von ihm ist, macht auch, wie man zu sagen pflegt, den Kohl nicht fett, und würde das Werk nicht im geringsten verloren haben, hätten wir diese Reflexionen, wie wenig deren auch umhergestreut sind, gänzlich vermißt. Selbst als Dichter, als welchen wir doch Fontane am meisten kennen, treffen wir

*) Für der Londoner Nationalgalerie u. s. w. kann dies doch unmöglich behauptet werden; wahrscheinlich bezieht sich der Verfasser hier auf die Leistungen der neuern englischen Maler. D. Red.

ihn nur selten an; doch halten wir dies gerade für ein großes Lob, da nichts störender und unerquicklicher ist, als bei descriptiven Werken auf Phantasiegebilde und Dichterphantasmen zu stoßen, welche Lamartine z. B. in seiner Art Geschichte zu schreiben anwendet. Ueberhaupt ist auch für poetische Anschauungen London nicht der Ort; denn es ist dort Alles materiell, Alles praktisch, überall ein money-making people, und dies hat der Verfasser auch vollständig begriffen und gefühlt; er bleibt rein betrachtend und gibt meist getreue Silhouetten des äußern und innern London, welche mit ihren verschiedensten Physiognomien ein interessantes Bilderbuch für große Kinder abgeben.

Bei dem Buche der Emma Niendorf kommen uns aber ganz andere Gedanken in den Kopf, und so gern wir den Frauen eine Galanterie zu erweisen für Pflicht halten, so linkisch erscheint dieselbe, wenn wir dabei eine süßsauere Miene machen müssen.

Es hat mit der gesammten Frauenliteratur so eine eigene Bewandtniß und überall verleugnet sie nicht den schnörkeligen Zug der Frauenfedern, so sehr man es auch oft nicht wahr haben will. Gestehen wir es offen, die Frauenliteratur hat fast immer etwas Einseitiges, etwas Verschrobenes. Es ist keiner Frau vergönnt, ihr Geschlecht zu verleugnen, welches ihr einen andern Wirkungskreis angewiesen, als den, mit Degen oder Feder zu kämpfen, und selbst wenn die Frau es mit allem Anstand thut, läuft sie doch nur zu leicht Gefahr, sich der Lächerlichkeit oder der Unfähigkeit auszusetzen. Wir haben allerdings Schriftstellerinnen, die stets den Schmuck der Literatur ausmachen werden und die auf einer Stufe der Bildung und des Talents standen, wohin nur wenigen Männern zu kommen verstattet war; aber wir behaupten, daß, wären jene Koryphäen der Frauenliteratur Männer mit den gleichen Anlagen und Fähigkeiten gewesen, sie unendlich Größeres geleistet hätten. Nur für gewisse Sphären, Stoffe und Kreise kann man den Frauen ein größeres Genie zutrauen als den Männern, und es gibt Sachen, die nur von einer Frau meisterhaft beschrieben werden können. Ueber diesen engen Kreis hinaus wird die Frau wirr, einseitig und unweiblich; sie sieht Alles durch das Prisma eines nicht mehr natürlichen Weibergemüths und ist nicht im Stande, auf eine Höhe zu gelangen, von wo sie ein so gewaltiges Gebiet klar überschauen könnte. Wir reden nicht von einzelnen Ausnahmen, wo sich die Natur geirrt; aber wir behaupten, daß der Mann durch Beruf, Erfahrung, Gelegenheit und vielseitigere Gemüthsbegabung stets einen Vorrang vor den Frauen in der Literatur haben wird, so sehr diese auch jetzt darauf versessen sind, in Allem und von Allem zu schreiben.

Was man von einer schriftstellernden Frau aber am Ende immer erwartet, ist das Anschlagen zarter, oft uns unbekannter Gefühlssaiten, die nur die Frauen besitzen und verstehen; werden sie aber emancipirt und männlich, so kommen sie in den trivialen Glorienschein einer Bettina und Hahn-Hahn.

Am allermeisten fällt uns die Einseitigkeit der Frauenanschauungen da auf, wo wir ihr auf Gebieten begegnen, die ihnen fremder und die ihrem Geschlechte nicht zur Cultur übergeben sind. Und das ist unstreitig die Reiseliteratur. In dieser „macht" nun vornehmlich jetzt Emma Niendorf, die in ihrem „Aus dem heutigen Paris" den trockensten Fremdenführer geliefert, der jemals die Presse verlassen. Ihr „London" vergewissert uns, daß sie nichts gelernt und nichts vergessen hat. Wie Emma Niendorf fühlt und sieht, mag weiblich sein, das sehen wir aus der Einseitigkeit ihrer Anschauungen; aber schließlich fühlt und sieht so jede Frau und was liegt für ein Verdienst darin, zu sehen, wie Jedermann oder vielmehr wie jede Frau sieht? Etwas Originelles findet man bei Emma Niendorf nicht, wenn nicht etwa die höchst originellen Brockensätze dahin gehören, in denen sie so bewandert ist wie Prudelwitz. Wer muß nicht über ihre gekünstelten und gehackten Phrasen laut auflachen und sich entsetzen vor Redensarten wie z. B. diese: „Ein Kirchenfels, Gebirge, vergeistigte Klippe .... hinan zu dem braunen Portal unter den Zwillingsthürmen, begeisterungsvoll (!), wahres Himmelsthor! .... Gemälde, einige von hohem Werthe, uralt zum Theil und auch das Neue trefflich gehalten, vollkommener als in Paris: gießen eine Magie durch die Abseiten (!)" u. s. w. Wir für unser Theil halten diese verschrobene Manier lediglich für eine nicht hübsche Koketterie; denn wo Emma Niendorf natürlich spricht, und das kann sie, da ist sie harmonischer und vermag uns selbst anzuziehen, was sonst gar nicht der Fall ist. Wir würden der sicherlich nicht talentlosen Frau den guten Rath geben, weniger eckig zu schreiben und weniger als weiblicher Prudelwitz sich zu geriren; es wäre für sie und ihre Leser sicherlich besser.

Leider ist die Kritik nicht mit Alberti's „Complimentirbuch" beschenkt worden und Galanterie steht den Kritikern so wenig an als Grobheit geborenen Hofmännern. Indessen mögen wir aus Irrthum vielleicht etwas damit bedacht worden sein, da wir Emma Niendorf's „London" aufs innigste jener Legion Unglücklicher empfehlen, die nicht einschlafen können, ohne noch im Bette gelesen zu haben, obgleich wir die etwaigen Träume nicht auf unsere Verantwortlichkeit nehmen möchten. Hätte Emma Niendorf diese trockene und saftlose Aufzählung alles Dessen, was sie in London gesehen, nicht auf 24 Bogen beschrieben, so würde sie nicht den größten Theil desselben für ungenießbare Speise erklärt sehen; denn höchstens zehn Bogen verlohnen sich zu lesen und bieten Interesse dar, obschon die Verfasserin sich freuen dürfte, wenn es Leser gäbe, die sich dieselben herauszufinden die Mühe nähmen. Für wen, fragen wir ganz ernsthaft, schreibt Emma Niendorf? Ihr „London" hat wenig Werth für Den, der nicht dort war, und höchstens Interesse für Den, der es kennt; denn sie verzeichnet ganz einfach alle Monumente, Kirchen, Museen, Sehenswürdigkeiten und Ausstellungen, die in jedem Handbuche über London ebenso trocken beschrieben sind. Was sollen andererseits Frauen oder Männer daraus lernen? Vielleicht, daß Emma Niendorf dort eingeladen war und hier eine Galanterie empfing, die sie mit Stolz aufzeichnete? Der Schriftsteller muß vor allem doch sein Publicum berücksichtigen, für welches er schreibt, und das sollte Emma Niendorf bedenken, die leider noch nicht so dasteht in der literarischen Welt, daß man jede Phrase von ihr beachten müßte und geneigt wäre, selbst das Schlechteste für etwas Gutes hinzunehmen.

Das Merkwürdigste und für sie Anziehendste sind die londoner Straßen und ihr Treiben, die sie ganz gut schildert, indem sie uns mit ihren aufgepackten Sehenswürdigkeiten derselben lebhaft das Bild jener Omnibus vor Augen führt, die bis auf das Verdeck hinauf mit müden Cockneys bedeckt sind. „Nichts als Squares und Squares!" ruft sie aus; „es ist, als schöbe man sie nur endlos in einem gigantischen Guckkasten immer wieder von neuem vor. Und so geht es noch Meilen weiter. Man wird ordentlich dumm davon. Es ermüdet entsetzlich, weil trotz allem Glanze, aller Pracht, oder gerade in der Pracht alles Individuelle unterging. Es sind Paläste wie Kasernen; ich möchte diese Squares Aristokratiekasernen nennen. Unzählige sind noch im Bau begriffen, London dehnt sich immer maßloser aus, in das grüne Land überfließend, überschwemmend, es erstickend. Aber lauter Uniformen: selbst darin, wie sehr man sich gerade auch im Luxus dagegen sträube, ein Nivellement." Dergleichen Beschreibungen bilden das Buch von Emma Niendorf, und abgesehen von dieser dürren Phrasensprache, ist es doch wol sonderbar, ein Verdienst darin zu suchen, bekannte Thatsachen wiederzuerzählen. Wäre aber Das, was die Verfasserin gesehen hat, mit jener pikanten und geistreichen Reflexion übergossen, die sich wie Epheu und Ginster um einen Stein schlingt, dann würde das Interesse mehr der Reflexion als dem Gegenstande gelten und dieser, so bekannt wie er auch sei, in ein günstigeres, neues und blendenderes Licht treten; freilich hätte Emma Niendorf alsdann nicht so viel sehen können und beschreiben dürfen wie jetzt; aber so

hätte doch Dem, was sie beschreibt, Werth und Interesse verliehen, während sie jetzt nicht viel besser als ein londoner Wegweiser beschreibt, trocken aufzählt, was sie sieht und was da ist, ohne zu bedenken, daß sie die Absicht hatte, ein geistreiches Buch zu schreiben.

Es ist wahr und wir sind nicht so unbillig, es in Abrede zu stellen, daß auch oft originelle Gedanken vorkommen, z. B. in den vier mal von ihr wiedergeschriebenen Capiteln über Westminster; aber diese originellen Gedanken sind eben nur Ausnahmen, hingeworfene Brocken, die deshalb um allen Anspruch kommen, weil die Verfasserin uns oftmals in Verlegenheit führt, anzunehmen, sie wolle zeigen, daß ein Geistesgehalt eben für sie gering sei, wo sie ein Funkenmeer umherspritzen vermeint. Es ist dies eine Rücksichtslosigkeit gegen den Leser, die überhaupt stark bei der Verfasserin zur Manie geworden ist und vor welcher sie sich in Acht nehmen sollte, will sie nicht, daß ihre Leser bald rücksichtslos gegen sie denken sollen. London ist in seinen Monumenten erhaben und großartig und die deutsche Frau fühlt sich ihnen gegenüber zu klein, sie wird förmlich von ihnen erdrückt; wir sahen es deutlich, wo sie den Sydenhampalast, die Museen und die Paulskirche beschreibt. Ihre subjective Anschauung ist überall vorherrschend und oftmals auf eine Weise maßgebend für sie, daß sie sofort wieder belehrt, daß die Verfasserin eben eine Frau ist. Nur, wie schon angedeutet, wo Emma Niendorf sagt, daß sie schriftstellern will, daß sie gelesen wird und daß sie deshalb kokettiren müsse, nur da zeigt sie Geist und Talent, eine natürliche Gabe, die sie in Verblendung sich abmüht zu verdrehen und zu verkünstlen, lediglich um der Frauenwelt zu genügen. Wir müssen deshalb um so strenger diese Verirrtheit ihrer natürlichen Anlagen rügen, als sie wohl im Stande ist, dieselbe wieder abzulegen.

Was uns gewundert, ist, daß sie von Celebritäten in London wenig gesehen und gar nichts beschrieben hat. Nur Freiligrath hat sie zu sehen und zu sprechen Gelegenheit gehabt. Sie mußte in der Contorstube etwas warten, bis er nach Hause kam. „Jetzt trat er ein. Nur etwas blasser, der Bart länger — von der Delila der Politik — das Auge stiller, in sich gekehrt, aber nur um so inniger, treuer. Ein wehmüthiger Moment — Freiligrath in der City wiederzusehen! Mir kamen Thränen. Weniger um ihn als um Poesie und Politik. Er sprach sehr ruhig, mild und fest. Er lud mich sehr freundlich zu seiner Frau ein, welche Unterricht ertheilt, und wo er Abends gern Freunde empfängt. Auch unter den Londonern stehe er einsam, äußerte er. Als er hierhergekommen, war Alles schon in der Auflösung begriffen." Später schildert sie das Familienleben des flüchtigen deutschen Dichters in Hackney, seine fünf Kinder, „lauter kleine Freiligrathe", seine Gattin Ida, „eine hohe Gestalt, plastisch; auch das Gesicht fein und regelmäßig, aber leidend". Nach dem Abendessen stieg sie in seine Studirstube hinauf. „Diese Stube ist der ganze Mensch. Ein volles, warmes Herz. Stillleben, Blumen traulich; Bücher, Bilder, in der Mitte der Schreibtisch, in ihnen eine ganze Welt ist ...."

So vergleichen Gelegenheiten, wo sie wirklich empfindet und wo sie ein weibliches Naturell uns ganz ungeschminkt entgegenhält, interessirt sie uns und verbreitet eine gewisse Behaglichkeit in unserm Gemüthe, das nur zu bald wieder durch Kraftlosigkeit, Kalbereien und Phrasenhacken schroff zerrissen wird und mit widerwärtiger Verdrießlichkeit uns das Buch aus den Händen legen läßt. Wir waren, und wir gestehen es mit Vergnügen, genöthigt kraft unserer kritischen Pflicht, das Buch sozusagen Löffelweise wie Medicin zu Ende zu lesen, und mit der zuversichtlichsten Ueberzeugung glauben wir, daß Wenige dasselbe freiwillig leeren werden; denn man trinkt kein Glas aus solchen Getränkes aus, wenn man auch schluckweise ein Stück Zucker in den Mund nimmt.

Eduard Schmidt.

Zur musikalischen Literatur.

1. Der volksthümliche deutsche Männergesang, seine Geschichte, seine gesellschaftliche und nationale Bedeutung von Otto Elben. Tübingen, Laupp. 1855. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

„Der deutsche Männergesang hat innerhalb und außerhalb der Grenzen Deutschlands eine solche Verbreitung gefunden, daß eine Geschichte desselben, eine Untersuchung seines gesellschaftlichen und nationalen Einflusses ihre Berechtigung im Umkreise deutscher Culturgeschichte finden müssen. Der deutsche Gesang als ein volksthümlicher Ausfluß der Kunst, wie er sich bei keinem andern Volke und in keinem andern Gebiete künstlerisch-gesellschaftlichen Lebens findet, ist eine Erscheinung im deutschen Leben, auf die wir stolz sein dürfen. Die Kenntniß dieser Erscheinung in ihrer ganzen Entwickelung mag dazu dienen, das Sängerwesen auf seinem eigentlichen Boden zu erhalten und auf seine nothwendige Bahn zu leiten: auf die volksthümliche und nationale." So sagt der Verfasser in der Vorrede zu dem oben angeführten Werke und deutet damit zugleich den Standpunkt an, den er gegenüber dem Männergesang an sich und gegenüber der historischen Behandlung des Stoffs einnimmt. Der Leser hat in dem Buche nicht eine musikalisch-kritische Darstellung des Männergesangs, ein Prüfen oder Aufstellen von Theorien u. s. w. zu suchen; ferner sieht auch der Verfasser ganz davon ab, wie sich die Kunstgattung des Männergesangs zu den übrigen Formen der modernen musikalischen Kunst und deren Entwickelung überhaupt verhalte, ob der Einfluß zum Heile oder Nachtheile der heutigen Musik gewesen sei, er betrachtet die Sache, wie gesagt, nur insoweit von der specifisch musikalischen Seite, als es nöthig ist, verschiedene Erscheinungen und Abzweigungen auf dem Gebiete des Männergesangs auseinanderzuhalten und zu charakterisiren, Bedeutendes von Unbedeutendem zu sondern u. s. w. Sein Hauptaugenmerk ist nur darauf gerichtet, eine Lebensbeschreibung, wenn man so sagen darf, des deutschen Männergesangs zu geben, seinen Ursprung festzustellen, sein Wachsthum zu verfolgen und seine Wirksamkeit nach allen Seiten hin zu analysiren, ebenso wie die culturhistorischen Momente, die einen jeden Epochenabschnitt beeinflussen, in Betracht zu ziehen. Dabei ist hervorzuheben, daß der Verfasser Begriff und Aufgabe der Kunst überhaupt und des Männergesangs insbesondere von der edelsten und reinsten Seite gefaßt hat, daß er tief durchdrungen ist von der sittlichen Kraft und Weihe der Kunst und daß er diese für viel zu heilig und erhaben hält, um für frivole, blos ohrenkitzelnde Zwecke verwendet zu werden. Was er oben als eigentliche Basis des Männergesangs ausgesprochen hat: das Volksthümliche und Nationale, ist vollständig zu unterschreiben, ebenso wie wir von Herzen in die an verschiedenen Orten im Buche auftauchende Verwerfung jener Auswüchse einstimmen, die theils aus misverstandenem Humor in Trivialitäten verfallen sind und statt wahre Heiterkeit zu bieten, nur einen unanständigen Kneipenton anschlagen, theils an die Stelle einer einfachen und kräftigen Harmonik und Melodienführung ein überspanntes, romantisirendes Wesen mit aller möglichen combinatorischen Verkünstelung gesetzt haben. Es spricht sehr zu Gunsten des Verfassers, daß er trotz seiner unverhohlenen Liebe zur Kunstgattung des Männergesangs insoweit objectiv geblieben ist, daß er die gegenwärtige Flachheit desselben und den allmäligen Verfall in eine bloße virtuosische Routine nicht übersehen hat. Bevor wir zu dem eigentlichen Inhalte des Buchs übergehen, müssen wir dem Verfasser noch das Lob ertheilen, daß er seinen Stoff sehr übersichtlich gruppirt hat und daß in seiner Darstellung eine wohlthuende Wärme mit stilistischer Klarheit und Eleganz sich verbindet.

Die Einleitung über den Minne- und Meistergesang gibt zwar keine neuen Aufschlüsse über diese Gegenstände und ist auch als bloßer Anknüpfungs- und Ueberleitungspunkt nur in den oberflächlichsten Umrissen behandelt; aber dilettirende Kunstfreunde, denen die Forschungen von Kiesewetter, Forkel u. s. w.

unzugänglich oder zu schwerfällig sind, können sich aus dem kurzen Abriß des Verfassers ein ziemlich deutliches Bild über Wesen und Treiben der Minne- und Meistersänger entnehmen.

Der nächstfolgende Abschnitt handelt von den Vorläufern unserer heutigen Männergesangvereine und wir erfahren hier, daß im Jahre 1620 in St.-Gallen von acht, eben aus der Schule entlassenen Knaben eine Singgesellschaft, „Zum Antlitz" genannt, gestiftet wurde, die bis heute noch besteht und wol als der älteste Liederkranz zu bezeichnen sein möchte. Dann wird von einem Männerverein in Greiffenberg in Hinterpommern gesprochen, der im Jahre 1673 zusammentrat und auch ein Liederwerk in vier Foliobänden zu Altstettin unter dem Titel herausgab: „Greiffenbergische Psalter- und Harfenlust wider allerlei Unlust, welche unter Gottes mächtigem Schuze und churfürstlich brandenburgischem Gnadenschatten von der daselbst Gott singenden Gesellschaft in vertraulichen Zusammenkünften durch zweier Gesellschafter, Johann Müller's Geistliche Lieder und Thomas Hoppen neue Melodeyen zu sonderbarer Gemüthsergötzung ordentlich angestellt wird und als bewährt erfunden ist."

Einen neuen Aufschwung erhielt der Männergesang durch Zelter, der in Berlin 1809 die sogenannte Liedertafel ins Leben rief, der bald ähnliche derartige Vereine in ganz Norddeutschland nachfolgten. Diese Liedertafeln waren aber durchaus exclusiver Natur, ihr Einfluß ging nicht über einen kleinen Kreis Gebildeter hinaus; seit den Befreiungskriegen jedoch nahmen sie zunächst in der von Ludwig Berger und Bernhard Klein gestifteten jüngern berliner Liedertafel eine freiere Richtung und verloren allmälig den Charakter bloßer Singthees und ästhetischer Kränzchen. Sehr gut hat der Verfasser in den Capiteln „Der Volksgesang in der Schweiz" und „Hans Georg Nägeli" das Liedertafelwesen und den aus dem Volke heraus sich entwickelnden Männergesang, der in der Schweiz seinen Ursprung hat, nebst der daraus entspringenden Verschiedenheit der musikalischen Satzweise charakterisirt. Durch Nägeli ist zuerst der Charakter des Chormäßigen in den Männergesang gekommen, Texte und Stil wurden mehr auf das Massenhafte berechnet und die Kernigkeit und Einfachheit traten dem kunstvollern Singstoff der Liedertafeln entgegen. Eine Vermittelung und Verschmelzung beider erwähnter, sich im Anfang ziemlich schroff gegenüberstehender Gegensätze ging nach und nach vor sich, die Lieder- und Sängerfeste wurden behufs großartigerer Aufführungen eingerichtet und der Männergesang wurde allmälig Eigenthum des gesammten deutschen Volks. Der Verfasser verfolgt diese Entwickelung sehr detaillirt und beschreibt alle Vorkommnisse innerhalb derselben, z. B. die meisten Sängerfeste von Anfang derselben bis auf die Sängerfahrten des kölner Männergesangvereins nach London im vorigen Jahre theils als Augenzeuge und theils nach den zuverlässigsten Quellen.

Eine Aufzählung des Besten und Bedeutendsten, was für den Männergesang seit dem 16. Jahrhundert bis auf den heutigen Tag componirt worden ist, gibt einen guten Beweis für des Verfassers musikalisch-literarische Kenntnisse, und die kurzen Kritiken über viele einzelne Erzeugnisse zeugen von seinem meist richtigen Geschmack. Wie wir schon weiter oben erwähnt haben, hat der Verfasser Begriff und Aufgabe des Männergesangs von der reinsten und edelsten Seite gefaßt, was sich besonders schlagend in den Schlußcapiteln seines Buchs zeigt, welche die Ueberschriften führen: „Der Volksgesang als volksbildendes Mittel"; „Die gesellschaftliche Bedeutung des deutschen Männergesangs"; „Die nationale Bedeutung des deutschen Männergesangs". Wir schließen mit den Worten des Verfassers aus seiner Vorrede: „Möge das Buch bei den deutschen Sängern, bei den Freunden deutscher Gesinnung und deutschen Strebens eine freundliche Aufnahme finden!"

2. Hausmusik. Funfzig Lieder deutscher Dichter in Musik gesetzt von W. H. Riehl. Stuttgart, Cotta. 1855. Folio. 2 Thlr. 21 Ngr.

Der geistreiche Culturhistoriker, der in seinen Werken, vornehmlich in seinen „Musikalischen Charakterköpfen", sich als vorzüglicher Musikkenner verrathen hat, tritt jetzt in den obengenannten Liedern auch als Componist vor die Oeffentlichkeit. Doch ist es nicht dies Factum, das uns zu der gegenwärtigen Besprechung Veranlassung gibt — das gehört zu den Befugnissen einer musikalischen Zeitschrift —, sondern wir beschränken uns auf die Vorrede, die Riehl seinen Compositionen als Geleitsbrief mitgegeben hat und die mehr ein allgemeines ästhetisches als ein blos musikalisches Interesse hat. Sie ist gewissermaßen ein Fehdehandschuh, den der Verfasser der heutigen Liedercomponirungsart und Componirungsart überhaupt hinwirft, oder eine Polemik, als deren verstärkende Beweise noch die Lieder gelten können, und wenn wir sie vorhin als von allgemeinem ästhetischen Interesse bezeichneten, so berechtigt uns dazu schon der Titel „Hausmusik", mit dem der Verfasser andeutet, daß er sich nicht ausschließlich an die Fachmusiker gewendet haben will, sondern daß er an die Kunstfreunde überhaupt appellirt und auf die Verkehrtheiten aufmerksam macht, denen ihr intimster musikalischer Hausfreund, das Lied, nach und nach anheimgefallen ist.

Die ersten Seiten der Vorrede sind fast nur eine Erläuterung zu einigen der nachfolgenden Lieder und sind nur von Interesse, wenn man die Lieder selbst bei der Hand hat, obgleich sich auch eine Masse geistreicher Aperçus in Beziehung auf Textauswahl, Auffassung, Colorit, Stil u. s. w. vorfindet. Die eigentliche Polemik geht erst auf der achten Seite an, wo der Verfasser gegen das Ueberhandnehmen der sogenannten durchcomponirten Lieder auftritt und dem Strophenliede sein Recht vindicirt. Unter Anderm sagt er: „Die größte Gloire des echten Liedercomponisten wird gerade darin bestehen, musikalische Formen von so vielseitiger Ausdrucksfähigkeit zu bilden, daß der Sänger die wechselnden Empfindungen und Situationen der verschiedenen Strophen dennoch immer charakteristisch aus derselben wiederkehrenden Melodie herausarbeiten kann."

Zum Zweiten wendet sich der Verfasser gegen die Art oder vielmehr Unart der modernen Liedercomponisten, die Begleitungen zu etudenmäßig und schwerfällig zu halten und statt Lieder mit Klavierbegleitung Klavierbegleitungen mit Liedern zu schreiben; die Hinweise dabei auf die Schwächen und Auswüchse des 18. Jahrhunderts und auf die drolligen „Weisen" in den Tabulaturen der Meistersänger sind im höchsten Grade passend.

Der dritte polemische Pfeilschuß ist gegen den heutzutage üblich gewordenen übermäßigen Gebrauch der Mollweisen gerichtet; es ist prächtig, wie Riehl diese „Hof- und Leidtonart der Salonmusikanten", diesen „krankhaften romantischen Duft", diese „Nebelkappe, durch welche sich Ohnmacht und Armseligkeit unsichtbar machen will", geißelt und verhöhnt. Es wird uns wahrlich schwer, diesen kostbaren Abschnitt nicht ganz hersetzen zu können; er ist trefflich geeignet, unsere ganze jüngere Componistengeneration auf ihre Nervenschwäche und unmännliche Winselei aufmerksam zu machen, die sie, wie der Verfasser ganz richtig bemerkt, Franzosen, Polacken und Magyaren zu verdanken hat.

Die Uebertreibung mit den Vortrags- und Schattirungsbezeichnungen in den heutigen Compositionen findet zum Vierten ihre gerechte Abfertigung. Nachdem davon geredet worden ist, wie viel Freiheit die ältern Componisten verhältnißmäßig den Ausführenden ihrer Werke ließen, wie sie nur die allgemeinsten Andeutungen gaben und dem Executirenden sonst Geschmack und Verstand zutrauten, daß er das vorzutragende Werk nicht vergreifen werde u. s. w., fährt der Verfasser folgendermaßen fort: „Der moderne Musiker fesselt dagegen den Sänger und Spieler bei jedem Schritt. Er schreibt schier so viele Vortragszeichen als Noten. Ja manche unserer Vortragszeichen lassen sich bereits gar nicht mehr ausführen; sie sind nur für die Phantasie des Spielers geschrieben. So sahe wir in dem Klavierstück eines berühmten Tonsetzers der Gegen-

mit ein durch mehre Takte ausgehaltenes hohes A mit der Bezeichnung «quasi Oboë»! Ein alter Musiker würde in einer solchen Vorschrift Spott und Hohn gefunden haben, eine Satire auf das arme Klavier, welches nun gar noch Oboe blasen soll, er würde überhaupt einem Meister, der ihm bei jedem Takt, bei jeder Note die Stärke und Schwäche des Tons vorschrieben, das Notenblatt vor die Füße geworfen und ihn gefragt haben, ob man ihn denn für einen Schuljungen oder widerlichen Esel halte, daß man ihn also am Strick ins Heiligthum der Kunst führe?"

Den letzten Abschnitt der Vorrede bildet ein brillanter Essay über die Maßlosigkeit des Ausdrucks in unsern modernen Compositionen; wir können keinen bessern Schluß für unsere Besprechung finden, als wenn wir einige Passus daraus setzen und in den Worten des Verfassers selbst von ihm und seinem Werke Abschied nehmen. „Der moderne Musiker begreift nicht, daß es auch Tonstücke gibt, die sich aus den schlichtesten Formen aufbauen müssen, ohne grelle Dissonanzen, ohne überraschende Modulationen, ohne sentimentale Vorhalte — im reinsten Melodienflusse dahingleitend. Einfach und einfältig sind ihm gleichbedeutende Worte. Es kommt ihm dagegen gar nicht in den Sinn, daß es umgekehrt einfältig sein könne, sich in einem Wiegenlied aus einer Dissonanz in die andere zu stürzen und vom Piano zum Fortissimo aufzusteigen. Träte heute ein Reformator wie Gluck unter dieses Geschlecht, ein Mann, der große Gedanken in den einfachsten Formen darstellte, es würden ihn herunterreißen wie einen Schulknaben. Man würde glauben, der gute Mann habe nichts gelernt, weil er nicht in jedem Takte seine sämmtlichen Kenntnisse ausframt. Außerdem würde man Kühnheit des Stils bei ihm vermissen, weil er nicht auf jeder Seite etliche recht gestissentlich und recht grobe harmonische Schnitzer anbringt, wie Berlioz und Richard Wagner. Denn die Gesetze des Generalbasses und des Contrapunktes gelten nur noch für Schulknaben. So wie der kühnste Dichter, wer am ungenirtesten schlechte Verse macht, und der originellste Maler, wer sich über die Kleinigkeiten richtiger Verzeichnung Arme und Beine am muthigsten verrenkt."

53.

Notizen.

Deutsches Theaterpublicum und deutsche Schauspieler.

Göthe schrieb einmal an den Appellationsrath Körner: „Das Publicum, zu welchem ein Prediger spricht, ist viel zu roh und ungleich, als daß seine Manier eine allgemein befriedigende Einheit haben könnte." Aber verhält es sich nicht mit dem Theaterpublicum gerade ebenso? Sind nicht innerhalb desselben die allerverschiedensten Bildungsstufen, die es nur geben kann, vertreten? Jeder, der die Kirche besucht, gehorcht dem Antriebe einer religiösen Empfindung, die allen Kirchengängern gemeinsam ist, aber unter den Theatergängern finden Hunderte keinen Geschmack oder einen verdorbenen oder einen falschen, und fast Jeder kommt mit einer andern Empfindung und Erwartung ins Theater, Diejenigen etwa ausgenommen, welche nur Amusement und Ausfüllung einiger müßiger Stunden zu finden hoffen, und in dieser Richtung mögen sich freilich sehr Viele in den ersten Rängen mit denen auf der Galerie begegnen. Daher auch die Erscheinung, daß selbst in den meisten unserer bessern Stücke das Edle mit dem Unedlen, das Erhabene mit dem Niedrigen, die Wahrheit mit der Lüge und das Feine mit dem Rohen so nahe zusammenliegt. Man muß eben Zugeständnisse machen, man muß für die Befriedigung der verschiedensten Geschmacksrichtungen und Ansprüche sorgen. Körner schreibt dagegen an Schiller: „Die Studenten sind wol noch diejenige Classe des ganzen Publicums, von der man die meiste Empfänglichkeit für das Poetische zu erwarten hat. Durch die Verhältnisse der wirklichen Welt sind sie noch nicht abgestumpft. . . Manche Feinheit in der Behandlung wird dem Studenten entgehen, aber das Große und Heroische wird er lebhaft auffassen und mächtig davon ergriffen werden." Jetzt zeigen sich aber auch die Studenten, wenigstens in den meisten Universitätsstädten, der Mehrzahl nach blasirt und nicht sehr fähig, sich für das Große und Heroische zu begeistern.*) Bei allen unsern Klagen über den Verfall der deutschen Bühne haben wir aber doch noch unsere Neider. So behauptete vor einiger Zeit A. de Calonne in der „Revue contemporaine": „In Deutschland wird die Schauspielkunst in sehr ernstem Sinne genommen und mit einer Gewissenhaftigkeit, Sorgfalt und Uneigennützigkeit geübt, wovon wir in Frankreich keinen Begriff haben. In den kleinsten deutschen Städten begegnet man hervorragenden oder wenigstens ausgezeichneten Künstlern, welche ihre Kunst cultiviren wie Andere die Wissenschaft, welche mit den Dichtern des Alterthums und der neuern Zeit vertraut sind, welche Aeschylus und Sophokles interpretiren wie die göttinger Professoren, Goethe und Schiller analysiren und zwischen zwei Flaschen Rüdesheimer oder zwei Gläsern Bier über das Schöne und über die Hegel'sche Philosophie, über Kaulbach und Wagner, über den Ursprung des «Faust» und über die Dunkelheiten Jean Paul's disputiren." Wir müssen leider gestehen, daß wir mit solchen philosophirenden Schauspielern in Deutschland noch nicht zusammengetroffen sind, und wir vermuthen fast, daß A. de Calonne bei seinem Aufenthalt in Bonn einige pokulirende und disputirende Studenten wegen ihres phantastischen Wesens oder einige der Studententournure noch nicht völlig entrückte Candidaten oder Docenten für fahrende Schauspieler angesehen hat

Ein pariser Brief des „Athenaeum".

Das londoner „Athenaeum" enthält in seiner Nummer vom 9. Februar einen „An Anglo-Parisian" unterzeichneten kleinen, aber beachtenswerthen Brief, worin der Redaction das Lob gezollt wird, daß sie zu den Wenigen in England gehöre, die für den herabgewürdigten Zustand der französischen Presse in Frankreich noch Sinn und Auge haben; zugleich wird aber darin eine früher im „Athenaeum" lautgewordene Stimme bekämpft, welche die Verleihung von Ordensdecorationen an Männer von wissenschaftlichem und literarischem Verdienst auch in England eingeführt wissen wollte. Es ist nämlich die Ordensfrage in England lebhaft angeregt worden, und zwar namentlich dadurch veranlaßt, daß Napoleon III. mehre ausgezeichnete Männer Londons mit Ordensdecorationen beschenkt hat, wogegen der altenglische Stolz Fronte machte und sich auf die alte Regel berief, daß ausländische Orden in England nicht anerkannt werden dürfen. Ja der Lord Provost von Glasgow hat bei Lord Clarendon angefragt, ob die von Schotten auf Anlaß der jüngsten pariser Ausstellung erworbenen Medaillen auch in Schottland getragen werden dürfen. Das „Athenaeum" selbst hält alle Orden von Staats wegen für werthlos, ebenso die Napoleon'schen Orden, sofern sie außerhalb Frankreichs getragen würden, ist aber nicht gegen die Orden im Allgemeinen, da ja die Menschen doch einmal nach Titeln, Orden und andern Auszeichnungen lüstern seien. Das londoner Blatt will, wie es scheint, das Ordenssystem mehr auf nationale Grundlage gestellt, aber nicht der Regierung in die Hand gegeben wissen, die nur zu geneigt sein möchte, nur dasjenige wissenschaftliche Verdienst, das ihr auch wohlgefällig ist, mit Orden zu belohnen. Der pariser Correspondent des „Athenaeum" will dagegen überhaupt nichts von Orden für literarisches Verdienst wissen und meint, daß kein englischer Gelehrter von echtem Schrot und Korn, wie die Hallam und Grote, daran denken würde, sein Verdienst decoriren zu lassen.

*) Vgl. hierzu den lesenswerthen Aufsatz: „Das heutige Studentenleben", im letzten Hefte der „Deutschen Vierteljahrsschrift".

Der zweite Theil des pariser Briefs im „Athenaeum" betrifft eine traurigere Erscheinung. Der Correspondent versichert, daß der Verlust der Preßfreiheit von der Masse des französischen Volks keineswegs bedauert werde. Spreche man darüber mit einem französischen Fabrikanten, Gewerbtreibenden oder kleinen Eigenthümer, so erhalte man stets dieselbe Antwort: „Celà regarde messieurs les hommes de lettres à Paris"; und dann würde fast regelmäßig hinzugefügt: „Ils ont trop abusé de la presse"; „Ils ont fait beaucoup de mal" u. s. w. Unglücklicherweise hätten diese nicht abzuleugnenden Ausschreitungen der Presse den Vorwand für Repressivmaßregeln gegeben, welche sich in höhere und friedlichere Regionen erstreckten. Man müsse hoffen, daß man in England davon wenig wisse; im andern Falle stände es mit der Abtrünnigkeit von der großen Sache intellectueller Freiheit viel schlimmer, als man glauben möchte. Sonderbar genug sei gerade der unabhängigere Theil der englischen Presse am maßlosesten im Schmeicheln gewesen. Und dies habe bei den besten und aufgeklärtesten Geistern Frankreichs ein Gefühl der Entfremdung hervorgerufen, welches sicherlich bei der jetzt lebenden Generation nicht erlöschen werde.

Eine gelehrte Fehde des 17. Jahrhunderts.

Auch in Frankreich hat es früher an jenen gelehrten Streitigkeiten nicht gefehlt, wie sie namentlich in Deutschland, hier aber noch bis in spätere Zeiten, so häufig waren und wol noch sind. Jetzt gehören sie in Frankreich nicht mehr zum guten Ton; sie finden kein Publicum. Das „Athenaeum français" brachte jüngst eine historische Rückerinnerung an die gelehrte Fehde zwischen Girac und Costar um die Mitte des 17. Jahrhunderts. Man ging damals nicht in niedlichen Pamphleten, sondern in gewaltigen Quartbänden einander zuleibe. So schrieb Girac im Jahre 1655 gegen Costar gleich einen ganzen Quartband, Costar erwiderte in den Jahren 1655 und 1657 mit zwei neuen Quartbänden und Girac später wieder mit einem. Von den Capitelüberschriften kann man auf den Inhalt schließen; wir führen davon einige hier an: „Que M. Costar a publié des libelles contre l'auteur sans en avoir eu sujet; que c'est un calomniateur." „Que M. Costar ressemble plutôt à un gueux dont parle Homère qu'aux gentilshommes de Poméranie à qui il se compare." „Que M. Costar est un insigne menteur." „Que M. Costar a peu de jugement." „Que M. Costar est un étourdi." „Que M. Costar est un grand chicaneur." „Que M. Costar est un imposteur; qu'il parle avec insolence de l'apôtre Saint Paul." „Que M. Costar est un plagiaire" u. s. w. Kurz, es ist nichts so Schändliches, was dieser Unglückliche nicht gewesen sein soll. Die Herren werden ohne Zweifel ihre Fehde für die wichtigste von der Welt gehalten haben; jetzt ergötzt man sich an ihr höchstens wie an einem antediluvianischen Curiosum oder einer Rabelais'schen Buffonnerie. Das „Athenaeum français" meint, dieser Girac sei von derselben fürchterlichen Art gewesen wie Mezeriac, der im Plutarch des Amyot 2000 Fehler entdeckt haben wollte. Uebrigens setzten beide Gelehrte ihren Streit bis gegen ihr Lebensende fort und schleuderten einander zum Privatvergnügen noch Quartbände an die Köpfe, als schon selbst die Zeitgenossen sie vergessen hatten.

H. M.

Bibliographie.

Abeken, H., Der Eintritt der Türkei in die europäische Politik des 18. Jahrhunderts. Mit einem Vorworte von K. Stüve. Mit Aktenstücken. Berlin, Hertz. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Auerbach, B., Schatzkästlein des Gevattersmanns. Stuttgart, Cotta. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Becker, C., Doctor Martin Luther in den Hauptzügen seines Lebens geschildert. Mit einer Abbildung der Luther-Statue in Möhra. Leipzig, Weber. 8. 1 Thlr.

Bernays, J., Ueber das Phokylideische Gedicht ein Beitrag zur hellenistischen Litteratur. Berlin, Hertz. Gr. 4. 15 Ngr.

Berneck, K. G. v., Das Buch der Schlachten. Leipzig, Gumprecht. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Bodenstedt, F., Die Lieder des Mirza-Schaffy mit einem Prolog. 4te neuvermehrte Auflage. Berlin, Decker. 16. 1 Thlr.

Elfried von Taura, Die stille Mühle. Eine Geschichte aus Deutsch-Böhmen. Mit dem ersten Preise gekrönte Concurrenz-Novelle des Hannoverschen Couriers. Hannover, Rümpler. 8. 22½ Ngr.

Homeyer, G., Die deutschen Rechtsbücher des Mittelalters und ihre Handschriften. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Romanische Inedita auf italiänischen Bibliotheken gesammelt von P. Heyse. Berlin, Hertz. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Jonas, T., Richardo Orvinedo der gefürchtete Räuberchef in den Gebirgen unweit Neapel. Romantische Räubergeschichte aus dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts. Drei Bände. Leipzig, Coldiz. 1855. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Longfellow, H. W., Das Lied von Hiawatha, deutsch von A. Bottger. Leipzig, Herbig. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Menschen und Dinge in Rußland. Anschauungen und Studien. Mit einem Titelbilde. Gotha, Scheube. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Orelli, H. v., Ueber A. Widmann's „Nausikaa". Jena, Doebereiner. Gr. 8. 3 Ngr.

Rhangavis, A. R., Der Fürst von Morea. Historische Novelle aus dem Anfange des 13. Jahrhunderts. Aus dem Griechischen von A. Ellissen. Leipzig, O. Wigand. 8. 1 Thlr.

Schwertlein, Jucundus, Fliegenschwämme. Humoristisch-satyrische, politische und unpolitische Ein- und Ausfälle. Leipzig, C. H. Reclam sen. 8. 1 Thlr.

Tagesliteratur.

Jacobson, H. F., Ueber das österreichische Concordat vom 18. August 1855 und die kirchlichen Zustände der Evangelischen in Oesterreich. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 20 Ngr.

Jochmus, Der Syrische Krieg und der Verfall des Osmanen-Reiches seit 1840. Aktenmäsaig dargestellt in officiellen, geheimen und vertraulichen Berichten und Urkunden, dann Briefwechsel mit Lord Palmerston, Lord Ponsonby, den Oberbefehlshabern der verbündeten Heere und Flotten etc. Mit Bezugnahme auf die gegenwärtige Orientalische Frage. Vorwort und Auszüge aus dem in Bälde erscheinenden zweitheiligen Werke. Frankfurt a. M., C. Jügel. Gr. 8. 12 Ngr.

Lykurgos, A., Enthüllungen über den Simonides-Dindorf'schen Uranios. Unter Beifügung eines Berichts von Hrn. Prof. Dr. Tischendorf. Leipzig, C. L. Fritzsche. Gr. 8. 6 Ngr.

Sind Schwur-Gerichte nothwendig? Von W. von M. Berlin, Decker. Gr. 8. 5 Ngr.

Thomasius, G., Der Gedanke des Todes, der rechte Lehrer für's Leben. Predigt über Psalm 39, 5—8 gehalten am Schlusse des Jahres 1855. Erlangen, Deichert. Gr. 8. 3 Ngr.

Zum näheren Verständniss des Concordats vom 18 August 1855. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 1855 Lex.-8. 5 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Allgemeine Bibliographie.

Monatliches Verzeichniss
der
wichtigern neuen Erscheinungen der deutschen und ausländischen Literatur.

Herausgegeben von **F. A. BROCKHAUS** in Leipzig.

8. Monatlich eine Nummer. Preis des Jahrgangs 15 Ngr.

Die „Allgemeine Bibliographie" verzeichnet die wichtigern neuen Erscheinungen der **belgischen, dänischen, deutschen, englischen, finnischen, französischen, holländischen, italienischen, neugriechischen, nordamerikanischen, portugiesischen, romanischen, russischen, schwedischen, ungarischen** und der verschiedenen **slawischen** und **orientalischen** Literaturen. Sowol die darin aufgeführten Werke als die Erscheinungen der **deutschen** und **ausländischen** Literatur überhaupt sind direct von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** sowie durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen.

Illustrirte Prachtausgabe von Washington Irving.

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Washington Irving. Auswahl aus seinen Schriften. Illustrirt von Henry Ritter und Wilhelm Camphausen. Mit dem Bildniß Henry Ritter's. 4. Geheftet 5 Thlr. Gebunden 6 Thlr.

Selections from the Works of **Washington Irving.** Illustrated by **Henry Ritter** and **William Camphausen.** With the Portrait of Henry Ritter. 4. Geheftet 5 Thlr. Gebunden 6 Thlr.

Eine Auswahl der geistvollsten Skizzen **Washington Irving's** mit zahlreichen Holzschnitten nach Zeichnungen der beiden trefflichen düsseldorfer Künstler **Henry Ritter** und **Wilhelm Camphausen**, von denen der Erstere das Unternehmen begründete, aber vor der Beendigung leider der Kunst entrissen wurde, der Zweite nach dem Wunsche seines Freundes das Werk beendete; ein auch typographisch und xylographisch (in der Xylographischen Anstalt von E. Kretzschmar) geschmackvoll und reich ausgestattetes **Prachtwerk**, das eine Zierde jedes Salons bilden wird. Das Werk erschien gleichzeitig in einer **deutschen** und einer **englischen** Ausgabe.

Das „Magazin für die Literatur des Auslandes" sagt unter Anderm: dieses Werk nehme einen Ehrenplatz unter den Erzeugnissen der deutschen Presse ein, indem es durch glänzende Ausstattung mit den ersten typographischen Meisterwerken Englands und Frankreichs rivalisire und in künstlerischer Vollendung nicht wenige derselben übertreffe; manche der Zeichnungen seien „kleine Meisterstücke": „sie enthalten eine Fülle von Humor, der sich in jedem Zuge ausspricht, und ihnen dasselbe charakteristische Leben verleiht, welches die geist- und gemüthvollen Gebilde durchdringt, zu deren Erläuterung sie bestimmt sind." Wir möchten noch hinzufügen, daß gerade die geistige Innigkeit des Verständnisses zwischen dem heimgegangenen Künstler und seinem Autor dem Buche seinen besondern tiefern Reiz verleiht, wodurch es nicht zu einem ephemeren Werke der Tagesliteratur wird, sondern auch für spätere Zeiten **bleibenden Werth** behält.

In dem Verlage von **Scheitlin & Zollikofer** in St. Gallen erschien soeben:

Die orientalische Frage
in
ihrer genetischen Entwicklung
skizzirt von
O. von Weißenhorst,
Verfasser der „Studien zur polnischen Geschichte" ꝛc.

Preis 12 Ngr. 42 Kr. Rh. 1 Fr. 50 Cent.

Eine pragmatisch wahre Schilderung des ganzen Entwickelungsganges der orientalischen Frage von ihrem frühesten Anbeginne an, nebst Hervorhebung der wichtigsten Züge aus der türkischen Geschichte. Der bekannte Name des Verfassers bürgt für die Gediegenheit seiner Arbeit.

In zweiter Auflage erscheint in meinem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Christliches Andachtsbuch
für
alle Abende und Morgen des ganzen Jahres.

Im Verein mit mehren evangelischen Geistlichen herausgegeben
von
Dr. G. Friederich.

Zweite Auflage.
Vollständig in zwei Bänden oder 18 Heften.
8. Jedes Heft 4 Ngr.

Wenn irgendeine Zeit, so hat die Gegenwart mit ihren Kämpfen, Nöthen und Sorgen bei allen religiösen Gemüthern das Bedürfniß der Einkehr in sich selbst, der Beschäftigung mit den heiligen Wahrheiten der Religion, der Erhebung über das verwirrende Treiben der Erde hervorgerufen und läßt ihnen einen Freund erwünscht erscheinen, an dessen Hand sie es zu befriedigen im Stande seien. Als einen solchen bietet sich das obenbezeichnete Werk an, welches, allem Parteiwesen fremd, dem reinen Himmelsgeiste des Evangeliums einen allgemein verständlichen und doch der errungenen Bildungsstufe angemessenen Ausdruck gibt. Es hat sich die Aufgabe gestellt, auf dem Grunde eines lautern Bibelchristenthums den Glauben mit dem Wissen, das Leben der Erde mit dem Streben nach dem Himmel zu versöhnen und durch Lehre und Trost, Ermunterung und Warnung eine würdige Anleitung zum Wandel dahin zu ertheilen. Diesem Ziele strebt es in der Form nach, welche sich seit langer Zeit schon durch die Andachtsbücher von Bogatzky, Roos, Stark, Sturm, Tiede ꝛc. als die passendste und wirksamste bewährt hat. Gewiß wird sein Eintritt in diese Kreise der Familien und die vertrautere Bekanntschaft mit ihm zu einer Quelle reichen Segens werden, der den Anfoderungen und Geschäften, den Freuden und Sorgen der Erde wieder zugutekommt.

Die zweite Auflage dieses anerkannt trefflichen Werks, die aus zwei Bänden besteht, wird in 18 Heften zu dem Preise von 4 Ngr. erscheinen. Die Hefte werden in angemessenen Zwischenräumen so ausgegeben werden, daß das ganze Werk vor Ende dieses Jahres vollständig geliefert und jedes Heft vor der darin berücksichtigten Periode des Kirchenjahres in den Händen der Abnehmer sein wird.

Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an und werden die erschienenen Hefte gern zur Ansicht liefern.

Leipzig, im Februar 1856.

F. A. Brockhaus.

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Hamburgs Literaturleben
im achtzehnten Jahrhundert.
Von **Feodor Wehl.**
8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ein **Varnhagen von Ense** gewidmeter werthvoller Beitrag zur deutschen Literaturgeschichte, eine für jeden Gebildeten im hohem Grade interessante Schilderung von Hamburgs wichtigen Literaturleben im vorigen Jahrhundert. Der Pastor Goze und Lessing, Reimarus, Eckhof, Schröder und Charlotte Ackermann, Hagedorn, Frau von Genlis, Klopstock und viele andere berühmte Persönlichkeiten werden dem Leser vorgeführt. Die Schrift ist aus Vorlesungen entstanden, welche der seit längerer Zeit in Hamburg lebende bekannte Schriftsteller daselbst mit großem Beifall hielt, und Bruchstücke daraus wurden früher in Gutzkow's „Unterhaltungen am häuslichen Herd" mit vielem Interesse gelesen.

Von **F. A. Brockhaus** in Leipzig ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte.
von
Adolf Hain.
8. Geh. 2 Thlr.

Edinburgh und London. 1856.

Der Verfasser dieser Gedichte war ein Deutscher, der 185 in Glasgow starb. In dem Vorwort heißt es: „Sein poet scher Nachlaß gibt Zeugniß davon, welch reiche Hoffnung m ihm begraben wurde. So mögen denn diese Gedichte, mit d ren Herausgabe der Wunsch der Freunde des Verstorbenen e füllt wird, dem in der Blüte seiner Kraft abgerufenen Dicht neue Freunde werben, die es mit den alten beklagen, daß e Liederquell, wie der hier sprudelnde, so früh versiegen sollte!

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 11. — 13. März 1856.

Inhalt: A. von Sternberg als Memoirenschriftsteller. Von Hermann Marggraff. — Reiseliteratur. — Ueber Lessing's „Nathan" und das Humanitätsprincip im Judenthum. — Notizen. — Bibliographie. — Anzeigen.

A. von Sternberg als Memoirenschriftsteller.

Erinnerungsblätter von A. von Sternberg. Zwei Theile. Berlin, Schindler. 1855—56. 16. 1 Thlr. 18 Ngr.

Obschon wir uns grundsätzlich gegen alle Publicationen erklären müssen, die, wie die vorliegende A. von Sternberg's, partienweise einen so starken Beigeschmack indiscreter Klatschhaftigkeit haben, so können wir doch nicht leugnen, daß uns die Lectüre dieser „Erinnerungsblätter" nicht wenig unterhielt und stellenweise sogar über Dies und Jenes unterrichtete. Das Geplauder ist auch gar zu amüsant, die Médisance gar zu anmuthig. Aus Sternberg's Feder kann man dies nicht anders erwarten. Möge er die Verantwortung für seine vielen Indiscretionen tragen: der Leser genießt eben, was ihm geboten wird. Die Tafel ist öffentlich gedeckt; Jeder kann sich dazu niedersetzen, und es kümmert den Gast nicht, wie sein Wirther zu den Speisen, die er ihm vorsetzt, gekommen ist, wenn sie ihm nur munden. Solange sich nicht die Gesellschaftsmoral nach einem gewissen Uebereinkommen gegen solche Veröffentlichungen erklärt, würde auch ein vereinzelter Protest zu nichts helfen. Diese Gesellschaftsmoral ist aber in solchen Dingen gegenwärtig außerordentlich lax. Zum Zwecke des Amüsement kann sich der Schriftsteller Alles erlauben; nicht blos gestorbene, sondern noch lebende Personen in ihrer Persönlichkeit und Häuslichkeit schildern, Büreauxverets erbrechen, um zu sehen, was dahinter steckt, Familiengeheimnisse offenbaren und Privatgespräche, die man gestern unter vier Augen hatte, morgen ausplaudern. Es ist dies zwar gewissermaßen ein Einbruch in die vier Pfähle der Häuslichkeit, eine Störung des Hausfriedens, eine Gefährdung der persönlichen Sicherheit, um so zu sagen, aber nach solchen Bedenklichkeiten fragt so leicht Niemand, der von dieser Indiscretion nicht mitbetroffen wird. Aber wol könnte diese Gattung Memoirenliteratur mehr und mehr zur Folge haben, daß Personen, die der Oeffentlichkeit angehören — wie dies jetzt auch schon mehr und mehr der Fall zu sein scheint —, nicht mehr so bereitwillig wie früher ihre Zimmerthüren und ihre Herzen erschließen werden, wenn sie vermuthen müssen, daß der an der Klingelschnur Ziehende ein auf Personen und Persönlichkeiten Jagd machender Schriftsteller oder Tourist ist. Daher zum Theil findet man auch jetzt bereits so viele verschlossene Thüren und Herzen, so viele zugeknöpfte Röcke und Gespräche; daher auch zum Theil dieses gegenseitige Beschielen, Belauern und Beschnüffeln, dieses Attakiren von der einen und dieses scheue Sichzurückziehen von der andern Seite. In der That, es gibt solche literarische Freibeuter, die einen öffentlichen Mann gleich bei der ersten Begegnung mit einer wahrhaft beleidigenden Impertinenz zu mustern und zu begaffen pflegen, ohne über ihre Ungezogenheit nur im geringsten in Verlegenheit zu kommen. In so impertinenter Weise betreibt Freiherr von Sternberg die literarische Menschenjagd gewiß nicht; hierzu ist er zu weltmännisch-aristokratisch gebildet: er weiß dem Wilde, auf das er es abgesehen hat, in feinerer Weise beizukommen; er glotzt den Opfern seiner Indiscretion nicht mit der officiellen Zudringlichkeit ins Gesicht, wie ein Paßschreiber, der ein Signalement oder gar einen Steckbrief anzufertigen hat.

Fragen wir zuerst nach der Gesinnung des Freiherrn von Sternberg. Er gibt uns über diese gelegentlich in seinem Buche Aufschlüsse und Geständnisse, welche die Leser gewiß nicht wenig überraschen werden. Sternberg erklärt, sich zu den demokratischen Grundsätzen der Zeit bekehrt zu haben. Er sagt:

> Ich war Aristokrat des Wappens; die andere Auffassung lag dunkel und unentwickelt vor mir. Deshalb mein Zorn und Eifer, als ich den Adel und alle die mit ihm verbündeten Institutionen angegriffen sah; ich war nicht fähig, die tiefer liegende Idee der Zeit zu erfassen, die großartig strebte, einen kühnen Gedanken der Gerechtigkeit in die Welt einzuführen. Ich habe dem jungen Geschlecht, das der Himmel berufen hat, zu kämpfen und zu denken, Abbitte zu thun. Ich würde, wenn ich es könnte, mit Jahren meines Lebens jene unglücklichen Bücher zurückerkaufen, die ich in blindem Eifer gegen eine Zeitströmung, deren äußern schrillenden Lärm ich nur hörte, deren wundervollen innern Inhalt aber nicht erkannte, geschrieben habe. . . . Bitter ist es aber, mit seiner innersten Gesinnung verkannt zu werden. Ich liebe dieses junge Geschlecht,

ich habe es immer geliebt; meine Schriften zeugen dafür, daß ich lange vor dem Ausbruch der Erschütterungen Ideen und Betrachtungen ausgesprochen, die völlig in Einklang sind mit Dem, was man suchte, und die später erfolgenden Ereignisse gleichsam prophetisch verherverkündeten; man lese nur den Roman „Paul".

Dieses Bekenntniß wird durch folgendes spätere ergänzt: Als ich jene Novellen schrieb, in denen ich unwürdige Leute verherrlichte und würdige in den Staub trat, war es mir damals so sehr die Sache meiner eigenen Ueberzeugung, daß ich nicht fähig war, die Stimme der Klugheit zu hören; denn hätte ich sie gehört, so hätte ich diese Bücher, die ich verwünsche geschrieben zu haben, nicht geschrieben, denn ich weiß, wie man in Deutschland Politik treibt; daß die Partei, zu der man gehört, die Perfidie und die Niedrigkeit hat, gerade zuerst die verfolgende Hand gegen Den aufzuheben, der ihr in Zeiten der Gefahr Dienste geleistet. Von einem Zusammenhalten, von einer Schätzung der Talente ist nicht die Rede; nirgends trifft man wie in Frankreich und England auf jene ehrende Beachtung des nicht käuflichen Talents.

Diese Bemerkung ist freilich leider so wahr und richtig, daß sie mit gesperrten Lettern gedruckt zu werden verdient hätte. Die für politische Parteien schreibenden Talente machen in dieser Hinsicht oft die niederdrückendsten Erfahrungen, die um so schmerzlicher sind, da sie zu beweisen scheinen (wenn es nicht schon bewiesen wäre), daß es den Deutschen doch an allem eigentlichen Gemeingeist, an genossenschaftlichem Ehrgefühl, überhaupt an aller im Volke selbst liegenden politischen Tüchtigkeit fehlt. Braucht eine politische Partei in Deutschland einen Arbeiter nicht mehr — sei es, daß sie erreicht hat was sie wollte, sei es, daß sie selbst ihre Sache aufgibt —, so läßt sie ihn fallen, ja, wie Sternberg richtig bemerkt, hebt wol gerade zuerst die verfolgende Hand gegen ihn auf und sucht ihn zu ignoriren, zu verkleinern, zu discreditiren, zu verdächtigen, um sich so auf die schnödeste Weise, die es gibt, ihrer Verpflichtungen gegen ihn zu entledigen. Möge er dann selbst zugrunde gehen — er war der Erste nicht und wird auch nicht der Letzte sein. Herz und Humanität haben ja in die Speculationen moderner Parteimänner überhaupt nicht mit dreinzureden.

Soweit ist die Sternberg'sche Bemerkung richtig. Aber solche ohne Zweifel sehr schlimme Erfahrungen dürfen einen wirklich redlichen Mann den Principien, die er früher vertheidigte, keinen Augenblick untreu machen. Höchstens wird er sagen dürfen: Meine Principien waren und bleiben richtig; aber ihre Hauptvertreter sind unfähig oder verdienen meine Sympathie nicht; ich ziehe mich daher nicht von den Principien, aber von den Männern zurück; ich entschlage mich jeder directen Betheiligung an ihren Bestrebungen, ich halte mich überhaupt von aller Politik fern, um zu warten, bis vielleicht geeignetere Männer kommen.

Allerdings kann es geschehen, daß auch ohne solche Motive die politischen Ansichten eines Mannes sich im Laufe der Zeit ändern, weil er eben sieht, daß seine Parteigenossen einen Weg einschlagen, der nicht der seinige ist und zum Unsegen oder ins Verderben führen muß. Dann wird aber immer noch zu prüfen sein, ob dieser Umschlag in den Ansichten nur aus einer augenblicklichen Laune oder aus dem innersten Wesen des Mannes hervorgeht und seiner eigensten Natur gemäß ist. Das Papier ist nach einer bekannten Redensart geduldig, und eine aus augenblicklichem Unmuth hervorgegangene und durch Druckerschwärze verkörperte Phrase ist noch kein System, keine politische That. Das ganze Buch Sternberg's hat, wie fast alle seine Schriften, ein so aristokratisches Air, daß wir uns veranlaßt fühlen, gegen Sternberg's neues Glaubensbekenntniß wenigstens sehr vorsichtig zu sein, daß wir fast fürchten möchten, er mache, wie nach seiner Behauptung die Zeit vor 1848, nur „liberale Toilette". Sternberg verkehrt fast nur mit Personen von hohem Rang und Adel, mit Hofdamen und Hoffräulein, mit Grafen und Gräfinnen, mit Herzogen und Herzoginnen, mit Prinzen und Prinzessinnen, und wenn er sich einmal zu bürgerlichen Personen herabläßt, so zeigt er sich auch hier sehr wählig; unter Schriftstellern und Schriftstellerinnen wird er gewiß z. B. nur denjenigen, welche mit der vornehmen Welt verkehren und für die vornehme Welt schreiben, ein tieferes Interesse, wenn auch darum noch keine eigentliche Sympathie zuwenden. Er schwärmt für Damen von „alabasterweißer Haut", mit „wundervollem Ansatz des Halses", für „zartes Oval", für Brillantagraffen, für Kleider von weißem oder dunkelrothem Purpursammet. Wir wissen nicht, ob diese und ähnliche Gegenstände zu dem „wundervollen innern Inhalt" unserer Zeitströmung gehören, für welchen der Freiherr gleichzeitig zu schwärmen vorgibt. Er selbst freilich wehrt sich aus Geistes- und Leibeskräften gegen den Verdacht, daß der Salon seine eigentliche Welt sei. Der Salon als solcher, versichert er, habe ihn nie interessirt, er habe nie wie die Gräfin Hahn-Hahn an rein exclusiven Zuständen sich zu erfreuen vermocht, noch habe ihn irgendwie die „weibliche wie die männliche Zierbengelnatur dieser Sorte von Aristokratie" beschäftigt. Er fährt dann fort:

Wenn nicht in die parfümirte eingeschlossene Luft dieser Boudoirs ein Strahl der ewigen Sonne eindrang, so war mir dieses Getreibe zuwider; höchstens wenn ich es in pikanter Verzerrung schildern konnte, zog es mich an, wie ich es in der „Diana" gezeigt. Die Legationssecretäre mit den wohlgeordneten Bärten, die Gräfinnen mit ihren unwiderstehlichen interessanten Launen, ihren Echauffements, ihrem vornehmen ennui, ihren aristokratischen Allüren sind für mich stets stets Geschöpfe gewesen, mit denen ich nichts zu thun haben mochte. Wenn ich den Salon wählte zum Schauplatz einer Schöpfung, so wählte ich ihn, wie Bulwer und Balzac ihn wählten, um die „schönen" Formen vereint mit dem Gedanken- und Thatinhalt einer Menschenwelt beisammen zu haben. Ueberhaupt sind jene genannten Schriftsteller diejenigen, denen ich mich am engsten geistes- und geschmacksverwandt fühle.

Das Buch wimmelt von solchen Gesinnungsdarlegungen, zu denen auch die Versicherung gehört, daß wenn er frühzeitig in andere Umgebung gekommen als die war, in der er gelebt und für die er geschrieben, er nicht weniger und nicht mit geringerem Feuer gedichtet haben würde. Dies läßt sich hören denn die Umgebungen, in denen sich der Mensch befind

und entwickelt, wachsen ihm allmälig wie eine zweite Haut an, die er nicht abzustreifen vermag. Man muß auf solche Umstände Rücksicht nehmen, um billig zu urtheilen. Nach alle Dem muß man aber doch immer fragen, was Sternberg nun wirklich ist und was er will? Zu den materiellen und geistigen Bedürfnissen derjenigen Classen, die man gemeinhin unter „Volk" begreift, läßt sich der Freiherr nicht herab, und von der eigentlichen Bourgeoisie, von dem Fabrikanten, dem Bürgerstreten, dem Epicier, dem Börsenmann will er ebenso wenig etwas wissen. Der Adel, sagt Sternberg, wolle nichts zurück, und er fährt fort:

Ihr gesteht selbst, das ist die freimüthige Offenheit etwas weit getrieben. Ist das aber immer noch ein Grund, ihn zu verdammen? Wenn es nun seine ehrliche Ansicht und Meinung ist, daß ihm der Einfluß gebühre, den er früher hatte, daß er ihn nöthig habe, um wirken zu können, wie er wirken möchte, daß er endlich euer „vorwärts" für ein vorwärts hält und dagegen ein „zurück" aufstellt, ist ihm Dieses ihm mit Grund ein Vorwurf zu machen? Gewiß wenig, wie wir euch einen Vorwurf daraus machen, daß ihr den „Fortschritt" der Menschheit wollt, aber nebenbei auch Mas Kattun!, daß ihr die „Freiheit der Völker" wollt, aber nebenbei auch einige Procente mehr für euch an der Börse; daß ihr verlangt, jeder Standesunterschied solle fallen, aber darauf dringt, man solle euch auf euerm Katheder = euerm Präsidentenstuhl für den alleinheilbringenden Rath hören. Dabei seid ihr aber alle edle Männer, Männer der Zukunft. Wie wollte man an euch und euern Intentionen zweifeln? Wem fiele ein, die Reinheit eurer Absichten in Zweifel zu ziehen, obgleich ihr jeden Augenblick dies bei Andern thut?

Das scheint ja recht aus der vollen Brust des sogenannten „Junkerthums" gesprochen! Aber zu den eigentlichen Junkern gehört denn Sternberg doch auch nicht. Der Adel soll nach ihm allerdings danach trachten, seinen Einfluß soviel wie möglich wieder zu gewinnen, aber nicht durch Hofdienst, nicht durch Patente und Gnade der Fürsten, sondern lediglich,

= sich eng an die unverdorbene Masse des Volks anschließen und in etwas wieder jenes patriarchalische Verhältniß herstellen sich müht, dessen Basis alte Treue, alte Zuversicht, alte Liebe sind. Deshalb ist der große Grundbesitz in den Händen des Adels so sehr wichtig, deshalb muß für ihn jedes Mittel aufgesucht werden. Nicht an die Höfe gehört ihr, möchte man euch zurufen, wo man euch einen leichten Orden, einen goldenen Schlüssel anheftet, und wo eure Stelle durch jeden beliebigen Andern ersetzt wird, in euer Haus, zu euerm eigenen Heerd, zu den Gemeinden, die in euch euern (ihren?) Berather, ihren Schutzherrn, euern Führer sehen, dort geht hin!

Sternberg schließt dieses Capitel über den Adel mit den Worten:

Wenn der Adel auf diese Weise durch sein moralisches Gewicht dem unmoralischen Fabriken- und Börsenspiel entgegenwirkt, wenn er rein menschliche Erziehungsmittel dem überspannten Speculations- und Luxusgeiste der Zeit entgegenstellt — wer möchte da nicht für günstigen Erfolg bis zu einem gewissen Grade bürgen? Bis zu einem gewissen Grade!

Man sieht hieraus, daß Sternberg, wenn er auch nicht zur Junkerpartei gehört, doch den Adel, falls dieser seine Aufgabe richtig begreift, zu einer großen Mission berufen glaubt. Hierüber läßt sich nicht streiten; solche Dinge müssen eben abgewartet werden. Jedenfalls ist Sternberg als ein Mann von Geist nicht Aristokrat des gewöhnlichen Schlags; er liebt die vornehme Form, doch nur unter der Bedingung, daß Geist und Leben hinter ihr stecke; er sagt der Aristokratie oft sehr bittere Wahrheiten in rückhaltslosester Weise; auch hat er eine Witterung von dem Ziele, dem unsere Zeit zuletzt doch zutreiben muß. Trotzdem bleibt er Aristokrat, dem wir den häufigen absichtlichen Gebrauch gewisser Stichwörter der Zeit gern erlassen würden. Er ist als frei oder (in seiner Weise) demokratisch gesinnter Mann unter den Aristokraten viel besser am Platze, wie als geheimer, wenn auch in manchen Punkten noch so aufgeklärt denkender, dabei aber entschiedener Aristokrat unter den Demokraten.

Soviel, was Sternberg's politische Gesinnung betrifft. Sie macht uns begreiflich, was man uns jüngst zum Zweck der Veröffentlichung in d. Bl. über Sternberg's zuletzt etwas vereinsamte Stellung in Berlin schrieb und was wir auch veröffentlichen würden, wenn wir uns kein Gewissen daraus machten, so indiscret zu sein, wie Sternberg selbst es vielfach ist. Eine vereinsamte Stellung ist deshalb freilich noch keine unwürdige. Es gibt Naturen, die stets einsam durchs Leben schreiten und dabei doch tüchtiger Art sind; wenn aber ein Autor wie Sternberg aus der Gesellschaft freiwillig oder unfreiwillig ausscheidet, so hat er damit den natürlichen Boden verloren, auf dem er gedieh.

Auf Sternberg's Ansichten über Kunst und Poesie wie über seine literarische Stellung und seine Schriften werden wir im Verlaufe unsers Aufsatzes noch öfter Gelegenheit haben zurückzukommen. Seine Memoiren sind in der entschiedenen Absicht geschrieben, die Welt über sein Streben und Wollen aufzuklären. Wir finden es auch in der That nicht auffallend, wenn ein Schriftsteller, der eine ziemlich lange Laufbahn hinter sich hat und von sich sprechen zu machen wußte, in einer spätern Lebensperiode das Bedürfniß fühlt, seinem Publicum Rechenschaft über sich abzulegen. Seine Selbstbekenntnisse haben nun natürlich nicht das Gewicht wie die eines Goethe oder irgendeines andern großen Culturschriftstellers. Sternberg ist in die Weltliteratur noch nicht eingetreten, ja er wird selbst in unserer Nationalliteratur kaum auf eine hervorragende Stellung Anspruch zu machen haben. Aber doch hat Sternberg als blendendes Talent wie namentlich als geistreicher Silhouetteur der vornehmen Gesellschaftsclasse immerhin seine Bedeutung, eine um so größere, je weniger wir sonst über Das, was in diesen Kreisen vorgeht, in Deutschland zu erfahren pflegen. Die meist schon gänzlich vergessenen Salonnovellen der Gräfin Hahn-Hahn lassen sich in dieser Hinsicht mit den Sternberg'schen Enthüllungen nicht vergleichen; denn ihr galt die vornehme Welt nur als Folie, um überall ihr Spiegelbild hervortreten zu lassen und ihr gefallsüchtiges Ich zu verklären. Freiherr von Sternberg ist aber, selbst bis zur Indiscretion, aufrichtig und offenherzig und er scheut sich nicht, die

dick aufgelegte Schminke von den welken und verrunzelten Gesichtsstellen dieser Gesellschaft abzuwischen und uns zu sagen, von welchem gewöhnlichen Schminklieferanten sie bezogen wurde. Erst neuerdings hat er uns in manchen Skizzen seiner „Nachtlampe" gezeigt, wie hinter dieser glänzenden Tournure doch oft eine fast unglaubliche Unwissenheit, Unbildung und halbkindische Albernheit verborgen ist. Ein Sittenmaler hat immer seinen Werth, möge er nun Dirnen des dörflichen Stall- oder Damen des Boudoirlebens schildern. Auch ist ja Sternberg zuweilen, wie namentlich in „Paul", aus den Kreisen des Salons in die des bürgerlichen Proletariats hinabgestiegen. Was Sternberg's Urtheile über Gegenstände der Kunst, Literatur und Politik betrifft, so muß man nicht vergessen, daß Sternberg ein entschiedener Moderner und mit allen Vorzügen wie Gebrechen eines qualificirten Modernen behaftet ist. Sein Urtheil ist geistreich, beweglich, pikant, sarkastisch, oft treffend, aber auch unruhig hin- und herfahrend, einseitig, absprechend, prätentiös, leichtsinnig und nicht selten unüberlegt. Was ihm gerade individuell nicht zusagt, das verwirft er ohne weiteres und zwar in Form eines Allgemeinsatzes, den er dem Leser octroyirt.

Sternberg beginnt die eigentliche Erzählung seiner Lebensgeschichte mit seinen Erinnerungen an die alte Stadt Reval, an das dem Artushofe in Danzig ähnliche wundersame Haus „der schwarzen Häupter", an die prächtige Kirche zum heiligen Olaus, die in einer Julinacht, vom Blitze getroffen, leider ein Raub der Flammen wurde; er zollt dem Meere, diesem „ewigen, allmächtigen Element", seinen Dankribut und gedenkt dabei auch der Meerlieder des nun dahingegangenen Heine, die er, vielleicht mit Recht, das Schönste nennt, was derselbe gedichtet, „obgleich (wie Sternberg hinzufügt) auch in ihnen jene Grimasse vorkommt, die Heine und seine Freunde Poesie nennen, die aber bei Lichte besehen nichts ist als Geschmacklosigkeit". Er kommt nach Petersburg; er sieht den Kaiser Nikolaus. Sternberg sagt:

Vor der Persönlichkeit des Kaisers habe ich eine an Ehrfurcht grenzende Achtung, denn er ist mir nicht allein als Mann, was bei Fürsten unserer Zeit nicht eben häufig ist, sondern auch als Held erschienen. Ich war Zeuge des Auftritts auf dem Marsfelde, und wer diese hereische Gestalt gesehen, die furchtlos der von tausend Seiten her drohenden Gefahr entgegentrat, der behält dieses Bild für immer und beugt sich, wenn er auch noch so wenig Fürstenfreund ist, vor der Größe dieses Mannes, in dem die absolute Herrschergewalt vielleicht ihren letzten, aber auch glänzendsten Triumph gefeiert.

Sternberg lernt in Petersburg den russischen Dichter Shukowskij *) kennen, der so sehr Höfling war, „daß keins seiner Worte eine bestimmte Farbe trug"; ferner den deutschen Dichterveteranen General Klinger, „einen verdrießlichen Greis, der es nie dahin bringen konnte, daß ihm die Uniform uniformmäßig am Leibe saß. Er war deshalb die Zielscheibe des Spotts der russischen Kamaschenhelden, die da wissen, wie ein Orden auf dem Rocke befestigt, nicht aber, wie er verdient werden muß".

Aber Sternberg sehnte sich nach Deutschland. Die Jugend in den Ostseeprovinzen, wo damals die Erziehung ganz deutsch war, beanspruchte, was Deutschland in Geschichte und Literatur an großen Namen aufzuzählen hatte, ebenso gut als Eigenthum, als wenn sie Berlin, Weimar oder München zu Geburtsorten gehabt hätte; ja Sternberg behauptet, daß bei seinen Landsleuten, durch die Sehnsucht genährt, die Anhänglichkeit und die Bewunderung für die Literatur- und Kunstgrößen des gemeinsamen Vaterlandes noch glühender und größer gewesen als in Deutschland selbst. Er fügt dann hinzu:

Mit welcher Andacht betrachtete ich aus der Ferne Tieck, wie dachte ich es mir selig, in seiner Nähe zu leben, und später, als mir dieses Glück zutheil wurde, wie sehr fühlte ich mich abgekühlt, wie in manchen Dingen enttäuscht. Und so nicht mit Tieck allein, mit fast allen Personen und Dingen, die ich näher in Augenschein zu nehmen Gelegenheit fand. Das ist der Segen der Ferne.

So ist er denn auf Deutschlands Boden, in Dresden, wohin er eilt, um den von ihm ehedem so verehrten Dichter von Person kennen zu lernen und den Shakspeare vorlesen zu hören. Er ist am Ziel seiner Wünsche; jeden Mann im schwarzen Rocke und mit weißer Halsbinde sieht er für einen berühmten Dichter oder Gelehrten an und studirt seine Mienen mit Scheu aus der Ferne. Sternberg verkennt die großen Verdienste Tieck's nicht; er gesteht, zu seinen glühendsten Verehrern gehört zu haben, er gesteht, daß dieses „großen" Dichters Einfluß auf seine eigenen Productionen bedeutend gewesen. Kotzebue war, erzählt Sternberg, seines Vaters fast täglicher Gesellschafter, solange er in Esthland weilte; der junge Sternberg las daher alle Theaterstücke und Romane Kotzebue's; er bekennt, daß Das, was man später an seinem Stile lobte, die Leichtigkeit und Fügsamkeit seiner Feder, dieser Bildungsquelle entfloß. Doch war diese Bildung nur eine sehr äußerliche und formelle, Gemüth und Phantasie wurden davon nicht befruchtet. Welch eine ganz andere tiefe und farbenreiche Welt that sich nun vor ihm auf, als er die Dichtungen der Romantiker zu lesen erhielt. Mächtig zog namentlich Tieck ihn an. „So hatte man nie von Liebe, so nie von Andacht sprechen hören", ruft Sternberg aus, und er fährt fort:

Welche schimmernd schöne Stellen finden sich im „Octavian"! welche Liebeshymnen in der „Genoveva"! Was der geheime Liebesschmerz Verführerisches, was die einsame, im Mondlicht ausgehauchte Klage der sinnlich klopfenden Brust gewaltsam Fesselndes hat, das ist in schlichten Worten, die wie Blumenhäupter gegeneinander nicken, in diesen süßen Tönen ausgesprochen.

Aber, meint Sternberg weiter, Tieck, der in seiner Jugend so glücklich den Naturlaut getroffen, habe ihn später gänzlich verfehlt; er sei in die grellste Unnatur übergegangen. Verse, die weder Saft noch Kraft gehabt, seien, und zwar in der saloppesten Form, ins Unendliche aus seiner Feder gequollen. Seine Novellen seien, wo ihr Gegenstand nicht jene poetisch-mystische

*) Sternberg schreibt diesen Namen, wie auch Jegór von Sivers, „Joukofsky", was offenbar französische Schreibweise ist.

Künstlereien gewesen, in denen immer neu die alte Zaubermacht des wahren Dichters walte, Curiositäten manchmal recht langweiliger Art. Puppen, bald so, bald so gekleidet, agirten darin und hielten lange Discurse, die nichts mit der Handlung zu thun hätten, und diese von ihm erfundene neue Genremischgattung von Abhandlung und Erzählung, welche auf lange den Geschmack an der wirklichen Erzählungsliteratur verdorben, habe Tieck mit großer Prätension „Novellen" genannt, wiewol sie mit dem ursprünglichen Begriff der Novelle nicht gemein hätten. Dennoch sei Tieck's Einfluß auf sie so mächtig gewesen, daß er früher, wie namentlich in seinen Novellen „Eduard" und „Lessing", zu seinen kühnsten Nachahmern gehört und daß ihm gerade dieses Vorbild unbeschreiblich geschadet habe.

Dieser Kritik Tieck's, zu welcher Sternberg vollkommen berechtigt ist, schließen sich aber einige Mittheilungen über Tieck an, deren Zulässigkeit von uns sehr bezweifelt werden muß. Sternberg erwähnt seines Namensvetters, des schon bejahrten Freiherrn von Ungern-Sternberg, der zu Dresden in trauter Nähe mit Tieck lebte, und fährt dann fort:

Er hatte das Mittel entdeckt, sich Tieck unentbehrlich zu machen, indem er aus seiner Küche jenes Aroma aufsteigen ließ, das die feine Nase des Phantasus-Dichters allezeit nachzog. Tieck war durch und durch Egoist, er lebte, wo es sich gut aß, von dem Gelde, dem Ruhme und dem guten Braten seiner Gastfreunde.

Das ist eine vollkommen unliterarische und daher unerhebliche injuriöse Beschuldigung, die sich ein Autor gegen einen verehrten Todten, bei dem er selbst das Gastrecht genoß, niemals zuschulden kommen lassen sollte. Sie gehört zu den Flecken, die nicht selten das weiße Kleid in Sternberg's Buche verunreinigen. Eine angebliche Beschuldigung kann man sich, da sie mehr literarischer Art ist, eher gefallen lassen, obschon doch auch sie allzu wenig übertrieben zu sein scheint; es ist die, daß Tieck niemals, auch in Berlin nicht, wo er es doch konnte, etwas für Andere oder zu Kunstzwecken, die nicht mit seinen „persönlichen Capricen und Marotten" zusammenhingen, irgendein verwendendes Wort angebracht habe. „Beispiellos anmaßend" habe Tieck in Berlin seine Mariotte, den „Gestiefelten Kater", auf die Privatbühne des Königs gebracht und dann jenen „gelehrten, halb gezwungenen Komödien der alten Griechen" die Bahn gebrochen, „diesen Antigonen und Medeen in ihrem Unrecht, welche das Frostigste sind, das Unnatürlichste, das Langweiligste, was je dem deutschen Theaterpublicum von gelehrten und anmaßenden Pfuscherköchen geboten wurden". Wenn sich Sternberg einmal mit einem solchen Urtheil an den Pranger stellen will, so können wir ihn daran nicht hindern; das ist ganz seine Sache. Doch verkennen auch wir nicht, daß der Antigonismus, wie er eine zeitlang namentlich unter den Damen rumorte, gar sehr ein künstlicher und bloßes Treibhausproduct war. Um die „Antigone" vollständig zu würdigen, zu verstehen und zu genießen, dazu gehört eine langjährige Beschäftigung mit der Poesie, den Sitten und Gewohnheiten der Griechen. Unser modernes Leben ist dem altgriechischen in Allem so diametral entgegengesetzt, daß die „Antigone" auf unserer aus dem leichtesten Holze zusammengezimmerten und wie auf den Abbruch gebauten Bühne (von vielen Schauspielern am liebsten „Bude" genannt) immerdar eine fremdartige, fast gespenstische Erscheinung bleiben wird.

Den unliterarischen Klatsch, dem wir in Sternberg's Buche begegnen, müssen wir um so auffallender finden, da sich Sternberg selbst gelegentlich über ihn scandalisirt. Er spricht von den literarischen Zuständen Dresdens und sagt bei diesem Anlaß:

Da sie Repräsentanten ganz verschiedener Richtungen waren, so sahen sich Tieck und Tiedge feindlich einander an, noch mehr die Frauen, die vom Gebiete der Literatur die Feindschaft auf Person und Leben übertrugen, die mit der Tugend und dem Anstand Toilette machten. Elisa (von der Recke) konnte der Comtesse Finkenstein nicht verzeihen, daß sie mit der Poesie auch den Poeten sich ungebührlich nahegebracht hatte. Von einem feindlichen Lager zum andern liefen Zwischenträger und Plauderer; der alte Hofrath Böttiger ging mit diesem zusammengetragenen Klatschmaterial Jedem ins Haus, der es hören wollte.

Wenn hiernach der Freiherr diese garstige Wirthschaft literarischen Klatsches recht wohl zu kennen scheint, warum gibt er sich denn selbst dazu her, den „Hofrath Böttiger" zu spielen und mit seinem Klatschmaterial dem Publicum ins Haus zu laufen?

In dem nächstfolgenden kurzen Capitel beschäftigt sich Sternberg mit seiner eigenen Person und schriftstellerischen Entwickelung. Wir haben, wie schon bemerkt, nichts dagegen, wenn ein Schriftsteller von der Anciennetät Sternberg's sich mit seinem Publicum über seine Gesinnung, sein Wollen und Streben auseinanderzusetzen sucht: die vielen Verdächtigungen und Misdeutungen, die merkwürdig sich widersprechenden Urtheile, die geheimen Manoeuvres, denen ein deutscher Schriftsteller ausgesetzt ist, veranlassen, ja nöthigen nicht selten dazu; wir haben daher nichts dagegen, wenn er bekennt, daß ihm die Schönheit (gewiß aber nicht das Schöne im griechischen Sinne) als erstes und leitendes Gesetz in die Seele geschrieben sei, daß er nach Wahrheit strebe, freilich aber die Wahrheit mehr als Unabhängigkeit denn als freies Sittengesetz suche, daß ihm jede Heuchelei, die sich ein bestimmtes Ziel zur Erreichung vorgesetzt, grenzenlos verhaßt sei, daß er, wenn er die in ihm liegende innere Wahrheit hätte verleugnen wollen, ganz andere Erfolge im Leben wie in der Schriftstellerei hätte erzielen können. Bedenklicher werden aber solche Selbstgeständnisse, sobald sie die Wendung nehmen und die Absicht zeigen, auch das Talent, das innere Productionsvermögen des sich selbst besprechenden Autors ans Licht zu stellen. Dies geschieht von Sternberg z. B. in folgender Stelle:

Ich habe bereits bemerkt, wie wenig meine Erziehung dahin gerichtet war, mich zur literarischen Production zu führen. Im Gegentheil, es ward Alles gethan, mich davon abzuleiten. Dennoch, das wahre Talent dringt durch. ... Als ich Deutschlands Boden betrat, kam es wie eine flammende Inspiration über mich, ich schrieb mein erstes Buch fast wie vom Wahn-

ſinn der Productionskraft getrieben. Ich fand mich am Schreibtiſch, ohne daß ich wußte, wie ich dahin gekommen, ich fühlte die Feder in der Hand, ohne daß ich mir bewußt war, ſie ergriffen zu haben, und die Zeilen, die ich niederſchrieb, waren wie elektriſch unmittelbar in die Fingerſpitzen hineinſtrömend. Nie iſt mir wieder etwas in der Art geſchehen u. ſ. w.

Man ſollte nun meinen, daß aus dieſer gehobenen Stimmung, dieſer faſt viſionären Inſpiration der Himmel weiß was für ein prophetiſches gottbegeiſtertes Buch hervorgegangen ſei; es war aber nur die Novelle „Die Zerriſſenen", welche wie ein einzelner Funke aus dieſem vulkaniſchen Flammenregen auf das Publicum niederfiel, allerdings ein Buch von einiger Bedeutung inſofern, da ſchon der Titel zum Mode- und Stichwort für jene traurige und langweilige Blaſirtheit wurde, die Sternberg ſpäter, wie er weiter bemerkt, auf alle Weiſe zu bekämpfen ſich die Mühe gegeben hat. Hierauf erſt folgten die Novelle „Leſſing", bei deren Abfaſſung trotz der Befangenheit im Tieck'ſchen Vorbilde ihm, nach ſeiner Verſicherung, wieder Bilder, Situationen und Figuren willfährig zuſtrömten, „Molière" und dann „Eduard", den er, weil darin die Nachahmung Tieck's am ſklaviſchſten hervortrete, ſein ſchwächſtes Product nennt. „Hiermit (ſchließt Sternberg dieſes Capitel) ſagte ich mich auch von meinem Vorbilde los und die nun folgende «Galathea» war wieder, wie «Die Zerriſſenen», völlig meine Schöpfung."

Wir erfahren auch Einiges über Sternberg's Zeichnentalent und bei dieſer Gelegenheit zugleich etwas über ſeinen Kunſtgeſchmack. Er geſteht, daß ihm die altdeutſche Malerſchule in ihren Erſcheinungen widerwärtig iſt, daß kein einziger Dürer oder Memling (der übrigens der altflandriſchen Schule angehört) Eintritt in ſeine Skizzenbücher fand und daß er ſich begnügte, „ihnen aus der Entfernung ſeinen Reſpect zu bezeigen". Dagegen zog ihn in Manheim, wo er, nebenbei geſagt, viel in den Salons der verwitweten Großherzogin von Baden, Stephanie, verkehrte und Stoff zu einem recht reizenden Capitel ſeiner Memoiren ſammelte, zum erſten male Rubens an, von dem die kleine manheimer Galerie einige treffliche Stücke beſaß. Er bekennt, daß er Alles, aber auch Alles, was dieſer Meiſter gemalt, ſehen und dann beſchreiben möchte, „beſchreiben ſo, wie der Ardinghello-Heinſe Bilder beſchrieben hat". Ueber Geſchmackscapricen läßt ſich eben nicht ſtreiten; Byron z. B. erklärte Rubens für einen „Schmierer". Es gehört ein beſonderes Organ dazu, um jene alten Meiſter, um Memling, Dürer, Burgkmair u. A. zu verſtehen, die Gabe, ſich zu vertiefen und das naive Gemüth und die Seele aus dieſen allerdings zuweilen etwas harten und eckigen Formen herauszuerkennen. Das iſt nicht Jedermanns Sache und am wenigſten die des Freiherrn von Sternberg, der über und über modern iſt. Wir für unſer Theil ſehen nicht ein, warum man nicht neben der Grazie und vollendeten Schönheit eines Rafael und Correggio, neben der Würde, Majeſtät und Farbenpracht der venetianiſchen Meiſter, neben dem dorf-, kirmeß- und kneipengeſchichtlichem Humor der niederländiſchen Genremaler, neben der wilden, oft Shakſpeare'ſchen Genialität Rembrandt's und neben der üppigen Blut- und Fleiſchesfülle und dem geſunden Naturalismus des Rubens nicht auch ein Auge haben dürfte für das ſüße, reine Gemüth, das ſich in den Bildern der altdeutſchen Meiſter in ſo eigenthümlicher und in ſo echt deutſcher Weiſe ausſpricht. Wir machen Niemandem einen Vorwurf daraus, der dafür kein Auge hat; aber wir können nicht umhin, ihn einigermaßen zu bedauern; denn es iſt ihm verſagt, vieles Schöne und Herrliche, woran Andere ihre Freude haben, im richtigen Sinne zu verſtehen und zu genießen; ein ganzer Welttheil innern Gemüthslebens, um ſo zu ſagen, und zwar ein vaterländiſcher, bleibt von ihm unbeſucht und unentdeckt.

Von Manheim begeben wir uns mit Sternberg nach Baden, wo er abermals Gelegenheit hatte, Tieck zu ſehen, und zwar macht ſich ſein Groll gegen dieſen Dichter bei dieſem Anlaß wieder in folgenden gewiß wenig löblichen Worten Luft:

In Baden ſah ich Tieck wieder mit ſeiner Tochter Dorothea, die dem alten Sünder Papa mit katholiſcher Proſelytenliebe ſtets leiſe ſchleichend und immer fromm murmelnd zur Seite ging, während die alte Gräfin, die Genoſſin ſeiner brauſenden Jugend, immer mehr ruinenhaft hinter ihrem grünen Augenſchirm verſank. Die Sünde ging unter, aber die Tugend kam auch nicht recht in die Höhe. Zwiſchen Beiden trank der alte Hercules am Scheidewege behaglich ſchmunzelnd eine Unzahl Krüge Selterswaſſer mit Wein und Zucker leer.

Solche gänzlich unliterariſche, boshafte Plaudereien waren wir bisher nur gewohnt bei Heine zu leſen. Sternberg ging nun nach Stuttgart, wo er mit Uhland, Pfizer, Schwab und beſonders Nikolaus Lenau, der ja auch ein Edelmann war, Umgang pflog. Von dem Letztern ſagt er:

Lenau war keine politiſche Natur; er war in ſeinen Grundzügen Myſtiker und Träumer. Seine Menſchenkenntniß war ſo gering, daß er wie ein Kind konnte getäuſcht werden und getäuſcht wurde. Lenau wohnte damals in dem Hauſe des Hofraths Reinbeck, wo man ihn zu Tode fütterte und durch Schmeicheleien und Lobhudeln gleichſam erſtickte. Lenau wäre, weniger unter Frauen kommend, weniger durch gute Tafel und bequeme Exiſtenz verwöhnt, in eine ſtrenge abweichende Umgebung verſetzt, lange nicht der unglückliche ſelbſtquäleriſche Dichter und Menſch geworden, als der er ſich ſpäter zeigte. Frauen wirken auf Dichter wie Opium, anfangs berauſchend, dann erſchlaffend. Immer von Frauen gelobt, entbehrt man endlich des Lobes der Männer.

Nach dieſer ohne Zweifel ſehr treffenden Bemerkung fährt Sternberg in einem etwas gemüthloſen und unbarmherzigen Tone fort:

Zuletzt ſaß der Dichter im Irrenhauſe; das war das Ende vom Liede. Lenau's ganze Exiſtenz und Dichtergabe erman gelt der Größe; er fand, geplagt von Anerkennung und ge quält von Bewunderung, wie er es wurde, nur einzelne Schöne und Wahre, nicht die Schönheit und Wahrheit, un damit dünkte er ſich ſchon ein großer Dichter. Gegen di Klarheit und männliche Selbſtändigkeit Uhland's erſcheint Le nau halb als Kind, halb als Weib, unfertig vom Scheitel bi zur Zehe und, was das Schlimmſte war, auch gar nicht fertig ſein wollend, denn ſeine Anſicht vom wahren Dichter war, daß er nichts geben könne als Das, was die augenblickliche Stimmung die Inſpiration, wie er es nannte, ihm eingab. So ſaß er ſtundenlang bei ſeiner brennenden Pfeife und ſann und träumte und brachte endlich ein kleines Verschen zu Papier.

Es folgen nun Mittheilungen über Nikolaus Lenau's „Kaffe-Säuferwahnſinn", der oft Nervenkopfſchmerzen der ſchlimmſten Art zur Folge hatte u. ſ. w. Nikolaus Lenau fiel einer damals geltenden Anſicht zum Opfer, wonach ein Dichter eben „inſpirirt", nervenüberreizt ſein und mit aller Logik und dem geſunden Menſchenverſtande gebrochen haben mußte, um Poet zu ſein. So aber verſtellt ſich die Operation des Dichtens nicht; auch der beſte künſtliche Echauffement in einer Zeit, die ſonſt gemäßig nüchtern und verſtändig, wir wollen deshalb nicht ſagen, auch ſehr vernünftig iſt, vielen Andern geſchadet. Sternberg hat dies ganz richtig an Nikolaus Lenau erkannt, in dem eine von Hauſe aus ganz edel und gemüthvoll angelegte Natur zugrunde ging.

Anſprechender iſt die Epiſode mit Juſtinus Kerner, der allein noch das Privilegium hat, mit Geiſtern umzugehen, welche ſonſt aus der anſtändigen Geſellſchaft verbannt ſind. Statt in die Salons, in denen es ja auch ohne ſie ſo höchſt geiſtreich zugeht, Zutritt zu finden, müſſe ſie ſich nun bei dem braven kindlichen Juſtinus Kerner langweilen, weil er ihnen geſtattet, in ſeiner Nähe en Négligé zu erſcheinen und ſogar (vgl. die „Seherin von Prevorſt") klappernde Holzpantoffeln zu tragen. Sie ſind ja ſonſt ſo um allen Credit gekommen, daß ihnen ſelbſt kein moderner Schuhmacher mehr auf Rechnung arbeiten würde. Nach Sternberg's Ueberzeugung iſt übrigens Kerner wirklich in dem Glauben befangen, den er predigt, und das iſt immer ſchon etwas werth. Als ihm Sternberg die merkwürdigſten Mittheilungen über die Kobolde und Geiſter machte, die in den alten Schlöſſern Eſthlands hauſen, hörte ihm Kerner aufmerkſam und mit beifälligem Kopfnicken zu. Aber es wollte ihn in Erſtaunen ſetzen. „Er hatte", fügt Sternberg hinzu, „die grauen, ſchwarzen, weißen Geiſter, alle in guter Ordnung in ſeinem Kopfe und verfuhr mit ihnen wie ein Oberſt, der ſein Bataillon beſichtigt." Dem alten Geiſterſeher kommt der Verfaſſer auf ſeine „Grauen Märchen" zu ſprechen und verſichert, daß er nie die Abſicht gehabt habe, den Frieden einer kindlichen Seele zu ſtören oder Grundſätze zu erſchüttern, die auch ihm heilig ſeien. Nur um eine Art Luftreinigung ſei es ihm zu thun geweſen, gegenüber falſcher Bildung, altkluger Kindlichkeit, erlogener Frömmigkeit und frecher Tugendprahlſucht. Er habe die Abſicht gehabt, jene Märchengattung wieder zu beleben, wie ſie einſt weiblich reizend Hamilton und nächſt ihm, doch ſchon mehr mit abſichtlicher Lüſternheit verſetzt, Diderot als Geſchenk der Literatur des Salon geſchenkt hätten. Die Deutſchen, Wieland und Thümmel ausgenommen, beſäßen in dieſem Genre nichts, was der Rede werth ſei. Zu dieſen Selbſtgeſtändniſſen fährt er auch noch im folgenden Capitel fort, worin unter Anderm geſagt iſt: „Die Revolution in Warſchau, die bald darauf folgende in Frankreich machten die Gemüther erregt." Wir hatten bisher geglaubt, und ohne Zweifel die ganze Welt mit uns, daß die Revolution in Warſchau ſpäter ſtattgefunden habe als die in Paris. Sternberg belehrt uns eines Andern. Die Zeitungsſchreiber von 1830 müſſen ſehr übel unterrichtet geweſen ſein.

Nach einigen Mittheilungen über den ſtuttgarter Hof, den er uns als ſehr trübſelig ſchildert, und über die „kleinen hübſchen" Soupers bei Fräulein Stubenrauch („natürlich an Abenden, wo ihr hoher Beſchützer und Beſucher nicht zu kommen pflegte") verſetzt uns Sternberg nach Berlin, wo er nun für eine Weile ſeinen Aufenthalt nahm. Man ſuchte hier ſeine Bekanntſchaft auf, denn er hielt ſich wenig zugänglich, „und das", fügt Sternberg hinzu, „reizt die Berliner. Wen ſie zu allen Stunden und ohne Mühe haben können, den behandeln ſie zuletzt ſchlecht". Er wird hier in die Mittwochgeſellſchaft eingeführt, die ihm, wie der dresdener Liederkranz, ebenfalls ein „trübſeliges, verwelkendes" Anſehen zu haben ſchien. Hier lernte er Chamiſſo, Raupach, Gubitz, Gaudy, Häring und Hitzig kennen. Chamiſſo, obſchon geborener Franzoſe, erſchien ihm als ein echt deutſches Gemüth und deutſcher Charakter, doch tadelt er an ſeiner Poeſie die Sucht nach fremden und ſeltſamen Reimen, überhaupt nach dem Exotiſchen, Affectirt-Wilden, „die ſpäter in Freiligrath zur Höhe getrieben wurde und zur Caricatur ausartete". Raupach, der zu den wenigen deutſchen Dichtern gehört, welche ihr poetiſches Talent zu einer californiſchen Goldgrube zu machen verſtanden, zeigte ſich ſarkaſtiſch, ſprach nie etwas, ohne daß ſeine Zuhörer unverhöhnt dabei wegkamen, ſagte aber immer etwas Treffendes, nie etwas Ueberflüſſiges. Sternberg meint, dieſes Weſen habe beſonders in ſeiner — Tabacksdoſe gelegen; faſt alle Tabacksſchnupfer ſeien Murrköpfe oder neigten ſich wenigſtens zu hypochondriſchen Launen, während bei Rauchern das ſanguiniſche Temperament und die Neigung zu gemüthlicher Plauderei vorwalte. Das iſt eine ſehr ſcharfſinnige Entdeckung, die wir unſern Literaturgeſchichtſchreibern als leitenden Grundgedanken für ihre künftigen Werke empfehlen möchten. Einen etwas leichtfertigen, indiscreten Charakter trägt die Plauderei über den Criminalrath Hitzig. Als Sternberg ihn beſuchte, fand er ein Crucifix auf ſeinem Schreibtiſche ſtehen. Hitzig ſprach von der ſündigen Menſchheit. „Der gelehrte Criminalrichter", meint Sternberg, „vereinte ſich hier auf wunderbare Weiſe mit dem jammernden Pietiſten; Zuchthaus und Paradies vermiſchten ſich eigenthümlich in ſeiner Rede und der Codex des Juſtinian mit dem Bekenntniſſe des heiligen Auguſtin." Auch beklagte Hitzig die Verirrungen ſeiner Jugendfreunde, theilte Sternberg aus ſeines Jugendgenoſſen Chamiſſo Leben unter wehklagenden Tönen manche Beſonderheiten mit, die nicht eben geeignet waren, die Achtung und Liebe für den greiſen Dichter zu fördern, und äußerte zum Schluſſe ſeufzend: „Ja wenn es den berühmten Leuten gelänge, unangefochten und ohne daß die Welt ihre Schwächen erführe, durchs Leben zu kommen, wer wäre dann glücklicher als ſie!" „Freilich müßten ſie dann keine Jugendfreunde haben", ſetzt Sternberg hinzu. Auch machte unſer Verfaſſer die Bekanntſchaft der Bettina,

deren ganze Erscheinung aber, wie er versichert, aus seiner Erinnerung so gänzlich geschwunden sei, daß ihm weder ein Bild ihrer Person, noch Dessen, was sie that und sprach, erinnerlich geblieben. Nur soviel wisse er, daß sie ein langes schmales Blatt vor ihm entrollte, worauf eine Menge nackter tanzender Figuren befindlich war. Sternberg fragte sie „sehr kindlich", wie sie die vielen unbekleideten Männer habe zeichnen können, und sie erwiderte ihm, daß ihr Kammermädchen ihr dazu Modell gestanden.

Die beiden folgenden Capitel betreffen Sternberg's Aufenthalt in Weimar und verdienen namentlich von neugierigen Frauen gelesen zu werden. Der Verfasser schildert den geistreichen Cirkel der Frau Ottilie von Goethe, geborenen von Pogwisch, das Gersdorff'sche Haus, die Schriftstellerinnen Frau von Groß (Amalie Winter) und Frau von Ahlefeld, dann mehre schöne, reizende Hoffräulein, wie die junge Gräfin von Pappenheim und das Fräulein von Spiegel, sammt ihrem Costüm u. A. Er gedenkt auch der Töchter der Großherzogin und namentlich der Unterredungen, deren ihn die Prinzessin von Preußen würdigte und die, wie er bekennt, ihm ein hoher Genuß waren. Eigenthümlich ist der Umstand, daß diese Zöglingin des weimarischen Musenhofs, wie wenigstens Sternberg meint, eine rein politische und rationelle Natur sei und daß die Poesie und das Poetische in Situationen und Menschen bei ihr nicht den mindesten Anklang fänden. Auffallender noch erscheint, daß der damalige Großherzog, von Herder getauft, von Wieland erzogen und als Prinz stets von den ersten Geistern Deutschlands umgeben, so wenig Geschmack und Sinn für die Literatur zeigte. Er liebte nur die naive Gattung der Kindermärchen und äußerte gegen Sternberg sein Bedauern, daß Lessing nicht Zeit gehabt habe, sich zu bekehren, was ohne Zweifel erfolgt sein würde, wenn ihn der Tod nicht so plötzlich abgerufen hätte. Wie diesem Großherzog geht es freilich Manchen, die in reinliterarischer Umgebung aufwachsen. Dichter und Schriftsteller, auch die größten, zeigen sich in der Nähe eben auch als Menschen und oft als sehr schwache Menschen und entwickeln nach dieser Seite Eigenschaften, die umsomehr abstoßen, jemehr sie häufig mit den in ihren Werken niedergelegten erhabenen und idealen Empfindungen und Grundsätzen im Widerspruch zu stehen scheinen.*) Bei all seiner Vorliebe für aristokratisches Wesen und vornehme Formen hat sich Sternberg doch einen humanen natürlichen Sinn bei Beurtheilung mancher Verhältnisse bewahrt, welche gegen den Begriff der Vornehmheit einigermaßen anlaufen. Er läßt z. B. der Frau Goethe's, geborenen Vulpius, und dem beiderseitigen Verhältniß in seiner Weise Gerechtigkeit widerfahren. Zwar spricht er von ihr als von einer „Kuchenmagd" und von ihrem „breiten" Busen, womit er etwas in den Ton Heine's verfällt, aber er meint doch, sie habe in diesem „breiten" Busen einen Schatz mehrer Zärtlichkeit besessen und an ihrem Geheimerath gehangen „mit jener unterwürfigen Zärtlichkeit, mit jener unselbstsüchtigen, heftigen und vulgären Neigung, die ein Mann, der sich auf Liebe versteht, nach ihrem Werthe zu schätzen weiß. Goethe wußte, daß diese Liebe vorhielt und daß manche andere nicht vorhielt." Nachdem Sternberg weiter versichert, daß auch Goethe sie wirklich geliebt und daß hiervon die Verzweiflung, die er an ihrem Sterbelager gezeigt, der beste Beweis bemerkt er weiter: „Mit diesem Triumph kann die Vulpius, die Schwester eines elenden Romanschreiberschon zufrieden sein, und mancher hochgeborenen Gräfin deren Briefe jetzt glänzen und die ihren Namen an den des Dichterfürsten zu hängen so ängstlich bemüht war, hohnlächelnd zunicken." Goethe war eben der Mann auch als Mensch zu sein und zu handeln, wie er dichtete; er wollte nicht, daß seine vielbewunderte Ballade von Gott und der Bayadere eine bloße poetische Phrase bleibe. Sternberg versichert übrigens, daß es nach Goethe's Tode in Weimar nicht bon genre gewesen, ihm zu sprechen, man habe ihn so recht eigentlich bekommen und sei herzlich froh gewesen, endlich den Dalai Lama abwesend zu wissen, um sich nun einmal auch etwas Anderm beschäftigen zu können. Im Goethe'schen Hause selbst sei aber am wenigsten von Goethe die Rede gewesen.

Nachdem Sternberg in dem folgenden Capitel eine eigenthümliche pikante Geschichte: „Die Tochter des Hauses" erzählt, die recht gut unter seinen „Braunen Mädchen" einen Platz einzunehmen verdient hätte und worin merkwürdigerweise eine Matrone in gemischter Gesellschaft vortragen läßt, kommt er abermals auf sein Ich zu sprechen, klagt über die Gebundenheit, die der Name überall den Armen auflege, bemerkt aber sodann:

Ich habe immer die eigene Meinung gehabt, die mit einer Rente von 10,000 Thalern zusammengehört, nur leider hat mir diese Rente gefehlt. Das war das Unglück meines Lebens. Ich habe geurtheilt, gefühlt, gedacht wie ein reicher Mann und ich war es nicht. Doch habe ich auch nicht Unbekannt.

Und dann weiter:

Kann irgendetwas einem Schriftsteller ein glückliches Gefühl erregen, so ist es nach meiner Ansicht der Stolz, d

*) Leigh Hunt bemerkte in Betreff Byron's, daß an einem Dichter seine Schriften oft das Beste sein könnten. Aehnlich spricht sich einmal Berthes in Betreff der Gelehrten ungefähr dahin aus, daß man ein sehr großer und sehr berühmter Gelehrter sein könne, ohne doch die Tugenden eines echten Bürgers und die humanen Eigenschaften eines wahren Menschen zu besitzen. Allerdings läßt sich eine erstaunliche Masse gelehrter Kenntnisse aufhäufen, ohne daß davon das Herz befruchtet oder der Charakter veredelt und verschönert wird; von einem großen Dichter sollte man aber stets erwarten dürfen, daß er auch ein großer edler Mensch sei. Es ist jedoch in neuerer Zeit ein entschiedener Bruch zwischen der Poesie und den Postulaten des praktischen Lebens eingetreten; die modernen Dichter betreiben die Poesie nur zu häufig, wie der Virtuose in öffentlichen Concerten sein Instrument

spielt, auch verlangt es ihr Publicum kaum anders, und so sind Beispiele von Dichtern, die, wie noch Jean Paul, auch im Leben so waren, wie sie dachten und dichteten, allerdings leider immer seltener geworden

wenig er der Welt auch gegeben, dies Wenige doch sein eigen war, aus dem Besten geschöpft, das er im Denken und Empfinden bei sich bewahrte. Freilich stehe ich auch jetzt, da ich so ziemlich meine Laufbahn für geschlossen erachte, ohne reiche Pfründe da und trete vom Schauspiel ab ohne das Bravorufen der Cameraderie.

Wenn Sternberg wirklich der Ansicht ist, daß seine Laufbahn so ziemlich geschlossen sei — obschon wir den Augenblick dazu für etwas früh halten —, so wollen wir ihm verzeihen, wenn er in seinem Buche von sich etwas mehr spricht, als dies in guter Gesellschaft üblich ist. Aus mehren Stellen desselben geht übrigens hervor, daß wir von ihm noch wenigstens eine große Arbeit, und zwar über seinen Lieblingsmeister Rubens, erwarten dürfen.

Hiermit sind wir an den Schluß des ersten Theils gekommen, in dem uns Sternberg noch zuletzt erzählt, wie er in Weimar auch mehre namhafte Besucher kennen lernte, darunter Dingelstedt, Gutzkow und Freiligrath. Den Letztern hält Sternberg für einen von Natur weichen und empfindenden Dichter, dem die politische Muse von seinen Freunden gleichsam über den Hals geworfen worden sei. Freiligrath sei ein echter Dichter, wenn er den einfachen rührenden Naturlaut der Lyrik anschlage; aber er habe einen gezwungenen, fremdartigen Ton und allerlei abenteuerlichen Trödel von den Märkten von Tunis und Kairo in die Lyrik gebracht und sei dadurch damit dem Zeitgeschmack gelegen gekommen, der auch in der Musik das Einfache, Natürliche, die Schönheit und das Malerische verlernt und in der Kunst den Pinsel und Griffel zugemuthet habe, Tiefsinn, Philosophie und Gelehrsamkeit auszudrücken.

In Betreff des zweiten Theils können wir uns kurz fassen, da er sich zwar sehr unterhaltend lesen läßt, aber zu unserm Zweck nicht den gleichen literarischen Unterhaltungsstoff bietet. Indeß begegnen wir gleich auf den ersten Seiten folgender eigenthümlich gefaßten Bemerkung:

Die fürstliche Koketterie ist heutzutage eine Wissenschaft geworden, sehr mühsam zu erlernen und sehr undankbar auszuüben, von der alten Kokette Ludwig Philipp an gerechnet, bis auf die neueste Kokette, deren Namen wir nicht nennen. Die Volksgunst ist eine Schöne, deren Lächeln man sehr leicht erringen, aber sehr schwer sich erobern kann.

Hieran schließen sich Mittheilungen, die Sternberg vom Herrn von Meyendorff persönlich machte, worunter namentlich ziemlich pikante über A. W. von Schlegel. Der feine Schwärmerei für Trüffelsauce wie für die Braut, von der er in jedem Zimmer ein Porträt hatte, das immer entblößter als das andere; „ich glaube", fügt Sternberg hinzu, „im Allerheiligsten befand sich ein Bild — ganz ohne Gewand". Er erzählte dem Herrn von Meyendorff auch von Uhland, der die besondere Kunst verstehe, die Mittheilungen Anderer im Keime zu ersticken. Er besuchte ihn in Gesellschaft Lord Stanhope's, der die deutsche Literatur der Gegenwart kennen zu lernen wünschte und, da man ihm Uhland als einen der hervorragendsten Dichter der Neuzeit genannt, förmlich vor Verlangen brannte, „Mr. Uhland" seine eigenen Ansichten über die deutsche Literatur und zwar zu dessen eigenem Besten mitzutheilen. Diese Rathschläge bestanden nun in nichts Anderm als in dem Lobe des deutschen Romanschriftstellers Lafontaine. „Ist Lafontaine", bemerkte Lord Stanhope unserm Verfasser, „nicht ein großer, vortrefflicher Autor? Hab' ich nicht seinen «Quintus Heimann von Fleming» mit Thränen im Auge gelesen? Wenn Master Uhland wirklich will auf seine Landsleute und auf seine Zeit eine große Wirkung ausüben, wie kann er das besser, als wenn er Lafontaine copirt?" Man kann sich denken, wie dieser Versuch, Uhland zu bewegen, daß er Lafontaine für einen großen Dichter halte und copire, dem nichts sprechenden Uhland gegenüber ablief, zumal sich der Brite einbildete, daß Uhland's Gattin sich erlaube, über seine Lockenperücke zu spotten.

Ein großer Theil des zweiten Theils beschäftigt sich mit einer Besuchsreise, die der Verfasser in seine russische Heimat machte. Von dort kehrt er wieder nach Berlin zurück und findet hier die vier „Jubelgreise" Schelling, Cornelius, Tieck und Rückert pensionirt und untergebracht, über die er ziemlich wohlfeile Witze macht; denn anders können wir seine Bemerkungen kaum nennen. Der Welt hat die Pensionirung dieser vier „Jubelgreise", unter denen sich allein noch Cornelius productiv zeigte, allerdings wenig genützt; indeß war der Gedanke, der diese Berufung eingab, doch immerhin liberal, edel und großherzig, und wenn diese Männer auch mit dem Verfasser der „Braunen Märchen" gerade nicht viel Verwandtes zeigten, so waren ihre Leistungen doch immer groß genug, um ihnen diese Auszeichnung und Inruhesetzung nach einem arbeitreichen Leben von Herzen zu gönnen. Wir begreifen, daß für Sternberg, der das elastische Fleisch und das brillante Costüm liebt, namentlich Cornelius nicht der Mann ist, dem er seine besondern Sympathien zuwenden könnte; trotzdem ist es gewiß, daß Cornelius der eigentliche Grundsteinleger der neuern deutschen Kunst geworden ist, und zwar gerade vermöge seiner strengen, ernsten Richtung, die es verschmähte, mit dem Zeitgeschmack zu kokettiren und ihm äußerer Zwecke wegen Zugeständnisse zu machen. Ebenso begann der Aufschwung der deutschen Literatur und Poesie nicht etwa mit Wieland oder Thümmel, sondern mit Klopstock. Die Gelüste des Salon geben keine Grundlage für eine Kunst oder Poesie, die erst etwas werden sollen. Die Boudoirliteratur hat ja ihre ganz anmuthigen Seiten, nur soll sie nicht den Anspruch erheben, als eigentliche Literatur gelten zu wollen.

Etwa die ganze zweite Hälfte des zweiten Theils beschäftigt sich mit den Salons des Hofmalers Wach und seiner Schwester, Frau von Paalzow, mit der Gräfin Hahn-Hahn und mit Fanny Lewald, wobei noch Seitenblicke auf Liszt, den „ewig misvergnügten und verbitterten" Schauspieler Seydelmann, auf Frau Crelinger und Charlotte von Hagn geworfen werden. Damen können wir diese Partien mit ihrem amüsanten, etwas indiscreten Geplauder besonders empfehlen; in literarischer Hinsicht sind sie von geringer Bedeutung. Nach dem Ablauf von

zwei weitern Decennien wird man von den männlichen und weiblichen Größen, um die es sich hier handelt, nur sehr wenig noch wissen; andere werden an ihre Stelle getreten sein und die Salons und Boudoirs mit dem Schalle ihres Namens füllen. Sternberg nahm sich die undankbare Mühe, die Paalzow und Hahn-Hahn persönlich einander näher bringen zu wollen; diese aber weigerte sich dessen, nannte die Paalzow die „Kammerjungfer der Aristokratie" und sich die „Dame", gestand, daß ihr alles Literaturinteresse völlig gleichgültig sei, daß sie auf ihre Schriften keinen Werth lege und daß, wenn sie etwas Anderes gehabt hätte, um die Leere in ihrer Existenz auszufüllen, sie nicht zur Feder gegriffen haben würde. Bei der Gräfin Hahn-Hahn traf der Verfasser auch stets den „unerträglichen Flegel", den Fürsten Lichnowsky, den er, unversöhnt durch das brutale Gericht, das über ihn in der bornheimer Pappelallee geübt wurde, aufs grausamste noch einmal lyncht. Frech und zügellos in jedem Worte, sei es der Fürst ebenso in jeder Miene und Bewegung gewesen; Alles was nur vornehme und nicht vornehme Laster heißt, habe er seinem jungen Körper zugemuthet und sei dennoch so leidlich weggekommen; nicht so gut sei es seinem Geldbeutel gegangen u. s. w. Fanny Lewald gibt dem Verfasser Gelegenheit, auch auf die Juden zu sprechen zu kommen, und wenn er schon gesteht, nicht zu Denen zu gehören, die dem Judenthum eine große Zukunft prophezeien, so hält er die Juden doch sehr nöthig für unsere geistige Entwickelung, denn in den grübelnden Tiefsinn der germanischen Race brächten sie den kalten, scharfen und negirenden Verstand, der überall sehr förderlich sei und in Deutschland ganz besonders. Mit der apodiktischen Bestimmtheit der Neuern versichert er: „Berlin ist nur durch die Juden, was es ist", und: „Reichlich ein Drittel der Bevölkerung Berlins sind Juden." Danach müßten also in Berlin allein etwa 150,000 Juden wohnen und Berlin ein wahres Klein-Jerusalem oder Groß-Meseritz sein! Den großen Einfluß, den die Juden auf das gesellschaftliche Leben Berlins ausübten und noch ausüben, wollen wir keineswegs in Abrede stellen, obschon auch der Einfluß der französischen Réfugiés, wenigstens in früherer Zeit, ein vielleicht ebenso bedeutender war. Jetzt freilich herrscht wol der jüdische Geist vor, im Theater, in den Concerten, im Gesellschaftsleben, in der Presse, so gut wie in Wien, wo der größte Theil der Presse sich in den Händen jüdischer Schriftsteller befindet, die dadurch in der That eine wirkliche Macht bilden, eine geschlossene Cohorte, die in allen das Interesse ihrer Stammesgenossen irgendwie berührenden Fragen wie Ein Mann steht und ficht. Mit Fanny Lewald hatte der Verfasser über ihre Taufe ein interessantes Gespräch unter vier Augen, welches er natürlich auch ganz gemüthlich mittheilt; denn ein Privatgeheimniß gibt es für einen modernen Schriftsteller wie Sternberg gar nicht. Von Fanny Lewald ist der Uebergang leicht zu Auerbach, von diesem wieder zur Dorfnovelle und von dieser zu denjenigen Romanen neuester Zeit, „welche die realste Realität der Börsenstuben, der Curszettel, der Marktpreise, der Wechselschulden, der Contobücher und der Conduitenlisten vor Gesicht und Gewissen bringen". Sternberg meint, das sei keine Literatur, keine Poesie; als Mittel zu einem praktischen Zweck wolle er sie gelten lassen, „sonst aber (fährt er fort), wo sie mit der Prätension auftritt, für sich selbst zu gelten, müssen wir ihr jedes Anrecht bestreiten, wenigstens in der Gestalt, die sie in Deutschland annimmt, sich in den Annalen, die der Schönheit, der Anmuth, der Größe, der kunstbildnerischen Schönheit geweiht sind, einen Platz zu sichern".

Sternberg's „Erinnerungsblätter" sind sehr leicht und graziös, hier und da aber auch sehr salopp geschrieben, ja wir stoßen auf einzelne ganz monströs gebaute Sätze wie folgender:

> Die Unordnung im Hause war so ausgedehnter Natur und mit solchem Tumult und Lärm verbunden, indem Kellner mit Pastetchen und Liqueurflaschen den Todtengräbern in die Arme liefen, die ihre schwarzen Trauerflöre durch die Corridore wehen ließen, aus deren geöffneten Thüren Scherz und Lachen und das Gezänk der Abreisenden, die ihre Koffer vor sich her tragen ließen, hervortönten, daß ich machte, daß ich hinauskelangte.

Solche Nachlässigkeiten im Stil — doppelt unverzeihlich bei einem Schriftsteller, der sonst den Stil in so großer Gewalt hat, wenn er will — hängen bei Sternberg freilich mit Nachlässigkeiten tieferer Art zusammen, mit Nachlässigkeiten und Respectlosigkeiten, die das innerste Gewissen eines Autors angehen. Es kommt nicht blos darauf an, daß man die Wahrheit über Andere sagt, sondern auch wie man sie sagt.

Hermann Marggraff.

Reiseliteratur.

Meine Reise im Orient. Von Alexander Ziegler. Zwei Theile. Leipzig, Weber. 1855. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Der Verfasser dieses Werks ist durch die Beschreibung seiner Reisen in Nordamerika und Westindien (Dresden und Leipzig 1848) und in Spanien (Leipzig 1853) bekannt. Er hat „in Amerika, Indien und Europa, auf dem Mississippi, auf dem Guadalquivir und auf dem Rhein schon alle Tiefen des Genusses ausgemessen". Das vorliegende Buch, die Frucht einer in den Jahren 1852 und 1853 unternommenen Reise, sucht Reisebeschreibung, Reisehandbuch und Beschreibung von Land und Leuten mit historischen und sprachlichen Excursen zu vereinigen. Der Verfasser setzt nur wenig Kenntnisse bei seinen Lesern voraus, daher der bedeutende Umfang des Werks, obgleich der Verfasser von der großen Straße der orientalischen Tour nicht wesentlich abgewichen ist. Auffallend ist bei einem Manne, welcher in seinen frühern Werken soviel vaterländischen Sinn offenbart und das deutsche Element mit solcher Vorliebe verfolgt, die durchgängige Schreibart arabischer Namen, selbst der bekanntesten, nach englischem Vorbild; vielleicht trägt ein englisch abgefaßtes Reisehandbuch die Schuld. So finden wir Seewah, Damanhoor, Meneo, Mewlowech, Biktashee, Saadeeh, Soolayman, Aioob (Ejub) u. s. w. Der erste Theil führt uns bis an die Thore Jerusalems: „Ecco apparir Gierusalemme si vede." Der Verfasser landet in Alexandrien, fährt nach Kairo, verfolgt den Nil bis zur nubischen Grenze, führt ihn abwärts und macht den Wüstenritt nach Jerusalem über El-Arisch und Gaza. D

ste Theil führt uns von Jerusalem durch Palästina nach Damas und Beirut, von wo ihn der Lloyddampfer Germania nach Konstantinopel bringt, mit dessen Beschreibung das eigentliche Werk schließt. Ein doppelter Anhang behandelt I. „Die Türkei in staatswirthschaftlicher Beziehung" und II. „Die Heiligen Stätten in Jerusalem, die Ursachen des gegenwärtigen Kriegs".

Nach dieser allgemeinen Inhaltsangabe wollen wir einzelne interessante Notizen und Winke für Reisende mittheilen. Das Weihnachtsfest 1852 wurde von etwa 30 gebildeten Deutschen im Hôtel d'Orient in Kairo gefeiert; die Krone einer Aloe vertrat den Christbaum. Ziegler empfiehlt auch das von einem Deutschen gehaltene Hôtel d'Europe. Von Reisenden traf Ziegler Hildebrandt aus Sachsen, Brugsch aus Berlin, welcher seinen Reisebericht seitdem ebenfalls veröffentlicht hat; ferner den trefflichen Deutschen den bekannten Leibarzt des Vicekönigs, Dr. Pruner, und den Missionar und Schulvorsteher Lieder aus Erfurt. Am ersten Weihnachtsfeiertage schiffte sich in Bulak zur Nilreise auf einer Barke ein, auf welcher 11 Sprachen, zehn Nationen und fünf Religionen vertreten waren und welche deshalb den Namen Kosmos erhielt. Diese Barken sind wie Alles in dem monopolisirten Aegypten Regierungsthum und so können neben dieser Fahrgelegenheit die Dampfschiffe der englischen Gesellschaft nicht aufkommen, welche die Fahrt mit großer Geld- und Zeitersparniß zurücklegen. Von Kairo nach Assuan und zurück, einschließlich der Besichtigung der Bauwerke, kostet die Reise 17 Tage und 24 Fl.; da aber keine festen Fahrtage angesetzt werden (darf!) und erst bei 12 Passagieren die Fahrt für die Unternehmer sich lohnt, so fährt das Dampfschiff mitunter in dem ganzen Winter nur ein mal. Sogar das häufige Aufsitzen der Nilbarken auf Sandbänke wird dem Regierungssystem zugemessen, indem die Rais und Steuerleute so die Dauer ihrer Miethe verlängern. Der vielgewanderte Verfasser findet in der Monotonie der Nilreise eine neue Quelle des Genusses und fühlt sich angehaucht von morgenländischer Seelenruhe. „Auf dem Nil gleicht fast jeder Tag dem andern, aber eben in dieser Wiederholung, in der regelmäßigen Wiederkehr fast derselben Erscheinungen Gleichgültigkeit, Langeweile und Verdruß zu empfinden, fühle ich mich von Tag zu Tage mehr geneigt, den wohlthätigen Einfluß dieses Dolce far niente, die Heiterkeit der Seele, die harmlose Unterhaltung mit Menschen zu theilen. Nichts stört unsere Gemüthsruhe als der Gedanke an die Abgeschiedenheit, in welcher wir von unsern Lieben leben. Jeder Tag bricht mit Frohlocken an und endet mit Dankgebet.... Der ganze Orient ist eine Wüste mit einzelnen Oasen. Es gibt keinen Uebergang von der Leere zur Fülle, von der Unfruchtbarkeit zu den grünenden Saaten, von Tag zur Nacht, von dem Verderben bringenden Kamsin zu den erfrischenden Lüften des Nilthals: wo das Eine beginnt, endet das Andere; ein Schritt, du stehst in der Wüste; ein Schritt zurück, und es umgibt dich der Segen des reichsten Landes." Mehemed-Ali's System ist im Wesentlichen aufrechterhalten. Aegypten hat immer noch eine ansehnliche Armee und flotte, einen ausgedehnten Länderbesitz im Innern von Afrika, bedeutenden Handel und blühenden Ackerbau, der auch die Cultur des Indigo, der Baumwolle und des Zuckerrohrs hat gewonnen hat. Die Staatseinnahmen sind bedeutend und der Vicekönig ist einer der reichsten Fürsten der Welt. Die Fabrikation des Zuckers, dessen Ernte im Januar stattfindet, besorgen große Regierungsfabriken zu Farschut, Miniet el-Amir, an deren Spitze reich bezahlte (10,000 Frcs. jährlich) europäische und französische Techniker stehen, während die Arbeiter mit 1—1½ Fr. Tagelohn vorliebnehmen müssen. Die Fabrik zu Farschut beschäftigt 1000 Arbeiter und liefert durchschnittlich 3000 Ctr. Zucker mit französischen Dampfmaschinen. Die Ausbeutung der Naturschätze des Landes mit Hülfe der europäischen Bildung ist die Lichtseite des Mehemed-Ali'schen Systems, seine Schattenseite liegt in der maßlosen Bedrückung der eigenthumslosen Fellahs. [Offenbar wirkt das System, wonach das ganze Land solidarisch für das Aufkommen der Steuern verbindlich gemacht wird, schädlich auf den Fleiß der Fellahs zurück, welche nie das Ende ihrer Verpflichtungen gegen die Regierung absehen und nie wissen, für wen sie eigentlich arbeiten. Von Kairo bis Chartum besteht eine Botenpost, welche in 28 Tagen den Weg der Art zurücklegt, daß jeder Bote zwei Stunden Wegs in einer Zeitstunde macht und dann von einem andern abgelöst wird.

Der zweite Theil, wie erwähnt, beginnt mit der Beschreibung von Jerusalem, wo der Reisende in dem neugegründeten deutschen Gasthof am Teiche des Hiskia wohnte und sehr zufrieden war. Seinen topographischen Mittheilungen über Jerusalem, wobei die Forschungen Anderer mitbenutzt sind, setzt er folgende Warnungstafel voran: „Die Umgestaltung der jetzigen und frühern Bodenverhältnisse ist natürlich eine sehr bedeutende und die Orientirung in diesem classischen Labyrinth von Schutt- und Trümmerhaufen wird trotz der Bibel und den Beschreibungen des Josephus und der Kirchenväter, sowie ungeachtet aller neuen Forschungen und Entdeckungen immer nur eine fragmentarische und hypothetische bleiben, solange nicht durch bedeutende Ausgrabungen und sorgfältige, unter Aufsicht der (türkischen!?) Regierung geleitete Ausmessungen feste Resultate gewonnen werden."

Von der Feier des katholischen Osterfestes weiß der Verfasser nicht viel Rühmliches zu melden, wiederholt vielmehr die Schilderungen anderer Reisenden über die ärgerlichen Raufereien christlicher Sekten am Heiligen Grabe, zwischen denen Türken Ruhe stiften müssen. Seiner günstigen Auffassung der Erfolge der evangelischen Mission widersprechen jedoch die Zahlen. Die protestantische Gemeinde in Jerusalem zählte damals 24, die in Bethlehem 11, die in Jaffa 7 Erwachsene, Beirut 15—20! Interessant ist die Notiz, daß in Nablus noch eine Samaritergemeinde besteht, wol die einzige der Welt, deren Glaubensbekenntniß fünf Sätze bilden: Gott ist Einer; Moses ist sein Prophet; die fünf Bücher Mosis sind die Heilige Schrift; Garizim ist die Kiblah; es wird einst am Jüngsten Tage die Auferstehung sein. Ein Samariter in der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes war aber auch jener Beduine, von dem der Verfasser erzählt. Beim Wüstenritt nach dem Jordan hatten einem von Arabern geleiteten Grafen auch arme christliche Pilger sich angeschlossen. Bei Bethanien bleibt ein alter Mann vor Durst und Erschöpfung liegen. Die Christen, voran der Graf mit gefüllter Wasserflasche, ziehen vorüber und überlassen den christlichen Pilger dem sichern Tod. Der Letzte naht, ein Beduine, dem vom Durst Erschöpften, dem eben der Graf einen Trunk versagt. Er hebt den Christen zu sich aufs Pferd, und als dem Pferde die Last zu schwer wird, steigt er ab und läßt den Alten allein im Sattel. So langt er mehre Stunden nach den Uebrigen im Lager bei Jericho an. In Damascus lernt Ziegler Stein und Guyon kennen und gibt kurze Biographien dieser Männer, welche seitdem auf andern Schlachtfeldern, als denen ihrer zweiten Heimat Ungarn, sich versucht. Am Schlusse seiner peregrinatio in terram sanctam gibt der Verfasser, trotz seines regen Interesses für alle Stätten christlicher Erinnerung, folgendes Geständniß ab: „Im Allgemeinen habe ich keine Mühen, Gefahren und Kosten gescheut, um in Palästina Alles zu sehen, was als sehenswerth bekannt ist, allein ich muß offen bekennen, daß die Reise in ihrer Totalität doch zu wenig bietet, als daß die Kosten und Mühen hinlänglich belohnt sein sollten, welche damit verbunden waren. Meine Sehnsucht, die heiligen, aus der Bibel uns bekannten Orte zu besuchen, war groß; je mehr ich aber von den heiligen Legendenstätten besucht, desto stärker ward mein Verlangen, weiterzuziehen." Schließlich bezeichnet er einige terrae incognitae, welche er der Erforschung dazu geeigneter Reisenden empfiehlt. Das siebente Capitel führt uns von Beirut über Smyrna nach Konstantinopel. Bei dieser Gelegenheit wird die bekannte Costa'sche Angelegenheit erzählt und vom völkerrecht-

lichen Standpunkt beurtheilt. Das Resultat dieser Untersuchung ist, daß sowol Oestreicher als Amerikaner Unrecht hatten, am meisten aber die türkische Schwäche, welche solches eigenmächtiges Gebahren Fremder in ihren Häfen dulden muß.

Mit Konstantinopel schließt die Reise des Verfassers und hätte auch das Buch schließen können, denn den doppelten Anhang würde wol Niemand vermissen. Tagesfragen thut man am besten, der Tagesliteratur zu überlassen, in einem Buche kommt dergleichen leicht veraltet zur Welt. Der Verfasser zumal weiß keine neuen Gesichtspunkte aufzustellen, man merkt seinen gutmüthigen türkenfreundlichen Betrachtungen keine Autopsie des Orients an; er meint, es sei freilich traurig, daß die geringe Anzahl der Türken in Europa durch den Krieg so vermindert würde, aber auch die Hälfte sei mehr als genug, über noch mehr Christen zu herrschen. Er hat sich jenen Angelpunkt der türkischen Zukunft nicht klar gemacht, daß es den Westmächten nicht in den Sinn kommen kann, die alte Türkenwirthschaft in ihrer Ohnmacht gegen Rußland wiederherzustellen, und daß das Dilemma einfach so steht, mit zwei für die Türkei gleich trostlosen Antworten: entweder wahre Cultur der Türken selbst, oder ihr Untergang unter der Mehrzahl der emancipirten, höherer Cultur fähigen Rajahs.

Die Abhandlung über die Heiligen Stätten dürfte nur für wenige Leser etwas Neues enthalten, da wir seit Beginn der orientalischen Wirren mit unzähligen Darstellungen der bethlehemitischen Schlüsselfrage erfreut worden sind. An dem Buche selbst finden wir keine glänzenden, aber recht viel gute Eigenschaften und können es als einen wohlgeschriebenen, treuen und vollständigen Wegweiser orientalischen Reisenden nur dringend empfehlen. 12.

Ueber Lessing's „Nathan" und das Humanitätsprincip im Judenthum.

Offener Brief an den Herausgeber nebst Vorbemerkung.

Wir erhielten das weiter unten mitgetheilte Schreiben zum Zweck der Veröffentlichung in diesen Blättern und finden keinen Anstand, es vollständig mitzutheilen, mit Ausnahme einiger wenigen freundlichen und für uns wohlwollenden Worte im Eingang. Doch wollen wir uns eine Vorbemerkung erlauben. Unsere Aeußerung, daß, wer wie der weise Nathan handele, kein Jude mehr, sondern ein Christ in der echten Bedeutung des Worts sei, hatte allerdings keinen dem Judenthume als solchem feindlichen Sinn. Wir wollten damit nur sagen, daß Nathan denke und handele, wie die besten Männer aller Religionen und Confessionen denken und handeln sollen. Seine Moral ist eben diejenige, welche zuletzt aus den Hauptvorschriften aller Religionen, nach Abzug aller blos hierarchischen und politischen Zuthaten, übrigbleibt. Da man nun aber auf die grausamen Verfolgungen, welche die Juden von Seiten fanatischer Christen in den verderbenern Zeiten des Mittelalters zu dulden gehabt, wie auf die exclusiven Bestrebungen einer gewissen christlichen Partei, die eben nicht wie Nathan der Weise denkt und handelt, immer wieder und erstaunlich oft zurückkommt, und zwar — nicht seitens des Briefsenders und überhaupt weniger der jüdischen als mancher christlichen Schriftsteller — häufig in einer Weise, als wäre dafür das Christenthum als solches verantwortlich zu machen, so möchten wir doch, uns auf die biblischen Schriften selbst stützend, hier mit wenigen Worten hervorheben, daß dieser Fanatismus, dieses gegen Andersgläubige gerichtete Bedrückungs-, Verfolgungs- und Ausrottungssystem hauptsächlich wol in der altmosaischen Religion seine Wurzel hat. Es heißt im siebenten Capitel des fünften Buchs Mose: „Also sollt ihr mit ihnen thun: ihre Altäre sollt ihr zerreißen, ihre Säulen zerbrechen, ihre Haine abhauen und ihre Götzen mit Feuer verbrennen. Denn du bist ein heiliges Volk Gott, deinem Herrn. Dich hat Gott, dein Herr, erwählet zum Volk des Eigenthums aus allen Völkern, die auf Erden sind." Und weiter: „Du wirst alle Völker fressen, die der Herr, dein Gott, dir geben wird." Ferner: „Er, der Herr, dein Gott, wird diese Leute ausrotten vor dir, einzeln nacheinander." Im einundzwanzigsten Capitel: „Und wenn sie der Herr, dein Gott, dir in die Hand gibt, so sollst du Alles, was männlich darinnen ist, mit des Schwertes Schärfe schlagen.... In den Städten dieser Völker, die dir der Herr, dein Gott, zum Erbe geben wird, sollst du nichts leben lassen, was darin Odem hat, sondern sollst sie verbannen, nämlich die Hethiter, Amoriter, Kananiter, Pheresiter, Heviter und Jebusiter." Und ferner: „Und siehst du unter den Gefangenen ein schönes Weib und hast Lust zu ihr" u. s. w. Diese gewiß nicht sehr humanen und, wiewol sie in der Bibel stehen, nicht sehr heiligen Grundsätze haben denn auch die Kinder Israel bei ihren Eroberungen getreulich in Anwendung gebracht. In dieser barbarischen Weise wurden die Midianiter, Amoriter, Kananiter und andere Völkerstämme mit der Schärfe des Schwertes geschlagen. Moses war über seine Scharen zornig, weil sie die Weiber der Midianiter hatten leben lassen, und sprach: „So erwürget nun Alles, was männlich ist unter den Kindern, und alle Weiber, die Männer erkannt und beigelegen haben; aber alle Kinder, die Weibsbilder sind und nicht Männer erkannt noch beigelegen haben, die lasset für euch leben." 32,000 midianitische Jungfrauen und Mädchen wurden hierauf von den Siegern mit fortgeschleppt. Von den Amoritern ließen die Kinder Israel Niemand übrigbleiben, weder Männer, Weiber noch Kinder. Ganz arg hauste Josua. Ueber die Eroberung von Ai heißt es: „Und Josua brannte Ai aus und machte einen Haufen daraus ewiglich, der noch heute daliegt." Zwölftausend wurden ermordet, der König erhängt. Im zehnten Capitel des Buches Josua wird erzählt, wie fünf Könige, die sich in Höhlen geflüchtet hatten, an fünf Bäumen aufgehängt wurden. In Jericho, Makeda, Libna, Lachis, Eglon, Hebron, Debir ließ Josua Niemand übrigbleiben. Wahrhaft entsetzlich ist die Ausrottung der Kananiter, wie sie das elfte Capitel des Buchs Josua erzählt; Josua verheerte Alles mit Feuer und Schwert und ließ nichts übrigbleiben, „was den Odem hatte"; nur zu Gasa, Gath und Asdod blieben einige Enakim am Leben. Gideon, der von seinen vielen Weibern 70 Söhne hatte, machte es nicht viel besser. Nach der Anführung dieser Thatsachen, die für sich selbst sprechen und noch gar sehr vermehrt werden könnten, lassen wir den an uns gerichteten Brief hier folgen, mit dessen humanen Fern- und Durchblicken wir uns übrigens ganz einverstanden erklären, wie wir auch dem Einsender namentlich das zugeben müssen, daß die bessern, sich christlichen Cirkeln nicht ungesucht aufdrängenden Juden von den christlichen Schriftstellern kaum gekannt werden.

Kassel, im Februar 1856.

Mit Vergnügen habe ich Ihren Aufsatz über die deutsche Literaturgeschichtschreibung und Rudolf Gottschall in der mit verspätet zugekommenen Nr. 35 des vorigen Jahrgangs Ihres Journals gelesen. Ein Satz fiel mir darin jedoch auf, den Sie zwar schwerlich in verletzender Absicht geschrieben haben, der aber darum nicht minder ebenso verletzend als — Sie entschuldigen meine Offenheit — unwahr ist.

Daß ich Sie nicht zu den judenfeindlichen Literaten zähle, können und werden Sie daraus schon schließen, daß ich die Erwartung hege, Sie werden diesen Zeilen in Ihrem Journale die Spalten öffnen, und mich mit meiner Entgegnung an Sie selbst wende. Sie sprechen S. 638 von Lessing und sagen: „Man hat an dem «Nathan» getadelt, daß das Christenthum darin dem Judenthum und dem Mohammedanerthum gegenüber nicht vortheilhaft genug vertreten sei. Das ist in gewissem Sinne richtig. Aber wer wie Nathan denkt und handelt, ist kein Jude mehr, sondern ein Christ in der echten Bedeutung des Worts." Ich wiederhole, daß ich nicht glaube,

Sie hätten damit absichtlich das Judenthum verletzen wollen, aber Sie haben es doch in einem hohen Grade gethan. Doch ob absichtlich oder nicht absichtlich, wenn Ihre Behauptung wahr wäre, so möchten wir uns den Ausspruch gefallen lassen und könnten Ihnen keinen Vorwurf deshalb machen. Er ist aber in doppelter Beziehung unwahr. Sie sagen: „Wer wie Nathan denkt und handelt, ist kein Jude mehr.“ Wenn das wahr wäre, so müßte das Judenthum so zu denken und zu handeln untersagen oder wenigstens nicht fodern. Sie werden aber in der ganzen jüdischen Literatur vergeblich nach Belegen suchen, daß das Judenthum verbiete, so zu denken und zu handeln, wie Nathan gedacht und gehandelt; Sie werden aber viele finden können, daß der Jude, nach der Lehre des Judenthums, ganz so denken und handeln soll. Der Grundsatz: „Die Frommen aller Völker der Welt haben Antheil am zukünftigen Leben“, ist ein jüdischer Satz, der in dem Gebetbuche aller Juden steht und den jedes jüdische Kind in der Schule schon lernt. Ebenso der: „Auf drei Dingen beruht das Bestehen der Welt: Wahrheit, Gerechtigkeit und Friede.“ („Pirke Aboth“, I, 18.) Und ist das bekannte Grundprincip der sogenannten christlichen Liebe nicht lange vorher schon in der Bibel (3. Mose 19, 18) und lange vorher, ehe das Christenthum existirte, von Weisen Hillel*) ausgesprochen worden, welcher sagte: „Was dir unlieb ist, wenn es dir geschieht, darfst du deinem Nächsten nicht thun. Das ist das ganze Gesetz, nun gehe hin und lerne.“ Das Judenthum stellt als Princip auf: Wer so denkt und handelt, daß er der Achtung und Liebe seiner Mitmenschen theilhaftig ist, der findet Wohlgefallen in den Augen Gottes.“**) Dieses praktisch im Leben durchgeführt, ist es nicht allein schon geeignet, aus jedem wahren Bekenner Juden zu machen? Ich werde mir nicht einfallen lassen, zu behaupten, daß jeder Jude diesem Nathan gleiche, den uns Lessing vorführt. Wir Juden sind ebenso gut Menschen wie die Bekenner anderer Religionslehren, und es bleibt überall beim Alten das wirkliche Leben hinter dem idealen zurück. Es handelt sich aber hier nicht um die Juden, sondern um die jüdische Religion, und es fiele mir nicht schwer, für jeden Zug in Lessing's „Nathan“ einen Beleg aus der jüdischen Religionsquelle beizubringen, welcher darthut: Nur wer so wie Nathan denkt und handelt, ist (nach der Lehre des Judenthums) ein Jude in der wahren Bedeutung des Worts“.

Ist aber Ihre weitere Behauptung: „Wer wie Nathan denkt und handelt, ist ein Christ in der echten Bedeutung des Worts“ auch nach der Lehre der Kirche wahr? Lessing dachte und mußte wol auch so denken; aber Ihre Kirchenlehrer? Sind es die römisch- oder griechisch-katholischen, die evangelischen oder anglikanischen, ob es genügt, zu denken und zu handeln wie Lessing seinen Nathan denken und handeln ließ, um als Christ betrachtet zu werden? Fragen Sie jeden christlichen Theologen oder theologisch gesinnten christlichen Staatsmann, ob der Nichtchristen ausschließende „christliche Staat“ einen Juden wie Nathan als Christen anerkennt und von seiner verschiedenen Bestimmung ausnimmt? Fragen Sie die maßgebenden Würdenträger der verschiedenen Kirchen und berühmte Kirchenlehrer von strengkirchlicher Gesinnung, z. B. Bischof Ketteler in Mainz, den Oberkirchenrath Stahl in Berlin, den Professor Tholuck in Halle u. s. w., ob, wer wie Nathan denkt und handelt, ein Christ sei? Wohl weiß ich, daß das wahre Christenthum zu denken und zu handeln vorschreibt, wie Nathan gedacht und gehandelt, aber ohne den Glauben, den christlichen Glauben, ist er in dem christlichen Staate doch immer nur ein Geduldeter — Jude. Daß Lessing in seinem „Nathan“ zeigen wollte, wie Christen denken und handeln sollten, darin haben Sie allerdings Recht, aber daß er Nathan, „ein Vorbild im Geiste des Judenthums“, hierzu wählt und nur hierzu wählen konnte, weil in den Religionsgrundsätzen selbst seinen natürlichen Grund. Ein Christ, welcher wie Nathan denkt und spricht, ist im kirchlichen Sinne kein Christ, sondern ein wahrer und echter Jude. Leider sind aber die meisten christlichen Gelehrten mit allen Mythologien der Alten Welt und allen Sitten und Gebräuchen der Neuen Welt weit mehr vertraut als mit den Grundprincipien der jüdischen Religion. Daß Lessing dieselben kannte, war die Frucht seines Umgangs mit Mendelssohn, einem Juden, der das Judenthum geistig aufzufassen verstand und ihm treulich anhing, mit welchem umzugehen auch Lessing tolerant, human oder auch klug genug war. Sie werden mir zugestehen, daß christliche Gelehrte selten die speciell jüdischen Schriften lesen, seltener noch ohne Vorurtheil und am wenigsten durch Umgang mit Juden und von diesen Kenntniß des Judenthums sich zu verschaffen suchen. Daher die falschen Urtheile, die vielfachen Verdächtigungen und zuweilen absichtslos ausgesprochenen irrigen Ansichten über das Judenthum. Gerade die bessern Juden, die zu viel Charakter und Bescheidenheit besitzen, in christliche Cirkel sich ungesucht eindrängen zu wollen, werden von den christlichen Schriftstellern kaum gekannt, und führt sie der Zufall einmal mit einem solchen zusammen, der, nach den Principien des Judenthums lebend, an Sittlichkeit und Humanität keinem Christen nachsteht, so rufen sie wie der Klosterbruder: „Ihr seid ein Christ, bei Gott! Ihr seid ein Christ!“ ohne daran zu denken, daß dieser Jude mit Recht antworten kann: „Was mich euch zum Christen macht, das macht euch mir zum Juden!“ O möchten darin, was den Juden zum Christen, den Christen zum Juden macht, was als das Humane, das wahrhaft Göttliche das Wesen beider Religionen und aller Religionen ist, Christen und Juden wetteifern, und wir wollen über die Bezeichnung gern uns vertragen, mit Nathan ausrufend: „Wohl uns!“

*) Siehe vergl. „Trost. Sabbath“, S. 31 a.
**) „Sohar Jesaja“, III. 19.

Notizen.

Die Gracchen und Lucius Cornelius Sulla.

Eine tüchtige historische Arbeit ist die von Thaddäus Lau: „Die Gracchen und ihre Zeit“ (Hamburg, Hoffmann u. Campe, 1854), die jedoch zu speciellen Charakters ist, um in d. Bl. auf eine ausführliche Würdigung Anspruch zu haben. Wenn nach Shakspeare das Drama ein Spiegel sein soll, den man der Zeit vorhält, so gilt dies auch bis zu einem gewissen Grade von der Geschichtschreibung, womit wir übrigens beileibe nicht sagen wollen, daß sie im eigentlichen Sinne tendenziös sein soll. Es gibt aber kaum ein Stück Geschichte, das nicht auch zugleich für die Zeit, für die und in der sie geschrieben ist, lehrreich wäre und Warnungen und Fingerzeige enthielte. Von der Zeit der Gracchen gilt dies nun ganz besonders. So schlimm wie mit den Zuständen Roms in jener Periode steht es nun mit den unserigen gewiß nicht, doch fehlt es gegenwärtig keineswegs an Erscheinungen, die, soweit dies bei gänzlich verschiedenen Culturen und Nationalitäten möglich ist, mit denen zur Gracchenzeit einige Aehnlichkeit haben. Man klagt auch in unserer Zeit über Abschwächung der Vaterlandsliebe, über den Abfall von alter Zucht, Religion und Sitte, über die bedenkliche Zunahme der Habsucht und Genußsucht; das Patriciat ist gefallen, dagegen eine neue Aristokratie aufgekommen, welche nicht minder anspruchsvoll ist und einigermaßen dem römischen Neu- und Amtsadel, der Nobilität verglichen werden könnte; die magistratlichen Gewalten haben wenigstens von ihrer moralischen Autorität viel eingebüßt; wie im alten Rom hat sich ein vaterlands- und gesetzloses Proletariat herangebildet, eine in sich gährende, unruhige und formlose Masse atomistischer Elemente; agrarische und socialistische Neuerungen sollen dem Uebel abhelfen; an Volkstribunen und Proscriptionen hat es unserer Zeit ebenfalls nicht gefehlt, ebenso wenig an den Erscheinungen des Prätorianismus, an Calumnianten, Denuncianten, „schwarzen Cabineten“ und „schwarzen Büchern“ aller Art; endlich ist der alte geschlossene Vaterlandsbegriff in Gefahr, über den

Digitized by Google

innern Parteikämpfen zugrunde zu gehen. In solcher Zeit wird auch der nicht blos Geschichte Studirende diese fleißige, gewissenhafte und klar geschriebene Darstellung der schon an sich so interessanten Geschichte der Gracchen und ihrer Zeit mit Vortheil lesen.

Von demselben Verfasser erschien in gleichem Verlage „Lucius Cornelius Sulla. Eine Biographie" (1855). Der Verfasser erklärt zur Abfassung seiner Schrift hauptsächlich durch die 1832 in Heidelberg erschienene Biographie Sulla's von Zachariä angeregt worden zu sein. Er erklärt die Zachariä'sche Schrift ohne weiteres für „schlecht". Zachariä habe keine Ahnung von einem historischen Quellenstudium, keinen Begriff von historischer Composition und Darstellung gehabt. Dabei zeige sich Zachariä der republikanischen Staatsverfassung, zumal ihrer freiern Entwickelung in volksthümlicher Richtung, entschieden abgeneigt, erblicke in Sulla's Gegnern nur ehrgeizige Anarchisten, feiere hingegen in dem Dictator den zürnenden Rächer der demokratischen Uebergriffe, den Wiederhersteller der gesetzlichen Ordnung, den Schirm und Hort der altrömischen Verfassung. Soviel zur Charakterisirung des anti-Zachariä'schen Standpunkts des Verfassers, der auch in dieser Schrift auf Grundlage tüchtiger Quellenstudien nicht blos ein Bild der darin behandelten historischen Person, zu der es in unserer Periode nicht so ganz an Parallelen fehlt, sondern auch ihrer Zeit aufrollt. **H. M.**

Ein statistisches Werk über Griechenland.

Ein solches ist vor kurzem in Athen selbst unter der Aufschrift: „Τὰ Ἑλληνικά, ἤτοι περιγραφὴ γεωγραφικὴ, ἱστορικὴ, ἀρχαιολογικὴ καὶ στατιστικὴ τῆς ἀρχαίας καὶ νέας Ἑλλάδος" (1853—55) in drei ziemlich starken Bänden, von dem im Jahre 1855 in Athen verstorbenen Griechen Jakobos R. Rangavis, dem Vater des Professors der Archäologie an der Universität Athen, Alex. R. Rangavis, erschienen. Dasselbe enthält die geographische, historische, archäologische und statistische Beschreibung des Festlandes von Griechenland, nebst dem Peloponnes und den theils zu dem Königreiche Griechenland gehörigen, theils noch unter der türkischen Herrschaft stehenden Inseln des Archipelagos, nach alten und neuen Quellen und unter Benutzung der neuesten Forschungen und Mittheilungen der Engländer Dodwell, Gell und Leake, des Franzosen Raoul-Rochette und der Deutschen Müller, Roß und Ulrichs. Was die gegenwärtigen Verhältnisse in Betreff der Bevölkerung, der Erzeugnisse des Bodens und der Industrie anlangt, so hat der Verfasser die statistischen Tabellen der Regierung benutzt; für die geographischen Beziehungen sind in Ansehung des alten Hellas die Forschungen Kiepert's, dagegen für das neue Griechenland die Ergebnisse der Arbeiten der französischen Untersuchungscommission benutzt worden. Die Darstellung enthält viel brauchbares Material, aber sie ist nicht ohne Mängel und zum Theil schon veraltet. Die griechische Regierung selbst hatte die Abfassung eines statistischen Werks über Griechenland ins Auge gefaßt und Manches dazu vorbereiten lassen; allein bei dem im Jahre 1854 stattgefundenen Brande der Deputirtenkammer war das gesammte Material vernichtet worden. Man hat aufs neue Hand ans Werk gelegt, aber die Vollendung des Unternehmens ist ungewiß. 5.

Bibliographie.

Anwart, E., Lieder. Dresden, Schaefer. 12. 15 Ngr.

Aus dem Leben und Dichten in Oesterreich. Gedichte und Novellen von T. L. Danis, L. Deutschinger, B. Schellinger, F. Wellen und J. P. Wiedermann. Herausgegeben von B. Schellinger. Wien, Lechner. Lex.-8. 2 Thlr.

Avila, J. de, des Apostels von Andalusien, sämmtliche Werke. Zum erstenmal aus dem spanischen Original übersetzt von F. J. Schermer. 1ster Theil. Regensburg, Manz. Gr. 8. 1 Thlr. 21 Ngr.

Bellman's, C. M., Poesien; Auswahl. Aus dem Schwedischen von A. von Winterfeld. Nebst Sammlungen über Bellman's Leben und Charakteristik. Berlin, Hofmann u. Comp. 8. 2 Thlr.

Bilder und Humoresken. Aus dem Schreibtisch eines Kleinstädters. Ratibor, Wichura. 8. 21 Ngr.

Bodemann, F. W., Johann Caspar Lavater. Nach seinem Leben, Lehren und Wirken dargestellt. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 12. 1 Thlr. 14 Ngr.

Carriere, M., Religiöse Reden und Betrachtungen für das deutsche Volk. 2te vermehrte Auflage. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Dante Alighieri's göttliche Komödie. Ins Deutsche übersetzt von K. G. von Berneck. 2te neu bearbeitete Auflage. Stuttgart, Rieger. Gr. 16. 24 Ngr.

Eckenberg, F. G., Hermäen aus dem Alterthume in Bezug auf Politik und Gesetzgebung. 1ster Theil: Politik. Nordhausen, Förstemann. Gr. 8. 18 Ngr.

Gregorovius, F., Figuren. Geschichte, Leben und Steinerie aus Italien. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Jung, A., Briefe über Gutzkow's Ritter vom Geiste. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 20 Ngr.

Maier, Elisa, Georg Forster. Lichtstrahlen aus seinen Briefen an Reinhold Forster, Friedrich Heinrich Jacobi, Lichtenberg, Heyne, Merck, Huber, Johannes von Müller, seine Gattin Therese und aus seinen Werken. Mit einer Biographie Forster's. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr.

Napoleon, Louis Bonaparte, Geschichtliche Fragmente, 1688 und 1830. Deutsch von F. A. Stilch. Breslau, Aland. Gr. 8. 25 Ngr.

Simon, J. P., Russisches Leben in geschichtlicher, kirchlicher, gesellschaftlicher und staatlicher Beziehung. Nebst Reisebildern aus Rußland während des ersten Erscheinens der Cholera. Frankfurt a. M., Völcker. 1855. 8. 2 Thlr.

Strehlke, F., Martin Opitz. Eine Monographie. Leipzig, Brockhaus. 8. 21 Ngr.

Wie das Volk spricht. Sprichwörtliche Redensarten. 2te vermehrte Auflage. Stuttgart, Krabbe. 16. 12 Ngr.

Weinhold, K., Altnordisches Leben. Mit einer Schrifttafel. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Die Besteuerung der Staatsbeamten-Gehälter. Ein publizistisches Blatt, dem Herrenhause und dem Hause der Abgeordneten gewidmet von O.... A.... Berlin, Decker. Gr. 8. 2½ Ngr.

Diezel, G., Die katholische Kirche als geschichtliche Macht und die politische Unfähigkeit der protestantischen Richtungen in Deutschland. Ein Wort zu den „Zeichen der Zeit". Göppingen, Diezel. Gr. 8. 20 Ngr.

Ficquelmont, C. L. Graf, Zum künftigen Frieden. Eine Gewissensfrage. Wien, F. Manz. Gr. 8. 18 Ngr.

Hoffmann, W., Die innere Mission der deutsch-evangelischen Kirche im Lichte ihrer Geschichte. Vortrag gehalten im evangelischen Verein am 17. December 1855. Berlin, Wigandt u. Grieben. Gr. 8. 4 Ngr.

Köchy, K., Publius Terentius Afer, eine Erscheinung aus dem Geisterreiche. Prolog zu der Aufführung der „Brüder" im Braunschweigischen Kunstclubb 1856. Braunschweig, Ramdohr. Gr. 8. 2½ Ngr.

Ringseis, J. N. v., Ueber die Nothwendigkeit der Autorität in den höchsten Gebieten der Wissenschaft. Rede gehalten in München am 11. Dezember 1855. 2te Auflage. München. Gr. 4. 7½ Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

An die Besitzer älterer Auflagen des Conversations-Lexikon.

Aeltere Auflagen des Conversations-Lexikon werden von der Verlagshandlung des Werks, **F. A. Brockhaus** in **Leipzig**, gegen die neueste zehnte Auflage direct oder durch Vermittelung irgend einer Buchhandlung umgetauscht und zwar wird

1) gegen portofreie Einsendung eines Exemplars irgend einer frühern Auflage und eines Geldbetrags von 12 Thaler ein Exemplar der zehnten Auflage, deren Subscriptionspreis 20 Thaler ist, geliefert;

2) werden auch Exemplare früherer Auflagen, an denen einzelne Bände fehlen oder unvollständig sind, umgetauscht, jedoch nur gegen besondere Entschädigung von ½ Thlr. für jeden fehlenden oder unvollständigen Band.

Ausführlichere Auskunft enthält ein Prospect, der in jeder Buchhandlung zu haben ist und auch auf frankirte Zuschriften von der Verlagshandlung franco übersendet wird.

Haxthausen's „Transkaukasia".

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Transkaukasia.

Erörterungen über das Familien- und Gemeindeleben und die socialen Verhältnisse einiger **Völker zwischen dem Schwarzen und Kaspischen Meere.** Reiseerinnerungen und gesammelte Notizen von

August Freiherrn von Haxthausen.

Zwei Theile.

Gr. 8. Mit einem Titelkupfer, zwei Lithographien und mehreren Holzschnitten. Zweiter Theil. Mit zahlreichen Holzschnitten und einer Karte. 8. Geh. 5 Thlr. 10 Ngr.

Dieses mit dem soeben erschienenen zweiten Theil nunmehr vollständig vorliegende neueste Werk des berühmten Verfassers der „Studien über die innern Zustände Rußlands" ist bereits von demselben in englischer Uebersetzung veröffentlicht worden und hat in England die günstigste Aufnahme gefunden. Es ist eine aus eigener Anschauung geschöpfte geistvolle Schilderung der Gegenden am Kaukasus, der dortigen Völkerschaften der Armenier, Georgier, Tscherkessen ꝛc., ihrer Zustände und ihres Charakters. Der Verfasser berücksichtigt ebenso die hochwichtige Vergangenheit dieser Gegenden — mit den Namen Prometheus, Nimrod, Argonautenzug, Cyrus, Alexander, Pompejus ꝛc. verknüpft — als ihre nicht minder wichtige Gegenwart und Zukunft, zunächst mit dem Namen Rußlands innig verbunden, das politische wie das sociale und religiöse Leben.

Der erste Theil des Werks enthält außer zahlreichen in den Text gedruckten Holzschnitten ein getreues Porträt des berühmten Narses von Armenien in Stahlstich und zwei Lithographien, Abbildungen der Berge Kasbek und Elborus.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen:

Diplomatisches Handbuch. Sammlung der wichtigsten Europäischen Friedensschlüsse, Congreßacten und sonstigen Staatsurkunden vom westfälischen Frieden bis auf die neueste Zeit. Mit kurzen geschichtlichen Einleitungen herausgegeben von Dr. F. W. Ghillany. 2 Theile. 8. 80 Bogen. Geh. 5 Thlr. 20 Ngr., oder 10 Fl. 12 Kr. Rh.

Diese compendiöse Sammlung aller wichtigern, in die Geschichte der Gegenwart eingreifenden diplomatischen Urkunden ist nun vollendet. Die angesehensten Organe der Presse haben sich mit so seltener Einstimmigkeit über die treffliche Anordnung des Stoffs und die durch ein ausführliches Register und eine chronologische Uebersicht noch erhöhte Brauchbarkeit des „Diplomatischen Handbuch" ausgesprochen, daß wir uns jeder weitern Empfehlung enthalten zu dürfen glauben, wenn wir sowol das staatsmännische als überhaupt das politisch gebildete Publicum auf die eben erfolgte vollständige Ausgabe dieses bei den jetzigen Zeitereignissen fast unentbehrlichen Hülfsbuchs aufmerksam zu machen uns erlauben.

C. H. Beck'sche Buchhandlung in Nördlingen.

Schweizerisches

Unterhaltungs- und Literaturblatt.

Verlag von **Scheitlin & Zollikofer** in St. Gallen:

St. Galler-Blätter.

für

häusliche Unterhaltung und literarische Mittheilungen.

Vierter Jahrgang. **1856.**

Wöchentlich eine Nummer.

Preis des ganzen Jahrgangs: 24 Ngr., 1 Fl. 30 Kr. Rh., 3 Fr.

☞ **Bestellungen nimmt jede Buchhandlung und jedes Postamt an.**

Digitized by Google

Bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

VETUS TESTAMENTUM

graece iuxta LXX interpretes. Textum Vaticanum Romanum emendatius edidit, argumenta et locos Novi Testamenti parallelos notavit, omnem lectionis varietatem codicum vetustissimorum Alexandrini, Ephraem Syri, Friderico-Augustani subiunxit, prolegomenis et epilegomenis instruxit

Constantinus Tischendorf.

Editio altera correctior et auctior. 2 tomi. 8. 4 Thlr. Ausgabe auf Schreibpapier 6 Thlr.

Die so bald nöthig gewordene zweite Auflage der Tischendorf'schen Septuaginta beweist, dass die ihr bei ihrem Erscheinen von vielen Seiten ausgesprochene Anerkennung eine wohlbegründete war und dass sie in der That, wie sich Dr. Rudelbach ausdrückt, „ein tiefgefühltes Bedürfniss in angemessenster Weise befriedigte". Durch die Festhaltung des vaticanisch-römischen Textes, nur revidirt in den dringendsten Fällen, unter Beifügung sämmtlicher Lesarten der drei im Titel genannten so wichtigen Urkunden, deren zwei die gelehrte Welt ausschliesslich dem Herausgeber verdankt, entspricht sie ebenso den praktischen wie den strengwissenschaftlichen Foderungen. Die Vorzüge der neuen Auflage bestehen, ausser grösserer Correctheit des Drucks und manchen Verbesserungen im Texte, in den Noten und im Apparate, besonders in der Anfügung des Chisianischen Textes vom Propheten Daniel und in der völligen Erneuerung und Vermehrung der Prolegomena, worin über die Geschichte der Septuaginta und ihrer Ausgaben sowie über ihre sämmtlichen ältesten Urkunden (deren sieben, darunter vier Palimpseste, erst durch die neuesten Entdeckungen des Herausgebers gewonnen wurden) ausführliche Nachweise nebst mehren Supplementen des kritischen Apparats gegeben werden.

Von dem Herausgeber erschienen in demselben Verlage:

Codex Claromontanus sive Epistulae Pauli omnes graece et latine ex codice Parisiensi celeberrimo nomine Claromontani plerumque dicto sexti ut videtur post Christum saeculi nunc primum edidit **Constantinus Tischendorf.** 1852. 4. Cartonnirt. 24 Thlr

Für den Originaltext der Paulinischen Briefe sind nur drei Documente, die dem **Codex Claromontanus** an Alter und Bedeutung nahe stehen, auf unsere Zeit gekommen; für den altlateinischen Text ist nur eins, aber um drei Jahrhunderte jüngeres, mit ihm vergleichbar. Karl Lachmann stellte die Wichtigkeit dieser Handschrift so hoch, dass er im voraus eine Herausgabe derselben als ein „unsterbliches Verdienst um die Kritik des Neuen Testaments" bezeichnete, und erklärte, dass ihr Vorhandensein dem Texte der Paulinischen Briefe eine grössere Sicherheit gewähre als sie irgendein anderer Theil des neutestamentlichen Textes besitze. Die Arbeiten Wetstein's und Sabatier's, auf denen hundert Jahre lang die neutestamentliche Kritik basirt war, hat der Herausgeber als höchst unvollständig und fehlerhaft nachgewiesen.

Bei der besondern Wichtigkeit des Werkes für die christliche Kirche und die philologische Wissenschaft hat die Verlagshandlung die Kosten nicht gescheut, dasselbe als eins der ersten wissenschaftlichen Prachtwerke Deutschlands auszustatten.

Evangelium Palatinum ineditum sive Reliquiae textus evangeliorum latini ante Hieronimum versi ex codice palatino purpureo quarti vel quinti p. Chr. saeculi nunc primum eruit atque edidit **Constantinus Tischendorf.** 1847. 4. 18 Thlr.

Das **Evangelium Palatinum ineditum** enthält den lateinischen Evangelientext, wie er sich in einer Handschrift, aus dem 4. oder 5. Jahrhundert stammend, unlängst vorgefunden hat. Das Original befindet sich in der k. k. Bibliothek zu Wien und war bisjetzt noch ohne alle Bearbeitung geblieben. Die Ausstattung des Werks ist der Wichtigkeit desselben entsprechend.

In meinem Verlage erschien soeben:

Berliner statistisches Jahrbuch

enthaltend den Bericht des statistischen Amtes
im
Königlichen Polizei-Präsidium zu Berlin
für das Jahr 1854.

Von
Dr. **Eduard Müller,**
Regierungs- und Medicinalrath.

Gr. 8. Eleg. geh. Preis 1 Thlr. 20 Sgr.

Franz Duncker. (W. Besser's Verlagshandlung.)

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Manzoni (Alessandro), Die Verlobten.

Eine mailänder Geschichte aus dem siebzehnten Jahrhundert. Aus dem Italienischen übersetzt von **Eduard von Bülow.** Dritte Auflage. Zwei Theile. 12 Geheftet 2 Thlr. — Ausgabe auf feinerm Papier geheftet 2 Thlr. 20 Ngr.; gebunden 3 Thlr. 10 Ngr.

Eine bereits in **dritter Auflage** vorliegende anerkannt treffliche Uebersetzung des berühmtesten italienischen Romans von dem **Goethe** äußerte: „Der Eindruck beim Lesen sei der Art, daß man immer von der Rührung in die Bewunderung falle und von der Bewunderung wieder in die Rührung; Manzoni's Roman übertreffe Alles, was er in dieser Art kenne."

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 12. — 20. März 1856.

Inhalt: Der alte Jahn. Von Willibald Alexis. — Serbische Poesie. Von Adolf Zeising und Hermann Marggraff. — Kritische Bedenken. Von August Hennederger. — Von unserm Büchertisch. — Notizen. — Bibliographie. — Anzeigen.

Der alte Jahn.

[illegible] Ludwig Jahn. Nebst Mittheilungen aus seinem literarischen Nachlasse von Heinrich Pröhle. Berlin, Besser. [illegible]. Gr. 8. 2 Thlr.

Jede große Zeit eines gewaltigen Aufschwungs setzt in ihrem Gährungsproceß auch die Gegensätze ab; neben den Heroen erscheinen ihre Caricaturen, neben den Helden die Lustigmacher. Es ist das Gesetz der Natur, das sich überall wiederfindet; schon im Homer, wenn nach Thersites da Agamemnon gegenüber noch nicht die Rolle spielt, welche der tiefsinnige, hoch über den Weltbegebenheiten schwebende Shakspeare ihm in „Troilus und Cressida" zuweist. Zuweilen spielt aber der Lustigmacher eine sehr praktische Rolle mit, er ist der vorgeschobene Agitator, der auf dem Schaum der Welle [illegible] stellt ihn dahin, um zu versuchen, wie viel [illegible] trägt, wie weit der Wogenschwall ins Land dringt. [illegible] unterſinkt, ist nur er verloren, und das schadet [illegible]; wenn die Wellen ihn als Sieger und Eroberer [illegible] auf einem Triumphwagen soweit hintragen, als [illegible] gehofft, oder darüber hinaus, lassen die geheimen [illegible] ihn fallen oder verschwinden, um selbst sich [illegible] aufzuschwingen.

Man hat zu seiner Zeit und auch noch später die [illegible] aufgestellt, daß Ludwig Jahn nur ein solcher [illegible] Agitator gewesen, der, bewußt oder unbewußt, im Auftrage geheimer Obern die Jugend und das [illegible] aufregen sollte, und den sie später, nachdem er [illegible] Auftrag nach der einen Richtung hin erfüllt, nach [illegible] andern gescheitert war, fallen ließen und verleugneten. Sie hätten, sagt man, keine geeignetere Person [illegible] können, als einen großen Mundhelden, der das [illegible] und Ernsthafte mit feierlichem Ernst oder Possenspielen, je wie es am besten wirkte, der Jugend und [illegible] Volke mundrecht vorzutragen und ins Blut zu treiben verstand; einen Mann, der jetzt auf tragischem Kothurn sich bewegte, um gleich darauf Bocksprünge der [illegible] zu machen, der heute selbst an seine Mission [illegible], um morgen sich selbst zu persifliren; einen [illegible], der, jeder Gefahr trotzend, muthig darauf los-

ging, hülfreich dem Bedrängten beisprang, dem es aber auch begegnen mochte, daß er, wenn die Gefahr ihm über die Schulter guckte, Fersengeld zahlte; endlich einen Mann, der, mit sich selbst im Unklaren, verworrenen Ideen blindlings nachtappend und nachstürmend, vor dem politischen Forum als unzurechnungsfähig jederzeit darzustellen war.

So meinte man, aber mit Unrecht. Es hat sich nirgends in dem gegen ihn angestrengten Untersuchungsproceß herausgestellt, daß er das Werkzeug Anderer war. Der große Anhang von Verehrern, den er durch ganz Deutschland, trotz aller Wechselschläge des Schicksals, sich bewahrt hatte und zum Theil noch hat; die freimüthige Art, wie er Alles von der Zunge wegredete, was in ihm aufkochte, und noch mehr als er dachte; die Streitsucht, die er bei vielen Gelegenheiten an den Tag legte, auch gegen seine ehemaligen Anhänger, Gönner und Freunde; die dreist verwegene Art, wie er bei der Nationalversammlung in Frankfurt gegen Radicale und Demokraten auftrat: alle diese Momente sprechen für seine vollkommene Selbständigkeit. Der negative Beweis dafür ist durch den Umstand geführt, daß in allen Memoiren aus der großen Zeit, welche zeither erschienen und über die innern Triebfedern der Begebenheiten ein Licht werfen, welches die Geschichte derselben so ziemlich aufgeklärt hat, auch nicht eine Andeutung zu finden ist, daß Jahn an unsichtbaren Fäden ging, die Andere in der Hand hielten. Endlich sind alle Zeugnisse, welche in dieser Biographie über ihn aufgeführt sind, nur Gegenbeweise. Er war ein vollkommen freier Mann, der nur dem Impulse seines Willens, seiner Launen oder Grillen folgte, welche sich zu einer Idee verkörpert hatten, die ihm über den Kopf wuchs. Auch ohne die Störungen und Verfolgungen von außen wäre er unter der Last der Fahne, die er trug, erlegen, denn in dem raschen Wechsel der politischen Gedankenströmungen nach 1813 und 1814 verlor er die Richtung, und selbst das Eine, was er unerschütterlich festhielt, das nationale Bewußtsein, war nicht so geläutert, im Gegentheil, es war so mit Schlacken vermischt, daß es ihm nicht als Magnet dienen konnte.

Daß man einen so eigenthümlich construirten Mann willig und gern benutzt hat, wo es auf ein gemeinsames Ziel loszusteuern galt, daß man seiner Thatkraft eine Richtung anwies, ist eine Sache für sich. Aber man durfte nie auf ihn rechnen, so wenig als auf die wildgemachten Elefanten, welche die Feldherren des Orients in die Feindesreihen treiben, wo sie Verheerungen und Verwirrung anrichten, aber schwer oder gar nicht zu leiten sind. Man kann sie nicht zurückziehen, wenn es gilt, noch ihnen einen andern Angriffspunkt weisen. Wir vertiefen uns aber nicht in diesem Gleichnisse, da es wie alle Gleichnisse hinkt. Jahn war nicht allein eine ursprüngliche, wilde, störrische und vernichtende Kraft, sondern er hatte auch die seltenere des Organisirens, wenn auch nach seiner Eigenthümlichkeit gefärbt und so angethan, daß er auf die durch den geistigen Magnet zusammengetriebenen Massen nicht das letzte Siegel, was sie auf die Dauer zusammenband, drücken konnte. Er hat etwas gewirkt, was vor ihm seit Luther keinem deutschen Manne gelungen war, er hat die Jugend elektrisirt und begeistert, er hat in einem apathischen, verzweifelnden Volke Thatkraft und Opferlust erweckt und er hat sich selbst zum Idol für Jünglinge und Männer aufgeschwungen. Sie schworen auf ihn. Das war allerdings der Weg, den die Wunderthäter zu allen Zeiten einschlugen und einschlagen mußten, an ihre Person einen Heiligenschein zu knüpfen, wenn sie ihr Ziel erreichen wollten; in der deutschen Nation aber ist er seit den letzten Decennien oder schon seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts, seit den Zeiten, wo die Kritik über den Glauben vollständig gesiegt hatte, ein kaum mehr zu betretender geworden. Daher war die Zahl dieser seiner schwärmerischen Anhänger auch verhältnißmäßig nur gering, Schüler, Studenten, junge Gelehrte, wenige aus den Handwerkerständen und den Landbewohnern. Daher mußte er, um von Allen verstanden zu werden, in die Sprache, die sie verstanden, zusammenraffen: Sprichwörter, Sagen, Lieder, Traditionen der Latinität und des Germanismus, er mußte sich selbst eine Sprache machen, die Brocken aus Schiller's Idealismus und Tyll Eulenspiegel's unflätigen Späßen zusammenknetete, wenn er nur damit den Nagel auf den Kopf traf. Seine wilde, witzige, herausfodernde und niederschlagende Beredtsamkeit, sein erstaunliches Gedächtniß, seine Bekanntschaft mit den Specialitäten aller möglichen Personen und Dinge, das flüchtige Studium vieler Wissenschaften, aus denen er aufgerafft und zugestutzt, was zu seinem Zwecke paßte, dazu eine gewaltige Stimme und eine Athletengestalt, wenn auch nicht von der Art, welche die Künstler verewigt haben, endlich der Ernst und der redliche Wille für Deutschthum und Freiheit, die er von Hause mitbrachte, und daß er nie hypothetisch sprach, kein Wenn und Aber gelten ließ, sondern nur ein: Das ist so, und: Das ist nicht so — alles Das zusammen genommen ermöglichte die Idolatrie der Scharen von Altdeutschen, welche mit wallenden Haaren, bloßem Halse und weit über den deutsch-(polnischen) schwarzen Rock herabhängendem weißen Hemdkragen auf die Worte des Vater Jahn schworen.

Diese Scharen waren klein im Verhältniß zur deutschen Gesammtbevölkerung, aber als ein Kern, der sich um einen vergötterten Führer scharte, hätten sie mehr wirken können, wenn dieser Führer, mit sich selbst im Klaren, gewußt hätte was er wollte. Die Qualen, Erpressungen und Wunden der Franzosenherrschaft hatten bis 1813 Blut und Haut so gereizt, daß sie für jeden neuen Eindruck, der Trost versprach, empfänglich waren, und was der Fanatismus, auch wenn er nur einer kleinsten Schar sich mittheilt, gegenüber der Apathie und Hoffnungslosigkeit der Massen, in einer Nation, in einem Staate auszurichten vermag, davon haben wir heute wieder ein sprechendes und erschreckendes Beispiel. Und weit günstiger war die Zeit für Jahn und seine Anhänger. Wenn heute die ungeheuer überwiegende Mehrzahl der Intelligenten in allen deutschen Staaten über den Zelotismus der Finsterlinge und Rückwärtsmänner knirscht, wenn sie sich stützen kann auf die Traditionen und die Geschichte ihrer Staaten und nur nicht durchdringt, weil ihr ein Vereinigungspunkt, ein begeisterter Führer fehlt, so waren für den altdeutschen Fanatismus alle diese Hindernisse nicht da. Der Patriot, der Deutsche, der noch an ein Vaterland, an Selbständigkeit und Freiheit dachte, hatte nichts hinter sich, woran er mit Liebe und Begeisterung zurückdenken konnte, er hätte jede neue Idee, die ihm Erlösung von der niederdrückenden Gegenwart versprach, wenn sie nur in sich vernünftig, wenn sie nur klar ausgesprochen war, mit Freuden ergriffen. Selbst einige Nebel der Mystik ließ er sich gefallen, wie denn die Wunderromantik, die Visionen im Kampfe gegen Napoleon mitspielen durften.

Aber was Jahn bot, konnte wol eine Schule erzeugen und Schüler an sich ziehen, doch nimmermehr auf die Dauer eine Nation, in der damals nur die Intelligenten das Wort redeten, befriedigen oder fesseln. Auch die Bizarrerie hätte man ihm nachgesehen, die Mode fügt sich in jedes Kleid; wäre er ein Schwärmer gewesen, man hätte mit ihm geschwärmt — aber er war nichts weniger als Mystiker, sondern aus recht baarem Realismus zusammengeknetet —, nur verlangte man einen rationellen Grund und Boden, eine rationelle Aussicht. Er schuf die Turnerei, für die er auch den Namen erfand, er impfte Franzosenhaß in die Seelen der Knaben und Jünglinge, er feuerte sie an, als Streiter in die Kriegerreihen des Befreiungskriegs zu treten, er begeisterte sie für die reine deutsche Sprache, für das Bewußtsein, der herrlichen deutschen Nation anzugehören, für ihre Sitten, Gewohnheiten und das Freiheitsgefühl, welches ein unveräußerliches Ureigenthum des Volks sei, und er entwarf Plane, wie diese Freiheit in der Zukunft ins Leben treten müsse. Alles Das war vortrefflich, wenn es nur wahr und möglich gewesen wäre. Die durch Weichlichkeit und Unsitte entnervten Körper durch Leibesübungen, naturgemäße Kost und Entbehrungen wieder zu stärken, um der Zukunft ein ge-

fundes Geſchlecht zu übermachen, war nur zu loben, aber die Uebungen in der Gymnaſtik dehnten ſich bis nahe an Seiltänzerkunſtſtücke aus, und er verlangte dafür ſo viel Zeit, daß die übrigen Studien und was man ſonſt zum Leben nothwendig hält, zu kurz gekommen wären. Der Haß, den er gegen die Franzoſen predigte, hat zur Zeit wunderbar gewirkt, aber er ward zur Chimäre, der Bildung und Humanität Hohn ſprechend und ſo barock und widerwärtig in der ſpätern Ausführung als die Franzoſennachäfferei in ihrer ſchlimmſten Zeit. Sein Deutſchthum endlich war nach dem berühmten Ausdruck mehr ein „Deutſchthun" als ein Deutſchſein; denn ſeine Studien des deutſchen Seins und Weſens, der Geſchichte und der Sprache und ihrer Entwickelung waren nicht an den Quellen, ſondern in ſeiner immer ſprudelnden Phantaſie geſchöpft. Von dem Deutſchland der Zukunft, was er wollte, zuſammengeſetzt aus Radicalismus, Feudalismus und Abſolutismus, hatte er trotz der vielen reichen und bunten Bilder, die er ausſtreute, ſo wenig ein anſchauliches Totalbild als die Radicalen der jüngſten Vergangenheit, und die Feudaliſten der Gegenwart von dem Utopien, das ſie ins Leben ſetzen wollen. Ja dieſe haben wenigſtens das voraus, daß ſie von einem Princip aus in die blaue Ferne ein Syſtem gipfeln; bei Jahn lagen ſchon die erſten Vorſtellungen in der Wiege chaotiſch zuſammengewürfelt, und am Ende ließ alles Das, was der Mann der Freiheit vom Menſchengeſchlecht und ſpeciell ſeinen Deutſchen verlangte, ſich nur durch den abſoluteſten Polizeizwang von oben her durchſetzen. Sein Liberalismus glich darin dem der Reformatoren, von denen noch heute ſo Viele glauben, daß ſie Glaubensfreiheit und Toleranz gewollt, während ſie doch nur Das wollten, was ſie für Wahrheit hielten und erklärten, und, davon begeiſtert, ihr Alles dran ſetzten, um es durchzuführen.

Es iſt ſelbſtredend, daß Männer wie Stein, Gneiſenau, Scharnhorſt u. A. ſich mit dieſen Ideen nicht befreunden und ihre Fahrzeuge nicht einem ſo kraus und bunt ſtrömenden Bergſtrom anvertrauen konnten, wenn auch nicht Alle, wie der Erſtere, ſich verächtlich oder unwillig von ihm abwandten und Andere ſehr wohl wußten, daß auch ſo getrübtes Waſſer Mühlräder treiben und Holz flößen kann. Der eigentliche Wirbel, oder das Hünenhorn das er blies, reichte in ſeinen unmittelbaren Wirkungen doch aber, wie erwähnt, nicht viel weiter als etwas über das Niveau der Schulen. Die gelehrte Bildung und der Gelehrtenſtolz zwang ſich, in Anbetracht der allgemeinen Noth, der Fahne der Offenbarung vom neuen Heil zu folgen und ihr Anhänger unter der Jugend zuzutreiben. Es geſchah jedoch immer noch mit einer gewiſſen Reſervation, und während E. M. Arndt Der war, welcher gewiſſermaßen das Vermittlungsglied zwiſchen Jahn's populärem Turnerdeutſchthum und dem gebildeten gelehrten Deutſchthum abgab, möchte man Schleiermacher als den Repräſentanten des letztern bezeichnen, der dem neuen Cultus nur ſo weit die linke Hand reichte, als es ſich mit der Würde ſeiner eigenen geſellſchaftlichen und gelehrten Stellung vertrug. Es gehörte die ganze Verblendung und Kleinherzigkeit einer glücklicherweiſe nur kurze Zeit in Preußen herrſchenden Polizeipartei dazu, um jene idealen Gelehrten und ſcharf und tief blickenden Staatsmänner mit Jahn und ſeinen Turnerdeutſchen in einen Topf zu werfen. Freilich, in einer Periode, wo dieſe Polizei einen Savigny, Eichhorn und Gneiſenau ſurveilliren ließ, weil ſie eine Republik oder Gott weiß was ſonſt brüten könnten, wo man Briefe und Exercitien von Tertianern in den Zeitungen als Belege drucken ließ, daß wir am Vorabend einer Sicilischen Veſper ſtänden und jeder ſeine Mann ſich am Abend beim Zubettegehen an den Hals fühlen möge, ob nicht das Meſſer eines altdeutſchen Mörders ſchon daran gelegt ſei, — in jener Zeit war Alles, alſo auch ſolche Verwechſelung und Vermiſchung möglich. Der Erfahrungsſatz, daß die Geſchichte nicht belehrt, iſt freilich nur zu wahr, aber ſie ſchärft doch in den Parteien die Sinne und den Verſtand, und wie ſchmerzlich uns heute auch die Manoeuvres der Reactionspartei berühren, ſo ſind doch ſolche Albernheiten wie damals nicht mehr möglich, und der heute geführte und zur Zeit ſiegreiche Kampf gegen die Anhänger des Fortſchritts hat nicht allein ſittlichere Quellen, ſondern wird auch wol mit verhältnißmäßig reinern Waffen geſtritten, als es von den Kamptz, Tſchoppe, Dambach, Krauſe u. A. traurigen Andenkens geſchah. Es iſt Pflicht, dies auszuſprechen. Und welche furchtbare Vergeltung hat die Mehrzahl dieſer Verfolger betroffen!

Die Mordthat eines hirnverbrannten Jünglings von beſchränktem Geiſte ſtürzte factiſch das Deutſchthum, deſſen Kern Jahn war; die Anklage eines edeln, aber ebenfalls von Wahngebilden umſtrickten Geiſtes, Henrich Steffens, verſetzte ihm den moraliſchen Schlag, von dem es ſich nicht wieder erholen konnte. Aber derſelbe Steffens erkannte mit dem freien, hochherzigen Sinn, der ihn in allen Aeußerungen und Handlungen ſeines Lebens begleitet hat und ihn auch da, wo er irrte, immer liebenswürdig erſcheinen läßt, die Bedeutung des Mannes in ſeinem Wirken an. Er betrachtete Jahn als eine merkwürdige Naturerſcheinung, vor der man um Deſſen willen, was ihm mit ſo geringen Mitteln möglich geworden, Reſpect haben müſſe. Und möglich ward es ihm, weil er an ſich ſelbſt und ſeine Sache glaubte, weil er die Gedanken und Vorſtellungen, für die er das Volk erziehen wollte, ſich ſelbſt einimpfte, weil er ſie in ſich verkörperte und ſich ſelbſt, ohne Reſervation und Hinterthüren, hingab. So nur, mit dieſem vollen Glauben an ſich, der dann in der Ausführung nothwendig zum Despotismus führt, wirken Wunderthäter, die das Volk mit ſich fortreißen; je derber, gröber ſie auftreten, je apodiktiſcher ſie ihre Sätze hinwerfen, um ſo ſchlagender der Eindruck bei den Maſſen. Von einer prüfenden Goldwage, ja nur von einer gewöhnlichen iſt nicht die Rede; wenn die Strömung wogt, wird Widerſpruch und Zweifel zum Verbrechen. Dieſe Sturmmacht hat etwas Meteoriſches und nichts gemein mit der ſtillen

Macht der Ideen, die langsam, aber desto sicherer in die Gemüther und Geister dringt. Ihre Herrschaft ist gewaltsam, erstaunenswerth, aber wenn sie den Gipfelpunkt erreicht, ebenso schnell gebrochen, zersplittert und oft verschwunden, ehe man sich dessen versieht.

Jahn war durch und durch ehrlich in seinem Glauben und seinem Willen; aber eine andere Frage ist, wie lange sein Glaube und damit seine Ehrlichkeit dauerte? An der letztern hat Niemand, der ihn kannte, gezweifelt. Er hat nie betrügen, täuschen wollen, aber ob nicht dann und wann das Bewußtsein in ihm aufdämmerte, daß er sich selbst getäuscht, daß seine Plane sich nicht ausführen ließen, und wenn, daß sie nicht zu dem Ziel, was er anstrebte: die sittliche und geistige Hebung des Volks, sein wahres Heil und seine wahre Freiheit, geführt hätten? Pröhle läßt an einer Stelle eine Andeutung fallen, die historisch und psychologisch für uns von Werth ist: daß der alte Jahn in Freiburg dann und wann mit der Begeisterung seiner jungen Jahre von seiner Mission gesprochen, um im Augenblick darauf sich selbst zu persiflíren, wie Einer, der sich wohl bewußt, daß seine Arbeit zu Ende und er selbst nur noch wie der lebendige Staub aus einer großen Raritätenkammer anzusehen sei. Das ist sehr natürlich. Ging man doch nur so zu ihm hin, um ihn anzusehen und zu hören, die wunderbare Ruine einer großen Zeit, um die her die großartigsten Dinge vorgegangen, Schlachten waren geschlagen, Stürme getobt hatten; aber die jüngern Geschlechter standen in keiner innigen Berührung zu ihm. Andere Freiheitsideen als die auf seinem nationalen Boden wurzelnden herrschten und stürmten in der Welt; seine Anhänger, die Verfolgten, waren zum Theil Verfolger geworden, und das war dem alten Jahn, der noch die Fesseln an seinen Armen fühlte, doch zu viel; sein sittliches und sein sprachliches Deutschthum war zur verrosteten Antiquität geworden, von Niemand mehr beachtet, wol belächelt, seitdem die wissenschaftlichen Studien der Germanisten so ganz andere Resultate an das Licht gefördert hatten. Endlich war sein Turnen zwar wieder erlaubt und von den Regierungen eingeführt, aber nur als Leibesübungen, die in sehr mäßigen Grenzen gehandhabt und bewacht, von seinem Turnerthum nur einen Schatten abwarfen. So stand er, um das Bild der Ruine zu verlassen, als ein laubloser Baum da, aus dessen noch frischem Mark zwar Sprößlinge hervorkeimten, der aber keinen neuen Stamm mehr treiben konnte. Im Bewußtsein dessen durfte eine tragische Melancholie sein Wesen umziehen, er hätte sich zurufen mögen: „So viele Arbeit um ein Leichentuch!" Aber es war eben nichts Sentimentalisches und Tragisches in dem ganzen Mann; seine gesunde, derbe, tilleulenspiegelsche deutsche Bauernnatur überwog Alles. Wie Ungerechtigkeit, Undank und grausame Verfolgungen ihn nicht umbringen können, vermochte es auch jener Gedanke nicht. Er hatte doch viel versucht, und viel war ihm gelungen; da lachte er über Das, was ihm mislungen war, ohne als Rechenmeister abzuwiegen, wo die Wagschale sank und wo sie stieg.

Jahn hat sein Leben beschreiben wollen, es blieb aber beim Vorsatz, oder was davon auf das Papier gekommen, ging beim Brande seines Hauses verloren. Wenn es ihm damit Ernst gewesen, wäre es doch nie zum Ernst geworden. Jahn fehlte die objective Ruhe, Besonnenheit, das Anschauungsvermögen, um ein Geschichtschreiber zu werden. Wir erfahren aus der Biographie, was uns noch unbekannt war, aber zu Allem, was wir von ihm kennen, stimmt, daß die Arbeit des Schreibens ihm sehr schwer wurde und er oft einen Tag brauchte, um einige Sätze aufs Papier zu bringen. Populär ausgedrückt, seinem unruhigen Geiste fehlte das Sitzfleisch. Wäre er zum Gelehrten geboren gewesen, würde er nicht der Volksmann geworden sein; die Kunst seines irrlichtelirenden Geistes war, die Silberblicke, die er in die Wissenschaften gethan, und die Metallstücke, die er herausgegriffen, für die Jugend, für das Volk mundgerecht zu schmelzen und ihnen den Anstrich zu geben, als könne das Jeder sehen und finden, der nur zur rechten Stunde und mit dem rechten Muthe da zugriffe. Es ist die unerlaßliche Gabe, die ein Volksagitator besitzen muß, aber wer agitirend Geschichte macht, kann nicht Geschichte schreiben; auch nicht Memoiren, ohne dabei an Cäsar zu denken. Was er bruchstückweise davon geliefert, wie die „Erlebnisse des Maunes mit dem Bart", ist der deutlichste Beleg, was wir von seinen Lebensmanieren hätten erwarten können. Ueber dem Interesse an dem Schlagbaum, der ihm die Straße versperrt, hätte er das Ziel, wohin er wollte, außer Acht gelassen und in der wohlgefälligen Beäugelung seiner selbst seinen Zweck vergessen. Dazu war er ein geborener Partigänger, immer auf dem Qui-vive-Fuß, mit Jedem anzubinden in Schimpf und Glimpf, der ihm in den Weg trat. Strategik ist eine Kunst, die nicht nur der Feldherr, die auch der Geschichtschreiber studirt haben muß.

Wo der Biograph soviel wie nichts vorfand, nämlich an Thatsachen aus seinem innern Leben, die sich aneinanderreihen und wie als Kettenglieder ineinanderklinken, war seine Aufgabe eine schwierige. Daß er auf desto mehr Bruchstücke von seinem äußern Leben stieß, konnte unter Umständen sie eher erschweren als leichter machen. Wer malt die Eruptionen eines ausgebrannten Vulkans nach den Steinen, die er ausgeworfen, und nach den Lavaströmen, die er zurückgelassen! Wir vermissen aber nicht allein Vieles, was uns über den innern Bildungsproceß dieses chaotischen Geistes Aufschlüsse gäbe, sondern auch über die historischen Wendepunkte in seiner Lebensgeschichte geht der Biograph oft zu rasch hinweg, als wäre das Alles bekannt, was doch nur noch einem Theil der lebenden Generation erinnerlich ist. Das gilt auch von den letzten Jahren aus Jahn's Leben, wo der Verfasser zum Theil aus eigener Anschauung und Bekanntschaft mit seinem Helden sprechen kann. Wie manche uns neue und interessante Züge er auch da mittheilt, so sind es doch mehr Reflexionen, Schlußfolgerungen, Beweisstücke über Begebenheiten und Handlungen, die wir lieber historisch einfach in ihrem natürlichen

Hergange erzählt geleſen hätten, da ſie der überwiegenden Mehrzahl der Leſer unbekannt geblieben ſein werden. Wer zum Exempel konnte in den Stürmen, die dem Jahre 1848 vorausgingen und es begleiteten, Acht haben auf alles Das, was dem nach Thüringen Verbannten begegnet war und noch begegnete. So hätten wir auch gern mehr davon gehört, wie er die erſten Bewegungen jenes verhängnißvollen Jahres aufnahm, wie er agitirte und wie es gekommen, daß er nach Frankfurt gewählt wurde.

Puhle gehört einer jüngern Generation an, die nur vom Hörenſagen die Volksſtimmung, die Strömungen der Meinungen vor und während des deutſchen Befreiungskriegs kennt. Was koſtet es Denen, welche ſie zum Theil mit durchgelebt, ſchon für Mühe, ſich aus der ganz andern Gegenwart in jene Zeit zurückzuverſetzen! Da ein geiſtiger Hauch über die Welt hinwehte, vielleicht nur dem vergleichbar, der die Kreuzzüge ermöglichte, eine Erhebung des Gemüths, eine Begeiſterung, die nicht von Opfern ſprach, ſondern ſie brachte! Wie Frauen ihren Schmuck, Jungfrauen ihr Haar, unbemittelte Familien ihre geretteten Koſtbarkeiten auf den Altar des Vaterlandes niederlegten, und es keine vereinzelte Erſcheinung war, daß die Jungfrau Prohaska als freiwilliger Jäger mit in den Kriegerreihen ſtritt und ähnliches mag auch zu andern Zeiten geſchehen, daß man es natürlich, in der Ordnung fand, iſt ein Symptom einer außerordentlichen Zeitepoche. Da waren Vaterland und Freiheit gleichbedeutende Worte, und der Spruch „Mit Gott für König und Vaterland!“ war kein Parteiſpruch, er vereinte Alle, die nachher als erbitterte Feinde ſich gegenüberſtanden, die Geſchlechter, Alter, alle Stände der Geburt und der Bildung. Nicht daß Selbſtſucht, Eigennutz, Scheelſucht, Furcht und alle die beſchränkten Anſichten des Kleinbürgerthums damals verſtummt geweſen wären oder gar nicht mitgeſprochen hätten, aber die gewaltige Strömung in der obern Luft war zu mächtig geworden, als daß ſie hätten aufkommen können. Wie Vieles geſchah, ward geſprochen, was heute entweder dem unbarmherzigſten Spott und Gelächter verfiele. Wir behaupten ſo wenig, daß es damals keine Thoren gegeben, daß ſie nicht über die Amazonenlegion und andere Erſcheinungen in der Poeſie und Proſa des Unpatriotismus ſich luſtig gemacht haben, als wir in Abrede ſtellen, daß neben Denen, die Frau, Familie, reiche Güter, ein ſorgenloſes Daſein verließen, um ſich blos als Soldaten zu geſtellen, oder ebenſo opferfreudig ihre Söhne dem Dienſt des Vaterlandes darbrachten, Andere nur aus Arbeitsſcheu, Luſt am Soldatenleben oder aus Nebenzwecken ſich meldeten und noch viele Andere über den Krieg jammerten, Zeter und Wehe über Alle ſchrien, welche ihn durch Wort und Schrift nährten und den erbärmlichſten, ſchmachvollſten Frieden dem gerechteſten und heiligſten Kriege vorzogen; aber ſie kamen nicht auf vor dem allmächtigen Impulſe, der die Nation mit ſich fortriß und aus dem Alltagsdaſein in ein höheres, bis dahin in Deutſchland kaum geahntes aufriß. Es bedurfte aber eines Wortes, damit alle dieſe glühenden Willen ſich verſtändigten, und man fand es. Es hieß: Franzoſenhaß! Da konnten Bauern und Edelleute, Geiſtliche und Kaufleute, Gelehrte und Handwerker, da konnten ſelbſt Schlegel und Kotzebue ſich verſtändigen und ſich für eins im Sinn und Geiſt halten — ſie haßten alle die Fremd-, die Franzoſenherrſchaft; dem Volke mußte aber der Begriff mundgerechter, faßlicher gemacht werden, da hieß es, ſie müßten die Franzoſen haſſen, Alles, was franzöſiſch war. Unter der Fahne des aufgeſteckten Symbols ward der Befreiungskrieg ſiegreich durchgefochten. Und das war Jahn's Werk, daß er dieſes Symbol, wenn nicht zuerſt aufſteckte, doch ſo derb, grob, plump ausgeprägt hinſtellte, daß Jeder es ſehen konnte, faſſen, davon ergriffen werden; ferner, daß er an der Standarte ſein Leben hindurch hielt, auch als ſie längſt ihren Zauber verloren hatte. Jenes gab ihm ſeine hiſtoriſche Bedeutung, dieſes zeigte ihn als Charakter. Und ſolange das Symbol galt, konnte, mußte man ihm viel, auch ſeine Bizarrerien vergeben; ſie gehörten als Quaſten und Troddeln zu der bunten Decke, die er für das Heiligthum gewirkt.

Jener Hauch weht uns aus dem vorliegenden Buche entgegen, wie ſich von ſelbſt verſteht, nur ſtoßweiße; denn die ganze Atmoſphäre mit ihrer Färbung und ihrem Dufte ließ ſich ſchwer von einem Schriftſteller, der nicht in ihr geathmet, wiedergeben. Aber in einer verderbten Luft iſt jeder Windzug, der aus reinern Gegenden kommt, erquickend. Indem man damals glaubte, liebte und haßte, war man doch immer voller Hoffnung, und der Materialismus war bei Denen, welche das Wort führten, entfernt; deshalb vergibt man manches Wort, was uns heute beleidigen würde, andere, die unſer Lächeln erregen könnten, ſtimmen den Kundigen zum wehmüthigen Ernſt. Von Kundigen freilich muß die Biographie geleſen werden, wenigſtens Solchen, die einigermaßen ſich in die Vergangenheit von damals verſetzen können; denn der Verfaſſer ſetzt Vieles voraus, indem er aphoriſtiſch über wichtige Abſchnitte in Jahn's Leben weggeht, und iſt, indem er beim Anſetzen zu voll athmet, nicht immer ganz frei von einer geſchraubten Sprache, zu der ihn das Bild des Mannes, den er dem Publicum in ſeiner Wahrheit vorführen will, aufgefodert zu haben ſcheint. Wir müſſen freilich einräumen, daß eine Erzählung in coulantem Stile zu dem Gegenſtande nicht ganz gepaßt hätte, aber einige Riſſe und Klüfte hätten ſich doch, ohne dem Zweck zu ſchaden, leicht ausglätten laſſen. Ein Hauptverdienſt des Buchs iſt die Sammlung charakteriſtiſcher Züge, Redensarten und Anekdoten, aus denen die Nachkommenden ſich ſelbſt ein Bild des wunderbaren Mannes entwerfen können. Sei es erlaubt, aus eigener Erinnerung Einiges daran zu knüpfen.

Es war ein Taumel, wie er unter allen deutſchen Städten nur in Berlin möglich iſt, der die Jugend plötzlich für das Turnerweſen erfaßt hatte. Man mußte hinaus in die Haſenhaide; man mußte ſich in Hoſen und Jacke von grauer ungebleichter Leinwand werfen, man mußte

das Halstuch abthun und den weißen Hemdkragen überkrämpeln; man mußte Allem, was an Luxus streifte, plötzlich entsagt haben, denn es stammte ja aus Frankreich; dann mußte man auf den Recken sich schwingen, an den Stangen klettern, an den Tauen klimmen und ziehen; man mußte auch die alte Sprachgewöhnung abthun, wie ein falsches Modekleid, und mit dem neuen Menschen eine neue Sprache reden. Vielen Söhnen aus den höhern Schichten der Gesellschaft, manchem zarten Muttersöhnchen ward das sehr schwer; aber gegen den Strom zu schwimmen war noch schwerer, und seitdem auch einzelne Lehrer mit den Schülern hinauszogen, die Directoren der Gymnasien zur Theilnahme ermunterten, Staatsbeamte sich auf dem Turnplatz zeigten oder gar mitturnten, die höchsten Personen in ihren Equipagen und mit Gefolge gelegentlich den Uebungen zusahen, war ein Widerstand kaum möglich. Eine neue Mode hatte die alte beseitigt, und der Puritanismus des Turnercomment herrschte in der glänzenden Capitale der feinen und gelehrten Bildung — auf einige Zeit! Das bürgerliche Philisterthum gebahrte sich anfangs unwilliger dagegen als die Blasirtheit der höhern Stände. Es war ja etwas Neues, bald aber fand es etwas Verwandtes darin. Mancher jener ehrbaren Spießbürger, wie sie jetzt fast im Aussterben sind, fand in dem neuen Wesen eine bequeme Form, seine alte Abneigung gegen alle Bildung zu verhüllen, und konnte sich noch etwas darauf zugute thun. Noch gestern, wenn nicht noch heute, stolzirten derart Gestalten im schwarzen deutschen Rock und dem breitkrämpigen Hute durch die Straßen, die sich die Miene gaben, Alles, was nicht so puritanisch wie sie, zu verachten. Ach, es war eine kurze Mode! Am langen Taue mitzuziehen, galt einmal als eine Ehre, wie nur Orden, Ehrenbecher, Diplome, Serenaden! Wer glaubt es heute, daß auch ein Oberpräsident einer Provinz die Handschuhe auszog, um bei der Einweihung eines Turnplatzes am Tau mitanzufassen, der das neue brüderliche Band der Deutschen umschlingen sollte!

Wie ward da sofort Polizei geübt, so streng wie in einem despotischen Staate, nur daß Jeder sich dazu berechtigt hielt, wie auch Jeder gelegentlich den Lehrmeister der Neulinge abgab. Daß Jahn seine Schule im alten Studententhum gemacht, wie Moses in den Mysterien der ägyptischen Priester, ließ sich nicht verleugnen. Brauch und Satzung galten in Wort und That. So mußte der Gruß lauten, so die Antwort. Wer ein französisches Wort gebrauchte, erhielt drei Schläge mit dem Plumpsack, und zur Execution drängte sich gern Jeder, unbeschadet des patriarchalischen Vorrechts der bemooften Häupter und alten Burschen, die unter veränderten Namen selbstredend auch hier auftraten. Ein Deutscher sollte nicht Kuchen essen; die Kuchenfrauen, welche um Berlin sich überall einfinden, wo mehr als drei Menschen sich versammeln, wurden von den Turnplätzen verjagt; „Kuchenbäcker" war ein arges Schimpfwort, was in Schimpf und Glimpf gerügt werden mußte. Die Einen sagten Jahn nach, daß er es im Altdeutschthum so weit gebracht, Eicheln zu rösten und zu essen, während Andere behaupteten, wenn es ungesehen geschehen könne, verspeise er alle Sorten Kuchen, besonders aber Kirschkuchen mit ganz besonderm Appetit.

Die Mehrzahl folgte dem Einen und that ihm nach, wie er sich räusperte und spuckte, weil es so sein mußte, aber es sonderten sich auch da schon Besonderheiten ab, Erwählte, Fanatiker, mit langwallendem, gekräuseltem Haar, mit glänzenden, tiefliegenden Augen in dem blassen Gesicht, denen man ansah, daß sie im Worte auch einen Begriff suchten und, über den Begriff hinaus, an mehr dachten und für mehr schwärmten als Kletterstange, Reck und Tau. Jahn war der Repräsentant der lebendigen Gegenwart, der Mann des Genusses, wenn er ihn auch nur in etwas spartanischem Zuschnitt vorsetzte, er wollte Gefallen um sich her und daß Alles, was er sprach und that, gefiele, denn seine Eitelkeit machte sich überall geltend, er wollte Fröhlichkeit, denn er war selbst frohen Sinnes, und unter andern Umständen hätte er ein jovialer Welt- und Lebemann werden können. Wenn er erschien, der gewaltige Mann, seinen Arm, seine Stentorstimme erhob, Kernausdrücke hier- und dorthin schleudernd, war es wie der elektrische Funke, der in die Massen fuhr; jubelnd umscharten ihn die Kleinen und Großen, und was er vornahm, war gut gethan. Aber wie er in der Schule kein besonderer Lehrer gewesen, weil er nur anregen, nicht ausführen konnte und vom Hundertsten zum Tausendsten übersprang, war er auch als Lehrmeister in der Turnkunst unstäten Wesens. Was er erfunden und festgestellt, überließ er Andern auszuüben; die Turner zu drillen war gegen seine Natur und über seine Geduld. Zum Spiel ins Freie nachdem er die nöthigsten Anweisungen ertheilt, in die Sandhügel und Lehmgruben trieb es ihn, welche unter dem Namen der Rollberge damals neben der durch ihn berühmt gewordenen Hasenhaide ein erwünschtes Terrain zum Räuber- und Wandererspiel, zum Stürmen und Vertheidigen von Festungen, zum Dauerlauf und dergleichen abgaben. Hier den Feldherrn, den Festungscommandanten, den Räuberhauptmann zu spielen und selbst mit Leib und Seele unter den Knaben wieder Knabe zu werden, war seine Lust. Er war das Leben; der Geist, der weiter planirte, der schwärmerische Ernst des Nordens, dem es mit der Selbstverleugnung Ernst war, der sich selbst hingab, um dem dämmernden Ziele entgegenzustreben, mußte unter Denen gesucht werden, die sich noch seine Schüler nannten. Aber wie auch ihre Ideen ihn übergipfelten, sie bedurften des Kernmanns, der zum Volke zu sprechen wußte, das ihre Sprache nicht verstand.

Auch der Schreiber dieses war Turner geworden, weil es eben so sein mußte, weil aus der ganzen Gymnasialclasse, der er angehörte, nur die Gebrechlichen und ganz Schwachen zurückblieben, weil die Lehrer sagten, da erwarteten sie das Heil der Zukunft, und von den Schülern einer zum andern: das verstände sich von selbst. Ich knöpfte mich zwar nicht in den schwarzen Rock und

ließ auch mein Haar nicht über das Maß wachsen — das war eben nur das Zeichen der Erwählten —, aber in ungebleichter Leinwand von Kopf bis Fuß ging ich auch Mittwochs und Sonnabends Nachmittags in die Hasenhaide, schwang mich dann und wann am Reck und erhielt die Einkaufsmarke, das Patent oder die Matrikel des Turnerthums, die auf ungegerbtem Rindsleder geprägte Medaille mit den drei Jahreszahlen des Hermannssieges in der Teutoburger Schlacht, des Sieges Heinrich's des Voglers in der Ungarnschlacht und des ersten Turniers in Deutschland. Aber mehr habe ich auch davon nicht gehabt oder nach Hause gebracht, am wenigsten eine Begeisterung für Jahn. Das Muß, die Zeit, der Despotismus den er übte, waren meinem unabhängigen Sinn entgegen, wenn ich mir auch dieses Grundes damals nicht bewußt war. Aber als Steffens hier in Breslau seine Feder gegen die Turnerei sprühen ließ, kam mir, obwol mein Herz auch nicht für die fanatischen Verfolger schlug, die Anwendung, welche er aus den Goethe'schen Musen und Grazien in der Mark auf die dortige Turnerei machte:

Und was bei uns vegetiret,
Alles keimt getrocknet auf!

ganz passend vor. Das Jahn'sche Turner- und Altdeutschthum wäre bald in sich zerfallen, mit und ohne Bau an dem politischen Utopien, bei dem Jahn sich vielleicht als der ungeschickteste Meistergesell die Lehre seiner Mitgesellen gestört und verdorben hätte. Im Kriege hatten zwar die aus den Turnern hervorgegangenen Freiwilligen und die Lützower sich Lorbern gesammelt (die man ihnen indeß nur sehr sparsam gönnte), an Jahn's selbst wurden aber vielfach bestritten. Das will man übersehen, denn das Verdienst, daß er tapfere und tüchtige Krieger aus der todten Masse hervorgerufen, bleibt ihm; aber man wollte bemerkt haben, daß sein unbestrittenes Organisationstalent im Augenblicke der Gefahr verließ. Der freie Blick fehle ihm; er könne sich nur in ein brennendes Haus stürzen, um einen Verunglückten zu retten, auch wo der Tod ihm drohe, aber er werde zaudern, zum Einhauen zu commandiren, wo es gelte, eine umzingelte Freundesschar loszumachen. Im alten Befreiungskriege, in der ersten Begeisterungsflamme sang noch das Altdeutschthum, die Körner'schen, Schenkendorf'schen Lieder wurden aus gläubiger Brust, mit heiserer Kehle gesungen; im zweiten, 1815, opponirte dagegen nicht nur der alte zünftige Militärgeist, sondern ein Theil der Massen machte sich schon über die Schwärmerei lustig, sie parodirte ihre Sprache, ihre Lieder. Nach dem Kriege trat diese Opposition überall heraus. Man begegnete sich um die Turnplätze nicht mehr immer mit bewundernden, sondern auch mit höhnischen Blicken. Es war so eine zünftige Genossenschaft geworden, die vor den andern Menschen etwas voraus haben wollte. Die Demokratie der Rohen und die Aristokratie der Gebildeten machten in gleicher Weise Fronte gegen diese Exclusivität, die einestheils durch ihr zur Schau getragenes Bewußtsein, anderntheils, weil sie der rohen Elemente genug in sich aufgenommen, das Gefühl Derer verletzten, die auch etwas auf sich hielten, ohne den Wahlspruch „Frisch, frei, fröhlich und fromm!" auf der Fahne zu tragen. Es hätte nicht der Keulenschläge der Kamptz'schen Polizei bedurft, wiederholen wir, um das Jahn'sche Turnerthum zu stürzen: der Friede, die Rückkehr der gelehrten und socialen Sitte, der Skepsis, der Spottlust, des Witzes, des gesellschaftlichen Luxus, der unzertrennlich ist vom Friedenszustande civilisirter Staaten, hätten es von selbst vernichtet.

Daß man leeres Stroh drosch, um Hochverrathsverbrechen oder nur Indicien zu finden, daran zweifelt heute kein Vernünftiger. Die Verfolgungen, die Anklagen, Verhaftungen und Ausweisungen der letzten Jahre haben, auch wo sie am gehässigsten geübt wurden, doch immer einen realen Kern; die von damals müßten uns heute rein lächerlich, als Burlesken erscheinen, wenn sie nicht von so traurigen Folgen für die Verfolgten gewesen wären. Und dennoch konnte im großen Spießbürgerthum der von Kamptz in die Zeitungen gebrachte Aufsatz im ersten Augenblick Entsetzen erregen, man betrachtete die abgedruckten Tertianerbriefe mit den Tiraden: „Sind wir nicht Heuochsen, daß wir die Tyrannei noch länger dulden?", die bei Jahn aufgefundenen Dolche u. s. w. für Ernst. Die in Curs gesetzten Histörchen von altdeutschen Novizen, die man, den Dolch in der Hand, mit verbundenen Augen in einen Saal geführt, sich umdrehen und dann mit dem Stahl nach der Wand zu stoßen lassen, — wenn man aber die Binde ihnen fortriß, sahen sie sich in einem Bilderſaal mit den dreißig und einigen deutschen Fürsten, und wessen Porträt die Messerspitze berührt, den aus der Welt zu schaffen mußte der Novize schwören, — diese und ähnliche Histörchen, erfunden, „um graulich zu machen", wurden doch wenigstens von einigen Furchtsamen geglaubt. Dies Entsetzen, diese Furcht — demüthigend immer genug für unser erwachtes Nationalbewußtsein, und zumal nachdem eine so großartige Periode der Erhebung vorangegangen, im Uebrigen aber immer noch besser als die heutige Erschlaffung — war nur von kurzer Dauer. Das Mitleid sprach bald laut und fast überall. Man fand keine Gerichte, die Jahn verurtheilen wollten, aber man mußte doch eine Quasiverurtheilung haben, um das mit so vielem Eclat unternommene Verfahren gegen ihn zu rechtfertigen. Er soll, was wir aus der Pröhle'schen Biographie erfahren, einige Zeit hindurch in Küstrin Ketten getragen haben! Wie er dann von einem Ort zum andern geschleppt, gestoßen, verwiesen und surveillirt wurde, nach Kolberg, Freiburg, Kölleda und endlich wieder nach Freiburg, ist ebenso bekannt, als daß man den des schwärzesten Hochverraths Angeklagten mit einer Pension von 1000 Thalern begnadigte, sein rechtlicher Erbanspruch auf das Eiserne Kreuz, wie oft er auch darum bat, aber erst von König Friedrich Wilhelm IV. anerkannt wurde. Wenn es noch eines Beweises seiner Ungefährlichkeit bedurft hätte, liegt er darin, daß Jahn, wo er hinkam, sich Freunde machte, aber als politischer Cha-

Digitized by Google

rakter unbeachtet blieb. Ferner liegt er in den vielen Bittschriften, mit denen er die Regierung um Verbesserung seines Looses bestürmte, oft mit solchem Querulanteneifer, daß man es nicht für nöthig hielt, ihm zu antworten.

Ich erinnere mich aus jener Zeit eines für mich unvergeßlichen Auftritts. Bei Fouqué, der die ersten Dichterversuche des Jünglings einführte und des schüchternen Anfängers sich sehr liebevoll annahm, erschien eines Morgens Hoffmann, Hoffmann der Dichter, welcher damals Fouqué's glänzendes Gestirn zu verdunkeln anfing. Dichter und Dichtungen waren aber bald beiseite geworfen, Hoffmann, zum Referenten in der Jahn'schen Sache ernannt, sprudelte über, als Fouqué ihn auf das Thema geführt, von interessanten Mittheilungen. Freilich erfuhr der Ritter Friedrich de la Motte Fouqué nicht, was er erwartete, der Kammergerichtsrath Hoffmann verrieth aber auch nichts aus den Acten, was seiner Pflicht widerstritten hätte; aber auf Fouqué's ängstliche Frage, ob denn nicht die äußerste Gefährlichkeit dieses verlorenen Mannes aus seinen Schriften und hochverrätherischen Invectiven gegen die höchsten Personen hervorginge, verzog Hoffmann sein komisch-häßliches Gesicht zu dem ihm eigenthümlichen Ausdeuck: Ja, allen guten Menschen würden, wenn sie das hörten, die Haare zu Berge stehen: Jahn habe sich nicht entblödet, von (dem Minister) Ancillon zu sagen, er sei ein Stiefelknecht, der sprechen gelernt. Und wenn man erst erführe, wie er die Rheinlande verwüsten wolle, wäre gar keine Strafe für ihn zu hart. „Denken Sie sich, liebster Fouqué, von der Schweiz bis Holland will er eine Wüste ziehen, 15 Meilen breit, wo Städte, Dörfer und Menschen ausgerottet, die Straßen zerstört, Gestrüpp und Waldbäume gepflanzt und Raubthiere erzogen werden sollen, Alles, damit kein leichtfüßiger Franzos in drei- bis viertägigen Rasten in das heilige Deutschland hinüberhüpfen könne. Sie werden mir zugeben, Baron, der Mann ist ärger als ein Demagog, Revolutionär und Republikaner und noch weniger als gefahrlos." Jahn's Wüstenphantasie ist nachmals vielfach bekannt geworden. Pröhle's Biographie hat Hoffmann's treffliche Relation, in der man den klarblickenden Juristen ehren muß, ganz mitgetheilt. Fouqué schien getäuscht und bedenklich. Trotz aller seiner christlichen Liebe hätte der zum Parteimann fanatisirte Dichter lieber gehört, wenn Hoffmann den Dichter über den Criminalisten walten lassen und in seinem alten Kampfgenossen einen wirklichen, von der Hölle abgesandten Verschwörer gegen Thron und Altar entdeckt hätte. Vielleicht operirte schon die Hölle in dem diabolischen Dichter eines ihrer Manoeuvres, daß sie das Werkzeug ihrer schwarzen Intentionen zu einem unschädlichen Lustigmacher, wenn nicht weiß, doch bunt brannte.

Beim Regierungsantritt Friedrich Wilhelm's IV. änderte sich die Scene. Es ist des Königs selbsteigene That, daß er die Verfolgungen gegen Arndt, Jahn u. A. nicht nur aufhob, sondern durch leuchtende Handlungen seine Misbilligung und seinen Glauben an ihre Unschuld aussprach. Jahn konnte nicht nur in Freiburg frei leben, er ward ganz frei, sich hinzubegeben wo er wollte, ob da Schulen, Gymnasien, Universitäten oder welcher andere Zunder aufgehäuft liege, in den er seine Brandfackel werfen möchte. Er reiste, redete, agitirte und gebahrte sich in seiner Art, und nirgends schlug nur ein Flämmchen auf! Die Landräthe, Gendarmen, Polizeicommissarien hatten umsonst mit schweren Kosten und Anstrengungen so lange Jahre ihn bewacht. Er schadete nichts, er weckte nichts, und doch war er ein Mann des Volks. Wer des Wegs durch Thüringen reiste, sprach bei ihm an, und er verschloß sich Keinem, er knöpfte sich vielmehr gegen Jeden auf und gab sich, wie er war, und noch mehr. Er war durch und durch Bürger geworden und der gelehrte Kram kümmerte ihn nicht besonders. Man traf ihn weniger in seinem Hause als auf der Kegelbahn, wo er dann Erfahrungen, Ansichten, Witze, Späße mit den Gevattern austauschte, freilich mehr gebend als empfangend. Dafür ward er als ein Patriarch im Orte und der Umgegend verehrt. Einer Bürgersfrau, mit der ich an der Unstrut des Wegs ging, traten die Thränen in die Augen: „Ja, das ist ein Mann!" Der Mann ließ sich auch sofort und gern von der Kegelbahn abrufen, um sich dem Fremden, der ihn zu sprechen wünschte, ganz zu widmen. Um Gegenstände des Gesprächs war keine Verlegenheit auf dem langen und schönen Fußpfade bis Naumburg, wohin er mir mit bloßem Kopfe, wie er die Kegelbahn verlassen, das Geleite gab; ja als er umkehren mußte, war von den hundert und einigen Punkten, auf die er von einem zum andern übersprang, keiner erledigt. Er ließ gegen das damalige Jungdeutschland (es war ums Ende der dreißiger Jahre) seinen Groll orgeln, besonders über einen jungen Schriftsteller, mit dem er in Kösen in einen ärgerlichen Streit gerathen war, und verschmähte auch nicht persönliche Waffen und Klatschereien in den Kampf zu ziehen. Ueber die merkwürdigsten Punkte Thüringens, die Wege dahin, wann man auf die Höhen steigen, wo sich ein Fernrohr leihen müsse — die Weisungen überstürzten sich, bis er bei der Stadt Jena in eine Klemme gerieth, nämlich die Bergspalte, in der sie liegt. Er deducirte, daß das Wort Jena von gähnen herkomme, denn wo es sich finde, werde man einen Hiatus in der Natur, etwas Gähnendes finden, ob das nun Felsen, Berge oder Menschen seien. Der deutsche Zaubergarten, den man von den Höhen von Freiburg überschaut, hatte in Jahn's Sinn keine poetischen Triebe geimpft, wie ihm auch das altdeutsche Lied, wie gern er es auch citirte, nur eine gelegentliche Waffe geblieben, um das Deutschthum zu fördern. Ebenso wenig war er mit der Kunst in Verbindung getreten. Das Haus, was er sich mit den Beiträgen aus ganz Deutschland erbaute, ist ein Beleg dafür. Die Art, wie er darum durch seine Freunde bitten ließ und wie er, als die Summe nicht reichte, die Regierung um einen Zuschuß anging, hat vielfache Nachrede aufgeregt und Heine's bittern Spott vom groben Bettler Jahn veranlaßt. Ein Kernmann

von seinem Schrot und Korn pflegt nicht „delicat" zu sein. Uebrigens war die Gabe, die Deutschland gebracht, gewiß die geringste Anerkennung für Das, was Jahn dem Vaterlande geleistet.

Ich sah ihn erst 1848 in Frankfurt wieder. Da gaffte er nicht hin; das war der erste Eindruck, den er auf Jeden machte. Erschien er doch, der Greis mit dem Silberbart, dem schwarzsammetnen Käppchen auf der Glatze, dem abgetragenen altdeutschen Rock, Vielen, die ihn hier zuerst sahen, wie der Ewige Jude. Die Freiheitsideen, die er als Heiligthum bei sich aufbewahrt, gehören hier nicht her; noch immer gegen den Feudalismus und die Adelsprärogative erbittert, war er es doch ebenso gegen die aus Frankreich herübergekommenen Begriffe und Foderungen. So wenig als sein Liberalismus konnte sein Märtyrerthum hier zur Geltung kommen; es saßen da ganz andere Märtyrer, die mehr und Schwereres erduldet, und auch sie waren bei den Ihren veraltet, wenn sie bei brennenden Fragen schwankten, wenn sie nicht meinten, daß man mehr fodern müsse als man verlangte. Wenigstens ging man bei Jahn nicht so weit, ihn des Verraths zu bezüchtigen. Seine Stellung wirkte begreiflicherweise auf seine Stimmung. Ich sah in ihm einen verdrießlichen, kurz absprechenden Tischnachbar, ganz den Gegensatz zu dem aufgeknöpften, schwatzhaften Gesellschafter, den die reine thüringer Bergluft erfrischt hatte. Von der Rednerbühne dagegen schmetterte seine Sprache durch die Hallen der Paulskirche hinaus, die wie geisterhafter Spuk aus einer längst verschollenen Zeit den jüngern Geschlechtern in die Ohren tönten. Und doch traf er zuweilen den Nagel auf den Kopf; im Geschwirr der erbitterten Meinungen, die hin und her flogen und doch auch nicht den Schwerpunkt fanden, um den der Kampf einen Austrag verspricht, fuhr er mit seinen drastischen Anschauungen dazwischen, daß sie Gelächter erregten und den Parteien Gelegenheit gaben, sich zu erholen. In allen Parlamentskämpfen, wo die Parteien in äußerster Erbitterung sich gegenüberstehen, sollten Personen willkommen sein, welche in die gespannte Stickluft einige Luftzüge von Heiterkeit bringen. Seine Derbheit machte sich auch hier geltend, aber zugleich die Kraft seiner Gesinnung. Jahn sprach sich in Frankfurt als Charakter aus. Die Stimmung, die hier vorherrschte, mußte er kennen, und daß er noch weniger mit den Rothen als bei der Reaction zu gewinnen hatte. Er hatte den anscheinenden Sieg der erstern vor Augen, und seinem eigenen Herzensinstitut, seinen Turnern, waren die erbittertsten Scharen seiner Gegner hervorgegangen. Mit tiefer Wehmuth, aber voller Manneskraft sprach er sich darüber aus. So schreibt er an die Turner von Hanau:

Ich nehme in diesen Zeilen Abschied von euch. Nehmt an, daß ich gestorben. Ich kann nicht anders werden. Ich bin zur Veränderung zu alt und zu fest. Ein Rother werde ich nicht. Meine Gesinnung gebe ich nicht auf — aber um Euretwillen hinderlich zu sein, allen Verkehr mit den Turnern meide ich. Die gebe ich verloren. Es wird aber aus den Aschen ein andern Geschlecht aufblühen, was nicht den Ränken des Auslandes fröhnen wird, was Deutschlands Ehre heilig halten wird und nicht erst nachplappern wird, wie das Ausland ihm vorschwatzt.

Hoffmann hatte in seiner Relation gesagt: Jahn's Aeußerungen über die Anarchie möchten leicht das Stärkste sein, was über diese geschrieben. Es konnte damals nicht so stark sein, als wie er in Frankfurt gegen die Führer der Ochlokratie eiferte:

Verschworene des Lasters, Verschworene des Verbrechens, jeder Tugend bar und bloß, aller Sitte und Sittlichkeit Feind, Verletzer jeglichen Anstandes, euere Stärke besteht in Frechheit und Unverschämtheit, euere Macht in der Garde der Katzenjungen und Steckenschwinger von der Pfingstweide. Ihr Männer von Nichts, in Nichts und zu Nichts, eigene Selbstvernichter, von den Lobläusen euerer Brüderlungen angefressen, an der Lobläusesucht krank; wandelnde Kothgestelle, von Moder und Leichendunst umduftet, wahre Saugespicke, die das jämmerliche Scheindasein dadurch nur fristen, daß sie sich von Anderer Lebensblut nähren.

Der Mann mußte auf den Tod gehaßt werden von Denen, die den Namen seines Werkes führend einst in ihm einen Anführer erwarteten. Die Septemberangriffe in Frankfurt sollen mit auf Jahn gemünzt gewesen sein. Es wäre ein Parolt des Sand'schen Dolchstoßes auf Kotzebue. Man sagt, sein persönlicher Muth habe sich dabei nicht bewährt. Aber was hätte er thun, hätte er wie Lichnowsky und Auerswald den Stürmern entgegenreiten und sich muthwillig opfern, hätte der alte Mann, das Schwert in der Hand, sie erwarten sollen? Ob er sich versteckt, wie weit die Verfolgung gegangen, ist in dem Buche nicht angegeben, auch mag dies auf sich beruhen bleiben; es ist das überall auftauchende Zeichen der Gemeinheit in der Menschennatur, daß sie mit Vergnügen an hervorragenden Männern die kleinen Makel und Schwächen aufsucht und, die tapfer in Worten gewesen, als furchtsam und feig in der That darzustellen sich erfreut. Auch die Sterne, die uns blenden könnten, werden herabgezogen. Auch Fouqué, den ritterlichen, wollte man seiner Zeit, als habe er ganz unritterlich im Kriege sich gezeigt, darstellen. Das Gegentheil ist von seinen Kampfgenossen behauptet worden.

Jahn erhob sich von und nach jenen Stürmen zu einer neuen Art Heroenthum. Er wurde in sich selbst klar, während die gedankenlose Popularität, mit der er bis dahin gespielt, von ihm abfiel. Da finden wir denn Bemerkungen wie: „Napoleon war arg, aber die Rothen sind ärger." Er betheuert, der Alte bleiben zu wollen, dem keine Macht der Erde, „selbst nicht der allersouveränste selbstherrschende Pöbel die eigene Meinung verdummen solle". „Ich bin abgehetzt wie ein Jagdthier, aber ich habe noch Muth und mehr wie viele Andere, die dem Pöbel schmeicheln." Er gehörte zu keinem Club, weil „er es für Sünde halte, wider Ueberzeugung zu stimmen, wenn der Club für eine Meinung nach Stimmenmehrheit entschieden hat. Das ist Betrug an der Wahrheit, Verleugnung des Gewissens und Meineid gegen das Volk."

Es haftet etwas Tragisches an diesem seltenen Manne mit seltenen Eigenschaften, sagt sein Biograph. Das

Tragischste ist, daß er zum Schluß seines langen Lebens sich gestehen müssen, daß es ein verfehltes war. Nur in seiner jungen Manneskraft hatte er eine wirkende Thätigkeit entwickelt. Die Früchte waren kaum geerntet, als man ihn in Bande legte und — im Bedauern belächelte. Was ward aus seiner Turnerei? Hier ein gezähmtes Füllen, das keine Sprünge machen durfte, dort ein wildes Thier, das Reiter und Roß mit sich ins Verderben riß. Tragisch auch, daß der Mann, der die ganze deutsche Nation zur urkräftigen Gesundheit erziehen wollte, den eigenen einzigen Sohn nicht erziehen konnte. Er ist in Amerika verkommen. Man liest mit Wehmuth, was der Alte am 18. September 1848 auf ein Blatt schrieb:

Deutschlands Einheit war der Traum meines erwachenden Lebens, war das Morgenroth meiner Jugend, der Sonnenschein der Manneskraft und ist jetzt der Abendstern, der mich zur ewigen Ruhe geleitet. Für diesen Hochgedanken habe ich gelebt und gestrebt, gestritten und gelitten. Anerkannt haben das selbst die mainzer Untersuchungsbehörde und der Bundestag. Beide haben mir nachgerühmt, „daß ich die höchst gefährliche Lehre von der Einheit Deutschlands zuerst aufgebracht". Das soll meine Grabschrift sein, wenn meinen Gebeinen noch in Deutschland ein Plätzchen vergönnt wird. An der Einheit Deutschlands habe ich festgehalten wie an einer unglücklichen Liebe. Und jetzt soll sie schon im Herbst frühzeitig ersterben, da der jüngste Lenz sie freudig hervorgelockt.

Wilibald Alexis.

Serbische Poesie.

In Nr. 51 d. Bl. f. 1853 versprachen wir in dem zweiten Artikel des Aufsatzes „Danubische Poesie" auf die damals uns unmittelbar vor Abdruck des Artikels zugegangene umgearbeitete und bereicherte Auflage der Talvj'schen Sammlung*) in ausführlicherer und eingehender Weise zurückzukommen. Wir erfüllen, wenn auch etwas spät, in Folgendem unsere Zusage.

Es gibt Uebersetzungen, die durch eine besonders glückliche Vermittelung des Fremden mit dem Heimischen fast die Bedeutung und das Ansehen von Originalwerken erhalten, dergestalt, daß alle Versuche späterer Nachbildungen, selbst wenn sie im Einzelnen Manches berichtigen oder gewandter und treffender wiedergeben, nicht zu einer gleichen Autorität und Verbreitung gelangen können, ja jenen ersten Uebertragungen gegenüber einen mehr oder minder befremdenden Eindruck machen, gleichsam als ob sie nur willkürliche Veränderungen derselben wären. Zu den im Ganzen freilich nur seltenen Arbeiten von so glücklichem Wurf gehören in der deutschen Literatur unter andern die Bibelübersetzung von Luther, die Uebersetzung Shakspeare's von Schlegel und so auch die uns hier in neuer Auflage vorliegende Uebertragung der serbischen Volkslieder von Talvj. Sehen wir von einigen Vorarbeiten ab, die entweder, wie Herder's „Morlachische Geschichten" und Goethe's mit bewundernswürdiger Divination fremden Uebersetzungen nachgebildeter „Klaggesang von der edlen Frauen des Asan Aga", ziemlich vereinzelt dastanden, oder, wie die in wiener Blättern zerstreuten Uebersetzungen aus den von Wuk Stephanowitsch Karadschitsch 1814 zuerst herausgegebenen „Volksliedern", zu keiner allgemeinen Verbreitung gelangt waren: so stellt sich die Talvj'sche Verdeutschung einer reichen Auswahl dieser Volkslieder aus dem Jahre 1824 als die erste Arbeit dar, durch welche die serbische Poesie wirklich in die deutsche Literatur eingeführt wurde, und diese Arbeit war einerseits mit einem so feinen und richtigen Takt für das echt Poetische und namentlich für den volksthümlichen und nationalen Charakter der Originaldichtungen, andererseits mit so entschiedener Begabung für eine geistig treue und zugleich der deutschen Sprache und Versbildung zusagende Nachdichtung ausgeführt, daß sie mit Recht die vollste Anerkennung Goethe's, Grimm's und anderer Größen fand und in allen gebildeten Kreisen der deutschen Nation dergestalt heimisch wurde, daß diese Uebersetzung als ein wesentliches und integrirendes Glied unserer National- und Weltliteratur anzusehen ist, wie sie denn auch für immer den Typus festgestellt hat, nach welchem die Eigenthümlichkeiten der serbischen Volkspoesie in deutscher Sprache wiederzugeben sind. Daher konnte denn auch die Talvj'sche Sammlung durch die ihr nachfolgenden Werke ähnlichen Charakters von Gerhard, Wessely, Götze und später von Vogl, Kapper und Frankl zwar ergänzt und so das von ihr begonnene Werk weitergeführt, aber keineswegs verdrängt oder auch nur in Schatten gestellt werden; ja fast überall, wo die spätern Arbeiten ein schon von Talvj gebrachtes Gedicht in neuer Uebertragung bringen, erscheinen entweder die Abweichungen von ihr so geringfügig, daß sich die Talvj'sche Form als die Basis derselben wiedererkennen läßt, oder wo sie sich bedeutender darstellen, sind sie eher geeignet, den Eindruck der Befremdung als den einer größern Befriedigung zu machen. Dies tritt natürlich in solchen Gedichten am stärksten hervor, die in der Talvj'schen Uebersetzung vorzugsweise populär geworden sind und bereits in Aller Munde leben, wie Jedermann fühlen wird, wenn er den Anfang des schönen Gedichts „Tod des Königssohnes Marko" in dieser Uebertragung mit der von Vogl vergleicht. Er lautet hier und dort folgendermaßen:

Talvj.

In der Frühe ritt der edle Marko
Sonntags Morgen vor der lichten Sonne
Meerentlang, aufs Urwinagebirge.
Aber als er oben auf dem Berge,
Fing der Scharaz plötzlich an zu stolpern,
Fing zu stolpern an und an zu weinen.
Schwer aufs Herz fiel dies dem Königssohne,
Und er sprach zu seinem Rosse Scharaz:
„Ei, mein lieber Freund, mein treuer Scharaz,
Sind es hundert doch und sechzig Jahre,
Seit wir Zweie als Gefährten leben,
Und noch niemals hast du mir gestolpert!
Aber heute fängst du an zu stolpern,
Fängst du an zu stolpern und zu weinen?

*) Volkslieder der Serben. Metrisch übersetzt und historisch eingeleitet von Talvj. Neue umgearbeitete und vermehrte Auflage. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1853. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Weiß der Herr! Das deutet mir nichts Gutes!
Sicher gilt es hier um Eines Leben,
Um das meine oder um das deine."

Vogl.

Auszog Marko Kraljevits am Morgen
Eines Sonntags, als die Sonne strahlte,
Aufs Gebirg Urwina, nah am Meere.
Aber als er hinritt am Gebirge,
Strauchelte sein Scharaz auf dem Wege,
Strauchelt' und vergoß zugleich der Thränen.
Drüber Marko sich gar hoch verwundert,
Also sprechend zu dem muth'gen Kampfroß:
„Scharaz, du mein Abgott, du mein Alles,
Schon an hundertsechzig Sommer sind es,
Seit du mir zueigen bist geworden,
Und noch niemals hat dein Fuß gestrauchelt,
Sag', wie kommt es, daß es jetzt geschehen
Und dabei der Thränen du vergießest?
Nimmer Gutes kann dies Zeichen deuten,
Sicher gilt es einem von uns Beiden,
Gilt dem Marko oder seinem Scharaz."

Wie matt und geleckt erscheint hier, um nur auf Einiges hinzudeuten, dem Talvj'schen „stolpern" gegenüber das Vogl'sche „straucheln"! wie gesucht für „Fing zu stolpern an und an zu weinen" das paraphrasirende „Strauchelt' und vergoß zugleich der Thränen"! wie rhetorisch-emphatisch für das einfache herzliche „Ei, mein lieber Freund, mein treuer Scharaz!" das gar nicht edle und volksthümliche „Scharaz, du mein Abgott, du mein Alles!" Allerdings kann ich nicht behaupten, daß vielleicht Vogl die größere Treue für sich habe; denn wahrscheinlich ist dies nicht, ein mal, weil Vogl nur nach frühern Uebersetzungen, Talvj hingegen unmittelbar nach dem Original und auf den Grund langjähriger Studien gearbeitet hat; sodann, weil die Vogl'sche Manier- weise dem Charakter des Ganzen nicht entspricht und selbst dann verfehlt sein würde, wenn etwa, wörtlich genommen, im Original ähnliche Wendungen sich fänden; denn in diesem Falle ist nothwendig anzunehmen, daß diese Wendungen in der Ursprache rein einfach und natürlich erscheinen, während sie im Deutschen — wenigstens in Vergleich mit der Talvj'schen Form — übeln Eindruck nicht machen. Ein ähnliches Verhältniß ist fast durchweg zwischen den spätern Uebertragungen und der ursprünglichen, da wo die Identität des Stoffs eine Vergleichung zuläßt, ersichtlich, und es wird aber gewiß allen Freunden der serbischen Volkspoesie sehr willkommen sein, daß ihnen durch diese allerdings schon in das Jahr 1853 zurückreichende neue Ausgabe der Talvj'schen Uebersetzung wieder Gelegenheit geboten wird, aus dem der Dichtung zunächst abgewonnenen Borne zu schöpfen, umsomehr als die Sammlung in dieser neuen Form beträchtliche Erweiterungen und Bereicherungen aus der spätern, sehr umfangreichen Ausgabe der „Volkslieder" von Wuk Karadschitsch (Wien 1840), sowie vielfältige Berichtigungen, Verbesserungen von sprachlichen und metrischen Härten als sonstige Verbesserungen erfahren hat, außerdem aber auch durch eine neue Vorrede, die sich über die Quellen, den Verlauf und den Charakter der serbischen Volkspoesie ausspricht, um eine dankenswerthe Zugabe bereichert ist.

Aus der letztern wird es den Leser namentlich interessiren, Einiges über die letzten Vertreter dieser Poesie oder über diejenigen Persönlichkeiten zu erfahren, aus deren Munde Karadschitsch die Lieder zum Theil noch selbst gehört und zuerst schriftlich aufgezeichnet hat. Als einer solcher Rhapsoden wird ein Greis, Namens Milja, bezeichnet, der einst wacker gegen die Türken gefochten habe. Dieser habe oft vor dem Fürsten Milosch gesungen und sich dabei stets durch Branntwein, den er während des Singens schluckweise aus einer Flasche getrunken, anfeuern müssen. Gegen die Aufzeichnung seiner Lieder sei er mistrauisch gewesen und habe nur die dazu hergegeben, deren er selbst einigermaßen überdrüssig geworden sei. Wahrscheinlich sei manches schöne Lied mit ihm gestorben, denn schon 1820 sei er ein Greis gewesen und ruhe jetzt längst im Grabe. Als ein Anderer, der über 100 Heldenlieder auswendig gekonnt und auch die Mittheilung schalkhafter Liebesgeschichten nicht verschmäht habe, wird uns der Herzegowiner Teschom bezeichnet, der wegen seiner ungeheuern Leibesgröße Teschom Podrugowitsch, d. h. Teschom der Anderthalbe, genannt wurde. Obwol Haiduck, d. h. Räuber, und gegen die Türken immer kampffertig, sei er doch verständig und in seiner Weise ehrlich gewesen. Er habe um das Jahr 1815 in der äußersten Noth in Syrmien gelebt und sich durch Verkauf von Rohrholz, das er im bloßen Hemde auf seinem Rücken in die Stadt getragen, das Leben gefristet. Von ihm rühre eine Reihe der ältesten und schönsten Heldenlieder her, in unserer Sammlung z. B. Marko's Abenteuer mit dem bösen Bogdan, dem Arnauten Mussa, dem schwarzen Mohren, des Mohrenkönigs Tochter, dem General Wutschа und die Heirathsgeschichte Marko's, sowie auch die Lieder vom Findling Simon und „Auszug und Schlacht". Ein dritter merkwürdiger Volkssänger sei Philipp Wischnitsch gewesen, wegen seiner Blindheit Philipp Slijepaz, d. h. Philipp der Blinde, genannt. Er habe die Legenden von der heiligen Saaa, vom Tod des Königssohnes Marko, den „Verrath im Zweikampf" und andere überliefert und auch selbst gedichtet, namentlich die Lieder aus dem letzten Aufstandskriege 1801 — 7 (im zweiten Theile unserer Sammlung), und dafür von Stojan Tschupitsch, dem Führer der Serben in der Schlacht von Salasch, ein weißes Pferd zum Lohne erhalten, sodaß er in einem eigenen Wäglein im Lande habe umherfahren können, was ihm ein nicht geringes Selbstgefühl gegeben habe. Aber auch dieser Sänger, der letzte Volksdichter Serbiens, sei nun schon seit 20 Jahren todt; doch hält es die Uebersetzerin nicht für unmöglich, daß Kämpfe, wie die letzten der Montenegriner, mit neuen Heldenthaten auch neue Sänger erzeugen, obschon die mit den Eisenbahnen eindringende Cultur und Bekanntschaft mit der Kunstpoesie die Volksdichtung immer mehr und mehr in den Hintergrund drängt. *)

*) Vgl. hierzu den unten folgenden Bericht über Kapper's „Christen und Türken". D. Red.

Nicht minder interessant sind die Mittheilungen über die Bettlerlieder, Frauenlieder, Hochzeitlieder, Pfingstköniginnenlieder u. s. w. Die zuletzt genannten werden am Pfingstfeste von den Mädchen vor den Häusern gesungen, nach der Beschreibung der Uebersetzerin ein Strauß der duftigsten Feldblumen, von dem jedem einzelnen Gliede der Familie, jedem Gewerbe u. dgl. eine überreicht wird: dem Hauswirth, der Hausfrau, dem Jüngling, dem Kinde, dem Handwerker, dem Popen u. s. w. Sie sollen an die deutschen Umzugslieder am Johannis- und Osterfeste und an die englischen Wassailgesänge erinnern, sie aber unendlich an Poesie übertreffen und voll von mythologischen Anspielungen sein. Die Vorrede thut noch einer andern Sitte Erwähnung, die noch entschiedener von heidnischem Ursprunge sei und darin bestehe, daß bei eingetretener Dürre die jüngsten Mädchen des Dorfes umherziehen und mit dem immer wiederkehrenden Rufe „Dodo le dodo!" Gott in Liedern um Regen anflehen. Die Führerin, die Dodola, ist dabei ihres gewöhnlichen Anzugs ganz entkleidet, aber mit Sumpfblumen, Schilf und Weidenzweigen umwickelt und umhüllt. Aus allen Häusern treten nun die Wirthinnen heraus und beschütten die Dodola mit Wasser, sodaß das Mädchen gleichsam als ein Symbol der nach Regen dürstenden Erde erscheint. Außer diesen Liedern gibt es noch unzählige andere: Himmelfahrtslieder, Fastenlieder, Weihnachtslieder, alle mit auffallend wenigen Beziehungen auf das Christenthum, was auf ein hohes Alter zurückdeutet; ferner Tisch- und Trinklieder, Lieder, die in der Spinnstube, auf der Bleiche, am Brunnen, auf den Weiden, auf dem Tanzplatz, im Felde, auf der Landstraße, kurz bei allen möglichen Gelegenheiten gesungen werden; denn Gesang begleitet jedes Geschäft und steht oft in der innigsten Verbindung mit ihm. Der Serbe „lebt seine Poesie".

Zum bessern Verständniß all dieser zum größten Theil von Frauen herrührenden Lieder, namentlich derjenigen, die bei Hochzeiten gesungen zu werden pflegen, theilt die Verfasserin zu Anfang des zweiten Theils eine genaue Beschreibung der serbischen Hochzeitsgebräuche mit, woraus man ersieht, daß die Verhältnisse der Frauen unter den Serben und den ihnen nächstverwandten Volksstämmen denn doch nicht so poetisch und zart sind, als man jenen Liedern nach schließen sollte. Das weibliche Geschlecht nimmt hier, wie im Orient überhaupt, eine noch sehr untergeordnete Stellung ein, es muß die niedrigsten und schwersten Dienste verrichten und genießt einen sehr geringen Grad von Freiheit. Die Ehen werden größtentheils von den Aeltern gemacht, selbst die jungen Männer müssen sich dem älterlichen Willen fügen, und nur ausnahmsweise setzt man sich durch gewaltsame Entführungen über diesen Zwang hinweg; solche Entführungen gereichen aber der ganzen Familie zur Unehre und sind unter Umständen sogar mit strengen Strafen bedroht. Die Mädchen müssen in der Regel durch Geschenke des Bräutigams von den Aeltern des Mädchens erkauft werden, und es gab Zeiten, wo sich der Preis so sehr steigerte, daß die Aermern zu keiner Frau gelangen konnten und der Schwarze Georg sich genöthigt sah, das Maximum auf einen Dukaten (!) festzusetzen. Aus den Hochzeitsceremonien läßt sich gleichfalls das abhängige Verhältniß, in welchem die Frauen zu den Männern stehen, erkennen, indem hier die Braut, nachdem sie aus dem Brautgemach geholt ist, allen anwesenden Männern demüthig die Hand küssen und sich tief vor jedem verbeugen muß, eine Sitte, der sie sich auch als Ehefrau, wenn sie unter Männern erscheint, noch zu unterwerfen hat, bis sie durch die Aussicht auf Mutterschaft davon befreit wird. Noch trauriger erscheint die Lage der Frauen nach den Schilderungen von Fortis, Townson, Pouqueville und andern Reisebeschreibern; die Uebersetzerin vermuthet jedoch, daß diese zu schwarz gesehen hätten; denn wenn sich auch die dienende Stellung der Frauen aus den serbischen Liedern ergebe, so fände man doch darin nirgends eine Spur entschiedener Verachtung oder Mishandlung. Man sehe sie mit zarten Arbeiten am Stickrahmen, am Spinnrocken beschäftigt; ihr guter Rath werde dann und wann in Anspruch genommen, sie dürften auf die Erhaltung ihrer Schönheit bedacht sein, ihr Beifall gelte etwas, und die Stolze, die auf sich halte, steige im Preise.

Diese Ansicht hat viel Wahrscheinlichkeit für sich. Es sprechen sich in den Frauenliedern so viel feine Charakterzüge und zarte Empfindungen aus, und die Liebe, sowie die Verhältnisse zwischen Bruder und Schwester, zwischen Mutter und Sohn, zwischen Schwager und Schwägerin spielen dabei eine so wesentliche Rolle, daß denn doch die Stellung der Frauen in der Wirklichkeit keine so niedrige und gedrückte zu sein scheint, als sie, wenn der Mann von seinen nach Sitte und Gebrauch ihm zustehenden Vorrechten vollständig Gebrauch machen wollte, sein könnte und in einzelnen Fällen auch wo sein mag.

Die Gattung der Frauenlieder ist in der Sammlung besonders reich und gut vertreten, indem sie den größern Theil des zweiten Theils füllen, während die kleinere Hälfte Gedichte von mohammedanischen Sängern neuere Heldenlieder und Heldenlieder aus dem Aufstandskriege von 1801—7, der erste Band hingegen nach einer sehr lehrreichen historischen Einleitung Legenden, die ältern Heldenlieder aus der Zeit Duschan's und Lazar's, auf die amselfelder Schlacht, vom Königssohn Marko, von den letzten Fürsten Serbiens und einige nicht historische Lieder aus der frühern Zeit enthält. Eine wie reiche Fundgrube des Schönen in diesen Liedern liegt, bedarf keiner besondern Erwähnung, da dies seit ihrem ersten Erscheinen und Goethe's Anerkennung als unbestrittene Thatsache gilt und durch die jüngsten Arbeiten in diesem Felde von Vogl, Frankl und namentlich von Siegfried Kapper aufs neue in Erinnerung gebracht ist. Wir geben daher nur noch ein paar kürzere der Frauenlieder, die am besten von der bald schalkhaften, bald ernstern Sinnigkeit dieser Lieder Zeugniß ablegen.

Ungeſchick und Glück.

Auf dem Berg, dem Kiefernberge
Grünt eine Kiefer;
Drunter ſitzt ein junges Mädchen,
Sitzt und iſt fröhlich.
Spricht mit einem jungen Knaben:
„Komm' du heut' Abend!
Doch wenn über'n Zaun du ſteigeſt,
Hüt' dich und brich nichts!
Wenn im Hof du angekommen,
Hüt' dich und lärm' nicht!
Wenn du in dem Hauſe endlich,
Still ſei und ſprich nicht!"
Als er ſaß nun auf dem Zaune,
Brach eine Latte;
Als er eintrat ins Gehöfte,
Hob er die Thür aus;
Als er war im Hauſe endlich,
Stieß er den Zober um;
Zober rollt, zerſchmettert Töpfe,
Richtet viel Schaden an;
Nachzuſeh'n ſteht auf die Alte,
Stolpert und bricht den Fuß;
Will der Greis die Alte ſuchen,
Zündet den Bart an:
Knab' beginnt den Bart zu löſchen,
Führt fort das Mädchen.

Des Mädchens Zweifel.

Geſtern Abend ſtrömte Regen nieder,
In der Nacht war Glatteis drauf gefallen.
Und ich ging den Liebſten aufzuſuchen.
Sieh', da fand ich auf der grünen Wieſe,
Auf der Wieſe meines Liebſten Dolman;
Auf dem Dolman lag ſein ſeid'nes Tüchlein,
Drauf von Silber ſeine Tamburine,
Bei der Tamburin' ein grüner Apfel.
Und ich ſann, ein Jedes überſinnend:
Wenn ich weg des Liebſten Dolman nähme,
Fürcht' ich, daß der zarte Jung' erfröre;
Wenn ich weg das ſeid'ne Tüchlein nähme,
War das Tuch einſt meiner Liebe Gabe;
Wenn ich weg die Tamburine nähme,
Iſt ſie ein Geſchenk von meinen Brüdern. *)
Sann und ſann, bis ich das Ein' erſonnen:
In den grünen Apfel will ich beißen,
Will ich beißen, aber ihn nicht eſſen,
Daß er wiſſe, ich ſei da geweſen,
Da geweſen, meinen Freund zu ſuchen.

Verein im Tode.

Herzlich liebten ſich zwei treue Liebſten,
Wuſchen ſich an einem Waſſer beide,
Trockneten ſich ab an einem Tuche.
Bei ein Jahr war's, daß es Niemand wußte,
Doch im zweiten Jahr erfuhr es Jeder.
Und der Vater hört' es und die Mutter,
Wollte nicht die Mutter ihre Liebe,
Trennte voneinander Lieb' und Theures.

Durch den Stern entbot der Liebſt' der Liebſten:
„Stirb, o Liebchen, ſpät am Samſtag Abend!
Früh am Sonntag will ich, Jüngling, ſterben."
Wie ſie ſagten, alſo iſt's geſchehen:
Spät am Samſtag Abend ſtarb das Liebchen,
Früh am Sonntag Morgen ſtarb der Liebſte.
Beieinander wurden ſie begraben.
Durch die Erd' verſchlang man ihre Hände,
Ihre Hände, grüne Aepfel drinnen.
Wenig Monden waren erſt vergangen,
Ueber'm Liebſten ſproßte eine Kiefer,
Ueber'm Liebchen eine rothe Roſe;
Und die Roſe wand ſich um die Kiefer,
Wie die Seide um den Strauß ſich windet.

*) Bemerkt, daß die Construction der Nachſätze in den vier letzten Zeilen ein wenig hart ausgefallen iſt. Wir möchten dafür vorſchlagen:

Wenn ich weg das ſeid'ne Tüchlein nähme,
Nähm' ich ihm die Gabe meiner Liebe;
Wenn ich weg die Tamburine nähme,
Fehlt' ihm das Geſchenk von meinen Brüdern.

Wie lange, lange muß man in den Sammlungen unſerer jüngſten Lyriker, und wenn man ſie dutzendweiſe vor ſich hätte, ſuchen, ehe man ein Gedicht von gleicher Friſche, Einfachheit, Gegenſtändlichkeit und Abgeſchloſſenheit zu finden vermag, wie deren hier jedes Blatt, jede Seite darbietet. Dieſer Umſtand kann in der That den Kindern der Cultur zu ernſten Gedanken Anlaß geben und die ſchon öfter laut gewordene Beſorgniß in ihnen nähren, daß auf die Dauer nicht ihnen, ſondern jenen noch ungebildeten, aber auch noch unverbildeten und jugendlich ſchaffenden Völkern die Zukunft gehören werde. Auffallend iſt nur, daß der Nimbus ihrer politiſchen Größe in eine bereits mehr oder weniger fernliegende Vergangenheit fällt und daß ihre Poeſie nur der verklingende Nachhall derſelben zu ſein ſcheint, während ſich dasjenige ſlawiſche Volk, deſſen politiſche Bedeutung eine bisjetzt fort und fort im Aufſtreben begriffene iſt, ſogar ſchon mit ſeiner Kunſtdichtung in das letzte Stadium der poetiſchen Entwickelung, in die Poeſie der Zerriſſenheit und des Raffinements, hinein verloren hat. Es ſpricht daher allerdings auch Vieles gegen die Vermuthung, daß vom Slawenthum eine Regeneration Europas ausgehen werde; ſollte aber dennoch dieſer Völkerſtamm zur Löſung dieſer Aufgabe berufen ſein, ſo ſcheint uns der ſerbiſche Zweig derjenige zu ſein, von dem ſich am eheſten ein nicht blos zerſtörender, ſondern auch befruchtender und neubelebender Einfluß erwarten läßt.

Adolf Zeiſing.

An obenſtehende Beſprechung der Talvj'ſchen Sammlung ſerbiſcher Volksdichtungen knüpfen wir die Anzeige eines ſeitdem erſchienenen Werks von Siegfried Kapper *), das zwar der Form nach Reiſebeſchreibung iſt, aber ſein Hauptaugenmerk auf daſſelbe Thema, die ſerbiſche Volks- und Heldenpoeſie, und namentlich auf deren geſchichtliche Entwickelung im Zuſammenhange mit den ſittlichen Zuſtänden der Serben richtet.

Ohne Zweifel gehört Siegfried Kapper zu denjenigen, welche in letzter Zeit (ſeit Talvj) am meiſten dazu beigetragen haben, die Serben, ihre Sitten und Poeſien unſerer Kenntniß näherzurücken. Seine metriſch überſetzten und mit einer hiſtoriſchen Einleitung verſehenen „Volks-

*) Chriſten und Türken. Ein Skizzenbuch von der Save bis zum Eiſernen Thor. Von Siegfried Kapper. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1854. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

lieder der Serben" gehören in diesem Departement zu den wichtigsten Bereicherungen, während seine epische Dichtung „Fürst Lazar" ihn als einen nachschaffenden Dichter erkennen läßt, der mit poetischem Sinn und Takt die einzelnen Bruchstücke der Heldensage zu einem epischen Ganzen geschickt zu verschmelzen verstand. In dieser Dichtung waltet — die Besonderheiten und Eigenthümlichkeiten der serbischen Poesie dabei in Rechnung gebracht — der gemessene Geist wahrhafter Epik, den wir in den die buntesten Stimmungen in buntesten Formen zusammenwürfelnden lyrisch-epischen Versuchen der modernen deutschen Dichter im Durchschnitt nur zu sehr vermissen.

Siegfried Kapper's Skizzenbuch „Christen und Türken" enthält einen Vorrath der schätzbarsten Mittheilungen über die Serben, die er nach eigener Anschauung und persönlicher Bekanntschaft schildert, wie über ihre Sagen und Heldengesänge. Wenn man noch ein Helden- und Reckenthum im alten Sinne suchen will, so wird man es, in Europa wenigstens, nur bei den Serben finden. Die Geschichte ist bei ihnen Lied, das Lied Geschichte. Keinem Volke ist seine Geschichte durch das Lied so eingewachsen wie den Serben. Immer wieder stählt sich der nationale Heldengeist an diesen Gesängen, die sich niemals, wie das deutsche auch in der Form lose und lockere Volkslied so häufig, in bloße Bänkelsängereien, verschwommene subjective Empfindungen und oft sehr triviale oder unzarte und unsaubere Liebesspäße verlieren. Hierzu kommt das geschlossene Metrum der serbischen Lieder, das sich für die ruhige epische Entfaltung in so besonderer Weise eignet. Noch jetzt zeigt sich dies wunderbare Volk productiv und gestaltet, was es erlebt, zum Liede. Aber freilich gibt auch Kapper zu, daß diese neuern Lieder nicht mehr die naive Kraft und die innere Gedrungenheit der ältern haben. Die Cultur, „die alle Welt beleckt", leckt auch an den Serben. Das Haiducken- und Tschetenthum ist abgestorben oder im Absterben begriffen; jene verwegenen Einzelkämpfe mit den Türken, die das halsbrecherische Handwerk der frühern Helden waren, nehmen an Zahl immer mehr ab, und selbst den Montenegrinern, die noch bisher aufs geschlossenste in ihren Anfällen auf die Türkei auftraten, zieht die „allgemeine europäische Politik" die Grenzen immer enger. Sie mögen grollen, aber sie werden sich zuletzt der allgemeinen Disciplin doch fügen müssen. Europa duldet solche Anomalien nicht mehr, und wie die Wikinger und Berserker im Norden verschwunden sind, so wird auch bald der letzte Tschete vom europäischen Boden verschwunden sein. Was die Serben noch etwa dichtend produciren, klingt schon jetzt matt, trivial und ein wenig drehorgelmäßig; der epische Geist ist eben im Aussterben, und nach Ablauf einer längern oder kürzern Zeit werden die alten serbischen Heldenlieder im civilisirten Europa vielleicht bekannter sein als bei den Serben selbst, wogegen diese ihr Ohr dann vielleicht nur noch an modernen Opernmelodien erquicken und ihre Heldenlieder als roh und barbarisch abweisen werden, bis der Geschmack daran sich auf dem Wege höherer stoffbegieriger Bildung wieder hergestellt haben wird. Denkbar ist freilich auch der Fall, daß bei einem doch immer möglichen künftigen Durcheinandergewoge und allgemeinen Losbruch der orientalischen Völkerschaften die Serben, die doch jedenfalls noch zu den urzuständlichsten Volksstämmen Europas gehören, berufen sein dürften, eine hervorragende Rolle in diesem wahrhaften Volksdrama zu übernehmen. Aber ein Heroenthum und eine Heldendichtung im ältern Sinne ist auch dann nicht denkbar. Die neuern Kriege sind Massenkriege, die von selbst zur Disciplin nöthigen, und eine Mandel von Geschützen spielt in den modernen Schlachten oft eine heroischere Rolle als eine Division von Helden. Das am weitesten tragende Geschütz entscheidet in unsern neuern Schlachten mehr als der weittragendste Muth des Einzelnen und die bessere Qualität Pulver gibt bei unsern Belagerungen mehr den Ausschlag als die bessere Qualität Heroismus. Die Völker können in unserer Zeit nur noch aneinandergerathen, um sich gegenseitig abzuschleifen.

Der zweite Theil des Kapper'schen Buchs beschäftigt sich zum größten Theil mit den Liedern und der Heldensage der Serben. Eine der schönsten Perlen serbischer Volkspoesie verdankte der Verfasser, wie er versichert, der Mittheilung eines seltsamen Menschen, eines Montenegriners, Namens Panta (Abkürzung von Panteleimon), der seit Jahren auf dem Schlosse N... volles Bilikumsrecht (Asylrecht) genoß und zu allerlei kleinen Dienstleistungen gebraucht wurde, die er auch mit der größten Bereitwilligkeit verrichtete. Ueberhaupt zeigte sich Panta durchaus friedfertig, selbst weichmüthig, fing niemals Streit an, that noch weniger Jemandem etwas zuleide, war daher bei Allen beliebt, und doch durfte er sich in gesprächigen Augenblicken rühmen, Zeit seines Lebens 180 Feinde getödtet und gegen 2000 Köpfe abgeschnitten zu haben! Als die Serben in Carlovicz und in ganz Syrmien zu den Waffen griffen um gegen die Ungarn zu Felde zu ziehen, war Panta aus Bosnien herübergekommen, um sich ihnen anzuschließen. Er soll wahre Wunder der Tapferkeit, aber auch der Grausamkeit verübt haben. Einem Commando hatte er sich nie fügen wollen, sondern zog mit seiner langen Damascenerflinte und seinen Pistolen dorthin, wohin es ihm beliebte und wo es ihm gestattet war, auf eigene Faust zu kämpfen. Dabei ließ er seinen Tschibuk niemals ausgehen. Seine besondere Liebhaberei war aber das Kopfabschneiden. Dieser grauenhaften Barbarei gegen getödtete Feinde ging er mit einer Leidenschaft nach, die ihn selbst seinen Kameraden entsetzlich machte und ihm den Namen „Panta der Kopfabschneider" eintrug. Wenn Panta einmal einen Tag nicht ein paar Köpfe abgeschnitten hatte, so wurde er melancholisch und schlich kopfhängerisch umher. Nach dem Gefechte sah man ihn oft halbe Tage lang auf dem Schlachtfelde umherstreifen und an den liegengebliebenen Leichen der Feinde seine grauenvolle Leidenschaft üben. Hiervon vermochte ihn keine Drohung, kein Verbot abzuhalten. Er zeigte sich, wie gesagt, später, wo es einmal keine Köpfe mehr abzuschneiden gab,

ganz friedfertig; seit einiger Zeit jedoch, namentlich seit dem Ausbruche des Kriegs zwischen Rußland und der Türkei, sah man ihn wieder so melancholisch umhergehen, daß man jeden Augenblick darauf gefaßt war, ihn nächtlicherweile abziehen zu sehen — um Köpfe abzuschneiden. Kapper schildert ihn als klein, dürr, knochig, mit bleichem Kopf, den er auf die Brust hängen ließ. Niemand würde Das in ihm gesucht haben, was man von ihm wußte. Selbst der allerdings etwas verwilderte Ausdruck des Gesichts hatte eher etwas Gutmüthiges, Harmloses, Verschlagenes als Abschreckendes und Abstoßendes.

Doch kommen wir auf die von Panta dem Verfasser mitgetheilte Volksballade zurück. Es wird darin erzählt, wie die Burg von Skutari (Skadar) erbaut wurde. Den Bau, Merlawa's Söhne, bauen daran: Wukaschin der König, Ugljesch der Wojwode und Gojko der Nerlawitschewitsch. Sie bauen daran zwei mal drei Jahre mit drei mal hundert Meistern; was sie aber am Tage thun haben, zerstört zur Nachtzeit immer wieder die Wila. Endlich ruft die Wila aus dem Bergwald: der Burgbau könne nur dann vollendet werden, wenn eine der Ehefrauen der drei Brüder in den Grund des Thurms eingemauert würde, und sie macht den Vorschlag, daß diejenige hierzu ausersehen werden möge, welche folgenden Tags an den Strom komme, um den Meistern die Mittagsmahlzeit zu bringen. Wukaschin der König theilt das seinen Brüdern mit; sie beschließen, es dem Zufall anheimzustellen, und alle schwören, keiner seinem Eheweibe etwas davon zu sagen. Aber die beiden ältesten Brüder brechen ihren Eid und warnen ihre Frauen, nicht an den Strom zu gehen und den Maurern die Mittagsmahlzeit zu bringen. Der jüngste Bruder bricht aber seinen Schwur nicht, und so trifft seine Gattin das schreckliche Loos, eingemauert zu werden, da sie, dieses fürchterliche Schicksal nicht ahnend, zum Strom kommt, um den Maurern das Mittagsbrot zu bringen. Die herzlosen ältern Brüder nehmen sie sogleich in Empfang, entreißen sie ihrem verzweifelten Ehemann und führen sie in die Burg, um sie einmauern zu lassen. Sie aber glaubt, daß ihre Schwäger nur Kurzweil mit ihr treiben wollen. Es heißt nun weiter:

Um sie flieh'n die drei mal hundert Meister,
Schichten Kalk auf Balken, Stein auf Baustein,
Mauern ein sie bis zum Knie hinanwärts.
Immer aber lacht die holde Frau noch,
Meint noch immer, alles Dies sei Kurzweil.

Um sie flieh'n die drei mal hundert Meister,
Schichten Holz auf Hölzer, Stein' auf Steine,
Mauern ein sie bis hinan zum Gürtel.
Nun erst rings von Stein bezingt und Balken,
Nun erst merkt den Ernst die Unglückselige,
Jammert auf gleich einer wilden Schlange,
Fleht empor zu ihren beiden Schwägern:
„Seelet nicht, von Gott ihr meine Schwäger,
Gönnt so jung und blühend mich nicht tödten!"

Sie viel fleht: Doch will das Flehn nicht fruchten,
Denn nicht seh'n, nicht hören sie die Schwäger.

Nicht ertragen kann sie solche Schmähung,
Fleht also empor zu ihrem edeln Eh'herrn:
„Gib nicht zu, von Gott du mein Gebieter,
Daß so jung und blühend sie mich tödten!
Eile hin zu meiner alten Mutter,
Goldes noch genug, o Gatte, hat sie,
Einen Knecht, ein Mägdlein euch zu kaufen,
Das statt meiner in den Thurm ihr mauert!"
Also fleht sie, doch es hilft kein Fleh'n mehr.

Da dies sieht die unglückselige Frauen,
Daß kein Fleh'n und Bitten ihr mehr helfe,
Kehrt mit Thränen sie sich an den Bauvoigt:
„Rado, übe du denn Bruderliebe!
Laß' ein Lücklein vor der Brust mir offen,
Meinem Knäblein, wenn es kommt zur Mutter,
Daß ich draus die Mutterbrust kann reichen,
Draus mein Knäblein, wenn es weinet, stillen!"
Gern erweist die Bruderlieb' ihr Rado,
Läßt ein Lücklein offen vor der Brust ihr,
Daß das Knäblein, wenn es kommt zur Mutter,
Dran die weiße Mutterbrust mag finden.

Also aber fleht noch die Unselige:
„Rado, üb' um Gott noch diese Lieb' mir!
Laß' ein Lücklein frei mir vor den Augen,
Daß ich schau' nach meinen weißen Hösen,
Wenn sie mir mein kleines Söhnlein bringen;
Daß ich's schaue, wenn sie heim es tragen!"

Gern gewährt auch diese Lieb' ihr Rado,
Läßt ein Lücklein frei ihr vor den Augen,
Daß sie schau'n mag nach den weißen Hösen,
Wenn sie ihr das Knäblein Jowo bringen,
Schauen, wenn sie wieder heim es tragen.

Also ward sie in den Grund gemauert,
Und man brachte das Knäblein in der Wiege,
Und sie nährt' es einer Woche Dauer.
Nach der Woche gab sie auf die Seele.
Ihrem Knäblein aber kam noch Nahrung,
Kam dorther noch eines Jahres Zeitlauf.

Also war's und also ist's geblieben,
Und auch heute quillt hervor dort Nahrung,
So als Wunder, wie dann als Arznei auch
Müttern, denen Nahrung nicht gegeben.

Was uns an dieser Sage — in deren letzten Zeilen auf die mit dem Vorfall in Zusammenhang gebrachte Entstehung eines heilkräftigen Quells angespielt wird — so ausgezeichnet erscheint, das ist, neben dem gehaltenen echt epischen Gang, die vollendete Anmuth und Schönheit, womit die an sich furchtbare Begebenheit geschildert ist. Außer den höchst schätzbaren Beiträgen zur Kenntniß der Serben und ihrer Volks und Heldenpoesie enthält das Kapper'sche Buch übrigens auch noch zahlreiche andere Mittheilungen (z. B. die im ersten Theile über Omer-Pascha), die den noch fortdauernden orientalischen Verwickelungen gegenüber von großem Interesse sind. **Hermann Marggraff.**

Aesthetische Bedenken.

Luana. Von Gustav zu Putlitz. Berlin, A. Duncker. 1855. 16. 24 Ngr.

Wir sind literarische Epigonen. Der Beweis dafür liegt in der Unklarheit in Beziehung auf die Zwecke und in der

Rathlosigkeit rücksichtlich der Mittel, mit denen jene Zwecke erreicht werden könnten. Zwar zeigt sich eine ähnliche Unsicherheit bei einer frisch aufstrebenden Literatur; aber was dort hoffnungsvolles Suchen und Tasten nach dem noch unversuchten Rechten ist, das erscheint bei uns als Uebersättigung und Ruhelosigkeit, entspringend aus dem Streben, die abgestumpften ästhetischen Nerven wieder aufzustören. Daher dieses Irren und Schwanken von einem Extrem zum andern, daher jedes Decennium wenigstens eine neuauftauchende Richtung, deren Apostel ihren alleinseligmachenden literarischen Glauben am liebsten mit Feuer und Schwert ausbreiteten und, da dieses in einem wohlcivilisirten und polizirten Staat sich nicht wol thun läßt, sich damit begnügen, Jeden, der nicht der gerade en vogue befindlichen Richtung mit gebundenen Händen sich überliefert, für einen alten Zopf, wo nicht gar für einen höchst gefährlichen und verfassungswidrigen Reactionär zu erklären. Und abermals nach zehn Jahren kann man — und das ist der Humor davon — dieselben Ehrenprädicate erhalten, wenn man das unterdessen von einem neuen Cultus verdrängte Idol noch eines Blicks zu würdigen wagt. So schwankt der Geschmack des Publicums, so schwanken die ästhetischen Principien der Kritik, so schwanken die Productionen der Dichter von einem Extrem zum andern.

Denken wir nur wenige Decennien zurück. Die Romantik war entdeckt worden und mit lyrischen und kritischen Trommeln und Pfeifen wurde dem „Rhetoriker" Schiller gegenüber der Anbruch einer neuen Aera, der Aufgang der „poetischen Poesie" verkündigt. Da war Freude in Israel: man erbaute sich an der stofflosen „Lustigkeit und Albernheit" und bewunderte die Ironie, wenn man auch den Grund nicht recht capirte. Hart war es, daß demselben ästhetischen Gewissen zu gleicher Zeit die Liederlichkeitsdoctrin der „Lucinde" und die deutsch-jugendlichen Gestalten zugemuthet wurden, die man aus dem idealisirten Mittelalter heraufbeschworen hatte; hart war es, aber der Deutsche verträgt viel.

Und dann haben wir uns vor Hoffmann-Callot gefürchtet, wie es recht war. War es vorher die Aufgabe, in jede Wochenblättchenannonce von zu miethenden oder zu vermiethenden Sachen einige Waldeinsamkeit mit obligater Ironie einfließen zu lassen, so wollte nun jede nervenschwache Dame Geister sehen und sah sie auch. Wir waren um so stolzer auf diese Spukgeschichten, auf diesen Mischmasch von Poesie und Unsinn, da ja Hoffmann einer der Ersten war und bis auf den heutigen Tag einer der Wenigen geblieben ist, die unsere erleuchteten Vorbilder vom linken Rheinufer, das geistreichste Volk der Welt, wie sie sich solange genannt haben, bis sie es nun selbst glauben, so recht in succum et sanguinem vertirten.

Aber noch staunenswerthere Entwickelungsphasen folgten, bis wir auf unsere jetzt errungene Höhe uns aufschwangen, und höchst wohlthuend ist die Betrachtung, „wie wir es dann zuletzt so herrlich weit gebracht". Zunächst erwachte eines schönen Morgens ein hoffnungsvoller Jüngling, Heinrich Heine genannt, mißgestimmt, griesgrämlich, katzenjämmerlich. Quälte ihn der Gedanke, noch nichts für die Unsterblichkeit gethan zu haben, oder fehlte es ihm an realern Existenzbedingungen, ich weiß es nicht. Was ich aber weiß, ist Folgendes: Der junge Mann, der vielleicht damit angefangen hatte, über sein schlecht gemachtes Bett oder die Schwerfälligkeit der berliner Creditverhältnisse sich zu ärgern, kam im Fortgang der Untersuchung zu dem schmerzlichen Resultat, daß es mit der ganzen Schöpfung des lieben Gottes nichts sei. Ein erdrückender Gedanke! Etwas, das fühlte er, mußte geschehen: da erfand Heinrich Heine den Weltschmerz. Auf einmal ging ein „Riß durch die Welt", und eine Menge guter Leute, die sich früher von Bummelfolgen, Schulden und Langweile gedrückt gefühlt hatten, fanden auf einmal, daß sie sich in dem Grunde ihres Unbehagens geirrt hatten. Nicht eigene Schuld hatte ihnen das Leben vergällt; es war der „Riß, der durch die Welt geht" und der gerade „ihr Herz entzweigeschnitten". So waren sie auf einmal etwas geworden. „Zerrissene" hieß die neue Firma und es war leicht geworden, ein großer Mann zu werden.

Und wie es der Fluch der bösen That ist, daß sie fortzeugend Böses muß gebären, so ist es das Vorrecht des Schönen, neues Schönes zutage zu fördern. Der Weltschmerz zeugte das Junge Deutschland. Junges Deutschland! Wie erregt, wie bewegt noch heute der Klang des Namens! Emancipation des Fleisches, schöne Sinnlichkeit, Geistreichigkeit und wie sie alle heißen mögen die Bestandtheile, aus denen die junge Schule ihre Ragouts zusammenbraute! Auch fand deutsches Publicum diesen Hexensabbath sublim, dergestalt, daß ein hoher Deutscher Bundestag an einem schönen Morgen, wo er zufällig nicht incompetent war, die ganze junge Generation verbot: ein schreckenvolles Ereigniß, dessen tragische Tragweite uns Gutzkow noch neuerdings in der Vorrede zu der erneuerten „Wally" zu Gemüthe geführt hat.

Die deutschen Leser oder die lesenden Deutschen, welche noch soeben für „Wally" und „Seraphine" sich begeistert hatten, waren loyal genug, ihr Unrecht einzugestehen, nachdem der Bundestag eine so entscheidende Kritik abgegeben, und trösteten sich mit den Productionen der Gräfin Hahn-Hahn. Introite, et hic dei sunt! Auch hier Emancipation, auch hier Cultus des eigenen schönen Subjects, auch hier Esprit; aber Alles so nobel, aristokratisch und „fascinirend", daß ich den Bundestag sehen möchte, der es wagen könnte, die Hahn-Hahn zu verbieten. Also ein ganz loyales Vergnügen.

Und nachdem man sich daran so halbwegs ersättigt, folgte der Sturm und Drang der politischen Poesie. Es galt für zeitgemäß, „die Kreuze aus der Erde zu reißen", und für eine Lust, „am frühen Tag zu sterben, zu sterben". Die Revolution, die zum Handeln rief, brachte endlich diese neue Bardenpoesie, die auf die Länge auch ennuyant geworden, zum Schweigen. Während der stürmischen Jahre, die Deutschland eine große Zukunft verhießen, schwieg die Poesie; denn die Nation hatte sich von ihrem langen literarischen Traumleben zum Handeln erhoben. Die Hoffnungen der Besten scheiterten an dem Uebermaß, der nothwendigen Folge der langen Entwöhnung vom politischen Leben.

Und wo stehen wir nun? Das Büchlein, dessen Titel ich diesen Betrachtungen vorangestellt habe, mag die Frage beantworten. Nichts liegt meiner Absicht ferner, als dasselbe einer eingehenden Kritik unterwerfen zu wollen. Dergleichen Nippsachen gehören für zarte Damenhände; ich würde fürchten, mit einer herzhaft zugreifenden Analyse diese Zierlichkeiten und Niedlichkeiten zu zerstören. Nur als Beitrag zur Charakteristik des gegenwärtigen Modegeschmacks, als Antwort auf die Frage: Wo stehen wir nun? möchte ich dasselbe benutzen.

Und in der That, charakteristisch genug ist diese „Luana". Was sich der Wald erzählt und was sie den Vöglein abgelauscht, das Alles hat uns diese aus den Revolutionsstürmen in den Hafen stillvergnügter Empfindsamkeit eingelaufene Poesie schon des Breitern mitgetheilt. Aber da waren doch immer noch Gestalten, die man sehen, und Gedanken, die man denken konnte. Dieser Ballast erschien für die neue ätherische Poesie noch zu schwer. Da dichtet Putlitz „Luana", um uns vollends ganz zu vergeistigen. Wer ist Luana? Luana sind die verkörperten Mondstrahlen, zu einem weiblichen Wesen verdichtet. Das ist nicht etwa metaphorisch zu nehmen, sondern ganz wörtlich. Besagte Mondstrahlenjungfrau verliebt sich sogar, und das Unheil, was sie durch Liebe und Eifersucht anrichtet, ist der Inhalt des vorliegenden Märchens.

Da hört in der That Alles auf. Wenn wir in dieser Weise fortfahren, so wird der nächste Poet uns das Leben und Lieben eines elektrischen Funkens und der folgende Leben, Thaten und Höllenfahrt des Sauerstoffs episch verklären. Da soll vielleicht der Titel „Märchen" dergleichen entschuldigen. Aber das Ganze ist, abgesehen davon, daß dieser Begriff an sich Unzweckmäßige nicht entschuldigen kann, so raffinirt und verstandesmäßig ausgeklügelt, daß es von der kindlich

Plastik des echten Märchens weit entfernt bleibt. Auch im achtzehnten Jahrhundert besang man den guten Mond, der so still durch die Abendwolken geht: und wer wollte so thöricht sein, wegen des Misbrauchs, den kindische Sentimentalität mit dem guten alten Gesellen getrieben, denselben durch einen absoluten Machtspruch von der Poesie auszuschließen? Wer sollte es wagen, der nur ein mal Goethe's liebliches Mondlied gelesen hat? Gewiß, der Mond und seine Strahlen sind ein Gegenstand der Poesie, wie alles Andere in der Welt, und möchte sogar in vorzüglichem Grade. Aber ein erzählendes Gedicht, also eine Art Epos, wie sie unsere Zeit eben noch hervorbringen kann, nachdem der Volksgesang von den alten Liedern verstummt ist, aus condensirten Mondstrahlen zu fertigen, Mondschein zum Helden des Epos zu machen, anstatt der Engrade und Dietriche: dergleichen Verzwicktheit war nur einer überfeinerten und verschrobenen Uebersättigung vorbehalten. Und wenn das Putlitz thut, der in seinen Komödien einen gesunden Sinn und frischen Humor entfaltet, so beweist uns nur, wie sehr weit die Unklarheit und Unsicherheit über Mittel und Zwecke der Poesie heutzutage verbreitet ist. Möchten unsere Poeten, möchte auch das lesende Publicum seine Augen und sein Gemüth an der reinen Quelle unserer Classiker wieder stärken, wenn anders die Honigsüße dieser letzten schalen Productionen uns noch nicht für jede kräftige und würzige Kost auf immer verdorben hat.

August Henneberger.

Von unserm Büchertisch.

Es ist eine ziemlich bunte, gemischte Gesellschaft von Büchern und Schriften, die wir heute von unserm Büchertisch wegräumen wollen. Zuvörderst erblicken wir vor uns zwei starke Bände; es sind: „Vermischte Schriften von George Phillips" (erster und zweiter Band; Wien, Braumüller, 1856). Die hier vereinigten Aufsätze sind meist aus den „Historisch-politischen Blättern", einige aus dem freiburger „Kirchenlexikon", einige aus den Schriften der bairischen Akademie der Wissenschaften wieder abgedruckt. Nur ein einziger im zweiten Bande, „Betrachtungen über das Unterrichtswesen, besonders in theologischen Studien in Oestreich", war bisher noch nicht veröffentlicht. Ihrem Inhalte nach sind sie größtentheils historisch. Die vier ersten Aufsätze des ersten Bandes betreffen mehr in Allgemeinen den wissenschaftlichen Unterricht, während eine Reihe solcher, welche sich auf historische Verhältnisse des Mittelalters beziehen, den übrigen Inhalt dieses Bandes bilden. Der zweite Band umfaßt, außer mehren kirchlichen Abhandlungen, vorzüglich diejenigen Aufsätze, deren Gegenstände aus der neuern und neuesten Zeitgeschichte entnommen sind. Drei Aufsätze des Verfassers am Schlusse des zweiten Bandes sind dem Andenken seiner drei Freunde und Gesinnungsgenossen Joseph von Görres, Guido Görres und Karl Ernst Jarcke gewidmet. Der Standpunkt, den der Verfasser mit eiserner Konsequenz festhält und dem sich alle geschichtlichen Thatsachen fügen müssen, ist im Allgemeinen bekannt. Doch ist es immerhin lehrreich, einen Blick in diese Bände zu werfen, um von den maßlosen Hoffnungen, denen sich Phillips und seine Gesinnungsgenossen hingeben, Kenntniß zu erhalten. Er erblickt die deutsche Kaiserkrone bereits (vielleicht zum Danke für das Concordat) auf dem Haupte der Habsburger als desjenigen Geschlechts, welches über drei Jahrhunderte hindurch das römische Kaiserthum innegehabt und sich auch seit Zertrümmerung des Deutschen Reichs nicht von den Pflichten losgezählt habe, welche das Kaiserthum mit sich brachte. Außerdem erblickt er mit unfehlbarer Sicherheit den Zaren als griechischen Kaiser in Konstantinopel, aber beide Kaiserthümer, das weströmische und das griechische, in vollständiger Uebereinstimmung, sodaß sie es sind, die, natürlich in Eintracht und Gemeinsamkeit mit dem Papste, die Christenheit in Zukunft regieren werden.

„Aus der Natur" (Leipzig, Abel, 1855) heißt ein Cyklus von Bänden, deren Zweck der jetzt gewöhnliche ist: die Naturwissenschaften zu einem Gemeingute zu machen. Indeß sind es in der That sehr wichtige, oft auch für das praktische Leben höchst einflußreiche Gegenstände, die hier in leichter und klarer Darstellung und möglichst erschöpfender Weise abgehandelt werden, als: Galvanoplastik, Photographie, Flachsbaumwolle, artesische Brunnen, Elektricität als Betriebskraft, Gasbeleuchtung, Wasser als Brenn- und Leuchtmaterial, Stereoskop und Pseudoskop, das Brot und seine Stellvertreter, Dampf, Pflanzenseuchen u. s. w. Sehr dankbar sind wir auch für die Uebersetzung des berühmten englischen Werks von James D. Forbes über Norwegen, welche der sechste Band unter dem Titel „Norwegen und seine Gletscher" bietet, obschon der Uebersetzer, Ernst A. Zuchold, wie es uns scheint, sich hier und da Ungenauigkeiten zuschulden kommen ließ. Dieser sechste Band ist mit zahlreichen in den Text gedruckten Holzschnitten, einer Karte u. s. w. ausgestattet.

Diejenigen, welche die Philosophie und speciell die Schelling'sche zu ihrem Studium machen, verweisen wir auf die vielfach interessante Schrift: „Friedrich Wilhelm Joseph von Schelling. Denkrede, vorgetragen in der öffentlichen Sitzung der königl. bairischen Akademie der Wissenschaften zu München zur Feier ihres sechsundneunzigsten Stiftungsfestes am 28. März 1855 von Hubert Beckers" (München, Verlag der königl. Akademie, 1855). Zum Schlusse der beigegebenen Anmerkungen wird gesagt, daß Schelling's handschriftlicher Nachlaß, über dessen Benutzung er Verfügungen hinterließ, sehr reich sei. Er enthalte noch Inedita aus allen Perioden seiner philosophischen Entwickelung, unter Anderm aus älterer Zeit ein vollständiges Manuscript „Ueber Philosophie und Kunst" vom Jahre 1803, ein gleiches über die Weltalter, eine Geschichte der Philosophie von Cartesius an und eine Anzahl bisher ungedruckter Gedichte. In der von seiner Familie zu veranstaltenden Gesammtausgabe seiner Werke würden die neuern vier bis fünf Bände umfassen.

Die Schrift „Josef Helfert. Biographisches Denkmal" (Leipzig, Hübner, 1856) beschreibt das Leben Joseph Helfert's, der zu Plan in Böhmen 1791 geboren wurde und 1847 als Professor des römischen und Kirchenrechts, fürsterzbischöflicher Consistorialrath und Examinator der Candidaten für Curatpfründen der prager Erzdiöcese verstarb. Helfert hat eine ganze Anzahl von Schriften kirchenrechtlichen und verwandten Inhalts verfaßt, die in Oestreich als Handbücher in hohem Ansehen stehen und von denen mehre wiederholte Auflagen erlebt haben, z. B. seine Schrift über die Rechte und Verfassung der Akatholiken in Oestreich eine zweite, seine „Anleitung zum geistlichen Geschäftsstile" eine vierte. Die Biographie ist aus dem Jahrbuche „Libussa" für 1856 besonders abgedruckt und mit Helfert's Bildniß versehen.

Frauen und Fräulein, welchen es daran liegt zu erfahren, wie es mit der geistigen und gemüthlichen Bildung wie mit der socialen Lage ihrer Geschlechtsgenossinnen im Homerischen Zeitalter stand, verweisen wir auf folgende Schrift: „Die Homerischen Jungfrauen, eine Gabe für Deutschlands Jungfrauen von Hermann Siedler" (Lissa, Günther, 1856). Wir halten eine solche Schrift um so zweckmäßiger, da die Dichtungen Homer's und namentlich die „Odyssee" für das weibliche Geschlecht eine ganz vortreffliche Lectüre sind, eine gesündere jedenfalls als alle modernen französischen Romane zusammengenommen und noch sehr viele deutsche dazu. Ob der Ton vom Verfasser überall glücklich getroffen sei, möchten wir freilich bezweifeln; er ist hier und da zu süßlich und überschwänglich, wie z. B. in dem gar nicht hierher gehörenden Capitel, worin der Verfasser seine Betrachtungen darüber anstellt, ob man schon und wie man wol im patriarchalischen Zeitalter des Homer geküßt habe. Das zierliche Büchlein ist mit einem Titelbilde nach antikem Zuschnitt: „Nausikaa mit dem Fremdling heimkehrend", ausgestattet.

Eine Sammlung deutscher Räthsel, theils aus dem Volks-

munde, theils aus Simrock's „Deutschem Räthselbuch", oder von Hebel, Rückert, Dr. Mises entlehnt, theils vom Verfasser selbst angefertigt, erschien in zweiter vermehrter Auflage unter dem Titel: „Neckräthselbuch von Dr. Franklin von Endfurt. Räthselfragen und Volksräthsel zur Lust und Lehr' für das reifende, begreifende Jugendalter von 10—1000 Jahren. Mit vielen unsichtbaren Stichen und Schnitten" (Frankfurt a. M., Brönner, 1856). Diese Räthsel mit ihren Auflösungen sind zwar zuweilen ziemlich fade, oft aber auch recht drollig und sinnreich. Laut einem Nachwort sind sie nur für Kinder und Kindergesellschaften, auch wol für gesellige, aus Kindern und Erwachsenen gemischte Kreise bestimmt. Selbst für den Schulunterricht lassen sie sich als Würze empfehlen, da solche Räthselaufgaben ungemein zur Uebung des kindlichen Scharfsinns beitragen und außerdem ein Element der Erfrischung und Erheiterung enthalten, das man im Unterricht mehr, als gemeinhin geschieht, berücksichtigen sollte.

Aber nicht blos die Jugend, auch ältere Leute brauchen von Zeit zu Zeit der belebenden Heiterkeit, und so wollen wir bei diesem Anlaß noch der Schrift des Prof. Erdmann in Halle: „Ernste Spiele. Vorträge, theils neu, theils längst vergessen" (Berlin, Hertz, 1855), in empfehlender Weise gedenken. Erdmann gehört nicht zu der Zahl derjenigen Gelehrten und Philosophen, welche es für unerläßlich halten, belehrenden Stoff in den Ernst strenger Katheder-weisheit zu kleiden, wodurch das unterrichtsbedürftige Publicum viel öfter abgeschreckt als angezogen wird; er weiß sein Publicum durch die Beimischung leichten conversationellen Scherzes zu fesseln. Seine Vortragsweise ist übrigens, wie wir voraussetzen dürfen, so bekannt, daß wir uns hier auf eine gründlichere Charakteristik des Buchs nicht einlassen wollen. Die Gegenstände, die Erdmann in den hier gesammelten Vorträgen und Aufsätzen behandelt, sind: das Spiel, die Stellung deutscher Philosophen zum Leben, die Collision von Pflichten, Lachen und Weinen, das Heidnische im Christenthum, die Langeweile u. s. w.

Da wir hiermit eine kleine Wendung zum Scherze genommen haben, so wollen wir noch einer Weltgeschichte in ganz eigenthümlicher Form gedenken; es ist die in zwanglosen Lieferungen erscheinende „Witzchronik in heitern Memoiren aus dem Leben berühmter und berüchtigter Personen seit Vater Adam bis auf die Zeitgenossen. Eine Weltgeschichte in Anekdoten. Von Max Dischinger" (München, Finsterlin). Diese Weltchronik, in der nicht weniger als 3000 Personen handelnd auftreten sollen, soll nicht blos den Witz in der Geschichte darstellen, sondern zugleich auch eine anschauliche Geschichte des Witzes selbst sein. „Witzi aber (fügt der pseudonyme Verfasser hinzu) bedeutet Weisheit bei den alten Deutschen." Als Motto für die Einleitung hat der vielbelesene Verfasser die Worte des alten Aesthetikers Sulzer gewählt: „Heil allen jovialen Köpfen! Heil Allen, die durch scherzhafte Schriften die Munterkeit des Geistes vermehren und nähren, oder sie als schmerzstillende Arznei (laborum dulce lenimen) Andern darreichen und die Stunde des Unmuths verkürzen." Die beiden ersten Lieferungen sind freilich nur eine Sammlung von Anekdoten, wie sie von Friedrich dem Großen, dem alten Dessauer, den Kaisern Joseph II. und Leopold II., den Kaiserinnen Maria Theresia und Katharina II., Kaunitz, Loudon, Potemkin und Mozart erzählt werden. Dagegen beweisen schon die folgenden Hefte mit den Titeln: „Entstehung der Erde und des Menschen, Ursprung der Sprache und Bildung der Staaten", „Sagen und Geschichten aus dem Morgenlande" und „Das alte Griechenland von der lachenden Seite", daß man sich von diesem Buche noch etwas mehr als eine Compilation von bloßen zusammenhangslosen Anekdoten versprechen darf.

H. M.

Notizen.

Literarische Novitäten aus Frankreich.

Alfred Poissonnier gab heraus: „Les esclaves tziganes dans les principautés danubiennes", in Begleitung einer Vorrede von Philarète Chasles. Der Verfasser wohnt schon mehren Jahren, wenn wir nicht irren als Lehrer und „professeur" der französischen Sprache, in Bukarest, und es scheint ihm daher nicht an Gelegenheit, sich mit den Sitten und der socialen Lage der Zigeuner hinlänglich bekannt zu machen. Den hindostanischen Ursprung derselben nimmt er, namentlich auf deutsche Autoritäten gestützt, ohne weiteres an. Zu welcher Zeit sie ins Land gekommen, weiß er freilich ebenso wenig, als die Zigeuner selbst es wissen. Was ihre Sklaverei oder Leibeigenschaft betrifft, die bekanntlich, wenn auch nicht ohne Widerspruch seiten eines Theils der Bojaren, durch ein Ukase des Fürsten Gregor Ghika unter Zustimmung des Divans jüngst für aufgehoben erklärt wurde, so war sie schon längerer Zeit eine beschränkte wenigstens insofern, als die Zigeuner nicht als Sache, sondern als Personen betrachtet wurden, die als solche den Landesgesetzen unterworfen und ihnen beschützt waren. — Ein Buch von Ch. L. Chassin: „La Hongrie, son génie et sa mission, étude historique, suivie de Jean de Hunyad, récit du 15me siècle", ist eigentlich nur eine begeisterte Dithyrambe auf die Magyaren als eine romantische Geschichtsentwickelung im strengern Sinne. Der sehr junge Autor, dessen Jugendlichkeit sich auch in seiner Auffassung durchaus nicht verläugnet, nennt das magyarische Volk ein „peuple chevaleresque", ein „peuple poète", ein „peuple philosophique", ein „peuple prophète", ein „peuple martyr", gewiß alles Mögliche! Er meint, Ungern sei nicht todt, sondern schlafe nur, denn, wie er hinzufügt, „les peuples poètes ne meurent pas". Poetische Völker sind aber, auch dichterische Individuen, meist etwas sorglos und unordentlich. Mit solchen überschwänglichen Phrasen ist den Magyaren überhaupt wenig geholfen und der Geschichtschreibung und Geschichtsforschung nicht gedient. Der Verfasser betrachtet die Magyaren zu verschiedenen Zeiten als das einzige heroische Volk, das es in Europa gegeben habe, und als die einzige frühere Schutzwehr gegen die Einbrüche der Türken, heldenmüthige Widerstand, den die Deutschen bei der Belagerung Wiens 1529 und 1683 den Türken geleistet, und die heftigen langen Kriege, womit sie, meist schlecht oder nicht von den Ungarn unterstützt, die Türken von Ungarischem Boden wegfegten, kommen natürlich gar nicht in Betracht. Von literarischem Interesse sind Charles de Guerrois' „Etudes littéraires et biographiques", welche Studien über Zaire de Amyot, Frau von Staël und Saint-Simon enthalten. A. Weill gab neuerdings eine etwas verworrene Schrift unter dem Titel „L'idéal" heraus, worin er das Ideal der Gesellschaft, der Geschichte, der Religion, der Künste und Wissenschaften untersucht und worin unter Anderm folgende absonderliche Stelle vorkommt: „Quel est l'idéal de Lycurge? Le guerrier qui sait voler. Et celui de Solon? Un patriote qui ne paye pas ses dettes." Der Verfasser behauptet ferner, wie wir bereits anführten, daß es unserer Zeit an gewissen prophetischen Schriftstellern fehle, daß diese aber nicht mehr lange Zeit auf sich warten lassen würden. Aus dem prosaisch-mystischen Stil, den sich der Verfasser in neuerer Zeit zurechtgelegt hat, scheint hervorgehen zu sollen, daß der Prophet, den wir zu erwarten haben, bereits in A. Weill erschienen ist. — Ein eigenthümliches Experiment ist die von A. Dumas nach Aeschylus für ein pariser Theater zurechtgesetzte und nicht ohne Beifall aufgeführte Trilogie „L'Orestie". Die Urtheile darüber lauten sehr verschieden. Jedenfalls kann man Dumas und Aeschylus ebenso wenig zusammenreimen als Aeschylus und Kotzebue oder Aeschylus und Roderich Benedix. Schnorr's „Biblia sacra" hat ihren Weg wie nach England so auch nach Frankreich gefunden. Das „Athenaeum franç.

sagt davon: „Dieser Künstler hat nichts zu unserer Universalausstellung beigesteuert, und wir bedauern dies, weil uns sein Talent der wahrhafte Ausdruck des deutschen Geistes zu sein scheint. Oft bizarr und zuweilen dunkel, zeigt er doch ... vereinigt eines schönen Stils, Größe und Anmuth.“ Der Berichterstatter meint, dieses Bilderwerk verspreche ein „livre populaire“ zu werden und verdiene umsomehr Aufmerksamkeit, da in Frankreich Publicationen dieser Art kaum gebe.

Die Juden in England.

Einer Angabe zufolge, die wir in dem von dem Geistlichen John Mills verfaßten Buche „The British Jews“ antrafen, leben im vereinigten Königreich gegenwärtig etwa 30,000 Juden, wovon allein auf London und seine Vorstädte 25,000 kommen. Sie zerfallen in zwei große Hälften, in die Sephardim, die Abkömmlinge der portugiesischen und spanischen Juden, und in Aschkenasim, oder die Einwanderer aus Deutschland und Polen. Während sich jedoch die Sephardim rühmen, reinern Blutes zu sein, und deshalb einen höhern Rang beanspruchen, ist die Aschkenasim derjenige Zweig des jüdischen Stamms, aus dem fast alle jene Dichter und Schriftsteller jüdischer Nation hervorgegangen sind, welche während der letzten Jahre in die politische Bewegung mit eingriffen und die Aufmerksamkeit auf sich zogen. Inzwischen hat sich auch in England eine Reformpartei ausgeschieden und schon vor mehren Jahren eine neue Synagoge erbaut, und zu diesen englischen „Reformjuden“ gehören zwei Mitglieder der Aschkenasim als der Sephardim. Mills beschäftigt sich namentlich mit dem jüdischen Sittengesetz und den religiösen Ceremonien, welche sowol Abscheu und von denjenigen, die bei den Christen gebräuchlich sind, Unterschiedenes haben. Man erfährt dabei viel Interessantes, wenn wir lange Zeit auch die Juden mitten unter den Christen leben, so haben diese bisher die Eigenthümlichkeiten des jüdischen Lebens nur von der Oberfläche kennen gelernt. So kennt z. B. den wenigstens bei den englischen Juden vorkommenden Gebrauch der bedingten Scheidung, welche Get Tenai genannt wird und dann eintritt, wenn der Ehemann die Heimat verläßt und auf länger als drei Jahre nach einem weit entfernten Lande reist? Noch eine andere merkwürdige Scheidung kann unter folgenden Verhältnissen stattfinden. Bekanntlich gibt es jüdische Aeltern, welche ihre Kinder in den frühen Jahren miteinander verheirathen, obschon die Trauung selbst nicht eher vollzogen werden kann, als bis sie das Alter der Reife erlangt haben. Wenn nun ein Mädchen unter zehn Jahren an einen Ehemann verheirathet ist, der ihr nicht zugethan ist, so ist sie berechtigt, sich so lange scheiden zu lassen, bis sie das Alter der Reife (einen Tag über 12 Jahre) erreicht hat. Sie muß dann zwei rechtgläubige Juden als Zeugen stellen, welche ihre desfallsige Erklärung zu Papier bringen, unterzeichnen und ihr einhändigen. Sie hat dann vollkommene Freiheit zu heirathen, wen sie will. Das so geschiedene Paar kann sich aber bei gewonnener besserer Einsicht und erwachter Neigung wieder miteinander verheirathen, was auch schon mehrfach vorgekommen ist. Für die Kenntniß der Stellung des jüdischen Weibes ist die Schrift von John Mills Barbaut von Werth.

H. M.

Bibliographie.

Des heiligen Augustinus Bekenntnisse. Aus dem Lateinischen übertragen von H. Rapp. 3te Auflage. Stuttgart, J. G. Cotta. 8. 24 Ngr.

Brandt, O., Hamburgische Geschichten und Denkwürdigkeiten, zum Theil nach ungedruckten Quellen. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Bergkamp, H., Geographische Charakteristiken, für Einführung in die wissenschaftliche Erdkunde, gesammelt, bearbeitet und gruppiert. Mainz, Kunze. Gr. 8. 1 Thlr. 9 Ngr.

Boller, Zur magyarischen Etymologie. Wien. Lex.-8. 18 Ngr.

Bonitz, H., Beiträge zur Erklärung des Sophokles. Wien, Braumüller. Lex.-8. 15 Ngr.

Chamisso's, A. v., Werke. 1ster Band. 1ste Lieferung. Berlin, Weidmann. 16. 4 Ngr.

Crabbe, G., Die Zeitung. Ein Lehrgedicht. Nach dem Englischen von C. Abel. Berlin, Huber. 32. 5 Ngr.

Euripides, Sämmtliche Tragödien. Metrisch übertragen von F. Fritze. 1ste Lieferung: Hekabe. Berlin, Schindler. Gr. 8. 10 Ngr.

Die Orientalische Frage. In Briefen eines Russischen Veteranen von 1812. Herausgegeben von P. Ostafievo. 1ster Theil. Breslau, Kern. 8. 1 Thlr.

Hagenbach, K. R., Die Kirchengeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts. 3te Auflage. 1ste Lieferung. Leipzig, Hirzel. 8. 15 Ngr.

Heusser, C., Das Erdbeben im Visperthal Kanton Wallis vom Jahre 1855. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. Gr. 4. 20 Ngr.

Hierfemenzel, C. C. E., Preußisches Handels-Recht. Berlin, Hempel. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Jahn, G. A., Der große Komet von 1556 und seine bevorstehende Wiederkehr. Mit fünf in den Text gedruckten Abbildungen. Leipzig, Weber. Gr. 8. 6 Ngr.

Jordan, A., Des großen Churfürsten Schlittenfahrt. Ein Gedicht. 2te Auflage. Berlin, Schroeder. Gr. 8. 10 Ngr.

Kritik des Gottesbegriffs in den gegenwärtigen Weltansichten. Nördlingen, Beck. Lex.-8. 18 Ngr.

Der Lampenputzer. Deutsch von Treumund Whelp. 2te Auflage. 1ster Band. Leipzig, Voigt u. Günther. 8. 10 Ngr.

Lavater, J. C., Worte des Herzens. Für Freunde der Liebe und des Glaubens. Herausgegeben von C. W. Hufeland. 10te Auflage. Mit einer biographischen Einleitung von A. Krummacher. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Maistre, X. de, Die junge Sibirierin. Aus dem Französischen von A. Pinel. Bonn, Henry u. Cohen. Gr. 12. 5 Ngr.

Mellin, G. H., Das Volksleben und die Natur des Scandinavischen Nordens. 1. Lappland. Schwedens Nomaden oder Bilder aus dem Hirtenleben der Gebirgswüsten. Aus dem Schwedischen von C. F. Schirf. Leipzig, Einhorn. 8. 10 Ngr.

Merleker, K. F., Geschichte der Politik der Päpste. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Peip, A., Der Beweis des Christenthums. Berlin, Wiegandt u. Grieben. Gr. 8. 12½ Ngr.

Quandt, J. G. v., Der Begleiter durch die Gemälde-Säle des königlichen Museums zu Dresden. Mit einem Titelkupfer und Grundriss. Dresden, Meinhold u. Söhne. 8. 20 Ngr.

Sophokles' drei schönste Tragödien für gebildete Leser übersetzt und mit einer Einleitung über das griechische Drama und Erläuterungen versehen von E. Eyth. Heidelberg, K. Winter. 32. 24 Ngr.

Spitta, C. J. P., Psalter und Harfe. Eine Sammlung christlicher Lieder zur häuslichen Erbauung. 19te Auflage. Leipzig, Friese. 8. 10 Ngr.

— — Dasselbe. 2te Sammlung. 9te Auflage. Ebendaselbst. 15 Ngr.

Veron, L., Das Haus Picard oder F[illegible]hunderttausend Francs Renten. Sitten-Roman. Aus d[illegible]zösischen übersetzt von A. Schrader. Zwei Theil[illegible]ig, Kollmann. Gr. 16. 20 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Narren des Glücks.

Historischer Roman

von

Edmund Lobedanz.

Drei Theile. 8. Geh. 5 Thlr.

Ein in Norwegen und Dänemark spielender historischer Roman, der dem Leser namentlich das noch mehrfach in Dunkel gehüllte Leben Struensee's nach theilweise bisher nicht veröffentlichten Quellen in höchst spannender Weise vorführt. Der Verfasser desselben, **Edmund Lobedanz**, ist bei der deutschen Lesewelt durch drei höchst gelungene Uebersetzungen schon rühmlichst bekannt.

Letztere erschienen in demselben Verlage unter folgenden Titeln:

Romeo und Julia. Tragödie des **Shakspeare.** Deutsch von **Edmund Lobedanz.** Miniatur-Ausgabe. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Antigone. Tragödie des **Sophokles.** Deutsch von **Edmund Lobedanz.** Miniatur-Ausgabe. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Sakuntala. Nach dem Indischen des **Kalidasa** von **Edmund Lobedanz.** Miniatur-Ausgabe. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Drei Perlen der dramatischen Literatur der verschiedensten Zeiten und Völker, in meisterhaften Uebersetzungen, die sich in ihrer äußern Ausstattung den beliebten Miniatur-Ausgaben classischer Dichtwerke anreihen und eine Zierde jeder eleganten Bibliothek bilden werden.

Just published by **F. A. Brockhaus, Leipzig:**

Heerklotz (Adolphus), **Reddita Reddenda.** Extracts in English prose, to be retranslated into German. 8vo. 20 Ngr.

Graeser (Charles), **The simplest method of acquiring an elementary knowledge of the French language.** Adapted from the 78th edition of Professor Ahn's Elementary book. 8vo. 10 Ngr.

A Key to the exercises of Graeser's simplest method of learning the French language. With a characteristic of Ahn's method. 8vo. 5 Ngr.

Ahn (F.), **A new, practical and easy method of learning the German language.**

First course. Eighth edition. 1856. 10 Ngr.

Second course. Seventh edition. 1856. 12 Ngr.

Third course. 1854. 10 Ngr.

A Key to the exercises of Ahn's new method of learning the German language. First and second course. Third edition. 1855. 5 Ngr.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das Decameron von Giovanni Boccaccio.

Aus dem Italienischen übersetzt von **Karl Witte.**

Zweite verbesserte Auflage.

Drei Theile. 12. Geh. 1 Thlr.

Mit diesem Werk beginnt unter dem Namen „Bibliothek italienischer Classiker" zu dem **äußerst mäßigen Preise** von 10 Ngr. für den Band eine Sammlung der classischen Werke der italienischen Literatur in trefflichen deutschen Uebersetzungen von **Förster, Kannegießer, Keller, Neumont, Streckfuß, Witte** u. A., meist bereits in demselben Verlage in zweiter, dritter und vierter Auflage erschienen. Sie wird zunächst folgende Bände umfassen, die im Laufe dieses Jahres erscheinen werden und auch einzeln zu haben sind: **Dante**, „Die göttliche Komödie", „Lyrische Gedichte", „Das neue Leben", „Prosaische Schriften"; **Foscolo**, „Letzte Briefe des Jacopo Ortis"; **Machiavelli**, „Florentinische Geschichten"; „Italienischer Novellenschatz"; **Petrarca**, „Canzonen" ꝛc.; **Tasso**, „Das befreite Jerusalem", „Lyrische Gedichte"; **Tassoni**, „Der geraubte Eimer".

Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an und werden einzelne Werke der Sammlung auf Verlangen gern zur Ansicht liefern.

Im Verlage von **Franz Duncker** (W. Besser's Verlagshandlung) in **Berlin** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geschichte des deutschen Volkes

von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart.

Von

Jakob Venedey.

In vier Bänden zu 2 Thalern.

Erster und zweiter Band.

Vom ersten Auftreten der Germanen bis zum Untergang der Hohenstaufen.

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Welt und Herz.

Dichtungen von

Wilfried von der Neun.

Zweite Auflage.

8. Geh. 24 Ngr.

Arndt, Rückert und **Uhland** haben die Widmung dieser bereits in **zweiter Auflage** vorliegenden Gedichtsammlung angenommen.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 13. — 27. März 1856.

Inhalt: Literarhistorische Romane. Von Hermann Marggraff. — Christian Friedrich Scherenberg. Von Rudolf Gottschall. — Reisebilder aus dem Orient. — Goethe's „Faust" auf der czechischen Bühne. — Hoefer, Erzählungen eines alten Tambours. — Neugriechische Literatur. — Notizen. — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarhistorische Romane.

1. Ulm. Historischer Roman in drei Büchern von Hermann Kletke. Drei Bände. Köthen, Schettler. 1855. 8. 4 Thlr.

2. Heinrich's Wanderjahre oder Dichter und Pfaff. Roman von Adolf Weisser. Zwei Bände. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1855. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Man hat in jüngster Zeit über den Literaturroman viel, wie man ihn auch wol genannt hat, den „Literatenroman", von Seiten der Kritik kurzweg den Stab gebrochen. Man hat von der einen Seite eingewandt, eine solche Vermischung sei verwerflich, weil man niemals wissen könne, was daran Fiction, was Wahrheit sei. Von diesem Standpunkt müßte man, wenn man consequent sein wollte, auch überhaupt den historischen Roman verwerfen, weil auch in diesem, um so zu sagen, Wahrheit und Dichtung einander in den Haaren liegen und bald jene auf Kosten jener, bald jene auf Kosten dieser breiteren Terrain zu gewinnen sucht, weil die dazu erfundenen Gestalten den geschichtlichen Stamm nach Art der Schmarotzergewächse oft dick überziehen und die historischen Persönlichkeiten nur zu oft aus dem natürlichen Kreise der Geschichte in das künstliche, oft sogar falsche Terrain der Fiction gerückt werden. Bei unparteiischer kritischer Gerechtigkeitspflege müßte man also entweder den Literaturroman gelten lassen oder mit ihm auch überhaupt den geschichtlichen Roman verwerfen.

Es gibt aber noch andere Gegner dieser Gattung des Romans; es sind Diejenigen, die obschon sie selbst zuletzt ausschließlich dem Schriftstellerstande angehören und vermittels schriftstellerischer Arbeiten ihre Existenz haben, doch anstellen, als ob sie die schriftstellerische Thätigkeit im Allgemeinen für sehr gering und als einen blos Luxusartikel ansähen, die daher von einem schriftstellerischen Collegen wenigstens im Roman nicht viel sehen wollen und die vor einem Sackträger oder Packknecht, so vorsichtig sie Leuten dieses Berufs auch im Leben aus dem Wege gehen, oft größern Respect zeigen oder heuchlen als vor einem Dichter. Diese Anschauung begann eigentlich schon mit Wolfgang Menzel, der den Deutschen vorwarf, daß sie mehr in der Welt der Bücher als in der der Wirklichkeit und der That lebten; und ich glaube einmal von ihm die Aeußerung gelesen zu haben, daß man selten einen Deutschen ohne ein Buch in der Hand sehen könnte. Dies ist nicht einmal richtig, denn moderne Schriftsteller und Gelehrte scheuen sich in der Regel, sich mit ihrem Handwerkszeug, einem Buche auf der Straße sehen zu lassen, auch verkehren sie bei weitem nicht mehr so ausschließlich wie sonst mit Büchern und Büchergelehrten; und was die Masse des Volks betrifft, so hat diese jetzt vor Büchern und Schriftstellern äußerst wenig Respect und von den letztern wie überhaupt von der Kunst ein Buch zu schreiben oft die sonderbarsten Vorstellungen, die man in einer sich auf ihre Klugheit und Pfiffigkeit soviel einbildenden Zeit kaum für möglich halten sollte. Man braucht gerade nicht sehr tief ins Volk herabzusteigen, und man wird Manche finden, welche das Wort „Classiker" für den Namen des Autors selbst halten, den Schriftsteller mit dem Schriftsetzer verwechseln und der Meinung sind, daß die Bücher erst in den Setzer- und Druckerstuben selbst abgefaßt werden vermittels eines mechanischen Verfahrens, bei dem der Schriftsteller nur Handdienste leistet, wie etwa der Mann, der an einer Maschine das Rad dreht und in Bewegung hält. Wir wissen aus eigener Erfahrung, daß die Töchter eines höhern Beamten in einer auf ihre Intelligenz pochenden Stadt, die gut zu singen und Klavier zu spielen und dabei auch zum Ueberfluß etwas Französisch zu schwadroniren wußten, von den Functionen eines Redacteurs auch nicht den entferntesten Begriff hatten. Und zwar waren alle Erläuterungen auf die Fragen, was ein Redacteur und was seine Function sei, nicht vermögend, ihnen einen vollkommen klaren Begriff von der Sache beizubringen. Man kann daher durchaus nicht sagen und sich darüber beklagen, daß der Schriftsteller in seiner Eigenschaft als Schriftsteller ein übermäßig großes Ansehen und Verständniß in Deutschland genieße, und es erscheint unter diesen Umständen,

über die wir uns durch den „Cultus des Genius", den man einzelnen großen Dichtern zollt, durchaus nicht täuschen und irreführen lassen, um so eigenthümlicher, wenn Schriftsteller selbst, welche fortdauernd Bücher in die Welt setzen und von der Schriftstellerei ihr Brot haben, sich anstellen, als ob sie bedauerten, einem bücherschreibenden Volke anzugehören. Nun ist es zwar richtig, daß Schriftsteller und Dichter seit längern Decennien in ihren Schriften zu stark mit sich selbst kokettirt haben, d. h. mit ihrer eigenen eiteln und capriciösen Persönlichkeit und ohne dabei die höhern und allgemeinern Aufgaben des Schriftstellerstandes, die durchaus nicht blos persönlicher Art sind, im Sinne zu haben. Producte, in denen diese Selbstverherrlichungstendenz, unter welchem Deckmantel es auch sei, zu stark und aufdringlich in den Vordergrund tritt, mag man ohne Gnade und Barmherzigkeit verwerfen; aber dieses Verdammungsurtheil darf sich nicht so allgemein auf Romane erstrecken, welche die literarische Arbeit an irgendeiner hervortretenden Persönlichkeit oder einer Gruppe von Persönlichkeiten, die der literarische Drang einer bestimmten Periode zusammenführte und zu gemeinsamem Streben und Wirken begeisterte, zur Darstellung bringen und charakterisiren.

Klencke scheint sich diese literarhistorische Gattung des Romans zu seinem besondern Departement ausersehen zu haben; er hat schon früher einen „Lessing" in nicht weniger als fünf Bänden geschrieben, bei welcher Gelegenheit ihm in Nr. 109 d. Bl. f. 1851 der Vorwurf gemacht wurde, daß er das Danzel'sche Werk über Lessing, soweit dies damals eben reichte, in zu ungenirter Weise ausgebeutet habe; er verarbeitete sodann die Dichterin Luise Karschin in einem zweibändigen Roman, pappte einen vierbändigen literarhistorischen Roman unter dem Titel „Der Parnaß zu Braunschweig" zusammen, und hier liegen uns drei starke Bände „Gleim" vor. Auch der vierbändige Roman „Der Adept von Helmstedt" schließt sich durch seine literarhistorischen Beziehungen diesem Cyklus an. Zuletzt hat er auch noch die Lebens- und Dichterlaufbahn des Grafen Stolberg zu einem Roman breitgeschlagen*), den wir jedoch noch nicht gelesen haben und mit dessen bloßer Titelanführung wir uns begnügen zu können glauben, da, was wir über den Roman „Gleim" zu bemerken wissen, ohne Zweifel auch auf ihn seine Anwendung finden wird. Dies sieht nun freilich stark nach bloßer Fabrikthätigkeit und literarischer Industrie aus, obschon der Fleiß und die Beharrlichkeit, die der Verfasser bei dieser Thätigkeit an den Tag legt, immerhin Anerkennung verdienen. Man muß auch billig sein. Der deutsche Schriftsteller will eben leben, und wahrlich, daß er bei allem Fleiß auf eine glänzende Existenz nicht rechnen darf, das brauchen wir wol nicht erst ausdrücklich hervorzuheben, das ist weltkundig und auf jeder Seite der Annalen unserer Literaturgeschichte zu lesen. Es heißt leider nicht: Wie die Arbeit, so der Lohn, sondern umgekehrt: Wie der Lohn, so die Arbeit. Wie das Publicum die Bücher kauft, danach wird auch der gewöhnliche Verleger in den bei weitem meisten Fällen das zu bewilligende Honorar bemessen, möge die Arbeit sein, wie sie wolle. Deutsche Romane werden vom Publicum nur in äußerst seltenen Fällen gekauft, die eben als Ausnahmsfälle hier nicht in Betracht kommen können. Was die Leihbibliotheken an Romanen consumiren, das können die Verleger, bis auf einige Exemplare mehr oder weniger, fast genau berechnen. Der Absatz ist ein sehr beschränkter, mithin wird auch das Honorar in der Mehrzahl der Fälle nur ein mäßiges sein können. Der deutsche Romanschriftsteller wird daher sehr fleißig sein und sich die Sache etwas bequem machen müssen, um nur des Lebens Nothdurft zu bestreiten. Es ist ja doch meist vergängliche Waare, die in den Literaturgeschichten nicht verzeichnet wird und nach einem Lustrum so gut wie vergessen ist. Von einem Dickens, Bulwer und Thackeray, die von dem englischen Publicum ausgezeichnet bezahlt werden und sich mit wenigen Bänden oft ein Vermögen erschreiben, wird man verlangen können, daß sie auch immer Vortreffliches liefern, was aber keineswegs immer der Fall ist. Talente wie Dickens sind freilich selten, aber noch seltener sind in Deutschland Schriftsteller, welche gut bezahlt werden und der Sachlage nach auch gut bezahlt werden können. Wir glauben daher behaupten zu dürfen, daß die deutschen Romanschriftsteller, so mittelmäßig, flüchtig oder unreif zum größern Theil ihre Arbeiten auch sein mögen, doch im Verhältniß zu dem Ertrage ihrer Schriften im Durchschnitt sogar mehr leisten als die französischen und englischen, denen es auch an Privatkunden nicht fehlt und außerdem der Weltmarkt offen steht. Man könnte nun freilich fragen, warum schriftstellerische Talente sich bei so verhältnißmäßig geringem Ertrage in Deutschland überhaupt auf die Romanschreiberei werfen? Wenn sie indeß fleißig und die Umstände ihnen einigermaßen günstig sind, wenn sie leicht arbeiten und die gewöhnlichen Handwerksknisse verstehen, können sie doch im Jahre durch die Masse des Gelieferten immerhin ein erkleckliches Honorar zusammenschreiben. Jedenfalls scheinen aber gerade Leute, die selbst von der Schriftstellerei leben, nicht sehr befugt dazu zu sein, Andern zum Vorwurfe zu machen, daß sie sich desselben Existenzmittels bedienen.

Es sei fern von uns, eine flüchtige und gewissenlose Arbeit an sich entschuldigen zu wollen, wir haben nur die einigermaßen entschuldigenden Umstände hervorzuheben gesucht, wie ein Advocat, der ex officio einem Delinquenten als Vertheidiger beigegeben ist. Auch mancher ernststrebende und gewissenhafte Schriftsteller, der seiner Zeit vielleicht von seinem Berufe die idealsten Vorstellungen hatte, kann durch Verhältnisse, an denen er nicht schuld ist, in die Nothwendigkeit versetzt werden, sein Talent zu einer leichtern Arbeit zwingen und verurtheilen zu müssen. Hat doch selbst Schiller es nicht als ein Sacrilegium und eine Herabwürdigung seines Talents betrachtet, einige französische Lustspiele von

*) „Graf Stolberg. Historischer Roman von Klencke" (zwei Bände; Kreßlau 1855).

sehr leichtem Gepräge für die deutsche Bühne zu bearbeiten und eine große Menge memoirenartiger Schriften ins Deutsche zu übersetzen, und wie manche mitunter etwas leichte Waare sowol Goethe als namentlich Wieland geliefert haben, ist bekannt.*) Wenn aber irgendeiner unserer „lobenswerthest genannten" Autoren, der Schiller mit seinem Talent nicht an die Hüfte reicht, rasch hintereinander einige italienische und französische Lustspiele für die deutsche Bühne zurechtsetzen wollte, so würde man sehr bald mit dem Vorwurf fertig sein, daß er sich zum Fabrikarbeiter erniedrigt habe. Freilich ist Klencke, um auf diesen wieder zurückzukommen, weit ärgerer Dinge beschuldigt worden. Man hat unsers Wissens den Verdacht gegen ihn aufgebracht, nicht nur ein Plagiarius, sondern auch ein literarischer Falsarius, ein deutscher Simonides zu sein. Man hat die Echtheit der in seiner Schrift „Aus einer alten Kiste" mitgetheilten Briefe Knigge's und seiner literarischen Freunde in Zweifel gezogen, freilich nicht ohne Schuld Klencke's, der die Erzählung, wie er in den Besitz dieser Papiere gekommen, ganz unnützerweise in eine Art Mysterium, in eine romantisch-abenteuerliche Form gekleidet hat. Nun ist aber gar nicht anzunehmen, daß ein industrieller Schriftsteller, der wie Klencke auf möglichst leichten Erwerb ausgeht, sich die entsetzliche, mit dem bezogenen Honorar gewiß in gar keinem Verhältniß stehende Mühe gegeben haben sollte, Briefe Verstorbener auszudenken, und zwar nicht unserer größten Autoren, sondern zum Theil so wenig namhafter Leute wie des Schauspieldirectors Großmann, des stockholmer Musikdirectors Weber, des Hamburgers Reimarus nebst Frau u. A. Noch undankbarer und mühevoller wäre aber die Arbeit gewesen, ganze literarische Processe wie den zwischen Knigge und dem Ritter Zimmermann sammt allen chicanösen und langweiligen Repliken, Dupliken und Tripliken auszuklügeln. Wäre dies übrigens der Fall, so würden wir in Klencke eins unserer ersten schriftstellerischen Talente anzuerkennen haben, wozu seine übrigen Leistungen doch wieder durchaus nicht Anlaß geben.

Soweit die Bemerkungen, zu denen wir uns durch die Frage wegen des Literaturromans überhaupt und die allgemeine schriftstellerische Thätigkeit Klencke's (wobei wir von seinen naturwissenschaftlichen Schriften gänzlich absahen) veranlaßt fühlten. Wir kommen nun zu seinem Romane „Gleim", den er selbst einen historischen nennt, während er im wahren Sinne des Worts ein literarhistorischer ist; denn die Dichter und literarischen Männer der Gleim'schen Periode stehen im Vordergrunde, während die Kriegshelden und eigentlich politischen Personen nur ab und zu aus den Coulissen hervortreten und sämmtlich nur zweite Rollen spielen. Was uns betrifft, so gestehen wir, daß uns der Roman durch seinen Inhalt (wir sagen mit Bedacht „Inhalt") nicht wenig interessirt und gefesselt hat. Von einem Aufwande wirklich künstlerischer Mittel seitens des Verfassers ist dabei allerdings nicht die Rede, ebenso wenig von einer eigentlich romanhaften Verwickelung, was wir jedoch dem Buch fast als Verdienst anrechnen möchten; die verschiedenen Vorgänge sind ganz lose und oft ohne innere Nothwendigkeit aneinandergereiht; manche Episoden sind von einer lähmenden, wie Mohnsaft einschläfernd wirkenden Breite; die stilistische Darstellung ist zum Theil flüchtig, oft in tadelnswerthester Weise nachlässig, dabei ist sie aber einfach, natürlich, anspruchslos und nicht ohne jene Gewandtheit und Leichtigkeit, welche den in diesem Fache bereits vielgeübten Schriftsteller erkennen lassen. Leider wimmelt das Buch auch von häßlichen Druckfehlern, die bei der offenbaren Hast, mit welcher der Verfasser arbeitet, auch Schreibfehler sein können und dann dem Verfasser zur Last fallen würden; selbst manche aus den damaligen Dichtern citirte Stellen erscheinen schmählich corrumpirt.*) Was nun aber den Inhalt betrifft, so gewährt dieser ein ansprechendes und lehrreiches Bild jener Literaturperiode, in der die Dichter noch die einfachsten, kindlichsten und gemüthvollsten Menschen und namentlich von einem beneidenswerthen Sinn für Freundschaft erfüllt waren, obschon es allerdings an einzelnen Friedensstörern nicht fehlte und Gleim selbst, in welchem sich dieser Freundschaftssinn am innigsten und energischsten aussprach, je älter er wurde, desto mehr Enttäuschungen erleben mußte, bis er sich zuletzt von einer ganz neuen Generation umgeben fand, von der er so wenig als sie von ihm verstanden, ja von der er wie ein versteinerter Ueberrest einer abgelebten Zeit betrachtet wurde.

Es lag in den Dichtern jener Periode ein tiefes Gefühl für Freundschaft, die in sehr idealem Sinne genommen wurde. Aus diesem Geiste gingen der Hainbund, der Klopstock'sche und der Gleim'sche Freundeskreis hervor. Zu den schönsten Oden Klopstock's gehören gerade diejenigen, in denen er seine Jugendfreunde mit jugendlicher Wärme feierte. Bei Gleim wurde dieser Freundschaftstrieb zu einer Art von religiösem Cultus, fast zur Idololatrie. Man braucht nicht Klencke's Roman gelesen zu haben, um zu wissen, daß Gleim sein Sanctuarium mit den Bildnissen seiner Herzensfreunde schmückte, daß er sie an den Geburtstagen der Porträtirten mit

*) In Frankreich ist man in solchen Punkten fast bis zum Ueberdruß tolerant. Es schadet der Frau Dudevant beim Publicum sehr wenig, daß sie als Memoirenschriftstellerin wie als Schauspieldichterin bei uns zur Fabrikantin herabgesunken ist und um des bloßen Honorars willen, wie man versichert, sich willig finden ließ, zu einer bloßen Compagnie die Bahel zu liefern. Das geht Alles so im Strom der großen Gewerbsthätigkeit der Zeit mit hin.

*) Klencke verunstaltet z. B. Klopstock's Ode „Der Rheinwein" (S. 112 des ersten Bandes von Klopstock's „Sämmtlichen Werken", leipziger Ausgabe von 1823) in folgender ganz heillosen Weise:

O du — der Traube Sohn, der im Golde blinkt,
Wir sind deiner werth und jener deutscheren Zeit,
Wo du, edler Alter, noch ungefeilert, aber voll Glut
Dem Rheine zujüngst, der dich auferzog u. s. w.

Eine ganze Zeile ist hier nach der ersten ausgefallen. Statt „wir sind deiner werth" heißt es bei Klopstock „wir drei sind unser werth", statt „wo du" bei Klopstock „da du", statt „voll Glut" bei Klopstock „schon feuriger", statt „dich auferzog" bei Klopstock „dich mit auferzog". So geht es das ganze Citat hindurch, aus dem die edle ächte Strophe herauszuerkennen unmöglich ist.

Kränzen verſah und ſich oft wie anbetend in ihr Anſchauen verſenkte. Man ſuche doch in unſern Tagen einen gefeierten Autor, der nicht leben könnte, ohne die Phyſiognomien ſeiner ſchriftſtelleriſchen Collegen und Rivalen wenigſtens in Abbildungen ſtets um ſich zu haben; lieber würde er ſie in effigie irgendwo anders als an den Wänden ſeines Studirzimmers hängen ſehen. Gleim war ein Märtyrer ſeiner Freundſchaft; er verheirathete ſich vielleicht nur darum nicht, um ſeinen Freunden ganz ungeſtört leben zu können. Dabei verfertigte er aber Anakreontiſche Liebeständeleien in großer Zahl, während er, der friedfertigſte Menſch von der Welt, auch Kriegshymnen und Schlachtgeſänge dichtete, die ihm als einem patriotiſchen Dichter ſtets ein ehrenvolles Andenken ſichern werden, während wieder ſein Freund Kleiſt, obſchon tapferer Kriegsmann, am liebſten die Einſamkeit und den ſtillen Frieden ländlichen Lebens beſang. Die Poeten jener Periode waren unzweifelhaft naiver und kindlicher als die Dichter unſerer Zeit. Als die Periode des Sturms und Drangs ihren Anfang nahm und das Pochen auf das ſelbſtherrliche Recht der ſich von ihren Umgebungen losreißenden und ihnen ſogar als unbequemen Schranken feindlich gegenübertretenden Genialität Brauch wurde, war es mit dieſer zu allen Zeiten ſeltenen Fähigkeit, ſein Glück hauptſächlich in dem Glück Anderer zu finden, für immer aus. Die ſimple Unſchuld hat in dieſer Welt niemals lange Dauer und kann ſie auch nicht haben. Eine Glückſeligkeitsinſel, die es auch bleiben könnte, gibt es im großen Menſchheitsſtrome nicht. Die Intereſſen ſtoßen auf- und gegeneinander, und aus dieſem Conflict entwickelt ſich der Egoismus, erzeugen ſich beſtimmte Tendenzen. Rudolf Gottſchall hat in ſeinem Buche über die deutſche Literatur treffend nachgewieſen, daß ſchon die von Schiller behandelten Freundſchaftsverhältniſſe einen andern Charakter haben als den der eigentlichen Freundſchaft. Das Verhältniß zwiſchen Don Carlos und dem Marquis von Poſa beruht, wenigſtens von der Seite des Marquis, auf kosmopolitiſch-humaniſtiſchen Tendenzen; der Infant iſt dem Marquis nur Werkzeug zu ſeinen Zwecken. In der „Bürgſchaft" iſt, neben der poetiſchen Situationsmalerei, die Einlöſung des verpfändeten Worts, das antike Pflichtgefühl das hervortretendſte Motiv. Auch das Freundſchaftsverhältniß zwiſchen Goethe und Schiller hatte einen weſentlichen Tendenzcharakter, einen literariſch-didaktiſchen Zweck. Jean Paul war unter unſern Dichtern der letzte, bei dem das Freundſchaftsgefühl ſich mit aller Energie geltend machte; ſo in ſeiner Schilderung des Verhältniſſes zwiſchen Flamin und Victor, Leibgeber und Siebenkäs, Walt und Vult. Jean Paul ſah auch im Leben überall gute, „herzvolle" Menſchen um ſich, weil er ſelbſt ein uneigennütziger, ſeelen- und herzvoller Menſch war. „Habe Dank, du guter warmer Menſch, für alle deine Liebe und deine Thaten, es begegne dir recht oft dein Ebenbild", ſchreibt er einmal an Voß. Würde jetzt wol ein Schriftſteller an den andern in dieſer gemüthvollen Weiſe ſchreiben? Schwerlich! Solche Worte wollen aus dem Herzen und der Feder nicht mehr heraus. In dieſer und in noch überſchwänglicherer Weiſe ſchrieb auch Gleim an ſeinen geliebten Kleiſt, deſſen edles Bild von Klencke mit beſonderer Vorliebe und recht wacker gezeichnet iſt, an Uz und andere ſeiner Freunde. In ſeinen ſpätern Lebensjahren ſuchte ſich Gleim auch an die jüngere Generation anzuſchließen, aber dieſe war ſchon anders geartet. Jacobi, der Dichter, und Wilhelm Heinſe, denen Gleim mit aufopfernder Freundſchaft eine Stätte in Halberſtadt bereitet hatte, machten ſich heimlich von ihm los und gingen nach Düſſeldorf. Beide hatten nicht einmal den Muth, von Gleim perſönlich Abſchied zu nehmen und ihm mit ihrem Vorhaben offen vor die Augen zu treten; ſie benutzten zu ihrer Abreiſe eine kurze Abweſenheit Gleim's in Magdeburg. Jacobi ließ ihm einen Brief zurück, worin er ihm zugleich anzeigte, daß Heinſe von Düſſeldorf ſchreiben werde. Gleim war von dieſem faſt hinterliſtigen Verrath an ſeiner Freundſchaft tief betroffen, doch machte er ſeinen beiden Pfleglingen keine Vorwürfe, ſondern drückte in einem einfach rührenden Briefe an Jacobi nur ſeinen Schmerz darüber aus, daß er nun ſo ganz einſam und verlaſſen in ſeinem „Hüttchen" ſitzen müſſe, unter den Bildern ſeiner Freunde, die er nur mit Seufzen betrachte. An dieſer Entfremdung Heinſe's und Jacobi's gegen Gleim hatte auch die damals ſchon ſcharfe und biſſige berliner Kritik großen Antheil, indem ſie den Nimbus, der bis dahin Gleim's Namen und Perſon umgab, gar ſehr zu dämpfen gewußt hatte. Man wollte mit dem ſchon alternden Gleim nicht zugleich vor den Berlinern lächerlich werden. Und Berlin war damals tonangebend und ſtand bei den deutſchen Dichtern und Schriftſtellern in höchſtem Anſehen. Schon früher ſchrieb einmal Uz an ſeinen Gleim:

Es iſt mir unbegreiflich, wie mein lebhafter, nach dem Kranze der Poeſie ſtrebender Gleim ein ſo unthätiges, ſinnendes Leben im vereinſamten militäriſchen Potsdam führen kann; zieht Sie der geiſtige Hauch des Gelehrtenthums und der Dichtkunſt denn nicht nach Berlin? Wie würde ich Sie um dies ewige Berlin beneiden, wenn ich hörte, daß Sie dort im Strome der Geiſter badeten und geſund werden müſſen. Wie gern vertauſchte ich mein Ansbach mit jenem Götterſitze der Wiſſenſchaft und Kunſt, wo der Menſch unſerer Art ſchon durch den Aufenthalt und das Athmen der geiſtigen Luft gehoben werden würde u. ſ. w.

Noch zu einer Betrachtung gibt uns das Klencke'ſche Buch Anlaß, daß nämlich die bahnbrechenden Geiſter jener Zeit faſt ohne Ausnahme, im Gebiet der Literatur wie der Tonkunſt, aus den engſten und ärmlichſten Verhältniſſen hervorgegangen waren und ſich durch die drückendſten Lebenslagen hindurcharbeiten mußten. Daß ſie dies aber vermochten, beweiſt für die Theilnahme, welche die Vornehmen, Reichen und Adeligen den literariſchen Beſtrebungen ſchenkten; ſie fanden es anſtändiger und ehrenvoller, das bürgerliche literariſche Verdienſt zu fördern und zu protegiren, ſtatt als Mitproducenten ſelbſt ihre Concurrenz zu machen. Sie ſchienen zu glauben, daß es ohne ſie ebenſo gut und noch beſſer ginge. Der Edelmann Kleiſt, der aber ganz bürgerlich dachte und

am liebsten mit bürgerlichen Dichtern verkehrte, sich ihnen sogar unterordnete, ist, wie Cronegk, eine seltene Ausnahme. Auch zur Zeit unserer classischen Dichter war es so; unsere größten Dichter und Denker sind bürgerlicher Abstammung und meist aus ärmlichen und beschränkten Verhältnissen hervorgegangen. Dies hat sich jetzt gar sehr geändert. Man protegirt das bürgerliche Talent nicht mehr, man macht ihm Concurrenz. Adelige Geburt, vornehme Abstammung, Reichthum und hervorragende gesellschaftliche Stellung wiegen schwer in unserer Zeit, die mit demokratischen Ideen zwar kokettirt, bei Lichte besehen aber aristokratischer geartet ist als das vorige Jahrhundert. Und da jede Kunst erlernt sein will, die Hülfsmittel zur Erlangung künstlerischer und poetischer Bildung aber in überreichlichem Maße vorhanden sind und nicht mehr aus dem Groben mühsam und vereinzelt hervorgeholt werden dürfen, so ist es gerade dem im Reichthum und in vornehmen Umgebungen geborenen Talente bequem gemacht, sich in den Besitz dieser Hülfsmittel zu setzen. Die gefeiertsten Tonkünstler des vorigen Jahrhunderts waren keine Söhne reicher Bankiers; sie mußten sich im Schweiße ihres Angesichts heraufarbeiten. Der in unserer Zeit so hervortretende Einfluß des Capitals macht sich auch in dieser Beziehung geltend.*)

Wie gering wir auch von Klencke's Roman als Kunstwerk denken, so gestehen wir doch, immerhin eine Art Verdienst darin zu erblicken, daß er es übernommen hat, das romanlesende Publicum durch Arbeiten dieser Gattung mit interessanten und lehrreichen Momenten unserer Literaturgeschichte bekannt zu machen und ihm darzuthun, daß Dichter und Schriftsteller unter Sorgen, Nöthen und Kämpfen mancherlei Art eine große Nationalarbeit verrichtet haben. Man könnte zwar sagen, dieses Publicum solle lieber die einschlägigen literargeschichtlichen Werke lesen, aus denen der Verfasser seine Romane zusammenträgt, aber gerade dieses Publicum liest einmal solche Werke nicht, wenn man es auch tausend mal im Namen wissenschaftlicher und gründlicher Bildung dazu auffodert, und es ist, wie wir aus Erfahrung wissen, Klencke dafür dankbar, daß er es in dieser im Ganzen unterhaltenden Weise mit literargeschichtlichen Zeitabschnitten und deren hervortretendsten Männern und Frauen bekannt macht. Ja wir schämen uns des Geständnisses nicht, daß selbst Literaturgeschichtschreiber diese Bücher nicht ohne allen Nutzen und alle Anregung lesen werden, indem, wie dies der Roman erfodert, die auftretenden Persönlichkeiten mehr von ihrer Gemüthsseite und in zahlreichern Beziehungen, als dies in literargeschichtlichen Quellen der Fall zu sein pflegt, geschildert werden. Will die Kritik rigoros sein, so gibt es noch ganz andere Bücher, die sie als durchaus verwerflich und schädlich brandmarken müßte. Wir wollen auch nicht untersuchen, wie viel etwa der Verfasser zum Zwecke des gegenwärtigen Romans aus Quellenschriften, z. B. aus Körte's „Leben Gleim's", entlehnt hat; diese reichliche Ausbeutung der Quellen lassen sich auch Andere zuschulden kommen, welche Romane historischen Inhalts schreiben. In wie ausgedehnter Weise werden z. B. zu solchen Zwecken so häufig die französischen Kriegsgeschichten und Memoiren, selbst auch nur deren noch unzuverlässigere deutsche Uebersetzungen geplündert! Jedenfalls gestehen wir, daß die Gesellschaft der Gleim, Kleist, Uz, Sulzer, Klopstock, Lessing, Jacobi, Heinse u. A., in der wir uns in diesem biographischen Romane bewegten (und er ist mehr Biographie als Roman), uns persönlich interessanter war als die Gesellschaft oft höchst unbedeutender und für uns gleichgültiger Leute, in die wir so oft in Romanen eingeführt werden. Was haben wir im Grunde davon, wenn uns ein solcher obscurer, vom Verfasser erfundener Romanmensch vom Kopf bis zur Zehe geschildert wird? Ganz anders werden wir gespannt, wenn wir im Klencke'schen Buche lesen:

> Die Hausthüre wurde geöffnet; Dorothea eilte hinaus an die Treppe. Eine jugendliche, kräftige, von Wetter und Kälte angefrischte Gestalt, mit einem kecken, lachenden Blick, aber sichtbar in der Kleidung vernachlässigt, einem fahrenden Schüler gleich, rief einen fröhlichen lauten Gutenmorgen in das Haus, daß es in dem Raume mehrfach wiederhallte u. s. w.

Wir merken sofort, daß dieser Mensch, den Gleim's Nichte für einen halleschen oder göttingischen Studenten hält, irgendeine Persönlichkeit von literarischer Bedeutung sein wird, und wir sind gespannt darauf, zu erfahren, wer es ist. Diesmal ist es Wilhelm Heinse.

Der zweite hier anzuzeigende Roman: „Schubart's Wanderjahre oder Dichter und Pfaff" von Adolf Weisser, ist von etwas anderm Gepräge. Offenbar besitzt der Verfasser ein energischeres Darstellungstalent, größere Ursprünglichkeit producirender Kraft, mehr Fähigkeit, sich in das eigentlich Dämonische menschlicher Seelenzustände zu vertiefen. Dagegen ist dieser Roman minder reich an literarischen Bezügen und Thatsachen, minder harmlos und friedfertig und, wie schon der zweite Titel „Dichter und Pfaff" vermuthen läßt, von tendenziöserer Färbung. Wir brauchen wol nicht erst zu sagen, daß der eigentliche Held des Romans der geniale Dichter Christian Daniel Schubart ist, dessen Leben erst noch 1849 von David Strauß in dem Werke „Schubart's Leben in seinen Briefen" geschildert worden. Dieses Werk und Schubart's Autobiographie — unter den in Deutschland geschriebenen Autobiographien wol die interessanteste und psychologisch merkwürdigste — haben dem Verfasser ohne Zweifel reichlichen Stoff geliefert. An der Hand

*) Mit dieser Richtung unserer Zeit hängt vielleicht auch die von uns in Nr. 8 d. Bl. erwähnte Hypothese der Amerikanerin Bacon zusammen, daß nicht ein Mann Namens Shakspeare, sondern Lord Bacon (auch die Amerikanerin führt diesen Namen!) und Sir Walter Raleigh die Verfasser der Hauptwerke dieses sogenannten Shakspeare seien. Man glaubt oder will uns glauben machen, daß ein Mann von der Bildung und Stellung Shakspeare's so etwas nicht gedichtet haben könne; man substituirt ihm daher Männer von hohem Range und gelehrter Stellung und rechnet in unserer Zeit für diese Hypothese, wozu sie unter Anderm jüngst David Asher in der „Europa" mit Gegenbeweisen aufgetreten ist, auf Zustimmung in den tonangebenden aristokratischen Kreisen.

dieſer Vorarbeiten hat uns Weiſſer ein ſehr markirtes Bild von dem Dichter gegeben, von ſeinem wilden, wüſten Humor, von ſeiner Sinnlichkeit und moraliſchen Haltloſigkeit, die ihn, den Freidenker, aus weltlichen Gründen faſt dem Katholicismus in die Arme führte, von der Schnellkraft ſeines Geiſtes, der ſich blitzähnlich in den treffendſten Pointen und Impromptus entlud, von dem Trotze ſeines Geiſtes und Herzens wie von der Schwäche oder Unſtätigkeit ſeines Charakters und dann wieder von ſeiner ungekünſtelten Begeiſterung für alles Edle und Große, für die erhabenen Gebilde der Ton- und Dichtkunſt, für Klopſtock, für Friedrich II., für das deutſche Vaterland und die freie Volksentwickelung. Nicht immer führt uns der Roman in die beſten Geſellſchaften, wir müſſen zuweilen etwas tief hinabſteigen, wie der Held des Romans, und es iſt richtig, daß der Verfaſſer in dieſen Wirthshausſcenen die Farben etwas grell und derb aufträgt; doch ſind ſie zum Theil mit tüchtigem Humor und praller Lebenswahrheit geſchildert. Der Verfaſſer beweiſt überhaupt mehr Energie als Geſchmack, obſchon ihm auch die Zeichnung der zarten edeln Dulderin Helene, Schubart's Gattin, zum Ueberraſchen glücklich gelungen iſt. Die Scenen zwiſchen beiden Gatten, in denen auch ſehr oft die innerlich edle Natur Schubart's wie ein Sonnenblick durch eine düſtere Wetterwolke hindurchſchlägt, ſind oft ſehr ergreifend, wie die, wo der leidenſchaftliche Mann in einer Anwandelung tiefern Gefühls ſein kleines Söhnchen Ludwig in ſeine Arme preßt, und indem große Thränentropfen aus ſeinen Augen hervorquellen, in der Umarmung die tiefempfundenen Worte ausruft: „Schade, liebes Kind, daß du ein Schubart biſt!“ Um Schubart's Geſtalt in ein noch günſtigeres Licht zu rücken, hat ihm der Verfaſſer den Maler Schneider beigeſellt, ein verliedertes Genie und eine zeitlang Schubart's böſer Dämon, der, noch vor kurzem ein Religionsverächter, ſich von den Jeſuiten erkaufen läßt, für die katholiſche Kirche wirbt und mit dem wenn auch geheuchelten Feuereifer ſolcher Propagandiſten unter einem Aufwande von Sophismen den Satz zu beweiſen ſucht, daß nur bei der katholiſchen Kirche das Heil ſei und daß alle Welt katholiſch werden müſſe und werden werde. Zuletzt, mit Undank belohnt oder wegen fortgeſetzt liederlichen und allgemeines Aergerniß erregenden Lebenswandels oder als ein überhaupt mehr ſchädliches als nützliches Inſekt, wird er in ein Kloſtergefängniß gethan, wo er an den Folgen ſeiner Ausſchweifungen faſt noch bei lebendigem Leibe verweſt. Zu den intereſſanteſten Epiſoden gehören noch die Scenen mit den preußiſchen Werbeoffizieren, welche Schubart durch ſein geniales Weſen und ſeinen Enthuſiasmus für die Preußen und Friedrich den Großen für ſich zu gewinnen wußte, die Begegnung mit dem Knaben Friedrich Schiller auf einem Spaziergange, der Beſuch in dem ſouveränen, in lächerlichſter Weiſe militäriſch eingerichteten Diminutivſtaate des Grafen Joſeph Anſelm Adelmann von Adelmannsfelden, die Unterredung des Generals von Ried und des Oberforſtmeiſters Grafen von Sponeck bei Champagner und mit Trüffeln gefüllten Kapaun über die beſte Art, Schubart über die würtembergiſche Grenze zu verlocken und ihn hier in Gewahrſam bringen zu können. Weniger haben uns die Epiſoden behagt, die den Exorciſten und Wunderthäter Pater Gaßner, mit deſſen Entlarvung vor dem Volke das Buch ſchließt, und die in des „Pfaffen“ Plane verflochtene Juliane betreffen. Der Schluß des Romans iſt überhaupt kein ſehr befriedigender. Wir ſehen Schubart in einer Periode, wo er nach vielen Irrungen und Irrfahrten zum Bewußtſein ſeiner beſſern Natur kommt und als Volkslehrer durch das Organ der von ihm in Ulm begründeten „Chronik“ eine bedeutſame Wirkſamkeit ausübt, heimtückiſch ins Gefängniß geſchleppt werden, aber nicht wieder daraus hervorgehen. Es reicht zu einem befriedigenden Schluſſe des Romans, ſoweit er Schubart betrifft, nicht hin, wenn der Verfaſſer hinzuſetzt: „Schubart ſchrieb während der Qualen einer zehnjährigen Haft ſein «Leben und Geſinnungen» nieder, ein Buch, welches fortleben wird, ſolange es Menſchen gibt, die unter der Ungerechtigkeit irdiſcher Gewalten leiden.“ Das iſt der Ausſpruch eines Biographen, nicht eines Romandichters. Eine der letzten Scenen, in welcher uns Schubart geſchildert wird, wie er im Thürmerſtübchen des ulmer Doms in aufflammender Begeiſterung das nächſte Chronikblatt dictirt, iſt trefflich gelungen und läßt uns mit Achtung von Schubart als einem Manne ſcheiden, der mit Eigenſchaften ausgeſtattet war, welche dem damit Begabten unter andern Verhältniſſen, zu anderer Zeit und unter einem andern Volke, ſei es als Dichter, ſei es als Politiker, zu den höchſten Leiſtungen Anwartſchaft gegeben hätten.

Hermann Marggraff.

Chriſtian Friedrich Scherenberg.

Abukir, die Schlacht am Nil. Von C. F. Scherenberg. Berlin, A. Duncker. 1855. 8. 20 Sgr.

Während der Muſenſitz an der Iſar, den König Maximilian's poetiſcher Sinn und Begeiſterung für die Dichtkunſt geſchaffen, ſich durch die große Glätte, Klarheit und geſchmackvolle Haltung aller Productionen auszeichnet, die aus ihm hervorgehen, während die münchener Dichterſchule, ein Geibel und Dingelſtedt, ein Bodenſtedt und Heyſe, in die Fußtapfen Platen's tritt und die formelle Seite der Kunſt zu möglichſter Vollkommenheit auszuarbeiten ſucht, tritt dieſen Poeten ein preußiſcher Dichter gegenüber, der ſich kaum um die Regelrechtigkeit und Correctheit ſeiner poetiſchen Form kümmert und, ohne Kenntniß der antiken Bildung, ohne Anlehnung an claſſiſche Muſter, friſchweg die Eingebungen ſeiner lebendigen Phantaſie und ſeiner patriotiſchen Geſinnung in Verſe bringt. Es läßt ſich kaum ein größerer Gegenſatz denken als ein Scherenberg'ſches Schlachtgemälde, mit ſeinen oft unſcandirbaren Rhythmen, zerriſſenen Conſtructionen, Härten und Längen, kecken, oft grotesken Metaphern, ſeiner den Purismus verhöhnenden Sprach-

nergerei, und eine dichterische Arbeit Heyse's mit ihren andern Versen, ihrer Goethe'schen Eleganz, ihrer ganzen tadellosen Form, die keine kritische Lupe zu scheuen braucht. Dort ein etwas wüstes Schlachtgetümmel der Verse und Gedanken, hier eine parademäßige Aufstellung; dort pulvergeschwärzte Uniformen, hier blankgeputzte Knöpfe; dort Kampf mit Kolben und Bayonnet, hier ein zierlich präsentirtes Gewehr! Wir achten den guten Geschmack und die treue Pflege der künstlerischen Form gewiß nicht gering, aber wir müssen bekennen, daß auf uns die frische Ungeberdigkeit Scherenberg's einen wohlthuenden Eindruck machte, wenn wir von der zierlichen Lovelypoesie und correcten Schulmäßigkeit ermüdet waren, in der sich gar keine bestimmte geistige Physiognomie ausprägte. Sehen einmal eine Poesie mit stark markirten Zügen, so sehr sie auch von den Proportionen des Ideals abweichen mag, als dies fortwährende graziöse, aber wenigsagende Lächeln in einem sonst noch so wohlgebildeten Angesicht.

Scherenberg war lange Zeit hindurch ein wenig gekannter Journalpoet *); hier und dort las man seinen Namen unter etwas ungelenken Gedichten, die sich dem Ohre nicht einzuprägen verstanden. Es fehlte an Grazie, an Melodie, an Glanz und Tiefe der Empfindung — Fehler, die in der Lyrik durch keine andern poetischen Vorzüge aufzuwiegen sind. Anders verhält es sich in der Epik, wo Kraft, Lebendigkeit und Originalität der Darstellung für jene Mängel einigermaßen entschädigen können. So wandte sich Scherenberg's Muse, die mit ihm den bescheidenen Journalergüssen zu verkümmern drohte, zur rechten Zeit größern epischen Schöpfungen zu und that mit „Waterloo" einen glücklichen Griff, der ihr bald zu unverhoffter Anerkennung verhalf. Freilich darf man weder an den Entwurf noch an die Ausführung dieses epischen Schlachtgemäldes einen streng künstlerischen Maßstab anlegen; denn von einer andern Anordnung und Gruppirung des Stoffs, als die Kriegsgeschichte an die Hand gibt, ist nicht die Rede; die künstlerische Form ist so durchlöchert wie eine alte Regimentsfahne; die Syntax und Metrik sind oft mit dem Einbogen beiseite geschoben, und unverdorbene Gemüther, denen diese Damen theuer sind, werden dem groben Poeten kein freundliches Lächeln schenken. Dennoch — welch ein frischer, ungekünstelter Hauch der Begeisterung durchwehte das Ganze, wie draftisch und Taciteisch waren die meisten Schilderungen, wie gewaltig viele Bilder von jener unmittelbaren Kraft der Bezeichnung, nach welcher schulmäßige Fertigkeit vergebens ringt. Ein derber, frischer Humor, eine gesunde Energie athmete aus jeder Zeile; keine Spur von moderner Blasirtheit, von all den krankhaften Stoffen der Zeit; eine naturwüchsige Objectivität verschmähte alle Reflexionen und ließ nur lebendig geschilderte Thaten sprechen. Mochte Scherenberg ein solches Bivouac vor der Schlacht oder einen Reiterkampf schildern oder die Action der großen Massen, er blieb immer Herr seines Stoffs, und seine Inspiration ließ ihn für Alles den rechten Ton anschlagen. Ein patriotischer Schwung, der keinen einseitigen Parteirücksichten fröhnte, beseelte die ganze Dichtung, die sich indeß nicht weiter darauf einließ, die Signatur der damaligen Zeit nach ihrer tiefern Bedeutung zu entziffern. Die poetische Kraft, die sich in ihr offenbarte, war vorzugsweise Kraft der Schilderung und besonders imponirend durch die glänzende Entwickelung der Massen, durch die Sicherheit, mit welcher Scherenberg's Schlachtenmuse Bataillone und Regimenter auf die Scene führte und allen taktischen Bewegungen, die als verstandesmäßige Operationen der neuen Kriegskunst für den Dichter ungefügig genug erscheinen, eine poetische Seite abzugewinnen wußte. Was freilich die Charakteristik der einzelnen Helden betraf, so war sie meistens in kurzem, barschem Stile, im Tone der Anekdote ausgeführt. Einer sorgsamen und tiefergehenden Ausarbeitung der hervorragenden Individualitäten, wie sie das Epos verlangt, schien weder der Dichter gewachsen, noch war sie erfoderlich für ein Schlachtgemälde, das ja auch nicht Anspruch darauf machen konnte, der culturhistorischen Bedeutsamkeit, ohne welche sich kein Epos denken läßt, zu genügen. Man kann indeß nicht behaupten, daß Scherenberg seit dem Erscheinen seiner Dichtung „Waterloo" große künstlerische Fortschritte gemacht hätte. Das Barocke, Groteske, Formlose ist bei ihm nicht Auswuchs jugendlicher Kraft, es ist Manier des Autodidakten, starre, unbeugsame Manier des ältern, reifern Dichters, dem man wol kaum große Entwickelungsfähigkeit zusprechen darf. Der unersetzliche Mangel einer classischen Bildung entzieht dem Dichter jene Basis des guten Geschmacks und ästhetischen Gesetzes, ohne welche jede noch so geniale Neuerung in der Luft schwebt. So kommt es denn, daß Scherenberg's spätere Dichtungen höchstens mit „Waterloo" in eine Linie zu stellen sind und eher unter als über ihm stehen. So ist „Ligny" eine matte Copie von „Waterloo" und „Leuthen", ein Fragment des großen Friedrichsepos, bei einzelnen Glanzstellen der Schilderung doch durch die hin- und herspringende Composition, die metrische Unzurechnungsfähigkeit und die oft barbarische Sprachmengerei noch verwilderter. In seiner neuesten Dichtung „Abukir, die Schlacht am Nil" verläßt Scherenberg nun den patriotischen Boden, läßt auch das Friedrichsepos, das mit Meyerbeer's „Afrikanerin" ein Schicksal zu theilen scheint, im Pulte schlummern und führt uns an Aegyptens fernen Strand, um uns ein Schlachtgemälde zu entwerfen, dem alle preußischen Kernflüche fehlen.

Warum wählte Scherenberg diesen Stoff? Wollte er hinter die englisch-französische Allianz ein poetisches Fragezeichen machen? War seine Muse des Landkriegs müde; brauchte sie neue Staffage zu ihren Bildern? Wollte sie ihre Amphibiennatur bewähren und zeigen, daß sie zu Wasser ebenso gut fortkommt wie zu Lande? Dem Widmungsgedichte zufolge scheint die Erwerbung des Jahdebusens, der erste Schritt zur Bildung einer preußi-

*) Soeben erschienen Scherenberg's „Gedichte" schon 1845 zu Berlin in zweiter Auflage. D. Red.

Digitized by Google

ſchen und deutſchen Marine, den patriotiſchen Anſtoß zu dieſer Dichtung gegeben zu haben, die nur deshalb den brandenburger Fahnen untreu wird, weil die preußiſche Geſchichte, abgeſehen von jener kurzen, wenig erfreulichen Epiſode unter dem Großen Kurfürſten, keinen Stoff für die Poeſie des Seekriegs bietet. So muß der Dichter ein Vorbild für Preußens künftige Marine von den Heldenthaten anderer Nationen borgen; aber ſeine Tendenz bleibt nichtsdeſtoweniger patriotiſch:

Auf daß auch Preußens Mannſchaft, gilt's zu halten
Die Flaggenehre einſt vor'm Schlachtenweh'n,
Dem Tod, wie er auch wechsle die Geſtalten,
Mit Seemannskühle mag ins Auge ſeh'n,
Und muß ſie weichen höheren Gewalten,
Auch groß noch bleib' in ihrem Untergeh'n,
Dieweil nicht ſtirbt, was in der Ehre lebet,
Und treu dem Geiſt, der ob den Waſſern ſchwebet.

Das Gedicht beginnt mit einer hiſtoriſchen Einleitung in Jamben. Zuerſt führt uns der Dichter die große franzöſiſche Flotte vor, die unter dem Schleier des Geheimniſſes auslief, ohne daß Jemand ihr Ziel kannte. Sie folgte jenem Stern,

Der aufgegangen glühend über'm Sumpf
Der gottvergeſſ'nen Erde mit dem Schweif
Der Plagen, eine Himmelsruthe, ihnen
Schon vorgeleuchtet an der Alpen Firn,
Geführt durch Wolken ſie ins Land der Sonnen.

Schon hier finden ſich Proben der markigen Darſtellungsweiſe, welche unſern Dichter charakteriſirt:

Und als in dritter Nacht,
Nicht überſehbar mehr, die Inſelſtadt
Hervor aus vier der alten Großſeethore
Von Frankreich und vom welſchen Land zuſammen
Geſchwommen war auf Höh' von Genua,
Und morgenduftig aus der dunkeln Flut
Emporſtieg mit den Prachtpaläſten, flimmernd
Im Strahl aufgeh'nder großer Meeresſonne,
Erſchraken alle Küſten rings umher;
Denn ſeit des heil'gen Ludwig's Kreuzesfahrt
Sah'n ſie nicht mehr desgleichen von Armada.
Sie aber ſah ſich kaum geſeh'n, ſo hüllte
Sie fluchtſcheu ſich in ihre weh'nden Schleier,
Bedeckte ſich mit allen Segeln, ward
Zur Wolke, Nebelſtreif, Strich, Punkt und Nichts.
Verduftet war das ſegelnde Geheimniß,
Eh's noch errieth die lauſchende Europa.

In gleicher Weiſe, mit manchen ungelenken und harten, aber auch kühnen und ſchlagenden Wendungen, führt uns der Dichter nun die engliſche Flotte vor, welche die franzöſiſche überall vergebens ſucht, bis ſie dieſelbe bei Abukir an Aegyptens Küſte findet. Das iſt Scherenberg's naive Manier, welche die geſchichtlichen Thatſachen ohne weiteres aufgreift und in Verſe bringt. In ebenſo naiver Weiſe ſpricht er die hiſtoriſche und politiſche Bedeutung der Schlacht aus:

„Und Indien alſo heißt das Gold'ne Vließ
Der ſtillen Argonauten, und nur Fabel
War jener Wikingszug auf Englands Küſte?
Schein ihre Rüſtung in dem Ocean
Und Poſſe unſ're in dem Mutterland?
Aus Indien will ſich Frankreich England holen!
Aegypten iſt die Straße — ein Gedanke,
Der würdig eines Briten!" hob ſich zitternd
Auf ſeiner Bruſt das Band vom Bath, ſo wogte
Ihm drinnen ſein altengliſch Blut. Kühl wandte
Er nach verlor'nem Worte der Bewund'rung
Sich an ſein Britenvolk, ſtreckt' nach dem Feind
Aus ſeinem linken Arm — der rechte lag
Bei Teneriffa. Und das Volk verſtand
Auch ohne Worte ſeinen Admiral;
Denn was zu ſprechen wäre, war geſagt.

Es geht alſo zur Schlacht, und wir haben kaum Zeit zu erwägen, welche günſtigen Chancen eine Seeſchlacht der dichteriſchen Auffaſſung bietet. Doch tritt uns gleich eine Schwierigkeit entgegen — die Technik der Marine und ihre feſtſtehenden Kunſtausdrücke. Ohne Frage kann eine Fülle von Specialitäten das dichteriſche Gemälde beleben, ja ſie gibt ihm erſt einen ſpecifiſchen Charakter. Auf der andern Seite kann eine erſt des Commentars bedürftige Terminologie keinen Eindruck, alſo auch keinen poetiſchen auf den Leſer machen, dem ſie unverſtändlich iſt, und auch die Keuſchheit, Reinheit und Schönheit der Sprache verlangt, daß nicht jeder plumpe Marineausdruck ſo ohne weiteres vom Dichter recipirt werde. Die Grenzlinie iſt hier ſchwer zu ziehen; doch hat Freiligrath in ſeinen Dichtungen ſie wol mit größerm Geſchmack gewahrt als Scherenberg, der an einzelnen Stellen allzu verſchwenderiſch mit Ausdrücken umgeht, die in Deutſchland nicht ſo auf ein allgemeines Verſtändniß rechnen dürfen wie in England und außerdem für keine Bereicherung der poetiſchen Diction gelten können, z. B.:

„Anluven!" ſpielte weiter das Signal,
Scharf braſſen alle Schiffe an den Wind,
Die Raaen holen durch die Schooten, 's ſtampft
Der Kiel die See, daß alle Segel ſchüttern.
Und: „Abgenommen die Kappe vom Kanon!
Die Luken aufgetreißt!"

Ebenſo iſt die Lebendigkeit der Darſtellung auf Unkoſten der künſtleriſchen Reinheit durch eine Fülle von franzöſiſchen und engliſchen Brocken gehoben, welche den Repräſentanten beider Nationen in den Mund gelegt ſind. Die Franzoſen laſſen ihr: „Vive l'égalité!", „Vivent les Bourbons!", „Vive Napoléon!" ertönen. Der Admiral Nelſon läßt ſelbſt in ſeine monologiſchen Betrachtungen ein „Very well!" einfließen; John Bull ſchimpft „Goddam Jonny Crapeau!" und das Britenecho ruft nieder: „Steht bei, my hearts of oak!" Schon Freiligrath hat dieſe Sprachmengerei in einer kaum zu rechtfertigenden Weiſe in ſeine Dichtungen aufgenommen; bei Scherenberg macht ſie oft einen wunderlichen Eindruck, indem man ganze Zeilen durchfliegt, ohne ein ehrliches deutſches Wort zu begrüßen, und ſich hier an einer nautiſchen Wendung, dort an einem Fremdwort, dort an einer neuen, bizarren Wortbildung und Wortfügung ſtößt. Doch freilich, die außerordentliche Lebendigkeit der Darſtellung vermag faſt für die Uncorrectheit des Ausdrucks und die Seltſamkeit dieſer ſprachlichen Miſchungen zu entſchädigen. So iſt die Schilderung der franzöſiſchen Flotte vor der Schlacht ein Meiſterſtück einer mit kecken Zügen zeichnenden Genremalerei. Das bunte Leben de

Partien, das noch nicht von der Zuchtruthe des Conſulats gebändigt war, tritt uns hier mit allen ſeinen Stichwörtern entgegen. Zur Tafelmuſik der Offiziere ſehen wir die blauen Jungens auf dem Verdecke luſtig tanzen; Welſchblut producirt ſeine angeborenen Mimenkünſte, und ſein Publicum hängt gaffend im Tauwerk, wie Affen im Gezweige, oder klettert einander auf die Schultern. Auf eine ſolche „ſchwanke Menſchenpyramide" ſetzt der Jakobiner-Koch ſeine rothe Mütze, wogegen ein Ritter der Vendée, ein Anhänger der Bourbons, und ein Napoleon'ſcher Soldat der Alpen proteſtirt. Wir ſehen einen krausköpfigen Negerbuben, dem der Ritter einen Kalkſtummel und einen Zwieback zuwirft; dann ein Mitglied der Gelehrtenkaravane,

Beſtimmt zur Wand'rung durch Aegyptens Gräber,
Dort abzuleſen von den ew'gen Steinen
Des Welttods traurige Geſchichte und
Den alten Staub zu bringen zu dem neuen —

dann einen Schlachtenmaler, der die Schläfer auf ſeine Leinwand ſtiehlt:

Stumm
Wie'n Fiſch ſtrich durch den Apparat von Kunſt
Und Wiſſenſchaft die Theerjack' ihre Wege.

Die Schilderung der Schlacht ſelbſt zeichnet ſich zunächſt durch die großen Frescozüge aus, mit denen Scherenberg das ſcheinbar poetiſch Unerſprießliche, z. B. die taktiſche Aufſtellung der Kriegsſchiffe, beſonders durch die Macht einer grandioſen Bildlichkeit, in die poetiſche Sphäre hebt. Dies ſpricht mehr als alles Andere für die Kraft ſeines Talents. Für den geborenen Dichter gerinnt Alles eine poetiſche Sprache, und die Macht ſeiner Intuition verzaubert die Welt. Eine kleine Apoſtrophe genügt, um uns das techniſch Nüchterne in ein poetiſches Licht zu rücken. Die Fregatten und Corvetten heißen die „Reiterei der See", die Aviſoſchiffe die „Meeresadjudanten":

Abſeitens trieben, öde und entmaſtet,
Wie das verruf'ne Todtenſchiff, die Brander.

Wie köſtlich iſt folgendes Bild:

Der Feind,
Den feſt noch lag, wie unverrückbar, vor
Dem Bleichgeſicht Abukir, eng umfangen
Vom blaſſen Felſengürtel, als hielt' wieder
In weißen Armen ein ägyptiſch Weib
Den Helden feſt, ſo unerſättlich in
Der Luſt als unergründlich in der Tücke.

Wir können dem Schlachtgemälde ſelbſt nicht in alle Einzelheiten folgen; es iſt reich an den Fehlern und Vorzügen Scherrnberg'ſcher Dichtungen. Wenn man ſich durch einige etwas ſchwerfällige Conſtructionen durchgeſchlagen, erhebt ſich die Sprache oft wieder zu freiem, mächtigem Schwung; ſelbſt das Skizzenhafte und Sprunghafte der Darſtellung ermüdet nicht, indem die salto mortale unſers Dichters durch die athletiſche Kraft ſeiner Phantaſie unterſtützt werden. Freilich, wo er ſeine Helden charakteriſirt, geſchieht das nur mit flüchtigen Strichen; ſie verſchwinden raſch wieder im Pulverdampf als Kalkſtummel. Der franzöſiſche Admiral hält eine taktiſche Beichte ab vor ſeinem Tode, die mehr auf ſeine militäriſchen Fähigkeiten als auf ſeinen Charakter ein Licht wirft, und auch der engliſche Admiral iſt nur mit ſeiner etwas abſtracten heldenmüthigen Geſinnung geſchildert. In der That hat ein Schlachtenmaler nicht Zeit, das Bild ſeiner Helden zu vertiefen, am wenigſten in einer modernen Schlacht, in welcher nur die taktiſche Einſicht und die Ausdauer im Kugelregen in Betracht kommt. Dagegen treten einzelne Scenen, wie das Bild der beiden Caſablanca, mit draſtiſchem Ausdruck in den Vordergrund. Die Schönheiten der Dichtung beſtehen nun in dieſem nicht angelernten, ſondern urkräftigen Schwunge der Darſtellung, in dieſem markigen Herausgreifen großer Züge, in dieſer an Shakſpeare erinnernden organiſchen Bildlichkeit des Ausdrucks, die ſo lakoniſch, ſo prägnant iſt und, was ein mühſeliger Schuldichter in breite Gleichniſſe auseinanderfädelt, in einer mächtigen metaphoriſchen Wendung energiſch zuſammenſchmilzt. Der Stil Scherenberg's hat einen wahrhaften Odenſchwung, in gewagten Uebergängen, in kühnen Tropen, und würde bei größerer Reinheit der Form, bei größerm künſtleriſchen Gleichmaß einen noch bedeutendern Eindruck hervorrufen. Statt aller einzelnen Belege für die Kraft des Stils wollen wir hier nur eine Stelle mittheilen, welche wir für die poetiſche Glanzſtelle des Ganzen halten, den Brand des franzöſiſchen Admiralſchiffs Orient.

Und unerſtickt herwindet ſich die Schlange,
Leckt immer gieriger ſich Zung' aus Zung',
Je mehr ſie koſtet; wächſt und wechſelt Farb',
Geſtalt, je nach ihr Fraß iſt; züngelt, ringelt
Empor ſich an den hohen Galerien;
Umfließt ihr Schnitzwerk wie ein flüſſig Gold,
Bricht vor in flammenden Arabesken, lodert
Zuſammen wieder ſich zur Rieſenboa;
Schießt aufs Kaſtell und ſchlingt herum ſich glatt
Um die Zwölfpfünder, die ſich ſelbſt entladen,
Wie wilder Angſtbrüll ſchlangumpreßter Löwen,
Läuft, ſpaltend wieder ſich, hin doppelt über
Das Quarterdeck ins Takelwerk; — heiß tropft
Der Theer, geſchwitzt aus allen Poren; — klettert
An allen Maſten hoch, am ſtraff' Geſpinnſt
Der Wantentreppen, faßt das Tauwerk mit,
Ihr luſtig, weit verflochtenes Gelände —
Und Alles brennt! Stuf' über Stufe, von
Den Jungfern auf durch alle Webeleinen,
Die ganze Treppe eine Himmelsleiter.
Und drüber tollen, eine Wetterwolke,
Sich donnernd aus all' die entfeſſelten
Großſegeltücher, zwiſchen flattert flirr,
Wie ſchlafverſtörtes, lichtgeſcheucht Gefieder,
Der lange Wimpel und das Flaggenzeug.
Die Wanten ſpringen, ſchnurr'n zuſammen, praſſelnd
Aus einer Schlange fahren vor viel' Tauſend,
Verknattern, ſchwärmerluſtig, ſchnell, wie ſie
Geboren, ſich aus lichter Flammenloh
In glühe Kohlen — todte Aſche — weh'n —
Verwehen in die ſchwarzen Winde — — Und,
Als ſchlüge der ergrimmte Himmel drein
Ins Feuerwerk der Hölle, niederkrachen
Die großen Raa'n mit allen Stängen. — Nackt
Steh'n da die Rieſen: Fock-, Beſan- und Großmaſt,
Drei Feuerſäulen — in drei Flammengarben

Ausströmend, um die Kuppel ihres Doms,
Gewölbt aus Qualm, die heiße Girandole!

Welche Energie, Glut, Macht und Pracht der Darstellung, trotz einzelner Wendungen, die an das grammatisch und syntaktisch Unrichtige streifen! Man vergleiche damit die fashionable Blumenpoesie oder jene platte geleckte, von allen Unarten freie Schulpoesie mit ihren saubergeschnitzten Metapherchen, welche nur arabeskenhaft den Gedanken umrahmen, statt mit ihm in einen kraftvollen dichterischen Ausdruck zu verschmelzen — und man wird die Bedeutung eines Dichters wie Scherenberg nicht gering anschlagen können, der uns zeigt, daß unsere Sprache außer den blankgeputzten Hellerchen, die in Curs sind bei den Halbtalenten, noch ungekannte Schätze birgt, die der Zauber einer wahrhaften Begabung zu heben vermag. Ebenso wohl thut die männliche Haltung dieser Poesie, in einer Zeit, in welcher die süßliche Empfindung nur für Toiletten- und Nipptische dichtet und man nur eine sauber eingebundene Poesie für Damen gelten lassen will. Als grober Gegenschlag gegen diese lyrischen Bonbondevisen und diese girrende Täubchenpoesie, wie gegen die Hohlheit einer äußerlich glatten, innerlich leeren philologischen Nachdichterei verdient Scherenberg doppelte Anerkennung; denn sein starres, trotziges Gebahren ist ein Hemmniß seichter Ueberflutung und gibt einen Halt für eine kräftigere Richtung, der es vergönnt sein wird, auch wieder das künstlerische Maß sich anzueignen. Scherenberg nimmt in der Epik eine ähnliche Stellung ein wie Hebbel in der Dramatik, und in der Epik thun solche Kraftnaturen noch mehr noth. Sehen wir uns um auf epischem Gebiete — und wir begrüßen meistens in Verse gebrachte Novellistik, in der die Liebesepisoden den Schlachtbildern über den Kopf wachsen, im besten Falle Balladen und Romanzen, die unter der Firma „poetische Erzählung" einen aneinandergewachsenen Rattenkönig bilden. Recht zierlich empfunden, recht niedlich ausgeführt, in der sogenannten „schönen Sprache", recht ansprechend für Honoratiorentöchter, recht anmuthig zu lesen bei geheimräthlichen ästhetischen Thees, aber ohne dichterischen, mindestens ohne epischen Genius, A. von Tromlitz und Blumenhagen in Verse gebracht! Scherenberg hat epischen Sinn und Stil, und wenn er kein Epos gibt, so gibt er doch Fragmente eines Epos und verfällt nirgends in den trivialen Ton der Novelle. Der Mangel an künstlerischer Architektonik wie an umfassender culturhistorischer Darstellung wird ihn freilich stets daran hindern, eine größere organische epische Dichtung zu schaffen; aber auch die kräftige Skizze soll willkommen sein, die uns an große epische Ziele mahnt, nach denen die jüngste Generation der Taschenbuch-Epiker zu streben verlernt hat.

Rudolf Gottschall.

Reisebilder aus dem Orient.

1. Byzantinische Nächte. Türkische Lager- und Reisegeschichten von Hans Wachenhusen. Mit Illustrationen von Emil Wachenhusen. Berlin, Verlags-Comptoir. 1855. Gr. 16. 10 Ngr.
2. Nach Konstantinopel und Brussa. Ferienreise eines preußischen Juristen. Berlin, Schneider u. Comp. 1855. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Es war vorauszusehen, daß im Gefolge der westlichen Waffen sich auch die westlichen Federn an die große Aufgabe des Jahrhunderts machen würden, den Orient dem Occident zu erobern. Nicht als ob die westliche Literatur daselbst noch ganz und gar keine Spanne Bodens erworben gehabt hätte, im Gegentheil; auf manch prächtiger Zinne hatte schon der französische, englische und ganz vorzüglich der deutsche Forschergeist sein sieghaftes Banner aufgepflanzt. Um was es diesmal zu thun war, das war die Eroberung des Ostens für die Magazine der leichten Literatur, denen bei dem millionenmal aufgewärmten Sauerteige der tagtäglichen Stoffe, der abgenutzten Conflicte, der abgegriffenen Farben ein erfrischendes Element allerdings noth zu thun schien. Und fürwahr, von dem herrlichen, noch so wenig gekannten Osten mit seinen noch unverbrauchten religiösen, nationalen und geschichtlichen Elementen, mit seinem bunten, reizenden, jedenfalls aber für den größten Theil der Lesewelt neuen Colorit ließ sich eine reiche Ausbeute erwarten, und wir sprechen es mit Zuversicht aus, daß sich diese Erwartung noch erfüllen wird. Allein wenn wir auf das dem Quantum nach allerdings nicht mehr gar so unbedeutende Maß des bis nun Eroberten hinblicken, können wir allerdings nicht umhin zu gestehen, daß uns immer noch die Federn das Schicksal der Waffen zu theilen scheinen: das bisher Eroberte zahlt die Mühen des Feldzugs noch lange nicht aus! Zu entschuldigen ist das freilich durch die Hast des Augenblicks. Die Zeitungen wollen ihre Berichte und ihre Feuilletons frischweg aus dem Farbentopf des Moments, denn die Abonnenten wollen ja auch ihre Zeitungen und die Conversation ihren interessanten Stoff, und der Leviathan Lesepublicum ist nicht so geduldig zu warten, bis das Ereigniß des Tages gehörig abgekocht und abgeklärt ist; frischweg und roh will er es verschlingen, mit Stumpf und Stiel und mitsammt den unverdaulichen Plutzerkernen. Nun denn: habeat et devoret! Insofern mag auch die überhastige Production einigermaßen entschuldigt, wenn auch nicht gerechtfertigt sein! Ein Tageblatt ist ja eben nur ein Blatt für einen Tag! Etwas Anderes ist es mit Büchern. Diese haben ganz andere Gesetze und ganz andere Rechte. Nicht Alles, was die Spalten eines Zeitungsblattes ausfüllt, füllt auch gut genug ein Buch aus, und die thatsächliche Negation dieser Wahrheit, der wir eben, seit das Feuilletongenre in der deutschen Literatur zur üppigen Blüte gediehen, und namentlich während der letzten Kriegsjahre gar so häufig begegnen, ist es, gegen die wir hier gelegenheitlich das Wort erhoben haben möchten. Nicht als ob der Stoff des Feuilleton nicht auch Stoff eines Buchs sein könnte oder dürfte. Die englische Literatur namentlich hat glänzende Beweise des Gegentheils, auch die deutsche und französische. Nur das Mithinübernehmen der flüchtigen, leichtfertigen Behandlungsweise ist es, wovor wir einen Warnerruf erheben zu sollen glauben.

Was nun zunächst die beiden Bücher anbelangt, von denen wir die Titel zu Anfang dieser Zeilen angesetzt, so glauben wir allerdings nicht, daß die Kriegsschauplatzliteratur durch sie sonderlich gewonnen. Wachenhusen wenigstens bietet, wenn der Titel seines Buchs auch etwas prätentiös ausgefallen, da Anspruchslose anspruchslos und hat eben diese Anspruchslosigkeit, sowie doch einigermaßen auch die anerkannte Liebenswürdigkeit seiner Erzählungsweise für sich. Was er bringt, sind auf 140 kleinen Seiten kleine Schilderungen, kleine Abenteuer, kleine Erzählungen, ohne Zusammenhang mit dem große

Drama, welches er offenbar, wenn auch nicht sehr erfolgreich, seinen Darstellungen hier und da als Hintergrund unterzuschieben bemüht ist. Mit diesem Hintergrunde verhält es sich nämlich beiläufig so wie mit gewissen historisch-romantischen Erzählungen, die da beginnen: „Unter Rudolf's II. thatloser, durch Unglück und Schande getrübter Regierung begannen sich die Wolken zu sammeln, aus denen die Donner des Dreißigjährigen Kriegs hervorbrachen"; und nun folgt irgendeine bedeutende Historie, die mit Rudolf II. ebenso wenig als er mit ihr zu thun hat. So schwimmt auch der Verfasser der „Byzantinischen Nächte" in sehr ungemächlicher Weise die Donau hinauf und hinab, hält sich einige Zeit im kalafater Lager auf, kommt mit Christen, Türken, Renegaten und Zigeunern zusammen, sieht sich in Varna um und erzählt uns von diesen Christen, diesen Türken, diesen Renegaten und Zigeunern sein hübsches, das sich von Mund zu Ohr gut erzählen und anhören mag, für ein touristisches Buch aber zu inhaltslos und für ein novellistisches zu unbedeutend ist. Doch wie gesagt, Leute, die den Orient noch gar nicht kennen, mögen das Büchlein immerhin lesen und Manches darin finden, was ihnen gefällt.

Selbst dieses Verdienst aber können wir dem Buche „Nach Konstantinopel und Brussa" nicht zuerkennen. Es ist nämlich dieses Buch in keinerlei Weise ein gerechtfertigtes oder noch weniger ein entsprechendes. Ein „preußischer Jurist" will mit seinem Freunde nach Neapel reisen und hat schon dahin seine Gedanken und seinen Paß visirt. Da überkommt ihn auf einmal der Einfall, statt nach Neapel nach Konstantinopel zu gehen. Zwar dauern die Ferien, die ihm gegeben sind, nur sechs Wochen, und er sieht selbst ein, daß das allerdings zu wenig ist, um eine orientalische Reise mit Ruhe durchzuführen. Doch vermag ihn das nicht abzuhalten, den geänderten Reiseplan seinem Freunde mitzutheilen, sich mit ihm ein Rendezvous in Lundenburg zu geben, von da über Wien nach Triest zu gehen und von da, seinen gutmüthigen Freund ins Schlepptau nehmend, nach dem Orient zu „fliegen". Gegen dergleichen ist im Grunde nichts einzuwenden. Es ist uns wenigstens nicht bekannt, daß es einem „preußischen Juristen" nicht vollkommen frei stünde, seine sechs Wochen hinzubringen, wo und wie es ihm beliebt. Weniger im Klaren sind wir, die Nothwendigkeit zu begreifen, durch welche der Mann, der so flüchtig und mit so wenig Beobachtungs- und Auffassungsgabe gereist ist wie der in Frage stehende „preußische Jurist", gedrängt fühlen kann, über diese seine so flüchtige „Ferienreise" dem deutschen Lesepublicum in 300 Seiten starke Rechenschaft abzulegen. Flüchtig nur hat sich der rechtsgelehrte Reisende in Wien auf und findet allerhöchstens Gelegenheit, in einem Omnibus eine kleine Lundenbekanntschaft zu machen; flüchtig in Triest. Im Fluge sieht er Ancona, Molfetto, Brindisi, Korfu, Zante, Athen (gar auch den Pyräus aus!!!), Syra und die Dardanellen und es bleibt das Unglück, die kurze Möglichkeit, die ihm das Dampfschiff und sein Ferienpaß für den Besuch der genannten Orte gönnen, sich überall noch durch die Cholera abgeschnitten zu sehen. In Konstantinopel benutzt er die wenigen Tage, die ihm für diese Stadt gegönnt sind, gewissenhaft, um sich rasch möglichst überall umzusehen. Zum tiefern Eingehen natürlich läßt ihm nicht die Zeit, denn mit dieser letztern muß er in Hinblick auf die knapp zugemessene Urlaubszeit äußerst sparsam sein. Auch würden ihm zu einem solchen Eingehen die nöthigen Vorkenntnisse durchaus abgegangen sein, wie er selbst gesteht, solche sich zu erwerben weder Geschicklichkeit noch Zeit gehabt und unglücklicherweise nicht einmal ein gutes Reisehandbuch hat auftreiben können! Und denkt sich dann, nach Hause gekommen, dem Reize nicht widerstehen, das Gesehene und Erfahrene sofort zu Papier zu bringen, sofort drucken zu lassen und sofort die Literatur des Orients damit zu bereichern! Wenn nun dann das Buch freilich den Anforderungen, die man an eine inhaltsreiche, interessante, tiefeingehende Reiseschilderung zu stellen berechtigt ist, keineswegs entspricht, sondern eben auch nur als ein flüchtiges, eilfertiges, aus lauter Unbedeutendheiten und Allotrien zu einem bedeutenden Umfange erwachsenes sich darstellt, so ist das wol weniger die Schuld des Verfassers als der kurzen Ferienzeit, die dem „preußischen Juristen" von seinem Vorgesetzten gegönnt war. Daß der „preußische Jurist" nebenbei gesagt auf seiner ganzen Reise und in seinem ganzen Buche weder etwas mit „Preußen" noch „Jus" zu thun hat, am allerwenigsten aber sich in politische Untersuchungen der orientalischen Frage vom „preußischen Juristenstandpunkte" einläßt, wäre zwar vom Titelblatt aus nicht zu vermuthen, ist aber dennoch der Fall.

B2.

Goethe's „Faust" auf der czechischen Bühne.

Prag, Februar 1856.

Ich habe Ihnen in einem vom November v. J. datirten Briefe Einiges über die Lebensfähigkeit einer czechischen Bühne überhaupt mitgetheilt und bei dieser Gelegenheit weidlich über das Repertoire und die Sorte von Kunst geschimpft, welche uns dort vorgeführt wird. Die letztere ist sich gleich geblieben nach wie vor, denn Hans bleibt Hans, wenn er sich auch zehn mal in Gold und Purpur kleidet, aber das Repertoire hat sich wesentlich und nicht zum Schaden des czechischen Publicums geändert. Man soll einmal den Tag nicht vor dem Abend tadeln. Die letzten drei Monate des verflossenen Jahres brachten fast ebenso viel Novitäten als Theaterabende, will sagen Theaternachmittage überhaupt, was viel sagen will, weil eben nur ein mal wöchentlich von 4—6 Uhr gespielt wird. Namentlich wurde Shakspeare durch Vorführung seines „Lear" und „Sommernachtstraum" mishandelt. Lear ist bekanntlich eine Rolle, die einen Titanen zum Spieler verlangt, und Deutschland besitzt nur noch zwei Künstler, die ihr gewachsen sind, von denen der eine sie Alters, der andere Krankheits halber nicht spielt. Ein Mitglied der czechischen Truppe wagte ihn nichtsdestoweniger darzustellen. Auf das Wie einzugehen hieße den Raum d. Bl. misbrauchen. Wo möglich noch unerquicklicher war der Eindruck, den die Aufführung des „Sommernachtstraum" auf uns machte. Wer könnte seinen Aerger verbergen, wenn er die feine Ciselirarbeit dieses Stücks, das bei der Darstellung das zarteste Ineinandergreifen aller Mitwirkenden, mit dem sinnenberauschendsten Ausstattungsflitter gepaart, verlangt, wenn er dieses fast raffinirt kunstvoll verschlungene Gewebe theils durch eine schäbige Armseligkeit der Bühne, theils durch die derben Coulissenreißerhände der darstellenden Komödianten zuschanden gemacht sieht.

Auch zwei Originaldramen erschienen auf den Bretern. Das eine, die „Boleslaviden", von dem Altmeister der czechischen Bühnenliteratur, Klitzperu, hat den ganz specifischen Werth, den schwer zu sättigenden Effectgelüsten des czechischen Sonntagspublicums Genüge geleistet zu haben. Es ist charakteristisch, daß auch in diesem wie in den meisten zu dieser Sorte gehörenden Dramen die larmoyante Situation an die Stelle des tragischen Conflicts tritt. Das Publicum will einmal die Augen feucht haben, und die Autoren erreichen das, wenn sie auch nur mit geriebenen Zwiebeln auf seine Geruchsnerven zu wirken suchen. Das zweite Drama ist eine „Libussa" (ursprünglich deutsch geschrieben) von Ferdinand Stamm, der sich durch seine zahlreichen volkswirthschaftlichen Arbeiten wie durch seine novellistischen Genrebilder einen ziemlich klangvollen Namen erworben, aber als Dramatiker schwerlich auf einen grünen Zweig kommen dürfte. Seine „Libussa" ist eine planlose Aneinanderreihung verschiedener theatralischer Effectscenen, die alles dramatischen Lebens bar sind. Wie die meisten jener halbromantischen Stücke, welche in die Zeit der Mythe zurückreichend, sich dennoch für historische Dramen ausgeben möchten, ist es ein völlig ungenießbares Zwitterding.

Bei weitem das wichtigste Ereigniß aber für die czechische Bühne, dessen in d. Bl. Erwähnung gethan zu werden verdient, ist die Aufführung des Goethe'schen „Faust". Wir sagen die Aufführung, weil durch sie die vorzüglich gelungene Uebersetzung des größten deutschen Meisterwerks zu noch allgemeinerer Kenntniß des czechischen Publicums gelangen dürfte als durch die Veröffentlichung mittels des Drucks. Eigentlich ist es aber die Uebertragung, nicht die Aufführung des Werks, der wir eine hohe Bedeutung zuschreiben, und zwar zunächst für die czechische Literatur selbst. Für die Verbreitung des „Faust" kann es uns bei dem Weltruhme des Werks ziemlich gleichgültig sein, ob es nun auch ins Czechische übertragen oder nicht, und um desto gleichgültiger, als wir mit Gewißheit annehmen können, daß es kaum einen gebildeten Czechen geben wird, der nicht bereits die Bekanntschaft des „Faust" gemacht hat, weil es eben Thatsache ist, daß bei jedem gebildeten Czechen trotz allen Nationalgefühls durch die beständige nothwendige Berührung mit dem Deutschthum die deutsche Bildung ein bedeutenderer Factor seiner geistigen Entwickelung ist als die czechische. Daß der Czeche aber von nun an auch im Stande sein wird, das größte deutsche Dichterwerk in czechischer Sprache zu lesen, wird auf die czechischen Literaturzustände der Gegenwart von tiefeingreifender Bedeutung sein und wesentlich dazu beitragen, eine gewisse Sorte literarischer Productionen des Czechenthums aus den sieben Himmeln ihrer wohlfeilen Unsterblichkeit zu stürzen. Die gegenwärtige Literaturepoche der Czechen gleicht nämlich auf ein Haar der Nachahmungsperiode unsers seligen Opitz, nur mit dem Unterschiede, daß es dort die antike und romanische Dichtung war, die man zu copiren versuchte, hier aber Nachahmungsgewerbe mit zeitgenössischen deutschen Productionen getrieben wird. Vor allem ist es aber der Goethe'sche „Faust", dem die besondere Ehre widerfahren, von verschiedenen czechischen Schriftstellern auf die schonungsloseste Weise geplündert zu werden, und zwar hat man sich nicht mit der Verwässerung der Idee, des Faustischen Elements begnügt, man hat, wie dies auch bei einigen deutschen Faustnachahmungen der Fall ist, auch den Rahmen, auch die Schablone mit in das Bereich der Nachäffung hineingezogen.*) Wahrscheinlich beabsichtigte einer oder der andere dieser Autoren, sich den Namen eines czechischen Goethe zu erringen. Und warum nicht? Lesen wir doch in der böhmischen Literaturgeschichte auf jedem Blatte von einem czechischen Horaz, Anakreon, Virgil u. s. w., wie alle diese verhimmelnden Abgeschmacktheiten heißen, die uns einen neuen Anknüpfungspunkt bieten, die Literaturperiode mit der bereits erwähnten Opitz'schen zu vergleichen. Von einer Kritik in den czechischen Journalen ist fast keine Rede, da sich das Häuflein böhmischer Autoren wie vertragsmäßig gegenseitig zum Himmel hebt — ein weiterer Grund zur Vergleichung mit jener Periode — und selbst das Verfehlteste keinen Tadel erfährt. Das Czechenthum beharrt einmal darauf, eine ausgedehnte Literatur zu haben und zieht vor jedem Czechen, der nur die Feder eintaucht, den Hut ab. Wer nur irgendwie etwas schreibt, ob gut oder schlecht, gleichviel, dem wird ein Platz in der Nationalliteratur eingeräumt, und jeder Landpfarrer, der nur irgendein Gelegenheitsgedicht geschrieben, hat sein Blatt in der czechischen Literaturgeschichte. Solange nun Goethe's „Faust" nicht übersetzt war, hatten die Nachahmer freien Spielraum, denn ihre Arbeiten wurden von der Partei mit solchem Lärm als genial ausgeschrien, daß jeder Zweifel an der Nichtoriginalität derselben im Publicum augenblicklich betäubt wurde, und in der czechischen Literatur fand sich wirklich nichts Aehnliches vor. Jetzt, wo der „Faust" in czechischer Uebersetzung vorliegt, ist für Jedermann der Vergleichung Thür und Thor geöffnet, und wir zweifeln nicht, daß es unter der czechischen Partei selbst Männer von literarischem Ernste geben wird, die nach den nunmehr unausbleiblichen Enthüllungen über die durch die Faustübersetzung aufgedeckte Productionsweise auch ein richtendes Urtheil zu fällen bereit sein werden.

Was die vielfach gerühmte Vortrefflichkeit der Uebersetzung betrifft, so liegt diese mehr in der präcisen, wortgetreuen Wiedergabe des Einzelnen als in der geistigen Erfassung des Ganzen. So ist das erotische Element mit allen hierher gehörigen Scenen mit wahrer Meisterschaft wiedergegeben, wogegen das philosophische unter der Armuth der czechischen Sprache leiden mußte, wenn der Uebersetzer auch Vieles, was inhaltlich außerhalb des czechischen Ideenkreises liegt, mit Glück wiederzugeben wußte. Unsers Erachtens ist aber eine durchaus vollendete Uebersetzung des „Faust" in eine slawische oder selbst romanische Sprache eine Unmöglichkeit, weil dieses das specifisch deutsche Element des „Faust" widerstrebt und dies in der That die Klippe ist, an der die bisherigen französischen und italienischen Uebersetzungen scheiterten. Ueber die Aufführung läßt sich wenig sagen, denn abgesehen davon, daß die Inscenesetzung des „Faust", die uns selbst auf deutschen Bühnen so häufig durch Unzulänglichkeit der Kräfte verleidet wird, auf der czechischen Bühne schon durch den numerischen Mangel an Kräften fast unmöglich wird, stehen die meisten Darsteller, den Uebersetzer, der den Mephisto, und dessen Gattin, die das Gretchen spielte, etwa ausgenommen, auf einer so niedrigen Bildungsstufe, daß der Kritiker an ihre Leistungen gar keinen Maßstab legen kann. Schließlich muß ich erwähnen, daß man sich trotzdem an die schwierigsten Darstellungen wagt, z. B. an Shakspeare's „Richard III." Auch Friedrich Halm's „Sohn der Wildniß" wird einstudirt, nachdem dessen „Griseldis" im vorigen Jahre auf der czechischen Bühne bedeutendes Furore gemacht hatte. 75.

*) Auch Bürger's „Leonore" finden wir als czechisches Originalgedicht bei Erben.

Militärliteratur.

Erzählungen eines alten Tambours. Von Edmund Hoefer. Stuttgart, Krabbe. 1855. Br. 8. 12 Ngr.

Edmund Hoefer gehört zu den ausgezeichnetsten der deutschen Novelisten unserer Zeit. Er hat sich diese Stellung durch die Kraft der Gestaltung, das lebensfrische, durchaus wahre Colorit seiner Darstellungen und den eigenthümlichen Reiz eines schwermüthigen Ernstes, der über den meisten seiner Dichtungen schwebt, gewonnen. Diese Vorzüge bekunden sich auch in den vorliegenden Erzählungen. Der alte Tambour ist eine Soldatennatur von echtem Schrot und Korn, wie sie sich unter dem jüngern Volk, das wegen der kürzern Dienstzeit gegenwärtig die Heere bildet, nur noch selten findet. Seine Erzählungen unterscheiden sich aber zu ihrem großen Vortheil dadurch vor ähnlichen, in neuerer Zeit bis zum Uebermaß erschienenen Soldatengeschichten, daß sie nicht blos Kriegsscenen, sondern auch Schilderungen von allgemeinerm menschlichen Interesse enthalten. Darum ermüden sie auch nie, was jene exclusiven Geschichten so leicht bewirken, darum werden sie nicht blos von einem bestimmten Kreise, sondern überall gern gelesen. Selbst Frauen haben einzelnen dieser einfachen Bilder den Vorzug vor manchem Flitterwerk unserer modernen Poesie, das nur Lampenschein, kein Tageslicht verträgt, gegeben. Sechs Erzählungen des alten Tambours erhalten wir in der vorliegenden Sammlung, durch welche sie auch Denen bekannt und lieb werden müssen, die sie bisher nicht zu Gesicht bekommen. „Anno Zweiundneunzig" heißt die erste; sie führt uns in die alte strenge Zeit, wo die Disciplin durch eine an Grausamkeit grenzende Zucht aufrechtgehalten wurde und werden mußte, weil — das hätte immerhin, um gerecht zu sein, bemerkt werden können — der „Canton zwar durchs Land ging", aber doch noch der dritte Theil des Heers aus geworbenen Ausländern bestand, die ein neuerer verdienter Geschichtschreiber den Auswurf aller Nationen nennt. Der Tambour

erzählt, wie ein junger Mann aus besserm Element jener grausamen Disciplin zum Opfer gefallen ist: so treu, so wahr, als hätte der Verfasser selbst eine solche Scene mitangesehen. Daß er die Waffen getragen, beweist seine genaue Bekanntschaft mit den kleinsten Verhältnissen des Dienstes; während selbst allgemein gehaltene Kriegsscenen, von Schriftstellern geschildert, die nicht Militärs gewesen, oft Lachen erregen. Spießruthenlaufen freilich kann der Verfasser nicht mehr gesehen haben, dazu ist er noch zu jung. Die zweite Erzählung „Vom großen Bär" hat einen Soldatenscherz zum Gegenstande, wobei die Fassung des Erzählers noch mehr hervortritt; er ist so gezeichnet, daß immerhin von ihm gesagt werden kann: „Es ist etwas im alten Tambour, was seine geringe Bildung und seinen niedrigen Rang vergessen läßt und dem ihm Begegnenden Respect einflößt. Und so ist es immer, wo der ganze, der tüchtige, der fühlende Mensch durch die Maske blickt, die ihm Stand, Verhältnisse und Bildung oder Unbildung — je nachdem es kommt — vorgebunden haben." So treffend ist diese Bemerkung! Solche Menschen sind es, welche Hoefer vorzüglich schildert. Ueberhaupt rühmen wir an ihm, daß er uns stets wirkliche Menschen, nicht Tendenzen gibt. Ganz vortrefflich ist „Rolof der Recrut" gezeichnet, der wahre Typus jenes harten, kerndeutschen Stammes an der Ostsee, dem, irren wir nicht, der Verfasser selbst angehört. Die Geschichte Rolof's ist von ergreifend tragischer Wirkung, wir möchten sie mit Brentano's „Des knaben Kasperl und dem schönen Annerl" vergleichen und halten sie für die beste der Sammlung. Der „Aufruhr", aus dem alten tollen Garnisonsleben einer Zeit, die hinter uns liegt, hat uns wegen der allzu grellen Färbung weniger angesprochen; wir möchten es überhaupt dem alten Tambour als Fehler verdenken, daß er seinen jüngern Kameraden vorzugsweise Schlechtigkeiten von Offizieren früherer Zeit erzählt: aus dem reichen Schatze seiner Erinnerungen könnte er wol andere Blätter als nur diese „wilden Geschichten", so interessant sie auch an sich sind. Indessen erklären wir uns hier aus Gründen nicht für competent und sind sogar der Ueberzeugung, daß gerade durch solche Darstellungen Leser besonders gefesselt werden. „Aus dem Freiheitskriege" ist die fünfte, „Der alte Cadet" die sechste Erzählung genannt. Die erstere gibt uns vortreffliche Charakterbilder, die der Verfasser mit wenigen kühnen Strichen zu gestalten weiß. Hier die zweier Frauen, die unähnlich sonst in ihrem ganzen Wesen, doch in Liebe, später um das Regimentskind bis zur Todfeindschaft ringen; auch die junge Marketenderin ist vortrefflich gezeichnet. Ueberhaupt die ganze Erzählung in ihren Einzelheiten bis zum düstern Schlusse das Talent des Verfassers glänzend bekundet. Mit besonderm Antheil haben wir auch die letzte Erzählung gelesen, die einen stillern Charakter trägt; sie ist darum nicht schwächer als die vorigen, der Tambour zwar alt geworden, aber so gesund in seiner Natur, so markig und charaktervoll in seinen Worten wie zuvor. Mögen denn auch diesen seinen Erzählungen ihre Theilnahme schenken!

54.

Neugriechische Literatur.

Zu den tüchtigsten Kennern und geschmackvollsten Lehrern der Geschichte Griechenlands an der Universität in Athen gehört der Professor Konstantin Paparrigopulos, der sich seit einigen Jahren mit dem andern Professor der Geschichte an jener Universität, Manussis, in Betreff der Vorträge über Geschichte in der Art in die Arbeit getheilt hat, daß, während der Letztere in lebensvollen, umfassenden Bildern die allgemeine Geschichte behandelt, der Erstere die Geschichte des griechischen Volks von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart darstellt. Die Thätigkeit, welche der genannte Paparrigopulos auf diesem wichtigen Gebiete entwickelt hat, namentlich auch insoweit hierbei die Geschichte des Mittelalters in Frage kommt, welche noch sehr im Dunkel liegt, und die Behandlungsweise, die ihm eigenthümlich ist, kann man zugleich nach den einzelnen Schriften und mancherlei Abhandlungen beurtheilen, die derselbe seit längerer Zeit, letztere zum Theil in der seit dem Jahre 1850 in Athen erscheinenden, von ihm mitredigirten und im Allgemeinen viel schätzbare Originalaufsätze enthaltenden Zeitschrift „Νέα Πανδώρα" hat drucken lassen. Außer den beiden Schriften „Περὶ τῆς ἐποικήσεως Σλαβικῶν τινων φυλῶν εἰς τὴν Πελοπόννησον" (Athen 1843) und „Τὸ τελευταῖον ἔτος τῆς ἑλληνικῆς ἐλευθερίας" (Athen 1844) erwähnen wir hier nur folgende seiner Abhandlungen: „Ῥωμαίων πρὸς τὴν Ἑλλάδα πολίτευμα"; „Περὶ δύο ζητημάτων τῆς ἑλληνικῆς ἱστορίας" (gegen Karl Friedrich Hermann in Göttingen); „Περὶ τῆς ἐν Μαραθῶνι μάχης"; „Περὶ τῶν τελευταίων εἰκονομάχων"; „Περὶ τοῦ ἁγίου τάφου"; „Περὶ τῆς ὀρθοδόξου ἀνατολικῆς ἐκκλησίας καὶ τῶν δύο ἑτέρων μεγάλων χριστιανικῶν δρησκευμάτων"; „Περὶ Μιχαὴλ Ἀκομινάτου τοῦ χωνιάτου, ἀρχιεπισκόπου Ἀθηνῶν"; „Περὶ τῶν Σταυροφοριῶν"; „Περὶ τῶν Ἀλβανῶν, ἤτοι τῆς ἠθικῆς καὶ πολιτικῆς αὐτῶν σχέσεως πρὸς τὴν ἑλληνικὴν ἐνικότητα"; „Ὅτι οἱ πλεῖστοι τῶν μεγάλων βεζυρῶν τοῦ τουρκικοῦ κράτους κατήγοντο ἀπὸ χριστιανῶν", womit wir auf diese Abhandlungen und auf deren Verfasser, sowie zugleich im Allgemeinen auf die erwähnte Zeitschrift „Ἡ νέα Πανδώρα" das philologische und historische Publicum in Deutschland wiederholt aufmerksam gemacht haben wollen.

Von dem an der polytechnischen Schule (πολυτεχνεῖον) in Athen angestellten Professor G. G. Pappadopulos, welcher an dieser Schule Vorträge über die schönen Künste hält und dessen bereits in diesen Mittheilungen über die neugriechische Literatur manchmal gedacht worden, ist uns kürzlich eine „Περιγραφὴ ἐκτυπωμάτων ἀρχαίων σφραγιδολίθων ἀνεκδότων" (Athen 1855) zugekommen, worin die Beschreibung von mehr als 600 Abdrücken alter noch nicht herausgegebener Cameen enthalten ist. Sie gewährt einen nicht uninteressanten Beitrag zur Kenntniß der alten Steinschneidekunst, auch wenn die Darstellungen selbst, welche die Cameen darbieten, an sich und in Ansehung der Epochen, denen die Cameen angehören, und in Betreff des Stils ebenso verschieden als von verschiedenem Kunstwerthe sind, worüber der Verfasser sich ebenfalls ausspricht. Die Schrift selbst ist ein erfreulicher Beweis für das lebhafte Interesse, welches gebildete Griechen an den noch vorhandenen Resten alter Kunst in Griechenland nehmen.

Zu dem seit dem Jahre 1851 von dem reichen griechischen Kaufmann in Triest, Ambrosios Rallis, begründeten poetischen Wettkampf, wobei eine aus dem jedesmaligen Rector der Universität in Athen und einigen Professoren der philosophischen Facultät dieser letztern bestehende Prüfungscommission das Richteramt ausübt, indem sie nach dem Wunsche des Stifters (ἀλλοδέτης) alljährlich am 25. März über die eingegangenen poetischen Arbeiten öffentlich Bericht erstattet, waren für das Jahr 1855 14 solcher Dichtungen eingegangen. In dem von dem Professor Philippos Joannou erstatteten Berichte theilte er dieselben in drei Classen: von den fünf Arbeiten der untersten Classe bemerkte er, daß sie nur gewöhnliche Uebungen seien, von dürftiger Erfindung, mangelhafter Anordnung und Ausführung, arm an Ideen und die Sprache ohne allen poetischen Schwung, zum Theil sogar nicht frei von Verstößen gegen die Grammatik; ebenso charakterisirte er die drei Arbeiten der zweiten Classe als sehr mangelhaft, während er die übrigen sechs Dichtungen als der obersten Classe würdig darstellte. Der Stoff dieser Dichtungen war theils historisch, namentlich aus der Geschichte des griechischen Freiheitskampfes, theils romantisch. Als diejenige Dichtung, welche den Preis erhielt, ward eine romantisch-epische Dichtung in ungereimten Hexametern, von Theodor Orphanidis, Professor der Botanik an der Universität in Athen, unter dem Titel: „Ἄννα καὶ Φλῶρος,

ἡ ὁ πύργος τῆς πέτρας", ausgezeichnet, wegen des Reichthums und der Schönheit des Stoffs, sowie wegen dessen Behandlung und Ausführung in den Situationen und den Charakteren, sowol durch sittlichen Werth und durch eine fast tadellose Sprache; die nächste Auszeichnung nach dieser Dichtung erhielt eine Arbeit unter der Aufschrift: „Ποιητικῆς τέχνης ἀποσπάσματα", welche, eine Art Nachahmung Byron's, in gereimten sogenannten politischen Versen die falsche, unhistorische und unchristliche Auffassung in Lamartine's „Histoire des Turcs", in schöner Sprache, voll edler Leidenschaft und reich an erhabenen Gedanken, bekämpft. Die „Νέα Πανδώρα" vom 1. Juni 1855 theilt das obgedachte Preisgedicht des Orphanidis, „Ἄννα καὶ Φλῶρος", mit. Orphanidis ist übrigens der Nämliche, der bereits bei dem poetischen Wettkampfe des Jahres 1854 ebenfalls den Sieg davongetragen hatte. Die damals mit dem Preise gekrönten „Ἀποσπάσματα ἐκ τοῦ ποιήματος· Ὁ ἄπατρις" sind inzwischen in Athen 1854 erschienen und zeichnen sich namentlich durch Lebendigkeit der Empfindung, Wärme der Leidenschaft und durch eine kräftige, gewandte Sprache aus. Ein anderes Gedicht des nämlichen Orphanidis, welches mit dem obenerwähnten im Jahre 1855 eingegangen war, behandelte in gereimten politischen Versen und in Gestalt der Satire die gesellschaftlichen Beziehungen in Athen, und es wurde an demselben gerühmt, daß es mit Geist und Witz seinen Gegenstand behandele und durch reine Sprache und vollendeten Reim sich auszeichne. Orphanidis ist schon aus den Jahren 1832 u. fg. als politischer Satirendichter, neben Alexander Sutsos, den Griechen bekannt und von ihnen geschätzt.

Ueber Polybios erschien eine Schrift in reinem Altgriechisch: „Περὶ Πολυβίου καὶ τῆς κατ' αὐτὸν συγγραφῆς ὑπὸ Βασιλείου Βαζικῆ" (Athen 1855), deren Verfasser, Privatdocent an der Universität Athen, über das auf uns gekommene Geschichtswerk des genannten Historikers theils in historisch-kritischer Beziehung, theils literarisch die Ergebnisse eines tiefern Studiums desselben, freilich nur für solche Leser darlegt, die des Altgriechischen mächtig sind.

Als eines erfreulichen Beweises der lebendigen Lernbegierde und des kräftigen Bestrebens des griechischen Volks, seinen Zustand zu verbessern, gedenken wir der Uebersetzung eines französischen Werks über Christenthum, welches unter dem Titel „Φιλοσοφικαὶ μελέται περὶ χριστιανισμοῦ" von den Griechen Armenis und Mavrommatis (Athen 1855) erschienen ist und die, dem Grundsatze nach bezweifelte und der Möglichkeit nach bestrittene Aussöhnung des Christenthums mit der Wissenschaft als möglich und wahrscheinlich darstellt. Gerade in Griechenland können dergleichen geschichtlich-philosophische Untersuchungen, wenn sie, an sich klar und deutlich, zugleich auch in einer faßlichen sprachlichen Darstellung geschrieben sind, besondern Nutzen gewähren, indem sie dazu beitragen, das wahre Wesen der christlichen Religion an und für sich und in ihren Beziehungen zu der Wissenschaft erkennen zu lassen. Insofern sie noch außerdem zur Erkenntniß der Nothwendigkeit einer kirchlichen Reformation für die Griechen führen, würde der Nutzen solcher Schriften zugleich der lebendigen Entwickelung der nationalen Zustände des griechischen Volks zugute kommen. Aber diese Reformation dürfte nicht in einer Vereinigung mit der römisch-katholischen Kirche, sie müßte eher in einem Anschlusse an die protestantisch-evangelische Kirche bestehen, der früher schon einmal beabsichtigt wurde.

Als ein für das tiefere Studium der altgriechischen Dichter und Schriftsteller wichtiges Unternehmen muß das Vorhaben des Griechen D. Pantasis bezeichnet werden, das in London 1842 und in zweiter Ausgabe 1852 erschienene und als ausgezeichnet anerkannte, besonders auch nach deutschen Quellen verfaßte „Dictionary of Greek and Roman antiquities" von W. Smith in neugriechischer Sprache zu bearbeiten; ein Unternehmen, für welches auch die griechische Regierung selbst ihre Theilnahme zugesagt hat, indem sie die genaue Kenntniß des griechischen Alterthums als eine innere Nothwendigkeit für die Griechen der Gegenwart anerkennt. Ebenso finden wir in neugriechischen Blättern die Ankündigung einer Uebersetzung der „Makrobiotik" Hufeland's („Ἡ μακροβιότης, ἢ ὑγιεινὴ τῶν ἀνθρώπων"), welche ein Schüler der medicinischen Facultät an der Universität Athen, A. Kadarschis, herauszugeben beabsichtigt, und von anderer Seite her erfahren wir, daß ein als Lehrer angestellter Grieche, Athanasios Sakellarios, in kurzem ein Glossarium kyprietischer Wörter und eine Sammlung kyprietischer Volkslieder veröffentlichen wird, Beides als Theil eines größern Werks, welches der genannte Grieche unter dem Titel „Τὰ Κυπριακά, ἤτοι πραγματεῖα περὶ γεωγραφίας, ἀρχαιολογίας, στατιστικῆς, ἱστορίας, μυθολογίας καὶ διαλέκτου τῆς Κύπρου" in drei Theilen herauszugeben beabsichtigt und wovon bereits der erste Band (Athen 1855) erschienen ist. 5.

Notizen.

Ein protestantischer Geistlicher in München und Paris.

Manches Buch oder Schriftchen, von dessen Lesung sich ein großer Theil des Publicums schon bei dem Anblick des bloßen Titels abschrecken läßt, enthält doch einzelne Mittheilungen, welche allgemein bekannt zu werden verdienen. So fanden wir in der schon in Nr. 5 erwähnten Schrift über den als Prediger in Berlin verstorbenen Erdmann Beyer einige nicht uninteressante Notizen über seinen Aufenthalt in München, wo er, um die Wortführer des Ultramontanismus genauer kennen zu lernen, unter Anderm Görres' Vorlesungen über die Reformationsgeschichte anhörte. Von Luther gab Görres darin folgende kurze Charakteristik: „Luther zeigte Genialität, aber eine solche, die ihren Grund nicht von oben hat, sondern in der Tiefe des menschlichen Herzens. Das menschliche Herz ist aber heftig und wankelmüthig. Voll Hoffart und Wankelmuth finden wir Luther bei jedem Schritte. Die Alten reden von einem furor Teutonicus... Ein solcher furor Teutonicus hatte Luther ergriffen, dieser furor erschien in ihm personificirt. Anders kann man die Erscheinung Luther's nicht betrachten, anders als Folgen eines solchen furor kann man die Bewegungen nicht ansehen, welche durch sein Auftreten hervorgebracht worden." Görres machte überhaupt auf Beyer einen abschreckenden Eindruck; er las auf seinem Gesichte die furchtbaren Leidenschaften in seiner Seele und hatte nach seinem Anblick nicht weiter den Wunsch, seine persönliche Bekanntschaft zu machen. Mit dem Professer Döllinger disputirte Beyer eines Tages über verschiedene theologische Controverspunkte, sie wurden aber nicht einig, und zum Schluß sprach Döllinger dem eifrigen Protestanten sogar die Seligkeit ab. Als hierauf Beyer Döllinger's Hand ergriff und sagte: er hoffe, sie würden sich Beide dereinst dort oben beim Urquell der Liebe und Seligkeit gewiß wiedersehen, wenn sie nur anhaltend um den aus der Liebe quellenden Glauben bäten, zog Döllinger sofort seine Hand zurück, und Beyer empfahl sich. In Paris befand sich dann später Erdmann Beyer abermals unter der Bevölkerung einer überwiegend katholischen Stadt, in der er jedoch gänzlichen religiösen Stumpf- und Leichtsinn ausgeprägt fand. Daß aber erwartete das niedere Volk am Tage der Beisetzung von Napoleon's Asche ein Wunder vom Himmel; „ja", fügt Beyer in seinem Briefe hinzu, „dies verfinsterte und abgöttische Volk möchte sich zum Gebete vereinigen, um von Gott die Wiederbelebung Napoleon's zu erflehen". In den ausgestellten Bildern empörte den Missionsprediger namentlich eine absichtliche Gleichstellung zwischen Christi Himmelfahrt und Napoleons Ueberfahrt von St.-Helena nach Paris. Andererseits erzäl

aber auch Beyer, wie seine protestantischen Pfarrkinder, eben vom Gottesdienst auf die Straße tretend, zum öffentlichen Aergerniß sich untereinander in eine wilde wüste Schlägerei eingelassen hätten. Eine Familie habe nämlich mehre scharfe Ermahnungen in der Predigt Beyer's direct auf sich bezogen und sei nun über einen Burschen von 22 Jahren hergefallen, der sie, wie sie meinten, bei Beyer verrathen haben müsse. „Sie sind die Deutschen!" ruft Beyer aus, freilich, wie er hinzufügt „wenn sie noch unbekehrt sind."

Literaturzustände in Neapel.

Je seltener Neapel ein literarisches Lebenszeichen von sich gibt, oder je seltener uns Kunde davon wird, umsomehr Aufmerksamkeit verdienen die im vorigen Jahre in Neapel erschienenen „Versi di Carlo de Ferrariis". Unser französischer Berichterstatter, Marc-Monnier, gibt uns darüber Kunde in einem Artikel des „Athenaeum français", der sich freilich mehr über das literarische Leben Neapels im Allgemeinen als über den Inhalt und den Geist dieser Gedichte verbreitet. Marc-Monnier, der früher selbst in Neapel eine französisch-italienische Zeitschrift, den „Cicerone" herausgab, versichert, daß es vor einem Decennium in Neapel in literarischer Hinsicht recht regsam war. Es bestand damals z. B. eine gelehrte Zeitung, herausgegeben von P. de Virgilii, welchen Marc-Monnier einen „Goethe et de Byron" nennt und von dem er nicht weiß, was aus ihm geworden ist; ferner die „Formica", der „Pungolo", ein „Omnibus", ein „Omnibus pittoresco" u. s. w. Die Revolution kam, und sofort wollten alle Poeten und Literaten, wie der französische Berichterstatter bemerkt, Staatsmänner sein, und einige wurden es auch. Die „Libertà italiana" enthielt Artikel von solcher Gediegenheit, daß sie, wie Marc-Monnier versichert, den pariser Blättern selbst in den „bessern Tagen" keine Schande gemacht haben würden. Der „Arlecchino", eine Art „Charivari", war in italienischer Weise witzig, lebhaft, boshaft und bediente sich dazu häufig dialektischer Ausdrücke und Phrasen aus den Provinzialdialekten. Dasselbe geschah und geschieht ja auch von den Witzblättern in Deutschland, das sich auch in dieser Hinsicht Italien verwandt zeigt. Der specifische Provinzialgeist macht sich in beiden Ländern auf Kosten einer metropolitanen Einheit mehr geltend als in England oder gar Frankreich, wo in Deutschland jede Haupt- und Großstadt: Wien, Berlin, Hamburg, Frankfurt, ich glaube selbst Dresden und Leipzig eine besondere Witzsorte hat, so auch in Italien Turin, Mailand, Florenz, Rom, Neapel. Von allen den genannten Blättern besteht aber jetzt nur noch der „Omnibus". Der ganze literarische Kreis von damals ist nach allen Richtungen in Fetzen zerstreut, und nur zwei sind davon übriggeblieben, die die Feder in der Hand, die kärglichen Reste dieser Musenverfänge zu vertheidigen, Emanuele Bardara und unser Carlo de Ferrariis, der, wie wir weiter aus dem französischen Bericht erfahren, in seinen Poesien gegen die überall sich breitmachende leidige Indifferenz in kräftiger und kühner Weise protestirt. Sein eigentliches Meisterwerk soll der „Arlecchino" sein, eine Dichtung, die in allen italienischen Hauptstädten nachgedruckt worden ist. **H. M.**

Bibliographie.

Burkhardt, G. C., Gleichnißbrevier aus dem geistlichen Lustschatz. Mit Vorwort von K. B. Moll. Halle, Schmidt. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Graeth, G. J., Das Schloß der Ehinger hinter Niedernau, Sage und Mirmah, nebst Gedichten ꝛc. Wiesensteig, Schmid. 16. 12 Ngr.

Forchhämmer, P. W., Ueber Reinheit der Baukunst auf Grund des Ursprungs der vier Haupt-Baustyle. Mit 9 Bildtafeln. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. Gr. 8. 24 Ngr.

Hase, K., Franz von Assisi. Ein Heiligenbild. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 8. 1 Thlr.

Haut, J., Geschichte der k. Studien-Anstalt Dillingen nach den Quellen dargestellt. 1ste Lieferung. Dillingen, Aulinger. 1854. Gr. 8. 7½ Ngr.

Heermann's, J., Geistliche Lieder. Herausgegeben von P. Wackernagel. Stuttgart, S. G. Liesching. 16. 1 Thlr.

Hermann, E., Glanz und Flitter. Gesellschaftsbilder aus der Gegenwart. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Hülsmann, E., Shakspeare. Sein Geist und seine Werke. Ein Führer für die Leser und Freunde des Dichters. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Kruse, M., Gedichte. Magdeburg. 8. 25 Ngr.

Märchen und Sagen für Jung und Alt. 1ste Lieferung. Düsseldorf, Arnz u. Comp. Gr. 4. 10 Ngr.

Nachlese in und außer mir. Aus den Papieren des Verfassers der Selbstbekenntnisse oder vierzig Jahre aus dem Leben eines ostgenannten Arztes. Herausgegeben und mit einem Vorworte begleitet vom Verleger. 1ster Band. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Piper, G. O., Der moderne Pantheismus von der intellektuellen und der moralischen Seite. Bernburg, Gröning. Gr. 8. 3 Ngr.

Pott, A. F., Die Ungleichheit menschlicher Rassen hauptsächlich vom sprachwissenschaftlichen Standpunkte, unter besonderer Berücksichtigung von des Grafen von Gobineau gleichnamigem Werke. Mit einem Ueberblicke über die Sprachverhältnisse der Völker. Ein ethnologischer Versuch. Lemgo, Meyer. Gr. 8. 2 Thlr.

Rodenberg, J. v., Waldmüllers Margret. Melodrama in zwei Acten. Hannover, Klümpler. 16. 15 Ngr.

Sammlung der Gesetze und internationalen Verträge zum Schutze des literarisch-artistischen Eigenthums in Deutschland, Frankreich und England. Herausgegeben von E. F. M. Eisenlohr. Heidelberg, Bangel u. Schmitt. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Schulte, J., Briefe an seinen in Lissabon etablirten Sohn Johann Schulte, geschrieben in den Jahren 1680—1685. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. Lex.-8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Tagesliteratur.

Dittenberger, W., Schicket euch in die Zeit, denn es ist böse Zeit. Landtags-Predigt gehalten den 17. Februar 1856 zu Weimar. Weimar, Landes-Industrie-Comptoir. Gr. 8. 3 Ngr.

Drechsler, A., Die Persönlichkeit Gottes und des Menschen begrifflich bestimmt und als nothwendige Annahme dargethan. Ein Beitrag zur Orientirung im Streite der Spiritualisten und Materialisten. Dresden, Janssen. Gr. 8. 7½ Ngr.

Gans, C., Der grüne Donnerstag, der wichtigste der sogenannten halben Festtage, sollte in jeder evangelischen Gemeinde gefeiert werden. Ein Wort an die evangelischen Christen insbesondere, welche diese Festfeier nicht haben. Berlin, Falckenberg u. Comp. Gr. 8. 6 Ngr.

Hasche, T., Der Stoffglaube und seine Propheten. Vom naturwissenschaftlichen Standpunkte betrachtet. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. Gr. 8. 3 Ngr.

Holdheim, S., Stahl's christliche Toleranz beleuchtet. Berlin, J. Abelsdorff. 8. 5 Ngr.

Laberenz, Festrede, gehalten im Bischöflich geistlichen Seminar zu Fulda bei der Feier der tausendjährigen Erinnerung an den Tod des hl. Erzbischofs Rhabanus Maurus, am 4. Februar 1856. Fulda. 8. 2¾ Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Organon
der Erkenntniß der Natur und des Geistes.

Von

Carl Gustav Carus.

8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Eine neue Schrift des berühmten Verfassers von geringem Umfange, aber von gewichtigem Inhalt und langjähriger Durcharbeitung, indem darin die Resultate ernster Forschung über die wichtigsten Angelegenheiten des Geistes zusammengefaßt und den Gebildeten in allgemein verständlicher Sprache dankenswerthe Aufschlüsse darüber gegeben werden. Der Verfasser zählt sich zu Denen, welche zu einem „klaren Schauen" über die Erkenntniß der Natur und des Geistes gekommen sind und „denen es gelungen ist, mit unerschütterlicher Gewißheit es erkennen zu lernen, daß hinter der wechselnden Phantasmagorie der Sinne ein Ewiges, ein Geistiges, ein Göttliches existirt, an dem wir selbst Theil haben und das unsere bessere Hälfte ist". Als „ein Mann, den durch mehr als vier Decennien hindurch Forschungen dieser Art neben einem treuen und vielseitigen Erwägen der Natur immer wieder von neuem beschäftigt haben", fühlte er sich gedrungen, „auf der Höhe des Lebens Alles scharf zusammenzufassen, was auf jene Erkenntnisse sich bezog und was thatsächlich beitragen konnte, die eigene Sicherheit und Festigkeit des Schauens auch Andern zugänglich werden zu lassen".

Von dem Verfasser erschienen früher ebendaselbst folgende Schriften:

Symbolik der menschlichen Gestalt. Ein Handbuch zur Menschenkenntniß. Mit 150 in den Text eingedruckten Figuren. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Ein von dem deutschen Publicum mit der lebhaftesten Theilnahme aufgenommenes, höchst interessantes Werk über die Bedeutung der äußern menschlichen Bildung für inneres seelisches und geistiges Leben.

Die Proportionslehre der menschlichen Gestalt. Zum ersten male morphologisch und physiologisch begründet. Mit 10 lithographirten Tafeln. Folio. In Carton. 12 Thlr.

Eine gründliche wissenschaftliche Erörterung der äußern Maßverhältnisse des menschlichen Organismus, gleich interessant für den Philosophen wie für den Naturforscher und den Künstler.

System der Physiologie. Zweite, völlig umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage. Zwei Theile. 8. 8 Thlr.

Der Verfasser tritt in diesem Werke der jetzt herrschenden materialistischen Richtung der Physiologie entschieden entgegen, indem er das Ganze der physiologischen Lehren in großer Vollständigkeit und überall den neuesten Entdeckungen der Wissenschaft angemessen von einem höhern philosophischen Standpunkte aus bearbeitet hat.

Aeltere Auflagen des Conversations-Lexikon werden unter Zuzahlung von 12 Thlrn. gegen die neueste zehnte Auflage (Subscriptionspreis 20 Thlr.) umgetauscht. — **Ausführlichere Auskunft in einem Prospect, der in jeder Buchhandlung zu haben ist.**

F. A. Brockhaus in Leipzig.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Figuren.
Geschichte, Leben und Scenerie aus Italien.

Von **Ferdinand Gregorovius.**

8. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr.

Gregorovius' Buch über Corsica hat eine so glänzende Aufnahme gefunden (auch im Auslande, indem es in England zwei mal, in Amerika und in Italien übersetzt worden ist), daß gewiß auch die vorliegenden **italienischen Schilderungen** des seit vier Jahren in Italien weilenden Landsmanns auf günstige Aufnahme seitens des deutschen Publicums rechnen können. Es sind „Blätter aus ernsten Wanderjahren", in der bekannten anmuthigen, liebenswürdigen Weise des Verfassers. Die Schrift zerfällt in folgende Abschnitte: Ein Besuch auf Elba. — Der Ghetto und die Juden in Rom. — Idyllen vom Baltischen Ufer. — Idyllen vom Lateinischen Ufer. — Römische Figuren. — Capri, eine Einsiedelei.

Vollständig erschien bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Medicinisch-chirurgische
Encyklopädie für praktische Aerzte.

In Verbindung mit mehreren Aerzten herausgegeben von **Dr. H. Prosch** und **Dr. H. Ploss**, praktischen Aerzten in Leipzig.

Drei Bände. 8. Geh. 15 Thlr.

Dem **praktischen Arzte**, der, durch seine Berufsthätigkeit vielfach in Anspruch genommen, dem raschen Entwickelungsgange seiner Wissenschaft kaum zu folgen im Stande ist, bietet sich in vorstehendem **jetzt vollständig** erschienenen Werke ein Handbuch dar, welches ihm in lexikalischer Form und in gedrängter Kürze **die gesammte praktische Heilkunde nach ihrem gegenwärtigen Zustande** vorführt. Er wird durch dasselbe in den Stand gesetzt, sich in einzelnen Krankheitsfällen über den Zusammenhang und das Wesen der pathologischen Erscheinungen, die exacte Diagnostik und rationelle Therapie ohne grossen Zeitverlust Rath zu verschaffen. Die Herausgeber übertrugen die Bearbeitung der verschiedenen Specialfächer praktischen Aerzten, welche der physiologischen und pathologisch-anatomischen Richtung angehören.

Die Verlagshandlung hat von dem Werke gegenwärtig eine **neue Ausgabe in drei Bänden** veranstaltet, die auch einzeln zu dem Preise von 5 Thlrn. für jeden Band nach und nach bezogen werden können. Der **erste Band** und ein ausführlicher **Prospect** sind in allen Buchhandlungen zu haben.

Leipzig, im März 1856.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 14. —— 1. April 1856.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Das Volkslied. — Noch etwas aus und über Jahn's Leben. Von **Hermann Marggraff**. — Zur Vermittelung der Gegensätze in der Ethik. Von **Karl Fortlage**. — Eine neue Theorie der Geologie. Von **Heinrich Virnbaum**. — Romanliteratur. — Literarische Fehden. — Zur Kenntniß der deutschen Personennamen. — **Notizen**. — **Bibliographie**. — **Anzeigen**.

Das Volkslied.

1. Die Gesänge der Völker. Lyrische Mustersammlung in nationalen Parallelen von Wolfgang Menzel. Leipzig, G. Mayer. 1851. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Sammlung historischer Volkslieder und Gedichte der Deutschen. Aus Chroniken, fliegenden Blättern und Handschriften zusammengetragen von O. L. B. Wolff. Stuttgart, Cotta. 1830. Gr. 8. 2 Thlr. 25 Ngr.
3. Hundert deutsche historische Volkslieder. Gesammelt und in urkundlichen Texten chronologisch geordnet von Leonard von Soltau. Leipzig, Weber. 1836. Gr. 8. 3 Thlr.
4. Historische Volkslieder aus dem 16. und 17. Jahrhundert [illegible] den in der königl. Hof- und Staatsbibliothek zu München vorhandenen fliegenden Blättern gesammelt und herausgegeben von Ph. Max Körner. Mit einem Vorworte von J. A. Schmeller. Stuttgart, Ebner und Seubert. 1840. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
5. Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder mit Abhandlung und Anmerkungen, herausgegeben von Ludwig Uhland. Erster Band: Liedersammlung in fünf Büchern. Erste und zweite Abtheilung. Stuttgart, Cotta. 1844—45. Gr. 8. 3 Thlr. 12½ Ngr.
6. Die deutschen Volkslieder. — A. u. d. T.: Die deutschen Volksbücher. Gesammelt und in ihrer ursprünglichen Echtheit wiederhergestellt von Karl Simrock. Achter Band. Frankfurt a. M., Brömner. 1851. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.
7. Deutsche Volkslieder. Gesammelt von Georg Scherer. Leipzig, G. Mayer. 1851. 16. 2 Thlr.
8. Die Lieder des Dreißigjährigen Kriegs nach den Originalen abgedruckt. Zum ersten male gesammelt von Emil Weller. Mit einer Einleitung von Wilhelm Wackernagel. Basel, Neukirch. 1855. Gr. 8. 2 Thlr.
9. Deutsche Volkslieder. Sammlung von Franz Ludwig Mittler. Marburg, Elwert. 1855. Lex.-8. 3 Thlr. 20 Ngr.
10. Schwäbische Volkslieder mit ausgewählten Melodien. Aus mündlicher Ueberlieferung gesammelt von Ernst Meier. Berlin, G. Reimer. 1855. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die obenangeführten Sammlungen von Volksliedern, denen noch viele andere beigefügt werden könnten, schlagen drei voneinander sehr verschiedene Richtungen ein. Während Nr. 1 Gesänge aller Zeiten und Völker zusammenstellt, haben es die Andern nur mit ursprünglich deutschen Volksliedern zu thun, doch mit dem wesentlichen Unterschiede, daß Nr. 2, 3, 4 und 8 nur diejenigen aufnahmen, welche aus besondern historischen Veranlassungen hervorgegangen sind, während Nr. 6, 7, 9 und 10 dagegen sich auf diejenigen beschränken, in denen allgemeinere, stets sich gleich bleibende und ewig wiederkehrende Verhältnisse des menschlichen Lebens dargestellt werden. Diese Liedergattungen bilden auch bei Nr. 5 den Hauptbestandtheil der Sammlung, doch sind rein historische Lieder nicht ausgeschlossen, wenn sie wirklich im Munde des Volks lebten, und Nr. 10 hat zudem noch die Eigenthümlichkeit, daß sich diese Sammlung auf Mittheilung solcher Volkslieder beschränkt, die in einem besondern Theile des deutschen Landes gefunden, von einem einzelnen Stamm des deutschen Volks gesungen werden. Daß jede dieser Auffassungsweisen vollkommen in sich berechtigt ist, bedarf keines Beweises.

Die Zusammenstellung von Volksliedern verschiedener Nationen ist, soviel wir wissen, zuerst in Deutschland versucht worden und konnte in der That auch nur von Deutschen ausgehen, welche vor allen andern Völkern ihren Blick auf die Ferne zu richten gewohnt sind und nicht eher an die Heimat denken, als bis sie das Ausland so weit ausgebeutet haben, daß in demselben nichts mehr zu finden ist. Zwar sind schon im 16. und 17. Jahrhundert zahlreiche Sammlungen von reindeutschen Volksliedern erschienen (Referent könnte mehr als 300 solcher Sammlungen anführen), allein unter allen diesen ist doch keine einzige mit der Absicht und dem Bewußtsein herausgegeben, die Volkslieder als solche den Lesern vorzuführen, oder sie vor dem drohenden Untergange zu retten, sie hatten vielmehr ohne Ausnahme ganz andere, besondere Zwecke, sei es, daß sie vorzugs-

weiſe für den Geſang beſtimmt und daher mit Noten und Muſikbegleitung verſehen waren, ſei es, daß man beſondere Arten von Liedern nach ihrer Form oder nach ihrem Inhalt und ihrer ſpeciellen Beſtimmung zuſammenſtellen wollte. Die Bedeutung dieſer Geſänge als Volkslieder blieb den Herausgebern gänzlich verborgen, weshalb ſie denn auch auf echten und urkundlichen Abdruck kein Gewicht legten und die Lieder daher oft nach ihren beſondern Zwecken abänderten, ſodaß jene ältern Sammlungen immer nur mit großer Vorſicht benutzt werden dürfen. Herder war der Erſte, welcher die Bedeutſamkeit des Volksliedes begriff, in ihm die reinſte und unerſchöpflichſte Quelle aller wahren Poeſie erkannte und dies ſchon 1773 in dem Aufſatze „Ueber Oſſian und die Lieder alter Völker" ausſprach, welchem 1777 ein zweiter, den erſten ergänzender unter dem Titel „Aehnlichkeit der mittlern engliſchen und deutſchen Dichtkunſt" folgte, wonach er 1778 die „Stimmen der Völker in Liedern" erſcheinen ließ. Ein Jahr früher hatte F. Nicolai zwar ſchon ſeinen „Feynen kleynen Almanach" herausgegeben, allein erſtens hatte dieſer mehr eine ſatiriſche Bedeutung, als daß ihm am Volksliede wirklich etwas gelegen geweſen wäre, und dann, ſelbſt wenn er demſelben wirklich größere Aufmerkſamkeit geſchenkt hätte, wäre dies doch nur infolge der von Herder gegebenen Anregung geſchehen, ſodaß dieſem immerhin der Ruhm verbleibt, das Volkslied richtig gewürdigt zu haben. Nun haben aber unſere Leſer ſchon aus den Titeln der erwähnten Abhandlungen geſehen, daß Herder durch das Ausland auf den Volksgeſang aufmerkſam gemacht worden war, und man kann ſich aus ihnen bald überzeugen, daß er ſich eigentlich an den fremden Liedern herangebildet, aus ihnen die Empfänglichkeit für die Vorzüge der vaterländiſchen gewonnen hat. Seiner Sammlung folgten ähnliche erſt ziemlich lange nachher, theils weil es zuerſt an Quellen und Materialien fehlte, theils weil man ſich auf einzelne Nationen beſchränken mußte, als in dieſem Jahrhunderte die wiſſenſchaftliche Beſchäftigung mit den fremden Literaturen ungeahnten Reichthum an Stoff darbot, hauptſächlich aber, weil das vaterländiſche Volkslied beſonders ſeit dem Anfange dieſes Jahrhunderts mit Vorliebe behandelt wurde. Wenn wir nicht irren, iſt des bekannten O. L. B. Wolff „Halle der Völker" (zwei Bände, Frankfurt 1837) der erſte größere Verſuch geweſen, Herder's Vorgang nachzuahmen; doch iſt dieſe Sammlung ſowol als der ſpäter von demſelben Herausgeber bearbeitete „Hausſchatz der Volkspoeſie" größtentheils ein Werk des Zufalls, welcher allerdings manchmal als ein höchſt glücklicher erſcheint, weshalb beide Sammlungen für Den doch nicht leicht entbehrlich ſind, der ſich mit der Geſchichte des Volksliedes beſchäftigt. Auch muß man anerkennen, daß manche vom Herausgeber ſelbſt überſetzte Geſänge ſehr glücklich und mit feinem Takt in das Deutſche übertragen worden ſind, wie denn Wolff überhaupt mehr Talent und Geſchmack als kritiſchen Blick hatte.

Die neueſte Zeit hat uns endlich noch eine fernere Sammlung von Volksliedern der verſchiedenen Nationen gegeben, die oben näher bezeichneten „Geſänge der Völker" von Wolfgang Menzel, eine Erſcheinung, die wir mit um ſo größerer Freude begrüßen, als wir (warum ſollten wir es nicht geſtehen?) bei der von Jahr zu Jahr zunehmenden Einſeitigkeit des Herausgebers eine ſo gediegene, mit ebenſo viel Geſchmack als freiem, ſicherm Blick bearbeitete Sammlung nicht erwartet hätten. Vor allem müſſen wir dem Herausgeber unſern vollſten Beifall ausſprechen, daß er, auf Herder's Plan zurückkommend, nur echte Nationallieder mitgetheilt hat, worunter er jedoch nicht blos ſolche begreift, welche aus dem Volke ſelbſt hervorgegangen, ſondern auch ſolche, die, obgleich von Kunſtdichtern herrührend, doch vom Volke aufgenommen worden ſind. Gerade dadurch iſt der an ſich ſchon überreiche Stoff freilich außerordentlich angewachſen; aber da die Auswahl mit ſo anerkennenswerther Umſicht geſchehen iſt, können wir dem Herausgeber für dieſe Erweiterung nur zu Dank verpflichtet ſein, weil eine große Zahl von den mitgetheilten Liedern der angegebenen Gattung zu dem Vortrefflichſten gehört, was die Poeſie hervorgebracht hat. Obgleich die Sammlung beinahe 600 Lieder enthält, ſo darf man doch wol annehmen, daß der Herausgeber dieſe Zahl leicht auf das Doppelte und Dreifache hätte ſteigern können, ohne dem innern Werth Eintrag zu thun; allein wenn auch jeder Leſer etwas ungern vermiſſen wird, einer dieſes, ein anderer jenes Lied, ſo wird ſich doch kaum Jemand finden, der eines entfernt wünſchte, und dies allein reicht ſchon hin, das Buch für wohlgelungen zu erklären. Hätte es aber gewonnen, wenn der Herausgeber allen Stoff, der ihm ohne Zweifel zugebote ſtand, in zwei oder drei weitern Bänden mitgetheilt hätte? Wir zweifeln ſehr daran, und in der Vorrede heißt es mit vollem Recht, daß gerade die Auswahl des Beſten in jeder Gattung eine Befriedigung gewähret, welche beim langwierigen Durcharbeiten eines maſſenhaftern Materials leicht in Ermüdung übergehen würde. Die Sammlung unterſcheidet ſich von den Herder'ſchen „Stimmen der Völker" in der Anordnung darin, daß die Lieder nicht nach den verſchiedenen Nationen, ſondern nach den Grundgedanken der Geſänge zuſammengeſtellt ſind, was nur zu billigen iſt, weil gerade dadurch das Eigenthümliche, wodurch ſich das eine Volk von dem andern unterſcheidet, deſto lebendiger hervortritt, das Buch ſomit einen ſeiner Zwecke ſicherer erreicht. Das Ganze zerfällt in vier Bücher: „Hymnen und Heldenlieder", „Liebeslieder", „Balladen und Romanzen" und „Freude- und Trauerlieder". Aus der faſt unendlichen Zahl der religiöſen Hymnen, Gebete, Danklieder u. ſ. w. hat der Herausgeber jedoch nur ſolche hervorgehoben, die in beſonders charakteriſtiſcher Weiſe die Tiefen des religiöſen Bedürfniſſes bei allen Völkern, beſonders in den Hauptrichtungen der Gottesfurcht und des Gottvertrauens, anſchließen und von denen die meiſten zur Liturgie gehörten, hochberühmt und überall geſungen waren. In den mitgetheilten Geſängen dieſer Gattung iſt in der That das Großartigſte vereinigt, was die verſchiedenſten V

ter und Zeiten hervorgebracht haben und wozu wir namentlich die alten, herzlich einfachen lateiniſchen und deutſchen Kirchengeſänge rechnen, welche an Innigkeit des Gefühls und Glut der religiöſen Begeiſterung den hebräiſchen Pſalmen beinahe gleichkommen. So vortrefflich die gegebene Auswahl iſt, ſo müſſen wir doch gerade bei dieſem Abſchnitte bedauern, daß der Herausgeber ſich Beſchränkungen auferlegen mußte, weil des Vorzüglichen noch viel hätte mitgetheilt werden können. Insbeſondere hätten wir aber gewünſcht, daß in dieſem wie auch in einigen andern Abſchnitten die hebräiſche Poeſie mehr berückſichtigt worden wäre; denn es iſt dieſelbe nicht blos wegen ihres unermeßlichen Einfluſſes auf die Entwickelung der chriſtlichen Völker, ſondern auch, von allen äußerlichen Wirkungen abgeſehen, an ſich von der größten Bedeutſamkeit. Während bei allen übrigen Völkern die Dichtungen einen großen Theil ihrer Wirkung der mehr oder weniger gelungenen Kunſtform, dem angemeſſenen rhythmiſchen Gange, dem Reime und andern äußern Kunſtmitteln (deren ſich auch das reine Volkslied bedient) zu verdanken haben, liegt in den hebräiſchen Dichtungen die ganze Gewalt ihrer Wirkung allein in dem Geiſte, der ſie beſeelt, in der tiefpoetiſchen Auffaſſung, die ſie durchdringt. Zwar mag auch für die Hebräer der eigenthümliche Gang z. B. der Pſalmen einen hohen Reiz gehabt haben, für uns aber iſt er ſo gut als nicht vorhanden, oder er zeigt ſich uns in rein äußerer Weiſe, vor welcher die äußere Form gänzlich zurücktritt. Und deſſenungeachtet wird unſer Gemüth von den hebräiſchen Dichtungen gewaltiger ergriffen als von den ſchönſten Poeſien anderer Völker, was gewiß nicht in ihrem tiefreligiöſen Gehalt, ſondern zum großen Theil der ihnen innewohnenden poetiſchen Kraft zugeſchrieben werden muß. Ungern haben wir unter Anderm den herrlichen Lobgeſang Moſis (Exodus 15, 1—19) und ſein letztes Lied (Deuteronom. 32, 1—44) vermißt, von welchem Herder irgendwo mit Recht ſagt, daß ſich in ihm das Herz des großen Mannes, ſein Geſetz und ſein Leben, das Herz und die Sitten des Volks, deſſen Beſtimmung, Glück und Unglück, ja die ganze Geſchichte der Hebräer abſpiegele. Und um noch Eines zu erwähnen, hätte Deborah's Triumphlied (Richter 5, 1—31) unter den nationalen Heldenliedern wol einen Platz finden ſollen, in welchem religiöſe und kriegeriſche Begeiſterung gleich großartigen Ausdruck finden.

Auf die religiöſen Geſänge läßt der Herausgeber die Lieder folgen, in welchen Nationalſtolz, Freiheitsſinn und kriegeriſcher Muth der Völker ihren lebendigſten Ausdruck gefunden haben und von denen eine große Zahl zu den berühmteſten Liedern der Welt gehört; an dieſe ſchließen ſich einerſeits die loyalen Nationalgeſänge zu Ehren geliebter oder gefürchteter Herrſcher, andererſeits die Heldenlieder und wildfreien Geſänge der Soldaten und Jäger. Dieſe Abſchnitte, welche zu den gelungenſten des Buchs gehören, haben uns deſſenungeachtet mit tiefem Schmerze erfüllt, weil ſie uns das lebendigſte Bild von der Zerriſſenheit und Thatloſigkeit des deutſchen Volks andern Nationen gegenüber geben, weil aus den mitgetheilten deutſchen Liedern auf das unzweifelhafteſte hervorgeht, daß bei den Deutſchen keine nationale Begeiſterung, ſondern nur nationale Schwärmerei zu finden iſt, daß wir keinen Sinn für das Leben, ſondern nur für weſenloſe Ideale haben. Seit beinahe einem halben Jahrhundert ſingen wir tagtäglich das Lied vom deutſchen Vaterland und noch haben wir keines; der deutſche Jüngling weint Thränen der Rührung, ſein Herz ſchwillt auf vor Stolz, wenn er an die Größe des deutſchen Vaterlandes denkt, das ſoweit reicht, „als die deutſche Zunge klingt", aber Keinem fällt es ein, daß Elſaß, die Niederlande, die Schweiz ſeit Jahrhunderten davon abgeriſſen ſind, und während der Franzoſe durch den bloßen Gedanken an die „natürliche Grenze" elektriſirt wird, an welcher keine Seele franzöſiſch ſpricht, haben die Deutſchen nicht einmal in den Zeiten der gewaltigſten Aufregung an die Wiedereroberung der ſchönen Länder auch nur zu denken gewagt, die ihnen zum Theil auf die ſchmählichſte Weiſe entriſſen wurden. „Sie ſollen ihn nicht haben, Den freien deutſchen Rhein!" ſingen ſie ſich heiſer, und unterdeß haben ſie ihn doch und der freie Deutſche kann auf ſeinem freien deutſchen Rheine nicht einmal bis ans Meer gelangen, wenn es ihm der kleine König von Holland nicht erlaubt. Man leſe alle dieſe Lieder, die der Herausgeber als Vaterlandslieder zuſammengeſtellt hat, wie ſind ſie alle ohne Leben und Kraft, wie voll dagegen von weichlicher Sentimentalität! Wie unklar ſind die darin ausgeſprochenen Gefühle! Wie übertrieben im Selbſtlob, dem keine Thaten zugrunde liegen, ſondern nur überſchwängliche Phraſen von deutſcher Treue, von deutſchem Gemüth, von deutſchem Auge, von deutſcher Tiefe und von allen möglichen Deutſchheiten, unter welchen die deutſche Gelehrſamkeit nicht vergeſſen werden darf. Da ſingt uns Maßmann vom kölner Dom und ruft ſeine deutſchen Brüder herbei, auf daß ſie zum alten und neuen Bunde ſchwören. Dabei darf der Trunk natürlich nicht vergeſſen werden: er kredenzt ihnen „Moſt, Jahrtauſende gekeltert, Welterquickend, nie geältert", und dieſer Moſt, der wahrſcheinlich ſo unklar iſt als Gedanke und Sprache des Dichters, dieſer Moſt iſt? — „Trinkt, ſein Nam' iſt deutſche Treu!" Ich möchte ſehen, was die Engländer für Geſichter ſchneiden würden, wenn man ihnen ſolche Lieder und ſolchen Trank vorſetzen wollte! Wir tadeln den Herausgeber nicht, daß er dieſes und ſo viele andere ähnlicher Art aufgenommen hat; er mußte ſie vielmehr ſeiner Sammlung einverleiben, weil ſie beſſer als andere die nationale Eigenthümlichkeit vor die Augen führen. Dann kommt das „Lied von Schleswig-Holſtein". Wem blutet das Herz nicht, wenn er an Lied und Land denkt? Aber ein Volk, das ein ſolches Lied ſingen kann, hat auch das Herz nur zum Bluten. „Wahre treu, was ſchwer errungen, Bis ein ſchön'rer Morgen tagt!", d. h. bis dir die Franzoſen, die Engländer oder die Amerikaner helfen, denn die Deutſchen können es nicht. Bis dahin aber: „O, laß blüh'n in

deinem Schooſe, Deutſche Tugend, deutſche Treu'!" Der König von Dänemark verlangt gewiß nichts Anderes, und ich könnte der däniſchen Majeſtät keinen beſſern Rath geben, als die Holſteiner das Lied nur brav ſingen zu laſſen, ja ich würde an ſeiner Stelle ſogar die übrigen Könige, Fürſten und Herren des guten deutſchen Volks bitten, ſie möchten bei harter Strafe befehlen, daß es jeder deutſche Unterthan tagtäglich ſingen müßte, denn ſolange ſolcher Geſang ertönt, iſt eine Revolution gewiß nicht ſehr zu fürchten. Und wenn die Holſteiner in dem Kampfe gegen die Dänen Großes geleiſtet haben, ſo geſchah es nicht, weil, ſondern gewiß trotzdem daß ſie das berühmte Nationallied ſangen. Ich kann mich nicht enthalten, zwei Strophen hierher zu ſetzen:

Gott iſt ſtark auch in den Schwachen,
Wenn ſie gläubig ihm vertrau'n;
Zage nimmer, und dein Nachen
Wird trotz Sturm den Hafen ſchau'n!
Schleswig-Holſtein, ſtammverwandt,
Harre aus, mein Vaterland!

Und wo an des Landes Marken
Sinnend blinkt die Königsau,
Und wo rauſchend ſtolze Barken
Elbwärts zieh'n zum Holſtengau:
Schleswig-Holſtein ſtammverwandt,
Bleibe treu, mein Vaterland!

um ihnen eine Strophe des gleich darauf folgenden Liedes entgegenzuſtellen, das in einem ebenfalls „meerumſchlungenen" Lande geſungen wird:

Als aus dem Wellenſchoos empor
Britannia einſt der Himmel rief,
War dies des Landes Freiheitsbrief,
Schutzengel ſangen dies im Chor:
Herrſch', Britannia! Das Meer, das Meer ſei dein!
Sklave ſoll kein Brite ſein!

Ein Volk, in deſſen Munde ſolcher Sang ertönt, hat das Herz freilich zu etwas Anderm als zum Bluten. Und hören wir das Nationallied eines dritten „meerumſchlungenen" Landes:

Flieget der Geiſt zu geſchwundenen Zeiten,
Schaut er ſo herrlich des Vaterlands Glanz.
Kämpen, ſie wandeln an Dovrefjeld's Seiten,
Stürmen zum Schiffesgefecht wie zum Tanz.
Wellen befahren
Männliche Scharen!
Norwegens Ruhm dringt zu fernſtem Geſtad'.
Kämpen genug ſind daheim, zu bewahren
Erbliche Freiheit mit muthiger That.

Auch die Norweger ſind wie die Deutſchen darauf beſchränkt, ihren Nationalſtolz auf dunkle Vergangenheit zu gründen; aber es lebt und wirkt dieſe noch kräftig und klar in ihren Herzen, und ſie fühlen ſich in edelm Bewußtſein als die Nachkommen jener Meerfahrer und der im Lande Zurückgebliebenen, welche die erbliche Freiheit mit muthiger That bewahrten. Denn

Herrlich erhebet ſich, nimmer zu wanken,
Tempel der Freiheit im nordiſchen Land.
Frei ſind die Worte und frei die Gedanken,
Frei wirkt zu Vaterlands Wohle die Hand.

Gehen wir endlich nach dem fernen Weſten, wo ſich ſeit einigen Jahren (denn was iſt ein Jahrhundert gegen das Jahrtauſend des Deutſchen Reichs) Auswanderer, die aus allen Gegenden Europas zuſammenſtrömten, zu einem mächtigen Volke herangebildet haben, und hören wir ſein von ſtolzem Bewußtſein erfülltes Nationallied, das bei ſeiner proſaiſch-praktiſchen, leichten, ſcherzhaften Auffaſſungsweiſe das gerade Widerſpiel unſerer ernſten, ſchwermüthigen, ſentimental-ſchwärmeriſchen Geſänge bildet.

Yankee doodle, Zauberklang,
Amerikaner Freude,
Es paßt zur Pfeife, Spiel und Sang
Und eben recht zum Streite.
Yankee doodle, Buben 'ran!
Platz zur Seite, her zur Mitte,
Yankee doodle, drauf und dran,
Trommelt, blaſt und fidelt!
Frankreich, Spanien, Engeland
Soll'n unſer Land bekriegen:
Wir Yankees haben Fuß und Hand,
Könn'n ſie noch all' beſiegen.
Yankee doodle, Buben 'ran! u. ſ. w.

Nicht anders ſteht es mit den Geſängen, welche der Herausgeber unter dem Namen „Freiheitslieder" vereinigt hat; Leben, Thatkraft, Entſchiedenheit, männlicher Trotz iſt der Charakter der ausländiſchen; Unklarheit, Rathloſigkeit, Schwanken, ſchwärmeriſches Brüten über nebelhaften Gefühlen, das iſt der Charakter der deutſchen. Die Marſeillaiſe, die Pariſienne und ihre Nachahmung, die Brabançonne, Rhigas' neugriechiſche Kriegshymne, ſelbſt die ſpaniſche Riegohymne, alle ſprühen von kriegeriſchem Geiſt und Muth, von Selbſtbewußtſein, von würdigem Nationalſtolz. Und was haben wir dieſen entgegenzuſetzen? Wir ſingen mit Schenkendorf:

Freiheit, die ich meine,
Die mein Herz erfüllt,
Komm' mit deinem Scheine
Süßes Engelsbild!

Auch bei grünen Bäumen
In dem luſt'gen Wald,
Unter Blütenträumen
Iſt dein Aufenthalt.

oder mit F. Schlegel:

Freiheit, ſo die Flügel
Schwingt zur Felſenluft,
Wenn um grüne Hügel
Weht des Frühlings Luft;
Sprich aus dem Geſange,
Rauſch' in deutſchem Klange,
Athme Waldesduft!

Aber mit ſolchen Geſinnungen gewinnt man keine Schlachten; während jene franzöſiſchen, griechiſchen, ſpaniſchen Lieder den ganzen Menſchen elektriſiren, erſchlaffen dieſe deutſchen, machen weich, und ſtatt den Menſchen zu Thaten zu ermuthigen, rühren ſie ihn zu weibiſchen Thränen. Selbſt der ſchöne „Aufruf" von Körner, das beſte und kräftigſte deutſche Lied der Art, hat einen ſentimentalen Beigeſchmack, der die ſchönſten Stellen geradezu entkräftet, wozu die weichliche, ſchwermüthige Melodie nicht wenig beiträgt. Die einzige Anfangszeile des Liedes „Noch iſt Polen nicht verloren" iſt vom ne

nalen Standpunkte hundert mal mehr werth als alle unsere deutschen Freiheitsgesänge sammt und sonders, wenn jenes Gedicht ihnen an poetischem Werth auch eben so sehr nachsteht.

Unter den „Nationalen Heldenliedern" finden sich nur zwei oder drei, die den Namen mit Recht verdienen, Carl Weber's Lied von der „Schlacht bei Murten" und das derbe holländische „Siegeslied von Oudenaarde"; aber die Schweiz und Holland gehören nicht mehr zum deutschen Lande, was auch Arndt singen mag (und sie werden sich auch nicht eher wieder mit dem großen Ganzen vereinigen, als wenn einmal die Herrschaft der schönen Phrasen der Herrschaft der That weicht). Echt deutsche nationale Heldenlieder sind aber, ohne das berühmte „Prinz Eugenius, der edle Ritter" zu erwähnen, folgende: der „Trommelschlag der Landsknechte" aus der Reformationszeit:

Es geht ein Butzemann im Reich herum,
Didum, Didum,
Bidi, Bidi, Bum!
Der Kaiser schlägt die Trumm
Mit Händen und mit Füßen,
Mit Säbeln und mit Spießen!
Didum, Didum, Didum!
Ach Karle, großmächter Mann,
Wie hast ein Spiel gefangen an,
Ohn Noth in teutschen Landen?
Wollt Gott, du hättst es baß bedacht,
Dich solchs nicht unterstanden u. s. w.

das „Preußische Siegeslied nach der Schlacht bei Prag" (von Gleim), wo Deutsche gegen Deutsche kämpften, der berühmte „Alte Dessauer", in welchem sich der ganze Pedantismus der Zopfzeit abspiegelt u. s. w. Das sind unsere nationalen Heldenlieder, an denen sich freilich keine Völker groß saugen werden.

Man sollte erwarten, im Abschnitt „Völkerklagen" Deutschland besser repräsentirt zu sehen, denn der Gründe zu Klagen gab und gibt es im Heiligen römischen Reich deutscher Nation wol ebenso viel als sonst irgendwo, aber der Mangel an nationalem Bewußtsein ließ diese Gründe gar nicht erkennen, und wo man sie erkannte, fehlte der Muth, die Stimme zu erheben. Nur ein einziger deutscher Dichter hatte diesen Muth; aber freilich brauchte sich dieser nicht vor dem Gefängniß zu fürchten, denn er lag schon darin, als er seine Klagelieder sang, die er mit dem Klirren der Kette begleitete.

Selbst die Schlacht- und Reiterlieder sind von der sentimentalen Schwärmerei nicht frei, welche sich wie ein Mehlthau über das gesammte deutsche Leben legt und es nicht zur frischen Blüte gedeihen läßt. In wenigen bricht der Kriegsmuth und die Schlachtlust ungetrübt hervor, wie z. B. in dem schönen Liede „Fehdelust" von dem französischen Troubadour Bertran de Born. Warum hat aber der Herausgeber nicht auch ein altes Kriegslied von irgendeinem unserer Minnesinger mitgetheilt? Ich glaube, weil er keines gekannt hat, oder vielmehr weil keines gibt; denn unsere ritterlichen Dichter des gepriesenen Mittelalters sangen von Lenz und Liebesseufzen, aber nicht von Krieg und Schlacht. Die besten Kriegs- und Soldatenlieder der Deutschen stammen aus den Zeiten der sogenannten Freiheitskriege; wenn diese auch nicht ohne sentimentalen Beigeschmack sind, so weht in ihnen doch ein kräftiger Todesmuth und vaterländischer Sinn, der jene schwächliche Seite doch einigermaßen zurückdrängt. Aber die Deutschen sind leider auch reich an Soldatenliedern, in denen die Todesfurcht und die ausgesprochene Abneigung gegen Krieg und Schlacht den Mittelpunkt bilden. Menzel hat jedoch nur zwei dieser Art mitgetheilt: „O du Deutschland, ich muß marschiren" und „O Strasburg, o Strasburg, du wunderschöne Stadt!" *)

So ist das Buch Menzel's, wenn man es von der rechten Seite ansieht, gewiß belehrend; es ist der beste Spiegel, in welchem das deutsche Volk sich in seinem innersten Wesen erschauen kann. Wir wünschen, daß es in viele Hände komme, in vielen Gemüthern den Schmerz errege, den es uns verursacht hat, aber mit dem Gefühl, daß unter den Völkern das deutsche eine klägliche Rolle spielt, auch das Gefühl erwecke, daß es die erste Stelle einnehmen könnte, wenn es wollte. Denn ein Volk, das seit Jahrhunderten stets fast am Rande des Abgrunds war und sich immer wieder erhob, wenn es vernichtet schien, ein solches Volk muß eine innere Lebenskraft besitzen, die Alles zu besiegen vermöchte, wenn es zum klaren Bewußtsein derselben gelangte, wenn, um es mit Einem Worte zu sagen, an die Stelle der krankhaften und entnervenden Schwärmerei, welche namentlich die höhern und gebildeten Stände beherrscht, der gesunde,

*) Wer aber unsern Reichthum an dergleichen Gesängen will kennen lernen, der durchgehe die Sammlung Mittler's, wo er viele Stücke finden wird, von denen man wünschen möchte, daß sie nie gesungen worden wären. Die frischesten sind noch die „Landsknecht- und Reiterlieder" aus der frühern Zeit; aber auch diese sind traurig genug. Sie könnten mit größerm Fug Räuberlieder genannt werden, denn die meisten singen von den Plünderungen, welche gegen die armen Bauern ausgeübt worden, nicht selten auch von wirklichem Straßenraub; überhaupt tragen jene Landsknechte in ihren Liedern den ausgeprägtesten Charakter des schlechtesten Gesindels, das nicht aus Kriegs- und Thatenlust, sondern nur um der Zucht zu entlaufen, um ungestraft alle möglichen Bubenstreiche verüben zu können, sich anwerben ließ. Die Soldatenlieder aus dem 17. Jahrhundert sind wo möglich noch trauriger; selbst die bessern sind in einer häßlichen Mischsprache geschrieben, welche an die erbärmlichsten Zeiten der deutschen Geschichte erinnert. Die aus dem 18. Jahrhundert überfließen meistens von Klagen über das Elend des Soldatenlebens, über das viele Exerciren in der Sonnenhitze, über das Wachestehen mit hungrigem Magen, über die Schläge, die der Soldat bei dem geringsten Versehen erhält, über die Aussicht, einst als Bettler zu leben und zu sterben. Und selbst wenn hier und da eine gewisse Entschlossenheit durchbricht, ist diese nur krankhaft oder der Todesmuth hat seinen Grund in der Sehnsucht, baldmöglichst von dem Elend befreit zu werden. Von eigentlicher Kriegs- und Schlachtenlust findet sich kaum eine Spur. Noch schmerzlicher ist es, daß in allen diesen Liedern kein Ton von Vaterlandsliebe oder von Nationalgefühl durchbricht; wenn die vielen Rekrutenlieder, die von den jämmerlichsten Klagen erfüllt sind, es uns auch nicht so deutlich sagten, daß nur Taugenichtse das Soldatenhandwerk freiwillig ergriffen, die Andern aber wider Willen und gezwungen, ja oft infolge gewaltthätigen Raubes und selbst schmählichen Menschenhandels in die Uniform gesteckt wurden, wir würden dies sogar aus den eigentlichen Soldatenliedern entnehmen, die alle von einer oft versteckten, aber immer herzzerreißenden Wehmuth erfüllt sind.

Digitized by Google

praktiſche, thatkräftiger Begeiſterung fähige Sinn träte, der ein unverkennbarer Charakterzug des deutſchen oder, wenn man will, germaniſchen Volksſtamms iſt, und den wir an den Holländern, Schweizern und Engländern, an den Dänen, Schweden und Norwegern bewundernd anſtaunen.

Ehe wir dieſen Abſchnitt verlaſſen, können wir nicht umhin, unſer Bedauern auszuſprechen, daß es dem Herausgeber nicht gefallen hat, einige dahin gehörige Lieder von Béranger aufzunehmen. Béranger iſt bekanntlich wie der beliebteſte, ſo in der That auch der vortrefflichſte Volksdichter der Franzoſen, nicht blos darum, weil er die andern alle an echt poetiſcher Begabung übertrifft, ſondern auch, weil ſich in ſeinen Dichtungen die ſämmtlichen Eigenthümlichkeiten des franzöſiſchen Nationalcharakters repräſentirt finden, keine einzige Seite deſſelben gefunden werden kann, die er in ſeinen Liedern nicht anſchlägt. Zwiſchen der frivolſten Auffaſſung der Liebe und der begeiſtertſten Darſtellung des Nationalgefühls fehlt keine einzige von den unendlichen Farbenmiſchungen, welche jene beiden Extreme zu einem lebens- und wahrheitsvollen Ganzen verbinden. Und wie reich iſt er in der Darſtellung eines und des nämlichen Grundgedankens! Kaum findet ſich noch ein Dichter, der ein Thema in ſo mannichfaltigen Variationen und doch immer mit poetiſchem Geiſte und künſtleriſchem Sinne darzuſtellen vermag. Bald muthwillig bis zur Ausgelaſſenheit, iſt er wieder ſo ſittſam, ſo keuſch, ja ſelbſt ſo ſchwärmeriſch, daß man von manchem Gedichte glauben möchte, es ſei deutſchen Urſprungs. In ſeinen politiſchen Gedichten zeigt ſich namentlich ſeine noch unübertroffene Kunſt, die mannichfaltigſten Töne anzuſchlagen und in jedem die unwiderſtehlichſte Wirkung hervorzubringen. Bei jedem ſeiner Gedichte fühlt ſich der Franzoſe durch den Gedanken gehoben, daß er zu einem großen Volke gehört; aber der Dichter weckt dieſes Bewußtſein nicht blos durch pomphafte Schilderungen dieſer Größe, ſondern auch durch das wehmüthige Zurückſchauen auf verſchwundene Heldenzeiten, ja ſelbſt durch den herbſten Tadel, durch Spott und blutigen Hohn. Freilich hat ihm noch nie eine lederne Philiſterſeele vorgeworfen, daß er durch ſeine Zornesworte, durch die Darſtellung der Schmach ſeines Landes dieſes in der That erniedrigt, daß er kein Gefühl, keine Liebe für ſein Volk habe, wie das wol bei uns in gewiſſen Fällen geſchehen iſt. Selbſt ſeine bitterſten Feinde, die Jeſuiten und Ariſtokraten, haben es nie gewagt, ihm ſolches vorzuwerfen, denn wenn ſie ihn auch verfolgten, ihn in das Gefängniß warfen, ſo bewunderten ſie dabei doch immer den großen Nationaldichter und freuten ſich im Stillen ſeiner herrlichen Poeſien, ja es war unter allen dieſen ſeinen Feinden wol keiner, der die verbotenen brüſſeler Ausgaben ſeiner Gedichte nicht beſeſſen hätte. Denn die Franzoſen blieben auch in ihren erbitterſten Bürgerkriegen Franzoſen. Es iſt bekannt, daß ſelbſt die Emigrirten zur Zeit der erſten Revolution ihre Freude nicht verbergen konnten, wenn ihre Todfeinde, die republikaniſchen Heere, eine neue Schlacht gegen die deutſchen Mächte, von denen ſie Hülfe in ihrem Elende erwarteten, gewonnen hatten. Der Sieg der Republikaner that ihrem Herzen wohl, weil es Franzoſen waren, die ihn errungen hatten, ſie freuten ſich deſſelben, obgleich ſie ſich nicht verbergen konnten, daß ihre Hoffnungen eben dadurch von neuem zernichtet worden waren. „Es iſt doch unbegreiflich", ſagte einſt ein deutſcher Feldherr zu einem franzöſiſchen Prinzen, „daß dieſe zerlumpten Republikaner, die kaum bewaffnet ſind, unſere beſten Heere ſchlagen." „Es ſind eben Franzoſen!" erwiderte jener mit Stolz. Welchen ganz andern Eindruck macht die Bemerkung des Kurfürſten von Heſſen, die uns der Hiſtoriker und Diplomat Bignon berichtet. Dieſer war franzöſiſcher Geſandter in Kaſſel, als ſich der Bruch zwiſchen Preußen und Frankreich im Jahre 1806 vorbereitete. Im Geſpräch über den möglichen Ausgang eines Kriegs zwiſchen den beiden Mächten ſagte der Kurfürſt: „Ich wünſchte, daß Napoleon mit Preußen im Frieden bliebe, denn der Erfolg eines Kriegs iſt zum wenigſten ſehr unſicher. Er hat es nicht mit Oeſtreichern und Reichstruppen zu thun, ſondern mit Preußen. Das preußiſche Heer iſt aber überaus vortrefflich: denn bedenken Sie wol, Herr Miniſter, in der ganzen preußiſchen Armee iſt kein einziger Offizier, der nicht von Adel wäre!" Ich erinnere mich nicht mehr, was Bignon darauf antwortete; wahrſcheinlich nichts, denn was hätte er auf eine ſolche Lobpreiſung auch antworten ſollen? Der Kurfürſt wird die Antwort, die in Jena gegeben wurde, wol beſſer verſtanden haben als Alles, was ihm der Geſandte hätte ſagen können.

Die übrigen Abſchnitte der Sammlung Menzel's würden uns nicht weniger Gelegenheit zu den mannichfaltigſten Bemerkungen geben können; wir beſchränken uns auf eine einzige, auf die nämlich, daß bei ihnen die Vergleichung der deutſchen Lieder mit denen der fremden Völker ebenſo ſehr erfreut, als die Zuſammenſtellung der nationalen Lieder mit Schmerz erfüllen mußte. Denn es können die deutſchen Liebeslieder, die Freuden- und Trauerlieder, ſelbſt die Balladen und Romanzen *) allen

*) Dies kann doch wol nur von einigen wenigen geſagt werden, und zwar nur von den zartern, dämmerhaften, mit der Geiſterwelt in Verbindung ſtehenden. In ſehr vielen (man vergleiche nur die von Simrock in ſeiner Sammlung zuſammengeſtellten), in denen Verjährung, Gewaltthat und blutiger, oft in ſcheußlicher Weiſe verübter Mord den Inhalt bilden, herrſcht ein anwidernder, roher, ſittenloſer Ton, der ſich durchaus nicht über das Niveau der „Moritzthaten"-Bänkelſängerei erhebt; ein Ton, vor dem das feinere äſthetiſche Gefühl mit Erröthen zurückweicht. Es hieße doch wol den Cultus der Volkspoeſie in bedenklicher Weiſe zu weit treiben, wenn man jeder ungeſchlachten und plumpen Verificirung irgendeiner blutrothen Criminalgeſchichte blos deshalb einen Werth zuerkennen wollte, weil nicht ein Dichter von Rang, ſondern vielleicht irgendein wandernder Handwerksburſch oder wüſter Strolch ſie vor alter Zeit für die Spinn- oder Herbergsſtube zurechtſetzte. Den altſchottiſchen und altengliſchen Balladen kann wol nur eine ſehr geringe Anzahl deutſcher Volksballaden zur Seite geſtellt werden. Und ſo hat ſich denn auch die moderne deutſche Ballade durch das Muſter und die Einwirkung der berühmten Percy'ſchen Balladenſammlung ebenſo verjüngt, wie die moderne Lyrik ſeit

ähnlichen Gesängen der übrigen Völker nicht blos an die Seite gesetzt werden, man darf sogar behaupten, daß manche deutsche Lieder unübertrefflich und in der That unübertroffen sind. Und zu diesen rechnen wir vor allen die aus dem Volke selbst entsprungenen Lieder, deren Tiefe durch die Einfachheit und Wahrheit der Darstellung einen unwiderstehlichen Reiz erhält. In diesen Gesängen herrscht aber auch, selbst da, wo die geheimsten Empfindungen, die zartesten Gefühle des Menschenherzens dargestellt werden, die lebendige Objectivität, die wir an den nationalen Gesängen so sehr vermißt haben. Wir müßten das halbe Buch ausschreiben, wenn wir unsern Lesern alle die Lieder vorführen wollten, welche uns zu dieser Bemerkung veranlaßt haben, und dann würden wir doch noch bedauern müssen, nicht noch eine weitre Auswahl hinzufügen zu können. Es ist daher rathsamer, daß wir sie auf die Sammlung verweisen, deren Anschaffung Niemand gereuen wird, der lebendigen Sinn für die unerschöpflichen und ewigen Schönheiten des Volksgesangs hat; denn es besteht der eigenthümliche Charakter des Volksliedes eben darin, daß es nie altert, daß es auch nach tausend Jahren noch den vollsten Reiz der Frische und Jugend gewährt, weil es Verhältnisse darstellt, welche ewig unwandelbar sind, auf die weder Zeit noch Raum wesentlichen Einfluß haben können, weil der Mensch trotz Zeit und Raum immer derselbe bleibt und der Volksgesang die äußern Einflüsse soweit abstreift, als es überhaupt möglich ist.

Wir gehen zu denjenigen Sammlungen über, welche das deutsche historische Volkslied behandeln. Kein Volk ist an solchen Gesängen so reich als das deutsche, zu welchem wir hier natürlich auch diejenigen Stämme unbedingt rechnen, welche politisch nicht mehr zum deutschen Lande gerechnet werden. Dies scheint mit den oben gemachten Bemerkungen im Widerspruch zu stehen, da wir ja die Deutschen gerade in Bezug auf die nationalen Gesänge den andern Völkern so sehr nachgesetzt haben. Aber der Widerspruch ist doch nur scheinbar; denn einerseits haben wir oben vorzugsweise nur von der Gegenwart oder doch nur von den neuesten Zeiten gesprochen, das deutsche Volk war aber nicht immer der Schwärmerei verfallen, welche ihm, einige wenige hervorragende Epochen abgerechnet, seit dem Dreißigjährigen Kriege alle Lebenskraft geraubt hat, und andererseits hebt die Menge der historischen Volkslieder unsere Behauptung nicht auf, welche lediglich dahin ging, daß die Deutschen in der Kraft des nationalen Bewußtseins den übrigen europäischen Völkern weit nachstehen. Und diese Behauptung wird durch die nähere Betrachtung der zahlreichen historischen Volkslieder, welche in den drei oben näher bezeichneten Büchern gesammelt sind, nicht entkräftet, da bei weitem die meisten nur ganz specielle Verhältnisse darstellen und eine allgemeinere Anschauung dabei nur selten und dann auch nur schwach zur Erscheinung gelangt. Gerade die schönsten Lieder berühren ja Kämpfe Deutscher mit Deutschen, und in den wenigen, welche Kriege deutscher Stämme mit ausländischen Völkern besingen, z. B. die Kämpfe der Schweizer gegen die Burgunder und der Ditmarsen gegen die Dänen, ist doch keine Spur eines allgemein deutschen Nationalbewußtseins zu finden, was allerdings sehr zu begreifen ist, da jene Heldenvölker in ihrer größten Noth kaum stille Theilnahme, geschweige thätige Hülfe bei ihren Stammesgenossen fanden.

So sicher es ist, daß die alten Deutschen die wichtigsten Begebenheiten und Thaten in Liedern besangen — denn dies wird von zahlreichen Zeugnissen älterer Schriftsteller, deutscher und fremder, bestätigt, — so reicht unsere Kenntniß dieser Gesänge doch nicht weiter, als was uns jene Andeutungen berichten. Ein einziges deutsches Lied aus dem 9. Jahrhundert ist uns und zwar nicht einmal vollständig erhalten worden; es ist das bekannte Lied, welches den Sieg des ostfränkischen Königs Ludwig über die Normannen (880) besingt. Aus dem 10., 11. und 12. Jahrhundert besitzen wir nur einzelne lateinische Lieder; aus dem 13. haben wir zwar einige vortreffliche Gedichte, welche gleichzeitige Begebenheiten und Verhältnisse berühren, aber es sind eben keine Volkslieder, sondern Erzeugnisse höfisch gebildeter Dichter. Doch sind sie schon darum, selbst für den Standpunkt von Werth, der uns hier maßgebend ist, weil sie ein lebendiges Zeugniß von der politischen Bildung und Theilnahme jener Dichter und somit auch wenigstens mittelbar und theilweise ihrer Zeit sind. Es wäre gewiß sehr zu wünschen, daß diese Gedichte gesammelt würden, weil sie uns in ihrer Zusammenstellung einen tiefen Blick in die politische Regsamkeit des 13. und 14. Jahrhunderts geben würden. Es ist schon von Andern darauf aufmerksam gemacht worden, daß alle politischen Gedichte, die wir in den Werken der Minnesinger finden, von bürgerlichen, kein einziges von adeligen Dichtern herrührt; die daraus zu folgernden Schlüsse überlassen wir unsern Lesern. Erst mit dem 14. Jahrhundert beginnen die Quellen für das Volkslied reichlicher zu fließen; es sind dies die Chroniken, die, zahlreicher in Deutschland als in andern Ländern, uns viele dieser Lieder, theils ältere in erneuter Gestalt, theils gleichzeitige in treuer Ueberlieferung aufbehalten haben. Es läßt sich hierüber nichts Besseres sagen, als was Soltau in der vortrefflichen Einleitung zu seiner Sammlung bemerkt:

Geleitet durch das Streben nach gründlicher und vollständiger Erzählung der Thatsachen und durch einen noch nicht von der Kritik eingeschränkten Glauben an das einmal Ueberkom-

---

Bürger und Goethe sich durch die Einflüsse des deutschen, im schalkhaften, sentimentalen und gemüthlichen (leider aber auch im zotenhaften) Genre allerdings schwerlich übertroffenen Volksliedes erfrischt und verjüngt hat. Zur Ballade gehört eben mehr historischer Sinn und kräftigeres (nicht rohes) objectives Zugreifen, während dem eigentlichen Liede das Verweilen des bloßen Gemüthslebens nur günstig ist. Diese unsere Anmerkung wird übrigens dazu dienen, manche von dem geehrten Verfasser im Verlaufe seines Artikels ausgesprochene Behauptungen zu bekräftigen.

D. Red.

mene, theilt wenigstens die kleinere Hälfte der bessern Chroniken neben andern Urkunden auch ein Lied, welches zur Erläuterung der Begebenheiten dienen kann und gewöhnlich sehr genaue, sonst nicht belegbare Einzelheiten der Erzählung enthält, gern mit, wenn auch meist ohne Gefühl für dessen dichterischen Werth oder Unwerth; und die von Chronisten, Sammlern und Geschichtschreibern durch alle Zeit bis in den Beginn des 18. Jahrhunderts mit Vorliebe aus Tacitus und Eginhard eingeständig oder stillschweigend wiederholte Tradition, daß solche Lieder von jeher ein vornehmer Bestandtheil der Annalen unserer Vorfahren gewesen, mag nicht wenig dazu beigetragen haben, sie, wo sie sich zeigten, in patriotischer Anknüpfung an die Art unserer Väter fleißig zu beachten und zu überliefern. Die Zahl solcher liedüberliefernden, zum Theil noch ungedruckten Chroniken, obgleich wie gesagt die geringere, ist doch immer bedeutend. Zwar eine der ältesten und für die Sittengeschichte wichtigsten, die Limpurger Chronik, die doch den Volksgesang und ausnahmsweise den reinlyrischen ausdrücklich berücksichtigt, ergibt gerade für das historische Lied gar nichts; desto bedeutender sind in dieser Hinsicht die schweizer Chroniken von Tschudi, Diebold Schilling, Justinger, Bullinger, Schedeler, Melchior Russe, Anshelm, insgesammt Lieder vom 14. Jahrhundert an überliefernd. Ihnen dürfen, was die Zahl und die innere Bedeutung der aufbehaltenen Lieder betrifft, wenn immer annäherungsweise, nur die im äußersten Norden von Deutschland entstandenen ditmarsischen Chroniken von Neocerus, J. Russe, H. Detlefs und P. Sare an die Seite gesetzt werden.

Seit der größern Verbreitung der Buchdruckerkunst werden sodann die fliegenden Blätter die wichtigste Quelle für das Volkslied überhaupt und für das historische insbesondere; die vielen Liedersammlungen des 16. Jahrhunderts gewähren dagegen nur sehr wenig Ausbeute für das geschichtliche Volkslied. Mit dem 16. Jahrhundert begann man die historischen Lieder zu sammeln, doch blieben, wie leicht begreiflich, diese Sammlungen auf einzelne Provinzen beschränkt. Ueber diese und die spätern Bemühungen gibt Soltau ebenso genaue als richtige Auskunft, weshalb wir auf seine Einleitung verweisen; wir begnügen uns zu bemerken, daß von den vielen größern oder kleinern dahin einschlagenden Arbeiten doch keine darauf angelegt war, eine vollständige oder auch nur reine Sammlung der historischen Lieder zu geben. Wenn der Gedanke einer solchen Sammlung auch schon von Johannes von Müller und Achim von Arnim gelegentlich angeregt wurde, ist er doch erst von O. L. B. Wolff zur Ausführung gebracht worden. Doch ist seine Arbeit in keiner Weise genügend, ja sie muß vielmehr, wie seine sämmtlichen Werke der Art, als durchaus verfehlt erscheinen. Wolff war ein Mann, dem bei vielem Talent und unbestreitbar mannichfaltigen Kenntnissen die Gabe zu arbeiten abging, und so gingen ihm die besten Gedanken verloren, weil er sie nicht auszuführen verstand oder ihnen nicht die Zeit und die Aufmerksamkeit widmete, die sie erheischten. Sein „Poetischer Hausschatz", seine „Encyklopädie der deutschen Literatur" und andere Bücher der Art sind ebenso viele Beweise, daß er den Begriff Sammlung nur von seiner materiellsten Seite auffaßte. Er sammelte, was ihm der Zufall darbot, ohne sich darum zu bekümmern, ob Das, was ihm in die Hände kam, brauchbar sei oder nicht, noch weniger, ob sich andere bessere Quellen auffinden lassen könnten. So ist die Eschenburg'sche Sammlung die hauptsächlichste Quelle seiner poetischen Hausschätze, denn er hat nicht blos einen deutschen herausgegeben, und seine „Encyklopädie" beruht vorzugsweise auf der hildburghauser Miniaturbibliothek oder wie diese Auswahl heißt. So verhält es sich auch mit der Sammlung, von der wir hier sprechen. Es sind seine Materialien nicht weniger unzulänglich als seine literarische Kenntniß, die Wahl und Angabe seiner Quelle ist unlauter und unkritisch, und um recht augenscheinlich zu beweisen, daß er dem Unternehmen in keiner Weise gewachsen sei, theilt er seinen Stoff, statt denselben chronologisch oder nach Volksstämmen anzuordnen, auf die willkürlichste und sogar lächerlichste Weise ein, indem er alle Eintheilungsgründe durcheinandermengt und z. B. neben den reinhistorischen Abschnitten „Bauernkrieg" und „Dreißigjähriger Krieg" auch Lieder über die hessischen und schweizerischen Begebenheiten und sogar eine eigene Abtheilung „Plattdeutsche Lieder" hat. Doch bleibt er dieser Anordnung nicht einmal getreu, indem er unter den „Liedern verschiedenen Inhalts" mehre mittheilt, die nothwendig in irgendeinen der vorangehenden Abschnitte hätten eingereiht werden sollen. Viele von den mitgetheilten Liedern hätten gar nicht aufgenommen werden sollen, weil sie, wie der Tannhäuser, der Faust u. a. gar nicht in das Gebiet des historischen Volksliedes gehören. Wahrhaft komisch ist es aber, daß er unter Anderm die lateinische Uebersetzung eines niederdeutschen Volksliedes („Henneke Knecht") mittheilt, dieses aber nicht gibt, obgleich das „Wunderhorn" von Arnim und Brentano, das doch eine seiner hauptsächlichsten Quellen ist, dasselbe enthält. Wenn wir endlich noch hinzufügen, daß Wolff sogar einzelne Lieder zwei mal mittheilt, was ihm an nicht weniger als drei Orten begegnet, und daß er dagegen Zeilen und selbst ganze Strophen ausläßt, so haben wir die vollständige Unbrauchbarkeit seiner Sammlung zur Genüge dargethan; sie kann wegen ihrer gänzlichen Unzuverlässigkeit weder dem Geschichtsforscher, noch dem Literarhistoriker, noch dem Freunde der vaterländischen Poesie von Nutzen sein, sie würde alle vielmehr zu Irrthümern und falschen Ansichten verleiten.

Von weit höherm Werthe sind die Sammlungen von Soltau und Körner, denen wir höchstens den Vorwurf machen können, daß sie nicht Alles gegeben, was sie hätten geben können. Soltau insbesondere, der wie Wenige dazu berufen war und alle Eigenschaften besitzt, namentlich den unverdrossenen Fleiß und den scharfen kritischen Blick, die ein Sammler haben soll, hätte nicht von vornherein ausscheiden sollen, was Wolff und Rochholz (in seiner vortrefflichen „Eidgenössischen Liederchronik", die leider durch Erneuerung der Sprache und theilweise selbst willkürliche Verarbeitung der alten Lieder nicht wenig an ihrem Werthe verliert) mitgetheilt haben. Weil der Herausgeber zum Theil, wie es scheint, aus Mangel an den nöthigen Hülfsmitteln und Quellen eine unbedingte Vollständigkeit nicht erreichen konnte, beschränkte er sich selbst willkürlich, indem er sich vor-

nahm, nur gerade 100 Volkslieder mitzutheilen, in welcher Zahl jedoch fünf volksthümliche lateinische Lieder, sowie vier andere nicht mitgezählt sind, die zwar schon in Wolff stehen, deren Urtext aber von Soltau mitgetheilt wird. Die aufgenommenen Lieder gewähren aber doch insofern eine erfreuliche Selbständigkeit, als sie vom 9. bis zum 19. Jahrhundert reichen, also ein volles Jahrtausend umfassen. Es ist uns dadurch eine übersichtliche Geschichte des Volksliedes gegeben, dessen poetische und historische Entwickelung wir schon deswegen auch in der beschränkten Anzahl des Gegebenen kennen lernen, weil der Herausgeber nicht nur soviel als möglich die bedeutendsten Lieder mitgetheilt, sondern auch die Zahl der aus jedem Jahrhunderte gelieferten Lieder nach dem größern oder geringern Reichthum desselben bemessen hat. Aus dem 9. und 10. Jahrhundert ist nur je ein historisches Lied übriggeblieben, aus dem 11. und 12 gar nichts, aus dem 13. nur wenig; im 14. steigt die Zahl der Lieder (bei Soltau 7, wobei wir sie aus den angegebenen Gründen vom Herausgeber nicht fortlaufend numerirten hier mitzählen); das 15. Jahrhundert gewährt schon eine nicht unbedeutende Reihe historischer Volkslieder [bei Soltau 20 *)]; im 16. Jahrhundert steht das historische wie das gesammte deutsche Volkslied in höchster Blüte (bei Soltau 47), auch sind die Lieder dieses Zeitraums am treuesten und urkundlichsten erhalten; im 17. Jahrhundert ist das historische wie das übrige Volkslied der Güte und Zahl nach bedeutend sehr gesunken, doch kommt noch einzelnes Treffliche vor (bei Soltau 14); das 18. Jahrhundert hinterließ uns nur wenige Reste der Art (bei Soltau 13, von denen doch mehre kaum recht eigentlich zu den Volksliedern gerechnet werden können); außer Verhältniß zurück steht das 19. Jahrhundert, das weder viele noch gute Volkslieder aufzuweisen hat (bei Soltau 14, auf welche sich die eben gemachte Bemerkung noch in höherm Grad anwenden läßt).

Wie wir schon gesagt, steht die Zahl der von Soltau aus den einzelnen Jahrhunderten mitgetheilten Lieder im Verhältniß zum Reichthum derselben an historischen Liedern überhaupt; es haben sonach das 14., 15. und 16. Jahrhundert die meisten wie die besten geliefert, während das 17. und die folgenden Jahrhunderte merklich nachstehen. Dies ist eine leicht erklärliche Thatsache; es hat ganz einfach seinen Grund darin, daß sich das deutsche Volk in jenen Jahrhunderten am kräftigsten entwickelt hatte, daß insbesondere die Städte zu einer politischen und Culturblüte gediehen waren, welche den Bürgern die Entfaltung aller Kräfte möglich machte. Das Reich als solches war nach den Hohenstaufen der Auflösung verfallen, welche unaufhaltsam um sich griff und auch durch einzelne kräftige und wohlgesinnte Kaiser nicht mehr aufgehalten werden konnte. Die Eingriffe der Fürsten in die Rechte des Reichs wurden immer kühner, und wie sie diesem gegenüber fortwährend nach immer größerer „Freiheit" trachteten (verstand man ja geraume Zeit unter „deutscher Freiheit" nichts Anderes als die Zügellosigkeit der großen Lehnsträger), so suchten sie ihre Macht auch dem Volke ihrer Länder gegenüber zu erweitern und dessen Freiheiten zu beschränken oder ganz zu vernichten. Waren die Städte in frühern Zeiten gegründet worden, daß sie einen Zufluchtsort gegen die räuberischen Einfälle der wilden Hunnen darböten, so wurden sie im 14. und 15. Jahrhundert eine Zufluchtsstätte gegen die Bedrückungen des Adels und der Fürsten, und da die Bürger oft Gelegenheit hatten, sich gegen die Anmaßungen ihrer adeligen Nachbarn zur Wehr zu setzen, so mußten sie nothwendig einen kriegerischen Geist entwickeln, welcher dem engen, spießbürgerlichen Leben einen mächtigen Aufschwung gab und den beschränkten Blick erweiterte. Die Nothwendigkeit, stets gegen die Angriffe der nahen und mächtigen Feinde gerüstet zu sein, und die Ueberzeugung, daß man ihnen nur mit vereinten Kräften widerstehen könne, führte zum Gemeinsinn; die glücklichen Erfolge weckten nach und nach ein stolzes Bewußtsein in den Herzen der Bürger, welches sich nach allen Seiten hin zu entfalten suchte und sich ganz insbesondere in den Liedern aussprach, die zur Verherrlichung der Siege und gewonnenen Schlachten gesungen wurden. Es ist kein Zweifel, daß aus jener Zeit noch viel mehr historische Volkslieder aufzufinden wären, welche in den zahlreichen Chroniken der Städte zerstreut sind; außerdem mögen noch viele auf Flugblättern gedruckte bisjetzt unbekannt geblieben sein.

Wie die weitaus größte Anzahl der uns bekannten historischen Volkslieder von den Städten ausgegangen ist, so sind auch die meisten in hochdeutscher Sprache geschrieben, ein weiterer Beweis, daß die hochdeutschen Stämme auch in frühern Jahrhunderten mehr Lebenskraft hatten als die niederdeutschen, wie sich denn auch die Städte ja vorzugsweise im südlichen Deutschland zu größerer Selbständigkeit entwickelt und größere Macht gewonnen hatten. Doch gibt es noch immerhin eine nicht kleine Zahl von niederdeutschen Liedern, unter denen außer den schon berührten ditmarsischen noch manche durchaus vortrefflich sind; da aber Soltau die Absicht hatte, eine umfassende Sammlung von niederdeutschen Liedern besonders herauszugeben, so theilte er in der vorliegenden Sammlung absichtlich nur wenige mit (im Ganzen acht), wozu noch zwei niederrheinische kommen, von denen der Herausgeber gern mehre mitgetheilt hätte, wenn ihm dergleichen zugebote gestanden hätten. Soviel wir wissen, hat Soltau sein Versprechen noch nicht erfüllt, und es ist dies umsomehr zu bedauern, als wir voraussehen dürfen, daß er im Besitze von ebenso wichtigem als seltenem Material ist, da ein so eifriger und redlicher Forscher, wie er sich auf jedem Blatte seiner 100 Lieder zeigt, gewiß nichts auf das Ungewisse hin ankündigt.

*) Wie schon im 14. Jahrhundert, so stehen auch im 15. die schweizerischen Kampf- und Siegeslieder der Zahl und dem Werthe nach bei weitem an höchsten; im 16. nehmen die ditmarsischen unzweifelhaft den ersten Rang ein; es ist daher sehr zu bedauern, daß Soltau gerade diese infolge seines Grundsatzes ausgeschlossen hat.

So sehr sich Soltau auch freiwillig beschränkt hat, so hat er doch in den engen Grenzen, die er sich gezogen, wahrhaft Vortreffliches geleistet, nicht nur durch die echt kritische Behandlung der gelieferten Lieder, sondern auch durch die höchst gelungene Auswahl derselben, welche nicht blos, wie wir schon gesehen haben, vom literarischen Standpunkt durchaus befriedigend ist, weil sie einen Blick in die historische Entwickelung des Volksliedes gewährt, sondern auch die Wolff'sche Sammlung darin weit übertrifft, daß sie einen weit reichern Inhalt darbietet. Denn die mitgetheilten Lieder betreffen die mannichfaltigsten historischen Verhältnisse der verschiedensten Länder, Volksstämme und Städte in einem Umfang, von welchem Wolff keine Ahnung hatte. Neben Liedern, welche das Leben und die Thaten deutscher Kaiser und Könige darstellen, finden wir eine große Anzahl solcher, welche die Kriege und Fehden der Fürsten und Städte, die Reformation, die Religions-, Bauern- und Türkenkriege, den Dreißigjährigen und Siebenjährigen Krieg, die Zeit der französischen Herrschaft u. s. w. betreffen. Zudem sind sämmtliche deutsche Länder, insbesondere aber eine bedeutende Anzahl deutscher Städte repräsentirt; und es werden endlich viele Begebenheiten und Personen besprochen, die bei Wolff ohne Liederbeleg geblieben sind. Auch in der Auswahl selbst ist Soltau weit glücklicher gewesen als Wolff; wenn beide Sammler Lieder über den nämlichen Gegenstand beibringen, so hat Soltau stets das bessere, echtere gewählt und zugleich auf neue reiche Quellen hingewiesen, welche für spätere Forscher und Sammler von der größten Wichtigkeit sind.

Soltau hatte ursprünglich die Absicht, der gehaltreichen Einleitung noch eine gedrängte literarische Notiz einzuschalten, in welcher er seine Ansichten über die Gattungen der historischen Volksdichtung (von der Specialreimchronik bis zum Spruch und dem eigentlichen epischen, lyrischen und dramatischen historischen Liede) entwickelt hätte, ferner über gegenseitige polemische Lieder, historische Parodien geistlicher und weltlicher Lieder, über Nachahmungen und Travestien ausländischer Lieder, über culturgeschichtliche, lateinisch-deutsche, lateinische volksthümliche bis zum 16. Jahrhundert, über erhaltene bedeutende Fragmente, über kleine historische Dichtarten (als Inschriften, Jahresreime, Spottverse, Reimsprüche, historische Sprichwörter), endlich über Werth und Begriff des historischen Volksliedes überhaupt, über die deutschen Länder, wo es vorzugsweise geblüht u. s. w. Mangel an Zeit, besonders an Raum nöthigte ihn, diese Bemerkungen zurückzulegen. Wir bedauern dies aufrichtig, da schon die bloße Andeutung der Gesichtspunkte, die der Herausgeber zu behandeln willens war, aufs klarste beurkundet, daß er, wie nicht leicht ein Anderer, hierzu den entschiedensten Beruf hat, was er übrigens auch, als wollte er uns das Unterlassene noch mehr bedauern lassen, durch die That beweist, indem er seine Einleitung mit einer schätzenswerthen Notiz über die Verfasser historischer Volkslieder und über das Soldatenlied beschließt, die von den tüchtigen Studien des Herausgebers zeugt und auf die wir Alle aufmerksam machen wollen, welche sich für diesen wichtigen und lange noch nicht genug beachteten Zweig der deutschen Literaturgeschichte interessiren.

Wir werden uns über die „Historischen Volkslieder" von Körner kürzer fassen können; nicht als ob diese Sammlung irgend bedeutungslos wäre, denn es ist dieselbe vielmehr in jeder Beziehung beachtungswerth, sondern weil wir die wichtigsten Punkte, die sich der Besprechung darbieten, schon oben berührt haben. Körner hat sich zum Theil noch engere Grenzen gesetzt als Soltau, denn er will nur Lieder aus dem 16. und 17. Jahrhundert geben und zwar nur solche, welche ihm die reiche Sammlung von fliegenden Blättern auf der Staatsbibliothek in München darbot. Ja er hat nicht einmal Alles mitgetheilt, was die münchener Bibliothek gewährte, er hat aus dem reichen Stoffe nur das Bessere oder das bisher Unbekannte ausgewählt, oder von schon bekannten Liedern bessere, urkundlich genaue Texte mitgetheilt.

So schätzenswerth und verdienstvoll dies aber auch ist, so wird ein künftiger Sammler die Texte, welche Körner gegeben hat, nicht alle und nicht unbedingt gebrauchen können, besonders nicht, wenn es sich um ältere Lieder handelt, da sie in den später gedruckten fliegenden Blättern öfters in Sprache und Inhalt und zwar gewöhnlich nicht zu ihrem Vortheil verändert wurden. Wir wollen als Beispiel und zur Vergleichung mit dem von Körner gegebenen Texte das schöne „Lied von der Schlacht bei Dorneck" mittheilen, welches Johann Lenz, Bürger von Freiburg, in seiner „Reimchronik des Schwabenkriegs"*) aufbewahrt hat. Wir setzen voraus, daß unsere Leser die dornecker Schlacht (1499) wenigstens aus dem „Letzten Ritter" von Anastasius Grün kennen, der sie in seiner glänzenden Weise besungen hat, mit welcher das alte Lied durch seine Einfalt und Treuherzigkeit den vollsten Gegensatz bildet. Es ist dasselbe von einem Zeitgenossen, Ludwig Steiner, gedichtet, der, wie auch Johann Lenz, in mehren Schlachten mitgefochten hatte.

An einem mentag es beschach,
Das man die Osterrycher ziechen sach,
Vnd Dorneck wolten sy beschowen:
Vnd Dorneck, du vil höches hufz,
Du tuost inen wee in den ougen.

Sy zugent an der Pirsz hinab,
Vff Dorneck was menger Swytzerknab,
Sy hand sich erlich gehalten;
Sy sprachen: „Lant sy komen har,
So wend wirs gott lan walten!"

Sy kament fur bafz vff dem plan,
Die buchssen hand sy fürher gethan,

*) Sie ward 1842 von H. von Diesbach herausgegeben, ist aber, soviel wir wissen, nicht in den Buchhandel gekommen.

Dorneck wolten sy zerschiessen;
Sy butten [1]) jnen mengen snöden wort,
Es begond sy ser verdriessen.

Sy zugent noch necher hinzuo,
Sy lüpeten [2]) recht wie ein swytzer kuo
Es vond [3]) die Eidgenossen verdriessen:
„So wend wirs Maria clagen
Vnd Jhesum dem vil süssen!"

An einem mondtag es beschach,
Das man das leger flachen sach
An Dorneck by der veste:
Vnd Dorneck, du vil höches husz,
Dir koment vil frömbder geste.

Der vogt, der was ein wyser man:
„Ach gott, wie wellent wirs griffen an,
Das wir die sach verendern?"
Er liesz schnell ein bot hinvsz
Gen Liechstall [4]) tett er jn senden.

Vnd do des bot gen Liestall kam,
Die Eydgenossen warent vor jm do,
Sy süssen jm allem essen:
„Jch bitten uch, fromen Eidgenossen guot,
Veren vff Dorneck wellent nit vergessed!"

Der schultheysz hinder dem tische sasz,
Vnd er den boten anesach:
„Vnd bot, was ist dir angelegen?" —
„Ach herr, liebster herre min,
Vnd Dorneck, das ist vmblegen!"

Der Schultheis, der was ein wyser man,]
Sin essen, das hatt er vor jm stan,
Dannocht wolt er nit bliben:
„Weluff, ir lieben Eidgenossen gout,
Die lantzknechten wollen wir vertryben!"

Sy zugend bald ze Liestal vs;
Gegen den Osterrychern
Hatten sy keynen genosz,
Keyner wolt daheymen blyben:
Sy zugen vs früschen fryen muot,
Vor Dorneck wolten sys vertryben.

Vnd Dorneck, du vil hoches husz,
Der koch, der sluog din kuche vs,
Er tett die hesen schumen [5]);
Eh [6]) es warp ein halbe stund,
Da tet man jn die kuche rumen. [7])

Sy zugend an dem grüenen wald har;
Der Oesterrichern was ein grosze schar,
Sy hand sich vnerlich gehalten:
Sy fluchen [8]) über die grüene heide vs,
Die köpf tett man jnen spalten.

Die Eidgenossen hand ein list erdacht,
Sy hand [9]) die Schwaben gen Dorneck bracht,
Sy vnd jren gesellen:
Jr sind ein teyl von Straszburg gesin,
Es müge, wem es welle.

Sy sind gestanden vff vesten grund,
Dry tusent blyben tod vnd wundt,
Das plären [10]) tet man jnen vertriben:
Die büchsen, die sy hatten vor Dorneck bracht,
Die sind den Eydgenossen blyben.

Der vns das liedlyn nüwes sang,
Ein früscher Eidgenos ist ers genant,
Er hats gar frölich gesungen:
Er hat mengen [11]) Swaben erstochen,
Vnd mit den Straszburgern gerungen.
Deo gratias,
Durch Ludwigen Steiner. *)

[1]) boten. [2]) lüejen, mittelhochdeutsch soviel als brüllen, davon unser Löwe, Leu (also: der Brüller). [3]) begann. [4]) Jetzt Liestal, im Canton Basel-Land. [5]) abschäumen. [6]) Ehe. [7]) räumen. [8]) flohen. [9]) haben. [10]) Schreien, Brüllen. [11]) manchen.

So schätzenswerth die Sammlungen von Körner und ganz vorzüglich von Soltau sind, so ist, wie sich aus dem Vorhergehenden ergibt, die Arbeit noch lange nicht abgeschlossen. Es sind noch zahlreiche historische Volkslieder auf öffentlichen und Privatbibliotheken theils handschriftlich, theils in Drucken, namentlich in fliegenden Blättern verborgen, welche zunächst aus der Vergessenheit gezogen und nach dem Beispiel Körner's in getreuen Abdrücken mitgetheilt werden müßten, und dann erst, wenn aller Stoff auf diese Weise ausgebeutet wäre, sollte eine vollständige Sammlung desselben veranstaltet werden. Möchte sich dann aber ein Mann finden, der die dazu nöthigen vielseitigen Kenntnisse, kritischen Blick, scharfes Urtheil und endlich auch ausgebildeten Geschmack und Sinn für die einfache und kräftige Volkspoesie hätte, der mit Einem Worte sich den wackern Soltau zum Muster nähme. Es sollte Keiner sich an die Arbeit wagen, der nicht im Stande wäre, die von Soltau angedeuteten und vielleicht noch einige andere Punkte, welche bei einer Einleitung oder Abhandlung über das Volkslied zu berücksichtigen sind, gründlich und klar auszuführen.

Emil Weller hat in seiner sehr schön ausgestatteten Sammlung „Die Lieder des Dreißigjährigen Kriegs" eine Lücke auszufüllen gesucht, da bisjetzt verhältnißmäßig nur wenige historische Lieder aus der genannten Zeit wieder veröffentlicht worden sind. Freilich enthält das Buch auch viele Poesien, die nicht zum singbaren Liede gehören, wir sind dem Herausgeber aber dafür nur zu Dank verpflichtet; denn gerade diese, wie z. B. der „Prager Hofkoch", auf den schon Gervinus früher aufmerksam gemacht hat, gehören zu dem Besten und Frischesten der ganzen Sammlung. Dieselbe ist von Wilhelm Wackernagel mit einem Vorworte versehen, welches auf wenigen Seiten die trefflichste Einleitung in das Buch gewährt; wir erkennen darin die Gründlichkeit und den gebildeten Geschmack dieses großen Kenners deutscher Sprache und Literatur, Eigenschaften, welche bei den Germanisten nur zu selten vereinigt gefunden werden. Wir wollen unsern Lesern die Hauptzüge dieser Einleitung mittheilen.

Das 17. Jahrhundert, die Zeit des Dreißigjährigen Kriegs, brachte, wie in die ganze Literatur, so auch in das historische Volkslied eine merkliche Veränderung.

*) Auch Uhland theilt das Dorneckerlied nach einer St.-Galler Handschrift des 16. Jahrhunderts mit; es ist dieser Text aber ebenfalls verderbt und er hat, obgleich aus nur 13 Strophen bestehend, doch mehre Zusätze, die aus einem andern Lied entnommen oder später hinzugedichtet worden sind.

Ueberhaupt trat der weltliche Volksgesang der Menge wie dem Gehalte nach zurück. Charakteristisch ist der Umstand, daß, während das 16. Jahrhundert die Mehrzahl seiner Kirchengesänge auf die Weisen weltlicher Volkslieder und selbst mit Benutzung von deren Worten gedichtet hatte, im 17. Jahrhundert ein ganz umgekehrtes Verhältniß stattfand, indem man nun die Geschichtslieder bekannten Kirchengesängen nachbildete. Daraus wird aber Zweierlei klar: erstens, daß die Schöpfungs- und Dichtungskraft des Volks offenbar schon tief gesunken war, weil es den Ausdruck seiner Hoffnungen oder seines Schmerzes nicht aus sich selbst schöpfte und sich überhaupt nicht frei bewegte, sondern sich die gelehrten Dichter zum Muster nahm; und wenn noch Volksmäßiges in diesen Nachdichtungen sichtbar ist, so rührt es nur daher, daß jene gelehrten Dichter selbst aus dem Volksliede geschöpft hatten. Zweitens geht daraus hervor, daß das Volkslied einen kirchlichen Ton annehmen mußte, der seiner Natur widerstrebt und der von der reinreligiösen Färbung himmelweit unterschieden ist, den die alten historischen Volksgesänge darbieten. Von besonders nachtheiligem Einflusse auf die Entwickelung des Volksliedes war ferner das immer mehr anwachsende Zeitungswesen, denn man gewöhnte sich noch mehr, als schon vordem geschehen, auch Gedichte nur als Zeitungen auszubreiten, was zur Folge hatte, daß die unsangbare, blos dem Lesen dienende Form immer häufiger und zugleich immer kunstloser wurde. Sogar Lieder wurden als Zeitungen abgefaßt, wovon die vorliegende Sammlung mehrfache Beispiele gibt. Wenn also vormals das ganze Volk singend und nachsingend, dichtend und umdichtend an seinen Zeitliedern theilgehabt, so fielen dieselben jetzt dem Gewerbe der seßhaften oder wandernden Sänger zu. Es sind daher auch die meisten der mitgetheilten Stücke ohne allen poetischen Werth; dagegen sind sie von großem historischen Interesse, da sie uns „in mannichfaltigen Zügen ein Bild der unseligsten Jahrzehnde Deutschlands darbieten", ein Bild, das sich

aus den Stimmen der Zeit und der Parteien selbst in unmittelbarster Anschaulichkeit gestaltet. Schrittweis in seiner den Jahren folgenden Entwickelung bestätigt das Buch, wie den Beginn des Kampfs der Glaubenszwist, der weitere Fortgang aber daraus einen politischen Kampf, einen Kampf der Nationen und um den Bestand der Nationalität gemacht hat. Und all die grause Irrung und Verwirrung, wie spiegelt sie sich auch hier wieder in dem undeutschen Sprachgemenge, in der Roheit, womit gedichtet, in der Wildheit, womit gehaßt und gehöhnt, in der entarteten Gleichgültigkeit des Sinnes, womit selbst das Friedlich-Heilige zu einer Waffe der Erbitterung umgeschmiedet wird.

Die meisten der mitgetheilten Stücke rühren von der protestantischen Seite her, was nicht auffallen wird, da die Katholiken im 17., wie schon im 16. Jahrhundert, nur wenig Poetisches und darunter nur wenig Bedeutendes hervorgebracht haben. Doch darf nicht verschwiegen werden, daß von den mitgetheilten Gedichten gerade die am werthvollsten sind, welche von der katholischen Seite herrühren, der schon genannte „Prager Hofkoch" und zwei Spottlieder auf den sogenannten „Winterkönig" (den Kurfürsten Friedrich von der Pfalz), von denen namentlich das erste mit dem Titel „Postbott" recht witzig und voll frischen Muthwillens ist und zugleich eine sehr glückliche Anwendung des Refrain macht. Wir theilen nur die erste Strophe mit:

Ich bin ein Postbott ausgesandt,
Vom Grafen Buquoy in alle Landt,
Dem newen König nachzufragen,
Der sich auß Böhmen hat lassen jagen:
Ey liebe sagt, wo find' ich doch
Den verlornen Pfaltzgrafen noch?

Von den mitgetheilten 47 Gedichten sind 12, also der vierte Theil, schon in andern Sammlungen mitgetheilt gewesen; daß diese sämmtlich zu den bessern gezählt werden müssen, sagt der Herausgeber selbst. Wir wollen ihm übrigens wegen dieser nochmaligen Mittheilung keinen Vorwurf machen, vielmehr halten wir es für zweckmäßig, daß er auch diese bei Wolff, Soltau, Hormayr u. A. zerstreuten Stücke in seine Sammlung aufgenommen hat, welche sonst des Lesbaren gar zu wenig enthalten hätte. Verdienstlich ist endlich die Bibliographie der Lieder des Dreißigjährigen Kriegs, welche der Herausgeber auf 36 Seiten mittheilt. Und so ist das Buch auf jeden Fall von weit größerm Werth als die „Neuen Original-Poesien Johann Fischart's" des nämlichen Herausgebers (schon der Titel ist lustig), welche in d. Bl. nach Gebühr gewürdigt worden sind.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Lieferung.)

Noch etwas aus und über Jahn's Leben.

Der in Nr. 12 d. Bl. mitgetheilte Aufsatz von Wilibald Alexis über Jahn veranlaßte mich, einen Brief des Turnerchefs wieder hervorzusuchen, den er um Weihnachten 1842 an mich aus Freiburg gerichtet hatte. Pröhle erwähnt in seinem Buche, daß Jahn, der sonst den jüngern Schriftstellern gern aus dem Wege ging, damals mit mir verkehrte und mir bei einer zeit- und literargeschichtlichen Sammlung deutscher politischer Gedichte, womit ich zu der Zeit beschäftigt war und die dann auch 1843 erschienen ist, mit Rath und That zur Hand ging. Indeß verdankt ihm meine Sammlung nur zwei Beiträge, ein in der literarischen Einleitung mitgetheiltes Bruchstück aus einem ungedruckten 1798 gedichteten Liede von Scholz, der, wie Jahn in seinem Briefe erwähnt, 1813 als Feldprediger mit in den Krieg zog und, wie Wachler von ihm sagt, einer der feurigsten Redner war, und ein schönes Kriegslied von Mill, worin unter Anderm folgende kriegschnaubende Stelle vorkommt:

— — — — — — —

Jugend! mach' gut, was die Alten versah'n,
Der Ehre Thor ist dir aufgethan!

Ins Feld! beflügle dein Geschütz,
Handhabe kräftig Donner und Blitz!
Im Sturmlauf zu Fuß, im Sturmlauf zu Pferde
Schlag' deines Vaterlands Schänder zur Erde,
Schlag' hunderttausendarmig darein,
Es kann nicht genug geschlagen sein!

Ich erinnere mich, wie Jahn auf meiner Stube, in der Mitte stehend, mir zum ersten mal diese donnernden Verse vordeclamirte — es war ein Anblick, halb komisch, halb erschütternd. Jahn machte, wie dies auch von Willibald Alexis angedeutet worden ist, überhaupt einen gemischten Eindruck; bald erschien er wie ein humoristischer Bauer oder wie Eulenspiegel in Person, bald wie ein begeisterter Priester aus dem alten Heidenthum. Dabei war er aber jedenfalls ein ehrlicher und origineller Urcharakter, der noch mit der Natur unmittelbar, wie er aus ihren Händen hervorgegangen, zusammenhing. In seinem massigen Gliederbau wie in allen seinen Bewegungen lag etwas wie von Erdschwere. Mit dem Luftelemente hatte er nichts gemein, daher war ihm auch aller eigentliche Esprit verhaßt; aber wol besaß er in reichlicher Fülle jenen derben Witz, den wir Deutsche Mutterwitz nennen, und den natürlichen Instinct des gesunden Menschenverstandes. Von aller Sentimentalität konnte Niemand so weit entfernt sein als der alte Jahn.

Da von Jahn, der schwer zum Schreiben zu bringen war, gewiß nicht viel Briefe vorhanden sein werden, so glauben wir seinen immer noch ziemlich zahlreichen Freunden einen Dienst zu erweisen, indem wir einige Hauptstellen aus dem angeführten Schreiben, die sowol für Jahn's Art und Weise als für den auf den deutschen Hochschulen am Ende des vorigen Jahrhunderts waltenden Geist charakteristisch sind, nachstehend mittheilen:

Sie lesen — schrieb mir Jahn — Ihre Sammlung nicht erst mit Klopstock anfangen; Sie müssen bei einer künftigen Auflage aber in einer Nachlese bis zum Dreißigjährigen Kriege steigen. Die Zeit ist nicht so arm, unter dem Eisen glänzen [illegible] Stufen. Andeutungen finden Sie darüber: „Merke [illegible] deutschen Volksthum", S. 72, 73, 74, 75, 76 und S. 89, [illegible] Der Frühling beginnt mit dem Sang der ersten steigenden Lerche, nicht mit dem Nachtigallschlag.

Sie hätten gleich mit umgehender Post meine Antwort [illegible], aber ich mußte noch vor dem Feste an andere gelehrte Freunde schreiben, die Auskunft begehrten, und die Zeit drängte. Hätte ich mir früher nicht meine Wachsholzen vollgemacht, so wäre ich nach dem Brande übler zuwege als ein [illegible] Einsiedler. So fühle ich den Verlust nicht sonderlich; nur das beschleicht mich zuweilen mit Unbehagen, daß [illegible] ohne Werkzeug kein Werk liefern kann, was vor Gesellen und Meistern Probe besteht.

Das „Heran! Heran!" *) ist wenigstens vollständig, in vier Reihen, jede zu sechs Zeilen. In dieser Gestalt gab es [illegible] der Dichter. Ich gab ihm damals die umschreibende Ueberschrift: „An die wehrbare Jugend Deutschlands." In der dritten Reihe, in den beiden ersten Zeilen, kann ich leider nur für Buchstaben, nicht für Wörtertreue stehen. Das ist vielleicht schon [illegible] alter Schaden. Solche wunderliche Veränderungen muß sich [illegible] Dichter gefallen lassen, der Wiederhall der Zeit setzet erst [illegible] bleibenden Ausdruck. Der Sänger heißt Mill, aus Schlesien. Er gehörte mit zu dem engern Kreise meiner Freunde [illegible] der halleschen Hochschule, in den letzten neunziger Jahren des abgewichenen Jahrhunderts. Damals beschäftigten ihn fast ausschließlich die Sprache der Gesunkenen und der sich Erhebenden. Eine Geschichte der Wendenkämpfe hatte er schon fast unter der Feder, die vollendet eine Zierde deutscher Geschichtschreibung geworden wäre. Mehr Gedichte von ihm

*) Auf's oben erwähnte Gedicht.

kenne ich nicht, er war aus Bescheidenheit mit allen seinen Versuchen sehr zurückhaltend. Das waren wir Alle und gehörte mit zur Zeit. Die Lebensfrische von Goethe, Schiller, Richter, Herder u. A. duftete mit warmem Odem. Da gingen in den Herzen die Saiten auf, es keimte und wallte in den Gemüthern. Es war eine allgemeine Abkunft, die sich von selbst verstand und im Allgemeinen feststand, bei Einigen noch überflüssig mit Hand und Wort gelübdet. Jeder solle streben, nach seinen verliehenen Anlagen etwas Tüchtiges zu leisten; es müsse anders werden und dazu müsse Jeder helfen. Unsere Baumschule war nicht schlecht. Aber wir kannten noch nicht bairisches Bier und die Kunst, mit Redensarten aus allen Wissenschaften Kartenhäuser zu bauen. Ein Theil von uns lag im furchtbaren Kampf mit den Todeskämpfen der nachmittelalterlichen Hochschüler. Darauf die Anspielung (Einleitung zum „Deutschen Volksthum"): „Als Jüngling verfocht ich jede Sache, so mir die rechte schien, und die staatsgesetzliche Freiheit und Selbständigkeit der akademischen Bürger." Mehr darüber zu sagen, litt die Schriftscheu nicht.

Auf dem Fechtboden Derer, die eine Gesammtheit wollten, war unser bester Schläger der jetzige preußische Justizminister Mühler. Damals habe ich von der Hagen mit eingeschlagen. Wir trieben viel Deutsch miteinander.

Ueber die neuern Dichter, so die vaterländische Harfe stimmen, könnte man leicht versucht werden, hart zu urtheilen. Sie sind ungefüge in der Kraft, frostig, trippelnd wie auf gedohnten Dielen, und scheinen nothreif, von der Zeit aber nicht gezeitiget. Sie kennen nicht den Umkreis der Welt und was sich darin regt. G. Pfizer nehme ich aus. Der hat Wissenschaft und Geschichte. Unwissend darf Keiner weniger sein als ein Dichter, und die großen sind auch Weise. Weil ihre Dichtungen um die Heimat einen echten Ring, eine wahre Heimskringla ziehen, leben sie aus einer Zeit in die andere, aus einem Volk in das andere, wie die Psalmen, Homer, „Sakuntala" und Goethe.

Mit Jahn's finanzieller Lage stand es, wie dies ja wol auch bekannt ist, zu der Zeit sehr schlecht, wovon er aber in seinen Gesprächen und Briefen niemals ein Wort fallen ließ. Etwa ein Jahr nach dem Jahn'schen Schreiben erhielt ich von einem jungen merseburger Turner, der von meinem damaligen Verkehr mit Jahn vernommen hatte, einen Brief, worin mich derselbe zuvörderst daran erinnerte, daß Jahn 1818 auf der Heimkehr von einer Turnerfahrt in Schlesien auch meine Vaterstadt besucht und zum Abschiede von den züllichauer Turnern auf dem Schlachtfelde von Kai ergreifende Worte gesprochen habe. Der junge Mann beschwor mich darin auf Grund seiner „kindlichen Liebe" zu dem Alten, das Meinige dazu beizutragen, „Jahn zu retten", denn mit „Vater Jahn's" ökonomischen Verhältnissen stehe es sehr schlecht, obschon Jahn zu stark sei, davon etwas zu äußern, aber in Freiburg könne man es von Höhern und Niedern hören, und die letztern pflegten dann hinzuzufügen: „Wir Armen finden stets Hülfe bei ihm, obwol er's selbst braucht." In Leipzig könne ja etwas für Jahn geschehen, Leipzig sei ja eine Stadt, wo sich der Gemeinsinn offen aussprechen dürfe, und so voll von reichen Buchhändlern und andern gutgesinnten Wohlhabenden!

Man hat die eigene Aussage Jahn's, daß er im Gefängniß zu Küstrin Ketten getragen habe, in Zweifel ziehen wollen. Ich erinnere mich jedoch schon in meiner Jugend davon gehört zu haben, und zwar aus dem

Digitized by Google

Munde eines verſtorbenen Bruders, der als Freiwilliger im preußiſchen achten oder Leibregiment öfters die unangenehme Pflicht zu erfüllen hatte, vor der Kaſematte, worin Jahn ſaß, Schildwacht zu ſtehen oder ſelbſt der Unterſuchung beizuwohnen, die täglich zu einer gewiſſen Stunde an Jahn's Leibe vorgenommen wurde, um nach heimlich zugeſteckten Briefen, vielleicht auch nach irgendetwas Gefährlichem, Dolch, Stilet oder Aehnlichem zu ſuchen, was er unter ſeinen Kleidern verborgen haben könnte. Es konnte damit ſchwerlich auf etwas Anderes als auf eine gewiß zweckloſe Quälerei abgeſehen ſein. Die ihm zum Genuß der freien Luft geſtattete Freiſtunde verbrachte Jahn auf dem Walle, und zwar zur größten Verwunderung wie Beluſtigung der ihn begleitenden bewaffneten Mannſchaft mit Hin- und Herwälzen, um ſich die nöthige Leibesbewegung zu machen, und mit Kraftübungen, die er an den dort liegenden Kugeln und Bomben anſtellte. Manches Sonderbare in ſeinem ſpätern Gebahren mag ſich wol von dieſem Kerkerleben herſchreiben; denn ganz unverſehrt und ungebrochen läßt eine Gefangenſchaft dieſer Art wol Keinen, möge er auch noch ſo eiſerne Muskeln und Nerven haben.

Zuletzt ſah ich Jahn noch in Frankfurt während der Parlamentszeit und zwar nach dem Septemberaufruhr. Er kam je zuweilen auf das Redactionsbureau der „Deutſchen Zeitung". Er war wol noch immer der alte Jahn, ſchien mir aber nicht mehr der Alte zu ſein. Sein Platz war unter dem Volke und unter jungen Leuten, die ſich noch von feurigen, orakelhaften und ungeregelten Reden hinreißen laſſen und vor dem Alter und der Vergangenheit eines bedeutenden Mannes Pietät beſitzen. Unter freiem Himmel mußte Jahn lehren, dem Spiel und Einfluß der Elemente ausgeſetzt und auf dem Boden der Mutter Erde ſtehend, mit der er ſo innig verwachſen war. In der Paulskirche, unter dieſen modernen feinen Parteipolitikern, welche die Rollen, die Jeder zu ſpielen hatte, unter ſich vertheilt hatten, mochte er ſich ſelbſt wie ein Geſpenſt aus vergangenen Tagen vorkommen. Wäre bereits nach den Befreiungskriegen unter ähnlichen Verhältniſſen eine deutſche Nationalverſammlung zuſtande gekommen, ſo hätte man vielleicht Jahn, der, was damals ſelten war, öffentlich zu ſprechen wußte, zum Präſidenten gewählt, wobei man freilich ſehr wahrſcheinlich das Sonderbarſte erlebt haben würde, was je in der Geſchichte verfaſſungsberathender Verſammlungen vorgekommen. Die Paulskirchenverſammlung konnte Jahn nur noch durch Improviſationen ergötzen, obſchon ſeine jedenfalls merkwürdigen Reden einzelne donnerkeilartig dreinfahrende Wahrheiten enthielten, die nicht ſchlagender und treffender ſein konnten. Die Undankbarkeit der Turner, beſonders der ſüddeutſchen, welche ſich meiſt kopfüber in den wüſten Traum einer deutſchen Republik auf ſocialiſtiſcher Grundlage geſtürzt hatten und es insgeheim mit den von Jahn bis auf den Tod gehaßten Franzoſen hielten, hatte gewiß Jahn's Gemüth tief erſchüttert, ohne daß er ſich davon etwas merken ließ. Er würde auf ſeinem Poſten ausharren, äußerte er damals zu mir, denn mehr könne ihm ja doch nicht geſchehen, als daß man ihn lynche. Wilibald Alexis hat ihn in ſeinem Aufſatz gegen den Vorwurf der Feigheit, den man gegen ihn erhoben hat, als einen wenigſtens nicht erwieſenen in Schutz genommen. Ob an dem Gerede, daß er ſich während der Septemberemeute vor der eigenen, von ihm auf den Turnplätzen großgezogenen pietätloſen Brut verkrochen habe, etwas oder wie viel Wahres daran iſt, weiß auch ich nicht zu ſagen; jedenfalls legte er fortdauernd Proben moraliſchen Muthes ab, indem er den franzöſirten Rothen unverhohlen ſeine Meinung ſagte. Er blieb dadurch mit ihnen immer auf dem Qui vive und ihrer Feme und Rache ausgeſetzt. Wer wird ihm aber nicht Recht geben und ihm das Zeugniß der Unabhängigkeit und des Muthes ausſtellen, wenn er am 15. Februar 1849 in der Paulskirche erklärte: „Wir Alle fühlen, daß wir todesmatt ſind, überreif, die ganze Zeit hat uns abgemattet; wir ſind verbraucht. Jedermann ſehnt ſich nach Hauſe. Wir haben allgemein vielleicht durch unſere Schuld oder durch Schuld der Einzelnen das Zutrauen von ganz Deutſchland verloren." Dieſe einzige Erklärung beweiſt, daß Jahn einſichtiger war als die Meiſten und offenherziger als Alle. Mit derſelben Offenherzigkeit erklärte er ſich ſpäter gegen die Aufſtellung des Begriffs der „Beſcholtenheit"; ſie ſeien ja Alle, wie ſie da ſäßen, beſcholten; jede Partei beſchelte die andere; die ganze Verſammlung ſei durch Maueranſchläge und Caricaturen beſcholten gemacht worden; der Begriff der Beſcholtenheit ſei noch zweideutiger als der Begriff Fallſtaff's von der Ehre; bei den Frauen z. B. ſei diejenige beſcholten, die das letzte Wort nicht habe — ein Stich, der nicht witziger und empfindlicher ſein konnte. Dabei ſtimmte er wieder mit der Linken für ein unbeſchränktes Wahlrecht „weil es in der Welt dahin kommen müſſe, daß Niemand ſich ſcheuen dürfe, mit Ehren arm zu ſein". Es gehörte ganz die Jahn'ſche Naivetät dazu, dies zu behaupten in einer Zeit, wo nicht blos in den Augen von Privatperſonen, ſondern ſelbſt von Behörden Vermögen und Einkommen, nicht aber die Leiſtungsfähigkeit, bei der Werthſchätzung eines Individuums oder einer Familie das Ausſchlaggebende ſind, und wo es vielleicht ſchon einigermaßen ſchwer ſein dürfte, mit Ehren nicht arm oder, wie ſchon Goethe behauptete, kein Schelm zu ſein.

Hermann Marggraff.

Zur Vermittelung der Gegenſätze in der Ethik.

Die Grundlagen des ſittlichen Lebens. Ein Beitrag zur Vermittelung der Gegenſätze in der Ethik von F. W. T. Schliephake. Wiesbaden, Kreidel und Niedner. 1855. Gr. 8. 15 Ngr.

Gegenſätze in der Ethik ſollte es eigentlich gar nicht geben können. Das Bewußtſein des gegenwärtigen Zeitalters ſteht darin mit ſich ſelbſt in Widerſpruch, daß man einestheils noch immer an dem Glaubensſatze feſthält von einem Gewiſſen des Rechten und Unrechten in uns, deſſen Stimme untrüglich ſei und anderntheils doch nicht abläßt, im Namen der Vernunft ſowol als des Gemeingefühls Moralprincipien aufzuſtellen,

welche einander in Hauptpunkten widerstreiten. Während es z. B. nicht an Solchen mangelt, welche das von Schopenhauer aufgestellte Princip des Mitleids als ein Product der Gedankentiefe sowol als des sittlichen Zartgefühls bewundern, finden sich Andere von dem mit diesem Princip verknüpften Quietismus ebenso sehr abgestoßen und flüchten in diesem Gefühle weit lieber zum thatkräftigen Fichte zurück, dessen Moralprincipien den Geist nicht herabstimmen und beschwichtigen, sondern anfeuern und beleben. Und während Einige mit Schleiermacher und Hegel die Moral in ihre sittlichen Producte, nämlich die geselligen Formen eines sittlichen Lebens, gänzlich aufgehen lassen und so das sittliche Wesen mit dem geselligen Wesen ganz zusammenschmelzen, streben Andere lieber aufs neue jenem Spinozistischen Standpunkte zu, auf welchem das moralische Streben als ein Höherorganisiren der eigenen Person oder ein intellectuelles und nur nebenher auch praktisch werdender einsamer Bildungsgang erscheint. Während Einige sich unter dem Moralgesetze als schlechthinniges Sollen, ein unbedingt und unter allen Umständen pünktlich zu vollziehendes Gesetz denken, beschränken Andere die Moral rein auf die Gesinnung, aus welcher gehandelt wird, und sprechen mit Pausanias im Platonischen „Gastmahl", daß an und für sich genommen keine Handlung weder gut noch böse sei, indem eine jede ohne Ausnahme auf schöne und richtige, aber auch auf unrichtige und böse Art ausgeführt werden könne. In der Moral widersprechen sich in der That noch weit greller und unversöhnlicher die Meinungen der Menschen als in der Religion. Aber der Widerstreit mit darum nicht so öffentlich ans Tageslicht, weil die einfachen Menschheit um der öffentlichen Sicherheit willen das gemeinsame Interesse hat, zum wenigsten die Beschädigungen zu fürchten und Eigenthum für unmoralisch und gewissenlos zu erklären, obgleich es einzelne Individuen genug gibt, welche sich in der Stille über das ihnen zugemuthete Gewissen wundern, sich indessen hüten, die Verwunderung allzu laut werden zu lassen.

Es geht in dieser Sache ähnlich wie in der Musik und den übrigen Künsten. Es gibt der Individuen genug, welche den ihren Schönheiten wenig empfinden, und zwar um desto weniger, je höher und schwungvoller sich der Stil der Componisten hebt. Sie suchen dies aber lieber zu verdecken als öffentlich zu zeigen, weil es ihnen noch weit verdrießlicher sein würde, über eine ihnen völlig gleichgültige Sache, nämlich über das Nichtempfinden Dessen, worüber Andere vor Entzücken außer sich sind, in einen öffentlichen Streit zu gerathen. Leidenschaftliche Kampfluft entzündet sich immer nur an positiven Interessen, und Diejenigen, welche am stärksten von diesen afficirt sind, stecken auch immer die öffentliche Meinung mit ihren Urtheilen an. In ähnlicher Weise hat der moralische Indifferentist ebenfalls gemeiniglich wenig Lust, sich über die Widersprüche in den Moralprincipien mit dem moralischen Enthusiasten in einen Streit einzulassen, umsoweniger als er sich dadurch gar leicht in den Verdacht einer zu Gewaltthätigkeit, Unredlichkeit oder Falschheit fähigen Sinnesart bringen könnte.

Es ist daher durchaus keine Gefahr vorhanden, daß die öffentliche Meinung von einer Gültigkeit der Moral im Menschengeschlechte jemals Abbruch leiden sollte, trotzdem daß an eine Ausgleichung zwischen den streitenden Principien in der Moral nicht zu denken ist, und trotzdem daß ein zartfühlendes Gewissen ebenso wenig als ein feines musikalisches Gehör ein Gemeingut aller Menschen ist. Und wenn dieses ist, so scheint es auch im Grunde wenig darauf anzukommen, ob man überhaupt fähig ist, das Princip des Guten in Gedanken zu fassen und darzustellen, sobald man dasselbe nur erfahrungsmäßig in Uebung zu bringen weiß. Wird doch auch durch das Studium der besten Aesthetik Niemand zum Dichter oder Componisten. Die Aesthetiken dienen im Gegentheil häufig nur dazu, die Künstler an sich und ihrer Aufgabe irre zu machen. Das Einzige, was wahrhaft bildend auf sie wirkt, ist die beständige Beschäftigung mit Meisterwerken ihrer Kunst, an denen sich ihr eigener Genius bildet und reinigt, wie der Diamant vom Diamanten geschliffen wird. Und so würde auch das Studium, welches auf die moralische Ausbildung fördernd wirkt, nicht die Beschäftigung mit philosophischen oder theologischen Moralsystemen, sondern mit lebendigen Tugendmustern, also der Umgang mit tüchtigen Männern und zur Ergänzung die Bekanntmachung mit den Biographien ausgezeichneter Charaktere sein.

Man übersehe jedoch über der Aehnlichkeit auch nicht den großen Unterschied, welcher hier stattfindet. Da es nämlich durchaus nicht von uns abhängt, ein künstlerisches Genie, ganz und gar aber, ein rechtschaffener Mann zu sein, so ist die Ausübung des Guten vollkommen der Kraft unserer Ueberlegung und unsers Urtheils anheimgestellt, und folglich fällt hier nicht wie bei der Kunst die Kraft, welche schafft, und die, welche beurtheilt, auseinander, sondern beide sind gänzlich eins. Es läßt sich ein vollkommener Künstler denken, welcher sich die Regeln, nach denen er schafft, niemals selbst klar gemacht hat; aber ein im strengen Sinne rechtlicher Mann, welcher sich die Grundsätze seiner Ueberzeugung nie zum deutlichen Bewußtsein gebracht hätte, läßt sich gar nicht denken. So viele rechtschaffene Menschen es daher gibt, so viele klar erfaßte Grundsätze und Ueberzeugungen gibt es auch. Und folglich ist in der Moral nicht wie in der Kunst die Theorie das Nachhinkende und Unwesentliche, sondern im Gegentheil der kräftigste Nerv der Wirksamkeit selbst, und es würde eine nicht geringe Anspannung und Erhöhung der moralischen Triebfedern im Menschengeschlechte veranlassen, wenn es gelänge, die verschiedenartigen moralischen Grundsätze und Ueberzeugungen, welche erfahrungsgemäß Tugenden von verschiedener Art erzeugen, von einem höchsten gemeingültigen Standpunkte aus gegeneinander zu wägen und jedem den eigenthümlichen Grad seiner moralischen Schwere zu bestimmen, nach welchem es zur Erzeugung eines im höchsten Sinne tugendhaften Charakters mehr oder weniger wichtig erscheint. Wo aber ist ein Punkt im menschlichen Denken, hoch und stark genug, um den Balken einer so riesenhaften Wage tragen zu können, auf welcher das Princip des reincontemplativen Ausbildungstriebes gegen das Princip des reinpraktischen Thatendrangs, das System des gesetzlichen Rigorismus in der Ausübung des Sittengesetzes gegen das System, welches blos die Gesinnung als Substanz und die Thaten nur als Accidentien gelten läßt, die Ueberzeugung, welche auf das persönliche gute Herz gar nichts, und die Ueberzeugung, welche auf dasselbe Alles gibt, gar sicher abgewogenen Geltung und zum unparteiischen Rechte gelangt?

Von dem Verfasser vorliegender Schrift wird dieser Knoten weniger gelöst als zerhauen. Er gibt vollkommen Das zu, was hier auch wol den Meisten als das Wahrscheinlichste erscheinen wird, daß es nämlich innerhalb der menschlichen beschränkten Persönlichkeit ein höchstes Beurtheilungsprincip für die entgegengesetzten Principien der Moral nicht gebe, und daß folglich die sich nach einem solchen sehnende Vernunft sich vom Standpunkte des einzelnen Individuums hinweg an eine höhere Wesenverkettung, zuletzt an die Person der Gottheit selbst verwiesen sehe. An dieser hängt der Verfasser den Balken seiner Wagschale auf und sichert sich so aufs gründlichste vor dem Vorwurfe, denselben an einen wandelbaren und wankenden Ort befestigt zu haben. Dagegen erscheint nun leider ihr Zünglein gleich den Gipfeln der höchsten Gebirge fast immer in Wolken eingehüllt, in die Wolken der theologischen Speculation, der Ahnung, der Andacht, des lebhaften Gefühls und zuletzt wol noch gar der untereinander im Streit liegenden geoffenbarten Confessionen. Daher denn wol ein Jeder, welchem es um das Anschauliche, Concrete und praktisch Anwendbare in den moralischen Grundsätzen zu thun ist, nach wie vor fortfahren wird, sich von seinem individuellen Standpunkte aus seine eigenen moralischen Ueberzeugungen nach Kräften zu verdeutlichen und zu befestigen, das Uebrige aber Gott zu überlassen.

Digitized by Google

Daß im religiösen Sinn des Menschen die stärkste Triebfeder zum moralischen Handeln liege, war Kant's Ueberzeugung. Dennoch leitete er nicht die Maximen der Moral aus den Dogmen der Metaphysik her, sondern umgekehrt die religiösen Postulate aus den Gesetzen der Moral. Warum dieses? Weil er zu unterscheiden wußte zwischen Erkenntnißgründen und Existenzursachen. Obgleich das Leben der Gottheit in uns die Tugend wirkt, können wir doch aus jener Ursache heraus nicht diese Wirkungen erkennen, sondern müssen vielmehr erst von der Wirkung her auf jenes Leben schließen. Dieses ist gar nicht wunderbarer, als daß der Arzt aus dem gelben Aussehen des Patienten auf ein Leberleiden schließt, obgleich nicht die gelbe Haut das Leberleiden, sondern das Leberleiden die gelbe Hautfarbe bewirkt.

Nun aber meinten freilich leider sehr Viele aus der Kant'schen Schule, weil man aus dem moralischen Gesetz auf die göttlichen Dinge schloß, so seien auch die göttlichen Dinge nichts weiter als Vorstellungen, welche durch das Walten der moralischen Gesetze auf blos subjective Weise in uns erzeugt würden, ohne daß ihnen ein objectiver Gehalt zugrunde läge, und dieser Irrthum wucherte mit der Fruchtbarkeit des Unkrauts von da an bis in viele der neuesten Moralsysteme hinein. Und eben diese Krankheit unter den Moralsystemen, welche selbst eine moralische Krankheit zu nennen ist, hat dem Verfasser, wie es scheint, die Hauptveranlassung zu einer etwas zu großen Ausweichung in die entgegengesetzte Tonart gegeben, nämlich nicht die Religion auf Moral, sondern die Moral auf Religion zu gründen, was, man mag sich dabei wenden wie man will, immer die oben berührten Uebelstände im Gefolge haben wird. Dagegen sind alle die Stellen der Schrift, welche auf Heilung der genannten Krankheit sinnen, vortrefflich und beherzigungswerth.

„Es ist eine schwere Verirrung der Speculation", heißt es unter Anderm S. 54, „wenn sie den Menschengeist ins Absolute steigern will, ein Unternehmen, das ihn um seine Aufrichtigkeit und Gesundheit bringt. Unfähig, sich selbst zu ermessen, von seiner Stelle in Wesen und Wirklichkeit gerückt, wird er zur Hypostase seiner Einbildung und versperrt sich Natur und Leben. Unter dem Scheine, als wäre er aus sich allein mächtig, wird er von seinem Grunde losgerissen, sich selbst unfaßbar, und wie er dann sein Ich als Spitze über Alles stellt, zerrüttet er die Beziehungen, in denen er sich nach oben und zu seines Gleichen finden soll. Diese überspannte Abstraction führt aus der Sittlichkeit hinaus und ertödtet die Kräfte, wodurch sie erwächst; sie entzieht dem Menschen den Halt und das rechte Ziel seiner Thätigkeit."

Wir möchten diesem trefflich formulirten innern Gesichtspunkt noch folgenden äußern zur Seite stellen: Da eine vieltausendjährige Erfahrung lehrt, daß dem Menschen die Verehrung höherer Wesen und die Ableitung seines eigenen Lebens aus höhern Lebensquellen natürlich und angeboren ist, so vermehrt eine jede Philosophie, welche die höhern Quellen ignorirt, bei dem Menschengeschlechte im Allgemeinen den Antrieb, seiner eigenen Vernunft zu mistrauen und sich blindlings unverstandenen Autoritäten in die Arme zu werfen, während jede nicht beim einzelnen Individuum stehen bleibende, sondern die Individuen auf ein höheres Lebensganze hinausweisende Philosophie die Menschen ermuntert, in den höchsten Angelegenheiten ihres Lebens sich nicht blos den ersten besten aufs Gerathewohl erwählten Führern anzuvertrauen, sondern mit selbstbewußter Thätigkeit die Bahn der Aufklärung und des Fortschritts zu betreten.

Karl Fortlage.

Eine neue Theorie der Geologie.

Embryologische Geologie oder vergleichende Entwickelungsgeschichte der Erdkugel von Theodor Schöller. Erste Lieferung, die Einleitung und die zwei ersten Capitel enthaltend. Mit fünf Tafeln Abbildungen. Leipzig, Brockhaus. 1854. Gr. 4. 4 Thlr.

Die Liebe zu dem Studium der Geologie und Geogenie scheint in unsern Tagen wieder recht wach werden zu wollen. Von allen Seiten zeigen sich frische Lebenszeichen, welche mit Kraft hervorbrechen und rasch zu überwachsen streben, was das vorige und das gegenwärtige Jahrhundert Ehrwürdiges zutage gefördert haben. Einige suchen den Kampf der Parteien wieder aufzurühren und neu anzufachen. Andere wollen der Wissenschaft den Frieden erhalten, sie geben nach und fügen zu, wie es den Fortschritten in der Entwickelung der Naturkunde am besten entspricht. Auch sorgt man überall dafür, daß das gebildete große Publicum mit theilnehme an diesen rührigen Bewegungen der Speculation über die Urphysik der Erde. Für den unbefangenen Forscher sind dies lauter willkommene Zeichen der innern Lebenskraft seiner Wissenschaft; kann er sich auch nicht mit Allem einverstanden erklären, so ist es ihm doch recht, wenn Jeder von seinem Standpunkte aus ganz unbekümmert das Wort behält. Er erinnert nur gelegentlich daran, daß man in dem Aufstellen neuer und neuer Hypothesen immer hübsch die Erfahrung zurathe ziehen möge, weil jede neue Schöpfungsphantasie ohne sichere Erfahrungsgrundlage den Keim des Todes und der Verspottung in sich trägt. Aus unvollständigen Beobachtungen und noch unvollständigern Inductionen, sagt unser Humboldt, entstehen irrige Ansichten von dem Wesen der Naturkräfte. Möchten dies doch besonders unsere neuern Geogenisten recht tief beherzigen!

Die vorliegende Schrift ist eine mit vielen Sachkenntnissen unterstützte sehr fleißige literarische Arbeit. Sie redet eine klare, jedem Denker zugängliche gerade Sprache und ist überhaupt ganz dazu geeignet, sich einen großen Kreis von zugethanen Lesern zu verschaffen. Aber dennoch möchte ihr kein ganz günstiges Prognostiken zu stellen sein. Sie legt mit Recht viel Gewicht auf die aus Beobachtung hervorgegangene reife Erfahrung; leider sind jedoch die hieraus gezogenen Inductionen gar oft ganz ohne logische Begründung und meistens so unvollständig, daß sie zu Irrthum führen müssen.

Der Verfasser ist mit unserer heutigen Geologie gar nicht zufrieden, weil sie die Erde als ein todtes Mineral ohne innere Lebenskeime betrachte, weil sie blos dazu geschaffen sei, der Mechanik des Himmels oder den Form- und Lagerungsverhältnissen der Gebirgsarten auf der Erde zu genügen. Alle Welt glaube jetzt, die Erde habe sich ursprünglich in einem feuerflüssigen Zustande befunden, sei allmälig an ihrer Oberfläche erkaltet und erstarrt und verwittert, bis Pflanzen, Thiere und Menschen darauf hätten leben und gedeihen können; woher dies Leben nun aber gekommen sei, habe man überall unerklärt gelassen. Der Verfasser hat Recht, das Leben auf Erden ist ein ungelöstes Räthsel, sobald man die Aufmerksamkeit seinem ersten Ursprunge zuwendet. Es ist bisjetzt noch kein Naturforscher so kühn gewesen, daran zu denken, dieses Wunder aufklären zu wollen. Schöller hofft uns nun glaubt machen zu können, daß die Erde in ihrer ganzen organische und unorganischen Entwickelung ein Ei gewesen sei!

Das ganze Werk hat zum Zweck nachzuweisen, daß die großen geologischen Lebensentwickelungen auf der Erdkugel gleich den kleinen auf der Dotterkugel vorbereitet und vermittelt wurden, und daß die ganze Bildung und Entwickelung unsers Planeten im Großen ebenso ausschließlich durch die Verhältnisse bedingt wurde, wie die der Dotterkugel durch derartige Verhältnisse im Kleinen. „Die glänzenden physiologischen Entdeckungen der neuesten Zeit in Bezug auf die Bedingungen und Erscheinungen der Lebensentwickelung im Kleinen werfen in dieser Hinsicht auch ein neues unerwartetes Licht auf

betreffenden Einrichtungen und Veränderungen der Erdkugel im Großen und man kann es nur der Verspätung dieser erst in den letzten Decennien gemachten Entdeckungen zuschreiben, daß die Geologie nicht längst davon Gebrauch gemacht und statt der bisherigen unhaltbaren physikalischen Theorien eine zugleich das Leben auf der Oberfläche umfassende physiologische Entwickelungsgeschichte unsers Weltkörpers geliefert hat.“ So lebt der Verfasser der Hoffnung, daß die Geologie erst dann den rechten Standpunkt eingenommen haben werde, wenn sie zugleich eine Embryologie werde. Er macht daher den ersten Versuch, das Versäumte nachzuholen, er gibt uns die erste embryologische Geologie.

Omne vivum ex ovo! ist des Verfassers Wahlspruch auch hier da, wo bisher Niemand an Leben gedacht hat. Er zeigt, daß das Schichtgestein des Erdeis der Keimschicht des Hühnereies entspreche, wie die Schiefergesteine dort nichts Anderes sind als die Schichten der Dotterrinde hier, wie die Massengesteine im Erdei mit der ungeschichteten körnigen Dottersubstanz des Eis übereinstimmen, wie endlich die Ganggesteine unsers Planeten dem Dottergange des Eis entsprechen. Nach den embryologischen Forschungen von Schwann, Schleiden, v. Baer, Barry u. A. über die primitiven Lebensentwickelungen entstehen auf der Oberfläche einer angebrüteten Dotterkugel zunächst viele mikroskopische Eier, aus denen sich bald darauf kleine Geschöpfe entwickeln, welche sich bis ins Unendliche vermehren und zuletzt in ihrer vereinigten Gesammtheit den Körper des auf der Dotterkugel entstehenden Thiers bilden. Aehnliche Vorgänge zeigt auch das Erdei, nur mit dem Unterschiede, daß bei dem Vogelei in Stunden zustande gebracht wird, was dort erst nach Jahrtausenden zutage gefördert werden konnte. Alles ist übrigens noch mit feincolorirten Bildern anschaulich gemacht. Dort sieht man die Erdkugel als Ei ohne alle Völkerentwickelung, hier sieht man dieselbe in ihrem gegenwärtigen Entwickelungszustande mit der Alten Welt Europa, Asien, Afrika; an einer andern Stelle sind die Wasserthiere und Halonen auf der Dotterkugel bildlich dargestellt und gleich daneben die denselben entsprechenden Flußrinnen als Vorgänger auf der Erdkugel. Man sieht, der Verfasser hat seinen Gegenstand mit bewundernswürdiger Consequenz stündlich durchgeführt. Ohne eine so charakteristische Illustration wäre aber auch wol die Idee zu einem umfangreichen Buche unmöglich gewesen, der Verfasser hätte dann gewiß Leser und auch sich selbst mit einem kurzen Phantasiegemälde von zwei bis drei Seiten Umfang vollkommen genügen können. Daß der Art, wie diese erste Lieferung den Gegenstand immer mehr auseinandergelegt hat, läßt sich mit Bestimmtheit erwarten, daß noch fünf bis sechs Lieferungen nachfolgen können, ehe das Werk geschlossen ist.

Die gelehrten Forschungen führen den Verfasser auch auf den Punkt der Erde, wo einst die Wiege der Menschheit stand. Auch wir geben gern dem Verfasser selbst das Wort. „Es ist dieser Mittelpunkt α des großen Continents dadurch ausgezeichnet, daß hier ehemals vor etwa 6000 Jahren das später von der Erde verschwundene Paradies lag, und daß in diesem Mittelpunkte die ersten Menschen auf der Erdkugel entstanden, von wo später eine zweite Bevölkerung der Erde wieder von diesem Punkte ausging. Die Nachrichten über diese Vorgänge und die damit zusammenhängenden Erscheinungen finden sich ursprünglich ausschließlich in den biblischen Urkunden. Die Menschen haben hiernach, wie die mikroskopischen Zellorganismen auf der Dotterkugel, ein zweifaches Leben, ein irdisches und ein himmlisches, oder ein gegenwärtiges und ein zukünftiges, diesseitiges und jenseitiges. Die sämmtlichen auf der Erdkugel entstehenden Menschen werden in dem künftigen zweiten Leben drei verschiedenen Reichen zugetheilt, die als höheres und niederes, oberes und unteres, als Reich des Lichts und der Finsterniß, Himmel und Hölle u. s. w. voneinander unterschieden werden. Zwischen den Menschen in dem obern und untern Reiche ist eine große Kluft befestigt, unterhalb welcher die im Reiche der Finsterniß, sowie über derselben die im Reiche des Lichts sich befinden, wie im menschlichen Organismus im Kleinen auch das Cerebral- und Ganglienſystem, Kopf- und Rumpfhöhle, als ein Oberes und Unteres voneinander getrennt sind.... Das Paradies stellt den höhern Vereinigungsort unzähliger Menschen dar, die hier sämmtlich Einem Willen gehorchen und zum Mitregieren einem Haupte beigethan sind, das über Alles, über alle Creatur, über alle Dinge, über die ganze Erde gesetzt ist. Hiernach wird demnach ein regierendes, herrschendes Haupt im Großen bezeichnet, entsprechend dem auf der Dotterkugel in dem Punkte α sich ankündigenden, allmälig entwickelnden Haupte des menschlichen Körpers im Kleinen. Die Menschen in diesem höhern Vereinigungsorte stellen einen an dem Haupte sich entwickelnden Leib mit Gliedern dar, der wächst und zunimmt, bis daraus ein vollkommener Mann wird, welcher mit und in dem Haupte, gleichsam unter einem auch als König bezeichneten Oberhaupte, regiert und mit diesem selbst das Blut gemeinschaftlich hat.“ Die Feder sträubt sich, die wunderlichen Phantasiegestalten Schöller's so ohne weiteres wiedergeben zu sollen, sie schmachtet nach einem Wörtchen gesunden Menschenverstandes. Die widerspenstige vergißt ganz, daß sie ein willenloses unterthäniges Geschöpf ist. Was will sie denn mehr als eine fromme Hingebung an die Bibel, als ein salbungsvolles Wort über das verlorene Paradies, über Himmel und Hölle? Ist sie vielleicht mit dem abscheulichen Demokratengifte von 1848 verpestet, sodaß sie nichts mehr von einem regierenden Oberhaupte hören will? Sie antwortet nicht, aber sie macht eine bedenkliche Miene, als wollte sie sagen, das ist jetzt eine wunderliche Welt. „Diejenigen Menschen“, schreibt sie Schöller nicht ohne Widerstreben nach, „welche dem Einen höhern Willen nicht gehorchen, werden dem untern Reiche einverleibt, das auch wol mit dem Bauche eines Walfisches im Kleinen verglichen wird und auch insofern dem niedern vegetativen Körpersysteme in der Rumpfhöhle im Kleinen entspricht, als die Organe des letztern ebenfalls dem Willen des Hauptes nicht gehorchen und daher unwillkürliche genannt werden. Die beiden Hauptrepräsentanten dieses unwillkürlichen Körpersystems im Kleinen sind der große in beständiger wurmförmiger Bewegung befindliche Nahrungskanal mit seinen verschiedenen Anhängen und die einen fortwährenden Verbrennungsproceß unterhaltenden Lungen, welche zwei Hauptheile in der Rumpfhöhle sich auch in den Worten »Ihr Wurm wird nicht sterben und ihr Feuer nicht verlöschen« für jenes untere Reich im Großen angedeutet finden.“ Nun will aber in der That die Feder nicht mehr weiter schreiben. Dieser unwillkürliche Wurm will dem Willen des Hauptes nicht mehr gehorchen. Natürlich müssen wir nachgeben. Wir glauben aber auch, daß das bereits Mitgetheilte schon genügen wird, die Leser für Schöller's neueste Schöpfungsgeschichte lebhaft zu interessiren. Das war ja der Zweck dieses Aufsatzes.

Heinrich Wirnbaum.

Romanliteratur.

1. **Aus der Gesellschaft.** Geschichten von Stanislaus Albert. Berlin, Brigl u. Lobeck. 1855. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Aus der Gesellschaft sind diese Geschichten; aber was ist das, die Gesellschaft? Die Gesellschaft ist ein Conglomerat von scheinbar leichter Beweglichkeit und von starrer Unveränderlichkeit, von sublimirter Philisterei, von innerer Hohlheit, unechtem Flitter, tiefer Lüge und übertünchter Falschheit; wo man Wärme des Gefühls Schwärmerei nennt und Enthusiasmus Narrheit, wo man zu den höchsten Wahrheiten rechnet, daß ein preußischer Thaler gleich dreißig Silbergroschen ist, wo man den Menschen nicht nach dem Maß seiner geistigen und moralischen Errungenschaften, sondern nach dem Schein seiner äußerlichen Verhältnisse und Anhängsel beurtheilt — das ist

die Gesellschaft. Das vorgenannte Buch hat einige Verwandtschaft mit Max Waldau's bekanntem „Nach der Natur"; einige Verwandtschaft sage ich, denn Max Waldau — der leider gerade im Beginn eines höhern Aufschwungs dahingerafft werden mußte — weiß seinen Bildern einen frischern, klarern Ton zu geben und wirkt befreiend, indem er hin und wieder Blitz und Donnerkeil gegen eingewurzelte Vorurtheile und angebetete Götzen und Fetische des Tags schleudert. Albert's Geschichten halten sich streng auf dem Gebiet der Wirklichkeit; der „Tag aus dem Leben eines Lieutenant" ist ein Daguerreotypbild und ein sehr wohlgelungenes; aber diese Wirklichkeit hat etwas Beengendes, Peinliches, Drückendes, wie die Alltäglichkeit selbst, die sich stündlich, minutlich an unsere Fersen krallt, oder die sich uns auf die Brust legt und den Athem einengt. Der Verfasser ist nicht ohne Talent; sollte er in jener Art schreiben wollen, wie Leser es verlangen, welche in die Leihbibliothek gehen und sagen, sie wünschen ein schönes Buch, eine wahre Geschichte? Offenbar hält sich der Verfasser zu streng im Bann der Alltäglichkeit. Ein Conflict wie der, worin die Schauspielerin steht (in der Erzählung „Nur eine Schauspielerin"), könnte sich zum Tragischen steigern; aber so wie dieser Conflict in der genannten Erzählung ganz innerhalb der bürgerlichen Gewöhnlichkeit gehalten wird, ist er nicht tragisch, sondern nur traurig; denn in der ganzen Erzählung findet sich nicht eine Andeutung von großartigen Motiven, von idealer Lebensauffassung, heroischer Aufopferung, höherer Zukunft. An Darstellungstalent fehlt es dem Verfasser nicht; fehlt es ihm denn an Muth oder an Selbstbewußtsein, oder an Fleiß, oder an Kraft, selbständig Schöpfungen ins Leben zu rufen?

2. Erzählungen von E. Fentsch. Erstes Bändchen. — A. u. d. T.: Lichtes und Dunkles. Stuttgart, Gebr. Scheitlin. 1855. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die erste Abtheilung dieses Buchs ist überschrieben: „Fragmente aus dem Tagebuche meines Onkels", die zweite: „Geschichten aus der Heimat". Ob der Verfasser der ersten Abtheilung der Onkel und der der zweiten der Neffe sei, das lassen wir dahingestellt sein; die Aehnlichkeit des Geistes und der Form, worin beide erscheinen, rechtfertigt es, daß wir uns dieselbe Person als Verfasser beider Theile vorstellen.

Der Verfasser gibt Erinnerungen aus seinem Leben; es sind einfache Thatsachen, einfache Menschen, die uns vorgeführt werden; aber Alles, was der Verfasser schildert, ist menschlich, natürlich, wahr, und darum erregt es Interesse. Es zittert ein wehmüthiger Ton durch das ganze Buch, aber er findet seine Auflösung darin, daß der Verfasser den Glauben an eine ausgleichende Harmonie aller Erdendissonanzen kräftig festhält. Der Verfasser hat, das ist offenbar, noch mehr zu sagen, als was er in diesem Buche mittheilt, und das macht einen wohlthuenden Eindruck. Man interessirt sich für den Verfasser selbst unwillkürlich ebenso sehr wie für sein Buch; die Klarheit seines Geistes leuchtet und wärmt durch alle Darstellungen seines Buchs.

Referent will nur noch eine Probe von der gesunden Anschauungsweise des Verfassers geben. Es ist auf S. 177 von einem alten Grafen die Rede, welcher, „ein adeliger Herr im echten Sinne des Worts, in dem väterlichen Erbe der Gutsherrlichkeit ein heiliges Patrimonium erkannte. Wenige seines Standes mögen die Bedeutung und die Aufgabe des Adels — jenes Vorrechts, dessen Besitz ebenso gut ein Geschenk der Vorsehung ist wie das Genie des Künstlers und die Prophetengabe des Dichters — so richtig erkannt haben. Zu jener Zeit (vor 60 Jahren) hatte der Adel noch einen doppelten Halt, im Grundbesitz und in der Gutsherrlichkeit. Seine Stellung ist in dieser Zeit schwieriger geworden, da, zum großen Theil durch seine Schuld, eine stützende Säule gebrochen ist mit der Aufhebung der gutsherrlichen Gerichtsbarkeit. Gerade in dieser lag der Schwerpunkt, welcher den Adel zum Bauernstande neigte, mit dem er unverkennbar eine und dieselbe gesellschaftliche Aufgabe zu lösen hat. Aber gerade hier wurden auch die größten Sünden begangen, und aus der Saat der Ungerechtigkeit ging die Frucht des Hasses auf. Der Haß aber ist da am tödtlichsten und unheilvollsten, wo die Interessen die gleichen sind, weil er wider die Natur läuft. Man darf wol an einer Regeneration des deutschen Adels verzweifeln, solange er sich nicht mit dem Bauernthume wieder versöhnt. Umgekehrt mag's auch gelten."

Wie gesagt, Referent wollte nur eine Probe von der gesunden Anschauungsweise des Verfassers geben, welcher übrigens in seinem Buche durchaus nicht politisirt, sondern wie wir schon oben sagten, überall nur das Reinmenschliche herauskehrt. So schließt denn Referent mit der Bemerkung, daß in unserer Literatur Werke wie das obengenannte, welches unter dem anspruchslosen Titel „Erzählungen" so Schönes bietet, immer seltener werden. Jeder, der mit gesundem Sinn dies Buch in die Hand und vors Auge nimmt, findet in demselben Anregungen, Anhaltspunkte, Förderungen; wir sehen mit Freude einem zweiten Bande entgegen.

3. Vier Lebenswege. Bilder aus dem Skizzenbuche eines Dilettanten. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 1855. 8. 2 Thlr.

Wer noch nicht ganze Leihbibliotheken durchgelesen hat, wird in diesem Buche vielleicht mancherlei Unterhaltendes finden. Sehr belesene Personen werden aber sagen: Das Buch kommt uns vor, als hätte der Stoff zu zwei oder drei andern ausreichen können; auch ist eine Liaison wie die zwischen Baron Torstensohn und Gräfin Wanda in dem und dem Roman viel ausführlicher und gefühlvoller geschildert, und das Verhältniß Berthold's zu der Negerin hätte noch viel weiter ausgemalt werden dürfen, wie in dem Romane der Frau so und so; auch findet man das Leben in Havaña bei weitem genauer und interessanter geschildert in den Werken des Herrn X. Solche und ähnliche Ausstellungen werden belesene Leihbibliothekabonnenten gegen die obengenannten „Vier Lebenswege" machen. Dennoch wird das Buch gelesen werden, weil es einer Lieblingsneigung unserer Zeit huldigt: Abwechselung; gleich große Mannichfaltigkeit der Scenerie wie des Personenwechsels charakterisirt das nicht umfangreiche Buch; vielleicht kennzeichnet dies den Dilettanten, als welchen der Verfasser sich einführt. Es muß noch bemerkt werden, daß in dem Buche zwar illegitime Verhältnisse vorkommen, aber daß dieselben nicht mit Vorliebe geschildert oder breit ausgesponnen sind; dieselbe Discretion, die man in der guten Gesellschaft für die Gegenstände verlangt, herrscht auch in dem Buche. Von einer höhern Tendenz aber findet man in dem ganzen Werk auch nicht eine Spur. Referent muß noch die Bemerkung hinzufügen, daß selbst der gewöhnliche Leser den Tadel aussprechen wird, daß die vier Lebenswege, die in diesem Buch geschildert werden, sich durchaus nicht mit Nothwendigkeit und Consequenz aus den Charakteren und den Verhältnissen der Personen entwickeln; jede beliebige andere Entwickelung wäre ebenso möglich gewesen als die, welche der Verfasser gibt; auch lassen die vier Lebenswege nicht so leicht und naturgemäß ineinander, wie man am Anfang des Buchs erwarten durfte; entbehren innerer Verwandtschaft; die Hand des Verfassers ist es, welche sie zueinander hinüberzieht. Daß der Roman ein Kunstwerk sein soll, das hat der Autor ignorirt; er macht lieber eine Art von Guckkasten daraus und nennt sein Buch „Bilder".

4. Legenden des Westens. Amerikanisches Original von James Hall. Aus dem Englischen übersetzt. Vier Bände. Leipzig, Kollmann. 1855. 8. 2 Thlr.

Dies Buch enthält nicht, was man in Deutschland gewöhnlich unter Legende zu verstehen pflegt; das englische Wort Legend ist Bezeichnung für Erzählung. Diese Erzählungen haben zum Hintergrunde das Leben im Westen von Amerika

James Hall hat mit vielen englischen und amerikanischen Autoren die Eigenschaft gemein, daß er mit schärfster Detaillirung malt, was er uns mittheilen will; in solchen Erzählungen, welche mehr Novellen genannt werden dürften, ersetzt eine glückliche Prägnanz des Ausdrucks die Ausführlichkeit und stellt ein volles ausgefülltes Bild. Die Schilderungen westamerikanischer Natur und westamerikanischer Sitte tragen den Charakter der Wahrheit. Alle Darstellungen des Verfassers liegen auf dem Gebiete der Wirklichkeit; von romantischer Zuthat haben sie so viel, wie ein Romanleser unsers Decenniums derselben gestattet.

In der ersten Erzählung des ersten Bandes: „Harpe's Head", kam mir der Verfasser wie ein Sir Walter Scott des Jahres 1855 vor; als ich die übrigen Erzählungen und Novellen las, fand ich, daß James Hall vor Walter Scott, sowol was die Form als was den Inhalt seiner Schriften betrifft, noch manche Vorzüge besitzt.

Unter den novellistischen Darstellungen dieser vier Bände finden sich theils ernste, theils heitere Sachen. Die heitern sind mit einer Leichtigkeit gehalten, welche bei englischen und amerikanischen Autoren selten gefunden wird; der Scherz englischer und amerikanischer Schriftsteller und Dichter ist meistens etwas schwerfällig; in James Hall's Novellen herrscht eine anmuthige Leichtigkeit, eine Eigenschaft, welche gleichweit von der französischen Oberflächlichkeit wie von der französischen Lascivität entfernt ist. Was die ernsten Sachen betrifft, so sind dieselben ohne falsche Sentimentalität, mit unverkünsteltem wahrem Gefühl geschrieben. Eine in Form und Inhalt gleicherweise vollendete Erzählung ist überschrieben: „Die Missionare." Gegenstand dieser Erzählung ist die Ankunft einer Missionarfamilie an den wilden Ufern des Ohio, woselbst gleich nach der Ankunft eine Missionarin stirbt. Diese zwei Momente sind mit so viel Einfachheit, Wahrheit und reinmenschlichem Gefühl geschildert, daß der Autor den Namen eines deutschen Dichters verdient.

Wir fügen noch eine Bemerkung hinzu, die sich uns bei jedem englischen oder vielmehr amerikanischen Dichter aufdrängt, nämlich daß man in England selten Romane und Erzählungen findet, deren Verfasser so flach, so inhaltlos, so arm an Lebensinhalt und gutem Geschmack schrieben, wie in Deutschland hier nicht wenige zu thun wagen. 77.

Literarische Fehden.

Zwar sind, und gewiß aus guten Gründen, literarische Zänkereien und Klopffechtereien wol nur äußerst selten in diesen Blättern beachtet worden; wenn sie sich jedoch in einer Weise mehren oder eine Gestalt annehmen, daß man sie als Symptom innerer, vielleicht schon weit fortgeschrittener Fäulniß betrachten muß, so verdienen sie als „Zeichen der Zeit" allerdings auch von uns berücksichtigt zu werden. Wir wollen uns nicht sehr lange bei ihnen aufhalten, auch uns nicht zu tief in ihre Verschlingungen und Verschlingungen verlieren, noch uns zum Schiedsrichter aufwerfen, ja nicht einmal als Advocat für oder wider plaidiren. Auch lassen wir die Fehden, die auf andern Gebieten als literarischen gefochten werden, natürlich beiseite, obgleich sich uns dabei neuerdings die Bemerkung aufdrängt, daß der Deutsche in solchen polemischen Affairen überhaupt nur zu leicht das Gleichgewicht des Anstandes verliert und die Grenzen der Sitte und Schicklichkeit überschreitet. Aeußerst selten wird ein solcher Streit in Deutschland mit ritterlichen Waffen ausgefochten; äußerst selten bleiben die Kämpfenden in der Sache, und in injuriösen Beschuldigungen, verletzenden Anspielungen und plumpen Seitenhieben zeigt sich nur zu oft die Absicht, dem Gegner persönlich wehe zu thun, ihn innerlich zu kränken, ja selbst womöglich materiell zu schädigen.

So ist z. B. Sebastian Brunner in Wien, der, obschon auch Herausgeber einer katholischen „Wiener Kirchenzeitung", doch als Verfasser einer Menge gereimter Schriften zu den Belletristen zu rechnen ist. Dieser Mann macht aus Pasquillen und Klopffechtereien ein förmliches literarisches Gewerbe, wie auch sein noch jüngst erschienenes Buch „Keilschriften" beweist, dem wir wol ein andermal ein paar Worte widmen. Brunner, dessen gallige und giftige Art und Weise wir schon früher bei Besprechung seiner unter dem Titel „Woher? Wohin?" erschienenen Memoiren in Nr. 13 f. 1853 beleuchtet haben, hat sich neuerdings durch seine gehässige Polemik gegen den wiener Professor Unger auch in weitern Kreisen bekannt gemacht. Daß Brunner mit seinen Verunglimpfungen beabsichtigt, den würdigen Gelehrten bei dem Publicum, seinem Auditorium, seinen Collegen und womöglich auch der Staatsregierung in Verruf zu bringen und auf seine Beseitigung hinzuwirken, ist wol nicht zu bezweifeln. Nicht der wissenschaftliche Geist und das Interesse an der Wissenschaft ist in diesen hämischen Verdächtigungen thätig, sondern der animus nocendi. Sittlicher und religiöser oder kirchlicher Sinn ist ja etwas sehr Löbliches, wie mag und kann er aber bestehen ohne den Geist der Liebe und Humanität?

Der Verfasser des „Fechter von Ravenna" ist von München und der artistische Director des wiener Burgtheaters als Verfasser des „Esser" von Berlin aus des Plagiats angeschuldigt. Jener soll ein dem letztern zur Prüfung eingesandtes kräftig aber roh skizzirtes Stück des bairischen Schulmeisters Bacherl, der nun plötzlich ein berühmter, halb auch belächelter Mann geworden ist, dieser ein ihm ebenfalls zur Prüfung anvertrautes Manuscript Werther's benutzt haben. Der Thatbestand ist aus den Zeitungen zu bekannt, als daß wir darauf einzugehen nöthig hätten. In den letztern Streit sind nach und nach auch Gutzkow und Mundt hineingezogen worden und eigentlich erst dadurch hat dieser Streitfall, der am besten zwischen Laube und Werther privatim abgemacht worden wäre, literarische Dimensionen und einiges öffentliche Interesse gewonnen. Die Debatte über die Prioritätsfrage zwischen Franz Bacherl's „Cherusker in Rom" und Friedrich Halm's „Fechter von Ravenna", in die sich auch so manche Privatleidenschaften verflochten haben, hat endlich dazu geführt, daß sich Friedrich Halm als Verfasser der letztern Dichtung vor dem Publicum offen bekannt hat; doch bietet seine Erklärung Dem, der an der Originalität der Erfindung im „Fechter" einmal zweifeln will, noch immer so manche Handhaben. Andererseits können wir uns aber durchaus nicht zu der Annahme bestimmen lassen, daß der bairische Schulmeister ganz selbständig aus sich geschöpft habe. Mehre Anzeichen deuten vielmehr auf eine dritte, nicht mehr der allerjüngsten Zeit angehörende Quelle der Thumelicussage, durch die vielleicht selbst Göttling zu seiner von Friedrich Halm als seine Quelle genannten Abhandlung direct oder indirect angeregt wurde.

Ueber den Esserstreit wird, so sehr wir auch für unsere Person geneigt sind, den Versicherungen Laube's vollen Glauben zu schenken, doch in letzter Instanz die vergleichende Kritik zu entscheiden haben *), sobald auch der Laube'sche „Esser" gedruckt vorliegen und so ein prüfender Vergleich zwischen ihm und dem Werther'schen gestattet sein wird. Man begreift leicht, daß ein Mann in der Stellung Laube's (der vordem einer literarischen Richtung angehörte, die es bekanntlich doch auch nicht an rücksichtslosen und frivolen Angriffen gegen Personen und Institute fehlen ließ) viele Neider und Anfeinder hat, besonders unter den dramatischen Autoren, deren Stücke er glaubte zurückweisen zu müssen. Auf der andern Seite ist freilich nicht zu leugnen, daß Laube, wie aus seinen eigenen Erklärungen hervorgeht, seine Function als Leser und Beurtheiler der ihm anvertrauten Manuscripte

*) Zum Theil ist dies schon in einem mit — r. unterzeichneten Aufsatz der „Spener'schen Zeitung" (Beilage zu Nr. 61) geschehen. Der Verfasser kommt auf diesem Wege zu dem Schluß, daß die von Werther geltend gemachten Umstände nicht hinreichten, um die Behauptung zu begründen, daß Laube's „Esser" eine Nachahmung des Werther'schen sei.

etwas cavalièrement und von oben herab betreibt, und daß er in Briefcitaten u. s. w. nicht blos etwas indiscret, sondern auch ein wenig nachlässig und leichtfertig zuwerke geht, wie es sich für einen Mann von seiner Stellung am wenigsten schicken dürfte. Ueberhaupt haben wir von irgendeiner nennenswerthen Förderung dramatischer Talente und des deutschen Dramas im Allgemeinen noch nicht viel verspürt, seit die Leitung einiger deutschen Hauptbühnen literarischen Kräften anvertraut ist. Wir müssen dies leider offen bekennen, obschon wir zugleich auch gestehen, nicht zu wissen, ob dies an ihnen, an besondern Localverhältnissen oder den allgemeinen, der dramatischen Production nicht sehr günstigen Zeitumständen liegt.

Wien scheint überhaupt für die literarische wie unliterarische Polemik gegenwärtig ein besonders fruchtbarer Boden zu sein. Auch der alte Streithahn Saphir, der erst im vorigen August durch indiscrete Mittheilungen aus einer Unterhaltung mit Heinrich Heine einen häßlichen Klatsch zwischen diesem und dem Componisten Dessauer einrührte, sieht sich gegenwärtig abermals in eine Fehde mit einem gewissen Rudolf Waldek verflochten, der im Namen des öffentlichen Wohls und Anstandes Philippiken gegen ihn in der „Ostdeutschen Post" schleudert. Saphir hat, charakterlos wie er ist, seinen Gegner bei den Gerichten belangen lassen, obschon er noch im Jahre 1851 im „Humorist" behauptete, wer das thue, sei schon gerichtet. Wie Saphir seine Fehde führt, läßt sich denken. Man kann durchaus nicht leugnen, daß Saphir in der Erfindung neuer Schimpfwörter oder in der Anwendung alter eine gewisse Originalität bekundet, und wenn Jemand, was ohne Zweifel ein sehr nützliches Unternehmen wäre, zum Handgebrauch für literarische Klopffechter ein Schimpfwörterbuch verfassen wollte, würde er es aus dieser Quelle wesentlich bereichern können. Er nennt die Phalanx seiner Gegner „Rohrwölfe", „Ochsen", „Jodl", „Spitze", „Möpse", „zottige Pudel", „Bullenbeißer", „Fleischerlackel", „tolle Büffel", „pappendeckelne Elefanten", einen „zusammengerotteten Rattenkönig", einen „Skriblertroß", „Schusterbuben der Journalistik", „sittlich verwahrloste Literaturbuben" u. s. w., und mit all diesen süßen Ausdrücken (einige haben wir gar nicht nachzuschreiben gewagt) wendet sich Saphir noch an das „gebildete Publicum" Wiens, dessen Sympathie er zu besitzen behauptet. Ist dies wirklich der Fall, so wäre Saphir schon halb entschuldigt, denn dann fiele die Schmach zur Hälfte auf sein Publicum. Man vergesse nicht, daß z. B. auch Hegel, wie man erzählt, Saphir's witzige Person gern um sich leiden mochte. Wir gedenken dieses Haders, weil er uns in sittengeschichtlicher Hinsicht von einiger Bedeutung zu sein scheint (denn Saphir hat viele Mitschuldige) und zugleich beweist, daß unsere gerühmte Bildung in gewissen Regionen so nahe an Barbarei und Gemeinheit grenzt, daß man darüber fast erschrecken könnte. Saphir's Gegner kommt ihm an unerschöpflicher Erfindung im Schmähen und Schimpfen nicht gleich, obschon er Saphir einen „seichten und unwissenden Skribler", einen „schamlosen Plagiator", einen „literarischen Wegelagerer" und „Charletan vom Wirbel bis zur Zehe" nennt.

Eine fünfte vom Publicum wenig beachtete literarische Fehde ist die in der augsburger „Allgemeinen Zeitung" geführte zwischen dem deutschen Gelehrten Kruger und dem Franzosen Alfred Maury, die wir deshalb fast die bedauernswertheste unter allen nennen möchten, weil sie geeignet ist, den Ausländern einen traurigen Begriff von deutscher Urbanität beizubringen. Alfred Maury, Mitarbeiter an der Guigniaut'schen französischen Uebersetzung von Creuzer's Symbolik, hatte Kruger's Schrift über die Geschichte der Assyrier und Iranier im „Athenaeum français" zwar mit großer Schärfe kritisirt, aber in einer, wie wir uns selbst überzeugt haben, die Grenzen des literarischen Anstands durchaus nicht überschreitenden, objectiv wissenschaftlichen Weise. Kruger replicirte dagegen in der augsburger „Allgemeinen Zeitung", aber in Form verletzender Ausfälle, und es ist namentlich auch diese ungehörige Form, über die sich Alfred Maury vor wenigen Tagen in derselben Zeitung beklagte. Die Franzosen sind freilich an urbanere Formen gewöhnt, als diejenigen sind, die man in Deutschland in solchen Fällen zu beobachten pflegt.

Nicht für Saphir, der darüber hinaus ist, aber doch vielleicht für manchen Andern, der noch auf literarischen Anstand hält, führen wir hier folgende schöne Stelle aus dem „Cancan eines deutschen Edelmanns" an: „Warum schleudern sie (die Schriftsteller) sich gegenseitig Handgranaten und Bannblitze zu? Sind sie doch alle verwandt und Kinder der schönsten Heimat. Weit über Länder und Zeiten hören sie ihre Stimmen tönen und ihre Herzen klopfen und sollten sich die Hände schütteln nach jedem ernsten Wort." Ja, das sollten sie, aber sie thun es eben nicht. **H. M.**

Zur Kenntniß der deutschen Personennamen.

Das Werk von A. F. Pott über Personen- Familien- und Ortsnamen hat zwei kleinere Ableger getrieben:

1. Die Entstehung und Bedeutung der deutschen Familiennamen. Von A. F. C. Vilmar. Zweite Auflage. Marburg, Koch. 1855. Gr. 12. 10 Ngr.
2. Berliner Namenbüchlein. Scherz und Ernst aus dem Allgemeinen Wohnungs-Anzeiger für Berlin und Umgebungen auf das Jahr 1855. Berlin, Hertz. 1855. 8. 12 Ngr.

Die erste Schrift hat ein mehr allgemeines und wissenschaftliches, die zweite begreiflicherweise ein mehr berlinisches, zum Theil scherzhaftes Interesse, obschon es auch ihr nicht an brauchbarem Stoff und nützlichen Fingerzeigen mangelt. Wie Vilmar in dem kurzen Vorwort bemerkt, sind die Familien- und Geschlechtsnamen entstanden: erstlich zum Theil aus wirklichen Namen (Personennamen, Eigennamen), welche heutzutage als sogenannte Vornamen gelten, und zwar sowol aus fremden als einheimischen; sodann sind sie hergenommen von der Herkunft und Wohnstätte; drittens, und deren Anzahl ist die größte, von Beschäftigungen, Gewerben und Ständen; viertens, zu einer weit geringern Zahl, von Eigenschaften; fünftens von Werkzeugen und Geräthen; sechstens von Thieren; siebentens von Pflanzen; achtens von Speisen; neuntens von Gliedern des menschlichen Körpers; zehntens von Kleidungsstücken; elftens von Naturerscheinungen; zwölftens gibt es eine sehr große Menge von Familiennamen, welche zwar genau genommen unter die vierte Classe gehören und Eigenschaften bezeichnen, aber ganz eigenthümlich gebildet sind, nämlich einen ganzen Satz und zwar befehlenden umfassen (Imperative als Eigennamen), wie z. B. die Familiennamen Abhau oder Haute (d. i. hau zu!), Bleibtreu, Bitdendüvel (beiß' den Teufel), Tilgenkamp (tilge, zerstöre das Feld), Füllekrus (füll' den Krug), Fülleborn, Gripenkerl (greif' den Kerl), Guckemus (guck' ins Mus), Habenschaden (hab' den Schaden), Hablützel (hab' wenig), Hupfefeld (hüpf' ins Feld), Liebetreu, Ringseis (ringe d. h. schwinge das Eisen), Nördanß (rühr' den Tanz) Schafsenrath oder Schafrath, Schlichtegroll, Schüttespeer (zuletzt Schubar, gleichbedeutend mit Shakspeare, Name eines bekannten hessischen Adelsgeschlechts mit dem Zunamen Milchling), Sparkäse, Springinklee, Streckbein, Stortebeker (stürz' den Becher) Suchsland, Suppus (sauf' aus), Thudichum, Thunichtgut Trinkaus oder Trinks, Wenderat, Zerrleder (zerr' das Leder) und Zickendrath, beide Spottnamen für Schuster, Zuckschwert u. s. w.*) Von jeder dieser Classen gibt Vilmar zahlreiche, oft sehr interessante Beispiele, außerdem eine Reih

*) Auch das „Berliner Namenbüchlein" enthält eine ganze Anzahl Namen von dieser Form, z. B. Hauschild, Greifentroch (greif in de Trog), Bringezu, Habedank, Habelost, Huckauf, Kieck, Kofmehl, Machmehl, Rennenkampf (renn' in den Kampf), Springmüller, Stippeke Stürz, Traue, Tunke, Wohllebe, Zippernicht u. s. w.

französischer und übersetzter deutscher Namen. In Betreff der deutschen einheimischen Namen (Vornamen) gebildeten Familiennamen bemerkt Vilmar, daß sie die ältesten unter allen seien und zum größten Theil, wo nicht allesammt, nicht allein in die Zeit von Karl dem Großen überhaupt, also vor der Einführung des Christenthums, sondern in die Zeit der Völkerwanderung, manche auch noch weit höher hinaufreichten. Noch heutzutage gebe es Familiennamen, welche geradezu alte heidnische Gottheiten unserer Väter, also mythische Wesen bezeichneten und zumal eine andere Bedeutung gehabt hätten, z. B. die Namen Irmg, Erman, Wieland und Mihm (Meim). Sie seien somit etwa 15—1000 Jahre lang im lebendigen Gebrauch des Volks, was man von den Namen keines einzigen Volks, mit Ausnahme des jüdischen, rühmen könne. Diese einheimischen alten Namen beziehen sich allesammt auf den Krieg und den Kampf, auf den Sieg, den Kriegsruhm und die Kriegerehre und damit zugleich oft auf die heidnischen Gottheiten unserer Ahnen, welche als Kriegsgötter verehrt wurden. Die Vilmar'sche Schrift bildet übrigens das erste Bändchen eines aus von der Verlagshandlung in Aussicht gestellten Sammlung von Vilmar's „Vermischten Aufsätzen", die jedoch nur ein Wiederabdruck einer Auswahl aus dem „Hessischen Volksfreund" sind.

Der Zusammensteller des „Berliner Namenbüchlein" (Felix Benheim, wie er sich unter der Einleitung unterzeichnet) verdankt nach eigenem Geständniß die Hauptanregung dazu dem alten Namenbüchlein von Hoffmann von Fallersleben, von der Stadt Breslau vom Jahre 1843 und dem der Stadt Hannover vom Jahre 1853. Die bezeichnendsten Namen aus den beiden Wohnungsanzeiger sind hier unter verschiedene Rubriken gebracht, etwa in folgender Weise: „Krankheiten und Leidenschaften": Fieber, Suchten, Siechen, Krampf, Krämpfe, Fieber, Scharlach, Darre, Kretzig, Schorf, Glahe, Husten, Heiser, Kropf, Fistel, Schwulst u. s. w. „Kleider und Schuh": Hemd, Hütte, Dickhuth, Filz, Käppel, Mütze, Rock, Altrock, Mantel, Weißrock, Kurtzrock, Landrock, Schönrock, Kittel, Hose, Hösel, zur Hose, Hosemann, Mehlhose, Zuppe, Säckel, Hemd, Tasche, Frack, Lätzel, Strümpfe, Schu, Schülein, Pantoffel, Schuband, Leschen, Breitschuh, Flick, Zumpe, Flickschuh, „Zänkerei, Schimpferei und Schlägerei": Händel, Hohn, Gezänk, Zwist, Zänker, Rummel, Schreier, Schimpf, Krug, Streit, Stromer, Flegel, Haubold, Bengler, Knote, Rüppel, Schlumpe, Wicht, Schuft u. s. w. „Essen und Trinken": Gier, Fraß, Fräzer, Freter, Zehrer, Abesser, Pappler, Schlinger, Schlemmer, Schmauser, Fütterer, Löffler, Süßnapp, Sauermilch, Ramschüssel, Sauerbrei, Hartkäse, Käsebier, Rindfleisch, Fleischfresser, Krautwurst, Istkraut, Stippekohl, Kloß, Pfeffer u. s. w. Besonders reich ist der „Speisezettel" besetzt, sowie der „Bierkarte", z. B. Gutbier, Frischbier, Sauerbier, Braunbier u. s. w. Diese Zusammenstellungen haben, wie man sieht, etwas sehr Drolliges und bestätigen die vom Verfasser in der Einleitung ausgesprochene Ansicht, daß, wie in der Volkspoesie, so auch in der Namengebung als Ersatz für den höhern Schwung der Heldenzeitalters der bürgerliche und der Volkswitz an die Stelle getreten und so die Quelle der vielen zum Theil in imaginativster Form vorkommenden Spott- und Spitznamen geworden sei. An solchen Spitz- und Spottnamen, und zwar oft sehr derben und ungezogenen (vgl. in diesem Schriftchen auch die Rubriken „Dummheit und Schalksnarren", „Unrath" u. s. w.), ist wol nicht leicht der Namenschatz einer andern Nation so reich wie der unsern, und wir sehen uns dadurch in unserer schon mehrfach von uns ausgesprochenen Ansicht bestätigt, daß in der deutschen Nation eine auffallende Neigung zum Schabernack, zur Spottlust, zum Aufziehen, zum schadenfrohen Aufmuzen (man verzeihe das vulgäre, aber charakteristische Wort) körperlicher oder geistiger Gebrechen, Absonderlichkeiten und Lächerlichkeiten vorhanden sei. Außerdem finden sich in diesem Verzeichniß aber auch die namhaftesten Gestalten des Nibelungenliedes, der deutschen Heldensage, ja selbst der heidnischen Zeit durch ihre edeln klangvollen Namen vertreten: Dietrich, Siegfried, Hagen, Hühne, Nibelung, Grahl, Hildebrand, Wieland, Fasold (der alte nordische Sturmriese), Biterolf, Bisold, Roland, Perceval, Dannhäuser, Klingsohr, Rollfing, Freidank, Morolf, Laurin, Holle, Hackelberg u. s. f. Ferner leben in Berlin noch unsere größten Künstler, Dichter und Denker fort: Luther, Goethe, Schiller, Wieland, Lichtenberg, Leibniz, Mendelssohn, Hegel, Schelling, Rammler, Möser, Schlözer, Haller, Hagedorn, Klopstock, Winckelmann, Lessing, Langbein, Schlegel, Platen, Schubart, Bach, Cranach, Holbein, von den Generalen (worunter auch ein Pappenheim, Nelson, Kleber, Ney) und selbst griechischen Helden, Göttern und Philosophen, wie Achilles, Ammon, Bachus, Bion, Hermes, Leander, Plato, Venus, Solon u. s. w., gar nicht zu sprechen. Daß die Anzahl der slawischen Namen im Verhältniß eine sehr bedeutende ist, ließ sich erwarten, auffallender erscheint es, daß auch das dem Völkerverkehr so entlegene Lithauische ein ganz respectables Contingent gestellt hat. Die Erklärungen der Vornamen und Familiennamen, welche den größten Theil des Buchs bilden, enthalten viele dankenswerthe Fingerzeige, namentlich auch in Betreff des geschichtlichen und sagenhaften Ursprungs adeliger Familien, unter denen auch eine bedeutende Anzahl aus Frankreich, Italien, England, selbst Portugal (das gräfliche Geschlecht der Oriola) stammen. Der Verfasser hat in der Einleitung auf diejenigen Schriften hingewiesen, denen er Belehrung und Anregung zu danken hat, während wir bei Vilmar diese Hinweisung vermissen. Der Verfasser nennt außer Hoffmann's von Fallersleben schon erwähntem Namenbüchlein das treffliche Werk von Pott, Förstemann's „Althochdeutsches Namenbuch", Maßmann's in Mone's „Anzeiger für Kunde des deutschen Mittelalters" für 1836 abgedruckten Aufsatz „Ueber deutsche Eigennamen", des Ritters von Lang Artikel: „Blick vom Standpunkt der slawischen Sprache auf die älteste Geschichte und Topographie von Franken" (im zweiten Jahresbericht des historischen Vereins im Rezatkreise für das Jahr 1831) und das kleine von A. von der Hagen mit einem Geleitsbriefe versehene berliner „Namenlexikon" von H. W. Schüz (1837). Bekanntlich schrieb schon Martin Luther ein „Namenbüchlein" und war somit der Erste, welcher die Wichtigkeit und das Interesse derartiger Untersuchungen und Zusammenstellungen begriff.

H. M.

Notizen.

Thomas Carlyle.

Thomas Ballantyne's Buch über Carlyle, auch von uns schon früher als eine zu erwartende Neuigkeit angekündigt, ist nun erschienen unter dem Titel: „Passages from the writings of Thomas Carlyle. With a biographical memoir." Die „Literary gazette" bringt darüber eine kurze Anzeige, in der sie die Bedeutung Carlyle's mit wenigen Worten und namentlich auch das hervorhebt, daß manche seiner in den „Latter-day pamphlets" enthaltenen und früher als bloße Bizarrerien belächelten Warnungen durch die Unfälle zu Anfange des letzten Kriegs ihre volle Bestätigung gefunden hätten. Es liegt überhaupt in Carlyle's Natur etwas Prophetisches und Orakelhaftes, und Ballantyne nennt ihn in seinem Buche geradezu den „most original thinker of the present age". (Vgl. den Artikel über Carlyle und seine Schriften in Nr. 50 d. Bl. f. 1855.) Die von Ballantyne getroffene Auswahl aus Carlyle's Schriften ist unter folgende Rubriken gebracht: Cromwell, Französische Revolution, Religion, das Evangelium der Arbeit, Politisches, Historisches, sociale Reform, Literatur und Journalistik. Sein vortreffliker essay über Jean Paul ist darin vollständig wieder abgedruckt. Wir Deutsche sind Carlyle, der zuerst im Jahre 1823 im „London magazine" mit einer Partie aus seinem „Life of Schiller" auftrat, zu besonderm Dank

ed by Google

verpflichtet, weil außer der Staël wol Niemand soviel als er dazu beigetragen hat, eine richtigere Würdigung der deutschen Literatur im Auslande zu verbreiten. Epochemachend waren in dieser Hinsicht namentlich seine Artikel über deutsche Literatur in der „Edinburgh review" um die Mitte der zwanziger Jahre. In der Begeisterung für die deutsche Literatur in ihrer Gesammtheit ist ihm seitdem wol nur der Nordamerikaner Theodor Parker gleichgekommen. Ballantyne's Schrift hat daher wol die Anwartschaft, auch in Deutschland unter Allen, welche sich noch um die höhern Interessen der Literatur kümmern, warme Theilnahme zu finden. Man sieht übrigens in England mit großer Spannung dem Erscheinen seiner großen Arbeit über Friedrich den Großen entgegen, mit der er schon trotz seines Alters seit einer Reihe von Jahren angestrengt beschäftigt ist und zu der er in Berlin selbst auf der Bibliothek eifrige Studien gemacht hat.

Neue englische Uebersetzung deutscher Gedichte.

Einer der trefflichsten englischen Uebersetzer aus dem Deutschen, der Nordamerikaner Charles T. Brooks, gab vor kurzem in Boston eine Anthologie deutscher Gedichte in meist sehr wohlgelungenen englischen Nachbildungen unter dem Titel „German lyrics" heraus. Es würde interessant sein, diese Anthologie mit den Anthologien: „Specimens of German lyric poets" von Robinson, „A book of ballads from the German" von Percy Boyd, „Specimens of the choicest lyrical productions of the most celebrated German poets" von Miß Mary Anne Burt, „My souvenir" von Frau von Crespigny, „The poetry of Germany" von Alfred Bakerville und einigen ältern Arbeiten dieser Art, z. B. von Beryford, Taylor und Carlyle, zu vergleichen; doch würde uns dies hier zu weit führen. Wir beschränken uns auf die Bemerkung, daß fast die Hälfte des Buchs aus Uebersetzungen ausgewählter Poesien von Anastasius Grün, namentlich mehrer Partien des „Schutt" besteht, wozu wol das oft hervortretende warme Mitgefühl des freisinnigen Grafen mit der nordamerikanischen Freiheit, wie es zur Zeit, als er seinen „Schutt" dichtete, in Deutschland fast üblicher war als jetzt, das Ihrige beigetragen haben mag. Außerdem enthält diese Anthologie Gedichte von Uhland, Rückert, Platen, Nikolaus Lenau, Freiligrath, Chamisso, Herwegh, Kopisch, Seidl u. A., dann auch von einigen ältern Dichtern, von Gellert, Claudius u. A. Der Uebersetzung wird Treue und (wenigstens zum größten Theil) Leichtigkeit und Anmuth nachgerühmt. Wir geben nur eine kurze Probe, die Uebertragung der drei ersten Strophen von Herwegh's „celebrated song": „Ich möchte hingeh'n wie das Abendroth." Sie lauten bei Brooks:

Be mine to vanish like the gale's last breath,
Like the red gleam of evening's fading fire!
O gentle, peaceful, all unconscious death!
In the Eternal's bosom thus expire!

Be mine to vanish like the brilliant star,
Beaming with brightness unimpaired, unclouded,
So placidly, so plainlessly, afar
In Heaven's blue depths of endless glory shrouded.

Be mine to vanish like the perfume fair
That rises lightly from the cups of flowers,
And on the wing of incense-laden air
Curls from God's altar in the summer hours.

Englische Uebersetzer deutscher Lieder werden freilich immer mit dem Umstande zu kämpfen haben, daß die englische Sprache einen so empfindlichen Mangel an Endungen hat, die sich ungezwungen zu weiblichen Reimen verwenden ließen. Trotz dieses Uebelstandes leisten sie oft wahrhaft Ausgezeichnetes, wenn sie auch genöthigt sind, Gedichte weichern Charakters in eine mehr männliche und kräftige Tonart zu transponiren. **H. M.**

Bibliographie.

Der Komet. Schönwissenschaftliche Monatsschrift für Leser aller Stände, enthaltend die ausgewähltesten deutschen Original-Romane und Novellen, so wie die vorzüglichsten Erzeugnisse der Literatur aller Länder und Völker. 1ster Band. 12 Lieferungen. Mit vier colorirten Kunstblättern. Berlin, Hoevel. 4. 2 Thlr. 20 Ngr.

Manlehn, A., Maienblüten. Gedichte. Leipzig, C. L. Fritzsche. 16. 20 Ngr.

Mühlbach, L., Königin Hortense. Ein Napoleonisches Lebensbild. Zwei Bände. Berlin, Janke. 8. 3 Thlr.

Reichenbach, Freih. v., Odisch-magnetische Briefe. 1ste Reihe. 2te Ausgabe. Stuttgart, Cotta. 8. 27 Ngr.

Reichensperger, A., Vermischte Schriften über christliche Kunst. Nebst acht Tafeln mit Abbildungen. Leipzig, T. O. Weigel. Lex.-8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Reuter, F. Läuschen un Riemels. Plattdeutsche Gedichte heiteren Inhalts in mecklenburgisch-vorpommerscher Mundart. 3te durchgesehene, verbesserte und vermehrte Auflage. Anklam, Dietze. Gr. 12. 1 Thlr.

Robert, M., Barmen. Blätter aus seiner Geschichte und seinen Sagen (in Gedichten). Barmen 1855. 8. 10 Ngr.

Schallhammer, A. Ritter v., Biographie des Tiroler Heldenpriesters Joachim Haspinger. Salzburg, Mayr. Gr. 8. 20 Ngr.

Schloenbach, A., Zwölf Frauenbilder aus der Goethe-Schiller-Epoche. Hannover, Rümpler. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schweitzer, Katharina, Geschichte und Beschreibung des Lahnthal's. Wiesbaden 1855. Gr. 8. 1 Thlr.

Smidt, H., Historisch-romantische Erzählungen aus Schwedens Vorzeit. II.: Deutsche Herren in schwedischen Landen. Berlin, Hoevel. Br. 8. 1 Thlr.

Stein, L., Die Grundlagen und Aufgaben des künftigen Friedens. Mit vier offiziellen Beilagen. Wien, Hügel. Gr. 8. 15 Ngr.

Sugenheim, S., Rußlands Einfluß auf und Beziehungen zu Deutschland vom Beginne der Alleinregierung Peters I. bis zum Tode Nikolaus I. [1689—1855]; nebst einem einleitenden Rückblicke auf die frühere Zeit. 1ster Band. Frankfurt a. M., Keller. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Weber, A., Die neueste Vergötterung des Stoffs. Ein Blick in das Leben der Natur und des Geistes, für denkende Leser. Gießen, Ferber. 1856. 8. 25 Ngr.

Tagesliteratur.

Beust, R. v., Ein Feldzug gegen das Heidenthum der jetzigen Zeit. 2te vollständig umgearbeitete Auflage. Leipzig, Engelmann. Lex.-8. 9 Ngr.

Israel (Pick), Wider Stahl und Bunsen. Barmen, Sartorius. Gr. 8. 4 Ngr.

Lewald, H., Die Geschworenen-Gerichte, eine Schattenseite unserer Justiz. Berlin, Bernhardt u. Comp. Gr. 8. 7½ Ngr.

Mayer, K. v., Die Münzreform in Oesterreich. Wien. Gr. 8. 7½ Ngr.

Moltke, M. Graf, Einige Worte über die Theilnahme Preußens an den Friedensconferenzen. Anfang Februar 1856. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. Gr. 8. 2 Ngr.

Rede eines armen Webers über die Vereine gegen den Luxus [insoweit er das Maaß des Herrn überschreitet] unter den Reichen und Wohlhabenden. Gehalten in der Evangelischen Societät zu Flachsenfingen. Januar 1856. Berlin J. A. Wohlgemuth. Gr. 8. 2½ Ngr.

Die Regelung des österreichischen Geldwesens und die Reform des Banksystems. Wien, Hügel. Gr. 8. 10 Ngr.

Ein Wort über den Streit der Confessionen. Lübeck, v. Rohden. 1855. Gr. 8. 3 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Deutsche Allgemeine Zeitung.

Den erhöhten Anfoderungen, die in der jetzigen Zeit an die größern politischen Blätter Deutschlands gestellt werden, sucht die Deutsche Allgemeine Zeitung in jeder Weise zu entsprechen. Sie hat zahlreiche und zuverlässige eigene **Correspondenten** an allen Hauptpunkten Europas, namentlich auch an den verschiedenen bei den gegenwärtigen Ereignissen besonders wichtigen Orten. Ihre **Leitartikel** suchen den Leser über die politischen Angelegenheiten zu unterrichten und zugleich die Aufgabe der unabhängigen patriotischen Presse nach Kräften zu erfüllen. Den **sächsischen Angelegenheiten** wird in Leitartikeln und Correspondenzen große Aufmerksamkeit gewidmet. Wichtige Nachrichten, auch die Börsencurse von London, Paris, Wien, Berlin ꝛc., erhält die Zeitung durch **telegraphische Depeschen.** Die Interessen des **Handels** und der **Industrie** finden sorgfältigte Beachtung. Ein **Feuilleton** gibt zahlreiche Originalmittheilungen nnd kurze Notizen über Theater, Kunst, Literatur u. s. w.

Die Deutsche Allgemeine Zeitung erscheint, mit Ausnahme des Montags, **täglich** in einem ganzen Bogen. Das **vierteljährliche Abonnement** beträgt 1 Thlr. 15 Ngr. **Inserate** finden durch die Zeitung die weiteste Verbreitung und werden mit 2 Ngr. für den Raum einer Zeile berechnet.

Bestellungen auf **das mit dem 1. April 1856 beginnende neue Abonnement** werden von allen Postämtern des In- und Auslandes, in Leipzig von der Expedition der Zeitung angenommen und **baldigst** erbeten.

Leipzig, im März 1856.

F. A. Brockhaus.

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Religiöse Reden und Betrachtungen

für das deutsche Volk.

Von **Moriz Carriere.**

Zweite vermehrte Auflage.

8. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr.

Diese jetzt in **zweiter** vermehrter Auflage erscheinende Schrift, zuerst statt des Namens des Verfassers die Bezeichnung „von einem deutschen Philosophen" tragend, hat den Zweck, darzuthun, **daß aus den Beobachtungen der Natur und dem Studium der Geschichte nicht eine materialistische, gottleugnende, sondern eine gottfreudige Weltanschauung hervorgehe.** Das Buch hat seit seinem ersten Erscheinen in reichem Maße Gunst und Ungunst erfahren. Der Verfasser sagt darüber unter anderm: „Wo ein ultramontaner Gegner im Inhalt Atheismus, Unchristlichkeit und Verneinung, in der Form ein Nasen, Stammeln und Nachlallen zu sehen behauptete, da fand ein Mann wie **Bunsen** einen herstellenden sittlichen Ernst, einen entschiedenen Fortschritt im religiösen Denken und eine Darstellungsweise, welche Wissenschaft und Leben zur Durchdringung bringe, dadurch dem deutschen Geist eine mehr europäische Richtung gebe und einen größern weltgeschichtlichen Einfluß sichere."

In einer Kritik in Gersdorf's Repertorium heißt es: „Man wird nicht Unrecht behalten, wenn man **diese treffliche Schrift, die ein recht ausgebreitetes Publicum zu finden verdient,** mit **Schleiermacher's** «Reden über die Religion» und **Fichte's** «Reden an die deutsche Nation» parallelisirt und ihnen, wie diesen ihren Vorgängern, einen heilsamen Einfluß auf die Erhebung unserer Zeitgenossen zutraut. Denn sie faßt wie in einem Spiegel mit Geist und Kraft die Ergebnisse der bisherigen wissenschaftlichen Entwickelung zusammen, und was sich im Gebiete des Gedankens, der Naturforschung, der Geschichtserkenntniß, der Kunst, des Staats und der Kirche zu wahrem Gottesdienste herausgestellt hat, zeigt sie als ein Gegengift gegen den Mammonismus der Zeit auf, der sich aus der Lehre eines wesenlosen Gottes und einer gottentleerten Natur folgerichtig gebildet hat."

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Neuestes und vollständigstes Fremdwörterbuch zur Erklärung aller aus fremden Sprachen entlehnten Wörter und Ausdrücke, welche in den Künsten und Wissenschaften, im Handel und Verkehr vorkommen, nebst einem Anhange von Eigennamen, mit Bezeichnung der Aussprache bearbeitet von Dr. **J. H. Kaltschmidt.** Vierte Auflage. 8. Geheftet 2 Thlr. Gebunden 2 Thlr. 10 Ngr.

Handwörterbuch deutscher sinnverwandter Ausdrücke von **Christian Friedrich Meyer.** Dritte Auflage. 8. Geheftet 1 Thlr. 10 Ngr. Gebunden 1 Thlr. 20 Ngr.

Daß diese Wörterbücher bereits in vierter und dritter Auflage vorliegen, ist gewiß der beste Beweis, daß dieselben ihren Zweck richtig erfüllen und deshalb aufrichtig empfohlen werden können, zumal ihr Preis sehr mäßig ist.

Im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bibliothek italienischer Classiker.

12. Geh. In einzelnen Bänden zu 10 Ngr.

Unter diesem Titel wird von der unterzeichneten Verlagshandlung dem deutschen Publicum eine Sammlung der classischen Werke der italienischen Literatur in trefflichen deutschen Uebersetzungen (meistens mit biographisch-literarischen Einleitungen) zu einem **äußerst mäßigen Preise** dargeboten. Es werden dazu die theils in der «Ausgewählten Bibliothek der Classiker des Auslandes», theils sonst bereits in ihrem Verlage, meist in zweiter, dritter und vierter Auflage erschienenen **anerkannt vorzüglichen Uebersetzungen** von der Hand berühmter deutscher Schriftsteller, wie **Förster, Kannegießer, Keller, Neumont, Streckfuß, Witte** u. A., benutzt. Die wenigen zur Vollständigkeit der Sammlung noch fehlenden Werke werden von ebenso bewährten Uebersetzern bearbeitet werden.

Die Bibliothek italienischer Classiker erscheint in rascher Folge in einzelnen Bänden zu dem niedrigen Preise von **10 Ngr. für jeden Band.** Sie umfaßt zunächst folgende Werke, welche im Laufe des Jahres 1856 erscheinen werden und auch einzeln zu haben sind:

Boccaccio, Das Decameron. Uebersetzt von Karl Witte. Zweite verbesserte Auflage. Drei Theile. 1 Thlr.

Dante, Die göttliche Komödie. Uebersetzt und erklärt von Karl Ludwig Kannegießer. Vierte Auflage. Drei Theile. 1 Thlr.

Dante, Lyrische Gedichte. Uebersetzt und erklärt von Karl Ludwig Kannegießer und Karl Witte. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Zwei Theile. 20 Ngr.

Dante, Das neue Leben. Uebersetzt und erläutert von Karl Förster. 10 Ngr.

Dante, Prosaische Schriften mit Ausnahme der Vita nuova. Uebersetzt von Karl Ludwig Kannegießer. Zwei Theile. 20 Ngr.

Foscolo, Letzte Briefe des Jacopo Ortis. Uebersetzt von Friedrich Lautsch. Zweite Auflage. 10 Ngr.

Machiavelli, Florentinische Geschichten. Uebersetzt von Alfred von Reumont. Zwei Theile. 20 Ngr.

Italienischer Novellenschatz. Ausgewählt und übersetzt von Adelbert Keller. Sechs Theile. 2 Thlr.

Petrarca, Canzonen, Sonette ꝛc. Uebersetzt und mit erläuternden Anmerkungen begleitet von Karl Förster. Dritte verbesserte Auflage. Zwei Theile. 20 Ngr.

Tasso, Das befreite Jerusalem. Uebersetzt von Adolf Friedrich Karl Streckfuß. Vierte Auflage. Zwei Theile. 20 Ngr.

Tasso, Lyrische Gedichte. Uebersetzt von Karl Förster. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Zwei Theile. 20 Ngr.

Tassoni, Der geraubte Eimer. Uebersetzt von Paul Ludwig Kritz. 10 Ngr.

Alle Buchhandlungen nehmen auf die Bibliothek italienischer Classiker Bestellungen an und werden einzelne Werke der Sammlung auf Verlangen gern zur Ansicht liefern.

Leipzig, im April 1856.

F. A. Brockhaus.

Im Verlage von **Franz Duncker** in **Berlin** erscheint täglich die

Volks-Zeitung.

Organ für Jedermann aus dem Volke.

Preis vierteljährlich bei allen k. preuß. Postanstalten 25 Sgr.; bei den übrigen 1 Thlr. 6 Sgr. — Insertionsgebühren 2 Sgr. die Zeile.

Diese billigste aller politischen Zeitungen gibt täglich eine treffende Beleuchtung der Zeitfragen und eine gedrängte Uebersicht der Ereignisse. Die neuesten Nachrichten erhält sie auf telegraphischem Wege. — Außerdem versucht die Zeitung die allgemeine Bildung des Volks durch klar geschriebene naturwissenschaftliche Artikel zu fördern und sonntäglich in besonderer Beilage auch Literatur, Kunst und Wissenschaft in ihr Bereich zu ziehen. — A. Diesterweg urtheilte in den Rheinischen Blättern über die Volkszeitung: „Kein deutsches Blatt hat für das Volk im engern Sinne des Worts Aehnliches geleistet; aber auch der gebildetste Mann wird sie mit Vergnügen und Belehrung lesen. Es ist ein Volksblatt, das auf der Höhe der Zeit steht: denn sein Ziel ist die Belebung und Hebung des Volksbewußtseins, die Versittlichung und Läuterung seines politischen Strebens, die Entwickelung und Steigerung seiner geistigen Befähigung."

Die Volkszeitung ist, wie schon aus diesem Urtheil hervorgeht, durchaus kein Localblatt, sondern wird mit gleichem Interesse an allen Punkten Deutschlands und des Auslandes gelesen werden.

Anzeigen darin finden die weiteste Verbreitung, da dieselbe unter der Berliner Zeitungspresse hinsichts der Abonnentenzahl jetzt die zweite, und was die Leseranzahl betrifft, gewiß die erste Stelle einnimmt.

Bie **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Martin Opitz.

Eine Monographie von Friedrich Strehlke.

8. Geh. 24 Ngr.

Eine fleißige Monographie über **Martin Opitz**, den gefeiertsten deutschen Dichter des 17. Jahrhunderts und als Begründer der Schlesischen Dichterschule von wesentlichem Einfluß auf die deutsche Dichtkunst, die er aus ihrem damaligen tiefen Verfall zu erheben wußte. Die vorliegende Schrift ist die einzige, seit dem gänzlich veralteten Werke des Gottschedianers Lindner (1740) geschriebene Monographie über Opitz und schon deshalb ein werthvoller Beitrag zur deutschen Literaturgeschichte.

In demselben Verlage erschienen früher:

Auserlesene Gedichte von Martin Opitz von Boberfeld. Herausgegeben von **Wilhelm Müller.** 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 15. — 10. April 1856.

Inhalt: Etwas über Materialismus und Idealismus. Von Arnold Ruge. — Das Volkslied. (Beschluß.) — Militärliteratur. — Ein Trauerspiel von Arnold Ruge. — Ernst Schulze's „monomanie poétique". — Notizen. — Bibliographie. — Anzeigen.

Etwas über Materialismus und Idealismus.

Von **Arnold Ruge.** *)

Wir haben uns über die materielle Richtung unserer Zeit nicht zu beunruhigen. Es ist das Schicksal der Parteien, daß sie bei dem nämlichen Ziel anlangen, während sie nach entgegengesetzten Richtungen zu fahren denken. Sulla und Marius erzeugten den Cäsar und zerstörten die Republik; die Gironde und der Berg thaten das Nämliche; der alte Bonaparte war die Revolution; er vertrat und verbreitete sie wider Willen; die englische Aristokratie und die Könige des Continents empörten gegen ihn die Völker; nun waren sie die Seite der Freiheit und machten den Freiheitskrieg zu einem antinapoleonischen; als sie dann in Frankreich die Bourbonen wiederherstellten, was thaten sie? Sie stellten die Revolution wieder her, indem sie die Contrerevolution auf den Thron setzten.

Wir wissen dies hinterher — wenn wir wollen. Während der Bewegung wissen es nur Wenige, oft kein Mensch; am wenigsten wissen es, die bei der Förderung der Begebenheiten am thätigsten sind; und wenn sie gar sich selbst zum Pol machen, was den Dümmsten am leichtesten begegnet, verlieren sie den Gebrauch des Compasses am vollständigsten. Im theoretischen Gebiet ist es ebenso. Bei geringer Ueberlegung wird man einsehen, daß eine Religion, solange sie besteht, sich selbst ein Geheimniß ist; ihr Dienst sind ihre Mysterien. Im Griechenthum ist der ideale Mensch der Gott; im Christenthum wird der wirkliche Mensch das Ideal; im Humanismus wird dies Ideal realisirt; so wird das Griechenthum offenbar im Christenthum, das Christenthum im Humanismus. Selbst eine Philosophie wird erst von ihrer Nachfolgerin vollkommen verstanden, und das Bewußtsein über sie ist viel klarer in Dem der sie weiter führt, als in Dem der sie gründete.

Noch schwerer als eine gegenwärtige Philosophie ist eine gegenwärtige Volksbewegung zu erkennen und nach ihrer wahren Bedeutung und ihrem Ergebniß zu schätzen. Haben wir z. B. in der letzten Bewegung nicht gesehen, daß Alle dieselben Principien bekannten — wir brauchen blos an die „breiteste Grundlage" zu erinnern —, während sie ganz entgegengesetzte Zwecke im Auge hatten? Warum? Weil es viel leichter war, den Principien beizukommen, als zu sagen, wie weit sie das Volk ergriffen hätten. Man kannte die Bewegung der Principien, man wußte sehr gut, was der Zeitgeist wollte; die Volksbewegung war ein Geheimniß, man wußte nicht, was das Volk wollte. Wir sind darüber jetzt viel klarer als damals; wir wissen jetzt, wiefern die Ideen jener Zeit sich verwirklicht haben oder sich noch verwirklichen müssen, weil wir wissen, wie weit sie das Volk in Besitz genommen haben.

Der gegenwärtige Materialismus ist der Gegensatz des Idealismus; doch wenn er ihn darum zu Grabe zu tragen denkt, so geht es ihm wie allen Parteien. Wir können ihm vorhersagen, er werde mit dem Idealismus ganz das gleiche Product erzeugen, wie er es denn schon ein mal gethan hat. Nicht nur positiv, noch mehr negativ wird gegenwärtig eine unwiderstehliche Sehnsucht in den Herzen der Menschen erzeugt, eine Welt hervorzubringen, die ihrer würdig ist; nicht nur die Propyläen, auch das Parthenon wird gegründet werden, und je entschiedener die Welt dem Ideale den Rücken kehrt, um so gewaltiger muß sie in kurzem wieder nach ihm verlangen. In einer Zeit, wo der Geist mit Gewalt aus den Sitzungen der Völker vertrieben wird, stürzt er sich in die Natur, verliert er sich im elementarischen Toben des Kriegs, brütet er über dem Geheimniß mechanischer und physischer Hebel, womit er den Archimedes spiele.

*) Arnold Ruge ergreift hier nach längerm Schweigen zum erstenmale wieder das Wort in einem deutschen Blatte, und wir dürfen mit Recht hoffen, daß diese Wiederaufnahme seiner journalistischen Thätigkeit unsern Lesern um so interessanter sein werde, da es in seiner Art des Idealismus gegen den Materialismus geschieht, und wir in der Lage sind, in derselben Nummer unsers Blattes Ruge außerdem auf einem Gebiete, auf dem man ihm bisher noch nicht begegnet ist, nämlich auf dem der dramatischen Production dem Publicum vorführen zu können. D. Red.

Es gelingt ihm irgendwo; plötzlich wirft er die Eierschalen ab, die ihn einhüllten, und beginnt ein neues Leben, wo man es am wenigsten erwartete. Nur in Einem ist er beständig: Alles dient seinem unwiderstehlichen Drange; auch der Materialismus. Ist nun der Materialismus eine Kritik oder eine Widerlegung Dessen, was wir heutzutage Idealismus nennen?

Was wir Idealismus nennen, ist das selbständige, d. h. über die Natur erhabene System der Sprache, des Denkens, der Kunst, endlich die ganze Unternehmung des Menschen, die Natur in seinem Sinne umzubilden. Dies ist das Reich und die Herrschaft der Idee. Ein Materialismus, der nur eine Thatsache wäre, der nur natürlich existirte, ohne zu sprechen, zu denken und zu dichten, wäre vielleicht consequent; seine Anhänger wären aber nur Material für die Naturwissenschaft; selbst Naturwissenschaft zu treiben, wäre ihnen versagt, so gut wie es den Fischen, den Vögeln und den Vierfüßlern versagt ist. Ein Materialismus hingegen, der ein System sein will, ist ein idealistisches Wesen, ist ganz und gar Idee — er ist Idealismus. Dies leuchtet wol Jedem ein.

Aber es gehört schon eine nicht geringe Dummheit dazu, einen unmöglichen Namen zu wählen; wir müssen daher Nachsicht mit diesen Naturalisten im Reden und Schreiben haben. Die „geistreichen" Jünger der Zoologie, Anatomie und Physiologie würden über Silbenstecherei schreien und uns einwenden: sie hätten nie gesagt, daß sie nicht dächten, sie behaupteten nur, daß der Körper in eigener Person dächte, daß also auch der Körper, speciell das menschliche Gehirn, das System mache. Dies sei die Sache, auf den Namen komme es ihnen nicht an, der wäre nur gegen Die gerichtet, welche die Welt vom Geiste wollten erschaffen haben, und gegen Die, welche dem menschlichen Geiste eine unkörperliche und außerkörperliche Existenz vorbehielten. Damit der Materialismus, oder wie er sich sonst nennen will, eine Kritik des ideellen Gebiets sei, muß er sich darauf einlassen. Er muß also zeigen oder zu zeigen versuchen, daß die ganze vorzugsweise menschliche Welt, also Sprache, Denken, Kunst und Wissenschaft, das Ideal und das System nichts Eigenes vor der thierischen oder natürlichen Welt voraushabe. Etwas Aehnliches unternimmt er nun wirklich, wenn er auch nicht gerade so weit geht, uns Affen unter den Malern und Maler unter den Affen aufzuweisen, und leicht zugeben wird, daß der Hund unter den Philosophen nur als Spitzname vorkommt. Der Materialist verkörpert den Geist, aber er gibt ihn darum nicht auf; im Gegentheil, er kommt sich vorzugsweise geistreich vor, weil er nach seiner Meinung kühn genug ist, dem Menschen, diesem lebendigen Wesen der Natur und ihrem höchsten Producte, die ganze Würde des Geistes zuzusprechen, das Denken als einen natürlichen Vorgang zu nehmen und sich aller Phantasie von einem außerkörperlichen und unkörperlichen Geiste zu entschlagen. Er sagt: „Der Mensch kann sich der Natur entgegensetzen, aber er bleibt immer ein natürliches Wesen, er ist immer in der Natur, er ist ganz und in allen seinen Thätigkeiten ein Naturwesen, er soll sich der Natur nicht entgegensetzen, im Gegentheil, er soll begreifen, daß er nur ein Theil der Natur ist, daß er wie sie den Gesetzen der Nothwendigkeit gehorcht, daß er nicht frei ist. Wenn der Mensch der Natur folgt und auf ihre unwandelbaren Gebote eingeht, so dient sie seinen Zwecken, die dann nur die ihrigen sind; wenn aber der Mensch sich der Natur entgegensetzt, so begeht er einen groben Irrthum, er phantasirt, er träumt, er sieht Gespenster und verliert den Boden unter seinen Füßen."

Wir könnten erwidern, was schon oft gesagt worden ist: „Weil der Mensch sich der Natur entgegensetzen kann, darum ist er nicht ganz in ihrer Gewalt, und nur weil er sich ihr wirklich entgegensetzt, überwindet er sie; er studirt sie als seinen Gegenstand; so bringt er sie in seine Gewalt; seine Abstractionen von der Natur, d. h. seine Gedanken, machen ihn frei; sie reißen ihn aus dem Urwalde der Natur heraus und die ganze Welt bewegt sich in seinem Sinne, so wie er sie begreift." Aber wir wollen dies ganz beiseite lassen und uns zu der Entdeckung wenden, „daß die Gedanken ein materielles Product, daß sie eine natürliche Thätigkeit seien"! Karl Vogt sagt: „Die Gedanken sind ein Product des Gehirns, wie die Galle ein Product der Leber und der Urin ein Product der Nieren ist."

Karl Vogt's Witz drückt zwar aus, wo die Herren hinauswollen, aber er ist eine Verleumdung des Denkens. Das Denken ist wirklich unkörperlich; es ist nicht ohne das Gehirn, aber es ist eine Thätigkeit, die sich vom Gehirn loslöst wie der Ton von der Kehle, wie das Wort vom Munde, es ist ebenso wie Ton und Wort losgelöste Thätigkeit, es ist freie Bewegung in seinem eigenen Element, dem selbstbewußten Allgemeinen. Der Ton bewegt die Luft, der Gedanke bewegt sich selbst, sein Material ist die unkörperliche, übernatürliche Welt der Begriffe; er ist die Bewegung des Ich, des sich selbst begreifenden Gedankens, der ich bin. Ich bin der Gedanke, Ich ist der sich selbst denkende Gedanke, das selbstbewußte Allgemeine. Das Selbstbewußtsein ist wirklich, heißt doch, es ist Ich; nun ist es nur wirklich in seinen Gedanken; es ist daher selbst sein eigenes Erzeugniß, und jeder Gedanke, jedes Wort ist wieder ein Allgemeines; das Ich ist diese Person und zugleich diese allgemeine Denkbewegung. Es ist nöthig, diese Thatsache festzuhalten: dies Allgemeine, die Sprache, die Gedanken sind nichts Natürliches, sie sind ein übernatürliches Element, in welchem das Ich oder das Selbstbewußtsein überall gegenwärtig ist und zu sich selbst kommt oder, wie man sagt, sich klar wird.

Ist nun die Sprache, sind die Begriffe, die sie ausdrückt und die sie ist, eine Absonderung des Gehirns, wie die Galle von der Leber und der Urin von den Nieren? Es ist eine abgeschmackte Redensart, deren ganzer Witz in der Unverschämtheit besteht, womit ein roher Naturforscher sie zu Markte bringt. Wenn diese

Naturaliſten beſcheiden ſind, bleiben ſie abergläubiſch; wenn ſie unverſchämt ſind, werden ſie roh.

Aber wie kann das Gehirn etwas Höheres hervorbringen, als es ſelbſt iſt?

Der Magen verdaut die Speiſe und macht den neuen Menſchen aus Dem, was wir genoſſen haben; dies Product, der Menſch, iſt ein Univerſum von Fähigkeiten und darum höher als ſein Magen, der Producent, ſo brav er iſt. Das Gehirn verdaut die ſinnlich-theoretiſche Welt und bringt die überſinnlich-theoretiſche Welt, das überſinnliche Denken oder die geiſtige Welt hervor; dies Product, das Allgemeine der Sprache, des Denkens, der Kunſt, iſt in der That höher als der Producent und höher als deſſen unmittelbares Product, das ſinnliche Denken, das Sehen, Hören, Unterſcheiden, Schließen. Dieſe ſinnlich-theoretiſche Welt iſt die höchſte Sphäre, die das Thier erreicht. Das denkende Gehirn ſieht und hört, unterſcheidet und vergleicht; das Vergleichen oder das Gleichſetzen der Verſchiedenen führt zu der Bezeichnung, welche dann im Allgemeinen für alle dieſe Einzelnen gilt. Dies Vergleichen, dies Sehen und Entdecken des Allgemeinen geht über das ſinnliche Sehen hinaus; der allgemeine Begriff, welchen die Sprache in den Worten feſthält und äußert, wird nicht mit den Augen erſchaffen; er erſchafft ſich in ſeiner eigenen Anſchauung und iſt dann das ſelbſtbewußte Ich. Von der ſinnlichen Anſchauung zum allgemeinen Begriff oder zur intellectuellen Anſchauung iſt ein ungeheurer Sprung. Dieſen Sprung von der Natur in die Metaphyſik, vom Anſchauen des ſinnlichen Gegenſtandes zum Anſchauen des Abſtracten, vom Sehen zum Selbſtbewußtſein, vom Auge zum Ich, vom Sehen nach außen zum Sehen nach innen, von der Anſchauung der Welt zur Selbſtanſchauung, den macht das Thier nicht, ihn macht nur der Menſch. Das Gebahren mit ſinnlichen Anſchauungen und die Schlüſſe daraus, die das Thier zieht, können wir das ſinnliche Denken nennen. Das Denken in Worten und Begriffen iſt das überſinnliche, das abſtracte, das ſelbſtbewußte, das menſchliche, das eigentliche Denken.

Die Sprache, in der Jeder von uns zur Gemeinſchaft des Geiſtes erhoben und in die Erbſchaft einer großen geiſtigen Arbeit eingeſetzt wird, iſt Vielen geläufig, die nie empfinden, was ſie von ihr haben, und wird von Wenigen für Das erkannt, was ſie wirklich iſt, der geläuterte und feſtgehaltene Geiſt einer Nation. Jedes Wort iſt ein Allgemeines, keines bedeutet ein natürliches Ding.*) Ein wirkliches, natürliches Ding kann man nicht ſagen. (Hegel's „Phänomenologie" im Anfang.) Einen Apfel kann ich eſſen, wenn ich aber „einen Apfel" oder „dieſen Apfel" ſage, ſo iſt das immer wieder jeder Apfel, denn jeden Apfel kann ich dieſen nennen; und keine Beſchreibung erreicht den natürlichen Apfel; jedes Wort alſo iſt übernatürlich, es iſt allgemein, und in das Reich des Allgemeinen reicht die Natur nicht hinein, wie das Allgemeine, das Wort und der Gedanke nicht in die Vereinzelung der Natur hinabreicht.

Dies iſt der Sprung von dem Angeſchauten zum Begriff oder Wort. Der Schall iſt natürlich, das Wort iſt übernatürlich, denn das Wort iſt, was es bedeutet, ein Begriff. Der Begriff iſt das Begreifen, das Begreifen iſt das Denken: es iſt die Thätigkeit des denkenden Ich oder des Selbſtbewußtſeins, welches in dieſer Thätigkeit überall gegenwärtig iſt und ſich ſelbſt erſt klar wird. Das körperliche Gehirn verwandelt ſich nicht in die Gedanken; es erzeugt ſie, indem es das Ich erzeugt; und durch die Hervorbringung der Gedankenbezeichnungen, wie ſie in dem Sprachſchatz eines Volks vorliegen, erhebt ſich der Menſch aus der Phyſik in die Metaphyſik. Indem er zum Selbſtbewußtſein gelangt, wird er Ich oder Geiſt.

Ueber dies Ich muß man ſich klar werden, um die Frage: was iſt der Geiſt? iſt er natürlich oder übernatürlich? zu beantworten. Das Ich iſt der metaphyſiſche Menſch, der Denker, es iſt der Geiſt, es iſt ein allgemeines Weſen, denn dieſer Denkende iſt dieſes Denken, eine Gedankenbewegung, und eine Gedankenbewegung iſt eine Selbſtbewegung des Begriffs oder des Sinns, den die Worte haben. Das Ich oder der Geiſt iſt zugleich das Individuum, das Einzelne, und der Gedanke das Allgemeine. Jeder hat unmittelbar die Erfahrung davon. Alſo iſt das Ich eine metaphyſiſche, d. h. übernatürliche Exiſtenz. Das Gehirn hingegen, welches die Grundlage und das Organ dieſer metaphyſiſchen Exiſtenz iſt, bleibt natürlich oder phyſiſch, es iſt nicht der Gedanke, es iſt nicht die Bewegung des Selbſtbewußtſeins oder des Denkens, wie die Blume nicht der Duft iſt, der ſich an ſie knüpft, den ſie entwickelt. Aber freilich iſt dies Gleichniß ein ungehöriges. Denn der Blumenduft iſt nicht der Anfang einer eigenen Welt, er gehört ſo gut in die Natur wie die Blume, während das Sein des Selbſtbewußtſeins oder des Ich kein phyſiſches mehr iſt, ſondern ein übernatürliches oder metaphyſiſches, das Sein oder der Sinn der allgemeinen Typen, der Worte, das Begreifen alſo oder die Begriffe, womit wir uns ſelbſt und die Welt verſtehen, die Begriffe, womit ein Menſch den Geiſt des andern faßt und ſich gänzlich mit ihm vereinigen kann, die Begriffe, die eine höhere Welt ſind als die natürliche, nämlich die geiſtige Welt, unſere eigene Welt, die wir ſelbſt hervorgebracht, deren Stoff und Element, das Allgemeine, wir gänzlich frei geſchaffen haben.

*) Ich kann nicht unterlaſſen, hier eine Stelle aus Hegel's Vorrede zur „Logik" (S. 11) anzuführen. Er ſagt: „Die Denkformen ſind zunächſt in der Sprache herausgeſetzt und niedergelegt. Es kann in vielen Fällen nicht oft genug daran erinnert werden, daß Das, wodurch ſich der Menſch vom Thier unterſcheidet, das Denken iſt. Was der Menſch zur Sprache macht und in ihr äußert, enthält eine gedachte, vermiſchter aber herausgearbeitet eine Kategorie; ſo ſehr nämlich iſt ihm das Logiſche, oder vielmehr daſſelbige iſt ſeine eigenthümliche Natur ſelbſt. Stellt man aber die Natur überhaupt als das Phyſikaliſche dem Geiſtigen gegenüber, ſo müßte man ſagen, daß das Logiſche vielmehr das Uebernatürliche iſt, welches ſich in alles Naturverhalten des Menſchen, in ſein Empfinden, Anſchauen, Begehren, Bedürfniß, Trieb eindrängt und es dadurch überhaupt zu einem Menſchlichen, wenn auch nur formell, zu Vorſtellungen und Zwecken macht."

Dies Allgemeine, mit dem wir in eine ganz neue Welt übergehen, mit dem wir aus der Natur heraustreten, ist unser, sind wir selbst; es ist das Licht, in dem wir uns verstehen und verständigen, es ist die wahre Centralsonne aller redenden Menschen, es ist der Aether, in dem die Geister entfesselt wirken und leben, in dem sie des himmlischen Genusses sich erfreuen, den wahren Olymp zu bewohnen und sich Nektar und Ambrosia in Wissenschaft und Kunst zu bereiten. Ja, wir sind Götter, selbst der Faun Karl Vogt nimmt an dieser Gottheit theil. Seine Demokratie, die Thiere zu menschlichen Ehren zu bringen, ist so reizend als harmlos. Daß er den Menschen nicht im Ernst zum Thier herunterbringen will, dafür bürgen uns seine Bücher, in denen er es nicht verschmäht, mit unsern eigenen menschlichen Begriffen sich auszudrücken, ja sogar ausschließlich zu den Menschen zu sprechen, ein Demagog ohne Demos.

Diese thierfreundlichen Naturforscher können nicht so tief hinunter, als sie wol möchten. Sie bleiben immer, selbst mit den Infusorien und selbst mit den Steinen im Aether des Allgemeinen schwimmen; jeder Stein ist ihnen nur ein Specimen, er bedeutet die ganze Art, sie können sich nur durch die Sprache mittheilen, müssen immer von dem einzelnen Naturwesen zum Begriff fortgehen, Schlüsse machen und, wenn auch noch so roh, doch immer denken; aber alle Entdeckungen der Naturforscher sind nicht im Stande, den Geist zu befreien, wenn sie nicht in Zusammenhang mit der philosophischen Entwickelung treten, wenn sie aus der Fortbildung des Denkens herausfallen.

Die Philosophie ist das Auge aller Empirie. Die Empirie ohne das gebildete Denken ist so dumm, als sie hochmüthig ist. Sie trotzt auf ihre Thatsachen, und je mehr sie sammelt, desto dümmer wird sie; zuletzt weiß sie nicht mehr zu sagen, was ein Thier und eine Pflanze sei. Man muß noch dankbar sein, daß die weisen Thier- und Pflanzenkenner ihre eigene Verlegenheit nur anerkennen. Daß sie damit anfangen, den Menschen als Thier zu nehmen, ist ganz in der Ordnung, so ist er ihr Gegenstand; daß sie aber dazu gelangen sollten, den Unterschied wissenschaftlich nachzuweisen, ist ohne einige Uebung in der eigentlichen Wissenschaft, die sich mit dem Denken selbst beschäftigt, d. h. in der Philosophie, nicht zu erwarten. Ist es aber nicht unverschämt mitzusprechen, ohne die gebildete Sprache und ihre Kritik in der Metaphysik auch nur zu kennen? Die Herren Zoologiker sind sehr im Irrthum, wenn sie denken, daß sie die Logik ungestraft ignoriren können.

Die Naturwissenschaft als Empirie absolut zu machen, von Dem, was Sprache und Gedanke ist, abzusehen und so zu reden, als wenn man speciell berufen wäre, den Philosophen aus dem Traume zu helfen, das ist das seltsame Unternehmen, welches sie Materialismus nennen. Zugleich sind sie der Meinung, sie allein hätten einen reellen Gegenstand des Wissens, und wenn sie der Mathematik nicht widerstehen können, da ihnen die Quantitätsverhältnisse sehr oft diese Gegenstände unter den Händen verändern, so sind sie doch sicher alle entschlossen, die Logik als einen schädlichen Luxus anzusehen und die vorsündflutlichen Dogmen ihrer Vorgänger namentlich über Kräfte, Materien und die kleinsten Theilchen unbesehens fortzupflanzen. Heutzutage können wir das nur Spielerei und rohe Selbstgenügsamkeit nennen. Diese Roheit genügt sich selbst, weil sie ihre eigene Unwissenheit nicht kennt, und ist nichts als ein ungeschickter Dilettantismus, der immer über seine eigenen Füße stolpert und darum nur um so eifriger den Tanzmeister für einen Narren erklärt.

Die Empirie hat freilich eine logische Nothwendigkeit in sich selbst, weil ihr Gegenstand, die Natur, sie in sich hat. Sie macht sich daher auch ohne bewußtes Denken nützlich und schreitet fort selbst durch Bemühungen so unphilosophischer Männer als z. B. Liebig. Wir begreifen die Nützlichkeit dieser Empiriker, wir wollen das Gas, den Dünger, den elektrischen Telegraphen nicht verachten, aber es wird uns schwer, ihren Geschmack an der Unwissenheit und Beschränktheit zu begreifen, und ihren Hochmuth können wir nur bedauern. Wenn der Schuster sagt: Ohne mich wärt ihr ein armes Volk, die Schlangen bissen euch in die Beine und den Dornen müßtet ihr aus dem Wege gehen, das Princip des Fortschritts ist der Schuh; würden wir ihm widersprechen? Wenn die Naturforscher sagen: Ohne uns wüßtet ihr nicht, daß der Sauerstoff in der Welt ist; von den Infusorien und Mastodonten, von Elektricität und Magnetismus und von den himmlischen Körpern hättet ihr keine haltbare Vorstellung; würden wir ihnen widersprechen? Wenn sie noch weiter gingen und sagten, ihre Thatsachen und Combinationen wären alle nöthig, um auch nur an ein System reiner Gedanken, das nicht ganz beschränkt wäre, zu denken — würden wir es nicht zugeben?

Aber ist nicht Wagner ein Wagner und Laplace ein Philosoph? Auch Humboldt ist es in der Regel und hat Manchem den Staar gestochen, der es nicht war. Wir wollen ihnen dies nicht vorwerfen, im Gegentheil, wir wünschen ihnen Glück, daß doch einige aus der Zunft ein gutes Beispiel geben. Und wo es auch sei, Einer, der große Erfolge hat, muß ein Denker sein. Kann Einer etwas sehen, der nicht denkt? Und würden Dummheiten Jahrtausende die Welt beherrschen, wenn die Menschen von Natur dächten? Ist nicht die Schule oder die Ueberlieferung der Gedanken seiner Vorgänger selbst für den gänzlich empirischen Apotheker nöthig? Und zu den systematischen Erfolgen in irgendeiner Wissenschaft sollte die ganze Freiheit des Jahrhunderts überflüssig sein?

Das bloße Annehmen gewisser philosophischer Formeln und Ergebnisse freilich ist ebenso schädlich, als das bloße Annehmen einer ganzen Büchse voll unverdauter Redensarten der Empiriker unfruchtbar ist.

Die Herren Naturforscher, welche sich einbilden, daß die negative Freiheit von der Theologie und von der Redensart „Leib und Seele" schon die ganze, die wirk-

liche Freiheit sei, machen sich die Sache sehr bequem. Und wenn sie vollends nicht entdecken, daß ihre „Materie" selbst eine Abstraction und eine metaphysische Begriffsbestimmung ist, die auch fortdauernd auf das Geistige angewendet wird, so sind sie Neulinge in dem Denkhause wohlerworbener Gedanken, aus dem sie hätten schöpfen sollen. Der Stoff eines Kunstwerks, der Stoff zum Nachdenken z. B. ist doch gewiß ein abstracter, ein Gedanke: Materie ist Alles, was seine Form erwartet, sich formiren will; aber da Alles formirt ist, so hat es schon eine Form, die es also nur ändern will. Auf der andern Seite werden die Anbeter des Stoffs nicht im Stande sein, Licht, Wärme, Elektricität, Magnetismus, die doch natürliche Processe sind, Materien oder Stoffe zu nennen. Sie thun das auch nicht, sagen aber: „Kein Proceß ohne Stoff", oder wie Moleschott im speciellen Fall: „Ohne Phosphor kein Gedanke."

Der allgemeine Satz: „Wo eine Bewegung ist, bewegt sich etwas" — ist zu einfältig, um ihn für eine Entdeckung auszugeben; die Angabe des speciellen Etwas in jeder Bewegung hingegen, sowie die besondere Art der Bewegung, das ist etwas Anderes; und wir werden solche Angaben, wenn sie neu und begründet sind, für Entdeckungen gelten lassen. Diese Entdeckungen sind ganz eigentlich naturwissenschaftliche. Der Satz von Moleschott: „Ohne Phosphor kein Gedanke", ist daher in der Physiologie ganz am Orte, sowie Vogt's Untersuchung über ein unvollkommenes Seethier, welche Oeffnung das Maul und welche der After sei, eine richtige zoologische Frage ist.

Aber was sind diese Entdeckungen? Sind sie nicht durch und durch idealistisch? Haben sie irgendein anderes als ein ideelles Interesse? Freilich könnte man sagen, sie seien untergeordneter Art, und eine logische, eine grammatische Entdeckung, ja selbst eine Entdeckung in der Mathematik, der gedankenlosesten aller logischen Wissenschaften, sei viel vornehmer, sie habe viel umfassendere Folgen, weil ihr Material das Allgemeine, die Kategorien, selbst sei: eine Entdeckung in diesen Gebieten sei eine Aufklärung über ein schlechthin allgemeines Verhältniß, nicht nur die Aufklärung über irgendein natürliches Ding und seine Functionen. Der Hochmuth der Physiologen, mit dem Gehirn die Geisteswelt in Besitz genommen zu haben, ist derselbe Irrthum, als wenn sie dächten, mit den Sprachorganen vom Französischen oder Arabischen Besitz genommen zu haben. Mit einem neuen richtigen Gedanken, der das Denken selbst (und wäre es so äußerlich geworden wie in der Mathematik) betrifft und nicht blos seine natürlichen physiologischen Voraussetzungen, bewegen wir die ganze civilisirte Welt; mit der Entdeckung des Afters an einem gewissen Seethier nur jene wenigen vornehmen Seelen, denen gerade diese Frage über den mysteriösen After am Herzen lag, wenn nicht etwa der glückliche Entdecker zu seiner Zeit der Einzige war, der vor diesem Problem in der Stille seiner Betrachtung stutzig wurde und dann das Vergnügen hatte, sich seine Zweifel zu lösen. Wie sublim, wie idealistisch, wie hochgebildet, wie raffinirt ist dieses Interesse! Es ist nichts als Wissenschaft, natural philosophy, sagen die Engländer sehr naiv, und der Forscher weiß dies. Mit Verachtung sieht er auf die Hundefütterer und Schafzüchter herab, er weiß, daß sein Interesse an den Thieren viel vornehmer ist als das der Aristokraten, und nur in den Vorreden kann er sich so weit herablassen, den Perücken von Gotha oder Berlin in die Haare zu gerathen; im Texte geht er auf einsamen Wegen, wenn nicht etwa das ganze Buch von den politischen Institutionen der Thiere handelt.

Die Naturforscher sind auf der Bühne erschienen, die von den eigentlich menschlichen Interessen und von der Discussion der Freiheit selbst gewaltsam geräumt worden ist. Man discutirt die Nothwendigkeit der Natur und pflegt die Willkür der kindisch gewordenen Romantik à la Redwitz und Putlitz. Dabei verdient natürlich immer noch die Natur und die Nothwendigkeit die Palme, obgleich es verhängnißvoll ist, die Natur zu überschätzen und den Menschen aus den Augen zu verlieren, um seine höchsten Interessen dem Wahnsinn zu überlassen. Die Natur ist die Einsamkeit, die sich weder zum wahren Ich sammeln, noch zur wahren Mittheilung dieser Sammlung ausbreiten kann. Sie ist ohne den Menschen noch immer das Chaos, noch immer zerrissen, noch immer im wilden Kampfe ihrer Elemente, noch immer in himmelstürmender Empörung gegen den vernünftigen Willen des olympischen Zeus, des Menschen, des Alles umfassenden, des Einzigen. Und nur durch die Processe der allgemeinen Agentien, die, wie das Licht, ein Bild des Denkens sind, die sich im Rhythmus des Denkens bewegen, die, wie Elektricität und Magnetismus die reine Bewegung, das Anziehen und das Abstoßen sowie die Verbindung der entgegengesetzten Richtungen in Einem, natürlich darstellen — nur dadurch hält das Universum zusammen.

Einer höhern Sammlung ist es als Natur nicht fähig. Es sagt nicht: „Ich denke und ich will." Was die Juden auch phantasirt haben, das Universum ist keine Person und hat keinen Willen, solange es Natur bleibt und solange die Natur nicht Mensch wird. Die Natur hat das Denken, Wollen und Empfinden in sich als zerstreute, ungesammelte, unbenutzte Thatsache. Das natürliche Empfinden, Denken und Wollen der Thiere bleibt in der Natur gebunden. Dies der Natur immanente Denken und Wollen kann die Einsamkeit und Vereinzelung nicht verlassen. Warum? Weil es unfähig ist, ein Element der allgemeinen selbstbewußten Mittheilung hervorzubringen.

Es ist mit großem Nachdruck bemerkt worden, die Thiere hätten eine Mittheilung. Das ist richtig. Aber diese Mittheilung geht nicht über den natürlichen Eindruck hinaus; sie geht nicht in abstracten, losgelösten, allgemeinen Gedanken vor sich; die Thiere haben keine Sprache, in der sie reden und denken, noch weniger ein Mittel, das Geredete und Gedachte in Zeichen für articulirte Töne festzuhalten, so es sich für immer zu sichern

Digitized by Google

und dadurch eine Geſchichte einzuleiten und fortzuführen. Aber iſt es nicht lächerlich, die Ariſtokratie der denkenden und redenden Menſchen gegen die Zoologen zu vertheidigen? Es iſt es in der That. Unſer Geſchlecht ſcheint freilich jetzt überall geneigt zu ſein, die Principien ſeines wahren Lebens zu vergeſſen. Iſt man doch im Staate ſchon ganz entſchloſſen, die Nothwendigkeit der Geſetze zu leugnen und ebenſo die Nothwendigkeit, ſie durch das Denken und Reden der Menſchen hervorzubringen. Hat man nicht gegen den Parlamentarismus geſchrieben und dem Reden die That entgegengeſetzt, als wenn nicht die vernünftige Rede die größte That des denkenden Weſens wäre? Selbſt der alte Homer beſchämt dieſe Heldenanbeter, denn ſeine Lanzenſchüttler und Saurückeneſſer reden viel mehr, als ſie Lanzen werfen und Braten eſſen, und ſoviel ich ſehe, lernen wir ſie auch viel mehr aus ihren Reden kennen, als aus der beſondern Art, mit der ſie werfen und eſſen.

Die That, die nicht die That des denkenden Menſchen, die nicht eigentlich Gedanke, ſondern dem Gedanken entgegengeſetzt iſt, bleibt brutal. Mit ihr ſtürzen ſelbſt die Erfindungen des Denkers wieder in die gemeine Schicht der Unvernunft hinab. Der General, der Länder, Städte und Armeen zu zerſtören hat, iſt nur ein millionenfach verſtärkter Berſerker. Die unglückliche Mathematik muß auch da wieder herhalten und dem widrigen Handwerk dienen. „Beaucoup de mathématique et peu de latin", ſagt der Corporal der Corporale; ſchon „das wenige Latein" enthält ihm zu viel Vernunft, weil die Römer außer dem Kriegsrock auch noch die Toga des Friedens und des Forums trugen.

Wie ein Syſtem des Materialismus, ſo gründet man auch ein Syſtem der Brutalität; und wie die altgermaniſchen und nordiſchen Sagen Die bewundern, die am meiſten todtſchlagen, die man im Frieden an die Kette legt und nur im Kriege losläßt, ſo bewundert eine dumme Maſſe noch immer die brutale Gewalt, den Kugelregen, den Kanonendonner, die Exploſionen u. ſ. w. und weiß keine größere Ehre, als ſich eine Nation von Löwen und Tigern zu nennen, weil ſie den Löwen und Tigern ganz eigentlich die Ehre der That, die Tapferkeit zuſchreibt. Damit aber die Tapferkeit eine Ehre ſei, muß es die des freien Mannes, nicht die des Raubthieres ſein. Wenn Einer ſein Leben wagt, ſo iſt das immer viel für ihn, aber wenn er es als ein Schurke thut, iſt es für uns von keinem andern Intereſſe, als daß er bei ſeinem Wagſtück umkommen möge. Dem Syſtem der Brutalität müſſen wir mit der wahren Tapferkeit das Syſtem der Humanität entgegenſetzen. Dazu führt nur im Gegenſatz zum Materialismus der Idealismus.

Nicht von dem Magen, ſondern von dem Kopf, nicht von der Bequemlichkeit, ſondern von ſeiner Würde muß der Menſch ſich vor allem beſtimmen laſſen. Staunt er das Thier an und vergißt er Vernunft, Verſtand und Wiſſenſchaft, ſo hat er ſich über die Erfolge des Beſtialiſchen gegen das Menſchliche nicht zu beklagen; ſein eigener Glaube hat ihm dazu verholfen. Dieſer Glaube, der weſentlich Roheit iſt, befehdet die Kunſt der Rede mit der brutalen That (auch wo der brutalen Gelehrſamkeit), die Kunſt des Denkens mit der rohen Empirie und mit der Behauptung, das Denken wäre keine Kunſt, die Philoſophie keine Wiſſenſchaft, der Glaube der Roheit befehdet die Kunſt des Künſtlers damit, daß er ohne ſie auskommt; er baut ganze Städte wie Kaſernen und nennt alle ſchönen Formen eitel, überflüſſig; er widerſetzt ſich der Religion, oder der Fähigkeit, ſich für die Idee des Menſchen zu begeiſtern, mit der Behauptung, ſie ſei unpraktiſche Narrheit.

Aber die Sprache und das Verſtändniß der Sprache, das Denken und das gebildete und geſchulte Denken, die Kunſt und ihre Nothwendigkeit für den Menſchen, die Religion und ihre Erhebung: das iſt die wahre Macht des menſchlichen Lebens und Wirkens. Erſt nachdem dies Reich des Idealismus erobert worden iſt, wird der Menſch fähig, die Natur zu überwältigen, erſt aus einer Wiſſenſchaft entwickelt ſich ſeine That. Dieſe That bleibt ſein, wenn ſie ſein Selbſtbewußtſein nicht verneint oder ihm mindeſtens nicht widerſpricht; damit ſie auch in einem förderlichen Sinne menſchlich ſei, muß ſie ſich gegen ſeine eigene Roheit richten, anſtatt dieſe gar zum Princip zu machen. Die Herren Zoologen, Phyſiologen und Anatomen mögen ſich dies geſagt ſein laſſen; ſie haben vollkommen Recht, die immanente Vernunft der Natur gegen die Unvernunft und den Wahnglauben der alten Weltanſicht geltend zu machen; aber ſie werden die Verbündeten ihrer eigenen Feinde, wenn ſie es unternehmen, die unſterblichen Thaten auf dem Felde der Idee und des Ideals, die Deutſchland vor allen Völkern der Welt auszeichnen, anzufechten, wie wir aber ſchon zu Anfang ſagten, das müſſen wir noch wiederholen: wie ſie ſich auch geberden mögen, ſie werden immer mit dem Idealismus das nämliche Ergebniß hervorbringen.

Die Philoſophie und die Poeſie haben uns Deutſchen die Götter gemacht, und der Fenriswolf, der ſie verſchlingen könnte, ſoll noch erſt geboren werden. Sogar die feigſten unter den Philoſophen müſſen ſoviel ſehen, daß ſie noch immer im Stande ſind, ſich durch Weltuntergange ohne Gefahr zu widerſetzen, und wenn ein Dichter zu finden, den ſeine eigene Geiſtes- und Empfindungsſchwäche nicht niederhielte, wer würde ihn hindern, das alte und ewig junge Palladium mit ſiegreicher Hand vor allem Volk zu entfalten? Hier iſt die Palme; ringen um ſie! Mir aber votirt, wie der römiſche Senat dem Conſuln von Cannä, eurem Dank, daß ich an euch nicht verzweifle.

Das Volkslied.

(Beſchluß aus Nr. 11.)

Wir gehen nun zur Betrachtung derjenigen Sammlungen über, welche ſolche Volkslieder mittheilen, in denen ſich das menſchliche Leben in ſeinen mannichfaltigſten Verhältniſſen abſpiegelt. Daß auch mehre dieſer Samm-

Digitized by Google

lungen von ganz verſchiedenen Geſichtspunkten aufgefaßt ſind, zeugt für die Trefflichkeit derſelben, zeugt für das tiefe Eindringen der Herausgeber in ihren Gegenſtand. Denn ſo viele Sammlungen von Volksliedern auch früher erſchienen waren, ſo mußten ſie ſchon deswegen als ungenügend erſcheinen, weil ſie keinen beſtimmten Geſichtspunkt feſthielten, ſondern den Zufall oder die Willkür walten ließen, ſodaß ihnen vor allem das erſte Erforderniß, getreue Ueberlieferung, abging. Noch mangelhafter und unbrauchbarer wurden ſolche Sammlungen, wenn die Herausgeber ſich erlaubten, aus äſthetiſchen oder noch untergeordnetern Gründen Veränderungen an den von ihnen mitgetheilten Volksliedern vorzunehmen, oder ſie bei der Behandlung der Texte ſtatt der unwandelbaren Geſetze der Kritik ihre ſubjectiven Anſichten walten ließen, wie es namentlich in dem übrigens reichhaltigen und für die Zeit ſeines Erſcheinens ſehr verdankenswerthen Unternehmen der beiden Dichter Arnim und Brentano der Fall war, welches unter dem Titel „Des knaben Wunderhorn“ erſchien. Der Geſichtspunkte, welche bei der Sammlung von Volksliedern zugrunde gelegt werden können, gibt es aber hauptſächlich zwei: entweder wird man die Volkslieder ſo mittheilen müſſen, wie ſie auch heutzutage im Munde des Volks leben, oder man wird ſich beſtreben müſſen, die älteſten Formen der Volkslieder ausfindig zu machen. Es braucht nicht erſt bemerkt zu werden, daß beide Geſichtspunkte vollkommen berechtigt ſind, ebenſo wenig aber auch, daß ſie ſtreng auseinandergehalten werden müſſen, weil ja die eine Richtung ebenſo entſchieden auf der Gegenwart beruht als die andere auf der Vergangenheit. Es verſteht ſich faſt von ſelbſt, daß in keiner Sammlung, zu welcher Richtung ſie auch gehöre, andere Lieder aufgenommen werden dürfen, als ſolche, welche unmittelbar aus dem Volke hervorgegangen ſind und die Kennzeichen dieſes Urſprungs in ungekünſtelter Geſtalt und einfach herzlicher Sprache an ſich tragen, und daß dagegen die Lieder gelehrter Dichter, die beim Volke Eingang gefunden haben und beliebt geworden ſind, ſtreng auszuſcheiden ſind. Daß es iſt doch nicht unnöthig, dies ausdrücklich zu bemerken, weil ſehr viele Sammlungen den Unterſchied zwiſchen Volksliedern und beliebten Liedern nicht beachten, wie denn z. B. der fünfte Band der großen Sammlung des Freiherrn von Erlach nicht ein einziges Volkslied enthält.

Unter den vorliegenden Sammlungen hat die von Uhland den hiſtoriſchen Stand- und Geſichtspunkt ausſchließlich zugrunde gelegt, d. h. nur die älteſten Texte der Volkslieder in urkundlich genauen Abdrücken mitgetheilt. Ein zweiter Band, der ebenfalls aus zwei Abtheilungen beſtehen wird, ſoll eine Abhandlung über die deutſchen Volkslieder und ſodann diejenigen beſondern Bemerkungen umfaſſen, welche zur Kritik, Erläuterung und Geſchichte einzelner Lieder noch dienlich ſcheinen. Möchte es dem trefflichen Herausgeber gefallen, dieſen zweiten Band bald erſcheinen zu laſſen, den das Publikum ſeit Jahren mit ſtets wachſender Sehnſucht und Spannung erwartet, da gewiß Niemand größern Beruf zu einer kritiſch-literariſchen Darſtellung des allgemeinen Volksliedes hat als der große Dichter, der, wie kein anderer, in ſeinen eigenen Schöpfungen die zauberhaften und wunderbaren Klänge des Volksgeſangs hat ertönen laſſen. Gern hätten auch wir das Erſcheinen der verſprochenen Abhandlung abgewartet, um über das Ganze zu berichten; allein wie wir hören, hat der unermüdliche Forſcher neue reiche Quellen entdeckt, deren Richtung und kritiſche Bearbeitung ſeine ganze raſtloſe Thätigkeit in Anſpruch nimmt, ſodaß vielleicht noch mehre Jahre hingehen, ehe der allgemeine Wunſch befriedigt werden kann. Und ſo müſſen wir unſere Bemerkungen auf die bisjetzt erſchienene Liederſammlung beſchränken.

Wie der Titel beſagt, enthält dieſelbe alte hoch- und niederdeutſche Volkslieder; unter letztern hat der Herausgeber auch niederländiſche begriffen, was, wie es in der Vorrede mit Recht heißt, keiner Rechtfertigung bedarf, zumal wenn die Lieder auch deutſch im engern Sinne vorhanden ſind oder ihrem Gegenſtande nach in Deutſchland ſpielen. Ja es wäre das niederländiſche Lied in noch vollerm Maße beigezogen worden, wenn nicht auf Hoffmann's ſchöne Sammlung hätte verwieſen werden können. „Es iſt Zeit“, ruft der vaterländiſch geſinnte Herausgeber aus, „daß auch der Goldfaden des Liedes die Schelde wieder mit dem Rheine verbinde!“ Und wir fügen hinzu: Möchte es nicht bei dieſem Bande verbleiben, möchte auch die Zeit nicht ausbleiben, wo die Niederlande mit feſtem politiſchen Bande wieder an Deutſchland geknüpft werden, da dieſes durch den Verluſt jener Gebietstheile nicht blos einen Theil ſeines Körpers, ſondern auch einen Theil ſeiner Seele verloren hat, und es nicht eher wieder lebensfähig und lebenskräftig wird, als wenn es alle die Glieder wieder mit ſich vereinigt hat, welche im Laufe der Zeiten davon abgeriſſen wurden. Ohne die Niederlande wird Deutſchland nie und nimmermehr zu einer Seemacht werden; ohne die Schweiz und Elſaß wird es niemals Frankreich die Stirne bieten können. Doch wozu dieſe frommen Wünſche? Kehren wir lieber zu unſern Volksliedern zurück: ich hoffe, daß es noch erlaubt ſein wird, die niederländiſchen Geſänge zu den deutſchen zu rechnen, ohne ſich revolutionärer Abſichten verdächtig zu machen. Gefährlicher wäre es, wenn wir auch die engliſchen und ſchottiſchen, beſonders aber die ſchwediſchen und däniſchen dazu zählen wollten; aber wir thun dies nicht, da auch der Herausgeber ſie aus guten Gründen ausgeſchloſſen hat; denn, wie er ganz richtig bemerkt, es beſteht nach dieſen Seiten hin nicht jene nächſte Sprachverwandtſchaft noch die entſchiedene Liedergemeinſchaft, wie zwiſchen Deutſchland und den Niederlanden.

Daß Uhland's Sammlung neben Unbekanntem auch manches Bekannte bietet, darf und kann nicht auffallen, noch viel weniger ihr zum Vorwurf gemacht werden, da ſchon das Streben nach möglichſter Vollſtändigkeit dies unbedingt verlangte. Uebrigens hat auch das Bekanntere durch Benutzung neu aufgefundener Quellen meiſtens in beſſerm Texte hergeſtellt werden können, wie es auch

Digitized by Google

durch die Zuſammenſtellung mit verwandten Liedern oder mit Bearbeitungen in andern Mundarten in ein neues Licht gerückt worden iſt. Wie ſchon erwähnt, iſt die Sammlung hauptſächlich aus ältern Urkunden, aus Handſchriften und Drucken vom 15. bis ins 17. Jahrhundert geſchöpft worden, mündliche Ueberlieferung wurde nur ausnahmsweiſe benutzt, wenn die Mittheilungen noch vorſchlagend alterthümliches Gepräge zeigten, und vornehmlich, wenn das Anrecht auf ein nicht mehr in deutſcher Aufzeichnung erreichbares Lied gewahrt werden ſollte. Unter dieſen ſind namentlich drei Stücke aus dem Münſterlande auszuzeichnen, welche Anna von Droſte-Hülshoff aus eigener Erinnerung für den Herausgeber hat niederſchreiben laſſen (Nr. 74 c, 91 und 117). Die Quellen, aus denen der Herausgeber geſchöpft hat, ſind am Ende der Sammlung angegeben, die wichtigern am Anfange des Schlußwortes in ausführlicherer Bezeichnung, die minder bedeutenden kürzer, aber immerhin genau und leicht erkenntlich bei jedem einzelnen Liede. Es hat der Herausgeber dadurch einen reichen Beitrag zur Literaturgeſchichte des Volksliedes gegeben*), welcher noch umfaſſender hätte werden können, wenn er alle die Quellen angeführt hätte, die er zwar kannte, aber entweder gar nicht oder nur aushülfsweiſe benutzt hat. Hätte er alle Volkslieder mittheilen wollen, die er geſammelt hatte, ſo wäre ſein Buch freilich um das Doppelte oder Dreifache größer geworden; es iſt jedoch leicht erklärlich, daß er nicht Alles mittheilen durfte, was er beſaß, denn es mußten die vielfachen Wiederholungen eines und deſſelben Liedes, wenn ſie nicht ausgeprägte Merkmale ſelbſtändiger Bearbeitung an ſich trugen, ausgeſchieden werden, ſowie auch die künſtlichern Gattungen, die eben wegen ihrer Kunſtform das Gebiet des eigentlichen Volksliedes verlaſſen, nicht aufgenommen werden durften. Ferner wurden die unzüchtigen Lieder, ſowie diejenigen, die in Form und Gehalt als ganz bedeutungs- und farblos erſchienen, der Sammlung nicht einverleibt. Ob dies ganz zu rechtfertigen iſt, möchten wir nicht entſcheiden, und wir müſſen hierüber die weitern Aufklärungen des Herausgebers gewärtigen; doch können wir die Bemerkung nicht unterlaſſen, daß die Lieder, welche die Geſchlechtsverhältniſſe in allerdings meiſtens roher, ja ſogar ſchmuziger Weiſe behandeln, nicht nur an und für ſich Anſpruch machen können, in eine wiſſenſchaftliche Sammlung von Volksliedern aufgenommen zu werden (da eine ſolche ja nicht für Frauen oder Kinder beſtimmt iſt), ſondern daß ſie auch für die Sittengeſchichte von Wichtigkeit ſind, und es z. B. gewiß nicht ohne Intereſſe wäre, die beſondere Heimat und die Entſtehungszeit der einzelnen Lieder dieſer Gattung zu kennen, ſoweit ſich dies mit einiger Sicherheit beſtimmen läßt, was öfters durch die Sprache, in welcher ſie abgefaßt ſind, geſchehen kann.*) Uebrigens gehören die Lieder dieſer Art wahrſcheinlich zu den älteſten Ueberlieferungen, indem ſie nothwendig aus einer Zeit ſtammen, in welcher der Umgang der Geſchlechter in freierer Weiſe ſtattfand und der rohe Naturtrieb, von der Sitte noch nicht gemäßigt oder zurückgedrängt, ſich ohne Scheu in Wort und That ausſprach. Endlich darf nicht geleugnet werden daß ſich in jenen Liedern oft die ſchönſten poetiſchen Motive und ein außerordentlicher Reichthum von lebendigem Witz, naivem Muthwillen und ſelbſt von Tiefe des Gefühls zeigt, denn es ſpricht ſich in ihnen neben der roheſten Lüſternheit auch oft wahre Leidenſchaft aus. Doch wollen wir hiermit keinen Tadel, nicht einmal einen Wunſch ausſprechen, da wir die Gründe, welche den Herausgeber zu der beſtimmten Auswahl und Beſchränkung geleitet haben, erſt in der verſprochenen Abhandlung über das Volkslied vernehmen werden.

Da von einem und demſelben Liede meiſtens mehre, ſogar acht und zehn mehr oder weniger abweichende Texte vorlagen, dieſe Abweichungen aber dennoch nicht von der Art waren, daß die Texte als wirklich verſchiedene Bearbeitungen hätten erſcheinen können, ſie vielmehr als Entwickelungen der urſprünglichen Geſtalt angeſehen werden mußten; ſo lag es allerdings in der Aufgabe des Herausgebers, aus den verſchiedenen Ueberlieferungen den älteſten Text herauszufinden und ihn mit Hülfe der ſpätern kritiſch feſtzuſtellen. Doch hat er die Textkritik nur mit größter Zurückhaltung geübt, was nur zu billigen iſt, weil ſie bei dem lebendigen, in ſteter Entwickelung begriffenen Volksliede an ſich ſchon ſchwieriger iſt als bei Werken bekannter Dichter, und zudem die Volkslieder meiſt einer Zeit angehören, in der die geregelten Kunſt- und Sprachformen des Mittelalters einer freiern, volksmäßigen Bewegung wichen, die Mundarten wieder offenen Spielraum hatten und die Sprache im Ganzen in einem Uebergange begriffen war, der eben durch Miſchung und Gährung die Herrſchaft einer neuen Geſammtſprache herbeiführte. Doch kann die Kritik auch bei dem Volksliede bis zu einem gewiſſen Grade mit einiger Sicherheit verfahren, und es hat der Herausgeber hierin richtiges Gefühl, ſichern Takt und feinen Geſchmack an den Tag gelegt. Er hat ſich nämlich vorzugsweiſe auf Weglaſſungen beſchränkt, d. h. er hat Dasjenige, was manchen Liedern aus andern verwandten Inhalts und gleicher Tonweiſe ungehörig eingeſchoben oder angehängt war, ausgeſchieden, wenn ſich aber die Zuſätze als wirkliche Fortbildungen erwieſen, wurden ſie mit Recht beibehalten, jedoch als ſpätere Erweiterung bezeichnet. So oft von dem nämlichen Liede beträchtlich verſchiedene Faſſungen vorlagen, wurden dieſelben nebeneinander gegeben; denn wenn ſich häufig auch eine derſelben als die urſprünglichere erkennen ließ, ſo waren

*) Hätte Kertbeny dieſe Mittheilungen bei ſeinen „Volksliederquellen in der deutſchen Literatur“ (Halle 1851) benutzt, ſo wäre ſein Verſuch viel weniger mager und viel brauchbarer ausgefallen. Als Curioſum erwähnen wir nur, daß Kertbeny von den 21 Schriften, welche er anführt, 10½ nicht in Händen gehabt hat, darunter z. B. Grä-ter's „Bragur“, Körner's „Volkslieder“, Eſchenburg's „Denkmäler“ u. ſ. w.

*) So gibt die Bemerkung Tobler's in ſeinem „Appenzelliſchen Sprachſchatz“, daß das kleine Fürſtenthum Liechtenſtein an Zotenliedern überaus reich iſt, Veranlaſſung zu mancherlei Betrachtungen.

doch die andern vermöge der wandelbaren, sich stets fort entwickelnden Natur des Volksliedes nicht minder berechtigt, und es ist allerdings belehrend, diesen Entwickelungen zu folgen.

Die Sammlung, welche im Ganzen 368 Lieder enthält, zerfällt in fünf Bücher; der Herausgeber wird uns die Gründe der Anordnung und somit auch dieser Einstellung in seiner Abhandlung auseinandersetzen. Wenn wir nicht irren, hat er im ersten Buche vorzugsweise die Lieder vereinigt, welche die Natur und das Leben in derselben besingen; das zweite Buch enthält die romanzenartigen Gedichte; das dritte bringt diejenigen Lieder, welche entweder reinhistorisch sind (doch können nur wenige zum reinhistorischen Volksliede gerechnet werden), oder sich an geschichtliche Thatsachen und Verhältnisse anlehnen; das vierte Buch umfaßt solche Lieder, welche das bürgerliche und häusliche Leben besingen, worunter auch die Liebeslieder begriffen sind, deren Personen sich im bürgerlichen Leben bewegen (während die Lieder, in welchen die Liebe von den äußern Verhältnissen unberührt bleibt, im ersten Abschnitte zusammengestellt sind); das fünfte Buch endlich begreift volksthümliche Lieder mit religiöser Färbung. Daß unter so vielen Studien nicht alle gleichen Werth haben können, ist sehr begreiflich, doch sind bei weitem die meisten durchaus vortrefflich. Bald ist es der tiefe Gehalt, der uns wunderbar anweht, bald die frische, lebenskräftige Darstellung, bald die einfache und doch so wirkungsreiche Sprache, die auch ohne den lebendigen Gesang schon musikalische Kraft hat. Nicht selten finden sich Lieder, die in jeder dieser Beziehungen gleich ausgezeichnet sind. Auch diejenigen, welche als weniger bedeutend erscheinen, gewinnen durch die Zusammenstellung mit andern, die sie ergänzen oder erläutern, mehr oder weniger Bedeutung; doch würde es Jedem, der nicht die durchgreifenden Studien gemacht hat wie der Herausgeber, schwer fallen, überall die Gründe anzugeben, die diesen bewogen haben mögen, solche untergeordnete Lieder aufzunehmen; wir müssen uns daher auch hier auf die Aufklärungen vertrösten, welche uns der zweite Theil des Buchs bringen wird. Gern würden wir unsern Lesern eine kleine Auswahl aus den fünf Büchern vorlegen, allein der Raum erlaubt uns dies nicht, und wir begnügen uns, ein kleineres von denjenigen Liedern mitzutheilen, welche das Leben und Treiben des Adels im 15. Jahrhundert mit ebenso wahren als lebendigen Zügen darstellen. Es ist das hundertvierundvierzigste Stück der Sammlung (I, 365):

Schenkenbach.

Von erst so well wir loben
Mariam die reine maid,
die ist hoch dört oben,
kein pitt sie uns versait;
merkt auf, ir reitersknaben:
so wir in sorgen traben
und sunst kain fürbitt haben,
so helf uns die vil zart,
die gotes muoter ward!

Sant Jörg, du edler ritter,
rottmaister soltu sein,
bescher uns guot gewitter,
tuo uns dein hilfe schein!
daß uns nit misselinge,
daß wir die paurn bezwingen,
die uns da wellen verdringen,
der sich des adels fleist
und doch den fuchs nit beist.

Kaufleut seind edel worden,
das sicht man taglich wol,
so kumt der reiter orden
und macht sie raisig vol:
man sol si außher klauben
auß iren füchsinen schauben
mit prennen und mit rauben
die selbige kaufleut guot:
das schafft ir übermout.

Merkt auf, ir reitersknaben,
was unser orden inhelt!
so wir nimmer pfenning haben,
und uns fuoter und mal entfelt,
so müßen wir fürbaß werben,
daß wir nit hungers sterben,
die reichen kaufleut erben,
so oft er dir werden mag,
acht nit, was er dir sag!

Wie mochts umb uns ertragen
ain sölchen klainen lon!
das wilprät well wir jagen,
do es im holz tuot ston:
ich main die stolzen franzen,
die auf dem pflaster umb schanzen
und ihre härlen pflanzen,
das ist ain gwild für mich,
wa ichs im wald ersich.

Vom jagen well wir laßen,
das voglen heben an:
ir reiter unverdroßen!
ain hütten müß wir han,
darzuo guot hürne kloben,
darvon die helzlen stoben,
den kauzen soll man loben,
der uns den vogel pringt,
der in der rinkmaur singt.

Nach voglen well wir vischen
auch auf dem trucknen land,
laßt uns dört einher wischen!
stoßt uns der recht an d'hand,
so sing wir immer: „Ach laider!
wo nimm wir winterklaider?
das soll uns wol beschaiden,
der mit seinen guldin rot,
der in das reis ein gat.

Wir haben uns ains vermeßen
in dem edlen Frankenland:
die paurn, die wellen uns freßen,
den adel wolbekant;
das well gott nit verhengen!
wir wellens fürbaß sprengen,
recht wie die sew besengen,
so oft uns das gebürt,
biß schopf den galgen ruert.

Hilf gott, daß wir bezwingen
der pauren übermuot,
die uns umbs leben pringen
vil manichen reiter guot!
irn hochmuot sol man prechen,
soll sie under die merhen stechen,
manchen guoten gesellen rechen,
pringt in groß ungemach:
singt uns der Schenkenbach.

Simrock und Scherer haben in ihren Sammlungen die mündliche Ueberlieferung zugrunde gelegt. Wenn es vielfaches Interesse erregt, das Volkslied bis auf die älteste Spur zu verfolgen, so hat es nicht weniger Werth, dasselbe in seiner jetzigen Gestaltung zu betrachten. Denn sind auch bei weitem die meisten Lieder, welche von dem Volke jetzt gesungen werden, nicht aus dem lebenden Geschlechte hervorgegangen, sind sie vielmehr von den Vätern ererbt, so hat sie das heutige Volk doch zu seinem vollen Eigenthume gemacht, nicht blos dadurch, daß es dieselben aufgenommen hat und fortpflanzt, sondern auch und vornehmlich dadurch, daß es dieselben in Sprache und auch oft in dem Inhalt verändert, ja gänzlich umgestaltet hat. Und so haben denn die beiden genannten Sammlungen, von diesem Gesichtspunkte betrachtet, nicht weniger historische Bedeutsamkeit als diejenigen, welchen der reingeschichtliche Standpunkt zugrunde liegt. Die Volkslieder des jetztlebenden Geschlechts sind nicht weniger ein treuer Spiegel desselben, als es die ältern Volkslieder von den verschwundenen Generationen sind: sie geben uns, wie jene, ein lebendiges Bild von dem Leben und Treiben des Volks, von seinen Gedanken und Gefühlen, von seiner Liebe und seinem Haß, von seinen Wünschen und Bestrebungen, von seinem Geschmack und seiner Bildung, mit einem Worte von allem Dem, was die Herzen des Volks erfüllt, wenn es sich selbst überlassen ist. Es zeigen uns diese Lieder, mit welchen Seelenbanden das Volk an die Vergangenheit geknüpft ist, wie wir auch daraus ersehen, wohin seine Blicke für die Zukunft gerichtet sind. Hat aber das Volkslied eine solche Bedeutung — und wer möchte sie ihm abstreiten? —, so würde sich daraus die Nothwendigkeit eines dritten Gesichtspunkts für Sammlungen solcher Lieder ergeben, welcher in der Vereinigung der beiden andern bestände, indem der Sammler darauf ausgehen müßte, die sämmtlichen Gestaltungen eines und desselben Liedes in chronologischer Ordnung und mit steter Berücksichtigung der Mundarten zusammenzustellen. Auf den ersten Anblick scheint es, daß eine solche Sammlung in das Riesenhafte ausschweifen müßte, allein bei näherer Betrachtung zeigt sich, daß dies doch nicht zu befürchten wäre, da alle diejenigen Lieder, welche entweder nur ein kurzes Leben gehabt hätten oder nur auf einen engen Raum beschränkt gewesen wären, von selbst ausfallen würden. Doch begnügen wir uns, diesen Gedanken, dessen Ausführung zwar sehr schwierig, aber nicht unmöglich ist und, wie es uns scheint, zu höchst interessanten Ergebnissen führen müßte, nur anzudeuten.

Die beiden Sammlungen Simrock's und Scherer's haben, wie es auch gar nicht anders sein kann, viel Gemeinsames, aber auch dieses erscheint bei näherer Prüfung in jeder als selbständig. Denn da beide vorzugsweise auf mündlicher Ueberlieferung beruhen, Simrock aber im Nordwesten, Scherer dagegen im Südosten gesammelt hat, so hat jeder die Volkslieder in derjenigen Gestalt wiedergegeben, die sie in diesen entgegengesetzten Theilen des deutschen Landes erhalten haben, wie uns auch jeder die jenen Gegenden mehr eigenthümlichen Lieder mittheilt, Simrock die niederrheinischen, Scherer die bairisch-östreichischen. So ergänzen sich beide Sammlungen wechselseitig, obgleich beide dabei doch den vollkommensten Anspruch auf diejenige Vollständigkeit machen können, die ein solches Buch überhaupt zu erreichen vermag. Für Denjenigen, der dem Volkslied nähere Aufmerksamkeit widmen will, aus welchem Grund es auch sei, sind beide Sammlungen geradezu unentbehrlich; solche Leser, die keine andere Absicht haben, als sich an der ewig jungen und ewig frischen Poesie des Volksliedes zu erfreuen, mag es beinahe gleichgültig sein, welche von den beiden Sammlungen sie wählen, sie werden in jeder derselben in reichem Maße finden, was sie suchen. Wer aber auf schöne Ausstattung Werth legt und das Buch gern auf Spaziergängen mit sich führt (die Naturtöne des Volksliedes werden wol am lebendigsten in der freien Natur verstanden), dem müssen wir die Sammlung von Scherer empfehlen, die dem Geschmacke des Herausgebers und des Verlegers gleichviel Ehre macht.

Die „Schwäbischen Volkslieder" von Ernst Meier bilden den Schlußstein einer Reihe früherer Arbeiten, welche es sich zur Aufgabe gemacht hatte, alle schwäbischen Volksüberlieferungen an Märchen, Sagen, Sitten, Kinderreimen u. dgl. dem Untergange zu entziehen; der Herausgeber hatte früher schon Kinderreime und Kinderspiele aus Schwaben (1851), Volksmärchen aus Schwaben (1852) und Sagen, Sitten und Gebräuche aus Schwaben (1852) gesammelt. Es scheint, daß er in allen diesen Sammlungen den Begriff „Schwaben" auf den Theil beschränkt hat, der zum Königreich Würtemberg gehört, wenigstens erinnern wir uns nicht, in den Märchen und Sagen, wo meist die Oertlichkeiten angegeben sind, in denen sie aufgefunden wurden, Anführungen von andern nicht in Würtemberg liegenden Bezirken oder Ortschaften gefunden zu haben; auch in den Volksliedern sind keine aus dem bairischen und nur zwei oder drei aus dem badischen Schwaben oder aus Hohenzollern mitgetheilt; um so auffallender ist es, mehre Lieder aus der Schweiz, namentlich aus dem Canton Aargau zu finden. Bei weitem die meisten Lieder stammen aus Wurmlingen, Oettingen und Oerendingen. Lebt der Volksgesang in diesen Gegenden noch in größerer Fülle als in andern Theilen des Landes, oder hat der Herausgeber seine Nachforschungen vorzüglich dort angestellt? Darüber sucht man vergeblich Auskunft und doch wäre es nicht ohne Interesse, dies zu wissen. Ebenso hätte der Herausgeber die einzelnen Oertlichkeiten näher

bezeichnen sollen, denn nicht jedem Leser steht eine spezielle Geographie von Würtemberg zugebote, und doch möchte wol jeder auch hierüber nähern Aufschluß haben.

Der Herausgeber hat sich zum Gesetze gemacht, nur solche Lieder aufzunehmen, welche wirklich aus dem Volke hervorgegangen sind und durch längere Ueberlieferung bis auf die neueste Zeit sich erhalten haben. Es sei jedoch ein ziemlich verbreiteter Irrthum, sagt er, daß die Volkslieder jemals von der Gesammtheit des Volks gedichtet worden seien, vielmehr sei jedes Lied, das größte wie das kleinste, immer das Product einer einzelnen poetisch begabten Person, und dies gelte von der Volkspoesie so gut als von der Kunstdichtung. Der wahre Volksdichter gehört aber seiner ganzen Bildungs- und Anschauungsweise nach dem Volke an; er singt und sagt nur Das, was die Gesammtheit leicht faßt und was ihr gefällt. Was ihr nicht gefällt und keinen Beifall findet, darf der Sänger nicht wieder singen, es verhallt und findet keinen Boden. Trifft er aber glücklich den Ton und die Stimmung, in der die Gesammtheit ihr eigenes Wesen ausgesprochen fühlt, so bewahren tausend Herzen seine Worte und singen sie nach. Und wo in einem solchen Liede etwa ein Ausdruck, eine Wendung, ein Bild nicht ganz glücklich und allgemein verständlich ist, da ändert das Volk von selbst und macht sich überhaupt Alles mundgerecht, wie sich dies schon darin zeigt, daß die urältesten Lieder durch die verschiedensten Sprachformen gegangen und bei jeder Umbildung der Sprache von dem Volke umgearbeitet worden sind. Auf diese Art arbeitet allerdings die Gesammtheit an den Volksliedern mit, und sie befördert nicht wenig den objectiven, naturtreuen Charakter aller Volkspoesie. Wie mit den ursprünglichen Volksliedern, so verfährt das Volk auch mit den Liedern der Kunstdichter, die es hier und da aufnimmt; auch diese werden in Sprache und Form, in Ausdruck und oft selbst in den Gedanken solange verarbeitet, bis sie einen volksmäßigen Charakter annehmen. Aber, sagt der Herausgeber mit vollem Recht, es werden daraus doch niemals wirkliche Volkslieder, und er hat sich daher ebenfalls zum Grundsatz gemacht, alle Kunstdichtungen bekannter, gebildeter Dichter auszuschließen. Wir finden noch, daß er hierin noch weiter hätte gehen, d. h. daß er überhaupt alle Dichtungen hätte ausschließen sollen, welche nicht aus dem innersten Leben des Volks hervorgegangen sind, mögen sie von bekannten oder unbekannten, von gebildeten oder ungebildeten Dichtern stammen. Solche Lieder hat der Herausgeber ohne Zweifel manche aufgenommen; sie sind leicht daran zu erkennen, daß sie die Tiefe der Empfindung in Lust und Schmerz nicht haben, die ein so sicheres Kennzeichen des ursprünglichen Volksliedes ist, sowie auch daran, daß die Sprache eine gewisse Unbeholfenheit hat, die man am Volksliede nie vermißt. Namentlich ist in dieser Beziehung der Reim von großer Wichtigkeit. Beim echten Volksliede ist er entweder natürlich und nothwendig, er tritt kräftig hervor und liegt nur auf den bedeutsamsten Begriffen; oder wenn er sich nicht von selbst darbietet, so begnügt sich das Volkslied mit einem bloßen Anklang, der oft noch kräftiger wirkt als der volle Reim; oder es wird endlich der Reim gar nicht beachtet, und die poetische Wirkung liegt dann in dem Ausdruck oder in der rhythmischen Bewegung. Das nicht ursprüngliche Volkslied erlaubt sich dieses nicht; der Dichter klammert sich ängstlich an den Reim, weil er das Bewußtsein hat, daß die Form einen solchen verlangt. So entstehen gesuchte, herbeigezwungene Reime, die jedesmal den Kunstdichter verrathen, dieser mag nun gebildet sein oder nicht. Es gibt allerdings unter den Volksdichtern mehr und weniger begabte Persönlichkeiten: bei den erstern wird die Form sich naturgemäß an den Inhalt anschmiegen, die schöne Form zugleich mit dem schönen Gehalt entstehen; bei den andern wird diese innige Vereinigung weniger fühlbar sein, aber auch in diesen wird die volksmäßige Empfindung und Anschauung in lebendiger Klarheit zur Erscheinung gelangen, was bei den Kunstdichtern niemals der Fall sein wird. Endlich wird sich in den Liedern derselben eine starke hervorspringende Neigung zur Reflexion kundgeben, die dem Volkslied durchaus fremd ist. Ein großer Theil der mitgetheilten Soldaten- und Kriegslieder hätte aus den angegebenen Gründen gewiß nicht aufgenommen werden sollen, denn daß sie vom Volke gesungen werden, ist nach des Herausgebers eigener Ansicht kein Grund, sie zu den Volksliedern zu zählen.

Den Soldatenliedern am nächsten stehen die Handwerkerlieder und es haben diese allerdings einen eigenthümlichen Charakter, der sie von den übrigen Volksliedern wesentlich unterscheidet und sie den Soldatenliedern näher zu bringen scheint. Aber wir sagen ausdrücklich nur: zu bringen scheint, denn in der That haben sie mit diesen nichts gemein. Sie scheinen äußerlich darin mit ihnen verwandt zu sein, daß sie beide nicht aus dem ganzen Volke, sondern nur aus einem besondern Stande desselben erwachsen sind. Aber es ist dies eben nicht der Fall; die Soldaten bilden ja bei uns keinen Stand, welchem man von der frühesten Jugend bis zum Tode angehört: was von den Offizieren gelten könnte, gilt auf keinen Fall von der Masse der Gemeinen, bei denen nur ausnahmsweise einzelne das Waffenhandwerk zum Lebensberuf machen. Es ist dieses für die Masse nur ein vorübergehender Zustand, den sie meist nicht einmal aus freiem Willen gewählt haben, dem sie nicht mit Liebe zugethan sind, den sie vielmehr verlassen, sobald es ihnen nur möglich ist. Ganz anders verhält es sich mit den Handwerkern, die ihren Beruf aus Neigung und für das ganze Leben wählen, an den sich alle ihre Wünsche und Hoffnungen, alle ihre Freuden und ihre Leiden knüpfen, und die sich zudem als Glieder einer über die ganze Welt verbreiteten Körperschaft fühlen. Bedenkt man ferner, daß die Jugendzeit im Leben der Handwerker, wenn sie Heimat, Aeltern, Geschwister, Verwandte und Freunde verlassen, in die Fremde ziehen, die mannichfaltigsten Gegenden in Lust und Leid, im Sommer und Winter durchziehen, mit den verschiedensten Menschen bekannt werden, Liebe und Haß erfahren, öfters

die seltsamsten Abenteuer erleben, oder doch merkwürdige Erfahrungen aller Art machen, bedenkt man, daß das Leben der Handwerker nach vielen Beziehungen hin höchst poetisch ist, und zwar in der Zeit des Lebens, wo der Mensch Alles mit frischem, lebendigem Sinn in sich aufnimmt; so ist es begreiflich, daß es sie drängen muß, diesen Reichthum von Empfindungen, der ihnen zuströmt, die Fülle von Erscheinungen, die sich ihnen aufdrängt, auch poetisch zu gestalten, und daß, weil sie aus dem Volke stammen, in und mit dem Volke leben, ihre Lieder auch den Charakter des Volksliedes an sich tragen und sie von den Erzeugnissen der gebildeten oder ungebildeten Kunstdichter wesentlich unterschieden sind. Nur nimmt in ihnen der jugendliche Humor eine eigene Färbung an, indem er zur Neckerei gegen einzelne Stände und Handwerke wird. Von den übrigen Volksliedern aber unterscheiden sie sich vornehmlich darin, daß man ihnen den städtischen Ursprung leicht ansieht, während uns aus jenen, um einen von Grimm eingeführten Ausdruck nachzubilden, der Dorfgeruch oder der des freien Landlebens entgegenweht. Man wird trotzdem den Handwerksgesängen die Eigenschaft echter Volkslieder nicht abstreiten können, während unter den Soldatenliedern nur diejenigen auf solche Benennung Anspruch machen können, die aus der Zeit der Landsknechte stammen, bei welchen das Waffenhandwerk und das mit demselben verbundene Räuberleben zum Lebensberuf geworden war, und neben diesen auch noch diejenigen, in welchen sich der Schmerz über den Jammer und das vielfache Elend des Soldatenstandes in oft rührenden Klagen Luft macht.

Der Herausgeber hat seine Sammlung in sieben Abschnitte getheilt: Tanz- und Jodellieder, die sogenannten „Schelmeliedle" oder „Schnaderhüpfeln" (406), „Frühlings- und Liebeslieder" (62), „Ehestandslieder" (8), „Handwerkslieder" (20), „Soldatenlieder" (33), „Vermischte Lieder und Volkssprüche" (36) und „Balladen" (75). Wir enthalten uns, auf das Einzelne einzugehen, können aber unsern Lesern die Versicherung geben, daß die Sammlung eine große Menge von schönen und lieblichen, heitern und ernsten Liedern enthält, die zum großen Theil auch von andern Ständen gesungen werden, daher auch in andern Sammlungen zu finden sind, hier aber doch oft in einer vielfach eigenen Form auftreten. Sehr dankenswerth sind die beigefügten 31 Melodien, weil auch diese, wie die Lieder selbst, mit der größten Genauigkeit aufgezeichnet sind und uns nicht, wie sonst öfters zu geschehen pflegt, verkünstelte statt der einfachen Volksweisen mitgetheilt werden.

Die letzte Sammlung, die wir zu besprechen haben, „Deutsche Volkslieder" von F. L. Mittler, ist bei weitem die umfangreichste von allen und bei ihrem großen Umfang beinahe erdrückend; sie enthält 1561 Nummern, ist also drei mal größer als Menzel's Sammlung, welche nach ihr die meisten Stücke enthält. Mittler hatte zuerst nur die seinem Vaterlande Hessen angehörigen Lieder aufzeichnen wollen, allein er gewann bald die Ueberzeugung, „daß eine auf einen einzelnen Volksstamm oder Länderstrich beschränkte Sammlung, wenn nicht besondere Eigenthümlichkeiten des ganzen Volkslebens, namentlich der Sprache, prägnant hervortreten, nur als ein Theil des gesammten deutschen Volksliedes, nicht als ein eigenes Ganze Bedeutung ansprechen könne", was ihn denn verlaßte, „die Sammlung hessischer Volkslieder zu einer Sammlung deutscher Volkslieder zu erweitern, worin auch die Lieder der Vergangenheit eine Stelle finden konnten und mußten". Es ist ganz richtig, daß die Lieder eines einzelnen Volksstamms oder Länderstrichs nur als ein Theil des gesammten deutschen Volksliedes zu betrachten sind, aber gewiß unrichtig ist es dagegen, daß eine Sammlung derselben nicht auch als ein eigenes Ganze Bedeutung ansprechen könne, sie kann dies ebenso gut als eine Sammlung von provinziellen Sagen, Märchen, Sprüchen, Räthseln, ebenso gut als eine Geschichte besonderer Länderstriche oder Völkerstämme. Ja wir gehen noch weiter, wir behaupten, daß eine vollständige und wissenschaftlich behandelte Sammlung des gesammten deutschen Volksliedes geradezu unmöglich ist, wenn nicht vorher das Volkslied der einzelnen Stämme vollständig bearbeitet wird. Es verhält sich damit wie mit der Sage. Man hat endlich eingesehen, daß sich der unermeßliche Schatz der deutschen Sage nur dadurch ergründen und heben lasse, wenn man zuerst die Sagen der einzelnen Länder und Stämme mit der größten Vollständigkeit sammle, und eben deshalb ist die ganze, ebenso dankenswerthe als fruchtreiche Thätigkeit der Forscher auf solche beschränktere Kreise gerichtet. Allerdings besteht eine große Verschiedenheit zwischen dem Verhältnisse der Sage und dem des Volksliedes; jene lehnt sich an bestimmte Gegenden und genau bezeichnete Oertlichkeiten, oder an bestimmte Personen u. dgl. m., das Volkslied nur in den wenigsten Fällen, und selbst die Balladen behandeln oft ganz allgemeine Stoffe. Nichtsdestoweniger ist aber jedes einzelne Lied doch in einer bestimmten Gegend, bei einem bestimmten Volksstamm entstanden, und es wird mehr oder weniger den Charakter desselben an sich tragen, der auch dann nicht ganz verwischt worden ist, wenn das Lied mit der Zeit in entfernte Bezirke gedrungen, von der abgelegensten Bevölkerung aufgenommen worden ist. Oder ist dies doch geschehen, so hat ihm dann diese ihren Charakter aufgedrückt, und es ist in der That ein neues Lied daraus geworden. Ferner ist zu bedenken, daß bei weitem nicht alle Lieder, welche man unter dem Begriff der deutschen Volkslieder bezeichnet, überall, von allen Volksstämmen, in allen Gegenden gesungen werden; viele sind nur im Norden, viele nur im Süden, gar manche nur im Osten, andere nur im Westen oder im mittlern Deutschland bekannt, was ja schon an sich eine natürliche Scheidung herbeiführt. Eine wissenschaftlich angelegte und zugleich vollständige Sammlung, welche aber bis heute noch nicht möglich ist, müßte zunächst in zwei Theile zerfallen, wovon der erste diejenigen Volkslieder enthalten müßte, welche schriftlich überliefert sind, und bei denen man vorzüglich suchen

nahm, von Gleichen über und mit der ehemaligen Herrschaft vereinigt wurde. Diesen Besitz hat Heinrich von Gleichen, der Sohn Wilhelms, nicht lange behauptet. Er starb 1631 ohne Nachkommen, und seine Witwe Sophie von Gleichen, geborene Gräfin von Hohenlohe, die ihn überlebte, hatte ihre Ansprüche auf die Herrschaft Gleichen an Sachsen-Weimar abgetreten. Sie starb 1635 und wurde in der Kirche zu Gleichen beigesetzt. Ihr Grabstein ist noch vorhanden. Er zeigt ihr Bildniß in Lebensgröße, ihre Hände sind betend gefaltet, und ihr Haupt ruht auf einem Kissen. Ihr Gemahl, der Graf Heinrich von Gleichen, ist nicht auf dem Grabstein dargestellt, obgleich seine Witwe sich noch nach seinem Tode Sophie von Gleichen, geborene Gräfin von Hohenlohe, nannte. Auch Graf Heinrich ist in Gleichen beigesetzt worden, wie sein Grabstein bei seinem Tode bezeugt. Er starb 1631 und hatte sich, wie es damals Sitte war, bei Lebzeiten sein Grabdenkmal gesetzt. Dasselbe befindet sich in der Kirche zu Gleichen. Es ist ein Sandsteinrelief, das den Grafen in Lebensgröße, halb in Profil in Rüstung und Mantel darstellt, wie er betend vor dem Kruzifix kniet. Die Inschrift, welche das Relief umgiebt, lautet: „Anno 1631 den 29. Januarii ist weyland Gräflicher Gedächtniß, welche war in Gott selig verschieden, dieses Epitaphium gesetzt worden." Die Inschrift ist nicht vollendet, weil der Graf Heinrich, welcher sie vor sich hatte, starb, ehe sie vollendet war. Sie ist in Gothischen Buchstaben gearbeitet, welche in der Renaissancezeit häufig gebraucht wurden. Auf dem Grabstein befindet sich auch das Wappen der Grafen von Gleichen, welches aus drei Ringen besteht, die in einander verschlungen sind. Dieses Wappen ist auch auf dem Siegel des Grafen Heinrich, welches an seinem Testamente befindet, abgedruckt. Es ist das älteste, welches wir von Gleichen kennen. Die Ringe sollen die Treue der Ehe bedeuten, und sie sind ein redendes Sinnbild für die Ehe, welche zwischen den Grafen von Gleichen und den Gräfinnen von Hohenlohe geschlossen wurde. Auf dem Grabstein befindet sich auch das Wappen der Gräfin Sophie von Gleichen, geborene Gräfin von Hohenlohe, welches das Wappen ihrer Familie ist, und zwar ein schwarzes Kreuz in weißem Felde.

Die Herrschaft Gleichen war Sachsen-Weimarischer Besitz, bis sie 1815 an Preußen kam. Sie wurde dem Kreise Langensalza zugetheilt, und ihre Bewohner wurden preußische Unterthanen. Die Gleichen sind mit den Grafen von Gleichen, welche in Thüringen regierten, nicht verwandt. Sie sind ein Geschlecht für sich, welches seinen Namen von der Herrschaft Gleichen erhielt, welche es besaß. Ihr Stammvater ist Graf Wilhelm, der Sohn des Grafen Heinrich von Gleichen, welcher 1631 starb. Dieser Wilhelm, welcher 1631 geboren wurde, war 1635 noch ein Kind, als seine Mutter, die Witwe des Grafen Heinrich von Gleichen, starb. Er wurde von seinen Vormündern erzogen, welche ihn nach Genf schickten, wo er studierte. Er war ein Freund des Herzogs Bernhard von Sachsen-Weimar, welcher ihn 1638 zu seinem Rathe ernannte. Er begleitete ihn auf seinen Feldzügen, und nach dessen Tode trat er in die Dienste des Herzogs Wilhelm von Sachsen-Weimar, welcher ihn zum Geheimen Rathe ernannte. Er starb 1671 und wurde in der Kirche zu Gleichen beigesetzt. Sein Grabstein befindet sich daselbst. Er ist ein Sandsteinrelief, das den Grafen in Lebensgröße darstellt, wie er betend vor dem Kruzifix kniet. Die Inschrift, welche das Relief umgiebt, lautet: „Anno 1671 den 29. Januarii ist weyland Gräflicher Gedächtniß, welche war in Gott selig verschieden, dieses Epitaphium gesetzt worden." Diese Inschrift ist ebenfalls nicht vollendet, weil der Graf Wilhelm, welcher sie vor sich hatte, starb, ehe sie vollendet war. Sie ist in Gothischen Buchstaben gearbeitet, welche in der Renaissancezeit häufig gebraucht wurden. Auf dem Grabstein befindet sich auch das Wappen der Grafen von Gleichen, welches aus drei Ringen besteht, die in einander verschlungen sind. Dieses Wappen ist auch auf dem Siegel des Grafen Wilhelm, welches an seinem Testamente befindet, abgedruckt. Es ist das zweite, welches wir von Gleichen kennen. Die Ringe sollen die Treue der Ehe bedeuten, und sie sind ein redendes Sinnbild für die Ehe, welche zwischen den Grafen von Gleichen und den Gräfinnen von Hohenlohe geschlossen wurde. Auf dem Grabstein befindet sich auch das Wappen der Gräfin Sophie von Gleichen, geborene Gräfin von Hohenlohe, welches das Wappen ihrer Familie ist, und zwar ein schwarzes Kreuz in weißem Felde.

Graf Wilhelm von Gleichen, der Sohn Heinrichs, starb 1631 ohne Nachkommen, und seine Witwe Sophie von Gleichen, geborene Gräfin von Hohenlohe, die ihn überlebte, hatte ihre Ansprüche auf die Herrschaft Gleichen an Sachsen-Weimar abgetreten. Sie starb 1635 und wurde in der Kirche zu Gleichen beigesetzt. Ihr Grabstein ist noch vorhanden. Er zeigt ihr Bildniß in Lebensgröße, ihre Hände sind betend gefaltet, und ihr Haupt ruht auf einem Kissen. Ihr Gemahl, der Graf Heinrich von Gleichen, ist nicht auf dem Grabstein dargestellt, obgleich seine Witwe sich noch nach seinem Tode Sophie von Gleichen, geborene Gräfin von Hohenlohe, nannte. Auch Graf Heinrich ist in Gleichen beigesetzt worden, wie sein Grabstein bei seinem Tode bezeugt. Er starb 1631 und hatte sich, wie es damals Sitte war, bei Lebzeiten sein Grabdenkmal gesetzt. Dasselbe befindet sich in der Kirche zu Gleichen. Es ist ein Sandsteinrelief, das den Grafen in Lebensgröße, halb in Profil in Rüstung und Mantel darstellt, wie er betend vor dem Kruzifix kniet. Die Inschrift, welche das Relief umgiebt, lautet: „Anno 1631 den 29. Januarii ist weyland Gräflicher Gedächtniß, welche war in Gott selig verschieden, dieses Epitaphium gesetzt worden." Die Inschrift ist nicht vollendet, weil der Graf Heinrich, welcher sie vor sich hatte, starb, ehe sie vollendet war. Sie ist in Gothischen Buchstaben gearbeitet, welche in der Renaissancezeit häufig gebraucht wurden. Auf dem Grabstein befindet sich auch das Wappen der Grafen von Gleichen, welches aus drei Ringen besteht, die in einander verschlungen sind. Dieses Wappen ist auch auf dem Siegel des Grafen Heinrich, welches an seinem Testamente befindet, abgedruckt. Es ist das älteste, welches wir von Gleichen kennen. Die Ringe sollen die Treue der Ehe bedeuten, und sie sind ein redendes Sinnbild für die Ehe, welche zwischen den Grafen von Gleichen und den Gräfinnen von Hohenlohe geschlossen wurde. Auf dem Grabstein befindet sich auch das Wappen der Gräfin Sophie von Gleichen, geborene Gräfin von Hohenlohe, welches das Wappen ihrer Familie ist, und zwar ein schwarzes Kreuz in weißem Felde.

Die Herrschaft Gleichen war Sachsen-Weimarischer Besitz, bis sie 1815 an Preußen kam. Sie wurde dem Kreise Langensalza zugetheilt, und ihre Bewohner wurden preußische Unterthanen. Die Gleichen sind mit den Grafen von Gleichen, welche in Thüringen regierten, nicht verwandt. Sie sind ein Geschlecht für sich, welches seinen Namen von der Herrschaft Gleichen erhielt, welche es besaß. Ihr Stammvater ist Graf Wilhelm, der Sohn des Grafen Heinrich von Gleichen, welcher 1631 starb. Dieser Wilhelm, welcher 1631 geboren wurde, war 1635 noch ein Kind, als seine Mutter, die Witwe des Grafen Heinrich von Gleichen, starb. Er wurde von seinen Vormündern erzogen, welche ihn nach Genf schickten, wo er studierte. Er war ein Freund des Herzogs Bernhard von Sachsen-Weimar, welcher ihn 1638 zu seinem Rathe ernannte. Er begleitete ihn auf seinen Feldzügen, und nach dessen Tode trat er in die Dienste des Herzogs Wilhelm von Sachsen-Weimar, welcher ihn zum Geheimen Rathe ernannte. Er starb 1671 und wurde in der Kirche zu Gleichen beigesetzt. Sein Grabstein befindet sich daselbst. Er ist ein Sandsteinrelief, das den Grafen in Lebensgröße darstellt, wie er betend vor dem Kruzifix kniet. Die Inschrift, welche das Relief umgiebt, lautet: „Anno 1671 den 29. Januarii ist weyland Gräflicher Gedächtniß, welche war in Gott selig verschieden, dieses Epitaphium gesetzt worden." Diese Inschrift ist ebenfalls nicht vollendet, weil der Graf Wilhelm, welcher sie vor sich hatte, starb, ehe sie vollendet war. Sie ist in Gothischen Buchstaben gearbeitet, welche in der Renaissancezeit häufig gebraucht wurden. Auf dem Grabstein befindet sich auch das Wappen der Grafen von Gleichen, welches aus drei Ringen besteht, die in einander verschlungen sind. Dieses Wappen ist auch auf dem Siegel des Grafen Wilhelm, welches an seinem Testamente befindet, abgedruckt. Es ist das zweite, welches wir von Gleichen kennen. Die Ringe sollen die Treue der Ehe bedeuten, und sie sind ein redendes Sinnbild für die Ehe, welche zwischen den Grafen von Gleichen und den Gräfinnen von Hohenlohe geschlossen wurde. Auf dem Grabstein befindet sich auch das Wappen der Gräfin Sophie von Gleichen, geborene Gräfin von Hohenlohe, welches das Wappen ihrer Familie ist, und zwar ein schwarzes Kreuz in weißem Felde.

es nimmt Jeder eine angemeſſene Belehrung leicht und gern in den Kauf, zumal wenn ſie ſich auf eine einzige Zeile beſchränkt, wie es hier der Fall geweſen wäre, woraus ſich auch ergibt, daß das Buch dadurch nicht größer und theuerer geworden wäre. Daß übrigens gar viele Lieder als der mündlichen Ueberlieferung entnommen bezeichnet werden, welche Mittler doch nur aus andern Sammlungen entlehnt hat, das ließe ſich leicht nachweiſen.

Ebenſo iſt erſichtlich, daß der Verfaſſer einzelne Seiten des Volksliedes gar nicht verſtanden hat, ſo namentlich die Jodellieder oder ſogenannten Schnaderhüpfeln; dieſe beſtehen nämlich mit ſehr wenigen Ausnahmen aus vierzeiligen Strophen, von denen jede für ſich ein Ganzes bildet; nur höchſt ſelten gehören zwei zuſammen, noch ſeltener drei, vier oder mehr niemals. Im Allgemeinen drückt nämlich jede einzelne Strophe einen ſelbſtändigen Gedanken aus und iſt gewiß auch zuerſt als ſelbſtändiges Ganze geſungen worden. Sie ſind Ergebniſſe der plötzlich aufwallenden Empfindung, welcher, wie es im Weſen des Volks liegt, die kürzeſte Form und der prägnanteſte Ausdruck gegeben iſt. Oft mögen ſie aus Wechſelgeſängen zwiſchen dem „Buaben" und dem „Diandl" entſtanden ſein, und ſo iſt allerdings eines durch das andere hervorgerufen werden; aber wie es wiederum im Weſen des poetiſch erregten Volks liegt, an einen logiſch entwickelten Zuſammenhang iſt dabei nicht zu denken. Da wird oft ein ganz unweſentlicher Punkt aufgenommen und zu einer folgenden Strophe entwickelt; ja ſelbſt andere außer dem Geſang liegende Umſtände treten gegen alle Erwärtung beſtimmend ein, und ſo bildet ſich ein Wechſelgeſang, deſſen einzelne Theile außer aller Verbindung zu liegen ſcheinen. Wenn ſich aber ein ſolcher Geſang weiter verbreitet, ſo geht das Bewußtſein des Zuſammenhangs gänzlich verloren, weil dieſes überhaupt nur im Augenblicke des Schaffens vorhanden war. Daher wird auch bald die Ordnung verkehrt, und es geſchieht dies ſchon von den urſprünglichen Dichtern, wenn ſie ihre Lieder wiederholen. Wenn dergleichen Schnaderhüpfeln vom Volke geſungen werden, ſo ſingt Jeder, was ihm zufällig gerade einfällt, und dieſelben Sänger werden an mehren aufeinanderfolgenden Tagen nicht blos andere Strophen ſingen, ſondern auch, wenn ſie etwa aus Zufall die nämlichen wiederholen, doch eine ganz andere Ordnung beobachten. Dies hat Mittler nicht erkannt, ſondern immer eine größere oder geringere Anzahl verbunden, als ob ſie in ihrer Vereinigung ein Ganzes bildeten. Wahrſcheinlich haben ihn ſeine verſchiedenen Quellen dazu verleitet, welche längere oder kürzere Proben von ſolchen Schnaderhüpfeln mittheilen und die einzelnen Strophen einfach aufeinander folgen laſſen. Was dieſe, z. B. Schmeller in ſeiner „Bairiſchen Grammatik", Tobler in dem „Appenzelliſchen Sprachſchatz", füglich thun konnten, das hätte ſich der Sammler von Volksliedern nicht erlauben ſollen. Und ſo hat E. Meier die mitgetheilten Schnaderhüpfeln ganz richtig immer als ſelbſtändige Ganze bezeichnet.

Ehe wir ſchließen, legen wir unſern Leſern noch einige Bemerkungen über dieſe Jodellieder vor. Dieſelben haben, wie ſchon erwähnt, eine beſtimmte Form; ſie beſtehen aus einer Strophe von vier Zeilen mit zwei Hebungen mit mehr oder weniger Senkungen; die erſte und dritte Zeile ſchließen mit einer Senkung und ſind reimlos, während die zweite und vierte mit einer Hebung ſchließen und durch den Reim verbunden ſind, z. B.:

D Kerſchn ſan zeidi,
Und d Weichſl ſan brau:
Hat en iede en Buebm,
Mue mer a um aen ſchau.

Wenn auch gar viele Strophen mit Abweichungen von dieſer Form erſcheinen, ſo muß ſie doch als die urſprüngliche angeſehen werden, und wir wären nicht ungeneigt zu glauben, daß dieſe Abweichungen vorzüglich in den Gegenden vorkommen, in denen die Schnaderhüpfeln nicht urſprünglich einheimiſch ſind; denn ſie haben ſich von ihrer Heimat, den Gebirgsländern des ſüdlichen Deutſchland, bis nach Schwaben, Baiern, Franken und der Pfalz verbreitet. Zu ſolchen Abweichungen zählen wir namentlich Verſe von mehr als zwei Hebungen, z. B.:

Der Schmidbue iſt nimme mei Schätzle,
Der Schmidbue iſt nimme mei Schatz,
Und er macht mir mei Bettle ſo rußig,
Und er macht mir mei Bettle ſo ſchwarz.

Meiſtens, aber nicht immer, ſind auch gepaarte Reime ein Kennzeichen, daß die Strophen nicht im Gebirge entſtanden ſind; in den folgenden zwei Strophen iſt dies leicht zu erkennen:

O du liebe Sonnebluma,
Du haſt mir mei Herz genumma,
Du liegſt mir in meiner Haut,
Wie die Wurſt im Sauerkraut.

Gelt, du Schwarzaugete,
Gelt, für di tauget i,
Gelt für di wär' i recht,
Wenn i di möcht.

Der Mangel an Reim iſt eher ein Beweis für den gebirgiſchen Urſprung; dann aber tritt entweder Aſſonanz oder auch, obgleich viel ſeltener, Alliteration ein; z. B.:

Wo kae ſchös Haus net is,
Is kae ſchös Zimme;
Wo kae Lieb auße ſchaut,
Is kaene drinne.

Blaue Aeugle im Kopf,
Und e Grüble im Kinn, —
O du herzigs liebs Schätzle,
Wie biſt du ſo ſchön.

Auch der Inhalt läßt oft auf den Urſprung ſchließen; wenn nämlich die Gebirgslieder die Geſchlechtsverhältniſſe mit großer Freiheit behandeln und alle Dinge mit dem natürlichſten und kräftigſten Ausdruck bezeichnen, ſo ſind ſie doch von eigentlicher Roheit, noch mehr aber von gemeiner Lüſternheit weit entfernt; wo ſich dieſe zeigt, kann man beinahe immer mit der vollſten Gewißheit annehmen, daß das Lied oder die Strophe in den Niederungen gedichtet worden iſt. Endlich haben die älteſten und urſprünglichſten dieſer Jodellieder noch ein ſehr charakteriſtiſches Kennzeichen: es zerfallen nämlich die vierzeiligen Strophen in

an Innerlichkeit, indem sie auf seine Lehren lauschen, in sich die Worte des Herrn und seine prophetischen Bilder einsaugen, um endlich bei der eigentlich weltgeschichtlichen Katastrophe, welche Jesu Leiden in Gestalt eingreifen, auf der Höhe seiner Entwickelungen stehend. Das Evangelium des Johannes ist ein Evangelium der Innerlichkeit, in welchem Jesu Leiden und Tod nicht als Naturverhängniß dargestellt, sondern Jesu Gottheit durch sein Leiden und Sterben hindurch sich verklärt. Diese Verklärung hat Johannes darzustellen versucht. Auch Jesus, der sich auf den menschlichen Standpunkt stellt, spricht von seiner Verherrlichung durch Leiden und Tod. Johannes hat sie in Worte und Bilder gefaßt, die sich ihm tief eingeprägt hatten, und die er, wie aus Offenbarung, Briefen, den Reden Jesu und seinem Evangelium hervorgeht, in seinem Geiste weiter ausgebildet hat, wie auch Worte aus Worten sich entwickeln:

Ich bin's!
Ich bin's, der ich mit dir geredet habe,
Ich bin's, der ich bin, ich bin's,
Ich bin's, der ich bin!

Ich erkenne in dir Moses,
Ich erkenne in dir Elias,
Ich erkenne in dir Johannes,
Ich erkenne in dir Jesus.

Ich bin's, der Gott ist,
Ich bin's, der Gott war,
Ich bin's, der Gott sein wird, der Gott ist, der Gott war, der Gott sein wird.

Ich werd' es dir beweisen,
Ich will dir Zeichen thun,
Ich will dir Wunder thun,
Ich will dir Wunder thun, daß du mich erkennst.

Ich will dir Wunder thun,
Ich will dich schauen lassen,
Ich will dich hören lassen,
Ich will dich fühlen lassen

ein deutscher Wahlspruch, der im 14. Jahrhundert entstanden, auf den Schild des Prinzen von Wales? Als Eduard I. Wales unterworfen, verlangten die Waliser von ihm einen eingeborenen Fürsten. Des Königs Gemahlin war nach Wales gefolgt und im Schlosse Caernarvon eines Prinzen genesen; mit diesem, der solchergestalt ein eingeborener Fürst, trat Eduard auf den Altan und rief dem versammelten Volke in dessen Sprache zu: „Eych dinn! Hier ist der Mann!" Dieser Spruch, englisch geschrieben, wurde dem Wappen des Thronfolgers, der seitdem stets Prinz von Wales heißt, zugefügt. Für unser Büchlein gilt aber der deutsche Sinn, dem wir von Herzen beipflichten. 54.

Ein Trauerspiel von Arnold Ruge.

Die neue Welt. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen, mit einem Vorspiel: Goethe's Ankunft in Walhalla. Von Arnold Ruge. Leipzig, Brockhaus. 1850. 8. 20 Ngr.

Das Gedicht eines Philosophen, aber kein philosophisches Gedicht im gewohnten Sinne. Kein neuer „Demiurgos" und dritter Theil des „Faust". Weder allegorische Personen, noch theoretische Debatten, noch „hineingeheimnißte" Anspielungen, die der Noten und Commentare bedürften, sondern reelle Menschen und praktische Conflicte, die Sache so klar als die Sprache; mit einem Wort: ein Stück für die Bühne.

Thema des Stücks ist die freie Liebe, die von vielen Verkündigern einer „neuen Welt" neben einer Menge anderer Freiheiten gefodert und, weil man gerade für diese der landesherrlichen Genehmigung am wenigsten bedarf, von Manchen schon in der „alten Welt" zum voraus genossen wird. Man sieht, es ist ein Stoff, der häufig im bürgerlichen Lustspiel, noch häufiger im moralischen Rührspiel behandelt worden. Daß Ruge eine Tragödie daraus gemacht hat, zeigt, daß er die Sache ernst nehmen wollte, nicht spaßhaft oder jämmerlich, wie Mancher vor ihm. Er bestraft die Anmaßung der „Genialen", welche das Spiel mit dem Glück und der Ehre „gemeinerer Geister" als ihr Vorrecht betrachten; er bestraft zugleich eine schlimme Tendenz der Zeit, die sich an andere gute Tendenzen verderblich herandrängt und das edle Antlitz der Freiheit durch einen widerwärtigen Zug entstellt.

Schauplatz: Paris; handelnde Personen: deutsche Künstler und Gelehrte mit ihren Frauen. Der große politische und sociale Umschwung des Jahres 1848, der vielleicht zu nahe liegt, um jene „Harmlosigkeit" der Stimmung aufkommen zu lassen, die für Viele die Voraussetzung künstlerischen Genusses bildet, spielt als bewegende Schicksalsmacht eine Hauptrolle in dem Stück. Die deutschen Theilnehmer und Zeugen müssen nach vaterländischer Weise sogleich den Einfluß der öffentlichen Ereignisse in ihrem innersten und eigensten Leben empfinden. Die „freie Liebe" zerstört das Glück zweier Familien. Man muß dem Dichter nachrühmen, daß er seinen Personen strenges Recht widerfahren läßt. Damit Julius, der Verführer, eine falsche und eitle Ausartung des Genies repräsentiren könne, muß er natürlich ein Genie sein, aber mit all seinen persönlichen Vorzügen beugt er sich zuletzt dem allgemeinmenschlichen Gesetze der Ehre und Sitte, in dessen Namen ihn die Jury seiner gekränkten Freunde verurtheilt, und es ist dafür gesorgt, daß im letzten Eindruck kein blendendes geniales Geflunker den Sieg davontrage über die Idee oder, wenn man will, über die Lehre des Stücks. Daß Adele, die Verführte, krank ist (ein Zug, mit welchem jeder Dichter, besonders aber der dramatische, bekanntlich sehr vorsichtig umgehen muß), dient hier nur dazu, ihren Fehltritt weniger verletzend zu machen, und ihre vollkommene Sühne auf dem natürlichsten Wege einzuleiten.

Ruge's Dichtung ist ganz geeignet, redliche Gemüther zu beschwichtigen, welche vor einer unheimlichen „neuen Welt" zittern; denn sie beweist ihnen, daß, wie das alte Menschenherz und das alte Gewissen, so auch die alte Liebe und Treue in eine neue Welt mit hinübergenommen werden muß, wenn diese Bestand haben soll. Jene Sophisten werden abgefertigt, die da behaupten, daß ein Bündniß der Herzen, welches unter den Empfindungen und Verhältnissen eines Augenblicks gegründet ward, auf die Dauer zur Lüge werden müsse. So lange das Herz sich selbst getreu bleibt, solange wird es auch dem Freunde wie der Geliebten Treue bewahren, und was in einem schönen vollen Augenblicke des höchsten Selbstgefühls gestiftet ward, das behält seine Wahrheit für das ganze Leben.

Auch die Form und Sprache des Stücks zeigt durch die That, wie man Schönes und Vortreffliches aus der alten Welt für die neue retten muß. Die Personen des Dramas sind gebildete Leute. Ihre Art zu fühlen, zu denken und zu reden kann Niemandem zu niedrig erscheinen, um sich nicht da oder dort, je nach Bedürfniß, an ihre Stelle zu setzen.

Es wird für Niemand unklar sein, warum der Verfasser des „Clavigo" und der „Wahlverwandschaften" im Vorspiel eines Dramas auftritt, dessen Gegenstand die freie Liebe ist. Das Stück selbst ist eine sehr erfreuliche schöpferische Erfüllung des Goethe-Cultus, den wir im Vorspiele auf eine neue geistreiche Weise verkündigt hören.

Alle Freunde literarischer Neuigkeiten werden überrascht sein, Arnold Ruge plötzlich mit einem dramatischen Gedichte solcher Art und Form auftreten zu sehen. Viele werden demselben mit schlimmen Vorurtheilen entgegenkommen, aber wir haben an uns selbst erfahren, wie diese gar bald zum besten sich wenden und einen um so günstigern Eindruck vorbereiten. 84.

Ernst Schulze's „monomanie poétique".

Der Dichter Ernst Schulze hatte bisher im Auslande wenig Beachtung gefunden. Die erste Publication seiner Dichtungen fiel in eine Zeit, wo das Ausland zwar schon die überraschende Entdeckung gemacht hatte, daß es auch eine deutsche Literatur und Poesie gebe, wo es aber nur erst die höchsten Spitzen dieses neuen intellectuellen Continents zu Gesicht bekommen hatte. Unsere Kritik und unsere Literaturgeschichtschreibung zeigten sich aber immer ziemlich stiefmütterlich gegen Ernst Schulze, der freilich ihrer Protection nicht bedurft zu haben scheint, wie die jetzige dritte Auflage seiner „Sämmtlichen poetischen Werke" und die mehrfachen seiner einzelnen Dichtungen deutlich genug beweisen. Vor einem solchen Erfolge hat sich die Kritik zwar nicht zu beugen, aber sie hat ihn zu respectiren und anzuerkennen, wenigstens davon Act zu nehmen. Bisjetzt blieb, wie gesagt, Schulze's Erfolg ziemlich blos auf Deutschland beschränkt, obwol schon Frau von Gretpigny die „Bezauberte Rose" ins Englische übersetzt hatte. Die von uns aus Schulze's Tagebüchern und Briefen zusammengestellte Biographie des Dichters hat nun auch im Auslande die Theilnahme für ihn lebhafter angeregt. Die „Revue de Paris" bringt in ihrer Lieferung vom 1. März aus Alfred Michiels' Feder einen sich an diese Biographie anlehnenden ausführlichen Artikel über den Dichter, worin in der geschickten Weise, wie man dies bei den Franzosen in solchen Artikeln gewohnt ist, die Hauptmomente seines Lebens mit den charakteristischsten Stellen aus seinen Dichtungen, namentlich seinen Oden, Elegien und seinen beiden Epopöen, verflochten sind. Dergleichen wissen die Franzosen — man muß es offen gestehen — besser zu machen als wir Deutsche, die noch immer nicht gelernt haben, gute „essays" nach französischem oder englischem Muster zu schreiben, vielleicht auch nie gut lernen werden.

Michiels' Aufsatz trägt die etwas auffallende Ueberschrift „Une monomanie poétique. Ernest Schulze." Diese Monomanie bei Schulze bestand, nach Michiels, in seinem ausgesprochenen Hange, irgendeinem weiblichen Wesen zu hu

gen, um es zu besingen, und aus zum Theil selbstgeschaffenen Liebesleiden poetischen Stoff zu ziehen, namentlich in seiner Anhänglichkeit „pour une femme déjà malade", nämlich für Cäcile Tychsen. Diese Anhänglichkeit ist dem Franzosen ein „phenomène moral insolite". Ein dem Tode entgegenkränkelndes Mädchen blos aus poetischen Motiven zu lieben und gewissermaßen ihren Krankenwärter zu machen, das ist dem Franzosen etwas Unerhörtes, obschon es ihn auch wieder als etwas ihm Ungewohntes reizt und fesselt. Gleich in der Einleitung bemerkt Michiels: die Liebe sei die Hauptleidenschaft, ja fast die einzige Leidenschaft des melodiösen Sängers gewesen, aber er habe sie in einer Weise aufgefaßt, die den Leser „lächeln" machen werde; seine germanische Galanterie habe mit der französischen wie mit der der Spanier und Italiener keine Verwandtschaft gehabt; niemals habe die deutsche Träumerei sich träumerischer gezeigt. Aber, sagt er an einer andern Stelle: „La disposition aux idées fixes est la première condition de la grandeur humaine", nur die Klarheit des Verstandes unterscheide den höhern Menschen vom Narren und Phantasmanen. Soviel, um den von dem Franzosen gewählten Titel seines Aufsatzes zu motiviren.

Diese Träumerei weist Michiels nun auch an der „Cäcilie" und der „Bezauberten Rose" nach, indem er die Handlung beider Exposen gedrängt und einzelne Stellen wie auch mehre kleinere lyrische Stücke in Prosaübersetzung mittheilt. Ferner stellt er die Ansicht auf, daß Cäciliens Schwester Adelheid dem Dichter den Abschiedsbrief ertheilte, weil Schulze ihr seinen rollen Antrag, soll wol sagen keinen Heirathsantrag stellte und sie gewissermaßen auch nur als poetisches Material behandelte. Hierüber sind wir als Verfasser der Biographie selbst im Dunkeln; es scheinen bei der Trennung Schulze's von Tychsen'schen Hause noch andere Motive obgewaltet zu haben, die wir nicht kennen, die man jedoch, wie ein Zeitgenosse in den „Hamburger kritischen Blättern" versicherte, in Hamburg sehr wohl gekannt haben soll. Wir würden jedoch auch wenn wir es könnten, den Schleier davon nicht aufheben wollen, insofern sich nicht Andere finden, die ihn aufheben und uns dadurch einen Beitrag zu einer künftigen Ergänzung der Biographie liefern. Glücklicherweise zeichneten sich aber die Antagonisten Ernst Schulze's noch durch größere Discretion aus als das jetzige literarische Geschlecht, welches kein Geheimniß mit aus das eigene zu respectiren pflegt.

Interessant war es uns zu sehen, wie der Franzose von Schulze's persönlicher Betheiligung an dem Kriege gegen seine Landsleute spricht. Wir finden hier Michiels auf einem sehr neutralen Boden, der fast noch neutraler ist als der, auf dem die deutschen Staaten während des letzten Kriegs standen. Er nennt von dem „terrible" Davoust, erkennt an, daß Schulze wie Arndt und Körner einer der „Propheten der Befreiung" gewesen, und sagt schließlich: „Schulze prit possession de Hambourg avec l'armée du Nord", gerade als ob Schulze die Armee des Nordens commandirt hätte. Aehnlich könnte man sagen: Fouqué oder Max von Schenkendorf hätten mit der schlesischen Armee Paris in Besitz genommen.

Wir fügen noch einige Urtheile des wohlwollenden Franzosen über Schulze's Dichtungen bei. In Betreff der Fabel, die der „Bezauberten Rose" zugrunde liegt, meint er zwar, sie sei etwas kindlich und erinnere an die Erzählungen aus der Urzeit der Poesie, bemerkt aber sodann: „Von allen naiven und phantastischen Erzählungen ist aber keine in eine so glänzende Form gekleidet, keine in so reinem Stil geschrieben, keine so melodisch und so natürlich. Es ist das Meisterstück dieses Genres, und jedes Meisterstück verdient die Aufmerksamkeit des Lesers, oder vielmehr, es bemächtigt sich seiner, mag er wollen oder nicht." Von Schulze's dichterischer Bedeutung im Allgemeinen sagt er: „Schulze hat trotz Allem die Ehre, mit Uhland, Byron und Thomas Moore jene neue Aera der lyrischen Poesie einzuweihen, in der seit 40 Jahren der menschliche Geist so viele Meisterwerke hervorgebracht, in alles früher Dagewesene in Schatten gestellt hat. Seine Oden, seine glänzenden poetischen Episteln, seine kleinen lyrischen Stücke sind Diamanten und Perlen." Mit diesem ausgezeichneten Lobe kann sich Schulze wol über die Zurücksetzung trösten, die ihm von Seiten der deutschen Kritik so häufig widerfahren ist. Auch stimmt der Franzose mit unserer Ansicht überein, daß, wie sich aus seinen von uns mitgetheilten Briefen schließen lasse, Schulze auch ein ausgezeichneter Prosaist geworden sein würde, wenn es ihm gefallen hätte, nicht immer in Versen zu schreiben. In der That, viele seiner Briefe gehören, was zugleich Glanz wie Lebendigkeit und Natürlichkeit des Ausdrucks betrifft, zu dem Besten, was wir in diesem Genre besitzen. Auch hätte Michiels, wie es uns scheint, seinem französischen Publicum gegenüber vielleicht besser gethan, statt einiger reinlyrischer Stellen, die in französischer Prosa begreiflicherweise ihren Hauptreiz verlieren mußten, noch eine größere Anzahl malerischer oder ergreifender Partien aus eben diesen Briefen mitzutheilen.

H. M.

Notizen.

Der Heine-Saphir-Dessauer'sche Streit.

Wir lasen, daß im Laufe der letzten Wochen der Saphir-Dessauer'sche Proceß vor den wiener Gerichten zur Entscheidung gekommen ist, und wir erwähnen dies deshalb, weil die erste Veranlassung dazu ebenfalls zu der Zahl jener öffentlichen Aergernisse gehört, welche wir in Nr. 14 unter der Aufschrift „Literarische Fehden" besprochen haben. Es handelt sich freilich bei dieser Affaire in der Hauptsache durchaus um kein literarisches Object, und wenn wir darauf zu sprechen kommen, so geschieht dies darum, weil dieser Handel zur Veröffentlichung eines Briefes des verstorbenen Heinrich Heine führte, der für ihn charakteristisch genug ist und, da er eine Art Rechtfertigung seiner Schrift „Lutezia" enthält, auch wol eine gewisse literarische Bedeutung beanspruchen darf. Heinrich Heine sagt in seinem Briefe, der im August 1855 eigenhändig von ihm mit Bleistift geschrieben und von seinem Bruder Gustav, an den er gerichtet war, im „Fremdenblatt" veröffentlicht worden ist, in Betreff dieser Schrift: „Ich bin mir bewußt, in meinem Buche «Lutezia», das fast aus lauter Thatsachen besteht, kein einziges Factum ohne geprüfte Zeugnisse und Gewährschaft mitgetheilt zu haben, es herrscht darin keine anonyme Unbestimmtheit, die Personen werden nicht durch Initialen oder vage Paraphrasen bezeichnet, ich nenne Jeden mit Vor- und Zunamen zum größten Aergerniß aller Memmen und Heuchler." Freilich läßt sich fragen, wer dem Verstorbenen das Recht ertheilte, oder ob er es etwa aus seiner eigenen unbescholtenen Persönlichkeit zu schöpfen wagen durfte, den öffentlichen Ankläger und Cato Censorius zu spielen. In dieser „Lutezia" hatte Heine unter Anderm einem sehr unliterarischen Mann, dem Componisten Dessauer, den „geschriebenen Staupenschlag" ertheilt, aus dem „gewiß nur uneigennützigen Beweggründe des Dichters, der die Fragen und Gemeinheiten seiner Zeit in ihren notorischen Exemplaren zu studiren und zu porträtiren sucht". Saphir befragte Heine bei seinem Aufenthalt in Paris um die Veranlassung zu diesen Invectiven und deutete in seinen „Pariser Briefen" auf diese Unterhaltung hin. Einige unbekannte Freunde Dessauer's nahmen nun davon Gelegenheit, im Publicum das Gerücht zu verbreiten, daß Heinrich Heine besagten Dessauer im Jahre 1842 in Paris um ein Darlehn von 500 Francs angegangen habe und daß die Verweigerung desselben die einzige Ursache des erfolgten Angriffs in dem genannten Schriftwerke sei. Heinrich Heine stellt dies in seinem Briefe entschieden in Abrede und sagt dabei in seiner bekannten Weise: „Das ist so schmuzig, so plump erfonnen, so klebrigt, so anstinkend, wie die Phantasie einer Wanze! Hier erkenne ich meine Pappenheimer vom alten Bunde! Ihr erstes Wort ist immer, daß man gegen sie schriebe, weil sie kein Geld vor-

gen wollten. Immerhin verdächtigt die Motive, warum wir eure Erbärmlichkeit besprechen, verleumdet den Stock, der euren Rücken trifft: die Striemen darauf, wie jedes Factum, werden darum nicht minder sichtbar und juckend sein." Es handelt sich mithin hierbei um eine Skandalgeschichte zwischen „Pappenheimern vom alten Bunde" (nach Heine's witzigem Ausdruck), und wir hätten allen Anlaß, sie zu ignoriren, wenn man von ihr und den vielen literarischen Aergernissen letzter Tage nicht Veranlassung nehmen könnte, die Schriftstellerwelt im Allgemeinen der Verderbniß und gemeinen Gesinnung zu beschuldigen. Indeß wir gehen weiter und stehen nicht an zu behaupten, daß diese Verderbniß der Schriftstellerwelt und namentlich der „Pappenheimer vom alten Bunde" mit einer gewissen allgemeinen Fäulniß zusammenhängt. Denn die Schriftsteller sind eben auch nur das Product ihrer Zeit, nicht die Zeit ihr Product, wiewohl ihre Nachgiebigkeit gegen die schlechtern Angewöhnungen der Zeit viel dazu beitragen kann, diese noch mehr zu verschlechtern. Ist eine ideale, gehobene Stimmung im menschlichen Geschlecht verbreitet, wie dies zur Zeit unserer classischen Dichter wirklich der Fall gewesen zu sein scheint, so werden auch die Schriftsteller und Dichter wohl oder übel einer idealern Richtung huldigen müssen. Ein frivoler Schriftsteller kann gar nicht existiren ohne ein frivoles Publicum, das ihm entgegenkommt, das ihn auffodert, frivol zu sein. Daß die Fäulniß der schriftstellerischen Welt, eben weil sie die Feder führt, offener und leichter zutage kommt als die Fäulniß anderer Stände, ist selbstverständlich. Wir brauchen nicht auf das politische Gehetze in London und Paris und auf die letzten ärgerlichen Auftritte in den Cortes im fernen Madrid uns einzulassen, wir brauchen nur an die mancherlei betrübenden Vorgänge in den geltendsten Kreisen Berlins, an das „Schwarze Buch", an die organisirte gegenseitige Spionirerei und andere rein vaterländische Erscheinungen zu erinnern, um daran zu mahnen, wie weit verbreitet der Krankheitsstoff ist. *)

Schiller in Frankreich.

Eine Broschüre von F. Blanchet, Professor der Rhetorik am strasburger Lyceum, die unter dem Titel „Le théâtre de Schiller" in Strasburg erschien, behandelt die dramatischen Schöpfungen Schiller's sowol von Seiten ihres Gegenstandes als ihrer Composition. Der Verfasser zeigt sich darin als ein enthusiastischer Verehrer des Dichters und, wie das „Athenaeum français" meint, in solcher Weise, daß sie ihn ebenso wol gegen die Fehler Schiller's als gegen die Vorzüge Goethe's ein wenig blind mache. Der Kritiker im „Athenaeum français" meint, man solle über dem Lobe, das man dem Verfasser der „Räuber" wegen seiner Idealität zolle, doch auch nicht vergessen, daß diese Idealität aus Schiller's dramatischen Personen wahrhafte Larven mache, „qui résonnent en marchant, comme des squelettes ajustés au moyen de fils métalliques". Nur ein einziges Drama Schiller's, der „Wilhelm Tell", sei ein Werk von wahrhafter Realität und von einem gewissen wilden Lebenshauche erfüllt, der zugleich die Seele aufrege und erhebe. „Wenn", fährt der französische Kritiker fort, „die Seele sich mit Schiller dem Traum von einem hienieden nicht realisirbaren Ideal der Gerechtigkeit und Liebe überläßt, so bringt sie mit seinem Nebenbuhler (Goethe) zugleich in die Tiefen des Gedankens wie der Wissenschaft. Es ist nicht zufällig, daß die Stirn über dem Herzen ihren Platz angewiesen erhielt. Im Bereiche der barmherzigen Liebe mag man diese Hierarchie umkehren, im Bereiche der Intelligenz muß man sie respectiren. Schiller ist wie Byron ein lyrischer Dichter, der Dramen componirt hat, ohne einen einzigen Typus schaffen zu können. Trotzdem aber und trotz seiner Monotonie und Mangel an Handlung wird er das Gemüth immer tief ergreifen, weil er zu der kleinen Schar von Schriftstellern gehört, die nach Hegel's Ausdruck die Tugend ernstlich nehmen. Dieser Punkt ist es nun, welchen Blanchet in einer stets besonnenen wie eleganten Darstellungsweise trefflich hervorzuheben gewußt hat." Bei dieser Gelegenheit bemerken wir, daß die jüngste französische Bearbeitung des Schiller'schen „Don Carlos": „Don Carlos. Tragédie imitée de Schiller par Amédée de la Rousselière", die zuerst 1855 zu Lüttich erschien, eine zweite Auflage erlebt hat. Diese neueste Nachbildung des „Don Carlos" ist eine zwar hier und da, wie z. B. am Schlusse, etwas freie, aber sehr fleißige und aus der reinsten Begeisterung für den deutschen Dichter, diesen „Sophocle de l'Allemagne", hervorgegangene Bearbeitung in Alexandrinern. Auf die Prüfung der Abweichungen vom Original, die sich der Nachdichter erlaubt hat, und deren Zweckmäßigkeit und Stichhaltigkeit uns hier näher einzulassen würde zu weit führen, Rousselière entschuldigt und rechtfertigt sie damit, daß das neue französische Geschlecht im Drama einen raschen Fortgang der Handlung und dafür weniger Gespräch haben wolle; daher habe er es für zweckmäßig erachtet, einige Details, so kostbar sie auch seien, wegzulassen und „Don Carlos" auf das Procrustesbett zu strecken. Zugleich erzählt der Bearbeiter, daß er seine Nachbildung dem Théâtre français angeboten, daß aber das Comité sie zurückgewiesen habe. Auf demselben Theater habe zwar früher schon Schiller's „Maria Stuart" in der Nachbildung von Lebrun unermeßlichen Erfolg gehabt, aber das sei noch unter der Restauration gewesen; das jetzige Publicum verlange drastischere Sachen. Rousselière läßt sich dabei gegen die „Comédiens ordinaires de S. M." ziemlich bitter aus.

Deutsche Philosophie in Belgien.

In unserm Artikel „Deutsche Literatur, Kunst und Wissenschaft im Auslande" (Heft 39 und 40 der „Gegenwart") haben wir auch der vlämischen Sprachbewegung und der Anfänge einer deutsch-philosophischen Schule in Belgien Erwähnung gethan. Leider war in unserm Aufsatze in Betreff einiger Länder nicht die annähernde Vollständigkeit zu erreichen wie in Betreff der Hauptländer England und Frankreich, der skandinavischen Länder, Hollands und anderer Literaturgebiete. Für mehre Länder, wie Spanien, Portugal, Neapel, Griechenland, Ungarn u. s. w. (das von Kertbeny beabsichtigte große bibliographische Werk über Ungarn ist noch nicht ins Leben getreten), bestehen noch gar keine systematischen Bücherkataloge wie die genannten Länder oder Deutschland sie besitzen. Freilich reichen Bücherkataloge, selbst räsonnirende, wie deren namentlich Frankreich hat, für eine solche Arbeit nicht aus; man sieht sich dabei hauptsächlich auf Mittheilungen in Journalen verwiesen, und diese sind bekanntlich ein oft schwer aufzufindendes und schwer zu bewältigendes, zerstückeltes Material, von dem sich der Arbeiter zuweilen gerade dann im Stich gelassen sieht, wo er der Auskunft am dringendsten bedarf. Ueber die Anfänge philosophischer Studien in Belgien haben wir in unserm Aufsatze nicht viel mehr bemerken können, als daß n

*) Die „Ostdeutsche Post" brachte über die Verhandlungen im Saphir-Dessauer'schen Proceß, die mit der Verurtheilung des Angeklagten zu einer Geldstrafe von 200 Fl. in den Armenfonds und einer Cautionsleistung von 100 Fl. endigten, einen längern Bericht, aus dem man erfährt, daß Saphir im Verlaufe seines Federkriegs unter andern Injurien auch noch das behauptet hatte, Dessauer habe sich gegen den Dichter Anastasius Grün eines „galanten Glücks" bei einer Dame (George Sand) gerühmt. Ferner hatte Saphir in einem „Dessauer Marsch" überschriebenen Aufsatz seines „Humorist" sich der Ausdrücke „dumm", „feig", „prahlhänsig", „Wucherer" u. s. w. bedient und von „Packesseln" und „geistig durchgeprügelten Künstlern" u. s. w. gesprochen. Solche Worte, äußerte Saphir vor Gericht sehr naiv, solle man, als in einem humoristischen Aufsatz enthalten, auch nur humoristisch auffassen! Dessauer, der sich zu dieser Höhe Saphir'schen Humors nicht erheben konnte, erkrankte infolge dieser Beleidigungen und ehrenrührigen Verdächtigungen.

Verlag Conrad, der Gründer Deutschlands, Bd. IV. Die Gründung des Deutschen Reiches. Von Dr. Heinrich Friedjung. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1912. Geh. 6 M., geb. 7 M. — Der vierte und vorläufig letzte Band des Friedjungschen Werkes, das in seinen drei ersten Bänden die Geschichte Deutschlands von 1848 bis 1860 behandelt hat, ist ein Werk erster Hand, das auf Grund eingehender Studien der Akten und der Memoirenliteratur ein Bild der Entstehung des Deutschen Reiches entwirft, das in seiner Objektivität und Gründlichkeit wohl für lange Zeit die Basis für alle weiteren Darstellungen sein dürfte. Friedjung hat sich bemüht, die Ereignisse, die zur Gründung des Deutschen Reiches führten, so darzustellen, daß sie dem Leser verständlich werden, daß er sie nicht nur als Tatsachen kennen lernt, sondern auch ihre Ursachen und ihren Zusammenhang. Und mit großer Geschicklichkeit versteht Friedjung es, die Ereignisse, die sich in Deutschland, in Österreich, in Frankreich, in Italien und in Rußland abspielten, so miteinander zu verbinden, daß sie ein einheitliches Ganzes bilden. Besonders interessant sind die Kapitel, in denen Friedjung die Vorgänge in Europa, die Haltung Napoleons, die Politik Cavours, die Stellung Rußlands und England zu den Ereignissen in Deutschland und Österreich, die Haltung der Deutschen Fürsten und Völker, die Politik Bismarcks und Napoleons III. und die Stellung der Parteien in Deutschland und Österreich darstellt. Ein ausführliches Register erleichtert die Benutzung des Werkes. Wir können es allen denen, die sich mit der Geschichte des Deutschen Reiches beschäftigen, nur dringend empfehlen.

Bibliographie.

Schmid, K. Das Christentum und die Ehre. Von Thron und Parnassus. Leipzig, Teubner. Geh. 2 M., geb. 2,80 M.

Schmidt, Erich. Richardson, der Roman und die Entwicklung des Briefes. 2. Aufl. 2 Bde. 16 M.

Aus der Schiller-Zeit. Briefe an Gottfried Körner. Herausgegeben von Ludwig Geiger. Berlin, Gebr. Paetel. Geh. 3 M., geb. 4 M.

Schmidt, Julian. Geschichte der deutschen Literatur seit Lessings Tode. 3. Aufl. Herausgegeben von Reinhold Steig. Leipzig, Grunow. Geh. 6 M., geb. 7,50 M.

Schmidt, L. Deutsch-französische Sprachschule. Leipzig, Teubner. Geh. 1,20 M., geb. 1,60 M.

Schmidt, L. Deutsch-italienische Sprachschule. Ebd. Geh. 1,20 M., geb. 1,60 M.

Schmidt, L. Deutsch-englische Sprachschule. Ebd. Geh. 1,20 M., geb. 1,60 M.

Schmidt, Richard. Die Lyrik. Potsdam, Athenaion. Geh. 6 M., geb. 7,50 M.

Schmidt, Richard. Die Romantik des Alltags. Ebd. Geh. 6 M., geb. 7,50 M.

Schmidt, Richard. Romantiker-Briefe. Ebd. Geh. 6 M., geb. 7,50 M.

Schmidt, R. Griechisches Lesebuch. Leipz., Teubner. Geh. 2,40 M., geb. 2,80 M.

Schmidt-Cabanis, Cäsarie. Unwillige Herzen. Roman. Berlin, Fischer. Geh. 4 M., geb. 5 M. — Die Verfasserin, die sich unter dem Pseudonym Cäsarie Cabanis einen geachteten Namen in der Literatur erworben hat, ist eine Tochter des Dichters Felix Dahn. Sie hat in ihrem neuen Roman ein Thema behandelt, das in unserer Zeit, wo die Frauenfrage so brennend geworden ist, besonders interessant ist. Ihre Heldin, Ursula Hellmann, ist eine Frau, die sich nicht damit begnügt, ihre Pflichten als Gattin und Mutter zu erfüllen, sondern die auch ihre Rechte als Mensch geltend machen will. Sie ist eine Frau, die sich nicht damit begnügt, ihre Pflichten als Gattin und Mutter zu erfüllen, sondern die auch ihre Rechte als Mensch geltend machen will. Sie ist eine Frau, die sich nicht damit begnügt, ihre Pflichten als Gattin und Mutter zu erfüllen, sondern die auch ihre Rechte als Mensch geltend machen will. Sie ist eine Frau, die sich nicht damit begnügt, ihre Pflichten als Gattin und Mutter zu erfüllen, sondern die auch ihre Rechte als Mensch geltend machen will.

Schmidt-Weißenfels, Ernst. Die Kunst des Romans. Berlin, Fischer. Geh. 4 M., geb. 5 M.

Schmitz, Oskar A. H. Der Mensch und Mallorca. Roman. München, Langen. Geh. 4 M., geb. 5 M.

Schnabel, Franz. Die Anfänge des Zentrums in Baden. Karlsruhe, Braun. Geh. 3,60 M., geb. 4,50 M.

Schneider, Hermann. Die Entwicklung des Individualismus in der Literatur. Berlin, Reimer. Geh. 3 M., geb. 4 M.

Schneider, Hermann. Die Entwicklung der Lyrik. Ebd. Geh. 3 M., geb. 4 M.

Schneider, Hermann. Die Entwicklung des Romans. Ebd. Geh. 3 M., geb. 4 M.

Schneider, Hermann. Die Entwicklung des Dramas. Ebd. Geh. 3 M., geb. 4 M.

Schneider, Hermann. Die Entwicklung der Novelle. Ebd. Geh. 3 M., geb. 4 M.

Schneider, Hermann. Die Entwicklung der Literaturkritik. Ebd. Geh. 3 M., geb. 4 M.

Schneider, Hermann. Die Entwicklung der Literaturgeschichte. Ebd. Geh. 3 M., geb. 4 M.

Schneider, Hermann. Die Entwicklung der Literaturtheorie

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Ein Roman von Julius Hammer.

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Einkehr und Umkehr.

Roman von

Julius Hammer.

Zwei Theile. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Julius Hammer hat sich durch seine Dichtungen, besonders durch die bereits in **fünfter Auflage** erschienene Sammlung „Schau um dich und Schau in dich" einen Namen von so gutem Klang gemacht, daß er gewiß auch bei seinem ersten Auftreten als Romanschriftsteller auf freundlichen Empfang und lebhafte Theilnahme rechnen darf. Die Geschichte des Romans ist dem realen Leben der Gegenwart entnommen, zu dem sie das Beste, den idealen Gehalt, in harmonisches Gleichgewicht zu setzen bemüht ist. Sie dürfte manchem Leser und mancher Leserin nützliche Winke auf der Bahn des Lebens geben, die, wenn sie auch keine ungewöhnliche ist, doch die Nothwendigkeit eines innern festen Maßes dem Wandelnden nicht erspart, aber auch die in der Widmung ausgesprochene tröstliche Wahrheit bekräftigt: „Es kehrt sich leicht Alles zum Guten, was man unternimmt, wenn man nur Gott vertraut und etwas praktischen Sinn dazu mitbringt."

Von dem Verfasser erschienen in demselben Verlage:

Schau um dich und Schau in dich. Dichtungen. Fünfte Auflage. Miniatur-Ausgabe. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Zu allen guten Stunden. Dichtungen. Miniatur-Ausgabe. Geheftet 1 Thlr. 6 Ngr. Gebunden 1 Thlr. 15 Ngr.

Hammer's Dichtungen: „Schau um dich und Schau in dich", sind mit vollem Recht Leopold Schefer's „Laienbrevier" und Rückert's „Weisheit des Brahmanen" an die Seite gestellt worden und haben sich auch rasch so zahlreiche Freunde im deutschen Publicum erwerben, daß davon bereits eine **fünfte Auflage** nöthig geworden ist. Dieselbe freundliche Theilnahme verdienen seine neuesten Dichtungen: „Zu allen guten Stunden", poetische Productionen ähnlicher Geistes- und Gemüthsrichtung, wie sie den Stimmungen entsprechen, die durch den Charakter der verschiedenen Monate und Jahreszeiten im Menschen angeregt werden.

En vente chez **F. A. Brockhaus** à Leipzig:

Graeser (Charles), **Nouvelle méthode pratique et facile pour apprendre la langue anglaise.** Composée d'après les principes de M. le professeur **Ahn.** In-8. 10 Ngr.

Ahn (F.), **Nouvelle méthode pratique et facile pour apprendre la langue allemande.** In-8.

Premier cours. 8me édition. 1856. 8 Ngr.
Second cours. 5me édition. 1856. 10 Ngr.
Troisième cours. 2me édition. 1855. 8 Ngr.

Traduction des thèmes français.

Premier et second cours. 1854. 5 Ngr.

Bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Briefe

über

Gutzkow's Ritter vom Geiste.

Von

Alexander Jung.

8. Geh. 20 Ngr.

Eine allen Freunden des Gutzkow'schen Romans zu empfehlende geistvolle Schrift über die Bedeutung, die Charaktere und die wahre Tendenz dieses Werks.

Gutzkow's Roman erschien in **dritter Auflage** unter dem Titel

Die Ritter vom Geiste. Roman in neun Büchern von **Karl Gutzkow.** Dritte Auflage. Neun Bände. 8. Geh. **Sechs Thaler.**

Dieser gestaltenreiche, lebensvolle Roman, ein **Zeitgemälde** von geschichtlichem und **bleibendem Werthe**, eine der bedeutendsten Erscheinungen der neuern deutschen Literatur überhaupt, wovon rasch zwei Auflagen vergriffen wurden, ist jetzt in der vom Dichter gründlich revidirten dritten Auflage vollständig erschienen, und zwar zu einem gegen früher fast um die Hälfte billigern Preise. Durch diese Volksausgabe wird der oft ausgesprochene Wunsch erfüllt, das berühmte Werk dem Privatbesitze noch mehr zugänglich gemacht zu sehen. Auch elegant **gebundene** Exemplare des Werks sind (im Preise von 8 Thlr. 20 Ngr.) durch alle Buchhandlungen zu erhalten.

Brandegger's Inductionsglobus.

Durch **F. A. Brockhaus** in Leipzig ist zu beziehen:

Inductionsglobus,

oder Globus zur praktischen Einführung in den mathematisch-geographischen Unterricht, sowie zum Gebrauche bei dem Unterricht in der Stereometrie, sphärischen Trigonometrie, Physik und Astronomie. Für alle, höhere wie niedere Lehranstalten.

Dargestellt als eine 12 Zoll im Durchmesser haltende Kugel, **mit künstlichem Schiefergrunde belegte Kugel**, welcher **das Einzeichnen durch Griffel oder Kreide**, sowie das **spurlose Auslöschen des Gezeichneten gestattet.** Auf elegantem polirtem Fußgestell mit messingenem Halbmeridian und Stundenring

von **J. A. Brandegger**, Polytechniker.

Nebst erläuterndem Texte.

4 Thlr. 17 Ngr. (Für solide Verpackung werden 15 Ngr. berechnet; die Fracht hat der Besteller zu tragen.)

Als ein **ausgezeichnetes Unterrichtsmittel** von Autoritäten, wie **Bergbaus, Diesterweg, Jahn, Mädler, Neuschle, Schoedler** u. A. warm empfohlen.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich wochentlich. Nr. 16. 17. April 1856.

Inhalt: Neue Schriften und ihre Preise von Hellmuth. — Literarische Anzeigen. — Neue Schriften und ihre Preise von Hellmuth. — Literarische Anzeigen.

Neue Schriften und ihre Preise von Hellmuth.

1. Geschichte Friedrichs von Schiller. Dargestellt für das deutsche Volk von Karl Hoffmeister. Mit Schillers Bildniß in Stahlstich und Facsimile. Zweiter Band. Stuttgart, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1856. 8. (Preis: Subscr.-Preis 1 Thlr. 15 Sgr.)

Der vorliegende zweite Band des Schiller'schen Werkes umfaßt die Jahre 1787—1794, also die Zeit, in welcher Schiller sich in Weimar und Jena aufhielt, und in welcher er die Freundschaft Goethe's, Herder's, Wieland's, Reinhold's, Fichte's, Schelling's, Humboldt's, Körner's, Huber's, Voß' u. A. schloß.

Der erste Band, welcher Schillers Jugend bis zu seinem 28. Jahre, d. h. das Jahr von seiner Flucht aus Stuttgart, umfaßte, hatte sich durch die Lebendigkeit der Darstellung, durch eine Fülle neuer Mittheilungen, durch Benutzung bisher unbekannter Quellen, durch Berichtigung vieler Irrthümer und Mißverständnisse in Schriftwerken, die sich auf Schillers Leben bezogen, eine günstige Aufnahme bei Kritik und Publikum erworben, und so darf man es wohl auch dem zweiten Theile des Werkes wünschen. Der Verfasser hat sich bemüht, auch diesen Band, dessen Stoff sich bei weitem schwieriger gestaltete, als der des ersten, in gleicher Weise zu behandeln, und wir können nicht umhin, zu bemerken, daß ihm dies in hohem Grade gelungen ist. Wir finden auch hier eine Fülle neuer Mittheilungen, die Schillers Leben und seine Werke in ein neues Licht stellen, und die Schiller selbst in einer Weise charakterisiren, daß wir ihn nur noch lieber gewinnen können. Wir finden auch hier eine Menge Irrthümer berichtigt, die sich bisher durch Unkenntniß der Quellen, oder durch Mißverständniß derselben, oder durch Parteilichkeit, oder durch Vorurtheil in die Schriften über Schiller eingeschlichen hatten. Wir finden auch hier eine Menge neuer Quellen benutzt, die bisher unbekannt waren, oder die man nicht kannte oder nicht kennen wollte, weil sie nicht mit den bisher vorhandenen Ansichten übereinstimmten. Auch von dem Verfasser selbst ist der Standpunkt, von welchem aus er Schillers Leben und Werke betrachtet, und in welchem er sich mit seinem Helden identificirt, ein ganz neuer. Er hat sich in die Zeit, in welcher Schiller lebte, in die Verhältnisse, in welchen er sich befand, in die Ansichten, die er hegte, so vollständig hineingelebt, daß er sie mit Schiller selbst, mit seinen Freunden, mit seinen Gegnern, mit seinen Recensenten, mit seinen Verlegern, mit seinen Buchhändlern, mit seinen Gönnern und Mäcenen auch in und durch Schiller zu beurtheilen und zu würdigen vermag. Er hat sich in Schillers Lage und Stimmung versetzt, und so ist es ihm gelungen, uns Schillers Leben und Wirken, Schillers Dichten und Trachten, Schillers Ansichten und Urtheile, Schillers Freuden und Leiden, Schillers Siege und Niederlagen, Schillers Kämpfe und Schillers Triumphe in einer Weise darzustellen, daß wir uns mit ihm identificiren, daß wir mit ihm denken, fühlen und handeln, daß wir mit ihm leben und weben, daß wir mit ihm kämpfen und siegen, daß wir mit ihm leiden und sterben.

Wenn auch Schillers Charakter als tadellos, sein Leben als rein, seine Ansichten als durch reiche Lebenserfahrung geläutert, seine Werke als Muster dastehen, so ist es doch nicht zu läugnen, daß Schiller in seiner Jugend und in den ersten Jahren seiner Mannesreife manche Irrthümer hegte, manche Ansichten aussprach, die er in seinem reifern Alter selbst als solche erkannte, und die er selbst in seinen Briefen und in seinen Schriften berichtigte. Es ist Schiller's Ehre, daß er sich nicht scheute, seine Irrthümer zu bekennen, und es ist Pflicht des Biographen, diese Irrthümer zu berichtigen, sie seinen Lesern zu Gemüthe zu führen, damit sie sich nicht an ihnen stoßen, damit sie sich nicht durch sie verleiten lassen. Wir erwähnen nur einige dieser Irrthümer, die Schiller selbst berichtigte, und die der Verfasser mit Recht berichtigt hat, damit unsere Leser sich darauf vorbereiten können, wenn sie sie in dem Werke selbst finden. Schiller hatte sich in seiner Jugend und in den ersten Jahren seiner Mannesreife durch Rousseau's Schriften, durch Rousseau's Ansichten über Natur und Gesellschaft, über Staat und Religion, über Kunst und Wissenschaft, über Leben und Tod, über Freundschaft und Liebe, über Ehe und Familie, über Erziehung und Unterricht, über Sitte und Tugend, über Laster und Verbrechen, über Strafe und Gericht, über Gesetz und Recht, über Regierung und Unterthanen, über Krieg und Frieden, über Reichthum und Armuth, über Gleichheit und Freiheit, über Adel und Bürgerthum, über Fürsten und Völker, über Monarchie und Republik, über Despotismus und Demokratie, über Revolution und Anarchie, über Tyrannei und Tyrannenmord, über Gott und Unsterblichkeit, über Himmel und Hölle, über Teufel und Verdammniß, über Sünde und Laster, über Tugend und Seligkeit, über Alles, was Menschen denken, fühlen, wollen, thun und lassen, verleiten lassen, Ansichten auszusprechen, die er selbst in seinem reifern Alter als Irrthümer erkannte, und die er selbst berichtigte. Wir erwähnen nur einige dieser Irrthümer, die Schiller selbst berichtigte, und die der Verfasser mit Recht berichtigt hat, damit unsere Leser sich darauf vorbereiten können, wenn sie sie in dem Werke selbst finden. Schiller hatte sich in seiner Jugend und in den ersten Jahren seiner Mannesreife durch Rousseau's Schriften, durch Rousseau's Ansichten über Natur und Gesellschaft, über Staat und Religion, über Kunst und Wissenschaft, über Leben und Tod, über Freundschaft und Liebe, über Ehe und Familie, über Erziehung und Unterricht, über Sitte und Tugend, über Laster und Verbrechen, über Strafe und Gericht, über Gesetz und Recht, über Regierung und Unterthanen, über Krieg und Frieden, über Reichthum und Armuth, über Gleichheit und Freiheit, über Adel und Bürgerthum, über Fürsten und Völker, über Monarchie und Republik, über Despotismus und Demokratie, über Revolution und Anarchie, über Tyrannei und Tyrannenmord, über Gott und Unsterblichkeit, über Himmel und Hölle, über Teufel und Verdammniß, über Sünde und Laster, über Tugend und Seligkeit, über Alles, was Menschen denken, fühlen, wollen, thun und lassen, verleiten lassen, Ansichten auszusprechen, die er selbst in seinem reifern Alter als Irrthümer erkannte, und die er selbst berichtigte. Wir erwähnen nur einige dieser Irrthümer, die Schiller selbst berichtigte, und die der Verfasser mit Recht berichtigt hat, damit unsere Leser sich darauf vorbereiten können, wenn sie sie in dem Werke selbst finden.

der Verfaſſer oft ſehr glücklich iſt, die ihn aber, wie wir gelegentlich ſehen werden, zu weit führen; und dann iſt in den metaphyſiſchen Principien manche Unklarheit, mancher Widerſpruch, manches Ungerechtfertigte vorhanden. Indeß wird der Kern des Buchs und deſſen Werth davon nicht beeinträchtigt, und wer auch über Gott und Welt anders denkt als der Verfaſſer, kann doch ſeiner Proportionslehre oder ſeinen Erörterungen über das Komiſche Beifall zollen. Von vornherein ſtellt Zeiſing zwar eine allgemeine Seins- und Weſenlehre als Grundlage ſeiner Forſchungen auf, dann geht er aber im Einzelnen inductiv und unbefangen zuwerke und ſucht eben die einzelnen Eindrücke oder Begriffe, z. B. das Reizende, das Erhabene, erfahrungsmäßig zu beſtimmen und dann mit ſchätzbaren Beiſpielen aus allen Gebieten des Schönen zu erläutern und zugleich ſeine Beſtimmungen dadurch zu rechtfertigen.

Wenn der einleitende hiſtoriſche Ueberblick über die bisherigen Leiſtungen der Aeſthetik vollſtändig gemacht werden ſollte, ſo müßten wir wol eine beträchtliche Nachleſe halten. So darf bei Platon nicht verſchwiegen werden, daß derſelbe trotz einzelner genialer Anſchauungen und Lichtblicke eine Theorie des Schönen und der Kunſt deshalb nicht begründen konnte, weil er die Rechte der Sinnlichkeit und Individualität, die Bedeutung des räumlich-zeitlichen Erſcheinens für die Verwirklichung der Ideen ſelbſt verkannte. Ihm war das Reingeiſtige, die überſinnliche Idee als ſolche das Höchſte, in der Weltwirklichkeit ſah er nur vergängliche und mangelhafte Abbilder derſelben und die Kunſt war ihm nur die Nachahmung dieſer Abbilder, nicht die ſinnenfällige Darſtellung der Urbilder ſelbſt, wie wir wol im Anſchluß an ſeine Sprachweiſe ſagen können. Dann hätte wol dargethan werden können, wie bei Jordan Bruno von Nola der Boden für das Verſtändniß der Schönheit und Kunſt gewonnen wird und die ganze Anſchauungsweiſe dieſes Denkers eine äſthetiſche, künſtleriſche iſt, wie bei Leibniz das Schöne als das Gefühl der Weltharmonie ſchon ausgeſprochen und damit der erſten Aeſthetik, der Baumgarten'ſchen, der Weg gebahnt wird, auf welchem ſie das Schöne als das ſinnlich Vollkommene fand. Vortrefflich aber iſt die Charakteriſtik Burke's, den Zeiſing mit Recht angreift, weil er die Begriffe des Schönen und des Erhabenen zuerſt auseinandergeriſſen habe, ohne dabei das Schöne im weitern Sinn als Gattungsbegriff feſtzuhalten, „eine Trennung, die auf die Entwickelung der Aeſthetik höchſt ſtörend eingewirkt hat, indem ſie hauptſächlich die Schuld trägt, daß man bis in die neueſte Zeit hinein über das Verhältniß der verſchiedenen Modificationen des Schönen untereinander und zum Schönen überhaupt nicht ins Klare kommen konnte". Mit Recht tadelt Zeiſing an Kant, daß es bei ihm immer ſo herauskomme, als ob die Schönheit nur vom Subject in das Object hineingetragen werde, nicht aber das Product der in ihm ſich ſelbſt geſtaltenden Idee ſei; aber er verkennt oder verſchweigt das große Verdienſt Kant's: zum Bewußtſein gebracht zu haben, daß das Schöne in Wahrheit als ſolches nicht in den Dingen als deren für ſich beſtehende fertige Eigenſchaft vorhanden iſt, ſondern in uns erzeugt wird, unſerm fühlenden Geiſte eignet. Kant behauptet keineswegs, daß dieſer für ſich allein das Schöne hervorbringt, aber er unterläßt es zu unterſuchen, wie die Dinge beſchaffen ſein müſſen, die im Zuſammentreffen und Zuſammenwirken mit uns den Eindruck der Schönheit hervorrufen. Wer da weiß, daß in der Außenwelt nur die Schwingungen der Luft und des Aethers vorhanden ſind, welche erſt in unſerm Ohr und Auge die Empfindung des Tons und der Farbe erwecken, und wer dabei bedenkt, daß das Schöne in Ton und Farbe, in Wort und Bild zur Erſcheinung kommt, der wird erkennen, daß das Schöne erſt geboren wird, indem die Objectivität in den fühlenden Geiſt eingeht. Dies iſt das Bleibende in Kant's „Kritik der Urtheilskraft", ſtatt der Außenwelt die Subjectivität als den eigentlichen Wohnort des Schönen aufgezeigt zu haben. Schiller iſt übrigens die verſprochene Beſtimmung über die Beſchaffenheit des Objectiven, welches das Schönheitsgefühl in uns erregt, nicht ſchuldig geblieben, wie Zeiſing behauptet, ſondern hat ſie ſowol in der Abhandlung „Ueber Anmuth und Würde" als in den „Briefen über äſthetiſche Erziehung" gegeben, indem er die Schönheit als Bürgerin zweier Welten, der ſinnlichen und geiſtigen, als die Ineinsbildung des Realen und Idealen erklärte. Auch Fichte's Idealismus ſcheint mir nicht ſo ganz unzulänglich für die Erfaſſung des Schönen zu ſein wie unſerm Verfaſſer. Die treffliche Erörterung über die Pflicht des Künſtlers in der Sittenlehre beſtimmt das Weſen der Phantaſieanſchauung und äſthetiſchen Darſtellung auf eine meiſterhafte Weiſe, die man nur der Schulterminologie zu entkleiden und weiter auszuführen braucht, um ſie mit den geläutertſten Ideen der Gegenwart in Uebereinſtimmung zu finden. Bei Schelling endlich hätte auf die herrliche Rede über das Verhältniß der bildenden Künſte zur Natur größeres Gewicht gelegt werden ſollen. Hegel's Aeſthetik iſt von Zeiſing mit großer Ausführlichkeit kritiſirt, da er ſeinen eigenen Standpunkt ihr und der auf gleichem Princip ſtehenden Viſcher'ſchen Schrift gegenüber als einen berechtigten nachzuweiſen hat und mit ebenſo viel Scharfſinn als Glück auch nachweiſt. Allen Reſpect vor vielen einzelnen Ausführungen und Urtheilen Viſcher's, aber der Aberglaube an den metaphyſiſchen Werth ſeines Buchs, den längſt die „Jahrbücher für wiſſenſchaftliche Kritik" und die Fichte'ſche „Zeitſchrift für Philoſophie" bekämpft, ſollte doch endlich ſich weiſen laſſen. Vielleicht trägt Zeiſing's Darſtellung zur Aufklärung vieler Köpfe, auch journaliſtiſcher, bei, denen gerade das Unverſtandene imponirt hat. Weiße's Aeſthetik theilt allerdings mit der Hegel'ſchen Schule die falſche Umſchlagsdialektik, nach welcher z. B. das unmittelbare Schöne das Häßliche ſein ſoll, und den Mythus von der Selbſtbewegung der Begriffe, wenn der menſchliche Geiſt von einer Sache zur andern fort- und übergeht; ſie enthält aber unter ihrer ſteifen und ſchwerfälligen Form doch des Guten

an Sparkassabücher in der, bei Zeichnung verlangten Höhe, ohne Rücksicht auf die Einlagen, welche dieselben vor der Zeichnung gemacht haben, auch bei einer Rückzahlung nicht mehr als 100 Gulden ausgefolgt werden dürfen, und daß Einlagen, welche auf Sparkassabücher geleistet werden, welche bereits die Höhe der Zeichnung erreicht haben, nicht als Einlagen auf Zeichnung, sondern lediglich als solche auf Sparkassabücher mit Anlagen und Schulden, betrachtet werden, und es den Kassa-Aemtern nicht gestattet werden darf, dieselben zurückzuzahlen.

Wenn Jemand Einlagen auf Zeichnung machen will, so hat er sich persönlich oder durch einen Bevollmächtigten mit der Anzeige bei Schranne, Kassa-Amt oder Gemeinde-Vorsteher zu melden, daß er eine Einlage auf Zeichnung machen wolle, bei wem er sie machen wolle, und wie viel er einlegen wolle. Diese Anzeige ist in das Protokoll der Schranne, Kassa-Amt oder Gemeinde-Vorsteher einzutragen, und dem Einleger ist darüber ein Schein zu ertheilen, welcher enthalten muß:

1. Den Namen des Einlegers, seinen Stand und Wohnort, und wenn er nicht selbst Einleger ist, den Namen und Wohnort des Einlegers, und den Namen, Stand und Wohnort des Bevollmächtigten, welcher die Einlage macht, und den Grund, warum Einleger nicht selbst Einlage macht.

2. Den Tag der Einlage.

3. Wie viel Einlage.

4. Wie viel Einlage noch nöthig ist, um die Einlage auf Zeichnung zu vollenden, und wann diese Einlage geschehen soll. Diese Einlage muß wenigstens 5 Gulden betragen, und darf nicht vor Verfluß von 3 Monaten nach der ersten Einlage geschehen. Einlagen, welche vor Verfluß dieser Zeit gemacht werden, sind nicht als Einlagen auf Zeichnung, sondern als solche auf Sparkassabücher mit Anlagen und Schulden zu betrachten, und es darf darüber kein Schein auf Einlage auf Zeichnung ausgestellt werden.

5. Wann Einleger sich wieder melden will, um die Einlage auf Zeichnung zu machen, und wann Einleger sich wieder melden soll, um die Einlage auf Zeichnung zu machen, wenn Einleger sich nicht selbst wieder melden will.

Wenn Einleger sich wieder meldet, um die Einlage auf Zeichnung zu machen, so ist ihm der Schein, welcher über die vorhergehende Einlage ausgestellt worden ist, zurückzustellen, und ihm ein neuer Schein auf Einlage auf Zeichnung auszustellen, welcher die Einlage, die Zeit, wann Einleger sich wieder melden will, und wann Einleger sich wieder melden soll, um die Einlage auf Zeichnung zu machen, wenn Einleger sich nicht selbst wieder melden will, enthalten muß. Wenn Einleger sich nicht wieder meldet, um die Einlage auf Zeichnung zu machen, wenn Einleger sich nicht selbst wieder melden will

zu Gott, keineswegs träges, unselbständiges, todtes Ausruhen und Verschwinden in Gott ist. Wer daher dem Zweck der Welt genügen will, hat nicht sein Auge träumerisch und sehnsüchtig in die Zukunft zu richten und dort die Einigung mit Gott zu suchen, sondern er muß streben, so zu handeln und zu denken, daß er in jedem Act außer ihm und in ihm zugleich einen Gottesact zu erkennen und zu empfinden vermag.

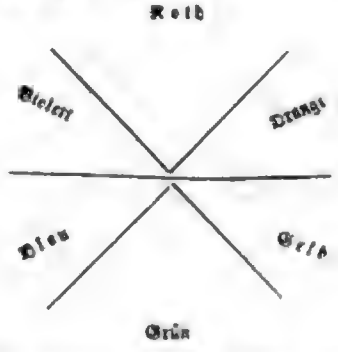
Zur Lösung dieser Aufgabe ist auch die Bildung unsers ästhetischen Bewußtseins nothwendig.

Insofern alles Schöne ein Ideales in sinnenfälliger Erscheinung ist und in der Form das Wesen sich der Anschauung offenbart, die Form aber stets einen Stoff gestaltet und der geformte Stoff stets eine bestimmte Ausdehnung oder Größe hat, kann eines dieser drei Momente oder Elemente des Schönen zuerst oder vorwiegend wirken, und danach unterscheidet Zeising das Formalschöne von dem Reizenden, in welchem das Stoffliche, und von dem Erhabenen, in welchem die Größe zumeist in Betracht kommt. Dies ist vortrefflich und so einfach wahr, daß wol keine wissenschaftliche Aesthetik wieder von diesen Bestimmungen abweichen wird. Zeising meidet dadurch jenen Irrthum Burke's, der das Erhabene außer und neben dem Schönen betrachtete; den Irrthum Weiße's, der die Irrationalität als die Basis des Erhabenen annahm; den Irrthum Vischer's, welcher von einem Hinausragen der Idee über die Erscheinung redete, sodaß eine erhabene Erscheinung eine der Idee unangemessene, ungenügende wäre, die uns aber gewiß eher dürftig oder lächerlich als erhaben scheinen würde. Zeising bestimmt und entwickelt das Erhabene als dasjenige Schöne, welches durch das quantitative Moment der Erscheinung, durch seine Größe in uns die Idee der Vollkommenheit erweckt, während dagegen das Reizende dadurch entsteht, daß die sinnlich materiellen Qualitäten, wie Klang und Farbe, oder das Spannende, Interessante des dargestellten Stoffs als solchen zur Wirksamkeit kommen und eine gewisse Präponderanz erlangen, die natürlich in Ueppigkeit ausarten, ja in Häßlichkeit umschlagen kann, wenn formale Schönheit und ideale Würde dadurch beeinträchtigt werden. In Bezug auf die formale Schönheit in den eine Gestalt umschreibenden Linien wie im Reich der melodischen Tonfolge gibt Zeising eine Reihe ebenso neuer als genügender Bemerkungen, die immer auch das Analoge der verschiedenen Gebiete mit besonderm Glück hervorheben. Sein Gesetz der Proportionalität, das er in einer besondern Schrift früher schon entwickelte, erscheint hier im Zusammenhange des Systems, und man verwundert sich, daß diese so einfache und so rationale Erkenntniß nicht von jeher dagewesen, erst vor einigen Jahren ausgesprochen worden. Wenn ein Ganzes nicht blos mit strenger Regelmäßigkeit in zwei gleiche, sondern wenn es in ungleiche Theile getheilt werden soll, wie ist dies möglich so zu bewerkstelligen, daß die Theile untereinander und zum Ganzen in einem harmonischen Verhältniß stehen? Die Antwort liegt so nahe und war doch ein Ei des Columbus! „Es muß der kleinere Theil sich zum größern verhalten, wie der größere sich zum Ganzen verhält." Die Mathematik kennt diese Theilung als den goldenen Schnitt, Zeising hat ihn als das Gliederungsprincip der Natur und Kunst nachgewiesen.

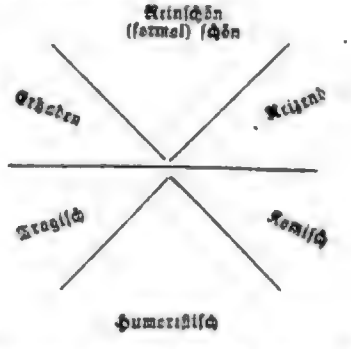
Vor solchen Verdiensten verschwinden die Mängel des Buchs. Wir müssen den Leser auf die vielen vortrefflichen Einzeluntersuchungen verweisen, die der Verfasser über die weitern Modificationen des Schönen, das Tragische, Komische, Humoristische anstellt; sie schließen sich dem Besten an, was hierüber bisjetzt gesagt worden. Ein Cabinetsstück dialektischer Ironie gibt die Nachweisung, wie die seitherigen Definirer des Komischen dadurch nach ihren eigenen Definitionen selbst komisch geworden. Aber ich kann ihm nicht helfen, soviel Treffendes der Verfasser über den ganzen Verlauf des Komischen sagt, wenn er das nun in einen einzigen Definitionssatz einfangen will, macht er selbst einen komischen Eindruck:

Das Komische oder Lächerliche ist das Schöne in der Form desjenigen Widerspruchs, durch den das anschauende Subject aus der Empfindung einer objectiven Unvollkommenheit oder richtiger Vollkommenheitswidrigkeit unmittelbar in die Empfindung der subjectiven Vollkommenheit hinübergerissen wird.

Bekannt ist das Farbenkreuz, in welchem durch Mischung der drei Hauptfarben drei andere gebildet werden und nun die gegeneinander liegenden sich zur Totalität fodern und ergänzen.



Dem entsprechend entwirft Zeising ein Bild seiner Systematik des Schönen:



Viel Sinniges sagt er danach über Gegensatz, Ergänzung und Verwandtschaft dieser Begriffe. Aber wie das Analogienspiel nur ein Beiwerk sein darf, beweist er damit, daß er nun den Vocal a der rothen, den Vocal u der blauen, i der gelben Farbe zuweist, das Gelb komisch, das Violett erhaben, das Blau tragisch, das Grün

unendlich klein. Gott ist für Paulus der Schöpfer, der aus Nichts schafft, der Auferwecker der Todten. Jesus ist ihm der übernatürliche Ursprung des Menschengeschlechts, der Anfänger und Vollender unseres Glaubens, der Herr, der uns vom Gesetze und vom Fluche des Gesetzes erlöst hat, der Mittler, der uns mit Gott versöhnt, der Fürbitter, der uns vertritt.

Diese Lehre kann nun nach der Verschiedenheit der religiösen Anlagen verschieden aufgefaßt werden. Sie kann, wie Jesus selbst, den Evangelisten und Jakobusbriefen entsprechen, sie kann aber gerade Gegensatz sein, einen Gegensatz, der auf jene Anschauungen, wenn sie sich in Lehrsatzweisung zu verengen und zu fixiren beginnen, zurückwirken muß. Dieß ist nun bei Paulus der Fall. Er ist ein gesetzlicher Mann und bringt diesen Zug von Gesetzlichkeit unbewußt mit sich in die Evangelien. Er ist ein Pharisäer, der sich durch die Erlösungs-Thatsache nicht befriedigt fühlt, sondern weiß will, in welcher Beziehung sie zu dem Gesetze steht, das er bisher als Pharisäer verehrt hat. Er ist ein gelehrter Mann, der seine Lehre begründet wissen will. Er ist ein Schriftgelehrter, der sich in Schriftbeweisen ergeht. Er ist ein Rabbi, der seine Lehre in Form und Weise der Schule und Synagoge vorträgt. Er ist ein Apostel, der sich auf seine Berufung beruft, der seine Lehre weiter entwickelt und in der Gemeinschaft allein weiß. Er ist ein Mann, der sich in Gegensätzen bewegt, der ungeschieden Antagonismen vereint, überall den Gegensatz sieht, und ihn überall ausgleicht

Wenn aber Ranke das Maßgebende bei Rafael die schöne Leiblichkeit nennt und von den Meistern Italiens im Allgemeinen sagt, daß sie die Heiligen, nicht den Heiland kennen, so scheint er selbst von Rafael weder den kreuztragenden noch den verklärten Christus gesehen oder verstanden zu haben. Er eifert gegen den Aberwitz in Kirchenbildern und nennt in einem Athem Beispiele der entlegensten Jahrhunderte, ohne zu bedenken, daß solchen gar Manches nicht anstößig war, was ihm jetzt fremd oder abgeschmackt oder gräßlich dünkt. Dann zürnt er mit Recht über Künstler, welche auch der Verherrlichung von Verfolgungen um der Religion willen Griffel und Pinsel leihen, als ob solche Gräuel ehrende Großthaten wären; daneben eifert er wider die zopfige Vermengung des Christlichen und Antik-Mythologischen, als ob sie heute geschähe. Er zürnt mit Recht über lascive Darstellung sinnlicher Nuditäten, aber er hat selbst keinen Sinn für die reine Leibesschönheit in ihrem unbefangenen Dasein und bricht über alles Nackte den Stab. Mit Recht erkennt er das Gefühlsschöne, den Seelenausdruck als den Quell deutscher Kunst und verlangt Bilder des Familienlebens und der volksthümlichen Sitte, Landschaften, in denen der Geist der Natur aufgefaßt und eine Stimmung des Gemüths gespiegelt wird, Bilder der Geschichte, in denen die allgemein menschliche Bedeutung einer ergreifenden Situation durch poetische, ideale Lebensauffassung dargestellt wird, religiöse Gemälde, die das ewig Wahre, allen Confessionen Gemeinsame in seiner Ursprünglichkeit wiedergeben. Da sind wir mit ihm einverstanden.

Herold's Bemerkungen über die Stellung der bildenden Kunst in der Gegenwart zeigen, daß das Interesse an jener und die Lectüre ästhetischer und kunsthistorischer Schriften an Ausbreitung gewinnt, sie zeigen aber auch zugleich die Abhängigkeit des Verfassers von der mannichfachen Lectüre, wodurch neben Gutem und Wahren auch Schiefes und Seltsames bei ihm zutage kommt; das Büchlein ist ein gutgemeintes, aber etwas Neues bringt es nicht, auch keine klarere oder schärfere Bestimmung des wohlbekannten Alten. Er knüpft an die münchener Ausstellung an und verbreitet sich dann über die bildenden Künste und ihre Entwickelung in der Gegenwart. 49.

Dramatische Bücherschau.

1. Herzog Bernhard. Historische Tragödie von Julius Mosen. Leipzig, Brockhaus. 1855. 8. 16 Ngr.
2. Bernhard von Weimar. Geschichtliches Trauerspiel in fünf Acten von Wilhelm Genast. Weimar, Böhlau. 1855. Gr. 16. 25 Ngr.

Dieser Bernhard in seiner großartigen, stattlich kriegerischen Heldenfigur, welche von dem Glanze eines Kämpfers für Licht und Glaubensfreiheit umgossen ist, mag für den im Gebiete der vaterländischen Geschichte sich umschauenden Dramatiker sicher eine anlockende Gestalt sein. Auffallend ist aber, daß unsere Poeten, statt diese urkräftige Persönlichkeit eben in ihrer historischen Urkräftigkeit unangetastet zu lassen, sie auf mannichfache Weise abschwächen und sozusagen civilisiren, woraus man den naheliegenden Schluß zu ziehen nicht umhin kann, daß sie entweder ihr Publicum für unfähig halten, einen so derben ursprünglichen Charakter zu ertragen und zu verstehen, oder daß sie selbst sich mit einer solchen Kraftgestalt keinen Rath wissen und, wenn sie derselben überhaupt zu künstlerischer Verwendung sich bemächtigen wollen, im Hinblick auf die Pygmäennatur unserer Zeit dieselbe zu reduciren genöthigt sind. Diese Versündigung an dem deutschen Helden haben sich auch Genast und selbst Mosen zuschulden kommen lassen. Der Erstere macht aus dem seinem Kriegshandwerke leidenschaftlich ergebenen Condottiere des Dreißigjährigen Kriegs einen Washington, der nur um des Friedens willen die Waffen führt, und einen Friedensfürsten, der wie ein Puritaner sich gerirt; Letzterer romantisirt seinen Helden, namentlich gegen das Ende des Dramas, sodaß dieses fast opernartig schließt. Und mit dieser Verzierlichung Bernhard's setzen beide Dichter das Maß der Schuld, welches nun einmal den tragischen Helden erst zu einem solchen macht, auf ein solches Minimum herab, daß man dasselbe kaum wahrnimmt, sondern erst herausdeduciren muß. Der Genast'sche Held ist ein Tugendbund durch und durch, eine jener tadellosen, engelhaften Ritterfiguren, wie sie uns eine gewisse Richtung unserer Literatur vor noch nicht allzu langer Zeit statt wirklicher Menschen auffreundschaftseln wollte, und auch der Mosen'sche Bernhard, der zwar viel weniger absichtlich vertugendlicht ist, kann doch auch zu keiner kräftigen tragischen Schuld gelangen: es ist, als ob beide Dichter sich vor einer solchen ordentlich gefürchtet hätten. So aber bringt diese unkünstlerische Subjectivität in beide Heldengestalten eine peinliche Befangenheit und wir möchten sagen Geziertheit, sodaß ein gesunder Genuß an denselben unmöglich gemacht wird und das Interesse von der Hauptperson auf die Nebenpersonen abgleitet, die denn auch, sonderlich in dem Genast'schen Drama, ungleich gelungener sind. Zwar sind die Weiber beider Stücke mit Ausnahme der Genast'schen Maria von Aiguillon, welche die elegante Frechheit der hohen Damen am Hofe Ludwig's XIV. trefflich zur Anschauung bringt, nicht eben allzu glücklich gerathen, indem dieselbe Maria Mosen's doch nur eine romanhafte Theaterprinzessin, die Elsi Rohan Genast's zu sehr ein bloßes gutes Mädchen, die Landgräfin Mosen's eine reine Declamation ist; aber alle andern Gestalten sind beiden Dichtern durchaus gelungen, voll charakteristischer Frische und Kräftigkeit, und selbst Genast's Richelieu ist ein gerechtfertigter, gleichsam eine Metamorphose jenes Proteus machiavellistischer Staatskunst. Poetischer ist wol das Mosen'sche Drama, bühnlicher vielleicht aber doch kaum das Genast'sche, aber beide Dichtungen durchrauscht derselbe erhebende und gemüthsinnige deutschpatriotische Hauch, dieselbe Begeisterung für deutsche Freiheit und deutsches Recht so herzgewinnend, so überzeugend kräftig, daß Niemand eines der beiden Dramen aus der Hand legen wird, ohne nach dieser Beziehung hin sich auf nachhaltigste erbaut zu haben. In dieser Richtung sind beide Tragödien ein Schatz und ein unbestreitbares Verdienst der Dichter, und es ist deshalb um so tiefer zu beklagen, daß die subjective Verwirklichung des Helden den wahrhaft nationalen und historisch bedeutenden Eindruck verwischt, welchen im Uebrigen beide Dichtungen hinterlassen. Wenn der Mosen'sche Bernhard ausruft:

> Sei mir gegrüßt mit allen deinen Wogen,
> Du heiliger, du schöner deutscher Strom,
> Soweit dich Gottes reiche Hand gezogen
> Aus Felsenschlössern und von Dom zu Dom,
> Soweit in dir mit Reben und mit Aehren
> Die Berge und die Auen sich verklären!
> Uralter Schutzherr, meines Volkes Wächter,
> Ich grüße dich in meinem herben Leid,
> Beschirme Deutschlands künftige Geschlechter
> Entreißt die Waffen mir des Schicksals Neid,
> Und trage einst zum Meere stolz die Lasten,
> Den deutschen Wald in hohen freien Masten!

...ch bei uns seit 30. 31. und 32. Jahrh. [illegible] ...ichen ...ndern, über [illegible] ...ungen [illegible] ...ungen [illegible] ...ungen

versprechenden Jünger. Möchte de Wilde ja fortfahren, seine glückliche Begabung zu Arbeiten dieser Art zu verwerthen, und seinerseits unverdrossen mitwirken, um das Vorurtheil, welches der spanischen Dichtung gegenüber noch immer auf uns lastet, mehr und mehr zu einem überwundenen Standpunkt zu machen.

5. Der Herzog von Athen. Historisches Schauspiel in vier Acten von Josef Rank. Leipzig, Voigt und Günther. 1854. 16. 1 Thlr.

Umsonst hatte das alte kernkräftige Bürgerthum, welches bislang im schönen Florenz die Macht in der markigen Faust gehalten, gegen des städtischen Adels Verrath an der Freiheit der Vaterstadt und den sinnlosen Schwindel des bestochenen Pöbels sich aufgelehnt; Walther von Brienne, der landlose Herzog von Athen, war zum Feldhauptmann im blutigen Kampfe gegen das stolze Pisa ernannt und zum Dictator ausgerufen worden. Während er die Nobili, denen das Uebergewicht der Bürger längst ein Gräuel, sich schlau gewann, den Haufen durch Schmeichelei und Geldspenden an sich kettete und durch des lustigen Frankreich galante und schimmernde Formen selbst der reichen Bürger schöne Weiber an seinen neuen Hof lockte, gelang es Walther bald genug, im Besitze der Dictatur und unter dem Scheine der wiederherzustellenden Gesetzesordnung mit Beil und Bann das Bürgerthum unter sein Joch zu beugen. Als aber dem seinen Lohn begehrenden Adel der versprochene Sold vorenthalten wird, als das scheußliche Blutregiment des neuen Despoten alle Stände mit gleicher Strenge trifft und das schöne Florenz zu einem Kerker des Jammers herabdrückt, da führt „das gemeinsame unerträgliche Leid Bürger, Edle und Volk einander in die Arme; es ist ihr gemeinsamer Zweck, die Tyrannei zu stürzen. In jedem Hause stehen Bewaffnete bereit, auf ein gegebenes Zeichen hervorzubrechen". Selbst die Weiber, „die heldenmüthigen Bürgerinnen im Palaste, die der Herzog als Geiseln in seiner Macht zu haben glaubt", an ihrer Spitze Angela, des kühnen Berdoni schöne Gattin, die ihre anfängliche Hingabe an das blendende Franzosenthum des neuen Hofs sühnen will und deshalb Hofdame der Herzogin geworden ist, schließen sich den Kämpfern für die Freiheit thätig an, und so stürzt denn der Tyrann und sein blutiger Thron vor des Florentinervolks vereinter Kraft zusammen. „Der Adel fällt dem Bürger in die Arme und wünscht Vergessen und Vergeben; auch das Volk darf heute zum ersten male an das warme Herz der reichen Stände" — und Bordoni, die Seele der Empörung gegen den despotischen Frevel, ruft, mit seinem geliebten, in so herrlicher Sühnethat ihm wiedergewonnenen Weibe versöhnt: „O Wunderanblick! Freude, nicht zu sagen! Florenz im Siege und versöhnt! — Nun heim! und Friede werd' es auch in meinem Hause!"

Was sich sehr bald als eine den Gesammteindruck dieser in jeder andern Beziehung überaus frischen, kräftigen und dramatisch eindringlichen Dichtung wesentlich beeinträchtigende Schwäche herausstellt, ist die mangelnde Bedeutsamkeit der Centralfigur, des Walther von Athen, um welchen ja doch die Begebenheit und die übrigen mehr oder minder eingreifenden Persönlichkeiten des Dramas sich gruppiren, in welchem sich dieses selbst historisch und dichterisch zusammenfaßt. Dieser Walther ist eine viel zu gewöhnliche hergebrachte Sorte von Tyrannen, ein zu gemeiner und niederträchtiger Schuft, dem alles und jedes Princip, alle und jede sozusagen Verklärung der Bosheit, kurz dem Das abgeht, was die großartigen Scheusale der Poesie, was einen Richard III. so gewaltig erhebt und so tragisch erschütternd aufbaut — das Dämonische. Die bloße Sucht zu herrschen, die nackte Habsucht und Despotenlaune, wie sie in diesem Walther so ohne alle tiefere Beziehung, so ohne alle höhere Strebung sich kundthut, ist mindestens ein zu abgebrauchtes Motiv, eine zu abgespielte Misere, als daß sie immer wieder zu fesseln und Antheil irgendeiner Art zu erwecken vermöchte. Ist nun Walther schon geistig und charakteriell viel zu unbedeutend, um eben ein höheres geistiges Interesse an dem Fortgange seiner verbrecherischen Plane einzuflößen, so bietet er auch gar nichts oder doch leider wenig Menschliches, somit nirgends Keime einer möglichen tragischen Sühne, sodaß er auch nach dieser Beziehung völlig unvermittelt an irgendeinen Gemüthsantheil sich darstellt. Mithin ist die Wirkung dieses Walther keine dramatische im höhern Sinne des Worts, jedenfalls keine tragische. Und letztere ist man vor allem zu verlangen durchaus berechtigt; denn wenn auch Rank sein Stück ausdrücklich ein Schauspiel nennt, so ist es doch in seiner ganzen Anlage, in seiner Tendenz eine Tragödie — die Tragödie der abenteuernden Despotie, welche die allgemeine Freiheit ihren subjectiven Gelüsten opfert und in dem endlichen Siege der erstern eben ihre tragische Sühnung findet. In allen übrigen Gestalten seines Dramas ist Rank ungleich glücklicher gewesen. Bordoni, der glühende Held der florentinischen Bürgerfreiheit; der greise Adimari, eine Erscheinung von tiefpoetischer Wirkung; Medin, ein echter Verrina-Charakter; Sandrio, der gewaltige Goldschmied mit dem unbeugsamen Republikanerherzen; Helena, das Weib voll alter Römertugend und heiliger Sitte; Angela, Bordoni's reizende Gattin, die, verführt von ihrer weiblichen Eitelkeit und Caprice ins Lager des Tyrannen, sich wiederfindet in der kühnen That für die Sache, der sie untreu geworden war; des Herzogs Weib, die giftige Schlange u. s. w.: — das sind Alles grunddramatische und im höchsten Grade fesselnde Gestalten, die in ihrer Besonderheit und Eigenartigkeit mit freier Consequenz bis zum Ende durchgeführt sind und zur dramatischen Gruppirung und Wirkung des Ganzen an ihrem Platze wacker eingreifen. Die Begebenheit selbst ist schon an sich spannend genug und der Dichter hat sie mit künstlerischem Geschick zu leiten, in sehr wirkungsvolle Scenen zu vertheilen und den historischen Grundklang so glücklich zu treffen und festzuhalten gewußt, daß man nicht einen Augenblick aus der historischen Zeit und Tracht der geschilderten Vorgänge sich herausgesetzt fühlt. Sehr gelungen sind die Volksscenen im zweiten und fünften Acte. Ueberhaupt blickt man aus dieser an mannichfachen Schönheiten reichen Dichtung, die eine Umarbeitung des Walther in der vorhin besprochenen Richtung zu einer auch im Ganzen trefflichen machen würde, in eine Fülle gründlicher und sorgfältiger Studien und in eine solche Reinheit der poetischen Production, in eine solche Tiefe edler Gesinnung, daß man bei der offenbaren dramatischen Begabung, welche diese Tragödie bekundet, nur mit warmer Freude und Genugthuung den geist- und gemüthvollen Verfasser der Volksgeschichten unter den deutschen Dramendichtern begrüßt. Die markige, kernhafte Sprache, welche durchweg im „Herzog von Athen" herrscht, läßt recht bedauern, daß der Autor das Versmaß verbannt hat, eine Laune, die dadurch bestraft wird, daß dem Dichter zuweilen unwillkürlich Jamben aus der Feder geflossen sind. Wir wollen durchaus nicht den Vers als ein absolutes Postulat des Dramas hinstellen, allein selbst wenn nichts Anderes, so wird durch das Metrum eine strengere poetische Form und Richtung, ein ideales Gewand der Dichtung angethan, die dadurch von vornherein eine höhere Weihe und Würde empfängt. Für die Bühnendarstellung wäre eine nicht eben schwierige Zusammendrängung einzelner Partien und stellenweise Kürzung des Dialogs unumgänglich nothwendig, wie denn auch eine Verringerung des allzu reichen Personals für diesen Zweck unerläßlich erscheint. Daß diese Dichtung, nach Bühnenrecht modificirt und in der Person des Walther tiefer motivirt und intendirt, theatralisch eine bedeutende Wirkung thun wird, möchten wir wol prognosticiren; jedenfalls aber bleibt dieses Drama ein schönes und lauteres Stück Poesie, welches werth ist, unter des Dichters eigener Nachhülfe ein tadelloseres Werk zu werden.

Lebens. Nachdem aber die Stiftung der Buchdruck- und Buchhandelsgehilfen-Pensionskasse in Leipzig in's Leben getreten, haben sich die Gehilfen in Berlin, Dresden, Stuttgart, Braunschweig, Hamburg, Frankfurt a. M., Wien, Prag, Pest, Triest, Bremen, Hannover, Mainz, Augsburg, Nürnberg, Karlsruhe, Mannheim, Heidelberg, Freiburg, Basel, Zürich, Bern, Genf, Lausanne, Neuchâtel, Amsterdam, Rotterdam, Haag, Utrecht, Brüssel, Antwerpen, Gent, Lüttich, Paris, Lyon, Straßburg, Mülhausen, Nancy, Metz, Nizza, Marseille, Toulouse, Bordeaux, Montpellier, Genua, Turin, Mailand, Florenz, Rom, Neapel, Venedig, Verona, Padua, Bologna, Modena, Parma, Livorno, Lucca, Pisa, Siena, Perugia, Ancona, Palermo, Messina, Catania, Malta, Corfu, Athen, Konstantinopel, Smyrna, Alexandrien, Kairo, Beirut, Jerusalem, Jaffa, Petersburg, Moskau, Riga, Reval, Dorpat, Helsingfors, Stockholm, Upsala, Christiania, Kopenhagen, Odense, Aarhus, Aalborg, Madrid, Barcelona, Sevilla, Valencia, Malaga, Cadix, Lissabon, Porto, Rio de Janeiro, Bahia, Pernambuco, Montevideo, Buenos-Ayres, Valparaiso, Lima, Mexiko, Havana, Matanzas, Cienfuegos, Sagua la Grande, Cardenas, Trinidad, Manzanillo, Santiago de Cuba, Neuyork, Philadelphia, Baltimore, Washington, Boston, Providence, Newhaven, Hartford, Albany, Troy, Buffalo, Rochester, Syracuse, Utica, Cincinnati, Columbus, Dayton, Zanesville, Portsmouth, Cleveland, Sandusky, Toledo, Detroit, Chicago, Milwaukee, Racine, Madison, Galena, Peoria, Quincy, Alton, Springfield, Cairo, Belleville, Saint Louis, Louisville, Lexington, Frankfort, Nashville, Memphis, Vicksburg, Natchez, New-Orleans, Mobile, Montgomery, Selma, Columbus, Macon, Savannah, Charleston, Wilmington, Fayetteville, Raleigh, Petersburg, Richmond, Norfolk, Washington, Alexandria, Georgetown, Baltimore, Philadelphia, Trenton, Newyork, Albany, Troy, Utica, Rochester, Buffalo, Syracuse, Auburn, Hartford, Newhaven, Providence, Boston, Portland, Augusta, Bangor, Montreal, Quebec, Toronto, Hamilton, Kingston, Ottawa, Brockville, Cornwall, Prescott, Belleville, Port Hope, Cobourg, Peterborough, Lindsay, Whitby, Oshawa, Port Perry, Bowmanville, Newcastle, Port Darlington

Also lautet der erhabene Stil, in welchem „Veronica" zu tragiren beliebt, und im „Aegyptischen Joseph" faselt der alte Jakob:

Dank, Kinder! euch, mein Leben lang
Für diesen schönen Lobgesang!
Er drang in meines Herzens Grund,
Wie der Gesang aus Engels Mund,
Wie der Gesang vom Himmelsheer
Vom sel'gen Paradiese her.
(Kleine Pause.)
Ich fühle es, bald werde ich
Von hinnen geh'n. Drum möchte ich,
Mein Joseph! deine Söhne doch
Vor meinem Tod umarmen noch.

Hört man nicht den Leierkasten zu diesem Gesalbader? Die Bühne und die dramatische Poesie haben von diesen Lazarethmixturen nichts zu fürchten, denn sie nehmen sie kaum auf die Lippe; aber das Gemüth der Kinder, denen man solche Latwergen zur Erholung eingeben wollte, würde daran erkranken und die Frische des Lebens verlieren. Der „Aegyptische Joseph" von Stützle ist ein Beitrag zur neuesten Jugendverhunzung und nur darum würdigten wir ihn in d. Bl. eines kurzen Wortes; die Wölfe in Schafskleidern schleichen jetzt aller Orten umher und so muß man sie auf den Pelz klopfen, wo immer man sie findet.

10. Penelope. Schauspiel von Reinald Reimar. Hamburg, Otto Meißner. 1854. Gr. 12. 15 Ngr.

Wir haben Reimar's „Kriemhildens Rache" in Nr. 52 d. Bl. f. 1854 loben dürfen und so ist es uns um so unwillkommener, des Dichters neuestes Drama „Penelope" tadeln zu müssen. Im Einzelnen hat zwar auch diese Dichtung manches Schöne, allein dramatisches Leben vermißt man darin durchaus. Der Autor ist dem vorwiegend epischen Charakter seines Stoffs zum Opfer gefallen und referirt nur in dialogischer Form, was wir bereits wissen und was wir in Homer's Gesängen als unnachahmliches Meisterwerk verehren, sodaß die Erinnerung an dieses das Pygmäenthum des Reimar'schen Dramas recht scharf und hell beleuchtet. Um sich vor der unwürdigen Stellung eines bloßen Referenten zu sichern, hat der Dichter zwar die Motive der Handlungen und die Stimmungen tiefer anzulegen und auszuführen versucht, aber damit ist er ganz lyrisch geworden und hemmt die so schon sehr wenig bewegte Handlung noch mehr, ganz davon abgesehen, daß mit dieser Verinnerlichung ein modernes, den Sitten jener Tage durchaus fernes moralisirendes Wesen in das Drama gekommen ist, welches dasselbe fast ungenießbar macht und eine sehr unerquickliche Langweiligkeit über das Ganze ausgießt. Die gesammte Dichtung ist aus lauter Worten und nichts als Worten zusammengesetzt und die Handlungen sind eben da, weil sie in der „Odyssee" so erzählt werden, nicht weil sie sich so mit innerer Nothwendigkeit aus dem Conflict der dramatischen Charaktere ergeben. Deshalb macht die Arbeit durchweg den Eindruck einer sehr jugendlichen Studie, einer unreifen Studentenphantasie, die jedenfalls im Pulte besser aufgehoben wäre als auf dem öffentlichen Büchermarkte. Und überhaupt — man kann es nicht genug wiederholen — warum denn so entlegene, so durchaus fremde Stoffe, die nur mittelbar, nicht unmittelbar, nicht als lebendige Gestalt noch Beziehung zum gegenwärtigen, aus lauter Gelehrten und mit den antiken Zuständen Bekannten nun einmal nicht zusammengesetzten Publicum haben, warum Zustände, Zeiten, Menschen zur dramatischen Gestaltung wählen, die uns wie Marmorbilder anschauen, von welchen wir indirect unendlich viel lernen, an welchen wir uns mittelbar mächtig emporbilden können, deren Blut aber nicht mehr lebendig in unsern Adern rollt, die uns zwar viel bedeuten, aber doch nichts mehr sind? Die Zeit, wo der dramatische Dichter nur für gelehrte Kreise schrieb, die Zeit der Bücherdramatik, die Zeit der vornehmgelahrten Isolirung ist Gottlob überwunden; jetzt gilt es — wir sprechen es unumwunden aus — für das Publicum, wie es als Ganzes in seiner höhern Bedeutung sich ausdrückt, für die lebendige Welt um uns her zu dichten und zu schaffen. Je näher der dramatische Stoff bis zu einer gewissen Linie dem Verständnisse und dem Leben der Zeit liegt, in welcher der Poet mitringt und mitarbeitet, desto sicherer ist der Erfolg, desto tiefer und nachhaltiger die Wirkung, desto handlicher und praktischer geht dem Dichter Stoff und Arbeit vonstatten, denn er schafft aus sich und zugleich aus dem Leben und für das Leben, und unsere modernen Dramatiker sind doch wahrlich nicht solche Riesen, daß sie die aus dem Stoffe selbst ihnen zuströmenden Hülfskräfte von sich weisen dürften. Gerade in der praktischen Benutzung solcher günstigen Momente bekundet sich die Klugheit des künstlerischen Arbeiters und ihr gelobt zu sein hat bekanntlich noch Niemand gereut.

11. Die Barrikadenbraut. Zeitgemälde in fünf Acten von Xavier Amiet. Basel, Schabelitz. 1853. 8. 20 Ngr.

12. Der Dorfmagnat. Schweizerisches Sittengemälde aus dem letzten Decennium des vorigen Jahrhunderts in vier Acten. Von Xavier Amiet. Basel, Schabelitz. 1853. 8. 20 Ngr.

Diese beiden Opera haben sich kein eigentliches Kunstziel gesteckt; der Verfasser, ein schweizerischer Gewerbsmann, sagt in der Vorrede zum zweiten Werkchen ausdrücklich, daß er nichts Anderes damit bezwecke als Belebung des republikanischen Geistes in seinem Vaterlande, und die „Barrikadenbraut" läßt er von einem ungenannten deutschen Verbannten durch eine fulminante Rede zum Besten der socialen Republik einführen. Das Lob der Partei wird ihm für diesen Coup nicht fehlen, wir unsererseits können darin nur einen tendenziösen Misbrauch der dramatischen Poesie und eine subjective Verzerrung derselben erblicken, und man begegnet denn auch in der ersten Arbeit dem ganzen Phrasenvorrathe der demokratischen Quintanerbank, einer gezwungenen, mit den Haaren herbeigezogenen Handlung und Gestalten, die ohne alles wirklich individuelle, geschweige denn dramatische Leben wie die bunten Holzpuppen einer Jahrmarktsbude aufgestapelt sind. Dennoch ist der Autor nicht ohne dramatisches Talent; das beweist er durch seinen „Dorfmagnat", der überhaupt gegen die „Barrikadenbraut" entschieden im Vortheile steht und für welchen den Dichter seine Localkenntniß und das Anheimeln der geschilderten Zustände wesentlich begünstigten. Wenn auch die Handlung noch ohne eigentlichen dramatischen Gang und Gehalt ist, so tragen die Charaktere ein entschieden individuelles Gepräge und mehre Scenen treten lebendig und kräftig hervor. Der Verfasser hat ohne Zweifel ein offenes Auge und eine glückliche Gabe, die menschlichen Schwächen abzulauern und dramatisch zu verlebendigen, sodaß ihm später vielleicht gute Localpossen gelingen dürften; nur hüte er sich vor der Crassen und folge dem weisen „nonum prematur in annum".

13. Barbara Uttmann. Ein historisch-dramatisches Gedicht in drei Abtheilungen von G. Müller. Annaberg, Rudolph und Dieterici. 1852. 8. 20 Ngr.

Diese gewiß sehr wohlgemeinte Arbeit, welche die erzgebirgische Spitzenklöpplerin Barbara Uttmann dramatisch verherrlichen will, trägt zu sehr das Ansehen eines Schülerexercitiums und zeigt so gar keine Spuren gestaltender Kraft, daß wir uns außer Stande sehen, den Verfasser zu weitern dramatischen Versuchen zu ermuthigen.

14. Verstand schafft Leiden. Schauspiel in vier Acten und in Versen. Nach dem Russischen des Gribojedow metrisch übertragen von Bertram. Der Bühne gegenüber als Manuscript zu betrachten. Leipzig, Brockhaus. 1853. 24 Ngr.

Wenn dies Gribojedow'sche Stück von den gebildeten Russen wirklich als Musterschauspiel der moskowitischen Lu

an einem Ort, wo Jemand das Gift ausschließlich, bei Tage und Nacht um sich hat, wie z. B. bei Apothekern und Droguisten, bei den Letzteren kann die Lage des Gifts in einem Schranke, in einer Schublade, in einem Kasten, in einem Gewölbe, in einem Keller, in einem Magazine, in einer Niederlage, in einem Laden, in einer Werkstatt, in einem Arbeitszimmer, in einem Comptoir, in einem Bureau, in einer Kammer, in einem Zimmer, in einer Stube, in einem Hause, in einem Hofe, in einem Garten, in einem Stalle, in einem Schuppen, in einer Scheune, in einem Boden, in einem Keller, in einem Gewölbe, in einer Niederlage, in einem Magazine

Gefühlen gegen den Charakter der Nationalität, aber wir sind dagegen dankbar unsere Dichter als Menschen, als Brüder der allerdings, niemals scheitert sie mit Gefühl aber mit Phrase, Schwulst oder roher Kunst gilt sie nichts, die Wissenschaft ist heute von Gall mehr von eure Form, das Bleiben bleibt der unter steter Verbindung: Liebe, Ernst, Wohlgefühl, Ehre, Leiden- und Kinderliebe gelten bei ihr in der Mitte Wissenschaft. Mit richtigem Takt wußte sie jenen so transgant-notorischen Ton in solchen Situationen, welche das hypermoralische Ideen bedingen.

Wir jetzt wichtig in gar wie sie jetzt dramatische Kunst ist es ein Gesprächsstoff, daß sie Personen, so rasch sie sich leben und leiden, eine bestimmten Nationalität angehören, sind Gefühlswelt und Sprache, wie sie sind, nur Individuen, nicht nationalitäten, namentlich in den höhern Kreisen, sich immer mehr verwischen, und nicht die Nichtswissen, die nicht Gebildeten, die eigentlich Gemeinheiten von einem Land ins andere hinüberverpflanzt werden. Für den gebildeten Deutschen ist es gleichgiltig ob, wenn er sich englischer Sitte und Art, den Franzosen Geschmack und Leichtigkeit, und dem Italiener Leidenschaft und Sinnlichkeit aneignet, sich dadurch Fremde, noch Deutschheit zu verlieren. Nicht so bei der ausschließlichen Verschiedenheit der Nationalitäten: selbst die Nebenumstände, wie Kleidung, Wohnung, Gewohnheiten, wenn sie ausschließlichen Nationen angehören, sind nicht nationale Individualität, sondern bloße Individuen. Uebrigens aber ist unsere Dichtern durchaus nicht so, wie sie Kotzebue, ein Bauer machte; diese Individuen, wenn sie vorzugsweise fremde Nationalitäten schildert, nehmen die Sprache und die Art und Weise Aufgabe dieser Nationalität an, und benehmen sich so schildern. Das thut kein unsere Dichter nicht, und wahrhaft meisterhaft ist sie es, daß bei den Situationsdramaturgie sich so sicher und richtig auf, daß trotzdem Allgemeinmenschlichen, welche sich dem Individuellen, nach den geschlechtlichen Stande, nach den Lebensweise in verschiedenen Stufen der Bildungsform kennen, das Wild vorzugsweise ist lebensmäßig in ihren Dichtungen.

Man hat es oft vorhalten wollen, Schiller stimmte zum Mittelmäßigkeit, daß seinen Ideen zu Anlage und Ausführung meistens Charaktere von unvollkommen geistig, ja sogar von Mangel der Raum verginge, darüber mittheilungen sich auszusprechen; aber Schiller meint die Bemerkung vorbeitragen zu können, daß die meisten Geschlechtsreifen allemal einen mittelmäßigen Charakter und Geschlechtsreifen, und jenes sehr allmählig verginge, weil der ihrer Persönlichkeit gerade am meisten bemmen ist. Auch hat Gall in seiner Schädellehre sich nicht ausgesprochen. Wenn wen Schiller wie von der Bildung, der egoistischen Mitwer die wir allgemeinen Interessen, der Sinn für Gerechtigkeit, der treue Ehre wie der gesellschaftlichen schönen Geschicke und der verbindlichen Art, alle diese verschiedenen Gesellschaftsformen in dem übergemeinsame „Menschsein" mit einer so natürlichen und ungezwungenen Wechsel aufgelöst, so sehen, daß der vielfältigen gegenseitigen Durchdringung des Besitzen von der Formen, und Charaktere und der Sitten, so ist es mit der Gefühl, darin liegt die poetische Kraft unserer Dichtern.

Die Novellen und Erzählungen, welche unter der Gesellschaftsbenennung „Romanticism" im Munde klein, sind dagegen bei Liebesgeschichten, um einen populären Ausdruck zu brauchen, nun Theile in mehrere Charaktererzählungen nennen, und die Liebesgeschichte wird unter der Hand unserer Dichtern Hauptgesichte. In der Liebesgeschichte aber Gesprächsgeschichte unterscheidet sich aber Liebe von Gall meiner vorherzeit von unsern Dichtern, von Herrge Hand zum Beispiel. Diese führt das Weib in die hergestellten Gesellschaft; sie stellt das Männliche, das Politische, das Philosophische, das Phantastische im Liebesleben dar; sie entfaltet Gesellschaftsformen, Gesellschaftsverhältnisse, Sitten, jedoch phantastischen Manier nicht durch genauere Beobachtung, sondern nur durch das Gefühl, das sie in ihrer Brust hat. Gall's Darstellungen unmerklich leben. Die Sprache ist da nie einmal an der französischen Eleganz, wie sie sich in der Thema vorgeht, Ende der Gall Sprache ist gelassener Position die Hauptmomente ihrer Schicksale genommen und Haupt- und Nebenmomenten wie und bei Lesung, ihren Charakter offenbar gleichsam und Liebe gegeben hat. Goethe Gall kommt langsam, auf Umwegen zum Ziele Gall stellt mit sicherem Tritt und Schritt Ziel. Johann hat Schillerungen bilder braucht in ihren Werken, so meistens, Gall mehr eine anschaulichen Stimmung zeichnet, Schiller mehr eine Anschauung. Gall ist Musiker, Schiller Maler.

Das abergemeine Wort „Romanticism" gehört nicht zu den höhern unserer Dichtern und nahmen verschiedenen Gattungen der Dichtkunst, sondern nur zu den Erzählungen Liebesgeschichten. Gall hatte ein ganz bestimmtes Gefühl, was sie Romanticism nennen hatte, und darum, ein Gefühl unserer Dichtern zu weisen und die Gattungen Romanticism, Gall Romanticism, Gall Romanticism Gesellschaft, wie Gall sagen sich die Gattungen Romanticism, Gall Romanticism Gesellschaft, wie sie in Dichtern heute einsehen und jenes Gesellschaftsformen Romanticism, Gall Romanticism Gesellschaft, welchen in der Sprache des Barden von der Romanticism, Gall Romanticism Gesellschaft, Gall Romanticism Gesellschaft, Gall Romanticism Gesellschaft, greifen und gestehen Romanticism, Gall Romanticism Gesellschaft, Gall Romanticism Gesellschaft, Gall Romanticism Gesellschaft

Journalisten" und Schriftsteller in gewöhnlichen Zeiten sind? Man antwortete mir, es sei in dieser Hinsicht, wie in allen andern Dingen, beim Alten, und sie könnten sich für ihre Arbeit keine bessere Bezahlung wünschen, als sie jetzt erhielten.

Die Presse, das Barometer der Völker, hat sich von der Revolution nicht erholt. Sie ist noch immer in Ketten, und ihre Sklaven sind nicht einmal fähig, sich ihrer Lage bewußt zu werden. Ich habe keine Furcht, daß sie Revolutionäre werden, solange sie so gut bezahlt werden. Ich habe Furcht, daß sie Revolutionäre werden, wenn sie nicht mehr so gut bezahlt werden. Ich habe Furcht, daß sie Revolutionäre werden, wenn sie bemerken, daß sie Sklaven sind. Ich habe Furcht, daß sie Revolutionäre werden, wenn sie bemerken, daß sie Sklaven sind, und daß sie nicht mehr so gut bezahlt werden. Ich habe Furcht, daß sie Revolutionäre werden, wenn sie bemerken, daß sie Sklaven sind, und daß sie nicht mehr so gut bezahlt werden, wenn sie bemerken, daß sie Sklaven sind, und daß sie nicht mehr so gut bezahlt werden können, wie sie jetzt bezahlt werden. Ich habe Furcht, daß sie Revolutionäre werden, wenn sie bemerken, daß sie Sklaven sind, und daß sie nicht mehr so gut bezahlt werden können, wie sie jetzt bezahlt werden, weil

dauer schnell und gewaltthätig bis auf Most hinein ist. Nach ihr, zweifelsohne in tiefer Gesetzlichkeit und interessirt durch ihr Verhältniß zu Napoleon, ist zum großen Theil die Bildung der Hofeinrichtungen, mit welchen Stolz sie bis Pompadour führte. Die Poesie des Stiftes lebt noch in jener zwischen dem Komischen und Naiven in der großartigen Manierlichkeit seiner fast 20 Bänden bestehenden und noch immer beschriebenen Akten weiterbewahrt.

Zwischinen Stiftes hat mit seinen Novellchen seinen historischen Bildungsstoff, „Kaschka“ bei der breiteren Kritik einen noch eben so schwachen Eindruck. Stifter's „Nachsommer“ ist in der That weniger aufgenommen durch seine Novellen, aber auch durch sie an dem Werthe gegenhalten angeschätzt. Der verwöhnte Leser wird es nun vergessen, wenn ich noch die eigenthümlich originalen Bekenntnisse, die er durch das Vorwort thut, „einzige Zeichen“ erwähnen, durch welche er gewissen zu hohen Ansprüchen entgegen tritt. Im Jahre 1853 erschienen „Mysticker Adalbertsteen“ von Edgar Quinet, bedeutend, geistreich, einen der merkwürdigsten Köpfe Frankreichs, dem man hohe Gewandtheit abzulernen kann. Wahrenmal ist hier von Wien und Ende und Leben, von Bildung und Leben und einige Zwischenräume, wenig und ohne eine andere uns deutlichere Beziehung als Andeutung gebildet. Irrungen in Bildung und Leben sind die saftigsten und anerkennenswerthesten Dichtwerke über das Ganze dieses Lebens, gemeinhin Romane.

Ein neues vorzüglicheres Werk hatte die berliner Literatur an der Verbindung der Literatur mit dem Leben. Es ist ein Roman unter dem Titel „Berufen“ in ungemein lebhaft lebendigen, treuen Farben und Charakteren ab und „Betrachtungen“ vorangeht folgen mir. Der Uebersinn, Gesichtsmaß Freige, Literatur der Phrasen und Romanreflexion, ist auch hier zu erfassen und haben originellen Nutzen, sie zu geben kann. Gleiche kann und durch von der Gestalten von den komplizirten Bildungen Berlins, hat man keinen Begriff von den hohen Reich dieser Stadt, von den in die die Leben Literatur dort ist, das es nicht unthätlich sich und die lebhaftigen kann. Die Freige z. B. seinen „Berufen“ übersieht, sich er sind Leben Literatur reicht und das sogar nothwendige Bedürfniß, lebend er gelegt sich nur in Berlin sprach, von lebend und weiten Ton seine Meinungen ausgiebt er sich Zeug und Kraft durch sie, sich sie seine Bildung, eben, über einen weiteren Gesichtskreis zu sich verbreiten hin mangelhaft, in Bedürf, das Buch in der Hand, unsern er seinen Bildungsstoff sogar in seinem Gusto Originalität klebt. Es ist in der That viel, ein poetisches Werk und ein Roman, das seine Literaturzeitung das Gesichtsmaß der Zeit, das Bedürfniß der geistigen Originalität enthebrich macht.

Einen weiteren Kreis zum Buch der ein ausgebildeter Literaturkreis und hat der kleine Junge von Land den Lieg Gesichtsgleichen. Es erschien ungemeinlich die Bedürfnisse von Literaturen, sie, sie eine sein und Romanreisen schreien — ein in natürlichen Geschlechtern, und in ihr reifen eigentlich gar nicht Gesichtsgleichen. Ein. Die eigentliche unter diesen Leuten sind nur, von Max Schasler-Literaturen Bedürfnissen, die Dorfgeschichten, die meist, das die eine Zeitung haben will, als eine Zeitschrift für Kunst und Wissenschaften Leben von Literaturgeschichten von Kunstwerken und Kunstschaften zu leben. Eine gewisse und durch in den Romangeschichten verschwinge ist die „Dorfzeitung“, von Theodor Hell verfaßt, dem Held der Jahres 1848, der, wie seine Zeitung lautet, als Publizist abgeschwommen und von seinen Zeitungen gehört das Sonntagspublikum lebhaft mit gemeinnützigen Beiträgen unterhalten will. Die beste Zeitung ist eine französische, von Reichenbach herausgegebene: „Le messager de Berlin“, welche auch für uns Gesinnung's „Messenger“ von Artikel und von Bedeutung exprimirter, um, wie es heißt, die Deutschen mit den Angelegenheiten der französischen Presse und die Franzosen mit denen der deutschen Journalistik zu entfernen.

Eduard Schmidt.

Reisen.

Deutsche Literatur in England und Frankreich.

Das sonsten „Athenaeum“ hat in seinem noch die Preise'sche Biographie Jahre's besprochen. Es ist nicht sehr günstig. Jahre's Leben ist ein so steter und interessirender gewesen, daß es einen günstigen Stoff zu Lust und Tiefe abgeben könnte. Preise habe darauf nur Rücksicht genommen, ausgenommen, aber so wie er es gethan, hat sich der Beleuchtung auch die Unterhaltung gestellt. Nr. 1484 wird sogar die „Allgemeine“ und Heine und Börne die Literaturen, „of the celebrated Germans suspected Gladstone“ genannt. Die Literatur Jahre's hat Lust bezeugt und die wichtigsten Begleitungen hat den Stoff gegeben. Nr. 1485 sagt: „Jahre's Leben and Letters“ exposed replied to this accusation; but, as it appears to us to have not been successful.“ Nr. 1486 wird Jahre's „Leben“ „Jahres Correspondenz“ ist unter den Titel „Lives, a Memoir“ und Briefe“ genannt. Nr. 1487 wird Jahre's Leben gar für über gehabt, daß sein gefeierte Beredsamkeit die Welt „Jahre's Leben and Letters“ genannt. Nr. 1488 wird „Jahre's Leben and Letters“ genannt. Nr. 1489 wird Jahre's Leben and Letters“ genannt. Nr. 1490 wird Jahre's Leben and Letters“ genannt. Nr. 1491 wird Jahre's Leben and Letters“ genannt. Nr. 1492 wird Jahre's Leben and Letters“ genannt. Nr. 1493 wird Jahre's Leben and Letters“ genannt. Nr. 1494 wird Jahre's Leben and Letters“ genannt. Nr. 1495 wird Jahre's Leben and Letters“ genannt. Nr. 1496 wird Jahre's Leben and Letters“ genannt. Nr. 1497 wird Jahre's Leben and Letters“ genannt. Nr. 1498 wird Jahre's Leben and Letters“ genannt. Nr. 1499 wird Jahre's Leben and Letters“ genannt. Nr. 1500 wird Jahre's Leben and Letters“ genannt.

Frankreich.

Lupus nec mihi cauda nocet, quem
Nunc tritum fuit, nunc tritum vie,
Quo de multis in hinc est signi
Ultimus, cuique ne nocte, ultimo.
Pain mauvis, pain mauvis.

Du so einsam, so treu beieinander,
Ihr Blumen, ihr Blumen, ihr Blumen!
Es weht jetzo traurig
Der Wind durch die Auen,
Ihr Blumen, ihr Blumen, ihr Blumen!
Ihr armen, ihr armen,
Ihr armen, ihr armen!

Ludwig Uhland.

Jetzt sind's Lieder, die in einzelnen und besonderen Fällen ihre Wirkung thun, aber es ist nicht mehr die Zeit, wo sie das Schicksal der Nation bestimmen. Auf die Gesinnung kommt alles an, und diese erwarten wir. Wir wollen nicht Gesinnungen, die sich in Worten und Liedern ergießen, sondern Gesinnungen, die sich auf Taten und Opfer gründen und bethätigen, wie unsere Vorfahren sie bethätigten, als sie Gut und Blut für Freiheit und Vaterland einsetzten. Wir wollen nicht Lieder und Lyrik, sondern Gesinnungen, die sich in Taten und Opfern bethätigen

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

An die Besitzer älterer Auflagen des Conversations-Lexikon.

Aeltere Auflagen des Conversations-Lexikon werden von der Verlagshandlung des Werks, F. A. Brockhaus in Leipzig, gegen die neueste zehnte Auflage direct oder durch Vermittelung irgend einer Buchhandlung umgetauscht und zwar wird

1) gegen portofreie Einsendung eines Exemplars irgend einer frühern Auflage und eines Geldbetrags von 12 Thalern ein Exemplar der zehnten Auflage, deren Subscriptionspreis 20 Thaler ist, geliefert;
2) werden auch Exemplare früherer Auflagen, an denen einzelne Bände fehlen oder unvollständig sind, umgetauscht, jedoch nur gegen besondere Entschädigung von ½ Thlr. für jeden fehlenden oder unvollständigen Band.

Ausführlichere Auskunft enthält ein Prospect, der in jeder Buchhandlung zu haben ist und auch auf frankirte Zuschriften von der Verlagshandlung franco übersendet wird.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Georg Forster.

Lichtstrahlen aus seinen Briefen an Reinhold Forster, Friedrich Heinrich Jacobi, Lichtenberg, Heyne, Merck, Huber, Johannes von Müller, seine Gattin Therese und aus seinen Werken.

Mit einer Biographie Forster's.

Von **Elisa Maier.**

8. Geheftet 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

Eine Biographie **Georg Forster's** von **Elisa Maier**, der Verfasserin der mit allgemeinem Beifall aufgenommenen, bereits in **dritter** Auflage erschienenen Schrift: **„Wilhelm von Humboldt. Lichtstrahlen aus seinen Briefen ꝛc."** (geheftet 1 Thlr., gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.), gleich dieser von „Lichtstrahlen" aus den Briefen und Schriften des Geschilderten begleitet. Mit Recht ist in neuerer Zeit (durch Gervinus, Koenig, Kühne, Moleschott u. A.) die Aufmerksamkeit des deutschen Publicums wieder mehr auf Georg Forster gelenkt worden. Möge die vorliegende Schrift dazu beitragen, ihn den weitesten Kreisen bekannt und werth zu machen.

Die **Sämmtlichen Schriften Georg Forster's** erschienen in demselben Verlage unter dem Titel:

Georg Forster's Sämmtliche Schriften. Herausgegeben von dessen Tochter und begleitet mit einer Charakteristik Forster's von **G. G. Gervinus.** Neun Bände. 12. 9 Thlr.

Dieselben bilden neun Bände und enthalten: seine und seines Vaters „Reise um die Welt in den Jahren 1772—75" (Band 1 und 2); „Ansichten vom Niederrhein, von Brabant, Flandern, Holland, England und Frankreich" (Band 3); „Kleine Schriften. Ein Beitrag zur Völker- und Länderkunde, Naturgeschichte und Philosophie des Lebens" (Band 4, 5 und 6); Forster's reichhaltigen Briefwechsel nebst einer Charakteristik Forster's von Gervinus, endlich eine Uebersetzung der von ihm auf deutschen Boden verpflanzten indischen Dichtung „Sakuntala" (Band 7, 8 und 9).

Forster verbindet in seiner Prosa französische Leichtigkeit mit englischem Gewicht und wird mit Recht zu den classischen Schriftstellern Deutschlands gezählt. Seine größten Verdienste aber sind culturhistorischer und sittlich-politischer Art: die Völker- und Staatenkunde, die Politik und Geschichte hat Forster mit unschätzbaren Arbeiten bereichert, die seinen Namen unsterblich machen.

Soeben erschien in meinem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Münz-, Maass- und Gewichtsbuch.

Das Geld-, Maass- und Wechselwesen, die Course, Staatspapiere, Banken, Handelsanstalten und Usanzen aller Staaten und wichtigen Orte.

Von

Christian Noback und **Friedrich Noback.**

Siebentes Heft. Peru — Stettin.

8. Geh. 12 Ngr.

Die erschienenen Hefte sind in allen Buchhandlungen zu erhalten; ein ausführlicher Prospect befindet sich auf den Umschlägen der beiden ersten Hefte.

Leipzig, im April 1856.

F. A. Brockhaus.

Bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Vollständiges Handwörterbuch

der deutschen, französischen und englischen Sprache. Nach einem neuen Plane bearbeitet zum Gebrauch der drei Nationen. In drei Abtheilungen. Fünfte Auflage. 8. Gebunden in Einem Bande. 2 Thlr. 20 Ngr.

Ein Wörterbuch der drei Hauptsprachen der Gegenwart, dessen Trefflichkeit am besten durch das jetzige Erscheinen einer fünften Auflage verbürgt wird.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 17. — 24. April 1856.

Inhalt: Beiträge zur Geschichte der englischen und deutschen Literatur im 18. Jahrhundert. Von Hermann Marggraff. — Deutsche Taschenbücher für 1856. Von Emanuel Rauff. — Aus Paris: Sammelwerke der pariser Feuilletonisten. Die jüngere Feuilletonistengeneration; Der „Courrier de la librairie", Die Saubageot'sche Sammlung, Das Théâtre français. — Ueber die poetische Erfindung und Nacherfindung. — Notizen. — Bibliographie. — Anzeigen.

Beiträge zur Geschichte der englischen und deutschen Literatur im 18. Jahrhundert.

1. Sittengeschichte des 18. Jahrhunderts. Von Hermann Püttmann. In drei Theilen. Erster Theil. Geschichte der englischen Literatur von der Wiederherstellung des Königthums bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts. 1660—1770. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 1856. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.
2. Deutsches Literaturleben im 18. Jahrhundert. Von Friedrich Weyl. Leipzig, Brockhaus. 1856. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

In keinem Lande werden so viele Literaturgeschichten geschrieben als in Deutschland. Man weiß sich kaum zu erklären, wo für diese Menge von Literaturgeschichten noch die genügende Zahl von Käufern und Lesern herkommen soll. Daß es aber an Käufern und Lesern nicht fehlt, beweist doch wol der Umstand, daß einige der hervorragendern Werke dieser Gattung, wie die von Gervinus, Vilmar, Koberstein, Bartels, Schäfer, Julian Schmidt u. A., in zwei, drei, vier und mehr Auflagen erschienen sind. Das deutsche Publicum, soweit es gebildete und literarische Bildung empfangen hat, liest, wie es scheint, lieber Schriften, die über Autoren handeln, als diese Autoren selbst, und es ist sehr die Frage, ob wir uns gerade hierauf als auf einen besondern Vorzug deutscher Bildung etwas zugute thun dürfen, so sehr wir auch unserseits die oft höchst schätzbaren und förderlichen literarhistorischen Leistungen anerkennen, die wir diesem Umstande verdanken. Bei den andern Nationen scheint das Verhältniß gerade ein umgekehrtes zu sein: man liest bei ihnen mehr die Autoren vergangener Zeit als Literatur, was über sie geschrieben wird. Die Franzosen besitzen zwar einige sehr treffliche Literaturgeschichten, aber diese behandeln ihrer Mehrzahl nach nur gewisse Zeitabschnitte, wie selbst Villemain's ausgezeichneter „Cours de littérature française, tableau du 18me siècle", worin, wie Augustin Thierry sagt, die Literaturgeschichte zum ersten male zur ganzen Würde der Sittengeschichte erhoben worden. Ein verdammendes Urtheil gegen die Spätern soll dann in solchen nur bestimmte und begrenzte Perioden der Literatur behandelnden Werken der Ausländer nicht liegen; denn ist einmal die Literaturgeschichte wie bei Villemain zur Sittengeschichte selbst erhoben, so **hat die Literatur jeder Periode ihren eigenthümlichen Werth und mit der jeder andern gleiche Berechtigung.**

Am meisten ist unter den drei Hauptculturvölkern des modernen Europa bei den Engländern das Fach der Literaturgeschichte vernachlässigt. Außer einigen trockenen Aufzählungen besitzen sie allerdings zahlreiche Monographien und oft höchst vortreffliche Essays über einzelne Autoren, auch wol über ganze Gruppen, wie Thackeray's Schrift über die englischen Humoristen, welche übrigens nicht eigentlich literarhistorischen Charakters, sondern mehr nur eine Aneinanderreihung einzelner Charakteristiken und Genrebilder ist; außerdem nehmen auch die englischen Geschichtschreiber, und zwar ausführlicher und in fruchtbarerm Sinne als gemeinhin die deutschen, fortdauernd Rücksicht auf die literarischen Manifestationen des Zeitalters, dessen politische Geschichte sie behandeln. Aber eine allgemeine Geschichte der englischen Literatur im Sinne der deutschen Literaturgeschichtschreibung besitzen wir von einem Engländer noch nicht.*) Dafür hält

*) Der noch immer gelungenste Versuch hierzu ist Warton's „History of English poetry" welche von 1774—81 in drei Bänden erschien; aber das ohnedin unvollendet gebliebene Werk ist begreiflicherweise, was die Kritik betrifft, veraltet und, was die ältere Literaturperiode anlangt, durch die neuern Forschungen zum Theil unbrauchbar geworden. Die spätern Editoren haben sich, statt das Werk vollständig umzuarbeiten, damit begnügt, mit Anmerkungen nachzuhelfen. Chambers' „Cyclopaedia of English literature" und Craik's „History of literature and learning in England" sind nur für den Handgebrauch. D'Israeli des Aeltern „Amenities of literature" enthalten eben nur dankenswerthe Einzelbeiträge, meist Curiositäten. Für die Kenntniß der ältern Periode ist Hallam's „Introduction to the literature of Europe in the 15th, 16th and 17th centuries" von Werth. Von der fünften Auflage dieses Werks ist soeben der dritte Band erschienen, welcher

aber der gebildete Brite mehr als der Deutsche darauf, sich mit den frühern Lieblingen seiner Nation durch Lectüre inniger bekannt zu machen; er kennt seinen Milton, Swift, Shaftesbury, Defoe, Chesterfield, Burke, Young, Richardson, Goldsmith, Fielding, Smollet, Sterne u. A. gewiß viel besser als der Deutsche seinen Hippel, Hamann, Lichtenberg, Justus Möser, Winckelmann, Georg Forster, Klinger, Lenz u. A., ja selbst als Klopstock, Lessing, Wieland, Herder, Jean Paul, die beiden Schlegel und Tieck. Wer sich in Deutschland nicht speciell mit literarhistorischen und ästhetischen Studien zu einem bestimmten Zwecke abgibt, begnügt sich in der Regel, ein oder das andere Hauptwerk der berühmtern Dichter gelesen oder, insofern sie der dramatischen Gattung angehören, auf der Bühne gesehen zu haben, was ja sicherlich das Bequemste ist; im Uebrigen verläßt er sich auf seine Literaturgeschichten und was er sonst zerstreut in Büchern oder Journalen über sie liest, oder gesprächsweise über sie hört; ja dies gilt selbst schon von Goethe und Schiller, wennschon ihre gesammelten Werke in keiner anständigen Hausbibliothek fehlen dürfen. Daher sind auch die in letzter Zeit bei uns so angefochtenen Chrestomathien im Grunde ein wirkliches Bedürfniß in Deutschland (sie würden auch sonst nicht da sein); denn sie sind leider fast noch das einzige Material, woraus der allgemeiner gebildete Deutsche seine frühern verdienstvollen Schriftsteller wenigstens in Auszügen und Einzelproben kennen lernt. Aller kritische Zelotismus hilft in solchen Fällen zu nichts; wären diese Literaturgeschichten und Chrestomathien nicht da, man würde darum die dicken alten Bände doch nicht mehr lesen als jetzt. Nicht jedes Volk besitzt einen so eisernen Kopf wie der Brite, der, koste es was es wolle, sich durch seine sechs Bände „Grandison" oder durch Milton's „Paradise lost" oder „Tristram Shandy", „Tom Jones" und „Peregrine Pickle", vielleicht selbst durch Johnson's großes Wörterbuch hindurcharbeitet. Auch der Brite mag sich dabei oft verzweifelt wenig amüsiren; aber es ist einmal nationale Tradition und diese ist bei ihm zu einer Art von religiösem Cultus geworden. Mit seiner starren Pietät für das Altüberlieferte hängt ja auch wol der ganze Fortgang seiner Staatsmaschine zusammen, die sonst vielleicht schon längst zerbröckelt und zerbrochen wäre.

Zu bedauern bleibt es aber doch, namentlich für uns Ausländer, daß keine Geschichte der englischen Literatur aus englischer Feder existirt, nicht einmal über irgendeinen ausgedehntern Zeitraum derselben, die den Ansprüchen genügt, welche wir Deutsche an solche Werke zu machen gewohnt sind. Diesem Mangel abzuhelfen haben nun fast gleichzeitig zwei Deutsche versucht: Alexander Büchner, der in einem zweibändigen Werke*) das ganze Gebiet englischer Poesie seit Chaucer bis auf die neueste Zeit behandelt hat, und Hermann Hettner, der in seinem obengenannten Buche „im großen Stile der Geschichtschreibung, den Schlosser und Macaulay in unsern Tagen so wirkungsvoll erneuerten" (wie es in der Ankündigung heißt), die so höchst merkwürdige Literaturbewegung Englands von 1660—1770 charakterisirt und pragmatisch entwickelt hat.

Das Hettner'sche Buch ist der erste Theil eines größern Werks: „Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts", dessen zweiter Theil die Entwickelung der französischen Literatur in diesem Zeitabschnitt und deren umgestaltenden Einfluß auf das Leben und die Bildung aller übrigen Völker, der dritte Theil die deutsche Literatur in ihrer Wechselwirkung mit der französischen und englischen darstellen wird. Ueber Plan und Grundidee dieses Werks, welches von so universellem Charakter ist, daß die Idee dazu nur im Kopfe eines deutschen Gelehrten entspringen konnte, sagt der Verfasser in der Einleitung:

Weil die Literatur der Aufklärung nicht ausschließlich diesem oder jenem Volke zufällt, sondern nach einer bekannten Bezeichnung Goethe's durchaus Weltliteratur ist, so kann eine Geschichte der Aufklärung nur eine allgemeine, d. h. eine die Wirkungen und Gegenwirkungen aller abendländischen Völker in gleicher Weise umfassende Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts sein. Und umgekehrt ist eine solche allgemeine Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts in ihrem innersten Wesen durchaus Geschichte der Aufklärung. Der Gang der Darstellung ergibt sich aus der Sache selbst. Der Ausgangspunkt ist die englische Literatur; denn dort liegen in dem Aufblühen der Naturwissenschaften, in der Erfahrungsphilosophie und im Deismus die ersten selbständigen Aeußerungen des neuen Geistes.

Wenn der Verfasser die englische Literatur als den Ausgangspunkt der gesammten neuern Literatur überhaupt betrachtet und die Darstellung der letztern mit der Darstellung der erstern einleitet, so hat er darin vollkommen Recht. Denn wenn auch später in Frankreich Voltaire, Montesquieu, Rousseau und die Encyklopädisten den englischen Schriftstellern den Rang abliefen und bereits in Hume, Gibbon und den schottischen Philosophen

die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts umfaßt, also eine Periode, die durch die Namen Bacon, Shakspeare, Ben Jonson, Descartes, Cervantes, Grotius und Galilei in erster Reihe glänzt.

*) „Geschichte der englischen Poesie. Von der Mitte des 14. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts" (zwei Bände; Darmstadt 1855). Dieses Werk ist uns nur flüchtig durch die Hände gegangen, auch eignet es sich seiner ganzen Form und Einrichtung nach nicht wol zu einer ausführlichern Besprechung in einem Blatte wie dem unserigen, welches mehr die Aufgabe hat, literarische Erscheinungen in größern Umrissen zu charakterisiren und daraus eben literarischen Unterhaltungsstoff zu ziehen, als, wie dies bei einer Besprechung des Büchner'schen Compendiums nöthig wäre, dem eigentlichen Recensiren und der Detailkritik obzuliegen. Dankenswerth scheinen uns in dem Büchner'schen Werke namentlich die oft sehr zahlreichen Auszüge aus den Werken der englischen Dichter in rhythmischer Uebertragung zu sein. Doch fiel uns bei dem — wir wiederholen ausdrücklich — ziemlich flüchtigen Durchblicken der jedenfalls verdienstlichen Büchner'schen Arbeit eine gewisse Ungleichmäßigkeit in der Vertheilung des Stoffs auf. Während Byron auf einem Raum von etwa 50 Seiten behandelt ist, hat Büchner für Macaulay nur wenige Zeilen und für Carlyle nur eine Seite übrig. In Macaulay's Kritiken vermag Büchner die „ästhetischen Wunderwerke" nicht zu finden, die man daraus gemacht habe; es lasse sich aus ihnen nicht erkennen, ob Macaulay ein ästhetisches System und welches er gebildet oder angenommen habe. Die Bedeutung des durch seine idealen Anschauungen ein so merkwürdige Stellung einnehmenden und als Kenner der deutschen Literatur so verdienstvollen Carlyle ist von Büchner viel zu gering angeschlagen. Carlyle ist damit nicht abgethan, daß man ihn „seltsam" findet.

in Verbindung Richard's mit den französischen Großen, Philipp's mit den deutschen Fürsten gethan hatte, wenn sich ihm die Deutschen in Sicilien der gastfreundlichen Bewirthung, die sie in Frankreich gefunden hatten, nicht würdig bewiesen, so ist es begreiflich, daß sie sich in die Behandlung, die sie fanden, nicht ergeben konnten, als sie Richard sah in der Burg Trifels, wohin er ihn hatte bringen lassen, und wo er ihn mit seinen Getreuen bewachen ließ. Sie sahen, daß Heinrich, der sich in Deutschland nicht sicher hielt, zuletzt in Deutschland nur auf sich selbst vertrauen konnte, daß er sich nicht mehr, wie früher, in Gegenwart der Großen, versammelt um seine Person, auf dem Throne zeigte, daß er sich nicht mehr, wie früher, mit ihnen berieth, daß er sie nicht mehr zu seinen Gastmahlen lud, daß er sie nicht mehr zu seinen Tafelrunden zog, daß er sie nicht mehr, wie früher, mit Geschenken überhäufte, daß er sie nicht mehr, wie früher, mit Ehren und Würden schmückte, daß er sie nicht mehr, wie früher, mit Gnade und Huld ansah, daß er sie nicht mehr, wie früher, mit Freundlichkeit und Leutseligkeit behandelte, daß er sie nicht mehr, wie früher, mit Vertrauen beehrte, daß er sie nicht mehr, wie früher, mit Liebe und Zuneigung auszeichnete, daß er sie nicht mehr, wie früher, mit Achtung und Ehrfurcht behandelte, daß er sie nicht mehr, wie früher, mit Ehrerbietung und Scheu behandelte, daß er sie nicht mehr, wie früher, mit Ehrfurcht

vielleicht eine Art Ueberſetzung der engliſchen Literatur ins Deutſche zu nennen, und zwar bis auf Byron, Walter Scott und Dickens herab, ſo iſt ſie doch ohne Zweifel eine ſehr freie, ſelbſtändige und erweiterte Ueberſetzung oder Bearbeitung derſelben.

Mit dieſen Andeutungen über den unermeßlichen Einfluß, den die engliſche Literatur auf die continentale und namentlich die deutſche Literatur ausgeübt hat, glauben wir auch auf die große Bedeutung des Hettner'ſchen Buchs im Allgemeinen aufmerkſam gemacht zu haben. Es handelt ſich darin um die engliſche Literatur im 18. Jahrhundert, jenem Jahrhundert, von welchem Gutzkow in ſeinem Bericht über Hettner's Werk (Nr. 26 der diesjährigen „Unterhaltungen am häuslichen Herd") in ſeiner fein charakteriſirenden Weiſe bemerkt:

> Es iſt das Zeitalter, wo die Menſchheit wie ein nach Blumen ſuchendes Kind an Abgründen harmlos hinwandelte; die Zeit, wo der Fürſt dem Bettler, die Dame dem Mädchen im „Leinwandmieder" ſich verſchwiſterte; die Zeit der liebenswürdigſten Vorurtheilsloſigkeit und einer Begründung ihrer Sympathien durch wiſſenſchaftliche Forſchung, wie ſie auf dem Gebiete der philoſophirenden Abſtraction in der Geſchichte nur ein mal vorgekommen iſt, zur Blütezeit des griechiſchen Lebens, als Anaxagoras, Sokrates und Plato denken und nach den letzten Gründen forſchen lehrten. Wir bringen aber auch dem 18. Jahrhundert mehr als irgendeinem andern unſere Huldigung. Es iſt die Lieblingsepoche der Dichter von Geiſt und der Denker von Geſinnung. Kein anderes Zeitalter, mit ſeinen Heroen von Karl XII. bis Waſhington, ſeinen Philoſophen von Locke bis Kant, ſeinen Dichtern von Racine bis Schiller, iſt der höhern Bildung, wenn ſie unbefangen denkt, und dem Bewußtſein der Maſſe ſo werth wie dieſe mit verhältnißmäßig geringern Mitteln, ja bei aller Gebundenheit an enge, knappe, ja geſchmackloſe Lebensformen ſo heroiſche Zeit. Man hat noch jetzt Phantaſien, die nur im Zeitalter Ludwig's XIV. leben, und dem Deutſchen iſt und bleibt die letzte Hälfte des vorigen Jahrhunderts ſein claſſiſches Zeitalter. Die Dunkelmänner des 19. Jahrhunderts bieten Alles auf, den Nimbus des 18. erbleichen zu machen. Um ſo dankenswerther ſind die unausgeſetzten Anknüpfungen freiſinniger Geiſter an dieſe ruhmreiche Epoche.

Das deutſche Publicum weiß mit Ausnahme einzelner Kenner, welche die Cultur- und Literaturforſchung zu ihrer beſondern Aufgabe machen, gerade von dieſer ſo reichhaltigen und bedeutungsvollen engliſchen Literatur des 17. und 18. Jahrhunderts im Grunde ſehr wenig. Es kennt wol die Namen Milton, Butler, Dryden, Pope, Addiſon, die Namen der humoriſtiſchen Dichter, hat auch wol einzelne ihrer Schriften ganz oder ſtellenweiſe oder in gelegentlich ſich ihnen bietenden Auszügen geleſen, aber es kennt dieſe Schriftſteller nicht in ihrer Totalität noch in ihrem hiſtoriſchen Zuſammenhange unter ſich; es hat auch wol von Shaftesbury, Bolingbroke und Cheſterfield etwas gehört, was aber weiß es von der eigentlichen Bedeutung dieſer Männer? Congreve, Collins, Toland, Mandeville, Steele, Tindal, Chubb, Lowth, Wood u. A., Männer, die in die engliſche Literaturbewegung von dieſer oder jener Seite kräftig eingriffen oder eine eigentliche Sonderſtellung einnahmen, kennt es aber kaum dem Namen nach. Es wird ſie aber aus dem Hettner'ſchen Buche kennen lernen, wenn es will; es wird daraus noch mehr erfahren als bloße Einzelheiten über dieſe Männer, es wird überraſchende Blicke gewinnen in die mancherlei Verirrungen, in die auch das engliſche Volk, wenigſtens in ſeinen höhern Schichten, zu Zeiten verfallen iſt, in einen Strudel wahrhaft empörender Sittenloſigkeit und Frivolität, aber auch in die geſunde Kraft, womit es ſich, um populär zu ſprechen, wieder aus den Banden des Böſen erlöſte; es wird mit einem namentlich dem Deutſchen nutzbringenden Gefühle der Bewunderung wahrnehmen, wie die beſſern engliſchen Schriftſteller es als ihre Hauptaufgabe betrachteten, ihrem Volke und Lande nützlich zu werden, der moraliſchen Verderbniß, wozu vielleicht einzelne ihrer Schriftgenoſſen das Ihrige beigetragen hatten, reagirend entgegenzuſtreben, auf Beſſerung der öffentlichen Zuſtände und Inſtitutionen mit aller Kraft hinzuarbeiten und die öffentlichen Freiheiten und Gerechtſame, namentlich das öffentliche Gerichtsverfahren und die freie Preſſe als die Hauptbollwerke gegen alle Eingriffe in das engliſche Verfaſſungsleben aufs energiſchſte zu vertheidigen. Das Volk kam aber auch den Männern, die es ſo wohl mit ihm meinten, aufs bereitwilligſte entgegen und aus dieſem innigen Wechſelverhältniß erklärt ſich auch der unermeßliche Einfluß, den das Schriftthum und namentlich die Zeitungspreſſe in England ausüben. Der bloße Verſuch, irgendein misliebiges Journal durch eine Willkürmaßregel zu unterdrücken, würde das engliſche Volk mehr in Harniſch bringen als der Verluſt einer Schlacht oder einer Flotte. Hettner erzählt von dieſer Wirkſamkeit der Preſſe aus älterer Zeit folgendes ſchlagende Beiſpiel: Für den 9. October 1711 war in Coleshillheath in Warwickſhire nach altem Herkommen ein Pferderennen anberaumt; zum Schluß ſollte auch ein Eſelrennen und ein Wettlauf von Menſchen in Fallſtricken ſtattfinden. Da erſchien am 18. September ein Blatt des „Spectator" (Nr. 175), welches das Pferderennen guthieß, das Eſelrennen und das Rennen in Fallſtricken aber als eine abſcheuliche Barbarei brandmarkte. Sobald das Blatt in Coleshillheath ankam, wurden ſogleich dieſe im „Spectator" verurtheilten Spiele für immer abgeſtellt. Man kann ſich darauf verlaſſen, daß es in der Macht der engliſchen Preſſe liegt, jeden Misbrauch abzuſtellen, wenn ſie ſich ernſtlich und einſtimmig gegen ihn richtet, und daß, wenn es ihr z. B. eines Tags einfiele, in ihrer Geſammtheit auch die Pferderennen als abſcheulich zu verurtheilen, auch dieſe mit der Zeit abgeſtellt werden würden. Wenn indeß trotz der Preſſe Misbräuche und Misſtände in England beſtehen, ſo liegt dies daran, daß dieſe Misbräuche und Misſtände noch im Volke ſelbſt wurzeln, daß die Preſſe ſich nur als Organ der öffentlichen Meinung betrachtet und daß ſie daher — von einzelnen „Fühlern" abgeſehen — nicht leicht eher auf die Abſchaffung ſolcher Misbräuche dringen wird, als bis ſich die Stimmung dafür im Volke ankündigt. Sie wird die öffentliche Meinung zu leiten und aufzuklären ſuchen, aber nicht ſich herausnehmen,

so einen, und ist auch wahrscheinlich 11, verschiedene an anderen Orten.

Man darf sich nun Gleich anderen, daß jemand Gleichnisse erfindet, nicht denken, daß er sie sich als solche gedacht habe, sondern er wird sie für Wirklichkeit gehalten haben. Denn so sagt Plutarch Sol. 17. Und so ist es auch mit den Gleichnissen Jesu. Er hat sie nicht als Gleichnisse gedacht, sondern als Wirklichkeit, und sie sind auch Wirklichkeit, wenn sie auch nicht Geschichten sind. Denn sie sind Geschichten, die sich wirklich ereignen können, und sie sind Geschichten, die sich wirklich ereignen. Wenn Jesus sagt, ein Mann habe zwei Söhne gehabt und sie zu seinem Weinberge geschickt, so ist das nicht Gleichniß, sondern Wirklichkeit, und wenn er sagt, ein Mann habe zehn Knechte

Allerdings hat das Buch eine culturhiſtoriſche Bedeutung, die jedoch mehr nebenbei abfällt, als daß der Verfaſſer ſie beſonders im Sinne gehabt hätte. Hier und da führt der Verfaſſer anekdotenähnliche Züge an, für die man ihm dankbar ſein darf, ohne daß ſie, gelegentlich empfangen wie gegeben, dem Werke einen culturhiſtoriſchen Grundzug ſichern könnten. Dahin gehört des Grafen Shaftesbury ſchneidende Antwort, als Karl II. ihm eines Tags ſcherzhaft entgegenrief: „Siehe, da kommt der liederlichſte unter allen Unterthanen", und der Graf ſich tief verneigend erwiderte: „Ja, Sire, unter den Unterthanen", oder die Mittheilung über die liederlichen Lebensläufe der Miß Eliſabeth Chudleigh, der Ladies Vane, Petersham, Townshend u. A. Es waren auch die engliſchen Frauen, welche dem gegen dieſe Unmoralität in ſeinen Romanen reagirenden Richardſon die meiſte Sorge machten. In ſeinem Lovelace hatte er einen Gentleman der damaligen feinen Welt und, wie er glaubte, in Zügen geſchildert, die ganz geeignet ſeien, die weiblichen Herzen von dieſem abſcheulichen Wüſtling und Mädchenverführer abzuſchrecken. Was geſchah aber? Die weibliche Welt nahm gerade für dieſes intereſſante Ungeheuer Partei, wie ſie noch heutzutage für Don Juan und für Fauſt — nicht für den Philoſophen Fauſt, ſondern für den Verführer Gretchen's — Partei nimmt und es vom Teufel ſehr unartig findet, daß er ſo vielen moraliſchen Sinn beſitzt, beide Frauenverderber zu holen und dadurch unſchädlich zu machen. Grandiſon dagegen, dieſer Ausbund aller moraliſchen Vortrefflichkeit, erſchien den Weibern langweilig; mit einem ſolchen ihrer Tugend ungefährlichen muſterhaften Menſchen wollten ſie nichts zu ſchaffen haben. Entſchieden culturhiſtoriſche Bedeutung hat das Capitel über die engliſche Freimaurerei, obſchon man daraus begreiflicherweiſe nicht viel erfährt, was dem Kenner des Ordens neu ſein könnte. Auch aus der Hettner'ſchen Charakteriſtik des engliſchen Luſtſpiels in ſeiner verderbteſten Zeit werden dem Leſer culturhiſtoriſche Momente und zwar der unerfreulichſten Art genug ins Auge ſpringen, wobei wir übrigens die Bemerkung nicht zurückhalten können, daß auch unſer modernſtes Luſtſpiel noch weit davon entfernt iſt, auf eigentlich ſittlicher Grundlage zu ruhen, indem darin vielmehr gerade die Verhältniſſe, welche doch die geheiligtſten ſein ſollten, wie die zwiſchen Ehegatten, zwiſchen Aeltern und Kindern, zwiſchen Oheimen und Neffen, zwiſchen Matronen und naſeweiſen jungen Mädchen, noch fortdauernd aufs ſchnödeſte perſiflirt und lächerlich gemacht werden. Im Roman ſowol als im Luſtſpiel fand nun zwar in England eine Reaction ſtatt, dieſe aber führte wieder zum entgegengeſetzten Extrem; das Haec fabula docet trat zu einſeitig in den Vordergrund; die Moral wurde den Dichtungen nur angeklebt wie die Kleinkindermoral den Fabeln. Aber aus dieſen beiden Gegenſätzen ging dann wieder das eigentliche engliſche Charakterluſtſpiel hervor, jene wol theilweiſe für uns veralteten, aber doch einen tüchtigen Kern bergenden Luſtſpiele von Colman, Goldſmith (von dieſem namentlich das ſchalkhafte Luſtſpiel „She stoops to conquer, or the mistakes of a night", von Schröder unter dem Titel „Irrthum an allen Ecken" für die deutſche Bühne bearbeitet) und beſonders Sheridan. Hettner ſagt auf Anlaß dieſer Luſtſpiele mit Recht:

Unſere Luſtſpieldichter werden gut thun, von Zeit zu Zeit einmal zu dieſen mit Unrecht vergeſſenen Stücken zurückzukehren. Gibt es irgendein Mittel, aus der Verflachung der heutigen Intriguenſtücke, die die Menſchen wie willenloſe Schachfiguren zu handhaben pflegen, wieder herauszukommen, ſo dürfte durch das wachſame Studium dieſer durchaus naturwahren und doch unvergleichlich draſtiſchen Stücke noch am leichteſten Geneſung zu hoffen ſein.

Die jetzige Scribe'ſche „Mache" in Deutſchland betrachten auch wir als ein durchaus unnationales Element, woher es auch kommt, daß das Ausland, welches doch früher die Stücke Iffland's und Kotzebue's weidlich ausbeutete und zum Theil noch ausbeutet, von unſern modernen Luſtſpielen gar nichts weiß oder nichts wiſſen will. Auf dieſem Felde können wir es ja doch einmal und für immer den Pariſern nicht gleichthun. Jedes Volk hat eben ſeine eigene Art, und wenn es dieſe aufgibt, ſo bringt es ſich unter den andern Völkern um Anſehen und Einfluß.

Gegen das Ueberwuchern der als Reaction zwar nothwendigen, aber weichlichen, beſchränkten, ja krankhaften Moralitätsrichtung Richardſon's bildete der Humor, der jetzt in Fielding's, Goldſmith's, Smollet's und Sterne's Romanen ſeine ſchönſten Flitterwochen feierte, ein heilſames und kerngeſundes Gegengewicht. Der letzte Reſt des old merry England war bedroht, unter den Richardſon'ſchen tugendſchwelgeriſchen Sittenſermonen zu erliegen. Daher ſagt auch Sterne im „Triſtram Shandy" von ſeinem Yorik ſehr treffend:

Yorik hatte, die Wahrheit zu ſagen, einen unüberwindlichen Widerwillen und Abſcheu, nicht zwar gegen die Ernſthaftigkeit als Ernſthaftigkeit, denn er konnte, wenn es darauf ankam, tage- und wochenlang der ernſthafteſte Menſch von der Welt ſein, ſondern gegen die verſtellte Ernſthaftigkeit, welche der Unwiſſenheit und Thorheit zum Deckmantel dient und welche nichts iſt als ein abgefeimter Kunſtgriff, bei der Welt das Zutrauen zu gewinnen, als ob man mehr Verſtand und Einſicht habe, als wirklich der Fall iſt.

Es gibt ja in der That genug Individuen, welche ihr hohles Weſen lügneriſch mit eingelernten ernſten und hochtrabenden Redensarten auspolſtern, hinter denen nichts ſteckt als ein Geiſt ohne Urſprünglichkeit und ein Herz ohne Liebe. Uebrigens hätten wir gewünſcht, Hettner hätte dieſe Humoriſten und überhaupt den engliſchen Humor und ſeine nationalen, im Volksleben ſelbſt ſprudelnden Quellen und Gelegenheitsurſachen noch gründlicher charakteriſirt und dafür minder bedeutende Erſcheinungen der engliſchen Literatur kürzer abgefertigt. Doch können wir uns nicht verſagen, folgende ſchöne Worte Hettner's hier mitzutheilen:

Für den Werth der humoriſtiſchen Dichtung iſt mehr als in irgendeiner andern Kunſtart die Perſönlichkeit des Dichters entſcheidend. Das Gemüth des Humoriſten muß ein reines und liebenswürdiges Gemüth ſein. Warum ſtehen Ariſtophanes und Cervantes ſo unendlich höher als der verbitterte Swift und der witzige, aber verwilderte Heine? Dort ſpricht ſelbſt in

schaftlichen Verkehr Gelegenheit zu bieten, und seine Gäste durch Rat und Tat in ihren Bestrebungen zu unterstützen.

Zwei interessante Vorträge hatten zum Inhalt die Arbeit, die in Deutschland und auch außerhalb desselben zum Besten Deutschen geleistet und dargestellt wurde. Der eine Vortrag, gehalten von Herrn Professor Dr. Hermann Schmidt, behandelte die deutsche Literatur, die seit dem Jahre 1900 über Deutschland erschienen ist. Der Redner hatte es sich zur Aufgabe gestellt, diese Literatur zu sammeln, und hat in seinem Vortrage eine Übersicht über das Gesammelte gegeben. Der andere Vortrag, gehalten von Herrn Professor Dr. Wilhelm Viëtor, behandelte die Geschichte und Bedeutung der Deutschen Gesellschaft für neuere Sprachen.

In seinem Rückblick auf die Entstehung dieser Gesellschaft erwähnte der Redner, daß sie aus dem Bedürfnis heraus, das unterrichtlichen Betrieb auf den neuen Sprachen zu heben, entstanden sei. Die Gesellschaft habe sich zur Aufgabe gestellt, die Methode, welche bisher beim Unterricht in den neuen Sprachen, „Neusprachler“ und „Reformer“ genannt, angewandt worden sei, zu prüfen und zu verbessern. Diese Methode sei nicht neu, sondern sie sei bereits vor vielen Jahrhunderten von Comenius, Ratichius und anderen Pädagogen gelehrt worden. Diese Methode habe sich bewährt, sie sei die Grundlage für den Unterricht in den neuen Sprachen, und sie müsse auch in Zukunft beibehalten werden. Es sei Aufgabe der Gesellschaft, diese Methode zu verbessern, sie weiter auszubauen und sie zu vervollkommnen, und sie habe sich diese Aufgabe gestellt, weil sie wisse, daß sie nur so zum Ziele gelangen könne. Diese Gesellschaft habe in Deutschland, Österreich, der Schweiz, Belgien, Holland, Frankreich, England, Amerika und Rußland Mitglieder und Freunde

borenen und unverwüstlichen Mangel an Sinn für Farben und Formen oder in einer gewissen Knauserei seinen Grund hat. Die Sympathie für Werke der Poesie und Literatur kostet allerdings unvergleichlich weniger. Indeß hat Hamburg zu Zeiten für das Theater doch ganz und gar nicht geknausert; die Prachtoper stand ehemals nirgends, selbst nicht in Residenzstädten, in Deutschland so in Blüte als in Hamburg, und man erstaunt, wenn man im Wehl'schen Buche liest, daß im letzten Drittel des 17. Jahrhunderts in einer Opernvorstellung eine Decoration, ein Tempel Salomonis, vorkam, die eine Herstellungssumme von nicht weniger als 15,000 Thalern erheischte. Dieser hamburgische Tempel Salomonis ist schon längst in Fetzen zerfallen; wie manche schöne Gemälde, die noch jetzt der Stadt zur Zierde gereichen würden, hätte man aber nicht für dieselbe Summe anschaffen können! In der letzten Zeit ist es in dieser Hinsicht etwas, wenn auch nicht viel besser geworden in Hamburg. Die Anfänge zu einem städtischen Museum z. B. sind gemacht; aber auch sie entsprechen noch nicht im entferntesten der Opulenz und Bedeutung der Stadt. Einige bedeutende Künstler sind allerdings in Hamburg geboren worden, darunter einer vom ersten Range, Andreas Schlüter, der in einer Zeit des allgemeinen Kunstverfalls einzig dasteht und sich durch seine Schöpfungen in Berlin einen unvergänglichen Namen in der Kunstgeschichte gesichert hat, wie denn unter Anderm sein Standbild des Großen Kurfürsten, was Größe der Auffassung und Macht des Eindrucks betrifft, bis auf den heutigen Tag unübertroffen geblieben ist. Dieselben Eigenschaften, im Verein mit geschmackvoller Pracht, zeichnen seine architektonischen Schöpfungen, namentlich den nördlichen Theil des königlichen Schlosses, aus, während seine berühmten Masken sterbender Krieger in ihm einen Künstler erkennen lassen, der selbst in einer Zeit des hohlen und verkropften Pathos sich die Fähigkeit für den wahrsten und tiefsten Ausdruck menschlichen Leidens zu bewahren gewußt hatte. Aber auch Schlüter gehört nur zufällig durch seine Geburt, nicht durch seinen Bildungsgang und sein künstlerisches Wirken der Stadt Hamburg an, die ihren künstlerischen Talenten immer eine Stiefmutter gewesen ist und es noch in unserer Zeit vorgezogen hat, den Bau der Nikolaikirche und des Rathhauses einem englischen statt einheimischen Architekten anzuvertrauen.

Nachdem Wehl auf die berühmten Gelehrten Schuppius und Jungius als die wissenschaftlichen Zierden der Stadt in früherer Zeit hingewiesen und weiter bemerkt hat, daß Otto von Guericke, der Erfinder der Luftpumpe, nach Niederlegung seines Bürgermeisteramts in Magdeburg sich in Hamburg ansiedelte, und daß Paul Flemming, der bedeutendste lyrische Dichter des 17. Jahrhunderts, in Hamburg, wo er sich zu verheirathen und häuslich niederzulassen gedachte, im Jahre 1640 noch sehr jung gestorben und in der St.-Katharinenkirche begraben ist, kommt er auf die hamburger Theatergeschichte und namentlich die Oper zu sprechen. Wir erfahren, daß in der Zeit von 1678—1728 in Hamburg nicht weniger als 200 neue Opern gegeben wurden, daß Reinhard Keiser, ein geborener Sachse und von Hasse als einer der größten Tonkünstler geschätzt, in Hamburg allein 116 Opern componirte, und daß der Kapellmeister Telemann, welcher der Ansicht war, daß ein ordentlicher Componist auch den Thorzettel müsse in Musik setzen können, für Hamburg allein 35 Opern setzte, ungerechnet 600 Ouverturen, die er allein bis 1740 (Telemann starb 1767) fertig brachte. Unter ihm und Keiser bildeten sich Mattheson, der Reformator der musikalischen Aesthetik, und der große Händel, der dann später für die hamburger Bühne, ehe er mit dem Prinzen Johann Gaston de Medici nach Italien reiste, die Opern „Almira", „Nero", „Florinda" und „Daphne" lieferte. Auch wurde nach Zelter's Behauptung zu Händel's „Messias" schon in Hamburg der erste Grund gelegt. Hasse, der Gatte der berühmten Faustina, von welchem der Engländer Burney damals rühmte, daß er die Stimme immer als das Wesentlichste betrachtet und niemals durch ein „gelehrtes Geschwätz mannichfaltiger Instrumente oder arbeitender Begleitungssätze" unterdrückt habe, war in Bergedorf bei Hamburg geboren. Burney rühmt an ihm ferner, daß er frei gewesen sei von allem Künstlerhochmuth und von keinem Menschen, selbst von seinen Kunstgenossen nicht, Böses gesprochen habe. Hasse muß ein seltener Mensch gewesen sein! Der musikalische Ruhm Hamburgs stand zu der Zeit auf einer solchen Höhe, daß Karl Philipp Emanuel Bach aus der Kapelle Friedrich's des Großen schied, um 1767 nach Hamburg an Telemann's Stelle zu gehen. Unter den Operntextdichtern, die meist dem Lohenstein'schen Geschmack huldigten, zeichneten sich Postel und namentlich Bartold Feind aus, der, wie auch aus den von Wehl mitgetheilten Proben hervorgeht, in einem reinern Geschmack arbeitete. Indeß dünkt es uns, als ob Wehl ihn, wie auch manche andere an sich ganz achtungswerthe literarische Notabilität, z. B. den Kaufmann und Tragödiendichter Behrmann, ein wenig überschätzte, wiewol wir diesen Enthusiasmus, der den Gegenstand seiner Betrachtung auch zum Gegenstand seiner Liebe macht, sehr wohl zu würdigen wissen, namentlich in einer Zeit, wo diese warme Hingabe leider immer seltener wird.

Unter den hervorragenden Männern der folgenden Periode verdient und findet bei Wehl der zu Klausthal im Harze geborene Dichter und Dramaturg Johann Friedrich Löwen vorzugsweise Beachtung, indem er als der entschiedene Vorläufer Lessing's zu betrachten ist, auch Derjenige war, welcher zu der Berufung Lessing's nach Hamburg den ersten Anstoß gab. Seine dramaturgischen Schriften beweisen, wie klar der Mann über die Gebrechen des damaligen Theaterwesens dachte, und sind in einem für jene Zeit wirklich überraschend trefflichen und fließenden Stil geschrieben. Schon Löwen eiferte gegen die Entnationalisirung der deutschen Bühne durch die Ueberschüttung mit „französirend-deutschen" Lustspielen und mit „ewigen Uebersetzungen aus fremden Sprachen", auch entwickelte er in Betreff einer zu gründenden Theater

Tage, Anfang des Juli Hochwasser begleiten werden, Anzeichen, daß dieses nicht so hoch werden wird, wie es die in Ingolstadt seither durch Deichbauten so sehr verengte Donaubett zuläßt, und daß, wenn nicht neuerdings Regengüsse eintreten, das Hochwasser nicht weiter, höchst bis Ende Juli in die Regnitzgegend, Bamberg, Forchheim, Erlangen und Nürnberg vordringen dürfte.

Johannes Mattyasits.

Deutsche Zeitschriften für 1856.

1. Archiv für Landeskunde der Herzogthümer Schleswig, Holstein, Lauenburg und Lübeck. Bd. 1. 1. Hft. 8. (Altona, Hammerich.) Enthält: Ueber die Bedeutung der Landeskunde für Schule und Leben. Ueber die Quellen der Landeskunde. Ueber die Sprache der Landeskunde. Ueber die Topographie und Statistik der Herzogthümer. Ueber die Geschichte der Herzogthümer. Ueber die Geographie der Herzogthümer. Ueber die Geologie und Mineralogie der Herzogthümer. Ueber die Bodenbeschaffenheit der Herzogthümer. Ueber die Gewässer der Herzogthümer. Ueber die Pflanzenwelt der Herzogthümer. Ueber die Thierwelt der Herzogthümer. Ueber die Bevölkerung der Herzogthümer. Ueber die Sprache

wie wenigstens ein Druckfehler kommt unseren Lesern vorkommen wollen:

Die jüngst Verstorbenen im Innern der Schlösser,
Wie mein dein Name doch auch heut noch geschrieben,
Wie können wir Menschen uns noch weiter überleben!
Du bist wie Asche Du, und wie der Tempel Innen,
Du bist wie Asche Du, wie alle Namen nennen,
Was wir getrieb'n, was noch im Licht Blum Vor Augen!

Der jüngst Verstorbenen — es soll sich gewiß heißen. Der ich und Verstorbenen sind keine Spur Ironie. Wenn Ihnen in Redaktionsgeschäften vorzeitig tood kommt. Wie gern sie heran in großen langen Reihen. Die Mienen sehn wir soll, gegen mit blassen Scheinen.

Und wenn sie kommen, wie sie nun sind wie Staub in Staub.

Arndt Mündung (Meise) handelt aus dem Knickbuch „Schwimmen Schlüssel". Unter anderen Kunstleistungen von Karl Meyer sind „Hochdampfmaschine", „Kammermaschine" und „Federmaschine" aufgeführt. Mit einem Wunsch kann noch abgeben, daß nicht bekannten Produkten ein interessantes Kapitel von Schlüssel's „Hochdampfmaschine" hat Mündung einer der vorzüglichsten seiner Geschichte nennt. Der alte Essen sind Kunst-Maschinen-Fabrikanten Fundamente und Kunst gedrehten Gerber „Der große Meier" den Rang ab, was ihm Hochdampf gelungen wäre, wenn B. Mag Kunst „Schwerschrift zu Faubern" nicht über alles Maß hinaus vorgeschickt hätte. Die Dichter und Buchhändler sind nur verirrten durch Wolf Bürger und Johannes Mündung; Dichter verbinden in die menschlichen Verhältnisse einen tiefen Sinn und dem Angehörige: „Barbara kommen", sie Arbeiten mit Hochdampfmaschine, die Gerber, die Kammer, weil besonders eingreifen dieser; Ingenieur zeigt sich mit ungeschickten Hochdampfmaschinen und Kunstleder auf jeden Zweig Kunst, „Der Meyer" (den sog. Otto Bierkamp), ein Kleinen Gerber und Chemischer Fabrikbesitzer, wenn sie Arbeiten Hülsen und schlechte Verrichtung der Gesellen der Leinen zu sollen. Bei Gerber Arbeit und Kunst „Meier Gerber", daß es nationale Grenzen mit Gleiß poetisch umgeben und in Wege ein Stück Menschenleben, wie Gerber, das Leben zu entwickeln weiß. Besonders gut macht sich der Arbeiten in „rothen Meier" — er will weiter Meister Künstlerin bewegte, wegen in Dichter durch einzig Mündung's Gedichten. Auch diese „Gerber" Gerber, ein charakteristisches Bild aus der Bergwelt. Joseph Meier Gerber Gerber Gerber Gerber „Wolf" von „Wolf" und „Wolf" und „Wolf", daß Gerber, daß Gerber, Gerber, Gerber,

Gänzlich beraubt ganz leichter Thiere, wie sie in seinem Lande die Wüsten und dürren Flächen zahlreich bevölkern und zur unentbehrlichen Jagd- und Reitbeute seiner Bewohner werden. Ich habe sie auf dem Zuge durch Nubien, Kordofan, Sennaar und Dar Fur häufig gesehen und gejagt. Sie kommen in Rudeln von 10 bis 20 Stück vor, und sind, wie alle Antilopen, sehr scheu und flüchtig. Ihre Bewegungen sind leicht und elegant, ihr Lauf ist schnell, aber nicht ausdauernd. Sie sind sehr wachsam, und wissen sich durch Gesicht, Gehör und Geruch vor Gefahr zu sichern. Wenn sie sich von einem Feinde verfolgt sehen, so fliehen sie in gerader Richtung, und nicht wie andere Antilopen im Zickzack. Sie haben auch nicht die Gewohnheit, wie andere, sich zu sammeln, wenn sie sich in Gefahr befinden, sondern jedes Individuum sucht sich für sich zu retten.

Es gelang endlich dem guten Kaufmann heute, meinen Wunsch zu erfüllen, und mir eine Gazelle zu verschaffen, die ich lebendig nach Deutschland nehmen konnte. Ich hatte ihn schon seit einigen Tagen darum gebeten, und er hatte mir versprochen, sich darum zu bemühen. Er sagte mir mit Bestimmtheit zu, mir eine Gazelle zu verschaffen, und ich hatte mich auf sein Wort verlassen. Ich hatte mich um so mehr darauf gefreut, da ich bei meinem Aufenthalte in Kairo vergeblich nach einer Gazelle gesucht hatte, und mir keine verschaffen konnte. Heute ist es mir nun wirklich gelungen, eine Gazelle zu bekommen, und ich habe sie jetzt vor meinem Fenster angebunden. Sie ist ganz jung, und noch ganz unbeholfen. Dieses ist auch der Grund, weshalb sie sich so leicht hat einfangen lassen. Sie ist ganz weiß, und hat einen schwarzen Streifen über die Nase, und einen schwarzen Fleck auf der Stirne. Ihre Ohren sind ziemlich lang, und ihre Augen sehr schön. Sie ist sehr zahm, und frißt schon Brod, Reis und Datteln. Ich habe ihr heute Morgen Milch gegeben, und sie hat sie auch getrunken. Ich hoffe, sie wird mir lange Freude machen, und ich werde sie mit Sorgfalt pflegen, damit sie mir nicht stirbt. Ich habe ihr heute Morgen ein Halsband von Leder umgemacht, an welches ich eine Schelle befestigt habe, damit ich sie nicht verliere. Sie ist sehr lebhaft, und macht allerlei Sprünge, wie ein Reh. Ich habe ihr heute Morgen Gras vorgelegt, und sie hat es auch gefressen. Ich habe ihr auch Wasser vorgesetzt, und sie hat davon getrunken. Sie ist sehr scheu, und wenn sie mich sieht, so läuft sie fort, so weit es ihr Strick erlaubt. Sie ist sehr gut gewachsen, und ihre Füße sind sehr zierlich. Ihre Hörner sind noch sehr klein, und ihre Farbe ist weiß. Ihre Augen sind sehr schön, und ihr Blick ist sehr lebhaft

recht an, und es drängt sich hier die naheliegende Frage auf, ob man nicht nach dem Ablaufe von hundert Jahren sehr verwundert darüber sein wird, wie Heine's Späße zu unserer Zeit so viele Liebhaber finden konnten. Denn jede Zeit hat ihren eigenen Witz und auch ihre eigene Form, in die sie ihn kleidet. Wir verstehen hierunter jenen flüchtigen conversationellen Witz, der an sich nur die Geburt des Augenblicks und Ausdruck einer vorübergehenden scherzhaften Zeitlaune ist. Noch interessanter waren uns die Mittheilungen über August Hennings, eigentlich August Adolf Friedrich von Hennings, der die Zeitschrift „Der Genius der Zeit" herausgab und dafür in den Xenien von 1797 angegriffen wurde. Die Gegenrede, womit sich Hennings gegen die Xenienstichelei vertheidigte, enthält viel Wahres, was heute noch so zutreffend erscheint wie damals, und zwar in der Form wahrer Eloquenz.

Wie sollen — sagt Hennings in seiner Replik — wir hier wieder zur Reinheit keuscher Musen und zum gesitteten attischen Ton gelangen, wenn die ersten Köpfe Deutschlands, von denen man erwartet, daß sie den Ton angeben, selbst sich herabsetzen?

Je weiter die Anarchie geht, je gefährlichere Leidenschaften im Spiele sind, je zügelloser dieses Spiel ist, je tiefer der Geschmack sinkt, je mehr die Menschheit verwildert, je schlechter die Hände sind, in die das Edelste und Beste geräth, desto mehr müssen Männer von Ansehen und Talent sich vorsehen, in den Ton der Niedrigkeit und des Bösen zu verfallen, aus dem es ihnen obliegt den Geschmack am Schönen und am Guten zu retten. Müssen wir daher nicht muthlos werden, wenn man sieht, daß die Koryphäen des Schönen und Edeln dem Korybantenchor voranlaufen, daß sie selbst die ersten Gesetze der Menschheit, Achtung für Würde, Achtung für Rechtschaffenheit aus den Augen setzen, und daß sie unter dem großen Haufen zu den Niedrigsten oder zu den Schlechtesten, jenes durch Beleidigung der Urbanität, dieses durch sichtbaren Verfolgungsgeist, hinabsteigen? Kann eine Anarchie verderblicher sein als die? Wo sollen wir Anstand, wo Würde, wo Gefühl, wo Geschmack, wo Tugend, wo Edelsinn hernehmen, wenn dort Einer Kothwürfe austheilt, hier der Andere die Fackel der Verfolgung schwingt?

Ist denn alles Edle, alles Erhabene, alles Schöne, alles Gute von der Erde entflohen und sind wir der Auflösung und dem Versinken im Schlamme preisgegeben? Ist es so weit gekommen, daß Philosophen sich zanken wie in Gelagen, Dichter mit Koth und Feuerbränden um sich werfen, Männer von Ansehen und Würde reden wie der Pöbel, Geister, mit hohen Talenten ausgerüstet, im Kampfe gegen den Strom der Zeiten ganz diesem Strome folgen, gleich einer Lavine, die auf die andere stürzt und im Zerschmettern der untern das schöne Gefilde doppelt zertrümmert? Es ist Zeit, euch aufzufodern, ihr, die ihr hohe Gaben besitzt, ihr, die ihr hohe Stellen einnehmt, mit der Hoheit, die euch ziemt, mit der Größe, zu der ihr berufen seid, mit den Tugenden, die man von euch fodert, mit den Pflichten, die euch obliegen, hervorzutreten und ganz euere eigene Würde zu zeigen!

Ein folgendes Capitel gibt dem Verfasser Gelegenheit, das häusliche Leben eines großen hamburger Kaufmanns in den neunziger Jahren in einem Gemälde vorzuführen, das er übrigens einer Böttiger'schen Reiseschrift entlehnt. Böttiger erzählt, wie er zwei Sonntage bei Sievekings gespeist, und wie das erste mal 80, das zweite mal 70 Couverts in zwei großen Speisesälen gelegt waren. Da mischten sich mit den Deutschen der letzte Sprößling aus dem Hause Gonzaga, reiche Holländerinnen, die von Juwelen glänzten, Engländer, Schweden, Nordamerikaner, Juden aus San-Domingo, französische Republikaner und französische emigrirte Aristokraten. Böttiger schildert weiter die rastlose Thätigkeit Sieveking's im Geschäft und wie jede freie Sonntagsstunde von Gastgebereien in Beschlag genommen werde, bei denen Sieveking mit Leuten zusammentreffe, für die er meist gar kein Interesse habe. Gleich nach erfolgter „Abfütterung" eile Sieveking schon wieder in die Stadt. An häusliches Glück sei da nicht zu denken, man erwerbe, um zu verprassen, man überhäufe die Fremden mit Gastfreundlichkeit und Höflichkeit und sei zu Hause vielleicht launenhaft und mürrisch. Diese Repräsentation war Sieveking dem Interesse seines namentlich mit Frankreich vielverflochtenen Hauses schuldig. Auch wimmelte es damals in Hamburg von Emigrirten. Da war die Frau von Genlis, die auch in Hamburg ihre Nichte Henriette von Surcey an einen Herrn Namens Matthießen verheirathete, da waren Rochefoucauld, Lameth, Choiseul, Vergennes, Delille, Dumouriez, der General Valenze, Beaumarchais, der Verfasser des „Figaro", die Gräfin Flahaut, Rivarol, der erbittertste und witzigste Gegner der Jakobiner, der mit der Unverschämtheit der ältern Franzosen sich über die Hamburgerinnen lustig machte und sich ganz laut bei Soupers über die dummen Deutschen mequirte, wenn sie eines seiner Bonmots nicht gleich verstanden. Von ihm rührt auch das Epigramm gegen die Gesetzgebende Versammlung her, dessen beißender Schluß lautet:

Le côté droit est toujours gauche,
Et le gauche n'est jamais droit.

Das interessante Buch Wehl's schließt aufs würdigste mit einer Betrachtung Klopstock's und mit der Schilderung seines Leichenbegängnisses. Seit dem Begräbniß der Charlotte Ackermann, zu dem ebenfalls die Hälfte der Bevölkerung herbeigeströmt war, hatte man eine solche Leichenfeier nicht mehr gesehen. Doch war das Klopstock'sche Begräbniß jedenfalls noch feierlicher und imposanter, denn die Staatsbehörden selbst betheiligten sich daran und außer ihnen die Gesandten Preußens, Dänemarks, Englands, Frankreichs und Rußlands. Auf das Geheiß des hamburger Senats erschien eine Ehrenwache von 100 Mann zu Fuß und zu Pferde vor den acht Wachen der Stadt wurden der Leiche militärische Ehrenbezeigungen erwiesen; von allen Thürmen wurde mit den Glocken geläutet; viele Damen gingen in Trauerfarbe gekleidet und in schwarze Schleier gehüllt, und auf 50,000 Köpfe mindestens berechnete man die Zahl der dem Begräbniß als Zuschauer Beiwohnenden. Wehl wirft hierbei einen Blick auf das melancholische Leichenbegängniß Schiller's in Weimar, klagt über den jetzigen literarischen Indifferentismus, der an die Stelle der frühern fast fieberhaften Regsamkeit Hamburgs getreten ist, und meint, es gewinne so den Anschein, als sei mit Klopstock nicht nur dieser ei

zu setzen, und sie mußten nun, sichtlich angeekelt, 5 Kreuzer Strafe bezahlen. Dieses Beispiel wurde bald Mode, und wenn z. B. in der schlesischen Provinz irgendwo ein Bauer oder Gutsbesitzer sich ein Pferd kaufte, so mußte er, wenn er nicht Gefahr laufen wollte, daß ihm dasselbe in der Nacht die Schweife verstümmelt wurden

Buchhandels im 19. Jahrhundert, welcher die Namen aller Verfasser von Werken, die seit dem ersten Januar 1800 bis zum 31. December 1855 in Frankreich erschienen sind, in alphabetischer Ordnung angibt. Diese letztere Abtheilung ist ganz ausschließlich für die Abonnenten bestimmt. Der „Courrier", der von einem unserer intelligentesten Buchhändler, Jannet, und einem bekannten Schriftsteller, Guiffrey, redigirt wird, muß als eine wirklich literarische Arbeit betrachtet werden, die bestimmt ist, allen Denen Hülfe zu leisten, welche sich über den Gang der Geister und die Entwickelung der Literatur in Frankreich Aufklärung verschaffen wollen.

Der Louvre wird durch Sauvageot's Sammlung bereichert werden; Sie und wol auch viele Ihrer Leser werden fragen, wer Sauvageot ist und was seine Sammlung? Sauvageot war während des größern Theils seines Lebens ein kleiner Beamter und nebenbei Orchestermitglied der Großen Oper; des Tags im Bureau, Abends im Orchester, mit wenig Muße und noch weniger Geld, fröhnte er nichtsdestoweniger seiner leidenschaftlichen Vorliebe für die Musik des Mittelalters und der Renaissance-Zeit, die er ebenso gut verstand als enthusiastisch bewunderte. Mit vielem Aufwand von Zeit und keine Nachforschungen und Entbehrungen scheuend, hat er endlich eine der schönsten Sammlungen zustande gebracht, die er gern den Liebhabern zeigte, die er aber, als er in seiner kleinen Wohnung keinen Platz mehr für sie hatte, jetzt großmüthig dem Staat geschenkt hat, blos unter der Bedingung, daß sie mit ihm als Conservator und unter seiner Aufsicht im Louvre installirt werde. Ein solches Anerbieten wurde natürlich gern angenommen und die Sammlung wird nächstens in den Gemächern aufgestellt werden, welche jetzt der Director Graf Nieuwekerke bewohnt. Sauvageot hat die Uneigennützigkeit so weit getrieben, als ernannter Conservator der kaiserlichen Museen nur den Titel und nicht den Gehalt anzunehmen.

Empis wurde ernannt, Arsène Houssaye an der Spitze des Théâtre français zu ersetzen. Man bewillkommnet diese Wahl mit Freuden. Empis vereinigt die Eigenschaften des Verwalters mit denen des Schriftstellers. Er hatte einen hohen Posten bei Ludwig Philipp's Civilliste und hat einige tüchtige Werke geschrieben. Man zählt auf seine Erfahrung und seinen guten Geschmack und hofft, daß unter seiner Leitung das Théâtre français wieder in die Bahn einlenke, die es leider verlassen hat. 57.

Ueber die poetische Erfindung und Nacherfindung.

Die Prioritätsfrage zwischen Franz Bacherl's Trauerspiel „Die Cherusker in Rom" und Friedrich Halm's „Der Fechter von Ravenna" hat auch vielfach zu der Discussion über die Frage geführt, ob und inwieweit es in der Poesie gestattet sei, sich die Erfindungen Anderer zunutze zu machen? Dies ist unter Anderm im Abendblatt der „Wiener Zeitung" geschehen in einem Aufsatz mit der Ueberschrift: „Aehnliche Dramen und verschiedene Zeiten." Es wird darin unter Anderm auf eine Tragödie „Maria Stuart" von C. H. Spieß, dem bekannten Romanfabrikanten, hingewiesen, welche auf dem k. k. National-Hoftheater (wie damals das wiener Hofburgtheater hieß) aufgeführt wurde und unzweifelhaft lange vor Schiller's „Maria Stuart" vorhanden war. Der Inhalt in beiden Trauerspielen ist wesentlich derselbe; ja schon Spieß läßt die beiden Königinnen zusammenkommen und miteinander in Streit gerathen; auch entschuldigt sich Spieß in einer Anmerkung wegen dieser Scene mit den Worten: „Nach der Geschichte kommen diese beiden Königinnen nie zusammen. Kenner mögen entscheiden, ob ich — indem ich diesen Fehler offenherzig eingestehe — die Freiheit eines Dichters gemißbraucht habe." Ebenso erschien in demselben Jahre mit Schiller's „Wilhelm Tell" ein historisches Stück unter demselben Titel von Veit Weber, der mit dem Schiller'schen „Tell" ebenfalls viele Aehnlichkeit hat; damals aber dachte Niemand daran, diese Aehnlichkeit aufzuspüren, um Schiller des Plagiats zu beschuldigen. Der Verfasser des Artikels hätte auch noch auf Otway's Trauerspiel „Don Carlos" verweisen können. Wie bei Schiller liebt auch bei Otway der Prinz die Königin und die Eboli den Prinzen, aber der Prinz verschmäht diese Dame, und sie rächt sich nun an ihm durch eine Katastrophe, in welcher mit dem Prinzen auch die Königin und sein Vertrauter Posa untergehen. Guizot stellt in seiner Schrift über Shakspeare über dasselbe Thema Untersuchungen an und kommt zu dem überraschenden, freilich etwas einseitig formulirten Schluß: „Das Genie erfindet nichts", oder um mit Akiba zu sprechen: „Es ist schon Alles einmal dagewesen." Shakspeare habe, sagt Guizot, frühere Schauspiele, alte Volksballaden und Märchen, Dante die Phantasien eines Mönches, Goethe für seinen „Faust" das bekannte Volksbuch und Schiller für seine „Räuber" eine Kalenderanekdote benutzt Guizot hätte hier noch anführen können, daß Bürger zu seiner weltberühmten „Lenore" durch ein höchst dürftiges Bruchstück einer alten Volksballade angeregt wurde; aber nicht dieses rohe Volkslied, sondern erst Bürger's Ballade kann als eine wirkliche Erfindung gelten. An einer spätern Stelle sagt Guizot: „Es ist gerade nur erschöpften und anmaßenden Schriftstellern eigen, nach Erfindung zu haschen", und bemerkt dann weiter: „In Zeiten literarischen Verfalls halten sich Diejenigen für Erfinder, welche in einer gewissen Hitze ihres Bluts, von einem gewissen Ueberflusse an Worten getrieben, Worte und Bilder anhäufen, und sie glauben nun Gedanken erfunden und in Umlauf gebracht zu haben. Diese Leute geben sich dann für Schöpfer aus, während Montaigne, Shakspeare, Molière, Lessing und Goethe sich kein anderes Verdienst zuschreiben als das der Erforschung der Natur, des Menschen und der Welt. Befruchten ist das Eigenthümliche des Genies."

Ueberhaupt hat die menschliche Einbildungs- und Erfindungskraft, auf die wir uns so unsaglich viel zugute thun, ihre sehr engen Grenzen. Wenn wir uns z. B. ein Wesen, das höherer Art ist als wir, vorstellen wollen, so kommen wir über die menschliche Gestalt nicht hinaus. Die alten Maler stellten Gott Vater unter der Gestalt eines alten bärtigen Mannes und die Engel als schöne Kinder dar, indem sie ihnen noch, um sie von den irdischen Kindern zu unterscheiden, rechts und links Flügel annähten; ein ärmlicher Nothbehelf, ebenso ärmlich, als wenn wir dem Teufel oben Hörner und an seiner Hinterseite einen Schwanz anflicken. Wollte die menschliche Phantasie ein Thier schaffen, so schuf sie Monstra, zusammengeflickt aus Bruchstücken bekannter Thiergattungen, etwa einen Cerberus, einen Minotaur, einen Centaur, einen Drachen, einen Lindwurm, einen Vogel Greif, eine Harpyie, u. s. w. Man berufe eine Commission der ersten Dichter, Denker und Naturforscher und stelle ihnen die Aufgabe, nur einen neuen Vogel zu erfinden und ihrer Phantasieschöpfung durch den ersten Künstler der Welt künstlerische Gestalt geben zu lassen, und sie werden ein Geschöpf hervorbringen, welches, je mehr es von den Formen und dem Farbenspiel der uns bekannten Vögelarten abweicht, auch umsomehr ins Geschmacklose und Monströse ausarten wird. Im Ganzen entwickelt sich auch die poetische Erfindungskraft wie Alles nur nach und nach, indem sie immer wieder die frühern Momente in sich aufnimmt oder an sie anknüpft, und wenn Jemand ihre Geschichte schreiben wollte, so würde man mit Erstaunen sehen, wie ein Dichter immer auf des andern Schultern tritt. Freilich kommt es hierbei stets auf das Wie der Benutzung an. Auch ist es etwas Anderes, eine Erfindung in einem schon der Welt verliehenden frühern Werke zu benutzen oder sie (wir sagen dies übrigens ohne Anspielung auf irgendeinen speciellen Fall) heimlich einem Manuscripte oder auch nur einem Gespräche unter vier Augen zu entwenden und sie so zu seinem unrechtmäßigen Privateigenthum zu machen, ehe sie noch durch die Veröffentlichung seiten des eigentlichen Erfinders zum Eigenthum der Welt geworden. H. M.

Bruder zu nehmen, schlage ihr nach, so wird Gott auch dir zu Ehren helfen. Wenn du aber nicht willst, so sage es mir, daß ich mich anderswo umsehe, denn ich will meine Ehre haben.“

Nr. 3. „Hochzeit.“ Hiesiger Metzger will zu seiner Tochter Hochzeit machen und bittet seine Freunde, daß sie ihm auf diesen Tag schenken und ihre Gutmüthigkeit, wie sie ihm bisher erwiesen, auch ferner bei dieser Gelegenheit an den Tag legen möchten. Einige Freunde, welche ihm nicht schenken und ihn bedrängen mit Borgen, ihr Schenken sei ihnen lieber, als wenn sie borgen müßten, weil sie dann keine Hoffnung hätten, es ihm wieder zu bezahlen. Bekommen solche dann in einer Schenkung mehr, als sie ihm geborgt haben würden, so sind sie zufrieden und wissen sich dankbar zu erweisen.

Nr. 4. „Kirchweihe.“ Ein von Gläubigern hart bedrängter Bauer will seine Kirchweihe feiern, um sich durch Schenken wieder zu erholen. Er bittet seine Freunde, daß sie ihm auf diesen Tag schenken und ihre Gutmüthigkeit, wie sie ihm bisher erwiesen, auch ferner bei dieser Gelegenheit an den Tag legen möchten. Einige sind dessen, daß sie ihm schenken sollen, nicht gewohnt, und sagen, sie wollen ihm lieber borgen, als wenn sie ihm schenken müßten, weil sie dann keine Hoffnung hätten, es ihm wieder zu bezahlen. Bekommen solche dann in einer Schenkung mehr, als sie ihm geborgt haben würden, so sind sie zufrieden und wissen sich dankbar zu erweisen.

Nr. 5. „Kirchweihe.“ Ein von Gläubigern hart bedrängter Bauer will seine Kirchweihe feiern, um sich durch Schenken wieder zu erholen. Er bittet seine Freunde, daß sie ihm auf diesen Tag schenken und ihre Gutmüthigkeit, wie sie ihm bisher erwiesen, auch ferner bei dieser Gelegenheit an den Tag legen möchten. Einige sind dessen, daß sie ihm schenken sollen, nicht gewohnt, und sagen, sie wollen ihm lieber borgen, als wenn sie ihm schenken müßten, weil sie dann keine Hoffnung hätten, es ihm wieder zu bezahlen. Bekommen solche dann in einer Schenkung mehr, als sie ihm geborgt haben würden, so sind sie zufrieden und wissen sich dankbar zu erweisen.

Nr. 6. „Kirchweihe.“ Ein von Gläubigern hart bedrängter Bauer will seine Kirchweihe feiern, um sich durch Schenken wieder zu erholen. Er bittet seine Freunde, daß sie ihm auf diesen Tag schenken und ihre Gutmüthigkeit, wie sie ihm bisher erwiesen, auch ferner bei dieser Gelegenheit an den Tag legen möchten. Einige sind dessen, daß sie ihm schenken sollen, nicht gewohnt, und sagen, sie wollen ihm lieber borgen, als wenn sie ihm schenken müßten, weil sie dann keine Hoffnung hätten, es ihm wieder zu bezahlen. Bekommen solche dann in einer Schenkung mehr, als sie ihm geborgt haben würden, so sind sie zufrieden und wissen sich dankbar zu erweisen.

Nr. 7. „Kirchweihe.“ Ein von Gläubigern hart bedrängter Bauer will seine Kirchweihe feiern, um sich durch Schenken wieder zu erholen. Er bittet seine Freunde, daß sie ihm auf diesen Tag schenken und ihre Gutmüthigkeit, wie sie ihm bisher erwiesen, auch ferner bei dieser Gelegenheit an den Tag legen möchten. Einige sind dessen, daß sie ihm schenken sollen, nicht gewohnt, und sagen, sie wollen ihm lieber borgen, als wenn sie ihm schenken müßten, weil sie dann keine Hoffnung hätten, es ihm wieder zu bezahlen. Bekommen solche dann in einer Schenkung mehr, als sie ihm geborgt haben würden, so sind sie zufrieden und wissen sich dankbar zu erweisen.

Nr. 8. „Kirchweihe.“ Ein von Gläubigern hart bedrängter Bauer will seine Kirchweihe feiern, um sich durch Schenken wieder zu erholen. Er bittet seine Freunde, daß sie ihm auf diesen Tag schenken und ihre Gutmüthigkeit, wie sie ihm bisher erwiesen, auch ferner bei dieser Gelegenheit an den Tag legen möchten. Einige sind dessen, daß sie ihm schenken sollen, nicht gewohnt, und sagen, sie wollen ihm lieber borgen, als wenn sie ihm schenken müßten, weil sie dann keine Hoffnung hätten, es ihm wieder zu bezahlen. Bekommen solche dann in einer Schenkung mehr, als sie ihm geborgt haben würden, so sind sie zufrieden und wissen sich dankbar zu erweisen.

Nr. 9. „Kirchweihe.“ Ein von Gläubigern hart bedrängter Bauer will seine Kirchweihe feiern, um sich durch Schenken wieder zu erholen. Er bittet seine Freunde, daß sie ihm auf diesen Tag schenken und ihre Gutmüthigkeit, wie sie ihm bisher erwiesen, auch ferner bei dieser Gelegenheit an den Tag legen möchten. Einige sind dessen, daß sie ihm schenken sollen, nicht gewohnt, und sagen, sie wollen ihm lieber borgen, als wenn sie ihm schenken müßten, weil sie dann keine Hoffnung hätten, es ihm wieder zu bezahlen. Bekommen solche dann in einer Schenkung mehr, als sie ihm geborgt haben würden, so sind sie zufrieden und wissen sich dankbar zu erweisen.

Nr. 10. „Kirchweihe.“ Ein von Gläubigern hart bedrängter Bauer will seine Kirchweihe feiern, um sich durch Schenken wieder zu erholen. Er bittet seine Freunde, daß sie ihm auf diesen Tag schenken und ihre Gutmüthigkeit, wie sie ihm bisher erwiesen, auch ferner bei dieser Gelegenheit an den Tag legen möchten. Einige sind dessen, daß sie ihm schenken sollen, nicht gewohnt, und sagen, sie wollen ihm lieber borgen, als wenn sie ihm schenken müßten, weil sie dann keine Hoffnung hätten, es ihm wieder zu bezahlen. Bekommen solche dann in einer Schenkung mehr, als sie ihm geborgt haben würden, so sind sie zufrieden und wissen sich dankbar zu erweisen.

Nr. 11. „Kirchweihe.“ Ein von Gläubigern hart bedrängter Bauer will seine Kirchweihe feiern, um sich durch Schenken wieder zu erholen. Er bittet seine Freunde, daß sie ihm auf diesen Tag schenken und ihre Gutmüthigkeit, wie sie ihm bisher erwiesen, auch ferner bei dieser Gelegenheit an den Tag legen möchten. Einige sind dessen, daß sie ihm schenken sollen, nicht gewohnt, und sagen, sie wollen ihm lieber borgen, als wenn sie ihm schenken müßten, weil sie dann keine Hoffnung hätten, es ihm wieder zu bezahlen. Bekommen solche dann in einer Schenkung mehr, als sie ihm geborgt haben würden, so sind sie zufrieden und wissen sich dankbar zu erweisen.

Nr. 12. „Kirchweihe.“ Ein von Gläubigern hart bedrängter Bauer will seine Kirchweihe feiern, um sich durch Schenken wieder zu erholen. Er bittet seine Freunde, daß sie ihm auf diesen Tag schenken und ihre Gutmüthigkeit, wie sie ihm bisher erwiesen, auch ferner bei dieser Gelegenheit an den Tag legen möchten. Einige sind dessen, daß sie ihm schenken sollen, nicht gewohnt, und sagen, sie wollen ihm lieber borgen, als wenn sie ihm schenken müßten, weil sie dann keine Hoffnung hätten, es ihm wieder zu bezahlen. Bekommen solche dann in einer Schenkung mehr, als sie ihm geborgt haben würden, so sind sie zufrieden und wissen sich dankbar zu erweisen.

Nr. 13. „Kirchweihe.“ Ein von Gläubigern hart bedrängter Bauer will seine Kirchweihe feiern, um sich durch Schenken wieder zu erholen. Er bittet seine Freunde, daß sie ihm auf diesen Tag schenken und ihre Gutmüthigkeit, wie sie ihm bisher erwiesen, auch ferner bei dieser Gelegenheit an den Tag legen möchten. Einige sind dessen, daß sie ihm schenken sollen, nicht gewohnt, und sagen, sie wollen ihm lieber borgen, als wenn sie ihm schenken müßten, weil sie dann keine Hoffnung hätten, es ihm wieder zu bezahlen. Bekommen solche dann in einer Schenkung mehr, als sie ihm geborgt haben würden, so sind sie zufrieden und wissen sich dankbar zu erweisen.

Nr. 14. „Kirchweihe.“ Ein von Gläubigern hart bedrängter Bauer will seine Kirchweihe feiern, um sich durch Schenken wieder zu erholen. Er bittet seine Freunde, daß sie ihm auf diesen Tag schenken und ihre Gutmüthigkeit, wie sie ihm bisher erwiesen, auch ferner bei dieser Gelegenheit an den Tag legen möchten. Einige sind dessen, daß sie ihm schenken sollen, nicht gewohnt, und sagen, sie wollen ihm lieber borgen, als wenn sie ihm schenken müßten, weil sie dann keine Hoffnung hätten, es ihm wieder zu bezahlen. Bekommen solche dann in einer Schenkung mehr, als sie ihm geborgt haben würden, so sind sie zufrieden und wissen sich dankbar zu erweisen.

Nr. 15. „Kirchweihe.“ Ein von Gläubigern hart bedrängter Bauer will seine Kirchweihe feiern, um sich durch Schenken wieder zu erholen. Er bittet seine Freunde, daß sie ihm auf diesen Tag schenken und ihre Gutmüthigkeit, wie sie ihm bisher erwiesen, auch ferner bei dieser Gelegenheit an den Tag legen möchten. Einige sind dessen, daß sie ihm schenken sollen, nicht gewohnt, und sagen, sie wollen ihm lieber borgen, als wenn sie ihm schenken müßten, weil sie dann keine Hoffnung hätten, es ihm wieder zu bezahlen. Bekommen solche dann in einer Schenkung mehr, als sie ihm geborgt haben würden, so sind sie zufrieden und wissen sich dankbar zu erweisen.

Nr. 16. „Kirchweihe.“ Ein von Gläubigern hart bedrängter Bauer will seine Kirchweihe feiern, um sich durch Schenken wieder zu erholen. Er bittet seine Freunde, daß sie ihm auf diesen Tag schenken und ihre Gutmüthigkeit, wie sie ihm bisher erwiesen, auch ferner bei dieser Gelegenheit an den Tag legen möchten. Einige sind dessen, daß sie ihm schenken sollen, nicht gewohnt, und sagen, sie wollen ihm lieber borgen, als wenn sie ihm schenken müßten, weil sie dann keine Hoffnung hätten, es ihm wieder zu bezahlen. Bekommen solche dann in einer Schenkung mehr, als sie ihm geborgt haben würden, so sind sie zufrieden und wissen sich dankbar zu erweisen.

Nr. 17. „Kirchweihe.“ Ein von Gläubigern hart bedrängter Bauer will seine Kirchweihe feiern, um sich durch Schenken wieder zu erholen. Er bittet seine Freunde, daß sie ihm auf diesen Tag schenken und ihre Gutmüthigkeit, wie sie ihm bisher erwiesen, auch ferner bei dieser Gelegenheit an den Tag legen möchten. Einige sind dessen, daß sie ihm schenken sollen, nicht gewohnt, und sagen, sie wollen ihm lieber borgen, als wenn sie ihm schenken müßten, weil sie dann keine Hoffnung hätten, es ihm wieder zu bezahlen. Bekommen solche dann in einer Schenkung mehr, als sie ihm geborgt haben würden, so sind sie zufrieden und wissen sich dankbar zu erweisen.

Nr. 18. „Kirchweihe.“ Ein von Gläubigern hart bedrängter Bauer will seine Kirchweihe feiern, um sich durch Schenken wieder zu erholen. Er bittet seine Freunde, daß sie ihm auf diesen Tag schenken und ihre Gutmüthigkeit, wie sie ihm bisher erwiesen, auch ferner bei dieser Gelegenheit an den Tag legen möchten. Einige sind dessen, daß sie ihm schenken sollen, nicht gewohnt, und sagen, sie wollen ihm lieber borgen, als wenn sie ihm schenken müßten, weil sie dann keine Hoffnung hätten, es ihm wieder zu bezahlen. Bekommen solche dann in einer Schenkung mehr, als sie ihm geborgt haben würden, so sind sie zufrieden und wissen sich dankbar zu erweisen.

Nr. 19. „Kirchweihe.“ Ein von Gläubigern hart bedrängter Bauer will seine Kirchweihe feiern, um sich durch Schenken wieder zu erholen. Er bittet seine Freunde, daß sie ihm auf diesen Tag schenken und ihre Gutmüthigkeit, wie sie ihm bisher erwiesen, auch ferner bei dieser Gelegenheit an den Tag legen möchten. Einige sind dessen, daß sie ihm schenken sollen, nicht gewohnt, und sagen, sie wollen ihm lieber borgen, als wenn sie ihm schenken müßten, weil sie dann keine Hoffnung hätten, es ihm wieder zu bezahlen. Bekommen solche dann in einer Schenkung mehr, als sie ihm geborgt haben würden, so sind sie zufrieden und wissen sich dankbar zu erweisen.

Nr. 20. „Kirchweihe.“ Ein von Gläubigern hart bedrängter Bauer will seine Kirchweihe feiern, um sich durch Schenken wieder zu erholen. Er bittet seine Freunde, daß sie ihm auf diesen Tag schenken und ihre Gutmüthigkeit, wie sie ihm bisher erwiesen, auch ferner bei dieser Gelegenheit an den Tag legen möchten. Einige sind dessen, daß sie ihm schenken sollen, nicht gewohnt, und sagen, sie wollen ihm lieber borgen, als wenn sie ihm schenken müßten, weil sie dann keine Hoffnung hätten, es ihm wieder zu bezahlen. Bekommen solche dann in einer Schenkung mehr, als sie ihm geborgt haben würden, so sind sie zufrieden und wissen sich dankbar zu erweisen.

Nr. 21. „Kirchweihe.“ Ein von Gläubigern hart bedrängter Bauer will seine Kirchweihe feiern, um sich durch Schenken wieder zu erholen. Er bittet seine Freunde, daß sie ihm auf diesen Tag schenken und ihre Gutmüthigkeit, wie sie ihm bisher erwiesen, auch ferner bei dieser Gelegenheit an den Tag legen möchten. Einige sind dessen, daß sie ihm schenken sollen, nicht gewohnt, und sagen, sie wollen ihm lieber borgen, als wenn sie ihm schenken müßten, weil sie dann keine Hoffnung hätten, es ihm wieder zu bezahlen. Bekommen solche dann in einer Schenkung mehr, als sie ihm geborgt haben würden, so sind sie zufrieden und wissen sich dankbar zu erweisen.

Nr. 22. „Kirchweihe.“ Ein von Gläubigern hart bedrängter Bauer will seine Kirchweihe feiern, um sich durch Schenken wieder zu erholen. Er bittet seine Freunde, daß sie ihm auf diesen Tag schenken und ihre Gutmüthigkeit, wie sie ihm bisher erwiesen, auch ferner bei dieser Gelegenheit an den Tag legen möchten. Einige sind dessen, daß sie ihm schenken sollen, nicht gewohnt, und sagen, sie wollen ihm lieber borgen, als wenn sie ihm schenken müßten, weil sie dann keine Hoffnung hätten, es ihm wieder zu bezahlen. Bekommen solche dann in einer Schenkung mehr, als sie ihm geborgt haben würden, so sind sie zufrieden und wissen sich dankbar zu erweisen.

Nr. 23. „Kirchweihe.“ Ein von Gläubigern hart bedrängter Bauer will seine Kirchweihe feiern, um sich durch Schenken wieder zu erholen. Er bittet seine Freunde, daß sie ihm auf diesen Tag schenken und ihre Gutmüthigkeit, wie sie ihm bisher erwiesen, auch ferner bei dieser Gelegenheit an den Tag legen möchten. Einige sind dessen, daß sie ihm schenken sollen, nicht gewohnt, und sagen, sie wollen ihm lieber borgen, als wenn sie ihm schenken müßten, weil sie dann keine Hoffnung hätten, es ihm wieder zu bezahlen. Bekommen solche dann in einer Schenkung mehr, als sie ihm geborgt haben würden, so sind sie zufrieden und wissen sich dankbar zu erweisen.

Nr. 24. „Kirchweihe.“ Ein von Gläubigern hart bedrängter Bauer will seine Kirchweihe feiern, um sich durch Schenken wieder zu erholen. Er bittet seine Freunde, daß sie ihm auf diesen Tag schenken und ihre Gutmüthigkeit, wie sie ihm bisher erwiesen, auch ferner bei dieser Gelegenheit an den Tag legen möchten. Einige sind dessen, daß sie ihm schenken sollen, nicht gewohnt, und sagen, sie wollen ihm lieber borgen, als wenn sie ihm schenken müßten, weil sie dann keine Hoffnung hätten, es ihm wieder zu bezahlen. Bekommen solche dann in einer Schenkung mehr, als sie ihm geborgt haben würden, so sind sie zufrieden und wissen sich dankbar zu erweisen.

Nr. 25. „Kirchweihe.“ Ein von Gläubigern hart bedrängter Bauer will seine Kirchweihe feiern, um sich durch Schenken wieder zu erholen. Er bittet seine Freunde, daß sie ihm auf diesen Tag schenken und ihre Gutmüthigkeit, wie sie ihm bisher erwiesen, auch ferner bei dieser Gelegenheit an den Tag legen möchten. Einige sind dessen, daß sie ihm schenken sollen, nicht gewohnt, und sagen, sie wollen ihm lieber borgen, als wenn sie ihm schenken müßten, weil sie dann keine Hoffnung hätten, es ihm wieder zu bezahlen. Bekommen solche dann in einer Schenkung mehr, als sie ihm geborgt haben würden, so sind sie zufrieden und wissen sich dankbar zu erweisen.

Nr. 26. „Kirchweihe.“ Ein von Gläubigern hart bedrängter Bauer will seine Kirchweihe feiern, um sich durch Schenken wieder zu erholen. Er bittet seine Freunde, daß sie ihm auf diesen Tag schenken und ihre Gutmüthigkeit, wie sie ihm bisher erwiesen, auch ferner bei dieser Gelegenheit an den Tag legen möchten. Einige sind dessen, daß sie ihm schenken sollen, nicht gewohnt, und sagen, sie wollen ihm lieber borgen, als wenn sie ihm schenken müßten, weil sie dann keine Hoffnung hätten, es ihm wieder zu bezahlen. Bekommen solche dann in einer Schenkung mehr, als sie ihm geborgt haben würden, so sind sie zufrieden und wissen sich dankbar zu erweisen.

Nr. 27. „Kirchweihe.“ Ein von Gläubigern hart bedrängter Bauer will seine Kirchweihe feiern, um sich durch Schenken wieder zu erholen. Er bittet seine Freunde, daß sie ihm auf diesen Tag schenken und ihre Gutmüthigkeit, wie sie ihm bisher erwiesen, auch ferner bei dieser Gelegenheit an den Tag legen möchten. Einige sind dessen, daß sie ihm schenken sollen, nicht gewohnt, und sagen, sie wollen ihm lieber borgen, als wenn sie ihm schenken müßten, weil sie dann keine Hoffnung hätten, es ihm wieder zu bezahlen. Bekommen solche dann in einer Schenkung mehr, als sie ihm geborgt haben würden, so sind sie zufrieden und wissen sich dankbar zu erweisen.

Nr. 28. „Kirchweihe.“ Ein von Gläubigern hart bedrängter Bauer will seine Kirchweihe feiern, um sich durch Schenken wieder zu erholen. Er bittet seine Freunde, daß sie ihm auf diesen Tag schenken und ihre Gutmüthigkeit, wie sie ihm bisher erwiesen, auch ferner bei dieser Gelegenheit an den Tag legen möchten. Einige sind dessen, daß sie ihm schenken sollen, nicht gewohnt, und sagen, sie wollen ihm lieber borgen, als wenn sie ihm schenken müßten, weil sie dann keine Hoffnung hätten, es ihm wieder zu bezahlen. Bekommen solche dann in einer Schenkung mehr, als sie ihm geborgt haben würden, so sind sie zufrieden und wissen sich dankbar zu erweisen.

Nr. 29. „Kirchweihe.“ Ein von Gläubigern hart bedrängter Bauer will seine Kirchweihe feiern, um sich durch Schenken wieder zu erholen. Er bittet seine Freunde, daß sie ihm auf diesen Tag schenken und ihre Gutmüthigkeit, wie sie ihm bisher erwiesen, auch ferner bei dieser Gelegenheit an den Tag legen möchten. Einige sind dessen, daß sie ihm schenken sollen, nicht gewohnt, und sagen, sie wollen ihm lieber borgen, als wenn sie ihm schenken müßten, weil sie dann keine Hoffnung hätten, es ihm wieder zu bezahlen. Bekommen solche dann in einer Schenkung mehr, als sie ihm geborgt haben würden, so sind sie zufrieden und wissen sich dankbar zu erweisen.

Nr. 30. „Kirchweihe.“ Ein von Gläubigern hart bedrängter Bauer will seine Kirchweihe feiern, um sich durch Schenken wieder zu erholen. Er bittet seine Freunde, daß sie ihm auf diesen Tag schenken und ihre Gutmüthigkeit, wie sie ihm bisher erwiesen, auch ferner bei dieser Gelegenheit an den Tag legen möchten. Einige sind dessen, daß sie ihm schenken sollen, nicht gewohnt, und sagen, sie wollen ihm lieber borgen, als wenn sie ihm schenken müßten, weil sie dann keine Hoffnung hätten, es ihm wieder zu bezahlen. Bekommen solche dann in einer Schenkung mehr, als sie ihm geborgt haben würden, so sind sie zufrieden und wissen sich dankbar zu erweisen.

Nr. 31. „Kirchweihe.“ Ein von Gläubigern hart bedrängter Bauer will seine Kirchweihe feiern, um sich durch Schenken wieder zu erholen. Er bittet seine Freunde, daß sie ihm auf diesen Tag schenken und ihre Gutmüthigkeit, wie sie ihm bisher erwiesen, auch ferner bei dieser Gelegenheit an den Tag legen möchten. Einige sind dessen, daß sie ihm schenken sollen, nicht gewohnt, und sagen, sie wollen ihm lieber borgen, als wenn sie ihm schenken müßten, weil sie dann keine Hoffnung hätten, es ihm wieder zu bezahlen. Bekommen solche dann in einer Schenkung mehr, als sie ihm geborgt haben würden, so sind sie zufrieden und wissen sich dankbar zu erweisen.

Nr. 32. „Kirchweihe.“ Ein von Gläubigern hart bedrängter Bauer will seine Kirchweihe feiern, um sich durch Schenken wieder zu erholen. Er bittet seine Freunde, daß sie ihm auf diesen Tag schenken und ihre Gutmüthigkeit, wie sie ihm bisher erwiesen, auch ferner bei dieser Gelegenheit an den Tag legen möchten. Einige sind dessen, daß sie ihm schenken sollen, nicht gewohnt, und sagen, sie wollen ihm lieber borgen, als wenn sie ihm schenken müßten, weil sie dann keine Hoffnung hätten, es ihm wieder zu bezahlen. Bekommen solche dann in einer Schenkung mehr, als sie ihm geborgt haben würden, so sind sie zufrieden und wissen sich dankbar zu erweisen.

Nr. 33. „Kirchweihe.“ Ein von Gläubigern hart bedrängter Bauer will seine Kirchweihe feiern, um sich durch Schenken wieder zu erholen. Er bittet seine Freunde, daß sie ihm auf diesen Tag schenken und ihre Gutmüthigkeit, wie sie ihm bisher erwiesen, auch ferner bei dieser Gelegenheit an den Tag legen möchten. Einige sind dessen, daß sie ihm schenken sollen, nicht gewohnt, und sagen, sie wollen ihm lieber borgen, als wenn sie ihm schenken müßten, weil sie dann keine Hoffnung hätten, es ihm wieder zu bezahlen. Bekommen solche dann in einer Schenkung mehr, als sie ihm geborgt haben würden, so sind sie zufrieden und wissen sich dankbar zu erweisen.

Nr. 34. „Kirchweihe.“ Ein von Gläubigern hart bedrängter Bauer will seine Kirchweihe feiern, um sich durch Schenken wieder zu erholen. Er bittet seine Freunde, daß sie ihm auf diesen Tag schenken und ihre Gutmüthigkeit, wie sie ihm bisher erwiesen, auch ferner bei dieser Gelegenheit an den Tag legen möchten. Einige sind dessen, daß sie ihm schenken sollen, nicht gewohnt, und sagen, sie wollen ihm lieber borgen, als wenn sie ihm schenken müßten, weil sie dann keine Hoffnung hätten, es ihm wieder zu bezahlen. Bekommen solche dann in einer Schenkung mehr, als sie ihm geborgt haben würden, so sind sie zufrieden und wissen sich dankbar zu erweisen.

Nr. 35. „Kirchweihe.“ Ein von Gläubigern hart bedrängter Bauer will seine Kirchweihe feiern, um sich durch Schenken wieder zu erholen. Er bittet seine Freunde, daß sie ihm auf diesen Tag schenken und ihre Gutmüthigkeit, wie sie ihm bisher erwiesen, auch ferner bei dieser Gelegenheit an den Tag legen möchten. Einige sind dessen, daß sie ihm schenken sollen, nicht gewohnt, und sagen, sie wollen ihm lieber borgen, als wenn sie ihm schenken müßten, weil sie dann keine Hoffnung hätten, es ihm wieder zu bezahlen. Bekommen solche dann in einer Schenkung mehr, als sie ihm geborgt haben würden, so sind sie zufrieden und wissen sich dankbar zu erweisen.

Nr. 36. „Kirchweihe.“ Ein von Gläubigern hart bedrängter Bauer will seine Kirchweihe feiern, um sich durch Schenken wieder zu erholen. Er bittet seine Freunde, daß sie ihm auf diesen Tag schenken und ihre Gutmüthigkeit, wie sie ihm bisher erwiesen, auch ferner bei dieser Gelegenheit an den Tag legen möchten. Einige sind dessen, daß sie ihm schenken sollen, nicht gewohnt, und sagen, sie wollen ihm lieber borgen, als wenn sie ihm schenken müßten, weil sie dann keine Hoffnung hätten, es ihm wieder zu bezahlen. Bekommen solche dann in einer Schenkung mehr, als sie ihm geborgt haben würden, so sind sie zufrieden und wissen sich dankbar zu erweisen.

Nr. 37. „Kirchweihe.“ Ein von Gläubigern hart bedrängter Bauer will seine Kirchweihe feiern, um sich durch Schenken wieder zu erholen. Er bittet seine Freunde, daß sie ihm auf diesen Tag schenken und ihre Gutmüthigkeit, wie sie ihm bisher erwiesen, auch ferner bei dieser Gelegenheit an den Tag legen möchten. Einige sind dessen, daß sie ihm schenken sollen, nicht gewohnt, und sagen, sie wollen ihm lieber borgen, als wenn sie ihm schenken müßten, weil sie dann keine Hoffnung hätten, es ihm wieder zu bezahlen. Bekommen solche dann in einer Schenkung mehr, als sie ihm geborgt haben würden, so sind sie zufrieden und wissen sich dankbar zu erweisen.

Nr. 38. „Kirchweihe.“ Ein von Gläubigern hart bedrängter Bauer will seine Kirchweihe feiern, um sich durch Schenken wieder zu erholen. Er bittet seine Freunde, daß sie ihm auf diesen Tag schenken und ihre Gutmüthigkeit, wie sie ihm bisher erwiesen, auch ferner bei dieser Gelegenheit an den Tag legen möchten. Einige sind dessen, daß sie ihm schenken sollen, nicht gewohnt, und sagen, sie wollen ihm lieber borgen, als wenn sie ihm schenken müßten, weil sie dann keine Hoffnung hätten, es ihm wieder zu bezahlen. Bekommen solche dann in einer Schenkung mehr, als sie ihm geborgt haben würden, so sind sie zufrieden und wissen sich dankbar zu erweisen.

Nr. 39. „Kirchweihe.“ Ein von Gläubigern hart bedrängter Bauer will seine Kirchweihe feiern, um sich durch Schenken wieder zu erholen. Er bittet seine Freunde, daß sie ihm auf diesen Tag schenken und ihre Gutmüthigkeit, wie sie ihm bisher erwiesen, auch ferner bei dieser Gelegenheit an den Tag legen möchten. Einige sind dessen, daß sie ihm schenken sollen, nicht gewohnt, und sagen, sie wollen ihm lieber borgen, als wenn sie ihm schenken müßten, weil sie dann keine Hoffnung hätten, es ihm wieder zu bezahlen. Bekommen solche dann in einer Schenkung mehr, als sie ihm geborgt haben würden, so sind sie zufrieden und wissen sich dankbar zu erweisen.

Nr. 40. „Kirchweihe.“ Ein von Gläubigern hart bedrängter Bauer will seine Kirchweihe feiern, um sich durch Schenken wieder zu erholen. Er bittet seine Freunde, daß sie ihm auf diesen Tag schenken und ihre Gutmüthigkeit, wie sie ihm bisher erwiesen, auch ferner bei dieser Gelegenheit an den Tag legen möchten. Einige sind dessen, daß sie ihm schenken sollen, nicht gewohnt, und sagen, sie wollen ihm lieber borgen, als wenn sie ihm schenken müßten, weil sie dann keine Hoffnung hätten, es ihm wieder zu bezahlen. Bekommen solche dann in einer Schenkung mehr, als sie ihm geborgt haben würden, so sind sie zufrieden und wissen sich dankbar zu erweisen.

Nr. 41. „Kirchweihe.“ Ein von Gläubigern hart bedrängter Bauer will seine Kirchweihe feiern, um sich durch Schenken wieder zu erholen. Er bittet seine Freunde, daß sie ihm auf diesen Tag schenken und ihre Gutmüthigkeit, wie sie ihm bisher erwiesen, auch ferner bei dieser Gelegenheit an den Tag legen möchten. Einige sind dessen, daß sie ihm schenken sollen, nicht gewohnt, und sagen, sie wollen ihm lieber borgen, als wenn sie ihm schenken müßten, weil sie dann keine Hoffnung hätten, es ihm wieder zu bezahlen. Bekommen solche dann in einer Schenkung mehr, als sie ihm geborgt haben würden, so sind sie zufrieden und wissen sich dankbar zu erweisen.

Nr. 42. „Kirchweihe.“ Ein von Gläubigern hart bedrängter Bauer will seine Kirchweihe feiern, um sich durch Schenken wieder zu erholen. Er bittet seine Freunde, daß sie ihm auf diesen Tag schenken und ihre Gutmüthigkeit, wie sie ihm bisher erwiesen, auch ferner bei dieser Gelegenheit an den Tag legen möchten. Einige sind dessen, daß sie ihm schenken sollen, nicht gewohnt, und sagen, sie wollen ihm lieber borgen, als wenn sie ihm schenken müßten, weil sie dann keine Hoffnung hätten, es ihm wieder zu bezahlen. Bekommen solche dann in einer Schenkung mehr, als sie ihm geborgt haben würden, so sind sie zufrieden und wissen sich dankbar zu erweisen.

Nr. 43. „Kirchweihe.“ Ein von Gläubigern hart bedrängter Bauer will seine Kirchweihe feiern, um sich durch Schenken wieder zu erholen. Er bittet seine Freunde, daß sie ihm auf diesen Tag schenken und ihre Gutmüthigkeit, wie sie ihm bisher erwiesen, auch ferner bei dieser Gelegenheit an den Tag legen möchten. Einige sind dessen, daß sie ihm schenken sollen, nicht gewohnt, und sagen, sie wollen ihm lieber borgen, als wenn sie ihm schenken müßten, weil sie dann keine Hoffnung hätten, es ihm wieder zu bezahlen. Bekommen solche dann in einer Schenkung mehr, als sie ihm geborgt haben würden, so sind sie zufrieden und wissen sich dankbar zu erweisen.

Nr. 44. „Kirchweihe.“ Ein von Gläubigern hart bedrängter Bauer will seine Kirchweihe feiern, um sich durch Schenken wieder zu erholen. Er bittet seine Freunde, daß sie ihm auf diesen Tag schenken und ihre Gutmüthigkeit, wie sie ihm bisher erwiesen, auch ferner bei dieser Gelegenheit an den Tag legen möchten. Einige sind dessen, daß sie ihm schenken sollen, nicht gewohnt, und sagen, sie wollen ihm lieber borgen, als wenn sie ihm schenken müßten, weil sie dann keine Hoffnung hätten, es ihm wieder zu bezahlen. Bekommen solche dann in einer Schenkung mehr, als sie ihm geborgt haben würden, so sind sie zufrieden und wissen sich dankbar zu erweisen.

Nr. 45. „Kirchweihe.“ Ein von Gläubigern hart bedrängter Bauer will seine Kirchweihe feiern, um sich durch Schenken wieder zu erholen. Er bittet seine Freunde, daß sie ihm auf diesen Tag schenken und ihre Gutmüthigkeit, wie sie ihm bisher erwiesen, auch ferner bei dieser Gelegenheit an den Tag legen möchten. Einige sind dessen, daß sie ihm schenken sollen, nicht gewohnt, und sagen, sie wollen ihm lieber borgen, als wenn sie ihm schenken müßten, weil sie dann keine Hoffnung hätten, es ihm wieder zu bezahlen. Bekommen solche dann in einer Schenkung mehr, als sie ihm geborgt haben würden, so sind sie zufrieden und wissen sich dankbar zu erweisen.

Nr. 46. „Kirchweihe.“ Ein von Gläubigern hart bedrängter Bauer will seine Kirchweihe feiern, um sich durch Schenken wieder zu erholen. Er bittet seine Freunde, daß sie ihm auf diesen Tag schenken und ihre Gutmüthigkeit, wie sie ihm bisher erwiesen, auch ferner bei dieser Gelegenheit an den Tag legen möchten. Einige sind dessen, daß sie ihm schenken sollen, nicht gewohnt, und sagen, sie wollen ihm lieber borgen, als wenn sie ihm schenken müßten, weil sie dann keine Hoffnung hätten, es ihm wieder zu bezahlen. Bekommen solche dann in einer Schenkung mehr, als sie ihm geborgt haben würden, so sind sie zufrieden und wissen sich dankbar zu erweisen.

Nr. 47. „Kirchweihe.“ Ein von Gläubigern hart bedrängter Bauer will seine Kirchweihe feiern, um sich durch Schenken wieder zu erholen. Er bittet seine Freunde, daß sie ihm auf diesen Tag schenken und ihre Gutmüthigkeit, wie sie ihm bisher erwiesen, auch ferner bei dieser Gelegenheit an den Tag legen möchten. Einige sind dessen, daß sie ihm schenken sollen, nicht gewohnt, und sagen, sie wollen ihm lieber borgen, als wenn sie ihm schenken müßten, weil sie dann keine Hoffnung hätten, es ihm wieder zu bezahlen. Bekommen solche dann in einer Schenkung mehr, als sie ihm geborgt haben würden, so sind sie zufrieden und wissen sich dankbar zu erweisen.

Nr. 48. „Kirchweihe.“ Ein von Gläubigern hart bedrängter Bauer will seine Kirchweihe feiern, um sich durch Schenken wieder zu erholen. Er bittet seine Freunde, daß sie ihm auf diesen Tag schenken und ihre Gutmüthigkeit, wie sie ihm bisher erwiesen, auch ferner bei dieser Gelegenheit an den Tag legen möchten. Einige sind dessen, daß sie ihm schenken sollen, nicht gewohnt, und sagen, sie wollen ihm lieber borgen, als wenn sie ihm schenken müßten, weil sie dann keine Hoffnung hätten, es ihm wieder zu bezahlen. Bekommen solche dann in einer Schenkung mehr, als sie ihm geborgt haben würden, so sind sie zufrieden und wissen sich dankbar zu erweisen.

Nr. 49. „Kirchweihe.“ Ein von Gläubigern hart bedrängter Bauer will seine Kirchweihe feiern, um sich durch Schenken wieder zu erholen. Er bittet seine Freunde, daß sie ihm auf diesen Tag schenken und ihre Gutmüthigkeit, wie sie ihm bisher erwiesen, auch ferner bei dieser Gelegenheit an den Tag legen möchten. Einige sind dessen, daß sie ihm schenken sollen, nicht gewohnt, und sagen, sie wollen ihm lieber borgen, als wenn sie ihm schenken müßten, weil sie dann keine Hoffnung hätten, es ihm wieder zu bezahlen. Bekommen solche dann in einer Schenkung mehr, als sie ihm geborgt haben würden, so sind sie zufrieden und wissen sich dankbar zu erweisen.

Nr. 50. „Kirchweihe.“ Ein von Gläubigern hart bedrängter Bauer will seine Kirchweihe feiern, um sich durch Schenken wieder zu erholen. Er bittet seine Freunde, daß sie ihm auf diesen Tag schenken und ihre Gutmüthigkeit, wie sie ihm bisher erwiesen, auch ferner bei dieser Gelegenheit an den Tag legen möchten. Einige sind dessen, daß sie ihm schenken sollen, nicht gewohnt, und sagen, sie wollen ihm lieber borgen, als wenn sie ihm schenken müßten, weil sie dann keine Hoffnung hätten, es ihm wieder zu bezahlen. Bekommen solche dann in einer Schenkung mehr, als sie ihm geborgt haben würden, so sind sie zufrieden und wissen sich dankbar zu erweisen.

Nr. 51. „Kirchweihe.“ Ein von Gläubigern hart bedrängter Bauer will seine Kirchweihe feiern, um sich durch Schenken wieder zu erholen. Er bittet seine Freunde, daß sie ihm auf diesen Tag schenken und ihre Gutmüthigkeit, wie sie ihm bisher erwiesen, auch ferner bei dieser Gelegenheit an den Tag legen möchten. Einige sind dessen, daß sie ihm schenken sollen, nicht gewohnt, und sagen, sie wollen ihm lieber borgen, als wenn sie ihm schenken müßten, weil sie dann keine Hoffnung hätten, es ihm wieder zu bezahlen. Bekommen solche dann in einer Schenkung mehr, als sie ihm geborgt haben würden, so sind sie

Aus Paris.

Leipzig, Verl. des Bibliographischen Instituts.

Sammlerwelt der poetischen Zeitkrankheiten. Die Sammlerwelt der Literatur. Die Sammlerwelt der Sammlung. Die Theorie Hungrigs.

Wie jeweilen jemand nicht von jenen Menschenrechten, die in offizieller Verordnung niemanden nehmen und die, in gröblich ihnen gefälliger, im Zeitungsformen und vom Kathedersitze sprechen, jemanden von jenen Zeitungsmenschenrechten, die Ihr und auf nur diesem eigenen Zeitungsblatte, die Ihr habt, nur zu gut erinnerlich der Leser anreden und nun in einem Buche einer Sache gedenken. Die meisten Zeitungsmenschen haben gehören dem „Journal des débats“ an, und es ist wichtige Blatt von Paris, das Blatt der Bourgeoisie, Mitte europäischen Presse, von deren wir Euch jetzund mit Nachrichten, Briefen und Plaudereien unterhalten ist Paris. Ihr hat das Feuilleton auf einer Art bekannt Niemand von ihm, aber ihr habt ihn gelesen. Ihr habt derselben daher jedenfalls unabsichtig gearbeitet zu haben, einer Sammlung, die, wie Ihr wißt, Ihr Lieblingsbuch ist. Ihr seinen; zwischen seinem Aufsatz von seinem Meinung und von Ihnen, und jetzt sind Sie wieder Ihrem Lesen nachgedacht, seine Form von Wichtigkeit. Daß seine Form Ihnen nicht gefallen hat, das wissen Sie noch und das bewiesen Sie auch durch den verschiedenen Rache gedachten Sie ihm, indem Sie ihn nicht nannten, ihn nicht Sie ihn nicht einmal als Ihren Gegner nannten. Aber Sie haben seine Beobachtungen, so viele treue Widerlegungen Sie auch Ihrer Meinung gegenüber gefunden haben, doch Ihrem gegeben unterdrückt. Was hat aber gleichgültigeres Zeug solch kleine Sammlung, Bücherchen, Bücher und Bücher gehäuft Sammelt sie in solch Massen, von denen wir keinen Begriff haben und denen wir auch keinen Begriff haben in Ihrer Sammlung.“ Dieser Brief ist freilich nicht unpassend Ihnen Lobes, Widerspruch, Meinung und Ansicht, Ihrer Ansichten Lobes, Widerspruch, Meinung und Ansicht, Ihrer Ansichten Ihrer

Analyse.

Die Weltlust Immanuel's.

Immanuel's Dichtungen sind ein Spiegelbild seiner Zeit und seiner Stellung zu derselben. Wie er sich selbst innerhalb seiner „Hölle und Paradies“ als Dichter bezeichnet, so ist er auch in seinen Gedichten ein Dichter, der sich mit seiner Zeit auseinandersetzt. Er ist ein Dichter, der sich nicht in seine Studierstube einschließt, sondern mitten im Leben steht und dasselbe mit offenen Augen betrachtet. Er ist ein Dichter, der sich nicht in abstrakten Gedanken verliert, sondern die Gegenwart, in seinen Werken, vor allem auch in seinen Briefen, mit scharfer Kritik geißelt. Er ist ein Dichter, der sich, wie gesagt, von sich selbst sagt, daß er sich nicht scheue, die Wahrheit zu sagen, auch wenn sie Andere nicht gerne hören, und der sich selbst als den Schlechtesten unter seinen Brüdern bezeichnet, weil er sich nicht scheue, seine Fehler und Sünden zu bekennen. Er ist ein Dichter, der sich selbst als einen Sünder bezeichnet, der

Geist der Weltgeschichte heraus und nach historischen Gesichtspunkten wiederherzustellen unternehme. Alfred Maury ist Philolog, Archäolog und ohne historische Kenntnisse, welche über sein Fach hinausgehen. Bekanntlich sind aber Philologen schlechte Richter über Ideen und über historische Ideen. Niemals tritt eine neue Richtung ohne Polemik auf, besonders wenn sie solche Gegner hat wie die meine. Was ich in der Vorrede zu meinem Werk gegen die Art und Weise bemerkte, wie heutzutage die Geschichte von der Stockphilologie mishandelt wird und wie die letztere einem jeden höhern Streben selbst mit gemeinen Mitteln entgegentritt, hat Herrn Maury in seinem Kastengeist verletzt und ihm jene Phrasen in die Feder dictirt." Kruger meint dann weiter, daß er zu sehr Deutscher sei, um sich in das geschniegelte Wesen der Franzosen zu finden. Der Franzose sei glätt in seinen Formen, weil leidenschaftliche Liebe zur Wahrheit (und nach dieser redlich zu streben ist sich Kruger bewußt, wie er an einer andern Stelle versichert) ihm eine unbekannte Sache sei. Es dürfte nicht gut sein, wenn der Deutsche sein wenn auch der Schale nach mangelhaftes Wesen ganz einem fremden opfere. Vor 200 Jahren hätten es die Deutschen so gethan, aber jene Zeiten seien kein Muster für heute u. s. w. Ueber Kruger's Werk enthielt übrigens die „Donau" jüngst einen längern Bericht von Fallmerayer, worin mehre der von Kruger aufgestellten Thesen als „zuverlässig und historisch nicht leicht anfechtbar" anerkannt wurden. Glauben wir nun mit diesen Mittheilungen den Ansprüchen eines in seinen wissenschaftlichen Ueberzeugungen sich gekränkt fühlenden Mannes gerecht worden zu sein, so müssen wir doch auch andererseits Notiz nehmen von einem offenen Schreiben A. Maury's an die Redaction des „Athenaeum français" (Nr. 12 des französischen Blattes). Maury bleibt darin auf seinen frühern Ansichten über Kruger's Werk bestehen und erklärt sodann über deutsche Bücher dieses Schlags nicht wieder sprechen zu wollen: „Il y a, Dieu merci, assez de bons travaux au-delà du Rhin pour qu'on n'ait pas besoin de parler des autres." In einer dem Maury'schen Schreiben vorangestellten Redactionsbemerkung wird bedauert, daß sich Kruger in seiner Replik „à la plus grossière et à la plus violente diatribe" überlassen habe, und dann bemerkt: „Les injures n'ont jamais, en France du moins, passé pour des arguments."

Eine dritte, übrigens sehr harmlose Zusendung rührt von dem preußischen Schulmann her, dessen schriftlich uns mitgetheilte Ansichten über Nationalliteratur wir in Nr. 52 d. Bl. f. 1855 benutzt hatten. Er will von einer Unterscheidung zwischen „Nationalliteratur" und „Volksliteratur" nichts wissen, bezieht sich dabei auf Koberstein und auf Wachler als seine Gewährsmänner und führt von dem Letztern, in dem er den Schöpfer, wenigstens den Begründer des Begriffs der volksthümlichen Literatur erblickt, folgende Stelle an: „Es kommt uns auf zwei Vorbegriffe und Grundansichten an, nämlich die von Volksthum und von dem diesem entsprechenden unterscheidenden Wesen der Sprache, Schrift und Kunst, ihrer Erzeugnisse und Denkmäler, oder von Nationalliteratur." Hiernach falle, meint unser Schulmann, Nationalliteratur mit volksthümlicher Literatur dem Begriffe nach zusammen. Wir haben nichts dagegen, wenn man statt „Nationalliteratur" fortan „vaterländische Literatur" sagen wollte, wie man von vaterländischer Geschichte spricht. Die eigentlich volksthümliche Literatur ist von dieser „vaterländischen Literatur" nur ein Ausschnitt, und von einer solchen wahrhaft volksthümlichen Literatur haben wir, in neuerer Zeit wenigstens, leider nicht viel in Deutschland; auch kommt sie in unsern Nationalliteraturgeschichten meist, und mit Unrecht, sehr wenig in Betracht. Um die fortbestehende schroffe Kluft zwischen dem eigentlichen Volk und dem Stand der Gelehrten und Gebildeten nach und nach auszufüllen, müßte man einen ganz andern Weg einschlagen. **H. M.**

Bibliographie.

Andersen, H. C., Winterabend-Geschichten. 2te Auflage. Leipzig, Voigt u. Günther. 16. 15 Ngr.

Bachmann, W., Der Fürst „Mein Liebchen" und seine Parteigänger. Historischer Roman aus der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Zwei Bände. Mit Brustbilde. Berlin, Decker. 8. 3 Thlr.

Baldeschi, J., Ausführliche Darstellung des Römischen Ritus. Herausgegeben von M. von Montbach. Mit drei Abbildungen. Regensburg, Manz. 8. 1 Thlr. 10½ Ngr.

Behncken, J. H., Geschichte des Bremischen Theaters. Von 1688 bis auf die gegenwärtige Zeit. Bremen, Kaiser. Gr. 8. 24 Ngr.

Berend, M., Gedichte. 2te unveränderte Auflage. Brüssel, A. Schnee. 32. 20 Ngr.

Bonaventura, J., Die Mysterien des Schlafes und Magnetismus oder Physik und Physiologie des natürlichen und des magnetischen Somnambulismus. Eine auf naturwissenschaftliche Principien gestützte rationelle Erklärung der Phänomene des Schlafs und Traumes, der Ekstase und Sehergabe ꝛc. Nach Debay, Carpenter u. A., sowie nach eignen Beobachtungen herausgegeben. Weimar, Voigt. Br. 12. 22½ Ngr.

Eichendorff, J. Freih. v., Aus dem Leben eines Taugenichts. Novelle. 4te Auflage. Leipzig, Voigt u. Günther. 16. 1 Thlr.

Hoefer, E., Gedichte. 2te Auflage. Leipzig, Voigt u. Günther. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

— — Schwanwick. Skizzenbuch aus Norddeutschland. Stuttgart, Krabbe. 8. 1 Thlr.

Hunold, B., Gedichte. Innsbruck, Wagner. 16. 8 Ngr.

Jörg, J. E., Der Irvingianismus. München, Rieger. Gr. 8. 15 Ngr.

Kieser, W., Ueber den 1. Act der Götheschen Iphigenie. Sondershausen, Eupel. Gr. 4. 7½ Ngr.

Kossak, E., Historietten. Berlin, Stage. Gr. 16. 1 Thlr.

Laubach, T., Gedichte. Hamburg, Nolte u. Köhler. 16. 20 Ngr.

Löffler, K., Die Berliner Lorette. Mit drei Illustrationen. Berlin, Bieler u. Comp. 32. 5 Ngr.

Löschke, K. J., Valentin Trotzendorf nach seinem Leben und Wirken. Zur Erinnerung an seinen Todestag, den 26. April 1556. Breslau, Graß, Barth u. Comp. Gr. 8. 10 Ngr.

Marien-Rosen aus Damaskus. Gesänge zur Ehre der allerseligsten Jungfrau, aus dem Syrischen. Von P. Ziegerle. 2te durch vollständige Uebersetzung der Gebete des heiligen Ephräm an die allerseligste Jungfrau vermehrte Ausgabe. Innsbruck, Wagner. 1855. 16. 18 Ngr.

Schuller, J. K., Zur Frage über die Herkunft der Sachsen in Siebenbürgen. Sylvestergabe für Gönner und Freunde siebenbürgischer Landeskunde. Hermannstadt. Gr. 8. 6 Ngr.

Schultze und Müller auf der Leipziger Messe. Humoristische Reisebilder vom Verfasser des Schultze und Müller in Paris, im Harz ꝛc. Illustrirt von H. König. Berlin, Hofmann u. Comp. 8. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Blanck, Worte der Liebe gesprochen am Sarge des verewigten General-Polizei-Direktors Herrn von Hinckeldey, und Rede des Herrn Pastors Siegel am Grabe auf den Kirchhofe der St. Nicolai-Gemeinde. Berlin, Hayn. Gr. 8. 2½ Ngr.

Hannover's politisches Tagewerk. Von einem Weltbürger. Bremen Strack. Gr. 8. 3⅓ Ngr.

Feller, F. E., Einige Worte über Zettel-Banken. Gotha, Scheube. Gr. 8. 2 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Sgr.)

In F. A. Brockhaus in Leipzig ist soeben versandt worden und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Vetus Testamentum

graece iuxta LXX interpretes. Textum Vaticanum summa criticarum lectionum copia, cognitionem et usum Novi Testamenti penitiorem aperiri, textum hebraeum cum codicibus veteribus conferendum adcuratius, Ephraemi Syri, Patrum aliorumque locos, qui ad Novum Testamentum spectant, emendatiores.

Constantinus Tischendorf.

Editio altera emendatior et auctior. Tomus I. 1. Pars. Imagine cod. Sinaitici et 3 tabb.

Tischendorf's Ausgabe des Vaticanischen Textes der Septuaginta, welche in Rom gedruckt worden, aber in Deutschland nur wenig Verbreitung gefunden hatte, ist jetzt durch eine neue, sehr verbesserte Ausgabe ersetzt worden, welche Tischendorf selbst in Leipzig veranstaltet hat. Diese Ausgabe, deren erste Lieferung soeben versandt worden ist, wird nicht nur den Vaticanischen Text, sondern auch die Lesarten des Codex Sinaiticus, welchen Tischendorf bekanntlich im Jahre 1859 auf dem Katharinenkloster fand, vom Propheten Daniel und den Büchern der Makkabäer an, vollständig enthalten. Ferner wird sie eine Menge Lesarten aus anderen Handschriften, aus Kirchenvätern und Kirchenschriftstellern, sowie aus Uebersetzungen, enthalten, und so Philologen, wie Theologen, eine Fülle des Materials bieten, wie sie bis jetzt noch nicht vorhanden war. Die Ausgabe wird in 4 Lieferungen vollständig sein.

Von der gewöhnlichen Ausgabe der Septuaginta ist soeben eine neue Auflage erschienen, der Text ist nach der Ausgabe von Tischendorf (Lipsiae 1850) revidirt und enthält die Lesarten des Alexandrinischen Codex. Format: Octav. Preis: 1 Thlr. 15 Sgr.

Ferner ist durch die Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Die Apokalypse des Johannes. Griechisch und deutsch. Mit kritischen und exegetischen Anmerkungen. Von Dr. Constantin Tischendorf. Zweite Ausgabe. Leipzig 1862. Brockhaus. 1 Thlr. 15 Sgr.

Die Ausgabe des Apokalypse-Textes, welche Tischendorf vor einigen Jahren veröffentlicht hatte, ist jetzt vollständig vergriffen, und es ist daher eine neue Ausgabe nöthig geworden. Diese neue Ausgabe ist nicht nur vollständig revidirt, sondern auch durch eine Menge neuer kritischer Lesarten bereichert, welche Tischendorf in der Zwischenzeit gesammelt hat. Ferner ist die deutsche Uebersetzung, welche der ersten Ausgabe beigegeben war, vollständig umgearbeitet worden, und Tischendorf hat sich bemüht, eine Uebersetzung zu geben, welche sowohl den Sinn des griechischen Textes, als auch die Eigenthümlichkeiten der Sprache des Originals möglichst genau wiedergiebt. Die Anmerkungen sind ebenfalls vollständig umgearbeitet worden, und enthalten eine Menge neuer Bemerkungen, welche Tischendorf in der Zwischenzeit gesammelt hat.

Von der Ausgabe des Neuen Testaments des Codex Sinaiticus, welche auf Veranlassung des Kaisers Alexander von Rußland veranstaltet worden ist, sind bis jetzt 2 Lieferungen erschienen. Die dritte Lieferung wird in kurzer Zeit folgen.

Die Ausgabe des Psalters, welche Tischendorf vor einigen Jahren veröffentlicht hatte, ist jetzt vollständig vergriffen, und es ist daher eine neue Ausgabe nöthig geworden. Diese neue Ausgabe ist nicht nur vollständig revidirt, sondern auch durch eine Menge neuer kritischer Lesarten bereichert, welche Tischendorf in der Zwischenzeit gesammelt hat. Ferner ist die deutsche Uebersetzung, welche der ersten Ausgabe beigegeben war, vollständig umgearbeitet worden, und Tischendorf hat sich bemüht, eine Uebersetzung zu geben, welche sowohl den Sinn des griechischen Textes, als auch die Eigenthümlichkeiten der Sprache des Originals möglichst genau wiedergiebt. Die Anmerkungen sind ebenfalls vollständig umgearbeitet worden, und enthalten eine Menge neuer Bemerkungen, welche Tischendorf in der Zwischenzeit gesammelt hat.

Von der Ausgabe des Neuen Testaments des Codex Sinaiticus, welche auf Veranlassung des Kaisers Alexander von Rußland veranstaltet worden ist, sind bis jetzt 2 Lieferungen erschienen. Die dritte Lieferung wird in kurzer Zeit folgen.

Soeben erschien bei F. W. Grunow in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Religiöse Reden und Betrachtungen

von

Dr. Moritz Carrière.

Zweiter unveränderter Abdruck.

8. Geh. 1 Thlr. 24 Sgr.

Trotz der in kurzer Zeit erfolgten Vergriffenheit der Auflage, konnte Herr Carrière bewogen werden, die Veröffentlichung seiner Reden zu gestatten, weil er sich überzeugt hatte, daß dieselben nicht nur von den Freunden des Verfassers sich eine wohlwollende Aufnahme erwarben, sondern auch in weiteren Kreisen Anklang fanden. Wir können diesen Reden nur eine gleiche Aufnahme wünschen, da sie sich durch Klarheit und Tiefe der Gedanken, durch Wärme und Innigkeit des Gefühls auszeichnen, und in einer edlen, gewählten Sprache abgefaßt sind. Wir empfehlen sie daher allen denen, welche sich für religiöse Fragen interessiren, und wünschen ihnen eine recht weite Verbreitung.

Soeben erschien bei F. W. Grunow in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Lehre von der Sünde

und

ihren Folgen.

Von

Dr. Moritz Carrière.

8. Geh. 1 Thlr. 24 Sgr.

In dem durch Carrière's theologische Schriften bereits vortheilhaft bekannten Verlage von F. W. Grunow in Leipzig ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Lehre von der Sünde

und

ihren Folgen.

Von

Dr. Moritz Carrière.

8. Geh. 1 Thlr. 24 Sgr.

In dem durch Carrière's theologische Schriften bereits vortheilhaft bekannten Verlage von F. W. Grunow in Leipzig ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Digitized by Google

Haxthausen's „Transkaukasia".

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Transkaukasia.

Andeutungen über das Familien- und Gemeindeleben und die socialen Verhältnisse einiger **Völker zwischen dem Schwarzen und Kaspischen Meere.**

Reiseerinnerungen und gesammelte Notizen

von

August Freiherrn von Haxthausen.

Zwei Theile.

Erster Theil. Mit einem Titelkupfer, zwei Lithographien und zahlreichen Holzschnitten. **Zweiter Theil.** Mit zahlreichen Holzschnitten und einer Karte.

8. Geh. 5 Thlr. 10 Ngr.

Dieses mit dem soeben erschienenen zweiten Theil nunmehr **vollständig** vorliegende Werk des berühmten Verfassers der „Studien über die innern Zustände Rußlands" ist bereits von demselben in englischer Uebersetzung veröffentlicht worden und hat in England die günstigste Aufnahme gefunden. Es ist eine aus eigener Anschauung geschöpfte geistvolle Schilderung der Gegenden am Kaukasus, der dortigen Völkerschaften: der Armenier, Georgier, Tscherkessen ꝛc., ihrer Zustände und ihres Charakters. Der Verfasser berücksichtigt ebenso wol die hochwichtige Vergangenheit dieser Gegenden — mit den Namen Prometheus, Nimrod, Argonautenzug, Cyrus, Alexander, Pompejus ꝛc. verknüpft — als ihre nicht minder wichtige Gegenwart und Zukunft, zunächst mit dem Namen Schamyl innig verbunden, das politische wie das sociale und geistige Leben.

Der erste Theil des Werks enthält außer zahlreichen in den Text gedruckten Holzschnitten ein getreues Porträt des Patriarchen Narses von Armenien in Stahlstich und zwei Lithographien, Abbildungen der Berge Kasbek und Elborus.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der Froschmäusekrieg

zwischen den Pedanten des Glaubens und Unglaubens.

Mit einer Zueignung an Professor Karl Vogt.

Von **Wilhelm Schulz-Bodmer.**

8. Geh. 1 Thlr.

Ein neuer höchst interessanter Beitrag zu dem **Vogt-Wagner**'schen Streite, eine humoristisch gehaltene Schrift, die sich gegen die materialistischen wie gegen die spiritualistischen Hypothesenmacher richtet und durch Mischung von Scherz und Ernst die „unfruchtbare Zänkerei zwischen den Pedanten des Glaubens und Unglaubens" zu beendigen sucht. Der Verfasser ist als geistvoller politischer und namentlich militärischer Schriftsteller (z. B. durch seine jüngst erschienene „Militärpolitik") rühmlichst bekannt. Sein „Froschmäusekrieg" hat durch tiefeingreifenden Inhalt wie durch unterhaltende Form — in welcher Beziehung die „Schlußrede von Karl Vogt" besondere Beachtung verdient — Anspruch, von Allen gelesen zu werden, welche die Schriften von **Vogt, Büchner, Schaller, Frauenstädt** u. s. w. kennen.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die letzten Stunden

des

General-Polizei-Directors

von Hinckeldey.

Beitrag zu seinem Nekrolog von einem Augenzeugen

Ludwig Hassel,

Dr. med. et chir., prakt. Arzt und Operateur, Ritter des Rothen Adlerordens.

8. Geh. 5 Ngr.

Leipzig: **F. A. Brockhaus.**

Aeltere Auflagen des Conversations-Lexikon werden unter Zuzahlung von 12 Thlrn. gegen die neueste zehnte Auflage (Subscriptionspreis 20 Thlr.) umgetauscht. — Ausführlichere Auskunft in einem Prospect, der in jeder Buchhandlung zu haben ist.

F. A. Brockhaus in Leipzig.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 18.** — 1 Mai 1856.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich. 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Rosenkranz' Geschichte der Poesie. Von Alexander Jung. — Der Wasunaer Krieg. Von Eduard Schmidt. — Andrejs, Gesammelte Werke. Erster Band. — Der Actuar Salzmann. — Die beiden Montgomery. — Oken und Goethe. Von Emanuel Rauff. — Notizen. — Bibliographie. — Anzeigen.

Rosenkranz' Geschichte der Poesie.

Die Poesie und ihre Geschichte. Eine Entwickelung der poetischen Ideale der Völker von Karl Rosenkranz. Königsberg, Gebr. Bornträger. 1855. Gr. 8. 3 Thlr. 6 Ngr.

Es gibt vielleicht keinen Standpunkt im Gebiete des wissenschaftlichen Lebens, der eine höhere Befriedigung, eine fruchtreichere und erhebendere Ausbeute zu gewähren vermöchte, als der, welcher nicht blos eine Welt als ein Geordnetes vor uns eröffnet, sondern uns zugleich das Werden selbst vorführt, wie es durch Nothwendigkeit und Freiheit, durch Unwandelbarkeit des Gesetzes, wie auch durch Unendlichkeit des schöpferischen Vermögens bedingt wird. Die Darstellung einer solchen Welt ist eine der schwersten Aufgaben, die es geben mag. Dieses schon da, wo es sich besonders um den Nachweis der Wahrheit handelt, doppelt schwer aber da, wo nicht minder das erkannte Gesetz der Entwickelung aufgezeigt werden soll, aber noch dazu die Schönheit in ihrem eigensten Wesen, das doch jede starre Abgrenzung verschmäht und, im Fall sie dennoch versucht wird, sogleich den Verdacht der Berechtigung gegen sie hervorruft. Dieses, und zwar mit Grund, fodern wir auch für die Welt des Schönen, für die Kunst eine wissenschaftliche Behandlung, den Nachweis des Gesetzmäßigen. Wir können uns schlechterdings kein Kunstwerk denken, welches aus einer Art von Verhängniß oder gar aus der bloßen Willkür des Künstlers hervorgegangen wäre. Uns wäre ein Grauen, wenn wir es denken müßten. So müssen auch wol alle Kunstwerke und deren Urheber in einem gesetzlichen, nationalen wie menschlichen Verbande miteinander stehen, wie die letztern das Gesetz ihrerseits in ihren Productionen offenbaren. Kein Kunstwerk freilich kann an einem andern eine unübersteigliche Schranke finden, und jeder Künstler hat für sich wieder dieselbe Freiheit und Unerschöpflichkeit im Reiche des Möglichen in Anspruch zu nehmen, welche bereits jeder vor ihm ebenfalls in Anspruch genommen hat. Dennoch fodern wir für das Ganze der Kunst einen ebenso Alles und Jedes überwaltenden νοῦς, diesen Genius der Genien, welcher im Schaffenden erst der Schöpfer ist und das einzelne Werk in den Kosmos der Kunstwerke wieder zurückschlingt, in denselben einordnet, wie wir uns auch die Natur als kosmische Totalität in ihren einzelnen Sphären schlechterdings nicht ohne einen solchen zu denken vermögen. Eine solche Gliederung der künstlerischen Werke zum organischen Ganzen der Kunstwelt, wo nichts ungesetzlich, aber auch nichts unfrei, nichts zufällig, aber auch nichts willkürlich sein darf, liegt schon im Wesen der Kunst; es ist jedoch durchaus wünschenswerth und für die Reife der Cultur sogar nothwendig, daß auch die Wissenschaft, die alles gesetzliche wie freie Werden überwachen soll, den Nachweis jener organischen oder doch wenigstens planmäßigen Entwickelung für die Kunst führe, um etwaige Lücken, gleichsam noch unangebaute Oertlichkeiten, zur Sprache, oder die von der Menschheit bereits erarbeitete Vollständigkeit, die aber im Einzelnen, in der Eigenart des Individuellen noch unendliche Erfindungen frei läßt, zur Gesammtschau zu bringen.

Nun ist eine solche Aufgabe zu lösen durchaus Beruf des Philosophen; kein Anderer wäre ihr gewachsen. Der wahrhafte Philosoph hat sich stets in zwei Hauptrichtungen zu bethätigen. Er soll in das Sein, in die Natur der Dinge, aller Erscheinungen niedersteigen; er soll uns das Wie ihres Bestehens heraufbringen. Er soll nicht minder ihr Werden belauschen, er soll die Geschichte jener Erscheinungen so an uns vorüberführen, daß wir aufs deutlichste erkennen, wie dieselben Gesetze des Wesens in seinem Ineinander auch den Proceß des Außer- und Nacheinander aufs strengste bedingen, ihn immerdar begleiten. Schon in einer dieser Richtungen

sich hervorzuthun, sichert dem Denker eine bedeutende Stellung. Weiß er beiden zu genügen, um so größer seine Bedeutung. Es ist übrigens ein trauriges Vorurtheil, welches von entschiedener Schwäche, eine Arbeit würdigen zu können, Beweis gibt, wenn man oft meint, Werke der geschichtlichen Kritik, die sich bis zur Höhe wiedergestaltender Charakteristik von Individuen, Kunstwerken, ganzen Zeitaltern und Völkern erheben, könnten ohne schöpferische Kraft ausgeführt werden. Im Gegentheil, sie fodern alle Schärfe der Analyse, alle Selbstentäußerung, in einem Gegebenen sich zu concentriren, und doch auch allen Aufwand einer lebhaften und feurigen, wie liebevollen Phantasie, um die Gestalten zu sondern, sie noch ein mal hervorzubringen und ihnen zugleich alle Farbenfrische des geschichtlichen Verkehrs miteinander zu ertheilen.

Der Verfasser des hier zu betrachtenden Buchs hat sich in beiden der oben angedeuteten philosophischen Richtungen einen längst anerkannten Namen erworben. In seinem „System der Wissenschaft" (Königsberg 1850) legte er uns nach selbständiger Forschung und Entdeckung den ganzen Bau seines Gegenstandes in den Hauptzügen bloß, wie dieser sich von „der logischen Idee" durch die „Philosophie der Natur" bis an die äußerste Grenze der „Philosophie des Geistes" erstreckt, noch ganz abgesehen von der geschichtlichen Genesis als solcher. In der vorliegenden „Entwickelung der poetischen Ideale der Völker" hält sich dagegen der Philosoph auf geschichtlichem Boden; er vertieft sich in das Nacheinander der Erscheinungen, so jedoch, daß auch dieses Werk aus einer bestimmten Stelle im „System der Wissenschaft" hervorwächst, nämlich da, wo der Verfasser im dritten Theil auf den „absoluten Geist", die „Theologie" eingeht, wo er das Schöne und die Kunst und zwar auch besonders das Ideal und im „System der Künste" die Poesie behandelt. Das hier zu besprechende Buch dürfte demnach näher betrachtet zwei andere Darstellungen als seine beiden Seitenstücke erfodern und sich so zu einer Trias vollenden, welche aufs neue den erhabenen Gesichtskreis, auf den wir am Anfange schon hindeuteten, zur Ueberzeugung bringen und ihn noch mehr ausweiten würde; solche Darstellungen wären die Philosophie und ihre Geschichte und sodann das Christenthum und seine Geschichte. Denn auf dem höchsten Standpunkte philosophischer Betrachtung ergibt sich ebenso die Philosophie als vollständiger Ausdruck des Wissens in der Reihe aller Wissenschaften, wie sich für das Verhältniß des Menschen zu Gott das Christenthum in der Abfolge aller Religionen, wie sich die Poesie als Herausgestaltung des Schönen in der Zusammengehörigkeit aller Künste als vollständiger Ausdruck ergibt. Daran knüpfte sich dann freilich noch die Möglichkeit eines Werks, welches in Bezug auf das Sein und Werden, in Bezug auf die Idee und die Geschichte alle Wissenschaften, Künste und Religionen in specieller Ausführung zur Darstellung brächte, um sie doch zuletzt in der Philosophie, Poesie und im Christenthume culminiren zu lassen. Ein solches Werk wäre ein Pantheon der Cultur, nicht etwa blos Encyklopädie, sondern ausgeführter Kosmos der Welt des Geistes, kaum ausführbar von einem Einzelnen, vielleicht von einer Akademie, die, wie ein Orchester von Virtuosen, in der Zusammenwirkung das Vollendete nach allen Seiten hin, im Sinne Schleiermacher's, zu erreichen wüßte.

Doch erkennen wir zunächst das mit allem Dank an, was der Verfasser uns in seiner „Entwickelung der poetischen Ideale der Völker" bereitet hat. Hier ist uns ein Werk gegeben, an dem wir vielleicht hier und da etwas vermissen, an dem wir diese oder jene Aeußerlichkeit vielleicht noch anders ausgedrückt oder entfernt, Manches weiter ausgeführt wünschen, aber das Product selbst im großen Ganzen wie in allen wesentlichen Einzelheiten ist ein so grandioses, ist ein auf so unerschütterlichem Fundament ruhendes, bis in die kleinsten Details so geistvoll ausgestaltetes, bis in die äußersten Theile von gleicher Lebenswärme erfülltes, daß wir es in allen diesen Beziehungen als mustergültig bezeichnen und empfehlen müssen. Was Solidität einer Arbeit ist, kann man an diesem Buche so recht gewahr werden, wie ein lebenslang an Kenntnissen Erworbenes wieder aufgrünt und frisch sich belaubt, Früchte einer Belesenheit auf allen Feldern, die in Erstaunen setzt, wieder zu Früchten und nicht etwa todt aufgespeichert werden, sondern uns aufs neue in einem Parke zuwinken, der uns überall fesselt und erquickt, an einer Stelle uns entläßt, um uns durch tausend andere, bald verschlungene, bald frei daliegende Partien unwiderstehlich an sich zu locken, mit neuen Blüten und Früchten uns zu überschütten. Und noch dazu, während unsere Kenntniß überall vermehrt, unser Genuß immer noch erhöht wird, hat dieses Buch das ganz Eigenthümliche, daß es unsern Genuß für andere Erquickungen nun erst recht empfänglich macht. Es ist ja ein Garten, der uns in das endlose Zauberland der Poesie selbst einführt. Indem der überall heimische Verfasser vor uns einen Reigen eröffnet, der aus den dichterischen Genien und Talenten der verschiedenartigsten Völker besteht, enthüllt er vor unsern Augen in diesem Zuge der Dichter zugleich die Abbilder ihrer Werke, deren Schönheit und Erhabenheit, deren Werth in jeder Beziehung er mit seiner Kritik begleitet; wir haben so nicht blos den unmittelbaren Gewinn, daß uns die Charaktere der Völker selbst in neuer Beleuchtung entgegentreten, wir fassen ein ganz neues Interesse für ihre poetischen Werke, um die uns bereits bekannten nun auch mit dem Blicke unsers Kunstkenners zu lesen, aber auch die uns noch fremden in seinem Sinne uns schnell anzueignen, da unser Führer uns nicht wenig darauf gespannt macht.

Die außerordentlichen Eigenschaften, welche wir, noch bevor wir an die Prüfung des Einzelnen gehen, an dem Ganzen dieser Arbeit sogleich gewahr werden, sind der Organismus der Eintheilung, die prägnante, nicht selten höchst überraschende Bezeichnung der Abschnitte, die Gediegenheit des Gedankengehalts, welcher von der Geschichte der Poesie aus über das Wesen der Dichtkunst, ihre Arten, die Aesthetik, die Philosophie der Geschichte,

die Unzweckmäßigkeit der Mittel ganz neue Lichter verbreiten. Es ist wohl zu beachten und durch das ganze Werk zu von den erfreulichen Consequenzen, daß der Ver- sie, mit einem Wort, die Zeit bezeichnet, nicht blos eine Geschichte der Poesie, sondern überall zugleich eine Dar- stellung der Poesie selbst gibt.

Was nun den Organismus der Bucht betrifft, so theilt dieser unter Philosophen der meisten Verwechslung mit Naturforschern und Philologen, welche behaupten, sie hätten diesen Punctte vor allem auch Gehör ge- funden, weil die ganze dieses Wesens und zukunftsvolle Lösung durch solche Ansicht Verleugnung empfangen. Es sollte meinen, das Zeitalter der Naturwissenschaften sei ganz dazu geeignet, der Bedeutung des Organismus zu würdigen, und doch steht man heutzutage nicht viel höher als damals. Man sieht, die Verwandlungslehre hat wenig Eingang gefunden, sie ist nicht angestaut, und erzielt sich in der That erst von der Philosophie aus vollständig klarlegt und liberalisirt der Meinung- nung, die reicht Schätzung, zu Bewunderung orga- nischer Bildungen, die auf die ideellen des Kunstlers. Ja, man kann sagen, daß die Naturwissenschaft noch viel mehr beschränkt durch das Dasein, durch die Meinun- gen in Philosophie und Religion als diese selbst. Denn wie Man dem Organismus dagegen und sei- nen andern Verhältnissen erhoben wie aus täglich zur Begegnung kommt, so ist es gewöhnlich einer Selbst- heit, des Verhältnisses zu andern Wesen, zur Welt, der Natur, der Geschichte, und zu einem eines erhöhten Bewußtseins, welches sich zu einem andern mit Gewalten entfaltet, ohne sich je selbst in seiner Kraft zu verlieren, zu einem Harmonie entfalten die Natur, um sie nicht blos wie der rohen, gebän- digten Naturkraft zu begreifen, und den blos nur lebendigen Organismus, welche Folgen für die Wissen- die Kunst, die Religion, das ist gar nicht in Klarheit begriffen.

Nun ist freilich nicht in Abrede zu stellen, daß ge- Philosophen viel in unserer Zeit nicht wenig beigetragen haben, ihre Einseitigkeiten zu Mißerede kann. In ihrer engen Dialektik lief man sie nach- einander, ohne sie sich festhalten lassen, die ein- allemalige Scheu auf die Natur, die Geschichte, Kunst und Religion, ja selbst auf die Menschheit an sich, wenn nicht, und doch war der Mißbrauch auf absolut breitlichen Dispositionen, die jedem Objecte folgen über den Haufen zuwerfen mußten, es möglich zu untersuchen, auf dem Gebrauche eines solchen im Organismen herumgegangen; ich meine na- den Begriff. Solchen aber bei so Vielen die Meinung Mensches und Speculation (Philosophie) aufge- die Dumpfheit, welche mit dem Geist auch der Freiheit in ihrer Unendlichkeit gefährdet hatte, zur Besinnung, zur Zurückkehr und jener ewig beschäf- tigenden Erneuerung gewerden war, sondern selbst auch die Verbindung alles Wissbaren, ohne Verband und ohne Ziel, zur Einheit Verschiedenheit gelangen, es war die auch- wendigsetzende Tabularer einer ihren Trichotomie, durch welche die Begrenzungen auch das Ungereimteste und Erzwiste logisch zu reimen und zu functionieren suchten. Das war denn freilich eine schlechte Poesie, die man einer Poesie her bemessen konnte, der überall den lebendigen Abzyk- mud der Bildung und der Natur des Objects gemein- nen, der die Fülle der Gedanken und der Bilder selbst gezogen und der Methode innerhalb der logischen Zucht und Ordnung und Verbindungen Zeit einen unbegrenzten Spielraum gelassen hatte.

Niemand aus der Hegel'schen Schule kann dieses Verdienst in Anspruch und großen Dialektikers wieder Jahrhundert wieder Gleichmaß als Karl Rosenkranz; denn wie kein Anderer, als eben dieser, seine Theorie Lehre vermehrt, die sich dann auch fruchtbar, das Auge- reinen aufgeredt, und den verschiedensten Seiten hin be- wiesen. In Rosenkranz arbeitet, wie alle seine Schrif- ten es bezeugen, der kräftig individuelle Mensch nach außer dem gestalten, er entwickelt nach außen und bildet- bildenden, der dichterisch ergeht nach außer dem gestalten. Eine solche Natur mußte selbst das Hegel'sche System durchbrechen, mußte mittelbrechen Dimensionen durch- brechen, nicht allein innerhalb desselben andere Richtun- gen einschlagen, sondern auch außerhalb desselben Bahnen die zu bestimmten Zielen, erfreulichen Ergebnissen füh- ren. Der vorrerstehte Organismus des gegenwärtigen Buches hat, wie schon bemerkt, eine Verschiedenheit, wie auch Eigenarten schaffend und entdeckend einer der ausgezeichnetsten und trefflichen Aesthetiker Deutsch- ja gehen weiß, da wo es darauf ankommt, die Wissen- schaft vermittelnd zu bringen und sich durch keine Einsei- tigkeiten Blick und Besonnenheit zu stören.

Ungeachtet nun auch der Verfasser der „Poesie und ihre Geschichte" seiner Darstellung eine Trichotomie zugrunde legt, die er als „Kreis" bezeichnet, aus denen jedem aus dem die besondern Bücher-Capitel entge- gen, einer jeden der besondern Kreise Kraft der Begriffe das Ideal sich herausstellt, theilt nach Weltgegenden, Nationalitäten und Stämmen, theilt nach culturgeschich- lichen Qualitäten bestimmt, Gruppen und Zbeale, die dann wieder in die Momente der einzelnen Nationen und Stämme sich in Bestimmungen auseinanderlegen, ist in dieß Disposition doch hindurchgegangen, daß eine ganze Welt angemeldet, sondern dieser Organismus ist eins und der Sache hervorgegangene Entdeckung und Darstellung einer Idee, einer Art, nicht blos eine solche Unverträglichkeit erfassen macht, welche jene der bisherigen Erscheinungen auf dem Gebiete der Poesie nach ihrer Mothwendigkeit und Genesis erkennen läßt, aber auch die Poesie selbst einem Ursprunge entnimmt, der ihrer Würde und Bedeutung in jeder Hinsicht entspricht. Um die Wichtigkeit, Schönheit und Wichtigkeit der dem Buche vorangestellten Einleitung, das Wesentliche der Einleitung in Uebereinstimmung mit dem Ganzen, die fein fol- gende Eintheilung in der Eintheilung, stets mit Bezug auf das zu vermittelnde Ideal, ihrem weitschichtigen

Werthe nach zu ſchätzen, muß man allerdings erſt das Ganze der Darſtellung in ſich aufnehmen, man muß während des Studiums öfter anhalten, zurückblicken, vergleichen, andere Theilungen verſuchen und, am Ende angekommen, noch ein mal die vieltheilige Veräſtelung, wie ſie aus den drei Hauptträgern hervorwächſt, durchmuſtern, um den gewaltigen Völkerſtammbaum der Poeſie, den das Buch ſelbſt belaubt und in deſſen Blättern Paradiesesfrüchte glänzen, in ſeiner ganzen Pracht vor Augen zu haben. Man muß die Völker der Geſchichte, nach den Grundzügen, die der Verfaſſer ſelbſt gibt, nach den Kenntniſſen, die er mit Recht vorausſetzt, immer im Hinblicke auf die ganze Breite der Cultur fragen, was ſie zur Poeſie getrieben und wie ſie doch nimmer von ihr laſſen können, wie ungünſtige, dürre Zeiten auch kommen mögen, um der Stellung, welche im Organismus dieſer Eintheilung der Poeſie zugewieſen wird und woraus der Grundriß eben reſultirt, ihren verdienten Beifall zu ſpenden und ſie als eine große, bleibende Errungenſchaft für die wiſſenſchaftliche Forſchung zu bezeichnen, im Fall man jene Stellung nur völlig durchdringt.

Um nur Einiges aus dieſer ſcharfſinnigen, gedankenſchweren und doch in der Form ſo leicht ausgetragenen und geſchwungenen Gliederung anzuführen, ſo ſind die drei Kreiſe, zu welchen ſich die bisherige Völkerwanderung poetiſcher Cultur formirt: 1) „Die ethniſchen Völker und das Ideal der Schönheit"; 2) „Die theiſtiſchen Völker und das Ideal der Weisheit"; 3) „Die chriſtlichen Völker und das Ideal der Freiheit". Als „Gruppen" treten dann hervor, im erſten Kreiſe: A) „Die Poeſie der oſtaſiatiſchen Gruppe"; B) „der weſtaſiatiſchen Gruppe"; C) „der europäiſchen Gruppe". Im zweiten Kreiſe: A) „Die Gruppe der hebräiſchen Stämme"; B) „die der mohammedaniſchen Stämme". Im dritten Kreiſe, der ſehr bedeutſam in ſeinem nähern Inhalte nicht mehr nach Völkergruppen bezeichnet wird, da das Chriſtenthum die einzelnen Völker zum Bewußtſein der Menſchheit, zum Bewußtſein der Ebenbürtigkeit untereinander, ja zu dem der Zuſammengehörigkeit in Gott gebracht hat, treten die Hauptmomente, charakteriſirt durch die verwirklichten Ideale, in den Bereich unſerer Anſchauung, nämlich: I) „Das byzantiniſche Ideal der Reſignation"; II) „Das romaniſche Ideal der Ritterlichkeit"; III) „Das germaniſche Ideal der Selbſtgewißheit". Allerdings reflectirt ſich der ganze Reichthum der von uns hier angedeuteten Hauptgliederung der bloßen Inhaltsanzeige, die Präciſion und die Schönheit dieſer Maßverhältniſſe erſt in den noch ſubtilern Organen, in welche jener Organismus wieder zergeht, oder in denen er ſich vielmehr fortſetzt, worauf dann die herrlich ausgeführte Darſtellung der Poeſie und ihrer Geſchichte in dem Buche ſelbſt folgt, während zu höchſt willkommener Ueberſicht eines ſo großartigen Panoramas der Völkerpoeſie noch ein mal das Ganze ſich in dem „Rückblick" abſpiegelt, was dem Werke auch die geſchmackvollſte Abrundung und Symmetrie ertheilt, indem uns die Ramificationen der „Inhaltsanzeige" und des „Rückblick" zu dem hiſtoriſchen Gemälde wie zwei Arabesken erſcheinen könnten, in denen der Maler, gleichſam am Rande des Bildes, ſinnpflanzenartig andeutet, was er in dem Gemälde ſelbſt geſtaltet und gruppenreich ausführt.

Es wäre im höchſten Grade wünſchenswerth, daß dieſe vom Verfaſſer ſo überzeugend und ſauber herausgearbeitete Gliederung der Geſchichte der Poeſie Gemeingut würde, ſtatt daß man es noch ferner vorzöge, im Nacheinander des Dichtens ein Chaos vorauszuſetzen, um vielleicht ſelbſt dieſes Chaos noch zu vermehren durch planloſe Literaturgeſchichtſchreibung oder gar durch eigene Willkürbildungen des Dichtens. Abgeſehen aber auch von der Nothwendigkeit unwandelbarer Grundgeſetze und Ordnungen für die Welt der Dichtkunſt, ſo iſt die Eintheilung unſers Buchs noch anderweitig von höchſter Wichtigkeit und gerade für unſer Zeitalter. Der unpoetiſche Charakter, den man der Gegenwart im großen Ganzen gar nicht abſprechen kann, während das poetiſche Talent in einer Zahl ohne Ende und ohne Gleichen wuchert, und viel zu gering angeſchlagen, mit Unempfänglichkeit, mit ſtierem Stumpfſinn vernachläſſigt iſt, wird beſtens conſervirt durch zwei entgegengeſetzte Richtungen. Die Einen wiſſen die Poeſie nur herzuleiten aus der natürlichen Begabung, aus dem Blödſinne des Inſtincts, ohne die übernatürliche Weihe durch den ſie begeiſternden Gott auch nur für möglich zu halten; die Andern haben alle Kunſt ſchon von vornherein im Verdachte der Gottentfremdung und fodern in ihrer düſtern, engherzig mönchiſchen Weltanſicht, daß der Dichter, den ſie gelten laſſen ſollen, durch den Buchſtaben der Religion ſich legitimire. Zwiſchen ſolchen Extremen, die jeder Ahnung vom Weſen der Poeſie, vom Berufe des Dichters völlig bar ſind, muß nun freilich, vollends in der Vielgetrenntheit Deutſchlands durch politiſche, confeſſionelle Unterſchiede, durch Geſittung und Geſchmack, durch den raſenden Dünkel einer Kritik, die oft nur an ſich ſelbſt glaubt, ſich ſelbſt für den Gipfel der Cultur nimmt, der üppigſte Aufwuchs der Talente ſchnell wieder verwelken. Selbſt der Genius, der erſchiene, müßte ſich durch ſatiriſche und komödiſche Gewitter erſt wieder reine Atmoſphäre ſchaffen, um durch Blitze und Donnerſchläge an den Himmel zu mahnen, von wannen er kommt, die gottvergeſſenen bloßen Genießlinge, ſowie die verdammungsſüchtigen Zeloten zu ſchrecken, die ſchlafenden Philiſter zu wecken, die Baumſchänder übermüthiger Kritik aus dem Garten der Dichtkunſt zu treiben und ſich erſt ein friſches Erdreich der Empfänglichkeit zu bereiten.

Der ganze Organismus unſers Buchs iſt von der Art, daß er durch die von der Philoſophie aus richtig erkannte, ſtets feſtgehaltene Beziehung der Poeſie auf die Religion, ſeien es die Götter, ſei es der ſtrafende oder erlöſende Gott, ungeachtet der Ebenbürtigkeit aller Wiſſenſchaften, Künſte und Religionen doch den primitiven Charakter der Philoſophie, der Dichtkunſt und des Chriſtenthums, da in ihnen die Sprache Organ iſt, für das Bewußtſein wach erhält und dadurch den klaren Einblick ihres Zuſammenhangs mit der Religion wie

an einander berührenden Kugeln unter den Winkeln α, β, γ gegen die Kugeln A, B, C gerichtet sind, so kann man leicht die Gesammtheit der Kugeln D bestimmen, welche mit den drei Kugeln A, B, C in der angegebenen Weise in Berührung sind. Man hat nämlich nur den Ausdruck $\cos\alpha^2 + \cos\beta^2 + \cos\gamma^2 + 2\cos\alpha\cos\beta\cos\gamma$ zu berechnen, und wenn derselbe $= 1$ ist, so wird es eine Kugel D geben, welche mit den drei Kugeln A, B, C in der angegebenen Weise in Berührung ist. Ist der Ausdruck < 1, so wird es zwei Kugeln D geben, welche diese Bedingung erfüllen, und ist er > 1, so wird es keine solche Kugel geben. Ist $\alpha = \beta = \gamma = 0$, so werden die Kugeln A, B, C einander berühren, und es wird eine Kugel D geben, welche mit allen dreien in Berührung ist, und zwar wird sie sowohl die Kugeln A, B, C als auch die Ebene, in welcher sie liegen, berühren. Ist $\alpha = \beta = \gamma = 90°$, so werden die Kugeln A, B, C auf der Ebene, in welcher sie liegen, senkrecht stehen, und es wird zwei Kugeln D geben, welche mit den drei Kugeln A, B, C in der angegebenen Weise in Berührung sind, und zwar wird die eine Kugel D die Ebene, in welcher die Kugeln A, B, C liegen, berühren, die andere wird sie in einem Punkte treffen, welcher von dieser Ebene um den Durchmesser der Kugeln A, B, C entfernt ist. Ist $\alpha = \beta = \gamma = 180°$, so werden die Kugeln A, B, C einander berühren, und es wird zwei Kugeln D geben, welche mit den drei Kugeln A, B, C in der angegebenen Weise in Berührung sind, und zwar wird die eine Kugel D die Kugeln A, B, C berühren, die andere wird sie in einem Punkte treffen, welcher von dem Mittelpunkte der Kugeln A, B, C um den Durchmesser dieser Kugeln entfernt ist. Ist $\alpha = \beta = \gamma = 270°$, so werden die Kugeln A, B, C einander berühren, und es wird zwei Kugeln D geben, welche mit den drei Kugeln A, B, C in der angegebenen Weise in Berührung sind, und zwar wird die eine Kugel D die Kugeln A, B, C berühren, die andere wird sie in einem Punkte treffen, welcher von dem Mittelpunkte der Kugeln A, B, C um den Durchmesser dieser Kugeln entfernt ist. Ist $\alpha = \beta = \gamma = 360°$, so werden die Kugeln A, B, C einander berühren, und es wird eine Kugel D geben, welche mit den drei Kugeln A, B, C in der angegebenen Weise in Berührung ist, und zwar wird sie sowohl die Kugeln A, B, C als auch die Ebene, in welcher sie liegen, berühren.

Auf diese Art lassen sich die verschiedenen Lagen, welche die drei Kugeln A, B, C gegen einander haben können, und die Anzahl der Kugeln D, welche mit ihnen in der angegebenen Weise in Berührung sind, leicht übersehen. Wenn man aber die Kugeln A, B, C nicht als gegeben betrachtet, sondern nur gewisse Bedingungen vorschreibt, welche sie erfüllen sollen, so kann man leicht die Anzahl der Kugeln D bestimmen, welche diesen Bedingungen genügen.

Auf diese Art lassen sich die verschiedenen Lagen, welche die drei Kugeln A, B, C gegen einander haben können, und die Anzahl der Kugeln D, welche mit ihnen in der angegebenen Weise in Berührung sind, leicht übersehen. Wenn man aber die Kugeln A, B, C nicht als gegeben betrachtet, sondern nur gewisse Bedingungen vorschreibt, welche sie erfüllen sollen, so kann man leicht die Anzahl der Kugeln D bestimmen, welche diesen Bedingungen genügen.

Soll nämlich z. B. der Mittelpunkt der Kugel A in einer gegebenen Geraden MN liegen, und soll sie überdies noch einen gegebenen Punkt P berühren, so kann man durch P eine Ebene EF senkrecht auf MN legen, und diese Ebene wird die Kugel A in einem Kreise schneiden, dessen Mittelpunkt Q in der Geraden MN liegt. Ist nun α der Winkel, welchen die Kugeln A und B mit einander einschließen sollen, β der Winkel, welchen die Kugeln A und C mit einander einschließen sollen, und γ der Winkel, welchen die Kugeln B und C mit einander einschließen sollen, so kann man leicht den Ausdruck $\cos\alpha^2 + \cos\beta^2 + \cos\gamma^2 + 2\cos\alpha\cos\beta\cos\gamma$ berechnen, und wenn derselbe $= 1$ ist, so wird es eine Kugel D geben, welche mit den drei Kugeln A, B, C in der angegebenen Weise in Berührung ist. Ist der Ausdruck < 1, so wird es zwei Kugeln D geben, welche diese Bedingung erfüllen, und ist er > 1, so wird es keine solche Kugel geben. Ist $\alpha = \beta = \gamma = 0$, so werden die Kugeln A, B, C einander berühren, und es wird eine Kugel D geben, welche mit allen dreien in Berührung ist, und zwar wird sie sowohl die Kugeln A, B, C als auch die Ebene, in welcher sie liegen, berühren. Ist $\alpha = \beta = \gamma = 90°$, so werden die Kugeln A, B, C auf der Ebene, in welcher sie liegen, senkrecht stehen, und es wird zwei Kugeln D geben, welche mit den drei Kugeln A, B, C in der angegebenen Weise in Berührung sind, und zwar wird die eine Kugel D die Ebene, in welcher die Kugeln A, B, C liegen, berühren, die andere wird sie in einem Punkte treffen, welcher von dieser Ebene um den Durchmesser der Kugeln A, B, C entfernt ist. Ist $\alpha = \beta = \gamma = 180°$, so werden die Kugeln A, B, C einander berühren, und es wird zwei Kugeln D geben, welche mit den drei Kugeln A, B, C in der angegebenen Weise in Berührung sind, und zwar wird die eine Kugel D die Kugeln A, B, C berühren, die andere wird sie in einem Punkte treffen, welcher von dem Mittelpunkte der Kugeln A, B, C um den Durchmesser dieser Kugeln entfernt ist. Ist $\alpha = \beta = \gamma = 270°$, so werden die Kugeln A, B, C einander berühren, und es wird zwei Kugeln D geben, welche mit den drei Kugeln A, B, C in der angegebenen Weise in Berührung sind, und zwar wird die eine Kugel D die Kugeln A, B, C berühren, die andere wird sie in einem Punkte treffen, welcher von dem Mittelpunkte der Kugeln A, B, C um den Durchmesser dieser Kugeln entfernt ist. Ist $\alpha = \beta = \gamma = 360°$, so werden die Kugeln A, B, C einander berühren, und es wird eine Kugel D geben, welche mit den drei Kugeln A, B, C in der angegebenen Weise in Berührung ist, und zwar wird sie sowohl die Kugeln A, B, C als auch die Ebene, in welcher sie liegen, berühren.

Auf diese Art lassen sich die verschiedenen Lagen, welche die drei Kugeln A, B, C gegen einander haben können, und die Anzahl der Kugeln D, welche mit ihnen in der angegebenen Weise in Berührung sind, leicht übersehen. Wenn man aber die Kugeln A, B, C nicht als gegeben betrachtet, sondern nur gewisse Bedingungen vorschreibt, welche sie erfüllen sollen, so kann man leicht die Anzahl der Kugeln D bestimmen, welche diesen Bedingungen genügen.

Soll nämlich z. B. der Mittelpunkt der Kugel A in einer gegebenen Geraden MN liegen, und soll sie überdies noch einen gegebenen Punkt P berühren, so kann man durch P eine Ebene EF senkrecht auf MN legen, und diese Ebene wird die Kugel A in einem Kreise schneiden, dessen Mittelpunkt Q in der Geraden MN liegt. Ist nun α der Winkel, welchen die Kugeln A und B mit einander einschließen sollen, β der Winkel, welchen die Kugeln A und C mit einander einschließen sollen, und γ der Winkel, welchen die Kugeln B und C mit einander einschließen sollen, so kann man leicht den Ausdruck $\cos\alpha^2 + \cos\beta^2 + \cos\gamma^2 + 2\cos\alpha\cos\beta\cos\gamma$ berechnen, und wenn derselbe $= 1$ ist, so wird es eine Kugel D geben, welche mit den drei Kugeln A, B, C in der angegebenen Weise in Berührung ist. Ist der Ausdruck < 1, so wird es zwei Kugeln D geben, welche diese Bedingung erfüllen, und ist er > 1, so wird es keine solche Kugel geben. Ist $\alpha = \beta = \gamma = 0$, so werden die Kugeln A, B, C einander berühren, und es wird eine Kugel D geben, welche mit allen dreien in Berührung ist, und zwar wird sie sowohl die Kugeln A, B, C als auch die Ebene, in welcher sie liegen, berühren. Ist $\alpha = \beta = \gamma = 90°$, so werden die Kugeln A, B, C auf der Ebene, in welcher sie liegen, senkrecht stehen, und es wird zwei Kugeln D geben, welche mit den drei Kugeln A, B, C in der angegebenen Weise in Berührung sind, und zwar wird die eine Kugel D die Ebene, in welcher die Kugeln A, B, C liegen, berühren, die andere wird sie in einem Punkte treffen, welcher von dieser Ebene um den Durchmesser der Kugeln A, B, C entfernt ist. Ist $\alpha = \beta = \gamma = 180°$, so werden die Kugeln A, B, C einander berühren, und es wird zwei Kugeln D geben, welche mit den drei Kugeln A, B, C in der angegebenen Weise in Berührung sind, und zwar wird die eine Kugel D die Kugeln A, B, C berühren, die andere wird sie in einem Punkte treffen, welcher von dem Mittelpunkte der Kugeln A, B, C um den Durchmesser dieser Kugeln entfernt ist. Ist $\alpha = \beta = \gamma = 270°$, so werden die Kugeln A, B, C einander berühren, und es wird zwei Kugeln D geben, welche mit den drei Kugeln A, B, C in der angegebenen Weise in Berührung sind, und zwar wird die eine Kugel D die Kugeln A, B, C berühren, die andere wird sie in einem Punkte treffen, welcher von dem Mittelpunkte der Kugeln A, B, C um den Durchmesser dieser Kugeln entfernt ist. Ist $\alpha = \beta = \gamma = 360°$, so werden die Kugeln A, B, C einander berühren, und es wird eine Kugel D geben, welche mit den drei Kugeln A, B, C in der angegebenen Weise in Berührung ist, und zwar wird sie sowohl die Kugeln A, B, C als auch die Ebene, in welcher sie liegen, berühren.

gerichtig und schön geordneten Plan ausgeführten Unterbau der Inhaltsanzeige, sondern auch in der Ueberkleidung des Gebäudes, in der form- wie farbenfrischen Textur des Textes selbst, noch Zahlen, noch römische und griechische Buchstaben beibringt. Gewiß hat diese sorgfältige Stellenbezeichnung auch noch als Signatur des Besondern für die leichtere Orientirung ihr sehr Erwünschtes und ist nur der modellirte Reflex der logischen Bestimmtheit und streng durchdachten Ordnung des Ganzen. Aber Nummern und Buchstaben, häufig angebracht, haben in einer zugleich so künstlerisch ausgeprägten Geschichtschreibung wie der des Verfassers beim Leser für den Augenblick immer etwas Fremdartiges, wie ja auch sonst der Künstler und die bildende Natur durch keine Zeichenschrift uns zu Hülfe kommen, sondern die schönen Gefüge ihrer Organismen, ihrer nie vom Gesetz abweichenden Ordnungen für sich sprechen lassen. Freilich ist etwas, was so specielle Wünsche angeht, oft blos individuell und steht mit Zufälligkeiten, mit Idiosynkrasien des Auffassenden im Zusammenhange.

Folgen wir nun noch mit einigen Bemerkungen unserm trefflichen Führer, wie er uns durch die mit anziehender Didaktik reich geschmückten Propyläen der Einleitung in den Tempel der Völkerideale geleitet. Wahrlich, wir müssen auf dieser Wanderung mit dem Goethe'schen Sänger ausrufen:

> Welch reicher Himmel! Stern bei Stern!
> Wer kennet ihre Namen?

Der Verfasser jedoch kennt und nennt nicht blos alle diese Namen, er weiß uns von ihnen auch, was Völkerart, Abstammung, was Natur, Geschichte, was Biographie und Inhalt, was speciellen Charakter und Werth der Werke betrifft, die jene Namen bezeichnen, so Vieles und so Anmuthiges zu erzählen, daß wir nur bedauern, es möchte bei Dem, der etwas spät sich aufmacht, das Leben nicht mehr ausreichen, zu allen den Quellen des erquicklichsten Trunks, der lieblichsten Umuferung, der wunderbarsten Menschen aller Zeitalter durch Lectüre zu gelangen. Schon die Einleitung möge ja, zu Gunsten eines neuen Aufschwungs deutscher Poesie im Hervorbringen und Aufnehmen, fleißig studirt werden. In diesen bisweilen nur kleinen Abschnitten, voll intensiven Lebens, drängt sich ein fruchtbarer Inhalt zusammen. Wir freuen uns, unter Anderm hier auch der Ueberschrift „Incommensurable Gedichte" zu begegnen. Gerade im Incommensurabeln, auf welches wir öfter hier treffen, webt nicht selten jener unsichtbare Befruchtungsduft, der beim Lesen solcher Gedichte auf den Leser unbemerkt einwirkt und bei ihm selbst die herrlichsten Schöpfungen später zur Folge haben kann.

Da treten wir denn im „ersten Kreise" an „die ethnischen Völker und das Ideal der Schönheit" heran. „Die ostasiatische Gruppe" nimmt uns auf und bewirthet uns gastfreundlich mit dem „sentimentalen Ideal". Wir verkehren mit chinesischen, indischen Dichtern. Wir erstaunen, wie uns der Verfasser dies seltsam chinesische Gebahren im Dichten, in der Leidenschaft für die Musen, die gar nicht so gering ist, zu veranschaulichen weiß, vom Schiking bis zum Sandszöking. Es ist und bleibt dies chinesische Volk ein seltsam widerspruchsvolles, Ehrfurcht gebietend und drollig zugleich. Noch nie und nirgends hat die Naivetät einen so kolossalen Ausdruck und Staatsbau von so, wie es scheint, unauflöslichem Bestande gefunden wie in China, und es ist sehr merkwürdig, daß das Culturleben auch der Menschheit, nicht blos des Einzelnen, mit der Kindheit beginnt, die in China permanent geworden ist, trotz aller Verständigkeit und Reife in einzelnen Beziehungen. Gemahnen uns diese chinesischen Poeten doch selbst wie Kinder, die ihre Gedichte wie Neujahrswünsche dem Kaiser-Vater in Peking alljährlich aufsagen, wenn sie nicht zu blöde sind, vor ihm zu erscheinen, und so sie ihm lieber überreichen lassen.

Was unser Philosoph in der constructiven und zugleich beschreibenden Bewältigung des Ungeheuern zu leisten vermag, Dessen, was in seiner eigensten Natur maßlos zu sein scheint, ungeachtet es sich zu Riesenmaßen und doch nicht minder von Schönheit geschwellt emporringt, das hat er wol ein für alle mal an der indischen Poesie bewiesen. Dies ist eine der Meisterpartien seines Buchs. Auch in dieser Ueberüppigkeit und Unübersehlichkeit des indischen Hervorbringens, in diesen Irrgewinden der Phantasie, die hier oft sogar ins Wilde, Phantastische überschlägt und mitten im Kampfgewirre von Göttern und Menschen, unter Tod und aufjauchzender Lust es zu den zartesten Empfindungen, zu den reizendsten Gestalten bringt, weiß unser Führer noch Gesetz und geordnete Abfolge nachzuweisen. Welch eine Perspective, vom nächsten Augenpunkte bis zu den Urepen ältester Menschheit, „Mahabharata" und „Ramayana", die am fernsten Horizonte in blauweißen Tinten wie die ewiger Schneeberge des Himalaya herüberglänzen, wo es zu Indra's Himmel hinaufgeht und sich's dann wieder bis zu unserm Standpunkt allmälig abstuft, von den Veden durch die Epik, die classische Kunstpoesie bis auf Somadeva! Man muß wenigstens Einiges aus dieser indischen Welt bereits kennen, um die Kunst des Verfassers in der Auseinanderlegung wie Zusammenfassung, Veranschaulichung des indischen Wesens hinlänglich schätzen und bewundern zu können. Wie eine vollständig durchgeführte Parallele zwischen der indischen und griechischen Poesie, zumal was den Ursprung aller Poesie aus der Religion, was den Uebergang des Poetischen ins Philosophische betrifft, das Einssein oft beider, überhaupt sehr ergiebig sein müßte, so würde sie es noch besonders sein für die tiefsinnige Bedeutung des Verses. Es ist uns bei den Dichtungen beider Völker aus der ältesten Zeit zu Sinne, als hätte der damaligen Menschheit noch das frische Urgefühl der Schöpfung, das Musikalische in allen Dingen und Bewegungen, der Weltrhythmus, das Zusammentreten aller Wesen auf den Schöpferruf der Töne zu harmonischer Verbindung in den Gliedern gelegen, als wären jene Völker eben von den Wassern der Schöpfung hergekommen und hätten solchen Takt und Wellenschlag auf die Sprache ihrer Dichtungen übertragen, etwa wie der Seemann auch noch auf dem Lande den Gang hat,

an die zu Abendessen Geladen heute noch die Einladungen ergehen.

Wo wir haben sind wir können uns weiters Nichts wünschen, als uns — und wir können Ihnen Nichts mehr anbieten.

Ich bin mit Ihnen der „unbedeutende Skeptiker", und in Anbetracht dessen, daß Sie mich zum „unbedeutenden Skeptiker" zum „Intimbedeutenden", zum „Unbedeutendsten" machen, bin ich Ihnen sehr dankbar, denn ich bin überzeugt, daß Sie mir diese Art von Bescheidenheit nicht neiden werden, denn Sie haben ja Ihre Art von Ruhm schon. Ich bin in der Lage, Ihnen zu versichern, daß ich Ihnen nicht neide, daß Sie Ihre Art von Ruhm haben, und daß ich Ihnen meine Art von Ruhm nicht neide, daß Sie sie haben

Es iſt ganz eigen mit der Geſchichte. Es verhält ſich mit ihr, von dem höchſten Standpunkt aus betrachtet, doch wieder ähnlich wie mit der Natur, die nicht des Menſchen Product iſt. Ungeachtet der Menſch, wiefern er freies Weſen iſt, an ſeiner Stelle Geſchichte macht, ſo macht er ſie doch auch nicht, denn er ſieht zuletzt ein ſo geordnetes, ſinnvoll gefügtes Ganzes herauskommen, wie es weder in der Menſchheit noch in des Einzelnen Plan und Zweck je gelegen hat, daß es dem factiſchen Inhalt und der Wahrheit keineswegs widerſpricht, wenn uns die Geſammtheit der Geſchichte oft ſelbſt wie eine nach einheitsvollem Plan eines Andern ausgeführte wunderſame Dichtung erſcheint, die ſich immer herrlicher, ſchlußgerechter vor uns entwickelt und abrundet. Ueberblicken wir die Organiſation unſers Buchs in Verbindung mit Dem, was noch vor uns liegt, ſo finden wir das von uns eben Bemerkte durchaus bewährt. Erſt mit dem Bewußtſein einer Freiheit von Seiten der chriſtlichen Völker, die ſich im germaniſchen allmälig bis zur Selbſtgewißheit einer ganz andern Gottesauffaſſung als bisher erhebt, erſt nach dem Eintreten einer ſolchen Kataſtrophe konnte auch die Poeſie ihre reifſten Früchte zeitigen, welche ſie auf ihrem eigenen Gipfel, im Drama, zur Reife gebracht hat, nämlich in Shakſpeare. Aber es wird mit der Verwirklichung der Freiheit im Sinne des Chriſtenthums der Spielraum für die dichteriſchen Kräfte, wenngleich bei dem einen Volke früher, bei dem andern ſpäter, nach allen Richtungen hin (denn wir dürfen auch die Gegenwart und Das, was ſie für die Zukunft verſpricht, nicht überſehen) immer weiter; es eröffnet ſich in der That eine Unendlichkeit in dem Bereiche des bereits Hervorgebrachten, in der Möglichkeit des noch Hervorzubringenden, von welcher die alte Welt, wie Erſtaunenswerthes und Vollendetes ſie auch geleiſtet, noch nicht die entfernteſte Ahnung gehabt hat. Es iſt wirklich, als wenn mit dem Chriſtenthum nicht blos für die Kirche, auch für die Poeſie ein ganz neues Zungenreden wach wird, an dem zuletzt alle Völker theilnehmen ſollen. Der göttliche Geiſt auch der Poeſie ergießt ſich in ganz neuen Strömungen. Zwar entſtehen Unterbrechungen, Dämmungen, Ueberſtürzungen, zwar iſt der ganze wundervolle Plan, nach dem das Alles vorgeht, das Geſetz des Nacheinander, nach welchem ein jedes einzelne Volk auch für die Poeſie an die Reihe kommt, ſelbſt jetzt noch nicht völlig zu überſehen, aber er tritt hier, da, dort unverkennbar hervor, und die ſchlagendſten Beweiſe für ihn ſind die Fülle und nationale Mannichfaltigkeit poetiſcher Werke ſelbſt. Nicht allein daß mit der Romantik ein ganz neuer Frühling aufblüht, auch die frühern Lenze und Zaubergärten der Poeſie ſterben nicht ab, der Orient und der Occident blühen noch nebeneinander; auch Griechen und Römer werden wiedergebracht, dauern nicht blos in ihren Originalſchöpfungen fort, ſondern werden überſetzt, werden ſogar in ganz anders gearteten Bildungen aufs neue verjüngt, kurz es arbeitet ſich ein Univerſum der Poeſie, ein Fortdauern aller mythologiſchen Sphären, aller Völkergeſtalten zur Ausbeute, zur Benutzung für jeden neu auftretenden Dichter hervor, was eben die Wirkung des Chriſtenthums und deſſen eigene Univerſalität iſt.

Das Alles reflectirt und geſtaltet ſich aufs trefflichſte in dem dritten Hauptabſchnitte unſers Buchs: „Die chriſtlichen Völker und das Ideal der Freiheit", ein Abſchnitt, deſſen maleriſches Plateau und höchſter Gipfelpunkt unſers Erachtens mit der dritten Abtheilung: „Das germaniſche Ideal der Selbſtgewißheit", beginnt, vor unſere Anſchauung gerückt wird und in dem wieder der höchſte Gipfelpunkt Shakſpeare iſt.

So hat der Verfaſſer in dem Gange, den er beobachtet, oder richtiger, in dem Organismus, den er für ſein Werk aus dem bisherigen Geſchichtsproceſſe gewinnt und der da bedingt wird durch die Entwickelung der Gottesidee unter den Völkern, den Fortſchritt auch für die Poeſie durch das Chriſtenthum unwiderleglich nachgewieſen, und es iſt uns daher unerklärlich, wie ein deutſcher Kritiker, nämlich im „Literaturblatt" Wolfgang Menzel's, Nr. 91 f. 1855, welcher auf vorliegendes Werk freilich in keiner Weiſe gründlich eingeht, von unſerm Philoſophen dennoch in Betreff deſſelben Buchs ſagen kann, „der Verfaſſer verhalte ſich gegen alles Chriſtliche negativ; er ſehe im Chriſtenthum nur eine Geiſtesfeſſel, einen Irrthum, eine ſchwarze Nacht". Wir haben überall das Gegentheil in der liebenswürdigſten Art herausgeſtellt gefunden. Des Verfaſſers Werk iſt eine chriſtliche Theodicee. Es führt den thatſächlichen Beweis, daß dem Chriſtenthum die Poeſie ſozuſagen die Eroberung aller Zeiten und Räume verdankt, indem es nur darauf ankommt, ob der jedesmalige Dichter Genie genug iſt, dieſe Eroberung auch durch ſeine That, d. h. durch Schöpfungen zu vollziehen, wie das geleiſtet zu haben nach unſerer Ueberzeugung von Dante und Shakſpeare allerdings behauptet werden muß.

Im dritten Kreiſe begegnen wir zuerſt dem „byzantiniſchen Ideal der Reſignation". Dem folgt das „germaniſche der Ritterlichkeit", aus deſſen gedrängtem Reichthum wir nur „Die Thierſage als Ironie des Pfaffenthums"; „Die ſpaniſche Poeſie"; von den Italienern „Dante und die Divina commedia", „Petrarca (er könnte uns ſcheinen, eine doch noch entſchiedenere Anerkennung verdient zu haben) und das Sonett", „Boccaccio und der Decamerone", „Taſſo und Guarini", „G. Bruno und Campanella"; von den Spaniern noch beſonders: „Das katholiſch-romantiſche Ideal", „Cervantes", „Das ſpaniſche Theater", „Spaniſche Dramaturgie", „Lope de Vega", „Tirſo de Molina", „Calderon"; von den Portugieſen: „Camoëns"; von den Franzoſen den ganzen Abſchnitt „Das novantike Ideal der Franzoſen" als köſtliche Erörterungen, Schilderungen, Charakteriſtiken hervorheben. Namentlich iſt die ganze Entwickelung der ſpaniſchen Poeſie wieder eine der zahlreichen Glanzpartien dieſes Buchs, in denen der Genuß der Lectüre mit dem Erntеſegen wachſender Kenntniß ſich vereint. Wer noch irgend ein Vorurtheil, welches von poeſieloſen Schriftſtellern neuerer Zeit vielfach ausgeſäet worden iſt

gut zu Kommod ist, die nicht so et alegen seyen. Ich ist nun meine besondere Meynung, daß es nicht schädlich oder thörichte seyn würde, als wenn der Prediger sich in seiner Predigt-Art und Weise nach den Leuten richte und sich eben nachgehenden Exempel der Apostel Pauli 1 Cor. 9, 20. 21. 22. gebrauche, wie er sich gegen die Juden, gegen die Heyden und gegen die Schwachen verhalten habe. Denn ich halte dafür, daß ein Prediger, der sich nicht nach den Leuten, und nach ihrer Capacität, die Sache vorzutragen, richtet, sondern nur seine Predigten nach seiner Gemüths-Art und Neigung einrichtet, und nicht weiter nachdenket, wie dieses oder jenes Wort, oder diese oder jene Redens-Art von dem Zuhörer möchte aufgefasset werden, der thue nicht, was er thun soll. Ich will nur das Beyspiel Christi anführen, der sich nach seinen Zuhörern richtete, und redete, wie ihm der Schnabel gewachsen war. Er sagte: Ich bin der wahre rechte Weinstock, und mein Vater ist der Weingärtner. Er redete also mit denen Weinbauern, und gebrauchte solche Redens-Arten, welche sie verstehen konnten. Er sagte: Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben. Er redete mit solchen Leuten, welche wohl wußten, was Weg, Wahrheit und Leben ist. Er sagte: Ich bin das Licht der Welt, und wer mir folget, der wird nicht im Finstern wandeln, sondern das Licht des Lebens haben. Er redete mit solchen Leuten, welche wohl wußten, was Finsterniß ist. Er sagte: Ich bin der Hirte, und ich kenne die Meinigen, und die Meinigen kennen mich. Er redete mit solchen Leuten, welche wohl wußten, was ein Hirte und was Schafe sind. Er sagte: Ich bin der Stein, der von den Bauleuten verworfen ist. Er redete mit solchen Leuten, welche wohl wußten, was ein Bauherr und ein Gebäude, und was ein Stein ist, der zum Eckstein gebraucht wird. Er sagte: Ich bin der Arzt. Er redete mit solchen, die wußten, was ein Arzt ist. Er sagte: Ich bin der Bräutigam. Er redete mit denen Leuten, welche wußten, was ein Bräutigam und eine Braut sey. Er sagte: Ich bin der Bürge. Er redete mit denen Leuten, welche wußten, was ein Bürge ist. Er sagte: Ich bin der Erbe. Er redete mit denen Leuten, welche wußten, was ein Erbe ist. Er sagte: Ich bin der Richter. Er redete mit denen Leuten, welche wußten, was ein Richter ist. Er sagte: Ich bin der Hohepriester. Er redete mit denen Leuten, welche wußten, was ein Hohepriester ist. Er sagte: Ich bin der Fürsprecher. Er redete mit denen Leuten, welche wußten, was ein Fürsprecher ist. Er sagte: Ich bin der Mittler. Er redete mit denen Leuten, welche wußten, was ein Mittler ist. Er sagte: Ich bin der Heiland. Er redete mit denen Leuten, welche wußten, was ein Heiland ist. Er sagte: Ich bin der Schöpfer. Er redete mit denen Leuten, welche wußten, was ein Schöpfer ist. Er sagte: Ich bin der Erhalter. Er redete mit denen Leuten, welche wußten, was ein Erhalter ist. Er sagte: Ich bin der Regierer. Er redete mit denen Leuten, welche wußten, was ein Regierer ist. Er sagte: Ich bin der Herr. Er redete mit denen Leuten, welche wußten, was ein Herr ist. Er sagte: Ich bin der Gott. Er redete mit denen Leuten, welche wußten, was ein Gott ist. Er sagte: Ich bin der Vater. Er redete mit denen Leuten, welche wußten, was ein Vater ist. Er sagte: Ich bin der Sohn. Er redete mit denen Leuten, welche wußten, was ein Sohn ist. Er sagte: Ich bin der Geist. Er redete mit denen Leuten, welche wußten, was ein Geist ist. Er sagte: Ich bin der Tröster. Er redete mit denen Leuten, welche wußten, was ein Tröster ist. Er sagte: Ich bin der Heilige. Er redete mit denen Leuten, welche wußten, was ein Heiliger ist. Er sagte: Ich bin der Gerechte. Er redete mit denen Leuten, welche wußten, was ein Gerechter ist. Er sagte: Ich bin der Allmächtige. Er redete mit denen Leuten, welche wußten, was ein Allmächtiger ist. Er sagte: Ich bin der Ewige. Er redete mit denen Leuten, welche wußten, was ein Ewiger ist. Er sagte: Ich bin der Unveränderliche. Er redete mit denen Leuten, welche wußten, was ein Unveränderlicher ist. Er sagte: Ich bin der Unendliche. Er redete mit denen Leuten, welche wußten, was ein Unendlicher ist. Er sagte: Ich bin der Allwissende. Er redete mit denen Leuten, welche wußten, was ein Allwissender ist. Er sagte: Ich bin der Allgegenwärtige. Er redete mit denen Leuten, welche wußten, was ein Allgegenwärtiger ist. Er sagte: Ich bin der Unsichtbare. Er redete mit denen Leuten, welche wußten, was ein Unsichtbarer ist. Er sagte: Ich bin der Unbegreifliche. Er redete mit denen Leuten, welche wußten, was ein Unbegreiflicher ist. Er sagte: Ich bin der Unaussprechliche. Er redete mit denen Leuten, welche wußten, was ein Unaussprechlicher ist. Er sagte: Ich bin der Unerforschliche. Er redete mit denen Leuten, welche wußten, was ein Unerforschlicher

theologiſchen Facultät der Univerſität Leipzig", welche ihn zum Doctor der Theologie ernannte, keinen ſchönern, würdigern Beweis ſeines Dankes zollen, als indem er ihr — wir er es that — das gegenwärtige Buch widmete, ein Werk, welches die erhabene Wahrheit verkündet und auf allen ſeinen Blättern beweiſt, daß Gott ſich auch in der Schönheit offenbart und zumal da offenbart, wo die Schönheit, wie in der Poeſie, Wort wird.

„Die Poeſie und ihre Geſchichte" von Karl Roſenkranz iſt ein Werk, welches werth iſt, im Beſitze nicht blos des Gelehrten von Fach, ſondern jedes Gebildeten als ſolchen zu ſein. Unſere Dichter werden durch das Studium deſſelben belehrt, gefördert und überzeugt werden, daß auch ihnen eine Miſſion zutheil ward, welche Gott und die Herrlichkeit ſeiner Welt zu verkündigen hat; die Freunde der Dichtkunſt, ohne ſelbſt Poeten zu ſein, werden nun erſt recht eingeweiht werden in den großen Zuſammenhang alles Deſſen, was auf dem Gebiete der Poeſie ſich ereignen mag, ſowie in den unerſchöpflichen Reichthum all der Schätze, welche hier zu heben ſind. Die Culturgeſchichte überhaupt erhält in dem Roſenkranz'ſchen Werke einen Zuwachs, der ihr in dieſer intenſiven Gediegenheit und Präciſion der Form bis dahin gefehlt hat, ſodaß die Literaturen auch anderer Völker außer den deutſchen durch Ueberſetzungen es ſich aneignen müßten. Und ſo ſei denn dieſes Werk, welches manche Verſöhnung ſtiften könnte in den noch ſo häufigen Misverſtändniſſen und Streitigkeiten ſelbſt unter civiliſirten Völkern in Angelegenheiten der Poeſie, mit den beſten Wünſchen begleitet!

Alexander Jung.

Der Waſunger Krieg.

Wir Deutſchen ſind, was man uns auch nicht verdenken kann, mit den großen deutſchen Riſſen, die uns die Geſchichte zeigt, meiſt ſo beſchäftigt, daß wir manche jener kleinen Katzbalgereien unbeachtet laſſen, die von Heinrich dem Vogelſteller an bis zu den jüngſten Tagen im lieben Deutſchland ſtattgefunden haben. Aber wir ſind immer dankbar, wenn ämſige und friedfertige Autoren dergleichen herausſtöbern und gereinigt von dem grauen Actenſtaub dem deutſchen Volke vor Augen halten, um ihm in Erinnerung zu bringen, daß es nicht aus der Rolle fallen möge. Eine ſolche Katzbalgerei iſt auch der Waſunger Krieg, der zwei Autoren ſo begeiſterte und ihnen ſo intereſſant vorkam, daß jeder derſelben ein beſonderes Werk darüber verfaßte, welche beide zu derſelben Zeit im Buchhandel erſchienen und Anſprüche haben, in der Galerie der deutſchen Uneinigkeitsgeſchichtswerke aufgeſtellt zu werden.

1. Der Waſunger Krieg zwiſchen Sachſen-Gotha-Altenburg und Sachſen-Meiningen (1747—48) von A. von Witzleben. Gotha, Scheube. 1855. 8. 18 Ngr.
2. Ein deutſcher Herzog. Von Theodor Mundt. Leipzig, Voigt und Günther. 1855. 8. 24 Ngr.

Beide Werke behandeln wie geſagt ein und denſelben Stoff, nur iſt das Witzleben'ſche mehr reine hiſtoriſche Darſtellung, während Mundt, und zwar in ſehr anſprechender Weiſe, mehr den Novellenton eingehalten, der ſich auch für ein ſo großes Stück Völkergeſchichte am beſten eignen dürfte. In den weſentlichſten Punkten ſind beide Autoren über ihren großen Stoff einig, was uns wenigſtens ſehr getröſtet hat und worüber ſich das deutſche Volk freuen muß. Witzleben u[nd] Mundt werden, ſobald in Gotha oder Meiningen eine [Aka]demie errichtet werden ſollte, ſicherlich und mit Recht den [erſten] Preis erhalten.

Aber beeilen wir uns, das Weſentlichſte über den [Waſ]unger Krieg hier mitzutheilen, überzeugt, daß wir damit [den] Dank des Leſers und des lieben Vaterlandes erwerben.

Der Herzog Anton Ulrich von Meiningen wird uns [als] ein kreuzbraver deutſcher Mann und Fürſt dargeſtellt, was [er] damit beweiſt, daß er ſehr gut poltern kann, ſeine erſte Ge[mahlin] in einer bürgerlichen Klara Schürmann ſuchte und ſich [ſpäter] um die ariſtokratiſche Naſenrümpferei ſeines Hofadels kümmer[te], an deſſen Spitze die Frau von Gleichen und ihr dreifaches [Ehe]mahl ſtanden. Mit ſolchen entſetzlichen, an modernen Se[ptic]ismus ſtreifenden Eigenſchaften bedacht, beliebte er auch [einen] gewiſſen Pfaffenrath von niederer Herkunft zum Hof- und [Re]gierungsrath zu machen, was ſoviel wie in andern Ländern [den] Miniſter iſt. Wodurch aber der ganze Adel am meiſten [in] Zorn und Aufruhr gebracht wurde, war die Vermählung [des] bürgerlichen Miniſters mit der in ihn ſchon als Kammerjunker verliebten Gräfin von Solms-Lich, „nach deren hochgräflichem Fleiſche ihm gelüſtet". Dieſe Vermählung wurde von Anton Ulrich veranſtaltet, da die Gräfin dem Hauſe ihres Gemahls entlaufen war und von nun an die Stelle der erſten Hofdame bei der Herzogin einnahm.

Der Herzog begünſtigte dies neue Paar auf auffallende Weiſe und erbitterte damit noch mehr die „kleine, aber mächtige" Partei von Meiningen, die endlich mit Frau von Gleichen als Anführerin entſchieden dem Herzoge und dem Pfaffenrath'ſchen Paare den Krieg erklärte, d. h. nicht [ganz] ſchon den Waſunger, ſondern den diplomatiſchen, der darin beſtand, daß man die Soiréen des Regierungsraths Pfaffenrath nicht beſuchte und Pasquille anfertigte. Bei Gelegenheit eines Galadiners wurde ſogar eine außerdiplomatiſche Thätlichkeit losgelaſſen, da Frau von Gleichen trotz des herzoglichen Befehls, der Frau Regierungsrath Pfaffenrath den [erſten] Platz bei Hofe zu überlaſſen, dieſelbe an den Arm faßte und beiſeite zu ſchieben ſuchte. Dies iſt die Wurzel jenes [kleinen] Kriegs, von dem nur wenige Menſchen bisher etwas gehört haben. Aber wie klein auch die Urſache zu dieſer großen Verkung zu ſein ſcheint, es gibt oft noch kleinere als der Rangſtreit zweier Hofdamen. Genug, der über dieſen Vorfall erbitterte Herzog ließ Frau von Gleichen nebſt ihrem Gemahl auffodern, öffentliche Abbitte zu leiſten oder ſich auf Hochverrathsproceß gefaßt zu machen. Die entſchloſſene Frau von Gleichen zog vor, ins Gefängniß zu gehen, eine Entſchloſſenheit, die ihrem ihr folgenden Manne ſeinen ganzen Muth wiedergab.

Hier iſt es nun, wo Witzleben mehr geſchichtlich wird, Mundt, der offenbar Partei für den Herzog nimmt und die von Gleichen bereits als einen dämoniſchen Geiſt erkennen will, während Witzleben Miene macht, eine Lanze für dieſe Tyrannerin zu brechen, dagegen das etwas verdächtige Verhältniß des Ordensritters von Diemar mit der in ihn verliebten Frau von Gleichen weniger berührt. Dieſer iſt denn auch ein geſchworener Feind Anton Ulrich's und intriguirt gegen denſelben. Er bewirkt es zugleich auf überraſchend ſchnelle Weiſe, daß das Reichskammergericht dem nur zu „deutſchen" Herzoge eine Erkenntniß zufertigt, wonach er binnen gewiſſer Zeit Frau von Gleichen freizulaſſen habe, widrigenfalls Execution ſtattfinden würde. Der Herzog iſt indeſſen nicht der Mann, ſich einſchüchtern zu laſſen, ſondern rüſtet ſich mit ſeiner furchtbaren Macht, ſeinen erbgierigen Vetter, den mit der Reichsexecution beauftragten Herzog von Gotha, würdig zu empfangen.

Wirklich, nachdem die geſetzte Friſt verſtrichen iſt, rücken die Heerſcharen des gothaer Herzogs bis Waſungen vor, welches ſie als der mächtigere Theil ohne Schwertſtreich beſetzten. Mittlerweile war aber der eigentliche Grund zum Kriege aus dem Wege geräumt worden, da Frau von Gleichen

an Bedeutung beilegen mag. Allerdings ist es nun endlich so gekommen, wie Bismarck wollte. Seine Gegner haben sich unterworfen und Bismarck und Puttkamer triumphiren. Aber ist es nicht ein Triumph, der nur Wenigen Freude macht? Ist es nicht ein Triumph, der jedem Einsichtigen Sorge einflößt? Ist es nicht ein Triumph, der nicht nur sehr theuer erkauft, sondern auch sehr wenig werth ist?

Bismarck hat sich in seinem Kampfe gegen die Centrumspartei in den Jahren 1878 und 1879 in einer Weise verrannt, daß er nicht mehr zurück konnte, ohne sich eine Niederlage zu bereiten. Diese Niederlage wäre eine ungeheure gewesen, denn sie hätte sich nicht auf das Centrum beschränkt, sondern sie hätte sich auf die Nationalliberalen und Fortschrittler erstreckt, welche Bismarck in seinem Kampfe gegen das Centrum unterstützt hatten. Bismarck hat sich diese Niederlage nicht bereiten wollen und hat sich deshalb mit dem Centrum verständigt. Er hat sich mit dem Centrum versöhnt, weil er sich mit den Nationalliberalen nicht versöhnen konnte. Er hat sich mit dem Centrum versöhnt, weil er sich mit Windthorst versöhnen konnte. Er hat sich mit dem Centrum versöhnt, weil er sich mit Windthorst versöhnen mußte. Er hat sich mit dem Centrum versöhnt, weil er sich mit Windthorst versöhnen wollte. Er hat sich mit dem Centrum versöhnt, weil er sich mit Windthorst versöhnen durfte. Er wollte und durfte sich mit Windthorst versöhnen, weil er sich mit den Nationalliberalen nicht versöhnen konnte. Er konnte sich mit den Nationalliberalen nicht versöhnen, weil er sich mit ihnen nicht versöhnen wollte. Er wollte sich mit ihnen nicht versöhnen, weil er sich mit ihnen nicht versöhnen durfte. Er durfte sich mit ihnen nicht versöhnen, weil er sich mit ihnen nicht versöhnen konnte. Er konnte sich mit ihnen nicht versöhnen, weil sie sich mit ihm nicht versöhnen wollten. Sie wollten sich mit ihm nicht versöhnen, weil sie sich mit ihm nicht versöhnen konnten. Sie konnten sich mit ihm nicht versöhnen, weil sie sich mit ihm nicht versöhnen durften. Sie durften sich mit ihm nicht versöhnen, weil sie sich mit ihm nicht versöhnen mußten. Sie mußten sich mit ihm

Der Actuar Salzmann.

Jeder aufmerksame Leser von Goethe's „Dichtung und Wahrheit" erinnert sich ohne Zweifel des „Actuarius" Salzmann, welchen Goethe in seinen strasburger Mittheilungen den „Tischpräsidenten" und „allgemeinen Pädagogen" nennt und dessen vorzüglichen Charaktereigenschaften der Dichter ausgezeichnetes Lob angedeihen läßt. Diesem trefflichen Mann, der auf Goethe und die ganze strasburger Tafelrunde in wohlthätigstem Sinne wirkte und dem es gelang, seine jüngern übersprudelnden Freunde vor manchen Verirrungen, namentlich auch Goethe vor mancher Ueberspannung und Ueberstürzung zu wahren, hat der wackere Elsasser August Stöber vor kurzem ein besonderes, an des Verfassers frühere Schrift über den Dichter Lenz und Friederike von Sesenheim sich anreihendes Büchlein gewidmet, das unter dem Titel erschien:

Der Actuar Salzmann, Goethe's Freund und Tischgenosse in Strasburg. Eine Lebensskizze. Nebst Briefen von Goethe, Lenz, L. Wagner, Michaelis, Hufeland u. A.; zwei ungedruckten Briefen von Goethe an C. M. Engelhardt und einem Aufsatze über Werther und Lotte, aus Jeremias Meyer's literarischem Nachlasse. Herausgegeben von August Stöber. Frankfurt a. M., Völcker. 1855. Gr. 8. 15 Ngr.

Der Actuarius Salzmann, der erst im Jahre 1812 in seinem neunzigsten Lebensjahre starb, war einer von jenen Männern alten Schlags, die jetzt wol so ziemlich ganz ausgestorben sind, die, oft ohne selbst productiv zu sein, die Gesellschaft junger aufstrebender Talente jeder andern vorzogen und ihr größtes Glück darin fanden, ihnen mit Rath und That zur Hand zu sein, sie zu zügeln, wenn sie im Leben oder in ihrem Dichten und Trachten das richtige Maß zu überschreiten drohten, und sie anzuspornen und zu ermuntern, wenn sie an sich und der Welt verzweifeln zu müssen glaubten. Er war ein Mann von unendlicher Herzensgüte, großer Lebens- und Menschenerfahrung, hellem Verstande und unerschütterlicher Rechtschaffenheit, der bei allem Scherz und selbst bei manchen Ausgelassenheiten, die sich seine jungen Freunde gestatteten, seine Würde stets aufrechtzuerhalten wußte. In der Vorrede seiner von Goethe zum Druck beförderten Abhandlungen über Gegenstände der Religions- und Sittenlehre findet sich folgende Stelle: „Die liebenswürdigste Seite eines jeden Gegenstandes den Menschen weisen, ihnen mit Liebe zuvorkommen und sie hernach ihrer freiern Einsicht und Empfindung überlassen, ist die wohlthätigste Hülfe, die man ihnen leisten kann." Nach diesem ganz der Humanitätsphilosophie des vorigen Jahrhunderts angehörenden Grundsatz handelte er auch. Sein ganzes Wirken nach dieser Seite hin erinnert uns an Gleim. Auch blieben beide Männer unverheirathet, wie es fast scheint, um ihren Freunden mit ungetheilten Kräften leben zu können.

Zu Salzmann's Kreise gehörten oder schlossen sich von Zeit zu Zeit (wie Herder) als Gäste unter Andern an: außer Goethe noch Jung-Stilling; der Dichter Lenz; Franz Lerse; Meyer von Lindau; Isaac Haffner, später Dekan der theologischen Facultät; Leopold Wagner, Verfasser der Tragödie „Die Kindesmörderin"; Graf Louis Ramond von Carbonnières, ein Nationalfranzose, aber für Goethe und Shakspeare begeistert, der Goethe's „Götz von Berlichingen" in einem Drama „La guerre d'Alsace pendant le grand schisme d'Occident, terminée par la mort du vaillant comte Hugues (d'Eguisheim), surnommé le soldat de Saint-Pierre" (Basel 1780) nachahmte. Einer der Lieblingspunkte zur Vereinigung von Salzmann's jugendlichen Freunden und ihrem Mentor und Beschützer war die Plateforme des Münsters, wo sie an schönen Sommerabenden gern die scheidende Sonne, ehe sie hinter den Höhen des Wasgaus versank, mit gefüllten Römern begrüßten, auch im Jahre 1776 ihre Namen im Innern der Pyramide, der Uhr gegenüber, in Stein hauen ließen. Mit mehren derselben blieb Salzmann noch bis in spätere Zeit im Briefwechsel, auch unterhielt er eine Correspondenz mit Schlosser, dem Schwager Goethe's, C. F. Michaelis, Sohn des bekannten göttinger Theologen, später auch mit dem Juristen Gottlieb Hufeland aus Danzig. Es werden uns ferner in der Stöber'schen Schrift die 13 Briefe Goethe's, einer von Goethe's Mutter, mehre von Lenz, Leopold Wagner, Meyer von Lindau, Michaelis, Gottlieb Hufeland u. A. an Salzmann mitgetheilt, sodann zwei bisher ungedruckte Briefe Goethe's an Christian Moritz Engelhardt vom Jahre 1826, die Engelhardt dem Herausgeber zum Zweck der Veröffentlichung überlassen hat, endlich einige nicht uninteressante, auf die Genesis von „Werther's Leiden" bezügliche Tagebuchblätter, die sich in dem Nachlaß des im Jahre 1853 verstorbenen Altpfarrers Jeremias Meyer fanden. Der obengenannte Engelhardt hatte schon im Jahre 1838 die an Salzmann gerichteten Briefe Goethe's im „Morgenblatt" veröffentlicht, obschon Goethe, wie wir aus seinem hier zum ersten male gedruckten Briefe an Engelhardt vom 3. Februar 1826 erfahren, gegen die Veröffentlichung derselben entschiedenen Protest eingelegt hatte mit den Worten: „Was die angezeigten Papiere betrifft, so kann ich zu deren Publication meine Einwilligung nicht geben, ja ich muß förmlich und ernstlich dagegen protestiren." Wir müssen gestehen, daß wir die moralische Berechtigung zur Herausgabe von Briefschaften sehr bezweifeln müssen, wenn der Verfasser der Briefe, wenn Goethe, aus welchem Grunde es auch sei, „förmlich und ernstlich" dagegen protestirt. Der Gewinn, den die Welt durch die Veröffentlichung dieser Briefe machte, ist zwar schätzbar, aber er ist schwerlich so bedeutend, um den Verlust, womit sich durch dieses Verfahren die Pietät gegen die Willenserklärung eines solchen Todten, die nicht deutlicher sein konnte, womit sich die Pietät gegen Todte überhaupt bedroht sieht, vollkommen auszugleichen. Wenn man selbst das deutlich ausgesprochene Verlangen Goethe's, gegen den man doch sonst so viele Pietät in Worten zur Schau trägt, nicht respectirt, wer kann ruhig sein Auge zudrücken, ohne befürchten zu müssen, daß nach seinem Tode selbst Briefe veröffentlicht werden, deren Nichtveröffentlichung er mit Nachdruck gefodert hat. Man möge sich doch nur die Consequenzen eines solchen Verfahrens deutlich machen!

Uebrigens hebt sich auch in dieser Schrift aus allen darin auftretenden Persönlichkeiten diejenige Goethe's sowol in ihrer geistigen Kraft als in ihrer Liebenswürdigkeit am mächtigsten hervor. Diese Liebenswürdigkeit bewies er schon gegen Jung-Stilling, als im Salzmann'schen Kreise ein naseweiser Wiener sich erlaubte, über dessen veraltete Perücke einen Scherz zu machen. Da fuhr Goethe auf: „Probire erst einen Menschen, ob er des Spottes werth sei! Es ist teufelmäßig, einen rechtschaffenen Mann, der Keinen beleidigt hat, zum besten zu haben!" Von dieser Zeit an nahm sich Goethe des gekränkten Jung, wie dieser selbst erzählt, aufs herzlichste an, schloß Brüderschaft und Freundschaft mit ihm, brachte auch das Manuscript von Jung-Stilling's Selbstbiographie unter, ohne daß dieser darum wußte, und schickte ihm im Jahre 1777 das Honorar für den ersten Theil im Betrage von 115 Thalern in Gold zu, zu einer Zeit, als Jung eben in größter Geldnoth „seinem himmlischen Fürsorger um Hülfe anflehte". „Schade", ruft Jung in seiner Selbstbiographie aus, „daß so Wenige diesen vortrefflichen Menschen seinem Herzen nach kennen." Es sind dies, irren wir nicht, dieselben Worte, welche der Engländer Lewes seinem Werke über Goethe als Motto vorgesetzt hat.

H. M.

Die beiden Montgomery.

Nicht ohne einige Bewegung nahmen wir ein im englischen Geschmack dauerhaft gebundenes, der Bibel an Volumen nicht viel nachgebendes Buch zur Hand, die 1854 zu London erschienenen „Poetical works" von Robert Montgomery. Dieser religiöse Dichter starb im November vorigen Jahres. Er war 1807 in Bath geboren und lenkte zuerst durch eine in seinen

Dramatiker Gerhart Hauptmann und Schriftstellerin Frl. Ed. Engel, die sich kürzlich verlobt haben, sind in Berlin eingetroffen und haben sich in Begleitung des Vaters der Braut nach Schreiberhau begeben, wo sie einige Wochen verweilen werden. Hauptmann hat sich in Schreiberhau ein Haus gebaut, das er nach seiner Verheirathung mit Frl. Engel beziehen wird. Die Hochzeit findet in Berlin statt. Hauptmann's Drama „Die Weber“ ist in Berlin bereits 200 Mal aufgeführt worden. Die Direktion des Berliner Residenztheaters hat sich nun auf Grund dieses Erfolges dazu entschlossen, das Stück auch in Wien aufführen zu lassen. Es wird dort in der Saison 1894/95 zur Aufführung gelangen. Hauptmann's neuestes Drama „Florian Geyer“ wird in Berlin am Deutschen Theater zur Aufführung gelangen.

Ein Gedicht Goethe's, das vor einigen Jahren in Amerika entdeckt wurde, ist jetzt in Deutschland bekannt geworden. Es ist in Goethe's Handschrift und trägt die Ueberschrift „Der Verbannte Amor“. Es lautet:

Ich schlug einen Knaben, den Amor mir schien,
Mit Ruthen, die ich im Walde wand.
Er bat um Gnade, da ich ihn verschont,
Und ich gab ihm das Kind in die Hand.

Da hab' ich mein Kind nicht wieder gesehn,
Und ich weine mir Tränen der Reu'.
Ich suche den Knaben, wo ich ihn nur seh',
Und rufe: Amor, Amor herbei!

Ich bin ihm nachgeeilt durch Wälder und Feld,
Ich bin ihm nachgeeilt durch Gebirg und Thal,
Ich bin ihm nachgeeilt durch Wasser und Land,
Und suche ihn überall, überall.

Ich frage den Wandrer, ich frage den Hirt,
Ich frage den Jäger im Wald:
Ob keiner mir Amor, mein Kind nicht gesehn?
Ach, Amor ist gar zu bekannt.

Ich frage die Blumen, ich frage das Gras,
Ich frage den Bach, der vorbei rinnt:
Ob keiner mir Amor, mein Kind nicht gesehn?
Ach, Amor ist gar zu geschwind.

Ich frage den Vogel, der hoch in der Luft
Sich wiegt auf dem schwankenden Zweig:
Ob keiner mir Amor, mein Kind nicht gesehn?
Ach, Amor ist gar zu gemein.

Ich frage die Fische, die tief im Bach
Sich sonnen im rieselnden Licht:
Ob keiner mir Amor, mein Kind nicht gesehn?
Ach, Amor ist gar zu nah' mit dem Licht.

Ich frage die Nymphen, die Amor gesäugt,
Ich frage die Grazien all':
Ob keiner mir Amor, mein Kind nicht gesehn?
Ach, Amor ist gar zu schalkhaft.

Ich frage die Musen, die Amor gelehrt
Die Künste, die sie nur wissen:
Ob keiner mir Amor, mein Kind nicht gesehn?
Ach, Amor ist gar zu beredt.

Ich frage die Mutter, ich frage den Vater,
Ich frage die Brüder und Schwestern:
Ob keiner mir Amor, mein Kind nicht gesehn?
Ach, Amor ist gar zu verwegen.

Ich frage die Weisen, ich frage die Stolzen,
Ich frage die Tugend und Pflicht:
Ob keiner mir Amor, mein Kind nicht gesehn?
Ach, Amor ist gar zu verführisch.

Ich frage die Freunde, ich frage die Feind',
Ich frage die Ruhe und Lust:
Ob keiner mir Amor, mein Kind nicht gesehn?
Ach, Amor ist gar zu bekannt.

Ich frage die Liebe, ich frage den Hass,
Ich frage die Hoffnung und Furcht:
Ob keiner mir Amor, mein Kind nicht gesehn?
Ach, Amor ist gar zu geschwind.

Ich frage die Schönheit, ich frage den Reiz,
Ich frage die Jugend und Kraft:
Ob keiner mir Amor, mein Kind nicht gesehn?
Ach, Amor ist gar zu gemein.

Ich frage die Wissenschaft, ich frage die Kunst,
Ich frage die Weisheit und Macht:
Ob keiner mir Amor, mein Kind nicht gesehn?
Ach, Amor ist gar zu verführisch.

Ich frage die Tugend, ich frage die Pflicht,

wickelt worden sein. Ich dachte, die Naturforscher wären mit der Lage der Sache bekannt und ich könnte ihr Urtheil ruhig abwarten. Die Belletristen aber, welche überall das große Wort führen und von meinen Schriften nichts wußten, nahmen die Andeutungen Goethe's begreiflicherweise an und verkündigten den Ruhm ihres Mannes in aller Welt. Die Naturforscher aber, welche mit dem Gang dieser Lehre bekannt waren, wie Meckel, Spix, Ulrich, Carus, Cuvier, Geoffroy St.-Hilaire, Albers, Burmeister, Straus-Dürkheim, Owen, Kieser und Lichtenstein, haben Gerechtigkeit geübt und Goethe zurückgewiesen. Damit war ich zufrieden." So ließ Oken die Sache auf sich beruhen, bis er in Hegel's „Werken" aufs neue sehr heftig angegriffen wurde, worauf Oken auf das entschiedenste antwortete. Es dürfte nun wol für unsere Lehre äußerst interessant sein, Oken's eigene Worte, wie er seine wichtige Entdeckung in die Wissenschaft einführte, zu vernehmen: „Eine Blase verknöchert, und sie ist ein Wirbelbein. Eine Blase verlängert sich zu einer Röhre, wird gegliedert, verknöchert, und sie ist eine Wirbelbeinsäule. Die Röhre gibt (nach Gesetzen) blinde Seitenkanäle von sich, sie verknöchern, und es ist ein Rumpfskelet. Dieses Skelet wiederholt sich an beiden Polen, jeder Pol wiederholt in sich den andern, und sie sind Kopf und Becken. Das Skelet ist nur ein aufgewachsenes, verzweigtes, wiederholtes Wirbelbein, und ein Wirbelbein ist der präformirte Keim des Skelets. Der ganze Mensch ist nur ein Wirbelbein." Wer übrigens von den sämmtlichen, sich auf den Hergang der Sache beziehenden Ereignissen Kenntniß nehmen und sich über Goethe's Benehmen dabei einen vollen Ueberblick verschaffen will, der lese zuerst das Programm: „Ueber die Bedeutung der Schädelknochen, von Oken" (Jena 1807), und hierauf in der „Isis" von Oken (Jahrgang 1847, S. 558) den Aufsatz: „Professor Oken über die Schädelwirbel. Gegen Hegel und Goethe", worin schlagend der Beweis geführt wird, daß Goethe in diesem Conflict es nicht verschmähte, sich mit fremden Federn schmücken zu wollen. Warum hat er nicht augenblicklich bei der Erscheinung von Oken's Programm öffentlich protestirt? Nur auf diese Weise hätte er den Ruhm der Entdeckung sich bewahren können. Aber damals schwieg Goethe. Ehre, wem Ehre gebührt! Oken's außerordentliche, um die deutsche Gesammtwissenschaft unsterbliche Verdienste dürfen selbst von einem Goethe nicht um ein Haarbreit geschmälert werden — der Wahrheit darf auch von keinem Dichterkönig zunahegetreten werden! Wir bemerken schließlich, daß wir die hier gegebenen Citate aus den zwei oben namhaft gemachten Quellen geschöpft haben.

Emanuel Raulf.

Notizen.

Kaulbach's Shakspeare-Illustrationen.

Da wir selbst einen höchst anerkennenden Aufsatz von Ulrici über Kaulbach's Shakspeare-Illustrationen gebracht haben (Nr. 10 d. Bl.), so halten wir es für Pflicht, auch eines Artikels der augsburger „Allgemeinen Zeitung" Erwähnung zu thun, in welchem dieses neueste Kunstproduct Kaulbach's in so scharfer Weise angegriffen wird, wie dies unserer Meinung nach nicht einmal den Kaulbach'schen Fresken an der Neuen Pinakothek in München widerfahren ist. Denn bei den Angriffen auf diese Fresken konnte man Motive des durch sie gekränkten Künstlerstolzes vermuthen — man konnte es wenigstens, so wenig man auch bei einem Mann wie Schnorr einen solchen Beweggrund als den ausschließlichen oder auch nur hauptsächlich mitwirkenden voraussetzen darf —, und es handelte sich dabei zugleich um die Frage, ob Gegenstände dieser Art einer leichten ironischen oder humoristischen Behandlung in einem monumentalen Werke unterworfen werden dürften, eine Frage, welche uns noch nicht erledigt zu sein scheint. Ohnehin hat nur Derjenige Recht, über eine humoristische oder auf humoristisches Gebiet überspielende Schöpfung abzuurtheilen, dem selbst das Organ für humoristische Auffassung nicht versagt ist. Denn wer von Hause aus keinen Sinn für Humor besitzt, dem wird auch ein humoristisches Werk ewig unverständlich und ungenießbar sein, wie dem Tauben die Musik und dem Blinden die Farbe. Aber bei diesem jüngsten Angriff handelt es sich um ein Product des ernstesten Charakters, es handelt sich um die Illustration der Werke des größten dramatischen Dichters christlicher Aera durch einen der größten Meister unserer Zeit, und wir werden daher an ein solches Werk unfehlbar die höchsten Anforderungen stellen müssen. Wenn ein Künstler wie Kaulbach den Shakspeare interpretirt, so muß er etwas wie Ebenbürtigkeit in sich fühlen, er muß sich seiner Aufgabe vollkommen gewachsen glauben, er muß davon überzeugt sein, daß er der Mann sei, alle bisherigen, allerdings mehr oder weniger misrathenen oder doch unter der Größe ihres Gegenstandes gebliebenen Versuche dazu in Schatten zu stellen. Es fragt sich nun, ob dem Meister Kaulbach dies gelungen ist. Der Verfasser des Aufsatzes in der „Allgemeinen Zeitung" antwortet darauf mit einem „Nein!", das so rund und so entschieden lautet als möglich. Es wird dem Künstler sogar eine jedem ernsten Streben nach Gründlichkeit und Reinheit des künstlerischen Ausdrucks hohnsprechende Leichtfertigkeit zum Vorwurf gemacht; es wird versichert, daß, namentlich in Betreff der Kaulbach'schen Lady Macbeth, wir Deutschen sehr bald in unserm Landsmanne uns von den Engländern verhöhnt sehen dürften, wovon der scharfe Kritiker bereits die Erfahrung bei Engländern gemacht haben will, und es wird der Auffassung der Hexenscene bei Kaulbach eine Landschaft von Joseph Koch, zu der Macbeth und die Hexen die Staffage bilden, als Muster gegenübergestellt u. s. w. Die Redaction der „Allgemeinen Zeitung" versicherte in einer Anmerkung, daß diese Recension aus der Feder eines als Archäolog und Kunsthistoriker vielbewährten und hochgeachteten Gelehrten herrühre, und machte sich sofort auf geharnischte Erwiderungen gefaßt, da ja so bedeutende Kritiker und Shakspeareskenner wie Carriere und Ulrici auf Kaulbach's Seite ständen. Diese Erwiderungen sind denn auch nicht ausgeblieben; die „Allgemeine Zeitung" hat deren zwei veröffentlicht, beide aus München datirt, von denen die in der Beilage zu Nr. 115 der genannten Zeitung die umfangreichste und eingehendste war. Doch sah sich auch der Verfasser dieser Antikritik genöthigt, jenen Angriff auf die Shakspeare-Illustrationen für „das Bedeutendste, Nachdrücklichste und Eindringendste" zu erklären, was bisjetzt gegen Kaulbach veröffentlicht worden. Vielleicht finden wir später Gelegenheit, auf diesen neuesten Streit und seinen Gegenstand noch ein mal zurückzukommen, doch möchten wir gleich hier bemerken, daß Kaulbach vielleicht besser gethan, seine Illustrationen mit einer Dichtung Shakspeare's zu beginnen, die auch seinem entschiedenen Talent zu humoristischer und ironischer Auffassung Stoff geboten hätte.

Dichter in Verzweiflung.

Während die Anhänger der nationalökonomischen Glückseligkeitslehre, wie sie in den officiellen französischen Blättern oder in dem Organ des östreichischen Finanzministers, der „Oestreichischen Zeitung", das Wort führen, unter den jetzigen Zeitumständen in Entzücken schwelgen und uns für die Zukunft goldene Berge und die prächtigsten böhmischen Dörfer und Luftschlösser versprechen, geht ein eigenthümlicher Zug düsterer Desperation durch die Gemüther Derer, die noch in den Anschauungen einer frühern idealistischern Periode wurzeln. Namentlich auch in Frankreich, dem Sitze des „Napoleonischen Eudämonismus". Zwar gibt es dortzulande selbst Lyriker, welche sich mit der materialistischen Tendenz der Zeit auf einen guten Fuß zu stellen wissen und, wie Maxime du Camp in seinen „Chants modernes", der Maschine mit ihren Rädern und Schrauben eine Art von religiösem Cultus widmen. Auch die zahllosen kleinen Feuilletonisten und solche Schriftsteller wie die beiden Dumas, Vater und Sohn, welche die Kunst als ein bloßes Handwerk mit goldenem Boden betrachten, verderben

als er sich ab und zu in spanischen Lustspielen versuchte, ist nicht bekannt geworden. Ein Lustspiel, das er in Gemeinschaft mit Lope de Vega und Guillen de Castro schrieb, ist verloren. Dagegen sind zwei Tragödien, die er allein verfaßte, auf uns gekommen. Die eine, Los Tres Mayores Prodigios, ist eine Dramatisierung der bekannten Legende, nach welcher Theophilus seine Seele dem Teufel verschrieb, um dafür die Gunst der Jungfrau Maria zu erlangen. Die andere, El Mejor Amigo Muerto, ist ein Drama, dessen Stoff Calderon in seinem Stück El Mayor Monstruo los Celos wieder verwendet hat. Beide Tragödien sind in Versen geschrieben, die sich durch Leichtigkeit und Wohlklang auszeichnen. Die Charaktere sind scharf gezeichnet, Handlung und Intrigue sind gut motiviert, die Sprache ist edel und natürlich. Rojas hat es in diesen beiden Tragödien verstanden, die Aufmerksamkeit des Zuschauers bis zum Schluß zu fesseln. Die Tragödien sind in Band 43 der Comedias escogidas de Rojas, Madrid 1861, gedruckt.

Ein weiteres Drama, das Rojas mit Antonio de Mendoza verfaßte, ist verloren. Dagegen ist ein Lustspiel, das Rojas mit Luis Velez de Guevara schrieb, erhalten. Es ist betitelt Entre Bobos Anda el Juego und ist in Band 43 der Comedias escogidas de Rojas, Madrid 1861, gedruckt. Das Lustspiel ist ein Intrigenstück, das sich durch Leichtigkeit und Wohlklang der Verse auszeichnet. Die Charaktere sind scharf gezeichnet, Handlung und Intrigue sind gut motiviert, die Sprache ist edel und natürlich. Rojas hat es verstanden, die Aufmerksamkeit des Zuschauers bis zum Schluß zu fesseln. Das Lustspiel ist

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Bei **Carl Rümpler** in Hannover ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Schiller's Jugendjahre

von

Eduard Boas.

Herausgegeben von

Wendelin von Maltzahn.

Mit dem Bildnisse Schiller's nach einer Original-Silhouette.

Zwei Bände (36 Bogen). 8. Geh. 2 Thlr.

Zwölf Frauenbilder aus der Goethe-Schiller-Epoche.

Von

Arnold Schloenbach.

8. Eleg. geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

1) Herzogin Amalie. — 2) Herzogin Louise. — 3) Goethe's Mutter. — 4) Charlotte von Stein. —5) Schiller's Frau — 6) Caroline von Wolzogen. — 7) Charlotte von Kalb. — 8) Sophie Laroche. — 9) Angelika Kaufmann. — 10) Germaine von Staël-Holstein. — 11) Rahel von Ense. — 12) Bettina von Arnim.

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bauernfeld, Gedichte.

Zweite, vermehrte Auflage.

8. Geheftet 1 Thlr. 20 Ngr. Gebunden 2 Thlr.

Eine zweite, vermehrte Auflage der besten lyrischen Productionen des beliebten wiener Lustspieldichters.

Bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die neue Welt.

Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen.

Mit einem Vorspiel: **Goethe's Ankunft in Walhalla.**

Von **Arnold Ruge.**

8. Geh. 20 Ngr.

Daß **Arnold Ruge** nach langem Schweigen wieder literarisch auftritt und daß dies noch dazu mit einem Gedicht, einem Drama in Versen, geschieht, wird sicherlich Aufsehen erregen, ebenso daß die ganze Tendenz des Stücks sozusagen mehr conservativer Art ist. Der Schauplatz ist Paris im Jahre 1848, die handelnden Personen sind deutsche Künstler und Gelehrte mit ihren Frauen. Das Gedicht verdient jedenfalls die Beachtung aller literarischen Kreise, wenn ihm auch Viele mit Vorurtheil entgegentreten werden.

Vollständig erschien soeben bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geschichte der deutschen Poesie

nach ihren antiken Elementen.

Von **Carl Leo Cholevius.**

Zwei Theile.

Erster Theil. Von der christlich-römischen Cultur des Mittelalters bis zu Wieland's französischer Gräcität.

Zweiter Theil. Von der Feststellung des classischen Ideals durch Winckelmann bis zur Auflösung des Antiken in der eklektischen Poesie der Gegenwart.

8. Geh. 5 Thlr. 10 Ngr.

Dieses mit dem soeben erschienenen zweiten Theile vollständig vorliegende Werk bildet einen höchst wichtigen Beitrag zur Geschichte der deutschen Poesie, der auch neben dem berühmten Werke von Gervinus seine eigenthümliche Bedeutung behaupten wird, da er dasselbe in vielen Punkten ergänzt und selbst thatsächlich berichtigt. Das Werk von **Cholevius** füllt eine empfindliche Lücke in der deutschen Literaturgeschichte aus, da die Geschichte der deutschen Poesie von dem Gesichtspunkte aus, den der Verfasser gewählt — der Einwirkung des antiken Elements auf dieselbe —, noch nie behandelt worden ist, obgleich oft auf die Nothwendigkeit einer solchen Untersuchung hingewiesen wurde. **Rosenkranz** erklärt das Werk für eine höchst wichtige, mit dem größten Fleiß und feinster Geschmack ausgeführte literarische Arbeit, die ihrer Darstellung halber auch das größere Publicum fesseln werde. Auch sonst hat das Werk die günstigsten Beurtheilungen erfahren.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. Nr. 19. 8. Mai 1856.

Professor Rich und seine Schule.

Professor Rich und seine Schule, das ist Berlin, es wird vor einer Reihe von Jahren in den besten Absichten gegründet von Rich in seine Anstalt, der wissenschaftlichen Elemente eine Stadt genügende Anzahl vorhanden sind, um eine Universität zu bilden, und der Mangel einer solchen in der Hauptstadt Preußens unbegreiflich erscheinen müsse. Daß dasselbe gänzlich fehle, wird Niemand behaupten wollen, und wenn auch nicht in dem Maße wie in den Hauptstädten Deutschlands, so ist doch die Gelegenheit in mehreren Fächern sich Kenntnisse und Wissen zu erwerben, ja selbst Grade, ist da, und wenn man manches Neues, was wollte man nur sagen, in Rich's Anstalt findet, so ist es doch nicht der Art, daß man sich darüber zu wundern brauchte. Ein Lehrer, Examinator, Inspect., Director mit dem Titel Professor, das ist nichts Neues, und wenn Rich sich Professor nennt, so ist es nur eine Folge seiner langjährigen Verwendung bei größeren Rich'schen Instituten, und wenn er sich Professor der Philosophie nennt, so ist es nur eine Folge seiner Vorliebe für diese Wissenschaft

was bei ſpätern Schriftſtellern von einzelnen namhaften Anſiedelungen aus Phönizien oder aus Aegypten in Böotien, Argolis und Attika verlautet, mit Mistrauen aufgenommen werden. Kadmus, der ſchon in Herodot's Zeitalter für einen tyriſchen Königsſohn gehalten wurde, den ſein Vater Agenor ausgeſandt, um die entführte Schweſter Europa aufzuſuchen, und der nach manchen Irren endlich nach Böotien gelangt ſein und dort die Feſte Kadmeia angelegt haben ſoll, erſcheint auch dem neueſten und gelehrten Forſcher G. F. Schoemann („Griechiſche Alterthümer", 1855) als ein Ordner und Geſetzgeber der beginnenden Welt und des erſten Menſchengeſchlechts, in den Religionsſagen pelasgiſcher Völker; dann, als dieſe zurückgedrängt und verdunkelt waren, zum Heros umgeſtaltet, aber auch als ſolcher durchaus nur Griechenland angehörig und für einen phöniziſchen Abkömmling erſt in einer Zeit erklärt, wo überhaupt unter den Griechen die Neigung, die dunkeln Anfänge ihrer Geſchichte und Cultur aus dem Orient herzuleiten, erwacht war. Auch der Name des aus Aegypten abgeleiteten Danaus deutet einfach auf die Bewäſſerung des Landes. Da aber der Heros Danaus in der Sage für einen Abkömmling der Jo, einer altargiviſchen Mond- und Luftgöttin, galt und reiſende Griechen dieſe in der ägyptiſchen Iſis wiederzufinden glaubten, ſo lag es nahe, auch ihren Abkömmling Danaus zu einem Aegypter zu ſtempeln. Cekrops endlich wird durchaus von keinem ältern Schriftſteller für einen Aegypter erklärt, ſondern erſcheint nur als ein authochtoniſcher attiſcher und böotiſcher Heros, bis auf die Zeiten der alexandriniſchen Studien. Von der Platoniſchen Dichtung über eine uralte Verbindung zwiſchen Athen und Aegypten und den Kampf gegen die untergegangene Inſel Atlantis kann vernünftigerweiſe nicht angenommen werden, daß ſie wirklich auf alten ägyptiſchen Urkunden beruhe, ebenſo wenig als man ſich bewogen finden kann, die ſaïtiſche Göttin Neith wegen einer entfernten Namensähnlichkeit für die griechiſche Athene zu nehmen. Dies aber, die Vergleichung der Athene mit der Neith und jene Platoniſche Dichtung, ſind die erſten Fäden, aus welchen zuerſt Theopomp, ein Zeitgenoſſe Alexander's des Großen und der beiden erſten Ptolemäer, das Märchen von einer ägyptiſchen Colonie in Attika und darauf Spätere von dem Saïten Cekrops, als Führer derſelben, ausgeſponnen haben.

Man kann unbedingt dieſen Ergebniſſen der Otfried Müller'ſchen Kritik beipflichten und dennoch die Einwirkung Phöniziens und Aegyptens auf Griechenland in ihrem vollen Werthe beſtehen laſſen. Daß die Phönizier im Laufe von drei Jahrhunderten (1350—1050 v. Chr. Geb.) nicht nur alle Inſeln und Küſten des Mittelmeeres mit ihren Colonien bedeckten, ſondern ſogar auf Samothrace und Lemnos Fuß faßten, läßt ſich mit triftigen Gründen nicht beſtreiten. E. Curtius („Peloponneſos") hat phöniziſche Anſiedelungen und Factoreien in Hellas faſt zur Gewißheit erhoben und Stark („Forſchungen zur Geſchichte und Alterthumskunde des helleniſchen Orients") betont mit vollem Rechte die auf Handel und Seefahrt begründete vermittelnde Stellung der Phönizier zum älteſten Griechenland. In ein neues Stadium iſt die Unterſuchung übrigens durch das neueſte treffliche Schriftchen von E. Curtius: „Die Jonier vor der joniſchen Wanderung", getreten und man muß erſt abwarten, wie ſich die Gelehrtenwelt dazu ſtellt, um den Faden mit Erfolg weiter zu ſpinnen. Das Dunkel, das bisher auf dem joniſchen Stamme lag, wäre, falls die Curtius'ſche Beweisführung als ſtichhaltig befunden werden ſollte, gelichtet und namentlich darüber Aufſchluß gegeben, welche Stellung Kleinaſien in ſeiner bisher unaufgeklärten Beziehung zum europäiſchen Hellas einnimmt. Auf den griechiſchen Küſten und Inſeln haben die Phönizier in früheſter Zeit den Joniern weichen müſſen, wie ſpäter in Sicilien, und ſo wenig ſich auch die Möglichkeit beſtreiten läßt, daß in Kythera und an andern Orten Semiten zurückgeblieben ſind und ſich mit den Hellenen vermiſcht haben, ſo haben doch niemals ſemitiſche Geſchlechter als königliche und prieſterliche Geſchlechter unter den Hellenen hiſtoriſche Bedeutung gewonnen.

Die Gründe, die dafür ſprechen, haben viel für ſich. Die urſpüngliche Anſäſſigkeit der Jonier in Kleinaſien iſt eine Thatſache, auf deren Erkenntniß während der letzten Jahrzehnde alle Entdeckungen und Forſchungen auf dem Gebiete der alten Geſchichte hinleiten mußten; ſie iſt ſchon von Buttmann geahnt, von Niebuhr angedeutet — klar ausgeſprochen und mit Beweiſen geſtützt iſt ſie von Niemand. Der ariſche Völkerzug, der ſich von Armenien her in das kleinaſiatiſche Halbinſelland ergoſſen hat, füllte das große Hochland mit den Stämmen der phrygiſchen Nation. Von ihr trennte ſich als beſonderes Glied das griechiſche Volk, welches ſich nach Ausbildung ſeiner Sitte und Sprache wiederum doppelt verzweigte. Ein Zweig deſſelben zog über Helleſpont und Propontis. Hier bilden die Thraker das Mittelglied, und zufällig kann es doch nicht ſein, daß gerade an dieſen Gewäſſern ſich zu beiden Seiten ſeit älteſter Zeit dieſelben Völkernamen finden. Die Anſicht, daß mit den alten Thrakern, denen die Orphiker nebſt der Stiftung des Muſendienſtes am Helikon und der Cult des Dionyſos zugeſchrieben werden, die Thraker der geſchichtlichen Zeit gar nichts gemein hätten als den Namen, und daß dieſer Name auf jene Barbaren deshalb übertragen worden, weil ſie in die nördlich von Griechenland gelegenen Gegenden eingedrungen waren, wo einſt die andern ihren Hauptſitz gehabt hatten (O. Abel, „Makedonien"), könnte daneben recht wohl beſtehen. Die andern Griechen blieben in Aſien und zogen allmälig von den Hochebenen des Binnenlandes, den erdreichen Flußthälern folgend, an die Küſte, wo ſie ſich von den Mündungen aus nordwärts und ſüdwärts ausbreiteten.

Nirgends iſt ſo wie in Kleinaſien das Geſtade vom Binnenlande verſchieden: es iſt ein Land wie aus anderm Stoffe, nach andern Geſetzen gebildet. Dies Geſtadeland hatte, wie ſeine eigene Natur, ſo auch ſeine beſondere Bewohnung und Geſchichte: hier ſetzten ſich die Jonier, während die Hellenen in den Keſſelthälern und Binnenebenen der thrakiſch-macedoniſchen Gebirge feſten Fuß

über den Bildungstrieb verbindet der Leser mit den Worten des Verfassers, daß, wenn dieser Trieb vorhanden, weder die einfachen Stoffe zulänglich, noch die Kräfte der Natur hinreichend sind, um die Bildung zu erklären, wenn sie nicht durch einen neuen, eigenen Trieb unterstützt werden. Wir können diesen Trieb nicht leugnen, da wir in der That die Existenz desselben in den organischen Körpern nicht wegläugnen können. Wir sehen, daß in diesen Körpern Kräfte wirken, die nicht in den einfachen gemeinen Kräften der mechanischen Naturgesetze begründet sind

ionische Bildung an. Es bildeten sich Bundesgenossenschaften und Bundesrechte und in Delphi haben wir das Beispiel einer apollinischen Colonie. Zum Zweck der Cult- und Festgemeinschaft bedurfte es der Verständigung über gleiche Jahresrechnung wie über gleiche Münze; die Bestreitung der gemeinsamen Opfer, die Erhaltung der heiligen Gebäude setzten eine gemeinsame Kasse voraus und diese erheischte eine verwaltende Behörde. Gegen außenstehende Völker mußte des Tempels Heiligkeit durch gemeinsame Maßregeln geschützt werden, sowie bei Veruneinigung der Amphiktyonen eine richterliche Behörde dasein mußte, deren Ausspruch Alle anzuerkennen verbunden waren. Der Begriff des hellenischen Namens stammt aus der thessalischen Amphiktyonie. Im Verlauf der Zeit jedoch erfolgte in ganz Hellas eine mächtige Reaction der Binnenvölker gegen die Seevölker, der Autochthonen gegen die Asiaten, des Westens gegen den Osten. Dieser entscheidende Umschlag ging von Thessalien aus und erfolgte in verschiedenen Hauptepochen nach den verschiedenen Völkern, welche die Träger dieser neuen Wendung der Geschichte waren. Die kriegerische Erhebung des Achäerstamms ist die erste entschiedene Auflehnung: die phthiotischen Achäer dringen gegen das Küstenland vor; der andere Zweig des Volks erobert den Peloponnes, um hier die ältern Fürstengeschlechter der lyeisch-ionischen Abstammung zu stürzen und neue Staaten zu gründen. Ganz anders aber war die Erhebung der Dorier, die den Joniern viel fremder, viel selbständiger gegenübertraten und, nachdem sie den Apollodienst sich innerlich angeeignet, sich die continentale Ausbreitung des apollinischen Bundes zur Aufgabe machten. In demselben Verhältniß ziehen sich die Jonier aus dem Westen zurück und es beginnt eine großartige zusammenhängende Völkerbewegung, wobei die ursprünglich verwandten Völker sich wieder zusammenfinden. Es entsteht Neuionien, von dem es jedoch schwer zu erklären ist, warum der alte Poseidoncultus daselbst herrschend wurde. Was in Hellas an Joniern zurückblieb, wurde, mit Ausnahme von Attika, meistens den Doriern untergeordnet, bildete indessen einen Gährstoff, aus dem die Tyrannis erwuchs.

Diese neue und eigenthümliche, mit Gelehrsamkeit und Geist durchgeführte Auffassung der hellenischen Urgeschichte hat noch immer nicht die Beachtung gefunden, die sie im vollsten Maße verdient. Jedenfalls wird es gut sein, Methode und Resultate sich zu vergegenwärtigen, will man den weiten Abstand richtig bemessen, der eine derartige Behandlungsweise von den willkürlichen Constructionen Röth's trennt, denen zufolge die griechische Mythologie nichts Anderes ist als die entstellte Fratze eines von der ägyptischen Priesterweisheit ausgebildeten Systems, wovon jedoch den Griechen nur Bruchstücke bekannt geworden, die, unverstanden und aus ihrem rechten Zusammenhang gerissen, endlich zu einem verworrenen Gewebe widerspruchsvoller und bedeutungsloser Fabeln geworden sind. Aber jenes angebliche System altägyptischer Priesterweisheit erweist sich bei kritischer Prüfung nur als ein modernes Product übelangewandter Gelehrsamkeit im Dienst einer vorgefaßten Meinung, die aus theils unzuverlässigen, theils unverständlichen Andeutungen der verschiedensten Arten und Zeiten herausliest was ihr beliebt, und hinzudichtet was ihr gefällt. Und dennoch finden sich in diesem kritischen Naturalismus, der von Dem, was Andere vor ihm untersucht und gefunden haben, gar keine Notiz nehmen zu dürfen wähnt, leuchtende Gedankenblitze, die indessen nur dem selbständigen Forscher von Nutzen sein können, den Anfänger dagegen verwirren und auf falsche Spuren leiten müssen. Es ist ein schönes Ding, aus ganzem Holz zu schneiden, nur muß man zuvor sich überzeugt haben, von welcher Beschaffenheit dieses Holz ist, damit nicht unter der Arbeit das vermeintliche Eichenholz sich als brüchiges Tannenholz ausweist und das beabsichtigte Kunstwerk in die Sägespäne fällt. Im Kleinen anzufangen ist oft weit lohnender, als unverweilt an den Bau eines Systems zu schreiten, weshalb auch das neueste Buch Röth's, so geringfügig an sich der Gegenstand ist, den es behandelt, ohne Vergleich verdienstlicher genannt werden muß als seine ganze „Geschichte unserer abendländischen Philosophie". Der in seinen gelehrten Forschungen unermüdliche und daneben vor keinem Geldopfer zurückscheuende Duc de Luynes nahm in seine „Numismatique et inscriptions cypriotes" eine cyprische Inschrift auf, deren Entzifferung Röth in der „Proclamation des Amasis an die Cyprier" (1855) mittheilt und die meines Erachtens für durchaus gelungen gelten muß. Röth liest die Inschrift als ein dem biblischen Chaldäismus und dem der Targumim sehr nahe verwandtes Hebräisch, in phönizischer, dem Aegyptischen verwandter Urschrift, worüber Fallmerayer in einen wirklich erstaunlichen Enthusiasmus gerathen ist.

Zu wünschen wäre allerdings, die Resultate der Röth'schen Kritik wären überall dieselben. So aber hat er durch willkürliches Construiren seine oft übereifrigen Jünger bisjetzt nur zu nutzloser Vergeudung ihrer Kräfte veranlaßt, was nirgends deutlicher zutage tritt als an den „Studien und Skizzen" von J. Braun. In denselben Fußtapfen wandelt J. Kruger einher, der nichts Geringeres beabsichtigt, als die „Urgeschichte des indogermanischen Völkerstamms in ihren Grundzügen" wiederherzustellen. Das erste Heft des gewaltigen Unternehmens hat zum Gegenstand die „Eroberung von Vorderasien, Aegypten und Griechenland durch die Indogermanen" (1855); allein so unverfänglich an sich auch ein derartiges Vorhaben, gestützt auf die verschiedenen Stamm- und Wanderungssagen, sich ansieht, so bedenklich wird die Sache in demselben Augenblick, wo der Verfasser sich auf den Besitz einer persischen Zeitrechnung beruft, von der man bisher im Allgemeinen nichts wußte, die aber entziffert und von einigen leicht erkennbaren Irrthümern gereinigt, für die Urgeschichte Asiens von höchster Wichtigkeit sein soll. Man kann wol denken, daß Zeitangaben wie sie durch die assyrischen Denkmäler bestätigt werden für die Sicherstellung der Chronologie Wesentliches leisten nimmer aber läßt sich auch nur mit einem Schein von

Bedeutendste verwandte, daß auch der Dichter bei Abfassung des Epithalamiums, das ihn berühmt machte, an eine solche Zusammenkunft vorzugsweise gedacht haben mag.

Die Hochzeit selbst, die wahrscheinlich im Herbst stattfand, wird nicht erwähnt. Die bekanntesten Begebenheiten aus dem Leben des Brautpaares sind: die Geburt des Sohnes Thomas (1529), der sich später als Arzt und Gelehrter bei seinen Mitbürgern großes Ansehen erwarb, und die Übersiedelung der Familie nach Basel (1531), wo sie, wie es scheint, meistens in Armuth lebte. Hier starb Agnes, die Gattin des Dichters, und wurde am Sonntag Oculi (Fastenzeit) 1540 begraben. Zwei Jahre später, da man auch Amalien, die Tochter Agnesens, nicht mehr am Leben fand (?), ging Hans von Basel fort, indem er sich nach Freiburg im Breisgau begab, wo er bis zu seinem Tode (1550—1552) verblieb, in steter Armuth, wie es scheint, und ohne Aussicht auf Besserung.

Es ist eine traurige Lage, in der wir den Dichter finden, wo ein Mangel und Elend an irgendeiner Stelle seines Lebens nicht hervortritt. Und doch ist es nicht sowohl die äußere Lage, die ihn so tief beugte. Dieser hatte auch noch kurz vor seinem Tode in seinem Freunde Bonifacius Amerbach einen Retter gefunden, der ihn, wie Boner, in seinen letzten Lebensjahren mit Geld unterstützte. Die Lage seiner Seele war es, die ihn so tief niederdrückte. Er hatte sich in seinem Leben, wie wir aus seinen eigenthümlichen Gedichten ersehen, nicht immer auf der Höhe der Sittlichkeit gehalten, und diese Gedichte, die, ungeachtet ihrer derben, oft an das rohe Naturgefühl grenzenden Sprache, doch einen tiefen Blick in das Gemüth des Dichters thun lassen, sind es, die ihn jetzt, da er sich seinem Ende nahte, vor seinem Gewissen anklagten, und ihn, wie es scheint, zu einer Art von Verzweiflung brachten. Er hatte Buße gethan, wie Boner, bei seinem Tode sterbend ausrufend: Ein Sünder hat mehr von seiner Bekehrung, als hundert Gerechte (Lucas, Evangelium 15, 7). Er hatte gebüßt, wie Boner, aber er hatte seine Buße nicht, wie dieser, durch Vertrauen auf die Verdienste Christi gesegnet gefunden und sich mit Gott versöhnt.

Von seinen Gedichten, die wir, ob Einzelne, ausgenommen, alle in Basel verfaßt haben, sind uns nur 14 bekannt — Einige mögen verloren sein —, die, wie bereits oben von Einzelnen angedeutet, wenig Lust und Liebe zu ihnen haben. Sie sind, wie schon Wackernagel, der sie zuerst herausgegeben hat, bemerkt, fast sämmtlich Lieder, die in ungemessenen Reimen sich bewegen, und zwar in Reimen, die sich nicht selten bis zu Assonanzen verflachen.

Das bedeutendste unter ihnen ist das Epithalamium, das Hans Sachs, wie es scheint, nicht gekannt hat, und das, wie bereits oben angedeutet, wenig Lust und Liebe zu ihnen hat. Es ist, wie Wackernagel bemerkt, fast sämmtlich Lieder, die in ungemessenen Reimen sich bewegen, und zwar in Reimen, die sich nicht selten bis zu Assonanzen verflachen.

Das bedeutendste unter ihnen ist das Epithalamium, das Hans Sachs, wie es scheint, nicht gekannt hat, und das, wie bereits oben angedeutet, wenig Lust und Liebe zu ihnen hat. Es ist, wie Wackernagel bemerkt, fast sämmtlich Lieder, die in ungemessenen Reimen sich bewegen, und zwar in Reimen, die sich nicht selten bis zu Assonanzen verflachen.

Das bedeutendste unter ihnen ist das Epithalamium, das Hans Sachs, wie es scheint, nicht gekannt hat, und das, wie bereits oben angedeutet, wenig Lust und Liebe zu ihnen hat. Es ist, wie Wackernagel bemerkt, fast sämmtlich Lieder, die in ungemessenen Reimen sich bewegen, und zwar in Reimen, die sich nicht selten bis zu Assonanzen verflachen.

auch die in Aegypten zurückgelassenen Stammgenossen ihren Weltzweck erfüllt und die Aegypter durch ein neues lebenskräftiges Element zu neuer weltgeschichtlicher Wirksamkeit befähigt hatten. Nach langen furchtbaren Kämpfen mußten die Hykſos der zweiten Dynaſtie 1589 v. Chr. den empörten Aegyptern weichen: an Männern 240,000, zogen ſie nach Paläſtina und brachten Syrien in Bewegung. Die Semiten wurden nordwärts gedrängt und warfen einen großen Theil der hier ſeßhaften Hykſos, beſonders der Kadmoniter, auf das Meer. Mit Semiten vermiſcht, zogen dieſe ihren Stammesbrüdern nach und bevölkerten Kreta, Cilicien und Lycien, Rhodos, Thaſos, Thrazien und Hellas. Kadmos beſonders ſollte für Mittelgriechenland Das werden, was Danaos dem Süden geweſen. Auch der Peloponnes ſollte von neuen Ankömmlingen nicht verſchont bleiben. Die Söhne des Aegyptos kamen, einſt Verfolger, jetzt ſelbſt Verfolgte, und baten den Danaos um Verzeihung ihrer Feindſchaft und um Vermählung mit ſeinen Töchtern; aber durch ſemitiſches Blut verunreinigt, konnten ſie ihren echtern Bräuten nicht als ebenbürtig gelten und erlagen ihrem rächenden Arm. Die Hauptmaſſe der Helden von Avaris blieb indeſſen in Paläſtina und gründete Jeruſalem, erlag aber in erbittertem Kampfe allmälig den Semiten. Dem letzten Ueberreſt bereitete Moſes und ſein Nachfolger den Untergang; blos an der Küſte hatte ſich ein Stamm rückgekehrter Pelasger feſtgeſiedelt, der den Iſraeliten mehr zu ſchaffen machte als alle übrigen Nachbarvölker.

Dieſe Grundgedanken hat Kruger in einem umfaſſendern Werke: „Geſchichte der Aſſyrier und Iranier vom 13. bis zum 5. Jahrhundert vor Chriſtus" (1856), mit Rückſicht auf einen wichtigen Abſchnitt im Einzelnen auszuführen unternommen. In der Zwiſchenzeit hatte er zur Unterſtützung ſeiner Hypotheſe von der Identität der Hykſos mit den Armeniern in einem armeniſchen Geſchichtswerk: „Chamich, History of Armenia, translated by Audall" (Kalkutta 1827), eine wichtige Belegſtelle aufgefunden. Nachdem Chamich die Flucht der Haiks vor den Aſſyriern nach Armenien berichtet, fährt er fort: „Die übrigen der Brüder Haik's zerſtreuten ſich über verſchiedene Theile von Aſien und gründeten Staaten, welche binnen kurzer Zeit groß und mächtig wurden."

Man kann ſolche und ähnliche Beweisgründe zu Recht beſtehen laſſen, wenigſtens die Möglichkeit zugeben, daß dadurch auf die noch immer in ein unaufgehelltes Dunkel gehüllten Anfänge der von Armenien ausgehenden Völkerbewegung, der nach der allgemeinen Annahme ſowol Hellenen als Germanen entſproſſen ſind, einzelne Lichtſtreifen fallen; allein was ſoll man dazu ſagen, wenn der Verfaſſer über Otfried Müller und Röth folgendermaßen urtheilt:

Der erſte Verſuch, die Sage zur Erforſchung hiſtoriſcher Verhältniſſe zu benutzen, geſchah durch Müller. Allein weil er ſich ſeiner Lebtage durch nur mit den Balgereien der Megarenſer, Phokenſer u. ſ. w. beſchäftigte, verengte ſich ſein Blick dergeſtalt, daß er den Maßſtab griechiſcher Duodezverhältniſſe auch auf die übrigen Abſchnitte der Weltgeſchichte übertrug, auf welche ſein gelehrtes Handwerk ihn hinführte. Noch ſchlimmer iſt es, daß Otfried Müller eine ganze Schule Otfried Müllerlein hinterließ, die noch jetzt in manchem „gelehrten" Organ und an mancher „intelligenten" Univerſität dominiren und der Wiſſenſchaft zum Hohn jenen Gottſched des 19. Jahrhunderts als einen „großen Geſchichtsforſcher" preiſen. O. Müller war ein bloßer Gedächtnißgelehrter, Röth dagegen iſt ein Genie; O. Müller war ein beſchränkter Fachmenſch, Röth iſt ein Philoſoph, kein ſolcher, der das Univerſum aus ſeiner Schlafmütze herausconſtruirt, ſondern ein Philoſoph im wahren Ariſtoteliſchen Sinne des Worts, auf der breiten Grundlage eines weltumfaſſenden Wiſſens.

Dem Verfaſſer der „Geſchichte unſerer abendländiſchen Philoſophie" wäre zu wünſchen, er hätte weniger enthuſiaſtiſche Schüler nachgezogen. Ein angehender, noch in der willkürlichſten Sprachendreherei befangener Gelehrter, der ſo über Otfried Müller urtheilt! Oder ſollte die Wahrheit ſich etwa nur durch Den finden laſſen, der in Siebenmeilenſtiefeln über ihre Indicien dahinſchreitet? Linguiſtiſche Deutungen ſind nur Dem geſtattet, der die Reſultate der vergleichenden Sprachwiſſenſchaft ſich zueigen gemacht hat und nicht ins Blaue hinein aus zufälligen Lautähnlichkeiten ſeine Schlüſſe zieht. Daß Otfried Müller mit ſeinem helleniſchen Autochthonenthum zu weit ging, wer leugnet das? aber wie Viele gibt es, die davon überzeugt ſind, daß Röth mit ſeiner Syntheſe allgemeiner Vorſtellungen, die er der ägyptiſchen Götterlehre aufnöthigte, nur halbwegs das Richtige getroffen habe? Mit dem zweiten Columbus hat es vor der Hand noch gute Weile. Was Kruger's „Geſchichte der Aſſyrier und Iranier" insbeſondere betrifft, ſo enthält dieſelbe manche nicht unintereſſante Aufklärungen; ſo wenn der Verfaſſer Scheikh Mohammed Fani's „Dabeſtan", der aus dem 17. Jahrhundert ſtammt, dazu benutzt, um von der Religionslehre der Jezdianen einen Schluß zu machen auf die vorzoroaſterſche oder (?) aſſyriſche Religion, ein Schluß, der durch Rawlinſon's Entdeckung des Sieben-Sphären-Tempels in Birs-Nimrud bei Babylon eine Beſtätigung gefunden hat. Und doch, welcher Kritiker wird es ruhigen Gemüths hinnehmen, daß ſabäiſche Vorſtellungen des „Dabeſtan" den Beweis liefern müſſen, die vorzoroaſterſche Religion der Iranier ſei die aſſyriſche oder chaldäiſche geweſen? Ohne Vergleich bedenklicher wird die Sache da, wo Kruger aus dem „Dabeſtan" ganze Reihen neuer Namen und Zahlen als hiſtoriſch herausnimmt, und es lohnt wol der Mühe, ſein Verfahren etwas näher zu beſehen. Von Kajomors, mit welchem alle Iranier die eigentliche Geſchichte der Menſchheit beginnen, zählen die Jezdianen vier Dynaſtien; ebenſo ordnen ſie die Regenten von Kajomors bis Mohammed in vier Dynaſtien. Als Zoroaſter im 6. Jahrhundert v. Chr. den chaldäiſchen Sabäismus ſtürzte — was aber bisjetzt außer Röth Niemand behauptet hat — nahm er Das, was er darin für brauchbar hielt, in ſein Syſtem auf und führte nur die Auswüchſe und Uebertreibungen auf ein vernünftigeres Maß zurück. Daß Zoroaſter die Lehre von einer 12,000jährigen Weltdauer ſchon vorgefunden, iſt deshalb anzunehmen, weil ſie ſich auch bei den Etruskern findet, welche ſie bei der Einwanderung aus Aſien mitgebracht hatten. Eine auffallende Aehnlichkeit hat

an die weltliche Schiedsrichter und der weltliche 1866
an die geistlichen Schiedsrichter sich wenden kann. Ist
in an den Streitsachen zwischen Geistlichen und Laien
Schiedsrichter ernannt:

Januar . . 30 Tage,
Februar . . 28 Tage, in Schalt-Jahren 29 Tage,
März . . 31 Tage,
April . . 30 Tage,
Mai . . 31 Tage,
Juni . . 30 Tage,
Juli . . 31 Tage,
August . . 31 Tage,
September . . 30 Tage,
Oktober . . 31 Tage,
November . . 30 Tage,
Dezember . . 31 Tage.

Jahrmarkt-Zeit, siehe Zeit-Maß.

Jahrmarkt-Zeit, siehe Zeit-Maß. Jahrmarkt-Zeit, siehe Zeit-Maß. Jahrmarkt-Zeit, siehe Zeit-Maß.

durch mittelmäßiger Dichtung und Aufschneidung zu verdecken sucht. Das Mittelmaß Dersch war das Meisterwerk der Komposi: jagt aber ist der Zweifpalt zwischen Thun und Wissen (Tarum) beendet; es erstand ein Prophet an der Schwelle eines neuen Zeitalters, ein Meisterdenker folgte ihm und beendigte den Zwiespalt auch unter den politischen Mächten.

Als diese Gegensätze beseitigt waren, trat ein anderer um so schärfer hervor: Mitten mit seinen Fundamentalerkenntnungen, seinem Ahnenstolz, Wissenstrotz und seinen Gewinnungen an die geheime Herrlichkeit der offenlichen Zeit, Meinten und ingendlichen Ueberwuchs, gerieth der Menschwürdigkeit unter die Befehle seines Kastens und sieh, auf die ganze ungeheure Herrlichkeit über Nacht ward ein dünnes Wintervorzucht zum Schweigen zu bringen, erschien Tarnum. Nachdem er dem sich noch ein mal erhebenden Asserien den Todesstoß gebrochen, vernichtete er auch Mirdran durch Gewalt und List und nun stand er da beherrschend zum Schutz des zum geistlichen Herr.

Das Grundgebrechen, an welchem die Reich'sche Schule und Kruger insbesondere leider, liegt in der durchaus irrigen Vorstellung, daß es möglich sei, durch Männer ein System religiöser Weltanschauung machen, geschaffen und dem Herrn schützen. In dies Unrecht sich von Zoroaster zu bewahren, hatte Kruger vor allem Andern auf den Ursprung des Zendvolks eingehen und den Wirth, sowie die Bedingungen der einzelnen Besitzen untersuchen müssen. Nämlichen hat darauf hingewiesen, daß die Gesetze der Kultivation dieses Land sein wüste als die in den Zendbüchern, und Kruger hätte die irgenen in ihrer gegenwärtigen Gestalt nicht für älter als die Sassaniden. Und wer Arnim Kenntnisse kommen in denselben nicht die mindesten historischen Momenten der einzigen in Zoroaster's Zeit übrigen Verhältnissen vor, sondern blos solche, welche auch einen der persischen Ueberlieferung eigenen deutschen System der Zeitunterscheidung gehört oder abgetragen werden sind. So heißen die Könige, unter welchen Zoroaster lebte, beständig Gschschaw, ein Name, der eine ganze Dynastie bezeichnet, von welcher blos ein König Vistaspa hieß. Auch wird beim einzige der in alter Zeit blühenden städtischen Gemeinden, Hagbatana, als Stadt Medien ausgenommen, mit einem alten Namen angeführt. Der Wunderglaube, das einzige Religionsband, welches uns in sich zusammenhängenden Stücke persischer Sitte und persischen Glaubens liefert, begleitet das Abendland bei Nacht, und in dem Namen Mazy, den die Griechen den Perser dem ethnischen oder hyzantinischen Reich beilegten. Wir alle Thun aber ist über den Ursprung der Schriften, der mit der Abfassung derselben nicht verwechselt werden darf, nichts entschieden, während die kritischen Gründe positiv sprechen, daß Zoroaster nicht allein viel früher, als Rich annimmt, lebte, sondern auch lediglich als Reformator, nicht aber als — was soll ich sagen? — Fabrikant der persischen Religionssysteme angesehen werden darf. Wer sich die Mühe nimmt, die persischen Religionsurkunden mit den alt-indischen zu vergleichen, kann sich und uns sich von Uebrigen.

Adolf Helfferich.

Lehrerfortbildungskurse.
Aus den Kirchlichen.

1. Antiquare. Ausgabe des Sophokles. Deutsch von Diotima Tübingen, Heilig. Hofbuchhandl. 1855. 16. 8. Sgr.
2. Sophokles' König Oedipus. Uebersetzt und erläutert von Friedrich Wilhelm Schmidt. Berlin, Verlag von Arnold. 1858. Gr. 16. 24 Sgr.
3. Sophokles' Philoktetes. Uebersetzt und erklärt von Ernst Wunderlich. Leipzig, Arnold. 1856. Gr. 16. 12 Sgr.
4. Sophokles. Antigone. Für den Schulgebrauch und zur Wiederholung. Text und gereinte Uebersetzung. Darmstadt. 1856. Leske. 8. 1 Sgr. 20 Pf.

Man kann mit der Uebersetzungsarbeit, die Diotima Tübingen in ihren Bearbeitungen unserer Dichter wendet, je nach dem Standpunkt, den man einnimmt, sehr verschieden verfahren und man wird gewiß nicht selten verschiedene seiner Methode anwenden, wenn die wechselnden Verhältnisse es fordern. Wer Sophokles in der Ursprache unter den gebildeten Lesern und namentlich auch Frauen vorlesen gehalten hat, der hat gewiß auch schon die Erfahrung gemacht, daß dem Lesen Diejenigen, welche nicht gerade Philologen sind, und ganz mit Genuß gelesen werden können. Es ist in Wahrheit eine Versündigung an diesem Dichter, ihn in Prosa zu übersetzen! Selbst „Wein Sophokles hat der Dorfschulmeister Friedrich Wilhelmschmidt nun doch fertig gebracht, was, wer einen gebildeten Lesern und Lesernnen nur einigermaßen Geschick und Geschmack zu poetischer Lebendigkeit verbindet, Philologen und Nichtphilologen, Männern und Frauen, Alten und Jungen, Gelehrten und Nichtgelehrten, Jedem, der Sophokles nicht in den Sinn kommen." Die Frage ist bei allen von den Verfassern Uebersetzungen nicht gestellt worden, weil es Verdeutschungen geben, die, obgleich sie in Prosa geschrieben sind, doch nicht als Prosa gelesen werden können. Im Deutschen durch eine Reihe über einige Jahrhunderte von dem größten Genie der Nation fortgesetzte Arbeit hat die Antiquare", weil sie einmal auf den höchsten dramatischen Standpunkt gestellt sind, auch nur Jeden, der sich auch nur in der Vorarbeiten Uebersetzung gelesen hat, ganz unwillkürlich in Versen sprechen, und zwar in einem wirklich gewollten und verdauten Jam. Da wir nun die Ueberzeugung, daß der Zeitmaße nicht nur gewählt werden können, sondern daß sie auch in langen Dramen gewählt und der griechischen Original dann gewahrt hat, so müssen wir Diotima von einer Verdeutschung ihrer Dichter nur es noch um mit vollkommenster Freiheit gewählten Versmaßen, wie sie uns und auch die lange einen deutschen Ohr angenehm klingenden Jambischen bekannt, der alle Anregungen und unmittelbaren Contrastirungen und Vorbetrachtungen vermeidet. Daß Diotima mit sich und seinen Lesern ganz zufrieden sie dem Ohr, mit dem sich (bei Lesern) ist bei einigen:

Weil von Sterblichen
Wissen sie Lieben,
Von eben so,
Von Sterblichen
Und Gottes Gnad.
Denkmal — einigen Sand!
Er nahm die nun Mann,
Er preis sie nun Mann
Gelt!
Begleit' vor den Menschen!

Ich in meinem Ich
Und du in deinem Du.
Ich bin ich, du bist du,
Du bist du, ich bin ich,
Und wir leben doch
Ewig in einander.
Der Gedanke ist Gott, sie wandeln
Sie Hirte und Herde
Sie Sonne und Erde
Sie Mann und Weib
Und sie Kind und Greis
Sie Wachen und Traum
Sie Alles in Allem
Und Gott in uns.

Und wenn ich Gott bin, so bin ich natürlich niedriger als eine Bandwurmlarve und „Ewig Einerlei“ und ein „Ich bin ich“ ist mir ein Greuel. Ich will nicht ich sein, ich will nicht Individuum sein, ich will nicht Persönlichkeit sein, ich will nicht Gott sein, ich will nicht Mensch bleiben! Ich will Nichts sein, Nichts werden, Nichts bleiben, Nichts haben, Nichts wollen, Nichts können! Ich will Nichts! Ich will Nichts! Ich will Nichts

y Victor Emerich, das mehr und mehrfache derartige Fehler sind, was wichtiger ist auf seiner Reise durch Italien gehabt, daß er in diesem Bändchen nur Bilder von sehr flüchtiger Hand bietet. Weder sind Camaldoli aufgefaßt noch auch glaube er verstanden zu haben, daß auch durch jenes Gebäude der deutlichen Absonderung der verschiedenen Ordre Spuren der Tendenz sich finden bestimmten Gefüges, obwol sie das noch die Diskrete zu sein.

Ludwig Braunfels hat uns eine Dramen aus dem Spanischen verdeutscht: „Don Juan de Serrallo, ein Lustspiel in Versen" des Pedro de Moline (Peter Gabriel Feliz). Das Lustspiel selbst heißen „Don Juan" von Juan „Don Juan", der Verfasser von Serrallo, aber der Name „Don Juan" ist „Peter Gabriel" verdeutscht und von der Hexe unter dem Titel „Serrallo und Don Juan", das Lustspiel „Mayor hechizo, mayor castigo" (Größte Hexe, größte Strafe) unter dem Titel „Das Unmöglichste von Allem", und das merkwürdige Provinzialspanische mit Kastilianern „La cosa mas rara", warum nicht? welche nicht befremdig ist wunderlich gleich zu Anfang der „Serrallo" in seinem Barrenmonolog, worin Juan Peter, der Verfasser des Lustspiels" Juan Peter, der Verfasser des Monologs, sich selbst anredet, und Peter und Juan sich verwechseln, hat der verdeutschte Verf. den verunglückten Versuch gemacht, diese Absonderlichkeiten wiederzugeben, und Verwechselungen zu machen, wo keine Möglichkeit einer solchen Verwechselung vorhanden ist. Wenn der Verf. Lust hatte, sich mit Verdeutschung spanischer Lustspiele zu befassen, so hätte er sich wol an Calderon, Moreto, Rojas, Moreto, Lope de Vega, Tirso de Molina, Alarcon, Solis, Montalvan, Guillen de Castro, Mira de Mescua, Antonio de

2. Band der Novelle, Skizzen und Studien. Von Wilhelm Hertz. Stuttgart, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1879. (Inhalt: Der Kampf um Rom. Der Spielmann. Der Meister von Palmyra.)

3. Band der Novellen. Von Paul Heyse. Stuttgart, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1879. (Inhalt: Die Einsamen. Barbarossa.)

4. Band der Novellen. Von Wilhelm Hertz. Stuttgart, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1879. (Inhalt: Der Wiedertäufer. Hanseaten. Der Schatz.)

5. Novellistisches. Skizzirtes Manuscript von Adolf Glaser. Berlin, Verlag von Wilhelm Hertz (Bessers Buchhandlung). 1879. (Inhalt: Nr. 1. 2. Nr. 3. Nr. 4.)

Schleiermacher hat in Bezug auf Novellistik gesagt, „Novellen sind Geschichten, die sich ereignet haben oder sich ereignet haben könnten". Wenn Hertz von diesem Grundsatze ausgeht, so hat er sicher, wie aus seinen eigenen Arbeiten hervorgeht, nicht die Absicht, Geschichten zu erzählen, die sich ereignet haben könnten, sondern solche, die sich ereignet haben. Er ist ein Meister der Form und Gestaltung, und wer sich eingehender mit ihm beschäftigt, wird sich überzeugen, daß er nicht nur ein Meister der Form ist, sondern auch ein Meister des Inhalts. Seine Novellen sind nicht Geschichten, sondern Charaktere, individuelle Charaktere, welche sich in Geschichten entwickeln. Wenn Hertz sich auf historischem Boden bewegt, so ist er dabei nicht Sklave der historischen Treue, sondern er benutzt die Thatsachen der Geschichte, um seine Charaktere in ihnen sich entwickeln zu lassen. Er ist ein Meister der Charakteristik, und wenn er auch nicht, wie Heyse, Meister der Sprache ist, so ist er doch auch in dieser Beziehung ein Meister. Seine Sprache ist klar und durchsichtig, sie ist immer edel, aber nicht gesucht, sie ist immer gewählt, aber nicht geziert. Wenn Hertz sich in seinen Novellen der Sprache seiner Zeit bedient, so ist er doch nicht Sklave derselben, sondern er weiß sie zu beherrschen und zu gestalten, wie es seine Charaktere verlangen. Wenn Hertz in seinen Novellen Charaktere schildert, welche in Zeiten leben, in denen die Sprache eine andere war, als in der unsrigen, so weiß er doch, ohne sich der Sprache seiner Zeit zu bedienen, diese Charaktere in ihrer Eigenthümlichkeit zu schildern, ohne sie in die Sprache unserer Zeit zu kleiden

Griechischen Gedicht verfaßten Lobeserhebungen, die wir auf die Trauerhabilitäts-Exemplare gewidmet sind, die uns sein Bedürfniß, ein Ungenannter, wie er sich nennt, Schreiber sei der Verfasser, wie er sich ferner, sie sind nicht mehr und nicht weniger als Ausdruck der Bewunderung und Verehrung, welche wir Alle für unsern hochgeehrten Lehrer und Freund hegen, und wir sind überzeugt, daß jeder Leser, der diese Zeilen liest, uns Beifall zollen wird, wenn wir sagen, daß wir nicht anders konnten, als unsere Gefühle in einem Gewande kleiden, welches dem Gegenstande unserer Verehrung, dem Griechischen Alterthume, entlehnt ist.

Wir wollen nun zu der Besprechung einzelner Lobeserhebungen von englisch gebildeten Männern, welche auf der Bitter vorbereiteten deutschen Reisenden von Bücher herrühren, wie Professor Bartlett's Memoir of Bücher, Empfehlungen von J. Bürger Bücher's einzelnen Vorlesungen, Professor Wenzel's „Bücher" deutsch und in Amerika u. s. w., Beschränkungen wir vorerwähnt in einem zeitgenössischen Artikel über die neueste amerikanische Literatur gemeinschaftlich. Wir erwähnen blos, damit die Verfasser der besonderen Lobeserhebungen uns keinen Vorwurf machen, daß wir sie nicht auch beim Namen nennen.

Nun den Bücherfreund und Dichter.

17. Redenserklärung. Eine Sammlung Schreiber'scher Reden in deutscher Uebersetzung von Zschech Meißen, Hingenberg, Meißen, 1853. 16. 229. Mk.

18. Zschech. Poetische Begleitung zu seiner Uebersetzung von Bücher's Reden und Aufsätzen. Meißen, Schreiber'sche Buchhandlung. 16. 229. Mk.

19. Zschech's Poetische Erzählung in sechs Gesängen. Meißen, Hingenberg. 16. 229. Mk.

Joseph Wenzig hat sich durch seine Uebersetzungen, die Bücher's Reden und Aufsätze in's Deutsche übertragen, ein Denkmal gesetzt, welches der Zeitgenossenschaft gewidmet, ihr Interesse zu fesseln, und ihre Liebe zu gewinnen wußte. Auch das Büchlein „Redenserklärung" kann seinen Zweck nicht verfehlen, und wird Jedem, der sich mit der deutschen „Lande" und „Kunst Literatur" mitgetheilten Ansichten Bücher's bekannt machen will, willkommen sein. Zschech's Poetische Begleitung zu seiner Uebersetzung von Bücher's Reden und Aufsätzen, und seine poetische Erzählung, welche wir endlich einige Inhaltsanzeige beigefügte Reden Bücher's, und seinen, wie es heißt, Schreiber'schen Verlag erschienen sind, werden wir, sobald sie uns zugehen, ausführlich besprechen. Wir sind überzeugt, daß diese Arbeiten Zschech's, welche wir bereits aus einer Anzeige kennen, Beifall finden werden.

Joseph Wenzig hat sich durch seine Uebersetzungen, die Bücher's Reden und Aufsätze in's Deutsche übertragen, ein Denkmal gesetzt, welches der Zeitgenossenschaft gewidmet, ihr Interesse zu fesseln, und ihre Liebe zu gewinnen wußte. Auch das Büchlein „Redenserklärung" kann seinen Zweck nicht verfehlen, und wird Jedem, der sich mit der deutschen „Lande" und „Kunst Literatur" mitgetheilten Ansichten Bücher's bekannt machen will, willkommen sein. Zschech's Poetische Begleitung zu seiner Uebersetzung von Bücher's Reden und Aufsätzen, und seine poetische Erzählung, welche wir endlich einige Inhaltsanzeige beigefügte Reden Bücher's, und seinen, wie es heißt, Schreiber'schen Verlag erschienen sind, werden wir, sobald sie uns zugehen, ausführlich besprechen. Wir sind überzeugt, daß diese Arbeiten Zschech's, welche wir bereits aus einer Anzeige kennen, Beifall finden werden.

*) Weiter unten und zur Bekräftigung unserer Lobeserhebungen von englisch gebildeten Männern, welche auf der Bitter vorbereiteten deutschen Reisenden von Bücher herrühren, wie Professor Bartlett's Memoir of Bücher, Empfehlungen von J. Bürger Bücher's einzelnen Vorlesungen, Professor Wenzel's „Bücher" deutsch und in Amerika u. s. w., Beschränkungen wir vorerwähnt in einem zeitgenössischen Artikel über die neueste amerikanische Literatur gemeinschaftlich. Wir erwähnen blos, damit die Verfasser der besonderen Lobeserhebungen uns keinen Vorwurf machen, daß wir sie nicht auch beim Namen nennen.

Anderen mit Gefühl und Leidenschaft, mit Wärme und Begeisterung, mit Ernst und Würde, mit Heiterkeit und Humor, mit Geist und Witz, mit Laune und Grazie und Anmuth, mit Einfachheit und Natürlichkeit, mit Kunst und Künstlichkeit, mit Schwung und Feuer, mit Ruhe und Besonnenheit, mit Klarheit und Deutlichkeit, mit Verständlichkeit und Popularität, mit Gelehrsamkeit und Tiefsinn, mit Scharfsinn und Spitzfindigkeit, mit Gründlichkeit und Oberflächlichkeit, mit Weitschweifigkeit und Kürze, mit Bestimmtheit und Unbestimmtheit, mit Wahrheit und Irrthum, mit Vorurtheilslosigkeit und Vorurtheilen, mit Freiheit und Unfreiheit, mit Liberalität und Engherzigkeit, mit Duldung und Unduldsamkeit, mit Toleranz und Intoleranz, mit Humanität und Rohheit, mit Sittlichkeit und Unsittlichkeit, mit Religiosität und Irreligiosität, mit Gottesfurcht und Gottlosigkeit, mit Frömmigkeit und Heuchelei, mit Andacht und Andachtelei, mit Ehrfurcht und Ehrfurchtslosigkeit, mit Glauben und Aberglauben, mit Liebe und Hass, mit Verträglichkeit und Unverträglichkeit, mit Sanftmuth und Grobheit, mit Bescheidenheit und Anmaßung, mit Demuth und Hochmuth, mit Selbstverläugnung und Selbstsucht, mit Uneigennützigkeit und Eigennutz, mit Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit, mit Redlichkeit und Unredlichkeit, mit Treue und Untreue, mit Wahrhaftigkeit und Falschheit, mit Aufrichtigkeit und Verstellung, mit Offenheit und Heimlichkeit, mit Zuverlässigkeit und Unzuverlässigkeit, mit Ehrlichkeit und Betrug, mit Gewissenhaftigkeit und Gewissenlosigkeit, mit Pflichtgefühl und Pflichtvergessenheit, mit Ehrgefühl und Ehrlosigkeit, mit Schamhaftigkeit und Schamlosigkeit, mit Sittsamkeit und Unsittsamkeit, mit Keuschheit und Unkeuschheit, mit Mäßigkeit und Unmäßigkeit, mit Nüchternheit und Trunkenheit, mit Ordnung und Unordnung, mit Pünktlichkeit und Unpünktlichkeit, mit Fleiß und Trägheit, mit Thätigkeit und Unthätigkeit, mit Arbeitsamkeit und Müßiggang, mit Sparsamkeit und Verschwendung, mit Wohlthätigkeit und Geiz, mit Gastfreundschaft und Ungastlichkeit, mit Mitleid und Barmherzigkeit und Unbarmherzigkeit, mit Gutmüthigkeit und Bosheit, mit Sanftmuth und Rachsucht, mit Versöhnlichkeit und Unversöhnlichkeit, mit Friedfertigkeit und Streitsucht, mit Verträglichkeit und Zänkerei, mit Höflichkeit und Unhöflichkeit, mit Artigkeit und Grobheit, mit Gefälligkeit und Ungefälligkeit, mit Dienstfertigkeit und Dienstunfertigkeit, mit Gehorsam und Ungehorsam, mit Folgsamkeit und Widerspenstigkeit, mit Ehrerbietung und Ehrfurchtslosigkeit, mit Achtung und Verachtung

in diesem wie in dem ersten Buche die Mozart'schen Compositionen dieser zweiten Periode nach den verschiedensten Seiten hin beleuchtet und geprüft werden, und daß wir unter Anderm, soweit es anging, vollständige Schilderungen der theils in Salzburg, theils in München und Italien componirten Opern und Festspiele „Mitridate", „Ascanio in Alba", „Il sogno di Scipione", „Lucio Silla", „La finta giardiniera", „Il rè pastore" erhalten. Als ausgezeichnet geschrieben und lehrreich müssen wir außerdem die Abschnitte 1, 9, 10, 11, 12, 17, 21 fg. bezeichnen, welche über den Zustand der Musik in Italien um das Jahr 1769, von der Geschichte der Oper und Operndichtung, von der Kirchenmusik im Allgemeinen und von Mozart's Beziehungen zu derselben im Besondern handeln.

Wir sind nun dem ernsten historischen Forscher durch seine gediegene Arbeit gefolgt; begleiten wir auch jetzt einmal einen Dichter auf eine kurze Weile, der den unsterblichen Tonmeister ebenfalls seiner Production zugrunde gelegt hat; sie führt den Titel:

2. Mozart auf der Reise nach Prag. Novelle von Eduard Mörike. Stuttgart, Cotta. 1856. 8. 15 Ngr.

Es war vorauszusehen, daß der Verfasser des „Maler Nolten" und der sinnigsten schwäbischen Sänger einer nichts Anderes geben konnte als etwas Anmuthiges und Gemüthvolles, und in der That ist auch der Gruß, den uns der längere Zeit schweigsam gebliebene Dichter aus seiner Zurückgezogenheit sendet, ein gar lieber und trauter. Wir haben es nicht mit einer der sogenannten Kunst- oder Künstlernovellen zu thun, die sich bestreben, ihren Helden so ungleich allen andern vernünftigen Menschenkindern wie nur möglich zu zeigen, seine Göttlichkeit in seinen Extravaganzen zu demonstriren, die einfachsten Lebensumstände mit einem falschen Schimmer zu umkleiden und nebenbei auch ein Erkleckliches über Kunst- und Kunstwerke zu schwatzen — nein, der Verfasser erzählt uns ein ganz simples Reisevorkommniß, ein Zusammentreffen Mozart's mit einer gebildeten und liebenswürdigen adeligen Familie und schildert uns den Meister mit seiner Frau in all ihrer Herzlichkeit und natürlichen Lebendigkeit, ohne Sentimentalität und Ueberschwänglichkeit. Den idealen Hintergrund bildet der „Don Juan", zu dessen Aufführung Mozart eben nach Prag reiste und den er seinen neuen Bekannten bruchstückweise am Klavier vorführte. So einfach nun der ganze Plan ist und so wenig Aufwand an Handlung, Spannung, Figuren u. s. w. auch gemacht wird, so liest sich doch das Büchlein mit unendlichem Behagen, denn die Darstellung ist künstlerisch abgerundet und der Ton, der durch das Ganze geht, ein herziger, natürlicher und warmer.

53.

Neuere Werke über Paris.

1. Wahrnehmungen in Paris 1853 und 1854. Von Woldemar Seyffarth. Gotha, Scheube. 1855. Gr. 8. 10 Ngr.
2. Pariser Spaziergänge. Von Hermann Lessing. Berlin, Allgemeine Deutsche Verlags-Anstalt. 1854. 8. 1 Thlr.
3. Paris und die Pariser. Ein unterhaltender Fremdenführer. Von Hans Wachenhusen. Mit 1 Plan von Paris. Berlin, Hoffmann und Comp. 1855. Gr. 16. 15 Ngr.
4. Die Lorette. Eine Pariser Skizze von Hans Wachenhusen. Vierte Auflage. Berlin, Verlags-Comptoir. 1855. 32. 5 Ngr.

Paris ist seit Ludwig XIV. seligen Andenkens ein Centralpunkt der Civilisation geworden und jeder ehrbare Philister spricht davon mit Achtung, jeder junge Mann mit Entzücken, jede Dame mit Sehnsucht. In diese Civilisation hineinzuwandern und sozusagen sich von den Strahlen derselben gemächlich bescheinen zu lassen, ist heutzutage fast eine Nothwendigkeit geworden, eine Dringlichkeitsfrage, welche die ganze moderne Welt sich aufgibt, ein Sphinxräthsel, welches jeder anständige Mensch zu lösen versuchen muß. „Sind Sie in Paris gewesen?" ist heute eine Frage, die man ebenso stellt, als wie die, ob man schon zu Mittag gegessen habe, während man früher sein Testament machte, wenn Jemand sich entschloß, in den mystischen Polstern einer Posthaise nach Paris zu fahren. Die Eisenbahn hat Alles verkürzt, Alles ermöglicht, Alles auf den Präsentirteller gebracht — die ganze Romantik ist fort:

Ach, Eisenbahn, was bist du kommen,
Hast unser Posthorn uns genommen!

So wird denn heute das Reisen ein gefahrloses Ding und die Speculation ist das einzige Romantische, was ihm noch geblieben. Es wird den Leuten, die nicht reisen können, aufs ausführlichste berichtet, und die Leute, welche Reisebeschreibungen lesen, haben oft mehr Kenntniß von den fremden Ländern und Orten als Diejenigen, welche dort wohnen oder dorthin gereist sind. Paris, als eine Welt mit verführerischem Reiz, ist natürlich damit am meisten honorirt oder malträtirt worden. Jeder, der dort war, hat darüber etwas zu sagen, und man muß gestehen, ist er nicht gar zu stümperhaft, so weiß er immer davon etwas Interessantes zu sagen.

Freilich, alle Welt will heute civilisirt sein und Paris steht im Geruche, die beste Lehrerin der Civilisation zu sein. Wer wird also nicht daraus lernen wollen? Was schiert uns heute noch der idyllische Reiz des Landlebens, der reizenden Dörfer und der romantischen Burgflecken? Die hartherzige Eisenbahn hat sie außer Mode und Gunst gebracht und Civilisation! schreit die Welt — Civilisation, damit man schnell lebt, schnell liebt, schnell stirbt!

I. Aber lassen wir uns auf kein sentimentales Thema ein; wir kämen sonst vielleicht in den Geruch eines Horazischen Sittenrichters — laudator temporis acti: wir wollen dem Leibe nicht diese schiefen Ansichten Eingang finden lassen und den „Wahrnehmungen in Paris" unser Ohr mit der Gemüthlichkeit eines Großpapas leihen.

Wir müssen gestehen, daß dies Buch uns im Ganzen auf angenehmste befriedigt und der Verfasser sich ein Verdienst mit diesem Werke erworben hat — eine Errungenschaft, die sehr Wenige in dieser Hinsicht erreicht haben, soviel sie auch über Paris geschrieben. Zuvörderst freut es uns, in diesen „Wahrnehmungen" keine Reproduction alter abgehandelter und abgemergelter Stoffe zu finden, sondern ein Eindringen des Verfassers in die mehr geistigen und socialen Elemente von Paris, welchen sehr selten diese Ehre zutheil wurde, vielleicht, weil nur Wenigen Gelegenheit ward, dort eindringen zu können. Gewöhnlich finden wir Paris auf den Straßen, in den Cafés und in den Theatern beschrieben; Seyffarth zeigt es uns wol auch da, aber mit feinern Anschauungen und gebildetern Standpunkte; andererseits führt er uns aber mit richtigem Urtheil das allgemeine Volksdenken vor, wie in den Abschnitten über die Volksgesinnung, die Arbeiter, die Demokratie und die Presse. Allerdings sieht man überall heraus, mit sich der Verfasser von dem Régime des jetzigen Kaisers eingenommen ist und wie er danach die ganze öffentliche Meinung behandelt, aber er hat doch wol Recht; was er sagt, scheint eine unumstößliche Wahrheit zu sein, und es ist in der That ein charakteristischer Zug der ganzen großen pariser Menge, wenn er einem enthusiasmirten Bretagner, als er den Kaiser sieht, die Worte in den Mund legt: „Schau den Mann, der uns und Frankreich gerettet!" Wir müssen den Verfasser jedoch tadeln, sein Material nicht kritisch genug gesichtet zu haben, er wiederholt sich an häufigen Stellen und ist sich oft augenblicklich nicht recht bewußt, wie er den Gegenstand eigentlich behandeln soll; so z. B. in dem Abschnitt über das Theater, worin er uns einen Auszug der modernen, zur Zeit in Paris gespielten Stücke liefert, welche am Ende das allgemeine Interesse sehr wenig für sich haben und mit ihrem Raum von über funfzig Seiten füglich hätten fortbleiben sollen. Viel mehr von Interesse und auch von literarischer Wichtigkeit ist die Abhandlung über die Gräfin Agoult, welche unter dem Namen D

es dieser durch unmittelbare Berührung mit der Gewalt dazu und wird es auch in einem Staatswesen, in welchem diese Gewalt nicht in den Händen des Volkes selbst ruht, wie in der Schweiz und Amerika. — Es muß gelingen, die parteiischen Namen so klar und scharf zu bezeichnen, wie Religion in seinem „Konsuln" sagen will, daß keine Verwechslung mehr möglich ist. Wenn Jemand sich „Liberaler" nennt, so muß er sagen können, was er unter diesem Namen begreift, und wenn er sich „Demokrat" nennt, so muß er sagen können, was er unter diesem Namen begreift. Wenn Jemand sich „Konservativer" nennt, so muß er sagen können, was er unter diesem Namen begreift. Wenn Jemand sich „Ultramontaner" nennt, so muß er sagen können, was er unter diesem Namen begreift. Wenn Jemand sich „Radikaler" nennt, so muß er sagen können, was er unter diesem Namen begreift. Wenn Jemand sich „Sozialist" nennt, so muß er sagen können, was er unter diesem Namen begreift. Wenn Jemand sich „Kommunist" nennt, so muß er sagen können, was er unter diesem Namen begreift. Wenn Jemand sich „Ultra" nennt, so muß er sagen können, was er unter diesem Namen begreift. Wenn Jemand sich „Reaktionär" nennt, so muß er sagen können, was er unter diesem Namen begreift. Wenn Jemand sich „Legitimist" nennt, so muß er sagen können, was er unter diesem Namen begreift. Wenn Jemand sich „Orleanist" nennt, so muß er sagen können, was er unter diesem Namen begreift. Wenn Jemand sich „Bonapartist" nennt, so muß er sagen können, was er unter diesem Namen begreift. Wenn Jemand sich „Republikaner" nennt, so muß er sagen können, was er unter diesem Namen begreift. Wenn Jemand sich „Rothe" nennt, so muß er sagen können, was er unter diesem Namen begreift. Wenn Jemand sich „Weiße" nennt, so muß er sagen können, was er unter diesem Namen begreift. Wenn Jemand sich „Blaue" nennt, so muß er sagen können, was er unter diesem Namen begreift. Wenn Jemand sich „Grüne" nennt, so muß er sagen können, was er unter diesem Namen begreift. Wenn Jemand sich „Schwarze" nennt, so muß er sagen können, was er unter diesem Namen begreift. Wenn Jemand sich „Gelbe" nennt, so muß er sagen können, was er unter diesem Namen begreift. Wenn Jemand sich „Bunte" nennt, so muß er sagen können, was er unter diesem Namen begreift. Wenn Jemand sich „Graue" nennt, so muß er sagen können, was er unter diesem Namen begreift. Wenn Jemand sich „Violette" nennt, so muß er sagen können, was er unter diesem Namen begreift. Wenn Jemand sich „Orangene" nennt, so muß er sagen können, was er unter diesem Namen begreift. Wenn Jemand sich „Braune" nennt, so muß er sagen können, was er unter diesem Namen begreift. Wenn Jemand sich „Purpurne" nennt, so muß er sagen können, was er unter diesem Namen begreift. Wenn Jemand sich „Rosenfarbene" nennt, so muß er sagen können, was er unter diesem Namen begreift. Wenn Jemand sich „Hellblaue" nennt, so muß er sagen können, was er unter diesem Namen begreift. Wenn Jemand sich „Dunkelblaue" nennt, so muß er sagen können, was er unter diesem Namen begreift. Wenn Jemand sich „Hellgrüne" nennt, so muß er sagen können, was er unter diesem Namen begreift. Wenn Jemand sich „Dunkelgrüne" nennt, so muß er sagen können, was er unter diesem Namen begreift. Wenn Jemand sich „Hellgraue" nennt, so muß er sagen können, was er unter diesem Namen begreift. Wenn Jemand sich „Dunkelgraue" nennt, so muß er sagen können, was er unter diesem Namen begreift. Wenn Jemand sich „Hellviolette" nennt, so muß er sagen können, was er unter diesem Namen begreift. Wenn Jemand sich „Dunkelviolette" nennt, so muß er sagen können, was er unter diesem Namen begreift. Wenn Jemand sich „Hellorangene" nennt, so muß er sagen können, was er unter diesem Namen begreift. Wenn Jemand sich „Dunkelorangene" nennt, so muß er sagen können, was er unter diesem Namen begreift. Wenn Jemand sich „Hellbraune" nennt, so muß er sagen können, was er unter diesem Namen begreift. Wenn Jemand sich „Dunkelbraune" nennt, so muß er sagen können, was er unter diesem Namen begreift. Wenn Jemand sich „Hellpurpurne" nennt, so muß er sagen können, was er unter diesem Namen begreift. Wenn Jemand sich „Dunkelpurpurne" nennt, so muß er sagen können, was er unter diesem Namen begreift. Wenn Jemand sich „Hellrosenfarbene" nennt, so muß er sagen können, was er unter diesem Namen begreift. Wenn Jemand sich „Dunkelrosenfarbene" nennt, so muß er sagen können, was er unter diesem Namen begreift. Wenn Jemand sich „Hellweiße" nennt, so muß er sagen können, was er unter diesem Namen begreift. Wenn Jemand sich „Dunkelweiße" nennt, so muß er sagen können, was er unter diesem Namen begreift. Wenn Jemand sich „Hellschwarze" nennt, so muß er sagen können, was er unter diesem Namen begreift. Wenn Jemand sich „Dunkelschwarze" nennt, so muß er sagen können, was er unter diesem Namen begreift. Wenn Jemand sich „Hellgelbe" nennt, so muß er sagen können, was er unter diesem Namen begreift. Wenn Jemand sich „Dunkelgelbe" nennt, so muß er sagen können, was er unter diesem Namen begreift. Wenn Jemand sich „Hellbunte" nennt, so muß er sagen können, was er unter diesem Namen begreift. Wenn Jemand sich „Dunkelbunte

die wir im Interesse unserer Literatur aufs entschiedenste zurückweisen müssen. Leider sind es gerade dergleichen Fabrikationen, welche beim Publicum Glück machen, weil es wenig nöthig hat, beim Lesen derselben zu denken, sondern ihnen sinnliche Aufreizungen als Ersatz dafür geboten werden. Einzelne Bonmots, Wortspiele und Zweideutigkeiten werden aufs menschenfreundlichste mit „geistreich" bezeichnet und die ganze Schilderung als „pikant" gepriesen. Aber wahrhaft geistreichen und geistreicher Lectüre bedürftigen Menschen wird solche Feuilletonfabrikation einen unüberwindlichen Abscheu verursachen. Wir nennen es bloße Eitelkeit des Verfassers, wenn er uns seine Liebesavantüren zum besten gibt, zu denen wir ihm herzlich Glück wünschen; wir nennen es Arroganz von ihm, wenn er dabei so sehr auf dies unmoralische Treiben losschlägt und doch auf jeder Seite damit kokettirt; der Verfasser kann überzeugt sein, daß er in Deutschland als ein sehr moralischer Mensch begrüßt werden wird — nur schade, daß wir keinen Monthyon'schen Tugendpreis an ihn zu vertheilen haben: er wäre sicherlich einer der Würdigsten, ihn zu erhalten.

4. Noch ungenirter zeigt sich seine Arroganz in der „Lorette", dem ersten Bändchen einer in Berlin begonnenen sogenannten „Bijour-Bibliothek". Gleich auf der ersten Zeile versichert uns der Diogenes Wachenhusen, wie er mit der Laterne eine Tugend, nur eine Tugend in Paris aufzusuchen sich abgemüht, aber auch nicht eine gefunden habe. Man sieht, der Mann muß gute Gesellschaften besuchen! Was er alsdann von der Lorette schildert und erzählt, ist ein sehr hübsches Gebilde seiner Phantasie und eine flache Copie von des jüngern Dumas „Margarethe", dem ersten Vorläufer der „Demi-monde". Und das ist die Empfehlungsschrift der „Bijour-Bibliothek", die in Zeit von wenigen Wochen vier Auflagen erlebt hat! Schließlich wollen wir doch nicht ermangeln, dem Leser mitzutheilen, wie Herr Wachenhusen die Pariser schildert; danach trachten die Männer nur dahin, die Feilheit der Frauen am billigsten zu benutzen, und die Frauen, die Dummheit der Männer auf das kostspieligste auszubeuten! Ein schönes Sodom, dieses Wachenhusen'sche Paris! Der Verfasser hat wol viel die Chaumière, den Prado und die Closeries des Lilas besucht — natürlich dies Paris ist „feil" und „dumm"; aber die Schmetterlinge bilden zum Glück nicht die ganze Naturgeschichte!

Eduard Schmidt.

Keine Kunst, aber eine Lehre.

In Angelegenheit der deutschen Romane.

Walther Lund. Aus dem Leben eines Schriftstellers von Philipp Galen. Drei Theile. Leipzig, Kollmann. 1855. 8. 4 Thlr.

Vor etwas länger als zwei Jahren erschien im C. E. Kollmann'schen Verlage in Leipzig ein vierbändiger Roman unter dem Titel: „Der Irre von St.-James. Aus dem Reisetagebuche eines Arztes. Vom Verfasser des «Inselkönig» (Philipp Galen)." Dieses Epitheton des Autors war eine Unvorsichtigkeit des Verlegers und ein Unglück für das Buch; denn nicht lange vorher war der „Inselkönig" in einer andern Verlagshandlung mit dem Zusatz „Aus dem Nachlaß Herloßsohn's" erschienen, — ein Zusatz, von dem es sich erwies, daß er nicht aus einer Thatsache, sondern einzig aus einem nicht allzu gewissenhaften Speculationsgeiste der verehrlichen Verlagshandlung hervorgegangen war. Als daher „Der Irre von St.-James" mit der Hinweisung darauf erschien, war es nicht zu verwundern, daß einzelne Kritiker mit Mistrauen gegen das Buch erfüllt wurden und dasselbe, da es ganz in der äußerlichen Effectmanier englischer Romane englische Verhältnisse behandelt, für eine Uebersetzung oder Bearbeitung eines ausländischen Buchs auf Buchhändlerbestellung hielten. Dieses Mistrauen ist nun widerlegt. Philipp Galen ist ein wirklich existirender deutscher Autor, ein preußischer Militärarzt in Westfalen (sein Name geht aus einer Umstellung des Pseudonyms hervor), der mit seinem verdächtigten „Irren" soviel Glück im Publicum machte, daß derselbe eine zweite Auflage erlebte, und der seitdem die beiden Romane „Fritz Stilling. Erinnerungen aus dem Leben eines Arztes" und ganz neuerdings „Walther Lund. Aus dem Leben eines Schriftstellers" herausgegeben hat, von welchen beiden Büchern wir wissen, daß sie ebenfalls Lieblinge eines gewissen Publicums geworden sind.

Fragen wir nun, wodurch diese Erscheinungen den ihnen gezollten Beifall erworben haben, so können wir den Grund davon unmöglich weder in großartig neuen Ideen oder tiefen sittlichen Tendenzen, auch nicht in einer besonders originellen Fülle des Stoffs oder einer unwiderstehlich anziehenden Darstellung des Details finden, der Grund dieses Beifalls liegt einzig in der technischen Kunstfertigkeit der äußerlichen Spannung und der Erfindungsgabe für außergewöhnliche, phantastische Situationen, welche beide Vorzüge dem Verfasser nicht abzusprechen sind. Aber die Kunst des Romanschreibens beruht auf einer doppelten Aufgabe, auf der zu spannen, und auf der zu fesseln, — neugierig zu machen auf Das was kommen soll, und zugleich Genuß zu bieten in Dem was jeden Augenblick gesagt wird. Nur da, wo diese Gegensätze der Ruhe und der Bewegung im richtigen Verhältniß stehen, wird die wahre Befriedigung des Kunstwerks eintreten. Um zu fesseln, bedarf der Schriftsteller des innern Gehalts, um zu spannen, äußerer Geschicklichkeit; jenes ist ein Verdienst des Stoffs, dieses der formellen Behandlung. Das Eine kann nicht ohne das Andere bestehen, aber wo dieses vorwiegt und jenes vernachlässigt wird, tritt eine Unvollkommenheit des Kunstwerks ein. Die meisten deutschen Romane leiden an einem Ueberfluß der stofflichen Elemente und einem Mangel jener künstlichen Reizmittel; dem vortrefflichen Material fehlt nur zu oft das Salz, das Gewürz und die Kunst der Zubereitung, ohne die keine Speise nahrhaft und wohlschmeckend wird. Solchen Mangel empfinden wir namentlich schmerzlich bei Büchern wie Auerbach's „Neues Leben", Gottfried Keller's „Grüner Heinrich", auch bei Wilibald Alexis' „Isegrimm" ein wenig, welchen es bei allem Reichthum lebenswahren Inhalts mehr oder weniger an spannendem Fortschritt, an freier Bewegung gebricht. Unendlich werthvoller ist ein solches Buch aber immer noch als ein anderes, das bei aller Spannung nie fesselt, weil es gar keinen oder nicht ausreichenden, nur gleichgültigen, zufälligen oder unpoetischen Stoff bietet. Zu diesem Genre gehören mehr oder weniger die sämmtlichen genannten Bücher von Philipp Galen. Da die ersten derselben in d. Bl. bereits besprochen sind, haben wir es hier nur mit dem letzten, „Walther Lund" betitelt, zu thun.

Der Verfasser nennt dieses Buch „Aus dem Leben eines Schriftstellers". Wenn also überhaupt in demselben ein Stoff, ein Reichthum hervortretender Charaktere, eigenthümlicher Situationen, bezeichnender Lebensverhältnisse und auf Beobachtung beruhender Gedanken enthalten ist, so werden diese Charaktere, Situationen, Verhältnisse und Gedanken vornehmlich auf das Schriftstellerleben Bezug haben, aus demselben geschöpft sein und von ihm ein möglichst getreues und ansprechendes Bild geben müssen. Und was ist es nun, was davon in dem „Walther Lund" Philipp Galen's vorkommt?

Das Buch beginnt mit einer Landschaft. Wir werden in die Umgegend Berlins versetzt, deren romantische Anmuth an den Ufern der Spree gerühmt wird, aber nicht mit jenen porträtirenden und dabei das Individuelle poetisch verklärenden Zügen eines Wilibald Alexis; wir sehen hier Berg, Wald und Wasser, aber nicht Berge von Sand, Wälder von Fichten oder Birken und Wasser der Spree, — das hier ist Romantik ganz allgemeine, nicht märkische Romantik. Sie ist in Scene gesetzt, um unter Donner und Blitz verschiedene gleichgültige Menschen über einen gewissen Irgendjemand sich besprechen zu lassen; dann wird uns dessen Haushälterin vorgeführt, die ihn uns als sehr geheimnißvoll schildert, bis der Irgendjemand

selbst auftritt. Er macht einsame Spaziergänge, phantasirt dabei laut über die Natur, sieht im Ameisenhaufen ein Bild des Menschenlebens, wühlt darin, im Ameisenhaufen, wüthend herum und benimmt sich überhaupt dergestalt, daß wir merken, es muß irgend etwas Besonderes mit ihm los sein, zumal da wir erfahren, daß der Irgendjemand zu Hause schreibt und immer schreibt. Nachdem noch ein paar vornehme Damen aufgetreten und andere geheimnißvolle Dinge geschehen sind, von denen wir vermuthen, daß sie zum Irgendjemand, der sich übrigens gelegentlich „Herr Brand" nennen läßt, in Beziehung stehen müssen, wird uns auf Seite 83 endlich Aussicht gemacht, von dem Räthselhaften — das ist er dem geneigten Leser hoffentlich — etwas Näheres zu hören. Er ist nach Hause gekommen, hat „wie gewöhnlich" seine Thüre verschlossen, ist „für Niemand zu Hause als für sich selbst", nimmt ein großes Heft aus dem Pulte, fängt „mit auf die Hände gestütztem Kopfe" an zu lesen, bisweilen, „die Augen gegen die Decke gerichtet", hält er inne, dann „wieder ergreift er die Feder und ändert an dem Geschriebenen", und „was las, was schrieb der einsame Mann?" So fragt der Verfasser, — wir aber, die wir uns auf Romane verstehen, wir wissen es natürlich schon, — seine Lebensbeschreibung!

Diese Lebensbeschreibung reicht bis zum zweiten Theil S. 248. Was sagt sie uns? Natürlich, daß dieser „Herr Brand" eigentlich Walther Lund, der Held des Buchs ist, daß er früh seine Aeltern verloren hat, in Berlin von dem geringen Vermögen derselben erzogen ist, daß er dann eine Jugendgeliebte gehabt hat, die er jetzt für todt hält, daß er ferner als Hauslehrer mit einem jungen Grafen in die weite Welt gegangen ist und, in unglückselige Verhältnisse verwickelt, als Mörder und Dieb verdächtigt, seinen Namen mit einem fremden vertauscht hat. Ursprünglich Theolog, ist er durch eine Narbe verhindert, in diesem Berufe eine Anstellung zu finden; aus Desperation kommt er auf den Einfall, einen Roman zu schreiben; das Buch, wie er sagt, gelingt vortrefflich, macht Glück und so schreibt er in seiner Einsamkeit Band auf Band, von denen er behauptet, daß sie alle vortrefflich sind und Glück machen.

Und darum — „Aus dem Leben eines Schriftstellers"! — Wenn es eines Schriftstellers Pflicht ist, in den geistigen Richtungen seiner Zeit zur Entscheidung für die Wahrheit mitzukämpfen, so hätten wir hier einen Bildungsgang durch die reichbewegte Gegenwart erwarten dürfen; oder wenn der Schriftsteller ein Künstler sein soll, so konnten wir hier auf das poetische Zusammenfallen innerlichen Gemüthslebens mit den reichen Eindrücken der Außenwelt hoffen, wie es der obengenannte Roman G. Keller's so sinnig entwickelt, oder endlich nun konnten auf irgendein literarhistorisches Bild, auf eine Schilderung aus dem Schriftstellerleben Anspruch machen, wie sich zu jeder Zeit ja eigenthümlich und nie ganz interesselos gestaltet, aber von alle Dem ist in dem Schriftstellerleben Walther Lund's nicht eine Spur. Das ist kein Denker, kein Poet, kein originelles Genie, sondern ein ganz gewöhnlicher Biedermann, den der Verfasser geheimnißvoll macht, weil er an sich nichts Interessantes hat, und der Schriftsteller wird, ebenso gut wie er alles andere auf der Welt Mögliche auch werden konnte, nur aus Zufall, — nein doch, aus Absicht, aus Absicht Philipp Galen's! Derselbe hatte das Liebespaar durch die obligaten Verwicklungen und Mißverständnisse getrennt; Walther hat einen falschen Namen angenommen, Anna gilt für todt, — wie konnten die beiden guten Deutschen nun wieder zusammenkommen? „Herr Brand" schildert in seinen Romanen Gefühle, die nur Walther Lund haben kann; Anna liest seine Bücher, erkennt in dem großen Dichter des Jahrhunderts ihren Jugendgeliebten und wird natürlich seine Frau.

Wir wollen dem Verfasser dieses Buchs durchaus nicht gewisse Talente absprechen. Außer der schon anerkannten Kunstfertigkeit und Erfindungsgabe besitzt derselbe auch für die Schilderung im Detail Anlage, wie er sie z. B. in der Zeichnung Anna's, der Verhältnisse im Pfarrhause, des jungen Grafen und seines hypochondrischen Begleiters zeigt; aber diese Anlage ist nicht durchgebildet und nicht energisch ausgebeutet; neben ansprechenden Einzelheiten deshalb viel gleichgültige und, was schlimmer ist, unnatürliche Motive: wer seines Vaters ehrlichen Namen aufgeben kann, weil er für einen Schurken gehalten wird, ist der nicht dadurch schon eine Art Lump? Am meisten treten solche Fehler bei Galen's sämmtlichen Romanen zum Schlusse auf, so im „Irren von St.-James", der an die „Räuber", im „Fritz Stilling", der an Gutzkow's „Urbild des Tartüffe" erinnert. Der Schluß des „Walther Lund" dürfte originell sein, denn der Gedanke, daß ein ideales Mädchen, weil es überhaupt nicht heirathen will, sich mit einem nur noch dem Namen nach als Mann geltenden Roué verheirathet, und daß dieser, der erwähnte Graf und Majoratsherr, sie nachher ihrem Jugendgeliebten sans façon überläßt, wie man irgendein Buch oder eine Cigarrentasche an den ursprünglichen Eigenthümer abgibt, ist zu unschmackhaft, zu entfernt von aller Möglichkeit, zumal in den bezeichneten aristokratischen Verhältnissen, als daß schon Jemand darauf gekommen sein sollte.

Wir werden uns gar nicht wundern, wenn Jemand, dem Romane nichts als ein schnell zu consumirender Unterhaltungsartikel sind, kein Einsehen in die Vorwürfe hat, die wir hier auszusprechen genöthigt sind. Aber stets werden wir gegen die Literatur aufs entschiedenste auftreten, die sich dazu mißbrauchen läßt, nur einen Kitzel der Neugier zu erregen, dem Triebe der Unterhaltung eine rasche, nachdruckslose Befriedigung zu geben, die nur das Gefühl der Abspannung, der innern Leere zur Folge haben kann. Wir verlangen auch von der belletristischen Literatur, daß sie thatsächlichen Lebensinhalt dem Leser biete und ihm die wahre Befriedigung gewähre, durch ästhetische oder moralische, historische oder sociale Anschauungen bereichert zu sein. Denjenigen Schriftstellern aber, denen es an solchem Gehalte nicht fehlt — und ihre Zahl ist in Deutschland wahrlich nicht gering —, können die unkünstlerischen Bücher Galen's zur Lehre dienen, wie vor allen idealen Intentionen die äußerliche Kunstfertigkeit, die Technik der Behandlung, die formelle Situationserfindung nöthig sind, um dem Publicum auch gebildetern Stoff zu vermitteln. **Robert Giseke.**

Notizen.

Hermann Hettner.

Nach einer Zuschrift Hermann Hettner's haben wir in unserm Bericht über seine „Geschichte der englischen Literatur" (Nr. 17) ihn an zwei Stellen misverstanden; nämlich da, wo wir ihn vom Volk als von „Canaille" sprechen lassen, und da, wo wir ihm vorwerfen, sich zur Bezeichnung Samuel Johnson's des Ausdrucks „schriftstellerische Lohndienerei" bedient zu haben. Was die erste Stelle betreffe, so sei sie aus dem Bewußtsein der Despotie herausgesprochen und solle erklären, warum weder England früherhin noch Frankreich und Deutschland einen bürgerlichen Familienroman hatten und warum erst ein freies Geschlecht, das durch die Revolution von 1688 und durch das damit errungene freie Verfassungsleben hindurchgegangen war, zu dieser Wendung kommen konnte. Wir haben jene Stelle mehrmals gelesen und waren geneigt, wie wir dies unserm Tadel in einer Parenthese auch hinzufügten, sie wenigstens für ironisch gemeint zu halten, aber aus dem ganzen stilistischen Zusammenhang konnten wir die vom Verfasser beabsichtigte Bedeutung derselben uns nicht recht klar machen. Wir bedauern dieses Misverständniß, trösten uns aber auch, weil es uns Veranlassung wurde, uns über eine politische Anschauung vom Volke, die nach unserer Ansicht dem Liberalismus vielfach verderblich geworden ist, aussprechen zu können. Hettner erklärt, daß ihm nichts ferner liege als jene von uns gerügte Anschauung. Was die im Hettner'schen Buche Samuel Johnson vorgeworfene „schriftstellerische Lohndienerei" betrifft, so versichert

Hettner, nur einen Ausdruck aufgenommen zu haben, den Macaulay in seiner Abhandlung über Johnson gebraucht, indem er das Loos jener Savage und Boyse u. A. beschreibt, von denen Hettner selbst kurz zuvor gesagt, daß sie um so schlimmer gestellt waren, „je weniger der Staat huldreiches Patronat und die Theilnahme des Publicums den nöthigen Ertrag bot". Wir hatten jene beiden Stellen, die einzigen uns anstößigen in dem so umfangreichen Werke, gerade deshalb citirt, weil sie uns mit dem so durchaus humanen und liberalen Grundcharakter des Verfassers im Widerspruch zu stehen schienen.

Literarische Notizen aus England.

Lord Ellesmere hat von seinen Poesien, deren frühere Ausgabe im Buchhandel vergriffen war, eine neue Auflage mit Illustrationen veranstaltet unter dem Titel: „The pilgrimage and other poems." Es sind einige neuere Dichtungen hinzugekommen, die nicht zu den schlechtesten der Sammlung gehören, z. B. eine dramatische Dichtung „Blue Beard", die auf Privatbühnen wiederholt mit Beifall gegeben worden ist, und ein Gedicht auf das Begräbniß Wellington's, das namentlich auch durch die Schilderung seiner Waffengefährten, die dem Sarge zunächst folgten: Raglan, Anglesea, Combermere, Pollock, C. Napier, Harry Smith, Gough und Hardinge, ein besonderes Interesse vor den unzähligen andern Oden auf Wellington beanspruchen darf.

Eine neue Dichtung von Edward J. Wood: „The royalist's daughter", zeichnet sich durch die Eigenthümlichkeit aus, daß sie in Hexametern geschrieben ist, aber in Hexametern, nicht besser als diejenigen, wie sie bei uns etwa Fritz Stolberg oder gar Bodmer schrieb. Hexameter sind übrigens jetzt gar nicht so selten in England, und es sind schon bessere gemacht worden als (wenigstens nach den in der „Literary gazette" mitgetheilten Proben zu urtheilen) die von Wood.

Drei neue Zeitschriften, mehr literarischen Charakters, sind mit Anfang dieses Jahres erschienen: „The monthly review of literature, science and art", „The Idler" und „The Train". Möglicherweise können sie aber schon alle drei wieder erloschen sein, ohne daß die Welt davon Kenntniß erhalten hätte. Unternehmungen dieser Art werden in England überhaupt ebenso häufig versucht als in Deutschland und scheitern vielleicht ebenso oft. **H. M.**

Oestreichische Bibliographie.

Vor kurzem hat der zweite Jahrgang der von Constant von Wurzbach im Auftrage des Ministeriums verfaßten sehr umfangreichen Bibliographie des östreichischen Kaiserstaats die Presse verlassen. Derselbe befaßt sich mit den literarischen Productionen Oestreichs vom 1. Januar bis 31. December 1854. Außer den ausführlichsten statistischen Uebersichten und einer genauen Aufzählung sämmtlicher in den verschiedenen Landessprachen während dieser Zeit veröffentlichten literarischen Erscheinungen ist das Werk reich an kritischen Bemerkungen, besonders über die periodische Presse Oestreichs, und mit einer orientirenden Einleitung versehen. 75.

Bibliographie.

Adler, H., Zur ältesten Geschichte Schlesiens. Breslau, Graß, Barth u. Comp. Gr. 4. 7½ Ngr.

Bauernfeld, Gedichte. 2te vermehrte Auflage. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Bucher, J., Des Apostels Johannes Lehre vom Logos, ihrem Wesen und Ursprunge nach historisch-kritisch erörtert. Schaffhausen, Hurter. Gr. 8. 1 Thlr.

Conrad, J., Fridericus Augustus. Carminis elegiaci libri III. Composuit et in vernaculum sermonem transtulit. — Kl. s. t.: Friedrich August. Elegisches Gedicht in drei Gesängen. Dresden, Burdach. 1855. Gr. 8. 1 Thlr.

Empfindungen der Erinnerung nach erhaltener Todesnachricht. Eine schlichte Darstellung im poetischen Gewande. Von einem alten Krieger. Wien. Lex. 8. 8 Ngr.

Frank, F. H. R., Evangelische Schulreden gehalten im Friedrichsgymnasium zu Altenburg. Altenburg, Schnuphase. Gr. 8. 15 Ngr.

Goettling, C. W., Thusnelda, Arminius' Gemahlin und ihr Sohn Thumelicus in gleichzeitigen Bildnissen nachgewiesen. Eine archäologisch-historische Abhandlung. Neue, mit Zusätzen und einem Wort über „den Fechter von Ravenna" versehene Ausgabe. Jena, Mauke. Qu. gr. Fol. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hafis. Eine Sammlung persischer Gedichte. Nebst orientalischen Zugaben aus verschiedenen Völkern und Ländern. Hrsg. v. G. F. Daumer. 2te Ausgabe. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Heitz, F. C., Das Zunftwesen in Straßburg. Geschichtliche Darstellung, begleitet von Urkunden und Altertümern. Mit einem Vorworte von L. Spach. Mit 22 in den Text gedruckten Zunft-Wappen. Straßburg. Gr. 8. 24 Ngr.

Hermdorff, O., Aus dem Leben galanter und denkwürdiger Frauen der Vergangenheit und Gegenwart. Eine Gallerie weiblicher Biographien aus der Geschichte und Gesellschaft. 1ste Lieferung. Berlin, Hasselberg. 4. 5 Ngr.

Montépin, X. v., Die Strolche der Regentschaft. Romanen-Cyclus. V. — A. u. d. T.: Der Morgenstern. Aus dem Franz. übersetzt von G. Walter. Zwei Bändchen. Wien, Ludwig u. Sohn. 1855. Gr. 12. 15 Ngr.

Ohm, M., Die Dreieinigkeit der Kraft. Ein Versuch zur näheren Erkenntniß Gottes in seiner materiellen Schöpfung. Für die Gebildeten aller Stände, besonders auch des schönen Geschlechts. Nürnberg, Korn. Gr. 8. 2 Thlr.

Paul, A., Der Ritter von Floustignac. Deutsch von G. Walter. 1ster Theil. Wien, Ludwig u. Zang. 8. 5 Ngr.

Putlitz, G. zu, Ungebundenes. Immemorabilien. 1stes Heft. Berlin, A. Duncker. 8. 1 Thlr.

Sammlung schwedischer Novellen. I. Leipzig, Costenoble. 8. 10 Ngr.

Schelling's, F. W. J. v., sämmtliche Werke. 2te Abtheilung. 1ster Band. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Deutsches Staats-Wörterbuch. In Verbindung mit deutschen Gelehrten herausgegeben von J. C. Bluntschli. Unter Mitredaction von K. Brater. 1stes Heft. Stuttgart, Expedition. Gr. 8. 10 Ngr.

Wiseman, Fabiola, oder die Kirche der Katakomben. Aus dem Englischen von C. B. Reiching. 3te verbesserte mit einem Vorwort und Anhange vermehrte Auflage. Mit Abbildungen. Regensburg, Manz. 8. 27 Ngr.

Tagesliteratur.

Appuhn, A. W., Die Sünden der Gläubigen. Predigt über Marc. 44, 66—72. am Sonntage Judica, den 2. April 1856 zu Magdeburg gehalten. Magdeburg, Heinrichshofen. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Besser, W. F., Bunsen und Dorner. Eine Streitschrift wider falschberühmten Protestantismus. Schwerin, Bahn. Gr. 8. 12 Ngr.

Hassel, L., Die letzten Stunden des General-Polizeidirectors von Hinckeldey. Beitrag zu seinem Nekrolog von einem Augenzeugen. Leipzig, Brockhaus. 8. 5 Ngr.

Pauli, R., Der Hansische Stahlhof in London. Vortrag, gehalten zu Bonn am 11. März 1856. Stade, Strack. Gr. 8. 5 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Für Ankündigungen jeder Art übernimmt die Redaction keine Verantwortlichkeit.)

Zu der Besitzer älterer Auflagen des Conversations-Lexikon.

Letzten Anfangs des Conversations-Lexikon werden von der Verlagshandlung des Werks, F. A. Brockhaus in Leipzig, gegen die einzelne schöne Auflage Band oder Band Vermittlungen eingegangen, welche sich auf folgende Bedingungen beziehen:

1) Jeder gewünschte Einzelband einer Neuauflage tritt einer früheren Auflage und einer Ergänzung von 11 Thalern an Stempel der ersteren Auflage, deren Schlußexemplare 20 Thaler ist, gelöscht.

2) Jeder noch Exemplare früherer Auflagen, in denen einzelne Bände oder verschiedene sind, vervollständigt, indem bei jeder gewünschten Ergänzungsband von 4 Thlr. für jeden fehlenden oder verschiedenen Band.

Auftragsbriefe können mit der Bestellung nur in jeder Buchhandlung zu haben ist und somit an bestehe Buchhandlung von der Verlagshandlung treuen übernommen wird.

Bei Ferdinand Hirt & Sohn in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die höhere Töchterschule.

Ein Handbuch für Lehrerinnen und Vorsteherinnen, sowie für alle Freunde und Gönner der höheren Mädchenschulen. Von Dr. Ernst Friedrich, Director der Realschule zu Hildesheim. Mit Vorwort von Dr. Wilhelm Wiese, Director des Königl. Seminars zu Hannover. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Nach einem 1000 umfassenden Personen erörtert der Verfasser in diesem Buche alle Fragen, welche sich auf die höhere Mädchenschule beziehen, und bietet in Folge seiner langjährigen Erfahrung, seiner Kenntniß der Literatur und der Verhältnisse, seiner Besonnenheit und Umsicht ein Handbuch, das Jedem, der sich mit der höheren Mädchenschule beschäftigt, sehr willkommen sein wird.

Verlag von Dr. E. Kaufmann in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Erinnerungen eines preußischen Veteranen.

Aus den Feldzügen 1813 und 1814. Herausgegeben von Dr. Ludwig Rellstab. Mit dem Porträt Gebhard Leberecht von Blücher's. Zweite Auflage. Elegant broschirt. Preis 1 Thlr. 15 Sgr.

Dr. Heinrich Schmidt,

Prof. d. Philos. u. Pädag. in Jena.

Mit dem soeben Band Schriften: Ueber die Grundlagen der Pädagogik. Ueber Lehrer und Lehrerbildung. Ueber Schulzucht. Ueber Schulverfassung. Ueber Schulbücher. Ueber Lehrmittel. Ueber Schulreden. Ueber Schulgesetze. Ueber Schulverwaltung. Ueber Schulaufsicht. Ueber Schulstatistik. Ueber Schulgeschichte. Ueber Schulkritik. Ueber Schulreform

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die letzten Stunden
des
General-Polizei-Directors von Hinckeldey.

Beitrag zu seinem Nekrolog von einem Augenzeugen

Ludwig Hassel,

Dr. med. et chir., prakt. Arzt und Operateur, Ritter des Rothen Adlerordens.

8. Geh. 5 Ngr.

Leipzig: F. A. Brockhaus.

Das **Staats-Lexikon** von **Rotteck** und **Welcker** erscheint bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** in **dritter** umgearbeiteter, verbesserter und vermehrter Auflage. Näheres beim Erscheinen des **ersten Hefts** in wenigen Wochen.

***Unterzeichnungen** werden schon jetzt von allen Buchhandlungen angenommen.*

In zweiter Auflage erscheint in meinem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Christliches Andachtsbuch
für
alle Abende und Morgen des ganzen Jahres.

Im Verein mit mehren evangelischen Geistlichen herausgegeben von

Dr. G. Friederich.

Zweite Auflage.

Vollständig in zwei Bänden oder 18 Heften.

8. Jedes Heft 4 Ngr.

Wenn irgendeine Zeit, so hat die Gegenwart mit ihren Kämpfen, Nöthen und Sorgen bei allen religiösen Gemüthern das Bedürfniß der Einkehr in sich selbst, der Beschäftigung mit den heiligen Wahrheiten der Religion, der Erhebung über das verwirrende Treiben der Erde hervorgerufen und läßt ihnen einen Freund erwünscht erscheinen, an dessen Hand sie es zu befriedigen im Stande seien. Als einen solchen bietet sich das obenbezeichnete Werk an, welches, allem Parteiwesen fremd, dem reinen Himmelsgeiste des Evangeliums einen allgemein verständlichen und doch der errungenen Bildungsstufe angemessenen Ausdruck gibt. Es hat sich die Aufgabe gestellt, auf dem Grunde eines lautern Bibelchristenthums den Glauben mit dem Wissen, das Leben der Erde mit dem Streben nach dem Himmel zu versöhnen und durch Lehre und Trost, Ermunterung und Warnung eine würdige Anleitung zum Wandel dahin zu ertheilen. Diesem Ziele strebt es in der Form nach, welche sich seit langer Zeit schon durch die Andachtsbücher von Bogatzky, Roos, Stark, Sturm, Tiede ꝛc. als die passendste und wirksamste bewährt hat. Gewiß wird sein Eintritt in diese Kreise der Familien und die vertrautere Bekanntschaft mit ihm zu einer Quelle reichen Segens werden, der den Anfoderungen und Geschäften, den Freuden und Sorgen der Erde wieder zugutekommt.

Die **zweite Auflage** dieses anerkannt trefflichen Werks, die aus zwei Bänden besteht, wird in 18 Heften zu dem Preise von 4 Ngr. erscheinen. Die Hefte werden in angemessenen Zwischenräumen so ausgegeben werden, daß das ganze Werk vor Ende dieses Jahres vollständig geliefert und jedes Heft vor der darin berücksichtigten Periode des Kirchenjahres in den Händen der Abnehmer sein wird.

Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an und werden die erschienenen Hefte gern zur Ansicht liefern.

Leipzig, im Mai 1856.

F. A. Brockhaus.

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Zur Geschichte der neuesten Theologie.

Von

Karl Schwarz,

außerordentlichem Professor der Theologie zu Halle.

8. Geh. 2 Thlr.

In diesem ausdrücklich nicht nur für Theologen, sondern zugleich für einen größern Leserkreis bestimmten Werke sucht der besonders durch seine treffliche Schrift über Lessing rühmlichst bekannte Verfasser den innern Gang, welchen die Theologie in der neuesten Zeit genommen, anschaulich zu machen. Die leichte und gefällige Darstellung, die rückhaltlose Freimüthigkeit, mit welcher die Wortführer der theologischen Parteien charakterisirt werden, die einschneidende Schärfe des Urtheils, welches sich gegen Freund wie Feind mit unbestochener Gerechtigkeit wendet, läßt manches helle und überraschende Streiflicht auf die theologischen wie kirchlichen Zustände der Gegenwart fallen und macht diese Schrift zu einer überaus wichtigen, namentlich für jüngere Theologen, welche nach einer Orientirung in dem Gewirre der Tageskämpfe verlangen. Unter den vielen interessanten Partien dieser Geschichte der letzten zwanzig Jahre heben wir nur die ausführlichere Darstellung der Hengstenberg'schen Orthodoxie, der tübinger kritischen Schule, des katholisirenden Neulutherthums, ferner die eingehende Charakteristik Hegel's, Schleiermacher's, Neander's, Tholuck's, Leo's u. A. hervor.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — **Nr. 20.** — 15. Mai 1856.

Inhalt: Eduard Duboc: „Maria von Medici“, ein Gemälde von Rubens. Lithographien von Rubens, Jubilee Elmore und Adolf Schroedter. Besprochen. — Literarische Notizen aus Frankreich. — Neue Bücher. — Theater-Repertoir. — Inserate. — Beilage: Mode und Leben. — Beilage: Wochenspiegel. — Anzeigen.

Eduard Duboc: „Maria von Medici“.

Zwölf Gemälde von Rubens. Lithographirt von Jubilee Elmore und Adolf Schroedter.

Die Wahrheit will niemand verletzen. Es kann ja nur Mißverständniß sein, wenn ein Gemälde, das uns durch seine Farbenpracht und Formenfülle geblendet zu entzücken und in unbedingtester Bewunderung zu überwältigen, uns in Unmuth hervorruft. Wir wollen nicht sagen, es sei zu verwerfen, und doch darf ein regelmäßig Gebildeter und Gesinnter sich nicht scheuen, seine Mißbilligung auszusprechen. Wir wollen nicht sagen, es sei ein Unrecht, wenn jemand einen strengen Maßstab an eine Erscheinung legt, die sich als Kunstwerk ankündigt, und sie nach diesem Maßstabe beurtheilt. Wir wollen nicht sagen, es sei ein Unrecht, wenn jemand sich gegen Werke wendet, die, wie Rubens, durch ihre Größe und Vollendung, durch ihre geschmackvolle Harmonie und durch ihre Wirkung auf die Sinne, wie auf den Geist, Bewunderung erregen, und wenn jemand, der sich mit ihnen beschäftigt, sie nicht mit seinem Beifall ertheilen zu können glaubt. Wir wollen nicht sagen, es sei ein Unrecht, wenn jemand, der sich mit Rubens beschäftigt, sich nicht gedrungen fühlt, ihn unbedingt zu bewundern, wenn jemand, der sich mit seinen Werken beschäftigt, sich nicht gedrungen fühlt, sie mit Begeisterung zu betrachten, wenn jemand, der sich mit seinen Gemälden beschäftigt, sich nicht gedrungen fühlt, sie mit Entzücken

folge, weil er es mit einem sehr disciplinirbaren und dabei der Aufklärung zugethanen Volke zu thun hatte, übrigens auch bestehen ließ, was in den Traditionen und den eigenthümlichen Verhältnissen seines Staats zur Zeit noch Wurzel hatte. Dazu kam bei Friedrich dem Großen das ganze Gewicht seiner königlichen Autorität, seines Genies und seiner Thaten. Dieser Beihülfe entbehrte Struensee. Er kam ohne glänzende Vorgeschichte nach Dänemark; weder Geburt, noch Rang, noch Stand, noch frühere Leistungen zeichneten ihn aus. Das dänische Volk mußte ihn nothwendigerweise für einen Abenteurer und Intriguanten halten, und doch war er nur ein „Narr seines Glücks", ein „fortune's fool". Das einzige Mittel, seinen Maßregeln und seiner Verwaltung Dauer zu verschaffen, Berufung ans Volk und Einführung einer Volksvertretung, lag ihm, wie der Zeit überhaupt, noch gänzlich fern, und selbst wenn er daran gedacht haben sollte, verbot es sich durch die bestehenden Verhältnisse von selbst. Er schlug, namentlich durch die Aufhebung des Staatsraths, die Adelsaristokratie zwar für eine Zeit aus dem Feld, aber nur, um das Königthum „in seiner Reinheit wiederherzustellen". Sonst aber respectirte er als deutscher Idealist, soweit es bloße Decrete betraf, keine Schranke; er trug seine Misachtung der dänischen Nationalität ganz ungescheut zur Schau, und leichtsinnig, hoffärtig und unbesorgt, wie dies die „Narren des Glücks" gewöhnlich sind, machte er es seinen Gegnern am Hofe und in der Aristokratie nur zu leicht, ihn durch eine Militär- und Palastrevolution zu überrumpeln und zu verderben.

Vermögen wir auch Struensee nicht einen außerordentlichen Mann zu nennen, so waren doch sein schnelles Steigen wie sein schneller Sturz und sein trauriges Ende außerordentlicher Art. Nimmt man hierzu noch so manche interessante Verhältnisse, seine innigen Beziehungen zu einer nicht minder leichtsinnigen und das Vorurtheil herausfodernden Königin, den Wahn- oder Blödsinn eines burlesken und dabei schadenfrohen Königs, die Reaction des Dänenthums gegen Struensee's Germanisirungstendenzen, der Orthodoxie gegen seine Aufklärungsphilosophie und einer corrumpirten, von der herrsch- und intriguensüchtigen Stiefmutter Christian's VII. geleiteten Hof-, Junker- und Soldatenpartei gegen die halbwegs revolutionären Maßregeln eines bürgerlichen Parvenu und Ausländers, so wird man es begreiflich finden, daß dieser ergiebige und interessante Stoff bereits mehrfach von Roman- und Dramendichtern bearbeitet worden ist. In neuerer Zeit haben ihn Michael Beer und nach ihm Heinrich Laube dramatisch bearbeitet; auch wurde, soviel wir wissen, in Paris vor etwa zwei Decennien ein französisches Stück gleichen Inhalts öfter aufgeführt. Wenn wir jedoch sowol das Michael Beer'sche als das Laube'sche Trauerspiel, welches letztere schon einen weitern Kreis von Tendenzen beherrscht als jenes, mit dem Lobedanz'schen Romane vergleichen, so werden wir gestehen müssen, daß für complicirte moderne Stoffe dieser Art, in die sich so verschiedenartige Interessen verflechten, der Roman allerdings die geeignetere Form zu sein scheint und lange noch bleiben möchte. In dramatischer Bearbeitung stößt sich ein solcher Stoff alle Augenblicke an die Coulissen, reibt sich an der Hintergardine, fühlt sich von den typisch gewordenen Rollenfächern genirt. Goethe hat zwar im „Egmont" auch das niederländische Volk in Scene zu setzen gewußt, aber „Egmont" nähert sich schon gar sehr der sich ausfächernden Form des Romans, ist gewissermaßen nur ein dialogisirter, in einzelne dramatische Tableaux aufgelöster Roman und war ursprünglich wol nicht dazu bestimmt, von Coulissen rechts und links in die Flanke genommen zu werden. In Michael Beer's wie in Laube's „Struensee" erblicken wir aber nur, was im Palast oder im Ministerhôtel vorgeht; das Volk ist außer Activität, und so gewinnen wir keinen Einblick in die eigenthümliche Volksstimmung, die vorhanden sein muß, wenn selbst eine Palast- und Militärverschwörung nicht nur im ersten Anlauf, sondern auch für die Dauer Erfolg haben soll. Bei Lobedanz dagegen nehmen wir noch mehr wahr als die bloße Volkserbitterung, wir sehen auch, wie gerade zu Struensee's Zeit die dänische Literatur und Poesie, namentlich durch den Dichter Ewald, seit Holberg zuerst wieder eine nationale Richtung nahmen und daß dadurch erst die dumpfe, instinctartige Opposition der Massen gegen Struensee's antidänische Maßregeln ihre höhere Weihe und Berechtigung erhielt. Der Schauplatz des Lobedanz'schen Romans ist aber auf Kopenhagen und Seeland nicht allein beschränkt, sondern breitet sich im ersten Theile auch über Norwegen aus, wohin er auch zum Schlusse wieder einbiegt. Von vorzüglichem Werth ist es dabei, daß der Verfasser in jenen nordischen Localitäten heimisch ist und durch längern Aufenthalt Land und Leute genau kennt. Kopenhagen ist ihm, soviel wir wissen, seine zweite Heimat. Auf ethnographische Wahrheit und Localtreue kann man sich daher ohne Zweifel in des Verfassers Schilderungen verlassen.

Wir haben hiermit schon die Vielseitigkeit des Lobedanz'schen Romans angedeutet, der theils Dorfgeschichte, theils Pastorenidylle, theils historischer, theils literarhistorischer, theils selbst eigentlich politischer Roman ist. Wir beginnen mit dem dorfgeschichtlichen Theil, weil mit diesem auch der Roman beginnt. Der Verfasser führt uns gleich anfangs in eine Hütte des norwegischen Gebirgs, in eine Familie, welche aus einem Trunkenbold, Peter Olsen, seiner noch auf dem Sterbebett keifenden Frau und Beider Pflegesohn, Paul Olsen, besteht, welcher letztere, wenn auch kein Held im eigentlichen Sinne des Worts, doch der Held des Romans insofern ist, als seine mannichfachen Erlebnisse den Faden des Romans bilden. Der Verfasser idealisirt das Volk nicht; er zeichnet es in sehr kräftigen, harten, oft selbst derben Zügen. Wir unserntheils können dies Verfahren nur gutheißen. Man idealisire, wo dies hingehört; man idealisire eine Iphigenia, einen Tasso, selbst einen Egmont, Wallenstein, Tell, eine Maria Stuart, eine Jungfrau von Orléans, weil es in der höhern Tragödie wol erlaubt sein mag, historische Personen in eine höhere ideale Position

ja nicht, selbst zum Christenthum die Hinneigung haben, sich ihrer Angehörigkeit zu ihrem Volke, zu ihrer nationalen Sittlichkeit und ihrer Ehrlichkeit, ihrer Treue und Anhänglichkeit an dasselbe zu schämen, sondern sie werden sich ihrer vielmehr um so mehr freuen und rühmen. In Germanismus begegnet Niemand mehr auf Schritt und Tritt, als gerade in Paulus, und zwar nicht etwa, weil er sich absichtlich und mit Bewußtsein darauf legte, sondern weil er sich eben nur so, wie er war, und wie er sich war, entwickelt und bildete. Wer seinen Brief an die Römer, oder seine Briefe an die Korinther, oder seine Briefe an die Galater, das Neue Testament seiner Zeit, in die Hand nehmen, und diese Schriften mit einander vergleichen will, der wird sich überzeugen, daß sie sich nicht nur in Einem Punkte, sondern in allen, nicht nur in Einer Beziehung, sondern in jeder, nicht nur in Einer Hinsicht, sondern in jeder, nicht nur in Einer Rücksicht, sondern in jeder, nicht nur in Einem Betracht, sondern in jedem, nicht nur in Einem Verhältniß, sondern in jedem, nicht nur in Einer Lage, sondern in jeder, nicht nur in Einem Falle, sondern in jedem, nicht nur in Einem Worte, sondern in jedem, nicht nur in Einer Redensart, sondern in jeder, nicht nur in Einer Wendung, sondern in jeder, nicht nur in Einer Phrase, sondern in jeder, nicht nur in Einem Satze, sondern in jedem, nicht nur in Einer Periode, sondern in jeder, nicht nur in Einem Absatze, sondern in jedem, nicht nur in Einem Capitel, sondern in jedem, nicht nur in Einem Buche, sondern in jedem, nicht nur in Einer Schrift, sondern in jeder, nicht nur in Einem Briefe

aber nur, um ſie ſehr bald darauf im Stiche und in Kummer und Noth einem frühen Tode entgegenwelken zu laſſen. Hierauf und auf der Erbſchaftsfrage wegen der Hinterlaſſenſchaft der Güter der Gräfin beruhen die eigentlichen Verwickelungen des Romans, auf die wir uns jedoch nicht weiter einlaſſen können.

Es war wol die Abſicht des Verfaſſers, der überhaupt den vornehmen Ständen in dieſer Hinſicht nichts ſchenkt, in dem Admiral die ariſtokratiſche Verworfenheit der plebejiſchen gegenüberzuſtellen. Der Admiral iſt ein grundſchlechter Wüſtling, dem Alles, Ehre, Tugend und Gewiſſen, um Genuß und Befriedigung ſeiner Selbſtſucht feil iſt. Gegen dieſe vornehme Niederträchtigkeit erſcheint die plebejiſche Verworfenheit freilich noch als lautere Tugend; ſo in dem entlaſſenen Sträfling Ole Höiland, einem Herumſtreicher und verwegenen Straßendieb, der zu dieſer Stufe nur herabſank, weil er ſich von der Sennerin und Lurbläſerin *) Märit, die er liebte, verſchmäht glaubte. Es lebt aber etwas Edleres in der Bruſt dieſes rauhen Norwegers, das ſpäter noch öfter an den Tag tritt und ſich auch ſchon in einer gewiſſen Sympathie dieſes Menſchen für den unglücklichen verſtoßenen Paul zeigt. Der arme Paul geräth freilich durch das Verhältniß mit dieſem verbrecheriſchen Menſchen in eine Reihe von Widerwärtigkeiten, die ihn aber auch in das Haus des norwegiſchen Paſtors Laſſen führen, wo er deſſen Tochter, die ſanfte und ſchöne Ovidia, kennen lernt, die gegen den Schluß des Romans auch die Seine wird.

Wir müſſen freilich gleich hier bemerken, daß uns der Verfaſſer in der Zeichnung ſeines Helden Paul und auch der faſt himmliſch reinen Paſtortochter nicht ſehr glücklich geweſen zu ſein ſcheint. Dieſen Mangel theilt jedoch der Lobedanz'ſche Roman mit faſt allen deutſchen Romanen ernſter Gattung, die wir kennen. Während Schurken um und um ſind, muß ein ſolches Liebespaar ſo weich, rein und unſchuldig durch dieſe böſe Welt hindurchgehen wie ein Paar geradezu vom Himmel gefallener Engel, denen nur die Flügel fehlen. Solche ungemiſchte Naturen gibt es aber auf Erden nicht, und darum erwecken ſie auch unſern Glauben nicht. Sie ſtehen uns, die wir uns mit allen Schwächen der Menſchennatur behaftet fühlen, allzu fern, und wir möchten uns immer über die Grauſamkeit des Himmels beklagen, der dieſe reinen Unſchuldsſeelen in den mit Blumen überkleideten Sumpf, welchen man Erde nennt, herabfallen ließ. Wer gar nichts zu bereuen hat, iſt gar kein Menſch, kein Sprößling dieſer irdiſchen Sphäre mehr. Man kann ſich allmälig durch die Kämpfe mit den böſen Gewalten, die in der Menſchenbruſt wohnen oder von außen andrängen, bis zu einem gewiſſen Grade reinigen, indem man ſich zu dem praktiſchen Pflichtgefühl und dem kategoriſchen Imperativ Kant's oder, was doch auch möglich iſt, zu einem entſagenden tiefreligiöſen Glauben läutert, aber ohne Kämpfe, die den weichen Stoff der Seele doch in etwas härten und ſtählen, und ohne daß man Dies und Jenes zu bereuen hat, geht das nicht. Lobedanz läßt es zwar an Kämpfen und Verſuchungen nicht fehlen, denen ſich ſein Held Paul als Knabe und dann als Jüngling ausgeſetzt ſieht, aber er läßt ihn doch nicht zu jener Männlichkeit reifen, ohne welche die Tugend eines Mannes nicht beſtehen kann; denn Tugend und Männlichkeit fallen in dem Begriffe der virtus zuſammen. Paul bleibt zu weich, es iſt in ihm zu viel Thon, zu wenig Stahl, der, mit dem Stein in heftige Berührung gebracht, auch Funken und Feuer gibt. Alle Augenblicke vergießt Paul ſelbſt noch in reifern Jahren Thränen wie ein junges Mädchen, er läßt ſie ſogar in den Schnee, der Kopenhagens Straßen füllt, niederfallen, und wenn ihn einer Seinesgleichen im Innerſten verletzt und kränkt, ſo hat er dagegen kein Wort männlicher Entrüſtung, ſondern er duldet die Beleidigung und nur ſeine Augen füllen ſich „unwillkürlich mit Thränen". Das mag ein übrigens ziemlich unnöthiges Zugeſtändniß des Romanſchriftſtellers, der auf ein Publicum ſpeculirt, an weibliche Herzen ſein; aber bei dem männlich fühlenden Leſer ſchwächt dieſe Weichlichkeit das Intereſſe am Helden. Ich will nicht ſagen, daß die Thräne dem Manne fremd ſei, namentlich wird ſie ihn bei dem Anblick fremden Leids nicht verunzieren; aber er wird ſie im Falle ſelbſterlittener Kränkung niederzudrücken wiſſen, noch ehe ſie ihm ins Auge trat. Auch mag die Thräne den eigenen Kummer erleichtern, aber ganz gewiß nicht das Gefühl der Kränkung, dem Kränkenden gegenüber. Hier bedarf es der männlichen Entgegnung in der einen oder der andern Weiſe. Auch die Art, wie zuerſt das Intereſſe der jungen Ovidia Laſſen für Paul erweckt wird, hat uns wenig befriedigt. Es iſt eine Rettungsſcene, nur daß dabei eine von einer Felswand ſich ablöſende Erdſchicht eine Rolle ſpielt, nicht ein paar kollerig gewordene Pferde, denen der Held in den Zügel fällt, nicht ein brennender Dachſtuhl, von dem er das händeringende Weſen rettet, nicht ein wüthender Bergſtrom, aus deſſen feuchter Umarmung er ſeine Geliebte in ſeine trockene reißt. Aber Rettungsſcenen ſind, in welcher Geſtalt ſie auch erſcheinen mögen, als Bekanntſchaftsmittel und Aphrodiſiacum zwiſchen Liebenden verbraucht. Die Gelegenheit, auf dieſe Weiſe ſich mit ſeiner künftigen Geliebten zuerſt in Rapport zu ſetzen, bietet ſich im Leben, ſelbſt wenn man darauf förmlich ſpeculiren wollte, gewiß ſo im höchſten Grade ſelten, daß man auch im Roman nicht daran glauben mag, und am wenigſten ſollte ein Mann wie Lobedanz, der im Uebrigen ſo große Erfindungsgabe verräth, zu einem ſo abgenutzten Motive gegriffen haben.

Dieſe Partie halten wir für die ſchwache Seite des Romans, und wo gäbe es einen Roman, der nicht ſeine ſchwache Seite hätte? Glücklicherweiſe macht uns dieſes Liebesverhältniß nicht viel zu ſchaffen; es iſt nicht die Hauptſache, es iſt nur der äußere Faden des Romans, nicht der innere zuſammenhaltende Gedanke. Die Stärken des Romans liegen nach ganz anderer Richtung hin.

*) „Lure" iſt ein gerades Horn, das norwegiſche Alpenhorn, womit die Senner und Sennerinnen ihre Signale geben.

Dazu gehört auch die Schätzung der Qualität in der verschiedenen Richtungen, so wenden wir beispielsweise auch mit großer Wahrscheinlichkeit auf physiologische Gesetze, die wir an Thieren gefunden haben, auch auf den Menschen an. Wenn wir Gesetze finden, welche sowohl für Thiere, als auch für den Menschen gelten, so ist es wahrscheinlich, daß sie auch für Pflanzen gelten. Wenn wir Gesetze finden, die nur für gewisse einzelne zu stehen, auf einen weiteren Schluß berab. Dem Maßstab machen in Bezug auf Gesetze, die nur für gewisse einzelne gelten, wenden wir keine Gesetze gelten zu haben, und den Schluß ziehen wir keinen Gebrauch. Die wichtigen Eigenschaften des Maßstabes sind: Gleichheit, Unveränderlichkeit, Theilbarkeit und Handlichkeit, wobei zu sich auf die Beziehungen der Maßstäbe zu einander, und auf die Beziehungen, die man von dem Maßstabe machen will, beziehen. Wenn man z. B. Längen messen will, so müssen die Maßstäbe, welche man dazu verwendet, unter sich gleich sein, und es muß ferner der Maßstab, mit welchem man die Messungen vornimmt, eine gewisse Unveränderlichkeit besitzen. Es können aber die Maßstäbe auch ungleich sein, wenn man nur weiß, in welchem Verhältniß sie zu einander stehen, und es kann der Maßstab auch veränderlich sein, wenn man nur weiß, wie sich seine Veränderungen verhalten zu der Größe, welche man messen will. Ferner ist es wichtig, daß der Maßstab theilbar sei, und daß man ihn handlich machen kann, und endlich ist es wichtig, daß man ihn leicht vervielfältigen kann.

Es können aber auch zwei Maßstäbe zu Messungen verwendet werden, die nicht gleich sind, wenn man nur weiß, in welchem Verhältniß sie zu einander stehen. Wenn man z. B. Längen messen will, so kann man einen Maßstab nehmen, der nicht gleich ist — und das ist der gewöhnliche Maßstab —, wenn man nur weiß, in welchem Verhältniß er zu dem gewöhnlichen Maßstab steht. Wenn man z. B. einen Maßstab hat, der doppelt so groß ist, als der gewöhnliche Maßstab, so kann man mit diesem Maßstab auch messen, wenn man nur weiß, daß jeder Maßstab, den man mit diesem Maßstab mißt, doppelt so groß ist, als der gewöhnliche Maßstab.

Es können aber auch Maßstäbe zu Messungen verwendet werden, die nicht unveränderlich sind, wenn man nur weiß, in welchem Verhältniß sie sich verändern. Wenn man z. B. Längen messen will, so kann man einen Maßstab nehmen, der nicht unveränderlich ist, wenn man nur weiß, in welchem Verhältniß er sich verändert. Wenn man z. B. einen Maßstab hat, der sich verändert, wenn er sich erwärmt, und wenn man weiß, daß er sich um $\frac{1}{1000}$ seiner Länge verlängert, wenn er sich um 1° erwärmt, so kann man mit diesem Maßstab auch messen, wenn man nur weiß, daß jeder Maßstab, den man mit diesem Maßstab mißt, um $\frac{1}{1000}$ seiner Länge größer ist, als der gewöhnliche Maßstab, wenn er sich um 1° erwärmt.

Es können aber auch Maßstäbe zu Messungen verwendet werden, die nicht theilbar sind, wenn man nur weiß, in welchem Verhältniß sie zu einander stehen. Wenn man z. B. Längen messen will, so kann man einen Maßstab nehmen, der nicht theilbar ist, wenn man nur weiß, in welchem Verhältniß er zu dem gewöhnlichen Maßstab steht. Wenn man z. B. einen Maßstab hat, der doppelt so groß ist, als der gewöhnliche Maßstab, so kann man mit diesem Maßstab auch messen, wenn man nur weiß, daß jeder Maßstab, den man mit diesem Maßstab mißt, doppelt so groß ist, als der gewöhnliche Maßstab.

Es können aber auch Maßstäbe zu Messungen verwendet werden, die nicht handlich sind, wenn man nur weiß, in welchem Verhältniß sie zu einander stehen. Wenn man z. B. Längen messen will, so kann man einen Maßstab nehmen, der nicht handlich ist, wenn man nur weiß, in welchem Verhältniß er zu dem gewöhnlichen Maßstab steht. Wenn man z. B. einen Maßstab hat, der doppelt so groß ist, als der gewöhnliche Maßstab, so kann man mit diesem Maßstab auch messen, wenn man nur weiß, daß jeder Maßstab, den man mit diesem Maßstab mißt, doppelt so groß ist, als der gewöhnliche Maßstab.

Es können aber auch Maßstäbe zu Messungen verwendet werden, die nicht vervielfältigt werden können, wenn man nur weiß, in welchem Verhältniß sie zu einander stehen. Wenn man z. B. Längen messen will, so kann man einen Maßstab nehmen, der nicht vervielfältigt werden kann, wenn man nur weiß, in welchem Verhältniß er zu dem gewöhnlichen Maßstab steht. Wenn man z. B. einen Maßstab hat, der doppelt so groß ist, als der gewöhnliche Maßstab, so kann man mit diesem Maßstab auch messen, wenn man nur weiß, daß jeder Maßstab, den man mit diesem Maßstab mißt, doppelt so groß ist, als der gewöhnliche Maßstab.

Es können aber auch Maßstäbe zu Messungen verwendet werden, die nicht vervielfältigt werden können, wenn man nur weiß, in welchem Verhältniß sie zu einander stehen. Wenn man z. B. Längen messen will, so kann man einen Maßstab nehmen, der nicht vervielfältigt werden kann, wenn man nur weiß, in welchem Verhältniß er zu dem gewöhnlichen Maßstab steht. Wenn man z. B. einen Maßstab hat, der doppelt so groß ist, als der gewöhnliche Maßstab, so kann man mit diesem Maßstab auch messen, wenn man nur weiß, daß jeder Maßstab, den man mit diesem Maßstab mißt, doppelt so groß ist, als der gewöhnliche Maßstab.

auf Ovidia gestürzt und ihr die Tuchnadel entrissen, während das arme Mädchen weinend sich aus ihren Armen loszureißen bemüht war. Da brachen plötzlich furchtbare Donnerschläge los, der Himmel schien ein Feuermeer zu sein und der Regen wurde von dem heulenden Sturme gegen die erblindeten Fenster geworfen. Die Gemeinde fiel auf die Knie und betete, und auch Voßhans und seine Tochter mit ihren bösen Gewissen wurden durch die Nähe eines rächenden Gottes von unnennbarem Schrecken erfüllt.

Man denke sich nun die Lage eines Pastors, dieses Pastors Lassen, innerhalb einer Gemeinde, vor der er offen in der Kirche des Meineids beschuldigt worden ist und die daher auch nicht im geringsten daran zweifelt, daß er ein Meineidiger sei. Es blieb ihm zwar der Rechtsweg offen, und ohne Zweifel würde, wenn Lassen ihn betreten hätte, der Verleumder einer strengen Bestrafung nicht entgangen sein; aber ein Meineidiger wäre der Pastor in den Augen seiner Gemeinde trotzdem geblieben, ja die allgemeine Erbitterung würde dadurch gegen ihn nur gesteigert worden sein, und Voßhans hätte für Kerkerhaft und Geldbuße doch die Entschädigung befriedigten Rachegefühls gehabt. Außerdem hatten sich ja bei Lassen selbst Gewissensscrupel eingeschlichen, und er fürchtete, durch einen solchen Schritt sein Unrecht vor Gott noch zu vermehren. In dieser Noth besucht ihn ein College aus der Nachbarschaft, Pastor Bondesen, in Begleitung seiner Tochter, und es ist nun von dem Verfasser in einer wie aus dem Leben gegriffenen Scene wirklich vortrefflich geschildert, wie der würdige College dem armen gequälten Pastor süßlichen und heuchlerischen Trost ertheilt, halb salbungsvoll, halb frivol-weltlich, während er und seine Tochter im Geheimen über das Unglück Lassen's voller Schadenfreude sind und darauf bereits eigene Hoffnungen bauen. Richtig läuft noch während der Unterredung ein Schreiben vom Kirchenvisitatorium ein, wodurch Pastor Bondesen mit der Wahrnehmung der Geschäfte im tweeter Kirchspiele beauftragt wird. Lassen spricht sein Bedauern aus, daß die geistlichen Herren ihm nicht Zeit gelassen hätten, selbst um seinen Abschied nachzusuchen, worauf Bondesen recht in der Manier eines geistig heruntergekommenen Dorfpfarrers bemerkt:

Ja, die freuen sich auch, wenn sie etwas berichten können, was als Zeugniß pflichttreuen Amtseifers gelten kann; nun können sie wieder eine zeitlang auf ihren Lorbern ruhen. Der liebe Herr segne den Propst, es ist ein echtchristlicher Mann, obgleich ich eigentlich nicht weiß, wofür er sein Ritterkreuz bekommen hat. Nun, leb wohl, College, vertraue auf den Herrn, und schreibe mir, wenn ihr ausgezieht, damit mein Kaplan sogleich einziehen kann, meine Tochter, mein Lieschen, soll ihm die Haushaltung führen. Aber den Hund, die Bestie, sollst du mitnehmen!

Das ist nicht fein stilisirt, aber es ist charakteristisch für die Denkweise eines Dorfgeistlichen vom Gepräge Bondesen's, für dieses echte „Gottes Wort vom Lande", wie die klugen Städter wol solche Herren zu nennen pflegen.

Wir finden dann später den unglücklichen Pastor Lassen in Kopenhagen wieder. Er hatte sich schon früher mit reformatorischen Ideen beschäftigt und er spinnt diese nun in der dänischen Hauptstadt fort. Mit einem kindlichen Gemüth begabt, classisch gebildet und zu Schwärmereien und Grübeleien geneigt, war er immer so ganz anders gewesen als seine Collegen, denen eine gefüllte Brot- und Käsekammer ein angenehmerer Anblick war als eine gefüllte Kirche. Er kannte die Gebrechen seines Standes und sah ein, daß, wenn dieser sich nicht von innen heraus regenerire, die Religion überhaupt zugrunde gehen müsse. Das Tragische im Geschick dieses Mannes ist nun der ewige Scrupel, daß er als Geistlicher einen Eid geleistet habe, der möglicherweise ein Meineid gewesen sein könne. Wie dürfe er sich herausnehmen, die Welt reformiren zu wollen, wenn er selbst sich eines solchen Verbrechens schuldig gemacht habe? Den Vorfall in der tweeter Kirche betrachtet er als ein Gottesgericht, unter dessen Schwere sein Geist immer wieder zusammenbricht. Je mehr er sich gedrückt fühlt, um so höher will er mit seinen Ideen hinaus, und je höher er hinaus will, umsomehr fühlt er sich vor sich selbst erniedrigt. Er leidet noch an einem andern geistigen Zwiespalt. Er war stets der Ansicht, daß ein Geistlicher, um ganz seinem Amt und seiner Gemeinde zu leben, unvertheirathet bleiben müsse; denn die Sorge um die Familie leite von allem höhern idealen Trachten ab, mache den Geistlichen nothwendigerweise gewinn- und selbstsüchtig, und das Uebel werde noch schlimmer, wenn die von ihm zur Gattin Erwählte keinen Sinn für die höhern Güter des Menschen, sondern nur für Küche und Keller habe. Trotz dieser Ansicht hatte Lassen geheirathet und, wie er sich später vorwarf, aus bloßen Motiven der Sinnlichkeit; auch hatte er das Misgeschick gehabt, eine Frau zu nehmen, die zwar im gewöhnlichen Sinne ganz wacker, aber allerdings für sein ideales Dichten und Trachten ohne Verständniß und Mitgefühl war. Wie wollte er nun Grundsätze predigen, gegen die er selbst gesündigt hatte? Dieser innere Kampf ist ein echt tragischer, und man bedauert fast, daß Pastor Lassen und seine Kämpfe und Schicksale später nicht eigentlich im Vordergrund spielen, sondern nur von Zeit zu Zeit aus den Coulissen auf die Bühne treten, während eine Menge neuer Gestalten das Proscenium einnimmt. Das Personal des Romans ist überhaupt ein fast zu zahlreiches, und so sehr man auch Grund hat, des Verfassers reiche Erfindungsgabe in der Hervorbringung der verschiedenartigsten Charaktere anzuerkennen, so wird das Auge von diesem bunten Gewimmel doch fast verwirrt, das Mitgefühl getheilt, das Interesse zersplittert. Es ist dies allerdings der allgemeine Charakter des modernen Romans, der sich dadurch zu dem Roman früherer Zeiten verhält wie etwa die neue complicirte Massenoper zu den einfachern Tondichtungen der ältern Meister. Wir wollen auch durchaus nicht in Abrede stellen, daß, um das Gemälde einer ganzen Zeit zu geben, diese geräumige Form die allein geeignete ist; aber den einheitlichen Genuß, den ein Bild in einem geschlossenen Rahmen gewährt, verlange man von solchen Romanen nicht; in jedem Augenblicke erscheint vielmehr ein neues Bild wie in einem Guckkasten. Aber auch dies hat für Auge und Sinn einen großen Reiz.

Im ersten Theile von der Grenze zwischen normalen und pathologischen Zuständen, und zwar zunächst von den Functionen und Störungen der Sinnesorgane und Gemeingefühle. Hierauf folgt der zweite Theil, welcher die Störungen der Intelligenz, der Gefühle und Triebe, und der Willensthätigkeit enthält. Der dritte Theil handelt von den Störungen der Bewegungsfähigkeit, und der vierte von den Störungen der Ernährung und Absonderung. Der fünfte Theil endlich enthält die Störungen der verschiedenen Alters- und Geschlechtsstufen, und die in einigen Krankheiten auf Organe des Bauches, des Beckens und des Halses Bezug habenden Störungen. Der Verfasser hat sich bemüht, diese Stoffe auf einfachen Wege und mit Vermeidung alles Unnützen darzustellen, und es ist ihm allerdings gelungen, ein Buch zu liefern, welches sich durch Kürze und Präcision auszeichnet, und in welchem man nicht selten Sätze findet, die in wenigen Worten viel sagen. Auch Verständlichkeit und Leichtigkeit der Darstellung ist ihm nicht abzusprechen, und wir wollen gerne zugeben, daß Studierende sich mit Vortheil und Leichtigkeit aus diesem Buche Kenntnisse über die Psychologie und Psychopathologie sammeln können. Allein wir müssen auch gestehen, daß wir uns von dem Buche mehr versprochen hatten, und daß wir es nicht für ein solches halten können, welches den Studierenden in die Tiefen der Psychologie und Psychopathologie einführt, und ihn in den Stand setzt, sich selbst weiter zu helfen. Wenn Einem z. B. eine Lehre durch ein paar, die Sache nicht erschöpfende Sätze vorgetragen wird, so ist es nicht möglich, daß man sich in dieselbe vertiefe, und sie sich zu eigen mache. Wenn man aber auf diese Weise Alles durchgenommen hat, so ist man nicht im Stande, sich selbst weiter zu helfen, und man ist nicht im Stande, sich selbst weiter zu helfen, weil man nicht gelernt hat, sich selbst zu helfen, weil man nicht gelernt hat, sich in die Sache zu vertiefen, weil man nicht gelernt hat, sich selbst zu belehren. Wir sind überzeugt, daß Studierende, welche sich nur an Bücher halten, welche Alles in Kürze und Präcision vortragen, nicht gelernt haben, sich selbst zu belehren, und daß sie, wenn sie sich nur an solche Bücher halten, nicht gelernt haben, sich selbst zu helfen. Wir sind überzeugt, daß Studierende, welche

Ernst ein schlichter Mann ohne Blendwerk und Ränke, der es ernsthaft mit Kirche und Bibel meinte, und Klopstock ist ein ganzer Deutscher, wie selten einer. Ungern, sehr ungern[1]) mag der Dichter des Messias, der Sänger der Hermannsschlacht, der Verfasser der Bardiete, der Mann, der sich so oft und so gern in die Vorzeit seines Volkes versenkte, mit dem Ausländer Struensee in Berührung gekommen sein, und wenn er es that, so that er es nur, weil er glaubte, dem Könige von Dänemark, dem Sohne seiner Gönnerin, dem Enkel seiner Freundin, dem Manne, der ihm so viele Beweise seiner Huld gegeben hatte, diesen Dienst schuldig zu sein. Wie Klopstock sich zu Struensee stellte, wie er ihn beurtheilte, das sagt er selbst in einem Briefe an Cramer, der in Kopenhagen lebte, und der ihn um seine Meinung über Struensee gebeten hatte. Dieser Brief ist vom 15. Januar 1772 datirt, also aus einer Zeit, wo Struensee's Schicksal noch nicht entschieden war, wo er noch im Gefängnisse saß, wo noch nicht einmal die Anklage gegen ihn erhoben war. Klopstock sagt darin: „Ich habe Struensee nie gesehen, nie mit ihm gesprochen, nie mit ihm correspondirt, nie etwas von ihm gelesen, als was in Zeitungen stand, und ich habe nie Zeitungen gelesen, als was mir Freunde zuschickten. Ich habe nie Partei genommen, weder für noch gegen ihn, und ich habe nie Partei nehmen wollen. Ich habe nie Partei nehmen können, weil ich nie Gründe hatte, Partei zu nehmen. Ich habe nie Gründe gehabt, weil ich nie Data hatte, Gründe zu haben. Ich habe nie Data gehabt, weil ich nie Documente gelesen habe, und ich habe nie Documente gelesen, weil ich nie Documente lesen wollte. Ich habe nie Documente lesen wollen, weil ich nie Documente lesen mochte. Ich habe nie Documente lesen mögen, weil ich nie Documente lesen durfte. Ich habe nie Documente lesen dürfen, weil ich nie Documente lesen konnte. Ich habe nie Documente lesen können, weil ich nie Documente lesen sollte. Ich habe nie Documente lesen soll

jenseits Gesellen, ob sie es weit oder nah, ferne oder Nachbarn sind, sie kommen bald, sie werden, wie sie mit ihrem Hinter- und ihrem Mund- sich gefunden haben, mit ihrem Vorder- und ihrem Mund- sich finden, sonst finden sie sich nimmermehr, und sie werden sich finden, sie sind ja Gesellen, sie sind ja Nachbarn, sie sind ja Brüder, sie sind ja Freunde, sie sind ja Feinde, Widersacher, sie sind ja Verwandte, sie sind ja Bekannte, sie sind ja Unbekannte, sie sind ja Fremde, sie sind ja Gleiche, sie sind ja Ungleiche, sie sind ja Gute, sie sind ja Böse, sie sind ja Schlechte, sie sind ja Edle, sie sind ja Gemeine, sie sind ja Reiche, sie sind ja Arme, sie sind ja Kranke, sie sind ja Gesunde, sie sind ja Lebende, sie sind ja Todte, sie sind ja Menschen, sie sind ja Thiere, sie sind ja Pflanzen, sie sind ja Steine, sie sind ja Metalle, sie sind ja Elemente, sie sind ja Gestirne, sie sind ja Sonnen, sie sind ja Planeten, sie sind ja Kometen, sie sind ja Monde, sie sind ja Trabanten, sie sind ja Nebelflecken, sie sind ja Sternschnuppen, sie sind ja Meteore, sie sind ja Feuerkugeln, sie sind ja Lichtkugeln, sie sind ja Dunstkugeln, sie sind ja Wasserkugeln, sie sind ja Erdkugeln

der gutzumachen; ſchade nur, daß der Dichter nicht ſelbſt ſeinem Leichenbegängniß beiwohnen konnte, um den aufopfernden Patriotismus ſeiner Landsleute in einer neuen ſchönen Ode zu feiern. Weißgekleidete Mädchen ſtreuten Tannenzweige auf den feſtgetretenen knarrenden Schnee, man erkletterte die Bäume, man deckte ſogar die Dächer ab, und ſelbſt Solche, welche den Dichter während ſeines Lebens angefeindet hatten, wagten nicht zurückzubleiben, darunter die Mitglieder der Nordiſchen Literaturgeſellſchaft, deren wichtigſtes Geſchäft es ſtets geweſen war, die beginnende Begeiſterung für die durch Ewald gegründete ideale Poeſie durch Spott und ungerechten Tadel zu dämpfen. Wie dies immer zu geſchehen pflegt, wälzte das Volk, ſtatt ſich ſelbſt anzuklagen, die Schuld an des Dichters Elend auf Andere, und es fehlte nicht an Solchen, welche ſie ohne weiteres dem Grafen Struenſee zur Laſt legten, als ob dieſer, der kein Däne war, mehr als die Dänen ſelbſt die Verpflichtung gehabt, für däniſche Dichter Sorge zu tragen.

Nachdem wir dieſer Epiſode, die den Intereſſen und Tendenzen d. Bl. allerdings am nächſten lag, in ſo ausführlicher Weiſe gedacht haben, fehlt uns faſt die Stimmung (um nicht die beliebte Entſchuldigung wegen Raummangels für uns geltend zu machen), den umfangreichen Reſt des Romans in eingehender Weiſe zu beſprechen, obſchon er des intereſſanten Stoffs noch ſehr viel enthält. Wir übergehen daher die gegen Struenſee angeſtiftete Matroſenemeute, die Nacht vom 16. zum 17. Januar, die in der Capitelüberſchrift mit Recht eine „Nacht des Schauders und Entſetzens" genannt wird, die Plünderungen und Volksexceſſe, welche der wie gewöhnlich „unter der Maske der Gottesfurcht, der Freiheitsliebe, der Unterthanentreue" vollführten Staatsumwälzung folgten und denen man von oben keinen Einhalt that, denen man ſogar insgeheim Vorſchub leiſtete, weil es den Verſchwörern daran liegen mochte, der Welt einen Begriff von der Unpopularität Struenſee's beizubringen. Wir übergehen ſogar die in pſychologiſcher Hinſicht ſo intereſſanten Unterredungen des nun halb mit dem Glauben ausgeſöhnten unglücklichen Struenſee mit Eugen im Kerker und die Hinrichtung der beiden „Narren des Glücks", der Grafen Struenſee und Brandt, wobei das in ſeinen Empfindungen ſchnell wechſelnde Volk ſich gegen Struenſee ſehr anſtändig und ehrerbietig benahm, während der König ein großes Fernrohr eigenhändig herbeiſchleppte, um es auf das eine halbe Meile entfernte Oſterfeld zu richten, wo das Haupt ſeines ehemaligen Günſtlings fallen ſollte. Die erſchütternden Scenen drängen ſich überhaupt in dieſer Partie des Romans ganz außerordentlich; dahin gehört der Tod des verworfenen Magiſters Worm durch Ole Hoiland's Tolleknip und der Tod des wo möglich noch verworfenern Admirals de Brahe, den die Nemeſis durch daſſelbe Meſſer Ole's ereilt; ferner der tragiſche Ausgang des edelſinnigen Harald Laſſen, der in einem unglücklichen, mit ſeinen intereſſanten Nebenumſtänden ſehr ſpannend geſchilderten Zweikampf mit dem Oberſten Köller fällt. Es geht hier raſch hintereinander ſoviel des Schrecklichen vor, daß wir ſo Manches, namentlich die für uns wenig anziehenden, etwas wüſten Entführungsgeſchichten, gern vermißt hätten. Aber zum Schluß rettet uns der Verfaſſer aus all dieſem Wirrſal hinüber in ein Aſyl des Glücks und der Arbeit, ohne die kein wahres Glück beſtehen kann, nach dem Gute Laurvig in Norwegen, welches Paul Olſen, jetzt nach dem Tode des Admirals und Eugen's als Paul de Brahe ein Mann von Stand und großem Vermögen, angekauft hat. Ovidia Laſſen iſt jetzt Ovidia de Brahe und ſeine Gattin, und der alte Paſtor Laſſen, der, wie ſich ergibt, ſich keines Meineids ſchuldig gemacht, hat ſeinen religiöſen Reformationsideen, die doch allzu ſehr vom Boden der Wirklichkeit abirrten und zu doctrinär waren, entſagt und bebaut ſelbſt das Feld. Der jetzige Pfarrer von Tveet, der ſich nicht mit der heirathsluſtigen Tochter jenes weltlichen Paſtors Bondeſen, ſondern mit einem Fräulein aus der Gegend von Hamburg verheirathet und mit ihr viele Kinder gezeugt hat, iſt ihm dafür das beſte Beiſpiel. Das Pfarrgehöft von Tveet iſt unter den Händen dieſes wackern Mannes eine wahre Muſteranſtalt an Ordnung und Wohlhabenheit. Der Prediger, ſagt der tveeter Pfarrer, ſei ein rechter für die Bauern, der ein rechter Bauer und rechter Menſch ſei; die wichtigſte Predigt ſei das Beiſpiel und der beſte Lehrmeiſter das praktiſche Leben; ſtudiren ſei wol oft ein großer Genuß, aber oft auch ein Luxus, welcher der Arbeit nachſtehen müſſe. Dies iſt die Schlußmoral des durch die vielfachſten Beziehungen ſich auszeichnenden, ſtets lebhaft intereſſirenden und mit großer Energie durchgeführten Romans, die Jedem zur Nachachtung zu empfehlen iſt, dem es nicht blos danach gelüſten ſollte, ein „fortune's fool" zu ſein.

Hermann Marggraff.

Sieben neue epiſche Dichtungen.

In einer Zeit, wo der politiſche wie der ſociale Materialismus ſein Reich täglich vergrößert, wo californiſches Gold und Eiſenbahnactien, Induſtrieausſtellungen und ſchwimmende Batterien das allgemeine Intereſſe abſorbiren — in einer ſolchen Zeit gibt das deutſche Volk ein ſchönes Zeichen ſeiner jugendlichen Friſche, indem, freilich neben einer Unzahl mittelmäßiger, ſich doch einzelne wahrhafte poetiſche Talente erheben und Theilnahme finden, Talente, welche uns im Bilde zeigen, daß es neben dieſer häßlichen Welt der Dampfmaſchinen und des Börſenſpiels noch eine ſchönere und über derſelben eine höhere gibt.

Wir legen hier unſern Leſern ſieben epiſche Dichtungen vor. Die erſte iſt ein hiſtoriſches Epos, betitelt:

1. Das Welfenlied von Guſtav von Meyern. Berlin, A. Duncker. 1854. 16. 1 Thlr. 5 Ngr.

Jene Richtung aufs Materielle, von der ich ſoeben ſprach, iſt der Anerkennung und Pflege inſonderheit des hiſtoriſchen Epos heutzutage hinderlich. Jedermann verlangt jetzt eine klare, geſichtete, mit Documenten belegte Geſchichtserzählung; jeder neue Bibliotheksuſtos oder Bibliotheksaſſiſtent ſucht ſich ein hiſtoriſches Factum heraus und durchforſcht alte, hundert mal durchforſchte Thatſachen zum hunderterſten mal, ob nicht noch ein Körnchen Wirklichkeit mehr aus dem alten Staub und Me-

die Verantwortlichkeit — hat ist vielleicht auch ein unterwürfiger Gedanke dabei, ein Gedanke, der sich vor Gott beugt, aber vor Menschen Nichts vor sich aufgerichtet. Ich finde Nichts, was mich hindert, mich zu freuen, daß ich Gott Ehre geben darf, daß ich Gott Ehre geben muß, daß ich Gott Ehre geben will. Ich weiß in dem Bekenntniß, wie ich Gottesverehrung verstehe,

schon bei Gelegenheit des „Fall von Babylon" bemerkten, vortrefflich und zwar in dem Gedicht „Der Erbe von Thirlestan" bis zu einem solchen Grade, daß man Robert Burns oder irgendeine der alten Balladen aus Percy's Sammlung vor sich zu haben glaubt.

Zu dem Allen finden wir in diesen poetischen Erzählungen einen Grundzug Böttger'scher Poesie wieder: das Ganze seines Gedichts ist in seiner schönen Gliederung allemal wie hingehaucht oder wie hingegossen. Auf die Mehrzahl der poetischen Erzählungen dieses Bändchens beziehe ich es, wenn ich sage: des Dichters Gedanke findet in der ihm hier verliehenen Form den frischesten, vollsten Ausdruck und weckt das Gemüth — so nenne ich den Complex aller geistigen Lebensbedingungen — zu wohlthuender Bewegung. „Zwei Königsnächte" und „Helene von Antwerpen" haben mich weniger angesprochen. Den Preis aber würde ich geben dem „Schenkhaus zu Savelthem".

4. Dolores. Ein Gedicht. Erste und zweite Auflage. Halle, Delbrück. 1853. Gr. 16. 2 Thlr.

Der Stoff dieses Gedichts hat das Jahr 1848 zur Grundlage und ist des ungenannten Verfassers eigene Erfindung. Unverkennbar ist dies Gedicht eine der ersten Leistungen des Anonymus. Das sehe ich zunächst daraus, daß er soviel Stoff verbraucht zu seinem Werk, zu viel möchte ich sagen; es kommen in diesem Gedicht drei Revolutionen oder vielmehr Züge daraus vor: die französische, die ungarische, die badische. Wenn aber ein Dichter zu viel Stoff verbraucht, so erweckt das die Frage, ob er auch wol seines Stoffs Meister sei; der Meister zeigt sich im Maßhalten. Dann geht durch das ganze Gedicht das unablässige Schwanken, ob das begebenheitliche oder das dialektische Moment vorherrschen soll; das richtige, maßvolle Verhältniß beider vermissen wir. Was die in diesem Gedicht handelnden und leidenden Personen betrifft, so kommen mir mehre derselben vor wie Das, was man in der Plastik Decorationsfiguren nennt; ein Nichtkenner sieht nicht, was dem Kenner nicht entgeht, nämlich daß Decorationsfiguren eigentlich nur angelegte, aber nicht ausgearbeitete Werke sind. Solche Decorationsfiguren, sofern sie der Plastik angehören, genügen manchmal; aus der Ferne wirken sie oftmals angemessen; indeß in der Poesie genügen sie niemals. Das ist gerade die schwierigste Aufgabe für den dramatischen Dichter wie für den epischen, daß er die in seinem Gedicht handelnden oder leidenden Personen zu beseelten Menschen mache; beseelte Menschen, das müssen sie im Geist des Dichters eigentlich schon vor dem Momente sein, wo sie im Gedicht auftreten; hat der Dichter dies geleistet, so ist eine der schwierigsten Aufgaben seiner Kunst gelöst. Um auf das Gedicht „Dolores" zurückzukommen, so kann ein Mann wie Siegfried, der durch keine große That unsere Bewunderung, durch kein heroisches Gefühl unsere Theilnahme, durch kein gewaltiges Geschick, gegen welches er kämpfte oder dem er kämpfend wiche, unsere Sympathie erregt, ein solcher Charakter kann durchaus nicht der Träger eines so großen Interesses sein, wie der Dichter es beabsichtigt. Siegfried's theils geistreiche, theils leidenschaftliche Worte und Reden können Das, was wir an ihm vermissen, nicht ersetzen. Die Zeichnung und Ausprägung der Charaktere des Polen Alexander und der Dolores und Angelika sind dem Dichter besser gelungen.

Trotz allem Dem, was wir in Vorstehendem gesagt haben, sprechen wir dem Verfasser der „Dolores" eine poetische und künstlerische Begabung keineswegs ab. Als wahrhaft schön erscheint uns die Begeisterung, mit welcher der Dichter seine Weltanschauung, die religiöse, zur Geltung bringt in den Charakteren der Dolores und der Angelika; gerade die Verschiedenheit und doch wieder die Gleichartigkeit dieser zwei Charaktere ist scharf aufgefaßt und glücklich durchgeführt. Wahrhaft schön erscheint uns ferner die Wärme des Dichters für seinen Gegenstand; er ist der Erste, der von seinem Werke hingerissen wird, oftmals freilich so sehr, daß wunderschöne Bilder und Allegorien nur deshalb nicht zur reinen Ausführung kommen, weil der Dichter zu sehr im Feuer ist. Wahrhaft schön sind endlich in diesem Gedicht die vielen poetischen Einzelheiten. Solcher poetischen Einzelheiten, die freilich zuweilen auch nur Das sind, was man „schöne Stellen" zu nennen pflegt, gibt es viele in diesem Gedicht; aber nothwendig in dem Zusammenhange des Ganzen sind nicht alle; das aber müßte der Fall sein, wenn das Werk ein rechtes Kunstwerk genannt werden dürfte. Referent mag nicht gern einzelne Stellen aus dem Zusammenhang reißen, um sie zu Belegen seiner Behauptungen oder Ansichten zu gebrauchen; doch fällt mir eben gerade eine Stelle ins Auge, welche ein kleines abgeschlossenes Bild für sich ist, und das füge ich hier ein, um ein Beispiel von der Vielseitigkeit des Talents unsers Dichters zu geben; es zeugt nämlich dies Bild von seiner Auffassung und seinem Verständniß der Natur. Der Verfasser spricht einmal von Polen und sagt über den Hauptfluß dieses Landes:

> Da wo der Weichsel bläulichgrün Gewässer
> Süßen Behagens voll durch Wiesenmatten
> Und dichte Kiefernacht und Eichenschatten
> Sich säumend windet, Inseln viel bespülend
> Auf seinem Schlangengang — als sei es besser,
> Im Herz des Polenlandes lang' zu weilen,
> Als wollt es lieber dessen Schmerzen theilen,
> Als draußen zieh'n in Nachbars fremd Gebiet; —
> So langsam zieht's dahin, gleichsam wie fühlend
> Den Schmerz der Trennung von dem Mutterland;
> Und da erst, wo's von dessen Busen schied,
> Braust es in jähem Lauf, gleichsam zu kurzen
> Die nun verhaßte Bahn, seitdem verschwand
> Der Mutter Kleid im Rücken. Zürnend stürzen
> Die Wellen wie im Selbstmord in das Meer
> Von dannen nimmer eine Wiederkehr.

Referent ist der Ansicht, daß der Verfasser der „Dolores", wenn er vorstehenden Bericht über sein Werk ruhig lieft, die Liebe nicht verkennen wird, mit der wir uns in seine Schöpfung vertieft haben. Das Talent des Verfassers ist unverkennbar; es ist schön und von Schöpfungskräftigkeit zeugt es, daß der Dichter seinen Stoff selbst erfunden hat. Wir möchten ihm rathen, dasselbe auch ferner zu thun. Nur wenn Jemand selbsterfundene Stoffe dichterisch belebt hat, mag er später auch überlieferte Stoffe bearbeiten; den Anfang soll ein Dichter, nein, jeder echte Dichter wird auch den Anfang mit Selbsterfundenem machen; nur an Selbsterfundenem erprobt sich's, wie weit und hoch die eigenen Schwingen tragen.

5. Hermen. Dichtungen von Paul Heyse. Berlin, Herz. 1854. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Indem Referent sich der Wirkung der in diesem Bändchen mitgetheilten Sachen unbefangen hingibt, meint er, W. Menzel habe doch nicht Recht gehabt, wenn er den Werth derselben gar so gering anschlug. Ich meine, Heyse hat mit glücklichem Auge den Stoff zu seiner „Urika" aus der französischen Literatur und den von „Margherita Spoletina" aus — ich weiß nicht gewiß, ob aus Küstner's oder aus Kohl's Mittheilungen herausgewählt. Meiner Ansicht nach würde Heyse's Talent, wie überhaupt das Talent jedes Poeten, sich freier entfalten, wenn er auch seine Stoffe mehr selbst zu schaffen versuchte. Ich glaube, Heyse hat den „Perseus", eine Puppentragödie, ferner „Die Furie" selbst erfunden, die „Idyllen von Sorrent" sind offenbar sein vollstes Eigenthum. „Die Furie" sowie die „Idyllen von Sorrent" zeigen, daß der Verfasser nicht ohne Talent für das Launige und Zierliche ist; der „Perseus" ist eine Puppentragödie in vier Acten. Das Kindische und Läppische, wozu dieses Genre leicht verführt, hat Heyse mit richtigem Takt vermieden; so reiht sich dieses Spiel an das Gute, was Achim von Arnim in dieser Art geleistet hat.

4. Januar. Abm. Dr. Gustav Diestrupf, Redakteur, Berlin, † Berlin. Geb. 19. Apr.

Die verstorbene Mitglieder gelten zu je vollen Geschäftsjahren als Mitglieder, welche während des Jahres ihren Tod gefunden haben.

Es sind dahingeschieden laut Ziffer 4 Absatz 1 Satz 1 der Satzungen:

1. Abm. Dr. Diestrupf, Berlin.

Mit Schluß des 31. Juli 1. Jahres. In diesem Jahre haben wir 1 Todesfall zu verzeichnen. Der Verstorbene hat uns treu und gut gedient. Ihr Andenken wird in Ehren bei uns bleiben. Wenn man auf Vorjahr noch von Ehrenmitgliedern sprechen kann, so ist dies heute nicht mehr der Fall. Wir haben keine mehr. Die Zeiten in von Bismarck, Graf Moltke, Graf Waldersee, Graf Zeppelin, Kaiser Wilhelm II. sind dahin. Wir haben keine Ehrenmitglieder mehr. Wir haben nur noch Mitglieder, die sich um den Verein verdient gemacht haben. Wir haben in unserm Verein 2 Mitglieder, welche 50 Jahre Mitglieder sind, die noch persönlich Kaiser Wilhelm II. gesehen haben, die noch persönlich Kaiser Wilhelm II. gesprochen haben. Wir besitzen

verbannen will, und dem Hofmeister Vollmacht gibt, in seinem Namen Alles zu verfügen. Dieser läßt also Charlotte kommen, kündigt ihr an, daß sie von ihrem Mann verstoßen sei, daß sie sogleich in seiner Begleitung zu ihren Aeltern reisen soll, ohne nur ihre Kinder noch zu sehen. In ihrer Verzweiflung bietet er ihr als einziges Rettungsmittel an, wenn sie seinen Anträgen Gehör geben und seine Liebe erwidern wolle. Sie stößt ihn mit Abscheu von sich. Die Kinder kommen, sie umfaßt sie in Angst, er will sie ihr entreißen, aber sie ruft ihm zu: „Hüte dich vor einer Tigerin, du Ungeheuer der Hölle.“ Albert kommt dazu, wirft ihr und Werther alle Schandthaten vor, die ihm eingeflüstert worden waren, und muß zuletzt gestehen, daß er Alles nur vom Hofmeister weiß. Diesem schwören nun Alle Rache. Charlotte sagt ihm: „Offenbare unsere Unschuld, oder ich zerreiße dich mit diesen meinen Händen.“

Vierter Act. Dem Hofmeister wird's Angst; er bewegt Albert zu schnellem Handeln. Dieser Tölpel geht in alle Fallen, glaubt trotz den Schwüren des ganzen Hauses an die Ehrlichkeit des Hofmeisters, und befiehlt, seine Frau soll, ohne ihn zu sehen, mit diesem abreisen. Endlich läßt er sich erweichen und sie zum Abschied kommen. Sie hält eine lange Rede, worin sie ihre Unschuld mit logischen und juristischen Gründen beweist. Albert bleibt mit Mühe standhaft, doch erlaubt er einen Abschied von den Kindern. Zum Glück hat eines derselben an der Thür gehorcht, als der Hofmeister seinen Liebesantrag machte und von Charlotten abgewiesen wurde. Es macht jetzt dem Vater Andeutungen. Dieser erschrickt, faßt mancherlei Ahnungen und bestellt vorerst die Abreise ab.

Fünfter Act. Es ist frühmorgens und Alles schläft noch. Werther läßt sich eine Flasche Wein geben, schüttet Gift hinein und will sich so aus der Welt schaffen. Sein Diener hat dies aber gesehen, nimmt, während Werther seinen Monolog hält, die Flasche weg und stellt dafür eine andere hin. Werther will die Unschuld Charlottens vor seinem Tod bezeugen lassen; er weckt den Hofmeister und zwingt ihn durch Angst, sich selbst schriftlich als Verleumder zu erklären. Der Hofmeister hat, während Werther ein Tintenfaß holte, zwei Gläser von dem Wein zur Stärkung genommen; er erfährt nun, daß Gift darin sei, und schreit vor Schreck das ganze Haus zusammen. In der Todesangst bekennt er sich dann schuldig aller Verleumdungen und wird, nachdem die Verwechselung der Flaschen aufgeklärt ist, fortgejagt. Albert söhnt sich mit seiner Frau und mit Werther aus, der für immer Abschied nimmt. 85.

Ungarische Literatur in den Jahren 1854 und 1855.

Der „Pesther Lloyd“ enthält einen Rückblick auf die literarische Thätigkeit in Ungarn während der Jahre 1854 und 1855, wobei ein Aufsatz von Pompéry im „Pesti Napló“ zugrunde gelegt ist. Hiernach ist die populäre und gemeinnützige Literatur fortdauernd im Wachsen, während die höhern Gattungen der literarischen Production nur geringe Unterstützung im Publicum finden. So geht Joseph Teleki's Geschichtswerk „Hunyadyak kora“ (Zeitalter des Hunyady), wovon im Jahre 1854 der dritte Band erschien, nur in 700 Exemplaren. Zu den bedeutsamern Erscheinungen des Jahres 1854 gehören noch der vierte Band von Szalay's Geschichte, der erste Band von Ferency's „Geschichte der ungarischen Literatur“, Ipoly's „Mythologie der Ungarn“, Baron Gabriel Pronay's „Skizzen aus dem ungarischen Volksleben“, eine neuere Sammlung der ungarischen Sprichwörter. Im Jahre 1855 erschienen ein neuer Band von Teleki's Werk über das Zeitalter Hunyady's, Toldy's Geschichte der ungarischen Poesie, nur 10 Romane, nur 13 Novellen- und nur 19 Gedichtsammlungen. Die Redacteure kritischer Zeitschriften in Ungarn müssen, hiernach zu urtheilen, ein höchst bequemes, glückliches Leben führen, während wir armen deutschen Redacteure die geplagtesten Leute sind und uns vor den Schwärmen unserer Romanautoren und Lyriker, von denen jeder begreiflicherweise des höchsten Lobes würdig zu sein glaubt, uns kaum zu lassen wissen. Eine besondere Aufmerksamkeit widmet Pompéry in seinem Artikel den kritischen Aufsätzen Gyulai's und dem zweiten Bande von Eötvös' „Einfluß der Ideen des 19. Jahrhunderts auf den Staat“. Verhältnißmäßig sehr groß war die Thätigkeit auf dem Gebiete der kirchlichen und religiösen Literatur. Was die periodische Presse betrifft, so ist zwar „Hetilap“, das einzige ungarische Blatt Siebenbürgens, eingegangen, dagegen ist in Wien ein neues Journal „Magyar Sajtó“ ins Leben getreten, und die belletristischen Blätter sind um die elegante Wochenschrift „Délibáb“ von Friebeiß vermehrt worden. An periodischen Unternehmungen in zwanglosen Heften war kein Mangel; es erschienen darunter „A magyar nép könyve“ (Ungarisches Volksbuch); „A magyar nép könyvtára“ (Ungarische Volksbibliothek); „Ujabb nemzeti könyvtár“ (Neuere Nationalbibliothek) u. s. w. Auch beabsichtigten Környei und Stanescay ein neues periodisches Unternehmen unter dem Titel „Kalászatok a társaselet és tudomány mezéjén“ (Aehrenlese auf dem Felde des gesellschaftlichen Lebens und der Wissenschaft) erscheinen zu lassen. Das ungarische Conversations-Lexikon „Ujabb ismeretek tára“ wurde vollendet. Uebersetzt wurde ziemlich viel, namentlich aus dem Englischen und Französischen, dann aber auch der Koran von Szokolay, Dante's „Neues Leben“ von Csáßár, Plato's Werke von Hunfalvi u. s. w. Als ein Curiosum verdient erwähnt zu werden, daß im Laufe des Jahres 1855 nur ein einziges Drama erschien, und zwar im „Fáneysalbum“. Man vergleiche damit die Jahresrevüen deutscher Dramen in unsern Blättern! Indeß kam jüngst auf dem ungarischen Nationaltheater in Pesth ein historisches Drama von Ludwig Dobsa: „IV. László“, zur Aufführung, worüber jedoch die kritischen Urtheile meist nicht allzu günstig lauteten. Der Verfasser hat dagegen den bei Werken, wobei es nicht auf wissenschaftliche Resultate oder Gesinnungsprincipien ankommt, verfehltesten Weg, den der Antikritik betreten, was zu beweisen scheint, daß die ungarischen Dichter gerade ebenso reizbare Naturen sind als unsere deutschen. H. M.

Notizen.

Zur Schiller-Literatur.

Auf eine kleine Schrift:

Schiller in Bauerbach von G. Brückner. Sonderabdruck aus des Verfassers Denkwürdigkeiten für Thüringen und Franken. Zweiter Theil. Meiningen, Gadow u. Sohn. 1856.

möchte ich die Leser d. Bl. aufmerksam machen. Ich fühle mich dazu nicht nur durch den Umstand veranlaßt, weil ich räumlich dem Local der behandelten Epoche so nahe stehe, sondern vornehmlich weil ich das bezeichnete Schriftchen als eine sehr anziehende Darstellung empfehlen kann. Die bauerbacher Periode Schiller's ist zwar schon öfter und eingehend behandelt worden, wie sie dies als ein entscheidender Wendepunkt in dem Leben des Dichters verdient, und Brückner hat das bisjetzt hierüber Verhandelte und Ausgemachte in vollständiger Weise benutzt; zugleich aber ist es ihm gelungen, manche kleine Unrichtigkeiten durch Nachforschungen an Ort und Stelle und durch seine gründliche Kenntniß der damaligen Verhältnisse unserer Gegend aufzudecken und zu verbessern. Ueberhaupt aber trägt die Abhandlung eine sehr wohlthuende Localfarbe auf, und wenn in den seitherigen Lebensbeschreibungen wie natürlich der bauerbacher Aufenthalt Schiller's nur als ein Moment in dem Ganzen seines Lebens betrachtet werden konnte, so werden hier eine Anzahl concreter Besonderheiten hinzugefügt, die dazu dienen können, die eigenthümlichen Lichter und Schatten, die sich aus Personalitäten, Localien u. dgl. ergeben, zur Ergänzung und Ausmalung des Bildes hinzuzufügen.

Schluß: Gleich beginnt sie, wo sie wandte am Rand auf. Ein Ton der Flöte ist's, der Ton, der Ton, der Ton. Ein Ton. Ein Ton. Ein

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 1½ Ngr.)

Geschlossen ist bei F. A. Brockhaus in Leipzig und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das Staats-Recht der Preußischen Monarchie.

Von Ludwig von Rönne, Kammergerichtsrath.

Erste Lieferung.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Sgr.

Das Geschehen einer nach vier verschiedenen und doch innig verbundenen Hauptrichtungen fortschreitenden Verarbeitung des Staats-Rechts kennt keine Abschreibung, und wenn schleunig mit Neuem begonnen werden. Der Verfasser, ein, als praktischer und publicistischer Schriftsteller längst rühmlichst bekannt, zugleich mehrjähriges Mitglied des preußischen Ober- Tribunals und Kammergerichtsrath in Berlin, war zur Abfassung seines sachlichen und allgemeinen Werkes gewiß in jeder Weise vorzugsweise geeignet und berufen. Dasselbe erscheint in zwei Bänden in je zwei Lieferungen und zwei Heften Jahresfrist beendigt sein. Der Preis wird 5—6 Thlr. nicht übersteigen. Die ausführlicher Prospect liegt den Heft 10 in allen Buchhandlungen vorräthig.

Bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Briefe von Schiller's Zaklin

an einen vertrauten Freund.

Herausgegeben von

Heinrich Düntzer.

8. Geheftet 2 Thlr. 20 Sgr. Gebunden 3 Thlr. 6 Sgr.

Der Werth und Reiz dieser in den Jahren 1788—1824 von Schiller's Gattin an Körner gerichteten Briefe beruht nicht allein auf der freilich nicht gering anzuschlagenden Aufklärung, welche sie über die Verhältnisse der trefflichen Frau und Dichterin bieten, als auf dem reichen, allgemein anziehenden, die mannigfaltigsten Beziehungen des persönlichen Lebens berührenden; sie haben weniger ein literarhistorisches als ein menschlich-ästhetisches und dies bedeutend tief und innig ausgeprägtes Interesse. Charlotte von Lengefeld tritt uns in diesen Briefen nicht nur als die tief geistige, sondern weiterhin, auch seinem Geiste geläuterte Gattin entgegen, sondern auch — die der Herausgeber, Prof. Heinrich Düntzer, sie mit Recht — als „eine der reichen Naturanlagen unserer Nation". Das ganze Wesen dieser merkwürdigen Frauen-Erscheinung, in deren halben Nähe sich Schiller's Natur zu vollem Maße entfaltete, breitet sich in diesen Briefen aus, welche, wenn auch häufig rasch hingeworfen und daher von Nachlässigkeit im Ausdruck nicht frei, doch die eigene Musik ihres reichen, tiefen, geistgeweihten Gemüthes vom meisterhaftesten, Schiller sich klassischen des Lebens kommen hier eine höhere Bedeutung, da sie Alles eines fremdgen Blickes zu geben, den noch, der höher, reiner Sinn weiter schaut, im Stoffe wie im Sinken, und in leidenschaftlicher Erregung, und selbst wie unwesentlichste auch oft die besonderen Eigenthümlichkeiten, wie ansprechendsten sie sich auch von Zeit zu Zeit ihrer Gedanken überfließt, ihren Worten einen eigenthümlichen Rhythmus geben.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vorräthig in allen Buchhandlungen:

DÜRRS COLLECTION OF STANDARD

AMERICAN AUTHORS

AUTHORIZED EDITION.

Bird, Calavar, or the Knight of the Conquest. 1 Thl.
Bryant, Poems.
Cooper, The Last of the Mohicans.
Curtis, Nile Notes of a Howadji.
Emerson, Representative Men.
Franklin, Autobiography with an Appendix.
Harland, The Hidden Path.
Hawthorne, The Blithedale Romance.
—,—. The House of the Seven Gables.
—,—. Twice Told Tales. 2 vols.
Longfellow, Works. Vol. 1. Poems.
—,—. Vol. 2. The Spanish Student. Erste
The Golden Legend.
—,—. Vol. 3. Hyperion.
—,—. Vol. 4. Kavanagh. Outre-Mer.
—,—. Vol. 5. The Song of Hiawatha.
Marvel, Dream Life.
—,—. Reveries of a Bachelor.
Poe, Select Works. Vol. 1. Memoir. Poems. Tales
Mystery.
Vol. 2. A. G. Pym. Earth.
Prescott, The History of Philip II. 2 vols.
Sparks, A Counte. to B. Franklin's Autobiography
—,—. The Life of George Washington.

Preis eines jeden Bandes ⅓ Thaler.

Aber Band auch einzeln zu haben.

Die amerikanische Literatur hat in neuester Zeit so bedeutenden Umfang gewonnen und bietet in Einzelnem viel hervorragend Werthvolles, daß eine genauere Kenntnißnahme vielfach veröthet. Dieser kurzen begonnenen, dem Verleger, wie auch Kennern und Lesern, schon Collection of Standard American Authors ist daher auf gute und eine allgemeine Theilnahme hoffen, umsomehr diese Ausgaben, ungeachtet ihrer Billigkeit mit möglichster Accuratesse, Correctheit, des Druckes besten Ausstattungen und Englischen Ausgaben in vielen Weise nachstehen.

Verlagsbuchhandlung von Alphons Dürr in Leipzig.

Aeltere Auflagen des Conversations-Lexikons

werden unter Zusendung von 19 Thlrn. gegen die neueste Auflage (Subscriptionspreis 30 Thlr.) umgetauscht. Ausführliches Anerbieten in einem Prospect, der in jeder Buchhandlung zu haben ist.

F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 21.** 22. Mai 1856.

Inhalt: Hermann Franck. Von Wendt Mogg. — Novellen-Bibliothek. Von Eduard Boas. — Notizen. — Anzeigen.

Hermann Franck.

Novellen von Wendt Mogg.

Verdienstvolles hat Hermann Franck. Wie vielen ist dieses schöne Lob gespendet worden! Wie viele Franck, Meyer, Müller, Schulze, Schmidt haben sich dieses Lobes zu erfreuen gehabt! Wie viele Verdienste sind auf Erden in der Welt verdienstlich gewesen! Wie viele Verdienste sind in den Himmel gekommen! Wie viele verdienstvolle Menschen sind in's Jenseits eingegangen! Wie viele Verdienste sind in's Nichts verdienstlich gewesen! Wie viele Verdienste sind in's Nichts verdienstlich gewesen! Wie viele Verdienste sind in's Nichts verdienstlich gewes

die kleine Flugschrift gegen einen Altpreußen, der sich die Mühe gab, zu beweisen, daß die Schriftsteller nicht die Leute wären, welche die Umwälzungen in der Welt hervorbrächten. Hermann Franck war vor allem ein Mann von feinem Sinn und äußerst gebildetem Geschmack. So wohlthätig Beides in unserer Literatur wirken konnte und gelegentlich wirklich wirkte, denn sie ist darauf vorbereitet, so läßt sich auf der andern Seite auch ein Erfolg der Roheit und der vollkommensten Leerheit wahrnehmen, der abschreckend ist und der Hermann Franck nur zu sehr auf sich selbst zurückgeworfen hat.

Man beschmuzt sich mit der Welt, wenn man sich mit ihr einläßt; aber es fragt sich, ob dieses Schlammbad, dem ohnehin die Zeit mit ihrer reinigenden Flut nachhilft, zu scheuen sei.

Allerdings hat die Erfahrung der letzten acht Jahre und jedes Tags unserer armseligen Gegenwart eine aristokratische Zurückhaltung gegen die Weltgeschichte, die sich in einen widerlichen Criminalproceß verwandelt, zu dem natürlichsten Betragen Derer gemacht, die etwas auf menschliche Würde geben. Allein es ist ein Unterschied in der Zurückhaltung. Der Eine wird dazu gezwungen, indem man ihm die Lumpen seines Vaterlandes um die Ohren schlägt, der Andere wählt eine solche Zurückhaltung freiwillig. Hermann Franck's Zurückhaltung war eine freiwillige und darum eine mehr aristokratische, die meinige eine gezwungene. Ich mache auf die Ehre, selbst über eine Entwickelung wie die gegenwärtige erhaben zu sein, keinen Anspruch. Ist es nicht möglich, für die existirenden Gegensätze Partei zu ergreifen, so erwarte ich, daß beide ihr Gegentheil hervorbringen werden.

Dieser Unterschied, der sich auf den folgenden Blättern überall hervorthun wird, hat uns ein äußerlich verschiedenes Schicksal bereitet. Ich spreche nicht von seinem Ende. Es ist zwar seine eigene That, das Ergebniß seines eigenen Fühlens und Denkens, sein eigener Entschluß; aber es ist ein Schicksal, soweit meine Kenntniß reicht, ohne Gleichen und kam ihm selbst so unerwartet, wie jeder plötzliche Tod, mit dem die Natur den Menschen bei seinem gesundesten Wirken überrascht.

Die ihn gekannt haben, wissen, wie wichtig jener aristokratische Zug in seiner Stellung zur Welt war; die ihn nicht gekannt haben, würde ich gern in die Lage versetzen, wenn auch nur auf Augenblicke, mit ihm zu empfinden. Es ist in der That eine Genugthuung, der Aristokratie der Faust die Aristokratie des Geistes, der Pflanzung des Sklavenhalters die Gesellschaft der Akademiker, der Soldatenbude den Salon entgegenzusetzen, umsomehr, da es bisjetzt unsere einzige ist.

3. London. Paris. Rom.

Hermann Franck hatte sich zu einer Zeit, wo England uns noch fremder war, als es jetzt ist, mit London bekannt gemacht. Die Freunde, welche er sich in England erworben, sind ihm bis zuletzt treu geblieben. Der Eindruck, den das Staatswesen und die Volksmacht Großbritanniens auf ihn machte, gab ihm schon damals eine entschiedene Geringschätzung der kleinen armen Despotien ohne Gemeinwesen und ohne Gemeingefühl; er verleitete ihn sogar zu einer Ueberschätzung Altenglands, dem er bei seiner Einsicht es doch unmöglich verzeihen konnte, daß es sowol die Reformation als die Revolution verdorben hat und zuletzt damit beschäftigt war, auch noch den Krieg gegen Rußland zu verderben. Genug, die Erfahrung des öffentlichen Lebens in England gab ihm eine gewisse Zurückhaltung gegen die Zustände in Deutschland, in die er zurückkehrte. Konnte er nicht anerkennen, wie sie waren, so konnte er auch nicht unmittelbar auf ihre Aenderung hinwirken.

Sein pariser Aufenthalt, der kurz nach der Julirevolution und vor seiner Reise nach England fällt, machte ihm die Bedeutung dieser Hauptstadt des Continents und zugleich das Fehlschlagen einer großen Bewegung fühlbar. Sie scheiterte, weil sie kleinen Menschen in die Hände fiel. Wer diese Erfahrung so jung macht, wie Hermann Franck, dessen Alter ungefähr mit dem Jahrhundert ging, der gewöhnt sich daran, den Menschen zu mistrauen, und läßt sich eher von ihrer Tugend als von ihrer Gemeinheit überraschen.

Von Paris brachte er einen gewissen Skepticismus mit, der ihn jedoch nicht hinderte, die großen Principien und mächtigen Leidenschaften zu sehen und zu würdigen, die unter der äußerlichen Verfassung und Bewegung der Völker verborgen sind. Die Unterdrückung des öffentlichen Lebens, die uns empört und zur Verachtung der Menschen reizt, hat zugleich das Interessante, daß wir dadurch genöthigt werden, uns mit jenen Geheimnissen der Tiefe in eine Art hellsehender Verbindung zu setzen. Man lese jetzt Hermann Franck's Kritik über Raumer's „Italien" in den „Jahrbüchern"; und was damals eine kühne Prophezeiung war, ist jetzt eine so allgemein bekannte Thatsache geworden, daß sie selbst Raumer überzeugt haben wird.

Darauf finden wir Hermann Franck in Rom, wo er sich verheirathete. Wir haben schon vorweggenommen, daß ihm Italien keineswegs, wie so vielen resignirten Leuten, nur ein Mausoleum oder ein geographischer Begriff war. Er hatte in Italien das Volk der Italiener nicht übersehen, und obgleich es nicht schwer ist, die Ansprüche dieses genialen und feurigen Volks auf seine Wiedergeburt zu einem freien Staatsleben zu entdecken, so war es doch so sehr Ton geworden, die Italiener in Italien zu ignoriren, daß Franck mit seiner Auffassung Viele in Verwunderung setzte.

Ich wurde erst persönlich mit ihm bekannt, als ich von Italien zurückgekehrt war, wo ich etwas früher in denselben Kreisen, wie er, gelebt hatte. In Rom, in dem Hause eines Mannes, dessen ich mich noch immer mit dankbarer Freundschaft erinnere, lernten wir, ich und meine Frau, im Jahre 1832 eine junge Dame kennen, für die wir ein freundschaftliches Interesse faßten und die sich öfter auf kleinen Ausflügen in die Campagna an uns anschloß. Einige Jahre später erhielten wir die

ist es Vorrang, daß es mit Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit ausgeführt werde, und daß es, wenn es nöthig ist, mit Schnelligkeit geschehe.

Dieß ist der Grund, warum Ihr Euch auf Euch selbst nicht verlassen, sondern Euch in allen Fällen, wo Ihr Zweifel habt, an Euren Vorgesetzten wenden müßt.

Ihr müßt Euch nicht einbilden, daß Ihr Euch durch Eure Arbeit Ansehen verschaffen könnt, wenn Ihr Euch nicht an Eure Vorgesetzten wendet, und nicht Euren Rath, wo es nöthig ist, von ihnen annehm

F. Das frage ich auch. Sie haben wirklich kein Recht zu exiſtiren, wenn ſie ſich nicht wehren wollen.

R. Und das wollen ſie entſchieden nicht. Sie glauben an die generatio aequivoca und halten ſich in allem Ernſt für unſterblich, blos weil ſie für den Tod eine zu niedrige Exiſtenz ſind.

F. Und da mußten Sie wider Willen den Handſchuh aufnehmen, den die Herren liegen ließen?

R. Wenn Sie Zeit hätten, müßte ich Ihnen eine Geſchichte erzählen, die von einer faſt unglaublichen Niederträchtigkeit zeugt.

F. In dem Fache iſt mir nichts unglaublich; aber laſſen Sie hören, ich habe Zeit.

R. Man muß dergleichen ſammeln, wie ein Käferſammler, der nach jeder kleinen Abart geizt und nie zufrieden iſt, wenn er nur einen Hauptrepräſentanten hat. Denken Sie ſich, als die Frommen ihre lächerliche Anklage gegen uns drucken ließen, daß wir nicht gläubig wären, beſuchte mich einer von den Rationaliſten, ein Profeſſor, der durch ſeine Gelehrſamkeit, ſeinen Geiſt und ſeinen Reichthum ſich vortheilhaft auszeichnet, aber leider noch feiger iſt, als ſich ſelbſt für einen Profeſſor ſchickt.

F. Eine gewiſſe Feigheit alſo erlauben Sie den Profeſſoren?

R. In dieſem einzigen Punkte ſind ſie ſo kühn, nach keiner Erlaubniß zu fragen, und die Feigheit behaupten ſie unter allen Umſtänden mit dem Muthe der Verzweiflung.

F. Einige von ihnen gelten für wahre Eiſenfreſſer.

R. Das iſt Verleumdung wie ſo manches Andere. Doch ich muß Ihnen meine Geſchichte erzählen. Er hielt die Verketzerung in der Hand und ſagte: „Sie müſſen etwas thun; wie wollen Sie darauf antworten?“ Ich erwiderte, dieſe ungläubigen Gläubigen verdienten komödirt zu werden. Darauf ſagte er: „Das iſt durchaus nicht meine Meinung: mit dem Thronwechſel, der uns bevorſteht, rücken die Zeiten Wöllner's wieder heran; wenn es daher möglich iſt, die Partei des Kronprinzen vor ſeiner Thronbeſteigung ſo gründlich bloßzuſtellen, daß die öffentliche Meinung ſich entſchieden gegen ſie wendet, ſo können wir hoffen, daß der neue König gezwungen wird, in der Richtung ſeines Vaters fortzufahren und dieſe Verſchwörer gegen unſere geiſtige Freiheit links liegen zu laſſen. Ich würde an Ihrer Stelle die Sache ſehr ernſthaft nehmen, und Sie würden ſich ein großes Verdienſt erwerben, wenn Sie es thäten.“ Sie ſehen, daß er wie ein Politiker ſprach; was er wünſchte, war wirklich eine große allgemeine Angelegenheit; ich freute mich über ſeine Theilnahme und verſprach, mir die Sache mit Echtermeyer zu überlegen. Wir hätten allerdings ſchon davon geſprochen, einen förmlichen Feldzug gegen die Romantiker zu eröffnen. Dieſe unverſchämten Ankläger könnten dann als Plänkler zuerſt genommen werden, aber natürlich nur mit Verachtung, da ſie oft, ohne es ſelbſt zu wiſſen, nur die Nachbeter von viel ſchuldigern Abtrünnigen ſeien, denen wir dann zuleibe gehen müßten, den Novalis, Schelling und den Schlegels. „Das iſt ſehr richtig“, fiel er ein, „und glücklicherweiſe ſind die perſönlichen Freunde des Kronprinzen — Radowitz, v. Schulz, die Gröben und die Gerlach — ſo unbekannt, daß Sie ſie übergehen können. Sie müſſen ſich nicht unnöthig in Unannehmlichkeiten ſtürzen.“

F. Das intereſſirt mich und Ihr Profeſſor iſt beſſer, als Sie erwarten ließen. Sie wollen doch nicht ſagen, daß er Sie verführt habe?

R. Warten Sie nur einen Augenblick und Sie werden ſehen, was ich von ihm ſagen muß. Das nächſte Ereigniß in dieſer Angelegenheit war ein heftiger Streit mit Leo, der jene Anklage vorgebracht hatte. Leo war aber nicht mit theoretiſchen Erfolgen gedient; er wollte Maßregeln, und um das Miniſterium zu Schritten gegen mich und gegen die „Jahrbücher“ zu reizen, trommelte er 24 Unterſchriften von halleſchen Profeſſoren zu jener Erklärung zuſammen, welche für eine Weile den Streit auf die letzte Seite der „Leipziger Allgemeinen Zeitung“ verſetzte. Der Name meines Profeſſors war eine von den Unterſchriften unter jener Erklärung Leo's gegen mich. Was ſagen Sie nun?

F. Dieſe Wendung hätte ich freilich nicht erwartet.

R. Wäre Altenſtein durch ſolche Schritte zu Maßregeln zu bewegen geweſen, unſer rationaliſtiſcher Freund hätte ſich aus bloßer Angſt vor der drohenden Sprache Leo's zum Werkzeuge unſerer Unterdrückung machen laſſen in demſelben Augenblicke, wo er von uns die Ausführung ſeines Plans gegen die kommende Reaction erwartete und hoffte. Und nach ſolchen Erfahrungen muß ich fortfahren, die Sache dieſer Menſchen zu führen; iſt es nicht widerwärtig?

F. Seien Sie damit nicht unzufrieden. Sie thun viel mehr als das, Sie führen die Sache nicht der vergangenen, ſondern der zukünftigen Generation, die ſich Ihnen mit Begeiſterung anſchließt.

R. Aber von den Alten ſollte man doch billig ſo viel erwarten dürfen, daß ſie wenigſtens den Muth hätten, ſtillzuſitzen und, da ſie nicht ſelbſt für ſich zu reden wagen, mindeſtens zu ſchweigen, wenn wir ihre Sache führen. Verſtänden ſie auch nur paſſiv zu ſein ſie wären unverwüſtlich. Und dieſe Kant'ſche, aller Tyrannei unerreichbare Freiheit des Gewiſſens, die die Rationaliſten erobert haben, iſt etwas werth.

F. Wenn die Herren ein Gewiſſen haben.

Hiermit endete die Unterredung, die erſte, die ich mit Hermann Franck hatte, die mir aber immer im Gedächtniß geblieben iſt und die ich im Weſentlichen treu wiedergegeben zu haben glaube. Die Gegenſtände dieſer Unterredung werden hoffentlich alt genug ſein, um die grellen Schlaglichter ertragen zu können; die Perſonen aber, die etwa noch am Leben ſind, mögen ſich des roſigen Lichts erfreuen und die Nothwendigkeit ihrer Erwähnung in dieſem Zuſammenhange einſehen.

5. Ein Brief.

Hermann Franck blieb nicht lange bei der Zeitung

Verfügung, so daß Kapitalien nicht mehr zu haben sind, und wenn sie zu haben sind, nur zu sehr hohen Zinsen. Die Folge davon ist, daß die Unternehmer, welche Kapitalien brauchen, um ihre Betriebe zu erweitern, oder neue Betriebe zu eröffnen, nicht mehr in der Lage sind, dies zu tun, weil sie die hohen Zinsen nicht bezahlen können. Es ist also eine Stockung in der Produktion eingetreten, und diese Stockung hat zur Folge, daß die Arbeiter, welche in den Betrieben beschäftigt waren, die erweitert werden sollten, oder in neuen Betrieben, die eröffnet werden sollten, keine Arbeit finden. Es ist also eine Arbeitslosigkeit eingetreten, und diese Arbeitslosigkeit ist die Folge davon, daß Kapitalien nicht mehr zu haben sind.

Wenn wir nun fragen, wie kommt es, daß Kapitalien nicht mehr zu haben sind, so müssen wir sagen, es ist eine Kapitalknappheit eingetreten. Und diese Kapitalknappheit ist die Folge davon, daß die Kapitalien, welche vorhanden waren, nicht mehr in der Lage sind, sich zu vermehren, weil sie nicht mehr in der Lage sind, Zinsen zu erwirtschaften. Es ist also eine Stockung in der Kapitalbildung eingetreten, und diese Stockung ist die Folge davon, daß die Kapitalien, welche vorhanden waren, nicht mehr in der Lage sind, sich zu vermehren, weil sie nicht mehr in der Lage sind, Zinsen zu erwirtschaften.

Wenn wir nun fragen, wie kommt es, daß die Kapitalien nicht mehr in der Lage sind, Zinsen zu erwirtschaften, so müssen wir sagen, es ist eine Stockung in der Produktion eingetreten, und diese Stockung ist die Folge davon, daß die Kapitalien, welche vorhanden waren, nicht mehr in der Lage sind, sich zu vermehren, weil sie nicht mehr in der Lage sind, Zinsen zu erwirtschaften.

Wenn wir nun fragen, wie kommt es, daß die Kapitalien nicht mehr in der Lage sind, Zinsen zu erwirtschaften, so müssen wir sagen, es ist eine Stockung in der Produktion eingetreten, und diese Stockung ist die Folge davon, daß die Kapitalien, welche vorhanden waren, nicht mehr in der Lage sind, sich zu vermehren, weil sie nicht mehr in der Lage sind, Zinsen zu erwirtschaften.

und den Titel veränderten wir in „Deutsche Jahrbücher". Dadurch fristeten wir das Leben der Zeitschrift noch um anderthalb Jahr. In dieser Zeit hat sich Franck, der damals in Dresden wohnte, sehr lebhaft für sie interessirt, obgleich er außer seinem Aufsatz über Raumer's „Italien" nichts geschrieben hat.

Der Einfluß Echtermeyer's auf das Blatt hörte mit der Uebersiedelung nach Dresden auf. Er zog sich zurück und nahm wirklich eine etwas gegnerische Stellung ein, namentlich war er über Ludwig Feuerbach's Verdienst nicht mit mir einverstanden. In unserer Meinung über Bauer, die Sophisten und Communisten stimmten wir überein. Doch waren diese wie andere verkehrte Consequenzen der Feuerbach'schen Kritik damals noch nicht weit genug entwickelt, um ganz gewürdigt zu werden. Je mehr sich Echtermeyer zurückzog, desto mehr verkehrte ich mit Hermann Franck, und es war mir allemal eine große Freude, wenn er sich mit einer Woche besonders zufrieden zeigte. Er war übrigens schwer zu befriedigen, umsomehr Eindruck machten seine günstigen Urtheile. So erinnere ich mich noch heute, daß er einmal sagte: „So etwas habe ich lange nicht gelesen, das erinnert an Lessing, aber es ist so stark im Widerspruch mit Allem, was man hier gewohnt ist, und schneidet so scharf ein, daß ich schon sehr ernste Drohungen gegen das Blatt gehört habe." Wie grausam man im letzten Jahre gerade die besten Sachen durch den Censor zerstören ließ, wußte er. Dann kam der kleine Aufsatz über „Die Wallhalla von König Ludwig von Baiern", in dem der Stil des Verfassers ganz nachgeahmt und sehr hübsch komödirt war. Franck besuchte mich und sagte:

„Wie haben Sie es nur möglich gemacht, dies zu drucken?" Ich gestand, daß ich es selbst nicht erwartet hätte, daß aber der Censor die Absicht des Verfassers übersehen haben müsse.

F. Das ist ja wol nicht möglich. Jedermann wird davon betroffen und in Berlin hat der Scherz, wie ich höre, eine hohe Person so zu lachen gemacht, daß sie sich fast mit ihrem Stuhl überschlagen hat. Die Wirkung ist unvermeidlich; aber ich fürchte, Sie stehen sich seitdem besser mit Berlin als mit Dresden. Ich glaube nicht, daß man hier Spaß versteht. Man wird Ihr Journal verbieten.

R. Man droht mir in Wahrheit damit, obgleich es absurd ist. Sie verböten ja damit ihr eigenes Imprimatur.

F. Gerade dieser Scherz mit der Wallhalla wird sie überzeugen, daß sie sich auf den Censor nicht verlassen können. Und dadurch, daß man Sie aus der Philosophie und Politik herausgeworfen und Sie so nur zu größerer Lesbarkeit gezwungen hat, ist wider Erwarten Ihre Wirksamkeit ausgedehnt worden. Man fange an, Ihr Blatt in Kreisen zu lesen, wohin man entschlossen sei, das Gift nicht hinabdringen zu lassen, das hat mir gestern der H. v. L. gesagt; was wollen Sie mehr?

R. Ich fürchte, wenn die Herren einmal entschlossen sind, haben sie hundert Gründe für einen; nur dachte ich, sie würden uns durch die Censur tödten. Das verstehe ich; aber etwas verbieten, dem man selbst das Imprimatur gegeben hat, das verstehe ich nicht.

F. Sie haben es einmal zu einer Bedeutung gebracht, die Schrecken erregt, und der Schrecken hat seine eigene Logik!

R. Es wird ein wahrer Hexenproceß, den man gegen mich einleitet. Sie werden sagen, ich hielte es mit dem Teufel und der verblendete den leipziger Censor.

F. Das oder etwas Aehnliches. Aber was haben Sie denn mit dem Herrn von Nostitz und Jänckendorf gehabt? Er ist aufs äußerste entrüstet.

R. Als der leipziger Censor eine ganze Baumschule meiner Einsendungen von den verschiedensten Urhebern vertilgte und verstümmelte, begab ich mich zu dem würdigen und wahrhaft freigesinnten Herrn von Lindenau. Ich hatte ihn seit meiner Eingabe über eine Akademie in Dresden nicht wieder gesehen. Er ist mir sehr zugethan und freute sich, als er mich wieder erkannte. „Sagen Sie mir Ihren Namen nicht, ich erkenne Ihr Gesicht!" begann er, als ich hereintrat; der Bediente hatte ohne Zweifel irgendetwas Verkehrtes für meinen Namen gesagt; darauf besann er sich und dann hörte er mir aufmerksam zu. Eine Probe der leipziger Verwüstung betrachtete er kopfschüttelnd. „Um was handelt es sich denn, um theologische oder um politische Ketzerei?" fragte er. „Ich fürchte, um Beides", erwiderte ich, „und wir sind genöthigt gewesen, uns fast ganz aus beiden Gebieten zurückzuziehen." „Theologisch", fuhr er fort, „ist die Sache der Freiheit in Deutschland entschieden, was auch immer geschehen mag, aber politisch aus uns etwas Vernünftiges zu machen — da weiß ich wahrlich keinen Rath und ich fürchte, lieber Herr Doctor, auch Sie nicht. Doch sollte es mir herzlich leid thun, wenn Sie nicht wieder mit den Autoritäten zurecht kämen. Ich kann nicht viel thun. Schreiben Sie W., daß Sie mich gesehen haben und was ich wünschte. Aber das reicht nicht aus. Gehen Sie doch zu dem Herrn Minister des Innern, sagen Sie ihm, ich hätte Sie dazu veranlaßt, und sprechen Sie mit ihm. Er ist ein Mann, der die Literatur liebt; sehen Sie zu, daß Sie sich mit ihm verständigen."

F. Und das mislang Ihnen?

R. Ich glaube vollständig. Ich entdeckte nichts von einem Liebhaber der Literatur in dem Manne. Er verlangte mit dürren Worten: ich hätte den Ton und die Tendenz des Journals zu ändern, und als ich erklärte, das hieße, ich hätte die Redaction, alle Mitarbeiter und die Principien der Philosophie zu ändern, wurde er böse und fuhr mich an: das hätte er nicht gesagt. Ich erwiderte, das läge aber in seiner Foderung, die eine Unmöglichkeit enthalte. Wir wollten nichts als die freie Discussion in allen Wissenschaften und erkennten dabei keine Autorität an, sondern ließen der Entwickelung freien Lauf. Natürlich war dies nur Oel ins Feuer geschüttet und ich mußte hören, das wäre es eben, was man nicht dulden könne, daß wir Alles, was den Menschen heil

Ich schließe mich dem Antrage des Herrn Abgeordneten Dr. Lasker an, und bitte, ihn anzunehmen.

Präsident: Ich bitte diejenigen Herren, welche den Antrag des Herrn Abgeordneten Dr. Lasker annehmen wollen, aufzustehen.

(Geschieht.)

Das ist die Majorität; der Antrag ist angenommen.

Ich eröffne die Diskussion über den Antrag des Herrn Abgeordneten Dr. Lasker.

Ich schließe die Diskussion.

wechſelung in dieſen Geſchäften und zum Vorſitz in den Verſammlungen der Mitglieder, genug wären. Dieſe einfache Form wurde angenommen, die Stifter zahlten das erſte mal fürs ganze Jahr voraus und machten ſich verbindlich, ihre Freunde mit heranzuziehen.

So trat dieſe Geſellſchaft ins Leben, zuerſt im Café français an der Promenade, dann in der Stadt und beſteht, wenn ich nicht irre, noch immer. Hermann Franck wurde zum Rendanten, ein dresdener Schriftſteller, Herr von Brunnow, wurde für das Leſezimmer und ich ſelbſt zum Vorſitzenden der Geſellſchaft gewählt.

Man hatte uns die Anſchaffung der Journale überlaſſen, nachdem die vorzüglichſten gleich im Anfange genannt worden waren. Die franzöſiſchen Oppoſitionsjournale, wie den „National", konnte man damals nicht durch die Poſt beziehen, wir erhielten ſie in Packeten. Dagegen waren alle engliſchen Zeitungen frei. Wir wählten die „Times"; und was wir erwartet hatten, geſchah, die Engländer in Dresden wandten ſich unſerm Muſeum zu, um das unentbehrliche Blatt dort zu leſen.

Dies aber erregte einen förmlichen Aufruhr. Die Engländer legten die Beine auf die Tiſche, hieß es, wären eine unausſtehliche Geſellſchaft, und die „Times" wäre ſo theuer als alle andern Zeitungen zuſammengenommen. Die Unzufriedenen verlangten Abſchaffung der Engländer und der „Times", die man ja doch nicht leſen könne. Eine Verſammlung wurde zuſammenberufen und die heftigſten Reden gegen die „Times" gehalten, die für unſere Mittel viel zu koſtſpielig ſei. Franck wies zuerſt nach, daß die Engländer die „Times" vollkommen bezahlten. Es war aber gerade die Hauptbeſchwerde, daß die Engländer unbequeme Gäſte wären, und da nun außer ihnen kein Menſch die „Times" läſe und ſie nur der „Times" wegen kämen, ſo würde man die Engländer los, wenn man die „Times" abſchaffte, und die übrige Geſellſchaft verlöre nichts dabei.

Der weitere Verlauf dieſer Erörterungen iſt höchſt drollig und war für Franck immer eine heitere Erinnerung, auf die er ſehr häufig zurückkam. Ich ergriff nämlich das Wort, um im Namen der Vorſteher eine Mittheilung zu machen: Wir hätten gemeint, daß wir die bedeutendſten deutſchen Zeitungen anſchaffen müßten, die plattdeutſchen nicht ausgeſchloſſen. Dies ſei auch in der erſten Verſammlung genehmigt worden. Nun ſeien zwar unſere plattdeutſchen Brüder jenſeit des Kanals etwas flegelhaft, aber nur der plattdeutſche Stamm beſäße Preßfreiheit, und die „Times" ſei bei all ihrer Roheit und Flegelhaftigkeit das vornehmſte preßfreie Blatt in germaniſcher Sprache. Daß nur die Engländer es leſen könnten, wäre ein ſehr unbedachter Scherz; engliſch oder niederdeutſch könne Jeder leſen, der nur das lateiniſche Alphabet kenne, deſſen dieſer Volksſtamm ſich jetzt bediene. Es ſei ein wunderliches Vorurtheil, daß man das Engliſche noch erſt lernen müſſe; dagegen ſei es ſehr wünſchenswerth, wenn die hochdeutſchen Mitglieder des Muſeums dieſes Vorurtheil ablegten und das einzige preßfreie germaniſche Blatt läſen, das wir beſäßen. Der Vorſtand lege ein ſo großes Gewicht auf die Beibehaltung dieſer Zeitung, daß er die Geſchäfte Andern überlaſſen müſſe, wenn man ſie abſchaffte. Jedoch könne für die „Times" und die franzöſiſchen Journale ein eigenes Zimmer mit einem runden Tiſch eingerichtet werden. Dies würde es den Engländern zugleich erſchweren, die Beine auf den Tiſch zu legen; und ſo ſchienen uns alle Wünſche der Verſammlung erfüllt zu ſein.

Vor dem humoriſtiſchen Eindruck, den dieſe unerwartete Wendung der Sache hervorbrachte, fiel alle Oppoſition zu Boden und die „Times" war erhalten. „Es war ein höchſt ergötzlicher Staatsſtreich", ſagte Franck. „Ihre Behauptungen ſind ſo kühn, daß ſie die Leute verdutzt machten." „Warum nennen Sie meine Erörterung einen Staatsſtreich?" „Wir hatten Sie zu Ihrer Mittheilung ja gar nicht autoriſirt!" „Aber Sie konnten mir widerſprechen." „Wer hätte da widerſprechen mögen? Ich gäbe was darum, wenn ich die Scene noch ein mal erleben könnte!" Bei dieſer Erzählung werden ſich manche unſerer gemeinſchaftlichen Freunde aus jener Zeit des Vorfalls mit Vergnügen erinnern.

9. Die Engländer.

Unſer Geſpräch fiel bei dieſer Gelegenheit auf die Engländer. Franck theilte den Widerwillen der Deutſchen gegen ſie durchaus nicht. Freilich, pflegte er zu ſagen, muß man ſie nicht nach ihrer Erſcheinung in der Fremde beurtheilen, man muß ſie in ihrem eigenen Lande kennen lernen. Etwas Steifes und Verlegenes klebt ihnen an, das iſt wahr, man legt es aber oft mit Unrecht für Ungezogenheit und Hochmuth aus. Eher möchte ich ſagen, es iſt Beſcheidenheit. Der Engländer überſchätzt den Continent und namentlich die franzöſiſche Eleganz, die er eifrig ſtudirt, ohne ſie je zu erreichen. Es fehlt ihm die Leichtigkeit, die natürliche Beweglichkeit, die Phantaſie, welche der Grund aller geſelligen Kunſt iſt und wodurch die Franzöſinnen einen ſolchen Zauber zu üben. Der Engländer bewundert dieſe Kunſt, wie man einen großen Schauſpieler bewundern. Wenn er ſie ſelbſt ausüben will, ſpielt er eine Rolle, wie wir ſie ſpielen würden, wenn wir einen Liebhaber oder den Juden von Venedig auf der Bühne darſtellen ſollten.

R. Sie halten alſo die Tölpelhaftigkeit der Engländer nicht für Abſicht, ſondern für Naturell?

F. Ja und nein! In ihrer Verzweiflung an der Kunſt der Geſelligkeit werden ſie verlegen, und um ihre Verlegenheit zu verbergen, werden ſie grob. Wenn ſie ganz unter ſich ſind, iſt ihr Betragen das natürlichſte von der Welt. Etwas altväteriſch geben ſie ſich die Hände, wenn ſie ſich begrüßen, dabei iſt nichts zu beugen und zu knixen. Alsdann haben ſie ein großes Intereſſe daran, einmal aus dem Nebel hervorgucken zu können, deswegen fragen ſie gleich nach Wind und Wetter, wie man es auf dem Schiffe thut, wenn der Capitän in die Kajüte kommt. Auch vermuthe ich, daß ihr Klima nicht das geſündeſte, deswegen ſprechen ſie ſoviel von ihrem Befinden. Das Biedere und Ge-

Kapitel 3. Die Lehre vom Gesamtwillen.

Gesamtwillen, der Wille des Staates, ist nicht die Summe der Einzelwillen, sondern ein Wille, der über ihnen steht, ihnen gegenüber steht, ihnen gebietet, sie beherrscht. Er ist ein Wille, der sich durch Organe betätigt, die ihm dienen, die ihm gehorchen müssen, die ihm unterworfen sind. Er ist ein Wille, der sich durch Gesetze äußert, die für alle Einzelwillen verbindlich sind, die sie binden, die sie beherrschen. Er ist ein Wille, der sich durch Verwaltung und Rechtsprechung betätigt, die ihm dienen, die ihm gehorchen müssen, die ihm unterworfen sind. Er ist ein Wille, der sich durch Gesetze äußert, die für alle Einzelwillen verbindlich sind, die sie binden, die sie beherrschen. Er ist ein Wille, der sich durch Verwaltung und Rechtsprechung betätigt, die ihm dienen, die ihm gehorchen müssen, die ihm unterworfen sind.

alter mönchiſcher Stiftungen, dieſe Stiftungen den Armen und dem Cultus geſtohlen und von den großen Familien mit Heinrich VIII. blutigen Andenkens getheilt worden ſind? Können Sie es rechtfertigen, daß jährlich 10 Mill. Pf. St. dieſem großen nationalen Verbrechen, welches in der engliſchen Geſchichte Reformation heißt, geopfert werden? Aber erklären läßt ſich dies ſehr leicht. Die Söhne Derer, die es genommen, ſitzen mit gefalteten Händen auf den Geldſäcken, die eigentlich dem Volk gehören, die ſie aber nur öffnen, um bei den Wahlen mit ſchwerem Gelde ihre Parlamentsſtellen von dem Volke wieder zu kaufen. Es fällt ihnen nicht ein, die Geldſäcke ſelbſt aufzugeben. Das Volk erhält daher keine Erziehung, muß ſeine Armen durch Abgaben erhalten und ſelbſt ſeine Prediger verhungern ſehen. Cobbett in ſeinen Briefen an die engliſchen Pfarrherren gibt uns die unwiderleglichſten Beweiſe.

R. Dieſe Erklärung iſt freilich eher eine Anklage als eine Rechtfertigung.

F. Sie kommt wieder darauf hinaus, daß Alles für baares Geld gekauft wird, wie die Offizierſtellen, ſo die Parlamentsſtellen, und daß der Engländer unter allen Realitäten das Gold für die reellſte hält.

R. Und Sie glauben wirklich, daß keine einzige Parlamentsſtelle durch wirkliche Wahl beſetzt wird?

F. Außerordentlich wenige. Die meiſten durch die ſogenannte Patronage, viele durch entſchiedene Beſtechung oder Einſchüchterung, ſehr wenige durch unabhängige Wahlkörper.

R. Da ich nie in dem Lande geweſen bin, kann ich mir die Beſtechung und die Einſchüchterung beſonders bei der Suprematie des Geſetzes nicht denken.

F. Der Lord ſchüchtert ſeine Pächter ein; wer gegen ſeine Candidaten ſtimmt, riskirt ſeine Pachtſtelle. Die Reichen in den Städten vereinigen ſich gewöhnlich mit der Torypartei und gehen dann von Haus zu Haus, um die Kaufleute und Handwerker merken zu laſſen, daß ſie ihre Kundſchaft verlören, wenn ſie nicht für ihren Candidaten ſtimmten. Dies iſt die Einſchüchterung auf dem Lande und in den Städten. Die Beſtechung wird theils durch freie Zeche bei den Wirthen, theils durch Agenten bewirkt, die wirklich Stimmen kaufen, beſonders wenn nur noch wenige nöthig ſind, um den Ausſchlag zu geben. Der Einſchüchterung, die unter der Form von Stimmenwerbung (canvassing) geht, kann man nie mit dem Geſetze beikommen, der Beſtechung nur ſehr ſelten. Was iſt z. B. mit folgendem Fall zu machen? Eine Schenkwirthin übte großen Einfluß auf ihre Kunden aus und die Tories wünſchten ſie der Gegenpartei zu entreißen. Wenn ſie gewonnen werden könnte, meinte das Wahlcomité, wäre der Sieg errungen. Der noble Lord macht ſich alſo mit ſeinen Freunden auf, um die Schenkwirthin zu beſuchen.

R. Der noble Lord? Sie meinen: „der Candidat".

F. Die Lords, die ſich wählen laſſen, ſind Söh
der ſitzenden Lords, oder nichtſitzende Lords, wie Lo
Palmerſton und Lord John Ruſſell. Unſer edler Candid
findet die Wirthin ſehr freundlich wegen der Ehre
Beſuchs; er faßt ſich ein Herz und fragt: „Habe
Hoffnung, was meinen Sie, Frau Cunnard?"
kann Ihnen keinen Erfolg verſprechen, Mylord,
werden wol einige Hundert Stimmen zurückbleiben
„Und iſt da kein Rath zu ſchaffen? Man weiß,
kennen den Wahlkörper." „Ich glaube, ich kenne
Leute hier im Ort, und eben darum kann ich Ih
keine Hoffnung machen." „Hm! hm!" In dieſ
Augenblick nähert ſich die Hauskatze der Frau Wirth
und der edle Lord wendet ſich an einen ſeiner Begl
und ſagt: „Herr Woodward, haben Sie je eine ſo
Katze geſehen? Was für ein ſeltenes Thier! Wo
ich die für meine Tochter haben könnte! Wollen
mir das Thierchen für 15 Pf. St. überlaſſen, Fr
Cunnard? Ich begreife, daß Sie ſich ſchwer da
trennen werden, aber es wäre mir eine große Gä
ligkeit!" Frau Cunnard überläßt ihm die Katze, wün
ihm das beſte Glück zu ſeiner Wahl und ſagt beim
ſchied: wenn er vielleicht noch eine Tochter hätte
noch eine Katze brauchte, ſo würde ſie ihm mit V
gnügen dazu verhelfen.

Kein engliſches Gericht würde dieſen Fall für
ſtechung erklären. Tauſende von Pfunden werden
dieſe und ähnliche Weiſe von Einzelnen, Millionen
den bei den Wahlen durch das ganze Land aufgew
Eine Auflöſung des Parlaments iſt daher ſehr oft
gleich die Auflöſung manches anſehnlichen Vermö
und nichts iſt gewöhnlicher in England, als daß
hört: der und der hat ſich durch Wahlkoſten zugr
gerichtet. So ſehr verſteht ſich das Kaufen und
Käuflichkeit von ſelbſt. Man kauft ſogar falſche Ca
candidaten, bezahlt ihnen alle Koſten und kauft
einen Theil der liberalen oder ultraliberalen Stim
um die Stimmen der Gegenpartei zu theilen.

Die eigentlich liberale Partei hat nicht die M
zu ſolcher Kriegführung. Sie muß ſich allerdings
auf die dauernden Intereſſen der Maſſen ſtützen;
ſie ſich aber an die Intereſſen und nicht an die P
cipien wendet, verſteht ſich auch bei ihr von ſelbſt.

R. Nun werden wir wieder eine Erklärung zu
haben, wie bei einer ſolchen Verderbniß des Volkes
und bei einer ſolchen Wahl unter dem Einfluß der
gemeinſten Vortheile das Parlament der Verachtung
der Staat dem Untergange entgehen können?

F. Dieſe Erklärung iſt allerdings ſehr nöthig,
denn England überhaupt das Land der Räthſel
So viel Misbrauch bei ſo viel vernünftiger Sitte
nur in der Sitte beruht ihre Freiheit, während
Geſetze meiſt ſehr tyranniſch ſind), ſo viel Unſittlich
und Käuflichkeit bei der biederſten Geradheit und
verläſſigkeit, ſo viel Verſtand bei dem düſterſten A
glauben, ſo viel Unwiſſenheit über den Continent
ſo viel Staatsklugheit in ſeiner Behandlung, ſo

---

der Burg der Preßfreiheit, dem Aſyl ſo vieler, die für ihre heimatlichen Verhältniſſe zu frei und aufgeklärt dachten. D. Red.

Reichsminister des Innern

Dr. Frick

eine nationale Lebensaufgabe, insbesondere in der poli-
tischen Gesellschaft, wohl mag er erhalten, sonst hätte
das deutsche Element einen schönen Vorgang ganz und
gar verloren. Was sagt, die Kunst sei das Höchst ih-
rer Zeit, der Staat scheint mehr zu sein; denn gleichwie
die staatliche Genußsucht heutzutage in allen Schichten
des Bürgerlichen den sittlichen Halt untergraben hat, so
steht auch die wuthende Empfindungswuth, zum Mäch-
tigen hinübergeeilt, mit der gesammten Kraft der jungen
Produzenten der Parnaßgedanken im engen Mäeen-
thume, viel Weiten und wenig Kommt! Eine Unzahl
von illustrirten Büchern, die den Publicum mit einem
lieben gastfreien daß denkenden Kind in die Hände ge-
stellt werden, beweist dies am besten. Diese unter-
fangen die Dankbarkeit, jeden den Blick des Lesers vom
geistigen Schatz des Buchs ab und lenken die Aufmerk-
samkeit auf den kunstreichen Einband, welche die Schön-
heit des Inhalts bemächtigt. Kurz, der Buchmeinschaft,
der Einbandkunst gilt mehr als allen Werken Schillers
gestellt. Dieser Schändlichen bringt natürlich viele junge
Leute auf den Gedanken: Büchermachen, das muß etwas
sehr leichtes sein! Sie übertreiben einen sich Gedicht
Anmerkung, wenn man dieses rohe Deingen unbe-
geisterter Thoren zur Tempelschaft des Musenheiligen
gewahrt — Lieber wollen sie eintauschen für Künstlich-
men; jener Künstlinger im Fraut hält sich für eine
geniale Natur, laß gehören, als Kunstgenossen Männer
den Uebrigen den rechten Weg zu zeigen. Die Schwin-
gen der Genius sind schon gewachsen, wenn sie sich
hinaufgetragen, aus den durch eigene Schuld verlorenen
Paradies der natürlich-heiligen Kunst, über die Erde
hin und sucht sich in Schlangen seinen Vorgeschaft das
königliche Futter, und findet er nicht in der geistigen
Hungersnoth, entlebt hungerstoffen Jahrhunderten in be-
reicht er die Abwesgeheit deutscher Dichterfreuden und
ruht sich vom Faulengen aus! Daggen ist das Gefpenst
der Bücherwuchtet unermüdlich thätig, ist immer fleißig,
den Ewigen Juden, nicht bloß von Stadt zu Stadt,
nein, von Weltheil zu Weltheil und kommt den
Gegen europäischer Weisheit illustrirt in alle Colonien.
Indeß sie mutzen mit wie heue! Wir aber haben es
bislang noch mit Lebendigen und zwar mit folgenden
Neugebornen zu thun:

1. Neue Alm. Ein Gedicht von Eduard Schmidt. Ber-
lin, Lüderitz. 1855. 16. 15 Sgr.
2. Der Kaiserdom zu Speier. Ein Festspiel und von Franz-
Xaver Wolfgang Kohlbrenner. Speier, Kranzbühler.
Gr. 16. 10 Sgr.
3. Prinz Eugenius von Savoyen. Romangemälde von Emil
von Borberger. Halle, Mayer. 1855. 16. 8 Sgr.
4. Mährlein Germaniens. Dramatischer Festspruch, ge-
sammelt und herausgegeben von Karl Borromäus.
Berlin, Stuhr. 1855. 16. 1 Thlr.
5. Gedichte von Ernst Zell. Frankfurt a. M., Jäger.
1855. 8. 1 Thlr.

Nr. 1. Der Verfasser nennet seine romantisirende Er-
zählung in einem launevollen Vorliede dem, wie er sagt, das
hochstattsvornehmen Dichter Victor Hugo. Es kommen darin
unter anderen zwischen Preußen folgende Verse vor (S. 3):

Währ' eher Rad wie Blatt — und alles eine Saat
Zerreißt sich so Gedanken und Gestalt!

Das klingt allerdings à la Victor Hugo! Doch genug
der Einleitung. Jetzen, der reichste Frühling und der
im Waldkammer, hat unter seinen Blumen auch Veilchen
der rauh Kälte von Hugo war und dadurch die Tod der
Hoch geprägt hilft. Dem Gedicht, Nine-Alm, ebenfalls hohe
Hugo, ist ein Gedicht, welches wir erwähnt. Der ganze Hugo in
schwächer Nine's vorbeschlossen Leben und den Gedanken
Herr ist gut — aber! — in gar zu hohem Grade
spätern Hugo ungern herrscht. Bald darauf verwandeln
von seinen Neubauern, und den Gedanken, wie sie
Bischen von Bauernhof zu sagen, ein neues sehr Hugo
Rand machen hilft — und Hugo ist da:

Jener Ahnen, vor gestalten,
Wilden Jagdzug von Rittern aber
Ahnen ein Gott von Schlachten
Herrliche Bauern wagen
Für sich ungebrochen Schwerter —
Hoch, ungebrochen Sagen
Er bewahrt von ertönen.
Ihr Ahnen, ihr Ahnen, ihr Ahnen.

Einige dieser unmenschlichen Pfarrer brauchen sich
ein, um den alten Glauben, der nicht mehr der ihre
wollten, 15 Bollen zu bekommen; der Kaufer nannte
Hugo, der sich nicht mehr ihrer Ahnen, sondern
Erbe ernten um Religion. Jahen sich doch auch
Schwindsucht, Gedanken, Gedanken und viele Gedanken
15 alten Bauern. Der Hinzugekommene Nine-Alm ordnet
Morgend seinen Hugo an Hugo's Gedanken. S. 25 ff.:

Wieder Gedanken heißen Blicke,
Wieder Gedanken Hugo's Hugo,
Durchgeschnitten — er kann nicht weinen,
Denn wo Blicke sind, sind Hugo's Hugo,
Blick, der große Gedanken weinet
Thränenperle für den Gedanken,
Hoch er nicht sich auf — so Blicke
Drücken Hugo in den Gedanken,
Unter Gedanken neuen Hugo's Hugo
Hugo und Blicke sind in dem Hugo,
Wiederbringend, in voller Hugo Hugo,
Hugo streicht sein Blick und Gedanken
Immerdar seine Blicke Hugo.
„Blick gewonnen! Blick zu gewinnen!
Gnade nur, wenn Blicken wieder sich können!
Nach wo gewinnen — und Blicken
Blicke den Gedanken Hugo Hugo!“ —
Wieder Gedanken, wie gesagt, Hugo!
Wieder Blicken und wieder Hugo!
Hugo! Hugo wird sich erbarmen
Ihre Gedanken wie Blicken!
Wieder Blicken Hugo's Hugo!

Und so noch ein Lied weiter!

Wie sich Gedanken, und das Gedanken, auf Blicke, und
mit Blick sich nennt, richtet man Nine-Alm seine Be-
lung, wichtigen Hugo, wie verwechseln. Gedanken
und bellet er über den hochgelehrten Kathedersitzen, der Hugo
Hugo und Hugo sich seinen ganzen Nine-Alm
Die hohen Nine, Johns's Gedanken und Mahrer's
verstellt sich dem Schreibenden, die heißen Gedanken
sich Nine-Alm ist der ernsten Stunde seine Nine
will, doch selbst er Hugo, daß der Hugo das Nine-Alm
der königlichen Hugo zu seinen Gedanken
Hugo beschäftigt, mit Nine-Alm's Gedanken spielt. Er
um Mitternacht hinaus zu einer bevorgegangenen
Nine's heißt es:

Aus der Nine Nine-Alm
Hoch mit Hugo aus Nine-Alm.

Ruth Rose Hall
Ruth Rose Hall
Ruth Rose Hall

ßer Sorgfalt durchgeführt, ein wohlklingender Rhythmus nimmt für das Ganze ein. Z. B.:

Die Todtenstadt.

Ich grüße dich, du altes Speier,
Vom Völkerbaum ein welkes Blatt,
Du Stätte unſ'rer Trauerfeier,
Des deutſchen Reiches Todtenſtadt!

Du ſtehſt mit trauernder Geberde,
Umſchlungen vom Cypreſſenkranz,
Du birgſt im Grabesſchoos der Erde,
Was uns verblieb vom alten Glanz.

Der ward entführt vom Zeitenſtrome,
Zerſchmettert von des Schickſals Streich,
Und nur der Staub im Kaiſerdome
Blieb uns vom großen alten Reich.

So liegſt du da, mein altes Speier,
Vom Völkerbaum ein welkes Blatt,
Du Stätte unſ'rer Leichenfeier,
Des deutſchen Reiches Todtenſtadt!

Schön iſt auch das Gedicht „Die Sage", beſonders die Schlußſtrophen, worin der Geiſt der alten Sage mit dem Zeitgeiſt von heute hochpoetiſch getraut wird. Bei Manchem ſcheint uns der Ton im Verhältniß zum Gegenſtande zu weich zu klingen, z. B. in der „Sturmglocke"; doch iſt ſelbſt in dieſem Gedichte die erſte Strophe ausgezeichnet. Kleinere Mängel übergehen wir, da der Verfaſſer in artiſtiſcher Beziehung auf einer Höhe ſteht, daß er ſich dies Alles ſelbſt ſagen kann. Das letzte ſchwungvolle Lied „Frühlingsgruß" weiſt prophetiſch auf einen Völkerfrühling hin; die Länge deſſelben geſtattet uns nicht, es ganz abzudrucken, wir glauben jedoch unſern Leſern mit folgenden drei gleichſam ſich ſelbſt abſchließenden Strophen einiges Vergnügen zu bereiten:

Soll da das Menſchenherz noch immer
Verſtummen? Fühlt ihr es denn nicht,
Daß Vogelſang und Sonnenſchimmer
In geld'nen Klängen zu uns ſpricht?

Und fühlt ihr nicht, daß all die Felder
Mit Saatengrün und Lerchenſchlag,
Daß aller Blätterſchmuck der Wälder,
Daß Blütenſtrauch und Roſenhag

Und alle Luſt der Lenzgeſänge
Noch keinen wahren Frühling zeugt,
Solang im Jubel dieſer Klänge
Die Menſchenſtimme trauernd ſchweigt?

Nr. 3. Ein Cyklus von Gedichten über die militäriſche Laufbahn und die Heldenthaten Eugen's von Savoyen. Lebhafte Beſchreibungen der Schlachten bei Wien, Mohacz, Zentha und Belgrad, als Intermezzos die Anekdoten vom „Kleinen Abbé"; „Eugen im Löwenzwinger"; „Der Eunuche" u. ſ. w. Dreißig Anmerkungen kommen jenen Leſern, denen die hiſtoriſchen Nebenumſtände des Türkenkriegs aus dem Gedächtniß entſchwanden, zu Hülfe. Der Verfaſſer bemüht ſich ängſtlich, alle jene Gräuel, welche der türkiſche Fanatismus verübte, wieder zu erzählen. Z. B.:

Und mit tückiſch wilder Freude ſpießten an der todten Mütter
Starre Brüſte ſie den Säugling, ſchlachteten mit Mordluſt nieder
Schonungslos und ohn' Erbarmen zarte Knaben, ſchwache Greiſe,
Trennten von dem blut'gen Rumpfe dann das Haupt, das ſilberweiße.

Wenn der Verfaſſer blos als trockener Referent ſolcher Schandthaten auftritt, ſo beweiſt er uns hiermit zur Genüge ſeine äſthetiſche Schwäche. Und welcher Reim: „Mütter" und „nieder"! Einen ſchlechtern Reim hätte kaum die ganze deutſche Sprache aufzuweiſen. Einzelne Stellen des Büchleins zeigen deutlich genug, daß der Verfaſſer bereits metriſche Vorſtudien mit Glück gemacht hat; wir wollen eine derſelben, damit er uns nicht für einen kritiſchen Peſſimiſten halte, citiren:

Eugen vor Wien.

Wo Habsburgs glorreich Banner die Kaiſerſtadt umragt,
Da lagerte des Großherrn gewalt'ge Kriegesmacht
Und rings in weiter Runde ein unabſehbar Heer;
So wallet, brauſet, flutet das wild empörte Meer.

Dumpf ſtöhnend wogt herüber des türk'ſchen Hornes Zittern,
Und auf viel tauſend Zelten ſieht man den Halbmond flittern.
Gleich ſchwarzen Trauerfahnen, gepflanzt aufs ſtille Grab,
Fällt von den Silberkugeln der Roßſchweif ſchlaff herab.

Wie fernes Hochgewitter rollt hohl der Trommelklang,
Ihr altes Schlachtlied rauſchet die Donau zag und bang,
In ſchrillen Tönen raſſelt der Beckenſchlag dazu
Und heulend weckt das Echo manch donnernd Alla-hu!

Doch Grabesruhe decket die todesmuth'ge Stadt,
Die in den jüngſten Tagen ſo ſchwer gelitten hat,
Hoch auf dem Stephansthurme, da ſitzt der Kaiſeraar,
Der ſchlägt ſo matt und traurig ſein wundes Flügelpaar.

Nr. 4. Wie der Verfaſſer oder der Herausgeber den Titel „Humoriſtiſche Jagdgedichte" wählen konnte, iſt uns nicht klar; um da den Humor herauszufinden, dazu gehören ſehr gute Vergrößerungsgläſer. Uebrigens ſcheint der Herausgeber Alles, was er im Pulte des Verblichenen fand, ohne eine Auswahl zu treffen, in dieſem ſtarken Bande aufgeſpeichert zu haben. Wir ſind dieſe Nachläſſigkeit umſomehr zu rügen geneigt, als Bornemann ſich bereits durch frühere Werke: „Natur- und Jagdgemälde", „Das weidmänniſche St.-Hubertusfeſt", „Soldatenlieder" einigen Ruf erworben; er hätte alſo wol die Aufmerkſamkeit verdient, daß ſein Nachlaß geſichtet und geordnet, wie es doch bei ſeinen „Plattdeutſchen Gedichten" geſchah, vor dem Publicum erſcheine. Denn damit iſt es noch nicht abgethan, daß Rückert mit einem Gedichte, das juſt nicht zu ſeinen beſten gehört, dem Buch den Geleitſchein in die Welt gibt. Es wird ſich das große Publicum an dieſem Werke nicht ſtark betheiligen, da es beinahe durchgehends in der Waidmannsſprache geſchrieben iſt, daher es ſich nur ſpeciell zu Geſchenken für Freunde der Jagd eignet. Es befindet ſich zwar am Schluſſe eines jeden Gedichts eine Reihe von Anmerkungen, welche dieſe techniſchen Ausdrücke ins Hochdeutſche übertragen; dies wird es doch erſt recht das Buch Vielen ungenießbar machen, denn muß der Leſer bei jeder Strophe nachſchlagen, wie in einem Lexikon, ſo verliert die Lectüre allen Reiz; wer jedoch ſelbſt die Büchſe in Wald und Feld gehandhabt, für den ſind dieſe Anmerkungen ganz überflüſſig. Wir glauben hiermit „fährtengerecht" dieſe unhumoriſtiſchen Jagdlieder „angeſprochen" und den übrigen kritiſchen Scharfſchützen das „Spüren" erſpart zu haben. Dieſe Gedichtſammlung iſt ein Rudel „Schwarzwild", aus dem einige Dutzend „Stück" ohne weiteres „abgeſchwartet" zu werden verdienen.

Nr. 5. Gedichte vermiſchten Inhalts, Lieder, Sonette, Canzonen und Ghaſelen, mitunter recht poetiſche Klänge, wenn ſich ein geſundes Gemüth und eine heitere, wenngleich nicht tiefe Lebensanſchauung ausſpricht; der Dichter bezeichnet ſie ſelbſt gut mit der Strophe:

Ein Liedchen frei geſungen
Mit friſchem, frohem Muth,
Iſt mehr als große Namen,
Iſt mehr als Geld und Gut!

Wir wollen dem Leſer die Ueberſicht des ſtarken Bandes erleichtern und kurz das Beſſere unter vielem Guten namhaft machen. Unter jenen, die ſich auf Venedig beziehen: „In

Bankruptcy Act, 1849—Petition—Affidavit—Debt—Bill of Exchange—Acceptance—Consideration—Fraud.

Where a petition for adjudication of bankruptcy was founded on an affidavit stating that the petitioning creditor was the holder of a bill of exchange for 100*l.* accepted by the bankrupt, and that the bankrupt was indebted to the petitioning creditor in the sum of 100*l.* for the amount of the bill, and the bankrupt swore that he had accepted the bill for the accommodation of the petitioning creditor, and that no consideration had been given for it, and that the petitioning creditor had fraudulently obtained it from him:—Held, that the petitioning creditor was not entitled to an adjudication.

Bankruptcy Act, 1849—Petition—Affidavit—Debt—Bill of Exchange—Acceptance—Consideration—Fraud.

Where a petition for adjudication of bankruptcy was founded on an affidavit stating that the petitioning creditor was the holder of a bill of exchange for 100*l.* accepted by the bankrupt, and that the bankrupt was indebted to the petitioning creditor in the sum of 100*l.* for the amount of the bill, and the bankrupt swore that he had accepted the bill for the accommodation of the petitioning creditor, and that no consideration had been given for it, and that the petitioning creditor had fraudulently obtained it from him:—Held, that the petitioning creditor was not entitled to an adjudication.

Bankruptcy Act, 1849—Petition—Affidavit—Debt—Bill of Exchange—Acceptance—Consideration—Fraud.

Where a petition for adjudication of bankruptcy was founded on an affidavit stating that the petitioning creditor was the holder of a bill of exchange for 100*l.* accepted by the bankrupt, and that the bankrupt was indebted to the petitioning creditor in the sum of 100*l.* for the amount of the bill, and the bankrupt swore that he had accepted the bill for the accommodation of the petitioning creditor, and that no consideration had been given for it, and that the petitioning creditor had fraudulently obtained it from him:—Held, that the petitioning creditor was not entitled to an adjudication.

Bankruptcy Act, 1849—Petition—Affidavit—Debt—Bill of Exchange—Acceptance—Consideration—Fraud.

Where a petition for adjudication of bankruptcy was founded on an affidavit stating that the petitioning creditor was the holder of a bill of exchange for 100*l.* accepted by the bankrupt, and that the bankrupt was indebted to the petitioning creditor in the sum of 100*l.* for the amount of the bill, and the bankrupt swore that he had accepted the bill for the accommodation of the petitioning creditor, and that no consideration had been given for it, and that the petitioning creditor had fraudulently obtained it from him:—Held, that the petitioning creditor was not entitled to an adjudication.

Bankruptcy Act, 1849—Petition—Affidavit—Debt—Bill of Exchange—Acceptance—Consideration—Fraud.

Where a petition for adjudication of bankruptcy was founded on an affidavit stating that the petitioning creditor was the holder of a bill of exchange for 100*l.* accepted by the bankrupt, and that the bankrupt was indebted to the petitioning creditor in the sum of 100*l.* for the amount of the bill, and the bankrupt swore that he had accepted the bill for the accommodation of the petitioning creditor, and that no consideration had been given for it, and that the petitioning creditor had fraudulently obtained it from him:—Held, that the petitioning creditor was not entitled to an adjudication.

Weib den Pantoffel schwingt, Schafskopf, verdienst du ihn! Drum leide, dulde und schweige! Mit dir wär' ich fertig, Tropf!" Sind es solche Geschmacklosigkeiten und Roheiten, die den Verfasser bewogen, seine Schrift einen „humoristischen" Versuch zu nennen? Und will uns der Verfasser über den Umgang mit Menschen belehren, während er nicht einmal zu wissen scheint, wie man als Schriftsteller mit einem gebildeten Publicum umzugehen hat?

Eine ernstere Erwägung verdient es, wenn der Verfasser bemerkt: „Manche Professoren erschöpfen sich in Dogmen und Doctrinen, um die sich 45 Millionen Deutsche niemals kümmerten und hoffentlich niemals kümmern werden", und dann hinzufügt: „Warum errichtet man auf Gymnasien und Hochschulen keinen Lehrstuhl für die unentbehrlichste aller Wissenschaften: die Wissenschaft, praktisch zu leben, und für die nothwendigste von allen Künsten: die Kunst, mit Menschen umzugehen? Gibt es doch deutsche Väter, die ihr Geld für Zweige des Wissens verschwenden, mit denen ihre Söhne niemals einen Hund vom Ofen locken werden ..... Wollt ihr eure Söhne bilden zum Leben, zur That, so eröffnet ihrem steigenden Fassen die heilsamen Lehren eurer eigenen Erfahrung und die anderer vom Schicksal geprüften Männer! Wappnet sie mit der nothwendigen Kenntniß des Lasters, dem sie begegnen oder in das sie gerathen können, und ihr gebt ihnen die beste Waffe, sich dagegen zu verwahren, während sie sonst von ihm überrascht und mit Sturm genommen werden." Es ist allerdings richtig, daß gegenwärtig Hunderte von jungen Leuten, nachdem sie die Schul- und Universitätszeit verstudirt, verträumt oder verjubelt und verschlemmt haben, dann plötzlich vor dem Leben wie vor einem ungeheuern Räthsel stehen, zu dessen Lösung sie den Schlüssel nicht haben, wie vor einem endlosen Labyrinth, für das ihnen der Faden fehlt, wie vor einem hochaufgethürmten Gebirge von Schwierigkeiten, über das kein gangbarer Pfad hinüberführt. Sie erwachen dann plötzlich wie aus langem Schlafe, und im Halbschlummer, im Uebergange vom Traume zum Wachen tasten sie dann nach allen Seiten blind und unsicher umher, stoßen überall an, oder verlieren sich auf Abwege und stürzen in Abgründe. Das rührt daher, daß bei ihrer Bildung und Erziehung das praktische und ethische Element gänzlich vernachlässigt wurde. Tausende von Vätern, die ihre Kinder der Schule anvertrauen, empfinden auch bereits sehr schmerzlich diesen Bruch zwischen Schule und Leben, der vielleicht noch größer ist als der zwischen Literatur und Leben. Nun könnte man sagen, diese Aufgabe müsse allein der Familie überlassen bleiben, aber ungerechnet daß die Schule die Menschen schon sehr früh fast ganz in Beschlag nimmt und die jungen Leute meist schon im Stadium der Halbreife ihrem älterlichen Hause entzogen werden, so sind auch die Aeltern meist durch die Ansprüche des modernen Lebens hinlänglich in Beschlag genommen und ja eben auch aus einer unpraktischen Bildungsschule hervorgegangen. Das Uebel wurzelt mithin in den Familien selbst, nicht sowol in den einzelnen als in der ganzen Atmosphäre des modernen Familienlebens, deren Einflüssen die einzelne sich nur mit Mühe, wenn überhaupt entziehen kann. Die Schule hat daher, namentlich bei unserm Volke, welches so sehr daran gewöhnt ist, sich schulen und dressiren zu lassen, in dieser Hinsicht eine große Aufgabe, von ihr könnte möglicherweise allmälig eine Regeneration der Familie ausgehen und jedenfalls würden die Staaten auf den Köpfen und Herzen einiger Hunderte von Lehrern, die vor Nahrungssorgen sichergestellt, praktisch und ethisch gebildet und für ihre Mission begeistert wären, sicherer ruhen als auf Bayonneten und Säbelspitzen, die nach ebenso vielen Zehntausenden zählen.

Der Verfasser ist seiner Grundgesinnung nach Demokrat, aber nach vielen Enttäuschungen, die er, wie er selbst gesteht, an sogenannten Republikanern erlebte, ist er zu der Ueberzeugung gelangt, „daß in unsern modernen Staaten ersten und zweiten Rangs die Republik niemals Boden behaupten würde, und in Deutschland am wenigsten", und zwar, weil unter den 45 Millionen Deutschen 30 sie nicht wollten und 15 Millionen zu schwach seien, sowol an persönlicher wie finanzieller Kraft, sie zu bewahren, wenn sie auch errungen wäre, angenommen auch, daß von den 15 Millionen, die sie allenfalls wollten, auch nur 15,000 die Energie haben sollten, mit Blut, Gut und Leben für sie einzustehen. „Und wer von uns, ihr Demokraten", ruft der Verfasser aus, „liebt sein deutsches Vaterland, unser edles Volk, das biederste aller Völker, so wenig, ihm einen so blutigen, kostspieligen und fruchtlosen Experimentalproceß an den Hals zu hängen?" Dieser „blutige, kostspielige und fruchtlose Experimentalproceß" ist ja übrigens unsers Erinnerns schon gemacht worden und es ist traurig, daß es dessen erst bedurfte. Die bloße Experimentalpolitik ist zu jeder Zeit die bedenklichste von allen.

Man stößt in dieser Schrift überhaupt auf ganz beherzigenswerthe Aussprüche, die freilich mit den mancherlei frivolen Anwandelungen des Verfassers in einem etwas auffallenden Widerspruch stehen. „Eine der niedrigsten Gemeinheiten der Menschen (sagt der Verfasser einmal) ist: ohne Beruf Dies zu bekritteln, was Andere in ihrem Privatleben thun und lassen, und die Handlungen eines Dritten, die sie nichts angehen, vor die Feme oder das Schwurgericht ihrer Anmaßungen zu ziehen." Er fodert dazu auf, einen erkannten Verleumder, wo man ihn treffe, zu züchtigen und zu brandmarken und die Gesellschaft guter und harmloser Menschen von einem solchen „Scheusal" zu befreien, sei dieses „Ungeheuer" auch ein Weib oder ein schönes Mädchen, „denn (fügt er hinzu) in einem schönen Körper wohnt mitunter eine ganz gemeine, zuweilen auch teuflische Seele". Um so inniger wendet sich des Verfassers ohne Zweifel liebenswürdiges Gemüth der Kinderwelt zu in dem Capitel „Laßt die Kleinen zu mir kommen!" Er meint: „Wer nicht mit dem guten Heinrich von Frankreich unter Kindern selbst zum Kinde werden kann, versteht und liebt kein Kind, wäre es auch sein eigenes"; er sagt, man dürfe sich dazu Glück wünschen, daß der Ausspruch: Erwachsene müßten mit Kindern stets nicht wie Kinder, sondern als Erwachsene sprechen, nicht von einer Deutschen, sondern von einer geistreichen, aber gemüthlosen Französin herrühre, und er ruft aus: „In dem Auge eines geistvollen Kindes liegt eine Welt; man muß sich nur heimisch darin zu finden wissen." Weiß der Verfasser denn nichts von der neuen wissenschaftlichen Entdeckung, daß diese Lieblichkeit im Blicke des Kindes eigentlich von dem „Parallelismus der Augenachsen" beim Kinde herrührt? Unsere Dichter werden also fortan nicht mehr die Lieblichkeit und Süße im Blicke eines Kindes besingen dürfen, sondern einfach den „Parallelismus der Augenachsen". Die Modernen dürfen nun auch nicht einmal an eine Seele glauben, die uns aus einem lieben Auge entgegenstrahlt, sondern überzeugt sein, daß auch dies wie Alles bloße willenlose Mechanik ist.

Warum der Umgang mit Menschen so schwierig ist, das erklärt uns der Verfasser sehr richtig in den Worten: „Unter vielen durch die Welt polirten Menschen, mit und ohne Geist, wirst du nur wenige finden, die die Grundehrlichkeit des Charakters, das aufrichtige Wohlwollen für ihre Nebenmenschen und die kindliche Herzensgüte gerettet haben, vorausgesetzt, daß sie sie je besaßen." Napoleon III. sagte in einer 1841 von ihm verfaßten Broschüre: „Hienieden sind alle Menschen mehr oder weniger Schauspieler; doch wählt sich ein Jeder sein Theater und sein Publicum selbst, und es richten sich alle seine Anstrengungen darauf und er setzt seinen ganzen Stolz darein, die Beifallsbezeugungen des Parterre seiner Wahl zu erlangen, wie Alexander an den Ufern des Indus des Beifalls der Athenienser als des schönsten Lohns für seine Anstrengungen gedachte." Aus diesem etwas naiven Geständniß geht hervor, daß, wer mit den Menschen auskommen und sie zu seinen Zwecken brauchen will, auch Schauspieler sein müsse, der durch eingeübte Stellungen und Geberden den Beifall seines Parterre

Ordinary Meeting, held on the 14th of March, 1833, a Paper was read, entitled "Observations on the Structure of the Organs of Hearing in Fishes," by Mr. Jacob Green, Professor of Chemistry, &c. in the College of Physicians and Surgeons of the City of New York.

The author commences his paper by remarking, that the organs of hearing in fishes have been but little examined, and that the accounts which we have of them are very imperfect. He then proceeds to describe the parts which he has discovered in the Sheepshead (*Sparus ovinus*, Linn.), and which he considers as corresponding to the membranous labyrinth of the higher animals. These parts consist of a membranous sac, which is divided into two cavities, and contains a calcareous body, which is also divided into two parts. The membranous sac is attached to the cranium by a ligament, which is perforated by a canal, through which a nerve passes to the sac. The author has not been able to discover any trace of the semicircular canals, or of the cochlea.

The author then proceeds to describe the calcareous body, which he has found in the sac. This body is composed of two parts, which are of a very irregular form, and are attached to each other by a ligament. The author has not been able to discover any trace of the semicircular canals, or of the cochlea.

nahe 2,400,000 Einwohnern. Dieſen ſtatiſtiſchen Angaben zufolge ernährt alſo die größte Hauptſtadt der Welt blos zwei Perſonen von jedem Hundert, deren Beruf es iſt, für das körperliche und geiſtige Wohl ihrer Mitmenſchen zu ſorgen, ſie zu bilden, zu verfeinern, aufzuklären, und darunter nahe 6000 Advocaten, die ja ganz unentbehrliche Leute ſein mögen, deren Vorhandenſein in ſolcher Maſſe aber gewiß auf keinen ſehr erfreulichen Zuſtand ſchließen läßt. Nimmt man das ganze England, ſo kommt ſogar nur ein Procent der Bevölkerung auf dieſe Claſſe.

In die Nachthälfte des londoner Lebens geleitet uns auch folgende Schrift: „The autobiography of a beggar boy; in which will be found related the numerous trials, hard struggles and vicissitudes of a strangely chequered life: with glimpses of social and political history extending over a period of fifty years.“ Es iſt dies alſo die Geſchichte eines Individuums aus jener Claſſe, deren Angehörige man auf ihrer tiefſten Stufe auch wohl die „City Arabs“ nennt und zu deren Beſſerung William Driver jetzt das Belvedere-Crescent reformatory gegründet hat. Doch was will ein ſo vereinzeltes Inſtitut im Pfuhl dieſer ſich immer wieder aus ſich ſelbſt gebärenden Demoraliſation ſagen? Inzwiſchen geht der „traffic in women“, obſchon er eine zeitlang von der „Times“ an die große Glocke der Oeffentlichkeit gehängt wurde, ungeſtört ſeines Weges fort, da noch kein Geſetz dagegen exiſtirt. Dieſer ſchändliche Handel wird von einer belgiſchen Jüdin, die jedoch das Geſchäft nur als Agentin einer großen Handelscompagnie betreibt, vermittelt und geht nach Frankreich, namentlich aber nach Hamburg, welches ſich, trotz des Rauhen Hauſes und ſo vieler übertünchter Frömmigkeit, in dieſem Artikel beſonders auszeichnet. Die Waare dazu liefert zumeiſt jenes unglückliche Geſchlecht der 50,000 needle women in London, die mit der härteſten Arbeit täglich höchſtens 4 Pence, oft noch weniger verdienen und denen es freilich ſchwer werden mag, mit 3—4 Pence täglichem Verdienſt den Weg der Tugend zu wandeln, welcher einer Lady oder einer Bankierstochter allerdings etwas bequemer gemacht iſt. Gegen den Sklavenhandel eifert man mit chriſtlicher Entrüſtung, aber dieſen „traffic in women“, wobei oft die ſchnödeſten Liſten und Vorſpiegelungen angewendet werden, findet die Mehrzahl trotz der Declamationen der „Times“ ganz in der Ordnung. Als eine Art Curioſum iſt zu erwähnen, daß man im Royal-Surrey-Theater gegenwärtig eine dramatiſirte Bearbeitung des obengenannten Mayhew'ſchen Werks gibt, in welcher der ſociale Gegenſatz des londoner Lebens auf eine „ſehr effectvolle“ Weiſe zur Anſchauung gebracht wird. Das Stück trägt denſelben Titel: „The great world of London.“ **H. M.**

Notizen.

Jahn als Volksdichter.

Pröhle kommt in einem kleinen Artikel der „Allgemeinen Zeitung“ (Nr. 125), der an H. R. Hildebrand's „F. L. von Soltau's deutſche Volkslieder. Zweites Hundert“ anknüpft, auch auf jene anonymen Lieder zu ſprechen, welche zu Anfang des Befreiungskriegs von Berlin aus und auf Jahn's Betrieb mit Abſicht verbreitet wurden, um auf die Nation zu wirken. Darunter befindet ſich auch ein Spottlied auf den Rückzug der Franzoſen aus Rußland: „Mit Mann und Roß und Wagen.“ Pröhle ſelbſt hat in ſeinem Buche über Jahn dieſen als den eigentlichen Verfaſſer bezeichnet, ohne jedoch einen Beleg dafür beizubringen. In ſeiner Notiz in der „Allgemeinen Zeitung“ erzählt nun Pröhle, daß er ſich um weitere Auskunft an den Profeſſer Bucher in Köslin, dem er die Notiz verdankte, gewandt und die Antwort erhalten habe, das in Rede ſtehende Lied ſei gleich in den nächſten Wochen nach dem Rückzuge der Franzoſen zu ſeiner (Bucher's) Kenntniß gelangt und man habe dabei erzählt, es ſei von Jahn; doch könne er, da er nie mit Jahn darüber geſprochen, dies weder beſtreiten noch verbürgen. Ich habe in Nr. 14 d. Bl. einige Mittheilungen über Jahn gebracht und angeführt, daß ich Jahn im Jahre 1842 erſuchte, mir für eine Sammlung deutſcher politiſcher Gedichte, mit der ich damals beſchäftigt war, unbekannte Lieder aus der Zeit der Befreiungskriege, wenn er deren wiſſe, zur Benutzung zugehen zu laſſen, wozu er ſich auch gern bereit erklärte. Er ſchickte mir dann auch ſpäter aus Freiburg ein von Mill verfaßtes Kriegslied, weraus ich in Nr. 14 eine Stelle mittheilte. Es iſt nun doch wol anzunehmen, daß, wenn Jahn der Verfaſſer des Liedes „Mit Mann und Roß und Wagen“ geweſen, dies Lied ſich ſchwerlich in ſeinem ſehr nachhaltigen Gedächtniß verloren und er deſſen nicht unterlaſſen haben würde, es mir mitzutheilen, was aber nicht geſchehen iſt. Das Gedicht auf die Flucht der Franzoſen iſt allerdings der Art, daß es Jahn wol gemacht haben könnte, aber ich glaube, daß Jahn überhaupt nicht gern mit Leuten die Zeit verlor, während er ſtets genug junge Leute um ſich hatte, die gern auf ſeine Ideen eingingen oder auch mit ihm ſeiner ſchnakiſchen Einfälle, für die er vielleicht auch zuweilen Reim fand, weiterſpannen. Auf dieſen Antheil an jenen anonymen Liedern dürfte ſich Jahn's Thätigkeit bei dieſer Production wahrſcheinlich beſchränken. Außerdem war ſein Name bei der preußiſchen Jugend erſtaunlich populär und konnte die Wirkung ſolcher politiſchen Gaſſenhauer nur ſteigern, wenn man das Gerücht verbreitete, ſie ſeien ſämmtlich von Jahn. Gegen mich hat er übrigens dieſer anonymen Volks- und Spottlyrik nie Erwähnung gethan, obſchon wir in Bezug auf meine Sammlung damals doch Manches durchſprachen.*)

H. Martin und der Druidismus.

Henri Martin's beliebte „Histoire de France“ iſt jetzt in vierter vermehrter und in einigen Partien gänzlich umgearbeiteter Auflage, die aus 16 Bänden beſtehen wird, erſchienen. Verfaſſer charakteriſirt ſeine Landsleute und verſichert, daß ſie trotz der Kreuzung mit Römern und Franken („ces vrais guerriers du Nord“), Hunnen und Burgundern noch ganz die alten Gallier ſeien, von denen es in den altrömiſchen Geſchichtsbüchern heiße: daß ſie ſich, ein Lächeln auf den Lippen, um ein Nichts tödteten und den Tod mit einer Art Verachtung herausfoderten, daß aber trotzdem kein anderes Volk ſo lebensluſtig und zum Plaudern geneigt ſei. Wie es vor Decennien eine Sekte von Urteutonen gab, die mit der zu Dem zu machen beabſichtigten, was etwa die Cherusker und Semnonen zu Hermann's Zeit geweſen, ſo gibt es gegenwärtig in Frankreich eine gelehrte Brüderſchaft, welche in den Ideen der modernen Franzoſen und ſelbſt ihre religiöſen Anſchauungen auf die altgalliſche Wurzel zurückführen will. An ihrer Spitze ſteht Henri Martin, außer ihm der Phyſiker J. Renaud, Carnot, der ehemalige Unterrichtsminiſter, und Jourdan, einer der renommirteſten Mitarbeiter des „Siècle“.

---

*) Durch eine Mittheilung der „Allgemeinen Zeitung“ aus Heidelberg vom 12. Mai wird die oben von mir ausgeſprochene Muthung vollkommen beſtätigt. Der Einſender, Dr. Gr[illenberger], nannte zur Zeit der Franzoſenflucht den Turnvater perſönlich in Berlin. Jahn habe, erzählt Dürre, einen von ihm erdachten Vers: „Mit Mann und Roß und Wagen — So hat ſie Gott geſchlagen“ und einige Reime wie den von „Trommelſtock“ und „Weiterrock“ dem Verfaſſer des Turnliedes „Wer gleichet uns Turnern, uns freien“ u. ſ. w. Ferdinand Auguſt mitgetheilt und dieſen aufgefodert, daraus ein politiſches Spottlied zu machen. Ferdinand Auguſt, nach ſeinem Adoptivvater Schlee genannt, habe ſich dieſes Auftrags zur Zufriedenheit entledigt, und es ſei nun von dieſem auch eine Melodie dazu beigegeben. Einer andern aus Nürnberg datirten Mittheilung der „Allgemeinen Zeitung“ zufolge iſt in der 1818 in der Realſchulbuchhandlung zu Berlin erſchienenen Sammlung „Deutſche Lieder für Jung und Alt“ der Ferdinand Auguſt auch als Verfaſſer des in Rede ſtehenden Liedes angegeben.

Mr. Bowman, Mr. Bowman, Mr. Bowman,

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Sammlung der Staatsverträge Oesterreichs.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erscheint und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Recueil des traités et conventions conclus par l'Autriche avec les puissances étrangères, depuis 1763 jusqu'à nos jours. Par **Léopold Neumann**, docteur en droit et professeur de droit des gens à l'université de Vienne. Tome I et II. In-8. Geh. 6 Thlr.

Zum ersten mal wird in diesem Werke eine Sammlung der Staatsverträge **Oesterreichs** mit fremden Mächten dargeboten. Die Wichtigkeit und Nützlichkeit des Werks bedarf keiner Rechtfertigung. Dasselbe ist auf **vier Bände** berechnet, die rasch hintereinander erscheinen werden. Der soeben erschienene **zweite Band** umfasst die Jahre **1801—15**. Namentlich wird eine grosse Anzahl noch nie veröffentlichter Actenstücke gegeben, da dem Verfasser, Professor des Völkerrechts an der wiener Universität, die freieste Benutzung der Archive zu diesem Zweck gestattet wurde.

In demselben Verlage erschienen folgende
wichtige diplomatische Werke:

Cussy (F. de), Dictionnaire ou Manuel-Lexique du diplomate et du consul. In-12. 3 Thlr.

——, **Réglements consulaires des principaux états maritimes** de l'Europe et de l'Amérique; fonctions et attributions des Consuls; prérogatives, immunités et caractère public des Consuls envoyés. Recueil de documents officiels et observations concernant l'institution consulaire, les devoirs, les obligations, les droits et le rang diplomatique des Consuls. In-8. 2 Thlr. 8 Ngr.

Martens (Ch. de), Le Guide diplomatique. Précis des droits et des fonctions des agents diplomatiques et consulaires; suivi d'un traité des actes et offices divers qui sont du ressort de la diplomatie, accompagné de pièces et documents proposés comme exemples, et d'une bibliothèque diplomatique choisie. Quatrième édition, entièrement refondue par l'auteur, avec la collaboration de *F. de Wegmann*. 2 vol. In-8. 4 Thlr. 16 Ngr.

——, **Causes célèbres du droit des gens.** 2 vol. In-8. 4 Thlr. 15 Ngr.

——, **Nouvelles causes célèbres du droit des gens.** 2 vol. In-8. 5 Thlr. 10 Ngr.

Mensch (F. A. de), Manuel pratique du consulat. Ouvrage consacré spécialement aux consuls de Prusse et des autres États formant le Zollverein, ou l'association de douanes et de commerce allemande, suivi d'un tableau des consulats qu'ont les États de cette union à l'étranger. In-8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Recueil manuel et pratique de traités, conventions et autres actes diplomatiques, sur lesquels sont établis les relations et les rapports existant aujourd'hui entre les divers États souverains du globe, depuis l'année 1760 jusqu'à l'époque actuelle. Par le baron **Charles de Martens** et le baron **Ferdinand de Cussy**. 5 vol. In-8. 14 Thlr.

Ein sechster Band hieraus erscheint demnächst.

Wheaton (H.), Histoire des progrès du droit des gens en Europe et en Amérique depuis la paix de Westphalie jusqu'à nos jours. Avec une introduction sur les progrès du droit des gens en Europe avant la paix de Westphalie. Troisième édition. 2 vol. In-8. 4 Thlr.

——, **Eléments du droit international.** Seconde édition. 2 vol. In-8. 4 Thlr.

Im Verlage von **Trewendt u. Granier** in **Breslau** ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Rudolph Gottschall — Sebastopol.

Dichtungen. 8. Eleg. brosch. 1 Thlr.

Inhalt. Der Doppeladler. — In der Kalamitabucht. — An der Alma. — Saint Arnaud. — Vor Sebastopel. — Die Griechin. — Balaklawa. — Die Tartaren. — Inkerman. — Sturm. — Christfest. — Die Unverzagten. — Todtleben. — Frühling. — Pelissier. — Der achtzehnte Juni. — Rachimeff. — An der Tschernaja. — Sancta Katharina. — Die Eroberung.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Frauenleben.

Novellen und Erzählungen
von
Louise von Gall.
Herausgegeben und eingeleitet von
Levin Schücking.

Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

Eine von **Levin Schücking** herausgegebene Sammlung derjenigen Novellen und Erzählungen seiner unlängst verstorbenen Gattin **Louise von Gall**, die von ihr als die gelungensten Schöpfungen ihres Talents betrachtet und noch von ihr selbst zur Herausgabe vorbereitet wurden. Ueber Louise von Gall urtheilt unter Anderm der bekannte Literaturhistoriker **Hillebrandt**: „Sie besitzt unter allen romandichtenden Frauen der Gegenwart wol die meiste Eigenthümlichkeit und stellt sich in ihrer Art mit der Dichterin Annette von Droste-Hülshoff zusammen.“ Die vorliegende Sammlung ist nicht willkürlich zusammengestellt, sondern bietet ein umfassendes Bild von Frauenleben und Frauengemüth, indem die einzelnen Novellen einer einzelnen Phase der weiblichen Entwickelung oder einer einzelnen Seite des weiblichen Charakters und Herzens entsprechen. So werden nach und nach — wie Schücking in der Einleitung sagt — das junge Mädchen mit seinen idealen Träumen, seinem Phantasieleben und seinen Launen, dann eine junge Frau, eine Mutter, die kluge, die geniale Frau, die Künstlerin, die alte Jungfer u. s. w. gezeichnet. Besonders bildet die Sammlung sonach eine anregende und unterhaltende Lectüre für Frauen.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus**. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig**.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, 1. Januar. 1838.

S. 361–364.

Memoiren und Briefe der Königin Hortense. Herausgegeben von dem Herzoge von Raguse. Aus dem Französischen. Stuttgart, Cotta. 1837. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Die Königin Hortense, Tochter der Kaiserin Josephine, Gemahlin des Königs Louis von Holland, Mutter des jetzigen Kaisers der Franzosen, Napoleon III., ist eine der merkwürdigsten Frauen unserer Zeit. Sie hat in ihrem Leben alle Stufen des Glücks und des Unglücks durchgemacht, und ihr Name ist mit den Namen der größten Männer unserer Zeit verbunden. Sie ist eine Tochter Napoleons, eine Schwägerin Napoleons, eine Gemahlin Napoleons, eine Mutter Napoleons, eine Freundin Napoleons, eine Verbannte Napoleons, eine Wiederkehrende Napoleons, eine Trauernde Napoleons. Sie hat Napoleon auf dem Throne gesehen, sie hat ihn in der Verbannung gesehen, sie hat ihn auf dem Throne wiedergesehen, sie hat ihn in der Verbannung wiedergesehen, sie hat ihn sterben sehen, sie hat ihn begraben sehen. Sie hat ihn geliebt, sie hat ihn gehaßt, sie hat ihn wiedergeliebt, sie hat ihn wiedergehaßt, sie hat ihn wiedergeliebt, sie hat ihn wiedergehaßt, sie hat ihn geliebt, sie hat ihn geliebt, sie hat ihn geliebt. Sie hat ihn geliebt, sie hat ihn gehaßt, sie hat ihn wiedergeliebt, sie hat ihn wiedergehaßt, sie hat ihn wiedergeliebt, sie hat ihn wiedergehaßt, sie hat ihn geliebt, sie hat ihn geliebt, sie hat ihn geliebt. Sie hat ihn geliebt, sie hat ihn gehaßt, sie hat ihn wiedergeliebt, sie hat ihn wiedergehaßt, sie hat ihn wiedergeliebt, sie hat ihn wiedergehaßt, sie hat ihn geliebt, sie hat ihn geliebt, sie hat ihn geliebt.

Ausfall zuvorzukommen, taugt nimmer etwas. Dieſe active Vertheidigung würde mit einem reinen Milizheere nicht wohl zu führen ſein. Gibt es aber nicht auch andere Angriffe als mit den Waffen, internationale Rechtsverletzungen, Chicanen und Beeinträchtigungen mancherlei Art, welche einen Staat zwingen, ſeine Ehre und das Wohl ſeiner Bürger durch gewaltſame Mittel zu wahren? Mag der Charakter eines ſolchen Kriegs die Vertheidigung ſein, die Kriegshandlung muß offenſiv werden und zur Offenſive über die eigenen Grenzen hinaus wird kein Milizheer je Das leiſten, was eine ſtehende Kriegsmacht leiſten kann. Wie war es 1813 ſelbſt mit der Stimmung der ruſſiſchen Armee? Und mit der ſchleſiſchen Landwehr nach der Schlacht an der Katzbach? Der Verfaſſer geht aber ehrlich zuwerke und hat ſelbſt zu viel Kriegserfahrung aus einer großen Zeit, die er als junger Offizier durchlebt, um nicht einzugeſtehen: „Ihrem militäriſchen Werthe nach haben die ſtehenden Heere, ſogar in der jetzigen Zeit ihres Verfalls, doch ſtets noch erhebliche Vorzüge vor den Milizheeren in ihrer jetzigen Beſchaffenheit.“ Er verſchmäht es ferner, „in die bei einem Theile der Zeitgenoſſen gäng und gäbe gewordenen Schmähungen gegen die ſtehenden Armeen einzuſtimmen“. Wir erkennen das gern an und achten die gründliche Forſchung, auf welche er ſeine Lehre zu ſtützen ſucht; möge er auch uns das Zeugniß geben, daß wir zu den vorurtheilsfreien Leſern gehören, die er ſich wünſcht.

Der Grundriß des Werks mag zeigen, wie ſyſtematiſch es angelegt iſt. Es enthält fünf Hauptabſchnitte: „Einleitung“; „Das ſchweizeriſche Volksheer, verglichen mit ſtehenden Heeren“; „Organiſation und Formation des durch Pikeniere und Pioniere verſtärkten Fußvolks“; „Taktiſche Verwendung des Fußvolks zum Gefechte“; „Militäriſche Strafen und Belohnungen, finanzieller Operationsplan“. Ein Anhang verſchiedenartigen Inhalts ſchließt das Werk. Daß der Verfaſſer nur vom Fußvolke ſpricht, iſt durch ſeine Baſis, die ſchweizeriſche Milizverfaſſung, gerechtfertigt.

Ueber die Einleitung müſſen wir von unſerer Ueberzeugung aus kurz hinweggehen. Die ſo verſchiedene Anſchauung des unſeligen Jahres 1848 würde nur unfruchtbare Erörterungen neu beleben. Daß dem Verfaſſer „der eine Punkt, wo endlich mit vereinter Kraft der Hebel anzulegen iſt, der Punkt, an dem Europa hinſiecht“, das ſtehende Heerweſen ſcheint, iſt uns vollkommen begreiflich, auch iſt dieſer Punkt keineswegs von ſeiner Partei überſehen worden; aber die Anſtrengungen, welche allerdings dagegen gemacht worden ſind, haben nur dazu gedient, daſſelbe zu befeſtigen, wenigſtens für eine lange Zeit, bis völlig veränderte politiſche und ſociale Verhältniſſe vielleicht eine andere Form der Wehrverfaſſung bedingen und möglich machen. Die Verſprechungen, die Conſcription abzuſchaffen, welche der Verfaſſer aus den Jahren 1814 und 1815 anführt, ſind doch wahrlich nicht ſo zu verſtehen, daß damit die ſtehenden Heere abgeſchafft werden ſollten, das iſt wol damals keinem Menſchen dabei eingefallen: nur die Conſcription par excellence, in der Form, wie ſie im franzöſiſchen Kaiſerreiche allerdings durch den unerhörten Menſchenverbrauch unerträglich geworden, ſollte aufgehoben werden. Was ferner von der Periode militäriſcher Revolutionen und Conſpirationen geſagt iſt, in der wir ſeit 40 Jahren leben ſollen, kann uns nicht beunruhigen, denn die Thatſachen „maſſenhafter Abfälle und Auflehnungen von Zwangsſoldaten“, welche hier aufgeführt werden, ſind — politiſche Präparate der Geſchichte. Betrachtet man die Urſachen, welche dazu führten, mit vorurtheilsfreiem Auge, ſo wird man zwar vom militäriſchen Standpunkte aus keinen Uebertritt, ſelbſt York's nicht, rechtfertigen, wol aber manche Erſcheinung aus den Verhältniſſen erklären können. Eigenthümlich nimmt es ſich freilich aus, York's That mit den elenden Putſchen von 1820 und 1821 oder gar mit der badiſchen Auflöſung in Einer Reihe figuriren zu ſehen; ebenſo neu erſcheint die Auffaſſung, daß Kaiſer Nikolaus durch die empörten Garden gezwungen worden ſei, den Thron zu beſteigen. Auch wir ſind der Meinung, daß einzelne Offiziere niemals den Verſuch hätten wagen können, ihre Untergebenen zum Abfall zu bringen, wenn dieſe nicht dazu reif geweſen wären, aber das lag nicht in dem Misbehagen des Zwangsdienſtes — was wir uns getrauen für jedes der aufgeführten Beiſpiele nachzuweiſen —, ſondern in ſehr verſchiedenen Urſachen, bei den jüngſten Exempeln aber darin, daß nicht mehr die wahren Kriegertugenden: Treue, Eidespflicht, Gehorſam und moraliſches Element, in jenen Truppen lebten. Wir möchten wol fragen, ob in den aus der Krim heimkehrenden Soldaten jenes bittere Gefühl, das ihnen der Verfaſſer zuſchreibt, den Gedanken wecken wird, „endlich einmal Rechenſchaft über die Mißhandlungen zu fodern“? Die Auswanderungen werden auch der Militärpflicht zugeſchrieben. Doch wenden wir uns zu dem Theil des Buchs, wo wir uns mit dem Verfaſſer auf Einen Boden ſtellen und mit ihm in gleichem Streben die Militärpolitik anerkennen, welche das thatſächlich Gegebene oder das kriegswiſſenſchaftlich als richtig Geltende im Kriegsweſen inſoweit ihrer Kritik unterwirft, als ſie es als irrig oder lückenhaft begreift und ſoweit ſie glaubt, etwas Beſſeres, Zweckmäßigeres an die Stelle ſetzen zu können.

Die Feſtſtellung der Begriffe Wehrverfaſſung, Organiſation, Formation iſt nicht ganz die unſerige, darauf kommt es aber nicht an. Die Anſichten des Verfaſſers über den Krieg ſind klar und auch dem Laien verſtändlich vorgetragen. Daß er, nach Machiavelli's Vorbild, einen beſtimmten Staat und hier natürlich die Schweiz im Kampfe mit dem Auslande zur Baſis ſeiner Reformvorſchläge macht, ohne irgendeinen beſtimmten Krieg im Auge zu haben, iſt ganz zweckmäßig, denn es gibt einen ſichern Ausgangspunkt. Ueber die große militäriſche Bedeutung der Schweiz in einem Kriege zwiſchen Deutſchland und Frankreich wird jeder denkende Militär einverſtanden ſein; die Schweiz hat ſich alſo mit aller Kraft gegen eine Beſetzung zu waffnen, wenn ſie ihrer Neutra-

Kaiserl. Gesandte und Ihr Kaiserl. Majestät Gesandte Ihro Kaiserl. Majestät Gesandte

Ihro Kaiserl. Majestät Gesandte Ihro Kaiserl. Majestät Gesandte

laſſen: ein Vorſchlag, welcher für dortige Verhältniſſe alle Beachtung verdient. Ehe er näher darauf eingeht, beleuchtet er erſt die Möglichkeit einer ſolchen Verſtärkung des ſchweizeriſchen Heers und findet dieſelbe begründet, räth aber, auf namhafte Autoritäten ſich ſtützend, dazu lieber die jüngern als die ältern Altersclaſſen heranzuziehen. Gewiß iſt die Elaſticität der Jugend, körperlich wie geiſtig, im Ertragen von Beſchwerden anzuerkennen, aber eben die letztere in ihrer Ueberreiztheit führt auch jene Erſcheinungen herbei, die wir mit Grauen 1813 bei den „Kindern", wie Napoleon ſelbſt ſeine jungen Soldaten, aber bewundernd nannte, bemerkt haben: der Verfaſſer hat ſie ja mit eigenen Augen in unmittelbarſter Nähe geſehen. In Preußen war auch die Rede davon, die Dienſtzeit früher als vor dem zwanzigſten Jahre beginnen zu laſſen, um das bürgerliche Verhältniß der Dienſtpflichtigen noch weniger zu ſtören, aber man ging nach reiflicher Erwägung, meiſt aus Sanitätsgründen, davon ab. Wenn auch der kurze Feldzug überſtanden wird, die Folgen und das Siechthum kommen nach, wenn auch erſt nach Jahren!

Der Spieß war die Hauptwaffe des Fußvolks bis zum 17. Jahrhundert und noch am Schluſſe deſſelben gab es ein Drittel Pikeniere ſelbſt im franzöſiſchen Heere. Die Vorzüge dieſer Waffe zum geſchloſſenen Angriff und, wenn freier Spielraum, auch im Einzelkampf ſind bedeutend, Montecuculi nannte ſie noch die Königin der Waffen, und das Volk, ſagt der Verfaſſer ſehr richtig, fühlt die Vorzüge derſelben heraus, denn es bewaffnet ſich überall damit, wo Feuergewehre fehlen: viele franzöſiſche Volontairs 1792, die ruſſiſchen Landwehren 1812, auch einzelne preußiſche 1813 führten zuerſt Piken; Ulanen, denen die Lanze zerbricht, verſchaffen ſich lieber bei Gelegenheit Bohnenſtangen mit Nägeln, als daß ſie der Waffe, zu der ſie Vertrauen haben, ganz entſagen — Referent kann das verbürgen. Mit der Pike will alſo der Verfaſſer das neu hinzukommende dritte Glied bewaffnet ſehen; dieſelbe kann außerdem als Jalon, Meßſtange, Springſtock, zur Aufſuchung von Furten, zum Lagerhüttenbau, zu improviſirten Schützenſtänden, zu Tragbahren für Verwundete u. ſ. w. gebraucht werden. Die Pikeniere tragen außerdem ein kurzes Seitengewehr und eine gezogene Piſtole, auf dem Marſche abwechſelnd das ſchwerere Schanzzeug und ſind mit einem grobleinenen Sacke verſehen, der mancherlei Dienſte leiſtet, zum Faſſen und Transport von Lebensmitteln, mit Erde gefüllt zu Sperrungen, ſelbſt zum Warmhalten der Füße und des Unterleibes im Bivouac. Nun wird freilich der Pikenmann mit dem Sack keine ſchöne Figur zur Parade ſein, aber im Felde gewiß diejenigen Dienſte leiſten, die der Verfaſſer von ihm verlangt, und dieſe ſind mannichfaltig. Er ſagt ſelbſt, daß für ſtehende Heere in ihrer jetzigen Organiſation die Einführung dieſer Pikeniere, die zugleich Pionniere und Krankenträger ſein ſollen, auf große Schwierigkeiten ſtoßen würde, und er beſtimmt ſie ausdrücklich nur für Milizheere, deren Fußvolk in zwei Gliedern rangirt iſt. Ueber den Werth des dritten Glieds, wenn es auch mit Feuergewehren bewaffnet, läßt ſich allgemein nicht aburtheilen, es kommt darauf an, welchen Gebrauch man davon macht. In Preußen bildet daſſelbe zum Gefecht die Schützenzüge und iſt zur Einleitung in aufgelöſter Ordnung beſtimmt, daher die preußiſche Infanterie eigentlich auch in zwei Gliedern kämpft. Außer den vom Verfaſſer angeführten Truppen, die in zwei Gliedern geſtellt ſind, gibt es aber noch mehr. Derſelbe bezweifelt, daß bei Leipzig das franzöſiſche Fußvolk in zwei Gliedern rangirt geweſen ſei, und ſpricht allerdings als Augenzeuge; aber der Befehl Napoleon's exiſtirt wirklich, er iſt aus Düben vom 13. October datirt und ſpricht ſich näher aus: „Seine Majeſtät erachten das Feuer und den Bayonnetangriff von drei Gliedern nicht von größerer Wirkung als von zwei Gliedern." Möglich, daß der Befehl nicht überall zur Ausführung gekommen, namentlich bei den Rheinbundstruppen.

Für die auf 150 Mann durch die Pikeniere verſtärkte ſchweizeriſche Compagnie ſchlägt der Verfaſſer abweichend von den bisher üblichen Formationen als Normalſtellung das Compagnieviereck vor, von den vier Zügen ſo gebildet, daß jeder eine Seite ausmacht. Die Fronte gibt der vorderſte Zug an, hinter ſeinen Flügeln ſtehen in links-, beziehungsweiſe rechtsum der zweite und dritte, hinter deren Queue, dem vordern parallel, aber Kehrt gemacht, der vierte Zug. Die Pikeniere ſtehen alſo bei allen Zügen innerhalb. Greift der Feind eine Flanke oder den Rücken an, bedarf es nur einer Wendung, um dahin die Feuerfronte zu bilden. Es würde über den Raum und Zweck d. Bl. hinausgehen, wollten wir dem Verfaſſer in alle die Combinationen folgen, durch welche er die eigenthümliche Taktik dieſer neuen Formation begründet; jene ſind ſcharfſinnig, dieſe iſt einfach. Wir hoffen, daß ſie von der „Militär-Literatur-Zeitung" mit der Aufmerkſamkeit, welche ſie verdient, beſprochen werde. Nur Eins erſcheint immer noch unbeſeitigt: dieſe Compagnien von 100 Feuergewehren und 50 Spießen ſind taktiſch noch zu ſchwach für ſelbſtändige Verwendung unter allen Verhältniſſen, namentlich zum Angriff. Auch ich bin der Meinung, daß die Compagnie jetzt bei der verbeſſerten Feuerwaffe die taktiſche Einheit ſein müſſe, aber dazu gehört auch eine genügende Stärke, damit ſie es bleibe. Eine öſtreichiſche Compagnie von 220, eine preußiſche von 250 Mann eignet ſich dazu, und dennoch muß man vor der Theilung des Bataillons unter allen Umſtänden, welche verlangt wird von Fanatikern des „Baalsdienſtes mit dem neuen Gewehr", wie ſie ein geiſtreicher General genannt hat, warnen. In die Einzelheiten der taktiſchen Betrachtungen und Vorſchläge können wir hier nicht näher eingehen, wir haben ſie aber mit dem größten Intereſſe geleſen, und wenn wir auch nicht überall einverſtanden ſind, namentlich Das, was der Feind gegen dieſe neue Feuertaktik unternehmen kann, nicht immer bedacht finden, ſo empfehlen wir ſie doch allen Militärs als eine anregende, Ideen erweckende Lectüre, mit dem alten guten Motto: „Prüfet Alles und das Beſte behaltet!" Ueber die Verſtärkung des

Bestimmungen des § 1 Absatz 1 und 2 des Gesetzes vom 1. Juli 1869 (Reichs-Gesetzbl. S. 317) und des § 1 Absatz 1 und 2 des Gesetzes vom 8. Juli 1875 (Reichs-Gesetzbl. S. 179) finden auf die Ausgabe von Banknoten durch die Preußische Bank keine Anwendung.

§ 2.

Die Preußische Bank ist verpflichtet, ihre Noten bei ihrer Hauptkasse in Berlin und bei jeder ihrer Zweiganstalten auf Verlangen des Inhabers gegen Reichskassenscheine oder Reichsgeld einzulösen.

§ 3.

Die Preußische Bank ist verpflichtet, ihre Noten bei ihrer Hauptkasse in Berlin und bei jeder ihrer Zweiganstalten auf Verlangen des Inhabers gegen Reichskassenscheine oder Reichsgeld einzulösen.

§ 4.

Die Preußische Bank ist verpflichtet, ihre Noten bei ihrer Hauptkasse in Berlin und bei jeder ihrer Zweiganstalten auf Verlangen des Inhabers gegen Reichskassenscheine oder Reichsgeld einzulösen.

§ 5.

Die Preußische Bank ist verpflichtet, ihre Noten bei ihrer Hauptkasse in Berlin und bei jeder ihrer Zweiganstalten auf Verlangen des Inhabers gegen Reichskassenscheine oder Reichsgeld einzulösen.

§ 6.

Die Preußische Bank ist verpflichtet, ihre Noten bei ihrer Hauptkasse in Berlin und bei jeder ihrer Zweiganstalten auf Verlangen des Inhabers gegen Reichskassenscheine oder Reichsgeld einzulösen.

§ 7.

Die Preußische Bank ist verpflichtet, ihre Noten bei ihrer Hauptkasse in Berlin und bei jeder ihrer Zweiganstalten auf Verlangen des Inhabers gegen Reichskassenscheine oder Reichsgeld einzulösen.

§ 8.

Die Preußische Bank ist verpflichtet, ihre Noten bei ihrer Hauptkasse in Berlin und bei jeder ihrer Zweiganstalten auf Verlangen des Inhabers gegen Reichskassenscheine oder Reichsgeld einzulösen.

§ 9.

Die Preußische Bank ist verpflichtet, ihre Noten bei ihrer Hauptkasse in Berlin und bei jeder ihrer Zweiganstalten auf Verlangen des Inhabers gegen Reichskassenscheine oder Reichsgeld einzulösen.

§ 10.

Die Preußische Bank ist verpflichtet, ihre Noten bei ihrer Hauptkasse in Berlin und bei jeder ihrer Zweiganstalten auf Verlangen des Inhabers gegen Reichskassenscheine oder Reichsgeld einzulösen.

Tausende von Privaten zahlen, das muß der Staat seinen Milizen geben, wenn er ihre kriegerischen Dienste gerecht und nach ihrem vollen Werthe belohnen will". Der bisher gewöhnliche Sold soll im Frieden bleiben, die Erhöhung als Kriegszulage aber erst nach dem Siege gezahlt werden. Dadurch freilich entsteht ein Mehrbetrag zu den Kriegskosten und dem Kriegsschaden, aber im glücklichen Falle wird er dem Auslande aufgebürdet und im unglücklichen wird durch die gerechte Belohnung der Krieger dem schweizerischen Volke in seiner Gesammtheit kein einziger Centime entzogen.

Wir sind etwas näher in dieses Capitel des Werks eingegangen, um die gründliche Consequenz desselben zu zeigen. Diese bekundet sich weiter in dem folgenden: „Der Staatscredit in Beziehung zum Kriegsaufwande." Wir erkennen darin den nationalökonomischen Schriftsteller, der alle schönen Phrasen verwirft und sich an die praktische, wenn auch ungeschmückte Wirklichkeit hält. Auf dies fremde Terrain kann Referent nicht folgen, er hält es für lächerlich, sich den Kritomanen unserer afterweisen Zeit gleichzustellen, die über Dinge urtheilen und absprechen, die sie nicht verstehen. Was er hier über freiwillige Anleihen, Papiergeld, Kriegsschuld, deren Verzinsung und Tilgung gelesen hat, erschien ihm klar und einsichtsvoll, doch bescheidet er sich und überläßt das Urtheil Finanzmännern. Was über das Interesse aller Parteien und Classen an der vollen und gerechten Belohnung des Heers später gesagt wird, ist so überzeugend, daß es allen Finanzministerien, Senaten, Parlamenten, Kammern, Landtagen Europas an das Herz gelegt werden sollte, nicht blos der schweizerischen Tagsatzung. Das Volk fühlt es auch, die Stiftung „Nationaldank" in Preußen würde sonst niemals einen gedeihlichen Aufschwung genommen haben. Es wird hierauf für die Militärpolitik der Schweiz bei der gerechten Belohnung des Heers mit Beziehung auf die internationalen Verhältnisse noch ein Mittel vorgeschlagen, das die Nachbarstaaten mit Ruhe erwarten können. Durch ein republikanisches Manifest wird die Institution der stehenden Heere nicht umgestoßen werden, selbst wenn es jedem Soldaten des Invasionsheers in die Tasche gesteckt würde. Es soll an die Völker und Soldaten Europas gerichtet werden, ihnen sagen, daß die Schweiz bei ihrem Unabhängigkeitskampfe auch zugleich darum die Waffen ergriffen hat, um Europa von der Last der stehenden Heere zu befreien, daß die wehrpflichtigen Soldaten noch die einzig Frohnpflichtigen, die einzigen weißen Sklaven sind u. s. w. Im Kriege gilt jedes Mittel; wir verdächten es der Schweiz nicht, wenn sie, angegriffen, auch dieses versuchte — helfen würde es ihr freilich weder bei Franzosen noch Oestreichern; wollte sie es aber schon im Frieden, wie der Verfasser meint, als Präservativ anwenden, so dürfte es leicht zu ihrem eigenen Schaden ausschlagen, oder bedarf sie etwa der freundlichen Beziehungen zu ihren Nachbarn gar nicht?

Im letzten Capitel wird endlich die volle Belohnung als einziges Mittel zum Siege dargestellt und deshalb zugleich von der Bewahrung der Disciplin und des so nothwendigen unbedingten Gehorsams abhängig gemacht. Der Verfasser gibt ehrlich zu, daß es daran selbst den im Auslande dienenden Schweizern fehlt und nach ihren demokratischen Ansichten fehlen muß. Er will nun jeden Ungehorsam und jede Nachlässigkeit mit Verwirkung oder Verminderung des erdienten Guthabens bestraft wissen. Mag es praktisch sein, unser militärisches Gefühl empört sich dagegen. Freilich setzt der Verfasser vortrefflich auseinander, wie die Stoffe und Triebfedern im Milizheere ganz verschieden von denen des stehenden Heers seien, wie die Führer und das Vertrauen zu ihnen beschaffen, wie auf den Enthusiasmus nachhaltig kein Erfolg zu bauen sei, darum also hier ein anderes Motiv wirken müsse, damit der unbedingte Gehorsam, der von jenem erzwungen werden kann, hier freiwillig geleistet werde, und dies Motiv sei die Gewißheit gerechter Belohnung. Eins paßt sich nicht für Alle! Wir geben unter solchen Prämissen auch die Geldbuße für das Milizheer zu, müssen sie aber für Krieger von Beruf zurückweisen.

Zum Schlusse wird noch eine Uebersicht der Maßregeln einer Militärpolitik im Sinne des Vorgetragenen und der Hauptbedingungen für den Sieg einer Milizarmee über ein gleich starkes stehendes Heer gegeben. Ein Anhang enthält Auszüge aus Macchiavelli, über militärische Strafen und Belohnungen und statistische Notizen über die wehrkräftige Bevölkerung der Schweiz, die Kosten der stehenden Heere in Europa, Belege für die heimliche Auswanderung von Conscriptionspflichtigen, Tabellen über Stellvertretungssummen und Betrachtungen über das englische Heerwesen und die projectirte neue Militärgesetzgebung in Frankreich. Jedenfalls dürfen wir dies Werk als bedeutend und inhaltsschwer der ernstesten Beachtung empfehlen, wenn auch aus entgegengesetzter Anschauung seiner Basis.

Karl Gustav von Berneck.

Romanliteratur.

1. Luise. Eine Erzählung von Klara Robert. Leipzig, Vogel. 1854. 16. 15 Ngr.

Nach dem Vorworte soll diese Erzählung den Zweck haben, der heranwachsenden Jugend, besonders jungen Mädchen, als einfache Vorkost zu dienen für die reichen und pikanten Genüsse der Romanliteratur. Damit ist denn also vom pädagogischen Standpunkte aus die schon seit etwa einem Jahrhundert bekämpfte Nothwendigkeit des Romanlesens für die liebe weibliche Jugend außer Frage gestellt und das Unternehmen, dieselbe darauf vorzubereiten, gerechtfertigt. Nun aber wird es immer noch gewichtige Stimmen geben, die da behaupten, ein junges Mädchen habe andere und bessere Dinge zu thun, als ihre so kurze Blütezeit mit Romanlesen zu verderben. Wo es sich, werden sie sagen, dennoch darum handelt, das Kunstwerk eines bedeutenden Schriftstellers kennen zu lernen, da müsse die gesammte Bildung einer Jungfrau sie schon zu einem Standpunkt erhoben haben, der wahrhafte Verständniß verspreche. Damit wäre denn eine besondere Vorschule als überflüssig bezeichnet, wie denn auch von dieser Seite betrachtet das vorliegende Büchlein keineswegs als diensam sich bewährt. Höchstens für den Genuß von Thee- und Bal

Ordinary Meeting, March 15th, 1886.

Mr. Alexander Siemens, Vice-President, in the Chair.

The Minutes of the Ordinary Meeting held on February 15th, 1886, were read and confirmed.

Mr. Alexander Siemens, Vice-President, in the Chair.

The Minutes of the Ordinary Meeting held on February 15th, 1886, were read and confirmed.

werden Männer von Fach die Erfindung zu würdigen und zu benutzen wissen. Die zweite Erfindung kann dagegen unsern Romanschreibern zugute kommen. Der Verfasser läßt nämlich alles vornehme Volk ohne Gnade zugrunde gehen, und gleich den beiden irischen Katzen, die sich gegenseitig auffraßen bis auf die Schwanzspitzen, bleiben nur die Kammerzofe und der Leibjäger übrig. Sie, die das ganze Buch hindurch sich nicht zu sehen kriegen, kriegen sich am Ende.

5. Des Lebens Wandlungen. Roman in drei Büchern von Franz von Elling. Drei Bändchen. Stuttgart, Mäcken. 1854. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Nach dem Vorworte ist dieser Roman die erste größere Arbeit des Verfassers, in den Jahren 1845—46 geschrieben und bereits durch eine vielgelesene Zeitschrift in längern Perioden der Oeffentlichkeit übergeben gewesen. Gesichtet, verbessert und theilweise umgearbeitet tritt er nun in drei Bändchen vor das Publicum. Referent glaubt eine ganz gute Aufnahme versprechen zu dürfen, sofern eine solche nicht streng abhängig ist von Foderungen der Kritik. Diese verlangt unter Anderm Begründung und Durchführung des Charakters. Nimmt man es damit nicht so genau, so muß die meistens sehr lebendige, mannichfaltige Scenerie ansprechen und man übersieht selbst, mitfortgerissen von dieser Lebendigkeit im raschen Wechsel der Scenen, dann auch wol manches Incorrecte in Sprache und Stil. Wir haben es eigentlich nur mit vier Personen zu thun. Paul, ein Jurist, geringen Herkommens; Victor, Mediciner, mit Aussichten auf Reichthum; Ernestine, Tochter eines geachteten Schriftstellers; Leontine, deren Vater ein brillantes Haus macht. Dadurch verlockt und vom Ehrgeiz gestachelt, verläßt Paul die liebliche Ernestine, heirathet die Andere und in dem ihn überströmenden Glanze gehen ihm allmälig die Augen auf, sodaß er sogar heimlich entflieht und nach Amerika übersiedelt. Gerichtliche Scheidung löst das Band vollends. Der Grund der Scheidung konnte kein anderer als böswilliges Verlassen sein und das Urtheil mußte nothwendig dem Entwichenen das Recht einer andern Heirath absprechen. Paul geräth in die äußerste Bedrängniß und erliegt endlich einem schweren Nervenfieber. Mittlerweile ist Ernestine ihm nachgeeilt. Ein gaunerhaftes Ehepaar beutet sie aus als Sängerin. Ueberall wird sie gefeiert und ist doch nichts als eine weiße Sklavin. Sie findet Erlösung durch den edeln reichen Blanchard und dessen Schwester. Auf einem ihrer Landhäuser ist auch Paul untergebracht und wird glücklich wiederhergestellt. Ein deutsches Consistorium hat in Amerika nichts zu sagen und die Beiden werden verbunden. Rückgekehrt in die Heimat, müssen sie sich einer nochmaligen Trauung fügen. Sie finden Victor wieder mit einer jungen Frau. Er hatte sich bethören lassen, Leontine zu heirathen und ihrem Vater sein Vermögen anzuvertrauen. Der größte Theil desselben geht verloren, der Vater gibt sich den Tod im Wasser, die Mutter muß einem Irrenhause übergeben werden, und die kränkelnde Leontine wird vom Tode erlöst. Jetzt sind die beiden Männer, nachdem ihre Leidenschaften, die so manche Wandelungen in ihrem Leben herbeiführten, durch diese Wandelungen, diese Schule selbst auf das rechte Maß zurückgeführt sind, mit einem bescheidenen Loose zufrieden und glücklich. Wie schon gesagt, fesseln viele Scenen, mögen hier und da die Farben auch verschwenderisch aufgetragen sein, doch unwillkürlich durch die aus ihnen unverkennbar hervorbrechende Wahrheit, und vorzugsweise wird das in mancherlei Gestalten vorgeführte Leben in Amerika den meisten Reiz für das größere Lesepublicum haben. Es ist anzuerkennen, daß der Verfasser bei seinen Schilderungen doch auch gerecht sein wollte. Die Gaunereien, die er in den Vorgrund stellt und die auch nicht füglich wegzudisputiren sind, lassen ihn beim Abschiede von Amerika nicht die andere Seite vergessen, und die Schilderung derselben ist dem schon genannten Retter aus aller Noth in den Mund gelegt.

6. Die Rebellen von Lübeck. Historischer Seeroman aus den Zeiten der Hansa von Adolf Banner. Zwei Bände. Dessau, Gebr. Katz. 1854. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Ein berühmter Name muß doch auch manches Unbequeme haben, weshalb es nicht unwahrscheinlich ist, daß eben deshalb Platen sich einen solchen Namen erst nach dem Tode wünschte. „Die Rebellen von Lübeck" sind dem Verfasser des „Jürgen Wullenweber" gewidmet, und es ist nicht zu bezweifeln, daß Karl Gutzkow Adolf Banner einige Dankesworte zugeschrieben hat, denn in unsern humanen Zeiten muß man doch wenigstens in den Schranken der Höflichkeit sich zu erhalten suchen. Es ist aber doch gewiß keine Freude, seinen Namen an der Spitze eines Buchs zu erblicken, dem nicht weniger als Alles fehlt, um das Lesen desselben nur einigermaßen erträglich zu machen. Die Geschichte Wullenweber's und der an ihm verübte Justizmord sind gegenwärtig wol als allgemeiner bekannt vorauszusetzen. Davon also hier weiter kein Wort. Nun aber soll das Buch ein Seeroman sein, und wirklich sind wir auch sogleich im ersten Capitel auf der Ostsee. Abgesehen davon, daß der Verfasser anzunehmen scheint, die Ostsee habe, was sie nicht hat, nämlich Ebbe und Flut, so sehen wir auch gar leicht, daß das gesammte Schiffswesen, dem wir uns ab und an hingeben müssen, jeder eigenen Anschauung entbehrt. Aber auch das Denken, Thun und Treiben der Menschen zu Wasser und zu Lande ist ein gemachtes, so sehr, daß wir Kinder beschäftigt zu sehen glauben, mit beweglichen Figuren irgendeine selbsterfundene Geschichte vor Augen zu stellen, wo denn mit einem einzigen Ruck Fallen und Aufstehen exercirt wird. Uebrigens sind, außer etwas Wiederräuferei, auch einige Liebesgeschichten im Buche, und eine unenträthselt bleibende „Bruderschaft der Meere", die sich durch edle Seeräuber manifestirt, soll wahrscheinlich dem Ganzen eigenthümlichen Glanz und Reiz geben. Wullenweber's Tochter Mathilde fährt in der letzten Zeile des zweiten Bandes richtig mit dem Hauptkorsaren Klemens aufs Meer hinaus. Es ist zu vermuthen, daß Niemand fragen werde, wo sie geblieben sind.

7. Morton Barney. Ein Roman von Aline von Schlichtkrull. Zwei Theile. Berlin, Stubenrauch u. Comp. 1855. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Referent mußte nach Ansicht der ersten Seiten zum Titel zurückkehren, um sich zu überzeugen, daß er wirklich das Werk einer Dame vor sich habe, denn Alles, was man in Form und Wesen mit dem einzigen Worte „Ausdruck" bezeichnen mag, ist durchweg männlichen Charakters. Später freilich, wo wir sehen, daß vorzugsweise nur das weibliche Personale Gestalt und Farbe hat, und wo wir näheres Einsehen in die Behandlung des Stoffs gewinnen, schwindet jeder Zweifel, und nur jener „Ausdruck", sowie die Anschauungsweise vom Leben und seinen Bedingungen bleiben unverändert. Sie berechtigen zu dem Wunsche, daß die Verfasserin sich vorläufig einfachere Themata wähle und die Personenzahl beschränke, um Raum zu vollständigerer Durchführung ihrer Ideen zu gewinnen. Wir möchten sagen, sie sei im Gefühl ihres Reichthums sorglos verschwenderisch, und wenn es ihr nicht etwa zu steif merkantilisch klingt, so möchten wir noch hinzufügen, daß ein Verschwender niemals, auch wenn es so scheinen sollte, ein Wohlthäter sei. Doch zur Sache! Der hier zugemessene Raum ist zu beschränkt, um die Fabel des Buchs in ihren vielfältigen Verzweigungen zu verfolgen, und vorzugsweise wird eine kurze und klare Relation dadurch erschwert, daß die Motive sich in die feinsten Fäden verlaufen, die man durch jede Berührung zu zerreißen fürchten muß; daß sodann die äußern Anregungen, welche die Pulse dieser Motive in Bewegung setzen, zu sehr einer anschaulichen Darstellung entbehren. Wir können hier nur wenige Personen hervorheben. Morton Barney, dessen Aeltern früh verstorben, steht unter der Vormundschaft des Lord Winchester, eines Mannes, dessen Ausschweifungen dem reichen Geiste nichts übriggelassen haben als das Geschick für Intrigue, und diese

Ausgabe, Einnahme und Bestand der Kassen, Rechnungsführung, Rechnungsprüfung, Rechnungsbelege, Rechnungsbücher, Rechnungsjahr, Rechnungsabschluß, Rechnungsnachweisungen, Rechnungsübersichten, Rechnungsbeilagen, Rechnungsvorlage, Rechnungsprüfungsbehörden, Rechnungsprüfungsbeamte, Rechnungsprüfungsverfahren, Rechnungsprüfungsbemerkungen, Rechnungsprüfungsberichte, Rechnungsprüfungsgutachten, Rechnungsprüfungsentscheidungen, Rechnungsprüfungsbeschlüsse, Rechnungsprüfungsverfügungen, Rechnungsprüfungsanordnungen, Rechnungsprüfungsvorschriften, Rechnungsprüfungsgesetze, Rechnungsprüfungsordnungen, Rechnungsprüfungsinstruktionen, Rechnungsprüfungsrichtlinien, Rechnungsprüfungsgrundsätze, Rechnungsprüfungsmethoden, Rechnungsprüfungstechnik, Rechnungsprüfungswesen, Rechnungsprüfungsamt, Rechnungsprüfungsausschuß, Rechnungsprüfungskommission, Rechnungsprüfungsdirektion, Rechnungsprüfungsdirektor, Rechnungsprüfungsrat, Rechnungsprüfungsassessor, Rechnungsprüfungsinspektor, Rechnungsprüfungsrevisor, Rechnungsprüfungsbuchhalter, Rechnungsprüfungsschreiber, Rechnungsprüfungsdiener, Rechnungsprüfungsbote, Rechnungsprüfungsgehilfe, Rechnungsprüfungslehrling, Rechnungsprüfungsanwärter, Rechnungsprüfungsaspirant, Rechnungsprüfungspraktikant, Rechnungsprüfungsvolontär, Rechnungsprüfungshospitant, Rechnungsprüfungsgast, Rechnungsprüfungsbesucher, Rechnungsprüfungsbesichtigung, Rechnungsprüfungsbesichtigungsreise, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbericht, Rechnungsprüfungsbesichtigungsgutachten, Rechnungsprüfungsbesichtigungsentscheidung, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbeschluß, Rechnungsprüfungsbesichtigungsverfügung, Rechnungsprüfungsbesichtigungsanordnung, Rechnungsprüfungsbesichtigungsvorschrift, Rechnungsprüfungsbesichtigungsgesetz, Rechnungsprüfungsbesichtigungsordnung, Rechnungsprüfungsbesichtigungsinstruktion, Rechnungsprüfungsbesichtigungsrichtlinie, Rechnungsprüfungsbesichtigungsgrundsatz, Rechnungsprüfungsbesichtigungsmethode, Rechnungsprüfungsbesichtigungstechnik, Rechnungsprüfungsbesichtigungswesen, Rechnungsprüfungsbesichtigungsamt, Rechnungsprüfungsbesichtigungsausschuß, Rechnungsprüfungsbesichtigungskommission, Rechnungsprüfungsbesichtigungsdirektion, Rechnungsprüfungsbesichtigungsdirektor, Rechnungsprüfungsbesichtigungsrat, Rechnungsprüfungsbesichtigungsassessor, Rechnungsprüfungsbesichtigungsinspektor, Rechnungsprüfungsbesichtigungsrevisor, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbuchhalter, Rechnungsprüfungsbesichtigungsschreiber, Rechnungsprüfungsbesichtigungsdiener, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbote, Rechnungsprüfungsbesichtigungsgehilfe, Rechnungsprüfungsbesichtigungslehrling, Rechnungsprüfungsbesichtigungsanwärter, Rechnungsprüfungsbesichtigungsaspirant, Rechnungsprüfungsbesichtigungspraktikant, Rechnungsprüfungsbesichtigungsvolontär, Rechnungsprüfungsbesichtigungshospitant, Rechnungsprüfungsbesichtigungsgast, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesucher, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigung, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsreise, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbericht, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsgutachten, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsentscheidung, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbeschluß, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsverfügung, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsanordnung, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsvorschrift, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsgesetz, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsordnung, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsinstruktion, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsrichtlinie, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsgrundsatz, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsmethode, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungstechnik, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungswesen, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsamt, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsausschuß, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungskommission, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsdirektion, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsdirektor, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsrat, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsassessor, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsinspektor, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsrevisor, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbuchhalter, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsschreiber, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsdiener, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbote, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsgehilfe, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungslehrling, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsanwärter, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsaspirant, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungspraktikant, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsvolontär, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungshospitant, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsgast, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesucher, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigung, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsreise, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbericht, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsgutachten, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsentscheidung, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbeschluß, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsverfügung, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsanordnung, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsvorschrift, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsgesetz, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsordnung, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsinstruktion, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsrichtlinie, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsgrundsatz, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsmethode, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungstechnik, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungswesen, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsamt, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsausschuß, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungskommission, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsdirektion, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsdirektor, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsrat, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsassessor, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsinspektor, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsrevisor, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbuchhalter, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsschreiber, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsdiener, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbote, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsgehilfe, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungslehrling, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsanwärter, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsaspirant, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungspraktikant, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsvolontär, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungshospitant, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsgast, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesucher, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigung, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsreise, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbericht, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsgutachten, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsentscheidung, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbeschluß, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsverfügung, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsanordnung, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsvorschrift, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsgesetz, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsordnung, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsinstruktion, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsrichtlinie, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsgrundsatz, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsmethode, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungstechnik, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungswesen, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsamt, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsausschuß, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungskommission, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsdirektion, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsdirektor, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsrat, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsassessor, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsinspektor, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsrevisor, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbuchhalter, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsschreiber, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsdiener, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbote, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsgehilfe, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungslehrling, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsanwärter, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsaspirant, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungspraktikant, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsvolontär, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungshospitant, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsgast, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesucher, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigung, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsreise, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbericht, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsgutachten, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsentscheidung, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbeschluß, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsverfügung, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsanordnung, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsvorschrift, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsgesetz, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsordnung, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsinstruktion, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsrichtlinie, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsgrundsatz, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsmethode, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungstechnik, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungswesen, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsamt, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsausschuß, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungskommission, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsdirektion, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsdirektor, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsrat, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsassessor, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsinspektor, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsrevisor, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbuchhalter, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsschreiber, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsdiener, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbote, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsgehilfe, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungslehrling, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsanwärter, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsaspirant, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungspraktikant, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsvolontär, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungshospitant, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsgast, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesucher, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigung, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsreise, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbericht, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsgutachten, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsentscheidung, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbeschluß, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsverfügung, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsanordnung, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsvorschrift, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsgesetz, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsordnung, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsinstruktion, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsrichtlinie, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsgrundsatz, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsmethode, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungstechnik, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungswesen, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsamt, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsausschuß, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungskommission, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsdirektion, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsdirektor, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsrat, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsassessor, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsinspektor, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsrevisor, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbuchhalter, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsschreiber, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsdiener, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbote, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsgehilfe, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungslehrling, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsanwärter, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsaspirant, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungspraktikant, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsvolontär, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungshospitant, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsgast, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesucher, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigung, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsreise, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbericht, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsgutachten, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsentscheidung, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbeschluß, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsverfügung, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsanordnung, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsvorschrift, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsgesetz, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsordnung, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsinstruktion, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsrichtlinie, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsgrundsatz, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsmethode, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungstechnik, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungswesen, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsamt, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsausschuß, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungskommission, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsdirektion, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsdirektor, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsrat, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsassessor, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsinspektor, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsrevisor, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbuchhalter, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsschreiber, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsdiener, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbote, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsgehilfe, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungslehrling, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsanwärter, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsaspirant, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungspraktikant, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsvolontär, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungshospitant, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsgast, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesucher, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigung, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsreise, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbericht, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsgutachten, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsentscheidung, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbeschluß, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsverfügung, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsanordnung, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsvorschrift, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsgesetz, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsordnung, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsinstruktion, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsrichtlinie, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsgrundsatz, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsmethode, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungstechnik, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungswesen, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsamt, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsausschuß, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungskommission, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsdirektion, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsdirektor, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsrat, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsassessor, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsinspektor, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsrevisor, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbuchhalter, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsschreiber, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsdiener, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbote, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsgehilfe, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungslehrling, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsanwärter, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsaspirant, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungspraktikant, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsvolontär, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungshospitant, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsgast, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesucher, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigung, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsreise, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbericht, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsgutachten, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsentscheidung, Rechnungsprüfungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbesichtigungsbeschluß, Rechnungsprüfungs

Schwedischen Gesandten am Hofe, und mit Herrn Gabriel Oxenstierna, Gesandten am Hofe, und mit Herrn Johann Adler Salvius, Gesandten am Hofe, und mit Herrn Johann

Bei der Berechnung der Gewichte der Bleche ist das Gewicht der Nietköpfe, Nietlöcher und Nietüberlappungen nicht in Abzug gebracht worden.

Die Bleche sind in Gruppen zusammengestellt, welche nach Dicke und Breite gleich sind, und es ist für jede Gruppe das Gesammtgewicht angegeben.

Die Bleche sind in der Reihenfolge, wie sie in der Construction vorkommen, numerirt.

Die Bleche sind in der Reihenfolge, wie sie in der Construction vorkommen, numerirt.

Nr.	Dicke	Breite	Länge	Gewicht	Gesammtgewicht
	mm	mm	mm	kg	kg
1	10	1000	2000	157	157
2	10	1000	2000	157	157
3	10	1000	2000	157	157

Am 29. des laufenden Jahres Nachmittags 2 Uhr, soll in der Behausung des Unterzeichneten, Nr. 1 Neue Gasse, das Wohnhaus, worin Unterzeichneter gegenwärtig wohnt, samt Zubehör, Neue Gasse Nr. 1, dann ein Garten, Nr. 2 Neue Gasse, dann ein Garten, Nr. 3 Neue Gasse, dann ein Garten, Nr. 4 Neue Gasse, dann ein Garten, Nr. 5 Neue Gasse, dann ein Garten, Nr. 6 Neue Gasse, dann ein Garten, Nr.

Ausgaben für Gehälter, Löhne und Pensionen 1,000.000 Kronen, Ausgaben für Sachgüter 1,000.000 Kronen, Ausgaben für Zinsen 1,000.000 Kronen, Ausgaben für Subventionen 1,000.000 Kronen, Ausgaben für Investitionen 1,000.000 Kronen, Ausgaben für Sonstiges 1,000.000 Kronen.

Einnahmen: Steuern 5,000.000 Kronen, Gebühren 1,000.000 Kronen, Sonstige Einnahmen 1,000.000 Kronen.

Ausgaben: Gehälter, Löhne und Pensionen 1,000.000 Kronen, Sachgüter 1,000.000 Kronen, Zinsen 1,000.000 Kronen, Subventionen 1,000.000 Kronen, Investitionen 1,000.000 Kronen,

Delphine Gay hieß, damals, „als ihre doppelte Berühmtheit als Schönheit und Genie mit den Saisons wuchs, als ihr bloßes Erscheinen im Theater, in den Sitzungen der Akademie oder bei öffentlichen Festen ein allgemeines Gemurmel der Bewunderung hervorrief und Aller Blicke fesselte". Die Schönheit ist in Paris eben auch ein öffentlicher Gegenstand, bei uns nur ein Hausrath oder ein Monopol kleinerer Cirkel. Den Libertins und Hofleuten der damaligen Zeit war es nun gar nicht recht, daß diese Schönheit in den Besitz irgendeines Privatmanns kommen sollte; es mußte etwas Pikantes mit ihr vorgenommen werden, etwas, was sie in den Mund der Leute und dann vielleicht noch etwas weiter herunterbrächte. Man schmiedete den Plan einer Verkuppelung oder, eleganter ausgedrückt, geheimen Heirath mit dem Grafen Artois, bald darauf Karl X. Ihre Jugend und Unschuld machten den Hoflibertins diesen Plan doppelt pikant. Man veranstaltete Zusammenkünfte zwischen Beiden, aber so sehr der Graf Artois ihre Schönheit auch bewunderte, so blieb er doch fest, denn er hatte am Sterbebette der Frau von Polastron, seiner letzten Liebe, geschworen, daß sein Herz fortan keinem Weibe mehr, sondern nur Gott gehören solle. Delphine hatte von diesem Plan übrigens nicht die leiseste Ahnung.

Montalembert.

Graf Montalembert hat durch seinen Freund Hayward in der britischen Presse über die englische Uebersetzung seiner Schrift „De l'avenir politique de l'Angleterre" bittere Beschwerde geführt; sie sei mehr eine Parodie seiner Schrift als eine Uebertragung. Das londoner „Athenaeum" nimmt die englische Bearbeitung in Schutz; der Uebersetzer habe nichts gethan, als das entschieden französische Colorit des Stils in ein englisches verwandelt, und in dieser Hinsicht müsse sie sogar meisterhaft genannt werden („The translation shows a thorough knowledge and a thorough mastery of both languages"). Das „Athenaeum" meinte in einem frühern Artikel über diese Uebersetzung, es sei doch hübsch von Montalembert, daß er sich einige Tage in London aufgehalten und auch einen Abstecher (eine „Spritztour", wie die deutschen Studenten sagen) nach Oxford und Cambridge gemacht habe, um danach zu sehen, ob England wirklich im Untergehen sei. Dies habe ja ein Landsmann des Grafen, Ledru-Rollin, früher von dem Lande behauptet, das sich doch unter allen Ländern einzig und allein stark genug gezeigt, dem Verbannten Schutz und Obdach zu gewähren. Andere französische Touristen schilderten England wenigstens nur als ein Land ohne Sonne, Duft und Farbe. Noch manierlicher gehe allerdings Montalembert mit England um, er finde sogar Vieles an England zu bewundern. Auffallend erscheint dem „Athenaeum" besonders die Stelle in Montalembert's Schrift, worin er behauptet, daß das englische Unterhaus nicht mehr Das sei, was es vor der Refermbill gewesen, und daß es noch mehr sinken werde, wenn man der Demokratie nicht Einhalt thue und nicht darauf verzichte, den Städten noch weitere Rechte zu ertheilen. Diese Stelle scheint allerdings mit der überall hervorleuchtenden Absicht Montalembert's, mit seiner Schrift gegen das jetzige französische System Opposition zu machen, ein wenig im Widerspruch zu stehen. Wer zugibt, daß das englische Unterhaus jetzt auf abschüssigem Wege und im Verfall begriffen sei, hat der unconstitutionellen Gegenpartei ein Zugeständniß gemacht, das sie mit der aufrichtigen Dankbarkeit der Schadenfreude in Empfang nehmen wird. Andererseits sagt Montalembert auch seinen Landsleuten sehr bittere Wahrheiten, die ihnen gar nicht sehr angenehm sein werden, über den geringen Grad ihrer politischen Tüchtigkeit im Verhältniß zu der des britischen Volks, über ihre Einbildung, Demokraten zu sein, während ihr Streben nach Gleichmachen und Centralisiren doch in Wahrheit alle Sonderfreiheiten vernichte, über den Mechanismus des französischen Schul- und Hochschulwesens u. s. w. Montalembert weiß übrigens am besten, wie schwer es ist, über England und sein Staatsleben zu schreiben. Zu dem Zwecke führt er in seiner Schrift eine Aeußerung des Baron Bülow, frühern preußischen Gesandten in London, an, der einem Landsmann auf die Frage, was er von England halte, Folgendes zur Antwort gab: „Nachdem ich drei Wochen hier gewesen, glaubte ich soweit zu sein, ein Buch über England schreiben zu können; nach drei Monaten schien mir diese Aufgabe sehr schwierig und jetzt nach drei Jahren scheint sie mir unmöglich." Das „Athenaeum" meint übrigens, Baron Bülow's Aeußerung gelte auch ebenso gut von andern Ländern, z. B. von Frankreich und Italien, wie von England. Doch wol nicht so ganz. Die Verhältnisse sind nirgends so verwickelt und ineinander verflochten, nirgends von so enge genen historischen Vordersätzen dominirt als in England.

Englische Reiseliteratur.

Zu den interessantesten Reiseschriften neuerer Zeit gehören das vor kurzem mit dem dritten Bande vollständig gewordene Werk: „Personal narrative of a pilgrimage to El Medinah and Mecca. By *Richard F. Burton*", und „The Danes and the Swedes: being an account of a visit to Denmark, including Schleswig-Holstein and the Danish-islands; with a peep into Jutland, and a journey across the peninsula of Sweden etc. By *Charles Henry Scott.*" Was Richard Burton betrifft, so weiß man, daß diesem die schwierige Aufgabe gelang, in der Verkleidung eines Mohammedaners als Pilgrim die heiligen Städte Mekka und Medina zu besuchen. Die Kunst und Geschicklichkeit, womit er seine Rolle durchführte, muß eine außerordentliche gewesen sein, da die Orientalen bekanntlich sehr scharfsichtig sind und sich nicht leicht täuschen lassen. Freilich kam ihm dabei sein sehr orientalisches Aussehen (nach dem Porträt zu schließen) und seine ausgedehnte Kenntniß der morgenländischen Idiome zu Hülfe. Unter den Reiseschriften, welche über den Orient handeln, nimmt diejenige Burton's (der als Lieutenant in der Armee von Bombay dient) jedenfalls einen der hervorragendsten Plätze ein. Scott's Schrift über Schweden und Dänemark ist für uns Deutsche von um so größerm Interesse, da darin auch die Herzogthümer Schleswig und Holstein, ferner die nordische Politik, die Sundschiffahrt und der Sundzoll, die gegenseitigen Beziehungen zwischen Schweden und Dänemark, die Heer- und Flottenkräfte der beiden Reiche u. s. w. behandelt werden. Der Verfasser hat sich bereits durch ein früheres Reisewerk über die Ostsee, das Schwarze Meer und die Krim vortheilhaft bekannt gemacht. Ueber Syrien sind fast zu gleicher Zeit zwei Reiseschriften ans Tageslicht getreten: „Sinai and Palestine, in connection with their history" (mit Plänen und Karten), von Arthur P. Stanley, und „Syria and the Syrians, or Turkey in the dependencies" (zwei Bände), von Gregory M. Wortabet, der sich in seiner Schrift als ein ziemlicher Türkenhasser zeigt, von den Maroniten aber auch gerade nicht viel wissen will.

Literarische Notizen aus England und Nordamerika.

Wir finden schon wieder eine Chrestomathie deutscher Gedichte in englischer Uebersetzung unter dem Titel angezeigt: „The German lyrist, or metrical versions from the principal lyric poets." Der Uebersetzer ist William Rind, der bereits im Jahre 1848 eine Auswahl Klopstock'scher Oden unter dem Titel „Odes of Klopstock. From 1747 to 1780" in gereimten Versmaßen, doch im Ganzen mit vielem Verständniß und großer Gewandtheit, übersetzt hat. Von David Masson, Professor der englischen Literatur an der londoner Universität, erschien: „Essays, biographical and critical chiefly on English poets." Man findet darunter Aufsätze über Milton's Jugend, über Dryden und die Literatur der Restaurationsperiode, über Swift, Chatterton („A story of the

Ausführung der Arbeiten, Beschaffung der Materialien, Lieferung der Modelle, Zeichnungen, Kostenanschläge, Bauleitung, Abnahme, Verrechnung, Zahlungen, Gewährleistung, Haftung, Vertragsstrafen, Rücktritt, Schiedsgericht, Gerichtsstand, Erfüllungsort, Schlussbestimmungen.

Die Bedingungen sind in Form eines Vertrages abgefasst, der zwischen dem Auftraggeber und dem Auftragnehmer abzuschliessen ist. Sie sind für alle Arbeiten, Lieferungen und Leistungen, die vom Auftragnehmer für den Auftraggeber ausgeführt werden, massgebend, soweit nicht in Einzelfällen ausdrücklich etwas anderes vereinbart wird.

Die Bedingungen sind in Form eines Vertrages abgefasst, der zwischen dem Auftraggeber und dem Auftragnehmer abzuschliessen ist. Sie sind für alle Arbeiten, Lieferungen und Leistungen, die vom Auftragnehmer für den Auftraggeber ausgeführt werden, massgebend, soweit nicht in Einzelfällen ausdrücklich etwas anderes vereinbart wird.

Die Bedingungen sind in Form eines Vertrages abgefasst, der zwischen dem Auftraggeber und dem Auftragnehmer abzuschliessen ist. Sie sind für alle Arbeiten, Lieferungen und Leistungen, die vom Auftragnehmer für den Auftraggeber ausgeführt werden, massgebend, soweit nicht in Einzelfällen ausdrücklich etwas anderes vereinbart wird.

Die Bedingungen sind in Form eines Vertrages abgefasst, der zwischen dem Auftraggeber und dem Auftragnehmer abzuschliessen ist. Sie sind für alle Arbeiten, Lieferungen und Leistungen, die vom Auftragnehmer für den Auftraggeber ausgeführt werden, massgebend, soweit nicht in Einzelfällen ausdrücklich etwas anderes vereinbart wird.

Die Bedingungen sind in Form eines Vertrages abgefasst, der zwischen dem Auftraggeber und dem Auftragnehmer abzuschliessen ist. Sie sind für alle Arbeiten, Lieferungen und Leistungen, die vom Auftragnehmer für den Auftraggeber ausgeführt werden, massgebend, soweit nicht in Einzelfällen ausdrücklich etwas anderes vereinbart wird.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Erschienen ist bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das Staats-Recht der Preußischen Monarchie.

Von

Ludwig von Rönne, Kammergerichtsrath.

Erste Lieferung.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Das Erscheinen einer noch nie versuchten und doch dringend nöthigen **systematischen Bearbeitung** des **Preußischen Staats-Rechts** bedarf keiner Rechtfertigung und wird allseitig mit Freuden begrüßt werden. Der Verfasser aber, als juristischer und publicistischer Schriftsteller längst rühmlichst bekannt, zugleich mehrjähriges Mitglied der preußischen Ersten Kammer und Kammergerichtsrath in Berlin, war zur Abfassung dieses wichtigen und schwierigen Werks gewiß in jeder Weise vorzugsweise geeignet und berufen. Dasselbe erscheint in **zwei Bänden** zu je zwei Lieferungen und wird binnen Jahresfrist beendigt sein; der Preis wird 5—6 Thlr. nicht überschreiten. Ein ausführlicher **Prospect** über das Werk ist in allen Buchhandlungen vorräthig.

Bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Lieder des Giovanni Meli

von Palermo.

Aus dem Sicilianischen von Ferdinand Gregorovius.

8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der Name **Giovanni Meli's** ist als der des berühmtesten Dichters Siciliens allgemein bekannt, seine Gedichte selbst aber sind außer je einem von Goethe und von Herder übersetzten wegen der örtlichen und sprachlichen Abgeschiedenheit Siciliens fast gänzlich unbekannt. Somit ist die vorliegende meisterhafte Uebersetzung der besten Gedichte Meli's von **Ferdinand Gregorovius** (Rosenkranz zugeeignet und mit einer historischen Einleitung versehen) in literarhistorischer Beziehung von besonderm Werthe. Aber namentlich werden sich alle Freunde echter Poesie an der Grazie dieser reizenden Lieder, die in der meisterhaften Uebersetzung wie Originale erscheinen, wahrhaft erfreuen.

Von **Ferdinand Gregorovius** erschien gleichzeitig in demselben Verlage:

Figuren. Geschichte, Leben und Scenerie aus **Italien**. 8. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr.

Gregorovius' Buch über Corsica hat eine so glänzende Aufnahme gefunden (auch im Auslande, indem es in England zwei mal, in Amerika und in Italien übersetzt worden ist), daß gewiß auch die vorliegenden **italienischen Schilderungen** des seit vier Jahren in Italien weilenden Landsmanns auf günstige Aufnahme seitens des deutschen Publicums rechnen können. Es sind „Blätter aus ernsten Wanderjahren", in der bekannten anmuthigen, liebenswürdigen Weise des Verfassers. Die Schrift zerfällt in folgende Abschnitte: Ein Besuch auf Elba. — Der Ghetto und die Juden in Rom. — Idyllen vom Baltischen Ufer. — Idyllen vom Lateinischen Ufer. — Römische Figuren. — Capri, eine Einsiedelei.

In meinem Verlage erscheinen

Sämmtliche Tragödien des Euripides

metrisch übertragen von

Franz Fritze.

Diese neue Uebersetzung des sinnreichen und lieblichen Tragödiendichters von einer schon bei den strengern Genossen rühmlich bewährten Hand ist durch Boeckh auf die schmeichelhafteste Weise in die gebildeten und gelehrten Kreise des deutschen Publicums eingeführt worden und ist durch zahlreiche Kritiken bereits zur allgemeinen Kenntniß gelangt. Der Unterzeichnete darf sich daher auf die Anzeige beschränken, daß das Werk in 20 Lieferungen im Preise von 10 Sgr. erscheint und sämmtliche 19 Tragödien des Dichters nebst einer ästhetisch-kritischen Würdigung desselben aus der Feder des Herrn Uebersetzers umfassen wird. Subscriptionen nehmen alle Buchhandlungen an. Dieselben sind in den Stand gesetzt, die erste Lieferung (Hecabe) zur Ansicht vorzulegen.

Berlin. **Heinrich Schindler.**

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Shakspeare (William), Venus und Adonis. — Tarquin und Lukrezia. Uebersetzt von Johann Heinrich Dambeck. Mit gegenübergedrucktem Original. 8. Geh. 1 Thlr.

Allen Freunden Shakspeare's wird diese neue, wenn auch schon vor längerer Zeit gefertigte und jetzt von dem Sohne des Uebersetzers herausgegebene Uebersetzung der beiden durch Glut und Bilderreichthum ausgezeichneten epischen Dichtungen Shakspeare's (mit gegenübergedrucktem Original) gewiß willkommen sein.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, 1. Januar 1838. Nr. 001. 1. Jan. 1838.

Der Herausgeber dieses Blattes hat sich mit dem Verleger desselben, Herrn F. A. Brockhaus, dahin vereinigt, daß er für jeden Jahrgang desselben, welcher 312 Nummern enthalten wird, 12 Thlr. Honorar erhalten soll. Er hat sich ferner verpflichtet, wenn die Zahl der Abonnenten auf 3000 steigt, 2 Thlr. für jeden Bogen, welcher über 26 Bogen geht, und wenn die Zahl der Abonnenten auf 4000 steigt, 3 Thlr. für jeden Bogen, welcher über 26 Bogen geht, zu bezahlen.

nur hier und da geflickt, aber nicht wesentlich geholfen werden; so bleibt es ein Traum von Kindern und Thoren, daß der Abgrund der Revolution dauernd geschlossen werden könne; so muß dennoch Europa, gegenüber dem aufblühenden Amerika, ökonomisch und moralisch in immer tiefern Verfall gerathen.*) Wir werden abwarten müssen, was die Vereinbarer über den jetzigen Frieden in dieser Hinsicht thun werden, um durch die Befriedigung gerechter Foderungen den drohenden faulen in einen wahren und gesicherten Frieden zu verwandeln.

Der Verfasser der „Reisebriefe" bezeichnet als den hauptsächlichen Zweck seines beachtenswerthen und sehr belehrenden Werks eine Orientirung über die cooperative associations in England und die associations ouvrières in Frankreich, wozu indessen „die meist nicht dazu gerechneten und den deutschen Baugesellschaften ähnlichen building societies und cités ouvrières gleichfalls gehören". Zugleich werden aber alle verwandten Erscheinungen des Vereinswesens in Belgien, Frankreich und England nicht blos oberflächlich berührt, sondern neben andern mehr oder minder wissenswürdigen Dingen einläßlich besprochen.

Früher von der demokratischen Zeitströmung ergriffen und mitfortgerissen, hatte sich Huber in spätern Jahren auf dem öden und sandigen Ufer des preußischen Junkerthums und des specifischen Stahl'schen Christenthums ins Trockene gebracht. Aber in dieser Oede konnte es ihm auf die Dauer nicht behagen, dazu hatte er zu viel Einsicht in den nothwendigen Verlauf der Dinge und in die wahren Bedürfnisse der Gegenwart; dazu hatte er auch zu viel wirkliches und nicht blos zur Schau getragenes Mitgefühl für den Nothstand, unter dem noch ein großer Theil des Volks und besonders der arbeitenden Classen leidet. Im Jahre 1852 schrieb er also seinen „Bruch mit der Revolution und der Ritterschaft". Und nun steht er da, ein Prediger in der Wüste, der bis zum Ueberdrusse für den noch so geduldigen Leser über die Theilnahmlosigkeit seiner eigenen, nämlich der conservativen Partei klagt, denn „nach andern Seiten als bei der conservativen Partei habe er nichts zu suchen"; der über das Unglück jammert, daß „er seit Jahren mehr und mehr mit seinen Ansichten allein zu stehen und von der Tagespresse mit einer förmlichen aqua et igni interdictio beehrt zu sein scheine"; der gegen die „perfide Polemik" eifert, „die gegen ihn das Todtschweigen übe". Wir fürchten, daß auch die „Reisebriefe" weder bei der conservativen Partei noch „auf anderer Seite" die Anerkennung finden werden, die sie wirklich in hohem Grade verdienen. Daran trüge aber der Verfasser selbst Schuld. Er spricht doch gar zu viel von seiner eigenen Person! Die ermüdenden Wiederholungen, deren er sich, „eingedenk des saepe cadendo und anderer guten Sprichwörter aller Völker, zu verstärkter Wirksamkeit" bedient, dürften vielmehr diese Wirksamkeit beträchtlich abschwächen; auch läßt er sich durch die von ihm gewählte Briefform zu Umschweifen verleiten, die ihn allzu häufig von der Hauptsache abführen. Schade, daß Huber um einen guten Kern zu viel Schale gewickelt hat!

Ein wenigstens scheinbar lebhafter Anhänger der Innern Mission, die er besonders berufen erklärt, anregend, lenkend und leitend an die Spitze des Vereinswesens zu treten, macht er doch auch dieser Mission den Vorwurf, daß sie sich gleichfalls „in ihren öffentlichen Organen an jener Polemik des Schweigens gegen ihn auf auffallende Weise betheiligt habe". Die auch in den „Reisebriefen" geschilderte Gefahr des wachsenden Pauperismus, der zunehmenden leiblichen Noth und sittlichen Zerrüttung ist so groß, daß man wahrlich nicht danach zu fragen hat, ob die Rettung, wenn sie nur überhaupt zustande kommt, im Namen der Humanität oder irgendeines specifisch-christlichen Glaubensbekenntnisses erfolgt. Wol aber ist zu fürchten, daß das Rettungswerk selbst mislinge, wenn es nur unter dem einseitig gefärbten Banner dieses oder jenes specifischen Dogmas unternommen werden sollte. Auf die Gefahr des möglichen Mißlingens aus diesem Grunde hat indessen der Verfasser selbst an einigen Stellen hingewiesen.

Was seine politischen Ansichten betrifft, so ist ihm das unumschränkte Monarchenthum vom reinsten Wasser hoch über dem Kopfe zusammengeschlagen, und er eifert nun von da unten her so heftig gegen „jede Zersplitterung der monarchischen Einheit der höchsten Staatsgewalt", daß ihm in dieser Beziehung „Kölnische Zeitung" und Kreuzzeitung gleich verdammlich erscheinen. Ein heftiger Gegner alles Parlamentarismus, spricht er mit Kaiser Nikolaus: „Je conçois la république, je conçois la monarchie absolue; mais je ne conçois pas la monarchie constitutionnelle, c'est le gouvernement du mensonge, de la fraude, de la corruption!" und meint, daß sich „dieses Kaiserwort auch ferner bei jeder formalen und organischen Theilung und Schwächung des Regiments bewähren werde". Zwar wußte es Huber ebenso gut, als es der jetzige Großfürst Konstantin weiß, daß Lüge, Betrug und Bestechlichkeit gerade im absolutistischen Rußland besonders einheimisch sind, und daß es damit in andern unumschränkten Monarchien, wie etwa unter Metternich's Regiment, nicht viel besser stand und steht. Nachdem er aber aus dem Becher der Demokratie erst vom süßen Weine der Freiheit gekostet, hat er sich später im monopolisirten russischen Staatsbranntwein einen nüchtigen Rausch angetrunken, der ihm nun die russische und jede andere absolutistische Wirthschaft in rosigem Lichte verklärt. In diesem nicht ganz nüchternen Zustande ist er endlich dahin gelangt, mit seiner eigenen Person sogar den äußersten rechten Flügel der Conservativen noch weit zu überflügeln. Die innere Umwälzung, die er in seinen Meinungen und Lebensanschauungen erlitten, scheint

*) Diese Ansicht ist bekanntlich der Kernpunkt aller nationalökonomischen Beweisführungen des Verfassers. Wir haben daher nicht geglaubt, ihr den Zutritt zu d. Bl. verschließen oder von unserer Seite prüfen zu sollen, ob die dahin gerichteten Vorschläge des Verfassers zur Zeit ausführbar seien oder nicht. In so wichtigen Angelegenheiten, bei denen es sich um die Zukunft Europas handelt, muß jedenfalls die Discussion freigegeben sein. D. Red.

Ausgabe 1 Mill. Mk. Die Gesellschaft hat ihren Sitz in Berlin. Gegenstand des Unternehmens ist der Betrieb von Bankgeschäften aller Art, insbesondere die Übernahme von Bankgeschäften, welche bisher von der Firma Gebrüder Arnhold betrieben worden sind. Die Gesellschaft ist berechtigt, Zweigniederlassungen zu errichten, sich an anderen Unternehmungen zu beteiligen, sowie alle Geschäfte zu tätigen, welche geeignet sind, den Gesellschaftszweck zu fördern. Die Gesellschaft kann ihre Geschäfte ganz oder teilweise durch Tochtergesellschaften betreiben lassen. Vorstand: Bankier Karl Arnhold, Dresden. Prokuristen: Bankier Max Arnhold, Dresden, Bankier Hans Arnhold, Dresden, Bankier Wilhelm Arnhold, Dresden, Bankier Eugen Arnhold, Dresden, Bankier Ernst Arnhold, Dresden, Bankier Hans Arnhold, Berlin, Bankier Wilhelm Arnhold, Berlin, Bankier Eugen Arnhold, Berlin, Bankier Ernst Arnhold, Berlin. Jeder Vorstandsmitglied vertritt die Gesellschaft allein. Jeder Prokurist vertritt die Gesellschaft gemeinsam mit einem Vorstandsmitglied oder einem anderen Prokuristen. Bankier Max Arnhold, Dresden, ist Prokurist mit der Befugnis, die Gesellschaft allein zu vertreten. Bankier Karl Arnhold, Dresden, ist Prokurist mit der Befugnis, die Gesellschaft allein zu vertreten, soweit er nicht Vorstandsmitglied ist. Bankier Hans Arnhold, Dresden, ist Prokurist mit der Befugnis, die Gesellschaft allein zu vertreten, soweit er nicht Vorstandsmitglied ist. Bankier Wilhelm Arnhold, Dresden, ist Prokurist mit der Befugnis, die Gesellschaft allein zu vertreten, soweit er nicht Vorstandsmitglied ist. Bankier Eugen Arnhold, Dresden, ist Prokurist mit der Befugnis, die Gesellschaft allein zu vertreten, soweit er nicht Vorstandsmitglied ist. Bankier Ernst Arnhold, Dresden, ist Prokurist mit der Befugnis, die Gesellschaft allein zu vertreten, soweit er nicht Vorstandsmitglied ist. Bankier Hans Arnhold, Berlin, ist Prokurist mit der Befugnis, die Gesellschaft allein zu vertreten, soweit er nicht Vorstandsmitglied ist. Bankier Wilhelm Arnhold, Berlin, ist Prokurist mit der Befugnis, die Gesellschaft allein zu vertreten, soweit er nicht Vorstandsmitglied ist. Bankier Eugen Arnhold, Berlin, ist Prokurist mit der Befugnis, die Gesellschaft allein zu vertreten, soweit er nicht Vorstandsmitglied ist. Bankier Ernst Arnhold, Berlin, ist Prokurist mit der Befugnis, die Gesellschaft allein zu vertreten, soweit er nicht Vorstandsmitglied ist. Die Bekanntmachungen der Gesellschaft erfolgen im Deutschen Reichsanzeiger.

Dresden, den 15. Juli 1922.

Amtsgericht.

Handelsregister B Nr. 1. Firma: Dresdner Bank in Dresden. Zweigniederlassung. Hauptniederlassung: Berlin. Gegenstand des Unternehmens: Betrieb von Bankgeschäften aller Art. Grundkapital: 1 Milliarde Mark. Vorstand: Direktor Dr. Eduard Mosler, Berlin, Direktor Dr. Hermann Fischer, Berlin, Direktor Dr. Hermann Schumacher, Berlin, Direktor Dr. Hermann Schumacher, Berlin, Direktor Dr. Hermann Schumacher, Berlin, Direktor Dr. Hermann Schumacher, Berlin, Direktor Dr. Hermann Schumacher, Berlin, Direktor Dr. Hermann Schumacher, Berlin, Direktor Dr. Hermann Schumacher, Berlin, Direktor Dr. Hermann Schumacher, Berlin. Prokuristen: Bankier Max Arnhold, Dresden, Bankier Hans Arnhold, Dresden, Bankier Wilhelm Arnhold, Dresden, Bankier Eugen Arnhold, Dresden, Bankier Ernst Arnhold, Dresden, Bankier Hans Arnhold, Berlin, Bankier Wilhelm Arnhold, Berlin, Bankier Eugen Arnhold, Berlin, Bankier Ernst Arnhold, Berlin. Jeder Vorstandsmitglied vertritt die Gesellschaft allein. Jeder Prokurist vertritt die Gesellschaft gemeinsam mit einem Vorstandsmitglied oder einem anderen Prokuristen. Bankier Max Arnhold, Dresden, ist Prokurist mit der Befugnis, die Gesellschaft allein zu vertreten. Bankier Karl Arnhold, Dresden, ist Prokurist mit der Befugnis, die Gesellschaft allein zu vertreten, soweit er nicht Vorstandsmitglied ist. Bankier Hans Arnhold, Dresden, ist Prokurist mit der Befugnis, die Gesellschaft allein zu vertreten, soweit er nicht Vorstandsmitglied ist. Bankier Wilhelm Arnhold, Dresden, ist Prokurist mit der Befugnis, die Gesellschaft allein zu vertreten, soweit er nicht Vorstandsmitglied ist. Bankier Eugen Arnhold, Dresden, ist Prokurist mit der Befugnis, die Gesellschaft allein zu vertreten, soweit er nicht Vorstandsmitglied ist. Bankier Ernst Arnhold, Dresden, ist Prokurist mit der Befugnis, die Gesellschaft allein zu vertreten, soweit er nicht Vorstandsmitglied ist. Bankier Hans Arnhold, Berlin, ist Prokurist mit der Befugnis, die Gesellschaft allein zu vertreten, soweit er nicht Vorstandsmitglied ist. Bankier Wilhelm Arnhold, Berlin, ist Prokurist mit der Befugnis, die Gesellschaft allein zu vertreten, soweit er nicht Vorstandsmitglied ist. Bankier Eugen Arnhold, Berlin, ist Prokurist mit der Befugnis, die Gesellschaft allein zu vertreten, soweit er nicht Vorstandsmitglied ist. Bankier Ernst Arnhold, Berlin, ist Prokurist mit der Befugnis, die Gesellschaft allein zu vertreten, soweit er nicht Vorstandsmitglied ist. Die Bekanntmachungen der Gesellschaft erfolgen im Deutschen Reichsanzeiger.

Dresden, den 15. Juli 1922.

Amtsgericht.

gemäß angewiesene Entwickelung nach Südosten an der Donau", so läßt sich doch für diese Emigration vorerst keine erhebliche Ausdehnung erwarten. Denn bei näherer Betrachtung zeigt sich als eine Haupttriebfeder der massenhaften Auswanderung aus Deutschland nach Amerika die sehr erklärliche Neigung, sich dem für die minder bemittelten Classen besonders empfindlichen Drucke der ökonomischen und persönlichen Militärlast entziehen zu wollen. Und solange noch in dieser Hinsicht keine Erleichterung getroffen worden, oder die Verhältnisse sie nicht gestatten, solange wird der wachsende Strom der Auswanderung fort und fort der Neuen Welt zufließen.

Von den „cooperativen Associationen", die mit vereinten Kräften neue Werthe schaffen, werden mit Recht die blos distributiven, ökonomischen oder consumtiven Associationen unterschieden, deren erster Keim für Deutschland in den Liedke'schen Sparvereinen und in den Baugesellschaften schon vorliege. Dazu sind in neuester Zeit die Egestorff'schen Speiseanstalten gekommen, die ohne Zweifel eine große Zukunft haben und wesentlich dazu beitragen werden, im häuslichen Leben der arbeitenden Bevölkerung eine ebenso gründliche als heilsame Reform zu bewirken. Im weitern Sinne gehören aber auch zu den Sparvereinen mit positivem Zwecke alle Associationen, um den Theilnehmern durch die Vereinigung von Capitalkräften den Erwerb von Gütern zu sichern, oder die allmälige Tilgung von Schulden und Lasten zu erleichtern. Letzteres ist der besondere Zweck mancher neuern Creditanstalten, deren Wirksamkeit auf der Bedeutung des Interusuriums nach Vereinigung größerer Capitalien beruht, sowie mancher staatlichen Institutionen zur allmäligen Tilgung der aus bäuerlichen Lasten entsprungenen Verpflichtungen. Endlich lassen sich auch die Vereine zur Vergütung eines eventuellen Schadens, also die Versicherungsgesellschaften aller Art, zu den Sparvereinen in weitester Bedeutung zählen.

Ein geringeres Gewicht ist auf die monarchische, aristokratische oder demokratische Form der Association und auf die beliebige Meinung des Verfassers zu legen, daß die monarchische Form die beste, daß die demokratische die schlechteste sei. Ob ein Einzelner als Quasimonarch, ob Mehre als Quasiaristokratie die Gründung und Leitung einer Association übernehmen sollen, oder ob der Gesammtheit ihrer Mitglieder ein mehr oder minder umfängliches Recht für Gestaltung und Fortbildung ihres Vereinslebens eingeräumt sein soll, hängt durchweg von den besondern örtlichen und persönlichen Zuständen der Bevölkerung ab. In den Staaten, wo bereits das Princip des Selfgovernment in weitern Kreisen zur Geltung gekommen ist, wie in England, in Nordamerika und der Schweiz, wird auch die demokratische Form der Association die vorherrschende und schon darum die beste sein, weil in den meisten Fällen keine andere möglich ist. Auch muß Huber selbst zugeben, daß in dem im Vereinsleben schon vorgeschrittenern England die demokratische Form überwiegt, während in Frankreich, wo stets das Autoritätsprincip vorherrschte, besonders seit 1852 auch im Vereinswesen ein Uebergang zur monarchischen Form bemerkbar wird, sodaß — wie in den „Reisebriefen" berichtet wird — seitdem auch einige Vereinsglieder dort ihre glücklichen Staatsstreiche gemacht und sich zu dictatorischen Häuptern ihrer Association aufgeworfen haben. Uebrigens versteht es sich von selbst, daß es in Monarchien so gut Associationen von demokratischer, als in Demokratien von monarchischer Form geben kann und wirklich gibt. Das Gleiche gilt von den sogenannten „latenten Associationen", die man wol auch als octroyirte bezeichnen dürfte. Darunter begreift Huber alle Anstalten, wo Denen, zu deren Vortheil sie gereichen, „keine active oder auch nicht einmal eine bewußte Betheiligung und noch weniger ein anerkanntes Recht eingeräumt ist"; also z. B. Fabriken, in denen der Fabrikherr seinen Arbeitern die Betheiligung an Sparvereinen, an Hülfskassen für kranke und invalide Arbeiter u. dgl. obligatorisch gemacht hat. Selbst an solchen latenten Associationen oder an denen mit monarchischer oder aristokratischer Form sind diejenigen Staaten am reichsten, worin schon die Selbstregierung des Volks in Staat, Kirche und Gemeinde am meisten entwickelt ist. Der Grund dafür liegt sehr nahe. In diesen Staaten hat das Vereinswesen überhaupt einen mächtigern Aufschwung genommen, und es mußte ihn nehmen, weil die große Masse der arbeitenden Bevölkerung schon seit längerer Zeit auch die Capitalisten und Arbeitsherren gezwungen hat, den Interessen und Bedürfnissen dieser arbeitenden Bevölkerung mehr und mehr Rechnung zu tragen.

Kann man indessen nicht jeder einzelnen Behauptung des Verfassers beipflichten, so verdient doch sein hingebender Eifer zur Erforschung des weiten und noch ziemlich unbekannten Gebiets des Vereinslebens durch eigenen Augenschein und persönliche Beobachtung die allgemeinste Anerkennung und den aufrichtigsten Dank seiner Zeit- und Landesgenossen, welcher politischen oder religiösen Farbe sie seien. Auch das ist anzuerkennen, daß Huber sehr oft auf Thatsachen und Zustände im Volksleben von großer socialer Bedeutung hinweist, die anderswo noch gar nicht oder nicht nach ihrem ganzen Gewichte erkannt und gewürdigt wurden. So hebt er gleich in seinen Briefen aus Belgien, dann auch in denen aus England sehr scharf hervor, wie ungeachtet der Zunahme des Nationalwohlstandes im Ganzen dennoch der Pauperismus zahlreicher Classen in noch stärkerm Verhältnisse zunehmen kann. Dies geschieht überall, wo die Bedürfnisse der Masse — gleichviel ob man sie als nothwendige oder künstliche bezeichne — in noch höherm Maße wachsen, als der Wohlstand einer „günstig situirten Minderheit"; wo noch nicht die arbeitende Bevölkerung geistig und sittlich so durchgebildet ist, um in der guten Zeit für die Zeit der Noth sorgen zu können und zu wollen; wo darum durch jede Arbeitsstockung und Theurung Tausende und vielleicht Hunderttausende in um so größeres Elend gestürzt werden, an je zahlreichere

Bedeutung, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß sie auch in der Bedeutung von Gott, Herr, Fürst, Vater, Mann, Sohn, Bruder, Freund, Gatte, Geliebter, Diener, Knecht, Sklave, Verwandter, Nachbar, Gast, Wirt, Feind, Gegner, Mörder, Räuber, Dieb, Bettler, Fremdling, Landsmann, Bürger, Einwohner, Ansässiger, Hirt, Jäger, Fischer, Schiffer, Ackersmann, Schmied, Zimmermann, Töpfer, Weber, Schuster, Gerber, Schneider, Bäcker, Koch, Schlächter, Barbier, Arzt, Schreiber, Lehrer, Schüler, Priester, Prophet, Zauberer, Wahrsager, Sänger, Musikant, Tänzer, Krieger, Soldat, Hauptmann, Anführer, Wächter, Richter, Zeuge, Ankläger, Verteidiger, Gefangener, Kranker, Blinder, Lahmer, Stummer, Tauber, Aussätziger, Wahnsinniger, Idiot, Zwerg, Riese, Greis, Jüngling, Knabe, Mädchen, Weib, Witwe, Jungfrau, Hure, Ehebrecherin, Kebsweib, Amme, Hebamme, Kinderwärterin, Mutter, Tochter, Schwester, Freundin, Gattin, Geliebte, Dienerin, Sklavin, Verwandte, Nachbarin, Gastfreundin, Wirtin, Feindin, Gegnerin, Mörderin, Räuberin, Diebin, Bettlerin, Fremdlingin, Landsmännin, Bürgerin, Einwohnerin, Ansässige, Hirtin, Jägerin, Fischerin, Schifferin, Ackersmännin, Schmiedin, Zimmermännin, Töpferin, Weberin, Schusterin, Gerberin, Schneiderin, Bäckerin, Köchin, Schlächterin, Barbierin, Ärztin, Schreiberin, Lehrerin, Schülerin, Priesterin, Prophetin, Zauberin, Wahrsagerin, Sängerin, Musikantin, Tänzerin, Kriegerin, Soldatin, Hauptmännin, Anführerin, Wächterin, Richterin, Zeugin, Anklägerin, Verteidigerin, Gefangene, Kranke, Blinde, Lahme, Stumme, Taube, Aussätzige, Wahnsinnige, Idiotin, Zwergin, Riesin, Greisin, Jünglingin, Knabin

die jedoch noch einige Hunderte von Hülfsarbeitern auf Rechnung der Gesellschaften beschäftigen. Davon mögen etwa zwei Drittheile nachhaltig lebensfähig sein. Die zahlreichste Association, die der Schlosser, hat 190, die kleinste, die der Tapezierer, fünf Mitglieder. Eine nähere Bekanntschaft machte Huber mit der Association der Buchdrucker, der Sesselmacher (menuisiers en fauteuil), der Fortepianomacher und Spengler. Die Vereine wurden zum Theil vom Staate, aus den für solche Zwecke bestimmten acht Millionen Francs, durch verzinsliche Darlehen unterstützt. Oefters haben sie sich aber auch aus eigener Kraft zu einer gewissen Stufe des Gedeihens erhoben, nachdem sie sich mit rühmlicher Ausdauer, im Kampfe mit vielfachen Schwierigkeiten, ein zuweilen höchst unbedeutendes Betriebscapital für den Beginn ihres Unternehmens verschafft hatten. Ihr gemeinschaftlicher Zweck ist die allmälige Ausdehnung und Sicherstellung ihres Geschäfts durch Vergrößerung ihres Betriebscapitals und Bildung eines Reservefonds vermittels regelmäßiger Abzüge vom Arbeitslohne der Mitglieder. Regelmäßig sind mit diesen Anstalten Hülfskassen für kranke Genossen und Witwen verbunden; auch haben sie den bemerkbaren Vortheil, daß dadurch jedem erschöpfenden Uebermaß der Arbeitszeit gesteuert wird. Der Zeit nach sind solche Cooperativvereine auf 10—18, einer sogar auf 99 Jahre abgeschlossen. Treten nicht außerordentliche Unfälle ein, so wird sich für jedes Mitglied der am besten stehenden Association der Buchdrucker nach 10 Jahren ein Capital von 7—8000 Francs ergeben. Den Theilnehmern an den Vereinen der Fortepiano- und Sesselmacher stellt jedoch Huber nach je 10 und 18 Jahren nur Raten von 2—3000 Francs in Aussicht.

Von besonderm Interesse sind die Mittheilungen über die im Juli 1853 auf einem Grundstücke von 10 Hectaren begonnene und vorläufig auf 300 Häuser berechnete Arbeiterstadt bei Mühlhausen, von der bereits über 100 Häuser, jedes nur für eine Familie, ganz fertig und bewohnt sind. Als gemeinschaftliche Anstalten zur Benutzung durch die Bewohner gegen geringe, aber die Kosten deckende Beiträge sind projectirt: Wasch- und Badehaus, nach dem Muster der englischen Anstalten, Bäckerei, Schlachthaus, Materialdepot, Kosthaus, Kleinkinderschule, Bibliothek, Lese- und Gesellschaftslocal. Auf Anregung der industriellen Gesellschaft und infolge der Decrete vom Februar und März 1852 ging das Unternehmen von dem elsassischen Großfabrikanten J. Dollfus aus. Zu dem erfoderlichen Capital von 900,000 Francs lieferte $^1/_3$ eine mehr nur nominelle Actiengesellschaft durch 60 Actien zu 4%; 300,000 Francs gab der Staat als subvention gratuite und die letzten 300,000 Francs wurden durch eine Anleihe zu 5% von dem dritten Theile des muthmaßlichen Häuserwerths beigeschafft. Zur Zeit der Anwesenheit des Verfassers gab es in dieser Arbeiterstadt 60 Miether und 40 Käufer von Häusern. Die Zahl der letztern ist jedoch im Steigen. Die Miether zahlen monatlich 14—17 Francs oder höchstens 7% des Baucapitals, können in 20 Jahren nicht gesteigert werden und stehen immer noch um $^1/_3$ besser als gewöhnliche Miether. Die Bedingungen des Eigenthumserwerbs von Häusern sind: Einzahlung von 3—400 Francs beim Eintritt, was freilich auf Seite der Arbeiter schon den Besitz eines Capitals in Sparkassen u. dergl. voraussetzt; die Uebernahme einer Hypothek für $^1/_3$ des Kaufpreises, wofür dem Crédit mobilier 30 Jahre lang $5^1/_2$% Zinsen gezahlt werden und womit zugleich diese Capitalschuld getilgt wird; endlich wird das letzte Drittel durch monatliche Raten von 20—30 Francs (je nach dem Werthe der Häuser) zugleich verzinst und abbezahlt, sodaß auch diese letztere Schuld nach sechs oder sieben Jahren getilgt ist. Ueberdies ist die Gesellschaft nachsichtig genug, um mitunter auch kleinere monatliche Ratenzahlungen anzunehmen. Der Erwerber des Hauses ist an einige allgemeine Bedingungen, wie an die Erhaltung der Uniformität der Häuser und der sie umgebenden Gärten u. s. w., gebunden. Auch hat sich für den Fall des Verkaufs die Actiengesellschaft ein Veto gegen den Käufer vorbehalten. Außer dieser Arbeiterstadt ist noch aus Mühlhausen, jetzt mit mehr als 40,000 Einwohnern, von denen fast die Hälfte der flottirenden Bevölkerung der Arbeiter angehört, das von Dollfus gegründete Arbeiterasyl und die Arbeiterversorgungsanstalt zu erwähnen. Auch finden sich noch an andern Orten des Elsasses, in Zornhof, Münster, Bischwyler, Gebwyler u. s. w., manche erfreuliche Anstalten zur Hebung und Sicherstellung der Arbeiterzustände.

Um sich eine deutlichere Vorstellung vom Vereinswesen in Frankreich zu machen, muß man allerdings nicht übersehen, daß es noch zum Zwecke vorübergehender Unterstützung, zur Auszahlung von Pensionen u. dergl. unter besonderer Theilnahme des Staatsoberhaupts viele Gesellschaften zu gegenseitiger Hülfe gibt, deren Zahl sich Ende 1853 auf 2773 mit mehr als 300,000 Mitgliedern belief; daß sich bei der katholischen Bevölkerung etwa 30,000 Frauen und Jungfrauen mit Kranken- und Armenpflege befassen u. s. w. Gleichwol wird man gestehen müssen, daß mit dem Allem für ein Land von 35 Millionen Einwohnern noch wenig gethan ist. Umsoweniger läßt sich dies in Abrede stellen, wenn man beachtet, daß von den neun Milliarden der jährlichen französischen Nationalproduction auf die große Mehrheit der Arbeiter und des Mittelstandes doch nur ein täglicher Antheil von 41 Centimes kommt, der in den äußersten Fällen bis unter 15 Centimes herabsinkt, daß also immer noch der weitaus größte Theil der französischen Nation außer Stande ist, sich ein nach den heutigen Begriffen menschenwürdiges Dasein fristen zu können.

Es gab sich von selbst, daß in die „Reisebriefe" auch einige Bemerkungen über die jetzige Stimmung in Frankreich einflossen. Der Verfasser verheißt weder der Fusion der Legitimisten und Orléanisten, noch auch der republikanischen Partei einen baldigen Erfolg. Er meint, im nächsten Menschenalter sei keine andere Staatsgewalt

Ausgabe der Gemeinde Wien für das Jahr 1911 (Voranschlag) 1,000.000 K, für das Jahr 1912 (Voranschlag) 1,000.000 K, für das Jahr 1913 (Voranschlag) 1,000.000 K, für das Jahr 1914 (Voranschlag) 1,000.000 K, für das Jahr 1915 (Voranschlag) 1,000.000 K, für das Jahr

Lehrer zu Gunsten der Gemeinden zu Fall, und Schenkung 1. Januar 1811.

Es ist nicht zu leugnen, daß die willkürlichen Abgaben der Art, welche jetzt zum Theil durch die Ablösungsgesetze aufgehoben sind, eine Menge Streitigkeiten veranlaßten. Besonders mit grundherrlichen Abgaben, Zehenten, Frohnden, Laudemien, Handlohn, Weinkauf, Leibeigenschaft, Todfall, Hauptrecht, Besthaupt, Besthaupt, Besthaupt

Gebiete der Kirche und des Staates, Gesetzgebung und Verwaltung, Rechtsprechung und Polizei, Kriegswesen und Finanzen, Handel und Gewerbe, Ackerbau und Viehzucht, Bergbau und Forstwesen, Künste und Wissenschaften, Schulen und Universitäten, Sitten und Gebräuche, Tracht und Lebensart, Sprache und Literatur, Poesie und Beredsamkeit, Geschichtschreibung und Geschichtsforschung, Alterthümer und Denkmäler, Münzen und Siegel, Wappen und Heraldik, Genealogie und Chronologie, Geographie und Statistik, Topographie und Ortsnamen, Landes- und Volkskunde, Ethnographie und Anthropologie, Sagen und Märchen, Volkslieder und Volksfeste, Aberglauben und Hexenwesen, Mythologie und Religionsgeschichte, Philosophie und Theologie, Kirchenlehre und Kirchenrecht, Kirchengeschichte und Kirchenverfassung, Kirchenväter und Concilien, Ketzer und Inquisition, Heiligenlegenden und Wallfahrten, Klöster und Orden, Mönchthum und Nonnenwesen, Bischöfe und Päpste, Pfarrer und Kirchendiener, Gottesdienst und Kirchenmusik, Kirchenbau und Kirchenschmuck, Glocken und Orgeln, Taufe und Trauung, Begräbniss und Todtenfeier, Ablass und Fegefeuer, Beichte und Absolution, Abendmahl und Messopfer, Fasten und Kasteiungen, Gebet und Andacht, Gelübde und Opfer, Sünde und Busse, Gnade und Verdammniss, Himmel und Hölle, Teufel und Engel, Gott und Schöpfung, Offenbarung und Prophezeiung, Wunder und Zeichen, Glaube und Aberglaube, Hoffnung und Liebe, Tugend und Laster, Gut und Böse, Recht und Unrecht, Wahrheit und Lüge, Freiheit und Knechtschaft, Gleichheit und Ungleichheit, Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit, Barmherzigkeit und Grausamkeit, Sanftmuth und Zorn, Demuth und Hochmuth, Keuschheit und Unkeuschheit, Mässigkeit und Völlerei, Freigebigkeit und Habsucht, Fleiss und Trägheit, Ehrlichkeit und Betrug, Treue und Untreue, Dankbarkeit und Undankbarkeit, Gastfreundschaft und Feindschaft, Friede und Krieg, Bündniss und Verrath, Sieg und Niederlage, Flucht und Verfolgung, Gefangenschaft und Befreiung, Tod und Auferstehung, Unsterblichkeit und Vergänglichkeit, Seele und Leib, Geist und Materie, Kraft und Stoff, Ursache und Wirkung, Zweck und Mittel, Grund und Folge, Anfang und Ende, Raum und Zeit, Bewegung und Ruhe, Licht und Finsterniss, Wärme und Kälte, Feuer und Wasser, Luft und Erde, Himmel und Hölle, Tag und Nacht, Sommer und Winter, Frühling und Herbst, Jahr und Monat, Woche und Stunde, Minute und Secunde, Augenblick und Ewigkeit, Alter und Jugend, Kindheit und Mannesalter, Greisenalter und Tod, Geburt und Taufe, Hochzeit und Ehe, Scheidung und Wiederverheirathung, Kinderlosigkeit und Kinderreichthum, Erbschaft und Testament, Vormundschaft und Pflegschaft, Adoption und Legitimation, Verjährung und Ersitzung, Eigenthum und Besitz, Kauf und Verkauf, Tausch und Schenkung, Miethe und Pacht, Leihe und Darlehen, Bürgschaft und Pfand, Zins und Wucher, Handel und Wandel, Gewerbe und Industrie, Ackerbau und Viehzucht, Bergbau und Forstwesen, Jagd und Fischerei, Mühlen und Bäckereien, Brauereien und Brennereien, Gasthäuser und Herbergen, Märkte und Messen, Zölle und Steuern, Münzen und Siegel, Maass und Gewicht, Strassen und Brücken, Eisenbahnen und Dampfschiffe, Telegraphen und Telephone, Post und Briefe, Zeitungen und Bücher, Schulen und Universitäten, Lehrer und Schüler, Studenten und Professoren, Bibliotheken und Archive, Museen und Sammlungen, Künste und Wissenschaften, Poesie und Beredsamkeit, Geschichtschreibung und Geschichtsforschung, Alterthümer und Denkmäler, Münzen und Siegel, Wappen und Heraldik, Genealogie und Chronologie, Geographie und Statistik, Topographie und Ortsnamen, Landes- und Volkskunde, Ethnographie und Anthropologie, Sagen und Märchen, Volkslieder und Volksfeste, Aberglauben und Hexenwesen, Mythologie und Religionsgeschichte, Philosophie und Theologie, Kirchenlehre und Kirchenrecht, Kirchengeschichte und Kirchenverfassung, Kirchenväter und Concilien, Ketzer und Inquisition, Heiligenlegenden und Wallfahrten, Klöster und Orden, Mönchthum und Nonnenwesen, Bischöfe und Päpste, Pfarrer und Kirchendiener, Gottesdienst und Kirchenmusik, Kirchenbau und Kirchenschmuck, Glocken und Orgeln, Taufe und Trauung, Begräbniss und Todtenfeier, Ablass und Fegefeuer, Beichte und Absolution, Abendmahl und Messopfer, Fasten und Kasteiungen, Gebet und Andacht, Gelübde und Opfer, Sünde und Busse, Gnade und Verdammniss, Himmel und Hölle, Teufel und Engel, Gott und Schöpfung, Offenbarung und Prophezeiung, Wunder und Zeichen, Glaube und Aberglaube, Hoffnung und Liebe, Tugend und Laster, Gut und Böse, Recht und Unrecht, Wahrheit und Lüge, Freiheit und Knechtschaft, Gleichheit und Ungleichheit, Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit, Barmherzigkeit und Grausamkeit, Sanftmuth und Zorn, Demuth und Hochmuth, Keuschheit und Unkeuschheit, Mässigkeit und Völlerei, Freigebigkeit und Habsucht, Fleiss und Trägheit, Ehrlichkeit und Betrug, Treue und Untreue, Dankbarkeit und Undankbarkeit, Gastfreundschaft und Feindschaft, Friede und Krieg, Bündniss und Verrath, Sieg und Niederlage, Flucht und Verfolgung, Gefangenschaft und Befreiung, Tod und Auferstehung, Unsterblichkeit und Vergänglichkeit, Seele und Leib, Geist und Materie, Kraft und Stoff, Ursache und Wirkung, Zweck und Mittel, Grund und Folge, Anfang und Ende, Raum und Zeit, Bewegung und Ruhe, Licht und Finsterniss, Wärme und Kälte, Feuer und Wasser, Luft und Erde, Himmel und Hölle, Tag und Nacht, Sommer und Winter, Frühling und Herbst, Jahr und Monat, Woche und Stunde, Minute und Secunde, Augenblick und Ewigkeit, Alter und Jugend, Kindheit und Mannesalter, Greisenalter und Tod, Geburt und Taufe, Hochzeit und Ehe, Scheidung und Wiederverheirathung, Kinderlosigkeit und Kinderreichthum, Erbschaft und Testament, Vormundschaft und Pflegschaft, Adoption und Legitimation, Verjährung und Ersitzung, Eigenthum und Besitz, Kauf und Verkauf, Tausch und Schenkung, Miethe und Pacht, Leihe und Darlehen, Bürgschaft und Pfand, Zins und Wucher, Handel und Wandel, Gewerbe und Industrie, Ackerbau und Viehzucht, Bergbau und Forstwesen, Jagd und Fischerei, Mühlen und Bäckereien, Brauereien und Brennereien, Gasthäuser und Herbergen, Märkte und Messen, Zölle und Steuern, Münzen und Siegel, Maass und Gewicht, Strassen und Brücken, Eisenbahnen und Dampfschiffe, Telegraphen und Telephone, Post und Briefe, Zeitungen und Bücher, Schulen und Universitäten, Lehrer und Schüler, Studenten und Professoren, Bibliotheken und Archive, Museen und Sammlungen,

beim 2000. als 1700 je 66. Thiere 2 ℔ 8 ß. Die 3 letzte Classe 1700 je 66. Thiere 2 ℔ 8 ß. Die 4te Classe 2 ß. etc. und 12 ß. in einer Zeit von 14 Tagen. Wer Vorsatz und Gefährde gebraucht, der soll in die Peen gefallen sein, so offt es geschicht, und darzu seinen Schaden ersetzen. Auch der Schneider in Bern soll Macht haben, Meister zu machen, wie die Burger der Stadt Bern. Wenn ein Meister stirbt, so soll sein Knecht 3 Jahre lang Geselle sein, ehe er Meister werden kann. Wenn ein Geselle Meister werden will, so soll er 3 Jahre lang Knecht gewesen sein, ehe er Geselle werden kann. Wenn ein Knecht Meister werden will, so soll er 3 Jahre lang Lehrjung gewesen sein, ehe er Knecht werden kann. Wenn jemand ein Lehrjung werden will, so soll er 3 Jahre lang Lehrjung sein.

Bey der Ernennung der Beamteten ist ersehen worden, dass Herr Landvogt Wagner, Herr Landvogt Lerber, Herr Landvogt Tscharner, Herr Landvogt Fischer, Herr Landvogt Steiger, Herr Landvogt Sinner, Herr Landvogt Tillier, Herr Landvogt Wyss, Herr Landvogt Wyttenbach, Herr Landvogt Stürler, Herr Landvogt Tscharner, Herr Landvogt Wyttenbach, Herr Landvogt Steiger, Herr Landvogt Tillier, Herr Landvogt Wyttenbach, Herr Landvogt Wyttenbach, Herr Landvogt Wyttenbach

Kapitel 1. Allgemeine Bestimmungen. §. 1. 2.

Kapitel 1. Allgemeine Bestimmungen.

§. 1. Gegenstand der Prüfung.

Gegenstand der Prüfung ist die Feststellung, ob die Beschaffenheit der Proben den Bedingungen entspricht, welche in den Lieferungsverträgen oder in den Vorschriften für die Lieferung vorgesehen sind.

§. 2. Probestücke.

Die Probestücke müssen in Form und Größe den Vorschriften entsprechen, welche für die Prüfung gelten. Sie müssen frei von Fehlern sein, welche das Ergebnis der Prüfung beeinflussen können.

ſie es ſeit Jahrhunderten nicht geduldet hat, daß der Erwerb und die Arbeitskraft ihrer Bürger für improductive Militärdienſte verſchwendet werden durfte.

Ob aber Huber die Gründe für Englands Gedeihen mehr oder minder vollſtändig entwickelt habe, man wird doch ſeiner Behauptung beipflichten müſſen, daß die Machtquellen Großbritanniens denen von drei andern europäiſchen Großmächten wenigſtens gleichkommen. Eben dieſe unleugbare Thatſache preßt ihm den überconſervativen Angſtſchrei aus: „Erwägt man Englands Machtmittel, die je zwei bis drei andern Großmächten das Gleichgewicht halten, ſo wird man ermeſſen, was die Welt von England bei deſſen zunehmender Demokratiſirung zu erwarten hat.“ Wir denken doch, daß gerade von dorther die Welt nicht das Schlimmſte zu erwarten hat. Das engliſche Vereinsweſen, wie es die „Reiſebriefe“ ſchildern, iſt ſchon an ſich ein Beweis, daß dem britiſchen Volke die zur Selbſtrettung erfoderliche geſunde Kraft noch nicht verſiegt iſt. Darum dürfen wir wenigſtens hoffen, daß auch die geiſtliche und weltliche Ariſtokratie Englands, die des Landbeſitzes wie der Induſtrie endlich gezwungen werde, aus ihrer ſelbſtſüchtigen und ſtarren Beſonderung herauszutreten und die in ihrer oft todten Hand noch liegenden ungeheuern Mittel zum wahren Wohle Aller flüſſig zu machen.

Aber freilich iſt dieſe Hoffnung noch keine Gewißheit, und wo wir auch die Blicke hinwenden, wir müſſen mit dem Dichter ausrufen: „Untröſtlich iſt's noch allerwärts!“ Denn in den für alle löblichen Zwecke des Menſchenlebens ſchon gegründeten Vereinen ſehen wir zwar die Wege betreten, die uns über den Pauperismus und die ihm untrennbar verbundene geiſtige und ſittliche Verkümmerung hinausführen könnten; aber vielleicht iſt die ſittliche Erſchlaffung ſchon allzu groß geworden, als daß wir dieſe Wege noch bis zum Ziele verfolgen wollten. Auch zeigt es ſich bei tieferm Einblicke in die Verhältniſſe deutlich genug, daß ſelbſt mit dem beſten und ausdauerndſten Willen der Einzelnen und ihrer Vereine das Erfoderliche überall nicht geleiſtet werden kann, wo noch die Aſſociation der Aſſociationen, wo alſo der Staat, ſoweit er noch in der Form des Militär- und Polizeiſtaats befangen iſt, den wohlmeinenden Beſtrebungen der erſtern hemmend und oft geradezu zerſtörend entgegentritt.

Für die richtige Bemeſſung und Beurtheilung des drohend anſchwellenden Pauperismus wird es nämlich viel zu oft überſehen, daß die Begriffe der Armuth, des Wohlſtandes und Reichthums ſtets nur relative ſind, daß ſie dies nicht blos in den Beziehungen der Einzelnen zu Einzelnen ſind, ſondern auch in denen des Staats zu andern Staaten, ſowie unſers ganzen europäiſchen Staatenſyſtems im Verhältniſſe zu der transatlantiſchen Neuen Welt. Dadurch allein, daß vielleicht auch Europa von Jahr zu Jahr mehr und ſogar beträchtlich mehr Güterwerthe erzeugt als in jedem vorhergehenden Jahre, werden wir noch keineswegs über die Gefahr des Pauperismus und der ihm verbundenen Entſittlichung hinausgehoben. Solange das durch den Welthandel uns ſo nahe gerückte und ſo innig verbundene Nordamerika verhältnißmäßig noch mehr Werthe producirt, muß ſich auch in Europa das Gefühl und Bewußtſein der verhältnißmäßigen Verarmung, und das iſt gerade der Pauperismus, ſtets von neuem erzeugen. Damit geht eine wachſende Unzufriedenheit mit den ſocialen Zuſtänden Hand in Hand und die ſo allgemein herrſchend gewordene Sucht, ſich auf Koſten der Geſammtheit durch verbrecheriſchen oder doch mühe-loſen Erwerb die Mittel zum reichlichſten Genuſſe zu verſchaffen. Eben dieſer Mammonsdienſt ruft dann auch jenen ununterbrochenen kleinen Krieg gegen das mit ſaurer Arbeit erworbene Eigenthum hervor, wie er in der Zunahme der Dieberei, des Betrugs, der Fälſchungen, des Wuchers, der frevelhaften oder leichtfertigen Schwindeleien jeder Art immer greller zutage tritt. Aber gerade jenes Misverhältniß in der Production der Neuen und unſerer Alten Welt muß ſich in ſteigendem Maße vergrößern, ſolange noch Europa Milliarden ſeines jährlichen Erwerbs und die Arbeitskraft von vierthalb Millionen Männern zur Erhaltung eines kläglichen bewaffneten Friedens verſchwendet. Hier liegt alſo der Cardinalpunkt, wo die ſo oft ſchon wiederholte Sage von der „Rettung der Geſellſchaft“ endlich doch noch zur Wahrheit werden könnte.

Mit beſonderer Beziehung auf England enthalten die „Reiſebriefe“ die treffende Bemerkung, daß wol ſchon durch zweckmäßigere Verwendung der Hälfte der ungeheuern Summen, die ſeit 30 Jahren in der Form von Armentaxen vom bodenloſen Sumpfe des Pauperismus verſchlungen wurden, den jetzigen Nothſtänden hätte vorgebeugt werden können. Meinerſeits habe ich in meiner „Militärpolitik“ (vgl. Nr. 22 d. Bl.) auszuführen geſucht, daß jährlich an den Koſten des bewaffneten Friedens in Europa mindeſtens zwei Milliarden Francs erſpart werden könnten, daß gleichwol die Kraft der militäriſchen Vertheidigung gegen jeden Angriff dadurch nirgends geſchwächt, ſondern vielmehr weſentlich geſteigert würde. Solche Erſparniſſe zu machen, um ſie zur endlichen Ueberwindung des Pauperismus und der immer tiefer freſſenden Entſittlichung zu verwenden, dies ſind die europäiſchen Gewalthaber den zahlreichen Millionen der arbeitenden Bevölkerung ſchon lange ſchuldig geworden, aber leider auch ſchuldig geblieben.

Wilhelm Schulz-Bodmer.

(Der Beſchluß folgt in der nächſten Lieferung.)

Dichteriſche Ueberſetzungen.

1. Triſtan und Iſolde. Von Gottfried von Straßburg. Ueberſetzt von Karl Simrock. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1855. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.
2. Polydora, ein weltpoetiſches Liederbuch von G. F. Daumer. Zwei Bände. Frankfurt a. M., Literariſche Anſtalt. 1855. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Eine Zeit wie die unſerige, der man formelle Durchbildung und ſprachliche Virtuoſität nicht abſprechen kann, wird an poetiſchen Aneignungen und Uebertragungen um

Bestimmung der Lichtgeschwindigkeit. Die Bestimmung der Lichtgeschwindigkeit ist eine der wichtigsten Aufgaben der Physik. Sie ist nicht nur deshalb wichtig, weil sie uns eine Kenntnis von einer Naturkonstanten verschafft, sondern auch deshalb, weil sie uns Aufschluß über die Natur des Lichtes gibt. Wir werden sehen, daß die Lichtgeschwindigkeit in verschiedenen Medien verschieden groß ist, und daß sie in dichteren Medien kleiner ist als in dünneren. Wäre das Licht ein Stoff, der von der Lichtquelle ausgeschleudert wird, so müßte es in dichteren Medien größere Geschwindigkeit haben als in dünneren. Da das Gegenteil der Fall ist, so ist das Licht kein Stoff, sondern eine Bewegung.

Die Lichtgeschwindigkeit ist so groß, daß sie mit den gewöhnlichen Mitteln nicht gemessen werden kann. Sie wurde zuerst von Römer aus Beobachtungen an den Jupitermonden bestimmt. Später wurde sie von Bradley aus Beobachtungen an der Aberration des Lichtes bestimmt. Endlich wurde sie von Fizeau und Foucault mit Hilfe rotierender Spiegel gemessen. Die Lichtgeschwindigkeit beträgt rund 300 000 km in der Sekunde.

Fortpflanzung des Lichtes. Das Licht pflanzt sich in einem homogenen Medium geradlinig fort. Dies kann man durch folgende Versuche zeigen.

Man bringt in einem Zimmer, das nur durch ein kleines Loch in einem Fensterladen Licht erhält, einen Rauch hervor. Dann sieht man einen hellen Lichtstrahl, der sich geradlinig fortpflanzt.

Man bringt in einem Zimmer, das nur durch ein kleines Loch in einem Fensterladen Licht erhält, eine Kerze hervor. Dann sieht man, daß die Kerze auf der Wand ein umgekehrtes Bild erzeugt.

Man bringt in einem Zimmer, das nur durch ein kleines Loch in einem Fensterladen Licht erhält, einen Schirm hervor. Dann sieht man, daß der Schirm einen Schatten auf die Wand wirft.

Schatten. Wenn ein undurchsichtiger Körper von einer Lichtquelle beleuchtet wird, so wirft er einen Schatten. Dieser Schatten ist dadurch entstanden, daß das Licht sich geradlinig fortpflanzt. Wenn eine Lichtquelle einen Körper beleuchtet, so entsteht ein Kernschatten und ein Halbschatten. Der Kernschatten ist dadurch entstanden, daß kein Licht in ihn hineingelangt. Der Halbschatten ist dadurch entstanden, daß nur ein Teil des Lichtes in ihn hineingelangt.

Wenn zwei Lichtquellen einen Körper beleuchten, so entsteht ein Kernschatten und zwei Halbschatten. Der Kernschatten ist dadurch entstanden, daß kein Licht in ihn hineingelangt. Der eine Halbschatten ist dadurch entstanden, daß nur das Licht der einen Lichtquelle in ihn hineingelangt. Der andere Halbschatten ist dadurch entstanden, daß nur das Licht der anderen Lichtquelle in ihn hineingelangt.

Wenn drei Lichtquellen einen Körper beleuchten, so entsteht ein Kernschatten und drei Halbschatten. Der Kernschatten ist dadurch entstanden, daß kein Licht in ihn hineingelangt. Der eine Halbschatten ist dadurch entstanden, daß nur das Licht der einen Lichtquelle in ihn hineingelangt. Der andere Halbschatten ist dadurch entstanden, daß nur das Licht der anderen Lichtquelle in ihn hineingelangt. Der dritte Halbschatten ist dadurch entstanden, daß nur das Licht der dritten Lichtquelle in ihn hineingelangt.

Wenn vier Lichtquellen einen Körper beleuchten, so entsteht ein Kernschatten und vier Halbschatten. Der Kernschatten ist dadurch entstanden, daß kein Licht in ihn hineingelangt. Der eine Halbschatten ist dadurch entstanden, daß nur das Licht der einen Lichtquelle in ihn hineingelangt. Der andere Halbschatten ist dadurch entstanden, daß nur das Licht der anderen Lichtquelle in ihn hineingelangt. Der dritte Halbschatten ist dadurch entstanden, daß nur das Licht der dritten Lichtquelle in ihn hineingelangt. Der vierte Halbschatten ist dadurch entstanden, daß nur das Licht der vierten Lichtquelle in ihn hineingelangt.

Wenn fünf Lichtquellen einen Körper beleuchten, so entsteht ein Kernschatten und fünf Halbschatten. Der Kernschatten ist dadurch entstanden, daß kein Licht in ihn hineingelangt. Der eine Halbschatten ist dadurch entstanden, daß nur das Licht der einen Lichtquelle in ihn hineingelangt. Der andere Halbschatten ist dadurch entstanden, daß nur das Licht der anderen Lichtquelle in ihn hineingelangt. Der dritte Halbschatten ist dadurch entstanden, daß nur das Licht der dritten Lichtquelle in ihn hineingelangt. Der vierte Halbschatten ist dadurch entstanden, daß nur das Licht der vierten Lichtquelle in ihn hineingelangt. Der fünfte Halbschatten ist dadurch entstanden, daß nur das Licht der fünften Lichtquelle in ihn hineingelangt.

Wenn sechs Lichtquellen einen Körper beleuchten, so entsteht ein Kernschatten und sechs Halbschatten. Der Kernschatten ist dadurch entstanden, daß kein Licht in ihn hineingelangt. Der eine Halbschatten ist dadurch entstanden, daß nur das Licht der einen Lichtquelle in ihn hineingelangt. Der andere Halbschatten ist dadurch entstanden, daß nur das Licht der anderen Lichtquelle in ihn hineingelangt. Der dritte Halbschatten ist dadurch entstanden, daß nur das Licht der dritten Lichtquelle in ihn hineingelangt. Der vierte Halbschatten ist dadurch entstanden, daß nur das Licht der vierten Lichtquelle in ihn hineingelangt. Der fünfte Halbschatten ist dadurch entstanden, daß nur das Licht der fünften Lichtquelle in ihn hineingelangt. Der sechste Halbschatten ist dadurch entstanden, daß nur das Licht der sechsten Lichtquelle in ihn hineingelangt.

Wenn sieben Lichtquellen einen Körper beleuchten, so entsteht ein Kernschatten und sieben Halbschatten. Der Kernschatten ist dadurch entstanden, daß kein Licht in ihn hineingelangt. Der eine Halbschatten ist dadurch entstanden, daß nur das Licht der einen Lichtquelle in ihn hineingelangt. Der andere Halbschatten ist dadurch entstanden, daß nur das Licht der anderen Lichtquelle in ihn hineingelangt. Der dritte Halbschatten ist dadurch entstanden, daß nur das Licht der dritten Lichtquelle in ihn hineingelangt. Der vierte Halbschatten ist dadurch entstanden, daß nur das Licht der vierten Lichtquelle in ihn hineingelangt. Der fünfte Halbschatten ist dadurch entstanden, daß nur das Licht der fünften Lichtquelle in ihn hineingelangt. Der sechste Halbschatten ist dadurch entstanden, daß nur das Licht der sechsten Lichtquelle in ihn hineingelangt. Der siebte Halbschatten ist dadurch entstanden, daß nur das Licht der siebten Lichtquelle in ihn hineingelangt.

Wenn acht Lichtquellen einen Körper beleuchten, so entsteht ein Kernschatten und acht Halbschatten. Der Kernschatten ist dadurch entstanden, daß kein Licht in ihn hineingelangt. Der eine Halbschatten ist dadurch entstanden, daß nur das Licht der einen Lichtquelle in ihn hineingelangt. Der andere Halbschatten ist dadurch entstanden, daß nur das Licht der anderen Lichtquelle in ihn hineingelangt. Der dritte Halbschatten ist dadurch entstanden, daß nur das Licht der dritten Lichtquelle in ihn hineingelangt. Der vierte Halbschatten ist dadurch entstanden, daß nur das Licht der vierten Lichtquelle in ihn hineingelangt. Der fünfte Halbschatten ist dadurch entstanden, daß nur das Licht der fünften Lichtquelle in ihn hineingelangt. Der sechste Halbschatten ist dadurch entstanden, daß nur das Licht der sechsten Lichtquelle in ihn hineingelangt. Der siebte Halbschatten ist dadurch entstanden, daß nur das Licht der siebten Lichtquelle in ihn hineingelangt. Der achte Halbschatten ist dadurch entstanden, daß nur das Licht der achten Lichtquelle in ihn hineingelangt.

Wenn neun Lichtquellen einen Körper beleuchten, so entsteht ein Kernschatten und neun Halbschatten. Der Kernschatten ist dadurch entstanden, daß kein Licht in ihn hineingelangt. Der eine Halbschatten ist dadurch entstanden, daß nur das Licht der einen Lichtquelle in ihn hineingelangt. Der andere Halbschatten ist dadurch entstanden, daß nur das Licht der anderen Lichtquelle in ihn hineingelangt. Der dritte Halbschatten ist dadurch entstanden, daß nur das Licht der dritten Lichtquelle in ihn hineingelangt. Der vierte Halbschatten ist dadurch entstanden, daß nur das Licht der vierten Lichtquelle in ihn hineingelangt. Der fünfte Halbschatten ist dadurch entstanden, daß nur das Licht der fünften Lichtquelle in ihn hineingelangt. Der sechste Halbschatten ist dadurch entstanden, daß nur das Licht der sechsten Lichtquelle in ihn hineingelangt. Der siebte Halbschatten ist dadurch entstanden, daß nur das Licht der siebten Lichtquelle in ihn hineingelangt. Der achte Halbschatten ist dadurch entstanden, daß nur das Licht der achten Lichtquelle in ihn hineingelangt. Der neunte Halbschatten ist dadurch entstanden, daß nur das Licht der neunten Lichtquelle in ihn hineingelangt.

Wenn zehn Lichtquellen einen Körper beleuchten, so entsteht ein Kernschatten und zehn Halbschatten. Der Kernschatten ist dadurch entstanden, daß kein Licht in ihn hineingelangt. Der eine Halbschatten ist dadurch entstanden, daß nur das Licht der einen Lichtquelle in ihn hineingelangt. Der andere Halbschatten ist dadurch entstanden, daß nur das Licht der anderen Lichtquelle in ihn hineingelangt. Der dritte Halbschatten ist dadurch entstanden, daß nur das Licht der dritten Lichtquelle in ihn hineingelangt. Der vierte Halbschatten ist dadurch entstanden, daß nur das Licht der vierten Lichtquelle in ihn hineingelangt. Der fünfte Halbschatten ist dadurch entstanden, daß nur das Licht der fünften Lichtquelle in ihn hineingelangt. Der sechste Halbschatten ist dadurch entstanden, daß nur das Licht der sechsten Lichtquelle in ihn hineingelangt. Der siebte Halbschatten ist dadurch entstanden, daß nur das Licht der siebten Lichtquelle in ihn hineingelangt. Der achte Halbschatten ist dadurch entstanden, daß nur das Licht der achten Lichtquelle in ihn hineingelangt. Der neunte Halbschatten ist dadurch entstanden, daß nur das Licht der neunten Lichtquelle in ihn hineingelangt. Der zehnte Halbschatten ist dadurch entstanden, daß nur das Licht der zehnten Lichtquelle in ihn hineingelangt.

Wenn elf Lichtquellen einen Körper beleuchten, so entsteht ein Kernschatten und elf Halbschatten. Der Kernschatten ist dadurch entstanden, daß kein Licht in ihn hineingelangt. Der eine Halbschatten ist dadurch entstanden, daß nur das Licht der einen Lichtquelle in ihn hineingelangt. Der andere Halbschatten ist dadurch entstanden, daß nur das Licht der anderen Lichtquelle in ihn hineingelangt. Der dritte Halbschatten ist dadurch entstanden, daß nur das Licht der dritten Lichtquelle in ihn hineingelangt. Der vierte Halbschatten ist dadurch entstanden, daß nur das Licht der vierten Lichtquelle in ihn hineingelangt. Der fünfte Halbschatten ist dadurch entstanden, daß nur das Licht der fünften Lichtquelle in ihn hineingelangt. Der sechste Halbschatten ist dadurch entstanden, daß nur das Licht der sechsten Lichtquelle in ihn hineingelangt. Der siebte Halbschatten ist dadurch entstanden, daß nur das Licht der siebten Lichtquelle in ihn hineingelangt. Der achte Halbschatten ist dadurch entstanden, daß nur das Licht der achten Lichtquelle in ihn hineingelangt. Der neunte Halbschatten ist dadurch entstanden, daß nur das Licht der neunten Lichtquelle in ihn hineingelangt. Der zehnte Halbschatten ist dadurch entstanden, daß nur das Licht der zehnten Lichtquelle in ihn hineingelangt. Der elfte Halbschatten ist dadurch entstanden, daß nur das Licht der elften Lichtquelle in ihn hineingelangt.

Wenn zwölf Lichtquellen einen Körper beleuchten, so entsteht ein Kernschatten und zwölf Halbschatten. Der Kernschatten ist dadurch entstanden, daß kein Licht in ihn hineingelangt. Der eine Halbschatten ist dadurch entstanden, daß nur das Licht der einen Lichtquelle in ihn hineingelangt. Der andere Halbschatten ist dadurch entstanden, daß nur das Licht der anderen Lichtquelle in ihn hineingelangt. Der dritte Halbschatten ist dadurch entstanden, daß nur das Licht der dritten Lichtquelle in ihn hineingelangt. Der vierte Halbschatten ist dadurch entstanden, daß nur das Licht der vierten Lichtquelle in ihn hineingelangt. Der fünfte Halbschatten ist dadurch entstanden, daß nur das Licht der fünften Lichtquelle in ihn hineingelangt. Der sechste Halbschatten ist dadurch entstanden, daß nur das Licht der sechsten Lichtquelle in ihn hineingelangt. Der siebte Halbschatten ist dadurch entstanden, daß nur das Licht der siebten Lichtquelle in ihn hineingelangt. Der achte Halbschatten ist dadurch entstanden, daß nur das Licht der achten Lichtquelle in ihn hineingelangt. Der neunte Halbschatten ist dadurch entstanden, daß nur das Licht der neunten Lichtquelle in ihn hineingelangt. Der zehnte Halbschatten ist dadurch entstanden, daß nur das Licht der zehnten Lichtquelle in ihn hineingelangt. Der elfte Halbschatten ist dadurch entstanden, daß nur das Licht der elften Lichtquelle in ihn hineingelangt. Der zwölfte Halbschatten ist dadurch entstanden, daß nur das Licht der zwölften Lichtquelle in ihn hineingelangt.

wundet worden und liegt ſchwer darnieder; ſeine Blanſcheflur beſucht ihn verkleidet:

Und ſie, die Schöne, eilte hin,
Und als ſie ihm ins Auge ſah,
„O weh mir immer", ſprach ſie da;
„Weh, daß ich jemals ward geboren!
Meine Hoffnung, wie iſt die verloren!"
Da nickt' ihr Riwalin nur kaum;
Die Kräfte ließen ihm nicht Raum
Als einem todtſiechen Mann.
Das ſah ſie aber wenig an
Und verdacht' es nicht, nein, liebeblind
Saß zu ihm das ſchöne Kind
Und legte ihrem Riwalin
Die Wang' an ſeine Wange hin,
Bis ihr da zu gleicher Zeit
Von Freud' und auch von Herzeleid
Gar des Lebens Kraft entwich;
Ihr roſenfarb'ner Mund erblich,
Die lichten Lebensfarben
Erloſchen und erſtarben,
Die ſie geziert bis dieſen Tag.
Ihren klaren Augen ward der Tag
Trüb und finſter wie die Nacht.
So lag ſie in der Ohnmacht
Und ohne Sinne lange,
Ihre Wang' an ſeine Wang
Sanft gelehnt, als wär' ſie todt.
Als ſie darauf aus dieſer Noth
Zu Kraft ein wenig wieder kam,
Ihr Lieb' ſie in die Arme nahm,
Legt' ihren Mund an ſeinen
Und küßt' in einer kleinen
Weil' ihn hunderttauſend mal,
Bis ſich aus ihrem Munde ſtahl
In ihn die Glut der Minne;
Denn Minne war darinne.
So gab ihr Mund ihm Freude kund
Und lieh ihm ſolche Kraft ihr Mund,
Daß er das kaiſerliche Weib
An ſeinen halbtodten Leib
Nahe zwang und inniglich.
Nicht lange mehr verzog es ſich,
Bis da Beider Wunſch erging
Und das ſüße Weib empfing
Von des Mannes Herrlichkeit.
Auch war er von der ſüßen Maid
Beinah und von der Minne todt.
Half ihm Gott nicht aus der Noth,
So konnt' er nimmermehr gedeih'n;
So genas er, denn es ſollte ſein.

Wir wollen zu dieſen Ausnahmeſituationen nicht einmal die Begegnungen im Bade rechnen, wo den Helden Triſtan zuerſt Iſolde mit dem Racheſchwerte aufſucht, dann ihre Mutter Iſot, die ihr wegen dieſer „ſchönen Frauenſitte" Vorwürfe macht, aber ſelbſt lange dort verweilt und zuletzt noch „Brangäne, die ſtolze, die weiſe", welche „lachend und leiſe, ſchön und wohlgeſtrichen zur Thür hineingeſchlichen" kommt; denn dies „Bad" iſt vom Dichter als beliebiges Local zu einer ernſten Scene gewählt, und es zeugt nur von der Unverfänglichkeit der damaligen Sitten, daß der Poet, abgeſehen von jener mütterlichen Ermahnung, auf die Eigenthümlichkeit der Situation weiter keine Rückſicht nimmt. Dagegen iſt die Hochzeitnacht des alten Königs Mark in einer Weiſe ausgemalt, welche über das Naive hinausgeht; indem der Dichter ſich nicht blos in der Schilderung gefällt, ſondern frivole Betrachtungen daran knüpft. Des Königs Brautwerber Triſtan hat mit Iſolde auf der Hinüberfahrt nach England von dem Liebestrank getrunken, der für das königliche Paar beſtimmt war; natürlich entbrennen ſie Beide in heißer Leidenſchaft, deren Folgen die künftige Königin mit Angſt vor der Hochzeitnacht erfüllen. Ihre Gefährtin Brangäne muß alſo aushelfen.

Da Marke nun zu Bette fand,
Brangäne war ins Brautgewand
Der Königin geſchloſſen.
Es war ein Tauſch getroffen
Der Kleider unter denen.
Triſtan führte Brangänen,
Die Pein zu leiden und die Noth;
Die Lichter löſchte Frau Iſot.
Herr Mark Brangänen zu ſich zwang;
Ich weiß nicht, wie der Anfang
Dieſer Sache ihr gefiel;
Doch ſie ergab ſich in das Spiel,
Daß es ohne Lärm verblieb.
Was ihr Geſpiel auch mit ihr trieb,
Sie zahlte und gewährte,
Was er von ihr begehrte,
Mit Meſſing oder Golde
Nach ſeinem Wunſch, die Holde.
Ich wollte deß mich wohl verſeh'n,
Es ſei nicht häufig ſonſt geſcheh'n,
Daß man ſo ſchönes Meſſing hat
An gold'ner Pfennige Statt
Zu Bettegeld gegeben.
Zu Pfande ſetz' ich auch mein Leben,
Kein edler Erz ſeit Adam's Tagen
Ward noch zu falſchem Geld verſchlagen,
Und nie Betrug ſo wohl zu loben,
Einem Mann unter je geſchoben.

Nachher aber tritt Iſolde unbemerkt an Brangänens Stelle:

Er zwang ſie nah an ſeinen Leib.
Da gedeucht ihm Weib wie Weib:
Was er gefunden, fand er hier.
Gut war Weſen und Manier
Beider miteinander.
An Jedweder fand er
Gold neben Meſſing.
Sie leiſteten die Theiding
Alſo her und alſo hin,
Ihm fiel nichts auf in ſeinem Sinn.

Eine dritte Situation, die an Homer's heitere Götterbilder erinnert, iſt die Liebesſcene zwiſchen Triſtan und Iſolde im kühlen Schatten des Gartens, wo Iſolde ein köſtliches Lager bereiten ließ und wo ſie Beide in der Umarmung vom König Mark überraſcht werden.

Weib und Neffen fand er
Mit Armen zueinander
Geflochten ſo gedrange,
Ihre Wang' an ſeiner Wange,
Ihren Mund an ſeinem Munde.
Was er da ſah zur Stunde,
Was ihn die Decke ſehen ließ,
Sich außerhalb der Linnen wies
Hier an dem obern Ende:
Ihre Arme, ihre Hände,

[illegible]
[illegible]
[illegible]

Und so kam der Sänger herab. Er schlich in seinem Mantel durch die Straßen Wiens, wo er sich so manchen Tag seinen Lohn holte, und ging zum Hause, wo sein Herr gefangen lag. Da sang er ein Lied, das er mit dem Gefangenen oft gesungen hatte, und wartete, ob der Gefangene es erkennen würde. Lange Zeit verschmähte er seine Mühe. Endlich aber, als er schon meinte, er müsse vergeblich singen, sang der Gefangene mit. Nun wußte der Sänger, daß sein Herr da sei, und ging zu dem Herzog Leopold, der in Wien regierte, und bat ihn um Erlaubnis, seinen Herrn besuchen zu dürfen. Er hat sie ihm gerne gegeben.

Da ging er zu seinem Herrn und sagte ihm, daß er Blondel heiße, und daß er ihn befreien wolle. Da fragte ihn Richard: „Lieber Blondel! Kannst du mir denn auch helfen?“ Blondel antwortete: „Ich will es versuchen.“ Und er ging zu dem Herzog Leopold und bat ihn, daß er ihm seinen Herrn um Lösegeld von Kerkermeister geben möchte. Da sprach der Herzog: „Ich will ihn dir geben, wenn du mir dafür 100 000 Mark Silber gibst.“ Da ging Blondel zu dem gefangenen Richard und sagte ihm, was der Herzog Leopold gesagt hatte. Da sprach Richard: „Lieber Blondel! Sage dem Herzog Leopold, daß ich ihm 150 000 Mark Silber geben will, wenn er mich freigibt.“ Da ging Blondel zu dem Herzog Leopold und sagte ihm, was Richard gesagt hatte. Da sprach der Herzog: „Ich will ihn freigeben, wenn er mir dafür 150 000 Mark Silber gibt.“ Da ging Blondel zu dem gefangenen Richard und sagte ihm, was der Herzog Leopold gesagt hatte. Da sprach Richard: „Lieber Blondel! Sage dem Herzog Leopold, daß ich ihm 200 000 Mark Silber geben will, wenn er mich freigibt.“ Da ging Blondel zu dem Herzog Leopold und sagte ihm, was Richard gesagt hatte. Da sprach der Herzog: „Ich will ihn freigeben, wenn er mir dafür 200 000 Mark Silber gibt.“ Da ging Blondel zu dem gefangenen Richard und sagte ihm, was der Herzog Leopold gesagt hatte. Da sprach Richard: „Lieber Blondel! Sage dem Herzog Leopold, daß ich ihm 250 000 Mark Silber geben will, wenn er mich freigibt.“ Da ging Blondel zu dem Herzog Leopold und sagte ihm, was Richard gesagt hatte. Da sprach der Herzog: „Ich will ihn freigeben, wenn er mir dafür 250 000 Mark Silber gibt.“ Da ging Blondel zu dem gefangenen Richard und sagte ihm, was der Herzog Leopold gesagt hatte. Da sprach Richard: „Lieber Blondel! Sage dem Herzog Leopold, daß ich ihm 300 000 Mark Silber geben will, wenn er mich freigibt.“ Da ging Blondel zu dem Herzog Leopold und sagte ihm, was Richard gesagt hatte. Da sprach der Herzog: „Ich will ihn freigeben, wenn er mir dafür 300 000 Mark Silber gibt.“ Da ging Blondel zu dem gefangenen Richard und sagte ihm, was der Herzog Leopold gesagt hatte. Da sprach Richard: „Lieber Blondel! Sage dem Herzog Leopold, daß ich ihm 350 000 Mark Silber geben will, wenn er mich freigibt.“ Da ging Blondel zu dem Herzog Leopold und sagte ihm, was Richard gesagt hatte. Da sprach der Herzog: „Ich will ihn freigeben, wenn er mir dafür 350 000 Mark Silber gibt.“ Da ging Blondel zu dem gefangenen Richard und sagte ihm, was der Herzog Leopold gesagt hatte. Da sprach Richard: „Lieber Blondel! Sage dem Herzog Leopold, daß ich ihm 400 000 Mark Silber geben will, wenn er mich freigibt.“ Da ging Blondel zu dem Herzog Leopold und sagte ihm, was Richard gesagt hatte. Da sprach der Herzog: „Ich will ihn freigeben, wenn er mir dafür 400 000 Mark Silber gibt.“ Da ging Blondel zu dem gefangenen Richard und sagte ihm, was der Herzog Leopold gesagt hatte. Da sprach Richard: „Lieber Blondel! Sage dem Herzog Leopold, daß ich ihm 450 000 Mark Silber geben will, wenn er mich freigibt.“ Da ging Blondel zu dem Herzog Leopold und sagte ihm, was Richard gesagt hatte. Da sprach der Herzog: „Ich will ihn freigeben, wenn er mir dafür 450 000 Mark Silber gibt.“ Da ging Blondel zu dem gefangenen Richard und sagte ihm, was der Herzog Leopold gesagt hatte. Da sprach Richard: „Lieber Blondel! Sage dem Herzog Leopold, daß ich ihm 500 000 Mark Silber geben will, wenn er mich freigibt.“ Da ging Blondel zu dem Herzog Leopold und sagte ihm, was Richard gesagt hatte. Da sprach der Herzog: „Ich will ihn freigeben, wenn er mir dafür 500 000 Mark Silber gibt.“ Da ging Blondel zu dem gefangenen Richard und sagte ihm, was der Herzog Leopold gesagt hatte. Da sprach Richard: „Lieber Blondel! Sage dem Herzog Leopold, daß ich ihm 550 000 Mark Silber geben will, wenn er mich freigibt.“ Da ging Blondel zu dem Herzog Leopold und sagte ihm, was Richard gesagt hatte. Da sprach der Herzog: „Ich will ihn freigeben, wenn er mir dafür 550 000 Mark Silber gibt.“ Da ging Blondel zu dem gefangenen Richard und sagte ihm, was der Herzog Leopold gesagt hatte. Da sprach Richard: „Lieber Blondel! Sage dem Herzog Leopold, daß ich ihm 600 000 Mark Silber geben will, wenn er mich freigibt.“ Da ging Blondel zu dem Herzog Leopold und sagte ihm, was Richard gesagt hatte. Da sprach der Herzog: „Ich will ihn freigeben, wenn er mir dafür 600 000 Mark Silber gibt.“ Da ging Blondel zu dem gefangenen Richard und sagte ihm, was der Herzog Leopold gesagt hatte. Da sprach Richard: „Lieber Blondel! Sage dem Herzog Leopold, daß ich ihm 650 000 Mark Silber geben will, wenn er mich freigibt.“ Da ging Blondel zu dem Herzog Leopold und sagte ihm, was Richard gesagt hatte. Da sprach der Herzog: „Ich will ihn freigeben, wenn er mir dafür 650 000 Mark Silber gibt.“ Da ging Blondel zu dem gefangenen Richard und sagte ihm, was der Herzog Leopold gesagt hatte. Da sprach Richard: „Lieber Blondel! Sage dem Herzog Leopold, daß ich ihm 700 000 Mark Silber geben will, wenn er mich freigibt.“ Da ging Blondel zu dem Herzog Leopold und sagte ihm, was Richard gesagt hatte. Da sprach der Herzog: „Ich will ihn freigeben, wenn er mir dafür 700 000 Mark Silber gibt.“ Da ging Blondel zu dem gefangenen Richard und sagte ihm, was der Herzog Leopold gesagt hatte. Da sprach Richard: „Lieber Blondel! Sage dem Herzog Leopold, daß ich ihm 750 000 Mark Silber geben will, wenn er mich freigibt.“ Da ging Blondel zu dem Herzog Leopold und sagte ihm, was Richard gesagt hatte. Da sprach der Herzog: „Ich will ihn freigeben, wenn er mir dafür 750 000 Mark Silber gibt.“ Da ging Blondel zu dem gefangenen Richard und sagte ihm, was der Herzog Leopold gesagt hatte. Da sprach Richard: „Lieber Blondel! Sage dem Herzog Leopold, daß ich ihm 800 000 Mark Silber geben will, wenn er mich freigibt.“ Da ging Blondel zu dem Herzog Leopold und sagte ihm, was Richard gesagt hatte. Da sprach der Herzog: „Ich will ihn freigeben, wenn er mir dafür 800 000 Mark Silber gibt.“ Da ging Blondel zu dem gefangenen Richard und sagte ihm, was der Herzog Leopold gesagt hatte. Da sprach Richard: „Lieber Blondel! Sage dem Herzog Leopold, daß ich ihm 850 000 Mark Silber geben will, wenn er mich freigibt.“ Da ging Blondel zu dem Herzog Leopold und sagte ihm, was Richard gesagt hatte. Da sprach der Herzog: „Ich will ihn freigeben, wenn er mir dafür 850 000 Mark Silber gibt.“ Da ging Blondel zu dem gefangenen Richard und sagte ihm, was der Herzog Leopold gesagt hatte. Da sprach Richard: „Lieber Blondel! Sage dem Herzog Leopold, daß ich ihm 900 000 Mark Silber geben will, wenn er mich freigibt.“ Da ging Blondel zu dem Herzog Leopold und sagte ihm, was Richard gesagt hatte. Da sprach der Herzog: „Ich will ihn freigeben, wenn er mir dafür 900 000 Mark Silber gibt.“ Da ging Blondel zu dem gefangenen Richard und sagte ihm, was der Herzog Leopold gesagt hatte. Da sprach Richard: „Lieber Blondel! Sage dem Herzog Leopold, daß ich ihm 950 000 Mark Silber geben will, wenn er mich freigibt.“ Da ging Blondel zu dem Herzog Leopold und sagte ihm, was Richard gesagt hatte. Da sprach der Herzog: „Ich will ihn freigeben, wenn er mir dafür 950 000 Mark Silber gibt.“ Da ging Blondel zu dem gefangenen Richard und sagte ihm, was der Herzog Leopold gesagt hatte. Da sprach Richard: „Lieber Blondel! Sage dem Herzog Leopold, daß ich ihm 1 000 000 Mark Silber geben will, wenn er mich freigibt.“ Da ging Blondel zu dem Herzog Leopold und sagte ihm, was Richard gesagt hatte. Da sprach der Herzog: „Ich will ihn freigeben, wenn er mir dafür 1 000 000 Mark Silber gibt.“ Da ging Blondel zu dem gefangenen Richard und sagte ihm, was der Herzog Leopold gesagt hatte. Da sprach Richard: „Lieber Blondel! Sage dem Herzog Leopold, daß ich ihm 1 050 000 Mark Silber geben will, wenn er mich freigibt.“ Da ging Blondel zu dem Herzog Leopold und sagte ihm, was Richard gesagt hatte. Da sprach der Herzog: „Ich will ihn freigeben, wenn er mir dafür 1 050 000 Mark Silber gibt.“ Da ging Blondel zu dem gefangenen Richard und sagte ihm, was der Herzog Leopold gesagt hatte. Da sprach Richard: „Lieber Blondel! Sage dem Herzog Leopold, daß ich ihm 1 100 000 Mark Silber geben will, wenn er mich freigibt.“ Da ging Blondel zu dem Herzog Leopold und sagte ihm, was Richard gesagt hatte. Da sprach der Herzog: „Ich will ihn freigeben, wenn er mir dafür 1 100 000 Mark Silber gibt.“ Da ging Blondel zu dem gefangenen Richard und sagte ihm, was der Herzog Leopold gesagt hatte. Da sprach Richard: „Lieber Blondel! Sage dem Herzog Leopold, daß ich ihm 1 150 000 Mark Silber geben will, wenn er mich freigibt.“ Da ging Blondel zu dem Herzog Leopold und sagte ihm, was Richard gesagt hatte. Da sprach der Herzog: „Ich will ihn freigeben, wenn er mir dafür 1 150 000 Mark Silber gibt.“ Da ging Blondel zu dem gefangenen Richard und sagte ihm, was der Herzog Leopold gesagt hatte. Da sprach Richard: „Lieber Blondel! Sage dem Herzog Leopold, daß ich ihm 1 200 000 Mark Silber geben will, wenn er mich freigibt.“ Da ging Blondel zu dem Herzog Leopold und sagte ihm, was Richard gesagt hatte. Da sprach der Herzog: „Ich will ihn freigeben, wenn er mir dafür 1 200 000 Mark Silber gibt.“ Da ging Blondel zu dem gefangenen Richard und sagte ihm, was der Herzog Leopold gesagt hatte. Da sprach Richard: „Lieber Blondel! Sage dem Herzog Leopold, daß ich ihm 1 250 000 Mark Silber geben will, wenn er mich freigibt.“ Da ging Blondel zu dem Herzog Leopold und sagte ihm, was Richard gesagt hatte. Da sprach der Herzog: „Ich will ihn freigeben, wenn er mir dafür 1 250 000 Mark Silber gibt.“ Da ging Blondel zu dem gefangenen Richard und sagte ihm, was der Herzog Leopold gesagt hatte. Da sprach Richard: „Lieber Blondel! Sage dem Herzog Leopold, daß ich ihm 1 300 000 Mark Silber geben will, wenn er mich freigibt.“ Da ging Blondel zu dem Herzog Leopold und sagte ihm, was Richard gesagt hatte. Da sprach der Herzog: „Ich will ihn freigeben, wenn er mir dafür 1 300 000 Mark Silber gibt.“ Da ging Blondel zu dem gefangenen Richard und sagte ihm, was der Herzog Leopold gesagt hatte. Da sprach Richard: „Lieber Blondel! Sage dem Herzog Leopold, daß ich ihm 1 350 000 Mark Silber geben will, wenn er mich freigibt.“ Da ging Blondel zu dem Herzog Leopold und sagte ihm, was Richard gesagt hatte. Da sprach der Herzog: „Ich will ihn freigeben, wenn er mir dafür 1 350 000 Mark Silber gibt.“ Da ging Blondel zu dem gefangenen Richard und sagte ihm, was der Herzog Leopold gesagt hatte. Da sprach Richard: „Lieber Blondel! Sage dem Herzog Leopold, daß ich ihm 1 400 000 Mark Silber geben will, wenn er mich freigibt.“ Da ging Blondel zu dem Herzog Leopold und sagte ihm, was Richard gesagt hatte. Da sprach der Herzog: „Ich will ihn freigeben, wenn er mir dafür 1 400 000 Mark Silber gibt.“ Da ging Blondel zu dem gefangenen Richard und sagte ihm, was der Herzog Leopold gesagt hatte. Da sprach Richard: „Lieber Blondel! Sage dem Herzog Leopold, daß ich ihm 1 450 000 Mark Silber geben will, wenn er mich freigibt.“ Da ging Blondel zu dem Herzog Leopold und sagte ihm, was Richard gesagt hatte. Da sprach der Herzog: „Ich will ihn freigeben, wenn er mir dafür 1 450 000 Mark Silber gibt.“ Da ging Blondel zu dem gefangenen Richard und sagte ihm, was der Herzog Leopold gesagt hatte. Da sprach Richard: „Lieber Blondel! Sage dem Herzog Leopold, daß ich ihm 1 500 000 Mark Silber geben will, wenn er mich freigibt.“ Da ging Blondel zu dem Herzog Leopold und sagte ihm, was Richard gesagt hatte. Da sprach der Herzog: „Ich will ihn freigeben, wenn er mir dafür 1 500 000 Mark Silber gibt.“ Da ging Blondel zu dem gefangenen Richard und sagte ihm, was der Herzog Leopold gesagt hatte. Da sprach Richard: „Lieber Blondel! Sage dem Herzog Leopold, daß ich ihm 1 550 000 Mark Silber geben will, wenn er mich freigibt.“ Da ging Blondel zu dem Herzog Leopold und sagte ihm, was Richard gesagt hatte. Da sprach der Herzog: „Ich will ihn freigeben, wenn er mir dafür 1 550 000 Mark Silber gibt.“ Da ging Blondel zu dem gefangenen Richard und sagte ihm, was der Herzog Leopold gesagt hatte. Da sprach Richard: „Lieber Blondel! Sage dem Herzog Leopold, daß ich ihm 1 600 000 Mark Silber geben will, wenn er mich freigibt.“ Da ging Blondel zu dem Herzog Leopold und sagte ihm, was Richard gesagt hatte. Da sprach der Herzog: „Ich will ihn freigeben, wenn er mir dafür 1 600 000 Mark Silber gibt.“ Da ging Blondel zu dem gefangenen Richard und sagte ihm, was der Herzog Leopold gesagt hatte. Da sprach Richard: „Lieber Blondel! Sage dem Herzog Leopold, daß ich ihm 1 650 000 Mark Silber geben will, wenn er mich freigibt.“ Da ging Blondel zu dem Herzog Leopold und sagte ihm, was Richard gesagt hatte. Da sprach der Herzog: „Ich will ihn freigeben, wenn er mir dafür 1 650 000 Mark Silber gibt.“ Da ging Blondel zu dem gefangenen Richard und sagte ihm, was der Herzog Leopold gesagt hatte. Da sprach Richard: „Lieber Blondel! Sage dem Herzog Leopold, daß ich ihm 1 700 000 Mark Silber geben will, wenn er mich freigibt.“ Da ging Blondel zu dem Herzog Leopold und sagte ihm, was Richard gesagt hatte. Da sprach der Herzog: „Ich will ihn freigeben, wenn er mir dafür 1 700 000 Mark Silber gibt.“ Da ging Blondel zu dem gefangenen Richard und sagte ihm, was der Herzog Leopold gesagt hatte. Da sprach Richard: „Lieber Blondel! Sage dem Herzog Leopold, daß ich ihm 1 750 000 Mark Silber geben will, wenn er mich freigibt.“ Da ging Blondel zu dem Herzog Leopold und sagte ihm, was Richard gesagt hatte. Da sprach der Herzog: „Ich will ihn freigeben, wenn er mir dafür 1 750 000 Mark Silber gibt.“ Da ging Blondel zu dem gefangenen Richard und sagte ihm, was der Herzog Leopold gesagt hatte. Da sprach Richard: „Lieber Blondel! Sage dem Herzog Leopold, daß ich ihm 1 800 000 Mark Silber geben will, wenn er mich freigibt.“ Da ging Blondel zu dem Herzog Leopold und sagte ihm, was Richard gesagt hatte. Da sprach der Herzog: „Ich will ihn freigeben, wenn er mir dafür 1 800 000 Mark Silber gibt.“ Da ging Blondel zu dem gefangenen Richard und sagte ihm, was der Herzog Leopold gesagt hatte. Da sprach Richard: „Lieber Blondel! Sage dem Herzog Leopold, daß ich ihm 1 850 000 Mark Silber geben will, wenn er mich freigibt.“ Da ging Blondel zu dem Herzog Leopold und sagte ihm, was Richard gesagt hatte. Da sprach der Herzog: „Ich will ihn freigeben, wenn er mir dafür 1 850 000 Mark Silber gibt.“ Da ging Blondel zu dem gefangenen Richard und sagte ihm, was der Herzog Leopold gesagt hatte. Da sprach Richard: „Lieber Blondel! Sage dem Herzog Leopold, daß ich ihm 1 900 000 Mark Silber geben will, wenn er mich freigibt.“ Da ging Blondel zu dem Herzog Leopold und sagte ihm, was Richard gesagt hatte. Da sprach der Herzog: „Ich will ihn freigeben, wenn er mir dafür 1 900 000 Mark Silber gibt.“ Da ging Blondel zu dem gefangenen Richard und sagte ihm, was der Herzog Leopold gesagt hatte. Da sprach Richard: „Lieber Blondel! Sage dem Herzog Leopold, daß ich ihm 1 950 000 Mark Silber geben will, wenn er mich freigibt.“ Da ging Blondel zu dem Herzog Leopold und sagte ihm, was Richard gesagt hatte. Da sprach der Herzog: „Ich will ihn freigeben, wenn er mir dafür 1 950 000 Mark Silber gibt.“ Da ging Blondel zu dem gefangenen Richard und sagte ihm, was der Herzog Leopold gesagt hatte. Da sprach Richard: „Lieber Blondel! Sage dem Herzog Leopold, daß ich ihm 2 000 000 Mark Silber geben will, wenn er mich freigibt.“ Da ging Blondel zu dem Herzog Leopold und sagte ihm, was Richard gesagt hatte. Da sprach der Herzog: „Ich will ihn freigeben, wenn er mir dafür 2 000 000 Mark Silber gibt.“ Da ging Blondel zu dem gefangenen Richard und sagte ihm, was der Herzog Leopold gesagt hatte. Da sprach Richard: „Lieber Blondel! Sage dem Herzog Leopold, daß ich ihm 2 050 000 Mark Silber geben will, wenn er mich freigibt.“ Da ging Blondel zu dem Herzog Leopold und sagte ihm, was Richard gesagt hatte. Da sprach der Herzog: „Ich will ihn freigeben, wenn er mir dafür 2 050 000 Mark Silber gibt.“ Da ging Blondel zu dem gefangenen Richard und sagte ihm, was der Herzog Leopold gesagt hatte. Da sprach Richard: „Lieber Blondel! Sage dem Herzog Leopold, daß ich ihm 2 100 000 Mark Silber geben will, wenn er mich freigibt.“ Da ging Blondel zu dem Herzog Leopold und sagte ihm, was Richard gesagt hatte. Da sprach der Herzog: „Ich will ihn freigeben, wenn er mir dafür 2 100 000 Mark Silber gibt.“ Da ging Blondel zu dem gefangenen Richard und sagte ihm, was der Herzog Leopold gesagt hatte. Da sprach Richard: „Lieber Blondel! Sage dem Herzog Leopold, daß ich ihm 2 150 000 Mark Silber geben will, wenn er mich freigibt.“ Da ging Blondel zu dem Herzog Leopold und sagte ihm, was Richard gesagt hatte. Da sprach der Herzog: „Ich will ihn freigeben, wenn er mir dafür 2 150 000 Mark Silber gibt.“ Da ging Blondel zu dem gefangenen Richard und sagte ihm, was der Herzog Leopold gesagt hatte. Da sprach Richard: „Lieber Blondel! Sage dem Herzog Leopold, daß ich ihm 2 200 000 Mark Silber geben will, wenn er mich freigibt.“ Da ging Blondel zu dem Herzog Leopold und sagte ihm, was Richard gesagt hatte. Da sprach der Herzog: „Ich will ihn freigeben, wenn er mir dafür 2 200 000 Mark Silber gibt.“ Da ging Blondel zu dem gefangenen Richard und sagte ihm, was der Herzog Leopold gesagt hatte. Da sprach Richard: „Lieber Blondel! Sage dem Herzog Leopold, daß ich ihm 2 250 000 Mark Silber geben will, wenn er mich freigibt.“ Da ging Blondel zu dem Herzog Leopold und sagte ihm, was Richard gesagt hatte. Da sprach der Herzog: „Ich will ihn freigeben, wenn er mir dafür 2 250 000 Mark Silber gibt.“ Da ging Blondel zu dem gefangenen Richard und sagte ihm, was der Herzog Leopold gesagt hatte. Da sprach Richard: „Lieber Blondel! Sage dem Herzog Leopold, daß ich ihm 2 300 000 Mark Silber geben will, wenn er mich freigibt.“ Da ging Blondel zu dem Herzog Leopold und sagte ihm, was Richard gesagt hatte. Da sprach der Herzog: „Ich will ihn freigeben, wenn er mir dafür 2 300 000 Mark Silber gibt.“ Da ging Blondel zu dem gefangenen Richard und sagte ihm, was der Herzog Leopold gesagt hatte. Da sprach Richard: „Lieber Blondel! Sage dem Herzog Leopold, daß ich ihm 2 350 000 Mark Silber geben will, wenn er mich freigibt.“ Da ging Blondel zu dem Herzog Leopold und sagte ihm, was Richard gesagt hatte. Da sprach der Herzog: „Ich will ihn freigeben, wenn er mir dafür 2 350 000 Mark Silber gibt.“ Da ging Blondel zu dem gefangenen Richard und sagte ihm, was der Herzog Leopold gesagt hatte. Da sprach Richard: „Lieber Blondel! Sage dem Herzog Leopold, daß ich ihm 2 400 000 Mark Silber geben will, wenn er mich freigibt.“ Da ging Blondel zu dem Herzog Leopold und sagte ihm, was Richard gesagt hatte. Da sprach der Herzog: „Ich will ihn freigeben, wenn er mir dafür 2 400 000 Mark Silber gibt.“ Da ging Blondel zu dem gefangenen Richard und sagte ihm, was der Herzog Leopold gesagt hatte. Da sprach Richard: „Lieber Blondel! Sage dem Herzog Leopold, daß ich ihm 2 450 000 Mark Silber geben will, wenn er mich freigibt.“ Da ging Blondel zu dem Herzog Leopold und sagte ihm, was Richard gesagt hatte. Da sprach der Herzog: „Ich will ihn freigeben, wenn er mir dafür 2 450 000 Mark Silber gibt.“ Da ging Blondel zu dem gefangenen Richard und sagte ihm, was der Herzog Leopold gesagt hatte. Da sprach Richard: „Lieber Blondel! Sage dem Herzog Leopold, daß ich ihm 2 500 000 Mark Silber geben will, wenn er mich freigibt.“ Da ging Blondel zu dem Herzog Leopold und sagte ihm, was Richard gesagt hatte. Da sprach der Herzog: „Ich will ihn freigeben, wenn er mir dafür 2 500 000 Mark Silber gibt.“ Da ging Blondel zu dem gefangenen Richard und sagte ihm, was der Herzog Leopold gesagt hatte. Da sprach Richard: „Lieber Blondel! Sage dem Herzog Leopold, daß ich ihm 2 550 000 Mark Silber geben will, wenn er mich freigibt.“ Da ging Blondel zu dem Herzog Leopold und sagte ihm, was Richard gesagt hatte. Da sprach der Herzog: „Ich will ihn freigeben, wenn er mir dafür 2 550 000 Mark Silber gibt.“ Da ging Blondel zu dem gefangenen Richard und sagte ihm, was der Herzog Leopold gesagt hatte. Da sprach Richard: „Lieber Blondel! Sage dem Herzog Leopold, daß ich ihm 2 600 000 Mark Silber geben will, wenn er mich freigibt.“ Da ging Blondel zu dem Herzog Leopold und sagte ihm, was Richard gesagt hatte. Da sprach der Herzog: „Ich will ihn freigeben, wenn er mir dafür 2 600 000 Mark Silber gibt.“ Da ging Blondel zu dem gefangenen Richard und sagte ihm, was der Herzog Leopold gesagt hatte. Da sprach Richard: „Lieber Blondel! Sage dem Herzog Leopold, daß ich ihm 2 650 000 Mark Silber geben will, wenn er mich freigibt.“ Da ging Blondel zu dem Herzog Leopold und sagte ihm, was Richard gesagt hatte. Da sprach der Herzog: „Ich will ihn freigeben, wenn er mir dafür 2 650 000 Mark Silber gibt.“ Da ging Blondel zu dem gefangenen Richard und sagte ihm, was der Herzog Leopold gesagt hatte. Da sprach Richard: „Lieber Blondel! Sage dem Herzog Leopold, daß ich ihm 2 700 000 Mark Silber geben will, wenn er mich freigibt.“ Da ging Blondel zu dem Herzog Leopold und sagte ihm, was Richard gesagt hatte. Da sprach der Herzog: „Ich will ihn freigeben, wenn er mir dafür 2 700 000 Mark Silber gibt.“ Da ging Blondel zu dem gefangenen Richard und sagte ihm, was der Herzog Leopold gesagt hatte. Da sprach Richard: „Lieber Blondel! Sage dem Herzog Leopold, daß ich ihm 2 750 000 Mark Silber geben will, wenn er mich freigibt.“ Da ging Blondel zu dem Herzog Leopold und sagte ihm, was Richard gesagt hatte. Da sprach der Herzog: „Ich will ihn freigeben, wenn er mir dafür 2 750 000 Mark Silber gibt.“ Da ging Blondel zu dem gefangenen Richard und sagte ihm, was der Herzog Leopold gesagt hatte. Da sprach Richard: „Lieber Blondel! Sage dem Herzog Leopold, daß ich ihm 2 800 000 Mark Silber geben will, wenn er mich freigibt.“ Da ging Blondel zu dem Herzog Leopold und sagte ihm, was Richard gesagt hatte. Da sprach der Herzog: „Ich will ihn freigeben, wenn er mir dafür 2 800 000 Mark Silber gibt.“ Da ging Blondel zu dem gefangenen Richard und sagte ihm, was der Herzog Leopold gesagt hatte. Da sprach Richard: „Lieber Blondel! Sage dem Herzog Leopold, daß ich ihm 2 850 000 Mark Silber geben will, wenn er mich freigibt.“ Da ging Blondel zu dem Herzog Leopold und sagte ihm, was Richard gesagt hatte. Da sprach der Herzog: „Ich will ihn freigeben, wenn er mir dafür 2 850 000 Mark Silber gibt.“ Da ging Blondel zu dem gefangenen Richard und sagte ihm, was der Herzog Leopold gesagt hatte. Da sprach Richard: „Lieber Blondel! Sage dem Herzog Leopold, daß ich ihm 2 900 000 Mark Silber geben will, wenn er mich freigibt.“ Da ging Blondel zu dem Herzog Leopold und sagte ihm, was Richard gesagt hatte. Da sprach der Herzog: „Ich will ihn freigeben, wenn er mir dafür 2 900 000 Mark Silber gibt.“ Da ging Blondel zu dem gefangenen Richard und sagte ihm, was der Herzog Leopold gesagt hatte. Da sprach Richard: „Lieber Blondel! Sage dem Herzog Leopold, daß ich ihm 2 950 000 Mark Silber geben will, wenn er mich freigibt.“ Da ging Blondel zu dem Herzog Leopold und sagte ihm, was Richard gesagt hatte. Da sprach der Herzog: „Ich will ihn freigeben, wenn er mir dafür 2 950 000 Mark Silber gibt.“ Da ging Blondel zu dem gefangenen Richard und sagte ihm, was der Herzog Leopold gesagt hatte. Da sprach Richard: „Lieber Blondel! Sage dem Herzog Leopold, daß ich ihm 3 000 000 Mark Silber geben will, wenn er mich freigibt.“ Da ging Blondel zu dem Herzog Leopold und sagte ihm, was Richard gesagt hatte. Da sprach der Herzog: „Ich will ihn freigeben, wenn er mir dafür 3 000 000 Mark Silber gibt.“ Da ging Blondel zu dem gefangenen Richard und sagte ihm, was der Herzog Leopold gesagt hatte. Da sprach Richard: „Lieber Blondel! Sage dem Herzog Leopold, daß ich ihm 3 050 000 Mark Silber geben will, wenn er mich freigibt.“ Da ging Blondel zu dem Herzog Leopold und sagte ihm, was Richard gesagt hatte. Da sprach der Herzog: „Ich will ihn freigeben, wenn er mir dafür 3 050 000 Mark Silber gibt.“ Da ging Blondel zu dem gefangenen Richard und sagte ihm, was der Herzog Leopold gesagt hatte. Da sprach Richard: „Lieber Blondel! Sage dem Herzog Leopold, daß ich ihm 3 100 000 Mark Silber geben will, wenn er mich freigibt.“ Da ging Blondel zu dem Herzog Leopold und sagte ihm, was Richard gesagt hatte. Da sprach der Herzog: „Ich will ihn freigeben, wenn er mir dafür 3 100 000 Mark Silber gibt.“ Da ging Blondel zu dem gefangenen Richard und sagte ihm, was der Herzog Leopold gesagt hatte. Da sprach Richard: „Lieber Blondel! Sage dem Herzog Leopold, daß ich ihm 3 150 000 Mark Silber geben will, wenn er mich freigibt.“ Da ging Blondel zu dem Herzog Leopold und sagte ihm, was Richard gesagt hatte. Da sprach der Herzog: „Ich will ihn freigeben, wenn er mir dafür 3 150 000 Mark Silber gibt.“ Da ging Blondel zu dem gefangenen Richard und sagte ihm, was der Herzog Leopold gesagt hatte. Da sprach Richard: „Lieber Blondel! Sage dem Herzog Leopold, daß ich ihm 3 200 000 Mark Silber geben will, wenn er mich freigibt.“ Da ging Blondel zu dem Herzog Leopold und sagte ihm, was Richard gesagt hatte. Da sprach der Herzog: „Ich will ihn freigeben, wenn er mir dafür 3 200 000 Mark Silber gibt.“ Da ging Blondel zu dem gefangenen Richard und sagte ihm, was der Herzog Leopold gesagt hatte. Da sprach Richard: „Lieber Blondel! Sage dem Herzog Leopold, daß ich ihm 3 250 000 Mark Silber geben will, wenn er mich freigibt.“ Da ging Blondel zu dem Herzog Leopold und sagte ihm, was Richard gesagt hatte. Da sprach der Herzog: „Ich will ihn freigeben, wenn er mir dafür 3 250 000 Mark Silber gibt.“ Da ging Blondel zu dem gefangenen Richard und sagte ihm, was der Herzog Leopold gesagt hatte. Da sprach Richard: „Lieber Blondel! Sage dem Herzog Leopold, daß ich ihm 3 300 000 Mark Silber geben will, wenn er mich freigibt.“ Da ging Blondel zu dem Herzog Leopold und sagte ihm, was Richard gesagt hatte. Da sprach der Herzog: „Ich will ihn freigeben, wenn er mir dafür 3 300 000 Mark Silber gibt.“ Da ging Blondel zu dem gefangenen Richard und sagte ihm, was der Herzog Leopold gesagt hatte. Da sprach Richard: „Lieber Blondel! Sage dem Herzog Leopold, daß ich ihm 3 350 000 Mark Silber geben will, wenn er mich freigibt.“ Da ging Blondel zu dem Herzog Leopold und sagte ihm, was Richard gesagt hatte. Da sprach der Herzog: „Ich will ihn freigeben, wenn er mir dafür 3 350 000 Mark Silber gibt.“ Da ging Blondel zu dem gefangenen Richard und sagte ihm, was der Herzog Leopold gesagt hatte. Da sprach Richard: „Lieber Blondel! Sage dem Herzog Leopold, daß ich ihm 3 400 000 Mark Silber geben will, wenn er mich freigibt.“ Da ging Blondel zu dem Herzog Leopold und sagte ihm, was Richard gesagt hatte. Da sprach der Herzog: „Ich will ihn freigeben, wenn er mir dafür 3 400 000 Mark Silber gibt.“ Da ging Blondel zu dem gefangenen Richard und sagte ihm, was der Herzog Leopold gesagt hatte. Da sprach Richard: „Lieber Blondel! Sage dem Herzog Leopold, daß ich ihm 3 450 000 Mark Silber geben will, wenn er mich freigibt.“ Da ging Blondel zu dem Herzog Leopold und sagte ihm, was Richard gesagt hatte. Da sprach der Herzog: „Ich will ihn freigeben, wenn er mir dafür 3 450 000 Mark Silber gibt.“ Da ging Blondel zu dem gefangenen Richard und sagte ihm, was der Herzog Leopold gesagt hatte. Da sprach Richard: „Lieber Blondel! Sage dem Herzog Leopold, daß ich ihm 3 500 000 Mark Silber geben will, wenn er mich freigibt.“ Da ging Blondel zu dem Herzog Leopold und sagte ihm, was Richard gesagt hatte. Da sprach der Herzog: „Ich will ihn freigeben, wenn er mir dafür 3 500 000 Mark Silber gibt.“ Da ging Blondel zu dem gefangenen Richard und sagte ihm, was der Herzog Leopold gesagt hatte. Da sprach Richard: „Lieber Blondel! Sage dem Herzog Leopold, daß ich ihm 3 550 000 Mark Silber geben will, wenn er mich freigibt.“ Da ging Blondel zu dem Herzog Leopold und sagte ihm, was Richard gesagt hatte. Da sprach der Herzog: „Ich will ihn freigeben, wenn er mir dafür 3 550 000 Mark Silber gibt.“ Da ging Blondel zu dem gefangenen Richard und sagte ihm, was der Herzog Leopold gesagt hatte. Da sprach Richard: „Lieber Blondel! Sage dem Herzog Leopold, daß ich ihm 3 600 000 Mark Silber geben will, wenn er mich freigibt.“ Da ging Blondel zu dem Herzog Leopold und sagte ihm, was Richard gesagt hatte. Da sprach der Herzog: „Ich will ihn freigeben, wenn er mir dafür 3 600 000 Mark Silber gibt.“ Da ging Blondel zu dem gefangenen Richard und sagte ihm, was der Herzog Leopold gesagt hatte. Da sprach Richard: „Lieber Blondel! Sage dem Herzog Leopold, daß ich ihm 3 650 000 Mark Silber geben will, wenn er mich freigibt.“ Da ging Blondel zu dem Herzog Leopold und sagte ihm, was Richard gesagt hatte. Da sprach der Herzog: „Ich will ihn freigeben, wenn er mir dafür 3 650 000 Mark Silber gibt.“ Da ging Blondel zu dem gefangenen Richard und sagte ihm, was der Herzog Leopold gesagt hatte. Da sprach Richard: „Lieber Blondel! Sage dem Herzog Leopold, daß ich ihm 3 700 000 Mark Silber geben will, wenn er mich freigibt.“ Da ging Blondel zu dem Herzog Leopold und sagte ihm, was Richard gesagt hatte. Da sprach der Herzog: „Ich will ihn freigeben, wenn er mir dafür 3 700 000 Mark Silber gibt.“ Da ging Blondel zu dem gefangenen Richard und sagte ihm, was der Herzog Leopold gesagt hatte. Da sprach Richard: „Lieber Blondel! Sage dem Herzog Leopold, daß ich ihm 3 750 000 Mark Silber geben will, wenn er mich freigibt.“ Da ging Blondel zu dem Herzog Leopold und sagte ihm, was Richard gesagt hatte. Da sprach der Herzog: „Ich will ihn freigeben, wenn er mir dafür 3 750 000 Mark Silber gibt.“ Da ging Blondel zu dem gefangenen Richard und sagte ihm, was der Herzog Leopold gesagt hatte. Da sprach Richard: „Lieber Blondel! Sage dem Herzog Leopold, daß ich ihm 3 800 000 Mark Silber geben will, wenn er mich freigibt.“ Da ging Blondel zu dem Herzog Leopold und sagte ihm, was Richard gesagt hatte. Da sprach der Herzog: „Ich will ihn freigeben, wenn er mir dafür 3 800 000 Mark Silber gibt.“ Da ging Blondel zu dem gefangenen Richard und sagte ihm, was der Herzog Leopold gesagt hatte. Da sprach Richard: „Lieber Blondel! Sage dem Herzog Leopold, daß ich ihm 3 850 000 Mark Silber geben will, wenn er mich freigibt.“ Da ging Blondel zu dem

Ich bin der Ich bin Ich bin
Ich bin der Ich bin Ich bin
Ich bin der Ich bin Ich bin

Ob du dich, begrüßt vom süßen,
Sanften Nachtigallentone,
An den Hulden der Geliebten
Still gelabt im Pavillone;
Oder ob du, um zu koſen
Mit verwandten edlen Geiſtern,
Mit der Dichtkunſt Virtuoſen,
Mit des Denkens hohen Meiſtern
Ruhevoll die mondbeglänzten
Gartenauen hingewandelt —
Immer haſt du ſchön gelebet,
Immer haſt du wohl gehandelt.

Die perſiſche Muſe dagegen zeichnet ſich durch ihre Polemik gegen die Asceſe aus, mit der ſie ihre lebensfreudigen Rhythmen durchdringt, während die hebräiſche mit der ganzen Gewalt ihres theologiſchen Pathos die Liebe feiert:

Stark wie der Tod die Liebe,
Feſt wie Scheol ihr Wille,
Eine Flamme Gottes,
Jede Gewalt der Erde
Höhnend ihre Glut.

Der zweite Band der „Polydora" führt uns durch eine Reihe von Völkerſchaften, welche mehr Spielarten der Menſchheit als bedeutſame Träger ihrer Entwickelung ſind, ſodaß auch ihren Liedern das tiefere Intereſſe fehlt. Zwar prägt ſich der Charakter der Nationalität deutlich in ihnen ab. Die neugriechiſchen athmen einen wilden Räubergeiſt, die zigeuneriſchen freie Wanderluſt und die eigenthümliche Elegik unterdrückter Volksſtämme, die ruſſiſch-polniſchen Tanzweiſen die ſporenklirrende ſlawiſche Lebensluſt mit epigrammatiſchen Knallbonbons, die lithauiſchen den friſchen Hauch aus den Eichen des alten Perkun, die magyariſchen die ſtolzen, brauſenden Weiſen einer vom Tokayer angeregten Begeiſterung u. ſ. w. Aber es fehlt dieſen Dichtungen der tiefere Unterſchied des geiſtigen Gepräges, der ſich bei jenen Nationen zu erkennen gibt, welche die Träger des Weltgeiſtes und ſeiner Entwickelung ſind. Darauf kam es Daumer freilich nicht an, im Gegentheile, er wollte den Zug jener tiefern Einheit nachweiſen, welcher gerade in dieſen Liedern durch alle Verſchiedenheit der Zeiten und Stämme hindurchtönt, den Genius des ewig Menſchlichen, der ſeine Fittige bald im dumpfern, bald im freiern Aether entfaltet, ſtets aber, nah und fern, ein ſympathetiſches Fühlen weckt und anſpricht. **Rudolf Gottſchall.**

Pariſer Unterſtützungsvereine für hülfsbedürftige Schriftſteller und Künſtler.

Vor einiger Zeit fand in einer Sitzung der Société des gens de lettres im Conſervatoire die Vertheilung der ſogenannten Béron'ſchen Preiſe ſtatt. Demogeot, Univerſitätsprofeſſor, erhielt den Preis in Betreff der beſten Abhandlung über die Lage der Schriftſteller im 19. Jahrhundert, in der Poeſie Karl Daclin den erſten, Villemin den zweiten, in der Novelle L. Foroul den erſten, Graf de Legurat, (unter welchem Namen ſich ein angehend weibliches Talent verbergen ſoll) den zweiten Preis. Von den ſechs zur Preisbewerbung eingeſandten Abhandlungen über Balzac war keine eines Preiſes für werth befunden worden, dagegen las Louis Lurine in derſelben Sitzung eine preiswürdige „Étude sur Balzac" vor und Sainte-Beuve gab ein vortreffliches Réſumé mit höchſt beachtenswerthen Seitenblicken auf die gegenwärtige Lage der Schriftſteller. Béron hat ſpäter dem Verein angezeigt, daß der anonyme Preisſtifter, deſſen Dolmetſch er vergangenes Jahr geweſen, auch für dieſes Jahr dieſelbe Summe von 10,000 Francs zu gleichem Zweck ausgeſetzt habe, ſodann daß es der Wunſch des ungenannten Wohlthäters ſei, daß der für die Arbeit über Balzac ausgeſetzte, bis dahin noch nicht ertheilte Preis dem Verfaſſer der obengenannten „Étude sur Balzac", L. Lurine, bewilligt werden möge. Das londoner „Athenaeum" brachte inzwiſchen einige andere intereſſante Notizen über dieſen Verein wie über verwandte pariſer Unterſtützungsvereine. Die „Société des gens de lettres" wurde 1838 gegründet und zwar urſprünglich zum Zweck des Schutzes der pariſer Feuilletoniſten gegen den diebiſchen Nachdruck in den Provinzialjournalen. Erſt ſpäter wurde der Unterſtützungszweck damit verbunden, indem der Baron C. Taylor eine Anzahl Literatoren und Literaturfreunde zuſammenberief, eine 1000 Francs-Banknote als Schenkung auf den Tiſch niederlegte, damit den Grund zu einer Unterſtützungskaſſe gelegt erklärte und alle Anweſenden aufforderte, nach Maßgabe ihrer Kräfte ihr Scherflein beizuſteuern. Einige ſpendeten ſofort 100, Andere 20 Francs, Mehre, die nicht mehr geben konnten, 10 Sous. Der Herzog von Luynes, der ſich ſeitdem fortdauernd als freigebiger Beſchützer des Vereins gezeigt hat, ſchickte ſofort eine Gabe im Betrage von 500 Francs. Der Verein legte ſein Capital in Staatspapieren an und bezieht gegenwärtig bereits 4000 Francs Zinſen. Unter den letzten Unterſtützungsfällen iſt namentlich einer beachtenswerth; es wurde nämlich durch die Bemühungen des Vereins im Hôtel-Dieu ein verarmter, heruntergekommener Schriftſteller entdeckt, der nun in ein Privathaus gebracht wurde, wo er auch genas. In denſelben zwei Zimmern der Rue de Bondy (die klein, aber mit Büchern und Büſten reich ausgeſtattet und geſchmückt ſind), in welchen die regelmäßigen Sitzungen dieſes Vereins ſtattfinden, tagen auch die Vereine der Componiſten, der Schauſpieler, der dramatiſchen Autoren, der Künſtler und Kunſthandwerker und der Erfinder, im Ganzen ein Complex von ſechs Geſellſchaften, ſämmtlich unter der Oberaufſicht des enthuſiaſtiſchen Präſidenten, Baron C. Taylor. Der ſpäter namentlich von Scribe geförderte Verein der dramatiſchen Autoren, der gegenwärtig in Verbindung mit dem Erzbiſchof von Paris einen Urenkel Corneille's in einem Kloſter unterſtützt, rühmt ſich, ſeine Anfänge bis auf Beaumarchais zurückleiten zu können; ſonſt ſind dieſe Vereine ſämmtlich jüngern Urſprungs, beſitzen aber trotzdem insgeſammt ſchon ein jährliches Einkommen von 80,000 Francs und haben bereits während ihres geſegneten Beſtehens an bedürftige Mitglieder Summen im Geſammtbetrage von 40,000 Pf. St. vertheilt. Zuſammen zählen ſie 18,091 Mitglieder, wovon 485 der Société des gens de lettres, 700 dem Verein der dramatiſchen Autoren und Componiſten angehören. Der Ertrag öffentlicher Feſte, Bälle (wie die ſinnigen Künſtlerbälle im Jardin d'hiver), Muſikaufführungen (wie jüngſt in der Kirche St.-Euſtach) dient zur Vermehrung der Vereinscapitalien. Der Berichterſtatter im londoner „Athenaeum" meint, daß zwar die franzöſiſchen Vereine nicht über ſo große Geldmittel verfügten wie die Vereine ähnlicher Gattung in England, daß aber ihre Verwaltung bei weitem minder koſtſpielig, ihre Organiſation zweckmäßiger, ihre Thätigkeit energiſcher, ihre Wirkſamkeit überhaupt erſprießlicher ſei, und ſchließt ſeine Mittheilung mit den Worten: „Manche arme Schauſpielerinnen, manche in Noth gekommene Literaten, entmuthigte Künſtler verdanken den geringen Comfort, deſſen ſie ſich erfreuen, der Liberalität, welche das franzöſiſche Volk ſtets beweiſt, wenn es darauf ankommt, öffentliche Vergnügungen zu unterſtützen, weil durch eine mildthätige Tendenz geadelt ſind". **H. M.**

Berlin.

Neue Theaterstücke.

Im soeben erschienenen Band 18 des von Oskar Blumenthal und Gustav Kadelburg herausgegebenen Lustspielalmanachs (Berlin, Gebrüder Paetel) sind folgende Stücke enthalten: „Der Herr Senator" von Blumenthal und Kadelburg, „Der Probepfeil" von Ludwig Fulda, „Der Schwabenstreich" von Max Kempner, „Der Hofnarr" von Ernst von Wolzogen, „Der Schwiegersohn" von Hermann Sudermann, „Der Vetter" von Rudolf Presber, „Der Schlemihl" von Adolf L'Arronge, „Der Meisterboxer" von Max Dreyer, „Der Probekandidat" von Arthur Roeren, „Der Kurmacher" von Hans Hopfen, „Der Hypochonder" von Julius Rodenberg.

Neue Bücher.

Von neuen Büchern seien erwähnt: Otto Ernst, „Asmus Sempers Jugendland" (Leipzig, Staackmann); Ernst von Wolzogen, „Der Kraftmayr" (Berlin, Fischer); Hermann Sudermann, „Der Katzensteg" (Stuttgart, Cotta); Max Dreyer, „Der Probekandidat" (Berlin, Fischer); Hermann Heiberg, „Der Meisterboxer" (Berlin, Fischer); Ernst von Wildenbruch, „Die Haubenlerche" (Berlin, Fischer); Ernst von Wildenbruch, „Die Rabensteinerin" (Berlin, Fischer); Ernst von Wildenbruch, „Die Quitzows" (Berlin, Fischer); Ernst von Wildenbruch, „Die Kinder Haan" (Berlin, Fischer); Ernst von Wildenbruch, „Die Humanisten" (Berlin, Fischer); Ernst von Wildenbruch, „Die Familie Gelbstern" (Berlin, Fischer); Ernst von Wildenbruch, „Die Hexe" (Berlin, Fischer); Ernst von Wildenbruch, „Die Gloriosa

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Bei **Albert Sacco** in Berlin erschien und ist in allen soliden Buchhandlungen vorräthig:

Aus dem Sommer.

Reisebilder

von

Auguste Kurs.

15 Bogen. Elegant broschirt. 25 Sgr.

Inhalt: Nürnberg. Donaufahrt. Traunfall und Gmunder-See. Fahrt nach Ischl. Ausflug nach Hallstadt. Auf dem Schafberg. Salzburg. Berchtesgaden. Königssee. Hallein. Durch Tyrol über Innsbruck nach Meran. Botzen. Trient. Riva. Auf dem Garda-See. Mailand. Ein Tag am Comer-See. Wanderungen in Verona. Venedig. Triest. Die Adelsberger Höhle. Fahrt über den Semmering. Wien und Prag.

Dies Werkchen, von der bekannten und beliebten Verfasserin, gibt ein lebendiges Bild der mit Naturschönheiten geschmückten Länder des Südens in selbstempfundenen Reisebildern.

Im Verlage von **George Westermann** in Braunschweig erschien soeben:

LA FRANCE LITTÉRAIRE.

Morceaux choisis de Littérature Française ancienne et moderne. Recueillis et annotés par **L. Herrig** et **G. F. Burguy**. Velinpapier. 45 Bogen. Gr. 8. Geh. Preis 1 Thlr. 10 Sgr.

Ich erlaube mir, das pädagogische Publicum auf die Bedeutung dieses Buchs, das unter den Lehrmitteln der französischen Sprache ohne Zweifel Epoche machen wird, ganz besonders aufmerksam zu machen. Im Aeussern, wie in seiner innern Einrichtung schliesst dieses

HANDBUCH DER FRANZÖSISCHEN NATIONAL-LITERATUR

im Allgemeinen sich dem durch **fünf Auflagen** bereits weit verbreiteten Handbuche der Englischen National-Literatur von Professor Herrig an.

Es bietet also, wie jenes, eine Sammlung von Schriftproben, in denen sich einmal die Entwickelung und Gestalt der französischen National-Literatur und der Charakter der bedeutendsten National-Schriftsteller, dann aber auch das ganze Leben der Nation abspiegelt, daher besonders dahin gestrebt wurde, durch wohlgeordnete, lesenswerthe, echt nationale Beispiele einen eigentlichen historischen Organismus der französischen Literatur zu geben, d. h. die Geschichte und zugleich die einzelnen Richtungen der Literatur zu verfolgen und dadurch die Schüler zu einem lebendigen und in steter Zunahme begriffenen Interesse an der französischen Literatur zu geleiten. In sittlicher wie in confessioneller Hinsicht ist jeder Anstoss vermieden.

Der Preis des Buchs ist ungemein billig gestellt, um auch den weniger bemittelten Privatinstituten die Einführung desselben zu ermöglichen.

In meinem Verlage erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Eine italienische Reise

in Briefen

von **C. L. Michelet.**

Gr. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

Die Gesichtspunkte, welche den Herrn Verfasser bei Abfassung dieses Werks leiteten, gibt er selber also an: „Bemerkungen über Italiens Sitten und Zustände, Beschreibungen seiner Naturschönheiten, Urtheile über dessen antike und moderne Kunstschätze, Forschungen über bisher sehr bestrittene Punkte auf dem Gebiete der Alterthumskunde: Hat sich auch in Italien in der letzten Zeit Vieles verändert, so konnte es doch nicht fehlen, daß oft schon Bekanntes vorgeführt wurde; aber auch diesem hat die Eigenthümlichkeit des Erzählers, indem die anmuthigen Schilderungen der Naturnüsse, ernste Belehrung über Kunst und Alterthum durch den Spiegel eines denkenden Geistes reflectirt wurden, immer noch manche neue Seite abgewonnen.

Berlin. **Heinrich Schindler.**

Bei uns hat die Presse verlassen und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Pott, Aug. Friedr. (ord. Professor an der Universität zu Halle), **Die Ungleichheit menschlicher Rassen**, hauptsächlich vom sprachwissenschaftlichen Standpunkt. Mit einem Ueberblick über die Sprachverhältnisse der Völker. — Ein ethnologischer Versuch.

Gr. 8. 2 Thlr.

Lemgo & Detmold, 1. Mai 1856.

Meyer'sche Hofbuchhandlung.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Beilage
zur
literarischen Unterhaltung.
Redigirt von Dr. Eduard Maria Oettinger.
Nr. 21. 21. Juni 1856.

Die Wiener Gesellschaft im Jahre 1856.

Wien, 15. Juni.

Wenn ich Ihnen heute über die Wiener Gesellschaft im Jahre 1856 schreiben will, so muß ich Ihnen vorerst sagen, daß ich mich nicht in die Gesellschaft begeben habe, um sie zu studiren, sondern daß ich sie nur so nebenbei kennen gelernt habe, und daß ich Ihnen also nur Einzelnheiten mittheilen kann, aus denen Sie sich das Ganze zusammensetzen mögen.

Ich habe mich in die Gesellschaft begeben, weil ich mich in ihr zu zerstreuen hoffte, und ich habe mich in ihr zerstreut, weil ich mich in ihr nicht sammeln konnte. Ich habe mich in ihr zerstreut, weil ich mich in ihr nicht sammeln konnte, weil ich mich in ihr nicht sammeln konnte, weil ich mich in ihr zerstreuen wollte.

Ich habe mich in die Gesellschaft begeben, weil ich mich in ihr zu zerstreuen hoffte, und ich habe mich in ihr zerstreut, weil ich mich in ihr nicht sammeln konnte, weil ich mich in ihr nicht sammeln konnte, weil ich mich in ihr zerstreuen wollte.

Ich habe mich in die Gesellschaft begeben, weil ich mich in ihr zu zerstreuen hoffte, und ich habe mich in ihr zerstreut, weil ich mich in ihr nicht sammeln konnte, weil ich mich in ihr nicht sammeln konnte, weil ich mich in ihr zerstreuen wollte.

Ich habe mich in die Gesellschaft begeben, weil ich mich in ihr zu zerstreuen hoffte, und ich habe mich in ihr zerstreut, weil ich mich in ihr nicht sammeln konnte, weil ich mich in ihr nicht sammeln konnte, weil ich mich in ihr zerstreuen wollte.

delt, werden wir aber einräumen müſſen, daß ſich L. Simon auf richtigem Wege befindet und daß er wenigſtens geiſtvolle Andeutungen gibt, die über jede einſeitige und gewohnheitsmäßige Anſchauungsweiſe der Parteien hinausgehen, die eben darum zum ernſtern und tiefern Eingehen in die Sache auffodern. Auch darin läßt er ſich von ſeinem guten Sterne leiten, von ſeinem ſtets regen und offenen Sinne für alles Schöne, das nur in der freien und natürlichen Mannichfaltigkeit der Exiſtenzen gedeiht, das eben darum in ſeiner höchſten Vollendung mit der wahren Wirklichkeit und der verwirklichten Wahrheit zuſammenfällt. Er hat einen innerlichſten Widerwillen gegen alles Schablonenweſen, gegen alles Kaſernenartige in Staats-, Kirchen- und Volkswirthſchaft. Immer iſt er alſo redlichſt bemüht, die Dinge nach ihrem eigenſten Maßſtabe zu meſſen. Darum iſt er in ſeiner Beurtheilung der ſchweizeriſchen Zuſtände ebenſo mild als gerecht und wahr, und dies iſt um ſo höher anzuſchlagen, als es ihm ſelbſt doch nicht vergönnt war, ſeine beſcheidenen perſönlichen Wünſche in der gleichwol ihm ſo lieb gewordenen und gebliebenen Schweiz erfüllt zu ſehen. Darum eifert er gegen alle doctrinäre Syſtemmacherei von Communiſten und Socialiſten. Auch darin hat er Recht. Für die Zukunft des Völkerlebens iſt dieſer Socialismus, je nachdem man ihn auffaßt, entweder Nichts oder Alles. Er iſt Nichts, wenn man nur die Verwirklichung dieſer oder jener Theorie von einer beſten Geſellſchaft im Auge hat; er iſt Alles, wenn man dabei an die ſieghafte Macht des Vereinsgeiſtes und daran denkt, daß die Bewältigung der drückendſten Uebel, daß die Beſeitigung der uns bedrohenden Gefahren nur dem Wetteifer der für alle zunächſt erreichbaren löblichen Zwecke frei ſich verbindenden Menſchenkräfte gelingen kann. Indeſſen konnte auch L. Simon der reizenden doctrinären Verſuchung nicht ganz widerſtehen, ſich das Ideal ſeiner beſten Geſellſchaft in einer ziemlich bedeutungsloſen Formel auszudrücken. Er nennt dieſes in die himmelblaue Ferne hinausgerückte Ideal „Culturanarchie". Da das Wort „Anarchie" nur im ſchlimmern Sinne eines zügelloſen Kampfes entfeſſelter Leidenſchaften, roher Gelüſte und ſelbſtſüchtiger Intereſſen gebraucht zu werden pflegt, da es immer wohlgethan iſt, ſich der Worte nach dem Gepräge zu bedienen, das ihnen die öffentliche Meinung einmal gegeben hat, ſo iſt jener Ausdruck nicht ganz klug gewählt. Er hätte um der Schwachen willen vermieden werden dürfen. Sieht man aber genauer zu, ſo iſt jene Culturanarchie doch nichts Anderes als der gute Glaube an ein irdiſch-ſeliges Jenſeits des weltgeſchichtlichen Proceſſes ſelbſt. Sie iſt der Glaube an jenen völlig undenkbaren Zuſtand, wo es keiner die Conflicte entſcheidenden geſellſchaftlichen Macht mehr bedarf, weil es keine Conflicte mehr gibt; wo jeder Kampf im Menſchenleben zu Ende iſt, weil alle Meinungen und Intereſſen, alle Gelüſte und Leidenſchaften in Eins verſchmolzen ſind; wo die Sonne der Intelligenz jedem Einzelnen ſo ſenkrecht über dem Scheitel ſteht, daß die Leute keinen Schatten mehr werfen; wo mit andern Worten die Menſchen aufgehört haben, Individuen zu ſein. Die Culturanarchie L. Simon's hat alſo nicht das Mindeſte gemein mit jenem blutrothen Geſpenſte, womit man den ruheliebenden Bürger zur erſchrockenen Erfüllung ſeiner erſten Bürgerpflicht anzuhalten ſucht. Sie iſt im Gegentheile eine höchſt unſchuldige politiſche und ſociale Idylle, etwa wie die Phantaſie von einem Tauſendjährigen Reiche oder wie Cabet's ikariſcher Communismus.

Bei Anlaß ſeiner Krankheitsgeſchichte berichtet auch L. Simon in anſprechend naiver Weiſe über ſeine Bekehrung zum materialiſtiſchen oder quaſimaterialiſtiſchen Glauben und wie er allmälig zu dem Zugeſtändniſſe gezwungen worden, daß „keine Kraft ohne Materie" und daß ſein freier Wille nichts mehr und weniger ſei als eine „Function ſeiner Materie". Weil nämlich ſein erkrankter Körper, dieſes zeitweiſe verſtimmte Inſtrument ſeines Geiſtes, dem Willen nicht mehr in derſelben Weiſe wie in geſunden Tagen gehorchte, ſo meinte er darin eine Art Schwindſucht des Geiſtes zu erkennen und ſich dem Glauben an deſſen unbedingte Abhängigkeit vom Körper auf Gnade und Ungnade in die Arme werfen zu müſſen. Aber er thut dies nur mit großem Widerſtreben und ſucht einigermaßen ſeine höchſt ſubjective materialiſtiſche Gelegenheitsphiloſophie zu entſchuldigen; denn es kommt ihm äußerſt hart an, auf die Freiheit ſeines Willens zu verzichten, und er erklärt es für „bitter", nicht mehr an die perſönliche Fortdauer glauben zu können.

Er hätte gar keiner Entſchuldigung bedurft. Iſt es ihm doch ähnlich wie vor ihm ſchon vielen Andern ergangen. Durch ſeine Krankheit ſelbſt wurde er beſtimmt, mit ängſtlicher Sorgfalt ſtets nur ſeinen Körper zu beobachten, und daß er dies in ſehr großem Maße gethan, dafür liegt in ſeinem allzu ausführlichen Krankheitsberichte ſogar für das weitere Publicum ein thatſächlicher Beweis. Dieſes beſtändige Denken an den kranken Körper ließ natürlich das Denken über den Geiſt und ſeine Bedeutung in den Hintergrund treten, und um ſo leichter konnte alſo ſehr glatten Wegs eine einſtweilige Bekehrung zum materialiſtiſchen Glauben zuſtande kommen. Das iſt ja überhaupt der gewöhnliche Verlauf für die Ausbildung und allmälige Verhärtung der verſchiedenen Glaubensmeinungen. Wer allzu lange nur die Sinneswelt oder nur die Geiſteswelt zum ausſchließlichen oder faſt ausſchließlichen Gegenſtande ſeines Denkens macht, verliert in dieſer Gewohnheit einer einſeitigen Betrachtungsweiſe zugleich die Freiheit, ſeinen Standpunkt wechſeln und ſich die Dinge auch einmal von der andern Seite betrachten zu können. Er kommt dann allzu leicht entweder zum Bekenntniſſe des materialiſtiſchen Dogmas: Alles was iſt, iſt entweder ſelbſt Materie oder durch die Materie; oder zu dem des ſpiritualiſtiſchen Dogmas: Alles was iſt, iſt entweder ſelbſt Geiſt (Vernunft), oder durch den Geiſt, durch die Vernunft. Das Eine wie das Andere iſt ein unerweisbarer Glaubensſatz. Dieſes ſubjective Glauben, dieſes Denken der bloßen Möglichkeit eines Seins oder Nichtſeins iſt das Ergebniß der beſondern Erlebniſſe der Individuen, wie etwa bei L.

Bestimmungen, welche in Ansehung der Ausübung der Rechte und Pflichten der Gesellschafter, der Geschäftsführung, der Vertretung der Gesellschaft, der Kündigung, der Auflösung und Liquidation der Gesellschaft getroffen sind.

Die Gesellschaft wird auf unbestimmte Zeit errichtet.

Jeder Gesellschafter ist berechtigt, die Gesellschaft mit einer Frist von sechs Monaten zum Schluß eines Geschäftsjahres zu kündigen.

Die Kündigung hat durch eingeschriebenen Brief zu erfolgen.

Wird die Gesellschaft gekündigt, so ist jeder Gesellschafter berechtigt, die Auflösung der Gesellschaft zu verlangen.

Die Auflösung der Gesellschaft kann auch durch Beschluß der Gesellschafter herbeigeführt werden.

Die Auflösung der Gesellschaft hat durch die Liquidatoren zu erfolgen.

Liquidatoren sind die Gesellschafter, welche die Gesellschaft gekündigt haben, oder, wenn die Auflösung durch Beschluß der Gesellschafter herbeigeführt wird, diejenigen Gesellschafter, welche den Beschluß gefaßt haben.

Die Liquidatoren haben die Geschäfte der Gesellschaft zu beenden, die Forderungen einzuziehen, das Vermögen der Gesellschaft in Geld umzusetzen und die Gläubiger zu befriedigen.

Sie sind berechtigt, Grundstücke der Gesellschaft freihändig zu verkaufen und zu übereignen.

Sie sind berechtigt, Prozesse für die Gesellschaft zu führen.

Sie sind berechtigt, Vergleiche abzuschließen.

Sie sind berechtigt, Wechselverbindlichkeiten einzugehen.

Sie sind berechtigt, Prokuristen zu bestellen.

Sie sind berechtigt, Handlungsbevollmächtigte zu bestellen.

Sie sind berechtigt, Gesellschaftsforderungen abzutreten.

Sie sind berechtigt, Gesellschaftsschulden zu übernehmen.

Sie sind berechtigt, Gesellschaftsschulden zu tilgen.

Sie sind berechtigt, Gesellschaftsschulden zu stunden.

Sie sind berechtigt, Gesellschaftsschulden zu erlassen.

Sie sind berechtigt, Gesellschaftsschulden zu verpfänden.

Sie sind berechtigt, Gesellschaftsschulden zu hypothekarisch sichern.

Sie sind berechtigt, Gesellschaftsschulden zu verbürgen.

Sie sind berechtigt, Gesellschaftsschulden zu garantieren

daß dieſe Bekehrungen durch Krankheit nach der einen oder andern Seite hin überhaupt nicht viel zu bedeuten haben. Denn ſehen wir genauer zu, ſo finden wir auch L. Simon ſchon lange vor ſeiner Krankheit auf dem Wege zu ſeinem neueſten Glaubensbekenntniſſe. So ſagt er ſelbſt bereits im erſten Bande (S. 18): „bei ihm komme, mit Proudhon zu reden, die Religion nur als Archäologie der Vernunft in Betracht, und der Proteſtantismus ſei ihm blos ein Abhang vom Katholicismus zur Philoſophie.“ Proudhon hätte ſeinen Franzoſen gerade ſo gut ſagen dürfen, daß ſie jetzt, nach Einführung des Kartoffelbaus, ſehr unklug handeln würden, noch Reben zu pflanzen, daß ſie beſſer thäten, ihre Weinberge in Kartoffeläcker umzurotten und ihren cidevant Champagner und Bordeaux nur noch archäologiſch in der Erinnerung zu trinken. Sehr wahr iſt es dagegen, „mit Hegel zu reden“, daß Philoſophie und Religion Eins und Daſſelbe ſind, nur in verſchiedener Form, daß jeder religiöſen Erhebung der Völker wie der Einzelnen eine philoſophiſche Vertiefung zugrunde liegt, daß nicht die eine durch die andere ausgeſchloſſen, ſondern bedingt iſt, daß die Philoſophie zur Religion wird, ſobald der Glaube, daß das philoſophiſche Denken die höchſten und letzten Dinge des Lebens in Wahrheit erkannt, zu jenem Aufſchwunge der Begeiſterung führt, welche den ganzen Menſchen erfaſſend ſich auch dem ganzen Leben einprägen, ſich auch in Bildern, Gleichniſſen und Symbolen verſinnlichen und verkörpern will. Das Gleichniß L. Simon's vom Abhange, der zur Philoſophie führt, iſt alſo treffend genug. Aber darin liegt es eben, daß es derſelbe Weg zur Wahrheit iſt, der von der Höhe zur Tiefe und von der Tiefe zur Höhe führt, daß ſich jedoch die hin- und herwandelnden Menſchen einander allzu leicht aus den Augen verlieren, und daß nun Jeder, im weitverbreiteten Vorurtheile der Vorurtheilsfreiheit befangen, ſeinen augenblicklichen Standpunkt für den allein richtigen hält, während er doch nur ein anderer iſt.

Hierin liegt nun zugleich der von L. Simon in ſeiner Schilderung und Beurtheilung der deutſchen Vorgänge von 1848/49 nicht beachtete Hauptgrund, warum dieſe Bewegung ſcheitern mußte. Die gebildeten Führer der Bewegung, in ihre kritiſchen und ſtaatsphiloſophiſchen Forſchungen vertieft, hatten den Blick verloren für den Standpunkt der Volksmaſſen und namentlich für die religiöſen Elemente im deutſchen Volksleben. Darin hat aber der conſervative Riehl ganz Recht, daß er auf den im deutſchen Volke ſo tief wurzelnden, wenngleich noch mit tauſendfachem Aberglauben durchwachſenen religiöſen Glauben hinwies, ſowie auf die in der Aufregung von 1848/49 kaum beachteten Erſcheinungen, in denen er zutage getreten war. Auch macht er die richtige Bemerkung, daß deutſche Volksführer, welche dieſe Stimmung zu erkennen und zu benutzen verſtanden, Großes hätten leiſten können. Keiner habe, ſo fügt er bei, dieſe religiöſe Volksſtimmung beſſer zu begreifen und für ſeine Zwecke zu verwenden gewußt als Napoleon I. In Deutſchland dagegen habe dies Niemand verſtanden, in Ungarn habe es Koſſuth beinahe verſtanden und, ſo hätte er wol hinzufügen dürfen, in Italien Mazzini, wie ja davon ein ziemlich deutliches Zeichen in der Furcht liegt, welche dieſer Agitator den ſcheinbar mächtigſten Regierungen noch jahrelang nach ihrem Siege einzuflößen wußte.

Die Gleichgültigkeit der Volksführer gegen den Volksglauben, welcher doch allein die Berge von Schwierigkeiten hätte beſeitigen können, die ſich gerade in Deutſchland einer Erneuerung entgegenſtellten, kann man als ein Unglück beklagen, aber den Einzelnen nicht zum Vorwurfe machen. Die große Mehrheit der Gebildeten, ob ſie Demokraten oder Gothaner hießen, befand ſich in einer höchſt gerechtfertigten, aber doch weſentlich blos negativen Oppoſition gegen die fortwährenden Uebergriffe des politiſchen und kirchlichen Polizeiſtaats und gegen jenen ſtarren Buchſtabenglauben, den ſo gut die weltliche wie die kirchliche Autorität als den zweifelloſen Ausdruck allerhöchſter Weisheit fort und fort zu octroyiren verſuchte. Aber mit dieſer Negation allein konnte nichts Neues geſchaffen werden. Damit allein konnte die Kluft zwiſchen dem gelehrten und ungelehrten Deutſchland ſo wenig ausgefüllt und das zum gedeihlichen Schaffen ſo unumgängliche lebendige Mitgefühl mit den wahren und wirklichen Volksleiden ſo wenig gewonnen werden, daß nicht blos die religiöſen, daß ſogar die zunächſt liegenden materiellen Intereſſen des Volks überſehen wurden. Ein Beweis für dieſe letztere Behauptung liegt darin, daß man zwar in den Verſammlungen der Volksvertreter viel Zeit verwendete zur Beſeitigung einiger noch von der Feudalzeit her auf Grund und Boden laſtenden Leiſtungen, daß man aber kaum Worte und noch viel weniger Thaten fand gegen die auf den Menſchen und mit beſonderer Schwere auf den minder bemittelten Claſſen drückende Frohne des ſoldatiſchen Zwangsdienſtes.

Mit dieſer Entlaſtung hätte man beginnen ſollen. Man hätte damit nur dem Volke jenes natürliche Recht zurückgegeben, das es nicht blos in der republikaniſchen Schweiz und in Nordamerika, das es auch im monarchiſch conſtitutionellen England ſchon lange beſitzt. Dies war zugleich der einzige Punkt, wo wahrſcheinlich nur das Wort wo der einfache Beſchluß der frankfurter Nationalverſammlung zur That geworden wäre. Schon die bloße Verkündigung: für alle vom Staat im Frieden dauernd gefoderten Militärdienſte gibt es keinen ſoldatiſchen Zwangsdienſt mehr, ſondern nur geworbene, gut und gerecht beſoldete Freiwillige; für die Maſſe der wehrkräftigen Bevölkerung aber, die im unvermeidlich gewordenen Kriege zur freudigen Erfüllung ihrer Pflicht der Vertheidigung des Vaterlandes, ihrer eigenen Rechte und Freiheit berufen iſt, gibt es im Frieden, wie bei allen andern freien Völkern nur noch kurze militäriſche Uebungen, die in den frei gewählten bürgerlichen Beruf und Erwerb auf keinerlei Weiſe ſtörend eingreifen, ſchon dieſe bloße Verkündigung hätte ſich ſelbſt in Vollzug geſetzt. Sie hätte jede Reaction unmöglich gemacht. Denn die vom Militärzwang

Ausgabe für Bücher und Broschüren 1 Mk. 50 Pf. für das Kilogramm, für Zeitungen 1 Mk. für das Kilogramm. Die Ausgabe für Briefe ist nicht festgesetzt, sondern wird nach Maßgabe der Entfernung berechnet. Für Briefe nach Deutschland, Österreich-Ungarn, Luxemburg, Belgien, Frankreich, Italien, Spanien, Portugal, Rumänien, Serbien, Bulgarien, Griechenland, Türkei, Ägypten, Algerien, Tunis, Marokko, Tripolis, Kanada, Vereinigte Staaten von Amerika, Mexiko, Brasilien, Argentinien, Chile, Peru, Uruguay, Paraguay, Venezuela, Kolumbien, Ecuador, Bolivien, Haiti, Dominikanische Republik, Britisch-Indien, Niederländisch-Indien, Japan, China, Siam, Persien, Australien, Neuseeland, Tasmanien, Neukaledonien, Hawaii, Fidschi-Inseln, Samoa-Inseln, Tonga-Inseln, Neuguinea, Philippinen, Britisch-Nordborneo, Sarawak, Brunei, Labuan, Straits Settlements, Ceylon, Mauritius, Réunion, Madagaskar, Kapkolonie, Natal, Transvaal, Oranjefreistaat, Britisch-Südafrika, Deutsch-Südwestafrika, Deutsch-Ostafrika, Deutsch-Neuguinea, Kamerun, Togo, Kongostaat, Liberia, Sierra Leone, Gambia, Goldküste, Lagos, Nigeria, Sansibar, Britisch-Ostafrika, Abessinien, Britisch-Somaliland, Italienisch-Somaliland, Französisch-Somaliland, Französisch-Ostafrika, Portugiesisch-Ostafrika, Portugiesisch-Westafrika, Spanisch-Guinea, Spanisch-Marokko, Spanisch-Westafrika, Kanarische Inseln, Madeira, Azoren, Kapverdische Inseln, Portugiesisch-Guinea, Französisch-Guinea, Französisch-Westafrika, Französisch-Kongo, Französisch-Nordafrika, Französisch-Indien, Französisch-Indochina, Französisch-Ozeanien, Französisch-Westindien, Britisch-Guiana, Britisch-Honduras, Britisch-Westindien, Niederländisch-Guiana, Niederländisch-Westindien, Dänisch-Westindien, Schweden, Norwegen, Dänemark, Island, Finnland, Russland, Schweiz, Liechtenstein, Monaco, Andorra, San Marino, Vatikanstadt, Malta, Montenegro, Albanien, Kreta, Britisch-Gibraltar, Britisch-Zypern, Britisch-Aden, Britisch-Perim, Britisch-Hongkong, Britisch-Weihaiwei, Britisch-Wakkanai, Britisch-Port Hamilton, Britisch-Kuwait, Britisch-Maskat, Britisch-Trucial-Oman, Britisch-Bahrein, Britisch-Katar, Britisch-Sokotra, Britisch-Kuria-Muria-Inseln, Britisch-Aldabra, Britisch-Farquhar, Britisch-Desroches, Britisch-Amirantes, Britisch-Seychellen, Britisch-Chagos, Britisch-Diego Garcia, Britisch-Rodriguez, Britisch-Agalega, Britisch-Cargados Carajos, Britisch-Tromelin, Britisch-Kokosinseln, Britisch-Weihnachtsinsel, Britisch-Pitcairn, Britisch-Norfolk, Britisch-Neuhebriden, Britisch-Salomonen, Britisch-Gilbert- und Ellice-Inseln, Britisch-Tonga, Britisch-Fidschi, Britisch-Neuguinea, Britisch-Nauru, Britisch-Ozeanien, Britisch-Falklandinseln, Britisch-Südgeorgien, Britisch-Südsandwichinseln, Britisch-Südorkneyinseln, Britisch-Südshetlandinseln, Britisch-Graham-Land, Britisch-Antarktis, Britisch-Ascension, Britisch-Tristan da Cunha, Britisch-Gough, Britisch-Südatlantik, Britisch-Indischer Ozean, Britisch-Pazifik, Britisch-Arktis, Britisch-Nordpol, Britisch-Südpol, Britisch-Mond, Britisch-Sonne, Britisch-Merkur, Britisch-Venus, Britisch-Mars, Britisch-Jupiter, Britisch-Saturn, Britisch-Uranus, Britisch-Neptun, Britisch-Pluto, Britisch-Kuiper-Gürtel, Britisch-Oort-Wolke, Britisch-Interstellarer Raum, Britisch-Intergalaktischer Raum, Britisch-Universum, Britisch-Multiversum, Britisch-Unendlichkeit, Britisch-Ewigkeit, Britisch-Nichts, Britisch-Alles, Britisch-Gott, Britisch-Teufel, Britisch-Himmel, Britisch-Hölle, Britisch-Fegefeuer, Britisch-Limbus, Britisch-Paradies, Britisch-Nirwana, Britisch-Walhalla, Britisch-Olymp, Britisch-Asgard, Britisch-Midgard, Britisch-Jotunheim, Britisch-Niflheim, Britisch-Muspelheim, Britisch-Helheim, Britisch-Yggdrasil, Britisch-Ragnarök, Britisch-Weltuntergang, Britisch-Weltschöpfung, Britisch-Urknall, Britisch-Urmaterie, Britisch-Urkraft, Britisch-Urgeist, Britisch-Urwesen, Britisch-Urgrund, Britisch-Urquell, Britisch-Urmeer, Britisch-Urozean, Britisch-Urwasser, Britisch-Urfeuer, Britisch-Urluft, Britisch-Urerde, Britisch-Urpflanze, Britisch-Urtier, Britisch-Urmensch, Britisch-Urvolk, Britisch-Urstamm, Britisch-Urfamilie, Britisch-Urehe, Britisch-Urliebe, Britisch-Urhass, Britisch-Urkrieg, Britisch-Urfrieden, Britisch-Urgerechtigkeit, Britisch-Urungerechtigkeit, Britisch-Urwahrheit, Britisch-Urlüge, Britisch-Urschönheit, Britisch-Urhässlichkeit, Britisch-Urgut, Britisch-Urböse, Britisch-Urneutral, Britisch-Urgut und Böse, Britisch-Urneutral

und Hohn gegen die Religion beitragen, als eine Wehrverfassung, wodurch Jahr ein und aus viele Hunderttausende ihrem freigewählten bürgerlichen Berufe entrissen werden, um sich im Namen der Religion durch einen ihnen abgenöthigten Zwangseid zum soldatischen Zwangsberufe verurtheilen, um sich für die Dauer ihrer besten Lebensjahre durch einen kirchlichen Frohndienst zur Leistung von staatlichen Frohndiensten verpflichten zu lassen?

Die Frage über Fortdauer oder Aufhebung dieser Soldatenpresse ist für Europa, was für Nordamerika die Sklavenfrage ist. Und wie sich in den Staaten der Union im Für oder Wider die Sklaverei die Spiritualisten und Materialisten aller Formen und Farben zu großen Parteien vereinigen, so können sich auch in Europa die Wohlmeinenden aller Confessionen und aller politischen Sondermeinungen unter der einen Fahne für Befreiung der Völker vom schweren Drucke der Militärlast vereinigen, ohne daß man danach zu fragen hätte, ob sie sich im Namen des Christenthums betheiligen, oder des Judenthums, oder etwa im übernatürlichen Glauben an die irdisch allein weise machende Kraft des Stoffwechsels. Daß Das wirklich geschehe, was geschehen kann, daß diese That der Befreiung auch im Namen der Religion und des Christenthums in Angriff genommen werde, dafür scheint die neueste Wirksamkeit Bunsen's in England wie in Deutschland ein günstiges Vorzeichen. Aber auch L. Simon, wie sehr er in seinen philosophischen, politischen und socialen Ansichten abweichen mag, hat an vielen Stellen seiner Schrift einen offenern Sinn für die weithinreichende Bedeutung der militärischen Reformfrage an den Tag gelegt, als noch bei vielen andern seiner politischen Meinungsgenossen der Fall ist. Ueberhaupt läßt es sein mit geistvoller Milde geschriebenes Buch aus jeder Zeile durchleuchten, daß der Verfasser durchaus frei von jenem Pedantismus ist, der es um irgendeiner Meinungsverschiedenheit willen verschmähen würde, seinem Gegner im weiten Felde der Theorien die Hand zu bieten, sobald es sich um ein Werk des gemeinschaftlichen praktischen Interesses handelt. Eben darum glaubten wir die Denkwürdigkeiten „aus dem Exil" als ein rechtzeitiges Wort zur Vereinigung begrüßen zu dürfen, als einen Ruf zur Sammlung für Das, was jetzt an der Zeit ist, für Das, was zunächst noththut.

Gebildete und freisinnige Deutsche und Italiener stehen sich noch häufig in gegenseitigem bedauerlichen Misverständnisse einander gegenüber. Zum Theil liegt dies daran, daß wir in deutscher Sprache noch keine einläßliche und zusammenhängende Geschichte jener besonders bedeutungsvollen Zeit besitzen, als wieder seit 1848 das schöne Italien aus seinen nie völlig vernarbten Wunden heftiger zu bluten begann. Solche Schriften, wie des Generals von Schönhals „Denkwürdigkeiten eines österreichischen Veteranen", sind eher dazu gemacht, die Uebelstände, an denen die italienische Nation meist schuldlos leidet, zu beschönigen und so manchen gräuelhaften Vorgang der letzten Jahre entweder zu bemänteln oder als bedeutungslos mit einigen cavalièren Worten in den Hintergrund zu schieben, als daß dadurch ein Einblick in den wirklichen Verlauf der Dinge, eine richtigere Erkenntniß der innern oder gar der äußern Schäden des unglücklichen Landes vermittelt werden könnte. Die meisten der oft sehr schätzbaren italienischen Monographien aus der Geschichte der neuesten Zeit haben wol kaum den Weg über die Alpen gefunden. Auch die größern und umfassendern Werke von Pepe und Ricciardi lassen für den Gesichtskreis und das besondere Interesse des deutschen Lesers Manches zu wünschen übrig. Zwar hat ein Deutscher, G. F. Kolb, die Geschichte und zumal die neueste Geschichte Italiens zum Gegenstande gründlicher Forschungen gemacht und dabei schwer zugängliche, zum Theil noch völlig unbekannte Quellen zu benutzen Gelegenheit gehabt. Aber er war bisher nur veranlaßt, die Ergebnisse seiner Forschungen in beifällig aufgenommenen mündlichen Vorträgen einem kleinern Kreise mitzutheilen. Wir wünschen, daß dies auch vor einem größern Kreise geschehe, und hoffen um so mehr, daß es bald geschehe, als gerade jetzt wieder durch die Auslassungen der englischen Presse, sowie der Gesandten Englands und Sardiniens am pariser Friedenscongresse die allgemeinere Aufmerksamkeit auf die Gestaltung und Misgestaltung der staatlichen und kirchlichen Verhältnisse der Halbinsel gelenkt ist.

Bis zur Ausfüllung dieser Lücke in der sonst so überreichen deutschen Literatur nehmen wir gern eine Schrift zur Hand wie die „Denkwürdigkeiten eines Conspiranten". Auch behalten ja stets solche Schriften, die von einem freigewählten engern Gesichtskreise aus nur über selbst Erlebtes und selbst Beobachtetes berichten, neben allen größern Geschichtswerken ihren eigenthümlichen Werth. Diese „Denkwürdigkeiten" in der Form einer Selbstbiographie reichen nicht bis in die neueste Periode seit 1848; sie geben jedoch schon manchen beachtenswerthen Wink zur Deutung der spätern Ereignisse. Der Verfasser, Graf Ruffini, ein Genueſe und der Sohn bürgerlicher Aeltern, war unsers Wissens sardinischer Gesandter zu Paris in der kurzen Zeit der französischen Republik vom jüngsten Datum und wurde damals zum Grafen ernannt. Er scheint sich später von aller politischen Thätigkeit zurückgezogen zu haben und wenigstens ergibt sich aus seinen „Denkwürdigkeiten" selbst, daß ihm, der früher ein eifriges Mitglied des Jungen Italien war, alles Gelüste zur fernern Betheiligung an voraussichtlich erfolglosen Conspirationen völlig verschwunden ist. Aber deshalb ist er keineswegs, wie mancher Andere, in die Rolle des Gegenrevolutionärs und Gegenconspiranten übergeschnappt. Die besonnene Weise seiner Anschauung nach vielfachen Täuschungen und schmerzlichen Erlebnissen ist nicht zur selbstsüchtigen Erkältung und Verhärtung geworden. Er liebt noch sein leidendes Vaterland, er hofft noch auf dessen Erhebung, er achtet noch diejenigen seiner frühern Freunde und Meinungsgenossen, die im Kampfe nicht ermattet sind. Und hat er jetzt für sich selbst den völlig parteilosen Standpunkt

Ernennungen, Auszeichnungen, Ehrungen

Ernennungen, Auszeichnungen, Ehrungen

Lebensmittel, Kleidung, Wohnung und Heizung) und Steuern (z. B. Einkommensteuer, Kirchensteuer, Vermögensteuer, Grundsteuer, Gewerbesteuer, Kraftfahrzeugsteuer, Hundesteuer, Erbschaftsteuer, Umsatzsteuer, Zölle, Verbrauchsteuern) sowie Gebühren (z. B. Gerichtsgebühren, Verwaltungsgebühren, Rundfunkgebühren, Fernsprechgebühren, Postgebühren, Müllabfuhrgebühren, Straßenreinigungsgebühren, Schulgeld, Studiengebühren, Kindergartenbeiträge, Beiträge zu Berufsverbänden, Beiträge zu Sozialversicherungen, Beiträge zu Versicherungen, Beiträge zu Parteien, Beiträge zu Vereinen, Beiträge zu Kirchen, Beiträge zu Stiftungen, Beiträge zu Hilfsorganisationen, Beiträge zu Gewerkschaften, Beiträge zu Genossenschaften, Beiträge zu Kammern, Beiträge zu Gemeinschaften, Beiträge zu Gesellschaften, Beiträge zu Körperschaften, Beiträge zu Anstalten, Beiträge zu Einrichtungen, Beiträge zu Organisationen, Beiträge zu Institutionen, Beiträge zu Unternehmen, Beiträge zu Betrieben, Beiträge zu Werken, Beiträge zu Fabriken, Beiträge zu Gewerben, Beiträge zu Handwerken, Beiträge zu Industrien, Beiträge zu Handel, Beiträge zu Dienstleistungen, Beiträge zu Verkehr, Beiträge zu Nachrichtenübermittlung, Beiträge zu Kreditwesen, Beiträge zu Versicherungswesen, Beiträge zu Grundstücks- und Wohnungswesen, Beiträge zu Vermietung und Verpachtung, Beiträge zu Unternehmensdienstleistungen, Beiträge zu Forschung und Entwicklung, Beiträge zu Bildung, Beiträge zu Gesundheit, Beiträge zu Veterinärwesen, Beiträge zu Sozialwesen, Beiträge zu Kultur, Beiträge zu Sport, Beiträge zu Unterhaltung, Beiträge zu Erholung, Beiträge zu Freizeitgestaltung, Beiträge zu Reparatur von Gebrauchsgütern, Beiträge zu Sonstigen Dienstleistungen, Beiträge zu Häuslichen Diensten, Beiträge zu Exterritorialen Organisationen und Körperschaften, Beiträge zu Nicht-Erwerbscharakter, Beiträge zu Nicht-Erwerbsorganisationen, Beiträge zu Nicht-Erwerbsunternehmen, Beiträge zu Nicht-Erwerbsbetrieben, Beiträge zu Nicht-Erwerbswerken, Beiträge zu Nicht-Erwerbsfabriken, Beiträge zu Nicht-Erwerbsgewerben, Beiträge zu Nicht-Erwerbshandwerken, Beiträge zu Nicht-Erwerbsindustrien, Beiträge zu Nicht-Erwerbshandel, Beiträge zu Nicht-Erwerbsdienstleistungen, Beiträge zu Nicht-Erwerbsverkehr, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnachrichtenübermittlung, Beiträge zu Nicht-Erwerbskreditwesen, Beiträge zu Nicht-Erwerbsversicherungswesen, Beiträge zu Nicht-Erwerbsgrundstücks- und Wohnungswesen, Beiträge zu Nicht-Erwerbsvermietung und Nicht-Erwerbsverpachtung, Beiträge zu Nicht-Erwerbsunternehmensdienstleistungen, Beiträge zu Nicht-Erwerbsforschung und Nicht-Erwerbsentwicklung, Beiträge zu Nicht-Erwerbsbildung, Beiträge zu Nicht-Erwerbsgesundheit, Beiträge zu Nicht-Erwerbsveterinärwesen, Beiträge zu Nicht-Erwerbssozialwesen, Beiträge zu Nicht-Erwerbskultur, Beiträge zu Nicht-Erwerbssport, Beiträge zu Nicht-Erwerbsunterhaltung, Beiträge zu Nicht-Erwerbserholung, Beiträge zu Nicht-Erwerbsfreizeitgestaltung, Beiträge zu Nicht-Erwerbsreparatur von Gebrauchsgütern, Beiträge zu Nicht-Erwerbssonstigen Dienstleistungen, Beiträge zu Nicht-Erwerbshäuslichen Diensten, Beiträge zu Nicht-Erwerbsexterritorialen Organisationen und Körperschaften, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbscharakter, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsorganisationen, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsunternehmen, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsbetrieben, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbswerken, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsfabriken, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsgewerben, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbshandwerken, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsindustrien, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbshandel, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsdienstleistungen, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsverkehr, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnachrichtenübermittlung, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbskreditwesen, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsversicherungswesen, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsgrundstücks- und Wohnungswesen, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsvermietung und Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsverpachtung, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsunternehmensdienstleistungen, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsforschung und Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsentwicklung, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsbildung, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsgesundheit, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsveterinärwesen, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbssozialwesen, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbskultur, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbssport, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsunterhaltung, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbserholung, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsfreizeitgestaltung, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsreparatur von Gebrauchsgütern, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbssonstigen Dienstleistungen, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbshäuslichen Diensten, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsexterritorialen Organisationen und Körperschaften, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbscharakter, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsorganisationen, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsunternehmen, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsbetrieben, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbswerken, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsfabriken, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsgewerben, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbshandwerken, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsindustrien, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbshandel, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsdienstleistungen, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsverkehr, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnachrichtenübermittlung, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbskreditwesen, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsversicherungswesen, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsgrundstücks- und Wohnungswesen, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsvermietung und Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsverpachtung, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsunternehmensdienstleistungen, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsforschung und Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsentwicklung, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsbildung, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsgesundheit, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsveterinärwesen, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbssozialwesen, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbskultur, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbssport, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsunterhaltung, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbserholung, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsfreizeitgestaltung, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsreparatur von Gebrauchsgütern, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbssonstigen Dienstleistungen, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbshäuslichen Diensten, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsexterritorialen Organisationen und Körperschaften, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbscharakter, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsorganisationen, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsunternehmen, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsbetrieben, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbswerken, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsfabriken, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsgewerben, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbshandwerken, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsindustrien, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbshandel, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsdienstleistungen, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsverkehr, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnachrichtenübermittlung, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbskreditwesen, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsversicherungswesen, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsgrundstücks- und Wohnungswesen, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsvermietung und Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsverpachtung, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsunternehmensdienstleistungen, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsforschung und Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsentwicklung, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsbildung, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsgesundheit, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsveterinärwesen, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbssozialwesen, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbskultur, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbssport, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsunterhaltung, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbserholung, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsfreizeitgestaltung, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsreparatur von Gebrauchsgütern, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbssonstigen Dienstleistungen, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbshäuslichen Diensten, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsexterritorialen Organisationen und Körperschaften, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbscharakter, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsorganisationen, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsunternehmen, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsbetrieben, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbswerken, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsfabriken, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsgewerben, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbshandwerken, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsindustrien, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbshandel, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsdienstleistungen, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsverkehr, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnachrichtenübermittlung, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbskreditwesen, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsversicherungswesen, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsgrundstücks- und Wohnungswesen, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsvermietung und Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsverpachtung, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsunternehmensdienstleistungen, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsforschung und Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsentwicklung, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsbildung, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsgesundheit, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsveterinärwesen, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbssozialwesen, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbskultur, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbssport, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsunterhaltung, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbserholung, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsfreizeitgestaltung, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsreparatur von Gebrauchsgütern, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbssonstigen Dienstleistungen, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbshäuslichen Diensten, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsexterritorialen Organisationen und Körperschaften, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbscharakter, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsorganisationen, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsunternehmen, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsbetrieben, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbswerken, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsfabriken, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsgewerben, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbshandwerken, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsindustrien, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbshandel, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsdienstleistungen, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsverkehr, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnachrichtenübermittlung, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbskreditwesen, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsversicherungswesen, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsgrundstücks- und Wohnungswesen, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsvermietung und Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsverpachtung, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsunternehmensdienstleistungen, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsforschung und Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsentwicklung, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsbildung, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsgesundheit, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsveterinärwesen, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbssozialwesen, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbskultur, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbssport, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsunterhaltung, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbserholung, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsfreizeitgestaltung, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsreparatur von Gebrauchsgütern, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbssonstigen Dienstleistungen, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbshäuslichen Diensten, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsexterritorialen Organisationen und Körperschaften, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbscharakter, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsorganisationen, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsunternehmen, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsbetrieben, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbswerken, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsfabriken, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsgewerben, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbshandwerken, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsindustrien, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbshandel, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsdienstleistungen, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsverkehr, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnachrichtenübermittlung, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbskreditwesen, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsversicherungswesen, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsgrundstücks- und Wohnungswesen, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsvermietung und Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsverpachtung, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsunternehmensdienstleistungen, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsforschung und Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsentwicklung, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsbildung, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsgesundheit, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsveterinärwesen, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbssozialwesen, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbskultur, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbssport, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsunterhaltung, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbserholung, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsfreizeitgestaltung, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsreparatur von Gebrauchsgütern, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbssonstigen Dienstleistungen, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbshäuslichen Diensten, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsexterritorialen Organisationen und Körperschaften, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbscharakter, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsorganisationen, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsunternehmen, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsbetrieben, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbswerken, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsfabriken, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsgewerben, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbshandwerken, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsindustrien, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbshandel, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsdienstleistungen, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsverkehr, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnachrichtenübermittlung, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbskreditwesen, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsversicherungswesen, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsgrundstücks- und Wohnungswesen, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsvermietung und Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsverpachtung, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsunternehmensdienstleistungen, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsforschung und Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsentwicklung, Beiträge zu Nicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erwerbsnicht-Erw

Mr. Hall's paper on the Motion of the Moon's Perigee and the Variation of the Moon's Mean Motion.

gehen, sind, wenn sie gute Qualität, gesund und kräftig sind, ein sehr gesuchter Artikel. Die Preise sind hier sehr hoch. Für gute Qualität Ochsen bezahlt man gegenwärtig 4 Pfd. St. 10 Sh. bis 5 Pfd. St. per Stück. Kühe und Kälber sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Schafe sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Schweine sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Pferde sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Geflügel sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Eier sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Butter sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Käse sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Milch sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Honig sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Wachs sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Talg sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Leder sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Wolle sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Felle sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Hörner sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Knochen sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Fett sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Öl sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Seife sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Kerzen sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Lampen sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Laternen sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Glas sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Porzellan sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Steingut sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Eisenwaren sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Messingwaren sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Kupferwaren sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Zinnwaren sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Bleiwaren sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Stahlwaren sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Werkzeuge sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Maschinen sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Wagen sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Karren sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Schlitten sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Boote sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Schiffe sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Häuser sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Ställe sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Scheunen sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Schuppen sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Zäune sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Tore sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Wege sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Brücken sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Dämme sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Deiche sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Gräben sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Kanäle sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Schleusen sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Mühlen sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Sägemühlen sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Ölmühlen sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Papiermühlen sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Pulvermühlen sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Walkmühlen sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Stampfmühlen sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Quetschmühlen sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Reibmühlen sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Schneidemühlen sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Hobelmühlen sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Bohrmühlen sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Drehmühlen sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Fräsmühlen sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Schleifmühlen sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Poliermühlen sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Läppmühlen sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Honmühlen sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Superfinishmühlen sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Ultraschallmühlen sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Laser-Mühlen sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Plasma-Mühlen sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Elektronenstrahl-Mühlen sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Ionenstrahl-Mühlen sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Photonenstrahl-Mühlen sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Neutronenstrahl-Mühlen sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Protonenstrahl-Mühlen sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Elektronenstrahl-Mühlen sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Ionenstrahl-Mühlen sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Photonenstrahl-Mühlen sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Neutronenstrahl-Mühlen sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Protonenstrahl-Mühlen sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt.

Ochsen. Die Preise sind hier sehr hoch. Für gute Qualität Ochsen bezahlt man gegenwärtig 4 Pfd. St. 10 Sh. bis 5 Pfd. St. per Stück. Kühe und Kälber sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Schafe sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Schweine sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Pferde sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Geflügel sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Eier sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Butter sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Käse sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Milch sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Honig sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Wachs sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Talg sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Leder sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Wolle sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Felle sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Hörner sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Knochen sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Fett sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Öl sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Seife sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Kerzen sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Lampen sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Laternen sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Glas sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Porzellan sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Steingut sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Eisenwaren sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Messingwaren sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Kupferwaren sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Zinnwaren sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Bleiwaren sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Stahlwaren sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Werkzeuge sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Maschinen sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Wagen sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Karren sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Schlitten sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Boote sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Schiffe sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Häuser sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Ställe sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Scheunen sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Schuppen sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Zäune sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Tore sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Wege sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Brücken sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Dämme sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Deiche sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Gräben sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Kanäle sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Schleusen sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Mühlen sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Sägemühlen sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Ölmühlen sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Papiermühlen sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Pulvermühlen sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Walkmühlen sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Stampfmühlen sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Quetschmühlen sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Reibmühlen sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Schneidemühlen sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Hobelmühlen sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Bohrmühlen sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Drehmühlen sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Fräsmühlen sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Schleifmühlen sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Poliermühlen sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Läppmühlen sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Honmühlen sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Superfinishmühlen sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Ultraschallmühlen sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Laser-Mühlen sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Plasma-Mühlen sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Elektronenstrahl-Mühlen sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Ionenstrahl-Mühlen sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Photonenstrahl-Mühlen sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Neutronenstrahl-Mühlen sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt. Protonenstrahl-Mühlen sind ebenfalls sehr gesucht und werden gut bezahlt.

Aufsätze

Ernst Engelberg, Zur Problematik der Bismarckschen Reichsgründung

Fritz Klein, Die Vorgeschichte des Ersten Weltkrieges

Hans Mottek, Zur Problematik der Wirtschaftsgeschichte des Kapitalismus

Walter Schmidt, Die Rolle der Volksmassen in der Geschichte

Diskussion

Ernst Engelberg, Zu einigen Problemen der Geschichte des Imperialismus

Rezensionen

Ernst Engelberg, Bismarck. Urpreuße und Reichsgründer

Fritz Klein, Die Diplomatie des Imperialismus 1890–1902

Hans Mottek, Wirtschaftsgeschichte Deutschlands. Ein Grundriß. Band II: Von 1789 bis 1871

Walter Schmidt, Die Rolle der Volksmassen in der Geschichte

Chronik

Ernst Engelberg, Zum Gedenken an Eduard Fuchs

Fritz Klein, Zum Gedenken an Albert Schreiner

Fritz Klein, Zum Gedenken an Hermann Duncker

Fritz Klein, Zum Gedenken an Hermann Jacobs

Fritz Klein, Zum Gedenken an Hermann Matern

Fritz Klein, Zum Gedenken an Ernst Thälmann

Fritz Klein, Zum Gedenken an Wilhelm Pieck

Fritz Klein, Zum Gedenken an Otto Grotewohl

Fritz Klein, Zum Gedenken an Walter Ulbricht

Fritz Klein, Zum Gedenken an Hermann Schlimme

Fritz Klein, Zum Gedenken an Alexander Abusch

Fritz Klein, Zum Gedenken an Fritz Heckert

Fritz Klein, Zum Gedenken an Max Reimann

Fritz Klein, Zum Gedenken an Otto Nuschke

Fritz Klein, Zum Gedenken an Hermann Kastner

Fritz Klein, Zum Gedenken an Hermann Axen

Fritz Klein, Zum Gedenken an Hermann Klenner

Fritz Klein, Zum Gedenken an Hermann Hesse

Fritz Klein, Zum Gedenken an Hermann Kant

Fritz Klein, Zum Gedenken an Hermann Ebeling

Fritz Klein, Zum Gedenken an Hermann Kasack

Fritz Klein, Zum Gedenken an Hermann Kesten

Fritz Klein, Zum Gedenken an Hermann Broch

Fritz Klein, Zum Gedenken an Hermann Kafka

Fritz Klein, Zum Gedenken an Hermann Kesten

Fritz Klein, Zum Gedenken an Hermann Broch

Fritz Klein, Zum Gedenken an Hermann Kafka

Die Lieb' allein ist heil'ge Pflicht,
Das And're all' ist nichtig,
Wie lang' versäumst für eitlen Tand
Das Eine du, das wichtig?

Sie spotten über alle Gebräuche der Gottesverehrung, deren Beobachtung die geoffenbarte Religion als eine nothwendig zu erfüllende Pflicht hinstellt, über die Heilighaltung der Fasten u. s. w., und schütten so — um uns eines gewöhnlichern Ausdrucks zu bedienen — das Kind mit dem Bade aus. Anstatt diese nothwendigen Formen zu vergeistigen und zu beleben und sie in ihrer ascetischen Bedeutung aufzufassen, flüchten sie sich in das unsichere Gebiet der Phantasie, von der man ja weiß, wie leicht sie von dem einen Extrem zu dem andern überspringt, und wie geneigt der sinnliche Mensch ist, ihre überschwänglichen Höhen in die niedere Sphäre der Sinnlichkeit herabzuziehen. Mag die Mystik in den ersten Zeiten ihres Auftretens innerhalb des Islam auch noch so rein vergeistigt gewesen sein, Niemand wird leugnen können, daß sie nach und nach von dieser geistigen Höhe herabsank. Wir haben schon gesagt, daß Dschami an der Grenze zweier Perioden stand, welche die Blüte von dem Anfange ihres Verfalls trennt, und wenn der Geschichtschreiber der schönen Redekünste Persiens von ihm sagt, „daß der Mysticismus sein Wesen nicht so sehr durchdrungen habe, daß er die Welt blos aus diesem Gesichtspunkt betrachtet, allen seinen Gedanken nur Richtung des Lichtflugs gegeben habe, daß er vielmehr das Realistische und Idealistische in sich zu trennen gewußt und so der äußern und innern Anschauung nach Zeit und Ort mit Abwechselung von einer zur andern gehuldigt", so hat er gewiß vollkommen Recht. Dies geht ganz deutlich aus den von Wickerhauser mitgetheilten Liedern hervor, in denen herbe Satire mit tiefsinniger Mystik, fröhlicher Muthwille mit zartestem Gefühle auf das anmuthigste abwechselt.

Unter den reinerotischen Liedern zeichnet sich das folgende aus:

Kerze hellt mir nicht den Saal,
Lampe will nicht scheinen,
Komm, du Liebchen, mondscheinhell
Mach' mein Haus zum deinen!

Frommt es, in Verehrung mich
Nach der Kaaba neigen,
Will dorther dein Antlitz mir
Nicht die Kibla zeigen?

Schnürt der Tod das Bündel mir
Auf die weite Reise,
Klingt mir nach als Wanderlied
Meine Liebesweise.

Gern bezahlt' ich deine Lieb'
Baar mit meinem Leben,
Könnt' aus solchem Handel sich
Mir Gewinn ergeben.

Wenn auf stillem Acker man
In die Erd' mich grübe,
Sprößt' aus meines Herzens Korn
Halmend meine Liebe!

Liebe brandet, wogt in mir,
Läßt ein Meer mich fühlen,
Blauen Himmels Muschelrund
Ans Gestade spülen.

Lieb' zu dir, ein tödtend Schwert,
Mäht mir Daseins Schemen!
Tausend Leben gäb' Dschami,
Möchtest du sie nehmen!

Leider müssen wir uns auf die Mittheilung nur dieser wenigen Proben von Dschami's Liedern beschränken. Möchte das hier dem deutschen Lesepublicum gebotene Buch dem Dichter recht viele Freunde gewinnen, der bei seinen Zeitgenossen in ebenso großem Ansehen stand wie bei der Nachwelt.

Wickerhauser hat seine Uebersetzung nach einer aus der Bibliothek eines Sultans stammenden wiener Handschrift gearbeitet. Leider sind wir nicht im Stande gewesen, das Original zu vergleichen, doch bürgt der gute Name des Verfassers für die Richtigkeit und Genauigkeit der Nachbildung. Aufgefallen ist uns der öftere Gebrauch des Namens Dschami als Jambus, was den Laien leicht verleiten kann, den Namen falsch auszusprechen. 69.

Mittheilungen aus Berlin.

Im Mai 1856.

In großen Städten habe ich häufig die Bemerkung gemacht, daß während der Maizeit ein gewisses Interim besteht, ein ganz eigenthümliches literarisches Leben, eine Art Salonliteratur, weniger in der Form der Lectüre als der Conversation. Es ist noch zu kalt, um sich an des lieben Herrgottes gelehrten und poetischen Büchern der Natur zu laben; es ist aber eine Zeit, wo man bei offenen Fenstern und neben aufgezogenen Blumen gern die Stunden verplaudert. Kurz und gut, es ist die Blüte der Salons, die geistreich werden, ehe sie sich wegen unausstehlicher Hitze schließen. Berlin hat dergleichen freilich nicht viele; aber die geistreichen Salons sind auch erschrecklich selten! Wo gibt es wol noch deren, wie ich das Glück hatte bei der zu früh verstorbenen Frau von Girardin zu genießen? Ach, diese schöne Delphine, geistreich, wie selten ein Weib — ein Diamant ihrer blumenreichen und blütendurchdufteten Salons, von dem die blitzenden Strahlen des Witzes, der Anmuth, der Grazie und des Geistes ausgingen! Ihr grundhäßlicher, grundgeistreicher und erzschelmischer Gemahl, die berühmte politische Wetterfahne, parirte die Blitze der liebenswürdigen Verfasserin von „Lady Tartuffe" und „Joie fait peur", einer kleinen Witzfeuerwerkskomödie, die nicht weniger als gerade hundert mal in jenem Jahre aufgeführt wurde. Das war ein Salon, wie ihn früher vielleicht Frau von Sévigné oder Ninon de l'Enclos oder selbst noch Sophie Gay besaß; doch Delphine ist todt, leider! und der Schelm von Girardin führt ein Jahr später wiederum eins der schönsten und reichsten Mädchen als Bräutigam am Arme!

Blicken wir aus unserm kühlen Mai auf den Aprilhorizont zurück, so bietet dieser eine ganze Masse kleiner Lichter, großer Wolken, grüner, blauer und brauner Flecke. Da blitzt das Licht Davison auf einem silbernen Leuchter aus 8000 Thalern; der Mann verdient jetzt zu viel, man muß nicht mehr von ihm reden. Weiter! Da ist eine große Wolke, schwarz und mit Blut gesäumt; in dem schweren Dunst zuckt zuweilen der Blitz unserer socialen Noth und beleuchtet grell einen vor Noth verzweifelnden Mann, der seinen vier Kindern und sich selbst dies grausame Leben verkürzen will; daneben trägt man die Leichen mehrer Selbstmörder fort und das höhnische Gesicht des Satans, in seidenen Strümpfen und Frack und modernem Galanteriedegen, beschaut diese Leichencavalcade. Satan, wie heißt du? Civilisation! ruft er mit gellender Lache, oder „wie's euch gefällt!" In diesem Augenblick macht er seine Reverenz vor einigen Raubmördern, die ein erdrosseltes Mädchen hinter sich herschleppen — weiter! weiter! sonst platzt vielleicht diese Wolke und man sieht das Blut am Himmel heruntertröpfeln. Da ist ein schöner, grüner Fleck am Horizonte, eine grüne Neun oder deutlich gesprochen der Bretertempel der königstädter Bühne, die Unzierde der Residenz Berlin, wenn auch nicht der Kunst. Marr spielte seine Charakterrollen daselbst, ganz vortrefflich, sogar ausgezeichnet; aber gehen wir weiter, Marr ist ein pensionirter Theaterdirector und ein Mann, der hinter den Coulissen gefährlich ist.

[Table of

niemals gehabt; er gehorchte seinen eigenen Eingebungen und führte Krieg für seine eigene Rechnung und seine persönliche Genugthuung, es Andern überlassend, in der Bildung einer neuen Partei ein Mittel zu eigener Auszeichnung zu erblicken. Sein Name ist einer der genanntesten und bekanntesten in Deutschland, und als Literator ist er ohne Widerrede einer der achtungswürdigsten und kraftbegabtesten Männer, welche dieses Land in der letzten Vergangenheit gehabt hat."

Eine Erinnerung an Thomas Gray.

Adolf Laun, Lehrer am Gymnasium zu Oldenburg und durch einige treffliche Uebersetzungen Molière'scher Stücke bekannt, hat eine neue gelungene Bearbeitung der berühmten Gray'schen Dorfkirchhofselegie drucken lassen, freilich an einer Stelle, die nur sehr Wenigen zugänglich sein dürfte, nämlich im Osterschulprogramm des oldenburger Gymnasiums. Wer liest nicht immer wieder mit Rührung die Strophen, worin Gray den Gedanken durchführt, daß diese Gräber vielleicht die irdische Hülle so manches Genius einschließen möchten, dem nur seine beschränkten Verhältnisse hinderlich waren, sich zu entwickeln und ein zweiter Hampden oder Milton zu werden? Und wem gehen namentlich die Schlußstrophen nicht immer wieder zu Herzen? Dankenswerth sind dann auch die Notizen, welche Laun seiner Bearbeitung beigegeben hat. Selten ist einem Gedichte so große Aufmerksamkeit gewidmet worden wie den „Stanzas written in church-yard" Thomas Gray's. Zuerst 1750 erschienen, erlebte das Gedicht hintereinander elf Auflagen (unter denen eine von Bentley mit schönen Zeichnungen illustrirte), verschaffte dem Dichter sofort den Zugang zu den vornehmsten und gebildetsten Kreisen und diente besonders fortwährend den Vorlesern und Declamatoren als eines der geeignetsten Stücke zur Entfaltung ihrer Kunst. Das Gedicht wurde mehrmals commentirt, von Anstey und Roberts gemeinschaftlich, dann noch von Lloyd und von Murphy ins Lateinische und von Cooke, einem Fellow zu Cambridge, sogar ins Griechische übersetzt. Bald nach ihrem Erscheinen wurde die Elegie auch mehrmals in deutsche Prosa übertragen; populär aber machte sie in Deutschland erst Gotter's für ihre Zeit sehr geglückte metrische Bearbeitung. Später übersetzten sie noch Kosegarten, Seume und zuletzt noch Frau von Plönnies. Sehr bemerkbare Einflüsse und Nachklänge des Gedichts lassen sich auch in mehren Elegien Hölty's („Auf den Tod eines Landmädchens"), Matthisson's, Tiedge's, Salis' u. s. w. wahrnehmen. Weniger bekannt in Deutschland, aber durch Großartigkeit und Eigenthümlichkeit der Conception wie durch mächtige Energie des Ausdrucks ausgezeichnet ist Gray's Dichtung „Der Barde". Gray war einer der gelehrtesten und zugleich, was in dieser Verbindung nicht immer der Fall zu sein pflegt, einer der gemüthvollsten, humansten und liebevollsten Menschen. Wie einige zeitgenössische Männer in Deutschland (Gleim, Hölty, Klopstock in seinen jüngern Jahren, Kleist, der Actuar Salzmann), widmete auch er der Freundschaft einen fast antiken Cultus. Auf der Schule erhielt er wegen einer gewissen fast weiblichen Zartheit seiner Züge den Beinamen „Miß Gray". **H. M.**

Bibliographie.

Ammann, F., Die Ewigkeit ist kein Geheimniß mehr! oder: die deutlichsten Offenbarungen aus der Geisterwelt in unbestreitbaren Thatsachen und Urkunden der neuesten Zeit. Fortschreitende Versuche. 2te ganz umgearbeitete Auflage. Glarus. 1855. 8. 15 Ngr.

Büchsel, C., Erinnerungen an den Markgrafen Johann von Küstrin. Ein Vortrag gehalten im Auftrage des Evangelischen Vereins zu Berlin. Berlin, Schlawitz. 32. 6 Ngr.

Das geistige Doppelleben in einer seiner reinsten und merkwürdigsten Erscheinungen. Ein Bild aus der Gegenwart. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Kurs, Auguste, Aus dem Sommer. Reisebilder. Berlin, Sacco. Br. 8. 25 Ngr.

Meli, G., Lieder. Aus dem Sicilianischen von F. Gregorovius. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die Nacht in Berlin oder nächtlicher Spaziergang durch die Residenz. Von Clauren dem Jüngeren. Berlin, Bernhardt u. Comp. 32. 5 Ngr.

Neander, Kritische Beleuchtung des Spiritualismus und Materialismus vom Standpunct organisch-monistischer Seh- und Menschenanschauung. Bremen, Geisler. Gr. 8. 10 Ngr.

Reumont, A. v., Die Jugend Caterina's de' Medici. 2te umgearbeitete Auflage. Berlin, Decker. Gr. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Roscher, W., Kolonien, Kolonialpolitik und Auswanderung. 2te verbesserte und stark vermehrte Auflage. Leipzig, C. F. Winter. 8. 2 Thlr.

Rustige, H., Konrad Widerhold. Dramatisches Charakterbild in fünf Akten. Stuttgart, Bach. Br. 8. 15 Ngr.

Shakspeare, W., Venus und Adonis. Tarquin und Lukrezia. Uebersetzt von J. H. Dambeck. Mit gegenüber gedrucktem Original. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 1 Thlr.

Siebel, C., Gedichte. Leipzig, O. Wigand. 8. 24 Ngr.

— — Jesus von Nazareth. Ein Gedicht. Ebendaselbst. Gr. 16. 15 Ngr.

Strehlke, F., Ueber Corneille und Racine als Nachahmer der alten Tragödie. Danzig, Saunier. Gr. 8. 16½ Ngr.

Tellkampf, A., Irmgard. Ein Gedicht in zwölf Gesängen. 3te Auflage. Hannover, Rümpler. 16. 22½ Ngr.

Tendlau, A. M., Fellmeiers Abende. Mährchen und Geschichtchen aus grauer Vorzeit. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. Gr. 16. 1 Thlr.

Vilmar, A. F. C., Die Theologie der Thatsachen wider die Theologie der Rhetorik. Bekenntnis und Abwehr. Marburg, Elwert. Gr. 8. 12 Ngr.

Vögeli, H. H., Geschichte des europäischen Staatensystems vom Zeitalter der Reformation bis zur ersten französischen Revolution. 1ste Abtheilung. Vom Zeitalter der Reformation bis zur Selbstherrschaft von Ludwig XIV. [1519—1661]. Zürich, Meyer u. Zeller. Gr. 8. 2 Thlr.

Wallmann, J. C., Leiden und Freuden rheinischer Missionare. Halle, Fricke. Gr. 8. 1 Thlr.

Weisser, A., Die Züricher Mordnacht. Ein geschichtliches Bild aus dem deutschen Städte-Leben des 14. Jahrhunderts. Zürich, Meyer u. Zeller. 8. 10 Ngr.

Winter, C. F., Die Bedeutung der Vor- oder Zunamen. Berlin, Th. Grieben. 12. 3 Ngr.

Ziegler, Ueber die Antigone des Sophokles. Stuttgart. 1855. Gr. 4. 12½ Ngr.

Zur Reform der modernen Kunst. Eine Studie zur neuesten Kunstgeschichte. Halle, Schroedel u. Simon. Gr. 8. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Schauber, M., Die Armee der Zukunft oder ein Feldzug gegen die sociale Noth. Berlin, R. Kühn. Gr. 8. 6 Ngr.

Das Verhältniß der Landesbehörden zur gesetzgebenden Gewalt des Landesherrn im Königreiche Hannover. Hannover, Rümpler. Gr. 8. 5 Ngr.

Die Verminderung der Steuerkraft des Volkes. In Beziehung auf die Königl. Preuß. Maaßregeln gegen das Papiergeld und Bankwesen der übrigen deutschen Bundesstaaten. Mahnung eines Vaterlandsfreundes. Kassel, Fischer. Gr. 8. 5 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Nur für
Abonnenten der Leipziger Zeitung.

Bericht

über die Verhandlungen der

K. M. Breedonus a Stirnig

Stiftung vom Jahr 1716 Leipzig.

Am 6. Dezember 1716 Uhr Vormittags in der Aula.

Alle Arten von Anzeigen, sowie Beilagen werden prompt und billigst berechnet und besorgt durch die Annoncen-Expedition der Leipziger Zeitschriften, Leipzig, Querstrasse 29.

Soeben erschien:

Deutsch-Englisches Wörterbuch. Nebst einer kurzen Anleitung zur Aussprache des Englischen. Von **Dr. Ernst Leberecht Rödiger.** Zweite Auflage. Gr. 8. 1873. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

Englisch-Deutsches Wörterbuch. Nebst einer kurzen Anleitung zur Aussprache des Englischen. Von **Dr. Ernst Leberecht Rödiger.** Zweite Auflage. Gr. 8. 1873. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

Beide Wörterbücher zusammen in 1 Band. Gr. 8. 1873. Geh. 3 Thlr.

Diese beiden Wörterbücher sind aus dem Bedürfnisse hervorgegangen, das sich bei der Benutzung der bisherigen Wörterbücher für Schule und Haus herausstellte. Sie sind mit Sorgfalt und Genauigkeit gearbeitet, und werden sich, wie wir glauben, als ein brauchbares Hilfsmittel für Schule und Haus bewähren. Sie sind zu beziehen durch jede Buchhandlung.

F. Brockhaus.

Soeben ist erschienen und versendet worden:

Deutsches Wörterbuch
von
Jacob Grimm und Wilhelm Grimm.
Zweiter Band.
Bogen 1—10 (Aal—Abenteurer).
Lex.-8. Geh. Preis pro Bogen 2½ Ngr.

Leipzig, im September 1873.

S. Hirzel.

Soeben ist erschienen und versendet worden:

Griechisch-Deutsches Schulwörterbuch
zu den
Homerischen Gedichten.
Von
Dr. Georg Autenrieth.
Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

Leipzig, im September 1873.

S. Hirzel.

Soeben ist erschienen und versendet worden:

Griechisch-Deutsches Schulwörterbuch
zu den
Homerischen Gedichten.
Von
Dr. Georg Autenrieth.
Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

Leipzig, im September 1873.

S. Hirzel.

Montag, 1 Januar. Nr. 001. 1 Januar 1827

Ueber Schiller und Goethe. Ein Versuch von Wolfgang Menzel. Stuttgart, bei Franckh. 1826. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Wenn ein Buch, wie das vorliegende, mit einer Vorrede beginnt, worin der Verfasser sich über die Gründe seiner Arbeit ausspricht, so ist es Pflicht des Recensenten, diese Gründe zu prüfen, und sich darüber zu erklären, ob sie ihn befriedigen oder nicht. Wir können nicht umhin, diese Pflicht auch hier zu erfüllen, und müssen gestehen, daß uns die Gründe des Verfassers nicht befriedigen. Er sagt: „Ich habe mich bemüht, Schiller und Goethe, wie sie sich selbst gaben, darzustellen, und ihre Eigenthümlichkeiten, ihre Vorzüge und Mängel, ihre Verdienste und Irrthümer, ihre Tugenden und Laster, ihre Schönheiten und Flecken, ihre Tugenden und Laster, ihre Schönheiten und Flecken, ihre Tugenden und Laster, ihre Schönheiten und Flecken

in keinem andern Lande in politischer, religiöser, geistiger, socialer und selbst industrieller Hinsicht so zersplittert und vielfarbig, die Gegensätze und Rivalitäten von Stamm zu Stamm, von Staat zu Staat, ja von Stadt zu Stadt kaum irgendwo so scharf und schneidend.

Noch ein anderer Grund habe, bemerkt Heinrich von Gagern in der Vorrede, die Ausarbeitung und Herausgabe der Biographie verzögert, indem er erst nach dem Tode des Vaters in den berechtigten Besitz alles Materials gekommen, welches ihm zur Lösung seiner Aufgabe dienlich und nöthig war. Der handschriftliche Nachlaß Friedrich's von Gagern war mannichfaltiger Art und enthielt seinen Briefwechsel mit dem Vater fast von den Knabenjahren an, ein in ganz kurzen Notizen bestehendes Jahr- oder Gedenkbuch (Acta), dessen Führung er erst in seinem vierzigsten Lebensjahre begonnen hatte und in welches er die bedeutendern Erinnerungen seines frühern Lebens nachtrug, dann auch ausführlichere Tagebücher aus einzelnen kürzern oder längern ihm besonders merkwürdigen Lebensperioden, z. B. ein Tagebuch während der Campagne 1813, vom halben August bis Ende November, gemeinschaftlich mit dem Oberlieutenant Dwernicki geführt und auf Stammbuchblätter aufgezeichnet; Erinnerungen aus der belgischen Revolution 1830—31; ein Tagebuch über seinen vierzehntägigen Aufenthalt in London im Februar und März 1835; ein Tagebuch während einer in Begleitung des 1849 in Madeira verstorbenen Prinzen Alexander der Niederlande nach Rußland unternommenen Reise und eines Aufenthalts am russischen Hofe zu Petersburg, Moskau und im russischen Lager bei Borodino, vom Juli bis Ende October 1839; Bruchstücke eines Tagebuchs während seiner militärischen Reise nach Ostindien, vom 1. Juni 1844 bis Juni 1847, außerdem Denkschriften, Aufsätze politischen, militärischen und philosophischen Inhalts u. s. w. Einen eigentlich literarischen Zweck und die Absicht der Herausgabe verband er mit allen diesen Aufzeichnungen nicht. Er schrieb einmal an seinen Vater, daß, um eine größere historische Arbeit zu unternehmen, es ihm an Lust, Muße und Hülfsmitteln fehle; kürzere politische und philosophische Abhandlungen seien mehr in seinem Geschmack — ein Gemisch, bei dessen Entstehung ihm abwechselnd die „Lettres sur l'Allemagne", die „Lettres persanes" und die „Letters of Junius" vorschwebten. Es seien also Varia, aber gar nicht in schriftstellerischer Absicht, er habe dagegen vielmehr eine lebenslängliche Abneigung, sondern um über Manches mit sich selbst ins Reine zu kommen und die Acten zu schließen. Eine Auswahl dieses handschriftlichen Nachlasses wird der dritte und letzte Band des Werks bringen, doch sind schon einige Theile desselben, namentlich Denkschriften, in die Erzählung des ersten Bandes verwebt.

Dieser erste Band besteht eigentlich aus zwei nebeneinander herlaufenden oder vielmehr sich immerfort kreuzenden Bestandtheilen, aus einem biographischen und aus einem politischen, welcher letztere namentlich dahin zweckt, die Politik des Hauses Gagern wie in einer tendenziösen Schutzschrift darzulegen und zu rechtfertigen. Dieser, was die Form und das Arrangement betrifft, nicht kunstlose, aber unkünstlerische Charakter des Werks ist auch schon anderwärts tadelnd hervorgehoben worden, und es wird auch wol wenige Leser und Käufer geben, die diesen Uebelstand nicht empfinden und wenn auch nicht an diesem Zuviel, doch an dem zu großen Durcheinander des Buchs nicht Anstoß nehmen sollten. Man bedauert dies umsomehr, da sich in einzelnen Genrebildern aus dem häuslichen Leben der Familie Gagern die Fähigkeit des Verfassers, im Kleinen künstlerisch zu gestalten, in sehr erfreulicher und ansprechender Weise verräth, obschon auch diese Scenen dazu beitragen, dem Buche mehr den Charakter von Familienmemoiren als der Biographie eines einzelnen Mannes zu ertheilen. In einer sehr großen Partie dieses ersten Bandes bildet nicht Friedrich, sondern sein Vater, Hans von Gagern, und dessen Politik den eigentlichen Mittelpunkt. Weite Strecken des Buchs sind von dürren, für das größere Publicum völlig uninteressanten Auseinandersetzungen über das Werden des niederländischen Königreichs und über die Politik, die Hans von Gagern als Bevollmächtigter dieses Königreichs am Deutschen Bunde verfolgte, andere wieder, und zwar von S. 392—556, von der Apologetik der Heinrich Gagern'schen Politik 1848, von kritischen Bemerkungen über die Radowitz'sche sogenannte Punctation, über Zöpfl's Schrift über Bundesreform, über Blittersdorf's politische Ansichten u. s. w. occupirt. Im ersten Bande des Werks würde man diese langen politischen Discussionen wol am wenigsten vermuthet haben. Sie gehörten, mindestens in dieser Ausdehnung, wol überhaupt nicht in das Werk, oder mußten nebst ähnlichen Partien als Beilagen an den Schluß desselben verwiesen werden. Für diesen ersten Band genügte es, die interessante Hinweisung darauf zu geben, wie die bei Friedrich von Gagern früh entwickelten politischen Ansichten sich in den spätern nationalen Bestrebungen in merkwürdiger Uebereinstimmung mit letztern geltend machten. Nachdem uns einige unserer ersten Schriftsteller glücklich zu einem wirklichen Gefühl für künstlerische Form angeleitet zu haben schienen, sind wir überhaupt seitdem mehr als je früher in die vollkommenste Gleichgültigkeit gegen das Gesetz künstlerischer Harmonie und Oekonomie (soweit sie nicht in dem Rahmen einzelner kleiner Genrebilder Platz haben) und in Unform und Formlosigkeit verfallen. Am wenigsten freilich wird man von Denen, die sich in Deutschland die Politik zu ihrer speciellen Aufgabe gemacht haben, die Beachtung des Gesetzes künstlerischer Form verlangen dürfen, da ja selbst unsere Aesthetiker, Dichter, Romanschreiber u. s. w. sehr häufig gegen dies Gesetz sündigen.

Man muß diese Weitschichtigkeit des Werks umso mehr bedauern, da dasselbe dadurch zu einem Volume aufgetrieben wird, das seiner Weiterverbreitung auch in andern als reinpolitischen Kreisen nur hinderlich sein kann. Der Verfasser erkennt es selbst als einen Mangel der Lebensbeschreibung an, daß sie nicht aus Einer

Mittel, um die Art der Verbindung festzustellen, ist die Bestimmung der Molekulargröße. Diese kann nach verschiedenen Methoden ausgeführt werden, die sich in zwei Gruppen einteilen lassen, in solche, die auf der Bestimmung des Dampfvolumens, und solche, die auf der Bestimmung der Gefrierpunktserniedrigung beruhen. Die Dampfdichtebestimmung ist nur bei solchen Substanzen möglich, die sich unzersetzt verdampfen lassen, und ist daher für Eiweißkörper nicht anwendbar. Die Bestimmung der Gefrierpunktserniedrigung ist dagegen auch für Eiweißkörper ausführbar, wenn sie in Lösung gebracht werden können, ohne daß sie dabei eine Veränderung erleiden. Diese Bedingung ist nicht immer erfüllt, da viele Eiweißkörper in Wasser unlöslich sind, und da andere, die sich in Wasser lösen, durch Wasser verändert werden. Man hat daher versucht, Lösungsmittel zu finden, die weder Eiweißkörper verändern, noch selbst mit Wasser reagieren. Als solche Lösungsmittel sind Phenol, Nitrobenzol, Eisessig, Pyridin, Chinolin, Anilin, Benzonitril, Äthylenbromid, Äthylenchlorid, Chloroform, Tetrachlorkohlenstoff, Schwefelkohlenstoff, Benzol, Toluol, Xylol, Äther, Amylalkohol, Äthylalkohol, Methylalkohol, Aceton, Äthylacetat, Amylacetat, Äthylbenzoat, Äthylsalicylat, Äthylbromid, Amylbromid, Äthylenglykol, Glycerin, Ameisensäure, Essigsäure, Propionsäure, Buttersäure, Valeriansäure, Capronsäure, Önanthsäure, Caprylsäure, Pelargonsäure, Caprinsäure, Laurinsäure, Myristinsäure, Palmitinsäure, Stearinsäure, Arachinsäure, Behensäure, Lignocerinsäure, Cerotinsäure, Melissinsäure, Hypogäasäure, Physetolsäure, Ölsäure, Erucasäure, Brassidinsäure, Elaidinsäure, Isocrotonsäure, Tiglinsäure, Angelicasäure, Undecylensäure, Linolsäure, Linolensäure, Isolinolensäure, Clupanodonsäure, Ricinolsäure, Ricinstearolsäure, Isoricinolsäure, Dihydroxystearinsäure, Isodihydroxystearinsäure, Tetrahydroxystearinsäure, Isotetrahydroxystearinsäure, Hexahydroxystearinsäure, Isohexahydroxystearinsäure, Octohydroxystearinsäure, Isooctohydroxystearinsäure, Dihydroxybehensäure, Isodihydroxybehensäure, Tetrahydroxybehensäure, Isotetrahydroxybehensäure, Hexahydroxybehensäure, Isohexahydroxybehensäure, Octohydroxybehensäure, Isooctohydroxybehensäure, Dihydroxylignocerinsäure, Isodihydroxylignocerinsäure, Tetrahydroxylignocerinsäure, Isotetrahydroxylignocerinsäure, Hexahydroxylignocerinsäure, Isohexahydroxylignocerinsäure, Octohydroxylignocerinsäure, Isooctohydroxylignocerinsäure, Dihydroxycerotinsäure, Isodihydroxycerotinsäure, Tetrahydroxycerotinsäure, Isotetrahydroxycerotinsäure, Hexahydroxycerotinsäure, Isohexahydroxycerotinsäure, Octohydroxycerotinsäure, Isooctohydroxycerotinsäure, Dihydroxymelissinsäure, Isodihydroxymelissinsäure, Tetrahydroxymelissinsäure, Isotetrahydroxymelissinsäure, Hexahydroxymelissinsäure, Isohexahydroxymelissinsäure, Octohydroxymelissinsäure, Isooctohydroxymelissinsäure, Dihydroxyhypogäasäure, Isodihydroxyhypogäasäure, Tetrahydroxyhypogäasäure, Isotetrahydroxyhypogäasäure, Hexahydroxyhypogäasäure, Isohexahydroxyhypogäasäure, Octohydroxyhypogäasäure, Isooctohydroxyhypogäasäure, Dihydroxyphysetolsäure, Isodihydroxyphysetolsäure, Tetrahydroxyphysetolsäure, Isotetrahydroxyphysetolsäure, Hexahydroxyphysetolsäure, Isohexahydroxyphysetolsäure, Octohydroxyphysetolsäure, Isooctohydroxyphysetolsäure, Dihydroxyölsäure, Isodihydroxyölsäure, Tetrahydroxyölsäure, Isotetrahydroxyölsäure, Hexahydroxyölsäure, Isohexahydroxyölsäure, Octohydroxyölsäure, Isooctohydroxyölsäure, Dihydroxyerucasäure, Isodihydroxyerucasäure, Tetrahydroxyerucasäure, Isotetrahydroxyerucasäure, Hexahydroxyerucasäure, Isohexahydroxyerucasäure, Octohydroxyerucasäure, Isooctohydroxyerucasäure, Dihydroxybrassidinsäure, Isodihydroxybrassidinsäure, Tetrahydroxybrassidinsäure, Isotetrahydroxybrassidinsäure, Hexahydroxybrassidinsäure, Isohexahydroxybrassidinsäure, Octohydroxybrassidinsäure, Isooctohydroxybrassidinsäure, Dihydroxyelaidinsäure, Isodihydroxyelaidinsäure, Tetrahydroxyelaidinsäure, Isotetrahydroxyelaidinsäure, Hexahydroxyelaidinsäure, Isohexahydroxyelaidinsäure, Octohydroxyelaidinsäure, Isooctohydroxyelaidinsäure, Dihydroxyisocrotonsäure, Isodihydroxyisocrotonsäure, Tetrahydroxyisocrotonsäure, Isotetrahydroxyisocrotonsäure, Hexahydroxyisocrotonsäure, Isohexahydroxyisocrotonsäure, Octohydroxyisocrotonsäure, Isooctohydroxyisocrotonsäure, Dihydroxytiglinsäure, Isodihydroxytiglinsäure, Tetrahydroxytiglinsäure, Isotetrahydroxytiglinsäure, Hexahydroxytiglinsäure, Isohexahydroxytiglinsäure, Octohydroxytiglinsäure, Isooctohydroxytiglinsäure, Dihydroxyangelicasäure, Isodihydroxyangelicasäure, Tetrahydroxyangelicasäure, Isotetrahydroxyangelicasäure, Hexahydroxyangelicasäure, Isohexahydroxyangelicasäure, Octohydroxyangelicasäure, Isooctohydroxyangelicasäure, Dihydroxyundecylensäure, Isodihydroxyundecylensäure, Tetrahydroxyundecylensäure, Isotetrahydroxyundecylensäure, Hexahydroxyundecylensäure, Isohexahydroxyundecylensäure, Octohydroxyundecylensäure, Isooctohydroxyundecylensäure, Dihydroxylinolsäure, Isodihydroxylinolsäure, Tetrahydroxylinolsäure, Isotetrahydroxylinolsäure, Hexahydroxylinolsäure, Isohexahydroxylinolsäure, Octohydroxylinolsäure, Isooctohydroxylinolsäure, Dihydroxylinolensäure, Isodihydroxylinolensäure, Tetrahydroxylinolensäure, Isotetrahydroxylinolensäure, Hexahydroxylinolensäure, Isohexahydroxylinolensäure, Octohydroxylinolensäure, Isooctohydroxylinolensäure, Dihydroxyisolinolensäure, Isodihydroxyisolinolensäure, Tetrahydroxyisolinolensäure, Isotetrahydroxyisolinolensäure, Hexahydroxyisolinolensäure, Isohexahydroxyisolinolensäure, Octohydroxyisolinolensäure, Isooctohydroxyisolinolensäure, Dihydroxyclupanodonsäure, Isodihydroxyclupanodonsäure, Tetrahydroxyclupanodonsäure, Isotetrahydroxyclupanodonsäure, Hexahydroxyclupanodonsäure, Isohexahydroxyclupanodonsäure, Octohydroxyclupanodonsäure, Isooctohydroxyclupanodonsäure, Dihydroxyricinolsäure, Isodihydroxyricinolsäure, Tetrahydroxyricinolsäure, Isotetrahydroxyricinolsäure, Hexahydroxyricinolsäure, Isohexahydroxyricinolsäure, Octohydroxyricinolsäure, Isooctohydroxyricinolsäure, Dihydroxyricinstearolsäure, Isodihydroxyricinstearolsäure, Tetrahydroxyricinstearolsäure, Isotetrahydroxyricinstearolsäure, Hexahydroxyricinstearolsäure, Isohexahydroxyricinstearolsäure, Octohydroxyricinstearolsäure, Isooctohydroxyricinstearolsäure, Dihydroxyisoricinolsäure, Isodihydroxyisoricinolsäure, Tetrahydroxyisoricinolsäure, Isotetrahydroxyisoricinolsäure, Hexahydroxyisoricinolsäure, Isohexahydroxyisoricinolsäure, Octohydroxyisoricinolsäure, Isooctohydroxyisoricinolsäure, Dihydroxyisoölsäure, Isodihydroxyisoölsäure, Tetrahydroxyisoölsäure, Isotetrahydroxyisoölsäure, Hexahydroxyisoölsäure, Isohexahydroxyisoölsäure, Octohydroxyisoölsäure, Isooctohydroxyisoölsäure, Dihydroxyisoerucasäure, Isodihydroxyisoerucasäure, Tetrahydroxyisoerucasäure, Isotetrahydroxyisoerucasäure, Hexahydroxyisoerucasäure, Isohexahydroxyisoerucasäure, Octohydroxyisoerucasäure, Isooctohydroxyisoerucasäure, Dihydroxyisobrassidinsäure, Isodihydroxyisobrassidinsäure, Tetrahydroxyisobrassidinsäure, Isotetrahydroxyisobrassidinsäure, Hexahydroxyisobrassidinsäure, Isohexahydroxyisobrassidinsäure, Octohydroxyisobrassidinsäure, Isooctohydroxyisobrassidinsäure, Dihydroxyisoelaidinsäure, Isodihydroxyisoelaidinsäure, Tetrahydroxyisoelaidinsäure, Isotetrahydroxyisoelaidinsäure, Hexahydroxyisoelaidinsäure, Isohexahydroxyisoelaidinsäure, Octohydroxyisoelaidinsäure, Isooctohydroxyisoelaidinsäure, Dihydroxyisoisocrotonsäure, Isodihydroxyisoisocrotonsäure, Tetrahydroxyisoisocrotonsäure, Isotetrahydroxyisoisocrotonsäure, Hexahydroxyisoisocrotonsäure, Isohexahydroxyisoisocrotonsäure, Octohydroxyisoisocrotonsäure, Isooctohydroxyisoisocrotonsäure, Dihydroxyisotiglinsäure, Isodihydroxyisotiglinsäure, Tetrahydroxyisotiglinsäure, Isotetrahydroxyisotiglinsäure, Hexahydroxyisotiglinsäure, Isohexahydroxyisotiglinsäure, Octohydroxyisotiglinsäure, Isooctohydroxyisotiglinsäure, Dihydroxyisoangelicasäure, Isodihydroxyisoangelicasäure, Tetrahydroxyisoangelicasäure, Isotetrahydroxyisoangelicasäure, Hexahydroxyisoangelicasäure, Isohexahydroxyisoangelicasäure, Octohydroxyisoangelicasäure, Isooctohydroxyisoangelicasäure, Dihydroxyisoundecylensäure, Isodihydroxyisoundecylensäure, Tetrahydroxyisoundecylensäure, Isotetrahydroxyisoundecylensäure, Hexahydroxyisoundecylensäure, Isohexahydroxyisoundecylensäure, Octohydroxyisoundecylensäure, Isooctohydroxyisoundecylensäure, Dihydroxyisolinolsäure, Isodihydroxyisolinolsäure, Tetrahydroxyisolinolsäure, Isotetrahydroxyisolinolsäure, Hexahydroxyisolinolsäure, Isohexahydroxyisolinolsäure, Octohydroxyisolinolsäure, Isooctohydroxyisolinolsäure, Dihydroxyisolinolensäure, Isodihydroxyisolinolensäure, Tetrahydroxyisolinolensäure, Isotetrahydroxyisolinolensäure, Hexahydroxyisolinolensäure, Isohexahydroxyisolinolensäure, Octohydroxyisolinolensäure, Isooctohydroxyisolinolensäure, Dihydroxyisoclupanodonsäure, Isodihydroxyisoclupanodonsäure, Tetrahydroxyisoclupanodonsäure, Isotetrahydroxyisoclupanodonsäure, Hexahydroxyisoclupanodonsäure, Isohexahydroxyisoclupanodonsäure, Octohydroxyisoclupanodonsäure, Isooctohydroxyisoclupanodonsäure, Dihydroxyisoricinolsäure, Isodihydroxyisoricinolsäure, Tetrahydroxyisoricinolsäure, Isotetrahydroxyisoricinolsäure, Hexahydroxyisoricinolsäure, Isohexahydroxyisoricinolsäure, Octohydroxyisoricinolsäure, Isooctohydroxyisoricinolsäure, Dihydroxyisoricinstearolsäure, Isodihydroxyisoricinstearolsäure, Tetrahydroxyisoricinstearolsäure, Isotetrahydroxyisoricinstearolsäure, Hexahydroxyisoricinstearolsäure, Isohexahydroxyisoricinstearolsäure, Octohydroxyisoricinstearolsäure, Isooctohydroxyisoricinstearolsäure, Dihydroxyisoisoricinolsäure, Isodihydroxyisoisoricinolsäure, Tetrahydroxyisoisoricinolsäure, Isotetrahydroxyisoisoricinolsäure, Hexahydroxyisoisoricinolsäure, Isohexahydroxyisoisoricinolsäure, Octohydroxyisoisoricinolsäure, Isooctohydroxyisoisoricinolsäure, Dihydroxyisoisoölsäure, Isodihydroxyisoisoölsäure, Tetrahydroxyisoisoölsäure, Isotetrahydroxyisoisoölsäure, Hexahydroxyisoisoölsäure, Isohexahydroxyisoisoölsäure, Octohydroxyisoisoölsäure, Isooctohydroxyisoisoölsäure, Dihydroxyisoisoerucasäure, Isodihydroxyisoisoerucasäure, Tetrahydroxyisoisoerucasäure, Isotetrahydroxyisoisoerucasäure, Hexahydroxyisoisoerucasäure, Isohexahydroxyisoisoerucasäure, Octohydroxyisoisoerucasäure, Isooctohydroxyisoisoerucasäure, Dihydroxyisoisobrassidinsäure, Isodihydroxyisoisobrassidinsäure, Tetrahydroxyisoisobrassidinsäure, Isotetrahydroxyisoisobrassidinsäure, Hexahydroxyisoisobrassidinsäure, Isohexahydroxyisoisobrassidinsäure, Octohydroxyisoisobrassidinsäure, Isooctohydroxyisoisobrassidinsäure, Dihydroxyisoisoelaidinsäure, Isodihydroxyisoisoelaidinsäure, Tetrahydroxyisoisoelaidinsäure, Isotetrahydroxyisoisoelaidinsäure, Hexahydroxyisoisoelaidinsäure, Isohexahydroxyisoisoelaidinsäure, Octohydroxyisoisoelaidinsäure, Isooctohydroxyisoisoelaidinsäure, Dihydroxyisoisoisocrotonsäure, Isodihydroxyisoisoisocrotonsäure, Tetrahydroxyisoisoisocrotonsäure, Isotetrahydroxyisoisoisocrotonsäure, Hexahydroxyisoisoisocrotonsäure, Isohexahydroxyisoisoisocrotonsäure, Octohydroxyisoisoisocrotonsäure, Isooctohydroxyisoisoisocrotonsäure, Dihydroxyisoisotiglinsäure, Isodihydroxyisoisotiglinsäure, Tetrahydroxyisoisotiglinsäure, Isotetrahydroxyisoisotiglinsäure, Hexahydroxyisoisotiglinsäure, Isohexahydroxyisoisotiglinsäure, Octohydroxyisoisotiglinsäure, Isooctohydroxyisoisotiglinsäure, Dihydroxyisoisoangelicasäure, Isodihydroxyisoisoangelicasäure, Tetrahydroxyisoisoangelicasäure, Isotetrahydroxyisoisoangelicasäure, Hexahydroxyisoisoangelicasäure, Isohexahydroxyisoisoangelicasäure, Octohydroxyisoisoangelicasäure, Isooctohydroxyisoisoangelicasäure, Dihydroxyisoisoundecylensäure, Isodihydroxyisoisoundecylensäure, Tetrahydroxyisoisoundecylensäure, Isotetrahydroxyisoisoundecylensäure, Hexahydroxyisoisoundecylensäure, Isohexahydroxyisoisoundecylensäure, Octohydroxyisoisoundecylensäure, Isooctohydroxyisoisoundecylensäure, Dihydroxyisoisolinolsäure, Isodihydroxyisoisolinolsäure, Tetrahydroxyisoisolinolsäure, Isotetrahydroxyisoisolinolsäure, Hexahydroxyisoisolinolsäure, Isohexahydroxyisoisolinolsäure, Octohydroxyisoisolinolsäure, Isooctohydroxyisoisolinolsäure, Dihydroxyisoisolinolensäure, Isodihydroxyisoisolinolensäure, Tetrahydroxyisoisolinolensäure, Isotetrahydroxyisoisolinolensäure, Hexahydroxyisoisolinolensäure, Isohexahydroxyisoisolinolensäure, Octohydroxyisoisolinolensäure, Isooctohydroxyisoisolinolensäure, Dihydroxyisoisoclupanodonsäure, Isodihydroxyisoisoclupanodonsäure, Tetrahydroxyisoisoclupanodonsäure, Isotetrahydroxyisoisoclupanodonsäure, Hexahydroxyisoisoclupanodonsäure, Isohexahydroxyisoisoclupanodonsäure, Octohydroxyisoisoclupanodonsäure, Isooctohydroxyisoisoclupanodonsäure, Dihydroxyisoisoricinolsäure, Isodihydroxyisoisoricinolsäure, Tetrahydroxyisoisoricinolsäure, Isotetrahydroxyisoisoricinolsäure, Hexahydroxyisoisoricinolsäure, Isohexahydroxyisoisoricinolsäure, Octohydroxyisoisoricinolsäure, Isooctohydroxyisoisoricinolsäure, Dihydroxyisoisoricinstearolsäure, Isodihydroxyisoisoricinstearolsäure, Tetrahydroxyisoisoricinstearolsäure, Isotetrahydroxyisoisoricinstearolsäure, Hexahydroxyisoisoricinstearolsäure, Isohexahydroxyisoisoricinstearolsäure, Octohydroxyisoisoricinstearolsäure, Isooctohydroxyisoisoricinstearolsäure, Dihydroxyisoisoisoricinolsäure, Isodihydroxyisoisoisoricinolsäure, Tetrahydroxyisoisoisoricinolsäure, Isotetrahydroxyisoisoisoricinolsäure, Hexahydroxyisoisoisoricinolsäure, Isohexahydroxyisoisoisoricinolsäure, Octohydroxyisoisoisoricinolsäure, Isooctohydroxyisoisoisoricinolsäure, Dihydroxyisoisoisoölsäure, Isodihydroxyisoisoisoölsäure, Tetrahydroxyisoisoisoölsäure, Isotetrahydroxyisoisoisoölsäure, Hexahydroxyisoisoisoölsäure, Isohexahydroxyisoisoisoölsäure, Octohydroxyisoisoisoölsäure, Isooctohydroxyisoisoisoölsäure, Dihydroxyisoisoisoerucasäure, Isodihydroxyisoisoisoerucasäure, Tetrahydroxyisoisoisoerucasäure, Isotetrahydroxyisoisoisoerucasäure, Hexahydroxyisoisoisoerucasäure, Isohexahydroxyisoisoisoerucasäure, Octohydroxyisoisoisoerucasäure, Isooctohydroxyisoisoisoerucasäure, Dihydroxyisoisoisobrassidinsäure, Isodihydroxyisoisoisobrassidinsäure, Tetrahydroxyisoisoisobrassidinsäure, Isotetrahydroxyisoisoisobrassidinsäure, Hexahydroxyisoisoisobrassidinsäure, Isohexahydroxyisoisoisobrassidinsäure, Octohydroxyisoisoisobrassidinsäure, Isooctohydroxyisoisoisobrassidinsäure, Dihydroxyisoisoisoelaidinsäure, Isodihydroxyisoisoisoelaidinsäure, Tetrahydroxyisoisoisoelaidinsäure, Isotetrahydroxyisoisoisoelaidinsäure, Hexahydroxyisoisoisoelaidinsäure, Isohexahydroxyisoisoisoelaidinsäure, Octohydroxyisoisoisoelaidinsäure, Isooctohydroxyisoisoisoelaidinsäure, Dihydroxyisoisoisoisocrotonsäure, Isodihydroxyisoisoisoisocrotonsäure, Tetrahydroxyisoisoisoisocrotonsäure, Isotetrahydroxyisoisoisoisocrotonsäure, Hexahydroxyisoisoisoisocrotonsäure, Isohexahydroxyisoisoisoisocrotonsäure, Octohydroxyisoisoisoisocrotonsäure, Isooctohydroxyisoisoisoisocrotonsäure, Dihydroxyisoisoisotiglinsäure, Isodihydroxyisoisoisotiglinsäure, Tetrahydroxyisoisoisotiglinsäure, Isotetrahydroxyisoisoisotiglinsäure, Hexahydroxyisoisoisotiglinsäure, Isohexahydroxyisoisoisotiglinsäure, Octohydroxyisoisoisotiglinsäure, Isooctohydroxyisoisoisotiglinsäure, Dihydroxyisoisoisoangelicasäure, Isodihydroxyisoisoisoangelicasäure, Tetrahydroxyisoisoisoangelicasäure, Isotetrahydroxyisoisoisoangelicasäure, Hexahydroxyisoisoisoangelicasäure, Isohexahydroxyisoisoisoangelicasäure, Octohydroxyisoisoisoangelicasäure, Isooctohydroxyisoisoisoangelicasäure, Dihydroxyisoisoisoundecylensäure, Isodihydroxyisoisoisoundecylensäure, Tetrahydroxyisoisoisoundecylensäure, Isotetrahydroxyisoisoisoundecylensäure, Hexahydroxyisoisoisoundecylensäure, Isohexahydroxyisoisoisoundecylensäure, Octohydroxyisoisoisoundecylensäure, Isooctohydroxyisoisoisoundecylensäure, Dihydroxyisoisoisolinolsäure, Isodihydroxyisoisoisolinolsäure, Tetrahydroxyisoisoisolinolsäure, Isotetrahydroxyisoisoisolinolsäure, Hexahydroxyisoisoisolinolsäure, Isohexahydroxyisoisoisolinolsäure, Octohydroxyisoisoisolinolsäure, Isooctohydroxyisoisoisolinolsäure, Dihydroxyisoisoisolinolensäure, Isodihydroxyisoisoisolinolensäure, Tetrahydroxyisoisoisolinolensäure, Isotetrahydroxyisoisoisolinolensäure, Hexahydroxyisoisoisolinolensäure, Isohexahydroxyisoisoisolinolensäure, Octohydroxyisoisoisolinolensäure, Isooctohydroxyisoisoisolinolensäure, Dihydroxyisoisoisoclupanodonsäure, Isodihydroxyisoisoisoclupanodonsäure, Tetrahydroxyisoisoisoclupanodonsäure, Isotetrahydroxyisoisoisoclupanodonsäure, Hexahydroxyisoisoisoclupanodonsäure, Isohexahydroxyisoisoisoclupanodonsäure, Octohydroxyisoisoisoclupanodonsäure, Isooctohydroxyisoisoisoclupanodonsäure, Dihydroxyisoisoisoricinolsäure, Isodihydroxyisoisoisoricinolsäure, Tetrahydroxyisoisoisoricinolsäure, Isotetrahydroxyisoisoisoricinolsäure, Hexahydroxyisoisoisoricinolsäure, Isohexahydroxyisoisoisoricinolsäure, Octohydroxyisoisoisoricinolsäure, Isooctohydroxyisoisoisoricinolsäure, Dihydroxyisoisoisoricinstearolsäure, Isodihydroxyisoisoisoricinstearolsäure, Tetrahydroxyisoisoisoricinstearolsäure, Isotetrahydroxyisoisoisoricinstearolsäure, Hexahydroxyisoisoisoricinstearolsäure, Isohexahydroxyisoisoisoricinstearolsäure, Octohydroxyisoisoisoricinstearolsäure, Isooctohydroxyisoisoisoricinstearolsäure, Dihydroxyisoisoisoisoricinolsäure, Isodihydroxyisoisoisoisoricinolsäure, Tetrahydroxyisoisoisoisoricinolsäure, Isotetrahydroxyisoisoisoisoricinolsäure, Hexahydroxyisoisoisoisoricinolsäure, Isohexahydroxyisoisoisoisoricinolsäure, Octohydroxyisoisoisoisoricinolsäure, Isooctohydroxyisoisoisoisoricinolsäure, Dihydroxyisoisoisoisoölsäure, Isodihydroxyisoisoisoisoölsäure, Tetrahydroxyisoisoisoisoölsäure, Isotetrahydroxyisoisoisoisoölsäure, Hexahydroxyisoisoisoisoölsäure, Isohexahydroxyisoisoisoisoölsäure, Octohydroxyisoisoisoisoölsäure, Isooctohydroxyisoisoisoisoölsäure, Dihydroxyisoisoisoisoerucasäure, Isodihydroxyisoisoisoisoerucasäure, Tetrahydroxyisoisoisoisoerucasäure, Isotetrahydroxyisoisoisoisoerucasäure, Hexahydroxyisoisoisoisoerucasäure, Isohexahydroxyisoisoisoisoerucasäure, Octohydroxyisoisoisoisoerucasäure, Isooctohydroxyisoisoisoisoerucasäure, Dihydroxyisoisoisoisobrassidinsäure, Isodihydroxyisoisoisoisobrassidinsäure, Tetrahydroxyisoisoisoisobrassidinsäure, Isotetrahydroxyisoisoisoisobrassidinsäure, Hexahydroxyisoisoisoisobrassidinsäure, Isohexahydroxyisoisoisoisobrassidinsäure, Octohydroxyisoisoisoisobrassidinsäure, Isooctohydroxyisoisoisoisobrassidinsäure, Dihydroxyisoisoisoisoelaidinsäure, Isodihydroxyisoisoisoisoelaidinsäure, Tetrahydroxyisoisoisoisoelaidinsäure, Isotetrahydroxyisoisoisoisoelaidinsäure, Hexahydroxyisoisoisoisoelaidinsäure, Isohexahydroxyisoisoisoisoelaidinsäure, Octohydroxyisoisoisoisoelaidinsäure, Isooctohydroxyisoisoisoisoelaidinsäure, Dihydroxyisoisoisoisoisocrotonsäure, Isodihydroxyisoisoisoisoisocrotonsäure, Tetrahydroxyisoisoisoisoisocrotonsäure, Isotetrahydroxyisoisoisoisoisocrotonsäure, Hexahydroxyisoisoisoisoisocrotonsäure, Isohexahydroxyisoisoisoisoisocrotonsäure, Octohydroxyisoisoisoisoisocrotonsäure, Isooctohydroxyisoisoisoisoisocrotonsäure, Dihydroxyisoisoisoisotiglinsäure, Isodihydroxyisoisoisoisotiglinsäure, Tetrahydroxyisoisoisoisotiglinsäure, Isotetrahydroxyisoisoisoisotiglinsäure, Hexahydroxyisoisoisoisotiglinsäure, Isohexahydroxyisoisoisoisotiglinsäure, Octohydroxyisoisoisoisotiglinsäure, Isooctohydroxyisoisoisoisotiglinsäure, Dihydroxyisoisoisoisoangelicasäure, Isodihydroxyisoisoisoisoangelicasäure, Tetrahydroxyisoisoisoisoangelicasäure, Isotetrahydroxyisoisoisoisoangelicasäure, Hexahydroxyisoisoisoisoangelicasäure, Isohexahydroxyisoisoisoisoangelicasäure, Octohydroxyisoisoisoisoangelicasäure, Isooctohydroxyisoisoisoisoangelicasäure, Dihydroxyisoisoisoisoundecylensäure, Isodihydroxyisoisoisoisoundecylensäure, Tetrahydroxyisoisoisoisoundecylensäure, Isotetrahydroxyisoisoisoisoundecylensäure, Hexahydroxyisoisoisoisoundecylensäure, Isohexahydroxyisoisoisoisoundecylensäure, Octohydroxyisoisoisoisoundecylensäure, Isooctohydroxyisoisoisoisoundecylensäure, Dihydroxyisoisoisoisolinolsäure, Isodihydroxyisoisoisoisolinolsäure, Tetrahydroxyisoisoisoisolinolsäure, Isotetrahydroxyisoisoisoisolinolsäure, Hexahydroxyisoisoisoisolinolsäure, Isohexahydroxyisoisoisoisolinolsäure, Octohydroxyisoisoisoisolinolsäure, Isooctohydroxyisoisoisoisolinolsäure, Dihydroxyisoisoisoisolinolensäure, Isodihydroxyisoisoisoisolinolensäure, Tetrahydroxyisoisoisoisolinolensäure, Isotetrahydroxyisoisoisoisolinolensäure, Hexahydroxyisoisoisoisolinolensäure, Isohexahydroxyisoisoisoisolinolensäure, Octohydroxyisoisoisoisolinolensäure, Isooctohydroxyisoisoisoisolinolensäure, Dihydroxyisoisoisoisoclupanodonsäure, Isodihydroxyisoisoisoisoclupanodonsäure, Tetrahydroxyisoisoisoisoclupanodonsäure, Isotetrahydroxyisoisoisoisoclupanodonsäure, Hexahydroxyisoisoisoisoclupanodonsäure, Isohexahydroxyisoisoisoisoclupanodonsäure, Octohydroxyisoisoisoisoclupanodonsäure, Isooctohydroxyisoisoisoisoclupanodonsäure, Dihydroxyisoisoisoisoricinolsäure, Isodihydroxyisoisoisoisoricinolsäure, Tetrahydroxyisoisoisoisoricinolsäure, Isotetrahydroxyisoisoisoisoricinolsäure, Hexahydroxyisoisoisoisoricinolsäure, Isohexahydroxyisoisoisoisoricinolsäure, Octohydroxyisoisoisoisoricinolsäure, Isooctohydroxyisoisoisoisoricinolsäure, Dihydroxyisoisoisoisoricinstearolsäure, Isodihydroxyisoisoisoisoricinstearolsäure, Tetrahydroxyisoisoisoisoricinstearolsäure, Isotetrahydroxyisoisoisoisoricinstearolsäure, Hexahydroxyisoisoisoisoricinstearolsäure, Isohexahydroxyisoisoisoisoricinstearolsäure, Octohydroxyisoisoisoisoricinstearolsäure, Isooctohydroxyisoisoisoisoricinstearolsäure, Dihydroxyisoisoisoisoisoricinolsäure, Isodihydroxyisoisoisoisoisoricinolsäure, Tetrahydroxyisoisoisoisoisoricinolsäure, Isotetrahydroxyisoisoisoisoisoricinolsäure, Hexahydroxyisoisoisoisoisoricinolsäure, Isohexahydroxyisoisoisoisoisoricinolsäure, Octohydroxyisoisoisoisoisoricinolsäure, Isooctohydroxyisoisoisoisoisoricinolsäure, Dihydroxyisoisoisoisoisoölsäure, Isodihydroxyisoisoisoisoisoölsäure, Tetrahydroxyisoisoisoisoisoölsäure, Isotetrahydroxyisoisoisoisoisoölsäure, Hexahydroxyisoisoisoisoisoölsäure, Isohexahydroxyisoisoisoisoisoölsäure, Octohydroxyisoisoisoisoisoölsäure, Isooctohydroxyisoisoisoisoisoölsäure, Dihydroxyisoisoisoisoisoerucasäure, Isodihydroxyisoisoisoisoisoerucasäure, Tetrahydroxyisoisoisoisoisoerucasäure, Isotetrahydroxyisoisoisoisoisoerucasäure, Hexahydroxyisoisoisoisoisoerucasäure, Isohexahydroxyisoisoisoisoisoerucasäure, Octohydroxyisoisoisoisoisoerucasäure, Isooctohydroxyisoisoisoisoisoerucasäure, Dihydroxyisoisoisoisoisobrassidinsäure, Isodihydroxyisoisoisoisoisobrassidinsäure, Tetrahydroxyisoisoisoisoisobrassidinsäure, Isotetrahydroxyisoisoisoisoisobrassidinsäure, Hexahydroxyisoisoisoisoisobrassidinsäure, Isohexahydroxyisoisoisoisoisobrassidinsäure, Octohydroxyisoisoisoisoisobrassidinsäure, Isooctohydroxyisoisoisoisoisobrassidinsäure, Dihydroxyisoisoisoisoisoelaidinsäure, Isodihydroxyisoisoisoisoisoelaidinsäure, Tetrahydroxyisoisoisoisoisoelaidinsäure, Isotetrahydroxyisoisoisoisoisoelaidinsäure, Hexahydroxyisoisoisoisoisoelaidinsäure, Isohexahydroxyisoisoisoisoisoelaidinsäure, Octohydroxyisoisoisoisoisoelaidinsäure, Isooctohydroxyisoisoisoisoisoelaidinsäure, Dihydroxyisoisoisoisoisoisocrotonsäure, Isodihydroxyisoisoisoisoisoisocrotonsäure, Tetrahydroxyisoisoisoisoisoisocrotonsäure, Isotetrahydroxyisoisoisoisoisoisocrotonsäure, Hexahydroxyisoisoisoisoisoisocrotonsäure, Isohexahydroxyisoisoisoisoisoisocrotonsäure, Octohydroxyisoisoisoisoisoisocrotonsäure, Isooctohydroxyisoisoisoisoisoisocrotonsäure, Dihydroxyisoisoisoisoisotiglinsäure, Isodihydroxyisoisoisoisoisotiglinsäure, Tetrahydroxyisoisoisoisoisotiglinsäure, Isotetrahydroxyisoisoisoisoisotiglinsäure, Hexahydroxyisoisoisoisoisotiglinsäure, Isohexahydroxyisoisoisoisoisotiglinsäure, Octohydroxyisoisoisoisoisotiglinsäure, Isooctohydroxyisoisoisoisoisotiglinsäure, Dihydroxyisoisoisoisoisoangelicasäure, Isodihydroxyisoisoisoisoisoangelicasäure, Tetrahydroxyisoisoisoisoisoangelicasäure, Isotetrahydroxyisoisoisoisoisoangelicasäure, Hexahydroxyisoisoisoisoisoangelicasäure, Isohexahydroxyisoisoisoisoisoangelicasäure, Octohydroxyisoisoisoisoisoangelicasäure, Isooctohydroxyisoisoisoisoisoangelicasäure, Dihydroxyisoisoisoisoisoundecylensäure, Isodihydroxyisoisoisoisoisoundecylensäure, Tetrahydroxyisoisoisoisoisoundecylensäure, Isotetrahydroxyisoisoisoisoisoundecylensäure, Hexahydroxyisoisoisoisoisoundecylensäure, Isohexahydroxyisoisoisoisoisoundecylensäure, Octohydroxyisoisoisoisoisoundecylensäure, Isooctohydroxyisoisoisoisoisoundecylensäure, Dihydroxyisoisoisoisoisolinolsäure, Isodihydroxyisoisoisoisoisolinolsäure, Tetrahydroxyisoisoisoisoisolinolsäure, Isotetrahydroxyisoisoisoisoisolinolsäure, Hexahydroxyisoisoisoisoisolinolsäure, Isohexahydroxyisoisoisoisoisolinolsäure, Octohydroxyisoisoisoisoisolinolsäure, Isooctohydroxyisoisoisoisoisolinolsäure, Dihydroxyisoisoisoisoisolinolensäure, Isodihydroxyisoisoisoisoisolinolensäure, Tetrahydroxyisoisoisoisoisolinolensäure, Isotetrahydroxyisoisoisoisoisolinolensäure, Hexahydroxyisoisoisoisoisolinolensäure, Isohexahydroxyisoisoisoisoisolinolensäure, Octohydroxyisoisoisoisoisolinolensäure, Isooctohydroxyisoisoisoisoisolinolensäure, Dihydroxyisoisoisoisoisoclupanodonsäure, Isodihydroxyisoisoisoisoisoclupanodonsäure, Tetrahydroxyisoisoisoisoisoclupanodonsäure, Isotetrahydroxyisoisoisoisoisoclupanodonsäure, Hexahydroxyisoisoisoisoisoclupanodonsäure, Isohexahydroxyisoisoisoisoisoclupanodonsäure, Octohydroxyisoisoisoisoisoclupanodonsäure, Isooctohydroxyisoisoisoisoisoclupanodonsäure, Dihydroxyisoisoisoisoisoricinolsäure, Isodihydroxyisoisoisoisoisoricinolsäure, Tetrahydroxyisoisoisoisoisoricinolsäure, Isotetrahydroxyisoisoisoisoisoricinolsäure, Hexahydroxyisoisoisoisoisoricinolsäure, Isohexahydroxyisoisoisoisoisoricinolsäure, Octohydroxyisoisoisoisoisoricinolsäure, Isooctohydroxyisoisoisoisoisoricinolsäure, Dihydroxyisoisoisoisoisoricinstearolsäure, Isodihydroxyisoisoisoisoisoricinstearolsäure, Tetrahydroxyisoisoisoisoisoricinstearolsäure, Isotetrahydroxyisoisoisoisoisoricinstearolsäure, Hexahydroxyisoisoisoisoisoricinstearolsäure, Isohexahydroxyisoisoisoisoisoricinstearolsäure, Octohydroxyisoisoisoisoisoricinstearolsäure, Isooctohydroxyisoisoisoisoisoricinstearolsäure, Dihydroxyisoisoisoisoisoisoricinolsäure, Isodihydroxyisoisoisoisoisoisoricinolsäure, Tetrahydroxyisoisoisoisoisoisoricinolsäure, Isotetrahydroxyisoisoisoisoisoisoricinolsäure, Hexahydroxyisoisoisoisoisoisoricinolsäure, Isohexahydroxyisoisoisoisoisoisoricinolsäure, Octohydroxyisoisoisoisoisoisoricinolsäure, Isooctohydroxyisoisoisoisoisoisoricinolsäure, Dihydroxyisoisoisoisoisoisoölsäure, Isodihydroxyisoisoisoisoisoisoölsäure, Tetrahydroxyisoisoisoisoisoisoölsäure, Isotetrahydroxyis

Der Invalide Arneth auf Eremitage. Ich will das älterliche Haus verlassen und mache meinen Bündel. Der Unteroffizier Henning, bei dem ich in Baireuth lesen lernte.

Zur Erklärung diene Folgendes: Der Invalide Arneth war vom Heere Friedrich's des Großen und löste schon früh, noch auf Schloß Eremitage, bei dem Aeltestgeborenen die altfränkische Erzählerin, die Lisbeth Birkin ab. Der Biograph erzählt:

Durch diesen eröffnete sich dem Knaben eine neue Welt der Erkenntniß, und die Kinderstube schloß sich fast schon hinter ihm ab. Arneth's Berichte von Märschen und Lagern, von Paraden und Schlachten klangen gleich der Werbetrommel so lockend ins Ohr, daß der fünf- bis sechsjährige Knabe einstmals, in trotziger Empörung über eine von der Mutter erhaltene, gewiß wohlverdiente Züchtigung, heimlich packte und sich querfeldein auf den Marsch begab. Zum Glück fand sich in Baireuth ein anderer preußischer Wehrmann, der Feldwebel Henning, der den kleinen Fritz vor allen Dingen erst lesen lehrte.

Des Generals Gedenkbuch berichtet weiter: „Von 1801—9 habe ich in Weilburg zugebracht"; dann aus dem Jahre 1804:

Während einer solchen Abwesenheit der Aeltern (in Paris) wohne ich mit meinem Bruder Karl einige Monate in dem Hause des Rectors Schellenberg. Der Garten des alten Rectors. Die Familien von Dungern, von Künsberg, von Löw. Die Aeltern, nach der Rückkehr von Paris, beziehen das große Haus in der Stadt hinter der Mauer. Ich besuche das Gymnasium in Weilburg von 1804—9 u. s. w.

Aus dem Jahre 1805:

Weilburg. Komödienspielen auf dem Speicher.... Mein Vergnügen, den Philipp (La Roche, gestorben als badischer General) von Hohenlinden und andern Kriegsthaten erzählen zu hören.... Ich werde versetzt in die Classe des Conrectors Krebs. Griechisch bei ihm; seine Gedichte. Die Schlacht bei Ulm; die Franzosen bei uns; General Houdelet; General Sarasin.

Aus dem Jahre 1806:

.... Reise mit dem Vater nach Paris im März 1806 über Trier und Luxemburg. Herr Fabricius (nassauischer Geschäftsträger bis 1840 und treuer Familienfreund). Der Kaiser Napoleon. Talleyrand. Der Vater stellt mich ihm vor: „Je lui donnerai un maitre de langue." Talleyrand: „Non, donnez-lui avant tout un maitre de grâces." Mr. Very aux Tuileries (Restaurant) mein tiefes Compliment, als mich der Vater ihm vorstellt.

Unter diesen Merkstellen ist gewiß das Wort Talleyrand's sehr charakteristisch, der den strammen und kräftigen, nach französischen Begriffen aber ohne Zweifel etwas linkischen deutschen Knaben nicht zu einem Sprachlehrer, sondern zu einem Ceremonienmeister, einem „maitre de grâces" zu geben anrieth. Dies bezeichnet so ganz den Unterschied zwischen dem deutschen und französischen Wesen. Bei dem Deutschen ist das Wissen, der geistige Gehalt, bei dem Franzosen das gefällige Aeußere, die Tournure, bei dem Deutschen das „savoir", bei dem Franzosen das „savoir-faire" die Hauptsache. Man kann diesen Unterschied nach vielen Richtungen, auch in der Literatur und Kunst verfolgen.

Bei dem oben citirten Namen des später berüchtigt gewordenen französischen Generals Sarasin führt Friedrich's Biograph einen kleinen, aber interessanten Charakterzug an, der den früh entwickelten, den Unterdrückern des Vaterlandes grollenden, fast trotzigen Sinn des Knaben durchblicken läßt. Der General war unzufrieden, nicht im fürstlichen Schlosse aufgenommen, sondern in der Stadt untergebracht worden zu sein, und obschon ihm Gagern der Vater deshalb die nöthigen Erklärungen gegeben, hatte der Franzose nichtsdestoweniger Abends am Theetisch der Mutter seine Beschwerden von neuem zur Sprache gebracht. Der elfjährige Knabe stand am Sopha neben der Mutter, und da er sich über die von Sarasin vorgebrachten läppischen Klagen ärgerte, sagte er halblaut nach jedem Satze ganz trocken deutsch vor sich hin: „Gut genug für dich, gut genug für dich!" bis die Mutter aus Besorgniß, daß der Knabe endlich doch verstanden werden könne, ihn aus dem Zimmer schickte.

Im Jahre 1809, als Fritz Primaner geworden, stellte ihm sein Vater die wunderliche Aufgabe, eine Abhandlung über sich selbst zu schreiben. Diese in mancher Beziehung interessante Abhandlung ist im Buche abgedruckt. Fritz, überhaupt ein mathematischer und logischer Kopf, ging darin sehr systematisch zu Werke; er handelt darin A) von den moralischen Eigenschaften; B) von den nützlichen Eigenschaften; C) von seinen Wünschen. Unter den moralischen Eigenschaften vindicirt er sich eine gewisse Neigung zum Nachdenken, die sonst sogar in Grübeleien ausgeartet sei; Religion und der Gedanke an die Vorsehung beschäftigten ihn sehr oft; Einsamkeit erwecke bei ihm mehr Andacht als eine versammelte Gemeinde; Toleranz sei eine seiner besten Eigenschaften. Im Umgange sei er rauh in Sitten, mehr zum strengen Recht als zum Wohlwollen geneigt; doch hasse er die Menschen nicht, wie der Vater glaube; vielmehr seien ihm die Worte: „Ehre die Menschheit, dich selbst", das Fundament des Glücks und der Zufriedenheit. Für Freundschaft sei er wenig gebildet, denn sein Betragen sei nicht immer gleich, und oft scheuchten sein Stolz und böse Laune zurück. Drang zu reden fühle er nicht, und anvertraute Geheimnisse könne er sehr gut bewahren. Weiter wirft er sich als seine größten Fehler Ehrgeiz und Herrschsucht vor. Eine gewisse Widerspenstigkeit und Starrsinn im Charakter müßten sich durch Umgang abschleifen. Furcht kenne er gar nicht, eher habe er zu viel Muth, der an Tollkühnheit grenze. Was seine Kenntnisse betreffe, so sei er in der Ausbildung der Muttersprache am meisten vernachlässigt, am besten noch mit dem Lateinischen bekannt, worin er hauptsächlich den Cicero, Livius, Seneca und Horaz gelesen habe. Auch das Griechische fange mit Hülfe des Wörterbuchs an ihm weniger schwer zu werden u. s. w. Unter den „Wünschen" begegnen wir der Stelle:

Der einzige chimärische Wunsch, mit dem ich mich jemals abgegeben habe, war, an diesem Kriege theilzunehmen; doch Ueberlegung hat ihn gedämpft.

Zum Schluß sagt der angehende Primaner Fritz:

Ich bereite mich vor, Soldat zu werden; dazu wird Gehorsam, Aufmerksamkeit und Geschicklichkeit erfodert, ich bin

Mr. Hodgkinson, Mr. Fairbairn, and Mr. Eaton Hodgkinson on the Strength of Pillars with Experiments. [Jan. 21,

Mr. Hodgkinson, Mr. Fairbairn, and Mr. Eaton Hodgkinson on the Strength of Pillars with Experiments. [Jan. 21,

ſtandskraft, die man nicht erwartete. Es iſt freilich die Widerſtandskraft des Egoismus, aber keine iſt ſo zäh und vermöge dieſer Zähigkeit ſo ſtark, vorkommenden Falls ſelbſt ſo brutal. Man kann indeß in verſchiedener Weiſe Recht haben und Recht behalten, und ſo wird auch, darf man hoffen, Friedrich von Gagern's Idealismus und die Selbſtverleugnung, womit er ſich zum Opfer brachte, zu Recht beſtehen und einer künftigen Zeit zugute kommen. Man kann dies freilich nur hoffen, denn man darf ſich nicht verhehlen, daß z. B. auch die Demokratie die Opfer, die ihrer Sache gefallen, nicht für alle Ewigkeit umſonſt gefallen glaubt und außerdem von ihrem Standpunkt ſogar der Meinung iſt, daß Gagern im Grunde ein Reactionär und Ariſtokrat geweſen.

Hans Gagern war Geſandter der Rheinbundsſtaaten in Paris, und hierher brachte er im Herbſt 1809 ſeinen Sohn Fritz, der hier ſeine Studien fortſetzen wollte, und zwar zuvörderſt in eine vorbereitende Penſion, in die von Hix, wo Fritz ſeinen Bruder Karl ſchon vorfand. Er widmete ſich hier ausſchließlich mathematiſchen Studien, und mit beſtem Erfolg, wenngleich ſie nicht zum gewünſchten Ziele, der Polytechniſchen Schule führten, indem dieſelbe, was der Vater nicht beachtet hatte, nur geborenen Franzoſen geöffnet ſein ſollte. Das Gedenkbuch über dieſes pariſer Interimiſticum iſt ſehr dürftig; es war damals überhaupt nicht ſo die Zeit des Phraſenmachens und der Schwärmerei für die pariſer Herrlichkeit wie heutzutage. Im Gegentheil ſcheint ſich Friedrich mit ſeinem deutſchen Gemüth ſehr unbehaglich in Paris gefühlt zu haben, denn wir begegnen in ſeinem Gedenkbuche aus dieſer Zeit dem Merkſatze: „Meine Hypochondrie, die beinahe Melancholie wird, beunruhigt den Vater." Im September 1810 bezog er die Univerſität Göttingen, und da finden wir aus dieſem Jahre folgende Bemerkung: „Duell mit Sch. Ich ſecundire B. auf der Raſenmühle. Tod des St., der an einer Stichwunde ſtirbt"; ferner aus dem Jahre 1811 und dem Winter 1811—12:

Auszug nach dem Dorfe, wo ſich im Pfarrhauſe ein Geſpenſt ſehen läßt. Wir ſind bewaffnet.... Der Vater verläßt den naſſauiſchen Dienſt. Statiſtik bei Heeren. Nationalökonomie bei Sartorius. Völkerrecht bei Saalfeld. Analyſis bei Thibaut u. ſ. w. Die Schlittenfahrt mit ihren Folgen. Duelle mit M. W. P. R. L. — Mein Verhältniß zu Pott, dem ich weigere, den Hergang der Sache zu erzählen. Weſtfalen, Heſſen. Ich erſcheine vor dem akademiſchen Senat. Carcer. Brühbach, der Carcerknecht, dem ich göttinger Würſte abkaufe.... Ich erhalte das consilium abeundi. Abreiſe und großes Comitat. Marburg. Gießen. Weilburg.

Zur Erklärung dieſer lakoniſchen Andeutungen ſagt der Biograph:

Was die nicht ſeltenen Duelle betrifft, die in ſeltener Weiſe neben den fleißigen Studien hergehen und in denen allen der ſiebzehnjährige Burſche ſiegreich bleibt, ſo geben die Denkwürdigkeiten zahlreicher Stammbuchblätter darüber den Aufſchluß, daß ſie aus einer Gegnerſchaft der deutſchgeſinnten Hannoveraner und Rheinländer gegen die königlichen Neuweſtfalen ihre Veranlaſſung erhielten, daß mein Bruder, ſchon im Geiſte unter Oeſtreichs Fahnen, den tapfern Widerſtand von Wagram gleich einem Siege vertheidigte und deswegen den Beinamen „Wagram" erhielt.

Gagern der Vater hatte im Juni 1811 den naſſauiſchen Dienſt verlaſſen und war darauf in Begleitung ſeiner Söhne Fritz und Heinrich nach Wien gegangen, wo er nicht nur für den Erſtern, deſſen Wahl und Verliebe für den öſtreichiſchen Kriegsdienſt längſt getroffen und entſchieden war, ſondern, wenn es ſich ſo fügen wollte, für ſich ſelbſt einen Dienſt, vor allem aber einen ſeinen eigenen patriotiſchen Abſichten entſprechenden Wirkungskreis ſuchte. Dieſe Abſicht ſchlug dem Vater fehl, wie man bereits aus deſſen Denkwürdigkeiten weiß. Seine Anſchauungen paßten nicht in das öſtreichiſche Syſtem und in der damaligen abwartenden Politik des Kaiſers Franz und des Grafen Metternich. Man glaubte ſich durch die Verſuche Hormayr's und Genoſſen zu einer neuen Schilderhebung der Tiroler compromittirt und verbannte Gagern, der ſich daran betheiligt, aus Wien und Oeſtreich, freilich in gelindeſter Form, denn gänzlich verargen mochte man ihm ſeine Betheiligung an der Sache doch auch nicht. Ja Graf Metternich forderte ihn beim Abſchiede ſogar ausdrücklich auf, ſeine Richtung in das Hauptquartier der Alliirten nach Breslau zu nehmen, „dort den echten Verlauf darzuſtellen und Oeſtreichs nahen Beitritt anzukündigen". Doch wir haben hiermit dem Gange und Zuſammenhange der Biographie ſchon vorgegriffen; kehren wir daher zu Friedrich zurück.

Dieſer war glücklicher als ſein Vater. Man hatte in Oeſtreich zu der Zeit eben mehr Soldaten als Diplomaten nöthig. In Friedrich's Gedenkbuch heißt es:

Ich werde in Wien beim Dragonerregiment Riesch (jetzt Fitquelmont) aſſentirt und gehe zur Reſervedivision (Oberſtlieutenant von Kronenberg) nach Napajedel in Mähren.... Nachdem ich abgerichtet und einexercirt bin, gehe ich mit einem Transport unter Rittmeiſter Hentzy zum Regiment nach Polen. Marſch über Teſchen, Krakau und Lublin nach dem Lager von Brzesk Litewsky.

Viel mehr, als dieſe kurzen Merkworte enthalten, erfährt man auch aus den Briefen, die Friedrich aus den Stationsorten an ſeinen Vater richtete und der Biograph in dieſem Bande mittheilt, über den ruſſiſchen Feldzug nicht, wogegen die wiener Briefe des Vaters an Fritz über die Verhältniſſe in Wien und namentlich über die Art, wie man ihn dort hinhielt und herumzerrte, manche intereſſante Andeutung enthalten. Anfang November meldet Fritz aus der Nähe von Pinſk, daß er bei drei kleinen Scharmützeln, immer bei Nacht, mit ſeiner Schwadron dabei geweſen, aus Oſtrolenka unterm 6. Januar 1813 mit ſichtlicher Genugthuung, daß er an dieſem Tage Offizier geworden, und aus Rankowitz ſchreibt er am 20. Februar 1813:

Wenn Sie mir anderwärts ein ehrenvolles Feld eröffnen, ſo iſt es mir genug, das Glück zu haben, mit Ihnen und unter Ihrer Leitung thätig zu ſein. Es würde mir wenig koſten, mich von Oeſtreich zu trennen, wenn es ſich näher an Frankreich anſchließen ſollte, und an eine ſchläfrige Neutralität wird auch nicht lange zu denken ſein.

Dieſe Stelle bekundet die zu höherm Zwecke jedes Opfers fähige Geſinnung des Mannes, denn in dem-

Ausdruck für die Kraft, mit welcher ein Körper in der Richtung seiner Bewegung fortgetrieben wird, ist das Produkt aus seiner Masse und seiner Geschwindigkeit. Wenn also ein Körper mit der Masse m die Geschwindigkeit v hat, so ist mv die Kraft, mit welcher er in der Richtung seiner Bewegung fortgetrieben wird. Diese Kraft heißt die Bewegungsgröße des Körpers.

Wenn ein Körper mit der Masse m und der Geschwindigkeit v auf einen ruhenden Körper mit der Masse m' stößt, so wird dieser in Bewegung gesetzt, und es ist klar, daß die Bewegungsgröße mv des ersten Körpers sich teilen muß in die Bewegungsgröße mv' des ersten Körpers nach dem Stoße und in die Bewegungsgröße $m'v'$ des zweiten Körpers nach dem Stoße, daß also

$$mv = mv' + m'v'$$

sein muß. Hieraus folgt

$$v' = \frac{mv}{m + m'}$$

Wenn also ein Körper mit der Masse m und der Geschwindigkeit v auf einen ruhenden Körper mit der Masse m' stößt, so ist die Geschwindigkeit v' des ersten Körpers nach dem Stoße gleich dem Produkte aus seiner Masse und seiner Geschwindigkeit vor dem Stoße, dividiert durch die Summe der Massen beider Körper.

Wenn ein Körper mit der Masse m und der Geschwindigkeit v auf einen ruhenden Körper mit der Masse m' stößt, so ist die Geschwindigkeit v' des ersten Körpers nach dem Stoße gleich dem Produkte aus seiner Masse und seiner Geschwindigkeit vor dem Stoße, dividiert durch die Summe der Massen beider Körper.

Wenn ein Körper mit der Masse m und der Geschwindigkeit v auf einen ruhenden Körper mit der Masse m' stößt, so ist die Geschwindigkeit v' des ersten Körpers nach dem Stoße gleich dem Produkte aus seiner Masse und seiner Geschwindigkeit vor dem Stoße, dividiert durch die Summe der Massen beider Körper.

Wenn ein Körper mit der Masse m und der Geschwindigkeit v auf einen ruhenden Körper mit der Masse m' stößt, so ist die Geschwindigkeit v' des ersten Körpers nach dem Stoße gleich dem Produkte aus seiner Masse und seiner Geschwindigkeit vor dem Stoße, dividiert durch die Summe der Massen beider Körper.

Wenn ein Körper mit der Masse m und der Geschwindigkeit v auf einen ruhenden Körper mit der Masse m' stößt, so ist die Geschwindigkeit v' des ersten Körpers nach dem Stoße gleich dem Produkte aus seiner Masse und seiner Geschwindigkeit vor dem Stoße, dividiert durch die Summe der Massen beider Körper.

pas essentiellement destiné à sabrer, surtout quand on a déjà fait ce métier-là etc.

Wir übergehen eine nun folgende bedeutende Partie des Buchs, in welcher der Biograph Gelegenheit nimmt, sich der Politik seines Vaters in den oranischen Angelegenheiten und (später) als Bevollmächtigter der Niederlande beim Deutschen Bundestage anzunehmen und die von Schaumann, Pertz und Gervinus gegen diese angeblich „batavisirende" Politik Hans von Gagern's erhobenen Anklagen zu entkräften, wobei er Gervinus beschuldigt, Pertz abgeschrieben und nicht einmal treu abgeschrieben zu haben. Wir würdigen vollkommen die kindliche Pietät, welche den Biographen bewog, als Fürsprech seines Vaters aufzutreten, hätten aber gewünscht, daß er sich mindestens ein wenig knapper und kürzer gefaßt hätte. Dem Zwecke unserer Blätter steht diese Detailpolitik jedenfalls gänzlich fern.

Friedrich von Gagern nahm im Februar 1814 mit den niederländischen Truppen an der Belagerung von Gorkum und andern kleinern Affairen theil; doch enthalten die Notizen in seinem Gedenkbuch über diese Episode seines Lebens nichts, was von allgemeinerm Interesse wäre. Briefe aus dieser Periode sind von ihm nicht vorhanden; dagegen theilt der Biograph mehre recht liebenswürdige, bald französisch, bald deutsch geschriebene Briefe seines Vaters an Friedrich mit, worin er sich über dessen „éterne silence" beklagt. Friedrich scheint verstimmt gewesen zu sein, vielleicht selbst gegen den Vater als den Urheber seines Uebertritts in den niederländischen Dienst. Folgende Briefe des Vaters bieten Interesse genug, um ihre Mittheilung an dieser Stelle gerechtfertigt erscheinen zu lassen.

Dillenburg, den 17. April 1814.

Von dir hört man und sieht man wenig, mein Theurer; ich hörte von einer Jeremiade an die Mutter, die ich einstweilen ad acta decretire. Jetzt gibt es vor der Hand nichts mehr zu hauen und zu stechen, und der geschicktere Soldat wird die Palme erringen. Vielleicht sehen wir uns bald in Holland. Wo nicht, so besser. Diese behagliche Ruhe vertausche ich ungern mehr mit dem Getümmel der Welt. Ich bin alt geworden. Dein Bruder Karl ist bei Arcis-sur-Aube von einer Haubitze blessirt, liegt zu Basel und wird nach Freiburg transportirt. Mein alter Vater verjüngt sich wieder und war zu Monsheim. Deine Mutter ist voll frommer Gefühle, daß ihr die Söhne geblieben sind. So auch ich. Also topp. Nicht zu viele Grillen.

Dillenburg, den 5. Mai 1814.

Der Frieden und seine Folgen versöhnen dich, wie ich hoffe, mit deiner Lage. In solchem Zustand ist denn doch ein wissenschaftlicher Soldat ein verständigeres Wesen als ein östreichischer Haudegen in einem mährischen Dorfe. Ich kann mich deiner nicht beloben. Etwas bitterer würde ich mich ausdrücken, versicherte mich der Erbprinz nicht, daß du dort in großer Achtung stehest. Das ist die Hauptsache. Karl ist, glaube ich, wieder zu seinem Regiment. Der Heinrich, ärgerlich, daß es Frieden ist, will nun zur See dienen!! Wir wollen ihn im September in die Lahn werfen, um solche Grillen abzuwaschen.

Fritz scheint sich mit seinem Dienst bei den Niederländern mehr ausgesöhnt zu haben, als ihm Gelegenheit wurde, in dem kurzen Feldzuge von 1815 in ihren Reihen zu kämpfen und mit dieser jungen Armee zugleich die Bluttaufe zu empfangen. Er wurde bei Quatre-Bras verwundet. Das Gedenkbuch enthält darüber folgende kurze Notiz: „Schlacht von Quatre-Bras den 16. Juni. Prinz von Oranien. — Ich werde verwundet; Major Stirum auch. Tod des Herzogs von Braunschweig" — nichts weiter. Der Biograph berichtet über diesen Vorfall: „Zu Pferd führte Fritz als Generalstabsoffizier bei Quatre-Bras eine Kette niederländischer Tirailleurs durch ein hohes Kornfeld ins Feuer, als er, von französischen reitenden Jägern umringt, einen Schuß auf kurze Entfernung durch den linken Unterarm erhielt und dem Angriff des einen der Reiter erlegen sein würde, wenn dieser nicht in demselben Augenblick von dem ersten herbeieilenden niederländischen Flanqueur tödtlich getroffen worden wäre." Wie Karl von Gagern bei Arcis-sur-Aube und Fritz bei Quatre-Bras verwundet wurden, so wurde auch der Biograph selbst, Heinrich, der unter den Nassauern diente, bei Waterloo blessirt, obschon leicht. Man erkennt daraus wenigstens, daß die Gagern ein tapferes Geschlecht sind. Sämmtliche drei Brüder fanden sich dann später in Paris zusammen, wo es sich der Vater angelegen sein ließ, sie in den diplomatischen Cirkeln überall einzuführen.

Nach Wiederherstellung des Friedens ging Gagern der Vater nach Frankfurt, um bei der Deutschen Bundesversammlung die luxemburgische Stimme zu führen, und zwar in Begleitung Friedrich's, den mitzunehmen er sich ausdrücklich ausgebeten hatte. Es waren dies für Friedrich gewissermaßen Ferien, die er aufs beste dazu verwandte, nach Heidelberg zu gehen und hier Vorlesungen zu hören, um sich von dem neuerwachten Geiste deutscher Wissenschaft gründlicher durchdringen zu lassen. Namentlich war es der Philosoph Fries, dessen Vorträge auf Friedrich in anregendster Weise wirkten und seinen Anschauungen über Politik, Welt und Leben einen festern Halt und Zusammenhang gaben. Was den Vater betrifft, so weiß man, daß er sich bewogen fand, aus dem niederländischen Staatsdienst auszutreten und damit auch seiner Stellung beim Deutschen Bundestage zu entsagen. Er war wol dem Könige der Niederlande zu deutsch, der Bundesversammlung aber zugleich zu oranisch und zu deutsch, beiden zu liberal gesinnt. „Die Erbärmlichkeit nimmt zu!" schrieb er am 28. Februar 1818 an Fritz; „Wessenberg seufzt wie ich!" Friedrich von Gagern ging nach dem Luxemburgischen zurück, wo er zu geodätischen und Triangulirungszwecken verwandt wurde, und befand sich begreiflicherweise auch nicht in der besten Stimmung. So schrieb er an seinen Vater aus Diekirch am 4. Juli 1823 das charakteristische Wort: „In Deutschland versteht man es ja, mit Gelassenheit zu verzweifeln." Diese Stimmung und der ihm eigene Thatendrang erweckten in ihm 1821 den Wunsch, als Philhellene nach Griechenland zu gehen, womit sein Vater gar nicht einverstanden war. Sein beim Könige eingereichtes Urlaubsgesuch wurde jedoch „gedifficultert". Im Jahre 1823 erhielt er bei einem Sturze mit dem

Ausdruck der Gesetze, Prinzipien und Regeln, welche in der Natur der Sache selbst liegen, und welche, wenn sie auch nicht ausgesprochen sind, doch in jedem Rechtsverhältnisse ihre Geltung haben. Sie sind die Grundlage des positiven Rechtes, und dieses ist nur dann ein wahres Recht, wenn es mit jenen übereinstimmt. Sie sind die Richtschnur, nach welcher der Richter das positive Recht zu beurtheilen hat, und sie sind es, nach welchen er in Ermangelung eines positiven Gesetzes zu entscheiden hat.

Das positive Recht ist der Inbegriff der Gesetze, welche in einem Staate gelten, und nach welchen die Rechtsverhältnisse der Bürger beurtheilt werden. Es ist entweder ein geschriebenes oder ein Gewohnheitsrecht. Das geschriebene Recht ist der Inbegriff der Gesetze, welche in einem Staate durch die Gesetzgebung gegeben sind. Das Gewohnheitsrecht ist der Inbegriff der Gesetze, welche durch die Gewohnheit der Bürger eines Staates entstanden sind.

Das geschriebene Recht ist entweder ein allgemeines oder ein besonderes. Das allgemeine Recht ist der Inbegriff der Gesetze, welche für alle Bürger eines Staates gelten. Das besondere Recht ist der Inbegriff der Gesetze, welche nur für einen Theil der Bürger eines Staates gelten.

Das allgemeine Recht ist entweder ein gemeines oder ein partikulares. Das gemeine Recht ist der Inbegriff der Gesetze, welche in allen Staaten eines Landes gelten. Das partikulare Recht ist der Inbegriff der Gesetze, welche nur in einem Theile eines Landes gelten.

Das gemeine Recht ist entweder ein römisches oder ein deutsches. Das römische Recht ist der Inbegriff der Gesetze, welche von den römischen Kaisern gegeben sind. Das deutsche Recht ist der Inbegriff der Gesetze, welche von den deutschen Kaisern gegeben sind.

Das partikulare Recht ist entweder ein territoriales oder ein provinzielles. Das territoriale Recht ist der Inbegriff der Gesetze, welche in einem Territorium gelten. Das provinzielle Recht ist der Inbegriff der Gesetze, welche in einer Provinz gelten.

Das besondere Recht ist entweder ein persönliches oder ein dingliches. Das persönliche Recht ist der Inbegriff der Gesetze, welche nur für einen Theil der Bürger eines Staates gelten. Das dingliche Recht ist der Inbegriff der Gesetze, welche nur für einen Theil der Sachen eines Staates gelten.

Das persönliche Recht ist entweder ein ständisches oder ein berufliches. Das ständische Recht ist der Inbegriff der Gesetze, welche nur für einen Stand gelten. Das berufliche Recht ist der Inbegriff der Gesetze, welche nur für einen Beruf gelten.

Das dingliche Recht ist entweder ein Sachenrecht oder ein Obligationenrecht. Das Sachenrecht ist der Inbegriff der Gesetze, welche nur für einen Theil der Sachen eines Staates gelten. Das Obligationenrecht ist der Inbegriff der Gesetze, welche nur für einen Theil der Verbindlichkeiten eines Staates gelten.

1824 ein ganz besonderes Vergnügen, sich eines Tages von sechs Söhnen zu Roß begleiten zu lassen, wobei freilich auch Ackerpferde genügen mußten. Gleich lebhaft ist es mir erinnerlich, daß wir einst ebenso viel Mann hoch in einer Reihe der theuern Mutter über die große Wiese nach dem Garten zu entgegenkamen, wo sie stand und uns zurief: „Seid ihr großen Leute da denn alle wirklich meine Söhne?"

Wir müssen hierauf beinahe ein Drittel des Buchs voll politischer Discussionen überschlagen, um den biographischen Faden, der in dieser Zwischenpartie fast vollständig verlorengegangen ist, wieder aufzunehmen. Friedrich von Gagern begab sich 1825 wieder nach den Niederlanden, setzte an der Südgrenze seine Triangulationsarbeiten fort, wurde 1826 zum Major befördert, lebte abwechselnd in Spaa, Stavelot, Lüttich, Gent, wo er im Winter 1826 Vorlesungen über Kartenprojection und Geodäsie hielt, in Brüssel, besonders aber von 1827—30 in Gent und beendigte hier unter Anderm eine ziemlich langwierige Arbeit, einen 250 Seiten starken Abriß aller Feldzüge in den Niederlanden, der im Archiv des Generalstabs niedergelegt wurde. So kam das Jahr 1830 heran, dessen Ereignisse ihm Gelegenheit geben sollten, seinen höhern Soldatenberuf zu bewähren. Hiermit schließt der erste Band. Der zweite verspricht jedenfalls noch interessanter zu werden, da derselbe seinen Antheil an den Kämpfen der Holländer gegen die abgefallenen Belgier, seinen Aufenthalt in London und Rußland, seine ostindische Reise, endlich seinen kurzen Feldzug gegen die Hecker'sche Freischaar und seinen gleich zu Anfang desselben erfolgten Tod auf dem Schlachtfelde erzählen wird. *)

Seine Gedenktafeln aus dieser Zeit sind wie immer lakonisch und trocken; doch mag erwähnt werden, daß von 1815 an auch ein Verzeichniß der Bücher beigegeben ist, welche er in jedem Jahre gelesen. Meistens waren es Bücher strengwissenschaftlichen oder militärischen Inhalts, fast mehr englische und noch mehr französische als deutsche; darunter sehr wenige poetische in deutscher Sprache, als etwa Klopstock (theilweise), Goethe, Einiges von Wieland, Lessing und besonders Jean Paul. Er artete hierin, wie auch in seinen im Ganzen abfälligen Urtheilen über Musik, ganz nach seinem Vater, der, wie der Biograph bemerkt, für Dichtungen als Producte künstlerischer Thätigkeit und besonders für die neuern „unglaublich wenig Sinn" hatte. Dies darf man wol im Allgemeinen von dieser ganzen politischen Schule in Deutschland sagen, die sich dadurch, und wir glauben nicht gerade sehr zu ihrem Vortheil, von der Mehrzahl der politischen Männer in Frankreich und England wesentlich unterscheidet. Daher wol auch das oft trockene, ungefüge, herbe und actenmäßige Wesen, was uns so häufig aus ihren Schriften entgegenstarrt und sie Ausländern vollkommen ungenießbar macht. Wenn diese deutschen systematischen Politiker über die Verflachung, Entartung und Verseichtigung der neuern Poesie Klage führen und dies zum Vorwand ihrer Theilnahmlosigkeit gegen dieselbe nehmen, so bedenken sie nicht, daß vielleicht gerade sie es sind, welche daran die meiste Schuld tragen. Denn wenn gerade die ernsthaftesten Männer ihr jede mitgenießende Theilnahme entziehen, so ist es erklärlich, ja nothwendig, daß sie mehr und mehr an Inhalt und Solidität verliert, in Frivolität ausartet, verweichlicht und zuletzt nur noch dem Toilettengeschmack weiblicher Müßiggängerinnen und dem Gelüste eines nach Stimulation begierigen corrumpirten und blasirten Theils der Männerwelt huldigt.

Seine Briefe aus derselben Periode enthalten einige, wenn auch nicht gerade sehr viele interessante Bemerkungen. So schreibt er aus Lüttich vom 29. September 1825:

> Man glaubt nicht, daß die Anwesenheit des Königs von Preußen eine vertrauliche Annäherung zur Folge gehabt hat. Dieser König hat sich nicht in die Niederländer — und diese nicht in ihn — verliebt. Er ist wol an eine tiefere Unterthänigkeit gewöhnt, als er sie hier erblickt hat und als sie in der Natur der Niederländer liegt. Ein brüsseler Buchhändler hat ihm ein Prachtexemplar der niederländischen Constitution verehrt. Graf Schladen erhielt den Auftrag, diesem Buchhändler die goldene Medaille zuzustellen und ihm zu schreiben: „der König habe mit Vergnügen ein Buch erhalten, welches die großen Fortschritte der Typographie in den Niederlanden beweise."

In Spaa machte Fritz Gagern im Sommer 1826 die Bekanntschaft des Italieners Ugoni, über den er an seinen Vater unterm 5. September schreibt:

> Während Sie auf dem Johannisberg bei Metternich waren, habe ich Bekanntschaft mit dem Grafen Philipp Ugoni gemacht, einem Oestreicher aus Italien. Er ist Centumar, saß lange in Hamburg gefangen und ist endlich von da entflohen. Was mich am meisten verwundert, ist, ihn für uns Deutsche und für unsere Literatur sehr eingenommen zu finden. Er hat seinen „Aufenthalt" benutzt, Deutsch zu lernen, liest den Kant und unsere Philosophen — und ist jetzt beschäftigt, Goethe's „Faust" ins Italienische zu übersetzen. Er kommt zuweilen zu mir und läßt sich schwere Stellen erklären.

Unter den im ersten Bande enthaltenen literarischen Arbeiten Friedrich's von Gagern sind namentlich zwei für seinen Vater ausgearbeitete Aufsätze vom Jahre 1825, mit den Ueberschriften „Der gegenwärtige Zustand" und „Von der Nothwendigkeit und den Mitteln, die politische Einheit Deutschlands herzustellen", mit besonderm Nachdruck hervorzuheben. Jener, voll bittern Unmuths geschrieben, bringt eine Rundschau über die öffentliche oder eigentlich verborgene Meinung in Deutschland, über den Mangel an Gemeingeist und die allgemein gewordene Verschüchterung, über die Politik der Fürsten und ihrer Cabinete, über die deutschen Kammern, den Adel und die Mediatisirten („zum Theil unwissend und den Geschäften fremd, ohne Rath, ohne Plan, ohne Führung"),

*) Die verschiedenen Aussagen über seinen Tod findet man in dem auf besten Quellen beruhenden, im ersten Bande der „Gegenwart" enthaltenen Aufsatz „Die Familie Gagern" zusammengestellt. Die nähern Umstände, unter denen sein Tod stattfand, sind noch immer nicht ganz aufgeklärt, obschon eine Vergleichung der beiderseitigen Hauptaussagen ein den Hecker'schen Leuten nicht günstiges Resultat zu ergeben scheint. Um so gespannter darf man auf Heinrich von Gagern's Darstellung dieses beklagenswerthen Vorfalls sein.

Bauholz, das, -es, -hölzer, Holz zum Bauen, Zimmerholz, Nutzholz.

Bauhütte, die, -, -n, Hütte, in der Bauleute arbeiten; Vereinigung der Bauleute eines Baues.

Bauingenieur, der, -s, -e, Ingenieur, der Bauten ausführt.

Bauinspektor, der, -s, -en, Aufsichtsbeamter bei Bauten.

Bauinvalide, der, -n, -n, Bauarbeiter, der durch Unfall bei Bauarbeiten arbeitsunfähig geworden ist.

Bauinvalidenversicherung, die, -, -en, Versicherung gegen Unfälle bei Bauarbeiten.

Baukasten, der, -s, -kästen, Kasten mit Bauklötzen.

Baukastenprinzip, das, -s, -e, Prinzip, nach dem Maschinen aus einzelnen Bauteilen zusammengesetzt werden.

Baukastensystem, das, -s, -e, Baukastenprinzip.

Baukeramik, die, -, -en, Keramik für Bauzwecke.

Baukeramiker, der, -s, -, Keramiker, der Baukeramik herstellt.

Baukeramikerin, die, -, -nen, weibliche Form zu Baukeramiker.

Baukeramisch, Adj., die Baukeramik betreffend.

Baukeramisch, Adv., in Baukeramik.

Baukeramische, die, -n, -n, Baukeramik.

Baukeramischer, der, -n, -n, Baukeramiker.

Baukeramischerin, die, -, -nen, weibliche Form zu Baukeramischer.

Baukeramisches, das, -n, -n, Baukeramik.

Baukeramischen, Adj., Baukeramik betreffend.

Baukeramischen, Adv., in Baukeramik.

Baukeramischenen, Adj., Baukeramik betreffend.

Baukeramischenen, Adv., in Baukeramik.

Baukeramischenenen, Adj., Baukeramik betreffend.

Baukeramischenenen, Adv., in Baukeramik.

Baukeramischenenenen, Adj., Baukeramik betreffend.

Baukeramischenenenen, Adv., in Baukeramik.

Baukeramischenenenenen, Adj., Baukeramik betreffend.

Baukeramischenenenenen, Adv., in Baukeramik.

Baukeramischenenenenenen, Adj., Baukeramik betreffend.

Baukeramischenenenenenen, Adv., in Baukeramik.

Baukeramischenenenenenenen, Adj., Baukeramik betreffend.

Baukeramischenenenenenenen, Adv., in Baukeramik.

Baukeramischenenenenenenenen, Adj., Baukeramik betreffend.

Baukeramischenenenenenenenen, Adv., in Baukeramik.

Baukeramischenenenenenenenenen, Adj., Baukeramik betreffend.

Baukeramischenenenenenenenenen, Adv., in Baukeramik.

Baukeramischenenenenenenenenenen, Adj., Baukeramik betreffend.

Baukeramischenenenenenenenenenen, Adv., in Baukeramik.

Baukeramischenenenenenenenenenenen, Adj., Baukeramik betreffend.

Baukeramischenenenenenenenenenenen, Adv., in Baukeramik.

Baukeramischenenenenenenenenenenenen, Adj., Baukeramik betreffend.

Baukeramischenenenenenenenenenenenen, Adv., in Baukeramik.

Baukeramischenenenenenenenenenenenenen, Adj., Baukeramik betreffend.

Baukeramischenenenenenenenenenenenenen, Adv., in Baukeramik.

Baukeramischenenenenenenenenenenenenenen, Adj., Baukeramik betreffend.

Baukeramischenenenenenenenenenenenenenen, Adv., in Baukeramik.

Baukeramischenenenenenenenenenenenenenenen, Adj., Baukeramik betreffend.

Baukeramischenenenenenenenenenenenenenenen, Adv., in Baukeramik.

Baukeramischenenenenenenenenenenenenenenenen, Adj., Baukeramik betreffend.

Baukeramischenenenenenenenenenenenenenenenen, Adv., in Baukeramik.

Baukeramischenenenenenenenenenenenenenenenenen, Adj., Baukeramik betreffend.

Baukeramischenenenenenenenenenenenenenenenenen, Adv., in Baukeramik.

Baukeramischenenenenenenenenenenenenenenenenenen, Adj., Baukeramik betreffend.

Baukeramischenenenenenenenenenenenenenenenenenen, Adv., in Baukeramik.

Baukeramischenenenenenenenenenenenenenenenenenenen, Adj., Baukeramik betreffend.

Baukeramischenenenenenenenenenenenenenenenenenenen, Adv., in Baukeramik.

Baukeramischenenenenenenenenenenenenenenenenenenenen, Adj., Baukeramik betreffend.

Baukeramischenenenenenenenenenenenenenenenenenenenen, Adv., in Baukeramik.

Baukeramischenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenen, Adj., Baukeramik betreffend.

Baukeramischenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenen, Adv., in Baukeramik.

Baukeramischenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenen, Adj., Baukeramik betreffend.

Baukeramischenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenen, Adv., in Baukeramik.

Baukeramischenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenen, Adj., Baukeramik betreffend.

Baukeramischenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenen, Adv., in Baukeramik.

Baukeramischenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenen, Adj., Baukeramik betreffend.

Baukeramischenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenen, Adv., in Baukeramik.

Baukeramischenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenen, Adj., Baukeramik betreffend.

Baukeramischenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenen, Adv., in Baukeramik.

Baukeramischenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenen, Adj., Baukeramik betreffend.

Baukeramischenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenen, Adv., in Baukeramik.

Baukeramischenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenen, Adj., Baukeramik betreffend.

Baukeramischenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenen, Adv., in Baukeramik.

Baukeramischenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenen, Adj., Baukeramik betreffend.

Baukeramischenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenen, Adv., in Baukeramik.

Baukeramischenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenen, Adj., Baukeramik betreffend.

Baukeramischenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenen, Adv., in Baukeramik.

Baukeramischenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenen, Adj., Baukeramik betreffend.

Baukeramischenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenen, Adv., in Baukeramik.

Baukeramischenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenen, Adj., Baukeramik betreffend.

Baukeramischenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenen, Adv., in Baukeramik.

Baukeramischenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenen, Adj., Baukeramik betreffend.

Baukeramischenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenen, Adv., in Baukeramik.

Baukeramischenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenen, Adj., Baukeramik betreffend.

Baukeramischenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenen, Adv., in Baukeramik.

Baukeramischenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenen, Adj., Baukeramik betreffend.

Baukeramischenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenen, Adv., in Baukeramik.

Baukeramischenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenen, Adj., Baukeramik betreffend.

Baukeramischenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenen, Adv., in Baukeramik.

Baukeramischenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenen, Adj., Baukeramik betreffend.

Baukeramischenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenen, Adv., in Baukeramik.

Baukeramischenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenen, Adj., Baukeramik betreffend.

Baukeramischenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenen, Adv., in Baukeramik.

Baukeramischenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenen, Adj., Baukeramik betreffend.

Baukeramischenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenen, Adv., in Baukeramik.

Baukeramischenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenen, Adj., Baukeramik betreffend.

Baukeramischenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenen, Adv., in Baukeramik.

Baukeramischenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenen, Adj., Baukeramik betreffend.

Baukeramischenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenen, Adv., in Baukeramik.

Baukeramischenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenen, Adj., Baukeramik betreffend.

Baukeramischenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenen, Adv., in Baukeramik.

Baukeramischenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenen, Adj., Baukeramik betreffend.

Baukeramischenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenen, Adv., in Baukeramik.

Baukeramischenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenen, Adj., Baukeramik betreffend.

Baukeramischenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenen, Adv., in Baukeramik.

Baukeramischenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenen, Adj., Baukeramik betreffend.

Baukeramischenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenen, Adv., in Baukeramik.

Baukeramischenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenen, Adj., Baukeramik betreffend.

Baukeramischenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenen, Adv., in Baukeramik.

Baukeramischenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenen, Adj., Baukeramik betreffend.

Baukeramischenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenen, Adv., in Baukeramik.

Baukeramischenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenen, Adj., Baukeramik betreffend.

Baukeramischenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenen, Adv., in Baukeramik.

Baukeramischenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenen, Adj., Baukeramik betreffend.

Baukeramischenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenen, Adv., in Baukeramik.

Baukeramischenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenen, Adj., Baukeramik betreffend.

Baukeramischenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenen, Adv., in Baukeramik.

Baukeramischenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenen, Adj., Baukeramik betreffend.

Baukeramischenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenen, Adv., in Baukeramik.

Baukeramischenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenen, Adj., Baukeramik betreffend.

Baukeramischenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenen, Adv., in Baukeramik.

Baukeramischenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenen, Adj., Baukeramik betreffend.

Baukeramischenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenen, Adv., in Baukeramik.

Baukeramischenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenen, Adj., Baukeramik betreffend.

Baukeramischenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenen, Adv., in Baukeramik.

Baukeramischenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenen, Adj., Baukeramik betreffend.

Baukeramischenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenen, Adv., in Baukeramik.

Baukeramischenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenenen, Adj., Baukeramik betreffend.

Baukeramischen

iſt, über das man ſich aber klar zu werden bemüht ſein ſollte; denn um ein Uebel gründlich zu heilen, muß man ſich zuvörderſt darüber klar ſein, wo der eigentliche Grund des Uebels ſitzt. Finden ſich doch ſelbſt bei Heeren und ſogar ſolchen unzweifelhaften Patrioten wie Fries und Fichte Ausſprüche, die vollkommen zu Gunſten der deutſchen Kleinſtaaterei lauten, wie man in dieſer Biographie ſelbſt nachleſen kann. Merkwürdig iſt jene Denkſchrift namentlich deshalb, weil darin ſchon 1823 der Gedanke der preußiſchen Hegemonie mit aller Entſchiedenheit ausgeſprochen war, während Wilhelm Schulz und namentlich Paul Pfizer erſt 1831 zuerſt mit dieſer Idee, in Verbindung mit der Idee eines deutſchen Parlaments, offen aufzutreten wagten, jener den Gedanken der preußiſchen Hegemonie mehr andeutend, dieſer ſie ausführlicher motivirend.

Heinrich von Gagern hat, wie wir ſchon bemerkten, einen ſehr anſehnlichen Theil des erſten Bandes dazu verwandt, ſein Einheitsſchema in Schutz zu nehmen. Es iſt hier nicht der Ort zu unterſuchen, ob Heinrich von Gagern's Politik in Betreff der Stellung, die er Preußen innerhalb Deutſchlands und Oeſtreich außerhalb deſſelben und zu ihm anwies, eine, wie man es jetzt nennt, „correcte" war; ehrlich gemeint war ſie gewiß. Aber den Misgriff ſeines berühmten „kühnen Griffs" wird er ſchwerlich vor dem Richterſtuhle der politiſchen Kritik rechtfertigen können. Die Wahl eines öſtreichiſchen Erzherzogs zum Reichsverweſer hätte ohnehin nur dann einen Sinn gehabt, wenn beabſichtigt worden wäre, das habsburgiſche Haus an die Spitze zu ſtellen. Gervinus mit ſeinem richtigen Verſtande für reinpolitiſche Dinge unterwarf dieſen Schritt und die Art, wie er herbeigeführt wurde, in der „Deutſchen Zeitung" ſofort einer ſtrengen Kritik, und ich glaube, daß er ſchon damals nichts mehr erwartete und entſchloſſen war, ſich mehr und mehr in die Toga des Schweigens und der Shakſpeare-Kritik zu hüllen. Der Gagern'ſche kühne Griff riß ſomit einen Bruch in die Partei, der übrigens durch einen geheimen Zwieſpalt zwiſchen den Univerſitätsmännern und Nichtuniverſitätsmännern, wie ich glaube, ſchon vorbereitet war. Man hielt wol noch zuſammen, aber etwa wie die zwei Seitenwände einer Wunde, die künſtlich zuſammengenäht worden. Ein anderer Vorwurf trifft, dünkt mich, alle Nüancen dieſer Partei. Ich will durchaus nicht ſagen, daß man der Socialiſten ſich als eines mitwirkenden Factors hätte bedienen und die unſinnigen Foderungen und das Brotmotto der Arbeiter auf ſein Kriegsbanner hätte ſchreiben ſollen; aber man hätte ſie auch nicht geradezu ignoriren und ihnen ſeine Verachtung zeigen ſollen. Oben hatte man kein Vertrauen, ſo mußte man es nach unten ſuchen. Selbſt die Menſchlichkeit foderte dies, und was die Herzen oder, wenn man will, die Mägen von Millionen, die wenigſtens der Kopfzahl nach die ungeheuere Mehrheit bilden, bewegt und beherrſcht, das läßt ſich wenigſtens nicht wie ein gar nicht Vorhandenes ignoriren. Aber dieſe Frage durfte in den Organen dieſer Partei kaum berührt werden, kaum durfte auch nur über die damaligen ſocialen Leiden Irlands in eingehenderer Weiſe geſprochen werden. Dagegen machte in den geltendſten Kreiſen dieſer Partei ein Ausſpruch der „Times" Glück, welche geſagt hatte, es ſei für England wie Irland ſelbſt am beſten, wenn das grüne Erin in den Schoos des Oceans verſänke. Das hatte ſie aber nur geſagt, wie man einem Todtkranken wünſcht, daß er von ſeinen Leiden durch ein baldiges Dahinſcheiden erlöſt werde, während man ihm doch Arzeneien auf Arzeneien einflößt und Aerzte auf Aerzte über ſeinen Zuſtand zu Rathe zieht. Ueberhaupt darf man die Sprache der „Times" durchaus nicht immer wörtlich nehmen, denn ſie liebt es, in Hyperbeln zu ſprechen. Später konnte man freilich nicht heftige und leidenſchaftliche Worte genug finden, um die Brutalität und Entſittlichung der Maſſen zu brandmarken; was hatte man aber gethan oder was thut man noch jetzt, um ihr Vertrauen zu gewinnen und ſie über ihr wahres Wohl aufzuklären, ihre Sittlichkeit zu heben, ihre Intelligenz zu fördern? Mit dieſen Vorwürfen leiſtet man eben nur den Männern der Innern Miſſion Vorſchub, die nun mit einem Schein von Recht ſagen können: Wenn ihr das Volk ſeiner Verwahrloſung und den guten oder übeln Launen des „Polizeiſtaats" überlaßt, ſo werdet ihr es uns nicht verdenken können, wenn wir uns ſeiner in unſerer Weiſe annehmen. Es iſt bei den jetzigen Zuſtänden damit nicht geholfen, daß man bald dieſen, bald jenen anrüchigen Diplomaten hervorzieht, um an ihm das Strafgericht einer öffentlichen kritiſchen Geißelung zu vollziehen. Die Gebrechen und Gefahren der Zeit liegen viel zu tief, als daß ſie allein durch politiſche Combinationen beſeitigt werden könnten. Der jetzige kluge Herrſcher Frankreichs weiß dies auch und verfährt danach, wiewol wir nicht leugnen wollen, daß die praktiſche Löſung der Aufgabe ihr ſehr Schwieriges hat und in der Weiſe, wie ſie im jetzigen cäſariſchen, faſt zariſchen Paris zu löſen verſucht wird, ſchwerlich zu dem gewünſchten Ziele führen dürfte. Wozu „Arbeiterpaläſte", welche von den Arbeitern ſelbſt gar nicht oder nur mit Widerwillen bezogen werden? Wozu überhaupt dieſe Experimente, die ſolange fruchtlos bleiben werden, ſolange die Kräfte Frankreichs durch die ungeheuern Staatslaſten, welche im Allgemeinen auf ſeinem Productionsvermögen ruhen, ausgeſogen werden.

Friedrich von Gagern war jedenfalls ein Mann von großer Willenskraft, von unerſchrockenem Muthe, von energiſcher Thatkraft, von ſcharfem Verſtande, von ſchlagender Kürze des Worts, von politiſchem, ich glaube ſelbſt militäriſchem Talent und von nicht gewöhnlicher Welterfahrung. Es ſcheinen ſich in ihm viele Gaben vereinigt zu haben, die man in Deutſchland damals nur vertheilt antraf. Wäre ihm ein längeres Leben beſchieden geweſen, ſo würde ohne Zweifel manche halbe und verfehlte Maßregel unterblieben, manche energiſche getroffen worden ſein. Ob freilich durch ihn die Geſchicke Deutſchlands endgültig gewendet geworden wären, wer vermöchte das zu ſagen?

Hermann Marggraff.

Der Ehe-Stand.

Ein Ehe-Stand ist ein Stand der Pflichten,
Wo Mann und Frau sich ihre Treue richten,
Wo Mann und Frau sich ihre Liebe weihen,
Wo Mann und Frau sich ihre Ehre leihen,
Wo Mann und Frau sich ihre Hilfe bringen,
Wo Mann und Frau sich ihre Kräfte zwingen,
Wo Mann und Frau sich ihre Sorgen tragen,
Wo Mann und Frau sich ihre Lasten sagen,
Wo Mann und Frau sich ihre Freude mehren,
Wo Mann und Frau sich ihre Schmerzen wehren,
Wo Mann und Frau sich ihre Tränen trocknen,
Wo Mann und Frau sich ihre Wunden lecken,
Wo Mann und Frau sich ihre Blicke lenken,
Wo Mann und Frau sich ihre Hände drücken,
Wo Mann und Frau sich ihre Herzen schmücken,
Wo Mann und Frau sich ihre Seelen trauen,
Wo Mann und Frau sich ihre Gnade bauen,
Wo Mann und Frau sich ihre Ruhe gönnen,
Wo Mann und Frau sich ihre Kinder nennen,
Wo Mann und Frau sich ihre Kinder ziehen,
Wo Mann und Frau sich ihre Kinder mühen,
Wo Mann und Frau sich ihre Kinder lieben,
Wo Mann und Frau sich ihre Kinder üben,
Wo Mann und Frau sich ihre Kinder leiten,
Wo Mann und Frau sich ihre Kinder weiten,
Wo Mann und Frau sich ihre Kinder bilden,
Wo Mann und Frau sich ihre Kinder schilden,
Wo Mann und Frau sich ihre Kinder wehren,
Wo Mann und Frau sich ihre Kinder ehren,
Wo Mann und Frau sich ihre Kinder schützen,
Wo Mann und Frau sich ihre Kinder stützen,
Wo Mann und Frau sich ihre Kinder segnen,
Wo Mann und Frau sich ihre Kinder pflegen,
Wo Mann und Frau sich ihre Kinder hegen,
Wo Mann und Frau sich ihre Kinder schonen,
Wo Mann und Frau sich ihre Kinder lohnen,
Wo Mann und Frau sich ihre Kinder sühnen,
Wo Mann und Frau sich ihre Kinder bergen,
Wo Mann und Frau sich ihre Kinder sorgen,
Wo Mann und Frau sich ihre Kinder ehren,
Wo Mann und Frau sich ihre Kinder nähren,
Wo Mann und Frau sich ihre Kinder kleiden,
Wo Mann und Frau sich ihre Kinder weiden,
Wo Mann und Frau sich ihre Kinder lieben,
Wo Mann und Frau sich ihre Kinder üben,
Wo Mann und Frau sich ihre Kinder leiten,
Wo Mann und Frau sich ihre Kinder weiten,
Wo Mann und Frau sich ihre Kinder bilden,
Wo Mann und Frau sich ihre Kinder schilden,
Wo Mann und Frau sich ihre Kinder wehren,
Wo Mann und Frau sich ihre Kinder ehren,
Wo Mann und Frau sich ihre Kinder schützen,
Wo Mann und Frau sich ihre Kinder stützen,
Wo Mann und Frau sich ihre Kinder segnen,
Wo Mann und Frau sich ihre Kinder pflegen,
Wo Mann und Frau sich ihre Kinder hegen,
Wo Mann und Frau sich ihre Kinder schonen,
Wo Mann und Frau sich ihre Kinder lohnen,
Wo Mann und Frau sich ihre Kinder sühnen,
Wo Mann und Frau sich ihre Kinder bergen,
Wo Mann und Frau sich ihre Kinder sorgen,
Wo Mann und Frau sich ihre Kinder ehren,
Wo Mann und Frau sich ihre Kinder nähren,
Wo Mann und Frau sich ihre Kinder kleiden,
Wo Mann und Frau sich ihre Kinder weiden,

Und bei ihr, die mir Wonne ist,
Da ist es still, da ist Vergessen,
Da ist kein Leid, da ist kein Sehnen.

Ich bin geborgen, bin geschützt
Vor Sturm und Wetter, Not und Leid,
Ich schlummere bei ihr, bei ihr allein.

Doch leider! Gott vom Himmel sieht
Mit Ungnade auf unsre Lust,
Und ich muß fort, muß fort von ihr,
Muß fort in Sturm, Regen und Wetter,
Muß fort in Not und Elend,
Muß fort von ihr, die mir Wonne ist,
Muß fort von ihr, bei der ich bin geborgen,
Muß fort von ihr, bei der ich bin geschützt
Vor Sturm und Wetter, Not und Leid,
Muß fort von ihr, bei der ich schlummere,
Muß fort von ihr, bei der ich bin allein.
Muß fort von ihr, bei der es still ist,
Muß fort von ihr, bei der Vergessen ist,
Muß fort von ihr, bei der kein Leid ist,

Ordinance of Parliament for the Militia, 1662, 14 Car. II. c. 3. s. 13.

Ordinance of Parliament for the Militia, 1662, 14 Car. II. c. 3. s. 14.

Ordinance of Parliament for the Militia, 1662, 14 Car. II. c. 3. s. 15.

Ordinance of Parliament for the Militia, 1662, 14 Car. II. c. 3. s.

als ob man in Prosa geschriebene Aufsätze vor sich hätte. Wir geben zur Probe das kurze Sinngedicht auf Lafayette:

Gilbert Mottier, Marquis de Lafayette, geb. 1757, gest. 1834.

Du Held deiner Zeit, ja, du warst ein Mann von hochedler Gesinnung,
Begeistert für Freiheit der Völker schlug stets dir das Herz in der Brust.
Den Freistaaten halfest du wacker die Unabhängigkeit erkämpfen,
Washington und Franklin, sie haben dich mit ihrem Geiste getauft.
Dein Schwert sowie deinen Charakter hast jenseit des Meers du erprobt,
Und später im Vaterland auch hast du dich gleich edel bewährt.
Geachtet von allen Parteien, stehst du auf dem Sockel der Ehre,
Und deine blutttriefenden Lorbern verwelkt nicht die kommende Zeit.

Wir haben hier in Einem Verse die Daktylen: Freistaaten — Unabhäng — igkeit er —; und solche Verse bilden die Regel. So lesen wir im Sinngedicht auf Lucretia:

Er gab auch gleichzeitig mit dir dem Königthum den Todesstoß.

Auf Virginia:

Mit einem stillseligen Lächeln ließest du dein Herzblut verströmen.

Auf Huß:

Hin schleifte zur Richtstätt' man dich und band dich dort an einen Pfahl.

Auf Mirabeau:

In der Assemblée warst du Alles, groß war deine Volksthümlichkeit.

Es würde uns zur größten Genugthuung gereichen, wenn wir solche Verse von der Dichterin selbst scandirt vortragen hören könnten. Die wenigen in Jamben abgefaßten Sinngedichte sind in Form und Inhalt gelungener; wir würden davon eine Probe geben, wenn nicht gerade die werthvollern zu lang wären, als daß es der Raum gestattete, der Dichterin auch nach der bessern Seite hin gerecht zu werden.

8. Fromm und frei. Gedichte von Karl Enslin. Leipzig, Brockhaus. 1856. 16. 24 Ngr.

Der Titel dieser Gedichte bezeichnet ihren Inhalt kurz und treu. Der Dichter sucht Gott in der Natur und spricht seine Gefühle mit Klarheit, Wärme und Innigkeit aus. Es weht durch die Sammlung ein frischer, heiterer Geist echter Religiosität, die im Sichtbaren das Unsichtbare ahnt und in freudiger Hingabe an die Schöpfung den Schöpfer verherrlicht. Der Dichter fodert von der Religion Beides, Licht und Wärme.

Gäb' uns die Sonne hellstes Licht
Und wärmte nicht —
So wär' es in der Welt
Traurig bestellt;
Erwärmte sie und gäb' uns nicht
Auch Licht —
So wär's wol in der Welt
Noch trauriger bestellt.
Nun zieh' dir selbst daraus die Lehre
Und denke dir: die Sonne wäre
Die Religion.

In diesem Sinne sind seine gesammten religiösen Anschauungen gehalten. Von unfruchtbaren Dogmen findet sich nichts bei unserm Dichter. Wol aber begegnet man einem festen, kindlichen Gottvertrauen, in dem er für hier und dort seinen Frieden findet.

Sonst und jetzt.

Dacht' ich sonst mit Furcht und Grauen
An das Grab und die Verwesung,
Weiß ich jetzt: der Erdentod ist
Eine geistige Genesung.

Dacht' ich sonst mit Angst und Beben
An die Zukunft, an die Hölle,
Weiß ich jetzt: allgegenwärtig
Ist mir stets die Lebensquelle.

Will ich nur mit rechter Liebe
Finden meinen Herrn und Vater,
Ist er um mich, ist er bei mir!
Als treuliebender Berather.

Fühl' ich aber Gottes Nähe,
Bin ich selig, wo ich weile:
Will und kann er doch mir geben,
Was mir frommt zum Seelenheile!

O wie wohl und wie zufrieden
Fühl' ich mich in diesem Glauben!
Erdenmacht und Menschenweisheit,
Soll mir ihn nie wieder rauben!

Die Diction ist, abgesehen von einigen Liedern, in denen sich der Dichter ein tadelnswerthes Spielen mit Diminutiven wie Herzkirchlein, Gebetlein, Wolkenbörnlein, Thränenbächlein, Häuptchen, Schwälbchen und andern dergleichen Zierwörtchen gestattet hat, was die große Mehrzahl der Gedichte anlangt, edel und kräftig, der Versbau leicht und fließend, die Form durchweg anmuthig. Zu besserer Charakteristik des Dichters lassen wir noch eins der kürzern Gedichte vollständig folgen:

Redende Steine.

„Wenn Menschen schweigen, werden Steine reden!"
Du Wunderwort gingst glorreich in Erfüllung.
Die Steine sind gewaltige Propheten
Und bringen Tiefverborg'nes zur Enthüllung.

Den Blättern gleich im Buch der Weltgeschichte,
Der Urzeit Schöpfungswunder sie verkünden,
Und was kein Aug' geseh'n — sie ziehn's zum Licht
Und lassen uns des Erdballs Bau ergründen.

Die Steine pred'gen ungeahnte Wahrheit,
Apostein gleich der Weltenschöpfungskunde.
Der alte Sagentraum — mit Sonnenklarheit
Verwirklicht er sich in dem Felsenmunde.

So mögen denn die menschlichen Propheten
Verstummen, schweigen — Steine sprechen lassen!
Wenn Menschen schweigen, werden Steine reden,
Damit wir Gottes Wunderwerke fassen.

9. Natur, Welt und Leben. Gedichte von Heribert [illegible]. Mit dem Bildniß des Verfassers in Stahlstich. [illegible]. O. Wigand. 1856. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Die Sammlung enthält theils Gedichte religiösen Inhalts, theils weltliche Lieder; unter den letztern „Lust und Scherz", „Ernst und Wahrheit", poetische Erzählungen, Balladen, Romanzen und Gelegenheitsgedichte. Der Dichter zeichnet sich durch Formengewandtheit, warmes Gefühl, Natürlichkeit und lichtvolle Klarheit aus. Seine Lebensanschauungen sind gesund, die Gedanken frisch und kräftig. Am gelungensten sind die poetischen Erzählungen und einige religiöse Gedichte. Eins von einem der letztern, „Das Reich Gottes", theilen wir zur Probe mit.

Warum es suchen über Sternen droben,
Wenn es so nah — wenn es im Herzen liegt?
Warum erst bis zur Sterbestunde warten,
Wenn es zu jeder Stund' sich an uns schmiegt?

Du darfst nur wollen! — in des Geistes Tiefe
Dem Göttlichen erbauen einen Thron,
So ist es jubelnd in dir eingezogen
Und wohnt in dir, wie einst im Menschensohn!

Was ist denn Gottes Reich? — Des Herzens Reinheit!
Des Willens Kraft! Des Geistes frische That!
Das Streben nach dem Göttlichen und Großen!
Des Guten ausgestreute Lebenssaat! u. s. w.

Die poetischen Erzählungen erfreuen durch [illegible]

Appointment of Mr. Hall as Deputy Commissioner of Police.

Appointment of Mr. Hall as Deputy Commissioner of Police.

Appointment of Mr. Hall as Deputy Commissioner of Police.

sonders wenn diesem eine so gelungene Bearbeitung geboten wird, wie die Sr. Hoheit dem regierenden Herzog Ernst von Sachsen-Koburg-Gotha, „dem hohen Beschützer jeder Kunst und Wissenschaft", gewidmete Bahn'sche.

Möchten den ersten „Blüten slawischer Poesie" bald weitere nachfolgen und die fleißigen Sammler derselben dabei auch die gefeierten Dichter unserer Tage, als Pol, Syrokomla u. s. w. berücksichtigen. Sie würden sich dadurch gewiß die Anerkennung manches Lesers gewinnen. 40.

Notizen.

Goethe und Minna Herzlieb.

Bettina hat bekanntlich dem deutschen Volk vorgedichtet, daß die 17 Sonette Goethe's an sie gerichtet seien. Der Engländer Lewes versichert dagegen in seinem auf fleißigen zehnjährigen Studien und Forschungen beruhenden Werke über Goethe, daß sie der Pflegetochter des Buchhändlers Frommann, Minna Herzlieb, galten. Der Bettina seien sie wie andern Freunden gesandt worden, aber geschrieben gewesen, ehe Bettina nach Weimar gekommen, auch durch Riemer's Hände gegangen, der wol gewußt, wem sie galten, es aber nicht sagen gewollt. Nun erklären sich auch folgende, eine charadenartige Anspielung auf den Namen „Herzlieb" enthaltende Verszeilen:

Zwei Worte sind es, kurz, bequem zu sagen,
Die wir so oft mit holder Freude nennen u. s. w.

Minna Herzlieb war auch das Urbild der Ottilie in den „Wahlverwandtschaften". Die Leidenschaft des in Jahren schon vorgerückten Dichters für das junge Mädchen wuchs so an, daß man, um Beide durch Trennung zu retten, Minna in eine Erziehungsanstalt schickte (wie Ottilie in den „Wahlverwandtschaften" wieder in eine Pension gebracht wird). Sie wurde später eine glückliche Gattin, während Goethe die Wunde noch lange im Herzen trug. Lewes erwähnt auch eines 1810 von Goethe verfaßten erotischen Gedichts, welches den Kampf zwischen Pflicht und Liebe schildert, seinem Inhalt nach aber bisher nicht gedruckt werden konnte und nur in einzelnen Abschriften existirt. A. Diezmann, an diese Mittheilung des Engländers anknüpfend, versichert in der „Modenzeitung", ebenfalls dies Gedicht zu kennen; es enthalte außerordentliche Schönheiten, aber auch Stellen, die durchaus nicht veröffentlicht werden könnten und von einer bei dem sechzigjährigen Dichter bewundernswürdigen leidenschaftlichen Glut zeugten. Bettina hat unsers Wissens die Behauptung des Engländers bisher nicht in Abrede gestellt und jene 17 Sonette, die jetzt in eine ganz andere Beleuchtung rücken, dieser Enthüllung gegenüber nicht als eine ihr gehörige Goethe'sche Liebesgabe reclamirt.

H. M.

Ueber Bibellesen und Hausgottesdienst in der alten Kirche.

Wem es eine Freude und ein inneres Bedürfniß ist, auf dem Gebiete der christlichen Kirche der Gegenwart Vergleichungen mit den Zuständen und dem kirchlichen und religiösen Leben in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung anzustellen, dem rathen wir die kleine Schrift „Ueber Bibellesen und Hausgottesdienst in der alten Kirche" einer nähern Ansicht zu würdigen, welche als Einladungsschrift zur einundvierzigsten Stiftungsfeier der preußischen Hauptbibelgesellschaft am 10. October 1855 von David Erdmann (Berlin 1855) erschienen ist. Die in jener Schrift enthaltenen Mittheilungen führen, an der Hand unmittelbarer Anschauung und unter verständiger Benutzung der vorhandenen Quellen, in das innere Leben der christlichen Kirche in den ersten Jahrhunderten und in die häuslichen Zustände der Christen im römischen Reiche ein und gewähren ebenso tiefe Blicke in jenes Leben und in diese Zustände und eine unmittelbare Anschauung der kirchlich-religiösen Verhältnisse in jenen Jahrhunderten, als es dem Leser vergönnt und möglich ist, hiernach ein lebendiges Bild jener Zustände sich selbst zu construiren. Macht man dabei Wahrnehmungen für die Zeit „der alten Kirche", die man kaum für wahrscheinlich, geschweige denn für wahr hätte halten mögen, und muß man sich zugleich gestehen, wie nach jenen Mittheilungen und Wahrnehmungen nicht verkannt werden kann, daß damals eine viel größere Frische des kirchlichen Lebens und eine innigere Gemüthsanschauung und eine wärmere Gemüthserfassung in Sachen der Religion vorhanden gewesen sei, als man geglaubt hat und als dies heutzutage der Fall ist, so können wir nun auch in diesem Spiegel der Vergangenheit klar und deutlich erkennen, was in jener Beziehung unserer Gegenwart fehlt, besonders wenn wir dabei — nach dem Bibellesen und nach dem Hausgottesdienste bei uns fragen.

S.

Bibliographie.

Aleris, Wilibald, Reise-Pitaval. Auserlesene Criminalgeschichten. Leipzig, Brockhaus. 8. 10 Ngr.

Der Antheil der Strassburger an der Reformation in Churpfalz. Drei Schriften J. Marbach's mit einer geschichtlichen Einleitung und bei Gelegenheit der Reformationsjubelfeier im Grossherzogthum Baden herausgegeben von C. Schmidt. Strassburg, Schmidt. Gr. 12. 15 Ngr.

Bock, A., Die Thüringische Eisenbahn. Leipzig, Brockhaus. 8. 10 Ngr.

Buddeus, A., Von Frankfurt a. M. nach Basel. Eisenbahnfahrt und Wanderungen im süddeutschen Rheinland. Leipzig, Brockhaus. 8. 10 Ngr.

Burow, A., Die Krim-Expedition militärisch-wissenschaftlich beleuchtet. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 15 Ngr.

Fichte, I. H., Anthropologie. Die Lehre von der menschlichen Seele. Neubegründet auf naturwissenschaftlichem Wege für Naturforscher, Seelenärzte und wissenschaftlich Gebildete überhaupt. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 3 Thlr.

Förster, Marie, Briefe aus Südrußland während eines Aufenthalts in Podolien, Volhynien und der Ukraine. Leipzig, Brockhaus. 8. 10 Ngr.

Frauenstädt, J., Der Materialismus. Seine Wahrheit und sein Irrthum. Eine Erwiderung auf Dr. Louis Büchner's „Kraft und Stoff". Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr.

Freytag, G., Soll und Haben. Roman in sechs Büchern. Drei Bände. 5te Auflage. Leipzig, Hirzel. 8. 5 Thlr.

Hoffmann, E., Homeros und die Homeriden-Sage von Chios. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 20 Ngr.

Massow, Clara v., Das Stiftsfräulein. Socialer Roman. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Mastriani, F., Mein Leichnam. Zeitroman. Aus dem Italienischen übertragen von J. Ebersberg. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Meyer-Merian, T., Die Lichtfreunde. Eine Ihier Comödie. Berlin, Springer. Gr. 16. 7½ Ngr.

Tagesliteratur.

Gallois, J. G., Das Verfahren gegen Julius Cäsar. Ein Votum. 2te verbesserte und vermehrte Auflage. Hamburg, Richter. Gr. 8. 3 Ngr.

Hengstenberg, Das Duell und die christliche Kirche. Berlin, Schlawitz. Gr. 8. 5 Ngr.

Zimmermann, K., Der Gustav-Adolf-Verein. Ein Wort von ihm und für ihn. 2te vielfach vermehrte und verbesserte Auflage. Darmstadt, Leske. Gr. 8. 10 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Verlagsanzeige.
Von Heinrich Heine's Werken erschien soeben:
Verlag
der Hoffmann und Campe'schen Verlagshandlung.
H. W. Dresdner's Prozeß
Geschichte seiner Ehe und Scheidung.
Nebst einem Anhange: Heine, Börne und Maria Jeannette.
Preis 1 Thlr. 15 Sgr.
Hamburg, im Januar 1854.
Hoffmann und Campe.

In der unterzeichneten Verlagshandlung erschien und ist in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Reise um die Erde
nach
Japan
an Bord der Expeditions-Escadre unter Commodore M. C. Perry
in den Jahren 1853, 1854 und 1855,
von
Wilhelm Heine.

Mit nach der Natur aufgenommenen Ansichten in Tondruck,
ausgeführt in Holzschnitt von
Eduard Kretzschmar.

Nebst sämmtlichen officiellen Documenten.

Zwei Bände. Gr. 8. Preis 6 Thlr.

Die **Japan-Expedition**, für die Cultur und Verbindung der civilisirten Welt mit dem östlichen **Asien** von derselben **Wichtigkeit**, wie die **Barth'**- und **Vogel'**schen Expeditionen in das Innere von **Afrika**, hat nicht verfehlt, bereits das gleiche Interesse aller Gebildeten durch die bekannten Berichte des Herrn Verfassers in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" zu erregen, wie diese.

Herrn **Wilhelm Heine**, einem **deutschen Landsmann**, wurde das seltene Glück, als **Maler** an der **ganzen dreijährigen Weltumsegelung**, wie an der eigentlichen Expedition in das **Innere** des so lange verschlossenen **Japanischen Reichs** im Auftrage der Regierung theilzunehmen. Mit scharfem und sicherm Blick hat der Herr Verfasser beobachtet und schildert den deutschen Lesern in **lebendiger** und **anziehender** Form die reiche Ausbeute seiner Erlebnisse und Erfahrungen auf dieser Reise.

Die **Landschaften** und **Städteansichten**, von dem Verfasser nach der Natur aufgenommen, sind von der Meisterhand des Herrn **Ed. Kretzschmar** in Holz geschnitten und bilden eine wahre Zierde dieses Prachtwerkes.

Das besondere Interesse, mit welchem der Verfasser von Herrn **Alexander von Humboldt** in seinen Bestrebungen beehrt wurde, gestattete ihm dies Werk demselben zu widmen und dessen Briefe dem Buche als Vorwort vorzudrucken.

Leipzig, 1856. **Hermann Costenoble**, Verlagsbuchhandlung.

Ein neuer Roman von Frederike Bremer.

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Hertha. Von **Frederike Bremer.**
Aus dem Schwedischen. Erster Theil. 12. Geh. 10 Ngr.

Eine **von der Verfasserin autorisirte deutsche Ausgabe** ihres neuesten Romans, die vor dem schwedischen Original und gleichzeitig mit einer englischen Uebersetzung erscheint. Die zahlreichen Freunde und Freundinnen der beliebten Romanschriftstellerin in Deutschland werden in diesem Werk alle ihre liebenswürdigen Eigenschaften wiederfinden: tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens, gemüthvolle Schilderung des Hauses und Familienlebens, wohlthuende Wärme, spannende Schilderung, und wahre, treffende Charakteristik.

Von der Verfasserin erschienen früher in demselben Verlage:

Skizzen aus dem Alltagsleben. Von Frederike Bremer. Aus dem Schwedischen. Erster bis zwanzigster Theil. 12. Jeder Theil 10 Ngr.

Einzeln sind zu erhalten:

Die Nachbarn. Fünfte Auflage. Zwei Theile. — **Die Töchter des Präsidenten.** Vierte Auflage. — **Nina.** Dritte Auflage. Zwei Theile. — **Das Haus.** Fünfte Auflage. Zwei Theile. — **Die Familie H.** Zweite Auflage. — **Kleinere Erzählungen.** — **Streit und Friede.** Dritte Auflage. — **Ein Tagebuch.** Zwei Theile. — **In Dalekarlien.** Zwei Theile. — **Geschwisterleben.** Drei Theile. — **Sommerreise.** Zwei Theile. — **Leben im Norden. Morgen-Wachen.**

Bei **elegant gebundenen** Exemplaren wird der Einband für jeden Roman (1 Band) mit 6 Ngr. berechnet.

Die Heimat in der Neuen Welt. Ein Tagebuch in Briefen, geschrieben während zweijähriger Reisen in Nordamerika und auf Cuba. Von **Frederike Bremer.** Aus dem Schwedischen. Neun Theile. 12. 3 Thlr.

Diese Schrift hat in Schweden, England und Nordamerika die größte Aufmerksamkeit erregt und bereits auch in Deutschland dieselbe allgemeine Theilnahme gefunden, die hier allen Schriften der Verfasserin zutheil wurde. **Frederike Bremer** schildert in diesem Werk ihren zweijährigen Aufenthalt in **Nordamerika** und liefert darin die wichtigsten Beiträge zur Kenntniß dieses Landes und seiner Bewohner, sodaß dasselbe nicht blos von den zahlreichen Verehrern der Bremer'schen Schriften, sondern in noch weitern Kreisen gelesen zu werden verdient.

Bei **S. Hirzel** in Leipzig ist erschienen:

Soll und Haben.

Roman in sechs Büchern
von
Gustav Freytag.
Fünfte Auflage.
3 Bände. 5 Thlr.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Beiblatt zur literarischen Unterhaltung.

Redakteur: Dr. Eduard Maria Oettinger. Nr. 36. 10. Juli 1860.

Literarische Anzeigen. Seite 281.

Verfaſſer dieſes Buchs kein anderes Verdienſt bleibt, als den Gedanken und dem Bewußtſein ſeiner Landsleute einen Ausdruck gegeben und dadurch verſucht zu haben, den täglichen gehäſſigen Inſinuationen der ausländiſchen Preſſe über dieſe „allen Sinnes für ihre Ehre und Freiheit baare Nation" die Spitze abzubrechen. Meine Landsleute ſollen nicht die Dänen, auch uns ſollen ſie ein wenig beſſer beurtheilen lernen.

Der Verfaſſer ſchildert uns däniſche Zuſtände, Sitten, Eigenthümlichkeiten des Volkslebens, der Geſetzgebung u. ſ. w. Dagegen übernimmt er die Advocatur Preußens, indem er es entſchieden ablehnt, daß man die Tendenzen der Regierung, wie es im Auslande zu geſchehen pflegt, mit den Tendenzen der „kleinen, mächtigen Partei verwechſele". Er ſucht alſo die geiſtige Vermittelung zwiſchen beiden Nationen zu übernehmen, und gerade dadurch erhält der anſcheinend fragmentariſche Charakter des Werks innere Einheit und Zuſammenhalt.

Freilich, wenn man mit dem Autor auf das königlich däniſche Poſtdampfſchiff Skirner ſteigt, die Reiſegeſellſchaft betrachtet, in die Kojen hinabſteigt, wo noch von der letzten ſtürmiſchen Nacht die Libationen unverwiſcht waren, welche die Paſſagiere wider Willen dem Gott Neptun darbringen mußten, wenn man mit ihm die ſchwediſche Quarantäne paſſirt, Yſtad im Schein der prächtig aufgehenden Morgenſonne erblickt, über die Mittel gegen Seekrankheit nachdenkt und auf Bornholm ſelbſt von dem königlich preußiſchen Conſul Thor Rönne in Rönne begrüßt wird, dann ſich über Seehundsfang und Lachshandel, über den Propſt, die Kirchen und Prediger der Inſel unterrichten läßt, ſo hat dies Alles einen ſo harmloſen, heiter anſprechenden Charakter, daß man ſich kaum denken kann, wie aus dieſen niedlichen Nipptiſchbilderchen plötzlich eine Polemik mit ſo gewaltigen Frescozügen herauswächſt. Noch kümmern wir uns nicht um die „kleinen Herren" und das Stahl'ſche Chriſtenthum, ſondern fahren über ſchlechtes Pflaſter aus Rönne fort, um Nexö am öſtlichen Strande zu erreichen, betrachten die Kirche zu Aarkirkebye, das Schifferdorf Snogebäck und die neuen Rettungsapparate und den Rieſenberg mit den heitern Sagen des alten Rieſen und Meerweibſohnes Bonderedde, die Quehl in der liebenswürdigſten Weiſe erzählt. Dieſer Bonderedde hatte eine Eigenſchaft, die ihn in heutiger Zeit vortrefflich zu einem Fouché qualificiren würde, „er war «Synsk», d. h. er konnte ſehen, was Andere nicht ſehen konnten, nicht etwa nur um die Ecke oder durch ein Bret, ſondern auch in das Innere der Berge, in die Tiefen des Waſſers, in die Nähen und Fernen der Luft". Nexö ſelbſt wird uns dann geſchildert, was nicht viel Raum fortnimmt, da die Stadt nur 800 Einwohner hat. Dagegen bietet ein nexöer Hôteleſſen dem Verfaſſer Gelegenheit, ſein erzählendes Talent zu zeigen und dieſem kleinen Ereigniſſe unter dem Mikroſkope eines Dickens'ſchen und Thackeray'ſchen Humors intereſſante Flügel und Fühlfäden abzugewinnen. Ebenſo humoriſtiſch ſchildert er uns das Städtchen Svanike mit ſeinen zankenden und krakehlenden Honoratioren. Heimkehren wir durch den Mittelpunkt der bornholmer Naturſchönheiten, den be von Dämmerung umwobenen Forſt von Almindingen, ein mit Nachtthau getränktes Abendeſſen, im eſ Wagen genoſſen, bedenkliche Folgen für die Geſun der Reiſenden zu haben droht.

Doch wir können dem Verfaſſer nicht auf allen flügen nach den Küſten und in das Innere der folgen, wir heben nur hervor, daß ſeine Schilder ebenſo elegant, leicht und fließend, wie beſtimmt, und bezeichnend ſind, mag er nun das volksthü Porträt eines rönneſchen Barbiers entwerfen, oder auf den ſteilen Berg mit ſeinem Feuerthurm und die ſtolzen Ruinen von Hammerhuus führen, oder Kämpfe der tapfern Bornholmer mit den Schweden ſtellen, oder die benachbarte Eidergansinſel Chriſti und die Wirthſchaft des Herrn Madſen auf Dyb gaard charakteriſiren. Die Felsklippen im Meer, Haiden und Torfmoore, die Höhe des Rytterknägte dem Königsthurm und der freien Ausſicht über die ſel bieten Gelegenheit zu anziehenden landſchaftlichen derungen. Nachdem wir ſo in angenehmer Weiſ äußere Phyſiognomie der Inſel kennen gelernt, uns der Verfaſſer mit ſtatiſtiſcher Gründlichkeit in Ertrags- und Vermögensverhältniſſe, in die dort g den Rechtsvorſchriften, beſonders in Bezug auf Er und das Eigenthum der Höfe, in die Handelsbezü gen und induſtriellen Unternehmungen ein und gibt a dem eine genaue Ueberſicht der Fauna und Flora Inſel und ihrer geognoſtiſchen Verhältniſſe. So e Gemälde der kleinen Inſel Bornholm nach allen hin erſchöpfend, aber auch intereſſant — denn ſo ein Stück Erde ſein mag, es lebt und webt de mer darin die reiche Natur und darauf der Men geiſt — und im kleinſten Tropfen ſpiegelt ſich das verſum ab.

Die politiſchen Excurſe des Verfaſſers ſind alle nur freiſchweifende Arabesken um das geographiſch ethnographiſche Gemälde mit zufälligſter Anknüp Eine Schar von Arbeitern auf dem Felde, in deren ſich der Hofbeſitzer mit ſeinen Söhnen in gleicher T keit befindet, ruft in dem Verfaſſer Ideenaſſoci hervor, welche, an die Gemeinſamkeit der Arbeit an die Lage der arbeitenden Claſſen anknüpfend, Benehmen der ſogenannten chriſtlichen Partei in ßen und ihre Geſetzesvorſchläge in ihre Kreiſe zie mit einer heftigen, durch bibliſche Parallelen unterſt Polemik enden. An einer andern Stelle, wo der tor das bornholmer Thierreich illuſtrirt, knüpft er a Haſen und Rebhühner Betrachtungen über das Jag und beleuchtet die Beſtrebungen der chriſtlichen Fre aller Länder. Doch die Zufälligkeit der Anknüpfung dieſen politiſchen Fehdebriefen nicht ihre Bedeutung ben. Bei einem Schriftſteller aus den Reihen der position oder mit weitgehenden Tendenzen, die ſich das Beſtehende wenig kümmern, würde die Bere ähnlicher polemiſcher Kriegserklärungen nur eine un geordnete ſein; denn der Widerſtand gegen die Pr

Ausgabe der Bücher, Schriften und Karten, welche in Folge der Verordnung vom 10. Juni 1824 in Preußen verboten sind. Berlin, Reimer. 1824. 8. 1 Thlr.

Verzeichniß der Bücher

dürfen, welche die große Gefahr der Entsittlichung mit sich führen und in ihrem innersten Wesen demselben Materialismus frönen, den man durch Kirche und Schule zu bekämpfen versucht. Damit soll freilich der Regierung weder das Recht noch die Pflicht bestritten werden, auf Wahlen einen Einfluß zu üben oder vielleicht noch mehr dem Einflusse der Parteien, wo er in unsittlicher Weise versucht werden sollte, entgegenzutreten. Aber sie thut und läßt es thun, indem sie sich durch Wort und Schrift nicht an die Selbstsucht wendet, die sie gerade zu bekämpfen suchen muß, sondern an die Liebe für die Brüder, an den Sinn für die Ehre der Nation und des Throns, an eine verständige und unbefangene Erwägung der Lage der Dinge. Ein derartiger Einfluß, aber auch nur ein derartiger, kann allerdings die wahre Selbständigkeit befördern, indem er zur Beseitigung Dessen wirkt, was den Menschen unselbständig macht, nämlich der Leidenschaften und des Mangels an Wissen und richtigem Urtheil, wohingegen eine unmittelbare oder mittelbare Benutzung der Selbstsucht der Menschen ihre Unselbständigkeit nur vergrößern und ihren sittlichen Werth erniedrigen muß. Eine solche Benutzung kann menschlich genommen recht klug und augenblicklich und scheinbar recht erfolgreich sein, obschon die Geschichte gegen alle diese Erfolge mistrauisch machen sollte — aber christlich betrachtet?! (Math. 23, 15. 24. 25.)

Und was soll es nun gar mit dem Christenthum, d. h. mit der Lehre und dem Leben Christi zu schaffen haben, wenn die „christliche Partei" Gesetze verlangt, nicht allein gegen das frühzeitige Heirathen, sondern auch dagegen, daß eine Ehe anders geschlossen werde, als wenn die Garantie für eine standesgemäße Erziehung der Kinder verhanden sei ꝛc., und wenn man als Motiv für solches Verlangen anführt: die zur „Unerträglichkeit gesteigerten Ansprüche an die Armenflege"?! Freilich, wenn man ernstlich suchen wollte nach den Gründen der zunehmenden Armuth, so würde man andere und viel erheblichere finden als den Mangel an Mitteln zur standesgemäßen Erziehung der Kinder. Aber diese andern Gründe beseitigen, das hieße die eigene Selbst- und Prunksucht, die Eitelkeit, die Vornehmthuerei bekämpfen sollen, daher soll es nun besser und christlicher sein, wenn man den weniger Bemittelten die Ehen verbietet und sie zum Laster verdammt. Das ist doch ein merkwürdiges Christenthum, so ganz das Gegentheil von dem, das Christus gelehrt und für das er gelitten hat. Dieses verlangt, daß wir uns verleugnen, daß wir entbehren und entsagen sollen um Anderer willen, und jenes sagt, daß die Andern entbehren und entsagen sollen um unsertwillen. Ist das nicht ein Gegensatz so schlagend und handgreiflich, wie er nur sein kann?! Ist das nicht, wie man auch äußerlich den Herrn zu verherrlichen suchen mag, eine Lästerung wider den Geist, welche nach dem Ausspruche Christi dem Menschen nicht vergeben werden soll?! (Math. 12, 31.)

Das sind ernste bedeutungsvolle Fragen, Fragen, die uns vielleicht desto mehr mit Schrecken über uns selbst und über die Zustände, in denen wir leben und denen wir entgegengehen, erfüllen müssen, je gründlicher und je demüthiger wir — das Wort Gottes zur Hand — eine Antwort suchen. Aber wir müssen doch durch diesen Schrecken hindurch, wenn wir zu dem wahren Frieden in und mit Gott kommen wollen, und Regierung wie Nation müssen — eingedenk des Wortes „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen" — zu einem klaren und deutlichen Bewußtsein über die Gefahren dieser Richtung kommen, wenn sie nicht dem Throne und dem Lande unabsehbares Verderben bereiten soll. Man mag behaupten oder bestreiten, daß dieselbe Richtung den großen Traditionen unsers Herrscherhauses und den Grundsätzen, denen Preußen seine Stellung und Größe in Europa verdankt, den Krieg erklärt. Das mag zu bestreiten sein, und Niemand wird einer Partei das Recht nehmen wollen, für ihre Ansichten auf diesem Gebiete Geltung und Einfluß zu erstreben. Aber wenn diese Partei nicht allein den Vorzug politischer Weisheit und patriotischer Treue, sondern auch denjenigen des christlichen Glaubens und der christlichen Gesinnung vor allen andern in Anspruch nimmt, nicht allein das Regiment im Staate, sondern auch das in der Kirche und über die Gewissen, so wird es nicht allein unser Recht, sondern auch unsere heilige Pflicht, diesen Anspruch zu messen mit dem unveränderlichen Maße der Lehre und des Strebens unsers Herrn und Heilands, dem Maße, auf das sie sich selbst berufen haben, diese Hohenpriester und Schriftgelehrten. Wir dürfen uns auch nicht dadurch beirren lassen, daß sie aus der Schrift predigen von der Tribune oder Kanzel, und daß sie viel wissen und sagen von Christus, ja nicht einmal dadurch, daß es nicht ihnen, aber der Macht der Wahrheit selbst in ihrem Munde gelingt, Einige oder Viele zur Umkehr und Einkehr in sich und in Gott zu rufen. Auch die Hohenpriester und Schriftgelehrten zur Zeit, da Christus geboren war, wußten von ihm. Sie konnten dem Herodes aus dem Propheten die Stätte der Geburt des Heilands mittheilen, daß er sie den Königen des Morgenlandes nennen konnte, und so wurde ihnen durch die Hohenpriester und Schriftgelehrten der Weg gezeigt, auf dem sie zum Herrn kamen, ihn anzubeten und ihm zu opfern. Aber nichtsdestoweniger haben die Hohenpriester und Schriftgelehrten den Herrn gekreuzigt und alle ihre Weisheit und Kenntniß, ihre Gebräuche und Gebete haben Jerusalem nicht vor der Zerstörung und das Volk der Juden nicht vor dem Untergange bewahren können.

Diese Stelle ist für Quehl's Standpunkt so charakteristisch, daß sie uns ein genaueres Eingehen auf den zweiten Haupttheil des Werks erspart, in welchem der Verfasser die hier entwickelten Ansichten mit besonderer Beziehung auf die Stellung des Staats zur Religion und Kirche überhaupt und auf die Organisation der evangelischen Kirche weiter ausführt. Veranlassung dazu geben ihm die Streitschriften eines dänischen Geistlichen, Sören Kierkegaard, gegen die officielle Kirche und das officielle Christenthum, Streitschriften, deren vollständigen und getreuen Inhalt der Verfasser selbst uns mittheilt und deren geharnischter Stil von jenem reformatorischen Geiste und Eifer Zeugniß ablegt, von dem zu allen Zeiten einige kräftige und knorrige Persönlichkeiten beseelt waren. In der That ist sehr viel Wermuth in diesem Kelch, den Kierkegaard der dänischen Staatskirche kredenzt, und seine lakonische Schreibweise erinnert mehr an den urkräftigen Keulenschwung, der im Zeitalter der Reformation den Glaubensstreitern unentbehrlich schien, als an die zierlichen Paraden und Stöße der fashionabeln Tagesdogmatiker. Hören wir nur einige Sätze, die er gleichsam als Axiome seinen Pamphleten vorausschickt und die es uns vollkommen deutlich machen, daß wir es hier mit einem Manne zu thun haben, der dem olympischen Donnerkeil der Polemik nicht mit Blumen umkränzt:

Das officielle Christenthum ist im Laufe der Zeiten das Gegentheil von dem Christenthum des Evangeliums geworden. Der officielle Gottesdienst ist im christlichen Sinne ein Falsum, eine Betrügerei. Die Theilnahme an demselben ist ein Act, durch welchen man Gott zum besten hat. Enthältst du dich dieser Theilnahme, so hast du wenigstens eine Sünde weniger auf dem Herzen. Die Frage, wie lange diese Lüge dauern soll, muß zur Entscheidung kommen. Das Temporisiren hilft nicht. Die Geistlichkeit muß das Unhaltbare des Widerspruchs fühlen. Das Princip: „die Dinge man eben gehen zu lassen, es hält dann wol solange wie wir selbst", taugt nichts. Der verstorbene Bischof (Mynster) hat, indem er die Unwahrheiten in Religions-

Mr. Lee, Mr. Lee, Mr. Lee,

blitze, die in eigener und eigenthümlicher Art dieſe oder jene dunkle Seite des menſchlichen Lebens und menſchlicher Verhältniſſe ſtreiflichtartig erhellen, auf ſo manchen äſthetiſchen Satz, der zur richtigen Beurtheilung und Auffaſſung ſolcher Geiſtesproducte wie der Gutzkow'ſche Roman dienen mag. Auch zu der von uns anfangs gehegten Befürchtung, daß ein ſolches Buch geeignet ſein könne, den Leſerkreis des analyſirten Werks eher zu verringern als zu erweitern, fanden wir nach beendigter Lectüre keinen Grund. Jung entwickelt nur die Charaktere, Gedanken und Tendenzen des Romans, aber die eigentliche Handlung läßt er in einem anziehenden Helldunkel liegen, ſodaß, was man davon erfährt, nur noch geſpannter darauf macht, noch mehr davon zu erfahren. Der Verfaſſer ſagt:

> Die echte Kritik ſollte das Werk eines Dichters noch ein mal ſchaffen, das Ganze und Einzelne mit Liebe durchdringen, ohne es zu tödten. So möchte ich in meinem Unternehmen alſo verfahren, daß ich zunächſt einige Geſichtspunkte in Erwähnung bringe, die für die „Ritter vom Geiſte" von höchſter Wichtigkeit ſind, daß ich im Weitern Ihnen ſage, ob und in welcher Art die einzelnen Maße, Verhältniſſe, Geſtalten, Gruppen ſich mir in der Geſammtheit als Kunſtwerk herausgeſtellt haben, um dann mit Ihnen das Innere des Baus zu durchwandern, die Vorgänge zu verſtehen, die Charaktere zu ergründen, mit ihnen zu verkehren und mit Demjenigen zu ſchließen, was die eigentliche Ausbeute iſt, die vielleicht Leben und zwar neues Leben wecken wird für die Zukunft.

Es handelt ſich hierbei alſo wieder um ein „Kunſtwerk der Zukunft", um ein Kunſtwerk des Lebens, welches von der geiſtigen Ritterſchaft aufgebaut werden ſoll, von Rittern und Knappen, männlichen und weiblichen Brüderſchaften, Eingeweihten und Laien; denn an ein ſolches Werk muß Jeder nach ſeiner Kraft mit Hand anlegen. Jung zeigt uns zugleich, wie man die „Ritter vom Geiſte" leſen ſoll. Diejenigen, die in dieſem das Leben nicht von Einer Seite, ſondern von allen Seiten zugleich reflectirenden und die menſchliche Arbeit nicht im Sinne der bloßen materiellen Arbeit auffaſſenden Romane nur nach pikanter Unterhaltung haſchen oder gar nach der Auffindung perſönlicher Porträts Jagd darin anſtellen, dieſe leſen ihn nicht, wie er geleſen werden muß, und bleiben vom eigentlichen Verſtändniß wie von der Gemeinſchaft der „Ritter vom Geiſte" ausgeſchloſſen.

Indeß ſoll nicht verſchwiegen werden, daß Manchem die enthuſiaſtiſchen Ausbrüche des Verfaſſers dieſer Briefe doch etwas zu überſchwänglich erſcheinen dürften; ſie entſtrömen aber einem Enthuſiasmus, welcher Den, der ſich von ihm beſeelt zeigt, ebenſo ehrt als Den, an welchem er ſich erwärmt. Jung ſagt ſelbſt: „Ich weiß nun einmal keinen kalten Bewunderer der Schönheit abzugeben", worauf er Ausfälle gegen eine gewiſſe Gattung der Kritik folgen läßt, welche mit der Kälte und Schärfe des bloßen Anatomen zuwerke geht, „aber den Geiſt und die Schönheit nicht wieder heraufzubringen, am wenigſten aber für beide zu erglühen vermag". Der Verfaſſer hat in ſeiner Weiſe ganz Recht: der Kritiker ſoll an ein Kunſtwerk nicht wie der Anatom an einen Leichnam gehen, der direct vom Galgen abgenommen oder aus dem Waſſer gezogen iſt. Aber auch vor dem Extrem des Gegentheils muß gewarnt werden. Die Kritik ſoll nicht bloße dithyrambiſche Lyrik ſein; ſie iſt kein lieb- und herzloſes, aber auch kein ſentimental ſchwärmeriſches, ſondern ein ganz verſtändiges, ruhiges, beſonnenes Weſen, das ſich zwar den Wein der Schönheit munden läßt, aber ſich an ihm nicht von vornherein völlig berauſcht und darüber die Fähigkeit verliert, ſeine edlern Sorten von den niedern zu unterſcheiden. Leider wird man auf Leſſing'ſche Oekonomie und epigrammatiſche Schärfe und Goethe'ſche Ruhe und Objectivität in unſerer Zeit im Allgemeinen wol verzichten müſſen, denn die eigenthümlich nervös aufgeregten Modernen ſcheinen kaum noch den eigentlichen Goldwerth des Worts zu kennen und gehen daher etwas verſchwenderiſch mit ihm um. Zuweilen geſchieht dies nur, um die Dürftigkeit ihrer Natur zu verdecken, wie manche unſolide Geſchäftsleute viel auszugeben pflegen, um über ihren bevorſtehenden Ruin zu täuſchen. Dies gilt nun keineswegs von Jung, der vielmehr eine innerlich ſehr reiche Natur iſt; aber wir würden ihm doch rathen, bisweilen ſparſamer zu ſein; denn auch die reichſte Natur kann ſich ausgeben. Seine Empfindungszuſtände mögen während der Lectüre der „Ritter vom Geiſte" oft von außerordentlicher Art geweſen ſein, wenn er aber einmal bei der Schilderung einer Romanſcene ausruft: „Ich geſtehe Ihnen, mein Herz pochte, meine Nerven vibrirten, meine Phantaſie verſagte mir, es ſelbſt zu errathen, wie dieſe Scene ablaufen werde", oder wenn ihn ein andermal ein „Vibriren aller Nerven ergreift, daß er kaum weiter zu leſen wagt", ſo glauben wir für unſer Theil, die wir von der Ehrlichkeit Jung's überzeugt ſind, zwar an die Wahrheit dieſes in ſo fieberhaften Worten geſchilderten Zuſtandes, aber ſoweit wir das Publicum kennen, dürfte dieſes hinter einem Gefühlsausbruch, der ſich in ſo excentriſchen Worten äußert, entweder Ueberſpannung oder noch etwas Schlimmeres vermuthen. Das Publicum lieſt wol Romane mit lebendigſtem Intereſſe, aber ohne ſolche Fieberanfälle, und weſſen es ſelbſt nicht fähig iſt, deſſen hält es auch Andere für unfähig, namentlich einen referirenden Schriftſteller, der, wie es meint, über Herzklopfen und Nervenvibriren hinaus ſein müßte. In dieſelbe Kategorie phyſiſcher Erregungen gehört es, wenn der Verfaſſer die „Ritter vom Geiſte" an einer Stelle ein Werk nennt, welches uns „Mark und Bein durchdringe" und den „Geiſt für Zeit und Ewigkeit wachrufe", oder wenn er ein andermal von zwei Capiteln ſagt, ſie ſpannten uns mit einer Stärke, „daß ſich uns jedes Haar ſträubt".

Zuweilen läßt der Verfaſſer ſeine Leſer auch zu ſehr im Unklaren über Das, was er eigentlich bezweckt, oder er ſtellt irgendein Schlagwort hin, welches von Denen, die nicht genau ſeinem Gedankengange zu folgen wiſſen, oder nicht mit genügendem inſtinctiven Ahnungsvermögen begabt ſind, gar nicht oder falſch verſtanden werden muß. Der Verfaſſer ſagt ſehr richtig:

Art. 12. Ein Mal in jedem Monate, und zwar am ersten Montage, versammelt sich die Gesellschaft, um die Geschäfte des Monates zu besorgen.

Art. 13. Ausserordentliche Versammlungen werden nach Bedürfniss ausgeschrieben.

Art. 14. Jedes Mitglied hat das Recht, Vorschläge zu machen, und Anfragen zu stellen.

Art. 15. Jedes Mitglied hat das Recht, Bücher, Karten, Instrumente und Sammlungen der Gesellschaft zu benützen.

Art. 16. Jedes Mitglied hat das Recht, Gäste einzuführen.

Art. 17. Jedes Mitglied hat das Recht, Abhandlungen, Karten, Zeichnungen, Instrumente und Sammlungen der Gesellschaft zu übergeben.

Art. 18. Jedes Mitglied hat das Recht, Abhandlungen, Karten, Zeichnungen, Instrumente und Sammlungen der Gesellschaft zu übergeben.

Art. 19. Jedes Mitglied hat das Recht, Abhandlungen, Karten, Zeichnungen, Instrumente und Sammlungen der Gesellschaft zu übergeben.

Art. 20. Jedes Mitglied hat das Recht, Abhandlungen, Karten, Zeichnungen, Instrumente und Sammlungen der Gesellschaft zu übergeben.

Art. 21. Jedes Mitglied hat das Recht, Abhandlungen, Karten, Zeichnungen, Instrumente und Sammlungen der Gesellschaft zu übergeben.

Art. 22. Jedes Mitglied hat das Recht, Abhandlungen, Karten, Zeichnungen, Instrumente und Sammlungen der Gesellschaft zu übergeben.

Art. 23. Jedes Mitglied hat das Recht, Abhandlungen, Karten, Zeichnungen, Instrumente und Sammlungen der Gesellschaft zu übergeben.

Art. 24. Jedes Mitglied hat das Recht, Abhandlungen, Karten, Zeichnungen, Instrumente und Sammlungen der Gesellschaft zu übergeben.

Art. 25. Jedes Mitglied hat das Recht, Abhandlungen, Karten, Zeichnungen, Instrumente und Sammlungen der Gesellschaft zu übergeben.

Art. 26. Jedes Mitglied hat das Recht, Abhandlungen, Karten, Zeichnungen, Instrumente und Sammlungen der Gesellschaft zu übergeben.

Art. 27. Jedes Mitglied hat das Recht, Abhandlungen, Karten, Zeichnungen, Instrumente und Sammlungen der Gesellschaft zu übergeben.

Art. 28. Jedes Mitglied hat das Recht, Abhandlungen, Karten, Zeichnungen, Instrumente und Sammlungen der Gesellschaft zu übergeben.

Art. 29. Jedes Mitglied hat das Recht, Abhandlungen, Karten, Zeichnungen, Instrumente und Sammlungen der Gesellschaft zu übergeben.

Art. 30. Jedes Mitglied hat das Recht, Abhandlungen, Karten, Zeichnungen, Instrumente und Sammlungen der Gesellschaft zu übergeben.

Art. 31. Jedes Mitglied hat das Recht, Abhandlungen, Karten, Zeichnungen, Instrumente und Sammlungen der Gesellschaft zu übergeben.

Art. 32. Jedes Mitglied hat das Recht, Abhandlungen, Karten, Zeichnungen, Instrumente und Sammlungen der Gesellschaft zu übergeben.

Art. 33. Jedes Mitglied hat das Recht, Abhandlungen, Karten, Zeichnungen, Instrumente und Sammlungen der Gesellschaft zu übergeben.

Art. 34. Jedes Mitglied hat das Recht, Abhandlungen, Karten, Zeichnungen, Instrumente und Sammlungen der Gesellschaft zu übergeben.

Art. 35. Jedes Mitglied hat das Recht, Abhandlungen, Karten, Zeichnungen, Instrumente und Sammlungen der Gesellschaft zu übergeben.

Art. 36. Jedes Mitglied hat das Recht, Abhandlungen, Karten, Zeichnungen, Instrumente und Sammlungen der Gesellschaft zu übergeben.

Art. 37. Jedes Mitglied hat das Recht, Abhandlungen, Karten, Zeichnungen, Instrumente und Sammlungen der Gesellschaft zu übergeben.

Art. 38. Jedes Mitglied hat das Recht, Abhandlungen, Karten, Zeichnungen, Instrumente und Sammlungen der Gesellschaft zu übergeben.

Art. 39. Jedes Mitglied hat das Recht, Abhandlungen, Karten, Zeichnungen, Instrumente und Sammlungen der Gesellschaft zu übergeben.

Art. 40. Jedes Mitglied hat das Recht, Abhandlungen, Karten, Zeichnungen, Instrumente und Sammlungen der Gesellschaft zu übergeben.

Art. 41. Jedes Mitglied hat das Recht, Abhandlungen, Karten, Zeichnungen, Instrumente und Sammlungen der Gesellschaft zu übergeben.

Art. 42. Jedes Mitglied hat das Recht, Abhandlungen, Karten, Zeichnungen, Instrumente und Sammlungen der Gesellschaft zu übergeben.

Art. 43. Jedes Mitglied hat das Recht, Abhandlungen, Karten, Zeichnungen, Instrumente und Sammlungen der Gesellschaft zu übergeben.

Art. 44. Jedes Mitglied hat das Recht, Abhandlungen, Karten, Zeichnungen, Instrumente und Sammlungen der Gesellschaft zu übergeben.

Art. 45. Jedes Mitglied hat das Recht, Abhandlungen, Karten, Zeichnungen, Instrumente und Sammlungen der Gesellschaft zu übergeben.

Art. 46. Jedes Mitglied hat das Recht, Abhandlungen, Karten, Zeichnungen, Instrumente und Sammlungen der Gesellschaft zu übergeben.

Art. 47. Jedes Mitglied hat das Recht, Abhandlungen, Karten, Zeichnungen, Instrumente und Sammlungen der Gesellschaft zu übergeben.

Art. 48. Jedes Mitglied hat das Recht, Abhandlungen, Karten, Zeichnungen, Instrumente und Sammlungen der Gesellschaft zu übergeben.

Art. 49. Jedes Mitglied hat das Recht, Abhandlungen, Karten, Zeichnungen, Instrumente und Sammlungen der Gesellschaft zu übergeben.

Art. 50. Jedes Mitglied hat das Recht, Abhandlungen, Karten, Zeichnungen, Instrumente und Sammlungen der Gesellschaft zu übergeben.

Häuſer in Brand legt, Menſchen ſchneller in Staub legt, als Würmer vermögen.

Er ſagt an einer andern Stelle:

Aus dem Gutzkow'ſchen Roman, wiefern er die Wirklichkeit darſtellt, leuchtet es bis zur Evidenz ein, daß der moderne Geſellſchaftsproceß, der mit ſeinem Socialismus groß thut, oder völlig in die Vergangenheit zurückſtrebt, es zu nichts Höherm gebracht hat als zu Parteien, zu einem Bündlerweſen, von denen jedes nur ſich will, darüber eher das Ganze zugrunde gehen läßt und ſogar edle Naturen dahinrafft. Nicht die bewußtloſe Maſſe iſt das Hemmende in unſerer Zeit, ſondern die Maſſe, welche ſchon bis zu einer gewiſſen Intelligenz vorgedrungen iſt, eine Maſſe, die mit dem Geiſte kokettirt und doch nur an die Materie glaubt.

Für ſolche und andere von ihm ausgeſprochene Wahrheiten gewährte ihm allerdings der Gutzkow'ſche Roman ſelbſt die ſicherſten Anhaltspunkte, z. B. wenn Dankmar ſagt: „Der Staat iſt kein Bund der Menſchheit, die Geſellſchaft iſt grauſam und lieblos", oder wenn derſelbe Dankmar ausruft: „Wo iſt auch noch ein Troſt für unbefriedigte Gemüther unſerer Zeit als allein in der Liebe? Wo iſt die Bürgſchaft noch, daß in den Schrecken der Empörungen und Kriege, in den ſchaudervollen Gerichten der Rache noch etwas vom Ewigen und Menſchlichen ſich erhält als in der Liebe? Wo werden noch Worte des Lebens geſprochen, wo rinnen noch Thränen der Freude, wo weht noch der Hauch des ſtillen Einverſtändniſſes, wo iſt noch Liebe, als in der Liebe?" Gutzkow ſcheint dem Verfaſſer das Werk Goethe's und Jean Paul's fortzuſetzen, welche Beide allerdings, der eine am klarſten, der andere am tiefſten, der eine als Künſtler, der andere als Schauer, die Betheiligung, die der deutſche Geiſt an der Fortbildung des Menſchengeſchlechts zu nehmen hat, aufgefaßt und zum Ausdruck gebracht haben; ſie opferten Beide am Altar der Natur und des reinen Menſchenthums, jeder in ſeiner Weiſe, der eine mehr Licht, der andere mehr innere Wärme um ſich verbreitend. Dem Dichter des „Hesperus" und „Titan" hat Jung in ſeinen Briefen auch mehrfach ſchöne begeiſterte Worte gewidmet, und wenn ſeine Ausdrucksweiſe auch etwas ſtark Jean Paul'ſche Einflüſſe verräth, ſo ſchlägt unter dieſem Jean Paul'ſchen Sprachgewande auch das Jean Paul'ſche Herz. Je geringer die Zahl derjenigen Schriftſteller gegenwärtig iſt, die noch wahrhaft zu lieben wiſſen, die um ihrer Liebe willen vereinſamt ſtehen, die an ſchriftſtelleriſchen Genoſſen das Element der Liebe hervorzuheben den Muth haben, umſomehr werden wir auch geneigt ſein, gegen die mancherlei Ueberſchwänglichkeiten Jung's Nachſicht zu üben, weil wir in ihnen einen Ausfluß der ihm innewohnenden uneigennützigen Liebe zur Menſchheit und zu allem Menſchlichen erblicken.

Von dieſer Schrift über Karl Gutzkow, die gewiß allen Verehrern der „Ritter vom Geiſte" ſehr willkommen ſein wird, aber auch unabhängig davon ein großes Intereſſe gewährt und lebhaft zum Denken und Nachdenken anregt, gehen wir zu einigen neuern Schriften von Gutzkow ſelbſt über. Es ſind dies die Erzählung „Ein Mädchen aus dem Volke", welche einen Beſtandtheil des von Kober herausgegebenen „Album, Bibliothek deutſcher Originalromane" und zwar den zweiundzwanzigſten Band von deſſen zehntem Jahrgang bildet, und die Sammlung kleinerer und größerer Erzählungen: „Die kleine Narrenwelt", wovon zwei Bändchen erſchienen ſind und ein drittes demnächſt folgen ſoll. Es dürfte kaum zuläſſig ſein, eine gründlichere Analyſe dieſer kleinern Fragmente des Gutzkow'ſchen Geiſtes hier vorzunehmen, da ſie unſers Wiſſens ſchon ſämmtlich oder faſt ſämmtlich und zwar in den „Unterhaltungen am häuslichen Herd" gedruckt waren und Beifall gefunden haben. Wir wollen nur im Allgemeinen bemerken, daß ſich in dieſen Erzählungen und Skizzen wieder ganz jene delicate und innerliche Dialektik kundgibt, womit Gutzkow die tiefern Phänomene des modernen Geiſteslebens zu ergründen, hin- und herzuwenden, in ihre geheimſten Schlupfwinkel zu verfolgen und ſie gewiſſermaßen als Betheiligter mitdurchzuleben gewohnt iſt, inſofern man von einem Gewohntſein ſprechen kann, wo es ſich um wirkliche Herzensneigung handelt; denn Gutzkow iſt den Erſcheinungen, Räthſeln, Leiden und Sorgen des modernen Lebens gegenüber ein echter „Sympathizer". Wir möchten hier noch ein beſonderes Merkmal zur Charakteriſtik Gutzkow's hervorheben. Gutzkow iſt ein „Literat" (um bei dieſer freilich vielfach verdächtigten Bezeichnung ſtehen zu bleiben) im echten und beſten Sinne des Worts. Die ſchriftſtelleriſche Wirkſamkeit iſt ſein Ein und Alles, wie dem wahren Künſtler die Ausübung ſeiner Kunſt. Sie iſt ſein Element, wie dem Fiſch das Waſſer und dem Vogel die Luft. Es konnte einem Mann wie Gutzkow nicht fehlen, ſich irgendeine amtliche Stellung zu verſchaffen; er hat ſie bisher verſchmäht. Es iſt auch nicht zu leugnen, daß eine praktiſche Lebensſtellung, bei manchen unleugbaren Vorzügen, für ein ſchriftſtelleriſches Talent wie Gutzkow auch vieles Nachtheilige und Beengende haben würde. Die Rückſicht auf das Intereſſe des Amts, welcher Art es auch ſei, würde der allgemeinern Richtung ſeines Geiſtes nur Eintrag thun. Und was man auch von dem freien Literatenthum denken mag, ſo iſt es doch ebenſo gewiß, daß ein freiſtehender, durch keine Rückſichten auf Amt- und Standesintereſſe gebundener Schriftſteller oft mit Kreiſen und Verhältniſſen in Berührung kommt, die z. B. ein Univerſitätsprofeſſor in ſeiner mehr zunftmäßigen Abgeſchloſſenheit nicht kennen lernt, und daß er, falls er überhaupt eine ernſte Richtung hat, häufig weiterreichende Geſichtspunkte und größere Vielſeitigkeit wahrnehmen läßt als dieſer. Ein Zunftgelehrter mag wol auch ein freies kräftiges Wort zu ſprechen den Muth haben, aber ſein Freimuth wird eine Amts- und Zunftgrenze zu reſpectiren haben, die für den freien Schriftſteller nicht da iſt. In allen allgemein menſchlichen Dingen und in allen Angelegenheiten des Herzens wird dieſer, Ernſt und Geſinnung immer bei ihm vorausgeſetzt, ein wärmerer und beredterer Fürſprech ſein als der Zunftgelehrte, dem die Poſtulate

findungen Eugène Sue's und Alexandre Dumas' enthält der Gutzkow'sche Aufsatz „Die Reichthümer der Phantasie". Was meine in dieser Hinsicht etwas skeptische Wenigkeit betrifft, so habe ich z. B. den „Ewigen Juden" (wie unsere Ritter- und Räuberromane der echten Sorte) immer nur mit Genuß lesen können, wenn ich diese Ausgeburt Sue'scher Phantasie zu Ergötzungszwecken als bloße Münchhauseniade las, was sie im Grunde auch ist. Die Dumas'schen Romane mit ihren fürchterlichen Todes- und Rettungsapparaten sind es kaum weniger. **Hermann Marggraff.**

Populäre Aesthetik.

Ueber das Tragische und die Tragödie von Robert Zimmermann. Vorlesungen gehalten zu Prag im Frühjahre 1855. Wien, Braumüller. 1856. Lex.-8. 20 Ngr.

Es ist eine der erfreulichsten Erscheinungen, daß in neuerer Zeit die Wissenschaft angefangen hat, es nicht für einen Raub zu halten, aus dem unnahbaren Adyton ihres geweihten Tempels von Zeit zu Zeit zu dem Volk, welches nicht Priester, aber begierig nach der Wissenschaft ist, hinabzusteigen und dasselbe ihrer Segnungen soweit möglich theilhaftig werden zu lassen. Gewiß liegt bei dieser Popularisirung der Wissenschaft die Gefahr der Verwässerung und wüsten Oberflächlichkeit sehr nahe; aber doch nur dann, wenn Derjenige, der es unternimmt, die Errungenschaften der Wissenschaft größern Kreisen zugänglich zu machen, seines Stoffs nicht vollkommen Herr ist. Nur Der soll es wagen, irgendeinen Theil wissenschaftlicher Erkenntniß in populärer Fassung der Menge zu übergeben, der diesen Theil mit wissenschaftlichem Ernst und wissenschaftlicher Strenge durchgearbeitet und sich so vollständig zueigen gemacht hat, daß er in Handhabung der Form sich vollkommen frei fühlt und stets den Blick auf die Foderungen höherer Wissenschaftlichkeit gerichtet behält. Von diesem Standpunkt aus müssen wir die Menge von naturwissenschaftlichen Popularwerken, wie sie jetzt Pilzen gleich aus der Erde sprießen, aufrichtig beklagen. Denn meist von Leuten ausgehend, die ihre dilettantischen Studien sogleich verwerthen wollen, müssen sie nothwendig in Flachheit verlaufen und großentheils jenen Ausblick auf die höchsten Foderungen der Wissenschaft, den wir oben verlangen zu müssen glaubten, vermissen lassen. Um so freudiger sind jene Vorlesungen zu begrüßen, welche in neuerer Zeit auf vielen deutschen Universitäten von den Docenten der verschiedensten Disciplinen über ihre Wissenschaft vor einem größern gebildeten Publicum gehalten werden.

Und wiederum erfreulich, daß auch hierin die östreichischen Universitäten den übrigen deutschen Hochschulen nicht nachstehen wollen. Das Buch, welches ich an die Spitze dieser Zeilen gesetzt, ist dafür ein redender Beweis. Dasselbe enthält Vorlesungen, die der Verfasser, Professor an der Universität, vor einem größern Kreis gebildeter Männer und Frauen in Prag gehalten. Aber über das Tragische und die Tragödie? Also eine populäre Aesthetik? Und warum nicht? Oder vielmehr, was könnte nützlicher und nöthiger erscheinen? Jedermann glaubt über ästhetische Fragen mitsprechen zu können, ohne zu bedenken, daß auch die ästhetische Betrachtung, das ästhetische Urtheil eine Reihe tiefer wissenschaftlicher Studien voraussetzt. Wie trefflich also, wenn das größere Publicum, welches, insofern es zugleich das gebildete ist, über Kunst und insbesondere das Schauspiel so schnell fertig mit dem Wort ist, eine Belehrung über die Voraussetzungen, Mittel und Zwecke dieses Kunstzweigs erhält, eine Belehrung, welche, ohne durch pedantische Schulterminologie zu entfremden oder durch allzu tiefes Eingehen in die philosophischen Principien den Laien abzuschrecken, doch zugleich auf die Tiefe der eigentlich wissenschaftlichen Begründung hinweist und, indem sie von dem Thron der Wissenschaft für Augenblicke herabsteigt, um den Bedürfnissen der Sterblichen zu genügen, in dem Lernenden die Ahnung von der höhern Würde echter Wissenschaft zurückläßt.

Ein solches Buch empfehle ich in den Vorlesungen Zimmermann's. Dieselben sind populär im besten Sinn des Worts, d. h. sie sind größern Kreisen, auch gebildeten Frauen wohl verständlich, und doch enthalten sie eine Menge des Neuen und Anregenden, und doch weisen sie stets auf die wissenschaftlichen Principien und Gedankenprocesse hin, von denen sie uns die Resultate mittheilen. Der Verfasser beginnt mit dem Begriff des Tragischen und der Tragödie, wobei die berühmte Aristotelische Definition in sehr klarer und ansprechender Weise auseinandergelegt wird. Nach Feststellung des Begriffs verfolgt er die Erscheinung der Tragödie bei den Indern, Hebräern, Griechen und bei den modernen Völkern. Am längsten wie billig verweilt er bei den deutschen Tragikern und unter diesen wieder wird Lessing hervorgehoben und mit Recht gegen die abgeschmackten Angriffe der Romantik in Schutz genommen. Auch als Aesthetiker ist Lessing dem Verfasser Vorbild und Autorität, und wollte der Himmel, diese Ansicht hätte Aussicht, zur allgemeinen zu werden; Literatur und Aesthetik würden gewinnen, wollten sie den „überwundenen Standpunkt" Lessing's nicht ganz aus dem Auge verlieren. Von der pietätsvollen Beschäftigung unsers Verfassers mit Lessing legt übrigens auch eine andere Schrift desselben Zeugniß ab, die wir hier wenigstens beiläufig erwähnen wollen: „Leibniz und Lessing. Eine Studie."

Es versteht sich von selbst, daß bei der Ausdehnung der ästhetischen Betrachtung über die ganze Entwickelungsweise der Tragödie manche Punkte einer verschiedenen Auffassung unterliegen. So erscheint mir das Urtheil über die Katastrophe der Aeschyleischen „Eumeniden" zu modern: kein Athener wird gefunden haben, daß der Knoten zerhauen sei; denn es galt ja die Verherrlichung eines nationalen Instituts, des Areopags. Die Sage, wie sich die Namen der drei griechischen Tragiker an den Tag der Schlacht von Salamis knüpfen, ist eben eine Sage. Der Grund, warum der Hippolyt des Euripides untergeht, ist nicht eine Laune der Göttin, wie mir scheint, sondern Strafwegen Verachtung ihrer Gottheit und ihres Dienstes. Auch über den sogenannten Tragiker Seneca, dessen gelegentliche Ehrenrettung ich mir vorbehalte, läßt sich vielfach streiten. Bei aller Rhetorik und allem Schwulst findet sich manches Schöne, besonders im „Agamemnon", „Hippolytus" und in der vielgeschmähten „Octavia". Die Episode von Max und Thekla, wie man sich gewöhnt hat dieses reizende Bild zu nennen, ist sehr richtig durch den Gegensatz, den diese idealen Figuren, die unbekümmert um die Außenwelt ein rein innerliches Leben führen wollen, gegen den auf das rein Aeußerliche gestellten Wallenstein machen. An dieser Einseitigkeit, die ebenso gegen das Sittengesetz verstößt, gehen sie unter wie Wallenstein an der seinigen.

Doch wie viel mehr Punkte finden sich, wo man sich mit dem Verfasser in vollem Einklang fühlt oder ihm für die neuen Gesichtspunkte, die man durch ihn gewinnt, dankbarst verpflichtet fühlt. Wie schön und zutreffend ist die Charakteristik Lessing's und insbesondere seiner „Emilia"! Ueber Posa hat der Verfasser Neues und Vortreffliches gesagt und durch dessen Parallelisirung mit Egmont eine ganz neue Aussicht eröffnet. Bei den dem größern Publicum unbekanntern Partien, bei der Tragödie der Orientalen, Griechen und außerdeutschen Völker, wird die Zugabe charakteristischer Proben in Uebersetzungen, die in die Vorlesungen selbst an passender Stelle eingefügt sind, sehr willkommen sein.

Und so fühle ich mich berechtigt, dieses Buch eines jungen Philosophen (der Verfasser ist Herbartianer) auch dem Nichtphilosophen, dem größern Publicum und insbesondere auch gebildeten deutschen Frauen bestens zu empfehlen. Es hat nichts von der Schulform, die so oft bei philosophischen Schriften den

accompanied with only a few drops of blood. Cold water was applied to the wound, and a bandage put on. The patient was then carried to the house, and a surgeon sent for. He arrived in about an hour, and found the patient in a state of insensibility, with a pulse scarcely perceptible. He dressed the wound, and ordered the patient to be put to bed, and to have a little warm wine and water. He remained with him for about two hours, during which time he had recovered his senses, and was able to converse. He then left him, and returned home. In the course of the night he was sent for again, and found the patient dead. He had died about an hour before the surgeon arrived.

On the Body.

The body was that of a man of middle age, and of a robust appearance. The wound was found to be in the left side of the neck, about two inches below the ear, and about an inch in front of the sterno-mastoid muscle. The external jugular vein was divided, and the internal jugular vein was also wounded. The carotid artery was not injured. The wound was about an inch and a half in length, and about half an inch in depth. There was no other injury on the body.

The cause of death was evidently the loss of blood from the wounded vein.

lich gar nicht stattfinden konnte, wie Seite 2 der „lebendige deutsche Humorist" sehr witzig sagt: „Dieser große deutsche Humorist, der dem großen Börne und dem kranken Heine das witzige Compliment macht, daß er in ihrem Bunde der Dritte sei, schreibt nun seine Briefe aus Paris mit einem solchen Humor und so erhabener Satire, daß dem Unglücklichen, welcher darüber referiren soll, die stärksten aufregenden Getränke nicht genügen, sich eines Schlafs zu erwehren, oder daß er vor diabolischem Lachen jenes kostbare Buch aus der Hand zu legen sich genöthigt sieht, weil ihm der «große Humorist» Witze vormacht, die eine gewöhnliche menschliche Natur nicht gut auszuhalten im Stande ist."

Schade, jammerschade, daß die Provinzialzeitungen selbst so geistreiche Artikel über Paris und die Industrieausstellung brachten, wie etwas später Saphir, sonst würden dieselben mindestens noch etwas Neues enthalten; aber eine Zeile vom „großen Humoristen" ist freilich unbezahlbar, da sie eben Saphir geschrieben hat. Das ist ein Umstand, den man nicht vergessen möge. Mit solchen kostbaren Zeilen schildert denn der „wiener Poet" seine Ankunft in Paris (wo durch Irrthum wahrscheinlich nicht 12 Jungfrauen mit Kränzen standen, um ihn zu empfangen); ferner den Industriepalast und die Ausstellung, ein Capitel, welches so geistreich ist, daß ich Allen rathe es zu überschlagen; das Attentat von Pianori, die Aufstellung der Statue der Jungfrau von Orléans und den Ball im Hôtel de Ville, welchem 7000 Gäste beiwohnten, worunter ein König und ein Humorist — natürlich Saphir! Wie es sich gehört und wie es der große Saphir auch verlangen konnte, spricht er hier mit Sr. portugiesischen Majestät, wie später mit Ludwig Napoleon, der Prinzessin Mathilde und dem guten Lamartine, ein Abschnitt, den er erstens mit besonderer Vorliebe behandelt und dann auch mit entschiedenem Witz — eines sechzigjährigen Humoristen; Jedermann wird wissen, was das besagen will!

Die Correspondenten der augsburger „Allgemeinen Zeitung" müssen den allerhöchsten Zorn Saphir's erregt haben, weil er ihnen ein ganzes Capitel widmet und vom „bejammernswerthen Viehgeschlecht" derselben alsdann zu ihrem Charakter als „eine Meute magerer Jagdhunde, die sich gegenseitig die Knochen abnagen" übergeht. Welche Witze der „große Humorist" macht, wird sich sehr deutlich erklären, wenn man z. B. folgende Stelle liest: „Diese deutschen Läuse, nämlich die Correspondenten, welche so unsinnig waren zu behaupten, daß ein Saphir den Franzosen schmeicheln könne — in dem Walfische «Paris», haben in der augsburger «Allgemeinen Zeitung» den würdigen Kopfgrind gefunden, darin zu wimmeln!" Deutschland, undankbares Deutschland, wirst du denn nicht endlich Saphir als einen „großen Poeten" und einen „großen Humoristen" anerkennen?

Trotz dieser humoristischen Schönheiten finden sich auch einige vortreffliche Stellen in dem Buche, besonders S. 208, wo Saphir von seinen — horribile dictu — Liebes- und andern Aventüren spricht. „In der großen Menagerie der Leidenschaften im Menschen", sagt er, „ist die Eitelkeit das Krokodil; je älter sie wird, desto stärker wird sie!" Das ist etwas, was in Bezug auf Saphir unterschrieben werden muß; sein Krokodil ist jetzt 60 Jahr; mit 65 wird es „den großen Humoristen und großen Poeten" aufgefressen haben!

Einzelne Abschnitte hat der „wiener Poet" ohne Witz geschrieben und deshalb sind sie die interessantesten in seinem Werke; sie behandeln seine Besuche bei Lamartine und Dumas, bei Ludwig Napoleon und der Prinzessin Mathilde, an dem Grabe Börne's und dem Grabbette Heinrich Heine's. Nur sorgt Saphir dafür, daß an den Stellen, wo sich Interesse des Lesers bemerkbar machen kann, wieder sein „Krokodil" herauskommt und seine unsterblichen Witze macht! Genug, wenn man die Saphir'schen „Pariser Briefe" gelesen hat, so ist Einem nichts Neues weiter aufgestoßen, als daß der Verfasser derselben eine Celebrität ist, von welcher man bisher noch nicht genügend Notiz genommen. Man fühlt sich unwillkürlich gedrungen, im Geheimen diesem „großen Humoristen" Abbitte zu leisten für dies große Verbrechen und den Himmel um das Glück zu bitten, kein anderes Saphir'sches Werk zu lesen, lediglich nur, um sich nicht wieder jenen grausamen Gewissensvorwurf zu machen, eine unserer ersten deutschen Berühmtheiten bisher nicht begriffen, sondern als einen noch vegetirenden wiener Witzemacher und vulgären Wortspieldichter solange betrachtet zu haben. Gewiß wird auch dieser große Poet, Humorist und liebenswürdige Mensch dereinst einen Grabstein erhalten, zu welchem er vielleicht die Inschrift schon selbst verfaßt hat, wie dies eine erhabene Gewohnheit großer Talente ist; aber könnte man etwa noch einen guten Rath dazu beisteuern, so würde eine einfache Inschrift schon bei Lebzeiten dieses großen Mannes nicht schlecht stehen, welche wahr und aufrichtig also lautete: „Requiescat in pace." **Eduard Schmidt.**

Verschiedene Stimmen über Heinrich Heine.

Die Ansichten über Heinrich Heine, denen man bald da, bald dort begegnet, lauten noch immer wunderlich verschieden. In einem Aufsatz, den das „Londoner deutsche Journal" brachte, wird das Urtheil, wonach es Heine an sittlicher Tiefe gefehlt habe, „ebenso einseitig als oberflächlich" genannt, obschon der Verfasser doch wieder zugeben muß, „daß sein Gemüth an frivolen und wahrhaft garstigen Ausfällen dann und wann Wohlgefallen fand"; aber diese „dunkeln, häßlichen und widrigen Stellen" (wird weiter gesagt) würden durch das „Ewige, Schöne, und Erhebende" in seiner Poesie bei weitem überstrahlt; der Grundtypus seines Gemüths sei rein und edel gewesen. Letzteres unterschreiben wir gern; dieser liebliche Grundton klingt bei ihm vielfach heraus, freilich aus einer Dis-, nicht Symphonie schneidender und selbst kreischender Dissonanzen. Auch die tiefe Verehrung, die er fortwährend seiner Mutter widmete, zeigt ihn von einer seiner liebenswürdigsten Seiten. Eine Angabe enthält dieser Aufsatz, welche Manchem von Interesse sein möchte. Hiernach haben wir die schönsten und zartesten Blüten seiner Lyrik der innerlichen Neigung zu verdanken, welche er zu seiner Cousine Evelyne van Geldern, „dem Engelsköpfchen auf Rheinweingeldgrund", gefaßt hatte. Die Geliebte indeß, unbeständig und wechselnd in ihren Gefühlen, vielleicht auch dem Wunsche ihrer Aeltern nachgebend, habe bald nachher Herz und Hand einem reichen berliner Bankier, „dem dürren Philister" gereicht. Seitdem sei ein scharfer Stachel in Heine's Gemüth zurückgeblieben. Aufmerksam möchten wir namentlich auf einen Artikel machen, den vor einiger Zeit das „Bremer Sonntagsblatt" aus F. Ruperti's Feder brachte. Es ist darin, bei vollem Bewußtsein über die reichen Gaben, welche Heine verliehen waren, mit allem Nachdruck hervorgehoben, daß er das ihm verliehene Pfund schlecht verwaltet, mit seinen Talenten übel gewirthschaftet habe. Und in der That, daß ein Schriftsteller einzelne ausgezeichnete Lieder und Balladen dichtet, daß er die drolligsten witzigen Einfälle hat, daß er gewisse politische Situationen mit richtigem Verstande beurtheilt und eine zwar nicht classische, aber glänzende Prosa schreibt, reicht nicht hin, um, dem Urtheil der Jahrhunderte vorgreifend, ihm sofort einen Platz neben unsern „Unsterblichen" einzuräumen. Bei diesen wissen wir genau zu sagen, was sie für die Bildung und geistige Erhebung der deutschen Nation, ja aller bildungsfähigen Nationen gethan haben; wenn wir aber bei Heine den Kassenabschluß vornehmen, so möchte sich in dieser Hinsicht ein sehr bedeutendes Deficit ergeben. Ruperti tadelt an Heine namentlich auch seine Pietätlosigkeit gegen Lebende und Todte, und was die fast curiose Behauptung Einzelner betrifft, daß die Franzosen erst durch ihn zu einer gerechtern Würdigung der deutschen Literatur und Philosophie angeleitet worden seien und daß er somit seine Mission, der Vermittler beider Nationen zu sein, aufs trefflichste erfüllt habe, so bemerkt in Betreff dieser allerdings von Heine selbst in Anspruch genommenen

„Mission" Ruperti geradezu: „Aber Heine hätte dann auch den Fleiß und die Ausdauer, den Ernst der Gesinnung und die Wahrheitsliebe besitzen müssen, die ihm gänzlich abgingen. So hat er uns durch sein Wirken, durch die Ungründlichkeit und Frivolität, mit welcher er unsere Philosophie, unsere Literatur, unsern Charakter besprach, bei der benachbarten Nation einen Schaden zugefügt, den wir vielleicht in zehn Jahren nicht wiedergutmachen können." Im Uebrigen hat Heine bekanntlich in seinem merkwürdigen Testament sich selbst mit größter Strenge kritisirt und für seine Respectlosigkeit gegen „heilige Dinge", für seine literarischen Verstöße gegen die „Moral" und die „guten Sitten" bei dem „Einen und ewigen Gott" in tiefer Zerknirschung Abbitte gethan, und es nimmt uns fast Wunder — wenn uns überhaupt noch etwas Wunder nehmen könnte —, daß die einseitigen Herolde Heine's diese Selbstbeichte, dieses auch in zeitgeschichtlicher Hinsicht interessante Actenstück und letztwillige Vermächtniß des Dichters meist mit so großer Hartnäckigkeit ignorirt haben und fortdauernd ignoriren.*)

H. M.

Heinrich Heine's bekanntes Gedicht „Die Wallfahrt nach Kevlaar" war in dem ersten Abdruck im „Gesellschafter" vom 10. Juni 1822 von folgender Anmerkung des Verfassers begleitet, welche im „Buch der Lieder" weggeblieben ist, obgleich sie zum Verständniß desselben nothwendig ist. „Der Stoff dieses Gedichts ist nicht ganz mein Eigenthum. Es entstand durch Erinnerung an die rheinische Heimat. Als ich ein kleiner Knabe war und im Franciscanerkloster zu Düsseldorf die erste Dressur erhielt und dort zuerst buchstabiren und stillsitzen lernte, saß ich neben einem andern Knaben, der mir immer erzählte, wie seine Mutter ihn nach Kevlaar (im Geldernschen) mitgenommen, wie sie dort einen wächsernen Fuß für ihn geopfert und wie sein eigener schlimmer Fuß dadurch geheilt sei. Mit diesem Knaben traf ich wieder zusammen in der obersten Classe des Gymnasiums, und als wir im Philosophencollegium bei Pater Schallmeyer nebeneinander saßen, erinnerte er mich lachend an jene Mirakelerzählung, setzte aber doch etwas ernsthaft hinzu: jetzt würde er der Mutter Gottes ein wächsernes Herz opfern. Ich hörte später, er habe damals an einer unglücklichen Liebschaft laborirt, und lange vernahm ich dann nichts mehr von ihm. — Vor einigen Jahren, als ich zwischen Bonn und Godesberg am Rhein spazierenging, hörte ich in der Ferne die wohlbekannten Kevlaarlieder, wovon das vorzüglichste den gedehnten Refrain hat: „Gelobet seist du, Maria!", und als die Prozession näher kam, bemerkte ich unter den Wallfahrern meinen Schulkameraden mit seiner alten Mutter. Diese führte ihn, er aber sah sehr blaß und krank aus. Berlin, am 16. des Maimondes 1822. H. Heine." 12.

---

*) Wie man aus Journalmittheilungen erfährt, wird Alfred Meißner mit Benutzung eines ihm vom Buchhändler Julius Campe zur Verfügung gestellten reichhaltigen Materials eine Biographie Heine's abfassen und Gustav zu Putlitz den Briefwechsel zwischen Heine und Immermann herausgeben. Das „Deutsche Museum" theilt aus „zuverlässiger Quelle" mit, daß sich von Heine noch eine große Anzahl unterdrückter Gedichte, dann auch wirklich seine Denkwürdigkeiten vollständig und von eigener Hand geschrieben vorgefunden hätten. Jene würden vermuthlich in Kürze, diese aber wol erst nach der Witwe Tode erscheinen können. Der „Neuen Preußischen Zeitung" zufolge wird in Berlin demnächst eine Schrift: „Heinrich Heine's dichterische Irrwege", herauskommen. Was endlich die zu erwartende Gesammtausgabe seiner Werke betrifft, so hat, dem „Frankfurter Museum" zufolge, Heine selbst nur drei Gedichte bezeichnet, welche aus einer künftigen Gesammtausgabe seiner Dichtungen wegbleiben sollen, darunter die berüchtigten „Lobgesänge auf König Ludwig", welche 1844 in den „Deutschfranzösischen Jahrbüchern" gedruckt waren, und das Spottlied auf Meyerbeer mit dem Anfange:

Heil dem Meister, der uns theuer,
Heil dem großen Bärenmeyer,
Heil dem großen Meyerbeer u. s. w.

Notizen.

Véron und Balzac.

Wir haben in Nr. 23 d. Bl. mitgetheilt, daß der „anonyme Wohlthäter", welcher im vorigen Jahre der Société des gens de lettres zum Zweck von Preisvertheilungen die Summe von 10,000 Fr. schenkte und als dessen Vermittler der bekannte Véron beim Verein auftrat, auch in diesem Jahre zu gleichem Zwecke die gleiche Summe geschenkt hat. Folgende Preisaufgaben sind gestellt: 1) Sur la critique et les critiques au 19me siècle; 2) Poesie: Paris nouveau; 3) Literarische Studie: Frau von Girardin; 4) Zeitgeschichtliche Novelle. Wenn sich übrigens Véron — und kein Anderer als er scheint der vielgenannte ungenannte Wohlthäter zu sein — durch seine Bemühungen in dieser Sache bei der Mehrzahl der pariser Literatoren einen guten Namen gemacht hat, so lassen sich doch auch Stimmen vernehmen, dahin lautend, daß Mildthätigkeit zwar etwas höchst Preiswürdiges sei, daß sie aber von ihrem moralischen Werthe sehr viel verliere, wenn sie wie in diesem Falle mit so großer Ostentation geübt und mit allen Glocken von fast sämmtlichen Kirchthürmen der Journalistik ausgeläutet werde. Dies ist wenigstens die Meinung der „Illustration", die überhaupt nicht gut auf Véron zu sprechen ist. Sie meint z. B. in Betreff der Véron'schen „Mémoires d'un bourgeois", Véron sei ein „déplorable imitateur" aller derjenigen Dichter, Philosophen, Gelehrten und Staatsmänner, welche es für angemessen hielten, ihre Denkwürdigkeiten zu schreiben; die sechs Bände dieser Memoiren seien voll von unsaubern Enthüllungen, von „forfanterie de vice" und „sincérité malheureuse"; daher seien seine Bücher auch von dem Bücherkatalog des häuslichen Herdes ausgeschlossen. Dieses Urtheil scheint uns angesichts des neuen Véron'schen Romans: „Das Haus Picard", über den wir wol noch einige besondere Worte bringen, der Wahrheit vollkommen gemäß zu sein. Die „Revue contemporaine" legt für Véron freilich ein gutes Wort ein, spricht sich dagegen bei Gelegenheit des der Lurine'schen „Étude sur Balzac" nachträglich ertheilten Véron'schen Preises ein wenig gegen diese Abhandlung und gegen Balzac aus, und zwar in folgender Weise: „Eine ernste und kräftig gedachte Abhandlung über das Werk Balzac's (die „Comédie humaine"), die, in einem festen, natürlichen und nüchternen Stile geschrieben, unnachgiebig die tiefe Unmoralität der „Comédie humaine" enthüllte und ohne Rückhalt die verwundbaren Stellen dieses bemerkenswerthen Talents aufdeckte, mit einem Worte: ein Urtheil und nicht ein bloßer Lobsalm würde eine Blattseite der Kritik von hohem Interesse und unbestreitbarem Nutzen sein. Einst wird man es schreiben, man kann daran nicht zweifeln." Wie man sieht, weichen auch in Frankreich die Ansichten über die Schriftsteller wunderbar ab, wie dies immer der Fall sein muß, sobald die Schriftstellerei allem höhern und dichterischen, über das bloße Gesellschaftsinteresse hinausreichenden Princip absagt. Wenn man aber Balzac der Unsittlichkeit beschuldigt, so wird man Véron in dieser Hinsicht gewiß nicht in Schutz nehmen können.

Béranger.

Nach der „Illustration" wird Béranger demnächst mit einem neuen „chant" auftreten, der zugleich die Desavouirung einiger Chansons sein würde, welche man in letzter Zeit unter seinem Namen in Umlauf gesetzt hat. Dieses unredlichen Mittels, ein unechtes Gedicht mit dem Namen eines berühmten und wegen seiner tüchtigen Gesinnung geachteten Autors zu stempeln, um dadurch seine Wirkung zu erhöhen, bedient man sich gar nicht selten. So wurde Anfang der vierziger Jahre von radicaler Seite in Deutschland ein ziemlich rohes politisches

Gedicht in Umlauf gesetzt, welches Uhland zugeschrieben und als ein Uhland'sches Gedicht auch öffentlich vorgelesen und mit der Andeutung, daß es von dem berühmtesten schwäbischen Dichter, demnach Uhland herrühre, selbst gedruckt wurde. Uhland war aber keineswegs der Verfasser, und er konnte auch ein so grobfaseriges, fast mit einer cynischen Wendung schließendes Gedicht gar nicht gemacht haben. Dennoch ließen sich auch sonst gute Kenner durch die Zuversichtlichkeit, womit man Uhland's Autorschaft behauptete, dupiren, und Die, welche das Gedicht verbreitet hatten, lachten über die Tölpelhaftigkeit der Leichtgläubigen. Auch mit Béranger's Namen scheint in letzter Zeit ein ähnlicher Misbrauch getrieben worden zu sein.

H. M.

Bibliographie.

Bock, A., Rußlands Entwickelung bis zum Frieden vom 30. März 1856. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 1 Thlr.

Buber, S., Leben und Schriften des Elias Bachur, genannt Levita. Leipzig, C. L. Fritzsche. 8. 6 Ngr.

Diefenbach, L., Novellen. 1ster Cyclus. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Duncker, M., Geschichte des Alterthums. 3ter Band. — A. u. d. T.: Die Geschichte der Griechen. 1ster Band. — Berlin, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Eichendorff, J. Freih. v., Gedichte. 4te Auflage. Leipzig, Voigt u. Günther. 16. 2 Thlr.

Gatteri, J. L., Geschichte Venedigs in 150 Kupfertafeln, nach Chroniken, geschichtlichen Thatsachen und dem Costum der Zeit gezeichnet, in Kupfer gestochen von Anton Viviani und andern venezianischen Künstlern. Text von F. Zanotto. 1ste Lieferung. Qu. Folio. Venedig. 1 Thlr.

Geier, R., Alexander und Aristoteles in ihren gegenseitigen Beziehungen. Nach den Quellen dargestellt. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Guseck, Bernd v., Girandola. Novellen. Vier Bände. Leipzig, Costenoble. 8. 4 Thlr.

Hansen, C. P., Chronik der Friesischen Uthlande. Altona, Lange. 1 Thlr.

Hartmann, J., Materialien für die Geschichte der Neuzeit, herausgegeben und mit einem Vorwort begleitet. Wien, Gerold's Sohn. 8. 14 Ngr.

Heine, W., Reise um die Erde nach Japan an Bord der Expeditions-Escadre unter Commodore M. C. Perry in den Jahren 1853, 1854 und 1855, unternommen im Auftrage der Regierung der Vereinigten Staaten. Deutsche Original-Ausgabe. 1ster Band. Mit 5 vom Verfasser nach der Natur aufgenommenen Ansichten in Tondruck, ausgeführt in Holzschnitt von E. Kretzschmar. Leipzig, Costenoble. Lex.-8. 3 Thlr.

Hengstenberg, Ueber das Buch Hiob. Ein Vortrag gehalten im Auftrage des Evangelischen Vereins in Berlin. Berlin, Schlawitz. Gr. 8. 5 Ngr.

Hoeppl, C., Atlantis. Eine Dichtung. Hannover, Rümpler. 8. 22½ Ngr.

Hübbe, H., Die kaiserlichen Commissionen in Hamburg. Hamburg, Nestler u. Melle. Gr. 8. 1 Thlr.

Huber, H., Ritter Toggenburg. Das ist die Mär', wie Mannes Kraft auch Demuth sich zum Schmucke schafft. St. Gallen, Köppel. 32. 15 Ngr.

Kannengiesser, C., Froh und in Frieden. Gedichte. Neubrandenburg, Brünslow. 16. 20 Ngr.

Löffler, K., Der Berliner Wucherer. Mit Illustrationen. Berlin, Bieler u. Comp. 32. 5 Ngr.

Longfellow's, H. W., Gedichte. Meist in den Formen des Originals übertragen und mit des Dichters, sowie mit einigen eigenen Bemerkungen versehen von C. Böttger. Dessau, Neubürger. 16. 18 Ngr.

Ludwig, O., Zwischen Himmel und Erde. Erzählung. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Michailowski-Danilewski und Miliutin, Geschichte des Krieges Rußlands mit Frankreich unter der Regierung Kaiser Paul's I. im Jahre 1799. 1ster Band. Nach dem russischen Original ins Deutsche übertragen von C. Schmitt. München, Lindauer. Lex.-8. 3 Thlr. 16 Ngr.

Moshamer, J. A., Bürgerspiegel. Eine Stadtgeschichte aus dem Wiener-Volksleben. Schaffhausen, Hurter. 8. 21 Ngr.

Müller von Königswinter, W., Münchener Skizzenbuch. Leipzig, Brockhaus. 8. 10 Ngr.

Naeman, oder Altes und Neues. 2. Könige, Cap. 5. 3te umgearbeitete Auflage. Basel, Bahnmaier. Gr. 8. 22 Ngr.

Neumaier, J., Geschichte der christlichen Kunst, der Poesie, Tonkunst, Malerei, Architektur und Sculptur, von den ältesten bis auf die neueste Zeit. 1ster Band. Schaffhausen, Hurter. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Noiré, L., Hamlet. Zwei Vorträge, gehalten im Verein für Kunst und Literatur zu Mainz. Mainz, v. Zabern. 16. 10 Ngr.

Rank, J., Schillerhäuser. Leipzig, Brockhaus. 8. 10 Ngr.

Ranke, W., Die Verirrungen der christlichen Kunst. 3e vermehrte Auflage. Leipzig, J. Müller. Gr. 8. 12 Ngr.

Rittelmeyer, G. H. A., Die evangelischen Kirchenliederdichter des Elsasses. Entwurf des ersten Buches einer Geschichte des evangelischen Kirchenliedes und Kirchengesanges im Elsass. Jena, Mauke. 1855. Gr. 8. 15 Ngr.

Sandwith, H., Geschichte der Belagerung von Kars und des sechsmonatlichen Widerstandes der türkischen Garnison unter General Williams gegen die russische Armee, nebst einer Beschreibung von Reisen und Abenteuern in Armenien und Lazistan mit Bemerkungen über den gegenwärtigen Zustand der Türkei. Aus dem Englischen von R. Otto. Mit einem Plane von Kars und zwei Titelbildern. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

Weiße, C. H., Die Evangelienfrage in ihrem gegenwärtigen Stadium. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Erdmann, Der neue Mensch — die eherne Schlange — der Gang nach Emmaus nebst drei andern bisher ungedruckten Predigten, gehalten den 11. Juni, 3. September, 29. November 1854. Ostern und 9. August 1855. Ostern 1856. Halle, Schmidt. Gr. 8. 15 Ngr.

Fierlinger, J., Die privilegirte österreichische National-Bank in ihrer Wirksamkeit als Hypotheken-Bank. Wien, F. Manz. Gr. 8. 18 Ngr.

Hagenbach, K. R., Pfingstpredigt gehalten Sonntag den 11. Mai 1856. Basel, Bahnmaier. Gr. 8. 3½ Ngr.

Kittlitz, F. H. v., Die Fürbitte der Thetis. Eine Vorlesung gehalten im Mainzer Kunst- und Literatur-Verein am 25. Januar 1856. Mit einem Vorworte von K. Klein. Mainz, v. Zabern. 8. 4 Ngr.

Leo, Thomas Münzer. Ein Vortrag gehalten im Auftrage des Evangelischen Vereins in Berlin. Berlin, Schlawitz. Gr. 8. 5 Ngr.

Luthardt, C. E., Die sieben Worte Jesu am Kreuze. Predigt am Charfreitage den 21. März 1856 in Marburg zum Abschied von der Gemeinde gehalten. Marburg, Elwert. Gr. 8. 2 Ngr.

Saucken, O. v., Die jetzigen Börsen-Zustände und der Credit des Landmanns. Geschrieben Anfang April 1856. Berlin, Schneider u. Comp. 8. 5 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Das Staats-Lexikon von Rotteck und Welcker.

Soeben erschien das erste Heft der dritten, umgearbeiteten, verbesserten und vermehrten Auflage dieses Werks.

Einer besondern Empfehlung beim deutschen Publicum bedarf dieses berühmte Werk nicht mehr: es hat sich bereits eine solche Stellung und einen solchen Namen in der deutschen Literatur erworben, daß ihm bei zeitgemäßer Erneuerung für immer ein ehrenvoller Platz in derselben gesichert bleibt. Als eine „Encyklopädie der sämmtlichen Staatswissenschaften für alle Stände" ist das **Staats-Lexikon** mit Recht ein

unentbehrliches politisches Handbuch für jeden Gebildeten

genannt worden, „eine wahre politische Bibliothek nicht blos für Staatsgelehrte, sondern auch für alle Geschäftmänner und gebildeten Bürger", „ein Werk, wie die Literatur von ganz Europa kein zweites ähnliches aufzuweisen hat". Die **dritte Auflage** wird wieder von **Welcker** redigirt, unter Mitwirkung der frühern und zahlreicher neuer Mitarbeiter, unter denen sich **die ersten Namen der deutschen Wissenschaft** befinden.

Die **dritte Auflage** des **Staats-Lexikon** erscheint in 10, höchstens 12 Bänden, oder in 100, höchstens 120 Heften zu 8 Ngr., in Druck und Format der zehnten Auflage des Conversations-Lexikon sich anschließend. Monatlich erscheinen 2—3, jährlich 30—40 Hefte und die Vollendung des Werks wird sonach binnen drei Jahren erfolgen.

Das erste Heft nebst einem ausführlichen Prospect ist in allen Buchhandlungen zu haben, wo auch Unterzeichnungen angenommen werden.

Leipzig, im Juni 1856.

F. A. Brockhaus.

Bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Vollständiges Handwörterbuch

der deutschen, französischen und englischen Sprache. Nach einem neuen Plane bearbeitet zum Gebrauch der drei Nationen. In drei Abtheilungen. Fünfte Auflage. 8. Gebunden in Einem Bande. 2 Thlr. 20 Ngr.

Ein **Wörterbuch der drei Hauptsprachen der Gegenwart**, dessen Trefflichkeit am besten durch das jetzige Erscheinen einer **fünften Auflage** verbürgt wird.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vier Abschnitte

aus einer

Reise um die Erde,

von

J. A. H. C. Ratzeburg.

8. Eleg. brosch. Preis 21 Sgr.

Berlin, Ende Mai 1856.

August Hirschwald.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

M. Solitaire, Bilder der Nacht. 16 Sgr. — Dunkler Wald. 20 Sgr. — Trauter Herd. Sämmtliche Schriften, 14 Bändchen.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Rußlands

Entwickelung bis zum Frieden vom 30. März 1856.

Von **Adolf Bock.**

8. Geh. 1 Thlr.

Der als Publicist rühmlichst bekannte Verfasser wendet sich in dieser Schrift vom Standpunkte **deutscher Nationalität** gegen Rußland, begründet aber die Anklage auf anmaßungsvolle Unkultur und unausgesetzte Feindseligkeit wider unser Vaterland nur durch Thatsachen und zwar durch viele Thatsachen, indem er sich des rhetorischen Russenhasses ebenso enthält wie jedes sich für liberal ausgebenden und die absolute Zarenmonarchie als solche angreifenden Wortschwalls. Die Schrift hat somit nicht den Charakter einer schnell veraltenden Broschüre, sondern den einer eingreifenden, für jeden politisch Gebildeten wichtigen und interessanten Staatsschrift.

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1856
im Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

№ I, die Versendungen der Monate **Januar, Februar** und **März** enthaltend.

(Fortsetzung aus Nr. 25.)

12. **Cholevius (C. L.), Geschichte der deutschen Poesie** nach ihren antiken Elementen. In zwei Theilen. Zweiter Theil. Von der Feststellung des classischen Ideals durch Winckelmann bis zur Auflösung des Antiken in der eklektischen Poesie der Gegenwart. 8. Geh. **2 Thlr. 20 Ngr.**

Der erste Theil: **Von der christlich-römischen Cultur des Mittelalters bis zu Wieland's französischer Gräcität** (1854), hat gleichen Preis.

Dieses mit dem erschienenen zweiten Theile jetzt vollständig vorliegende Werk bildet einen höchst wichtigen Beitrag zur Geschichte der deutschen Poesie, der auch neben dem berühmten Werke von Gervinus seine eigenthümliche Bedeutung behaupten wird, da er dasselbe in vielen Punkten ergänzt und selbst thatsächlich berichtigt. Das Werk von **Cholevius** füllt eine empfindliche Lücke in der deutschen Literaturgeschichte aus, da die Geschichte der deutschen Poesie von dem Gesichtspunkte aus, den der Verfasser gewählt — der Einwirkung des antiken Elements auf dieselbe —, noch nie behandelt worden ist, obgleich oft auf die Nothwendigkeit einer solchen Untersuchung hingewiesen wurde. **Rosenkranz** erklärt das Werk für eine höchst wichtige, mit dem größten Fleiß und feinsten Geschmack ausgeführte literarische Arbeit, die ihrer Darstellung halber auch das größere Publicum fesseln werde. Auch sonst hat das Werk die günstigsten Beurtheilungen erfahren.

13. **Conversations-Lexikon. — Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände.** — Zehnte verbesserte und vermehrte Auflage. Vollständig in 15 Bänden. Neue Ausgabe in 60 Viertelbänden. Fünfundzwanzigster bis dreiunddreißigster Viertelband. Gr. 8. Jeder Viertelband **10 Ngr.**

Von dieser Ausgabe erscheinen monatlich drei Viertelbände, je am 10., 20. und 30. jeden Monats. Das Abonnement kann zu jeder Zeit begonnen werden.

Im Uebrigen ist die zehnte Auflage des **Conversations-Lexikon** auch in allen beliebigen Terminen folgendermaßen zu beziehen:

vollständig auf einmal zu dem Preise von 20 Thlrn.;
in 15 Bänden zu 1 Thlr. 10 Ngr.;
in 120 Heften zu 5 Ngr.

Literarische Anzeigen werden auf den Umschlägen abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 5 Ngr. berechnet.

14. **Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon.** Ikonographische Encyklopädie der Wissenschaften und Künste. Entworfen und nach den vorzüglichsten Quellen bearbeitet von **J. G. Heck.** (500 in Stahl gestochene Blätter in Quart, nebst einem erläuternden **Texte** von mehr als 100 Bogen und einem Namen- und Sachregister in Octav.) **Dritte Ausgabe** in 60 Lieferungen. Fünfundzwanzigste bis dreiunddreißigste Lieferung. Jede Lieferung 12 Ngr.

Mit der 17. Lieferung schließt die erste Abtheilung: **Mathematische und Naturwissenschaften** (141 Tafeln); mit der 22. die zweite Abtheilung: **Geographie** (44 Tafeln); mit der 27. die dritte Abtheilung: **Geschichte und Völkerkunde** (39 Tafeln); mit der 32. die vierte Abtheilung: **Völkerkunde der Gegenwart** (42 Tafeln).

Von dieser Ausgabe erscheinen monatlich drei Lieferungen je am 10., 20. und 30. jeden Monats. Das Abonnement kann zu jeder Zeit begonnen werden.

Das Erschienene ist nebst ausführlichem Prospect in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Der Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon (500 Stahlstiche in 10 Abtheilungen nebst erläuterndem Texte von über 100 Bogen), ein ganz selbständiges höchst lehrreiches und schönes Werk, vollständig erschienen, kann fortwährend auch **auf einmal ganz** (24 Thlr.) **theilweise** (nach Abtheilungen oder Lieferungen) **in allen beliebigen Terminen** bezogen werden.

Jede der zehn Abtheilungen ist als ein selbständiges Werk zu beziehen:

I. **Mathematische und Naturwissenschaften.** (141 Tafeln.) 7 Thlr.
II. **Geographie.** (44 Tafeln.) 2 Thlr.
III. **Geschichte und Völkerkunde.** (39 Tafeln.) 2 Thlr.
IV. **Völkerkunde der Gegenwart.** (42 Tafeln.) 2 Thlr.
V. **Kriegswesen.** (51 Tafeln.) 2 Thlr. 15 Ngr.
VI. **Schiffbau und Seewesen.** (32 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.
VII. **Geschichte der Baukunst.** (60 Tafeln.) 3 Thlr.
VIII. **Religion und Cultus.** (30 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.
IX. **Schöne Künste.** (26 Tafeln.) 1 Thlr.
X. **Gewerbswissenschaft.** (35 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.

Mappen zur Aufbewahrung der Stahlstiche werden auf Verlangen zu 8 Ngr. für jede Abtheilung geliefert. **Prachteinbände** der Tafeln und des Textes jeder Abtheilung werden mit 25 Ngr. berechnet.

15. **Kleineres Brockhaus'sches Conversations-Lexikon für den Handgebrauch.** (Enthaltend sämmtliche Artikel der zehnten Auflage des Conversations-Lexikon in neuer Bearbeitung, sowie eine große Anzahl anderer Artikel aus allen Zweigen des Wissens.) Vollständig in 4 Bänden oder 40 Heften. Sechsunddreißigstes und siebenunddreißigstes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Dieses Werk erscheint in 4 Bänden oder 40 Heften, von denen jedes Heft 5 Ngr. kostet. Monatlich werden in der Regel zwei Hefte ausgegeben.

Das bisher Erschienene ist nebst ausführlichen Ankündigungen in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Literarische Anzeigen werden auf den Umschlägen abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 5 Ngr. berechnet.

16. **Die Gegenwart.** Eine encyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände. (Ein Supplement zu allen Ausgaben des Conversations-Lexikon, sowie eine Neue Folge des Conversations-Lexikon der Gegenwart.) In Heften. Hundertsechsunddreißigstes bis hundertneunstes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Das Werk erscheint in Heften zu 5 Ngr. Der erste bis zehnte Band kosten **geheftet** jeder 2 Thlr., **gebunden** 2 Thlr. 10 Ngr. Der elfte Band **geheftet** 2 Thlr. 15 Ngr., **gebunden** 2 Thlr. 25 Ngr.

Die **Gegenwart** wird, wie es beabsichtigt war, mit dem zehnten Bande abgeschlossen werden und dann ein **vollständiges abgerundetes Bild unsers Zeitlebens** darbieten. Um Letzteres möglichen und den noch immer äußerst reichen Stoff zu bewältigen, hat es sich indessen als nothwendig heraus, die beiden letzten Bände einige Hefte stärker zu machen. **Der elfte Band** enthält deshalb statt 12 Hefte und dasselbe wird bei dem **zwölften Bande** der Fall sein.

Auch ferner werden von der „**Gegenwart**" monatlich in der Regel wenigstens zwei Hefte erscheinen, sodaß das ganze Werk bestimmt in Mitte des Jahres 1856 vollendet sein wird.

Literarische Anzeigen werden auf den Umschlägen abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 4 Ngr. berechnet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1856.

Zweiter Band.

Digitized by Google

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1856.

Zweiter Band.

Juli bis December.

(Enthaltend: Nr. 27—52.)

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1856.

Der Lehrer

in

seiner theoretisch-praktischen Ausbildung.

Handbuch für Lehrer

Zweiter Band.

Blätter

für

literariſche Unterhaltung.

Erſcheint wöchentlich. —— Nr. 27. —— 1. Juli 1856.

Die Blätter für literariſche Unterhaltung erſcheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preiſe von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Poſtämter des In- und Auslandes nehmen Beſtellungen an.

Inhalt: Heinrich Brugſch, der Aegyptolog. Von **Julius Loewenberg.** — Zwei öſtreichiſche Volksdichter. Von **Emanuel Rauſ.** — Ueber die Ballade Leopold Friedrich's zu Stelberg „Die Büßende". Von **Friedrich Wilhelm Barthold.** — Jüdiſche Literatur. — Aus Paris: Die „Bibliothèque polytechnique"; Prachtausgabe der Nachfolge Chriſti in der Corneille'ſchen Ueberſetzung; Militärliteratur. — Guſtave Planche über die Pflichten und Rechte der Kritik. — Die deutſche Literatur im Auslande vor dem Buche der Staël. — **Notizen. — Bibliographie. — Anzeigen.**

Heinrich Brugſch, der Aegyptolog.

1. Reiſeberichte aus Aegypten. Geſchrieben während einer auf Befehl Sr. Majeſtät des Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preußen in den Jahren 1853 und 1854 unternommenen wiſſenſchaftlichen Reiſe nach dem Nilthale von Heinrich Brugſch. Mit einer Karte, drei Schrifttafeln und drei Beilagen. Leipzig, Brockhaus. 1855. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.
2. Wanderung nach den Natronklöſtern in Aegypten. Vorleſung, gehalten im Wiſſenſchaftlichen Verein der Singakademie zu Berlin. Berlin, Dümmler. 1855. 16. 6 Ngr.
3. Mémoire sur la reproduction des caractères de l'ancienne écriture démotique des Égyptiens au moyen de types mobiles et de l'imprimerie. Berlin, Dümmler. 1855. 4. 7½ Ngr.
4. Grammaire démotique, contenant les principes généraux de la langue et de l'écriture populaires des anciens Égyptiens. Avec un tableau général des signes démotiques et dix planches y annexées par *Henri Brugsch*. Berlin, Dümmler. 1855. Fol. 25 Thlr.
5. Monuments de l'Égypte, décrits, commentés et reproduits par *Henri Brugsch*, pendant le séjour qu'il a fait dans ce pays en 1853 et 1854, par ordre de S. M. le roi de Prusse.
6. Nouvelles recherches sur la division de l'année des anciens Égyptiens, suivies d'un mémoire sur des observations planétaires consignées dans quatre tablettes égyptiennes en écriture démotique par *Henri Brugsch*. Avec quatre planches. Berlin, Schneider u. Comp. 1856. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Nachgerade haben wir keinen Mangel an Reiſeberichten aus und über Aegypten. Eine Reiſe in das Land der alten Pharaonen, zu den Pyramiden kann zur Zeit von deutſchen Schulmännern füglich in einem Ferienausfluge abgethan werden. Gleichwol bewährt ſich noch immer der alte Ausſpruch: „Aus Afrika kommt immer etwas Neues", vorausgeſetzt, daß der reiſende Berichterſtatter im Vollbeſitz aller der Kunde iſt, die bisher von dem alten Wunderlande bekannt geworden. Dieſe Eigenſchaft beſitzt Brugſch in anerkannt hohem Grade.

Brugſch iſt die modernſte ägyptologiſche Celebrität, und gedenkt man der Art, wie und in welchem Alter er ſeine ägyptiſchen Studien angefangen, ſo wird man verſucht, ihn ſelbſt für eine Art ägyptiſches Wunder zu halten. Es mag daher in d. Bl. nicht unangemeſſen erſcheinen, hier an die freilich etwas verſpätete Beſprechung von Brugſch's „Reiſeberichten aus Aegypten" mit einem Rückblick auf die Anfänge ſeiner Studien eine Ueberſicht ſeiner wichtigſten Arbeiten zu knüpfen, welche bisher als Früchte ſeiner Reiſe nach Aegypten bereits erſchienen oder in nächſter Zukunft zu erwarten ſind.*)

Die ägyptiſche Antiquitätenſammlung, welche jetzt den am meiſten geordneten Theil des Neuen Muſeums in Berlin bildet, war, ehe ſie nach ihrem jetzigen Ort verlegt wurde, in dem königlichen Garten Monbijou. Die lichten, niedrigen Fenſter, die breiten Glasthüren des treibhausartigen Pavillons geſtatteten von allen Seiten die Anſicht der hier aufbewahrten Curioſitäten. Für Brugſch, deſſen Aeltern in der Nähe dieſes Gartens wohnten, hatte die Betrachtung derſelben den unwiderſtehlichſten Reiz. Die ungewöhnlichen Geräthe, die morſchen Mumien, die koloſſalen Steinſärge, vor allem die räthſelhafte Bilderſchrift der Hieroglyphen ſchienen einen eigenen Zauber auf den Knaben und heranwachſenden Jüngling zu üben, der am liebſten hier die wenige Muße,

*) Soeben erſt kam uns ein Proſpect mit der Anzeige zu, daß ein neues Werk von Heinrich Brugſch: „Die Geographie des alten Aegyptens und der anliegenden Länder beſonders Paläſtinas" (in zwei Bänden und mit 80 Tafeln) künftigen Herbſt in der Hinrichs'ſchen Buchhandlung zu Leipzig erſcheinen wird. D. Red.

die ihm die Schularbeiten übrigließen, mit Vergleichen und Nachzeichnen zubrachte. Diese auffällig hervortretende Neigung wurde von Passalaqua, dem Director der Sammlung, auf das freundlichste unterstützt, und Brugsch war schon früh im Stande, hieroglyphische Schriften mit ziemlicher Sicherheit zu lesen.

Bereits als Schüler des Gymnasiums, in seinem neunzehnten Jahre, hatte Brugsch 1848 ein kleines Werkchen: „Scriptura Aegyptiorum demotica ex papyris et inscriptionibus explanata", in autographischem Zinkdruck herausgegeben und darin Ansichten ausgesprochen, die von den bisherigen über das Wesen und die Eigenthümlichkeit der demotischen Schrift, namentlich von denen des französischen Akademikers de Sauley abwichen. Brugsch hatte das Glück, in dem Patriarchen der Wissenschaft, in Alexander von Humboldt seinen Mäcen zu finden, der ihn nicht blos durch leutseliges, belehrendes Wort gehoben und ermuntert, durch Empfehlung gefördert, sondern auch thatsächlich unterstützt und namentlich die Herausgabe der erwähnten Schrift auf eigene Kosten veranstaltet hat. Vor Brugsch waren im Allgemeinen von der demotischen Schrift und dem demotischen Dialekt, der sich in dem tausendjährigen Zeitraum von 700 v. bis 300 n. Chr. entwickelt und in lebendigem Gebrauch erhalten hatte, wenig mehr als einzelne Eigennamen und Wortgruppen bekannt, und nicht einmal das Schriftsystem klar, geschweige denn das Verhältniß dieses Idioms zum ältern hieratischen und spätern koptischen Dialekt. Die Arbeit deutschen Fleißes und deutschen Scharfsinns, wie gewöhnlich von der behaglichen Facultätsweisheit der Heimat unbeachtet, fand im Auslande, namentlich in Frankreich, ehrenvolle Anerkennung. Infolge dessen vermittelte Alexander von Humboldt dem jugendlichen Forscher die nachhaltigste Gnade seines Königs, die ihm den Besuch der ägyptischen Museen in Frankreich und England und endlich auch die Reise nach Aegypten möglich machte, über die uns gegenwärtig die Berichte vorliegen.

Durchglüht von Begeisterung für den Gegenstand seines Studiums, für welches er mit einem eigenen intuitiven Verstande, mit einem vorfühlenden Divinationsvermögen begabt scheint, voll Pietät und Gewissenspflicht, der ihm zutheil gewordenen königlichen Huld würdig zu entsprechen, vorbereitet und ausgerüstet mit gründlichster, das ganze Gebiet der ägyptischen Literatur und Archäologie umfassender Gelehrsamkeit, mit dem beharrlichsten Fleiße des Sammlers, der dem scheinbar Unbedeutenden dieselbe Sorgfalt und Liebe wie dem Wichtigsten zuwendet, mit dem Talente, den aufgehäuften Stoff zu bewältigen und zu ordnen, reiste Brugsch mit der Aufgabe, „die altägyptischen Inschriften in den noch erhaltenen Gräbern und Tempeln des Nilthals zu studiren und zu sammeln, um durch geeignete Publication den archäologischen Untersuchungen auf diesem Felde ein weiteres Material zu gewähren". Er bemerkt ausdrücklich, das Ziel der Wanderung sei nicht das jetzige Aegypten und sein Araberthum gewesen, sondern das alte monumentale Nilthal in den Zeiten und Zuständen, für welche die Geschichte bereits das Gedächtniß verloren zu haben scheint. Gleichwol markirt er sehr geschickt die grellen Contraste, welche die moderne heutige Staffage des alten Nilthals zu den erhabenen Resten des Alterthums bildet. Lebensvolle Schilderungen heutiger Zustände und Naturscenen wechseln passend und geschickt mit Heiterkeit und Humor in den überall klaren und einfachen Berichten einer eigentlich antiquarischen Gelehrtenreise.

„Thränen im Auge" begrüßte Brugsch nach der Ueberfahrt von Triest „das Land seiner Träume", ... „es war ja der Boden, wo man einst demotisch sprach und schrieb", — und die glücklichsten Umstände begünstigten die erfolgreichsten Studien. In Alexandrien boten die aufgegrabenen Fundamente der weltberühmten Bibliothek die erste Gelegenheit zu antiquarischen Untersuchungen. Nach einem kurzen Aufenthalte daselbst und einem Ausfluge zu den Natronseen und dem Kloster der Heiligen Jungfrau der Syrer in der libyschen Wüste (letzterer ist in der „Wanderung nach den Natronseen" ausführlich geschildert) wird Kairo die Station eines längern Aufenthalts. Von hier aus werden wiederholte Wanderungen zu den Ruinen von Memphis, nach den Pyramidenfeldern von Gizeh, Saqara und nach dem Serapeum unternommen.

Das Serapeum, eins der großartigsten Ruinenfelder eines dem Apis geweihten Tempels war kurz zuvor durch den französischen Archäologen Mariette entdeckt und die ganze Verehrungsstätte des hochgefeierten Apistiers zutage gelegt worden. Selbst Lepsius hatte noch die ganze Localität in seinem Plane der Pyramiden von Saqara nur als einen Hügeldamm angedeutet, ohne zu ahnen, welch ein Schatz von Monumenten, von hieroglyphischen und demotischen Inschriften unter demselben verborgen lag. Mariette, der sich bei dem Dorfe Abusir aus den alten Kalk- und Backsteinen des Apistempels ein bequemes Wohngebäude aufgeführt, um den von ihm geleiteten Ausgrabungen stets persönlich nahe zu sein, fand in unserm Reisenden den willkommensten Mitarbeiter, und so ward Brugsch der Erste, der die Wichtigkeit dieser Entdeckung erkannte und ihre bedeutsamen Resultate hervorhob. Als das wichtigste erscheint bisjetzt die Regulirung der gelehrten Streitfrage über die fünfundzwanzigjährige Apisperiode und der Beweis, daß der Serapiscultus, den man nach Plutarch erst in der Zeit der Ptolemäer aufgekommen glaubte, uralt sei, indem bereits Ramses II. (um 1350 v. Chr.) diesen göttlichen Ochsen verehrt habe.

Auf dem gegenüberliegenden rechten Nilufer werden die Ruinen von Heliopolis besucht, Inschriften copirt, in der Uebersetzung mitgetheilt und dabei die Ueberzeugung ausgesprochen, daß Nachgrabungen bei dem nahen Dorfe Materieh den Sonnentempel zutage fördern würden, der sicher besser erhalten sein dürfte als das nur aus Kalkstein erbaute Serapeum.

In wohlthuendem Wechsel folgt diesen gelehrten, antiquarischen Materien eine heitere Schilderung der hei-

zu Gebote zu stellen. Dieselben sind, wenn sie nicht bereits in Gebrauch sind, sofort zu desinfizieren und dürfen nur nach vorheriger Desinfektion wieder in Gebrauch genommen werden.

Die Desinfektion ist durch Abreiben mit Lappen, welche in eine Lösung von 1 Teil Lysol in 100 Teilen Wasser getaucht sind, vorzunehmen.

Die Desinfektion der Kleider, Betten, Wäsche und Spielsachen ist durch Dampf oder durch Auskochen vorzunehmen.

Die Desinfektion der Wohnräume ist durch Ausräuchern mit Schwefel vorzunehmen.

Die Desinfektion der Abtritte ist durch Übergießen mit einer Lösung von 1 Teil Lysol in 100 Teilen Wasser vorzunehmen.

Die Desinfektion der Ausscheidungen ist durch Übergießen mit einer Lösung von 1 Teil Lysol in 100 Teilen Wasser vorzunehmen.

Die Desinfektion der Hände ist durch Waschen mit einer Lösung von 1 Teil Lysol in 100 Teilen Wasser vorzunehmen.

Die Desinfektion der Kleider, Betten, Wäsche und Spielsachen ist durch Dampf oder durch Auskochen vorzunehmen.

Die Desinfektion der Wohnräume ist durch Ausräuchern mit Schwefel vorzunehmen.

Die Desinfektion der Abtritte ist durch Übergießen mit einer Lösung von 1 Teil Lysol in 100 Teilen Wasser vorzunehmen.

Die Desinfektion der Ausscheidungen ist durch Übergießen mit einer Lösung von 1 Teil Lysol in 100 Teilen Wasser vorzunehmen.

Die Desinfektion der Hände ist durch Waschen mit einer Lösung von 1 Teil Lysol in 100 Teilen Wasser vorzunehmen.

Die Desinfektion der Kleider, Betten, Wäsche und Spielsachen ist durch Dampf oder durch Auskochen vorzunehmen.

Die Desinfektion der Wohnräume ist durch Ausräuchern mit Schwefel vorzunehmen.

Die Desinfektion der Abtritte ist durch Übergießen mit einer Lösung von 1 Teil Lysol in 100 Teilen Wasser vorzunehmen.

Die Desinfektion der Ausscheidungen ist durch Übergießen mit einer Lösung von 1 Teil Lysol in 100 Teilen Wasser vorzunehmen.

Die Desinfektion der Hände ist durch Waschen mit einer Lösung von 1 Teil Lysol in 100 Teilen Wasser vorzunehmen.

Die Desinfektion der Kleider, Betten, Wäsche und Spielsachen ist durch Dampf oder durch Auskochen vorzunehmen.

Die Desinfektion der Wohnräume ist durch Ausräuchern mit Schwefel vorzunehmen.

Die Desinfektion der Abtritte ist durch Übergießen mit einer Lösung von 1 Teil Lysol in 100 Teilen Wasser vorzunehmen.

Die Desinfektion der Ausscheidungen ist durch Übergießen mit einer Lösung von 1 Teil Lysol in 100 Teilen Wasser vorzunehmen.

Die Desinfektion der Hände ist durch Waschen mit einer Lösung von 1 Teil Lysol in 100 Teilen Wasser vorzunehmen.

Die Desinfektion der Kleider, Betten, Wäsche und Spielsachen ist durch Dampf oder durch Auskochen vorzunehmen.

Die Desinfektion der Wohnräume ist durch Ausräuchern mit Schwefel vorzunehmen.

Die Desinfektion der Abtritte ist durch Übergießen mit einer Lösung von 1 Teil Lysol in 100 Teilen Wasser vorzunehmen.

Die Desinfektion der Ausscheidungen ist durch Übergießen mit einer Lösung von 1 Teil Lysol in 100 Teilen Wasser vorzunehmen.

Die Desinfektion der Hände ist durch Waschen mit einer Lösung von 1 Teil Lysol in 100 Teilen Wasser vorzunehmen.

Die Desinfektion der Kleider, Betten, Wäsche und Spielsachen ist durch Dampf oder durch Auskochen vorzunehmen.

Die Desinfektion der Wohnräume ist durch Ausräuchern mit Schwefel vorzunehmen.

Die Desinfektion der Abtritte ist durch Übergießen mit einer Lösung von 1 Teil Lysol in 100 Teilen Wasser vorzunehmen.

Die Desinfektion der Ausscheidungen ist durch Übergießen mit einer Lösung von 1 Teil Lysol in 100 Teilen Wasser vorzunehmen.

Die Desinfektion der Hände ist durch Waschen mit einer Lösung von 1 Teil Lysol in 100 Teilen Wasser vorzunehmen.

Die Desinfektion der Kleider, Betten, Wäsche und Spielsachen ist durch Dampf oder durch Auskochen vorzunehmen.

Die Desinfektion der Wohnräume ist durch Ausräuchern mit Schwefel vorzunehmen.

Die Desinfektion der Abtritte ist durch Übergießen mit einer Lösung von 1 Teil Lysol in 100 Teilen Wasser vorzunehmen.

Die Desinfektion der Ausscheidungen ist durch Übergießen mit einer Lösung von 1 Teil Lysol in 100 Teilen Wasser vorzunehmen.

Die Desinfektion der Hände ist durch Waschen mit einer Lösung von 1 Teil Lysol in 100 Teilen Wasser vorzunehmen.

welche die ägyptischen Studien zu einer theuern Wissenschaft weniger Erwählten gemacht haben. Daß indeß diese Freigebigkeit in den Berichten der größte und dankenswertheste Vorzug unsers Reisenden sei, möchten wir nicht behaupten. Wer viel hat, gibt viel, und es ist viel mehr bewundernswerth, wie viel der jugendliche Mann allein, ohne irgend einen hülfreichen Beistand in der kurzen Frist eines einzigen Jahres gesammelt und für andere Arbeiten zurückgelegt hat, welche die eigentlichen wissenschaftlichen Forschungen enthalten sollten.

Die nächste dieser Arbeiten war das „Mémoire sur la reproduction des caractères de l'ancienne écriture démotique". Es gibt eine historische Uebersicht über die technischen und wissenschaftlichen Vorarbeiten zu der demotischen Grammatik, deren Herstellung nur durch die dankenswertheften Anstrengungen der Verlagshandlung möglich geworden ist. Das „Mémoire" ist ein Vorläufer der „Grammaire", die in vieler Beziehung reicher ist als die „Grammaire égyptienne" Champollion's für das Hieroglyphische. Die demotische Sprache, ein Mittelglied zwischen dem Hieroglyphischen und dem Koptischen, enthält viele Wörter aus den Hieroglyphen, die in dem Koptischen gar nicht mehr vorkommen, andererseits auch wieder viele koptische Wörter, die im Hieroglyphischen nicht mehr vorhanden sind. Ihr grammatischer Bau ist bei weitem vollkommener als der der hieroglyphischen Sprache und die Schriftzeichen sind tachygraphisch aus den Hieroglyphen abgeleitet, wie auf drei Tafeln übersichtlich veranschaulicht wird. Die Schriftzeichen selbst sind theils phonetisch, theils ideographisch. Erstere begreifen in wechselnden Formen die 17 Laute des ägyptischen Alphabets und etwa 50 Silbenzeichen, während die Zahl der ideographischen Bilderzeichen ungleich größer ist. Sie beginnt mit den üblichsten Figuren und Zeichen, enthält ferner die signes déterminatifs de genre et d'espèce mit einem lexikalischen Reichthum an Beispielen und schließt mit den ideographischen Zahlzeichen. Den grammatischen Flexionen und Formen des Demotischen sind stets die entsprechenden des Koptischen zur Seite gestellt und in der Entwickelung der Sprache und Schrift drei Perioden unterschieden worden. Alle diese Uebergänge sind in einer reichen Anzahl correct und sauber lithographirter Tafeln zur augenfälligen Vergleichung gestellt.

Minder glücklich war dagegen Brugsch mit der Herausgabe seiner „Monuments de l'Égypte". Dieselben sollten bei dem Besitzer der vortrefflichen Officin von Eduard Hänel erscheinen. An 300 Tafeln in Großfolio sollten in fünf Abtheilungen zu einem Bilderatlas vereint werden, der mit der Uebersetzung der wichtigsten Inschriften und den nöthigen Erläuterungen in einem zusammenhängenden Text über die astronomische, geographische, mythologische, staats- und culturgeschichtliche Kunde des alten Wunderlandes neues Licht verbreiten sollte. Einige vierzig Tafeln, welche die ganze astronomische Abtheilung des Werks umfassen, waren mit zugehörigem Text in etwa acht Foliobogen bereits im December 1854 im Druck vollendet, als bei dem geschäftlichen Unfall der Verlagshandlung die Herausgabe dermaßen ins Stocken gerieth, daß selbst die bereits gedruckten zahlreichen Tafeln bis heute noch nicht in den Buchhandel gelangen konnten.

Für dieses Misgeschick, das den jungen Forscher in mehr als einer Rücksicht sehr hart berührte, wurde ihm durch Zufall von einem durch Berlin reisenden Engländer, Namens Stobart, eine freundliche Vergütung. Letzterer hatte auf einer Reise in Aegypten vier Holztafeln erworben, die auf beiden Seiten eng beschrieben waren. Er hatte sie als Curiosum gekauft, ohne ihren Werth zu kennen. Brugsch erkannte, daß sie in demotischer Schrift ein Verzeichniß von nahe an 1000 Planetenbeobachtungen enthalten, in denen ein ägyptischer Astronom aus den Zeiten Hadrian's den Eintritt der fünf Planeten in die Zeichen des Thierkreises während 20 Jahre genau verzeichnet hatte. Die „Nouvelles recherches" enthalten diese Tafeln, ihre Uebersetzung und Erläuterung. Diese Arbeit wurde in allen Theilen durch die astronomische Berechnung auf der Sternwarte in Greenwich bestätigt und durch Biot in Paris in ihrer Wichtigkeit anerkannt. Neuerdings hat diese Arbeit in einer Abhandlung des französischen Akademikers de Rougé die verdienteste Anerkennung gefunden.

Neben dieser Arbeit über Beobachtungen von Himmelserscheinungen blieb die Arbeitslust Brugsch's auch terrestrischen Untersuchungen zugewandt. Sie betreffen vorzugsweise die Herstellung einer Geographie des alten Aegypten nach der Eintheilung in Nomen und der Nachbarländer, besonders Palästinas, vorzugsweise nach dem Material, welches die Denkmäler darbieten. Brugsch will für diese Arbeit eine Fülle bisher kaum geahnten Materials besitzen und benutzen, sodaß dieselbe zwei Bände mit mehr als 80 Tafeln nebst Karten umfassen und hoffentlich in kurzem erscheinen wird.

Erinnert man sich neben diesen Arbeiten eines Einzelnen auch derjenigen von Lepsius, Rosellini, Wilkinson, Bunsen, Mariette, de Rougé, Birch u. A., so kann man sich der wissenschaftlichen Hoffnung hingeben, daß Aegypten nunmehr erst eine Quelle geschichtlicher Kenntnisse zu werden beginnt, und daß es den Charakter eines räthselhaften Curiosums immer mehr ablegt.

Julius Loewenberg.

Zwei östreichische Volksdichter.

1. Gedichte von Franz Stelzhamer. Stuttgart, Cotta. 1855. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Man sollte meinen, es müsse in Deutschland, seiner Volks- und Landesart entsprechend, von Volksdichtern wimmeln — und seltsam! kaum zählen wir ein paar von entschiedener Begabung. Wie reich ist in dieser Hinsicht die erste Culturperiode des Nordens, wie reich selbst noch das sang- und klangvolle Mittelalter! Welch eine Zahl von Volksdichtern weist allein Skandinavien auf vom ältesten Skalden Ulfurhinn Durgi an! welch eine Reihe von Runolainen bei den Finnen (Runo be-

von Bayern, Herzog von Pfalz-Neuburg, Graf von Veldenz, Sponheim, Mark und Ravensberg, Herr zu Ravenstein, Landgraf zu Leuchtenberg, Markgraf des Heiligen Römischen Reichs, Herr zu Frankenthal, Obersten Erbtruchseß und Kurfürsten, Landgrafen in Elsaß, Herzog in Ober- und Niederbayern, Pfalzgrafen bei Rhein, Herzog in Ober- und Niederpfalz, Grafen zu Veldenz, Sponheim, der Mark und Ravensberg, Herrn zu Ravenstein, Landgrafen zu Leuchtenberg, Markgrafen des Heiligen Römischen Reichs, Herrn

Hälfte zu erweitern, wenn er ſeinen Gedichten in Norddeutſchland zu allgemeinerer Verbreitung Bahn brechen will. Woher ſoll z. B. ein Preuße oder Sachſe wiſſen, daß „grawaugat" grauaugig bedeute? Es wimmelt von Worten im Buche, die den Bewohnern der Rhein- und Elbufer Hieroglyphen ſind; kann ſie der Leſer nicht mit Hülfe des „Idioticum" entziffern, ſo wirft er das Buch unwillig beiſeite. Nicht blos Religionen haben ihre geographiſchen Grenzen, auch Bücher und Zeitungen.

Die erſte Abtheilung des ſtarken, ſchön ausgeſtatteten Bandes enthält einen Cyklus von Liedern in oberennsſcher Volksmundart. Hier iſt Stelzhamer ganz in ſeinem Element, wie der Vogel in der Luft. Viele dieſer Gedichte ſind in ihrer urſprünglichen Naivetät, in ihrer Entfaltung einer kerngeſunden, faſt antiken Weltanſchauung wahre Meiſterſtücke zu nennen. Das Menſchliche iſt ihr Grundinhalt. Wenige Volksſänger haben durch Anwendung der äußerſten Gegenſätze eine ſo ſchlagende Wirkung augenblicklich hervorzurufen gewußt wie „dá Franz von Pieſenham". Wer des Dialekts nicht ganz mächtig iſt, erlaube ſich kein Urtheil hierüber. Man höre zum Exempel die zwei höchſt originellen Liedchen:

Dá ſchen Bue.

Und weil i ſchan worn bi
Á Kerl ſoviel ſchen,
Na, ſo wieri ains thain,
Und wir heiráthen gehn;
Und ſuech már dö Schenſte
Fünf Stund in án Krais:
I brauch nix als viel Glück
Und ſchen's Wöder áf d'Rais.

Dá grüen Keſá.

Dá grüen Keſá liegt ſpat und früe
In dá raethen Öpfelblüe,
'ſ Keferl liegt á dánöbn —
Das is á Löbn!

Mi und mein Dorathe
Schaidt *) das graoß Atáſee,
Kemmán á ſchwerli zamm,
Weil má nir ham.

Ueberhaupt iſt der Verfaſſer im erotiſchen Volkslied äußerſt glücklich. Von der erſten leiſeſten Regung zweier ſich magnetiſch anziehenden Herzen bis hinauf zum Zuſammenblitzen zweier glühenden Leidenſchaften weiß der Dichter alle dazwiſchen liegenden Sproſſen der Amorsleiter taſchenſpielerartig hervorzuzaubern. Es ſpiegelt ſich darin das friſche blühende Leben dieſer Gebirgsburſchen und Mädels ſo klar wie in einer Felſenquelle ab. Einzelne Vergleiche ſind köſtlich, z. B.:

Wie ſö in Früeling
Dá Kerſchbám voráth,
So voráth ſö á Liebſchaft,
Má trefft's nu ſo ſtád. **)

Oder:

Dnettá. (Juſt, genau auf ein Haar.)

So dnettá geht's zſamm
Und ſo dnettá troiffts zue:
I bogögn dár áf d'Nacht
Und du mir in dá Frue.

Und ſo dnettá geht's zſamm
Und ſo dnettá troiffts zue:
Du volangſtá kain'n Fried,
Und i laß dá kai Rue.

Und ſo dnettá geht's zſamm
Und ſo dnettá troiffts zue:
Daß du á Dirndl biſt
Und i á Bue.

Und wögn den — ſo dnettá
Da ſán má benand *),
Und á wögn den — ſo dnettá
Bringt ös nir venand.

Das ſogenannte Techtlmechtl iſt in dem Gedichte „Zwiſchen dá Liechtn" vortrefflich angedeutet. Nicht minder gut ſind in ihrer Art „Ollweil lieber", die Liebe zum Leben alternder Leute zeichnend; „Bauernſtolz", das hohe Selbſtbewußtſein reicher Bauern ſchildernd, und „Le ná gehn!", worin ein Prahlhans höchſt gelungen ſilhouettirt wird. Dagegen ſcheint uns das Gedicht „Dá Fámilenzl" trotz der feinen Charakteriſtik viel zu lang zu ſein. Ueberhaupt befinden ſich in dieſer Abtheilung einige Productionen, an welchen dieſer Fehler zu rügen iſt. In dem Schlußgedichte „Dá Vader is haimkemmá" feiert das Echtmenſchliche der Vaterliebe in ſchlichten volksthümlichen Verſen einen Triumph. Man höre die Schlußſtrophe:

Und aft ſáht 'n **) Vadern
Án Jed's umán Hals,
Hau — i waiß's nu vo mein'n her —
Dá Vader is Alls!

Dieſes rührend ſchöne Gedicht hat eine Art von Epilog, aus dem wir unſern Leſern wenigſtens einige ſehr gelungene Strophen zum beſten geben wollen, da wir es ſeiner Länge wegen nicht ganz citiren können:

Und iezt ſag' i dir was,
Und da paß fein guet auf,
Ebbá daß dá wohl taugt
Für dein'n Löbenslauf:

Á Brunn ahne Waſſer,
Á Waſſer ahne Bruck,
Und á Haus ahne Dachung
— Drei traurige Stuck!

Á Halm ahne Aehern,
Á Braut ahne Ring,
Und á Stock ahne Raoſen
— Drei traurige Ding!

Awa traurigá drei mal
Als das, glaub más gwiß,
Is á traurigs Paar Oeltern,
Den 's Kind gſtorben is!

In der zweiten Abtheilung finden wir „Aeltere Lie-

*) trennt.
**) ſtill, heimlich.

*) ſind wir beieinander.
**) fällt dem.

der in obderennsscher Volksmundart, verdeutscht vom Verfasser". Auf die Uebertragung derselben ins Hochdeutsche bezieht sich in der Vorrede folgende Stelle:

Bezüglich des Versuchs, einige meiner ältern Dialektlieder zu verdeutschen, um sie auch dem außeröstreichischen Leser zugänglich zu machen, habe ich nur zu bemerken, daß dieser Versuch weiter nichts ist als an die Verehrer und gründlichen Kenner der Originale die ergebene Frage: Soll ich darin stumpfhaft fortfahren oder augenblicklich davon ablassen?

Wir antworten auf diese Frage mit Ja und mit Nein. Wir sagen Ja! wenn Stelzhamer keine andere Absicht damit verbindet als die eben selbstausgesprochene, das Buch dadurch allen Nichtöstreichern mundgerecht zu machen; wir sagen Nein! wenn der Verfasser sich dem süßen Glauben hingibt, mit diesen Verdeutschungen auch nur entfernt die Originale zu erreichen. Er misdeute diesen etwas herben Ausspruch nicht; der darin versteckte Vorwurf trifft ihn nicht direct; denn, offen gestanden, wir halten es für eine Unmöglichkeit. Der eigene Reiz des Volksdialekts ist durch nichts zu ersetzen. Die Originale ziehen, um uns eines Gleichnisses zu bedienen, federleicht in paradiesischer Unschuld an uns vorüber, die Uebertragungen ins Hochdeutsche schreiten gezirt von dem zu engen Gewande gravitätisch ängstlich einher, oder stolpern gar über die zu faltenreiche Schleppe. Der Verfasser theilt wahrscheinlich diese Ansicht nicht — er denke nach Belieben; scheint er doch im Allgemeinen von der Kritik nicht viel zu halten. Dies beweisen uns außer Seite 172 noch die ominösen Schlußstrophen jenes langen Gedichts „Musa ruralis" („s' Waldfräuerl"), worin er der Welt berichtet, wie er schon als Hirtenknabe im freien Schöpfungsrund ein Dichter geworden sei; sie lauten:

Die Gänse waren verloren,
Der Vater hat dem Sohn
Dafür das Köpfchen geschoren,
Das war sein Musenlohn.

Und seid ihr nicht bess're Vergüter
Nun meiner Poesie,
Dann säß' ich noch lieber als Hüter
Am Wald rund um — mein Vieh.

Da die Kritik bereits vor Jahren die Originale die Revue passiren ließ, so können wir uns hier kürzer fassen. Wir glauben nicht ungerecht zu sein, wenn wir dem Verfasser den umgekehrten Vorwurf machen, den er in der Einleitung gegen Maurus Lindermaier ausspricht, nämlich: Stelzhamer ist mit seiner Denk- und Empfindungsweise dem Volke treu geblieben, ganz und gar treu als echter Sohn des Gebirgs, deshalb wird er nie das Hochdeutsche total beherrschen lernen. Auch spukt dort und da Einiges aus der „studirten Schicht", wie er es nennt, in diesen Uebertragungen umher. So wird z. B. im „Lied der Heumähder" unpassend des Reims halber der Thanatos der Griechen ins Gebiet des Hochdeutschen heraufbeschworen — was wissen Heumähder vom Thanatos? Auch finden sich Verstöße gegen das grammatische Gesetz oder den grammatischen Gebrauch, wie beispielsweise in der überhaupt nicht schön klingenden Strophe:

All deines Herzens Hange
Laß sein dahingestellt,
Bis einst beim Wallfahrtsgange
Ein Hündchen weiß sich gesellt.

Die gelungenste dieser Uebertragungen dürfte wol das kleine nette Liedchen sein: „Die Blümlein", ihrem poetischen Werth nach die besten „Mein Mütterchen" und „Der einsame Mensch", doch sind die trefflichen Originale auch hier keineswegs erreicht. Es dürfte kaum einen Dichter geben, der nicht die Idee des Alleinseins zu einem Klagelied benutzt hätte; dennoch gelang es Stelzhamer, diesem Gedanken eine neue Seite abzugewinnen, ihn, wenn uns der Ausdruck erlaubt wird, zu potenziren. Nachdem dieser unglückliche Einsame über die Schwere alles irdischen Daseins eine Jeremiade gehalten, durchschauert ihn das schreckliche Gefühl, daß er auch im Jenseits ewig einsam sein werde, und dann donnert er zum Schlusse, gleichsam um den Fluch, der auf der Einsamkeit lastet, gewaltsam zu brechen, die Worte vor sich hin:

Geht es aber mir dort oben
Wie hier unten, ha, dann sei
Von mir selbst mein Selbst zerrissen
Und gemacht aus Einem — Zwei!

Hieran reiht sich: „Liebe, Gedicht in zwei Büchern." Der Verfasser gibt hierüber im Vorwort folgenden Wink: „Es erscheint hier aus längster, tiefster Verborgenheit fast scheu und schüchtern die Aussprühung meiner Jugend, das hochdeutsche Gedicht «Liebe»." Den Hauptinhalt dieser zwei Bücher kann sich wol Jeder denken, sie bilden nämlich eine lange Kette von erotischen Liedern, in denen Sehnsucht, glühende Leidenschaft, Wonne, Schmerz, Wehmuth und Hohn jenen Kreislauf machen, der so alt ist als die Menschheit, die „alte Geschichte, die ewig neu bleibt", um nicht die ganze berühmt gewordene Strophe Heine's zu citiren. Es handelt sich bei solchen Productionen um eine lebendig objective Darstellung trotz der subjectiven Empfindungsweise des Lyrikers; es müssen dadurch dem Leser die Flügelthore der Erinnerung einer selbst in der Jugend durchgekämpften Leidenschaft aufspringen und ihn noch ein mal in das Paradies oder in die Hölle der Gefühlswelt jener längstverrauschten Tage zurückzaubern. Wir nehmen keinen Anstand zu bekennen, daß dies dem Verfasser oft in hohem Grade gelungen sei — Stelzhamer ist ein Mensch, ein ganzer Mensch! Sein Naturell ist beinahe zu gefühlsreich, zu empfänglich für Eindrücke, wogegen eigentlich der Mann mehr gestählt sein sollte; doch man verzeiht ihm das gern, weil er Einen dafür in die geheimsten Falten des menschlichen Herzens blicken läßt. Selbst in den ersten zarten Frühlingsregungen des sich entspinnenden Verhältnisses ist keine Spur von mondscheinbleicher Sentimentalität zu finden, seine Liebe ist gesund sinnlich vom ersten Augenblick bis zum letzten. Folgendes schöne Gedicht fodert zu einer wörtlichen Mittheilung auf:

Wie die frommen Lämmer weiden
Auf der grünen Frühlingshut,
Also weiden meine beiden
Augen auf dir wohlgemuth.

Und die Lämmer, wo sie gestern
Just ein Blümchen abgepflückt,
Finden heut' von seinen Schwestern
Doppelt reich den Platz geschmückt.

Aus den Augen fiel seit langen
Tagen Ein Blick nur auf mich,
Und es zeigten auf den Wangen
Nur zwei Rosenknospen sich.

Kaum doch hatte ich empfangen
Jenes ersten Blickes Gruß,
Und die Röslein auf den Wangen
Wärmte kaum mein erster Kuß:

Als sie täglich sich vermehrten
Wunderbar von Stund' zu Stund',
Jeder wirbt und bringt Gefährten,
Und so mehret sich der Bund.

Und in diesem Lustgewimmel
Taumelt nun mein Herz herum —
Das war wol dein schönster Himmel,
Hellas! dein Elysium.

Aber wozu dieser reflectirende Sprung auf Hellas? Das ist gesucht. Durch einen ganz einfachen Schluß würde das in formeller Hinsicht abgerundete Gedicht gewiß nur gewonnen haben. Vollendet in der Form sind auch „Arie", „Nur noch ein mal" und „Lied", die Gedichte jedoch, die sich dieses Vorzugs rühmen können, sind leicht zu zählen. Es bleibt uns ein Räthsel, wie ein Dichter, der auf einer Seite die Sprache so gewandt zu biegen weiß, wie in den eben citirten Liedern, auf der andern Seite sich so oft arge Verstöße zuschulden kommen läßt. S. 152 lautet eine Verszeile: „Was wollt' lassen und geben!" S. 260 heißt es: „Weil wohlgefällig sie neigte zu mir." Folgende Strophe ist nicht deutsch, um uns einem anerkannten Dichter gegenüber eines schonenden Ausdrucks zu bedienen:

Denna Mimosa! mürbes Kindlein!
Schalt ich und noch Allerlei,
Da ihr fast, als ich, das Kindlein
Und das Blümlein lieber sei.

S. 250 enthält die unmelodische Zeile: „Daß Bach mit regem Plauschen", ein östreichischer Provinzialismus, der im Hochdeutschen nicht passiren darf. An Bilderschwulst fehlt es auch nicht, z. B. in dem Gedichte „Vision". Eine Verirrung der Phantasie ist das Gedicht auf S. 215; geradezu lächerlich ist der Schluß: „Ich selber bin die Haide" (!!), ein Seitenstück zu jenem: „Mir ist wie einer Abendlandschaft!" was einst ein obscurer östreichischer Lyriker in seiner Bornirtheit gesungen. Der sonderbare Ton, den der Verfasser plötzlich auf S. 255 anschlägt, scheint versteckte Anspielungen auf das Jahr 1848 zu enthalten, Gedankenstriche sind wenigstens genug da. Die Mittelstrophen sind in ihrer epigrammatischen Kürze sehr originell. Erwähnungswürdig sind auch die glühend leidenschaftlichen Ergüsse S. 153, III; S. 163, 164 u. 182, VIII. Ein Gedicht der sonderbarsten Art, tiefernst in seinem Gedankengange, großartig einfach in der Sprache, heimlich hinweisend auf die nahe Verwandtschaft zwischen Liebe und Selbstmord, wahrlich so seltsam, so unkräftig mahnend, als hätte es der später reifer gewordene Goethe in der Werther-Periode geschrieben, ist Nr. III, S. 232. Die Kürze desselben erlaubt uns, es hier unsern Lesern mitzutheilen:

Urgroß ist Waldesruh!
Ewig rauscht der Baum Dasselbe,
Morgen murrt der Quell wie heut',
Nimmer braust der Sturzbach anders,
Immer rollt der Donner gleich.

Urgroß ist Waldesruh!
Ruhig kann der Baum vermodern
Und verwittern still der Fels;
Unberochen welkt die Blume,
Ungenossen fault die Frucht,
Friedlich kann das Wild verenden,
Ungehindert mag der Mensch
Rauben, morden, dann verzweifeln
Und zuletzt — — —! ja, ja —
Urgroß ist Waldesruh!

So schön auch gegen den Schluß hin im zweiten Buche die Idee ist, daß er in seinem namenlosen Liebesschmerz zum Grabe der theuern Mutter pilgert, um dort Ruhe zu finden, so unpassend endet der ganze Cyklus mit einem lateinischen Choral, den in katholischen Ländern Mönche am Ostersonntag singen. Eher verträgt noch das Drama eine derartige Beimischung einer todten Sprache, die Lyrik nie. Diese lateinischen Brocken sind wol dem Vogel an den Schwanzfedern hängen geblieben, als er die Klostermauern von Linz im Rücken ließ. Uebrigens liegt ein großer Widerspruch darin, einmal den hellenischen Cultus der Venus hochzupreisen, wie in dem Gedichte S. 120, und ein andermal den Klosterzerrüchen des Mittelalters zu huldigen. Hier wollen wir eine Strophe citiren, die in mehr als einer Hinsicht den von uns bisher ausgesprochenen Tadel rechtfertigt:

Nein, wenn die alte Güa
So jauchzet himmelwärts,
Ruf' ich nur: Culpa mea!
Und schlage an mein Herz.

Wer hochdeutsch dichten will, muß einen gewissen feinen Takt besitzen; Stelzhamer beweist jedoch oft, daß ihm dieser Takt fehle. Auch können wir den Zweifel nicht unterdrücken, daß sämmtliche hochdeutsche Gedichte eine „Aussprühung" der Stelzhamer'schen Jugend seien; mindestestens dürften die in der Form vollendetern in spätern Jahren umgegossen worden sein. Mehre Gedichte verrathen freilich durchweg eine reifere, männliche Weltanschauung, wie das oben citirte „Urgroß ist Waldesruh!" Noch eine Bemerkung, die vielleicht der Verfasser bei einer zweiten Auflage berücksichtigt. Die wenigen Excurse abgerechnet, welche die Leidenschaft in ihrem Culminationspunkt auf den Streifzügen durch die Wälder macht, wird 175 Seiten hindurch das Thema der Liebe abgehandelt — das ist denn doch für den Leser eine etwas starke Zumuthung. Liebe ist Honig, zu viel Honig widersteht. Nicht der beigemischte „derbe Erdgeist

Ehe, so soll sie Freiheit gewinnen" (Gal. 4, 22—31). Wie sie sich auf die Freiheit berufen, so auch auf die Wahrheit. Sie sagen: „Wir sind Christen, weil wir die Wahrheit haben." Wir sagen: „Wir haben die Wahrheit, weil wir Christen sind." Sie sagen: „Wir sind Christen, weil wir die Bibel haben." Wir sagen: „Wir haben die Bibel, weil wir Christen sind." Sie sagen: „Wir sind Christen, weil wir die Taufe haben." Wir sagen: „Wir haben die Taufe, weil wir Christen sind." Sie sagen: „Wir sind Christen, weil wir das Abendmahl haben." Wir sagen: „Wir haben das Abendmahl, weil wir Christen sind." Sie sagen: „Wir sind Christen, weil wir die Kirche haben." Wir sagen: „Wir haben die Kirche, weil wir Christen sind." Sie sagen: „Wir sind Christen, weil wir die Sakramente haben." Wir sagen: „Wir haben die Sakramente, weil wir Christen sind." Sie sagen: „Wir sind Christen, weil wir die Gnade haben." Wir sagen: „Wir haben die Gnade, weil wir Christen sind." Sie sagen: „Wir sind Christen, weil wir die Rechtfertigung haben." Wir sagen: „Wir haben die Rechtfertigung, weil wir Christen sind." Sie sagen: „Wir sind Christen, weil wir die Vergebung der Sünden haben." Wir sagen: „Wir haben die Vergebung der Sünden, weil wir Christen sind." Sie sagen: „Wir sind Christen, weil wir die Hoffnung haben." Wir sagen: „Wir haben die Hoffnung, weil wir Christen sind." Sie sagen: „Wir sind Christen, weil wir die Liebe haben." Wir sagen: „Wir haben die Liebe, weil wir Christen sind." Sie sagen: „Wir sind Christen, weil wir den Glauben haben." Wir sagen: „Wir haben den Glauben, weil wir Christen sind." Sie sagen: „Wir sind Christen, weil wir Christus haben." Wir sagen: „Wir haben Christus, weil wir Christen sind." Sie sagen: „Wir sind Christen, weil wir Gott haben." Wir sagen: „Wir haben Gott, weil wir Christen sind." Sie sagen: „Wir sind Christen, weil wir die Dreieinigkeit haben." Wir sagen: „Wir haben die Dreieinigkeit, weil wir Christen sind." Sie sagen: „Wir sind Christen, weil wir das Leben haben." Wir sagen: „Wir haben das Leben, weil wir Christen sind." Sie sagen: „Wir sind Christen, weil wir die Auferstehung haben." Wir sagen: „Wir haben die Auferstehung, weil wir Christen sind." Sie sagen: „Wir sind Christen, weil wir die Seligkeit haben." Wir sagen: „Wir haben die Seligkeit, weil wir Christen sind." Sie sagen: „Wir sind Christen, weil wir den Himmel haben." Wir sagen: „Wir haben den Himmel, weil wir Christen sind." Sie sagen: „Wir sind Christen, weil wir die Ewigkeit haben." Wir sagen: „Wir haben die Ewigkeit, weil wir Christen sind."

Die Freiheit in Bezug auf Gesetz und Sünde. Die Freiheit in Bezug auf das Gesetz und die Sünde ist eine Freiheit, die nur Gott geben kann. Sie ist eine Freiheit, die nur Christus geben kann. Sie ist eine Freiheit, die nur der Heilige Geist geben kann. Sie ist eine Freiheit, die nur das Evangelium geben kann. Sie ist eine Freiheit, die nur die Taufe geben kann. Sie ist eine Freiheit, die nur das Abendmahl geben kann. Sie ist eine Freiheit, die nur die Kirche geben kann. Sie ist eine Freiheit, die nur die Sakramente geben können. Sie ist eine Freiheit, die nur die Gnade geben kann. Sie ist eine Freiheit, die nur die Rechtfertigung geben kann. Sie ist eine Freiheit, die nur die Vergebung der Sünden geben kann. Sie ist eine Freiheit, die nur die Hoffnung geben kann. Sie ist eine Freiheit, die nur die Liebe geben kann. Sie ist eine Freiheit, die nur der Glaube geben kann. Sie ist eine Freiheit, die nur Christus geben kann. Sie ist eine Freiheit, die nur Gott geben kann. Sie ist eine Freiheit, die nur die Dreieinigkeit geben kann. Sie ist eine Freiheit, die nur das Leben geben kann. Sie ist eine Freiheit, die nur die Auferstehung geben kann. Sie ist eine Freiheit, die nur die Seligkeit geben kann. Sie ist eine Freiheit, die nur der Himmel geben kann. Sie ist eine Freiheit, die nur die Ewigkeit geben kann.

Die Freiheit in Bezug auf Gesetz und Sünde. Die Freiheit in Bezug auf das Gesetz und die Sünde ist eine Freiheit, die nur Gott geben kann. Sie ist eine Freiheit, die nur Christus geben kann. Sie ist eine Freiheit, die nur der Heilige Geist geben kann. Sie ist eine Freiheit, die nur das Evangelium geben kann. Sie ist eine Freiheit, die nur die Taufe geben kann. Sie ist eine Freiheit, die nur das Abendmahl geben kann. Sie ist eine Freiheit, die nur die Kirche geben kann. Sie ist eine Freiheit, die nur die Sakramente geben können. Sie ist eine Freiheit, die nur die Gnade geben kann. Sie ist eine Freiheit, die nur die Rechtfertigung geben kann. Sie ist eine Freiheit, die nur die Vergebung der Sünden geben kann. Sie ist eine Freiheit, die nur die Hoffnung geben kann. Sie ist eine Freiheit, die nur die Liebe geben kann. Sie ist eine Freiheit, die nur der Glaube geben kann. Sie ist eine Freiheit, die nur Christus geben kann. Sie ist eine Freiheit, die nur Gott geben kann. Sie ist eine Freiheit, die nur die Dreieinigkeit geben kann. Sie ist eine Freiheit, die nur das Leben geben kann. Sie ist eine Freiheit, die nur die Auferstehung geben kann. Sie ist eine Freiheit, die nur die Seligkeit geben kann. Sie ist eine Freiheit, die nur der Himmel geben kann. Sie ist eine Freiheit, die nur die Ewigkeit geben kann.

Das ist jenes auch, was Sie hier, Herr Graf, als Ihre Meinung aussprechen. Ich bin nicht dieser Meinung.

Ich bin der Meinung, daß wir, wenn wir uns auf diesen Standpunkt stellen, wenn wir sagen, wir wollen nicht, daß Sie Ihre Meinung aussprechen, wir wollen nicht, daß Sie Ihre Ansicht kundgeben, wir wollen nicht, daß Sie Ihre Ansicht vertreten, wir wollen nicht, daß Sie Ihre Ansicht verbreiten, wir wollen nicht, daß Sie Ihre Ansicht verteidigen, wir wollen nicht, daß Sie Ihre Ansicht propagieren, wir wollen nicht, daß Sie Ihre Ansicht durchsetzen, wir wollen nicht, daß Sie Ihre Ansicht zur Geltung bringen, wir wollen nicht, daß Sie Ihre Ansicht zum Siege führen, wir wollen nicht, daß Sie Ihre Ansicht zum Ausdruck bringen, wir wollen nicht, daß Sie Ihre Ansicht zur Anerkennung bringen, wir wollen nicht, daß Sie Ihre Ansicht zur Herrschaft bringen, wir wollen nicht, daß Sie Ihre Ansicht zur Durchführung bringen, wir wollen nicht, daß Sie Ihre Ansicht zur Verwirklichung bringen, wir wollen nicht, daß Sie Ihre Ansicht zur Wirksamkeit bringen,

(Heiterkeit.)

wir wollen nicht, daß Sie Ihre Ansicht zur Geltung bringen, wir wollen nicht, daß Sie Ihre Ansicht zur Anerkennung bringen, wir wollen nicht, daß Sie Ihre Ansicht zur Herrschaft bringen, wir wollen nicht, daß Sie Ihre Ansicht zur Durchführung bringen, wir wollen nicht, daß Sie Ihre Ansicht zur Verwirklichung bringen, wir wollen nicht, daß Sie Ihre Ansicht zur Wirksamkeit bringen,

(Heiterkeit.)

wir wollen nicht, daß Sie Ihre Ansicht zum Ausdruck bringen, wir wollen nicht, daß Sie Ihre Ansicht zum Siege führen, wir wollen nicht, daß Sie Ihre Ansicht durchsetzen, wir wollen nicht, daß Sie Ihre Ansicht propagieren, wir wollen nicht, daß Sie Ihre Ansicht verteidigen, wir wollen nicht, daß Sie Ihre Ansicht verbreiten, wir wollen nicht, daß Sie Ihre Ansicht vertreten, wir wollen nicht, daß Sie Ihre Ansicht kundgeben, wir wollen nicht, daß Sie Ihre Ansicht aussprechen, wir wollen nicht, daß Sie Ihre Meinung aussprechen, wir wollen nicht, daß Sie Ihre Meinung kundgeben, wir wollen nicht, daß Sie Ihre Meinung vertreten, wir wollen nicht, daß Sie Ihre Meinung verbreiten, wir wollen nicht, daß Sie Ihre Meinung verteidigen, wir wollen nicht, daß Sie Ihre Meinung propagieren, wir wollen nicht, daß Sie Ihre Meinung durchsetzen, wir wollen nicht, daß Sie Ihre Meinung zur Geltung bringen, wir wollen nicht, daß Sie Ihre Meinung zur Anerkennung bringen, wir wollen nicht, daß Sie Ihre Meinung zur Herrschaft bringen, wir wollen nicht, daß Sie Ihre Meinung zur Durchführung bringen, wir wollen nicht, daß Sie Ihre Meinung zur Verwirklichung bringen, wir wollen nicht, daß Sie Ihre Meinung zur Wirksamkeit bringen,

(Heiterkeit.)

wir wollen nicht, daß Sie Ihre Meinung zur Geltung bringen, wir wollen nicht, daß Sie Ihre Meinung zur Anerkennung bringen, wir wollen nicht, daß Sie Ihre Meinung zur Herrschaft bringen, wir wollen nicht, daß Sie Ihre Meinung zur Durchführung bringen, wir wollen nicht, daß Sie Ihre Meinung zur Verwirklichung bringen, wir wollen nicht, daß Sie Ihre Meinung zur Wirksamkeit bringen,

(Heiterkeit.)

wir wollen nicht, daß Sie Ihre Meinung zum Ausdruck bringen, wir wollen nicht, daß Sie Ihre Meinung zum Siege führen, wir wollen nicht, daß Sie Ihre Meinung durchsetzen, wir wollen nicht, daß Sie Ihre Meinung propagieren, wir wollen nicht, daß Sie Ihre Meinung verteidigen, wir wollen nicht, daß Sie Ihre Meinung verbreiten, wir wollen nicht, daß Sie Ihre Meinung vertreten, wir wollen nicht, daß Sie Ihre Meinung kundgeben, wir wollen nicht, daß Sie Ihre Meinung aussprechen, wir wollen nicht, daß Sie Ihre Meinung aussprechen.

Präsident. Ich bitte, Herr Graf, Sie haben Ihre Meinung ausgesprochen.

Graf Stolberg. Ich habe meine Meinung ausgesprochen, Herr Präsident, und ich werde sie auch weiter aussprechen, wenn Sie mir nicht das Wort entzieh

§ 2146. (aufgehoben durch Artikel 1 Nr. 1 des Gesetzes vom 20. Februar 1936, RGBl. I S. 145)

§ 2147. Wird ein Nachlaß, der einen Handelsbetrieb umfaßt, von mehreren Erben gemeinschaftlich beerbt, so kann jeder Miterbe verlangen, daß die Auseinandersetzung in Ansehung des Handelsbetriebs bis zum Ablaufe von zwei Jahren nach dem Anfalle der Erbschaft ausgesetzt wird, soweit nicht ein wichtiger Grund für eine frühere Auseinandersetzung vorliegt.

§ 2148. Ist ein Miterbe zu einer Verfügung über seinen Anteil an dem Nachlasse oder über einen Nachlaßgegenstand ohne die Zustimmung der übrigen Miterben nicht befugt, so ist auch ein Vertrag, durch den er sich zu einer solchen Verfügung verpflichtet, ohne die Zustimmung unwirksam.

§ 2149. Ist ein Miterbe zu einer Verfügung über seinen Anteil an dem Nachlasse oder über einen Nachlaßgegenstand ohne die Zustimmung der übrigen Miterben nicht befugt, so ist auch ein Vertrag, durch den er sich zu einer solchen Verfügung verpflichtet, ohne die Zustimmung unwirksam.

§ 2150. Ist ein Miterbe zu einer Verfügung über seinen Anteil an dem Nachlasse oder über einen Nachlaßgegenstand ohne die Zustimmung der übrigen Miterben nicht befugt, so ist auch ein Vertrag, durch den er sich zu einer solchen Verfügung verpflichtet, ohne die Zustimmung unwirksam.

§ 2151. Ist ein Miterbe zu einer Verfügung über seinen Anteil an dem Nachlasse oder über einen Nachlaßgegenstand ohne die Zustimmung der übrigen Miterben nicht befugt, so ist auch ein Vertrag, durch den er sich zu einer solchen Verfügung verpflichtet, ohne die Zustimmung unwirksam.

§ 2152. Ist ein Miterbe zu einer Verfügung über seinen Anteil an dem Nachlasse oder über einen Nachlaßgegenstand ohne die Zustimmung der übrigen Miterben nicht befugt, so ist auch ein Vertrag, durch den er sich zu einer solchen Verfügung verpflichtet, ohne die Zustimmung unwirksam.

§ 2153. Ist ein Miterbe zu einer Verfügung über seinen Anteil an dem Nachlasse oder über einen Nachlaßgegenstand ohne die Zustimmung der übrigen Miterben nicht befugt, so ist auch ein Vertrag, durch den er sich zu einer solchen Verfügung verpflichtet, ohne die Zustimmung unwirksam.

§ 2154. Ist ein Miterbe zu einer Verfügung über seinen Anteil an dem Nachlasse oder über einen Nachlaßgegenstand ohne die Zustimmung der übrigen Miterben nicht befugt, so ist auch ein Vertrag, durch den er sich zu einer solchen Verfügung verpflichtet, ohne die Zustimmung unwirksam.

§ 2155. Ist ein Miterbe zu einer Verfügung über seinen Anteil an dem Nachlasse oder über einen Nachlaßgegenstand ohne die Zustimmung der übrigen Miterben nicht befugt, so ist auch ein Vertrag, durch den er sich zu einer solchen Verfügung verpflichtet, ohne die Zustimmung unwirksam.

§ 2156. Ist ein Miterbe zu einer Verfügung über seinen Anteil an dem Nachlasse oder über einen Nachlaßgegenstand ohne die Zustimmung der übrigen Miterben nicht befugt, so ist auch ein Vertrag, durch den er sich zu einer solchen Verfügung verpflichtet, ohne die Zustimmung unwirksam.

§ 2157. Ist ein Miterbe zu einer Verfügung über seinen Anteil an dem Nachlasse oder über einen Nachlaßgegenstand ohne die Zustimmung der übrigen Miterben nicht befugt, so ist auch ein Vertrag, durch den er sich zu einer solchen Verfügung verpflichtet, ohne die Zustimmung unwirksam.

§ 2158. Ist ein Miterbe zu einer Verfügung über seinen Anteil an dem Nachlasse oder über einen Nachlaßgegenstand ohne die Zustimmung der übrigen Miterben nicht befugt, so ist auch ein Vertrag, durch den er sich zu einer solchen Verfügung verpflichtet, ohne die Zustimmung unwirksam.

§ 2159. Ist ein Miterbe zu einer Verfügung über seinen Anteil an dem Nachlasse oder über einen Nachlaßgegenstand ohne die Zustimmung der übrigen Miterben nicht befugt, so ist auch ein Vertrag, durch den er sich zu einer solchen Verfügung verpflichtet, ohne die Zustimmung unwirksam.

§ 2160. Ist ein Miterbe zu einer Verfügung über seinen Anteil an dem Nachlasse oder über einen Nachlaßgegenstand ohne die Zustimmung der übrigen Miterben nicht befugt, so ist auch ein Vertrag, durch den er sich zu einer solchen Verfügung verpflichtet, ohne die Zustimmung unwirksam.

§ 2161. Ist ein Miterbe zu einer Verfügung über seinen Anteil an dem Nachlasse oder über einen Nachlaßgegenstand ohne die Zustimmung der übrigen Miterben nicht befugt, so ist auch ein Vertrag, durch den er sich zu einer solchen Verfügung verpflichtet, ohne die Zustimmung unwirksam.

§ 2162. Ist ein Miterbe zu einer Verfügung über seinen Anteil an dem Nachlasse oder über einen Nachlaßgegenstand ohne die Zustimmung der übrigen Miterben nicht befugt, so ist auch ein Vertrag, durch den er sich zu einer solchen Verfügung verpflichtet, ohne die Zustimmung unwirksam.

§ 2163. Ist ein Miterbe zu einer Verfügung über seinen Anteil an dem Nachlasse oder über einen Nachlaßgegenstand ohne die Zustimmung der übrigen Miterben nicht befugt, so ist auch ein Vertrag, durch den er sich zu einer solchen Verfügung verpflichtet, ohne die Zustimmung unwirksam.

§ 2164. Ist ein Miterbe zu einer Verfügung über seinen Anteil an dem Nachlasse oder über einen Nachlaßgegenstand ohne die Zustimmung der übrigen Miterben nicht befugt, so ist auch ein Vertrag, durch den er sich zu einer solchen Verfügung verpflichtet, ohne die Zustimmung unwirksam.

§ 2165. Ist ein Miterbe zu einer Verfügung über seinen Anteil an dem Nachlasse oder über einen Nachlaßgegenstand ohne die Zustimmung der übrigen Miterben nicht befugt, so ist auch ein Vertrag, durch den er sich zu einer solchen Verfügung verpflichtet, ohne die Zustimmung unwirksam.

§ 2166. Ist ein Miterbe zu einer Verfügung über seinen Anteil an dem Nachlasse oder über einen Nachlaßgegenstand ohne die Zustimmung der übrigen Miterben nicht befugt, so ist auch ein Vertrag, durch den er sich zu einer solchen Verfügung verpflichtet, ohne die Zustimmung unwirksam.

§ 2167. Ist ein Miterbe zu einer Verfügung über seinen Anteil an dem Nachlasse oder über einen Nachlaßgegenstand ohne die Zustimmung der übrigen Miterben nicht befugt, so ist auch ein Vertrag, durch den er sich zu einer solchen Verfügung verpflichtet, ohne die Zustimmung unwirksam.

§ 2168. Ist ein Miterbe zu einer Verfügung über seinen Anteil an dem Nachlasse oder über einen Nachlaßgegenstand ohne die Zustimmung der übrigen Miterben nicht befugt, so ist auch ein Vertrag, durch den er sich zu einer solchen Verfügung verpflichtet, ohne die Zustimmung unwirksam.

§ 2169. Ist ein Miterbe zu einer Verfügung über seinen Anteil an dem Nachlasse oder über einen Nachlaßgegenstand ohne die Zustimmung der übrigen Miterben nicht befugt, so ist auch ein Vertrag, durch den er sich zu einer solchen Verfügung verpflichtet, ohne die Zustimmung unwirksam.

§ 2170. Ist ein Miterbe zu einer Verfügung über seinen Anteil an dem Nachlasse oder über einen Nachlaßgegenstand ohne die Zustimmung der übrigen Miterben nicht befugt, so ist auch ein Vertrag, durch den er sich zu einer solchen Verfügung verpflichtet, ohne die Zustimmung unwirksam.

§ 2171. Ist ein Miterbe zu einer Verfügung über seinen Anteil an dem Nachlasse oder über einen Nachlaßgegenstand ohne die Zustimmung der übrigen Miterben nicht befugt, so ist auch ein Vertrag, durch den er sich zu einer solchen Verfügung verpflichtet, ohne die Zustimmung unwirksam.

§ 2172. Ist ein Miterbe zu einer Verfügung über seinen Anteil an dem Nachlasse oder über einen Nachlaßgegenstand ohne die Zustimmung der übrigen Miterben nicht befugt, so ist auch ein Vertrag, durch den er sich zu einer solchen Verfügung verpflichtet, ohne die Zustimmung unwirksam.

§ 2173. Ist ein Miterbe zu einer Verfügung über seinen Anteil an dem Nachlasse oder über einen Nachlaßgegenstand ohne die Zustimmung der übrigen Miterben nicht befugt, so ist auch ein Vertrag, durch den er sich zu einer solchen Verfügung verpflichtet, ohne die Zustimmung unwirksam.

§ 2174. Ist ein Miterbe zu einer Verfügung über seinen Anteil an dem Nachlasse oder über einen Nachlaßgegenstand ohne die Zustimmung der übrigen Miterben nicht befugt, so ist auch ein Vertrag, durch den er sich zu einer solchen Verfügung verpflichtet, ohne die Zustimmung unwirksam.

§ 2175. Ist ein Miterbe zu einer Verfügung über seinen Anteil an dem Nachlasse oder über einen Nachlaßgegenstand ohne die Zustimmung der übrigen Miterben nicht befugt, so ist auch ein Vertrag, durch den er sich zu einer solchen Verfügung verpflichtet, ohne die Zustimmung unwirksam.

§ 2176. Ist ein Miterbe zu einer Verfügung über seinen Anteil an dem Nachlasse oder über einen Nachlaßgegenstand ohne die Zustimmung der übrigen Miterben nicht befugt, so ist auch ein Vertrag, durch den er sich zu einer solchen Verfügung verpflichtet, ohne die Zustimmung unwirksam.

§ 2177. Ist ein Miterbe zu einer Verfügung über seinen Anteil an dem Nachlasse oder über einen Nachlaßgegenstand ohne die Zustimmung der übrigen Miterben nicht befugt, so ist auch ein Vertrag, durch den er sich zu einer solchen Verfügung verpflichtet, ohne die Zustimmung unwirksam.

§ 2178. Ist ein Miterbe zu einer Verfügung über seinen Anteil an dem Nachlasse oder über einen Nachlaßgegenstand ohne die Zustimmung der übrigen Miterben nicht befugt, so ist auch ein Vertrag, durch den er sich zu einer solchen Verfügung verpflichtet, ohne die Zustimmung unwirksam.

§ 2179. Ist ein Miterbe zu einer Verfügung über seinen Anteil an dem Nachlasse oder über einen Nachlaßgegenstand ohne die Zustimmung der übrigen Miterben nicht befugt, so ist auch ein Vertrag, durch den er sich zu einer solchen Verfügung verpflichtet, ohne die Zustimmung unwirksam.

§ 2180. Ist ein Miterbe zu einer Verfügung über seinen Anteil an dem Nachlasse oder über einen Nachlaßgegenstand ohne die Zustimmung der übrigen Miterben nicht befugt, so ist auch ein Vertrag, durch den er sich zu einer solchen Verfügung verpflichtet, ohne die Zustimmung unwirksam.

§ 2181. Ist ein Miterbe zu einer Verfügung über seinen Anteil an dem Nachlasse oder über einen Nachlaßgegenstand ohne die Zustimmung der übrigen Miterben nicht befugt, so ist auch ein Vertrag, durch den er sich zu einer solchen Verfügung verpflichtet, ohne die Zustimmung unwirksam.

§ 2182. Ist ein Miterbe zu einer Verfügung über seinen Anteil an dem Nachlasse oder über einen Nachlaßgegenstand ohne die Zustimmung der übrigen Miterben nicht befugt, so ist auch ein Vertrag, durch den er sich zu einer solchen Verfügung verpflichtet, ohne die Zustimmung unwirksam.

§ 2183. Ist ein Miterbe zu einer Verfügung über seinen Anteil an dem Nachlasse oder über einen Nachlaßgegenstand ohne die Zustimmung der übrigen Miterben nicht befugt, so ist auch ein Vertrag, durch den er sich zu einer solchen Verfügung verpflichtet, ohne die Zustimmung unwirksam.

§ 2184. Ist ein Miterbe zu einer Verfügung über seinen Anteil an dem Nachlasse oder über einen Nachlaßgegenstand ohne die Zustimmung der übrigen Miterben nicht befugt, so ist auch ein Vertrag, durch den er sich zu einer solchen Verfügung verpflichtet, ohne die Zustimmung unwirksam.

§ 2185. Ist ein Miterbe zu einer Verfügung über seinen Anteil an dem Nachlasse oder über einen Nachlaßgegenstand ohne die Zustimmung der übrigen Miterben nicht befugt, so ist auch ein Vertrag, durch den er sich zu einer solchen Verfügung verpflichtet, ohne die Zustimmung unwirksam.

§ 2186. Ist ein Miterbe zu einer Verfügung über seinen Anteil an dem Nachlasse oder über einen Nachlaßgegenstand ohne die Zustimmung der übrigen Miterben nicht befugt, so ist auch ein Vertrag, durch den er sich zu einer solchen Verfügung verpflichtet, ohne die Zustimmung unwirksam.

§ 2187. Ist ein Miterbe zu einer Verfügung über seinen Anteil an dem Nachlasse oder über einen Nachlaßgegenstand ohne die Zustimmung der übrigen Miterben nicht befugt, so ist auch ein Vertrag, durch den er sich zu einer solchen Verfügung verpflichtet, ohne die Zustimmung unwirksam.

§ 2188. Ist ein Miterbe zu einer Verfügung über seinen Anteil an dem Nachlasse oder über einen Nachlaßgegenstand ohne die Zustimmung der übrigen Miterben nicht befugt, so ist auch ein Vertrag, durch den er sich zu einer solchen Verfügung verpflichtet, ohne die Zustimmung unwirksam.

§ 2189. Ist ein Miterbe zu einer Verfügung über seinen Anteil an dem Nachlasse oder über einen Nachlaßgegenstand ohne die Zustimmung der übrigen Miterben nicht befugt, so ist auch ein Vertrag, durch den er sich zu einer solchen Verfügung verpflichtet, ohne die Zustimmung unwirksam.

§ 2190. Ist ein Miterbe zu einer Verfügung über seinen Anteil an dem Nachlasse oder über einen Nachlaßgegenstand ohne die Zustimmung der übrigen Miterben nicht befugt, so ist auch ein Vertrag, durch den er sich zu einer solchen Verfügung verpflichtet, ohne die Zustimmung unwirksam.

§ 2191. Ist ein Miterbe zu einer Verfügung über seinen Anteil an dem Nachlasse oder über einen Nachlaßgegenstand ohne die Zustimmung der übrigen Miterben nicht befugt, so ist auch ein Vertrag, durch den er sich zu einer solchen Verfügung verpflichtet, ohne die Zustimmung unwirksam.

§ 2192. Ist ein Miterbe zu einer Verfügung über seinen Anteil an dem Nachlasse oder über einen Nachlaßgegenstand ohne die Zustimmung der übrigen Miterben nicht befugt, so ist auch ein Vertrag, durch den er sich zu einer solchen Verfügung verpflichtet, ohne die Zustimmung unwirksam.

§ 2193. Ist ein Miterbe zu einer Verfügung über seinen Anteil an dem Nachlasse oder über einen Nachlaßgegenstand ohne die Zustimmung der übrigen Miterben nicht befugt, so ist auch ein Vertrag, durch den er sich zu einer solchen Verfügung verpflichtet, ohne die Zustimmung unwirksam.

§ 2194. Ist ein Miterbe zu einer Verfügung über seinen Anteil an dem Nachlasse oder über einen Nachlaßgegenstand ohne die Zustimmung der übrigen Miterben nicht befugt, so ist auch ein Vertrag, durch den er sich zu einer solchen Verfügung verpflichtet, ohne die Zustimmung unwirksam.

§ 2195. Ist ein Miterbe zu einer Verfügung über seinen Anteil an dem Nachlasse oder über einen Nachlaßgegenstand ohne die Zustimmung der übrigen Miterben nicht befugt, so ist auch ein Vertrag, durch den er sich zu einer solchen Verfügung verpflichtet, ohne die Zustimmung unwirksam.

§ 2196. Ist ein Miterbe zu einer Verfügung über seinen Anteil an dem Nachlasse oder über einen Nachlaßgegenstand ohne die Zustimmung der übrigen Miterben nicht befugt, so ist auch ein Vertrag, durch den er sich zu einer solchen Verfügung verpflichtet, ohne die Zustimmung unwirksam.

§ 2197. Ist ein Miterbe zu einer Verfügung über seinen Anteil an dem Nachlasse oder über einen Nachlaßgegenstand ohne die Zustimmung der übrigen Miterben nicht befugt, so ist auch ein Vertrag, durch den er sich zu einer solchen Verfügung verpflichtet, ohne die Zustimmung unwirksam.

§ 2198. Ist ein Miterbe zu einer Verfügung über seinen Anteil an dem Nachlasse oder über einen Nachlaßgegenstand ohne die Zustimmung der übrigen Miterben nicht befugt, so ist auch ein Vertrag, durch den er sich zu einer solchen Verfügung verpflichtet, ohne die Zustimmung unwirksam.

§ 2199. Ist ein Miterbe zu einer Verfügung über seinen Anteil an dem Nachlasse oder über einen Nachlaßgegenstand ohne die Zustimmung der übrigen Miterben nicht befugt, so ist auch ein Vertrag, durch den er sich zu einer solchen Verfügung verpflichtet, ohne die Zustimmung unwirksam.

§ 2200. Ist ein Miterbe zu einer Verfügung über seinen Anteil an dem Nachlasse oder über einen Nachlaßgegenstand ohne die Zustimmung der übrigen Miterben nicht befugt, so ist auch ein Vertrag, durch den er sich zu einer solchen Verfügung verpflichtet, ohne die Zustimmung unwirksam.

§ 2201. Ist ein Miterbe zu einer Verfügung über seinen Anteil an dem Nachlasse oder über einen Nachlaßgegenstand ohne die Zustimmung der übrigen Miterben nicht befugt, so ist auch ein Vertrag, durch den er sich zu einer solchen Verfügung verpflichtet, ohne die Zustimmung unwirksam.

§ 2202. Ist ein Miterbe zu einer Verfügung über seinen Anteil an dem Nachlasse oder über einen Nachlaßgegenstand ohne die Zustimmung der übrigen Miterben nicht befugt, so ist auch ein Vertrag, durch den er sich zu einer solchen Verfügung verpflichtet, ohne die Zustimmung unwirksam.

§ 2203. Ist ein Miterbe zu einer Verfügung über seinen Anteil an dem Nachlasse oder über einen Nachlaßgegenstand ohne die Zustimmung der übrigen Miterben nicht befugt, so ist auch ein Vertrag, durch den er sich zu einer solchen Verfügung verpflichtet, ohne die Zustimmung unwirksam.

§ 2204. Ist ein Miterbe zu einer Verfügung über seinen Anteil an dem Nachlasse oder über einen Nachlaßgegenstand ohne die Zustimmung der übrigen Miterben nicht befugt, so ist auch ein Vertrag, durch den er sich zu einer solchen Verfügung verpflichtet, ohne die Zustimmung unwirksam.

§ 2205. Ist ein Miterbe zu einer Verfügung über seinen Anteil an dem Nachlasse oder über einen Nachlaßgegenstand ohne die Zustimmung der übrigen Miterben nicht befugt, so ist auch ein Vertrag, durch den er sich zu einer solchen Verfügung verpflichtet, ohne die Zustimmung unwirksam.

§ 2206. Ist ein Miterbe zu einer Verfügung über seinen Anteil an dem Nachlasse oder über einen Nachlaßgegenstand ohne die Zustimmung der übrigen Miterben nicht befugt, so ist auch ein Vertrag, durch den er sich zu einer solchen Verfügung verpflichtet, ohne die Zustimmung unwirksam.

§ 2207. Ist ein Miterbe zu einer Verfügung über seinen Anteil an dem Nachlasse oder über einen Nachlaßgegenstand ohne die Zustimmung der übrigen Miterben nicht befugt, so ist auch ein Vertrag, durch den er sich zu einer solchen Verfügung verpflichtet, ohne die Zustimmung unwirksam.

§ 2208. Ist ein Miterbe zu einer Verfügung über seinen Anteil an dem Nachlasse oder über einen Nachlaßgegenstand ohne die Zustimmung der übrigen Miterben nicht befugt, so ist auch ein Vertrag, durch den er sich zu einer solchen Verfügung verpflichtet, ohne die Zustimmung unwirksam.

§ 2209. Ist ein Miterbe zu einer Verfügung über seinen Anteil an dem Nachlasse oder über einen Nachlaßgegenstand ohne die Zustimmung der übrigen Miterben nicht befugt, so ist auch ein Vertrag, durch den er sich zu einer solchen Verfügung verpflichtet, ohne die Zustimmung unwirksam.

§ 2210. Ist ein Miterbe zu einer Verfügung über seinen Anteil an dem Nachlasse oder über einen Nachlaßgegenstand ohne die Zustimmung der übrigen Miterben nicht befugt, so ist auch ein Vertrag, durch den er sich zu einer solchen Verfügung verpflichtet, ohne die Zustimmung unwirksam.

§ 2211. Ist ein Miterbe zu einer Verfügung über seinen Anteil an dem Nachlasse oder über einen Nachlaßgegenstand ohne die Zustimmung der übrigen Miterben nicht befugt, so ist auch ein Vertrag, durch den er sich zu einer solchen Verfügung verpflichtet, ohne die Zustimmung unwirksam.

§ 2212. Ist ein Miterbe zu einer Verfügung über seinen Anteil an dem Nachlasse oder über einen Nachlaßgegenstand ohne die Zustimmung der übrigen Miterben nicht befugt, so ist auch ein Vertrag, durch den er sich zu einer solchen Verfügung verpflichtet, ohne die Zustimmung unwirksam.

§ 2213. Ist ein Miterbe zu einer Verfügung über seinen Anteil an dem Nachlasse oder über einen Nachlaßgegenstand ohne die Zustimmung der übrigen Miterben nicht befugt, so ist auch ein Vertrag, durch den er sich zu einer solchen Verfügung verpflichtet, ohne die Zustimmung unwirksam.

§ 2214. Ist ein Miterbe zu einer Verfügung über seinen Anteil an dem Nachlasse oder über einen Nachlaßgegenstand ohne die Zustimmung der übrigen Miterben nicht befugt, so ist auch ein Vertrag, durch den er sich zu einer solchen Verfügung verpflichtet, ohne die Zustimmung unwirksam.

§ 2215. Ist ein Miterbe zu einer Verfügung über seinen Anteil an dem Nachlasse oder über einen Nachlaßgegenstand ohne die Zustimmung der übrigen Miterben nicht befugt, so ist auch ein Vertrag, durch den er sich zu einer solchen Verfügung verpflichtet, ohne die Zustimmung unwirksam.

§ 2216. Ist ein Miterbe zu einer Verfügung über seinen Anteil an dem Nachlasse oder über einen Nachlaßgegenstand ohne die Zustimmung der übrigen Miterben nicht befugt, so ist auch ein Vertrag, durch den er sich zu einer solchen Verfügung verpflichtet, ohne die Zustimmung unwirksam.

§ 2217. Ist ein Miterbe zu einer Verfügung über seinen Anteil an dem Nachlasse oder über einen Nachlaßgegenstand ohne die Zustimmung der übrigen Miterben nicht befugt, so ist auch ein Vertrag, durch den er sich zu einer solchen Verfügung verpflichtet, ohne die Zustimmung unwirksam.

§ 2218. Ist ein Miterbe zu einer Verfügung über seinen Anteil an dem Nachlasse oder über einen Nachlaßgegenstand ohne die Zustimmung der übrigen Miterben nicht befugt, so ist auch ein Vertrag, durch den er sich zu einer solchen Verfügung verpflichtet, ohne die Zustimmung unwirksam.

§ 2219. Ist ein Miterbe zu einer Verfügung über seinen Anteil an dem Nachlasse oder über einen Nachlaßgegenstand ohne die Zustimmung der übrigen Miterben nicht befugt, so ist auch ein Vertrag, durch den er sich zu einer solchen Verfügung verpflichtet, ohne die Zustimmung unwirksam.

§ 2220. Ist ein Miterbe zu einer Verfügung über seinen Anteil an dem Nachlasse oder über einen Nachlaßgegenstand ohne die Zustimmung der übrigen Miterben nicht befugt, so ist auch ein Vertrag, durch den er sich zu einer solchen Verfügung verpflichtet, ohne die Zustimmung unwirksam.

§ 2221. Ist ein Miterbe zu einer Verfügung über seinen Anteil an dem Nachlasse oder über einen Nachlaßgegenstand ohne die Zustimmung der übrigen Miterben nicht befugt, so ist auch ein Vertrag, durch den er sich zu einer solchen Verfügung verpflichtet, ohne die Zustimmung unwirksam.

§ 2222. Ist ein Miterbe zu einer Verfügung über seinen Anteil an dem Nachlasse oder über einen Nachlaßgegenstand ohne die Zustimmung der übrigen Miterben nicht befugt, so ist auch ein Vertrag, durch den er sich zu einer solchen Verfügung verpflichtet, ohne die Zustimmung unwirksam.

§ 2223. Ist ein Miterbe zu einer Verfügung über seinen Anteil an dem Nachlasse oder über einen Nachlaßgegenstand ohne die Zustimmung der übrigen Miterben nicht befugt, so ist auch ein Vertrag, durch den er sich zu einer solchen Verfügung verpflichtet, ohne die Zustimmung unwirksam.

§ 2224. Ist ein Miterbe zu einer Verfügung über seinen Anteil an dem Nachlasse oder über einen Nachlaßgegenstand ohne die Zustimmung der übrigen Miterben nicht befugt, so ist auch ein Vertrag, durch den er sich zu einer solchen Verfügung verpflichtet, ohne die Zustimmung unwirksam.

§ 2225. Ist ein Miterbe zu einer Verfügung über seinen Anteil an dem Nachlasse oder über einen Nachlaßgegenstand ohne die Zustimmung der übrigen Miterben nicht befugt, so ist auch ein Vertrag, durch den er sich zu einer solchen Verfügung verpflichtet, ohne die Zustimmung unwirksam.

§ 2226. Ist ein Miterbe zu einer Verfügung über seinen Anteil an dem Nachlasse oder über einen Nachlaßgegenstand ohne die Zustimmung der übrigen Miterben nicht befugt, so ist auch ein Vertrag, durch den er sich zu einer solchen Verfügung verpflichtet, ohne die Zustimmung unwirksam.

§ 2227. Ist ein Miterbe zu einer Verfügung über seinen Anteil an dem Nachlasse oder über einen Nachlaßgegenstand ohne die Zustimmung der übrigen Miterben nicht befugt, so ist auch ein Vertrag, durch den er sich zu einer solchen Verfügung verpflichtet, ohne die Zustimmung unwirksam.

§ 2228. Ist ein Miterbe zu einer Verfügung über seinen Anteil an dem Nachlasse oder über einen Nachlaßgegenstand ohne die Zustimmung der übrigen Miterben nicht befugt, so ist auch ein Vertrag, durch den er sich zu einer solchen Verfügung verpflichtet, ohne die Zustimmung unwirksam.

§ 2229. Ist ein Miterbe zu einer Verfügung über seinen Anteil an dem Nachlasse oder über einen Nachlaßgegenstand ohne die Zustimmung der übrigen Miterben nicht befugt, so ist auch ein Vertrag, durch den er sich zu einer solchen Verfügung verpflichtet, ohne die Zustimmung unwirksam.

§ 2230. Ist ein Miterbe zu einer Verfügung über seinen Anteil an dem Nachlasse oder über einen Nachlaßgegenstand ohne die Zustimmung der übrigen Miterben nicht befugt, so ist auch ein Vertrag, durch den er sich zu einer solchen Verfügung verpflichtet, ohne die Zustimmung unwirksam.

§ 2231. Ist ein Miterbe zu einer Verfügung über seinen Anteil an dem Nachlasse oder über einen Nachlaßgegenstand ohne die Zustimmung der übrigen Miterben nicht befugt, so ist auch ein Vertrag, durch den er sich zu einer solchen Verfügung verpflichtet, ohne die Zustimmung unwirksam.

§ 2232. Ist ein Miterbe zu einer Verfügung über seinen Anteil an dem Nachlasse oder über einen Nachlaßgegenstand ohne die Zustimmung der übrigen Miterben nicht befugt, so ist auch ein Vertrag, durch den er sich zu einer solchen Verfügung verpflichtet, ohne die Zustimmung unwirksam.

§ 2233. Ist ein Miterbe zu einer Verfügung über seinen Anteil an dem Nachlasse oder über einen Nachlaßgegenstand ohne die Zustimmung der übrigen Miterben nicht befugt, so ist auch ein Vertrag, durch den er sich zu einer solchen Verfügung verpflichtet, ohne die Zustimmung unwirksam.

§ 2234. Ist ein Miterbe zu einer Verfügung über seinen Anteil an dem Nachlasse oder über einen Nachlaßgegenstand ohne die Zustimmung der übrigen Miterben nicht befugt, so ist auch ein Vertrag, durch den er sich zu einer solchen Verfügung verpflichtet, ohne die Zustimmung unwirksam.

§ 2235. Ist ein Miterbe zu einer Verfügung über seinen Anteil an dem Nachlasse oder über einen Nachlaßgegenstand ohne die Zustimmung der übrigen Miterben nicht befugt, so ist auch ein Vertrag, durch den er sich zu einer solchen Verfügung verpflichtet, ohne die Zustimmung unwirksam.

§ 2236. Ist ein Miterbe zu einer Verfügung über seinen Anteil an dem Nachlasse oder über einen Nachlaßgegenstand ohne die Zustimmung der übrigen Miterben nicht befugt, so ist auch ein Vertrag, durch den er sich zu einer solchen Verfügung verpflichtet, ohne die Zustimmung unwirksam.

§ 2237. Ist ein Miterbe zu einer Verfügung über seinen Anteil an dem Nachlasse oder über einen Nachlaßgegenstand ohne die Zustimmung der übrigen Miterben nicht befugt, so ist auch ein Vertrag, durch den er sich zu einer solchen Verfügung verpflichtet, ohne die Zustimmung unwirksam.

§ 2238. Ist ein Miterbe zu einer Verfügung über seinen Anteil an dem Nachlasse oder über einen Nachlaßgegenstand ohne die Zustimmung der übrigen Miterben nicht befugt, so ist auch ein Vertrag, durch den er sich zu einer solchen Verfügung verpflichtet, ohne die Zustimmung unwirksam.

§ 2239. Ist ein Miterbe zu einer Verfügung über seinen Anteil an dem Nachlasse oder über einen Nachlaßgegenstand ohne die Zustimmung der übrigen Miterben nicht befugt, so ist auch ein Vertrag, durch den er sich zu einer solchen Verfügung verpflichtet, ohne die Zustimmung unwirksam.

§ 2240. Ist ein Miterbe zu einer Verfügung über seinen Anteil an dem Nachlasse oder über einen Nachlaßgegenstand ohne die Zustimmung der übrigen Miterben nicht befugt, so ist auch ein Vertrag, durch den er sich zu einer solchen Verfügung verpflichtet, ohne die Zustimmung unwirksam.

§ 2241. Ist ein Miterbe zu einer Verfügung über seinen Anteil an dem Nachlasse oder über einen Nachlaßgegenstand ohne die Zustimmung der übrigen Miterben nicht befugt, so ist auch ein Vertrag, durch den er sich zu einer solchen Verfügung verpflichtet, ohne die Zustimmung unwirksam.

§ 2242. Ist ein Miterbe zu einer Verfügung über seinen Anteil an dem Nachlasse oder über einen Nachlaßgegenstand ohne die Zustimmung der übrigen Miterben nicht befugt, so ist auch ein Vertrag, durch den er sich zu einer solchen Verfügung verpflichtet, ohne die Zustimmung unwirksam.

§ 2243. Ist ein Miterbe zu einer Verfügung über seinen Anteil an dem Nachlasse oder über einen Nachlaßgegenstand ohne die Zustimmung der übrigen Miterben nicht befugt, so ist auch ein Vertrag, durch den er sich zu einer solchen Verfügung verpflichtet, ohne die Zustimmung unwirksam.

§ 2244. Ist ein Miterbe zu einer Verfügung über seinen Anteil an dem Nachlasse oder über einen Nachlaßgegenstand ohne die Zustimmung der übrigen Miterben nicht befugt, so ist auch ein Vertrag, durch den er sich zu einer solchen Verfügung verpflichtet, ohne die Zustimmung unwirksam.

§ 2245. Ist ein Miterbe zu einer Verfügung über seinen Anteil an dem Nachlasse oder über einen Nachlaßgegenstand ohne die Zustimmung der übrigen Miterben nicht befugt, so ist auch ein Vertrag, durch den er sich zu einer solchen Verfügung verpflichtet, ohne die Zustimmung unwirksam.

§ 2246. Ist ein Miterbe zu einer Verfügung über seinen Anteil an dem Nachlasse oder über einen Nachlaßgegenstand ohne die Zustimmung der übrigen Miterben nicht befugt, so ist auch ein Vertrag, durch den er sich zu einer solchen Verfügung verpflichtet, ohne die Zustimmung unwirksam.

§ 2247. Ist ein Miterbe zu einer Verfügung über seinen Anteil an dem Nachlasse oder über einen Nachlaßgegenstand ohne die Zustimmung der übrigen Miterben nicht befugt, so ist auch ein Vertrag, durch den er sich zu einer solchen Verfügung verpflichtet, ohne die Zustimmung unwirksam.

§ 2248. Ist ein Miterbe zu einer Verfügung über seinen Anteil an dem Nachlasse oder über einen Nachlaßgegenstand ohne die Zustimmung der übrigen Miterben nicht befugt, so ist auch ein Vertrag, durch den er sich zu einer solchen Verfügung verpflichtet, ohne die Zustimmung unwirksam.

§ 2249. Ist ein Miterbe zu einer Verfügung über seinen Anteil an dem Nachlasse oder über einen Nachlaßgegenstand ohne die Zustimmung der übrigen Miterben nicht befugt, so ist auch ein Vertrag, durch den er sich zu einer solchen Verfügung verpflichtet, ohne die Zustimmung unwirksam.

§ 2250. Ist ein Miterbe zu einer Verfügung über seinen Anteil an dem Nachlasse oder über einen Nachlaßgegenstand ohne die Zustimmung der übrigen Miterben nicht befugt, so ist auch ein Vertrag, durch den er sich zu einer solchen Verfügung verpflichtet, ohne die Zustimmung unwirksam.

§ 2251. Ist ein Miterbe zu einer Verfügung über seinen Anteil an dem Nachlasse oder über einen Nachlaßgegenstand ohne die Zustimmung der übrigen Miterben nicht befugt, so ist auch ein Vertrag, durch den er sich zu einer solchen Verfügung verpflichtet, ohne die Zustimmung unwirksam.

§ 2252. Ist ein Miterbe zu einer Verfügung über seinen Anteil an dem Nachlasse oder über einen Nachlaßgegenstand ohne die Zustimmung der übrigen Miterben nicht befugt, so ist auch ein Vertrag, durch den er sich zu einer solchen Verfügung verpflichtet, ohne die Zustimmung unwirksam.

§ 2253. Ist ein Miterbe zu einer Verfügung über seinen Anteil an dem Nachlasse oder über einen Nachlaßgegenstand ohne die Zustimmung der übrigen Miterben nicht befugt, so ist auch ein Vertrag, durch den er sich zu einer solchen Verfügung verpflichtet, ohne die Zustimmung unwirksam.

§ 2254. Ist ein Miterbe zu einer Verfügung über seinen Anteil an dem Nachlasse oder über einen Nachlaßgegenstand ohne die Zustimmung der übrigen Miterben nicht befugt, so ist auch ein Vertrag, durch den er sich zu einer solchen Verfügung verpflichtet, ohne die Zustimmung unwirksam.

§ 2255. Ist ein Miterbe zu einer Verfügung über seinen Anteil an dem Nachlasse oder über einen Nachlaßgegenstand ohne die Zustimmung der übrigen Miterben nicht befugt, so ist auch ein Vertrag, durch den er sich zu einer solchen Verfügung verpflichtet, ohne die Zustimmung unwirksam.

§ 2256. Ist ein Miterbe zu einer Verfügung über seinen Anteil an dem Nachlasse oder über einen Nachlaßgegenstand ohne die Zustimmung der übrigen Miterben nicht befugt, so ist auch ein Vertrag, durch den er sich zu einer solchen Verfügung verpflichtet, ohne die Zustimmung unwirksam.

§ 2257. Ist ein Miterbe zu einer Verfügung über seinen Anteil an dem Nachlasse oder über einen Nachlaßgegenstand ohne die Zustimmung der übrigen Miterben nicht befugt, so ist auch ein Vertrag, durch den er sich zu einer solchen Verfügung verpflichtet, ohne die Zustimmung unwirksam.

§ 2258. Ist ein Miterbe zu einer Verfügung über seinen Anteil an dem Nachlasse oder über einen Nachlaßgegenstand ohne die Zustimmung der übrigen Miterben nicht befugt, so ist auch ein Vertrag, durch den er sich zu einer solchen Verfügung verpflichtet, ohne die Zustimmung unwirksam.

§ 2259. Ist ein Miterbe zu einer Verfügung über seinen Anteil an dem Nachlasse oder über einen Nachlaßgegenstand ohne die

Am andern Morgen konnte der Franzose, ehe er seinem Geschäfte nachritt, beim Abschiede sich nicht enthalten, dem Wirthe zu sagen: „Aus Liebe zu Euch, wegen der Ehre und des Vertrauens, die Ihr mir erwiesen, mahne ich Euch, angesehen die tiefe Reue Eurer armen Frau, übt Mitleid mit ihr, zumal Ihr jung und ohne Kinder seid. Es wäre schade, daß ein solches Haus unterginge und daß Diejenigen Euch beerbten, die Euch nicht lieben." Lange dachte der Gatte diesen Worten nach, erkannte endlich die Wahrheit darin und gelobte Mitleid, wenn sie in ihrer Demuth beharre. Unter so tröstlicher Verheißung brach der Gast auf, verrichtete sein Amt und erzählte nach der Rückkehr seinem Gebieter, was er erfahren. Karl fühlte den Jammer mit, und weil sein Gesandter die Schönheit der Dame gepriesen, schickte er seinen Maler Jean de Paris, um ihm das Bild derselben zu verschaffen. Der Deutsche gab hierzu Erlaubniß und nahm nach langer Reue, aus Sehnsucht nach Erben und aus Mitleid, die Verstoßene wieder zu sich und erzielte dann mit ihr viele schöne Kinder. Die ehrbare Witwe Disille schließt: „Mes Dames, si toutes celles à qui pareil cas, comme à elle est advenu, buvoient en tels vaisseaux, j'aurois grand' peur que beaucoup des coupes dorées seroient converties en têtes de morts. Dieu nous en veuille garder, car si sa bonté ne nous retient, il n'y a aucun d'entre vous, qui ne fusse faite pis." Endlich ergeht sich die gerührte Gesellschaft in salbungsreichen oder sentimentalen Gemeinplätzen.

Unser deutscher Dichter, Ort, Zeit und Namen verschweigend oder vermischend, läßt den „Rittersmann von weitem zum Kaiser reiten, von Navarras Fürst gesandt". Die Schilderung der Burg, die Aufnahme ist costümirter, prächtiger, antiker, doch nicht zeitgemäßer; „krumme Hörner schallen"; „in der kerzenvollen Halle stehen alle Ahnen, aus gegossenem Metalle, schön gewappnet, ohne Zahl". Schwerlich fanden sich in einer Burg auch des spätern Mittelalters so classische Kunstwerke; auch der Lokayer scheint nicht an seiner Stelle. Die Erzählung der Untreue ist motivirter, der Entführung so wenig gedacht als der scheuen Zurückgezogenheit des von den Verwandten verfolgten Entführers. Zur Entdeckung des Ehebruchs kehrt der Gatte aus „frohen Siegen unvermuthet" zurück, während in der Novelle der Argwohnvolle sich in dem Schlafgemache der Ehrvergessenen versteckt. Die Reden der Sünderin und die Ueberlegung des Rachefürstenden sind dem Dichter zwar eigenthümlicher, doch nur Ausführung des kürzern Originals, sowie der Hergänge beim Besuch des schauerlichen Gemachs. Nach bang durchwachter Nacht thut der Franzose Fürsprache für die Büßerin und schwingt sich auf sein Roß. Jahre vergehen der Dulderin, da tritt Erbarmen in des gestrengen Mannes Herz; er nimmt sie wieder zu sich und zeugt Söhne und Töchter. Aus der Rolle des schmerzlich bewegten, mahnenden Dichters fallend, dem Original treu, dessen historische Zuthaten, die Sendung des Malers u. s. w., übergangen sind, schließt Stolberg störend:

> Unsre Frauen zu bekehren....
> Auch die Herrchen zu bekehren,
> Die der Weiblein Herz bethören
> Und sich täglich bei uns mehren.
> Tausend Schädel, die wir sehen,
> Sollten auf dem Schenktisch stehen.

Jeder Leser wird erkennen, daß mit Anwendung statthafter poetischer Freiheit unser Dichter nach der Novelle vorträgt und das Gemälde der tragischen Ereignisse nur durch das Auge Disille's, nicht durch Mittheilung etwa einer Familienchronik, einer Hausage aufgefaßt hat. Die Abweichung, Navarra statt Karl's VIII., ist eine willkürliche, vielleicht des volltönendern Silbenfalls wegen; oder dachte sich Stolberg, da Margarethe Königin von Navarra heißt und Karl im Original nicht den Zusatz „von Frankreich" hat, einen achten Karl in jenem Reiche, dessen Geschichte dem siebenundzwanzigjährigen Diplomaten (1777) fremdgeblieben sein durfte? Die Botschaft des Franzosen an den „Kaiser", die Heimkehr aus „langen siegreichen Kriegen" gewähren der deutschen Nachbildung einen geschichtlich-romantischen Aufputz; den Maler Jean de Paris einzuführen, gebot keine innere Nothwendigkeit. Genug, man sieht, der Dichter überarbeitete in seiner Weise einen ihm in poetischer Form schon überkommenden Stoff, ohne alle Absicht, denselben mit geschichtlich markirten Zügen zu bereichern. Immer aber konnte ihm eine Haustradition vorschweben, und solche Unverbürgtheit der Thatsache seinerseits führt uns darauf, den Werth geschichtlicher Angaben seines Originals zu prüfen.

Königin Margarethe war eine der gelehrtesten, geistvollsten Frauen einer Zeit, deren sittliches Colorit und Gepräge sie unübertrefflich auffaßt und in der schalkhaften Zeichnung galanter Abenteuer ihres heroisch-liederlichen Bruders, seiner Günstlinge und seines Hofs zuverlässig ist. Aber absichtlich, um nicht ihren Erzählungen eine beleidigende Wahrheit zu geben, oder aus Unbekümmerniß einer schwatzhaften Frau läßt sie in ihren geschichtlichen Daten die Kritik vermissen und ergeht sich häufig in chronologischen Widersprüchen und Ungereimtheiten. Um nur Auffallendes zu erwähnen, jener Wilhelm, „comte d'Allemagne, de la maison de Saxonne, dont celle de Savoie est tant aillié", welcher in der Novelle XVII eine so frige, niederträchtige Rolle spielen muß, damit die Unerschrockenheit und Großmuth ihres geliebten Bruders Franz desto herrlicher strahle, ist jedem einigermaßen in der Zeit Franz' I. und Karl's V. Heimischen leicht erkennbar; ist der berühmte, gefürchtete Kriegsmann Wilhelm von Fürstenberg, welcher weder mit dem Hause Sachsen noch mit dem von Savoyen, aus welchem Margarethe's Mutter stammte, etwas gemein hat. Was sie erzählt, steht lose, widerspruchsvoll in der Geschichte da und paßt so wenig zur Persönlichkeit des ehrsüchtigen Feldherrn und zu seinem spätern Verhältnisse zur Krone Frankreich, daß wir das Ganze für Verleumdung oder für eine Rodomontade des Königs halten möchten. Zwar ist das öffentliche und Privatleben des schwäbischen Grafen nicht durchaus unbescholten: zwei mal fiel er von Kaiser und Reich ab, zwei mal stand er in lästerlichem Gerüchte, und seine Kriegszüge sind wegen der Wildheit seiner Landsknechte verrufen; aber eines Mordanschlags auf seinen Wohlthäter war er, der Trost bedrängter Protestanten, der Freund Calvin's, Farel's und Johann Sturm's, nicht fähig. Hätte er auf so schmählichen Verdacht und nach solcher Begegnung Frankreich verlassen, schwerlich wäre er je wieder in Franz' I. Dienst zurückgekehrt und des Vertrauens desselben wieder gewürdigt worden. Wer das Bild des schwäbischen Grafen im Ahnensaal zu Heiligenberg unweit des Bodensees betrachtet, jenen Riesen mit dem trotzigen Gesichte, dem ungeheuern Knebelbarte, leicht geharnischt, an der rechten Hüfte die Misericorde (den Dolch zum Gnadenstoße), die Linke gespannt am korbartigen Griff eines Landsknechtsdegens, die ganze Gestalt gelehnt auf einen mannshohen Zweihänder, dem wird kein beschimpfter Meuchelmörder beifallen. Dazu nun die Anachronismen in der Erzählung. Nach der Wahl Karl's von Spanien trat Wilhelm, geb. 1492, am 27. Mai 1521 ehrenvoll in französische Dienste, verließ dieselben vor Sickingen's Fall, vor dem Bauernkriege, focht 1528 für den Kaiser in Italien, schloß um 1533 dem vertriebenen Herzoge Ulrich von Würtemberg sich an, ward und kämpfte von 1536—38 für Franz, empfing noch 1538 als „treuer und treuer Diener" ein Fürschreiben desselben an den erzürnten Kaiser und wandte sich dann wieder auf die deutsche Seite, theils aus kirchlichem Eifer, theils wegen unerledigter Forderungen, theils aus Feindschaft mit dem gewaltthätigen Connétable Anne de Montmorency, der ihm den Tod geschworen. Wilhelm's lutherische Ketzerei, die er besonders als Schutzherr der jungen Gemeinde in Metz bewies, hatte des Valois Vertrauen auf den fremden Obersten nicht gestört; denn der mörderische Verfolger der Neuerer dachte gerade in Bezug auf diesen deutschen Helfer, wie Sleidan's und Rabelais' Gönner, jener weltkluge Jean du Bellai, Bischof von Paris und Dekan des Cardinalscollegiums, ihn des Bündnisses mit den Türken wegen belehrt: „Servez vous des corps des Turcs, comme vous

Valois **autrefois du comte Guillaume, et laissez les âmes obéologiennes.**" Wilhelm erneuerte den Schrecken seines Namens auf Frankreichs Boden 1543, gerieth aber infolge unbesonnenen Muths bei Epernay in die Hände der Franzosen 1544) und ward erst Ende 1545 um hohes Lösegeld aus Gefangenschaft befreit. Wegen seines Antheils am Schmalkaldischen Bunde in Ungnade des Kaisers, starb er im August 1549. Die passt nun in diesen urkundlich sichern Lebensgang die Erzählung der Königin, der Graf sei, durch den alten La Trémoille, dem Könnten von Frankreich geschickt, zum Schimpf aus Frankreich gewiesen? Fällt das Ereigniß vor 1523, so erste Dienstreit Kürstenbergs, so ist das Vertrauen unerklärlich, welches ihm Franz von 1534—40 bewies; schon er 1540 gebrandmarkt vom Hofe, so konnte weder La Trémouille noch Dauphin, die Beide bei Pavia 1525 fielen, noch der Staatssecretär der Finanzen, Florimond Robertet, schon Karl's VIII. Rath, der längst todt war, noch Louise von Savoyen, deren Mutter, gest. 1531, dabei betheiligt sein. So handgreifliche Widersprüche kümmern jedoch die französischen Gelehrten stets ungeachtet schon Brantôme (,,Oeuvres", V, 3) jene Novelle ausdrücklich auf Wilhelm von Fürstenberg bezieht, Renaudet geehrte „Bibliophile" Jacob, der neuste Herausgeber des Heptaméron", von einem Bastard des Hauses Sachsen-Lauenburg, dem Abkömmlinge Wittekind's, jenem Zweige der sächsischen Herzoge, welchen Karl V. 1547 die Kurwürde und Johann Friedrich's verlieh. Zuversichtlich fügt der Bibliophile dieser lächerlichen Unwissenheit hinzu: „**Sans doute il y a bien après le siège de Dijon (1515) le comte G. S. admettre au service de François I.**"

Verbieten und solche Irrthümer den Zeitangaben der Königin Margarethe unbedingt zu vertrauen, so dürfen mit dem Jahre 1521 Bedenken kaum sein, daß sie gerade Karl VIII. in Amour de Cléroi nach Deutschland schicken läßt. Es kann Ludwig XII. gewesen sein, dessen politischer Werbehr mit Reiche lebhafter war als seines Vorgängers auf dem Throne, der sorgfältiger zu Rathe und gleichgültiger gegen die Zeitte, am 7. April 1498 starb. Zu einer spätern Sendung paßt auch dieser Jean de Paris, hochgewachsen berühmt Maître Franz' I. und als heiterer Gesell, dessen Abenteuer den fränkischen Rittersmann unerklärlich dichten. Dem Winkel altfränzösischer Königsschlösser hängen mag. Denn geschichtlich wahr und unerschüttert hatten wir den Inhalt Novelle, welche Düsse, die Wittwe „des longue expérience" 1542 (Abfassungszeit des „Heptaméron") aus dem Munde Dame's als „advenue de mon temps" berichtet. Wir wissen nur nicht durch eine zu feste, zu kurze, zu frühe Zeitbestimmen (1483—98), um Raum zu gewinnen, möglicherweise in der Hauschronik der Grafen zu Stolberg einer Thatsache die Grundlage der Novelle nachzuspüren.

Die Herren und Grafen zu Stolberg, von den Stadt- und Bergwerken dieses Gebiets so benannt, stammen sicher von Häuptern der alten Ehrenherr, nach 3. Grimm der nur altenglisch-sprachlichen Bezeichnung der Alfaschen, ab, obgleich Fabeln des 16. Jahrhunderts, dem Hause zu schmeicheln, ihn wollen: Kaiser Justinus der Jüngere habe 560 einen Neffen Romer, Otto de Columna, seinen verdienten Hauptmann ober Jägermeister, die Stolna Herrenia geschenkt und ertheilt, deren Nachkommen sich von Stolberg genannt, die seines Waldes dem Gebieter zugeschickt, in seinen Schlß wohnen. Erst jedoch mit dem Beginne des 15. Jahrhunderts von den Herren zu Stolberg, früh mit dem Titel von Gottes Gnaden geschmückt, bedeutsamer in die Geschichte ein, nachdem ein sehr alt Erbschaft oder infolge einer Erbverbrüderung wegen der Frau das Gebiet der wralten, ausgedehnten Harzgrafen Wernigerode überkommen. Botho's Enkel, Heinrich, geb. 1467, der Sohn Botho's, des Tapfern, Friedrich der Einfältigen von Zühringen 1433 seinen „Beinamen" im alten Sinne, Mayer Domus, nennt, führte ein bewegtes Leben; im Jahre 1463 wallfahrtete er zum ersten male mit Herzog Wilhelm III. von Sachsen ins Heilige Land, blickte klug in der Welt sich um und heirathete als Mitvormer 1473 die Tochter des Grafen Ludwig von Württemberg, Elisabeth. Noch ein mal im höhern Alter, im März 1493, schloß Heinrich sich der berühmten vornehmen Pilgerfahrt Kurfürst Friedrich's des Weisen an, die auch Kuhas Cranach als Maler begleitete, und ward zum Ritter des Heiligen Grabes geschlagen. Graf Heinrich theilte aber keineswegs die „Jerusalemsbegeisterung" späterer Geschlechter, indem er das „Gelobte Land" in seiner Oede und unter dem Fluche der Unfruchtbarkeit betrachtend, noch 1509 berichtet, ausrief: „er nähme sein Land in Deutschland dafür, das sollte ihm lieber sein." Freilich, die Abdachung des Oberharzes an der Bildenen Aue, auf welcher Stolberg thront, die fruchtbaren Gelände unter Wernigerode und das hohe Gebirge mit seinen Forsten, Wildbahnen und Silberbergwerken konnten dem gesundverständigen Ritterspitzer solchen Tausch selbst ganz Zion schwer machen. Heinrich starb erst 1508 und er ist weit zu hochbetagt in den Jahren 1483—98, als daß wir in ihm den gestrengen „jungen" Ritter „sans enfants" muthmaßen könnten, bei dem Bernage, etwa auf dem Wege von Kassel zu den Guelfen, in Stolberg oder Wernigerode, die tragische Einkehr gefunden, ja gefunden, daß Frau Elisabeth, schon 1470 einmal mit dem Grafen Johann von Nassau-Saarbrück vermählt, was schwerlich durch ihre Schönheit die Bewunderung des Franzosen erweckt und die Reise des Meisters Jean de Paris veranlaßt hätte. Mehr Wahrscheinlichkeit bietet die folgende Generation dar. Botho, geb. 1467, Ritter seit 1494, siedelte sein Geschlecht auf den rauhen Ehrenkrafteland glücklich, wiewol nicht dauernd, in das blühe Land am Rhein und Main über. Am Donnerstag nach Katharina (24. November) 1490 besiegelnde Berthold, Erzbischof von Mainz, eine Ehebereinung, „zwischen Heinrich Grafen und Herren zu Stolberg und Wernigerode von einem, und Graf Botho seinem Sohne an einem und Frau Ludwigin (Louisen) von der Mark Wittmen und Eberhard's von Eyßein, Frauen und Herren zu Königstein und Münzenberg, als von wegen ihrer Tochter und Schwester Anna um andern Theil, als die obgenannt besichtigt und gefaßt". Wie anberaumt ward die Heirath „Sontag nach Dorothea schiereft" (6. Februar 1500) zu Burhach oder Königstein durch „ehelichen Beischlaf" vollzogen. Dieser Ehebund war ein sehr kurzer. Zwar konnte Anna noch nicht rechnen, ihre Brüder Eberhard, Philipp und Georg zu beerben, aber die väterliche Herrschaft, ein ziemlich Stück der Wetterau mit dem Schlosse Königstein, drei Stunden von Frankfurt an der Höhe belegen, mit Münzenberg, Burbach, Grubern und vielen Dörfern und Meiereien bis an den Vogelsberg hin, war hochansehnlich; das Haus Eyßein prangte mit vier Kurfürsten von Mainz, und oberein stand von der Mutterseite her noch stattlicher Ursprung. Ruschelf. Luise von der Mark, Philipp's von Eyßein Wittwe, stammte aus demselben Geschlechte, aus welchem der „grand sanglier des Ardennes", Robert II., der Bischof von Lüttich und ganz jüngst Robert von der Mark, bekannter als „le jeune adventureux" und „Maréchal de Fleurange", hervorgegangen. Eberhard von der Mark, Herr von Arenberg, hatte nämlich 1422 als zweite Frau die Agnes, Domicelle (Edle) zu Reckesfort in den Ardennen, geheirathet; aus seiner ersten Ehe rührten die Eher in den Ardennen, die Seigneurs von Sedan, Bouillon, Jametz u. l. w. her, aus der zweiten die Grafen von Rutlsheert, deren einziger Sproß Philipp Ludwig III., Herzog der Wittwe von Eyßein, war. So konnten glücklichen Falls bedeutende Gebiete den Nachkommen Anna's, Gräfin zu Stolberg, heimfterben.

Es wäre nun wol ganz artig, wenn wir in der Dame niederländisch-französischen Geblüts, der Cousine jener wilden, leidenschaftsvollen „sangliers des Ardennes", die rührende Maria Magdalena des Hauses Stolberg nachweisen könnten. Dieses stiftungsreiche Geschlecht mischte sich sicherlich ebenso wenig sich zu schämen haben als die Königsfamilien auf Preußens, Englands, Hannovers, Baierns, Hollands, Dänemarks Thronen und die Kurfürsten von Hessen, deren gemeinsame

Digitized by Google

Stammutter sie sein müsse. Botho's und Anna's Tochter, Juliane, welche froh ihr Auge 1580 schloß, als sie einst 120 Kinder und Kindeskinder beisammen gesehen, heirathete nämlich Wolheim den Aeltern von Aussaß, den Vater Wolheim's des Schweigers, und ihr Blut kam durch diesen in das pfälzische Kurfürstenhaus, dann dreifach, durch die Mutter des Großen Kurfürsten und dessen erste Gattin, sowie durch Friedrich's II. Mutter in das hohenzollernsche Geschlecht, ebenso in das preußische, hessische, oldenburgische und in alle mit diesen verwandten Fürstenfamilien. Wie würden sogar wagen, die aufreichig Büßende der romantischen Poesie jener berühmten Sünderin, Maria Stuart, deren späte Reue nicht immer ohne Gleißnerei zu scheint, sittlich an die Seite zu stellen, und genealogisch den Stämmen Epstein und Mark gleichen Werth beilegen als den schottischen Tutis und Anstrudgen, welche bis auf Elisen's und Jingal's Zeiten hinauf reichen. Die Damen, Dichterinnen, den gedachten Fürstenhäusern zubringt, die mit dem Cid Campeador, mit dem Admiral Coligny, mit den masonischen Herzogen mongolischer Vermischung wie manche leichtsinnige Frau unter den 16384 Aeltermättern — gerade soviel sind es bis in die funfzehnte Generation aufwärts — zählen. Vollends bis zum Grafen von Bivar in die dreiundzwanzigste hinauf läßt die Ehre sich nur nicht aufspüren. Auch würde ein historisch-genealogischer Forscher manchen Anstoß finden, wollte oder könnte er die mütterlichen Vorfahren der Sophie Dorothea, jener unglücklichen Prinzessin von Ahlden, Gemahlin Georg's I. von Großbritannien, bis in die seinen Wurzelfasern der Chasot, Polignac und Poussard in Poitou, Faintogne und Aunis verfolgen, weil hocht wahrscheinlich eine sehr leichtsinnige, wiewol „charmante" Sippschaft sich als Ahnen erlauchter Fürsten herausstellen möchte.

Wir müssen aber an so peinliche Forschungen, gleichviel Genealogien auf romantischem Boden verzweifeln und offen gestehen, daß wir nicht den schwäbischen Ankündigungspunkt der Ehegeschichte Botho's des Gleißenden — so wird er genannt — und Anna's mit dem von Bernage erzählten Abenteuer finden. Keine Spur einer Entführung; der heilige Vater von Maing, des Reichs erster geistlicher Kurfürst, besiegelt die Ehebereinigung und steht wahrscheinlich auch der Trauung bei, die Chasot Polignac mit der Familie, als üblichen Clausein sind berichtigt, nirgends eine Spannung mit den Verwandten; endlich eine so fruchtbare Ehe, daß 12 Kinder vom Jahre 1501—16 aufeinander folgen und nur bis zur Geburt des Gleißenden und jüngsten, 1523, ein Zwischenraum von sieben Jahren eintritt. So paßt denn keine der Angaben Dissle's auf das Haus Stolberg, und mit der nächsten Geschichtsfolge schreiten wir, selbst wenn wir Bernage zum Dinner Frau's machen wollten, weit über den Zeitraum hinaus, den wir als die möglichst späte Grenze abgesteckt haben. Demnach also hat die geschichtliche Erzählung Dissle's nichts mit den Stolberg gemein, und brechte es vielerne Mühe kosten, die Thatsache in irgend einem andern deutschen Adelshause aufspüren zu wollen.

Verschwimmt der historische Boden nun schon ins Ungewisse, so dreht er gar zu perlustern, wenn wir ganz bestimmte Geschichte als von einem ältern schwäbischen Dichter besungen neuerdings aufgefrischt sehen. Wir lesen nämlich in (Johann Jakob Bodmer's) „Altengischen und altschwäbischen Balladen. Zu Geschichtsch'n Munchen. Zugegen den Fragmenten aus dem altschwäbischen Zeitalter und Gedichten" (zweites Bändchen, Zürich 1781) unter der Aufschrift „Die Büßerin" eine Ballade folgenden Inhalts: Der Sänger kommt mit seinem „Gespan, der ihn nie verläßt", mit der Laute, an den schönen Rhein, zur Burg eines Ritters, „Die seit viel Alter die Jugend hegt, daß sie von Niemand sich erben läßt, als nur wer Tugend und Ehren pflegt. Der Ritter gab mit Speise von seinem Tisch — Und schnitt mit Gewand von seinem Tuch. — Wie saßen am Tisch mit frohem Muth — Da kam ein Fräulein, ihr Zeitt war zacht — Die Augen zu Thal, geschoren das Haupt — Das Kleid war rauh und schwarz wie die Nacht." Sie ist nur wenig Bissen, winkt; die weiße Hirschkuhe erscheint, sie trinkt und eilt aus dem Saal. Der Sänger hat nicht Muth zu fragen, „minder als Parcival bei Amphortas"; doch die Wirth führt ihn zur Ausstattung funfzig Stufen nieder und schon vor der eisernen Thüre vernimmt der Fremde den schrecklichen Ton der Selbstkanzigerin. Drinnen steht das entsetzliche Ding ohne Kopf, die Unglückliche sinkt in den Staub. Der in strenge Obhort erzählt kurz ihr Vergehen; bekommen sie bei der Sänger von dannen. Nach Jahren Pilgrimschaft kehrt, findet er das Fräulein mit schönen Locken, Augen am Tisch; der Ritter hat der Duldrin verzichten, das Gemach von seinem Geschlecht genommen, mit dessen Kopf sie Gott lobt. Die Glückliche, die Augen bergen, Freude in den Dinge und der Dichter, „erlöst die Stirne der Binde, umarmt „Mit Inbrunst den Mann, der in dem Gefängniß sich, Gott nachahmend, der Büß'rin erbarmt".

Sehen wir, wieviel einzelne Züge behalt dieses vor uns, welche ein schwäbischer Sänger spätestens des 14. Jahrhunderts verfaßt haben muß, so sieht es schlimm mit ein historischen Beranges'n auf seinem deutschen Ritt. Margarethe nur das Verdienst, einen romantischen altdeutschen Stoff sie, nach ihren Biographen auch der deutschen Sprache dig, in irgendeiner Ueberlieferung vorgefunden, mit geschickter Hand und auf modernere Zeit übertragen zu haben. Oder sollen wir an der Thatsächlichkeit des Schweizers, bei es ginal nicht nennt, das auch sonst unsers Wissens nirgends gefunden ist, zweifeln, den verdienstvollen Herausgeber der Sammlung deutscher Dichtung, zu einer Täuschung, einem Betrugs zeihen? Die Anklage ist hart, aber gerechtfertigt Umstände, Ton der Dichtung, der allem durch die Einfachheit der Erzählung bestehen. Der abhängigkeit Boomer, der Vorkämpfer der schweizerischen Freiheit gegen die deutsche Knechtschaft, hatte seinen Groll gegen die norddeutschen Dichter Aesthetiker nicht vergessen, zumal da ein jüngeres Geschlecht sich anschickte, ihnen, seine Anhänger, zu entfremden bei weiten überflügelte. Die wilden, excentrischen der vom Harz machten 1775 beim Besuche des Patriarchen Zürich mit Goethe durch die heidnisches, antikisirende Bekleidung Aufsehen, das sie auch in allen Kreisen hervorgerufen haben, als auf den Physiognom Lavater. Stolberg's Lieder 1777 verfaßt in einer andern Sprache, in andern Gedanken, in anderer Versart, als der schweizerische Verwandten ist. Verpoesie erschien ihnen, wie sie selbst sagen, „ein Rückfall in alten Heren ein Aergerniß. Obenein hatte Friedrich der 1778, in demselben Jahre, in welchem der Schweizer Uebersetzung des „Jliad" ans Licht trat, dasselbe Muster Hexametern verfertigt. Voll Geschäftigkeit und Anschäftigung seiner selbst wollte Bodmer den sächsischen Sänger, dessen französisches Original er nicht kannte, zurückscheuchen, wie ein solcher Griff unsicherern zu gerathen, demselben zugleich das Verdienst der Erfindung schmälern. Darum dichtete er eher einer seiner zürcher Freunde die rin" und ließ dieselbe 1781, zwei Jahre nach Boie's Tode der Gedichte seiner Brüder, Johann und Christian, Erzählungen aus Th. Percy's „Reliques of ancient English poetry" und kleinen Adaptionen aus dem Nibelungenliede.

Mißerne der Einkleidung und Geschichtlichkeit eine Büßerin" vorgab, dem das Gesicht nicht ohne Beweis, in Absicht der Mystification tritt nun vollends in den Vordergrund des „Herausgebers" klar an den Tag. Es sind bare Angriffe auf den Dichter der „Büßenden", theils unter Verunstaltung der Schönheiten und Vorzüge der Machwerks, theils werden Stellen der Ballade Stolberg's bittern Tadel angeführt. So die „überflüssige" Erwähnung des Ertappens im Bette, des Erstechens, der radegrimmigen Hegung des Mannes, worin Stolberg dem französischen Original treu folgt, „es wäre ungereimt gewesen zu sa-

Kaufmann ist, wer ein Handelsgewerbe betreibt. Ein Handelsgewerbe ist jeder Gewerbebetrieb, es sei denn, daß nach Art oder Umfang des Unternehmens ein in kaufmännischer Weise eingerichteter Geschäftsbetrieb nicht erforderlich ist. Ist ein Gewerbetreibender in das Handelsregister eingetragen, so kann er sich nicht mehr darauf berufen, daß sein Gewerbebetrieb nicht ein Handelsgewerbe sei.

Ein Gewerbetreibender, dessen Gewerbebetrieb nicht ein Handelsgewerbe ist, kann die Eintragung seiner Firma in das Handelsregister herbeiführen. Mit der Eintragung wird er Kaufmann.

Die Eintragung eines Gewerbetreibenden, dessen Gewerbebetrieb nach Art oder Umfang ein in kaufmännischer Weise eingerichteter Geschäftsbetrieb erfordert, kann nicht auf Grund der Vorschriften dieses Abschnitts verlangt werden

sinnungsverwandten mit Ehrfurcht betrachteten, doch der Welt gewiß sehr anstößigen Mutter mächtig anzog. Mit Hinweisung auf unsere Aufsätze in dem „Historischen Taschenbuch" (Dritte Folge, dritter und vierter Jahrgang): „Die Erweckten im protestantischen Deutschland; besonders die Frommen Grafenhöfe", erwähnen wir nur, daß Frau Christina Luisa nach dem frühen Tode ihres Gemahls, des hochangesehenen Reichskammergerichtspräsidenten (gest. 1698), ziemlich nahe mit dem, wir wissen nicht, ob mehr wahnwitzigen oder verbrecherischen Treiben der „Buttlarischen Rotte" im Berleburgischen betheiligt war, mit dem berüchtigten Ernst Christoph Hochmann von Hochenau verkehrte und endlich, nicht eben mehr jung, das „geistliche Liebesband", welches sie und einen Doctor der Medicin, Namens Bierbrauer, umschlang, nach dem Vorbilde ihrer Muhmen von Wittgenstein durch die Ehe vor der Welt rechtfertigte. Solcher Vorgänge ungeachtet heirathete der Sohn der „Fürstin von Geudern" nicht allein die Tochter, sondern nahm auch die Schwiegermutter mit ihrem Gatten und deren dunkelgebliebenen Nachkommen in seine weltlich fürstlich wie geistlich geschmückte Residenz Wernigerode für Lebenszeit auf. Zweiundsiebenzig Jahre alt, starb 1745 die Gattin des Vergraths und Leibmedicus Dr. Bierbrauer. Müssen wir einerseits hervorheben, daß der Spener'sche Pietismus der Vornehmen bei aller Demuth und Bruderliebe mit der Beobachtung des steifsten Adelsceremoniels, der minutiösesten Etikette, zumal grundsätzlicher Trennung der Standesverhältnisse sich vereinbarte — ließ sich doch selbst Ludwig von Zinzendorf, der eifrige Candidat des Predigtamts, durch einen barock costümirten Haiducken die Bibel zu Tübingen auf die Kanzel nachtragen, und mußten sogar an dem wahrlich bescheidenen Hofe Heinrich's XXIV. Reuß zu Köstritz gräfliche junge Herren eine Strafmiene des frommen Familienhaupts fürchten, wollten sie sich beikommen lassen, eine nur adelige Dame zur Tafel zu führen —, so dürfen wir auch nicht den Widerspruch verschweigen, daß, wenn einmal die Seelen Unebenbürtiger auf religiösem Gebiete innig sich begegnet waren, deutscher Reichsgrafenstolz das Bedenken überwand, solche Begegnung Auserwählter auch äußerlich zu sanctioniren. Ungleiche Ehen finden sich darum viele; ungleiche Freundschaften gediehen nur bis zu gewissem Grade; selbst das Verhalten der seelenprüfenden Prediger und Gewissensräthe zu vornehmen Erweckten unterlag streng der herkömmlichen Form.

Von Christian Ernst und Sophie Charlottte stammt die Hauptlinie von Wernigerode ab. Jene Residenz galt das ganze Jahrhundert hindurch, von welchem wir reden, gleichgestimmten Seelen, wie Jung-Stilling, als „Verhof des Himmels"; „Religion, Wohlstand, Freiheit der Sitte, Frohsinn, Anstand und völlige Prätensionslosigkeit bestimmten den Charakter eines jeden Mitglieds dieser edeln Familie".

Dagegen gelang nicht, die nächsten Sippen auf Geudern dauernd in religiöser Uebereinstimmung zu erhalten. Zwar Friedrich Karl, der Bruder des ersten Wernigeroders, geb. 1693, folgte anfangs noch dem Familienzuge nach dem frommen Dänemark, welchen die nahe Verwandtschaft ihrer Mutter, der mecklenburgischen Prinzessin, Schwester der Gemahlin Friedrich's IV., früh vermittelte; er ward Ritter des Elefantenordens (1733), schloß sich aber dann der kaiserlichen, katholischen Partei im Reiche an. Dem neuen Kaiser Karl VII. seine Huldigung entgegenbringend, ward Friedrich Karl, schon des letzten Habsburgers Wirklicher Kämmerer, 1742 mit seinen Nachkommen in den Fürstenstand erhoben und widmete seine beiden jüngern Söhne, Gustav Adolf, geb. 1722, und Christian Karl, geb. 1725, nach dem Ende des unglücklichen bairischen Kaiserthums, dem Waffendienste der Königin von Ungarn. Im Oestreichischen Erbfolgekriege fochten Beide mit Auszeichnung in Flandern; Prinz Gustav Adolf, wahrscheinlich im Hennegau garnisonirend, heirathete um 1750 aus einem katholischen Hause, nämlich die Tochter des Fürsten Maximilian Emanuel von Hornes, die ihm am 20. September 1752 zu Mons Luise Maximiliane Karoline gebar; er selbst fiel am 5. December 1757 gegen Friedrich in der Schlacht bei Leuthen. Sein jüngerer Bruder, Christian Karl, bekleidete nach dem Ausscheiden des Herzogs von Zweibrücken (1760) unbeneidet den Oberbefehl der Reichsarmee. Wir zweifeln, daß schon Gustav Adolf zur römischen Kirche übergetreten sei; seine älteste Tochter war dagegen wol in derselben erzogen. Kanonissin in einem Damenstifte zu Mons, ward Luise Maximiliane Karoline, kaum 19 Jahr alt, durch eine todtgeborene Politik der Höfe von Madrid und Versailles auserwählt, zur Beunruhigung der protestantischen Thronfolge in Großbritannien den Stamm der Stuarts fortpflanzen zu helfen. In der Ehe des gealterten Prätendenten, Karl Eduard's, des „Chevalier de St.-George", und der Prinzessin von Geudern hätten die Sprößlinge erlauchter „Büßerinnen", Anna's von Stolberg und der Stuart, tragisch sich vereinigt, ließe die obenbesprochene Annahme sich beweisen. Bekannt sind die Lebensereignisse der Gräfin von Albany; dieselbe Innigkeit, Kraft und Wärme des Gemüths, welche in ihren protestantischen Vettern den Spener'schen Pietismus als allein befriedigenden Ausdruck fand, befähigten die geist- und seelenvolle Katholikin, des reichbegabten, freiheitsstolzen italienischen Dichters Muse, der Inhalt und die Krone des Daseins Vittorio Alfieri's zu werden. Ein Verhältniß, welches die Zartheit des beglückten Dichters mit scheuer Ehrfurcht gegen seine „Dame" auch noch als Selbstbiograph für spätere Zeiten bewahrte und nur in der Inschrift, welche Beider Grab einst bezeichnen sollte, Namen und Herkunft „Aloysiae Stolbergis, incomparabili animae candore praeclarissimae, A. Victorio Alfierio ultra res omnes dilectae et quasi mortale numen ab ipso constanter habitae et observatae" kundgibt, hat die indiscrete Geschwätzigkeit des „ausruhenden Gereisten" (Dumouriez) bald nach Alfieri's Tode (1803) veröffentlicht und durch Verknüpfung anstößiger Persönlichkeiten mit der Flucht der Vielgepriesenen in die Klostermauern (1780) der Lästerung Vorschub gethan. Die Gräfin überlebte den Freund bis 1824. Künstler, welche sie in ihrem Alter zu Florenz kennen lernten, mochten an bizarren Gewöhnungen der Letzten des Namens Stuart nicht recht Behagen finden.

Inniger treu blieb die Stolberg-Stolbergische Linie, der unser Dichterpaar angehört, von Christoph's Sohn Johann Martin stammend, der Geistesrichtung der „Altfürstin von Geudern" und prägte sie, in Verbindung mit dem dänischen Hofe, fast noch schärfer aus. Dieses nordische Reich, seit dem 15. Jahrhundert und noch früher auch fast national eine Eroberung des deutschen Geistes, sah unmittelbar auf das Zeitalter eines Ludwig XIV., des heillos üppigen und sinnenbethörten Friedrich IV. die Herrschaft des ausgesprochensten, strengsten Pietismus folgen, einer Frömmigkeit, welche Strahlen der Erwärmung über einen großen Theil Deutschlands aussandte. Schon wegen ihrer Tante, der hartgeprüften Königin Sophie (gest. 1721), hatten die ältern Stolberge Beziehungen zu Dänemark gehabt; als aber der Kronprinz Christian VI. der mütterlichen Religiosität erzogen, 1721 Sophie Hedwig Magdalene, des Markgrafen von Brandenburg-Kulmbach und der Gräfin Sophie Christiana von Wolfstein in Franken Tochter, als Gemahlin heimführte, blickten alle Jünger des hier und da bedrängten Pietismus auf Dänemark als auf das Land der Verheißung, auf Kopenhagen als auf ein neues Zion. Dahin pilgerten die Glieder der verwandten reichsgräflichen Häuser Castell-Remlingen, Wolfstein, Zinzendorf, Reuß über die Elbe und fanden nach Christian's VI. Regierungsantritt (1730) Elefantenordens- und Danebrogsritterketten, einflußreiche Aemter beim Hofe und in der Verwaltung, dabei ein „thätiges Christenthum" nach ihrem Gemüthsdrange. Die Stolberge beider Linien genossen der ehrenvollsten Aufnahme; so besonders Heinrich Ernst von Wernigerode und Christian Günther, geb. 1714, der Bruder des regierenden Grafen der Stolberg-Stolberg'schen Linie. Im Jahr 1739 zum Kammerherrn und Rittmeister der königlichen Leibgarde zu Pferde erhoben, vermählte er sich

Gebiet der Deutschen Reichspost, Württemberg, Baden und Bayern (rechtsrheinisch) 20 Pfennig, Saargebiet 25 Centimes, Luxemburg 20 Centimes, Belgien 50 Centimes, Frankreich 1 Franc, Großbritannien 1 Penny, Irland 1 Penny, Niederlande 20 Cent, Dänemark 20 Öre, Schweden 20 Öre, Norwegen 20 Öre, Finnland 2 Penni, Estland 2 Penni, Lettland 2 Santim, Litauen 2 Centu, Polen 20 Groszy, Tschechoslowakei 1 Heller, Österreich 20 Groschen, Ungarn 20 Filler, Rumänien 1 Leu, Bulgarien 1 Stotinka, Griechenland 1 Lepton, Türkei 1 Piaster, Italien 20 Centesimi, Schweiz 20 Rappen, Spanien 20 Centimos, Portugal 20 Centavos, Vereinigte Staaten von Amerika 1 Cent, Kanada 1 Cent, Mexiko 1 Centavo, Brasilien 100 Reis, Argentinien 1 Centavo, Chile 1 Centavo, Peru 1 Centavo, Japan 1 Sen, China 1 Cent.

Für Postkarten mit Antwortkarte ist das doppelte Porto zu entrichten.

Für Postkarten mit Bildern, Ansichten, Zeichnungen, Photographien, Photogrammen, Photographien auf Metall, Photographien auf Glas, Photographien auf Leinwand, Photographien auf Seide, Photographien auf Leder, Photographien auf Holz, Photographien auf Stein, Photographien auf Porzellan, Photographien auf Elfenbein, Photographien auf Perlmutter, Photographien auf Schildpatt, Photographien auf Horn, Photographien auf Knochen, Photographien auf Muschelschale, Photographien auf Kokosnußschale, Photographien auf Bambus, Photographien auf Rohr, Photographien auf Stroh, Photographien auf Palmblatt, Photographien auf Bananenblatt, Photographien auf Tabakblatt, Photographien auf Kaffeebohne, Photographien auf Teeblatt, Photographien auf Kakaobohne, Photographien auf Vanillestange, Photographien auf Zimtrinde, Photographien auf Muskatnuß, Photographien auf Pfefferkorn, Photographien auf Senfkorn, Photographien auf Mohnkorn, Photographien auf Leinsamen, Photographien auf Hanfsamen, Photographien auf Rapssamen, Photographien auf Sonnenblumenkern, Photographien auf Kürbiskern, Photographien auf Melonenkern, Photographien auf Gurkenkern, Photographien auf Tomatenkern, Photographien auf Paprikakern, Photographien auf Chilischote, Photographien auf Ingwerwurzel, Photographien auf Kurkumawurzel, Photographien auf Galgantwurzel, Photographien auf Meerrettichwurzel, Photographien auf Rettichwurzel, Photographien auf Radieschenwurzel, Photographien auf Rübenwurzel, Photographien auf Möhrenwurzel, Photographien auf Petersilienwurzel, Photographien auf Sellerieknolle, Photographien auf Kohlrabiknolle, Photographien auf Kartoffelknolle, Photographien auf Topinambur, Photographien auf Yamswurzel, Photographien auf Süßkartoffel, Photographien auf Maniok, Photographien auf Arrowroot, Photographien auf Sago, Photographien auf Tapioka, Photographien auf Salep, Photographien auf Orchideenknolle, Photographien auf Lilienzwiebel, Photographien auf Tulpenzwiebel, Photographien auf Narzissenzwiebel, Photographien auf Hyazinthenzwiebel, Photographien auf Krokuszwiebel, Photographien auf Gladiolenzwiebel, Photographien auf Schwertlilienzwiebel, Photographien auf Iriszwiebel, Photographien auf Knoblauchzwiebel, Photographien auf Zwiebelzwiebel, Photographien auf Schalottenzwiebel, Photographien auf Porreezwiebel, Photographien auf Schnittlauchzwiebel, Photographien auf Bärlauchzwiebel, Photographien auf Wildknoblauchzwiebel, Photographien auf Kulturknoblauchzwiebel, Photographien auf Zierknoblauchzwiebel, Photographien auf Nutzknoblauchzwiebel, Photographien auf Heilknoblauchzwiebel, Photographien auf Giftknoblauchzwiebel, Photographien auf Duftknoblauchzwiebel, Photographien auf Würzknoblauchzwiebel, Photographien auf Gemüseknoblauchzwiebel, Photographien auf Obstknoblauchzwiebel, Photographien auf Getreideknoblauchzwiebel, Photographien auf Hülsenfrüchteknoblauchzwiebel, Photographien auf Ölsaatenknoblauchzwiebel, Photographien auf Faserpflanzenknoblauchzwiebel, Photographien auf Gummipflanzenknoblauchzwiebel, Photographien auf Harzpflanzenknoblauchzwiebel, Photographien auf Kautschukpflanzenknoblauchzwiebel, Photographien auf Guttaperchapflanzenknoblauchzwiebel, Photographien auf Balatapflanzenknoblauchzwiebel, Photographien auf Chicklepflanzenknoblauchzwiebel, Photographien auf Guayulepflanzenknoblauchzwiebel, Photographien auf Kok-saghyzpflanzenknoblauchzwiebel, Photographien auf Taraxacum-koksaghyzpflanzenknoblauchzwiebel, Photographien auf Taraxacum-officinale-koksaghyzpflanzenknoblauchzwiebel, Photographien auf Taraxacum-officinale-koksaghyz-rubber-plantenknoblauchzwiebel, Photographien auf Taraxacum-officinale-koksaghyz-rubber-plant-knoblauchzwiebel, Photographien auf Taraxacum-officinale-koksaghyz-rubber-plant-bulbenknoblauchzwiebel, Photographien auf Taraxacum-officinale-koksaghyz-rubber-plant-bulb-knoblauchzwiebel, Photographien auf Taraxacum-officinale-koksaghyz-rubber-plant-bulb-onionknoblauchzwiebel, Photographien auf Taraxacum-officinale-koksaghyz-rubber-plant-bulb-onion-knoblauchzwiebel, Photographien auf Taraxacum-officinale-koksaghyz-rubber-plant-bulb-onion-garlicknoblauchzwiebel, Photographien auf Taraxacum-officinale-koksaghyz-rubber-plant-bulb-onion-garlic-knoblauchzwiebel, Photographien auf Taraxacum-officinale-koksaghyz-rubber-plant-bulb-onion-garlic-bulbenknoblauchzwiebel, Photographien auf Taraxacum-officinale-koksaghyz-rubber-plant-bulb-onion-garlic-bulb-knoblauchzwiebel, Photographien auf Taraxacum-officinale-koksaghyz-rubber-plant-bulb-onion-garlic-bulb-onionknoblauchzwiebel, Photographien auf Taraxacum-officinale-koksaghyz-rubber-plant-bulb-onion-garlic-bulb-onion-knoblauchzwiebel, Photographien auf Taraxacum-officinale-koksaghyz-rubber-plant-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlicknoblauchzwiebel, Photographien auf Taraxacum-officinale-koksaghyz-rubber-plant-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-knoblauchzwiebel, Photographien auf Taraxacum-officinale-koksaghyz-rubber-plant-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulbenknoblauchzwiebel, Photographien auf Taraxacum-officinale-koksaghyz-rubber-plant-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-knoblauchzwiebel, Photographien auf Taraxacum-officinale-koksaghyz-rubber-plant-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onionknoblauchzwiebel, Photographien auf Taraxacum-officinale-koksaghyz-rubber-plant-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-knoblauchzwiebel, Photographien auf Taraxacum-officinale-koksaghyz-rubber-plant-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlicknoblauchzwiebel, Photographien auf Taraxacum-officinale-koksaghyz-rubber-plant-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-knoblauchzwiebel, Photographien auf Taraxacum-officinale-koksaghyz-rubber-plant-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulbenknoblauchzwiebel, Photographien auf Taraxacum-officinale-koksaghyz-rubber-plant-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-knoblauchzwiebel, Photographien auf Taraxacum-officinale-koksaghyz-rubber-plant-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onionknoblauchzwiebel, Photographien auf Taraxacum-officinale-koksaghyz-rubber-plant-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-knoblauchzwiebel, Photographien auf Taraxacum-officinale-koksaghyz-rubber-plant-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlicknoblauchzwiebel, Photographien auf Taraxacum-officinale-koksaghyz-rubber-plant-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-knoblauchzwiebel, Photographien auf Taraxacum-officinale-koksaghyz-rubber-plant-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulbenknoblauchzwiebel, Photographien auf Taraxacum-officinale-koksaghyz-rubber-plant-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-knoblauchzwiebel, Photographien auf Taraxacum-officinale-koksaghyz-rubber-plant-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onionknoblauchzwiebel, Photographien auf Taraxacum-officinale-koksaghyz-rubber-plant-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-knoblauchzwiebel, Photographien auf Taraxacum-officinale-koksaghyz-rubber-plant-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlicknoblauchzwiebel, Photographien auf Taraxacum-officinale-koksaghyz-rubber-plant-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-knoblauchzwiebel, Photographien auf Taraxacum-officinale-koksaghyz-rubber-plant-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulbenknoblauchzwiebel, Photographien auf Taraxacum-officinale-koksaghyz-rubber-plant-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-knoblauchzwiebel, Photographien auf Taraxacum-officinale-koksaghyz-rubber-plant-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onionknoblauchzwiebel, Photographien auf Taraxacum-officinale-koksaghyz-rubber-plant-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-knoblauchzwiebel, Photographien auf Taraxacum-officinale-koksaghyz-rubber-plant-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlicknoblauchzwiebel, Photographien auf Taraxacum-officinale-koksaghyz-rubber-plant-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-knoblauchzwiebel, Photographien auf Taraxacum-officinale-koksaghyz-rubber-plant-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulbenknoblauchzwiebel, Photographien auf Taraxacum-officinale-koksaghyz-rubber-plant-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-knoblauchzwiebel, Photographien auf Taraxacum-officinale-koksaghyz-rubber-plant-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onionknoblauchzwiebel, Photographien auf Taraxacum-officinale-koksaghyz-rubber-plant-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-knoblauchzwiebel, Photographien auf Taraxacum-officinale-koksaghyz-rubber-plant-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlicknoblauchzwiebel, Photographien auf Taraxacum-officinale-koksaghyz-rubber-plant-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-knoblauchzwiebel, Photographien auf Taraxacum-officinale-koksaghyz-rubber-plant-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulbenknoblauchzwiebel, Photographien auf Taraxacum-officinale-koksaghyz-rubber-plant-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-knoblauchzwiebel, Photographien auf Taraxacum-officinale-koksaghyz-rubber-plant-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onionknoblauchzwiebel, Photographien auf Taraxacum-officinale-koksaghyz-rubber-plant-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-knoblauchzwiebel, Photographien auf Taraxacum-officinale-koksaghyz-rubber-plant-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlicknoblauchzwiebel, Photographien auf Taraxacum-officinale-koksaghyz-rubber-plant-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-knoblauchzwiebel, Photographien auf Taraxacum-officinale-koksaghyz-rubber-plant-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulbenknoblauchzwiebel, Photographien auf Taraxacum-officinale-koksaghyz-rubber-plant-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-knoblauchzwiebel, Photographien auf Taraxacum-officinale-koksaghyz-rubber-plant-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onionknoblauchzwiebel, Photographien auf Taraxacum-officinale-koksaghyz-rubber-plant-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-knoblauchzwiebel, Photographien auf Taraxacum-officinale-koksaghyz-rubber-plant-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlicknoblauchzwiebel, Photographien auf Taraxacum-officinale-koksaghyz-rubber-plant-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-knoblauchzwiebel, Photographien auf Taraxacum-officinale-koksaghyz-rubber-plant-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulbenknoblauchzwiebel, Photographien auf Taraxacum-officinale-koksaghyz-rubber-plant-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-onion-garlic-bulb-knoblauchzwiebel, Photographien auf Taraxacum-officinale-koksaghyz-rubber-plant-bulb-onion-garlic

Eulenspiegel'schen Witzes fehlt es nicht, wie z. B. die Parabeln: „Die Einwohner von Sodom und ihr Stadtrichter", „Wie es einem andern Fremden zu Sodom erging", „Wie es dem Elieser, dem Knechte Abraham's, zu Sodom erging", „Wie die Einwohner von Sodom Wohlthaten übten", und mehre andere beweisen. Zum Gebrauche in Schulen, sowol jüdischen als christlichen — denn die in dieser Märchensammlung sich kundgebende Moral ist eine allgemeinmenschliche und auf die Begriffe des reinen Deismus basirte — sollten, meinen wir, diese „Sagen des Morgenlandes", von denen dem Vernehmen nach eine zweite Auflage erscheinen soll, ganz besonders zu empfehlen sein.

Praktische Moralsätze und Parabeln der talmudischen Schriften in Verse gebracht enthält auch die eben erschienene Sammlung „Talmudische Klänge. Gedichte von Ludwig Schulmann" (Hildesheim 1856). Wir müssen gestehen, daß wir solche Parabeln und moralische Erzählungen lieber in der gedrungenen, körnigen, etwas alterthümlich treuherzigen Prosa Kobarski's lesen. Es fehlt dem Verfasser der „Talmudischen Klänge" nicht ganz an Talent und noch weniger an sittlichem Wollen, aber an Durchbildung in sprachlicher und formeller Hinsicht. Es gebricht der Gestaltung häufig an Plastik und dem rhythmischen Tonsatz an eigentlicher Musik. Jedenfalls aber sind die meisten dieser Gedichte zu breit und weitschweifig und ohne die epigrammatische schlagende Kürze, welche dieser Gattung von Erzählungen zumeist den Erfolg verbürgt. Am besten hat uns die Erzählung gefallen, womit Rabbi Izchak der Schmied seine Schüler ergötzte. Der Inhalt derselben ist in Kürze dieser: Ein Mann, der bereits ein Weib hatte, kam in seinem funfzigsten Jahre auf den Einfall, noch ein blutjunges Mädchen dazu zu heirathen. Als diese nun sah, daß dem Mann mehr und mehr das Haar ergraute, ärgerte sie sich darüber und überredete ihn, sich die grauen Haare ausrupfen zu lassen. Sein älteres Weib, da sie ihn plötzlich ganz schwarzhaarig und verjüngt erblickte, ärgerte sich wieder darüber, daß er vor ihr, die schon ziemlich weißhaarig war, etwas voraus haben sollte, und überredete ihn mit allerlei Vernunftgründen, sich auch die schwarzen Haare ausrupfen zu lassen. Dies geschah, und der dumme Ehemann war nun ein vollkommener Glatzkopf. Gewiß eine ebenso ergötzliche als, wenn man sie zu deuten weiß, lehrreiche Geschichte! Wenn übrigens die jüdischen Dichter christlicher Aera etwa den Anspruch erheben wollten, eine eigentlich jüdische Poesie geschaffen zu haben, so können wir ihnen dies nicht zugeben. Sie besingen wol jüdische Gegenstände und kleiden jüdische Lehrsätze, Märchen und Traditionen in Verse, aber zu einer eigentlichen Nationalpoesie gehören auch nationale poetische Formen; die jüdischen Poeten dichten aber nur in den Formen und Versmaßen, welche bei den Völkern, unter denen sie leben, gerade im Gebrauche sind, und auch der sprachliche Ausdruck hat nichts eigentlich national Jüdisches. Der Christ fühlt sich daher trotz der meist jüdischen Stoffe durchaus nicht in eine ihm fremdartige Welt versetzt, wozu noch kommt, daß der jüdische einfache Deismus und auch die jüdische Moral, soweit sie in den religiösen Schriften der Juden enthalten ist und nichts mit Ceremonialgesetzen zu thun hat, im Ganzen und von manchen zweischneidigen Sätzen abgesehen, eine allgemeingültige ist für alle Zeiten, Völker, Religionen und Confessionen.

M. Pinner, „Herausgeber des Talmud mit deutscher Uebersetzung, Mitglied der Asiatischen Gesellschaft zu Paris und der Gesellschaft für Geschichte und Alterthümer zu Odessa", also ein sehr wichtiger Mann, denn nicht Jedermann ist Mitglied einer Alterthumsgesellschaft in Odessa, hat zu Berlin im Selbstverlag eine „Denkschrift für die Juden Preußens, besonders für die Juden Berlins, oder gründliche Darstellung der den jüdischen Vorständen zustehenden Rechte in religiöser, politischer und gesetzlicher Hinsicht" erscheinen lassen, nebst einem Anhange: „Die jüdische Religion, ihr Verfall, ihre Verbesserung, ihre Andacht." Diese vom orthodoxen Standpunkt gegen alle neuzeitlichen Reformbestrebungen polemisirende Schrift ist auch für den Nichtjuden interessant, indem sie in die innern Wirren und Streitigkeiten des Judenthums einen überraschenden Einblick gewährt und uns dort dieselbe innere Gährung oder Auflösung zeigt, die wir auch im Bereiche des Christenthums in so deutlichen Zeichen wahrnehmen. Die alten Formen scheinen eben überall im Zerfall und in Auflösung begriffen zu sein, denn auch im Islam beginnen diese Symptome allmälig hervorzutreten, sodaß man bereits von Jungtürken und Reformtürken sprechen kann, wie man von Jungdeutschen und Reformjuden spricht. Man darf nur begierig sein, welches noch unbekannte Dritte sich aus diesem aufreibenden Kampfe zwischen dem Alten und Neuen herausbilden wird. Der in der modernen Welt sich immer mehr Geltung verschaffende Einfluß des weiblichen Geschlechts bildet hierbei ein bedeutungsvolles Moment; auch Pinner deutet darauf hin, wenn er behauptet, daß man zu Rabbinern und Religionslehrern nicht mehr wie sonst die frommsten Juden wähle, sondern schönrednerische, Anmaßung mit schlauem, jesuitischem Betragen verbindende Männer, deren Wahl um so sicherer sei, wenn sie wegen ihrer Jugend und angenehmen Leibesgestalt den Damen gefielen, denn diese seien bei der Wahl jetzt sehr betheiligt und ihre Stimmen seien oft entscheidend. Pinner möge übrigens in der Sache selbst denken wie er wolle, wenn er nur immer bei der Sache geblieben wäre; aber auch er entgeht dem modernen gar nicht sehr frommen Hange zu Persönlichkeiten nicht und mischt in seine Schrift zum Theil recht garstige Ausfälle gegen den Rabbiner Sachs und dessen angeblichen Protector Veit ein. Wunderlich macht sich die Beschuldigung, daß genannter Sachs nur Sachsen befördere, ein echter Preuße „mit seiner Geradheit und Gründlichkeit" werde gar nicht gehört, noch weniger berücksichtigt.

Die jüdische Literatur hat in den letzten Decennien eine außerordentliche Ausdehnung gewonnen, und wenn es schon eine Thorheit wäre, selbst ihre Hauptrepräsentanten, denen immer eine gewisse Doppelrichtung und Doppelstellung innerhalb der modernen Welt anhängt, unsern größten christlichen Dichtern zur Seite zu stellen, so begreifen wir doch ganz den Stolz jüdischer Kreise auf diese eigenthümlich reiche Entfaltung literarischer Kräfte und Talente. Stellte doch D'Israeli seinen vermessenen Satz auf, die christliche Welt könne nur durch Transfusion orientalischen, d. h. jüdischen Bluts regenerirt werden. Zwar erblicken wir bei einzelnen jüdischen Dichtern allerdings eine gewisse Hinneigung zur Romantik des Christenthums, im Allgemeinen bleibt es aber doch richtig, daß die aus dem jüdischen Stamm hervorgegangenen Schriftsteller im Grunde nur für ihre Interessen und ihre Leute wirkliche Sympathie fühlen, sie aber von den Christen mit einigem Egoismus für sich fodern, ohne sich gerade zu besonderer Gegenseitigkeit verpflichtet zu fühlen. Wenn die Juden übrigens mit ihrer Phantasie mehr in ihren altbiblischen Traditionen als in unsern mittelalterlichen Erinnerungen, die ihnen ohnehin nicht sehr angenehm sein können, und mehr in den Palmenwäldern des Morgenlandes als in unsern Eichenhainen leben, so können wir ihnen dies durchaus nicht verdenken, und wenn sie in Darstellungen ihrer alt berühmten Geschichte Dasjenige zu unterdrücken lieben, was den Kindern Israel, die ja so manche Stämme bis auf Stumpf und Stiel ausrotteten, gerade nicht sehr zur Ehre gereicht, so wollen wir solange ihnen darüber keinen Vorwurf machen, so lange noch in gewissen deutschen Geschichtschreibungen die deutsche Nation als ein Muster von Treue und Redlichkeit gefeiert und danach die Geschichte gefälscht wird, während schon die Zersplitterung Deutschlands von selbst auf eine lange Reihe vergangener Treulosigkeiten und Unredlichkeiten schließen läßt, denn ohne diese wäre jene Zersplitterung gar nicht möglich geworden.

Nirgends sonstwo hat sich der jüdische Stamm literarisch so rührig gezeigt wie in Deutschland, woraus doch hervorgehen möchte, daß die deutschen Verhältnisse ihm gar nicht so ungün

Der Kampf
um die Verfassung des Deutschen Reiches in Wissenschaft und Praxis

Von Dr. Hermann Heller, Professor an der Universität Berlin

Die Verfassung des Deutschen Reiches vom 11. August 1919 ist nicht nur ein Gegenstand wissenschaftlicher Betrachtung, sondern auch ein Kampfobjekt der politischen Parteien. Dieser Kampf ist nicht nur ein Kampf um Worte, sondern ein Kampf um Macht, der mit Worten geführt wird. Die Verfassung ist nicht nur ein Gegenstand der Wissenschaft, sondern auch ein Gegenstand der Politik. Sie ist nicht nur ein Gegenstand der Theorie, sondern auch ein Gegenstand der Praxis. Sie ist nicht nur ein Gegenstand der Vergangenheit, sondern auch ein Gegenstand der Gegenwart und der Zukunft. Sie ist nicht nur ein Gegenstand der Gelehrten, sondern auch ein Gegenstand des Volkes. Sie ist nicht nur ein Gegenstand der Juristen, sondern auch ein Gegenstand der Politiker. Sie ist nicht nur ein Gegenstand der Staatsrechtslehrer, sondern auch ein Gegenstand der Staatsmänner. Sie ist nicht nur ein Gegenstand der Universitäten, sondern auch ein Gegenstand der Parlamente. Sie ist nicht nur ein Gegenstand der Hörsäle, sondern auch ein Gegenstand der Versammlungen. Sie ist nicht nur ein Gegenstand der Bücher, sondern auch ein Gegenstand der Zeitungen. Sie ist nicht nur ein Gegenstand der Ruhe, sondern auch ein Gegenstand der Unruhe. Sie ist nicht nur ein Gegenstand der Ordnung, sondern auch ein Gegenstand der Unordnung. Sie ist nicht nur ein Gegenstand der Einheit, sondern auch ein Gegenstand der Zwietracht. Sie ist nicht nur ein Gegenstand der Harmonie, sondern auch ein Gegenstand der Disharmonie. Sie ist nicht nur ein Gegenstand der Liebe, sondern auch ein Gegenstand des Hasses. Sie ist nicht nur ein Gegenstand der Freundschaft, sondern auch ein Gegenstand der Feindschaft. Sie ist nicht nur ein Gegenstand der Treue, sondern auch ein Gegenstand der Untreue. Sie ist nicht nur ein Gegenstand der Wahrheit, sondern auch ein Gegenstand der Lüge. Sie ist nicht nur ein Gegenstand der Gerechtigkeit, sondern auch ein Gegenstand der Ungerechtigkeit. Sie ist nicht nur ein Gegenstand der Tugend, sondern auch ein Gegenstand des Lasters. Sie ist nicht nur ein Gegenstand der Vernunft, sondern auch ein Gegenstand der Unvernunft. Sie ist nicht nur ein Gegenstand der Weisheit, sondern auch ein Gegenstand der Torheit. Sie ist nicht nur ein Gegenstand der Schönheit, sondern auch ein Gegenstand der Häßlichkeit. Sie ist nicht nur ein Gegenstand der Kunst, sondern auch ein Gegenstand der Unkunst. Sie ist nicht nur ein Gegenstand der Wissenschaft, sondern auch ein Gegenstand der Unwissenschaft. Sie ist nicht nur ein Gegenstand der Religion, sondern auch ein Gegenstand der Irreligion. Sie ist nicht nur ein Gegenstand der Moral, sondern auch ein Gegenstand der Unmoral. Sie ist nicht nur ein Gegenstand der Sitte, sondern auch ein Gegenstand der Unsitte. Sie ist nicht nur ein Gegenstand der Ehre, sondern auch ein Gegenstand der Unehre. Sie ist nicht nur ein Gegenstand der Würde, sondern auch ein Gegenstand der Unwürde. Sie ist nicht nur ein Gegenstand der Freiheit, sondern auch ein Gegenstand der Unfreiheit. Sie ist nicht nur ein Gegenstand der Gleichheit, sondern auch ein Gegenstand der Ungleichheit. Sie ist nicht nur ein Gegenstand der Brüderlichkeit, sondern auch ein Gegenstand der Feindseligkeit. Sie ist nicht nur ein Gegenstand der Liebe, sondern auch ein Gegenstand des Hasses. Sie ist nicht nur ein Gegenstand der Freundschaft, sondern auch ein Gegenstand der Feindschaft. Sie ist nicht nur ein Gegenstand der Treue, sondern auch ein Gegenstand der Untreue. Sie ist nicht nur ein Gegenstand der Wahrheit, sondern auch ein Gegenstand der Lüge. Sie ist nicht nur ein Gegenstand der Gerechtigkeit, sondern auch ein Gegenstand der Ungerechtigkeit. Sie ist nicht nur ein Gegenstand der Tugend, sondern auch ein Gegenstand des Lasters. Sie ist nicht nur ein Gegenstand der Vernunft, sondern auch ein Gegenstand der Unvernunft. Sie ist nicht nur ein Gegenstand der Weisheit, sondern auch ein Gegenstand der Torheit. Sie ist nicht nur ein Gegenstand der Schönheit, sondern auch ein Gegenstand der Häßlichkeit. Sie ist nicht nur ein Gegenstand der Kunst, sondern auch ein Gegenstand der Unkunst. Sie ist nicht nur ein Gegenstand der Wissenschaft, sondern auch ein Gegenstand der Unwissenschaft. Sie ist nicht nur ein Gegenstand der Religion, sondern auch ein Gegenstand der Irreligion. Sie ist nicht nur ein Gegenstand der Moral, sondern auch ein Gegenstand der Unmoral. Sie ist nicht nur ein Gegenstand der Sitte, sondern auch ein Gegenstand der Unsitte. Sie ist nicht nur ein Gegenstand der Ehre, sondern auch ein Gegenstand der Unehre. Sie ist nicht nur ein Gegenstand der Würde, sondern auch ein Gegenstand der Unwürde. Sie ist nicht nur ein Gegenstand der Freiheit, sondern auch ein Gegenstand der Unfreiheit. Sie ist nicht nur ein Gegenstand der Gleichheit, sondern auch ein Gegenstand der Ungleichheit. Sie ist nicht nur ein Gegenstand der Brüderlichkeit, sondern auch ein Gegenstand der Feindseligkeit.

Gustave Planche über die Pflichten und Rechte der Kritik.

Eine pariser Correspondenz machte in Nr. 24 des „Deutschen Museum“ auf eine Abhandlung über die Pflichten und Rechte der Kritik von Gustave Planche in der „Revue des deux mondes“ aufmerksam und bemerkte dabei, daß, obschon in dieser Abhandlung Niemand bei seinem wahren Namen genannt sei, sich besonders Jules Janin und Cuvillier-Fleury davon getroffen gefühlt hätten und daß hieraus ein Federkrieg entstanden sei. *) Seitdem haben wir Gustave Planche's Abhandlung, auf die übrigens auch schon mehre französische Journalstimmen unsere Aufmerksamkeit gelenkt hatten, gelesen und darin allerdings manche sehr beherzigenswerthe Wahrheiten angetroffen. „Alle wen ist die Kritik?“ fragt Planche, und er fährt fort: „Wenn man die Dichter fragt, würde die Antwort nicht zweifelhaft sein. Ohne weiteres Besinnen und wie mit Einem Munde würden sie sagen: die Kritik nützt zu nichts; und wenn man weiter in sie dringen wollte, ihre ganze Meinung zu sagen, würden sie verstehen, daß sie ihrer Ueberzeugung nach nicht nur ohne Nutzen, sondern selbst gefährlich sei. Das Lob freilich ist ihnen schon recht, aber eine Discussion ist ihnen unbequem.“ Planche muß freilich gestehen, daß auch für einen großen Theil der Leser die Kritik ohne Nutzen sei, nämlich für die „lecteurs indolents“ und die „gens du monde“, namentlich für die letztern, welche selbst durch die Kritik nur amüsirt sein wollten. Für diese Sorte Leser gebe es auch eine eigene Sorte Recensenten, die über Alles hinhuschten und nichts gründlich erörterten und denen Musik, Malerei, Poesie, kurz Alles nur ein Gegenstand des Scherzes und Witzes sei. Die Dichter ihrerseits kämen gegen die Kritik immer mit der Anmaßung angerückt, daß sie Genies seien. Das Genie sei nun ohne Zweifel eine sehr seltsame Gabe, aber es müsse, unter welcher Form es auch erscheine, stets mit dem gesunden Menschenverstande, mit Geschmack und mit der Wahrheit gepaart sein. Sei es dies nicht, so acte es aus und verdiene dann seinen Namen, es sei dann nicht mehr Genie, sondern blos „singularité“. Leider verzeihe man der Kritik Aüse, Künstlichkeit, Heuchelei und Schmeichelei, nur nicht die Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe. Ohne diese Kritik stets ehrlich und aufrichtig gewesen, so würden sich nicht so viele Talente jetzt den größten Verirrungen hingegeben und sich dadurch zugrunde gerichtet haben. Die Kritik könne allerdings keine neuen Talente hervorrufen, aber sie könne dazu beitragen, daß sie verhindernden ihre Anstrengungen verdoppeln und sich von Verirrungen frei zu halten suchen. Auf Lohn und Dank habe der ehrliche Kritiker niemals zu rechnen (nur zu wahr!), aber es sei doch für ihn Genugthuung genug, wenn er wahrnehme, daß er nicht ganz unnütz gesprochen habe und daß seine Urtheile ihr Echo fänden und allmälig zum Gemeingut würden. Planche sagt weiter: „Was die benachbarten Nationen betrifft, so werden alle Einschränkungen den Unterricht, den wir von ihnen empfangen können, nicht in Zweifel ziehen. Es handelt sich nicht darum, die französische Denkweise nach dem Muster Spaniens oder Italiens, Deutschlands oder Englands umzugestalten. Jede Nation ist mit einem nur ihr eigenthümlichen Antheil gabt, den sie niemals in Vergessenheit gerathen lassen darf. Die sklavische Nachahmung des französischen Geistes hat uns umgebenden Völkern gerade keinen Segen gebracht. Jeden wir Nutzen von dieser Lehre und trachten wir nicht wie Engländer oder Deutsche zu werden.“ Das meiste Aufsehen erregte folgende Aeußerung Planche's: „Für die Mehrheit der Leser gibt es gegenwärtig weder gute noch schlechte Bücher, sondern einfach nur berühmte oder unberühmte Namen, unbedeutenstte mit einem auspofaunten Namen unterstützte Seite wird ohne weitere Kritik angenommen, und Niemand möchte, was sie davon denken, zu sagen den Muth haben werden, und hätten sie auch hundert mal Recht, als Pedant mit betrachtet.“ Dies paßt auch vollkommen auf Deutschland, nur daß jede Coterie an ihrer Spitze ihren eigenen „Pontmartin“ besitzt. Namen hat der oft durch ganz eigenthümliche Mittel zu erwerben wird. Zum Troste hätte dem französischen Kritiker hierbei der Gedanke gereichen dürfen, daß Pontmartin wol seine augenblickliche Geltung hat, aber doch seinen Curs gesetzt wird, wahrend die edle Münze ihren Werth hält, selbst wenn die Inschrift des Namens ein wenig griffen sein sollte.

*) Cuvillier-Fleury, von Gustave Planche unter dem Namen Polyanthe gezeichnet, wie Pontmartin unter dem Namen Théophile, hat nämlich im „Journal des débats“ eine heftige Erwiderung veröffentlicht und der Welt vor den Ohren gesagt, Planche bemerke eine blos derjenigen Schriftsteller gegenübergestellt, welche das Protectorat Gustave Planche's in der „Revue des deux mondes“ genießen. Auch Jules Janin hat in seiner Weise erwidert. B. Saint-Hilaire im „Athenaeum français“ zu diesen literarischen Fehden: „Wohlan, den Klauberg heraus! Planche wird ohne Zweifel die Antwort nicht schuldig bleiben und das Publicum als Richter wird mit unserm alten Regnier sagen:

. . . . Corsaires à corsaires,
L'un l'autre s'attaquant, ne font pas leurs affaires.“

Die deutsche Literatur im Auslande vor dem Buche der Staël.

Wir begegnten jüngst in einem Blatte einer Behauptung, ungefähr des Inhalts, daß, wenn es sich um die Geschichte Einflusses der deutschen Literatur und Wissenschaft auf das land und speciell Frankreich handele, erst mit dem berühmten Buche der Staël „De l'Allemagne“ zu beginnen sei. sind nicht dieser Ansicht. Das Staël'sche Buch, dessen Bedeutung wir gewiß zu würdigen wissen, hat die deutsche Literatur im Auslande sozusagen fashionabel und salonfähig gemacht, aber es wäre in der That wenig ehrenvoll für Europa, wenn es erst auf das Urtheil einer Frau hätte warten müssen, um von den philosophischen Systemen Wolf's, Leibnitz', Kant's, von dem unsterblichen Aufschwunge der ästhetischen Kritik Lessing's, von Herder's Ideen und von Klopstock's, Wieland's, Goethe's, Schiller's und Bürger's Dichtungen Kenntnis nehmen. Napoleon hatte „Werther's Leiden“ schon vor zahlreichen französischen Uebersetzungen bereits sieben mal gelesen und die französische Republik Klopstock, dessen Messiade ins französische übertragen wurde, und Schiller's Räuber, Bürger's Lenore und Gedichte waren schon lange vor dem Buche aufgetreten war. Außer „Werther“ waren Goethe's Dichtungen schon im Anfange dieses Jahrhunderts, „Hermann und Dorothea“ und „Wilhelm Meister“, Tragödien, besonders die „Räuber“, schon in den ersten Jahren des vorigen Jahrhunderts nicht blos übersetzt, selbst nachgeahmt und in diesen Nachahmungen aufgeführt worden. Graf Louis Ramond von Carbonnières hatte schon die siebziger Jahre Dramen nach dem Muster des Goethe'schen „Götz von Berlichingen“ und der Lenz'schen Stücke verfaßt, schienen ferner gegen Ende des vorigen Jahrhunderts ein „Handbuch der deutschen Literatur“ und ein „Nouveau cours allemand“ ein „Théâtre de Schiller“ (nebst Fichte's „Ideen über den Kampf zwischen der Romantik und dem Classicismus“ schon vor der Staël seinen Anfang genommen, und Chénier sah sich schon im Jahre 1807 veranlaßt, in einer Rede zu hohe Werthschätzung und den Einfluß Schiller's und Göthe's zu protestiren, während der bekannte Kunstrichterlehrer Laharpe für die deutsche Tragödie (nicht für das deutsche Drama) das Wort ergriff. Auch Benjamin Constant's „Wallenstein“ und seine „Réflexions sur le théâtre allemand“ erschienen noch vor dem Buche der Staël. Den bei sehr zu

Abdruck der Bekanntmachung, betreffend die Ausführung des Gesetzes, betreffend die Abänderung des Gesetzes über die Kriegsleistungen vom 13. Juni 1873, vom 24. Juni 1887 (Reichs-Gesetzbl. S. 259) in Elsaß-Lothringen.

Auf Grund des Artikels 3 des Gesetzes, betreffend die Abänderung des Gesetzes über die Kriegsleistungen vom 13. Juni 1873, vom 24. Juni 1887 (Reichs-Gesetzbl. S. 259) wird hiermit bekannt gemacht, daß die Ausführung des Gesetzes in Elsaß-Lothringen dem Bezirkspräsidenten übertragen ist.

Straßburg, den 30. Juni 1887.

Der Statthalter von Elsaß-Lothringen.
Fürst zu Hohenlohe.

Bekanntmachung, betreffend die Ausführung des Gesetzes, betreffend die Abänderung des Gesetzes über die Kriegsleistungen vom 13. Juni 1873, vom 24. Juni 1887 (Reichs-Gesetzbl. S. 259) in Bayern.

Auf Grund des Artikels 3 des Gesetzes, betreffend die Abänderung des Gesetzes über die Kriegsleistungen vom 13. Juni 1873, vom 24. Juni 1887 (Reichs-Gesetzbl. S. 259) wird hiermit bekannt gemacht, daß die Ausführung des Gesetzes in Bayern den Kreisregierungen übertragen ist.

München, den 30. Juni 1887.

Der Bevollmächtigte zum Bundesrath.
Graf Lerchenfeld.

Bekanntmachung, betreffend die Ausführung des Gesetzes, betreffend die Abänderung des Gesetzes über die Kriegsleistungen vom 13. Juni 1873, vom 24. Juni 1887 (Reichs-Gesetzbl. S. 259) in Württemberg.

Auf Grund des Artikels 3 des Gesetzes, betreffend die Abänderung des Gesetzes über die Kriegsleistungen vom 13. Juni 1873, vom 24. Juni 1887 (Reichs-Gesetzbl. S. 259) wird hiermit bekannt gemacht, daß die Ausführung des Gesetzes in Württemberg den Kreisregierungen übertragen ist.

Stuttgart, den 30. Juni 1887.

Der Bevollmächtigte zum Bundesrath.
Freiherr von Varnbüler.

Bekanntmachung, betreffend die Ausführung des Gesetzes, betreffend die Abänderung des Gesetzes über die Kriegsleistungen vom 13. Juni 1873, vom 24. Juni 1887 (Reichs-Gesetzbl. S. 259) in Baden.

Auf Grund des Artikels 3 des Gesetzes, betreffend die Abänderung des Gesetzes über die Kriegsleistungen vom 13. Juni 1873, vom 24. Juni 1887 (Reichs-Gesetzbl. S. 259) wird hiermit bekannt gemacht, daß die Ausführung des Gesetzes in Baden den Kreisregierungen übertragen ist.

Karlsruhe, den 30. Juni 1887.

Der Bevollmächtigte zum Bundesrath.
Nokk.

Bekanntmachung, betreffend die Ausführung des Gesetzes, betreffend die Abänderung des Gesetzes über die Kriegsleistungen vom 13. Juni 1873, vom 24. Juni 1887 (Reichs-Gesetzbl. S. 259) in Hessen.

Auf Grund des Artikels 3 des Gesetzes, betreffend die Abänderung des Gesetzes über die Kriegsleistungen vom 13. Juni 1873, vom 24. Juni 1887 (Reichs-Gesetzbl. S. 259) wird hiermit bekannt gemacht, daß die Ausführung des Gesetzes in Hessen den Provinzialdirektionen übertragen ist.

Darmstadt, den 30. Juni 1887.

Der Bevollmächtigte zum Bundesrath.
Freiherr Reichsmann.

Bekanntmachung, betreffend die Ausführung des Gesetzes, betreffend die Abänderung des Gesetzes über die Kriegsleistungen vom 13. Juni 1873, vom 24. Juni 1887 (Reichs-Gesetzbl. S. 259) in Mecklenburg-Schwerin.

Auf Grund des Artikels 3 des Gesetzes, betreffend die Abänderung des Gesetzes über die Kriegsleistungen vom 13. Juni 1873, vom 24. Juni 1887 (Reichs-Gesetzbl. S. 259) wird hiermit bekannt gemacht, daß die Ausführung des Gesetzes in Mecklenburg-Schwerin den Landräthen übertragen ist.

Schwerin, den 30. Juni 1887.

Der Bevollmächtigte zum Bundesrath.
Graf Bassewitz.

Bekanntmachung, betreffend die Ausführung des Gesetzes, betreffend die Abänderung des Gesetzes über die Kriegsleistungen vom 13. Juni 1873, vom 24. Juni 1887 (Reichs-Gesetzbl. S. 259) in Sachsen-Weimar.

Auf Grund des Artikels 3 des Gesetzes, betreffend die Abänderung des Gesetzes über die Kriegsleistungen vom 13. Juni 1873, vom 24. Juni 1887 (Reichs-Gesetzbl. S. 259) wird hiermit bekannt gemacht, daß die Ausführung des Gesetzes in Sachsen-Weimar den Landräthen übertragen ist.

Weimar, den 30. Juni 1887.

Der Bevollmächtigte zum Bundesrath.
Rothe.

Bekanntmachung, betreffend die Ausführung des Gesetzes, betreffend die Abänderung des Gesetzes über die Kriegsleistungen vom 13. Juni 1873, vom 24. Juni 1887 (Reichs-Gesetzbl. S. 259) in Mecklenburg-Strelitz.

Auf Grund des Artikels 3 des Gesetzes, betreffend die Abänderung des Gesetzes über die Kriegsleistungen vom 13. Juni 1873, vom 24. Juni 1887 (Reichs-Gesetzbl. S. 259) wird hiermit bekannt gemacht, daß die Ausführung des Gesetzes in Mecklenburg-Strelitz den Landräthen übertragen ist.

Neustrelitz, den 30. Juni 1887.

Der Bevollmächtigte zum Bundesrath.
Graf Bassewitz.

Bekanntmachung, betreffend die Ausführung des Gesetzes, betreffend die Abänderung des Gesetzes über die Kriegsleistungen vom 13. Juni 1873, vom 24. Juni 1887 (Reichs-Gesetzbl. S. 259) in Oldenburg.

Auf Grund des Artikels 3 des Gesetzes, betreffend die Abänderung des Gesetzes über die Kriegsleistungen vom 13. Juni 1873, vom 24. Juni 1887 (Reichs-Gesetzbl. S. 259) wird hiermit bekannt gemacht, daß die Ausführung des Gesetzes in Oldenburg den Amtsvorstehern übertragen ist.

Oldenburg, den 30. Juni 1887.

Der Bevollmächtigte zum Bundesrath.
Nieberding.

Bekanntmachung, betreffend die Ausführung des Gesetzes, betreffend die Abänderung des Gesetzes über die Kriegsleistungen vom 13. Juni 1873, vom 24. Juni 1887 (Reichs-Gesetzbl. S. 259) in Braunschweig.

Auf Grund des Artikels 3 des Gesetzes, betreffend die Abänderung des Gesetzes über die Kriegsleistungen vom 13. Juni 1873, vom 24. Juni 1887 (Reichs-Gesetzbl. S. 259) wird hiermit bekannt gemacht, daß die Ausführung des Gesetzes in Braunschweig den Kreisdirektionen übertragen ist.

Braunschweig, den 30. Juni 1887.

Der Bevollmächtigte zum Bundesrath.
Otto.

Bekanntmachung, betreffend die Ausführung des Gesetzes, betreffend die Abänderung des Gesetzes über die Kriegsleistungen vom 13. Juni 1873, vom 24. Juni 1887 (Reichs-Gesetzbl. S. 259) in Sachsen-Meiningen.

Auf Grund des Artikels 3 des Gesetzes, betreffend die Abänderung des Gesetzes über die Kriegsleistungen vom 13. Juni 1873, vom 24. Juni 1887 (Reichs-Gesetzbl. S. 259) wird hiermit bekannt gemacht, daß die Ausführung des Gesetzes in Sachsen-Meiningen den Landräthen übertragen ist.

Meiningen, den 30. Juni 1887.

Der Bevollmächtigte zum Bundesrath.
Freiherr von Stein.

Bekanntmachung, betreffend die Ausführung des Gesetzes, betreffend die Abänderung des Gesetzes über die Kriegsleistungen vom 13. Juni 1873, vom 24. Juni 1887 (Reichs-Gesetzbl. S. 259) in Sachsen-Altenburg.

Auf Grund des Artikels 3 des Gesetzes, betreffend die Abänderung des Gesetzes über die Kriegsleistungen vom 13. Juni 1873, vom 24. Juni 1887 (Reichs-Gesetzbl. S. 259) wird hiermit bekannt gemacht, daß die Ausführung des Gesetzes in Sachsen-Altenburg den Landräthen übertragen ist.

Altenburg, den 30. Juni 1887.

Der Bevollmächtigte zum Bundesrath.
Rothe.

Bekanntmachung, betreffend die Ausführung des Gesetzes, betreffend die Abänderung des Gesetzes über die Kriegsleistungen vom 13. Juni 1873, vom 24. Juni 1887 (Reichs-Gesetzbl. S. 259) in Sachsen-Coburg-Gotha.

Auf Grund des Artikels 3 des Gesetzes, betreffend die Abänderung des Gesetzes über die Kriegsleistungen vom 13. Juni 1873, vom 24. Juni 1887 (Reichs-Gesetzbl. S. 259) wird hiermit bekannt gemacht, daß die Ausführung des Gesetzes in Sachsen-Coburg-Gotha den Landräthen übertragen ist.

Gotha, den 30. Juni 1887.

Der Bevollmächtigte zum Bundesrath.
Rothe.

Bekanntmachung, betreffend die Ausführung des Gesetzes, betreffend die Abänderung des Gesetzes über die Kriegsleistungen vom 13. Juni 1873, vom 24. Juni 1887 (Reichs-Gesetzbl. S. 259) in Anhalt.

Auf Grund des Artikels 3 des Gesetzes, betreffend die Abänderung des Gesetzes über die Kriegsleistungen vom 13. Juni 1873, vom 24. Juni 1887 (Reichs-Gesetzbl. S. 259) wird hiermit bekannt gemacht, daß die Ausführung des Gesetzes in Anhalt den Landräthen übertragen ist.

Dessau, den 30. Juni 1887.

Der Bevollmächtigte zum Bundesrath.
Krause.

Bekanntmachung, betreffend die Ausführung des Gesetzes, betreffend die Abänderung des Gesetzes über die Kriegsleistungen vom 13. Juni 1873, vom 24. Juni 1887 (Reichs-Gesetzbl. S. 259) in Schwarzburg-Sondershausen.

Auf Grund des Artikels 3 des Gesetzes, betreffend die Abänderung des Gesetzes über die Kriegsleistungen vom 13. Juni 1873, vom 24. Juni 1887 (Reichs-Gesetzbl. S. 259) wird hiermit bekannt gemacht, daß die Ausführung des Gesetzes in Schwarzburg-Sondershausen den Landräthen übertragen ist.

Sondershausen, den 30. Juni 1887.

Der Bevollmächtigte zum Bundesrath.
Rothe.

Bekanntmachung, betreffend die Ausführung des Gesetzes, betreffend die Abänderung des Gesetzes über die Kriegsleistungen vom 13. Juni 1873, vom 24. Juni 1887 (Reichs-Gesetzbl. S. 259) in Schwarzburg-Rudolstadt.

Auf Grund des Artikels 3 des Gesetzes, betreffend die Abänderung des Gesetzes über die Kriegsleistungen vom 13. Juni 1873, vom 24. Juni 1887 (Reichs-Gesetzbl. S. 259) wird hiermit bekannt gemacht, daß die Ausführung des Gesetzes in Schwarzburg-Rudolstadt den Landräthen übertragen ist.

Rudolstadt, den 30. Juni 1887.

Der Bevollmächtigte zum Bundesrath.
Rothe.

Bekanntmachung, betreffend die Ausführung des Gesetzes, betreffend die Abänderung des Gesetzes über die Kriegsleistungen vom 13. Juni 1873, vom 24. Juni 1887 (Reichs-Gesetzbl. S. 259) in Waldeck.

Auf Grund des Artikels 3 des Gesetzes, betreffend die Abänderung des Gesetzes über die Kriegsleistungen vom 13. Juni 1873, vom 24. Juni 1887 (Reichs-Gesetzbl. S. 259) wird hiermit bekannt gemacht, daß die Ausführung des Gesetzes in Waldeck den Landräthen übertragen ist.

Arolsen, den 30. Juni 1887.

Der Bevollmächtigte zum Bundesrath.
Graf Bassewitz.

Bekanntmachung, betreffend die Ausführung des Gesetzes, betreffend die Abänderung des Gesetzes über die Kriegsleistungen vom 13. Juni 1873, vom 24. Juni 1887 (Reichs-Gesetzbl. S. 259) in Reuß ältere Linie.

Auf Grund des Artikels 3 des Gesetzes, betreffend die Abänderung des Gesetzes über die Kriegsleistungen vom 13. Juni 1873, vom 24. Juni 1887 (Reichs-Gesetzbl. S. 259) wird hiermit bekannt gemacht, daß die Ausführung des Gesetzes in Reuß ältere Linie den Landräthen übertragen ist.

Greiz, den 30. Juni 1887.

Der Bevollmächtigte zum Bundesrath.
Rothe.

Bekanntmachung, betreffend die Ausführung des Gesetzes, betreffend die Abänderung des Gesetzes über die Kriegsleistungen vom 13. Juni 1873, vom 24. Juni 1887 (Reichs-Gesetzbl. S. 259) in Reuß jüngere Linie.

Auf Grund des Artikels 3 des Gesetzes, betreffend die Abänderung des Gesetzes über die Kriegsleistungen vom 13. Juni 1873, vom 24. Juni 1887 (Reichs-Gesetzbl. S. 259) wird hiermit bekannt gemacht, daß die Ausführung des Gesetzes in Reuß jüngere Linie den Landräthen übertragen ist.

Gera, den 30. Juni 1887.

Der Bevollmächtigte zum Bundesrath.
Rothe.

Bekanntmachung, betreffend die Ausführung des Gesetzes, betreffend die Abänderung des Gesetzes über die Kriegsleistungen vom 13. Juni 1873, vom 24. Juni 1887 (Reichs-Gesetzbl. S. 259) in Schaumburg-Lippe.

Auf Grund des Artikels 3 des Gesetzes, betreffend die Abänderung des Gesetzes über die Kriegsleistungen vom 13. Juni 1873, vom 24. Juni 1887 (Reichs-Gesetzbl. S. 259) wird hiermit bekannt gemacht, daß die Ausführung des Gesetzes in Schaumburg-Lippe den Landräthen übertragen ist.

Bückeburg, den 30. Juni 1887.

Der Bevollmächtigte zum Bundesrath.
Graf Bassewitz.

Bekanntmachung, betreffend die Ausführung des Gesetzes, betreffend die Abänderung des Gesetzes über die Kriegsleistungen vom 13. Juni 1873, vom 24. Juni 1887 (Reichs-Gesetzbl. S. 259) in Lippe.

Auf Grund des Artikels 3 des Gesetzes, betreffend die Abänderung des Gesetzes über die Kriegsleistungen vom 13. Juni 1873, vom 24. Juni 1887 (Reichs-Gesetzbl. S. 259) wird hiermit bekannt gemacht, daß die Ausführung des Gesetzes in Lippe den Landräthen übertragen ist.

Detmold, den 30. Juni 1887.

Der Bevollmächtigte zum Bundesrath.
Graf Bassewitz.

Bekanntmachung, betreffend die Ausführung des Gesetzes, betreffend die Abänderung des Gesetzes über die Kriegsleistungen vom 13. Juni 1873, vom 24. Juni 1887 (Reichs-Gesetzbl. S. 259) in Lübeck.

Auf Grund des Artikels 3 des Gesetzes, betreffend die Abänderung des Gesetzes über die Kriegsleistungen vom 13. Juni 1873, vom 24. Juni 1887 (Reichs-Gesetzbl. S. 259) wird hiermit bekannt gemacht, daß die Ausführung des Gesetzes in Lübeck der Polizeibehörde übertragen ist.

Lübeck, den 30. Juni 1887.

Der Bevollmächtigte zum Bundesrath.
Dr. Kulenkamp.

Bekanntmachung, betreffend die Ausführung des Gesetzes, betreffend die Abänderung des Gesetzes über die Kriegsleistungen vom 13. Juni 1873, vom 24. Juni 1887 (Reichs-Gesetzbl. S. 259) in Bremen.

Auf Grund des Artikels 3 des Gesetzes, betreffend die Abänderung des Gesetzes über die Kriegsleistungen vom 13. Juni 1873, vom 24. Juni 1887 (Reichs-Gesetzbl. S. 259) wird hiermit bekannt gemacht, daß die Ausführung des Gesetzes in Bremen der Polizeibehörde übertragen ist.

Bremen, den 30. Juni 1887.

Der Bevollmächtigte zum Bundesrath.
Dr. Kulenkamp.

Bekanntmachung, betreffend die Ausführung des Gesetzes, betreffend die Abänderung des Gesetzes über die Kriegsleistungen vom 13. Juni 1873, vom 24. Juni 1887 (Reichs-Gesetzbl. S. 259) in Hamburg.

Auf Grund des Artikels 3 des Gesetzes, betreffend die Abänderung des Gesetzes über die Kriegsleistungen vom 13. Juni 1873, vom 24. Juni 1887 (Reichs-Gesetzbl. S. 259) wird hiermit bekannt gemacht, daß die Ausführung des Gesetzes in Hamburg der Polizeibehörde übertragen ist.

Hamburg, den 30. Juni 1887.

Der Bevollmächtigte zum Bundesrath.
Dr. Kulenkamp.

Bekanntmachung, betreffend die Ausführung des Gesetzes, betreffend die Abänderung des Gesetzes über die Kriegsleistungen vom 13. Juni 1873, vom 24. Juni 1887 (Reichs-Gesetzbl. S. 259) in Elsaß-Lothringen.

Auf Grund des Artikels 3 des Gesetzes, betreffend die Abänderung des Gesetzes über die Kriegsleistungen vom 13. Juni 1873, vom 24. Juni 1887 (Reichs-Gesetzbl. S. 259) wird hiermit bekannt gemacht, daß die Ausführung des Gesetzes in Elsaß-Lothringen dem Bezirkspräsidenten übertragen ist.

Straßburg, den 30. Juni 1887.

Der Statthalter von Elsaß-Lothringen.
Fürst zu Hohenlohe.

Dichter des XII. bis XIV. Jahrhunderts. Nach Handschriftgemälden, vornämlich der Manesse'schen Sammlung, und nach anderen gleichzeitigen bildlichen Denkmalen etc. Mit geschichtlichen Erläuterungen von F. H. von der Hagen. Mit 75 Abbildungen auf 41 Tafeln in Folio. Berlin, Stargardt. Gr. 4. 6 Thlr. 20 Ngr.

More, Hanna, Ueber weibliche Erziehung. Aus dem Englischen übersetzt und mit einer Einleitung über den gegenwärtigen Stand der Litteratur über weibliche Pädagogik begleitet von R. Koenig. Oldenburg, Stalling. 8. 7½ Ngr.

Mühlbach, L., Königin Hortense. Ein Napoleonisches Lebensbild. Zwei Bände. 2te Auflage. Berlin, Janke. 8. 3 Thlr.

Muys, G., Forschungen auf dem Gebiete der alten Völker- und Mythengeschichte. 1ster Theil. — A. u. d. T.: Griechenland und der Orient. Köln, Heberle. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Ethische Naturbilder. Von V. M. G. 1ste Centurie. Gratz, Ferstl. 16. 6 Ngr.

Oelbermann, H., Gedichte. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Pfeifer, J., Gedichte. 2te vermehrte Auflage. Innsbruck. 1855. 16. 20 Ngr.

Pinelli, F., Piemonts Militair-Geschichte vom Frieden von Aachen bis auf unsere Tage. Mit Karten und Plänen. Aus dem Italienischen von A. Riese. 1ster und 2ter Band. [1748—1796. — 1796—1831.] Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 4 Thlr. 20 Ngr.

Prahl, F., Chronica der Stadt Kiel nach den besten Quellen bearbeitet. Kiel, Akademische Buchhandlung. 4. 24 Ngr.

Ratzeburg, J. A. H. C., Vier Abschnitte aus einer Reise um die Erde. Berlin, A. Hirschwald. Gr. 8. 21 Ngr.

Rochholz, E. L., Schweizersagen aus dem Aargau. Gesammelt und erläutert. 1ster Band. Aarau, Sauerländer. Gr. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Rommel, E., Charlotte Corday. Eine historische Tragödie in fünf Acten. Hannover, Lehse. 16. 25 Ngr.

Schaefer, A., Demosthenes und seine Zeit. 2ter Band. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Schenach, G., Metaphysik. Ein System des konkreten Monismus. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 2 Thlr.

Schirren, C., Die Wandersagen der Neuseeländer und der Mauimythos. Riga, Kymmel. Lex.-8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schlözer, K. v., Chasot. Zur Geschichte Friedrichs des Großen und seiner Zeit. Berlin, Hertz. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schmid, C. v., Nachgelassene Erzählungen. Herausgegeben von A. Werfer. Mit einem Stahlstiche. Augsburg. 8. 10 Ngr.

Schmidt, W., Gedichte des Friedens und der Freude. Halberstadt, Frantz. 8. 7½ Ngr.

Schmoelzl, J., Der Feldzug der Bayern von 1806—7 in Schlesien und Polen. Ein Beitrag zur Geschichte des königl. bayerischen Heeres. Nach vaterländischen Quellen bearbeitet. Mit 11 Gefechts- und Belagerungs-Plänen. München. Gr. 8. 3 Thlr. 16 Ngr.

Schneidawind, F. J. A., Prinz Louis von Preußen und der Tag von Saalfeld am 10. Oktober 1806. Neuhaldensleben, Eyraud. 8. 3¾ Ngr.

Schulze, F. G., Nationalökonomie oder Volkswirthschaftslehre, vornehmlich für Land-, Forst- und Staatswirthe. Nebst graphischen Darstellungen der Getreidepreise in den Jahren 1660—1855, einem Aufsatze über die Korntheuerung der Jahre 1853—1856 und praktischen Erörterungen über Handel, Taxation, Papiergeld und Banken. Leipzig, G. Wigand. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Sieveking, Amalie Wilhelmine, Unterhaltungen über einzelne Abschnitte der heiligen Schrift. Leipzig, G. Mayer. 1855. Gr. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.

Stein, L., System der Staatswissenschaft. 2ter Band. — A. u. d. T.: Die Gesellschaftslehre. 1ste Abtheilung: Der Begriff der Gesellschaft und die Lehre von den Gesellschaftsklassen. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Sudhoff, K., In der Stille. 2te verbesserte Auflage. Frankfurt a. M., Heyder u. Zimmer. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Timm, Hermann und Dorothea von Goethe mit Einleitung und fortlaufender Erklärung. Stuttgart, Cotta. 8. 22 Ngr.

Überblick der Geschichte des westlichen Russlands von S. v. S. Aus dem Russischen. Mit 4 Karten. Moskau, Arlt. 8. 16 Ngr.

Velde, C. F. van der, sämmtliche Schriften. 5te Original-Auflage. 1ste Lieferung. Leipzig, Arnold. Gr. 16. 6 Ngr.

Vincke, G. Freih., Zeitvertreibe. Lustspiel in Versen in einem Aufzuge. Hamm, Grote. 16. 8 Ngr.

Weisser, A., Die Züricher Mordnacht. Eine Volksgeschichte aus dem deutschen Städte-Leben in der Mitte des 14. Jahrhunderts. Zwei Bände. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Wurzbach von Tannenberg, C., Bibliographisch-statistische Übersicht der Literatur des österreichischen Kaiserstaates vom 1. Jänner bis 31. December 1853. Erster Bericht erstattet im hohen Auftrage Sr. Exc. des Herrn Ministers des Innern Alexander Freih. von Bach. Mit 42 Tab. 2te vermehrte Auflage. Wien, F. Manz. Lex.-8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Tagesliteratur.

Altschul, Offenes Sendschreiben an Hrn. Dr. Carl Ernst Bock, Professor der pathologischen Anatomie zu Leipzig, den Entdecker der Selbstheillehre. Eine kritische Beleuchtung seiner polemischen Angriffe auf die praktischen Heilmethoden im Allgemeinen und auf die Homöopathie insbesondere. Prag, Bellmann. Gr. 8. 4 Ngr.

Wissenschaftliche Beleuchtung des Materialismus. Zur Streitfrage: Existirt eine Seele oder ist die Geistesthätigkeit Gehirnfunction. Darmstadt, Jonghaus. Gr. 16. 4 Ngr.

Falk, W., Kann das Prepinazionsrecht dem Principe der Gewerbefreiheit geopfert werden? Prag, Credner u. Kleinrath. 8. 3 Ngr.

Guizot, Sir Robert Peel. Eine politische Skizze. Nach dem Französischen der Revue des deux mondes. 1. Berlin, Springer. Br. 8. 10 Ngr.

Haushalter, C., Geschichte des Mozart-Vereins. Denkschrift zur 100jährigen Jubelfeier Mozarts, actenmäßig dargestellt. Erfurt, Körner. Gr. 8. 10 Ngr.

Kobell, F. v., Denkrede auf Johann Nepomuk von Fuchs. Gelesen in der öffentlichen Sitzung der k. k. Akademie der Wissenschaften am 28. März 1856. München. Gr. 4. 10 Ngr.

Krummacher, E. W., Lasset uns halten an dem evangelischen Bekenntniß ohne Wanken. Predigt zu Duisburg am 1. Juni 1856 gehalten. Duisburg, Ewich. Gr. 8. 2½ Ngr.

Prozeß gegen William Palmer, Dr. med. zu Rugeley in England wegen wiederholter Giftmischerei. Verhandelt vor dem Central-Gerichtshofe zu London, den 14. bis 27. Mai 1856. Mit dem Porträt Palmers. Berlin, Gebauer. Gr. 16. 5 Ngr.

Thiersch, F. v., Ueber den „Begriff und die Stellung der Gelehrten." Rede in der öffentlichen Sitzung der königl. Akademie der Wissenschaften zu ihrer 97. Stiftungsfeier. München. Gr. 4. 5 Ngr.

Trummer, E., Christus, der unbesiegliche König in seiner Kirche. Eine geschichtliche Rede, gehalten am 5. Februar 1856. Gratz, Ferstl. 8. 2 Ngr.

Walesrode, L., Der Cicerone. Ein Führer durch die Hamburger Kunstausstellung im April und Mai 1856. Hamburg, Nolte u. Köhler. Br. 8. 15 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Bericht

über die in Leipzig zur Ostermesse 1838

F. A. Brockhaus in Leipzig

neu gedruckten oder neu verlegten Bücher.

A. Deutsche Literatur. B. Französische Literatur. C. Englische Literatur.

Auf Verlangen wird jedem Abonnenten der Allgemeinen Zeitung, welcher sich für das Jahr 1844 neu eintreten will, der Anfang des Romans: Die Geheimnisse von Paris, von Eugen Sue, gratis nachgeliefert.

Deutsche Allgemeine Zeitung.

Man kann sich bei allen Postämtern und Zeitungsexpeditionen für das Jahr 1844 auf die Deutsche Allgemeine Zeitung abonniren. Der Preis ist für das Vierteljahr 4 Thlr. 12 Sgr. Man kann sich auch bei der Expedition der Deutschen Allgemeinen Zeitung in Leipzig abonniren. Der Preis ist für das Vierteljahr 4 Thlr. 12 Sgr. Man kann sich auch bei der Expedition der Deutschen Allgemeinen Zeitung in Leipzig abonniren. Der Preis ist für das Vierteljahr 4 Thlr. 12 Sgr.

Leipzig, 1. Juli 1843.

J. J. Weber.

Bei Hoffmann, Adler in Hall. Ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Geheimnisse von Paris, von Eugen Sue, 1. Band. Preis 12 Sgr. Auch in Lieferungen à 6 Sgr.

Bei Hoffmann, Adler in Hall. Ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Geheimnisse von Paris, von Eugen Sue, 1. Band. Preis 12 Sgr. Auch in Lieferungen à 6 Sgr.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, 18. Juni 1850. Nr. 98. 18. Juni 1850.

Nachtrag.

Zu dem Artikel über Lessing's Nathan (Nr. 95 d. Bl.) erhalten wir folgende Zuschrift:

Ich habe mich gewundert, daß in dem Artikel über Lessing's Nathan, welcher in Nr. 95 d. Bl. enthalten ist, nicht auch der Quelle gedacht worden ist, aus welcher Lessing die Idee zu seinem Nathan geschöpft hat. Diese Quelle ist eine Novelle des Boccaccio, welche sich im ersten Theile des Decamerone befindet. Sie ist überschrieben: Melchisedech Giudeo fa una bella novella per iscampare un suo pericolo dal Saladino. Ich habe diese Novelle vor einigen Jahren gelesen und mich gewundert, daß Lessing's Nathan nicht auch in Deutschland als Nachahmung dieser Novelle erkannt worden ist. Ich habe mich gewundert, daß Lessing's Nathan nicht auch in Deutschland als Nachahmung dieser Novelle erkannt worden ist. Ich habe mich gewundert, daß Lessing's Nathan nicht auch in Deutschland als Nachahmung dieser Novelle erkannt worden ist.

Literarische Anzeigen.

Bei Otto Wigand in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Geschichte der Deutschen

für das deutsche Volk

von

Wilhelm Wachsmuth.

Erster Band. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der zweite Band wird in Kurzem folgen.

Bei Otto Wigand in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Geschichte der Deutschen

für das deutsche Volk

von

Wilhelm Wachsmuth.

Erster Band. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der zweite Band wird in Kurzem folgen.

ben. So, ich wiederhole es, mögen es sich die Einzelnen vorstellen, und das werden wir dann nach unserer obigen Bemerkung über das allgemeine Verhältniß des Publicums zur Philosophie nur ganz in der Ordnung finden können. Wer aber der Sache tiefer auf den Grund blickt, der wird gewahr, daß die eigentliche Ursache der gegenwärtig herrschenden, aller philosophischen Speculation so ungünstigen Stimmung die gerade entgegengesetzte ist. Die Philosophie der zwei letzten Jahrzehnde des vorigen und der drei ersten des gegenwärtigen Jahrhunderts, die Philosophie eines Kant, Fichte, Schelling (in seiner frühern Periode), Schleiermacher, Hegel und ihrer nächsten Mitarbeiter hat wirklich Das geleistet, was zu leisten ihre Aufgabe war und dessen tief empfundenes Bedürfniß namentlich während der ersten Hälfte des gedachten Zeitraums die Aufmerksamkeit der Nation in einer so ungewöhnlich gesteigerten Weise auf das Thun der philosophischen Speculation in ihrer Mitte gerichtet hatte. Sie hat, nicht für sich allein zwar, sondern unter lebendiger Theilnahme auch jener andern Richtungen der geistigen Productivität, aus deren Vereinigung die Literaturblüte unsers Volks hervorging, aber doch an ihrem Theile vor allen kräftig mitwirkend und den Reigen führend, den Umschwung der Weltanschauung, der Denk- und Sinnesweise und der wissenschaftlichen Behandlung aller Erfahrungskreise, insbesondere derer, die im weitesten Wortsinn dem Gebiete der Geschichte angehören, hervorgerufen, der keinem Kundigen sich verbergen kann, wenn er auf die Zeit vor dem Beginn jener Periode und auf die Gegenwart, in der wir leben, einen vergleichenden Blick wirft.*) Ausdrücklich infolge dieses Umschwungs hat eine gegen die frühere Art und Weise ihrer Behandlung gänzlich veränderte Detailarbeit in allen diesen Gebieten, eine empirisch-historische Forschung im großartigsten Maßstabe begonnen, welche seit schon nicht mehr ganz kurzer Zeit das Interesse und die Aufmerksamkeit der Nation, sofern dieselbe überhaupt der Wissenschaft zugewandt ist und der Natur der Sache nach zugewandt sein kann, in immer erweitertem Umfange, in immer gesteigerter Intensität in Anspruch nimmt. Solange dieses Interesse andauert, solange es in der Anwendung und Durchführung der neugewonnenen, ebenso reichhaltigen als großartigen Ideen durch alle Gebiete der natürlichen und noch mehr der geschichtlichen (linguistischen, social-politischen, ästhetischen, ethisch-religiösen) Erfahrung seine Befriedigung findet, solange schweigt naturgemäßerweise das Bedürfniß einer weiter vorschreitenden Speculation, oder das Interesse an ihr tritt in den gebildeten Kreisen der Nation in demselben Maße zurück, in welchem sie mit jenen Interessen beschäftigt und davon gefesselt sind. Die Philosophie selbst wird in einem solchen Zeitpunkte zu einem Gegenstande von vorwiegend nur historischer Behandlung. Sie tritt in die Reihe der Geisteserscheinungen ein, für deren organisch zusammenhängende, im höhern Sinn einheitliche und doch zugleich für alles Detail erst das rechte Verständniß eröffnende Betrachtung sie selbst zuerst den rechten Gesichtspunkt angegeben hat, dessen Früchte jetzt von der geistvollern Empirie, die erst durch sie ermöglicht ist, geerntet werden.

In diesem Sinne und von dieser Erwägung geleitet, kann heutzutage der Philosoph, dem es bei seiner Denkarbeit um die große Sache, der dieselbe gewidmet ist, und nicht um augenblickliche Ehre und Gewinn für sich selbst zu thun ist, die Gleichgültigkeit des Publicums gegen diese seine Arbeit mit voller Gemüthsruhe ertragen, ohne dadurch weder an dem Publicum und der Nation, noch an sich selbst und seinem eigenthümlichen Berufe, der wesentlich der Zukunft zugewandt ist, im geringsten irre zu werden, die Ueberzeugung nicht sinken zu lassen, daß auch sein Geschäft nicht ein überflüssiges geworden, daß früher oder später auch an ihn wieder die Reihe kommen wird, im raschern Wechselverkehr mit dem Publicum und der Nation, auf den er für den Augenblick verzichten muß, die Ideen zu verwerthen, die er jetzt nur für sich selbst und für wenige Genossen einsammelt; dafür hat der Gang der Dinge schon gesorgt, der sich auch nach dieser Seite seiner Beobachtung nicht entziehen kann. Denn immer deutlicher tritt es dem aufmerksamen Beobachter schon jetzt hervor, wie auch auf dem bereits gewonnenen Stadium geistiger Entwickelung noch keine Ruhe, noch kein Stillstand möglich ist. Schon jetzt hat in den Ideen, die augenblicklich noch in allen Gebieten der höhern Geistesarbeit herrschen, welche dermalen das Interesse der edler gebildeten Kreise ausschließlich an sich fesseln, ein Zersetzungsproceß begonnen, von dem sich mit Sicherheit voraussehen läßt, daß er nach Ablauf einer Zeit, die jetzt zwar noch nicht bestimmt werden kann, die aber schwerlich noch lange andauern wird, das Bedürfniß abermaliger Befruchtung durch eine neue Ideenproduction, wie sie nur von der fortschreitenden Speculation zu erwarten ist, mit gebieterischer Nothwendigkeit herbeiführen wird. Die Symptome dieser Auflösung zeigen sich, jedem nicht selbst durch diesen Proceß getrübten Auge vernehmbar, an den entgegengesetzten Enden des Gebiets unserer geistigen Cultur. Sie zeigen sich auf der einen Seite in dem Rückfall in die rein

*) Worin dieser Umschwung besteht und auf welche Principien er sich zurückführt, das habe ich vor jetzt bereits vierundzwanzig Jahren gedrängt darzulegen versucht in der kleinen Schrift: „Ueber das Verhältniß des Publicums zur Philosophie in dem Zeitpunkte von Hegel's Abscheiden" (Leipzig 1832). Ich finde jetzt, bei einem flüchtigen Hinblick, den ich soeben, auf Veranlassung des Gegenwärtigen, in diese mir schon weit in die Ferne gerückte Schrift werfe, daß, was ich damals über das in der Ueberschrift des Büchleins bezeichnete Verhältniß bemerkt habe, in dem seitdem abgelaufenen Vierteljahrhundert sich auf das vollständigste bewährt hat. Eine Bemerkung scheint mir auch der Umstand zu verdienen, daß ich mich in der Auffassung des Charakters und der Principien jenes Umschwungs schon damals mit einem philosophischen Schriftsteller begegnete, der eben jetzt aufs neue wieder von Schelling's Tode die Veranlassung entnommen hat, mit Ansichten verwandten Inhalts hervorzutreten, jedoch bei seinem durchaus realistischen, dem speculativen Idealismus unserer neuern Philosophie feindlich entgegengesetzten Standpunkte in einem Sinne, der weit davon entfernt ist, von dem erfolgten Umschwunge die gebührende Ehre der Philosophie zu geben, nämlich O. F. Gruppe.

Ausgabe-Bestimmungen, welche sogleich in Kraft treten.

Die Ausgabe der Bons findet nur gegen Einlieferung von Silbergeld oder Banknoten statt. Es werden Bons ausgegeben: 1) Für Beträge von 1 Thlr. bis 5 Thlr. incl. gegen Einlieferung von Silbergeld oder Banknoten. 2) Für Beträge von 5 Thlr. bis 10 Thlr. incl. gegen Einlieferung von Banknoten. 3) Für Beträge von 10 Thlr. bis 50 Thlr. incl. gegen Einlieferung von Banknoten. Die Ausgabe der Bons findet nur bei der Hauptkasse in Berlin statt. Die Bons werden nur an Personen ausgegeben, welche sich durch Vorzeigung ihrer Legitimationskarte als Beamte der Eisenbahn-Verwaltung ausweisen. Die Bons werden nur an Beamte ausgegeben, welche ihren Wohnsitz in Berlin haben. Die Bons werden nur an Beamte ausgegeben, welche ihren Wohnsitz in Berlin haben. Die Bons werden nur an Beamte ausgegeben, welche ihren Wohnsitz in Berlin haben.

Einlösung der Bons.

Die Einlösung der Bons findet nur bei der Hauptkasse in Berlin statt. Die Einlösung der Bons findet nur bei der Hauptkasse in Berlin statt. Die Einlösung der Bons findet nur bei der Hauptkasse in Berlin statt. Die Einlösung der Bons findet nur bei der Hauptkasse in Berlin statt.

Verfall der Bons.

Die Bons verfallen nach Ablauf von 6 Monaten nach dem Tage der Ausgabe. Die Bons verfallen nach Ablauf von 6 Monaten nach dem Tage der Ausgabe. Die Bons verfallen nach Ablauf von 6 Monaten nach dem Tage der Ausgabe. Die Bons verfallen nach Ablauf von 6 Monaten nach dem Tage der Ausgabe.

Berlin, den 1. Januar 1850.

Königliche Direktion der Eisenbahn.

Bekanntmachung, betreffend die Einführung von Bons für die Beamten der Eisenbahn.

Die Einführung von Bons für die Beamten der Eisenbahn wird hiermit bekannt gemacht. Die Bons werden nur an Beamte ausgegeben, welche ihren Wohnsitz in Berlin haben. Die Bons werden nur an Beamte ausgegeben, welche ihren Wohnsitz in Berlin haben. Die Bons werden nur an Beamte ausgegeben, welche ihren Wohnsitz in Berlin haben.

Die Ausgabe der Bons findet nur gegen Einlieferung von Silbergeld oder Banknoten statt. Es werden Bons ausgegeben: 1) Für Beträge von 1 Thlr. bis 5 Thlr. incl. gegen Einlieferung von Silbergeld oder Banknoten. 2) Für Beträge von 5 Thlr. bis 10 Thlr. incl. gegen Einlieferung von Banknoten. 3) Für Beträge von 10 Thlr. bis 50 Thlr. incl. gegen Einlieferung von Banknoten. Die Ausgabe der Bons findet nur bei der Hauptkasse in Berlin statt. Die Bons werden nur an Personen ausgegeben, welche sich durch Vorzeigung ihrer Legitimationskarte als Beamte der Eisenbahn-Verwaltung ausweisen. Die Bons werden nur an Beamte ausgegeben, welche ihren Wohnsitz in Berlin haben. Die Bons werden nur an Beamte ausgegeben, welche ihren Wohnsitz in Berlin haben. Die Bons werden nur an Beamte ausgegeben, welche ihren Wohnsitz in Berlin haben.

Einlösung der Bons.

Die Einlösung der Bons findet nur bei der Hauptkasse in Berlin statt. Die Einlösung der Bons findet nur bei der Hauptkasse in Berlin statt. Die Einlösung der Bons findet nur bei der Hauptkasse in Berlin statt. Die Einlösung der Bons findet nur bei der Hauptkasse in Berlin statt.

Verfall der Bons.

Die Bons verfallen nach Ablauf von 6 Monaten nach dem Tage der Ausgabe. Die Bons verfallen nach Ablauf von 6 Monaten nach dem Tage der Ausgabe. Die Bons verfallen nach Ablauf von 6 Monaten nach dem Tage der Ausgabe. Die Bons verfallen nach Ablauf von 6 Monaten nach dem Tage der Ausgabe.

Berlin, den 1. Januar 1850.

Königliche Direktion der Eisenbahn.

ſelbſt, durch welche Schelling in der jugendlichen Blütezeit ſeines Genius auf die angegebene Weiſe Epoche machte, iſt es deutlich anzuſehen, wie wenig für den keck vordringenden Geiſt ihres Urhebers der Gedankeninhalt, der für die wiſſenſchaftliche und äſthetiſche Bildung des nächſtfolgenden Zeitalters eine normative Bedeutung gewinnen ſollte, eine feſte Grenze war oder es werden konnte. Dieſelben tragen mehr oder weniger alle einen tumultuariſchen Charakter; ſie formuliren die Gedanken, welche ſie ausſprechen, in einer Weiſe, die ſich für jeden Schärferblickenden als eine nur proviſoriſche kundgibt, und ſie führen weder im Allgemeinen noch im Beſondern und Einzelnen nach irgendeiner Richtung einen wiſſenſchaftlichen Abſchluß herbei. Sie haben ihre ausgebreitete befruchtende Wirkung wol zum nicht geringen Theil eben dieſem Umſtande zu danken, daß ſie durch den ſchwunghaften, begeiſterten Ausdruck von Gedankenkeimen, die in ihnen ſelbſt nicht zur Reife gebracht ſind, die Selbſtthätigkeit der für ſolche Keime empfänglichen Leſer mächtiger anregen, als dies bei Schriften, die ihren Inhalt als etwas Fertiges und Vollendetes geben, der Fall zu ſein pflegt. Kommt es jedoch bei einem in ſolcher Weiſe Begonnenen zur wirklichen Ausführung, ſo liegt es dann in der Natur der Sache, daß jene Anfänge hinter den gereiftern Arbeiten Derer zurücktreten müſſen, welche auf dem Stadium der durch jene ſchöpferiſchen Anregungen hervorgerufenen Geiſtesentwickelung Poſto faſſen und ihre volle Begabung und Arbeitskraft einſetzen, um Dasjenige thatſächlich zu leiſten, was dort nur zu leiſten verſprochen war. Man wird es daher nicht anders als in der Ordnung finden können, wenn als die eigentlichen Koryphäen derjenigen Entwickelungsperiode, zu welcher Schelling in ſeiner frühern Zeit die Loſung gegeben hat, doch neben ihm und in mancher Beziehung mehr noch als er ſelbſt, jene Andern angeſehen werden, deren Geiſt in den Anſchauungen feſtwurzelnd, die für Schelling eben nur ein Durchgangspunkt geweſen ſind, den Gehalt derſelben zu der wiſſenſchaftlichen Objectivität herausgeſtellt hat, welche Schelling's Genius ihnen eben darum nicht zu geben vermochte, weil er in ihnen nicht ſeine heimatliche Stätte gefunden hatte. Wenn innerhalb des engern Gebiets der eigentlich ſpeculativen Philoſophie geraume Zeit hindurch Hegel als Derjenige galt, von welchem Schelling überflügelt worden ſei, und wenn er noch jetzt bei nicht Wenigen dafür gilt: ſo hat dies ſeinen Grund eben darin, daß Hegel nach der Seite der abſtracten, logiſch-metaphyſiſchen Speculation in ſtrengwiſſenſchaftlicher, dialektiſcher Methode die Ideen zur Ausführung zu bringen wenigſtens verſucht hat, welche Schelling nur ſummariſch, nur ſozuſagen in Bauſch und Bogen ausgeſprochen hatte. Im Gebiete der Naturphiloſophie würde auf ganz ähnliche Weiſe der Ruhm Schelling's etwa auf Oken und neben ihm vielleicht zum Theil auf Männer wie Steffens, Schubert u. ſ. w. übergegangen ſein, wenn hier ſich das von Schelling Entworfene, von ſeinen Nachfolgern Ausgeführte in entſprechender Geltung hätte erhalten können und nicht vielmehr hinter der vorwiegenden Neigung des Zeitalters zu einer ganz nur mathematiſch-empiriſchen Behandlung der Naturwiſſenſchaften dergeſtalt zurückgetreten wäre, daß von einem Ruhme für derartige Leiſtungen überhaupt nicht mehr die Rede iſt.

Um ſo entſchiedener dagegen hat ſich auf dem weiten Gebiete der wiſſenſchaftlichen Thätigkeiten, welche der Erkenntniß des Geiſtes in ſeiner geſchichtlichen Erſcheinung gewidmet ſind, das Gedächtniß der Anregungen, die auch hier von Schelling's Philoſophie ausgegangen ſind, mehr und mehr verloren in der Anerkennung des von den Forſchern, die dieſen Anregungen gefolgt ſind, wirklich Geleiſteten. Dies war hier um ſo natürlicher, je weniger auf der einen Seite jene Anregungen von vornherein in Geſtalt einer beſtimmten, namhaften Leiſtung hervorgetreten waren, und je mehr ſchöpferiſches Verdienſt auf der andern den Männern ſelbſt zukommt, durch deren Arbeiten die Erkenntnißgebiete, welche hier gemeint ſind, thatſächlich die neue Geſtalt erhalten haben, welche ſich nur theilweiſe auf jene Anregungen zurückführt, die ohne die hinzukommenden großartigen Leiſtungen vielleicht ſchon jetzt ſo gut wie ſpurlos verſchwunden ſein würden. Und doch wird man gerade hier am wenigſten das Zeitalter der Undankbarkeit anklagen können gegen den genialen Geiſt, dem es jene Anregungen verdankt. Denn ſo wenig auch Schelling's Name unter den eigentlichen Meiſtern der Sprach- und Alterthumsforſchung, der Rechts- und Staatswiſſenſchaft, der Mythologie und Kunſtgeſchichte, kurz der geſchichtlichen Forſchung und Darſtellung im weiteſten Umfange genannt zu werden pflegt und der Natur der Sache nach genannt werden kann, ſo iſt doch auf dieſen Gebieten ſämmtlich, ungleich mehr als auf dem naturwiſſenſchaftlichen, dem Schelling's Thätigkeit in jener jugendlichen Periode viel ausdrücklicher zugewandt war, das Andenken an die belebende und befruchtende Kraft der von ihm ausgeſprochenen Ideen lebendig und ſein Name in Ehren geblieben. Eine beſondere Bemerkung wird es der Mühe werth ſein hinzuzufügen noch in Bezug auf das Gebiet theologiſcher Forſchung. Auch von dieſem gilt in vollem Maße das Entſprechende, wie von jenen zuvorgenannten Gebieten. Auch hier iſt unter dem Einfluß der von Schelling ausgeſprochenen oder angeregten Ideen eine Kriſis von tiefgreifendem Belange eingetreten, eine Umgeſtaltung, deren Tragweite man kaum noch berechnen kann, da ſie keineswegs zur Zeit noch abgeſchloſſen, obwol aus Gründen, auf deren Erörterung wir hier nicht näher eingehen können, neuerdings zum Theil ins Stocken gerathen iſt. Eben hier aber war die in entſprechendem Sinn wie auf jenen andern Gebieten durch die Principien der Schelling'ſchen Philoſophie eingeleitete Bewegung gleich von vornherein durch einen ebenbürtigen Geiſt in die Hände genommen worden, und der Ruhm derſelben iſt auf ihn mit umſomehr Recht übergegangen, je ſelbſtändiger und ſelbſtſchöpferiſcher er gleich anfangs, in der Periode der erſten Anregung ſelbſt, nicht als Schelling's Nachfolger, ſondern als älterer, von ihm

Ab-anfänge, abgeb. Ausdrücke, die in Verbindung mit Zeitwörtern gebraucht werden, um den Anfang einer Handlung zu bezeichnen, z. B. ich fange an zu lesen, ich beginne zu lesen, ich fange zu lesen an, ich beginne zu lesen, ich fange an, ich beginne, ich lese an, ich lese,

in der Schweiz, Italien, Frankreich und Deutschland, Bd. 1, Leipzig 1846, S. 1–3, 5–7, 9–11, 13–15, 17–19, 21–23, 25–27, 29–31, 33–35, 37–39, 41–43, 45–47, 49–51, 53–55, 57–59, 61–63, 65–67, 69–71, 73–75, 77–79, 81–83, 85–87, 89–91, 93–95, 97–99, 101–103, 105–107, 109–111, 113–115, 117–119, 121–123, 125–127, 129–131, 133–135, 137–139, 141–143, 145–147, 149–151, 153–155, 157–159,

und es schien Hoffnung für ihn. Da kam am 3. Juli 1866 der Befehl, daß alle Verwundeten, die nicht in Lazaretten untergebracht werden könnten, nach Wien zu schaffen seien. Der Transport ging in Waggons ohne Federn, ohne Polsterung, ohne Stroh, ohne Decken. Ich sah ihn in Wien, als er ankam. Er konnte nicht mehr sprechen, aber er erkannte mich noch. Er starb am 5. Juli.

Ich habe mich nicht gescheut, diese Erinnerungen niederzuschreiben, weil ich glaube, daß es gut ist, wenn man sich auch nach Jahrzehnten daran erinnert, was Krieg bedeutet. Ich habe mich nicht gescheut, sie

folgt seiner Leitung oder läßt seine Einflüsse walten, selbst wo sie ihn ignorirt oder ausdrücklich verleugnet. Sie folgt ihm überall, wo sie, in der Weise, die für den Geist unserer gegenwärtigen Literatur und Wissenschaft, im Unterschied von aller frühern, so bezeichnend ist, in den Erscheinungen der Natur und der Geschichte, der verborgenen Einheit nachgeht und die Gesetze der Lebensentfaltung aufspürt, die zuletzt an dem Princip einer lebendigen Einheit hängen, welche diese beiden Welten, die Welt der Natur und die Welt des Geistes, untereinander verbindet. An der Wahrheit dieses Grundgedankens hängt, unmittelbar oder mittelbar, alles das eigenthümlich Große derjenigen Periode moderner Gedankenbildung, die wir hier im Auge haben, und der ihr angehörenden Richtungen wissenschaftlicher Forschung und künstlerischer Darstellung; an seiner Unreife und Einseitigkeit in einer oder der andern Weise alle Mängel dieser Bildung und die eben jetzt so dringend über sie hereinbrechende Gefahr, ihres Princips verlustig zu gehen und, in ihre Elemente sich zersetzend, nach der einen Seite dem Materialismus, nach der andern einem starren Positivismus und Dogmatismus anheimzufallen. Diese Gefahr mag Schelling damals, wenn nicht klar erkannt, doch schon im Geiste vorausgewittert und geahnt haben, als er, unbefriedigt von dem Princip in der Gestalt, wie er selbst und wie die Genossen seiner Jugend es in jener begeisterten Periode des ersten Durchbruchs ausgesprochen hatten, eine neue, von Grund aus umgewandelte Gestalt dafür aufzusuchen begann. Er erblickte den Mangel jener frühern Gestalt jetzt wesentlich in der Verwechselung des rein rationalen Elements, d. h. Dessen, was unmittelbar der reinen, in allen Vernunftwesen sich gleichen Vernunft gegenwärtig, unmittelbar in ihr enthalten oder durch sie gesetzt ist, mit Demjenigen, was sich zwar der Form der reinen Vernunft nicht entziehen kann, sondern überall in seinem Dasein und Erscheinen durch sie bedingt und umgrenzt ist, aber dessen Wesen keineswegs durch diese Form erschöpft ist, keineswegs nur Das ist, was es zufolge der Vernunftform, zufolge dieser nothwendigen, nicht nicht und nicht anders sein könnenden Voraussetzung seines Daseins und seiner Erscheinung sein muß oder zu sein genöthigt wird. Der Gedanke des Absoluten, des Vernunftabsoluten als ewiger, vor aller Erfahrung zuvorgegebener Einheit der Gegensätze, die in ihm, als Momente seiner Form, der Form, durch die es selbst zur ewigen und nothwendigen Form alles Seienden und Wirklichen wird, von Ewigkeit her, also gleichfalls von aller Erfahrung unabhängig, enthalten sind — dieser Gedanke behält auch jetzt für Schelling seine volle Wahrheit. Er unterscheidet seine Speculation nach wie vor nicht nur von dem Empirismus oder gemeinen Realismus, der gar kein rationales Prius kennt, sondern Alles auf Erfahrung, auf äußere und innere Sinnlichkeit zurückführt, er unterscheidet sie auch von dem subjectiven oder transscendentalen Idealismus der Kantisch-Fichte'schen Periode, der zwar in der menschlichen Vernunft ein solches Prius kennt, aber dem dieses Prius nicht die Bedeutung des Absoluten hat. Aber er, dieser Gedanke, ist ihm jetzt nicht mehr, wie er es zuvor gewesen war, Alles in Allem. Er wird ihm nur die Grundlage eines noch Höhern, nur das Gefäß für einen Inhalt, der nicht mit ihm zugleich gegeben ist, nicht aus derselben Quelle der reinen Vernunft unmittelbar als solcher geschöpft werden kann. Alle philosophische Speculation ist ihm von jetzt an nur ein Suchen dieses höhern, über die Vernunft erhabenen Inhalts, nur ein Streben nach diesem Inhalt, welches nothwendig durch den Inhalt der reinen Vernunft, durch das Absolute des abstracten, anschauungs- und erfahrungslosen Denkens hindurchgehen muß, aber nicht bei ihm, als wäre es wirklich das Letzte, auf das es eigentlich ankommt, verweilen darf. Wie an dem Absoluten der reinen Vernunft alle Möglichkeit, so hängt an diesem Höhern alle Wirklichkeit des Daseins. Daher ist auch die Erkenntniß des Wirklichen, die philosophische Wissenschaft von der Wirklichkeit, der natürlichen wie der geistigen, überall bedingt durch die vorgängige Erfahrung und Erfassung dieses Höhern über der Vernunft; sie kann unter keiner Bedingung oder Voraussetzung allein auf dem Wege reinrationalen Denkens gewonnen werden.

Der Begriff jenes Absoluten der reinen Vernunft, welches Schelling früher als das alleinige Princip der philosophischen Erkenntniß betrachtet hatte, jetzt nur als Voraussetzung und Ausgangspunkt derselben betrachtet wissen will, deckt sich oder fällt unmittelbar in Eins zusammen mit dem Begriffe unbedingter Denknothwendigkeit. Das Prädicat solcher Nothwendigkeit wurde daher auf dem Standpunkte des „Identitätssystems" nicht blos den allgemeinen Formen und Gesetzen des Wirklichen ertheilt, denen man auch außerhalb der Philosophie eine logische, metaphysische oder mathematische Nothwendigkeit zuzuschreiben pflegt, sondern der erscheinenden Wirklichkeit selbst. Es wurde ihr wenigstens insofern ertheilt, als sie von jener Philosophie als wahre Wirklichkeit anerkannt wurde. Denn allerdings erfolgt jene Anerkennniß dort nicht ohne den Vorbehalt, einen Theil dieser erscheinenden Wirklichkeit als nichtigen Schein von der Wahrheit und mithin auch von der Nothwendigkeit des Daseins ausschließen und dem Zufalle als dem allgemeinen Elemente dieser Nichtigkeit preisgeben zu dürfen. (Solche Bedeutung hat namentlich bei Hegel das von der „Natur" prädicirte „Außersichsein", der „Abfall".) Dem gegenüber ward für Schelling auf dem neugewonnenen Standpunkte seiner Lehre Grundprädicat des Wirklichen eben als Wirklichen die Freiheit; die Freiheit ausdrücklich in dem Sinne des Auchnichtsein- und Auchanderssein*können*s, ein Sinn, den jene frühere Philosophie aus jenem Worte hatte entfernen müssen, wenn auch sie desselben sich als Prädicats für die Wirklichkeit des Geistes zu bedienen fortfuhr, wo dann natürlich die unmittelbare Einheit der Freiheit mit der Nothwendigkeit behauptet werden mußte. Und so werden wir es denn nicht anders als in der Natur der Sache begründet finden, wenn wir Schelling jene neue Periode seiner

Kenntnis der Verhältnisse und der Wege der Gemeinde, die Kenntnis der Leute, die Kenntnis der Gemeindeglieder, die Kenntnis der Gemeindeglieder, die Kenntnis der Gemeindeglieder

Arbeiten, die er sonst noch unternimmt, alle philosophischen Gebiete, in denen er gelegentlich noch verweilt, gelten ihm nur als Durchgangspunkte seines Wegs zu diesen beiden. Durch diese Stellung seiner Aufgaben war, soviel wir wissen, zu den verschiedenen Zeiten seiner Wiederaufnahme der akademischen Lehrthätigkeit die Gestalt und Haltung bedingt, die er dem Inhalte seiner Vorlesungen gab. Eben sie tritt uns jetzt auch als das durchwaltende Princip in der Gestaltung seines philosophischen Nachlasses entgegen, der, wenigstens soviel den jetzt uns vorliegenden ersten Band betrifft, gleichfalls in die Form von Vorlesungen hineingearbeitet ist.

Christian Hermann Weiße.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Lieferung.)

Aphorismen über die neueste nordamerikanische Literatur.

Wir haben mit Absicht in der Ueberschrift das Wort „Aphorismen" gewählt, da wir uns nicht anmaßen können und wollen, nach dem uns gerade vorliegenden Material einen wirklichen „Essay" über die neueste nordamerikanische Literatur zu schreiben oder ein entscheidendes Urtheil über sie zu fällen. Zudem wächst uns von allen Seiten der literarische Stoff, um so zu sagen, so über den Kopf, daß wir uns selbst in Bezug auf die Schriften und Werke, die wir hier besprechen möchten, möglichst kurz fassen müssen. Endlich ist eins dieser Bücher, nämlich Bryant's Gedichte, so ungenügend übersetzt, daß wir dadurch nur ein höchst mangelhaftes Abbild des Dichters erhalten. Wir beginnen unsere Bücherschau mit folgender interessanten Erscheinung, die wir auch wegen ihrer Bedeutsamkeit etwas ausführlicher besprechen wollen:

1. Theodor Parker's sämmtliche Werke. Deutsch von Johannes Ziethen. Erster, dritter und vierter Band. Leipzig, Voigt und Günther. 1854—55. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Theodor Parker verdient unsere volle Beachtung. Er ist der populärste und beredteste Geistliche der Congregationalisten in Nordamerika und zwar Prediger der achtundzwanzigsten Congregationalistenkirche in Boston. Die dogmatisch-kirchliche Geistlichkeit erkannte auch in ihm bald ihren gefährlichsten Gegner und verwickelte ihn in eine Fehde, in welcher er seine Gegner buchstäblich zum Schweigen brachte. Aber überdrüssig, mit seinen geistlichen Collegen fortdauernd in offener Zwietracht zu leben, zog er sich eine zeitlang von der Kanzel zurück und bereiste während zweier Jahre England, Frankreich, Italien und Deutschland. Man vermißte ihn in Boston inzwischen schmerzlich, und nach seiner Rückkehr vermochte er den Bitten seiner Gesinnungsgenossen, das geistliche Amt wieder zu übernehmen, nicht zu widerstehen. Der Andrang ihn zu hören war so groß, daß keine Kirche Bostons an Räumlichkeit genügte, worauf er seine Vorträge in das Melodeon, den größten Saal Bostons, verlegte, der für etwa 3000 Personen Raum hat. In eine neue Verfolgung wurde er verwickelt, als er sich vor ein paar Jahren durch eine feurige Rede an gewissen Schritten betheiligt hatte, gerichtet gegen das Verfahren der Behörden, die einen Mann, Namens Anthony Burns, unter dem Vorwande der Straßenbettelei hatten ergreifen lassen, um denselben zuletzt unter militärischer Bedeckung an seinen Herrn, der ihn laut der fugitive slave bill reclamirte, abzuliefern. Parker wurde wegen „misdemeanor" vor Gericht gezogen. Der Proceß schloß jedoch mit einem „nolle prosequi" und ist von Parker in seiner Schrift „The trial of Theodore Parker, for the misdemeanor of a speech in Faneuil Hall against kidnapping etc." (Boston 1855) ausführlich geschildert. Den eigentlichen Text der letztern Schrift (221 Seiten) bildet seine sehr lange Vertheidigungsrede, die übrigens auch seine inculpirte Meetingsrede in sich schließt. Die letzte Kunde über Parker erhielten wir durch Nr. 46 des „Londoner deutschen Journal", wonach die von Theodor Parker vertretenen amerikanischen freien Religionsgemeinden sich mit der von Johannes Ronge gegründeten londoner humanistischen Gemeinde zu einer Conföderation verbunden hätten.

Indeß schließe man hieraus nicht auf eine tiefere Seelenverwandtschaft zwischen Johannes Ronge und Theodor Parker. Jene Verbindung dürfte schwerlich eine andere als eine blos äußere und vorübergehende sein. Man braucht nur zwei oder drei Seiten in Theodor Parker's Schriften gelesen zu haben, um sich von einem Geiste angeweht zu fühlen, der mit dem Geiste der Rongianer sehr wenig Gemeinsames hat. Wichtig sind in dieser Hinsicht namentlich Theodor Parker's „Zehn Betrachtungen über Religion und Leben", welche (in zweiter Auflage) den dritten Band der deutschen Ausgabe seiner „Sämmtlichen Werke" bilden. Parker ist ein wesentlich religiöser Geist, der sich vom Gottesbewußtsein nicht losgelöst hat. Den Gott der alten Juden, der selbst „eifersüchtig, parteiisch, rachsüchtig ist, der Jakob liebt und Esau haßt", diesen in menschlichen Leidenschaften befangenen Gott will Parker zwar nicht, das sei kein Gott für den „wissenschaftlichen Moralisten, für den Philanthropen, der von Liebe überströmt", er will einen „innerlichen und doch unendlichen und somit über der Sinnenwelt und dem Geiste stehenden Gott haben, einen Gott von unendlicher Vollkommenheit, Macht, Weisheit, Gerechtigkeit, Liebe und Treue". Ihm ist schon der bloße Gedanke entsetzlich, daß es Menschen in der Welt geben könnte, die ohne Gottesbewußtsein wären, ohne Religion leben und sterben könnten. „Ich weiß", sagt er, „daß Viele denken, daß es sich mit der Religion unbequem lebt; aber die Schlimmsten wie die Besten denken, daß es sich mit der Religion gut stirbt. Die Menschen bereuen Vieles auf dem Todtenbette." So zählt er auch zu den Hauptmerkmalen eines religiösen Charakters, nicht nur gegen die Mitmenschen treu, gerecht und wahr zu sein, sie wie uns selbst zu lieben, ihnen nach unsern Kräften zu dienen und uns ihres Glücks zu freuen, sondern auch „Gott treu zu sein, ihn zu erkennen, das Bewußtsein seiner unendlichen Macht, Weisheit, Gerechtigkeit, Güte und Heiligkeit und somit vollkommene Liebe zu Gott, vollkommenes Vertrauen zu ihm, Freude an dem unendlichen Wesen Gottes zu haben" u. s. w. Ob Parker hiermit einen andern Sinn verbindet, als die Menge mit diesen Worten verbinden würde, wissen wir freilich nicht ganz sicher; jedenfalls sind es aber Worte, so warm und fromm, wie man sie meist von unsern Außerkirchlichen in Deutschland zu hören nicht gewohnt ist. Ebenso beruft er sich häufig auf Christus als auf unser göttlichstes, leider bis auf den heutigen Tag unerkanntes oder miskanntes Vorbild, nicht etwa auf Börne oder gar Heine, deren Schriften für so Viele das eigentliche moderne Neue Testament geworden sind.

Aber Parker ist überhaupt kein weltlicher und freisinniger Mann. Er zeigt sich vielfach als Verehrer Herder's; er predigt Humanität und Liebe, Wahrheit und Recht und in einer oft so begeisterten, glühenden, dabei aber praktischen und feinigen Beredtsamkeit, wie sie bei uns nur selten gefunden wird. Er bleibt immer im Mittel- und Kernpunkt seiner Ideen, er schweift nie aus und besteigt nie das politische Steckenpferd, um uns das Beispiel eines kindischen Reiters zu geben, der die Bewegungen eines Reiters macht und doch nie ein wirkliches Roß bestiegen hat. Und dieser Kernpunkt ist eben die Humanität, die wahre und echte, die, wie sie Toleranz verlangt, so auch Toleranz übt und dafürhält, daß der echten Humanität keine politische Form zu eng und keine zu weit sei. Praktisch auf der einen Seite, ist Parker freilich auch Idealist fast in deutschem Sinne auf der andern Seite, doch ohne den phrasenhaften, Alles um sich her verachtenden geist-

Kalkspath gab es in mehreren Varietäten. Besonders schön waren die Krystalle, welche sich in den Höhlungen der Basaltmandelsteine fanden. Sie waren meist wasserhell, durchsichtig, glänzend, und zeigten die Form des Rhomboeders, des Skalenoeders, des Dihexaeders, des Hexaeders, des Dodekaeders, des Prismas, des Tetartoeders, des Oktaeders, des Pyramidendodekaeders, des Pyramidenoktaeders, des Pyramidenhexaeders, des Pyramidentetraeders, des Pyramidentrapezoeders, des Pyramidenskalenoeders, des Pyramidendihexaeders, des Pyramidenprismas, des Pyramidentetartoeders, des Pyramidenoktaeders, des Pyramidenpyramidendodekaeders, des Pyramidenpyramidenoktaeders, des Pyramidenpyramidenhexaeders, des Pyramidenpyramidentetraeders, des Pyramidenpyramidentrapezoeders, des Pyramidenpyramidenskalenoeders, des Pyramidenpyramidendihexaeders, des Pyramidenpyramidenprismas, des Pyramidenpyramidentetartoeders, des Pyramidenpyramidenoktaeders, des Pyramidenpyramidenpyramidendodekaeders, des Pyramidenpyramidenpyramidenoktaeders, des Pyramidenpyramidenpyramidenhexaeders, des Pyramidenpyramidenpyramidentetraeders, des Pyramidenpyramidenpyramidentrapezoeders, des Pyramidenpyramidenpyramidenskalenoeders, des Pyramidenpyramidenpyramidendihexaeders, des Pyramidenpyramidenpyramidenprismas, des Pyramidenpyramidenpyramidentetartoeders, des Pyramidenpyramidenpyramidenoktaeders, des Pyramidenpyramidenpyramidenpyramidendodekaeders, des Pyramidenpyramidenpyramidenpyramidenoktaeders, des Pyramidenpyramidenpyramidenpyramidenhexaeders, des Pyramidenpyramidenpyramidenpyramidentetraeders, des Pyramidenpyramidenpyramidenpyramidentrapezoeders, des Pyramidenpyramidenpyramidenpyramidenskalenoeders, des Pyramidenpyramidenpyramidenpyramidendihexaeders, des Pyramidenpyramidenpyramidenpyramidenprismas, des Pyramidenpyramidenpyramidenpyramidentetartoeders, des Pyramidenpyramidenpyramidenpyramidenoktaeders, des Pyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidendodekaeders, des Pyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenoktaeders, des Pyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenhexaeders, des Pyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidentetraeders, des Pyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidentrapezoeders, des Pyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenskalenoeders, des Pyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidendihexaeders, des Pyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenprismas, des Pyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidentetartoeders, des Pyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenoktaeders, des Pyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidendodekaeders, des Pyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenoktaeders, des Pyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenhexaeders, des Pyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidentetraeders, des Pyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidentrapezoeders, des Pyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenskalenoeders, des Pyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidendihexaeders, des Pyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenprismas, des Pyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidentetartoeders, des Pyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenoktaeders, des Pyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidendodekaeders, des Pyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenoktaeders, des Pyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenhexaeders, des Pyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidentetraeders, des Pyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidentrapezoeders, des Pyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenskalenoeders, des Pyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidendihexaeders, des Pyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenprismas, des Pyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidentetartoeders, des Pyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenoktaeders, des Pyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidendodekaeders, des Pyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenoktaeders, des Pyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenhexaeders, des Pyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidentetraeders, des Pyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidentrapezoeders, des Pyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenskalenoeders, des Pyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidendihexaeders, des Pyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenprismas, des Pyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidentetartoeders, des Pyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenoktaeders, des Pyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidendodekaeders, des Pyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenoktaeders, des Pyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenhexaeders, des Pyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidentetraeders, des Pyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidentrapezoeders, des Pyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenskalenoeders, des Pyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidendihexaeders, des Pyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenprismas, des Pyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidentetartoeders, des Pyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenoktaeders, des Pyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidendodekaeders, des Pyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenoktaeders, des Pyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenhexaeders, des Pyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidentetraeders, des Pyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidentrapezoeders, des Pyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenskalenoeders, des Pyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidendihexaeders, des Pyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenprismas, des Pyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidentetartoeders, des Pyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenoktaeders, des Pyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidendodekaeders, des Pyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenoktaeders, des Pyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenhexaeders, des Pyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidentetraeders, des Pyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidentrapezoeders, des Pyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenskalenoeders, des Pyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidendihexaeders, des Pyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenprismas, des Pyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidentetartoeders, des Pyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenoktaeders, des Pyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidendodekaeders, des Pyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenoktaeders, des Pyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenhexaeders, des Pyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidentetraeders, des Pyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidentrapezoeders, des Pyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenskalenoeders, des Pyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidendihexaeders, des Pyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenprismas, des Pyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidentetartoeders, des Pyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenoktaeders, des Pyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidendodekaeders, des Pyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenoktaeders, des Pyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenhexaeders, des Pyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidentetraeders, des Pyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidentrapezoeders, des Pyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenskalenoeders, des Pyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidendihexaeders, des Pyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenprismas, des Pyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidenpyramidentetartoeders, des Pyramidenp

Gesicht bei Leuten ausbilden, die wie jene Schurken fortdauernd in der Bildnis und im Kampfe mit Menschen und Thieren leben. Die sinnigste Erzählung ist die als „amerikanische Preisnovelle" bezeichnete Erzählung „zwei entfremdete Herzen" von Klara Morton, obschon es auch ihr an einzelnen sehr unwahrscheinlichen Situationen nicht fehlt.

Ganz anderer Art sind die „Träumereien eines Junggesellen" von Jk. Marvel, wiewol, so paradox diese Behauptung auch klingen mag, auch hier ein Münchhausen'sches Element sich wahrnehmen läßt und zwar in der Form gewisser Uebertreibungen nach der Gemüthsseite hin; denn wenn schon dem Verfasser in den drei Bande vorangestellten und der A. Dürr'schen Ausgabe der „Standard American authors" entlehnten Notiz mit Recht „deutsches Gemüth" zuerkannt wird, so zeigt sich dies bei ihm auch nicht selten als Extrem, als Hypergemüthlichkeit, die sich selbst etwas verliert und vergaukelt, wol doch nicht eigentlich gemüthwahr ist. Auch hat der Verfasser bereits ein Werk „Aufschreibereien" herausgegeben, welches satirischen Charakters und seinem Titel nach ohne Zweifel eine wirkliche und veritable Münchhausiniade ist. Der Verfasser versteht sich also auf eine Lieblingsanregung der Yankees. Sein eigentlicher Name ist Donald G. Mitchell. Unter seinem Pseudonym Jk. Marvel gab er schon früher eine „Neue Lehrerlese" („Fresh gleanings"), „Betrachtungen über amerikanische Gesellschaftszustände", ein kleines Buch: „Der Sommer der Junggesellen" und (anonym) Schilderungen aus dem amerikanischen Leben unter dem Titel „Die Lorgnette" heraus, die so großes Interesse erregten, daß die angelesensten literarischen Notabilitäten, wie Paulding, Willis, Herbert, für die Verfasser gehalten wurden. Die „Träumereien eines Junggesellen" (reveries of a bachelor") und sein später erschienenes „Dream life" erhöhten noch seinen Ruf als eines beliebten Schriftstellers. Im Jahre 1853 wurde er zum Consul der Vereinigten Staaten in Venedig ernannt, hauptsächlich wol, um ihm Gelegenheit zu geben, zu der von ihm beabsichtigten Geschichte der venetianischen Republik an Ort und Stelle Materialien zu sammeln. Er blieb jedoch nicht lange in der Lagunenstadt, ging vielmehr sehr bald nach Paris, wo er zwei Jahre lang blieb und seine Studien in der venetianischen Geschichte fortsetzte; auch soll er mit diesem Werk schon bedeutend vorgerückt sein. Gegenwärtig lebt Mitchell wieder als Verkehrsmann auf seinem schönen Landsitz Edgewood Farm bei Newhaven. Was seine „Träumereien eines Junggesellen" und sein uns in der Dürr'schen Ausgabe englisch vorliegendes Buch „Dream life, a fable of the seasons"*) betrifft, so bestehen sie aus Skizzen halb novellistischer, halb reflectirender Art und sind sinnig erfunden und gut geschrieben. Offenbar hat sich der Verfasser namentlich in Betreff des Stils nach Washington Irving, der wol unter allen nordamerikanischen Schriftstellern das classischste Englisch schreibt, gebildet; auch hat er ihm als seinem „Lehrer" sein „Dream life" gewidmet, und wir erfahren aus dieser Widmung, daß er auch persönlich mit ihm bekannt ist. Er erkennt in dieser Widmung an, daß er Keinem soviel verdanke als Washington Irving, und sagt darin mit Recht: „Ich wünsche einfach meine Huldigung demjenigen Schriftsteller darzubringen, der unsere Sprache zu den ausgezeichnetsten Formen der Schönheit ausgebildet hat, dem Manne, der unsere Herzen mit der Zärtlichkeit eines Freundes gerührt hat." Wir finden bei Jk. Marvel auch so ziemlich dieselbe Klarheit und sichtvolle Einfachheit des Stils und dieselbe sorgfältige, an die Sauberkeit der niederländischen Genremaler erinnernde Detailmalerei; nur fehlt ihm durchaus der feine ironische Zug und das humoristische Colorit, durch welche sich Washington Irving's „Skizzen" auszeichnen. Mitschell ist bedeutend weichlicher und gibt sich oft einem feingefühlten Epikuräismus hin, der sich gleich in der ersten Skizze seiner „Träumereien", in dem „Rauch, Blumen und Bücher" überschriebenen Capital verräth. Als Junggesell er sich hier die Freuden der Ehe vor, aber in der besten Weise, womit Jeder in der Ehe vorzugsweise sein eigenes Glück sucht, wofür es denn auch kommt, daß das Glück der Ehen so sehr selten ein wirklich dauerhaftes ist. Die soll nicht Kurzweil sein, nicht bloßer Comfort, nicht Genuß, sondern in ihrer höchsten Form Selbstentsagung und Aufopferung sein. Die Vortheile des bloßen Genusses, die in der Ehe, sind immer nur scheinbar und trügen nicht zu Nicht was uns das andere Wesen sein kann, sondern was ihm sein können, müßte auch in der Liebe und der Ehe Hauptmotiv sein, wie überhaupt, wenn es besser werden soll in allen menschlichen Verhältnissen, Mitschell's Junggesellen sich auch in die Gefühle hinein, die in der Brust der Ehe geliebten jungen Weibes erwecken würde, aber auch hier nicht soweit der Schmerz um das junge Weib selbst, als egoistische Gefühl der durch einen solchen plötzlichen Verbeigeführten Vereinsamung und der Störung in liebgewordenen Gewohnheiten, worauf er den Hauptaccent legt. Dieselbe riese, etwas selbstsüchtige Gefühlsschwelgerei, welche den Rest aller seiner sämmtlichen Verhältnisse überall mit einem Tapete verklebt, charakterisirt fast alle Reflexionen des Verfassers, die aber gerade dadurch bei der gegenwärtigen Stimmung Glück einen Werth werden, und zwar zumeist bei grundsätzlichen Frauen und verweichlichten Männern.

4. Das Lied von Hiawatha nach H. W. Longfellow, bearbeitet von Adolf Böttger. Leipzig, Herbig. 1856. 16. 12 Bogen. 16 Ngr.

5. William Cullen Bryant's Gedichte, deutsch von Alexander Reichardt. Stuttgart, Metzler. 1856. 32. 25 Ngr.

Hier haben wir die beiden bisher berühmtesten lyrischen Dichter Nordamerikas beisammen, und es wäre uns sonst so sehr gelegen gekommen, wenn sie in ausführlicher Erörterung gegeneinander gestellt werden könnten wie an dieser Stelle. Bryant's Gedichte haben wir im Original nicht gelesen, wir wissen gestehen, weil es in unserer Zeit bei der Unzeit, die Manche an den Tag legen, ein solches Geständniß zu machen, und diesen Dichter, wie den vorangehenden Reichardt'schen Uebersetzung zu würdigen kann und nicht eine Ueber Longfellow werden wir demnächst aus anderer Veranlassung eine eingehendere Betrachtung bringen, auch haben wir „Hiawatha" und namentlich über das Verhältniß dieser Dichtung in formeller Hinsicht zu dem finnischen Epos „Kalewala" schon in Nr. 2 das Nöthigste mitgetheilt. Unsere Schlesier trochäische deutsche Bearbeitung der „Kalewala" scheint den nordamerikanischen Dichter, der bekanntlich ein gründlicher Kenner der deutschen Literatur ist, dabei als Muster gedient zu haben, und es ist wol auch das erste mal, daß, wenigstens in unserigen Gedichte, der reimlose Jambus und zwar mit Glück, im Englischen angewendet worden ist. Ueber den Gegenstand der Dichtung verschafft uns der Uebersetzer in einer Anmerkung folgende Aufklärung: „Der indische Gebe, wenn man sie so nennen darf, beruht auf unter den nordamerikanischen Indianern herrschenden Sagen einer Person von wunderbarer Abstammung, welche in ihr gelandt wurde, ihre Stämme, Wälder und Gebräuche zu unterrichten, und die in den Künsten des Friedens zu unterrichten, was unter mancherlei Stämmen unter den Namen Manabozho, Chiabou, Manabouho, Tarenyawagon und Hiawatha bekannt ist. An diese Sage sind andere epische Legenden verwebt. Ein Schauplatz ist unter den Dschibwayn an der Südküste des Obern Sees." Die nordamerikanischen Dichter sind den unsrigen natürlich unabsteig zu benutzen, daß sie noch solche Werkstimme mit ihren Mythen, daß sie jungfräuliche Poesie und Wildnisse und die schriftweise vordringende Civilisation

*) Auch von dieser Schrift kommt uns soeben eine deutsche Uebersetzung zu: Traumleben. Ein Bild der Jahreszeiten. Von Jk. Marvel. Aus dem Englischen von Gh . . . . . Hannover, Meyer. 1856. 8. 20 Ngr.

of Sir Walter Scott's Novels, by Waverley Characters. Drawn by Kenny Meadows, and Engraved by Messrs. Finden. Part I. Royal 8vo. Tilt and Bogue.

Of the many illustrations of the Waverley Novels which have appeared, we have seen none which have pleased us so much as these. Mr. Kenny Meadows has caught the spirit of the author, and has given us the characters as we have imagined them. The engravings are executed in a style of great beauty, and the whole work is worthy of the highest praise. We shall look for the subsequent parts with much interest.

The Poetical Works of Sir Walter Scott, Bart. Complete in One Volume. Royal 8vo. Cadell

die Dichter Edgar Poe (unter allen vielleicht der originellste), Longfellow und Bryant, denen sich in den jüngsten Tagen noch Thomas Buchanan Read zugesellt hat, der Theolog Parker, der Moralphilosoph Channing, und Cooper, Paulding und namentlich Washington Irving, als Romanschriftsteller und Genremaler einen höchst ausgezeichneten Platz in der Weltliteratur ein. Nur auf dem Gebiete der dramatischen Poesie sieht es in Nordamerika ganz leer und öde aus; vermuthlicherweise steht aber diesem kecken, selbstbewußten und unternehmungslustigen Volke seine größte Literaturperiode noch bevor. Die Dürr'sche Sammlung transatlantischer Schriftsteller, die sich nebenbei bemerkt durch Correctheit und Billigkeit auszeichnet, brachte bisjetzt Franklin's Selbstbiographie, Bryant's Gedichte, Hawthorne's Romane, Longfellow's und Edgar Poe's Werke, Jk. Marvel's „Reveries" und „Dream life", Sparks' „Continuation to B. Franklin's autobiography" und „Life of George Washington", Prescott's classische „History of Philipp II." und zuletzt noch G. W. Curtis' „Nile notes of a Howadji; or the American in Egypt", eine autorisirte Ausgabe, zu welcher der Verfasser ein eigenes Vorwort geschrieben hat, in dem es unter Anderm heißt: „These are the Nile notes of a young man. They are very enthusiastic, they may even be *keck*, but they are very sincere." Der Verfasser scheint in deutscher Sprache und deutscher Literatur bewandert zu sein, wie fast alle neuern amerikanischen Autoren, wie Longfellow, Bryant (der auch ein Gedicht auf Schiller's Tod gemacht hat), Edgar Poe, Theodor Parker, Bancroft u. s. w. Interessant sind auch die beigegebenen biographischen Einleitungen, deren einer wir unsere weiter oben mitgetheilten Notizen über Mitschell entlehnt haben. Mit größter Spannung wird man namentlich das Leben Edgar Poe's verfolgen, der, von einer der ältesten und angesehensten Familien Baltimores abstammend, aus Eigensinn und Aerger an der Wirklichkeit sich bekanntlich einem wüsten Leben und dem Trunke ergab und 1849, erst 30 Jahre alt, in einem Hospitale zu Baltimore an den Folgen seines aufreibenden Lebens starb. **H. M.**

Die Jugend Catherina's de' Medici. Von Alfred von Reumont. Mit einem Titelbilde. Berlin, Decker. 1854. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wenn der gelehrte Verfasser des vorliegenden Werks es nicht unter seiner Würde erachtete, seinen inhaltreichen Arbeiten eine bildende künstlerische Hand zu leihen, wenn er nicht gleich seinen italienischen Vorbildern mit unermüdlichem Forschertrieb sein ausschließliches Augenmerk immer nur auf die Ansammlung eines von ihm selbst nicht zu bewältigenden Materials richtete, wenn er, anstatt dasselbe zuletzt im Chaos liegen zu lassen, nur eine geringe Mühe darauf verwendete, dies Material geschmackvoll zu verwenden, und sich entschließen könnte, das auf ein endliches Resultat gerichtete Interesse seines Lesers zu berücksichtigen, so würde sein Ruf als Gelehrter weit über die Grenzen hinaustönen, die seinem Namen jetzt gesteckt sind. Alle die zahlreichen Arbeiten des Verfassers, universalhistorische wie monographische, gleichen sich in dem gemeinsamen Fehler, daß sie aus dem gesammelten Material nicht schaffen, sondern das Material selbst vor uns ausbreiten. Wir haben dies aufrichtig zu bedauern, weil Reumont für die Geschichte, die Culturzustände und die Kunst Italiens zur Zeit vielleicht der gelehrteste Mann ist und in der Masse des Wissens fast allen seinen Mitbewerbern auf diesem Gebiete voransteht, und weil er vollauf in der Lage ist, diesem in alle Richtungen hin ausgreifenden Vorrath des Materials eine Kunstform zu geben, die sie zu einem dauernden Gewinn für diesen Literaturzweig erheben könnte. In der Kenntniß der Details, in der Familiengeschichte der italienischen Fürstenhäuser, in den Specialitäten der Kunst- und Künstlerhisterie sind viele unserer berühmtesten Fachmänner wahre Kinder gegen ihn; allein er weiß seinen Fund nicht geltend zu machen zu seinem Ruhm: er arbeitet für andere minderwissende, aber geschicktere Leute.*)

Alles Dies belegt nun auch wieder die hier vorliegende Specialgeschichte der Jugend Katharina's de' Medici, der Königin und Mutter von drei Königen von Frankreich, deren Geist ein Menschenalter hindurch die Geschicke des großen Reichs gerade in der Zeit seiner Entwickelungskrise bestimmte und ordnete. Katharina, in Florenz geboren, war die Tochter Lorenzo's de Medici, Herzogs von Urbino, und der Madelaine de la Tour d'Auvergne von bourbonischer Abkunft. Die Geschichte ihrer Kindheit steht im innigsten Zusammenhange mit der Geschichte der Parteikämpfe in Florenz vom Jahre 1527—32, und diese Kämpfe treten denn auch in dieser Schilderung bald in den Vordergrund des Gemäldes, wo sie ein merkwürdiges Bild sonderbarer, verwirrter und undurchsichtiger Zustände darstellen. In der That, der Verfechter der legitimen Gewalt und der von Gott eingesetzten Obrigkeit fände hier eine schwere Aufgabe, wenn man von ihm verlangte, in diesem Gewirr der Streitenden die geheiligte Legitimität nachzuweisen und uns zu sagen, wer hier das Recht auf seiner Seite hat! Wir mindestens ergründen es nicht, ja es scheint uns in Wahrheit, daß Derjenige, der hier die Gewalt ergreift, sei er nun Cardinal, Gonfaloniere, Procurator oder sonst etwas, sie auch hat und mit Recht besitzt; wenigstens gibt der Verfasser uns keine entgegenstehende Ueberzeugung. Während dieser Kämpfe wird Katharina, Papst Leo's Großnichte, bald im Kloster Sta. Lucia in Florenz, bald in dem delle Murate, bald im Mediceischen Palaste erzogen und nicht lange nachher finden sich um die Hand der elfjährigen Katharina schon Bewerber. Filibert von Orange, Ercole von Este, Jakob V., der Herzog von Albany, Federigo von Gonzaga, Guidobaldo von Urbino u. A. waren nach und nach die Vorgänger Heinrich's von Orléans, der in einer Zusammenkunft Papst Clemens' VII. mit König Franz I. zu Bologna im Jahre 1532 den Sieg davontrug. Katharina war damals 13 Jahre alt, klein, mager von Statur, von unfeinen Zügen und hervorstehenden Augen, wie alle Medici, dabei lebhaft und feinen, leutseligen Wesens; später galten ihre Taille und ihre Hand für große Schönheiten, und ihr Bildniß von Bronzino, das Sebastian del Piombo unfertig ließ, zeigt angenehme, wenn auch nicht regelmäßige Züge. Ihre Ausstattung machte lange Verhandlungen nöthig: endlich bewilligte der sehr haushälterische Clemens 100,000 französische Sonnenthaler und 30,000 für den Verzicht auf die väterliche Erbschaft; allein Clemens mußte das Geld bei den Strozzi borgen und dafür Kirchenschätze verpfänden, die lange nicht eingelöst werden konnten! Ein überaus prächtiges Trousseau, mit vielen Meisterwerken der bildenden Kunst, ging natürlich nebenher. Der Bräutigam erhielt 50,000 Livres Jahreseinkommen und Katharina ein aus 10,000 Livres und dem Schlosse Gien bestehendes Witthum. Sie konnte daher keineswegs für arm gelten, obgleich die Hoffnung auf die drei Edelsteine Genua, Mailand und Neapel, welche sich an diese Verbindung knüpften, für Franz I. nicht in Erfüllung ging, vielmehr der Bräutigam selbst im Frieden von Chateau-Cambrésis allen seinen italienischen Ansprüchen entsagen mußte. Im folgenden Jahre 1533 ward die Hochzeit zu Marseille mit größter Pracht vollzogen. Papst Clemens selbst segnete das junge Paar ein, wie es uns ein Bild von Vasari im Palazzo vecchio zu Florenz darstellt. Zehn Jahre lang blieb die Ehe ohne Nachkommen; ihr Ge-

*) Da dieser Bericht nach der ersten Auflage abgefaßt, inzwischen aber eine zweite umgearbeitete Auflage (Berlin, Decker, 1856) erschienen ist, welcher der Verfasser größere Vollendung und Rundung, wie infolge der Benutzung weiterer Materialien auch im Einzelnen eine schärfere und genauere Präcisirung zutheil werden ließ, so dürften manche der in dieser Stelle enthaltenen Aussetzungen wenigstens auf die hier besprochene Schrift nicht mehr ganz zutreffend sein und mindestens eine Beschränkung zu erleiden haben. D. Red.

Gesetz zur weiteren Entlastung von Justiz und Verwaltung (Justizentlastungsgesetz) vom 11. Januar 1993 (BGBl. I S. 50), zuletzt geändert durch Artikel 1 des Gesetzes vom 20. Dezember 1996 (BGBl. I S. 2090), wird wie folgt geändert:

1. In § 1 Abs. 1 Satz 1 werden die Worte „Landgerichte und Oberlandesgerichte" durch die Worte „Landgerichte, Oberlandesgerichte und Bundesgerichtshof" ersetzt.

2. In § 2 Abs. 1 Satz 1 werden die Worte „Landgerichte und Oberlandesgerichte" durch die Worte „Landgerichte, Oberlandesgerichte und Bundesgerichtshof" ersetzt.

3. In § 3 Abs. 1 Satz 1 werden die Worte „Landgerichte und Oberlandesgerichte" durch die Worte „Landgerichte, Oberlandesgerichte und Bundesgerichtshof" ersetzt.

in den Mund legt, so war nach der bisher bethätigten Richtung des Oftgenannten zu erwarten, daß er sich es nicht nehmen lassen würde, dieses lockende Vorbild wenn nicht zu überbieten, doch möglichst zu erreichen. Es war ferner wohl zu erwarten, daß die Lehrmethode, die Systeme der verschiedenen Professoren reichen Stoff liefern würden, die Neigung zu vernichtender Studentenkritik glänzend zu bethätigen. Nichts davon! Ueber die ganze Universität huscht der Oftgenannte mit einigen kurzen Phrasen so leicht hinweg, daß man nothgedrungen annehmen muß, er sei überhaupt nicht dagewesen, oder wol gar im ersten Semester schon — relegirt? Das ist doch wol zu viel vermuthet, denn der Oftgenannte erscheint in seiner lieben Vaterstadt als doctor medicinae et chirurgiae und das wird man nicht auf der Straße! Als Doctor ist er natürlich der gesammten Heilcoterie im Wege, denn er ist die Tugend selbst, von welcher jene, wie wir schon aus der Primanerzeit wissen, nicht ein Atom aufzuweisen hat. Ein junger weltkluger College weiht ihn überdem in die Philosophie des ärztlichen Carrièremachens ein, und damit steht er als galeatus der Rotte gegenüber. Von den verschiedenen Geschichten aus seiner in „Wahrheit, Gerechtigkeit und Consequenz" wurzelnden Praxis kann hier nur die der schönen Marianne hervorgehoben werden; da sie auf seine Carrière vom bedeutendsten Einfluß und daneben so gut erzählt ist, daß im Vergleich zu andern Partien des Buchs, wo mehrfach vulgäre Nachlässigkeit im Stil, selbst in der Grammatik zutage tritt, die Vermuthung sich aufdrängt, sie sei ursprünglich aus anderer Feder geflossen. Dem sei wie ihm wolle, Marianne, die Schulmeisterstochter und Gouvernante, durch eine noble, von Aerzten unterstützte Infamie an den Abgrund des Verderbens geschleudert, wird vom Oftgenannten gerettet und Gräfin. Natürlich macht sich nun Dankbarkeit geltend, indem sie den Oftgenannten nach der Residenz eines deutschen Kleinstaats übersiedelt, um hier durch edle Thaten und eine so geschickte als geheime Entbindung einer fürstlichen Maitresse sich trotz aller Cabalen des bis dahin allein dominirenden Arztes und einer durch das ganze kleinstaatliche Ländchen und in allen Beamtenfächern verzweigten Familie sich zu der ersten Stelle im medicinischen Collegium emporzuschwingen. Es versteht sich von selbst, daß jene Familie eigentlich das Land regiert und sämmtliche damit verschwägerte Aerzte, Chirurgen und Apotheker umsomehr Nichtsnutze sind, als sie — horribile dictu! — einem Bruderverein für Wahrheit, Menschenliebe und Gerechtigkeit angehören, in demselben sogar die ersten Beamtenstellen bekleiden. Dieser Verein scheint eine Freimaurerloge sein zu sollen. Unter solchen Umständen kann es nicht fehlen: der Oftgenannte sinkt in der fürstlichen Gnade, die sich andern Liebhabereien zugewendet; seine Verhältnisse werden von Tage zu Tage peinlicher. Da führt das allwaltende Geschick einen Universitätsprofessor nach der Residenz des deutschen Kleinstaats; der Mann weiß die hohen Begabungen des Oftgenannten gehörig zu würdigen und das Ende, nicht vom Liede, sondern des zweiten Bandes ist, daß im folgenden Bande sich die kleinstaatliche Größe als akademische Größe manifestiren muß, und für diese Aufgabe folgt ihm unser theilnehmendster Glückwunsch.

Werfen wir nun noch ein mal einen Blick auf Eins und Anderes. Zuerst muß gesagt werden, daß der Autobiograph mit jener Auffassungsgabe ausgestattet ist, welcher von Aeußerlichkeiten so leicht nichts entgeht. Er zeichnet die Personen, mit denen er verkehrt, handgreiflich. Man glaubt dergleichen schon mehrfach gesehen zu haben, und daher mag es denn auch wol kommen, daß z. B. der Zinngießer und das Liebesverhältniß seiner Tochter zu einem Candidaten der Gottesgelahrtheit uns als alte Bekannte aus dem Klencke'schen Roman „Der Parnaß in Braunschweig" entgegentreten wollen. Was sodann die Darstellung und Erörterungen aus dem Bereiche der medicinischen Wissenschaft anbetrifft, so sind wir irgend Neuem überall nicht begegnet. Es ist, und in diesem Falle befindet sich auch Referent, es ist gar nicht einmal nothwendig, daß man der Medicin und Chirurgie ein eigenes Studium gewidmet haben müsse, um zu erkennen, daß z. B. Osiander's Entbindungsprincip absolut falsch sei; daß die Selbstverbrennung mindestens noch manchem Zweifel unterliege; daß, wie alle Systeme überhaupt, so auch jedes medicinische, wenigstens in irgendeinem Punkte an Gebrechen laborire, woher es denn kommen mag, daß Eins ins Andere gerechnet die medicinische Praxis vielfach auf ein Tasten hinausläuft. Rademacher hat ja wol diese Tasten wieder in ein System gebracht. Ferner: daß die Praxis im Allgemeinen sich auf den eben in Frage stehenden Krankheitszustand beschränkt, also, um es in alter nüchterner Weise zu sagen, von den vier Temperamenten keine Notiz nimmt. Die Physiologie kommt ja auch erst in neuern Zeiten mehr und mehr zur Geltung, und es ist möglich, von hier aus zu einer festern begründeten Therapie zu gelangen. Genug! Das Alles kann man wissen, ohne Arzt, ohne einmal Chirurg zu sein. Die Chirurgie aber ist im Buche so stark hervorschallende Grundton, daß der Oftgenannte sich damit das Ansehen gibt, als sei die Medicin nur eine Liebhaberei nebenher geblieben.

Doch zum Schluß! Wie oben angemerkt, muß der dritte Band den Oftgenannten nothwendig als Universitätsprofessor vorführen. Wenn jedoch ein Gerücht sich bestätigen sollte, wonach die beiden ersten hier besprochenen Bände dem Verfasser Ausweisung aus dem deutschen Kleinstaate zugezogen haben, so wird er als ein Mann der Wahrheit, Gerechtigkeit und Consequenz der eigenthümlichen Aufgabe zu genügen wissen, den Widerspruch zwischen der Darstellung seines Lebenslaufs und der Wirklichkeit desselben künstlerisch auszugleichen, und wenn etwa der Oftgenannte mit dem dritten Bande bereits vor das Publicum getreten wäre*), so wird doch der folgende Band Gelegenheit zu diesem Experimente bieten. Er kann ja, was er im zweiten Bande noch sein wollte, längst kein unschuldiger Neuling in der Schriftstellerei mehr sein. Der einfachste Rath, um über diesen Zwiespalt hinwegzukommen, wäre ein herzhaft gewagter Sprung in der Behauptung, der oftgenannte Arzt und der Verfasser seiner vierzig Jahre seien zwei durchaus verschiedene Personen. Diesen Rath wünscht Referent so wohlgemeint aufgenommen zu sehen, wie er gegeben ist. 50.

Erinnerungen aus den französischen Feldzügen.

Erinnerungen aus meinen Feldzügen in Oestreich, Tirol, Rußland, Sachsen und Frankreich in den Jahren 1800—15 und Episoden aus meinem Garnisonsleben. Von Friedrich Mändler. Nach dessen Tode herausgegeben von Franz Joseph Adolf Schneidawind. Nürnberg, Leykam. 1854. 8. 18 Ngr.

Der Herausgeber, durch seine kriegsgeschichtlichen Werke genügend bekannt, hat die Aufzeichnungen des verstorbenen Verfassers als eine Frucht reicher, oft schwer erkaufter Erfahrung für werth erachtet, der Oeffentlichkeit übergeben zu werden. Gewiß ist jeder Beitrag zur Geschichte der großen Zeit, deren Mitkämpfer mehr und mehr aussterben, hoch willkommen, und wir sind damit einverstanden, daß, je mehr Augenzeugen und Theilnehmer jener gewaltigen Begebenheiten ihre Erinnerungen mittheilen oder ihre Tagebücher öffnen, umsomehr der Zeitgeschichte und ihrem wahren und fruchtbringenden Anbaue gedient werde. Daher wird auch das vorliegende Werkchen mit Dank aufgenommen werden. Wenn es auch mehr dem Veteranen des „engern Vaterlandes", dem der Verfasser angehörte, und seinen Freunden und Schülern Interesse gewähren dürfte, als weitern Kreisen, und den Herausgeber zum Theil die Pietät gegen einen wackern Kriegsmann und Freund geleitet hat, so wird der Leser doch darin Manches von allgemeinerm Interesse finden. In dieser Beziehung wäre nur zu wünschen gewesen, der Verfasser hätte noch mehr von

*) Es ist dies inzwischen geschehen. D. Red.

Der Verfasser der Schrift: „Die Lehre von der Gesetzgebung“ hat sich in der Vorrede zu seinem Werke über die Absicht, welche er bei der Herausgabe desselben hatte, ausgesprochen. Er sagt: „Ich habe mich bemüht, die Grundsätze der Gesetzgebung aus der Natur des Menschen und der Gesellschaft zu entwickeln, und sie durch Beispiele aus der Geschichte der Gesetzgebung zu erläutern. Ich habe mich bemüht, die Gesetzgebung als eine Wissenschaft zu behandeln, und sie nicht als eine Kunst, die sich auf Erfahrung gründet, zu betrachten

Nitzsch, Professors und Mitglieds des Oberkirchenraths in Berlin, von welchen der erste, über Philipp Melanchthon, auf Veranlassung des Musikalischen Vereins für die Zwecke der Gustav-Adolf-Stiftung am 20. Februar 1855, dagegen der zweite, „Ueber die Religion als bewegende und ordnende Macht der Weltgeschichte", auf Veranlassung des Evangelischen Vereins für kirchliche Zwecke am 5. März 1855 in Berlin gehalten worden ist. Der erste dieser Vorträge führt uns den theuern Gottesmann und thätigen Mitarbeiter an dem Werke der Reformation in seinem Jugendleben, in seinem Mitwirken mit Luther und in seinem Alleinstehen und Alleintragen (nach Luther's Tode 1546) vor die Seele und gewährt uns in dieser Betrachtung ein „auserwähltes Beispiel von Reinheit und Hoheit in christlichem Dulden und Ausdulden", ein Beispiel zur Stärkung, zur Erhebung und zur Nachfolge, ein Beispiel, dessen wir zu allen Zeiten, namentlich aber in der gegenwärtigen Zeit reichlich bedürfen. Der andere Vortrag über einen hochwichtigen Gegenstand ist besonders anregend und bietet für einen jeden Christen, der, wurzelnd in der Gegenwart, doch auch ebenso gern rückwärts und vorwärts schaut und die Aufgaben weltgeschichtlicher Zukunft ins Auge faßt, die interessantesten Stand- und Gesichtspunkte dar. Für den gewissenhaften Protestanten enthält sie zugleich viel Tröstliches, aber sie mahnt ihn auch, ebenso wie die protestantische Kirche, an die heiligen Pflichten, die sie für die Interessen der Religion zu erfüllen haben. Ein vorzüglich wahres Wort finden wir hier S. 46: „Vergißt die Kirche, zumal in ihrem römischen Machtgewichte, mehr und mehr ihres Amtes, die christliche Bildung zu pflegen, weil sie selbstsüchtigerweise ihr gottgesetzliches Herrschen und Beherrschen als Zweck und als Bedingung des Weltheils setzt (wie im Mittelalter), so hat sie freilich die Rückwirkung dagegen zu erleiden", eine Wahrheit, die durch geschichtliche Beispiele weiter erläutert wird. Ebenso wird hier das Werk der Heidenmission in das gebührende Licht gestellt, und im Hinblick auf die Geschicke des Orients sagt der Redner am Schlusse mit Recht: „Wird nicht ohne Hinweisung auf das Schwert das Freiheitsrecht morgenländischer Christenheit errungen werden können, so doch gewiß die endlich siegende Kreuzfahrt ohne Schwert durch das Evangelium angehen. Dem aber muß vorausgehen, daß sich die europäischen Nationen zu irgendeinem christlichen Gemeingefühl erwecken lassen."

5.

Bibliographie.

Ambros, A. W., Die Gränzen der Musik und Poesie. Eine Studie zur Aesthetik der Tonkunst. Prag, Mercy. 8. 24 Ngr.

Baumeister, H., Das Privatrecht der freien und Hansestadt Hamburg. Zwei Bände. Hamburg, Hoffmann u. Campe. Gr. 8. 6 Thlr.

Bouhours, B., Lebensgeschichte des heiligen Apostels von Indien und Japan Franz Xaver. Ins Deutsche übertragen. 2te Auflage. Münster, Coppenrath. 1855. 8. 1 Thlr.

Brinckmann, H., Johann von Leyden, König der Wiedertäufer zu Münster. Schauspiel in fünf Aufzügen. Münster, Coppenrath. 1855. Gr. 8. 12 Ngr.

Cohn, F., Die Geschichte der Gärten. Vortrag gehalten im wissenschaftlichen Verein in Berlin den 2. Februar 1856. Berlin, Jonas. 32. 8 Ngr.

Donders, F. C., Physiologie des Menschen. Deutsche Originalausgabe, vom Verfasser revidirt und vervollständigt und aus dem Holländischen übersetzt von F. W. Theile. 1ster Band: Die Ernährung. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Dunker, W., Lieder ohne Weisen. Stettin, Nagel. 32. 20 Ngr.

Göschel, C. F., Der Mensch nach Leib, Seele und Geist diesseits und jenseits. Leipzig, Dörffling u. Franke. Gr. 8. 20 Ngr.

Grohmann, J. V., Der Oberrichter. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Prag, Mercy. 8. 16 Ngr.

Hölemann, H. G., Die Krone des Hohen Liedes. Einheitliche Erklärung seines Schlußactes. Mit Einleitung über das Verständniß des Hohen Liedes und das Princip der Uebertragung alttestamentlicher Poesie. Leipzig, Dörffling u. Franke. Gr. 8. 22 Ngr.

Anna Jogsis. Vom Verfasser der neuen deutschen Zeitbilder, der Verbrecher ꝛc. Vier Bändchen. Leipzig, H. Schulze. 8. 4 Thlr.

Kleinert, K., Historien. Bilder interessanter Personen und Ereignisse vergangener Jahrhunderte. Für Jung und Alt erzählt. Leipzig, Falcke u. Rößler. Gr. 16. 15 Ngr.

Köllner, K., Prometheus, der Verdammte. Ein dramatisches Gedicht. Verden, Steinhösel. 16. 12½ Ngr.

Lenau, Nicolaus, Gedichte. Zwei Bände. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 3 Thlr. 6 Ngr.

Mantis, Göthe im Fegefeuer. Eine materialistisch-ästhetische Gehirnsecretion. Stuttgart, Gebr. Scheitlin. Gr. 8. 8 Ngr.

Meier, E., Geschichte der poetischen National-Literatur der Hebräer. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 3 Thlr.

Paoli, Betti, Neue Gedichte. 2te vermehrte Auflage. Pest, Heckenast. Gr. 12. 1 Thlr.

Perty, Ueber die Seele. Ein öffentlicher Vortrag, gehalten den 7. März 1856 zu Bern. Bern, Huber u. Comp. Gr. 8. 12 Ngr.

Phantasieen und Glossen aus dem Tagebuche eines konservativen Pädagogen. Ein Beitrag zu der Geschichte der pädagogischen Strebungen der Gegenwart. St. Gallen, Scheitlin u. Zollikofer. 8. 24 Ngr.

Rehbinder, R. Graf, Vom Meeresstrande. Gedichte. Berlin, Schroeder. 16. 15 Ngr.

Riehl, W. H., Culturgeschichtliche Novellen. Stuttgart, Cotta. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Runen finnischer Volkspoesie. Gesammelt und übersetzt von J. Altmann. Leipzig, Falcke und Rößler. 8. 15 Ngr.

Schaub, J., Aehre und Garbe. Eine Perlenschnur von Ideen, Sentenzen, Reflexionen und Charakteristiken aus deutschem Schriftthum gesammelt und geordnet. Leipzig, G. Mayer. 8. 20 Ngr.

Schenkel, D., Die Reformatoren und die Reformation im Zusammenhange mit den der evangelischen Kirche durch die Reformation gestellten Aufgaben geschichtlich beleuchtet. Wiesbaden, Kreidel u. Niedner. Gr. 8. 1 Thlr.

Schiller, Wallenstein. Ein dramatisches Gedicht. Für Schule und Haus herausgegeben von K. G. Helbig. Stuttgart, Cotta. 8. 1 Thlr.

Schleicher, A., Handbuch der litauischen sprache. I. — A. u. d. T.: Litauische grammatik. Prag, Calve. Gr. 8. 2 Thlr.

Schwarz, H., Die Chemie und Industrie unserer Zeit, oder die wichtigsten chemischen Fabrikationszweige nach dem Standpunkte der heutigen Wissenschaft. In populären Vorträgen. 1ste Abtheilung: Wärme und Licht. Mit 32 Illustrationen. Breslau, Kern. Gr. 8. 20 Ngr.

Das Staats-Lexikon. Encyklopädie der sämmtlichen Staatswissenschaften für alle Stände. In Verbindung mit vielen der angesehensten Publicisten Deutschlands herausgegeben von K. von Rotteck und K. Welcker. 3te umgearbeitete, verbesserte und vermehrte Auflage. Herausgegeben von K. Welcker. 1ster Band. 1stes Heft. Leipzig, Brockhaus. Lex.-8. 8 Ngr.

Weisser, A., Geschichte des glückhaften Schiffs oder der warme Hirsbrei auf dem Freischießen zu Straßburg im Jahre 1576. Zürich, Meyer u. Zeller. 8. 10 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1856 im Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

N I, die Versendungen der Monate **Januar, Februar** und **März** enthaltend.

(Fortsetzung aus Nr. 27.)

Hammer (J.), Schau um dich und Schau in dich. Dichtungen. Fünfte Auflage. Miniatur-Ausgabe. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Von den Gedichten erschienen in deutschen Verlage:

In allen guten Stunden. Dichtungen. Miniatur-Ausgabe. Geheftet 1 Thlr. 6 Ngr. Gebunden 1 Thlr. 15 Ngr.

Hammer's Dichtungen: „Schau um sich und Schau in sich“, und **„In allen guten Stunden“** an die Seite gestellt, und beiden ist auch bald so zahlreiche Freunde im deutschen Publicum erworben, daß beiden bereits eine fünfte Auflage nöthig geworden ist. Deutsche Innigkeit, Lebensnähe verleihen seiner heitern Dichtungen: „In allen guten Stunden“, poetisch-productiven Ernstes Seiten- und Abschattirungen, wie sie den Stimmungen entsprechen, die durch den Wechsel der verschiedenen Monate und Jahreszeiten im Menschen angeregt werden.“

Vollständiges Handwörterbuch der deutschen, französischen und englischen Sprache. Nach einem neuen Plane bearbeitet von mehreren Gelehrten der drei Nationen. In drei Abtheilungen. Fünfte Auflage. 8. Gebunden in Einem Bande. 2 Thlr. 20 Ngr.

Die **Wörterbuch der drei Hauptsprachen der Gegenwart**, deren Vorzüglichkeit um deren durch das sogar Erscheinen einer fünften Auflage verliehen wird.

Horthausen (A., Freiherr von), Transkosakien. Erörterungen über das Familien- und Gemeindeleben und die sozialen Verhältnisse einiger Völker zwischen dem Schwarzen und Kaspischen Meere. Reiseerinnerungen und gesammelte Notizen. Zweiter Theil. Mit zahlreichen Holzschnitten und einer Karte. 8. Geh. 2 Thlr. 25 Ngr.

Dieser mit dem erschienenen zweiten Theile vorliegende vollständig selbständige Werk bei beziehenden Verfasser's „Studien über die in innern Zustände Russlands“ ist bereits von denselben in englischer Sprache veröffentlicht worden und hat in Deutschland die günstigste Aufnahme gefunden. Es ist eine auf eigener Anschauung gegründete schriftliche Schilderung der Gegenden am Kaukasus, der tscherkessischen Stämmen, der Armenier, Georgier, Tschetschenzen, ihrer Zustände und Sitten, ihrer Geschichte und ihrer Verhältnisse zu Russland, welche lebhaftes Interesse erregende dieser Gegenden — mit den Namen Prometheus, Mithridat, Xenophon, Alexander, Pompejus u. s. w. verknüpft — als ihre nicht minder wichtige Gegenwart und Zukunft, insbesondere mit dem Namen Schamyl innig verbunden, das politischer wie das soziale und sittliche Leben.

Der erste Theil des Werks kostet 2 Thlr. 15 Ngr. und enthält außer zahlreichen in den Text gedruckten Holzschnitten ein colorirtes Portrait des Patriarchen Narses von Armenien in Etschmiadsin und zwei Lithographirten, Ansichtungen der Berge Kasbek und Elbrouz. Die drei zweiten Theil beigegebene Karte der Kaukasus-Länder, vervollständigt und ausgefüllt von Henry Lange, ist auch einzeln zu dem Preise von 8 Ngr. zu erhalten.

Henrichsen (A.), Reddita Reddenda. Extracts in English prose, to be retranslated into German. 8vo. Geh. 20 Ngr.

Dieses für Engländer bestimmte Uebersetzungsbuch enthält Stücke, die, unterrichtlich deutsch, leicht wieder zurückübersetzt werden sind. Zugleich macht dieses Buch die Engländer mit einer Anzahl der bedeutendsten deutschen Schriftsteller bekannt.

Vgl. Nr. 6 und 20.

29. **Jung (A.), Briefe über Gutzkow's Ritter vom Geiste.** 8. Geh. 20 Ngr.

Über alten Freunden des **Gutzkow'schen Romans** in empfehlende gelbweiß Schrift über die Bedeutung, die Charaktere und die wahre Lösung dieses Werks.

Gutzkow's Roman erschien in dritter Auflage unter dem Titel: **Die Ritter vom Geiste.** Roman in neun Büchern von **Karl Gutzkow.** Dritte Auflage. Neun Bände. 8. Geh. 6 Thlr.

Dieser aufsallenreiche, lebensvolle Roman, ein **Zeitgemälde** von gleichschönem und **bleibendem Werthe**, eine der bedeutendsten Erscheinungen der neuern deutschen Literatur überhaupt, wovon rasch zwei Auflagen nacheinander wurden, ist jetzt in der vom Dichter gründlich revidirten dritten Auflage vollständig erschienen, und zwar zu einem neuen sehr billigen Preise. Durch diese **Wohlfeile Ausgabe** wird der oft ausgesprochene Wunsch erfüllt, das berühmte Werk dem Preis möglich noch mehr zugänglich gemacht zu sehen. Auch elegant gebundene Exemplare des Werks sind um Preis von 8 Thlr. 20 Ngr. durch alle Buchhandlungen zu erhalten.

30. **Kalkhoff (J. G.), Neuestes und vollständigstes Fremdwörterbuch** zur Erklärung aller aus fremden Sprachen entlehnten Wörter und Ausdrücke, welche in den Künsten und Wissenschaften, im Handel und Verkehr vorkommen, nebst einem Anhange von Eigennamen, mit Bezeichnung der Aussprache bearbeitet. Vierte Auflage. 8. Geheftet 2 Thlr. Gebunden 2 Thlr. 10 Ngr.

Das hiesige Wörterbuch bereitet in vierter Auflage vorliegt, ist gewiß der beste Thesis. 8. Geh. 5 Thlr.

Als in Romanen und Novellen spielender historischer Roman, der den selber namentlich das noch mehrfach in Dunkel gehüllte Leben Giordano's nach thunlichste bisher nicht veröffentlichten Quellen in klarer Anordnung bietet vorliegt. Der Verfasser hat diesen Roman, dessen Inhalt, ist bei der deutlichen Lesewelt durch drei überall gelungene Uebersetzungen schon rühmlichst bekannt.

Letztere erschienen in bewährten Verlage unter folgenden Titeln:

Romeo und Julia. Tragödie von **William Shakspeare.** Deutsch von **Edmund Lobedanz.** Miniatur-Ausgabe. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Antigone. Tragödie des **Sophokles.** Deutsch von **Edmund Lobedanz.** Miniatur-Ausgabe. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Jakuntala. Nach dem Indischen des **Kalidasa** von **Edmund Lobedanz.** Miniatur-Ausgabe. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Drei Perlen der dramatischen Literatur der verschiedensten Zeiten und Völker, in meisterhaften Uebersetzungen, die sich in ihrer äußern Ausstattung den beliebten Miniatur-Ausgaben classischer Dichterwerke anreihen und eine Zierde jeder eleganten Bibliothek bilden werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Im Verlage von **Friedrich Vieweg und Sohn** in **Braunschweig** ist soeben erschienen:

Handbuch
der allgemeinen Geschichte.

Für höhere Lehranstalten und zur Selbstbelehrung für Gebildete.

Von **Dr. W. Aſſmann**, Professor.

Zwei Bände (4 Theile, jeder zu etwa 25 Bogen).

Es sind erschienen: Erster Theil: **Geschichte des Alterthums.** Gr. 8. Fein Velinpapier Geh. Preis 20 Sgr.

Vierter Theil: Geschichte der neuesten Zeit. Gr. 8. Fein Velinpapier. Geh. Preis 20 Sgr.

Der letztere bildet unter dem besondern Titel:

Geschichte der neuesten Zeit,
von 1789 bis 1848.
Zum Verſtändniß der Gegenwart,

ein Ganzes für sich.

Der Verfasser hat sich aus Gründen, welche er in der Vorrede entwickelt, bewogen gefunden, den vierten Band dieſes Werks nach dem ersten und vor dem zweiten und dritten Bande erscheinen zu lassen.

Die „Geschichte der **neuesten Zeit**" ꝛc., welche soeben die Presse verlassen hat, ist insbesondere darauf berechnet, eine Vergegenwärtigung der politischen und allgemeinen geistigen Entwickelung seit dem Anfange der großen französischen Revolution bis auf unsere Tage zu einem klaren Verſtändniß der Gegenwart zu verbreiten.

Jeder Gebildete aber, der ſich zu einem Urtheile über die Zuſtände der Gegenwart befähigen will, fühlt das Bedürfniß eines zusammenhängenden Studiums der Geſchichte. Neben den größern Darstellungen wird ein Handbuch der Geſchichte von mäßigem Umfang, das mit einer gedrängten und doch anziehenden Darstellung der wichtigſten historischen Ereigniſſe große Genauigkeit in Angabe der Thatſachen in wahrhaft pragmatiſchem zuſammenhang und eine vorzügliche Klarheit der Ueberſicht verbindet, eine willkommene Erſcheinung ſein.

Das Werk iſt ebenſo sehr für praktiſche Belehrung, wie zur Grundlage für hiſtoriſche Studien geeignet. Zuſammenfaſſend ſoll daſſelbe dem zahlreichen Lehrern, welche den „Abriß" deſſelben Verfaſſerer eingeſehen haben, zur Erleichterung dienen, ſo wie auch für Schüler beſtimmt, für welche der Abriß nicht mehr genügt.

Das Handbuch bildet 2 Bände in vier Abtheilungen (je etwa 25 Bogen), von denen der erſte das Alterthum, der zweite das Mittelalter, der dritte die Neuzeit bis 1789, der vierte die neueſte Zeit umfaßt.

Der zweite und dritte Band erſcheint in kürzeſter Friſt.

Der Preis jedes Theils (— zu je 25 Bogen gros Median in einer viel Material umfaſſenden typographiſchen Accuratheit —) iſt 20 Sgr. = 25 Sgr. und es iſt außerdem jede Sortimentshandlung in den Stand geſetzt, da wo Lehrer oder Schüler zum Ankaufe mehrer Exemplare zuſammentreten, auf je 6 Exemplare ein Frei-Exemplar zu bewilligen.

Brockhaus'
REISE-BIBLIOTHEK
für Eisenbahnen und Dampfschiffe.

Poetiſches Reiſe-Album. Herausgegeben von **Josef Rank.**
Eine Eisenbahnfahrt durch Westfalen. Von **Levin Schücking.**
Wien in alter und neuer Zeit. Von **F. Gustav Kühne.**
Harzbilder. Von **Heinrich Pröhle.**
Von Berlin nach Hamburg. Von **Ernſt Willkomm.**
Die Schlachten bei Leipzig. Von **Karl Gustav von Berneck.**
Brüſſel. Von **J. E. Horn.**
Das Moſelthal von Nancy bis Koblenz. Von **Nikolaus Becker.**
Die Thüringiſche Eisenbahn. Von **Adolf Bock.**
Von Frankfurt a. M. nach Basel. Von **Aurelio Buddeus.**
Briefe aus Südrussland. Von **Marie Förster.**
Reiſe-Pitaval. Criminalgeſchichten, erzählt von **Wilhelm Hauff.**
Münchener Skizzenbuch. Von **Wolfgang Müller von Königswinter.**
Schillerhäuſer. Von **Josef Rank.**
Breslau und die Schleſiſchen Eisenbahnen. Von **Max Ring.**

Preis des Bändchens 10 Sgr.

In allen Buchhandlungen zu haben.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

M. Solitaire, Bilder der Nacht. 16 Sgr. — Dunkler Wald. 20 Sgr. — Traum Herd. Sämmtliche Schriften, 14 Bändchen.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Digitized by Google

Wochenblatt. Nr. 196. 15. Juli 1840.

Inhalt: Ueber die Bedeutung der Poesie für unsere Zeit. — Der Dichter und der Kritiker. — Literarische Anzeigen. — Anzeige.

Dichter.

Mörike, Eduard. Gedichte. Stuttgart, Cotta. 1838. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Wenn wir Mörike's Gedichte mit Freuden begrüßen, so geschieht es nicht, weil sie uns Neues bringen, sondern weil sie uns an Altes erinnern, das wir lieb gewonnen haben. Mörike ist ein Dichter, der sich an keine Richtung anschließt, der keine Partei ergreift, der nicht einmal Gegner hat, weil er Niemand angreift, der nur sich selbst und seine Poesie kennt und sich um Alles Andere nicht kümmert. Er ist ein Dichter, wie sie in früheren Jahrhunderten lebten, ehe die Kritik ihnen ihre Stellung anwies, ehe sie sich selbst ihre Stellung anwiesen, ehe sie sich selbst kannten. Er ist ein Dichter, wie sie jetzt nicht mehr leben können, weil sie sich selbst kennen und weil sie Alles kennen, was Andere vor ihnen gedichtet haben

Schlüssen und Folgen, die aus Erfahrungen zu schließen sind, so wird es Niemand bezweifeln, daß die Erfahrungen, welche Sie gemacht haben, Ihnen Gelegenheit gegeben haben, Ihre Kenntnisse zu erweitern, und daß Sie dadurch in den Stand gesetzt sind, Ihre Geschäfte mit mehr Einsicht zu betreiben. Sie werden also auch Ihre Kinder, Ihre Lehrlinge, Ihre Gesellen, Ihre Knechte und Mägde, Ihre Arbeiter, Ihre Tagelöhner, Ihre Dienstboten, Ihre Handlungsdiener, Ihre Commis, Ihre Factoren, Ihre Buchhalter, Ihre Cassirer, Ihre Schreiber, Ihre Bedienten, Ihre Kutscher, Ihre Jäger, Ihre Gärtner, Ihre Hausknechte, Ihre Thürsteher, Ihre Wächter, Ihre Soldaten, Ihre Unteroffiziere, Ihre Officiere, Ihre Generale, Ihre Minister, Ihre Räthe, Ihre Secretäre, Ihre Canzleyverwandten, Ihre Canzler, Ihre Regenten, Ihre Vormünder, Ihre Pfleger, Ihre Curatoren, Ihre Aufseher, Ihre Verwalter, Ihre Rentmeister, Ihre Amtleute, Ihre Schultheißen, Ihre Richter, Ihre Advocaten, Ihre Notarien, Ihre Gerichtsdiener, Ihre Gefängnißwärter, Ihre Scharfrichter, Ihre Abdecker, Ihre Bettelvögte, Ihre Armenpfleger, Ihre Armenärzte, Ihre Armenwundärzte, Ihre Armenapotheker, Ihre Armenhebammen, Ihre Armenkrankenwärter, Ihre Armenbegräbnißmänner, Ihre Armenbegräbnißgräber, Ihre Armenbegräbnißgräberknechte, Ihre Armenbegräbnißgräberknechtsknechte, Ihre Armenbegräbnißgräberknechtsknechtsknechte, Ihre Armenbegräbnißgräberknechtsknechtsknechtsknechte, Ihre Armenbegräbnißgräberknechtsknechtsknechtsknechtsknechte, Ihre Armenbegräbnißgräberknechtsknechtsknechtsknechtsknechtsknechte, Ihre Armenbegräbnißgräberknechtsknechtsknechtsknechtsknechtsknechtsknechte, Ihre Armenbegräbnißgräberknechtsknechtsknechtsknechtsknechtsknechtsknechtsknechte, Ihre Armenbegräbnißgräberknechtsknechtsknechtsknechtsknechtsknechtsknechtsknechtsknechte, Ihre Armenbegräbnißgräberknechtsknechtsknechtsknechtsknechtsknechtsknechtsknechtsknechtsknechte, Ihre Armenbegräbnißgräberknechtsknechtsknechtsknechtsknechtsknechtsknechtsknechtsknechtsknechtsknechte, Ihre Armenbegräbnißgräberknechtsknechtsknechtsknechtsknechtsknechtsknechtsknechtsknechtsknechtsknechtsknechte, Ihre Armenbegräbnißgräberknechtsknechtsknechtsknechtsknechtsknechtsknechtsknechtsknechtsknechtsknechtsknechtsknechte, Ihre Armenbegräbnißgräberknechtsknechtsknechtsknechtsknechtsknechtsknechtsknechtsknechtsknechtsknechtsknechtsknechtsknechte, Ihre Armenbegräbnißgräberknechtsknechtsknechtsknechtsknechtsknechtsknechtsknechtsknechtsknechtsknechtsknechtsknechtsknechtsknechte, Ihre Armenbegräbnißgräberknechtsknechtsknechtsknechtsknechtsknechtsknechtsknechtsknechtsknechtsknechtsknechtsknechtsknechtsknechtsknechte, Ihre Armenbegräbnißgräberknechtsknechtsknechtsknechtsknechtsknechtsknechtsknechtsknechtsknechtsknechtsknechtsknechtsknechtsknechtsknechtsknechte, Ihre Armenbegräbnißgräberknechtsknechtsknechtsknechtsknechtsknechtsknechtsknechtsknechtsknechtsknechtsknechtsknechtsknechtsknechtsknechtsknechtsknechte, Ihre Armenbegräbnißgräberknechtsknechtsknechtsknechtsknechtsknechtsknechtsknechtsknechtsknechtsknechtsknechtsknechtsknechtsknechtsknechtsknechtsknechtsknechte, Ihre Armenbegräbnißgräberknechtsknechtsknechtsknechtsknechtsknechtsknechtsknechtsknechtsknechtsknechtsknechtsknechtsknechtsknechtsknechtsknechtsknechtsknechtsknechte, Ihre Armenbegräbnißgräberknechtsknechte, Ihre Armenbegräbnißgräberknechtsknechte, Ihre Armenbegräbnißgräberknechtsknechte, Ihre Armenbegräbnißgräberknechtsknechte, Ihre Armenbegräbnißgräberknechtsknechte, Ihre Armenbegräbnißgräberknechtsknechte, Ihre Armenbegräbnißgräberknechtsknechte, Ihre Armenbegräbnißgräberknechtsknechte, Ihre Armenbegräbnißgräberknechtsknechte, Ihre Armenbegräbnißgräberknechtsknechte, Ihre Armenbegräbnißgräberknechtsknechte, Ihre Armenbegräbnißgräberknechtsknechte, Ihre Armenbegräbnißgräberknechtsknechte, Ihre Armenbegräbnißgräberknechtsknechte, Ihre Armenbegräbnißgräberknechtsknechte, Ihre Armenbegräbnißgräberknechtsknechte, Ihre Armenbegräbnißgräberknechtsknechte, Ihre Armenbegräbnißgräberknechtsknechte, Ihre Armenbegräbnißgräberknechtsknechte, Ihre Armenbegräbnißgräberknechtsknechte, Ihre Armenbegräbnißgräberknechtsknechte, Ihre Armenbegräbnißgräberknechtsknechte, Ihre Armenbegräbnißgräberknechtsknechte, Ihre Armenbegräbnißgräberknechtsknechte, Ihre Armenbegräbnißgräberknechtsknechte, Ihre Armenbegräbnißgräberknechtsknechte, Ihre Armenbegräbnißgräberknechtsknechte, Ihre Armenbegräbnißgräberknechtsknechte, Ihre Armenbegräbnißgräberknechtsknechte, Ihre Armenbegräbnißgräberknechtsknechte, Ihre Armenbegräbnißgräberknechtsknechte, Ihre Armenbegräbnißgräberknechtsknechte, Ihre Armenbegräbnißgräberknechtsknechte, Ihre Armenbegräbnißgräberknechtsknechte, Ihre Armenbegräbnißgräberknechtsknechte, Ihre Armenbegräbnißgräberknechts

Bild der Schlacht bei Sedan. Von Peter Hey. Mit Text. Verlag Ludwig Auer, Donauwörth. Preis 1 M.

Der Künstler hat sich die Aufgabe gestellt, die Schlacht bei Sedan in einem Bilde darzustellen. Er hat sich dabei für den Moment entschieden, wo Napoleon III. mit seinem Gefolge dem Könige Wilhelm I. entgegenreitet, um ihm seine Waffen zu übergeben. Das Bild ist in seinen Einzelheiten sehr sorgfältig ausgeführt. Es ist ein Gemälde, das sich für Schulen und Familien gut eignet.

Die Kaiserin Augusta. Von Peter Hey. Mit Text. Verlag Ludwig Auer, Donauwörth. Preis 1 M.

Dieses Bild ist ein Seitenstück zu dem Bilde der Schlacht bei Sedan. Es stellt die Kaiserin Augusta dar, wie sie in Berlin die Siegesnachricht von Sedan empfängt. Auch dieses Bild ist sehr sorgfältig ausgeführt und eignet sich für Schulen und Familien.

Die Kaiserproklamation. Von Peter Hey. Mit Text. Verlag Ludwig Auer, Donauwörth. Preis 1 M.

Dieses Bild ist ein Seitenstück zu dem Bilde der Schlacht bei Sedan. Es stellt die Kaiserproklamation dar, wie sie im Spiegelsaale zu Versailles vor sich geht. Auch dieses Bild ist sehr sorgfältig ausgeführt und eignet sich für Schulen und Familien.

Die Kaiserproklamation. Von Peter Hey. Mit Text. Verlag Ludwig Auer, Donauwörth. Preis 1 M.

Dieses Bild ist ein Seitenstück zu dem Bilde der Schlacht bei Sedan. Es stellt die Kaiserproklamation dar, wie sie im Spiegelsaale zu Versailles vor sich geht. Auch dieses Bild ist sehr sorgfältig ausgeführt und eignet sich für Schulen und Familien.

des Nachlasses in Aussicht gestellt ist, eine vollständiger begründete Würdigung werden finden können. Nur das Eine erlauben wir uns: den Wunsch auszusprechen, daß der Inhalt dieser „historisch-kritischen Einleitung" eine sorgfältige Beachtung und Beherzigung finden möge bei den Forschern der Mythologie, denen der Verfasser durch seine Darstellung Sorge getragen hat, ihn vollkommen zugänglich zu machen, auch ohne alles nähere Eingehen auf die Fragen systematischer Philosophie, welche die Philologen und Alterthumsforscher sich bekanntlich gern wie alle Empiriker soweit als möglich vom Leibe halten. Insbesondere auf den Gebieten des griechisch-römischen und des nordischen Alterthums (auf dem des morgenländischen scheint dies, soviel Referent hat bemerken können, nicht ganz in gleichem Grade der Fall zu sein), ist die Bearbeitung der Mythologie gerade jetzt wieder, seitdem man die Wege Creuzer's und anderer aus der Schule der Romantiker hervorgegangenen Mythologen verlassen hat, die freilich durch ihre historische Akrisie starke Blößen gaben, im Begriff zurückzusinken in den plattesten, trivialsten Naturalismus der Deutung und Auslegung. (Ein Beispiel hiervon, welches um so betrübender ist, je hervorstechender die Verdienste dieses Werkes sind, nicht blos in der Zusammenstellung des mythologischen Stoffs, sondern auch in dem lebendigen Sinne für die Poesie dieses Stoffs, gibt die neuerlich hervorgetretene Darstellung der griechischen Mythologie von L. Preller.) Schelling's vorliegende Abhandlung, was man auch gegen manche ihrer einzelnen Behauptungen einwenden möge, eignet sich doch durch die Macht und Tiefe ihrer Grundideen, sowie durch die Klarheit und eindringende Schärfe ihrer Ausführung in einem Grade wie nicht leicht eine vorhandene ähnliche Schrift dazu, Allen, die gegen das Verständniß höherer Dinge nicht gänzlich verschlossen sind, wenigstens die allgemeine Wahrheit zum Bewußtsein zu bringen und ans Herz zu legen, daß alle Mythologie, die zu irgendeiner Zeit oder unter irgendeinem Volke zum Gegenstand eines religiösen Glaubens geworden ist, irgendwie einen Gehalt von wirklich religiöser Bedeutung haben, irgendwie, mit andern Worten, aus religiöser Erfahrung hervorgegangen sein muß. Wer gegen diese Wahrheit sich nicht verschließt, der wird unmöglich bei jener Behandlung der Mythologie sich beruhigen können, deren neuerdings wieder die Gelehrten dieses Fachs sich befleißigen und sie als einen Fortschritt der Wissenschaft über den Standpunkt Creuzer's hinaus anzupreisen nicht müde werden.

Wenden wir jetzt von dem ersten Buche des vorliegenden Werks unsere Blicke auf das zweite, so fällt uns beim ersten Anblick die lockere Verbindung auf, in welche der Inhalt desselben mit dem Inhalte des ersten gebracht und unter den Gesichtspunkt einer philosophischen Einleitung in die Philosophie der Mythologie gestellt ist. Da der Verfasser seinerseits kaum einen Versuch macht, dieselbe zu rechtfertigen, sondern vom ersten Anfange dieses zweiten Buchs an so gut wie alle directe Rückbeziehung auf den Inhalt des ersten Buchs fallen läßt, so möchten wir die Vermuthung wagen, daß sie für ihn selbst vielleicht nur die Geltung einer provisorischen gehabt und daß er sich vorbehalten haben könne, bei der letzten an die Darstellung dieses zweiten Buchs zu legenden Hand diese Verbindung aufzulösen und einen angemessenern Weg der Einführung seines Inhalts aufzufinden. Daß nämlich diese letzte Hand der Darstellung, wie sie vorliegt, annoch fehlt, bemerkt das Vorwort des Herausgebers ausdrücklich und würde auch ohnedies dem Leser leicht bemerkbar geworden sein. Dieses zweite Buch ist ein Werk erst der letzten Lebensjahre des Verfassers: „das Jüngste, was Schelling geschrieben, an dem er nach dem Willen Gottes abbrechen sollte, ohne noch die letzte Hand daran gelegt zu haben." Die Darstellung der „reinen Vernunftwissenschaft" hatte, so werden wir weiter belehrt, dem Verewigten, nachdem er die positive Philosophie ausgearbeitet, gar sehr am Herzen gelegen. Einzelne Bruchstücke derselben hatte er in besondern Vorträgen der berliner Akademie der Wissenschaften mitgetheilt. Diese sind jetzt, mit Ausnahme einer einzigen, die am Schlusse als Anhang beigefügt ist, vom Verfasser selbst dem Zusammenhange des vorliegenden Werks einverleibt. Auf die Vollendung dieses Werks aber war die Veröffentlichung alles Uebrigen ausgesetzt geblieben. Dieser Umstand zeigt wol besonders deutlich, wie viel Werth Schelling auf das Verhältniß dieses Theils seiner Philosophie zu den übrigen gelegt hat, und wie wenig es in seinem Sinne gelegen haben kann, denselben auch endabschließlich, sowie hier der Fall ist, nur als Episode in der Einleitung zu einer besondern Disciplin zu behandeln. So wird es denn auch für uns das Angemessene sein, jene zufällige Verbindung der rein rationalen oder, wie er es auch ausdrückt, negativen Philosophie, die Schelling in diesem Buche zu geben unternommen hat, mit der Einleitung in die Philosophie der Mythologie ganz auf sich beruhen zu lassen und ihren Inhalt in der Selbständigkeit und Beziehung auf das Ganze der Philosophie, die er für sich in Anspruch nimmt, ins Auge zu fassen.

Der philosophische Entwickelungsgang von Schelling's Geiste, wie wir ihn eben darlegten, könnte vielleicht erwarten lassen, daß er, nachdem jener Umschwung in ihm erfolgt war, welcher ihn in Dem, was er früher als das Ganze der philosophischen Wissenschaft betrachtet hatte, jetzt nur einen Theil derselben erkennen ließ, zunächst die durch den veränderten Gesichtspunkt nothwendig gewordene Umgestaltung dieses Theils zum Augenmerk seiner wissenschaftlichen Arbeit gemacht haben werde. Es darf uns jedoch nicht allzu sehr überraschen, wenn wir von dieser Voraussetzung das Gegentheil eintreten sehen. Bereits die Abhandlung über das Wesen der Freiheit war ganz dem Positiven zugewandt, welches dem Absoluten der reinen Vernunft gegenüber als ein Neugefundenes gelten durfte. Erst ganz am Schlusse derselben sehen wir, wenn auch als den „höchsten Punkt" der Untersuchung bezeichnet, den Begriff des „Urgrundes oder Ungrundes" eintreten, in welchem wir jenes Ab-

solute, das alleinige Princip der frühern „Identitätsphilosophie", wiedererkennen. Dem entspricht nun die hierauf eintretende Hinwendung zur geschichtlichen Auffassung jenes übervernünftig Thatsächlichen, dessen Entwickelung fortan den Inhalt der „positiven Philosophie" bilden sollte, zur philosophischen Mythologie und Offenbarungsphilosophie. Geraume Zeit hindurch scheint Schelling einzig damit beschäftigt geblieben zu sein, in Studien dieser Richtung sich des Besitzes dieser neugewonnenen Anschauungen zu versichern, das Vernunftabsolute dabei nur als sozusagen selbstverständliche Voraussetzung im Hintergrunde haltend und demselben höchstens in einleitenden Betrachtungen und kritischen Rückblicken auf frühere Philosopheme eine indirecte und gelegentliche, nie aber eine directe und ausdrückliche Beachtung widmend. Ob er in dieser Zeit wirklich der Meinung gewesen sei, daß es einer ausdrücklichen Wissenschaft des rein Rationalen gar nicht bedürfe, daß die „positive Philosophie" sich selbst genüge und, in ähnlicher Weise wie, nach Spinoza, das Licht sich selbst und das Dunkel, so mit sich selbst zugleich jenen negativen Hintergrund ihrer selbst offenbare, lassen wir dahingestellt.*) Wie aber dem auch sei, das Bedürfniß, der Darstellung seiner positiven Philosophie einen Unterbau zu geben in der ausdrücklichen Darstellung auch der „negativen", hat sich ihm durch die erstere herausgestellt; es hat ihn, wie der Herausgeber es ausdrückt, „im Alter zu dem System seiner Jugend zurückgeführt, zu dem System, das in seinen Augen zu keiner Zeit abgethan, vielmehr neu zu erstehen und erst seinen wahren Werth als Voraussetzung jener zweiten Philosophie zu erhalten bestimmt war". Und so gibt sich denn dieser zweite Haupttheil des vorliegenden Bandes im Wesentlichen für das hier Angedeutete, für eine Reproduction des „Identitätssystems" von dem Standpunkt und für den Standpunkt, auf welchem dieses System nicht als das Ganze, sondern nur als die allgemeine rein rationale Grundlage der Philosophie begriffen wird.

Um nun über das hier Gegebene in möglichster Kürze zugleich eine Uebersicht und ein Urtheil zu gewinnen, halten wir für das Dienlichste, von hinten anzufangen; von dem Aufsatze „Ueber die Quelle der ewigen Wahrheiten", der einzigen unter jenen akademischen Abhandlungen, welche, von dem übrigen Zusammenhange der Darstellung abgetrennt, am Schlusse abgedruckt worden ist. Der Ausdruck „ewige Wahrheiten" (veritates aeternae s. necessariae) wird hier in seinem historischen Sinne genommen, in dem Sinne, in welchem dieser Begriff sich, was Schelling, der sich hauptsächlich an Leibniz hält und nur im Vorübergehen der Scholastiker gedenkt, zu bemerken unterlassen hat, auf Augustinus zurückführt, welcher seinerseits damit an die Platonische Ideenlehre anknüpft. Mit Recht hebt Schelling vor allem den Zusammenhang hervor, in welchem dieser Begriff mit dem Grundsatze steht, daß die Wesenheiten aller Dinge ewig sind (essentias rerum esse aeternas), sowie auch, daß unter „Wesenheit" hier im Gegensatze der Existenz oder Wirklichkeit die Möglichkeit der Dinge verstanden wird. Für diese Möglichkeit also wird von den theistischen Denkern, die den Begriff ewiger Wahrheiten aufstellen, eine von dem göttlichen Willen, der Quelle aller Wirklichkeit, unabhängige Quelle angenommen: das göttliche Wesen von denjenigen Scholastikern, die mit Thomas von Aquino an dem Begriff einer Mittheilbarkeit dieses Wesens keinen Anstoß nehmen, eine auch von dem göttlichen Wesen noch unabhängige Möglichkeit der Dinge von den Scotisten. Daß die wahre Quelle in dem göttlichen Verstande zu suchen sei, ist nicht erst ein auf Anlaß des Streits zwischen Descartes und Bayle, wie Schelling irrthümlich annimmt, von Leibniz gefundener Ausweg, sondern eben darauf beruht die auch den Scholastikern überall geläufige Theorie des Augustinus, die wir bei dem alten Kirchenlehrer ausführlicher noch und mit mehr methodisch eindringender Speculation entwickelt finden als bei Leibniz. Die Lehre, daß aus der göttlichen Vernunft (unter intellectus denkt Augustinus offenbar Dasselbe, was Leibniz unter entendement) die Möglichkeiten der Dinge mit unbedingter Nothwendigkeit, aus dem göttlichen Willen aber ihr wirkliches Dasein mit der Zufälligkeit sich herschreibt, die von dem Begriffe des freien Willens unabtrennlich ist, diese Lehre ist ganz und ungetheilt die des Augustinus. Weshalb ihm dieser Ausdruck nicht genügt, sagt uns Schelling eigentlich nicht. Er kommt mit einer raschen Wendung auf jene Fassung zurück, die er zuvor als die Scotistische angeführt hatte, und bezeichnet die „reine Möglichkeit", den Inbegriff der „ewigen Wahrheiten" als ein Etwas (ein „nescio quod") ursprünglich unterschieden von Gott, von dem aber Gott gleich durch den ersten Act seines Seins, durch sein reines Sein, das an und für sich lautere Wirklichkeit ist, ohne irgendeinen Beisatz von Potenz oder Möglichkeit, so zu sagen Besitz ergreift, — daß er jenes für sich selbst Nichtseiende ist und so demselben zu einer Wirklichkeit verhilft, deren die reine Möglichkeit, das Absolute der reinen Vernunft, ohne Gott entbehren würde. In diesem Begriffe Gottes als des ursprünglichen Daß, des actus purus, der als solcher zugleich das ens universale, der Inbegriff aller Möglichkeiten ist, glaubt Schelling das Kant'sche „Ideal der reinen Vernunft" wiederzufinden (vgl. die dem vorangehenden Zusammenhange einverleibte Abhandlung über diesen Begriff, S. 282 fg.), wobei er jedoch unterlassen hat, jene ältere Abhandlung Kant's (den „Einzig möglichen Beweisgrund zu einer Demonstration des Daseins Gottes") zu beachten, in welcher dieser Denker den hier ausgesprochenen Ideen seines Nachfolgers ungleich nähergetreten ist als später in der Vernunftkritik.

*) Daß eine zeitlang in Schelling's philosophischen Vorträgen das Element der Vernunftwahrheit und Vernunftnothwendigkeit mehr, als es eigentlich in seinem Sinne lag, zurückgetreten sein muß, dafür scheinen Auffassungen der Art wie z. B. in Stahl's „Rechtsphilosophie" zu zeugen, die sich in erster Auflage mit großer Zuversicht auf Schelling beruft, aber dabei eine Lehre aufstellt, in der wir höchstens die eine Seite der Schelling'schen wiedererkennen.

Nach dieſem Ergebniſſe der Schlußabhandlung ſtellt ſich uns das Verhältniß der Aufgabe, welche Schelling dem negativen oder rein rationalen Theile ſeiner Philoſophie geſetzt hat, auf eine ebenſo klare als einfache Weiſe heraus. Die Aufgabe iſt eben dieſe: den Inhalt der ewigen Wahrheiten in methodiſcher und dadurch erſchöpfender Weiſe zu ermitteln. Es hat ſeine Richtigkeit, daß bei allen jenen Philoſophen, bei denen ſoviel von ewigen Wahrheiten die Rede iſt, von Auguſtinus an bis auf Leibniz herab, doch nie der Verſuch zu ihrer methodiſchen Entwickelung gemacht worden iſt. Es hat ferner ſeine Richtigkeit, daß von der nachfolgenden Philoſophie in Schelling's gegenwärtigem Sinne, alſo direct und ausdrücklich, ſolcher Verſuch gar nicht gemacht werden konnte, aus dem Grunde nicht, weil dieſer Philoſophie (einen vorübergehenden Moment der Kant'ſchen, der eben durch die vorhin angeführte Abhandlung bezeichnet wird, vielleicht ausgenommen) das Bewußtſein über die Bedeutung des Begriffs der ewigen Wahrheiten und über ſein Verhältniß zu dem eigentlich poſitiven Erkenntnißinhalte abhanden gekommen war. Die Wahrheit dieſes Verhältniſſes vorausgeſetzt (in deren Anerkennung Referent mit Schelling übereinſtimmt), konnte alſo Schelling mit gutem Recht das Bewußtſein hegen, hier zum erſten male mit klarer Einſicht und ſcharfer Abgrenzung der Philoſophie eine Aufgabe geſtellt zu haben, deren Löſung zwar nicht die letzte und höchſte philoſophiſche Erkenntniß oder Wiſſenſchaft ſelbſt iſt, wol aber eine nothwendige Vorbedingung ſolcher Erkenntniß oder Vorausſetzung ſolcher Wiſſenſchaft. Unbeſchadet dieſes Bewußtſeins finden wir ihn jedoch durch die ganze vorliegende Darſtellung hindurch auf das ämſigſte beſtrebt, ſowol für das methodologiſche Princip als auch für die einzelnen Momente und Stadien dieſer Ausführung Anknüpfungspunkte aufzufinden in der frühern Philoſophie, beſonders in der des Alterthums. Ja es begegnet ihm zu wiederholten malen, daß er geradezu Erörterungen über gewiſſe nicht immer mit der erfoderlichen hiſtoriſchen Genauigkeit von ihm aufgefaßte Philoſopheme des Ariſtoteles und Anderer, in denen er eine Verwandtſchaft mit den ſeinigen zu erblicken meint, an die Stelle einer ſelbſtändigen Entwickelung ſeiner eigenen Philoſopheme ſetzt. Auch in dieſem Verfahren würden wir, wenn es mit einem vollſtändigen Ueberblick über den wirklichen Entwickelungsgang der Philoſophie und mit eindringender Erkenntniß der jedesmal herbeigezogenen Materialien geübt würde, mit Freuden ein großartiges Bewußtſein anerkennen über den lebendigen, organiſchen Zuſammenhang dieſer jüngſten Phaſe der philoſophiſchen Speculation, welche von dem Denker ſelbſt herbeigeführt worden iſt, den wir in dieſer Weiſe von einem überlegenen Standpunkte auf ſeine Vorgänger zurückblicken ſehen, mit der ſpeculativen Geſammtarbeit der vorangehenden Jahrhunderte. Allein wir müſſen bekennen, daß wir jene Eigenſchaften, ohne deren Vollbeſitz ein hiſtoriſches Philoſophiren, ein Einhergehen in hiſtoriſchen Erörterungen da, wo man eine ſelbſtändige Gedankenentwickelung erwartet, mehr eine Schwäche verräth, als von einer Stärke zeugt, allzu ſehr an der vorliegenden Darſtellung vermiſſen, als daß wir uns in jener Anerkennung nicht geſtört finden ſollten. Die Beſchäftigung mit dem reichhaltig herbeigezogenen, aber auch wenn, was hin und wieder, aber nicht überall der Fall iſt, glücklich ausgewählten, doch nur zu oft unzureichend verſtandenen oder gewaltſam behandelten Material macht im Ganzen mehr den Eindruck einer Nothhülfe, um die Mängel der eigentlichen Ausführung zu verdecken oder über die Schwierigkeit des Fortgangs hinwegzukommen, als daß wir uns zu der erwähnten günſtigern Deutung ſolchen Verfahrens mit Ueberzeugung bekennen könnten. Wir ſtehen nicht an, es gleich hier auszuſprechen, daß es nach unſerm Urtheil Schelling nicht gelungen iſt, den Weg einer echt methodiſchen Entwickelung der „ewigen Wahrheiten" aufzufinden und die Aufgabe mit wiſſenſchaftlicher Gründlichkeit zu löſen, die er mit einer Energie und Klarheit des ſpeculativen Bewußtſeins, der wir unſere volle Anerkennung keineswegs verſagen, ſeiner gegenwärtigen Darſtellung geſtellt hat.

Sogleich an der Stelle, wo es ſich um das Problem der Auffindung eines allgemeinen methodologiſchen Princips für die Entwickelung der reinen Vernunftwiſſenſchaft handelt, ſehen wir Schelling anknüpfen an den Gedanken eines alten Philoſophen, dem er zu dieſem Behuf eine näher eingehende Betrachtung widmet. Und zwar iſt in dieſem Falle die Wahl dieſes Gedankens eine ſehr glückliche. Es iſt der Ausſpruch Plato's am Schluſſe des ſechsten Buchs der „Republik" über einen doppelten Weg der reinen Vernunfterkenntniß, deſſen Scheidepunkt die Grundbegriffe und Axiome der Mathematik bezeichnen, den einen von dieſem Punkte abwärts, der zur mathematiſchen, den einen von eben dieſem Punkte aufwärts, nach Wahrheiten von noch allgemeinerer und univerſellerer Bedeutung, in denen auch die Grundwahrheiten der Mathematik nur als Folgerungen inbegriffen ſind, der zur philoſophiſchen, zur rein ſpeculativen oder, wie wir ſagen würden, metaphyſiſchen Erkenntniß führt; der letztere wird eben dort als der Weg der Dialektik bezeichnet. *) Aber ſeine Behandlung dieſer in der That überaus merkwürdigen und lehrreichen Stelle iſt eine ſehr mangelhafte. Sie muß umſomehr dies bleiben, je weniger der Verfaſſer ſich die Mühe nimmt, auf ihren Zuſammenhang, welcher doch im nachfolgenden ſiebenten Buche umſtändlich entwickelt wird, näher einzugehen. Was ſollen wir dazu ſagen, wenn Schelling ſich mit der Frage abquält, worin denn jene „Vorausſetzungen"

*) Referent, welcher in verſchiedenen ſeiner Schriften dieſe Stelle zu ähnlichen Zwecken wie hier Schelling angeführt hat, hat in ſeinen Anmerkungen zu den Büchern des Ariſtoteles „Von der Seele" (Leipz. 1829, S. 125 fg.) aus dieſer Stelle in Verbindung mit den Andeutungen, die wir über die mündliche Lehre des Plato in ſo reichlicher Menge bei Ariſtoteles finden, Folgerungen gezogen in Bezug auf den wahrſcheinlichen Inhalt und Entwickelungsgang dieſer Lehre, wo denen er nur zu bedauern hat, daß ſie von Geſchichtsforſchern und Geſchichtſchreibern der Philoſophie des Alterthums ſo wenig beachtet worden ſind.

Schlesien haben wollen, und dem Wiener Kongreß, der sich in Sachen der Polnischen Frage nicht einigen konnte, ist es nicht gelungen, eine Lösung zu finden, die allen Teilen gerecht wurde. Die Polnische Frage ist also eine Frage, die sich auf die Geschichte Polens bezieht, und die sich auf die Geschichte Polens bezieht, ist eine Frage, die sich auf die Geschichte Europas bezieht. Die Polnische Frage ist also eine Frage, die sich auf die Geschichte Europas bezieht.

Die Polnische Frage ist also eine Frage, die sich auf die Geschichte Europas bezieht. Die Polnische Frage ist also

Können, das Subject, als ein Nichtsein, das Sein, das Object, als ein Nichtkönnen. Da aber beide Begriffe dennoch nothwendig zueinander gehören, der eine nicht ohne den andern zu denken ist, so muß die Nothwendigkeit ihres Zusammenhangs sich in einem dritten Begriffe ausdrücken, der weder der eine noch der andere und doch zugleich der eine und der andere ist. Dieser Begriff ist das von beiden ausgeschlossene, aber eben in diesem Ausschließen nicht verneinte, sondern bejahte Dritte. In ihm erschöpft der Begriff der reinen Möglichkeit sich dergestalt, daß kein weiterer Fortgang innerhalb desselben (obwol allerdings ein Fortgang über ihn hinaus) denkbar ist. Die Welt der reinen Vernunft, die Welt der reinen Denk- und Daseinsmöglichkeit, ist ein streng in sich geschlossenes Universum; aber sie ist nur dadurch, daß von außen (Θύραθεν nach einem auch von Schelling angeführten Ausdrucke des Aristoteles, welcher dort aber nur auf das Verhältniß des geistigen Princips zum sinnlichen oder seelischen im Menschen bezogen wird) zu ihr hinzutritt und von ihr Besitz ergreift. So wird sie, in dieses höhere Princip, in den actus purus der Gottheit aufgenommen, zur Möglichkeit eines Andern, eines Außergöttlichen, einer Welt in Gott, und so gestaltet sich die reine Vernunftwissenschaft zur Wissenschaft von dem reinen Was der Welt, in ihrem Unterschiede von der Gottheit, von welcher solchem Was gegenüber nur das reine Daß prädicirt werden kann.

Ehe wir zur Bezeichnung des weitern Inhalts übergehen, den Schelling für seine rationale Philosophie durch die Betrachtung dieses Was zu gewinnen sucht, welches (wie die Formel an und für sich selbst noch nicht) die Voraussetzung des Daß (aber nur die begriffliche, nicht die factische) bereits zum Hintergrunde hat, wird es angemessen sein, noch ein mal ausdrücklich die Frage aufzuwerfen: was es denn eigentlich ist, das Schelling zur Aufstellung jener wunderlichen Formel veranlaßt haben kann, die er in der That auf eine Weise handhabt, wodurch Manche sich an den Gebrauch von Zauberformeln zur Hebung verborgener Schätze erinnert finden werden. Ich antworte und glaube der Sache nach diese Antwort schon im Obigen gegeben zu haben: es ist die Verwechselung des Begriffs einer reinen oder absoluten, aller Wirklichkeit vorangehenden Möglichkeit mit solcher Möglichkeit selbst, mit dem Inhalte, welchen die Möglichkeit an und für sich, unabhängig von und vor allem wirklichen Dasein haben muß, wenn der Gedanke einer solchen Möglichkeit mehr sein soll als Das, wofür ihn der philosophische Realismus und Dogmatismus — unter solcher Voraussetzung nicht mit Unrecht — nimmt, mehr als ein lediglich subjectives Hirngespinnst, wenn er ein wahrer Gedanke, der Gedanke eben der „ewigen Wahrheit" sein soll. Einen Inhalt, offenbar hinausgehend über den nackten leeren Begriff des reinen Könnens oder der reinen Möglichkeit, haben von jeher die Philosophen, welche sich zu dem Begriffe der „ewigen Wahrheiten" bekannten, diesem Begriffe, haben sie also der absoluten Daseinsmöglichkeit als solcher — denn die ewigen Wahrheiten sind eben die absolute Möglichkeit des Daseins — zugeschrieben. Sind sie auch nicht selbst schon zu einer methodischen Entwickelung solchen Inhalts gelangt, so haben sie doch, wie wir vorhin an dem Beispiele des Augustinus zeigten, ein sicheres Bewußtsein über die Stelle, wo etwa jener Inhalt zu suchen ist, überall bethätigt. Schelling hat sich über den Standpunkt dieser Philosophen thatsächlich erhoben durch die erst von ihm, wie von keinem seiner Vorgänger, zu klarem Bewußtsein gebrachte Foderung einer Entwickelung dieses Inhalts durch inductive, dialektische Methode. Aber befangen, wie er es durch seine ganze philosophische Laufbahn hindurch geblieben ist, in einem allerdings genialen, aber doch nicht in der Weise, wie er sich dessen überredet hat, für die Lösung aller wissenschaftlichen Probleme ausreichenden Aperçu über die Bedeutung des Gegensatzes von Subjectiv und Objectiv als formalem Princip der Einheit des Absoluten, hat er auch hier gemeint, dem Begriffe der absoluten Daseinsmöglichkeit einen Inhalt abgewinnen zu können, einfach nur durch Nachweisung des auch in ihm enthaltenen Gegensatzes einer subjectiven und einer objectiven Seite und der nothwendigen Identität von beiden. Dürftig wie dieser Inhalt ist, konnte er ihm dennoch als Reichthum erscheinen, gegenüber der absoluten Inhaltlosigkeit jenes so verbreiteten Begriffs von reiner Möglichkeit, welcher die Bedeutung derselben auf den Satz des Widerspruchs in seiner vulgärsten Fassung zurückführt. Daß die neuere Philosophie gerade in denjenigen Partien ihrer Entwickelung durch und seit Kant, welche Schelling von dem ersten Anfang seiner Laufbahn an mit ungebührlicher Geringschätzung vernachlässigt hat (ich meine die rein logisch-metaphysischen, die mit Kant's Vernunftkritik beginnen und bisjetzt in Hegel's „Logik" und was sich an diese anschließt, gipfeln), ein reichhaltiges Material zur Lösung des Problems sich erobert hatte, allerdings ohne das Problem selbst sich in der Weise, wie jetzt Schelling, zum Bewußtsein zu bringen, das ist Schelling ebenso entgangen, wie ihm die Andeutungen der ältern Philosophie von Plato bis auf Leibniz zur Auffindung solchen Materials unbeachtet oder unverstanden geblieben sind. Und so blieb ihm denn auf seinem Standpunkt nichts übrig als eine so gewaltsame und erkünstelte Lösung, wie die neuerdings aufgestellte oder wieder hervorgesuchte Formel sie enthält, d. h. mit andern Worten als der Versuch, aus dem abstracten Begriffe der absoluten Möglichkeit die Vorstellung eines Inhalts dieser Möglichkeit, nach Kant's charakteristischem, gewiß in diesem Falle, wenn irgendwo, eine treffende Anwendung leidenden Ausdrucke, „herauszuklauben".

Indeß, wie schon bemerkt, die „rationale Philosophie" nach Schelling's Intention ist mit jener die Dreiheit der „Potenzen" im Vernunftabsoluten ausdrückenden Formel noch nicht zu Ende, sie soll vielmehr mit ihr nur erst beginnen. Die drei Potenzen der Formel sind an sich nichts Wirkliches, aber sie erhalten eine Wirklichkeit, sie erhalten die Bedeutung als „ewige Wahr-

Kraft und Macht über die Gemüther und so ist es auch mit der Kunst. Wenn sie nicht mehr Macht über die Gemüther hat, so ist sie todt. Und wenn sie todt ist, so ist sie todt, und wenn sie todt ist, so ist sie todt, und wenn sie todt ist, so ist sie todt,

unterſchieden von Dem, was die Potenzen an ſich oder als Prius der Gottheit ſind. Allein ſie motivirt ſich durch die damit verbundene Erläuterung, daß dieſe Wirklichkeit, die Wirklichkeit der „Ideenwelt", als deren Ort wir uns einen intelligibeln Raum und als deren Zeit wir uns die Ewigkeit denken ſollen, nicht die Welt unſerer Erfahrung, nicht alſo die Welt iſt, deren Anſchauung wir von dem Standpunkt unſerer gegenwärtigen menſchlichen Erkenntniß als Controle für die Ergebniſſe reiner Vernunftwiſſenſchaft zu benutzen in Stand geſetzt ſind. Dieſe letztere Welt, die gemeinhin ſogenannte reale, hat außer jener erſten, allem Andern zuvorkommenden Urthatſache des Daſeins der Gottheit noch eine zweite thatſächliche Vorausſetzung, und zwar eine ſolche, als deren Ort eben der Begriff der Seele, der Seele als Einheit der Potenzen in der Ideenwelt, zu bezeichnen iſt. Die Seele, während ſie ſich zu den Potenzen als Actus verhält, hat dagegen der Gottheit gegenüber die Beſtimmung, ſich als reine Potenz zu verhalten und Gott als den allein wahren Actus in ſich walten zu laſſen. Allein es liegt in ihrem idealen Weſen die Möglichkeit, auch Gott gegenüber ſich als ſelbſtändiger Actus zu ſetzen und zu behaupten. Von dieſer Möglichkeit müſſen wir annehmen, daß ſie, vor Entſtehung der empiriſch-realen Welt, in deren Mitte oder auf deren Gipfel der Menſch ſich befindet, durch den Willen der Seele zur That geworden iſt. Wir müſſen es annehmen, denn nur aus der Annahme eines ſolchen „urzufälligen" Wollens läßt die Beſchaffenheit der Welt, wie ſie unſerer Erfahrung vorliegt, ſich begreifen. Die Erklärung dieſer Beſchaffenheit ergibt nämlich ſich durch die fortgehende rein rationale Entwickelung des Begriffs jener Möglichkeit, von der angenommen wird, daß ſie zur That geworden iſt. Die Seele, durch jene unnatürliche Selbſterhebung aus ihrer wahren Daſeinsſphäre, der innern göttlichen, herausgeworfen, erleidet eine Hemmung ihrer freien Kraftentfaltung. Sie wird auf die niedern Daſeinsſtufen zurückgedrängt und erſcheint ſo als Materie, als ins Unendliche ſtrebende, aber eben ſo ins Unendliche gehemmte Ausdehnung, in der aber die darin gebundene, aber auch in der Gebundenheit nicht raſtende Idee die Phänomene der Körperlichkeit erzeugt.*) (Dies eben gibt den Anlaß zur Einſchaltung jener naturphiloſophiſchen, an den Begriff der drei Dimenſionen des Raums ſich knüpfenden Betrachtungen, deren wir vorhin gedachten.) Mit jenem erſten, zufällig wirklichen Wollen in der Seele, die eben durch jenes Wollen zur individuellen wird, iſt ferner „eine unendliche Möglichkeit anderer, gleichberechtigter, ebenfalls individueller Seelen geſetzt, an welche je nach vorbeſtimmter Ordnung und nach der jeder zukommenden Stelle die Reihe des Wollens, d. h. des Actes kommt, durch den jede ſich ſelbſt und mit ſich die Welt aus der Idee ſetzt". Dadurch wird es „zur Wahrheit", „daß eines Jeden Ich — zwar nicht die abſolute Subſtanz iſt, denn dieſer voreilige Ausdruck Fichte's kann nicht für correct gelten, wol aber daß der unergründliche Act der Ichheit eines Jeden zugleich der Act iſt, durch den für ihn dieſe Welt — die Welt außer der Idee — geſetzt iſt". Dieſes Ergebniß, von Schelling als dasjenige bezeichnet, welches die lange, ſeit dem Alterthum andauernde Kriſis der philoſophiſchen Wiſſenſchaft beſchließt, iſt ſubjectiver Idealismus, der Idealismus in der Geſtalt, wie Kant ihn aufſtellt, Fichte, der ſich zwar durch das große Wort: „Dasjenige, deſſen Weſen und Sein blos darin beſteht, daß es ſich ſelbſt ſetzt; ſowie es ſich ſetzt, iſt es, und ſowie es iſt, ſetzt es ſich", eine unvergängliche Bedeutung in der Geſchichte der Philoſophie erworben, durch Leugnung der „Dinge an ſich", d. h. nach Schelling's gegenwärtiger Deutung, der Ideenwelt, ins Bodenloſe verkehrt hat, ſodaß Schelling in ſeiner frühern Periode ihm zu Hülfe kommen und durch Auffindung der inwohnenden Vernunft oder des intelligibeln Zuſammenhangs der Dinge einen objectiven Idealismus begründen mußte, welchen dann wieder ein hier nicht Genannter, aber deutlich Bezeichneter (Hegel) in ähnlicher Weiſe, wie früher Fichte den Kant'ſchen, verunſtaltet hat. Die Welt alſo, wie ſie durch jene Urthat das Ich begonnen, in jedem individuellen Ich mit deſſen Entſtehung von neuem geſetzt wird, die materielle, die irdiſche Welt (die Welt der Geſtirne ſoll nach S. 430 noch zur Ideenwelt gehören) iſt nach Schelling's gegenwärtiger Lehre in der That nur eine erſcheinende. Ihr gehört auch der Menſch nach der Seite an, nach welcher er Seele iſt; nur das Sichſelbſtſetzende in ihm, der Geiſt (der Ariſtoteliſche νοῦς ποιητικός), hat Anſpruch auf ewige Dauer und für ihn tritt, je nach ſeinem Verhältniß zur Gottheit, mit der Abtrennung von der ſinnlichen Seele die Alternative von Seligkeit oder Unſeligkeit ein. (Die Bemerkungen über Unſterblichkeit, die hier folgen, werden nach des Verfaſſers gegenwärtiger Gewohnheit wieder an etymologiſche, exegetiſche und mythologiſche Erörterungen geknüpft.)

Von dem idealiſtiſchen Standpunkte, den er in der hier angegebenen Motivirung zu behaupten ſich entſchloſſen zeigt, verheißt Schelling in der einundzwanzigſten Vorleſung, auch hier in Uebereinſtimmung nicht nur mit Baader, ſondern auch mit Hegel (man denke an des Letztern berühmt gewordenes Wort von dem „Lichtaufſchlag"), der Philoſophie einen Gewinn, von dem Manche wol mit Referenten der Meinung ſein werden, daß es mehr ein Gewinn für die alte theologiſche Orthodoxie als für die echte Speculation ſein würde. Es erſcheint ihm nämlich ſolcher Standpunkt als das Mittel, „das viele Grenzenloſe, das «bisjetzt noch» (ſollen wir etwa Richers und andere dieſem Ehrenmanne congeniale Geiſter herbeirufen, um es auch aus dieſen loszuwerden?) in den Naturwiſſenſchaften ſich findet, hinwegzuſchaffen und die ausſchweifenden Gedanken, in denen ganz beſonders die Menge ſich gefällt, in die dem Philoſophen

*) In dieſem Philoſophem über den Urſprung und das Weſen der räumlichen Materie trifft Schelling auf bemerkenswerthe Weiſe mit Baader zuſammen, den er aber auch hier keiner Erwähnung würdigt.

Gewalt über sie erlangt. Der arabische Dichter Ibn Hani († 973) sagt von ihm: „Er ist der Gebieter der Gebieter, und alle anderen sind Sklaven seiner Sklaven.“ Er war ein Mann von großer Tapferkeit und Kühnheit, aber auch von Grausamkeit und Wildheit. Er hatte sich in Ägypten, wo er 969 die Herrschaft der Ikschididen gestürzt hatte, eine Residenz gegründet, die er Kairo (al-Kahira, „die Siegreiche“) nannte. Er war ein Freund der Wissenschaften und Künste, und unter ihm erlebte Ägypten eine Blütezeit. Er starb 975 an einem Geschwür, das er sich durch Trinken von Schnee zugezogen hatte. Sein Sohn Nizar († 1021) folgte ihm unter dem Namen Aziz in der Herrschaft. Er war ein Freund der Christen und heiratete eine christliche Frau, die Schwester des Patriarchen von Jerusalem. Sein Sohn Hakim († 1021) war ein Wahnsinniger, der sich für eine Inkarnation Gottes hielt. Er ließ viele Christen und Juden töten und zerstörte die Grabeskirche in Jerusalem. Sein Sohn Zahir († 1036) folgte ihm unter dem Namen Mustansir

für die Menſchheit im Großen wie für den einzelnen Menſchen etwas Höheres gibt als das ſociale und politiſche Leben nur als ſolches, und daß die Ueberſchätzung des ſocialen und politiſchen Lebenselements, die ſich in den tonangebenden Tendenzen der Gegenwart auf mehrfache Weiſe kundgibt, in engem Zuſammenhange ſteht mit der Verkennung dieſes Höhern, mit der ſeit dem Zurücktreten des alten Glaubens vorwaltenden und auch durch die bisjetzt herrſchend gebliebene Philoſophie genährten Neigung des Zeitalters, das irdiſche Daſein für die einzige und letzte Daſeinsform des Menſchengeiſtes und den Menſchengeiſt für Eines und Daſſelbe mit dem Geiſte der Gottheit zu halten. Dabei aber können wir die abſtracte Trennung jener beiden Lebensſphären, der ſocial-politiſchen auf der einen und der religiöſen mit Einſchluß der wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen, auf die uns Schelling's Unterſcheidung einer rationalen und einer poſitiven oder theologiſchen Ethik hinzuführen ſcheint, auch nicht gutheißen. Auch das höchſte Ziel des Strebens, das „höchſte Gut", kann ſich dem ſtrebenden Menſchengeiſte nur in Geſtalt einer ſittlichen Lebensgemeinſchaft einverleiben; einer über die Grenzen dieſes irdiſchen Daſeins hinausreichenden allerdings, einer Gemeinſchaft der Art, wie ſie durch das auch von Schelling hier in Erinnerung gebrachte große Wort „Himmelreich" angedeutet wird, aber darum nicht einer ſolchen, zu welcher die irdiſchen Gemeinſchaften des Staats und der bürgerlichen Geſellſchaft in gar keiner ausdrücklichen Beziehung, in gar keinem poſitiven Verhältniſſe ſtehen dürften. Vielmehr die wahre, auf dem Wege der Geſchichte zu löſende Aufgabe der Menſchheit war von jeher und wird für immer bleiben dieſe, jene beiden Gemeinſchaften, die irdiſche und die überirdiſche, — die ſtaatliche und die kirchliche, — in lebendiger Verbindung miteinander und gegenſeitig durcheinander zu verwirklichen und ſich eben durch die immer ſteigende Vervollkommnung der niedern in die höhere hineinzuleben.

Es iſt wahr, die Lebensgemeinſchaft des Himmelreichs, die unſichtbare Kirche, iſt als völlig unabhängig zu denken nicht nur von jedem einzelnen Staate, ſondern auch von der menſchlichen Geſellſchaft im Großen und Ganzen. In der Behauptung ſolcher Unabhängigkeit gehen wir ſelbſt noch einen Schritt weiter als Schelling, da uns nicht wie dieſem Denker das menſchliche Geſchlecht als der alleinige Träger alles creatürlichen Geiſteslebens gilt. Allein es iſt ebenſo wahr, daß für den Menſchen, ſolange er dem natürlichen und geſchichtlichen Zuſammenhange des irdiſchen Daſeins angehört, jene höhere Lebensgemeinſchaft ſich durch die niedere, die in dieſer Welt ſteht und deren unmittelbare Zwecke ihr durch dieſe Welt, durch die ſinnliche Wirklichkeit als ſolche geſetzt ſind, auf poſitive, nicht blos auf negative Weiſe vermitteln muß. Der Staat, die bürgerliche Geſellſchaft, beide haben ihren wahren Gehalt und Werth eben darin, daß ſie ſich zu der überſinnlichen Wirklichkeit nicht als äußere Mittel nur, ſondern wie Leib zur Seele verhalten, daß ſie mit ihr in einer organiſchen Gemeinſchaft ſtehen. Dadurch eben gewinnt auch das Staatsleben eine Bedeutung als Selbſtzweck, und die Kräfte, welche auf ſeine Verwirklichung und Vervollkommnung verwandt werden, ſind für das Höhere nicht verloren, oder das Höhere nicht für ſie. Eben dadurch nun erhält auch die Foderung einer lebendigen, perſönlichen Betheiligung der Einzelnen oder der Völker im Großen am Staatsleben, die richtig verſtandene Foderung des verfaſſungsmäßigen Selfgovernment, eine höhere Weihe und Berechtigung, als Schelling ihr zugeſtehen will. Der Einzelne, indem er ſein Dichten und Trachten, ſein Denken und Thun dem Staatsleben zuwendet, wird eben dadurch, ſofern dieſes ſein Streben nur rechter Art iſt und im rechten Sinne erfolgt, der unſichtbaren ſittlichen Lebensgemeinſchaft keineswegs entfremdet, im Gegentheil er wird ihr gerade auch auf dieſem Wege einverleibt. Wir ſtellen nicht in Abrede, daß es auch noch andere Wege gibt, welche die Einzelnen directer noch und unmittelbarer dem höhern Lebensziele zuführen. Aber was die Völker im Ganzen betrifft, ſo ſcheint uns jedes Blatt der Geſchichte dafür zu zeugen, daß zwar nicht das Maß politiſcher Lebensthätigkeit ſelbſt, wol aber das lebendig gefühlte Bedürfniß einer ſolchen jederzeit der faſt untrügliche Gradmeſſer ihres Berufs und ihrer Empfänglichkeit auch für das geiſtig Höhere war, und daß nur erſtorbene oder im Erſterben begriffene Völker ſich zu einem politiſchen Quietismus der Art, wie der hier von Schelling empfohlene, bequemt haben.

Chriſtian Hermann Weiße.

Adolf Bube.

Ein Nachtrag zu der Anzeige von Putlitz' „Luana".

In den neulich in d. Bl. (Nr. 12) abgedruckten „Aeſthetiſchen Bedenken" glaubte ich darauf hinweiſen zu müſſen, zu welchem ſublimen Unſinn wir auf dem Weg der poetiſchen Naturſymbolik, wie die Kleinmeiſterei unſerer Tage dieſe verſteht, nothwendig gelangen müſſen. Gelegenheit dazu gab mir die „Luana" von Putlitz, ein Gedicht, in welchem der Verfaſſer Leben und Thaten der Mondſtrahlenjungfrau epiſch zu verklären beſtrebt iſt.

Dieſem Raffinement einer halb myſtiſchen, halb kindiſch tändelnden Naturanſchauung möchte ich nun in Adolf Bube*) einen Dichter gegenüberſtellen, der die Natur ebenfalls zu dem Hauptgegenſtand ſeiner Poeſie gemacht, ſie aber zu dem Zweck nicht zierlichſt verfeinert hat, um dieſelbe in berliner Theezirkeln zu dünnen Butterbröten mit Theewaſſer verzehren zu laſſen. Vielmehr ſchildert er die Natur in ihrer Größe, in ihrer Schönheit, lieblich oder ſchreckenerregend, jedenfalls aber als Natur und bringt dadurch auf jedes poetiſch geſtimmte Gemüth, dem die Blumengeiſter, Mondſcheinjungfrauen und all der neuromantiſche Naturſchwindel noch nicht den Geſchmack für das Einfache und Geſunde verdorben haben, einen der jedesmaligen Intention entſprechenden ſichern Erfolg hervor. Und doch begnügt er ſich nicht mit dem bloßen Abconterfeien der ihn umgebenden Natur — die gewöhnliche Klippe, an welcher die landſchaftliche Poeſie ſcheitert —, ſondern weiß durch geiſtige und gemüthliche Bezüge die Außenwelt unſerm Innern

*) Naturbilder. Gedichte von Adolf Bube. Dritte vermehrte Auflage. Gotha, Stollberg. 1856. 8. 5 Ngr.

Ausgabe, über die Verwendung derselben, und über die Art der Führung der Rechnungen, die Pflicht zur Ablegung der Rechnungen und die Verantwortlichkeit der Rechnungsführer.

Vom 26. Februar 1840.

Inhalt.

Abschnitt I. Von der Einnahme.
- Art. 1. Von den Einnahmsquellen.
- Art. 2. Von der Einnahmsberechnung.
- Art. 3. Von der Einnahmsanweisung.
- Art. 4. Von der Einnahmserhebung.
- Art. 5. Von der Einnahmsverrechnung.

Abschnitt II. Von der Ausgabe.
- Art. 1. Von der Ausgabsberechnung.
- Art. 2. Von der Ausgabsanweisung.
- Art. 3. Von der Ausgabsleistung.
- Art. 4. Von der Ausgabsverrechnung.

Abschnitt III. Von der Führung der Rechnungen.
- Art. 1. Von der Rechnungsführung.
- Art. 2. Von der Rechnungsablegung.
- Art. 3. Von der Rechnungsprüfung.
- Art. 4. Von der Verantwortlichkeit der Rechnungsführer.

Abschnitt IV. Von der Verwaltung des Stiftungsvermögens.

Abschnitt V. Von der Verwaltung des Kirchenvermögens.

Abschnitt VI. Von der Verwaltung des Pfründevermögens.

Abschnitt VII. Von der Verwaltung des Kirchenfondsvermögens.

Abschnitt VIII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbruderschaften.

Abschnitt IX. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt X. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt XI. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt XII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt XIII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt XIV. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt XV. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt XVI. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt XVII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt XVIII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt XIX. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt XX. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt XXI. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt XXII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt XXIII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt XXIV. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt XXV. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt XXVI. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt XXVII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt XXVIII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt XXIX. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt XXX. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt XXXI. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt XXXII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt XXXIII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt XXXIV. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt XXXV. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt XXXVI. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt XXXVII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt XXXVIII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt XXXIX. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt XL. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt XLI. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt XLII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt XLIII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt XLIV. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt XLV. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt XLVI. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt XLVII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt XLVIII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt XLIX. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt L. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt LI. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt LII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt LIII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt LIV. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt LV. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt LVI. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt LVII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt LVIII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt LIX. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt LX. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt LXI. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt LXII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt LXIII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt LXIV. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt LXV. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt LXVI. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt LXVII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt LXVIII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt LXIX. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt LXX. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt LXXI. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt LXXII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt LXXIII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt LXXIV. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt LXXV. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt LXXVI. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt LXXVII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt LXXVIII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt LXXIX. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt LXXX. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt LXXXI. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt LXXXII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt LXXXIII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt LXXXIV. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt LXXXV. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt LXXXVI. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt LXXXVII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt LXXXVIII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt LXXXIX. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt XC. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt XCI. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt XCII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt XCIII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt XCIV. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt XCV. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt XCVI. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt XCVII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt XCVIII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt XCIX. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt C. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CI. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CIII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CIV. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CV. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CVI. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CVII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CVIII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CIX. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CX. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CXI. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CXII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CXIII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CXIV. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CXV. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CXVI. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CXVII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CXVIII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CXIX. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CXX. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CXXI. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CXXII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CXXIII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CXXIV. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CXXV. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CXXVI. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CXXVII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CXXVIII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CXXIX. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CXXX. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CXXXI. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CXXXII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CXXXIII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CXXXIV. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CXXXV. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CXXXVI. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CXXXVII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CXXXVIII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CXXXIX. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CXL. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CXLI. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CXLII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CXLIII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CXLIV. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CXLV. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CXLVI. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CXLVII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CXLVIII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CXLIX. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CL. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CLI. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CLII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CLIII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CLIV. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CLV. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CLVI. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CLVII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CLVIII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CLIX. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CLX. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CLXI. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CLXII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CLXIII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CLXIV. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CLXV. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CLXVI. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CLXVII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CLXVIII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CLXIX. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CLXX. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CLXXI. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CLXXII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CLXXIII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CLXXIV. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CLXXV. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CLXXVI. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CLXXVII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CLXXVIII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CLXXIX. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CLXXX. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CLXXXI. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CLXXXII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CLXXXIII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CLXXXIV. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CLXXXV. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CLXXXVI. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CLXXXVII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CLXXXVIII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CLXXXIX. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CXC. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CXCI. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CXCII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CXCIII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CXCIV. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CXCV. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CXCVI. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CXCVII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CXCVIII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CXCIX. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CC. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCI. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCIII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCIV. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCV. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCVI. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCVII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCVIII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCIX. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCX. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCXI. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCXII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCXIII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCXIV. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCXV. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCXVI. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCXVII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCXVIII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCXIX. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCXX. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCXXI. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCXXII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCXXIII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCXXIV. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCXXV. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCXXVI. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCXXVII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCXXVIII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCXXIX. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCXXX. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCXXXI. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCXXXII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCXXXIII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCXXXIV. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCXXXV. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCXXXVI. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCXXXVII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCXXXVIII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCXXXIX. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCXL. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCXLI. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCXLII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCXLIII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCXLIV. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCXLV. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCXLVI. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCXLVII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCXLVIII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCXLIX. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCL. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCLI. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCLII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCLIII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCLIV. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCLV. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCLVI. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCLVII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCLVIII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCLIX. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCLX. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCLXI. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCLXII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCLXIII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCLXIV. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCLXV. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCLXVI. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCLXVII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCLXVIII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCLXIX. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCLXX. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCLXXI. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCLXXII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCLXXIII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCLXXIV. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCLXXV. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCLXXVI. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCLXXVII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCLXXVIII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCLXXIX. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCLXXX. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCLXXXI. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCLXXXII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCLXXXIII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCLXXXIV. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCLXXXV. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCLXXXVI. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCLXXXVII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCLXXXVIII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCLXXXIX. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCXC. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCXCI. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCXCII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCXCIII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCXCIV. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCXCV. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCXCVI. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCXCVII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCXCVIII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCXCIX. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCC. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCCI. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCCII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCCIII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCCIV. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCCV. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCCVI. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCCVII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCCVIII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCCIX. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCCX. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCCXI. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCCXII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCCXIII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCCXIV. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCCXV. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCCXVI. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCCXVII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCCXVIII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCCXIX. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCCXX. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCCXXI. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCCXXII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCCXXIII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCCXXIV. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCCXXV. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCCXXVI. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCCXXVII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCCXXVIII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCCXXIX. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCCXXX. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCCXXXI. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCCXXXII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCCXXXIII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCCXXXIV. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCCXXXV. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCCXXXVI. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCCXXXVII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCCXXXVIII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCCXXXIX. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCCXL. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCCXLI. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCCXLII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCCXLIII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCCXLIV. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCCXLV. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCCXLVI. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCCXLVII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCCXLVIII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCCXLIX. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCCL. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCCLI. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCCLII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCCLIII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCCLIV. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCCLV. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCCLVI. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCCLVII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCCLVIII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCCLIX. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCCLX. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCCLXI. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCCLXII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCCLXIII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCCLXIV. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCCLXV. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCCLXVI. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCCLXVII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCCLXVIII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCCLXIX. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCCLXX. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCCLXXI. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCCLXXII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCCLXXIII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCCLXXIV. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCCLXXV. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCCLXXVI. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCCLXXVII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCCLXXVIII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCCLXXIX. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCCLXXX. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCCLXXXI. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCCLXXXII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCCLXXXIII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCCLXXXIV. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCCLXXXV. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCCLXXXVI. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCCLXXXVII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCCLXXXVIII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCCLXXXIX. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCCXC. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCCXCI. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCCXCII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCCXCIII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCCXCIV. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCCXCV. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCCXCVI. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCCXCVII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCCXCVIII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CCCXCIX. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CD. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CDI. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CDII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CDIII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CDIV. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CDV. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CDVI. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CDVII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CDVIII. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CDIX. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CDX. Von der Verwaltung des Vermögens der Kirchenbauten.

Abschnitt CDXI. Von der Verwaltung des

In ihrer Schrift über Weimar zieht die pseudonyme Elisabeth Sangalli zuvörderst einen Vergleich zwischen dem classischen Weimar, welches der Vergangenheit, und dem modernen Weimar, welches der Gegenwart und vielleicht der Zukunft angehört. Sie erörtert dann die Bestrebungen des gegenwärtigen Großherzogs und Maria Paulowna's für eine freiere Geistesrichtung und für allgemeinere Bildung in Weimar und kommt dann, wie dies in Deutschland fast unausbleiblich zu sein scheint, in längerer Ausführung auf das Theater, auf Liszt's Verdienste um die Oper, namentlich aber auf die Leistungen ihres Gatten Marr zu sprechen. Jetzt, wo Marr wieder zum Wanderstabe gegriffen hat, würde die Dame ihre Broschüre wol in einem ganz andern Sinne, wenn überhaupt schreiben. Was die classische Periode Weimars betrifft, so hat diese nach ihrem Dafürhalten nur für einen „exclusiven Kreis, für künstlerische Individualitäten, für die schönheitsdurstige Aristokratie" existirt; „ins Volk drang kein erwärmender Strahl", fügt sie hinzu. Unsere Zeit hat nach ihr eine andere Aufgabe; sie verlangt in ihrer „Totalität" danach, „alle Bemühungen des Culturlebens mit dem wirklichen Leben in Harmonie zu bringen", u. s. w. Leider hat aber, behauptet die Verfasserin weiter, alles geistige, intelligente, wissenschaftliche und künstlerische Ringen seine hartnäckigsten Gegner im deutschen Philisterthum. In dieser Welt der Philister ist man, wie die Verfasserin versichert, „weder human noch empfänglich; man denkt im Sinne des üblichen Kanzleistils, man modelt sein Empfinden nach den Landesparagraphen und Gesetzen; aus den Actenstößen entnimmt man seine Vorstellungen und Reflexionen, entetirt auf die Idee, daß nichts bestehen kann, was nicht im Bureau, hinter dem Schreibtische in dicke Folianten eingetragen. Das Philisterthum reibt und hebt sich nur am persönlichen Parteigetreibe, voller Neid und Mißgunst, voller Spott und Tadel über die Geistesaristokratie." Ueberhaupt weiß die Dame, die mit Fremdworten und philosophischen Kunstausdrücken mehr als nöthig um sich wirft, ganz ordentlich zu räsonniren und zwar stets vom Resonanzboden des modernen und zuweilen auch des specifisch Marr'schen Bewußtseins aus.

H. M.

Literarische Notizen aus England.

Rudolf Köpke's Schrift „Ludwig Tieck. Erinnerungen aus dem Leben des Dichters" sind von der deutschen Kritik ziemlich stiefmütterlich behandelt worden, obschon man sie wol mit Recht eine der interessantesten neuern Erscheinungen auf dem Gebiete der Biographie nennen darf. Den Vorwurf, gegen dies Buch nicht ganz gerecht gewesen zu sein, haben übrigens unsers Wissens schon früher die „Hamburger Jahreszeiten" der deutschen Kritik gemacht. Zu dem reichhaltigen Inhalt kommt bei diesem Buche noch eine künstlerisch anmuthige Form, durch die es sich gewiß über alle Autobiographien erhebt, die seit Goethe's „Aus meinem Leben" erschienen sind; denn auch diese Tieck'schen Erinnerungen sind wesentlich als eine Autobiographie zu betrachten. Dagegen fängt die Aufmerksamkeit des Auslandes an, sich darauf zu richten. Wir haben schon früher eines Artikels des „Athenaeum français" gedacht, worin auf das Buch als auf ein vielseitig interessantes hingewiesen wurde. Nun bringt auch das londoner „Athenaeum" längere Auszüge daraus, welche mit folgender Vorbemerkung eingeleitet werden: „Trotz des großen Rufs, dessen sich der Name Ludwig Tieck's erfreut, gibt es doch wol nur wenige Autoren, die der großen Masse der Leser in persönlicher Hinsicht so wenig bekannt wären. Die reizenden Erzählungen, welche zu der Zeit erschienen, als das deutsche Feenland noch ein neues Gebiet war, gelten vielleicht manchem Engländer als charakteristischere Typen des Germanismus als irgendeine der Productionen Goethe's und Schiller's, und doch, wenn sich derselbe Brite ein Bild von dem unermüdlichen Tieck machen will, so wird dies so verschwommen und unbestimmt gerathen als nur möglich. Natürlich werden wir nicht ganz Dasselbe von des Dichters Landsleuten sagen können, ohne uns einer Uebertreibung schuldig zu machen; dennoch glauben wir, daß in Betreff des Haupts der romantischen Schule selbst unter den Bewohnern Dresdens und Berlins ein unermeßliches Misverhältniß zwischen seinem Rufe und der Kenntniß von ihm stattfindet." Namentlich haben die Tieck'schen Märchenerzählungen den ganzen Beifall des englischen Kritikers. „Wer", sagt er, „könnte jemals den «Blonden Eckbert», den «Getreuen Eckart» und alle jene köstlichen Erzählungen vergessen, welche im «Phantasus» gesammelt sind? Die Wiedererweckung der alten Volksmärchen und die Neuerfindung von Erzählungen, welche denselben Geist athmen, gaben ein wundervolles Gährungselement unter den altklugen Berlinern ab, welche sich einbildeten, daß sie über solche Altweibermärchen schon längst hinaus seien." Auch die Verdienste, welche sich Tieck um die Anerkennung und gerechtere Würdigung Shakspeare's, Cervantes', der romanischen Literaturen überhaupt, der Minnesinger und der altdeutschen Kunst in Deutschland erwarb, werden von dem englischen Berichterstatter nach Verdienst hervorgehoben.

Bunsen's „Zeichen der Zeit" sind von Miß Susanna Winckworth, die sich namentlich mit der religiösen Literatur Deutschlands beschäftigt und erst jüngst eine von uns bereits erwähnte Sammlung vortrefflich gelungener englischer Nachbildungen deutscher Kirchenlieder unter dem Titel „Lyra Germanica" herausgab, unter dem Titel „Signs of the times, being letters on the dangers to religious liberty in the present day" ins Englische übersetzt worden. Der „Leader" sagt davon: „Es ist dies das bemerkenswertheste Werk, welches in der neuesten Zeit aus der Feder eines Staatsmannes erschienen ist." Für Deutschland von besonderm Interesse ist auch ein neues Werk von Sir John Forbes: „Sight-seeing in Germany and the Tyrol, in the autumn of 1855", ferner Edward Cayley's zweibändige Schrift „The European revolutions of 1848".

H. M.

Bibliographie.

Bacherl, F., Die Cherusker in Rom. Eine Tragödie in zwei Abtheilungen. Nördlingen, Beck. 8. 10 Ngr.

Bodemer, H., Die industrielle Revolution mit besonderer Berücksichtigung auf die erzgebirgischen Erwerbsverhältnisse. Dresden, Kuntze. Gr. 8. 20 Ngr.

Briefe des Großherzogs Carl August und Göthes an Döbereiner. Herausgegeben von O. Schade. Weimar, Böhlau. 8. 1 Thlr.

Büst, F., Fest-Predigten. Trier, Lintz. 8. 27 Ngr.

Chevalier, M., Zwölf national-ökonomische Vorträge. Gehalten im Collége de France bei Eröffnung der Jahrescurse 1840—41 bis 1851—52. Rechtmäßige deutsche Ausgabe. Besorgt von J. E. Horn. Leipzig, Hübner. 8. 1 Thlr.

Cornill, A., Arthur Schopenhauer, als Uebergangsformation von einer idealistischen in eine realistische Weltanschauung dargestellt. Heidelberg, J. C. B. Mohr. Gr. 8. 20 Ngr.

Wahnsinnsscenen nach Shakspeare'schem Muster auf der Bühne mehr dulden wollen und bemerkt dann: „Erinnern wir uns doch bei Zeiten, daß wir hiermit auf dem behaglichen Abhange tänzeln, welcher zu blumiger aber sumpfweicher Wiesenfläche führt. Da ist recht fette Vegetation, aber schwammig sind die Gräser, unkräftig alle Gewächse." Wir vernehmen dieses Wort gerade von dieser Seite mit aufrichtigem Vergnügen, nur freilich könnten auch wir es nicht billigen, wenn einzelne Shakspeare'sche Motive einem sonst sehr modern gehaltenen Drama als isolirte Effectmittel blos äußerlich aufgeklebt werden sollten.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen des In- und Auslandes an.

Bericht

über die Leipziger Ostermesse 1888

F. W. Brockhaus in Leipzig

vollständiges neues Werk- und Verlagslager.

F. W. Das Verlagsrecht der Firma Brockhaus, Antiquar und Musik, einschließ.

37. **Schmidt (H.), Erinnerungen eines weimarischen Veteranen** aus dem geselligen, literarischen und Theaterleben. Nebst Originalmittheilungen über Goethe, Schiller, Herder, Wieland, Fichte, Böttiger, Jean Paul, Johannes von Müller, Clemens Brentano, Zacharias Werner, Iffland, Haydn ꝛc. 8. Geh. 1 Thlr. 6 Ngr.

Ein nur wenige Bogen umfassendes, aber höchst interessantes und unterhaltendes Buch, da es nicht nur werthvolle neue Originalmittheilungen über die Repräsentanten der Blüteperiode der deutschen Literatur in Weimar und andere berühmte Männer enthält, mit denen der Verfasser, ein 77jähriger Veteran, in persönlichem, freundschaftlichem Verkehre stand, sondern auch die Persönlichkeit des Verfassers und seine eigenen interessanten Erlebnisse besonders in der Theaterwelt den Leser fesseln werden.

38. **Schulz-Bodmer (W.), Der Froschmäusekrieg** zwischen den Pedanten des Glaubens und Unglaubens. Mit einer Zueignung an Professor Karl Vogt. 8. Geh. 1 Thlr.

Ein neuer höchst interessanter Beitrag zu dem Vogt-Bayer'schen Streite, eine humoristisch gehaltene Schrift, die sich gegen die materialistischen wie gegen die spiritualistischen Hyperkritiker wendet und durch Mischung von Scherz und Ernst die „unfruchtbaren Zänkereien zwischen den Pedanten des Glaubens und Unglaubens" zu beendigen sucht. Der Verfasser ist als geistvoller politischer und namentlich militärischer Schriftsteller (z. B. durch seine jüngst erschienene „Militärreform") rühmlichst bekannt. Sein „Froschmäusekrieg" hat durch seinen interessanten Inhalt wie durch unterhaltende Form — in welcher Beziehung die „Schlußrede von Karl Vogt" besonders Beachtung verdient — Anspruch von Allen gelesen zu werden, welche die Schriften von **Vogt, Büchner, Schaller, Frauenstädt** u. s. w. kennen.

(Die Fortsetzung folgt.)

BROCKHAUS' REISE-ATLAS.

Entworfen und gezeichnet von **Henry Lange.**

Unter diesem Titel erscheint in dem Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig eine **Reihe von Eisenbahnkarten, Flusskarten und Städteplänen**, wie sie bisher noch nicht existirten und aus denen sich allmälig ein **Reise-Atlas für ganz Deutschland** gestalten soll, obwol jedes Blatt für sich ganz selbständig ist. Das Unternehmen bildet ein Seitenstück und eine Ergänzung zu **Brockhaus' Reise-Bibliothek für Eisenbahnen und Dampfschiffe.** Während letztere dem Reisenden interessante Reiselectüre bietet und zu seiner Unterhaltung und Belehrung über die von ihm besuchten Gegenden während der Fahrt dient, soll der **Reise-Atlas** ihn über Alles genau orientiren, was ihm auf irgendeiner Fahrt oder in einer Stadt entgegentritt, und alle speciellen Notizen geben, die in der Reise-Bibliothek ausgeschlossen sind. Jedes Blatt besteht deshalb aus einer **Karte** oder einem **Plan** (in Lithographie mit Farbendruck) und aus einer **Beschreibung** der betreffenden Fahrt oder Stadt nebst allen dem Fremden nöthigen Notizen. Ausserdem sind auf den Karten oder Plänen **Abbildungen** der interessantesten Sehenswürdigkeiten (in Stahlstich) angebracht. Das Ganze ist in der Geographisch-artistischen Anstalt der Verlagshandlung hergestellt. **Jedes Blatt** (in Octavformat, sauber cartonnirt) **kostet 5 Sgr.**

Erschienen sind bereits folgende Blätter:

Leipzig-Dresden. Führer für Reisende auf der Leipzig-Dresdener Eisenbahn. (Zugleich auch in einer Miniatur-Ausgabe.)

Die Sächsische Schweiz. Führer für Reisende auf der Elbdampfschiffahrt zwischen Dresden und Leitmeritz, der Sächsisch-Böhmischen Staatseisenbahn von Dresden nach Prag sowie in der Sächsischen Schweiz. Mit 9 Abbildungen in Stahlstich (Amselfall, Herrnskretschen, Hohnstein, Königstein, Kuhstall, Prebischkegel und Kreuzstein, Prebischthor, Rathener- und Basteifelsen, Grosser Winterberg).

Leipzig-Hof. Führer für Reisende auf der Sächsisch-Bairischen Staatseisenbahn. Mit 2 Abbildungen in Stahlstich (Göltzschthal und Elsterthal).

Hof-Nürnberg. Führer für Reisende auf der Eisenbahn von Hof nach Nürnberg. Mit 6 Abbildungen in Stahlstich (Dom zu Bamberg, Burg und Johanneskirchhof zu Nürnberg, Plassenburg bei Culmbach, Tüchersfelde, Vierzehnheiligen und Staffelstein, Waldstein).

Leipzig. Plan der Stadt und Führer für Fremde. Mit 10 Abbildungen in Stahlstich (Augusteum, Börse, Brockhaus' Officin, Buchhändler-Börse, Katholische Kirche, Pleissenburg, Post, Rathhaus, Rosenthalthor, Thomaskirche).

Dresden. Plan der Stadt und Führer für Fremde. Mit 10 Abbildungen in Stahlstich (Albrechtsburg, Eisenbahnbrücke, Alte Elbbrücke, Frauenkirche, Japanisches Palais, Katholische Kirche, Museum, Palais im Grossen Garten, Brühl'sche Terrasse, Theater).

Weitere Karten und Städtepläne werden in rascher Folge erscheinen.

Im Verlage von **Friedrich Vieweg und Sohn** in Braunschweig ist erschienen:

Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts.

Von Hermann Hettner.

In drei Theilen. Erster Theil. Die englische Literatur von 1660—1770.

8. Fein Velinpapier. Geh. Preis 2 Thlr. 16 Sgr., in englischem Calico-Einbande 3 Thlr.

Im großen Stile der Geschichtschreibung, den Schlosser und Macaulay in unsern Tagen so wirkungsvoll eröffnet hat, der Verfasser in selbständiger Weise „Wesen und Bedeutung unserer nächstvergangenen Culturperiode gezeichnet. Die Literaturgeschichte ist hier im Sinne einer eigentlichen Culturgeschichte behandelt. Mit der Hingebung echt deutschen Gelehrtenfleißes hat er die Thatsachen erschöpft, mit längst bewährtem philosophisch-ästhetischen Blicke künstlerisch geordnet und mit offenem Sinn für die Gestaltungen des Lebens ausgedeutet. Durch diese einheitliche Darstellung der wissenschaftlichen, künstlerischen und socialen Zustände und Bedingungen wird, so dürfen es mit Zuversicht sagen, das vorliegende Werk eine wesentliche und tiefgefühlte Lücke der Wissenschaft ausfüllen, da es in der That bisher noch immer an einer solchen umfassenden Geschichte der großen Aufklärungskämpfe des vorigen Jahrhunderts gefehlt hat.

Der hier erscheinende erste Band gewinnt ein um so größeres Interesse, je inniger er mit den soeben ausgegebenen neuesten Bänden Macaulays zusammenfällt und deren cultur- und literargeschichtliche Ergänzung bildet. Die beiden folgenden Bände werden in möglichst kurzer Frist folgen.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wiener Zeitschrift. Nr. 38. Mit Juni 1838.

Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode. Redigirt von Adolf Bäuerle. Jahrgang 1838. Gedruckt bei Anton Strauß.

Der Mann mit der eisernen Maske.

Ein Beitrag zur Geschichte des siebzehnten Jahrhunderts.

Aus dem Französischen.

(Fortsetzung.)

Mit diesen Worten ging er hinaus, und ließ Fouquet in Verzweiflung zurück. Dieser hatte nun Zeit, sich zu fassen, und seine Lage zu überdenken. Er sah ein, daß er sich in einer Falle befinde, und daß es ihm unmöglich sein werde, sich zu retten. Er wußte, daß Ludwig XIV. ihn nicht leben lassen werde, und daß er nur deßhalb seine Verhaftung befohlen habe, um ihn vor Gericht stellen zu können. Er wußte, daß Ludwig XIV. ihn nicht leben lassen werde, und daß er nur deßhalb seine Verhaftung befohlen habe, um ihn vor Gericht stellen zu können. Er wußte, daß Ludwig XIV. ihn nicht leben lassen werde, und daß er nur deßhalb seine Verhaftung befohlen habe, um ihn vor Gericht stellen zu können.

der öffentlichen Meinung zu pflügen, damit sie bereitwilliger werde, den Samen jener so alten und doch immer wieder den Eindruck des Unerhörten machenden Ideen, in deren Vollziehung im Menschengeschlechte die eigentliche Hoffnung seiner Zukunft ruht, in sich aufzunehmen, so wird er nach erfüllter Bestimmung ruhig zu Grabe gehen können, ohne eine künftige Auferstehung fürchten zu müssen.

Vor kurzem noch galten Vogt und Moleschott als die einzigen Vertreter des Materialismus vom reinsten Wasser. Czolbe und Büchner sind ihnen mit rasch erworbener Berühmtheit zur Seite getreten. Treten wir zu ihnen hin und sehen uns genauer an, was sie wollen.

1. Neue Darstellung des Sensualismus. Ein Entwurf von Heinrich Czolbe. Leipzig, Costenoble. 1855. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

2. Kraft und Stoff. Empirisch-naturphilosophische Studien. In allgemein-verständlicher Darstellung von Louis Büchner. Dritte Auflage. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 1855. 8. 1 Thlr.

Czolbe will, daß die Wissenschaft auf eine Erkenntniß des Uebersinnlichen verzichte, und glaubt, daß dieses am besten erreicht werde, wenn man Anschaulichkeit im Denken zum ersten Grundsatze erhebe. Die Wissenschaft soll durchweg anschaulich werden, anstatt daß sie sich bisher nur zu häufig mit unanschaulichen Erklärungen begnügte in Feldern, wo anschauliche möglich waren. Wer wollte im Interesse aller Lernenden nicht von ganzem Herzen in den Wunsch einstimmen, in allen Fällen, wo anschauliche Erklärungen möglich sind, denselben vor den unanschaulichen den Vorzug zu geben! So erinnern sich gewiß noch alle ehemaligen Schüler des Mathematikers Thibaut in Göttingen mit Vergnügen daran, wie sehr dieser das Interesse am Studium der Geometrie dadurch zu heben wußte, daß er die Beweise in möglichst anschaulicher Form gab, wodurch das Studium dieser Wissenschaft damals zu einer beliebten Modesache für Jedermann wurde. Aber ein Anderes ist es, ob das Anschauliche als solches, wie Czolbe will, ein Unterscheidungsmerkmal gründlichern Verständnisses und tieferer Einsicht sei. Hiergegen erheben sich doch große Bedenken. Wäre dieses so, so wäre z. B. der Zustand der Arithmetik bei den Pythagoräern, welche sich die abstracten Verhältnisse der Quadratzahlen nur erst an geometrischen Figuren zu verdeutlichen wußten, ein vollkommenerer Zustand dieser Wissenschaft gewesen als der gegenwärtige, bei dem man diese Krücke nicht mehr nöthig hat. Und sollen wir den seitdem noch hinzugekommenen Differentialcalcul, durch welchen die heutige Wissenschaft das Größte leistet, darum für minder gewiß und zuverlässig halten, weil er sich schlechterdings nicht veranschaulichen, sondern nur in abstracten und völlig bildlosen Gedanken auffassen läßt?

Von der strengen Anfoderung deutlichster Anschaulichkeit ausgehend, zog bereits vor etwa 20 Jahren ein gewisser Wirth mit großem Ernste aufs neue die Kopernicanische Hypothese einer Bewegung der Erde in Zweifel und man konnte dem Manne, wenn man seinen Grundsatz, daß nur das vollkommen Anschauliche wahr sei, gelten ließ, durchaus nicht Unrecht geben. Es hat aber nichts davon verlautet, daß irgendeiner unserer namhaften Astronomen, welche doch, da sie Sonnen- und Mondfinsternisse so genau vorher berechnen, wol etwas von der Sache zu verstehen scheinen, sich durch den Grundsatz des Sensualismus an der mit der Sinnanschauung in so großem Widerspruch stehenden Hypothese hätte irre machen lassen. Daher läßt es sich denn auch nicht leugnen, daß die Astronomie mit diesem Grundsatze in ebenso großer Feindschaft lebt als die Mathematik.

Der Grundsatz, nur das Anschauliche sei wahr, muß demnach wol aufgegeben werden. Es ist, so leid es uns thut für alle langsamen Köpfe, auch kein wahres Wort an ihm. Wäre es wahr, so würde mit einem male alles Das in der Naturwissenschaft zusammenstürzen, was man das Exacte darin nennt. Denn überall, wo die Exactheit anfängt, hört die Anschaulichkeit auf. Es bliebe nichts übrig als eine unendliche Masse von wüsten Beobachtungen, Experimenten und Erfahrungen, wie sie das Alterthum ebenfalls schon hatte, ohne daß es etwas Nützliches mit ihnen anzufangen wußte, eben darum, weil es den anschaulichen Stoff noch nicht durch den unanschaulichen Calcul zu zersetzen und zu verzehren verstand. Das Wünschenswerthe, was in der Anschaulichkeit liegt, reducirt sich daher blos auf den Vortrag der Wissenschaft.

Aber auch hier darf man die Foderung des Anschaulichen nicht auf die höchste Spitze treiben, wenn sie nicht die unbefangene Auffassung der Erfahrungsthatsachen trüben und hindern soll. Wer z. B. die Denkgesetze durch Kreise, den Zeitverfluß durch eine Linie, den bittern Geschmack durch stechende Nadeln, den süßen durch sanft gleitende Wellen, die Liebe durch ein flammendes Herz u. dergl. veranschaulicht, der muß doch immer zugleich dafür sorgen, daß der Gegenstand nicht mit dem Bilde verwechselt werde und der Schüler nicht einer bloßen Spielerei mit Bildern, Zeichen und Symbolen anheimfalle. In diese Spielerei verfielen z. B. im Alterthum die Pythagoräer, indem sie die geometrischen Figuren geradezu mit allen den abstracten Gegenständen verwechselten, für welche sie dieselben als anschauliche Symbole beim Unterrichte gebrauchten. Die Sinnbildnerei und spielerische Hieroglyphik, in welcher sich die naturphilosophische Schule schon etwas übernommen hatte, könnte so wieder zur üppigsten Blüte gelangen.

Es ist der Mühe werth, in Betreff eines Hauptpunkts näher auf Das einzugehen, was Czolbe ein anschauliches Erklären nennt. Er hält dafür, daß die Eindrücke der Sinnorgane sich in Gestalt von mechanischen Schwingungen in der elastischen Nervenmasse zum Gehirn fortpflanzen und in ähnlicher Art die Willensimpulse in den motorischen Fäden vom Gehirn aus sich verbreiten. Da nun bekanntlich eine einfache Fortpflanzung der Nerventhätigkeit von der Peripherie ins Centrum und umgekehrt

§. 2. Die auf den Antrag Beschuldigter ist nicht zulässig, wenn der Antrag nur zum Zwecke der Verschleppung gestellt wird.

§. 3. Die Verhandlung und Entscheidung über den Antrag auf Ausschließung eines Richters gehört vor das Gericht, welchem der Richter angehört, dessen Ausschließung beantragt wird.

§. 4. Ist der Antrag auf Ausschließung eines Richters bei einem Gerichte gestellt, welchem der Richter nicht angehört, dessen Ausschließung beantragt wird, so hat das Gericht, bei welchem der Antrag gestellt ist, die Sache an das zuständige Gericht zu verweisen.

§. 5. Ist der Antrag auf Ausschließung eines Richters bei einem Gerichte gestellt, welchem der Richter angehört, dessen Ausschließung beantragt wird, so hat das Gericht, bei welchem der Antrag gestellt ist, die Sache an das zuständige Gericht zu verweisen.

§. 6. Ist der Antrag auf Ausschließung eines Richters bei einem Gerichte gestellt, welchem der Richter angehört, dessen Ausschließung beantragt wird, so hat das Gericht, bei welchem der Antrag gestellt ist, die Sache an das zuständige Gericht zu verweisen.

§. 7. Ist der Antrag auf Ausschließung eines Richters bei einem Gerichte gestellt, welchem der Richter angehört, dessen Ausschließung beantragt wird, so hat das Gericht, bei welchem der Antrag gestellt ist, die Sache an das zuständige Gericht zu verweisen.

§. 8. Ist der Antrag auf Ausschließung eines Richters bei einem Gerichte gestellt, welchem der Richter angehört, dessen Ausschließung beantragt wird, so hat das Gericht, bei welchem der Antrag gestellt ist, die Sache an das zuständige Gericht zu verweisen.

§. 9. Ist der Antrag auf Ausschließung eines Richters bei einem Gerichte gestellt, welchem der Richter angehört, dessen Ausschließung beantragt wird, so hat das Gericht, bei welchem der Antrag gestellt ist, die Sache an das zuständige Gericht zu verweisen.

§. 10. Ist der Antrag auf Ausschließung eines Richters bei einem Gerichte gestellt, welchem der Richter angehört, dessen Ausschließung beantragt wird, so hat das Gericht, bei welchem der Antrag gestellt ist, die Sache an das zuständige Gericht zu verweisen.

§. 11. Ist der Antrag auf Ausschließung eines Richters bei einem Gerichte gestellt, welchem der Richter angehört, dessen Ausschließung beantragt wird, so hat das Gericht, bei welchem der Antrag gestellt ist, die Sache an das zuständige Gericht zu verweisen.

§. 12. Ist der Antrag auf Ausschließung eines Richters bei einem Gerichte gestellt, welchem der Richter angehört, dessen Ausschließung beantragt wird, so hat das Gericht, bei welchem der Antrag gestellt ist, die Sache an das zuständige Gericht zu verweisen.

§. 13. Ist der Antrag auf Ausschließung eines Richters bei einem Gerichte gestellt, welchem der Richter angehört, dessen Ausschließung beantragt wird, so hat das Gericht, bei welchem der Antrag gestellt ist, die Sache an das zuständige Gericht zu verweisen.

§. 14. Ist der Antrag auf Ausschließung eines Richters bei einem Gerichte gestellt, welchem der Richter angehört, dessen Ausschließung beantragt wird, so hat das Gericht, bei welchem der Antrag gestellt ist, die Sache an das zuständige Gericht zu verweisen.

§. 15. Ist der Antrag auf Ausschließung eines Richters bei einem Gerichte gestellt, welchem der Richter angehört, dessen Ausschließung beantragt wird, so hat das Gericht, bei welchem der Antrag gestellt ist, die Sache an das zuständige Gericht zu verweisen.

§. 16. Ist der Antrag auf Ausschließung eines Richters bei einem Gerichte gestellt, welchem der Richter angehört, dessen Ausschließung beantragt wird, so hat das Gericht, bei welchem der Antrag gestellt ist, die Sache an das zuständige Gericht zu verweisen.

§. 17. Ist der Antrag auf Ausschließung eines Richters bei einem Gerichte gestellt, welchem der Richter angehört, dessen Ausschließung beantragt wird, so hat das Gericht, bei welchem der Antrag gestellt ist, die Sache an das zuständige Gericht zu verweisen.

§. 18. Ist der Antrag auf Ausschließung eines Richters bei einem Gerichte gestellt, welchem der Richter angehört, dessen Ausschließung beantragt wird, so hat das Gericht, bei welchem der Antrag gestellt ist, die Sache an das zuständige Gericht zu verweisen.

§. 19. Ist der Antrag auf Ausschließung eines Richters bei einem Gerichte gestellt, welchem der Richter angehört, dessen Ausschließung beantragt wird, so hat das Gericht, bei welchem der Antrag gestellt ist, die Sache an das zuständige Gericht zu verweisen.

§. 20. Ist der Antrag auf Ausschließung eines Richters bei einem Gerichte gestellt, welchem der Richter angehört, dessen Ausschließung beantragt wird, so hat das Gericht, bei welchem der Antrag gestellt ist, die Sache an das zuständige Gericht zu verweisen.

Was sogleich in der Vorrede zur letztern als höchst bemerkbar in die Augen springt, ist die eigenthümliche Manier des Verfassers, seine Gegner zu widerlegen. Er hält es mehrentheils für hinlänglich, ihre Worte blos zu citiren, um dieselben dadurch sofort der schuldigen Verachtung der Lesewelt preiszugeben. Dieses hat allerdings etwas Imposantes und erzeugt einen Ton von ganz unnachahmlicher Ueberlegenheit. Er redet z. B. von der erhabenen Unverständlichkeit und der speculativen Schwärmerei eines Philosophen, welcher in der „Allgemeinen Zeitung" gegen ihn zu Felde gezogen war. Als Beleg dieser Unverständlichkeit und Schwärmerei wird angeführt, daß jener Philosoph einen „selbstbewußten, alldurchdringenden Gott" annimmt, welcher „nicht raum- und zeitlos, sondern das Raum und Zeit Setzende und Erfüllende sei". Ueber diesen Begriff hat Büchner keine andern Worte als ein gleichsam erschrockenes Stammeln: „Selbstbewußtsein, Alldurchdringung, Realisirung des idealen Wesens des Geistes, Raum- und Zeitsetzung und Erfüllung, in der That, viel auf einmal für einen Gott, welcher, wie es scheint, nicht blos dem Bedürfniß des Philosophen, sondern auch dem des Theologen genügen soll!" Man sieht, den Herren, die uns die himmlischen Dinge wie erkrankte Glieder amputiren möchten, ist nichts fataler, als wenn theologische Begriffe, wie Gottheit und Seele, ihrer ungereimten Gestalt, worin sie häufig in einer mit unreinen Elementen versetzten Dogmatik angeeignet wurden, durch speculative Arbeit enthoben werden und nun anfangen, aufs neue in ihrer ganzen angestammten Schönheit und Würde zu strahlen. Denn sie fühlen hierbei am meisten ihre Einsamkeit und das Verlorene ihrer Sisyphusarbeit. Sie fühlen, daß, wenn die Zeit erst herannaht, wo der geläuterte religiöse Begriff über den ungeläuterten siegt, dann selbst der beste Fegebesen der Unsauberkeit, wenn er Zeit seines Lebens nichts Anderes konnte als fegen, nur zu dem abgefegten Kehricht mit ins Feuer geworfen wird. Sie fühlen, daß die Schönheit und Würde wiederhergestellter religiöser Wahrheiten und zu dem wirklichen Jenseits emporgerichteter Gedanken das Herz der Mehrzahl der Menschen mit unwiderstehlichem Zauber fesselt, und daß die Zahl der verstimmten Seelen immer die Minderzahl bilden wird. Sie fühlen, daß der Atheismus und die Seelenlosigkeit nur Caviar ist für verwöhnte und abgestumpfte Gaumen, ein Gewürz, wodurch sich der Uebermuth einer mit allen Bildungsmitteln überfütterten Seele auf seinen höchsten Gipfel treibt, womit man aber keinen Hungerigen sättigen kann. Sie fühlen mit einem Worte, daß sie vereinsamt stehen trotz alle Dem.

Sollte Büchner ehrlicherweise unfähig sein, sich eine selbstbewußte, Raum und Zeit setzende und mit ihrem eigenen Wesen erfüllende Urkraft auch nur zu denken? Er möge uns versichern, soviel er wolle, wir halten ihn für viel zu denkgewandt und zu wohlunterrichtet, um ihm dieses so geradezu aufs Wort zu glauben. Höchstens können wir annehmen, daß er gegen diesen Gedanken ein solches Vorurtheil gefaßt hat, daß er ihn sich überhaupt als polizeiwidrig zu denken verbietet und nun, ohne den Versuch auch nur gemacht zu haben, sich im Ernste einbildet, ihn nicht vollziehen zu können. Denn dieser Gedanke gehört keineswegs etwa zu jenen sensualistischen Gedanken, an die man sich erst langsam zu gewöhnen hätte, um sie denkbar zu finden, sondern seine Denkbarkeit leuchtet sogleich beim ersten Versuche umsomehr ein, als eine Geist und Herz erheiternde und erleuchtende Kraft von ihm ausströmt, sobald man sich ihm in aller Reinheit hingibt, ohne ihn durch anderweitige Zusätze zu trüben und zu stören.

Büchner besitzt außerdem seine Stärke in der eigentlichen Sophistik, nämlich nicht ohne Beredtsamkeit und Sachkenntniß über naturwissenschaftliche Themata, welche häufig mit seinem Grundthema wenig oder nichts zu thun haben, als über bequeme Gemeinplätze angenehm zu disseriren. So z. B. vertheidigt er innerhalb gewisser Grenzen die generatio aequivoca auf eine recht geistreiche Art und gibt sich dem Gedanken eines Generationswechsels mit großer Vorliebe hin. Nicht allein daß derselbe bei Salpen, Medusen, Polypen und Blattläusen vorkommt, nicht allein daß Blasenwürmer sich in Bandwürmer umwandeln können, auch Schnecken sollen sich aus Holothurien erzeugt haben, und so könnte vielleicht irgendwann eine Zeit gewesen sein, wo solcher Umwandlungsproceß sich auch auf höhere Thierspecies erstreckte, wo z. B. Spitz und Windhund aus Pudel oder Mops, Wolf aus Hund, Pferd aus Esel, Mensch aus Affe werden konnte, sodaß dann Gott nicht nöthig hatte, jedes dieser Thiere besonders und hinterher am sechsten Tage den Menschen zu erschaffen. Vorausgesetzt wird bei dieser Demonstration, daß dem Leser, welchem die aparte Schöpfung des Menschen am sechsten Tage hierdurch zweifelhaft wird, auch dadurch sofort das Dasein Gottes zweifelhaft werde. Damit ist zugleich der Standpunkt desjenigen Publicums näher bezeichnet, auf welches die Beweisführungen Büchner's recht eigentlich berechnet sind. Wie wenig aber die Vertheidigung von generatio aequivoca und Generationswechsel mit der materialistischen Ansicht als solcher zu thun hat, sieht man am besten daran, daß Czolbe mit ebenso großer Entschiedenheit beide Annahmen bestreitet, als Büchner dieselben vertheidigt. Czolbe steht im Wahn, daß, wenn man dieselben zuließe, der Materialismus nicht bestehen könne, und so widerstrebt er ihnen. Büchner steht im Wahn, daß, wenn man ihnen widerstrebe, dadurch die Lehre von den sechs Schöpfungstagen einen Halt gewinne, und so vertheidigt er sie. Diese Dinge werden eben vertheidigt oder bestritten, je nachdem sie gerade zur Absicht zu passen scheinen oder nicht. Sie können aber auf sehr verschiedene Weise zur Erreichung derselben Absicht verwandt werden, wie man an diesem Beispiele sieht. Man sieht zugleich hier, welch eine sichere Straße der Materialismus wandelt. Siegt in der Naturwissenschaft die generatio aequivoca, so braucht Czolbe blos auf Büchner's Seite zu treten, siegt die entgegengesetzte Theorie, so findet Büchner bei Czolbe einen Zufluchtsort.

Wo ist das Land und wer ist's? Wessen es ist, das sage ich dir nicht, denn du bist ein Kind und kannst es nicht wissen. Aber ich will dir sagen, wie es heißt. Es heißt Nimmerland. Es ist, wenn du immer artig bist, und wenn du nicht artig bist, ist es nicht. Es ist, wenn du immer fleißig bist, und wenn du nicht fleißig bist, ist es nicht. Es ist, wenn du immer gehorsam bist, und wenn du nicht gehorsam bist, ist es nicht. Es ist, wenn du immer ehrlich bist, und wenn du nicht ehrlich bist, ist es nicht. Es ist, wenn du immer wahrhaftig bist, und wenn du nicht wahrhaftig bist, ist es nicht. Es ist, wenn du immer ordentlich bist, und wenn du nicht ordentlich bist, ist es nicht. Es ist, wenn du immer reinlich bist, und wenn du nicht reinlich bist, ist es nicht. Es ist, wenn du immer sittsam bist, und wenn du nicht sittsam bist, ist es nicht. Es ist, wenn du immer mäßig bist, und wenn du nicht mäßig bist, ist es nicht. Es ist, wenn du immer bescheiden bist, und wenn du nicht bescheiden bist, ist es nicht. Es ist, wenn du immer ruhig bist, und wenn du nicht ruhig bist, ist es nicht. Es ist, wenn du immer friedlich bist, und wenn du nicht friedlich bist, ist es nicht. Es ist, wenn du immer liebreich bist, und wenn du nicht liebreich bist, ist es nicht. Es ist, wenn du immer barmherzig bist, und wenn du nicht barmherzig bist, ist es nicht. Es ist, wenn du immer dankbar bist, und wenn du nicht dankbar bist, ist es nicht. Es ist, wenn du immer gottesfürchtig bist, und wenn du nicht gottesfürchtig bist, ist es nicht. Es ist, wenn du immer gottesfürchtig bist, und wenn du nicht gottesfürchtig bist, ist es nicht. Es ist, wenn du immer gottesfürchtig bist, und wenn du nicht gottesfürchtig bist, ist es nicht.

Wo ist das Land und wer ist's? Wessen es ist, das sage ich dir nicht, denn du bist ein Kind und kannst es nicht wissen. Aber ich will dir sagen, wie es heißt. Es heißt Nimmerland. Es ist, wenn du immer artig bist, und wenn du nicht artig bist, ist es nicht. Es ist, wenn du immer fleißig bist, und wenn du nicht fleißig bist, ist es nicht. Es ist, wenn du immer gehorsam bist, und wenn du nicht gehorsam bist, ist es nicht. Es ist, wenn du immer ehrlich bist, und wenn du nicht ehrlich bist, ist es nicht. Es ist, wenn du immer wahrhaftig bist, und wenn du nicht wahrhaftig bist, ist es nicht. Es ist, wenn du immer ordentlich bist, und wenn du nicht ordentlich bist, ist es nicht. Es ist, wenn du immer reinlich bist, und wenn du nicht reinlich bist, ist es nicht. Es ist, wenn du immer sittsam bist, und wenn du nicht sittsam bist, ist es nicht. Es ist, wenn du immer mäßig bist, und wenn du nicht mäßig bist, ist es nicht. Es ist, wenn du immer bescheiden bist, und wenn du nicht bescheiden bist, ist es nicht. Es ist, wenn du immer ruhig bist, und wenn du nicht ruhig bist, ist es nicht. Es ist, wenn du immer friedlich bist, und wenn du nicht friedlich bist, ist es nicht. Es ist, wenn du immer liebreich bist, und wenn du nicht liebreich bist, ist es nicht. Es ist, wenn du immer barmherzig bist, und wenn du nicht barmherzig bist, ist es nicht. Es ist, wenn du immer dankbar bist, und wenn du nicht dankbar bist, ist es nicht. Es ist, wenn du immer gottesfürchtig bist, und wenn du nicht gottesfürchtig bist, ist es nicht. Es ist, wenn du immer gottesfürchtig bist, und wenn du nicht gottesfürchtig bist, ist es nicht. Es ist, wenn du immer gottesfürchtig bist, und wenn du nicht gottesfürchtig bist, ist es nicht.

den, auf welchem ſich gegen jene Misbräuche agiren läßt, ſelbſt unter den Füßen verlieren will. Offenbar iſt Vogt der Unterſchied zwiſchen Religioſität und Theologie bisher noch nicht im Gemüthe aufgegangen. Könnte er ihn bei dieſer Gelegenheit von ſeinem Freunde lernen, ſo würde dies jedenfalls ein unendlicher Gewinn für ihn ſein. Beſonders möchten wir ihn aufmerkſam machen auf folgende treffliche Stellen:

Nicht blos jede Religionsſtiftung, ſondern überhaupt der Ausdruck jeder wahren Religioſität iſt eine That der Begeiſterung. Dieſe vollzieht ſich nicht im Gebiete des abſtracten Denkens. Die religiöſe Begeiſterung will ſich der Materie einprägen, ſie muß ſich in dieſer zu offenbaren ſuchen. Sie greift alſo, wie alle Poeſie, zu Gleichniſſen, Bildern und Symbolen; ſie verſinnlicht ſich in der ihr angemeſſenen Reihe concreter Verſtellungen. — Die echte Religioſität, wie jeder lebendige und darum poetiſch ſchaffende Glaube, iſt durch und durch demokratiſcher Natur. Denn ſie hat ihre Quelle in dem höchſten Rechte jeder Perſönlichkeit, ihr ganzes Hoffen und Fürchten, Sehnen und Wünſchen frei ausathmen zu dürfen. — Der zur ausſchließlichen Rechtgläubigkeit geſtempelte Dogmatismus dagegen iſt der geiſtliche Polizeiſtaat, der den weltlichen Polizei- und Militärſtaat zum gewöhnlichen Begleiter hat. Er kann auf die Dauer nur ärgern, ſtatt zu befriedigen. Denn er muthet uns zu, daß wir uns Herz und Hand wärmen ſollen an dem in Waſſerfarben an die Wand nachgemalten Feuer der religiöſen Begeiſterung; und nachdem er den Wein ausgeſchüttet aus den Schläuchen, ohne ihn in neue zu füllen, läßt er ſeine Gläubigen am Leder kauen, das er ihnen als himmliſches Manna vorſetzt.

Indeſſen behandelt Schulz-Bodmer das Wiſſenſchaftliche des Streitpunkts denn doch wol etwas zu ſehr als Bagatelle, weil er von der falſchen Vorausſetzung ausgeht, daß die Wahrheit, ob eine Seele ſei oder nicht, die Phyſiologie gar nichts angehe, indem dieſe immer nach naturwiſſenſchaftlicher Methode verfahren müſſe, ohne auf die Exiſtenz einer ſolchen Rückſicht zu nehmen. Durch dieſe vermeintliche Unbefangenheit tritt er entſchiedener ſelbſt auf Vogt's Seite, als er es ſich bewußt iſt. Denn nur dann, wenn wirklich gar keine Seele wäre, würde eine ſolche auch gar keinen Einfluß üben auf die Proceſſe der Verdauung, des Athmens, des Blutlaufs, der Thränendrüſen u. ſ. w. Hält man nun alle dieſe Proceſſe für vollkommen und ausreichend erklärbar ohne Seele, ſo gibt man die letztere doch immer nur zu im Sinne eines gewiſſermaßen mythologiſchen Weſens, welches nicht nur für die Theologie, ſondern auch für den populären Idealismus der Volksreligion unentbehrlich ſein mag und welches deshalb auch dem mit dem Volke um jeden Preis gehenden Demokraten als ein reſpectabler Gegenſtand erſcheinen muß. Für die Wiſſenſchaft exiſtirt aber dann doch ein ſolches Weſen entſchieden nicht.

Schulz-Bodmer kämpft daher zuletzt immer nur für den veralteten Standpunkt einer trüben wiſſenſchaftlichen Unentſchiedenheit gegen das neue muthige Drängen auf Entſcheidung. Er ſagt:

Man kann den materialiſtiſchen Phyſiologen dieſen Denkkitzel von der Identität ihrer Gedanken und Hirnſecretionen wohl gönnen. Aber es iſt ziemlich überflüſſig, daß ſie ſogleich auch jedes Cacatum als ein Pictum zur öffentlichen Kunſtausſtellung bringen.

Dies iſt nicht richtig gedacht. Gibt es eine wirkliche Seele, ſo darf man eine ſolche wahrheitswidrige Verwechſelung, wie die des Gehirns mit derſelben, auch der phyſiologiſchen Wiſſenſchaft und ihren Vertretern nie und nimmer gönnen. Denn es gibt in der Wiſſenſchaft keinen unſchädlichen Irrthum. Und eine ohne alle Rückſichtnahme auf die Seele erklärende Phyſiologie und heilende Arzneikunſt erklärt und heilt nothwendig falſch, ſobald es wirklich eine Seele gibt.

Auch Reichenbach vertheidigt gegen Vogt nur den alten Standpunkt einer völligen Unentſchiedenheit über das Seelenweſen. Das Od als ein Stoff, welcher für einige Individuen ſichtbar, für andere unſichtbar iſt, wird von ihm angewandt, jenen Standpunkt zu befeſtigen. Seine vorzüglich hierher ſchlagenden Worte ſind dieſe:

Der Philoſoph ſagt: Materiell iſt, was wir mit den Sinnen erkennen; immateriell iſt, was wir mit den Sinnen nicht erkennen. Nun komme ich da freilich Philoſophen und Phyſikern ärgerlich in die Quere mit meinem verwünſchten Od. Das iſt vielen Menſchen unerreichbar durch die Sinne, alſo immateriell, vielen andern leicht erreichbar, alſo materiell; was ſoll man nun mit dem widerborſtigen Dinge anfangen, das alle Paßvorſchriften höhnt? Und wenn dann der Eine für die Materialität, der Andere für die Immaterialität der Seele ſich verficht, wie weit ſind ſie dann voneinander?

Aber ganz ſo leicht vermiſchen ſich die Gegenſätze doch nicht. Obgleich wir z. B. die Farbe mit den Sinnen wahrnehmen, ſo fällt es doch keinem Phyſiker ein, dieſelbe für einen Körper, nicht einmal für die objective Eigenſchaft eines Körpers zu halten. Und umgekehrt hält er die Atome für Körper, obgleich ſie Niemand durch die Sinne wahrnimmt. Darum wird auch das Od ebenſo wenig als die Elektricität oder die Wärme ſchon dadurch zu Körpern, daß man ſie durch die Sinne wahrnehmen kann, ſondern man nennt die Dynamide nur darum körperlich, weil man annimmt, obgleich man es nicht weiß, daß dieſelben nur allein als bloße Eigenſchaften an Maſſen exiſtiren, ſodaß ſie nicht für ſich ſelbſt beſtehen können, ſondern immer einer Maſſe als Subſtanz oder Träger bedürfen. Lernten wir Erſcheinungen kennen, welche bewieſen, daß die Dynamide aus den Zuſtänden, in denen ſie Eigenſchaften an Maſſen ſind, übergehen könnten in Zuſtände, in denen ſie der Maſſen nicht mehr als Träger ihrer Functionen bedürfen, ſo würden die Dynamide trotz ihrer ſinnlichen Wahrnehmbarkeit nicht mehr körperliche Kräfte ſein, ſondern würden zu den Seelenkräften mit blos temporärer körperlicher Function (dergleichen wahrſcheinlich Verdauung und Blutumlauf ſind) gerechnet werden müſſen. Nicht alſo die ſinnliche Erkennbarkeit, ſondern die Ablösbarkeit von den Maſſen iſt die Eigenſchaft, wodurch körperliche von pſychiſchen Kräften ſich unterſcheiden. Das Od kann uns in dieſer Sache ebenſo wenig eine Stütze geben als die andern Dynamide, da die bisherige Meinung von ihrer Unablösbarkeit eben nur eine bloße Meinung iſt. Ja wenn wir es recht genau nehmen wollen, ſo ſind wir über die allermeiſten Kräfte in der Natur in Betreff dieſes Punkts gänzlich im Dunkeln, und es ſind

gut und dem in Rheinfelden und in Basel gleichen. Wir sagen nicht zu viel, wenn wir behaupten, daß dieses Bier in Bezug auf Reinheit, Güte und Bekömmlichkeit alle andern Biere übertrifft. Wir können es daher Jedermann bestens empfehlen.

Die Brauerei Salmenbräu in Rheinfelden.

Wir sind auf Ersuchen der Brauerei Salmenbräu in Rheinfelden gerne bereit, zu bestätigen, daß wir das Bier dieser Brauerei seit Jahren trinken und es stets gut und bekömmlich gefunden haben.

Basel, im Januar 1888.

Dr. Burckhardt-Merian, Professor.
Dr. Socin, Professor.
Dr. Hagenbach-Bischoff, Professor.
Dr. Wackernagel, Professor.
Dr. Schönbein, Professor.
Dr. Kinkelin, Professor.
Dr. Fechter, Professor.
Dr. Schlatter, Professor.
Dr. Bernoulli, Professor.
Dr. Rud. Merian, Professor.
Dr. Fr. Burckhardt, Professor.
Dr. Wilh. Vischer, Professor.
Dr. Wilh. Wackernagel, Professor.
Dr. Alb. Burckhardt-Finsler, Professor.
Dr. Rud. Wackernagel, Professor.
Dr. Alb. Burckhardt-Merian, Professor.
Dr. Rud. Merian, Professor.
Dr. Fr. Burckhardt, Professor.
Dr. Wilh. Vischer, Professor.
Dr. Wilh. Wackernagel, Professor.
Dr. Alb. Burckhardt-Finsler, Professor.
Dr. Rud. Wackernagel, Professor.
Dr. Alb. Burckhardt-Merian, Professor.

Wir sind auf Ersuchen der Brauerei Salmenbräu in Rheinfelden gerne bereit, zu bestätigen, daß wir das Bier dieser Brauerei seit Jahren trinken und es stets gut und bekömmlich gefunden haben.

Basel, im Januar 1888.

Dr. Burckhardt-Merian, Professor.
Dr. Socin, Professor.
Dr. Hagenbach-Bischoff, Professor.
Dr. Wackernagel, Professor.
Dr. Schönbein, Professor.
Dr. Kinkelin, Professor.
Dr. Fechter, Professor.
Dr. Schlatter, Professor.
Dr. Bernoulli, Professor.
Dr. Rud. Merian, Professor.
Dr. Fr. Burckhardt, Professor.
Dr. Wilh. Vischer, Professor.
Dr. Wilh. Wackernagel, Professor.
Dr. Alb. Burckhardt-Finsler, Professor.
Dr. Rud. Wackernagel, Professor.
Dr. Alb. Burckhardt-Merian, Professor.
Dr. Rud. Merian, Professor.
Dr. Fr. Burckhardt, Professor.
Dr. Wilh. Vischer, Professor.
Dr. Wilh. Wackernagel, Professor.
Dr. Alb. Burckhardt-Finsler, Professor.
Dr. Rud. Wackernagel, Professor.
Dr. Alb. Burckhardt-Merian, Professor.

Wie konnte Herr Michaelis gänzlich übersehen, daß Schleiden diesen Ausgangspunkt zuletzt dahin entfaltet, daß das Ideale im Realen wiederum untergeht, der Geist in der Natur, in derselben Natur, die doch nur eine leere Form und Abstraction sein soll, sodaß die ganze Entwickelung zuletzt in einem sich selbst aufzehrenden Gegensatze, in Nihilismus endigt! Wie kann da Herrn Schleiden die Ueberzeugung von der realen Existenz und persönlichen Fortdauer des Menschen, der Glaube an einen persönlichen Gott nur mit einigem Schein angedichtet werden!

Das ist hart genug. Wir müssen übrigens gestehen, daß wir von diesem Consequenzen ziehenden Gallimathias über ein „Untergehen des Geistes in der Natur, des Idealen im Realen" bei Schleiden, nebst dem daraus hervorgehen sollenden Nihilismus, auch nicht eine Silbe verstehen und wissen daher nichts weiter darüber zu sagen, als daß es dem Herrn Pfarrer gelungen ist, aus Schleiden's „Studien" Dinge herauszulesen, von denen kein sterbendes Wort darin steht.

Uebrigens finden wir auch dieses allenfalls zu entschuldigen. Wer völlig entschlossen sein inneres Fürwahrhalten an den Standpunkt eines stabilen Glaubens überliefert hat, kann sich sehr schwer einen richtigen Begriff machen von den Strömungen und Kämpfen, welche in einem vom wissenschaftlichen Forschergeiste ergriffenen Gemüthe vor sich gehen. Manches hier sich emporringende Große muß ihm klein und unbedeutend, manches gänzlich Unbedeutende, wie z. B. ein irgendwo falsch gegriffener Ausdruck, ungeheuer und empörend vorkommen. Es ist die Zeit noch nicht vorhanden, wo vom Standpunkte der einzelnen Confessionen aus mit dem neuen naturwissenschaftlichen Geiste prompte Abrechnung gehalten werden könnte. Dazu ist die Gährung noch viel zu unklar und zu sehr erst in ihren frühesten Stadien begriffen. Man warte nur. Es werden noch Dinge erscheinen, von denen anfangs nichts zu ahnen war. Der stabile Glaube aber möge, damit er doch auch etwas zu thun habe, unterdessen Alles, was nicht seine Montur nebst der richtigen Anzahl Knöpfe an derselben trägt, mit rüstiger Hand bekämpfen.

Auch Frohschammer erweist sich in seiner Streitschrift gegen Vogt als tüchtiger theologischer Kämpe, aber nur allein gegen den Materialismus, nicht auch zugleich gegen den Spiritualismus, und zwar dieses ebenfalls nicht nur mit Indignation, sondern auch vielerwärts mit Geist und Feinheit. So z. B. ist das Traumgesicht, in welchem er den Platonischen Sokrates redend einführt, um über die heutige Materialistenschule ein Urtheil zu fällen, trefflich und geistreich ausgeführt. Es sei in unsern Materialisten und ihrer freiwilligen Verzichtleistung auf persönliche Unsterblichkeit ein edler Zug nicht zu verkennen, meint Sokrates in seiner mythisch-tiefsinnigen Weise, ein Zug, welcher dem unserm Leben vorausgegangenen paradiesischen Zustande einer höhern Thierwelt angehöre, nämlich sich sowol für den Menschen als auch füreinander freiwillig zu opfern ohne Aussicht auf Lohn oder Unsterblichkeit, blos aus Liebe zum Tode und zum Zurücksinken in die Seligkeit allgemeiner Natur. Er fährt fort: Das Große also hat, wie du siehst, die Wissenschaft an sich, daß sie selbst dann, wenn sie der schmählichsten Entartung verfällt, wie hier, dennoch niemals ganz der Gemeinheit anheimfällt, wie das allerdings durch die gewöhnlichen Leidenschaften geschieht; sondern einen gewissen Ernst und eine Art Würde sucht selbst verirrte Wissenschaft im Menschen zu erhalten. Wir sagen Ja und Amen.

Frohschammer beginnt mit vier in der „Allgemeinen Zeitung" erschienenen Artikeln gegen Vogt und würdigt dann dessen Antwort einer höchst ausführlichen Replik. Alles ist gedankenreich und in einem durchweg würdigen Tone gehalten, gegen welchen Vogt's bekannte Manier seltsam absticht. Frohschammer schiebt seinem Gegner nie etwas ins Gewissen, sondern vertheidigt seinen Glaubensstandpunkt nur mit reinwissenschaftlichen Waffen. Freilich hat eine solche Vertheidigung niemals den vollen Reiz eines reinphilosophischen Kampfs, bei welchem jeder Kämpfer nur Das allein vertheidigt, was er von innen her selbst auf wissenschaftlichem Wege hervorbringt, nicht blos als unantastbare Satzung in Ehren hält und gegen ungerechte Angriffe schützt. Wer sich zum Vertheidiger eines angegriffenen theologischen Standpunkts aufwirft, der übernimmt die Pflicht, neben seiner eigenen Glaubensrichtung auch immer zugleich die objective Glaubenssatzung zu schützen, soweit als sie mit jener stimmt. Da dieses die Aufgabe sehr erschwert, so können dabei Subtilitäten und Wortgefechte nie gänzlich vermieden werden und man muß in dieser Beziehung billig im Urtheilen sein, besonders wenn so intelligent und umsichtig aufgetreten wird, als dies bei Frohschammer der Fall ist.

Karl Fortlage.

Eine deutsche „Tauride".

Sebastopol. Dichtungen von Rudolf Gottschall. Breslau, Trewendt und Granier. 1856. 8. 1 Thlr.

Für den Erfolg und den vom Dichter beabsichtigten Eindruck einer Dichtung ist es nöthig, daß sie zur rechten Zeit erscheint. Wir Modernen, für die Alles nur Schauspiel ist, sind so vergeßlich. Der letzte Act ist vorbei; der Vorhang ist nach der brillanten Schlußkatastrophe gefallen, und wir fragen, was es im Theater morgen Neues geben wird. Wer wollte leugnen, daß das große heroische Trauerspiel von Sebastopol, in dem zum Schlusse ganze Stadttheile, Festungen und Schiffsgeschwader in die Luft sprangen, uns fast schon mehr in den Hintergrund gerückt scheint als der Siebenjährige Krieg? Vielleicht schon darum, weil der Kampf um Sebastopol doch keinen Heros erzeugt hat, an dem wir den persönlichen Antheil nehmen wie an Friedrich dem Großen. Alle die Saint-Arnaud, Canrobert, Bosquet, Mayran, Brunet, Lavarande, Raglan, Brown, Cathcart, Campbell, Gortschakow, Chrulew, Todleben, Nachimow, Kornilow und wie sie alle heißen mögen, die Helden auf beiden Seiten, die aus diesen fürchterlichen Kämpfen übrigens blieben sind oder sie mit ihrem Leben bezahlt haben, erwecken uns nicht das Interesse wie der Preußenkönig oder wie später Napoleon, und es ist schon ein großes

Kapitel 29 vom Buch „Ezra“ sagt, daß die Israeliten in der Zeit Ezras nach Jerusalem zurückkehrten. Sie hatten 70 Jahre in Babylon gelebt. Ezra war ein Priester und ein Schreiber. Er war ein Gelehrter des Gesetzes Moses. Er war ein Mann, der Gott liebte und Gott gehorchte. Er war ein Mann, der Gott suchte. Er war ein Mann, der Gott kannte. Er war ein Mann, der Gott diente. Er war ein Mann, der Gott anbetete. Er war ein Mann, der Gott verherrlichte. Er war ein Mann, der Gott ehrte. Er war ein Mann, der Gott fürchtete. Er war ein Mann, der Gott liebte. Er war ein Mann, der

folgten die Wendungen des Kampfs mit einer Theilnahme, die nicht lebhafter sein konnte, wennschon sie mehr den Massengefechten und den fortschreitenden furchtbaren Zerstörungsarbeiten der ehernen Belagerungsmaschinen und den unermüdlichen russischen Gegenanstalten als einzelnen Persönlichkeiten gelten konnte, wie es denn überhaupt ein Fluch unserer Zeit zu sein scheint, daß sie die Individuen, auch die kräftigsten, nach und nach aufreibt oder unvermuthet und ganz plötzlich beiseite wirft. Mußte doch selbst der vielgefeierte Omer-Pascha noch ganz zuletzt das Misgeschick haben, mit seiner Expedition zum Entsatze von Kars vollständig zu scheitern, und selbst die siegreichen Feldherren, wie Bosquet und Pélissier, waren eben nur Sabreurs, die tapfer und geschickt manoeuvrirten, ohne daß sich an ihre Thaten irgendein dramatisches oder tieferes menschliches Interesse knüpfte.

Rudolf Gottschall hat den Kampf, von seiner auf die Sinne wirkenden Macht und Größe hingerissen, in seinen Dichtungen eben fast nur als imposantes Kriegsschauspiel behandelt und führt es in einzelnen Tableaux dem Leser vor: die Schlacht an der Alma, den verzweifelten Reiterkampf bei Balaklawa, die Metzelei von Inkerman, die kleinern nächtlichen Kämpfe, welche von den russischen „Unverzagten" gegen die feindlichen Laufgräben unternommen wurden, den für die Russen so verderblichen Kampf an der Tschernaja, ihre letzte und vergebliche Anstrengung im offenen Felde, die Erstürmung des Malakow, die Vernichtung von Südsebastopol, den unter dem Schutze auffliegender Citadellen und Straßenquadrate bewerkstelligten Rückzug der Russen. Diese Schilderungen sind alle voll Feuer und Leben, und, soweit sich dies von einem Nichtaugenzeugen erreichen läßt, auch voll Anschaulichkeit und Wahrheit. Es sind keine blos in Reime gebrachte Bulletins und Zeitungsberichte; denn Gottschall besitzt viel instinctives dichterisches Feuer für die Behandlung solcher Gegenstände. Nur macht sich die Ausführung in immer brennenden Farben vielleicht zu sehr auf Kosten einer strengen musculösen Zeichnung geltend. Dabei fiel es uns auf, daß der Dichter den misglückten Angriff auf den Malakow und Redan vom 18. Juni, der ihm zu einem wirkungsreichen Bataillenstück Stoff genug geboten hätte, in der weichen Form eines mehr reflectirenden Sonetts abfertigt. Als Verehrer militärischer Tapferkeit, wo er sie auch finde, als wahrhaft chevalereskter Geist und als kosmopolitischer neutraler Deutscher ist er unparteilich genug, auch die Heldenthaten der Russen und neben einem Saint-Arnaud, Pélissier u. s. w. auch Todleben, „Rußlands Vauban", und den Admiral Nachimow zu feiern. Cobden und Bright würden freilich die Friedenspfeife an manchen Stellen vor Schreck aus den Händen fallen lassen, z. B. wenn sie bei Gottschall selbst Pélissier's „Ausräucherungen" in den Daraḥgrotten mit der Bemerkung entschuldigt fänden, daß der Krieg nicht des Jammers Ruf höre und als ein in die Welt flammendes Strafgericht die Opfer nicht zähle. „C'est la guerre!" sagt der deutsche Dichter achselzuckend mit Napoleon. Wenn wir freilich Gottschall's „Sebastopol" mit der früher besprochenen „Tauride" von Barthélemy vergleichen (ein seitdem erschienenes Heldengedicht „Sebastopol, ou la campagne de Crimée, poëme en six chants", von Felix Lion, einem in Mexico ansässigen Franzosen, haben wir nicht gelesen), so müssen wir zur Ehre des deutschen Dichters bekennen, daß bei ihm, wie sich bei einem deutschen Dichter eigentlich von selbst versteht, auch das Gemüth nicht leer ausgeht, wie so manche eingeflochtene genrehafte Episoden und dann ganze Gedichte wie „Christfest" und „Frühling" beweisen. Aus dem letztern theilen wir hier eine Probe mit.

Und die ersten Frühlingsglöckchen
Läuten in den hellen Röckchen
Aus dem flieh'nden Schnee hervor,
Und verwundert lehnt die holde
Hyacinthe ihre Dolde
An ein starr' Kanonenrohr.

Und der Crocus träumt in Frieden
Neben Kugelpyramiden,
Und ein ganzer Tulpenflor
Hebt die Häupter seltsam fragend,
Aus dem Kriegsgeräthe ragend,
In die sonn'ge Luft empor.

Finken zwitschern in den Büschen,
Während rings von kriegerischen
Salven das Gefilde bebt.
Aus des Frühlings grünem Bette,
Mit der Bombe um die Wette,
Himmelan die Lerche schwebt.

Welches Lied die Kugeln pfeifen,
Kann die Ammer nicht begreifen,
Nicht der Hänfling im Gebüsch;
Und sie staunen tief im Neste
Ueber diese fremden Gäste
Und ihr seltsames Gezisch.

Doch wer setzt wol eine Grenze
Diesem ungestümen Lenze?
Schon umrankt er jedes Zelt!
Draußen, in des Lagers Gassen,
Nirgends weiß man sich zu lassen
Vor der grünen Blütenwelt!

Barthélemy klatscht zuletzt bei dem Anblick des in einen Schutthaufen verwandelten Sebastopol wüthend Bravo wie zu einer gelungenen effectvollen Theaterdecoration, der deutsche Dichter gedenkt auch in einer Stelle der Unzahl menschlicher Leiden, welche sich diesem Vernichtungswerk zugesellten. Es heißt im letzten Gesang seines „Sebastopol":

Verschüttet vom Gebälk, vom Ruß geschwärzt
Der karge Hausrath am versunk'nen Herde,
Wo eine Mutter einst ihr Kind geherzt,
Das einz'ge Glück der Armuth auf der Erde,
Der Sonnenschein, der einen Regenbogen
Noch zaubert auf den Sturm der Lebenswogen.
Der kleinste Vogel hat sein trautes Nest;
Der Aermste klagt, wenn er den Herd verläßt,
Um den sich selbst die zitternden Gedanken
Der Trauer und Verzweiflung innig ranken!
Denn selbst der Schmerz, der rings die Welt vergift,
Hat eine Stätte wo er heimisch ist!

Gesetzbuch für das Königreich Württemberg. Stuttgart 1839. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 8°. 1 Bl., 1 S., 1 Bl., 1 S., 1 Bl., 1 S.,

niger das historische und geographische Interesse dieser Gegenden, als vielmehr der Wunsch, an ihrem freien, kräftigen, halb barbarischen Leben theilzunehmen. Es mag nun freilich auf den ersten Anblick ziemlich sonderbar erscheinen, daß Jemand zur Kräftigung seiner Gesundheit Centralafrika aufsucht; hat man aber aus der Lectüre des vorliegenden Werks das unverwüstlich heitere, lebensfrische Temperament des Verfassers kennen gelernt, so hört nicht nur jede Verwunderung auf, sondern man freut sich auch herzlich, daß er sich eine derartige Aufgabe gestellt hat. Wen die Natur nicht mit einer so glücklichen Gemüthsanlage ausgestattet hat, der wird niemals im Stande sein, die Eindrücke einer mit soviel Gefahren, Beschwerden und Unannehmlichkeiten verknüpften Reise, wie die in das Innere Afrikas, mit der nothwendigen Objectivität zu schildern; es wird ihm vielmehr gerade so gehen wie jenen englischen Touristen, die sich mit grünen Schleiern, doppelten Sonnenschirmen und blauen Brillen für die Reise ausrüsten und aus der vom hellsten Lichte übergossenen wilden rothen Wüste die Vorstellung einer Welt von blauem Sande, mit einem grünen Himmel überwölbt, zurückbringen.

Die Schilderungen des Verfassers zeichnen sich durch große Mannichfaltigkeit und Fülle, sowie durch Lebhaftigkeit, Anschaulichkeit und Originalität auf das vortheilhafteste aus, tragen aber dabei das Gepräge ungeschminkter Wahrheit, was sich seinen Landsleuten selten nachrühmen läßt. Viel Neues bringt er uns allerdings nicht; indeß gibt er wenigstens mehr als die große Masse der gewöhnlichen Touristen, deren Reiseziel in der Regel der zweite Katarakt des Nils ist, und selbst das Allbekannte und schon oft Beschriebene erscheint bei ihm in frischem Gewande und von vielen charakteristischen Zügen durchflochten. Dies gilt namentlich von einer Reihe Bemerkungen über altägyptische und hellenisch-ägyptische Kunst, die man bisher im Allgemeinen nur in dem ihr Eigenthümlichen, in dem als abnorm, als ungeheuerlich Betrachteten, also blos als Manifestation des geschichtlichen Geistes im Allgemeinen und als Vorstufe oder Abart höherer Kunstformen zu würdigen pflegte, während unser Autor mit Recht auf das absolut Schöne in vielen Figuren und Kunstwerken hinweist. Anderswo hebt er es als einen bedeutsamen, obwol ihm selbst nicht recht erklärlichen Zug der ägyptischen Baukunst hervor, daß häufig gerade das Unsymmetrische den großartigsten Eindruck auf den Anschauenden hervorruft, eine Thatsache, welche diejenigen Aesthetiker, welche nicht in der Symmetrie die erste Grundbedingung des Schönen in der Architektur sehen, sondern ihre Idee vielmehr in der unter verschiedenen Umständen durch wesentlich verschiedene Mittel zu bewältigenden Kraft der Masse und deren primären Eigenschaften suchen, bestens acceptiren werden. Ueberhaupt dürften Schilderungen wie die im vorliegenden Werke enthaltenen geeignet sein, nachdrücklich darauf hinzuweisen, daß die ägyptischen Alterthümer nicht blos Stoff der eigentlichen Alterthumswissenschaft bleiben, sondern auch von der Aesthetik eifriger als bisher benutzt werden sollten. Aus ihnen sind reiche Data zur Lösung ästhetischer Probleme zu schöpfen; namentlich dürfte kein Land zur Entscheidung der wichtigen Frage über die Grenzen der Architektur und Sculptur so bedeutsame Thatsachen an die Hand geben als gerade Aegypten.

Eine der interessantesten Partien des Werks schildert das Zusammentreffen Taylor's mit Auguste Mariette, einem jungen Franzosen, von welchem der Verfasser voraussagt, daß die Großartigkeit seiner auf dem Boden des alten Memphis bereits gemachten Entdeckungen die Welt überraschen werde, sobald seine Zeichnungen und Beschreibungen erschienen seien, und dessen Namen er noch neben denen von Burckhardt, Belzoni und Layard in die Geschichtsbücher eingetragen zu sehen erwartet. Er bezeichnet ihn als den eigentlichen Entdecker von Memphis, dessen Haupttheil die Alterthumsforscher früher eine Meile weiter östlich suchten. Die Mittheilungen, welche der Verfasser von diesem unermüdlichen und für seinen Zweck aufopfernd begeisterten Manne über die Schwierigkeiten und Resultate seiner Nachforschungen erhielt, sind für den Freund der Wissenschaft allerdings niederschlagend. „Er entschuldigte sich, daß er uns so wenig zu zeigen habe, da er aus Rücksicht auf den Vandalismus der Araber genöthigt sei, alle seine Entdeckungen zuzuschütten, nachdem er seine Zeichnungen und Messungen gemacht. Die ägyptische Regierung sei schlimmer als theilnahmlos, denn sie zaudere nicht, aus den Sphinxen Kalk zu brennen und aus Marmorblöcken Kasernen für schmutzige Soldaten zu bauen... Mariette... mußte sich mit der einfachen Erlaubniß begnügen, diese merkwürdigen Ruinen ausgraben und beschreiben zu dürfen. Er konnte sie weder schützen, noch die Sculpturen und Inschriften, die sich transportiren ließen, wegführen, und zog es deshalb vor, sie wieder der sichern Obhut des Sandes anzuvertrauen." Gegen dieses „Wegführen" erklärt sich freilich unser Autor an vielen Stellen seines Werks mit gerechter Entrüstung. „Dieses Grab", sagt er unter Anderm bei Gelegenheit der Beschreibung des berühmten, von Belzoni in Gurneh auf dem Boden des alten Theben entdeckten Grabes Ramses' I., „ist bereits schlimmern Plünderern als den Medern und Persern zur Beute geworden. Belzoni entführte den Sarkophag, Champollion schlug die herrlichen Pfeiler und das Architrav des Eingangs zu der untern Kammer fort, und Lepsius endlich hat die Pfeiler zerstört und ihre schönen Gemälde für das Museum in Berlin in Besitz genommen. An einer Stelle, wo der Letztere eine schöne Thür gänzlich zugrunde gerichtet hat, hat ein Franzose in seiner Entrüstung mit rother Kreide geschrieben: Meurtre commis par Lepsius. Bei all den Gräbern von Theben, wo man die empörendsten und augenfälligsten Beraubungen sieht, sagte der Führer: Lepsius. Wer kann es den Arabern zum Vorwurf machen, daß sie diese kostbaren Denkmäler muthwillig verderben, wenn ihnen von der Eitelkeit ägyptischer Alterthumsforscher ein solches Beispiel gegeben wird?" Dieses Urtheil ist unter den vom Verfasser selbst oben angeführten Umständen jedenfalls zu herbe; doch gestehen wir ein, daß es ihm alle Ehre macht und jedem für das wahre und dauernde Interesse der Wissenschaft Begeisterten, namentlich aber uns Deutschen, die wir uns in der Person Lepsius' mit angegriffen sehen, Stoff zu reichlichem Nachdenken bietet. Mit welch heiligem Zorn hat nicht Byron seinen Bannstrahl auf das Haupt jenes Frevlers unter seinen Landsleuten geschleudert, der, ebenfalls angeblich im Dienste der Wissenschaft, das Pantheon zu Athen schändete! Welch Geschrei der Empörung erhob sich nicht erst noch vor kurzem bei der Kunde, daß ein Amerikaner aus schnöder Gewinnsucht wiederholten Raub ehrwürdiger Denkmäler an der Stätte des Heiligen Grabes begangen habe! Und wäre das Hinwegführen der ägyptischen Alterthümer etwa mehr zu entschuldigen, dafern es nicht als das einzige Mittel erschiene, sie der Nachwelt und der Wissenschaft zu erhalten? Das mag allerdings der Standpunkt sein, von dem ein Champollion, ein Belzoni, ein Lepsius bei ihrem Verfahren ausgegangen sind, und es wäre in höchstem Grade ungerecht, dasselbe mit der Gemeinheit der ebengenannten Heiligthumsschänder oder auch nur mit der Barbarei eines Mummius in Korinth, eines Bonaparte in Italien vergleichen zu wollen. In jedem Falle aber wäre es eine beklagenswerthe Nothwendigkeit, auf deren Beseitigung jeder für das Schöne wahrhaft begeisterte Mensch, der die Erde als den geweihten Schauplatz der Weltgeschichte und die Denkmale der Kunst als Perlen und Edelsteine betrachtet, welche sich der Menschengeist im Laufe der Jahrhunderte sinnig in die Zauberfiguren seines Prachtgewandes eingewebt hat und die nicht willkürlich aus ihren Fäden herausgerissen und über andere Stellen verstreut werden können, mit allen Kräften hinarbeiten soll. Diese Nothwendigkeit waltet aber gar nicht ob; wenn die ägyptische Regierung zu barbarisch ist, um die ihren Händen anvertrauten Schätze gebührend zu würdigen und treu zu wahren, so sollten die civilisirten Mächte Europas diese Aufgabe selbst in

Schwarz-weiß-Rhein, der auch nicht offen Farbe bekennt, ist ein Lump. Wir wollen keine Lumpen in unserer Partei haben. Wir wollen Männer haben, die ihre Gesinnung offen bekennen. Wir wollen Männer haben, die sich nicht scheuen, ihre Gesinnung offen zu bekennen. Wir wollen Männer haben, die sich nicht scheuen, ihre Gesinnung offen zu bekennen. Wir wollen Männer haben, die sich nicht scheuen, ihre Gesinnung offen zu bekennen.

Wir wollen Männer haben, die sich nicht scheuen, ihre Gesinnung offen zu

durch ungewöhnliche Frische, Lebhaftigkeit und Anschaulichkeit aus und versetzen den Leser in eine reiche Mannichfaltigkeit von Scenen, deren handelnde Personen offenbar nicht bloße Phantasiegestalten, sondern lebendvolle Gestalten von Fleisch und Bein sind, deren Skizzen der Verfasser an Ort und Stelle entworfen hat. Dies hätte freilich mit etwas mehr Geschmack und Behutsamkeit gethan können, insofern des Verfassers plastische Kunst oft die Holzart des Hinterwäldlers zu verrathen scheint; allein vielleicht wäre dann das Markige und Charakteristische verloren gegangen, das dem Buche seinen eigenthümlichen Reiz gibt. Die Landschaft, das Landschaft, das Pflanzen- und Thierleben werden sämmtlich an die eigenen Lebensereignisse des Erzählers — eines ziemlich alten „boy“ — angeknüpft und erscheinen infolge dieser Methode in so kräftiger Zeichnung und lebhafter Färbung, daß der Leser die ihm vorgeführten Charaktere des Ansiedlers und Schäfers, des Gärtners und Dichterstehers, des Goldwäschers und Buschkloppers nicht so leicht wieder vergessen wird. Die Uebersetzung könnte hier und da etwas klebender sein, ist aber wenigstens wegen ihrer Treue und Gewissenhaftigkeit anzuerkennen.

3. Helgoland. Schilderungen und Erörterungen von Friedrich Oetker. Mit einer Ansicht und zwei Karten. Berlin, Besser. 1855. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Dieses Werk läßt sich nur uneigentlich in die Kategorie der Reiseschilderungen einordnen. Es ist vielmehr das Resultat mehrjähriger genauer Studien während eines zweimaligen Aufenthalts auf der Insel und verfolgt den Zweck, die mustershaften Einrichtungen, welche man daselbst in die Hand der Heilung des Seebades im Jahre 1826 zahlreich erschienenen literarischen Reiseberke, sondern sogar in wissenschaftliche Erörterungen und Darstellungen einzuschränken haben, zu widerlegen und natürlich einmal gründlich zu beseitigen. Dadurch dürfte das denn auch der Verfasser so vollständig erreicht, daß sein Werk von nun an jedenfalls als eine der zuverlässigsten Autoritäten über den darin verhandelten Gegenstand gelten wird. Dasselbe enthält in der That eine in jeder Beziehung vollständige und umfassende Monographie der Insel Helgoland und könnte sogar als Muster der Behandlung dienen, wenn der Verfasser es unternehmen hätte, an seine Werke und seine persönlichen Verhältnisse anzuknüpfen. Dennoch soll nicht verschwiegen werden, daß sich Einiges aussetzen sein, da das Buch in seiner gegenwärtigen Gestalt für die Mehrzahl der Leser jedenfalls anziehender ist, als wenn der Verfasser jede Gelegenheit benutzt hätte.

Wir wollen aus der reichen Fülle des uns dargebotenen Stoffs nur einiges Wenige herausgreifen, um damit anzudeuten, daß es nicht leicht irgendeine Wissenschaft geben wird, deren Bearbeiter nicht auf Oetker's Werke neue Data schöpfen und alte Irrthümer berichtigen könnte. So heißt es z. B. S. 82: „Neuerdings stützt sich Schleiden in dem reichen Buche ‚Die Pflanze und ihr Leben‘, wie es scheint, auf denselben Gewährsmann (o. d. Decken). Dadurch würden sich auch bei diesem Schriftsteller einige Ungenauigkeiten in der Schilderung Helgolands, die dem Werke nicht eben gut anstehen, erklären.“ Einen ähnlichen Beleg finden wir in den oft wenigstens Jahr erschienenen „Studien“ von Schleiden, wo unter Andern erzählt wird, daß wegen der Wichtigkeit des Wachtelfangs für die Bewohner Helgolands der Prediger auf der Wachtel auf die Nachricht von der Ankunft der Zugvögel durch die Stette verpflichtet gewesen sei, seine Rede mit den Worten: „Amen, theure Gemeinde. Die Wachteln kommen“, abzubrechen, eine Thatsache, die Schleiden wahrscheinlich aus Wachsmann oder Boas entlehnt hat, Oetker aber als völlig unbegründet widerlegt.

Wir müssen uns beanügen, den Geologen, den Ornithologen, den Jagdliebhaber und überhaupt den Naturforscher auf das reichhaltige Werk selbst zu verweisen; auch der Historiker und Alterthumsforscher wird darin eine Reihe der interessantesten, auf dem Prüfstein einer gesunden, nüchternen und scharfsinnigen Kritik erprobten Thatsachen vorfinden. Wir erinnern unter Anderm an die Geschichte Sieben Brüder, des Seeräubers von Meldorp, dessen Charakter ein rauher dithmarsischer Gegenstück zu der echt dramatischen Figur des brandenburgischen Michael Kohlhaas darbietet. Ueberhaupt enthält das ganze Werk in seinen höchst gelungenen Genre- und Charakterschilderungen, sowie in einer Reihe der interessantesten Einzelzüge eine wahre Fundgrube für den Kulturhistoriker. Wie entschiedend sind z. B. die S. 193 angeführten Thatsachen, daß Helgoland trotz seiner so eigenthümlichen Verhältnisse, Anschauungen und Sitten unter einer rigens Bibliothek von Volksmärchen und Sagen hat! Natürlich, daß dadurch unterschieder sich eben die Genesis der Sitte von der Sage, daß jene überall, auch in beschränkten Kreisen, nothwendig, während diese nur auf breiteren Boden gedeihen und sich ausprägt. Auch der Politiker und der Jurist finden in den durchaus eigenthümlichen Verfassungs- und Rechtsverhältnissen der Insel eine Reihe ganz neuer und überraschender Thatsachen zum weiteren Ausbau ihrer Wissenschaften, namentlich innern nur unter Andern an die Partien, welche das Strandrecht und Bergerecht und die Localverwaltnisse, sowie den localen Zustand der im Verwaltungs-, Gerichts- und Kirchenwesen auf der Insel herrschenden Anarchie behandeln. Endlich noch des Fleißes rühmend gedacht, mit welchem der Verfasser eine Menge der schätzbarsten Notizen über die Sprache Helgolandes, einen Dialekt mit Nationalcharakter, sowie ein sechzehntes Capitel enthält im Auszuge eine ziemlich vollständige Grammatik dieses Dialekts, dessen einzige Quelle das einzige Wort der Inselbewohner ist, daher ein dortreffliches Hilfsmittel für den germanistischen Forscher, welches nur eine Erörterung der Lautverhältnisse noch zu wünschen übrig läßt.

Wir verfagen es uns ungern, genauer auf das Werk und seine besonderen Details einzugehen, das sich ebenso sehr durch scharfe Beobachtung und sleißige Benutzung aller bisherigen Leistungen auf dem von Oetker betretenen Gebiete, namentlich der werthvollen Forschungen Lappenberg's und Bielefeld's, durch eine elegante, durchsichtige, aber zu gleicher Zeit lebhafte und humoristisch gewürzte Darstellung und ethische Gesinnung empfiehlt. Wer den praktischen Gesichtspunkt voranstellt, dem wird das Buch in seinen Mittheilungen über das helgolandische Seebad eine Fülle der lehrreichsten Andeutungen darbieten und die Stelle eines Reisehandbuchs oder Führers zur Befriedigung auffüllen. Möchten wir dem Verfasser recht bald wieder auf einem verwandten Gebiete begegnen!

Aus den deutschen Gauen.

1. Wendische Reiden. Erzählungen aus dem wendischen Volksleben von Eduard Hieben. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn und Comp. 1854. Br. 8. 1 Thlr.
2. Im Wald und am Gestade. Skizzen und Bilder von Theodor Apel. Dessau, Gebrüder Kap. 1854. 8. 1 Thlr.
3. Neue Bilder und Geschichten aus Schwaben von Otto Wildermuth. Stuttgart, Krabbe. 1854. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.
4. Ländliche Skizzen aus Franken von H. Nordheim. Weimar, Kühn. 1854. 8. 15 Ngr.
5. Volksgeschichten von Louis Würdig. Dessau, Gebrüder. 1853. 8. 12 Ngr.

Wir haben hier unter gemeinsamem Titel eine Anzahl Schriften zusammengefaßt, die sämmtlich mehr oder weniger das Streben hervorgehen, die Stammeseigenthümlichkeiten der deutschen Volksstaaten in ihren individuellen Formen in literarischen Gestaltung zu bringen. Es ist dies das alte, aber seiner Natur so recht eigenthümliche Streben, in die gezheiten hinein Alles auszubilden, dem entsprecht auch

Die Gesetze Mendelejeff's. Mendelejeff hat gefunden, daß die Elemente, wenn sie nach ihren Atomgewichten geordnet werden, gewisse Gesetzmäßigkeiten zeigen. Diese Gesetze sind folgende:

1. Die Elemente, nach ihren Atomgewichten geordnet, zeigen periodische Eigenschaften.
2. Elemente, welche ähnliche chemische Eigenschaften haben, besitzen entweder ähnliche Atomgewichte (Platin, Iridium, Osmium) oder Atomgewichte, welche in einer regelmäßigen Reihe stehen (Kalium, Rubidium, Cäsium).
3. Die Anordnung der Elemente nach ihren Atomgewichten entspricht ihrer Wertigkeit und bis zu einem gewissen Grade ihren chemischen Eigenschaften.
4. Die Elemente, welche in Bezug auf ihre Eigenschaften am weitesten verbreitet sind, haben kleine Atomgewichte.
5. Die Größe des Atomgewichtes bestimmt die Eigenschaften des Elementes.
6. Man muß die Größe der Atomgewichte einiger Elemente noch korrigieren, da sie noch nicht genau bestimmt sind.
7. Man kann mit Sicherheit noch viele neue Elemente entdecken, z. B. Elemente, welche in der Anordnung nach ihren Atomgewichten zwischen Calcium und Titan, zwischen Zink und Arsen stehen.

Anordnung der Elemente nach Mendelejeff.

Die Elemente der ersten Reihe. Wasserstoff ist das leichteste Element. Sein Atomgewicht ist 1. Es ist ein Gas, welches in Wasser nur wenig löslich ist. Es ist ein Bestandteil des Wassers und aller Säuren. Es ist ein Bestandteil der Kohlenwasserstoffe, des Leuchtgases, des Petroleums, des Terpentinöls, des Alkohols, des Äthers, des Zuckers, der Stärke, des Holzes, des Fettes, des Eiweißes, des Leimes, des Leders, des Horns, der Haare, der Wolle, der Seide, des Papiers, des Leinens, der Baumwolle, des Kautschuks, des Harzes, des Wachses, des Bienenharzes, des Opiums, des Morphiums, des Chinins, des Strychnins, des Coffeins, des Nikotins, des Theins, des Cocains, des Atropins, des Veratrins, des Digitalins, des Curarins, des Aconitins, des Solanins, des Colchicins, des Pikrotoxins, des Santonins, des Cantharidins, des Cubebins, des Piperins, des Capsicins, des Cubebins, des Piperins, des Capsicins, des Cubebins, des Piperins, des Capsic

Es ist dies ein sehr hogenreiches Werk einer jungen oder alten Schwäbin, die mit liebenswürdiger Beschiedenheit in der Vorrede uns entgegentritt; sie sagt nämlich, sie schreibe um deswillen keine Novelle, weil man darin eine gewisse Aengstlichkeit für ein Zeichen schwäbischer Unbefangenheit und Ungezwungenheit ansehen könnte. Was vielleicht allein der Entschuldigung bedürfe, seien die angeführten Dorfgeschichten, nach dem dieses Feld von so glücklicher Hand urbar gemacht und nachher so vielfach ausgebeutet werden. Schließlich tröstet sie sich jedoch damit, daß diese vielleicht doch, da das wirkliche Leben immer wieder neue Seiten bietet, wenn auch kein poetisches, doch vielleicht einiges psychologische Interesse erwecken und so neben ihren poesierecken und originellen Vorgängern ein Recht auf ihre Existenz erwerben könnten. Wie wollen mit der nahen Schwäbin nicht streiten, bemerken nur, daß es uns aufgefallen ist, wie die Verfasserin, welche in der Erzählung „Aus dem Leben einer Hausfrau der alten Zeit" so entschieden als Vertheidigerin der engern, auf den Haushalt und die Familie beschränkten Thätigkeit des Weibes auftritt und in einer andern Erzählung „Aus dem Leben einer Hausfrau der neuern Zeit" alle die Nachtheile rügt, die für die Familie entstehen, wenn das Weib mit Dingen sich befaßt, die zwar an und für sich nicht schlecht sind, aber ihrer Ansicht nach doch über den Beruf des Weibes hinausgehen, das sie uns aufgefallen ist, sagen wir, wie die Verfasserin das vor ihren praktischen Anschauungen veranlworten will, daß sie uns mit einem 25 Bogen starken, ziemlich dürftigen Erzählungen enthaltenden Buche beschenkt hat. Doch mit liebenswürdiger Inconsequenz wollen wir keinen Streit beginnen. Die Verfasserin hat in kleinem Rahmen uns alle die Ereignisse, wie sie die Weiber des Lebens an den Strand werfen, gefaßt; sie führt uns auf „krummen und geraden Lebenswegen" resolvig weiter, sie zeigt uns mit raschertigen Worten „Gestalten aus der Alltagswelt", liefert uns eine ganze Galerie von „Tagesfolgen" und führt uns schließlich aufs „Dorf".

Aus dem waldigen Schwaben versetzt uns das vierte angezeigte Buch nach den sonnigen Fluren Frankens; es sind ländliche Etkizzen, wie sie der Verfasser sie nennt, aus den Namen Dorfgeschichten nicht zu gebrauchen. Wir müssen gestehen, daß nachgerade dieses Genre anfängt sich bedeutend zu verflachen, und wenn wir die Skizzen Nordheim's auch ein gewisses Interesse, daß man ja gern an einer einfachen Erzählung nimmt, nicht absprechen wollen, so hält dies doch nicht soweit vor, daß wir eine besondere Empfehlung dem Büchlein zu leisten im Stande wären. Das Büchlein enthält sechs Erzählungen: „Der Großvaterstuhl", „Die Kathrin", „Einmal gelogen", „Mittwoch nach Ostern", „Die Butterwickel", „Was ist Zufall?" Daran reiht sich das Büchlein von Würdig, was sich als Volksgeschichte markirt, bei Lichte besehen aber auch nichts Anderes als plattdeutsche Dorfgeschichte ist. Es enthält drei Erzählungen: „Hildebrand's Fried, oder das Mannlehngut", „Die Angermühler" und „Die Murrtufel". Schon die Titel dieser Geschichten zeigen, daß wir hier einen, mehr oder weniger local gefärbt, mehr oder weniger psychologisch begründet, mehr oder weniger schlecht charakterisirt, mehr oder weniger mit „Bärbel", „Hetele", „Wiereckig" oder „Schweinskugle", „Lenneliese" und „Brünnele" versehen Apparat der Dorfnovelle wiedersinden.

25.

Reliquien von Jens Baggesen.

Als wir den Titel folgender Schrift erblickten:

Fragmente von Jens Baggesen. Aus dem literarischen Nachlasse des Verfassers. Herausgegeben von August Baggesen. Kopenhagen, Reitzel. 1855. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

machten wir uns bereitd darauf gefaßt, Stoff darin für eine längere biographische Charakteristik oder einen literargeschichtlichen Artikel zu finden. Wie sahen uns jedoch in unserer Erwartung getäuscht. Die Schrift enthält nichts oder doch so wenig von allgemeinerer Bedeutung, sondern muß nur handlungen über Sprache im Allgemeinen und über unsere Sprache insbesondere, über die allgemeine Grammatik, bes in ihrem Verhältniß zur Logik, über die gothische oder uterte ursprüngliche Sprache und Literatur (nach gelen'e Ansicht), über die Genealogie der nordischen Sprachen, über den Sprachklang, über die grammatischen Formen, thümlichkeiten der dänischen Sprache, über die Vorzüge dänischen und über die Vorzüge der deutschen Sprache, sind darin viele ästhetische und originelle, zuweilen auch ziemlich barocke und gewagte Behauptungen, und Ansichten von Fach, denen wir die Lectüre dieser Schrift bestens empfehlen, wagen sehen, wir sie damit fertig werden. Zu diesen Spracheinsichten und Ansichten gehören auch die über der Gelehrsamkeit zur Poesie zu sein, er wandelt in den Würde und Hoheit und meint, daß, wenn sie auch an Wohlklang sich mit der griechischen, italienischen und der Sprache nicht messen könne, sie doch mit Recht auf die nachsatige rhythmische Bewegung stolz sein dürfe. Wenn genug scheine sie ihm für den Schreiber nicht sonderlich selbst in den Geschichten und Jean Paul'schen Schmyz schwimmen, ihm oft platt oder würdelos, und nur Lichtenberg, den er bei mit einigen Zeilen allerdings treffend charakterisirt, als Ausnahme gelten. Nur Lichtenberg, verschert Baggesen, habe sich verstanden, einen Witz und treffenden lautes Lachen bis zum Umfallen; seine Scherze seien mit humoristische Einfeinbungen wissenschaftlicher Wahrheiten, selten mit mathematischer Strenge des kalten Gedankens geführt. Im Allgemeinen ist Deutschland nur zu bemitleiden, ehe jede Nation ihre eigene Art hat, komisch und humorist zu sein, und daß uns Deutschen nationaldänische Scherze auch oft sehr fremdartig und selbst platt vorkommen dürfen, denn nichts ist so eigenartig und selbst eigensinnig als das Element. Als Beweis des größern Wohlklangs der dänischen Sprache gegenüber der deutschen stellt Baggesen Bob'schen Uebersetzung einer Odenstrophe Horaz's zusammen:

Und ein schrecklicher Klang entscholl dem silbernen Bogen,

folgende von ihm besorgte und, wie er sagt, ihm von Niemand beneidete dänische Uebersetzung entgegen:

Med en forfærdelig klang sprang strængene tilbage paa Buen.

Aber soviel wir vom Dänischen wissen, keine einzige ähnliche Lösung, aber unsinnige Inssionen. Dann der furchtbare Klang „klang sprang" in der Mitte des Verses und die Assonanzhäufung der spr und str in „sprang" und „strængene". Man muß hier eben genau rechnen, da Baggesen den sechsten Hexameter „drei u. drei u. drei" nachgerade.

Außerdem enthält diese Sammlung noch einige rein Aufsätze geschichtlichen Inhalts, in denen wir jedoch nicht gefunden haben, was uns Deutschen jetzigen Zeit vor allem dem Interesse sein könnte. Dahin gehört z. B. folgender Aufsatz „Zur Schätzung der wahren Größe eines Schriftstellers", auch nicht einmal Gelehrsamkeit hin. Reichte sie hin, um meine Bekanntschaft mit der Literatur, mit der Gelehrsamkeit der größte Pöbel, sogar an Zahl, glaube ich, der gelehrte. Diese kleinern Aufsätze gehören zum Theil zu der Reihe letzten schriftstellerischen Thätigkeit des Verfassers während des Aufenthalts in der Schweizzund in Deutschland 1793—94. Die Vorlesungen über Sprache, die freilich von den neuen Forschungen auf diesem Gebiete vielfach überholt werden ohne deshalb an einem gewissen individuellen Reiz zu verlieren, hatte Baggesen als Professor der dänischen Sprache und Literatur an der Universität zu Kiel ausgearbeitet; Krankheit verhinderte ihn jedoch, sie vollständig zu halten. Diese vorhandene Manuscript war übrigens nicht zum Druck bestimmt, sondern nur als gesammelte Materialien für 24 Vorlesungen

Kunst, Literatur und Musik. Eine Monatsschrift für Kunstfreunde. Herausgegeben von Dr. Paul Schumann. Jahrgang 1. Heft 1. Oktober 1899. Leipzig, Verlag von Paul Schumann. 4°. 64 S. Mit Abbildungen. Preis des Heftes 1 M.

Inhalt: Paul Schumann, Zum Geleit. — Ernst Schur, Richard Wagner und die Antike. — Ernst Schur, Richard Wagner und die Antike. — Ernst Schur, Richard Wagner und die Antike

Hutterus, J. M., Jephtha und seine Tochter. Dramatisches Gemälde aus der heiligen Vorzeit. Trier, Lintz. 16. 15 Ngr.

Knighton, W., Tropische Skizzen oder Erinnerungen eines indischen Journalisten. Deutsch von M. B. Lindau. Dresden, Kuntze. Gr. 8. 24 Ngr.

Kurnik, M., Breslau und die Schlesischen Eisenbahnen. Leipzig, Brockhaus. 8. 10 Ngr.

Lane, E. W., Sitten und Gebräuche der heutigen Egypter. Aus dem Englischen übersetzt von J. T. Zenker. 2te mit Zusätzen vermehrte Ausgabe. Drei Bände. Leipzig, Dyk. 16. 2 Thlr. 15 Ngr.

Laube's, H., dramatische Werke. 8ter Band. — A. u. d. T.: Graf Essex. Trauerspiel in fünf Akten. Leipzig, Weber. 8. 1 Thlr.

Marvel, Ik., Traumleben. Ein Bild der Jahreszeiten. Aus dem Englischen von Ch..... Hannover, Meyer. 8. 20 Ngr.

Meißner, A., Heinrich Heine. Erinnerungen. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Meyer, E., Der Freiheitskrieg der Bataven unter Civilis. Hamburg. Gr. 4. 24 Ngr.

Meyer, J. B., Zum Streit über Leib und Seele. Worte der Kritik. Sechs Vorlesungen, am Hamburger akademischen Gymnasium gehalten. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. Gr. 8. 20 Ngr.

Michaelis, K. G., Die Paliken. Ein Beitrag zur Würdigung altitalischer Culte. Halle, Lippert. Gr. 8. 15 Ngr.

Moleschott, J., Licht und Leben. Rede beim Antritt des öffentlichen Lehramts zur Erforschung der Natur des Menschen, an der Züricher Hochschule. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 8. 12 Ngr.

Mühlbach, L., Friedrich der Große und sein Hof. 2te und 3te Folge. — A. u. d. T.: Friedrich der Große und seine Geschwister. Historischer Roman. 1ste und 2te Abtheilung à 3 Bände. 2te Auflage. Berlin, Janke. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Pape, J., Schneewitchen vom Gral. Epos in 12 Gesängen. Münster, Cazin. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Pertz, G. H., Aus Stein's Leben. 1ste Hälfte. 1757—1814. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Probst, F., Erequien. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 15 Ngr.

Rinaldo Rinaldini der Räuberhauptmann. Romantische Geschichte. 7te aufs neue durchgesehene und verbesserte Auflage. Drei Theile. Langermünde, Doeger. 8. 3 Thlr.

Röse, F., Die Psychologie, als Einleitung in die Individualitäts-Philosophie. Göttingen, Wigand. Gr. 8. 2 Thlr.

Sand, George, Die Musikanten-Zunft. Deutsch von Claire von Glümer. Zwei Theile. Leipzig, O. Wigand. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Satori-Neumann, J., Eugenie du Plessy. Historische Novelle. Leipzig, Kollmann. 8. 20 Ngr.

Major von Schill. Scenen aus der vaterländischen Geschichte. Von einem Zeitgenossen. Eine Reliquie. Breslau, Kern. 16. 1 Thlr.

Schiller und Lotte. 1788. 1789. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Schlude, A., Gedichte. Mit einer biographischen Skizze von C. Reinhold. 2te Auflage. Freiburg im Br., Wangler. 16. 10 Ngr.

Schmidt-Weißenfels, E., Frankreichs moderne Literatur seit der Restauration. Historisch und kritisch dargestellt. Zwei Bände. Berlin, C. Heymann. 8. 2 Thlr.

Schnetger, A., Arnold von Selenhofen, Erzbischof von Mainz. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Gotha, Scheube. 16. 24 Ngr.

Schulz, F., Gedichte nebst einer Skizze aus dem Tagebuche, „Taufe und Begräbniß." Halle, Lippert. 16. 15 Ngr.

Stähelin, E., Der Uebertritt König Heinrichs des Vierten von Frankreich zur römisch-katholischen Kirche, und der Einfluß dieses Fürsten auf das Geschick der französischen Reformation von dem Zeitpunkte der Bartholomäusnacht an bis zum Erlasse des Ediktes von Nantes. Eine reformationsgeschichtliche Studie. Basel, Schweighauser. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Tafel, J. F. J., Swedenborg und der Aberglaube. Offenes Sendschreiben an Herrn Dr. M. J. Schleiden, Professor in Jena. Tübingen, Verlags-Expedition. Gr. 8. 16 Ngr.

Trummer, C., Die Musik von Vormals und Jetzt, vom Diesseits und Jenseits. Frankfurt a. M., Brönner. 8. 15 Ngr.

Wagner, H., Geschichte der Hohen Carls-Schule. Mit Illustrationen von C. A. v. Heideloff. 1ster Band. Die Carls-Schüler nach archivalischen Quellen. 1stes Heft. Würzburg, Etlinger. Gr. 8. 9 Ngr.

Weinholtz, K., Das organisch-idealistische System der Philosophie. Leipzig, L. O. Weigel. Gr. 8. 24 Ngr.

Winter, Amalie, Wunder und Märchen des 19. Jahrhunderts. Lebensbilder aus der Gesellschaft. Leipzig, Kollmann. 8. 25 Ngr.

Wittmaack, L., Geschichte der Seelengefühle vom naturhistorisch-rationellen Standpunkt mit Berücksichtigung ihrer ästhetischen Seite. Für gebildete Leser herausgegeben. Leipzig, Kollmann. Gr. 8. 2 Thlr.

Tagesliteratur.

Bekenntnisse zweier Convertiten über die neuesten religiösen und politischen Fragen. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 9 Ngr.

Crome, F., Der dänische Transitzoll im Verhältniß zu den Städten Lübeck und Hamburg und zum Welthandel. Eine publicistische Darstellung. Lübeck, Aschenfeldt. Gr. 8. 12 Ngr.

Die Erhöhung der Tabakssteuer und ihre Folgen. Leipzig, Hebenstreit. Gr. 8. 5 Ngr.

Feddersen, F., Dänemarks und Nordamerikas Streit über den Sundzoll. Frei nach dem Dänischen von Baron C. Dirckinck Holmfeld. Kopenhagen. 8. 10 Ngr.

Kurze Geschichte der Reformation in Baden. Als Jubeldenkmal zum Lobe und Preise der göttlichen durch allen Jammer hindurchhelfenden Gnade der evangelischen Kirche Badens gewidmet. 2te Auflage. Karlsruhe, Gutsch. Gr. 8. 7 Ngr.

Die Gewerbefreiheit in Oesterreich. Ein Beitrag zur Beurtheilung des Entwurfes eines Gewerbe-Gesetzes. Prag, Ehrlich. Gr. 8. 15 Ngr.

Gröben, Ida Gräfin von der, Wissenschaft und Bibel mit Beziehung auf Dr. Bunsen: „Hippolytus und seine Zeit, Anfänge und Aussichten des Christenthums und der Menschheit," und auf die Recension dieses Werkes in Dr. Hengstenberg's Kirchenzeitung. Stuttgart, Sonnewald. Gr. 8. 12½ Ngr.

Die denkwürdigen Jahre 1856 und 1857 und was sich in ihnen begeben wird. Hamburg. Altona, Verlags-Büreau. Gr. 8. 1 Ngr.

Krummacher, F. W., Bunsen und Stahl. Zur Verständigung über den neuesten Kirchenstreit. Drei Vorträge gehalten vor der Versammlung des Evangelischen Vereins zu Potsdam. Berlin, Wiegandt u. Grieben. Gr. 8. 9 Ngr.

Müller, A., Hengstenberg und die evangelische Kirchenzeitung. Ein Wort der Mahnung. Berlin, Gebauer. 8. 10 Ngr.

Reichenbach, L., Erinnerung an die Stunden der Muse Sr. Majestät des höchstseligen Königs Friedrich August, bei Auslegung von Reliquien im Namen der Gesellschaft Isis gesprochen. Dresden, Kuntze. 1855. Gr. 8. 6 Ngr.

Ueber die Sünde wider den heiligen Geist. Von einem protestantischen Laien. Frankfurt a. M., Brönner. 8. 7 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1856 im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

№ II, die Versendungen der Monate **Januar, Februar** und **März** enthaltend.

(Beschluß aus Nr. 29.)

10. **Schwarz (K.), Zur Geschichte der neuesten Theologie.** 8. Geh. 2 Thlr.

In diesem ausdrücklich nicht nur für Theologen, sondern zugleich für einen größern Leserkreis bestimmten Werke sucht der besonders durch seine treffliche Schrift über Lessing rühmlichst bekannte Verfasser den innern Gang, welchen die Theologie in der neuesten Zeit genommen, anschaulich zu machen. Die leichte und gefällige Darstellung, die rücksichtslose Freimüthigkeit, mit welcher die Wortführer der theologischen Parteien charakterisirt werden, die einschneidende Schärfe des Urtheils, welches sich gegen Freund wie Feind mit unbestochener Gerechtigkeit wendet, läßt manches helle und überraschende Streiflicht auf die theologischen wie kirchlichen Zustände der Gegenwart fallen und macht diese Schrift zu einer überaus wichtigen, namentlich für jüngere Theologen, welche nach einer Orientirung in dem Gewirre der Tageskämpfe verlangen. Unter den vielen interessanten Partien dieser Geschichte der letzten 20 Jahre heben wir nur die ausführlichere Darstellung der Hengstenberg'schen Orthodoxie, der tübinger kritischen Schule, des katholisirenden Neulutherthums, ferner die eingehende Charakteristik Hegel's, Schleiermacher's, Neander's, Tholuck's, Leo's u. A. hervor.

11. **Strehlke (F.), Martin Opitz.** Eine Monographie. 8. Geh. 24 Ngr.

Eine fleißige Monographie über **Martin Opitz**, den gefeiertsten deutschen Dichter des 17. Jahrhunderts und als Begründer der Schlesischen Dichterschule von wesentlichem Einfluß auf die deutsche Dichtkunst, die er aus ihrem damaligen tiefen Verfall zu erheben wußte. Die vorliegende Schrift ist die einzige, seit dem gänzlich veralteten Buche des Gottschedianers Lindner (1740) geschriebene Monographie über Opitz und schon deshalb ein werthvoller Beitrag zur deutschen Literaturgeschichte.

In demselben Verlage erschienen früher:

Auserlesene Gedichte von Martin Opitz von Boberfeld. Herausgegeben von **Wilhelm Müller.** 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

41. **Vetus Testamentum** graece iuxta LXX interpretes. Textum Vaticanum Romanum emendatius edidit, argumenta et locos Novi Testamenti parallelos notavit, omnem lectionis varietatem codicum vetustissimorum Alexandrini, Ephraemi Syri, Friderico-Augustani subiunxit, prolegomenis et epilegomenis instruxit **Constantinus Tischendorf.** Editio altera correctior et auctior. 2 tomi. 8. 4 Thlr. Ausgabe auf Schreibpapier 6 Thlr.

Die so bald nöthig gewordene zweite Auflage der Tischendorf'schen Septuaginta beweist, daß die ihr bei ihrem Erscheinen von vielen Seiten ausgesprochene Anerkennung eine wohlbegründete war und daß sie in der That, wie sich Dr. Rudelbach ausdrückt, „ein tiefgefühltes Bedürfniß in angemessenster Weise befriedigte". Durch die Festhaltung des vaticanisch-römischen Textes, nur textdirt in den dringendsten Fällen, unter Beifügung sämmtlicher Lesearten der drei im Titel genannten so wichtigen Urkunden, deren zwei die gelehrte Welt ausschließlich dem Herausgeber verdankt, entspricht sie ebenso den praktischen wie den strengwissenschaftlichen Forderungen. Die Vorzüge der neuen Auflage bestehen, außer größerer Correctheit des Drucks und manchen Verbesserungen im Texte, in den Noten und im Apparate, besonders in der Anfügung des Chaldäischen Textes vom Propheten Daniel, und in der völligen Erneuerung und Vermehrung der Prolegomena, worin über die Geschichte der Septuaginta und ihrer Ausgaben sowie über ihre sämmtlichen ältesten Urkunden (deren sieben, darunter vier Palimpseste, erst durch die neuesten Entdeckungen des Herausgebers gewonnen wurden) ausführliche Nachweise nebst mehren Supplementen des kritischen Apparats gegeben werden.

Von dem Herausgeber erschienen in demselben Verlage:

Codex Claromontanus sive **Epistolae Pauli omnes** graece et latine ex codice Parisiensi celeberrimo nomine Claromontani pierumque dicto aevi ut videtur post Christum saeculi nunc primum edidit **Constantinus Tischendorf.** 1852. 4. Cartonnirt. 24 Thlr.

Für den Originaltext der Paulinischen Briefe sind nur drei Documente, die dem **Codex Claromontanus** an Alter und Bedeutung nahe stehen, auf unsere Zeit gekommen; für den altlateinischen Text ist nur eins, aber um drei Jahrhunderte jüngeres, mit ihm vergleichbar. Karl Lachmann stellte die Wichtigkeit dieser Handschrift so hoch, daß er im voraus eine Herausgabe derselben als ein „unsterbliches Verdienst um die Kritik des Neuen Testaments" bezeichnete, und erklärte, daß ihr Vorhandensein dem Texte der Paulinischen Briefe eine größere Sicherheit gewähre als sie irgendein anderer Theil des neutestamentlichen Textes besitze. Die Arbeiten Wetstein's und Sabatier's, auf denen hundert Jahre lang die neutestamentliche Kritik basirt war, hat der Herausgeber als höchst unvollständig und fehlerhaft nachgewiesen.

Bei der besondern Wichtigkeit des Werkes für die christliche Kirche und die philologische Wissenschaft hat die Verlagshandlung die Kosten nicht gescheut, dasselbe als eins der ersten wissenschaftlichen Prachtwerke Deutschlands auszustatten.

Evangelium Palatinum ineditum sive Reliquiae textus evangeliorum latini ante Hieronimum versi ex codice palatino purpureo quarti vel quinti p. Chr. saeculi nunc primum eruit atque edidit **Constantinus Tischendorf.** 1847. 4. 18 Thlr.

Das **Evangelium Palatinum ineditum** enthält den lateinischen Evangelientext, wie er sich in einer Handschrift, aus dem 4. oder 5. Jahrhundert stammend, unlängst vorgefunden hat. Das Original befindet sich in der k. k. Bibliothek zu Wien und war bisjetzt noch ohne alle Bearbeitung geblieben. Die Ausstattung des Werks ist der Wichtigkeit desselben entsprechend.

42. **Wehl (F.), Hamburgs Literaturleben** im achtzehnten Jahrhundert. 8. Geh. 1 Thlr 15 Ngr.

Ein **Varnhagen von Ense** gewidmeter werthvoller Beitrag zur deutschen Literaturgeschichte, eine für jeden Gebildeten in hohem Grade interessante Schilderung von Hamburgs wichtigem Literaturleben im vorigen Jahrhundert. Der Pastor Goeze und Lessing, Reimarus, Eckhof, Schröder und Charlotte Ackermann, Hagedorn, Frau von Genlis, Klopstock und viele andere berühmte Persönlichkeiten werden dem Leser vorgeführt. Die Schrift ist aus Vorlesungen entstanden, welche der seit längerer Zeit in Hamburg lebende bekannte Schriftsteller daselbst mit großem Beifall hielt.

43. **Wilfried von der Neun, Welt und Herz.** Dichtungen. Zweite Auflage. 8. Geh. 24 Ngr.

Arndt, Rückert und **Uhland** haben die Widmung dieser bereits in zweiter Auflage vorliegenden Gedichtsammlung angenommen.

44. **Wolfram (L.), The German Echo.** A faithful mirror of German every-day conversation. With a vocabulary by **Henry Skelton.** 8vo. Geb. 1 Thlr.

Preisermässigungen.

Nachstehende Taschenbücher, **mit Beiträgen der geachtetsten deutschen Schriftsteller,** *sind zu den dabei bemerkten äusserst billigen Preisen durch alle Buchhandlungen zu beziehen:*

Urania. Neue Folge. Zehn Jahrgänge. Mit Bildnissen. 8. (18 Thlr. 20 Ngr.) **3 Thlr.**

Einzelne Jahrgänge **10 Ngr.**

Dieses Taschenbuch enthält Beiträge von nachstehenden Schriftstellern: W. Alexis (3 Beitr.). — B. Auerbach (2). — Franz Berthold. — E. v. Bülow (2). — F. Dingelstedt. — J. v. Eichendorff. — F. Gerstäcker. — K. Gutzkow (3). — A. Hagen. — F. v. Heyden. — Fanny Lewald. — O. Ludwig. (2). — Wilhelm Martell. (6). — J. Mosen (2). — T. Mügge (3). — L. Rellstab. — L. Schefer. — L. Schücking (2). — A. v. Sternberg (5). — Therese (2). — L. Tieck (2).

—— Jahrgänge 1837 und 1838 à **6 Ngr.**

Enthalten Beiträge von nachstehenden Schriftstellern: L. Schefer. — J. v. Eichendorff. — Emerentius Scävola. — L. Tieck. — L. Rellstab. — F. v. Heyden.

Taschenbuch dramatischer Originalien. Herausgegeben von *J. Franck.* 6 Jahrgänge. 1837—42. Mit Kupfern. 8. (17 Thlr.) **3 Thlr.**

Einzelne Jahrgänge **15 Ngr.**

Dieses Taschenbuch enthält Beiträge von nachstehenden Schriftstellern: Karl Albani (2 Beitr.). — E. Bauernfeld (4). — J. F. Castelli. — J. Frank (7). — K. Gutzkow. — A. Hagen. — Friedrich Halm. — F. v. Holbein. — K. L. Immermann (2). — N. N. v. Lagusius. — G. H. Liebenau. — G. A. v. Maltitz. — A. Pannasch (2). — C. Reinhold. — W. Vogel. — K. Weichselbaumer. — J. B. v. Zahlhas.

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von *F. v. Raumer.* 20 Jahrgänge. 1830—49. 12. (43 Thlr. 5 Ngr.) **18 Thlr.**

I.—X. Jahrg. (1830—39) **10 Thlr.**

XI.—XX. Jahrg. (Neue Folge I—X., 1840—49) **10 Thlr.**

Einzelne Jahrgänge **1 Thlr. 10 Ngr.**

Diese 20 Jahrgänge enthalten Beiträge von nachstehenden Schriftstellern: W. A. Arendt (5 Beitr.). — F. W. Barthold (9). — A. Böckh. — K. W. Böttiger (2). — K. G. Carus. — H. Escher. — F. Förster. — E. Gans (2). — E. Gervais (2). — G. E. Guhrauer. — K. Hagen (2). — K. G. Jacob (3). — G. W. Kessler. — E. Kolloff (2). — A. Kurtzel (2). — H. Leo (2). — M. H. K. Lichtenstein. — J. W. Loebell (2). — F. Lorentz. — E. H. J. Münch. — K. F. Neumann. — L. K. F. Passow (2). — Raumer (14). — A. v. Reumont (4). — R. Roepell (2). — H. Scherer (2). — F. W. Schubert (3). — W. G. Soldan (2). — J. D. F. Sotzmann (2). — K. L. Stieglitz d. A. — Talvj. — M. Töppen. — K. A. Varnhagen von Ense (3). — J. Voigt (9). — G. F. Waagen. — G. F. L. Wachler (2). — E. W. G. Wachsmuth. — F. Wilken. — J. W. Zinkeisen.

Casanova's Memoiren,

französisch und deutsch, zu bedeutend ermäßigten Preisen.

Mémoires de J. Casanova de Seingalt écrits par lui-même. Edition originale. 12 vols. 12. 12 Thlr. (Früher 21 Thlr.)

Aus den Memoiren des Venetianers Jakob Casanova de Seingalt, oder sein Leben, wie er es zu Dux in Böhmen niederschrieb. Nach dem Originalmanuscript bearbeitet. Zwölf Bände. 12. 12 Thlr. (Früher 31 Thlr. 15 Ngr.)

Commissions-Artikel.

Kratzmann (E.), Der Führer in Marienbad und in dessen Umgebungen. Für Kurgäste. Dritte umgearbeitete Auflage. Mit 10 lithographirten Ansichten und dem Situationsplan des Kurorts. 8. Geh. 1 Thlr.

Von dem Verfasser erschien früher ebendaselbst:

Die neuere Medicin in Frankreich, nach Theorie und Praxis. Mit vergleichenden Blicken auf Deutschland. Erste Abtheilung. 8. 1846. 1 Thlr. 10 Ngr.

Rottner (A.), Lehrbuch der Contorwissenschaft für den deutschen Buchhandel. 4. Geh. 4 Thlr. Geb. 4 Thlr. 15 Ngr.

Von demselben Verfasser erschien früher:

Lehrbuch der Buchhaltung für den deutschen Buchhandel. Zwei Abtheilungen. 4. 1852. Geheftet 3 Thlr. Gebunden 3 Thlr. 15 Ngr.

Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft. Herausgegeben von den Geschäftsführern unter der verantwortlichen Redaction des Professor Dr. **Hermann Brockhaus.** Zehnter Band. Vier Hefte. 8. 1856. 4 Thlr.

Mit einer „Bibliographie für Linguistik und orientalische Literatur".

Besondere Beilagen u. dgl. werden mit 1 Thlr. 15 Ngr. berechnet.

Pharmacopoea austriaca. Editio quinta. 8. Viennae. 1855. 1 Thlr.

Annuaire de la noblesse de France et des maisons souveraines de l'Europe, publié par **Borel d'Hauterive.** 1856. 13me année. In-12. Paris. 2 Thlr. Avec planches coloriées 3 Thlr. 4 Ngr.

Brosnier, Cours pratique et théorique de Langue arabe. Alger. 1855. In-8. 4 Thlr.

Quelques mots sur les Communions occidentales, à l'occasion d'un mandement de Mgr. l'Archevêque de Paris. Par un Chrétien orthodoxe. 8. Geh. 12 Ngr.

Pitzipios (Jacques G.), L'Église Orientale. Exposé historique de sa séparation et de sa réunion avec celle de Rome. Accord perpétuel de ces deux Églises dans les dogmes de la Foi. La continuation de leur union. L'apostasie du Clergé de Constantinople de l'Église de Rome, sa violation des institutions de l'Église orientale, et ses vexations contre les chrétiens de ce rite. Seuls moyens practicables pour rétablir l'ordre dans l'Église orientale, et arriver par là à l'union générale et à la restauration sociale de tous les chrétiens. Rome. Imprimerie de la Propagande. 1855. In-8. 4 Thlr.

Monumenti, Annali e Bullettini pubblicati dall' Instituto di corrispondenza archeologica nel 1855. Volume unico. Roma. 14 Thlr.

Ticknor (M. G.), Historia de la literatura española. Traducida al castellano con adiciones y notas criticas, por D. Pascual de Gayangos y D. Enrique de Vedia. Tomo III. Madrid. 1855. En-8. 3 Thlr.

Biblioteca de autores españoles, desde la formacion del lenguaje hasta nuestros dias. En-8. (In gespaltenen Columnen.) Madrid. 1855. Preis des Bandes 5 Thlr

T. XXX. XXXI. Obras del Padre *Juan de Mariana* T. I. II.

T. XXXII. Poetas liricos de los siglos XVI y XVII, coleccion ordenada por Don *Adolfo de Castro.* Tomo I.

T. XXXIII. Novelistas posteriores a Cervantes. Tomo segundo, con un Bosquejo historico sobre la Novela española, escrito por D. *Eustaquio Fernandez de Navarrete.*

T. XXXIV. Comedias escogidas de *Fray Lope Felix de Vega Carpio* T. II.

T. XXXV. Romancero y Cancionero sagrados. Coleccion de Poesias cristianas, morales y divinas, sacadas por D. *Justo de Sancha.*

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Der Preis des Jahrgangs ist 8 Thlr. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen darauf an.

No. 31. 31. Juli 1841.

Inhalt: Literarische Notizen. — Ueber Wilhelm Hauff. Von Wolfgang Menzel. — Literarische Anzeigen. — Ueber Wilhelm Hauff. Von Wolfgang Menzel. (Beschluß.) — Literarische Anzeigen.

Literarische Notizen.

Ueber Wilhelm Hauff, dessen Hinscheiden wir in unserm Blatte bereits gemeldet haben, theilt Wolfgang Menzel in seinem Literaturblatte Folgendes mit:

Hauff war ein Mann von ausgezeichneten Talenten, ein Mann, der sich durch seine Leistungen eine ehrenvolle Stelle in der Literatur erworben hat, und dessen Tod daher allgemeine Theilnahme erregen muß. Er war ein Mann von Geist, Witz und Humor

ſelbeziehung aller das Gedeihen und der Fortſchritt jeder einzelnen von ihnen beruht. Weil ihr die theologiſche Bewegung in ihrem Werden unbeachtet gelaſſen, ſo iſt ſie im Stillen zu grauenvoller Macht erſtarkt und greift ein hundertarmiger Rieſe in eure Wiſſenſchaft, eure Kunſt, euer häusliches und geſelliges Leben hinein; weil ihr in vornehmer Selbſtgenügſamkeit einen Prachtpalaſt rein weltlicher Bildung zu erbauen verſucht habt und die Thore verſchloſſen hieltet, um den Eintritt der Kirche und Theologie zu verhindern, ſo dringt jetzt der Feind durch die unverwahrten Fenſter ein und klirrend fallen die koſtbarſten Glasſcheiben euch zu Füßen. Ihr habt keinen Sinn für ein wahrhaft lebendiges freimachendes Chriſtenthum gehabt, denn ein ſolches kann nur im kirchlichen Geſammtleben gedeihen, und die Hüterin und Pflegerin dieſes Geſammtlebens iſt und bleibt die von euch vergeſſene Theologie, — ei ſo wundert euch nicht, wenn ihr jetzt plötzlich inne zu werden meint und darüber klagt, daß eure geiſtlichen Führer wieder Herren eures Glaubens würden und das Banner des echten Lutherthums vorantragend die willenloſe Schar zurückführten nach dem heiligen Rom.

Noch iſt es Zeit, den heranbrauſenden Sturm zu beſchwören, aber Eins thut vor allem noth: lebendige Theilnahme Aller, voran der Vertreter unſerer Wiſſenſchaft, Kunſt und Literatur an den kirchlich-theologiſchen Streitfragen der Gegenwart. Nicht dringend genug kann dieſer Mahnruf erhoben werden! Wir ſagen mit Vorbedacht: der kirchlich-theologiſchen Streitfragen. Denn ob auch ein Unterſchied iſt zwiſchen Kirche und Theologie, ſo wurzeln doch, zumal heutzutage, die kirchlichen Bewegungen in der theologiſchen Wiſſenſchaft und ein Verſtändniß der erſtern iſt unmöglich ohne Kenntniß des allgemeinen Ganges, den die letztere in der jüngſten Vergangenheit genommen hat. Die großen Geiſteskämpfe verſtehen zu lernen, welche die Theologie der Gegenwart bewegen, iſt daher ein dringendes Bedürfniß für Alle, die überhaupt noch lebendigen Antheil nehmen an dem geiſtigen Leben unſerer Nation.

Mit um ſo größerer Freude begrüßen wir die vor kurzem erſchienene Schrift von Schwarz, die bereits in zweiter Auflage vorliegt, und dieſem Bedürfniſſe entgegenzukommen ſich zur recht eigentlichen Aufgabe ſtellt. Ausdrücklich hat der ſchon durch ſeine Schrift „Leſſing als Theolog" rühmlichſt bekannte Verfaſſer nicht blos die engere Genoſſenſchaft der Theologen von Fach, ſondern einen größern Leſerkreis vor Augen; er hat es auf ſich genommen, zunächſt den wiſſenſchaftlich gebildeten Laien den innern Gang der neueſten Theologie, die Gegenſätze, in welche ſie zerfallen, die Vermittelungen, welche ſie verſucht, anſchaulich zu machen. Ueber die Schwierigkeiten einer ſolchen Aufgabe hat ſich der Verfaſſer, wie er ſelbſt geſteht, keinen Augenblick im Zweifel befunden; er hat es ſich auch ſchwerlich verhehlt, wie gerade eine Darſtellung wie dieſe, wo das Eingehen auf bekannte und einflußreiche Perſönlichkeiten unvermeidlich iſt, zwar eine gewaltige Anziehungskraft auf ein nach pikanter Koſt verlangendes Publicum üben, ihm ſelbſt aber Feindſeligkeiten aller Art zuziehen werde, und dies um ſo zuverläſſiger, da er mit aller Entſchiedenheit der Geſinnung auf der Seite Derer ſteht, welche ein anderes Chriſtenthum wollen als das zur Zeit von oben herab begünſtigte; aber „er hat nur einen durch alle dieſe Mißlichkeiten zum Ziele führenden Weg geſehen, den der rückhaltloſeſten Freimüthigkeit".

Wir können es uns nicht verſagen, dem Verfaſſer ein herzliches Glück auf! zuzurufen zu ſeinem Beginnen. Da iſt doch wieder einmal ein kräftiger, geſunder Charakter in einer geiſtig verſumpften und vermoderten Zeit, ein freier Mann, der, ohne feige Rückſichten zu nehmen nach oben oder nach unten, mit offenem Viſir für ſeine Ueberzeugungen einſteht, ein ſcharfer und klarer Denker, der mit unerbittlicher Logik alle Unklarheiten, Halbheiten und Verworrenheiten unſerer Zeit ans Licht zieht, ein von tiefem ſittlichen Ernſte geadeltes Gemüth, dem es heilige Gewiſſensſache iſt, jedes Blendwerk zu zerſtreuen, damit die ewige göttliche Wahrheit deſto heller und glänzender ſtrahle; ein fröhlicher, ſiegesgewiſſer Vorkämpfer jenes Chriſtenthums, das einen ewigen Vertrag mit der freien Wiſſenſchaft und aller vernünftigen Freiheit geſchloſſen hat; ein Arbeiter im Weinberge des Herrn im höchſten und edelſten Sinne des Worts, der nicht blos Unkraut ausreutet und üppig aufgeſchoſſene Schmarotzerpflanzen mit ſcharfem Winzermeſſer beſeitigt, ſondern der auch die edeln Gewächſe pflegt und die Erde lockert, aus der ſie ihre Nahrung ziehen. Und eben dieſes letztere iſt beſonders bemerkenswerth in unſerer Zeit: nicht im Dienſte kalter, herzloſer Verneinung, ſondern um Bauſteine herbeizuſchaffen zu einem tüchtigen Neubau der Kirche, hat der Verfaſſer ſein Buch geſchrieben. Die ſchärfſte, einſchneidendſte Kritik, die an manchem hochberühmten Namen geübt wird, manche hochgeprieſene Autorität antaſtet, ſie ſteht im Dienſte eines lebendigen Chriſtenthums, des Chriſtenthums, welches mit allen edeln Bildungselementen unſerer Zeit geeint, nicht nur nichts verloren hat an gläubiger Innigkeit und heiligem ſittlichen Ernſte, ſondern eben dadurch erſt recht befähigt iſt, eine neue Macht über alle Herzen und alle Gewiſſen zu werden. Der geiſtvolle Kirchenhiſtoriker Haſe hat kürzlich in Bunſen die erſte Schwalbe begrüßt, welche das Herannahen des Geiſtesfrühlings verkündigt — ſie iſt ein zweiter lieber Frühlingsbote. Helfe Gott, daß recht viele andere bald folgen!

In ebenſo klarer Erörterung als lebendiger und feſſelnder, faſt möchte ich ſagen pikanter Darſtellungsweiſe führt uns der Verfaſſer in drei Büchern den geſammten geiſtigen Entwickelungsgang unſerer Theologie in den letzten 20 Jahren vor. Das erſte Buch, die „Einleitung", behandelt zuerſt die moderne Theologie, Hegel, Schleiermacher, Neander, dann die neue Orthodoxie, Hengſtenberg und die „Evangeliſche Kirchenzeitung". Das zweite Buch, überſchrieben „Der hiſtoriſch-kritiſche Proceß", beſpricht Strauß' „Leben Jeſu" und die Gegenſchriften, die Fortbildungen in der Evangelienkritik, die Tü-

der Hilfe Mary und der Kinder. Das Gut ist ein Lehen, das nach dem Tode des Vaters an den ältesten Sohn fällt. Dieser hat die Pflicht, seine Mutter und seine Geschwister zu unterhalten. Er kann sie aber auch auf ihren Anteil abfinden. Mary ist eine Tochter des Pfarrers von Ashton. Sie ist eine Cousine Edwards. Sie ist ein Mädchen von 20 Jahren. Sie ist ein Mädchen von 20 Jahren. Sie ist ein Mädchen von 20 Jahren

aller wirklichen Lebensgestaltungen in für sich selbst bedeutungslose Momente des in rastlosem, Alles setzendem und wiederaufhebendem Processe sich selbst entfaltenden Begriffs, gleichsam ein philosophischer Commentar zu dem bekannten Ausspruche des Mephistopheles: „Alles, was besteht, ist werth, daß es zugrunde geht", trat mit dem gerade entgegengesetzten Satze: „Alles, was ist, ist vernünftig", als Vorkämpferin der politischen und theologischen Restauration in die Schranken und begann schon in ihrem Meister, mehr aber noch in einem Theile seiner Schüler, wie Daub, Göschel, Hinrichs, Conradi, Dorner u. A., die orthodoxe Wiederherstellung aller altkirchlichen Dogmen, der Dreieinigkeit des göttlichen Wesens und der beiden Naturen Christi, der Lehren von der Offenbarung, der Erbsünde und der Stellvertretung. Freilich ward den alten Formeln meist eine ganz andere Vorstellung untergeschoben, aber gerade über diesen Thatbestand war keine Klarheit vorhanden, und in der Fassung einzelner Lehren, wie namentlich der von der Menschwerdung Gottes, zeigte sich schon damals ein bedenkliches Schwanken. In den Schleiermacher'schen Kreisen war die zersetzende und reinigende Kritik des Meisters von der bei weitem überwiegenden Zahl der Jünger vergessen; um die Wette sah man die Schleiermacherianer, Twesten an der Spitze, sich bemühen, durch „Vertiefung" des christlichen Denkens wieder einzulenken in die Bahn der Orthodoxie; allmälig ward der ganze Inhalt der alten Dogmatik in Schleiermacher'sche Formeln hineingetragen. Andere, die besonders an der Gefühlstheologie Schleiermacher's sich erbaut hatten, wie namentlich „der letzte Kirchenvater", Neander, schwankten haltlos zwischen widersprechenden Vorstellungen hin und her, von dem Drange des Vermittelns beseelt und doch ohne die Schärfe des Denkens, die allein zur wirklichen Ueberwindung der Gegensätze befähigt. Die von Schleiermacher angebahnte Kritik der christlichen Offenbarungsurkunden fand fast nur einen einzigen namhaften Vertreter: De Wette. Und neben diesen unklaren Vermittelungsversuchen war schon damals in Hengstenberg und den Mitarbeitern der „Evangelischen Kirchenzeitung" eine rücksichtslose Schar hervorgetreten, die mit der Lehre von der völligen Verfinsterung der menschlichen Erkenntniß durch die Sünde die unbedingte Wiederherstellung der alten Orthodoxie zu rechtfertigen suchte, auf Grund einer äußerlich mechanischen Vorstellung von der göttlichen Eingebung der Heiligen Schriften alle Kritik im voraus verdammte und einen unerbittlichen, durch Anklagen und Verdächtigungen aller Art geführten Krieg gegen alle rationalistische Ketzerei eröffnete. Der Staatsgewalt empfahl sich diese Partei (hierin ganz anders gesinnt als die um ihres Gewissens willen Verfolgungen aller Art erduldenden Altlutheraner) durch die Lehre vom unbedingten Gehorsam gegen die weltliche Macht, freilich auch dadurch, daß sie, hierin Altlutheraner, ihrem Wiederherstellungseifer Halt gebot, wo es Gründe der Staatsklugheit oder der Zweckmäßigkeit erheischten. Von der modernen Philosophie entlehnte sie das äußere Gewand, in welches namentlich die „Dilettanten" der „Evangelischen Kirchenzeitung", ein Stahl und Leo, vortrefflich sich zu hüllen verstanden.

Solches war die Lage der Dinge 1835. Es schien Aussicht auf langen Frieden zu sein: der neuen Vermittelungstheologie, gleichviel ob sie an Hegel oder Schleiermacher sich anlehnte, schien die Zukunft zu gehören; die Hengstenberg'sche Rechtgläubigkeit, wie widerwärtig sie auch schon z. B. einem Neander zu werden anfing, ward wenigstens als heilsames Gegengewicht gegen den Unglauben anerkannt.

Da brach das Wetter herein von einer Seite, von welcher es Niemand erwartet hatte. Ein junger tübinger Magister, ein Repetent des alten ehrwürdigen theologischen Stifts, an dem die Bengel, die Storr, die Flatt und Steudel gelehrt, ein Mann, der mit dem ganzen Ernste und der Gründlichkeit seiner schwäbischen Natur Theologie und Philosophie studirt, an Hegel und Schleiermacher sich gebildet, er war es, der die Brandfackel der Kritik mitten in die Veste des Glaubens hineinschleuderte. Es war ein Mann, der bei dem allgemeinen Rausche der Hegel'schen Speculation nüchtern geblieben, der durch die Verirrungen und Illusionen der Zeit mit klaren Sinnen hindurchgegangen, der den Verstand nicht verloren der lauter Vernunft, der außerdem ein Meister war in der Form, der in ästhetischer Abrundung und Vollendung mit sicherster Herrschaft über den Stoff seinen Gegenstand wie ein Werk plastischer Kunst hinstellte.

Die Bedeutung des Buchs liegt in eben Dem, was man ihm zum Vorwurfe machte, daß es wesentlich nur eine genaue Zusammenstellung alles Dessen gibt, was die letzte Periode der historischen Kritik erarbeitet.

Es ist ebenso sehr ein Product der Vergangenheit, als es dieselbe über sich hinaushebt und zum Abschluß bringt. Es laufen hier alle bisherigen kritischen Forschungen über das Leben Jesu zusammen, aber sie werden zugleich vervollständigt, geschärft, zugespitzt, zusammengefaßt, auf einen Grundgedanken zurückgeführt. In dieser Nothwendigkeit des ganzen Verfahrens, das sich wie ein Naturproceß vollzieht, in dieser affectlosen Objectivität, mit der der Verfasser gleichsam zurücktritt vor seinem Werk und nur der Rechenmeister ist, welcher die einzelnen Posten aufführt und zusammenzählt, lag das Imponirende oder vielleicht richtiger das Erschreckende des Buchs. Es stand mit der harten Gleichgültigkeit des Schicksals da, es war die Schlußrechnung, gezogen in der Kritik der evangelischen Geschichte, und die Inventur lautete auf Bankrott. Die evangelische Kritik war bereits von allen Seiten angenagt durch die Kritik: hier zeigte sich, sie sei bis auf den Kern zerfressen.

Das Neue der Strauß'schen Kritik lag darin, daß die natürliche Deutung der Wundergeschichten mit Entschlossenheit verbannt und dafür die von Andern schon angebahnte mythische Erklärungsweise rein und in ihrem ganzen Umfange durchgeführt wurde.*) Die gesammte Lebensgeschichte Jesu erscheint nach ihm als ein Erzeugniß der mythenbildenden Messiaserwartung seiner Zeit, die Glaubwürdigkeit der evangelischen Erzählungen vernichtet sich selbst durch die Widersprüche derselben untereinander, in dem Kriege Aller gegen Alle reibt ein Be-

*) Die Bedeutung des Strauß'schen Werks und die Stellung, die es in der wissenschaftlichen Entwickelung eingenommen hat, ist besonders lichtvoll erörtert in der berühmten Einleitung von Baur in seiner Schrift über die kanonischen Evangelien.

auf der Grenze und auf 4 Meilen von Kleinen Gebiet ist der Gebrauch von Waffen verboten. Die Bewohner dürfen nur mit Erlaubnis der Behörden Waffen tragen

ſchichtlich beſtätigen ſollten, ward unter ſeinen Händen zur widerlichſten Caricatur. Hatte Strauß — obſchon nicht mit völliger Conſequenz — den Pantheismus als die eigentlich richtige Auslegung des Hegel'ſchen Gottesbegriffs ſich angeeignet und den Satz aufgeſtellt, daß Gott nicht ſowol als Einzelperſönlichkeit, ſondern als Allperſönlichkeit vorgeſtellt werden müſſe, d. h. daß er nicht perſönlich ſei, ſondern erſt perſönlich werde in den einzelnen menſchlichen Subjecten, als die erſt im menſchlichen Geiſte zum Bewußtſein ſich erſchließende abſolute Idee, ſo erklärte Feuerbach dieſe ganze Vorſtellung von einer ſogenannten reinen Idee, die als ſolche über dem Menſchen ſchwebe, für eine ebenſo lächerliche als verderbliche Abſtraction und ſuchte nach Zerſtörung aller Trugbilder von Jenſeitigkeit den lebendigen, empfindenden und genießenden Menſchen als das einzig Wirkliche feſtzuhalten. Aber während er ſo nothwendig dazu getrieben wurde, alles über dem Einzelnen ſtehende Allgemeine zu leugnen, ſetzte er im Widerſpruche mit ſich ſelbſt die Idee der Menſchheit auf den Thron, von dem er die Gottheit herabgeſtoßen, und redete von dieſer mit einer eigenthümlichen Art von Schwärmerei. Kommt auch dieſe Inconſequenz auf Rechnung ſeiner edlern Natur, die beſſer war als ſeine wüſten Behauptungen, ſo ereilte ihn doch nur das gerechte Gericht, wenn ein Max Stirner und der ganze Haufe der „berliner Kritiker" jetzt auch einen Feuerbach um ſeines „Humanismus" willen zu den Pfaffen, den Knechtsnaturen und den gläubigen Heuchlern warfen und als Apoſtel des nackteſten, gemeinſten Egoismus jede Hingebung an ein Allgemeines für Narrheit oder Heuchelei erklärten. Ein ähnliches Ende nahm der religiöſe und politiſche Radicalismus der „Junghegelianer", der Partei der einen Standpunkt um den andern in reißendem Fortſchritte „überwindenden" „Halleſchen Jahrbücher", welche zwiſchen inhaltsleerem, phraſenhaftem Idealismus und einem geiſtloſen Materialismus bewußtlos hin- und hergetrieben folgerecht in dem letztern, in der Lehre eines Vogt, Moleſchott, Büchner u. A. endete.*) Dies iſt der Verweſungsproceß der mit Hegel ſo großartig begonnenen Bewegung. Ihr Endergebniß war die vollſtändigſte Geiſtesermattung auf dem politiſchen wie auf dem religiös-ſittlichen Gebiete und als nothwendige Folge hiervon die mit der politiſchen Hand in Hand gehende theologiſch-kirchliche Reaction, die Rückkehr zu den „hiſtoriſchen Mächten", d. h. zu einer längſt zurückgelegten Vergangenheit. In theologiſch-kirchlicher Beziehung ſchritt die Repriſtination von der Rechtgläubigkeit Hengſtenberg's zum Luther'ſchen Confeſſionalismus fort, ging aber bald ſelbſt über Luther und deſſen „demagogiſche" Neigungen hinaus bis zur Aufrichtung eines unproteſtantiſchen Kirchenthums und zur unverhüllt an den Tag gelegten Sympathie mit dem Katholicismus.

Dieſes Neulutherthum hat zunächſt mit dem durch die preußiſche Union aus der Landeskirche hinausgetriebenen Altlutherthum das Dringen auf Herſtellung der confeſſionellen Beſonderheiten gemein, kennzeichnet ſich aber im Unterſchiede von demſelben ſchon durch einen ſehr ſtarken Beigeſchmack von politiſcher Reactionsſtimmung, von politiſchen Stichworten der Kreuzzeitungspartei, von Vertrauen auf die Macht und Dauer der gegenwärtigen politiſchen Strömung.

Die Stahl'ſchen „göttlichen Ordnungen" und „Gliederungen" und die unbedingte Unterwerfung unter dieſe göttlichen Autoritäten haben guten Eingang gefunden bei einer Anzahl herrſchluſtiger junger Paſtoren, die die göttlichen Ordnungen der Fürſten und Edelleute willig aufnahmen, ſie auf das kirchliche Gebiet übertrugen und zu einem „göttlich geordneten Amte" ausprägten.

Hiermit hängt weiter zuſammen ein Dringen auf „reine Lehre", ſtatt auf praktiſche Frömmigkeit, auf das altkirchliche Dogma als einer unbedingten göttlichen „Objectivität" im Gegenſatze zu dem „ſubjectiven" Gefühlschriſtenthum des mit der wiederauflebenden Orthodoxie der „Evangeliſchen Kirchenzeitung" wenigſtens eine zeitlang befreundet geweſenen Pietismus. Der letztere unterliegt wegen ſeiner Gleichgültigkeit gegen die verſtandesmäßige Formulirung des Dogmas gleicher Verdammniß wie der Rationalismus: beide haben ſich „wie Herodes und Pilatus" gegen die lutheriſche Kirche verbunden. Deſto höheres Gewicht wird auf das „Rechtsleben und die Rechtverhältniſſe der Kirche" gelegt: die Kirche iſt ja nicht eine Idee, ſondern eine geſchichtliche Erſcheinung, folglich hat nicht das geſchichtlich Gewordene, ſondern allein das geſchichtlich Geweſene ein Recht zu beſtehen, und die Aufgabe iſt einfach die, durch juridiſche Beweisführung darzuthun welches das im 16. oder 17. Jahrhundert feſtgeſtellte „Bekenntniß der Kirche" ſei, um jede Abweichung der ſubjectiven Ueberzeugung vom altkirchlichen Dogma von vornherein als eine Auflehnung gegen die göttlichen Ordnungen zu verurtheilen. Es handelt ſich hierbei um nichts weiter als um ein einfaches Rechenexempel; iſt die juridiſch zu Recht beſtehende dogmatiſche Formel richtig gefunden, ſo iſt von Rechtswegen jeder Meinungsſtreit beendigt. Mit dieſem Maße werden zunächſt die Univerſitätsprofeſſoren gemeſſen und wie neulich in Hannover die Foderung aufgeſtellt, daß, ſoweit die lutheriſche Landeskirche reiche, die volle und ganze lutheriſche Lehre bekannt und gelehrt werden müſſe. Dieſe Lehre iſt ja aber, wie uns Stahl in ſeiner Schrift „Wider Bunſen" belehrt hat, ſchon längſt ein mal für alle mal feſtgeſtellt. Die nothwendige Folge dieſer rein äußerlich juriſtiſchen Haltung, dieſer „theologiſchen Juriſterei" und „juriſtiſchen Theologie" iſt (im ſcharfen Unterſchied vom Altlutherthum, das ein Martyrium war) eine durchaus aggreſſive Richtung, und nicht mehr gegen den Nationalismus, ſondern gegen die rechtgläubigen Unionstheologen gegen die Nitzſch, Dorner, Müller wird Fronte gemacht als gegen gefährliche Feinde der Kirche. Daher nun ein ununterbrochenes Eifern für die Zertrümmerung der Union und für Wiederaufrichtung confeſſioneller Sonderkirche und im Bunde hiermit ein Sturmlaufen in Petitionen und Proteſten gegen theologiſche Facultäten oder gege

*) Hat es doch ſelbſt Feuerbach nachmals für eine würdigere Beſchäftigung ſeines Geiſtes erachtet, ſtatt des Evangeliums des Humanismus das der phosphorescirenden Erbſen zu predigen.

eine gewaltige Arbeit, die Aufführung des Ring des Nibelungen, vollbracht hatte, war Wagner in Bayreuth, wo er sich ein Haus gebaut hatte, mit der Komposition des Parsifal beschäftigt, dessen Text er schon 1865 vollendet hatte. Am 26. August 1882 wurde das Werk zum ersten Male aufgeführt. Wagner selbst dirigierte. Er hatte sich in Venedig niedergelassen, wo er am 13. Februar 1883 starb.

Wagner hinterließ außer dem Parsifal noch eine Reihe von Schriften, in denen er seine Ansichten über Musik und Drama niedergelegt hatte. Er hatte sich in seinen Jugendjahren mit Philosophie beschäftigt und war ein Anhänger Schopenhauers geworden. Seine Ansichten über Musik und Drama sind in seinen Schriften niedergelegt

nismus stehen sehr viele und verschiedenartige Richtungen. Da ist zunächst die alte Vermittelungstheologie, die Abschwächung Schleiermacher'scher Gedanken, welche viel von einer organischen Weltanschauung und von Aufhebung der alten Gegensätze in eine höhere Einheit zu reden weiß, dennoch aber an innerer Haltlosigkeit und unklaren Gedankenmischungen leidet, von der neuen Philosophie sehr stark ergriffen ist, ohne doch mit den alten supranaturalistischen Auffassungen völlig zu brechen. Der schwächste Punkt dieser Richtung tritt in der Christologie ans Licht, wo das sonstige, noch so folgerecht durchgeführte Streben, das Christenthum in die volle menschliche Wirklichkeit einzuführen, durch den widersprechenden Versuch durchbrochen wird, dasselbe doch auch wieder aus einem außerordentlichen Eingreifen Gottes in den sonstigen Weltverlauf zu erklären und so den am Anfang glücklich aus der Dogmatik verbannten Begriff eines den stetigen Natur- und Geschichtszusammenhang unterbrechenden Uebernatürlichen, wenn auch in mehr oder minder verschämter Weise, zur Hinterthür wieder hereinzubringen. Dieser Richtung, welche in sich die mannichfaltigsten Schattirungen enthält, gehören im Wesentlichen auch die auf Verschmelzung Hegel'scher und Schleiermacher'scher Gedanken mit altkirchlicher Orthodoxie beruhenden Versuche eines Lange, Martensen u. A. an, in denen uns trotz der oft sehr tüchtigen speculativen Anläufe die wunderlichsten Abenteuerlichkeiten und die verworrensten Gedankenmischungen begegnen. Dagegen zeichnet sich Richard Rothe vor den zuletzt Genannten trotz mancher Phantasien, die man ihm zugute halten muß, durch seine geschlossen einheitliche Weltauffassung und sein „stracks vor sich hingehendes", „vor keiner Consequenz erbebendes" Denken sehr vortheilhaft aus; und namentlich durch die speculative Fassung des Gottesbegriffs steht Rothe im engsten Zusammenhange mit einer andern Reihe von Denkern, den Vertretern des speculativen Theismus, den Philosophen J. H. Fichte, C. H. Weiße u. A. Dies ist diejenige Richtung, welcher nach der Ansicht von Schwarz, der auch wir aus innigster, seit langem gefestigter Ueberzeugung unsere Zustimmung geben, einzig und allein die Zukunft beschieden ist. Sie macht zunächst mit aller Kraft des Geistes Fronte gegen den grundverderblichen giftigen Irrthum des Pantheismus, der trotz seiner bedeutenden negativen Verdienste dennoch in der That die Gottheit ebenso wie die Welt vernichtet. Denn im Pantheismus geht, wie Schwarz sehr treffend bemerkt,

einmal die Schönheit der Welt und der Reichthum ihrer Gliederung verloren; sie wird zu einem Schaum und Schein, zu einem Nichtsein am Sein, zu einer steigenden und wieder fallenden Welle des Oceans; es geht aber auch andererseits dabei die Tiefe, Innerlichkeit und schöpferische Energie der Gottheit verloren, welche in sich keinen Halt- und Ruhepunkt gewinnt und nichts als ein Strömen und Schäumen, ein Blasentreiben der Endlichkeit ist und in dieser zweck- und resultatlosen Thätigkeit beständig in die Endlichkeit umschlägt, um sie dann wieder in sich zurückzunehmen.

Dagegen ist nun das Streben des speculativen Theismus darauf gerichtet, die Welt ebenso wie die Gottheit in ihrer Selbständigkeit und Geschiedenheit voneinander, wodurch beide erst zu einem wirklichen, nicht blos scheinbaren Dasein kommen, zu belassen und dennoch durch die nothwendige Zusammengehörigkeit und Aufeinanderbezogenheit beider die vom Pantheismus mit Recht geforderte einheitliche Grundanschauung zu gewinnen:

Im speculativen Theismus ist die Wahrheit des Pantheismus erhalten, daß die Gottheit nicht selbst wieder eine Einzelheit neben andern, sondern die höchste Allgemeinheit, die Alles durchdringende ist, daß das Unendliche nicht dem Endlichen gegenübersteht, um so wieder selbst zu einem Endlichen zu werden, sondern daß es die die Endlichkeit penetrirende, sich selbst ihr einpflanzende Energie ist. Aber hier kommt auch andererseits der Gedanke zu seinem Rechte, daß jene höchste Allgemeinheit zugleich lebendige Allgemeinheit ist, d. h. selbstbewußte, sich in sich zusammenfassende, aus der Weltdurchdringung ewig in sich zurückkehrende.

Die einheitliche Grundanschauung wird hierdurch so wenig aufgehoben, daß Gott und Welt vielmehr auf innigste verbunden, der Schöpfungsbegriff von seiner Zufälligkeit befreit, die gesammte Entwickelung in der Geschichte des Geistes aber als ein Ineinandersein von göttlicher und menschlicher Thätigkeit gefaßt wird, welche weder die eine der andern pantheistisch opfert, noch auf andererseits für eine supranaturalistische Durchbrechung des einheitlich geschlossenen Weltverlaufs irgendwo eine Stelle hat.

Auf demselben Boden stehen im Wesentlichen die eigentlichen und treuen Schüler Schleiermacher's, die nicht über ihn hinaus zu einem modernen Dogmatismus weitergegangen sind,

die vielmehr den ganzen Schleiermacher in seinem vollen lebendig persönlichen Eindruck in sich aufgenommen und dabei erfahren haben, wie tief das religiöse und das ethische, das intellectuelle und das praktische Geistesleben in diesem Manne verbunden war, welche Schätze der Objectivität dieser sogenannte „Subjectivismus" zu heben vermochte, ja wie diese Gefühlstheologie mehr war als sie sein wollte, wie sie Gewissenstheologie war.

Hierher gehört eine Reihe der geistvollsten und tüchtigsten Prediger der Gegenwart, ein Jonas, Sydow, Ehlester, Pischon, Schweder, W. Müller, Rütenik, Hossard u. A., vor Allen aber der treffliche Alexander Schweizer. Alle diese Namen werden auch in ihrer praktischen Thätigkeit zusammengehalten durch die gemeinsame Sache der Union.

Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, die Bedeutung der in das kirchliche Leben der Gegenwart so tief einschneidenden Unionsfrage zu erörtern. Nur die drei verschiedenen Auffassungen der Union, wie sie namentlich innerhalb der preußischen Landeskirche nebeneinander hergehen, mögen an der Hand unserer Schrift mit wenigen Worten bezeichnet werden.

Die eine ist die Partei der orthodoxen Staatstheologen, eines Stahl und Hengstenberg, welche die Union der lutherischen und reformirten Kirche auf das möglichst geringste Maß, welches sich nur immer aus den königlichen Cabinetsordres herausdeuten läßt, zurückführen wollen. Ihr Streben geht darauf hin, die Union

Ein Mann Mannheim, der sich als Vertreter einer Firma Bauer Mannheim ausgab, hat in Ludwigshafen und Umgebung Bestellungen auf Kohlen aufgenommen und sich dafür Anzahlungen machen lassen. Die Firma Bauer hat mit dem Betrug nichts zu tun. Der Betrüger ist flüchtig.

Ein Mann Mannheim, der sich als Vertreter einer Firma Bauer Mannheim ausgab, hat in Ludwigshafen und Umgebung Bestellungen auf Kohlen aufgenommen und sich dafür Anzahlungen machen lassen. Die Firma Bauer hat mit dem Betrug nichts zu tun. Der Betrüger ist flüchtig.

Ein Mann Mannheim, der sich als Vertreter einer Firma Bauer Mannheim ausgab, hat in Ludwigshafen und Umgebung Bestellungen auf Kohlen aufgenommen und sich dafür Anzahlungen machen lassen. Die Firma Bauer hat mit dem Betrug nichts zu tun. Der Betrüger ist flüchtig.

Ein Mann Mannheim, der sich als Vertreter einer Firma Bauer Mannheim ausgab, hat in Ludwigshafen und Umgebung Bestellungen auf Kohlen aufgenommen und sich dafür Anzahlungen machen lassen. Die Firma Bauer hat mit dem Betrug nichts zu tun. Der Betrüger ist flüchtig.

Ein Mann Mannheim, der sich als Vertreter einer Firma Bauer Mannheim ausgab, hat in Ludwigshafen und Umgebung Bestellungen auf Kohlen aufgenommen und sich dafür Anzahlungen machen lassen. Die Firma Bauer hat mit dem Betrug nichts zu tun. Der Betrüger ist flüchtig.

Ein Mann Mannheim, der sich als Vertreter einer Firma Bauer Mannheim ausgab, hat in Ludwigshafen und Umgebung Bestellungen auf Kohlen aufgenommen und sich dafür Anzahlungen machen lassen. Die Firma Bauer hat mit dem Betrug nichts zu tun. Der Betrüger ist flüchtig.

Ein Mann Mannheim, der sich als Vertreter einer Firma Bauer Mannheim ausgab, hat in Ludwigshafen und Umgebung Bestellungen auf Kohlen aufgenommen und sich dafür Anzahlungen machen lassen. Die Firma Bauer hat mit dem Betrug nichts zu tun. Der Betrüger ist flüchtig.

Ein Mann Mannheim, der sich als Vertreter einer Firma Bauer Mannheim ausgab, hat in Ludwigshafen und Umgebung Bestellungen auf Kohlen aufgenommen und sich dafür Anzahlungen machen lassen. Die Firma Bauer hat mit dem Betrug nichts zu tun. Der Betrüger ist flüchtig.

Ein Mann Mannheim, der sich als Vertreter einer Firma Bauer Mannheim ausgab, hat in Ludwigshafen und Umgebung Bestellungen auf Kohlen aufgenommen und sich dafür Anzahlungen machen lassen. Die Firma Bauer hat mit dem Betrug nichts zu tun. Der Betrüger ist flüchtig.

Ein Mann Mannheim, der sich als Vertreter einer Firma Bauer Mannheim ausgab, hat in Ludwigshafen und Umgebung Bestellungen auf Kohlen aufgenommen und sich dafür Anzahlungen machen lassen. Die Firma Bauer hat mit dem Betrug nichts zu tun. Der Betrüger ist flüchtig.

Ein Mann Mannheim, der sich als Vertreter einer Firma Bauer Mannheim ausgab, hat in Ludwigshafen und Umgebung Bestellungen auf Kohlen aufgenommen und sich dafür Anzahlungen machen lassen. Die Firma Bauer hat mit dem Betrug nichts zu tun. Der Betrüger ist flüchtig.

Ein Mann Mannheim, der sich als Vertreter einer Firma Bauer Mannheim ausgab, hat in Ludwigshafen und Umgebung Bestellungen auf Kohlen aufgenommen und sich dafür Anzahlungen machen lassen. Die Firma Bauer hat mit dem Betrug nichts zu tun. Der Betrüger ist flüchtig.

noch so wenig bieten, möge namentlich eine noch weit größere Ausbreitung und Machtentfaltung jener streng confessionellen Partei nicht nur wahrscheinlich, sondern sogar wünschenswerth sein, damit alle Unklarheiten überwunden werden und alle Gegensätze möglichst scharf und klar sich herausstellen können: an dem Glauben halten auch wir mit unerschütterlicher Zuversicht fest, daß das deutsche Volk, eben weil ihm nicht blos ein religiöses, sittliches, sondern auch ein wissenschaftliches Gewissen eingeboren ist, sich unmöglich auf die Dauer bei dem blos herkömmlichen Autoritätsmäßigen, wie auf staatlichem, so auf kirchlichem Gebiete, beruhigen werde. Mag auch die endliche Lösung der großen Aufgaben, wie der Verfasser sagt, einer neuen Geisteserhebung und sittlichen Wiedergeburt unsers gesammten Volkslebens erharren, Eins steht uns nicht minder fest — und hier kommen wir auf das am Anfange unsres Aufsatzes Ausgesprochene zurück —, nämlich daß diese Lösung nur dann eintreten werde und eintreten könne, wenn bereits jetzt alle Vertreter der echten Bildung und der wahren Wissenschaft sich mit uns Theologen zur gemeinsamen, ernsten, mühevollen Geistesarbeit vereinigen. Schon sind eine Anzahl der besten Männer Deutschlands, ein Gervinus, Albrecht, Häussfer, Weiße, Bunsen, diesem Rufe gefolgt. Und wahrlich, es thut unserer Theologie und Kirche noth, daß Männer dieser Art wie einst ein Lessing, Herder, Jacobi ihr zu Hülfe kommen, daß namentlich Philosophie und Geschichte nicht von ihrer Seite weichen, daß der schärfste Wahrheitssinn und die echteste Bildung mit der Religion im Bunde bleiben. Geschieht dies nicht, bleibt die öffentliche Religion und die wiedererbaute Kirche verlassen von diesen Mächten, ein nur herkömmliches, ein todtes, der Wirklichkeit fremdes Autoritätswesen, fehlt es im Innersten an Wahrheit und Befriedigung, so mag der äußere Bau der Kirche noch so fest erscheinen, ihre Dogmen durch dreihundertjähriges Alter ehrwürdig und ihre Gestalten ohne Ausnahme symboltreu: ein mächtiger Sturm und eine verhängnißvolle Revolutionsnacht wird's dies ganze unwesentliche Gebäude über den Haufen und bedeckt mit Trümmern das stolze Priestergeschlecht, welches das Heiligthum der Wahrheit durch Menschenfurcht und Geistesträgheit entweihte!

86.

Die Naturdichter Franz Bacherl und Anton Schlude.

1. Die Ehernsüker in Rom. Eine Tragödie in zwei Abtheilungen von Franz Bacherl. Nördlingen, Beck. 1856. 8. 10 Ngr.
2. Der Fechter von Ravenna und die neuesten literarischen Boreteien. Von Friedrich Mayer. Erster und zweiter unveränderter Abdruck. Nürnberg, Schmid. 1856. 8. 7½ Ngr.
3. Gedichte von Anton Schlude. Mit einer biographischen Skizze von C. Reinhold. Zweite Auflage. Freiburg i. B., Bangler. 1856. 16. 10 Ngr.

Dem weltkundigen Franz Bacherl, dem „Literaten, Schullehrer und Realitätenbesitzer", haben wir hier ein anderes poetisches Naturkind gefellt, Anton Schlude, ursprünglich Gänsejunge, dann Geigenspieler, Rattenfänger, Fischhändler, Nachtwächter, endlich wandernder Naturdichter. Es fällt uns nicht ein, uns über die Chargen und Aemter, welche beide Dichter bekleidet haben oder noch bekleiden, hier lustig zu machen; im Gegentheil scheint es uns, als ob Diejenigen, welche bei den Texten um die Autorschaft des „Fechter von Ravenna" nicht mehr wußten, dem Shakspeare von Oberpfaffenhofen immer wieder den „Schulmeister" vorzurücken, den Streit in seinem wahren Werthe nicht gefaßt hätten. Den bei uns sehr verbreiteten Hang, den Stande und Berufe einer Person, welche man gern lächerlich machen möchte, irgendeinen Makel anzuheften, können wir keineswegs zu den löblichen Gewohnheiten des deutschen Volks rechnen. Zur Zeit Langbein's mag es noch eher sine Bezeichnung gehabt haben, den Schulmeister „Bakel" als eine komische Person figuriren zu lassen, heutzutage aber sollte man wohl eingesehen haben, daß der Beruf eines Schullehrers zu ehrenwerthesten, nützlichsten und achtbarsten Functionen überhaupt gehört. Und warum sollte nicht auch ein Dorfschulleher ein Genie sein können? War Homer nicht ein großer Dichter, ging an einer deutschen Universität Vorlesungen gehört und der Doctorgrad erworben zu haben? Hat der Dichter des Buch Hiob irgendeinen der unsäglichen mohrenen Titel oder irgendein Diplom besessen? Wer war Shakspeare? Kurzlich, wenn wir der Mrs Bacon glauben wollen, so wären diesen unsterblichen Dramen nur auf seinen Namen getauft und Lord Bacon und die Königin Elisabeth die eigentlichen Väter. Dies ist aufgebrachte Hypothese gehört auch zu den Zeichen unsrer Zeit, in welcher, hinter demokratischer Maske, das Aristokratische und Vornehmthun immer weiter um sich greift, selbst unter Schriftern, Dichtern und Schriftstellern, so daß schon den sogenannten „Naturdichtern", die sämmtlich auch etwas Anderes sein wollen als Dichter aus dem Volke und für das Volk. Inmitten unsres ganzen übrigen geistesleben ist systematisch aufgebauschte und gemachte Autorschaft schon eine allturaemäße Productionskraft im eigentlichen Volke existirt. Wenn ein Mann aus dem Volke bei uns sich aufs Talentwerfen, so verleugnet er zuvörderst seinen Ursprung, indem er sich für die Erfindungen und Formen der Kunst- und Schuldichtung ein, er singt nicht, wie der Vogel in den Dornen singt, aus freisher steier Brust, sondern zwischen Hoffnung auf der Staat, dem man irgendeine künstliche und nützliche Leyerrei hat. Wie haben in Deutschland diese sambasfern Naturdichter, der wie so mancher englische, wie Ettrick-Schäfer und namentlich Burns, nicht nur an die Lyra, sondern auch an die Dudelsack des alten Spielmanns angekündigt hätte. Sie wollen alle über ihren Stand hinaus und auch Franz Bacherl wird sich nicht wenig gefränkt fühlen, wenn er sich hier mit einem Dichter zusammengestellt sieht, der ehemals als Gänse hütete und mit Maulwurfs- und Hasenfallen handelte ging. Aber wir dürfen ihm diese Kränkung wenn sie eine ist, nicht ersparen.

Das angebliche Urbild des „Fechter von Ravenna", Franz Bacherl's Tragödie „Die Ehernsüker in Rom", liegt nun uns, sodaß es uns gestatter ist, mit der Taschenlaschen der Kritik und in die Tiefen dieser Dichtung zu versenken; also ist es eine Comödie, die uns, wie uns, aufrichtig gestanden, Sinnung und Athem fast auszugehen drohte. Das Stück stellt sich als ein so abgeschmacktes Product dar, wie es die literatur keines andern Volks aufzuweisen hat, obgleich die eingestreuten Reflexionen fehlt, welche uns mit unbegreiflicher Vernunft diesen methodischen oder unmethodischen Wahnsinn an einigen Stellen durchbrechen, und wie sich das selbst die Dauchen und Sturzbäcker der Kritik dem fassen von seiner poetischen Monomanie nicht haben wollen. Wir sagen dies nicht, weil, sondern obwol er ein Schullehrer ist; denn von einem Schullehrer hätten wir wenigstens erwartet, daß er seine Muttersprache richtig schreibt und ein wenigstens logisch denkt, während seine sogenannte Tragödie von den schulrichten Verstößen gegen die deutsche Grammatik und Gesetze des einfachen gesunden Menschenverstandes wimmelt. Dennoch sind wir aus unsern mehren Gründen für die Beurtheilung dieses merkwürdigen Products innerhalb halten wollen.

Die Tragödie „Die Ehernsüker in Rom" besteht aus

„Abtheilungen" (was aber, wie wir sehen werden, eine ganz falsche Bezeichnung ist), von denen die erste „Hermann's und Teutonias Fürstin oder die Gefangene in Rom. Ein Bühnenstück in fünf Aufzügen" betitelt ist. Dieses angeblich 1849 verfaßte „Bühnenstück" ist für „größere Bühnen" bestimmt und in einer Art gereimter Daktylen oder liederlicher, hüpfender Anapästen geschrieben, während ehrliche Hans Sachs'sche Knittelverse hier weit besser am Platze gewesen wären. Die zweite Abtheilung nennt sich „Die Cheruskker in Rom. Eine Tragödie in drei Aufzügen", ist 1852 verfaßt und zufolge der Angabe auf dem Titel „für kleinere Bühnen", also nicht für Hofbühnen, sondern etwa für Sommerbühnen oder den wandernden Thespiskarren oder für Puppentheater bestimmt. *) Diese sogenannte zweite Abtheilung, im Ganzen nur etwas über drei Druckbogen stark, ist in freien gereimten und ungereimten Versen geschrieben und nicht eine „Abtheilung" der ersten sogenannten Tragödie, sondern nur eine Recapitulation derselben in verkleinertem Maßstabe, ja einige Verszeilen der erstern wiederholen sich in dieser zweiten fast wörtlich, etwa in folgender Weise. In „Hermann's und Teutonia's Fürstin" ruft Winna, die Begleiterin der Thusnelda, aus:

O! Ein Römer! Ein Römer — natürlich!
So nichts Deutsches, nicht Deutsch auch kein Wörtchen versteh'n,
Und von alle Dem nichts auch, wie groß und wie hehr;
Wenn so wirklich das deutsche Land — Deutschland uns wär'!

Thusnelda sagt darauf:

Wenn das deutsche Land wirklich uns Deutschland auch wär',
Und noch Hermann, noch Hermann sein König,
O! dann wäre, fürwahr! solch ein römisches Heer
Für die Deutschen um Vieles zu wenig!

In den „Cheruskern in Rom" lautet die Stelle:

Winna.

Ein Römer!
Wol natürlich!
Nicht Deutsch versteh'n,
Und nichts von dem,
Wie groß und hehr,
Wenn Deutschland — wirklich Deutschland wär'!

Thusnelda (mit kräftiger Stimme).

Wenn Deutschland wirklich Deutschland wär',
Und Hermann noch sein König,
O! dann bliebe solch ein Römerheer
Für Deutschland — viel zu wenig.

Diese Stelle, auf die der Verfasser ersichtlich einen besondern Werth legt, mag zugleich als charakteristische Probe seiner sinnlosen und unbehülflichen Denk- und Schreibweise dienen. Von einer geordneten Scenenfolge und einem Dialog ist überhaupt gar nicht die Rede. Die Personen treten auf, werfen sich einige Fragen, Exclamationen, Verwünschungen und altbairische Flüche, einige Ha! Ach! Ja! und O! und ganze Lasten von Sprachfehlern und trivialen Flickwörtern zu und verschwinden dann, um gelegentlich wieder auf die Bühne zu stürzen, sich gleich ungebührlich aufzuführen und wieder davonzugehen. Eine andere Hauptstelle, die sich, nur ein klein wenig verändert, in beiden Abtheilungen wiederholt, ist folgende. In „Hermann's und Teutonia's Fürstin" ruft der ungeschlachte Thumelicus:

Daß doch alle die Wetter dies lästige Deutsch
Auch in kleinlichte Trümmer zerschlagen!
Wenn solch' Deutsche da — Deutsche doch wären;
O dann wären sie wahrlich — sie wahrlich doch deutsch!
All dies Flittergeplause der Deutschen —
Macht die Deutschen und Deutschland mir niemals auch deutsch!

In den „Cheruskern in Rom" ruft derselbe Thumelicus:

Daß auch die Wetter all dies Deutsch
Zu deutschen Trümmern schlagen!
Wenn Deutsch doch Deutsch auch wär',
Dann wär' es wahrlich Deutsch!
Solch Flitterplaus
Macht Deutsch mir niemals Deutsch!

Ueberhaupt finden sich über die Deutschen in dieser Tragödie die merkwürdigsten und orakelhaftesten Bemerkungen. Thusnelda sagt z. B. von dem Deutschen:

Sein Gedanke ist ernster und höher sein Ziel,
Liebt das Große im Kleinen — mit Wenigem viel.

Winna sagt zu Thusnelda:

Sei getröstet und fröhlichen Muthes;
Denn es lebet, es lebt noch kein liebendes Kind,
So gesund und so frisch, wie die Deutschen es sind.

Die Stellen, in denen auf die „Deutschen" das „Peitschen" gereimt ist, haben wir nicht gezählt; jedenfalls aber sind sie überaus zahlreich. Zur Charakterisirung des Bacherl'schen Deutsch mögen nur noch folgende Stellen dienen. Narbonius sagt:

Ha! ich will sie erforschen mit eiligem Fuß,
Wenn des Todes für so was auch sterben ich muß.

Caligula ruft:

O! wie könnte auch so was die Fürstin nicht freu'n.

Narbonius:

O! gewißlich mein Kaiser! so wahr ich auch bin.

Flavius:

Ja! zu todte sind alle, so wahr ich auch bin.

Classisch sind auch folgende Stellen. Thusnelda (zu Cetta, der Geliebten des Thumelicus):

Du geschnürpftes Ding! Welch ein loses Geschwätz!

Cetta.

Hä, hä, hä — du zerlumpichtes Bettelgesind'!

Winna.

O die leckliche Memme!
(Auf Cetta los.)
Entfliehe von hier!

Cetta.

Wie gescheit nicht da diese Deutschen auch sind!
Werd' schon geh'n, wenn's mich freut, wenn ich will!
(Tritt ab.)

Cetta sagt ein andermal zum Calpurnius:

Schon erzittert dem Feigling die Seele,
Wenn ein schuldloses Mädchen von Liebe da spricht!
Muß doch selber von Herzen auch lachen
Ueber all diese komischen Sachen! —
Hä, hä, hä, hä, hä, hä u. s. w.

Dieses „Hä, hä, hä" u. s. w. wiederholt sich überhaupt sehr häufig und bezeichnet bei Bacherl immer den höchsten Grad von Hohn und hämischer Bosheit.

Als Flavius die Leiche des Thumelicus erblickt, ruft er:

Ha! entsetzlich! entsetzlich! wer so was gethan!
Ach! Thumelicus — todt hier — im eigenen Blut!
O was fangen wir Alle am Ende noch an? —
Ha! erschrecklich! erschrecklich! wer so was auch thut!

Bacherl läßt die Fürstin nicht sterben, sondern „verenden", wobei sie auf das „Sopha" zurücksinkt. Ueberhaupt sind die Hinweisungen, die für die Schauspieler in den Parenthesen enthalten sind, oft sehr drollig, z. B. „(nach einigen wilden Bewegungen)"; „(etwas in sich vertieft)"; „(Monolog)"; „(Das ganze Theaterpersonal in Bewegung)"; „(Fußtritte von außen her)"; „(Narisco und die vier Häuptlinge durchstürmen den

*) „Die Cheruskker in Rom" sind inzwischen auch wirklich am 21. Juli im münchener Lipperltheater zur Aufführung gekommen. Bacherl wurde zehn mal gerufen!

Garten)" u. ſ. w. Man erkennt hieraus, daß der Verfaſſer beſtrebt iſt, recht praktiſch und direct für die Bühne zu arbeiten. In dieſer Hinſicht wenigſtens hat er den modernen Theaterpraktikern etwas abgelernt, wennſchon dieſe Manie bei ihm wie Alles in Caricatur ausartet. Die angeführten Proben könnten den Leſer leicht zu dem Glauben verleiten, daß die Bacherl'ſchen Federübungen wenigſtens ſehr vielen Lachſtoff bieten und ſich zum Zweck des Amuſements ſehr gut leſen laſſen müßten. Das iſt jedoch keineswegs in ſehr reichlichem Maße der Fall. Der Unſinn, wenn er ſich durch 109 Seiten monoton hinſchleppt und dabei zugleich ſo anſpruchsvoll auftritt wie hier, ermüdet zuletzt. Die Einfälle eines Monomanen — und auf dem Gebiete der dramatiſchen Production wenigſtens iſt Bacherl ein Monomane — können wol nur in den ſeltenſten Fällen komiſch wirken; auf die Dauer haben ſie eher etwas Schreckhaftes.

Wir kommen nun zu einer Frage, die für uns noch immer die Hauptfrage bleibt, nämlich wer eigentlich die Fabel erfunden hat? Die Ausführung in den Bacherl'ſchen Stücken iſt, wie wir geſehen haben, überaus roh, ſchülerhaft und abſurd, die Fabel dagegen iſt gut erfunden, denn ſie iſt im Weſentlichen ganz dieſelbe wie im „Fechter von Ravenna"; ja ſelbſt die Charaktere, ſo wenig auch von einer verſtändigen Entwickelung derſelben bei Bacherl die Rede iſt, ſind in ihrer Grundirung, in ihrer Stellung und Gegenſtellung und in den ihnen zugrunde gelegten Tendenzen den Charakteren im „Fechter von Ravenna" in überraſchendſter Weiſe ähnlich. Wir haben auch bei Bacherl den halb wahnſinnigen, blut- und weinſaufenden, menſchenverhöhnenden Caligula (ſtatt des von Göttling aufgeſtellten Tiberius), die edle deutſchpatriotiſche Thusnelda, den naturburſchenhaften, halb burlesken, materialiſtiſchen und mit Allem, was Deutſch heißt, ſeinen Spott treibenden Thumelicus, ferner die Geliebte des Thumelicus, die, wie auch einige andere Nebenfiguren, nur den Namen bei Bacherl gewechſelt hat und Cetta ſtatt Lycisca heißt, u. ſ. w. Die Bacherl'ſchen Figuren ſind freilich nur bloßer Rohſtoff, bloße Lehmklumpen, aber doch ſchon wie von Kindeshand in eine Art menſchlicher Form geknetet; es ſind ihnen Löcher eingedrückt, welche die Augen bedeuten ſollen; es iſt ihnen ein Lehmſtück wie eine Art Naſe angeſetzt, und andere Lehmklümpchen ſtellen den Leib, die Arme, die Beine vor. Dennoch erkennt man ſelbſt in dieſer Roh- und Misbildung die Grundform der im „Fechter von Ravenna" auftretenden Perſonen. Die Handlung, ſoweit es die bloßen Thatſachen betrifft, iſt hier wie dort dieſelbe, wennſchon bei Bacherl jede dramatiſche Verknüpfung und Entwickelung vermißt wird. Man trifft ſogar auf einzelne Phraſen und Redewendungen, die im „Fechter von Ravenna", nur in edlern und elegantern Klangformen, wiederklingen. Selbſt in Friedrich Mayer's Broſchüre, in der, wie wir hier nur kurz bemerken wollen, offen für Friedrich Halm und ſeinen „reichen Genius" plaidirt wird, iſt zugeſtanden, daß zwiſchen den Cheruskerdramen Bacherl's und Friedrich Halm's ein „ſeltener Parallelismus" ſtattfindet. Abweichend ſind Beide faſt nur darin, daß Friedrich Halm in ſeinem Stück auch die Gemahlin des Kaiſers auftreten läßt, wogegen bei Bacherl der brutale Cäſar das Gelüſt ausſpricht, die deutſche Fürſtin zur Umarmung zu zwingen, ein Motiv, welches der elegante Verfaſſer des „Fechter von Ravenna" fallen ließ. Friedrich Halm hat — und hierauf kam es doch eigentlich an — nicht glatt und rund erklärt, daß er von der Bacherl'ſchen Arbeit gar keine Kenntniß gehabt habe, er hat nur die Göttling'ſche Abhandlung als ſeine eigentliche Quelle genannt. Bacherl aber verſichert in einer Schlußbemerkung zu „Hermann's und Teutonia's Fürſtin" neuerdings, daß er dieſes Stück bereits 1849 verfaßt und nebſt einem andern Stück, betitelt „Die beiden Franz", 1850 zu einer Preisbewerbung an die artiſtiſche Direction des Hofburgtheaters in Wien eingeſandt habe; und in einer Schlußbemerkung zu den „Cheruskern in Rom", die uns aber aus anderer als Bacherl's Feder herzurühren ſcheint, macht er unter ſehr ſpitzigen Bemerkungen gegen eine gewiſſe „genuß- und habſüchtige Umgebung", in die ſein Stück gerathen ſei, noch ein mal aufs entſchiedenſte ſeine Vaterſchaft geltend, von der ja auch O. von Schorn moraliſch und thatſächlich aufs unerſchütterlichſte überzeugt zu ſein ſcheint.*)

Daß ein ſonſt confuſer, excentriſcher Kopf wie Bacherl zuweilen auch einen guten Einfall haben könne, wird wol Niemand in Abrede ſtellen wollen. Man begegnet im Leben Leuten genug, welche in ihrem Kopfe das tollſte Zeug ausbrüten, zuweilen aber auch durch eine ſehr glückliche Inſpiration überraſchen, die ſie aber, wenn ſie zur praktiſchen Ausführung ihrer Idee ſchreiten, wieder aufs wunderlichſte verderben und verzerren. Auch ſtoßen wir bei Bacherl unter allem Wuſt auf einzelne Lichtblicke, wie namentlich in den Reden des halbtollen Caligula, in deſſen Munde die wirblige Schreibweiſe Bacherl's überhaupt weniger auffällt. Auf die Göttling'ſche Abhandlung als dritte Quelle für beide Stücke läßt ſich der erwähnte Parallelismus nicht wol zurückführen, und was die Ballade „Thusnelda" von Chlotar betrifft, welche vor Decennien in der „Abendzeitung" geſtanden haben ſoll, ſo dürfte dieſe auf eine noch weitere, uns unbekannte Quelle zurückweiſen, die entweder Bacherl oder Friedrich Halm oder auch Beide vielleicht gekannt haben mögen, ohne dies unter den jetzigen Umſtänden eingeſtehen zu wollen. Wir geben dieſe Anſicht nur als Hypotheſe, denn behaupten läßt ſich ſo etwas nicht. Uebrigens würden wir es Friedrich Halm, möge er von dem Stoff und der Idee des Bacherl'ſchen Stücks entweder durch ihm gewordene Einſicht des Manuſcripts oder auch nur durch Hörenſagen Kenntniß erhalten haben, nicht ſehr zum Vorwurf machen, wenn er die Bacherl'ſche rohe Idee benutzt und dadurch das Repertoire der deutſchen Bühnen um ein wirkſames Theaterſtück bereichert hätte. Benutzungen der Ideen und Erfindungen Anderer begegnen wir bei faſt allen Dichtern, ſelbſt bei größern als Friedrich Halm; es kommt nur darauf an, daß ſie in loyaler Weiſe benutzt werden. Freilich müſſen wir zugleich vor einem Extrem warnen, das ſich jetzt in dieſer Hinſicht ſcheint geltend machen zu wollen. Man ſtellt nämlich förmlich als Princip auf, daß die Benutzung jeder fremden Idee ohne weiteres erlaubt ſein müſſe und daß nur die geſchickte und geſchmackvolle techniſche Ausführung für etwas, für den eigentlichen Prüfſtein des Talents, die urſprüngliche Erfindung aber für gar nichts oder doch nur für ſehr wenig anzuſchlagen ſei. Sich in ſolchen Einſeitigkeiten zu verrennen, iſt immer bedenklich und führt ſtets zu Misbräuchen. Jedenfalls müſſen wir die Frage wegen der Urheberſchaft der Idee, die dem „Fechter von Ravenna" zugrunde liegt, auch jetzt noch als ungelöſt betrachten; von unſerer Seite ein ſicheres Votum über dieſe wunderliche Angelegenheit abzugeben, maßen wir uns keineswegs an.

Anton Schlude's Gedichte ſind, von Weſſenberg durchgeſehen und „mit freundlich nachhelfender Hand gefeilt", bereits in zweiter Auflage erſchienen. Schon früher hatten der in München verſtorbene Dichter Auguſt Schnezler durch einen Aufſatz in der ſtrasburger Zeitſchrift „Erminia" (auch beſonders abgedruckt) und K. Spindler durch ein „Lebensbild" in ſeinem „Vergißmeinnicht" die Aufmerkſamkeit auf dieſe jedenfalls merkwürdige Perſönlichkeit zu leiten geſucht. Zu der gegenwärtigen zweiten Auflage ſeiner Gedichte hat C. Reinhold

*) Die Buchhandlung von W. Kaulen in Düſſeldorf kündigt als demnächſt erſcheinend an: „Die Autorſchaft des Fechter von Ravenna, nachgewieſen von O. von Schorn", worin angeblich dieſe „berühmte Frage" zur „endgültigen Entſcheidung" gebracht ſein ſoll. Die von der Bläſing'ſchen Buchhandlung in Erlangen angekündigte Schrift: „Der Fechter von Ravenna. Großes hiſtoriſches Trauerſpiel in fünf Acten. Freie Ueberſetzung aus dem Deutſchen eines unbekannten Autors", iſt jedenfalls eine Parodie. Wir werden alſo leider genöthigt ſein, noch einmal auf dieſe „berühmte Frage" zurückzukommen.

Wir könnten nach zuverlässigen Mittheilungen, die uns von Spanien mündlich und schriftlich gemacht worden sind, vielfache Beispiele des Eifers geben, womit auch dort noch immer, aber ebenfalls ganz vergeblich, eine starke Partei das Mittelalter wieder heraufzubeschwören sucht. So hat der Erzbischof von Sevilla es für unthatthaft erklärt, daß ein Professor der dortigen Hochschule die Werke Rousseau's und Voltaire's besitzt so haben zwei Bischöfe bei der Regierung darüber Beschwerde geführt, daß sogar die „Gaceta de Madrid“ Ketzereien enthalte, indem sie ein gutes Buch von Bordas: „Des pouvoirs constitutifs de l'église“, rühmend erwähnt habe u. s. w. Ueber die rückständigen Ansichten einiger sonst hoch achtbarer Spanier, wobei man kaum unthinkann: Tout comme chez nous! zu rufen, schreibt uns ein spanischer Freund folgende treffende Worte: „Unterrichtlich ist das ewige Gerede von Ueberlieferung, Autorität, Kirche, Herkommen, genug wie groß ist doch die Verblendung, das ewige Wort nicht zu lesen, was Gott allen Menschen in das Herz geschrieben hat, und sich nur an den todten Buchstaben der Bücher oder der veralteten Ueberlieferung der Menschen zu halten (buscar). Diese Leute wollen, daß der Glaube heute das bewirke, was er in seinen besten Zeiten nicht vermocht hat. Wann war je der Glaube und die Autorität lebendiger und mächtiger (mas eficaz) als im Mittelalter? Wann war das Volk gläubiger? wann die Wirksamkeit der Autorität ungehinderter? Und trotzdem, als die Menschen sich geändert hatten, nahm der Glaube ein Ende, die Autorität verrottete in sich selbst und erstarrte, und heute müssen wir das Werk wieder (von vorn) anfangen auf der Grundlage der vernünftigen Ueberzeugung. Diese Leute glauben nicht, daß wir dem Geist treu sein, weil wir nicht sterril sind, noch glauben sie, daß wir gute Christen sein, weil wir nicht blindgläubig sind. Mögen sie denn mit Gott (ihres Wegs) gehen und uns in Frieden lassen! Ein Zeder wird sein Heil im Namen des Gottes suchen (se salvará) an den er glaubt!“

87.

Notizen.

Die „généraux heureux“.

In einer von seinem Bruder Heinrich mitgetheilten Denkschrift des Generals Friedrich von Gagern begegneten wir folgender Bemerkung: „Der verdienteste, geschickteste Feldherr kann Unfälle erleiden, die bloß dem Zufalle zuzuschreiben sind; wem aber das Glück oft ungädnlig war, der wird ängstlich und verliert nicht allein das Selbstvertrauen und die Kühnheit, ohne welche im Kriege nichts Großes ausgeführt wird; denn was bestimmt das Urtheil der Menge über den Führer als der Erfolg! Darin liegt ein hinreichender Grund, Feldherren, die oft unglücklich waren, kein Heer anzuvertrauen, und mit Recht sagte Ludwig XIV.: „Il me faut des généraux heureux.“ Derselbe Ausspruch erleidet im Grunde auch auf Literatur und Künste seine Anwendung. Auch hier bedarf es der „généraux heureux“, auch hier entscheidet über das Schicksal der Künstler und Schriftsteller zumeist im Anfange ihrer Laufbahn eine Reihe glücklicher Griffe und Erfolge, die namentlich dadurch errungen werden, daß der Künstler oder Dichter mit kluger Berechnung oder mit glücklichem genialen Instinct den Zeitgeschmack beherrscht oder auch nur dem Bedürfniß einer Gesellschaft entgegenkommt. Selbst Goethe würde, wenn er, statt mit „Götz von Berlichingen“ und „Werther“, zuerst mit der „Natürlichen Tochter“ oder „Epimenides' Erwachen“ aufgetreten wäre, höchstens einen succès d'estime gehabt haben. Wer im Anfange seiner schriftstellerischen Laufbahn eine Reihe glücklicher Erfolge gehabt hat, kann dann schon etwas wagen; sie verleihen ihm das Gefühl der Sicherheit; er trotzt auf sich, sein Talent, sein Glück, auf das Vertrauen der Verleger und seines Publicums; wem aber das Glück im Anfange seiner schriftstellerischen Laufbahn nicht wohl wollte, der wird ein, wo der unglückliche General nach Friedrich von Gagern, ängstlich und verliert Selbstvertrauen und Kühnheit. Von diesen Zöglingen, die vielleicht nur durch persönlichen Einfluß, durch Connexionen errungen waren, sprechen wir hier natürlich nicht. Es hat allerdings auch Fälle gegeben, wo Dichter und Künstler erst nach einer Reihe mißglückter und zweifelhafter Unternehmungen durchgriffen und zuweilen sehr spät, aber tief und sicher sind zu zählen. Jedenfalls gehört dazu eine besondere Stärke und Ausdauer, wie sie den meist reizbaren Dichter- und Künstlernaturen nur selten eigen ist. Um so häufiger sind in allen literarischen Epochen und Schriftstellerei, die, wenn auch mit großem Talent, vielleicht selbst mit Genialität begabt, durch eine Reihe erfolgloser Anstrengungen oder halber Erfolge entmuthigt, entweder der Dichterei ganz entsagten oder in Schriftstellerei nur noch gelegentlich, als Nebenbeschäftigung betrieben. Auch wurzeln sich, infolge offener oder geheimer literarischer Conspirationen, leicht Ansichten über einen Autor fester fest, die sich wie Schlagwort um seine Fahne und um seinen freien Gang behindern, und mit Recht hat man in Bezug auf Diderot, nachdem er dessen Dialog „Neveu de Rameau“ eine der vorzüglichsten Arbeiten desselben genannt: „Die Nation, in sogar seine Freunde wurfen ihm vor, in seinen vortrefflichsten Seiten, aber kein vortrefflichen Ganzen schuf. Dergleichen Nebenstarten sagen sich nach, pflanzen sich fort und das Verdienst eines trefflichen Mannes bleibt eben eine Unterhaltung gelehrter. Ueber solch hemmschuhen sich selbst eine Macht der bloßen „Nebenstarten“, die aus Bosheit oder ohne Ueberlegung nachgesprochen werden, diese sich sehr sagen. Uebrigens bleibt es immer gewagt, einem Schriftsteller bei seinem ersten Auftreten den Maßstab seiner letzten Erscheinen sein Schicksal voraussagen zu wollen. Man kann wol über den Werth oder Unwerth eines Buchs ein Urtheil abgeben, aber die Empfindungen eines großen Publicums sind unmeßbar und scheinen oft nur vom Winde wechsel und atmosphärischen Vorgängen abzuhängen.

Der Abbé Bautain über die Redekunst.

Wenn ein Deutscher über die Kunst, sich einen Redner heben zu lassen, ein Buch schriebe, so würde es vielleicht den Titel geben: „Die Kunst, in 24 Minuten 48 Stunden oder Lagen) ein Redner zu werden“, oder es nennt ein solches Buch „Kunde zur Kunst de parler en Public“. So wenigstens lautet der Titel einer Schrift des Abbé Bautain, eines würdigen Geistlichen, der sich niemals in theologische Streitigkeiten eingelassen zu haben scheint, und wahrscheinlich der Ansicht Bossuet's ist, daß gerade diese Streitigkeiten am meisten geeignet seien, das Evangelium „anzusagen“ und das Christenthum „anzuempfehlen“ zu machen. Wird ihm dies in französischen Blättern zu besonderem Lobe dienst angerechnet, was doch zu bezweifeln scheint, daß er unter den lästigen Geistlichen in Frankreich viele Freunde haben muß. Wenn Abbé Bautain ein seiner Schrift mit Recht bemerkt: „Der Charakter der christlichen Kanzel war es zugleich erhaben erscheinen läßt, ist dies, daß sie in Werken der Geist über den Stoff, die Seele über den Körper, der Mensch über die Natur die Oberhand behielt“, so ist daraus doch gewiß nicht nothwendig, daß wie der Stoff weiter behauptet, der christliche Redner deshalb, weil er ein sei, jederzeit über dem leiblichen Redner stehe. Es ist dies etwa nur in Bezug auf die geistliche Beredtsamkeit. Aber auch der erstere Satz in dieser Allgemeinheit kann Dritten werden. Bis hängt die sogenannte christliche Kanzel und wo hört sie auf? Haben wir heutzutage überhaupt eine Kunst, die im Sinne unsere Abbé eine christliche genannt werden könnte? Oder standen nicht schon Michel Angelo, Raphael, Correggio, die venetianischen Meister, Rubens und Poussin ebenso für auch Wadenmeyer, d. h. zeigende, zum Theil verführerische junge Mütter malten, auf vollkommene

Subject to the Provisions of the Companies Act, 1908, and the Rules made thereunder.

Subject to the Provisions of the Companies Act, 1908, and the Rules made thereunder.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das geistige Doppelleben

in einer seiner reinsten und merkwürdigsten Erscheinungen. Ein Bild aus der Gegenwart.

8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

Nicht leicht dürfte über den Lebensmagnetismus eine Schrift von gewichtigerer Bedeutung und von allgemeinerm Interesse in neuerer Zeit erschienen sein als die gegenwärtige. Sie schildert uns eine Somnambule in dem so überaus seltenen und merkwürdigen Stadium der höchsten und entwickeltsten Clairvoyance und zugleich der vorurtheilsfreiesten und besonnensten Contemplation über die tiefsten Menschheitsfragen, namentlich über die Unsterblichkeit und das Leben nach dem Tode. Es ist eine Schrift des Trostes und der Beruhigung gewiß für Tausende; aber sie hat durchaus nichts gemein mit den Erzeugnissen des modernen Pseudosomnambulismus, dessen Geist und Sinn bethörendem Treiben sie vielmehr auf das entschiedenste entgegentritt. Möge sie, wie Wilhelm von Humboldt's in den Grundansichten mit ihr verwandten „Briefe an eine Freundin", eine gleich wohlthätige, reinigende und veredelnde Wirkung üben, und bezüglich ihrer Anonymität die Erklärung des Herausgebers (der sich der Verlagshandlung übrigens genannt hat) in seinem Vorworte nicht unbeachtet bleiben, woselbst es am Schlusse heißt: „Der Verfasser verhehlt sich nicht die Nachtheile der Anonymität, unter welcher diese Aufzeichnungen erscheinen, da gerade bei Schriften wie die gegenwärtige der Name des Autors die Hauptbürgschaft zu gewähren hätte. Dessenungeachtet sieht sich derselbe für jetzt noch durch gebieterische Rücksichten von der Nennung seines Namens abgehalten — eines Namens, der übrigens in den wissenschaftlichen Kreisen nicht unbekannt ist und dessen Träger, was hinzuzufügen bei dem Mangel einer genügenden Autorität vielleicht nicht ganz unnöthig ist, sich überdies der ehrenvollsten öffentlichen Stellung und Anerkennung in der gelehrten Welt seit langem zu erfreuen hat."

Im Verlage des Unterzeichneten erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Entstehung
des
Selbstbewußtseins.

Eine Antwort an Herrn Professor Lotze
von
Heinrich Czolbe,
Dr. medicinae.

Gr. 8. Eleg. brosch. 10 Ngr.

Diese Schrift, welche zugleich eine Widerlegung der neuesten von **Schaller, Fabri** und **Liebig** gegen den Naturalismus gemachten Einwendungen ist, versucht denselben in eigenthümlichen Idealismus umzuwandeln und ist darum bei der **herrschenden Streitfrage von höchstem Interesse.**

Leipzig, 1856. **Hermann Costenoble.**
Verlagsbuchhandlung.

Bei **C. Schroeder** in Kiel ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Ideale und das Leben.

Novelle
von
Ehrenfried.
Zwei Theile. Geh. Preis 25 Sgr.

und

Der Anzeiger.

Novelle
von
Ehrenfried.
Geh. Preis 20 Sgr.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz zu haben:

Touristenführer durch die Schweiz.

Von
Salomon Walcher.

Mit den Panoramen vom Rigi-Kulm, der Berner- und Walliser-Alpen, der Montblanc-Kette und der Appenzeller Berge, den Karten vom Boden- und Genfersee und einer

Uebersichtskarte der Schweiz.

Taschenformat; Brosch. 1 Thlr. oder 4 Frcs. In Leinwand gebunden 1⅓ Thlr. oder 5 Frcs.

Leipzig, Verlag von J. J. Weber.

Bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der Organismus der Wissenschaft

und die Philosophie der Geschichte.

Von
Adolph Helfferich.

8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Der Grundgedanke dieses nicht blos für das eigentliche philosophische Publicum, sondern zugleich für jeden Fachgelehrten und überhaupt jeden gebildeten Leser interessanten Buchs (zumal es sich von der abstracten Terminologie der neuern philosophischen Systeme fernhält) ist der: den **Umfang der einzelnen Wissenschaften nach ihren gegenwärtigen Leistungen** auf Grund einer eigenthümlichen Auffassung der Psychologie zu bestimmen. Der Leser findet darin den Ertrag der neuesten Untersuchungen aller Wissenschaften: der Medicin, Philosophie, Sprachwissenschaft, Jurisprudenz u. s. w., sowie den ersten, durch alle Gebiete der Wissenschaft geführten Versuch, die philosophische Behandlung mit der geschichtlichen zu verbinden.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 32. —— 7. August 1856.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Männer und Frauen der weimarischen Literaturepoche. Von **Hermann Marggraff.** Erster Artikel. — Zur Literatur der Freimaurerei. — Rütimeyer, Vom Meer bis nach den Alpen. — Von unserm Büchertisch. — **Notizen.** — **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

Männer und Frauen der weimarischen Literaturepoche.

1. Schiller und Lotte. 1788. 1789. Mit zwei Porträts und Facsimile. Stuttgart, Cotta. 1856. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.
2. Briefe von Schiller's Gattin an einen vertrauten Freund. Herausgegeben von Heinrich Düntzer. Leipzig, Brockhaus. 1856. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.
3. Zwölf Frauenbilder aus der Goethe-Schiller-Epoche. Von Arnold Schloenbach. Hannover, Rümpler. 1856. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
4. Schiller's Laura, nebst andern Erzählungen und Novellen von Kathinka Zitz. Mainz, Faber. 1855. Gr. 8. 1 Thlr.
5. Schiller's Jugendjahre von Eduard Boas. Herausgegeben von Wendelin von Maltzahn. Zwei Bände. Mit Schiller's Bildniß. Hannover, Rümpler. 1856. 8. 2 Thlr.
6. Geschichte der Hohen Karlsschule von Heinrich Wagner. Mit Illustrationen von Karl Alexander Heideloff. Erster Band: Die Karlsschüler nach archivalischen Quellen. Erstes Heft. Würzburg, Etlinger. 1856. Gr. 8. 9 Ngr.
7. Schiller's Eintritt in Weimar. Von Kuhlmey. (Abhandlung.) Berlin. 1855. Gr. 4. 15 Ngr.
8. Schillerhäuser. Von Josef Rank. Leipzig, Brockhaus. 1856. 8. 10 Ngr.
9. Erinnerungen eines weimarischen Veteranen aus dem geselligen, literarischen und Theaterleben. Von Heinrich Schmidt. Nebst Originalmittheilungen über Goethe, Schiller, Herder u. s. w. Leipzig, Brockhaus. 1856. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.
10. Freundschaftliche Briefe von Goethe und seiner Frau an Nikolaus Meyer. Aus den Jahren 1800—31. Leipzig, Hartung. 1856. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.
11. Briefe des Großherzogs Karl August und Goethe's an Döbereiner. Herausgegeben von Oskar Schade. Weimar, Böhlau. 1856. 8. 1 Thlr.

Erster Artikel.

Der bekannte Ausspruch eines der weimarer Heroen, daß, wenn die Könige bauen, die Kärrner zu thun haben, hat sich an ihnen selbst erfüllt. Sie bauten an der Literatur wie Könige, und nun wird aus allen Ecken und Winkeln Material über Material zusammengescharrt und -gekarrt, um ihre Verhältnisse zueinander und zu andern Personen in ein möglichst klares Licht zu setzen. Andere Autoren benutzen diese Materialien wieder, warm wie sie aus dem Brütofen des Buchhandels kommen, um daraus größere oder kleinere porträtartige Charakteristiken herzustellen oder diesen oder jenen Zeitabschnitt aus dem Leben dieses oder jenes Dichters zu schildern und zum Theil, was jedenfalls das Dankenswertheste ist, das frühere Material zu sichten, Authentisches von Unauthentischem zu sondern und gewisse landläufig gewordene Erzählungen auf ihren Unwerth zurückzuführen.

Was nun die jetzt so häufig gewordenen Briefsammlungen betrifft, die den Hauptbestandtheil jener Materialien bilden, so sind wir weit davon entfernt, ihr Interesse und ihren vielfach sehr hochzuschätzenden biographischen, oft selbst literarhistorischen Werth in Abrede stellen zu wollen. Indeß möchten wir uns möglichst bescheiden und vorsichtig (denn es ist schwer, gegen den Strom zu schwimmen) die Bemerkung gestatten, daß damit, wie es uns scheint, doch nicht selten einiger Misbrauch getrieben wird. Wir wollen hier nicht ausführlicher auf die schon angeregte Gewissensfrage zurückkommen, ob es auch in allen Fällen erlaubt sei, so ohne weiteres nachgelassene, oft die tiefsten Herzensgeheimnisse betreffende Briefe zu veröffentlichen. Das ist, wie gesagt, reine Gewissensfrage, wiewol es keinen Privatmann oder öffentlichen Mann geben wird, der nicht Herzensgeheimnisse hätte, gegen deren unbefugte Veröffentlichung nach seinem Tode er mit vollem Recht Protest einlegen würde. Indeß scheint die öffentliche Moral, die ja auch wol für den Schriftsteller bis zu einem gewissen Grade maßgebend ist, sich dahin entschieden zu haben, daß solche Veröffentlichungen „im Dienste der Literatur" nicht nur erlaubt, sondern selbst geboten seien; ja die Modernen

haben in dieser Hinsicht ein so weites Gewissen, daß sogar Briefe, z. B. von Goethe, nach dessen Tode sofort abgedruckt wurden, gegen deren Veröffentlichung er bei Lebzeiten aufs förmlichste und feierlichste protestirt hatte. Dies ist nun allerdings ein indiscretes, wenn nicht noch schlimmeres Verfahren, dessen Zulässigkeit wir in jedem Falle bestreiten müssen, und wenn man in dieser Richtung weiter gehen wollte, so würden wir fast genöthigt sein, Jakob Engel, dem Philosophen für die Welt (der übrigens in dieser Hinsicht für seine Person wol nicht besorgt sein durfte), Recht zu geben, wenn er Jeden für einen „Schurken" erklärte, welcher Geständnisse, die er unter vier Augen gemacht, oder Briefgeheimnisse von ihm nach seinem Tode veröffentlichen wollte.

Indeß sind wir auch keineswegs der Meinung, daß man im Punkte der Veröffentlichung handschriftlicher Nachlaßsachen allzu ängstlich sein und aus allzu delicater Gewissenhaftigkeit verschmähen dürfe, solche Briefe und Geständnisse zur Oeffentlichkeit zu bringen, die von wirklich literarhistorischer Bedeutung oder von einem biographischen Inhalt sind, wodurch der schriftstellerische Entwickelungsgang des betreffenden Autors oder Dichters in diesen oder jenen bisher dunkel gebliebenen Momenten aufgeklärt wird oder diese oder jene zweifelhafte Stelle in seinen Schriften ihre Erklärung findet. Wo wir bei Bürger, Ernst Schulze und andern Dichtern die Liebe ein so hervortretendes Element auch in ihren Dichtungen bildet, da ist es von Interesse, auch über den Gegenstand ihrer Liebe möglichst vollständige Aufklunft zu erhalten. Endlich werden durch einmal vorausgegangene Publicationen dieser Art spätere oft unumgänglich nöthig gemacht, wenn z. B., wie dies nicht selten der Fall ist, eine Persönlichkeit infolge augenblicklicher Mißstimmung oder vorgefaßter Meinung seitens des einen schreibenden Theils in ein falsches Licht gestellt worden ist oder persönliche Conflicte aufgerührt worden sind, die in weitern brieflichen Mittheilungen von der Gegenseite ein anderes Licht erhalten und gründlicher und mehr zum Vortheil der Gegenseite motivirt werden. Ein Briefwechsel ergänzt und berichtigt den andern, und hat man sich erst auf solche Publicationen eingelassen, so muß man oft nothgedrungen darin fortfahren. Es geht dann etwa wie bei Criminalprocessen, wo ein Zeuge immer den andern nöthig macht. Ueberhaupt können sehr verschiedenartige und sehr schlagende Gründe für die Veröffentlichung dieses oder jenes literarischen Briefwechsels sprechen und schwer ins Gewicht fallen.

Leider enthalten diese Briefwechsel nicht selten einen unermeßlichen Ballast von Allerlei, die dem Publicum ebenso wenig zur Unterhaltung als dem Literarhistoriker zur Belehrung gereichen können und durch die das Buch ganz unnöthigerweise verdickt und vertheuert wird, und es heißt doch dem Publicum etwas viel zumuthen, auch für solchen Ballast noch sein gutes Geld auszugeben. Jeder weiß ja, wie Briefe geschrieben werden und was für gewöhnliches Zeug, auch von geistreichen Männern, zum Theil darin abgehandelt wird. Kann es für irgendwen Interesse haben, zu erfahren, daß an dem und dem Tage des Jahres 1788 oder 1789 solches Wetter gewesen, daß die Briefschreiberin over der Briefschreiber sich deshalb in schlechter Stimmung befand oder daß sie an Kopfschmerz und Schnupfen gelitten habe? Wenn wir jetzt durch wiedergefundene Briefe dennoch erfahren, daß er im Jahre so und soviel vor Christus an Katarrh oder den Stockschnupfen gehabt oder an Migräne gelitten, was könnte uns das kümmern? Kann ein Interpret davon Gebrauch machen, um eine eine dadurch gebliebene Stelle in seinen Opus zu erklären, oder in Aesthetiker, um uns ihre Schönheit deutlicher zu entwickeln? Ja, ich glaube, es habe der Bemerkung für Homer, Aeschylus oder Shakspeare keinen Gewinn gethan, daß wir sowenig von ihrem Leben wissen und nichts in Erfahrung bringen konnten, wie auch so den kleinen Misteren des Lebens gelitten haben, die uns gewöhnlichen Menschenkindern. Im Gegentheil dürfte der Verehrung für einen Dichter oder Künstler nur forderlich sein, wenn ihr Leben etwas von dem Mysterium für uns hat. Kammerdienergeschwätz von den auch einem Könige und Helden gefährlich. Jede Nachtjacke macht sich auch der Held und beim Schmaus und bei geschwollener Backe auch der Dichter sehr, und möge sein Geist auch in gesundem Zustande in den höhern transscendentalen Regionen schweben, was sich auch im Zustande eines Katarrhs erster Qualität vornehmen verbietet. Gegenwärtig, wo man tief in der Persönlichkeitsliteratur steckt und hier wie im Leben dem Nachgern in Küche und Keller, in Topf und Schüssel zu sein scheint zwar in Deutschland diese Art Literatur noch nicht in irgendeinem andern Lande an der Tagesordnung sein, aber es ist zu fürchten, daß das Uebermaß einer mancherlei Unträuchungen, denen das Publicum in der angeführten Art, früher oder später zum Ueberdruß an der ganzen Gattung führen dürften. Auch schlagen Briefsammlungen nur selten wirklich ein. Wie die Humboldt's „Briefe an einen Freundin" hatten zwar fast unerwartet glänzenden Erfolg, aber das Interesse dieser Sammlung beruhte auch auf ganz andern Eigenschaften als auf der Mittheilung kleinlicher und oft peinlicher persönlicher Mittheilungen, wie man sonst häufig in solchen Publicationen begegnet. Man muß denken müssen wir aufsprechen, und zwar dieß, daß diese überwiegende Beschäftigung mit den persönlichen Verhältnissen nicht nur der Dichter und Gelehrten, sondern auch anderer Individuen, mit denen sie in Berührung kamen, sehr geeignet sein dürfte, die Theilnahme des Publicums von ihren Dichtungen und Werken zu ihrem Leben abzuziehen. Ich glaube in der That, daß man Goethe und Schiller's Werke nicht mehr so häufig lesen würde, wenn sowiel über ihre persönlichen Verhältnisse bekannt wäre. Es können Fälle vorkommen, wo durch das Detail solcher persönlicher Bezüge sich das Interesse an einer Dichtung lebhaft, wenn auch nur augenblicklich regen kann, aber diese Fälle sind gewiß nur selten. Jedenfalls müssen wir es für zweckmäßig halten, wenn die Briefe

the Sentence of Death shall be Executed, and the Body Dissected, or Anatomized, and no other.

XXXIII. And be it Enacted by the Authority aforesaid, That the Body of every Person Executed for Murder, shall be Dissected, or Anatomized, and no other.

XXXIV. And be it Enacted by the Authority aforesaid, That the Body of every Person Executed for Murder, shall be delivered to the Surgeons of the City of London, or Chirurgeons of the City of Edinburgh, or to such Persons as they shall appoint to receive the same, to be Dissected, or Anatomized, and no other.

XXXV. And be it Enacted by the Authority aforesaid, That the Body of every Person Executed for Murder, shall be delivered to the Surgeons of the City of London, or Chirurgeons of the City of Edinburgh, or to such Persons as they shall appoint to receive the same, to be Dissected, or Anatomized, and no other.

XXXVI. And be it Enacted by the Authority aforesaid, That the Body of every Person Executed for Murder, shall be delivered to the Surgeons of the City of London, or Chirurgeons of the City of Edinburgh, or to such Persons as they shall appoint to receive the same, to be Dissected, or Anatomized, and no other.

XXXVII. And be it Enacted by the Authority aforesaid, That the Body of every Person Executed for Murder, shall be delivered to the Surgeons of the City of London, or Chirurgeons of the City of Edinburgh, or to such Persons as they shall appoint to receive the same, to be Dissected, or Anatomized, and no other.

XXXVIII. And be it Enacted by the Authority aforesaid, That the Body of every Person Executed for Murder, shall be delivered to the Surgeons of the City of London, or Chirurgeons of the City of Edinburgh, or to such Persons as they shall appoint to receive the same, to be Dissected, or Anatomized, and no other.

XXXIX. And be it Enacted by the Authority aforesaid, That the Body of every Person Executed for Murder, shall be delivered to the Surgeons of the City of London, or Chirurgeons of the City of Edinburgh, or to such Persons as they shall appoint to receive the same, to be Dissected, or Anatomized, and no other.

XL. And be it Enacted by the Authority aforesaid, That the Body of every Person Executed for Murder, shall be delivered to the Surgeons of the City of London, or Chirurgeons of the City of Edinburgh, or to such Persons as they shall appoint to receive the same, to be Dissected, or Anatomized, and no other.

ſein, ſo im erſten Anlauf die Zuſtimmung ſeiner Nation erhalten, ſie ihr faſt abgetrotzt zu haben. Er fand einen Gönner an einem Dalberg, der freilich nicht viel für ihn that, aber doch ſeine „Räuber" auf die Bühne gebracht hatte und ihn auch ſonſt in aller Weiſe ermuthigte. Frau von Wolzogen und der Appellationsrath Körner kamen ihm in uneigennützigſter Weiſe mit beträchtlichen Darlehen und Geldunterſtützungen zu Hülfe, wie ſich deſſen wol wenige deutſche Dichter von Seiten bloßer Privatperſonen zu erfreuen gehabt haben. In Norddeutſchland wurde ihm, wohin er kam, eine freundliche Stätte bereitet; das entgegenkommende Wohlwollen edler Menſchen trug und hob ihn. Man nahm ihn in den weimariſchen Kreis auf, und von ſo neuem Datum ſeine Anſprüche auch waren, fand er ſich doch ſofort in Eine Reihe mit Goethe, Herder und Wieland geſtellt. Man verſchaffte ihm, der von Hauſe aus Mediciner war, eine Profeſſur der Philoſophie oder ſpeciell der Geſchichte in Jena, und der liberale Regent des Landes nahm nicht den geringſten Anſtoß daran, daß Schiller die nicht wenig revolutionären „Räuber" und „Cabale und Liebe", jenes furchtbare Pasquill auf die Hofwirthſchaft Karl Eugen's, geſchrieben, daß er ſich den Verpflichtungen gegen ſeinen frühern Landesherrn durch die Flucht entzogen, daß er ſich dabei eines falſchen Namens und Titels bedient hatte. In unſern Tagen des vervollkommneten polizeilichen Bewußtſeins würde ihm ein ſolcher Verſtoß gegen alle polizeiliche Ordnung ſchlecht bekommen ſein; glücklicherweiſe gab es aber damals in Deutſchland neben den despotiſchſten Höfen auch andere, die in dieſer Hinſicht aufs liberalſte und menſchlichſte dachten, liberaler ſelbſt als der vielleicht größte Theil ihrer Unterthanen. Zwar verbeſſerte ſich ſeine pecuniäre Lage durch die Uebernahme der Profeſſur anfangs nicht ſehr, immerhin aber war es doch eine officielle Stellung und zwar eine Stellung, um die ſich viele ſtudirte junge Männer in Deutſchland als um ihr höchſtes Lebensziel bemühen. Im Uebrigen erkannte zu der Zeit Schiller ſelbſt in einem Schreiben an Körner an, daß er ſich, was ſeine äußere Lebenslage betreffe, „wirklich gut" befinde. Faſt zu gleicher Zeit erreichte er noch ein anderes Ziel, dem er nachſtrebte, indem er ſich mit einem an Geiſt, Bildung und Gemüth hochſtehenden adeligen Fräulein vermählte, und obſchon ſie nicht bemittelt war, ſo weiß man doch, daß, wie die Welt einmal iſt, der Rang der Frau auch auf die ſociale Stellung des Mannes Einfluß hat und ihm in jeder Hinſicht, was ſeine äußere Stellung anlangt, zum Vortheil gereichen wird. Ueberhaupt ließe ſich leicht nachweiſen, daß es Schiller's, des Hochfliegenden, Ehrgeiz war, den Verkehr von Perſonen zu ſuchen, die höherer Geburt und höhern Rangs waren als er, wogegen er dem Verkehr mit tieferſtehenden Leuten oder gar mit Leuten aus dem Volke gefliſſentlich ausgewichen zu ſein ſcheint. Schiller zeigte ſich — und wer wollte ihm daraus einen Vorwurf machen? — in Verfolgung ſeiner Zwecke durchaus ebenſo praktiſch als energiſch, viel praktiſcher, als man faſt von einem Dichter erwarten durfte und als ſo manche andere Poeten ſich gezeigt haben, die denn darüber auch elend zugrunde gegangen ſind. Dies hing wol auch mit ſeinem bewundernswerthen zähen Thätigkeitstriebe zuſammen, der ihn auch als Dichter auszeichnete. Erwähnen wir noch, daß Schiller nach und nach den Bürgerbrief der franzöſiſchen Republik, den Raths- und Hofrathstitel und ſpäter das Diplom der ſtockholmer Akademie der Wiſſenſchaften erhielt, daß er in den Reichsadelſtand erhoben wurde, daß wol kein deutſcher Dichter ſo viele öffentliche und freiwillige Ovationen entgegengenommen hat (in Leipzig nach der Aufführung der „Jungfrau von Orleans", in Weimar und dann in Lauchſtädt nach der Aufführung der „Braut von Meſſina", wozu noch die von däniſchen und deutſchen Verehrern des Dichters im Jahre 1791 zu Hellebeck, nördlich von Kopenhagen, begangene Schillerfeier zu rechnen iſt), daß auf Baggeſen's Anregung, der ſpäter freilich in den Xenien gerade nicht ſehr ſäuberlich behandelt wurde, ihm von Dänemark aus für drei Jahre ein ſehr beträchtliches Geldgeſchenk gemacht wurde, welches ihn für dieſe Zeit aller ſeiner Productionskraft ſchmälernden Noth enthob, daß man ſich gegen das Ende ſeines Lebens von Berlin aus förmlich um ſeinen Beſitz bewarb und daß er, was für ſeine ſehr geſteigerten Anſprüche an Lebenscomfort beweiſt, damals erklärte, er getraue ſich in Berlin nicht mit einem Gehalt leben zu können, welcher unter 600 Friedrichsdor betrage; erwägt man endlich, daß ſeine Perſon ſchon zu ſeinen Lebzeiten eine der deutſchen Nation faſt geheiligte war, daß er überhaupt das Glück hatte, in einer Zeit zu leben, wo das Publicum noch nicht blaſirt, in ſeinem Geſchmack noch nicht hundertfältig getheilt und in der vollkommenen Stimmung war, ſich für ideale Tendenzen und Geſtaltungen aufs wärmſte und rückhaltloſeſte zu begeiſtern — rechnet man alles Dies zuſammen, ſo wird man nicht wohl in Abrede ſtellen können, daß wenige deutſche Dichter von den Umſtänden und dem Wohlwollen und der Liebe Mitfühlender ſo emporgetragen wurden und keiner ſo große Reſultate erzielte als Schiller.

Wir wollen damit keineswegs behaupten, daß Schiller nicht auch zeitweilig alle Herbheiten und Bedrängniſſe des Dichterlooſes durchgekoſtet hat. Seine eigenen Geſtändniſſe hierüber liegen in ſeinen Briefen vor. Es mußte weit mit ihm gekommen ſein, wenn er im Jahre 1783, noch im Vollgefühle ſeiner aufſtrebenden Jugendkraft, einmal ſchrieb: „Ich ſchenke meine dichteriſchen Lorbern in den nächſten boeuf à la mode und trete meine tragiſche Muſe zu einer Stallmagd ab. Wie klein iſt doch die höchſte Größe eines Dichters gegen den Gedanken, glücklich zu leben!" Aber dieſe äußerſten Bedrängniſſe, die allerdings, wenn nicht zu rechter Zeit gute Menſchen ihm zu Hülfe gekommen wären, ſeinen Genius vielleicht für immer gebrochen haben würden, waren doch nur vorübergehend und fielen in die Zeit ſeiner Jugend, wo man, auf ſich allein geſtellt, dergleichen leicht überwindet und beim nächſten Sonnenblick des Glücks vollkommen vergeſſen hat. Auch ſpäter noch

im Noth oder doch vorübergehender Geldmangel von Zeit zu Zeit Gelegenheitsbesuche bei dem Dichter, wie dies alte zudringliche Bekannte wol zu thun pflegen, und zu dem Wohlgefühl einer auch für die Dauer gesicherten pecuniären Lage hat er es wol nie gebracht; auch wurde er hierdurch wol gehindert, zu rechter Zeit irgendeine größere Erholungsreise zu unternehmen, die möglicherweise dazu beitragen konnte, sein der Nation so kostbares Leben noch auf einige Zeit zu erhalten. Indeß wenn wir auch zugeben, daß die Nation ihren Lieblingsdichter wie einen Edelstein in Gold hätte fassen sollen, so wissen wir ja auch, daß der Arbeiter auf rein idealem Gebiete nur höchst selten nach seinem Verdienste belohnt wird. Wer daher nach der Dichterkrone die Hand ausstreckt, verzichte darauf, daß diese Krone aus Gold bestehen werde; wem es aber um reichlichen pecuniären Gewinn und um einen überschäumenden Becher des Lebens statt um einen nur zur Nothdurft gefüllten zu thun ist, der verlege sich eben auf ein anderes Geschäft als das des Dichters, das freilich keins der Plusmacherei ist. Es ist ferner wahr, daß Schiller auch mitunter mit neidischen und erbärmlichen Intriguen und Anfeindungen zu kämpfen hatte, wie er selbst in einem an die beiden Lengefelds gerichteten und Jena den 10. November 1789 datirten Briefe erzählt; aber auch in dieser Hinsicht theilte er das Loos fast aller geistig Hochragenden, zumal wenn sie zugleich Lehrer an einer Universität sind. In der Einleitung zu den von Oskar Schade herausgegebenen „Briefen des Großherzogs Karl August und Goethe's an Döbereiner" finden wir folgende hierher passende Bemerkung:

Wer deutsche Universitäten kennt, wie sie waren und wie sie sind, neben dem Großen all das erbärmliche Kleine, die niedrigen Cabalen und den Handwerksneid ordinärer Universitätsprofessionisten, den gespreizten Dünkel der Ignoranz auf dem goldenen Stuhle der Wissenschaft, wer all diese Misère kennt, dem werden jene seltenen Erscheinungen edler, humaner und uneigennütziger Jünger der Wissenschaft (Oskar Schade meint hiermit den trefflichen Döbereiner) um so höher und liebergeßlicher stehen.

Preisen und bewundern wir umsomehr die Kraft und die gewaltige Ausdauer, womit Schiller im Kampfe mit diesen Misèren, mit Noth und Mangel und besonders mit selten durch das Gefühl vollkommener Gesundheit unterbrochenen Krankheitsanfällen Sieger blieb und so Herrliches vollendete. In dieser Hinsicht wüßten wir ihm kaum einen Zweiten als ein leuchtendes Muster eisernen Wollens und Vollbringens zur Seite zu stellen.

Nach diesen allgemeinen einleitenden Bemerkungen, die es uns ersparen werden, durch Anführung gewisser Details an solchen Stellen, wo sie vielleicht störend sein könnten, unsere weitern Betrachtungen zu unterbrechen, wenden wir uns dem eigentlichen und ersten Gegenstande dieser Betrachtungen, dem Briefwechsel Schiller's mit Charlotte und dieser mit Knebel zu.

Das Buch „Schiller und Lotte" ist nicht eben von dünner Taille und schlanker Gestalt; es ist im Gegentheil sehr corpulent und umfaßt nahe 600 Seiten, was beiläufig bemerkt auch so ziemlich das Volumen der „Briefe von Schiller's Gattin" ist. In dem kurzen Vorwort bemerkt Schiller's Tochter, Emilie von Gleichen-Rußwurm, daß sie diese Briefe zwischen Schiller und seiner Lotte dem deutschen Publicum als ein theueres Vermächtniß ihrer seligen Aeltern übergebe, daß sie in dieser Beziehung lange mit sich gekämpft, daß aber zuletzt in ihr die Ueberzeugung gesiegt habe, jedem Schiller zugewandten Herzen würde diese Gabe willkommen sein. Ein ganzes treues Bild der schönen Zeit der Liebe Schiller's sei nur in dieser Briefsammlung zu geben gewesen, obschon, wie Frau von Gleichen weiter bemerkt, die bedeutendsten Briefe Schiller's durch Karoline von Wolzogen in dem „Leben Schiller's" wie in deren „Nachlaß" bereits eine Veröffentlichung gefunden. Durch letztern Umstand ist zwar die literarische Bedeutung dieser Briefsammlung wesentlich geschwächt, indeß wird es jedem Verehrer Schiller's von Interesse sein, hier von Moment zu Moment zu verfolgen, wie Schiller's anfangs mehr auf geistigen und literarischen Sympathien beruhendes Verhältniß zu Charlotte allmälig in Liebe und Zuneigung überging und mit gegenseitigem Geständniß dieser Liebe und mit Verlöbniß endete. Man könnte freilich, wie schon bemerkt, fast von einem Liebesverhältniß zu beiden Schwestern sprechen, und Schloenbach versichert in seiner Schrift „Zwölf Frauenbilder" geradezu, daß Charlotte nicht die eigentliche Dichterliebe Schiller's gewesen, daß vielmehr seine ideale Liebe weit mehr der ältern Schwester, Karoline von Beulwitz, spätern von Wolzogen, gegolten habe. Allerdings bietet der vorliegende Briefwechsel zu dieser Vermuthung Handhaben genug. Oft richtet Schiller seine Briefe an beide Schwestern, als wären sie Eine Person. Er schreibt einmal:

Ach, es ist nur die Erinnerung an euch, an die Seligkeit an eurem Herzen, was mich gegen alle Erscheinungen um mich her so unverträglich und vielleicht auch manchmal ungerecht macht.... Alle diese trüben Gestalten werden nur in eurem Anblick verschwinden. Euch vor meinen Augen, eures Besitzes mir bewußt, werde ich mich mit Allem, was mich umgibt, versöhnen und den dürftigen Erscheinungen um uns her von der schöpferischen Glut meiner Seele Strahlen und Leben borgen. Ich hätte nicht geglaubt, daß das Glück, das eure Liebe auch schon in fernen Ahnungen mir gewährt, in meiner Seele sich erhöhen könnte. Aber mit jedem Tage wird es reichlicher und unerschöpflicher.

Und ein andermal:

Wäret ihr schon mein! Wäre dieses jetzige Erwarten das Erwarten unserer ewigen Vereinigung! Meine Seele vergeht in diesem Traum. Schon im lebhaften Gedanken an euch fühl' ich meine Seele reicher, göttlicher und reiner..... Was wird es sein, wenn ihr mir wirklich gegeben seid, ihr meine Engel, wenn ich Leben und Liebe von euren Lippen athmen kann!

Wir könnten solcher Stellen noch sehr viele anführen. Einige Briefe an Karoline sehen wie eine förmliche Liebeserklärung aus und sind der Ausdruck wahrer Schwärmerei, so wenn er am 3. November 1789 an sie schreibt: „O ich könnte unmenschlich sein gegen Andere und von ihrem Leben und ihrer Gesundheit nehmen und dir es

geben!“ Mitten in seiner Schwärmerei scheint er sich aber zu erinnern, daß er zu weit gehe, daß er an eine bereits Verheirathete schreibt, deren Schwester seine Braut ist, und er versteckt dann schnell, wie es scheint, seine Glut für Karoline hinter ein „ihr“ oder „euch“, damit doch auch seine Verlobte ihr Theil davon erhalte. Einer ähnlichen Doppelliebe zu zwei Schwestern begegnen wir auch bei einigen andern deutschen Dichtern, so bei Bürger und Ernst Schulze.

Schiller sucht sich von Zeit zu Zeit Rechenschaft über dieses Verhältniß zu geben und zwischen dem „Soll“ Charlottens und dem „Haben“ Karolinens eine Bilanz zu ziehen. Er schreibt am 15. November 1789 an Charlotte:

Karoline ist mir näher im Alter und darum auch gleicher in der Form unserer Gefühle und Gedanken. Sie hat mehr Empfindungen in mir zur Sprache gebracht als du, meine Lotte — aber ich wünschte nicht um Alles, daß dieses anders wäre, daß du anders wärest als du bist. Was Karoline vor dir voraus hat, mußt du von mir empfangen; deine Seele muß sich in meiner Liebe entfalten, und mein Geschöpf mußt du sein, deine Blüte muß in den Frühling meiner Liebe fallen. Hätten wir uns später gefunden, so hättest du mir diese schöne Freude weggenommen, dich für mich aufblühen zu sehen.

Nach diesem Geständnisse, welches allerdings etwas nach einem gewissen feingeistigen Egoismus schmeckt, denkt er aber sofort an Karoline und er schreibt:

Nur dein Schicksal, meine Karoline, ist es, was mir Unruhe macht. Ich kann dieses trübe Verhältniß noch nicht aufklären, und es wird noch verwirrter, wenn ich an meine Lage denke. Bleibe ich in Jena, so will ich mich gern ein Jahr und etwas darüber mit der Nothwendigkeit aussöhnen, daß du mit B. allein lebst. Von diesem Jahre kannst du die Hälfte bei uns zubringen und die kleinen Zwischenräume machen es erträglicher u. s. w.

Lottchen hätte hiernach wol einigen Grund zur Eifersucht gehabt, aber sie blickte sowol zu ihrer Schwester als zu Schiller wie zu höhern, ihr überlegenen Wesen auf *), und sie zeigte darin eine ähnliche Selbstverleugnung wie Bürger's erste Gattin Elise, nur allerdings mit dem großen Unterschiede, daß Schiller's Zuneigung zu Karoline mehr idealgeistiger Art war, während in Bürger's und Molly's Liebe mehr das sinnliche Element vorgewaltet zu haben scheint. Es ist fast rührend zu lesen, wie Charlotte ihrem Schiller ein von ihr geschriebenes Reisetagebuch überschickt, doch ohne Zweifel in der Erwartung, dem geliebten und verehrten Manne damit eine große Ueberraschung zu bereiten und sich in seiner Achtung höher zu stellen, und wie Schiller dann die kurzen nichtssagenden Worte zurückschreibt:

Dein Tagebuch habe ich mit Vergnügen gelesen, aber daß du auf der Solitude so gar nichts von der Zukunft geahnt hast, das ist doch arg! Besonders da du und Karoline soviel auf geheime Sympathien haltet. Mit Vergnügen habe ich einige mir bekannte Plätze in deiner Beschreibung wiedergefunden.

*) Charlotte schreibt einmal an Schiller: „Ich überdachte eben, wie du uns Allen als ein höheres Wesen beistehst und uns aufrichtest“, und ein andermal: „Ein dürftiges Leben ist mein Loos ohne dich! Die Welt ist so klein, so arm! Nur in dem Gedanken an dich liegt die Freude meines Lebens.“

Kühler und geringschätziger kann man sich ja über eine solche Gabe, die von einem geliebten Wesen kommt, gar nicht aussprechen, und die schmerzliche Enttäuschung, welche diese magern Worte Charlotte bereiteten, drückt sich auch wol in der kurzen Bemerkung in dem Antwortschreiben Charlottens aus: „Daß dir mein Tagebuch einiges Vergnügen gegeben hat, freut mich.“ Aus diesem Schiller'schen „mit Vergnügen“ mochte sie wol erkennen, daß Schiller in ihrem Tagebuch ein nur gewöhnliches Machwerk erblickt hatte und daß er sie, nur um sie zu schonen, mit dem trockenen Compliment, er habe es „mit Vergnügen“ gelesen, abspeiste. Spuren dieser kühlen Behandlung von oben herab begegnen wir in seinen Briefen öfters. Er schenkte ihr seine und bis zu einem gewissen Grade ohne Zweifel innige Theilnahme, aber er betrachtete sie nicht wie ihre Schwester als ein ihm geistig ebenbürtiges Wesen; sie war ihm bei der Abschätzung ihrer geistigen Eigenschaften nur soviel werth, als sie sich gefallen lassen wollte, sein Geschöpf zu sein; sie sollte nichts sein durch sich selbst, sondern Alles werden durch ihn, den höhern Geist. Und doch verdiente sie diese Geringschätzung nicht; sie beurtheilte die Menschen von einem gemüthvollern Standpunkte, nicht von dem der souveränen Verachtung, wie Schiller und ihre Schwester, die sich hierin begegneten; aber ihr Urtheil zeigt sich fast überall als ein gesundes, frisches, unbefangenes, und ihr Streben, sich geistig auszubilden und sich über Alles zu unterrichten, verdient die höchste Anerkennung; sie las nicht nur die neuesten hervorragenden Werke der deutschen Literatur, sondern auch Homer, Virgil, Plutarch, Apollonius, Herodot, Buffon, Voltaire, Gibbon, Fénelon, philosophische, astronomische und naturhistorische Schriften, in späterm Alter sogar nationalökonomische, die sonst von den Frauen als eine zu trockene Lectüre gemieden werden. Die schätzenswerthen Gaben des Herzens und Geistes, welche Charlotte besaß, hat denn auch Schiller während ihres Ehestandes immer mehr würdigen lernen, und je näher sie ihm trat, desto ferner trat ihm wol auch ohne Zweifel das stolzere Bild ihrer Schwester, schon deshalb, weil diese doch niemals die gemüthvolle Ergänzung seines etwas schroff geistigen, pathetischen Wesens hätte bilden können, deren er bedurfte. Dagegen erblicken wir in ihren Urtheilen späterer Zeit eine größere Schärfe und theilweise auch Spuren jener geringschätzigen Weltbetrachtung von oben herab, welcher sich ihr Gatte zuneigte.

Von diesem Standpunkte Schiller's zeugen auch manche seiner Aeußerungen, die in diesem Briefwechsel enthalten sind, und er konnte sich dieser etwas cynischen Grundstimmung selbst zu der Zeit nicht vollkommen entschlagen, als das aufblühende Verhältniß zu den beiden Schwestern ihm auch die Gemüthsseite des Lebens aufschloß und er mehr, als ihm sonst eigen, zu heiterm Scherzen sich aufgelegt zeigte, wie sich dies auch wol hier und da, wenn auch nur selten, in seinem Briefwechsel mit Charlotte wahrnehmen läßt. Die Menschen befriedigen ihn nirgends. Am 20. November 1788

Mr. Jackson's Letter.

Mr. Hall's Reply to Mr. Jackson's Letter.

„Geſchichte des Dreißigjährigen Kriegs" und dem Dichter des „Wilhelm Tell" nicht erwartet, ihn ſo begeiſterungslos für eine That wie die des Arnold Winkelried zu finden, oder ſchrieb er dies nur aus dem bloßen Geiſt des Widerſpruchs, der ſo häufig gerade großen Geiſtern innewohnt? Charlotte bemerkte darauf auch ſehr wahr und ſchön und von höherm Standpunkt als diesmal Schiller:

Ich möchte Ihnen den Krieg ankündigen, lieber Freund, daß Sie meinen Schweizerhelden nicht ſo groß finden, wie er uns vorkommt. Es war kein Anfall von wilder Wuth, in dem er ſich aufopferte, ſondern eine ganz reiflich erwogene That; er ſah nur dies Mittel, um ſeine Nation zu retten, um die feindlichen Speere abzuwenden und ſeinen Kameraden Luft zu machen.... Nennen Sie es nicht férocité — bitte! Ich möchte rechte Beredtſamkeit haben und die Dinge ſo ſchön darſtellen können wie Sie, um Sie zu überzeugen.

Der „vertraute Freund", an welchen die in vielfacher Hinſicht ſehr intereſſanten „Briefe von Schiller's Gattin", dem frühern Fräulein Charlotte von Lengefeld, gerichtet ſind, iſt Ludwig von Knebel, der „menſchenfreundliche Timon" und, wie Düntzer in der Einleitung zu dieſer Briefſammlung von ihm bemerkt:

Ein Mann von feinem, tief anklingendem, vielſeitig gebildetem Sinne, von lebhaftem Feuer, herzlicher Gemüthlichkeit, innigem Wohlwollen und reinem Edelmuth, deſſen volle Lebensluſt der durch ſeine Erziehung geſteigerte Mangel friſchen, thatkräftigen Selbſtvertrauens leider gar empfindlich dämpfte, ihn oft mit argwöhniſchem Mismuth und trüber Unzufriedenheit erfüllte, und da er dem Widrigen und Feindſeligen nicht die mannhafte Kraft ſelbſtbewußten Lebens entgegenzuſetzen, dieſes als ein nothwendiges Uebel zu ertragen vermochte, ſondern zu leidenſchaftlichſter Aufregung ſich hingeriſſen fühlte, ganz eigentlich aus der Welt herausgetrieben wurde, in welcher zu wirken er gerade vorzüglich beſtimmt ſchien.

Doch wird es hier zuvörderſt angemeſſen ſein, einige Bemerkungen über das Verhältniß Knebel's zu Schiller und den beiden Lengefeld vorauszuſchicken, wozu Düntzer's Einleitung und der Briefwechſel zwiſchen Schiller und den beiden Schweſtern die nöthigen Haltpunkte bieten. Schiller hatte dem Major von Knebel nach ſeiner Ankunft in Weimar ſeinen Beſuch gemacht, doch ohne daß dadurch der Grund zu einer innigern Verbindung gelegt worden wäre. Im Sommer 1787 hatte Knebel in Begleitung der engliſchen Offiziere Heron und Inverney Rudolſtadt beſucht, wo er auch im Hauſe der Frau Oberhofmeiſterin von Lengefeld einſprach, deren Bekanntſchaft er durch Frau von Stein gemacht hatte. Knebel ſchrieb über dieſe Bekanntſchaft an ſeine Schweſter Henriette: „Die Lengefeld'ſchen in Rudolſtadt ſind gar gute Leute; ich habe nicht bald eine beſſere Familie geſehen;" und in Betreff Charlottens: „Lotte oder Fräulein von Lengefeld hat bei ihrer beinahe kindlichen Unſchuld wirklich einen erhöhtern Geiſt für alle und auch ſehr ernſthafte Wiſſenſchaften." Die anſchmiegſamere, naivere und die Menſchen weniger herb beurtheilende jüngere Schweſter fühlte ſich auch zu Knebel ſehr bald hingezogen, und es entſpann ſich zwiſchen ihnen in den folgenden Jahren ein Briefwechſel, der, ſoweit er wenigſtens die Jahre 1788 und 1789 umfaßt, von Düntzer ebenfalls mitgetheilt iſt. Dagegen war Knebel das gemeinſame Stichblatt von Schiller und Karoline von Lengefeld. Letztere ſchrieb über ihn an Schiller: „Es gibt keinen Menſchen, der ſich beſſer zu einem Komödiencharakter ſchickte, als er mit ſeiner buntſcheckigen Philoſophie. Gott hat ihn eigens dazu geſchaffen, glaub' ich, daß eine Komödie aus ihm gemacht werden ſoll." Und ein andermal ſchreibt ſie: „Der gar liebe Knebel ſcheint mir nicht tragen zu können, daß G. (Goethe) neben ihm glänzt und ihn vielleicht verdunkelt. Er ergießt ſich nun über die Menſchen, daß ſie eigentlich doch nichts gewännen, wenn ſie nur immer ſtrebten, ihre Kräfte zu entwickeln, und nicht auch ihren moraliſchen Sinn dadurch veredelten." Schiller bemerkt über ihn in einem Brief aus Weimar vom 11. December 1788: „Knebel habe ich nicht geſehen. Die Art, wie er Ihnen den Shaftesbury empfohlen, machte mich lachen. Es ſieht juſt ſo aus, als wenn eine ſehr häßliche Perſon einem Andern eine Seife recommandirt, mit der Verſicherung, ſie mache ſchön und ſie habe ſich ihrer fleißig bedient." Ein andermal ſpottet Schiller über Knebel's „gar zu gutes Herz" dann wieder, wie wir bei Düntzer leſen, über die „kindliche Einfalt der Vernunft", wozu Goethe ihn, den „Hofphiloſophen", wie alle ſeine Anhänger angeleitet habe. So noch an andern Stellen, in denen wir keineswegs den „gutmüthigen" Spott zu erkennen vermögen, welchen Düntzer in dieſen Moquerien finden will, für die übrigens, wie wir hier beiläufig bemerken, in einem Blatte eine Art Eiferſucht ſeiten Schiller's als Motiv angenommen worden iſt.

Nach Schiller's Tode bewies aber Knebel's edle, aufopfernde Handlungsweiſe gegen des Dichters hinterlaſſene Familie, daß auch das „gute Herz" und die „kindliche Einfalt der Vernunft" ihren Werth haben. Nicht bei Denen, welche ihren Geiſt und ihr Talent zur höchſten Spitze aufgetrieben hatten, fand Schiller's Witwe Hülfe und innigere, thätige Theilnahme, ſondern bei den „guten Herzen", die unaufgefodert und freiwillig der durch ihres Gatten Tod ſchwer geprüften Frau zum Beiſtand herbeieilten. Knebel, das „gar zu gute Herz", ließ ſich in ſeinem wohlthätigen Wirken für Frau von Schiller nicht irre machen durch die Geringſchätzung, welche ihre ältere Schweſter und ihr Gatte ihm gezeigt hatten. Knebel wußte gar wohl, was er ſagte, als er gegen die einſeitige Entwickelung der „Kräfte" zum Nachtheil des moraliſchen Sinns und der praktiſchen Menſchenliebe eiferte. Er ſah in ſeinen nächſten Umgebungen, wohin dieſe einſeitige Ausbildung der „Kräfte" führt und führen muß, wenn darüber die Kraft zum echten thatkräftigen Wohlwollen nicht mitentwickelt wird. Er ſah — und die vielen bisher veröffentlichten Briefwechſel enthalten hierfür thatſächliche Belege genug — wie dieſe Ausbildung nur nach der einen Seite hin zu einem Stolze und Egoismus führt, mit dem ein vollkommenes inneres Glück und ein friedlicher, wahrhaft humaner Verkehr der Menſchen untereinander ganz unvereinbar iſt, er ſah, wie die edeln erhabenen Geſinnungen, welche

diese großen Geister predigten, in ihrem Umgang untereinander, — wenn wir das schöne, jedoch mehr auf literarischer als anderer Grundlage ruhende Verhältniß zwischen Goethe und Schiller ausnehmen —, nur sehr wenig zur Anwendung kamen, wie Neid, Mißgunst und Eifersucht auch hier die innigsten Verhältnisse zerstörten, wie die Sucht, vom Nächsten Böses zu reden, auch in diesen Kreisen sich eingenistet hatte, wie zuletzt die Interessen der Aesthetik auf breitester Basis und die Inscenesetzung eines neuen Dramas diese großen Geister so in Beschlag nahmen, daß sie nicht mehr hinlänglich Zeit übrig behielten, ernstlich an die so sehr darniederliegenden vaterländischen Interessen zu denken und sich ihrer thatkräftig anzunehmen. Wie gering man auch von einem „guten Herzen" denken mag, so wird man doch wol zugeben, daß es weit gekommen sein mußte, wenn man es sogar zum Stichblatt des Spottes und Witzes machte. Es schlägt seitdem auch sehr wenig eigentliches gesundes Herz in der deutschen Literatur, viel weniger als fast durchgehends, Byron etwa ausgenommen, in der englischen, namentlich nachdem es Jean Paul im Gegensatz zu den Uebrigen fast zu verschwenderisch ausgegeben hatte. Die Romantiker konnten dieses unnütze Ding gar nicht brauchen, und wie es seit der literarischen Wirksamkeit Dieser und Jener, welche statt der Herzen nur Stechäpfel in der Brust getragen zu haben scheinen, in dieser Hinsicht in der deutschen Literatur aussieht, brauchen wir wol nicht erst ausdrücklich hervorzuheben. Der Hochmuth des Geistes kommt — wie bei Nebukadnezar, ehe er Gras fressen mußte — immer vor seinem Falle, und es ist ein höchst charakteristisches Wort, welches Schiller's Frau am 10. April 1813 an Knebel schrieb:

Ich warte seit acht Tagen auf die Kosacken und beneide Sie, daß Sie welche gesehen haben, oder doch ihnen so nahe waren. Ich fange an, die rohe Natur immer mehr zu ehren; zur Roheit kommen die Menschen immer wieder zurück, sobald sie sich ihren Leidenschaften preisgeben. Und bei der ersten Art Roheit ist noch Hoffnung zum Fortschreiten, da bei der letztern der Weg zum Paradies verloren ist. Diese Resultate sind mir recht klar in meinem Gefühl.

Das schrieb Charlotte von Schiller nur sechs Jahre nach ihres Gatten Tode und als Goethe, Jupiter und Apollo in Einer Person, vom hohen weimarischen Olymp herab mit dem Wink seiner Augenbrauen die Rohen noch schreckte. Doch hat er sowol wie selbst Charlotte von Schiller den Beginn der Kosackenperiode in der deutschen Literatur ja wol noch erlebt. Diese Erscheinung schreibt sich wol zumeist daher, daß die barbarische Verwilderung, an der wir im 16., 17. und bis in die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts hinein krankten, im Volke noch nicht überwunden ist, daß ein Schönheitsbedürfniß als Allgemeingefühl gar nicht besteht, daß nicht von unten auf gelichtet und aufgeklärt wurde, und daß die Fackeln, welche einzelne hervorragende Geister an dem Lichte früherer Jahrhunderte anzündeten, nur in den obern Regionen und nur solange Licht verbreiten, als die Schwaden und bösen Wetter nicht nach oben zu steigen die Kraft haben. Daß sie aber diese Kraft besitzen, haben sie seitdem gezeigt. Eine wirklich volksthümliche Literatur herzustellen hatte man verschmäht, wir hatten nur eine Literatur für die gleichberechtigten Vornehmen und Hochgebildeten und jetzt haben wir zum Theil nur eine Literatur für die Blasirten.

Was den Briefwechsel selbst betrifft, so enthält darüber die Einleitung folgende bemerkenswerthe thatsächliche Andeutung: „Leider ist es uns nicht vergönnt, die für die Verhältnisse des weimarer Hof- und Dichterlebens so bedeutenden Briefe der Frau von Schiller vollständig mitzutheilen. Ein Theil liegt wohlverschlossen an sicherm Orte, und dürfte dessen Erlösung keineswegs in naher Aussicht stehen." Knebel's Briefe an Frau von Schiller lagen dem Herausgeber ebenfalls nicht vor, dagegen war es ihm vergönnt, von Knebel's Briefen an seine Schwester Henriette Kenntniß zu nehmen und daraus Einiges in der Einleitung mitzutheilen. Wir können uns nicht versagen, aus einem dieser Briefe (vom 11. Juni 1811) folgende, von der freien Gesinnung des Verfassers zeugende Stelle anzuführen:

In einem einmal verrückten Staat, bei einer solchen Nation (Knebel meint damit Neapel) ist schwer zu helfen. Ganz anders ist es bei einem deutschen Staat, wo die Menschen meist an einen blöden und blinden Gehorsam gewöhnt sind und sie wenig andere Leidenschaften und Bedürfnisse haben als die Brot- und Titellust — und doch sehen wir, was geschehen ist! Es wäre vielleicht besser, wenn manchem unserer Fürsten nicht weisgemacht worden wäre, daß er selbst regieren müsse.

Obschon nun allerdings, nach des Herausgebers Aussage, viele und, wie es scheint, inhaltreiche Briefe der Frau von Schiller sobald nicht an das Tageslicht treten dürften, so ist Das, was uns hier geboten wird, doch sehr reichhaltig und rechtfertigt vollkommen die Versicherung Düntzer's, daß uns in diesen Briefen das Bild der edeln Gattin Schiller's sprechend entgegentrete. Sie zerfallen eigentlich in zwei Abschnitte, in die Briefe aus den Jahren 1788 und 1789, die den bei weitem kleinern Abschnitt bilden, und in die Briefe, die sie nach Schiller's Tode an Knebel richtete. Aus der Zeit ihrer ehelichen Verbindung mit Schiller findet sich nur ein einziger und zwar nicht sehr bedeutender vom 24. Januar 1799. Sie war ohne Zweifel durch ihren Gatten etwas von Knebel auseinandergehalten, der, je mehr er sich Herder zuneigte, sich umsomehr von Schiller entfernte. Auch aus den Jahren 1806—11 finden sich nicht sehr viele Briefe, immer häufiger werden sie aber seit 1811 bis zum Jahre 1824 (Frau von Schiller starb bekanntlich 1826 zu Bonn), und es mag nicht eben häufig vorgekommen sein, daß ein Briefwechsel zwischen zwei Personen durch eine solche Reihe von Jahren mit gleicher Ausdauer geführt worden ist, was doch gewiß als ein Beweis gelten darf, daß Beide sich in Betreff des geistigen Verkehrs mehr und mehr unentbehrlich wurden. Die Briefe aus ihrem Fräuleinstande an Knebel sind im Ganzen ungenirter, naiver und frischer als die aus denselben Jahren an Schiller, gegen den sie sich mehr zusammennahm. Interessanter sind für uns aber jedenfalls

die ſpätern Briefe, weil ſie uns die ſeltene Frau auf einer höhern Stufe der Entwickelung darſtellen, zu der ſie durch inniges Zuſammenleben mit ihrem Gatten, durch vielſeitigen Verkehr mit geiſtvollen Perſonen und durch rauhe Lebenserfahrungen herangereift war. Zuvörderſt fällt uns in ihren Anſchauungen ein intereſſanter melancholiſcher Zug auf. Die Menſchen und Zuſtände gefallen ihr nicht, es ſcheint ihr Alles wie ſiech und im Ableben begriffen. „Die Menſchen ſind erſchöpft wie die Erde um uns", ſchreibt ſie am 1. Mai 1813; ein andermal: „Ich könnte wochenlang leben, ohne Lebende zu ſehen, wenn mir die Blüten ihres Geiſtes in ihren Schriften nur blieben"; dann wieder, am 14. Februar 1816: „Der Geiſt der Unterdrückung hat mehr Spuren in dem Innern zurückgelaſſen, als man dachte. Weil die Unterdrückung die Gemüther einengte, ſo haben ſie ſich nun an den Egoismus gehalten, und dieſer verflacht die Welt"; am 27. März 1818: „Es iſt eine Zerſtreuungsſucht hier (in Weimar), die in Leerheit ausartet, und man kommt ſelbſt mit denen man etwas zu ſprechen hätte, nicht dazu, kluge Dinge zu berühren. Goethe iſt gar nicht ſichtbar, und die Maſſe des Verſtandes, der im Umlauf war ehemals, iſt beinahe aufgebraucht, und man fühlt keine neue belebende Begeiſterung um ſich. Ich bin oft, als wenn ich aus der Schattenwelt wiederkehrte"; am 10. October 1818: „Die neuere Generation, mit der ich ſpäterhin als Zeitgenoſſin leben müßte, wenn ich alt werden ſollte, hat noch nicht die Gabe, mein Herz an ſich zu ziehen, und es ſprechen wenig Stimmen für ſie in mir. Das Beſte und Schönſte hat für mich gelebt"; am 21. November 1818: „Auch iſt die jetzige Generation doch recht der frühern, noch lebenden unähnlich. Es gibt ſo viele zarte Anklänge der Seele, die, dünkt mir, jetzt gar keinen Ton mehr finden, ſich auszuſprechen"; am 19. März 1820: „Es iſt, als wenn das wahre belebende Princip uns fehlte; keine ſtärkende Kraft belebt das Gemüth wie den Körper; moraliſch und politiſch erſchöpft erſcheint mir die menſchliche Geſellſchaft"; am 19. März 1823: „Die neuere Welt iſt mir nicht eben ſehr erfreulich noch ſchätzbar. Es iſt ein ewiger Streit der Phantaſie und des Verſtandes und die Anmaßung und Leerheit zeigen ſich leider ſo oft"; ferner: „Wie wird erſt die Nachwelt uns richten! Wie werden die einzelnen Nationen und Individuen, die des Edelſten fähig waren, in dem großen Haufen und Maſſe des Unreinen verſinken! Schwach, jämmerlich, aller Bosheit hingegeben erſcheint die Welt, wie man ſie jetzt ſieht." Das ganze Zeitalter dünkt ihr unpoetiſch (vom 29. Mai 1813), und in ihrer düſtern Weltanſicht geht ſie mehrmals ſoweit, weil die Sonne ſeit einiger Zeit nicht recht ſcheinen wollte, an eine drohende allgemeine Verfinſterung und Verdichtung der Erde zu glauben, wobei ſie an Knebel ganz ernſthaft die Frage richtet, ob man keine Urſachen gefunden, die über den gegenwärtig mangelnden Sonnenſchein Aufſchluß gäben? Auf dieſen Mismuth, der ſich noch in andern zahlreichen Stellen ausſpricht, bezieht ſich auch Knebel, wenn er bereits im Juni 1811 an ſeine Schweſter ſchreibt, daß die Schiller Alles trüb und düſter finde wie eine Nebelwelt; Knebel fährt fort:

Worüber ich ſie denn ſchon gewaltig geplagt habe, weil ich es nicht leiden kann, da kein Menſch mehr Urſache hat, heiter und zufrieden zu ſein, als ſie. Ihre Kinder, ihr Vermögen, Alles iſt in gutem Stand, wie ſie ſich's nur wünſchen kann. Aber ſo iſt's, das Glück können weit weniger Menſchen noch ertragen als das Unglück. Immer ſchauen ſie nach außen, nach der Welt, nach Wetter und Himmel und machen ſich muthwillig unglücklich. Dieſe Thorheit muß man ſcharf beſtrafen, beſonders in dieſen Zeiten, wo ſo Viele reell zu klagen hätten.

Nur iſt es eigenthümlich, daß Knebel ſich hier ſelbſt unzufrieden zeigt, d. h. mit der ihn im Grunde gar nichts angehenden Unzufriedenheit der Frau von Schiller. Er ſelbſt war auch unzufrieden mit den Menſchen, weshalb man ihn auch den „menſchenfreundlichen Timon" nannte; er war es eben aus Menſchenfreundlichkeit, weil die Menſchen nicht ſo waren, wie er ſie haben wollte, weil er mit ſeinem Weſen und guten Herzen leicht anſtieß und verkannt wurde. Die Unzufriedenheit iſt ja auch im höchſten Grade nöthig und dem menſchlichen Geſchlecht ſo gut wie der Hunger von Natur eingepflanzt; ohne Unzufriedenheit mit dem Beſtehenden wäre der vollkommene Quietismus da und kein Fortſchritt und keine Verbeſſerung möglich, weder im Schickſale der Einzelnen noch in dem der Menſchheit. Nur freilich muß dieſe Unzufriedenheit aus edeln Motiven, aus der Liebe zur Menſchheit hervorgehen, wie bei Knebel ſelbſt, oder aus der Abneigung gegen alles Häßliche, Leere und Frivole, wie bei Frau von Schiller. Im Ganzen aber ſcheint freilich der prätentiöſen modernen Bildung ein verdrießlicher, unzufriedener Zug und den Deutſchen beſonders eine gewiſſe kleinliche Aergerlichkeit anzuhaften. Gnade einer Stadt, über die gerade der Himmel ſeine Schleußen öffnet, wenn ein deutſcher Touriſt in ihre Thore einfährt — ſie wird in ſeinen nächſten Reiſeſkizzen ſehr übel wegkommen!

Einzelne vortreffliche Ausſprüche der Frau von Schiller ſind folgende: „Wie die Welt ſich bilden wird, wiſſen die Götter allein; denn die Menſchen wiſſen nur, was ſie mögen, nicht was ſie thun ſollten im Ganzen"; oder: „Sowie ich recht viel Gutes, Edles in der Nation finde, ſo glaube ich doch, ſollten die Deutſchen nicht zu viel ſprechen, um nicht — platt zu werden. So habe ich immer ein geheimes Grauen gehabt, wenn ich von Popularität reden hörte. Soweit ſind wir noch nicht. Bei uns muß der Menſch meiſtens von dem Gelehrten getrennt werden." Ueber das Hofleben ſpricht ſie öfters ſehr abfällig und erwähnt gelegentlich, daß eine Dame vom ruſſiſchen Hofe ihr geſtanden, wie ſie erſt an den deutſchen Höfen den eigentlichen Hofzwang habe kennen lernen; in dem engern Cirkel der ruſſiſchen Kaiſerfamilie ſei es ihr vergönnt geweſen, ſich aufs allerfreieſte und ohne Zwang zu bewegen. Unter den Nationen haben die Engländer ihre größte Sympathie, und ſchon 1787 ſchreibt ſie an Knebel, daß die Deutſchen kein Vaterland

hätten, daß sie in England oder in einer Republik geboren zu sein wünschte, um ihr Vaterland auch lieben zu können; auch spricht sie 1823 ihr besonderes Wohlgefallen darüber aus, daß Schiller's Name in den englischen Blättern so oft erwähnt würde. Ueber die Anmaßlichkeit und Corruption der Franzosen hat sie oft sehr derbe Worte. „Die Nation wird einem immer verächtlicher", schreibt sie am 8. Juli 1815, und: „Man weiß nicht, ob Napoleon die Nation verdorben oder durch sie verdorben worden." In Betreff der Oestreicher bemerkt sie: „Die eigenthümliche nationelle Gutmüthigkeit der Oestreicher lockt einen anfangs, und man glaubt so gern, daß die Menschen es gut meinen, und nimmt leicht für die That, was Worte bleiben. Und früher habe ich ein natürliches Vertrauen auch gehabt, doch jetzt denke ich anders — aus Erfahrung." Dagegen haben die Preußen, freilich zur Zeit ihres höchsten Aufschwungs, 1813, den unbedingten Beifall der Frau von Schiller. Sie schreibt am 14. November 1813:

Wenn ich nur allen Preußen, die mir begegnen, etwas Gutes erzeigen könnte! Die Nation ist mir recht heilig. Ich habe soviel Schönes und Gutes von ihnen selbst gehört und soviel Antheil und Liebe für Schiller's Andenken gefunden, daß mir auf einmal ein neues Gefühl des Antheils und der Liebe wiedererwacht ist.

Mit besonderer Neugier werden wir ihren Urtheilen über die Mitbewerber Schiller's um die dichterische Palme nachspähen. Wir werden sagen müssen, daß sie einen durchaus wohlthuenden Eindruck machen und dem Gemüth wie dem Verstande der Frau ein ehrenvolles Zeugniß ausstellen. Die Verbitterungen und Misstimmungen, die zuletzt in das Verhältniß zwischen Herder und ihrem Gatten einen trennenden Keil getrieben hatten, haben in ihrem Gemüth keinen Stachel zurückgelassen. Sie schreibt am 18. Februar 1818 über den Eindruck, den die neue Sammlung von Herder's Poesien auf sie gemacht hätte. Sie bemerkt dabei sehr schön:

Er selbst sagte es oft, daß er kein Dichter sein wolle, aber die Macht der Poesie, die in seinen Empfindungen vorwaltet, und seine schönen, reichen Gedanken sind in so leichte, anmuthige Worte gehüllt, daß es einem wie eine schöne Musik tönt.... Herder's Geist und seine Anmuth gestalten sich von selbst poetisch, das hohe, reine Gemüth, das in dem Leben keine Sprache fand, bedurfte der innern Harmonie des Geistes, und seine Sprache versteht man nur recht tief und innig, wenn das ganze Wesen sich uns nähert. Der Unterschied ist recht zu bestimmen, daß jene Dichter (Homer, Goethe, Schiller) wie eine große Naturgewalt ergreifen, während Herder wie eine schöne Naturerscheinung glänzend und mild vorüberzieht und in wenigen Naturen den Anklang erweckt, den er erwecken sollte, weil wenige ihn rein aufzufassen vermögen.

Ein andermal liest sie Herder's „Ideen zur Geschichte der Menschheit" und sagt: „Ich erstaune über die Größe und den Reichthum seiner Ansichten und über den schönen Gang seiner Forschungen." Ganz besonders fühlt sie sich von Herder's einfachem und doch so trefflichem Ausspruch ergriffen: „Wie reich und wie enge ist doch das menschliche Herz!" Sie findet, daß die Herder'sche Art zu reflectiren diejenige sei, die am meisten den Geist aufrichte und Kräfte erwecke, und so kommt sie noch öfters auf Herder mit vollster Liebe zu sprechen. Minder fühlt sie sich von Wieland angezogen. „Sein Leben und Wesen wird mir (schreibt sie), ich gestehe es offenherzig, immer noch ihn höher stellen als seine Werke" u. s. w. Goethe dagegen hat ihre ganze Sympathie und Bewunderung, und wenn die Annahme nicht zu gewagt scheinen sollte, möchten wir fast behaupten, daß ihr in ihren reifern Jahren die Dichtungen Goethe's näher standen als die ihres Mannes. Wir wollen darauf keinen großen Accent legen, daß sie in ihren Briefen verhältnißmäßig nur äußerst selten auf die Werke ihres Gatten zu sprechen kommt. Dies dürfte vielleicht demselben leicht zu erklärenden Gefühl zuzuschreiben sein, durch welches sie sich untersagte, nach Schiller's Tode der Bühnendarstellung irgendeines seiner Stücke beizuwohnen. Wir schöpfen diese Vermuthung vielmehr aus dem Wesen Charlottens selbst, wie wir es aus ihren Briefen erkannt zu haben glauben. Ueber den „Faust" schreibt sie z. B.: „Ich bin so mit «Faust» verwebt, daß ich alle Stellen erkenne und auch auf jede Lebenssituation andere passende Stellen daraus anwende, daß mir die leiseste Anregung gleich das Ganze nahe bringt. Ich glaube, so lebten die Griechen in der «Ilias», und so genießt man auch die Poesie, wenn sie sich ins Leben verflicht." Ferner: „So wie unser deutscher «Faust» wird wol in keiner Nation uns ein solches Meteor erscheinen, denn es ist einzig, wie Goethe seinen Reichthum darin aussprach, die Gefühle einer Natur, die das Höchste erfassen will und, von der sichtbaren Welt mit ihrer Tiefe in die unsichtbare schreitend, allen lebhaften Wünschen und Phantasien sich hingibt. Ich habe neulich einen ganzen Abend daraus vorgelesen." Und ein andermal: „Man begreift gar nicht, wie viel in Goethe's Geist waltet und wie viele Kräfte sich da bewegen und auf- und niedersteigen, wie es in «Faust» heißt, als wenn man vor solchen Resultaten seines Forschens und Strebens wie vor einem neueroberten Welttheil steht." Auch was sonst Goethe noch in dieser Periode schrieb, ist immer ein Gegenstand ihrer unbedingtesten Bewunderung, selbst die „Farbenlehre" und „Epimenides' Erwachen". Interessant ist eine Beschreibung von Goethe's oder Werther's Lotte, der Hofräthin Kestner. Sie schildert sie als „eine sehr hübsche Frau, wol weit in den Sechzigen. Bedeutende Augen und schöne Gestalt hat sie sich erhalten und ein schönes Profil, aber leider wackelt der Kopf und man sieht, wie vergänglich die Dinge der Erde sind. Sie hat Goethe auch sehr anders gefunden. Sie ist geistreich, gebildet und nimmt großes Interesse an den Weltbegebenheiten". Gegen Kotzebue drückt sie mehrfach ihre ganze Verachtung aus, und von den Schlegel sagt sie etwas herb, beide Brüder würden, trotz ihrer vielen Kenntnisse und Verstandes, „klanglos zum Orcus hinabgehen". Ueber Alexander von Humboldt, den sie übrigens persönlich lieb zu haben versichert, lautet ihr Urtheil ziemlich ebenso wunderlich absprechend wie das bekannte ihres Mannes.

Von den Nachlebenden will sie im Allgemeinen nicht

viel wissen. „Lesen kann man die Neuern nicht", sagt sie, „nur durchfliegen." In Betreff Theodor Körner's schreibt sie: „Er war unter dem günstigen Einfluß seines Vaters vielleicht zu nachgiebig von der Mutter behandelt und hatte noch keinen Standpunkt ergriffen, und ich glaube, daß er ein Geschöpf der neuern Zeit war" u. s. w. Es finden sich noch viele interessante Urtheile über Calderon, Shakspeare, den „Cid", Luther, Friedrich den Großen, die persische Poesie, die Staël, Chateaubriand, Iffland, Jacobi, Byron, Hamann und den Mysticismus, Zacharias Werner, Müllner, Tieck, Oehlenschläger, Theodor Amadeus Hoffmann („den ich aber nicht so hochstelle wie Frau von Goethe und ihre Freundinnen", bemerkt sie), Jean Paul, der, wie sie am 18. November 1820 schreibt, sich bei „philosophischer Entsagung des Biers" noch lange eine leichte und schöne Phantasie hätte erhalten können, Schubert, dessen „Nachtseite der Natur" sie mit größtem Interesse studirt. In Betreff dieser Urtheile verweisen wir auf das Buch. Man wird sie mit großem Vergnügen lesen, und wenn man schon nicht immer mit ihnen übereinstimmen mag, so zeugen sie doch von großem Verstand und bedeutender Urtheilskraft und treffen, wie man auch aus den oben mitgetheilten erkennen wird, mit wenigen schlagenden, flüchtig und nicht immer sehr correct hingeworfenen Worten das Richtige und Wesentliche. Auffallend war uns noch folgende Bemerkung vom 15. November 1815: „Eine sehr schöne Idee hatte Gersdorff aufgestellt, daß Reformation und Revolution manchen Reichen der Welt und Staaten noch bevorständen, ehe es besser würde, und das glaube ich auch." Diese Idee fand man also zu der Zeit noch neu und außerdem „sehr schön".

Frau von Schiller und ihre ältere Schwester nehmen auch in der Bildnißreihe, welche Arnold Schloenbach unter dem Titel „Zwölf Frauenbilder" u. s. w. herausgegeben hat, einen hervorragenden Platz ein. Außer ihnen hat der Verfasser noch die Herzogin Amalie, Mutter Karl August's, die Herzogin Luise, dessen Gattin, dann die allervortrefflichste „Frau Rath", Goethe's Mutter, Charlotte von Stein, Charlotte von Kalb, Sophie Laroche, Angelika Kaufmann, die Französin Germaine von Staël-Holstein, die ebenfalls einem ganz andern Bildungskreise als dem weimarischen angehörende Rahel von Ense und den weiblichen Kobold Bettina von Arnim in seiner Porträtgalerie vereinigt, eine ohne Zweifel sehr auserlesene Gesellschaft der interessantesten, geistreichsten, in ihren Kreisen einflußreichsten, zum Theil auch sehr excentrischen Frauen, unter denen, wir gestehen es, Goethe's Mutter den wohlthuendsten Eindruck macht, obschon sie nicht in eigenen Schriften oder in geistreichen Briefschaften, sondern in ihrem großen Sohne und in den Einflüssen, die dieser in unberechenbar langer Folge auf künftige Generationen auszuüben bestimmt ist, fortleben wird. Das ist doch noch eine naive, durch und durch gesunde Urnatur, einer von jenen weiblichen Kerncharakteren, von denen ein Exemplar aufzutreiben jetzt gewaltig schwer fallen möchte. Sie verdient es, ein Gegenstand der Poesie zu sein, und so widmet ihr auch der Verfasser in der That ein schönes frisches Gedicht, wozu keine der andern Frauengestalten ihm Stoff und Anregung gab. Die meisten andern von Schloenbach charakterisirten Frauen können, weil der elementare Stoff und die reine Naturprägung bei ihnen durch die Einflüsse geselliger und literarischer Bildung und einer bis zum Aeußersten gesteigerten, etwas erhitzten und übereizten Cultur verwischt erscheint, wol Gegenstand geistreicher Betrachtung, aber nicht der Poesie sein. Der Verfasser selbst deutet Das, was wir hier meinen, im Vorwort mit den Worten an: „Zu leugnen wie zu verschweigen ist freilich nicht, daß in jenen Frauenkreisen oft ein außerordentlicher «Luxus des Geistes», des Gefühls und der Worte herrschte, manch Unschönes und Ungesundes vorkam, viele Thränen, Seufzer und Krämpfe verbraucht und doch bei den meisten volle Proportionen und erstaunlich hohe Jahre gewonnen wurden" u. s. w. Auf der andern Seite ist es aber von höchstem Interesse, zu beobachten, mit welchem unermüdlichen Fleiß, fast dem Fleiß eines Gelehrten, die Frauen jener merkwürdigen Zeit danach trachteten, sich allseitig zu unterrichten, die höchsten poetischen Schöpfungen der Alten Welt kennen zu lernen und sich die schwierigsten Resultate wissenschaftlicher Forschung anzueignen. Wir haben gesehen, wie die Fräulein von Lengefeld Plutarch, Apollonius, Homer, Virgil u. s. w. lasen und aus ihnen sogar den Hauptbestandtheil ihrer geistigen Nahrung schöpften. Die Herzogin Amalie lag denselben Studien ob. Schloenbach citirt aus einem Schreiben derselben folgende Stelle: „Mein Fleiß im Griechischen geht mit großen Schritten; diesen Winter studire ich den Aristophanes, welchen ich zuweilen mit Wieland lese; ich finde an ihm sehr viel Vergnügen, sein beißender Witz ist unerschöpflich, und mit allem Dem hat er soviel Grazie, daß man ihm gern Alles verzeiht, auch selbst seine schmuzigen Sachen. Ich habe mit den «Fröschen» den Anfang gemacht, die so gut auf unsere Zeit passen." Freilich gehörte für eine Fürstin ein etwas geschlechtsloser Standpunkt dazu, auch die „schmuzigen Sachen" im Aristophanes verzeihlich zu finden; im Ganzen aber lag doch in jener Zeit ein gemeinsamer Trieb nach dem Großen, Hohen und Allgemeinschönen, der wieder auf unsere Poeten zurückwirkte. Die Menschen, Männer wie Frauen, sind gegenwärtig ohne Zweifel viel zerstreuter, flüchtiger, frivoler und äußerlicher, und wenn eine auf Bildung Anspruch machende Dame heutzutage ein paar deutsche Dorfgeschichten, einige neueste englische und französische Romane und andern Kram gelesen und ein paar Journale flüchtig durchblättert hat, so glaubt sie Alles gethan zu haben, was man Namens der weiblichen Bildung von ihr verlangen kann. Wir dürfen nun freilich nicht leugnen, und wir haben dies bereits mehrfach angedeutet, daß jener hohe Bildungszustand zur Zeit der weimarischen Epoche auch sein sehr Bedenkliches hatte, indem er sich in oligarchischer Hoffart vom eigentlichen Volksbedürfniß

Algorithm Analysis Algorithm analysis is the process of determining the amount of resources (such as time and memory) required by an algorithm to solve a problem. It helps us to evaluate the efficiency of different algorithms and choose the most appropriate one for a given problem.

Time Complexity Time complexity is a measure of the amount of time required by an algorithm to run as a function of the size of the input. It is usually expressed using Big O notation, which describes the upper bound of the time complexity. For example, an algorithm with time complexity $O(n)$ takes linear time, while an algorithm with time complexity $O(n^2)$ takes quadratic time.

Space Complexity Space complexity is a measure of the amount of memory required by an algorithm to run as a function of the size of the input. It is also usually expressed using Big O notation. For example, an algorithm with space complexity $O(1)$ uses constant memory, while an algorithm with space complexity $O(n)$ uses memory proportional to the input size.

Best, Worst, and Average Case Analysis When analyzing algorithms, we often consider the best case, worst case, and average case scenarios. The best case is the scenario where the algorithm performs the fewest operations, the worst case is the scenario where the algorithm performs the most operations, and the average case is the expected number of operations over all possible inputs.

Asymptotic Notation Asymptotic notation is a way of describing the behavior of functions as the input size approaches infinity. It is used to compare the efficiency of algorithms and to determine their scalability. The most common asymptotic notations are Big O, Big Omega, and Big Theta.

Big O Notation Big O notation is used to describe the upper bound of the time complexity of an algorithm. It is defined as $f(n) = O(g(n))$ if there exist positive constants c and n_0 such that $f(n) \leq c \cdot g(n)$ for all $n \geq n_0$.

Big Omega Notation Big Omega notation is used to describe the lower bound of the time complexity of an algorithm. It is defined as $f(n) = \Omega(g(n))$ if there exist positive constants c and n_0 such that $f(n) \geq c \cdot g(n)$ for all $n \geq n_0$.

Big Theta Notation Big Theta notation is used to describe the tight bound of the time complexity of an algorithm. It is defined as $f(n) = \Theta(g(n))$ if there exist positive constants c_1, c_2, and n_0 such that $c_1 \cdot g(n) \leq f(n) \leq c_2 \cdot g(n)$ for all $n \geq n_0$.

Common Time Complexities Some common time complexities include $O(1)$ (constant time), $O(\log n)$ (logarithmic time), $O(n)$ (linear time), $O(n \log n)$ (linearithmic time), $O(n^2)$ (quadratic time), and $O(2^n)$ (exponential time).

Common Space Complexities Some common space complexities include $O(1)$ (constant space), $O(n)$ (linear space), and $O(n^2)$ (quadratic space).

Analyzing Algorithms To analyze an algorithm, we need to count the number of operations it performs as a function of the input size. We can then express this count using Big O notation. For example, consider the following algorithm for finding the maximum element in an array:

```
def find_max(arr):
    max_val = arr[0]
    for i in range(1, len(arr)):
        if arr[i] > max_val:
            max_val = arr[i]
    return max_val
```

This algorithm has a time complexity of $O(n)$, where n is the length of the array, because it performs a constant number of operations for each element in the array.

Conclusion In conclusion, algorithm analysis is an important tool for evaluating the efficiency of algorithms and choosing the most appropriate one for a given problem. By understanding time complexity, space complexity, and asymptotic notation, we can make informed decisions about the algorithms we use and design more efficient algorithms ourselves.

„Schiller's Laura, nebst andern Erzählungen und Novellen" ist der Titel einer Novellensammlung von Kathinka Zitz. Der populäre Name Schiller's dient der Sammlung natürlich nur als Aushängeschild; denn die Erzählung „Schiller's Laura", die allein in den Kreis unserer Betrachtung gehört, umfaßt kaum den fünften Theil des ganzen Buchs. Das bekannte Verhältniß Schiller's zu Margaretha, der Tochter des reichen Buchhändlers Schwan, die er in seinen glühenden Liedern als „Laura" feierte, bildet den Stoff der Novelle, die mit offenbarem, stellenweise fast einen keck männlichen Ausdruck tragenden realistischen Talent geschrieben ist. Auch die bei Frauen so äußerst selten anzutreffende Gabe humoristischer Auffassung ist der Verfasserin nicht versagt, wie namentlich die Charakteristik des launigen Streicher beweist. Dabei fehlt es aber der Verfasserin an Geschmack; sie liebt in Bildern und Gleichnissen zu sprechen, und diese sind oft sehr sonderbar, z. B.: „es herrschte eine Kälte, daß Streicher Eiszapfen schwitzte"; „er (Schiller) war traurig wie ein langer Wintertag, düster wie eine Ballade von Stolberg"; „plötzlich nahmen seine Augen (Stengel's, eines Libertins) eine solche Ausdehnung an wie Fischaugen, und die zarten Katzenpfötchen, die eben zu Tigerklauen hatten werden wollen, wurden klugerweise wieder eingezogen"; „er ward augenblicklich ruhig und sehr höflich und von da an unverwundbar wie eine Schildkröte; er ging rücklings und die schwerste Drohung hätte ihm über den Rücken gehen können, ohne ihm eine Schuppe zu verletzen"; und so an vielen andern Stellen. Eine gute Bemerkung ist folgende: „Es ist leider zur Schande der Menschheit ein vielbewährter Erfahrungssatz, daß wir die Freunde, die wir im fröhlichen Lenz hatten, verlieren, wenn der traurige Winter kommt, und wenn man gar nur Thränen zu geben hat, so muß man sie meistens allein weinen." Aber selbst auf die Gefahr hin, von der Verfasserin unter die „Wölfe der Kritik" gerechnet zu werden, welche den Talenten, diesen weißwolligen unschuldigen Lämmern, das süße Blut aussaugen, um ihr schwarzes Herz damit zu sättigen, müssen wir doch in einem Hauptpunkt mit der Verfasserin rechten. Sie deckt ein Verhältniß Margarethens mit dem Wüstling Stengel, welches großes Herzeleid über den alten Schwan und über sie selbst brachte (oder gebracht haben soll), in allen Details aufs rücksichtsloseste auf. Entweder hat ein solches Verhältniß bestanden, dann ist das Preisgeben desselben durch Kathinka Zitz eine durchaus unstatthafte Indiscretion, oder sie hat es zu ihrem novellistischen Zwecke, vielleicht mit Benutzung eines bloßen Gerüchts, fingirt und ausgemalt, dann ist es eine abscheuliche Verleumdung — schlimmer in beiden Fällen, als wenn einmal ein „Wolf der Kritik" das wollene Fell eines Talents ein wenig zerzaust. Im Gegentheil, hier wird das Talent zum Wolf, das, heißhungerig nach Stoff, in den Hausfrieden tückisch einbricht. Daß unsern Novellen- und Romanschreibern nichts heilig ist, daß für sie keinerlei Pietät besteht, daß es ihnen nicht darauf ankommt, den Namen einer geachteten Familie, verhüllt oder unverhüllt, an den Pranger zu schlagen, wenn die ans Licht der Oeffentlichkeit gezogene Sache nur pikant ist, das haben wir leider nur zu oft wahrgenommen, und wir halten diese Indiscretion und Respectlosigkeit für den häßlichsten Zug, für den garstigsten Trieb, der in neuern Zeiten die literarische Moral unterwühlt. Wir bekennen uns offen zu dieser pedantischen Ansicht und glauben keinen Grund zu haben, uns ihrer zu schämen. Ebenso wenig können wir es billigen, daß die Lebensläufe unserer öffentlichen Personen und Dichter immer mehr der bloßen literarischen Industrie verfallen, in jüngster Zeit aber vor allen das Leben Schiller's, das in jeder immer nur denkbaren literarischen Form ausgebeutet und breitgeschlagen wird.

Hermann Marggraff.

Zur Literatur der Freimaurerei.

Bausteine zum Tempel des Menschenthums. Die Johannismaurerei in Logenreden dargestellt von Friedrich Auwald. Leipzig, Kollmann. 1856. Gr. 8. 1 Thlr.

Die Freimaurerei scheint heutzutage in eine neue Epoche ihrer Existenz treten zu wollen. Mehr und mehr treten Anhänger derselben aus dem geheimnißvollen Dunkel ihrer Logen heraus in die Oeffentlichkeit und sprechen sich aus vor allem Volke über die eigentliche Idee und den Begriff der Freimaurerei, sowie über den Zweck, welchen der Freimaurerbund verfolgt, und über die Mittel, welche er dazu gebraucht. Es geschieht dies mit mehr oder weniger Wärme für ihre Sache, öfters wol auch mit tadelnder Berührung Desjenigen, was der Eine oder der Andere in den Formen des Bundes als nicht mehr zeitgemäß findet, oder was er an der speciellen Tendenz anderer Maurersysteme als des seinigen nicht billigen kann. Aber eigenthümlich bleibt es immer, daß, während früher nur abtrünnige Mitglieder des Bundes öffentlich über denselben zu sprechen wagten und dabei dem Vorwurfe des Eid- oder doch Wortbruchs nicht entgingen, jetzt im Gegentheile die Stimmen aus den Logen selbst heraus in die Außenwelt erschallen und daß darüber allem Anscheine nach keine Mißbilligung von Seiten des Bundes ausgesprochen wird.

Wir können der Freimaurerei zu dieser Aenderung ihres Princips nur Glück wünschen. Bei den vielfachen Angriffen, welche sie namentlich in neuerer Zeit nicht allein von obscuren Scribenten, sondern selbst von namhaften Männern erfahren hat, kann und wird es ihr nur nützlich und förderlich sein, wenn ihr Wesen nicht länger als Geheimniß bewahrt und dadurch die Beschuldigung bestärkt wird, als habe man es in den Logen mit politischen Umsturzplanen, Atheismus und sonstigen argen heimlichen Sünden zu thun. Auch scheint die Verheimlichung des Zwecks, den der Freimaurerbund hat, in der That durch nichts geboten; soviel wir davon in neuerer Zeit erfahren haben, ist er ein so einfach edler, auf Selbstvervollkommnung und Menschheitswohl gerichteter, daß er wol von keinem Unbefangenen gemißbilligt werden wird.

In der That glauben wir, und meinen es auch bei vielfachen Gelegenheiten wahrzunehmen, daß die Freimaurerei die öffentliche Meinung unter den gebildeten Ständen meist entschieden für sich hat und daß selbst Diejenigen, welche der Verbrüderung nicht angehören, es billigen, wenn zur Uebung und Ausbreitung der von jedem rechtlichen Manne getheilten, von jedem richtigen Moralsysteme gelehrten und von allen bessern Religionen bestätigten Grundsätze ein großer Bund seine Thätigkeit über die ganze Erde verbreitet und unter allen Nationalitäten, Glaubensgenossenschaften, Ständen und Kasten eine menschliche Einheit herbeizuführen, die Würde aller gleichge-

(b) Any person who, without lawful authority, has in his possession any explosive substance with intent by means thereof to commit any offence mentioned in section 3 of this Act, or to enable any other person by means thereof to commit any such offence, shall be guilty of felony, and on conviction thereof shall be liable to imprisonment for life.

(c) Any person who makes or knowingly has in his possession or under his control any explosive substance, or who knowingly makes or has in his possession or under his control any apparatus adapted for the purpose of causing or conveying fire to any explosive substance, or who knowingly makes or has in his possession or under his control any apparatus adapted for the purpose of causing any explosion in or of any explosive substance, or who knowingly has in his possession or under his control any material for the purpose of making any explosive substance, shall be guilty of felony, and on conviction thereof shall be liable to imprisonment for life.

(d) Any person who, with intent to commit any offence mentioned in section 3 of this Act, or to enable any other person by means thereof to commit any such offence, makes or has in his possession or under his control any explosive substance, or who makes or has in his possession or under his control any apparatus adapted for the purpose of causing or conveying fire to any explosive substance, or who makes or has in his possession or under his control any apparatus adapted for the purpose of causing any explosion in or of any explosive substance, or who has in his possession or under his control any material for the purpose of making any explosive substance, shall be guilty of felony, and on conviction thereof shall be liable to imprisonment for life.

(e) Any person who, with intent to commit any offence mentioned in section 3 of this Act, or to enable any other person by means thereof to commit any such offence, makes or has in his possession or under his control any explosive substance, or who makes or has in his possession or under his control any apparatus adapted for the purpose of causing or conveying fire to any explosive substance, or who makes or has in his possession or under his control any apparatus adapted for the purpose of causing any explosion in or of any explosive substance, or who has in his possession or under his control any material for the purpose of making any explosive substance, shall be guilty of felony, and on conviction thereof shall be liable to imprisonment for life.

(f) Any person who, with intent to commit any offence mentioned in section 3 of this Act, or to enable any other person by means thereof to commit any such offence, makes or has in his possession or under his control any explosive substance, or who makes or has in his possession or under his control any apparatus adapted for the purpose of causing or conveying fire to any explosive substance, or who makes or has in his possession or under his control any apparatus adapted for the purpose of causing any explosion in or of any explosive substance, or who has in his possession or under his control any material for the purpose of making any explosive substance, shall be guilty of felony, and on conviction thereof shall be liable to imprisonment for life.

(g) Any person who, with intent to commit any offence mentioned in section 3 of this Act, or to enable any other person by means thereof to commit any such offence, makes or has in his possession or under his control any explosive substance, or who makes or has in his possession or under his control any apparatus adapted for the purpose of causing or conveying fire to any explosive substance, or who makes or has in his possession or under his control any apparatus adapted for the purpose of causing any explosion in or of any explosive substance, or who has in his possession or under his control any material for the purpose of making any explosive substance, shall be guilty of felony, and on conviction thereof shall be liable to imprisonment for life.

(h) Any person who, with intent to commit any offence mentioned in section 3 of this Act, or to enable any other person by means thereof to commit any such offence, makes or has in his possession or under his control any explosive substance, or who makes or has in his possession or under his control any apparatus adapted for the purpose of causing or conveying fire to any explosive substance, or who makes or has in his possession or under his control any apparatus adapted for the purpose of causing any explosion in or of any explosive substance, or who has in his possession or under his control any material for the purpose of making any explosive substance, shall be guilty of felony, and on conviction thereof shall be liable to imprisonment for life.

(i) Any person who, with intent to commit any offence mentioned in section 3 of this Act, or to enable any other person by means thereof to commit any such offence, makes or has in his possession or under his control any explosive substance, or who makes or has in his possession or under his control any apparatus adapted for the purpose of causing or conveying fire to any explosive substance, or who makes or has in his possession or under his control any apparatus adapted for the purpose of causing any explosion in or of any explosive substance, or who has in his possession or under his control any material for the purpose of making any explosive substance, shall be guilty of felony, and on conviction thereof shall be liable to imprisonment for life.

(j) Any person who, with intent to commit any offence mentioned in section 3 of this Act, or to enable any other person by means thereof to commit any such offence, makes or has in his possession or under his control any explosive substance, or who makes or has in his possession or under his control any apparatus adapted for the purpose of causing or conveying fire to any explosive substance, or who makes or has in his possession or under his control any apparatus adapted for the purpose of causing any explosion in or of any explosive substance, or who has in his possession or under his control any material for the purpose of making any explosive substance, shall be guilty of felony, and on conviction thereof shall be liable to imprisonment for life.

(k) Any person who, with intent to commit any offence mentioned in section 3 of this Act, or to enable any other person by means thereof to commit any such offence, makes or has in his possession or under his control any explosive substance, or who makes or has in his possession or under his control any apparatus adapted for the purpose of causing or conveying fire to any explosive substance, or who makes or has in his possession or under his control any apparatus adapted for the purpose of causing any explosion in or of any explosive substance, or who has in his possession or under his control any material for the purpose of making any explosive substance, shall be guilty of felony, and on conviction thereof shall be liable to imprisonment for life.

(l) Any person who, with intent to commit any offence mentioned in section 3 of this Act, or to enable any other person by means thereof to commit any such offence, makes or has in his possession or under his control any explosive substance, or who makes or has in his possession or under his control any apparatus adapted for the purpose of causing or conveying fire to any explosive substance, or who makes or has in his possession or under his control any apparatus adapted for the purpose of causing any explosion in or of any explosive substance, or who has in his possession or under his control any material for the purpose of making any explosive substance, shall be guilty of felony, and on conviction thereof shall be liable to imprisonment for life.

(m) Any person who, with intent to commit any offence mentioned in section 3 of this Act, or to enable any other person by means thereof to commit any such offence, makes or has in his possession or under his control any explosive substance, or who makes or has in his possession or under his control any apparatus adapted for the purpose of causing or conveying fire to any explosive substance, or who makes or has in his possession or under his control any apparatus adapted for the purpose of causing any explosion in or of any explosive substance, or who has in his possession or under his control any material for the purpose of making any explosive substance, shall be guilty of felony, and on conviction thereof shall be liable to imprisonment for life.

(n) Any person who, with intent to commit any offence mentioned in section 3 of this Act, or to enable any other person by means thereof to commit any such offence, makes or has in his possession or under his control any explosive substance, or who makes or has in his possession or under his control any apparatus adapted for the purpose of causing or conveying fire to any explosive substance, or who makes or has in his possession or under his control any apparatus adapted for the purpose of causing any explosion in or of any explosive substance, or who has in his possession or under his control any material for the purpose of making any explosive substance, shall be guilty of felony, and on conviction thereof shall be liable to imprisonment for life.

(o) Any person who, with intent to commit any offence mentioned in section 3 of this Act, or to enable any other person by means thereof to commit any such offence, makes or has in his possession or under his control any explosive substance, or who makes or has in his possession or under his control any apparatus adapted for the purpose of causing or conveying fire to any explosive substance, or who makes or has in his possession or under his control any apparatus adapted for the purpose of causing any explosion in or of any explosive substance, or who has in his possession or under his control any material for the purpose of making any explosive substance, shall be guilty of felony, and on conviction thereof shall be liable to imprisonment for life.

(p) Any person who, with intent to commit any offence mentioned in section 3 of this Act, or to enable any other person by means thereof to commit any such offence, makes or has in his possession or under his control any explosive substance, or who makes or has in his possession or under his control any apparatus adapted for the purpose of causing or conveying fire to any explosive substance, or who makes or has in his possession or under his control any apparatus adapted for the purpose of causing any explosion in or of any explosive substance, or who has in his possession or under his control any material for the purpose of making any explosive substance, shall be guilty of felony, and on conviction thereof shall be liable to imprisonment for life.

(q) Any person who, with intent to commit any offence mentioned in section 3 of this Act, or to enable any other person by means thereof to commit any such offence, makes or has in his possession or under his control any explosive substance, or who makes or has in his possession or under his control any apparatus adapted for the purpose of causing or conveying fire to any explosive substance, or who makes or has in his possession or under his control any apparatus adapted for the purpose of causing any explosion in or of any explosive substance, or who has in his possession or under his control any material for the purpose of making any explosive substance, shall be guilty of felony, and on conviction thereof shall be liable to imprisonment for life.

(r) Any person who, with intent to commit any offence mentioned in section 3 of this Act, or to enable any other person by means thereof to commit any such offence, makes or has in his possession or under his control any explosive substance, or who makes or has in his possession or under his control any apparatus adapted for the purpose of causing or conveying fire to any explosive substance, or who makes or has in his possession or under his control any apparatus adapted for the purpose of causing any explosion in or of any explosive substance, or who has in his possession or under his control any material for the purpose of making any explosive substance, shall be guilty of felony, and on conviction thereof shall be liable to imprisonment for life.

(s) Any person who, with intent to commit any offence mentioned in section 3 of this Act, or to enable any other person by means thereof to commit any such offence, makes or has in his possession or under his control any explosive substance, or who makes or has in his possession or under his control any apparatus adapted for the purpose of causing or conveying fire to any explosive substance, or who makes or has in his possession or under his control any apparatus adapted for the purpose of causing any explosion in or of any explosive substance, or who has in his possession or under his control any material for the purpose of making any explosive substance, shall be guilty of felony, and on conviction thereof shall be liable to imprisonment for life.

(t) Any person who, with intent to commit any offence mentioned in section 3 of this Act, or to enable any other person by means thereof to commit any such offence, makes or has in his possession or under his control any explosive substance, or who makes or has in his possession or under his control any apparatus adapted for the purpose of causing or conveying fire to any explosive substance, or who makes or has in his possession or under his control any apparatus adapted for the purpose of causing any explosion in or of any explosive substance, or who has in his possession or under his control any material for the purpose of making any explosive substance, shall be guilty of felony, and on conviction thereof shall be liable to imprisonment for life.

(u) Any person who, with intent to commit any offence mentioned in section 3 of this Act, or to enable any other person by means thereof to commit any such offence, makes or has in his possession or under his control any explosive substance, or who makes or has in his possession or under his control any apparatus adapted for the purpose of causing or conveying fire to any explosive substance, or who makes or has in his possession or under his control any apparatus adapted for the purpose of causing any explosion in or of any explosive substance, or who has in his possession or under his control any material for the purpose of making any explosive substance, shall be guilty of felony, and on conviction thereof shall be liable to imprisonment for life.

(v) Any person who, with intent to commit any offence mentioned in section 3 of this Act, or to enable any other person by means thereof to commit any such offence, makes or has in his possession or under his control any explosive substance, or who makes or has in his possession or under his control any apparatus adapted for the purpose of causing or conveying fire to any explosive substance, or who makes or has in his possession or under his control any apparatus adapted for the purpose of causing any explosion in or of any explosive substance, or who has in his possession or under his control any material for the purpose of making any explosive substance, shall be guilty of felony, and on conviction thereof shall be liable to imprisonment for life.

(w) Any person who, with intent to commit any offence mentioned in section 3 of this Act, or to enable any other person by means thereof to commit any such offence, makes or has in his possession or under his control any explosive substance, or who makes or has in his possession or under his control any apparatus adapted for the purpose of causing or conveying fire to any explosive substance, or who makes or has in his possession or under his control any apparatus adapted for the purpose of causing any explosion in or of any explosive substance, or who has in his possession or under his control any material for the purpose of making any explosive substance, shall be guilty of felony, and on conviction thereof shall be liable to imprisonment for life.

(x) Any person who, with intent to commit any offence mentioned in section 3 of this Act, or to enable any other person by means thereof to commit any such offence, makes or has in his possession or under his control any explosive substance, or who makes or has in his possession or under his control any apparatus adapted for the purpose of causing or conveying fire to any explosive substance, or who makes or has in his possession or under his control any apparatus adapted for the purpose of causing any explosion in or of any explosive substance, or who has in his possession or under his control any material for the purpose of making any explosive substance, shall be guilty of felony, and on conviction thereof shall be liable to imprisonment for life.

(y) Any person who, with intent to commit any offence mentioned in section 3 of this Act, or to enable any other person by means thereof to commit any such offence, makes or has in his possession or under his control any explosive substance, or who makes or has in his possession or under his control any apparatus adapted for the purpose of causing or conveying fire to any explosive substance, or who makes or has in his possession or under his control any apparatus adapted for the purpose of causing any explosion in or of any explosive substance, or who has in his possession or under his control any material for the purpose of making any explosive substance, shall be guilty of felony, and on conviction thereof shall be liable to imprisonment for life.

(z) Any person who, with intent to commit any offence mentioned in section 3 of this Act, or to enable any other person by means thereof to commit any such offence, makes or has in his possession or under his control any explosive substance, or who makes or has in his possession or under his control any apparatus adapted for the purpose of causing or conveying fire to any explosive substance, or who makes or has in his possession or under his control any apparatus adapted for the purpose of causing any explosion in or of any explosive substance, or who has in his possession or under his control any material for the purpose of making any explosive substance, shall be guilty of felony, and on conviction thereof shall be liable to imprisonment for life.

frei und dabei sehr interessant zu lesen, an spannenden Schilderungen reich und noch reicher an wissenschaftlichem Geist. Ein großer Fehler desselben ist nur die Verworrenheit des Materials, und man sieht, daß der Verfasser oftmals Hülfsmittel benutzte, um einigermaßen wieder in den Gang seiner Vorträge hineinzukommen. So oft wir auch deshalb auf schöne, poetisch gedachte Schilderungen stoßen, wie z. B. von der zerstörenden Kraft des Meeres: „Diese stille, rastlose Gewalt, mit der, ein schlauer und geduldiger Feind, es die kleinsten Vortheile zu benutzen weiß, sich langsam Breschen schlägt, erst klein und unscheinbar, nur wie zum Scherz“ ... und „wie unbemerkte dünne Wassersäulen, die sich immer mehren, weit vom Ufer, unterirdisch, durch enge Röhren aufdringen und aufblitzen, erst nur für Augenblicke, dann mitten schon im feindlichen Gebiete, die Küste umstellen, als Feind schon im Rücken stehen, und noch kurze Zeit, so stürzen dröhnend hohe Felsen, bedeckt mit altersgrauen Bäumen, hinab ins Grab der Wellen, die hohnlachend darüber schlagen, um den Angriff ämsig zu erneuern“ — so oft wir auch dergleichen Darstellungen finden, so sehr reißt uns manche gehackte Schilderung wieder unselig daraus hinweg. Man höre z. B. folgende Einleitung: „Sowie wir eine alte Münze, deren Ränder, deren Züge im Lauf der Zeit verblichen, sich abgerundet, abgestumpft, umprägen, umschmelzen, wobei aus tausend solcher Münzen das Metall vermischt wird, gemengt zu einer Masse, aus der die neue Münze, scharf mit Kanten, scharfen Zügen, hervorgeht, so bildet die Natur aus Continenten, deren Hügel, deren Thäler im Verlauf von Zeiten, die selbst die Geschichte nicht zu messen im Stande, sich abgerundet, sich abgenutzt, die neuen Länder, neuen Hügel, neuen Thäler, mit scharfem Bild, mit schroffen Zügen“ u. s. w. Das ist doch wol ein Ragout, aus dem es schwer wird sich herauszuschmecken. Aber zum Glück ist dem Verfasser dies nur bei den Anfängen der Abschnitte zugestoßen, die bekanntlich immer sehr schwer sind, besonders wenn man nicht recht weiß, was man sagen will. Ist der Verfasser erst warm geworden, so ist seine Darstellung fließend, schön und spannend.

Das Wasser betrachtet er als das Urelement, welches das Land überhaupt zerstört hat, wie z. B. England und die obern Theile des europäischen Continents, und untersucht nun auf sehr anschauliche Weise die Kette der Gesteine, die Frankreich und England gemeinsam haben. Ebenso interessant ist die Verbreitung der Menschen von ihm geschildert; denn die Naturwissenschaft geht in dieser Beziehung weiter als die Geschichte, deren Tritt dahinaus schwankend wird, deren sonst so helles Licht dabei zu flackern beginnt und allmälig erlischt, je mehr sie sich der Quelle ihres eigenen Ursprungs nähert. Die Vertheilung von Land und Meer war sicherlich früher schon dieselbe wie heutigen Tages; auf welche Weise nun die Menschen die Erde bevölkerten, darüber hat man sich schon genug gestritten und eine sichere Kunde von frühern Völkern erwartete man allein von den Schädeln, die sich in ihren Gräbern finden; aber die Vergleichung dieser Schädel mit denjenigen heutiger Völker hat doch noch keine sichern Schlüsse gestattet und man weiß nicht, ob man auf bloße Racen oder auf verschiedene Arten daraus schließen soll.

Was uns der Verfasser schildert und was er beobachtet, das ist eben nichts Neues und kein besonderes Forschen nach bisher Ungekanntem; doch es soll dies auch wol nicht sein, sondern eben nur eine populäre und anziehende Reproduction des bereits von der Wissenschaft Untersuchten. Aber der Verfasser beschreibt dabei, was er selbst gesehen und erforscht hat, und das ist sehr wichtig; wir finden deshalb auch überall eine lobenswerthe Beobachtung der Erdschichten, der Pflanzenwelt und des Gewässers, dieser drei Factoren, welche addirt die Welt bilden, und sind mit großem Interesse den geistreichen Reflexionen gefolgt, die oftmals mit philosophischem Sinn sich geltend machen. „Die heutige Form der Oberfläche des Festlandes“, sagt der Verfasser, „die Formen der Gebirge sind nur zurückgelassen worden, damals als die bewegenden Kräfte sich gleichsam zurückzogen, um an andern Stellen zu wirken. Was folgt hieraus? Daß wir nur als Gäste einer Epoche der Ruhe hier wohnen.“ Man sieht, der Verfasser ist weniger forschend als genau prüfend.

Bei der Wanderung durch Italien veranschaulicht er uns zugleich die Gegenden jener reichen Natur daselbst und verschmilzt seine naturwissenschaftlichen Prüfungen dabei mit besondern geographischen Notizen, namentlich in dem Abschnitte, in welchem er von den Farben spricht, welche besonders durch die verschiedenen Pflanzen der Erde gegeben werden. So führt uns denn der Verfasser angenehm und belehrend zugleich von den weißen Dünen der Nordsee und den grünen Hügeln in den Schatten der alten Riesenbäume Englands, bis an die Grenze der Schweiz, durch die Clusen des Jura und die Wellenhügel des Emmenthals; vom Golfe Genuas die Küste eines schönen Meeres entlang bis nach Neapel, bis auf die blauen Cactusfelder Siciliens und den vulkanischen Boden des Aetna. Wir sehen das Leben drunten in der Tiefe des Meeres und betrachten den Bau, die Oberfläche und Farbe der Länder, ja die Geschichte derselben durch die Zeiten, wo fremde Pflanzen und seltsame Thiergestalten allmälig Bahn für den spätern Menschen gebrochen haben. Um deswillen halten wir das Buch für ein sehr verdienstliches unter dem Haufen falsch exponirter und mit Anekdoten gespickter Naturgeschichtswerke, die dem Publicum oft so gewissenlos vorgelegt werden.

70

Von unserm Büchertisch.

Von Gustav Schwetschke, dem humorliebenden und humoristischen Verfasser der „Novae epistolae“, erschien in einem Format, daß man das Büchlein ziemlich bequem in einer Westentasche beherbergen könnte, in deutscher rhythmischer Uebertragung: „Paul Scarron's Typhon, oder der Gigantenkrieg“ (Halle, Schwetschke, 1856). Man darf dem Uebersetzer für seine Arbeit dankbar sein, da der scurrile Scarron in Deutschland viel mehr seinem Namen nach als in seinen Werken bekannt ist. Scarron zeichnete sich vor den meisten andern Humoristen dadurch aus, daß er in seinem Leben, obschon ihn die Gicht zu einem elenden Krüppel gemacht hatte, ebenso burlesk war wie in seinen Schriften (bekannt ist, daß er sich „Scarron von Gottes Gnaden, Kranker der Königin“ nannte, welchen Titel sich beizulegen er sich von der damaligen Königin von Frankreich als Gnade ausgebeten hatte) und daß er zu der gewiß sehr wenigen Menschen gehörte, die lachend gestorben sind. Von einem so lustigen Manne wird man auch gern etwas lesen wollen. Man nehme daher den „Typhon“ zur Hand, der von Schwetschke sehr gelungen und fließend übertragen oder wol besser nachgebildet ist und den der Uebersetzer ein „Muster der Burleske“ nennt. Auch hat Schwetschke „Trissino's Canzone an Papst Clemens VII. Text und Uebersetzung“ (Halle, Schwetschke, 1855) erscheinen lassen. Trissino hat diese Canzone an Clemens wahrscheinlich kurz nach dessen Thronbesteigung im Jahre 1523 gerichtet. Sie enthält in schönen Versen den Aufruf zu einem Kreuzzuge gegen die Türken, um Griechenland wieder freizumachen.

Zur Zeit der Reformation lebte zu Siena als Universitätslehrer der classischen Literatur Antonius Palearius, der in einer Schrift die Ueberzeugung ausgesprochen hatte, daß der Mensch aus Gnaden gerecht werde, durch den Glauben an Jesum Christum. Er selbst wurde dafür zum Tode an den Galgen verurtheilt und die Schrift, wo man sie auftreiben konnte, durch die Inquisition und die Jesuiten vernichtet, was in einem solchen Umfange gelang, daß, obschon in Venedig bis zum Jahre 1543 allein 40,000 Exemplare gedruckt und vertrieben worden waren, Leopold Ranke sich vergebens bemühte, irgend ein Exemplar in Italien und Deutschland aufzutreiben, wie er dies in seiner „Geschichte der Päpste“ erzählt. Erst in jüngster

Notizen.

Theodor Amadeus Hoffmann in Frankreich.

Champfleury, der neueste Uebersetzer Callot-Hoffmann's, hat als einen Ergänzungsband „Contes posthumes d'Hoffmann" erscheinen lassen. Diese nach Hoffmann's Tode veröffentlichten Erzählungen und Skizzen gehören meist nicht zu seinen bedeutendsten, und Felix Mornard, der sich selbst zu den in Frankreich sehr zahlreichen Verehrern Hoffmann's rechnet, spricht sich in der „Illustration" gerade nicht zum besten über sie aus, selbst nicht über „Des Vetters Eckfenster". Nur eine Erzählung nimmt Mornard aus, die „Méprises", wie der Titel bei Champfleury lautet. Auch diese Erzählung sei eigentlich nur ein bloßer Entwurf, erinnere aber durch den scharf gewürzten, selbst bittern, aber niemals gemeinen Scherz („dont Heine semble s'être inspiré") an den Hoffmann der bessern Tage. Champfleury hat auch eine Probe von Hoffmann's musikalischem Talent, ein Duo, „pièce mélodieuse et point du tout bizarre, bien que germanique de style, et montrant par les imprévus de l'harmonie le compositeur plein de science", und einen „Essay sur les oeuvres d'Hoffmann" beigegeben, worin er über diesen „Salvator Rosa germanique" unter Anderm sagt: „Infolge der Lebendigkeit seiner Zeichnung wußte Hoffmann eine Person durch eine Phrase, bisweilen durch ein Wort wie mit einem Bleifederstrich zur Anschauung zu bringen. Statt jener unendlichen Beschreibungen der Physiognomien, Kleider u. s. w., welche Stendal so gerechterweise in Wuth zu setzen pflegten, sieht man in den grotesken Persönlichkeiten der «Contes phantastiques» Eigenschaften circuliren, die man niemals vergißt." In der That haben auch wir es niemals recht begreiflich finden können, wie es sogar männliche Leser geben mag, welche diese oft bis zum Einschlafen detaillirten und für Schneiderinnen, Toilettenkünstlerinnen, Coiffeurs, Modedamen u. s. w. gewiß sehr anziehenden Costümbeschreibungen in den modernen Romanen interessant und lesbar finden. Die ohne Zweifel sehr merkwürdige Phantasiekritik Hoffmann's über „Don Juan" nennt Mornard bei dieser Gelegenheit wol etwas zu enthusiastisch „le plus beau morceau de critique en action qui soit sorti tout armé du cerveau d'un esthéticien allemand". **H. M.**

Zur östreichischen Journalistik.

Oestreich besaß bisjetzt, mit Ausnahme des „Familienbuch des Oestreichischen Lloyd", seit dem Eingehen des Nordmann'schen „Salon" fast kein einziges belletristisches Journal von Bedeutung. In neuester Zeit erst fängt man an, solche gemeinnützige Blätter ins Leben zu rufen. Prag geht darin mit gutem Beispiele voran. Die alte Königsstadt nimmt überhaupt in literarischer Beziehung den ersten Rang unter den östreichischen Provinzstädten ein, wir brauchen nur an das in ganz Deutschland verbreitete Kober'sche „Album", die beste Romanbibliothek Oestreichs, an eine Reihe ästhetischer Publicationen, wie Springer's „Kunsthistorische Briefe", Zimmermann's „Aesthetische Vorlesungen über das Tragische", Ambros' „Die Grenzen der Natur und Poesie", sowie Bayer's „Aesthetik für weitere Kreise" zu erinnern. Nun hat die Bellmann'sche Verlagshandlung auch eine belletristische Monatsschrift in großem Stil neu begründet, eine Zeitschrift, die zwar schon seit 30 Jahren besteht, von der aber bisjetzt nirgends Notiz genommen werden konnte, weil sie durch eine nachlässige Redaction nicht über die Gewöhnlichkeit und Flachheit der specifisch wiener „schönen Literatur" sich erhob. Die neue Verlagshandlung hat nun das Blatt mit einem reichen Fonds ausgestattet, die Redaction dem als Herausgeber von Jurende's „Pilger" vortheilhaft bekannten Nationalökonomen J. Oberal, Verfasser der „Bucolischen Briefe", übertragen und sich die Aufgabe gestellt, neben einem reichen belletristischen Material, für welches die besten Kräfte Deutschlands gewonnen seien, auch für gediegene populär-naturwissenschaftliche und volkswirthschaftliche Arbeiten zu sorgen. Daß es dieser Zeitschrift nicht an Verbreitung fehlen wird, beweist schon die gegenwärtige, enorm große Anzahl der Pränumeranten, die sich auf 6000 beläuft. Doch wäre zu wünschen, daß sie sich auch außerhalb Oestreichs Eingang verschaffen möchte, was übrigens bei dem sehr billigen Preise hoffentlich nicht ausbleiben wird. Zugleich hat die Verlagshandlung einen Preis von 40 Dukaten in Gold für die beste, bis zum 1. September d. J. einlaufende Volkserzählung ausgeschrieben. Das Richteramt haben die Herren Karl Egon Ebert, Joseph Bayer und Dr. A. W. Ambros übernommen. 59.

Archäologisches.

An einer wildromantischen Stelle der Insel Capri findet sich eine schauerliche Höhle, welche das Volk Matrimonio nennt, als hätte hier Tiber, der Dämon der Insel, seine Hochzeiten vollzogen. Der Name ist offenbar aus magnae matris antrum corrumpirt, die Höhle war ein Heiligthum des Mithras. Hier wurde eine räthselhafte griechische Inschrift gefunden, die in der Uebersetzung, welche Gregorovius in seinen „Figuren" aus Italien (1856) davon mittheilt, also lautet:

> Die ihr das stygische Land, ihr guten Dämonen, bewohnet,
> Nehmt auch mich nun auf, den Unseligen nehmt in den Hades.
> Den nicht Moira's Gebot fortraffte, die Herrschergewalt nur
> Jählings traf mit dem Tod, da schuldlos nimmer ich's ahnte.
> Eben noch häuft auf mich der Geschenke so manche der Güter.
> Aber er hat nun mir und den Aeltern vernichtet die Hoffnung.
> Noch nicht funfzehn hab' ich erreicht, nicht zwanzig der Jahre.
> Ach, und ich schaue das Licht nicht mehr des erleuchteten Tages.
> Hypatos bin ich genannt; dich ruf' ich noch an, mein Bruder.
> Aeltern, ich flehe zu euch: O weinet nicht länger, ihr Armen!

Von welcher schrecklichen That spricht in so geheimnißvollen Worten die Grabschrift dieses Knaben? Des armen Hypatos Loos ist dunkel, aber Gregorovius glaubt es zu wissen. In einer dämonischen Stunde opferte Tiberius seinen Liebling aus Furcht, Eifersucht oder wilder Lust der Sonne, dem Mithras, in dieser Höhle. So opferte Hadrian, der weise und aufgeklärte Fürst, den schönen Antinous dem Milgotte. Man sieht, Menschenopfer waren, wenn auch nicht häufig, so doch immer noch im Gebrauch und am meisten brachte man sie dem Mithras dar. In der Nähe dieser Höhle ist auch der Ort, den das Volk il salto di Tiberio nennt, der Ort, von dem Sueton sagt: „In Capri wird der Platz seiner Mordlust gezeigt, wo er die Verurtheilten nach langen und ausgesuchten Martern in seiner Gegenwart ins Meer stürzen ließ, und wo unten ein Schwarm von Matrosen sie auffing, um die Körper mit Stangen und Rudern zu zerschlagen." Es ist ein wilder Vergnügen, von diesem Ort Steine von Sturz zu Sturz hinabschnellen zu lassen.

Bibliographie.

Ansichten über die taktische Ausbildung des Soldaten, namentlich des Infanteristen, sowie über Manöver im Allgemeinen. Von einem höhern norddeutschen Officier. Berlin, Mittler. Gr. 8. 8 Ngr.

Aus der Thierwelt. Eine Humoreske. Düsseldorf, Karlen. 32. 10 Ngr.

Franz von Baader als Begründer der Philosophie der Zukunft. Sammlung der vom Jahre 1831 bis 1856 erschienenen Recensionen und literarischen Notizen über Franz von Baader's sämmtliche Werke. Als urkundliche Belege über die Aufnahme dieser „Ersten Gesammtausgabe" Seitens der gelehrten Welt Deutschlands herausgegeben von F. Hoffmann etc. Leipzig, Bethmann. Gr. 8.

Bade, E. A. L., Reminiscenzen und Charakterzüge aus

dem Leben Nicolaus I. Für Freunde Rußlands. Berlin, Literatur- und Kunst-Comptoir. 16. 22½ Ngr.

Benfen, H. W., Kurze Beschreibung und Geschichte der Stadt Rotenburg ob der Tauber. Mit einer Ansicht Rotenburgs nach Merian. Erlangen, Bläsing. Gr. 8. 12 Ngr.

Birenheide, F. W., Der Begriff des Seyn. Sondershausen, Eupel. Gr. 8. 2 Ngr.

Bock, P. L. v., Der Glücksritter. Schauspiel in vier Akten. Leipzig, Matthes. Gr. 8. 10 Ngr.

Bornemann, W., Die Rechtsentwickelung in Deutschland und deren Zukunft, mit besonderer Hinsicht auf Preußen. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 10 Ngr.

Buthmann, J. M., Maurerische Vorträge. Hamburg, F. Schuberth. Gr. 8. 1 Thlr.

Cappe, H. P., Beschreibung der Mainzer Münzen des Mittelalters. Mit 7 Kupfertafeln. Dresden. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Engelhardt, W., Die Nahrung der Pflanzen. Leipzig, G. Mayer. Gr. 8. 20 Ngr.

Der Fechter von Ravenna. Großes historisches Trauerspiel in 5 Akten. Freie Uebersetzung aus dem Deutschen eines unbekannten Verfassers. Erlangen, Bläsing. 8. 9 Ngr.

Föringer, Lebensskizze Schmellers. München. 1855. Gr. 8. 10 Ngr.

Grün, A., A-B-C der Aesthetik. Fünf Vorlesungen, gehalten zu Straßburg. Straßburg, Treuttel u. Würtz. 8. 1 Thlr. 2 Ngr.

Grün, Anastasius, Schutt. Dichtungen. 11te Auflage. Berlin, Weidmann. 16. 1 Thlr. 12 Ngr.

Hahn, F. v., Die materielle Uebereinstimmung der römischen und germanischen Rechtsprincipien. Jena, Mauke. Gr. 8. 2 Thlr.

Hafert, J. C. R., War ich vom Satan verblendet da ich katholisch wurde? Für Jedermann eine Erklärung des Unterschiedes zwischen Katholisch-Sein und Protestantisch-Sein von einem ehemaligen lutherischen Geistlichen, jetzt katholischen Laien. 2te Auflage, sehr vermehrt. Gratz, Ferstl. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

— — War Luther ein Mann Gottes; vom Heiligen Geist erleuchtet, oder war er vom Satan verblendet? Ebendaselbst. Gr. 8. 8 Ngr.

Henty, Caroline Lee, Ernst Linwood. Eine Erzählung. Deutsch von F. Thalberg. Drei Bände. Leipzig, Einhorn. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Horn, M., Die Dorfgroßmutter. Idylle. Leipzig, Matthes. 16. 20 Ngr.

Hostmann, C., Ueber altgermanische landwirthschaft. Inauguraldissertation. Göttingen. 1855. Gr. 4. 25 Ngr.

Hülsmann, E., Shakspeare. Sein Geist und seine Werke. Ein Führer für die Leser und Freunde des Dichters. 2te Auflage. Leipzig, O. Wigand. Gr. 16. 20 Ngr.

Jahrbuch deutscher Bühnenspiele. Herausgegeben von F. W. Gubitz. 36ster Jahrgang für 1857. Berlin, Vereins-Buchhandlung. 1857. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Jean Richard, Musikalische Leiden. Schauspiel in einem Aufzug. Leipzig, Matthes. Lex.-8. 15 Ngr.

Johann von Rotterdam, Des Fischers Tochter. Geschichte aus den Dünen. Aus dem Flämischen von A. Kretzschmar. Leipzig, Einhorn. 8. 15 Ngr.

Lancizolle, C. W. v., Die Bedeutung der römisch-deutschen Kaiserwürde nach den Rechtsanschauungen des Mittelalters. Ein Vortrag, auf Veranstaltung des Evangelischen Vereins für kirchliche Zwecke gehalten am 10. März 1856. Berlin, W. Schultze. Gr. 8. 9 Ngr.

Liebetrut, F., Ueber heilige Natur- und Kunst-Anschauung in und gemäß der Schrift. Nebst einem Excurs über die Kunstrichtung Goethe's und seiner Zeit. Drei Vorträge. Potsdam, Riegel. 8. 10 Ngr.

Longfellow, H. W., Hyperion. Eine abenteuerliche Geschichte. Deutsch von A. Böttger. Leipzig, Einhorn. 8. 27 Ngr.

Mangold, W., Die Irrlehrer der Pastoralbriefe. Eine Studie. Marburg, Elwert. Gr. 8. 20 Ngr.

Meyer, K., Lieder der Armuth. Zürich, Höhr. 16. 7 Ngr.

Mühlbach, L., Friedrich der Große und sein Hof. 1ste Folge. — A. u. d. T.: Berlin und Sanssouci oder Friedrich der Große und seine Freunde. Historischer Roman. Vier Bände. 2te Auflage. Leipzig, Voigt u. Günther. 16. 1 Thlr.

Die Nacht in Berlin oder nächtlicher Spaziergang durch die Residenz. Von Clauren dem Jüngeren. 3te Auflage. Berlin, Bernhardt u. Comp. 32. 5 Ngr.

Pall, E., Enthüllungen aus Bad Homburg und Geheimnisse des dortigen Treibens. Nach dem Französischen bearbeitet von F. Freih. v. Biedenfeld. Weimar, Voigt. 8. 10 Ngr.

Pyl, Ueber die symbolische Darstellung der Griechen. Greifswald. 1855. Gr. 8. 6 Ngr.

Ratjen, H., Vom Einfluss der Philosophie auf die Jurisprudenz, besonders von der Benutzung der vier Arten des Grundes oder der Ursächlichkeit. Kiel. 1855. Gr. 4. 4 Ngr.

Reichenbach, H. G. L., Blicke in das Leben der Gegenwart und in die Hoffnung der Zukunft aus dem Verhältniss der Naturwissenschaft zur Religion und Erziehung. Allen Gebildeten, insbesondere Aeltern, Lehrern und Erziehern gewidmet. Dresden, Türk. Gr. 8. 22½ Ngr.

Rekowski, F. W. F. v., Epheuranken. Danzig. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Rocholl, R., Beiträge zu einer Geschichte deutscher Theosophie. Mit besonderer Rücksicht auf Molitor's: „Philosophie der Geschichte." Berlin, Schlawitz. Gr. 8. 20 Ngr.

Schneidawind, F. J. A., Prinz Wilhelm von Preußen in den Kriegen seiner Zeit. Auch ein Lebensbild aus den Befreiungskriegen. Mit dem Bildnisse und Facsimile des Prinzen. Berlin, Decker. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schwarz, K., Zur Geschichte der neuesten Theologie. 2te Auflage. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr.

Voigt, G., Enea Silvio de' Piccolomini, als Papst Pius II., und sein Zeitalter. 1ster Band. Mit dem Bildnisse des Papstes. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 2 Thlr.

Unsere Zeit. Leipzig, H. Schultze. Gr. 8. 12 Ngr.

Tagesliteratur.

Das evangelische Gymnasium nach den berechtigten Forderungen der Zeit. Magdeburg. Gr. 8. 10 Ngr.

Haubold, M., Die Banken und Creditinstitute der Gegenwart. Ein Wort für Deutschlands Staatsmänner und Kapitalisten. Leipzig, Hennings. Gr. 16. 5 Ngr.

Hofmann, J. C. C. v., Die Mission in der Heidenwelt und unter Israel. Ein Vortrag. Nürnberg, Raw. Gr. 8. 2 Ngr.

Jenssen-Tusch, G. F. v., Der Sundzoll und das Auftreten Nordamerikas wider Dänemark. Meist nach dem Dänischen. Frankfurt a. M., Brönner. Gr. 8. 12 Ngr.

Koepp, R., Die Vortheile eines Central-Credit-Instituts zur Hebung von Handel und Industrie, Vermehrung des Umsatzes in allen Geschäftsbranchen und Begründung eines unverzinslichen Credits. 2te Auflage. Mit Anhang: Prospect der Waaren-Credit-Gesellschaft. Berlin, Barthol. Gr. 8. 5 Ngr.

Kramer, G., Die Brüder vom gemeinsamen Leben. Ein Vortrag, auf Veranstaltung des Evangelischen Vereins für kirchliche Zwecke gehalten am 18. Februar 1856. Berlin, W. Schultze. Gr. 8. 4 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Franz Baco von Verulam.

Die Realphilosophie und ihr Zeitalter.

Von

Kuno Fischer.

8. Geh. 2 Thlr. 12 Ngr.

Der durch seine erfolgreiche Lehrthätigkeit in Heidelberg bekannte Verfasser, zugleich einer der ausgezeichnetsten philosophischen Schriftsteller der Gegenwart, hat in diesem Buche den Engländer Baco behandelt und damit nicht blos seine „Geschichte der neuern Philosophie", sondern zugleich eine sehr fühlbare Lücke unserer philosophischen Literatur ergänzt. Denn es fehlte bei uns noch bis heute eine **erschöpfende und zusammenhängende Darstellung Baco's**, des größten unter den englischen und überhaupt realistischen Philosophen der neuen Zeit. Eine solche wird hier zum ersten male geboten.

Das Buch bildet ein abgeschlossenes Ganzes für sich. Es entwickelt in allen seinen Theilen die Baconische Philosophie und zeigt deren Fortbildung in Hobbes, Locke, der französischen Aufklärung, Berkeley, Hume bis an die Grenzen der Kant'schen Epoche. So enthält es zugleich die Geschichte der Realphilosophie, die dem Geiste der Gegenwart nahesteht.

Unser Zeitalter kennt keinen mächtigern und erfolgreichern Factor, als den Geist der Industrie, der naturwissenschaftlichen Erfindung, der praktischen Cultur. Baco ist der Philosoph dieser Richtungen. Der Verfasser hat diesen Punkt ins hellste Licht gesetzt und dadurch seine Schrift in lebendiger Weise auf die Gegenwart bezogen. Dabei beleuchtet er die Baconische Philosophie in ihrer eigenthümlichen Selbständigkeit, indem er sie andern gegenüberstellt, bald vergleichend, bald unterscheidend. Solche Parallelen werden gezogen zwischen Baco und Carteſius, Spinoza, Pierre Bayle, Leibniz, Kant u. A. Bis in die Gegenwart hinein verfolgt der Verfasser die auf Baco bezüglichen Parteistellungen. Er trifft sowol den blinden Gegner Baco's in dem französischen Romantiker de Maiſtre, als den blinden Bewunderer in dem englischen Geschichtschreiber Macaulay.

Soeben erschien bei F. A. Brockhaus in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Shakſpeare (William), Venus und Adonis. — Tarquin und Lukrezia. Ueberſetzt von Johann Heinrich Dambeck. Mit gegenübergedrucktem Original. 8. Geh. 1 Thlr.

Allen Freunden Shakspeare's wird diese neue, wenn auch schon vor längerer Zeit gefertigte und jetzt von dem Sohne des Uebersetzers herausgegebene Uebersetzung der beiden durch Glut und Bilderreichthum ausgezeichneten epischen Dichtungen Shakspeare's (mit gegenübergedrucktem Original) gewiß willkommen sein.

Brockhaus' Reise-Bibliothek.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Von Minden nach Köln.

Schilderungen und Geſchichten.

Von

Levin Schücking.

Preis 10 Sgr.

Der bekannte Romanschriftsteller schildert hier die vielbesuchte Eisenbahnstrecke von Minden über Rehme (Bad Oeynhausen), Herford, Bielefeld, Hamm, Dortmund, Essen, Duisburg, Ruhrort, Düsseldorf nach Köln, überall die interessante Geschichte (Wittekind, Hermann, das Femgericht ꝛc.) und die gegenwärtigen Verhältnisse der berührten Gegenden berücksichtigend. Er ergänzt damit seine frühere Schrift „Eine Eisenbahnfahrt durch Westfalen", die vielfach als „ein wahres Musterbuch der Eisenbahnliteratur" bezeichnet worden ist.

Der Rhein von Mainz bis Köln.

Von

Nikolaus Hocker.

Preis 10 Sgr.

Allen den Rhein Besuchenden kann diese Schrift als ein trefflicher Begleiter sowie als interessante Lectüre vor oder nach der Reise empfohlen werden, da sie die wundervolle Natur wie die reiche Geschichte und Sage des Rheinstroms in lebendiger poetischer Weise schildert, ganz wie die frühere Schrift desselben Verfassers über „Das Moselthal", die allgemein als vorzüglich anerkannt worden ist.

Soeben erschien bei F. A. Brockhaus in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Zur Geſchichte der neueſten Theologie.

Von **Karl Schwarz,**

außerordentlichem Professor der Theologie zu Halle

Zweite Auflage.

8. Geh. 2 Thlr.

Das Erscheinen einer **zweiten Auflage** dieser Schrift wenige Monate nach ihrer ersten Veröffentlichung spricht am besten für ihre Bedeutung und Wirkung. Sie ist von größter Wichtigkeit für das gesammte theologische und philosophische Publicum, namentlich für jüngere Theologen, welche nach einer Orientirung in dem Gewirre der Tageskämpfe verlangen, wird aber auch einen größern Leserkreis vielfach interessiren.

Unter den vielen interessanten Partien dieser Geschichte der letzten zwanzig Jahre seien nur folgende hervorgehoben: die ausführlichere Darstellung der Hengstenberg'schen Orthodoxie, der tübinger kritischen Schule, des katholisirenden Neulutherthums, ferner die eingehende Charakteristik Hegel's, Schleiermacher's, Neander's, Tholuck's, Leo's u. A.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarische Centralblatt für Deutschland.

verdient in die gebührenden Schranken gewiesen zu werden, wenn er sich überstürzt, und diese Grenze, glauben wir, hat Meißner überschritten, ja auf Kosten Anderer überschritten, sodaß wir die Frage aufwerfen müssen: könnte der Verfasser, der seine „Erinnerungen" gleich nach dem Eintreffen der Nachricht von Heine's Tode niedergeschrieben (die Vorrede hat das Datum vom 26. März 1856), was er im ersten Taumel, im ersten Schmerz um den Todten geschrieben, auch bei ruhiger Ueberlegung verantworten, ist auch Alles wahr, was in dem Buche steht? Wir wollen unsere Zweifel durch einige Anführungen begründen.

Von dem Tode des Dichters heißt es: „In diesem Jahrhundert hat die deutsche Muse nur zwei, drei mal einen gleich großen Schmerz erlitten und ein Verlust wie dieser steht ihr nicht bald wieder bevor!" Nur zwei, drei mal hat sie einen gleich großen Schmerz erlitten? Nur bei Schiller's, Goethe's und vielleicht Lenau's Tode? O dein Register hat ein Loch! Und Klopstock, Herder, Wieland, Jean Paul und Börne, Tieck, die Schlegel, Chamisso, Platen, Immermann u. A. wären unbeweint hingegangen? Ein Verlust wie der Heine's steht nicht bald wieder bevor! Will der Verfasser damit den Wunsch aussprechen, daß Gott die Uhland, Rückert, Kerner, Arndt, Grillparzer noch recht lange am Leben erhalten möge, ein Wunsch, den wir und gewiß alle Deutschen von ganzem Herzen theilen? Aber ach, alle die Männer sind Greise, noch einige Decennien vielleicht und wir werden auch um sie trauern. Nein, solange der alte Sänger im Schwabenland, solange der geharnischte Barde in Schweinfurt lebt, und das möge noch lange, sehr lange dauern, sind Deutschlands größte Dichter der Jetztzeit noch nicht begraben! Wenn Meißner die epochemachende Bedeutung Heine's als Dichter in das rechte Licht zu setzen versucht, so wird ihm darum Niemand gram sein, und man könnte ihm höchstens nachsagen, daß er damit nichts Neues thut; Heine's Dichterruhm hat noch allen Angriffen Stand gehalten, denn sein Piedestal ist das deutsche Herz, ja keiner seiner Feinde, selbst sein größter nicht, er selbst, hat ihn zu untergraben vermocht. Wenn Meißner aber auch den Koth in den Heine'schen Schriften zu vergolden versucht, so unterzieht er sich einer unsaubern Arbeit, die ihn selbst in übeln Geruch bringen kann. Wenn er in Bezug auf die Polemik Heine's, der von sich selbst sagt, er besitze die Zähne und die Tatze des Tigers, behauptet: „Ihm waren diese furchtbaren Waffen angeboren, er gebrauchte sie zuweilen (!!), aber zu seiner Ehre sei's gesagt und nachdrücklich hervorgehoben, nur zur Vertheidigung und herausgefodert. Seine persönlichen Ausfälle waren nicht die Geburt einer kleinlichen Reizbarkeit, einer schmähsüchtigen Seele, nicht der Trieb zu skandalösen Auftritten, ja sogar nicht des Uebermuths im Bewußtsein solcher Angriffsmittel. Die Situation erzeugte sie, die Situation berief ihn zu seinem Amte (?)", so ist das Alles unwahr. Jeder Mensch weiß, wie oft Heine bereit war, aus Charakteren Caricaturen zu machen, aus keinem andern Grunde, als um die Lacher auf seine Seite zu bekommen; jeder Mensch weiß, daß die vielen Angriffe auf ihn nur Erwiderungen auf vorausgegangene muthwillige Schmähungen waren; ja jeder Mensch weiß, daß sich jener fast einstimmige Sturm gegen Heine nicht erhoben hätte, wenn er seine an Impertinenzen so überschwänglich reiche Schrift gegen Börne nicht geschrieben hätte! Dem Letztern aber macht es Meißner zum Vorwurfe, daß er so viele gehässige Briefe gegen Heine an die Frau von S. schrieb. Heine ließ eine Schmähschrift drucken ohne gehörige Veranlassung, der edle Börne sprach sich dafür in Privatbriefen bitter über seinen Beschimpfer aus, aber er ließ diese Ansichten nicht drucken, erst seine gekränkte Freundin that dies, that es vielleicht gegen den Willen des Verstorbenen und dennoch sagt Meißner: „Bedenkt man die Anzahl der Briefe, so muß man darüber erstaunen, wie ein im Grunde großmüthiges Herz, wie das Börne's war, für einen ganzen Köcher voll kleinlicher Waffen Raum genug hatte, und wie im Busen einer von Menschenliebe emporlodernden Seele eine so lange währende und so tiefgehende Verfolgungslust entbrennen konnte, zumal der gehaßte und verfolgte Mann Jemand war, dessen Streben im Grunde mit dem seinigen eins und dasselbe, ebenso frei, ebenso groß (!!!) war, und an den er durch mannichfache Jugenderinnerungen gebunden sein mußte." Dieser Vorwurf nimmt sich noch naiver aus, wenn Meißner einige Seiten früher in vollem Widerspruche zu demselben sagt: „Beide Naturen (Heine's und Börne's) waren himmelweit verschieden und zwischen beiden lag von jeher ein Abgrund", oder von Heine, dessen Lobredner er doch ist: „Er war kein Freund des sittlichen Ernstes." Wie kann man einen solchen Satz in ein Buch setzen, das die Apologie eines Mannes sein soll, über den dieser Satz ja den Stab bricht? Völlig ungerecht ist Meißner, wenn er von Börne sagt: „Er gehörte zu den gedrückten Judennaturen", oder: „Er war kein Poet, seine Skizzen verrathen den größten Mangel an Erfindung, Plastik und Gestaltung" u. s. w. Solche Urtheile, unmotivirt, weil sie sich nicht motiviren lassen, hätte Meißner vermeiden sollen, denn die Verkleinerung der Gegner zum Fußschemel des Lobes für die Angreifer machen, ist ein sehr mangelhafter Behelf für eine Lobrede. Mit der Apotheose eines Mannes, über den schon die extremsten Dinge gesagt worden, gegen den in den dreißiger Jahren Stephani ein Buch geschrieben („Heinrich Heine, ein Blick auf unsere Zeit", Halle 1834), eines Mannes, den der größte Literaturhistoriker Deutschlands, Gervinus, fast ignorirt und von welchem ein anderer Schriftsteller, der in literarischen Sachen Sitz und Stimme hat, Robert Prutz (in seinen „Vorlesungen über die deutsche Literatur der Gegenwart") sagt: „Ihn genirte es nicht, das Bekenntniß seiner Nichtsnutzigkeit abzulegen, er fand es ganz natürlich, daß, wer ein Lump war, sich auch als Lump bekannte. Heine hatte den Muth der Gemeinheit" u. s. w.; mit der Apotheose eines solchen Mannes ist es eine mißliche Sache. Was Heine als lyrischer

Aeußerſten ausgebildet. Er glich jenen neuern Schauſpielern, die ohne Rückſicht auf das Enſemble und ihre Mitſchauſpieler einzig und allein darauf bedacht ſind, ihr Talent und ihre Perſönlichkeit zur Geltung zu bringen. Darum ſein Buch über Börne, der ihm als Rival verhaßt war. Dagegen iſt Meißner's Schrift als pſychologiſch-pathologiſche Studie und als Krankheitsgeſchichte von nicht unbedeutendem Intereſſe. Der geiſtigen Energie, womit Heine ſeinem ihn folternden fürchterlichen Krankheitszuſtand Trotz bot und ſich eine unter dieſen Umſtänden wirklich faſt unglaubliche Heiterkeit des Gemüths und eine ſeltene Productionsfähigkeit bewahrte, werden wir unſere Anerkennung nicht verſagen können. Aber freilich ſelbſt unter dieſer Pein, die ihn zuletzt zu einer Art Compromiß mit dem von ihm früher verhöhnten Herrgott nöthigte, konnte ihn nichts zur Liebe und zur Verſöhnlichkeit bewegen. Wer, vielleicht nur aus Nothwehr und von ihm aufs furchtbarſte gereizt, einmal gewagt hatte, an ſeinen Dichterlorber zu taſten, der mußte es büßen. Sein Gott war nicht der chriſtliche Gott der Liebe, ſondern der altjüdiſche Gott des Zorns und Haſſes. Niemand war weniger fähig als er, das ſchwere Gebot zu erfüllen, das von uns heiſcht, auch Denen zu verzeihen, welche uns wehe gethan. Er war, wie Schmidt-Weißenfels von ihm ſagt, auf ſeinem Krankenbette „halb Satan, halb poetiſches Gerippe", und in ſeiner Wohnung in Paris war ſeit etwa 20 Jahren das Hauptquartier des literariſchen Klatſches aufgeſchlagen. Zu Meißner ſagte Heine:

Sehen Sie dorthin! Dort liegen meine Memoiren, darin ſammle ich ſeit Jahren frazzenhafte Porträts, abſchreckende Silhouetten.... Meine Nerven laſſen mich von Zeit zu Zeit noch in Ruhe, und da finde ich denn noch immer die Kraft, einem Marſyas nachzuſpringen, ihn beim Kopfe zu faſſen und ihm die Haut über die Ohren zu ziehen. Das entſetzliche Geſchrei, das der Halunke bei der Operation ausſtößt, verbreitet ſich im ganzen Walde und flößt ſeinen Kameraden einen heilſamen Reſpect ein. Ach, wenn der Kerl nicht ſo erſchrecklich ſchriee, es verlohnte ſich wahrlich gar nicht der Mühe, ihn zu ſchinden, aber bisjetzt haben ſie alle furchtbar geſchrieen.

Alfred Meißner, der dies als Freund und Verehrer Heine's mittheilt, fügt hinzu: „Er ſchmauſte eine lange Zeit im Gedanken an die Erfolge ſeiner Angriffe", und erzählt dann, wie Heine weiter geäußert habe: „Mich dauert Deutſchland! Wie wird das Ungeziefer frech und unverſchämt auf allen Tiſchen umherkriechen, wenn ich todt ſein werde, ich, der große Vertilger!" Leider aber ſah Heine nur dasjenige Gethier als „Ungeziefer" an, welches ſeinen eigenen Leib bekroch und vielleicht in ſeinem eigenen Leibe, in der Subſtanz des ſpecifiſch Heine'ſchen Weſens ausgebrütet war.

Zu den Gegenſtänden ſeiner perſönlichen oder den Perſonen ſeiner gegenſtändlichen Abneigung gehörte namentlich auch Jakob Venedey, gewiß ein wohlmeinender Mann, der freilich das Talent Heine's nicht beſitzt, ihn aber ohne Zweifel an aufrichtiger Liebe zu dem deutſchen Volke und den Intereſſen des gemeinſamen deutſchen Vaterlandes bei weitem übertrifft. Das Meißner'ſche Buch enthält über Venedey einen unerquicklichen Klatſch, wie ihn Heine auch noch auf ſeinem Krankenlager gern einbrockte. Venedey hat dagegen, wie überhaupt gegen die Meißner'ſche Schrift, eine Heidelberg den 9. Juli datirte Replik in der „Kölniſchen Zeitung" veröffentlicht, in der es unter Anderm heißt:

Herr Meißner ſagt, ich ſei Heine's Zeuge bei ſeinem Duell gegen Herrn Strauß geweſen. Dem iſt nicht ſo. Heine hatte Gründe dazu, mich nicht zu wählen und vielleicht Andern ſpäter zu ſagen, daß ich ſein Zeuge geweſen. Die Gründe, die ihn verhinderten, mich zu wählen, waren ganz „geſunder" Art und lagen jedenfalls nicht in meiner politiſchen „Blutſcheu". Man mag es für eine Anomalie erklären, aber ich glaube nun einmal, daß es Fälle geben kann, in denen der Mann dem Manne gegenüber ſein Leben einſetzen darf, vielleicht muß. Mit dieſen Anſichten ſollte ich einmal bei einer andern Gelegenheit Zeuge in einer Duellſache *gegen* Heine ſein. Ich beſitze über dieſe Angelegenheit eine koſtbare eigenhändige Correſpondenz von Herrn Heine, die vielleicht mehr als alles Andere daran ſchuld iſt, daß Heine die Witze, die Herr Meißner jetzt gegen mich veröffentlicht, unter vier Augen und im Freundeskreiſe gegen mich ſpielen ließ, aber auch, daß er nicht ſelbſt ſie in die Münze ſchickte u. ſ. w.

Venedey erklärt, für den Fall der Veröffentlichung der Heine'ſchen Memoiren dieſe eigenhändigen Briefe Heine's als Gegentrümpfe einſtweilen in Reſerve halten zu wollen, inſofern aber „der nachgelaſſene Schmuz des geheimen Käſtchens" ihn nicht zur Abwehr herausfodern ſollte, es nach ſeinem Tode dem Zufall anheimzuſtellen, „ob bis dahin es noch der Mühe werth iſt, Heine's Briefe der Oeffentlichkeit zu übergeben". Wir ſprechen den Wunſch und die Hoffnung aus, der Himmel werde Herrn Venedey ſein Leben noch ſolange erhalten, bis die Zeit gekommen iſt, wo Niemand mehr an Heine'ſchen Klatſch- und Skandalgeſchichten ein Intereſſe nimmt, wiewol das deutſche Publicum leider für ſolche ſkandalöſe Geſchichten ein zäheres Gedächtniß zu beſitzen ſcheint als für ehrenvolle Händel.

Noch eine von unſerm Referenten oben nicht erwähnte Meißner'ſche Auslaſſung möchten wir hier anführen. Heine, an Günther, Bürger, Hölderlin, Heinrich von Kleiſt und Lenau ſich erinnernd, brach einmal in die Worte aus: „Es liegt doch ein Fluch auf den deutſchen Dichtern!" Hieran knüpft Meißner eine weitere Betrachtung und bemerkt dann:

Ein Dichter ſollte eigentlich Sehnen von Eiſen haben und den Körper eines Stiers, um die Umarmungen der Muſe ertragen zu können, welche erſchöpfender ſind als die von zehn irdiſchen Frauen. Was ſage ich? Er ſollte den Leib des Behemoth haben.... Wenn einem Dichter erlaubt ſein dürfte, bei dem hohen Geſchenk, das ihm zutheil geworden, ein anderes Weſen zu beneiden, ich glaube, es müßte dieſer Behemoth mit den Knochen von Eiſen ſein.

Ich weiß nicht, ob mit ſolchen hypergenialen Behemothphantaſien dem Stande der Dichter beim Publicum ein großer Dienſt geſchieht, ganz abgeſehen davon, daß Behemothsknochen von Eiſen und ein Stierkörper ihren glücklichen Beſitzer wol eher zu einem Fleiſcher oder Packknecht als zu einem Dichter qualificiren würden.

Inzwiſchen ſind Heine's Gedichte, die früher ſchon von Julian Fane ins Engliſche überſetzt wurden, jetzt

[illegible]

[illegible]

[illegible]

liegen", weil er voraussetzte, daß hinter jenen Mauern die Köpfe so wie der des Hauptmanns, seines Reisegefährten (desselben, der ihn so eindringlich vom Denken abmahnte), gestempelt würden. Mit der bloßen Abneigung und dem Linksliegenlassen ist aber eine Erscheinung nicht abgefunden, welcher als einer der hervorragendsten des ganzen Mittelalters Dante einen von Liebe und Bewunderung glühenden Gesang seines „Paradiso" weiht. Kaum vier Jahre ehe jener Riesenbau vollendet war, hatte seine Stelle das Hochgericht eingenommen, und der Mann, über dessen Grabe die mächtige Doppelkirche sich wölbt, wurde eben dort bestattet, weil er im Bewußtsein seiner Sündhaftigkeit begehrt hatte, unter dem Galgen verscharrt zu werden. Er selbst starb als Bettler, dem, noch ehe er den Geist aufgegeben, sogar die Kutte, sein einziges Kleidungsstück, als ein nur geliehenes Gut wieder abgenommen ward, und Bettler waren es, welche eine der großartigsten Bauten jener bautenreichen Zeit errichteten und sie dann mit den Werken der ersten Künstler Italiens überreich ausschmücken ließen. Nichts, schlechthin gar nichts hatte der reiche Kaufmannssohn, der seine geistliche Laufbahn damit anfing, daß er alle seine Habe weggab, seinen Jüngern zu bieten, als Kutte, Strick und Bettelsack; kaum 17 Jahre nach den ersten Anfängen des Ordens aber, als der Heilige starb, hatte jener sich bereits in vielen Tausend Gliedern über die damals bekannten Welttheile verbreitet, sodaß zu einer Pfingstversammlung bei Assisi deren allein mehr denn 5000 von allen Seiten herbeiströmten.

Das frische, regsame Geistesleben, das seit der Ottonenzeit immer mächtiger in Europa pulsirte, hatte wol auch die Kirche angeregt zum Ausbau ihres Lehrgebäudes und ihrer Verfassung, legte aber in die Geister der Gemeindeglieder statt der fügsamen Roheit früherer Zeiten gefährliche Keime in wachsender Zahl. Wie die Geistlichen selbst durch die ganze Stufenleiter der Hierarchie hin verweltlicht waren, sodaß auch die Kämpfe mit den fränkischen Kaisern nicht, wie ihre Aufgabe gewesen war, den Klerus geistlich machten, sondern ihm nur weltliche Unabhängigkeit gewährten, ebenso verkehrten sich durch die gesammte Christenheit die ursprünglich geistlichen Bewegungen in weltlich selbstsüchtiges Treiben. So vor allem die Kreuzzüge, so später die mannichfachen Reformversuche eines Arnold von Brescia, eines Johannes von Vicenza u. A. Der rege Verkehr mit dem Morgenlande brachte neben Ueppigkeit und Unkeuschheit religiöse Zweifel und Indifferenz in den Occident und noch vor dem Ende des 12. Jahrhunderts wuchern kirchenfeindliche Sekten in dichten Haufen hervor. Der entarteten, sittenlosen Geistlichkeit gegenüber die Stimme des Volks zu gewinnen ward diesen Häresien nur allzu leicht, wie verschiedenen Werthes auch sonst Katharer, Patarener, Albigenser und Waldenser waren. Der Zwiespalt von Papst und Kaiser gewährte den Ketzern, wenn nicht offenen Schutz, so doch warme Sympathien der Kaiserlichgesinnten. Die Kirche schien diesen Angriffen gegenüber ihrer geistigen Waffen beraubt; fast nur den einen Bernhard von Clairveaux ausgenommen, kämpfte sie gegen die reformatorischen Lehren allein mit Scheiterhaufen, und der Heldenmuth, mit dem Tausende von Katharern starben, fachte aus der Asche jedes Holzstoßes neue Flammen an. So gut als nutzlos waren dem Katholicismus in diesem Kampfe die zahlreichen alten Mönchsorden. Die Schüler Benedict's von Nursia in ihren mannichfachen Abarten lebten ohne durchgreifenden Einfluß auf die Volksmassen in ihren burgähnlichen Klöstern der Beschaulichkeit, dem Studium oder irdischen Interessen.

Wol reichte die Macht Innocenz' III. soweit, daß er Otto IV. die Kaiserkrone entreißen und sie auf des jugendlichen Hohenstaufen Haupt setzen konnte; die Zustände der Kirche waren aber dennoch so unerhöhlte, wie die Legende (bei Bonaventura) bildlich berichtet. Er träumte nämlich dem Papste, die Basilika des Laterans („aller Kirchen katholischer Christenheit Haupt und Mutter") drohe in schreckenerregender Baufälligkeit alsbaldigen Zusammensturz. Da eilte ein unscheinbarer Bettler herbei und stützte die wankenden Mauern mit seiner Schulter.

Dieser Bettler des Traumgesichts war Franciscus. Tags zuvor war er von dem „in hohen Gedanken umherwandelnden" Papste um seines dürftigen Aussehens willen zurückgewiesen. Der Traum veranlaßte den Papst, ihn wieder herbeizurufen. Franz erbat die päpstliche Bestätigung für die von ihm entworfene Regel des neu zu gründenden Mönchsordens. Die Regel war einfach genug; sie schloß sich in buchstäblicher Strenge an alle, auch an die herbsten Vorschriften der Bergpredigt an und stellte als die drei Hauptgebote auf: Keuschheit, Gehorsam und unbedingte Armuth. Einige eben gegenwärtige Cardinäle äußerten besorglich, das sei eine Neuerung, welche in ihrer Strenge das Maß der menschlichen Kräfte überschreite; der Cardinal von St.-Paul aber entgegnete: wer da sage, das Gelübde dieses Mannes, welcher sich ja auf die Befolgung evangelischer Vollkommenheit beschränke, enthalte Neuerungen, Unvernünftiges oder Unausführbares, der lästere unleugbar Christum, als den Urheber des Evangeliums. So erhielt die Ordensregel des heiligen Franz kirchliche Bestätigung.

Aehnliche evangelische Armuth und Einfalt stellten auch die „Armen von Lyon" und andere erweckte Gemüther jener Zeit sich als Aufgabe. Wie ist es nun zu erklären, daß dieselbe katholische Kirche den Einen Scheiterhaufen und den Andern Kirchen baute, gegen jene den Kreuzzug predigte und diese heiligsprach? Der wichtigste Grund ist ohne Zweifel der, daß Franciscus in der Umkehr von der Weltlichkeit sich auf sich selbst und seine Genossen beschränkte, die Aufgabe aber, die Kirche im Ganzen und Großen zu reformiren, der Kirche überließ. Demnächst aber fühlte Franciscus sich stets in der Abhängigkeit von den Kirchenbehörden und im Gehorsam gegen sie, während selbst Petrus Waldus (wol gewiß der reinste Charakter unter den Häretikern jener Zeit), von seinem Erzbischof und von Alexander III. zurückgewiesen, alsbald seine eigenen Wege ging.

Art. 14. Dispositions de la loi du 15 juillet 1889 sur la police des armes de guerre.

Art. 15. Dispositions de la loi du 3 juillet 1877 sur l'état de siège.

Art. 16. Dispositions de la loi du 30 juin 1881 sur la liberté de la presse.

Art. 17. Dispositions de la loi du 29 juillet 1881 sur la liberté de la presse.

Art. 18. Dispositions de la loi du 2 août 1882 sur la liberté de la presse.

Art. 19. Dispositions de la loi du 29 décembre 1884 sur la liberté de la presse.

Art. 20. Dispositions de la loi du 12 décembre 1893 sur la liberté de la presse.

Art. 21. Dispositions de la loi du 16 mars 1893 sur la liberté de la presse.

Art. 22. Dispositions de la loi du 16 mars 1893 sur la liberté de la presse.

Art. 23. Dispositions de la loi du 16 mars 1893 sur la liberté de la presse.

Art.

ſchrift von Aſſiſi. In gänzlich verſchiedener Geſtalt dagegen liefert Crescimbeni („Volgar poesia") den Hymnus und ſeinem Beiſpiel ſind Valeriani und Selliers di Moranville gefolgt. Ich ſelbſt habe mich früher („Der Minnegeſang in Italien", 1838) für dieſe zweite Redaction entſchieden. Bei genauerer Erwägung dürften indeß Crescimbeni's eigene Worte ergeben, daß er ſich aus dem überlieferten Texte nach eigenem Gutdünken ein Poem in fließenden „versi sciolti" zurechtgelegt hat.

In jener andern, allein echten Geſtalt gleicht das Gedicht aber ſo völlig der Proſa, daß manche Herausgeber es eben einfach als Proſa abgedruckt haben. Der Pater Ireneo Affò (nicht Aſſo, wie Haſe und Julius ſchreiben) beſtritt daher in einem äußerſt ſeltenen Schriftchen (1777) die Echtheit der Form ſchlechthin; obwol ſelbſt Franciscaner, rühmt er ſich, den Stifter ſeines Ordens vom italieniſchen Parnaſſe vertrieben zu haben. Höchſtens will er zugeſtehen, daß der Hymnus uns in einer durch das Spaniſche vermittelten Rücküberſetzung aus dem Portugieſiſchen vorliege (Diepenbrock, „Blumenſtrauß", S. 355).

Wiederholte Betrachtung läßt jedoch den überlieferten Text der rhythmiſchen Form nicht ganz ermangelnd ſcheinen. Aus den heroiſchen Jamben der Byzantiner waren im Occident funfzehnſilbige Verszeilen hervorgegangen, wie wir ſie z. B. in dem allbekannten Liebesgeſpräch des Ciullo d'Alcamo finden. Dieſe Form, mit kürzern Zeilen wechſelnd, ſcheint denen des „Sonnenhymnus" zugrunde zu liegen, wenngleich nicht allein die Verstheilung unſerer Ausgaben häufig verkehrt iſt, ſondern auch die in jenen Vorbildern ſo ſcharf hervortretende daktyliſche Cäſur von Hauſe aus gefehlt haben dürfte. Daß nun aber wirkliche Verſe vorliegen, ergeben deutlich die hin und wieder verwiſchten, aber doch unverkennbar von Strophe zu Strophe wechſelnden Aſſonanzen, zwiſchen welche ſich, anſcheinend zufällig, einzelne Reime mengen. Als Beiſpiel wird die letzte Strophe genügen:

Laudato sii, mio Signor, per suor morte corporale,
Dalla quale nullo huomo vivente può scappare.
Guai a quelli che morranno nel peccato mortale;
Beati quei che troveran tua santa volontate,
Che la morte seconda a loro non potrà far male.
Laudate e benedite mio Signore, e ringraziate,
E servitegli con grande humilitate.

Mit dem Gebrauche der Aſſonanzen kann Franciscus durch jenen Bruder Pacificus bekannt geworden ſein, der aus der Hofhaltung des jugendlichen Hohenſtaufen (Friedrich's II.), welcher er als gefeierter Troubadour angehörte, ſchied, um ſich den Genoſſen des Bettlers von Aſſiſi anzuſchließen. Vielleicht wahrſcheinlicher aber iſt es, daß die Aſſonanz zu Franciscus' Zeiten — wie noch heute an den Abhängen des Aetna — für das Volk den Reim vertreten habe (Nannucci, „Manuale", I, LVII) und erſt ſpäter dem Reim der Kunſtpoeſie gewichen ſei. Jedenfalls iſt dieſe überraſchende, von Ozanam (im Anhang, der bei Julius fehlt) jedoch ſchon angedeutete Beobachtung ein völlig ſicheres Zeichen, daß wir von dem „Sonnenhymnus" nicht nur den Inhalt, ſondern auch die Form in voller Echtheit beſitzen.

Es knüpft ſich an den heiligen Franz noch ein hiſtoriſches Räthſel, dem der Geheime Kirchenrath Haſe einen beſondern Anhang ſeiner Schrift (S. 143—202) gewidmet hat. Zwei Jahre vor ſeinem Tode, ſo berichtet die Legende, als am Tage der Kreuzerhöhung Franciscus auf dem öden Felſengebirge von La Vernia in brünſtiges Gebet verſunken kniete, da erſchien ihm in Seraphsgeſtalt der Gekreuzigte, von deſſen Wunden Strahlen ausgingen, welche Hände, Füße und rechte Seite des Beters durchbohrten, und von dem Tage an bis zu ſeinem Tode trug der Heilige an ſeinem Leibe die Wundenmale Chriſti.

Von ſo vielen gleichzeitigen Zeugen wird dieſe Stigmatiſirung bekundet, daß auch unter den proteſtantiſchen Schriftſtellern nicht wenige — unter ihnen auch Haſe in ſeiner „Kirchengeſchichte" — die einfache Thatſache einräumen und nur nach den Gründen forſchen, welche das ſcheinbare Wunder erklären können. In der That iſt auch mit dem Ableugnen dieſer einen Thatſache nicht viel gewonnen, da an die Stelle der einen ſo beſeitigten Stigmatiſirung ſchnell genug andere treten. Allein unſer Jahrhundert hat außer der Nonne von Dülmen die Domenica Lazzeri im Fleimſerthal geſehen und noch heute lebt in gleicher Weiſe gezeichnet das „Mareieli" (Marie von Mörl) im Tertiarierkloſter nächſt Kaltern.

Inzwiſchen hat der Verfaſſer ſich der Mühe unterzogen, die des heiligen Franciscus Wundenmale betreffenden Zeugniſſe wiederholter Prüfung zu unterwerfen, und ſein Wahrſpruch fällt gegen deren Glaubwürdigkeit aus. Zuzugeben iſt jedenfalls, daß die Berichte, ſelbſt abgeſehen von dem völlig abweichenden des in dieſer Hinſicht unzuverläſſigen Matthäus Paris, weiter auseinandergehen, als man nach den poſitiven Verſicherungen der neuern Schriftſteller glauben möchte. Auch verliert der älteſte Zeuge — Thomas von Celano, der ſchon 1229 ſchrieb — durch den Umſtand den größten Theil ſeines Gewichts, daß er, wie ſich aus dem Eingange ſeines zweiten Abſchnitts ergibt („Prout potuimus recte scire"), was Haſe unbeachtet gelaſſen, während der letzten Lebensjahre des Heiligen entfernt von dieſem gelebt hat.

Auf der andern Seite ſcheint, was unſer Verfaſſer zur Schwächung jener Zeugniſſe ſagt, nur unvollkommen begründet. Zunächſt ſtimmen alle Berichte dahin überein, daß Franciscus, weit entfernt, als einen Gegenſtand der Eitelkeit, oder um müßiger Neugier zu genügen, vorzuweiſen, wie „Gott ihm ſeinen Namen in die Hand gezeichnet", vielmehr die Wundenmale als ein theures, durch fremde Blicke nicht zu entweihendes Geheimniß verborgen habe. Die Hände indeß und die nach der Ordenstracht unbekleideten Füße waren auch durch die Länge des Gewandes nicht immer zu verhüllen; ſie wurden noch bei Franciscus' Lebzeiten vergleichungsweiſe von Vielen geſehen. Nur die Seitenwunde zu verhüllen konnte ihm bis auf wenig Ausnahmen gelingen. Zwei ſolche Ausnahmen berichtet Thomas von Celano mit

Received for publication, 1st October, 1907.

Dr. Ernest Hart, Editor of the British Medical Journal, 429, Strand, W.C.

„Einfluß des Golfstroms auf klimatische Verhältnisse", „Die Atmosphäre", „Rothe Nebel und Seestaub", „Ueber die wahrscheinliche Beziehung zwischen dem Magnetismus und der Circulation der Atmosphäre", „Meeresströmungen", „Das offene Meer im arktischen Ocean", „Das Salz des Meerwassers", „Der äquatoriale Wolkenring", „Ueber die geologische Einwirkung der Winde", „Die Tiefen des Oceans", „Das Becken des Atlantischen Oceans", „Die Winde", „Die klimatischen Verhältnisse des Meeres", „Ueber die Driftströmungen der See", „Stürme", „Routen", „Ein Schlußwort". Man sieht hieraus schon, daß der Verfasser noch gar nicht daran denkt, ein systematisch geordnetes und wissenschaftlich zusammengefügtes Ganzes der Physik des Meeres geben zu wollen. Der Verfasser will blos denken und zum Denken anregen über allerlei brauchbares Material zu einem künftigen Aufbau der Wissenschaft selbst. Er gibt vorläufig blos Ansichten der Natur des Meeres, wie Alexander von Humboldt sich auch erst mit seinen „Ansichten der Natur" den Weg zu seinem „Kosmos" anbahnte. Die längst fertigen wissenschaftlichen Werke, wie Wallerius' „Hydrologie", Marsigli's „Histoire physique de la mer" und andere von Varenius, Struyk, Halley, sind für den Verfasser kaum in der Welt gewesen. Man darf ihm dies nicht für Hochmuth auslegen, denn genau genommen fehlte ja jenen Schriften beinahe noch alle Erfahrung, noch alle Schärfe der Beobachtung, noch alles eigentliche und zuverlässige Wissen in der Physik. Die Lehrbücher der genannten Alten haben es hauptsächlich veranlaßt, daß der Verfasser noch kein Lehrbuch hat schreiben wollen. Er gibt nichts weiter als eine Summe von Abhandlungen über mehre der interessantesten Themata aus der Physik des Meeres. Er läßt dabei nie das werthvolle Alte unberücksichtigt, greift aber ganz entschieden Das an, was dem gegenwärtigen Stande der Erfahrungswissenschaft nicht mehr genügt, was Irrthum und Aberglauben unter die Seefahrer gebracht hat. Ueberall gibt er neue Ansichten, aber er begründet auch jedesmal ihre Nothwendigkeit auf alle nur denkbare Weise.

Der Golfstrom bildet den Hauptpunkt der Untersuchung des Werks, von ihm geht dasselbe aus und auf ihn kommt es überall wieder zurück. Die Frage, wie derselbe entstehe, hat die Geographen schon lange in Verlegenheit gesetzt. Durch die neuesten Forschungen und Beobachtungen wird allmälig mehr und mehr Licht in das Dunkel dieses großartigen Phänomens gebracht, obgleich wir immer noch weit von einer vollkommen befriedigenden Aufklärung des Ganzen entfernt sind. Ursprünglich ward behauptet, daß der Mississippi der Vater des Golfstroms sei, da stieß Capitän Livingston diese Hypothese um, er wies nach, daß der Mississippi noch nicht den tausendsten Theil des Wassergehalts des Golfstroms liefere und daß dieser Meeresstrom einen sehr reichen Salzgehalt in sich schlösse, den jener gar nicht im Stande sei herbeizuführen. Er behauptete, der Golfstrom hänge von der Bewegung der Sonne in der Ekliptik und von dem Einflusse ab, den sie auf die Gewässer des Atlantischen Oceans ausübe. Franklin entwickelte eine andere Hypothese, wonach der Golfstrom für den Abfluß der Wassermasse genommen wird, welche die Passatwinde in das Karaibische Meer unablässig hineintreiben. Dagegen sprechen aber die Gesetze der Hydrostatik. Auch Admiral Smyth erwähnt in seiner berühmten Denkschrift über das Mittelmeer mehre Thatsachen, welche der Franklin'schen Ansicht entgegentreten. So untersucht der Verfasser nach und nach alle früher aufgestellten Meinungen und zeigt, wie ohne Ausnahme alle haltlos sind. „Aber zwei Ursachen sehen wir wirken", fügt er dann hinzu, „welche, wie wir wol sicher annehmen können, bei der Hervorbringung des Golfstroms mitbetheiligt sind. Eine derselben ist der vermehrte Salzgehalt des Wassers nach der Verdunstung durch die Passate und der andere das verminderte Salzquantum in der Ost- und Nordsee. Die Gewässer der Ostsee sind fast süß, sie enthalten nur halb soviel Salz als die See im Allgemeinen. Wir haben nun auf der einen Seite das Karaibische Meer und den Golf von Mexico mit seinem Salzwasser, auf der andern die Ostsee mit einem Brackwasser von sehr mäßiger Stärke. In der einen Gruppe dieser Meeresbecken ist das Wasser schwer, in der andern leicht. Zwischen ihnen liegt der Ocean; aber das Wasser will nothwendigerweise sein Niveau und Gleichgewicht suchen und behaupten. Hier fördern wir also eine der den Golfstrom erzeugenden Kräfte zutage. Was der Einfluß dieser Triebkraft ist, d. h. wie groß er sei und wie weit sie sich erstrecke, können wir nicht sagen, daß sie aber mitwirke, ist gewiß. Jedenfalls muß sich das gleichsam übersalzige Wasser der Tropen mit den übrigen Seegewässern mit Einschluß der Ostsee wieder in gehöriger Proportion mischen und die durch den Golfstrom fortgetriebenden erfüllen unter Anderm diesen Zweck. Es ist dies eine der Verrichtungen, welche in der Oekonomie des Oceans ihnen übertragen ist." So oft der Verfasser aber mit seiner eigenen Ansicht hervortritt, so macht er auch immer wieder darauf aufmerksam, daß sie auch nichts weiter als Hypothese sei. „Ziehen wir alle diese Thatsachen und Hypothesen in Erwägung", sagt er am Schlusse der Untersuchung, „so werden wir zu dem Schlusse hingeleitet, von dem wir auch ausgingen, daß nicht die Untiefen Nantucket's, sondern das hydrodynamische Gesetz der Bewegung den Golfstrom in seiner Bahn beherrscht, wir finden endlich, daß er außer seiner großen Fortbewegung im Ganzen die dachförmige Oberflächenströmung und jenes sein Inneres in fast verticale Schichten zerlegende Auf- und Niederwallen zeigt."

Das nächste Capitel bespricht den großartigen Einfluß des Golfstroms auf klimatische Verhältnisse. Fesselte das vorhergehende schon sehr durch seine kritische Schärfe und Neuheit der Auffassung des Ganzen, so thut es dies nachfolgende noch mehr durch die Beziehung auf die Bewohner der Erdtheile, welche der Atlantische Ocean miteinander verbindet. Es wird hier der Golfstrom mit einem Dampfheizungsapparate verglichen, der über England, Skandinavien, Holland u. s. w. die Milde der Winter verbreitet; es wird gezeigt, wie von ihm der Zug der Fische und ihre Schmackhaftigkeit abhängt, wie durch ihn Handel und Schiffahrt bedingt werde. „Seefahrer sind oft bedeutenden Scharen junger Meernesseln (Nausithoe medusinae) begegnet", sagt der Verfasser, „die mit dem Golfstrom forttrieben. Sie bieten bekanntlich dem Walfisch ein Hauptnahrungsmittel; wohin sie aber auf dieser Route gelangen mögen, darüber ist viel speculirt worden, denn man weiß recht gut, daß der gemeine Walfisch sich nie an die warmen Gewässer dieser Strömung gewöhnt. Ein erfahrener Seecapitän hat mir mitgetheilt, daß er vor einigen Jahren im Golfstrom an der Küste von Florida in eine Ansammlung junger Meernesseln von bisher unerhörter Ausdehnung hineingerieth. Die See war von ihnen meilenweit bedeckt. Er ersah gleich sie ihrem Aussehen nach mit Eicheln, die auf einem Flusse schwimmen, aber sie waren so zusammengedrängt, daß sie die See vollständig bedeckten. Er fuhr nach England und segelte fünf oder sechs Tage durch sie hindurch. Etwa 60 Tage später begegnete er auf seiner Rückreise demselben Haufen an den westlichen Inseln und fuhr hier wieder drei bis vier Tage durch sie hindurch. Er erkannte sie als dieselben wieder, denn er hatte nie zuvor etwas ihnen Aehnliches bemerkt und bei beiden Gelegenheiten ließ er häufig ganze Eimer voll heraufziehen, um sie zu untersuchen. An den westlichen Inseln ist aber der große Tummelplatz der Walfische, und es liegt uns etwas Sinnreiches in der Idee, daß der Golf von Mexico das Erntefeld und der Golfstrom der Schnitter ist, der die dort gepflanzten Früchte sammelt und sie Tausende von Meilen weit den hungerigen Walfischen zuführt. Aber wie vollkommen stimmt dies mit der allgütigen und allweisen Sorge jenes großen Vaters zusammen, der die jungen Raben füttert, wenn sie schreien, und dem Sperling sein Futter gibt!"

Die Abhandlung über Bewegungen der Atmosphäre ist ein Product der scharfsinnigsten Speculation. Sie führt uns

gelegen ist; indeß macht der Verfasser auch noch darauf aufmerksam, daß ihre absolute Tiefe noch gar nicht ganz genau anzugeben sei. Das Suchen nach dem besten Meeresgrunde zu der genannten Telegraphenlinie habe übrigens zu der festen Ueberzeugung geführt, daß zwischen Cap Race in Neufundland und Cap Clear in Irland eine genau gekannte Fläche vorkomme, welche jetzt ganz allgemein das Telegraphenplateau genannt werde. „Man hat den Vorschlag gemacht, die Drähte auf diesem Plateau fortzuleiten. Die Distanz im Bogen eines größten Kreises von der Westküste Irlands bis zur Ostküste Neufundlands beträgt 1600 Meilen und die See ist auf dieser ganzen Strecke wahrscheinlich nirgends tiefer als 10,000 F." Bei dem Sondiren der Tiefe dieses Plateaus wurde auch der Brooke'sche Apparat vielfach in Anwendung gebracht. Er leistete vortreffliche Dienste und hat sogar zu wiederholten malen Meeresboden mit an die Oberfläche gebracht. Die Seeoffiziere, welche die Versuche zu leiten hatten, waren vorsichtig genug gewesen, diese Trophäen sorgfältig aufzubewahren und bei ihrer Heimkehr an das hydrographische Bureau der Vereinigten Staaten einzureichen. Der Verfasser als Chef dieses Bureaus schickte die eine Hälfte jenes Meeresbodens dem Professor Ehrenberg in Berlin, die andere dem Professor Bailey in Westpoint. Bei dem Drucke der Schrift war Ehrenberg's Antwort noch nicht eingetroffen, dagegen schrieb Bailey im November 1853 Folgendes:

„Ich bin Ihnen für die Proben des Meeresgrundes aus bedeutender Tiefe, welche Sie mir in der letzten Woche zusandten, sehr verbunden und habe sie mit großem Interesse näher angesehen. Es sind gerade die Stoffe, deren habhaft zu werden schon lange mein Wunsch war. Daß mir ein glückliches Ungefähr jemals Meeresgrund aus einer Tiefe von mehr als zwei Meilen zur Untersuchung darbieten würde, wagte ich kaum zu hoffen, und dennoch haben wir ihn, Dank der Erfindung Brooke's, rein und ohne Fetttheile, sodaß man ihn sofort unter das Mikroskop bringen konnte. Ich war ganz entzückt zu finden, daß alle diese Grundproben mit mikroskopischen Muschelschalen angefüllt sind. Nicht eine Spur von Kies oder Sand war in ihnen zu finden. Sie sind vorzugsweise aus vollkommenen kleinen kalkhaltigen Muscheln (foraminiferae) zusammengesetzt und enthalten auch eine kleine Anzahl kieselhaltiger Muscheln (diatomaceae). Es ist nicht wahrscheinlich, daß diese Thiere in den Tiefen gelebt haben, wo sich ihre Schalen vorfinden, sondern ich bin im Gegentheil der Ansicht, daß sie die Gewässer nahe an der Oberfläche bewohnen. Wenn sie absterben, lagern sich dann ihre Schalen auf dem Grunde. In Bezug auf diesen Punkt wird es mir sehr lieb sein, Wasser aus verschiedenen Tiefen untersuchen zu können, das der «Dolphin» in Flaschen mitgebracht hat, ferner auch irgendwelche Stoffe, sei es Grund oder Wasser, aus andern Localitäten. Ich werde Alles sorgfältig studiren ... Die schon erzielten Resultate sind von großem Interesse und für die Geologie und Zoologie in vielen Beziehungen von Wichtigkeit. Ich hoffe, Sie werden möglichst viele Seefahrer veranlassen, mit Brooke's Apparat Seeboden aus allen Theilen der Welt herbeizuschaffen, sodaß wir die kleinsten Thierchen endlich ebenso gut auf der Karte angeben können wie die Walfische. Bringen Sie die Walfischjäger auch dahin, Schlamm von Pfannkucheneis u. s. w. in den Polarregionen zu sammeln; dieser ist immer mit interessanten mikroskopischen Formen angefüllt."

Das dreizehnte Capitel handelt noch ein mal speciell von den Winden, welche in den einzelnen Regionen des Meeres und des Festlandes vorherrschend sind. Für unsere Gegend in der nördlichen Hemisphäre herrscht der Südwestwind vor. Nach Maury dürfen wir durchschnittlich auf je zwei westliche Winde nur einen östlichen rechnen. Es ist nun wahrscheinlich, daß jene Westwinde in zwei Tagen ein größeres Volumen atmosphärischer Luft gegen den Polarkreis hin bewegen, als die östlichen in einem Tage wieder zurückbringen können, also folgt schon hieraus mit Wahrscheinlichkeit, daß noch eine obere Luftströmung vorkommen müsse, welche jenen Ueberschuß vom Nordpole wieder gegen den Aequator zurückführen kann. „Es muß daher irgendwo in den Polarregionen eine Stelle geben", sagt der Verfasser, „wo diese Südwestwinde in ihrem Zuge nach Norden innehalten und ihren Rückweg nach Süden antreten. Diese Stelle muß aber in einer ebenfalls von Calmen abhängigen Region liegen. Es ist dies noch ein atmosphärischer Knotenpunkt, an welchem die Bewegung der Luft mit einer Abnahme des barometrischen Drucks nach oben geht."

Die klimatischen Verhältnisse des Oceans, welche das vierzehnte Capitel in Betracht zieht, unterscheiden sich sehr von denen des Festlandes. Haben wir in unserer Gegend z. B. im Januar und Februar die kälteste Jahreszeit und im Juli und August die wärmste, so fällt in den uns entsprechenden Breitengraden des Meeres die größte Kälte auf März, die größte Hitze auf September. Im Allgemeinen läßt sich der Ocean als eine Vorrathskammer zum Ausgleichen extremer Klimate ansehen. „Alle Geographen und Naturforscher", sagt der Verfasser, „haben die Uebereinstimmung in den Conteuren der amerikanischen und afrikanischen Küste unter dem Aequator bemerkt. Zwar können wir den Grund nicht angeben, warum bei St.-Roque und im Busen von Guinea die gegenüberliegenden Küsten des Atlantischen Meeres so eigenthümlich hervor- und zurückspringen, wir können nur durch Hypothesen diese Gestaltung zu erklären suchen; wozu sie aber unter Anderm gewiß dienen soll, ist im Vorstehenden außer allen Zweifel gestellt. Wir sehen, daß durch diese Küstenformation zwei Cisternen im Ocean gebildet sind, welche, die Wärme nach entgegengesetzten Seiten verbreitend, Westeuropa und Ostpatagonien unter einen sehr gemäßigten Himmelsstrich versetzen. Wir erkennen voll Bewunderung und Verehrung des weisen Weltenordners, daß das Klima der einen Hemisphäre von der Curve abhängt, gegen welche in der andern die Wogen des Oceans anspülen. Es gibt durchaus nichts im kosmischen Leben, was nicht seine Beziehung und Bedeutung zum Weltganzen hätte; so hat denn auch keine Küstenlinie eine zufällige, sondern stets eine gewissen Zwecken angepaßte Formation."

Das folgende Capitel ist den Driftströmungen gewidmet, welche sich dadurch wesentlich von den eigentlichen Meeresströmungen unterscheiden, daß diese unabhängig von dem herrschenden Winde sich bewegen, während jene immer nur Folgen der Winde sind. Das Buch behandelt diesen Gegenstand vortrefflich, nur eignet er sich wol nicht gerade gut zu näherer Besprechung. Ganz Dasselbe gilt von dem nächsten Capitel „Stürme", welches noch dazu sehr kurz behandelt worden ist. In dem siebzehnten Capitel werden die Routen des Meeres besprochen. Hier scheint der Verfasser so recht heimisch zu sein, und man kann es nur beklagen, daß er den Gegenstand nur kurz überblickend und aphoristisch behandelt hat, denn in ihm kommen ja eigentlich alle Lehren der physischen Geographie des Meeres in praktische Anwendung. Wir wollen davon noch eine kurze Mittheilung machen. „Wenn man von der Küste aus auf den Ocean blickt und ein Schiff, indem dasselbe die hohe See gewinnt, am Horizonte verschwinden sieht, wenn man dann vollends weiß, daß das Reiseziel desselben in weiter Ferne, vielleicht bei den Antipoden liegt, so meint man wol anfangs, dasselbe fahre über eine pfadlose Wüste; folgt ihm dann einige Tage später ein schneller segelndes Schiff nach demselben Reiseziel, oder kommt ihm nach Wochen vom letztern ein anderes entgegen, so hält man wol ein Zusammentreffen oder nur in Sicht kommen derselben auf der weiten Wasserwüste für unwahrscheinlich, ja für einen bloßen Zufall. In der Wirklichkeit verhält es sich aber anders; die Winde und Strömungen werden jetzt so allgemein bekannt, daß der erfahrene Schiffer wie der Hinterwäldler im tiefen Walde durch Marken an der Rinde der Bäume seinen Weg an gewissen Zeichen sicher erkennt, und diese Zeichen findet er gerade an Dem, was auf den ersten Blick so überaus veränderlich erscheint, an dem Winde. Die Resultate der wissenschaftlichen Forschungen haben

ihn gelehrt, wie er diese unsichtbaren Boten zu benutzen hat, wie sie ihm im Verein mit den Calmen als Wegweiser auf den Kreuzungen, Gabelungen und Windungen seines Wegs dienen können." Er führt dann einige sehr interessante Beispiele zur Belehrung und zur Bewahrheitung des Ganzen durch.

In dem letzten Capitel macht der Verfasser darauf aufmerksam, daß es durchaus nöthig sei, übereinstimmend zu verfahren in dem Erforschen der physikalischen Erscheinungen des Oceans, und bespricht die brüsseler Conferenz, seine eigenen Wind- und Stromungskarten und die beste Form in der Anlage und Behandlung der Logbücher. Das Ganze hat aber nur ein sehr specielles Interesse für den Seemann von Fach.

Schließlich noch ein Wort über die deutsche Bearbeitung. Sie ist ganz unverkennbar eine fleißige, sachverständige Uebersetzung zu nennen, welche in vieler Hinsicht auch frei und selbständig sich bewegt, aber dennoch an einigen Stellen nicht recht fließend deutsch ist; hier sieht man es der Arbeit an, daß Böttger Mühe oder nicht die gehörige Ruhe gehabt hat, sich in den Kernpunkt des Gedankens klar und ganz hineinzudenken. Wir machen in dieser Hinsicht nur auf S. 106 (unten Absatz) und auf S. 130 (unten vorletzter Absatz) aufmerksam. Es sind allerdings nur Kleinigkeiten, indeß wäre es doch besser, wenn sie ganz fehlten. Vielleicht wäre auch die englische Meile, der Fahrenheit'sche Thermometer und überhaupt die specifisch englische Maß- und Gewichtsbestimmung unserer deutschen Gewohnheit besser anzupassen gewesen. Das sind aber Ansichten, worüber sich streiten läßt.

Heinrich Birnbaum.

Max Ring's neuester Gesellschaftsroman.

Verirrt und erlöst. Roman von Max Ring. Zwei Bände. Gotha, Scheube. 1855. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Max Ring ist dafür bekannt, ein großer Gönner der untern und mittlern Gesellschaftsschichten zu sein und sie für die Träger aller Treue und praktischen Tüchtigkeit zu halten, während er in den höhern Schichten allen Schwindel und jede Art von Untreue und Unsitte sucht. Wer viel in der Welt gelebt hat und berufen gewesen ist, in ihre Verwickelungen thätig einzugreifen, weiß die Sache zwar anders; er sieht die Compensationen und erkennt, daß ungefähr überall in gleichem Verhältniß gegen den Geist gefrevelt wird, hier roher, dort feiner, hier bewußter, dort unbewußter, hier versteckter, dort unverholener; aber er erkennt keinen Vorrang an, keine Ausschließlichkeit, kein privilegirtes Asyl der Tugend und des Werths. Nichtsdestoweniger wohnt den Ansichten, die Ring mit Auerbach, mit Freytag und mit vielen andern poetischen Erzählern theilt, eine gewisse ästhetische Berechtigung bei. Dem poetischen Sinne nämlich treten die Untreue, die Verkehrtheit, der Schwindel, die Selbstsucht in den gebildeten Classen ungleich näher, sie stellen sich ihm künstlerisch viel eindringlicher, viel bildfähiger, viel trostloser dar, als dies mit den Verkehrtheiten, dem Trotz, der Armseligkeit, dem Eigennutz der niedern Gesellschaftsclassen der Fall ist, und es ist daher ganz natürlich, daß die Kunst des Erzählers die erstern vorzugsweise zum Gegenstand ihrer Gemälde wählt; allein wahr ist es nicht, in der Wirklichkeit ist ein moralisches Uebergewicht der niedern Stände über die höhern nicht begründet, selbst dann nicht, wenn man von Dem mehr fodern zu können meint, dem mehr gegeben ist. Es will uns aber überhaupt nicht recht einleuchten, welches Ziel und welcher Erfolg von diesem fast stereotyp gewordenen Schüren des Kampfes zwischen den höhern und niedern Ständen seitens der Literatur erstrebt und welche Hoffnung daran geknüpft wird. Die höhern Stände werden dadurch, so scheint es, gleichsam in den Fall der Nothwehr versetzt, und da sie zur Zeit noch im Besitz der Macht und des Einflusses sich befinden, wider Willen und fast schuldlos zur Abwehr jeder Concession gedrängt, mithin das gerade Gegentheil von Dem erwirkt, was jener Geist der Literatur zu erstreben vorgibt.

Wie dem nun sei, in dem vorliegenden Lebensbilde — und wir wiederholen, daß es sich in keiner Gattung der Poesie so sehr um Wahrheit handelt als im Roman — hat der Verfasser seiner Neigung voll den Zügel schießen lassen. Höherer Gesellschaftsrang und Laster, Lebensbeschränktheit und Tugend sind für ihn ungefähr identisch, und selbst das Kunsttalent findet weder Schonung, noch macht es eine besondere Ausnahme, wenn er dem ästhetischen Geiste auch die Kraft beizumessen scheint, sich aus Verirrungen selbst wieder zurechtzufinden. Zwischen diesen extremen Auffassungen, deren Naturwahrheit wir bestritten haben, steht ein Mädchen, der höhern Classe angehörig, eine phantasiereiche, poetische Natur, jedem ästhetischen Reiz leicht zugänglich, von der Pestluft des high-life tief angesteckt, die durch das Fegfeuer des Lebensüberdrusses hindurch einem redlichen Gewerbsmann zutheil wird und, nachdem sie auf den schwindelnden Höhen der Schwärmerei und der Ueberbildung sich selbst verloren, in der Sphäre einer guten Hausfrau ihre endliche Erlösung von allem dem verhaßten Spuk und Schein der feinen Welt finden muß. Man kann sich einen solchen Plan für einige Stunden gefallen lassen, wenn er auch in der Idee weder besonders erhaben und poetisch, noch in der Ausführung besonders lehrreich, fesselnd und neu erscheinen möchte. Eines nur dürfen wir nicht erlassen: innere Wahrheit und äußere Wahrscheinlichkeit! Der Roman hat zwei Grundfoderungen zu machen: eine mit den Gesetzen des Wahrscheinlichen äußerlich verträgliche erfundene Begebenheit und ein solches Spiel der Charaktere gegeneinander, daß darin das Gesetz innerer Nothwendigkeit erkennbar wird; mit andern Worten, die Motivirung der Begebenheit. Wir wollen nun nicht bezweifeln, daß es ein Mädchen wie Adolfine geben könne, nicht bezweifeln, daß eine überlegene Natur dieser Art, gedrängt von dem Gefühl eigener Verirrung, von dem Ekel an ihren Umgebungen und endlich von den Zumuthungen eines unnatürlichen Vaters, in Verzweiflung ihr väterliches Haus verläßt, in einfachere Verhältnisse flüchtet, diese liebgewinnt und endlich ihre Hand nach einem schwachen Impulse ihres Herzens an einen würdigen Färbermeister verschenkt. Allein schwerer fällt es uns schon, uns diesen Vater zu denken, dessen gemeiner Eigennutz soweit herabsteigt, sich mit der erträumten Schuld von Adolfinens Mutter auszusöhnen, diese als sein Kind zu verleugnen und wie einen Waarenartikel zu verhandeln; noch schwerer aber, uns solche Helden und Liebhaber zu denken, wie Graf Bangor und Briolan sind, Extreme von Albernheit, Gleißnerei und überstürzter Cultur, und vollends unmöglich, uns ein Verhältniß wie das von Adolfinens Mutter und dem Fürsten vorzustellen, nach welchem jene verheirathete Frau darein willigt, die vorgebliche Geliebte des letztern darzustellen aus bloßer Freundschaft für ihn. Dergleichen ist unerhört, nie dagewesen und darum unwahr!

An eigentlichen Ereignissen ist der Roman überaus arm; die auf ihre Spitze getriebenen Charaktere und ihre Redensarten bilden den Inhalt dieser Bände mit der positiven Zugabe der Schilderung der Naturschönheiten des Salzkammergutes. Fast möchten wir glauben, dies letztere sei dem Verfasser die Hauptsache gewesen und die Erzählung sei nur erfunden um der Naturschilderungen willen, die denn auch in Bezug auf Ischl, Hallstadt, den Dachstein und den Schafsberg ihren Werth behalten mögen. Als psychologischer Roman dagegen verbirgt das Buch seine Mängel allzu wenig. Die Darstellungen aus dem aristokratischen Leben entbehren entweder der Wahrheit oder des Interesses, und wenn auch die Scenen in der Sägemühle, wo die alte Großmutter Adolfinens als eine würdige Matrone herrscht und waltet, besser sind, so finden sie doch an der Unnatur der Auftritte in des alten Bergmanns Familie, an Valentin's Wildheit und des alten Engel Falschheit ein schweres Gegengewicht, selbst abgesehen von der häß-

lichen Erscheinung des Troddel, welche die romantische Muse dem Verfasser nur in ihrem Zorn eingegeben zu haben scheint. Was den Helden des Romans selbst, den studirten Färbermeister Georg betrifft, so wollen wir ihn zwar als ein Exemplar jener prosaischen Idealität gelten lassen, die sich in englischen und deutschen Tendenzromanen neuerdings breitmacht, wissen jedoch kaum, was er uns, ausschließlich beschäftigt mit dem Geheimniß des Türkischroth-Färbens, das er zuletzt entdeckt, weiter lehren könnte, als daß das Handwerk, wie man sagt, einen goldenen Boden hat. Von „heldenhaften" Verirrungen ist bei seiner gewissenhaften Passivität nicht weiter die Rede, sein Verdienst ist mäßig und er empfängt Adolfinens Hand schließlich als ein „gutes Glück". Von den andern Liebhabern der Letztern ist Graf Bangor ein permanenter Widerspruch in sich; denn es ist undenkbar, daß die Fadheit auf solcher Höhe lange Zeit in der Gesellschaft gelte, wie uns der Verfasser glauben machen will, sowie es undenkbar ist, daß der verdorbene Schwärmer Briolan ein Herz wie Adolfinens berücke. Der dritte Anbeter endlich, der völlig verschrobene Maler, der zwischen Adolfine und seiner Nandl wie eine Korkkugel zwischen zwei entgegengesetzten Elektricitäten hin- und herfliegt, ist vollends ein alle Natur verleugnendes Phantasiestück, ohne Wahrheit und ohne Leben.

Soviel von den Charakteren und den Begebenheiten des Romans. Dieser gehört aber nicht nur zu den tendenziösen, sondern auch zu den sententiösen Erzählungen, und obwol wir der Meinung sind, daß die Doctrin nicht eigentlich in den Roman paßt oder wenigstens doch nur insoweit, als die Lehren aus den Handlungen und den Situationen unmittelbar selbst hervorgehen, so sind wir doch verpflichtet, uns nach dem Inhalte dieser Doctrin etwas näher umzusehen. Unser Färbermeister, als ein studirter Mann, ist nämlich ein gar großer Weltweiser, und als ihm Adolfine darthut, daß die Welt, wie sie dermalen ist, nichts tauge und zum Untergang reif sei, antwortet er ihr mit mildem und doch überlegenem Lächeln: „Wie oft habe ich diese Meinung gehört! Sie ist fast zur nichtssagenden Phrase geworden. Es gab schlimmere Zeiten, mein Fräulein. Was bedeutet die heutige Verderbniß gegen die Lasterhaftigkeit Roms unter den Kaisern? Welche Barbarei sehen wir während des ganzen (?) Mittelalters herrschen? welche Zustände zur Zeit der Regentschaft in Frankreich? Auch damals verzweifelten die Bessern an der Möglichkeit einer Wiederherstellung und sie erfolgte dennoch. Diese Rettung geht zu allen Zeiten aus dem Schooße der Familie auf naturgemäßem Wege vor sich. Wenn Tugend, Moral und Sittlichkeit (drei in Eins) in der Gesellschaft abzusterben drohen, so flüchten sich diese heiligen Güter des Daseins an den häuslichen Herd, wie bei einer allgemeinen Körperkrankheit die bedrohte Lebenskraft nach dem Herzen flüchtet, um von dort aus gegen den feindlichen Tod anzukämpfen." Worauf Adolfine: „Aber wenn die Familie selbst von Zersetzung und Fäulniß angegriffen ist — wo sollen wir dann noch Heil und Rettung suchen?" „In der Gesammtheit ist dies zu keiner Zeit der Fall: es herrschen hier ewige Naturgesetze. Die Liebe der Aeltern zu ihren Kindern und umgekehrt steht so fest wie der Himmel selbst. Aus dieser Quelle strömt stets neues Leben. Ich sehe aber auch noch eine andere Hülfe. Schon daß Jeder von uns die Lüge und die Heuchelei der Gegenwart erkennt, gilt mir für einen Beweis wiederkehrender Gesundheit. Es herrscht ein Ringen und Streben nach Wahrheit in der Menschheit, welches freilich wieder wunderliche Abwege einschlägt, neue Irrthümer unausbleiblich macht, aber doch eine frische, schöne Saat verspricht" u. s. w. Kurz, die färbermeisterliche Dialektik ließt sich ganz behaglich noch einige Seiten fort, ohne uns jedoch einen Fußbreit festen Bodens gewinnen zu lassen. Wie aber, wenn Jemand käme und dem Docenten bewiese, daß gerade jenes gepriesene Streben und Ringen nach Wahrheit, die eben ein Jeder aus sich selbst und seiner subjectiven Weltauffassung aufbauen will, die Urkrankheit und das Verderbniß unserer Zeit verschulde, ja selbst eben diese Krankheit sei, welche just in der Unfähigkeit besteht, Gegebenes, Geordnetes, Großenbartes hinzunehmen und sich dabei in Beruhigung zu fassen? Wir glauben, Georg's Weisheit litte alsdann doch Schiffbruch, besonders wenn man ihm deutlich machte, daß die Verderbniß in die Welt gar nicht anders kommen kann, als nachdem sie in der Familie Wurzel gefaßt und diese schon gelockert und verwüstet hat! Doch genug. Adolfine ist eine gelehrige Schülerin, und später, nachdem sie ihre Klagen über die Welt und ihre Enttäuschungen dem Fürsten wiederholt, antwortet sie auf dessen Frage: „Aber wo finden Sie Wahrheit?": „In der Liebe!"

Das geben wir nun zu, mit der Maßgabe jedoch, daß auch hier nicht von absoluter, sondern von menschlicher, irdischer, also bedingter Wahrheit die Rede sei. Und so wird sich denn wol der ganze Conflict eben an den Bedingungen des Daseins auflösen lassen, während der Gedanke das Absolute sucht, was denn auch wieder der göttlichen Weltordnung entspricht, die wir stets am Ende aller Dinge finden, wenn wir nicht blind sein wollen.

Diese Ausführung hat uns ernster gestimmt, als man gerade bei der Besprechung eines modernen Romans werden sollte, der zur Ausfüllung einer leeren Stunde bestimmt ist; indessen müssen wir doch anerkennen, daß die Arbeit des Verfassers, wenn auch nicht überall glücklich, doch eine gewisse innere Consequenz zur Schau trägt, die von Productivität zeugt und über das Niveau des Alltäglichen sich einigermaßen erhebt.

Es gibt noch eine dritte Gruppe, welche sich mit den Schilderungen des Gebirgs verbindet, in diesem Roman, der wir mit einigen Worten noch gedenken müssen. Es ist dies der alte Bergmann Engel mit seiner Familie. Wir hätten gewünscht, der Verfasser hätte dem Engel-Bergmann seinen Charakter als Ehrenmann, mit dem er ihn uns einführt, bis ans Ende erhalten; statt dessen läßt er ihn aus Haß gegen den Entführer seiner Braut, Briolan, diesem den widerlichen Troddel als sein Kind octroyiren, bis Briolan dies Kind endlich doch in Nandl, der Frau des Malers, entdeckt und plötzlich ein Greis geworden stirbt. Dies häßliche Streiflicht in Engel's Charakter scheint uns ein Fehler zu sein, den ein unmotivirter romantischer Kitzel allein verschuldete. Eben dieser Gruppe gehört denn auch der wilde Valentin an, der, nachdem er auf Nandl aus Eifersucht geschossen, von dem Troddel in einen Abgrund gestürzt wird, wo Beide zerschmettert werden.

Hiermit entlassen wir diesen viel erstrebenden, im Uebrigen aber würdig und mit gewandter Feder geschriebenen Roman, der Charaktere, Naturgemälde und ein Stück Weltleben in seinen Rahmen faßt. Die Philosophie des Verfassers ist nicht ganz die unserige; wir können von der Emancipation des Einzelwillens von Gesetz und herkömmlicher und bewährter Ordnung kein Heil für die Welt, keine Herstellung derselben aus der Krankheit, die an ihr nagt, erwarten, und wenn wir auch die Hoffnung des Verfassers, daß die Familie diese Heilung bewirke, nicht gerade eitel nennen wollen, so scheint uns doch, daß andere Heilmittel, wie entschlossene und kraftvolle Selbstbeschränkung des Wollens und Speculirens, neuerwachende Liebe zu dem Classischen in seiner Ruhe und Schönheit, klare Erkenntniß, daß der Mensch an die Bedingungen des irdischen Daseins gebunden und nicht berechtigt sei, diese nach Willkür abzustreifen, sichere und schneller wirkende Arzneien seien als die Familie, die, einmal in ihren natürlichen Verhältnissen gelockert und erschüttert, Generationen gebraucht, um sich wieder in ihren Rechten herzustellen.

J.

of Ireland, by Mr. Gilbert. 8vo. 1854. Dublin: Hodges and Smith.

Mr. Gilbert has done good service to the cause of Irish history by the publication of this volume. It contains a collection of documents relating to the Irish Confederation and the war of 1641-52, which have been hitherto inaccessible to the general reader, and which are of the highest importance for the elucidation of that period. The documents are arranged in chronological order, and are accompanied by a brief introduction and notes. The volume is a valuable addition to the literature of Irish history.

Memoirs of the Life and Times of Daniel O'Connell, by Mr. Fitzpatrick. 2 vols. 8vo. 1854. Dublin: Hodges and Smith.

Mr. Fitzpatrick has undertaken a difficult task in writing the life of Daniel O'Connell, but he has performed it with great ability and impartiality. The work is based on a large collection of documents, many of which have been hitherto unpublished, and it contains a full and accurate account of the career of the great Irish leader. The author has also given a clear and impartial account of the political events of the time, and has shown how O'Connell's policy was influenced by the circumstances of the day. The work is a valuable addition to the literature of Irish history.

Memoirs of the Life and Times of Daniel O'Connell, by Mr. Fitzpatrick. 2 vols. 8vo. 1854. Dublin: Hodges and Smith.

Mr. Fitzpatrick has undertaken a difficult task in writing the life of Daniel O'Connell, but he has performed it with great ability and impartiality. The work is based on a large collection of documents, many of which have been hitherto unpublished, and it contains a full and accurate account of the career of the great Irish leader. The author has also given a clear and impartial account of the political events of the time, and has shown how O'Connell's policy was influenced by the circumstances of the day. The work is a valuable addition to the literature of Irish history.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Frauenstädt (J.), Der Materialismus.

Seine Wahrheit und sein Irrthum. Eine Erwiderung auf Dr. **Louis Büchner's** „Kraft und Stoff". 8. Geh. 1 Thlr.

Unbefriedigt von der bisherigen Kampfesweise gegen den Materialismus, liefert der Verfasser eine unparteiische Kritik desselben, in der er, in Erwiderung auf Büchner's in dritter Auflage erschienenes Werk „Kraft und Stoff", ebenso das Für wie das Wider des Materialismus ruhig und leidenschaftslos erwägt, und dadurch beiden Parteien gerecht wird. Zugleich enthält die Schrift eine klare und präcise Darstellung des ganzen materialistischen Streites und nimmt Rücksicht auf die bisherige Literatur desselben.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:

Die Naturwissenschaft in ihrem Einfluß auf Poesie, Religion, Moral und Philosophie. 8. Geh. 1 Thlr.

Diese nicht blos für Naturforscher und Philosophen, sondern für das größere gebildete Publicum bestimmte Schrift behandelt eine der wichtigsten und interessantesten Fragen: das **Verhältniß von Glauben und Wissen.** Zunächst durch den bekannten wissenschaftlichen Streit zwischen Wagner und Vogt hervorgerufen, macht sie gegen Beide Fronte: gegen den Ausspruch Wagner's, daß man in wissenschaftlichen Dingen die größte Skepsis üben und gleichzeitig in religiöser Hinsicht dem „schlichten, einfachen Köhlerglauben" huldigen könne, aber ebenso gegen den von Vogt vertretenen Materialismus, der die Freiheit und Unsterblichkeit des Menschen leugnet. Die Schrift schildert den großen und durchaus nicht gefährlichen, sondern höchst wohlthätigen Einfluß, den die Naturwissenschaft auf die ästhetische, religiöse, moralische und philosophische Weltanschauung übe, und beweist dadurch, daß derjenige Glaube, der ein wirkliches und wahres Bedürfniß der Menschheit sei, mit den Resultaten und Foderungen der echten Naturwissenschaft im besten Einklang stehe.

Gleichzeitig erschien in demselben Verlage:

Der Froschmäusekrieg zwischen den Pedanten des Glaubens und Unglaubens. Mit einer Zueignung an Professor Karl Vogt. Von **Wilhelm Schulz-Bodmer.** 8. Geh. 1 Thlr.

Eine humoristisch gehaltene Schrift, die sich gegen die materialistischen wie gegen die spiritualistischen Hypothesenmacher richtet und durch Mischung von Scherz und Ernst die „unfruchtbare Zänkerei zwischen den Pedanten des Glaubens und Unglaubens" zu beendigen sucht. Der Verfasser ist als geistvoller politischer und namentlich militärischer Schriftsteller (z. B. durch seine jüngst erschienene „Militärpolitik") rühmlichst bekannt. Sein „Froschmäusekrieg" hat durch tiefeingreifenden Inhalt wie durch unterhaltende Form — in welcher Beziehung die „Schlußrede von Karl Vogt" besondere Beachtung verdient — Anspruch von Allen gelesen zu werden, welche die Schriften von **Vogt, Büchner, Schaller, Frauenstädt** u. s. w. kennen.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die göttliche Komödie
des
Dante Alighieri.

Aus dem Italienischen übersetzt und erklärt von

Karl Ludwig Kannegiesser.

Vierte, sehr veränderte Auflage.

Mit Dante's Bildniß, den Plänen der Hölle, des Fegefeuers und des Paradieses und einer Karte von Ober- und Mittel-Italien.

Drei Theile. 12. Geh. 1 Thlr.

Unter dem Namen „Bibliothek italienischer Classiker" erscheint zu dem **äußerst mäßigen Preise** von 10 Ngr. für den Band eine Sammlung der classischen Werke der italienischen Literatur in trefflichen deutschen Uebersetzungen von **Förster, Kannegießer, Keller, Neumont, Streckfuß, Witte** u. A., meist bereits in zweiter, dritter und vierter Auflage.

Hiervon wurden außer obigem Werke bisjetzt ausgegeben:

Boccaccio, Das Decameron. Uebersetzt von Karl Witte. Zweite verbesserte Auflage. Drei Theile. 1 Thlr.

Tasso, Das befreite Jerusalem. Uebersetzt von Adolf Friedrich Karl Streckfuß. Vierte Aufl. Zwei Theile. 20 Ngr.

Petrarca's sämmtliche Canzonen, Sonette ꝛc. Uebersetzt und mit erläuternden Anmerkungen begleitet von Karl Förster. Dritte verbesserte Auflage. Zwei Theile. 20 Ngr.

Machiavelli's Florentinische Geschichten. Uebersetzt von Alfred von Reumont. Zwei Theile. 20 Ngr.

Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an und werden einzelne Werke der Sammlung auf Verlangen gern zur Ansicht liefern.

Brockhaus' Reise-Bibliothek.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Böhmischen Bäder.

Von

Siegfried Kapper.

Preis 10 Sgr.

Der bekannte Verfasser schildert hier die Böhmischen Bäder, die er als daselbst praktizirender Arzt besonders genau kennt, nämlich Franzensbad mit Eger, Marienbad, Karlsbad und Teplitz nebst ihren nähern und weitern Umgebungen. Die Schrift wird deshalb gewiß Allen, die in einem dieser Bäder die Cur gebrauchen oder sie sonst besuchen, als Lectüre während des Aufenthalts sowie als Erinnerung willkommen sein.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Literarische Unterhaltung.

Die Wohnung des in den wunderlichſten Käfig der Welt hier eingefangenen Löwen, mit dem freien Ausblick, hier auf Italiens Küſte, dort auf ſeine Wiege Corſica, und gerade abgeſchloſſen genug, um die unruhigen Bewegungen des Gefeſſelten dem Auge der gedankenloſen Diplomatie zu verbergen — dieſe Wohnung ragt über der zierlichen Stadt zwiſchen Fort Stella und Falcone, einen prachtvollen Anblick über Land und Meer gewährend, empor. Eine kindliche Naivetät, dem Prometheus dieſes Felſens ſtündlich zuzurufen: Cäſar, du ſchläfſt? und nicht zu ſehen, daß der Löwe in dieſem Sinne gerade dies Eiland wählte! Das Haus iſt klein, ein plattes Mittelgebäude, zwei Stockwerke mit vier Fenſtern und zwei kleinern Seitenflügeln, jetzt die Wohnung des Gouverneurs. Dazu ein kleiner Garten, Citronenſpaliere an der Mauer, einige Marmorbilder in Grün, Kanonen dazwiſchen, denn der Garten iſt eine Schanze des Fort Falcone. Blumen liebten die Napoleons bekanntlich nicht. Hier denke man ſich Napoleon — die Glut im Buſen, den Blick an die Küſte des Landes, das ihn zuerſt groß gemacht, gefeſſelt — ein ganz Anderer als auf Helena; hier die Villeggiatur eines Imperators mit ſeinem Spielzeug von 700 Prätorianern, dort der Held der Tragödie! Elba und Capri — welche widerſpruchsvolle Kehrſeiten der Despotie! Hier ein Gewaltherrſcher wie zum Scherz auf eine kleine Inſel im Angeſicht ſeiner verlorenen Weltherrſchaft verbannt; dort der zweifelloſe Herr der bekannten Welt, der ſich wie aus Ironie gegen dieſe auf der kleinſten Scholle ſeines grenzenloſen Reichs als Eremit zu leben entſchließt. Im Uebrigen iſt Elba ein Eiſenklumpen, der überall zutage tritt und deſſen maleriſche und grandioſe Natur der Verfaſſer mit lebhaften Farben, blühend unter der Gunſt der üppigſten Triebkraft und des heißen Sonnenſtrahls, vor uns entfaltet.

„Der Ghetto und die Juden in Rom" iſt eine an hiſtoriſchen Reflexen ausgiebige, vortreffliche Arbeit. Der Verfaſſer führt die heutige Bevölkerung des Ghetto in unmittelbarer, faſt unvermiſchter Abſtammung auf die gefangenen Juden aus dem Triumphzuge des Titus zurück, die älteſte Corporation, die nobelſte Gemeinde der Welt. Es ſind die ſtammreinen Nachkommen dieſer alten Judengeſchlechter, die wir heute beſchäftigt ſehen, auf Lumpenhaufen in der Straße ſitzend, mit Silber- und Goldflittern Tuch und Leder zu beſticken! Es ſind die Töchter dieſer edeln Familien Jeruſalems mit den ſchwarzen blitzenden Augen, die aus dem Schmuz der Gaſſe die Lappen hervorziehen, ihre bunten Decken zuſammenzuſetzen, und im Dienſt der Armuth ämſig die Nadel ſchwingen für die Bäuerin von Anzio. Dieſe Judencolonie erſcheint in der Darſtellung des Verfaſſers als ein lebendiger Reſt des alten Rom, verſteinert in ſeinem Elend, aber anziehend durch ſeine merkwürdige Geſchichte. Es iſt ſeltſam, aber wahr, daß in dieſer wunderbaren Gemeinde die Sympathie für das Chriſtenthum vorbereitet wurde, welche im 3. Jahrhundert allmälig in Rom an den Tag kam. Seltſam ſind die Geſetze der Clauſur, die Feſte der fünf Schulen, die Erniedrigungen, Peinigungen und Qualen endlich, denen dieſe Gemeinde das Mittelalter hindurch, je nach dem jeweiligen Geſchmack der Zeit, unterworfen wurde und deren Schattenreſte noch heute beſtehen. „Lieber aber ſage ich", fährt der Verfaſſer am Schluß ſeines anziehenden Bildes fort, „wie dieſe Juden in ihrer Armuth reich ſind an Menſchlichkeit, Brüderlichkeit und aufopferndem Familiengeiſt unter ſich, dieſem dauernden Erbe Iſraels, und wie bei dieſen nüchternen, fleißigen Menſchen höchſt ſelten ein Verbrechen vorkommt." Es iſt charakteriſtiſch, daß in Rom, durch große und erhabene Dimenſionen und durch Paläſte ausgezeichnet, von denen einer genügte, die halbe Ghettobevölkerung beſtens zu behauſen, dieſe armen Judenfamilien wie in einem römiſchen Columbarium übereinander geſchichtet, ſeit Jahrhunderten Schmuz und Peſthauch tragen müſſen, ſie, die lebendigen Reſte des alten Rom, während ihre weit jüngern Mitwohner in herrlichen Sälen und bei kühlen Springbrunnen königlich logirt ſind. Die Schilderung der ſeltſamen Feſte im Ghetto und in der Synagoge, dem Palaſt Cenci gegenüber, wo die Harfe David's noch ihre Rolle ſpielt, empfehlen wir dem Leſer zu eigener Lectüre. Hier hören wol ſelbſt römiſche Patricier und Prieſter den jüdiſchen Schriftgelehrten, in ihren ſtattlichen Coſtümen die Sprüche Salomonis deutend, zu und freuen ſich an dem Gelärm der Cymbeln, der Sackpfeife und des Siſtrums, das wir auf den Iſisbildern wiederfinden. Wie das Volk ſelbſt, iſt Alles hier uralt in dieſer Sixtiniſchen Kapelle des Ghetto zu Rom. Dieſer aber hat doch ſeine eigne Ironie an der politiſchen Welt vollzogen, indem er in Rom das goldene Kalb aufgerichtet hat, um deſſen Piedeſtal die römiſchen Großen nun täglich tanzen müſſen!

Als Gegenbild zu dieſen ſüdlichen Scenen läßt der Verfaſſer „Idyllen vom Baltiſchen Ufer" folgen, die wir hier, wo wir uns mit Italien beſchäftigen, übergehen. Wie ſtill und weit ſind dieſe Welten! Und doch haben ſie nun ihr treffendes Pendant an den lateiniſchen Ufern, die einſt ſo geräuſchvoll und glänzend waren, als jene Küſten noch in cymmeriſcher Nacht vergeſſen ruhten. Die „Idyllen vom Lateiniſchen Ufer" bilden einen prächtigen Abſchnitt dieſes Buchs. Die Meereseinſamkeit von Porto d'Anzio, wo Auguſtus, Caligula und Nero, hier geboren, in herrlichen Paläſten Villeggiatur machten, jene feinen, ſanften Küſtenlinien nach Nettuno und Aſtura hin, wo Licht und Nebel die entzückendſten Kämpfe ausführen, jenes herrliche Circe-Cap, jenes ſtille Nettuno, jenes an geſchichtlichen Erinnerungen reiche Aſtura, wo nach der verlorenen Schlacht von Tagliacozzo der junge Konradin und Prinz Friedrich von Oeſtreich von Frangipani, dem Herrn von Aſtura, verrathen wurden, dieſes ſchon den alten Kaiſern, Auguſt, Tiberius und Caligula, verderbliche Aſtura — terra maledetta, wie der Volksmund es nennt; dieſe wiedergewonnene Wildheit der Natur, die die Feſſeln einer alten Cultur wieder abgeworfen hat und wie einſt von wilden Rin-

a cycle of the set of all cycles of Γ which contain v and w. Let $\mathcal{C}_{vw}$ be the set of all cycles of Γ which contain v and w. Then $\mathcal{C}_{vw} = \mathcal{C}_{vw}^{(1)} \cup \mathcal{C}_{vw}^{(2)}$, where $\mathcal{C}_{vw}^{(1)}$ is the set of all cycles of Γ which contain v and w and which contain e, and $\mathcal{C}_{vw}^{(2)}$ is the set of all cycles of Γ which contain v and w and which do not contain e. Let $\mathcal{C}_{vw}^{(1)}$ be the set of all cycles of Γ which contain v and w and which contain e. Then $\mathcal{C}_{vw}^{(1)

niglichen Palme. Hier iſt Alles graziös, lieblich, klein — wie etwa in Pompeji — und die reizende Beſchäftigung der Mädchen im Innen der Häuſer, welche ſchöne goldene Seide aufhaspeln oder bunte Bänder weben, ſteht mit dieſem Reiz im Einklang eines friedlichen und heitern Bildes. Dann beſchreibt der Verfaſſer die einzelnen maleriſchen Punkte der Inſel, die Marina, die beiden Städte, die Grotten (dell' arsenale, eine Tiberiſche Schiffswerft), die Ruinen, den Solaro, die höchſte Bergſpitze, den Tuoro grande, die Grotte Matromania (antrum magnae matris) mit myſtiſchen Reliefs, Mithras darſtellend, wo die merkwürdige griechiſche Grabſchrift eines in der Blüte ſeiner Jahre geopferten Knaben gefunden wurde, die der Verfaſſer mittheilt (vgl. Nr. 32 d. Bl.); den grauſigen Salto, wo die Opfer Tiber's ins Meer geſtürzt wurden, und nahe dabei die Ruinen der Jovisvilla, des eigentlichen Palaſtes Tiber's, in dem ſich der Tyrann nach dem Sturze des Sejan aus Furcht neun Monate lang verſchloß, wie Sueton erzählt. Auf dieſem Trümmergewirr von Capitälern, Baſen und Säulenſtümpfen, in den Wölbungen noch Reſte von Stuck und Malerei zeigend, ſaß der Verfaſſer manche Stunde. Die Lage iſt unvergleichlich: zwei Meere, die ganze tempel- und ſchlöſſergeſchmückte Inſel zu ſeinen Füßen, Cap Minerva mit den Tempeln des Herakles und der Sirenen nahe gegenüber, das ganze Eiland ein Luſthain, wie muß dieſer Anblick zur Zeit Tiber's geweſen ſein! Dies moraliſche Ungeheuer war zu ſeiner Zeit, wie Cäſar Borgia, der ſchönſte Mann unter den Lebenden; ſo zeigt ihn die Koloſſalfigur aus Veji in idealer Jugendlichkeit als Heros; die Büſte im Capitol zeigt den gealterten Mann, aber die Züge ſind noch weich und weiblich voll, nur der Mund verräth den höhnenden Despoten und Skeptiker. Von der diaboliſchen Bildung des Caracalla ſteht er weit ab, er prägt nur den Fatalismus ſeiner Stellung aus. Der erſte eigentliche Monarch, erbte er eine niederträchtig gewordene Welt, an der er zugrunde ging. Es iſt kein Wunder, daß ſeine Nachfolger ganz in Wahnſinn verfielen — der Zufall warf dieſen Menſchen die Welt mit allen ihren Genüſſen vor die Füße; ſie wurden darüber ſinnlos; ſie hätten die Erde wie ein Ei auf einmal ausſchlürfen mögen. Auguſtus blieb groß und glücklich, weil er die Herrſchaft erſtreiten, erſiegen mußte, ſeine Nachfolger waren elend, weil ſie nichts mehr zu erſtreben hatten. Das Räderwerk der Geſchichte ſtand ſtill und Tiberius, Caligula, Claudius, Nero wurden eben deshalb verrückt! — Welche Lehre! Und doch unterſchied ſich der lauernde, feine, verhüllte Tiber noch von ſeinen Nachfolgern, die nichts als nackte Böſewichter waren.

In dieſer Scene des losgelaſſenen Taumels der Lüſte bis zum Schmerz wohnt nun das Vieh des Bauern unter Epheu, wilden Feigen und Malven! Die berühmte Blaue Grotte (grotta azurra), für jetzt nur guten Schwimmern zugänglich, wird wie eine Zauberei geſchildert, deren Eindruck unverlöſchlich bleibt. Die Umfahrt um die ganze Inſel nimmt etwa drei Stunden in Anſpruch. Stalaktitenbildungen, Höhlen, Grotten überall. Die Krone Capris aber bleibt die Spitze des Solaro über Anacapri; ſüdwärts endloſes Meer, weſtlich Ischia, Procida, ſanft geneigt, die Ponzainſeln, Gaëta, Terracina und traumhaft Cap Circe, näher Miſen, wo Tiber ermordet wurde, die Berge von Bajä, der ſchlanke Poſilipp und Niſita, Camalboli, die Berge von Capua; dann der Städtekranz von Neapel bis Torre del Greco, darüber der zweigipfelige Veſuv; dann das Ufer von Maſſa, Cap Sorrent, Amalfi, Salerno und der rieſige San-Angelo; endlich der Uferſaum von Päſtum und im Hintergrund die calabriſchen Berge und Cap Licoſa in Lucanien. Auf ſolcher Höhe und ſolcher Weite des Horizonts fühlt man einmal Sonnenweiten menſchlicher Exiſtenz! Denn das Leben iſt eng und die Dinge rücken uns meiſtens fürchterlich hart auf den Leib. Aller Kampf des Lebens iſt Kampf um einen größern Horizont; alle Bildung iſt Horizonterweiterung. Hier denkt man an Ariſtoteles, an Plinius, an Humboldt! Doch der Verfaſſer ſchließt, zufrieden, eine ſolche Ordnung der Natur einmal geſchaut zu haben, während die Sonne glühend hinter Ischia verſinkt, und ruft dem ſchönen Eremiteneiland Capri ſein Lebewohl begeiſtert und entzückt nach.

In welchem Maße uns ſeine reizende und inhaltreiche Schilderung der Inſel erfreut hat, welchen Werth wir überhaupt dieſem gefälligen und feſſelnden Buche zumeſſen, meinen wir durch das vorſtehende Referat über ſeinen mannichfaltigen Inhalt dargethan zu haben. Soviel wir wiſſen, ſetzt der Verfaſſer ſeine fleißigen Forſchungen in Italien fort und er verſpricht uns daher in ſeiner Eigenſchaft als Naturmaler und Kunſtkenner vom Fach noch manchen nicht gewöhnlichen Genuß. 2.

Zwei Dutzend Lyriker.

Wir ſehen uns bei dem fortwährenden Zudrange von neuen Erſcheinungen genöthigt, einmal eine größere Reihe zuſammenzufaſſen, um nicht endlich in die unangenehme Lage verſetzt zu werden, weiter rückblicken zu müſſen, was in einer Zeit, die entſchieden vorwärtsſchauend iſt, ſeine bedenkliche Seite hätte. So ſehr wir Uhland verehren, ſo glauben wir dennoch, daß er der deutſchen Literatur mit dem Liede „Singe, wem Geſang gegeben!“ eben keinen Liebesdienſt erwieſen; denn ſie haben wirklich ſehr vernehmlich in allen deutſchen Gauen zu ſingen angefangen, gleichviel ob Rabe oder Elſter, ob Dompfaff oder Zaunkönig; die Kritik jedoch will ſeit jenem Signal des allgemeinen Zuſammenſchreiens bemerkt haben, daß die Nachtigallen und Lerchen weit ſeltener geworden ſeien. Dies bunte Gemiſch von allen Tonarten könnte vielleicht jenem türkiſchen Geſandten gefallen, der den durcheinanderſchmetternden Lärm, den das Stimmen ſämmtlicher Orcheſterinſtrumente verurſachte, viel ſchöner fand als die darauffolgende Ouverture, wir jedoch ſind davon nicht ſehr ergötzt. Der Schlußaccord dieſer Maſſenbewegung wird wol ein Proceß der Auf-

lösung sein. Die Welt ist jetzt ein completer Materialist, der sich sehr wenig darum bekümmert, was oder ob überhaupt noch etwas nach der Auflösung erfolgt. Man sieht jetzt nichts als sich selbst, man arbeitet nur für das eigene Zeitalter; wenn dies Niemand im Drange des alltäglichen Lebens bewiese, so stände eine ganze Schar von Poeten da, deren Opuscula haarscharf diesen Beweis führen. Schon bei der Wahl des Stoffs merkt man es diesen Musensöhnen ab, daß sie dabei auf den eben herrschenden Geschmack des Publicums speculirten. Es geht nichts aus innerer Nothwendigkeit, aus echter Begeisterung hervor, es ist Alles nur eine äußerlich gemachte Sache, die sich im Goldschnitt und eleganter Hülle den Anschein gibt, als stecke dahinter auch etwas Schönes. Die Vögel, die das schönste Gefieder haben, singen gewöhnlich sehr schlecht. Doch verlieren wir uns nicht zu weit in allgemeine Betrachtungen, denn es thut heute noth an Raum — 24 Leute brauchen Platz, wenn sie gehörig abgespeist werden sollen. Also rasch zur Sache:

1. Lieder aus der Fremde und Heimat von Christian Böhmer. Erlangen, Deichert. 1855. 12. 20 Ngr.
2. Sangesblüten. Aus den Papieren einer Dame von Stande. Mit einer Vorrede von W. Böhmer. Breslau, H. Aland. 1855. 16. 20 Ngr.
3. Klänge aus der Sonntagsfrühe von Karl Pöls. Gütersloh, Bartelsmann. 1855. 12. 15 Ngr.
4. Das Jahr der Kirche von Ida Gräfin Hahn-Hahn. Mainz, F. Kirchheim. 1854. 16. 1 Thlr.
5. Herzensergüsse in bewegter Zeit. Oeffentliches, Häusliches, Kirchliches. Von dem Verfasser der Weckstimme eines Deutschen. Nürnberg, von Ebner. 1855. Gr. 16. 18 Ngr.
6. Gedichte von Bruno Lindner. Leipzig, Dörffling und Franke. 1854. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.
7. Vesperklänge. Aufsätze und Gedichte aus dem literarischen Nachlaß des Pfarrers J. H. G. Nonne. Zum Druck übergeben von J. H. J. Nonne. Schwelm, Scherz. 1854. 8. 22½ Ngr.
8. Die Reise mit einer Seele. Von Gedeon von der Heide. Schaffhausen, Hurter. 1854. 8. 27 Ngr.
9. Josephine. Romanzen von Joseph Pape. Erste und zweite Auflage. Münster, Cazin. 1854. 16. 1 Thlr.
10. Der Tod der Makkabäer. Eine alttestamentliche Dichtung von Minna Bauer. Wriezen, Roeder. 1855. 16. 10 Ngr.
11. Wolfram. Dichtung von Franz Bonn. Regensburg, Pustet. 1854. 8. 21 Ngr.
12. Clemens von Rom, nebst drei kleinern Legenden von Joseph Reinkens. Breslau, G. P. Aderholz. 1855. 8. 1 Thlr.
13. Sanct-Johannes auf Pathmos. Religiös-epische Dichtung in zwölf Gesängen von Friedrich Heinzelmann. Leipzig, F. Fleischer. 1855. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
14. Zionsklänge. Religiöse Dichtungen von J. Schwarz. Leipzig, Hunger. 1855. 16. 12 Ngr.
15. Lutherische Lieder von Friedrich Weyermüller. Halle, Mühlmann. 1854. 16. 20 Ngr.
16. Martin Luther. Ein Gedicht von Hugo Kreisler. Swinemünde, Fritzsche. 1854. 16. 15 Ngr.
17. Luther und seiner apostelischen Kirche Ehrenpreis. Ein Bekenntniß in Dichtungen von J. Koch. Bremen, Geisler. 1855. Gr. 16. 24 Ngr.
18. Harfenklänge von A. F. O. Münchmeyer. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. 1855. Gr. 12. 10 Ngr.
19. Maria vom blühenden Dornstrauch. Eine Legende von W. von Merckel. Berlin, Schröder. 1854. Gr. 8. 10 Ngr.
20. Liebfraue. Kleines Liederbuch von Hermann Grieben. Stettin, Saunier. 1855. 16. 7½ Ngr.
21. Garten, Flur und Wald. Gedichte von Karl Köchy. Berlin, Schröder. 1854. 16. 15 Ngr.
22. Gedichte von Eduard Baumbach. Leipzig, Hartmann. 1854. 18. 1 Thlr.
23. Mutter und Kind. Ein Gedicht von einem Arzte. Berlin, Kühn. 1854. 12. 1 Thlr.
24. Dichtungen aus heitern und ernsten Stunden von Karl Ferdinand Peters. Dresden, Arnold. 1854. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Nr. 1. Sehr markige Gedichte ohne alle pietistische Färbung, daher allen Lichtfreunden besonders zu empfehlen. Man stößt hier allerorts auf eine tiefere Weltanschauung; der Ausdruck dieser Lieder, denn die Ballade scheint der poetischen Richtung des Verfassers nicht zuzusagen, ist von plastischer Naivetät und zartem melancholischen Anstrich begleitet. Nicht Jeder wird hinter dieser schätzenswerthen Gabe der Lyrik bei einer flüchtigen Durchblätterung sogleich den gehaltreichen Kern entdecken; wer sich jedoch die Zeit nimmt, dem Buche seine ganze Aufmerksamkeit zu schenken, der wird es gewiß nicht unbelohnt aus der Hand legen.

Nr. 2. Nicht minder schön sind diese „Sangesblüten" auch allen Lichtfreunden bestens zu empfehlen. Sie stammen aus der Feder jener „Dame von Stande", die vor einiger Zeit in Berlin „Dichtungen von Constance" erscheinen ließ. Die Verfasserin gehört offenbar der schlesischen Schule an; es steckt so etwas Reflectirendes in diesen Gedichten, als ob sie sich Sallet zum Vorbild genommen hätte. Dies tritt zuweilen so stark hervor, daß man geneigt ist, sie für seine Schülerin zu halten, namentlich in jenen Liedern, wo sich, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, das specifisch schlesische Gottesbewußtsein Luft macht.

Nr. 3. Nachdem der Verfasser alle Festtage des Kalenders von Weihnachten bis Pfingsten angesungen hat (ohne jedoch daß ihm der Heilige Geist erschienen), läßt er, nach einem Intermezzo, betitelt „Feierklänge", elf „Glockenlieder" los, so schwungvoll, so metallreich, daß uns vor lauter „Morgenläuten und Abendläuten, Sonntagseinläuten und Grabgeläute" und dazu noch „Glockensprache und Glockenmahnung" so schwindelig wurde, als ob wir unter der großen Glocke des Stephansthurms säßen. Die Schuld liegt also sicherlich an uns, wenn wir nicht in die ästhetischen Schönheiten und rhythmischen Feinheiten dieser Lieder eingedrungen sind. Wir waren nicht in der rechten Stimmung; um daher dem Verfasser ja nicht zu nahe zu treten, enthalten wir uns einer detaillirten Besprechung; soviel jedoch haben wir mit Gewißheit dem Ganzen entnommen, daß wir sie mit voller Ueberzeugung allen Lichtfreunden auf das wärmste empfehlen können.

Nr. 4. Diese Lieder übertreffen die vorigen unbedingt noch an Weihe und Innigkeit. Die Verfasserin ist bekanntlich ein Stern erster Größe unter den Dichtern generis feminini in Deutschland. Die Gräfin Ida Hahn-Hahn hat sich mit diesem Werke die Krone aufgesetzt. Das Vorwort beginnt mit den trefflichen Worten: „Das Jahr der Kirche ist das Jahr des übernatürlichen Menschen. Es weiß nichts von unsers Erdballs Frühling, Sommer, Herbst und Winter, die sich um die Sonne der irdischen Schöpfung abwickeln." Wir zweifeln keinen Augenblick mehr daran, daß die Gräfin Hahn-Hahn im Momente ihrer dichterischen Begeisterung ein übernatürliches Wesen sei. Wer möchte sich auch im Frühling seines Daseins erfreuen — das wäre zu unnatürlich! und gar ein Dichter müßte sich dessen doppelt schämen. Die Verfasserin besingt den ersten Adventsonntag u. s. w. bis zum letzten Sonntag im Kirchenjahr mit unermüdlicher Geduld — das hat gewiß noch kein Lyriker gethan! Dies Buch ist also eine wahre Perle für

Lichtfreunde — keine Frage, die Gräfin Hahn-Hahn ist ein Sonntagskind.

Nr. 5. Diese Gedichtsammlung zeichnet sich durch eine Fülle und eine Abwechselung hinsichtlich ihres stofflichen Gehalts unter den bisher besprochenen sehr vortheilhaft aus. Schon die Haupteintheilungen „Oeffentliches", „Häusliches", „Kirchliches" leisten dafür Bürgschaft. Der Verfasser ist bereits rühmlich bekannt durch das Buch „Weckstimme eines Deutschen", bei dem Jedermann eingeschlafen ist. Wir können uns hier nicht darauf einlassen, die Reichhaltigkeit dieser erotischen Blütensammlung näher zu beleuchten, doch um dem Leser von dem Ueberraschenden darin nur einen leisen Begriff zu verschaffen, citiren wir die erste Strophe eines lateinischen Gedichts:

Mundi lux, illustres me,
Recte te meque ut cognoscam,
Tibi fidens maxime
Deum patrem meum dicam.
Redde's quaeso sapientem
Me coelumque requirentem.

Nr. 6. Der Verfasser dieser bunt durcheinandergewürfelten Liedersammlung, der eine Revision nicht schaden könnte, zeigt dem Naturleben gegenüber eine warme Empfänglichkeit, nur kann er sich auch hier nicht eines pietistischen Colorits enthalten, das die Wirkung des ganzen Buchs abschwächt und sich am widrigsten in den Gnomen „Rechte Theologie" bemerkbar macht. Was geht die Lyrik die Theologie an? Auch wäre ihm mehr Kraft und Energie zu wünschen. Dagegen können wir seinen Versbau loben, wie er sich überhaupt in formeller Beziehung gewandt benimmt, wenn wir in Anschlag bringen, daß wir es mit einem noch jugendlichen Dichter zu thun haben. Er weiß zuweilen einem Gegenstande, der schon oft von Lyrikern besungen wurde, eine neue Wendung zu geben, wodurch das Product einen originellen Anstrich erhält und mit gut angebrachter epigrammatischer Kürze schlagend wirkt, wie z. B. das hübsche Gedichtchen „Literatenpatriotismus". Für das gelungenste Gedicht in seinem elegant ausgestatteten Buche halten wir jedoch folgendes, das wir unsern Lesern zum besten geben:

Der Thurm zu Leipzig.

Zu Leipzig stand ein fester Thurm
Hochragend auf der Mauer,
Er trotzte manchem Stoß und Sturm
Und manchem Kugelschauer.

Der alte Meister grub hinein
Mit Goldschrift in die Steine:
„Durch Zwietracht wird das Große klein,
Durch Eintracht groß das Kleine."

So stand er manches liebe Jahr
Und sah das Land der Sachsen
Trotz Wetterſturm und Kriegsgefahr
Durch Eintracht blüh'n und wachsen.

Doch einſt war blut'ger Streit entfacht;
Die Kriegesglut entbrannte,
Als Friederich mit Heeresmacht
An Leipzigs Mauern rannte.

Der Herzog Moritz hielt's in Hut,
Es ſpien aus off'nem Rachen
Auf Thürm' und Mauern Blitz und Glut
Viel Hundert eh'rne Drachen.

Da ſank der alte Thurm ins Feld
Hernieder von dem Walle,
Und an dem Boden lag zerſchellt
Die Schrift vom jähen Falle

Ein Trümmerhäuflein ſtand allein,
Es ſprachen ſeine Steine:
„Durch Zwietracht wird das Große klein,
Durch Eintracht groß das Kleine."

Von Nr. 7 läßt ſich mit gutem Gewiſſen ſagen, daß dieſe „Vesperklänge" einzig in ihrer Art ſind. „Zur Amtsjubelfeier des Pfarrers N." und „Zur Amtsjubelfeier des Pfarrers M." und derartige Ergüſſe fehlten bisjetzt der deutſchen Lyrik, es iſt alſo hier ein neues Feld gewonnen; dies allein iſt ſchon viel werth in unſerer nach Neuigkeiten gierig ſchnarrenden Zeit. Deshalb glauben wir, allen Dunkelmännern zum Trotz, dieſen hochpoetiſchen „Vesperklängen" ſehr viel Glück prophezeien zu können. Das iſt etwas für unſer jetziges Publicum, das ſtets bereit iſt, jene Feierabendſtimmung mitzubringen, in der man für das Schöne am empfänglichſten iſt.

Nr. 8. „Die Reiſe mit einer Seele" — welch ein lockender, vielverſprechender Titel! Nimmt man es jedoch genauer, ſo iſt es ein nichtsſagender; denn wie kann man eine Reiſe ohne Seele machen, das iſt doch abſolut unmöglich. Man kann doch die eigene Seele auf Reiſen nicht wie einen Regenſchirm in einer Ecke ſtehen laſſen. Es wäre aber ſehr gut, wenn man zuweilen einen klafterbreiten Schirm gegen den läſtigen Sonnenſtich des Myſticismus aufſpannen könnte, namentlich Kritikern thäte das ungemein wohl, denn mit dem Sonnenſtich darf kein menſchliches Gehirn ſpaßen.

Nr. 9. Ebenfalls ein Stück Myſtik. Da hat der Kritiker einen ſchweren Stand, weil dieſer modernen Myſtik kein Verſtändniß abzugewinnen iſt. Es gibt einen uralten, ganz einfachen natürlichen Myſticismus, den ſelbſt der größte Gelehrte, der freiſinnigſte Naturforſcher, wenn er nicht vom Geiſt des Eigendünkels gänzlich verblendet iſt, zugibt, nämlich der, daß kein endliches Weſen in die letzte Tiefe des Univerſums je hinabblicken werde. Dieſe geheimnißvolle Verſchleierung des objectiven Weltganzen läßt ſich Jeder gern gefallen; jedoch unſere modernen Myſtiker verſchanzen ſich in die Nebelbänke ihrer krankhaft ſubjectiven Gemüthswelt, und gegen dieſe Barrikaden kämpfte ſelbſt eine Legion Kritiker vergebens — Nebel läßt ſich nicht dreſchen, eher noch leeres Stroh, obwol dies auch für den Recenſenten ein höchſt undankbares Geſchäft bleibt; daher wollen wir das Buch lieber mit Stillſchweigen übergehen.

Nr. 10. Eine jugendliche Verirrung. Es kommt ſehr häufig vor, daß ſich unſere ſchriftſtellernden Damen Aufgaben ſtellen, denen ſie nicht gewachſen ſind. Wenn ſie beſcheiden ein Bändchen kleiner Lieder im Nipptiſchformat publiciren, ſo darf der Kritiker allenfalls aus Galanterie ein Auge zudrücken, weil er dieſe Nachſicht vor ſeinem Gewiſſen verantworten könnte; denn das große Publicum übt ja in der Regel bei dem Kaufe eines derartigen Werkchens ſtillſchweigend dieſelbe Galanterie aus; ſo wagen ſie ſich aber an größere epiſche Stoffe, ohne auch nur eine blaſſe Ahnung zu haben, wie ſolch ein Stoff angepackt werden muß. Sie tappen dabei umher, wie der Blinde, der einen Elefanten ſucht; ſie nehmen ein Epos in Angriff wie einen Strickſtrumpf und ſind ſich gänzlich darüber unklar, wie weit ihre Geſtaltungskraft reicht. Dem Kritiker bleibt nichts übrig, als ſolche Damen, zu deren Zahl die Verfaſſerin der „Makkabäer" gehört, auf das ſtrengſte in ihre Schranken zurückzuweiſen; er könnte es vor ſich ſelbſt nicht verantworten, das Publicum durch geſpendetes Lob zum Ankaufe eines matten Products zu verleiten.

Nr. 11. Ein ähnlicher Vorwurf trifft, wenngleich nicht in dieſem Maße, den Verfaſſer des „Wolfram". Auch er verkennt das Weſen des Epos. Kaum hat er den Leſer mit einigen Capiteln in ſeine Erzählung eingeführt, ſo ſchaltet er ein Dutzend lyriſche Klänge ein unter dem Titel „Erſte Liebe". In ein Epos darf jedoch nur ausnahmsweiſe, wenn die Situation dazu berechtigt, ein Lied eingeflochten werden; aber dieſes Geſchäft en gros zu betreiben iſt dem Poeten unter keiner Bedingung geſtattet, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil man dadurch aus der epiſchen Stimmung her-

Faſſung, Haltung, poetiſchen Concentration eines Hauptgedankens iſt nicht die Probe zu entdecken. Gelangt man zur letzten Seite, ſo iſt einem ebenſo zu Muthe wie nach der erſten — man weiß nicht, warum man geleſen hat, es hinterläßt keinen Eindruck und ſteht alſo hiermit unter dem Niveau der Kritik.

Nr. 20. Es ſind einige unter dieſen lyriſchen Kleinigkeiten nicht übel. Der Verfaſſer läßt uns in ein reiches Gemüthsleben blicken; er ſchlendert nach Art und Weiſe der Jugend durch die Welt, ohne ſich zu bekümmern, was eben dieſe Welt dazu ſagt. Zuweilen ſchlägt er einen burſchikoſen Ton an, wie in dem Gedichte „Liederlich", von dem die erſte achtzeilige Strophe in der That ſehr gut iſt; wären ihm die zwei nachfolgenden Strophen ebenſo gelungen, ſo könnte das friſche Lied darauf Anſpruch machen, ins Volk überzugehen. Wir rathen dem Verfaſſer einen guten Schluß zu erſinnen und die letzte Strophe zu ſtreichen, dann könnte ein vortreffliches Liedchen aus dem Ganzen werden, deſſen volksthümlicher Ton jeden Deutſchen erfreuen müßte. Für das beſte Gedicht der Sammlung halten wir folgendes:

Die lachende Thräne im Wappen.

Der Mai iſt da mit ſeinem Blüh'n und Grünen,
Auch durch die Menſchenherzen weht er mild.
In meinem Herzen führ' ich nun dein Bild
Und, um den Haß vergang'ner Zeit zu ſühnen,
Die lachende Thräne im Wappenſchild.

Nun ſteht die Bruſt dem Frühling wieder offen;
Der finſt're Groll, der ſie vereinſt beengt,
Weit voneinander iſt er nun geſprengt,
Und all' mein Lieben hab' ich und mein Hoffen
In die lachende Thräne hineingeſenkt.

Hab' ich nicht deiner Stimme Klang vernommen,
Und hab' ich deine Augen nicht erlebt?
Hat nicht das Herz, als du erſchienſt, gebebt?
Drum hab' ich mir, vor lauter Glück beklommen,
Die lachende Thräne ins Lied gewebt.

Nr. 21. Es will uns bedünken, als habe ſich der Verfaſſer durch Adolf Böttger's „Frühlingsmärchen" und noch mehr durch deſſen „Pilgerfahrt der Blumengeiſter" verlocken laſſen, etwas Aehnliches zu verſuchen. Wir wollen damit nicht ſagen, daß er genannten Dichter nachgeahmt habe; wir geſtehen jedoch auf der andern Seite wieder unumwunden, daß uns mehr als eine Stelle in dieſem „Garten, Flur und Wald" an die oben citirten Werke erinnerte — vielleicht geſchieht dies einem andern Leſer nicht. Es iſt ſchade, daß der Verfaſſer nicht öfter von ſeiner ſatiriſchen Ader Gebrauch macht; wir wollen zur Empfehlung des Buchs aus dem längern Gedichte „Cactus" eine pikante Stelle ausheben und machen zum Verſtändniß des Ganzen die kurze Vorbemerkung, daß „der König Mai" alle Blumen zu einem Feſte herbeiruft, die pflichtſchuldigſt als „edle Cavaliere und ſchöne Frauen" die Einladung annehmen. Schon iſt der feſtliche Kreis gebildet:

Da zeigt ſich auch ein häßlicher Zwerg
Ein mißgeſchaff'ner Knollen,
Auf ſeinen Schultern ſteht ein Berg.
Sein Bauch iſt dickgeſchwollen,
Und Nadeln wie das Stachelſchwein
Trägt er auf Bruſt und Rücken —
Das Ungeheu'r, was kommt ihm ein?
Wie läßt es hier ſich blicken?
Maßliebchen, Primel, Tauſendſchön,
Und wie die Püppchen heißen,
Sie kichern heimlich, als ſie ihn ſeh'n,
Die Damen ſchreien: „Fort, laß uns geh'n!
Das Scheuſal will uns beißen!"
Da fährt ihn an im edeln Zorn
Der tapfre Junker Rittersporn:
„Er iſt hier nicht am Platze!
Zurück, er Kobold, er Alraun,
Was ſchreckt er uns die zarten Frau'n
Mit ſeiner Teufelsfratze?"
Das macht den Zagen wieder Muth,
Das Hoffräulein Narciſſe,
Ein ſchnippiſch Kind, adlig Blut,
Und ihre Tante Meliſſe,
Sie rufen: „Werft das Thier hinaus!"
Ein Pilz erhebt die Stimme,
Und fluchen will er, doch o Graus!
Dem Pfaffen geht der Athem aus
Er klagt in ſeinem Grimme
Die Andern aber klein und groß
Mit Schelten, Toben, Keifen,
Sie dringen auf den Krüppel los
Und wollen ihn ergreifen.
Sie ſtoßen ſich und ſchneiden ſich wund
An ſeinen Borſten und Kanten,
Er öffnet lachend ſeinen Mund
Und grüßt ſie als ſeine Verwandten.
Nun ſchimpfen ſie, nun höhnen ſie:
„Du Klumpen! Wo dein Wappen?
Iſt's etwa dieſer Buckel? Wie?
Iſt's dieſer Hängelappen?"
Das iſt mehr als er tragen kann,
Der Spott reizt ſeine Galle,
„Verfluchtes Pack!" bleckt er ſie an,
„Hochmuth kommt vor dem Falle.
Ihr freßt denſelben Dreck wie ich,
Ihr macht denſelben Dünger,
Und thut doch vornehm gegen mich,
Als wär' ich weit geringer?" u. ſ. w.

Nr. 22. Der Verfaſſer ſcheint jedes Reimlein, was er in ſeinem Pulte gefunden, dieſer Sammlung einverleibt zu haben; dort und da tritt ſein Eigendünkel ganz offen auf. Die erotiſchen Lieder ſind beinahe durchgehends nichtsſagendes Gephraſel, wie es ſchon hundert mal da war. In den Sonetten, die dutzendweiſe abgeleiert werden, macht es ſich der Verfaſſer ſehr bequem. Oder hält der Verfaſſer ſeine Gedanken für ſo tief und gehaltreich, daß ſie ſich auch im loſeſten Gewande zeigen dürfen? Nun, dann laſſe er ſie lieber gleich in paradieſiſcher Unſchuld ſpazieren gehen! Wer auf die Form ſo wenig hält, der wird mit ſeinem Buche in einer Zeit, wo das Publicum hierauf ſoviel Gewicht legt, nichts machen. Der Verfaſſer wird dabei übrigens nicht nur ſtellenweiſe ganz ungenießbar, ſondern bedient ſich ſogar einiger Ausdrücke, die keinem Mann von Bildung verrathen, z. B. in dem Sonett:

An die Philiſter.

O könnt' ich Jedem zu Gemüthe führen,
Wie die Philiſter mir zuwider ſind,
Die ſich, für alles Hohe, Schöne blind,
Allein für ihren Mammon int'reſſiren;

Auf Aemter lauern und nach Titeln ſpüren,
Die nur drauf denken, wie man mehr gewinnt,
Die ihre Renten zählen und gemein geſinnt
Jedwedem Glatzkopf ſchmeicheln, ihm hofieren.

O ihr gemeinen, hundsgemeinen Seelen! (!)
Wie muß es euch in Kopf und Herzen nachten!
Ich kann euch nur bedauern und verachten.

Drum, wenn ihr wagt, auf ein Gedicht zu ſchmälen,
Zu loben gar's mit kritiſcher Ekſtaſe — (!)
Wundert euch nicht, bekommt ihr auf die Naſe. (!)

Nr. 23. Der auf dem Titelblatte nicht genannte Verfaſſer von „Mutter und Kind" gibt ſich in der Vorrede als Dr. Brad-

Rule, grant, or deny, in whole or in part, the motion for a new trial, and may order a new trial on any ground assigned or specified in the motion, whether or not the court has granted the motion for the reason assigned or specified therein. If the court grants a new trial, it shall specify the ground or grounds on which the new trial is granted. If the court grants a new trial on a ground not assigned or specified in the motion, it shall specify the ground or grounds on which the new trial is granted in the order granting the new trial. If the court grants a new trial on a ground not assigned or specified in the motion, the order granting the new trial shall be void unless the court specifies

punkt des Ur- oder Reinchristlichen; auch Jesus wußte nichts von Pietismus, Mysticismus und Confessionswesen; wer sich einfach an seine Aussprüche hält, muß davor bewahrt bleiben. Monod stellt in seinen Vorträgen die Aussprüche der heiligen Codices des Alten und des Neuen Testaments über weiblichen Charakter und weibliches Leben zusammen, vergleicht die einzelnen dicta und facta miteinander, erläutert sie und gibt als Resultat die Darstellung des Berufs und der Pflichten des christlichen Weibes; was Monod von eigener Zuthat gibt, steht allemal in organischem Zusammenhang mit der Autorität, welcher er folgt; seine Ausführungen sind nicht irgendeiner Philosophie entnommen, sondern aus dem Geist des Christenthums geflossen. So wird man mich verstehen, wenn ich sage, daß man in diesen Vorträgen durchaus nicht philosophische und dialektische Kunststücke à la Schleiermacher zu hören bekommt; auch macht Monod es nicht wie die jetzt beliebtesten lutherischen Prediger, welche sich mit Flittern eleganter Belletristik putzen und nicht aus der Sache selbst, sondern aus Allotrien ihre Bilder, Allegorien und Peripetien entlehnen, um sich dem verderbten und verwöhnten Geschmack von Zuhörern zu accommodiren, welche an die Erzeugnisse der littérature facile gewöhnt sind; nein, Monod erinnert mich mit seiner Art lebhaft an Das, was ich vom heiligen Chrysostomus gelesen habe. Bei uns in Deutschland ist man in protestantischen Predigten so sehr an confessionelle Einseitigkeit und frömmelnde Salbaderei gewöhnt, daß schwerlich ein Gelehrter, ein Weltmann, ein Philosoph es für möglich hält, daß er aus einem geistlichen Vortrage etwas ihm nicht Geläufiges erfahre. In Frankreich ist das anders. Monod's Vorträge über weibliches Leben werden auch den Gelehrten, den Philosophen, den Weltmann gewinnen, weil das Christliche darin durchweg mit dem Philosophischen in Congruenz gebracht ist. 77.

Lehrer der Menschheit.

Georg Forster. William Ellery Channing.

Unter allen zu einer höhern Bildungsstufe gereiften Völkern gehen neben den großen Dichtern, systematischen Denkern und wissenschaftlichen Forschern einzelne Schriftsteller einher, die ihren Blick vorzugsweise auf die Bedingungen und Grundlagen der sittlichen wie praktischen Vervollkommnung des menschlichen Geschlechts im Allgemeinen richten. Wir werden auch bei Dichtern wie Schiller und Goethe diese Tendenz durchaus nicht in Abrede stellen können, doch überwiegen bei ihnen im Ganzen die ästhetischen und poetischen Interessen und zwar in einem Grade, daß jene Tendenz dadurch nicht selten sogar beeinträchtigt und in ein etwas zweifelhaftes Licht gestellt wird. Ihre poetischen Gebilde erregen unsere höchste Bewunderung, unser höchstes Wohlgefallen, aber wenn man uns dann nach einer Nutzanwendung fragt, die jeder Einzelne für sich und dadurch für die Menschheit in praktisch-sittlicher Beziehung brauchbar machen könnte, so würden wir mit einer runden bestimmten Antwort zuweilen ziemlich in Verlegenheit sein. Wir wollen hiermit der Nützlichkeitspoesie beileibe nicht das Wort reden, da wir recht gut wissen, daß auch das Schöne, insofern es ganz rein zur Erscheinung kommt (was aber bei den Modernen nur selten der Fall ist), eine nicht hoch genug anzuschlagende beseligende, fördernde und reinigende Kraft besitzt. Aber welche Gefahren es hat, wenn das subjective Gelüst allein die Herrschaft in der Poesie an sich reißt, das haben wir an den Romantikern erlebt, die in ihrer Mehrzahl für die sittlich-praktische Vervollkommnung des Menschengeschlechts im Grunde gar nichts geleistet haben, ja ihr zum Theil selbst hinderlich und feindlich gewesen sind. Als bewußte Lehrer der Menschheit, welche das Humanitätsprincip und die Frage nach der sittlichen und intellectuellen Vervollkommnung des Menschengeschlechts planmäßig zu dem fast ausschließlichen Ausgangspunkte alles ihres Dichtens und Trachtens machten, sind dagegen Herder und Lessing anzusehen. Was Lessing betrifft, so beruht, um von andern seiner Werke nicht zu sprechen, sein erhabener „Nathan der Weise" ganz auf dieser Tendenz, es ist eine Dichtung von reinstem sittlichen und humanitären Wasser, und mit Recht sagte Platen von dieser Dichtung:

> Deutsche Tragödien hab' ich in Masse gelesen, die beste
> Schien mir diese, wiewol ohne Gespenster und Spuk;
> Hier ist alles Charakter und Geist und der edelsten Menschheit
> Bild, und die Götter vergeh'n vor dem alleinigen Gott.

Wir werden ja auch nur erst dann eine alleinige Menschheit haben, wenn wir einen alleinigen Gott haben.

Neben diesen großen Geistern sollte man aber auch einige andere nicht übersehen oder geringschätzen, die zwar kein poetisches Productionsvermögen besaßen oder es wenigstens nicht in Anwendung brachten oder ausbildeten, die aber die sittlich-praktische Vervollkommnung des Menschengeschlechts recht eigentlich zur Aufgabe ihres ganzen Denkens und Handelns gemacht haben und unter denen in Deutschland Georg Forster in erster Reihe steht. Vergeblich sehen wir uns jetzt in Deutschland nach einem Manne um, bei dem sowie bei ihm Humanität und Wohlwollen den ganzen Inhalt seines Lebens und Trachtens bildeten, wiewol wir es immerhin für ein günstiges Symptom und ein für unsere Zeit ehrenvolles Zeugniß erkennen dürfen, daß so viele Federn damit beschäftigt waren und sind, sein Andenken bei der mitlebenden Generation zu erneuern und seinen Grundsätzen Geltung zu verschaffen. Gustav Kühne that dies in seiner Schrift „Deutsche Männer und Frauen", Heinrich Koenig in seinen Schriften „Die Clubisten in Mainz" und „Haus und Welt", Gervinus schrieb zu Forster's von dessen Tochter herausgegebenen „Sämmtlichen Schriften" eine vortreffliche Charakteristik desselben, Moleschott schilderte ihn als „Naturforscher des Volks", und jetzt liegt uns eine Schrift vor unter dem Titel:

Georg Forster. Lichtstrahlen aus seinen Briefen an Reinhold Forster, Friedrich Heinrich Jacobi, Lichtenberg, Heyne, Meta Huber, Johannes von Müller, seine Gattin Therese und zu seinen Werken. Mit einer Biographie Forster's. Von Elise Maier. Leipzig, Brockhaus. 1856. 8. 1 Thlr.

Die Herausgeberin hat schon früher durch ihre Schrift „Wilhelm von Humboldt. Lichtstrahlen aus seinen Briefen ꝛc.", die bereits die dritte Auflage erlebte, ihr großes Geschick für Arbeiten dieser Art dargethan, und wir dürfen hoffen, daß auch diese Schrift über Forster im Publicum eine nicht geringere Theilnahme finden wird. Wir hoffen es wenigstens; denn Forster verdient populärer zu sein, als er es ist, und die Art, wie ihn die Verfasserin dem größern Publicum näher zu bringen sucht, scheint uns eine durchaus praktische zu sein. Im Vorwort gibt sie eine gedrängte Charakteristik Forster's, indem sie namentlich die Punkte hervorhebt, durch die er Anspruch auf allgemeinere Anerkennung und Popularität hat, wie diejenigen, die ihm daran hinderlich gewesen sind, sich diese Popularität zu verschaffen. Sie wünschte „Forster's Leben und Wirken als eine Quelle solcher Erkenntniß zu benutzen, die man in ihrem großen Inhalte nationale Erkenntniß nennen sollte, solcher geschichtlichen Erfahrungen, von denen wir annehmen müssen, daß sie dem Volke ganz besonders noch nöthig und heilsam seien. Denn solcherlei Erkenntnisse, wie sie hier genannt worden sind, scheinen noch lange nicht einheimisch genug. Oder sollte dies nicht schon aus der unbestrittenen Thatsache erhellen, daß die Mehrzahl eines Volks, obschon man ihm fortwährend vorwirft, es habe allzu viel gelesen und zu wenig gethan, mit Forster's Werken nahezu noch am allerwenigsten sich vertraut gemacht hat?" Namentlich bemerkenswerth erschien uns in dieser Charakteristik noch folgende Stelle: „Forster wollte nicht weiter in einer solchen Nationalliteratur mitspielen, zu welcher freilich Alles schon vorhanden war außer der Nationalität selbst; er wollte nicht noch länger in einer wissenschaftlichen Bildung weiter arbeiten, die ihm schon drei-

[illegible] [illegible] [illegible] [

ten. Es ist in letzter Zeit, selbst von demokratischer Seite, Brauch geworden, die Vereinigten Staaten als einen förmlichen sittlichen Morast darzustellen, in dem alles Edle, Gute und Schöne untergehe. Wenn wir aber, um nicht bis auf Washington und Franklin zurückzugehen, solche reine uneigennützige Menschen wie Jonathan Edwards, Channing, Theodor Parker, Emerson u. A. vor uns hinwandeln sehen, so werden wir an dem guten Kern eines Volks, dem diese Männer angehören, nicht verzweifeln dürfen. Ueberhaupt haben wir in den Proben der nordamerikanischen Literatur, die wir bisher kennen lernten, durchaus nicht Spuren jener Demoralisation wahrnehmen können, welche die europäischen continentalen Literaturen in gewissen Richtungen und Gattungen verunstaltet. Den naiven Hang zu abenteuerlichen Erfindungen, wie man ihnen wol in den neuesten nordamerikanischen Romanen und Novellen hier und da begegnet, wird man dahin gewiß nicht rechnen wollen. **H. M.**

Berner Taschenbuch auf das Jahr 1856. In Verbindung mit mehren Freunden vaterländischer Geschichte herausgegeben von Ludwig Lauterburg. Fünfter Jahrgang. Mit Abbildungen. Bern, Blom. 1856. 8. 1 Thlr.

Vorliegendes Werk ist ein echt bernisches Buch, nicht blos dem Namen der Verfasser nach, sondern auch in Geist und Haltung. Der Berner, der sich im Leben nur langsam erschließt, dann aber festhält, der sich schwer begeistern läßt, in der Begeisterung aber etwas Rechtes schafft, der auf alles Neue und Fremde mistrauisch hinblickt und vorsichtig in der Aufnahme desselben ist, prägt auch in der Literatur, diesem Spiegel jedes Volks, sich scharf ab. Der Poesie ist er nicht zu hold. Im Gebiete der Lyrik schafft er außer zahlreichen Gelegenheitsreimen etwa hie und da ein hübsches Volkslied; näher liegt ihm das Lehrgedicht und die Beschreibung. Haller war daher nicht zufällig in diesen Dichtungsarten epochemachend; er gab nur seinem Volke und der Anschauung desselben Gestalt und Ausdruck. Das Lehrgedicht wie die Beschreibung betrachten die Poesie nur als ein Mittel zu einem andern, angeblich höhern Zwecke: zu belehren, für das Gute zu rühren, die schöne heimische Natur zu schildern. Die Beschreibung ist die Vermählung der Dichtkunst und der Naturwissenschaft, welche letztere wie die Geschichte dem positiven Sinne des Berners sehr wohl zusagt. Wie die Geschichte, sagte ich, aber nicht etwa eine Philosophie der Geschichte, eine construirende Geschichte, sondern eine der ängstlichtreuen Forschung, des Urkundenlesens, des unermüdlichen Sammelns. Trotz dieses oder vielmehr wegen dieses Umstandes gedeiht die epische Poesie nur dürftig; die Dichter halten zu ängstlich an dem Worte der Urkunde und bringen blos die Chronik in Reime, statt den geschichtlichen Stoff in den Rahmen eines poetischen Gemäldes. Dieses Festhalten an der Wirklichkeit, verbunden mit dem obenerwähnten Talente der Schilderung, machte hinwieder den jüngstgestorbenen und dennoch für alle Zeiten unvergänglichen Jeremias Gotthelf zum Meister des Volksromans. Nur schade, daß auch er die Poesie zuweilen nur als ein Mittel ansah und der Politik unterordnete, daß er seine in Charakteristik und Entwickelung unerreichten Gemälde aus dem Leben durch Nebenzwecke des Belehrens und Predigens trübte. Das Drama will in der Schweiz überhaupt, nicht blos in Bern, nicht recht gedeihen, aus mancherlei Gründen. Idealen Dramen ist man abgeneigt, bei geschichtlichen zu ängstlich treu und daher gebunden. Ich glaube, daß dagegen das Volksschauspiel und namentlich die Volksposse kräftige Sprossen treiben könnte, durch den Reichthum und die Originalität der Dialekte, die Mannichfaltigkeit der einheimischen und fremden Figuren sehr begünstigt wäre. Freilich fehlt es auch an Volkskomikern und wird noch lange fehlen, da sich der Schweizer nur selten entschließen kann, die Bühne zu betreten.

Vorliegendes, hauptsächlich historisches Taschenbuch, unter der Leitung eines der thätigsten Geschichtsforscher, bietet in seinen fünf Jahrgängen ein so reiches, besonders biographisches und culturgeschichtliches Material, daß kein Freund, kein Forscher schweizerischer Lande und Zustände es entbehren kann. Von besonderm Interesse sind die fortgesetzten „Bilder aus dem Uebergange" oder der Zeit der Helvetik; wirklich original ist die Erzählung dieser Zeit aus der Feder eines schlichten Schneiders. G. Studer besingt die Besteigung des Rinderhorns, F. Isenschmid erzählt die Flucht des Schultheißen Niklaus Friedrich von Steiger in Versen. Wir wünschen, daß die Bemühung des verdienten Herausgebers immer mehr anerkannt, das Buch auch in Deutschland stets mehr beachtet werden möge und noch recht viele Jahrgänge erlebe. Ist es doch das freudig zu begrüßende Zeichen eines regern wissenschaftlichen Sinnes!

88.

Deutsche Literatur im Auslande.

Wir Deutsche haben bekanntlich vor allen andern Völkern voraus, um nicht zu sagen ganz allein, die Gabe und das Geschick, uns mit Leichtigkeit in aller Welt zurecht zu finden, uns in die Denk- und Gefühlsweise auch der Ausländer lebendig zu versetzen, das Gute überall, auch in der Fremde, zu verstehen und uns anzueignen. Unser Sinn ist vor allem gerichtet auf das allgemein Menschliche und Weltbürgerliche und frei von engherziger Selbstsucht; ja wir gehen nur zu oft in dieser Gerechtigkeit gegen das Fremde und die Fremden viel zu weit und bis zur Ungerechtigkeit gegen uns selbst. Welches andere Volk hätte z. B. aufrichtig wie wir ein unabhängiges Polen, Ungarn, Italien gewünscht? Welcher Franzose z. B. kann sich zu dem Wunsch erheben, daß Elsaß und Lothringen wieder zu Deutschland kommen möchten, wozu sie nach Volksart, Sprache und Sitte ohne Frage gehören? ja welcher, was immer für einer Farbe er sonst auch angehöre, faßte nicht mit Vorliebe von den sogenannten „frontières naturelles de la France", das will sagen: vom Rhein, der doch niemals die Naturgrenze Frankreichs war, noch sein kann? Aus jener besondern Begabung und Sinnesrichtung unsers Volks erklärt sich auch namentlich dessen unvergleichbar starke, schon in der Völkerwanderung hervorgetretene Neigung zum Auswandern, sein unverkennbarer Beruf, durch Ansiedelungen in aller Welt dem Reinmenschlichen aller Orten Geltung zu verschaffen, wie es z. B. der entschieden vortheilhafte Einfluß des deutschen Zusatzes zur Bevölkerung Nordamerikas deutlich veranschaulicht, wodurch zumal ein nicht zu verachtendes Gegengewicht gegen die amerikanische Unstetigkeit, Gemüthlosigkeit, die bloße Jagd nach äußern Gütern, das Sklaventhum u. A. m. geschaffen worden ist. Unstreitig haben wir aber dieser weltbürgerlichen Anlage und Neigung unsers Volks lange genug viel zu sehr den Zügel schießen lassen, und so schlug der ursprüngliche Vorzug durch eine ungesunde Uebertreibung und Fehlrichtung in einen häßlichen Fehler um, dem fast nur die Deutschen und zwar in hohem Grade ausgesetzt sind. Unser Mangel an wahrhaft vaterländischem Sinn, ja an Selbstachtung, der sich hierin kund gibt und dessen treuester Ausdruck unser „ubi bene, ibi patria" ist, während z. B. dem Franzosen nirgends recht wohl ist als zu Hause, im „schönen Frankreich", hat unsere Achtung bei andern Völkern nicht erhöht. Und man darf sich nicht wundern, wenn Fremde, namentlich Engländer, mitten im deutschen Lande von uns gewissermaßen verlangen, daß wir ihre Sprache mit ihnen reden, weil wir uns stets dazu bereit finden lassen, weil unsere Wirthe, Kaufleute, ja Handwerker sich nicht schämen, voran oder gar allein französisch oder englisch auf ihren Aushängeschildern und Karten ihr Geschäft anzukündigen*), während in Frankreich und England Aehnliches, so

*) Unsere Gasthöfe nennen sich z. B. Hôtel Schmitz u. s. w., so wie wir auch französirend von einem Ministerium Aberdeen u. drgl.

überhaupt bei dergleichen einer fremden Sprache sich zu bedienen Niemand einfällt; weil wir endlich, oft auf die lächerlichste Weise, das Fremde nicht blos nachzuahmen, sondern nachzuäffen pflegen, die ungeschicktesten und zweideutigsten fremden Ausdrücke und Wendungen den besten, bestimmtesten und bezeichnendsten heimischen vorziehen u. s. w. Insofern ist also mit allem Recht, um uns vor allem zu uns selbst zu bringen, dieser thörichten und krankhaften Uebertreibungen, Fehlrichtungen und Auswüchse halber von vaterländisch gesinnten Männern über unsere Weltbürgerlichkeit bitterer Spott ausgegossen worden; man hat uns oft, und wol noch lange nicht oft und nachdrücklich genug, als Heimatlose, als die eigentlichen Männer von Nirgendsheim (Utopia) bezeichnet. Dennoch bleibt diese unsere überwiegend weltbürgerliche Richtung an sich ein von Haus aus edler und großartiger, aus dem innersten Wesen unsers Volks entspringender Zug, der sich vor allem deutlich in dem ganzen Geist der deutschen Wissenschaft und unsern geistigen Beziehungen zum Auslande spiegelt.

Was im Ganzen die wissenschaftlichen Arbeiten der Deutschen hoch erhebt über die aller Völker der Erde, ist keineswegs blos in ihrer vergleichsweise größern Gründlichkeit, sondern vor allem in ihrer größern Vielseitigkeit zu suchen. Diese aber verdanken wir vorzüglich unserm steten Bestreben und unserer Fähigkeit, auch von allem Dem den größtmöglichen Nutzen zu ziehen, was irgendwo im Auslande auf dem einen oder andern Gebiete des Geistes und Wissens geleistet worden ist. Ja dieses tiefe Bedürfniß des deutschen Wesens fodert so gebieterisch Befriedigung, daß manche unserer Gelehrten ihren zum Theil hohen Ruf lediglich ihrem unausgesetzten Bestreben verdanken, von Osten und Westen den dazu erforderlichen Stoff herbeizuschaffen und uns stets auf dem Laufenden mit Allem zu halten, was auf diesem oder jenem Gebiet des Wissens alle nur nennenswerthen Völker der Erde gedacht und gethan haben. Gerade umgekehrt haben die Ausländer nur zu oft nicht einmal eine Ahnung davon, daß sie bei uns Geisteswerke jeder Art finden könnten, die ihren eigenen Leistungen nicht nur vollkommen ebenbürtig sind, sondern dieselben nicht selten weit übertreffen. So ist z. B. 1848 eine „Histoire du communisme et du socialisme" von Alfred de Sudre erschienen, — ein Buch, wovon wir schon die fünfte Auflage kennen und was den grand prix Monthyon erhalten hat (!), obgleich dessen Verfasser die meisten der utopischen Schriften, worüber er berichtet, nicht einmal in der Ursprache gelesen hat und von Robert von Mohl's unvergleichbar gründlicherer Arbeit „Ueber die Staatsromane", ebenso wenig das Geringste weiß als überhaupt von deutschen Schriften und deutscher Sprache! Diese zu erlernen, halten sich bekanntlich noch immer in der Regel die Ausländer durchaus nicht für verpflichtet, während wir es uns und vollends unsern Gelehrten nie verzeihen würden, aller Kenntniß fremder Sprachen baar zu sein, obwol wir derselben ohne Frage noch mit geringerm Schaden entbehren könnten als das Ausland der unserigen. So kommt es denn, daß die Abwägung des geistigen Gewinns, den jedes Volk aus dem Austausch seiner Geisteserzeugnisse mit andern Völkern gezogen hat, sich so außer allem Verhältniß günstig für uns stellt. Offenbar kann aber, bei dem heutigen Stand der Dinge, kein Volk, am wenigsten im Bereich der Wissenschaft, ungestraft sich gebahren, als ob alle andern Völker oder auch nur ein einziges großes Volk nicht in der Welt wären! Am meisten trifft der Vorwurf einer solchen eiteln Selbstgenügsamkeit noch immer die Franzosen, obgleich gerade ihnen die Aufforderung zum Gegentheil nahe genug liegt; und bei ihrem unvergleichbaren Ungeschick, über sich selbst hinaus zu kommen, in Fremdes überhaupt, auch in fremde Sprachen, sich finden zu lernen, wird es in der Hauptsache auch wol immer so bleiben. Nur in solchen Gebieten des Wissens, wo der Kreis der Sachkundigen ein äußerst kleiner ist, wie etwa bei der Sternkunde, oder wo die Anwendbarkeit jedes Fortschritts der Einsicht aufs Leben eine ganz unmittelbare und augenfällige ist, wie überhaupt bei der Mehrzahl der Naturwissenschaften, endlich, wie sich von selbst versteht, bei der Sprachwissenschaft findet davon gewissermaßen eine Ausnahme statt. Daß übrigens eine solche auch auf andern Gebieten schon vor längerer Zeit bei einzelnen Franzosen vorkam, wollen wir hier, gewiß zur Ueberraschung manches Lesers, an Mirabeau zeigen, der in seinen Schriften, nachdem er die Deutschen ausnehmend gelobt hat, fortfährt: „Là (in Deutschland) nous trouverons des trésors d'érudition et de doctrine, un esprit juste, des descriptions trés exactes, des développements fort complets, si ce n'est bien ordonnés. Là enfin — nous trouverons des matériaux ignorés, des idées saines, des résultats exacts que nous disposerons avec art, que nous encadrerons avec goût, et qui, en augmentant nos connaissances et prolongeant notre vie, multiplieront les modèles que nous doit l'Europe dans l'art de faire de bons livres." Dies sollten sich seine Landsleute gesagt sein lassen!

Verhältnißmäßig am meisten macht sich neuerdings in England ein Umschlag der Stimmung zu Gunsten der Sprache und Geisteserzeugnisse ihres Muttervolks bemerklich, wenigstens insofern jetzt dort Deutsch weit häufiger gelernt wird als sonst, während auch dort an Uebersetzungen der besten deutschen Werke noch auffallender Mangel ist. Eben dieser Mangel zeigt sich auch im romanischen Süden Europas, sodaß wir uns in der That fast wundern müssen, daß in der Alten wie in der Neuen Welt, mindestens von Seiten unserer Wissenschaftlichkeit und Gründlichkeit, der deutsche Name in so hoher Achtung steht, und z. B. der deutsche Arzt im Zweifel jedem andern vorgezogen wird, weil man ihn für gelehrter und gewissenhafter hält. Jener Mangel an genauer Bekanntschaft des Auslandes mit unsern strengwissenschaftlichen sowol als schöngeistigen Werken erscheint doppelt grell, wenn man damit unsern wahren Ueberfluß an großentheils vortrefflichen Uebersetzungen dichterischer und anderer Werke aus allen Sprachen der Welt vergleicht; nur daß auch hier wieder unser eingewurzelter Volksfehler unserm Vorzug und Verdienst auf der Ferse folgt und wir uns nicht geschämt haben, ein wahres Wettrennen anzustellen, um auch die nichtsnutzigsten, seichtesten und verderblichsten Ergüsse fremder Federhelden uns je eher je lieber anzueignen. *)

---

ten. Ein (heidelberger) Schneider bezeichnet sich z. B. blos: L..., Tailor! Deutsche Aussteller waren in Paris die einzigen, die ihre Maschinen ꝛc. nur französisch beschrieben, während Engländer, Niederländer ꝛc. Ehrgefühl genug hatten, zuerst ihre Muttersprache zu gebrauchen und erst dann, aus geziemender Artigkeit, eine französische Uebersetzung folgen zu lassen. Wie sehr mitunter sogar dem Zweck der Ausstellung durch jenes undeutsche Verfahren geschadet worden ist, davon hat sich Schreiber dieses selbst überzeugt, indem er zwar sonst der französischen Sprache ganz mächtig ist, dennoch aber zu seinem Bedauern außer Stande war, einem deutschen Fabrikanten und Kaufmann alle die Kunstausdrücke zu verdeutschen, worauf hier für das Verständniß der Sache Alles ankam. So mußte denn der Landsmann, der keine Zeit zu längerm Aufenthalt hatte, unbelehrt, in halber Verzweiflung wieder abziehen, einige nicht gerade fromme Wünsche für seinen welschenden Landsmann, den Aussteller, zwischen den Zähnen!

*) Obschon wir dem Verfasser in der Hauptsache vollkommen beipflichten, möchten wir ihm doch empfehlen, im zwölften Bande der „Gegenwart" den Aufsatz „Deutsche Literatur, Wissenschaft und Kunst im Auslande" zu lesen, wenn er ihn inzwischen nicht bereits gelesen haben sollte. Er wird daraus ersehen, daß die Uebersetzungen aus dem Deutschen ins Französische und Englische — von andern Sprachen nicht zu reden — schon nicht mehr nach Dutzenden, sondern nach Hunderten zählen und daß wenigstens keins von den eigentlich epochemachenden Werken unübersetzt geblieben ist. In dem genannten Artikel sind allein, ungerechnet die Shelley'schen Fragmente, 15 englische Uebertragungen des Goethe'schen „Faust" namhaft gemacht, unter denen die Prosaübersetzung von Hayward im vergangenen Jahre bereits

Wenn dies namentlich von den Bühnenerzeugnissen Frankreichs gilt, so gehaltlos sie auch seien, so möchte sich dies allerdings noch am ehesten entschuldigen lassen, weil gerade die Bühnenstücke der leichtern Gattung, die Lustspiele, Das sind, was uns mehr als alles Andere fehlt, und wir zu deren Abfassung entschieden am wenigsten Geschick haben. Spanien im Gegentheil besitzt an ernstern wie an heitern und witzigen Bühnenstücken einen so unerschöpflichen, echt volksthümlichen Schatz, daß dort der Gedanke einer neuen Sammlung und theilweise Ueberarbeitung dieser Stücke, um dem Eindringen der leichtfertigen und liederlichen französischen Waaren dieser Art auf die wirksamste Weise den Weg zu verlegen, einem geistvollen Spanier sich fast aufdrängen mußte und wirklich aufgedrängt hat, auch hoffentlich bald zur Ausführung kommen wird, da die Vorbereitungen dazu unsers Wissens schon vorlängst getroffen worden sind.

Wie indeß allmälig die Werke deutschen Geistes und Fleißes auch außerhalb Deutschland in aller Stille ihre friedlichen Eroberungen machen, davon wollen wir alsbald wenigstens ein Beispiel (von nicht mehr ganz wenigen) anführen. Namentlich aber haben zwei Völker, die bisher fast ausschließend unter dem Einfluß französischer Schriftstellerei und Gedanken, mehr noch als französischer Sitten oder Unsitten, standen, was durch die hervorragende Stellung der Franzosen unter den Völkern romanischer Sprache, sowie durch die Gemeinsamkeit dieser Sprache, in Verbindung mit der örtlichen Lage, hinreichend erklärt wird, in neuester Zeit einen vielversprechenden Anfang gemacht, unsere bedeutendern Schriftwerke nach und nach bei sich einzubürgern: die Spanier nämlich und die Italiener. Beide scheinen einsehen zu lernen, wie viel noch aus Deutschland für sie zu holen ist. Die Italiener fangen seit einiger Zeit an, die Deutschen von den Oestreichern, die ihrem Herzen bekanntlich nicht sehr nahe stehen, zu unterscheiden. Alle Spanier aber, denen die Gelegenheit zutheil ward, Deutsche und Franzosen in der Nähe zu sehen und zu vergleichen, fühlen sich uns so ungemein viel näher verwandt als den Franzosen, daß sie fast ohne Ausnahme aufrichtig bedauern, durch Frankreich von uns getrennt zu sein, und vollkommen begreifen, daß sie gerade bei uns das Alles am besten finden konnten, was ihnen am meisten fehlt. Daher kommt es denn, daß seit etwa zehn Jahren ziemlich häufig Spanier, zum Theil im Auftrag ihrer Regierung, Deutschland auf kürzere oder längere Zeit besucht haben, um unser geistiges Leben überhaupt, oder den Grad der Ausbildung einzelner Wissenszweige, oder endlich um unsere Unterrichtsanstalten höherer und niederer Stufe genauer kennen zu lernen. Mit mehren solchen zur Kenntnißnahme vom deutschen Hochschulwesen beauftragten spanischen Gelehrten ist der Schreiber dieser Zeilen wiederholt in nähere Berührung gekommen, und von der Tüchtigkeit, mit der mitunter dergleichen Aufträge erfüllt werden, gibt namentlich ein in seinem Besitz befindlicher vortrefflicher Bericht an die spanische Regierung über die preußischen Volks- und Mittelschulen sprechendes Zeugniß, der 1850 zu Madrid gedruckt worden ist unter dem Titel: „**Memoria sobre el estado de la instruccion primaria y secundaria en Prusia, escrita por el profesor D. Julio Kühn**“ *), und dessen Verfasser, ein geborener Deutscher, der als Professor an der Universität zu Madrid angestellt war, seitdem leider gestorben ist. Je weniger in derlei Regierungsaufträgen guter Wille und richtiger Blick in Bezug auf Das zu verkennen ist, was vor allem dem spanischen Volk noththut, desto lebhafter muß man bedauern, daß die bisherigen fortwährenden innern Kämpfe und Gährungen es der dortigen Regierung völlig unmöglich machten, sichern Schrittes auf diesem guten Wege voran und zur Ausführung ihrer guten Absichten zu schreiten. Umsomehr ist es freilich die Pflicht aller erleuchteten Geister dieses Volks, ihr hierbei nicht nur nach besten Kräften beizustehen, sondern auch und vor allem selbständig — durch Zubereitung einer gesundern geistigen Nahrung für ihre Landsleute — hinzuwirken auf Hebung der Volksbildung und Abwehr der zahlreichen störenden Einflüsse, die hier zumal von schlechten französischen Schriften drohen. Wie bedeutend hierfür aber gute Uebersetzungen der besten deutschen Geisteswerke, vorzüglich auch guter Volksschriften und Schulbücher sein würden, liegt auf der Hand. Vielleicht finden wir später Muße, eingehender zu berichten, was in dieser Hinsicht bisjetzt schon in Spanien und Italien, besonders in Sardinien, geschehen ist, welches letztere Land auch hierin, wie in Allem, dem übrigen Italien mit gutem Beispiel vorangeht.

Für diesmal begnügt sich der Verfasser, zum Beleg der oben erwähnten rühmlichen Bestrebungen des Auslandes, nur ein paar Worte über eine ihm kürzlich zugekommene spanische Uebersetzung oder vielmehr Bearbeitung eines deutschen Buchs beizufügen, das auch unter uns einen größern Erfolg als die meisten Schriften seiner Gattung nicht nur gehabt, da davon im 1847 bisjetzt schon sieben, wahrscheinlich ziemlich starke Auflagen erschienen sind, sondern auch verdient hat, sowol wegen seines reichen (vielleicht hier und da sogar zu reichen) Inhalts, als wegen der ganzen möglichst unbefangenen Haltung und lichtvollen Darstellung, nämlich das „Lehrbuch der Weltgeschichte“ von Georg Weber. Selbst Denjenigen, die das deutsche Werk nicht kennen und schätzen gelernt haben, wird es erfreulich sein zu hören, daß gerade ein solches, für allgemeine Verbreitung einer gediegenen geschichtlichen Bildung so bedeutendes Buch außer der genannten spanischen auch eine polnische und zwei englische Uebersetzungen erfahren hat, von denen die eine (die wir aber nicht selbst gesehen haben) in Nordamerika erschienen ist. Der Titel der spanischen, auf vier Bände berechneten freien Bearbeitung (die Urschrift hat bekanntlich nur zwei Bände), wovon vor kurzem der dritte Band die Presse verlassen hat, lautet: „**Compendio doctrinal de la historia universal hasta 1852, escrito en aleman por el *G. Weber*, ampliado en general y en relacion a España por el *D. Jabier Sanz del Rio***“ (dritter Band; Madrid 1855; der erste und zweite Band erschienen 1853). Der spanische Bearbeiter war früher selbst längere Zeit (1844 und 1845) in Deutschland, um im Auftrag seiner Regierung den Zustand der deutschen Philosophie näher kennen zu lernen; er entschied sich hier sehr bald für das System Krause's, das ihm das tiefste und auf das Leben anwendbarste, zur Lösung der drängendsten Zeitfragen sicher hinführende schien, und er hat zufolge dieser Ueberzeugung, mit echt spanischer Beharrlichkeit, mit Hülfe einiger seiner tüchtigsten Schüler, die wichtigsten Werke Krause's übersetzt oder bearbeitet, sodaß sie demnächst druckfertig sein werden. Von seiner Bearbeitung der Weber'schen Geschichte wird offenbar die spanische Bildung in und außer der Schule den größten Gewinn ziehen (jedenfalls unvergleichbar größern als von der Uebersetzung der Weltgeschichte des Grafen Ségur **)

---

die sechste Auflage erlebt hat. Unzweifelhaft würde noch Manches mehr aus dem Deutschen in fremde Sprachen übergehen, wenn nicht an so vielen sonst tüchtigen deutschen Werken oder dichterischen Schöpfungen zu breites doctrinäres Raisonnement oder Schwerfälligkeit der Form und Ungenießbarkeit des Stils oder phantastische Uebertreibung den Ausländer schreckten. D. Red.

*) Kühn, der damals schon zehn Jahre in Spanien gelebt hatte, erfreute sich bei Vollführung dieses wichtigen Auftrags der angelegentlichen Empfehlung A. v. Humboldt's, aus dessen Schreiben an den Unterrichtsminister folgende, leicht verständliche Stelle hier stehen mag (in der spanischen Uebersetzung): „Como el referido Sr. D. Julio Kühn emprende una traduccion de mi «Cosmos» y se ha hecho ademas beneméritо en España por la propagacion de la literatura alemana, tengo un particular interés en que se le facilite por la alta proteccion de V. E. todo quanto pueda contribuir al mejor desempeño de su antedicha comision.“

**) Es ist dies der bekannte Verfasser des unter dem Namen einer „Geschichte des russischen Feldzugs vom Jahr 1812“ erschienenen, geistreich und glänzend geschriebenen Romans! Man vergleiche [illegible]

Talents und seiner Geburt besessen; er habe den Ueberfluß an seiner Wiege gefunden, sei von allen Gütern des Glücks umringt gewesen, habe als Dichter nur zu erscheinen brauchen, um Aller Herzen zu fesseln, sei sogar zwei Monate lang der eigentliche Machthaber Frankreichs gewesen — was wolle Lamartine mehr? Worüber klage er denn? Aus einem Artikel der „Revue des deux mondes" von Charles de Rémusat: „Du romanesque dans l'esprit littéraire" wird dann noch folgender Ausspruch auf Lamartine angewendet: „Wir gleichen selten unsern Schriften und alle schriftstellerische Kunst ist voll Dichtung und Verstellung (plain de feintise)" — ein herber Ausspruch, der aber nur zu häufig paßt und namentlich auf Dichter von so wesentlich pathetischem und rheterischem Charakter wie Lamartine. — Zu den gefallenen literarischen Sternen Frankreichs ist jetzt wol auch George Sand zu rechnen, die zur Schauspielfabrikantin herabgesunken ist und ihr Talent sich für Tantiemen und zweifelhafte Bühnenerfolge, die Erfolge eines Abends, abarbeiten läßt. Ihre letzte Bühnenarbeit war eine Verballhornung des Shakspeare'schen „As you like it", die auch zur Aufführung kam und nur durch die Pracht der Decorationen und Costüme einigermaßen gefiel. Sie ist jetzt unter dem Titel erschienen: „Comme il vous plaira, comédie en trois actes et en prose, tirée de Shakspeare, et arrangée par *George Sand*" (Paris 1856). Die „Bibliothèque universelle de Genève" sagt davon: „Anstatt einer dichterischen Skizze voller Kraft und Originalität haben wir hier eine sehr mittelmäßige Komödie, in der das Shakspeare'sche Stück verunstaltet ist, ohne daß dadurch der Zweck, den sich die Verfasserin vorsetzte, erreicht wäre. Wenn schöne Decorationen und glänzende Costüme ihr bei der Aufführung einigen Reiz der Neugier verschaffen konnten, so erscheint sie dagegen bei der Lectüre ziemlich fade und wenig fesselnd. Dieser «replâtrage», wie die Verfasserin ihre Komödie in ihrer Vorrede nennt, hat alle Gebrechen ähnlicher Versuche." Die Kritik schließt: „C'est du Shakspeare badigeonné."

H. M.

Bibliographie.

Actenstücke zur Geschichte des Hochdeutschen im Herzogthum Schleswig. Kopenhagen, Gyldendal. Gr. 8. 6 Ngr.

Alphen, H. van, Holländische Kinderlieder. Uebersetzt von C. Abel. Berlin, Heinicke. Gr. 16. 10 Ngr.

Der Aufenthalt am Genfersee besonders in Montreux und Umgegend. Mit Berücksichtigung der Traubenkur. Von einem mehrjährigen Besucher der Gegend. Basel, Georg. 8. 12 Ngr.

Aus dem Tornister eines Soldaten der Revolutions-Armee. Charakter- und Sittengemälde aus der französischen Schreckenszeit. Nach dem Tagebuche eines Zeitgenossen (A. v. Monteuil) bearbeitet von Graf T. v. Scherer. Frankfurt a. M., Expedition der Zeitung „Deutschland". Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Barrer, R., Die ewige Ruhe der Heiligen. Nach der neuesten englischen Ausgabe. Mit einem Vorwort von v. Kapff. Wohlfeilste vollständige Ausgabe. Stuttgart, Belser. Gr. 8. 15 Ngr.

Der Bodensee und seine Umgebungen. In drei Abtheilungen. 1ste Abtheilung. Stuttgart, Cotta. 8. 16 Ngr.

Braun, Isabella, Im grünen Wald. Bilder aus der Natur. Mit Zeichnungen von Ferd. Rothbart. Stuttgart, Gebr. Scheitlin. 4. 1 Thlr. 15 Ngr.

Bunsen, C. C. J., Aegyptens Stelle in der Weltgeschichte. Geschichtliche Untersuchung in fünf Büchern. 4tes Buch und 5tes Buch. 1ste bis 3te Abtheilung. Mit 9 bildlichen Beilagen. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 6 Thlr. 20 Ngr.

Constant, W., Cameen. Erzählende Dichtungen. Düsseldorf, Arnz u. Comp. 32. 1 Thlr.

Fischer, K., Franz Baco von Verulam. Die Realphilosophie und ihr Zeitalter. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Galen, P., Andreas Burns und seine Familie. Geschichtliches Lebensbild aus dem deutsch-dänischen Kriege in den Jahren 1848—1850. Vier Theile. Leipzig, Kollmann. 8. 6 Thlr.

Gutzkow, K., Uriel Acosta. Trauerspiel in fünf Aufzügen. In's Ebräische übersetzt von S. Rubin. Wien. 8. 16 Ngr.

Haas, H., Die Austro-Burgundionen und Logionen. Ein Beitrag zur Urgeschichte des südmainländischen Ostfrankens. Leipzig, Stoll. Gr. 8. 13½ Ngr.

Hamberger, J., Zur tieferen Würdigung der Lehre Jacob Böhme's. Leipzig, Bethmann. 1855. Gr. 8. 14 Ngr.

Hegel, C., Geschichte der mecklenburgischen Landstände bis zum Jahre 1555 mit einem Urkunden-Anhang. Rostock, Stiller. Gr. 8. 1 Thlr.

Hoffmann, F., Zur Widerlegung der absoluten und bedingten Atomistik. Leipzig, Bethmann. 1855. Gr. 8. 10 Ngr.

Jansen, C., Offener Brief an den Herrn Seminar-Direktor und Prof. der Theologie Dr. Daniel Schenkel, bezüglich dessen Werkes „Die Reformatoren und die Reformation". Heidelberg, Bangel u. Schmitt. Gr. 8. 2 Ngr.

Jordan, A., Geschichte der brandenburgisch-preußischen Kriegs-Marine. In ihren Entwickelungsstufen dargestellt. Mit Benutzung archivalischer Quellen und ungedruckter Manuscripte. Berlin, Heinicke. Lex.-8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Quenstedt, F. A., Der Jura. Mit in den Text gedruckten Holzschnitten und einem Atlas von 96 Tafeln. 1ste Lieferung. Tübingen, Laupp. Lex.-8. 2 Thlr. 8 Ngr.

Quételet, A., Zur Naturgeschichte der Gesellschaft. Deutsch und mit Literaturnachweisen herausgegeben von K. Adler. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Wilde Rosen aus Krieg und Frieden. Stuttgart, Hofbuchdruckerei zu Guttenberg. 8. 22½ Ngr.

Roth v. Schreckenstein, C. H. Freih. v., Das Patriziat in den deutschen Städten, besonders Reichsstädten, als Beitrag zur Geschichte der deutschen Städte und des deutschen Adels. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 3 Thlr. 7½ Ngr.

Stadlin, Josephine, Die Erziehung im Lichte der Bergpredigt. Aarau, Sauerländer. Br. 12. 1 Thlr. 6 Ngr.

Stein, O., Antoinette von Steinwart. Roman. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 3 Thlr.

Vernet, H., Rußland. Vertrauliche Briefe. Aus dem Französischen von Paul S..... Berlin, Artistische Anstalt. 8. 7½ Ngr.

Zingerle, I. v., Die Oswaldlegende und ihre Beziehung zur deutschen Mythologie. Stuttgart, Gebr. Scheitlin. Gr. 8. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Beck, F., Die Weihe des Tages. Festspiel mit lebenden Bildern zur Feier des 100jährigen Bestehens des Königl. Cadetten-Corps am 1. Juli 1856. München. Gr. 8. 4 Ngr.

Beleuchtung der „Denkschrift der Heidelberger Corpsstudenten an die Gesammtheit der Professoren und das Plenum des Senats." Heidelberg, Groos. Gr. 8. 2 Ngr.

Denkschrift der Heidelberger Corps-Studenten. Gerichtet an die Gesammtheit der Professoren und das Plenum des Senats, über die vom engeren Senat verfügte Auflösung der Corps und die veranlassenden Vorgänge. Heidelberg, Bangel u. Schmitt. Gr. 8. 3 Ngr.

Die Heidelberger Studentencorps, ihre letzten Erlebnisse und schließliche Unterdrückung durch den engern Senat der Universität im Juli 1856. Heidelberg, Bangel u. Schmitt. Gr. 8. 4 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Nr. 1.

Montag

den 2. Januar 1911.

Beilage

zu No. 1 des Amtsblattes der Königlichen Amtshauptmannschaft Oschatz.

Erscheint jeden Montag. Preis vierteljährlich 1 Mk. 50 Pf. Einzelnummer 15 Pf.

Inhalt: Bekanntmachung, die Ausführung des Gesetzes, die Fürsorge für Lungenkranke betreffend, vom 26. Juli 1910. — Bekanntmachung, die Ausführung des Gesetzes, die Fürsorge für Lungenkranke betreffend, vom 26. Juli 1910.

solute Zorenmonarchie als solche angreifenden Wortschwalls. Die Schrift hat somit nicht den Charakter einer schnell veraltenden Broschüre, sondern den einer eingreifenden, für jeden politisch Gebildeten wichtigen und interessanten Staatsschrift.

51. **Bremer (Frederike), Hertha.** Aus dem Schwedischen. Erster Theil. 12. Geh. 10 Ngr.

Eine **von der Verfasserin autorisirte deutsche Ausgabe** ihres neuesten Romans, die vor dem schwedischen Original und gleichzeitig mit einer englischen Uebersetzung erscheint. Die zahlreichen Freunde und Freundinnen der beliebten Romanschriftstellerin in Deutschland werden in diesem Werk alle ihre liebenswürdigen Eigenschaften wiederfinden: tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens, gemüthvolle Schilderung des Hauses und Familienlebens, wohlthuende Wärme, spannende Schilderung und wahre, treffende Charakteristik.

Von der Verfasserin erschienen früher in demselben Verlage:

Skizzen aus dem Alltagsleben. Von **Frederike Bremer.** Aus dem Schwedischen. Erster bis zwanzigster Theil. 12. Jeder Theil 10 Ngr.

Einzeln sind zu erhalten:

Die Nachbarn. Fünfte Auflage. Zwei Theile. — **Die Töchter des Präsidenten.** Vierte Auflage. — **Nina.** Dritte Auflage. Zwei Theile. — **Das Haus.** Fünfte Auflage. Zwei Theile. — **Die Familie H.** Zweite Auflage. — **Kleinere Erzählungen.** — **Streit und Friede.** Dritte Auflage. — **Ein Tagebuch.** Zwei Theile. — **In Dalekarlien.** Zwei Theile. — **Geschwisterleben.** Drei Theile. — **Sommerreise.** Zwei Theile. — **Leben im Norden. Morgen-Wachen.**

Bei **elegant gebundenen** Exemplaren wird der Einband für jeden Roman (1 Band) mit 6 Ngr. berechnet.

Die Heimat in der Neuen Welt. Ein Tagebuch in Briefen, geschrieben während zweijähriger Reisen in Nordamerika und auf Cuba, von **Frederike Bremer.** Aus dem Schwedischen. Neun Theile. 12. 3 Thlr.

Diese Schrift hat in Schweden, England und Nordamerika die größte Aufmerksamkeit erregt und bereits auch in Deutschland dieselbe allgemeine Theilnahme gefunden, die hier allen Schriften der Verfasserin zutheil wurde. **Frederike Bremer** schildert in diesem Werk ihren zweijährigen Aufenthalt in **Nordamerika** und liefert darin die wichtigsten Beiträge zur Kenntniß dieses Landes und seiner Bewohner, sodaß dasselbe nicht blos von den zahlreichen Verehrern der Bremer'schen Schriften, sondern in noch weitern Kreisen gelesen zu werden verdient.

52. **Bülau (F.), Geheime Geschichten und räthselhafte Menschen.** Sammlung verborgener oder vergessener Merkwürdigkeiten. Siebenter Band. 12. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Der **erste bis sechste Band** dieses für die weitesten Kreise bestimmten und von dem deutschen Publicum wegen seines reichen und werthvollen Inhalts mit dem größten Beifall aufgenommenen Werks haben denselben Preis.

53. **Conversations-Lexikon. — Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände. — Zehnte** verbesserte und vermehrte Auflage. Vollständig in 15 Bänden. **Neue Ausgabe in 60 Viertelbänden.** Vierunddreißigster bis zweiundvierzigster Viertelband. Gr. 8. Jeder Viertelband 10 Ngr.

Von dieser Ausgabe erscheinen monatlich drei Viertelbände, je am 10., 20. und 30. jeden Monats. Das Abonnement kann zu jeder Zeit begonnen werden.

Im Uebrigen ist die zehnte Auflage des **Conversations-Lexikon** auch in allen beliebigen Terminen folgendermaßen zu beziehen:

vollständig auf einmal zu dem Preise von 20 Thlrn.;
in 15 Bänden zu 1 Thlr. 10 Ngr.;
in 120 Heften zu 5 Ngr.

Literarische Anzeigen werden auf den Umschlägen abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 5 Ngr. berechnet.

54. **Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon.** Ikonographische Encyklopädie der Wissenschaften und Künste. Entworfen und nach den vorzüglichsten Quellen bearbeitet von **J. G. Heck.** (500 in Stahl gestochene Blätter in Quart, nebst einem erläuternden **Texte** von mehr als 100 Bogen und einem Namen- und Sachregister in Octav.) **Dritte Ausgabe** in 60 Lieferungen. Vierunddreißigste bis zweiundvierzigste Lieferung. Jede Lieferung 12 Ngr.

Mit der 17. Lieferung schließt die erste Abtheilung: **Mathematik und Naturwissenschaften** (141 Tafeln); mit der 22. die zweite Abtheilung: **Geographie** (44 Tafeln); mit der 27. die dritte Abtheilung: **Geschichte und Völkerkunde** (39 Tafeln); mit der 32. die vierte Abtheilung: **Völkerkunde der Gegenwart** (42 Tafeln); mit der 38. die fünfte Abtheilung: **Kriegswesen** (51 Tafeln); mit der 42. die sechste Abtheilung: **Schiffbau und Seewesen** (32 Tafeln).

Von dieser Ausgabe erscheinen monatlich drei Lieferungen je am 10., 20. und 30. jeden Monats. Das Abonnement kann zu jeder Zeit begonnen werden.

Das Erschienene ist nebst ausführlichem Prospect in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Der **Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon** (500 Stahlstiche in 10 Abtheilungen nebst erläuterndem Texte von über 100 Bogen, ein ganz selbständiges höchst lehrreiches und schönes Werk, vollständig erscheinen, kann übrigens fortwährend **auch auf einmal ganz** (24 Thlr.) oder **allmälig** (nach Abtheilungen oder Lieferungen) **in allen beliebigen Terminen** bezogen werden.

Jede der zehn Abtheilungen ist als ein selbständiges Werk auch einzeln zu beziehen:

I. **Mathematische und Naturwissenschaften.** (141 Tafeln.) 7 Thlr.
II. **Geographie.** (44 Tafeln.) 2 Thlr.
III. **Geschichte und Völkerkunde.** (39 Tafeln.) 2 Thlr.
IV. **Völkerkunde der Gegenwart.** (42 Tafeln.) 2 Thlr.
V. **Kriegswesen.** (51 Tafeln.) 2 Thlr. 15 Ngr.
VI. **Schiffbau und Seewesen.** (32 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.
VII. **Geschichte der Baukunst.** (60 Tafeln.) 3 Thlr.
VIII. **Religion und Cultus.** (30 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.
IX. **Schöne Künste.** (26 Tafeln.) 1 Thlr.
X. **Gewerbswissenschaft.** (35 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.

Mappen zur Aufbewahrung der Stahlstiche werden auf Verlangen zu 8 Ngr. für jede Abtheilung geliefert. **Prachteinbände der Tafeln** und des Textes jeder Abtheilung werden mit 25 Ngr. berechnet.

55. **Kleineres Brockhaus'sches Conversations-Lexikon für den Handgebrauch.** (Enthaltend sämmtliche Artikel der zehnten Auflage des Conversations-Lexikon in neuer Bearbeitung, sowie eine große Anzahl anderer Artikel aus allen Zweigen des Wissens.) Vollständig in 4 Bänden oder 40 Heften. Achtunddreißigstes bis vierzigstes (letztes) Heft. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Das vollständige Werk kostet **geheftet** 6 Thlr. 20 Ngr., **gebunden** 8 Thlr.

56. **Die Gegenwart.** Eine encyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände. (Ein Supplement zu allen Ausgaben des Conversations-Lexikon, sowie eine Neue Folge des Conversations-Lexikon der Gegenwart.) In Heften. Hunderteinundvierzigstes bis hundertfünfundvierzigstes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Das Werk erscheint in Heften zu 5 Ngr. Der erste bis zehnte Band kosten **geheftet** jeder 2 Thlr., **gebunden** 2 Thlr. 10 Ngr., der elfte Band **geheftet** 2 Thlr. 15 Ngr., **gebunden** 2 Thlr. 25 Ngr.

Die **Gegenwart** wird, wie es beabsichtigt war, mit dem zwölften Bande abgeschlossen werden und dann ein **vollständiges, abgerundetes Bild unsers Zeitlebens** darbieten. Um Letzteres so möglichen und den noch immer äußerst reichen Stoff zu bewältigen, hat es sich indessen als nothwendig heraus, die beiden letzten Bände zu einige Hefte stärker zu machen. Die zur Vollständigkeit noch fehlenden Hefte werden in rascher Folge erscheinen.

Literarische Anzeigen werden auf den Umschlägen abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 4 Ngr. berechnet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Brockhaus' Reise-Bibliothek.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Das hessische Land und Volk.

Für Reisende von Eisenach nach Kassel und Frankfurt a. M.

Von **Emil Müller.** Preis 10 Sgr.

Ein sehr lehrreicher und unterhaltender Führer zunächst auf der Eisenbahnfahrt von Eisenach nach Frankfurt a. M., an **Adolf Bock's** „Die Thüringische Eisenbahn" (Leipzig-Halle-Eisenach) sich anschließend, aber auch für die Besucher Kassels und ganz Hessens von Interesse. Der Verfasser erzählt zuerst im Zusammenhang die Geschichte des hessischen Landes und Volkes, worauf er die von den verschiedenen Eisenbahnen berührten Gegenden einzeln schildert.

Das Schlesische Gebirge.

Von

Rudolf Gottschall.

Preis 10 Sgr.

Allen, die das Riesengebirge und die übrigen Partien des Schlesischen Gebirgs oder eins der schlesischen Bäder: Charlottenbrunn, Altwasser, Salzbrunn, Warmbrunn, Cudowa, Reinerz, Langenau, Landeck, Gräfenberg ꝛc. besuchen wird diese Schrift des bekannten Schriftstellers und Dichters die angenehmste Unterhaltung gewähren und zur Orientirung nützlich sein. Sie bildet in vieler Beziehung auch eine Ergänzung zu der kürzlich erschienenen Schrift von **Max Kurnik:** „Breslau und die Schlesischen Eisenbahnen."

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Beilage zur Literarischen Rundschau.

dieſen Begriff wirklich an, welcher ihn nach der Unterſuchungsmethode ſeines Urhebers ſelbſtthätig in ſich erzeugt, und von einer ſolchen Mittheilung, wobei der Begriff als eins mit der Methode ſeiner Entſtehung erkannt wird, kann hier natürlich nicht die Rede ſein. Aber es iſt auch häufig ſchon viel gewonnen, wenn einem Verſtand, welcher ſich unbehaglich weiß in den traditionellen Begriffen, wie dies ſo häufig in der Gegenwart vorkommt, nur ein vollkommen deutlicher und anſchaulicher Begriff vor Augen geſtellt wird von einer ihm bisher unbekannt geweſenen Art, über die höchſten Gegenſtände ganz anders als bisher und doch vollkommen conſequent, zuſammenhängend und präcis zu denken. Denn es wohnt in uns außer unſerm Denkvermögen auch noch ein inſtinctiver Wahrheitsſinn, auf welchen zwar in keiner Hinſicht etwas Feſtes gebaut werden kann, welcher aber häufig dort ergänzend und ſtellvertretend wirkt, wo durch einen in gewiſſe einſeitige Geſichtspunkte vergrübelten Verſtand ſich das Weltbild verſchoben und verzerrt hat. In ſolchen Fällen leiſtet ein vorurtheilsfreies Wahrheitsgefühl oft ſogar beſſere Dienſte als das beſte und gewandteſte Denkvermögen; darum nämlich, weil das Denkvermögen, je gewandter und geübter es iſt, deſto ſcheinbarer ſeine Vorurtheile auch gegen gegründete Einwürfe wird zu vertheidigen wiſſen, wodurch ihm dann der Sinn der entgegengeſetzten richtigen Anſichten immer auf künſtliche Art verſchloſſen bleibt, ſobald der unmittelbare Wahrheitsinſtinct für das Natürliche und Geradgewachſene in den Lebensanſichten eingeſchlafen iſt. Der Misbrauch und die Ziererei, welche Jacobi und manche ſeiner Zeitgenoſſen mit dem unmittelbaren Wahrheitsgefühl trieben, iſt längſt eingeſchlafen, und wir ſollten gerade jetzt, wo die künſtlichen Extreme es lieben, mit dem üppigſten Aufwand von Dialektik, Methodik und Kritik ſich in ihren Feſtungswerken zu verſchanzen, vielleicht wieder ein wenig mehr jene einfältige Stimme eines religiöſen Naturinſtincts anerkennen, welche, obgleich es gefährlich iſt, auf ſie zu viel zu bauen, doch bei allen Ueberzeugungen auch wider unſern Willen immer mitſpricht und Das in uns hervorbringt, was man mit dem Namen natürlicher Religion bezeichnet und was immer als eine thatſächliche Macht im Menſchengeſchlechte zurückbleibt, ſoviel Geiſt man auch heutiges Tags von rechts und links her verſchwenden mag, um ſeine völlige Nichtexiſtenz zu beweiſen. Vgl. Pſ. 2, 4.

Das Eigenthümliche der Fichte'ſchen Anthropologie beſteht in der Auffaſſung des Verhältniſſes, worin die Seele zu Raum und Zeit ſteht. Nach einer alten, aber auch noch gegenwärtig vielfach herrſchenden Vorſtellungsweiſe gehören Raum und Zeit lediglich dem materiellen Daſein an als ſeine Eigenſchaften, ſodaß es in einem Zuſtande, wo es keine Körper mehr gibt, auch unmöglich noch einen Raum und eine Zeit geben kann. Dieſe Anſicht wird geradezu verworfen. Aber auch die entgegengeſetzte Anſicht wird hier verworfen, nach welcher Raum und Zeit die Hervorbringungen einer den Seelen vorausgehenden Ideenwelt ſind. Fichte dreht vielmehr die letztere Anſicht völlig um. Nicht aus der Raum und Zeit hervorbringenden Idee entſpringen die Seelen, ſondern es ſind die Seelen, welche die ganze Ideenwelt nebſt Raum und Zeit aus ſich ſelbſt und zwar völlig unabhängig von der Materie erzeugen und hervorbringen. Raum, Zeit und Idee haben keine andere Exiſtenz als nur allein in den Seelen und durch die Seelen. Der Idee wird die vermeintliche abſolute Herrſchaft entriſſen und geht auf eine Societät freier Perſonen über, in denen dieſelbe waltet als gemeinſames Geſetz ohne alle Subſtantialität für ſich ſelbſt oder Machtvollkommenheit aus ſich ſelbſt, ähnlich wie auch ſchon in der Wiſſenſchaftslehre des ältern Fichte das Ich oder die Seelenſubſtanz nicht aus einem dialektiſchen Proceſſe der Idee, ſondern im Gegentheil die Idee nebſt Raum und Zeit aus dem Ich abgeleitet wurde.

Inſofern gelangt alſo die urſprüngliche Wiſſenſchaftslehre hier aufs neue zu ihrem Rechte, und wir mögen es nicht verhehlen, daß unſer Herz bei dieſem Gedanken in frohe Bewegung kommt. Denn nie und nimmer konnten wir uns überzeugen, daß Schelling und Hegel recht daran thaten, den feſten Boden der Erkenntniß des auf ſich ſelbſt gegründeten Ich in der Philoſophie zu verlaſſen, um ſich den ſchwindligen Luftfahrten auf dem Fauſtmantel der bloßen Idee hinzugeben. Wenn nicht alles Forſchen auf dieſen Wegen verloren ſein und verlaſſen werden ſoll, ſo muß es auf neue an den Punkt anknüpfen, von welchem es ausging, an das ſubſtantielle Ich der Wiſſenſchaftslehre. Dies iſt der hiſtoriſche Geſichtspunkt, welcher die Sache empfiehlt.

Dazu bewegt ſich dieſe Vorſtellungsweiſe in lauter anſchaulichen und klaren Begriffen. Es begegnet uns hier nirgends die Verlegenheit, wie ſie in andern Syſtemen ſo leicht und häufig zutage tritt, daß wir mit methodiſcher Richtigkeit und Geläufigkeit Begriffe bilden, für welche wir nach einem feſten und beſtimmten Object vergebens ſuchen.

Die Seele bringt ihren eigenen Raum, ſie bringt ihre eigene Zeit ſelbſt hervor. Und ſie durchlebt auch ſelbſt dieſe Räume, dieſe Zeiten, welche ſie hervorbringt; ſie durchdringt ſie, ſie erfüllt ſie, ſie iſt folglich ein Raum und Zeit erfüllendes Weſen. Dieſe Raumerfüllung und Zeiterfüllung bildet ihre innerſte Natur und bleibt ihr unveräußerliches Eigenthum in allen ihren Zuſtänden, die ſie durchlebt, mögen in denſelben nun Syſteme materieller Maſſentheile, welche ſie ſich für eine vorübergehende Zeit aſſimilirt, ſie mit der unorganiſchen Welt in Verbindung und Wechſelwirkung erhalten oder nicht. Ihre eigene Raum- und Zeiterfüllung iſt von derjenigen Raum- und Zeiterzeugung, welche den chemiſchen Stoffen beiwohnt, ebenſo unabhängig, als ihre Exiſtenz überhaupt von einer Verbindung mit dieſen unabhängig iſt.

Wenn man alſo den Ausdruck der leiblichen Exiſtenz nicht im wiſſenſchaftlichen Sinne nimmt, wo er die Maſſentheilchen der Chemie nebſt den aus ihnen zuſammengeſetzten Producten bedeutet, ſondern wenn man ſich

knüpfungen eingedrungen iſt, deſto mehr hat ſich herausgeſtellt, daß von einer Aehnlichkeit dieſer Proceſſe untereinander ganz und gar keine Rede ſein kann, wie Carteſius, Spinoza und Leibniz ſchon, obgleich mit einem geringern wiſſenſchaftlichen Apparat ausgerüſtet, richtig anerkannten.

Aber auch ſelbſt ſchon die Dynamide haben eine andere Art von Raumerfüllung als die ponderabeln Maſſen. Denn während bei den letztern alle Theile blos als außereinander und nebeneinander erſcheinen, in Cohäſion und Adhäſion, erſcheinen bei den Dynamiden die Theile der im Raume verbreiteten Kraft ſchon in einer gewiſſen Durchdringung. So z. B. zeigt der beliebig kleinſte Theil eines zerbrochenen Magnets immer noch Nord- und Südpol ſo gut als der unzerbrochene Magnet ſie zeigte, und die elektriſche Kraft zeigt durch die Längenzunahme der elektriſchen Kette keine Abſchwächung. Völlig ungetheilte Allgegenwart der raumerfüllenden Kraft iſt aber auch hier noch nicht, ſondern erſt im Gebiete der Seele, welche ihren eigenen Raum und ihre eigene Zeit von innen heraus ſetzt und erfüllt, dann aber auch zugleich damit das ſpecifiſch ihr Verwandte unter den Stoffen, alſo zunächſt die Dynamide an ſich zieht und aus dieſer Verbindung das Phänomen einer organiſchen Körpereinheit hervorgehen läßt. Die Verleiblichung beſteht immer darin, daß ein Mächtigeres, Centrales eine Mannichfaltigkeit von Elementen räumlich durchdringt, ſie ſeiner eigenen Natur aſſimilirt und in ihrer Organiſation ſeine Eigenthümlichkeit darſtellt. Auf dieſe Weiſe wachſen die Seelenweſen in Geſtalt ſubſtantieller bewegender Kräfte allmälig in die ſtofflichen Elemente hinein und auch wieder aus ihnen heraus. Und eben deswegen ſind die ſämmtlichen organiſchen Verrichtungen unſers Leibes aus nichts als lauter bewußtlos bleibender Seelenthätigkeit zu erklären.

Und weil nun Räumlichkeit und Leiblichkeit nur Producte der ſie durch eigene Daſeinskraft hervorbringenden Seelenweſen ſind, ſo ſind die letztern auch an ſich ſelbſt unantaſtbar von der Gewalt Deſſen, was ſie hervorbringen. Jede Perſon daher, welche herniederſteigt in die Materie, iſt anzuſehen als eine von Ewigkeit her im Abſoluten beſtandene Poſition oder geiſtige Einheit, womit jedoch nicht ausgeſchloſſen iſt, daß die Urpoſitionen, innerhalb des abſoluten Princips gedacht als innerhalb eines allgemeinen Urquells der Geiſter (igneus animarum fons, wie Prudentius die Gottheit nennt), in ganz andern und engern Beziehungen zueinander ſtehen, als in dem Zuſtande ihrer Verleiblichung, in welchem ſie voneinander völlig abgeſperrte Monaden vorſtellen, unter denen keine andere Verbindung iſt als durch die Sinnorgane, ähnlich wie bei eingekerkerten Gefangenen, welche ſich nicht anders unterreden dürfen als durch die Stäbe eines Sprachgitters.

Aber nicht allein auf dem Wege der ſpeculativen Kritik zeigt ſich die Idee eines pſychiſchen Leibes von der beſchriebenen Natur als unumgänglich, ſondern die tägliche unmittelbare Erfahrung weiſt in ebenſo hohem Grade auf einen ſolchen hin. Wenn wir uns z. B. am Ellbogen ſtoßen, ſo empfinden wir die Affection nicht blos als einen Schmerz an der verletzten Stelle, ſondern auch zugleich als ein Kribbeln in den Fingerſpitzen, wo doch der Nerv nicht afficirt iſt. Die Phantaſie projicirt oder verlegt alſo einen Theil der Empfindung an den Ort des Fingers. Sie thut aber Aehnliches nicht nur in den Zuſtänden, wo noch ein leiblicher Finger vorhanden iſt, ſondern auch ebenſo in Zuſtänden, wo der Finger mangelt. Denn es ſind nicht etwa ſelten vorkommende Fälle, ſondern die ganz gewöhnliche Regel, daß die Schmerzen der Stümpfe von amputirten Gliedmaßen von der Phantaſie in den Ort des verlorenen Gliedes aufs täuſchendſte hinein imaginirt werden. Der Leib hat nun ſeinen äußern Arm zwar verloren, dagegen ſeinen innern, nämlich den Arm der Empfindung, noch behalten. Wenn bei Zahn- oder Kopfſchmerz der Umfang des ſchmerzenden Organs ſich in der Empfindung weit über den Raum ſeiner wirklichen Größe erweitert, ſo nimmt hier der von Empfindung durchdrungene Phantaſieleib einen größern Raum ein als der chemiſche Leib des Stoffwechſels, oder das chemiſche Organ iſt in ſeiner Peripherie bis zu einer beſtimmten Grenze von einer Schmerzempfindung umgeben, welche ſich nicht mehr innerhalb des Umfangs des auswendigen, ſondern nur allein noch innerhalb des Umfangs des inwendigen Leibes befindet.

Ob nun dieſer inwendige Empfindungsleib ein bloßes Phantasma ſei, welches mit dem Zerfallen des äußern ſchwinden muß, oder ob er eine inwendige Realität ſei, welche den Tod des äußern Leibes überdauern wird, das hängt davon ab, ob Empfindung überhaupt nebſt Phantaſie und Bewußtſein den Tod überdauern. Denn wenn es ſchon ſelbſt bei Lebzeiten niemals der äußere Leib iſt, ſondern immer nur der inwendige, in welchen die Empfindungen zuſammentreten und Das bewirken, was wir das Gefühl unſerer Leibesſtärke nennen, wie ſollte nicht derſelbe durch productive Phantaſie geregelte Proceß ſo lange fortdauern müſſen, als überhaupt Empfindung und Phantaſie fortdauert, oder als das geiſtige Princip, welches ſeine eigenen Zuſtände empfinden kann, noch fortdauert? Es iſt daher vollkommen denkbar, daß der Verluſt des Leibes als chemiſchen Leichnams für uns ſelbſt, d. h. für unſere Seele, gar nicht die Empfindung eines verlorenen, ſondern nur eines umgewandelten Leibes mit ſich führen wird, und daß wir alſo im Stande ſein können, den Tod, ſowie auch die auf ihn folgenden Zuſtände in allen ihren Phaſen im vollkommenen Selbſtgefühle des eigenen Leibes zu erfahren und zu durchleben. Friedrich der Große rühmte von ſeinem Vater, derſelbe ſei geſtorben, den Tod beobachtend wie ein Naturforſcher. Es iſt denkbar, daß ſolche ſtarke und glaubensfeſte Naturen, wie Friedrich Wilhelm eine war, dieſes naturforſchende Beobachten in ihrem Empfindungsleibe fortſetzen und in dem jenſeitigen Zuſtande mit derſelben Wißbegierde weiter beobachten, womit ſie in dem dieſſeitigen angefangen haben. Die Möglichkeit läßt ſich gar nicht umgehen, ſobald wir uns des Unterſchieds

the Sea-Coast of Africa, and the Islands adjacent, from Cape Bona-Esperance to the Cape of Good Hope, with the Islands of Madagascar, Mauritius, Bourbon, Rodrigue, and Diego-Garcia, and the Coasts of Arabia and Persia, from Cape Jasques to Cape Comorin, with the Islands of Ceylon, Socotra, Kishmee, Ormus, Bahrein, and Karrack, and the Coasts of Malabar, Coromandel, Orixa, Bengal, Arracan, Pegu, Tenasserim, Malacca, Sumatra, Java, Borneo, Celebes, Timor, New Guinea, New Britain, New Ireland, Solomon's Islands, New Caledonia, New Zealand, Otaheite, Sandwich Islands, Marquesas, Friendly Islands, Navigators' Islands, Pelew Islands, Ladrone Islands, Philippine Islands, Moluccas, Japan, Corea, Kurile Islands, Kamtschatka, Aleutian Islands, Behring's Straits, Coast of Tartary, Coast of China, Hainan, Formosa, Loo-Choo Islands, Bonin Islands, Volcano Islands, Mariana Islands, Caroline Islands, Gilbert Islands, Marshall Islands, Sooloo Islands, Celebes, Timor, Arafura Sea, Gulf of Carpentaria, Torres Straits, Coast of New Holland, Van Diemen's Land, Bass's Straits, Coast of New South Wales, Port Jackson, Botany Bay, Norfolk Island, Lord Howe's Island, Coast of New Holland, Recherche Archipelago, Swan River, Coast of New Holland, Australia Felix, Port Lincoln, Spencer's Gulf, Gulf of St. Vincent, Coast of New Holland, Encounter Bay, Coast of New Holland, Kangaroo Island, Coast of New Holland, Port Phillip, Coast of New Holland, Western Port, Coast of New Holland, Wilson's Promontory, Coast of New Holland, Twofold Bay, Coast of New South Wales, Port Jackson, Botany Bay, Coast of New South Wales, Port Stephens, Coast of New South Wales, Port Macquarie, Coast of New South Wales, Moreton Bay, Coast of New South Wales, Wide Bay, Coast of New South Wales, Port Curtis, Coast of New South Wales, Keppel Bay, Coast of New South Wales, Port Bowen, Coast of New South Wales, Port Denison, Coast of New South Wales, Edgecumbe Bay, Coast of New South Wales, Hervey's Bay, Coast of New South Wales, Sandy Cape, Coast of New South Wales, Breaksea Spit

lichſten Beobachtungen anknüpfen, zu denen Jeder ohne Ausnahme befähigt iſt. Geſchieht dieſes, ſo wird Alles, was mit dieſen Regeln ſtimmt, ein wiſſenſchaftlicher und aufgeklärter Glaube dreiſt als ſubjectiv zuverläſſig verfechten dürfen, ja er wird ſogar in die Lage der Verpflichtung kommen, es verfechten zu müſſen. Denn wer nicht den Muth hat, ſoviel Conſequenz in ſein eigenes Denken zu bringen, daß er die Denkregel, welche er an ſich für wahr hält, auf einen gewiſſen Fall, auf welchen ſie paßt, auch anwendet, aus Furcht, einem blind herrſchenden und eingewurzelten Vorurtheil vor den Kopf zu ſtoßen, der iſt unfähig, ſich überhaupt im eigenen Denken zu orientiren.

Was ferner das Fortdauern der Lebenserinnerungen und des Bewußtſeins in zukünftigen Zuſtänden betrifft, ſo wirkt in beiderlei Beziehung die Verbindung der Seele mit dem chemiſchen Stoffwechſel deprimirend auf die erſtere ein. Zunächſt zeigt ſich in dieſem Punkte die Fichte'ſche Theorie mit Herbart einverſtanden, nach deſſen Anſicht dann, wenn der mit der Seele in Verbindung geſetzte chemiſche Stoffwechſel außer Beziehung zu ihr träte, ein Zuſtand eintreten müßte, welcher nur mit einer Verjüngung der Seele und zugleich einem hellſten Wachen derſelben vergleichbar ſein könnte, indem die durch leiblichen Einfluß und das Sinnenleben ihr eingebildeten verworrenen Vorſtellungsmaſſen allmälig einem innern Gleichgewichte ſich nähern würden, an deſſen Erreichung ſie durch die Verbindung mit dem chemiſchen Stoffwechſel fortwährend gehindert waren. Aber ſie geht darin einen Schritt über Herbart hinaus, daß ſie dieſe Erfaſſung der Seele als eines in ſich ſelbſt wachen Weſens mit den Zuſtänden des Lebens in eine nähere Vergleichung ſetzt. Da nämlich das Verhältniß zwiſchen der Seele und dem Stoffwechſel kein innerlich nothwendiges und unlösbares iſt, ſo muß es nach verſchiedenen Graden verſchiebbar ſein, und es muß in den wechſelnden Zuſtänden des Lebens eine innigere und weniger innige Verbindung zwiſchen dem Geiſte und ſeinem leiblichen Apparate eintreten können. Durch eine ſolche Anſicht der Sache wird die Kluft, welche die jenſeitigen Zuſtände der Seele von den dieſſeitigen trennt, zu einer geringern herabgeſetzt, indem wir annehmen dürfen, daß es bereits in unſerm Leben Zuſtände geben mag, in denen Daſſelbe auf partielle Weiſe der Beobachtung unterliegt, was ſich einſt auf totale Weiſe vollziehen wird, nämlich die Abtrennung unſers pſychiſchen Organismus vom chemiſchen und der damit verbundene hellere und bewußte Einblick in die innern Verhältniſſe des erſtern. Eine ſolche Abtrennung wird ſchon bei Lebzeiten im hellern Wachen mehr ſtattfinden als im dunklern und im Wachen mehr als im Schlaf.

Der Grundbegriff des Geiſtes iſt nach Fichte, eine eigenthümliche, nur ein mal und nie außerdem in der Welt vorkommende individuelle Perſönlichkeit zu ſein, welche er mit dem Ausdruck des Genius bezeichnet. Dieſes individuelle Geiſtweſen ſtammt nicht aus der Natur, ſondern ſenkt ſich ein in das Inſtinctleben der Natur als in eine Seele von niederer Art, welche mit der Perſönlichkeit bei aller Verſchiedenheit doch nahe verwandt iſt. Denn der Inſtinct iſt das Vermögen, Wirkungen hervorzubringen, die das Gepräge der Abſicht an ſich tragen, während doch jede denkende Abſicht hinwegfällt, ähnlich der Phantaſiethätigkeit des ſchaffenden Künſtlers, deſſen Vorbild, urſprünglich dunkel und undeutlich in ihm ſich regend, erſt Klarheit und Beſtimmtheit für ihn ſelbſt gewinnt, indem er es an einem objectiven Stoffe fixirt und ſo äußerlich vor ſich hinſtellt. Daher tritt das höhere menſchliche Seelenprincip zu der vegetativen, ſenſibeln und irritabeln Seele nicht als ein blos Aeußerliches hinzu, ſondern in der Weiſe, daß Das, was an der Thierſeele als ein Selbſtändiges hervortreten vermochte, in dem menſchlichen Bewußtſein zum bloßen Momente und zur untergeordneten Bedingung herabgeſetzt erſcheint. Während nämlich bei Pflanzen und niedern Thieren die Individualſeele und Univerſalſeele der ganzen Species ununterſchieden ineinander fließen, ſodaß den Individuen noch alles eigenthümliche und perſönliche Gepräge mangelt, geſellt ſich in den höhern Thieren hierzu bereits jener Ueberſchuß, welcher jedem eine anders geartete Geiſteseigenheit verleiht als eine nur ſich ſelbſt gleiche Individualität. Daher gleicht denn das ſtete Eintreten neuer Individualgeiſter in den Umkreis des Menſchengeſchlechts ganz dem Proceſſe einer geiſtigen Neuſchöpfung (generatio aequivoca). Denn die Aeltern ſind nicht die Erzeuger im vollſtändigen Sinne, ſie bieten vielmehr nur theils den organiſchen Stoff, theils zugleich auch jenes Mittlere, ſinnlich Gemüthliche, welches ſich im Temperament, in eigenthümlicher Gemüthsverfaſſung, in beſtimmter Specification der Triebe u. dgl. zeigt, welches Alles nur ein Werkzeugliches iſt, um die geiſtigen Anlagen des Menſchen in ſich zu faſſen. In der Einheit des perſönlichen Individuums ſind ſämmtliche Thiergeiſter befaßt, aber auch zugleich bewältigt durch ein ſpecifiſch Neues und Anderes. Dieſes vollkommen neu Hinzutretende ſenkt dem ſeeliſchen Weſen oder dem organiſirenden Triebe, welcher in der Erzeugung ſich ablöſt von der Gattungsſeele, ſich ein und macht denſelben zu ſeinem eigenen Verwirklichungsmittel, ſodaß jeder Einzelne in ſeinem idealen Vorbilde und nach ſeiner geiſtigen Eigenthümlichkeit als präexiſtirend oder vorausgeſchaut in der allgemeinen Weltordnung gedacht werden muß. So aber wie in der individuellen Perſönlichkeit ſich alle niedern Seelenkräfte und organiſirenden Triebe als in einer ſie bindenden höhern Einheit verſammeln und vereinigen, ähnlich ſind in Gottes Geiſte auch wieder alle Perſonen oder endlichen Geiſter eins, weil ſie Theil haben an ſeinem ewigen Geiſtweſen. Daher Einheit der Menſchen mit Gott und Einheit mit den andern Perſonen ein und derſelbe Begriff ſind. Daß wir aber in der Tiefe unſers Weſens eins in Gott und daher auch eins untereinander ſind, davon kann uns ein jeder Zug unwiderſtehlichen Mitgefühls überzeugen, das oft überraſchend genug im Bewußtſein ſogar des ſelbſtſüchtigſten Klüglings emporſteigt.

Ich bin entführt,
Denn Keiner sah mich mehr, als dem es ziemte,
Jetzt aber scheide ich mich — so von dir!

Es sind in diesem neuesten Drama Hebbel's all die bekannten glänzenden Tugenden seiner Muse verwerthet — die eiserne dramatische Consequenz, die imponirende Plastik der Charaktere, die Gedrungenheit der Handlung u. s. w. — ja es ist die edle Keuschheit und Reinheit, die Hoheit, mit welcher der ganze so äußerst bedenkliche und delicate Stoff behandelt ist, ebenso anerkennend hervorzuheben als die Enthaltsamkeit von seelenquälerischen, grauen- und abscheuerregenden Schildereien, mit welchen Hebbel früher so verschwenderisch umging; allein freuen kann man sich trotz alle Dem über dieses neueste Product des vielleicht genialsten deutschen Dramatikers der Gegenwart in keiner Weise; denn was ist mit diesem Drama im Gebiete des menschlich Schönen und Großen — und dies allein ist doch wol das Reich der Tragödie — auch nur irgend an wirklich Bedeutsamem erreicht? Kann ein Stoff wie der vorliegende wahrhaft erschüttern, wahrhaft erheben? Ist nicht der ominöse Ring der eigentliche Held dieses Dramas, dem edle und gute Menschen zum Opfer fallen? Zwar sagt Hebbel in seinem herametrischen Motto das Gegentheil von seiner Dichtung: der Regenbogen, den er über sein Bild gespannt habe, solle nur leuchten, nicht eine Brücke des Schicksals sein, welches einzig der menschlichen Brust entsteige. Aber hätte Kandaules das Medium des Rings nicht gehabt, er wäre auf den crassen Einfall, sein Weib in solchem Augenblicke fremdem Auge bloßzustellen, gar nicht gerathen, und so ist denn doch dieser Ring recht eigentlich das Schicksal dieser Tragödie, welches nicht aus der Seele der handelnden Personen, sondern aus einem blinden Ungefähr hervorquillt. Und dann: dies ganze Trauerspiel dreht sich doch eigentlich um eine bloße Form, um ein Aeußerliches. Wäre Rhodope weniger bedeutend angelegt, fände sie ihr ganzes Wesen weniger geistig und seelisch durchdrungen von dem bis zum Aeußersten gesteigerten Gefühle der Züchtigkeit und weiblichen Ehre, so könnte man ihr diese Vergötterung eines bloßen Symbols zugute halten; so aber, wo sie als eine außerordentliche, wahrhaft hohe Erscheinung gekennzeichnet ist, konnte ihr das Gerechtwerden vor der Formel nicht genügen, sondern mußte sie die Vernichtung ihrer weiblichen Ehre als qualvolles Bewußtsein mit hinübernehmen in den Tod, es sei denn, daß sie sich auf geistige und menschliche, nicht auf so rein, wir möchten sagen altjüdische Weise dieser Pein entledigte. Hebbel hatte im „Michel Angelo", vor allem in der „Agnes Bernauerin" einen so entschiedenen Ansatz zur Emancipation aus seiner alten Welt der Caprice gemacht — dieser Ring des Gyges ist nicht blos für Kandaules und Rhodope, er ist auch für ihn ein verderbliches Geschenk gewesen, dessen er sich sobald als möglich entledigen möge. Hebbel hat sich wahrlich über die Stimmung des deutschen Publicums seiner Production gegenüber nicht zu beklagen; es könnte aber ein Tag kommen, wo seine Launen die glänzende Gestalt, in welcher er sie zu bannen weiß, übersehen lassen und die allgemeine Bewunderung sich von ihm wendet; die „Agnes Bernauerin" wird nicht vergessen werden, denn sie ist warme pulsirende Menschheit und Deutschheit, von dem fremden, unheimlich strahlenden „Ring des Gyges" nimmt höchstens die Kritik und der specielle Freundeskreis des Autors Notiz. Hebbel aber — wir rufen es ihm geradezu entgegen — versündigt sich an seinem Genius wie an der deutschen Nation, wenn er, statt für die letztere zu arbeiten und zu schaffen, seinen literarischen Launen die schönsten Jahre seiner dichterischen Schöpferkraft opfert.

2. Die Verschwörung von Dublin. Drama in fünf Acten von F. Gustav Kühne. Leipzig, E. H. Mayer. 1856. 16. 25 Ngr.

Gleich die ersten Scenen dieses geistvollen Dramas erfüllen das in medias res mit kraftvoller Energie; man ist sofort in der Zeit, den Zuständen, den eigenartigen Verhältnissen, und das große Stück Revolutionsgeschichte, das sich hier tragisch verlebendigt, empfängt uns in seinem Kern und Wesen. Mit großer Kunst hat Kühne die Signatur seines Dramas schon den Eingangsauftritten eingeprägt und mit plastischer Sicherheit, mit breitem, gesättigtem Pinsel und mit der souveränen Ruhe eines festen künstlerischen Princips eine Welt charakteristischer Gestalten, realer Existenzen, packender Volksthümlichkeit zusammengedrängt, welche in ihrer schwellenden Lebensfülle ein prächtiges, markiges Bild vor Augen rückt. Aber aus diesem brausenden, treibenden Leben fühlt man das Fieber heraus, welches in seinen Adern kocht und gährt; es ist etwas faul im Staate Dänemark und unheimlich zuckt es mit fahlen Blitzen aus dem welkendüstern Himmel, der über diesem bunten Gedränge lagert. Der arme irische Padd hat kein Haus, der Angelsachse sitzt darin — hat kein Recht, der Angelsachse hat es allein — hat nicht das knappste tägliche Brot, die angelsächsischen Bischöfe zehren es ihm auf; vertrieben aus seinen Hütten, seinen Rechten, seinen Kirchen, ist Padd ein heimatloser Bettler, ein vogelfreier Vagabund auf eigenem Grund und Boden; England liegt als Vampyr auf der „grünen Insel" und saugt ihr gierig das Herzblut aus. Aber die Verzweiflung hat ihre eigenen Riesenkräfte, und grollend wie das Meer, wenn die Vorläufer des Sturms seine Flanken peitschen, erhebt sich Irland mit geballter Faust. Das merkten sie drüben in Albion und schickten den feinen Castlereagh nach Erin, den Sturm zu beschwören und England die grüne Perle des Meeres zu erhalten. Dem armen Padd ist in seinem Elend nichts geblieben als sein Herz, und das hat er Denen geschenkt, die eben auch ein volles Herz für ihn und sein Leiden bewahrt haben, dem frommen Priester O'Leary und vor Allen dem ritterlichen Lord Fitzgerald, dem Könige im Herzen von Irland. In diesem Edelmanne verkörpert sich der irische Charakter, verklärt nach seinen Licht- wie Schattenseiten zu einer glänzenden Persönlichkeit. Das fühlt Padd und darum hofft er von diesem seinem Abgotte Erlösung von seinen Leiden, nur über das Wie herrscht zwischen Fitzgerald und seinem Volke eine Meinungsverschiedenheit. Letzteres vermag nur in der blutigen Abschüttelung des verhaßten Jochs sein Heil zu sehen, Ersterer nur durch das männliche Festhalten am Rechte der Menschheit, nur durch die überwältigende Macht des Geistes: seid Männer, ganze volle Männer in und durch euch selbst — erarbeitet euch eure Burg, wie England sie sich erarbeitet hat — und ihr werdet eure Freiheit erobern ohne Blut. Wer hat Recht? das Volk oder sein Herzenskönig? Aber in dem Fitzgerald die Schwäche seines Volks so wohl erkennt, ist er doch selbst ihr dahingegeben und auch er läßt sich eben gehen, wie des Herzens Drang ihm gebietet; auch er träumt mehr dahin, denn daß er das Gegenwärtigste erfaßte: sein Humanismus folgt Ideen, die noch wie Wolken über die Völker ziehen, und in dieser Beziehung hat sein Volk Recht, wenn es ihm zuflüstert: Brutus, du schläfst! Diesem Menschen des idealistischen Herzens — diesem Irland — tritt nun in Castlereagh der Mensch des realistischen Verstandes — England — ringend um den hohen Preis der grünen Insel gegenüber; wer wird siegen? Vergeblich bemüht sich Fitzgerald's hohe Gattin, Pamela, in edlem weiblichen Gefühle des Rechten und Heilsamen zwischen Herz und Verstand eine Vereinigung zu bewirken; sie vergreift sich aus Liebe für den Gatten in den Mitteln, überschreitet ihre Grenzen und verschuldet den Untergang des über Alles geliebten Mannes. Denn ihr Verkehr mit Castlereagh wirft den Zweifel an sein häusliches Glück in Fitzgerald's harmlose Seele, die nun nicht mehr in schöner Objectivität dem Vaterlande gehört, sondern in den Kampf der Principien und der höchsten Volksgüter den Kampf der Persönlichkeit, des subjectiven Hasses gegen Castlereagh, den vermeintlichen Zerstörer seines häuslichen Friedens, mischt. Der Patriotismus des Herzenskönigs von Irland hat sozusagen seine Unschuld und seine Jungfräulichkeit verloren; von jetzt ab ist es ihm nicht

kleinste Knospe verstattet? Soll in dieser Tragödie der Egoismus sich richten — und er richtet sich in der That — so verlangt doch das Gemüth in dieser Erstarrung einer großartigen Welt von Eisgebirgen, die mit furchtbarem Krachen sich gegenseitig zertrümmern, ein grünes Fleckchen der Erquickung, einen warmen Sonnenstrahl, der verklärend über all diese Trümmer flammt und aus dem gewaltigen Sturze in die Tiefen schauerlicher Abgründe der Unmenschheit emporleuchtet in den heiligen Frieden schöner, heiterer Menschheit. Demetrius vernichtet zu bald und zu energisch, was etwa von diesem Sennenlichte der Menschheit in ihm liegt, er erregt unsern Antheil als Träger eines gewaltigen Verhängnisses, als bedeutendes Geschöpf dieser Welt, dieser Verhältnisse, aber an sich selbst, menschlich erwärmt er uns nicht, umsoweniger, da auch aus der Sühnung seiner Schuld kein erhebendes Moment aufsteigt, keine auch nur allerentfernteste Versöhnung mit dieser Welt des Hasses. Der Umstand, daß er im Arm der Liebe, die an und für sich noch eine sehr zweifelhafte, angegiftete Liebe ist, verhaucht und sich darin beruhigt fühlt, ist kein wirksames, überzeugendes, eine solche Riesenwelt fürchterlicher Vernichtung und Leidenschaft zur Versöhnung abschließendes Motiv. Kurz man kann, man muß dieses in aller Art großartige Histerienbild, für das übrigens der bekannte Schiller'sche Entwurf wol manche Anknüpfungspunkte bot, bewundern, allein man nimmt für das poetische Gemüth, für das sittliche Gefühl und für die reine menschliche Empfindung nichts Positives mit hinweg. Diese Tragödie hat gewiß eine Fülle von Geist, allein sie hat kein Herz, sie macht den Eindruck, als wäre sie eine meisterhafte Uebersetzung aus einer fremden, uns ganz fremden Literatur, der aber Das fehlt, was sich der Deutsche nun einmal nicht nehmen läßt und was zu ihm gehört wie die Wärme zum Feuer: das warme Gemüth.

4. Dornröschen. Märchen von Wilhelm Genast. Weimar, Böhlau. 1856. 16. 10 Ngr.

Nur wie zufällig der dramatischen Form sich bedienend und zu seiner scenischen Darstellung jedenfalls musikalischer Composition bedürfend, um auf dem Meere der Töne wie eine Perle auf goldener Folie emporgehalten zu werden, schildert dies anmuthige Lied der Liebe Dornröschens, des verzauberten Königskindes, langen Schlummer und selige Befreiung aus diesem Wunderschlafe durch die Liebe, so zart, innig und duftig, daß es sich dem Besten an die Seite stellen darf, was in dieser Gattung geleistet worden. Der Componist hat hier ein reiches Feld, sein Talent zu entwickeln, und wir begrüßen in dieser eigenthümlichen Dichtung Genast's eine neue Art des Melodramas, welche in ihrer märchenduftigen und volksthümlichen Frische ganz geeignet ist, die heruntergekommene Gattung dieser musikalisch-dichterischen Form wieder zu Ehren zu bringen.

5. Waldmüllers Margret. Melodrama in zwei Acten von Julius von Rodenberg. Hannover, Rümpler. 1856. 16. 15 Ngr.

Das gleiche Lob läßt sich über diese hochpoetische Dichtung aussprechen, welche mit heiterm und liebenswürdigem Geiste in dunkle Waldespracht und sonnige Maienfrische versetzt und durch die Liebe eine alte Schuld anmuthig sühnt. Der innige Ton, in welchem diese liebliche Dichtung gehalten ist, dringt, wie er aus dem Herzen quillt, wieder ins Herz; das ist die Sphäre, in welcher Dichtung und Musik sich schwesterlich die Hand reichen und ihrem vereinten Wandeln ein künstlerisches Ganzes gelingt, welches keine von beiden einzeln hervorgebracht hätte. Möchte uns doch die liederreiche, gemüthsinnige deutsche Muse mehr solcher frischer Blumen spenden; es würde dadurch zugleich ein sehr segensvoller Einfluß auf die Oper ausgeübt werden, die nur dadurch wieder von dem bloßen Ohren-, Augen- und Sinnentaumel, also von dem entschieden entsittlichten und entsittlichenden Zustande, dem sie verfallen ist, auf ihre rechte Bedeutung zurückgeführt werden kann, daß sie den Klang des Herzens und der gesunden Naturkraft wiederfindet.

6. Gesammelte dramatische Werke von Theodor Apel. Erster Band. Leipzig, O. Wigand. 1856. 8. 1 Thlr.

Apel ist mit Recht ein Liebling des deutschen Theaterpublicums geworden, und so werden seine gesammelten Dramen seinen zahlreichen Freunden und Verehrern eine hochwillkommene Gabe sein. Die unstreitig werthvollste Spende des vorliegenden Bandes ist das Gemeingut und Lieblingsstück aller Bühnen: „Nähkäthchen." Und in der That, dies Schauspiel ist eine liebliche Dichtung, voll Anmuth, Feinheit und Grazie; nicht nur die überaus glücklich erdachte und mit liebenswürdiger Eleganz durchgeführte Persönlichkeit des Nähkäthchens, sondern auch sämmtliche übrige Gestalten sind von der frischesten Farbe und der ausgeprägtesten Individualität. Die Geheimräthin, Emilie, Malwine und die wohlthuende, erhebende Gestalt des alten Generals Mansfeld — wie greift das Alles kräftig zusammen und läßt Handlung und Dialog auch nicht einen Augenblick erlahmen! Man liest dieses Drama ebenso gern, als man es auf der Bühne sieht, und weiß nicht, was man mehr darin anerkennen soll, ob die Grazie der Behandlung oder den liebenswürdigen, menschlich reinen und sittlichen Geist, der sich leider so oft in neuern Producten vermissen läßt und welcher doch einzig und allein die gesunde und nachhaltige Wirkung eines künstlerischen Werks auf deutsche Gemüther verbürgt. Weniger fein, doch immerhin komisch genug ist das zweite Stück des vorliegenden Bandes: „Junge Männer und alte Weiber"; dafür ist aber die letzte Arbeit: „Der Hausarzt", wieder eine gar erfreuliche Schöpfung, die mit ebenso heiterm Geiste als praktisch-moralischer Tendenz behandelt wird. Dr. Zerneck besucht seinen eben erst verheiratheten Freund, den er lange nicht gesehen hat und im Paradiese des glücklichsten Ehestandes wähnt, und findet ihn unter dem Pantoffel einer kleinen schönen Xanthippe. Sabinchen liebt zwar ihren Ehegern von Herzen, aber sie liebt ihre Launen nicht minder. Doch Dr. Zerneck ist ein gescheiter Mann; er erfährt, daß sein Freund, als er seiner heftigen Ehegesponsin einen Dienst recht schnell erweisen wollte, sich ziemlich stark am Kopfe verwundet hat, und diesen Umstand benutzend, weiß er der Gemahlin begreiflich zu machen, daß des Gatten leidendes Aussehen daher komme und daß er ihm ein Mittel gegeben habe, welches, wenn er nicht mit der größten Sanftmuth zu jeglicher Erregung bewahrt würde, leicht einen Nervenschlag nach sich ziehen könnte. Das wirkt und Sabinchen wird die zärtlichste, sanfteste Frau. Später löst Dr. Zerneck das Geheimniß und ein zufriedenes Ehepaar dankt seiner Klugheit Glück und Segen. Ist das nicht artig? Apel ist reich an solchen liebenswürdigen Zügen und wir möchten ihn recht dringend bitten, auf dem Gebiete der Komödie ja recht ämsig zu sammeln und zu ernten.

7. Das Interim. Prologscene von Wilhelm Jordan. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1855. Gr. 8. 9 Ngr.

Jeder Dramaturg wird die Ansichten, welche Jordan in seiner Prologscene ausspricht, gewiß gern unterschreiben, und obgleich dieselben nichts Neues verkünden, sondern nur Das, was lange genug schon von den besten am Schicksale der deutschen Bühne theilnehmenden Geistern gefodert wird, so bekunden sie doch eine so liebenswürdige Wärme für die Sache, welcher sie dienen, daß man sich das längst Bekannte von ihnen willig noch ein mal sagen läßt. Im Ganzen aber ist doch dieses Vorspiel nicht bedeutend genug und, wie der Verfasser selbst eingesteht, viel zu flüchtig hingeworfen, um den Abdruck für weitere als die local frankfurter Kreise zu rechtfertigen.

8. Die Liebesleugner. Lyrisches Lustspiel von Wilhelm Jordan. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1855. 16. 26 Ngr.

Die deutsche Literatur hat aus der Gattung des Lustspiels so wenig eigentlich poetische Dramen, daß wir geneigt sind, eine Ar-

Sohle Tugend — wo bleibt da, lieber Poet, die tragiſche Schuld? So ein bloßes geduldiges Opferlamm, das ſo gar keinen Zoll an den Mephiſto im Menſchen zahlt, wirkt nun einmal nimmermehr dramatiſch und ſein Fall kommt einem Juſtizmorde gleich: es fehlt die höhere göttliche Gerechtigkeit, es fehlt die verſöhnende Tragik. Doch ſoviel Mängel dieſe Ausſtellungen aufdecken und ſoviel Schwächen die Beſchränktheit des Raums unerörtert zu laſſen gebietet, in dieſer Dichtung liegen Keime einer ſchönen Zukunft, wir ſtehen in ihr auf einer Aue voll reicher Triebkraft und geſunder Bodenmiſchung. Dieſer Poet hat Fülle, er kann verlieren, ohne ſchwach zu werden, ja das geiſtige Blutopfer, das das Leben wie die Kunſt verlangt, wird ihn nur ſtärker machen. Wage er es denn, mit friſcher Kraft durchzubrechen durch die Schranke unkünſtleriſcher Subjectivität in das nimmer ausſterbende Reich objectiver Geſtaltungen, und emancipire er ſich von dem engen confeſſionellen Standpunkte, der ihm noch etwas gewohnheitsmäßig anzuhaften ſcheint, ſo ſchön und plauſibel auch die Worte klingen:

Und jeder Gang zu unſerem Altare
Iſt gegen Rom ein ſchweigender Proteſt!

Wir ſchließen, indem wir das prophetiſche Schlußwort ſeiner begeiſterungswarmen und poetiſch friſchen deutſchen Dichtung auch auf unſere Tage anwenden:

Die Wahrheit ſiegt, und nach mir kommt ein Größ'rer!

11. Triſtan und Iſolde. Eine Tragödie in Arabesken von Friedrich Röber. Elberfeld, Bädeker. 1854. 16. 22½ Ngr.

Eine Tragödie in Arabesken! Was ein Theil unſerer modernen Dramatiker noch Alles für ſeltſame und abenteuerliche Titulaturen auf ihre Dichtungen ſetzen wird, weiß der Himmel! Da haben wir romantiſche und romantiſch-phantaſtiſche, politiſche und ſociale, metaphyſiſche und lyriſche, chriſtliche und Moſaiſche Dramen u. dgl. m., es fehlen nur neue Haupt- und Staatsactionen; eine Tragödie in Arabesken haben wir vor uns. Und wozu dieſer Aushängeſchildlurus? Lieber Gott! das Publicum von heute lieſt Dramen kaum mehr, und da nun von dem jungen deutſchen Dramenzuwuchs im Verhältniß zur Maſſe der Production gar wenig aufgeführt wird und aufgeführt werden kann, ſo wollen die Herren Autoren die von der Bühne ausgeſchloſſenen Stücke durch irgendein frappantes Epitheton aus der Unmaſſe gedruckter und nicht aufgeführter Opera hervorheben und dem Publicum zu ausnahmsweiſer Lectüre empfehlen. Nun, man kann dieſen Hocuspocus in Anbetracht der ſchweren Zeiten am Ende entſchuldigen, wenn die betreffende Titulatur erſt hintennach einem Drama aufgeheftet iſt und dann ſozuſagen wie die Fauſt aufs Auge paßt; wenn aber gleich beim Beginne der Arbeit mit entſchiedener Rückſicht auf die zu ertheilende Speculationsfirma zuwerke gegangen und ſomit die Dichtung mit dieſer identiſch iſt, dann wird aus der ſpaßhaften Myſtification, aus dem luſtigen, blos die Außenſeite tangirenden poetiſchen Pagenſtreiche ein Verbrechen gegen den Geiſt der Dichtung, und wir haben es im vorliegenden Falle mit einem ſolchen zu thun. Ein jeder der fünf Acte zerfällt in zwei Theile, in ein ſogenanntes Vorſpiel und in das eigentliche Stück, und damit die innere Spielerei auch äußerlich recht zur Anſchauung komme, ſind die fünf Vorſpiele durch ausgezeichneten Druck hervorgehoben. Schöne, anmuthig dahinwallende Verſe von klangreichem Tonfalle, überaus zarte und liebenswürdige Wendungen, eine wirklich geiſtreiche Reproduction des in der altdeutſchen Erzählung herrſchenden romantiſchen Tons und das Alles eingekleidet in blühende, duftige Poſie — dies Alles wollen wir der Dichtung nicht abſprechen, aber damit macht man kein Drama. Was helfen zierliche Floskeln und klingende Reime und Liebesſeufzer und ſentimentale Romantik! Oder bezweckte Röber unter die Modedichter zu gehen? Hat er vielleicht gehofft, durch die ſchwachen, ſehr ſchwachen Spuren einiger Ironie, durch einen äußerſt luſtigen Anhauch von Humor, den wir hier und da herauszufühlen meinen, ſich künſtleriſch gleichſam zu ſalviren, dann hätte er kräftiger verfahren und entſchiedener mit ſeinem Humore auftreten müſſen; wie die Sache liegt, kann er ſich ſelbſt nicht einmal mit der Tendenz einer Satire herausbeißen. Und dann: wir hören heutzutage kaum noch geduldig zu, wenn man uns Wundermärchen erzählt, ſie haben faſt nur noch ein antiquariſches Intereſſe für uns, weil uns der kindliche Märchenglaube eben fehlt; wie ſoll man es ertragen, ein Wundermärchen dramatiſch handeln zu ſehen? Das blos Zufällige, gerade durchaus Unvermittelte, rein Willkürliche und keinem ethiſchen Geſetze Verantwortliche verträgt ſich nun einmal nicht mit dem von innen heraus ſich motivirenden menſchlich ſelbſtändigen, ſittlichen Geiſte, mit der höhern göttlichen Würde und Wahrheit der Tragödie und des ernſten Dramas, und jedes Hineinzerren des letztern in die dunſtigen Nebel des Willkürlichen bedingt einen Frevel gegen den heiligen Geiſt der Kunſt. Möge Röber ſo unverantwortliche Spielereien, als er ſich in der vorliegenden Dichtung mit der dramatiſchen Muſe erlaubt hat, für die Folge Denen überlaſſen, deren geiſtige und dichteriſche Armuth des Kokettirens mit der Tagesmode bedarf; ſein ſchönes und kräftiges Talent braucht ſolche Schönpflästerchen und Schminkbüchſen nicht.

12. Canova. Dramatiſches Gedicht in fünf Acten von J. L. Preyer. Leipzig, Brockhaus. 1853. 8. 16 Ngr.

Der Verfaſſer dieſes Dramas verlangt in ſeiner Vorrede, daß die Kritik ſeinem Werke gegenüber nur nach dem „allgemeinen Geſetze des menſchlich Schönen und Wahren" urtheile und „ſeine äſthetiſche Berechtigung nur von dem Geſichtspunkte der geiſtigen Handlung oder des innern Seelenlebens" beſpreche. Aber Preyer nennt ja doch ſeine Arbeit ſelbſt ein Drama, und es kann etwas menſchlich, wahr und ſchön ſein, es kann eine geiſtige Handlung ſehr geiſtig ſein, und dennoch iſt damit allein ein Drama noch lange nicht ins Leben gerufen. Denn das Drama verlangt Conflicte, die zwar innere, d. h. höhern geiſtigen Motiven entſpringen, ſich aber thatſächlich verlebendigen und concret verſinnlichen. Solche Conflicte nun kommen in dieſer Dichtung nicht zur Erſcheinung, ſie iſt vielmehr, wie der Autor ſelbſt richtig durchgefühlt hat, ein inneres Seelenleben und deshalb kein Drama. Denn daß zwei junge innig befreundete Maler ein junges Mädchen umwerben, daß, wie das auch im gewöhnlichen Leben ſich zu ereignen pflegt, durch dieſen Umſtand ihre Freundſchaft einen argen Stoß bekommt, daß beide vom Vater der Angebeteten den Auftrag erhalten, ein Gemälde zu liefern, und daß Der die Braut heimführen ſoll, deſſen Kunſtwerk das gelungenſte iſt, daß nun der von der ſchweigſamen Signora nicht Geliebte den Preis erhält, aber zu Gunſten des in puncto amoris begünſtigten Freundes, unterſtützt durch das plötzliche Erſcheinen einer Jugendgeliebten, ſeinem Rechte entſagt und Alles glücklich macht, das kann durch die Kunſt lebendiger Geſtaltung wol ein Drama werden, iſt es aber an ſich noch nicht. Und unſer Autor hat wahrlich wenig gethan, um es aus dieſer ſubjectiven Iſolirtheit herauszureißen. Denn es wird immer nur erzählt, philoſophirt, phantaſirt, gejammert; zu einiger Sinnlichkeit im künſtleriſchen Begriffe des Worts kommt es dabei nicht und die Perſönlichkeiten ſehen ſich einander ſo ähnlich, daß eine große Eintönigkeit die ganze Arbeit beherrſcht. Aber auch die ſogenannte innere Handlung krankt. Und kann man an dem Helden der Dichtung, der doch wol Canova ſein ſoll, einen recht eigentlichen Antheil nehmen? Daß das Mädchen ihn nicht liebt, ſieht er, daß er es nicht noch früher merkte, gereicht ſeinem Takte nicht eben zur Ehre; iſt es da ein ſo großes Opfer, daß er einem Weibe, das ihm nun einmal nicht hold iſt, endlich zu Gunſten des Freundes, den ſie liebt, entſagt?

13. Hardy, oder der Aufstand in Lüttich im Jahre 1790. Ein dramatisches Gedicht in fünf Acten, mit einem Vorspiel von Friedrich Paschalis. Leipzig, Fernau. 1854. 16. 1 Thlr. 6 Ngr.

Ein politisches Tendenzstück Zug für Zug! Jeder Seite ist die entschiedene Absicht aufgedrückt, in den lütticher Aufstandsscenen die Ereignisse unserer achtundvierziger Zustände zu verlebendigen und dramatisch zu recapituliren, und zwar so detaillirt, daß man selbst bei aller wohlbegründeten Feindschaft gegen die Persönlichkeitskrämerei versucht ist, den lütticher Personenzettel mit einem königlich preußischen zu vertauschen. Soweit es sich darum handelt, der Gegenwart zu Nutz und Frommen einen dramatischen Spiegel im Rahmen der Vergangenheit vorzuhalten, ist dagegen künstlerischerseits gewiß nichts einzuwenden, vielmehr die volle ästhetische und dramatische Berechtigung einer solchen Intention anzuerkennen; wenn aber das Kunstziel von dem politischen Zwecke ins Schlepptau genommen wird, wenn dasselbe vom Hauptzwecke zum Nebenzwecke, vom Beherrscher zum Beherrschten, zum bloßen Gefäße und Instrumente herabgedrückt wird, dann gehört ein solches Verfahren dem Kunstgebiete nicht mehr an und ist ein aus irgendwelcher Laune in dramatisirter Gestalt auftretender maskirter Zeitungsartikel. Der Autor des vorliegenden Werks hat sich eine solche Mummerei erlaubt und ist dabei denn auch Vater einer so gründlichen Misgeburt geworden, als sie nur jemals die specifisch politische Tendenzposie ins Leben gesetzt hat. Und es ist um den Dichter Paschalis wahrlich schade genug, denn kaum jemals ist uns ein so durch und durch verunglücktes Opus, eine so totale dramatische Ungereimtheit und Gedunsenheit vorgekommen, die trotzdem in ihren Einzelheiten eine solche Fülle echt dramatischen Talents aufwiese, als dieser „Hardy". Da stößt man auf Volksscenen voll kräftigster, lebendigster, frischfarbigster Charakteristik, und dann folgt wieder die langweiligste Klopffechterei und Salbaderei; da treten Persönlichkeiten auf, die so plastisch, so tief und wahr gezeichnet sind, daß man frappirt und gefesselt wird, und gleich huschen wahre Schatten- und Nebelfiguren, wie unter andern der Held des Stücks, hinterher. Da gibt es Scenen voll gesunden Effects und ungesuchter, echt dramatischer Wirkung, und doch wieder ein Zerren und Schleppen, ein Füttern und auf den Leisten Spannen der Vorgänge, daß man zum Gähnen gezwungen ist. Auch das politische Raisonnement, welches die ganze Dichtung unter Wasser setzt, weist dieselbe Ungleichartigkeit auf; denn neben in der That bedeutenden, tiefen und selbst geistreichen Aussprüchen brüstet sich eine Masse des unreifsten, schülerhaftesten Geschwätzes und eine Legion von Phrasen und längst verbrauchten Declamationen. Kurz, wir haben ein Stück Sandwüste vor Augen, aber durchwachsen von lauter kleinen saftigen und üppigen Oasen. Da sieht man deutlich, wie die verlassene Muse an ihren treulosen Jüngern gerächt wird und wie der ihr aufgezwungene fremde Zweck ihre grünen Auen mit fahlem und sterilem Sande überschüttet. Es ist ein sehr sprechendes Zeugniß für das bedeutende Talent unsers Dichters, daß es in der falschen unkünstlerischen Richtung nicht eben ganz verdorrte, sondern immer noch frische Stellen bietet, die dem Sande nicht das Feld räumten. Paschalis hat Shakspeare mit Eifer und Glück studirt und ist auch da, wo er einzelne Scenen in Shakspeare'scher Manier gedichtet hat, dennoch originell geblieben; warum hat er von dem größten Genius aller Zeiten nicht auch den freien, selbständigen, sich selbst bezweckenden Dichtergang zu erlernen sich befleißigt? Wir wollen hoffen, daß unser Autor mit diesem „Hardy" die tendenziösen Gelüste sich für immer von der Seele geschrieben hat und daß das vorliegende Opus eine Ablagerung alles Dessen ist, was Unkünstlerisches in seiner Brust sich annoch befand.

19.

Zur Culturgeschichte Hamburgs im 17. Jahrhundert.

Briefe des hamburgischen Bürgermeisters Johann Schulte an seinen in Lissabon etablirten Sohn Johann Schulte, geschrieben in den Jahren 1680—85. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. 1856. Lex.-8. 1 Thlr. 18 Ngr.

In dem vorliegenden Buche, dessen Inhalt der ungenannte Herausgeber aus Familienpapieren zusammengestellt hat, erhalten wir ein interessantes Stück reichsstädtischen Familienlebens aus dem Ende des 17. Jahrhunderts. Ein ausgezeichneter hamburger Bürgermeister, dessen Biographie vorausgeschickt ist, schreibt an seinen in Lissabon etablirten Sohn väterliche Briefe über Familiengeschichten, Stadtbegebenheiten, Handel, Weltereignisse, erzählend, gemüthlich sich ergehend, ermahnend; es ist nichts einigermaßen den Sohn Angehendes aus jener Zeit, was der Aufmerksamkeit und Dienstfertigkeit des Briefschreibers entgehen könnte. Trotz der überhäuften Amtsgeschäfte läßt der Vater keine Post- und Schiffsgelegenheit verübergehen, ohne dem geliebten Sohne Nachricht von der Familie und Vaterstadt zu senden; mit den unbedeutendsten Vorfällen wird der Sohn bekannt gemacht, der Vater unterhält sich mit ihm, als sei er gegenwärtig, der Sohn lebt ununterbrochen mit der Familie fort, es ist ein schönes Familienleben, was sich vor uns aufrollt. Höchst erquicklich ist der fromme Ton, der uns auf jeder Seite entgegenklingt; wie in dem ungewohnten Klima, unter den Menschen eines andern Glaubens sich der Sohn verhalten müsse, darüber gibt der Briefschreiber die vortrefflichsten Rathschläge; wenn den Sohn eine Unpäßlichkeit befällt, sendet er im Auftrage der Mutter die erprobtesten Medicamente; aber immer wieder empfiehlt er ihn vor allem der Obhut des schirmenden Gottes. Die schönen Sitten unserer Vorfahren im häuslichen Kreise werden mehrfach in ein helles Licht gesetzt; an den Festtagen kommt die ganze Familie zusammen, und wenn viel Essen übrig geblieben ist, wird auch auf den zweiten Festtag das Zusammensein ausgedehnt. Die Tochter des Bürgermeisters von Hamburg besucht selbst die Bleiche, sie hat ihr Mittagsbrot mitgebracht und theilt es mit der Geliebten des entfernten Bruders. Die Confessionen stehen sich noch schroff gegenüber. Als des Schreibers Schwiegersohn vor zwölf Jahren in Lissabon war, meinte er, als er der Mönche ansichtig wurde, daß es Teufel wären, und begoß sie von oben herab mit Wasser, „aber darüber hätte er bald Händel gekriegt". Der Sohn hat bei der Umhertragung des Venerabile vor sich ein Gebet gethan; das war Recht, „der gütige Gott wird das wol erhöret und ihm die Sünde des Ansehens vergeben haben". Ueber die wachsende Ueppigkeit klagt schon der Bürgermeister; ein junger Kaufmann in Hamburg hat sich ein Kleid machen lassen, das ihm 1000 Mark soll gekostet haben. Züge echter Vaterlandsliebe finden sich oft; der Briefschreiber ist unermüdlich thätig für die Vaterstadt, mehre Tage hintereinander von früh bis spät leitet er die Rathsverhandlungen. Daher erfüllt ihn auch mit tiefstem Schmerze das Unglück der großen Feuersbrunst, welche am 23. Juni 1684 einen so großen Theil von Hamburg verheerte und wie sie seiner Angabe nach seit Gründung der Stadt nicht vorgekommen war; denn 240 Häuser waren abgebrannt. In seinem frommen Sinn bezeichnet er die Feuersbrust als „eine Strafruthe des erzürnten Gottes wegen der herrschenden Sünde und verfluchten Ueppigkeit sowol bei großen als geringen Personen". Vor allem aber bekümmert es ihn, daß der allgemeine Rechtszustand in Deutschland noch so darniederliegt, daß gegen das schwache Hamburg die benachbarten Fürsten sich Alles glauben erlauben zu dürfen. So bedrohte längere Zeit in den drohenden Kriegsnöthen der König von Dänemark die neutrale Stadt und es bedurfte mehrer Deputationen, das Unheil abzuwenden. Noch schlimmer verfährt der westliche Nachbar. Die erbgesessene Bürgerschaft hat den Bürgermeister Meurer abgesetzt und arretirt, ihn Urfehde schwören lassen,

daß er wegen des Arrests weder wider die Stadt noch einige Einwohner etwas vornehmen sollte, und darauf auf Caution freigelassen. Aber da er bei dem Hofe von Celle gut angeschrieben war, so ließ auf die Nachricht von der Festsetzung der Herzog sofort den Befehl ergehen, die hamburgischen Unterthanen und Güter jenseit der Elbe anzuhalten; ja nach Hamburg von Süddeutschland adressirte Sendungen wurden mit Beschlag belegt. Vergebens versuchte der Kurfürst von Brandenburg, an den sich die Stadt wendete, durch seinen Gesandten Canitz den Herzog auf andere Gedanken zu bringen; die Unterhandlungen zogen sich lange fort, bis endlich, der Neckerei müde, der Herzog gelindere Saiten aufzog. Im Jahre 1685 wagten es mehre Offiziere, dicht vor den Thoren Hamburgs den Kaufmann Schnitker, als derselbe von seinem Landgut mit seiner Frau zurückkehrte, zu überfallen und mit sich fortzuschleppen; ein Zuschauer aber machte Lärm in der Stadt, den Räubern wurde nachgesetzt, sie größtentheils gefangen genommen, Schnitker im Triumph nach Hamburg zurückgeführt und darauf mehre Verhaftungen vorgenommen. Bei dem Verhöre stellte sich heraus, daß das Unternehmen ausgegangen war von dem kaiserlichen Residenten Rondeck, dessen Wohnung durch Militär vor der Volkswuth geschützt werden mußte; die vornehmen Räuber wurden hingerichtet. Auf die Welthändel hat der Briefsteller wohl Acht. Die Uebergriffe Ludwig's XIV. gegen Holland lassen ihn böse Folgen für den Handel befürchten. Besonders interessirt ihn ein viel besprochener Vorfall in London, die Ermordung Thomas Thynne's durch die Helfershelfer des bekannten Abenteurers Grafen Karl Johann von Königsmark 1682, wovon er seinem Sohne um so genauern Bericht erstattet, als Königsmark während seines frühern Aufenthalts in Hamburg der Familie bekannt geworden war. Ist somit dies Buch auch für die allgemeine Geschichte nicht unwichtig, so hat es doch seinen besondern Werth für die Geschichte der Cultur und der Stadt Hamburg. Die Bewohner der Hansestadt werden mit Vergnügen manche noch jetzt blühende Familie, wie die Bartels, Sillem u. a., schon in den achtziger Jahren des 17. Jahrhunderts bei sich finden; durch ein sehr genaues Namenregister hat der Herausgeber die Mühe des Aufsuchens erleichtert. 9.

Neuere französische Lyrik und Novellistik.

Das vorige Jahr war auch in Frankreich auf dem Gebiete der Lyrik durchaus nicht unfruchtbar. So berichtete die „Revue de Paris" vor einiger Zeit summarisch über folgende poetische Erscheinungen aus dem Jahre 1855: „Poëmes", von L. Ménard; „Paroles sans musique", von E. Prarend; „Le fablier des fleurs", vom Grafen Anatole de Montesquiou; „Fontainebleau" (eine Sammlung von Gedichten und prosaischen Aufsätzen von verschiedenen Verfassern, worin landschaftliche, sagenhafte oder historische, mit dem Walde von Fontainebleau in Beziehung stehende Gegenstände gefeiert werden); „Le miroir", Fabeln von F. Longuerand; „Amour et philosophie", von Frau Claire Brune; „Les chansons lointaines", von J. Olivier in Lausanne; „Chants de haine" von Henri Lefort; „Les croyances" von Jules Marchesseau. Hierunter scheinen die erstgenannte und die beiden letztgenannten Sammlungen den meisten Anspruch auf Beachtung zu haben, wiewol auch die Dichtungen, aus denen des Grafen Montesquiou „Fablier des fleurs" besteht, als höchst reizend, als „enivrants comme les poëmes de Saadi" geschildert werden. L. Ménard bewegt sich in seinen „Poëmes", wie es scheint, hauptsächlich auf mythischem und mythologischem Gebiete, wie sich aus den Gedichttiteln „Prométhée", „Pygmalion", „Le songe d'Endymion", „Empédocle", „Euphorion" u. s. w. schließen läßt. Das letztere Gedicht soll das Hauptstück der Sammlung sein, „digne des visions d'Edgar Quinet". Seltsam klingt die Versicherung des Verfassers in der Vorrede, daß er in diesem Bande seiner Jugend ein Cenotaphium errichte, daß er sich von der Oeffentlichkeit und der Literatur zurückziehe und in seiner Zurückgezogenheit nicht einmal erfahren werde, ob seine Gedichte Beifall finden werden oder nicht, und daß, wenn die Kritik wider sein Erwarten sein Buch beachten sollte, sie es mit bestem Recht als ein nachgelassenes Werk betrachten dürfe. Die Tendenz der Gedichte von J. Marchesseau erklärt sich schon durch ihren Titel. Hier eine kleine Probe, der man energischen Ausdruck nicht wird absprechen können:

O Dieu, tu m'as fait homme, eh bien, fais-moi ruine:
Que mon aspect pour tous soit un objet d'effroi!
Que le chagrin me ronge et le remords me mine!
Sur le fumier de Job, tout perclus, étends moi:
J'accepte ses haillons, j'accepte sa vermine...,
Mais laisse dans mon âme un rayon de sa foi!

Die „Chants de haine" von Henri Lefort, frühern Mitarbeiter an „L'Avenir", sind Satiren voll Kraft und Frische. Ihren Titel commentirt die „Revue de Paris" mit folgenden Worten: „Ja wir müssen hassen, in unserer Zeit ist das die einzige Form zu lieben. Was wäre, etwa die Ideen ausgenommen, heutzutage noch der Liebe würdig? Niemand steht so rein da, um unsere Bewunderung zu verdienen, Niemand ist so groß, um von uns im Staube gepriesen zu werden, Niemand so weise, um von uns gehört zu werden. Also laßt uns hassen, uns durch den Haß reinigen. Menschen existiren für uns nicht mehr, nur noch Leidenschaften und Träume. Lieben wir die Träume, die närrischen und ewigen Illusionen, die bleichen Nebel, welche die Väter der Stürme sind! Hassen wir die Leidenschaften, die uns tödten, die schlimmen Antriebe, die uns zu glänzenden Realitäten hindrängen, die Gelüste und Bedürfnisse nach Dem, was entwürdigt und dumm und stumpf macht, hassen wir die gemeinen Begierden."

In demselben von L. Laurent-Pichat verfaßten Artikel der „Revue de Paris" werden noch einige andere Erscheinungen besprochen: die „Traductions en vers latins" von E. Beaufrère, deren zweites Heft die lateinische Uebersetzung von Lamartine's „Sappho" und mehrer Fabeln Lafontaine's enthält; die „Contes du nouveau palais de cristal" von Frau Anaïs Ségalas, die als ebenso anziehend wie instructiv empfohlen werden; das „Théâtre en l'air" von Albert Leroy, welcher unter Anderm die französische Bearbeitung eines Lustspiels von dem bisher in Frankreich sehr wenig bekannt gewesenen Dänen Holberg unter dem Titel „Le paysan en gage" enthält; „Les paysanneries" von dem pseudonymen Honoré Schaffer, einfache Dorfnovellen, und „Les esprits malades" von Aurélien Scholl, der schon früher in seinen „Lettres à mon domestique" Proben von Talent und Beobachtungsgabe gegeben hat, während es ihm durchweg an Geschmack und richtigem Gefühl mangelt. Das Ungeheuerliche, Barocke und Unwahrscheinliche zieht ihn am meisten an, und E. Sue, L. Gozlan, Edgar Poe und Theodor Amadeus Hoffmann scheinen die Muster gewesen zu sein, nach denen er sich gebildet hat.

H. M.

Notizen.

Uebersetzungen aus dem Deutschen ins Französische.

Die Franzosen haben einen besondern Geschmack an unserer phantastischen Spukliteratur gefunden und, nachdem sie Hoffmann ziemlich ausgebeutet, jetzt eine für sie neue Entdeckung und Erwerbung an Achim von Arnim gemacht, dessen drei Novellen: „Die schöne Isabelle von Aegypten", „Maria Molak-Blainville" und „Die Majoratserben", unter dem Titel „Contes bizarres" von dem jüngern Gautier ins Französische übersetzt worden sind. Gautier, der Vater, schrieb dazu eine Vorrede, welche den Verdiensten Achim von Arnim's gewidmet ist und als in hohem Grade geistreich gerühmt wird. Felix Mornand bemerkt in der „Illustration": „In einer Zeit, wo

of the said Commissioners, and the said Commissioners shall have power to appoint a Clerk, who shall be sworn to the faithful discharge of his duties, and shall receive such compensation as the said Commissioners may allow.

§ 3. The said Commissioners shall have power to examine all persons and witnesses touching the matters aforesaid, and to administer oaths to such persons and witnesses, and to require the production of all books, papers and documents relating to the matters aforesaid, and to enforce the attendance of witnesses, and the production of books, papers and documents, by the same means and in the same manner as Justices of the Peace are authorized to do in civil cases.

§ 4. The said Commissioners shall make a report of their proceedings, and of the evidence taken before them, to the Legislature, on the first day of the next session thereof.

§ 5. The said Commissioners shall receive the same compensation for their services as is allowed to Commissioners appointed to take the acknowledgment of deeds to be recorded in this State, and the Clerk shall receive the same compensation as is allowed to the Clerk of the Commissioners of Deeds in the City of New York.

§ 6. The said Commissioners shall have power to employ a Surveyor, and to cause a survey to be made of the said Island, and to cause a map thereof to be made, and to cause the boundaries of the said Island to be ascertained and established, and to cause the same to be marked by suitable monuments, and to cause a map of the said Island, with the boundaries thereof, to be made and filed in the office of the Secretary of State, and to cause a copy thereof to be made and filed in the office of the Clerk of the County of Suffolk.

§ 7. The said Commissioners shall have power to employ a Surveyor, and to cause a survey to be made of the said Island, and to cause a map thereof to be made, and to cause the boundaries of the said Island to be ascertained and established, and to cause the same to be marked by suitable monuments, and to cause a map of the said Island, with the boundaries thereof, to be made and filed in the office of the Secretary of State, and to cause a copy thereof to be made and filed in the office of the Clerk of the County of Suffolk.

§ 8. The said Commissioners shall have power to employ a Surveyor, and to cause a survey to be made of the said Island, and to cause a map thereof to be made, and to cause the boundaries of the said Island to be ascertained and established, and to cause the same to be marked by suitable monuments, and to cause a map of the said Island, with the boundaries thereof, to be made and filed in the office of the Secretary of State, and to cause a copy thereof to be made and filed in the office of the Clerk of the County of Suffolk.

§ 9. The said Commissioners shall have power to employ a Surveyor, and to cause a survey to be made of the said Island, and to cause a map thereof to be made, and to cause the boundaries of the said Island to be ascertained and established, and to cause the same to be marked by suitable monuments, and to cause a map of the said Island, with the boundaries thereof, to be made and filed in the office of the Secretary of State, and to cause a copy thereof to be made and filed in the office of the Clerk of the County of Suffolk.

§ 10. The said Commissioners shall have power to employ a Surveyor, and to cause a survey to be made of the said Island, and to cause a map thereof to be made, and to cause the boundaries of the said Island to be ascertained and established, and to cause the same to be marked by suitable monuments, and to cause a map of the said Island, with the boundaries thereof, to be made and filed in the office of the Secretary of State, and to cause a copy thereof to be made and filed in the office of the Clerk of the County of Suffolk.

§ 11. The said Commissioners shall have power to employ a Surveyor, and to cause a survey to be made of the said Island, and to cause a map thereof to be made, and to cause the boundaries of the said Island to be ascertained and established, and to cause the same to be marked by suitable monuments, and to cause a map of the said Island, with the boundaries thereof, to be made and filed in the office of the Secretary of State, and to cause a copy thereof to be made and filed in the office of the Clerk of the County of Suffolk.

§ 12. The said Commissioners shall have power to employ a Surveyor, and to cause a survey to be made of the said Island, and to cause a map thereof to be made, and to cause the boundaries of the said Island to be ascertained and established, and to cause the same to be marked by suitable monuments, and to cause a map of the said Island, with the boundaries thereof, to be made and filed in the office of the Secretary of State, and to cause a copy thereof to be made and filed in the office of the Clerk of the County of Suffolk.

§ 13. The said Commissioners shall have power to employ a Surveyor, and to cause a survey to be made of the said Island, and to cause a map thereof to be made, and to cause the boundaries of the said Island to be ascertained and established, and to cause the same to be marked by suitable monuments, and to cause a map of the said Island, with the boundaries thereof, to be made and filed in the office of the Secretary of State, and to cause a copy thereof to be made and filed in the office of the Clerk of the County of Suffolk.

§ 14. The said Commissioners shall have power to employ a Surveyor, and to cause a survey to be made of the said Island, and to cause a map thereof to be made, and to cause the boundaries of the said Island to be ascertained and established, and to cause the same to be marked by suitable monuments, and to cause a map of the said Island, with the boundaries thereof, to be made and filed in the office of the Secretary of State, and to cause a copy thereof to be made and filed in the office of the Clerk of the County of Suffolk.

§ 15. The said Commissioners shall have power to employ a Surveyor, and to cause a survey to be made of the said Island, and to cause a map thereof to be made, and to cause the boundaries of the said Island to be ascertained and established, and to cause the same to be marked by suitable monuments, and to cause a map of the said Island, with the boundaries thereof, to be made and filed in the office of the Secretary of State, and to cause a copy thereof to be made and filed in the office of the Clerk of the County of Suffolk.

§ 16. The said Commissioners shall have power to employ a Surveyor, and to cause a survey to be made of the said Island, and to cause a map thereof to be made, and to cause the boundaries of the said Island to be ascertained and established, and to cause the same to be marked by suitable monuments, and to cause a map of the said Island, with the boundaries thereof, to be made and filed in the office of the Secretary of State, and to cause a copy thereof to be made and filed in the office of the Clerk of the County of Suffolk.

§ 17. The said Commissioners shall have power to employ a Surveyor, and to cause a survey to be made of the said Island, and to cause a map thereof to be made, and to cause the boundaries of the said Island to be ascertained and established, and to cause the same to be marked by suitable monuments, and to cause a map of the said Island, with the boundaries thereof, to be made and filed in the office of the Secretary of State, and to cause a copy thereof to be made and filed in the office of the Clerk of the County of Suffolk.

§ 18. The said Commissioners shall have power to employ a Surveyor, and to cause a survey to be made of the said Island, and to cause a map thereof to be made, and to cause the boundaries of the said Island to be ascertained and established, and to cause the same to be marked by suitable monuments, and to cause a map of the said Island, with the boundaries thereof, to be made and filed in the office of the Secretary of State, and to cause a copy thereof to be made and filed in the office of the Clerk of the County of Suffolk.

§ 19. The said Commissioners shall have power to employ a Surveyor, and to cause a survey to be made of the said Island, and to cause a map thereof to be made, and to cause the boundaries of the said Island to be ascertained and established, and to cause the same to be marked by suitable monuments, and to cause a map of the said Island, with the boundaries thereof, to be made and filed in the office of the Secretary of State, and to cause a copy thereof to be made and filed in the office of the Clerk of the County of Suffolk.

§ 20. The said Commissioners shall have power to employ a Surveyor, and to cause a survey to be made of the said Island, and to cause a map thereof to be made, and to cause the boundaries of the said Island to be ascertained and established, and to cause the same to be marked by suitable monuments, and to cause a map of the said Island, with the boundaries thereof, to be made and filed in the office of the Secretary of State, and to cause a copy thereof to be made and filed in the office of the Clerk of the County of Suffolk.

§ 21. The said Commissioners shall have power to employ a Surveyor, and to cause a survey to be made of the said Island, and to cause a map thereof to be made, and to cause the boundaries of the said Island to be ascertained and established, and to cause the same to be marked by suitable monuments, and to cause a map of the said Island, with the boundaries thereof, to be made and filed in the office of the Secretary of State, and to cause a copy thereof to be made and filed in the office of the Clerk of the County of Suffolk.

§ 22. The said Commissioners shall have power to employ a Surveyor, and to cause a survey to be made of the said Island, and to cause a map thereof to be made, and to cause the boundaries of the said Island to be ascertained and established, and to cause the same to be marked by suitable monuments, and to cause a map of the said Island, with the boundaries thereof, to be made and filed in the office of the Secretary of State, and to cause a copy thereof to be made and filed in the office of the Clerk of the County of Suffolk.

§ 23. The said Commissioners shall have power to employ a Surveyor, and to cause a survey to be made of the said Island, and to cause a map thereof to be made, and to cause the boundaries of the said Island to be ascertained and established, and to cause the same to be marked by suitable monuments, and to cause a map of the said Island, with the boundaries thereof, to be made and filed in the office of the Secretary of State, and to cause a copy thereof to be made and filed in the office of the Clerk of the County of Suffolk.

§ 24. The said Commissioners shall have power to employ a Surveyor, and to cause a survey to be made of the said Island, and to cause a map thereof to be made, and to cause the boundaries of the said Island to be ascertained and established, and to cause the same to be marked by suitable monuments, and to cause a map of the said Island, with the boundaries thereof, to be made and filed in the office of the Secretary of State, and to cause a copy thereof to be made and filed in the office of the Clerk of the County of Suffolk.

§ 25. The said Commissioners shall have power to employ a Surveyor, and to cause a survey to be made of the said Island, and to cause a map thereof to be made, and to cause the boundaries of the said Island to be ascertained and established, and to cause the same to be marked by suitable monuments, and to cause a map of the said Island, with the boundaries thereof, to be made and filed in the office of the Secretary of State, and to cause a copy thereof to be made and filed in the office of the Clerk of the County of Suffolk.

§ 26. The said Commissioners shall have power to employ a Surveyor, and to cause a survey to be made of the said Island, and to cause a map thereof to be made, and to cause the boundaries of the said Island to be ascertained and established, and to cause the same to be marked by suitable monuments, and to cause a map of the said Island, with the boundaries thereof, to be made and filed in the office of the Secretary of State, and to cause a copy thereof to be made and filed in the office of the Clerk of the County of Suffolk.

§ 27. The said Commissioners shall have power to employ a Surveyor, and to cause a survey to be made of the said Island, and to cause a map thereof to be made, and to cause the boundaries of the said Island to be ascertained and established, and to cause the same to be marked by suitable monuments, and to cause a map of the said Island, with the boundaries thereof, to be made and filed in the office of the Secretary of State, and to cause a copy thereof to be made and filed in the office of the Clerk of the County of Suffolk.

§ 28. The said Commissioners shall have power to employ a Surveyor, and to cause a survey to be made of the said Island, and to cause a map thereof to be made, and to cause the boundaries of the said Island to be ascertained and established, and to cause the same to be marked by suitable monuments, and to cause a map of the said Island, with the boundaries thereof, to be made and filed in the office of the Secretary of State, and to cause a copy thereof to be made and filed in the office of the Clerk of the County of Suffolk.

§ 29. The said Commissioners shall have power to employ a Surveyor, and to cause a survey to be made of the said Island, and to cause a map thereof to be made, and to cause the boundaries of the said Island to be ascertained and established, and to cause the same to be marked by suitable monuments, and to cause a map of the said Island, with the boundaries thereof, to be made and filed in the office of the Secretary of State, and to cause a copy thereof to be made and filed in the office of the Clerk of the County of Suffolk.

§ 30. The said Commissioners shall have power to employ a Surveyor, and to cause a survey to be made of the said Island, and to cause a map thereof to be made, and to cause the boundaries of the said Island to be ascertained and established, and to cause the same to be marked by suitable monuments, and to cause a map of the said Island, with the boundaries thereof, to be made and filed in the office of the Secretary of State, and to cause a copy thereof to be made and filed in the office of the Clerk of the County of Suffolk.

§ 31. The said Commissioners shall have power to employ a Surveyor, and to cause a survey to be made of the said Island, and to cause a map thereof to be made, and to cause the boundaries of the said Island to be ascertained and established, and to cause the same to be marked by suitable monuments, and to cause a map of the said Island, with the boundaries thereof, to be made and filed in the office of the Secretary of State, and to cause a copy thereof to be made and filed in the office of the Clerk of the County of Suffolk.

§ 32. The said Commissioners shall have power to employ a Surveyor, and to cause a survey to be made of the said Island, and to cause a map thereof to be made, and to cause the boundaries of the said Island to be ascertained and established, and to cause the same to be marked by suitable monuments, and to cause a map of the said Island, with the boundaries thereof, to be made and filed in the office of the Secretary of State, and to cause a copy thereof to be made and filed in the office of the Clerk of the County of Suffolk.

§ 33. The said Commissioners shall have power to employ a Surveyor, and to cause a survey to be made of the said Island, and to cause a map thereof to be made, and to cause the boundaries of the said Island to be ascertained and established, and to cause the same to be marked by suitable monuments, and to cause a map of the said Island, with the boundaries thereof, to be made and filed in the office of the Secretary of State, and to cause a copy thereof to be made and filed in the office of the Clerk of the County of Suffolk.

§ 34. The said Commissioners shall have power to employ a Surveyor, and to cause a survey to be made of the said Island, and to cause a map thereof to be made, and to cause the boundaries of the said Island to be ascertained and established, and to cause the same to be marked by suitable monuments, and to cause a map of the said Island, with the boundaries thereof, to be made and filed in the office of the Secretary of State, and to cause a copy thereof to be made and filed in the office of the Clerk of the County of Suffolk.

§ 35. The said Commissioners shall have power to employ a Surveyor, and to cause a survey to be made of the said Island, and to cause a map thereof to be made, and to cause the boundaries of the said Island to be ascertained and established, and to cause the same to be marked by suitable monuments, and to cause a map of the said Island, with the boundaries thereof, to be made and filed in the office of the Secretary of State, and to cause a copy thereof to be made and filed in the office of the Clerk of the County of Suffolk.

§ 36. The said Commissioners shall have power to employ a Surveyor, and to cause a survey to be made of the said Island, and to cause a map thereof to be made, and to cause the boundaries of the said Island to be ascertained and established, and to cause the same to be marked by suitable monuments, and to cause a map of the said Island, with the boundaries thereof, to be made and filed in the office of the Secretary of State, and to cause a copy thereof to be made and filed in the office of the Clerk of the County of Suffolk.

§ 37. The said Commissioners shall have power to employ a Surveyor, and to cause a survey to be made of the said Island, and to cause a map thereof to be made, and to cause the boundaries of the said Island to be ascertained and established, and to cause the same to be marked by suitable monuments, and to cause a map of the said Island, with the boundaries thereof, to be made and filed in the office of the Secretary of State, and to cause a copy thereof to be made and filed in the office of the Clerk of the County of Suffolk.

§ 38. The said Commissioners shall have power to employ a Surveyor, and to cause a survey to be made of the said Island, and to cause a map thereof to be made, and to cause the boundaries of the said Island to be ascertained and established, and to cause the same to be marked by suitable monuments, and to cause a map of the said Island, with the boundaries thereof, to be made and filed in the office of the Secretary of State, and to cause a copy thereof to be made and filed in the office of the Clerk of the County of Suffolk.

§ 39. The said Commissioners shall have power to employ a Surveyor, and to cause a survey to be made of the said Island, and to cause a map thereof to be made, and to cause the boundaries of the said Island to be ascertained and established, and to cause the same to be marked by suitable monuments, and to cause a map of the said Island, with the boundaries thereof, to be made and filed in the office of the Secretary of State, and to cause a copy thereof to be made and filed in the office of the Clerk of the County of Suffolk.

§ 40. The said Commissioners shall have power to employ a Surveyor, and to cause a survey to be made of the said Island, and to cause a map thereof to be made, and to cause the boundaries of the said Island to be ascertained and established, and to cause the same to be marked by suitable monuments, and to cause a map of the said Island, with the boundaries thereof, to be made and filed in the office of the Secretary of State, and to cause a copy thereof to be made and filed in the office of the Clerk of the County of Suffolk.

§ 41. The said Commissioners shall have power to employ a Surveyor, and to cause a survey to be made of the said Island, and to cause a map thereof to be made, and to cause the boundaries of the said Island to be ascertained and established, and to cause the same to be marked by suitable monuments, and to cause a map of the said Island, with the boundaries thereof, to be made and filed in the office of the Secretary of State, and to cause a copy thereof to be made and filed in the office of the Clerk of the County of Suffolk.

§ 42. The said Commissioners shall have power to employ a Surveyor, and to cause a survey to be made of the said Island, and to cause a map thereof to be made, and to cause the boundaries of the said Island to be ascertained and established, and to cause the same to be marked by suitable monuments, and to cause a map of the said Island, with the boundaries thereof, to be made and filed in the office of the Secretary of State, and to cause a copy thereof to be made and filed in the office of the Clerk of the County of Suffolk.

§ 43. The said Commissioners shall have power to employ a Surveyor, and to cause a survey to be made of the said Island, and to cause a map thereof to be made, and to cause the boundaries of the said Island to be ascertained and established, and to cause the same to be marked by suitable monuments, and to cause a map of the said Island, with the boundaries thereof, to be made and filed in the office of the Secretary of State, and to cause a copy thereof to be made and filed in the office of the Clerk of the County of Suffolk.

§ 44. The said Commissioners shall have power to employ a Surveyor, and to cause a survey to be made of the said Island, and to cause a map thereof to be made, and to cause the boundaries of the said Island to be ascertained and established, and to cause the same to be marked by suitable monuments, and to cause a map of the said Island, with the boundaries thereof, to be made and filed in the office of the Secretary of State, and to cause a copy thereof to be made and filed in the office of the Clerk of the County of Suffolk.

§ 45. The said Commissioners shall have power to employ a Surveyor, and to cause a survey to be made of the said Island, and to cause a map thereof to be made, and to cause the boundaries of the said Island to be ascertained and established, and to cause the same to be marked by suitable monuments, and to cause a map of the said Island, with the boundaries thereof, to be made and filed in the office of the Secretary of State, and to cause a copy thereof to be made and filed in the office of the Clerk of the County of Suffolk.

§ 46. The said Commissioners shall have power to employ a Surveyor, and to cause a survey to be made of the said Island, and to cause a map thereof to be made, and to cause the boundaries of the said Island to be ascertained and established, and to cause the same to be marked by suitable monuments, and to cause a map of the said Island, with the boundaries thereof, to be made and filed in the office of the Secretary of State, and to cause a copy thereof to be made and filed in the office of the Clerk of the County of Suffolk.

§ 47. The said Commissioners shall have power to employ a Surveyor, and to cause a survey to be made of the said Island, and to cause a map thereof to be made, and to cause the boundaries of the said Island to be ascertained and established, and to cause the same to be marked by suitable monuments, and to cause a map of the said Island, with the boundaries thereof, to be made and filed in the office of the Secretary of State, and to cause a copy thereof to be made and filed in the office of the Clerk of the County of Suffolk.

§ 48. The said Commissioners shall have power to employ a Surveyor, and to cause a survey to be made of the said Island, and to cause a map thereof to be made, and to cause the boundaries of the said Island to be ascertained and established, and to cause the same to be marked by suitable monuments, and to cause a map of the said Island, with the boundaries thereof, to be made and filed in the office of the Secretary of State, and to cause a copy thereof to be made and filed in the office of the Clerk of the County of Suffolk.

§ 49. The said Commissioners shall have power to employ a Surveyor, and to cause a survey to be made of the said Island, and to cause a map thereof to be made, and to cause the boundaries of the said Island to be ascertained and established, and to cause the same to be marked by suitable monuments, and to cause a map of the said Island, with the boundaries thereof, to be made and filed in the office of the Secretary of State, and to cause a copy thereof to be made and filed in the office of the Clerk of the County of Suffolk.

§ 50. The said Commissioners shall have power to employ a Surveyor, and to cause a survey to be made of the said Island, and to cause a map thereof to be made, and to cause the boundaries of the said Island to be ascertained and established, and to cause the same to be marked by suitable monuments, and to cause a map of the said Island, with the boundaries thereof, to be made and filed in the office of the Secretary of State, and to cause a copy thereof to be made and filed in the office of the Clerk of the County of Suffolk.

§ 51. The said Commissioners shall have power to employ a Surveyor, and to cause a survey to be made of the said Island, and to cause a map thereof to be made, and to cause the boundaries of the said Island to be ascertained and established, and to cause the same to be marked by suitable monuments, and to cause a map of the said Island, with the boundaries thereof, to be made and filed in the office of the Secretary of State, and to cause a copy thereof to be made and filed in the office of the Clerk of the County of Suffolk.

§ 52. The said Commissioners shall have power to employ a Surveyor, and to cause a survey to be made of the said Island, and to cause a map thereof to be made, and to cause the boundaries of the said Island to be ascertained and established, and to cause the same to be marked by suitable monuments, and to cause a map of the said Island, with the boundaries thereof, to be made and filed in the office of the Secretary of State, and to cause a copy thereof to be made and filed in the office of the Clerk of the County of Suffolk.

§ 53. The said Commissioners shall have power to employ a Surveyor, and to cause a survey to be made of the said Island, and to cause a map thereof to be made, and to cause the boundaries of the said Island to be ascertained and established, and to cause the same to be marked by suitable monuments, and to cause a map of the said Island, with the boundaries thereof, to be made and filed in the office of the Secretary of State, and to cause a copy thereof to be made and filed in the office of the Clerk of the County of Suffolk.

§ 54. The said Commissioners shall have power to employ a Surveyor, and to cause a survey to be made of the said Island, and to cause a map thereof to be made, and to cause the boundaries of the said Island to be ascertained and established, and to cause the same to be marked by suitable monuments, and to cause a map of the said Island, with the boundaries thereof, to be made and filed in the office of the Secretary of State, and to cause a copy thereof to be made and filed in the office of the Clerk of the County of Suffolk.

§ 55. The said Commissioners shall have power to employ a Surveyor, and to cause a survey to be made of the said Island, and to cause a map thereof to be made, and to cause the boundaries of the said Island to be ascertained and established, and to cause the same to be marked by suitable monuments, and to cause a map of the said Island, with the boundaries thereof, to be made and filed in the office of the Secretary of State, and to cause a copy thereof to be made and filed in the office of the Clerk of the County of Suffolk.

§ 56. The said Commissioners shall have power to employ a Surveyor, and to cause a survey to be made of the said Island, and to cause a map thereof to be made, and to cause the boundaries of the said Island to be ascertained and established, and to cause the same to be marked by suitable monuments, and to cause a map of the said Island, with the boundaries thereof, to be made and filed in the office of the Secretary of State, and to cause a copy thereof to be made and filed in the office of the Clerk of the County of Suffolk.

§ 57. The said Commissioners shall have power to employ a Surveyor, and to cause a survey to be made of the said Island, and to cause a map thereof to be made, and to cause the boundaries of the said Island to be ascertained and established, and to cause the same to be marked by suitable monuments, and to cause a map of the said Island, with the boundaries thereof, to be made and filed in the office of the Secretary of State, and to cause a copy thereof to be made and filed in the office of the Clerk of the County of Suffolk.

§ 58. The said Commissioners shall have power to employ a Surveyor, and to cause a survey to be made of the said Island, and to cause a map thereof to be made, and to cause the boundaries of the said Island to be ascertained and established, and to cause the same to be marked by suitable monuments, and to cause a map of the said Island, with the boundaries thereof, to be made and filed in the office of the Secretary of State, and to cause a copy thereof to be made and filed in the office of the Clerk of the County of Suffolk.

§ 59. The said Commissioners shall have power to employ a Surveyor, and to cause a survey to be made of the said Island, and to cause a map thereof to be made, and to cause the boundaries of the said Island to be ascertained and established, and to cause the same to be marked by suitable monuments, and to cause a map of the said Island, with the boundaries thereof, to be made and filed in the office of the Secretary of State, and to cause a copy thereof to be made and filed in the office of the Clerk of the County of Suffolk.

§ 60. The said Commissioners shall have power to employ a Surveyor, and to cause a survey to be made of the said Island, and to cause a map thereof to be made, and to cause the boundaries of the said Island to be ascertained and established, and to cause the same to be marked by suitable monuments, and to cause a map of the said Island, with the boundaries thereof, to be made and filed in the office of the Secretary of State, and to cause a copy thereof to be made and filed in the office of the Clerk of the County of Suffolk.

§ 61. The said Commissioners shall have power to employ a Surveyor, and to cause a survey to be made of the said Island, and to cause a map thereof to be made, and to cause the boundaries of the said Island to be ascertained and established, and to cause the same to be marked by suitable monuments, and to cause a map of the said Island, with the boundaries thereof, to be made and filed in the office of the Secretary of State, and to cause a copy thereof to be made and filed in the office of the Clerk of the County of Suffolk.

§ 62. The said Commissioners shall have power to employ a Surveyor, and to cause a survey to be made of the said Island, and to cause a map thereof to be made, and to cause the boundaries of the said Island to be ascertained and established, and to cause the same to be marked by suitable monuments, and to cause a map of the said Island, with the boundaries thereof, to be made and filed in the office of the Secretary of State, and to cause a copy thereof to be made and filed in the office of the Clerk of the County of Suffolk.

§ 63. The said Commissioners shall have power to employ a Surveyor, and to cause a survey to be made of the said Island, and to cause a map thereof to be made, and to cause the boundaries of the said Island to be ascertained and established, and to cause the same to be marked by suitable monuments, and to cause a map of the said Island, with the boundaries thereof, to be made and filed in the office of the Secretary of State, and to cause a copy thereof to be made and filed in the office of the Clerk of the County of Suffolk.

§ 64. The said Commissioners shall have power to employ a Surveyor, and to cause a survey to be made of the said Island, and to cause a map thereof to be made, and to cause the boundaries of the said Island to be ascertained and established, and to cause the same to be marked by suitable monuments, and to cause a map of the said Island, with the boundaries thereof, to be made and filed in the office of the Secretary of State, and to cause a copy thereof to be made and filed in the office of the Clerk of the County of Suffolk.

§ 65. The said Commissioners shall have power to employ a Surveyor, and to cause a survey to be made of the said Island, and to cause a map thereof to be made, and to cause the boundaries of the said Island to be ascertained and established, and to cause the same to be marked by suitable monuments, and to cause a map of the said Island, with the boundaries thereof, to be made and filed in the office of the Secretary of State, and to cause a copy thereof to be made and filed in the office of the Clerk of the County of Suffolk.

§ 66. The said Commissioners shall have power to employ a Surveyor, and to cause a survey to be made of the said Island, and to cause a map thereof to be made, and to cause the boundaries of the said Island to be ascertained and established, and to cause the same to be marked by suitable monuments, and to cause a map of the said Island, with the boundaries thereof, to be made and filed in the office of the Secretary of State, and to cause a copy thereof to be made and filed in the office of the Clerk of the County of Suffolk.

§ 67. The said Commissioners shall have power to employ a Surveyor, and to cause a survey to be made of the said Island, and to cause a map thereof to be made, and to cause the boundaries of the said Island to be ascertained and established, and to cause the same to be marked by suitable monuments, and to cause a map of the said Island, with the boundaries thereof, to be made and filed in the office of the Secretary of State, and to cause a copy thereof to be made and filed in the office of the Clerk of the County of Suffolk.

§ 68. The said Commissioners shall have power to employ a Surveyor, and to cause a survey to be made of the said Island, and to cause a map thereof to be made, and to cause the boundaries of the said Island to be ascertained and established, and to cause the same to be marked by suitable monuments, and to cause a map of the said Island, with the boundaries thereof, to be made and filed in the office of the Secretary of State, and to cause a copy thereof to be made and filed in the office of the Clerk of the County of Suffolk.

§ 69. The said Commissioners shall have power to employ a Surveyor, and to cause a survey to be made of the said Island, and to cause a map thereof to be made, and to cause the boundaries of the said Island to be ascertained and established, and to cause the same to be marked by suitable monuments, and to cause a map of the said Island, with the boundaries thereof, to be made and filed in the office of the Secretary of State, and to cause a copy thereof to be made and filed in the office of the Clerk of the County of Suffolk.

§ 70. The said Commissioners shall have power to employ a Surveyor, and to cause a survey to be made of the said Island, and to cause a map thereof to be made, and to cause the boundaries of the said Island to be ascertained and established, and to cause the same to be marked by suitable monuments, and to cause a map of the said Island, with the boundaries thereof, to be made and filed in the office of the Secretary of State, and to cause a copy thereof to be made and filed in the office of the Clerk of the County of Suffolk.

§ 71. The said Commissioners shall have power to employ a Surveyor, and to cause a survey to be made of the said Island, and to cause a map thereof to be made, and to cause the boundaries of the said Island to be ascertained and established, and to cause the same to be marked by suitable monuments, and to cause a map of the said Island, with the boundaries thereof, to be made and filed in the office of the Secretary of State, and to cause a copy thereof to be made and filed in the office of the Clerk of the County of Suffolk.

§ 72. The said Commissioners shall have power to employ a Surveyor, and to cause a survey to be made of the said Island, and to cause a map thereof to be made, and to cause the boundaries of the said Island to be ascertained and established, and to cause the same to be marked by suitable monuments, and to cause a map of the said Island, with the boundaries thereof, to be made and filed in the office of the Secretary of State, and to cause a copy thereof to be made and filed in the office of the Clerk of the County of Suffolk.

§ 73. The said Commissioners shall have power to employ a Surveyor, and to cause a survey to be made of the said Island, and to cause a map thereof to be made, and to cause the boundaries of the said Island to be ascertained and established, and to cause the same to be marked by suitable monuments, and to cause a map of the said Island, with the boundaries thereof, to be made and filed in the office of the Secretary of State, and to cause a copy thereof to be made and filed in the office of the Clerk of the County of Suffolk.

§ 74. The said Commissioners shall have power to employ a Surveyor, and to cause a survey to be made of the said Island, and to cause a map thereof to be made, and to cause the boundaries of the said Island to be ascertained and established, and to cause the same to be marked by suitable monuments, and to cause a map of the said Island, with the boundaries thereof, to be made and filed in the office of the Secretary of State, and to cause a copy thereof to be made and filed in the office of the Clerk of the County of Suffolk.

§ 75. The said Commissioners shall have power to employ a Surveyor, and to cause a survey to be made of the said Island, and to cause a map thereof to be made, and to cause the boundaries of the said Island to be ascertained and established, and to cause the same to be marked by suitable monuments, and to cause a map of the said Island, with the boundaries thereof, to be made and filed in the office of the Secretary of State, and to cause a copy thereof to be made and filed in the office of the Clerk of the County of Suffolk.

§ 76. The said Commissioners shall have power to employ a Surveyor, and to cause a survey to be made of the said Island, and to cause a map thereof to be made, and to cause the boundaries of the said Island to be ascertained and established, and to cause the same to be marked by suitable monuments, and to cause a map of the said Island, with the boundaries thereof, to be made and filed in the office of the Secretary of State, and to cause a copy thereof to be made and filed in the office of the Clerk of the County of Suffolk.

§ 77. The said Commissioners shall have power to employ a Surveyor, and to cause a survey to be made of the said Island, and to cause a map thereof to be made, and to cause the boundaries of the said Island to be ascertained and established, and to cause the same to be marked by suitable monuments, and to cause a map of the said Island, with the boundaries thereof, to be made and filed in the office of the Secretary of State, and to cause a copy thereof to be made and filed in the office of the Clerk of the County of Suffolk.

§ 78. The said Commissioners shall have power to employ a Surveyor, and to cause a survey to be made of the said Island, and to cause a map thereof to be made, and to cause the boundaries of the said Island to be ascertained and established, and to cause the same to be marked by suitable monuments, and to cause a map of the said Island, with the boundaries thereof, to be made and filed in the office of the Secretary of State, and to cause a copy thereof to be made and filed in the office of the Clerk of the County of Suffolk.

§ 79. The said Commissioners shall have power to employ a Surveyor, and to cause a survey to be made of the said Island, and to cause a map thereof to be made, and to cause the boundaries of the said Island to be ascertained and established, and to cause the same to be marked by suitable monuments, and to cause a map of the said Island, with the boundaries thereof, to be made and filed in the office of the Secretary of State, and to cause a copy thereof to be made and filed in the office of the Clerk of the County of Suffolk.

§ 80. The said Commissioners shall have power to employ a Surveyor, and to cause a survey to be made of the said Island, and to cause a map thereof to be made, and to cause the boundaries of the said Island to be ascertained and established, and to cause the same to be marked by suitable monuments, and to cause a map of the said Island, with the boundaries thereof, to be made and filed in the office of the Secretary of State, and to cause a copy thereof to be made and filed in the office of the Clerk of the County of Suffolk.

§ 81. The said Commissioners shall have power to employ a Surveyor, and to cause a survey to be made of the said Island, and to cause a map thereof to be made, and to cause the boundaries of the said Island to be ascertained and established, and to cause the same to be marked by suitable monuments, and to cause a map of the said Island, with the boundaries thereof, to be made and filed in the office of the Secretary of State, and to cause a copy thereof to be made and filed in the office of the Clerk of the County of Suffolk.

§ 82. The said Commissioners shall have power to employ a Surveyor, and to cause a survey to be made of the said Island, and to cause a map thereof to be made, and to cause the boundaries of the said Island to be ascertained and established, and to cause the same to be marked by suitable monuments, and to cause a map of the said Island, with the boundaries thereof, to be made and filed in the office of the Secretary of State, and to cause a copy thereof to be made and filed in the office of the Clerk of the County of Suffolk.

§ 83. The said Commissioners shall have power to employ a Surveyor, and to cause a survey to be made of the said Island, and to cause a map thereof to be made, and to cause the boundaries of the said Island to be ascertained and established, and to cause the same to be marked by suitable monuments, and to cause a map of the said Island, with the boundaries thereof, to be made and filed in the office of the Secretary of State, and to cause a copy thereof to be made and filed in the office of the Clerk of the County of Suffolk.

§ 84. The said Commissioners shall have power to employ a Surveyor, and to cause a survey to be made of the said Island, and to cause a map thereof to be made, and to cause the boundaries of the said Island to be ascertained and established, and to cause the same to be marked by suitable monuments, and to cause a map of the said Island, with the boundaries thereof, to be made and filed in the office of the Secretary of State, and to cause a copy thereof to be made and filed in the office of the Clerk of the County of Suffolk.

§ 85. The said Commissioners shall have power to employ a Surveyor, and to cause a survey to be made of the said Island, and to cause a map thereof to be made, and to cause the boundaries of the said Island to be ascertained and established, and to cause the same to be marked by suitable monuments, and to cause a map of the said Island, with the boundaries thereof, to be made and filed in the office of the Secretary of State, and to cause a copy thereof to be made and filed in the office of the Clerk of the County of Suffolk.

§ 86. The said Commissioners shall have power to employ a Surveyor, and to cause a survey to be made of the said Island, and to cause a map thereof to be made, and to cause the boundaries of the said Island to be ascertained and established, and to cause the same to be marked by suitable monuments, and to cause a map of the said Island, with the boundaries thereof, to be made and filed in the office of the Secretary of State, and to cause a copy thereof to be made and filed in the office of the Clerk of the County of Suffolk.

§ 87. The said Commissioners shall have power to employ a Surveyor, and to cause a survey to be made of the said Island, and to cause a map thereof to be made, and to cause the boundaries of the said Island to be ascertained and established, and to cause the same to be marked by suitable monuments, and to cause a map of the said Island, with the boundaries thereof, to be made and filed in the office of the Secretary of State, and to cause a copy thereof to be made and filed in the office of the Clerk of the County of Suffolk.

§ 88. The said Commissioners shall have power to employ a Surveyor, and to cause a survey to be made of the said Island, and to cause a map thereof to be made, and to cause the boundaries of the said Island to be ascertained and established, and to cause the same to be marked by suitable monuments, and to cause a map of the said Island, with the boundaries thereof, to be made and filed in the office of the Secretary of State, and to cause a copy thereof to be made and filed in the office of the Clerk of the County of Suffolk.

§ 89. The said Commissioners shall have power to employ a Surveyor, and to cause a survey to be made of the said Island, and to cause a map thereof to be made, and to cause the boundaries of the said Island to be ascertained and established, and to cause the same to be marked by suitable monuments, and to cause a map of the said Island, with the boundaries thereof, to be made and filed in the office of the Secretary of State, and to cause a copy thereof to be made and filed in the office of the Clerk of the County of Suffolk.

§ 90. The said Commissioners shall have power to employ a Surveyor, and to cause a survey to be made of the said Island, and to cause a map thereof to be made, and to cause the boundaries of the said Island to be ascertained and established, and to cause the same to be marked by suitable monuments, and to cause a map of the said Island, with the boundaries thereof, to be made and filed in the office of the Secretary of State, and to cause a copy thereof to be made and filed in the office of the Clerk of the County of Suffolk.

§ 91. The said Commissioners shall have power to employ a Surveyor, and to cause a survey to be made of the said Island, and to cause a map thereof to be made, and to cause the boundaries of the said Island to be ascertained and established, and to cause the same to be marked by suitable monuments, and to cause a map of the said Island, with the boundaries thereof, to be made and filed in the office of the Secretary of State, and to cause a copy thereof to be made and filed in the office of the Clerk of the County of Suffolk.

§ 92. The said Commissioners shall have power to employ a Surveyor, and to cause a survey to be made of the said Island, and to cause a map thereof to be made, and to cause the boundaries of the said Island to be ascertained and established, and to cause the same to be marked by suitable monuments, and to cause a map of the said Island, with the boundaries thereof, to be made and filed in the office of the Secretary of State, and to cause a copy thereof to be made and filed in the office of the Clerk of the County of Suffolk.

§ 93. The said Commissioners shall have power to employ a Surveyor, and to cause a survey to be made of the said Island, and to cause a map thereof to be made, and to cause the boundaries of the said Island to be ascertained and established, and to cause the same to be marked by suitable monuments, and to cause a map of the said Island, with the boundaries thereof, to be made and filed in the office of the Secretary of State, and to cause a copy thereof to be made and filed in the office of the Clerk of the County of Suffolk.

§ 94. The said Commissioners shall have power to employ a Surveyor, and to cause a survey to be made of the said Island, and to cause a map thereof to be made, and to cause the boundaries of the said Island to be ascertained and established, and to cause the same to be marked by suitable monuments, and to cause a map of the said Island, with the boundaries thereof, to be made and filed in the office of the Secretary of State, and to cause a copy thereof to be made and filed in the office of the Clerk of the County of Suffolk.

§ 95. The said Commissioners shall have power to employ a Surveyor, and to cause a survey to be made of the said Island, and to cause a map thereof to be made, and to cause the boundaries of the said Island to be ascertained and established, and to cause the same to be marked by suitable monuments, and to cause a map of the said Island, with the boundaries thereof, to be made and filed in the office of the Secretary of State, and to cause a copy thereof to be made and filed in the office of the Clerk of the County of Suffolk.

§ 96. The said Commissioners shall have power to employ a Surveyor, and to cause a survey to be made of the said Island, and to cause a map thereof to be made

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1856 im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

№ II, die Versendungen der Monate **April**, **Mai** und **Juni** enthaltend.

(Fortsetzung aus Nr. 34.)

57. **Dieffenbach (J. F.), Die Operative Chirurgie.** Zwei Bände. 8. Neue wohlfeile Ausgabe zu 6 Thlr. — Ausgabe in zwölf Lieferungen zu 15 Ngr. Erste bis dritte Lieferung.

Ueber die Bedeutsamkeit und den bleibenden Werth dieses letzten und größten Werks Dieffenbach's, eines der ersten Chirurgen der Neuzeit, das bereits in mehre fremde Sprachen übersetzt wurde, herrscht in der wissenschaftlichen Welt nur Eine Stimme. Mit Recht sagt unter Anderm ein Beurtheiler desselben in der (Hallischen) „Allgemeinen Literaturzeitung": „Dieses Buch ist ein Schatz reicher Erfahrungen, es ist kein todtes Handbuch, keine Gelehrtenkrücke für geistliese Nachahmer; es sind Memoiren, in denen ein großer Mann die Thaten eines inhaltreichen, bewegten, rühmlichen Lebens der Mit- und Nachwelt zur Bewunderung und, wenn sie kann, zur Nachahmung hinstellt."

Um die Anschaffung des Werks zu erleichtern, hat die Verlagshandlung von dem Werke gegenwärtig eine **neue wohlfeile Ausgabe** veranstaltet, die in beliebigen Terminen bezogen werden kann. Der erste Band sowie die erste bis dritte Lieferung sind in allen Buchhandlungen zur Ansicht zu erhalten.

58. **Das geistige Doppelleben** in einer seiner reinsten und merkwürdigsten Erscheinungen. Ein Bild aus der Gegenwart. 8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

Nicht leicht dürfte über den Lebensmagnetismus eine Schrift von gewichtigerer Bedeutung und vom allgemeinerm Interesse in neuerer Zeit erschienen sein als die gegenwärtige. Sie schildert uns eine Somnambule in dem so überaus seltenen und merkwürdigen Stadium der höchsten und entwickeltsten Clairvoyance, und zugleich der vorurtheilsfreiesten und besonnensten Contemplation über die tiefsten Menschheitsfragen, namentlich über die Unsterblichkeit und das Leben nach dem Tode. Es ist eine Schrift des Trostes und der Beruhigung gewiß für Tausende; aber sie hat durchaus nichts gemein mit den Erzeugnissen des modernen Pseudosomnambulismus, dessen Geist und Sinn bethörendem Treiben sie vielmehr auf das entschiedenste entgegentritt. Möge sie, wie Wilhelm von Humboldt's in den Grundansichten mit ihr verwandten „Briefe an eine Freundin", eine gleich wohlthätige, reinigende und veredelnde Wirkung üben, und bezüglich ihrer Anonymität die Erklärung des Herausgebers (der sich der Verlagshandlung übrigens genannt hat) in seinem Vorworte nicht unbeachtet bleiben, welcher selbst es am Schlusse heißt: „Der Verfasser verbirgt sich nicht die Nachtheile der Anonymität, unter welcher diese Aufzeichnungen erscheinen, da gerade bei Schriften wie die gegenwärtige der Name des Autors die Hauptbürgschaft zu gewähren hätte. Dessenungeachtet sieht sich derselbe für jetzt noch durch gebieterische Rücksichten von der Nennung seines Namens abgehalten — eines Namens, der übrigens in den wissenschaftlichen Kreisen nicht unbekannt ist und dessen Träger, was hinzuzufügen bei dem Mangel einer genügenden Autorität vielleicht nicht ganz unnöthig ist, sich überdies der ehrenvollsten öffentlichen Stellung und Anerkennung in der gelehrten Welt seit Langem zu erfreuen hat."

59. **Medicinisch-chirurgische Encyklopädie für praktische Aerzte.** In Verbindung mit mehreren Aerzten herausgegeben von **Dr. H. Prosch** und **Dr. H. Ploss**, praktischen Aerzten in Leipzig. Vollständig in drei Bänden oder neun Lieferungen. 8. Geh. Preis des Bandes 5 Thlr.

Dem praktischen Arzte, der, durch seine Berufsthätigkeit vielfach in Anspruch genommen, dem raschen Entwickelungsgange seiner Wissenschaft kaum zu folgen im Stande ist, bietet sich in vorstehendem Werke ein Handbuch dar, welches ihm in lexikalischer Form und in gedrängter Kürze **die gesammte praktische Heilkunde nach ihrem gegenwärtigen Zustande** vorführt. Er wird durch dasselbe in Stand gesetzt, sich in einzelnen Krankheitsfällen über den Zusammenhang und das Wesen der pathologischen Erscheinungen, die exacte Diagnostik und rationelle Therapie ohne großen Zeitverlust Rath zu verschaffen. Die Herausgeber übertrugen die Bearbeitung der verschiedenen Specialfächer praktischen Aerzten, welche der physiologischen und pathologisch-anatomischen Richtung angehören.

Das Werk erschien in **drei Bänden** oder **neun Lieferungen** zu dem Preise von 1 Thlr. 20 Ngr. für jede Lieferung und 5 Thlr. für jeden Band.

Die Verlagshandlung hat von dem Werke gegenwärtig eine neue **Ausgabe in drei Bänden** veranstaltet, die auch einzeln zu dem Preise von 5 Thlr. für jeden Band nach und nach bezogen werden können. Das bisjetzt Erschienene und ein ausführlicher **Prospect** sind in allen Buchhandlungen zu haben.

60. **Fichte (I. H.), Anthropologie.** Die Lehre von der menschlichen Seele. Neubegründet auf naturwissenschaftlichem Wege für Naturforscher, Seelenärzte und wissenschaftlich Gebildete überhaupt. 8. Geh. 3 Thlr.

Ein neues Werk des gleich seinem vielberühmten Vater hoch ausgezeichneten Philosophen, das aber nicht blos für das philosophische Publicum, sondern besonders auch für wissenschaftlich Gebildete überhaupt bestimmt ist und auch wegen seines in der Gegenwart vorzugsweise lebhaft verhandelten Gegenstandes die allgemeinste Beachtung verdient. Fichte's „Anthropologie" ist weder ein „Lehrbuch" noch eine „speculative" Theorie, sondern eine naturwissenschaftliche Untersuchung über das menschliche Seelenwesen. Der Verfasser sucht in einfacher allgemein verständlicher Weise, ohne sich der philosophischen Kunstsprache zu bedienen, seine Ansichten zu entwickeln. „Wir wollten", sagt er ferner unter Anderm, „nicht in Sentenzen wie jetzt so häufig auch in wissenschaftlichen Dingen geschieht, und imponirende Behauptungen bestechen, sondern langsam, aber desto nachhaltiger überzeugen. Denn wirklich trauen wir der hier vorgetragenen Ansicht die innere Kraft zu, daß sie auch im schlichtesten Gemüthe einen tiefüberzeugenden Eindruck, einer geheim zwingenden Gewalt nicht entbehre .... Möge das gegenwärtige Werk auch in weitern Kreisen die Nebel und Vorurtheile zerstreuen helfen, mit welchen einer wissenschaftliche wie religiöse Halbbildung die heilbringendsten Wahrheiten noch immer bedeckt."

61. **Hassel (L.), Die letzten Stunden des General-Polizei-Directors von Hinckeldey.** Beitrag zu seinem Nekrolog von einem Augenzeugen. 8. Geh. 5 Ngr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

die Erhebung derselben innerhalb eines sehr langen Zeitraums und in diesem in verschiedenen Epochen erfolgt ist, sodaß die Schichten, je älter sie sind, im Allgemeinen auch umsomehr gehoben wurden. Natürlich ist eine genaue Zeitangabe dieser mehrfachen Hebungen nicht möglich, da die Grundlagen, auf denen eine nähere Bestimmung der Hebungsepochen beruht, zur Zeit noch nicht die für alle Fälle wünschenswerthe Sicherheit gewähren. Nächst dem Bau der Alpen hat der Verfasser den Thalsystemen und deren Bedeutung die vollste Aufmerksamkeit gewidmet. Sie sind eine Hauptursache der Bewohnbarkeit der Alpen. Denn die zahlreichen Thäler, von denen diese durchzogen sind, bringen die dem Menschen nothwendigen Gaben der Natur hervor, und andererseits sind diese Thäler nicht voneinander abgeschlossen, sondern zu verschiedenen Thalsystemen vereinigt, in denen allen volle Communication ist. Alle Seitenthäler eines Systems sind gegen das Hauptthal geöffnet, das zur gemeinsamen bequemen Verbindungsstraße für alle wird, und von einem System in das andere führen theils über die Gebirgskämme, theils durch Querthäler oder über Längen- und Querjoche Pässe und Straßen, von denen die letztern das ganze Jahr dem Verkehr geöffnet sind. Der Hauptthäler in den Alpen, das Engadin nicht eingerechnet, das nicht mehr zum System der schweizerischen Alpenwelt gehört, sind sechs, die sämmtlich Stromthäler sind, nämlich die Thalsysteme der Rhone, der Aar, des Tessin, der Reuß, der Linth und des Rheins. Wir theilen die Stelle mit, in welcher der Verfasser auseinandersetzt, daß die Natur der Thalsysteme sich in der Lebensweise, im Charakter und in den politischen Verhältnissen ausprägt, nicht weil sie sich etwa vor andern auszeichnet, sondern nur um unsern Lesern ein Beispiel der ruhig klaren und geschmackvollen Darstellung zu geben, welche das ganze Buch beseelt.

In jedem Thalsystem ist der Unterschied der relativen Höhe des Hauptthals und seiner Seitenthäler zu berücksichtigen, indem derselbe auf Klima, Naturerzeugnisse und den Lebenserwerb der Bewohner einen wesentlichen Einfluß ausübt. In dem wärmern Hauptthale gedeiht überall, wo der Boden anbaufähig ist, Getreide, schmackhaftes Obst, kräftiges Futter, in mehren dieser Thäler selbst Wein, Kastanien und Feigen, höher hinauf treten reichliche Waldungen auf, über denen die Alpenweiden liegen, bis zuletzt nackter Fels jedem organischen Leben eine Schranke setzt. In den Seitenthälern, welche sich häufig durch Felsengen, in denen meist beschwerliche Wege zu ihnen hinaufführen, gegen das Hauptthal öffnen, finden wir noch oft Obst- und Kornbau, herrliche, kräftige Wiesen sind aber vorherrschend und bedecken weiter hinauf nur noch allein die Thalfläche und die Gehänge. Durch die Hauptthäler ziehen aus den angrenzenden Ebenen die großen Verkehrsstraßen; hier liegen Städte und Dörfer oft nahe beieinander, während in den Seitenthälern, besonders im höher gelegenen Theil derselben, die kleinen Ortschaften nicht selten aus zerstreuten Wohnungen bestehen. Durch die Thalebene der Hauptthäler ist Viehzucht und Landbau, städtische und ländliche Sitte verbreitet, in den bedeutendern Städten wird wissenschaftliche Bildung gepflegt, und ihre Lage an den großen Alpenstraßen begünstigt einen mannichfachen kaufmännischen Verkehr. Die natürliche Fruchtbarkeit des Bodens erleichtert die Cultur desselben, die überall soweit geht, als klimatische Verhältnisse oder besondere Rücksichten und Interessen es gestatten, und wo bei steigender Bevölkerung der Boden nicht mehr Allen eine Nahrungsquelle ist, da hat die Noth oder Unternehmungsgeist und Regsamkeit den Gewerbfleiß ins Leben gerufen, der den dürftigen Bewohnern des Hauptthals und der angrenzenden Seitenthäler eine ernährende Arbeitsquelle eröffnete. In den Seitenthälern dagegen, wenn hier und da auch Ackerbau nicht ganz fehlt, ist Viehzucht und Milchwirthschaft, Hirtenleben und einfache Lebensweise vorwaltend. Sie, die hoch in die Luft erhoben sind, bindet Nachbarschaft und das Bedürfniß ihrer Bewohner an das Hauptthal; ihre Bevölkerung bringt daher den Bewohnern des Hauptthals Holz und die Erzeugnisse ihrer Heerden, oder auch Gegenstände ihres häuslichen Kunstfleißes, um sich dort ihren Lebensbedarf an Nahrung und Kleidung zu kaufen und einzutauschen. So wird das Hauptthal ein Versammlungs- und Marktplatz für die Seitenthäler, und da es seinerseits gleichfalls derselben bedarf, wird ein bedeutendes Gebiet und eine bedeutende Volksmasse durch wechselseitiges Bedürfniß auf natürliche Weise zusammengehalten. Diese Zusammengehörigkeit einerseits und andererseits der Umstand, daß Gebirge den Menschen mehr als irgendetwas Anderes auf dem festen Lande absondern, bringen bei den Bewohnern jedes größern Thalsystems in Sitten und Gebräuchen und in der ganzen Art zu leben Eigenthümlichkeiten hervor, durch die sie sich stets von den Bewohnern der Ebene unterscheiden. Ueberhaupt lassen sich in der Schweiz nirgends mehr als hier die Einflüsse des Bodens und des Klimas auf den Menschen erkennen, und wenn Land und Volk auch in andern Gegenden unstreitig in natürlicher Verbindung zueinander stehen, so scheint sie doch hier eine viel innigere zu sein. Ohne in specielle Erörterung einzutreten, erinnere ich nur daran, wie in Gebirgen und ganz besonders im Hochgebirge mehr als irgendwo der Mensch auf sich selbst gestellt ist und Schwierigkeiten zu überwinden hat, die der Bewohner der Niederung nicht kennt. Aus mehr als einem Grunde dem Luxus und der Verweichlichung schwerer zugänglich, sind daher die Bewohner dieser stets von reinen Lüften umgebenen Alpenhöhen kräftigen Geistes, von starken Nerven und großer Muskelkraft; und da mit rüstigem Wesen und selbstbewußter Kraft Muth und Unabhängigkeitssinn auf natürliche Weise gepaart sind, so erklärt es sich dadurch sowol wie durch die isolirende Gebirgsnatur, warum wir hier vorzüglich unsere rein demokratischen Verfassungen finden.

Das Mittelland zwischen den Alpen und dem Jura ist dadurch charakterisirt, daß man in demselben lauter Erosionsthäler und sehr viele Erosionsketten findet; doch haben die Erosionswirkungen auch in den Alpen eine sehr große Rolle gespielt. Im Mittellande haben die sogenannten erratischen Blöcke von jeher die Aufmerksamkeit erregt und wegen ihrer Größe lange schon als eine merkwürdige Erscheinung gegolten. Die meisten von ihnen haben zehn bis mehre Hundert, viele mehre Tausende, ja einige sogar 60 — 100,000 Kubikfuß Körperinhalt. Dieses Phänomen ist bekanntlich auf der nördlichen Erdhälfte allgemein, und es scheint, daß um alle ihre Hochgebirge Trümmer ihrer Masse, namentlich der krystallinischen Gesteine, strahlenweise weithin durch die Thäler und über die Ebenen verstreut sind. Der Verfasser führt uns die verschiedenen Hypothesen vor, welche diese Erscheinung zu erklären suchen, und stimmt der zuerst von Agassiz aufgestellten Erklärungsweise bei, daß die Wanderblöcke durch Bewegung der Gletscher an ihren nunmehrigen Standort gebracht worden seien. Und in der That scheint diese Ansicht auch die wahrscheinlichste zu

Sometimes we are interested in drawing inferences about populations that are generated by processes that operate through time. For example, we may be interested in controlling the quality of a manufacturing process that produces a continuous stream of output. In such a case, the sample might consist of items produced during a specified period of time. Random samples of 10 consecutive hours of production might be used to study the stability of the process and to obtain information that could be used to improve the quality of items manufactured later.

Another important aspect of statistical inference is that of testing hypotheses. Many decision problems require that we make choices between two courses of action based on information contained in a sample. For example, we may wish to decide on the basis of sample data which of two types of insulation will be more effective in a home. Similarly, we may wish to decide whether a person has musical talent on the basis of a test administered to a sample of subjects. In each case we begin with a hypothesis that we must either accept or reject on the basis of relevant sample data.

Estimation and hypothesis testing will be discussed in detail in Chapters 8 through 16. The remainder of this chapter will be devoted to a discussion of how data are collected, organized, and described.

1.3 Collection of Data

In applying statistical methods to the analysis of problems in engineering and the sciences, data must usually be collected to provide information relevant to the solution of a problem. Sometimes the data are available from previously published sources, but frequently they must be collected by the engineer or scientist who is attempting to solve the problem. For example, if a study is undertaken to determine the relationship between the weight and the chemical content of a certain kind of plastic material, then the necessary data must be obtained by weighing and analyzing samples of the material.

The data collected in a statistical study are usually recorded as measurements or observations on one or more variables. A variable is a characteristic that changes or varies over time and/or for different individuals or objects under consideration. For example, if we study the relationship between the weight and the chemical content of a certain kind of plastic material, then both weight and chemical content are variables. Before we can collect data relative to a given problem, we must have a clear understanding of the population we want to study. In the plastic example, we might be interested in a population consisting of all batches of material produced during a specified period of time. Or we might be interested in a population consisting of all pieces of material that could be produced by a certain machine.

Ideally, we would like to have available all the data in the population we are studying. For example, if we want to determine the average weight of all batches of plastic material produced during a specified period of time, we would like to weigh every batch produced during that period. Such a complete set of data is called a census. Because populations frequently are very large, it usually is impractical, if not impossible, to collect a census. For example, if we want to determine the average lifetime of a certain kind of storage battery, we cannot test every battery produced if any are to be sold. Similarly, if we want to determine the average yield of a certain chemical process, we cannot analyze all the material that could be produced by the process. Instead, we must be satisfied with a sample consisting of a relatively small number of observations selected from the population.

Whether we are collecting a census or a sample, we must be careful to obtain data that are relevant to the problem we want to solve. Frequently, the data we would like to have are not available, and we must be satisfied with data that are only approximately relevant. For example, if we want to determine the average lifetime of a certain kind of storage battery, we would like to have data on the lifetimes of batteries that are used in the same way we intend to use the batteries we are testing. If we intend to sell the batteries to consumers who will use them in automobiles, we would like to have data on the lifetimes of batteries used in automobiles. If we intend to sell the batteries to a manufacturer who will install them in new automobiles, we would like to have data on the lifetimes of batteries that are installed in new automobiles. Frequently, data on batteries used for these purposes are not available, and we must be satisfied with data on batteries used in other ways.

Whether we are collecting a census or a sample, we must be careful to obtain data that are relevant to the problem we want to solve. Frequently, the data we would like to have are not available, and we must be satisfied with data that are only approximately relevant. For example, if we want to determine the average lifetime of a certain kind of storage battery, we would like to have data on the lifetimes of batteries that are used in the same way we intend to use the batteries we are testing. If we intend to sell the batteries to consumers who will use them in automobiles, we would like to have data on the lifetimes of batteries used in automobiles. If we intend to sell the batteries to a manufacturer who will install them in new automobiles, we would like to have data on the lifetimes of batteries that are installed in new automobiles. Frequently, data on batteries used for these purposes are not available, and we must be satisfied with data on batteries used in other ways.

schem Geist abgefaßt ist. Wir machen dem Verfasser deshalb keinen Vorwurf, wir tadeln nicht einmal, daß er in seiner Darstellung den geistvollen Mignet zum Muster genommen und sich offenbar ganz nach demselben gebildet hat; aber das kann man nicht gut heißen, daß er eine besondere Eigenthümlichkeit desselben in beinahe übertriebener Weise nachgeahmt hat, eine Eigenthümlichkeit, die übrigens in der neuern französischen Literatur, in den wissenschaftlichen Werken wie in den Romanen und Tagesschriften, stereotyp geworden ist und darin besteht, daß man durch kurze Schlagsätze, wenn ich mich so ausdrücken darf, die sich zudem meist zu Antithesen gestalten, einen plötzlichen Effect hervorzubringen sucht. Eine solche Manier ist der Würde des historischen Stils keineswegs angemessen und wirkt durch häufige Anwendung überaus unangenehm, wie ein Gemälde, in welchem der Haupteffect in der Zusammenstellung greller Farben liegt. Abgesehen von diesem wesentlichen Mangel ist die Darstellung durchaus erfreulich, sie bewegt sich klar, ruhig und würdevoll; der Ausdruck ist gewählt und bestimmt, und man wird sich nicht leicht genöthigt sehen, einen Satz zwei oder mehre male lesen zu müssen, um zu seinem Verständniß zu gelangen, ein sehr untergeordnetes Verdienst allerdings, aber bei uns eben nicht sehr häufig.

Das 18. Jahrhundert ist, wie für die meisten übrigen Länder Europas, so auch für die Schweiz eine Zeit der Schmach und der Erniedrigung. Es charakterisirt sich dadurch, daß die herrschenden Geschlechter in den aristokratischen Cantonen ihre Macht stets erweitern und von Jahr zu Jahr mehr misbrauchen. Die nämliche Erscheinung tritt uns sogar in den demokratischen Cantonen entgegen, wo sich im Laufe des 17. Jahrhunderts einzelne Familien in den Besitz einer fast erblichen Macht gesetzt hatten, die sie mit um so größerer Schamlosigkeit ausübten, als sie sich äußerlich den Schein gaben, nur den Willen des souveränen Volks zu erfüllen. Eine Haupturſache, warum der aristokratische Geist in den großen und kleinen Cantonen unter den entgegengesetztesten politischen Formen so zunahm, war der Fremdendienst; dieser bildet den Faden, an dem sich die Geschicke der Eidgenossenschaft während des 18. Jahrhunderts entwickeln. Im Dienste der fremden Fürsten erwarben sich die Söhne der Patricier oder der herrschenden Geschlechter Reichthum und Ehrenbezeugungen jeglicher Art, die an sich schon dem republikanischen Wesen widerstreben. Noch schlimmer war es, daß sie in der Nähe der Fürsten mit dem Geiste des höfischen, bei den Armeen mit dem des militärischen Absolutismus vertraut wurden und diesen, wenn sie im Alter zurückkehrten, in die Heimat übertrugen. Durch den Fremdendienst wurde ferner die Eidgenossenschaft dem Einfluß der fremden Diplomatie preisgegeben, welche unter dem Vorwande, militärische Dienste zu belohnen, oder der Erlaubniß, Werbungen in den Cantonen vornehmen zu dürfen, die einflußreichsten Männer, ja ganze zahlreiche Familien durch großartige Bestechungen in ihr Interesse zog; und da sich vorzüglich zwei Mächte, Oestreich und Frankreich, um die Hülfe der Schweizer stritten, entstand eine Nebenbuhlerei im Werbungsgeschäft und eine leidenschaftliche Vorliebe für diese oder jene Fahne. Die frühern Parteiungen verschwanden, aber an ihre Stelle traten neue; und es waren nicht mehr vaterländische Interessen, die man verfocht, sondern fremde: die Eidgenossen zerfielen in Kaiserliche und Franzosen. Besonders war dies in den demokratischen Cantonen der Fall; die blutigen, gräuelvollen Wirren in Zug (1729—36) und in Schwyz (1763—65) hatten ihre Hauptquelle in dem Fremdendienst und dem Einfluß der auswärtigen Höfe. Eine andere Quelle des Verderbens lag in einem zweiten, dem Wesen einer republikanischen Verfassung ebenso widerstrebenden Umstande, darin nämlich, daß die Cantone, die aristokratischen Städte wie die demokratischen Orte Unterthanenländer hatten und, was das Schlimmste war, daß viele dieser Länder von mehren Cantonen gemeinschaftlich beherrscht wurden. Hier theilten sich zwei, dort drei, anderswo acht Cantone in die Herrschaft, und ein Theil der italienischen Schweiz war sogar 12 Cantonen zugleich unterworfen, welche abwechselnd Landvoigte in die Unterthanenländer schickten. War der Druck schon bedeutend, wenn ein Land einem einzigen Canton unterworfen war, wie z. B. in der Waadt, die ein Unterthanenland der Republik Bern war, so überstieg er in den sogenannten „gemeinen Herrschaften" alle Begriffe. Die Landvoigte, welche nur kurze Zeit im Amte blieben, benutzten sie mit der gräßlichsten Schamlosigkeit, um sich große Reichthümer zu erwerben; das Volk wurde mit der abscheulichsten Willkür behandelt, was nicht selten blutige Empörungen hervorrief, welche zu neuen Quellen des Elends für die armen Länder wurden.

Ein solcher Zustand konnte unmöglich Bestand haben, und da die Herrscher in den aristokratischen wie in den demokratischen Cantonen viel zu beschränkten Geistes und vor allem viel zu selbstsüchtig waren, als daß sie von selbst Reformen angebahnt hätten, so blieb dem Volke nichts übrig, als zur Revolution seine Zuflucht zu nehmen, eine Revolution, die den doppelten Zweck haben mußte, das lose Band der Föderation, welches die Cantone aneinanderknüpfte, fester zu schließen, aus den 13 Staaten nebst ihren Bundesgenossen, den sogenannten zugewandten Orten, und den Unterthanenländern ein festeres, lebensvolleres Ganzes zu bilden, ohne die eigenthümliche Entwickelung der einzelnen Theile zu stören, und zweitens das widernatürliche Verhältniß von herrschenden und Unterthanenländern zu vernichten, sowie in den aristokratischen Cantonen den Vorrechten der herrschenden Geschlechter ein Ende zu machen und allen Bürgern gleiche politische Rechte zu ertheilen.

So wenig das Volk seit dem Bauernkriege Neigung bezeigte, sich des harten Drucks zu entledigen, so war es keineswegs eingeschlafen; die Versuche des Majors Davel (1723), der das Waadtland von der Tyrannei Berns zu befreien strebte, und des großartigen Henzi (1749), der seiner Vaterstadt Bern die alte Freiheit wie-

[illegible] [illegible] [illegible] [

Beweise des Muths und der Verzweiflung an den Tag legten. Diese braven Leute, zerstreut und ohne andere Waffen als Sensen und Stecken, stellten sich vor die ehernen Schlünde und ließen sich von den Kartätschen niederschmettern. Wenn die französischen Soldaten sie schonen wollten und ihnen zuriefen, sich zu ergeben, warfen sie sich auf die Kanonen, um das Vorrücken gegen die Hauptstadt zu verhindern. Weiber sogar hielten die Räder fest und stellten sich vor die Mündung, um die Wirkung des Geschützes zu schwächen. Ströme von Blut rötheten den Boden des düstern Waldes. Allein den vaterländischen Muth überwanden die Zahl und die Kriegskunst.

Fünf mal geworfen, nahmen die Berner nach kurzem Rückzuge wieder feste Stellung, das letzte mal im Grauholz, wo sie wieder 2½ Stunde mit der größten Tapferkeit gegen die Uebermacht des Feindes kämpften. Schauenburg schrieb an das Directorium:

Ich bin es der Wahrheit schuldig, mein Erstaunen auszusprechen, daß Truppen, die seit 200 Jahren keinen Krieg geführt, fünf aufeinander folgende Treffen muthig bestanden, und kaum aus einer Stellung vertrieben, eine andere einzunehmen wußten.

Der Verfasser erzählt einzelne Züge von Tapferkeit und Hingebung, welche wir hier mittheilen, weil sie lauter sprechen als selbst die bewundernde Anerkennung des Feindes.

Ein siebzigjähriger Senator, Effinger, begibt sich, seinen Magistratsdegen in der Hand, zwei Pistolen im Gürtel, zur Armee, führt eine Grenadiercompagnie ins Feuer und wird verwundet und gefangen. — Fünf Franzosen erblicken auf dem Kampfplatz im Grauholz unter den Todten einen riesigen Mann, der noch athmet. Sie fodern ihn auf, sich zu ergeben. Obgleich schon verwundet, ergreift er sein Gewehr, zielt und erschießt den ersten, der sich naht. Die vier andern umringen ihn; drei schlägt er mit dem Kolben nieder. Durch die Verblutung erschöpft, erdrückt er den vierten in seinen Armen und stirbt. — Ein Bauer, als er am Morgen des 5. März das Gewehrfeuer hört, ruft Frau und Töchter herbei, fällt mit ihnen auf die Knie, fleht zum Himmel, liest ein Capitel aus der Bibel, ergreift eine Hellebarde, theilt andere seinen Gefährtinnen aus, gibt ihnen seinen Segen und führt sie in das Gefecht, wo sie als Opfer ihrer Ergebenheit fallen.

Zu diesen Zügen hätten noch viele andere, zum Theil noch bedeutsamere, angeführt werden können. Bei Fraubrunnen fochten 260 Weiber und Mädchen mit Feldgeräthschaften, von denen 180 fielen. Eine, Namens Glar, fiel mit beiden Töchtern und drei Enkelinnen, von denen eine nur 11 Jahre alt war. Zu Fraubrunnen war ein Waibel, ein reicher, braver Landmann. Am 4. März kommen zwei Berner zu ihm und finden ihn, wie er mit seinem ganzen Haus auf den Knien im Gebet liegt. Dann steht er auf, geht mit seinem ältesten Sohn, dessen Frau und den Bernern in die Kammer und sagt: „Hier sind wir Drei, um zu schwören, daß wir die uralte Freiheit und den letzten Tag des Vaterlandes nicht überleben wollen. Wollt ihr auch schwören?" Einer schwur mit. Am folgenden Tage, da die Schlacht im Grauholz verloren ging und Bern fiel, fand man ihn, seine Schwiegertochter und den Berner beieinander todt. Schertenleib von Krauchthal, ein greiser Landmann von 70 Jahren, führte bei Fraubrunnen eine Compagnie an, stand am Ende beinahe allein und ward im Kampf von einem Husaren niedergehauen.

Die Einheitsverfassung, welche nunmehr in der Schweiz eingeführt wurde, fand vorzüglich in den Bergcantonen vielfachen Widerstand, ihre Annahme konnte auch nur mit Waffengewalt erzwungen werden. Die Kämpfe in Schwyz und Nidwalden sind noch großartiger als der in Bern, von dem wir eben berichtet haben, allein wir müssen unsern Lesern überlassen, die treffliche Schilderung derselben in dem Werke Monnard's nachzulesen. Wir können ihm ebenso wenig in seiner weitern, den Krieg in den Alpen betreffenden Schilderung folgen, in welchem bekanntlich Suworow mit seinen Russen erschien; auch seine Darstellung von dem Ende der helvetischen Republik müssen wir übergehen, an deren Stelle die von Napoleon dictirte Mediationsverfassung trat. Die helvetische Republik mußte untergehen, weil sie nicht aus dem Volke hervorgegangen war und die geschichtliche Entwickelung der Eidgenossenschaft miskannt hatte; aber sie blieb nicht ohne Früchte, sie rief die Idee eines allgemeinen schweizerischen Vaterlandes hervor, die weder während der Napoleon'schen Herrschaft noch unter der Restauration wieder verloren ging und endlich 1847 durch die neue Bundesverfassung den den schweizerischen Verhältnissen allein angemessenen Ausdruck fand, indem der neue Bund den von der helvetischen Republik begangenen Irrthum der Centralisation vermied und zwar die Cantone zu einer festen, geregelten Einheit dem Auslande gegenüber verband, ihnen dagegen in ihren innern Verhältnissen die vollkommenste Freiheit der Bewegung ließ.

Den Schluß des Werks bildet eine gedrängte, aber inhaltsreiche Uebersicht des „Geistigen Lebens in der Schweiz während des 18. Jahrhunderts", in der wir besonders auf die Stelle aufmerksam machen, welche das Vereinswesen und dessen wohlthätigen Einfluß auf die Gesammtentwickelung der Eidgenossenschaft in lebendigen Zügen darstellt und auf dessen hohe Wichtigkeit wir schon in unserm ersten Artikel aufmerksam gemacht haben. Diese Umrisse des geistigen Lebens, welche der Verfasser allzu bescheiden „leicht hingeworfen und unvollständig" nennt, schließt er mit einer glücklichen Zusammenstellung, die wir unsern Lesern nicht vorenthalten wollen, da sie ein vortreffliches Bild der geistigen Bewegung gibt, welche im vorigen Jahrhundert der Schweiz selbst einen bedeutsamen und fruchtreichen Einfluß auf die Entwickelung der deutschen Literatur gab.

Die Bevölkerung der Schweiz erreicht diejenige von fünf oder sechs französischen Departements mittlerer Größe oder des Erzherzogthums Oestreich; geringer als die von Schlesien oder Belgien, übersteigt sie um Weniges diejenige Dänemarks und kommt nur der Hälfte der Bevölkerung Baierns gleich. Und doch in einem Zeitraum von weniger als einem Jahrhundert entwickelt dieses kleine Land wissenschaftliche Anstalten, vervollkommnet die Erziehungswissenschaft, bringt eine Menge Gelehrte, Schriftsteller und Künstler hervor, die wir nicht alle nennen, nicht einmal zählen können, und deren mehre die Wissenschaft und die schönen Künste bedeutend fördern; es erobert Europa die Macht des Vereinswesens und stellt zugleich das Vorbild freier, dem Gemeinwohl gewidmeter Gesellschaften auf. Im Laufe desselben Jahrhunderts sucht man allein im Waadtland Erzieher für einen Erbprinzen von Hessen-Kassel

[illegible] [illegible] [illegible] [

Wir müſſen geſtehen, daß der Verfaſſer ſich mit überraſchender Gewandtheit aus der Schlinge gezogen hat, aber ob die hiſtoriſche Wahrheit dabei nicht eingebüßt und ob er von der Aufrichtigkeit oder, wir wollen nur ſagen, von der Richtigkeit ſeiner Anſichten überzeugt hat, das iſt eine andere Frage, die wir unmöglich mit Ja beantworten können. Der Widerſpruch, der ſich im Leben Baumgartner's zeigt, tritt vorzüglich bei Gelegenheit der Kloſteraufhebung hervor.

Im Jahre 1838 wurde nämlich im Canton St.-Gallen die Benedictinerabtei ſäculariſirt und Baumgartner trug nicht wenig dazu bei; als 1841 Aargau ſeine Klöſter aufhob, welche ſeit Jahren Unruhe und Zwietracht, wenn vielleicht auch nicht veranlaßt, doch jedenfalls genährt und durch ihre kirchlichen und finanziellen Mittel möglich gemacht hatten, da war er einer der leidenſchaftlichſten Gegner dieſer Maßregel. Er begründete damals ſeine Meinung vorzugsweiſe darauf, daß die Aufhebung der Klöſter eine Verletzung der Bundesverfaſſung enthalte, welche den Beſtand der Klöſter garantire; und er wiederholt dieſe Anſicht in dem vorliegenden Geſchichtswerk. Allein als er die Aufhebung von Pfäfers mitbeſchließen half, erwähnte er der Bundesverfaſſung nicht, ebenſo wenig erinnert er in ſeiner Geſchichte daran. Und doch war der Beſchluß des Großen Raths von St.-Gallen ebenſo im Widerſpruch mit der Bundesverfaſſung als der des Cantons Aargau. Der Verfaſſer legt außerordentlich viel Gewicht darauf, daß die Abtei Pfäfers ſelbſt um Säculariſation nachgeſucht habe, ſowie daß bei der Auflöſung aller Zucht im Kloſter ein Fortbeſtehen unmöglich geweſen wäre. Dieſes hat jedoch den geſetzlichen Beſtimmungen gegenüber doch wol weniger Gewicht als die Behauptung des Aargau, daß der Fortbeſtand des Cantons mit dem der Klöſter unvereinbar ſei, und es darf dem Verfaſſer entgegengeſtellt werden, daß, wenn die Bundesverfaſſung den Beſtand der Klöſter wirklich garantirt hatte, auch Pfäfers ohne ausdrückliche Erlaubniß des Papſtes nicht hätte ſäculariſirt werden dürfen, ja daß dieſe Erlaubniß nicht einmal die Aufhebung gerechtfertigt hätte, da der Bundesvertrag keineswegs ein Vertrag zwiſchen dem Kirchenoberhaupt und der Eidgenoſſenſchaft war und der Papſt daher in keiner Weiſe eine Stimme abzugeben hatte. Sollte der betreffende Artikel der Bundesverfaſſung jenen Sinn gehabt haben, den ihm Baumgartner beilegt, ſo durfte überhaupt kein Kloſter aufgehoben werden, bevor jene Beſtimmung auf geſetzlichem Wege, alſo durch eine Umgeſtaltung des Bundesvertrags wäre aufgehoben worden. Pfäfers hätte auch dann nicht aufgehoben werden dürfen, wenn alle Mönche fortgelaufen wären, was man jedoch nicht zu befürchten hatte.

Wie im Leben, ſo ſteht daher Baumgartner auch in dieſer Geſchichte im Widerſpruch mit ſich ſelbſt; daß er es fühlt, geht aus der Leidenſchaftlichkeit hervor, mit welcher er die aargauiſche Regierung behandelt. Wie im Leben, ſo iſt auch in ſeiner Geſchichte eine doppelte Perſönlichkeit ſichtbar; es herrſcht in der Erzählung der Geſchichte bis 1841 ein ganz anderer Geiſt als in dem Bericht über die nachfolgenden Begebenheiten, inſofern nämlich dieſelben in den zwei vorliegenden Bänden behandelt werden.

Bei alle Dem iſt das Werk ſehr leſenswerth und vielfach belehrend, beſonders iſt die Erzählung der Umgeſtaltungen 1830 und ihrer unmittelbaren Folgen höchſt anziehend. Zwölf Cantone gaben ſich neue Grundgeſetze; mit ihnen und als Folge derſelben mußte auch ein großer Theil der Geſetzgebung und der ganze innere Haushalt umgeſchaffen werden. Es grenzt an das Unglaubliche, was in beiden Gebieten während wenigen Jahre geſchah. Es war eine Regeneration im vollſten und ſchönſten Sinne des Worts, und wenn einzelne Cantone hierin mehr oder weniger hinter andern zurückblieben, ſo lag dies weſentlich in dem Umſtand, daß ſie nicht das Glück hatten, ſolche begabte Männer zu beſitzen als jene. Vor allen zeichneten ſich Zürich und St.-Gallen aus, Zürich mit Dr. Keller (jetzt in Berlin), Hirzel, Heß, E. Sulzer, und St.-Gallen, wo vornehmlich Baumgartner wirkte. Aber auch in andern Cantonen geſchah Vieles und Großes. Die Umgeſtaltungen des Jahres 1830 haben ihre Berechtigung durch ihre Leiſtungen bewieſen, und das unterſcheidet ſie von den ſogenannten conſervativen Bewegungen, welche ſich, ſo oft ſie den Sieg davontrugen und die Leitung der Geſchäfte übernahmen, durchaus als impotent erwieſen. Während die züricher Regierung von 1830 das geſammte Schulweſen reorganiſirte, eine Hochſchule gründete, die Rechtspflege neu geſtaltete, die Juſtiz von dem Einfluß der ausübenden Gewalt befreite, das Militärweſen ordnete, große Bauten ausführte, insbeſondere eine Menge von Straßen theils neu anlegte, theils gründlich verbeſſerte und dabei doch die Finanzen im beſten Zuſtand erhielt — was hat die Septemberregierung von 1839 gethan, die doch bedeutende Männer wie Bluntſchli in ihrem Schooſe zählte? Nichts, oder noch weniger als nichts denn das iſt eben der Fluch, der auf der conſervativen Partei laſtet, daß ſie nichts bauen, nur zerſtören kann. Dies hat ſich, wie in Zürich, ſo in Bern, in der Waadt, in Genf erwieſen, namentlich aber in Luzern, wo ſie nur Jeſuiten einzuſetzen und Bürgerkrieg hervorzurufen verſtand. Die radicale Partei hat im Einzelnen mancherlei Fehler begangen, die ſich ſchwer an ihr gerächt haben; ihr weſentlichſter war der, daß ſie zu häufig geſetzwidrige Mittel anwandte, die auch dann keine Rechtfertigung haben, wenn durch ſie Gutes bezweckt, ja ſelbſt erzielt wird. Es iſt der jeſuitiſche Grundſatz, daß der Zweck die Mittel heilige, am verderblichſten in einer Republik, deren Beſtand nicht auf der Autorität oder der Gewalt, ſondern auf dem Rechtsgefühl aller Bürger beruht. Dieſes Rechtsgefühl iſt ein Heiligthum, das nicht genug geachtet, nicht genug bewahrt, nicht genug gepflegt werden kann. Wir finden die höchſte Aufgabe republikaniſcher Regierungen darin, daß ſie dieſes Gefühl für die Anerkennung und Achtung des Rechts in den Bürgern ſtärken und Alles vermeiden, was daſſelbe auch nur im geringſten trüben könnte. In Zeiten von Revolu-

nen läßt sich das Recht nicht immer abmessen, aber weil es eben ungewöhnliche Zeiten sind, haben selbst die offenbarsten Rechtsverletzungen keinen bleibenden und namentlich keinen moralischen Nachtheil. Wenn sich aber Staaten Rechtsverletzungen in Zeiten der Ruhe und des Friedens erlauben, so bringt dies einen unberechenbaren Schaden hervor, nicht sowol bezüglich des materiellen Unrechts, welches Dieser oder Jener erduldet, sondern weil das Volk an dergleichen gewöhnt, sein angeborenes Gefühl für das Recht gelockert und zuletzt vernichtet wird. Die alte Schweiz hat sich vorzüglich dadurch hohe Achtung, ja Bewunderung erworben, daß sie die Rechte Anderer mit heiliger Scheu betrachtete und diese selbst im Vollgefühl des Siegs nicht verletzte; um so betrübender ist es, wenn dieser herrliche Vorgang der Ahnen von den Nachkommen vergessen wird. Bern vorzüglich hat sich dies zuschulden kommen lassen, und leider gilt dies beinahe von allen Regierungen seit 1830; doch hat es auch in andern Cantonen nicht an Beispielen der nämlichen Art gefehlt.

Baumgartner hat sich zunächst zur Aufgabe gestellt, die Geschichte der gesammten Schweiz zu schreiben; er berührt in seiner Darstellung die einzelnen Cantone nur insofern, als dieselben auf die allgemeine Entwickelung von Bedeutung waren, und deshalb tritt in seiner Erzählung vornehmlich Das hervor, was die neue Gestaltung des Bundes betrifft. Da dieser durch die Restaurationsverfassung zum bloßen Scheinbild herabgedrückt worden war, da er, wie ein anderer in Europa, nur dazu bestimmt zu sein schien, jeder Fortbildung unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg zu legen, und er nur dazu Macht hatte, nicht aber auch zur Unterdrückung des Unrechts oder zur Beförderung naturgemäßer und nothwendiger Entwickelung des Staatslebens; so war die Nothwendigkeit seiner Umgestaltung schon bald nach Beginn der cantonalen Umwälzungen eingesehen worden; und durch die ganze Geschichte der Schweiz seit 1830 zieht sich unverkennbar der Gedanke, daß, wie die Cantone, so auch der Bund regenerirt werden müsse. Es blieb dieser Gedanke mächtig, selbst dann wenn er verschollen zu sein schien, aber es stellten sich der Ausführung desselben die mächtigsten Hindernisse entgegen, die nicht so leicht zu bewältigen waren, weshalb auch die Versuche, welche hierzu im Schooße der Tagsatzung gemacht wurden, nothwendig scheitern mußten. Das größte Hinderniß lag aber offenbar darin, daß das Volk in seiner weitaus größten Majorität keinen Sinn für die Bundesreform hatte. Alles politische Leben war ja seit der helvetischen Republik in die Cantone zurückgedrängt worden; die Tagsatzung selbst war nur ein Nachhall Dessen, was in den Rathsälen der Cantone beschlossen worden war, und die Aufgabe der obersten Bundesbehörde war so ganz zu einem bloßen Rechenexempel geworden, daß eine Zusammenkunft der Gesandten eigentlich ganz überflüssig war. Denn wenn die Voten der einzelnen Cantone dem Vorort in Form eines Schreibens zugeschickt worden wären, hätte das nämliche Ergebniß erzielt werden können als durch die Zusammenkunft der in pedantischen Formen sich bewegenden Tagsatzung. Es mußte daher die Nothwendigkeit einer Reform dem Volke praktisch zur Anschauung gebracht werden, und dies konnte nur durch Zeiten der Verwirrung und des Unglücks geschehen. Es blieben dieselben auch nicht aus. Zuerst gab die Septemberrevolution (1839) von Zürich eine gute Lehre, da infolge derselben die Tagsatzung, die gerade dazumal in dieser Stadt versammelt war, mehre Tage lang wegen mangelnden Präsidenten keine Versammlung halten und keine Beschlüsse fassen konnte, wo es sich doch um die wichtigsten Interessen der ganzen Eidgenossenschaft handelte. Ebenso belehrend war der Umstand, daß die Leitung des Bundes plötzlich in andere Hände überging, als es dem Vorort Zürich gefiel, seine bisherige Regierung zu stürzen; denn nach der Bundesverfassung von 1815 war die Regierung des Vororts auch zugleich die des Bundes, insofern eine Behörde Regierung genannt werden kann, die ohne alle Befugnisse und ohne alle Macht war. Noch stärker wurde man gemahnt, als das von Jesuiten und deren Anhängern regierte Luzern Vorort wurde. Es mußte die den Jesuiten abgeneigte große Majorität des Schweizervolks empören, in solchen Leuten ihre oberste Behörde anerkennen zu müssen. Endlich wurde dieser Majorität, dem gesunden Sinne des Volks und der Bundesverfassung zum Hohn der berüchtigte Sonderbund geschlossen. Da mußten auch dem Blindesten die Augen aufgehen, und als diese Empörung mit Waffengewalt unterdrückt worden war, da war die Belehrung so vollständig, daß die Umgestaltung des Bundes von der Tagsatzung selbst beschlossen und berathen und die neue Bundesverfassung mit ungeheuerer Mehrheit von dem Volke der gesammten Schweiz angenommen wurde.

Wir sind freilich Baumgartner hier vorausgeeilt, denn die zwei ersten Bände seiner Geschichte reichen nur bis zur Mitte des Jahres 1841; wir bedauern umsomehr, daß uns der dritte und letzte Band noch nicht vorliegt, weil wir begierig wären, zu vernehmen, wie er sich über den neuen Bund von 1847 äußert, der von seinen politischen Gegnern und gewiß auch gegen seinen Willen gegründet wurde. Was aber die zwei vorliegenden Bände betrifft, so enthalten diese ein sehr reiches und gut verarbeitetes, durchaus übersichtliches Material. Wir können es nur billigen, daß Baumgartner, wie schon angedeutet wurde, die Geschichte der einzelnen Cantone zurückgedrängt und nur insofern berührt hat, als deren Verhältnisse für die Entwickelung der gesammten Eidgenossenschaft bedeutsam waren. Dagegen müssen wir uns billig verwundern, daß er dem Leben des Volks selbst so wenig Aufmerksamkeit geschenkt und namentlich das Vereinswesen gar nicht berührt hat, welches in der von ihm geschilderten Periode doch nicht weniger einflußreich war als in den frühern; so haben die Schützenfeste namentlich nicht wenig dazu beigetragen, die Idee eines gemeinsamen Vaterlandes zu nähren und zu kräftigen, wodurch allein der neue Bund möglich wurde.

Unſere Betrachtungen haben uns mitten in die Schrift geführt, die wir noch zu beſprechen haben, „Die Schweiz und ihre Vergangenheit und Gegenwart" von dem pſeudonymen Severus, deſſen wahren Namen zu enthüllen wir uns nicht berufen fühlen. Die Schrift zerfällt in zwei Hauptabſchnitte, Vergangenheit und Gegenwart. Wir haben umſoweniger nöthig, in den erſten näher einzugehen, als wir die Verhältniſſe, die er beleuchtet, ſchon bei Gelegenheit der vorigen Werke beſprochen haben; nur ſoviel ſei uns zu bemerken erlaubt, daß dieſer Abſchnitt eine zwar kurze, aber ſehr gute und anſchauliche Darſtellung der geſchichtlichen Entwickelung der Schweiz ſeit den älteſten Zeiten gibt, weshalb wir die Schrift Allen empfehlen, die weder Zeit noch Beruf haben, größere Werke zu leſen.

Der zweite Abſchnitt iſt nicht minder intereſſant, obgleich er es nicht ſowol mit hiſtoriſchen Thatſachen als mit Beleuchtung gegenwärtiger Zuſtände und Entwickelung allgemeiner Grundſätze zu thun hat. Der Verfaſſer ſieht in der neuen Bundesverfaſſung ein Werk der Vermittelung zwiſchen Cantonalität und Centralſtaat; er erkennt, daß ſie gibt und leiſtet, was unter den gegebenen Umſtänden ohne die Gefahr neuer innerer Wirren zu erhalten war; aber er bedauert, daß ihre Schöpfer nicht kräftiger auftraten, nicht mehr wagten, nicht kühner auf das Ziel hinſteuerten, „das da liegt in der innern geiſtigen Einigung der ſchweizeriſchen Stämme in Staat, Kirche, Schule". Hören wir, was er darunter verſteht. Zunächſt wünſcht er ein ſchweizeriſches Erzbisthum, weil er von einem ſolchen theils größere Unabhängigkeit Rom gegenüber erwartet, theils von ihm hofft, daß es die wahren Bedürfniſſe der Kirche beſſer erkennen und wahren würde als die kleinen Diöceſen, in welche die Schweiz zerſplittert iſt und die zum Theil an das Ausland geknüpft ſind. Wir ſtimmen darin mit dem Verfaſſer überein; aber nun erhebt ſich die Frage, wie ſoll dieſes Erzbisthum zuſtande gebracht werden? Ohne Rom iſt es eine Unmöglichkeit, und daß Rom lieber mit kleinen, ihm unmittelbar unterworfenen Bisthümern zu thun hat als mit größern, das hat die Zertrümmerung des uralten Erzbisthums Konſtanz bewieſen. Der Verfaſſer wünſcht ferner, daß der Bund das Erziehungsweſen in die Hand nehme, und verbreitet ſich bei dieſer Gelegenheit über Das, was eine veredelte Volksſchule zu leiſten hat. Seine Anſichten über dieſen Gegenſtand verdienen alle Beachtung; er huldigt keineswegs den allzu praktiſchen Tendenzen, die ſich in unſerm materiellen Zeitalter immer mehr hervordrängen, und iſt daher kein Freund des Unterrichts, der nur praktiſche Abrichtung für irgendeinen beſtimmten Zweck im Auge hat. Er will vielmehr, daß aller Unterricht hauptſächlich den Zweck haben ſoll, den Geiſt zu bilden, zu ſtärken, ihn gewandt und überhaupt fähig zu machen, ſich die ſpeciellen Kenntniſſe ſelbſtändig anzueignen und ſie im Leben verſtändig anzuwenden. Daher verlangt er, daß die Sprache den Mittelpunkt und die Grundlage des ganzen Unterrichts bilde, und warnt zugleich, auf die mathematiſchen Wiſſenſchaften zu viel Gewicht zu legen, welche die formelle Geiſtesbildung weit weniger beförderten, als man gewöhnlich anzunehmen ſcheine.

Es iſt wahr, die Mathematik ſpannt den Geiſt, ſie bringt ihn zu ſtreng conſequentem Denken, ſie ſchärft ihn durch ihre Schlußfolgerungen, ſie macht ihn behend durch ihre Präziſion. Aber es läuft nicht ſelten eine Verſtandesſpielerei mit unter; in keinem andern Fache bringt es die mechaniſche Dreſſur, ohne das ſelbſtbewußte Eingehen in die letzten innerſten Gründe, zu größerer Virtuoſität. Man hat neben den anſtelligen mathematiſchen Zeichen und Buchſtaben nicht ſelten die Denkgeſetze ſelbſt in den Hintergrund gedrängt, welche in der Sprache liegen und die, gehörig behandelt, den Geiſt weit ſpannender, voller, lebendiger und vielſeitiger in Anſpruch nehmen als das Syſtem der Zahl und der geometriſchen Form.

Folgerichtig zieht er den Schluß, daß die Realien für die Volksſchule nur eine untergeordnete Bedeutung haben, daß es die größte Aufgabe der Elementarpädagogik ſei, dieſelben an die beiden Hauptfächer anzuſchließen, ſie aus denſelben heraus zu entwickeln, ſodaß ſie erſt gegen das Ende als ſelbſtändige Fächer aufgenommen werden ſollten. Was der Verfaſſer von der Grundlage des Unterrichts in der Volksſchule ſagt, gilt ebenſo ſehr von den Real-, Bürger-, Gewerb- und Induſtrieſchulen, in welchen den Schülern meiſt ein ungeheuerer Ballaſt von Kenntniſſen eingepfropft wird, den ſie ſchon deswegen nicht bewältigen können, weil auf die formelle Geiſtesbildung viel zu wenig Rückſicht genommen wird. Will man, ohne auf den Unterricht in den alten Sprachen zurückzukommen, was vielleicht doch das Zweckmäßigſte wäre, auf die harmoniſche und für das Leben nothwendige Geiſtesbildung größeres Gewicht legen, als es bisher geſchehen, ſo muß dem Unterricht in den neuen Sprachen eine weitaus größere Bedeutung gegeben werden, als es jetzt geſchieht; er muß wiſſenſchaftlichen Charakter annehmen, es muß das grammatiſche wie das literariſche Moment in dem Maße hervorgehoben werden, wie es bei dem Unterricht in den alten Sprachen auf den Gymnaſien geſchieht. Und in dieſer Beziehung macht der Verfaſſer eine vortreffliche Bemerkung, deren Wahrheit viel zu wenig eingeſehen wird.

Der Unterricht ſoll ſich nicht durchweg durch Reſultate, welche durch eine Prüfung zu erheben, rechtfertigen, mit andern Worten: der Unterricht braucht nicht immer ein ſolcher zu ſein, der ein mathematiſch genaues reelles Reſultat liefert; die Anregung, das Erfaſſen von Gedanken, die lebenskräftig wirken, iſt und bleibt die Hauptſache.

Ueberhaupt ſind die Bemerkungen, welche der Verfaſſer über Schul- und Unterrichtsweſen auf wenigen Seiten zuſammendrängt, durchaus beachtenswerth, und wir bedauern, auf dieſen hochwichtigen Gegenſtand nicht näher eintreten zu können. Nur müſſen wir erwähnen, daß der Verfaſſer mit Recht darauf dringt, daß die Schule eine nationale Grundlage haben und zu größerer Einheit gebracht werden ſolle. Was den erſten Punkt betrifft, ſo hätten wir gewünſcht, daß er ſich über denſelben ausführlicher verbreitet haben oder daß er die erſte Gelegenheit ergreifen möchte, den Gegenſtand in ſelbſtändiger Darſtellung zu entwickeln, da wir von dem Verfaſſer erwarten, daß er ihn ebenſo geiſtreich als gründlich behandeln würde. Die größere Einheit der Schule

[illegible] [illegible] [illegible] [

Empfindungen, und allerdings bot die Schweiz mitten unter den gewaltigen Stürmen, die rings umher tobten, einen erfreulichen Anblick der Ruhe und Ordnung dar. Der kaum gegründete neue Bund entwickelte schon damals in diesen schwierigen Zeiten eine mit Klugheit gepaarte Kraft, durch welche die Conflicte mit dem Auslande entweder vermieden oder glücklich gelöst wurden, ohne die Ehre und Würde des Landes preiszugeben. Die Schweiz hat Tausenden von Flüchtlingen der verschiedensten Parteien Schutz und Aufenthalt gewährt und sie unter großen Opfern lange Zeit erhalten; sie hat die aus der Lombardei vertriebenen Tessiner mit bewundernswürdiger Hingebung vor dem Elende bewahrt, und was wir am höchsten schätzen, sie hat sich nicht zu Repressalien verleiten lassen, nicht die unschuldigen Bürger für Das bestraft, was die Regierungen gethan; sie hat durch diesen Vorgang den Dank der ganzen Menschheit verdient, denn ein künftiges, auf Humanität und Gerechtigkeit gegründetes Völkerrecht wird ihn nicht vergessen. Der Bund hat auch im Innern schon Großes geschaffen; es ist centralisirt worden, was seiner Natur nach centralisirt werden mußte, die Zölle, die Posten. Man hat ein allgemeines Münzsystem geschaffen, eine großartige polytechnische Schule gegründet, Anderes nicht zu erwähnen. Der Bund hat dagegen weise vermieden, in das innere Leben der Cantone einzugreifen, er wird auch in der Zukunft dies nicht thun, weil er nur Widersprüche hervorrufen würde, die mit seiner Vernichtung enden müßten; denn die Cantone sind zu lebenskräftig, als daß sie sich des selbständigen Daseins berauben ließen. Der Verfasser endigt seine gehaltreiche Schrift mit den Worten:

Wir schließen mit dem frohen Glauben an die Lebensfähigkeit und Lebenskraft unsers schweizerischen Volks, an eine naturgemäße und glückliche Fortentwickelung unserer Institutionen, an eine Einigung unserer verschiedenen Bestrebungen im vaterländischen Interesse. Wir haben kein Proletariat *), Dank unsern Gemeindeverfassungen, Dank dem Gemeinsinn der Altvordern und der Edeln des jetzigen Geschlechts; wir haben keine überschwängliche Steuerlast, Dank unserm republikanischen Haushalt; es liegt in unserm Volk noch ein tiefer, nicht versiegender Fonds von Religiosität; es liegt der Glaube in ihm an seine Freiheit, die opferfähige Liebe zu ihr. Gott erhalte es! Er wird es, solange die Worte der Männer im Grütli: Einer für Alle, Alle für Einen! in unsern Gemüthern, in unserm Leben, in unsern Thaten nicht untergehen!

83.

Der Amerika-Müde. Amerikanisches Culturbild von Ferdinand Kürnberger. (Achter Band der Deutschen Bibliothek). Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 1856. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wer nach Lesung dieses Culturbildes noch Lust empfindet, nach Amerika auszuwandern, muß entweder das Ganze für einen Anti-Humbug halten, oder es muß ihm in Deutschland so verzweifelt schlecht gehen, daß ihm auch das Schlechteste noch gut genug dünkt. Eine abschreckendere Schilderung der amerikanischen Zustände dürfte kaum jemals geschrieben sein. In rosigem Lichte erscheint uns das transatlantische Asyl schon längst nicht mehr. Die Schilderungen der Reisenden, die Briefe und Berichte der Ausgewanderten haben uns hinlänglich mit all den Roheiten und Herzlosigkeiten, den Absurditäten und Lächerlichkeiten, den Prellereien und Gaunereien, welche in Amerika dominiren, und namentlich mit den Gefahren, Verfolgungen und Leiden, denen der eingewanderte Deutsche dort ausgesetzt ist, bekannt gemacht, sodaß schwerlich noch Viele existiren, welche in Amerika die Verwirklichung eines Ideals zu sehen vermögen. Aber in allen derartigen Mittheilungen wirken die einzelnen Züge nur einzeln, oder ihre Wirkung wird nicht selten durch die entgegengesetzte Wirkung anderer Züge aufgehoben; die Mittheilung stellt sich entweder als das Product einer bloßen Beobachtung dar: dann wird sie mehr unsern Verstand als unser Gefühl treffen; oder sie erscheint als die Herzensergießung eines Solchen, der selbst gelitten hat: alsdann sind wir geneigt, eine einseitige, übertriebene Anschauung darin zu erblicken und von der Summe Dessen, was uns erzählt wird, ein gut Theil in Abzug oder auf Rechnung des Klagenden zu bringen. Der Eindruck ist also in beiden Fällen kein voller und ganzer. In ganz anderer Weise wirkt das vorliegende Buch. Was in den bisherigen Schilderungen nur einzeln und zerstreut geboten ist, das concentrirt es mit wohlangelegtem Plan zu einer einheitlichen Gesammtwirkung, sodaß immer ein Zug die Wirkung des andern steigert. Diese Züge machen durchaus den Eindruck, als seien sie mit scharf beobachtendem Blicke unmittelbar aus dem Leben geschöpft; aber setzen sie der Autor nicht in der Form bloßer Beobachtungen, noch auch als selbst gemachte Lebenserfahrungen gibt, vielmehr das Ganze als die Erlebnisse eines Dritten hinstellt, nimmt er den Mittheilungen jeden Schein der Subjectivität und Befangenheit; indem er aber diesen Dritten als eine in jedem Betracht bedeutende und interessante Persönlichkeit zeichnet und das rein poetische Interesse für sie noch dadurch steigert, daß er sie mit der schon an sich die höchste Theilnahme für sich in Anspruch nehmenden Persönlichkeit von Nikolaus Lenau identificirt, erweckt er durch sein Bild zugleich alle diejenigen Sympathien, welche sich stets nur einem als wirklich und mit uns verwandt empfundenen Subject, niemals aber mit gleicher Wärme und Innigkeit einem reinen Object zuwenden. Wie unerquicklich auch die amerikanischen Verhältnisse an sich und überhaupt sein mögen, in einem schwärzern und abschreckendern Lichte können sie unmöglich erscheinen, als wenn sie im Gegensatz und Conflict mit einer deutsch-poetischen Natur, wie hier Lenau geschildert ist, gezeigt werden und Alles so gestellt und angeordnet ist, daß man fühlt und begreift, wie dieser Charakter hier nach und nach nicht nur um alle seine mitgebrachten Hoffnungen und Ideale, sondern auch um seinen Glauben an die Menschheit und an eine bessere Zukunft betrogen und durch immer tiefer einschneidende Enttäuschungen und Erfahrungen in seinem innersten Wesen dergestalt zerrissen werden mußte, daß ihm nichts übrig blieb, als sich mit dem keimenden Wurm des Wahnsinns und Untergangs im Herzen in die Alte Welt zurückzuflüchten.

Natürlich kann unter solchen Umständen der Totaleindruck dieses Culturbildes kein wohlthuender, sondern nur ein deprimirender oder empörender sein. Dem ästhetischen Bedürfniß vermag er also nicht zu genügen: denn die Poesie muß selbst da, wo sie sich in die dunkelsten Partien der Tragik vertieft, tröstend und erhebend wirken; sie darf die menschliche Größe nicht an der Gemeinheit und Niederträchtigkeit, sondern nur an dem großen gigantischen Schicksal zertrümmern lassen, welches „den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt". Als eigentliches Kunstwerk, als Dichtung, als Roman darf man also das vorliegende Buch nicht genießen wollen; man muß es vielmehr als Das nehmen, wofür es der Autor selbst gibt, als ein „Culturbild", als ein theils social-politisches, theils die-

*) Diese Versicherung scheint doch wol etwas gewagt, solange man noch von „Heimatlosen" sprechen hört, anderer traurigen Erscheinungen, wie diejenigen, über die man zur Zeit der großen Theuerung aus dem Canton Bern und anderswoher berichtete, nicht zu gedenken. D. Red.

the same as in the Hebrew, the Arabic, and the Syriac. The Ethiopic has the same, with the addition of the letter *Ain*, which is the first letter of the word *Ethiopia*. The Persian has the same, with the addition of the letter *Ain*, which is the first letter of the word *Persia*. The Armenian has the same, with the addition of the letter *Ain*, which is the first letter of the word *Armenia*. The Georgian has the same, with the addition of the letter *Ain*, which is the first letter of the word *Georgia*. The Slavonic has the same, with the addition of the letter *Ain*, which is the first letter of the word *Slavonia*. The Gothic has the same, with the addition of the letter *Ain*, which is the first letter of the word *Gothia*. The Runic has the same, with the addition of the letter *Ain*, which is the first letter of the word *Runia*. The Coptic has the same, with the addition of the letter *Ain*, which is the first letter of the word *Egypt*. The Samaritan has the same, with the addition of the letter *Ain*, which is the first letter of the word *Samaria*. The Chaldee has the same, with the addition of the letter *Ain*, which is the first letter of the word *Chaldea*. The Phoenician has the same, with the addition of the letter *Ain*, which is the first letter of the word *Phoenicia*. The Punic has the same, with the addition of the letter *Ain*, which is the first letter of the word *Punic*. The Etruscan has the same, with the addition of the letter *Ain*, which is the first letter of the word *Etruria*. The Oscan has the same, with the addition of the letter *Ain*, which is the first letter of the word *Oscan*. The Umbrian has the same, with the addition of the letter *Ain*, which is the first letter of the word *Umbria*. The Latin has the same, with the addition of the letter *Ain*, which is the first letter of the word *Latium*. The Greek has the same, with the addition of the letter *Ain*, which is the first letter of the word *Greece*. The Cyrillic has the same, with the addition of the letter *Ain*, which is the first letter of the word *Cyrillic*. The Glagolitic has the same, with the addition of the letter *Ain*, which is the first letter of the word *Glagolitic*. The Runic has the same, with the addition of the letter *Ain*, which is the first letter of the word *Runic*. The Ogham has the same, with the addition of the letter *Ain*, which is the first letter of the word *Ogham*. The Tifinagh has the same, with the addition of the letter *Ain*, which is the first letter of the word *Tifinagh*. The Meroitic has the same, with the addition of the letter *Ain*, which is the first letter of the word *Meroitic*. The Kharosthi has the same, with the addition of the letter *Ain*, which is the first letter of the word *Kharosthi*. The Brahmi has the same, with the addition of the letter *Ain*, which is the first letter of the word *Brahmi*. The Devanagari has the same, with the addition of the letter *Ain*, which is the first letter of the word *Devanagari*. The Bengali has the same, with the addition of the letter *Ain*, which is the first letter of the word *Bengali*. The Gujarati has the same, with the addition of the letter *Ain*, which is the first letter of the word *Gujarati*. The Gurmukhi has the same, with the addition of the letter *Ain*, which is the first letter of the word *Gurmukhi*. The Oriya has the same, with the addition of the letter *Ain*, which is the first letter of the word *Oriya*. The Tamil has the same, with the addition of the letter *Ain*, which is the first letter of the word *Tamil*. The Telugu has the same, with the addition of the letter *Ain*, which is the first letter of the word *Telugu*. The Kannada has the same, with the addition of the letter *Ain*, which is the first letter of the word *Kannada*. The Malayalam has the same, with the addition of the letter *Ain*, which is the first letter of the word *Malayalam*. The Sinhala has the same, with the addition of the letter *Ain*, which is the first letter of the word *Sinhala*. The Thai has the same, with the addition of the letter *Ain*, which is the first letter of the word *Thai*. The Lao has the same, with the addition of the letter *Ain*, which is the first letter of the word *Lao*. The Tibetan has the same, with the addition of the letter *Ain*, which is the first letter of the word *Tibetan*. The Burmese has the same, with the addition of the letter *Ain*, which is the first letter of the word *Burmese*. The Khmer has the same, with the addition of the letter *Ain*, which is the first letter of the word *Khmer*. The Javanese has the same, with the addition of the letter *Ain*, which is the first letter of the word *Javanese*. The Balinese has the same, with the addition of the letter *Ain*, which is the first letter of the word *Balinese*. The Sundanese has the same, with the addition of the letter *Ain*, which is the first letter of the word *Sundanese*. The Batak has the same, with the addition of the letter *Ain*, which is the first letter of the word *Batak*. The Rejang has the same, with the addition of the letter *Ain*, which is the first letter of the word *Rejang*. The Lontara has the same, with the addition of the letter *Ain*, which is the first letter of the word *Lontara*. The Makasar has the same, with the addition of the letter *Ain*, which is the first letter of the word *Makasar*. The Buginese has the same, with the addition of the letter *Ain*, which is the first letter of the word *Buginese*. The Tagalog has the same, with the addition of the letter *Ain*, which is the first letter of the word *Tagalog*. The Hanunoo has the same, with the addition of the letter *Ain*, which is the first letter of the word *Hanunoo*. The Buhid has the same, with the addition of the letter *Ain*, which is the first letter of the word *Buhid*. The Tagbanwa has the same, with the addition of the letter *Ain*, which is the first letter of the word *Tagbanwa*. The Kharosthi has the same, with the addition of the letter *Ain*, which is the first letter of the word *Kharosthi*. The Brahmi has the same, with the addition of the letter *Ain*, which is the first letter of the word *Brahmi*. The Devanagari has the same, with the addition of the letter *Ain*, which is the first letter of the word *Devanagari*. The Bengali has the same, with the addition of the letter *Ain*, which is the first letter of the word *Bengali*. The Gujarati has the same, with the addition of the letter *Ain*, which is the first letter of the word *Gujarati*. The Gurmukhi has the same, with the addition of the letter *Ain*, which is the first letter of the word *Gurmukhi*. The Oriya has the same, with the addition of the letter *Ain*, which is the first letter of the word *Oriya*. The Tamil has the same, with the addition of the letter *Ain*, which is the first letter of the word *Tamil*. The Telugu has the same, with the addition of the letter *Ain*, which is the first letter of the word *Telugu*. The Kannada has the same, with the addition of the letter *Ain*, which is the first letter of the word *Kannada*. The Malayalam has the same, with the addition of the letter *Ain*, which is the first letter of the word *Malayalam*. The Sinhala has the same, with the addition of the letter *Ain*, which is the first letter of the word *Sinhala*. The Thai has the same, with the addition of the letter *Ain*, which is the first letter of the word *Thai*. The Lao has the same, with the addition of the letter *Ain*, which is the first letter of the word *Lao*. The Tibetan has the same, with the addition of the letter *Ain*, which is the first letter of the word *Tibetan*. The Burmese has the same, with the addition of the letter *Ain*, which is the first letter of the word *Burmese*. The Khmer has the same, with the addition of the letter *Ain*, which is the first letter of the word *Khmer*. The Javanese has the same, with the addition of the letter *Ain*, which is the first letter of the word *Javanese*. The Balinese has the same, with the addition of the letter *Ain*, which is the first letter of the word *Balinese*. The Sundanese has the same, with the addition of the letter *Ain*, which is the first letter of the word *Sundanese*. The Batak has the same, with the addition of the letter *Ain*, which is the first letter of the word *Batak*. The Rejang has the same, with the addition of the letter *Ain*, which is the first letter of the word *Rejang*. The Lontara has the same, with the addition of the letter *Ain*, which is the first letter of the word *Lontara*. The Makasar has the same, with the addition of the letter *Ain*, which is the first letter of the word *Makasar*. The Buginese has the same, with the addition of the letter *Ain*, which is the first letter of the word *Buginese*. The Tagalog has the same, with the addition of the letter *Ain*, which is the first letter of the word *Tagalog*. The Hanunoo has the same, with the addition of the letter *Ain*, which is the first letter of the word *Hanunoo*. The Buhid has the same, with the addition of the letter *Ain*, which is the first letter of the word *Buhid*. The Tagbanwa has the same, with the addition of the letter *Ain*, which is the first letter of the word *Tagbanwa*.

L'église orientale, par *Jacques G. Pitzipios.* Rom 1855.

Bereits längere Zeit vorher, ehe uns das vorliegende Buch selbst zu Gesicht kam, hatten wir durch öffentliche Nachrichten Kunde von demselben erhalten, und wir waren durch diese öffentlichen Mittheilungen allerdings in einem nicht geringen Grade auf das Buch aufmerksam gemacht worden, zumal es nach diesen Mittheilungen den Anschein gewann, als sei es mit dem Buche nicht auf letzteres allein, sondern vielmehr zugleich auf eine That abgesehen, die man mit diesem Buche selbst beabsichtigte, nämlich auf die Vereinigung der morgenländisch-griechischen und der abendländisch-römischen Kirchen. Diese Vereinigung ward von der vor einigen Jahren gegründeten, gleichsam durch ein in Paris im Jahre 1853 gedrucktes Programm legitimirten „Société chrétienne orientale pour la réunion des deux églises" bezweckt, und diese Gesellschaft, als deren Stifter der Verfasser des vorliegenden Buchs selbst ausdrücklich sich bezeichnet, rückt nun zu jenem Zwecke mit diesem Buche ins Feld, und es sollen demselben nach Befinden später andere ähnliche Kriegsmanoeuvres folgen. Man will vorläufig mit diesem ersten Versuche gleichsam das Terrain recognosciren und den Boden sondiren, um danach seine weitern Maßregeln zu nehmen. Indeß können wir, wie auch sonst der persönliche Standpunkt beschaffen sei, auf welchem wir selbst stehen, nach unparteiischer Erwägung aller hier in Betracht kommenden Umstände und Verhältnisse nicht glauben, daß mit dem Versuche etwas Besonderes werde gewonnen werden, da der Verfasser des Buchs für seine Person gar zu sehr auf einem einseitigen Parteistandpunkte steht und er um des Zwecks willen, welchen er mit Eifer verfolgt, es mit der geschichtlichen Wahrheit nicht so gar genau nimmt. Sind wir auch mit ihm darin ganz einverstanden, daß die Trennung der griechischen und römischen Kirche im 9. Jahrhundert an und für sich betrachtet und in ihren Folgen ein beklagenswerthes Ereigniß war — ebenso wie wir die Nothwendigkeit der Kirchenreformation im 16. Jahrhundert zu beklagen haben — so ist es doch unwahr, wenn die Schuld an der Trennung hier der griechischen Kirche aufgebürdet wird, indem jenes Schisma vielmehr lediglich durch die Herrschsucht des römischen Bischofs herbeigeführt ward, welcher ein Auge auf Bulgarien geworfen hatte und in Betreff der dort neubekehrten Christen dogmatische Neuerungen einführte, wider welche dagegen der Patriarch in Konstantinopel sich erklärte und infolge dessen das hierüber erzürnte Rom, zumal es in Ansehung Bulgariens seine Absichten nicht erreichte, die bisherige Einheit mit der orientalischen Kirche aufhob. Wie also jener Vorwurf für die letztere unwahr ist, so ist es auch ebenso unbegründet, daß keine dogmatischen Verschiedenheiten zwischen beiden Kirchen stattfänden, daß also kein Grund zur Trennung vorhanden sei, und daß daher, weil die Vereinigung beider Kirchen nun auch noch besonders und ausdrücklich auf dem Concil zu Florenz im Jahre 1439 feierlich beschlossen, dagegen diese Vereinigung blos durch Intriguen der griechischen Geistlichkeit verhindert worden sei, die Vereinigung trotzdem als bestehend und vorhanden angesehen werden müsse. Wollen wir auch hierbei das Unlogische dieses Schlusses weiter nicht rügen und zu seinen Gunsten zu den Kunstgriffen einer jesuitischen Dialektik nicht unsere Zuflucht nehmen, so wird doch in der Hauptsache selbst dadurch nichts gewonnen, weil die in der Wirklichkeit nun einmal nicht vorhandene Einheit in den Dogmen und die in Wahrheit nicht bestehende Vereinigung der beiden Kirchen auch bei der Anwendung noch so großer Schlauheit und logischer oder unlogischer Dialektik und Sophistik mit Gewalt sich nicht durchsetzen läßt, selbst dann nicht, wenn sich nachweisen ließe, daß jene dogmatischen Verschiedenheiten nicht so wesentlich seien, daß dadurch die Nothwendigkeit einer Trennung der Kirchen selbst irgendwie bedingt werde. Hätte selbst bei jenen dogmatischen Verschiedenheiten die griechische Kirche die Autorität der Bibel nicht für sich, wie sie dies mit aller Entschiedenheit gegen Rom behauptet, so würde gleichwol die Geistlichkeit der morgenländischen Kirche durch ihren Ausspruch allein eine Vereinigung mit der römischen Kirche umsoweniger herbeiführen können, je mächtiger infolge der politischen Verhältnisse des Morgenlandes und der gesammten Zustände der christlichen Völkerschaften des Orients der Antheil der Laien an Entscheidung solcher tiefeinschneidenden Glaubens- und Lebensfragen ist und dort der Glaube geradezu das Vaterland ersetzt und das Christenthum mit der Nationalität gleichsam zusammenfällt. Wäre es auch ein Irrthum, wenn die christlichen Volkerschaften des Orients sich nun und nimmer würden entschließen wollen, ihren Glauben, welchen sie nach ihrer Meinung unverfälscht von den Vorfahren ererbt haben, irgendwie aufzugeben, weil sie damit zugleich ihre eigene Zukunft in politisch-nationaler Beziehung aufgeben würden; obgleich dies kein Irrthum ist, so kann doch das nicht als ein Irrthum angesehen werden, wenn die morgenländische Kirche die Vereinigung mit der römischen Kirche darum verweigert, weil diese Vereinigung mit Rom eine Unterordnung unter Rom und unter die Herrschaft des Papstes wäre. In diesem Punkte muß sogar jeder Protestant mit der Ansicht der morgenländischen Kirche unbedingt übereinstimmen, wie er auch in gleicher Weise die Interessen dieser Kirche insofern zu vertheidigen sich veranlaßt finden wird, als er nicht wünschen kann, daß die morgenländische Kirche in dogmatischer Beziehung ihr Verhältniß zu der apostolischen Kirche, ihre Freiheit und Reinheit irgendwie gefährde oder aufgebe. Ob nicht trotzdem der morgenländischen Kirche, auf Grund ihrer Uebereinstimmung mit den Dogmen der apostolischen Kirche, ein frischeres, innigeres Leben zu wünschen, ob nicht für sie in ihrer starren Dogmatik eine innere Reform eine offenbare Nothwendigkeit wäre, dies Alles gehört weniger hierher und ist hier nicht weiter zu erörtern; indeß sind wir überzeugt, daß, solange die politischen Verhältnisse des Morgenlandes die bisherigen bleiben, eine solche innere Belebung und Kirchenreform kaum möglich, dann aber, wenn die Zeit gekommen sein und die Zukunft des Orients sich erfüllen wird, eine unabweisbare Nothwendigkeit sein werde, welcher man umsoweniger wird ausweichen können, jemehr das Christenthum an und für sich auf innere Reinigung und in deren Folge zugleich auf sittliche Freiheit und Reinheit dringt. Es ist nicht Eitelkeit und leere Ruhmsucht, nicht Eigensinn oder Leidenschaft, was die morgenländischen Christen, namentlich die Griechen bestimmt, in ihrer Stellung gegenüber der der römischen Kirche eigenthümlichen Misachtung und Geringschätzung des göttlichen Wortes, ihrer Ueberschätzung von Kirche und Hierarchie und der Knechtung des persönlichen Gewissens zu verharren, einer Stellung, welche auf einer lebendigen und entschiedenen Nationalansicht beruht, und die Gebräuche und Dogmen beizubehalten, welche die morgenländischen Christen seit den apostolischen Zeiten beobachtet, zu denen sie sich fortwährend bekannt haben, und wobei sie auf dem Boden der orthodoxen Glaubensregel zu stehen allerdings mit Entschiedenheit glauben. Wohl kennen wir die offenen Erklärungen von Seiten der morgenländischen Kirche, wie sie z. B. in einer uns vorliegenden kleinen Schrift „Σύντομος ἀπάντησις πρὸς τὸ λαίθαργον φυλλάδιον τοῦ δυτικοῦ ἀρχιεπισκόπου Ἰουλιανοῦ Μαρία Ἀλλερώ" (Athen 1844) enthalten sind, daß sie mit Freuden bereit sei, mit der abendländischen Kirche sich zu vereinigen, wie sie früher mit ihr eins gewesen; aber sie will und mag, sie kann und darf dies nicht auf Kosten ihrer Rechtgläubigkeit, ihrer apostolischen Glaubenstreue: sie kann dieselbe willkürlich und freventlich nicht opfern wollen. Vielmehr spricht sie ihre Foderung an die römische Kirche offen aus, und sie hat nicht Unrecht, wenn sie sagt: Entfernt ihr nur den Stein des Anstoßes aus dem Wege, den ihr hingewälzt habt und der in so gar verschiedener Weise der Kirche Christi geschadet, der sie gespalten und geschieden hat. Entfernt ihn, indem ihr die unbiblischen Neuerungen aufhebt, welche ihr eingeführt habt, und indem ihr zugleich den Hochmuth aufgebt, der euch

beseelt. Prüfet mit gebührendem Ernste und reinen Sinns, ohne dem Einflusse alter Vorurtheile und eingewurzelter Leidenschaft euch hinzugeben, prüfet die Ansichten vom Dogma nach dem Maßstabe der echten, nicht nach dem der verfälschten Quellen, und ihr werdet die Wahrheit der alten und richtigern Ansicht finden und erkennen! Sagen wir selbst dies Alles hier lediglich im Interesse der morgenländischen Kirche gegenüber der abendländischen Kirche, welche als die alleinseligmachende alle Andersdenkenden und Andersgläubigen als Ketzer verfolgt, so müssen wir dies doch zugleich, mit Hinsicht auf die Stellung der protestantischen Kirche gegen die römische, umsomehr thun, je mehr uns die falsche Beurtheilung, zu welcher der Verfasser des vorliegenden Buchs auch über die protestantische Kirche und über die Kirchenreformation des 16. Jahrhunderts sich veranlaßt findet, hierzu selbst verpflichtet. Indeß kann auch dies hier nicht Wunder nehmen, da das ganze Buch entschieden auf dem Systeme der römischen Kirche beruht, nur als ein Ausfluß der bekannten Politik der römischen Curie betrachtet und nur von dieser Seite angesehen und gewürdigt werden muß. Danach wird denn auch kein Protestant und kein morgenländischer Christ anstehen, auch dem Buche selbst sein Recht widerfahren zu lassen, und warum sollte unter solchen Umständen die protestantische Kirche vor der morgenländischen im Verhältnisse zu Rom irgendwie etwas voraushaben wollen? 5.

Die Schlußacten in der Angelegenheit des „Fechter von Ravenna".

1. Die Autorschaft des Fechters von Ravenna. Von Otto von Schorn. Düsseldorf, Kaulen. 1856. 8. 12 Ngr.
2. Der Fechter von Ravenna. Großes historisches Trauerspiel in fünf Acten. Erlangen, Bläsing. 1856. 8. 9 Ngr.

Die „Fechterangelegenheit" ist so eigenthümlicher und räthselhafter Art und die Discussion darüber ist in einer für die deutschen literarischen Zustände so charakteristischen Weise betrieben worden, daß es gerechtfertigt und selbst geboten erscheinen möchte, auf Anlaß der beiden oben angezeigten Schriften noch ein mal auf sie zurückzukommen. Man denke nur: der Dichter des „Fechter von Ravenna", ein östreichischer Freiherr, wird von München aus ganz offen in Anklagestand versetzt und beschuldigt, einem 1850 an die Direction des wiener Hoftheaters eingesandten Manuscript des Schulmeisters Bacherl: „Hermann und Teutonias Fürstin", vielleicht mit nachträglicher Benutzung eines später eingesandten Manuscripts desselben Bacherl: „Die Cherusker in Rom", vielleicht auch mit Benutzung eines dritten gleichinhaltlichen Stücks: „Thusnelda", welches Bacherl von Wien nicht wieder zurückerhalten haben will, die Idee zu seiner Dichtung entwandt zu haben, und nicht blos die Idee, sondern selbst die Personen, die Handlung, ja einzelne Gedanken und Phrasen. Bacherl, gegen den keine Präsumtion spricht, daß er kein Ehrenmann sei, bekennt bei seiner Ehre und erklärt, jeden Augenblick bereit zu sein, seine Aussage mit einem Eide zu bekräftigen, daß er seine Stücke rein aus sich geschöpft habe und daß die Manuscripte in dem nämlichen Zustande unverändert geblieben, wie er sie vor Jahren niedergeschrieben; auch werden Zeugnisse von Männern vorgebracht, denen er seine Stücke 1853 vorgelesen und die bei der spätern Aufführung des „Fechter von Ravenna" in München durch die auffallende Aehnlichkeit dieser Tragödie mit den Bacherl'schen Producten aufs höchste überrascht waren. Der mitbeschuldigte artistische Director des Hofburgtheaters, Heinrich Laube, sieht sich veranlaßt, eine öffentliche Erklärung abzugeben, in der er aber von der Sache auf hierher nicht gehörige Fragen abschweift, sich erhebliche Ungenauigkeiten zuschulden kommen läßt, die ihm dann später aus seinen eigenen, an Bacherl gerichteten Briefen nachgewiesen werden, und gegen Bacherl die Verdächtigung erhebt, daß möglicherweise die „Cherusker" erst nach dem „Fechter" entstanden sein könnten, wogegen Bacherl versichert, daß der Versuch, sich das Bühnenbuch zum Zweck einer Vergleichung mit seinem Manuscript zu verschaffen, gescheitert und er selbst aus mehrfachen Gründen verhindert gewesen sei, nach München zu reisen und einer Vorstellung beizuwohnen. *) Endlich nach mancherlei Hin- und Herreden in den Blättern sah sich auch Friedrich Halm dazu genöthigt, aus dem Dunkel seiner solange festgehaltenen Anonymität herauszutreten und eine öffentliche Erklärung abzugeben. Aber auch diese war sehr weitschweifig und ausweichend. Statt auf seine Ehre zu erklären, daß er niemals ein Manuscript des Schulmeisters Bacherl gesehen oder in Händen gehabt oder von seinem Inhalt durch Hörensagen Kenntniß erhalten, beruft er sich auf die bekannte Göttling'sche Abhandlung („zunächst") als seine Quelle, während der Parallelismus zwischen der „Fechter von Ravenna" und den Bacherl'schen Stücken sich unmöglich auf diese Quelle zurückführen läßt, da dieser Parallelismus zum Theil gerade in Abweichungen von den Göttling'schen Aufstellungen besteht. Zugleich foderte Friedrich Halm „Jedermann" auf, „seine vermeintlichen Ansprüche auf gerichtlichem Wege gegen ihn zur Geltung zu bringen", während er wissen mußte, daß bei der Mangelhaftigkeit der östreichischen Gesetze über geistiges Eigenthum die gerichtliche Verfolgung dieser Angelegenheit in das Bereich der Unmöglichkeit fällt, weshalb auch nach O. von Schorn's Versicherung die von dem münchener Advocaten Noël in Wien bereits eingeleitete Klage gegen Friedrich Halm wieder aufgegeben werden mußte. Und lag es im Grunde dem Dichter des „Fechter von Ravenna" nicht gerade ebenso nahe, eine Klage wegen Verleumdung und unbegründeter Denunciation anzustellen? Angenommen, ein Individuum A beschuldigt unbegründeterweise das Individuum B, ihm etwas entwandt zu haben; wäre es dann nicht absurd, wenn B sich damit begnügte, dem Individuum A anheimzugeben, sein Eigenthumsrecht vor den Gerichten nachzuweisen, statt wegen falscher Denunciation selbst klagbar zu werden? Ueberhaupt wurde von Wien aus dieser literarische Proceß in sehr wenig loyaler Weise geführt, man glaubte genug zu thun, wenn man den bairischen Prätendenten einfach lächerlich machte, selbst mit Verdrehung von Thatsachen. So enthielt die „Allgemeine Zeitung" aus Wien eine Mittheilung, wonach am 25. November 1850 an die artistische Direction des wiener Hofburgtheaters eine Sendung eingegangen sei, enthaltend die zwei Bühnenstücke „Die beiden Franz, oder der Bürgermeister als Narr" und „Hermann und Teutonia, ein idealisches Beutelein von dem heimischen Barden Franz Bacherl". Jeder, der dies las, mußte über das „idealische Beutelein" laut auflachen oder verwundert den Kopf schütteln. Aus der Schorn'schen Broschüre erfährt man nun, woher muthmaßlich dieses „idealische Beutelein" entstand. Bacherl hatte nämlich dem Manuscripte „Hermann's und Teutonia's Fürstin" (also nicht „Hermann und Teutonia") die Bemerkung beigefügt: „Diese Stücke folget das verlorene Geldbeutelein oder der Hermann auf Walburgsberg." Wir haben schon oft die Wahrnehmung machen müssen, daß es dem deutschen Charakter, soweit er in unsern Privat- und öffentlichen Streitigkeiten zutage kommt, doch gar sehr an Adel und Würde fehle. Wäre die Sache, wie in diesem Falle, auf gerichtlichem Wege nicht zum Austrag zu bringen, so würde es in andern Ländern, wenigstens in Frankreich, wahrscheinlich statt zu fortgesetzten ehrenrührigen Beschuldigungen wenigstens zu einer Herausforderung gekommen sein. Dem östreichischen Freiherrn stand ja ein Herr zu

*) Bacherl lebt als Schulmeister in Oberpfaffenhofen in einer Art Verbannung. Er hatte, wie Schorn mittheilt, 1848 sich in einer Lehrerversammlung für Erhöhung der Gehalte ausgesprochen und wurde deshalb aus München ausgewiesen. Dies Factum, insofern es richtig erzählt ist, würde zugleich beweisen, daß die Kategorie der politischen Vergehungen in manchen schönen Gegenden des deutschen Vaterlandes einen sehr weiten Umfang hat.

Und als er den Fechter erblickt:

Zur gutesten Stunde kommt Ihr her,
Denn nun besteht ferner kein Zweifel ja mehr.
Das sind sie, die Räuber von meinem Kind.
Nun weh' dir, zerlumpichtes Bettelgesind!

Der Fechter will aber von allen drei Vätern nichts wissen und entläuft mit den Worten: „Werde selber im Tode noch fechten! sagt Bachert", Bachstelz und Schornsteinfeger rufen: „Er ist und bleibt ein Vagabundus!" und stürzen ihm nach, während das Publicum unter dem Ausruf: „Fiat justitia! pereat mundus!" Laubober und Strohhalm packt und hinausführt. Das Ganze ist ein flüchtig hingeworfener erlanger Studentenscherz, der auch wirklich auf der bubenreuther Kirchweih mit großem Beifall von Studenten aufgeführt worden ist.

H. M.

Literarische Notizen aus England.

F. Metcalfe, Fellow des Collegium zu Lincoln, gab heraus „A history of German literature, based on the German work of Vilmar", also eine Bearbeitung von Vilmar's Literaturgeschichte und als ein „companion" zu Max Müller's neu erschienenem „German reading book" angekündigt. Mehre biographische oder memoirenartige Werke sind jetzt fertig geworden, so die „Memoirs of the life and writings of *James Montgomery*, including selections from his correspondence, remains in prose and verse, and conversations. By *John Holland* and *James Everett*", mit dem fünften, sechsten und siebenten Bande; „Selections from the letters of *Robert Southey*. Edited by his son-in-law *John Wood Warter*", mit dem dritten und vierten Bande, und die „Memoirs, journal and correspondence of *Thomas Moore*. Edited by Lord *John Russell*", mit dem siebenten und achten Bande, die einen Generalinder des ganzen Werks und Porträts von Thomas Moore und dem Marquis von Lansdowne, außerdem Vignetten enthalten. Auffallend genug scheinen die „Memoirs by the right honourable *Sir Robert Peel*. Published by the trustees of his papers, *Lord Mahon* (now Earl Stanhope) and the right honourable *Edward Cardwell*", deren erster Band die römisch-katholische Frage der Jahre 1828—29 betrifft, in Deutschland bisher die ihnen gebührende Beachtung nicht gefunden zu haben. Viele interessante Anekdoten aus den literarischen Kreisen einer abgelaufenen Literaturperiode, welcher Coleridge, Walter Scott, Moore, Wordsworth u. s. w. angehörten, enthalten die „Recollections of the table talk of *Samuel Rogers*, to which is added Porsoniana", auf welche wir wol noch zurückkommen. „Flemish interiors. By the writer of a glance behind the grilles" heißt eine Schrift, in welcher namentlich die Fortschritte beleuchtet und hervorgehoben werden, welche die katholische Kirche und Bevölkerung in Belgien „since her emancipation from the yoke of dutch protestantism" gemacht haben. Durch den Titel „Flemish interiors" lasse man sich in Betreff des Inhalts nicht irreführen. Der streng katholische Verfasser versteht unter „interiors" nur das Innere von Mönchs- und Nonnenklöstern, von Kapellen und Kirchen. John S. Harford schrieb in zwei Bänden ein „Life of Michael Angelo Buonarotti; comprising memoirs of Savonarola and Vittoria Colonna and much contemporaneous history" (mit Michel Angelo's Porträt und zahlreichen Illustrationen) und B. Chapman eine „History of Gustavus Adolphus and of the thirty years' war up to the king's death" (mit Plänen der Schlachten von Leipzig und Lützen). Früher hatte man in England über Gustav Adolf's Leben nur eine unkritische Compilation von Harte, die seit Gfrörer's und Anderer Untersuchungen vollkommen veraltet ist. Diese Untersuchungen hat Chapman benutzt, doch hat er vor Gfrörer den Vorzug größerer Unparteilichkeit voraus. „Shakspere's England, or sketches of our social history in the reign of Elizabeth", von G. W. Thornbury, dürfte auch den deutschen Shakspearelesern eine willkommene Erscheinung sein und verdiente wol eine Uebersetzung.

H. M.

Bibliographie.

Album der Erinnerungen. Herausgegeben von W. H. Landt. Mit Beiträgen von Jos. Bayer, J. V. Grohmann, Mor. Hartmann, Uffo Horn, Siegfr. Kapper u. m. A. 1ster Band. Prag, Bellmann. 16. 8 Ngr.

Ammann, F., Meine offene Nothwehr oder: Wissenschaftliche und gründliche Vertheidigung der Geisterkunde mit wesentlichen Aufschlüssen über das Jenseits. Anhang: Drei neue Erfindungen. Die Weise, gewisse Verstorbene zu zitiren. Ein Nachspiel zum Besten des „alten Schulmeisters." Zürich. Gr. 8. 18 Ngr.

Andresen, K. G., Wortregister für deutsche orthographie nebst grundsätzlichen vorbemerkungen. Mainz, Kunze. Gr. 8. 8 Ngr.

Berg, A., Physiognomie der tropischen Vegetation Süd-America's; dargestellt durch eine Reihe von Ansichten aus den Urwäldern am Magdalenenstrome und der Andes von Neu-Granada, nebst dem Bruchstück eines Briefes von Alex. von Humboldt an den Verfasser, und einer Vorrede von Frdr. Klotzsch. — A. u. d. Titeln: Physiognomy of tropical vegetation in South America; a series of views illustrating the primeval forests on the river Magdelena and in the Andes of New Granada. — Etudes physiognomiques sur le végétation de l'Amerique tropicale; recueillies dans les forêts vierges sur le fleuve Magdalena et dans les Andes de la Nouvelle-Grenade. Mit 14 Steintafeln, worun 13 in Tondruck. Düsseldorf, Buddeus. 1854. Imp.-Folio. 18 Thlr.

Germar, F. H., Die alte Streitfrage: Glauben oder Wissen? Beantwortet aus dem bisher verkannten Verhältniß von Tact und Prüfung, Glauben und Wissen zu einander und zu den Wissenschaften, besonders zur Philosophie. Zürich, Schultheß. Gr. 8. 1 Thlr.

Gottschall, R., Das schlesische Gebirge. Leipzig, Brockhaus. 1857. 8. 10 Ngr.

Halm's, Friedrich, Werke. 1ster und 3ter Band. (Inhalt: 1. Gedichte. Vermehrte und verbesserte Ausgabe. 3. Dramatische Werke. 2ter Band. Imelda Lambertazzi. König Wamba. Ein mildes Urtheil.) Wien, Gerold's Sohn. 8. 3 Thlr.

Hübner, J., Verzeichniss der königl. Gemälde-Gallerie zu Dresden. Mit einer historischen Einleitung und Notizen über die Erwerbung der einzelnen Bilder. Dresden. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Joseph, G., Venedig als Winteraufenthalt für Brustleidende. Für Aerzte und gebildete Laien. Breslau, Leuckart. Br. 8. 20 Ngr.

Lewald, Fanny, Deutsche Lebensbilder. Erzählungen. 1stes bis 4tes Bändchen. (Inhalt: 1. Die Hausgenossen. Erzählung. 2. Das große Loos. Erzählung. 3. Kein Haus. Eine Dorfgeschichte. 4. Die Tante. Erzählung.) Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 16. à 7½ Ngr.

Löbcke, A., Der Leibeigene. Ein historischer Roman aus den Zeiten des ersten Kreuzzuges. Mit Abbildungen. Zittau. 8. 22½ Ngr.

Müller, E., Das hessische Land und Volk. Für Reisende von Eisenach nach Kassel und Frankfurt a. M. Leipzig, Brockhaus. 1857. 8. 10 Ngr.

Müller, L., Aquarium. Belehrung und Anleitung solche anzulegen und zu unterhalten. Nebst Beschreibung der vorzüglichsten Thiere, Pflanzen ꝛc., welche sich für dieses eignen. Mit 24 Abbildungen. Leipzig, E. Schäfer. 8. 10 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Sheep-shearing machine, 1,
Shelves, 1,
Shingle-machine, 1,
Shingle-mill, 1,
Shingle-sawing machine, 1,
Shingle-shaving machine, 1,
Shingle-splitting machine, 1,
Shingle-trimming machine, 1,
Shingle-turning machine, 1,
Shingle-turning machine, 1,
Shingle-turning

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 37. — 11. September 1856.

Inhalt: Männer und Frauen der weimarischen Literaturepoche. Von **Hermann Marggraff**. Zweiter Artikel. — Leibniz und das Zeitalter der deutschen Aufklärung. Von **Julius Frauenstädt**. — Kohl's Reisen in Canada und den Vereinigten Staaten. — Emil Weller's „Index pseudonymorum". — **Notizen**. — **Bibliographie**. — **Anzeigen**.

Männer und Frauen der weimarischen Literaturepoche.

Zweiter Artikel. *)

Wenn wir im ersten Artikel Gelegenheit hatten, vorzugsweise von hervorragenden Frauen zu sprechen, welche dem weimarischen Bildungskreise angehörten oder mit den Koryphäen des weimarischen Musenhofs in mehr oder minder innige Berührung kamen, so werden uns die im gegenwärtigen Artikel zu besprechenden Schriften in Stand setzen, vorzugsweise von den bedeutenden Männern zu sprechen, welche von Weimar aus wirkten, nicht für Weimar, sondern für die deutsche Nation und die Menschheit. Im Vordergrunde steht aber auch diesmal die imponirende verehrte Gestalt Schiller's.

Schiller! Schon der bloße Name hat einen Klang, bei dem die Herzen der Deutschen in erhöhter Wärme aufzuwallen pflegen; dieser Klang seines Namens war der Glockenton, auf dessen Ruf aus fernen und fernsten Orten, wo Deutsche ansässig sind, aus Manchester, Astrachan und nordamerikanischen Städten Geldbeiträge zu der dresdener Schiller-Stiftung zusammenflossen. Kein anderer Name hätte wol dieses Wunder bewirkt. Was den Namen Schiller als Weihezeichen an der Stirn trägt, das erscheint dem Deutschen an sich als edel, heilig und jeder Theilnahme werth. Wir möchten auch um aller Welt willen nicht, daß durch eine unserer frühern oder spätern Bemerkungen das Prästigium und der Nationalnimbus dieses Namens auch nur beeinträchtigt würde. Doch wir befürchten dies auch nicht. Schiller's Autorität haftet im Gedächtniß des deutschen Volks mit unzerreißbaren Wurzeln, und uns selbst ist sie zu heilig, um daran irgend rütteln zu wollen. Dabei nöthigt aber unser Gerechtigkeitssinn uns das Geständniß ab, daß sein Name als Name bei uns keine Prärogative voraus hat vor den Namen Goethe, Herder, Lessing, Jean Paul, ich möchte selbst sagen Klopstock, dem wir ja die gänzliche Wiedergeburt unserer Sprache, die Erneuerung des vor ihm erloschenen Sinns für Vaterland und Freiheit und eine Menge neuer und zarter Empfindungs- und Vorstellungsarten verdanken, welche die spätere höhere Stufe des deutschen Literaturlebens erst möglich machten. Unser Wahlspruch möge sein: Jedem das Seine! Jedem nach seinem Verdienst! Wir leben ja, wie man wenigstens versichert, in einer demokratischen Zeit; bleiben wir also bei unserm literarischen Senat, statt einen literarischen Dictator an seine Stelle zu setzen. Ahmen wir auf keinem Gebiete jenen närrischen Franzosen nach, welche es für möglich halten, die Republik mit der Napoleon'schen Alleinherrschaft zu Einem organischen Gebilde verschmelzen zu können; stürzen wir nicht in den Nischen unsers Dichterpantheons die andern Götterbilder, um in der Mitte ein einziges glänzendes Götterbild zu haben, während die Wände ringsum leer sind! Errichten wir keine alleinseligmachende literarische Kirche! Legen wir Keinem moralischen Zwang auf, hindern wir Keinen, seinen „Cultus des Genius" Demjenigen oder Denjenigen darzubringen, die nach seinem Herzen sind! Wir wollen nicht sagen, daß man dies schon thue, aber wir fürchten, daß man auf dem Wege dahin sei. Denn wenn ein Cultus oder eine Doctrin sich erst gesellschaftlich organisiren, so ist es auch meist ihr Drang und Trieb, Alleinherrschaft zu üben und nichts Anderes neben sich gelten zu lassen. Schon jetzt wagen manche Verehrer Goethe's kaum noch, ihrer Verehrung öffentlich Ausdruck zu geben, und betreiben ihren Cultus nur noch wie die Urchristen in Krypten, womit es wol auch zusammenhängt, daß des Engländers Lewes treffliches Werk über Goethe deutsch noch nicht erschienen ist; von Herder ist kaum noch die Rede, außer mit einem gewissen Naserümpfen und Achselzucken; der Kreis der Freunde und Leser Jean Paul's schrumpft ersichtlich immer mehr zusammen, und selbst Lessing wird in den weitern Kreisen des Publicums nur noch wenig genannt, weniger noch gelesen, obschon man doch bei allen höhern Fragen der Kritik immer wieder auf ihn zurückkommen muß.

Niemand wird aber leugnen wollen, daß diese Män-

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 32 d. Bl. D. Red.

ner und andere, welche Zierden der deutschen Literatur sind, von dem allseitigen Goethe ganz abgesehen, jeder eine höchst bedeutungsvolle und charakteristische Seite des deutschen Geistes- oder Gemüthslebens abspiegeln, die gekannt, gewürdigt und weitergebildet zu werden verdient, und daß die deutsche Nation nur sich selbst schaden würde, wenn sie sich mehr und mehr daran gewöhnen wollte, einseitig die Weltdinge nur durch Schiller'sche Augengläser zu betrachten. Die Mannichfaltigkeit der Geister und geistigen Richtungen ist ja der seltene Vorzug der deutschen Literatur, und wer sich nur an Einen hängen wollte, würde den deutschen Geist eben nur in Einer Richtung erfassen und kennen lernen und zu seinem eigenen Nachtheil sich nur einseitig entwickeln und ausbilden. Gegen eine „Vergötterung" hat sich Schiller übrigens selbst erklärt. Endlich verschaffen uns die bisher veröffentlichten Briefwechsel die Ueberzeugung, daß die weimarer Geistesheroen, und Schiller mit ihnen, auch Menschen waren, die so gut ihre Gebrechen und Schwächen hatten wie wir Alle, ja wir werden daraus die lehrreiche Einsicht gewinnen, daß dieser glänzende Luxus an Geist und Poesie gewisse krankhafte Schäden nur schlecht verbarg und ihnen sogar zum Theil seinen Ursprung verdankte und ihren Einfluß nicht ganz verleugnete. Der Stoff war in der weimarer Welt dazu schon früher vorhanden, sodaß selbst Charlotte von Lengefeld 1788 sich veranlaßt sah, gegen den doch wegen seines guten Herzens fast verrufenen Knebel sich der englischen Moraldichtungen anzunehmen. Sie selbst zwar, schrieb sie an Knebel, bedürfe ihrer nicht, aber sie habe doch wahrgenommen, daß sie bei Manchen Gutes stifteten, und lasse sie daher gelten. Wenn wir diese Briefsammlungen lesen, wie sie gelesen werden sollten, so werden wir dem Ausspruch Charles Rémusat's nur Recht geben müssen, daß nämlich Jedermann nur zu geneigt sei, Person und Charakter eines Schriftstellers nur nach Dem zu beurtheilen, was er veröffentlicht habe, während doch nichts trüglicher sei; denn selten glichen die Autoren ihren Schriften und alle schriftstellerische Kunst sei voll Dichtung und Verstellung. Dieser Vorwurf trifft freilich die Schriftsteller und Dichter nicht allein, sondern auch die vielen Menschen überhaupt — und vielleicht bilden sie die Mehrzahl — welche die doppelte Buchführung des Andersprechens und Andershandelns bei sich eingeführt haben. Wenn aber die Veröffentlichung von Briefschaften überhaupt einen Zweck haben soll, so ist es der, die Wahrheit festzustellen und der bloßen Herrschaft der Phrasen und Illusionen ein Ende zu machen. Erreichen sie diesen Zweck nicht, so ist es besser, sie unveröffentlicht und ungelesen zu lassen; denn zur Befriedigung der bloßen Neugier, zu einem vorübergehenden Amusement sollen sie doch gewiß nicht dienen.

Das Trachten nach nüchterner Erforschung thatsächlicher Wahrheit ist auch das Hauptverdienst des zweibändigen Werks „Schiller's Jugendjahre", aus dem Nachlasse von E. Boas von Wendelin von Maltzahn herausgegeben, der jetzt auch aus demselben Nachlaß „Schiller's und Goethe's Xenienmanuscript" veröffentlicht hat, eine Schrift, deren Besprechung wir uns für einen besondern Artikel vorbehalten, da sie nicht eigentlich biographischen, sondern speciell literarischen Charakters ist und uns daher von der nächsten Aufgabe unserer Betrachtung zu weit abführen würde. Der gründliche Fleiß, den der leider über seinen umfassenden Schiller-Studien dahingegangene Boas in seiner bekannten Schrift „Schiller und Goethe im Xenienkampfe" bekundete, ist auch in diesem Werke über Schiller's Jugendjahre anzuerkennen. Der Verfasser beabsichtigte ein vollständiges Lebensbild von Schiller zu entwerfen, wozu diese gedruckt vorliegende Arbeit den Anfang bildet. Wir müssen aufrichtig bedauern, daß Boas durch seinen frühen, zu Landsberg an der Warthe 1853 erfolgten Tod verhindert worden ist, seine Arbeit zu vollenden, da es ihm hauptsächlich darum zu thun war, das Wahre vom Falschen zu sondern und der Herrschaft der Phrase, die gerade in den Betrachtungen über Schiller's Leben so üppig wucherte, ein Ende zu machen, wiewol sein gegenwärtiges Buch mit der echt deutschen Romanphrase beginnt: „Wenn der Schneesturm im Norden über die kahlen Felder und Wälder zieht, dann" u. s. w. Wenn wir bisher geglaubt haben, wirkliche authentische Biographien Schiller's schon zu besitzen, so versichert Boas in der Einleitung geradezu: „Was uns dafür geboten wurde, erweist sich, mit wenigen Ausnahmen, als ein Gemisch von Wahrheit und Lüge, von geistreicher Combination, spitzfindigen Folgerungen und baarem Unsinn." Gleich nach Schiller's Tode nämlich bemächtigte sich die literarische Speculation des so populären Gegenstandes. So entstand J. G. Gruber's Schrift: „Friedrich Schiller. Skizze einer Biographie" (Leipzig 1805), gegen deren „tolles Gewäsch" sofort ein wohlunterrichter Jugendfreund Schiller's, Conz in den „Tübinger Gelehrten Anzeigen" vom 19. August 1805 auftrat, worin die Gruber'sche Schrift als eine „leere, fade, größtentheils erlogene" bezeichnet wurde. Noch unverschämter waren die fast durchweg erlogenen Schriften von K. W. Oemler: „Schiller, oder Scenen und Charakterzüge aus seinem spätern Leben" (Stendal 1805) und „Schiller, der Jüngling, oder Scenen und Charakterzüge aus seinem frühern Leben" (Stendal 1806). In der letztern Schrift sind z. B. nur ein paar Stellen aus einem Schreiben an Zumsteeg echt, die Oemler dem berliner „Freimüthigen" entnahm; alles Uebrige ist mit einer wahrhaft bodenlosen Unverschämtheit erfunden, Fictien seines jedenfalls speculativen Gehirns. Dennoch wärmte H. Döring in seiner Schrift „Schiller und Goethe" (Leipzig 1852) den ganzen Oemler'schen „Lügenbrei" wieder auf, ja er ließ selbst Aufsätze unter Schiller's Namen abdrucken, deren Verfasser er nie gewesen; Sauer und Schwab nahmen davon Vieles in ihre Schriften über Schiller mit hinüber, und auch Hoffmeister und Bitzer, die schon unvergleichlich kritischer verfuhren, verschmähten manche von Oemler erfundene Anekdoten nicht. Für seine nun gereinigte Beschreibung der Jugendjahre Schiller's benutzte Boas die Mittheilungen, welche Christophine

theils gar nicht, theils nur sehr verkürzt enthalten sind. Von der 14 Strophen umfassenden Ode an Rousseau z. B. hat Schiller in der spätern Sammlung seiner Gedichte nur die erste und siebente wieder abdrucken lassen. Diese Gedichte sind meist stürmische, wild sich überstürzende Katarakte, die in ihren tosenden Fluten häufig auch Schlamm mit sich führen. Sie sind zum Theil sehr incorrect, nur zu sehr verunstaltet durch falsche Reime und schwäbische Provinzialismen, oft durch ihren Cynismus unheimlich und abstoßend; aber geniale Gedankenblitze durchleuchten dies Chaos und zuweilen trifft man auf wahrhaft vollendete Strophen. Wie muß Schiller — und dies ist das Große an ihm — mit sich gerungen und an sich gearbeitet haben, ehe er zu der Vollendung reifte, die sich in seinen spätern Gedichten, im „Wallenstein" und überhaupt den dramatischen Schöpfungen seiner vollendetern Periode bekundet! Damals zeigte er mitunter selbst eine ziemlich lebhafte Neigung zum derben Humor, der, wenn er sich in das Gewand schwäbischer Volksthümlichkeit kleidete, nicht immer ganz unerquicklich wirkt, und man möchte fast bedauern, daß Schiller dieses Element, welches dem Dramatiker so sehr zustatten kommt, später fast gänzlich verloren gehen ließ, etwa die humoristischen Anklänge in „Wallenstein's Lager" und in den meisterhaften Tafelscenen in den „Piccolomini" ausgenommen. Es ist aus seinen Jugendgedichten ersichtlich, daß damals Schubart und namentlich Bürger den größten Einfluß auf ihn ausübten. Alle Fehler und Gebrechen, die Schiller später in seiner berühmten Recension dem Dichter Bürger vorwarf, finden sich in der Mehrzahl dieser Jugendgedichte in doppelter und dreifacher Menge, ungerechnet, daß Schiller damals an Correctheit der Sprache und Wohllaut des Verses sein Vorbild nicht entfernt erreichte. Dagegen übertraf Schiller schon zu jener Zeit den Dichter der „Lenore" weit an Schwung, Feuer und philosophischer Gedankentiefe. Was die glühenden Oden an Laura betrifft, so weist Boas nach, daß sie an die Tochter des Buchhändlers Schwan unmöglich gerichtet sein können, da er diese, als er seine Laura-Oden dichtete, persönlich noch gar nicht kennen gelernt hatte. Er ist der Ansicht, daß sie überhaupt keinem bestimmten weiblichen Individuum galten, sondern reine Phantasiegeburten waren.

Der zweite Band schließt mit Schiller's Flucht aus Stuttgard. Der Dichter folgte dabei dem Rufe seines Genius, und gewisse kleinbürgerliche Rücksichten kümmerten ihn nicht. Er schrieb damals an seine Schwester Christophine:

Für meine Schulden können meine Aeltern stehen, denn ich hätte bereits die Hälfte abgetragen, wenn es nicht meine erste Pflicht wäre, zuerst mein Glück zu etabliren. Meinen Gläubigern verschlägt es nichts, ob sie drei Monate früher oder später bezahlt werden, da die Zinsen fortlaufen, mich aber kann das Geld, das ich ihnen schicken würde, an den Ort meines Glücks bringen, und das ist eine Billigkeit, die Jedermann erkennen muß, und wofür wäre ich denn solange ein rechtschaffener Mann geblieben, wenn mir dieses Prädicat nicht einmal auf ein Viertel- oder Halbjahr Credit machte?

Wenn wir oben unser Bedauern aussprachen, daß es Boas nicht beschieden gewesen ist, sein Project, ein von allen falschen Zusätzen gereinigtes Totalbild von Schiller's Leben aufzustellen, zur Ausführung zu bringen, so müssen wir doch auch bekennen, daß, soweit sich aus den vorliegenden beiden Bänden erkennen läßt, das Ganze doch mehr nur wieder eine Sammlung von Materialien geworden sein würde, nicht eine künstlerisch verarbeitete, in allen Theilen gleich lesbare und genießbare Biographie. Eine interessante Beigabe ist, wie wir hier ausdrücklich hervorheben wollen, der dem ersten Bande beigegebene Schattenriß, der durch die Güte der Freifrau von Gleichen-Rußwurm dem Herausgeber für die Bekanntmachung überlassen wurde. Diese Originalsilhouette, wol die früheste Abbildung von Schiller's Gesichtsformen, die auf uns gekommen, rührt aus dem Nachlaß der Schwester des Dichters, Christophine, her, welche diese Silhouette vortrefflich und besonders den „trotzigen Mund" sehr gelungen nannte.

Man wird seit einiger Zeit von „Karlsschule" und „Karlsschülern" auf der Bühne, in der Literatur und in Journalen förmlich überschüttet. Kaum gab oder gibt es noch einen Karlsschüler, einen Sohn, Enkel, Neffen oder Schwager eines Karlsschülers, der nicht, was er auf der Karlsschule erlebt oder über sie von Zöglingen derselben erfahren, veröffentlicht und dabei auch in irgendeiner Beziehung Schiller's gedacht hätte. Man muß sich einmal in Deutschland an solche Erscheinungen gewöhnen. So gibt gegenwärtig Heinrich Wagner, „Kanzleirath, Vorstand des königl. Archivs des Innern a. D. und geschäftsführendes Mitglied der königl. Direction der Kunstschule zu Stuttgart" in Lieferungen eine „Geschichte der Hohen Karlsschule" heraus, welche in nicht weniger als zwei Bänden, jeder von etwa 25 Bogen, erscheinen soll. Von dem ersten Bande: „Die Karlsschüler nach archivalischen Quellen", liegt uns das erste Heft vor. Die Widmung ist eine sehr sonderbare; sie gilt den Manen des Stifters der Karlsschule, Karl Eugen von Würtemberg, und beginnt in echtem Kanzleistil mit den Worten:

Durchlauchtigster Herzog! Noch heute freue ich mich der Erinnerung, einst als achtjähriger Knabe zufällig des Glücks, auf kunstreichen Teppichen durch die Säle und Gemächer des herzoglichen Schlosses zu Hohenheim von Eurer Herzoglichen Durchlaucht Höchstselbst geführt zu werden, gewürdigt und ein Zuschauer der prachtvollen Feuerwerke gewesen zu sein, welche am 10. Januar zu Ehren des Geburtstags Franciskens hier vor dem herzoglichen Schlosse abgebrannt wurden. „Nicht nebenaus!" (die letzte Sylbe mit scharfem a) haben Höchstdieselben mir zugerufen. Durchlauchtigster Herzog, diese Warnung hat sich meinem Gedächtnisse tief eingeprägt. „Nicht nebenaus!" war mein Wahlspruch in meiner Verehrung der Kunst.

Diese kostbare Widmung schließt dann:

In diesen Gesinnungen der Ehrfurcht und Pietät weihe ich den Manen Eurer Herzoglichen Durchlaucht die Geschichte Höchstdero Lieblingsstiftung, der Hohen Karlsschule, meine verehrtesten Leser bittend, mit gnädigster Nachsicht ihre Unvollkommenheiten meinem Bestreben nicht anzurechnen.

Bei Nacht und nicht scharfem Hinsehen erscheint der Mond als ein Stern. Ich habe ihn bei Nacht mit einem Fernrohr betrachtet, und er erschien mir als ein Stern, der nicht so hell ist wie die Venus, wenn sie ihren größten Glanz hat, aber heller als Jupiter. Er hat die Farbe des Planeten Mars, und man kann ihn sehr gut sehen. Seine Größe ist nicht viel kleiner als die des Jupiter, aber er erscheint kleiner, weil er weiter entfernt ist.

Ich habe auch die Milchstraße betrachtet. Sie ist nichts anderes als eine Ansammlung von Sternen, die so dicht beieinander stehen, daß sie mit bloßem Auge nicht einzeln unterschieden werden können. Mit einem Fernrohr kann man sie deutlich sehen. Ich habe auch einige Nebelflecken betrachtet. Sie sind nichts anderes als Sternhaufen, die so weit entfernt sind, daß sie mit bloßem Auge nicht einzeln unterschieden werden können.

Ich habe auch die Sonnenflecken betrachtet. Sie sind dunkle Flecken auf der Sonnenoberfläche. Ich habe sie mit einem Fernrohr betrachtet, das ich mit einem dunklen Glas versehen hatte. Ich habe sie mehrere Tage lang beobachtet und gesehen, daß sie sich bewegen. Daraus schließe ich, daß die Sonne sich um ihre Achse dreht.

Ich habe auch die Venus betrachtet. Sie hat Phasen wie der Mond. Ich habe sie mit einem Fernrohr betrachtet und gesehen, daß sie bald als Sichel, bald als Halbkreis, bald als Vollkreis erscheint. Daraus schließe ich, daß sie sich um die Sonne bewegt.

Ich habe auch den Jupiter betrachtet. Er hat vier Monde, die sich um ihn bewegen. Ich habe sie mit einem Fernrohr betrachtet und gesehen, daß sie bald auf der einen Seite, bald auf der anderen Seite des Planeten stehen. Daraus schließe ich, daß sie sich um ihn bewegen.

Ich habe auch den Saturn betrachtet. Er hat einen Ring, der ihn umgibt. Ich habe ihn mit einem Fernrohr betrachtet und gesehen, daß der Ring bald als Ellipse, bald als Kreis, bald als Linie erscheint. Daraus schließe ich, daß er sich um den Planeten bewegt.

Ich habe auch den Merkur betrachtet. Er hat Phasen wie der Mond und die Venus. Ich habe ihn mit einem Fernrohr betrachtet und gesehen, daß er bald als Sichel, bald als Halbkreis, bald als Vollkreis erscheint. Daraus schließe ich, daß er sich um die Sonne bewegt.

Ich habe auch den Mars betrachtet. Er hat Phasen wie der Mond, die Venus und Merkur. Ich habe ihn mit einem Fernrohr betrachtet und gesehen, daß er bald als Sichel, bald als Halbkreis, bald als Vollkreis erscheint. Daraus schließe ich, daß er sich um die Sonne bewegt.

Ich habe auch den Uranus betrachtet. Er hat keine Phasen wie der Mond, die Venus, Merkur und Mars. Ich habe ihn mit einem Fernrohr betrachtet und gesehen, daß er immer als Vollkreis erscheint. Daraus schließe ich, daß er sich um die Sonne bewegt.

Ich habe auch den Neptun betrachtet. Er hat keine Phasen wie der Mond, die Venus, Merkur, Mars und Uranus. Ich habe ihn mit einem Fernrohr betrachtet und gesehen, daß er immer als Vollkreis erscheint. Daraus schließe ich, daß er sich um die Sonne bewegt.

Ich habe auch den Pluto betrachtet. Er hat keine Phasen wie der Mond, die Venus, Merkur, Mars, Uranus und Neptun. Ich habe ihn mit einem Fernrohr betrachtet und gesehen, daß er immer als Vollkreis erscheint. Daraus schließe ich, daß er sich um die Sonne bewegt.

Ich habe auch den Asteroidengürtel betrachtet. Er besteht aus vielen kleinen Planeten, die sich um die Sonne bewegen. Ich habe sie mit einem Fernrohr betrachtet und gesehen, daß sie bald als Punkte, bald als Linien erscheinen. Daraus schließe ich, daß sie sich um die Sonne bewegen.

Ich habe auch den Kometen betrachtet. Er hat einen Schweif, der ihn umgibt. Ich habe ihn mit einem Fernrohr betrachtet und gesehen, daß der Schweif bald als Linie, bald als Kreis, bald als Ellipse erscheint. Daraus schließe ich, daß er sich um die Sonne bewegt.

Ich habe auch den Meteoriten betrachtet. Er ist ein kleiner Stein, der sich um die Sonne bewegt. Ich habe ihn mit einem Fernrohr betrachtet und gesehen, daß er bald als Punkt, bald als Linie erscheint. Daraus schließe ich, daß er sich um die Sonne bewegt.

Ich habe auch den Asteroiden betrachtet. Er ist ein kleiner Planet, der sich um die Sonne bewegt. Ich habe ihn mit einem Fernrohr betrachtet und gesehen, daß er bald als Punkt, bald als Linie erscheint. Daraus schließe ich, daß er sich um die Sonne bewegt

lich fortzukommen. Dennoch blieb er, denn, wie Kuhlmey bemerkt, „Schiller's Charakter mußte aus dem Labyrinth der Widersprüche, in das der Eintritt in die neue Welt ihn gestürzt, den seiner würdigen Ausweg sich erringen. Und so trübe die Stimmung der vierten Woche auch sein mochte, so war dennoch die Erlösung aus den Wirren schon gefunden.“ Wir haben Kuhlmey's Arbeit eine an sich dankenswerthe genannt, und das ist sie auch; aber wir möchten doch bezweifeln, ob sie sich zu einem Schulprogramm besonders eigne. Begreiflicherweise wird sie zumeist von den Zöglingen des Gymnasiums gelesen worden sein. Wir glauben aber nicht, daß für den jugendlichen Sinn diese mancherlei literarischen Hetzereien und persönlichen Gehässigkeiten, Abneigungen, Zwistigkeiten und Verstimmungen, die hierbei berührt werden mußten, etwas Ersprießliches und Förderndes haben; wir glauben eher das Gegentheil. Durch eine Menge Noten und Belegstellen hat die Kuhlmey'sche Abhandlung freilich auch eine Art gelehrtes Aussehen bekommen; aber noch mehr als auf die später zu besprechende Sammlung von Briefen Karl August's und Goethe's an Döbereiner paßt auf die Kuhlmey'sche Abhandlung die Bemerkung von Robert Prutz im „Deutschen Museum“:

Die philologische Genauigkeit und Ausführlichkeit, mit welcher der Herr Herausgeber (Oskar Schade als Herausgeber der Briefe an Döbereiner) dabei zuwerke gegangen, ist an sich lobenswerth, nur sind um der Sache selbst willen auch dabei gewisse Schranken einzuhalten, damit Diejenigen, welche der historisch-philologischen Erforschung unserer classischen Epoche als eines leidigen Alexandrinerthums spotten, nicht Wasser auf ihre Mühle bekommen.

„Schillerhäuser“ heißt eine Schrift von Josef Rank, welche einen Bestandtheil von „Brockhaus' Reisebibliothek“ bildet, einer Sammlung interessanter Schriften, die sich, von den bewährtesten und geschicktesten Autoren verfaßt, dem reisenden Publicum, und diesem nicht allein, aufs beste empfehlen. Wir behalten uns vor, später einmal auf diese Galerie von Reiseschriften im Zusammenhange zurückzukommen; hier greifen wir das genannte Bändchen heraus, weil sein Inhalt genau in den Kreis unserer Betrachtung gehört. Ueber Das, was er mit seiner Schrift beabsichtigte und wollte, und über die Motive, die ihn zur Abfassung derselben veranlaßten, gibt der Verfasser selbst im Vorwort den besten Aufschluß. Er bemerkt, wie das deutsche Volk mit wahrhaft kindlicher Sorgfalt den Spuren von Schiller's Leben nachgehe und mit welcher Verehrung es die Stellen bezeichne, die der Meister dichtend oder mit dem Ungemach des Lebens ringend einst betreten, und fährt dann fort:

Namentlich sind es die Schillerhäuser, welche sich einer wachsenden Aufmerksamkeit erfreuen; gleichsam betroffen über die Unterlassungen der Väter, beeilen die Nachkommen sich jetzt, die Wohnungen des Dichters durch Feste und Gedenktafeln auszuzeichnen. Und das mit Recht. Denn gerade bei Schiller haftet an diesen Stätten ein sichtbares Stück Leben; wer diese Stätten der Reihe nach gesehen hat, darf sagen, einen erschütternden Aufschluß mehr über die ebenso beschwerliche als bedeutungsvolle Laufbahn des Dichters erhalten zu haben. In diesem Sinne hielt ich es für zeitgemäß, die folgende kleine Galerie von „Schillerhäusern“ aufzustellen. Ich war dabei bestrebt, die Oertlichkeiten, wie sie gegenwärtig noch gefunden werden, so anschaulich als möglich zu schildern und diesen Schilderungen die Umrisse aus den bezüglichen Lebensperioden des Dichters beizufügen. Daß es hierbei nicht auf neue Entdeckungen, sondern nur auf zweckdienliche Benutzung schon bekannter Thatsachen ankam, bedarf wol keiner Erwähnung.

Der Verfasser führt uns zuvörderst in Schiller's Geburtshaus zu Marbach ein, dessen Inneres er uns nach eigener Anschauung in folgendem Bilde darstellt:

Ein großer Kachelofen verengt den ohnehin so knapp zugemessenen Raum noch mehr: dazu kommt ein Treppenverschlag, Wandbänke und ein unverhältnißmäßig großer Tisch, sodaß wenig Raum zur Hin- und Herbewegung übrig bleibt. Als ich eintrat, lehnten auf den Wänden herum große Laibe Brot; eine Heerschar von Fliegen schwärmte in der gehitzten Stube durcheinander. Ich fragte nach Reliquien und Merkwürdigkeiten des Hauses; der Bäcker zeigte in der Stube herum und sagte: „Ja, das ist Alles.“ Dann legte er mir das Schiller-Album auf den Tisch, damit ich meinen Namen einzeichnen möge. Aus Schiller's Zeiten ist auch kein Fetzchen Einrichtung mehr da. Eine kleine schwarze Büste Schiller's ziert einen Wandwinkel der Stube; um das Postament derselben ist die Abschrift eines längern Gedichts befestigt, welches unter andern beziehungsvollen Stellen auch die folgende enthält:

Deutscher Barde, frei und groß,
Seltsam fiel dein Erdenloos,
Bald gelobt und bald getadelt
Und am End' auch noch geadelt:
Ach, vergib dem Vaterland,
Meister, seinen Unverstand!

Wir erfahren dann noch, daß die sancta simplicitas der jetzigen Bewohner rechts und links von der Büste des Dichters der „Götter Griechenlands“ zwei fromme neutestamentliche Bilder aufgehängt hat, wovon das eine „des Christen Weg und Ziel“ darstellt. Wahrscheinlich bilden sich die Bewohner ein, Schiller sei ein Dichter vom Gepräge Gellert's gewesen und habe Kirchenlieder wie dieser gedichtet.

Aus dem Schiller-Album im Hause zu Marbach führt der Verfasser eine Partie ergötzlicher Einzeichnungen an, in denen sich, wie in solchen Albums immer, der in sich vergnügte sentimental-phrasenhafte Unverstand weidlich expectorirt. Bekannte Stellen aus Schiller'schen Gedichten, in denen schmachtenden Gemüthern das Gefühl vorgekaut ist, bilden fast die Hauptrolle, als: „An der Quelle saß der Knabe“, „O, daß sie ewig grünen bliebe“, „Denn wo das Milde mit dem Zarten“, „Ich habe gelebt und geliebet!“ u. s. w. Wie man wahrscheinlich die Zehn Gebote strenger befolgen würde, wenn man sie nicht mitsammt dem Was ist das? auswendig lernte, so würde man wahrscheinlich auch mehr fühlen, wenn man die Gefühle nicht in so bequemer Weise aus den Dichtern auswendig lernte. Ja, wenn nur nicht Alles Munddienst würde, auch der Schiller-Cultus! Es finden sich aber auch Originalergüsse, worunter folgender von Jean Theophile Kleinknecht aus Brettach:

Wenn Schiller hoch am Firmament
Wie Mittagshitze brennt,

Ein Mann, der sich selbst kennt,
Ist ein Mann, der sich selbst nennt.

Camarillen an faul gewordenen Höfen richtete, ging sein Liberalismus vollkommen mit dem Liberalismus der aufgeklärten Aristokratie Hand in Hand. Dieser hochfliegende, ehrgeizige Charakter spiegelt sich ja auch, sollten wir meinen, in Schiller's Dichtungen deutlich genug wieder. Schiller war Alles in Allem genommen ein Mann von außerordentlicher Energie, der sich den edeln Zweck vorgesetzt hatte, etwas Großes, was ihm und der Nation Ehre machte, zu vollbringen. Diesem Zwecke ordnete er, im Charakter eines echten Heros, alles Uebrige unter, ihm wußte er alle Verhältnisse dienstbar zu machen. Er gehörte nicht zu jenen verschwommenen passiven Naturen, welche, die Hände in den Schoos legend und auf ihre wahre oder vermeintliche Genialität pochend, vom Glücke erwarten, daß es sich zu ihnen bemühen solle; er suchte das Glück in seinen Schlupfwinkeln auf. Sein Gemüth und seine Gefühlsweise waren mehr feurig und schwungvoll als weich und innig; daher steigert sich auch seine Empfindung sofort zum pathetischen Ausdruck, während sie sich fast nie oder doch sehr selten in einen herzlichen, einfach volksthümlichen Ausdruck kleidet, wie bei Goethe. Indem wir ihm die einen Eigenschaften vindiciren und die andern ihm absprechen, glauben wir ihn mehr in seinem Sinne und ihm selbst wohlgefälliger beurtheilt zu haben als Diejenigen, welche in ihm auch einen Repräsentanten solcher Eigenschaften erkennen wollen, die ihm selbst von seinem Standpunkte nach eigenem Geständniß sehr wenig werth waren.

Hermann Marggraff.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Lieferung.)

Leibniz und das Zeitalter der deutschen Aufklärung.

In Nr. 30 d. Bl. f. 1854 besprachen wir den ersten Band von Kuno Fischer's „Geschichte der neuern Philosophie", der das classische Zeitalter der dogmatischen Philosophie: Carteſius, Malebranche, Spinoza behandelte. Gegenwärtig liegt uns der zweite Band des Fischer'schen Werks vor, der Leibniz und das Zeitalter der deutschen Aufklärung umfaßt.*) Fischer betrachtet Leibniz als den Vater der deutschen Aufklärung und diese als den „Uebergang der dogmatischen zur kritischen Philosophie"; er faßt also Leibniz nicht blos seiner engern philosophischen, sondern auch seiner weitern allgemein literargeschichtlichen Bedeutung nach auf, was ein großer Vorzug seiner Darstellung vor andern ist. Jeder große Philosoph, dessen System eine zeitlang herrschend war, hat nicht blos weiterbildend auf die philosophische Erkenntniß gewirkt, sondern von ihr aus und mittels ihrer auf die ganze Literatur und Cultur überhaupt. Zur vollständigen Würdigung eines großen Philosophen genügt es daher nicht, ihn blos seiner Stellung nach zu vorangehenden und nachfolgenden Systemen zu betrachten, sondern man muß auch Das ins Auge fassen, was er zur allgemeinen Bildung der Zeit gethan und welche Richtungen von ihm in der Literatur und Cultur ausgegangen sind. Fischer sagt ganz richtig im Vorwort (S. x):

> Der Geschichtschreiber der Philosophie sollte sich angelegen sein lassen, seine Objecte, indem er sie in Contact mit der Literatur setzt, dem Literarhistoriker nahe zu rücken, damit sie von hier in die weitere Culturgeschichte und so als wohlbegriffene Coefficienten der menschlichen Bildung in die Staatengeschichte übergehen können. Wenigstens erfüllt die Geschichte der Philosophie eine streng wissenschaftliche Aufgabe, wenn sie ihre Systeme so darstellt, daß dadurch die gleichzeitige Literatur miterleuchtet und deren Gehalt und Ordnung mit Hülfe jener Systeme ergründet und aufgeklärt wird. Hier läßt sich die Probe machen, ob die Philosophie wirklich das Geheimniß ihrer Zeit ausspricht; wenn sie es ausspricht, so muß sie zuvor das Geheimniß der Literatur, d. h. des innerlich wirkenden Zeitalters treffen, und ist sie mit dieser in lebendiger Wahlverwandschaft, so hat sie die Probe ihres geschichtlichen Werths bestanden.

Leibniz gehört seiner philosophischen Stellung nach noch ganz zu den dogmatischen Philosophen, denn er untersucht noch wie diese das Wesen und den Ursprung der Dinge, ohne, wie die kritische Philosophie, zuvor nach der Möglichkeit ihrer Erkenntniß zu fragen. Von Leibniz zu Kant ist also noch eine große Kluft. Um die Achillesferse der Leibniz'schen und überhaupt der dogmatischen Philosophie zu treffen, sagt Fischer richtig, muß in die Geschichte der Philosophie ein wahrhaft neues Princip eingeführt, muß vor aller speculativen Untersuchung über das Wesen der Dinge an die Spitze der Philosophie die Frage gestellt werden: Was ist die Erkenntniß? Unter welchen Bedingungen ist sie möglich? Dies geschieht durch die kritische Philosophie, welche Immanuel Kant begründete. Jetzt wird zunächst nicht gefragt nach der Möglichkeit der Dinge, sondern nach der Möglichkeit der Erkenntniß. Diese Frage löst keine dogmatische Metaphysik, sondern die Kritik der reinen Vernunft. War die dogmatische Philosophie naturalistisch gewesen, so wird die kritische humanistisch. Leibniz faßt die humanistische Idee, die Kant im Princip ergreift. Die Leibniz'sche Philosophie steigt von der Natur zum Menschen empor, während die Kant'sche vom Menschen zur Natur herabsteigt. Leibniz übersteigt den Horizont des menschlichen Geistes und behauptet eine Erkenntniß vom Wesen der Dinge (von Gott, Welt und Seele), die er nach seinen eigenen Begriffen so gut als verneinen mußte. Kant macht an jener Grenze Halt; er zeigt bis zu welcher Linie die Erkenntniß reicht.

Doch so sehr auch in dieser Hinsicht eine gewaltige Kluft zwischen Leibniz und Kant stattfindet, so hat doch in anderer Beziehung das Leibniz'sche System eine große Verwandtschaft zu Kant, ja sogar zu Schopenhauer, was Letzterer, obgleich er als Pessimist der Antipode des optimistischen Leibniz ist, selbst eingesteht, indem er sagt, daß Leibniz eine „Vorahnung" seiner Lehre gehabt, aber „quam velut trans nebulam vidit" („Parerga und Paralipomena", I, 71). Diese Verwandtschaft von Leibniz zu Kant

---

*) Geschichte der neuern Philophie von Kuno Fischer. Zweiter Band: Das Zeitalter der deutschen Aufklärung: Uebergang der dogmatischen zur kritischen Philosophie. — A. u. d. Titel: G. W. Leibniz und seine Schule. Mannheim, Bassermann. 1855. Gr. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Schlagwort, wenn es sich um Kennzeichnung von Waren handelt, ist es nicht zulässig, daß es sich auf Gegenstände bezieht, die nicht Waren sind. Es ist

Daher das Nützlichkeitsprincip der Verstandesaufklärung. Sie betrachtet die Dinge nicht nach ihrem innern eigenthümlichen Wesen, sondern betrachtet, schätzt und erklärt sie nur nach Dem, was sie nützen. Durch Uebersetzung der Leibniz'schen immanenten Teleologie in den äußern Nützlichkeitsbegriff verwandelt sie das Leben in eine Maschine. Hatte Spinoza die Dinge nur aus sich selbst und aus dem Naturgesetz erklärt, dem sie gehorchen, ohne alle Beziehung auf den Menschen, so beziehen dagegen die Wolf'schen Philosophen Alles auf den Nutzen und Gebrauch des Menschen. Während es in den Augen Spinoza's das gröbste Vorurtheil ist, die Dinge nach Zwecken und gar nach menschlichen Zwecken zu erklären, findet der Verstand der Wolf'schen Aufklärung es geradezu unbegreiflich, daß man die Dinge anders als nach Zwecken erklären, oder gar die Geltung der letztern verneinen könne. Der gesunde, schlichte Menschenverstand schließt von der Wohlthätigkeit der Natur auf einen gütigen und weisen Schöpfer, der sie gemacht, um dem Menschen zu nützen, und er ist aufs gewisseste überzeugt, die göttlichen Absichten der Schöpfung zu verstehen, wenn er die Dinge unter dem Gesichtspunkte des menschlichen Nutzens betrachtet. Die Gottesverehrung dieser Verstandesaufklärung besteht, wie das bekannte Xenion sie persiflirt, in der Verehrung des Weltenschöpfers, „der gnädig, als er den Korkbaum schuf, gleich auch den Stöpsel erfand". Gott ist der Weltuhrmacher, die ganze Welt ein Machwerk göttlicher Absichten, eine Maschine, welche die göttliche Weisheit geschaffen und geordnet hat. Dieser Weltbetrachtung, die allerdings in dem exoterischen Leibniz mit seinem Deismus schon angelegt war, conformiren sich die Begriffe der natürlichen Religion und der natürlichen Theologie der Wolf'schen Schule. Alles unmittelbare Eingreifen Gottes in die Weltordnung, alle Wunder sind ausgeschlossen; denn das hieße die ganze Maschine verändern, das Schöpfungswerk corrigiren, was ebenso der Weisheit des vollkommensten Künstlers als der Natur des vollkommensten Werks widerspräche. Demgemäß werden die übernatürlichen Offenbarungen, die Inspiration, die Menschwerdung Gottes u. s. w. bezweifelt und verneint. Der Deismus, der sich in Leibniz mit der geoffenbarten Religion vertragen hatte, emancipirt sich in der von Wolf begründeten Verstandesaufklärung, und er geht consequenterweise dazu fort, mit dem positiven Glauben entschieden zu brechen. Reimarus, der bedeutendste und determinirteste Kopf dieser ganzen Richtung, ist die Verkörperung des reinen Deismus mit allen seinen positiven und negativen Factoren. Reimarus setzt die natürliche Religion dem Offenbarungsglauben durchaus entgegen.

Darin stimmt Reimarus mit Leibniz überein, daß Vernunft und Religion harmoniren, oder daß es eine Vernunftreligion gibt; aber während Leibniz die Vernunftreligion mit der Offenbarung zu vereinigen sucht, stellt Reimarus beide einander so gegenüber, daß in seinen Augen der Offenbarungsglaube mit der Wahrheit zugleich jede echte religiöse Geltung einbüßt. Mit Bayle stimmt er darin überein, daß Vernunft und Offenbarung einander widerstreiten; aber während der Skeptiker die Religion gegen die Vernunft nur auf Offenbarung gründen will, so will der Deist die Religion gegen die Offenbarung nur auf Vernunft gründen. (S. 533 fg.)

Die Consequenzen davon entwickelt Fischer noch ausführlicher.

Moses Mendelssohn, der Popularphilosoph der deutschen Verstandesaufklärung, faßt den exoterischen Geist der Leibniz'schen Philosophie, den Wolf schulmäßig ausgebildet hatte, in eine exoterische, zwangslose Form. Er sucht die Wahrheiten der natürlichen Religion nicht blos dem Verstande faßlich und deutlich, sondern auch beherzigungswerth und erbaulich zu machen. Er ist unablässig bemüht, die Religion in Moral zu verwandeln, wodurch er Reimarus ergänzte. Wenn sich nämlich der Letztere aus dem Gesichtspunkte des reinen Deismus gegen Offenbarungsglauben und Bibelreligion gerichtet hatte, so richtet Mendelssohn denselben Gesichtspunkt gegen die Kirche. Er zeigt den Widerspruch zwischen Religion und Kirche, wie Reimarus jenen zwischen Vernunft und Offenbarung. Die Kirche nämlich bildet die Rechtsanstalt, gleichsam den Staat der Religion. Nun besteht aber nach Mendelssohn die Religion wesentlich in der moralischen Gesinnung, und Gesinnungen lassen sich niemals erzwingen. Folglich, schließt Mendelssohn, kann es aus Gründen der Vernunft und Religion kein Kirchenrecht, d. h. kein Recht über die Gewissen geben; jedes sogenannte Kirchenrecht existirt auf Kosten der Religion. Er fodert darum, wie Spinoza und Reimarus, vom Staate die vollkommene Duldung der religiösen Gewissen und erklärt sich deshalb, im sprechenden Gegensatz zu dem reunionslustigen Leibniz, gegen jeden Versuch, die Glaubensmeinungen zu vereinigen, weil eine solche Glaubensvereinigung nothwendig einen Glaubensvertrag, eine Formel, ein Symbol voraussetze, die zu ihrer Aufrechthaltung mit rechtlicher Geltung und darum mit bürgerlicher Macht ausgerüstet sein wollen.

Alles dieses von uns hier Skizzirte führt Fischer in seiner Darstellung, überall auf die Quellen gestützt, näher aus und zeigt alsdann den Widerspruch und die Auflösung der Verstandesaufklärung. Der Grundmangel derselben ist der Mangel an geschichtlichem Sinn, an Sinn und Verständniß für die Geschichte. Sie sieht Alles nur in ihrem Lichte. Was nicht in diesem Lichte geboren ist, erscheint ihr finster. Wahr ist nur, was sich klar und deutlich begreifen läßt. Von einer geschichtlichen Entwickelung der Wahrheit, der Religion und Offenbarung hat sie keine Ahnung. Wolf findet im Polytheismus keine Wahrheit, weil der Verstand Gott nur als einen, monotheistisch denken kann. Reimarus erklärt allein die natürliche Religion für wahr und die geoffenbarte für falsch, weil durch sie niemals eine allgemeine Religion bezweckt werden kann.

Aber wer sagt — wirft Fischer hier ein — daß eine solche allgemeine Religion, in der alle Menschen auf gleiche Weise übereinstimmen, bezweckt werden soll? Und gesetzt, sie wäre bezweckt, wird sich eine solche allgemeine Religion nicht nothwendig nach den Bildungsstufen der Menschen und Zeitalter unendlich verschieden gestalten müssen? Könnte nicht die gei-

Kapitel 10. Die Lehre vom Gericht

Gericht Gottes, das Gericht Gottes über die Sünde, das Gericht Gottes über die Sünder, das Gericht Gottes über die Gerechten, das Gericht Gottes über die Gemeinde, das Gericht Gottes über die Welt, das Gericht Gottes über die Heiden, das Gericht Gottes über Israel, das Gericht Gottes über die Kirche, das Gericht Gottes über die Christen, das Gericht Gottes über die Ungläubigen, das Gericht Gottes über die Gläubigen, das Gericht Gottes über die Verstorbenen, das Gericht Gottes über die Lebenden, das Gericht Gottes über die Engel, das Gericht Gottes über die Teufel, das Gericht Gottes über die Dämonen, das Gericht Gottes über die Menschen, das Gericht Gottes über die Tiere, das Gericht Gottes über die Pflanzen, das Gericht Gottes über die Steine, das Gericht Gottes über die Elemente, das Gericht Gottes über die Himmel, das Gericht Gottes über die Erde, das Gericht Gottes über die Hölle, das Gericht Gottes über den Himmel, das Gericht Gottes über die Ewigkeit, das Gericht Gottes über die Zeit, das Gericht Gottes über die Geschichte, das Gericht Gottes über die Weltgeschichte, das Gericht Gottes über die Heilsgeschichte, das Gericht Gottes über die Offenbarung, das Gericht Gottes über die Schrift, das Gericht Gottes über die Bibel, das Gericht Gottes über die Theologie, das Gericht Gottes über die Dogmatik, das Gericht Gottes über die Ethik, das Gericht Gottes über die Praktische Theologie, das Gericht Gottes über die Exegese, das Gericht Gottes über die Hermeneutik, das Gericht Gottes über die Homiletik, das Gericht Gottes über die Liturgik, das Gericht Gottes über die Katechetik, das Gericht Gottes über die Pastoraltheologie, das Gericht Gottes über die Kirchengeschichte, das Gericht Gottes über die Religionsgeschichte, das Gericht Gottes über die Religionswissenschaft, das Gericht Gottes über die Religionsphilosophie, das Gericht Gottes über die Religionspsychologie, das Gericht Gottes über die Religionssoziologie, das Gericht Gottes über die Religionsethnologie, das Gericht Gottes über die Religionsgeographie, das Gericht Gottes über die Religionsstatistik

unveräußerlichen Individualität so lebhaft inwohnte, daß er in diesem Punkte niemals ein Spinozist war.

Man kann sagen, daß Goethe mehr als einem Andern jener Begriff Leibniz'scher Monade angeboren war, der die absolute Eigenthümlichkeit der menschlichen Seele festhielt und zugleich das Geistige und Körperliche in Eines faßte.

Goethe bediente sich sogar gern der Leibniz'schen Ausdrücke, daß der Mensch Entelechie, Monade, „entelechische Monade" sei.

Identität von Natur und Geist und naturgemäße, organische Entwickelung in allen Dingen bilden die Mittelpunkte von Goethe's Weltanschauung, die kein System, sondern das Bedürfniß seiner Seele und deren freier Entwurf war.... Goethe vereinigt in naiver Weise und ohne jede philosophische Absicht die Alleinheitslehre Spinoza's mit der Leibniz'schen Monadologie, er verfolgt und sucht überall das Naturgesetz der Metamorphose und Evolution, und wenn seine Weltansicht mit einem bestimmten Namen bezeichnet werden soll, so möge sie in jenem Leibniz'schen Pantheismus bestehen, den vor ihm Lessing anstrebte und nach ihm Schelling erfüllte.

Und eine ähnliche Vereinigung des Spinozismus mit dem Leibnizianismus, der Alleinheitslehre mit der Monadologie findet Fischer auch in der Jugend unsers zweiten großen Dichters, in den philosophischen Briefen zwischen Julius und Rafael. Den nähern Beweis hierfür mag man bei Fischer selbst nachlesen.

Soweit sich auch der Einfluß der Leibniz'schen Philosophie erstreckte, so war dieselbe doch als System unhaltbar und mußte, wie überhaupt die dogmatische Philosophie, dem Kriticismus weichen. Fischer deckt sehr gut die Widersprüche des Leibniz'schen Systems auf, worauf jedoch hier näher einzugehen uns der Raum mangelt, und zeigt am Ende seines Werks die Bedeutung der kritischen Philosophie im Gegensatze zur dogmatischen. Das Fischer'sche Werk beruht überall auf gründlicher Quellenforschung und ist sehr reichhaltig, verbindet aber, was ihm zu großem Lobe gereicht, mit dem Reichthum des Stoffs eine klare, lichtvolle Ordnung und eine schöne Darstellungsweise. Hin und wieder zeigt sich noch — eine Folge der Hegel'schen Geschichtsanschauung — die Neigung, a priori zu construiren, die Aufeinanderfolge der philosophischen Systeme als eine continuirliche, nothwendig sich entwickelnde Kette nachzuweisen, wogegen wir schon bei Besprechung des ersten Bandes des Fischer'schen Werks Protest erhoben haben. Aber im Allgemeinen ist in diesem zweiten Bande das Urtheil freier, sachlicher, mehr aus den betrachteten Objecten selbst als aus Hegel'schen Voraussetzungen geschöpft. Nur auf einen Punkt wollen wir noch aufmerksam machen, wo uns das Urtheil nicht unbefangen, sachlich, sondern durch die Neigung, a priori zu construiren, getrübt erscheint; dies ist die Erklärung des Leibniz'schen Optimismus und im Gegensatze dazu des Schopenhauer'schen Pessimismus als nothwendiger Zeiterscheinungen. Fischer stellt die Sache so dar, als müßten gewisse Zeiten optimistisch, andere dagegen pessimistisch gesinnt sein. Leibniz mußte Optimist sein, weil sein Zeitalter ihn dazu disponirte, und ebenso mußte Schopenhauer Pessimist sein, weil die Bedingungen dazu in seiner Zeit liegen.

Es gibt Zeitalter, die dem Optimismus immer beifallen, und solche, die ihm nothwendig widersprechen müssen, je nachdem die innern, moralischen und geschichtlichen Bedingungen sind, welche die Disposition eines Zeitalters ausmachen.... Die hoffnungsreichen Zeitalter sind die optimistischen. Eine solche Epoche war die der Leibniz'schen Philosophie. Leibniz' Geist war erfüllt von dem kommenden Zeitalter, und dieses fruchtbare, hoffnungsreiche Selbstgefühl bildet den psychologischen Ursprung, den Instinct gleichsam des Optimismus. Wenn sich diese dunkle Vorstellung aufklärt, so wird sie nothwendig eine Weltordnung erblicken, in welcher sich das Gute erfüllt, und das eben ist die Idee einer optimistischen Philosophie. Vergleichen wir damit die Zeit, in der wir schreiben, so ist es sehr charakteristisch und zugleich sehr begreiflich, daß der Philosoph, welcher gegenwärtig bemerkt zu werden das größte Recht beansprucht, der nach langer, unverdienter Verborgenheit erst jetzt bemerkt wird, pessimistisch denkt und urtheilt. So sehr sind Optimismus und Pessimismus, wenn wir sie nicht als metaphysische Wahrheiten, sondern als moralische Empfindungsweisen betrachten, von den Bedingungen des jedesmaligen Zeitalters abhängig: der Optimismus begeistert ein Zeitalter, in dem die besten Kräfte triumphiren dürfen, und er läßt ein anderes Zeitalter kalt, in dem die gegentheiligen Factoren überwiegen. (S. 465 fg.)

Hiernach müßte also Leibniz, wenn er zu Schopenhauer's Zeit gelebt hätte, nothwendig Pessimist und umgekehrt Schopenhauer, wenn er zu Leibniz' Zeiten gelebt, nothwendig Optimist geworden sein. Fischer bedenkt nicht, daß es nur untergeordnete, unselbständige Geister sind, die von der Strömung ihrer Zeit, dem sogenannten Zeitgeist, getragen werden oder, wie man zu sagen pflegt, mit dem Strome schwimmen, die hervorragenden, epochemachenden Individuen, die selbständigen Geister dagegen aus dem Urquell ihres schöpferischen Geistes, unabhängig von dem Zeitgeist, ja oft im schneidendsten Gegensatz gegen denselben, ein neues, höheres Princip bringen, mit welchem sie anfangs isolirt stehen und gegen den Strom der Zeit gewaltig zu kämpfen haben. Dazu kommt noch, daß die Zeit, in der Schopenhauer's Pessimismus erwachsen, nämlich von 1814—18 (das Schopenhauer'sche Hauptwerk: „Die Welt als Wille und Vorstellung", worin sein Pessimismus bereits complet ausgebildet war, erschien 1819), keineswegs eine so desperate, malheureuse Zeit war, wie sie nach Fischer's Theorie gewesen sein müßte, wenn seine Deduction historische Bestätigung erhalten sollte. Die Zeit nach den Befreiungskriegen war gewiß eine hoffnungsreiche, und doch reifte in ihr der Schopenhauer'sche Pessimismus, ein Beweis, daß solche tiefgehende Unterschiede, wie zwischen optimistischer und pessimistischer Weltanschauung, in ganz andern Bedingungen gesucht werden müssen als in Zeitumständen. Die trostloseste Zeit kann Optimisten und die hoffnungsreichste kann Pessimisten erzeugen. **Julius Frauenstädt.**

Kohl's Reisen in Canada und den Vereinigten Staaten.

Reisen in Canada und durch die Staaten von Neuyork und Pennsylvanien von J. G. Kohl. Stuttgart, Cotta. 1856. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Die amerikanisch-deutsche Literatur geht immer ihren Gang fort, es mag nun die Strömung der öffentlichen Meinung der

Union als einen Himmel oder als eine Hölle betrachten. Wie anders, wenn man damit die deutsche Literatur über Rußland vergleicht, welche nur zu einzelnen Zeiten größere Fruchtbarkeit zu entwickeln pflegt und auch dann nur sparsam selbständige Werke hervorbringt. Der Grund dieser bei der großen Verschiedenheit der räumlichen Entfernung auffallenden Erscheinung liegt nicht nur in der durch Sprache und Regierungsform bedingten Schwierigkeit, in Rußland etwas anders zu sehen, als man es sehen soll, sondern auch in dem beständig sich erneuernden Stoff. Unsere Zeit begnügt sich nicht mehr mit jenen harmlosen Genrebildern von der Pracht der Residenzen und der Uncultur der Dörfer, sie will über die politischen, socialen und nationalökonomischen Zustände belehrt sein; aber wer einmal in seinem Leben über die Bildungsstufe der griechisch-russischen Geistlichkeit, über die Corruption der Beamten, den Communismus der Bauern belehrt worden ist, der hat daran für lange Zeit etwas Gültiges erhalten. Wie aber jeder fünfjährige Census der Vereinigten Staaten ein gänzlich verändertes Zahlenbild von Bevölkerung und Production gibt, so ist auch etwa in demselben Zeitraum bei dem Leser, wenigstens für die neuern Staaten der Union, eine völlige Auffrischung des Bildes erforderlich, wenn dasselbe dem gegenwärtigen Zustande noch einigermaßen gleichen soll. Alle Seiten des amerikanischen Lebens aufzufassen, geht wol über die Kräfte jedes Reisenden; wir haben am meisten Schilderungen über die großen Städte und dann über das Farmer- und Jägerleben erhalten, wir kennen genau die großen Ströme und die neuen Gebiete im Westen und Norden; der ältere Theil der Union, die Neuenglandstaaten mit ihren zahlreichen gebildeten Mittelstädten, ist in neuerer Zeit verhältnißmäßig vernachlässigt worden. Die ungeheuern Dimensionen und raschen Fortschritte der Vereinigten Staaten haben die meisten Schriftsteller veranlaßt, in großen Zügen zu schreiben, viele Gegenstände liest man in jedem Werke, während man Einzelheiten vergeblich sucht. Nach diesen Bemerkungen wird man schon einsehen, daß Kohl der Mann ist, über das vielbeschriebene Land noch Neues zu bringen. Seine Freiheit von jedem politischen oder religiösen Fanatismus, seine liebenswürdige Art, Alles zum besten zu wenden, indem er den Ursachen auffallender Erscheinungen nachgeht, sein durch Weltwanderungen geschärftes feines Beobachtungsvermögen, die gründliche wissenschaftliche Vorbereitung, welche er offenbar dieser ersten transatlantischen Reise hat vorhergehen lassen, befähigen ihn dazu, und die Größe der zu schildernden Gegenstände bewahrt ihn vor einem Uebermaß in der Kleinmalerei. So hört man ihm gern zu, mag er nun eine Eisenbahnfahrt mit ihrem Geleit von „fliegenden Buchhändlern" oder die Militärakademie von Westpoint schildern, den Bau der wunderbaren Kettenbrücke über den Niagara beschreiben oder die Unterredungen mit französischen Canadiern und deutschen Pennsylvaniern und Auswanderern erzählen, oder die Einrichtungen der so wohlthätig wirkenden öffentlichen Subscriptionsbibliotheken auseinandersetzen, wofür in Toronto (Canada) eine eigene Centralanstalt besteht.

Kohl's Werk beginnt ex abrupto mit einer meteorologischen Bemerkung, welche die Fahrt den Hudson aufwärts einleitet. Aus dem Staate Neuyork begibt er sich durch Vermont nach Canada, das er von Ost nach West durchreist. Ueber den Niagarafall, Buffalo, durch Pennsylvanien und Neujersey kehrt er nach Neuyork zurück. Wir widerstehen nur mit Mühe der Versuchung, Auszüge aus dem interessanten Werke zu geben, weil wir nicht leicht ein Ende derselben zu finden wüßten. Dagegen wollen wir hier einem Gegenstand unsere Aufmerksamkeit widmen, der in enger Beziehung zum Kohl'schen Werke steht, welches über die deutsche Einwanderung nach Nordamerika und Canada Mancherlei mittheilt.

Wir müssen jetzt leider so häufig von Leuten lesen, die auf Gemeindekosten nach dem bezeichnenden Berlinismus „ausgewandert werden". Diese etwa vor zehn Jahren aufgekommene kurze Manier, halb durch Zureden, halb durch Zwang des Proletariats sich zu entledigen, scheint uns in vieler Hinsicht verwerflich, und wir sind überzeugt, daß die Regierungsbehörden den ländlichen Gemeinderäthen nicht so freie Hand in dieser Hinsicht lassen würden, wenn sie allgemeine Kenntniß von der unmenschlichen, den deutschen Namen schändenden Art hätten, womit diese Uebersiedelungen häufig ausgeführt werden. Wir halten sie für verwerflich, weil wir ein mal mit dem Verfasser der trefflichen Abhandlung über die Auswanderung im elften Bande der „Gegenwart" die Auswanderung nicht als ein Radicalmittel gegen die Armennoth betrachten können, sodann: weil es kein Mittel gibt, den Armen, wenn ihn etwa im Einschiffungshafen sein Schritt gereut, zur Ueberfahrt zu zwingen, endlich: weil es ein Unrecht sowol gegen den transatlantischen Staat wie gegen den Auswanderer selbst ist, Elemente, denen die Fähigkeit selbständiger Ernährung nicht zuzutrauen ist, an die fremde Küste zu werfen. Dieser Misbrauch hat denn auch von Seiten der nordamerikanischen Behörden jene die Einwanderung beschränkenden Bestimmungen der Zahlung eines Kopfgeldes hervorgerufen, und die Behörden von Canada, wohin dieser Menschentransport jetzt vorzugsweise gerichtet zu werden scheint, haben eine ähnliche Maßregel bereits angekündigt. Im Jahre 1849 erwähnte die Deutsche Gesellschaft in Neuyork in ihrem Jahresbericht vom 22. Februar, daß sie schon öfters gezwungen gewesen, rügend zu erwähnen, daß verschiedene Gemeinden in Deutschland ihre Armen auf Gemeindekosten nach Amerika gesandt hätten, ohne denselben irgendwelche Mittel zu ihrem weitern Fortkommen an die Hand zu geben, und daß sie dieselben zu Anfang des Winters landeten, wo keine Arbeit zu finden ist. Es wurde dabei der neue Fall einer hessischen Gemeinde Gimbsheim angeführt, welche ihren Armen eine in Amerika durch den großherzoglichen Consul auszuzahlende Unterstützung von 20 Fl. für den Kopf zugesagt. Diese Unterstützung verwandelte sich in Neuyork in folgendes Rechenexempel:

A. B. schuldet der Gemeinde	140 Fl.
Bekommt zur Auswanderung für sich, seine Frau und vier Kinder 20 Fl. für den Kopf Unterstützung	120 „
Bleibt schuldig	20 „

Am 3. Mai 1855 überreichte Sir Alexander Malet dem Deutschen Bunde eine Note des Inhalts: im October 1854 seien 422 auf Staats- und Gemeindekosten aus Baden ausgewanderte Personen, 124 Männer, 90 Weiber und 208 Kinder, welche nur zum Theil arbeitsfähig waren, die Erwachsenen mit 10 Fl., in Quebec ans Land gesetzt worden. Die Provinzialregierung werde bei Wiederholung solcher Landungen in so später Jahreszeit, gleich den Vereinigten Staaten, ein Kopfgeld auf die Einwanderer legen, um nicht mit dem Abhub des Proletariats fremder Länder überschwemmt zu werden. Am 3. Januar 1856 überreichte Sir Alexander Malet eine Note vom 29. December, wonach 90 deutsche Auswanderer in St.-John in Neubraunschweig in so armseligem Zustande angekommen seien, daß 57 derselben einstweilen in dem dortigen Armenhaus hätten untergebracht werden müssen; infolge davon werde die englische Regierung Maßregeln ergreifen müssen, um der Einwanderung von allen Mitteln entblößter Deutschen vorzubeugen.

So groß aber auch die Zahl der in Canada landenden Deutschen ist, dennoch beträgt die Zahl der Ansiedler nur 10,000. Die meisten wandern nur durch und wenden sich zur bleibenden Niederlassung nach dem fernen Westen der Vereinigten Staaten. Die Bevölkerungsmischung von Canada ist folgende: 1,117,000 Briten, 697,000 Franzosen, 10,000 Deutsche, 8000 Indianer, 2100 Neger (Flüchtlinge aus den Vereinigten Staaten). Gleichzeitig (1851) zählte man 913,000 Katholiken, 268,000 Anglikaner, 174,000 Presbyterianer, 61,000 Anhänger der schottischen Kirche, 450 Juden und 247 Mormonen. Besonders der Abschnitt über die nationalen Ver-

hältnisse von Canada und über die katholischen Bestrebungen in Literatur und Schule enthält eine Fülle von neuen und gerade im jetzigen Augenblick wichtigen Thatsachen und Bemerkungen, und auch der gründlichste Kenner amerikanischer Verhältnisse wird Kohl's Werk nicht ohne mannichfache Anregung und Belehrung aus der Hand legen. 12.

Emil Weller's „Index pseudonymorum".

Ein mit großem, mühsamem Fleiß gearbeitetes, allen Literaturfreunden, Literaturforschern, Büchersammlern, Antiquaren und Buchhändlern angelegentlichst zu empfehlendes Werk ist der von Emil Weller herausgegebene

Index pseudonymorum. Wörterbuch der Pseudonymen oder Verzeichniß aller Autoren, die sich falscher Namen bedienten. Leipzig, Falcke und Rösler. 1856. 4. 2 Thlr. 10 Ngr.

Bisher bestand noch kein allgemeines Wörterbuch der Pseudonymen. Der erste Versuch dazu von Vinc. Placcius: „Syntagma de scriptis et scriptoribus anonymis atque pseudonymis", ein nur sehr kleiner Abriß, erschien bereits 1674 in Hamburg; aber auch sein erst nach seinem Tode von J. Fabricius 1708 herausgegebenes „Theatrum anonymorum et pseudonymorum" beschränkte sich nur auf die damals excellirende lateinische Literatur und ließ die meisten deutschen Pseudonymen unberücksichtigt. In Paris erschien 1690 eine Schrift von A. Baillet über denselben Gegenstand, und diese Beiden, Placcius und Baillet, sind die Vorläufer, welche die Grundlage für alle folgenden Sammler bildeten. In Deutschland waren dies C. A. Heumann, G. Ludwig, J. C. Mylius u. s. w. im vorigen Jahrhundert, F. Raßmann, dessen „Kurzgefaßtes Lexikon deutscher pseudonymer Schriftsteller" aber sehr unvollständig ist, und A. G. Schmidt im jetzigen Jahrhundert; in Frankreich A. A. Barbier, dessen vierbändiger „Dictionnaire des ouvrages anonymes et pseudonymes" 1822 eine zweite, stark vermehrte Auflage erlebte, de Manne und J. M. Quérard; in Italien Lancetti („Pseudonimia", Mailand 1836) und G. Melzi, von dessen „Dizionario di opere anonime e pseudonime di scrittori italiani" (Mailand 1818) nur zwei Theile vorhanden sind, da der Verfasser inzwischen starb. In Betreff der englischen pseudonymen Literatur fand Weller nichts vorgearbeitet, doch bot namentlich Watt's „Bibliotheca Britannica" — „ein Musterwerk, wie wir Deutschen noch keins haben", bemerkt Weller — bei genauem Studium eine treffliche Ausbeute. Auch standen dem Verfasser sonst noch sehr reichhaltige Kataloge zugebote. Wie die Engländer, finden auch die Skandinavier und Holländer in Weller's „Index" die erste Sammlung ihrer Pseudonymen. Weller's „Index pseudonymorum" zerfällt in zwei Abtheilungen, von denen die erste die enthüllten Pseudonymen enthält. Weller folgte hier der Manier, welche der Italiener Lancetti in seinem praktisch angeordneten, leider nur durch zahllose Druck- und andere Fehler entstellten Werke anwandte, indem er einfach die wahren Namen neben die falschen stellte, um so das Werk zum Nachschlagen geeigneter, kürzer und übersichtlicher zu machen. Die zweite Abtheilung enthält die nicht enthüllten Pseudonymen. Das Weller'sche Wörterbuch der Pseudonymen ist übrigens nur der erste Band eines zweibändigen Werks: „Die maskirte Literatur der ältern und neuern Sprachen", dessen zweiter Band die falschen Druckorte zur Anzeige bringen wird. Weller versichert, zu seinem Zwecke im Laufe der Zeit Tausende von Bücherkatalogen durchgesehen zu haben, was wir ihm bei der Reichhaltigkeit schon dieses ersten Bandes gern glauben.

H. M.

Notizen.

London's Wachsthum und Größe.

Die „Edinburgh review" brachte in ihrem letzten Vierteljahrsheft einen interessanten Aufsatz über die in fast unheimlichen Progressionen zunehmende Größe Londons, dem folgende Publicationen zugrunde gelegt sind: „London in the olden time", von William Newton (London 1855); „Post office London directory" (London 1856); „Reports and tables relating to the census of 1851. Presented by the census commissioners in 1851 — 54"; „The food of London; a sketch of the chief varieties and supply of food for a community of two millions and a half", von George Dodd (London 1856). London ist schon seit langem keine Stadt mehr, sondern ein Reich für sich; ein gefräßiges Ungeheuer, das aber, wenigstens für jetzt noch, mehr als andere europäische Hauptstädte in der Lage ist, sich durch eigene Arbeit und Thätigkeit die Mittel zu seiner Existenz zu verschaffen. Dennoch hat dieses riesenmäßige Wachsthum etwas wahrhaft Erschreckendes, und wie nach einem constanten Naturgesetz Alles in der Welt einmal seinen Culminationspunkt erreicht und dann abwärts geht, so wird auch für London dieser Zeitpunkt nicht für die Dauer ausbleiben. Wann aber die Landes- oder allgemeinen Weltkrisen, welche diesem Wachsthum ein Ende zu machen bestimmt sind, eintreten und welcher Art sie sein werden — wer möchte das voraussagen wollen? Dem „Post office directory" sind zwei Plane Londons für die Jahre 1851 und 1856 beigegeben. Hiernach dehnte sich London im Jahre 1855 8¼ englische Meilen von Ost nach West und fünf englische Meilen von Nord nach Süd aus und bedeckte 41 englische Quadratmeilen, während schon im folgenden, also dem jetzigen Jahre die Ausdehnung von Ost nach West zehn und die von Nord nach Süd neun englische Meilen betrug. Die sich an die Ausläufer von London anschließenden Dörfer und Flecken, Londons „Franzen", mitgerechnet, gibt dies einen Häuserumfang von nicht weniger als 90 englischen Quadratmeilen. Alt-London, die eigentliche City, bedeckt dagegen kaum mehr als eine englische Quadratmeile, verhält sich also zu dem jetzigen Gesammt-London wie 1 : 90. Eine merkwürdige Erscheinung ist die, daß, nach den neuesten Zählungen und Untersuchungen, sich gegenwärtig unter den Einwohnern Londons mehr als eine Million befinden müssen, die nicht in London geboren, sondern aus den Provinzen, aus Schottland und namentlich Irland oder aus dem Auslande zugezogen sind. Die Zahl der zugezogenen Irländer beträgt 110,000, die der Ausländer 30,000, worunter 10,000 Deutsche, 7000 Franzosen. Unter den Kindern und jungen Leuten unter 20 Jahren befinden sich 20,000, die in Irland selbst geboren sind, ungerechnet die, welche in London von irischen Aeltern geboren wurden. „Unmöglich kann man sein Auge dagegen verschließen", heißt es in der „Edinburgh review", „daß viel Gutes oder Böses oder Beides zusammen sich aus dieser kräftigen Infusion jungen celtischen Blutes in die Massen der Metropolis ergeben muß." Es gibt in London 1200 Gotteshäuser verschiedenster Art, 6000 Schulen mit 600,000 Schülern, 350,000 mannbare aber unverheirathete Frauenzimmer und 50,000 Individuen, die fortdauernd in Armenhäusern, Gefängnissen und andern Anstalten leben, in denen sie auf Staats- und Stadtkosten ernährt werden müssen.

Samuel Rogers' Tischgespräche.

Wir haben bereits gelegentlich erwähnt, daß die „Recollections of the table talk of Samuel Rogers" (London 1856) einen sehr reichen Schatz der interessantesten literarischen Anecdoten enthalten. Samuel Rogers [geboren 1763 *)] trat als

*) Das Pierer'sche Lexikon gibt irrthümlich an, daß Rogers bereits im Jahre 1832 gestorben sei; sein Tod fällt aber erst in die letzten Jahre.

1911.] 1911. 1911. 1911.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Bei F. A. **Brockhaus** in Leipzig erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Franz Baco von Verulam.

Die Realphilosophie und ihr Zeitalter.

Von **Kuno Fischer.**

8. Geh. 2 Thlr. 12 Ngr.

Der durch seine erfolgreiche Lehrthätigkeit in Heidelberg bekannte Verfasser, zugleich einer der ausgezeichnetsten philosophischen Schriftsteller der Gegenwart, hat in diesem Buche den Engländer Baco behandelt und damit nicht blos seine „Geschichte der neuern Philosophie", sondern zugleich eine sehr fühlbare Lücke unserer philosophischen Literatur ergänzt. Denn es fehlte bei uns noch bis heute eine **erschöpfende und zusammenhängende Darstellung Baco's**, des größten unter den englischen und überhaupt realistischen Philosophen der neuen Zeit. Eine solche wird hier zum ersten male geboten.

Das Buch bildet ein abgeschlossenes Ganzes für sich. Es entwickelt in allen seinen Theilen die Baconische Philosophie und zeigt deren Fortbildung in Hobbes, Locke, der französischen Aufklärung, Berkeley, Hume bis an die Grenzen der Kant'schen Epoche. So enthält es zugleich die Geschichte der Realphilosophie, die dem Geiste der Gegenwart nahesteht.

Unser Zeitalter kennt keinen mächtigern und erfolgreichern Factor, als den Geist der Industrie, der naturwissenschaftlichen Erfindung, der praktischen Cultur. Baco ist der Philosoph dieser Richtungen. Der Verfasser hat diesen Punkt ins hellste Licht gesetzt und dadurch seine Schrift in lebendiger Weise auf die Gegenwart bezogen. Dabei beleuchtet er die Baconische Philosophie in ihrer eigenthümlichen Selbständigkeit, indem er sie andern gegenüberstellt, bald vergleichend, bald unterscheidend. Solche Parallelen werden gezogen zwischen Baco und Carteſius, Spinoza, Pierre Bayle, Leibniz, Kant u. A. Bis in die Gegenwart hinein verfolgt der Verfasser die auf Baco bezüglichen Parteistellungen. Er trifft sowol den blinden Gegner Baco's in dem französischen Romantiker de Maistre, als den blinden Bewunderer in dem englischen Geschichtschreiber Macaulay.

BROCKHAUS' REISE-ATLAS.

Entworfen und gezeichnet von **Henry Lange.**

Plan von Leipzig. (Mit 10 Abbildungen und Notizen.)
Eisenbahn von Leipzig nach Dresden. (Karte, Notizen.)
Plan von Dresden. (Mit 10 Abbildungen und Notizen.)
Die Sächsische Schweiz. (Karte, 9 Abbildungen, Notizen.)
Eisenbahn von Prag nach Bodenbach. (Karte, 3 Abb., Notizen.)
Eisenbahn von Leipzig nach Hof. (Karte, 2 Abb., Notizen.)
Eisenbahn von Hof nach Nürnberg. (Karte, 6 Abb., Notizen.)
Eisenbahn von Nürnberg nach Augsburg. (Karte, 2 Abb., Notizen.)
Eisenbahn von München nach Augsburg u. Ulm. (K., 8 Abb., Not.)

Preis des Blattes 5 Sgr.

In allen Buchhandlungen zu haben.

Bei F. A. **Brockhaus** in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Meine Wanderung durchs Leben.

Ein Beitrag zur innern Geſchichte der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts

von Dr. **Herd Eilers,**

königl. preuß. Geheimen Regierungsrathe a. D.

Erster Theil. 8. Geh. 2 Thlr.

Sehr interessante **Memoiren zur Zeitgeschichte:** Schilderungen des geistigen und politischen Zustandes Deutschlands seit dem Ende des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart, eingeschlossen an eigene Erlebnisse und Berührungen mit hervorragenden Persönlichkeiten. Der Verfasser erzählt, was er auf seinem „nicht gewöhnlichen Lebenswege von den großen Bewegungen und Entwickelungen des geistigen Lebens der deutschen Nation auf den Gebieten der Wissenschaft, der Schule, der Kirche und des Staats theils zuschauend, theils mithandelnd genauer kennen zu lernen Gelegenheit hatte". Der jetzt zunächst erschienene erste Theil (der für sich abgeschlossen ist) zerfällt in fünf Abtheilungen: I. Knabenleben (im Jeverschen spielend, Schilderung des oldenburgischen Bauernstandes ꝛc.); II. Jever (Gymnasium, erste Berührung mit Schlosser als Gymnasiallehrer ꝛc.); III. Heidelberg und Göttingen in den Jahren 1810—13 (Universitätsleben, Berührungen mit Voß, Paulus, Daub, Reander, Creuzer, Böckh, Fries, Görres, Heeren, Planck ꝛc.); IV. Frankfurt a. M. (Schilderung des frankfurter Lebens während des Kriegsjahrs 1813 und der Jahre bis 1817, Berührungen mit dem Bibelübersetzer v. Meyer, dem Pfarrer Stein u. A., namentlich aber mit dem Freiherrn v. Stein); V. Bremen in den Jahren 1817 und 1818 (Religiöses, Pädagogisches, Politisches). Die Schrift verdient ihres reichen, anziehenden und anregenden Inhalts halber die Beachtung der weitesten Kreise.

Im Verlage der **v. Ebner'**schen Buchhandlung in **Nürnberg** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Shakspeare's Dramen

in ihrem Verhältnisse zur griechischen Tragödie, in besonderer Hinsicht auf „Julius Cäsar" von H. Bechler.

Preis brosch. 12 Ngr. oder 36 Kr. Rh.

Brockhaus' Reise-Bibliothek:

Harzbilder.

Sitten und Gebräuche aus dem Harzgebirge.

Von **Heinrich Pröhle.** **Preis 10 Sgr.**

Alle Besucher des Harzes werden diese Schrift vor oder nach ihrer Reise mit Interesse und Nutzen lesen: der bekannte den Harz so genau kennende Verfasser wird ihnen gewiß manches Neue und Unterhaltende darbieten.

In allen Buchhandlungen zu haben.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Redakteur: Professor Dr. Brockhaus.

Nr. 26. 26. Januar 1841.

Wie soll es erst später werden, wenn nicht etwa einmal Feuer vom Himmel fällt und ein allgemeiner alexandrinischer Leihbibliothekenbrand dieser Buntheit ein Ende macht?

Bei dieser gegensatz- und widerspruchsvollen Buntheit moderner, oft stark mit Frivolität versetzter Bildungsstoffe dürfte es fast zu verwundern sein, daß wirklich noch soviel gelernt wird, als es in der That der Fall ist. Und auch Heinrich Schmidt lernte das Seinige. Er besuchte das Gymnasium in Weimar und hatte hier das Glück, den Unterricht Böttiger's zu genießen, jenes vielverspotteten Mannes, dessen sein Zögling in seinem Buche mit wärmster und rühmlichster Pietät gedenkt. Er rühmt neben seinem Reichthum an Kenntnissen auch Böttiger's tiefen Ernst und seine in gewähltester Sprache überflutende Begeisterung, die nur Derjenige habe würdigen können, der ihn auf dem Katheder kennen gelernt habe. Im Jahre 1796 bezog Schmidt die jenaer Universität, die damals im höchsten Flor stand und auch von Polen, Russen, Livländern, Ungarn und Engländern zahlreich besucht war. Vor allem begeisterte unsern Autor der Philosoph Fichte, von dem er sagt:

Sein Vortrag war klar und bündig, und auch der Mann selbst entsprach ihm in jeder Beziehung. Körperlich klein, aber gedrungen und kräftig, mit einem schöngeformten Kopf, hoher, hervortretender Stirn, einem Adlerblick und einer Adlernase, war seine Stimme klangvoll und scharf markirend, und oft beschloß er seinen Vortrag in so erhabener und erhöhter Stimmung, daß Allen ein klares Bild seines Innern wie im sonnenhellen Glanze aufstieg und vorschwebte. Dazu kam, daß er seine Vorlesungen in der die Empfänglichkeit der jugendlichen Gemüther so begünstigenden Frühstunde von 6 bis 7 Uhr und mitten in einem Garten hielt, gewöhnlich nach einem Spazierritt; denn er kam meist mit der Reitgerte in der Hand und mit Stiefeln und Sporen in den mit Gesträuchen und Blumen umgebenen Gartensaal und bestieg das Katheder so rasch und lebendig, daß sich Allen eine erhöhte Stimmung sogleich mittheilte. Eines Morgens, gegen den Schluß der halbjährigen Vorlesungen, wo Fichte den letzten Satz, gleichsam den Schlußstein, seinem Systeme hinzufügte und dann eine klare, lichte Uebersicht des Ganzen aufstellte, kam eine so tief feierliche Stimmung über alle Anwesenden, daß wol keiner seinen Platz und den Garten verlassen hat, dem das Herz nicht höher schlug und der Blick nicht über das Irdische hinausdrang.

Der Verfasser theilt ein gar nicht übel gelungenes Sonett an Fichte mit, welches er unter dem Eindruck dieser feierlichen Stimmung damals verfertigte. Unter den Studirenden, welche bei Fichte hörten, fielen, wie der Verfasser bemerkt, am meisten die Ungarn auf, die in ihren weiten schwarzen Mänteln mit runden schwarzen Hüten von ungewöhnlichem Umfang immer gleich unter dem Katheder Platz nahmen und vor allen Andern fast allein dem Vortrage mit der Feder folgten — unverdrossen fleißig nachschreibend. Auch was der Verfasser über das damalige Treiben der jenaer Studenten, namentlich der Livländer, über ihre Fahrten, Duelle und Renommistereien, über den damals noch jungen, aber bereits als Professor sehr beliebten Feuerbach, über A. W. Schlegel, über sein eigenes Verhältniß zu De Wette, der eine zeitlang sein Stubenkamerad war, über Ludwig Wieland, des Dichters ältesten Sohn, über sein Zusammentreffen mit Jean Paul in Gesellschaft Gottfried Herder's, über Tieck's damals schon begonnene dramatische Vorlesungen berichtet, ist von großem, vielfachem Interesse und verdient im Buche selbst nachgelesen zu werden. Auch die episodisch eingewebte Erzählung von dem Glücksritter, der einen hochangesehenen Gelehrten in Wien auf die merkwürdigste Weise mystificirte und prellte, ist eine unterhaltende Partie, während die Geschichte von dem invaliden englischen Seemann, dessen Bekanntschaft Schmidt in Hamburg machte, gerade dem Deutschen Manches zu denken gibt. Es ging ihm sehr traurig, diesem englischen Stelzfuß, aber angeborener Humor und nationaler Stolz helfen einem echten Briten über Stelzfuß und Armuth hinweg. Als der Seemann die Erzählung seiner Lebensschicksale beendet hatte, fügte er hinzu: „Einer wird geboren mit einem silbernen Löffel im Maul, der Andere mit einem hölzernen Kochlöffel! Was will ich aber machen? Gott sei gelobt, ich bin gesund und liebe die Freiheit und Altengland für immer! Ja Freiheit und Altengland für immer! Hurrah!"

Heinrich Schmidt's Neigung für das Theater meldete sich von neuem mit verstärkter Gewalt, als er von Jena nach Weimar zurückgekehrt war. Sein Entschluß, sich dem Theater zu widmen, stand nun bei ihm fest. Der Verfasser erzählt, wie seine Liebhaberei für das Theater früher genährt wurde. Weimar war ja ganz in die Theateratmosphäre wie eingehüllt. Schmidt selbst kam schon auf dem Privattheater der Herzogin Amalie, bei dem auch Goethe mitwirkte, als Kind kleine jugendliche Rollen gegeben. Auch sein Lehrer Böttiger hegte eine große Vorliebe für das Theater und zergliederte das Iffland'sche Gastspiel in Recensionen, welche er später unter dem Titel „Entwickelung des Iffland'schen Spiels bei dessen Gastdarstellungen in Weimar" zusammenfaßte und herausgab. Es waren dem Analytiker dabei mancherlei Menschlichkeiten widerfahren. Alles, auch das Kleinste sollte bei Iffland berechnet sein, sogar ein nicht zugeknöpfter Ueberrock, den Iffland im „Spieler" trug. Dies war aber reiner Zufall. Iffland war aus einer Gesellschaft etwas spät ins Theater gekommen, hatte hier den bei dem Requisiteur bestellten halbmilitärischen Ueberrock zwar vorgefunden, aber als er ihn angezogen, fand es sich leider, daß dieser Rock zu eng war, als daß er ihn zuknöpfen konnte. Doch die Zeit drängte, und da die Ouverture schon begonnen hatte, mußte er zu seinem großen Verdrusse damit hinaus in die Scene. Aehnlich erging es Böttiger mit Schröder. Er sah dessen Lear in Hamburg und fühlte sich, wie auch das Publicum, namentlich von einer Pause ergriffen, die Schröder da anbrachte, wo Lear den Fluch über seine Töchter ausspricht. Nach der Vorstellung sagte er dem Künstler über diese sinnreiche Pause sehr ansehnliche Schmeicheleien und suchte sie psychologisch aus der Situation zu erklären. „Wissen Sie", erwiderte Schröder, „wodurch diese Pause entstand und was ich während derselben that? An der Stelle, wo die Pause entstand, nahm ich wahr, daß in der Coulisse eben eine von den Talgkerzen

Mayhew, who was the defendant, was called as a witness for the defence. He said that he was a cabinet-maker, and had been in the employ of Mr. Jones for about two years. He had been in the habit of taking home pieces of wood to work at in the evenings, and had done so on the night in question. He had taken home a piece of mahogany, and had been working at it in the evening. He had not taken home any other piece of wood. He had not taken home any piece of wood that was not his own property. He had not taken home any piece of wood that belonged to Mr. Jones. He had not taken home any piece of wood that belonged to any other person

wie berauscht, so sollte es der glückliche Zufall fügen, daß ich den Abend noch bei unserm Herder speiste, wo ich natürlich der Ereignisse des heutigen Tages und besonders der Aussprüche Goethe's und der Art seiner Mittheilung, die ich echt poetisch nannte, mit Begeisterung erwähnte. Herder erwiderte lächelnd: wiewol es vermuthlich nicht so echt poetisch ausfallen möchte, so wolle er mir doch seine Meinung auch mittheilen, wobei er zugleich äußerte, daß er freilich nicht die mindeste Anmuthung und das geringste Talent zur Schauspielkunst, wol eher eine directe Opposition seiner innern Natur gegen das Geschäft des Schauspielers in sich verspüre. Daher könne auch nur ein entschiedener Beruf dazu bei ihm den Schritt auf das Theater rechtfertigen, wobei er mich ermahnte, hierüber ernstlich mit mir zurathe zu gehen und mich wohl zu prüfen, selbst aber dann, wenn ich den Schritt schon gethan hätte und in der Folge finden sollte, daß ich mich in meinen Hoffnungen getäuscht habe, lieber von der eingeschlagenen Bahn sogleich wieder umzukehren, als eigenwillig darauf zu beharren.

Der junge Mann erhielt nun Erlaubniß, zwei mal in der Woche zu Goethe zu kommen, um von ihm gewissermaßen in den Vorbegriffen der Schauspielkunst unterrichtet zu werden, was gewöhnlich in seinem Studirzimmer geschah, worauf auch wol im Garten auf- und abgegangen wurde. Auch war es Goethe, durch dessen Vermittelung Schmidt wenig später als angehender Schauspieler zum wiener Hoftheater kam. Indeß zeigte sich bald, daß Goethe mit seinen besorglichen Aeußerungen und Herder mit seinen Warnungen nur zu sehr Recht gehabt hatten. Heinrich Schmidt gab nach anderthalb Jahren sein Verhältniß zur wiener Hofbühne und damit auch seine Laufbahn als praktischer Schauspieler für immer auf. Dafür ward er jetzt Vorsteher des fürstlich Esterházy'schen Theaters in Eisenstadt und Secretär des Fürsten im Kunstfach, in welcher Eigenschaft er auch die Kunst- und Musikaliensammlung des Fürsten unter seiner Aufsicht hatte. Als später Fürst Esterházy zum Präses der wiener Theater erwählt worden war, reiste Schmidt, bald nach der Katastrophe von Jena, nach Berlin, um dort Engagements für die wiener Theater einzuleiten und abzuschließen. Auf der Rückreise über Weimar, wo er sich sechs Tage aufhielt, besuchte er auch seinen Gönner Goethe und kam mit diesem auf gewisse Aenderungen zu sprechen, welche Schiller mit dem „Egmont" für die Aufführung in Weimar vorgenommen hatte. Goethe bemerkte bei dieser Gelegenheit wörtlich: „Ja, ich erinnere mich, daß es damals so arrangirt war und zwar von Schiller selbst. In Schiller'sche Stücke hätte es auch wol gepaßt, allein das ist mein Genre nicht." In Dresden leitete Schmidt das Engagement Ochsenheimer's wie der Frau Vohs für Wien ein, und 1808 kam Iffland wirklich auf Gastrollen nach Wien, wo er, wie in Presburg, enthusiastische Aufnahme fand. Was Iffland vor den meisten seiner Collegen auszeichnete, war seine patriotische, antifranzösische Gesinnung, die er auch schon in Berlin, unmittelbar unter den Augen der französischen Machthaber, niemals verleugnet hatte. So hielt er auch in Presburg, als er, namentlich auch von den Mitgliedern des gerade versammelten ungarischen Landtags, stürmisch herausgerufen wurde, eine Anrede politischen Inhalts an das Publicum, deren Bedenklichkeit von dem Fürsten Esterházy sofort bemerkt wurde. Als nun Iffland nach Berlin zurückgekehrt war, hatte ihn Davoust gleich nach seiner Ankunft zu sich bescheiden lassen und zu ihm gesagt: „Sie haben sich unterfangen, in Presburg politische Anreden zu halten. Sehen Sie, dort" — indem er ihn an einem Knopf am Rocke faßte, an das Fenster zog und ihm die breiten Steine auf der Straße zeigte — „könnt' ich und sollt' ich Sie vielleicht gleich bestrafen lassen; doch will ich's diesmal noch für einen Theatercoup ansehen, rathe Ihnen aber wohlmeinend, ein anderesmal klüger zu handeln." Es beweist dieser Vorfall zugleich, wie weitverbreitet und wohlorganisirt das französische Spionirsystem in jener düstern Zeit war und wie sich die Satrapen Napoleon's nichts entgehen ließen und sofort mit Rüge, Strafandrohung oder Strafe selbst bei der Hand waren. Und doch gibt es jetzt Tausende in Deutschland, Tausende, die sogar das Wort „Freiheit" und „Demokratie" im Munde führen, welche diese Zustände schon längst vergessen haben, über die Unabhängigkeitskriege spotten und fast bedauern, daß Deutschland nicht in den Händen der französischen Generale und Militärpräfecten geblieben ist! Patriotismus und Anhänglichkeit an seinen König hielten Iffland auch ab, das ihm unter den glänzendsten Bedingungen (30,000 Fl. W. W., freie Equipage, Befreiung von den Mauthabgaben für fremde Weine — bei Iffland eine starke Rubrik) angebotene Engagement in Wien anzunehmen. Was des Verfassers spätere eigene Schicksale betrifft, so möge nur noch erwähnt sein, daß er 18 Jahre lang mit bestem Erfolg die Direction des Theaters zu Brünn führte, deren pecuniäre Ergebnisse, wie wir annehmen dürfen, ihm ein ruhiges und glückliches Alter gesichert haben.

Auch diese letzten Partien des Buchs sind reich an Unterhaltungsstoff und Denjenigen, welche Liebhaber von literarischen und namentlich Theateranekdoten sind, zur Lectüre bestens zu empfehlen. Sie sind zugleich charakteristisch für eine Periode, wo trotz der ungeheuersten Katastrophen, welche ganze Reiche im Nu auseinandersprengten, hier Kronen in Stücke warfen, dort neue zusammenschweißten, doch das Theaterinteresse fast wie eine heilige Nationalangelegenheit gepflegt wurde. Wir verweisen hier den Leser, da wir das Buch nicht plündern und vollständig excerpiren möchten, auf die Anekdoten von dem Hanswurst Weiskern und dem Komiker Weidmann, von den Castraten Marchesi und Crescentini, auf die zahlreichen und interessanten Mittheilungen über Iffland und die berühmte Schauspielerin Bethmann, über Zacharias Werner, über den Besuch Iffland's bei dem greisen, kindlich frommen Haydn, über den Componisten Himmel, über die Aufführung des Lustspiels „Ponce de Leon" von Clemens Brentano auf der wiener Hofbühne, welches jedoch schon nach dem dritten Acte unter allgemeinem Gelächter, in das die Darstellenden schließlich miteinstimmten, zu Grabe getragen wurde. Auch die mitgetheilten Briefe von Goethe, Zacharias Werner und Iffland haben als Reliquien Werth und sind zum Theil

der Bedeutung, daß Jesus in der Zeit seiner Erniedrigung auf Erden, wo er sich seiner Herrlichkeit entäußert hatte, nicht mehr Gott gleich gewesen sei, sondern erst nach seiner Auferstehung und Himmelfahrt wieder Gott gleich geworden sei. Diese Auffassung ist aber nicht nur sprachlich unmöglich, sondern auch sachlich unrichtig. Denn Jesus ist nicht nur in seiner Erniedrigung, sondern auch in seiner Erhöhung Gott gleich. Er ist es nicht erst geworden, sondern er ist es von Ewigkeit her. Er ist es auch nicht nur in seiner Herrlichkeit, sondern auch in seiner Niedrigkeit. Er ist es auch nicht nur in seiner Auferstehung und Himmelfahrt, sondern auch in seiner Geburt und Kreuzigung. Er ist es auch nicht nur in seiner Verklärung, sondern auch in seiner Entäußerung. Er ist es auch nicht nur in seiner Majestät, sondern auch in seiner Knechtsgestalt. Er ist es auch nicht nur in seiner Allmacht, sondern auch in seiner Ohnmacht. Er ist es auch nicht nur in seiner Allwissenheit, sondern auch in seiner Unwissenheit. Er ist es auch nicht nur in seiner Allgegenwart, sondern auch in seiner Ortsgebundenheit. Er ist es auch nicht nur in seiner Unsterblichkeit, sondern auch in seiner Sterblichkeit. Er ist es auch nicht nur in seiner Unveränderlichkeit, sondern auch in seiner Veränderlichkeit. Er ist es auch nicht nur in seiner Unumschränktheit, sondern auch in seiner Umschränktheit. Er ist es auch nicht nur in seiner Unbegrenztheit, sondern auch in seiner Begrenztheit. Er ist es auch nicht nur in seiner Unendlichkeit, sondern auch in seiner Endlichkeit. Er ist es auch nicht nur in seiner Unbedingtheit, sondern auch in seiner Bedingtheit. Er ist es auch nicht nur in seiner Unabhängigkeit, sondern auch in seiner Abhängigkeit. Er ist es auch nicht nur in seiner Unbeschränktheit, sondern auch in seiner Beschränktheit. Er ist es auch nicht nur in seiner Unbegrenztheit, sondern auch in seiner Begrenztheit. Er ist es auch nicht nur in seiner Unendlichkeit, sondern auch in seiner Endlichkeit. Er ist es auch nicht nur in seiner Unbedingtheit, sondern auch in seiner Bedingtheit. Er ist es auch nicht nur in seiner Unabhängigkeit, sondern auch in seiner Abhängigkeit. Er ist es auch nicht nur in seiner Unbeschränktheit, sondern auch in seiner Beschränktheit.

liche medicinische Praxis fand, eine Anzahl Wohlthätigkeitsanstalten stiftete oder pflegte, Mitstifter der Westfälischen Gesellschaft für vaterländische Cultur und zugleich Conservator des Museums wurde, dessen naturhistorische und antiquarische Sammlungen ihm bedeutende Geschenke zu danken haben. Auch bethätigte sich Meyer durch schriftstellerisches Wirken, redigirte 36 Jahre lang das mindener „Sonntagsblatt", lieferte im Winter 1813—14, den er in Bremen zubrachte, politische Arbeiten für die „Bremer Zeitung", verfaßte mehre medicinische Schriften, gab ein niederdeutsches Epos: „Hennink der Hahn", in freier poetischer Uebertragung, altdeutsche Dichtungen, einen psychologischen Roman, Gedichte aus der Zeit des Befreiungskriegs: „Bardale", und noch vier verschiedene Bände Gedichte heraus und hinterließ außerdem ein Epos, eine Thierfabel, im Manuscript. Sein letzter Besuch bei Goethe fällt in das Jahr 1828. Meyer starb als Medicinalrath und mit dem Titel eines Geheimraths am 24. Februar 1855 zu Minden.

In dem Vorworte ist bemerkt, daß Goethe seinem jüngern Freunde beim Austausch ästhetischer Producte ein Gedicht gewidmet habe, welches, „eine neue Perle in der Krone des Dichterfürsten, hier zum ersten male erscheint". Es ist hiermit wol ohne Zweifel das S. 62 abgedruckte Gedicht „Der neugeborene Eros" gemeint, welches Goethe 1830 an den Regierungsrath richtete, nachdem derselbe eine Reihenfolge seiner Gedichte in dem Taschenbuche „Eros" veröffentlicht hatte. Es findet sich darin folgende Strophe:

Zürnen kann Apoll mit nichten,
Denn auf dieser Erdenflur
Muß man lieben, um zu dichten —
Wie er selbst es einst erfuhr.

Von Interesse ist auch die Art, wie Goethe am 20. October 1806 seinem Freunde seine Trauung mit Christiane Vulpius „notificirt". Die Worte lauten:

Um diese traurigen Tage durch eine Festlichkeit zu erheitern, habe ich und meine kleine Hausfreundin gestern, als am 20. Sonntage nach Trinitatis den Entschluß gefaßt, in den Stand der heiligen Ehe ganz förmlich einzutreten; mit welcher Notification ich Sie ersuche, uns von Butter und sonstigen transportabeln Victualien Manches zukommen zu lassen.

Auch die kurzen Worte, womit Goethe seinem Freunde über den Tod der beiden ältern talentvollen Söhne Meyer's, die in dem kurzen Zwischenraume von acht Wochen nacheinander starben, sein Beileid bezeugte, verdienen wegen ihrer Kürze hier mitgetheilt zu werden:

Es bedarf nur wenige Worte, solchen Aeltern, solchen Freunden mein innigstes Beileid zu bezeugen. Nur der Schmerz versteht die Schmerzen. Hierbei ein Theil des Gewünschten! Nächstens mehr. Weimar, den 22. März 1831.

Es ist dies zugleich der letzte der hier abgedruckten Briefe Goethe's an Meyer.

Was die Briefe von Christiane Vulpius betrifft, so sind mehre von ihr selbst geschrieben, die andern theils von ihrem Bruder, theils von Goethe's Schreiber L. Geist oder von Riemer geschrieben, doch von ihr dictirt und unterzeichnet. Zuweilen spricht sie ihre Befürchtung aus, der liebe Freund werde ihre Briefe nicht lesen können, „und in der That (wie es im Vorwort heißt) läßt sich ein Einfluß von Klopstock'scher Sprach- und Schreibreinigung so wenig wie in vielen andern Schriftstücken der damaligen Zeit erkennen". Literarische Gegenstände werden in diesen Briefen begreiflicherweise nicht abgehandelt, aber wol Theater-, Redouten-, Küche-, Keller- und Hausangelegenheiten mannichfaltigster Art. Aus Lauchstädt schreibt sie im Jahre 1802:

Das Theater ist hier sehr schön geworden, es können tausend Menschen zusehen — im ersten Stück, das mit einem kleinen Vorspiel vom Geh. Rath anfing, betitelt „Was wir bringen", waren 800 Menschen — wir waren auf dem Balkon in einer sehr schönen Loge, und wie das Vorspiel zu Ende war, so riefen die Studenten: „Es lebe der größte Meister der Kunst, Goethe!" Er hatte sich hinten hingesetzt, aber ich stand auf, und er mußte vor, um sich zu bedanken. Nach der Komödie war Illumination und dem Geh. Rath sein Bild und Name illuminirt.

Der Charakter ungetrübter Heiterkeit herrscht in diesen Briefen vor; nur einige male wird dieser Ton durch kummervolle Theilnahme bei den verschiedenen Krankheiten Goethe's unterbrochen. Sie schreibt einmal:

Mit dem Geh. Rath geht es wieder leidlich, aber ich fürchte, daß dies nur Flickwerk ist. O Gott, wenn ich mir denke, daß eine Zeit kommen könnte, wo ich so ganz allein stehen könnte, das verdirbt mir manche frohe Stunde. . . Denken Sie sich also mich, die ich außer Ihnen und dem Geh. Rath keinen Freund auf dieser Welt habe.

Der Verfasser des Vorworts bemüht sich, diese vielgeschmähte Frau in ein günstigeres Licht zu stellen; er beruft sich darauf, wie Goethe, von erschöpfenden Arbeiten ausruhend, ihre muntere, ungenirte Unterhaltung der geistig aufregenden der sogenannten genialen Weiber vorgezogen habe, wie er einmal von seinem häuslichen Glück spreche und daß er diesem Verhältnisse, „das ihn auf die lieblichste Weise zu erquicken wisse, Muth und Stimmung zu den schönsten poetischen Schöpfungen verdanke", wie er, nach A. von Sternberg's Mittheilung, an ihrem Sterbelager niederknieend verzweiflungsvoll ausgerufen habe: „Du wirst mich nicht verlassen! Nein, nein, du darfst mich nicht verlassen!", wie er sowol in Briefen an Zelter als an Luise Seidler sich über die Größe seines Verlustes ausgesprochen und seiner Christiane auch ein Denkmal in Versen gestiftet habe. Der Verfasser schildert sie ausführlicher:

Sie war eine kleine blühende, volle Blondine mit hübschen Augen und dem Talent begabt, alles Störende von dem vielbeschäftigten, zu Zeiten von Krampfanfällen heimgesuchten, leicht reizbaren Freunde entfernt zu halten; dabei eine ausgezeichnete Wirthschafterin und Pflegerin, welche die Bedürfnisse und Gewohnheiten Goethe's kannte wie Niemand, die ohne Ansprüche stets innerhalb der ihr angewiesenen Grenzen verblieb und endlich mit Dankbarkeit die Ehre erkannte, die Gattin eines großen Mannes zu sein.

So bemerkt auch Schloenbach in seinen „Zwölf Frauenbildern", die wir schon im ersten Artikel besprochen haben:

Es spricht wol sehr für die Geschmähte, daß die berühmte Frau Rath sie stets sehr gern hatte und respectirte; sie nannte sie in vielfacher Correspondenz ihre liebe, liebe Tochter und

Ehrenbreitstein, Festung, s. Koblenz.

Ehrenbreitstein, Ort, s. Koblenz.

Ehrenbreitstein, Ort, s. Koblenz.

Ehrenbreitstein, Ort

ſind wir namentlich dankbar für die treffliche Einleitung, die unter Anderm einen ſchätzenswerthen Beitrag zu einer künftigen Biographie und Charakteriſtik Karl Auguſt's enthält, eines Fürſten, dem wir kaum einen andern zur Seite zu ſtellen wüßten. Karl Auguſt war der trefflichſte Regent, weil er zugleich der trefflichſte Menſch war. Darum galt ihm auch bei der Abſchätzung der Männer, die er im Dienſte und zum Ruhme ſeines Ländchens verwendete, nur ihr innerer Werth, ihre geiſtige und menſchliche Tüchtigkeit. Das bloße doctrinäre Gelehrtenthum war ihm zuwider. Er ſtieß ſich nicht an das gewöhnliche Gerede, daß ein Dichter auch nothwendig ein unpraktiſcher, unbehülflicher Menſch ſein müſſe, ſondern er wählte ſich den genialſten Dichter ſeiner Nation und Zeit zu ſeinem perſönlichen Freund und Berather, und er und ſein Ländchen ſind dabei gut gefahren. Es kümmerte ihn dabei durchaus nicht, ob die Männer, die er berief und anſtellte, die vorſchriftsmäßigen Certificate und Atteſtate von Prüfungscommiſſionen und andern Behörden aufzuweiſen hatten. Den landflüchtigen Schiller, der von Hauſe aus Mediciner war, ſtellte er, wie wir ja wiſſen, ohne weiteres als Profeſſor der Philoſophie und Geſchichte in Jena an, und den trefflichen Döbereiner berief er ohne Bedenken als Univerſitätslehrer, obſchon Döbereiner niemals wiſſenſchaftlichen Unterricht in der Chemie erhalten, niemals eine Vorleſung über Chemie zu beſuchen Gelegenheit gehabt hatte. Wir ſtoßen freilich in der damaligen Periode, der eigentlichen Humanitätsperiode, noch auf manchen andern Regenten, der es in dieſer Hinſicht nicht ſehr genau nahm, denn das Unweſen der Reglements, der Befähigungszeugniſſe aller Art, der genau abgemeſſenen Examen in allen Fächern hat erſt ſeitdem ſo entſetzlich überhand genommen; aber in der freien, unbefangenen, wahrhaft großſinnigen Weiſe wie Karl Auguſt verfuhr ſelbſt damals kein zweiter Regent. Die pedantiſche Peinlichkeit, womit man jetzt auf die genaueſte Erfüllung gewiſſer vorſchriftsmäßiger Formeln hält, beraubt den Staat und die Menſchheit von ſelbſt des Dienſtes vieler ſonſt tüchtiger Menſchen und Talente, die wohl verwendbar zu machen wären. Dieſer Zuſtand wirkt dann indirect auch wieder auf die Literatur zurück, die bei uns jetzt nicht mehr den freien, großen, rein menſchlichen Charakter trägt wie zur Zeit Goethe's, Schiller's, Leſſing's und Herder's und wie heutzutage noch zum größten Theil in England und Nordamerika; denn auch in der werdenden Literatur Nordamerikas, das freilich alle Bedingungen einer großartigen Literaturentwickelung in ſeinem Schooſe trägt, fällt uns zuvörderſt der durch ſie hindurchgehende Zug reinen Menſchenthums auf, deſſen Eindruck wir uns durch die oft widerwärtigen nordamerikaniſchen Zeitungsdebatten nicht verkümmern laſſen. In den Zeitungen, die meiſt einem egoiſtiſchen Partei- oder Regierungsintereſſe ihren Urſprung und ihre Exiſtenz verdanken, darf man ja wol überhaupt die Schildhalter frei menſchlicher Entwickelung nicht ſuchen wollen.

Karl Auguſt, um auf dieſen wieder zurückzukommen, wollte Menſchen von echtem Schrot und Korn, von tiefem, ureigenem Gehalt, um ſozuſagen von eigener Rache um ſich haben. Nach Geburt und Stand fragte er weiter nicht. Er verpflanzte ſie in ſein Ländchen, ließ ſie dann wachſen, wie ſie wollten, und ſtörte ihre Entwickelung durch keinerlei Eingriffe, Beſchneidungen und Nöthigungen von außen her. Sie in ein wirkliches Dienſtverhältniß zu zwängen, daran dachte er nicht. Ihn freute dieſes fröhliche Aufſchießen und Blühen umher und er athmete den Duft dieſer friſchen und reichen Vegetation zu ſeiner Erquickung in ſich ein, ohne ſich ſelbſt mit dilettantiſchen Verſuchen abzuquälen. Er begriff, daß die Aufgabe großer Herren mehr die ſei, productive Talente zu ſchützen und zu fördern, als ſelbſt dieſen Talenten Concurrenz machen zu wollen. Die Jahrhunderte werden ſich ihm dafür dankbar beweiſen, ſein Name wird mit den erlauchten Namen ſeiner Schützlinge ewig fortleben. Aber dieſer äſthetiſche Glanz, womit er ſich umgeben ſah, blendete ihn auch nicht und machte ihn ſeinem Beſtreben, für ſein Land in aller Weiſe praktiſch zu wirken, in keiner Weiſe untreu. Dieſe Seite ſeiner Regententhätigkeit iſt es nun, welche Oskar Schade in der Einleitung hauptſächlich hervorhebt. Das induſtrielle und landwirthſchaftliche Intereſſe ſeines kleinen Staats förderte Karl Auguſt aufs ausdauerndſte, umſichtigſte und erfolgreichſte, und überall ſah er mit eigenen Augen zu, auf deren Schärfe er ſich verlaſſen konnte. Er führte in verſchiedenen Theilen ſeines Landes eine zweckmäßige Wieſenbewäſſerung ein, nahm den Krapp- und Waidbau auf, ſtiftete Muſterwirthſchaften mit Brauereien und Brennereien und wandte nicht mindere Aufmerkſamkeit auf die Viehzucht. Um bei der Verwaltung erfahrene Leute zu erzielen, ſchickte er bei der Kammer Angeſtellte in die Fremde, um ſie von der abtödtenden Bureauluft zu reinigen und ihnen, wie er ſich ausdrückte, Leben und Ideen beizubringen. Aus dem Auslande ſuchte er wieder Capitaliſten und Coloniſten herbeizuziehen, ohne nach Religion und Confeſſion viel zu fragen, und als er hörte, daß reiche Juden gewiſſer politiſcher Verhältniſſe wegen von Minorca und Gibraltar nach Deutſchland gekommen ſeien und ſich ins Mainziſche gewendet hätten, um mit ihren Capitalien Fabriken anzulegen, ſchrieb er ſogleich an Merck, er möge doch verſuchen, an die „Kerls" zu kommen, um ſie zu bewegen, ſich nach Thüringen zu wenden. Ganz beſonders zogen ihn die Naturwiſſenſchaften und vor allen die Botanik an; in dieſen Studien fand er Troſt und Beruhigung in den traurigen Zeiten, die auf die Schlacht von Jena unmittelbar folgten, und mit wahrer Begeiſterung ſpricht er ſich in einem Briefe an Knebel über den Nutzen aus, den die Naturwiſſenſchaften auch für die „armen unwiſſenden" Menſchen haben müßten, wenn es gelänge, ſie ihnen mehr und mehr zugänglich zu machen. Karl Auguſt's von Oskar Schade mitgetheilte Briefe an Döbereiner beweiſen, wie beſtrebt er war, ſich über die minutiöſeſten Dinge in dieſem Bereiche zu unterrichten, wie er keine neue phyſikaliſche oder chemiſche Entdeckung unbeachtet ließ und immer darauf ſann, ſie für ſein Ländchen nutzbar zu machen. Von

Kirche und Schulhaus errichtet wurde, welch letzteres auch als Bethaus diente. Es ist das jetzige Haus Nr. 5 in der Nähe der Kirche.

Die Kirche wurde 1788 vollendet und 1789 eingeweiht. Sie ist ein einfaches, aber geschmackvolles Gebäude, 100 Fuß lang, 50 Fuß breit und 50 Fuß hoch. Sie hat 3 Altäre, 3 Thüren, 3 Fenster und 3 Glocken. Der Thurm ist 150 Fuß hoch. Die Kirche hat 1000 Sitzplätze. Sie ist mit Schiefer gedeckt. Der Thurm hat eine Uhr. Die Kirche ist mit Oefen geheizt. Sie hat eine Orgel, welche 1000 Thlr. kostete. Sie wurde 1790 aufgestellt. Sie hat 2 Manuale und 30 klingende Register. Sie wurde 1850 von Gebrüder Dreher in Wien gebaut. Sie hat 1000 Pfeifen. Sie ist mit Blasebalg betrieben. Sie hat 2 Bälge. Sie ist mit Pedal versehen. Sie hat 2 Pedale. Sie ist mit Koppeln versehen. Sie hat 3 Koppeln. Sie ist mit Tremulanten versehen. Sie hat 2 Tremulanten. Sie ist mit Mixturen versehen. Sie hat 3 Mixturen. Sie ist mit Zungenstimmen versehen. Sie hat 4 Zungenstimmen. Sie ist mit Aliquotstimmen versehen. Sie hat 2 Aliquotstimmen. Sie ist mit Grundstimmen versehen. Sie hat 8 Grundstimmen. Sie ist mit Oktavstimmen versehen. Sie hat 4 Oktavstimmen. Sie ist mit Superoktavstimmen versehen. Sie hat 2 Superoktavstimmen. Sie ist mit Subbaßstimmen versehen. Sie hat 1 Subbaßstimme. Sie ist mit Quintstimmen versehen. Sie hat 1 Quintstimme. Sie ist mit Terzstimmen versehen. Sie hat 1 Terzstimme. Sie ist mit Septimenstimmen versehen. Sie hat 1 Septimenstimme. Sie ist mit Nonenstimmen versehen. Sie hat 1 Nonenstimme. Sie ist mit Undezimenstimmen versehen. Sie hat 1 Undezimenstimme. Sie ist mit Duodezimenstimmen versehen. Sie hat 1 Duodezimenstimme. Sie ist mit Tredezimenstimmen versehen. Sie hat 1 Tredezimenstimme. Sie ist mit Quindezimenstimmen versehen. Sie hat 1 Quindezimenstimme. Sie ist mit Sedezimenstimmen versehen. Sie hat 1 Sedezimenstimme. Sie ist mit Vigesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Vigesimenstimme. Sie ist mit Trigesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Trigesimenstimme. Sie ist mit Quadragesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Quadragesimenstimme. Sie ist mit Quinquagesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Quinquagesimenstimme. Sie ist mit Sexagesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Sexagesimenstimme. Sie ist mit Septuagesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Septuagesimenstimme. Sie ist mit Octogesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Octogesimenstimme. Sie ist mit Nonagesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Nonagesimenstimme. Sie ist mit Centesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Centesimenstimme. Sie ist mit Ducentesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Ducentesimenstimme. Sie ist mit Trecentesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Trecentesimenstimme. Sie ist mit Quadringentesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Quadringentesimenstimme. Sie ist mit Quingentesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Quingentesimenstimme. Sie ist mit Sexcentesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Sexcentesimenstimme. Sie ist mit Septingentesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Septingentesimenstimme. Sie ist mit Octingentesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Octingentesimenstimme. Sie ist mit Nongentesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Nongentesimenstimme. Sie ist mit Millesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Millesimenstimme. Sie ist mit Bimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Bimillesimenstimme. Sie ist mit Trimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Trimillesimenstimme. Sie ist mit Quadrimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Quadrimillesimenstimme. Sie ist mit Quinmillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Quinmillesimenstimme. Sie ist mit Sexmillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Sexmillesimenstimme. Sie ist mit Septimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Septimillesimenstimme. Sie ist mit Octimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Octimillesimenstimme. Sie ist mit Nonmillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Nonmillesimenstimme. Sie ist mit Decimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Decimillesimenstimme. Sie ist mit Centimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Centimillesimenstimme. Sie ist mit Millimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Millimillesimenstimme. Sie ist mit Bimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Bimillimillesimenstimme. Sie ist mit Trimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Trimillimillesimenstimme. Sie ist mit Quadrimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Quadrimillimillesimenstimme. Sie ist mit Quinmillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Quinmillimillesimenstimme. Sie ist mit Sexmillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Sexmillimillesimenstimme. Sie ist mit Septimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Septimillimillesimenstimme. Sie ist mit Octimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Octimillimillesimenstimme. Sie ist mit Nonmillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Nonmillimillesimenstimme. Sie ist mit Decimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Decimillimillesimenstimme. Sie ist mit Centimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Centimillimillesimenstimme. Sie ist mit Millimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Millimillimillesimenstimme. Sie ist mit Bimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Bimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Trimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Trimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Quadrimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Quadrimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Quinmillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Quinmillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Sexmillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Sexmillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Septimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Septimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Octimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Octimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Nonmillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Nonmillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Decimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Decimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Centimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Centimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Millimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Millimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Bimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Bimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Trimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Trimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Quadrimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Quadrimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Quinmillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Quinmillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Sexmillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Sexmillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Septimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Septimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Octimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Octimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Nonmillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Nonmillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Decimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Decimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Centimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Centimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Millimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Millimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Bimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Bimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Trimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Trimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Quadrimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Quadrimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Quinmillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Quinmillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Sexmillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Sexmillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Septimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Septimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Octimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Octimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Nonmillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Nonmillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Decimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Decimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Centimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Centimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Millimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Millimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Bimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Bimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Trimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Trimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Quadrimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Quadrimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Quinmillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Quinmillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Sexmillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Sexmillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Septimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Septimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Octimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Octimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Nonmillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Nonmillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Decimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Decimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Centimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Centimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Millimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Millimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Bimillimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Bimillimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Trimillimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Trimillimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Quadrimillimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Quadrimillimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Quinmillimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Quinmillimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Sexmillimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Sexmillimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Septimillimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Septimillimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Octimillimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Octimillimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Nonmillimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Nonmillimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Decimillimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Decimillimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Centimillimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Centimillimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Millimillimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Millimillimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Bimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Bimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Trimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Trimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Quadrimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Quadrimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Quinmillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Quinmillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Sexmillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Sexmillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Septimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Septimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Octimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Octimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Nonmillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Nonmillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Decimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Decimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Centimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Centimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Millimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Millimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Bimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Bimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Trimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Trimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Quadrimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Quadrimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Quinmillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Quinmillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Sexmillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Sexmillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Septimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Septimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Octimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Octimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Nonmillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Nonmillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Decimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Decimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Centimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Centimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Millimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Millimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Bimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Bimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Trimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Trimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Quadrimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Quadrimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Quinmillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Quinmillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Sexmillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Sexmillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Septimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Septimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Octimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Octimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Nonmillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Nonmillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Decimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Decimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Centimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Centimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Millimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Millimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Bimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Bimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Trimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Trimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Quadrimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Quadrimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Quinmillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Quinmillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Sexmillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Sexmillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Septimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Septimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Octimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Octimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Nonmillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Nonmillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Decimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Decimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Centimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Centimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Millimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Millimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Bimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Bimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Trimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Trimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Quadrimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Quadrimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Quinmillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Quinmillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Sexmillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Sexmillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Septimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Septimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Octimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Octimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Nonmillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Nonmillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Decimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Decimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Centimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Centimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Millimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Millimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Bimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Bimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Trimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Trimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Quadrimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Quadrimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Quinmillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Quinmillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Sexmillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Sexmillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Septimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Septimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Octimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Octimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Nonmillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Nonmillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Decimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Decimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Centimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Centimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Millimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Millimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Bimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Bimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Trimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Trimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Quadrimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Quadrimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Quinmillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Quinmillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Sexmillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Sexmillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Septimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Septimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Octimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Octimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Nonmillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Nonmillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Decimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Decimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Centimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Centimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Millimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Millimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Bimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Bimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Trimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Trimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Quadrimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Quadrimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Quinmillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Quinmillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Sexmillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Sexmillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Septimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Septimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Octimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Octimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Nonmillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Nonmillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Decimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Decimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Centimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Centimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Millimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Millimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Bimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Bimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Trimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Trimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Quadrimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Quadrimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Quinmillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Quinmillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Sexmillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Sexmillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Septimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Septimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Octimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Octimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Nonmillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Nonmillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Decimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Decimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Centimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Centimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Millimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Millimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Bimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Bimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Trimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Trimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Quadrimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Quadrimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Quinmillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Quinmillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Sexmillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Sexmillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Septimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Septimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Octimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Octimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Nonmillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Nonmillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Decimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Decimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Centimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Centimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Millimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Millimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Bimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Bimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Trimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Trimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimme. Sie ist mit Quadrimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillesimenstimmen versehen. Sie hat 1 Quadrimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimillimill

ſehr intereſſante und zum Theil ergötzliche Anekdoten enthielten, und das Geſpräch des Herausgebers der „Fliegenden Blätter für Muſik“ mit Goethe in deren neueſtem Hefte oder dem ſechsten des zweiten Bandes. Ueber ein früheres Geſpräch deſſelben muſikaliſchen Schriftſtellers mit Goethe haben wir in Nr. 2 d. Bl. f. 1855 berichtet. Diesmal erzählt er, wie er nach ſeiner Rückkehr von Berlin nach Weimar Goethe beſuchte, um ihm über ſeine berliner Erfahrungen und Erlebniſſe Mittheilung zu machen und ihm für die ihm von Goethe auf den Weg mitgegebene Empfehlung zu danken. Er ſchildert recht anſchaulich, wie er ſich auf die Unterredung mit dem außerordentlichen Mann gehörig vorbereitet geglaubt habe, wie aber, je näher die Stunde rückte, ſein altes Uebel, die Schüchternheit, in erſchreckendem Grade geſtiegen ſei. „Während der Bediente mich anmeldete“, erzählt der Herausgeber, „ſtand vor der Thür eigentlich nur mein hämmerndes Herz.“ Indeß auch diesmal verſcheuchte „der Zauber des Empfangs“ ſeine peinliche Verlegenheit. Folgende Bemerkung, welche Goethe im Verlauf ſeines Geſprächs fallen ließ, ſchien uns von beſonderm Intereſſe zu ſein. Goethe hatte ſich dahin ausgeſprochen, daß es mit dem Theater nicht eher wieder beſſer werden könne, als bis die Decorationsmaler und die Maſchiniſten dem Publicum nichts Neues mehr bieten könnten und das Publicum von allem Prunk bis zum Ekel überſättigt ſein würde. Als der Herausgeber, damals noch ein ſehr junger Mann, darauf bemerkte, daß dann glücklicherweiſe noch immer für Jeden die Lectüre übrig bleibe, äußerte Goethe:

Ja, die Buchdruckerkunſt iſt ein Factor, von dem ein zweiter Theil der Welt- und Kunſtgeſchichte datirt, welcher von dem erſten ganz verſchieden iſt; daher wir auch mit Folgerungen aus dem erſten auf den zweiten Theil nicht mehr auskommen.

Als Goethe den Herausgeber ſpäter fragte, ob er Neigung zum Soldatenſtande gehabt habe oder noch habe, und der Muſiker geantwortet hatte, daß es ihm unbegreiflich ſei, wie Jemand Luſt dazu haben könne, wiewol er für ſeine Perſon Kriegsgeſchichten gern leſe und mit Vergnügen davon höre, äußerte Goethe:

So kann Einem alſo eine Sache zugleich widerwärtig und angenehm ſein. Widerwärtig, wenn man ſie ſelbſt unternehmen ſoll, und angenehm, wenn man ſie an Andern wahrnimmt. Wer dieſe Doppelgabe am ausgebreitetſten beſitzt, iſt der Glücklichſte in dieſer Welt. Er kann niemals ohne Intereſſe ſein, folglich niemals Langeweile empfinden.

Der Herausgeber bemerkt hierzu ſehr richtig:

Es wurde mir bei dieſer Rede plötzlich klar, was mir bisher nur dunkel ahnend vorgeſchwebt hatte, woher nämlich der ungeheuere Reichthum Goethe's an ſententiöſen Gedanken rühre. Jedenfalls aus ſeiner von Jugend auf angenommenen Gewohnheit, über jede, auch die geringfügigſte Erſcheinung Betrachtungen anzuſtellen und irgendeinen Allgemeingedanken daraus zu abſtrahiren. Daher die Unzahl von Betrachtungen in ſeinen Schriften, von denen wir glauben, wir hätten ſie ebenſo gut finden können, weil ſie ſo natürlich und überzeugend erſcheinen. Daß wir ſie aber, einmal geleſen, niemals wieder vergeſſen, liegt in einem zweiten Grundſatz, den er ſich gegeben, jedem Gedanken die klarſte, anmuthigſte und gefälligſte Form zu verleihen.

Inzwiſchen hat der greiſe E. M. Arndt, der noch unermüdlich umher, vorwärts und rückwärts Schaunde, eine Erinnerung an Goethe in der „Allgemeinen Zeitung“ (Beilage zu Nr. 241) mitgetheilt, die ſowol des Geſchilderten als des Schildernden wegen von Intereſſe iſt. Arndt ſah Goethe in ſeinem kräftigſten Mannesalter, in den Jahren 1792—94, in Weimar und Jena und dann den Greis 1813 in Dresden und 1815 in Köln, in der Geſellſchaft des Miniſters von Stein. Arndt ſagt:

Man hat Goethe oft einer gewiſſen abſtoßenden Unzugänglichkeit, eines gewiſſen vornehmen Stolzes beſchuldigt. Ich glaube, nichts iſt ungerechter als dieſe Beſchuldigung. Unzugänglichkeit, das mag hin und wieder gelten — wohin hätte der Herrliche vor allem Anlauf und Ueberlauf der oft müßigſten und auflauſchigſten Menſchen ſich retten wollen, wenn er mit Perſon und Herz immer offene Thür gehalten hätte? — aber vornehmer Stolz? Nichts lag dieſem Antlitz und dieſer Haltung ferner als Das, was man gewöhnlich mit den Worten „vornehm“ und „vornehmes Weſen“ meint. Was der flache Junker alten Adels und der unter Hofleuten Gebildete oft umſonſt hat, von dieſem Schein einer falſchen Größe hatte Goethe nichts, und ich möchte behaupten, alle wirklich großen Menſchen haben wol ſelten etwas von dieſem Firniß, womit ein nicht ganz gut gerathenes Gebild ſich unwillkürlich und unbewußt überſtreicht. Stolz, ja ein ſtilles Bewußtſein von Glück und Größe muß ſich ja auch wol unwillkürlich in jedem Großen ausdrücken; der Ausdruck von ſogenannter Vornehmigkeit hängt ſich mehr an die Kleinen und Mittelmäßigen. Friedrich der Große, Miniſter Stein, Goethe haben das Einfachſte, Natürlichſte ausgedrückt, was ſie unmittelbar von Gott bekommen oder durch Streben und Arbeiten edler und großer Art gewonnen hatten. Ich wenigſtens habe in Ausdruck und Weſen keine natürlichern und einfachern Köpfe geſehen als z. B. Goethe's, Stein's, Gneiſenau's. Goethe drückte wie kein anderer Menſch in Geſtalt und Weſen Wahrheit und Klarheit, kurz den ruhigſten, ſelbſtbewußteſten Verſtand aus — eine ernſte, heitere, über das Leben hinſchauende Beſonnenheit und, wenn er lächelte, liebenswürdigſte Freundlichkeit. Herrlicheres Angeſicht konnte kaum ein Sterblicher haben, aber in ſeiner Haltung, wenn er ging oder vor Einem ſtand, war allerdings ein gewiſſes Etwas, eine eigenthümliche Förmlichkeit und Steifigkeit, welche ungeübte oder falſche Betrachter und Beobachter wol auch vornehme Hoffart geſcholten haben.

Es habe ſich nämlich, meint Arndt, in der herrlichen Goethe'ſchen Geſtalt doch eine Unangemeſſenheit bemerkbar gemacht, ſeine Beine ſeien um 6—7 Zoll zu lang geweſen; daher ſeine Steifigkeit, die Viele für Förmlichkeit gehalten hätten, ja dieſe Steifigkeit habe ſich wirklich mit einer gewiſſen Verlegenheit gepaart, wenn Goethe ſehr gewandten und beweglichen jungen Lieutenants aus freiherrlichen oder gräflichen Geſchlechtern gegenübergeſtanden.

Beſondere Aufmerkſamkeit auf die Mittheilung von Briefen und literariſchen Reliquien, welche die weimariſche Periode betreffen, verwendet fortdauernd das „Weimarer Sonntagsblatt“. Ein Brief Wieland's an den Buchhändler Schwan in Manheim vom 4. September 1778 war uns namentlich intereſſant. Schwan, Maler Müller und Dalberg hatten verſchiedene Stellen in den „Abderiten“ als eine Satire auf manheimer Verhältniſſe und ſich bezogen, wodurch ſie übrigens doch nur zugaben, daß die Satire wirklich auf ſie paſſe. Wieland ſchreibt

nun in voller Entrüstung, wie er nicht zu begreifen vermöge, daß ein „so unverständiger Mensch" in der Welt sein könne, der ihn einer solchen persönlichen Satire für fähig halten könnte, und fährt dann fort:

Meine Absicht war nie und ist auch diesmal nicht gewesen, eine Personal- und Localsatire zu schreiben, sondern eine Caricaturgeschichte, wo ich zwar wol einzelne Züge von Individuis nehme, wo aber, meiner Ansicht nach, das Ganze schlechterdings nichts als eine idealisirte Composition der Albernheiten und Narrheiten des ganzen Menschengeschlechts und besonders unserer Zeit und Nation sein soll. Ungerechte, boshafte oder misverstandene Applicationen können bei einem Werke dieser Art nicht verhütet werden. Wäre mir aber eingefallen, hätte mir's, nach meiner simpeln und geradherzigen Art zu denken und zu sein, nur in den Sinn kommen können, daß es möglich sei, daß euch einfallen könne zu glauben, der Hyperbeles z. E. oder Paroxismus sei auf Müllern oder der Schlaps auf Dalbergen oder euch selbst gemünzt: lieber hätt' ich das Mscpt. sogleich ins Feuer geworfen.

Man kann sich übrigens darüber nicht verwundern, daß die Deutschen so selten Spaß verstehen, da es häufig genug vorkommt, daß sie auch den Ernst nicht verstehen. Tieck seinerseits hat in einem demselben Blatte mitgetheilten Briefe aus Baden-Baden vom 3. Juli 1841 an Riemer mit Händen und Füßen sich gegen Riemer's Vorwurf zu wehren, daß er, Tieck, ein ausgemachter Gegner Goethe's sei, er, der früher von Merkel und den Anhängern Herder's und den fanatischen Anbetern Schiller's verfolgt und verleumdet worden sei, weil er Goethe zu hoch gestellt habe und keinen andern Deutschen oder Ausländer so habe gelten lassen wollen. Tieck fährt fort:

Wenn also dieser Tieck, der jetzt 68 Jahre alt ist, zeitlebens fast ausschließend sich nur mit Goethe und Shakspeare beschäftigt hat, wenn ein solcher Kritiker, der seine Kritik immer nur aus der Begeisterung hat schöpfen wollen, nur missennt, entstellt, gar nicht werth ist, mitzusprechen, so habe ich freilich in einem langen Irrthum mein Leben verloren. Die Nachschrift zu Lenz ist übrigens gar nicht von mir, sondern vom Geheimrath Rehberg, der keinen Sinn für den „Faust" hatte und den „Manfred" viel zu hoch stellte. Ich gestehe, ich habe dem Byron die fast unbedingte Bewunderung nicht abgewinnen können. Da ist Goethe, vorzüglich im ersten „Faust", ein gar anderer Dichter.

Was man sich in Deutschland Alles auf den Kopf sagen lassen muß! Tieck, von Riemer unter die Anklage der Goetheverachtung oder Goetheverkleinerung gestellt — es gibt nichts Wunderlicheres.

Ein sehr schätzbarer Beitrag zur Kenntniß der weimarischen Periode verspricht die von der Meidinger'schen Buchhandlung in Frankfurt unter dem Titel „Aus Herder's Nachlaß" als demnächst erscheinend angekündigte Briefsammlung zu werden, welche in drei Bänden ungedruckte Briefe von Herder, Goethe, Schiller, Klopstock, Lenz, Jean Paul, Claudius, Lavater, F. Jacobi, Mendelssohn, Hamann, Forster, Zimmermann und Karoline Flachsland enthalten wird. Die Besorgung der Herausgabe haben H. Düntzer und F. Gottfried von Herder in Albisheim, ein Enkel Herder's, übernommen. Es wird im Prospect darauf aufmerksam gemacht, daß namentlich Goethe's Briefe von „allerhöchster Bedeutung" sein werden. Sie gehören zum Theil seiner frisch sprudelnden Jugendzeit, den Jahren 1771—72, zum Theil den Jahren 1775—76 an; sie sollen, wie im Prospect versichert wird, sehr aufklärend für Herder's Berufung nach Weimar sein und das zwischen Goethe und Herder von 1783—94 obwaltende herzliche Freundschaftsverhältniß in das hellste Licht stellen. Der Briefwechsel zwischen Herder und seiner Braut, Karoline Flachsland, vom April 1771 bis zu der am 22. Mai 1773 erfolgten Verheirathung reichend,

klärt nicht allein (wie es im Prospect heißt) die Misverständnisse zwischen dem seltenen Paare, wie man sie seither ansah, glücklich auf, sondern bringt auch Goethe's Verhältniß zum darmstädter Kreise, besonders zu Merck und dem empfindelnden Leuchsenring lebendig vor Augen. Ein längst gedrucktes, aber nirgends gewürdigtes Gedicht wird durch diese Briefe als Goethe's Werk nachgewiesen, und über die bisher misdeuteten Gedichte „An Uranien" und „Pilgers Morgenlied" erhalten wir hier die merkwürdigsten Aufschlüsse.

Als höchst anziehend werden unter den übrigen Briefen besonders noch die von Claudius empfohlen, die in ihrer „wunderlich spielenden Gutmüthigkeit" um so größere Beachtung verdienen, je kleiner gerade die Zahl der von ihm bisher bekannt gewordenen Briefe ist. Ueberhaupt wird uns dieser Briefwechsel in einen ganz andern Kreis der merkwürdigsten Persönlichkeiten einführen, als derjenige war, mit dem uns die bisher veröffentlichten Briefschaften aus der weimarischen Periode bekannt machten, und wir hoffen, daß auch das Bild Herder's selbst, der trotz seiner nicht hoch genug zu schätzenden Verdienste um die Entwickelung des deutschen Geisteslebens in letzter Zeit so häufig und absichtlich verkannt und garstig beleumundet wurde, durch diesen Briefwechsel von manchen darauf geworfenen falschen Reflexen und übelgemeinten Uebermalungen gereinigt werden wird.

Noch rechtzeitig, um sie, zugleich mit der eben erschienenen dritten Auflage von Johannes Falk's bekannter nachgelassener Schrift: „Goethe aus näherm persönlichen Umgange dargestellt" (Leipzig, Brockhaus, 1856) und einer neuen, das siebenundzwanzigste Bändchen der „Unterhaltenden Belehrungen" bildenden Schrift von Robert Prutz: „Goethe. Eine biographische Schilderung", wenigstens vorläufig am Schlusse unsers Artikels anzeigen zu können, kam uns die zweite vermehrte Ausgabe des Goethe-Schiller'schen Briefwechsels zu:

Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe in den Jahren 1794—1805. Zweite, nach den Originalhandschriften vermehrte Ausgabe. Zwei Bände. Stuttgart, Cotta. 1856. Gr. 8. 3 Thlr. 6 Ngr.

Als Herausgeber werden wir wol Hermann Hauff betrachten müssen, der das kurze Vorwort unterzeichnet hat und darin unter Anderm mit vollem Recht bemerkt, das keines der Völker, an deren Leben die neuere Cultur hängt, ein ähnliches literarisches Denkmal aufzuweisen habe, welches an Großartigkeit und umfassender Bedeutung diesem Briefwechsel gleich käme. Auch ist die Veröffentlichung dieses Briefwechsels über jeden noch so leisen Vorwurf von Indiscretion und Misbrauch erhaben, da Goethe selbst es war, der wenige Jahre vor seinem Tode,

1829, ihn zuerst veröffentlichte, freilich mit Weglassung einer nicht unbedeutenden Zahl von Briefen und Briefstellen, die seiner Ansicht nach damals noch verletzen oder auch nur unangenehm berühren konnten. Daneben griff er, um nicht zu viele und zu starke Schnitte machen zu müssen, zu dem Mittel, sehr viele der aufgeführten Personen mit Initialen und sogar mit falschen zu bezeichnen und so die meisten wenigstens dem großen Publicum unkenntlich zu machen. Auch scheint Manches in der That nur aus Versehen in die erste Ausgabe nicht mitaufgenommen worden zu sein. Es war übrigens keineswegs Goethe's Meinung, daß Das, was er in der ersten Ausgabe ausschied, verloren sein sollte. Nach seiner Sitte versiegelte er nach dem Abdrucke sämmtliche Papiere und verordnete, daß vor dem Jahre 1850 das Siegel nicht gelöst und der Briefwechsel nicht wieder aufgelegt werden dürfe. Erst jetzt ist es möglich geworden, diese zweite vervollständigte Ausgabe herzustellen, die Alles enthält, was Goethe in der ersten dem Publicum noch vorenthalten zu müssen glaubte. Dabei ist die Reihefolge der Briefe soweit möglich berichtigt und ein Register beigefügt, das Vielen willkommen sein wird. Sobald wir Zeit gewonnen haben werden, diese zweite mit der ersten Ausgabe genau zu vergleichen, gedenken wir auf erstere in einem eigenen Artikel zurückzukommen, insofern wir uns dazu durch die in der gegenwärtigen neuen Auflage enthaltenen Vermehrungen und Bereicherungen, wie wir nicht zweifeln, aufgefodert und in Stand gesetzt sehen sollten.

Hermann Marggraff.

Zur Terrainkunde vom militärischen Standpunkte.

Praktische Anleitung zur Recognoscirung und Beschreibung des Terrains aus dem taktischen Gesichtspunkte. Für Offiziere aller Grade und Waffen bearbeitet und durch Beispiele erläutert von Pz. Zweite, vermehrte und verbesserte Ausgabe. Adorf, Verlags-Bureau. 1855. Gr. 8. 2 Thlr.

Schon die erste Auflage dieses gediegenen Werks übertraf Alles, was vorher in diesem Felde geleistet worden, die zweite enthält des Neuen und Interessanten zur Erläuterung des wichtigen Gegenstandes soviel, daß es nicht genug empfohlen werden kann. Mit Recht hat es der Verfasser den Offizieren aller Grade und Waffen gewidmet, denn das Terrain erlangt eine immer höhere Bedeutung, je mehr die Taktik dasselbe zu benutzen versteht; und wenn der Feldherr es für seine Heeresmassen recognosciren und richtig wählen muß, so bedarf auch der jüngste Lieutenant, ja der Unteroffizier, der mit einer Patrouille entsendet wird, für seinen kleinen taktischen Wirkungskreis der Kenntniß vom Terrain und der Terrainbenutzung. Aus dem Werke von Pz. kann Jeder lernen; es behandelt den Stoff so wissenschaftlich, daß es den strengsten Ansprüchen höherer Befehlshaber genügt, und doch wieder so klar und einfach, wie es für den praktischen Gebrauch jüngerer Militärs nur zu wünschen ist. Auf diese praktische Seite legen wir den größten Werth, denn wir haben in frühern Tagen zu oft persönlich gesehen, wie sonst tüchtige Leute, wenn sie den Exercirplatz verließen, in sehr einfachem Terrain schon in Verlegenheit kamen, weil sie es weder zu beurtheilen noch zu benutzen verstanden, in schwierigen Oertlichkeiten aber geradezu den Kopf verloren und Maßregeln ergriffen, für welche man sie im Ernste der Wirklichkeit vor ein Kriegsgericht gestellt hätte. Das hat sich nun im Laufe der Zeit sehr geändert: die Friedensübungen sind zweckmäßiger angeordnet, aber es fehlt noch viel, ehe sie Das leisten werden, was sie leisten sollen. Recognoscirungen, mit taktischen Aufgaben verbunden, sind dazu besonders förderlich und eine größere Ausdehnung derselben, mit Heranziehung älterer und jüngerer Offiziere aller Waffen, selbst unter Betheiligung intelligenter Unteroffiziere, kann nur wünschenswerth sein. Der Verfasser erklärt sich mit Recht gegen das Verfahren, ein Terrain nur immer aus allgemeinen Gesichtspunkten zu recognosciren; das stapelt allerdings Material für alle denkbaren Fälle auf, stürzt es aber leicht aufeinander, daß es wenig Nutzen haben kann. Fruchtbringender ist es, bestimmte taktische Zwecke der Recognoscirung zugrunde zu legen. So geht der Verfasser an seine Aufgabe.

Das vorliegende Werk hat zwei Abtheilungen, deren erste zum Anfang die ältern und neuern Ansichten über den Einfluß des Terrains auf die Kriegführung beleuchtet. Es ist das Gediegenste, was über dies wichtige Thema je geschrieben worden ist, so interessant zugleich vorgetragen, daß es selbst den buchscheusten jüngern Kameraden, der sonst mit einem wahren Ekel an eine strenge Lectüre geht, fesseln muß. Nicht wenig trägt dazu bei, daß der Verfasser, der in seiner unabhängigen Stellung die Kriegsereignisse der Neuzeit mit scharfem Blick und freiem Urtheil verfolgt, die modernsten Kriegsschauplätze in den Kreis der Betrachtung zieht und auf ihnen Beweise für seine Lehren sammelt.

Wiederholt legt er den Kriegstheoretikern ans Herz, endlich darauf zu verzichten, die Kriegführung in ein streng wissenschaftliches System bringen zu wollen, weil die Wandelbarkeit der Elemente und nicht minder auch die Veränderlichkeit ihrer gegenseitigen Beziehungen dies ganz unmöglich macht. So wahr dies ist, so wenig wird es doch die Systematiker von ihrem Sisyphustreiben abbringen — die Neigung dazu wird auf den höhern Militärbildungsanstalten nur zu sehr genährt. Unter den misverstandenen taktischen Wahrnehmungen, die viel Uebel erzeugt haben, ist die von den Vortheilen hoher Punkte eine der bemerkenswerthesten, sie hat zu der sogenannten Ueberhöhungstheorie geführt, welche sich den traurigsten Erfahrungen zum Trotz mit ihren Stellungen auf Wasserscheiden und ihren Schlüsselpunkten noch bis in die Napoleon'sche Zeit auf dem Kriegstheater und seitdem wenigstens noch, gleichsam in Spiritus gesetzt, in den Lehrbüchern erhalten hat. Der Verfasser schlägt sie durch die Kriegsgeschichte zu Boden; er fragt ironisch: ob der Besitz des Brockens über den Besitz von Hannover, der des Zobten über Schlesiens Besitz entscheidet? Aber todtzuschlagen wird die Schlüsseltheorie in der Strategie nicht sein, solange diese noch Scheingründe in der Taktik finden kann, wo allerdings beherrschende Punkte vorkommen. An diese Betrachtungen knüpft sich die der Gebirgsrücken als „strategischer Barrièren". Zwischen den beiden Extremen einer Zersplitterung in Posten, welche den Feind zum Durchbruch und einer Centralstellung auf den höchsten Punkten, die ihn zur Umgehung einladet, wird der Mittelweg darin gefunden, auf den Hauptübergängen mehre, immer stärker werdende Posten hintereinander aufzustellen. Es ist dies die Idee des stufenden Widerstandes, welche der Verfasser auch in andern Werken der Defensive zugrunde gelegt hat. Mit großem Interesse wird unstreitig gelesen werden, was in Beziehung auf Gebirge und Flußthäler über die Operationen der Russen zur Ueberschreitung des Balkan, wodurch dieselbe verhindert worden, und über das Tschernajathal gesagt ist. Viel bessere strategische Barrièren als Gebirgsrücken und enge Flußthäler sind große Ströme in der Ebene; gleichwol zeigt die Geschichte soviel Beispiele gelungener Uebergänge, die Theorie der Flußvertheidigung muß also bisher sehr mangelhaft gewesen sein. Der Verfasser erkennt in allen seinen Werken die großen Verdienste des verstorbenen Generals von Clausewitz um die Kriegskunst an, so auch hier, indem er anführt, wie er zuerst eine richtige Theorie der Flußvertheidigung mit seltener Klarheit aufgestellt hat. Seitdem haben aber ge-

[illegible] [illegible] [illegible] [

Das Kapitel der Kosten und Mittel ist unerschöpflich. Es hat allein schon Bände gefüllt und wird noch Bände füllen. Es ist ein Kapitel, das jeden Tag neu geschrieben werden muß, weil jeden Tag neue, unerhörte Kosten und Mittel auftauch

Proceedings of the Royal Society of London, Vol. 45, (1889), pp. 1-18

On Electrical Oscillations, and the Velocity of Electric Signals along Bare Wires.

By Oliver Heaviside, F.R.S.

Received December 20, 1888,—Read January 17, 1889.

Introduction and Theory.

gegen zu eifern. Berlin ſonderlich leidet von den Schwindeleien der Sommerbühnen unerträglich. Die Sommerbühnen mögen ihr Angenehmes haben, aber ihr Gutes haben ſie nicht. Die Gebildeten haben auch heute ſchon die Verderblichkeit dieſer Inſtitute erkannt, welche dem Kunſtſinne des Volks einen allmäligen Ruin bereiten und die Herren Künſtler kaum eine noblere Figur ſpielen laſſen als die Komödianten, welche beim Schall einer Trompete durch das Dorf reiten, um das verehrliche Publicum zur Abendvorſtellung einzuladen. Leider umgeben ſich die Directoren von Sommertheatern mit Individuen, welche mit ihren Fabrikaten die Achtung des Volks für Kunſt und Künſtler vernichten helfen und ihm Begriffe von der Literatur beibringen, die alle Träger derſelben im Auge der großen Maſſe gleichſtehend mit jenen Herren „Literaten" erſcheinen läßt, welche vom Berufe einer erhabenen Kunſt gar keine Begriffe haben, ſondern dieſelbe zu einem Handwerk herabwürdigen, die, anſtatt Lehrer des Volks zu ſein, nur wie Taſchenſpieler und Poſſenreißer die Menge zu unterhalten ſuchen und dabei noch die Keckheit haben, ſich ſtolz an ihre Bruſt zu ſchlagen und wie putains über ehrbare Frauen die Naſe über unſere beſſern dramatiſchen Talente zu rümpfen.

Einen kleinen Troſt erblickt unſere Literatur in der immer mehr ſich befeſtigenden Schiller-Stiftung. In Berlin zumal war es keine Kleinigkeit, einen Zweigverein der Schiller-Stiftung zuſtande zu bringen. Es mag in andern Städten unter den literariſchen Geiſtern auch gerade keine große Innigkeit und ſehr wenig esprit de corps herrſchen, aber Berlins Schriftſteller haben denn doch vornehmlich etwas Ehrliches darin geleiſtet, durch Zwietracht jede Centraliſation der Geiſter zu hemmen. Trotz der Gleichgültigkeit unter den berliner Schriftſtellern ſelbſt hat ſich nach vielen Anſtrengungen indeſſen ein Zweigverein der Schiller-Stiftung conſtituirt und als Introduction weiterer Thätigkeit einen Aufruf zu Beiträgen ergehen laſſen. Alle Gebildeten haben die Schiller-Stiftung willkommen geheißen, aber wenn auch der Anfang zu hoffnungsvollen Erwartungen berechtigt, ſo mögen die Leiter des Central- und der Filialcomités nicht vergeſſen, daß das deutſche Publicum eine äußerſt zähe Natur hat, daß eine aufrichtige Hochachtung, eine wahre Liebe zu deutſcher Nationalliteratur und ein nationaler Stolz auf deutſche Dichter verhältnißmäßig nur ſehr Wenigen innewohnen. Unabläſſig müßte denn die Schiller-Stiftung dahin wirken, populär zu werden, umſomehr, als bei etwa verminderter Vorthätigkeit derſelben ihre eigentliche, bis zum Jahre 1859 verſchobene Wirkſamkeit leicht der Gleichgültigkeit und dem Kaltſinn des deutſchen Volks begegnen könnte.

In einem frühern Aufſatze hatte ich ſchon Bedenken gegen die Beſtimmung erhoben, wonach die Wohlthaten der Schiller-Stiftung nur einſeitig verdienten Dichtern zugute kommen würden. Ich möchte, da ſich die Schiller-Stiftung doch vielfach auf die pariſer Société des gens de lettres beruft, die Verſchmelzung noch anderer nützlicher Zwecke mit dem Hauptzweck der Schiller-Stiftung den Leitern derſelben zur Beachtung anheimgeben. Die Société des gens de lettres zu Paris gewährt ihren Mitgliedern einen Schutz gegen das Raubweſen der kleinen Journale und erhöht dadurch um ein Bedeutendes das Einkommen der Autoren. Bei uns in Deutſchland gibt es ja erſt recht eine kaum glaubliche Anzahl von dergleichen Raubblättern, die nur durch ihr Flibuſtierhandwerk exiſtiren und zum großen Theil ſelbſt viel beſſere Geſchäfte machen als diejenigen, welche den Autoren Honorar für ihre geiſtige Arbeit zahlen. Genügenden Schutz dagegen leihen unſere Geſetze nicht und zwar aus dem Grunde, weil es keine drängende Macht gibt, dergleichen Geſetze zu bewirken. Die Aſſociation iſt aber die ſtärkſte und gewichtigſte Macht. Eine Aſſociation der Schriftſteller, wie die Schiller-Stiftung ſie mit erhöhter Leichtigkeit anbahnen könnte, wird ſicherlich Geſetze erwirken können, welche die Tagelöhner des Geiſtes vor dem Diebſtahl des Zeitſchriftengeſchmeißes ſchützt, und ohne Schwierigkeit die Befugniß erhalten, zu Gunſten des Autors, der Mitglied der Schiller-Stiftung iſt, einen Honorarſatz von demjenigen Blatte zu erheben, welches Arbeiten deſſelben in ſeinen Spalten abdruckt. Verbeſſert ſich einestheils dadurch die Lage der meiſten deutſchen Autoren weſentlich, ſo bewirkt die Ausſicht ſolcher materiellen Vortheile auch andererſeits ein Intereſſe, eine Theilnahme und directe Mitgliedſchaft der Schriftſteller, welche rein geiſtige Vortheile nur ſehr ſchwer zuſammen zu halten vermögen. Schließlich wird auch eine Aſſociation der Schriftſteller als eine Macht mit ihren Maßregeln, Wünſchen, Zwecken und Abſichten überall weſentliche Veränderungen bewirken, ja vielleicht eine noch als märchenhaft geträumte deutſche Einigkeit der Geiſter zuwege bringen können. Durch ſolche Aſſociation, die ſich auch in literariſchen Rechtfragen nützlich zu erweiſen vermag, hat die Société des gens de lettres zu Paris vielfach einen gemeinſamen Geiſt des Nationalismus in die franzöſiſche Literatur getragen; ich glaube, wir hätten in Deutſchland ein ähnliches Streben recht ſehr vonnöthen.

Auch in unſerm Vaterlande würden ſich wie in Paris Mäcene einer ſolchen Aſſociation finden, wenn ſie überzeugt ſein könnten, daß durch ihre Wohlthaten ein gemeinſamer edler Nutzen geſtiftet würde; auch Deutſchland würde wol einen Dr. Véron finden können, welcher Preiſe zu Gunſten der Schriftſtellergeſellſchaft auszuſetzen ſich veranlaßt fühlte. Die Fonds der Geſellſchaft, theils durch Beiträge der Mitglieder gebildet, welche Schutz und Vortheile von der Geſellſchaft ziehen, theils durch Capitalien edelherziger Literaturfreunde, möglicherweiſe ſelbſt durch Zuſchüſſe deutſcher Fürſten erhöht, vermöchten in ſolchem Falle nicht allein unverſchuldet in Noth gerathenen Schriftſtellern Unterſtützung zu gewähren, ſondern würden ſelbſt eine Preisausſetzung ermöglichen können, welche dem Eifer und dem Ehrgeiz anſtrebender Talente ſtets einen mächtigen Hebel verleiht. Man braucht hierbei nur auf die Preisbewerbungen der pariſer Société des gens de lettres hinzuweiſen, auf den prächtigen Concurs und die geerntete Ehre, welche vor einigen Monaten die Sieger daſelbſt erhalten haben.*) Noch eine dritte Wohlthat würde eine ſolche Aſſociation auszuüben vermögen, nicht kleiner als die andern. Es iſt bekannt, wie ſchwer es oft unbekannten, ja ſelbſt geſchätzten Autoren wird, ihre Werke bei einem Verleger unterzubringen, und noch wie viel ſchwieriger, einen Lohn für die Producte ihres Geiſtes zu erlangen. Die Société des gens de lettres, welche bis vor einigen Jahren gar keine bedeutendern Mäcene hatte, ſondern ihre höchſt beſcheidenen Fonds nur durch die Beiträge von etwa 150 Schriftſtellern gebildet hatte, nahm trotzdem auf die Noth ſolcher Autoren Bedacht und zahlte für Werke, die keinen zahlenden Verleger finden konnten, nach Prüfung derſelben ein höchſt bedeutende Vorſchüſſe an den Autor. Da das permanente Prüfungscomité mit einer Menge von Buchhändlern in Verbindung war, ſo wurde das auf ſolche Weiſe erworbene Manuſcript mit Leichtigkeit zu dem ſtatutenmäßigen Preiſe von 40 Fr. pro Bogen an einen derſelben verkauft und nach Abzug von kleinen Procentſätzen und des geleiſteten Vorſchuſſes das Uebrige dem Schriftſteller zugeſtellt. Oft kam es auch vor, daß die Geſellſchaft den Bogen zu 50, 60 und 80 Fr. verkaufte, wonach alsdann das Plus über die ſtipulirten 40 Fr. dem Geſellſchaftsfonds einverleibt wurde, welcher damit wiederum zu einer achtungswerthen Vermehrung kam. Ich könnte mehre jetzt ſehr bekannte franzöſiſche Autoren, deren Werke auf ſolchem Wege gedruckt, bekannt und belohnt wurden, nennen. Vielleicht nehmen die an der Spitze der Schiller-Stiftung ſtehenden Geiſter von dieſen Vorſchlägen Notiz, um deren Ausführung mit ihrem urſprünglichen Zweck in geeigneter Weiſe in Verbindung zu ſetzen.

*) Ueber dieſen Punkt könnte man auch wol anderer Anſicht ſein. Wenigſtens lauten die meiſten Stimmen dahin, daß die mit dem Breton'ſchen Preiſe gekrönten Abhandlungen und Dichtungen nicht gerade als Zierden der franzöſiſchen Literatur gelten können. D. Red.

Nr. 1. Gesetz, betreffend die Ausführung des Gesetzes über die Verpflichtung zur Armenpflege vom 30. Juni 1870. Vom 1. Juli 1870. 1

Nr. 2. Gesetz, betreffend die Ausführung des Gesetzes über die Verpflichtung zur Armenpflege vom 30. Juni 1870. Vom 1. Juli 1870. 2

Nr. 3. Gesetz, betreffend die Ausführung des Gesetzes über die Verpflichtung zur Armenpflege vom 30. Juni 1870. Vom 1. Juli 1870. 3

Nr. 4. Gesetz, betreffend die Ausführung des Gesetzes über die Verpflichtung zur Armenpflege vom 30. Juni 1870. Vom 1. Juli 1870. 4

Nr. 5. Gesetz, betreffend die Ausführung des Gesetzes über die Verpflichtung zur Armenpflege vom 30. Juni 1870. Vom 1. Juli 1870. 5

Nr. 6. Gesetz, betreffend die Ausführung des Gesetzes über die Verpflichtung zur Armenpflege vom 30. Juni 1870. Vom 1. Juli 1870. 6

Nr. 7. Gesetz, betreffend die Ausführung des Gesetzes über die Verpflichtung zur Armenpflege vom 30. Juni 1870. Vom 1. Juli 1870. 7

Nr. 8. Gesetz, betreffend die Ausführung des Gesetzes über die Verpflichtung zur Armenpflege vom 30. Juni 1870. Vom 1. Juli 1870. 8

Nr. 9. Gesetz, betreffend die Ausführung des Gesetzes über die Verpflichtung zur Armenpflege vom 30. Juni 1870. Vom 1. Juli 1870. 9

Nr. 10. Gesetz, betreffend die Ausführung des Gesetzes über die Verpflichtung zur Armenpflege vom 30. Juni 1870. Vom 1. Juli 1870. 10

Nr. 11. Gesetz, betreffend die Ausführung des Gesetzes über die Verpflichtung zur Armenpflege vom 30. Juni 1870. Vom 1. Juli 1870. 11

Nr. 12. Gesetz, betreffend die Ausführung des Gesetzes über die Verpflichtung zur Armenpflege vom 30. Juni 1870. Vom 1. Juli 1870. 12

Nr. 13. Gesetz, betreffend die Ausführung des Gesetzes über die Verpflichtung zur Armenpflege vom 30. Juni 1870. Vom 1. Juli 1870. 13

Nr. 14. Gesetz, betreffend die Ausführung des Gesetzes über die Verpflichtung zur Armenpflege vom 30. Juni 1870. Vom 1. Juli 1870. 14

Nr. 15. Gesetz, betreffend die Ausführung des Gesetzes über die Verpflichtung zur Armenpflege vom 30. Juni 1870. Vom 1. Juli 1870. 15

Nr. 16. Gesetz, betreffend die Ausführung des Gesetzes über die Verpflichtung zur Armenpflege vom 30. Juni 1870. Vom 1. Juli 1870. 16

Nr. 17. Gesetz, betreffend die Ausführung des Gesetzes über die Verpflichtung zur Armenpflege vom 30. Juni 1870. Vom 1. Juli 1870. 17

Nr. 18. Gesetz, betreffend die Ausführung des Gesetzes über die Verpflichtung zur Armenpflege vom 30. Juni 1870. Vom 1. Juli 1870. 18

Nr. 19. Gesetz, betreffend die Ausführung des Gesetzes über die Verpflichtung zur Armenpflege vom 30. Juni 1870. Vom 1. Juli 1870. 19

Nr. 20. Gesetz, betreffend die Ausführung des Gesetzes über die Verpflichtung zur Armenpflege vom 30. Juni 1870. Vom 1. Juli 1870. 20

Nr. 21. Gesetz, betreffend die Ausführung des Gesetzes über die Verpflichtung zur Armenpflege vom 30. Juni 1870. Vom 1. Juli 1870. 21

Nr. 22. Gesetz, betreffend die Ausführung des Gesetzes über die Verpflichtung zur Armenpflege vom 30. Juni 1870. Vom 1. Juli 1870. 22

Nr. 23. Gesetz, betreffend die Ausführung des Gesetzes über die Verpflichtung zur Armenpflege vom 30. Juni 1870. Vom 1. Juli 1870. 23

Nr. 24. Gesetz, betreffend die Ausführung des Gesetzes über die Verpflichtung zur Armenpflege vom 30. Juni 1870. Vom 1. Juli 1870. 24

Nr. 25. Gesetz, betreffend die Ausführung des Gesetzes über die Verpflichtung zur Armenpflege vom 30. Juni 1870. Vom 1. Juli 1870. 25

Nr. 26. Gesetz, betreffend die Ausführung des Gesetzes über die Verpflichtung zur Armenpflege vom 30. Juni 1870. Vom 1. Juli 1870. 26

Nr. 27. Gesetz, betreffend die Ausführung des Gesetzes über die Verpflichtung zur Armenpflege vom 30. Juni 1870. Vom 1. Juli 1870. 27

Nr. 28. Gesetz, betreffend die Ausführung des Gesetzes über die Verpflichtung zur Armenpflege vom 30. Juni 1870. Vom 1. Juli 1870. 28

Nr. 29. Gesetz, betreffend die Ausführung des Gesetzes über die Verpflichtung zur Armenpflege vom 30. Juni 1870. Vom 1. Juli 1870. 29

Nr. 30. Gesetz, betreffend die Ausführung des Gesetzes über die Verpflichtung zur Armenpflege vom 30. Juni 1870. Vom 1. Juli 1870. 30

Nr. 31. Gesetz, betreffend die Ausführung des Gesetzes über die Verpflichtung zur Armenpflege vom 30. Juni 1870. Vom 1. Juli 1870. 31

Nr. 32. Gesetz, betreffend die Ausführung des Gesetzes über die Verpflichtung zur Armenpflege vom 30. Juni 1870. Vom 1. Juli 1870. 32

Nr. 33. Gesetz, betreffend die Ausführung des Gesetzes über die Verpflichtung zur Armenpflege vom 30. Juni 1870. Vom 1. Juli 1870. 33

Nr. 34. Gesetz, betreffend die Ausführung des Gesetzes über die Verpflichtung zur Armenpflege vom 30. Juni 1870. Vom 1. Juli 1870. 34

Nr. 35. Gesetz, betreffend die Ausführung des Gesetzes über die Verpflichtung zur Armenpflege vom 30. Juni 1870. Vom 1. Juli 1870. 35

Nr. 36. Gesetz, betreffend die Ausführung des Gesetzes über die Verpflichtung zur Armenpflege vom 30. Juni 1870. Vom 1. Juli 1870. 36

Nr. 37. Gesetz, betreffend die Ausführung des Gesetzes über die Verpflichtung zur Armenpflege vom 30. Juni 1870. Vom 1. Juli 1870. 37

Nr. 38. Gesetz, betreffend die Ausführung des Gesetzes über die Verpflichtung zur Armenpflege vom 30. Juni 1870. Vom 1. Juli 1870. 38

Nr. 39. Gesetz, betreffend die Ausführung des Gesetzes über die Verpflichtung zur Armenpflege vom 30. Juni 1870. Vom 1. Juli 1870. 39

Nr. 40. Gesetz, betreffend die Ausführung des Gesetzes über die Verpflichtung zur Armenpflege vom 30. Juni 1870. Vom 1. Juli 1870. 40

Nr. 41. Gesetz, betreffend die Ausführung des Gesetzes über die Verpflichtung zur Armenpflege vom 30. Juni 1870. Vom 1. Juli 1870. 41

Nr. 42. Gesetz, betreffend die Ausführung des Gesetzes über die Verpflichtung zur Armenpflege vom 30. Juni 1870. Vom 1. Juli 1870. 42

Nr. 43. Gesetz, betreffend die Ausführung des Gesetzes über die Verpflichtung zur Armenpflege vom 30. Juni 1870. Vom 1. Juli 1870. 43

Nr. 44. Gesetz, betreffend die Ausführung des Gesetzes über die Verpflichtung zur Armenpflege vom 30. Juni 1870. Vom 1. Juli 1870. 44

Nr. 45. Gesetz, betreffend die Ausführung des Gesetzes über die Verpflichtung zur Armenpflege vom 30. Juni 1870. Vom 1. Juli 1870. 45

Nr. 46. Gesetz, betreffend die Ausführung des Gesetzes über die Verpflichtung zur Armenpflege vom 30. Juni 1870. Vom 1. Juli 1870. 46

Nr. 47. Gesetz, betreffend die Ausführung des Gesetzes über die Verpflichtung zur Armenpflege vom 30. Juni 1870. Vom 1. Juli 1870. 47

Nr. 48. Gesetz, betreffend die Ausführung des Gesetzes über die Verpflichtung zur Armenpflege vom 30. Juni 1870. Vom 1. Juli 1870. 48

Nr. 49. Gesetz, betreffend die Ausführung des Gesetzes über die Verpflichtung zur Armenpflege vom 30. Juni 1870. Vom 1. Juli 1870. 49

Nr. 50. Gesetz, betreffend die Ausführung des Gesetzes über die Verpflichtung zur Armenpflege vom 30. Juni 1870. Vom 1. Juli 1870. 50

Nr. 51. Gesetz, betreffend die Ausführung des Gesetzes über die Verpflichtung zur Armenpflege vom 30. Juni 1870. Vom 1. Juli 1870. 51

Nr. 52. Gesetz, betreffend die Ausführung des Gesetzes über die Verpflichtung zur Armenpflege vom 30. Juni 1870. Vom 1. Juli 1870. 52

Nr. 53. Gesetz, betreffend die Ausführung des Gesetzes über die Verpflichtung zur Armenpflege vom 30. Juni 1870. Vom 1. Juli 1870. 53

Nr. 54. Gesetz, betreffend die Ausführung des Gesetzes über die Verpflichtung zur Armenpflege vom 30. Juni 1870. Vom 1. Juli 1870. 54

Nr. 55. Gesetz, betreffend die Ausführung des Gesetzes über die Verpflichtung zur Armenpflege vom 30. Juni 1870. Vom 1. Juli 1870. 55

Nr. 56. Gesetz, betreffend die Ausführung des Gesetzes über die Verpflichtung zur Armenpflege vom 30. Juni 1870. Vom 1. Juli 1870. 56

Nr. 57. Gesetz, betreffend die Ausführung des Gesetzes über die Verpflichtung zur Armenpflege vom 30. Juni 1870. Vom 1. Juli 1870. 57

Nr. 58. Gesetz, betreffend die Ausführung des Gesetzes über die Verpflichtung zur Armenpflege vom 30. Juni 1870. Vom 1. Juli 1870. 58

Nr. 59. Gesetz, betreffend die Ausführung des Gesetzes über die Verpflichtung zur Armenpflege vom 30. Juni 1870. Vom 1. Juli 1870. 59

Nr. 60. Gesetz, betreffend die Ausführung des Gesetzes über die Verpflichtung zur Armenpflege vom 30. Juni 1870. Vom 1. Juli 1870. 60

Nr. 61. Gesetz, betreffend die Ausführung des Gesetzes über die Verpflichtung zur Armenpflege vom 30. Juni 1870. Vom 1. Juli 1870. 61

Nr. 62. Gesetz, betreffend die Ausführung des Gesetzes über die Verpflichtung zur Armenpflege vom 30. Juni 1870. Vom 1. Juli 1870. 62

Nr. 63. Gesetz, betreffend die Ausführung des Gesetzes über die Verpflichtung zur Armenpflege vom 30. Juni 1870. Vom 1. Juli 1870. 63

Nr. 64. Gesetz, betreffend die Ausführung des Gesetzes über die Verpflichtung zur Armenpflege vom 30. Juni 1870. Vom 1. Juli 1870. 64

Nr. 65. Gesetz, betreffend die Ausführung des Gesetzes über die Verpflichtung zur Armenpflege vom 30. Juni 1870. Vom 1. Juli 1870. 65

Nr. 66. Gesetz, betreffend die Ausführung des Gesetzes über die Verpflichtung zur Armenpflege vom 30. Juni 1870. Vom 1. Juli 1870. 66

Nr. 67. Gesetz, betreffend die Ausführung des Gesetzes über die Verpflichtung zur Armenpflege vom 30. Juni 1870. Vom 1. Juli 1870. 67

Nr. 68. Gesetz, betreffend die Ausführung des Gesetzes über die Verpflichtung zur Armenpflege vom 30. Juni 1870. Vom 1. Juli 1870. 68

Nr. 69. Gesetz, betreffend die Ausführung des Gesetzes über die Verpflichtung zur Armenpflege vom 30. Juni 1870. Vom 1. Juli 1870. 69

Nr. 70. Gesetz, betreffend die Ausführung des Gesetzes über die Verpflichtung zur Armenpflege vom 30. Juni 1870. Vom 1. Juli 1870. 70

Nr. 71. Gesetz, betreffend die Ausführung des Gesetzes über die Verpflichtung zur Armenpflege vom 30. Juni 1870. Vom 1. Juli 1870. 71

Nr. 72. Gesetz, betreffend die Ausführung des Gesetzes über die Verpflichtung zur Armenpflege vom 30. Juni 1870. Vom 1. Juli 1870. 72

Nr. 73. Gesetz, betreffend die Ausführung des Gesetzes über die Verpflichtung zur Armenpflege vom 30. Juni 1870. Vom 1. Juli 1870. 73

Nr. 74. Gesetz, betreffend die Ausführung des Gesetzes über die Verpflichtung zur Armenpflege vom 30. Juni 1870. Vom 1. Juli 1870. 74

Nr. 75. Gesetz, betreffend die Ausführung des Gesetzes über die Verpflichtung zur Armenpflege vom 30. Juni 1870. Vom 1. Juli 1870. 75

Nr. 76. Gesetz, betreffend die Ausführung des Gesetzes über die Verpflichtung zur Armenpflege vom 30. Juni 1870. Vom 1. Juli 1870. 76

Nr. 77. Gesetz, betreffend die Ausführung des Gesetzes über die Verpflichtung zur Armenpflege vom 30. Juni 1870. Vom 1. Juli 1870. 77

Nr. 78. Gesetz, betreffend die Ausführung des Gesetzes über die Verpflichtung zur Armenpflege vom 30. Juni 1870. Vom 1. Juli 1870. 78

Nr. 79. Gesetz, betreffend die Ausführung des Gesetzes über die Verpflichtung zur Armenpflege vom 30. Juni 1870. Vom 1. Juli 1870. 79

Nr. 80. Gesetz, betreffend die Ausführung des Gesetzes über die Verpflichtung zur Armenpflege vom 30. Juni 1870. Vom 1. Juli 1870. 80

Nr. 81. Gesetz, betreffend die Ausführung des Gesetzes über die Verpflichtung zur Armenpflege vom 30. Juni 1870. Vom 1. Juli 1870. 81

Nr. 82. Gesetz, betreffend die Ausführung des Gesetzes über die Verpflichtung zur Armenpflege vom 30. Juni 1870. Vom 1. Juli 1870. 82

Nr. 83. Gesetz, betreffend die Ausführung des Gesetzes über die Verpflichtung zur Armenpflege vom 30. Juni 1870. Vom 1. Juli 1870. 83

Nr. 84. Gesetz, betreffend die Ausführung des Gesetzes über die Verpflichtung zur Armenpflege vom 30. Juni 1870. Vom 1. Juli 1870. 84

Nr. 85. Gesetz, betreffend die Ausführung des Gesetzes über die Verpflichtung zur Armenpflege vom 30. Juni 1870. Vom 1. Juli 1870. 85

Nr. 86. Gesetz, betreffend die Ausführung des Gesetzes über die Verpflichtung zur Armenpflege vom 30. Juni 1870. Vom 1. Juli 1870. 86

Nr. 87. Gesetz, betreffend die Ausführung des Gesetzes über die Verpflichtung zur Armenpflege vom 30. Juni 1870. Vom 1. Juli 1870. 87

Nr. 88. Gesetz, betreffend die Ausführung des Gesetzes über die Verpflichtung zur Armenpflege vom 30. Juni 1870. Vom 1. Juli 1870. 88

Nr. 89. Gesetz, betreffend die Ausführung des Gesetzes über die Verpflichtung zur Armenpflege vom 30. Juni 1870. Vom 1. Juli 1870. 89

Nr. 90. Gesetz, betreffend die Ausführung des Gesetzes über die Verpflichtung zur Armenpflege vom 30. Juni 1870. Vom 1. Juli 1870. 90

Nr. 91. Gesetz, betreffend die Ausführung des Gesetzes über die Verpflichtung zur Armenpflege vom 30. Juni 1870. Vom 1. Juli 1870. 91

Nr. 92. Gesetz, betreffend die Ausführung des Gesetzes über die Verpflichtung zur Armenpflege vom 30. Juni 1870. Vom 1. Juli 1870. 92

Nr. 93. Gesetz, betreffend die Ausführung des Gesetzes über die Verpflichtung zur Armenpflege vom 30. Juni 1870. Vom 1. Juli 1870. 93

Nr. 94. Gesetz, betreffend die Ausführung des Gesetzes über die Verpflichtung zur Armenpflege vom 30. Juni 1870. Vom 1. Juli 1870. 94

Nr. 95. Gesetz, betreffend die Ausführung des Gesetzes über die Verpflichtung zur Armenpflege vom 30. Juni 1870. Vom 1. Juli 1870. 95

Nr. 96. Gesetz, betreffend die Ausführung des Gesetzes über die Verpflichtung zur Armenpflege vom 30. Juni 1870. Vom 1. Juli 1870. 96

Nr. 97. Gesetz, betreffend die Ausführung des Gesetzes über die Verpflichtung zur Armenpflege vom 30. Juni 1870. Vom 1. Juli 1870. 97

Nr. 98. Gesetz, betreffend die Ausführung des Gesetzes über die Verpflichtung zur Armenpflege vom 30. Juni 1870. Vom 1. Juli 1870. 98

Nr. 99. Gesetz, betreffend die Ausführung des Gesetzes über die Verpflichtung zur Armenpflege vom 30. Juni 1870. Vom 1. Juli 1870. 99

Nr. 100. Gesetz, betreffend die Ausführung des Gesetzes über die Verpflichtung zur Armenpflege vom 30. Juni 1870. Vom 1. Juli 1870. 100

Frederike Bremer.

Mary Howitt, eine jener trefflichen Britinnen, die es sich mit redlichem Ernst angelegen sein lassen, Kenntniß der deutschen Literatur und Liebe zu ihr unter ihren Landsleuten zu verbreiten, hat soeben auch den neuesten Roman der Schwedin Frederike Bremer: „Hertha", in ihre Muttersprache übersetzt, ob nach dem schwedischen Original oder nach der deutschen Bearbeitung, wissen wir freilich nicht zu sagen. In einem englischen Blatte lasen wir bei dieser Gelegenheit folgende Bemerkungen über dies jüngste Erzeugniß der berühmten Schwedin: «Hertha» ist das bedeutsamste, wennschon nicht das ansprechendste Buch, welches aus der gewandten Feder und dem gedankenreichen Kopf der Bremer hervorgegangen ist. Es ist nicht das ansprechendste, und zwar einfach darum, weil es ein sociales Uebel behandelt, das zu betrachten kein Wohlgefallen erregen kann. Aber es ist dies ein Uebel, welches wol Anspruch darauf hat, in Betrachtung gezogen zu werden, besonders jetzt, wo unsere Gesetzgeber sich eben mit der Stellung, welche die Frauen in England einnehmen, beschäftigt haben. Hier ist der Ort nicht zu erörtern, ob die englischen Frauen über die Gesetze, unter denen sie stehen, sich zu beklagen Ursache haben oder nicht, sondern nur die Aufmerksamkeit auf die Lage zu leiten, in welcher sich die unverheiratheten Frauenzimmer in Schweden befinden, und die uns wie der Bremer ein Zustand wirklicher Dienstbarkeit zu sein scheint. Fräulein Bremer hat die aus dieser Dienstbarkeit entspringenden Uebel in einer die höchste Theilnahme erweckenden, sorgfältig entwickelten Erzählung ans Licht gestellt, und sie verleugnet dabei ihre alte Philosophie nicht, offenbart aber zugleich noch mehr von jener neuen Erleuchtung, deren Strahlen ihre innerste Seele durchdringen. Wir meinen, daß ein solches Buch von einer solchen Autorität bedeutendes Aufsehen in Schweden erwecken müsse. Frederike Bremer genießt allgemeines Ansehen; sie ist für Viele maßgebend, und wir können nicht anders sagen, als daß dies ein sehr tüchtiges, mit fester Hand und in achtbarster Absicht geschriebenes Buch ist. Der englische Leser darf freilich nicht vergessen, daß es für Schweden geschrieben ist; aber es hat auch weltumfassendes Interesse genug, um auf allgemeinere Sympathien Anspruch zu haben und sich sowol in England als in Amerika einzubürgern." Man wird es nur in der Ordnung finden und gutheißen können, wenn solid gebildete, talentvolle und erfahrungsreiche Schriftstellerinnen ihre Fähigkeiten zum Nutzen ihrer leidenden und zurückgesetzten Geschlechtsgenossinnen verwenden, dabei aber, statt allgemeine und exaltirte, gar nicht bestimmt zu formulirende Emancipationsanträge zu stellen, die Mängel und Gebrechen in der Lage des weiblichen Geschlechts und der sie betreffenden Gesetzgebung genau bezeichnen, denen praktische Abhülfe gebracht werden kann und bei zunehmender Menschlichkeit und Vernünftigkeit der Gesetzgebung gebracht werden wird. Ueberhaupt werden schriftstellernde oder dichtende Frauen stets willkommen und auch dem Gemeinbesten förderlich sein, wenn sie sich mit Angelegenheiten ihres Geschlechts beschäftigen, die sich der Kenntniß oder der Sympathie des Mannes mehr entziehen. Nur muß man nicht in die Lage versetzt sein, einer Schriftstellerin den Vorwurf machen zu müssen, den Schiller in seinen Briefen an Goethe gelegentlich der Staël macht: „Sie tritt aus ihrem Geschlecht, ohne sich darüber zu erheben."

H. M.

---

geschah, im Gegensatz zu dem „lebhaften, intelligenten, geistreichen und erfinderischen" Volke der Griechen (oder Grâce-Slawen) die Deutschen „schwerfällig, träge, unbeholfen" u. s. w. nennen, so können wir im Vollbewußtsein unsers Werths ein solches Urtheil nur mit der Verachtung strafen, die ihm gebührt. Gerade je mehr wir mit edler Selbsterkenntniß geneigt sind, unsere nationalen Schwächen einzugestehen, umsomehr sind wir auch berechtigt, uns unserer Intelligenz und unsers erfinderischen Geistes (nicht à la Simonides) zu rühmen.

Bibliographie.

Apel, T., Gesammelte dramatische Werke. 2ter Band: Günther von Schwarzburg, erwählter deutscher König. Ist sie treu? Die unverdiente Nase. Leipzig, O. Wigand. 8. 1 Thlr.

Das Büchlein von des Menschen Sohne. Eine moralisch-metafisische Dogmatik des Christenthums. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. 8. 20 Ngr.

Büchler, H., Shakspeare's Dramen in ihrem Verhältnisse zur griechischen Tragödie in besonderer Hinsicht auf Shakspeare's „Julius Cäsar" und Hindeutungen auf „Hamlet"; die „Orestias", „Agamemnon", „Choëphoren", „Eumeniden" des Aeschilos; die „Trachinierinnen" und „Oedipus auf dem Kolonos" des Sophokles. Nürnberg, v. Ebner. Lex.-8. 12 Ngr.

Busch, M., Schleswig-Holsteinische Briefe. Zwei Bände. Leipzig, G. Mayer. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Cotta, B., Geologische Bilder. 3te verbesserte und vermehrte Auflage. Mit 166 in den Text gedruckten Abbildungen. Leipzig, Weber. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der vaterländische Hausfreund. Unterhaltungen und Studien aus dem Natur- und Menschenleben. Herausgegeben von F. E. Keller. 1ster Band. Fünf Hefte. Gütersloh, Bertelsmann. Gr. 8. 1 Thlr.

Held, J., System des Verfassungsrechts der monarchischen Staaten Deutschlands mit besonderer Rücksicht auf den Constitutionalismus. 1ster Theil: Einleitung. Allgemeine Staatsrechtsgrundsätze. Geschichte der politischen Gestaltungen Gesammt-Deutschlands. Würzburg, Stahel. Lex.-8. 1 Thlr. 27 Ngr.

Hohbach, A. W., Aus Amerika. Leipzig, Wengler. 8. 20 Ngr.

Kletke, H., Reise des Prinzen Adalbert von Preußen, Königl. Hoheit nach Brasilien im Jahre 1842. 1ste und 2te Lieferung. Berlin, Hasselberg. Gr. 8. à 7½ Ngr.

Loebell, J. W., Die Entwickelung der deutschen Poesie von Klopstock's erstem Auftreten bis zu Goethe's Tode. Vorlesungen, gehalten zu Bonn im Winter 1854 vor einer Versammlung von Männern und Frauen. Mit ergänzenden Anmerkungen und Erörterungen zur einheimischen und ausländischen Literaturgeschichte. 1ster Band. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Merr, E., Auf dem Lande. Ein Roman. Zwei Bände. Nordhausen, Büchting. 1857. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Müller, O., Der Stadtschultheiß von Frankfurt. Ein Familienroman aus dem vorigen Jahrhundert. Stuttgart, Cotta. 8. 1 Thlr.

Reder, Caroline v., Die Ettingshofens. Ein Familiengemälde. Zwei Bände. Nordhausen, Büchting. 1857. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Die ethischen deutschen Sagen. Aus dem Munde des Volkes und der Dichter herausgegeben von R. Hocker. Trier, Gall. 1857. 16. 24 Ngr.

Zur Erinnerung an Homburg. Poetische Bilder, Geschichten und Sagen, zusammengestellt von G. Schudt. Mit 1 Ansicht. Homburg, Fraunholz. 16. 24 Ngr.

Tagesliteratur.

Aphorismen über Protestantismus und Katholizismus. Herausgegeben von einem Laien. Schaffhausen, Schalch. Br. 8. 4½ Ngr.

Die Recensenten-Hölle oder oberflächliche Kritik und Heine'sche Tiefe. Einige Worte in Briefform an die deutsche Nation von X. Y. Z. Rendsburg, Matthiessen. 8. 10 Ngr.

Ueber Handelsbanken in kleinen Staaten. Eine Betrachtung. Karlsruhe, Gutsch. 8. 4 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Ein Verzeichniß der Anzeigen befindet sich auf der letzten Seite.

Verlag

von

F. W. Grunow in Leipzig.

Soeben sind erschienen und versandt worden:

A. B.C. des Socialismus. Von Dr. Karl Grün. 8. 1 Thlr.

Die Lage der arbeitenden Klassen in England. Von Friedrich Engels. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Die Lage der arbeitenden Klassen in Frankreich und Belgien. Von Lorenz Stein. 2 Bde. 8. 3 Thlr.

Die Lage der arbeitenden Klassen in Russland. Von Haxthausen. 2 Bde. 8. 3 Thlr.

Die Lage der arbeitenden Klassen in Schlesien. Von Wilhelm Wolff. 8. 1 Thlr.

Die Lage der arbeitenden Klassen in Sachsen. Von Wilhelm Schulz. 8. 1 Thlr.

Die Lage der arbeitenden Klassen in Westphalen. Von Dr. Reichensperger. 8. 1 Thlr.

Die Lage der arbeitenden Klassen in Württemberg. Von Dr. Memminger. 8. 1 Thlr.

Die Lage der arbeitenden Klassen in Baden. Von Dr. Buss. 8. 1 Thlr.

Die Lage der arbeitenden Klassen in Hessen. Von Dr. Wagner. 8. 1 Thlr.

Die Lage der arbeitenden Klassen in Nassau. Von Dr. Wagner. 8. 1 Thlr.

Die Lage der arbeitenden Klassen in Hannover. Von Dr. Wagner. 8. 1 Thlr.

Die Lage der arbeitenden Klassen in Oldenburg. Von Dr. Wagner. 8. 1 Thlr.

Die Lage der arbeitenden Klassen in Braunschweig. Von Dr. Wagner. 8. 1 Thlr.

Die Lage der arbeitenden Klassen in Thüringen. Von Dr. Wagner. 8. 1 Thlr.

Die Lage der arbeitenden Klassen in Bayern. Von Dr. Wagner. 8. 1 Thlr.

Die Lage der arbeitenden Klassen in Oesterreich. Von Dr. Wagner. 8. 1 Thlr.

Die Lage der arbeitenden Klassen in Preussen. Von Dr. Wagner. 8. 1 Thlr.

Die Lage der arbeitenden Klassen in Pommern. Von Dr. Wagner. 8. 1 Thlr.

Die Lage der arbeitenden Klassen in Posen. Von Dr. Wagner. 8. 1 Thlr.

Die Lage der arbeitenden Klassen in Ostpreussen. Von Dr. Wagner. 8. 1 Thlr.

Die Lage der arbeitenden Klassen in Westpreussen. Von Dr. Wagner. 8. 1 Thlr.

Die Lage der arbeitenden Klassen in Brandenburg. Von Dr. Wagner. 8. 1 Thlr.

Die Lage der arbeitenden Klassen in Sachsen. Von Dr. Wagner. 8. 1 Thlr.

Die Lage der arbeitenden Klassen in Thüringen. Von Dr. Wagner. 8. 1 Thlr.

Die Lage der arbeitenden Klassen in Bayern. Von Dr. Wagner. 8. 1 Thlr.

Die Lage der arbeitenden Klassen in Oesterreich. Von Dr. Wagner. 8. 1 Thlr.

Die Lage der arbeitenden Klassen in Preussen. Von Dr. Wagner. 8. 1 Thlr.

Die Lage der arbeitenden Klassen in Pommern. Von Dr. Wagner. 8. 1 Thlr.

Die Lage der arbeitenden Klassen in Posen. Von Dr. Wagner. 8. 1 Thlr.

Die Lage der arbeitenden Klassen in Ostpreussen. Von Dr. Wagner. 8. 1 Thlr.

Die Lage der arbeitenden Klassen in Westpreussen. Von Dr. Wagner. 8. 1 Thlr.

Die Lage der arbeitenden Klassen in Brandenburg. Von Dr. Wagner. 8. 1 Thlr.

an. Mittels Verschiebung der Leier auf dem Pendel regeln sich die Schläge in der Zeitminute von 50—160. Die beigegebene Belehrung besagt das Weitere.

Inductionsglobus

oder Globus zur praktischen Einführung in den mathematisch-geographischen Unterricht, sowie zum Gebrauche bei dem Unterricht in der Stereometrie, sphärischen Trigonometrie, Physik und Astronomie. Für Volks-, höhere Bürger-, Real-, Latein- und Töchterschulen, Gymnasien, Lyceen, Gewerbe- und polytechnische Lehranstalten. Dargestellt als eine 12 Zoll im Durchmesser haltende und mit künstlichem Schiefergrunde belegte Kugel, welche das Einzeichnen durch Griffel oder Kreide, sowie das spurlose Auslöschen des Gezeichneten gestattet. Auf elegantem polirtem Fußgestell mit messingenem Halbmeridian und Stundenring.

Nebst einem Leitfaden in der mathematischen Geographie nach den neuesten Quellen und erläuterndem Texte zum Gebrauche des Globus

von

Franz Locher, Reallehrer.

4 Thlr. 17 Ngr. (Für solide Verpackung werden 15 Ngr. berechnet; die Fracht hat der Besteller zu tragen.)

Ein werthvolles Hülfsmittel des Unterrichts in der Geographie und mathematischen Physik, das in seiner Brauchbarkeit den übrigen bekannten Instrumenten des Polytechnikers **Brandegger** sich anreiht.

Commissions-Artikel.

Elsinger (A.), und **Hauser (F.)**, **Der physische Mensch.** Wissenschaftlich-populäre Zusammenstellung des Wichtigsten über den Bau des menschlichen Körpers und seine Lebensverrichtungen. Als Hülfsbuch für Lehrer und Erzieher auch beim Unterricht für Blinde. Mit 90 in den Text eingedruckten Holzschnitten. 8. Wien. 1856. 1 Thlr. 5 Ngr.

Rittinger (P.), **Kurze Mittheilungen über die berg- und hüttenmännisch wichtigeren Maschinen- und Baugegenstände** bei der Allgemeinen Industrie-Ausstellung zu Paris im Jahre 1855. In 168 selbstständigen Artikeln mit 188 in Holzschnitt ausgeführten Handzeichnungen. 8. Wien. 1855. 20 Ngr.

Tunner (P.), **Bericht über die auf der Pariser Welt-Industrie-Ausstellung von 1855 vorhandenen Producte des Bergbaues und Hüttenwesens** oder der Gegenstände der I. Classe nach der im officiellen Kataloge getroffenen Eintheilung. 8. Wien. 1855. 15 Ngr.

Wurzbach von Tannenberg (C.), **Bibliographisch-statistische Uebersicht der Literatur des Oestreichischen Kaiserstaates** vom 1. Jänner bis 31. December 1854. Zweiter Bericht, erstattet im hohen Auftrage Seiner Excellenz des Herrn Ministers des Innern Alexander Freiherrn von Bach. Mit 57 Tabellen. 8. Wien. 1856. 2 Thlr. 10 Ngr.

Zerrenner (C.), **Einführung, Fortschritt und Jetztstand der metallurgischen Gasfeuerung im Kaiserthum Oesterreich.** Ein Beleg für den Fortschritt des österreichischen Eisenhüttenwesens im Allgemeinen und eine Anleitung zur Torfwirthschaft und zur Darstellung des Stabeisens aus Roheisen mittelst Torf und Braunkohlen im Speciellen. Im Auftrage des Hohen k. k. Finanzministeriums herausgegeben. Mit elf Tafeln. 8. Wien. 1856. 2 Thlr.

Amari (Michele), Biblioteca Arabo-Sicula, ossia Raccolta di testi Arabici che toccano la geografia, la storia, le biografie e la bibliografia della Sicilia. Stampati a spese della Società Orientale di Germania. Fasc. I. 8. Leipzig. 1856. 1 Thlr. 10 Ngr.

Dzieje Starego i Nowego Testamentu ułożone przez **X. A. R.** Czwarte wydanie. 8. Poznan. 1856. 6 Ngr.

Fuad-Efendi und Gâvdât-Efendi, Grammatik der Osmanischen Sprache. Deutsch bearbeitet von *H. Kellgren*. 8. Helsingfors. 1855. 3 Thlr.

Goethe's Faust Part I. With an analytical Translation and etymological and grammatical Notes by *L. E. Peithmann*. Second Edition, revised and improved. 8. London and Edinburgh. 1856. 1 Thlr.

Hawks (Fr. L.), Narrative of the Expedition of an American Squadron to the China Seas and Japan. Performed in the years 1852, 1853 and 1854, under the Command of Commodore M. C. Perry, United States Navy, by Order of the Government of the United States. Compiled from the Original Notes and Journals of Commodore Perry and his Officers, at his Request and under his Supervision. With numerous Illustrations. 8. New-York. 1856. 10 Thlr.

Journal of the Proceedings of the Linnean Society. **Zoology.** Vol. I. 4 Nrs. 8. London. 1856. 3 Thlr. 6 Ngr.

The same. **Botany.** Vol. I. 4 Nrs. 8. London. 1856. 3 Thlr. 6 Ngr.

Müller (Max), The Languages of the Seat of War in the East. With a Survey of the three Families of Language, Semitic, Arian, and Turanian. Second edition with an Appendix on the Missionary Alphabet and an Ethnographical Map, drawn by *Augustus Petermann*. 8. London. 1855. 1 Thlr. 15 Ngr.

The Natural History Review. Published Quarterly; including the Transactions of the Irish Natural History Societie, and of the Geological Society of Dublin. With woodcuts and lithographic Illustrations. Nr. IX. 8. London. 1856. 25 Ngr.

Sauerwein (G.), A Pocket Dictionary of the English and Turkish Languages. 16. London. 1855. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schiller (F.), The Song of the Bell. Das Lied von der Glocke. With a Translation by the late *I. H. Merivale*. 8. London and Edinburgh. 1856. 10 Ngr.

Viotte (Charles), Grammaire Turque courte et facile, à l'usage des Étrangers, Militaires, Commerçants, etc. en Turquie. Suivie d'un Vocabulaire contenant les mots les plus nécessaires et d'un Guide de Conversation en turc, français, anglais et italien. 16. Hermannstadt. 1856. 1 Thlr. 10 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 39. — 25. September 1856.

Inhalt: Moritz Carriere als Vermittler zwischen Philosophie und Christenthum. Von Adolf Zeising. — Fichte und Schelling. Von Christian Hermann Weiße. — Neuere satirische Dichtungen. — Novellistische Literatur. — St.-René Taillandier über den neuesten Stand der deutschen Literatur. — Notizen. — Bibliographie. — Anzeigen.

Moritz Carriere als Vermittler zwischen Philosophie und Christenthum.

Religiöse Reden und Betrachtungen für das deutsche Volk. Von Moritz Carriere. Zweite, vermehrte Auflage. Leipzig, Brockhaus. 1856. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Der Indifferentismus, welcher während der letzten Jahre im Gebiet der religiösen Fragen geherrscht hat, ist von vielen Seiten als etwas höchst Bedenkliches und Beklagenswerthes aufgefaßt worden; ich habe dieser Ansicht nicht beizustimmen vermocht. Nach Zeiten der Aufregung und des Kampfes ist eine Zeit der Ruhe nothwendig und wohlthätig, auch wenn der Kampf noch nicht so, wie es wünschenswerth, zu Ende gekämpft ist. Mag immerhin dem ermattenden Streiter, zumal wenn er sieht, daß all seine Anstrengungen für den Augenblick erfolglos bleiben, der Gegenstand des Streits bis zu einem gewissen Grade gleichgültig werden, mit der wiederkehrenden Kraft, die ihm aus der Ruhe erwächst, wird auch das Interesse neu erwachen und er wird den Gegenstand, gerade weil er ihn eine zeitlang nicht beachtet, nur mit um so frischern Augen und gesteigerter Theilnahme betrachten. Es ist erfreulich, daß jetzt ein solcher Morgen auch für die religiösen Interessen zu tagen scheint, und es erscheint durchaus naturgemäß und hoffnungversprechend, wenn sich unter den Stimmen, von denen jetzt der Weckruf ausgeht, gerade eine solche wieder vernehmen läßt, welche zur Zeit der Aufregung den Frieden anzubahnen und die mit einseitiger Parteileidenschaft sich bekämpfenden Gegensätze zu vermitteln suchte.

In diesem Sinne knüpfen wir an das Wiedererscheinen des vorliegenden Buchs die Hoffnung, daß man einer denkenden Erwägung der religiösen Fragen nicht nur mehr Regsamkeit als in den letzten Jahren, sondern auch mehr Ruhe als in den frühern Jahren entgegenbringen und mehr und mehr den Mahnungen Derer Gehör geben wird, die wie Moritz Carriere bestrebt sind, beiden Seiten des religiösen Bewußtseins, der dem Erkenntnißtriebe und der dem Dogma zugewandten, mit gleicher Unbefangenheit Rechnung zu tragen. Die Stellung, welche Carriere überhaupt und so auch in diesem Buche zur Religion einnimmt, dürfen wir im Allgemeinen als bekannt voraussetzen. Die Religion ist ihm nicht blos ein Gegenstand des Denkens, sondern auch eine Sache des Herzens, aber auch nicht blos der Inhalt starrer Dogmen, sondern die Seele einer lebendigen, zugleich vernunftgemäßen und historischen Entwickelung. Der Rationalismus wie der orthodoxe Supranaturalismus, der Pantheismus und der Deismus gelten ihm nur als einseitige, für sich allein nicht ausreichende Erscheinungsformen Dessen, was die Religion im Ganzen und in der Wahrheit ist; er sucht daher beide Standpunkte zu überwinden, ja er geht noch weiter, er sucht auch über den Gegensatz des religiösen und des wissenschaftlichen, des christlichen und des philosophischen Standpunkts hinauszukommen und nachzuweisen, daß zwischen der wahren Philosophie und dem wahren Christenthum kein wirklicher Widerspruch besteht, daß sie vielmehr in den Grundideen übereinstimmen und nur in unwesentlichen Formen auseinandergehen.

Ein derartiges Bestreben, zwei so unvereinbar scheinende Gegensätze wie Philosophie und Christenthum vermitteln zu wollen, ist bisjetzt in der Regel mit Mistrauen und Widerstreben aufgenommen, und so hat auch Carriere unter den Vertretern der Wissenschaft wie unter den Kämpfern für das Christenthum nicht wenig Widersacher gefunden. Die Einen finden, daß er der Religion, die Andern, daß er der Philosophie zu viel Concessionen macht; den Einen ist er zu sehr Gefühlsmensch, den Andern zu vorherrschend Vernunftmensch; die Einen vermissen an ihm die wissenschaftliche Schärfe und Nüchternheit, die Andern die unbedingte Gläubigkeit und Kirchlichkeit; Manche sehen wol auch in seiner Art, die Gegensätze auszugleichen, ein bloßes Zusammenrühren derselben und fürchten, daß dabei ebenso wol die Wissenschaft wie die Religion verloren gehen könne.

Auf eine solche Opposition von zwei verschiedenen Seiten muß sich Jeder gefaßt machen, der es unternimmt, sich über beide Seiten stellen zu wollen. Zwar

läßt sich nicht leugnen, daß Carriere hierzu auch noch besondern Anlaß geboten hat. Indem er nämlich von vornherein auch in der Darstellungsweise den Standpunkt der Vermittelung einnahm, verzichtete er darauf, die Wahrheit seiner philosophischen Grundideen und die Uebereinstimmung derselben mit den wesentlichen Grundzügen des Christenthums durch eine streng wissenschaftliche Beweisführung zur Geltung zu bringen, er gab seine Gedanken mehr in rhetorisch-poetischer als in philosophischer Form, ja ließ sich hierbei auch wol zu einer gewissen Ueberschwänglichkeit fortreißen, welche in dem nüchternen Denker leicht den Verdacht erweckt, hinter einer so wenig philosophischen Form könne auch kein philosophischer Gedanke stecken. So beginnt er z. B. den Abschnitt „Das Wesen Gottes" mit der Apostrophe:

Heiliger Strom des Lebens, deine Wogen schlagen von der Erde zur Sonne, von der Sonne zu den Sternen; nirgends finden sie ein Ufer, das sie hemme und umschließe, alle Gestade sind von ihnen umflossen und getragen, und du hebst die Geschlechter der Wesen empor aus deinem Schooße, daß sie das Licht begrüßen und dich genießend deiner Freude theilhaftig werden. Aufgetaucht aus deiner Tiefe hör' ich dein herrliches Rauschen in den Harmonien der Sphären und fühle mich eingewebt in seine Klänge. Quillst du selbst aus dunkler Nacht, um wieder in ihr Grab zu sinken? Ruft ein fremdes Wort dich hervor? Oder gebierst du dich selbst, freithätig in selbstbewußter Klarheit, ein ewiges Meer im wechselnden Wellenspiel? Wie kann ich dich fassen und halten?

Wer bereits auf demselben Standpunkte steht wie der Verfasser, wird hieran durchaus keinen Anstoß nehmen; er wird erkennen, daß der Gefühlsausdruck von einem wahren Gedanken durchdrungen und an der Schwelle einer Gottesbetrachtung wol gerechtfertigt ist. Wer aber auf dem rein wissenschaftlichen Standpunkte steht, wem es darum zu thun ist, das Wesen Gottes in einem reinen Vernunftbegriff zusammenzufassen, den wird dieser Ausgang von einer Gefühlsanschauung nicht befriedigen, ja er wird sich durch die emphatische Einkleidung der Anschauung eher abgestoßen als angezogen fühlen. Hieraus erklärt sich, warum Carriere von Manchen perhorrescirt wird, die er vielleicht von der Richtigkeit seiner Ideen überzeugt hätte, wenn er anders verfahren wäre. Vielleicht ist ihm die Zustimmung derselben gleichgültiger; hierin aber hat er Unrecht. Die Zahl Derer, welche in derartigen Schriften die Einmischung der Gefühlssprache nicht vertragen können, ist sehr groß und beschränkt sich keineswegs auf die Philosophen von Fach oder auf wirklich einseitige, verknöcherte Verstandesmenschen. Dem Gefühl Vieler und nicht der Schlechtesten wohnt eine gewisse Schamhaftigkeit bei; es vermag sich selbst der Oeffentlichkeit nicht preiszugeben und liebt es auch nicht, wenn Andere damit ohne absolute Nothwendigkeit heraustreten. Am wenigsten wissen Viele die Sprache des Gefühls da zu würdigen, wo sie darauf ausgeht, eine Wirkung auf ihre Ueberzeugungen auszuüben. Ueberzeugungen mag man nur gegen überzeugende Gründe, nicht gegen vorübergehende Gefühlserregungen aufgeben. Die sich durch letztere bestimmen und gewinnen lassen, pflegen in der Regel Solche zu sein, welche selbst keine eigenen Ueberzeugungen haben. In ihnen besitzt man aber eine sehr unsichere Errungenschaft. Sie stimmen mit demselben Enthusiasmus dem Antonius bei, mit dem sie kurz vorher dem Brutus Recht gaben. Wer zuletzt auf sie wirkt, der hat sie. Wer daher einer Idee zum Siege verhelfen will, wird stets sicherer gehen, wenn er zunächst auf streng wissenschaftlichem Wege die eigentlichen Denker zu gewinnen sucht. Hat eine Idee erst hier Wurzel geschlagen, so folgt dann die weitere Ausbreitung derselben ganz von selbst. Carriere hat den umgekehrten Weg vorgezogen. Durchdrungen von dem Gedanken, den folgendes Distichon ausspricht:

Allen gehört, was du denkst, dein eigen ist nur, was du fühlest,
Daß er dein eigener sei, fühle den Gott, den du denkst.

hat er den Gott, wie er ihn denkt, nicht blos dem Gedanken, sondern auch dem Gefühl seiner Leser einimpfen wollen; aber gerade hierdurch hat er den Gedanken gegen sich stutzig gemacht und dadurch Manchem die Empfänglichkeit für seine Ideen geraubt. Ganz ohne Schuld ist Carriere also nicht, wenn seine Bemühungen, die Wissenschaft und Religion zu vermitteln, hier und da noch bemistraut werden; aber wir können diese Schuld nur der Form beimessen, in der er seine Ideen entwickelt hat; was hingegen die Ideen selbst betrifft, so können wir dem eigentlichen Kern und den wesentlichen Grundzügen derselben nur unsere Zustimmung zollen, denn es ist von jeher auch unsere Ueberzeugung gewesen, daß die wahre Gott- und Weltanschauung eine solche sein muß, welche weder blos Pantheismus, noch blos Deismus ist und welche die Fähigkeit besitzt, in gleichem Maße dem philosophischen wie dem religiösen Bedürfniß zu genügen.

Zunächst entwickelt Carriere diese Ansicht dadurch, daß er die Einseitigkeit des Deismus und Pantheismus aufdeckt. Gegen den erstern macht er Folgendes geltend. Wenn ein Gott angenommen werde, der ursprünglich selbstbewußt in seiner eigenen Wesenheit da sei, der dann die Welt erschaffen habe und sich zu ihr verhalte wie der Werkmeister zu seinem Werke, das er von außen regiere, so sei dieser Gott neben den endlichen Dingen, die weder zu ihm gehören, noch eine Entfaltung seines Wesens seien, selbst endlich, da er ja an ihnen eine Grenze, ein Ende habe, vor allem aber doch die Unendlichkeit als ein Attribut Gottes gelten müsse, ja gerade diejenige Bestimmung ausdrücke, die ihn im Unterschiede von den endlichen Dingen in seiner Wesenheit bezeichne. Ferner sei ein solcher Gott, aus Raum und Zeit hinausgedrängt, von allem Sichtbaren, Lebendigen hinweggewiesen, zu einem bloßen Gedankending gemacht, das nirgends und niemals zu finden sei, und daß darum von solch einem Gott ein Forscher nicht mit Unrecht behauptet habe, daß er ihn noch mit keinem Fernrohr erblickt, seiner aber auch als einer Hypothese nicht bedürfe. Endlich erscheine solch ein Gott, als Gesetz-

geber und Herrscher gedacht, entweder ohnmächtig, sofern der Mensch etwas gegen den Willen desselben thun könne, oder als absoluter Despot und Vernichter jeder Freiheit, wenn der Mensch nichts Anderes könne, als was Gott wolle; auch bleibe dem Deismus der Gedanke, wie Gott Mensch werden könne, dieser Mittelpunkt der christlichen Wahrheit, schlechthin unbegreiflich, und sei daher vom Supranaturalismus als ein Mysterium gefaßt, vom Rationalismus geradezu verworfen.

Ueber den Pantheismus spricht er sich folgendermaßen aus. Ihm sei das Universum eine Entfaltung Gottes, Geist und Natur, Denken und Ausdehnung nur seine Offenbarungsweisen, die Seelen und die Körper nur Bestimmungen, Erscheinungen derselben, Gott und das All seien Eins. Der Pantheismus halte somit die Einheit und Unendlichkeit alles Lebens fest, und das sei sein unbestreitbares Recht, denn sie sei die unverwüstliche Grundlage der Religion wie des philosophischen Erkennens. Der Gott, welchen eine unübersteigliche Kluft von uns scheide, der in die Abgründe einer jenseitigen Unendlichkeit oder auf den verlassenen Thron einer schweigenden Ewigkeit als einsamer König gebannt ist, dieser vermöge gar nicht der Gegenstand herzlicher Liebe und Verehrung zu sein, da solche stets ein inniges seliges Einswerden mit dem Andern erfodere; aber wo erkannt werde, daß die göttliche Natur durch das All ergossen sei und auch in uns fühle und denke, da entwickele sich alles Dasein freudig unter dem Hauch einer allwaltenden Seele, da spreche aus allen Wesen ein vernehmliches Wort zu unserm Ohr, da schlinge sich ein Liebesband der Verwandtschaft um alle Dinge und gehe dem Menschen in Gott das rechte Leben auf. Aber trotzdem genüge auch der Pantheismus für sich allein nicht. Die Einheit des Lebens als solche gehe ihm in dem Unterschiede der besondern Gestalten verloren und er werde blos zur Summe der vielen Dinge, die allein Dasein haben; Gott vergesse sein selbst in den Geschöpfen, oder finde vielmehr erst im Menschen eine Erinnerung an seine allgemeine Wesenheit, sodaß er auf den Philosophen warten müsse, um zum Selbstbewußtsein zu kommen. Der Pantheismus erstrebe die Einheit und Unendlichkeit, aber beide seien ihm aufgelöst in das Mannichfaltige, in die Fülle des Endlichen, seine Substanz erfasse sich nicht selbst in ihrer Ganzheit, sondern es sei erst der Mensch, der den Begriff der Einheit bilde, Gott werde also damit zu einem bloßen Gedanken des Menschen, der ihn nach seinem Bilde schaffe.

Aus dieser Schilderung und Bekämpfung des Deismus und des Pantheismus ergibt sich zugleich, wie Carriere selbst den Gottesbegriff gefaßt wissen will. Gott soll und kann nach ihm nicht blos etwas für sich außer und neben den einzelnen Erscheinungen der Welt, aber auch nicht blos die Summe, das bewußte und willenlose Aggregat dieser weltlichen Erscheinungen sein, sondern er muß, indem er die einzelnen Erscheinungen in sich faßt und trägt, zugleich sich selbst als das Ganze, als das Umfassende erfassen, er muß, indem er im Einzelnen ist, zugleich bei sich bleiben, zugleich mit dem Vielen und mit sich selbst Eins sein. Dies ist der Carriere'sche Gottesbegriff, den er im Abschnitt „Das Wesen Gottes" direct entwickelt und am kürzesten in folgenden Sätzen zusammenfaßt:

Demnach nennen wir Gott oder das Unendliche zuerst das Sein als ewige sich selbst schaffende und gestaltende Thätigkeit; sein Wirken ist sein Wesen und sein Wesen sein Wirken; er ist ein ewiges Sichselbstgebären. Wäre nun ferner Gott nicht der Eine oder das alleinige Sein, so wäre er nicht unendlich, denn dann wäre ein Sein außer ihm, an dem er sein Ende und seine Grenze fände. Der außerweltliche Gott, der naturlose, ist damit ein endlicher, kein Gott, sondern ein Götze.

Aber:

Gott ist auch nur der Unendliche, wenn er als der Eine in Allem gegenwärtig und in sich selbst beschlossen und vollendet ist. Denn sonst wäre er aufgelöst in die Vielheit, und wir hätten nur eine endlose Summe von Endlichkeiten, wie der Pantheismus. Umfang und Mittelpunkt sind Wechselbegriffe in der Bestimmung des Kreises, keiner kann ohne den andern sein; dennoch nehmen die Deisten Gott als ein Centrum, ohne sofort die Peripherie als zu ihm gehörig zu erkennen und in ihr alle Dinge zu umfassen; dennoch nehmen die Pantheisten Gott als eine Peripherie, welche in sich selbst kein Centrum hat, von dem aus alle Radien gehen, wohin sie alle zurückführen, von dem die Umfangslinie selbst erst ihre Gestalt empfängt. Jenen ist Gott Eines, diesen ist er Alles, uns ist er Eines und Alles: Alles in der Form der Ausbreitung seines unerschöpflichen Reichthums, Eines in der ununterbrochenen Beziehung auf sich, im Beisichselbstsein. Der wahrhaft Unendliche also ist der in sich Einige, in dem wir alles Besondere anschauen als eine Entfaltung und Bestimmung seines Wesens, und dies Wesen und seine Thätigkeit muß Alles in sich tragen und durch alle einzelnen Werke sich hindurch erstrecken und in allem Unterschiede über ihn übergreifend bei sich selbst sein.

Wir müssen der hierin sich aussprechenden Gottesidee im Allgemeinen unsere volle Zustimmung zollen und sind der festen Ueberzeugung, daß nur von ihr aus die Welt zu begreifen, nur in ihr eine wirkliche Befriedigung des religiösen Gefühls zu erreichen ist. Dagegen können wir mit der Art und Weise, wie Carriere selbst diese Idee abgeleitet oder entwickelt hat, nicht in demselben Grade einverstanden sein; wir vermissen darin den sich selbst völlig klaren und darum mit Klarheit zu verfolgenden logischen Fortschritt und diejenige Continuität und Consequenz der Gedankenfolge, die allein zu überzeugen vermag. Er geht von dem Satze aus: „Ich erkenne, weil ich erkannt bin." Dieser Satz ist aber durchaus nicht ein so ursprünglicher, einfacher, sich unmittelbar von selbst verstehender, daß sich nicht viele Zweifel dagegen erheben ließen. Er bedarf selbst noch der Stütze und kann daher nicht wol als erster Grundstein dienen. Was heißt er eigentlich? Doch wol: „Das Erkennen setzt das Erkanntsein voraus." Läßt sich dies aber auch vom göttlichen Erkennen behaupten? Erkennt auch Gott, weil er erkannt ist? Von einem Andern kann doch Gott gar nicht erkannt sein; es bleibt also nur die Annahme übrig, daß er, um sich oder irgendetwas in sich zu erkennen, bereits von sich selbst erkannt sein müsse. Nun ist doch aber das an sich

ſelbſt Erkanntſein jedenfalls als die Wirkung, das Erkennen hingegen als die Urſache zu denken; das Erkanntſein alſo als Vorausſetzung des Erkennens zu denken iſt geradezu eine Umkehrung von Urſache und Wirkung; auf Gott läßt ſich alſo jener Satz unmöglich anwenden. Aber auch wenn man ihn auf das endliche Ich des Menſchen beſchränkt, läßt er noch viele Bedenken zu. Was nöthigt mich, aus dem Umſtande, daß ich erkenne, ſofort zu ſchließen, daß ich erkannt bin? Der Verfaſſer fühlt ſelbſt das Dunkle des Satzes und fügt daher die Erklärung hinzu:

Weil die Dinge ſelbſt urſprünglich in einem Schöpfergeiſte gedacht ſind, kann ich die Natur in mein Inneres aufnehmen; weil die Vernunft und die äußere Wirklichkeit einen gemeinſamen Lebensgrund haben, kann in den Formen der einen das Geſetz der andern ausgeſprochen werden, kann in ihrem Zuſammenwirken die Wahrheit für uns entſtehen, wenn wir den großen Gedanken der Schöpfung noch ein mal denken.

Ich bin, weil ich mit dem Verfaſſer im Allgemeinen harmonire, gern geneigt, ihm die Wahrheit dieſes Gedankens zuzugeben; aber daß es eine unmittelbar einleuchtende, als Axiom zu benutzende Wahrheit ſei, kann ich ihm nicht einräumen. Der Verfaſſer fährt fort:

Die Idee aber jenes einen unendlichen Lebensgrundes aller Dinge iſt uns weſenhafter und inniger als die von uns ſelbſt. Denn wir nennen uns, kennen uns als endliche Geiſter, der Ausdruck der Endlichkeit aber iſt der eines Mangels, einer Unvollkommenheit, und dieſer negative Begriff iſt nur möglich, wenn der poſitive eines mangelloſen, vollendeten, unendlichen Seins zuvor in unſerer Seele gegenwärtig iſt; wir meſſen die Erſcheinungen an ihm und nennen ſie endlich, wenn ſie ihm nicht entſprechen.

Gut, wenn dieſes ſo iſt, wenn ihm die Idee einer unbegrenzten Erkenntniß wirklich die frühere, die ſchlechthin urſprüngliche iſt, warum hat es dann der Verfaſſer für nöthig gehalten, von der Idee einer begrenzten Erkenntniß zu ihr überzuleiten? Warum beginnt er: „Ich erkenne, weil ich erkannt bin", was doch ſoviel heißt als: Daraus, daß ich erkenne, muß ich ſchließen, daß ich erkannt bin? ſtatt unmittelbar zu ſagen: Es gibt eine unbeſchränkte Erkenntniß, und alsdann von dieſem Begriff das Weitere abzuleiten? Jedenfalls doch darum, weil ihm nicht die unbeſchränkte Erkenntniß, ſondern ſein eigenes ſubjectives Erkennen als das unmittelbar Gewiſſe gilt. Wäre dem nicht ſo, ſo vermöchte man gar nicht einzuſehen, warum er überhaupt vom Begriff des Erkennens ausgeht, zumal er von dieſem Begriffe nur mittels eines Sprungs zu demjenigen Begriff, den er als den eigentlichen Urbegriff bezeichnet, zum Begriff eines mangelloſen, vollendeten, unendlichen Seins hin zu gelangen vermag. Zunächſt ſchließt er von ſeinem ſubjectiven Erkennen nur auf ein allgemeines, abſolutes Erkennen; dann aber ſupponirt er plötzlich für dieſes den Begriff des abſoluten Seins, als ob Erkennen und Sein ſchlechthin identiſche Begriffe ſeien, während doch der letztere unſtreitig ein viel weiterer iſt als der erſtere. Daß ihm der Begriff des unendlichen Seins noch nicht wirklich der unmittelbare Begriff iſt, geht noch deutlicher daraus hervor, daß er das Bedürfniß fühlt, ihn aus ſeinem Gegenſatze, dem endlichen Sein, zu deduciren, wobei er meint, ihn ſelbſt könne man durch keine äußere Erfahrung gewonnen haben, da dieſe uns überall und immer nur in Zeit und Raum begrenzte Weſen zeige, und darum müſſe man annehmen, daß die Idee des Unendlichen der Seele als die erſte Anſchauung eingeboren, daß ſie eine Offenbarung des ſeienden Unendlichen ſelbſt an den denkenden Geiſt ſei. Der Verfaſſer gelangt hier zum Unmittelbaren auf einem ſeltſamen Umwege, deſſen er durchaus nicht bedurfte, ja der durch eine falſche Vorausſetzung bedingt iſt. Gerade die äußere Erfahrung zeigt uns nie und nirgends das Endliche, ſondern im Gegentheil ſtets und überall das Unendliche. Wo irgend ein Einzelnes aufzuhören ſcheint, fängt unmittelbar ein Anderes an; die Continuität des Seins iſt nirgends unterbrochen. Wir betrachten die Dinge nur als endlich, ſofern ſie ſich voneinander unterſcheiden; ſofern ſie aber Eins ſind, d. h. ſofern ſie am allgemeinen Sein theilhaben, ſtellen ſie ſich auch unſerer äußern Wahrnehmung als unendlich dar; denn wir bemerken zwiſchen ihnen keine Kluft, die uns nicht auch von irgendetwas Seiendem ausgefüllt wäre. Wir haben alſo gar nicht nöthig, vom Endlichen vermittels eines Vernunftſchluſſes zum Unendlichen zu gelangen; wir haben es auch nicht blos als eingeborene Idee in uns, ſondern auch als äußere Anſchauung um uns, es iſt eben das Sein, in welchem ſchlechthin Alles, mithin auch mein denkendes und gedachtes Ich, lebt, webt und iſt.

Dieſer einfache Begriff des Seins iſt es alſo, von welchem der Verfaſſer als dem Urbegriff ausgehen mußte, während er ſich bemüht, vom Begriff des ſubjectiven Bewußtſeins zu ihm hinzuleiten und doch gleichzeitig zu fodern, daß man ihn als den Urbegriff denken müſſe. Daß ihm dieſer Begriff noch nicht wirklich Das iſt, als was er ihn hinſtellt, erkennt man recht deutlich daraus, daß er ihn wieder fallen läßt, nachdem er ihn ſchon gewonnen, und dann nöthig hat, ihn dem dafür ſubſtituirten Begriff abermals abzugewinnen. Während er nämlich dem Endlichen zunächſt das „unendliche Sein" gegenüberſtellt, ſpricht er unmittelbar darauf immer nur vom „Unendlichen" und ſagt z. B.: „Was von einem Andern begrenzt und getragen iſt, heißt uns endlich; das Alles umſchließende und tragende Unendliche nennen wir Gott." Die Ausdrucksweiſe iſt vielleicht zunächſt nur aus einer Breviloquenz hervorgegangen; bald aber zeigt ſich, daß dem Verfaſſer der Begriff des Seins wirklich aus dem Gedächtniß entfallen, denn er hält es für nöthig, ihn aus dem Begriff des Unendlichen zu deduciren. Er ſagt:

Wer aber das Unendliche denkt, der kann es gar nicht anders als ſeiend denken; denn ein Unendliches, welches nicht wirklich wäre, hätte ja an der Wirklichkeit ſein Ende, hätte das Sein außer ſich und damit am Sein eine Grenze und hörte dadurch ſogleich auf unendlich zu ſein. Das Unendliche kann alſo gar nicht als nichtſeiend gedacht werden, ſeine Idee ſchließt unmittelbar das Sein in ſich ein; wer an der Exiſtenz Gottes zweifelt, beweiſt darum nur, daß er einen falſchen Begriff von demſelben hat u. ſ. w.

Ich bin ein Schwabe, und bin stolz darauf, ein Schwabe zu sein.

Identität von Einheit und Mannichfaltigkeit, Geist und Natur, sondern auch in der Form des Gegensatzes, ja des Conflicts besteht und daß eben hierauf sein lebendiges, dreifaltiges Sein beruht. Wenn also Carriere den deistischen Gott geradezu als Götzen bezeichnet, raubt er seinem eigenen Gott ein wesentliches, nothwendiges Moment seines Wesens und tritt in Widerspruch mit Dem, was er kurz vorher über die Berechtigung des Deismus und Pantheismus selbst gesagt hat. Es heißt S. 15:

Hätten die geschilderten gegensätzlichen, in ihrer Einseitigkeit ungenügenden Anschauungen gar keine Wahrheit, so würden sie nicht existiren, so würden so Viele sich nicht mit ihnen befreunden und befriedigen können; wir dürfen sie darum nicht schlechthin verwerfen, sondern es gilt vielmehr, die Wahrheit, welche in jeder vorhanden, zu erfassen und aus diesen verschiedenen Bausteinen, welche durchaus zueinander gehören, den Dom des Glaubens und Wissens zu errichten und in der Erkenntniß einer im Unterschiede sich bestimmenden und offenbarenden Einheit, eines unendlichen Selbstbewußtseins und weltumfassenden Gottesgeistes den Deismus wie den Pantheismus aufzuheben, indem ihre richtige Idee erhalten bleibt.

Dieser Anschauung, worin sich die Grundtendenz seines Werks ausspricht, können wir unsere vollste Zustimmung nicht versagen, und wenn wir im Vorangehenden gegen die Art und Weise, wie er diese Tendenz verfolgt und seinen Gottesbegriff entwickelt und im Einzelnen bestimmt, Manches zu erinnern gefunden haben, so hebt dies unsere Anerkennung Dessen, was das Ziel und Resultat seines Strebens ist, nicht im mindesten auf, ja wir haben unsere Einwendungen nur darum specieller entwickelt, weil uns in hohem Grade darum zu thun ist, daß die von Carriere aufgestellte, im Wesentlichen von uns getheilte Gottesidee in möglichster Reinheit durchdringen möge.

Die beiden folgenden Abschnitte „Gott in der Natur" und „Der Mensch" enthalten in nuce die Grundzüge einer Naturphilosophie und Anthropologie, wie eine solche dem aufgestellten Gottesbegriff entspricht und wie sie dem Zwecke des nicht blos belehren, sondern auch erbauen wollenden Buchs angemessen ist. Natürlich kann hier nur das Wichtigere, dem allgemeinen Interesse und der unmittelbaren Erfassung Näherliegende in den Kreis der Betrachtung gezogen, Vieles nur im Fluge berührt werden; aber die Gewandtheit, mit welcher Carriere den Leser auf kurzem und aussichtreichem Wege durch das Gebiet weitschichtiger Wissenschaften zu führen und ihm eine Rundschau über die einzelnen Partien zu verschaffen weiß, ist wirklich bewundernswürdig. Die nächstfolgenden Abtheilungen sind den ethischen Fragen, insbesondere dem schwierigen Problem über die Entstehung und Bedeutung des Bösen in der Welt und über die Vereinbarkeit der menschlichen Freiheit mit der göttlichen Allmacht gewidmet. Ohne sich hier auf eine wirkliche Untersuchung der eigentlich kritischen Punkte und Antinomien einzulassen, gibt er doch von seinem Gottesbegriff aus eine solche Erklärung derselben, die nicht blos das religiöse Gefühl und das Sittengesetz, sondern auch das wissenschaftliche Bedürfniß zu befriedigen vermag, besonders wenn man dabei, wie wir oben als nothwendig nachgewiesen haben, das die Gegensätze vermittelnde Element in Gott von vornherein nicht als das einzige, sondern nur als das höchste Moment seines Wesens betrachtet und auch den Gegensätzen der Welt als solchen eine nicht blos in Harmonie, sondern auch im Kampf begriffene Existenz einräumt. Dieser Idee gemäß fasst auch Carriere den Sündenfall und die Scheidung der Völker als eine Zerklüftung der Welt und des Menschen in sich und als eine Entfremdung von Gott an und betrachtet die Hoffnung der Juden auf den Messias und ähnliche Ahnungen anderer Völker als den Ausdruck der Sehnsucht, die verlorengegangene Einheit mit Gott wiederherzustellen; und ganz dem entsprechend gilt ihm auch Christus gerade insofern als der Heiland und Erlöser, als derselbe diese Sehnsucht wirklich befriedigt und durch Wort und That gezeigt hat, daß wirklich der Mensch in seiner Reinheit und Idealität mit Gott Eins ist. Die in der Christuslehre sich aussprechende Gotterkenntniß und die sittliche That Christi ist ihm daher auch die eigentliche Göttlichkeit des Gottmenschen; er sieht sie also nicht in den mit ihm in Beziehung gebrachten Wundern, denn er, der „Gott und die Natur nicht trennt, sondern in den Gesetzen der Natur die Wirklichkeit vom Willen Gottes erkennt, vermag, wie er selbst sagt, seine Macht und Größe nicht in einer Unterbrechung oder Durchlöcherung des Weltzusammenhangs, in einem Widerspruche mit ihm selbst zu suchen". Er faßt daher auch seine Bedeutung als Sohn Gottes, seine Auferstehung, seine Himmelfahrt in rein geistigem Sinne, und so sieht er auch im Heiligen Geist nichts Anderes als „das Gottesbewußtsein im Menschen, wodurch die Welt sich in Gott wie Gott sich in der Welt weiß, das Liebesgefühl der Versöhnung".

Von der Person Christi und des von ihm ausgehenden Heiligen Geistes wendet sich der Verfasser zur Entwickelung des Christenthums in der Weltgeschichte und zur Darlegung des Einflusses, den es auf den Menschen und die Menschheit überhaupt, auf die Formen der Gesellschaft und des Staats, auf die Wissenschaft und Kunst ausgeübt hat. Diesen Betrachtungen sind die Abschnitte „Christus in der Weltgeschichte (Kritik gedanken eines deutschen Republikaners)", „Das Christenthum und die Germanen", „Dogmatik, Scholastik, Mystik", „Die Reformation", „Die christliche Kunst", „Das Volksbewußtsein und die Philosophie" und „Der christliche Staat" gewidmet. Die inhaltreichsten derselben sind jedenfalls die auf die Kunst und Wissenschaft bezüglichen, denn sie enthalten wieder eine gedrängte Uebersicht über die Hauptentwickelungsmomente, welche die Geschichte der Menschheit auf diesen Gebieten durchgemacht gehabt hat, und geben neben dem leitenden Faden der dem Verfasser selbst angehörigen Gedankenreihe zugleich eine reiche Blumenlese aus den Werken der in Betracht gezogenen Dichter und Denker. Sehr lehrreich und zigenswerth ist Das, was er über den christlichen Staat sagt. Er verlangt einen solchen, denn für die Gründung desselben leide und wirke seit Jahrtausenden die

Menschheit; aber er will, daß er ein sittlicher sei, keine bloße Rechts- und Polizeianstalt, nicht ein confessioneller, sondern ein auf der Substanz der christlichen Gesinnung als einer Ordnung des christlichen Lebens ruhender. Die Staatseinrichtungen, fodert er, haben in der christlichen Welt dafür zu sorgen, wie Noth und Rohheit allerwärts aufgehoben und Brot und Bildung gewährt werden. Weil jeder Mensch eine originale Individualität sei, bedürfe er auch einer Sphäre der Außenwelt, in welcher sein Ich sich darstelle, in welcher der freie Wille eine eigenmächtige Wirksamkeit habe. Dem Fürsichsein entspreche das Fürsichhaben. Darum müsse der Privatbesitz nicht vernichtet, sondern Allen ermöglicht werden, und für Denjenigen, welcher ihn nicht erlangen könne, müßten Alle solidarisch verbunden sein, daß er dennoch lebe. Zugleich aber müsse der Menschheit durch Lehre und Sitte zu Gemüthe geführt werden, daß der Besitz nicht Zweck, sondern Mittel des Lebens sei, damit das Herz nicht an der Erde, am Mammon haften bleibe. „Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes und seiner Gerechtigkeit", das müsse der höchste Grundsatz sein, damit nicht Einer den Andern in der Hetzjagd der Concurrenz zu übervortheilen oder zugrunde zu richten, auf den Ruin des Andern sein Haus zu bauen, aus dem Verlust des Andern seinen Gewinn zu ziehen trachte, sondern Jeder für sich und Alle zugleich thätig sei, indem Jeder die seiner Natur gemäße Arbeit freudig und gut verrichte und die Früchte derselben den Andern, die ein Gleiches thun, zum Mitgenusse biete. Der christliche Staat müsse, auf die Association der einzelnen Kräfte gegründet, vor allem Uebung dieser Kräfte, tüchtige Thätigkeit verlangen und dieselbe achten, müsse die Menschen, welche den äußern Beruf nach dem innern erwählt haben, zu einer Organisation der Arbeit führen, welche Erzeugung und Verbrauch regle und, statt Viele für Wenige auszubeuten, Jedem das Seinige gebe und den für die öffentlichen Ausgaben nach seinem Einkommen beisteuern lasse u. s. w. Grundsätzen wie diesen wird gewiß jeder Wohldenkende zustimmen und wünschen, daß sie sobald als möglich realisirt werden möchten. Damit sieht es einstweilen freilich noch wenig tröstlich aus, denn die Erkenntniß des Ziels erscheint hier leichter als die Auffindung der Mittel und Wege, die zum Ziele führen. Inzwischen ist es immer verdienstlich und nothwendig, Jedem das Ziel, welches erstrebt werden muß, recht klar und bestimmt vor Augen zu stellen. Ist erst die Erkenntniß durchgedrungen, wird sich aus ihr auch die That entfalten.

Den Schluß des trefflichen Buchs, eine Zugabe der zweiten Auflage, macht ein Gedicht „Die letzte Nacht der Girondisten", worin der Verfasser die Idee der Unsterblichkeit behandelt. Es enthält zugleich eine poetische Fassung der das ganze Buch durchdringenden Grundidee, die Ueberwindung der einseitig pantheistischen und einseitig idealistischen Weltanschauung durch die beide versöhnende Gottanschauung. Die letztere spricht sich am klarsten in einem dem Girondisten Vergniaud in den Mund gelegten Glaubensbekenntniß aus, mit dessen erster Strophe wir diesen Bericht schließen wollen. Sie lautet:

Den Gott bekenn' ich, der durch eignes Wollen
Sich selbst und Alles in sich schafft und trägt;
Und wie die Stern' am Firmamente rollen,
Sein Lebenspulsschlag ist's, der sie bewegt,
Der das Geschiedenste zum wundervollen
Einklang der Schönheit und der Lieb' erregt.
Und durch die Harmonie der Sphären schall' es:
Nichts ist denn Gott, und Gott ist Eins und Alles!

Adolf Zeising.

Fichte und Schelling.

Fichte's und Schelling's philosophischer Briefwechsel, aus dem Nachlasse Beider herausgegeben von J. H. Fichte und K. F. A. Schelling. Stuttgart, Cotta. 1856. Gr. 8. 20 Ngr.

Das literaturgeschichtliche Interesse, welches unter uns besonders seit dem epochemachenden Werke von Gervinus immer mehr in Aufnahme gebracht worden ist, kommt auch der Philosophie und ihrer Literatur zugute. Zwar läßt sich nicht leugnen, daß dieses Interesse hier seine Schattenseite hat. Die allzu eifrige Beschäftigung mit dem Vergangenen lenkt gar leicht den Blick ab von Dem, was der Gegenwart noththut; das Bedürfniß einer selbständigen philosophischen Ueberzeugung, die ein jedes Zeitalter nur gewinnen kann durch eigenes angestrengtes Weitergehen auf den Wegen, die ihm durch seine Vorgänger gebahnt sind, beschwichtigt sich, anstatt sich zu befriedigen, durch das immer wiederholte Betreten der bereits ausgetretenen Wege, und man gewöhnt sich unvermerkt daran, in Dem, was nur Mittel sein sollte, den Zweck, in dem Verständniß der zur Geschichte gewordenen Gestaltungen der Philosophie die Philosophie selbst zu erblicken. Die Gunst, welche den Vorgängern zugewandt wird, wird den Nachfolgern entzogen; es bildet sich fast unbesehens das Vorurtheil, daß diese nur Epigonen sind, nur Epigonen sein können, und erschwert ihnen noch mehr die ohnehin schon so schwere Arbeit, sich für das Neue, was sie vielleicht wirklich zu bringen im Stande wären, Gehör zu verschaffen. So ist der Stand der Dinge im gegenwärtigen Zeitmoment. Ob dieser wirklich so unfruchtbar ist an selbständiger und weiterfördernder philosophischer Denkarbeit, wie es die lauten Schreier über das Epigonenthum unserer Gegenwart dem Publicum eingeredet haben, dem Publicum, dessen Bequemlichkeitsliebe nur allzu gern solchen Vorwänden Gehör gibt, um sich der Anstrengung des Eingehens in neue Gedankenbildungen überhoben zu finden: darüber wird erst die Folgezeit ein gültiges Urtheil abgeben können. Einstweilen müssen sich die wirklichen Arbeiter im Weinberge philosophischer Speculation diesen Stand der Dinge gefallen lassen und aus ihm für sich selbst und für die Aufgabe, die ihnen zu lösen obliegt, den besten Vortheil ziehen. Und wäre es nicht ein Vortheil, ein vielleicht unschätzbarer Gewinn für alle zukünftige Fortentwickelung der Speculation, wenn sie, diese Arbeiter, sich die Mahnung zu Herzen nähmen, welche in dem jetzt so ausschließlich nur der Vergangenheit zugewandten Interesse für sie liegt, fortan Das zu thun, was mit wenigen Ausnahmen ihre Vorgänger bisher unterlassen haben, nämlich bei jedem neuen Schritte auf dem Wege der Gedankenproduction der Arbeit dieser Vorgänger gewissenhaft Rechnung zu tragen und all ihr productives Thun so vollständig als nur immer möglich mit dem Bewußtsein des bereits Gethanen und seiner innern organischen Zusammenhänge zu durchdringen? Wer will uns sagen, ob nicht auf diesem Wege und nur auf ihm in der That für die Philosophie zu erreichen ist und vielleicht in nicht mehr ferner Zukunft erreicht werden wird, was bisher so oft, von Einigen mit aufrichtigem Schmerz, von Andern mit höhnender Schadenfreude, an ihr vermißt worden ist: die Mög-

lichkeit eines stetigen und sichern Fortschritts, demjenigen analog, dessen sich die mathematischen Wissenschaften schon seit dem Alterthum, die empirischen aber erst seit der Renaissanceperiode zu erfreuen haben?

In diesem Sinne und mit dieser Erwartung für die Zukunft freuen denn auch wir uns einer jeden Bereicherung der Geschichte und Literatur der Philosophie, sei es, daß dieselbe in einem neu aufgefundenen oder mitgetheilten Material oder in der gründlich eindringenden Bearbeitung eines Zweigs oder Gliedes dieser Literatur und Geschichte bestehe. Das vorliegende Büchlein enthält einen Beitrag der erstern Art und zwar einen sehr werthvollen. Daß Fichte und Schelling eine zeitlang (in den Jahren 1799 bis Anfang 1802; nur eine die Uebersendung einer Druckschrift begleitende Zuschrift Schelling's an Fichte ist bereits aus dem Jahre 1794) miteinander Briefe gewechselt, wußten wir schon aus der Biographie des erstgenannten Denkers. Es ist dankenswerth, daß die Angehörigen beider Männer uns diese Briefe nicht vorenthalten haben. Sie haben in der Mittheilung die Verhandlungen über Persönliches bedeutend gekürzt; auch das ist lobenswerth, der Zumuthung gegenüber, die uns jetzt bei dergleichen Mittheilungen so oft gemacht wird, um einiger dünn ausgestreuten guten Körner willen eine Masse von Spreu in den Kauf zu nehmen. Was von solchen Verhandlungen geblieben ist, das betrifft zum größern Theil den längere Zeit hindurch von beiden Männern gehegten und eifrig betriebenen Plan einer in enger Gemeinschaft unter sich und mit einigen Gesinnungsgenossen zu unternehmenden Zeitschrift, welche — dahin ging unter den verschiedenen Entwürfen, deren hier gedacht wird, wenigstens der eine, vorläufig von Schelling mit Cotta verabredete und bei Fichte lebhaft befürwortete — das ganze Gebiet der Wissenschaft und der Kunst umfassen sollte. Wie ist es zu bedauern, daß diese Zeitschrift nicht in der beabsichtigten Weise zustande kam! Wie anders hätte durch sie in jener wichtigen Uebergangsperiode nach so manchen Richtungen hin unsere Literatur, namentlich die philosophische sich gestalten können! Wie wäre eine solche Zeitschrift vielleicht ein Bindemittel zwischen jenen beiden Männern selbst geworden und geblieben, deren wissenschaftliche Differenz fürwahr nicht von der Art war, daß sie nothwendig auch zu einem persönlichen Bruche führen mußte! Ich berühre hiermit den Punkt, der sich beim Lesen dieses Briefwechsels ohne Zweifel jedem Leser zu einer ernsten und, wenn sie mit ernstem Sinne vollzogen wird, gewiß auch lehrreichen Erwägung aufdrängt. Die mitgetheilten Briefe enthalten nach beiden Seiten, der wissenschaftlichen und der persönlichen, die ersten Keime jenes Misverständnisses, welches später zu einem offenen Bruche zwischen beiden Denkern, zu feindseligen Angriffen von und nach beiden Seiten geführt hat. Ueber diesen Bruch hat sich unter uns, hauptsächlich durch Einfluß einer Anschauungsweise über die Natur des philosophischen Fortschritts, welche in der Philosophie Hegel's ihre Wurzeln hat, die Ansicht gebildet, daß er ein unvermeidlicher war und gar nicht als ein Uebel zu beklagen ist. Schelling, so pflegt man es in den Kreisen, die überhaupt an jenem Ereigniß ein Interesse nehmen, meist anzusehen, war der Vorgeschrittene, er *konnte* eben infolge seines Fortschritts nicht anders als seinem Vorgänger entgegentreten. Fichte, der Zurückgebliebene, der durch seine eigenthümliche Mission auf den Standpunkt Gestellte, den eben Schelling in Kraft der seinigen zu überschreiten hatte, *konnte* das Recht des höhern Standpunkts nicht anerkennen, er *mußte*, er mochte wollen oder nicht, den Vorgeschrittenen als seinen Feind behandeln. Freilich hatte eben dieser Fichte bei Gelegenheit der gegen ihn gerichteten Erklärung Kant's — über die sich, um dies beiläufig zu bemerken, Fichte in diesen Briefen ebenso billig, besonnen und maßvoll äußert, wie dagegen Schelling mit jugendlich leidenschaftlichem, selbst in unwürdige Aeußerungen über den bisher doch auch von ihm so hochverehrten Greis ausbrechendem Ungestüm — die denkwürdigen Worte gegen Schelling ausgesprochen (man kannte dieselben bereits vor Veröffentlichung des Gegenwärtigen): „Wer weiß, wo schon jetzt der junge feurige Kopf arbeitet, der über die Principien der Wissenschaftslehre hinauszugehen und diese Unrichtigkeiten und Unvollständigkeit nachzuweisen versuchen wird. Verleihe uns dann der Himmel seine Gnade, daß wir nicht bei der Versicherung, dies seien fruchtlose Spitzfindigkeiten und wir würden uns darauf sicherlich nicht einlassen, stehen bleiben, sondern daß einer von uns, oder wenn dies uns selbst nicht mehr zuzumuthen sein sollte, statt unserer ein in unserer Schule Gebildeter dastehe, der entweder die Richtigkeit dieser neuen Entdeckungen beweise, oder, wenn er dies nicht kann, sie in unserm Namen annehme." Ich glaube, daß, wer mit der gehörigen Sachkenntniß ausgerüstet den philosophischen Theil des vorliegenden Briefwechsels aufmerksam durchgeht, mit mir die Ueberzeugung theilen wird, daß es bei fortgesetztem persönlichen und brieflichen Verkehr beider Männer Schelling würde haben gelingen können, Fichte bei diesem Worte festzuhalten und ihm für seine, Schelling's, spätere Leistungen dieselbe Duldung nicht nur, sondern Anerkennung abzugewinnen, die wir Fichte hier so reichlich und so unverkennbar aufrichtig seinen frühern Arbeiten zollen sehen, auch denjenigen, in denen eigentliche Tendenz er sich nicht ganz zu finden wußte. Schelling selbst hat, wie Referent aus mündlichen Unterredungen mit dem nun auch Abgeschiedenen in Erfahrung gebracht, diese Ueberzeugung bis in die spätern Jahre seines Lebens festgehalten; er schob die Schuld des gestörten persönlichen Verhältnisses auf Hegel, der durch seine unvorsichtigen Kritiken der Fichte'schen Lehre Fichte verletzt und ihm den Glauben an die Möglichkeit eines fernern Zusammengehens benommen habe. Daß freilich Fichte Schelling auf seinem Wege nicht eigentlich folgen konnte, davon lag der Grund in der damals noch nicht und von Schelling wol auch später nie ganz überwundenen Unreife der Schelling'schen Speculation selbst, welche in den streng geschlossenen Zusammenhang der Wissenschaftslehre eine Bresche schoß, der Fichte sein durchaus klares und gediegenes Bewußtsein über diesen Zusammenhang entgegenzustellen ein gutes Recht hatte. Dennoch hätte Fichte, ohne diesem Bewußtsein etwas zu vergeben, Schelling gewähren lassen und seiner gewiß aufrichtig gemeinten Versicherung, daß, wie verschieden auch die Wege seien, sie in dem letzten Ziele sicherlich wieder zusammentreffen würden, Glauben beimessen können, wäre er nicht von jener Seite durch die übereilte Behauptung, daß man in der That etwas wolle, was Fichte nicht gewollt habe und nie wollen könne, zurückgestoßen worden. Auch Fichte hatte in seiner Philosophie eine Region, von der er sich deutlich bewußt war, daß sie noch einer weitern Durcharbeitung bedürfe, einer Durcharbeitung, über deren mögliche Ergebnisse er noch nicht mit sich abgeschlossen hatte. Es ist dieselbe Region, in die er mit seinen spätern Arbeiten wirklich eingetreten ist. Die Aeußerungen im gegenwärtigen Briefwechsel bringen klar zu Tage, wie sehr Fichte der Sehn in seinem Rechte ist, der er stets behauptet und, wie ich dafür halte, durch seine Darlegungen auch erwiesen hat, daß diese Region von Anfang an der Philosophie seines Vaters nicht fremd war, und daß mithin diese die Principien ihres Standpunkts nie verändert hat, wenn auch der Standpunkt selbst mit der Zeit ein anderer werden mußte. Für die Anschauungen nun, die sie von diesem durch ihre eigene innere Entwickelung, nicht durch äußern Einfluß veränderten Standpunkt gewinnen sollte, hätte ein fortdauernder freundschaftlicher Verkehr mit Schelling von unberechenbarer Bedeutung werden können. Dafür bürgt uns das Verhalten Fichte's zu Schelling's frühern Arbeiten, bürgt uns insbesondere auch der Einfluß, den Fichte, wie Schelling selbst dies wiederholt bemerkt und vielleicht nachdrücklicher noch, als nöthig war, betont hat, diesen Arbeiten und sogar noch einigen spätern (ich meine insbesondere die Schrift „Philosophie und Religion") auf Gedankenentwickelung und Gedankenausdruck seiner Philosophie gestattet hat.

Nachdem der Bruch einmal erklärt war, da nun aber-

Ausgabe der Bank von England, welche 1797 eingezogen wurden, und 1821 wieder ausgegeben werden sollten, sind bis jetzt nicht ausgegeben worden, weil man sie nicht mehr nöthig hatte. Sie sind also noch in der Bank vorräthig, und werden nicht als Schuld gerechnet. Die Bank hat ferner 3 Millionen Pfund Sterling in Silber, und 11 Millionen in Gold. Diese Summen sind nicht in Umlauf, sondern in der Bank aufbewahrt, und werden nicht als Schuld gerechnet. Die Bank hat ferner 14 Millionen Pfund Sterling in Noten, welche sie ausgegeben hat, und welche in Umlauf sind. Diese Summen werden als Schuld gerechnet. Die Bank hat ferner 3 Millionen Pfund Sterling in Silber, und 11 Millionen in Gold. Diese Summen sind nicht in Umlauf, sondern in der Bank aufbewahrt, und werden nicht als Schuld gerechnet. Die Bank hat ferner 14 Millionen Pfund Sterling in Noten, welche sie ausgegeben hat, und welche in Umlauf sind. Diese Summen werden als Schuld gerechnet.

als eine Stätte ewiger Verdammnis. Verschiedentlich tat andere. Aus einem Vortrag verkündete der evangelistische Pfr. Jos. Hahn in Bern, daß Gott die Hölle geschaffen habe, damit sie die Sünder aufnehme. Damit sind Gottes Liebe und Barmherzigkeit, die sich verbinden, um die Sünder zum gnadenvollen Heilsangebot Christi zu führen, gänzlich verneint. Ein Gott, der Menschen in die Hölle stürzt, ist kein Gott der Liebe mehr, sondern ein Gott der Grausamkeit. Auch Methodistenpfarrer Friedrich Steinmann-Bern war in den irrigen Wahn verfallen, daß Gott die Hölle geschaffen habe, damit sie die Sünder aufnehme. Besonders kann der christliche Glaube an Gottes Barmherzigkeit, wie auch an Gottes Liebe und Gerechtigkeit durch die Lehre von der Hölle schwer erschüttert werden. Wie kann Gott barmherzig sein, wenn er Menschen in die Hölle stürzt? Wie kann Gott gerecht sein, wenn er Menschen in die Hölle stürzt, die nur eine kurze Zeit gesündigt haben? Wie kann Gott die Liebe sein, wenn er Menschen in die Hölle stürzt, die keine Gelegenheit hatten, das Heil in Christus kennen zu lernen? Wie kann Gott gerecht sein, wenn er Menschen in die Hölle stürzt, die nicht wissen, daß sie sündigen? Wie kann Gott barmherzig sein, wenn er Menschen in die Hölle stürzt, die nur eine kurze Zeit gesündigt haben? Wie kann Gott gerecht

Ode to Evening 1746
Ode to Simplicity 1746
Ode to Mercy 1746
Ode to Liberty 1746
Ode to Peace 1749
Ode to Fear 1749
Ode to Pity 1749
Ode to Mirth 1749
Ode to Disappointment 1749
Ode to Superstition 1749
Ode to Leisure 1749
Ode to Science 1749
Ode to Wisdom 1749
Ode to Fancy 1749
Ode to Rural Retirement 1749
Ode to Sleep 1749
Ode to Cheerfulness 1749
Ode to Melancholy 1749
Ode to Recollection 1749
Ode to Contemplation 1749
Ode to Hope 1749
Ode to Content 1749
Ode to Health 1749
Ode to Love 1749
Ode to Friendship 1749
Ode to Gratitude 1749
Ode to Resignation 1749
Ode to Spring 1749
Ode to Summer 1749
Ode to Autumn 1749
Ode to Winter 1749
Ode to Morning 1749
Ode to Noon 1749
Ode to Night 1749
Ode to Time 1749
Ode to Eternity 1749
Ode to Death 1749
Ode to Immortality 1749
Ode to Heaven 1749
Ode to Hell 1749
Ode to Angels 1749
Ode to Devils 1749
Ode to God 1749
Ode to Christ 1749
Ode to the Holy Ghost 1749
Ode to the Trinity 1749
Ode to the Virgin Mary 1749
Ode to the Saints 1749
Ode to the Apostles 1749
Ode to the Prophets 1749
Ode to the Patriarchs 1749
Ode to the Martyrs 1749
Ode to the Confessors 1749
Ode to the Virgins 1749
Ode to the Widows 1749
Ode to the Orphans 1749
Ode to the Poor 1749
Ode to the Rich 1749
Ode to the Sick 1749
Ode to the Dying 1749
Ode to the Dead 1749
Ode to the Living 1749
Ode to the Unborn 1749
Ode to the Future 1749
Ode to the Past 1749
Ode to the Present 1749
Ode to the World 1749
Ode to the Universe 1749
Ode to Nature 1749
Ode to Art 1749
Ode to Science 1749
Ode to Wisdom 1749
Ode to Fancy 1749
Ode to Rural Retirement 1749
Ode to Sleep 1749
Ode to Cheerfulness 1749
Ode to Melancholy 1749
Ode to Recollection 1749
Ode to Contemplation 1749
Ode to Hope 1749
Ode to Content 1749
Ode to Health 1749
Ode to Love 1749
Ode to Friendship 1749
Ode to Gratitude 1749
Ode to Resignation 1749
Ode to Spring 1749
Ode to Summer 1749
Ode to Autumn 1749
Ode to Winter 1749
Ode to Morning 1749
Ode to Noon 1749
Ode to Night 1749
Ode to Time 1749
Ode to Eternity 1749
Ode to Death 1749
Ode to Immortality 1749
Ode to Heaven 1749
Ode to Hell 1749
Ode to Angels 1749
Ode to Devils 1749
Ode to God 1749
Ode to Christ 1749
Ode to the Holy Ghost 1749
Ode to the Trinity 1749
Ode to the Virgin Mary 1749
Ode to the Saints 1749
Ode to the Apostles 1749
Ode to the Prophets 1749
Ode to the Patriarchs 1749
Ode to the Martyrs 1749
Ode to the Confessors 1749
Ode to the Virgins 1749
Ode to the Widows 1749
Ode to the Orphans 1749
Ode to the Poor 1749
Ode to the Rich 1749
Ode to the Sick 1749
Ode to the Dying 1749
Ode to the Dead 1749
Ode to the Living 1749
Ode to the Unborn 1749
Ode to the Future 1749
Ode to the Past 1749
Ode to the Present 1749
Ode to the World 1749
Ode to the Universe 1749
Ode to Nature 1749
Ode to Art 1749

Novelliſtiſche Literatur.

1. Bianca-Adelma. Von Marie Gabrielle Kittl. Leipzig, Hübner. 1855. Gr. 16. 24 Ngr.

Wenn man nicht zufällig einer ſchriftſtellernden Dame rückſichtsvoll gegenüberſtände, ſo könnte man ſagen, mit der Anzeige des obigen Titels ſei der Pflicht eines Referenten genügt. Allenfalls ließe ſich noch anführen, das Buch ſei 11¾ Bogen ſtark, anſtändig ausgeſtattet, und es möge zur Zeit etwa 15 Ries bedrucktes Papier mehr in Deutſchland geben. Aber ein Referent kommt mit bibliographiſchen Ermittelungen nicht davon: er ſoll vom Inhalt berichten, ein Urtheil abgeben, wenigſtens einleiten. Nun alſo: die Verfaſſerin iſt in London und deſſen Umgebung ganz wohl zu Hauſe. Der Kryſtallpalaſt iſt unter ihren Augen entſtanden, und nun handelt es ſich um einen alten Engländer, dem ſeine Kinder katholiſch geworden und nach Spanien und Braſilien verſchlagen ſind. Eine Enkelin hat er ſich wieder zu verſchaffen gewußt und den Lehren der anglikaniſchen Kirche wieder zugeführt. Das Kind aber hat noch ſtarke Ahnungen vom katholiſchen Glauben, die durch einen irriſchen Pfarrer unterhalten werden. Eine andere Enkelin iſt Bianca-Adelma. Ein in Spanien ſchon im Entſtehen wieder zerriſſenes Liebesverhältniß führt ſie nach England, wo ſie als Concertſängerin auftritt. Der verlorengegebene Geliebte, Camillo, findet ſich ebenfalls hier ein. Misverſtändniſſe ſind beſeitigt; da tritt aber ein ältlicher Herr aus Braſilien mit einem „Nun und nimmermehr!“ dazwiſchen. Bianca ſtirbt am Blutſturz und — ja damit wäre die Geſchichte zu Ende. Daß die Verfaſſerin die Gelegenheit ſich nicht entſchlüpfen läßt, um den katholiſchen Glauben zu verherrlichen, kann in unſern Zeiten nicht weiter auffallen, nur ſind ihre Mittel herzlich ſchwach und wol nur für junge Mädchen ausreichend, die nichts Sonderliches gelernt haben. Die Mädchen aber, denen wir ohne Anlaß hier in einer Bildungsanſtalt begegnen müſſen, haben es ſchon bis zur Studentengelehrſamkeit gebracht, damit die Verfaſſerin, wahrſcheinlich dem Erziehungsfache angehörend, ihre mannichfachen Kenntniſſe vorzeigen könne. Danach weiß ſie wirklich auch von allerlei Dingen zu reden, aber ein Buch kann ſie nicht ſchreiben. Zwei neue Wörter haben wir jedoch kennen lernen, von denen wenigſtens das erſte „Geiſtesabgeſchlagenheit“ zur Noth angenommen werden mag; das andere „Talentirung“ muß der Würdigung Sachkundiger empfohlen bleiben.

2. Geſchichten für das Volk und ſeine Freunde. Von J. A. Pflanz. Erſtes Bändchen. Schaffhauſen, Hurter. 1855. 8. 15 Ngr.

Im Vorwort nimmt der Verfaſſer drei Gruppen Dorf- und Volksgeſchichten an und bekennt ſich zu jener, welche dem Volk einen Spiegel vorhält, damit es ſich ſelbſt in aller Wahrheit erkennen möge. Zugleich ſollen Winke zur Hebung und Selbſtveredelung in einer Art und Weiſe gegeben werden, die zum Herzen und Verſtande des Volks dringt, ſollte das auch zum Theil auf Koſten „des gebildeten Geſchmacks und Stils“ geſchehen müſſen. Immerhin kann man ſich damit im Allgemeinen einverſtanden bekennen; man kann ferner nach weiterer Durchſicht des Buchs zugeben, daß Religion die Grundlage alles Heils für Jedermann ſei, und wenn wie in dieſem Buche die Religion in der Form der katholiſchen Kirche ſich zu bethätigen hat, ſo könnte nur ein Befangener leugnen wollen, daß dieſe Form durchaus kein Glück zu bieten vermöge. Es iſt aber eine hierarchiſche Einſeitigkeit und Kurzſichtigkeit, auf andere Kirchengemeinſchaften feindſelige Blicke zu werfen, ſich auf das Gebiet der Controverspredigten zu verirren. Deutſchland, welches eine nicht geringe Zahl verſchiedener Kirchenformen aufweiſt, hat eine große, freilich ſehr ſchwere Aufgabe zu löſen, wenn ſein Volk wirklich ein Volk werden ſoll. Dieſe Aufgabe wird in unſern Tagen immer mehr verwirrt durch die fort und fort durcheinanderwirbelnden Glaubensfechtereien, wo Alle Recht, alſo Alle Unrecht haben. Gebe der Himmel, daß kein Donnerſchlag mit dieſen Fechtereien auch zugleich die Grundlage alles Heils zertrümmere! Sehen wir nun, was das Buch gibt. Von den in vier Gruppen vorgeführten acht Geſchichten hat nur eine, „Das Bleigießen“, einigen Anſpruch auf künſtleriſche Durchbildung, und eine ſolche gehört überall dazu, wo es ſich darum handelt, vor irgendwelchem Publicum aufzutreten. Wenn aber der armen Annemareile alle Schuld ihres Unglücks aufgebürdet wird, ſo iſt das ein Abweichen von der im Vorwort ausgeſprochenen Tendenz: „Hebung und Selbſtveredelung.“ Der Dienſtherr, der die Magd auf der Stelle ablehnte, that, was gar Viele thun im Sinne vollen Rechts. Dieſes volle Recht aber iſt bekanntlich oft das ſchreiendſte Unrecht und ebenhier das Unglück der Magd. Es iſt nicht damit abgethan, den Hauswirth ſagen zu laſſen: „Alſo dahin iſt's gekommen? Mit Dummheiten hat's angefangen, und ſo hört's auf!“ Bedenklicher war, wenn einmal auf Veredelung hingewirkt werden ſoll, hier umſomehr der Ort, von den Pflichten der Dienſtherrſchaft zu reden, als eben in den bäuerlichen Wirthſchaften ein gewiſſes patriarchaliſches Verhältniß ſich erhalten hat, aber auch in gar manchen Schroffheiten ſich kundgibt. Davon gibt das Buch mehrfache Beiſpiele, doch iſt es an dem einen genug, denn es muß noch kurz der Abneigung des Verfaſſers gegen den „Fortſchritt unſerer Zeit“ gedacht werden. Daß mit und neben dieſem Fortſchritt manches Unnütze, Bedenkliche, Gefahrdrohende nach Geltung ſtrebt, wird wol jeder Einſichtige zugeben; er wird aber auch davon keinen Grund hernehmen wollen, Kampf gegen allen Fortſchritt zu predigen. Er weiß wenigſtens aus der Geſchichte, daß alle Fortentwickelung unaufhaltſam iſt, und wenn er ſich berufen glaubt, zum Volke zu reden, ſo wird er es auch als angelegentliche Pflicht erkennen müſſen, das Volk mit Umſicht auf einen Standpunkt zu führen, der jede bedenkliche Ueberraſchung bei neuen Erſcheinungen möglichſt abwendet. Wäre es dem Verfaſſer jedoch etwa darum zu thun, das Volk auf der Stufe erhalten zu ſehen, welche ſeine Kirche als die heilſamſte bezeichnet, ſo mag unſer Planet ſeine alte gewohnte Bahn noch manch liebes Jahr zurücklegen, ehe das Volk eine andere Stufe einnimmt, wol gar, um nur ſogleich das Aeußerſte zu bezeichnen, zu der Anſicht gelangt, daß jedes Kirchenſyſtem unhaltbar ſei. Bis dahin ſind die „Geſchichten für das Volk“, ihr Verfaſſer und der Referent längſt Staub, und ſind es dann die Jeſuiten auch, die dem Verfaſſer ſo ſehr am Herzen liegen, ſo iſt es möglich, daß es mit der Wahrheit und Selbſtveredelung beſſer ſteht als heutzutage.

3. Ahnungen und Erſcheinungen. Novellen in Hoffmann's Manier von H. Bertholdi. Halle, Pfeffer. 1855. 8. 21 Ngr.

Karl Vogt erzählt in „Köhlerglaube und Wiſſenſchaft“ von einem Mechaniker, dem zu ſeinem Perpetuum mobile nichts weiter als ein immer ſo machendes Häkchen fehlt. Nun, bis die Wiſſenſchaft ein ſolches Häkchen aufzuzeigen hat, wird es immer noch eine Phantaſie geben, und der gegenwärtige Stand der Wiſſenſchaft ebenſo wenig vermögen, die geheimnißreichen Gebilde der Phantaſie vollſtändig auf das Gebiet der Erkenntniß zu verſetzen, als die Anſtrengungen des wackern Hermes vor 75 Jahren den Ahnungen, Viſionen, Geiſtern und Geiſterſehern das Siegel des Schweigens aufzudrücken vermochten. Die Luſt an Schauer und Schreck, die unſere Kinderzeit durchlächelt und durchſchüttert, iſt die embryoniſche Form des Triebes nach Löſung der Räthſel, welche die Erſcheinungen alles Lebens darbieten. In wie vielen Individuen dieſer Embryo nun auch keine fernere Entwickelung erfahren mag, ſo wird es doch kaum irgendeine Familie geben, wo nicht wenigſtens ein Glied derſelben einmal in den Zauberkreis einer unerräthſelten Macht gezogen wurde, und ſelbſt dann, wenn das Erlebte die ſogenannte natürliche Erklärung findet, iſt doch gewöhnlich von jener Luſt an Schreck und Schauer immer noch ſoviel zurückgeblieben, um bei dem nächſten Anlaß ſich wieder geltend zu machen. Darin beruht denn auch wol die durch

Kaiser, der den Kaiser in Rußland besuchte, Bismarck, der Kaiser Wilhelm II. in Petersburg empfing, Caprivi, der Kaiser Wilhelm II. in Petersburg empfing, Hohenlohe, der Kaiser Wilhelm II. in Petersburg empfing, Bülow, der Kaiser Wilhelm II. in Petersburg empfing, Bethmann Hollweg, der Kaiser Wilhelm II. in Petersburg empfing, Michaelis, der Kaiser Wilhelm II. in Petersburg empfing, Hertling, der Kaiser Wilhelm II. in Petersburg empfing, Max von Baden, der Kaiser Wilhelm II. in Petersburg empfing, Ebert, der Kaiser Wilhelm II. in Petersburg empfing, Scheidemann, der Kaiser Wilhelm II. in Petersburg empfing, Bauer, der Kaiser Wilhelm II. in Petersburg empfing, Müller, der Kaiser Wilhelm II. in Petersburg empfing, Hermann, der Kaiser Wilhelm II. in Petersburg empfing, Wissell, der Kaiser Wilhelm II. in Petersburg empfing, Schlicke, der Kaiser Wilhelm II. in Petersburg empfing, Schmidt

Welche untergeordnete Stellung weist Taillandier dem jetzigen Berlin an! Und Wien soll sich sogar im Roman hervorgethan haben! Wo bleibt Stuttgart und ganz Schwaben? Wo bleibt Franken? wo Frankfurt? wo Schlesien mit Breslau? wo die beiden Hessen? wo das preußische Rheinland? wo die Ostseeprovinzen? wo Thüringen? wo das nordwestliche Deutschland? Das sind für den Franzosen lauter leere Blätter, die er mit größter Behaglichkeit überschlägt. Taillandier nennt jetzt die Bestrebungen des Jungen Deutschland einfach bloße „puérilités", und doch hat er diesen Puerilitäten im Jahre 1848 ein höchst ernsthaftes und weitläufiges Buch, seine in vieler Hinsicht recht verdienstliche „Histoire de la jeune Allemagne" gewidmet, wo seine Urtheile häufig ganz anders lauten. Wir könnten, denn wir haben die Taillandier'sche Schrift erst in diesen Tagen wieder durchgelesen, ein paar Nummern unserer Blätter füllen, wenn wir alle Widersprüche zwischen dem Taillandier von 1848 und dem von 1856 namhaft machen und motiviren wollten. Noch auf eine ihm offenbar soufflirte Bemerkung Taillandier's möchten wir mit einigen Worten zu sprechen kommen. Er sagt in seinem citirten Artikel: „L'histoire littéraire produit tous les ans à Leipzig d'innombrables études; il y a des armées de literats (!) pour alimenter la presse de M. Brockhaus. Si l'énorme quantité de ces travaux de commande etc." Kann sich Taillandier im Ernste einbilden, daß Gelehrte und Schriftsteller wie Rosenkranz, Carriere, Cholevius oder, um bei diesen Literar- und Culturhistorikern nicht stehen zu bleiben, Bunsen, Karl Schwarz, J. H. Fichte, Fortlage, Harthausen, Gregorovius, Gutzkow, Wilibald Alexis, Frauenstädt, Schulz-Bodmer, Prutz, Kuno Fischer, A. Helfferich u. s. w. auf Bestellung arbeiten? Und selbst wenn eine Buchhandlung von Zeit zu Zeit einen Gelehrten auf ein Thema aufmerksam machte, von dem sie glaubt, daß seine Ausarbeitung seinen Fähigkeiten angemessen und dem Publicum und der Literatur nützlich sei, könnte man dies eine Bestellung nennen oder es tadelnswerth finden? Im Gegentheil, es wäre zu wünschen, daß einsichtige und liberale Verleger in dieser Weise den Gelehrten öfter aufmunternd entgegenkämen. Nach diesen Vorbemerkungen theilen wir die von dem Einsender mit einigen etwas überschwänglichen Worten eingeleitete Taillandier'sche Notiz in Folgendem ohne weitere Anmerkungen mit. **H. M.**

Des obengenannten geistreichen Franzosen ebenso freimüthiger als scharfeindringender Aufsatz im Juliheft der „Revue des deux mondes" mit der Ueberschrift: „L'Allemagne pendant le congrès de Paris", hat in dieser seiner ersten Hälfte, welche sich mit der politischen Ansicht beschäftigte, nicht wenig Aufsehen erregt und ist auch hier und da in einzelnen Aufstellungen in unsern deutschen Journalen übersetzt, mitgetheilt oder commentirt worden, doch lag es in der Natur der Sache, daß an eine vollständige Uebersetzung wol nicht zu denken war. Im neuesten Augusthefte der „Revue des deux mondes" ist nunmehr die zweite Hälfte und Schluß dieses Aufsatzes erschienen, welcher sich mit dem literarischen Deutschland beschäftigt und nicht minder lebendige und anziehende Schilderungen enthält. Am Schlusse theilt Taillandier eine kurze Uebersicht seiner hier aufgestellten Behauptungen mit, und es dürfte nicht uninteressant sein, seine desfallsigen Ansichten, Wünsche und Hoffnungen den deutschen Lesern auch hier vorzulegen. Es sind aber folgende:

„Was ist nun jetzt das Theil jeder verschiedenen Gegenden Deutschlands an der literarischen Arbeit, die ich beschrieb? Auch hier zeigt sich derselbe Contrast, den uns die politische Lage darbot. In Berlin hält die Universität allein noch den Ruf Preußens aufrecht. Die unabhängige Literatur hat sich unter den unseligen Einflüssen selbst getödtet oder zerstreut. Keiner der von mir angeführten Namen ersten Rangs, keins der Werke, in denen sich die Umwandlung des öffentlichen Geistes kundgibt, gehört mehr der Stadt an, die vor 15 Jahren die intellectuelle Hauptstadt Deutschlands war. In Wien besitzt die Philosophie noch kein Organ, die Geschichte bringt keine gelehrten Werke hervor, aber die Dichtkunst, der Roman und das Theater haben dagegen glückliche Versuche erzeugt und ein neues Leben kundgegeben. Die besten Kräfte der Generation, welche jetzt die literarische Scene belebt, befinden sich in Leipzig mit Gustav Freytag und Julian Schmidt, in Dresden mit Berthold Auerbach, Hermann Hettner, Julius Hammer und Otto Ludwig, in München mit Moritz Carriere, Fallmerayer, Adolf von Schack und Friedrich Bodenstedt, in Halle mit Max Duncker, Hinrichs, Eduard Erdmann und Robert Haym, in Heidelberg endlich mit Gervinus, Ludwig Häusser und dem Ritter von Bunsen. Auch hier haben im Ganzen die Staaten zweiten Rangs das Löwentheil. Ihnen muß man den Sieg zuerkennen. Eilen wir hinzuzusetzen, daß, wenn die ausgezeichneten Schriftsteller nicht überall einen Schauplatz finden, der ihrer Thätigkeit würdig, so nimmt wenigstens das Publicum überall an ihren Arbeiten Antheil. In Berlin wie in Wien können die Philosophen von Heidelberg und Leipzig, sowie die Dichter von Dresden und München auf ein aufmerksames Publicum zählen. Die intellectuelle Einigkeit ist gegründet. Diese Einigkeit wird, wie zu hoffen steht, das Leben der Intelligenz in den Gegenden, wo sie heutzutage schwächer zu werden scheint, wieder stärken. Es ist unmöglich, daß die Hauptstadt Preußens nicht lebhaft dieses Verlöschen seines alten Ruhms fühlen sollte. Es ist unmöglich, daß ein König wie Friedrich Wilhelm IV., der alle Geistesarbeiten so trefflich zu würdigen versteht, nicht sich mit einer Lage beschäftigen sollte, die solche Resultate hervorbringt.

Was Deutschland selbst betrifft, so kann es mit Zuversicht dem Erfolg seiner Anstrengungen entgegensehen. Wenn der Geist, von dem wir Kunde geben, sich regelmäßig entwickelt, so wird die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts der ersten nicht gleichen. Diese mit ihren unruhigen Regungen, mit ihren unzusammenhängenden ehrgeizigen Ansprüchen wird nur die Vorbereitung zu einer bessern Literatur gewesen sein, worin Deutschland sich sittlicher und kräftiger zeigen wird. Ich weiß nicht, ob sie auch noch Lessinge, Herder, Goethe und Schiller hervorbringen wird, sie wird aber wenigstens eine edle Auswahl besitzen, die an der Belehrung ihres Vaterlandes arbeitet. Nach dem Eifer der Arbeiter und den Aussichten der Saat wird die Ernte schön sein. Deutschland durchlief schon im Mittelalter eine Umwandlung dieser Art. Nach der glänzenden Poesie des 13. Jahrhunderts, nach Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Strasburg war die Literatur 200 Jahre hindurch eine Schule der gesunden Vernunft und praktischen Tugenden, woraus im 16. Jahrhundert die originellste Bewegung des deutschen Volks hervorging. Heute muß sich nach der Periode, deren siegreichste Personification Goethe gewesen ist, dieselbe Arbeit vollenden. Es ist die Aufgabe der Schriftsteller, diese literarische und moralische Cultur, welche bisher das Privilegium einer nur kleinen Anzahl gewesen ist, volksthümlich zu machen. Wenn die Literatur im 14. und 15. Jahrhunderte instinctmäßig demokratisch gewesen ist, so muß sie es im 19. mit überlegtem Gefühle ihrer Verpflichtungen sein. So erfüllt die Generation, von der ich gesprochen habe, ihre Aufgabe. Schriftsteller und Leser, Lehrer und Schüler sind zur gesunden Vernunft, zur praktischen Philosophie, zum spiritualistischen Christenthum zurückgekehrt, sie haben vor allem gelernt, und möchten sie es nie vergessen! daß in der Wissenschaft wie in der Politik da, wo der Mysticismus die Begriffe der wirklichen Welt entstellt, jeder Fortschritt unmöglich wird. Mag nun dies der pietistische Mysticismus oder der revolutionäre sein, das Uebel ist dasselbe und Deutschland wird ihm nicht entgehen, wenn es nicht in sich den Sinn für das thätige Leben entwickelt. Dies ist der Grundsatz, den der lateinische Redner im ersten Capitel seiner Abhandlung über die Pflichten aussprach: „Virtutis laus omnis actione consistit."

Notizen.

Neuere französische Literatur.

Es liegt ein trüber Druck auf der französischen Literatur. Man schrieb uns vor einiger Zeit aus Paris: „Wenn wir auch nicht sagen können, daß der Roman Todes verblichen sei, so werden die Romandichter doch täglich seltener. Wenigstens werden wir uns unter der Menge von Romanen, welche sich in den Lesecabineten oder in den Journalen zu zwei Sous spreizen, vergebens nach einem Werke von wirklich literarischem Verdienste umsehen, vergebens nach einem Autor, der genannt zu werden verdiente. Das Beste, was uns noch geboten wird, sind die aus dem Englischen übersetzten Romane, z. B. Thackeray's «Vanity fair». Und in der Poesie? Weniger als nichts! Kaum daß Victor Hugo's «Contemplations» für einen Augenblick der Gleichgültigkeit des Publicums Herr werden konnten. Glücklicher war Brizeux, Verfasser der anmuthigen Idylle «Marie», mit seinen «Histoires poétiques», eigentlich einer Fortsetzung seiner frühern, von der französischen Akademie gekrönten Dichtung, worin er das ländliche Leben in der Bretagne behandelte. Brizeux ist selbst ein Bretagner und hat einen Kreis leidenschaftlicher Leser um sich gebildet — pauci, sed boni. Unter den Theaternovitäten gibt es kaum eine, welche ausgezeichnet zu werden verdiente. Das Odéon schloß seine Saison mit Ponsard's Komödie «La bourse», deren Werth aber sehr zweifelhaft ist. Das Théâtre français scheint unter Empire's neuer Verwaltung sich fast nur darauf zu beschränken, Stücke des frühern Repertoire wieder ins Leben zu rufen." Da diese Geständnisse aus nationalfranzösischer Feder herrühren, so wird man ihnen wol umsomehr Glauben schenken dürfen. Nur in der kleinern Novelle und Erzählung wird Erfreulicheres geleistet. Dahin gehört die Skizzensammlung von About: „Ménages de Paris", während die unter dem gesuchten Titel der „Contes d'un planteur de choux" erschienenen Erzählungen von de Pontmartin, dem Kritiker der „Assemblée nationale", zu beweisen scheinen, daß die Erzählung nicht sein eigentliches Fach ist. Bacquerie's „Profils et grimaces" sind voll von Bizarrerien, die nur zu deutlich die Victor Hugo'sche Schule verrathen. Unser Correspondent bedauert, daß François Wey durch seine amtlichen Functionen am Schreiben verhindert sei, und erinnert dabei an dessen frühere Schrift „Les Anglais chez eux", woraus man England besser kennen lerne als aus dicken gelehrten Schriften. Aber auch auf novellistischem Gebiete sieht Frankreich sich genöthigt, Anleihen bei ausländischen Novellisten zu machen; man übersetzt die Erzählungen Hoffmann's, Achim von Arnim's, Zschokke's, Conscience's, und aus den bizarren Erzählungen des durch seine Genialität wie durch sein wüstes Leben bekannten Nordamerikaners Edgar Poe hat Charles Baudelaire eine Auswahl veranstaltet. Mehr dem memoirenartigen Genre gehören die mit fast militärischer Lebhaftigkeit, Frische und Keckheit geschriebenen „Souvenirs de la vie militaire" des Grafen Castellane an, die sich halb wie ein Roman, halb wie Geschichte lesen lassen und durch die Porträts der vielgenannten Generale Bugeaud, Saint-Arnaud, Bosquet, Pélissier, Canrobert, Changarnier, Lamoricière, Cavaignac, Bedeau u. s. w. ein erhöhtes Interesse gewinnen.

Die Benutzung dichterischer Erfindung betreffend.

Unser verehrter Mitarbeiter, Rudolf Gottschall, dessen Talent und literarischen Verdienste wir anzuerkennen schon öfter Gelegenheit hatten, behandelt in Nr. 37 des „Deutschen Museum" die Frage von der „Originalität des Dramatikers" und berührt dabei auch die leidige literarische Streitfrage zwischen Friedrich Halm und Bacherl. Wir müssen gestehen, in einigen von Gottschall aufgestellten Punkten abweichender Ansicht zu sein. Er fragt, wie es möglich sei, daß ein „gebildeter Mann" sich zum Advocaten des „naturwüchsigen pfaffenhofener Genies" aufwerfen könne; eine Frage, die sich einfach dadurch erledigt, daß sich in der That „gebildete" Männer, und in viel größerer Zahl als vielleicht Gottschall glaubt, auf die Seite des poetisirenden Schulmeisters gestellt haben. Er behauptet ferner: „Ob Herr Halm das Werk des Herrn Bacherl kennt oder nicht, ist höchst gleichgültig. Und hätte er Scene für Scene dieser confusen und barbarischen Tragikomödie benutzt, um daraus eine künstlerische Dichtung zu gestalten, seine Originalität bliebe unbestreitbar" u. s. w. Für uns ist diese ganze Angelegenheit keine Frage der Aesthetik und Kunst, sondern des Rechts, und einzig und allein aus diesem Grunde sind wir darauf wiederholt zurückgekommen. Es fällt uns nicht ein, Bacherl eine Stelle unter unsern Classikern einräumen oder das Verdienst, das sich Friedrich Halm durch seine schmucke Bearbeitung der Thumelicussage erworben hat, bestreiten zu wollen; aber Folgendes steht für uns fest: entweder hat Friedrich Halm die Bacherl'schen Manuscripte nicht gekannt und nicht benutzt, dann hätten wir ihm allerdings Manches, was wir gesagt haben, einfach abzubitten, wobei wir uns jedoch durch die „lame and feeble arguments", welche die Wiener beibrachten, und die fast bis zur Evidenz überzeugende Darstellung O. von Schorn's für hinlänglich entschuldigt halten würden. Oder er hat sie gekannt und hat sie benutzt. Dann mußte er dies offen eingestehen und, wie wir wenigstens meinen, dem ursprünglichen Erfinder sogar einen Antheil an seinem Honorarertrag gönnen. Es ist etwas Anderes, ein schon veröffentlichtes novellistisches Product zu dramatisiren, zumal wenn man seine Quelle nennt, und etwas Anderes, ein im Vertrauen auf amtliche Discretion eingesandtes Manuscript zu benutzen, ein Drama neu zu dramatisiren, ohne einzugestehen, woher man geschöpft. Man denke nur, zu welchen Consequenzen dies führen müßte. Hiernach könnte zuletzt jeder Redacteur eine ihm eingesandte, praktisch unbrauchbare, aber gut erfundene Novelle selbst bearbeiten oder bearbeiten lassen und als Originalwerk veröffentlichen; und ähnlich könnte jeder Theaterdirector, jeder Verleger mit Manuscripten verfahren, die er nicht verwenden könnte, deren Idee ihm aber gefiele. Zu welchen Reclamationen und Streithändeln würde dies und mit Recht führen, wenn ein solcher Usus allgemein würde, und wie würde die schon so erschütterte literarische Moral darüber gänzlich zugrunde gehen! Uebrigens möchten wir doch als der Erwähnung werth anführen, daß Friedrich Halm schon früher eine auch in seinen „Gedichten" abgedruckte Ballade „Thusnelda" dichtete, die freilich nichts Gemeinsames mit dem „Fechter von Ravenna" hat, in der aber doch schon Thusnelda dargestellt wird, wie sie im „Römerzelt" gefangen liegt und Wehklagen, aber auch hoffnungsvolle Prophezeiungen über das deutsche Volk ausspricht. **H. M.**

Bibliographie.

Cordelia, Ethnea oder die Sclaven der Engländer. Münster, Theissing. 8. 20 Ngr.

Macaulay's, T. B., Geschichte von England seit dem Regierungsantritte Jacob II. Uebersetzt von L. G. Lemcke. 6ter Band. Braunschweig, Leibrock. Gr. 8. 1 Thlr.

Menzel, W., Die Naturkunde im christlichen Geiste aufgefaßt. 1ster Band. Stuttgart, Neff. Br. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Sattler, H., Mozart, Erinnerung an sein Leben und Wirken nebst Bemerkungen über dessen Bedeutung für die Tonkunst. Langensalza, Schulbuchhandlung des Thüringer Lehrer-Vereins. 8. 6 Ngr.

Wittgenstein, Prinz E. v., Aßlann-Aga. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 8. 1 Thlr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Deutsche Allgemeine Zeitung.

Den erhöhten Anfoderungen, die in der jetzigen Zeit an die größern politischen Blätter Deutschlands gestellt werden, sucht die Deutsche Allgemeine Zeitung in jeder Weise zu entsprechen. Sie hat zahlreiche und zuverlässige eigene **Correspondenten** an allen Hauptpunkten Europas. Ihre **Leitartikel** suchen den Leser über die politischen Angelegenheiten zu unterrichten und zugleich die Aufgabe der unabhängigen patriotischen Presse nach Kräften zu erfüllen. **Den sächsischen Angelegenheiten** wird in Leitartikeln und Correspondenzen große Aufmerksamkeit gewidmet. Wichtige Nachrichten, auch die Börsencurse von London, Paris, Wien, Berlin ꝛc., erhält die Zeitung durch **telegraphische Depeschen.** Die Interessen des **Handels** und der **Industrie** finden sorgfältigste Beachtung. Ein **Feuilleton** gibt zahlreiche Originalmittheilungen und kurze Notizen über Theater, Kunst, Literatur u. s. w.

Die Deutsche Allgemeine Zeitung erscheint, mit Ausnahme des Montags, **täglich** in einem ganzen Bogen. Das **vierteljährliche Abonnement** beträgt 1 Thlr. 15 Ngr. **Inserate** finden durch die Zeitung die weiteste Verbreitung und werden mit 2 Ngr. für den Raum einer Zeile berechnet.

Bestellungen auf **das mit dem 1. October beginnende neue Abonnement** werden von allen Postämtern des In- und Auslandes, in Leipzig von der Expedition der Zeitung angenommen und **baldigst** erbeten.

Leipzig, im September 1856.

F. A. Brockhaus.

Von ***F. A. Brockhaus*** *in Leipzig ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:*

Elsinger (A.), und **Hauser (F.), Der physische Mensch.** Wissenschaftlich-populäre Zusammenstellung des Wichtigsten über den Bau des menschlichen Körpers und seine Lebensverrichtungen. Als Hülfsbuch für Lehrer und Erzieher auch beim Unterricht für Blinde. Mit 90 in den Text eingedruckten Holzschnitten. 8. Wien. 1856. 1 Thlr. 5 Ngr.

Rittinger (P.), Kurze Mittheilungen über die berg- und hüttenmännisch wichtigeren Maschinen- und Baugegenstände bei der Allgemeinen Industrie-Ausstellung zu Paris im Jahre 1855. In 168 selbstständigen Artikeln mit 188 in Holzschnitt ausgeführten Handzeichnungen. 8. Wien. 1855. 20 Ngr.

Tunner (P.), Bericht über die auf der Pariser Welt-Industrie-Ausstellung von 1855 vorhandenen Producte des Bergbaues und Hüttenwesens oder der Gegenstände der I. Classe nach der im officiellen Kataloge getroffenen Eintheilung. 8. Wien. 1855. 15 Ngr.

Wurzbach von Tannenberg (C.), Bibliographisch-statistische Uebersicht der Literatur des Oestreichischen Kaiserstaates vom 1. Jänner bis 31. December 1854. Zweiter Bericht, erstattet im hohen Auftrage Seiner Excellenz des Herrn Ministers des Innern Alexander Freiherrn von Bach. Mit 57 Tabellen. 8. Wien. 1856. 2 Thlr. 10 Ngr.

Zerrenner (C.), Einführung, Fortschritt und Jetztstand der metallurgischen Gasfeuerung im Kaiserthum Oesterreich. Ein Beleg für den Fortschritt des österreichischen Eisenhüttenwesens im Allgemeinen und eine Anleitung zur Torfwirthschaft und zur Darstellung des Stabeisens aus Roheisen mittelst Torf und Braunkohlen im Speciellen. Im Auftrage des Hohen k. k. Finanzministeriums herausgegeben. Mit elf Tafeln. 8. Wien. 1856. 2 Thlr.

(Verlag der k. k. Hof- und Staats-Druckerei in Wien.)

Brockhaus' Reise-Bibliothek:

Münchener Skizzenbuch.

Von **Wolfgang Müller von Königswinter.**

Preis 10 Sgr.

Kein neuer Führer für München, deren es schon genug gibt, sondern eine lebendige geistvolle Schilderung der Stadt und der ganzen mit München verknüpften modernen Kunstentwickelung, zur Orientirung für die großartigen aber fast verwirrenden Eindrücke, die München zumal bei einem ersten Besuche dem Beschauer darbietet, besonders zum Lesen auf der Eisenbahn vor oder nach dem Besuche Münchens zu empfehlen. Der Verfasser ist der bekannte rheinische Dichter und Kunstschriftsteller.

Eine Eisenbahnfahrt durch Westfalen.

Von **Levin Schücking.** **Preis 10 Sgr.**

Allen Reisenden, die Westfalen berühren, wird **Schücking's** Buch die angenehmste Unterhaltung auf der Eisenbahn gewähren; von der Kritik ist dasselbe außerordentlich günstig aufgenommen und als „**ein wahres Musterbuch der Eisenbahnliteratur**" bezeichnet worden.

Briefe aus Südrußland

während eines Aufenthalts in **Podolien, Volhynien** und der **Ukraine.**

Von **Marie Förster.** **Preis 10 Sgr.**

Anmuthige, poetische Schilderungen der herrlichen, wenig bekannten Gegenden Südrußlands aus der Feder der kürzlich verstorbenen höchst talentvollen Dichterin: eine interessante und unterhaltende Lectüre auf jeder Eisenbahnfahrt.

In allen Buchhandlungen zu haben.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, 1 August 1842. Nr. 213. 1 August 1842.

Diese Blätter erscheinen täglich in einzelnen Nummern, wöchentlich 6 Nummern, und sind durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen. Preis des Jahrgangs 12 Thlr. Preis des Quartals 3 Thlr.

Ueber Lessing's Laokoon.

Lessing's Laokoon ist ein Werk, das in Deutschland Epoche gemacht hat, und dessen Einfluß auf die Bildung unserer Literatur noch jetzt fortdauert. Es ist ein Werk, das Jeder kennt, der sich mit Literatur beschäftigt, und das Jeder gelesen haben muß, der sich mit Literatur beschäftigen will. Es ist ein Werk, das Jeder, der es gelesen hat, wieder lesen wird, und das Jeder, der es wieder gelesen hat, immer wieder lesen will. Es ist ein Werk, das Jeder, der es gelesen hat, Andern empfiehlt, und das Jeder, der es Andern empfiehlt, ihnen nicht zu empfehlen braucht. Es ist ein Werk, das Jeder, der es gelesen hat, Andern zu lesen gibt, und das Jeder, der es Andern zu lesen gibt, ihnen nicht zu geben braucht. Es ist ein Werk, das Jeder, der es gelesen hat, Andern leiht, und das Jeder, der es Andern leiht, ihnen nicht zu leihen braucht. Es ist ein Werk, das Jeder, der es gelesen hat, Andern schenkt, und das Jeder, der es Andern schenkt, ihnen nicht zu schenken braucht. Es ist ein Werk, das Jeder, der es gelesen hat, Andern stiehlt, und das Jeder, der es Andern stiehlt, ihnen nicht zu stehlen braucht. Es ist ein Werk, das Jeder, der es gelesen hat, Andern nachdruckt, und das Jeder, der es Andern nachdruckt, ihnen nicht zu nachdrucken braucht. Es ist ein Werk, das Jeder, der es gelesen hat, Andern nachahmt, und das Jeder, der es Andern nachahmt, ihnen nicht zu nachahmen braucht. Es ist ein Werk, das Jeder, der es gelesen hat, Andern nachbildet, und das Jeder, der es Andern nachbildet, ihnen nicht zu nachbilden braucht. Es ist ein Werk, das Jeder, der es gelesen hat, Andern nachdichtet, und das Jeder, der es Andern nachdichtet, ihnen nicht zu nachdichten braucht. Es ist ein Werk, das Jeder, der es gelesen hat, Andern nachschreibt, und das Jeder, der es Andern nachschreibt, ihnen nicht zu nachschreiben braucht. Es ist ein Werk, das Jeder, der es gelesen hat, Andern nachspricht, und das Jeder, der es Andern nachspricht, ihnen nicht zu nachsprechen braucht. Es ist ein Werk, das Jeder, der es gelesen hat, Andern nachsagt, und das Jeder, der es Andern nachsagt, ihnen nicht zu nachsagen braucht. Es ist ein Werk, das Jeder, der es gelesen hat, Andern nachredet, und das Jeder, der es Andern nachredet, ihnen nicht zu nachreden braucht. Es ist ein Werk, das Jeder, der es gelesen hat, Andern nachplappert, und das Jeder, der es Andern nachplappert, ihnen nicht zu nachplappern braucht. Es ist ein Werk, das Jeder, der es gelesen hat, Andern nachplaudert, und das Jeder, der es Andern nachplaudert, ihnen nicht zu nachplaudern braucht. Es ist ein Werk, das Jeder, der es gelesen hat, Andern nachschwatzt, und das Jeder, der es Andern nachschwatzt, ihnen nicht zu nachschwatzen braucht. Es ist ein Werk, das Jeder, der es gelesen hat, Andern nachschwätzt, und das Jeder, der es Andern nachschwätzt, ihnen nicht zu nachschwätzen braucht. Es ist ein Werk, das Jeder, der es gelesen hat, Andern nachschwätzt, und das Jeder, der es Andern nachschwätzt, ihnen nicht zu nachschwätzen braucht. Es ist ein Werk, das Jeder, der es gelesen hat, Andern nachschwätzt, und das Jeder, der es Andern nachschwätzt, ihnen nicht zu nachschwätzen braucht.

ihm zugeſtehen, er hat ſeine Aufgabe in ebenſo formgewandter als eindringlicher Weiſe gelöſt. Schon das Buch, welches er unter ſeinen vornehmſten Quellen aufführt: „Rußland und die Gegenwart", hatte nun ſeiner Zeit, freilich vor dem Kriege, dieſelbe Aufgabe verfolgt und in einem beſondern Abſchnitte über „Rußlands literariſche Beurtheilung" ſeine Auffaſſung motivirt. Es iſt daher auch ganz gerechtfertigt, daß Bock die dort begonnene Löſung der Aufgabe jetzt ziemlich in gleicher Weiſe wieder aufnimmt. Durch die vorangegangene Literatur über Rußland hatte er den Vortheil, namentlich den innern Staatsmechanismus kürzer, ſchlagender behandeln zu können. Er vermochte faſt lauter Reſultate nebeneinanderzuſtellen, während frühere Werke genöthigt waren, die Stationen ihres Wegs dorthin gleichſam als Proben auf die Richtigkeit des Exempels anzugeben. Brav allerdings war derjenigen Literatur über Rußland, welche wenig Raiſonnement neben ihren Thatſachen brachte, eine Schriftenflut vorausgegangen, welche, wenn auch noch ſo bändereich, keine wahrhaft publiciſtiſch-hiſtoriſchen Ausführungen bot, ſondern über den Charakter journaliſtiſcher Parteiartikel kaum hinauskam. Man erging ſich in geſchwätzigem Anekdotenkram ohne literariſchen Organismus, darum ohne volle Ueberzeugungskraft; oder man ließ um karges Material und dürftige Thatſachen einen allzu breiten Schwall von Phraſen kreiſen, deren Mehrzahl eigentlich im Hintergrunde des Wortes Rußland Deutſchland meinte. Man wollte gewöhnlich, um ein alltägliches Sprichwort zu brauchen, mit einem Schlage zwei Fliegen treffen und ſchlug darum meiſtens keine recht. Dieſer zwieſpältige Charakter gab der damaligen „gutgeſinnten" Preſſe leichte Gelegenheit, die ganze deutſche Literatur über Rußland zu discreditiren. Die nachfolgenden Werke hatten die ſchwere Aufgabe gehabt, dieſen Miscredit durch ihren geſchloſſenern Charakter zu widerlegen; das Bock'ſche Werk tritt gleichſam als Abſchluß und Réſumé dieſer Literaturperiode hervor.

Dieſe ſeine Bedeutung wird um ſo gewichtiger, als mit Alexander II. eine formell neue Handhabung des ruſſiſchen Syſtems auf den Thron gelangt zu ſein ſcheint. Wie der erſte Zar deſſelben Namens ſcheint auch er bemüht, die Ausübung des Syſtems in ein Gewand zu kleiden, welches dem übrigen Europa minder abſtoßend erſcheint und Rußland nicht in ſchroffem Gegenſatze, ſondern unter dem Scheine eines gewiſſen Entgegenkommens auftreten läßt. Es wird nicht an Stimmen fehlen, und ſie erklingen bereits, welche das überkommene Mistrauen gegen Rußlands äußere Politik und innerliche Einordnung in das europäiſche Culturleben wie einen überwundenen Standpunkt behandeln. Man wird veränderte Formen wie eine Umgeſtaltung des Weſens drapiren und in der gewohnten Logik ſolcher Beweisführungen binnen kurzem vielleicht ſelbſt dahin kommen, ruſſiſche Einflüſſe auf die ſocialen und politiſchen Lebensgeſtaltungen Europas wie eine Förderung zeitgemäßer Culturentwickelungen darzuſtellen. Erinnern wir uns, wie es unter Alexander I. nach den Napoleon'ſchen Kriegen erging! Man verſchloß in octroyirter Dankbarkeit gegen den „Befreier Deutſchlands und Friedenbringer Europas" die Augen gegen das ruſſiſche Princip; und nachdem der laibacher Tractat, die Heilige Allianz, der Congreß zu Verona die Feſſeln des öffentlichen Geiſtes geſchmiedet hatten, war es „zu ſpät", da in den Karlsbader Beſchlüſſen, der Wiener Schlußacte u. ſ. w. das bekannte Netzgeflecht der ruſſiſchen Herrſchaftsplane zugezogen ward. Das Härteſte aber blieb noch zu erdulden, als man ſpäter Rußland abermals zurückgedrängt geglaubt hatte: die warſchauer Dictate des Kaiſers Nikolaus I.

Nachzuweiſen an den Thatſachen des ruſſiſchen Volks- und Staatslebens, wie die ruſſiſche Politik wol ihre Formen, doch nimmer ihr Weſen ändern kann, wenn nicht Europas vereinte Uebermacht ſie zwingt, das iſt auch heute die Aufgabe der Publiciſtik. Denn auch heute ſcheint Rußland blos zurückgedrängt. Wer dagegen den Offenbarungen ſeiner Politik im Einzelnen folgt, kann nicht verkennen, daß das Gefühl erlittener Demüthigung wach geblieben, daß die Unmöglichkeit der Fortſetzung des Kampfs, nicht die Liebe zum Frieden ihre Gänge dictirt. Nicht auf Rechnung einer perſönlichen Politik des Selbſtherrſchers aller Reußen iſt dies zu ſetzen, auch nicht die Cabinetstraditionen allein treiben dazu, ſondern die thatſächlich gewordenen Verhältniſſe und Zuſtände des Reichs, die Natur ſeiner Bevölkerung, ſeine materiellen Grundlagen, ſein innerer Organismus — vom ruſſiſchen Standpunkte: die naturgemäße Nothwendigkeit, die Pflicht der Selbſterhaltung.

Indem Bock dieſes hiſtoriſch darthut, zerfällt er ſein Werk in zwölf Abſchnitte: „Land und Volk", „Zar und Zarengewalt", „Die Fremden", „Heer und Flotte", „Die Beamtenmaſchine", „Die Kirche", „Der Adel", „Die Bauern", „Die Städte", „Staatswirthſchaft", „Die Politik und ihre Zurückweiſung", „Die nationale Aufgabe". Als Anhang und Memento iſt dazu der Text des pariſer Märzfriedens und des engliſch-franzöſiſch-öſtreichiſchen Aprilvertrags gefügt. Vom erſtern erhielt Deutſchlands Centralorgan wenigſtens officielle Mittheilung, vom letztern nicht einmal dieſe.

Je mehr wir die Ueberſichtlichkeit anerkennen, womit im erſten Capitel das ruſſiſche Land gleichſam in der natürlichen Wechſelwirkung mit ſeinen Bewohnern vorübergeführt wird, deſto mehr bedauern wir, daß gerade dieſe Grundlagen nicht einigermaßen breiter angelegt ſind. Manche der allgemeinen Erfahrungsſätze werden, weil zu allgemein gehalten, den Gegnern der Schilderung leicht Gelegenheit geben, mit kleinen Einzelheiten die Stichhaltigkeit des Ganzen — obgleich mit Unrecht — anzumäkeln. Wir leſen z. B. S. 5: „Die Volksphyſiognomie iſt weit und breit dieſelbe; überall die breiten gelben Geſichter mit mächtig ausgeprägten Kinn- und Backenknochen." Warum ward hier nicht der kurze Satz beigefügt, daß dieſer Typus eine Folge der mongoliſchen Kreuzung, während der originale Typus der Großruſſen, dem man in ſeiner blonden Reinheit ebenfalls auf wei-

ten Länderbreiten unvermischt begegnet, germanisch-kaukasische Formen zeigt? Ebenso ist es wol ein zu kategorisches Urtheil, wenn gesagt wird: „Trotz des zähesten Kampfs, wie ihn die Katze besteht, bewiesen die Russen niemals kriegerischen Sinn.“ Prägnanter und unbestreitbarer würde es heißen müssen: die russische Kriegstapferkeit hat sich stets blos in der Defensive bewährt.

Solche unscheinbare Kleinigkeiten abgerechnet, ist übrigens das genannte Capitel von scharf charakterisirendem Wesen und bereitet somit einen natürlich begründenden Uebergang zur pragmatischen Entwickelung der Bildung des Zarenthums, wie seiner modernen Degeneration seit Peter I. Ohne den Verdiensten der übrigen Skizzirungen zunahetreten zu wollen, nennen wir doch besonders die Charakteristik der Regierung Alexander's I. ein Meisterstück. Sie gewährt gleichzeitig ein Beispiel des kernigen Tons, in welchem das ganze Werk gehalten ist. Lassen wir ihren Hauptheil wörtlich folgen:

Von Laharpe in französischem Idealismus erzogen, sah Alexander I. die Vorzüge des Rechtsstaats vor dem Polizeistaat, aber die Vorbereitung seines Volks dafür fand er zu mühselig. Bei seinem Regierungsantritt schloß er mit England und Frankreich Frieden, um sich den innern Angelegenheiten seines Staats zu widmen; allein die auswärtige Politik öffnete seinem Ehrgeiz bald glänzendere Bahnen. Eine russische Constitution war unter der Dilettantenbeschäftigung des Thronfolgers ausgearbeitet, aber Ereignisse und Rathschläge bewogen Alexander, sie auf dem Kreml niederzulegen, wie man die ersten Schuhe eines Kindes wol aufbewahrt. Alexander's Nachfolger verbrannte bedächtig die Urkunde. Reifere Erfahrungen ließen Alexander den Weg eines liberalen Despoten beschreiten. Er räumte dem Reichsrath und Senat große Befugniß ein, um den gefaßten Beschlüssen nicht nachzukommen. Er hob die Staatsmaquisition auf, um sie wiederherzustellen. Er verminderte die Hofausgaben und die Steuern, ohne daß das Land es verspürte. Statt der öffentlichen Freiheiten hätten Rechtsschutz und durchgreifendes Einschreiten gegen die Bestechlichkeit der Beamten praktisch wohlthätiger wirken können. Allein die hierfür erfoderliche Besoldungserhöhung der Beamten griff die Kassen zu sehr an und die freiere, zum Theil allerdings unpraktische und idealistische Sprache der öffentlichen Organe wurde bald politisch gefährlich befunden. Während Alexander über Menschenrechte philosophirte und später von christlicher Barmherzigkeit gegen die Leiden der Menschheit erfüllt war, regierte Graf Araktschejew Rußland ganz in älterer Weise, klug und thätig, aber ohne politische Rechtschaffenheit, willkürlich, herrsüchtig, hart. Im Jahre 1813 sagte Alexander zu Berlin: „Der Marsch der russischen Truppen durch Deutschland bis Paris wird ganz Rußland zugute kommen. Auch für uns beginnt eine neue Epoche und ich hege vielfältige Projecte.“ Das war in augenblicklicher Erregung vielleicht aufrichtig, aber unbestimmt, wie wir es in minder hochgestellten Phantasien oft ähnlich gesehen haben. Kaiser Alexander war es hauptsächlich, welcher Ludwig XVIII. nöthigte, den Franzosen eine Constitution zu gewähren: er war stolz darauf, in Paris seinen Willen durchzusetzen. Er gab dem Königreich Polen eine Verfassung, um den Wiener Congreß zu beruhigen, denn Lord Castlereagh und Fürst Metternich widersprachen durchaus der Vergrößerung Rußlands durch Polen. Bei bloßer Personalunion, nahm man endlich an, gewinne Rußland nicht unmittelbar den Vorsprung nach Westen. Die polnische Nationalität hoffte der Zar aber durch die Constitution zu gewinnen, da er ernstlich auf einen Kampf gegen Oestreich, Frankreich und England gefaßt war. Für die Russen lag in dieser Verleihung eine demüthigende Zurücksetzung, und von einigen Köpfen wurde dieselbe wenigstens empfunden.

Eingehender ist natürlich die Schilderung des Kaisers Nikolaus I. und seines Systems. Hier erscheinen uns wieder vornehmlich die Blicke von Bedeutung, welche der Verfasser auf die Bedingungen und Voraussetzungen wirft, welche mit diesem Regiment für Alexander II. gegeben wurden. Hier heißt es:

Absoluter hat Nikolaus seinem Nachfolger die Monarchie hinterlassen, als dieselbe in der Türkei besteht, wo der Sultan bei Reichsgesetzen von den Beschlüssen des großen Divans abhängt. Solange Rußland keinen nur einigermaßen entwickelten Bürgerstand besitzt, solange es keinen andern als seinen oberflächlich französisch gebildeten, egoistischen, bestechenden nnd bestechlichen Adel hat, bleibt diese Staatsform für dieses Reich die angemessenste; denn die Oligarchie würde schlimmer sein. Was unter den bestehenden Verhältnissen in Rußland für die Entwickelung der Städte, für Erleichterung und allmälige Beseitigung der Leibeigenschaft geschah, wurde mehr gegen den Adel als für die Städte und Bauern von den absoluten Herrschern beschaffen. Wo andere, auf ganz verschiedener Voraussetzung stehende Staaten und Völker bei ähnlicher Staatsform erhalten oder zu derselben gezwungen werden sollen, damit Rußland dieselbe desto gewisser behalte, sind diese Staaten und Völker an ihrer Ehre, ihrer Nationalität, ihrer Selbständigkeit bedroht und haben sich alles Ernstes zu wehren. Welchen Weg Alexander II. einschlagen wird, ist vorläufig noch nicht klar geworden. Pietät und Krieg zwangen ihn zunächst, sich der Regierungsweise sowie der Politik seines Vaters anzuschließen. Ist er stark, so wird er bei der erstern beharren. Daß er die zweite theilweise verlasse, ist Aufgabe der ihm gegenüberstehenden Staaten und Völker. Aus dem Thronbesteigungsmanifest ging die Absicht hervor, Rußland aus allen Kräften auf der höchsten Stufe der Macht und des Ruhms zu erhalten, „um den Wünschen und Absichten der Vorfahren, Peter's, Katharina's, Alexander's des Gesegneten und des unvergeßlichen Vaters“ nachzukommen. Weitgefaßt war dieses Programm; es erscheint mehr dehnbar als zusammenziehbar, aber es kann für Rußland Gutes enthalten. Den Finnen ihre Privilegien in Bezug auf einige öffentliche Stiftungen und auf Ausnahmen vom Monopol zu bestätigen, konnte dem Kaiser indeß nicht schwer fallen, zumal der Krieg in der Ostsee die Maßregel empfahl. Ebenso sprach wol die auswärtige Politik mit, wenn von Robotablösung im Königreich Polen die Rede war. Die 25 Jahre nach der polnischen Revolution ertheilte Amnestie scheint aus versöhnlicher Stimmung des Kaisers hervorgegangen, aber sein Wunsch mußte sich unter der Redaction seiner Räthe derart verclausuliren lassen, daß von der ursprünglich guten Absicht kaum etwas übrig blieb. Auf eine Wendung der Politik war daraus nicht zu schließen.

Der Abschnitt „Die Fremden“ ist unsers Erachtens etwas zu spärlich ausgefallen. Indessen nahm Bock vielleicht darauf Rücksicht, daß gerade dieses Thema neuerdings von der Presse theils in Tagesblättern, theils in besondern Werken am häufigsten besprochen worden ist. Namentlich erörtert auch das später zu berührende Buch „Menschen und Dinge in Rußland“ nach dieser Seite hin sehr erschöpfend, sowie die Reisewerke von Blasius, Buddeus, Kohl u. A. die Frage des Fremdeneinflusses auf Rußland vorzugsweise im Auge gehalten haben. Uebrigens möchte es als Irrthum zu bemerken sein, wenn (S. 41) gesagt wird, das Landvolk der Ost-

Verantwortung für „gleichen Stimmrecht“ beim Volke“ stehen und Herrn Bebel sind sie nicht verantwortlich, sondern Herrn Bebel hat ihnen verfassungsmäßig freiwillig Gehorsam, Unterwerfung und Treue zu schwören. Wollen sich Offiziere von einem fremden Machthaber, Bebel und dem Seinigen, Gesetze vorschreiben lassen, so sind sie Verräther, Meineidige, Feinde des Vaterlandes, Feinde der Verfassung, Feinde des Kaisers.

Die verschiedenen Reden über die bekannten Vorgänge waren alle nur dazu da, die Aufregung im ganzen Deutschen Reiche zu steigern, und sie haben ihren Zweck vollkommen erreicht. Ich habe noch keine Stimme gehört, die sagte: „Wir können uns in Elsaß-Lothringen nicht halten, wenn wir nicht Ruhe und Ordnung haben, wenn wir nicht Gesetze und Verordnungen erlassen, welche die verschiedenen Theile der Bevölkerung zwingen, sich ruhig zu verhalten.“ Nein, Alle sind einig darin, daß wir Ruhe und Ordnung haben müssen, daß wir Gesetze haben müssen, welche die Bevölkerung zwingen, sich ruhig zu verhalten. Wie sollen wir Ruhe und Ordnung haben, wenn wir nicht Gesetze haben, welche die Bevölkerung zwingen, sich ruhig zu verhalten? Ich glaube, daß wir Gesetze haben müssen, welche die Bevölkerung zwingen, sich ruhig zu verhalten, und welche die Verantwortung für ruhiges Verhalten der Bevölkerung nach einer Richtung hin übernehmen.

Ich habe mich auch gewundert, daß Sie, Herr Professor, in Ihrer Rede in Ihrer Vaterstadt Wien nicht auf die Wiener Schule eingegangen sind, die ja auch eine Schule der Psychiatrie ist, und ich habe mich gefragt, ob Sie vielleicht nicht wissen, daß es eine Wiener Schule gibt, oder ob Sie sie nicht kennen, oder ob Sie sie nicht anerkennen. Ich habe mich dann gefragt, ob Sie sie nicht kennen, weil Sie sie nicht kennen, oder ob Sie sie nicht kennen, weil Sie sie nicht anerkennen. Ich habe mich dann gefragt, ob Sie sie nicht anerkennen, weil Sie sie nicht kennen, oder ob Sie sie nicht anerkennen, weil Sie sie nicht kennen. Ich habe mich dann gefragt, ob Sie sie nicht kennen, weil Sie sie nicht anerkennen, oder ob Sie sie nicht kennen, weil Sie sie nicht kennen. Ich habe mich dann gefragt, ob Sie sie nicht anerkennen, weil Sie sie nicht kennen, oder ob Sie sie nicht anerkennen, weil Sie sie nicht anerkennen. Ich habe mich dann gefragt, ob Sie sie nicht kennen, weil Sie sie nicht kennen, oder ob Sie sie nicht kennen, weil Sie sie nicht kennen. Ich habe mich dann gefragt, ob Sie sie nicht anerkennen, weil Sie sie nicht anerkennen, oder ob Sie sie nicht anerkennen, weil Sie sie nicht anerkennen.

Ich habe mich auch gewundert, daß Sie, Herr Professor, in Ihrer Rede in Ihrer Vaterstadt Wien nicht auf die Wiener Schule eingegangen sind, die ja auch eine Schule der Psychiatrie ist, und ich habe mich gefragt, ob Sie vielleicht nicht wissen, daß es eine Wiener Schule gibt, oder ob Sie sie nicht kennen, oder ob Sie sie nicht anerkennen. Ich habe mich dann gefragt, ob Sie sie nicht kennen, weil Sie sie nicht kennen, oder ob Sie sie nicht kennen, weil Sie sie nicht anerkennen. Ich habe mich dann gefragt, ob Sie sie nicht anerkennen, weil Sie sie nicht kennen, oder ob Sie sie nicht anerkennen, weil Sie sie nicht kennen. Ich habe mich dann gefragt, ob Sie sie nicht kennen, weil Sie sie nicht anerkennen, oder ob Sie sie nicht kennen, weil Sie sie nicht kennen. Ich habe mich dann gefragt, ob Sie sie nicht anerkennen, weil Sie sie nicht anerkennen, oder ob Sie sie nicht anerkennen, weil Sie sie nicht anerkennen. Ich habe mich dann gefragt, ob Sie sie nicht kennen, weil Sie sie nicht kennen, oder ob Sie sie nicht kennen, weil Sie sie nicht kennen. Ich habe mich dann gefragt, ob Sie sie nicht anerkennen, weil Sie sie nicht anerkennen, oder ob Sie sie nicht anerkennen, weil Sie sie nicht anerkennen.

gen Naturell dereinst in die Reihe der Culturvölker werde eingefügt werden.

Der zweite Abschnitt über „Rußlands klimatische und Bodenverhältnisse" gibt eine recht gute Zusammenstellung des hierhergehörigen Materials. Der dritte Abschnitt behandelt „Die ethnographischen Elemente des europäischen Rußland", vornehmlich „Die Großrussen, ihre nationalen Eigenthümlichkeiten und ihre geschichtliche Mission". Auch hier begegnen wir nicht eben neuen Thatsachen und Gesichtspunkten, wenn auch das Bekannte anmuthig vorgetragen und das Raisonnement meistens ganz plausibel ist. Aber was auch hier fehlt, das ist die recht unmittelbare Veranschaulichung. Wer selbst in Rußland gelebt und mit den verschiedenen Volksschichten verkehrt hat, wird oftmals sagen: Ja, dieses Resultat ist richtig. Wer aber russisches Wesen und Leben — wir wollen z. B. sagen, als Vorstudium für historische Arbeiten über Rußland oder für die Staffage eines in Rußland spielenden Romans — aus diesen Ausführungen kennenlernen möchte, dem würde jedes plastische Bild fehlen. Sehr treffend beantwortet dabei der Verfasser die selbstaufgeworfene Frage — deren richtige Stellung wir indessen bestreiten — „warum den Russen, diesem gutmüthigen, friedfertigen, harmlosen, frohsinnigen und leichtlebenden Volke, in neuerer Zeit die allgemeine Antipathie aller Culturvölker geworden ist?" Er findet, daß diese Antipathien auf sie von denen gegen die Slawen überhaupt übertragen wurden, weil „das Slawenthum seit geraumer Zeit durch einen Volksstaat, durch Rußland, als ein politisch bedeutsames und positiv wirksames Element in das gebildete Völkerleben Europas eintrat und hier, indem es vorerst nur das Schwert in die Völkerwage der Geschichte warf, sehr bald eine unermeßliche politische Präponderanz errang, die um so drückender gefühlt wurde, je schärfer sie sich geltend zu machen suchte, und je mehr man sich sagen mußte, daß den Russen die Berechtigung zu einer solchen Stellung abgeht". Aber die Fragstellung ist eben nicht genau. Nicht den Russen, sondern dem russischen System gilt die Antipathie; nicht weil man den Russen die Berechtigung zur Stellung an der Spitze der Slawen abspricht, mußten „diese Antipathien sich stärker noch auf die östlichen Slawen" ausdehnen. Nein, darum nicht, sondern weil das Princip, welches sich den Russen als nationales octroyirte, seine für einen geringen Culturgrad und niedere Bildungsbedürfnisse berechneten Normen Europa überzuhängen, weil es Europa um Rußlands willen oder noch eigentlicher wegen des zaropapistischen Absolutismus zurückzustauen versuchte in allen Lebenswickelungen. Dieser petersburger Absolutismus ist nicht echtnational, noch weniger slawisch. Darum ist — und dies hätte keinem Schriftsteller über Slawenthum bekannt sein müssen — bereits seit den dreißiger Jahren selbst die panslawische Bewegung durchaus unrussisch. Wenn sie 1848 wieder darauf zurückkam, sich an Rußland anschließen zu wollen, so war dies gewissermaßen ein Act verwirrter Verzweiflung. West- und Südslawen trennten sich in ganz verschiedenen nationalpolitischen Wünschen, an einen materiellen Sieg über die nichtslawischen Herrscherstaaten war nicht zu denken; Rußland, d. h. die Russen sollten nun mit ihren Massen wol den Kampf ausfechten, aber sie als hegemonistisches Element des zu bildenden Slawenreichs anzuerkennen — daran dachte kein Mensch.

In dem Abschnitte über „Die ländliche Bevölkerung Rußlands" findet sich wieder viel treffliches Material, namentlich auch in statistischer Beziehung. Am interessantesten ist aber der Schlußtheil, welcher die ausländische, namentlich deutsche Colonisation behandelt. In ähnlicher Weise werden dann auch „Die russischen Städte", ihr mercantiler, industrieller und geistiger Verkehr erörtert. Als das wichtigste Capitel des ganzen Werks erachten wir jedoch die Schlußbetrachtungen über die „deutschen Elemente in Rußland und ihren Einfluß auf die russische Civilisation". Was in dieser Beziehung über den in Rußland einzeln, massenhaft, gruppenweis oder sporadisch verstreuten Deutschen gesagt wird, ist vollständig zu unterschreiben. Allein diejenigen Theile des Reichs, wo das deutsche Element auch äußerlich noch eine Macht ist, die baltischen Provinzen, kennt der Verfasser offenbar nur aus sehr flüchtiger Anschauung. Er beurtheilt sie nach ihren Repräsentanten im Heer, Staatsdienst, Handels- und Städteleben im eigentlichen Rußland. Er begeht in Lob und Tadel, Schatten und Licht nahezu denselben Fehler, vor welchem er im Eingange seines Werks das Ausland in Bezug auf die Russen warnt. Dies hier weitläufiger zu erörtern, ist nicht der Raum. Aber es bestärkt auch dieser Mangel den Eindruck, den man vom ganzen Buche empfängt. Allerdings mag nämlich der Verfasser lange Jahre im Innern Rußlands, etwa in den Landbreiten zwischen Moskau und Odessa in einer geschäftlichen Stellung gelebt haben. Er hat die Zeit mit offenem Auge und Ohr für seine Umgebungen zugebracht, aber sein Verkehr war weder sehr weit ausgedehnt noch sehr mannichfaltig. Den Weg nach seinem Bestimmungsort und von da in die Heimat zurück hat er offenbar flüchtig durchmessen. Er hat in Rußland manches ethnographische, statistische u. s. w. Werk gelesen, recht viel über die Verhältnisse gedacht, nach seiner Heimkehr sich lebhaft für die Literatur über Rußland interessirt. Aus dem Allem bildete sich das Buch, welches sich selbst keine bestimmten Grenzen steckte, nicht blos einfach Selbsterschautes schildern, sondern umfassende Resultate geben wollte und dadurch, trotz einzelner vortrefflicher Partien, trotz eines frischen und angenehmen Stils, doch die rechte Unmittelbarkeit einbüßte.

Sugenheim's Werk mit dem langathmigen Titel gibt sich als reinhistorische Arbeit. Man muß es entweder sehr ausführlich besprechen oder kurz anzeigen. Wir müssen uns auf letzteres beschränken, denn eine eingehende Recension könnte kaum kürzer sein als das Buch selbst. Im alltäglichen Leben begegnen wir oftmals Gelehrten, deren ungewöhnliche Kenntnißfülle, scharfe Combination und allseitige Durchbildung wir fortwährend be-

wundern müssen, während die Formen, in denen sich dies Alles kundgibt, uns überall ungewählt und falsch erscheinen. In der Form liegt aber ein großer Theil des Wesens; wer seine Wissenschaft nicht objectiv zu reproduciren weiß, ist doch nicht vollkommen Herr des aufgesammelten Materials. Oder aber er geht von bestimmten, voraus angenommenen Ideen aus, er ist parteiisch und hat dann sicherlich keine Berufung zum Geschichtschreiber, wenn er auch die wissenschaftliche Befähigung im höchsten Grade besitzt. Die historische Objectivität, die keineswegs doctrinäre Indifferenz zu sein braucht, fehlt dem Sugenheim'schen Werke ebenso sehr als die edle Form der Darstellung. Man muß dies umsomehr bedauern, als sich zugleich eine Belesenheit, eine Kenntniß oft schwer zugänglicher Quellen, ein Auffindungstalent für überraschende Erläuterungen in scheinbar ganz abseits gelegenen Abhandlungen zeigt, wie sie wahrlich keineswegs häufig ist. Allein die Voreingenommenheit des Grimms gegen Alles, was mit dem russischen Princip und dessen gekrönten Trägern in naher oder ferner Verbindung steht, verführt Sugenheim recht häufig zum Mangel aller historischen Kritik gegen die Quellen, aus denen er schöpfte. Auf keineswegs unzweifelhaft constatirte Daten, die freilich öfters durch ihre Neuheit und Absonderlichkeit pikant genug erscheinen, baut er dann Schlußfolgerungen, die den Prämissen entsprechen. Und dies Alles in einer Sprache, die so ungleichartig als möglich ist, jedoch im Allgemeinen sehr cynische Neigungen hat, welche bald in Trivialitäten — nicht in populärer Ausdrucksweise — bald in directen Plattheiten ihren Ausdruck finden. Verbessern sich diese Fehler in der weitern Fortführung des Werks, so wird die historisch-publicistische Literatur über Rußland damit eine große Bereicherung empfangen. Beharrt der Verfasser in den bisherigen Formen, so wird sein Werk schwerlich diejenige Verbreitung und Anerkennung finden, zu der es die außerordentliche Fülle seines Materials eigentlich berechtigen müßte. 90.

Novellenliteratur.

1. Erzählungen und Novellen von Friedrich Hebbel. Pesth, Heckenast. 1855. 16. 20 Ngr.
2. Zwischen Himmel und Erde. Erzählung von Otto Ludwig aus Eisfeld. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn und Comp. 1856. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
3. Novellen von Hermann Grimm. Berlin, Hertz. 1856. Gr. 8. 2 Thlr.
4. Culturgeschichtliche Novellen von W. H. Riehl. Stuttgart, Cotta. 1856. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.
5. Novellen von Lorenz Diefenbach. Erster Cyklus. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn und Comp. 1856. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Was ist aus dem heitern Kind des Boccaccio in dieser wenig romantischen Zeit des crédit mobilier geworden? Welchen Inhalt hat neuerdings die lebendige, an das Dramatische streifende Form der Novelle in sich aufgenommen? Keine andere epische Form ist so geeignet, die wechselvolle Casuistik des Lebens, seine tragischen und heitern Katastrophen und die Fülle seiner ironischen Beziehungen in schlagender Kürze darzustellen. Die Novelle hat heutzutage in prismatisch schimmernder Vielseitigkeit den verschiedensten Geschmacksrichtungen und ästhetischen Anschauungen Rechnung tragen müssen, wie schon die obigen Sammlungen von mehren talentvollen und namhaften Schriftstellern beweisen. Die humoristische Burleske, die psychologische Skizze und landschaftliche Studie, ja selbst die culturhistorische Anekdote haben sich in die Novelle geflüchtet. Die Novelle ist ein kleiner Taschenspiegel geworden, in welchem sich auch die bedeutendsten literarischen Physiognomien einmal im Vorübergehen flüchtig beschauen; die Schnitzel größerer geistiger und ästhetischer Arbeiten werden in Novellen gesammelt; man findet darunter eine Menge geistvoller Reflexionen, humoristischer Bilder, durch Glätte und Schönheit der Form ansprechender Schilderungen; aber was uns bei den meisten zu fehlen scheint, das ist jener freispielende schöpferische Reichthum der Phantasie, der in einer Fülle überraschender und doch wohlverketteter Ereignisse seine anmuthigsten Blüten treibt; das ist jener Zauber der Erfindung, der mehr als alles Andere die ursprüngliche Mitgift des novellistischen Talents ist. Die Armuth in dieser Beziehung läßt sich weder durch langathmige Schilderungen noch durch kluge und tiefe Betrachtungen verstecken. Je gedrängter die Form der Novelle ist, desto lebendiger und schlagkräftiger muß die Erfindung des Dichters in ihr hervortreten. Wir wollen verstrickt sein in den üppigen Reiz neuer und bunter Verwickelungen, deren Knoten der Zufall ernst oder heiter löst. Wir lassen uns ungern dafür mit andern dichterischen Vorzügen abfinden, die nur in einer umfangreichern Kunstform zur berechtigten Geltung kommen können. Wir wollen in der Novelle nicht disjecti membra poetae wiederfinden, nicht gestaltlose Fragmente irgendeiner Art, nicht den Abfall der Production, der in dieser Weise verwerthet wird; wir verlangen von ihr bei aller Gedrängtheit künstlerische Gliederung, ein warmes organisches Leben, Reiz und Pracht der Farben und jene überraschenden Einschnitte des Zufalls, die allerdings erst eine tiefere Bedeutung durch den geistigen Standpunkt des Autors erhalten. Lassen wir die obigen Novellen, von denen sich einige durch unleugbare Vorzüge auszeichnen, die aber nicht immer dieser bestimmten Gattung epischer Dichtung zugute kommen, hier die Revue passiren!

Zuerst begegnet uns ein Dichter, dem selbst seine Gegner einräumen müssen, daß er sich überall in seiner ganzen unverkennbaren Eigenthümlichkeit gibt, daß das alte Wort: Ex ungue leonem! auf ihn volle Anwendung findet, der Dramatiker Friedrich Hebbel. Ueberall, nicht blos in seinen gewaltigen Dramen, auch in seinen Novellen und Gedichten schüttelt ein Löwe die Mähne; es ist etwas Großartiges, Mächtiges, Kräftiges in diesem Talent, aber auch etwas Einförmiges, Monotones. Die

Physiognomie des Löwen und seine großen Gesten ermüden auf die Länge und in seinen „kühnen Griffen" liegt etwas Bedrohliches. Ein solcher Poet, der in der Tragödie das Gigantische liebt, wird in der heitern Gattung auf das Burleske gerathen, und Glück genug für ihn, wenn sich nicht Beides in der „Tragikomödie" zur Unzeit vermischt. Auch in den kleinen „Erzählungen und Novellen" sehen wir überall die Riesenfaust, die aus dem Gewölk „bedeutender Intentionen" ins menschliche Leben hinabgreift; wir hören das Göttergelächter der „romantischen Ironie" und hinterdrein den lärmenden Eifer geschäftiger Interpreten, welche dafür sorgen, daß ja kein Bausteinchen vom Hebbel'schen Ruhmestempel verloren gehe. „Wenn die Könige bau'n, haben die Kärrner zu thun!" Was hat Hebbel hiermit gewollt? fragen alsbald Kuh und Genossen und legen „aus" und „unter" nach Herzenslust, und unter ihrem kritischen Mikroskop wird der Frosch zum Elefanten. In der That gefällt uns Hebbel oft besser, wo er wenig oder gar nichts „gewollt" hat, sondern seinem dithmarscher knorrigen Humor in Hogarth'schen Skizzen die Zügel schießen läßt, als wo wir aus dem Gewirre abenteuerlicher oder gar widerwärtiger und geschmackverletzender Ereignisse irgendeine tiefe „Intention" hervorschimmern sehen, welche alsdann jene geistigen Geburtshelfer mit den Zangen gewaltthätiger Interpretation herumdrehen und an das Tageslicht fördern. Wir wollen dem Dichter selbst nicht damit zunahetreten und ihn nicht für den Chorus seiner Bewunderer verantwortlich machen; wir wollen zugeben, daß Hebbel selten dichtet ohne den Leitstern einer Intention; aber wir müssen dennoch behaupten, daß diese „Intentionen" nicht immer so bedeutend sind, wie man uns einreden will, und daß der Dichter oft, um eine solche „Intention" uns anschaulich zu machen, die Ereignisse selbst auf den Kopf stellt, oder so barockes Zeug zusammensucht, daß jeder harmonische Eindruck verloren geht und unsere Phantasie nicht anmuthig beschäftigt, sondern verletzt wird.

Gleich die erste Erzählung „Matteo" ist eine kleine Theodicee, wenigstens nach der Absicht des Dichters, der am Schlusse von seinem Helden sagt: „Er söhnte sich mit der ewigen Macht, die den Reif, innerhalb dessen ein menschliches Dasein sich bewegt, wol zuweilen zerbricht, aber ihn doch auch zur rechten Zeit wieder zusammenfügt, in seinem Herzen einigermaßen wieder aus." Matteo, ein junger Genuese, lebte glücklich in beschränkter Lage; man trug ihm allerlei Verrichtungen auf, da er sich durch seine Dienstbeflissenheit und sein stilles, bescheidenes Wesen angenehm zu machen wußte. Da befallen ihn eines Tags die bösartigsten Blattern; seine Züge werden ein häßliches Geflecht von Narben und Pusteln. Dies wendet alle Gemüther von ihm ab; man trägt ihm keine Dienste mehr auf; er befindet sich in einer hoffnungslosen Lage und geht damit um, ein Bravo zu werden. Durch eine Verknüpfung zufälliger Abenteuer, die gut erfunden sind, aber wol zu tragisch und gewaltthätig für den harmlosen Grundgedanken der Erzählung, wird er zuletzt, gerade durch seine Häßlichkeit empfohlen, der Diener eines auf seine Frau mit Grund eifersüchtigen Ehemannes. Das Ganze ist eine ansprechende Humoreske, die indeß leider durch die Ausführung in das Gebiet der Tragikomödie hinübergreift und das Tragische wie das Komische durch unklare Mischung gleichzeitig um seine Wirkung bringt. Das ist ein Rest der alten Romantik, die in Hebbel noch immer spukt, und der selige Geheime Hofrath Tieck hätte mit seinem feinsten Lächeln die „Ironie" begrüßt, die Hebbel in diese Erzählung „hineingeheimnißt". Die Othellofcenen zwischen Mann und Frau an der Leiche des ermordeten Signor Barbarucci, der ganze Apparat des Schrecklichen und Gräßlichen, der Vater, der sein Kind mit dem Kopfe dröhnend „gegen die harte Wand" wirft — das sind Alles zu stark aufgetragene Schlagschatten für das Lebensbild des blatternarbigen Matteo.

Dies Kind kommt doch noch mit dem Leben davon! Schlechter aber ergeht es dem Kinde des Bauern Andreas in der Novelle „Die Kuh", das der Vater ebenfalls an die Wand wirft, das aber „laut- und leblos mit geborstenem Schädel und verspritztem Gehirn" am Boden liegt. Schon die Wiederholung desselben abscheußenden Motivs in zwei Erzählungen eines kleinen Bändchens zeugt von der eigenthümlichen Vorliebe unsers Autors für crasse Bilder. „Die Kuh" ist von Anfang bis zu Ende eine barocke Tragödie, welche auch den Tiefsinn ihres Namensvetters herausgefodert hat. Hören wir den Inhalt dieser Dorfgeschichte und ihrer concentrirten Gräuel! Sie beginnt mit einem köstlichen Genrebild. Wir sehen den Bauer Andreas, wie er am Sonntag „zum neunten male" ein kleines Häuflein Thalerscheine zählt. Jeder dieser Scheine hat für ihn ein besonderes Leben; er erkennt jeden einzelnen an einem Tintenfleck oder sonstigen Merkmal; er kennt die Biographie eines jeden und weiß, wo und wie er sich ihn erworben hat. Für dies mühsam erworbene Geld soll nun heute endlich die langersehnte „Kuh" gekauft werden; ja sie ist schon unterwegs; Bauer Andreas glaubt schon bisweilen ihr Gebrüll zu hören. Neben ihm spielt sein Kind, ein muntres braunes Knäblein von drittehalb bis drei Jahren. Der Vater verbrennt an einem Talglicht, das er vor sich brennen hat, das Papier, in das die Scheine eingewickelt waren, um seine Pfeife anzuzünden, und geht voll Ungeduld hinaus, um, an den Thürpfosten gelehnt, der kommenden Kuh entgegenzusehen. Das Kind, das an dem Schauspiele des brennenden Papiers Vergnügen gefunden, beschäftigt sich inzwischen damit, die Kassenscheine des Vaters in einem naiven Auto da Fé zu verbrennen und hält eben den letzten an das Licht, als Andreas hereintritt. Nun geschieht das Schreckliche! Der Vater tödtet den Knaben, dann sich selbst, indem er sich, als er das Gebrüll der Kuh hört, auf dem Dachstuhl erhängt. Seine Frau Geesche und der spindeldürre Hans erscheinen nun mit der Kuh. Die Mutter bleibt entsetzt mit einem jähen Schrei an der Leiche des Kindes liegen:

Hans verlor die Besinnung nun völlig. „Bauer, Bauer,

und in jedem Jahre ein Kapital von 1000 Mk. zurückgezahlt werden soll, so ist die Annuität im ersten Jahre 1000 + 40 = 1040 Mk., im zweiten Jahre 1000 + 30 = 1030 Mk., im dritten Jahre 1000 + 20 = 1020 Mk., im vierten Jahre 1000 + 10 = 1010 Mk. Die Annuität nimmt also jährlich um 10 Mk. ab.

Ist die Schuld S, die Tilgungsquote T, der Zinsfuß p, so ist die Annuität im ersten Jahre $T + \frac{S \cdot p}{100}$, im zweiten Jahre $T + \frac{(S-T) \cdot p}{100}$, im dritten Jahre $T + \frac{(S-2T) \cdot p}{100}$, im vierten Jahre $T + \frac{(S-3T) \cdot p}{100}$ usw. Die Annuität nimmt also jährlich um $\frac{T \cdot p}{100}$ ab.

Ist die Schuld S, die Annuität A, der Zinsfuß p, so ist die Tilgungsquote im ersten Jahre $A - \frac{S \cdot p}{100}$, im zweiten Jahre $A - \frac{(S-T) \cdot p}{100}$, im dritten Jahre $A - \frac{(S-2T) \cdot p}{100}$, im vierten Jahre $A - \frac{(S-3T) \cdot p}{100}$ usw. Die Tilgungsquote nimmt also jährlich um $\frac{T \cdot p}{100}$ zu

nur dem Auge des Handwerksgenossen und des Kenners vertraut sind. Die Kriegführung, die Landwirthschaft, das Gewerbe, die Industrie bilden, jedes für sich, einen fast unübersehbaren Complex von technischen Besonderheiten, die schon durch die Terminologie dem Nichteingeweihten unverständlich bleiben. Hier entsteht wol die Frage, wie tief sich die Poesie, die sich in letzter Instanz doch nur an das Allgemeine im Menschen wendet, in diese Fülle des Details versenken darf, ohne die Schönheit mit in dem interesselosen Material zu vergraben? Ein Dichter wird, wenn er auch noch soviel von Blumen singt, doch keine Botanik in Verse bringen und sich wol hüten, die Linné'sche Nomenclatur allzu sehr zu poetischen Zwecken auszubeuten. Es ist zwar von den modernen Blumendichtern auch hiergegen viel gesündigt worden, doch der richtige Takt des Talents wahrt hier stets die nothwendige Grenze. Unsere Classiker, selbst Goethe, an dem man doch den aufgeschlossenen Sinn für die äußere Welt mit Recht rühmt, beschränkten sich auf Schilderung des Charakteristischen im Aeußern, z. B. im Anzuge; sie schilderten im Kleid nur den Menschen, im Landschaftsbild nur die Stimmung des Helden. Die äußere Welt galt ihnen nur als der Spiegel der innern. Die Romantiker versenkten sich mit Vorliebe in die Poesie des Handwerks, aber sie waren vorsichtig in der Anwendung technischer Ausdrücke und überdies waren ihre Tischlermeister nur verkleidete Poeten. Walter Scott machte Ernst mit der eingehenden Darstellung der äußern Welt; doch waren seine Schilderungen theils so von Humor durchdrungen, daß sie nie zu todter Aeußerlichkeit erstarrten, daß immer ein geistig freies Moment in ihnen lebendig war; theils überwog bei ihm das antiquarische Interesse, das allerdings manchmal den Strom seiner Poesie zu todten Armen versumpfen ließ. Erst Immermann verlor sich im „Münchhausen" an einigen Stellen der gerühmten Hofschulzengeschichte in das Bodenlose einer kleinlichen Technik, der jeder poetische Hauch abgedampft war, und ihm nach folgten die zahlreichen Dorfgeschichtenschreiber, welche es nicht über das Herz bringen konnten, den Leser über die Bestandtheile eines Misthaufens im Unklaren zu lassen, und uns das ländliche oder vielmehr bäurische Leben, im Gegensatz zu allen beliebten Arkadien, in seiner oft nur sentimental übertünchten Roheit schilderten. Freilich, die Technik des Ackerbaus ist noch die bekannteste; aus den Furchen des Pflügers dampft noch der Frühhauch der Erde, wie zu Homer's Zeiten, in keuscher Ursprünglichkeit; und wer auch im Feld Gerste und Hafer oder Roggen und Weizen nicht zu unterscheiden vermag, der weiß doch ungefähr, was das zu bedeuten hat.

So hatten diese Schilderungen wenigstens nichts Fremdartiges, wenn auch der kräftige Stall- und Düngergeruch in Jeremias Gotthelf's Schriften die Freunde Kosegarten's und selbst des biderben Voß allzu realistisch anmuthen möchte.

Mislicher steht es schon mit den Stadtgeschichten, in denen irgendein bestimmtes Handwerk in den Vordergrund tritt. Die Helden des Ludwig'schen Romans sind Schieferdecker; ja bisweilen scheint uns die ganze Erzählung nur deshalb erfunden, um einige der spannendsten Scenen in jene schwindelnde Höhe auf das Thurmgerüst zu verlegen, die allein schon genügt, mindestens auf schwache Nerven einen großen Eindruck zu machen. Das Neue in dieser Erzählung sind in der That weder die feindlichen Brüder noch der sonderbare Vater; das Neue ist der Apparat, die Scenerien, sind die Eigenthümlichkeiten des bestimmten Handwerks, die mit großer Treue und Wahrheit geschildert sind. Die Energie des Ludwig'schen Talents zeigt sich nun darin, daß es ihm bisweilen gelingt, auch die handwerksmäßige Technik mit einem frischen Hauche von Poesie zu durchdringen, wie z. B. in folgender Stelle:

Zwischen Himmel und Erde ist des Schieferdeckers Reich. Tief unten das lärmende Gewühl der Wanderer der Erde, hoch oben die Wanderer des Himmels, die stillen Wolken in ihrem großen Gang. Monden, Jahre, Jahrzehnde lang hat es keine Bewohner als der krächzenden Dohlen unruhig flatternd Volk. Aber eines Tags öffnet sich in der Mitte der Thurmdachhöhe die enge Ausfahrthür; unsichtbare Hände schieben zwei Rüststangen heraus. Den Zuschauer von unten gemahnt es, sie wollen eine Brücke von Strohhalmen in den Himmel bauen. Die Dohlen haben sich auf Thurmknopf und Wetterfahne geflüchtet und sehen herab und sträuben ihr Gefieder vor Angst. Die Rüststangen stehen wenige Fuß heraus und die unsichtbaren Hände lassen vom Schieben ab. Dafür beginnt ein Hämmern im Herzen des Dachstuhls. Die schlafenden Eulen schrecken auf und taumeln aus ihren Luken zackig in das offene Auge des Tags hinein. Die Dohlen hören es mit Entsetzen; das Menschenkind unten auf der finstern Erde vernimmt es nicht, die Wolken oben am Himmel ziehen gleichmäßig darüber hin. Lang währt das Pochen, dann verstummt es. Und den Rüststangen nach und quer auf ihnen liegend schieben sich zwei, drei kurze Bretер. Hinter ihnen erscheint ein Menschenhaupt und ein paar rüstige Arme. Eine Hand hält den Nagel, die andere trifft ihn mit geschwungenem Hammer, bis die Bretер fest aufgenagelt sind und die fliegende Rüstung fertig. So nennt sie ihr Baumeister, dem sie eine Brücke zum Himmel werden kann, ohne daß er es begehrt. Auf die Rüstung baut sich nun die Leiter und, ist das Thurmdach sehr hoch, Leiter auf Leiter. Nichts hält sie zusammen als der eiserne Längehaken, nichts hält sie fest als auf der Rüstung vier Männerhände und oben die Helmstange, an der sie lehnt. Ist sie einmal über der Ausfahrthür und an der Helmstange mit starken Tauen angebunden, dann sieht der kühne Schieferdecker keine Gefahr mehr in ihrem Besteigen, so weh dem schwindelnden Menschenkinde tief unten auf der sichern Erde wird, wenn es heraufschaut und meint, die Leiter sei aus leichten Spänen zusammengeleimt wie ein Weihnachtsspielwerk für Kinder. Aber ehe er die Leiter angebunden hat — und um das zu thun, muß er erst einmal hinaufgestiegen sein — mag er seine arme Seele Gott befehlen. Dann ist er erst recht zwischen Himmel und Erde. Er weiß, die leichteste Verschiebung der Leiter, und ein einziger Tritt kann sie verschieben — stürzt ihn rettungslos hinab in den sichern Tod. Haltet den Schlag der Glocken unter ihm zurück, er kann ihn erschrecken! Die Zuschauer unten tief auf der Erde falten athemlos unwillkürlich die Hände, die Dohlen, die er von ihrem letzten Zufluchtsorte verscheucht, krächzen wildflatternd um sein Haupt, nur die Wolken am Himmel gehen unberührt ihren Pfad über ihn hin. Nur die Wolken? Nein! der kühne Mann auf der Leiter geht so unberührt wie sie. Er ist kein eitler Wagling, der frevelnd von sich reden machen will; er geht seinen gefährlichen Pfad in seinem Berufe. Er weiß, die Leiter ist fest; er selbst hat das

fliegende Gerüſt gebaut, er weiß, es iſt feſt; er weiß, ſein Herz iſt ſtark und ſein Tritt iſt ſicher. Er ſieht nicht hinab, wo die Erde mit grünen Armen lockt; er ſieht nicht hinauf, wo vom Zug der Wolken am Himmel der tödtliche Schwindel herabtaumeln kann auf ſein feſtes Auge. Die Mitte der Sproſſen iſt die Bahn ſeines Blicks und oben ſteht er. Es gibt keinen Himmel und keine Erde für ihn, als die Helmſtange und die Leiter, die er mit ſeinem Tau zuſammenknüpft. Und der Knoten iſt geſchlungen, die Zuſchauer athmen auf und rühmen auf allen Straßen den kühnen Mann und ſein Thun hoch zwiſchen Himmel und Erde. Schieferdecker ſpielen die Kinder der Stadt eine ganze Woche lang.

Dagegen gibt es zahlreiche Stellen, wo die Proſa des Handwerks ſo in den Vordergrund tritt, daß man glaubt, irgendeine Abhandlung in einem technologiſchen Journal zu leſen. Die Verhandlungen über die Reparatur des Kirchendachs, deſſen Verlattung und Verſchalung morſch geworden, die Auseinanderſetzungen über die Vorzüge der Schieferdeckung vor der Bleideckung u. dgl. m. ſind ſplitterdürre Aeſte vom Baum der neuen „realiſtiſchen" Poeſie. Freilich, der Dichter braucht das Alles als Motiv für den Fortgang der Handlung; ohne die nothwendige Reparatur würden die Scenen „zwiſchen Himmel und Erde" nicht ſpielen können, und ohne Axiome der Technik, wie „drei, vier Stiche mit dem Beil im Kreiſe um das Tau, kaum zu ſehen, werden zu einem einzigen großen Riß, wenn das Gewicht eines ſtarken Mannes am Tau zieht und die wuchtende Bewegung des Fahrzeugs um den Thurm das Gewicht des Mannes vergrößert", würden wir viele Hauptmotive ſchwindelerregender Scenen nicht verſtehen können; denn da oben auf dem Kirchthurme von St.-Georg, in der Dachluke und auf dem Gerüſte des Schieferdeckers ſpielt eine Tragödie des Bruderhaſſes, deren pſychologiſche Hebel vom Dichter mit großer Kunſt und vieler Menſchenkenntniß eingeſetzt ſind, deren Steigerung bis zur grellen Exploſion in begreiflicher Weiſe dargeſtellt iſt, die aber gerade durch die Scene, wo ſie ſpielt, einen Beigeſchmack des Bizarren und Geſuchten erhält, der gewiß Vielen imponirt, aber den innern Werth des Werks nicht zu erhöhen vermag. In der vortrefflichen Dialektik, mit welcher Otto Ludwig das Verhältniß beider Brüder, Fritz und Apollonius Nettenmair, bis zu tragiſcher Höhe entwickelt, in der kernhaften Charakterſchilderung, die freilich durch knorrige Kraft oft ans Burleske ſtreift, in der Vorliebe für außergewöhnliche Kataſtrophen erinnert der Dichter an Friedrich Hebbel und erweiſt ſich, wie in ſeinen Tragödien, als ein Vertreter der originellen Kraftdichtung, der man geiſtvolle Auffaſſung und markige Darſtellung wol nachrühmen, doch ebenſo das Forcirte und Geſuchte in Beidem zum Vorwurf machen muß.

Wir können nicht alle die ſcharfgeſchliffenen Facetten der Seelenmalerei, die in dieſer Erzählung enthalten ſind, zur Schau ſtellen; wir begnügen uns, zu erwähnen, daß die Helden der Tragödie, die beiden Söhne des Schieferdeckermeiſters, des alten Herrn im blauen Frack, Fritz und Apollonius ſind. Apollonius hatte einſt ſeine ſpätere Schwägerin Chriſtiane geliebt, ſein Bruder, unter dem Vorwande, ihre Stimmung für ihn zu erkunden, ihn aus ihrem Herzen gedrängt. Apollonius war in die Fremde nach Köln zum Vetter gewandert, Chriſtiane inzwiſchen die Frau Fritz Nettenmair's geworden, welcher ihr Gatte Abneigung gegen den Bruder einzuflößen verſtanden. Nun wird Apollonius vom Vater zurückberufen, um an der Reparatur des Thurmdachs von St.-Georg Antheil zu nehmen. Im Herzen des eiteln Fritz, der in ſeinen Kreiſen eine prahlende Rolle ſpielt, wächſt von Tag zu Tag Neid und Eiferſucht auf den Bruder; in Chriſtianens Herzen kämpft die künſtlich großgezogene Abneigung zuerſt mit dem Behagen an Weſen und Erſcheinung des Schwagers, bis ſie allmälig einſieht, wie ſie von ihrem Gatten abſichtlich betrogen worden. Apollonius, in deſſen Hände der Vater vorzugsweiſe das durch Fritz' Liederlichkeit verwahrloſte Geſchäft gelegt, gewinnt durch Pflichttreue und Tüchtigkeit alle Herzen, während Fritz, ſeinen ſchlimmen Neigungen folgend, immer tiefer ins Verderben geräth. Wie ſchon oben bemerkt, gewinnt gerade die Entwickelung dieſer Verhältniſſe, die Kunſt, mit welcher der Dichter bald in dieſe, bald in jene Wagſchale ein entſcheidendes Gewicht legt, die Sympathien des Leſers in hohem Grade. Erfreut durch die glücklich aufgeſetzten Lichter und Schatten der Darſtellung, durch die Feinheit und Sicherheit der Motivirung, folgen wir dem Dichter nun höher hinauf zu jenen ſchwindelnden Wagſtücken, die uns einigermaßen ſtutzig machen. Fritz Nettenmair, verblendet durch ſeine unſelige Leidenſchaft, durchſticht im Schieferſchuppen das Tau, an welches morgen Apollonius die Flaſchenzüge und das Fahrzeug knüpft. Ein ſchlafloſer Nachbar, welcher Jemanden des Nachts in den Schuppen ſchleichen ſah, ein wachſamer Diener entdecken die That, leider zu ſpät, als Apollonius ſchon in einem benachbarten Dorfe Brambach mit dieſem gefährlichen Arbeitszeug thätig iſt. Fritz, um ſich vor ſeinen eigenen Gedanken zu flüchten, nagelte oben auf dem St.-Georgsthurm angſtvoll haſtig Schiefer feſt. Der treue Diener Valentin erzählt indeß dem alten blinden Herrn, der in einſamer Erſtarrung über ſeinem einzigen Gedanken, der Ehre des Hauſes, brütet, ohne zu wiſſen, wodurch dieſelbe in letzter Zeit gefährdet worden, ſeinen Verdacht und weiht ihn überdies in den nur durch Apollonius aufgehaltenen Verfall des Geſchäfts ein. Da rafft ſich der alte blinde Herr auf, um ſeinen Sohn oben auf dem Kirchthurmdach aufzuſuchen. Unterwegs erfährt er, daß ein Schieferdecker in Brambach verunglückt iſt. Nun ſchwindet ihm jeder Zweifel über die That und den Thäter. Er klettert, von einem Blechſchmiedgeſellen geführt, die Kirchthurmtreppe hinauf, erſcheint oben im Ausſteigeloche am Dache, ſetzt ſich dort auf die bloßgelegte Latte und füllt die ganze Oeffnung ſo mit ſeiner Geſtalt, daß er dem draußen arbeitenden Fritz den Ausweg ſperrt. So ſpielt die erſte haarſträubende und ſchwindelerregende Scene zwiſchen Himmel und Erde. Der blinde Vater verlangt vom Sohn, daß er ſich hier freiwillig hinunterſtürze vom Gerüſt, um die größte Schande zu verhüten; denn ſchon tragen ſie es in die Gerichte, daß er den Bruder

durch Beilſtiche in das Tau ums Leben gebracht. Erfährt man, daß er hier verunglückt iſt, ſo wird ſein Verbrechen unbekannt bleiben.

„Der Schieferdecker, der verunglückt, ſteht vor der Welt als ein ehrlicher Todter.... Du biſt ſolchen Tod nicht werth, Bankeruttirer. Dich ſollte der Henker auf einer Kuhhaut hinausſchleifen auf den Richtplatz, Schandbube, der du den Bruder umgebracht haſt und haſt vergiften wollen das zukünftige Leben der unſchuldigen Kinder und mein vergangenes, das voll Ehre geweſen iſt. Du haſt Schande genug gebracht über dein Haus, du ſollſt nicht noch mehr Schande darüber bringen. Von mir ſollen ſie nicht ſagen, daß mein Sohn, und von meinen Enkeln nicht, daß ihr Vater auf dem Blutgerüſt oder im Zuchthauſe geſtorben iſt. Du beteſt jetzt ein Vaterunſer, wenn du noch beten kannſt. Dann wendeſt du dich, als wollteſt du wieder zu deiner Arbeit gehen, und trittſt mit dem rechten Fuß über die Rüſtung. Sage ich, der Schreck über ſeines Bruders Unglück hat ihn ſchwindeln gemacht, mir glauben es die Gerichte und die Stadt. Das iſt es, was ein Leben umbringt, das anders geweſen iſt als deines. Thuſt du es nicht gutwillig, ſo ſtürze ich mit dir hinab und du haſt auch mich auf deinem Gewiſſen. Die Leute wiſſen, ich leide an den Augen; ich bin geſtrauchelt und habe mich an dir anhalten wollen und habe dich mitgeriſſen. Meines Lebens iſt nach Dem, was ich heute erfahren habe, keine Dauer mehr und kein Werth; ich bin am Ende, aber die Kinder fangen erſt an. Und auf den Kindern ſoll keine Schande haften, ſo wahr ich Rettenmair heiße. Nun beſinne dich, wie es werden ſoll. Ich zähle funfzehn Paar Schläge an dem Perpendikel dort."

Fritz Rettenmair hörte die Rede des Vaters mit wachſendem Entſetzen. Der Alte zählt ungeſtört durch die Einwendungen des Sohnes fort; der Dichter malt mit großer Virtuoſität die Momente der ſchauerlichen Spannung aus, die ſich in der Seele des Bedrohten zur Ewigkeit dehnen. Da erſcheint, noch ehe der Vater ausgezählt, die Rettung in Geſtalt eines aus Brambach heimkehrenden Geſellen, welcher die Nachricht mitbringt, daß Apollonius noch am Leben ſei. Der Brutus in der Thurmdachluke läßt ab von ſeinem ſchrecklichen Gericht über den Sohn; er beſchließt nur, daß der Verſchwender, die Unehre ſeines Hauſes, nach Amerika auswandern ſoll.

Bald darauf ſpielt die zweite haarſträubende und ſchwindelerregende Scene auf dem Kirchthurme. Der Bruder iſt dem Anſcheine nach abgereiſt, um niemals wiederzukehren, aber in Wahrheit ſchon auf der nächſten Station umgekehrt, um ſich an Apollonius zu rächen, der ihm die Liebe ſeines Weibes und ſeiner Kinder geraubt. Dieſer war eben mit einer Arbeit auf dem Thurmdach fertig geworden:

Er hatte die fliegende Rüſtung und die Stangen, worauf ſie geruht, vom Dachgebälke abgelöſt und ſtand allein auf dem ſchmalen Brete, das den Weg vom Balkenkreuze nach der Ausfahrthür hin bildete. Er ſtand ſinnend. Es war ihm, als hätte er irgendwo Nägel einzuſchlagen vergeſſen. Er ſah in die Schiefer- und Nagelkaſten ſeines Fahrzeugs, das neben ihm über einem Balken hing. Ein heimlicher, haſtiger Schritt kam unter ihm die Thurmtreppe heran. Er achtete nicht darauf, denn eben ſah er im Schieferkaſten eine Bleiplatte zurückgeblieben liegen. Er hatte nur ſoviel Bleibleche mit heraufgenommen, als er brauchte; eine war alſo von ihm vergeſſen worden; in der Zerſtreuung hatte er eine Befeſtigungsſtelle übergangen. Aus der Ausfahrthür ſah er an der Thurmdachfläche hinab und hinauf. War der Fehler auf dieſer Thurmſeite geſchehen, ſo ließ er ſich vielleicht ohne Fahrzeug beſſern. Er brauchte vielleicht nur die Leiter, um zu der Stelle zu kommen. Und ſo war es auch. Etwa ſechs Fuß hoch über ihm, nahe dem Dachhaken, hatte er die Schieferplatte herausgenommen, aber vergeſſen, ſie durch die Bleiplatte zu erſetzen und die Blechguirlande mit Nägeln darauf zu befeſtigen. Unterdeß waren die heimlichen Schritte immer näher gekommen; jetzt hatte der eilende Fuß, dem ſie gehörten, das Ende der Steintreppen erreicht und ſtieg die Leitertreppe nach dem Dachgebälke herauf. Die Uhr unter ihm hob aus. Es war auf zwei. Apollonius hatte noch nicht Mittag gemacht; aber war er in ſeiner Arbeit einem Fehler auf die Spur gekommen, dann ließ es ihm nicht Ruhe, bis er ihn entfernt. Er war zurückgegangen, um die Leiter herbeizuholen. Dieſe lag neben dem Fahrzeug auf dem Balken. Da, indem er ſich darnach herabbeugt, fühlt er ſich ergriffen und mit wilder Gewalt nach der Ausfahrthür zugeſchoben. Unwillkürlich faßte er mit der Rechten die untere Kante eines Balkens ſeitwärts über ihm; mit der Linken ſucht er vergebens nach einem Halt. Durch dieſe Bewegung wendet er ſich dem Angreifer zu. Entſetzt ſieht er ein verzerrtes Geſicht. Es iſt das wildbleiche Geſicht ſeines Bruders. Er hat keine Zeit, ſich zu fragen, wie das jetzt hierher kommt. „Was willſt du?" ruft er. Was er auch erfahren, er kann ſich ſelbſt nicht glauben. Ein wahnwitziges Lachen antwortet ihm: „Du ſollſt ſie allein haben oder mit hinunter!" „Fort", ruft der Bedrohte. Im zornigen Schmerze ſind alle die Vorwürfe gegen den Bruder in ſein Geſicht heraufgeſtiegen. Mit ſeiner ganzen Kraft ſtößt er mit der freien Hand den Drängenden zurück. „Zeigſt du endlich dein wahres Geſicht!" höhnt dieſer noch wüthender. „Von jeder Stelle haſt du mich verdrängt, wo ich ſtand; nun iſt die Reihe an mir. Auf deinem Gewiſſen ſollſt du mich haben, du Federchenſucher! Wirf mich hinunter, oder du ſollſt mit!" Apollonius ſieht keine Rettung. Die Hand erlahmt, mit der er ſich nur mühſam anhält an der ſcharfen Kante des ſtarken Balkens. Er muß der Bruder an den Armen faſſen mit ſeiner ganzen Kraft, ihn herumdrehen und hinunterſtürzen, oder der Bruder reißt ihn mit hinunter. Doch ruft er: „Ich nicht!" „Gut!" ſtöhnt jener. „Auch das willſt du auf mich wälzen! Auch dazu willſt du mich bringen! Nun iſt es mit deiner Scheinheiligkeit am Ende!" Apollonius würde einen andern Halt ſuchen, wüßte er nicht, der Bruder benutzt den Augenblick, wo er den alten läßt. Und ſchon ſtürzt der mit wildem Anlauf heran. Apollonius' Hand rutſcht von der Balkenkante ab. Er iſt verloren, findet er keinen neuen Halt. Er kann vielleicht im Sprunge den Balken mit beiden Händen umfaſſen, aber dann ſtürzt den Bruder, den kein Widerſtand mehr aufhält, die Gewalt des eigenen Anlaufs durch die Thür. Da ſieht er im Geiſte den alten, braven, ſtolzen Vater, ſie und die Kinder; ihm kommt das Wort, das er ſich gab; er iſt der einzige Halt der Seinen, er muß leben. Ein Schwung, und er hat den Balken im Arme; in demſelben Augenblicke ſtürzt der Bruder vorbei. Die Gewichte tief unter ihnen raſſeln, und es ſchlägt zwei Uhr.

Die Dohlen, die der Kampf aus ihrer Ruhe geſtört, ſchießen wild hernieder bis zur Ausſteigethür und ſchweben in krächzender Wolke dort. Tief unter ihnen hört man den Fall eines ſchweren Körpers auf dem Straßenpflaſter. Ein Aufſchrei ſchallt zugleich von allen Seiten. Ein Zuſammeneilen, ein Händeineinanderſchlagen geſchieht. Bleiche lebende Geſichter ſehen auf ein bleicheres todtes herab, das blutig auf dem Straßenpflaſter liegt. Dann verbreitet ſich die bleiche Haſt, das Aufſchreien, das Zuſammeneilen, das Händeineinanderſchlagen vom Kirchhof wie ein Wirbelwind durch die Stadt. Aber oben hoch die Wolken am Himmel achten es nicht und gehen unberührt darüber hin weiter ihren großen Gang. Sie ſehen des ſelbſtgeſchaffenen Elends ſoviel unter ſich, daß das einzelne ſie nicht bewegen kann.

Die dritte Schwindelſcene zwiſchen Himmel und Erde

zeigt uns Apollonius in der Glorie seines Berufs, als er in Sturm und Unwetter auf dem vom Blitze getroffenen Kirchendache unherklettert und den der ganzen Stadt Gefahr drohenden Brand löscht. Diese Scene ist ebenso lebendig und anschaulich geschildert, wie es psychologisch wahr und tief motivirt ist, daß Apollonius, der seit des Bruders Tod in tiefe Schwermuth verfallen war und sich innerlich aufzehrte, durch dies Ereigniß aus seinem Brüten herausgerissen wurde und sich, von der freudigen Anerkennung der ganzen Bürgerschaft begrüßt, mit erneuter Frische wieder seinem Berufe zuwendete. Doch verbot ihm das Zartgefühl, die Witwe seines Bruders zu heirathen, und er lebt seitdem, mit ihr zusammen und doch von ihr geschieden, „im Hause mit den grünen Laden".

Die glänzenden Vorzüge, aber auch die Fehler der Erzählung werden nach dieser kurzen Inhaltsangabe klarer hervortreten. So markig die Darstellung des Autors ist, so sichere Anhaltspunkte er der Phantasie in seinen Schilderungen gibt, so ist doch die Prosa und der Stil selbst oft ungelenk und schwerfällig, ohne Guß und Harmonie. Der Autor ringt mit der Form, er hat sie nicht bezwungen. Der Stil ist muskulös genug, um den herculischen Kraftstücken des Inhalts gewachsen zu sein; aber er ist ohne Takt, ohne Rhythmus, ohne einschmeichelnden Reiz. Stellen wie: „Ein Zusammeneilen, ein Händeineinanderschlagen geschieht", sind doch zu sehr aus dem Groben gehauen. Größere Feile der Form und geringere Vorliebe für halsbrechende Situationen möchten wir einem so hervorragenden Talent der Darstellung, wie Otto Ludwig es ohne Frage besitzt, wünschen, damit es, frei von den Capricen extremer Geschmacksrichtungen, das rechte Maß der Schönheit finde.

Dies Maß der Schönheit in der Form bewährt ein junger Dichter, Hermann Grimm, in seinen „Novellen". Selten trübt ein Hauch den krystallenen Spiegel dieser Darstellung. Die Perioden sind schöngeschlungene Kränze, und wie durch Farbe und Duft ausgezeichnete Blumen den sammtnen Teppich der Wiese heben, so heben seine gewählten Adjectiva, über denen der eigenthümliche Reiz und die Weihe Goethe's schweben, die gleichmäßige Harmonie der Darstellung. Wir bewegen uns hier in vollkommen exclusiven Kreisen der Bildung; das Auge des Dichters, das in die Welt schaut, ist geübt darin, ihren Formen das Geheimniß der Schönheit abzulauschen; es ist ein künstlerisch gebildetes Auge, das in die Natur und die Menschenwelt die eigene Harmonie hineinsieht. Im schärfsten Gegensatze gegen Hebbel und Ludwig sucht dieser Autor nicht die absonderlichen Eigenheiten, Ecken und Härten der Charaktere und der Außenwelt hervor, sondern gleitet auf gleichfließendem Strom an sanften, freundlichen Bildern vorüber. Diese Novellen von Grimm sind Studien und erinnern auch an die „Studien" von Adalbert Stifter durch das liebevolle Versenken in das Naturleben und vor allem durch die Einfachheit der Erfindung, die oft an Armuth grenzt. Hierin könnte man die Achilleesferse des jungen Autors suchen. Auch bei ihm, wie bei Adalbert Stifter, scheint die Menschenwelt oft nur in die Landschaft hineingezeichnete Staffage zu sein. Seine Helden wählt er gern unter den Künstlern, denen er die ihm geläufige ästhetische Weltanschauung zwanglos beilegen kann; ja das Ganze ist mit jener formellen Sicherheit, mit jener maßvollen Eleganz geschrieben, welche in den feinern Cirkeln der bewundernden Anerkennung gewiß ist, nicht ohne daß für andersgestimmte Gemüther ein leichter Beigeschmack des eigenthümlichen haut-goût zurückbleibt, der den ästhetischen Thees anzuhängen pflegt. Daher kommt es auch, daß wir bei der Lectüre dieser Novellen den Eindruck von Studien nicht loswerden können; es sind lose aus der Mappe flatternde Charakterköpfe und Landschaftsbilder; es sind psychologische Skizzen, an langem Faden ausgesponnen und mit Naturschilderungen durchwirkt; aber die üppige, ereignißreiche Lebendigkeit der Novelle fehlt ihnen, und die Welt, in der wir uns bewegen, das Boudoir der Sängerin und Schauspielerin und des Schloßfräuleins, welchem der Porträt- oder Landschaftsmaler in Liebe zu nahen wagt, ist so exclusiv und, was schlimmer ist, so zur Genüge ausgebeutet, daß ihr neue und bedeutende Gesichtspunkte nicht abgewonnen werden können! Immerfort Tasso und Prinzeß Lenore, immerfort Marianne und Philine — das ermüdet. Da fast noch lieber auf dem Kirchthurmdach bei dem Schieferdecker, welcher in schwindelnder Höhe die Platten festhämmert!

Die Perle der ganzen Sammlung ist die letzte Erzählung: „Der Landschaftsmaler." Nicht als ob die Dürftigkeit der poetischen Erfindung hier weniger zum Vorschein käme; ein resoluter Erzähler würde auf drei Seiten die ganze Handlung abwickeln; aber die Virtuosität des Autors in dichterischer „Landschaftsmalerei", in welcher er würdig mit seinem Vorbild Stifter wetteifern kann, tritt hier um so überraschender hervor, als die Gegend, die uns geschildert wird, an und für sich zu den nichtssagenden und reizlosen gehört, welche im Norden Deutschlands und besonders in der Streusandbüchse des Römischen Reichs, der Mark Brandenburg, so häufig zu finden sind. Desto wohlgefälliger greift der Dichter zu seiner Palette, um mit meisterhafter Farbengebung über den undankbaren Stoff zu triumphiren. Diese an und für sich wenig begabte Natur wird von ihm in den mannichfachsten Stimmungen und Beleuchtungen erfaßt; die Liebe, Treue und Meisterschaft der Schilderung zaubert auf das Papier den Reiz, der ihr fehlt. Selbst der „sonnentodte" Kiefernwald mit breiten vollen Gräben und holperigen Knüppelbrücken muthet uns in der Grimm'schen Darstellung freundlich an. In der That gebietet der Sohn des berühmten Sprachgelehrten über einen reichen Sprachschatz, den er selbst durch neue Wortbildungen bereichert, welche den Stempel des sprachlichen Talents tragen. Auch die Pfarrhausidylle ist mit Liebe und anmuthender Sorgfalt gezeichnet.

„Das Kind" ist ein niedlich gezeichneter Charakterkopf, eine Erzählung, die von allen noch am meisten

Bewegung und Leben hat. „Die Sängerin" und „Das Abenteuer" erinnern zu sehr an jene jungdeutschen Salonstudien, welche die Capricen und Liebschaften der Künstlernaturen zum Inhalt haben. Eben dahin gehört der Porträtmaler „Cajetan", der die schöne Baronesse liebt. Wenn seine Helden über die „Kluft der Stände" fortvoltigiren wollen, so ruft sie der Dichter noch zur rechten Zeit zur „Besinnung" zurück. Die Erzählungen in Versen, von denen wol „Assly und Kyarem" den Preis verdient, zeichnen sich durch große Gewandtheit der Form aus und haben alle eine würdige, dem Classischen zustrebende Haltung. Reime wie „gehenkt" und „empfängt" oder Verse wie: „Die Wolken zieh'n, als könnte sie sie greifen", gehören zu den Seltenheiten. „Die Schlange" ist ein Märchen, das für den Inhalt vielleicht zu weit ausgeführt ist; „Eva" eine biblische Studie voll Schmelz und Grazie. Diese Skizzen und Studien in Versen und Prosa zeugen alle von einem geschmackvollen Talente, dem bisjetzt noch die Größe und Weite des geistigen Inhalts zu fehlen scheint.

Die „Culturgeschichtlichen Novellen" von W. H. Riehl treten mit der Prätension auf, eine neue Gattung begründen zu wollen. Der Verfasser ist bekannt als ein Culturhistoriker von Verdienst, als ein feiner Kopf, der sich auch in seinen größern Werken darin gefällt, geistvolle Beziehungen aufzuspüren, und nicht ungern einem glänzenden Einfalle eine weniger glänzende Wahrheit opfert. Wenn wir nun in diesen Novellen die Schnitzel und Abfälle seiner umfangreichern Werke zu finden glauben und vielleicht geneigt sind, ihnen eine geringere Bedeutung einzuräumen, so belehrt uns der Verfasser, „daß er ein neues Feld in einer vielleicht neuen Weise urbar zu machen gesucht", und deutet an, daß diese Novellen die Wendung bezeichnen, welche die geschichtliche Romandichtung nehmen muß, da sie die Geschichtschreibung selbst genommen:

> Unser historisches Gefühl erträgt es nicht mehr, daß man uns große Staats- und Kriegsactionen im Romane genrehaft ausmalt, daß die Hauptheiden der Geschichte, deren Charaktere seit unsern Knabenjahren festgeformt vor unserm Geiste stehen, von dem Romandichter frei umgebildet oder in ihren Zügen klein ausgearbeitet werden. Der Dramatiker, der sich der idealern Form des Verses bedient, den die Bühne zwingt, nicht auszumalen, sondern seine Gebilde breit, in großen Umrissen anzulegen, der Dramatiker darf uns einen im Aeußern ungeschichtlichen Wallenstein oder Egmont bieten. Der Novellist dagegen, in der realistischen Prosa schreibend, gibt unserer historischen Bildung eine Ohrfeige, wenn er mit dem Anscheine, als erzähle er wirkliche Geschichte, weltbekannte Thatsachen umkehrt und nach Bedarf der Composition große Männer klein zuschneidet und kleine in die Größe zieht. In der Tragödie begehren wir Wahrheit der historischen Idee, im Roman und der Novelle neben dieser innern Wahrheit auch noch eine äußere des geschichtlichen Costüms.
>
> Die alten historischen Romane, welche uns weltgeschichtliche Ereignisse, die sich allenfalls dramatisiren ließen, episch in Prosa erzählen, sind uns darum jetzt trocken und hohl geworden oder unwahr.
>
> Mir dünkt, die Aufgabe der historischen Novellistik liege nach dieser Seite darin, auf dem Grund der Gesittungszustände einer gegebenen Zeit freigeformte Charaktere in ihren Leidenschaften und Conflicten walten zu lassen. Die Scene ist historisch. Es sind dann aber — kurz gesagt — erfundene Personen, die in den Vordergrund treten, die mit feinem Pinsel ausgemalt werden sollen, eine erfundene Handlung, die ich episch frei gestalten kann, keine geschichtliche, wenigstens keine weltgeschichtliche. Denn in den Winkeln der Specialgeschichte können wir allerdings noch Intriguen und Helden aufspüren, die novellistisch bildsam sind, ohne daß wir durch die poetische Freiheit das historische Bewußtsein der Nation beleidigen. Weltgeschichtliche Geschicke mögen von fern hereinragen, weltgeschichtliche Personen im Hintergrunde über die Bühne des historischen Romans schreiten. Der Boden aber, worauf sich die erfundene Handlung bewegt, ruhe auf den Pfeilern der Zeitgeschichte; die Luft, worin die erdichteten Personen athmen, sei die Luft ihres Jahrhunderts. Die Gedanken, davon sie bewegt werden, seien ein Spiegel der weltgeschichtlichen Ideen ihrer Tage. Dieses nenne ich culturgeschichtliche Novellistik.

Wenn der Verfasser ein großes Gewicht auf das culturgeschichtliche Moment in Novelle und Roman legt, so muß man ihm darin gewiß Recht geben, obgleich er damit nichts wesentlich Neues gesagt hat. Denn da alle epische Dichtung die äußerliche Welt in ihrer ganzen Breite zu erschließen hat, so wird sie auf geschichtlichem Boden nothwendig culturgeschichtlich werden. Schon die „Ilias" und „Odyssee" waren culturgeschichtliche Dichtungen. Was der Verfasser daher mit prätentiösen Wendungen ausspricht, das ist nur der Unterschied zwischen epischer und dramatischer Poesie, der so alt ist wie die ästhetische Einsicht und keine neue Richtung bezeichnen kann. Er tadelt daher eigentlich nicht die historische Romandichtung, sondern die verfehlte, welche die epischen Gesetze misachtet und dem Dramatiker ins Handwerk greift. Außerdem kommt es noch auf die Größe des Talents an, welches „durch die poetische Freiheit das historische Bewußtsein der Nation" nicht zu beleidigen braucht, wenn es seinem Stoffe und den großen Gestalten, die es schildert, gewachsen ist. Oder hat Walter Scott das Bewußtsein der Nation durch seine Schilderung von Elisabeth und Maria Stuart, die gewiß nicht der Specialgeschichte angehören, beleidigt? Ist ein Roman wie „Kenilworth" oder „Das Kloster" trocken, hohl und unwahr? Freilich, wenn A. von Tromlitz und Herloßsohn einen Wallenstein darstellen, so mag die Kritik Riehl's passend sein. Auf der andern Seite haben wir in Deutschland culturgeschichtliche Romane von Werth, welche die von Riehl mit so vielem Pomp betretene Bahn schon längst eröffnet haben, sodaß er mit seiner kleinen novellistischen Draisine einem ganzen Bahnzug von Romanen nur nach- und nicht vorgefahren kommt. Wir erinnern z. B. nur an die brandenburgischen Romane von Willibald Alexis. Die Breite des Romans ist überdies viel geeigneter zu culturgeschichtlichen Gemälden als die knappe Form der Novelle, in der sich nur die Skizze und Anekdote verwerthen lassen. So müssen wir die Ansprüche Riehl's, eine neue Gattung zu begründen, auf ein bescheidenes Maß zurückführen. Doch wollen wir nicht die Vorrede kritisiren, statt des Werks, obgleich sie leider etwas an jene Vorreden erinnert, in denen der Autor wie Bajazzo im Circus mit einem Purzelbaum

tirt, um die Aufmerksamkeit des Publicums auf sich ziehen.

Die Novellen selbst athmen meistens einen frischen ior und eine gesunde Empfindung und sind in einem rzierten, kräftigen Stile geschrieben, der dabei Run- und Harmonie besitzt. Daß der Verfasser sich viel musikalischen Studien beschäftigt, zeigt seine Vor- für Schilderungen aus diesem Gebiete. „Der Stadt- r", „Amphion", „Ovid bei Hofe" sind mit Ara- n aus dem Bereich der edeln Musika durchwirkt, überhaupt der romantische und jungdeutsche Zug, kunst wieder auf die Kunst zu pfropfen, den No- nicht fremd ist, wenngleich Riehl sich durch die thümliche, oft derb-treuherzige Darstellungsweise von ungdeutschen Autoren unterscheidet. Die Verwicke- n in „Ovid bei Hofe" schweifen ins Burleske; phion" selbst ist nur eine burleske Anekdote. Das werkerleben ist in „Meister Martin Hildebrand", Gelehrtenleben in „Die Lehrjahre eines Humanisten" ten, in welchem jener eigenthümliche „Gelehrtenhu- , der früher mehr im Schwange war, einige kost- Blüten treibt. Religiöse Conflicte treten in „Gräfin a" hervor, während sie in „Die Werke der Barmher- " eine humane Lösung finden. „Im Jahr des Herrn" ie vorzeitliche, halb symbolische Frescoskizze, in wel- die biblische Mythe der Opferung der heidnischen übergestellt wird und über diese den Sieg davon-

Alle Novellen spielen in Deutschland und sprechen ie patriotische, fromm-conservative Gesinnung des sers. Durch alle ist eine reiche Fülle „culturhisto- " Züge eingestreut, welche auf das deutsche Leben schiedenen Jahrhunderten ein erfreuliches Licht wer- Wir können daher diese flores und amoenitates Culturhistorikers willkommenheißen, ohne ihnen n eine tonangebende Bedeutung einzuräumen. Es t schon, dem Publicum in einer Zeit des raffinir- literarischen Genusses eine gesunde Kost geboten ben.

---

ie „Novellen" von Lorenz Diefenbach haben enigsten von allen ein vortretendes charakteristisches ge. Es sind im Ganzen saubergehaltene Erzäh- aus unserer Zeit und unserm Leben, nicht ohne hen Hauch, nicht ohne manche wohlerfundene Ver- ung, aber doch nur für gebildete Unterhaltung be- . Der Stil ist oft zu schwerwuchtend, zu voll- , ja hin und wieder geschraubt und geschmacklos, . B.: „Indem er sich nun nach diesem umsah, seine Augen mit ihrer hieroglyphischen Verwah- gegen Misdeutung (!) unterwegs in den beobach- Ottiliens haften. Die Berührung seines Blicks e in dieser einen keimenden Entschluß mit elektro- tischer Schnelligkeit zur Reife." (!!) Der Verfasser aus schweren Mörsern, wo leichte Böller genüg- Diese Schwerfälligkeit der Darstellung macht denn seine psychologischen Entwickelungen, die an und h nicht ohne das Interesse wohlbegründeter Wahr- heit sind, weitschweifig und ermüdend. Am besten er- funden und von lustspielartigem Verlaufe ist die Novelle „Die Ueberraschungen".

Die Revue dieser neuen Erscheinungen der Novellistik zeigt uns, daß die deutsche Unterhaltungsliteratur nicht im Aussterben ist und mannichfach neue Töne anzuschlagen versucht oder vermeint. Außer in Hebbel's Humoresken vermissen wir indeß die knappe und doch reiche, lebendige Form der Novelle, indem die beschreibende Breite in den meisten uns oft glauben macht, daß wir abgesonderte Partien aus einem Roman vor uns haben, und nicht seine kleine resolute Zwillingsschwester.

Rudolf Gottschall.

Bescheidene Sänger.

Man könnte heutzutage fast auf den Gedanken gerathen, eine Geschichte der modernen Lyrik zu schreiben, wenn es sich der Mühe lohnte; denn gleichwie sich in der Philosophie nach dem Hintritt bedeutender Weltweisen gewöhnlich ein principloser Eklekticismus breit macht, der selbst keinen Standpunkt zu behaupten weiß, sondern nur von fremdem Vorrath zehrt: so zeigt sich auch auf dem Stoppelfelde der Lyrik nach dem Hinscheiden oder Altern hervorragender Sänger ein gewisser poetischer Eklekticismus, der, weil er nicht auf eigenen Beinen zu stehen vermag, sich an die Goethe'sche, Schiller'sche, Nikolaus Lenau'sche, Heine'sche u. s. w. Schule anklammert. Die Poeten der Jetztzeit vergessen, daß jeder dieser Geister eine Grundwahrheit, die er in seinem innersten Ich gefunden, sein Lebelang mit allen eigenen Dichtungen verfochten hat. Selbst bei Heine, der von vielen Seiten der Charakterlosigkeit geziehen wird, ist dies noch der Fall, und die Grundwahrheit, für die er zu Felde zog, ist die in der ganzen Natur repräsentirte Idee des Hohns. Man könnte vielleicht sogar von ihm, was diesen Punkt betrifft, sagen: er habe hiermit eine Lücke der deutschen Literatur ausgefüllt. Also selbst Heine, man mag ihm in subjectiver Hinsicht noch soviel vorwerfen, steht objectiv gerechtfertigt da vor dem Forum der Musen. Vergeblich dagegen sucht man gewöhnlich einen solchen Brennpunkt, worin sich das ganze Sein des Sängers concentrirt, bei unsern modernen Poeten. Diese Herren scheinen sich gern der Ansicht hinzugeben, die deutsche Literatur habe noch sehr viele Lücken, die ihre Opuscula einst würdig ausfüllen werden; sie wissen nicht, daß ihnen jene nach individueller Organisation modificirte eine Grundidee fehlt, die allein die Competenz eines echten Dichters beweisen kann. Diese Eklektiker der Poesie mischen ein bischen Goethe'schen Realismus mit Schiller'schem Idealismus, kneten ein Quentchen Nikolaus Lenau'sche Melancholie dazu, betröpfeln das wohl umgerührte Ganze noch mit Heine'scher Ironie und liebäugeln mit dem Compositum mixtum, als wäre es bei Gott und wahrhaftig ihr eigenes Product! O poetische Vaterschaft — glückliche Selbsttäuschung! Wer keine Einheit in sich hat, wird sie von der Vielheit nie zusammenbetteln. Die moderne Literatur sieht beinahe aus, als ob der Genius der Originalität Crida angesagt hätte. Der Kritik, der doch das Amt zukommt, das Echte vom Unechten zu scheiden, wird von dieser Partei der Vorwurf gemacht, sie gehe viel zu streng zuwerke. O arme Kritik! wie sollst du es Allen recht machen? Du stehst zwischen zwei Feuern, vorn die Autoren, im Rücken das Publicum! Jene wollen à tout prix gelobt werden, dieses will aus dem Munde der Wahrheit Vorbegriffe über den Werth und Inhalt der jüngsten Erscheinungen — dazu kommt noch das Kreuz- und Querfeuer jener tiefer Denkenden, die sich einen klaren Ueberblick über die Bilanzresultate der Gesammtliteratur zu verschaffen bestreben. Diesen letztern ist es ein wahrer Genuß, die Kritik auf einem Fehlschuß zu ertappen

oder gar sie Lügen strafen zu können. Noch ein mal: o arme Kritik, bewacht von tausend und aber tausend Augen, so Mancher wünschte dich blindgeboren! Sie wissen nicht, wie viel man ihnen ohnedies durch die Finger sieht, wie viele Gelegenheiten man unbenutzt vorüberstreifen läßt, wo man streng genommen einen Tadel aussprechen mußte, und dennoch wird die Kritik von allen Seiten beschuldigt, schmähsüchtig zu sein. Wenn sie bedenken möchten, was selbst Goethe und Schiller für scharfe Recensionen erlebten, müßten sie sich, wenn noch ein Fünkchen von Bescheidenheit in diesen Eklektikern wohnte, bald mit einem Urtheilsspruche zufriedenstellen, aber leider, dem ist nicht so! Nun denn, mag man uns tadeln oder loben, wir haben auch heute, wie immer, das Bewußtsein, aufrichtig über folgende neuerschienene Werke unsere Ansicht auszusprechen, nur noch die Bemerkung vorausschickend, daß ihre Verfasser im Ganzen die unter Lyrikern selten anzutreffende Tugend der Bescheidenheit zu besitzen scheinen, und daß wir an Manchen Manches zu loben haben werden.

1. Gedichte von Helene Robert. Leipzig, Brockhaus. 1854. 8. 1 Thlr.
2. Gedichte von Eduard Ille. Weimar, Jansen u. Comp. 1855. Gr. 12. 1 Thlr.
3. Gedichte von Karl Weichselbaumer. Nürnberg, von Ebner. 1855. 16. 1 Thlr.
4. Auf dem Wege zur Wahrheit. Gedichte von Karl Scholl. Zürich, Kiesling. 1855. 12. 24 Ngr.
5. Tagfalter. Lyrische Gedichte von Peter Johann Willatzen. Bremen, Geffken. 1855.

Nr. 1. Die erste Hälfte dieser Gedichtsammlung ist größtentheils so düster, so schwermüthigen Inhalts, daß kaum wer anders als jene unglücklichen Mütter, die gleich der Verfasserin den Verlust eines Kindes zu beweinen haben, daran Geschmack finden dürften. Es ist vielleicht das Schwerste an künstlerischen Productionen, die Aeußerung des Schmerzes gehörig zu würdigen; wir erinnern nur im Vorübergehen an die verschiedenen, sich oft widersprechenden Urtheile, die bereits über die Gruppe das Laokoon gefällt wurden. Der wahre Schmerz gehört nur sich selbst an. Wir wollen wenigstens, um gegen die Dichterin nicht ungerecht zu verfahren, eines jener Trauerlieder citiren, worin die Klage gemäßigter auftritt, wozu wir uns die Vorbemerkung erlauben, daß die dritte Strophe in ihrer einfachen objectivirten Gestaltung dem rührenden Erguß des gepreßten Mutterbusens einen schmelzenden Reiz verleiht:

Nach Jahresfrist.

Ein Jahr ist hin — solange ruhst du schon
In kühler Erde, an geweihtem Ort!
Und hörest nicht mehr meiner Stimme Ton,
Nicht mehr der Mutter leises Liebeswort.

Nur meine Sehnsucht wacht von neuem auf
Und hält dein unvergeßlich Bild mir vor.
Die alten Wunden brechen wieder auf
Und weinend klag' ich, daß ich dich verlor.

Die Erde nun deckt mütterlich dich zu;
Ach, was sie birgt, gibt nimmer sie heraus;
So schlumm're denn in ungestörter Ruh',
Du theurer Staub, in deinem engen Haus!

Mit Todtenkränzen spielt die laue Luft,
Um diesen letzten seufzt der Abendwind,
Es zog mich mächtig her zu deiner Gruft;
Ich bete leis': Auf Wiederseh'n, mein Kind!

Hätte die Verfasserin ihre eigenen schönen Worte, die sie in dem Gedichte „Vor Schiller's Büste" ausspricht:

Das aber nur ist wahre Dichtergröße:
Wo Todtes auch beseelet das Genie,
Lebendig wird das Gute und das Böse
Vom Schöpfergeiste wahrer Poesie —

hätte sie diesen Ausspruch tief ihrem Gedächtniß eingeprägt, so wäre ihr wol die Resignation nicht solange fremd geblieben und zweifelsohne ihre poetische Production ruhiger und gehaltreicher geworden; die Zerrissenheit eines Gemüths ist für den Leser stets etwas Bängliches. In der zweiten Hälfte der Sammlung herrscht mehr Ruhe. Unter den epischen Gedichten, worin sich die Verfasserin häufig einer zu großen Redseligkeit hingibt, sprach uns am meisten an „Napoleon's Grabmal" in ungereimten fünffüßigen Jamben, ein Versmaß, das die Verfasserin überhaupt glücklich handhabt. Wir sind der Dame nach der ausgesprochenen Rüge wol schuldig, auch hiervon eine Probe ihres Talents zu geben:

Napoleon's Grabmal.

Er schläft im hohen Dom der Invaliden,
Gedeckt vom Marmor seiner Kaisergruft,
Die ihn mit dunkler Herrlichkeit umfangen.
Nun nicht mehr irrend klagen seine Manen
Und ruhelos in Longwoods ödem Thal,
Dem Himmel Frankreichs sehnend zugewendet.
Ein endlich Grab am theuern Seinestrand,
Das nahm den Fluch vom Schatten des Verbannten
Und löste seine Sehnsucht auf in Frieden.
Du Volk von Frankreich, das so sehr er liebte!
Dich segnet hier der Geist Napoleon's,
Wo du dich selber ihm zurückgegeben
Und diesen Tempel wölbtest seinem Staube;
Hier, wo in reiner Hoheit aufgebaut
Der Säulen Pracht ihn wandellos umstehet,
Die weithin seine Grabesnacht durchglänzen;
Wo selbst die hehren Göttinnen des Siegs
Treu ihres Heros Ruhmeskränze wahren,
Nah seinem Heldenschwert von Austerlitz.
O du sein Volk, das er so sehr geliebt,
Das stolz berauscht von seiner Glorie
Ihn einst umjauchzt — bis seine Sterne sanken,
Dann aber aufgab den Gefallenen,
Dann ihn hinsterben ließ auf Englands Boden —
Die alte Schuld, sie ist nun abgetragen,
Ja, zwiefach bist du ihm gerecht geworden:
Da solch ein Denkmal du ihm hast gegründet
Und deinen Thron und deine Huldigung
Dem Erben weihtest seinen großen Namens.

Man sieht aus dem fast männlichen Geiste, der dies Gedicht durchweht, daß Helene Robert mit den meisten der jetzt schriftstellernden Damen Deutschlands ungescheut in die Schranken treten darf, viele sogar an formeller Gewandtheit unbedingt übertrifft.

Nr. 2. Der Verfasser ist ein großer Verehrer Nikolaus Lenau's, dessen Hinscheiden er in mehren fließenden Gedichten am Schlusse des Buchs feiert. Auch merkt man deutlich genug, daß sich der Verfasser Nikolaus Lenau zum Muster gewählt hat. Man glaubt z. B. in folgenden Versen („Drei Wünsche") den zu früh Verblichenen selbst zu hören:

Der erste ist: Mit dir auf hohem Firn
Allein zu steh'n an hellem Sonntagsmorgen,
Das glüh'nde Herz, die wanderheiße Stirn
Mir rein zu baden von des Lebens Sorgen.

Wo er sich dagegen nicht aufs Nachahmen verlegt, sondern den Eingebungen seiner Muse freien Lauf läßt, trifft er mitunter Bilder, die durch Wahrheit, Innigkeit und Zartheit überraschen, wie:

Ein einziges Sternlein schimmert
Durch die Wolken traurig und matt,
Wie ein Kindlein, das im Gedränge
Seine Mutter verloren hat.

Mehre Gedichte enthalten politische Anklänge im Rückblick auf die Jahre 1848 und 1849, worin sich ein freischlagendes Dichterherz und männliche Gesinnung offenbaren; das kräftigste darunter dürfte wol sein: „Des Herbstes Goldfrucht preist ihr".

In formeller Hinsicht erlaubt sich der Verfasser zu große Freiheiten; so elidirt er unter Anderm mehre male den Artikel; allenfalls möchte es noch ausnahmsweise einmal hingehen, wenn das nächste Wort mit einem helltönenden Vocal anfängt, aber: „'s letzte Röslein fiel ab" thut einem an Wohllaut gewöhnten Ohre weh und muß als provinziell östreichische Manier von der Kritik zurückgewiesen werden. Das Gedicht „Die Brücke" mahnt doch zu sehr an das gleichbetitelte von Anastasius Grün, so verschiedenartig auch der Gegenstand ist, als daß es nachhaltig wirken könnte. Für das „Sprachgeschichtliche Intermezzo", welches sechs deutsche Liebeslieder in sechs Jahrhunderten von 1050—1850 enthält, werden dem Verfasser die Freunde des Altdeutschen dankbar sein. Gute Gedichte sind: „Das Waisenkind", „Schaut in Kindesaugen" und „Still ist der Wald, ein Lüftchen weht". Unter den „Gestalten" dünkt uns die gelungenste „Ulrich von Hutten". Das beste der ganzen Sammlung ist unsers Erachtens folgendes, hinsichtlich der artistischen Abrundung des Grundgedankens in gedrängter Kürze und hinsichtlich des vortrefflichen Vergleichs echt ästhetische Product:

Der Glühwurm.

Im grünen Busch in lauer Sommernacht
Ein Glühwurm schwebt in sternenheller Pracht;
Da kommt ein Kind und fängt ihn lachend ein —
Gar leicht verrieth sein Schimmer ihm sein Leben —
Und birgt ihn froh vergnügt zu Haus im Schrein.
Denn Alles, was da glühet, lebt nicht lang,
Und was da leuchtet, hat nur kurzen Gang.
Des andern Tags, beim ersten Morgenroth,
Da war im Schrein der arme Glühwurm todt.
Und schmollend hat das Kind ihn dann zertreten.
Sieh, Freund, das ist das Leben des Poeten!

Nr. 3. Der begabte Verfasser gehört zur Zahl Derjenigen, die bisweilen gern viel Worte machen, ohne immer in die Tiefe des Objects zu dringen, und die mit einer sehr thätigen Reflexion nur einen verhältnißmäßig geringen Sinn für Formenschönheit und Plastik verbinden. Die häufige Anwendung des trochäischen Versmaßes, nicht mit doppeltem, sondern einfachem Reimschlag, macht das 342 Seiten lange Buch etwas monoton; die Strophen haben oft einen prosaischen Anstrich, der umsomehr auffällt, als es dem Verfasser nicht immer gelingt, seine aus dem Strome des Alltagslebens geschöpften Stoffe poetisch zu adeln. Wenn er jedoch singt:

Weh' mir altem Verseschreiber!
Wenig muß mein Dichten taugen,
Denn wenn mich die Leute lesen,
Schließen schläfrig sie die Augen —

so ist er viel zu bescheiden; wir haben so manches schöne Gedicht in seiner Sammlung entdeckt. Der Verfasser schlägt zuweilen einen ironischen Ton an, der, wenn er auch entfernt an Heine erinnert, doch nicht verfehlt gehörig zu wirken. In dem stellenweise scharf pointirten Gedichte „Die strenge Dame" wird die gierige Hast, womit die unberufenen deutschen Verseschmiede sich zum Parnaß drängen, gut gegeißelt; nachträglich ruft er dieser Schar in dem Liede an die „Dichtkunst" die warnenden Worte zu:

Sie trennt den Geist der ew'gen Wahrheit
Auf immer von dem flücht'gen Schein,
Und wer noch mit dem Leben buhlet,
Wird nie ein wahrer Dichter sein!

Einen Krafthieb versetzt er diesen modernen Helden in der Satire „Die Vortrefflichsten":

Unser Musenborn strömt reich
Und genüget jedem Durste,
Kraftgenies sind wir, zugleich,
Wenn es ziehet, auch Hanswurste!

Auch wird vom Verfasser das Cliquenwesen vortrefflich verspottet in dem sicherlich für Viele beißenden Erguſſe „Philadelphia", dem wir zum Vergnügen unserer Leser einige Strophen entnehmen wollen:

Wer mich lobt, den lob' ich wieder,
Preis' ihn als leuchtend Muster an,
Vielleicht bringt er auch meine Lieder
Als Meisterstücke an den Mann.

Drum fort getrommelt und gepfiffen,
Wir werden uns celeber schrei'n,
Die Kunst, die Leute zu verblüffen,
Ist meist die Kunst, berühmt zu sein.

Die unumschränkten Potentaten
Sind wir im Reich der Poesie,
Wo wir es gnädiglich gestatten,
Da blüht alleinig das Genie.

Wer nicht gehört zu unsrer Clique,
Wird stets in schnöder Tiefe steh'n,
Und wie sein Wirken auch entzücke,
Verkannt, gelästert untergeh'n.

Heil unserm festen Bruderbunde
Dem Kind der schönsten Harmonie,
Heil ihr, der stolzen Tafelrunde,
Der wackern Camaraderie!

Unter der bedeutenden Zahl gelungener Gedichte verdienen folgende besonders namhaft gemacht zu werden: „Des Werbers Lied", „Zwiefacher Verlust", die tiefironische Klage: „Umschwung", das aus echtpoetischer Stimmung hervorgegangene Lied an die „Einsamkeit" und das nicht minder schöne, zartnaive: „Bitte." Das ungereimte fließende Gedicht „Das eherne Bild" befriedigt nicht die verzeihliche Neugierde des Lesers, der gern wissen möchte, wessen Bild es ist. Dagegen wird nicht nur die Männer-, sondern auch die Frauenwelt sich interessiren für:

Die Frauen.

In meinem langen Lebenslauf
Gab es wol viel zu schauen,
Allein mein schärfster Blick hat nie
Erschöpft den Reiz der Frauen.

Welch eine Anmuthsfülle schmückt
Die schwärmenden Blondinen,
Und jene schwarzgelockten sind
Gebor'ne Königinnen.

Die Braunen, wo die Würde sich
Mit Zärtlichkeit verbunden,
Gewähren in gedämpfter Glut
Die längsten Honigstunden.

Ein frischer Schatz ist jede in
Gestalt und in Gedanken;
Doch darin sind sich alle gleich:
Daß sie gern mit uns zanken.

Das längere Schlußgedicht „Des Sängers Schwanenlied" enthält des Schönen viel; wir wollen nur auf einige ausgezeichnete Stellen hinweisen: die zweite Strophe, S. 319, das Leben und Weben der Kindheit schildernd; S. 327, die Seligkeit der ersten Liebe malend; dritte Strophe, S. 334, den Wissensdrang im Manne gelungen andeutend, und endlich die zweite Strophe, S. 337, den Wahn des Lebens meisterhaft folgendermaßen zeichnend:

Der Wahn allein verſchafft dir tauſend Brüder,
Entflammt dich mit der Liebe Götterluſt,
Der Wahn webt Engelreiz um Menſchenglieder,
Pflanzt Paradieſe in des Weibes Bruſt!
Der Wahn trägt dich empor und ſtürzt dich wieder
Durch falſchen Traumgewinn und Traumverluſt,
Wer Menſchen lieben ſoll, darf ſie nicht kennen,
Und wer ſie kennt, wird nicht mehr für ſie brennen!

Entſchlöſſe ſich der Verfaſſer, ungefähr 7—8 Strophen, die nicht abſolut nothwendig ſind, aus dem augenſcheinlich zu langen Gedichte zu ſtreichen und dem inſonders gegen den Schluß hin (grell im Widerſpruche mit der eben citirten Strophe) ſtark auftretenden Idealismus etwas die Flügel zu ſtutzen, ſo riefen wir dem Dichter dieſes „Schwanenlied" mit Freuden zu: Finis coronat opus!

Nr. 4. Wir haben hier ſogleich einen ſcharfblickenden Kopf anzuerkennen, der oft unbedeutenden alltäglichen Lebensgewohnheiten eine neue Seite abzulauern weiß; auch fehlt dem Verfaſſer nicht ein poetiſch geſtimmtes Gemüth, und dennoch mangelt dieſen Liedern (wir ſprechen hier ganz allgemein, nicht eines oder das andere Product ſpeciell im Auge habend) jener Nimbus, der mit der Toga der Originalität das Poeta nascitur mit unwiderſtehlicher Schlagkraft beweiſt. Vielleicht hat der Verfaſſer zu häufig die größten Lyriker geleſen oder gar durchſtudirt; gelänge es ihm, ſich bei der ſchönen Gabe, die er zweifelsohne beſitzt, gänzlich von allen fremdartigen Einflüſſen loszumachen, unbeirrt aus ſich ſelbſt zu ſchöpfen: es wäre nicht unmöglich, daß er ein ſchön glänzender Fixſtern am lyriſchen Himmel würde. Möge er jenen eine Urwahrheit verkündenden Zuruf, den er, wie jeder gute Menſch, der verblichenen Mutter am Grabhügel weiht:

Ich habe dich in meinem tiefſten Sein!

möge er, ohne je dieſen Satz des Widmungsgedichts zu vergeſſen, ihn ſich ſelbſt mit einem einzigen veränderten Wörtchen zurufen:

Ich habe mich in meinem tiefſten Sein!

und er wird vielleicht unſere Prophezeihung über ſeine Dichterzukunft erfüllen. Einzelne ausgezeichnete Leiſtungen ſind, uns wenigſtens, dafür Bürgſchaft, daß wir nicht ins Blaue hinein prophezeiten. Wir wollen ſogleich unſere Leſer damit vertraut machen. Es ſind gewiß ſchon tauſend und tauſend Dichter, verſunken in Sorgen und Zweifel über ihr Schickſal, Abends vor ihrer Lagerſtätte geſtanden, doch ſchwerlich kam es einem in den Sinn, an das erzproſaiſche Ding, das man gewöhnlich Bett nennt, eine hochpoetiſche Apoſtrophe zu richten; Karl Scholl thut es. Man höre einmal dieſes anſprechende Gedichtchen, worin ein ganzes Dichterleben auf- und niederſteigt:

Vor meinem Bett.

Die Nacht iſt ſtill, die Sterne glühen,
Da ſteht gerüſtet ſchon der Kahn
Zur Meeresfahrt der Phantaſieen
Im träumetiefen Ocean.

O könnt' ich alle meine Sorgen
Ihm niederwerfen in den Schoos,
Daß ich für immer wär' geborgen
Und aller meiner Zweifel los!

Es ſei denn! Hoffend ſteig' ich nieder,
Laß Schlummer deine Segel weh'n,
Und wenn ich dann erwache wieder:
Gib mir ein fröhlich Auferſteh'n!

In dem „Wiegengruß aus der Ferne" ſind zwar einzelne Strophen höchſt lobenswerth, doch das Ganze zu gedehnt; eigentlich ſind es zwei Gedichte und nicht eins; wir rathen daher auch dem Verfaſſer, die doppelte Strahlenbrechung ſeiner poetiſchen Stimmung in zwei einfache aufzulöſen; mit einigen Abänderungen ließe ſich von der Strophe an: „Du aber holder, kleiner Träumer", aus dem Reſte ein ſehr ſchönes Gedicht machen. Das Sonett „Thereſe Milanollo" krankt an Ueberſchwänglichkeit. Als flottes Lied dagegen kann empfohlen werden das „Trinklied der badiſchen Männergeſangvereine". Tiefgefühlte Reiſeklänge ſind das „Wiederſehen" und „Die Alpen", worin der Verfaſſer geſchickt Huß' Aſche mit der auf Gletſcherſpitzen thronenden Freiheit zu verknüpfen wußte. Unter den erotiſchen Liedern behagten uns „Das Gewiſſe" und „An Laura". Eines der vorzüglichſten Gedichte der ganzen Sammlung iſt jedenfalls:

Die Eiche am Gardaſee.

Deutſche Eiche, ſei gegrüßet
Drei mal hier am blauen See,
Wo ich Gottes ew'ge Sprache,
Aber Menſchen nicht verſteh'!

Wo der Heimat Wort verklungen,
Wie ein ſüßgewohnter Sang,
Der noch fort im Ohre tönet,
Wenn er lange ſchon verklang.

Sage du mir und erzähle,
Wie es ſteht im deutſchen Land;
Deiner Blätter freie Sprache
Wehret keines Cenſors Hand!

Sage mir vom Vaterhauſe,
Von den Brüdern, groß und klein,
Und von Allen, die ich liebe,
Ob auch ſie gedenken mein!

Dann — o dann — du wirſt's doch wiſſen,
Sag' mir von der Mutter Grab,
Ob die Blumen fort noch blühen,
Die ich drauf gepflanzet hab'?

Alles Das und And'res Vieles,
Deutſcher Baum, erzähle mir;
Können Menſchen mir's nicht ſagen:
Rede du, ich lauſche dir!

Wir glauben ſowol im Lob als auch im Tadel das rechte Maß gehalten zu haben und werden mit beſonderer Spannung in der Zukunft Scholl's Leiſtungen verfolgen; es ſollte uns ſehr freuen, wenn er den Erwartungen, zu deren Annahme dieſe Sammlung berechtigt, ganz und gar entſpräche.

Nr. 5. Der Verfaſſer iſt eine elegiſch geſtimmte Seele, die mit richtiger Selbſterkenntniß, welche bei Poeten ſelten zu Hauſe iſt, in dem Eingangsgedichte ſich beſcheiden folgendermaßen charakteriſirt:

Meine Lieder.

Meine Lieder ſind nicht Aare,
Die hinauf zur Sonne trachten
Und ihr Schwingenpaar mit Weltruhm
Und Unſterblichkeit befrachten.

Meine Lieder ſind nur Falter,
Die von Duft und Strahlen leben
Und um ſchöne Blumenhäupter
Tändelnd auf- und niederſchweben;

Die, beim Morgenroth geboren,
Tags um Liebe gaukelnd werben,
Aber ſchon zur Abenddämm'rung
Still und unbeachtet ſterben.

Schön, ſanft und ſinnig! Unter den Ueberſetzungen aus dem Däniſchen dürfte die gelungenſte ſein: „Der Klippenſprung" von Emil Aarestrup, worin der höchſte Ausbruch eines wilden, wie der Leſer mit Recht annimmt, unverſöhnlichen Haſſes überraſchend in einen felſenfeſten Freundſchaftsbund für das ganze Leben, trefflich durch eine einzige herrliche That motivirt, umſchlägt. Schade, daß die letzten zwei Verſe, man

reflectirend, den Totaleindruck abschwächen, ein Vorwurf, der wol sicherlich mehr den Dänen als den nachdichtenden Deutschen trifft. Einen äußerst neckischen Ton hat der Verfasser in dem lieblichen Gedichte „Die Schwalbe" angeschlagen, und die correcte Durchführung bewies uns, daß ihm ein feinästhetischer Sinn nicht mangle. Ein ernstes, fast melancholisches Waldlied mit ausgezeichneter Schlußpointe ist „Rothes Laub", worin der Verfasser in den schöngebauten, eigenthümlich kurzgebrochenen Versen mehr als eine alltägliche Gewandtheit und Glätte in der Form an den Tag legt. Dieses Gedicht verdient in Sammelwerke überzugehen. Nicht minder schön in seiner Art ist das humoristischgefärbte Frühlingslied:

Gesang auf den Lippen, am Hütlein den Strauß,
Im Herzen lenzwonniges Minnen,
In die Welt hinein aus dem dumpfigen Haus —
Frau Sorge, sie bliebe hübsch drinnen!

Verberg' sie daheim nur ihr grämlich Gesicht,
Ich danke für ihr Geleite,
Sonst blüh'n ja vor Schrecken die Blumen nicht,
Der Vogel verstummt, wo ich schreite.

Du aber, o Freude, du liebliches Kind
Mit lustig flatternden Haaren:
Der Frühling ist da, so komm' nun geschwind,
Mit mir die Welt zu durchfahren.

Der Leser ersieht wol aus dieser hübschen Probe, daß auch Willatzen alle Aufmunterung verdient, den Dichterpfad fortzuwandeln; nur möge er darauf bedacht sein, sich nicht einer zu großen Weichheit und Süßlichkeit hinzugeben.

Hatten wir es heute auch nicht mit sogenannten „Originalen" zu thun, so gewährte uns dennoch diese jüngste Aehrenlese aus den deutschen Dichtergarben eine Ausbeute, mit der wir im Verhältniß zum gewöhnlichen Lyrikerschwindel sehr zufrieden sind. Möchten uns doch die Götter des Büchertisches öfters so hold sein! Wir scheuen ja keine Mühe, wir angeln geduldig stundenlang im stillen Ocean der Verse, um nur ein einziges Goldfischchen für unsere Leser zu fangen; aber wenn es fast nichts als Weißfische und Krebse gibt, da muß man es einem Kritiker nicht übelnehmen, daß er am Ende den eisernen Widerhaken verderbenbringend ausschleudert — fiat justitia, pereat mundus! Die verwiesene Weltbürgerin Wahrheit muß wieder aus dem Exil zurückberufen werden. Leider gibt es jetzt unter der schriftstellernden Masse zu viele jener Unbescheidenen, die Voltaire unübertrefflich im Tone des tiefsten Spotts schilderte in der berühmten Strophe:

De leur siècle profane généreux instructeurs
Cachant de leur savoir la plus grande partie,
Écrivant sans esprit par *pure modestie*
Et par pitié même ennuyant les lecteurs!

Emanuel Rauff.

Zur Geschichte der modernen französischen Literatur.

Frankreichs moderne Literatur seit der Restauration. Historisch und kritisch dargestellt von Eduard Schmidt-Weißenfels. Zwei Bände. Berlin, Heymann. 1856. 8. 2 Thlr.

Bei der unter einem großen Theile des deutschen Publicums vorherrschenden Sympathie für französisches Wesen und französische Literatur glauben wir der obengenannten Schrift eine gute Aufnahme von Seiten dieses Publicums, wenn auch vielleicht weniger von Seiten der Kritik versprechen zu können. Der Verfasser streift zwar über das Blachfeld der modernen französischen Literatur mehr nur hin wie eine Schwalbe, die in ihrem eiligen Fluge Gegenstand auf Gegenstand berührt, ohne sich doch eigentlich irgendwo dauernd niederzulassen; aber gerade diese Eigenschaft dürfte dem Buche bei dem Publicum, auf das es berechnet ist, zugute kommen, da die Liebhaber französischer Literatur mit dieser Eile vollkommen einverstanden sein werden; sie würden sonst der modernen französischen Literatur nicht ihre Sympathie zuwenden. Aber auch die eigentlichen Literaturfreunde, mögen sie auch nicht immer die Ansichten des Verfassers theilen, zuweilen selbst von ihnen sich betroffen fühlen, werden das Buch als Recapitulation nicht ohne großes Vergnügen und wegen mancher dankenswerthen Fingerzeige nicht ohne Nutzen lesen. Schmidt-Weißenfels, durch seine Beiträge für d. Bl. unsern Lesern bereits bekannt, macht keinen Anspruch darauf, als ein Literarhistoriker von der gelehrten Sorte gelten zu wollen; aber er ist doch bei Abfassung dieses Buchs in seiner Art fleißig und gewissenhaft gewesen; er hat ziemlich alle Gebiete der Literatur in den Kreis seiner Betrachtung gezogen und eine fast endlose Menge von Namen angehäuft, wir meinen fast zu viele. Denn eine große Zahl derselben ist schon jetzt so gut wie verschollen, und mit jedem Lustrum mehr werden auch andere „klanglos zum Orcus hinabgehen". Wenn von allen hier aufgeführten Schriftstellern nach einem Säculum noch ein paar Dutzend genannt und noch nicht ganz ein Dutzend gelesen werden sollten, so möchte dies schon viel sein. Indeß ist es immer interessant, noch jetzt von diesem oder jenem zu lesen, dessen Name vor Decennien an der Tagesordnung war und uns nun erst wieder durch dieses Buch ins Gedächtniß zurückgeführt wird, wie der Name und die Gestalt eines alten Jugend- und Schulgenossen, der plötzlich wieder in unsern Gesichtskreis tritt, nachdem wir von ihm jahrelang nichts gehört und gesehen hatten. Ein Eindruck wie von etwas Gespenstischem mischt sich freilich einem so späten Wiederbegegnen in der Regel bei.

Was nun Schmidt-Weißenfels' Berechtigung zu einer Arbeit dieser Art betrifft, so beruht diese namentlich in dem Vorzug der Autopsie. Der Verfasser hat mehre Jahre in Paris verlebt und ist selbst als Mitarbeiter an französischen Journalen thätig gewesen, sodaß er einen tiefern Einblick in die eigenthümlichen literarischen Verhältnisse Frankreichs, will sagen der Stadt Paris, gewonnen hat, als dies einem deutschen Schriftsteller möglich sein würde, der nie oder doch nur besuchsweise nach Paris gekommen wäre. Er hat unter den Schicksalen, welche Paris in den Jahren 1848—52 betrafen, zugleich mit den französischen Zunftgenossen gekämpft und gelitten, und in dem bewegten innerlichen Ausdruck seiner Schrift sind Spuren dieses Mitkämpfens und Mitleidens vielfach zu erkennen. Er liebt die Franzosen, ohne irgend ihre Schwächen zu verkennen und zu verschweigen; indem aber die Magnetnadel seiner Sympathie oder Antipathie sich bald da, bald dorthin wendet und er sozusagen weder Pferd noch Esel ist, trägt sein Buch allerdings keinen entschieden nationalen Charakter, weder einen eigentlich französischen noch einen eigentlich deutschen, obschon die ehrliche deutsche Haut doch immer unter dem übergeworfenen Fell hervorguckt. Ein mal für alle mal: Schmidt-Weißenfels schreibt immer mit dem Herzen, das mit seinem Verstande zuweilen freilich auch davonläuft und in Untiefen geräth, wo beide sitzen bleiben und sich zuweilen umsonst bemühen, einander flott zu machen. Daher finden sich auch in seinem Buche manche Widersprüche, Inconsequenzen und Unaufgelöstheiten, indem bald der Verstand das Herz, bald das Herz den Verstand in die Irre führt. An höchst richtigen, oft durch treffende Pointen überraschenden Anschauungen, die instinctartig und unvermittelt aus der Tiefe der Seele hervorschießen, fehlt es dem Verfasser nicht, aber an bizarren, überkecken und wunderlichen fast ebenso wenig. Ebenso ungleich ist der Stil, der noch zu sehr in französischer Weise unter der Herrschaft der Antithese steht. Einzelne Stellen sind ganz vorzüglich stilisirt und lassen umsomehr bedauern, daß der Verfasser sich an andern in saloppster Weise gehenläßt. Der Verfasser ist im Ganzen ein angenehmer Stilist, könnte aber in der That auch ein guter werden, wenn er auf seinen Stil mehr Sorgfalt als bisher verwenden wollte. Wir finden des Verfassers Manier im Gan-

zen recht liebenswürdig; es läßt sich mit ihr recht gut ein zärtliches Verhältniß anknüpfen, aber nicht so gut eine bindende Ehe eingehen. Es ist ein Feuilleton-, aber kein Bücherstil.

Wo wir einer ausgeprägten Individualität begegnen, werden wir immer bereitwillig sein, sie in ihrer Eigenthümlichkeit anzuerkennen. Es freut uns stets, bei einem Schriftsteller auch das Herz klopfen zu hören, das gar kein so unnöthiges Ding ist, für das man es zu halten sich so oft anstellt. Was würde uns die Welt, was das Leben, was die Literatur werth sein, wenn wir nicht hier und da noch auf ein gutes Herz stießen, bei dem wir uns Trost und Erquickung holen könnten? Und bei Schmidt-Weißenfels hören wir vernehmlich nicht blos Geistesschwingungen, sondern auch warme Herzschläge; schon in der Vorrede. Hier ist er ehrlich genug, mit größter Bescheidenheit einzugestehen, daß er in seinem Buche schon heute „viel Unvollständiges, manches Ueberflüssige, vieles Irrthümliche" erkenne, daß er aber, was mangelhaft daran sei, mit Hülfe seiner neuern Erfahrungen später besser zu machen gedenke. Schon ein solches Bekenntniß ist geeignet, die Kritik zu entwaffnen oder wenigstens vom scharfen Gebrauch ihrer Waffen zurückzuhalten. Er gesteht, daß er Frankreich unendlich liebe, weil er dort die schönsten Tage einer rauhen Jugend verlebt und dort kennengelernt habe, was das Glück eigentlich sei. Verehre er auch vor allem sein „theures unglückliches" Deutschland, so bewahre er doch stets die Anhänglichkeit eines Kindes für das „herrliche" Frankreich. Er fährt dann fort: „Irrend von Land zu Land, das lächelnde Glück in ein Medusenhaupt erstarrt sehend und meine Zukunft mehr wie die Vergangenheit beweinend, seufzend unter dem Joch des Materialismus, und die Zeit wie die Gedanken zersplittert durch eine journalistische Thätigkeit, so habe ich seit Jahren das Werk zusammengesetzt, Stein für Stein gefermt und immer mehr das Gebäude anwachsen gesehen, welches nun vollendet, übertüncht und überstrichen, dennoch bescheidener erscheint, als ich mir geträumt hatte. Ich möchte von neuem es aufbauen, und wäre es von neuem fertig, würde ich gewiß wieder neue Mängel, neue Risse, neue Fehler entdecken; sind doch alle unsere Thaten nur lebendige Irrthümer, welche die menschliche Schwäche geboren hat." Soviel zur Charakterisirung der Individualität des Verfassers.

Im ersten Bande behandelt Schmidt-Weißenfels den Roman, mit den Unterabtheilungen: der historische Roman, der Sittenroman und der socialistische Roman, und die Poesie, mit den Unterabtheilungen: die Lyrik und die dramatische Poesie. Der Verfasser ist eine Art von Demokrat oder besser Socialdemokrat, aber von ganz besonderer Sorte; er haßt und verachtet freilich, wie sich fast von selbst versteht, den Bourgeois, der ihm als Inbegriff aller Engbrüstigkeit und kleinlichen Selbstsucht gilt, und er haßt ihn noch ingrimmiger als den alten Adel; die Gesellschaft, wie sie ist, verabscheut er als durchaus herzlos und schlecht, und er kann oft nicht genug glühende Worte finden, um sie und unsere gerühmte Civilisation zu brandmarken. Er nennt die moderne Civilisation eine leider anzubetende und zu verehrende Schönheit, die aber so kalt, grausam und gefühllos sei wie Chriemhilde, ein herzloses Weib, welches sich an den Qualen, dem Jammer und der Verzweiflung ihrer Anbeter weide, welches schlechter reorganisire als die Barbarei und unmenschlicher sei als diese u. s. w. Der aus dieser Civilisation hervorgewachsenen Demokratie sagt er nun ebenfalls die bittersten Wahrheiten, ja er geht soweit zu behaupten, daß die Demokratie es gewesen, welche die guten Sitten und den Geschmack vielfach corrumpirt und auf die Literatur einen verderblichen Einfluß gehabt habe. „Alle Fehler, alle Gebrechen der französischen Literatur", sagt er, „entstanden durch die Demokratie. Es war Sitte geworden, die Schwärmerei über die Ueberlegung, die Leidenschaft über die Würde, den kaufmännischen über den künstlerischen Geist und die Selbstvergötterung über die Achtung vor sich selbst und Andern zu stellen. Die Demokratie hat nicht allein die aristokratischen und socialen Vorrechte angetastet, sie hat auch die Quelle aller moralischen Ueberlegenheit verstopft und den Adel des Geistes abgeschafft. Wol gibt es jetzt mehr Menschen wie früher, welche denken; aber ihre Gedanken haben den Schwung und das Mark nicht, wie es die Werke früherer Autoren hatten. Den heutigen literarischen Erzeugnissen mangelt im Allgemeinen jede Ruhe und jede Frische; sie rufen einen fieberhaften Zustand wach und man seufzt oft nach einer reinen und schönen Quelle, welche den erhitzten Gaumen wieder erfrischen könne."

Wir können hier nicht gründlicher auf des Verfassers Darstellung eingehen, auf soviel Interessantes wir auch bei ihm stoßen; nur einige Bemerkungen wollen wir uns gestatten. Der Verfasser nennt George Sand eine große Dichterin, meint dann aber: „Nichts macht sie trotzdem zu einem erhabenen Weibe, welches sie wäre, wenn sie nicht so keck, so blendend und hinreißend beredtsam antimatrimoniale Tendenzen vertheidigte"; und weiter: „Sie ist Alles nur in Fragmenten und nur in der Specialität wirklich genial, doch als zusammengefaßte Intelligenz kein Genie"; er wirft ihr, bei aller Anerkennung ihrer glänzenden Gaben, vor, daß sie die Geister der Frauen corrumpirt und die Nationalliteratur Frankreichs zu einer „schwindelhaften Höhe der Hohlheit, Demoralisation und Sinnlichkeit" getrieben habe. Auch in Heine, den er persönlich kennengelernt hat, erblickt er ein eminentes Talent, aber auch Elemente der Demoralisation, durch die er sowol auf die französische wie auf die deutsche Literatur verderblich eingewirkt habe.*) An einer andern Stelle nimmt der Verfasser freilich die Libertinage der Franzosen in Schutz und entschuldigt sie, nicht ganz ohne Grund, damit, daß die Moral in dieser Hinsicht ein höchst wandelbares Ding sei, daß z. B. die Christen sich vor der bei den Türken gesetzlichen Polygamie entsetzten, während die Moslems darin „eins ihrer schönsten ästhetischen Gesetze" erblickten, und in der That ist es die Frage, ob mehr Sittlichkeit und geistiges Element in dem Serail eines türkischen Pascha oder in einer pariser Grisettenliaison anzutreffen ist. Der Franzose, meint der Verfasser, denke sich eben dabei nichts; die Sache sei einmal so hergebracht. Das ist allerdings richtig, aber eine Nation kann auch allmälig an so etwas Hergebrachtem zugrunde gehen. Im Uebrigen haben wir auf Anlaß der Dudevant gesehen, daß der Verfasser die Ehe als Institut, dem er später einmal das Prädicat der „Heiligkeit" beilegt, in Ehren hält und nichts von ehefeindlichen Tendenzen wissen will. Das interessanteste Capitel des ersten Bandes, dasjenige wenigstens, welches in Deutschland mit dem verhältnißmäßig größten Interesse gelesen werden wird, ist das über die dramatische Poesie und das Theater der Franzosen. Allerliebst ist die Erzählung des Verfassers, wie vor etwa 30 Jahren die Vaudevilles fabricirt wurden. Vier oder fünf junge Leute setzten sich in das Café des betreffenden Theaters und machten unter Scherz und Lachen, zwischen Obst, fromage de Brie und Rothwein ein Vaudeville zurecht. Man hatte keinen Sou in der Tasche, und der Wirth wollte vielleicht nicht creditiren. Nun schickte man ein Manuscript zum Director mit einem Schreiben, gewöhnlich des Inhalts: „Dringendes Gesuch um einen Vorschuß von fünf Louisdor auf die Einhändigung gegenwärtigen Manuscripts seitens der Herren von unten."

*) Der Verfasser hat soeben eine Schrift vom „anti-Nérard'schen Standpunkte" beendet, worin er Heine als Dichter, als Humorist und als Mensch, seinen Einfluß, seine Sünden und Tugenden charakterisirt. Er stützt sich dabei zum Theil auf persönliche Reminiscenzen und auf interessante Mittheilungen Gérard's de Nerval über Heine. Auch soll die Schrift einige bisher ungedruckte Lieder Heine's enthalten, die Schmidt-Weißenfels damals für sich abschrieb. Der Verfasser gedenkt in seinem Buche über die französische Literatur eines Gedichts „Elloah", welches Heine in französischen Versen verfaßt und dann Gérard zum Corrigiren und Feilen übergeben habe, und er bemerkt dann: „Interessant mußte es sein, den Verbleib dieses etwa zwei Druckbogen starken Gedichts zu kennen."

Der Directer schickte dann, wie Lireux erzählt, jedesmal die fünf Louisdor, ohne das Manuscript zu öffnen, weil er wußte, daß es nur weißes Papier war. Richtig wurde es denn auch nach Verlauf von einigen Minuten von Seiten der „Herren von unten" zurückgefodert, „um ein paar kleine Aenderungen daran vorzunehmen", und nun erst machten sich die jovialen Vaudevillisten an die eigentliche Arbeit und verließen das Kaffehaus nicht eher, als bis das Stück fertig war. Damals, meint der Verfasser, sei das Vaudeville ein Impromptu, eine Kunst aus Vergnügen, eine Frühstücksarbeit gewesen, jetzt sei es in ein Handwerk und zwar in ein abscheuliches ausgeartet — wie die wiener Posse, hätte er hinzufügen können. Es hat eben Alles seine Zeit.

Der zweite Band behandelt zuvörderst die Entwickelung der Philosophie in Frankreich, und zwar unter folgenden Rubriken: das Kaiserreich und seine Philosophie; die Sensualisten; die Theologen; die Eklektiker; die Doctrinärs. Der Verfasser beschäftigt sich sodann mit den socialistischen Schriftstellern, die er in die Saint-Simonisten, die Positiven, die doctrinären Socialisten, die poetischen Geschichtsphilosophen, die praktischen Socialisten, die Communisten, die bonapartistischen Socialisten und die Nationalökonomen theilt. Dieses Thema liegt dem Verfasser besonders am Herzen, weshalb das betreffende Capitel auch recht instructiv gerathen ist. Er wendet sich hierauf zu der Geschichtschreibung, wobei er Anlaß nimmt, namentlich Guizot eine Reihe von Inconsequenzen nachzuweisen, die sich derselbe in seiner Geschichtsauffassung je nach der veränderten politischen Lage zuschulden kommen ließ. Einer der interessantesten Abschnitte des Buchs ist der nun folgende letzte, in welchem der Verfasser die französische Journalistik und das Feuilleton, zuweilen nicht ohne gutmüthige Laune, behandelt. Hier ist das Feld, wo der Verfasser besonders zu Hause ist, da er sich als Mitarbeiter an pariser Journalen seine ersten literarischen Sporen verdient hat. Wir gewinnen daher hier in die Organisation und die Maschinenarbeit des französischen Journalismus manche sehr interessante Einblicke, für die wir dem Verfasser dankbar sein müssen. Für Mitarbeiter an deutschen Journalen, welche vielleicht Grund zu haben glauben, sich über die Redactionen der betreffenden Blätter wegen Saumseligkeit in Verwendung oder Zurücksendung der Manuscripte zu beklagen, bemerken wir, daß sie dem Himmel danken dürfen, nicht Mitarbeiter französischer Journale oder wenigstens des Dumas'schen „Mousquetaire" zu sein; denn an der Spitze dieses Blattes findet sich die stehende Notiz: „Les manuscrits non insérés ne sont pas rendus, ils sont brûlés." Wir können es nur gutheißen, daß der Verfasser diesem so höchst wichtigen modernen Literaturzweig, der in deutschen Literaturgeschichten in unverantwortlicher Weise vernachlässigt zu werden pflegt, eine ausführliche Betrachtung widmet. Es gibt verschiedene Arten von Literaturgeschichten, deren jede ihre Berechtigung haben mag; die höchste würde aber die sein, in der es sich nicht um die bloße leidige Kritik von Autoren und Schriften handelt, sondern in welcher dargelegt würde, wie das geistige Leben einer Nation oder Epoche selbst im Schriftwesen zur Erscheinung kommt, sich fortentwickelt und in allen Gestalten seinen Ausdruck findet. Das wäre mit einem Worte die nicht einseitig kritische, sondern die culturhistorische Literaturgeschichtschreibung, und Niemand wird in Abrede stellen wollen, daß die Journalistik in unsern Zeiten sich zu dem Range eines der kräftigsten Factoren der allgemeinen wie literarischen Bildung erhoben hat und mit dem übrigen Schriftwesen in einem zu genauen Wechselverhältniß steht, um, wie bisher, auch nur mit einem Schein von Recht in unsern Literaturgeschichten zurückgesetzt zu werden. Umsomehr müssen wir bedauern, daß Kurz sein begonnenes Werk über den deutschen Journalismus, welches ein sehr werthvoller Beitrag zur deutschen Literaturgeschichte zu werden versprach, nicht fortgesetzt hat.

Schmidt-Weißenfels ist jedenfalls eine sehr frische und regsame literarische Kraft, und nicht mit Unrecht stellt er sich im Vorwort das Zeugniß aus, daß er für die Pflichten eines Schriftstellers, deren Hoheit er begreife, wenn er sie wol auch nicht ausüben könne, stets eine offene Liebe und guten Willen gehabt. Dabei geht er seinen geraden Weg, den Weg seines eigenen Instincts, ohne sich — und dies ist heutzutage eine Seltenheit — um den Beifall der Cliquen links und rechts viel zu kümmern. Sein Talent verdient Beachtung und Aufmunterung, obschon wir sie an die Bedingung knüpfen müssen, daß er auf strengere logische Gedankenentwickelung und sorgfältigere Behandlung in stilistischer Hinsicht mehr als bisher Bedacht nehmen wolle. **H. M.**

Notizen.

Das „Athenaeum français" und die literarische Apathie des französischen Publicums.

Wir haben schon mehrfach und erst neuerdings (Nr. 39) Anlaß gehabt, auf die mislichen Verhältnisse und die hoffentlich nur vorübergehende gegenwärtige Dürre der französischen Literatur hinzuweisen. Nur auf dem Gebiete der Geschichte, und zwar fast ausschließlich der französischen, einiger exacten Wissenschaften, der katholischen Theologie und einer gewissen Gattung der Moralphilosophie und Erbauungsliteratur, womit man für vergangene Sünden Buße thut, wird Bedeutenderes geleistet, und selbst für diese Zweige der literarischen Production scheinen die buchhändlerischen Verhältnisse sich unbequem und mislich zu gestalten. Wenigstens wird in einer pariser literarischen Correspondenz der augsburger „Allgemeinen Zeitung" versichert, daß eine Menge Bücher, welche in England und Deutschland sogleich einen Verleger finden würden, in Frankreich keinen finden und nur auf Kosten des Verfassers oder der Regierung erscheinen können; es kämen sogar Fälle vor, daß interessante französische Werke zuerst in England erschienen, indem sie von englischen Buchhändlern angekauft und in ihrem Auftrage aus der französischen Handschrift übersetzt würden. Dies sei z. B. mit Ferrier's, eines französischen Offiziers, der lange Zeit in persischen Diensten gestanden, ungewohnlich interessanter Beschreibung seiner Reise von Bagdad durch Persien und Afghanistan der Fall gewesen. In Frankreich, nämlich in Paris, was so ziemlich gleichbedeutend ist, war es unmöglich, für dies Werk einen Verleger zu finden. Da wandte man sich an den londoner Buchhändler Murray, und dieser ging auch auf den Antrag sofort ein. Er ließ die Handschrift übersetzen und von Rawlinson mit Anmerkungen und von Arrowsmith mit einer Reisekarte versehen, und so erschien das Werk zuerst in London. Vor etwa 30 Jahren seien, bemerkt der Correspondent, in Paris von allen einigermaßen bedeutenden englischen Reisewerken französische Uebersetzungen erschienen; hieran sei jetzt gar nicht mehr zu denken. Dieser im französischen Publicum vorherrschenden Apathie hat man es auch wol zuzuschreiben, daß kein eigentlich kritisches Journal in Frankreich recht gedeihen will. So hat das allgemein als trefflich anerkannte und bei den eigentlichen Literaturfreunden in großer Achtung stehende „Athenaeum français" aufgehört als selbständiges Blatt zu erscheinen, was um so auffälliger ist, da es gewiß auch im Auslande nicht wenige Abnehmer und Leser zählte, während die kritischen Journale Deutschlands nur vereinzelt ins Ausland gehen und sich fast ausschließlich auf die Theilnahme des deutschen Publicums angewiesen sehen. Es ist jetzt mit der „Revue contemporaine" verbunden worden, die nun den Titel führt: „Revue contemporaine et Athenaeum français." Hoffen wir, daß diese Journalehe eine dauernde sein werde! In seiner letzten Nummer widmete das „Athenaeum français" noch dem Dichter Rudolf Gottschall eine Betrachtung. Der Verfasser des Artikels, Thalès Bernard, nannte darin den „Carlo Bene" Gottschall's „une des belles oeuvres d'art de l'Allemagne moderne", rühmte namentlich das epische Pathos des vierten

Gesangs und nahm blos an den zu rapiden Rhythmen des fünften Anstoß. An seinen Dichtungen „Sebastopol" lobte der Berichterstatter namentlich die „energie sauvage qu'on s'étonne de rencontrer chez un philosophe", und an dem letzten Gesange die „vigueur extrême", meinte dabei auch, daß die Anrede an Potemkin wol nicht sehr geeignet sein werde, dem Dichter die Gunst des weißen Zaren einzutragen. In Betreff des Gottschall'schen Werks „Die deutsche Nationallitteratur im 19. Jahrhundert" glaubt Thalès Bernard als „hors de doute" annehmen zu können, daß sie geeignet sei, in Frankreich großen Anklang (grand retentissement) zu finden, theils wegen der Eigenschaften des Autors, theils wegen der Wichtigkeit der darin abgehandelten Materien. Nur erscheint ihm die Gottschall'sche Auffassung häufig zu Hegelisch, und er opponirt ihr, wie er sagt, vornehmlich in der Besorgniß, daß die „forme séduisante", womit der Verfasser seine Raisonnements bekleide, die Leser mitfortreiße, ohne sie doch vielleicht zu überzeugen. Ueberhaupt will Thalès Bernard finden, daß die deutschen Dichter zwar viel Innerlichkeit und Sinn für Natur, aber zu wenig religiöse Erhebung besäßen, und er meint, daß die „poëtes théologiens", wie Hugo, Lamartine, Goethe, Dante und Aeschylus, weit über Robert Reinick und Franz Gaudy ständen. Das finden wir allerdings auch, wundern uns jedoch einigermaßen, Goethe unter die „poëtes théologiens" (so wenig wir an Goethe's Religiosität im höhern Sinne des Worts irgend zweifeln) und Hugo und Lamartine mit Dante und Aeschylus zu derselben Gattung gezählt zu sehen.

Die Subscription für Lamartine.

Man liest in der „Illustration": „Der Aufruf, den wir im vergangenen April an die Literaturfreunde erließen, hat Gehör gefunden. Damals betrug die Zahl der Subscribenten auf den «Cours familier de littérature» nur 4000; heute ist sie in Frankreich auf mehr als 25,000 gestiegen. Mit Hülfe unserer Freunde und auch der Verleumdung — denn auch von dieser bleibt immer etwas, sei es auch nur die Schmach der Calumnianten selbst — ist also unser Unternehmen nicht erfolglos gewesen." Weiter heißt es: „Unser Feldzug hat außerdem dazu gedient, ein seltsames Factum zu constatiren, nämlich daß es unter dem geistreichsten Volke der Welt, wie es selbst sich nennt, theils in Paris, theils in den Departements 283 Individuen gibt, welche in der Kunst anonymer Schmähbriefe erfahren sind — bald gemein, bald niederträchtig, bald dumm, bald alles Geistes und selbst der Rechtschreibung bar, stets aber feig." Es wird in dieser Anzeige noch erwähnt, daß in Nordamerika förmliche Meetings zu Lamartine's Gunsten stattfänden, und daß in Brasilien ein im „Diario" veröffentlichtes Schreiben (Lamartine's?) eine wahre Sympathiebewegung für den Dichter hervorgerufen habe. Allein in Rio sei auf 1500 Exemplare des „Cours familier" (wol die vom Kaiser gezeichneten 500 mit eingeschlossen) subscribirt worden, auch in den Provinzen fänden viele Unterzeichnungen statt. Der Redacteur des „Diario", de Alencar, und dessen Bruder, Lionel de Alencar, hätten einen französischen Kalligraphen mit der Anfertigung eines dem berühmten Verfasser der „Méditations" zu widmenden Albums beauftragt; man habe sich auch an den Kaiser Dom Pedro gewandt und dieser den Vers hineingeschrieben: „Les siècles sont à toi, le monde est ta patrie." Minister, Senatoren, Deputirte, Diplomaten u. s. w. seien bereit, diesem Beispiel zu folgen. Wir wollen es unterlassen, auf den muthmaßlichen Erfolg, den ein ähnlicher Aufruf für einen deutschen Dichter in der Welt oder auch nur in Deutschland selbst haben würde, hier anzuspielen. **H. M.**

Bibliographie.

Aderholdt, A., Feldblumen. Lieder. Frankfurt a. M., Auffarth. 16. 10 Ngr.

Calderon's de la Barca, Don Pedro, Geistliche Festspiele. In deutscher Uebersetzung mit erklärendem Commentar und einer Einleitung über die Bedeutung und den Werth dieser Dichtungen herausgegeben von F. Lorinser. 1ster Band. Regensburg, Manz. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Dursch, G. M., Aesthetik der christlichen bildenden Kunst des Mittelalters in Deutschland. 2te mit Nachträgen und 19 Tafeln Abbildungen versehene Ausgabe. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Eelking, M. v., Leben und Wirken des Herzogl. Braunschweig'schen General-Lieutenants Friedrich Adolph Riedesel Freih. zu Eisenbach. Nebst vielen Original-Correspondenzen und historischen Aktenstücken aus dem siebenjährigen Kriege, dem nordamerikanischen Freiheits-Kampfe und dem französischen Revolutions-Kriege. Drei Bände. Mit Riedesel's Porträt. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 6 Thlr.

Geiger, H., Lydia. Ein Bild aus der Zeit des Kaisers Mark Aurel. Stuttgart, Gebr. Scheitlin. Gr. 8. 27 Ngr.

Goldammer, L., Luise, Königin von Preußen. Ein Gedenkblatt dem Volk. Berlin, Evangelische Buchhandlung. Gr. 8. 7½ Ngr.

Hilferding, A., Geschichte der Serben und Bulgaren. Aus dem Russischen. Iste Abtheilung. Bautzen, Schmaler. Gr. 8. 24 Ngr.

Historisches Jahrbuch. 1855—1856. Mit dem Porträt des Königs Oscar von Schweden. Leipzig, Lorck. Gr. 8. 1 Thlr.

Jürgens, K., Studien zur deutschen Geschichte und Politik. Die Ursachen des Verfalls und Untergangs des deutschen Reiches. Die Gründung des preußischen Staats. Dreißig Geschichte der preußischen Politik. Preußens Beruf. Der preußisch-österreichische Antagonism. Die Bundesreform. Bremen, Strack. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Lange, L., Römische Alterthümer. Ister Band: Einleitung und der Staatsalterthümer 1ste Hälfte. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 1 Thlr. 14 Ngr.

Napoleon III., Kaiser, Ueber die Vergangenheit und Zukunft der Artillerie. Aus dem Französischen von Artillerie-Lieutenant H. Müller II. Berlin, Decker. 8. 1 Thlr.

Reichardt, Mathilde, Wissenschaft und Sittenlehre. Briefe an Jacob Moleschott. Gotha, Scheube. Br. 8. 28 Ngr.

Stand, Bildung und Wesen des Buchhandels. Von dem Verfasser der „Bausteine zur Geschichte des deutschen Buchhandels". Altona, Verlagsbureau. 8. 15 Ngr.

Stein, L., Oesterreich und der Frieden. Wien, Sammüller. Gr. 8. 28 Ngr.

Strauß, V. v., Geistliches in Gedichten und Liedern. Heidelberg, K. Winter. 32. 22½ Ngr.

— — Judas Iscarioth, ein Osterspiel in fünf Akten. Ebendaselbst. 32. 22½ Ngr.

— — Weltliches in Gedichten und Liedern. Ebendaselbst. 32. 16 Ngr.

Struve, G., Die Union vor dem Richterstuhle des gesunden Menschenverstandes. New-York. 1855. Gr. 8. 20 Ngr.

Zille, M., Bilder des Lebens in Gott. Dichtungen. Leipzig, Luppe. Gr. 16. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Berger, H., Ein Wort über den Verfall christlicher Kinderzucht in unseren Tagen. Breslau. 8. 3½ Ngr.

Lehmann, F., Stellung und Beruf des Herrscherhauses Hohenzollern in Kirche und Welt. Berlin, Evangelische Buchhandlung. Gr. 8. 2 Ngr.

Die Nazionalitätsfrage in Oesterreich. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 5 Ngr.

Winderl, N., Das Zwangs-Abtretungs-Gesetz in seiner Anwendung auf Eisenbahnen erläutert. Regensburg, Manz. Gr. 8. 6 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

BROCKHAUS'
REISE-BIBLIOTHEK
für Eisenbahnen und Dampfschiffe.

Bisjetzt sind folgende 20 Bändchen erschienen:

Die Thüringische Eisenbahn. (Leipzig-Eisenach.) Von **Adolf Bock.**
Das hessische Land und Volk. (Eisenach-Frankfurt a. M.) Von **Emil Müller.**
Von Frankfurt a. M. nach Basel. Von **Aurelio Buddeus.**
Der Rhein von Mainz bis Köln. Von **Nikolaus Hocker.**
Das Moselthal von Nancy bis Koblenz. Von **Nikolaus Hocker.**
Von Minden nach Köln. Von **Levin Schücking.**
Eine Eisenbahnfahrt durch Westfalen. Von **Levin Schücking.**
Von Berlin nach Hamburg. Von **Ernst Willkomm.**
Breslau und die Schlesischen Eisenbahnen. Von **Max Kurnik.**
Das Schlesische Gebirge. Von **Rudolf Gottschall.**
Die Böhmischen Bäder. Von **Siegfried Kapper.**
Wien in alter und neuer Zeit. Von **F. Gustav Kühne.**
Münchener Skizzenbuch. Von **Wolfgang Müller von Königswinter.**
Brüssel. Von **J. E. Horn.**
Die Schlachten bei Leipzig. Von **Karl Gustav von Berneck.**
Harzbilder. Von **Heinrich Pröhle.**
Schillerhäuser. Von **Josef Rank.**
Briefe aus Südrussland. Von **Marie Förster.**
Poetisches Reise-Album. Herausgegeben von **Josef Rank.**
Reise-Pitaval. Criminalgeschichten, erzählt von **Wilibald Alexis.**

Preis des Bändchens 10 Sgr.

In allen Buchhandlungen zu haben.

In der **Lintz**'schen Buchhandlung in **Trier** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Chronologie der römischen Geschichte für den Privat- und Schulgebrauch entworfen. Geh. 5 Sgr.

Chronologie der griechischen Geschichte für den Privat- und Schulgebrauch entworfen. Geh. 3¾ Sgr.

Fürstenberg, Stoff und Lehrgang für den ersten Unterricht im Linearzeichnen. Mit 57 in den Text eingedruckten Holzschnitten. Geh. 10 Sgr.

Mittheilungen aus dem Gebiete der Archäologie und Geschichte der Diözese Trier von dem historisch-archäologischen Vereine. Erstes Heft. Geh. 20 Sgr.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Manzoni (Alessandro), Die Verlobten.
Eine mailänder Geschichte aus dem siebzehnten Jahrhundert. Aus dem Italienischen übersetzt von **Eduard von Bülow.** Dritte Auflage. Zwei Theile. 12. Geheftet 2 Thlr. — Ausgabe auf feinerm Papier geheftet 2 Thlr. 20 Ngr.; gebunden 3 Thlr. 10 Ngr.

Eine bereits in **dritter Auflage** vorliegende anerkannt treffliche Uebersetzung des berühmtesten italienischen Romans, von dem **Goethe** äußerte: „der Eindruck beim Lesen sei der Art, daß man immer von der Rührung in die Bewunderung falle und von der Bewunderung wieder in die Rührung; Manzoni's Roman überflügle Alles, was er in dieser Art kenne."

An die Besitzer älterer Auflagen des Conversations-Lexikon.

Aeltere Auflagen des Conversations-Lexikon werden von der Verlagshandlung des Werks, **F. A. Brockhaus in Leipzig**, gegen die neueste zehnte Auflage direct oder durch Vermittelung irgend einer Buchhandlung umgetauscht und zwar wird

1) gegen portofreie Einsendung eines Exemplars irgend einer frühern Auflage und eines Geldbetrags von 12 Thalern ein Exemplar der zehnten Auflage geliefert, deren Subscriptionspreis 20 Thaler ist;
2) werden auch Exemplare früherer Auflagen umgetauscht, an denen einzelne Bände fehlen oder die unvollständig sind, jedoch nur gegen besondere Entschädigung von ½ Thlr. für jeden fehlenden oder unvollständigen Band.

Ausführlichere Auskunft enthält ein Prospect, der in jeder Buchhandlung zu haben ist und auch auf frankirte Zuschriften von der Verlagshandlung franco übersendet wird.

Soeben erschien in meinem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geheime Geschichten und räthselhafte Menschen.

Sammlung verborgener oder vergessener Merkwürdigkeiten. Herausgegeben von **Friedrich Bülau.** Siebenter Band. 12. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Inhalt: I. Denkwürdigkeiten Hans Christoph's von Bernstein. Mitgetheilt von **F. A. v. Minckwitz.** — II. Ein Jacobäer. — III. Züge aus dem 17. Jahrhundert. — IV. Schöning und Barfuß. — V. Fürst Anton Egon von Fürstenberg. — VI. Grafen und Gräfinnen Henckel von Donnersmark. — VII. Cardinal Cesca. — VIII. Graf Hård. — IX. Der General von Favrat. — X. Warnery und Sperling in der Bergfeste Stolpen. — XI. Graf Fersen. — XII. Daniel Greser. — XIII. Der Prossener Mann. — XIV. Christian Lehmann. — XV. Balthasar Rademann. — XVI. Geistliche Berufungen. — Miscellen. — Nachträge.

Der **erste bis sechste Band** dieses für die weitesten Kreise bestimmten und von dem deutschen Publicum wegen seines reichen und werthvollen Inhalts mit dem größten Beifall aufgenommenen Werks haben denselben Preis.

Dieses Werk bildet ein Gegenstück zu der bekannten Sammlung:

Der neue Pitaval.

Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben von Dr. **J. E. Hitzig** und Dr. **W. Häring (W. Alexis).**

Hiervon erschienen 23 Theile, wovon die ersten 12 Theile, die **Erste Folge** bildend, auf 12 Thlr. im **Preise ermäßigt** worden sind. Der 13. bis 23. Theil, der **Neuen Folge** 1. bis 11. Theil, kosten jeder 2 Thlr.

Leipzig, im October 1856.

F. A. Brockhaus.

Bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Welt und Herz.

Dichtungen von

Wilfried von der Neun.

Zweite Auflage.

8. Geh. 24 Ngr.

Arndt, Rückert und **Uhland** haben die Widmung dieser bereits in **zweiter Auflage** vorliegenden Gedichtsammlung angenommen.

Soeben erschien in meinem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Münz-, Maass- und Gewichtsbuch.

Das Geld-, Maass- und Wechselwesen, die Course, Staatspapiere, Banken, Handelsanstalten und Usancen aller Staaten und wichtigen Orte.

Von

Christian Noback und Friedrich Noback.

Siebentes Heft. Pern — Stettin.

8. Geh. 12 Ngr.

Die erschienenen Hefte sind in allen Buchhandlungen zu erhalten; ein ausführlicher Prospect befindet sich auf den Umschlägen der beiden ersten Hefte.

Leipzig, im October 1856.

F. A. Brockhaus.

Bei **A. G. Liebeskind** in **Leipzig** erschien:

Flügel's englisch-deutsches und deutsch-englisches Woerterbuch. Dritte mit mehr als 40,000 neuen Artikeln vermehrte Auflage. 14 Thlr.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Erinnerungen eines weimarischen Veteranen

aus dem geselligen, literarischen und Theaterleben

Nebst Originalmittheilungen über **Goethe, Schiller, Herder, Wieland, Fichte, Böttiger, Jean Paul, Johannes v. Müller, Clemens Brentano, Zacharias Werner, Joseph Haydn** ꝛc.

Von **Heinrich Schmidt.**

8. Geh. 1 Thlr. 6 Ngr.

Ein nur wenige Bogen umfassendes, aber höchst interessantes und unterhaltendes Buch, da es nicht nur werthvolle neue Originalmittheilungen über die Repräsentanten der Blüthezeit der deutschen Literatur in Weimar und andere berühmte Männer enthält, mit denen der Verfasser, ein 77jähriger Veteran, in persönlichem, freundschaftlichem Verkehre stand, sondern auch die Persönlichkeit des Verfassers und seine eigenen interessanten Erlebnisse besonders in der Theaterwelt den Leser fesseln werden.

Verantwortlicher Redacteur **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Erſcheint wöchentlich. —— Nr. 41. —— 9. October 1856.

Inhalt: James W. Miles' philoſophiſche Theologie. Von Guſtav Fricke. — Alexander Herzen's Memoiren. — Deutſche Schulmänner. — Zur Theorie der Lebenskraft. Von Karl Fortlage. — Hurter, Zur Geſchichte Wallenſtein's. Von Karl Zimmer. — Lehmann, Berussia. — Notizen. — Bibliographie. — Anzeigen.

James W. Miles' philoſophiſche Theologie.

Zu den letzten ſchriftlichen Aeußerungen unſers theuern Neander gehört wol die warme Empfehlung eines Werkchens von James W. Miles: „Philosophic theology, or ultimate grounds of all religious belief based in reason" (Charleſton und Neuyork 1849), welche der bald nachher Abgerufene in der „Deutſchen Zeitſchrift für chriſtliche Wiſſenſchaft und chriſtliches Leben" in Nr. 21 des Jahres 1850 abdrucken ließ. W. A. Lampadius wurde durch das Urtheil Neander's, das in der That eine Begeiſterung athmete, welche in der empfohlenen Schrift etwas Bedeutendes erwarten ließ, auf die Schrift aufmerkſam gemacht und zu deren Verpflanzuug auf deutſchen Boden bewogen. Seine deutſche Uebertragung, welcher Neander's Urtheil vorgedruckt iſt, erſchien bei Brandſtetter in Leipzig unter dem Titel: „Philoſophiſche Theologie, oder die letzten Gründe alles religiöſen Glaubens in der Vernunft beruhend. Aus dem Engliſchen des James W. Miles übertragen von W. A. Lampadius." Neander erblickte in der Schrift von James Miles eines der erfreulichen Zeichen der Zeit, „welche auf eine ſich anbahnende und durch keine Macht der Verneinung oder repriſtinirenden Reaction zurückzudrängende neue Entwickelung der Theologie hinweiſen, und einen tiefreligiöſen, von chriſtlichem Ernſte getragenen, mit klarem und freiem Geiſte durchgeführten Verſuch, das Weſen der religiös-ſittlichen Natur des Menſchen zu erforſchen, das Chriſtenthum in ſeinem Verhältniſſe zu derſelben aufzufaſſen und nachzuweiſen, wie die Grundbedürfniſſe des Geiſtes eben nur in dem Chriſtenthume ihre wahre Befriedigung finden können". Referent theilt im Weſentlichen dieſes Urtheil des ehrwürdigen Neander, und eben dieſe Ueberzeugung, ſowie die Wahrnehmung, daß die Schrift namentlich in weitern Kreiſen nicht die berechtigte Aufmerkſamkeit gefunden zu haben ſcheint, veranlaßt ihn auch jetzt noch zu gegenwärtiger Anzeige.

Die Schrift beſteht aus zwei Theilen, einem Briefwechſel zwiſchen einem Skeptiker und ſeinem Freunde, der mehr negativen Grundlage des Ganzen, und „Unterſuchungen mehrer in das theologiſche Gebiet gehörender Gegenſtände". Schon dieſe Vertheilung und Bezeichnung des Stoffs macht es klar, daß wir einen organiſchen, wiſſenſchaftlichen Gang und eine erſchöpfende Behandlung der theologiſchen Kernfragen nicht zu erwarten haben. Das Ganze iſt mehr ein freier begeiſterter Erguß, der die Perſönlichkeit Gottes gegenüber dem Pantheismus und die Offenbarungsauthenticität des Chriſtenthums als der Religion der freieſten und tiefſten Innerlichkeit gegenüber der negativen Kritik und Buchſtabenängſtlichkeit mit der Wärme des frei hinausſtrömenden religiöſen Gemüths zu begründen ſucht. Aber eben darin liegt die Zugänglichkeit der beredten Schrift auch für außergelehrte Kreiſe, und dennoch thut der Verfaſſer gleichzeitig ſo tiefe Griffe in die reinwiſſenſchaftliche und wahrhaft weiterführende Erledigung ſeiner Fragen, daß er ſelbſt den wiſſenſchaftlicher Durchgebildeten Anregung zum Weiterdenken und Reiz zu einer kritiſchen Auseinanderſetzung darzubieten weiß.

Es kann dies nicht vorzugsweiſe behauptet werden von dem erſten Theile, dem Briefwechſel zwiſchen einem Skeptiker und ſeinem Freunde. Der Verfaſſer hat, wie es ſcheint, keine Vorſtellung von dem furchtbaren Zuſtande wirklicher Zweifel und von den innern Kämpfen des Höhengrads, welchen die Briefe des angeblichen Skeptikers ausdrücken wollen. Allerdings ſprechen ſie die Probleme der Gegenwart aus. Sie fragen in lebendiger Gedankenbewegung, ob das Univerſum aufgefaßt werden könne als ruheloſer, zielloſer Proceß ohne eine ewige Vernunft, ohne eine abſolute Perſönlichkeit? Ob die bisher allgemein geltenden, unzerſtörbaren Ueberzeugungen der Menſchheit, zu denen die Ueberzeugung von Gott, Unſterblichkeit und Freiheit gehört, ein grundloſer Selbſtbetrug ſind? Ob es kein ewigbleibendes, unwandelbares Recht, kein ihm entſprechendes ſittliches Sein gebe, mit welchem es in Verbindung ſteht? Ob die erhabenſten Anregungen zur Pflicht, Stärke, Ausdauer, Tugend, Religion nur Traumgebilde ſind? u. ſ. w. Dieſe Fragen liegen vor. Aber ſie ſind, abgeſehen von dem Mangel

einer präciſen wiſſenſchaftlichen Aufſtellung, keine Fragen eines an ihnen zum Skeptiker gewordenen Gemüths: ſie ſind für das Bewußtſein des Fragenden ſelbſt bereits entſchieden verneint. Ihre bejahende Antwort wird als die entſchiedene Vernichtung aller Religion und Sittlichkeit überhaupt begriffen und, wenn Atheismus oder Pantheismus das Wahre ſind und als wahr bewieſen werden können, nur Das für abſurd erklärt, gegen ſie noch zu argumentiren wegen ihrer Folgerungen, laut deren ſie die Vernichtung der menſchlichen Perſönlichkeit, Sittlichkeit und Religioſität auch nach dem Verfaſſer unwiderſprechlich in ſich tragen.

Wir bekennen offen, den Standpunkt eines ſolchen Skeptikers nicht begreifen zu können, wenn er uns außerhalb eines fingirten Briefs denkbar ſein ſoll. Die ganze Anſchauung und insbeſondere ihre Formulirung in dem zuletzt ausgeſprochenen Satze enthält geradezu einen Widerſpruch, der in der Wirklichkeit des wiſſenſchaftlichen Denkens und Zweifelns ſich nie findet und finden kann, aber wie das Fundament der dialektiſchen Seite vorliegender Schrift, ſo nach der Ueberzeugung des Referenten einen Grundirrthum unſerer gegenwärtigen Speculation der Theologie und theilweiſe auch der Philoſophie bildet. Wir werden aus beiden Gründen berechtigt ſein, dieſen Widerſpruch etwas ſchärfer ins Auge zu faſſen.

Der Widerſpruch, welchen wir meinen, liegt klar ausgeſprochen vor in dem Satze von Miles: „Es iſt umſonſt, gegen einen Satz nach den daraus gezogenen Folgerungen zu argumentiren, ſobald man nicht zeigen kann, daß ſie irgendeiner poſitiv feſtſtehenden Thatſache widerſprechen.“ Miles glaubt dieſen Satz, wie aus dem nur ſcheinbar widerſprechenden zweiten Briefe ſich ergibt, auch da aufrechterhalten zu müſſen, wo „es ſich um alle Religion und Sittlichkeit überhaupt handelt“, und will zunächſt an der Richtigkeit von Principien wie denen des Atheismus und Pantheismus nur erſt zweifeln, „welche, wenn feſtgeſtellt in den Gemüthern der Menſchen, die Grundlage aller Geſetzlichkeit, alles ſocialen Vertrauens, aller gemeinen Sittlichkeit erſchüttern und die Welt in die verzehrende Anarchie der ausgeſprochenſten Selbſtſucht verſenken würden“. Es handelt ſich hier gar nicht darum, ob dieſe Folgerungen aus dem Princip des Atheismus oder Pantheismus als Folgerungen im Rechte ſind, was wir allerdings glauben. Die Frage iſt nur die: ob der Gedanke Sinn hat, daß „die Richtigkeit jener Principien bewieſen werden könne“, trotz jener als ebenſo zweifellos geſetzten Folgerungen derſelben. Können jene Principien auch nur den Schein haben, bewieſen zu ſein, wenn jene Folgerungen aus ihnen berechtigt abgeleitet werden?

Unſer Verfaſſer hält die Bejahung dieſer Frage für möglich, und doch iſt das Zugeſtändniß dieſer Möglichkeit nur von einem doppelten, gleich irrigen Standpunkte aus denkbar. Zunächſt nämlich vom Standpunkte des Peſſimismus. Wer mit Schopenhauer („Die Welt als Wille und Vorſtellung“) das Leben für ein Geſchäft erklärt, „deſſen Ertrag bei weitem nicht die Koſten deckt“, oder als den Zweck von Allem, was iſt, bezeichnet: „ephemere und geplagte Individuen eine kurze Zeit hindurch zu erhalten, im glücklichſten Falle mit erträglicher Noth und comparativer Schmerzloſigkeit, der aber auch ſogleich die Langeweile aufpaßt“; ſodann als weitern Zweck „die Fortpflanzung dieſes Geſchlechts und ſeines Treibens“; endlich wer die erkennenden und lebenden Weſen der Erde für einen „Schimmelüberzug“ auf der erſtarrten Erdrinde erkennen zu müſſen glaubt: der wird freilich den Atheismus oder Pantheismus für „beweisbar“ halten können, obwol er gleichzeitig zu erkennen glaubt, daß beiderlei Grundauffaſſung zur Vernichtung aller Lebensmöglichkeit führt. Und doch wird vom Standpunkte des Pantheismus ſtrenggenommen ſelbſt dieſes nicht zugeſtanden werden können. Nur der abſolute Atheismus als die entſchiedene Aufhebung aller poſitiven Idealität würde jenes Reſultat zuzugeſtehen vermögen, wie ſich der reichbegabte, leider nur, wie es uns ſcheint, allzu verbitterte Schopenhauer ſehr wohl bewußt iſt und ſein Schüler Frauenſtädt, beſonders in der Schrift „Ueber das wahre Verhältniß der Vernunft zur Offenbarung“, ausdrücklich anerkennt. Da unſer Verfaſſer auf dem Boden dieſes Peſſimismus nicht ſteht, ſo iſt das Zugeſtändniß der Möglichkeit jenes Doppelreſultats höchſt befremdend und für die nachfolgende Entwickelung verwirrend geweſen.

Erklärlich wird ſie nur vom Standpunkte des Dualismus zwiſchen dem Erkennen und Wollen, von denen das erſtere, die Richtigkeit dieſes Dualismus angenommen, ein anderes Reſultat ergeben kann als das letztere. Der Verfaſſer ſetzt dieſe Möglichkeit. Im Anſchluſſe an Kant, wie dieſes namentlich der zweite Brief erweiſt, ſetzt Miles Erkennen und Wollen nach ihrem Inhalte und nach der Beſtimmtheit ihrer theoretiſchen Erfaſſung einander gegenüber und hat ſich daher für die nachfolgende wiſſenſchaftliche Begründung ſeiner religiöſen Ueberzeugung einen ſchweren Stand bereitet. Jedenfalls ohne von der neuerdings vielſeitig geſtalteten, theils berechtigten, theils vorſichtig zu befolgenden Foderung etwas zu wiſſen, daß die Speculation ſich an Kant orientire als an dem Vater der letzten philoſophiſchen Periode, hat Miles die nicht minder beſtimmt ausgeſprochene Ueberzeugung der neueſten deutſchen Philoſophie überſehen, daß ſtatt des Erkennens das Wollen als Centrum der Speculation aufgefaßt werde. Referent iſt der hier nicht weiter zu begründenden Ueberzeugung, daß die conſequente Erfaſſung dieſes Princips auch für die Weiterbildung der ſpeculativen Theologie von entſcheidender Bedeutung werden wird, ſo verſchieden die Entwickelung deſſelben bisjetzt noch bei Chalybäus, Reiff und Planck erſcheint. Näher betrachtet liegt daſſelbe ſchon bei Nikolaus von Cuſa, Agrippa von Nettesheim, Jakob Böhme (vgl. beſonders „De signatura rerum“, Cap. 1, §. 15, 16, 17). Swedenborg, Oetinger, bei Leibniz, Fichte, vorzugsweiſe aber, wenn auch wiſſenſchaftlich roh, bei Schopenhauer vor, und vornehmlich im Gegenſatze zu dem beſonders durch Hegel verbreiteten Götzendienſte des Begriffs, ſeines

Bestimmungen der Verordnung nicht zu erfüllen, so ist die Bezirkshauptmannschaft verpflichtet, die Einstellung des Betriebes zu verfügen. Gegen diese Verfügung ist eine Berufung nicht zulässig. Die Einstellung des Betriebes ist jedoch nicht zu verfügen, wenn der Betriebsinhaber binnen einer von der Bezirkshauptmannschaft festzusetzenden Frist, die sechs Monate nicht übersteigen darf, die Herstellung des gesetzlichen Zustandes nachweist.

(2) Wenn der Betriebsinhaber die Herstellung des gesetzlichen Zustandes nicht nachweist, ist die Einstellung des Betriebes zu verfügen.

(3) Wenn der Betriebsinhaber die Herstellung des gesetzlichen Zustandes nachweist, ist die Einstellung des Betriebes nicht zu verfügen.

(4) Wenn der Betriebsinhaber die Herstellung des gesetzlichen Zustandes nicht nachweist, ist die Einstellung des Betriebes zu verfügen.

(5) Wenn der Betriebsinhaber die Herstellung des gesetzlichen Zustandes nachweist, ist die Einstellung des Betriebes nicht zu verfügen.

(6) Wenn der Betriebsinhaber die Herstellung des gesetzlichen Zustandes nicht nachweist, ist die Einstellung des Betriebes zu verfügen.

(7) Wenn der Betriebsinhaber die Herstellung des gesetzlichen Zustandes nachweist, ist die Einstellung des Betriebes nicht zu verfügen.

(8) Wenn der Betriebsinhaber die Herstellung des gesetzlichen Zustandes nicht nachweist, ist die Einstellung des Betriebes zu verfügen.

(9) Wenn der Betriebsinhaber die Herstellung des gesetzlichen Zustandes nachweist, ist die Einstellung des Betriebes nicht zu verfügen.

(10) Wenn der Betriebsinhaber die Herstellung des gesetzlichen Zustandes nicht nachweist, ist die Einstellung des Betriebes zu verfügen.

(11) Wenn der Betriebsinhaber die Herstellung des gesetzlichen Zustandes nachweist, ist die Einstellung des Betriebes nicht zu verfügen.

(12) Wenn der Betriebsinhaber die Herstellung des gesetzlichen Zustandes nicht nachweist, ist die Einstellung des Betriebes zu verfügen.

(13) Wenn der Betriebsinhaber die Herstellung des gesetzlichen Zustandes nachweist, ist die Einstellung des Betriebes nicht zu verfügen.

(14) Wenn der Betriebsinhaber die Herstellung des gesetzlichen Zustandes nicht nachweist, ist die Einstellung des Betriebes zu verfügen.

(15) Wenn der Betriebsinhaber die Herstellung des gesetzlichen Zustandes nachweist, ist die Einstellung des Betriebes nicht zu verfügen.

(16) Wenn der Betriebsinhaber die Herstellung des gesetzlichen Zustandes nicht nachweist, ist die Einstellung des Betriebes zu verfügen.

(17) Wenn der Betriebsinhaber die Herstellung des gesetzlichen Zustandes nachweist, ist die Einstellung des Betriebes nicht zu verfügen.

(18) Wenn der Betriebsinhaber die Herstellung des gesetzlichen Zustandes nicht nachweist, ist die Einstellung des Betriebes zu verfügen.

(19) Wenn der Betriebsinhaber die Herstellung des gesetzlichen Zustandes nachweist, ist die Einstellung des Betriebes nicht zu verfügen.

(20) Wenn der Betriebsinhaber die Herstellung des gesetzlichen Zustandes nicht nachweist, ist die Einstellung des Betriebes zu verfügen.

religiösen Bewußtseins müssen gegenwärtig wissenschaftlich bewiesen oder (was uns hier gleichbedeutend ist) wissenschaftlich deducirt werden, wenn noch von speculativer Theologie die Rede sein soll. Wo sie wie bei unserm Verfasser nur äußerlich auf Offenbarung oder gewisse Empfindungen und Herzenswünsche begründet erscheinen, vermögen wir wenigstens keine Wissenschaft oder „philosophische Theologie" anzuerkennen. *)

Unsere Ausstellung trifft das ausgesprochene Princip des Verfassers. Zur Vermeidung von Irrthümern müssen wir aber hinzufügen, daß die Ausführung selbst im Einzelnen dieses falsche Princip vielfach verleugnet und vergessen läßt, sogar ausdrücklich es zurückzunehmen den Anlauf nimmt. Der Verfasser ist voll von dem Grundgedanken, daß das unmittelbare religiöse Bewußtsein, die unmittelbare, von der Offenbarung selbst geweckte innere Erfahrung der letzte Grundstein aller Beweisführung, die kräftigste Waffe gegen alle Skepsis sei. In dieser Gewißheit lehnt er den mechanischen Inspirationsbegriff ab und hält das Zeugniß der christlichen Kirche oder heiligen Schriftsteller selbst für unzureichend, wenn es gilt, die Inspiration der Heiligen Schrift anzuerkennen.

Ihre wirkliche Inspiration vor andern Büchern muß und kann einzig bestimmt werden durch ihre Berufung auf unsere religiöse Natur, durch ihren eigenen religiösen Charakter. Und wenn es bewiesen wäre, daß der Pentateuch nicht echt, die historischen Bücher nicht authentisch wären, die Propheten nicht weissagten, die Evangelien (setzen wir den stärksten Fall) nur Ueberlieferungen über Christus, nicht von Augenzeugen geschrieben wären: Der, welcher die lebendig machende Kraft des christlichen Lebens in seiner Seele verwirklicht hat, würde sagen: Es gibt noch die unleugbare Thatsache von der Kraft des Christenthums, die sich im christlichen Leben, in meinem eigenen Bewußtsein bethätigt und offenkundig auf Christus als ihren Urheber zurückgeht: sie befriedigt jedes religiöse Bedürfniß, sie erhebt und reinigt, tröstet und belebt, und die Heilige Schrift enthält Ideen, lebenskräftige Elemente, welche jenes göttliche Leben in der Seele entzünden, nähren und fördern, und deshalb kann ich nichts aufgeben, was auf Thatsachen meines eigenen Bewußtseins ruht, was ihr auch immer zum Gegenstande eurer historischen Untersuchungen machen mögt.

Der ganze Anhang A ist der Bekämpfung des starren Dogmatismus und der Geißelung desjenigen Theils der Geistlichen besonders gewidmet, welche, wissenschaftlich meist ungebildet, in ihrer erlernten Dogmatik desto fanatischer sind, sich juris divini dünken gegenüber der lebendigen christlichen Wissenschaft als einer Sache juris humani und dabei vergessen, daß das Christenthum nicht dogmatisch-ritueller Dienst, sondern ein heiliges Seelenleben, göttliche Thatsächlichkeit der Erlösung und Willensleben ist. Miles betont hier die Macht der innern Erfahrung eher zu sehr als zu wenig und schlägt die objective Bedeutung der doch stets absolut normirenden Schrift und des kirchlichen Bekenntnisses eher zu gering als zu hoch an. Aber seine Warnung vor starrem Dogmatismus und Confessionalismus, seine Mahnung, sich vor allem eine lebendige Erfahrung in Christo, eine lebendige Erkenntniß der Natur der Sünde und der „freien und herrlichen" Erlösung durch Christus zu verschaffen, möchte auch in unsern Lebenskreisen eine sehr zeitgemäße sein. Der Verfasser hat zunächst den Zustand der ihn umgebenden, wol besonders der hochkirchlichen Geistlichen im Auge; doch sind seine energischen Zurechtweisungen fast von Anfang bis Ende anwendbar auf die pastoralhierarchischen und im Princip durchaus romanisirenden Anmaßungen, mit denen z. B. der evangelisch-lutherische Pastor zu Bromberg, Hermann Latzel, den Gymnasiallehrer Ströbel in der Schrift übergossen hat: „Die evangelisch-lutherische Kirche in Preußen" (Schneidemühl 1852), gebührend beantwortet von Ströbel im dritten Heft der „Zeitschrift für die gesammte lutherische Theologie und Kirche" (1853, S. 480 fg.). Bekanntlich liefert diese Art von confessionell fanatischen Geistlichen nebst ihrem Anhange das stärkste Contingent zum Abfall von der protestantischen Kirche zur römischen und zwar vollkommen gemäß ihrer innern Stellung auf dem Boden eines entgeisteten Objectivismus. Wir sind aber überhaupt wiederum auf dem besten Wege, der theologischen Klopffechterei zu verfallen, und gegen diese furchtbare, die Würde und Wirksamkeit der Kirche wie Wissenschaft gleichmäßig bedrohende Ausgeburt theologischer Unwissenheit, Beschränktheit, Anmaßung und Herzlosigkeit ist sicher kein Standpunkt geeigneter, die Waffen der Abwehr und des Angriffs zu bieten, als der durch und durch positive und dennoch innerlich vollkommen freie, von der Weihe evangelischer Duldsamkeit und Liebe getragene Standpunkt unsers Verfassers. Indem er einen festen Standpunkt zu gewinnen strebt gegen Schwärmerei, Aberglauben und Fanatismus ebenso wol, wie gegen kalten Formalismus, Skepticismus und Rationalismus, sucht er sorgfältig zu scheiden zwischen dem Materiellen und Formellen, zwischen Dem, was zur Religion und zwischen Dem, was zur Theologie gehört, was die Substanz der Wahrheit und die Realität unter den Erscheinungsformen ist, welche dieselbe in verschiedener Weise ausdrücken. Und von hieraus steht ihm die Ueberzeugung fest, daß es vermittels der Meinungsverschiedenheiten in der Christenheit selbst in den Mistönen des Streits und der gegenseitigen Anschuldigung ein allen Christen Gemeinsames gibt, in welchem jeder Anspruch christlichen Lebens und christlicher Erfah-

*) Ich benutze diese Gelegenheit, wiederholt auf eine vortreffliche Schrift aufmerksam zu machen, welche vom philosophischen Standpunkte aus Das geltend macht, was oben vom Standpunkte der speculativen Theologie aus geltend gemacht wurde: „Philosophie und Christenthum. Ein Beitrag zur Begründung der Religionsphilosophie von H. M. Chalybäus" (Kiel 1853). Ich beziehe mich auf diese Schrift um so lieber, je näher der Verfasser dem positiven Christenthume trotz der entschiedensten Freiheit seiner wissenschaftlichen Behandlung steht und je befriedigender deshalb eine Verständigung zwischen dem Philosophen und speculativen Theologen hier angebahnt ist. In meiner Habilitationsschrift „Argumenta pro dei existentia exponuntur et judicantur" (Leipzig 1816) habe ich den Versuch gemacht, die Persönlichkeit Gottes aus dem Begriffe des Willens, speciell der Liebe, wissenschaftlich zu deduciren, und obwol mir die Form der Abhandlung nicht mehr genügt, so halte ich doch die Deduction selbst durch die gleichwol beachtenswerthen Gegenbemerkungen von Hase, Schöberlein und theilweise auch P. Lange nicht für widerlegt. Uebrigens sind die obigen axiomatischen Sätze begreiflich nur für Diejenigen gesagt, welche gemäß 1. Kor. 2, 10 fg. eine speculative Theologie für zulässig erkannt haben.

der Gemeinde, der Kirche, der Schule und der Armenpflege, sowie die Verwaltung des Gemeindevermögens.

Der Gemeinderat besteht aus dem Bürgermeister als Vorsitzenden und 12 Gemeinderäten. Er wird auf 6 Jahre gewählt. Alle 3 Jahre scheidet die Hälfte der Gemeinderäte aus. Der Gemeinderat wählt den Bürgermeister und seinen Stellvertreter, den Beigeordneten, auf 12 Jahre. Der Bürgermeister ist Beamter der Gemeinde und Vorsitzender des Gemeinderates. Er führt die Beschlüsse des Gemeinderates aus und vertritt die Gemeinde nach außen. Er ist Leiter der Ortspolizeibehörde und Vorsitzender des Armenrates.

Die Gemeinde hat das Recht, Steuern zu erheben. Sie muß aber vorher die Genehmigung des Bezirksamtes einholen. Die Steuern werden nach dem Einkommen und dem Vermögen der Steuerpflichtigen berechnet. Sie werden in Prozenten der Staatssteuer erhoben. Die Gemeinde hat auch das Recht, Gebühren für die Benutzung ihrer Einrichtungen zu erheben.

Die Gemeinde hat für die Armen zu sorgen. Sie muß ihnen Unterstützung gewähren, wenn sie sich nicht selbst ernähren können und wenn ihre Angehörigen nicht für sie sorgen können. Die Gemeinde muß auch für die Unterbringung der Armen sorgen. Sie hat dafür ein Armenhaus errichtet.

Die Gemeinde hat auch für die Schule zu sorgen. Sie muß Schulhäuser errichten und unterhalten. Sie muß auch Lehrer anstellen und besolden. Sie muß auch für Lehrmittel sorgen. Die Gemeinde hat auch das Recht, die Schulaufsicht auszuüben. Sie hat dafür einen Ortsschulrat eingesetzt.

Die Gemeinde hat auch für die Kirche zu sorgen. Sie muß Kirchen errichten und unterhalten. Sie muß auch Pfarrer anstellen und besolden. Sie muß auch für Kirchenmittel sorgen. Die Gemeinde hat auch das Recht, die Kirchenaufsicht auszuüben. Sie hat dafür einen Kirchenrat eingesetzt.

Die Gemeinde hat auch für die Polizei zu sorgen. Sie muß Polizeidiener anstellen und besolden. Sie muß auch für Polizeimittel sorgen. Die Gemeinde hat auch das Recht, die Polizeiaufsicht auszuüben. Sie hat dafür einen Ortspolizeirat eingesetzt.

Die Gemeinde hat auch für die Straßen zu sorgen. Sie muß Straßen bauen und unterhalten. Sie muß auch für Straßenmittel sorgen. Die Gemeinde hat auch das Recht, die Straßenaufsicht auszuüben. Sie hat dafür einen Straßenrat eingesetzt.

Die Gemeinde hat auch für die Wasserversorgung zu sorgen. Sie muß Wasserleitungen bauen und unterhalten. Sie muß auch für Wassermittel sorgen. Die Gemeinde hat auch das Recht, die Wasseraufsicht auszuüben. Sie hat dafür einen Wasserrat eingesetzt.

Die Gemeinde hat auch für die Elektrizitätsversorgung zu sorgen. Sie muß Elektrizitätsleitungen bauen und unterhalten. Sie muß auch für Elektrizitätsmittel sorgen. Die Gemeinde hat auch das Recht, die Elektrizitätsaufsicht auszuüben. Sie hat dafür einen Elektrizitätsrat eingesetzt.

Die Gemeinde hat auch für die Gasversorgung zu sorgen. Sie muß Gasleitungen bauen und unterhalten. Sie muß auch für Gasmittel sorgen. Die Gemeinde hat auch das Recht, die Gasaufsicht auszuüben. Sie hat dafür einen Gasrat eingesetzt.

Die Gemeinde hat auch für die Abwasserbeseitigung zu sorgen. Sie muß Kanäle bauen und unterhalten. Sie muß auch für Abwassermittel sorgen. Die Gemeinde hat auch das Recht, die Abwasseraufsicht auszuüben. Sie hat dafür einen Abwasserrat eingesetzt.

Die Gemeinde hat auch für die Müllbeseitigung zu sorgen. Sie muß Müllplätze einrichten und unterhalten. Sie muß auch für Müllmittel sorgen. Die Gemeinde hat auch das Recht, die Müllaufsicht auszuüben. Sie hat dafür einen Müllrat eingesetzt.

Die Gemeinde hat auch für die Feuerwehr zu sorgen. Sie muß Feuerwehrleute anstellen und besolden. Sie muß auch für Feuerwehrmittel sorgen. Die Gemeinde hat auch das Recht, die Feuerwehraufsicht auszuüben. Sie hat dafür einen Feuerwehrrat eingesetzt.

Die Gemeinde hat auch für die Gesundheitspflege zu sorgen. Sie muß Ärzte anstellen und besolden. Sie muß auch für Gesundheitsmittel sorgen. Die Gemeinde hat auch das Recht, die Gesundheitsaufsicht auszuüben. Sie hat dafür einen Gesundheitsrat eingesetzt.

Die Gemeinde hat auch für die Armenpflege zu sorgen. Sie muß Armenpfleger anstellen und besolden. Sie muß auch für Armenmittel sorgen. Die Gemeinde hat auch das Recht, die Armenaufsicht auszuüben. Sie hat dafür einen Armenrat eingesetzt.

Die Gemeinde hat auch für die Waisenpflege zu sorgen. Sie muß Waisenpfleger anstellen und besolden. Sie muß auch für Waisenmittel sorgen. Die Gemeinde hat auch das Recht, die Waisenaufsicht auszuüben. Sie hat dafür einen Waisenrat eingesetzt.

Die Gemeinde hat auch für die Vormundschaft zu sorgen. Sie muß Vormünder anstellen und besolden. Sie muß auch für Vormundschaftsmittel sorgen. Die Gemeinde hat auch das Recht, die Vormundschaftsaufsicht auszuüben. Sie hat dafür einen Vormundschaftsrat eingesetzt.

Die Gemeinde hat auch für die Pflegschaft zu sorgen. Sie muß Pfleger anstellen und besolden. Sie muß auch für Pflegschaftsmittel sorgen. Die Gemeinde hat auch das Recht, die Pflegschaftsaufsicht auszuüben. Sie hat dafür einen Pflegschaftsrat eingesetzt.

Die Gemeinde hat auch für die Adoption zu sorgen. Sie muß Adoptionsbehörden anstellen und besolden. Sie muß auch für Adoptionsmittel sorgen. Die Gemeinde hat auch das Recht, die Adoptionsaufsicht auszuüben. Sie hat dafür einen Adoptionsrat eingesetzt.

Die Gemeinde hat auch für die Ehescheidung zu sorgen. Sie muß Ehescheidungsbehörden anstellen und besolden. Sie muß auch für Ehescheidungsmittel sorgen. Die Gemeinde hat auch das Recht, die Ehescheidungsaufsicht auszuüben. Sie hat dafür einen Ehescheidungsrat eingesetzt.

Die Gemeinde hat auch für die Ehetrennung zu sorgen. Sie muß Ehetrennungsbehörden anstellen und besolden. Sie muß auch für Ehetrennungsmittel sorgen. Die Gemeinde hat auch das Recht, die Ehetrennungsaufsicht auszuüben. Sie hat dafür einen Ehetrennungsrat eingesetzt.

Die Gemeinde hat auch für die Ehenichtigkeit zu sorgen. Sie muß Ehenichtigkeitsbehörden anstellen und besolden. Sie muß auch für Ehenichtigkeitsmittel sorgen. Die Gemeinde hat auch das Recht, die Ehenichtigkeitsaufsicht auszuüben. Sie hat dafür einen Ehenichtigkeitsrat eingesetzt.

Die Gemeinde hat auch für die Ehelosigkeit zu sorgen. Sie muß Ehelosigkeitsbehörden anstellen und besolden. Sie muß auch für Ehelosigkeitsmittel sorgen. Die Gemeinde hat auch das Recht, die Ehelosigkeitsaufsicht auszuüben. Sie hat dafür einen Ehelosigkeitsrat eingesetzt.

Die Gemeinde hat auch für die Ehelosigkeit zu sorgen. Sie muß Ehelosigkeitsbehörden anstellen und besolden. Sie muß auch für Ehelosigkeitsmittel sorgen. Die Gemeinde hat auch das Recht, die Ehelosigkeitsaufsicht auszuüben. Sie hat dafür einen Ehelosigkeitsrat eingesetzt.

gen Paradoxien des Theologen zerstören oder zunichte machen können. Allerdings vermögen wir den geheimen Modus nicht zu ergründen, in welchem Gott seine Persönlichkeit mit der des Menschen vereinigt, „ebenso wenig, als wir erklären und errathen können, wie es zugeht, daß die Sonnenstrahlen, indem sie auf den Sehnerven treffen, die Erscheinungen des Gesichts hervorbringen". Wir können nur den empörenden Irrthum des Theopassianismus fernhalten, indem wir bedenken, „daß bei der Menschwerdung Gott sich unmittelbar (in übernatürlicher Weise) mit der menschlichen Natur verband, indem er Christus durch den göttlichen Logos gestaltete". Allein der Eintritt Gottes selbst in die Menschheit ist als religiös nothwendig erkennbar: nur fodert der Geist außer der logischen Nothwendigkeit noch eine höhere Bestätigung seiner Vernunftschlüsse, ohne welche diese hinsichtlich ihrer thatsächlichen, concreten Existenz in einem peinlichen Dunkel schweben bleiben würden. Diese höhere Bestätigung ist die historische Erscheinung des Gottmenschen, die sich etwa ebenso zu der (religiös-) logischen Nothwendigkeit der Menschwerdung Gottes verhält, wie der teleskopisch wirklich aufgefundene Neptun zu den mathematisch oder logisch richtigen Raisonnements Leverrier's über die nothwendige Existenz des Neptun, welche ohne jene bestätigende Entdeckung der Anschauung augenscheinlich in vager Dunkelheit geblieben sein würde. Aber nur bestätigend, erhellend, berichtigend und vervollständigend treten die Thatsachen der Offenbarung in die ursprünglich vorhandene geistliche Anschauung des Menschen ein, und wie das Christenthum nicht von historischen Thatsachen und Berichten abhängt, so hängt auch die christliche Lehre nicht von der logischen, kirchlichen oder gar naturwissenschaftlichen Auslegung der Heiligen Schrift ab, sondern muß durch Das bestimmt werden, was praktische, erfahrungsmäßige Thatsachen des geistlichen Lebens sind, gegründet auf die Verwirklichung der Versöhnung mit Gott durch Jesus Christus und auf das Leben Christi in der Menschheit überhaupt. So erst führt das Christenthum seinen Selbsterweis für die anschauende Vernunft und das Bewußtsein des Menschen mit sich und bethätigt sich selbst in dem Individuum als ein Leben, nicht als eine Theologie des Verstandes, welche in ihren dogmatischen Bestimmungen unzähligen Streitigkeiten und Verwickelungen unterworfen und deshalb als allgemeines und abschließendes Princip selbst innerhalb einer irgendwie traditionellen oder kirchlichen Gestaltung unbrauchbar ist. Das Christenthum ist eben in der christgewordenen Menschheit das lebenskräftige organische Wachsthum eines lebendigen Princips, nicht aber ein System dogmatischer Formenbildung, durch welches nur Glaubensunsicherheit, Verwirrung und Verzweiflung hervorgerufen würden und werden.

Der Verfasser sucht diese allgemeinen Gedanken näher zu bestimmen, indem er theils eine „Analyse des Lebens und Charakters Christi" unternimmt, worin wir vorzugsweise auf die beispielsweise Behandlung der Verfluchung des Feigenbaums und des Staters im Fischmaule aufmerksam machen, theils „die Angemessenheit des Christenthums für das religiöse Bedürfniß des Menschen" vornehmlich vom Standpunkte des griechischen Messianismus aus charakterisirt, theils „das Organ des religiösen Glaubens" aufsucht, welches er in der Vernunft nicht nach ihrem gewöhnlichen, bekanntlich sehr schwankenden Sinne, sondern im Sinne der anschauenden Befähigung des Menschen für directe, unmittelbare (innere) Wahrnehmung des Göttlichen findet, welche früher ist und tiefer liegt als die Region der logischen Beweise und Beweisführung. Der Mensch unmittelbarer religiöser Anschauung verhält sich hier ebenso zu der dargebotenen Fülle religiöser Wahrheiten im Christenthum, auch abgesehen von aller theologischen oder religionstheoretischen Bildung, wie der unwissenschaftlichste Hörer, dem eine anschauliche Wahrnehmung der Harmonie in der Musik verliehen wäre, zu den Meisterwerken der Musik. Er versteht sie nur durch seine unmittelbare Begabung für das Nachleben der Harmonien auch ohne Kenntniß der musikalischen Theorie, während umgekehrt der Theoretiker sie nur auf Grundlage derselben Voraussetzung aufzunehmen und zu genießen vermag. Ebenso steht der religiöse und der theologische Mensch: der letztere ist mit allen seinen theoretischen (wissenschaftlichen) Constructionen ohne den erstern nichts und auch die christliche Offenbarung unverständlich und unwirksam ohne die vorausgehende innere Urbegabung der dem Christenthum wesenhaft entsprechenden Religiosität, welche somit, nicht sofern es ein Individuelles, sondern sofern es ein allen Menschen Gemeinsames ist, als das Letztentscheidende und das „Organ des religiösen Glaubens" anerkannt werden muß. Dies erläutert denn der Verfasser theils im Anhange B unter Herbeiziehung der geistreichen vierten Vorlesung Morell's aus dessen „Vorlesungen über die philosophischen Richtungen des Zeitalters", theils an der Heiligen Schrift und deren immer nur praktisch-religiös zu bestimmenden Verhältnissen zur Kritik, zur Philosophie und insbesondere zu den Fortschritten der Naturwissenschaften, denen gegenüber der Verfasser daran festgehalten wissen will, daß die Schrift nur religiöse, keine eigentlich naturwissenschaftlichen Mittheilungen gebe.

In dem Vorstehenden sind die Hauptgedanken unseres Buchs mitgetheilt: wir müssen es dem zur Selbsterwägung dringend aufgefoderten Leser überlassen, die geistreichen, geistlebendigen Ausführungen des Verfassers in dem Buche selbst zu genießen. Aber das muß schon hier klar geworden sein, wie der innige, zur Innerlichkeit christlicher Religiösität dringende und drängende, gläubig-milde Neander von der in Rede stehenden Schrift begeistert werden konnte. Sie war ihm eine unverhohlene Labung gegenüber dem herzvertrocknenden und ohne Zweifel auch das Herz der protestantischen Kirche austrocknenden Objectivismus eines confessionellen Fanatismus, mit welchem sich Neander je länger desto weniger auf Grund seines tiefen Verständnisses des Christenthums und seiner Geschichte, wie auf Grund seiner wahrhaft christlichen Frömmigkeit auseinanderzusetzen wußte und deren fundamen-

taler, romanisirender Widerspruch mit dem lebenerfüllten Princip des Protestantismus ihm immer entschiedener zur Klarheit kam. In diese Stimmung Neander's fiel das frische, freie, aus voller Innerlichkeit strömende Wort des Christusbegeisterten Miles und flammte ein Freudenzeichen in der Seele des ehrwürdigen Mannes auf, daß eben „keine Macht der Verneinung oder repristinirender Reaction" im Stande sein werde, eine neue Entwickelung der Theologie zurückzudrängen; ein um so erfreulicheres Zeichen, da es Kant, Jacobi, Schelling, Schleiermacher und, setzen wir hinzu, Neander als schon jenseit Europa wirksam und mächtig bekundete.

Und als ein solches Zeichen soll es denn auch von uns vorzugsweise begrüßt sein. Die dogmatischen Ausführungen über Wunder und Trinität, wie sie in dem eben nicht hervorgehobenen dritten Capitel von Miles gegeben sind, genügen unserer deutschen Wissenschaft nicht, obgleich sie unendlich mehr werth sind als das gedankenlose Wiederholen älterer Ausführungen, welche in frühern Perioden der Dogmatik lebenskräftig und berechtigt, gegenwärtig unzureichend sind und nur als Gedächtnißwerk oder als Zeichen geistiger Ermattung und Verkommenheit angesehen werden können. Allein hier liegt auch nicht die Stärke des Wollens und Könnens von Miles. Seine Hauptaufgabe hat er in der nähern Bestimmung des christlichen Formalprincips gefunden und dieses, entgegen der gewöhnlichen Fassung, in den Heiligen Geist (πνεῦμα ἅγιον) gesetzt, wenn er auch vielmehr einer philosophischen als theologischen Terminologie folgend, statt vom „heiligen Geiste" von der „Vernunft" als der unmittelbaren, von Gott im Menschen gesetzten Urschauung des Göttlichen zu reden pflegt: er meint damit den sensus communis Oetinger's, das gläubige Gottesgefühl Jacobi's, das unmittelbare Gottesbewußtsein Rothe's und im Wesen die intellectuale Anschauung Schelling's, wobei die verschiedene dialektische Entwickelung desselben Grundgedankens bei allen Genannten begreiflich nicht geleugnet sein soll. Als materiales Princip ergibt sich ihm dann von selbst der historische Christus als der menschgewordene Gott und sein Abbild und Nachbild, die Schrift.

Es würde über die Schranken einer nur die Principien andeutenden Anzeige hinausgehen, wenn dieses der gewöhnlichen dogmatischen Ansicht widersprechende Resultat nach Inhalt und Ausdruck hier einer eingehendern Kritik unterworfen werden sollte. Auch nach den neuern schätzenswerthen Untersuchungen Dorner's und Weißenhorn's über die Stellung des Formal- und Materialprincips der protestantischen Kirche bedarf es über diesen Punkt eingehenderer Behandlung, als in einer kritischen Anzeige zulässig wäre, und auch die gehaltreichen Abhandlungen Niedner's im vierten Hefte der Jahrgänge 1851 und 1852 seiner Zeitschrift: „Ueber das Recht der Dogmen im Christenthume", und im November- und Decemberhefte der „Kieler Monatsschrift" von 1851 haben in geschichtlicher Beziehung von neuem auf die noch immer obschwebende wissenschaftliche Schwierigkeit dieser Fundamentalfrage hingewiesen. Ich füge daher hier nur eine doppelte Bemerkung bei, welche unmotivirt, wie sie es hier bleiben muß, nur den Werth eines Bekenntnisses und einer einfachen Bezeichnung meiner kritischen Stellung zu Miles beanspruchen will.

Erstens wird es allerdings infolge einer schärfern wissenschaftlichen Bestimmung und zum vollen Auswirken des protestantischen Princips nothwendig sein, daß die gewöhnliche Verhältnißstellung des protestantischen Formal- und Materialprincips umgekehrt werde. Die Form der Heilsaneignung ist der rechtfertigende Glaube, welcher die Folge der Wirksamkeit des Heiligen Geistes in dem religiösen Subjecte ist. Der rechtfertigende Glaube ist nach protestantischer Grundüberzeugung wie nach der Schrift und nach dem gesunden, vom Semipelagianismus rein erhaltenen Grundbewußtsein der echten Religiosität keine bloße Selbstthat des Menschen, sondern eine That Gottes im Menschen, vermittelt durch den Heiligen Geist in Christo. Der Satz braucht nur dogmatisch richtig entwickelt zu werden, um auch für das wissenschaftliche Bewußtsein als berechtigt und nothwendig erkannt zu werden. Der Glaube (subjectiv ausgedrückt) und der Heilige Geist (nach der objectiven Seite) ist somit das Formalprincip. Die Materie, den Inhalt des Glaubens bietet aber der objective, historische Christus dar, welcher zwar zunächst der lebendige, objectiv allgegenwärtige, vor allem in der „Kirche" ausgeprägte Christus ist und wie zur Zeit seiner unmittelbar persönlichen Wirksamkeit auf Erden, so noch gegenwärtig vor der Schrift in das Leben seiner Gläubigen eintritt. Aber wie sich der Inhalt des in den Seelen der Gläubigen lebendig gewordenen Christus schon zur Zeit seines sichtbar persönlichen Aufenthalts auf Erden an dem historisch oder objectiv dem Gläubigen gegenüberstehenden Christus zu orientiren und normiren hatte, im Gegensatze gegen die Willkür der eigenen und fremden Subjectivität, so hat sich der lebendige (das kirchlich-symbolische, das kirchlich-traditionelle und gemeindliche Bewußtsein umschließende) Christus in der Seele jedes Gläubigen zu orientiren und zu normiren an dem Inhalte der Schrift, welche für uns an die Stelle des äußerlich abgeschiedenen, objectiv historischen Christus getreten ist. Die Schrift ist daher das Princip des Glaubensinhalts oder das Materialprincip, begreiflich unbeschadet der vollen Freiheit und Wirksamkeit des Formalprincips, was auf die Nothwendigkeit einer höhern Synthese beider hinweist, wie sie neuerdings Schenkel gefodert hat, aber hier nicht weiter verfolgt werden soll. Diese Umkehr erscheint mir nach den Principien des Protestantismus als schlechthin nothwendig und ist diesen nicht widersprechend, sondern allein angemessen, wie Miles es gefühlt hat, ohne zur wissenschaftlichen Klarheit zu kommen. Sein mehr subjectiver Standpunkt betont zu sehr das Formalprincip in dem eben bestimmten Sinne, um dem Materialprincip nach gleichem Sinne vollkommen gerecht werden zu können.

Befindet sich hier Miles wenigstens in der richtigen Grundstellung, so ist dies zweitens viel weniger der Fall

in Wirklichkeit der Wahrheitsliebe, in welchem die Philosophie als solche sich zu „wissenschaftlicher oder theologischer Wahrheit" verhalte. Wenn Hegel sagt, die Philosophie sei nicht der Wahrheitsliebe wegen da, sondern weil sie wirklich sei, und weil sie wirklich sei, so sei sie auch der Wahrheitsliebe wegen da, so gestehen wir, wir wissen nicht, was philosophisch-theologische Wahrheitsliebe sein soll, wenn nicht die Liebe zu der Wahrheit, die sich uns darbietet und in unserm Bewußtsein sich bewährt, wenn die Neigung zu der Kunst der Wahrheit sie suchen, sondern sind Wahrheit in Hegel und in Herbart und die Kluft zwischen ihnen und der Wahrheit zu sehen? Ist denn auch Hegel's Streben nach Wahrheit hier, wie Hegel selbst sagt, ein Streben nach Wissenschaftlichkeit, und ist nicht Wissenschaftlichkeit, wie Hegel selbst anderwärts bemerkt, eine Frage einer bildungs-eigenthümlichen Entwicklung, zu unserm Theile. Was aber die Wissenschaft, diejenige selbst, die gegenwärtige Wissenschaft des Rechts sei, mit gegenwärtiger Wissenschaft des Rechts sei, mit welcher Wissenschaft sie sich gebildet und gebildet habe, welche Bildungseinheitspunkte sie ihrer gegenwärtig weit ausgedehnteren Bildung gegenüberstelle und welchen Einseitigkeiten Hegel's Bildungsweise verwerfe, und die Wissenschaft der Philosophie und ihrer Geschichte und der philosophischen Elemente abgeschrieben sei. Daraus hin, daß Hegel's Werke in Deutschland Gemeingut geworden, in den Anfängen unserer deutschen Schwäche und Hoffnungen unsere wahre geschichtlichen und innern Bildungsmittel und Bildungsmittel zu seyn scheinen, und daß sie in Frankreich und England, wo sie bekannt geworden, nicht zu Bildungsmitteln, sondern nur zu Gegenständen der Neugierde geworden sind, ist noch keine Verurtheilung einer Form zur wissenschaftlichen Bildung, und noch weniger eine (soviel) theologische) Verurtheilung einer Bestimmung der Wissenschaft, welche Hegel selbst als Bestimmung der Form der Wissenschaft, nicht als Bestimmung der Theologie, und noch durch die Identität der religiösen Wahrheit in Hegel und Herbart und in der Kluft seine gelehrte Bornirtheit eingeführt wurden.

Im Vorübergehen bemerken wir noch, daß die Form dieser Verwechslung ungleich größer und, wie wir bereits bemerkt haben, ungleich gefährlicher ist, wenn sie nicht bloß individuelle Bornirtheit der gegenwärtigen theologischen Theologie der „philosophischen Theologie" von Hegel seine eigentliche positive Kraft gewinnt. Die empirische Wissenschaftlichkeit Deutschlands hat sogenannte Bildungsmittel, welche sie nicht als Bildungsmittel kennt, und deren nicht geringer Theil auch schlechthin nicht brauchbar ist. Wenn aber auch Hegel und Herbart Bildungsmittel sind, und auch sie dem Geiste und seiner Wissenschaftlichkeit, und auch der Theologie, wie sie sich gebildet hat, und sich bilden wird, nicht gleichgültig sind, so sind sie doch nicht Bildungsmittel, welche die Wissenschaft

wandte er sich zu einem Geschöpf, das still und stumm in einer Ecke saß, mit den Worten: «Vater, ist es Ihnen gefällig?» Hier erst sah ich, daß es ein alter Pfaffe mit grauem Bart und violettem Gesichte war, der in der Ecke saß. Er schlummerte, wünschte nach Hause zu gehen, dachte an andere Dinge, gähnte und bedeckte den Mund mit der Hand. Mit einer zögernden, etwas singenden Stimme fing er an, mich zu ermahnen, sprach über die Sünde, die Wahrheit vor solchen Personen zu verhehlen, die vom Kaiser eingesetzt seien, und über die Nutzlosigkeit solcher Verhehlungen, wenn man das allhörende Ohr Gottes in Betracht nehme; er vergaß sogar nicht, sich auf die abgedroschenen Bibelsprüche zu berufen: Es gibt keine Gewalt außer von Gott, und: Gebet dem Cäsar was des Cäsars ist. Zum Schluß befahl er mir, die Heilige Schrift und das seligmachende Kreuz zur Bekräftigung meines Gelübdes, die Wahrheit zu gestehen, zu küssen. Dieses Gelübde aber hatte ich nicht abgelegt, man hatte es sogar nicht verlangt. Als er geendigt hatte, wickelte er eiligst Kreuz und Buch ein. Zinsky, der Oberpolizeimeister, sagte ihm, er könne gehen, und dabei hob er sich kaum vom Sessel, um ihn zu grüßen. Hierauf wandte er sich zu mir und übersetzte mir die geistliche Rede in den Staatsdialekt: «Ich will zu den Worten noch eins hinzufügen», sagte er. «Sie haben nicht die Möglichkeit, etwas zu leugnen, wenn Sie es selbst wollten», — und dabei zeigte er mir eine ganze Menge Papiere, Briefe und Portraits, die auf dem Tische mit Absicht ausgebreitet waren; «blos ein aufrichtiges Geständniß kann Ihr Schicksal erleichtern und es hängt von Ihnen ab, freigelassen oder nach Beresof oder in den Kaukasus geschickt zu werden.»"

Die Fragen bezogen sich auf die Betheiligung Herzen's an einer geheimen Gesellschaft und auf die Mitglieder derselben. Der Gefangene konnte darüber nichts aussagen und wurde mit der Warnung entlassen, daß er durch Leugnen sein Schicksal nur verschlimmern werde.

Dem Kaiser, der um diese Zeit nach Moskau kam, dauerte die Untersuchung sowol gegen die Mordbrenner wie gegen die politischen Gefangenen zu lange. In Bezug auf erstere befahl er, sie in drei Tagen zu beendigen. Dies geschah auch. Man brachte die Verdächtigen mit Prügeln zum Geständniß und verurtheilte die so schuldig Befundenen zur Knute, zum Brandmarken und zur Zwangsarbeit. Bei der Execution des Urtheils wandte sich der erste zur Knute Verurtheilte an das Volk und betheuerte laut, er sei unschuldig und wisse nicht, was er unter dem Einfluß der Schmerzen gesprochen habe. Hierbei nahm er sein Hemd ab und rief: „Rechtgläubige, seht!" Ein Schrei des Entsetzens lief durch die Menge, der Rücken war nur Eine blaustreifige Wunde und auf diese Wunde sollte die Knute angewendet werden. Trotzdem wurde die Strafe vollzogen, aber der Vorfall brachte das gemeine Volk in große Aufregung und erregte selbst in höhern Gesellschaftskreisen solches Aufsehen, daß der Kaiser von der Sache erfuhr und eine neue Untersuchung anordnete. Zwei der Bestraften wurden unschuldig befunden und mit 200 Rubel Banco für jeden Hieb und einer Bescheinigung, daß sie unschuldig gebrandmarkt worden, entschädigt.

Für die politischen Gefangenen setzte der Kaiser eine neue Untersuchungscommission unter dem Fürsten Galitzin ein. Anlaß zu dem Proceß hatte ein Spottlied auf den Kaiser gegeben, das eine Gesellschaft Studenten in jenem Trinkgelag am 24. Juni gesungen hatte und das durch einen in der Gesellschaft anwesenden ehemaligen Offizier, einen Polizeispion, zur Kenntniß der Behörde gekommen war. Herzen und sein früher verhafteter Freund waren nicht dabei gewesen, aber man hatte bei den Freunden der verhafteten Studenten Briefe von ihnen gefunden und zog sie ebenfalls mit in die Untersuchung, zumal da man bei ihnen verdächtige Schriften und so revolutionäre Bücher wie Cuvier's Rede „Sur les révolutions du globe terrestre" entdeckt hatte. Die Untersuchung dauerte bis in den Februar 1835, und obgleich gegen den uns zunächst Angehenden eigentlich nichts herauskam, wurde er nach Perm in die Verbannung geschickt, um sich dort im Staatsdienst zu bessern, von da aber nach Wiätka versetzt. Der dortige Gouverneur Tüfäyew hatte eine eigenthümliche Carrière gemacht. In Tobolsk geboren, hatte er sich als dreizehnjähriger Knabe einer herumziehenden Seiltänzerbande angeschlossen und war so, von Jahrmarkt zu Jahrmarkt ziehend, bis in die polnischen Provinzen gelangt, wo er, aus irgendwelchem Grunde verhaftet, da er keinen Paß hatte, als Vagabund zu Fuße mit andern Arrestanten nach Tobolsk zurückgeschickt wurde. Nach einiger Zeit erhielt er, da er ziemlich gut las und schrieb, eine Stelle als Schreiber im Magistrat. Frech von Natur, aufgeweckt und gut eingeschult durch die vielseitige Erziehung, bald unter den Akrobaten, bald unter den Arrestanten, mit denen er Rußland von einem Ende bis zum andern zu Fuße durchzogen hatte, wurde er ein flinker Geschäftsmann. Voll Ehrgeiz und mit einem eisernen Willen begabt, stieg er bald höher, denn er war etwas, was unter russischen Beamten selten ist, ein unermüdlicher Arbeiter. Ein Revisor, dem er als Schreiber diente, nahm ihn mit nach Petersburg, wo er sich eine Stelle als Secretär bei dem Generalintendanten Canerin verschaffte. Ein Jahr darauf war er Geschäftsführer einer Expedition der Kanzlei Araktschejew's, welche ganz Rußland regierte. Er war mit ihm in Paris, als die alliirten Truppen dort einzogen, und gewann sich durch Unterwürfigkeit und eisernen Fleiß so die Zuneigung seines Chefs, daß er eine Vicegouverneurstelle erhielt und nach einigen Jahren Statthalter in Perm wurde. So sah jetzt Tüfäyew zu seinen Füßen die Provinz, durch die er einmal auf dem Stricke tanzend und einmal mit dem Strick gebunden gezogen war. „Er lebte", schildert ihn Herzen, „gleich einem asiatischen Satrapen, mit dem Unterschied, daß er thätig, unruhig, ewig beschäftigt war und sich in Alles einmischte. Zugleich glich er aber auch einem Commissar des Convents des Jahres 1794, einem Carrier, nur daß seine Energie und Hartherzigkeit nicht der Revolution, sondern der Autokratie diente. Von einer groben Natur und liederlichen Lebensart, duldete er keinen Widerspruch. Sein Einfluß war außerordentlich verderblich. Es hieß, er ließe sich nicht bestechen, und doch erwies es sich nach seinem Tode, daß er ein schönes Capitälchen zusammengebracht hatte. Er war streng gegen seine Untergebenen, verfolgte ohne Schonung Diejenigen, welche sich bei ihren Vergehungen ertappen ließen, und bei alle Dem stahlen die Beamten mehr als je. Er misbrauchte seine Gewalt überallemaßen; z. B. wenn er einem Beamten den Auftrag gab, irgendeine Sache gerichtlich zu untersuchen, bei welcher er selbst interessirt war, so sagte er zu ihm: «Die Sache wird sich wahrscheinlich so und so verhalten» — und wehe dem Beamten, wenn dieser die Sache anders machte. Gegen alles Aristokratische hatte er einen tiefgewurzelten Haß, die Frucht bitterer Erfahrungen. Früher boten ihm seine Vorgesetzten nie einen Stuhl an und gebrauchten ihn zu kleinlichen Aufträgen. Als er in der Intendantur diente, verfolgten ihn die Offiziere auf militärische Art, und in Wilna hatte ihn ein Oberst auf der Straße mit seiner Reitpeitsche geschlagen. Dies Alles war in des Schreibers Herzen zur Frucht gereift; jetzt als Gouverneur war an ihm die Reihe zu bedrücken, keinen Stuhl anzubieten, die Leute zu duzen, lauter als nöthig war zu sprechen und zuweilen Edelleute von alten Familien vor Gericht zu stellen."

Beschwerden des Adels über ihn waren auch der Grund, weshalb er von Twer, wohin er von Perm gekommen war, nach Wiätka versetzt wurde. Er war verheirathet, aber mit einer nachsichtigen Gattin, die seine Intriguen selbst begünstigte. Unter Anderm hatte er auch einmal ein Verhältniß mit der Schwester eines armen Beamten. Der Bruder drohte mit einer Anklage, mit einer Meldung nach Petersburg und machte soviel Lärm, daß er verhaftet und vor die Polizeibehörde geschafft wurde, damit er daselbst für toll erklärt werde. Damit waren Alle einverstanden, mit Ausnahme eines Arztes, der auf Erneuerung der Untersuchung drang. Vorläufig ward der

Verhaftete ins Narrenhaus gesperrt, wo er jedoch plötzlich starb, ehe die zweite Untersuchung begann. Der Schwester wurde im Verhör von Tüfäyew die Antwort in die Feder dictirt, daß sie mit ihrem Bruder entzweit gewesen sei seit der Reise Kaiser Alexander's durch Perm, wo sie aus Unerfahrenheit und Jugend ihre Unschuld verloren und dafür durch den General Solomka 5000 Rubel erhalten habe. Der General, der beständig viel Geld auszuzahlen hatte, konnte sich natürlich dieser Summe nicht mehr entsinnen, die Sache blieb auf sich beruhen, um Skandal zu vermeiden, und Tüfäyew war für jetzt gerettet.

Zuletzt kam aber doch seine Stunde. Die Ankunft des Thronfolgers, der Rußland, um das Land kennenzulernen, bereiste, ward in Wiätka angekündigt. Die gewöhnlichen Vorbereitungen zum Empfang des hohen Herrn wurden getroffen. Allen Bauern, die am Wege wohnten, befahl der Gouverneur in Festtagsröcken gekleidet zu erscheinen, und in den Städten ordnete er an, die Zäune umzufärben und die Trottoirs umzupflastern. Im Städtchen Orlow hatte eine arme Witwe, die ein Häuschen besaß, kein Geld zur Ausbesserung des Trotteirs. Der Stadtvoigt meldete es dem Gouverneur und dieser befahl, die Dielen aus dem Hause der Witwe zu nehmen — die Trottoirs waren dort von Holz — und damit das Trotteir zu belegen, die dadurch verursachten Kosten später aber von der Witwe gerichtlich einzutreiben, wenn auch das Häuschen versteigert werden müßte. Die Frau machte Lärm und ein reicher Kaufmann der Stadt nahm sich ihrer an und versprach ihr, den Vorfall zur Kenntniß des Thronfolgers zu bringen. Das erfuhr Tüfäyew durch den Stadtvoigt und kam auch hier auf den Einfall, den Kaufmann für des Wahnsinns verdächtig erklären und ihn nach Wiätka zur weitern Untersuchung schaffen zu lassen. Nach der Durchreise des Thronfolgers wollte er ihn wieder freilassen. Diesmal aber gelang der Kunstgriff nicht, dem Großfürsten wurde die ganze Sache hinterbracht, der Stadtvoigt bezog sich auf die von Tüfäyew erhaltenen schriftlichen Befehle und Tüfäyew erhielt ohne weitere Umstände den Abschied.

Herzen hatte sich unter ihm natürlich nicht besonders wohl befunden, und die Untergebenen, seine Collegen, waren nicht besser als der Vorgesetzte. Ungefähr 20 Schreiber befanden sich in der Kanzlei, meistens Leute ohne die geringste Bildung und ohne eine Spur von Moralität. Kinder von Schreibern und Secretären, waren sie von der Wiege an gewöhnt, den Dienst als eine Sache, die Geld einbringt, zu betrachten; die Bauern waren ihnen die Heerde, die sie schoren; sie ließen sich mit 20 und 25 Kopeken Silber bestechen, verkauften Documente, betrogen für ein Glas Wein, kurz, begingen alle möglichen Gemeinheiten. Der Kammerdiener Herzen's gab das Billardspielen auf, denn er sagte, die Beamten betrögen ärger als Irgendjemand, und man könnte sie zur Strafe nicht durchprügeln, weil sie Offiziersrang hätten. Zu seinem Glück wurde Herzen bald von der Nothwendigkeit, in der Kanzlei zu arbeiten, erlöst und durfte zu Hause schreiben. Das Ministerium des Innern hatte nämlich statistische Tabellen über alles Mögliche verlangt; und da die andern Kanzlisten mit der verwickelten Arbeit nicht umzugehen wußten, so fiel sie Herzen zu. Als Grundlage dienten ihm die von der Landpolizei eingereichten Notizen, in denen freilich viel Unsinn stand, z. B. in einem Bericht aus der Stadt Kai unter der Rubrik Ertrunkene: Zwei, unter der Rubrik: Die Ursachen des Ertrinkens: Sind unbekannt, und in der Rubrik der Summen: Vier; oder in der Rubrik über die Moralität der Einwohner: In der Stadt Kai befinden sich keine Juden. Später wurde Herzen einer Commission zur Revision der Verwaltung der Kronländereien beigegeben, da in denselben das Stehlen bis zum höchsten Grade gediehen war. Dabei bekam er in den Acten gar wunderliche Dinge zu lesen; z. B. Proceß wegen des Gebäudes der Gemeindebehörde, das verlorengegangen ist, ohne daß man weiß, wo es geblieben ist, und wegen des von den Mäusen aufgefressenen Plans desselben; Proceß wegen 22 verlorener Kronpächtereien (ein Flächenraum von ungefähr 15 Quadratwerften); Proceß über die Einregistrirung des Bauerknaben Wasily ins weibliche Geschlecht. Dieses arme Bauermädchen Wasily hatte nämlich der Pope, da er bei der Taufe betrunken gewesen war, als Knabe getauft und als solchen in das Kirchenregister eingetragen. Anfangs machte sich der Vater wenig Sorge darüber; als das Mädchen aber heranwuchs, bedachte er, daß die Regierung nun bald den vermeintlichen Knaben als Recruten beanspruchen und für ihn Kopfsteuer verlangen werde. Er meldete es zu dem Altmann und dem nächsten Polizeibeamten, die Polizei fand den Fall sehr schwierig und wies den Bauer ab, um ihn los zu werden, weil er die zehnjährige Verjährungsfrist hatte verstreichen lassen; denn das Mädchen war schon 15 Jahre alt. Der Bauer wendete sich weiter an den Gouverneur und dieser verlangte eine Bescheinigung vom Arzt und der Hebamme, daß der Knabe Wasily in Wirklichkeit weiblichen Geschlechts sei. Es entstand nun eine lange Correspondenz mit dem Consistorium, die noch nicht zu Ende war, als Herzen die Stadt einsah.

Der neue Statthalter, der an Tüfäyew's Stelle kam, brachte einen guten Willen mit und wollte anfangs Alles selbst lesen. Seine Heilung von dieser Schwäche schildert Herzen in einer dramatischen Scene. „Es kam ihm aus einem andern Gouvernement ein Papier zu Händen, daß er ein, zwei, drei mal durchlas, ohne dessen Inhalt verstehen zu können. Er ließ seinen Secretär kommen und gab es ihm zu lesen; der Secretär war ebenfalls nicht im Stande auseinanderzusetzen, worum es sich handele.

«Was werden Sie nun mit diesem Papiere thun, wenn ich es Ihnen in die Kanzlei gebe?» fragte K., der neue Gouverneur.

«Ich werde es an den dritten Tisch abfertigen, es betrifft den dritten Tisch.»

«Also weiß der Vorsteher des dritten Tisches, worum es handelt?»

«Wie sollte er es nicht wissen, Ew. Excellenz! Er verwaltet ja seinen Tisch nun schon das siebente Jahr.»

«Sagen Sie ihm, er solle zu mir kommen.»

Der Tischvorsteher kam, K. überreichte ihm das Papier und fragte, was hierbei zu thun sei. Der Tischvorsteher sah die Schrift flüchtig durch und meinte, es müsse eine Anfrage an die Finanzkammer und ein Befehl an den Kreishauptmann abgefertigt werden.

«Ja, was soll denn aber befohlen werden?»

Der Tischvorsteher gerieth in Verlegenheit und gestand zuletzt, dies sei schwer mündlich zu sagen, aber schriftlich lasse es sich leicht abfassen.

«Nehmen Sie hier einen Stuhl und schreiben Sie die Antwort.»

Der Tischvorsteher griff zur Feder und in einem Zug hatte er zwei Papiere aufgesetzt, der Gouverneur nahm sie, las sie durch, las sie noch ein zweites mal durch .... unmöglich, irgend einen Sinn herauszufinden.

«Da sah ich», erzählte er selbst mit Lächeln, «daß dies wirklich eine Antwort auf jenes Papier war, und mit Gottes Segen unterschrieb ich es. Nie war mehr die Rede von diesem Geschäft; die Antwort muß vollkommen genügend gewesen sein.»

Herzen war bei der Durchreise des Thronfolgers diesem vorgestellt worden und erhielt durch seine Vermittelung die Erlaubniß, nach Wladimir überzusiedeln. Später kam er nach Moskau und in einen Kreis, in welchem der in Sachsen verhaftete kannte Bakunin die Hauptrolle spielte und wo man viel Hegel'sche Philosophie trieb. Die Persönlichkeiten, die wir aus diesem Kreise kennenlernen und die Herzen als die Helden der Jungen Rußland schildert, wie Belinski, sind in ihrer freien Genialität und Gedankenconfusion nichts weniger als anziehend. Von Moskau erhielt er Erlaubniß, sich nach Petersburg zu begeben, kam aber hier bald wieder in Collision mit der Polizei und erhielt den Befehl, sich als Rath in der Regierung nach Nowgorod zu begeben, wo er als politisch Ver-

dächtiger unter polizeilicher Aufsicht stehen sollte. Er stand aber unter seiner eigenen Aufsicht, denn als Regierungsrath und Vorsitzender der zweiten Abtheilung, welche die Polizeiangelegenheiten zu besorgen hatte, mußte er alle drei Monate einen Bericht über sich selbst als über einen unter polizeilicher Aufsicht stehenden Menschen an den Polizeidirector schicken. Der bureaukratischen Form war damit Genüge geleistet und dabei beruhigte man sich.

Im Jahre 1842 erhielt Herzen seinen Abschied und begab sich nach Moskau, wo er wieder in den Kreis der Slawophilen trat, ohne sich zu ihren Grundsätzen zu bekehren, sondern sich allmälig von dem „patriotischen Egoismus" ab- und der Solidarität der Völker zuzuwenden und den Socialismus als das höchste Ziel der Menschheit anzuerkennen anfing. Seine Selbstgefälligkeit kommt sich offenbar darin sehr originell vor, doch dürften wenig westeuropäische Leser für eine Aehrenlese auf diesem dürren Felde dankbar sein, weshalb wir sie gern unterlassen. *) 91.

Deutsche Schulmänner.

1. Otto Schulz. Ein Denkmal für seine Nachkommen und seine Freunde von Julius Richter. Mit dem Bildniß von Otto Schulz und dem Facsimile seiner Handschrift. Berlin, Nicolai. 1855. Gr. 8. 1 Thlr.
2. Friedrich Jacob, Director des Catharineums in Lübeck, in seinem Leben und Wirken dargestellt von J. Classen. Nebst Mittheilungen aus seinem ungedruckten poetischen und prosaischen Nachlaß und seinem Bildniß in Kupferstich. Jena, Frommann. 1855. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die Schule hat unter den Anstalten zur Hebung und Förderung der geistigen Bildung in unserer Zeit einen so hervorragenden Platz eingenommen, daß man Lebensbeschreibungen bedeutender Schulmänner gewiß nur gutheißen und mit Dank entgegennehmen wird. In der That war es uns auch eine willkommene Unterbrechung, nachdem wir soviel und Vielerlei über Feldherren, Staatsmänner und besonders Dichter und Schriftsteller gelesen hatten, einmal auch etwas über tüchtige Schulmänner wie Otto Schulz und Friedrich Jacob zu lesen **), und wir haben nur den Wunsch auszusprechen, daß die betreffenden Schriften nicht nur, wie wir leider besorgen müssen, ausschließlich wieder von Pädagogen, sondern auch von dem gebildeten Theile des Publicums gelesen werden möchten. Dieses Publicum würde sich in diesen Schriften über manche Gegenstände, die ihm gewiß sehr am Herzen liegen sollten, unterrichten und sich allmälig eine bestimmte Meinung über diese oder jene Aufgaben der Schule bilden können, die dann wieder auf die Pädagogen und Leiter des Schulwesens günstig zurückwirken könnte. Denn im Allgemeinen sind die meisten Pädagogen von vornherein zu sehr in ihrer Theorie verrannt, um sich, wenigstens in spätern Jahren, einer andern so leicht zu bequemen; wenn sich aber erst eine bestimmte Meinung über pädagogische Gegenstände im Publicum selbst ausgebildet und festgestellt haben wird — denn bisjetzt hat es, ziemlich unhaltbare oder confuse Ansprüche abgerechnet, die Dinge meist gehen lassen wie sie gehen —, so wird auch manches bisjetzt noch Geltende, was der bloßen Routine oder eigensinniger Theorie Einzelner sein Fortbestehen verdankt, von selbst praktischen und mehr ins Leben greifenden Einrichtungen weichen müssen. Es wird dann mit dem Schulwesen gehen wie mit gewissen Regierungen, welche ihr Privilegium, allein im Besitz aller Regierungsweisheit zu sein, aufs hartnäckigste behaupteten, in Betreff dieser oder jener Reform dann aber doch der entschlossen und einmüthig gegen sie anstürmenden öffentlichen Meinung, wenn auch mit Widerstreben, nachgeben mußten. Bisjetzt, kann man sagen, ist auch in Bezug auf die Schule viel zu sehr von oben herab regulirt, organisirt und decretirt worden, und zwar zum großen Verdruß vieler erleuchteter Schulmänner selbst, die sich in ihrem gedeihlichen Wirken dadurch vielfach gehemmt sahen. Die Einführung von Realschulen, Realgymnasien und ähnlichen Anstalten ist allerdings bereits ein Zugeständniß an gewisse praktische Foderungen der Zeit, die sich nicht mehr ignoriren ließen. Freilich wird von Manchen, und bei der vorwiegend realistischen und materialistischen Stimmung unserer Zeit schwerlich ohne Grund, ein bedenkliches Aus- und Ueberschreiten in dieser Richtung, ein völliges Loslösen von den idealen und classischen Grundlagen höherer Bildung befürchtet; indeß wenn auch ein solches Extrem vorübergehend kaum zu vermeiden sein dürfte, so wird es sich doch sehr bald an seiner eigenen Schärfe abschleifen und durch Selbsthülfe alle gröbern und krankhaften Stoffe ausscheiden. Bloße Hellenisten und Latinisten zu erziehen, kann aber nicht die alleinige, ja nicht einmal die Hauptaufgabe der Schulen in unserer Zeit sein, die so viele ganz andere Foderungen an den Menschen stellt. Die Aufgabe scheint die zu sein, wie es am besten zu bewerkstelligen sei, für diese Studien wenigstens einen Stamm zu erhalten, der fortdauernd die köstlichen Schätze des Alterthums den Nachlebenden erschließt und erklärt, ohne daß die Mehrzahl der Andern, welche in praktische Berufszweige eintreten wollen, gezwungen werden zu lernen, was sie für ihren Lebenszweck nicht brauchen können und auch sehr bald vergessen und nach einem populären Ausdruck „an den Nagel hängen".

Das Leben des im Jahre 1849 als Provinzialschulrath im siebenundsechzigsten Lebensjahre zu Berlin verstorbenen Otto Schulz hat sein Schwiegersohn Julius Richter beschrieben. Der Schul- und Gelehrtenwelt ist Otto Schulz besonders durch seine „Kleine lateinische Grammatik" und seine „Aufgaben zur Einübung der lateinischen Grammatik", welche beide die elfte Auflage erlebten, durch das von ihm 1836—49 herausgegebene „Schulblatt für die Provinz Brandenburg", durch den „Schulfreund", durch seine Schrift „Die Sprachgesellschaften des 17. Jahrhunderts" und viele andere Publicationen bekannt. Welch ein gewandter Latinist er war, beweisen mehre lateinische Oden, die, nebst einigen deutschen Gelegenheitsgedichten, sein Biograph als Zugabe zu seiner Schrift mittheilt. Wenn wir oben von der Unsitte, den Unterricht von oben herab durch Verfügungen auf Verfügungen zu regeln, gesprochen haben, so enthält dafür diese Biographie Beweise genug. Für die preußischen Seminarien- und Präparandenanstalten erließ z. B. Schulz Verfügungen am 4. Januar 1836, am 20. Februar 1837, am 14. October 1837, am 18. Januar 1838, am 6. März 1838, am 26. Mai 1840, am 8. Juli 1840, am 3. Februar 1842, am 7. März 1842, am 24. Juni 1842, am 13. Februar 1843, am 29. Juli 1843, am 26. Januar 1844 u. s. w. Die im „Schulfreund" und „Schulblatt" publicirten Verfügungen, von denen ein großer Theil von Schulz redigirt ist, dürften nach einer Berechnung Julius Richter's insgesammt über 1500 Seiten umfassen. Wie viel Zeit erfodert es allein, diese 1500 Seiten amtlicher Verfügungen nur durchzulesen! Die Biographie unterrichtet uns ferner über eine Menge Amtsstreitigkeiten, welche dem Provinzialschulrath den spätern Abschnitt seines Lebens verbitterten. Es fehlte nicht an anonymen Briefen, wahrscheinlich von collegialischer Hand; er mußte aufhören Mitglied der wissenschaftlichen Prüfungscommission zu

*) Soeben erschien von A. Herzen's Buch eine dritte Folge, seine „Jugenderinnerungen" enthaltend. Wir hoffen, über sie wie über seine in London neuerdings publicirten Schriften in einiger Zeit einen seinen literarisch-politischen Charakter vollständiger würdigenden Artikel geben zu können. D. Red.

**) Wir könnten hier noch den Regierungs- und Provinzialschulrath Eilers nennen, wegen seiner Autobiographie „Meine Wanderung durchs Leben" (Leipzig 1856). Indeß trägt der davon erschienene sehr inhaltreiche erste Band wesentlich den Charakter von Zeitmemoiren, weshalb wir es angemessen finden, diese interessante Erscheinung in einem besondern Artikel zu besprechen.

lich, und mit Hoffnung jetzt Alles schon dürftig. Jetzt Hoffnung noch in Gesundheit und Kraft, Hoffnung in Geschäften, ist bald vorüber. Wir bedauern Niemen schon jetzt, daß er nicht mehr Hoffnung hat, und wir bedauern ihn, daß er Hoffnung hat. Wir sind noch die Kinder der Hoffnung, und die Kinder der Hoffnung sind die Kinder der Enttäuschung. Wir sind noch die Kinder der Hoffnung, und die Kinder der Hoffnung sind die Kinder der Not. Jetzt schreibt und spricht man noch Hoffnung, und Hoffnung gesagt, dem die Hoffnungslosigkeit hoffnungslos ist. Jetzt ist noch Hoffnung, und Hoffnung ist noch Hoffnung, und Hoffnung ist noch Hoffnung. Jetzt ist noch Hoffnung, und Hoffnung ist noch Hoffnung, und Hoffnung ist noch Hoffnung.

Friedrich Jansen, welcher Ostern von seiner Schule in Bremen abgehen wird, um sich dem Studium der Theologie zu widmen, schreibt uns, daß sich durch die Verordnung des Senats, in welcher die Einführung der Gesangbücher für die Schulen angeordnet wird, die Verhältnisse der Schule, der Lehrer und der Einrichtung dieser Schulen bedeutend verändern werden. Er wünscht daher, daß wir seine Ansichten über diese Verordnung mittheilen, und da wir diesen Wunsch gern erfüllen, so geben wir ihm hier Raum. Wir müssen dabei bemerken, daß wir nicht in allen Punkten mit ihm übereinstimmen, daß wir aber gern jede Ansicht, die über diese Angelegenheit ausgesprochen wird, zur Sprache bringen.

„Ein Blick auf die Verordnung des Senats, die Einführung eines neuen Gesangbuches betreffend, wird jeden Lehrer, der mit Ernst und Liebe seinem Berufe obliegt, überzeugen, daß diese Verordnung einen tief eingreifenden, die wichtigsten Verhältnisse betreffenden Einfluß haben wird. Es ist daher nicht zu verwundern, daß sich in vielen Lehrern, die mit Ernst und Liebe ihrem Berufe obliegen, ein Gefühl der Besorgniß regt, daß sie diesen Einfluß nicht zum Segen für die Schule werden lassen können. Ich theile diese Besorgniß, und ich will versuchen, meine Ansichten darüber, wie diese Besorgniß gehoben werden könnte, mit einigen Worten auszusprechen.

Die Verordnung sagt, daß das neue Gesangbuch in allen Schulen, wo Gesang getrieben wird, eingeführt werden soll. Es ist also nicht zu bezweifeln, daß es in allen Schulen eingeführt werden wird. Es ist daher

erhielt. Hier scheint er, von Trauerfällen in seiner Familie abgesehen, seine schönsten Tage verlebt zu haben, zumal da er sich sagen durfte, daß seine schulmännische Wirksamkeit in hohem Grade gesegnet war und allgemeine Anerkennung fand, sowol unter der Bürgerschaft als unter seinen Collegen und Zöglingen. Jacob starb hier am 1. März 1854. Besonders dankbar müssen wir dem Biographen für die zahlreichen Auszüge aus Jacob's Programmen und Schulreden sein, die Jedermann, nicht blos Pädagogen, mit großem Nutzen lesen wird. Jacob zeigt sich darin, wie auch meist in den im Anhange mitgetheilten „Votivtafeln", die freilich weniger den Poeten als den tiefempfindenden Beobachter bekunden, als ein überaus feingebildeter, human und frei gesinnter Geist. Jacob hatte sich an Herder, Winckelmann, Lessing und Goethe gebildet. Goethe namentlich war sein Leitstern, aus ihm schöpfte er nicht allein immer neuen poetischen Genuß, sondern auch Weisheit fürs Leben und Handeln; besonders kehrte er stets mit neuem Gewinne zu den von Eckermann herausgegebenen „Gesprächen" zurück, die man in der Regel auf seinem Tische liegen sah, und er selbst gestand in der Osterrede 1849, keinem Manne unter seinen Zeitgenossen so vielfältigen Dank für Anregung von neuen und würdigen Gedanken schuldig gewesen zu sein als Goethe, diesem „in jeder Beziehung großen Menschen". In den Erzeugnissen der neuern nach-Goethe'schen Literatur glaubte er theils sittlichen Ernst, theils Einfachheit des Sinnes und der Lebensauffassung zu vermissen, dagegen zogen ihn die Romane der Engländer, besonders die von Dickens und der Verfasserin von „Jane Eyre" an. Die Gefahren der Zeit und die Grundursache zu der Confusion zu Ende der vierziger Jahre suchte er namentlich in der übermäßigen geistigen Schwelgerei und der Kraftzersplitterung der Jugend. Er war der Ansicht, daß keine Zeit an Talenten so reich, keine an wahrhaften Charakteren so arm gewesen als die unserige. Auf diese Ansicht basirte er sein pädagogisches Verfahren. Er trachtete aus seinen Zöglingen, je nach ihrer Individualität, die er möglichst genau beobachtete und studirte, den Charakter, das moralische Wollen, den sittlichen Ernst zu entwickeln. Vom Viellernen, das seiner Meinung nach die Kräfte zersplittere, war Jacob kein Freund; ebenso war er ein ganz entschiedener Gegner der Maturitätsprüfungen, auf deren Resultate er sehr wenig gab. Diese Einrichtung rufe, schrieb er einmal an Classen, eine Menge Versuchungen in den jungen Gemüthern auf, die man dann durch das schlimmste Mittel, Controle nach Controle, vergeblich zu bewältigen bemüht sei; und er fügt hinzu: „Wäre es nur gut möglich, eine so in die Schulen und Seelen gewachsene Controle loszuwerden, gar Viele würden mit Freuden die Hand dazu bieten, besonders alle Die, welche mehr wollen als dressiren und controliren." *) **H. M.**

Zur Theorie der Lebenskraft.

1. Was ist Lebenskraft? Versuch einer Antwort auf diese Frage. Von C. A. Werther. Dessau, Gebrüder Katz. 1854. Gr. 8. 12 Ngr.
2. Der Naturtrieb. Schrift zur Begrüßung der Gesellschaft deutscher Ornithologen bei ihrer Versammlung zu Gotha am 18. Juli 1854 von W. H. Ewald. Gotha. 1854.

Die Naturwissenschaft hat sich in Betreff der Erklärung des organischen Lebens im gegenwärtigen Augenblicke recht eigentlich festgefahren, seitdem der Begriff der Lebenskraft für verdächtig gilt und die Anfoderung, alle Functionen des organischen Lebens von ihrer materiellen Seite her aus bloßen chemischen und physikalischen Principien zu erklären, sich immer weiter und weiter verbreitet. Denn da sämmtliche organische Functionen, die geistigen mit eingeschlossen, ihre materielle Seite haben, so führt diese Erklärungsart, je höher man sie hinauftreibt, desto mehr dem Materialismus in die Arme. Zwar wird der strenge Physiolog von Fach, welcher aus Princip seinen Blick niemals auch nur versuchsweise in das Gebiet seiner Nachbarwissenschaft, der Psychologie, hineinwirft, jener Consequenz für seine Person immer gern dadurch ausweichen, daß er noch eine Seele als ein unbekanntes Wesen zuläßt, welches aussehe, wie es Gott gefällt, und mit dessen Beschreibung andere Leute als er fertig werden mögen. Desto stärker macht sich jene Consequenz geltend für das wirkliche Leben, welches für die Anfoderung der Schule, sich über die Seele keinerlei Art von Vorstellung zu machen, überhaupt zu thun, als ob sie gar nicht vorhanden wäre, und dennoch an ihre Existenz zu glauben, keinen Sinn und keine Fähigkeit hat, und welches nur dann glaubt, daß wirklich etwas vorhanden sei, wenn man ihm auch zeigt, was denn vorhanden sei. Dazu kommt noch, daß von Seiten unserer philosophischen Systeme der Dualismus von Leib und Seele eine ähnliche allgemeine Verdächtigung erfahren hat, als von Seiten der neuen Physiologie der Begriff einer vom Chemismus unterschiedenen Lebenskraft. Wenn uns nun die Physiologie die Lebenskraft und die Philosophie den Dualismus verbietet, so bleibt natürlich nur noch einerseits der Materialismus und andererseits die Gnade Gottes, welche Wunder thut. So stark wie in diesem Augenblicke war deshalb noch niemals der Philosoph aufgefodert, seine Sonde in die Wunde der Wissenschaft zu legen und zu untersuchen, ob denn der Begriff der Lebenskraft das Verdammungsurtheil im unbedingten Sinn verdient, welches man jetzt gewohnheitsmäßig und gleichsam mechanisch gegen ihn aussprechen hört.

Der Verfasser der ersten Schrift schlägt einen Vermittelungsweg ein zwischen neuer Physiologie und Hegel'scher Philosophie. Er sucht es beiden Parteien womöglich recht zu machen, kommt aber eben deshalb nicht über eine gewisse Zweideutigkeit seiner Ansicht hinaus, welche kein vollkommen deutliches Bild des letzten Resultats der Untersuchung zuläßt; denn er will allerdings eine in ihrem Wirken vom Mechanismus und Chemismus unterschiedene Lebenskraft, will aber doch auch wieder zugleich, daß dieselbe nichts weiter sei als eine Kraftbethätigung, welche die physischen und mechanischen Kraftbethätigungen der unorganischen Natur zur Einheit vermittelt in sich fasse. Jedoch enthält die Schrift eine so feine dialektische Durchführung dieses Gedankens, daß unterwegs viel Belehrendes hervorspringt.

Zuerst spricht er gegen diejenigen Dualisten, welche eine Lebenskraft verwerfen. Er bemerkt mit Recht, daß bei ihnen diese Verwerfung völlig willkürlich erscheint, weil die Gründe der Physiologie zur Verwerfung einer Lebenskraft ebenso triftig zur Verwerfung einer besondern Seelen- und Geisteskraft anwendbar sind. Die Naturwissenschaft nämlich nimmt an, daß nur gleiche Qualitäten erklärend aufeinander bezogen werden können und daß dabei die Natur als ein zusammenhängendes Ganzes betrachtet werden müsse. Ausgehend von den einfachsten und fast ganz in die Gewalt unserer wissenschaftlichen Einsichten gebrachten Verhältnissen der reinen Bewegungslehre und von hier fortschreitend zur Astronomie, Physik, Chemie, verlangt sie überall für jedes Folgende den wissenschaftlichen Zusammenhang mit dem Vorigen oder die erklärende Ableitung des Folgenden aus dem Vorhergehenden und behauptet nun, hierauf gestützt, daß auch in den organischen Naturwissenschaften Alles lediglich auf physikalische und chemische Gesetze zurückgeführt werden müsse. Dehnt also die Naturwissenschaft ihre Schlußfolgerung nicht bis ins geistige Leben des Organismus aus, so ist dies weiter nichts als Inconsequenz und Untreue gegen die Prämissen ihres Denkwegs. Läßt es sich aber

*) Hierher gehört, was Eilers in seinem oben angeführten Buche gelegentlich versichert, daß nach einer von ihm früher angestellten Nachforschung aus Denen, die mit dem Abiturientenzeugniß Nr. 1 zur Universität gegangen, mit sehr wenigen Ausnahmen nichts Rechtes geworden sei. Er fügt dann hinzu: „Leider ist auch die Zahl Derer nicht klein, die durch unverständigen grammatischen Druck um Sinn und Verstand und alle praktische Tüchtigkeit gekommen sind. Man werfe einen Blick auf unsere Beamtenwelt!"

bewußte, daß in der Freiheit der Freiheit und Gleichheit einer Jeden Schranken zu ziehen sind, so können auch Gesetze, die Schranken enthalten, in Kraft treten, daß in ihnen nur bei Jedem Einzelnen, der sich gegen sie vergeht, eine Verletzung der Freiheit Aller gesehen wird, und daß sie nur gegen diese Einzelnen wirken, nicht aber gegen diese selbst, weil auch diese ihnen selbst zustimmen würden, wenn sie nicht Einzelne wären.

Nach Rousseau's Ansicht ist jeder Einzelne Souverain im Staate, weshalb alles im Staate mit der Einheit und Allgemeinheit des Willens übereinstimmen muß. Diese Einheit und Allgemeinheit des Willens schließt aber Einheit und Vielheit der Herrschaft, Alleinherrschaft, Adelsherrschaft, Repräsentativsystem und Gewaltentheilung aus. Jeder Einzelne ist Souverain, ganz gleich, ob Mann oder Weib, ob Neger oder Europäer, ganz gleich, ob Kaiser oder Sklave, Adeliger oder Bauer, Adeliger oder Leibeigener, Gelehrter oder Ungelehrter, Christ oder Jude, Katholik oder Protestant, Lutheraner oder Reformirter, Mennonit oder Baptist, Methodist oder Irvingianer, Mormone oder Quäker, Jesuit oder Freimaurer, Mitglied des Gustav-Adolf-Vereins oder Mitglied der Evangelischen Allianz, Mitglied der Inquisition oder Mitglied der Bibelgesellschaft, Mitglied des Vereins zur Verbreitung des Lichtes oder Mitglied des Vereins zur Verbreitung der Finsterniß, Mitglied des Vereins gegen Thierquälerei oder Mitglied des Vereins gegen Menschenquälerei, Jude oder Christ

folglich im Stande, einen hohen Grad von zweckmäßiger Beweglichkeit der Vorstellungen aus sich selbst zu erzeugen.

Und auf der andern Seite steigt dieselbe Stufenleiter der Naturtriebe zu den Pflanzen abwärts. Das Leben der Pflanze theilt mit dem des Thieres die Eigenschaft, zu selbständigen Gegenwirkungen erregt zu werden. Das Samenkorn wird durch Feuchtigkeit, Licht und Luft erregt, Wurzel zu treiben. Die Mimose krümmt ihr Blatt. Nachtheiligen Einflüssen gegenüber strömen die Kräfte des Organismus nach dem bedrohten Theil hin, ihn zu decken. Die Wunde eitert. Der Kitzliche streckt beide Arme dem ihm mit spitzen Fingern Entgegenzielenden entgegen. Die Katze, gestreichelt, krümmt schnurrend den Rücken; bei übermäßiger Steigerung des Reizes beißt und kratzt sie.

Was folgt aus dem Allem für eine Theorie der Lebenskraft? Das ist schwer zu sagen, und der Verfasser hat es uns selbst nicht verrathen. Die Natur schreibt ihre Hieroglyphen faustdick, aber ohne allen Commentar. Der Verfasser hat die Natur in diesem Punkte nachahmen wollen. Indessen glauben wir nicht weit vom Ziel zu treffen, wenn wir diesen Zusammenstellungen den einfachsten und nächsten Sinn unterlegen, daß einerseits Geist und Seele, andererseits Seele und Instinct oder Naturtrieb, drittens Naturtrieb und Lebenskraft nicht aussehen wie lauter verschiedene und untereinander nicht zusammenhängende Principien, sondern weit eher wie verschiedene Entwickelungsstufen eines und desselben natürlichen Kraftprincips, welches auf dem höchsten Grade seiner Enthüllung Geist und Vernunft, auf dem niedrigsten Grade derselben Lebenskraft, in den mittlern Uebergängen aber Seele und Instinct genannt wird. Wer so vermuthet, der ist genöthigt, allerdings auch schon in der Pflanze eine von mechanischen und chemischen Massenverhältnissen verschiedene, hingegen mit dem Princip der Seele identische Lebenskraft als wirksam anzunehmen. Steht der Verfasser auf diesem von den unverfälschten und unverschrobenen Thatsachen vorgeschriebenen Vermuthungsstandpunkt, so ist der Unterzeichnete vollkommen mit ihm einverstanden. **Karl Fortlage.**

Zur Geschichte Wallenstein's. Durch Friedrich von Hurter. Schaffhausen, Hurter. 1855. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Was man auch immer von der Lebensgeschichte und den Grundsätzen Friedrich von Hurter's denken möge, soviel bleibt gewiß: die Geschichtswissenschaft darf und kann die historischen Werke des habsburgischen Reichshistoriographen nicht unbeachtet lassen, umsoweniger als derselbe Zutritt zu archivalischen Quellen erhalten hat, die früher für Alle und auch jetzt noch für die Meisten mit sieben Siegeln verschlossen sind. Was der Verfasser aus seinen archivalischen Forschungen in dem vorliegenden Buche der Geschichtswissenschaft darbieten wollte, darüber erklärt er sich selbst in folgenden Worten: „Blos Beiträge zu einer Geschichte des vielbesprochenen Mannes, freilich von dem bisher Angenommenen, auch wol blos Behaupteten weit abweichende Beiträge. Aber sie sind das Resultat Dessen, was der Verfasser in den verschiedenen Archiven gefunden hat. Er wollte sich nicht in Combinationen und künstlich zusammengestellte Hypothesen verlaufen, sondern blos geben, was die Documente bieten. Die Enthüllungen, welche dem Kurfürsten von Baiern sind gemacht worden, die geheime Denkschrift für den Kaiser, welche Aretin zuerst veröffentlicht hat, und die Zeugnisse, welche aus verschiedenen Orten über das letzte Lebensjahr des obersten Feldhauptmanns erst in neuester Zeit an das Licht getreten sind, stehen insgesammt in einem bemerkenswerthen Zusammenhange, erhellen und ergänzen sich gegenseitig gerade nicht zur Rechtfertigung des Betreffenden."

Betrachtet man die Tendenz, welche der Verfasser mit seinem Buche verfolgt, genauer, so ist es folgende: Wallenstein war nicht erst ein böser Dämon für Kaiser und Reich in seiner letzten Lebensperiode — diese bespricht der Verfasser gar nicht —, sondern er war es gleich anfangs und immer. Tilly muß als der wahre Hort des Kaisers und des Reichs angesehen werden. Das Urtheil der protestantischen Geschichtschreibung über beide Männer ist nicht nur zu reformiren, sondern geradezu umzukehren. Von Wallenstein's Verdiensten, wahren Feldherrntalenten und hoher geistiger Befähigung weiß die unparteiische Geschichte nichts. Die protestantische Parteilichkeit hat diesen Mann auf Kosten Tilly's zu einer Höhe und Bedeutung hinaufgeschraubt, auf der er nie stand und für die er am allerwenigsten eine sittliche Befähigung in sich trug. Und wenn ihm weder Max von Baiern noch Tilly jemals Vertrauen zu schenken vermochten, ja auf seine Beseitigung theils mehr, theils minder offen hinarbeiteten, so war dies ganz in der Ordnung und kann nur verdienstlich genannt werden. Auf der andern Seite darf aber auch nicht verkannt und verschwiegen werden, daß der Verfasser aus Quellen schöpfend die Thatsachen geschickt gruppirt hat, um in Wallenstein's Charakter und Wesen eine tiefe und möglichst richtige Einsicht zu gewinnen; er hat namentlich in dem Abschnitte, der „Enthüllungen" überschrieben ist, ein Document gegeben, das im hohen Grade bedeutsam ist; endlich ist aber auch Manches in des Verfassers Buche zu lesen, was die rauhe und harte Zeit des Dreißigjährigen Kriegs nur zu schlagend kennzeichnet. Mit einem Worte: die Literatur des Dreißigjährigen Kriegs hat Ursache, das vorliegende Buch als eine Bereicherung willkommenzuheißen.

Mit den bereits erwähnten Enthüllungen hat es folgende Bewandtniß. Der Kurfürst von Baiern, den kaiserlichen Obergeneral, den Friedländer, immer mit Mistrauen im Auge behaltend, drückte seine Besorgnisse über die „Intentionen" desselben dem Kurfürsten von Mainz durch ein besonderes Schreiben aus. Letzterer foderte weitere Eröffnungen. Diesem Verlangen willfahrte auch Maximilian. Er übersandte dem Mainzer Enthüllungen über den Friedländer, von einer Person herrührend, „die durch längere Zeit mit dem Herzoge im Verkehr gestanden, seine Anschläge, sein Thun und Lassen aus täglicher Erfahrung kenne". Er fügt bei: „Daneben ersuchen wir Euer Liebden ganz freundlich, dieselbe wolle solchen Bericht in keine Kanzlei, auch in keine andern Hände als solche kommen lassen, bei denen man der Geheimhaltung gänzlich versichert sein kann." Aus diesem allerdings interessanten Geheimschreiben, das der Verfasser für vollkommen authentisch hält, entlehnen wir Folgendes: 1) „Der Friedländer ist der arglistigste und verschlagendste Mensch, der je practicirt worden ist; und ist für gar gewiß und unzweifenlich zu halten, daß diese seine angeborene Verschlagenheit und Arglist allen Menschlichen Glauben übertrifft. — Es würde aber viel zu lange werden, seine schlaue und arglistige Weise, deren er sich gegen den Kaiser und dessen Minister gebraucht, zu erzählen. 2) Pflegt er sich gegen andere liberal (freigebig) zu erweisen, damit deren Gemüther zu gewinnen, insbesondere gegen die vornehmsten Obersten und Soldaten, auch gegen diejenigen, die seinem Humor secundiren, dessen wegen er sehr gefürchtet und respectirt wird, ja sich zum absoluten Arbiter des kaiserlichen Raths gemacht hat dergestalt, daß ihn keiner, ja selbst der Kaiser nicht, im wenigsten disgustiren darf. 3) So kann Niemand als Gott selbst die Intention seines Gemüths penetriren, außer was etwa durch Conjecturen und die lange Praktik (Umgang) wahrzunehmen. Bis dato weiß man nicht eine einzige Person, ja sein eigenes Eheweib nicht, mit der er so vertraut wäre, daß nicht von nöthen, vorher mit dem Astrolabio alle Punkte des Mondes, ehe man mit ihm tractirt, zu observiren. Er gebraucht sich auch in seinen Actionen und Procedern, sowol mit den kaiserlichen Ministern und den Ambassaderen als mit dem Kaiser selbst, eines solchen ungewöhnlichen Modi, daß er bei männiglich die Weise und Manier, mit ihm zu tractiren, verdunkelt

und meine Gefährtin. Gottlob auch einigen Beifall erhielten. Es fehlen uns Schauspieler, und es scheint in Deutschland gar nicht natürlich, daß es mehr gute Schauspieler als Dichter, mehr gute Schauspieler als Komponisten geben kann. Ich habe mich in Deutschland nach einem Schauspieler umgesehen, der für Regisseur taugte, und keinen gefunden. Es darf es in einer Nation auch in der größten Residenzstadt nicht Wunder nehmen, daß es an einigen wenn auch besseren Leuten, besonders an Schauspielern und an Sängerinnen, fehlt, da ja die Nation selbst noch so wenig verwöhnt ist, was in diesen Fächern zu verlangen ist. Wenn Sie nun Regisseurs in Italien gewesen sind, so werden Sie wissen, daß es da Leute gibt, die ihr Fach gelernt haben, und die, wenn sie gut sind, ihr Fach gut spielen. Ich habe in Deutschland noch keinen Regisseur gefunden, der nicht, wenn er sich selbst überlassen ist, einen Haufen Unsinn begehen würde. Ich habe noch keinen Schauspieler gefunden, der nicht, wenn er sich selbst überlassen ist, seine Rolle falsch anlegte, falsch spielte, falsch deklamierte. Ich habe noch keine Sängerin gefunden, die nicht, wenn sie sich selbst überlassen ist, ihre Rolle falsch anlegte, falsch spielte, falsch deklamierte, falsch sänge. Ich habe noch keinen Sänger gefunden, der nicht, wenn er sich selbst überlassen ist, ein Kalb wäre, und ich habe noch keinen Komponisten gefunden, der nicht, wenn er sich selbst überlassen ist, ein Esel wäre.

Verdienste dieser Männer hinzuweisen, sie zur wackern Nacheiferung anzuspornen und ihr eindringlichst zu zeigen, daß solche Größe von Demjenigen nimmer erreicht wird, der sich nicht von schnöder Selbstsucht und leerem Dünkel frei zu machen und das Gesammtwohl des Vaterlandes dem eigenen Vortheil vorzuziehen weiß.

Vielleicht wird Mancher, wenn er nach Durchsicht der „Borussia" auch im Uebrigen unserer Meinung darüber beipflichtet, den Einwand erheben, daß sich hier nur ein Theil des deutschen Vaterlandes vertreten findet; es wird vielleicht tadelnd bemerkt werden, daß der Herausgeber, indem er Preußen für sich allein und nicht das ganze Deutschland zum Gegenstande seiner poetischen Sammlung erkoren hat, den particularistischen Sinn befördere. Auch wir hegen den aufrichtigen Wunsch, daß Deutschland zu einer mächtigen und glücklichen Einheit gelangen möge; auch uns haben die Hoffnungen auf die Erreichung dieses Ziels mit der lebhaftesten Freude erfüllt. Aber wir müßten seit sechs bis sieben Jahren außerhalb der Wirklichkeit gelebt haben, wenn wir nicht wüßten, daß die frankfurter Paulskirche ihre Pforten verschlossen und der Palast in der Eschenheimer Gasse die seinigen wieder aufgethan; und wir müßten von seltsamen Phantasien befangen sein, wenn wir glaubten, daß die trennenden Linien, welche Oestreich, Sachsen, Baiern, Würtemberg, Baden, Hannover u. s. w. nicht blos geographisch auseinanderhalten, durch irgendwelche didaktische oder pädagogische Veranstaltungen ausgetilgt werden könnten. Wir nehmen die Dinge wie sie sind und nach aller menschlichen Berechnung noch lange sein werden; wir halten es daher kaum für einen schädlichen Particularismus, wenn einzelne deutsche Stämme ihre besondere Geschichte mit Vorliebe pflegen, und sind überzeugt, daß das deutsche Vaterlandsgefühl eher gewinnt als verliert, wenn vorläufig auch nur 17 Millionen Deutsche ihr engeres Vaterland recht erkennen, schätzen und lieben lernen. Diesen Gesichtspunkt halten wir bei den thatsächlichen Verhältnissen der Gegenwart für richtig und sprechen es daher nochmals aus, daß die „Borussia" als ein patriotisches und zeitgemäßes Buch im besten Sinne des Worts zu erachten ist. 29.

Notizen.

Fischart's „Flöhhatz, Weibertratz".

Eine Ausgabe dieses merkwürdigen Buchs vom Jahre 1573 wird zwar von den meisten Literarhistorikern und Bibliographen citirt, jedoch übereinstimmend als „unbekannt" (Gervinus), „nicht wieder zum Vorschein gekommen" (Vilmar) bezeichnet. Ebert kennt nicht einmal die Jahreszahl. Hiernach scheint das Exemplar dieser Ausgabe, welches sich in der an Seltenheiten reichen Bibliothek Franz Haydinger's in Wien befindet, ein Unicum zu sein, und eine Beschreibung desselben dürfte Literaturfreunde interessiren. Dasselbe zählt 44 Blätter in klein Octav, Signatur A bis F, ohne Paginirung. Der Titel ist von einem saubern Holzschnitt (Arabesken mit Karyatiden, zu unterst das Profil einer lorberbekränzten Büste mit der Umschrift „MERCURIUS CAPITOLIN.") eingefaßt und lautet: „Flöh Hatz, Weiber Tratz. Der wunder vnrichtige, vn spotwichtige Rechtshandel der Flöh mit den Weibern. Ein New gelüß auff das vber kurtzweiligest zubelachen, wo anders die Flöh mit stechen einem die kurtzweil nicht lang machen." Darunter:

„Wer willkomm kommen will zu Hauß
Kauff seim Weib diß Buch zu vorauß u. s. w."

Zweite Seite: „Lectori M. H. H. M.

Qui dulces risus, qui scommata dulcia damnas,
Fronteque caprata dulcia cuncta legis etc."

Darunter: „PSYLLAE. AZILOS PLVTOS." Seite 3—32: „Des Flohs klag, vo der Weiber Todschlag, in eim Gespräch mit der Mucken fürgebracht"; Seite 33—73: „Die Nützwendige vnd Beständige Verantwortung der Weiber." Von Seite 33—59 Columnentitel: „Der Weiber verantwortung Auff der Flöh verkleinerung." Von da bis S. 73: „Der Flöh Vrtheil, Der Weiber Vortheil." S. 74—76: „Recept für Flöh das sie nicht schaden meh." S. 77: „Weiter zu Trost den Weibern, muß ich das alt gemein Flöhen Lied hieher setzen" ꝛc. S. 79: „Friden vnd rhuw vor den Flöhen, Schaden vnd Läusen" ꝛc. Columnentitel: „Vrsach der Flöh Schlacht. Warumb sie angebracht." S. 84, Schlußzeilen:

„Wolan, ein Floh thut mich schon schrecken
Das ich aufhören soll zu gecken
Gut Nacht, biß mich d Flöh wid wecke."

S. 85: „Zu klein Flöhingen. Mit der Flöh Gnaden getruckt" ꝛc. „Im Jar. M. D. LXXIII. End des flöhrechtens, durch ächtens vnd sechtens." S. 86: „Getruckt zu Straßburg, durch Bernhard Jobin. Anno M. D. LXXIII." Das letzte Blatt weiß. 59.

Die Krause'sche Philosophie in Belgien und Spanien.

In Nr. 15 d. Bl. theilten wir eine Notiz unter der Ueberschrift „Deutsche Philosophie in Belgien" mit. Wir erhielten soeben, wie es scheint aus competenter Feder, aus Ilfeld am Harz folgende Ergänzungen und Berichtigungen dazu: „Ueber Ahrens, den Schüler Krause's, theilen Sie einiges Unrichtige mit. Derselbe war juristischer Privatdocent in Göttingen, als daselbst im Januar 1831 die Unruhen ausbrachen, an denen er sich betheiligte. Dann ging er nach Brüssel. Im Jahre 1848 war er Mitglied der frankfurter Nationalversammlung, in deren Protokollen er als Ahrens aus Salzgitter (im Königreich Hannover) aufgeführt wird. Nachher kam er als Professor nach Gratz, wo er sich noch jetzt befindet. Der Belgier Tiberghien, Anhänger Krause's, hat auch noch herausgegeben: «Essai théorique et historique sur la génération des connaissances humaines dans ses rapports avec la morale, la politique et la religion» (zwei Theile, 1844). Sie sprechen von einem Krause'schen «Tugendbund»; die von Krause gebrauchte Bezeichnung ist «Menschheitsbund». Die Krause'sche Philosophie hat auch in Spanien Anhänger, wie folgendes Buch beweist: «K. Chr. F. Krause, Lecciones sobre el sistema de la filosofia analitica, traduc. por D. Jul. Sanz del Rio» (Madrid 1850).*) In Deutschland hat die Krause'sche Philosophie noch keine solche Verbreitung gefunden, wie ihr sicherlich bevorsteht, weil Krause ähnlich wie Schopenhauer zu der Universitätsphilosophie stand und in Conflict mit der Partei der Freimaurerei gerathen war. Es sind aber tüchtige Kräfte (Schliephake, von Leonhardi, Moller, Oppermann ꝛc.) vorhanden, die das Beste erwarten lassen."

Theodor Hell.

Vielleicht dürfte es manchen unserer Leser von Interesse sein, zu erfahren, daß sie in d. Bl. und zwar in Nr. 39 (vom 25. September) die muthmaßlich letzte literarische Arbeit des am 24. September in hohem Lebensalter verstorbenen Hofraths Karl Winkler (Theodor Hell) gelesen haben. Der dort mitgetheilte Auszug aus St.-René Taillandier's Artikel über die neueste deutsche Literatur war aus seiner Feder. Wir erhielten die Notiz vor einigen Wochen, von seiner eigenen Hand noch in großen, durchaus leserlichen Zügen geschrieben. Jenem Reiz, die Feder in Bewegung zu halten, den die Schriftstellerei auch noch auf ihre Veteranen auszuüben pflegt, konnte auch Theodor Hell bis in seine letzten Tage nicht widerstehen; er sandte uns noch im Laufe dieses Sommers einige Manu-

*) Es ist dies derselbe Kenner der deutschen Literatur, der auch Georg Weber's „Lehrbuch der Weltgeschichte" ins Spanische übersetzt hat. D. Red.

scriptconvolute zu, Uebersetzungen aus der „Revue des deux mondes" enthaltend, die wir aber schon wegen ihres großen Umfangs und als bloße Uebersetzungen nicht aufnehmen konnten. Am 8. Mai schrieb er uns: „In Ihrer Zeitschrift gedenken Sie in der neuesten Nummer des Werks «Poetical works of Robert Montgomery» und daß dasselbe in Ihrem Besitze sich befinde, sowie des Gedichts «Luther» darin mit besonderer Auszeichnung, ja sogar der Möglichkeit einer deutschen Uebersetzung desselben. Sollte dies nicht eine Schlußarbeit für meine Bestrebungen dieser Art werden können, und wollten Sie das Werk mir nicht zur desfallsigen Prüfung auf einige Tage mittheilen?" Wir verfehlten nicht, ihm das in unserm Besitz befindliche Exemplar der poetischen Werke Robert Montgomery's zu senden, und da wir das Exemplar bis zum heutigen Tage nicht zurückerhielten, so möchten wir wol annehmen, daß der Verstorbene in seinen letzten Lebenstagen sich wirklich mit der deutschen Bearbeitung der epischen Dichtung „Luther" beschäftigt hat. **H. M.**

Bibliographie.

About, E., Die Mutter der Marquise. Aus dem Französischen. Deutsch von R. Menger. Stettin, Graßmann. Gr. 12. 15 Ngr.

Albrecht, F., Glaube Hoffnung Liebe. Ein Glaubensbekenntniß in drei Sonettenkränzen. Ulm. 16. 10 Ngr.

Bäuerle, A., Director Carl. Roman und Wirklichkeit. Zwei Theile. Wien, Hartleben. 8. 1 Thlr. 21 Ngr.

Beseler, W., Zur Schleswig-Holsteinischen Sache im August 1856. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. Gr. 8. 24 Ngr.

Brandrupp, A. H., Die Falschmünzer oder Berliner Geheimnisse. Bilder aus dem täglichen Leben. 1stes und 2tes Heft. Berlin, Nelte. Gr. 8. à 3 Ngr.

Braun, J., Geschichte der Kunst in ihrem Entwickelungsgang durch alle Völker der alten Welt hindurch auf dem Boden der Ortskunde nachgewiesen. 1ster Band: Das Nilthal und Mesopotamien [Babylon und Ninive] mit den Nebenländern Armenien, Medien, Persien, Syrien Palästina, Arabien und die phönikischen Küsten mit Cypern und Karthago. Wiesbaden, Kreidel u. Niedner. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Buttmann, A., Die deutschen Ortsnamen mit besonderer Berücksichtigung der ursprünglich wendischen in der Mittelmark und Niederlausitz. Berlin, Dümmler. 8. 17½ Ngr.

Dittes, F., Naturlehre des Moralischen und Kunstlehre der moralischen Erziehung. Leipzig, G. Mayer. Gr. 8. 18 Ngr.

Ellen, Die schöne Magelone. Volksmärchen in 12 Gesängen. Lahr, Geiger. 16. 1 Thlr.

Feuchtersleben, E. Freih. v., Zur Diätetik der Seele. 16te Auflage. Wien, Gerold's Sohn. 12. 20 Ngr.

Gruppe, O. F., Firdusi. Ein episches Gedicht in sieben Büchern. Stuttgart, Cotta. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Hoefer, E., Bewegtes Leben. Geschichten. Stuttgart, Krabbe. Br. 8. 1 Thlr.

Hölty, H., Lieder und Balladen. Hamburg, O. Meißner. Gr. 16. 7½ Ngr.

Koenig, H., Gesammelte Schriften. 5ter und 6ter Band. — A. u. d. T.: Hedwig, die Waldenserin. Eine Novelle. Zwei Theile. 2te durchaus veränderte Auflage des Romans „Die Waldenser". Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Köhler, L., Vom Frühling zum Herbst. Roman. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 4 Thlr.

— — Jürgen Wullenweber. Historischer Roman in sieben Büchern. Drei Bände. Ebendaselbst. 8. 4 Thlr.

Lieder aus der Fremde. In Beiträgen von F. Bodenstedt, A. Ellissen, F. Freiligrath, E. Geibel, O. Gildemeister ꝛc. Hannover, Rümpler. 1857. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Löffler, K., Der Berliner Handlungsdiener. Mit Illustrationen. Berlin, Bieler u. Comp. 32. 5 Ngr.

Pröhle, H., Gottfried August Bürger. Sein Leben und seine Dichtungen. Leipzig, G. Mayer. Gr. 8. 18 Ngr.

Reich, A., Orientalica. Skizzen aus dem jüdischen Leben. 1stes Heft. Berlin, Bieler u. Comp. 8. 5 Ngr.

Rückert, L. J., Das Abendmahl. Sein Wesen und seine Geschichte in der alten Kirche. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Schillers Briefe. Mit geschichtlichen Einleitungen und Erläuterungen. Ein Beitrag zur Charakteristik Schillers als Mensch, Dichter und Denker und ein nothwendiges Supplement zu dessen Werken. 2te Auflage. 1ste Lieferung. Berlin, Allgemeine Deutsche Verlagsanstalt. Gr. 16. 4 Ngr.

Schmid, U. R., Geist des christlichen Lebens in Gebet und frommer Betrachtung dichterisch dargestellt. Leipzig, Naumburg. Gr. 16. 10 Ngr.

Schultz, C. L. F., Untersuchung über das Zeitalter des römischen Kriegsbaumeister Marcus Vitruvius Pollio. Herausgegeben von O. Schultz. Leipzig, Dyk. Gr. 8. 12 Ngr.

Sturm, J., Neue Gedichte. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr.

Vielliebchen. Ein Taschenbuch für 1857. Neue Folge. 8ter Jahrgang. Von T. Mügge. Mit 7 Stahlstichen. Leipzig, Baumgärtner. Gr. 16. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Wallace, S., Licht- und Schattenbilder aus Asien, Afrika und Europa. Drei Bände. Leipzig, Costenoble. 1857. 8. 4 Thlr.

Eugen Waller's Leben. Ein Denkmal für die Zeit, nach seinen hinterlassenen Papieren herausgegeben von A. Herrmann. Zwei Theile in einem Band. Mannheim, Bensheimer. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Weisser, A., Bruder Klaus von Unterwalden. Lebensbild eines patriotischen Einsiedlers. Zürich, Meyer u. Zeller. 8. 10 Ngr.

Wittmaack, T., Ueber das Bewußtwerden der Gegenwart mit besonderer Rücksicht auf die moderne Richtung in den Naturwissenschaften. Publizistische Apheriemen für Gebildete. Leipzig, Kollmann. Gr. 8. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Crome, K. P. T., Die Wahrheit des Unions-Lutherthums. Verantwortung wider Feldner und Sander. Elberfeld, Bädeker. Gr. 8. 4 Ngr.

Gegen die neuen Banken. Hamburg, Nelte u. Köhler. Gr. 8. 3 Ngr.

Jellinek, A., Das Gotteshaus unser Richter und unser Aufseher. Rede am ersten Jahrestag der Tempelweihe. Leipzig, Leiner. 8. 2½ Ngr.

Mallet, F., Gustav Adolf. Rede gehalten am Standbild Gustav Adolfs zu Bremen, am 4. September 1856. Bremen, Strack. Gr. 8. 2½ Ngr.

Das Seelenheil des Menschen, in einer kurzen Betrachtung dargestellt. Bremen, Geisler. 1855. 8. 2 Ngr.

Teichmann, Predigt bei der 14. Hauptversammlung des Gustav-Adolfs-Vereins zu Bremen am 2. September 1856 gehalten. Bremen, Strack. Gr. 8. 2½ Ngr.

Tittmann, F. W., Geist und Materialismus. Zur Verwahrung gegen die Antrittsrede des Hrn. Prof. Moleschott Licht und Leben. Dresden, Höckner. Gr. 8. 7½ Ngr.

Ueber die nothwendigen Grundlagen der Preußischen Verfassung. Stettin, Graßmann. Gr. 8. 15 Ngr.

Das Vertheidigungsrecht in Deutschland und die Königsberger Juristenfacultät. Leipzig, R. Hoffmann. 8. 3 Ngr.

Was gelobest du, wenn du versprichst, deine Kinder römisch-katholisch werden zu lassen? 2te Auflage. Schweiz. Scherz. 8. 1½ Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Das Staats-Lexikon

von **Rotteck** und **Welcker**.

Soeben erschien das zweite Heft der dritten, umgearbeiteten, verbesserten und vermehrten Auflage dieses Werks.

Einer besondern Empfehlung beim deutschen Publicum bedarf dieses berühmte Werk nicht mehr: es hat sich bereits eine solche Stellung und einen solchen Namen in der deutschen Literatur erworben, daß ihm bei zeitgemäßer Erneuerung für immer ein ehrenvoller Platz in derselben gesichert bleibt. Als eine „Encyklopädie der sämmtlichen Staatswissenschaften für alle Stände" ist das **Staats-Lexikon** mit Recht ein

unentbehrliches politisches Handbuch für jeden Gebildeten

genannt worden, „eine wahre politische Bibliothek nicht blos für Staatsgelehrte, sondern auch für alle Geschäftsmänner und gebildeten Bürger", „ein Werk, wie die Literatur von ganz Europa kein zweites ähnliches aufzuweisen hat". Die **dritte Auflage** wird wieder von **Welcker** redigirt, unter Mitwirkung der frühern und zahlreicher neuer Mitarbeiter (auf dem Umschlag des zweiten Heftes namentlich angeführt), unter denen sich **die ersten Namen der deutschen Wissenschaft** befinden.

Die **dritte Auflage** des **Staats-Lexikon** erscheint in 10, höchstens 12 Bänden, oder in 100, höchstens 120 Heften zu 8 Ngr., in Druck und Format der zehnten Auflage des Conversations-Lexikon sich anschließend. Monatlich erscheinen 2—3, jährlich 30—40 Hefte und die Vollendung des Werks wird sonach binnen drei Jahren erfolgen.

Das erste und zweite Heft sind nebst einer ausführlichen Ankündigung in allen Buchhandlungen zu haben, wo auch Unterzeichnungen angenommen werden.

Leipzig, im October 1856.

F. A. Brockhaus.

Bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Rig-Veda oder die heiligen Lieder der Brahmanen.

Herausgegeben von ***Max Müller.***

Mit einer Einleitung, Text und Uebersetzung des Prâtiśâkhya oder der ältesten Phonetik und Grammatik enthaltend. Erste Lieferung. 4. Geh. 1 Thlr.

Ein für alle Orientalisten sehr wichtiges Werk. Die zweite Lieferung wird noch im Laufe dieses Herbstes erscheinen und mit der dritten der erste Theil abgeschlossen sein.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Helke.

Schauspiel aus der deutschen Heldensage.

8. Geh. 16 Ngr.

Falk über Goethe. Dritte Auflage.

Bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Goethe

aus näherm persönlichen Umgange dargestellt.

Ein nachgelassenes Werk von Johannes Falk.

Dritte Auflage.

8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Zum dritten male erscheint hiermit diese kleine Schrift: gewiß das beste Zeichen ihres Werthes und anziehenden Inhalts. Alle Verehrer Goethe's sollten Falk's Schilderungen gelesen haben. Besonders interessant ist auch der Anhang „Ueber Goethe's «Faust»".

In demselben Verlage erschienen folgende weitere

Beiträge zur Goethe-Literatur:

Eckermann (J. P.), Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. Erster und zweiter Theil. Zweite, mit einem Register versehene Ausgabe. 8. 4 Thlr.

Eckermann's „Gespräche mit Goethe", in fast alle europäische Sprachen übersetzt, bilden anerkanntermaßen einen der wichtigsten und unentbehrlichsten Beiträge zur Kenntniß von Goethe's innerm Leben.

Goethe. Eine biographische Schilderung von **Robert Prutz.** 12. 5 Ngr.

Bildet das 27. Bändchen der „Unterhaltenden Belehrungen zur Förderung allgemeiner Bildung" und ein Seitenstück zu dem 15. Bändchen derselben Sammlung: **Schiller.** Eine biographische Schilderung von **J. W. Schäfer** (5 Ngr.).

Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel. (1774—1832.) Zwei Theile. 8. 4 Thlr. 12 Ngr.

Der von **G. E. Guhrauer** herausgegebene „Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel" zeichnet sich nicht allein durch die ungewöhnliche, über ein halbes Jahrhundert umfassende Dauer aus, sondern auch durch die darin herrschende Vertraulichkeit zwischen dem großen Meister und seinem alten weimarischen „Urfreunde", wie Goethe Knebel einmal nennt, welchem er die erste so erfolgreiche Bekanntschaft mit dem sachsen-weimarischen Fürstenhause verdankte. Goethe's äußeres wie inneres Leben, von der stürmischen Werther-Epoche bis herab zu der milden und erhabenen Contemplation des Greises, rollt hier stufenmäßig vor unserm Blick sich auf: ein ebenso treuer Spiegel seines Privatlebens wie der Eindrücke, den die großen Weltbegebenheiten seit der Französischen Revolution auf des Dichters Geist und Gemüth machten; eine neue reiche Quelle nicht blos für literarische Ausbeute, sondern ebenso sehr für den unmittelbaren lebendigen Genuß jedes Gebildeten in Deutschland und aller Orten, wohin Goethe's Name gedrungen ist; kurz eine neue überaus wichtige Bereicherung der Goethe-Literatur. Aber auch Knebel gibt hier in seinen vertraulichen Ergüssen sein Bestes, und insofern bildet diese Briefsammlung auch ein unentbehrliches Supplement zu Knebel's schon früher von K. A. Varnhagen von Ense und Th. Mundt herausgegebenem „Literarischem Nachlaß und Briefwechsel".

Im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bibliothek italienischer Classiker.

12. Heft. In eleganten Bänden zu 10 Ngr.

Dieses beliebte Werk nimmt nun den vorzugsweisen Fortgang, seitdem zwei berühmte Dichterinnen seine Bearbeitung übernommen haben. Die Uebersetzung der Gedichte Petrarca's ist von Frau Louise Aston, die der Gedichte Ariosto's von Frau Adelheid Freifrau von Stolterfoth. Ersterer ist bereits 3 Bände, letzterer 2 Bände vollendet. Ferner sind erschienen: Dante's Göttliche Comödie, Dante's Neue Lieder, Dante's Gastmahl, Boccaccio's Decamerone, Leben und Novellen, Alfieri's Tragödien, Alfieri's Leben und Briefe, Alfieri's Komödien, Alfieri's Satiren, Machiavelli's Fürst, Machiavelli's Florentinische Geschichten, Goldoni's Memoiren, Goldoni's Komödien, Goldoni's Lustspiele, Goldoni's Neue Lustspiele, Goldoni's Lustspiele, Goldoni's Neue Lustspiele, Goldoni's Lustspiele, Goldoni's Neue Lustspiele

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 42. — 16. October 1856.

Inhalt: Wilhelm von Humboldt. Von Hermann Marggraff. — Wartenburg, Eine Verlorene. — Die Lorettenliteratur. — Notiz. — Bibliographie. — Anzeigen.

Wilhelm von Humboldt.

1. Wilhelm von Humboldt. Lebensbild und Charakteristik von R. Haym. Berlin, Gaertner. 1856. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.
2. Sonette von Wilhelm von Humboldt. Berlin, G. Reimer. 1853. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.
3. Wilhelm von Humboldt. Lichtstrahlen aus seinen Briefen an eine Freundin, Frau von Wolzogen, Schiller, G. Forster und F. A. Wolf. Mit einer Biographie Humboldt's. Von Elisa Maier. Dritte Auflage. Leipzig, Brockhaus. 1855. 8. 1 Thlr.

Gegenwärtige Betrachtung über den als Staatsmann, Philosoph und Gelehrter gleich ausgezeichneten Wilhelm von Humboldt kann man gewissermaßen als einen Nachtrag und ein Supplement zu unserm frühern Artikel „Männer und Frauen der weimarischen Literaturepoche" ansehen. Denn obschon Wilhelm von Humboldt mit manchen seiner Bestrebungen und Zeitanschauungen einer andern Sphäre und zum Theil auch einer andern, spätern Zeit angehört, in die ihm noch bei voller ungeschwächter Kraft hinüberzuleben vergönnt war, so ist er doch als einer der intimsten Freunde Schiller's und Goethe's ganz genau dem weimarischen Bildungskreise beizuzählen. Sein Geist wurde vielfach von beiden großen Dichtern befruchtet, und obschon er das bei ihnen aufgenommene Capital auf producirendem Wege nicht vollständig wiedererstattete, so hat er es doch in aller Weise aufs reichlichste verzinst, und zwar mit Interessen, die auch dem intellectuellen Gesammtvermögen der deutschen Nation zugute kommen. Wir wollen damit nicht sagen, daß er nicht auch ein beträchtliches, ihm allein angehörendes geistiges Capital zu verwerthen gehabt hätte, im Ganzen aber war er mehr receptiv und beobachtend als productiv und machte gern bei genialern Geistern Anleihen, um damit, und zwar in der ökonomischsten und solidesten Weise, seine eigene geistige Wirthschaft bestreiten und fortführen zu können. Doch wirkte er auch nicht wenig anregend und regelnd auf jene Geister und namentlich auf Schiller zurück, und wiewol sein Talent einen beschränktern Kreis beherrschte, zeigte sich sein Geist nach der innerlichen Gemüthsseite wol noch vertiefter und concentrirter; nur muß man hier das Wort Gemüth nicht in seiner vulgären sentimentalen Bedeutung nehmen. An charaktervoller Durchbildung seines innern Menschen, den er gewissermaßen zu einem in sich harmonischen Kunstganzen abrundete, war er gewiß seinen beiden großen ältern Freunden überlegen, und durch seine Stellung zu den politischen Mächten und Gewalten der Zeit Beiden und namentlich Schiller auch an Weltkenntniß und Welterfahrung und daher auch an einer gewissen Realität seines Charakters. Er war im Ganzen eine mildere und humanere Persönlichkeit, wenigstens insofern, daß er es vorzog, ihm widerwärtige Erscheinungen lieber zu ignoriren, als ein gehässiges Urtheil über sie zu fällen; wir begegnen daher auch bei ihm nirgends so absprechenden Urtheilen, wie sie besonders in Schiller's Briefen häufig sind. Momentanen Verstimmungen gab er niemals Gehör, und indem er die Wissenschaften als ein großes ineinandergreifendes Ganzes ansah, hieß er jede Leistung, die einen wirklichen Fortschritt indicirte, willkommen, ohne deshalb an ihr zu mäkeln und sie zu verkleinern, weil der Mensch ihm nicht gefiel. Er selbst äußerte:

> Der Mensch trägt einen bessern Menschen in sich, an den wir uns halten müssen, nicht an den veränderlichen alltäglichen äußern Menschen; an jenen müssen wir uns halten, nicht an diesen, dem wir Manches verzeihen sollen, woran jener tiefere Sinn unschuldig ist.

Nicht mit Unrecht heißt es über ihn in dem Vorbericht zu den „Briefen von Wilhelm von Humboldt an eine Freundin":

> Die ihm inwohnende Seele war ein ganz uneigennütziger, sich immer selbst verleugnender, starker, ganz selbstloser Wille; mit diesem verband sich der tiefe Sinn, der heilige Ernst, der der Wahrheit entstammt, die Macht der Ueberzeugung, die liebevollste Schonung, die Milde im Urtheilen und der unendliche Zauber der zartesten Empfindung, der Alles umfaßte.

Man kann diese Selbstlosigkeit und Uneigennützigkeit seines Charakters zugeben, aber freilich mit einiger Einschränkung. Er liebte allerdings die Wissenschaften nicht

um des Ruhms willen und er pflegte ſie nicht um eines äußern egoiſtiſchen Zwecks willen. Nichts lag ihm ferner als dieſes. Er verachtete ſogar vielleicht bis zu einem gewiſſen Grade den Ruhm, den dieſe Welt gewähren kann, und er bildete ſich auf den Namen, den er ſich in politiſchen und wiſſenſchaftlichen Kreiſen erworben, wahrſcheinlich weniger ein als irgendein angehender Dichter auf ſeine ſchwachen Erſtlingsproducte oder ein Recenſent auf ſeine erſte Kritik oder ein Feuilletoniſt auf ſeinen erſten Witz. Sein Ziel war, die Wiſſenſchaft mit neuen Ideen zu bereichern und von ihr mit neuen Ideen bereichert zu werden. Ebenſo wenig leiſtete er ſeine Dienſte als praktiſcher Staatsmann aus Ehrgeiz; dieſen Impuls beſaß er vielleicht in geringerm Grade, als für einen Staatsmann wünſchenswerth iſt. Er gehorchte dabei nur ſeinem Pflichtgefühl und dem Wunſche, eine ſich ihm bietende Gelegenheit, ſeine Ideale möglichſt zu verwirklichen, nicht vorübergehen zu laſſen. Aber ohne Groll und Schmerz, ja ſelbſt vielleicht mit einer gewiſſen heimlichen Freude entſagte er der ſtaatsmänniſchen Wirkſamkeit, als er ſeine Miſſion als geſcheitert erkennen mußte, um fortan nur ſich ſelbſt und der Wiſſenſchaft und Kunſt zu leben. Dieſe Entſagungsfähigkeit hing aber mit einer gewiſſen Art von feinerm Egoismus zuſammen. Es lag ihm vor allem daran, ſich ſelbſt genug zu thun, ſich ſelbſt dadurch zu befriedigen, daß er es für ſeine Perſon bis zu dem Grade geiſtiger Vollkommenheit brachte, als ihm zu erreichen möglich war, mit einem Worte ſich ſelbſt zu genießen. Daher auch in ſeinem ſpätern Lebensalter ſeine Hinneigung zur altindiſchen Weisheit, die ebenfalls dieſen Charakter der Selbſtbeſchaulichkeit trägt. Es war in ihm etwas von der Natur eines indiſchen Fakirs und Nabelbeſchauers, nur daß er nicht im entfernteſten daran dachte, ſich die gleichen Entbehrungen und Bußübungen aufzulegen. Vielmehr war ſein ganzes Leben auf äſthetiſches Arrangement, ſublimirten Genuß und auf Abwehrung aller ihm widerwärtigen Eindrücke gerichtet, in welcher Richtung er ſich namentlich Goethe verwandt zeigte. So arbeitete er ſpäter im Winter bei verhangenen Fenſtern, um nicht durch den ihn erkältenden und unangenehm berührenden Anblick von Eis und Schnee geſtört zu werden. Er arbeitete zwar viel und gönnte ſich dabei keine Ruhe, aber er würde nicht ſoviel gearbeitet haben, wenn ihm das Arbeiten ſelbſt nicht Genuß gewährt hätte, er würde der Wiſſenſchaft nicht mit ſo großem Erfolg obgelegen haben, wenn er dabei nicht ſein Vergnügen gefunden hätte. Es iſt dies ein Egoismus in edelſter Form, aber doch immer Egoismus und, wie R. Haym in ſeinem Werke es bezeichnet, „idealiſtiſcher Quietismus". Er ſchrieb an Forſter: „Mir heißt ins Große und Ganze wirken: auf den Charakter der Menſchheit wirken, und darauf wirkt Jeder, ſobald er auf ſich und blos auf ſich wirkt"; und weiter: „Der wahrhaft große, d. i. wahrhaft intellectuell und moraliſch ausgebildete Mann wirkt ſchon dadurch allein mehr als alle andern, daß ein ſolcher Mann einmal unter den Menſchen iſt oder geweſen iſt." Das klingt ganz plauſibel, läuft aber doch auf eine ziemlich ariſtokratiſche Anſchauung hinaus, wie ſie, von der Fülle ſelten ſo zahlreich verſammelter Talente und Geiſter beſtochen, in den Tagen unſerer claſſiſchen Literatur Viele hegten; leider wird aber die Menſchheit im Ganzen und Großen dadurch einigen wenigen bevorrechteten Individuen geopfert. Man könnte ſich dies gefallen laſſen, wenn dieſe Anſchauung nicht auch praktiſch ſchädlich wirkte und mit der in Deutſchland ſehr verbreiteten Anſicht parallel liefe, daß das theoretiſche Studium der Wiſſenſchaft doch im Grunde das Höchſte ſei, wonach der Menſch als Individuum zu trachten habe. Freilich, wenn ſich dieſe Anſchauung mit einem edeln, humanen Charakter wie bei Wilhelm von Humboldt verbindet, ſo wird ſie ihre individuelle Berechtigung haben; aber wo dieſer Charakter von Hauſe aus mangelt, wird eine ſolche Anſchauung leicht zu einer unerträglichen Hoffart, zur Gemüthsdürre und zur Iſolirung der Wiſſenſchaft vom praktiſchen Leben führen, wie dies in Deutſchland leider nur zu häufig der Fall iſt. So ſpüren wir die Folgen dieſer Anſicht, die uns zu den mancherlei glänzenden und beſtechenden, dabei aber gefährlichen Irrthümern der deutſchen Bildung zu gehören ſcheint, gerade in Deutſchland am empfindlichſten. Es wäre allerdings ein Götterleben, wenn Jeder in der Lage wäre, ſich wie Wilhelm von Humboldt auszubilden, aber wie Wenige ſind dies! Daher der weitere Irrthum, der ſich zum Theil auf Wilhelm von Humboldt's Verwaltung der Schulangelegenheiten zurückführen laſſen dürfte, daß der nationale Unterricht auf eine zu ausſchließlich wiſſenſchaftliche oder beſſer reinphilologiſche Baſis geſtellt und Näherliegendes verabſäumt wurde. Wenn man in dieſer Anſicht verharren wollte, ſo wäre es wol möglich, daß man in ſo und ſo viel Zeit ein Volk von vollkommenen Barbaren hätte, überragt von einigen Intelligenzen, welche die Maſſen, wie dies ſchon gewiſſermaſſen der Fall, nur durch mechaniſche Mittel, durch bewaffnete und polizeiliche Macht oder durch organiſirte Scheinfrömmigkeit und jede Energie abſchwächende Demoraliſation im Zaume halten und den allgemeinen Wurmfraß nur hinter einem künſtlichen Civiliſationsfirniß verſtecken könnten. Denn das iſt die von Vielen noch immer verkannte Gefahr in den meiſten europäiſchen Ländern, daß bei der rapiden Zunahme der Bevölkerung vielleicht jährlich ebenſo viele Millionen im Stillen der Barbarei entgegenreifen, als Tauſende, und vielleicht nicht einmal Tauſende, für höhere humane Bildung gewonnen werden.

Dabei können wir aber nicht nachdrücklich genug wiederholen, daß der Egoismus Wilhelm von Humboldt's ein Egoismus in ſeiner entſchuldbarſten, nobelſten, ja untadelhafteſten Form war. Es war ja doch nur individuelle Stimmung, die zugleich etwas ſehr Berechtigtes hat, wenn er die Einſamkeit und das beſchauliche Sichinſichverſenken das höchſte Glück nannte, was der Menſch haben könne, wenn er erklärte, für ſeine Perſon einſames, träumeriſches Sitzen einem Geſpräch weit vorziehen, wenn er ein andermal behauptete: „Das Größte und

Schiffe sind, wie sie in Fig. 1 und 2 dargestellt sind, mit einem Kiel versehen, der sich vom Vorder- bis zum Hinterschiff erstreckt. Dieser Kiel ist mit Rippen versehen, die sich nach beiden Seiten hin ausdehnen und die Außenhaut tragen. Diese Rippen sind in Fig. 1 und 2 nicht gezeichnet, weil sie nicht zum Wesen der Erfindung gehören. Der Kiel ist in Fig. 1 und 2 mit 1 bezeichnet. Er ist in Fig. 1 und 2 in drei Teile geteilt, die durch Schrauben 2 miteinander verbunden sind. Der Kiel ist in Fig. 1 und 2 mit 1 bezeichnet. Er ist in Fig. 1 und 2 in drei Teile geteilt, die durch Schrauben 2 miteinander verbunden sind.

Fig. 1 zeigt einen Querschnitt durch den Kiel, Fig. 2 einen Längsschnitt durch den Kiel. Der Kiel besteht aus einem Stahlrohr, das mit Holz umkleidet ist. Das Holz ist in Fig. 1 und 2 mit 3 bezeichnet. Es ist in Fig. 1 und 2 in drei Teile geteilt, die durch Schrauben 4 miteinander verbunden sind. Der Kiel ist in Fig. 1 und 2 mit 1 bezeichnet. Er ist in Fig. 1 und 2 in drei Teile geteilt, die durch Schrauben 2 miteinander verbunden sind.

Fig. 1 zeigt einen Querschnitt durch den Kiel, Fig. 2 einen Längsschnitt durch den Kiel. Der Kiel besteht aus einem Stahlrohr, das mit Holz umkleidet ist. Das Holz ist in Fig. 1 und 2 mit 3 bezeichnet. Es ist in Fig. 1 und 2 in drei Teile geteilt, die durch Schrauben 4 miteinander verbunden sind.

Fig. 1 zeigt einen Querschnitt durch den Kiel, Fig. 2 einen Längsschnitt durch den Kiel. Der Kiel besteht aus einem Stahlrohr, das mit Holz umkleidet ist. Das Holz ist in Fig. 1 und 2 mit 3 bezeichnet. Es ist in Fig. 1 und 2 in drei Teile geteilt, die durch Schrauben 4 miteinander verbunden sind. Der Kiel ist in Fig. 1 und 2 mit 1 bezeichnet. Er ist in Fig. 1 und 2 in drei Teile geteilt, die durch Schrauben 2 miteinander verbunden sind.

Fig. 1 zeigt einen Querschnitt durch den Kiel, Fig. 2 einen Längsschnitt durch den Kiel. Der Kiel besteht aus einem Stahlrohr, das mit Holz umkleidet ist. Das Holz ist in Fig. 1 und 2 mit 3 bezeichnet. Es ist in Fig. 1 und 2 in drei Teile geteilt, die durch Schrauben 4 miteinander verbunden sind.

einigen wenigen Erzeugniſſen dem helleniſchen Geiſte näher gekommen ſind als irgendein Dichter irgendeines andern Volks! Die Fügſamkeit, Anſchmiegſamkeit und Verſatilität des deutſchen Geiſtes und beſonders der deutſchen Sprache ſind allerdings ungemein groß; ſo gut man aber aus jenen vereinzelten poetiſchen Erzeugniſſen auf eine innere Verwandtſchaft der Deutſchen mit den alten Hellenen ſchließen wollte, ebenſo gut könnte man aus den jetzt in Deutſchland ſo häufig gewordenen Hafis-Poeſien auf eine innige Verwandtſchaft zwiſchen Deutſchen und Perſern ſchließen, was zu behaupten doch ſchwerlich Jemandem einfallen wird. Um den Unterſchied zwiſchen den Deutſchen und Hellenen zu begreifen, möge man nur eine Madonna aus der altkölniſchen oder Dürer'ſchen Schule mit der Mediceiſchen Venus, eine altdeutſche Apoſtelſtatue mit dem Apollo von Belvedere, den Holbein'ſchen Todtentanz mit einer griechiſchen Darſtellung des Todes, ein deutſches Kirchenlied mit einer Pindar'ſchen Hymne, eine Ode Klopſtock's an ſeine „künftige Geliebte" mit einer liebeglühenden Ode der Sappho, ein deutſches Luſtſpiel mit einer Komödie des Ariſtophanes oder Goethe's „Götz von Berlichingen" und „Fauſt" und Schiller's („des Modernſten der Modernen", wie Wilhelm von Humboldt ihn vielleicht nicht mit Unrecht nannte) Trauerſpiele von den „Räubern" an bis ſelbſt zur helleniſirenden „Braut von Meſſina" oder gar die dramatiſchen Phantaſieſtücke der Romantiker mit einer Tragödie des Aeſchylus oder Sophokles, oder ein deutſches Volksfeſt mit einem griechiſchen u. ſ. w. vergleichen. Der plaſtiſche Trieb iſt bei uns im Allgemeinen ſehr gering, wir ſind viel mehr eine muſikaliſche, innerliche, Alles in Empfindung und Reflexion auflöſende Nation, und gewiß wird ein alter Hellene den Wellenſchlag des Meers und den Sternenhimmel, die auf Humboldt ſtets einen ſo tiefen Eindruck machten, mit ganz andern Gefühlen angeſehen haben als Humboldt.

Ohne Zweifel iſt es aber Wilhelm von Humboldt in der Dichtung ſeines Lebens immerhin beſſer gelungen, als es Schiller in ſeiner „Braut von Meſſina" gelang, das antike Element mit dem chriſtlichen zu verſchmelzen, und zwar dadurch, daß er an die griechiſche Philoſophie anknüpfte, die allerdings die Grundlage und den Ausgangspunkt aller Philoſophie bildet. In dieſer Region ſtoßen in der That griechiſcher und deutſcher Geiſt näher aneinander als auf dem Gebiete der Kunſt und Poeſie. Dennoch war Humboldt's von Haym nachgewieſenes Experiment, den Kantianismus zu platoniſiren und die Platoniſche Lehre vom ἔρως mit dem kategoriſchen Imperativ Kant's zu verbinden, immer noch gewagt genug. Er konnte bei dieſem Vermittelungsverſuch, den er wol als unmöglich erkennen mochte, ſeiner ganzen Natur nach nicht ſtehen bleiben. An der Hand der indiſchen Weiſen, die er nun kennenlernte, gab er ſich mehr und mehr dem Genuß der Selbſtbeſchaulichkeit hin und ſo, in die eigene Bruſt hinabſteigend, kehrte er mehr und mehr zu ſpecifiſch-chriſtlichen Ideen zurück, die ihm zuletzt mehr Troſt gewährten als die Lehre vom ἔρως und ſelbſt die uns näherliegende vom kategoriſchen Imperativ. Begreiflicherweiſe aber war es nicht das dogmatiſche, decretirte und in Formeln gefaßte, nicht das von Chriſtus abgefallene Chriſtenthum, dem er anhing. Hierzu dachte er zu menſchlich frei und groß. Aber das Chriſtenthum galt ihm fortan als „durch beſondere Anordnung von oben in die Welt gekommen". Er ſprach es geradezu aus, daß Religion und Poeſie in gar keinem, am wenigſten in einem ſchroffen Gegenſatz gegeneinander ſtänden, daß gerade die religiöſen Wahrheiten des höchſten dichteriſchen Ausdrucks fähig ſeien, was ſie in der That auch ſind, und daß die Poeſie gar keine hohe und tiefe ſein könne, wenn ſie nicht immer in das Gebiet hinübergehe, in welchem auch die Religion weile. Er foderte als Grundlage für ſittliches, tugendhaftes, harmoniſches Daſein „religiöſes Gefühl, Ueberzeugung von einem höchſten Weſen, Glauben und vertrauende Liebe, Zuverſicht, daß mit dem irdiſchen Tode das wahre Daſein des Menſchen erſt beginne", und er fügte hinzu: „Wo dieſe Grundlage fehlt, kann keine Poeſie wahrhaft moraliſch wirken." Als er dieſen Standpunkt erreicht hatte, war es ihm auch möglich, ja geboten, in Klopſtock eine „durchaus poetiſche Natur" zu erkennen; denn eine wahrhaft religiöſe Stimmung (Gebundenſein an bloße Dogmen und kirchliche Decrete gibt überhaupt keine Stimmung) muß auch nothwendig eine poetiſche ſein. Er hatte ſich hiermit unleugbar bedeutend von dem Standpunkt entfernt, den er einnahm, als er noch innig mit Schiller und Goethe verkehrte. Doch hat er auch ſpäter niemals das religiöſe Leben verkannt, das in beiden Dichtern waltete, wenn es ſich auch in allgemeinerer Form manifeſtirte und, bis auf wenige ſelbſt katholiſirende Anklänge, die man vielleicht ſogar als bloßen poetiſchen und theatraliſchen Aufputz betrachten darf, gegen den Inhalt des ſpecifiſchen Chriſtenthums mindeſtens neutral verhielt. Wir dürfen überhaupt nicht verkennen, daß die moderne Welt es noch zu keinem Abſchluß gebracht hat, daß ſie nicht wie das frühere Mittelalter, welches von allen antiken Elementen abſtrahiren durfte, aus dem Vollen, Ganzen ſchafft, ſondern daß wir in einer eklektiſchen Zeit leben und uns ſowol mit antiken als mittelalterlichen Elementen und Traditionen ſchleppen, die wir nicht loswerden können und die mit unſern modernen Ideen oft in einem ſehr grellen Gegenſatz ſtehen. Da muß Jeder ſehen, wie er mit ſich ſelbſt fertig wird. Der Trotz und der Eigenſinn, womit jetzt Jeder auf das Recht ſeiner Individualität pocht — jenes Recht, das auch Wilhelm von Humboldt namentlich in frühern Tagen befürwortete —, findet in einer ſolchen Zeit wenigſtens ſeine Entſchuldigung, ſo ſchlimm und verderblich auch die Folgen davon für das Ganze und rückwirkend auch wieder für den Einzelnen ſein mögen.

Ein Mann von der ſeltenen Geiſtes- und Charakterbildung und der ſtaatsmänniſchen Wirkſamkeit wie Wilhelm von Humboldt, auf den zugleich ein Widerſchein von dem europäiſchen Ruhm ſeines Bruders Alexander fiel, verdiente es im hohen Grade, einen ſeiner würdigen

Kreuzer, so daß also auf jeden Kopf 6 fl. 15 kr. kommen. Die Kosten der Reise, Verpflegung, Quartier, Fuhrlohn, Trinkgeld, Eintritt in Schauspiele, Concerte, Bälle, Spaziergänge, Bäder, Kleidung, Wäsche, Schuhe, Reparaturen, Geschenke, Bücher, Musikalien, Zeitungen, Briefporto, Arzt, Apotheke, Barbier, Friseur, Theater

hoben werden. Das Buch ist im Ganzen mit Geist und in einem correcten, feingeschliffenen, präcisen und klaren Stil geschrieben, dem es aber doch vielleicht etwas an lebendigem Colorit fehlt. Auch möchte man dieser ganzen Simplicität der Darstellung, die vielleicht nicht ganz frei von Manier ist, eine gewisse Künstlichkeit anmerken. Jedenfalls ist es aber nicht jene Schwerfälligkeit der Schreibart, welche man sonst wol den deutschen Universitätsgelehrten vorwirft. Mehr läßt sich der deutsche Gelehrte in der Wahl wie der Behandlung der Gegenstände wahrnehmen, die der Verfasser aus Humboldt's Leben und Wirken herausgreift und mit Vorliebe bespricht. Ein Engländer mit seinem angeborenen Talent dramatischer Veranschaulichung würde aus dieser Biographie ein allgemeiner lesbares, praktischeres und fesselnderes Buch gemacht und sich besonders auch an die Momente von reinmenschlicher Bedeutung gehalten haben, wie sie namentlich Humboldt's Verhältniß zu seiner Freundin Diede und sein Briefwechsel mit ihr bietet. Diese Partie ist von Haym jedoch im Verhältniß zu den übrigen Partien sehr kurz und flüchtig behandelt, während den linguistischen Untersuchungen und Axiomen Humboldt's eine ganze Abhandlung von nicht weniger als etwa 70 Seiten gewidmet ist. Auch den später so hervortretenden christlichen Anschauungen Humboldt's ist wol nicht die genügende Aufmerksamkeit gewidmet, vielleicht aus Besorgniß, hier auf ein Capitel zu gerathen, welches in Universitätskreisen nicht recht gangbar ist. Endlich verräth sich der deutsche Parteidoctrinär wol zu sehr in den die politische Wirksamkeit Humboldt's betreffenden Partien, denen wol eine lebensvollere Darstellung zu wünschen und zu geben gewesen wäre.

Es würde den Raum d. Bl. offenbar zu ungebührlich in Anspruch nehmen, wenn wir hier an der Hand Haym's ein vollständiges curriculum vitae Wilhelm von Humboldt's schreiben wollten. Auch dürfen wir eine allgemeinere Kenntniß seines Lebens bei den Lesern d. Bl. wol mit Recht voraussetzen. Wir übergehen daher die Mittheilungen über seine Kindheit und Jugenderziehung, über seine Bekanntschaft mit Frau Marcus Herz und über die berliner literarischen Cirkel, in die er sich als Jüngling eingeführt sah, über seine Studienzeit in Frankfurt an der Oder und in Göttingen, über seine Reise mit Campe nach Paris zur Zeit der Revolution, über sein Verhältniß zu F. H. Jacobi, Georg Forster und Lavater, so interessante Gesichtspunkte sich auch aus Haym's Schrift in Betreff dieser Lebensmomente und Bekanntschaften ergeben. Näher liegt es uns hier, sein Verhältniß zu Schiller und Goethe zu erörtern, welches ein so inniges war, und zwar zumeist von seiner, des jüngern Mannes Seite, daß man ihn fast als den Dritten im Bunde ansehen könnte. Auch haben beide Dichter sich mit keinem Dritten in so tiefe und fortlaufende literarische Berathungen eingelassen, als mit Wilhelm von Humboldt, Keinem ein so großes Vertrauen gezeigt, auf keines Andern Urtheil soviel gegeben. Wenn man auch nicht leugnen kann, daß bei diesem Verhältniß der größere Gewinn auf Humboldt's Seite war, so haben doch sein edler milder Sinn, seine harmonische Persönlichkeit und sein philosophisch durchgebildeter Geist wie sein geschmackvolles Urtheil auch auf beide Dichter belebend und regelnd zurückgewirkt. Weniger wol auf Goethe, der gewissermaßen wie eine Naturerscheinung, welche ihre Gesetze in sich selbst trägt, ruhig seines Wegs ging und dem fremdes Urtheil nur insofern von Interesse war, als er es zum Gegenstande seiner eigenen Beobachtungen machen und die Richtigkeit seines eigenen Urtheils daran prüfen konnte, so etwa wie ein Naturforscher über ein sonst feststehendes, unverrückbares Naturphänomen doch gern das Urtheil und die Beobachtung eines geistreich combinirenden wissenschaftlichen Collegen kennenlernen wird. Anders verhielt es sich mit Schiller, dessen Bildungsgang ein ganz anderer gewesen war und der in seinem ewigen Ringen nach einem Ideal wie in dem quälenden Gefühle, daß ihm zu seiner Vollendung doch Dieses und Jenes, namentlich aber eine genügende Kenntniß des Alterthums und besonders der griechischen Sprache fehle, von solchen Geistern, die sich ihm in dieser idealistischen Richtung verwandt zeigten, gern Rath und Belehrung annahm, wenigstens in allen solchen Punkten des Wissens, in denen er sich nicht ganz sicher fühlte. Mit Recht bemerkte der Berichterstatter über den Schiller-Humboldt'schen Briefwechsel in Nr. 157 d. Bl. f. 1851:

> In der That muß man Schiller's Glück preisen, das ihn auf seiner Dichterlaufbahn Freunde wie Goethe und Humboldt hat finden lassen, von welchen er in jenem das Vorbild Dessen, was ihm noch fehlte und was er mit hoher Willens- und Geisteskraft erstreben zu müssen und zu können glaubte, in diesem den Entdecker Desjenigen erkannte, was er besaß, den Aufschließer seiner innern Schätze, den mitsinnenden Forscher, den erklärenden und erläuternden Bewunderer.

Ohne Zweifel hat auch Wilhelm von Humboldt das Meiste dazu beigetragen, Schiller der dramatischen Poesie zu erhalten, indem er in dem Augenblicke, wo der Dichter zwischen Epos und Drama schwankte und nahe daran war, dieses für jenes aufzugeben, ihn mit aller Entschiedenheit, aber auch mit der größten Delicatesse und Feinheit darüber klar zu machen wußte, daß seine ganze Natur sich ebenso sehr dem Drama zuneige, als dem Epos widerstrebe. Es ist ein großes Ehrenzeugniß für Wilhelm von Humboldt, wenn Schiller einmal schreibt, daß er bei Allem, was er mache, daran denke, wie es Humboldt gefallen werde. Diese Hingabe an Humboldt ging freilich nicht soweit, daß er seinen Rathschlägen in allen Fällen und unbedingt Gehör gegeben hätte, und wenn er den etwas wunderlichen Rath Humboldt's, daß er den „Wallenstein" in Prosa statt in Versen schreiben möge, nicht befolgt hat, so wird man ihm darin nur Recht geben und der Poesie dazu Glück wünschen müssen. Ein höchst interessantes Denkmal des schönen Verhältnisses zwischen Humboldt und Schiller ist der von Humboldt selbst noch bei seinen Lebzeiten herausgegebene Briefwechsel zwischen Beiden. Und auch bei der Redaction dieser Correspondenz zeigten sich die Gewissenhaftig-

keit, der Takt und die Discretion Humboldt's in schönstem Lichte. Haym bemerkt, daß Humboldt nur ungern an die Arbeit gegangen sei, seinen Briefwechsel mit Schiller für das Publicum zurecht zu machen, und daß nur sein den Erben Schiller's gegebenes Versprechen ihn dazu habe vermögen können. Haym fährt fort:

Er war im Ganzen gegen alles Drucken von Briefen. Unmöglich konnte er verfahren, wie Goethe verfahren war. Die ganze Correspondenz mußte durchgegangen, alles Dasjenige, was von blos momentanen Beziehungen darin enthalten war, mußte getilgt, unvertilgt sollten nur die Ideen und Raisonnements mitgetheilt werden. Diese Arbeit, bei welcher das Ganze bis auf die Hälfte zusammenschmolz, kostete mehre Monate.

Von dieser Verfahrungsweise sollte, wie es uns scheint, bei der Herausgabe von Briefwechseln nur in ganz besondern Fällen abgewichen werden, deren Beurtheilung wie die Verantwortung dafür freilich jedem Redacteur und Herausgeber von Briefnachlassenschaften überlassen bleiben muß.

Es ist bekannt, mit welcher Innigkeit, ja fast Schwärmerei Wilhelm von Humboldt an Schiller hing und wie seine Sympathie für den Dichter auch dann noch dieselbe blieb, als ihm später, wie dies bei größerer Geistesreife zu geschehen pflegt, die Art und Weise Goethe's nähertrat und sich seinem Verständniß mehr und mehr erschloß. Haym sagt in Bezug auf Humboldt's Aufsatz über Goethe's zweiten römischen Aufenthalt und auf die treffliche Vorerinnerung zu seinem Briefwechsel mit Schiller:

Wir kennen hinlänglich den Inhalt dieser Vorerinnerung. Bezeichnend für die gegenwärtige Reife seines Wesens und seiner Ueberzeugungen ist nur dies, wie er (Humboldt) jetzt mehr und freier als je auch die zusammenstimmende Verschiedenheit der beiden Dichterindividualitäten zu würdigen vermochte. Indem er den überschießenden Idealismus seiner Natur in seiner nunmehrigen Auffassung des Wesens der Kunst und des Alterthums gleichsam durch eine List neutralisirt hatte, war es ihm ein Leichtes, sich mit gleicher Sympathie jetzt zu dem am meisten realistischen *), jetzt zu dem am meisten idealistischen Dichter zu wenden. Er hatte ehemals in jenem ganz der Goethe'schen Dichtung gewidmeten Buche (der Schrift „Ueber Goethe's Hermann und Dorothea") nur durch eine künstliche und gezwungene Unterscheidung die Ehren Schiller's mit denen Goethe's zu vereinigen gewußt. Er braucht jetzt nur von den ineinander passenden Fäden seines Jugendgewebes entweder die einen oder die andern ein wenig stärker anzuziehen, um mit gleichem Glanze bald das Bild des Einen, bald das des Andern erscheinen zu lassen. Wenn ja noch ein Unterschied hervortritt, so ist es der, daß er bewundernder vor dem Bilde Goethe's, theilnehmender, hingebender und gerührter vor dem Bilde Schiller's steht.

Wir glauben aber doch, daß der hier für das Verhältniß Humboldt's zu Goethe gewählte Ausdruck „bewundernd" nicht erschöpfend genug sei. Mit dem bloßen „Bewundern" ist es eine eigene Sache; ein Wilhelm von Humboldt wenigstens konnte sich mit dem bloßen „Bewundern" eines Dichters nicht genügen lassen.

Fragen wir nun noch, wie sich Goethe und Schiller von der gemüthlichen Seite zu Wilhelm von Humboldt verhalten haben, so werden wir uns zu diesem Zwecke vornehmlich im Goethe-Schiller'schen Briefwechsel umsehen müssen, da dieser ihre innersten Herzensgeheimnisse offenbart. Wir werden dann allerdings sagen müssen, daß darin von keinem andern ihrer persönlichen Bekannten soviel die Rede ist, daß sie einander, wenn auch nur in fliegenden Notizen, redlich mittheilen, wo Humboldt sich aufhält, was er über sie denkt und schreibt, daß sich aber nur ein mal, und zwar in einem Briefe Goethe's, ein bedeutendes Lob für ihn einmischt, indem Goethe darin bemerkt: „Sein Ernst, sein Talent, sein Streben, sein guter Wille, seine Neigung, seine Freundschaft verdienen eine redliche und freundliche Erwiderung." Dagegen bemerkt Schiller einmal, daß ihm Humboldt's Gedankenrichtung jetzt „etwas fremd und widerstrebend" sei. Dieses Urtheil scheint sich auf Humboldt's Schrift über Goethe's „Hermann und Dorothea", damals noch Manuscript, zu beziehen, und daraus, daß Goethe's Lob etwa vier Wochen später geschrieben ist, darf man wol schließen, daß es Goethe darum zu thun gewesen sei, gewissermaßen seine Autorität bei Schiller zu Gunsten des jüngern Freundes in Geltung zu bringen und einem weitern „Widerstreben" von Seiten Schiller's bei Zeiten vorzubeugen. Auch schrieb Goethe schon vorher an Schiller: „Ihr Schreiben an Humboldt ist zwar recht schön und gut, doch wird es dem Freunde nicht ganz erquicklich sein, denn es drückt nur allzu sehr aus, daß diese Arbeit nicht ganz in unsere gegenwärtigen Umstände eingreifen könnte" — was zwar recht diplomatisch, aber für Den, der in solche Verhältnisse Einsicht hat, verständlich genug gesagt ist.

Es thut uns wahrhaft leid, der Raumersparniß wegen auf die Darstellung, welche Haym von Humboldt's Verhältniß zu den beiden Schlegel, zu Voß und besonders zu dem Philologen Wolf gibt, nicht tiefer eingehen zu können; wir bemerken nur, daß diese Darstellung zur Kenntniß des genialen, zuletzt nur unerträglich hochfahrenden Wolf ein sehr schätzenswerther Beitrag ist, und heben noch hervor, daß Wilhelm von Humboldt auch Wolf gegenüber seine milde und vermittelnde Natur walten ließ, namentlich als er einen Angriff Wolf's auf Herder als des Erstern nicht würdig tadelte. Und Wolf ließ sich von Humboldt gefallen, was er von einem Andern ohne Zweifel nicht mit derselben Gemüthsruhe hingenommen haben würde, wobei wir übrigens nicht vergessen dürfen, daß deutschen Gelehrten gegenüber die vornehme Geburt und Lebensstellung Wilhelm von Humboldt's wol ein beträchtliches Gewicht in die Wagschale legte. Ebenfalls ganz kurz müssen wir Humboldt's nicht blos eheliches, sondern geistiges und selbst gewissermaßen literarisches Verhältniß zu seiner Gattin, geborenen Ka-

*) Wenn Haym hier Goethe den „am meisten realistischen" Dichter nennt, so kann er dies wol nur so verstehen, daß Goethe im Verhältniß zu Schiller der „am meisten realistische" Dichter gewesen. Denn an einen Realismus in dem Sinne, wie ihn unsere heutige Dorfschulzen-, Fabrikanten-, Krämer- und Pfandleiherliteratur zutage fördert, ist bei dem Dichter des „Wilhelm Meister", „Torquato Tasso", „Faust", „Hermann und Dorothea", der „Iphigenia" u. s. w. gewiß nicht im entferntesten zu denken.

roline von Dacheröden, erwähnen, mit der er eifrig Griechisch und Lateinisch trieb und alte Autoren in der Ursprache las. Die Frauen der damaligen Zeit waren zum Theil eben anderer Art als die jetzigen; sie studirten, suchten sich über Alles zu unterrichten, vertieften sich in das Alterthum und begnügten sich nicht wie die zu unserer Zeit mit bloßen Mode- und Stichworten des Tags. Die Herzogin Amalie tractirte mit Wieland selbst den Aristophanes, für dessen Ungezogenheiten sogar sie schwärmte, und auch die beiden Fräulein von Lengefeld lasen mit einem Eifer, der eines Archäologen würdig war, die alten Autoren wenigstens in Uebersetzungen; auch sie ekelte wie Karl Moor vor dem „tintenkleckſenden Säculum", wenn sie im Plutarch lasen von großen Männern.*)

Mit der tiefeindringenden und dabei liebevollen Analyse, mit der Haym den Philosophen, den Schriftsteller, den Sprachkundigen in Wilhelm von Humboldt schildert, charakterisirt er ihn auch als Staatsmann; ja man kann sagen, daß er sich hier auf einem Felde befindet, welches er, wenn auch nicht mit der größern Einsicht, doch mit wo möglich noch größerm Eifer bebaut, mit jener Energie, wie sie politischen Parteimännern eigen zu sein pflegt. Haym gehört ja wol zur Zahl derjenigen modernen Gelehrten, welchen es darum zu thun ist, nicht nur unter den Gebildeten größere Theilnahme an politischen Dingen zu erwecken, sondern selbst einen bestimmten politischen Plan zur Neugestaltung Deutschlands zur Ausführung zu bringen. Wir können es nur gutheißen, wenn er und seine Gesinnungsgenossen diesen Plan, nachdem sie auf parlamentarischem Wege damit gescheitert, wieder in der Presse aufnehmen und, ohne Ermüdung, Verzagtheit und Resignation zu zeigen, mit der Feder für ihn zu wirken fortfahren. Doch will es uns bedünken, als ob Haym hier und da einer unparteiisch objectiven Darstellung der Verhältnisse doch durch die zu scharfe Hervorhebung seiner politischen Tendenz ein wenig Abbruch thue, daß der politische Parteischriftsteller über den Historiker zu viel Macht gewinne. Wir können uns hier, selbst an der Hand eines so beredten Biographen wie Haym, nicht auf die Darlegung der politischen Laufbahn Wilhelm von Humboldt's in detaillirterer Weise einlassen und nur bemerken, daß Humboldt, wenn er auch einzelne Irrthümer begangen und Schwächen gezeigt haben sollte, in aller Reinheit eines Ehrenmannes aus den politischen Geschäften geschieden ist. Es war damals die Zeit noch nicht, wie sie es auch jetzt noch nicht ist, wo ein Philosoph, dem das reine Menschenthum, die harmonische und humane Durchbildung des Geschlechts das höchste Ziel war, Anwartschaft darauf haben konnte, an der Spitze der Geschäfte zu bleiben und seine idealen Tendenzen zu verwirklichen. Er, der den Actenmenschen, welche keine Ideen hätten, den Krieg erklärte, welcher der Ansicht war, daß „alles blos polizeiliche Treiben allemal sein Ziel verfehlt", mußte wol mit seiner Mission in direct praktischer Beziehung scheitern. Aber es ist auch schon etwas Großes darum, ein reines Andenken unter den Menschen zurückgelassen zu haben, und daß seine Wirksamkeit nicht ohne segenreiche Folgen geblieben ist, zeigt sich schon an dem seltenen Eifer, womit man sein Andenken in aller Weise zu erneuern und seinen humanen Tendenzen gerecht zu werden beflissen ist. Man schafft und sorgt ja nicht für den heutigen Tag allein; gerade solche Geister wie Humboldt arbeiten noch mehr für künftige Geschlechter als für die Gegenwart. Hat doch auch das Licht der Fixsterne vielleicht Jahrhunderte gebraucht, ehe es den Erdbewohnern sichtbar wurde. Bei aller Anerkennung seiner Uneigennützigkeit und politischen Unbescholtenheit tadelt Haym an Wilhelm von Humboldt, daß er zu wenig von realistischen Neigungen und Affecten durchdrungen gewesen, und er fährt fort:

> Der praktische Staatsmann muß, so scheint es, von einem gröbern Stoff sein. Er muß glühend hassen und lieben, mit ganzer Seele achten und verachten können. Er muß jene edle Ruhmbegierde besitzen, die sich in Erreichung großer öffentlicher Zwecke zu befriedigen dürstet. Vielleicht darf er selbst nicht so weise sein, daß es ihm unmöglich wäre, eine Thorheit zu begehen, und gewiß nicht so tugendhaft, daß er vor Scrupeln über die Reinheit der Mittel die Entschlossenheit und Kühnheit des Handelns verlöre. Auf dieser Bahn ist es leicht, irrezutreten. Das Beispiel steht einzig da, und nur in den Grundzügen des deutschen Wesens lag die Möglichkeit dazu, daß einem politischen Charakter nichts zur entschiedensten Größe mangelte als menschliche Schwäche und Leidenschaft.

Es ist schon anderswo auf das Bedenkliche und Gefährliche dieser Anschauung von der Aufgabe und dem Wesen eines echten Staatsmannes hingewiesen und mit Recht gesagt worden, daß die Tugend, welche nur reine Mittel wolle, kein Hemmniß politischer Größe sei, und daß es für Politiker keine besondere Moral gebe. Wir preisen und feiern noch heutzutage die Uneigennützigkeit und die Tugend eines Aristides, und gewiß waren es nicht seine Grundsätze, an denen das atheniensische Gemeinwesen zugrunde ging. Mit solchen Anschauungen, wie sie hier Haym blicken läßt, müssen wir zuletzt nothwendig dahin kommen, Talleyrand und die Zöglinge seiner diplomatischen Schule doch für die eigentlichen praktischen Staatsmänner zu halten, mögen sie auch die Moral durch Cabalen und Intriguen und Eidbrüche und Treulosigkeiten noch so oft verletzt und über den Haufen geworfen haben. Nein, wir müssen gegen diese Behauptungen Haym's mit allem Ernste und aller Energie protestiren. Wir wollen lieber, daß etwas scheinbar Großes nicht geschehe, als daß das gute Princip grundsatzmäßig aus der Welt hinausgetrieben werde. Auch ist der Vorwurf der Energielosigkeit, welchen Haym gegen Wilhelm von Humboldt erhebt, nicht einmal ganz zutreffend. Als Humboldt die Karlsbader Beschlüsse „schändlich, unrs-

*) Der Einsicht in manche Verhältnisse wegen ist nicht zu vergessen, daß die beiden Fräulein von Lengefeld mit Karoline von Dacheröden innig vertraut waren. Karoline von Lengefeld, Schwester von Schiller's Gattin und damals noch die Frau des Legationsraths von Beulwitz, stiftete eigentlich den Ehebund zwischen Wilhelm von Humboldt und Karoline von Dacheröden. Die persönliche Bekanntschaft zwischen Humboldt und Schiller, dem jener begreiflicherweise mit den günstigsten Vorurtheilen entgegenkam, machte sich so von selbst.

tional und ein denkendes Volk aufregend" nannte, als er verlangte, daß dem Auftreten Bernstorff's in Karlsbad die Ratification versagt und derselbe in Anklagezustand versetzt werde, da hat er wol einen bis dahin bei einem deutschen Minister unerhörten Muth bewiesen. Wilhelm von Humboldt, der bei der Uebernahme eines Staatsdienstes nur ein Opfer gebracht und dem Staate als Minister wie als Gesandter in Rom, London und auf verschiedenen Friedenscongressen die wichtigsten Dienste geleistet hatte, der für sich dabei weder Ruhm noch Gewinn suchte und uneigennützig genug war, bei seinem Rücktritt selbst auf eine Pension zu verzichten, sah sich nun von der siegenden Partei verfolgt, feindselig behandelt und mußte es selbst erdulden, daß seine Briefe wie die eines anrüchigen Demagogen erbrochen wurden. Diese und ähnliche Chicanerien im Geschmacke der Schmalzianer ertrug er mit der Ruhe eines Philosophen und mit einer Würde, wie in neuern Zeiten kaum ein zweites Beispiel zu finden sein möchte. Er lag nicht auf der Lauer, nicht im Hinterhalte, er intriguirte nicht, er grollte nicht, er klagte nicht, er faßte, was ihm feindselig oder gemein gegenüberstand, als ein Zuständliches, mit dem man sich als Beobachter absinden müsse, nicht als etwas Persönliches auf. Bei dem Reichthum seines Geistes und der Souveränetät seines innern Menschen konnte er auch verachten, was so tief unter dem Niveau seiner sittlichen wie politischen Begriffe stand.

Wir selbst haben allerdings Wilhelm von Humboldt eines Mangels an gewissen praktischen Eigenschaften geziehen, deren der Staatsmann bedarf, ohne aber damit den Vorwurf zu verbinden, daß er nicht die diabolische Fähigkeit besessen habe, einem Conflict mit der Moral nicht aus dem Wege zu gehen und in jesuitischer Weise jedes Mittel, das zur Erreichung dieses oder jenes Zwecks dienen könne, für erlaubt zu halten. Wir haben auch angedeutet, daß er seine Aufgabe als Leiter der Unterrichtsangelegenheiten in zu idealem Sinne aufgefaßt und an unsere Generation einen zu hohen Maßstab gelegt habe. Zwar suchte er den Elementarunterricht im Sinne Pestalozzi's zu reformiren, indem er ihm die Aufgabe stellte, mehr die Erweckung und selbstthätige Bildung der menschlichen Grundkräfte statt die Ueberlieferung von Dogmen und Schulkenntnissen ins Auge zu fassen. Wir wissen nicht, ob das Fundament, das man dazu legte, ein wirklich praktisches war, wir wissen nur, daß die Volksschulen im Allgemeinen noch nicht geleistet haben, was man von ihnen zu erwarten berechtigt war. Schon die Bezeichnung „Grundkräfte", zu der man hier seine Zuflucht genommen hat, deutet auf eine ziemlich theoretische Auffassung hin, und gewiß darf man sagen, daß die Grundkräfte des Gemüths seit langem über denen des Verstandes, die Ethik über der Intelligenz zu sehr vernachlässigt worden sind. Jedenfalls griff man aber die Aufgabe des Gymnasialunterrichts zu hoch, indem man ihn so anlegte, als ob man aus den Zöglingen lauter Helleniſten bilden wollte. Man tractirte in Prima die schwierigsten Dichter, wie Pindar und Aeschylus, an denen selbst die gründlichsten Sprachgelehrten zu studiren und zu interpretiren haben; man las von Aeschylus nicht blos die leichtern Stücke, sondern sogar den „Agamemnon", bekanntlich die Lieblingstragödie Wilhelm von Humboldt's, die er mühsam in deutsche Verse übertrug, welche sich kaum verständlicher lesen lassen als die griechischen. Man las an einer solchen Tragödie ein ganzes Semester, in jeder Lectionsstunde höchstens ein paar Dutzend Verse, eine gehackte, zerbröckelte Arbeit, bei der die Zöglinge unmöglich den Geist des Originals verstehen lernen und Liebe zu dem Dichter und seiner Dichtung fassen konnten. Die unter den Gymnasien bestehende Rivalität in diesem Unterrichtsgegenstande trieb es sogar soweit, daß einzelne Schüler allerdings sich hier und da in altgriechischer Sprache auszudrücken wußten, gewiß aber in einem Griechisch, welches ein Grieche der vorchristlichen Zeit ebenso wenig als Griechisch anerkannt haben würde, wie von uns das Deutsch, das etwa ein junger Franzose auf einem französischen Collége kauderwelschen lernt, als wirkliches Deutsch anerkannt werden kann. Nach solchen Leistungen wurde aber damals in Preußen an höchster Unterrichtsstelle die Leistungsfähigkeit der Gymnasien überhaupt beurtheilt und bemessen. Es wurde hierdurch zu einer Ostentation, zu einer reinäußerlichen Schaustellung der Grund gelegt, die, wie dies auf den Universitäten das oberflächliche Sichaneignen gewisser Hegel'scher Terminologien zur Folge hatte, auf die Gemüther der jungen Leute keinen günstigen und wirklich bildenden Einfluß haben konnte. Eine große Stiftung, für die ihm der Dank der Nachwelt für alle Zeiten gebührt, knüpft sich aber an den Namen Wilhelm von Humboldt's, die Stiftung der berliner Universität, zu welcher der Gedanke zwar schon früher angeregt war, zu dessen Ausführung aber doch besonders erst auf Humboldt's Anregung und eifrige Befürwortung geschritten wurde. Nach seiner Idee sollte Preußen vorzugsweise der Staat der Bildung und durch diese wissenschaftliche Centralanstalt Berlin die Metropole dieses Staats der Bildung sein. Auch später, in seiner Zurückgezogenheit von den öffentlichen Angelegenheiten, war Humboldt in dieser Richtung keineswegs müßig, er war Mitstifter des Vereins der Kunstfreunde für den preußischen Staat, für den er das Programm verfaßte, und Mitglied der Commission für das neue Museum.

Mit der Katastrophe, welche, sehr bald nach dem Tode Kant's, Klopstock's, Herder's und Schiller's, über die Monarchie Friedrich's des Großen hereinbrach, war die alte Literaturperiode eigentlich beschlossen. Man hatte großes Recht, auf die gewonnenen ästhetischen und philosophischen Resultate stolz zu sein, aber man sah auch ein, daß hiermit allein einem Volke nicht zu helfen sei. Die Geister wandten sich zum Theil andern Aufgaben zu, und selbst den Romantikern wird man es nicht in Abrede stellen können, daß sie durch ihre chevalereskeu Dichtungen, durch ihre Reminiscenzen an das mittelalterliche Deutschland den ritterlichen Geist förderten, welcher in den Unabhängigkeitskriegen zur That und zum

Siege führte. Auch Wilhelm von Humboldt hielt mit ſeinen äſthetiſchen Reflexionen inne und verſenkte ſich mehr und mehr in linguiſtiſche Studien, zu denen er ſchon früher als Helleniſt und dann bei ſeinem Aufenthalte in Spanien, wo er namentlich das Baskiſche ſtudirte, den Grund gelegt hatte. Chineſiſch, Koptiſch und Hieroglyphik, Mexicaniſch und Ottomitiſch, Malayiſch und namentlich die Kawiſprache — alles Das zog er in ſein Bereich. Er zeigte ſich auf dieſem Gebiete, wie ſein Bruder auf anderm, als Alles umfaſſender Centralkopf, indem er dahin ſtrebte, Sprach-, Geſchichts- und Völkerſtudium zu verſchmelzen und mit Haym's Worten „die Kenntniß der Sprachen mit den höchſten und letzten menſchlichen Intereſſen in Zuſammenhang zu bringen und ſie vom ideellen Geſichtspunkte aus zur tiefſinnigſten Wiſſenſchaft umzugeſtalten". Nach Humboldt (wie nach ſeinem Vorgänger Herder) wirkt in der Sprache der menſchliche Geiſt wie Natur; die Sprache iſt ihm kein Werk, ſondern eine Thätigkeit. Ueber dieſe rieſenhaften Arbeiten Humboldt's verbreitet ſich Haym ſehr weitläufig, weitläufiger als dies eigentlich ſich mit dem Zweck einer biographiſchen Charakteriſtik verträgt. Doch werden wir ihm auch für dieſe Darſtellung dankbar ſein, da es nicht Jedem möglich ſein möchte, ſich durch Humboldt's koloſſales Werk „Ueber die Verſchiedenheit des menſchlichen Sprachbaus und ihren Einfluß auf die geiſtige Entwickelung des Menſchengeſchlechts" hindurchzuarbeiten. Denn Wilhelm von Humboldt verſtand es nicht wie ſein Bruder Alexander, die Reſultate ſchwieriger und umfangreicher Forſchungen dem allgemeinen Verſtändniß zu erſchließen. Die Tugenden des Forſchers wurden bei ihm, wie Haym wol mit Recht bemerkt, zu Mängeln des Schriftſtellers. Wir hätten hierbei auch noch als ein faſt ſeltſames Factum zu erwähnen, daß in ſeinen Schriften eine Seite ſeiner Natur gar nicht zur Erſcheinung kommt, nämlich ſein wenigſtens in frühern Jahren ſehr hervortretender Hang zum Sarkasmus und ſein ungemeiner Sinn für das Lächerliche, womit er zu einem „Gegenſtand der Scheu und des Schreckens" wurde. Nach dem Ausſpruch der Rahel verwandelte Humboldt „Menſchen in Meerkatzen" und nach Varnhagen's Verſicherung wußte er durch „frevelhaft-humoriſtiſche Paradoxien" die lachluſtigſte Stimmung um ſich zu verbreiten. Paßt auch auf Wilhelm von Humboldt das merkwürdige Wort Charles de Rémuſat's, daß alle Schriftſtellerei „plein de feintise" ſei?

Indeß dieſer Sarkasmus mochte wol auch Humboldt im Laufe der Zeit und infolge mancher bittern Schickſale und Erfahrungen vergehen. Er wandte ſich, namentlich nach dem Tode ſeiner Gattin, immer mehr in ſich ſelbſt zurück, indem er zugleich Anknüpfungspunkte oben und im Jenſeits ſuchte. Als ein erhebendes Denkmal dieſer Richtung nach innen wie nach oben beſitzen wir ſeine „Briefe an eine Freundin", die bereits die ſechste Auflage erlebten und aus denen, wie bereits bemerkt, Eliſa Maier ihre auch ſchon drei mal aufgelegten „Lichtſtrahlen" vorzugsweiſe zuſammengeſtellt hat. Gewiß iſt es eine eigenthümliche, in dieſer Art noch nicht dageweſene Erſcheinung, daß dieſer Gelehrte und Staatsmann von vornehmer Geburt, den die Frau von Staël einmal die „größte Capacität Europas" nannte, ſich dazu herbeiläßt, mit einer der Welt vollkommen unbekannten Frau jahrelang ein herzliches und gemüthliches Briefgeplauder zu unterhalten. Ruhm und Ehre hatte er davon nicht; denn gewiß hat er auf eine Veröffentlichung dieſer Briefe, in denen er ſo reiche Geiſtesſchätze niederlegte, nicht gerechnet. Und was konnte ihm Charlotte Diede ſein, die Verkannte, von der Geſellſchaft nach einem etwas abenteuerlichen Leben faſt Ausgeſtoßene, welche die Blumenfabrikation trieb und ſich ſogar veranlaßt geſehen hatte, längere Jahre einen falſchen Namen anzunehmen? Aber wie es ihm wohlthat, mit ihr, der Unſcheinbaren, in der er aber die innigſte Empfänglichkeit für ſeine Gefühle und hingebendſte Anſchmiegſamkeit an ſeine Ideen erkannt hatte, ſich über Gegenſtände auszuſprechen, über die auszuſprechen ihm Troſt und innere Befriedigung gewährte, ſo verband er damit in ſeiner Weiſe auch den edeln Zweck, einem verkannten, einſam ſtehenden Weſen, das vielleicht gerade infolge ſeiner geiſtigen Begabung früher irregegangen war, Troſt und Seelenſtärkung zu gewähren und ihm zu beweiſen, daß es noch Männer gäbe, die es unter ihrer Würde halten, das Vertrauen vielbetrogener armer Frauen zu täuſchen. Daß Humboldt, der Verehrer Kant's *), Goethe's und Schiller's, ihr einmal zur Lectüre Stolberg's „Kirchengeſchichte", freilich auch in nächſter Stelle Ritter's „Erdkunde" empfahl, iſt ebenfalls für ihn bezeichnend genug. Er ließ eben Alles, was tüchtig in ſich war, nebeneinander beſtehen, wie er ja auch in Voß nicht den „niederdeutſchen Bauer", wie ihn die ſpätere brutale Kritik nannte, ſondern auch einen durchaus „liebenswürdigen" Menſchen erkannte, „feiner, zarter und poetiſcher", als man ſich ihn vorſtelle. Humboldt's Sarkasmus und ſeine beißende Kritik richteten ſich eben nur gegen das in ſich Untüchtige, und dafür hatte er ein ebenſo ſcharfes Auge wie für das Tüchtige. Was übrigens den Briefwechſel ſelbſt betrifft, ſo verweiſen wir auf den Bericht darüber in Nr. 2 und 3 d. Bl. f. 1848, worin dieſe Correſpondenz mit vollem Recht eine wahre „Tröſteinſamkeit" genannt wird, und wem es um nähere Kenntniß der „Freundin", ihrer verworrenen Schickſale und ihres Verhältniſſes zu Humboldt zu thun iſt, möge darüber die Aufklärungen nachleſen, die in Nr. 108 und 109 f. 1848 enthalten ſind.

---

*) In Kant verehrte Wilhelm von Humboldt denjenigen Denker, der zuerſt die Philoſophie „im wahrſten Sinne des Worts in die Tiefen des menſchlichen Buſens zurückführte". Mit der ſo herrſchſüchtigen Philoſophie Hegel's hat er ſich dagegen niemals zu befreunden vermocht. „Nichts", ſagt Haym, „was ſeiner ganzen Natur mehr hätte widerſprechen müſſen, als der mit Zuverſicht durchgeführte Verſuch, durch bloßes Raiſonnement ein Syſtem, eine lückenloſe und erſchöpfende Conſtruction aller Dinge des Himmels und der Erde zu ſchaffen. Hier mußte er gleich ſehr die Zartheit wie die Freiheit des Geiſtes — er mußte alles Dasjenige vermiſſen, wodurch die Kant'ſche Philoſophie ihm ſo ehrwürdig war."

Noch ein anderes, individuell genommen höchst interessantes Erzeugniß seines philosophischen Einsiedlerlebens sind seine „Sonette", welche sein Bruder Alexander herausgegeben und mit einem Vorwort eingeleitet hat. Wir werden über ihre Entstehung wie über ihre Bedeutung als Lebensmoment des Dichters am besten den brüderlichen Herausgeber vernehmen:

Die Sonette meines Bruders, von ihm selbst nicht zur Veröffentlichung bestimmt, ja den nächsten Angehörigen bis zu seinem Tode (am 8. April 1835) unbekannt geblieben, sind, wie ich schon an einem andern Orte gesagt, als ein Tagebuch zu betrachten, in dem ein edles, still bewegtes Seelenleben sich abspiegelt. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, gewährt ihre Sammlung ein eigenthümliches Interesse. Wenn sie einen Reichthum von Ideen offenbart über den erhabenen Einklang in den Kräften der Natur, wie über das ungleiche Wechselspiel in den Schicksalen der Menschheit, so bezeugt sie auch zugleich Ruhe und milde Stimmung des Gemüths am Ende einer Laufbahn in vielbewegter Zeit. Bei einem Staatsmanne, der nach langer und angestrengter Thätigkeit in einen engen Familienkreis zurücktritt, um dem Genuß der freien Natur, um großen, aber schmerzlichen Erinnerungen, um dem Studium des Alterthums und der Entwickelung der Sprachorganismen zu leben, sind eine solche Milde, ein solcher innerer Friede des Gemüths eine seltene, schön errungene Himmelsgabe zu nennen.

In dieser Betrachtung ist wenigstens theilweise die Ursache des Beifalls bezeichnet, der in weiten Kreisen in und außerhalb Deutschlands den „Briefen Wilhelm's von Humboldt an eine Freundin" so anhaltend geschenkt worden ist. Die kleinen poetischen Schöpfungen, welche hier zum ersten male vereint erscheinen, nachdem sie vorher in sieben Bänden der „Gesammelten Werke" zerstreut waren, enthalten gleichsam die Selbstbiographie, die Charakterschilderung des theuren Bruders, dessen Beispiel wesentlich auf meine geistigen Bestrebungen eingewirkt hat und den ich so viele Jahre zu überleben bestimmt bin. Die Sonette sind ausgewählt aus einer großen Zahl, da er nach dem Verluste seiner hochbegabten Gattin (26. März 1829) fast jeden Tag eines, bisweilen in später Nacht, aus dem Gedächtniß niederschreiben ließ. Jedes Hundert der Sonette wurde abgesondert und dann erst einer flüchtigen Correctur unterworfen. Die ganze Composition fällt in die letzten Lebensjahre, ungefähr vom September 1831 bis Anfang März 1835, wo eine Krankheit Herrn Ferdinand Schulz (den jetzigen geheimen Registrator bei der Hauptverwaltung der Staatsschulden) von ihm trennte. Diesem Manne, der sein ganzes Vertrauen besaß, verdanken wir die Kenntniß des lange verborgenen Kästchens, in welchem die Sonette aufbewahrt wurden.

Alexander von Humboldt deutet selbst darauf hin, daß diese Sonette in formeller Hinsicht freilich Manches zu wünschen übrig lassen, und Haym sagt von ihnen: „Kaum ein einziges, welches, blos ästhetisch betrachtet, einen ganz ungetrübt poetischen Eindruck machte. Kaum ein einziges wiederum, welches uns nicht menschlich irgendwie ansprechen müßte." Diese Sprödigkeit und vergleichsweise Unbehülflichkeit in Behandlung der poetischen Form hängt vielleicht damit zusammen, daß Wilhelm von Humboldt äußerst wenig Sinn und Gehör für Musik besaß, und gewiß zog ihn an der griechischen Sprache weniger ihr musikalischer Rhythmus als ihre innere Structur und diejenige Harmonie an, welche in ihr zwischen Leib und Seele besteht. Auch die deutsche Sprache hielt er deshalb so hoch, weil sie unter den modernen Sprachen diejenige ist, welche sich am gewandtesten und vielgestaltigsten dem Ausdruck poetischer und philosophischer Ideen herleiht; denn die Ideen waren Humboldt immer das Höchste, und wenn es möglich wäre, ohne Sprache denken zu können, so würde er der Erste gewesen sein, auch die Sprache von sich abzuschütteln, um ganz inmateriell im Reiche der reinen Ideen zu leben. Dennoch verdienen diese Sonette als geistiges Product unsere Bewunderung; Jeder, der als Praktiker etwas vom Poetenhandwerk versteht, weiß, welche Aufgabe es ist, täglich oder doch fast täglich Gedankenstoff zu einem Gedicht zu finden und diesen Stoff in der schwierigen Form des Sonetts künstlerisch zu gestalten. Dabei ist es denn doch Wilhelm von Humboldt gelungen, manche köstliche Gedankenperle in die gediegenste Form zu fassen. Zu diesen Perlen rechnen wir in dem Sonett „Reiz der Heimat" die schönen Zeilen:

Die Treue fragt nach Schönheit nicht, nach Größe,
Sie hängt an Dem, was einmal sie geliebet,
Und liebt es fort in seiner nackten Blöße.

Ein gewissermaßen persönliches Interesse haben die Sonette, welche die Ueberschrift „Lea" tragen und an Rahel gerichtet sind. Der pikante, prickelnde Geist dieser Frau interessirte Humboldt lebhaft, aber die zuckende Unruhe und eine gewisse Harmonielosigkeit in ihrem ganzen geistigen Wesen hatte für ihn doch wieder etwas Fremdartiges, Unheimliches und Beängstigendes. Er redet sie einmal an:

Nie hab' ich heimlich mich bei dir empfunden,
Wieviel ich mit dir lebte Tag' und Nächte.
Der schönen Schranken, die das wahre, echte
Gefühl umgrenzen, schienest du entbunden.

Und ein andermal:

Vertraut mit Allem, was die Brust durchwühlet,
Mit jedem ird'schen Tragen und Genesen,
Bliebst fremd du Dem, was überirdisch bindet.

Alexander von Humboldt theilt im Vorwort ein „flüchtig geschriebenes" Fragment aus dem noch unedirten Nachlaß seines Bruders mit, welches sich in den „Gesammelten Werken" nicht befindet und noch vor dem Jahre 1824 niedergeschrieben ist. Es trägt die Ueberschrift „Ueber das Verhältniß der Religion und Poesie zu der sittlichen Bildung" und enthält unter Anderm folgende Stellen:

Die Religion erhebt das Sittengesetz auf eine höhere Stufe, indem sie es als ein Gesetz Gottes zeigt; sie erleichtert zugleich dem Menschen die Befolgung desselben, da sie an die Stelle trockener und nackter Pflichtmäßigkeit die jedem gutgearteten Menschen natürlichen Gefühle der kindlichen Ehrfurcht, Liebe, Dankbarkeit und Folgsamkeit gegen Gott setzt und auf eine Fortdauer nach dem Tode hinweist, in welcher die Entsagungen, welche die Pflicht auferlegt, eine fernere, von allen irdischen Zufällen freie und vollkommen gerechte Belohnung finden. Sie erhebt aber auch den Menschen in seinem ganzen Innern, da der religiös gestimmte Mensch fühlt, daß er ein Gegenstand der Liebe und Sorgfalt des Unendlichen ist.... Die Religion ist also nicht nur das kräftigste Beförderungsmittel der Sittlichkeit, sondern Religion und Sittlichkeit, religiöse und moralische Bildung sind eigentlich Eins und Ebendasselbe. Ein wahrhaft religiöser Mensch ist schon eben dadurch auch ein sittlicher.

Diese Aussprüche mit vielen andern in den „Briefen

an eine Freundin" zusammengehalten lassen kaum zweifeln, daß es Wilhelm von Humboldt gelungen war, den religiösen Menschen im christlichen Sinne in sich zu erwecken und auszubilden. Nur fällt es dann doch wieder einigermaßen auf, daß wir in seinen Sonetten wol vielen mit Ueberschriften begegnen, welche aus der griechischen Götterlehre genommen sind, aber keinem, welches durch Ueberschrift oder Inhalt an ein specifisch-christliches Moment erinnerte. Der Sonettendichter besingt nicht Christus, nicht die Apostel, nicht die Märtyrer, nicht die Heiligen, auch keinen Vorkämpfer der Kirchenreform, aber wol die Aphrodite, die Leto, die Niobe, den Poseidon, die Mnemosyne, die Ate, den Mars u. s. w., freilich immer um an diese mythologischen Gestalten irgendeinen allgemeinen philosophischen Gedanken zu knüpfen. Nur ein mal preist er das Glück des Seelenfriedens, welches die Nonne in ihrer Klostereinsamkeit genießt:

Die Ruhe aus der dunkeln Tiefe steiget,
Wo, fern vom Sturm, die feuchte Oede schweiget —

und in dem Sonett „Vorahnung" deutet er im christlichen Sinne auf den Ort hin, wo ihn Himmelsfriede umwehen und an den er nun bald gelangen werde. Hiernach möchte es doch scheinen, daß der in antiken Anschauungen wurzelnde Hellene und der Christ in ihm es auf dem Wege philosophischer Vereinbarung wol nur zu einer Art Compromiß, nicht zu einem eigentlichen Friedensschluß gebracht hatten.

Hermann Marggraff.

Eine Verlorene. Roman von Karl Wartenburg. Leipzig, Kollmann. 1856. 8. 2 Thlr.

Wenn uns der Verfasser nicht feierlich versicherte, den vorliegenden Roman in der und der Straße zu Paris und Brüssel selbst geschrieben und verfaßt zu haben, so würden wir darauf schwören, eine französische Arbeit etwa des jüngern Dumas oder der gealterten Dudevant vor uns zu haben. Hierin bestärkte uns nicht blos die ganz französische Erfindung und Vortragsweise, sondern noch mehr die überall hervortretende französische Lebensansicht und die dieser eigenthümliche Art, sich mit dem Sittengesetz und der Moral abzufinden. Daß aber ein deutscher Autor sich gedrungen fühlt, diese bodenlos verkommenen Zustände der französischen Gesellschaft, welche uns ja bis zum ästhetischen Ekel von zahllosen französischen Federn vorgeführt werden, ernsthaft zum Gegenstand eines romantischen Gemäldes zu wählen, scheint uns heute so unglaublich, daß wir bei solchem Unternehmen von vornherein von allem guten Geschmack und jeder Begabung Abstand nehmen. Es hilft dem Autor nicht, daß die Fabel mit einer gewissen Consequenz erfunden und mit fester Hand Gestalten gezeichnet sind, das Interesse des Lesers an solchem Bilde der Verworfenheit, an geselligen Zuständen, denen jedes moralische Bewußtsein so ganz abhanden gekommen ist und die, obwol der Verfasser das Gegentheil behauptet, doch glücklicherweise unserm Lande noch ziemlich fremd sind, kann selbst durch tadellose Führung der Fabel nicht gefesselt werden. Zum Ueberfluß leidet aber auch die Geschichte selbst an innern Unmöglichkeiten aller Art und Fräulein Virginie von Aumaire ist eine ebenso undenkbare Kranke, als Armand ein undenkbarer Arzt ist. Die Fabel ist in zwei Worten diese: Von zwei Loretten, d. h. unterhaltenen Mädchen, erwacht bei der einen, Flora, das Tugendgefühl in Gestalt echter Liebe zu einem jungen Arzt, Armand. Was es mit diesem Tugendgefühl auf sich hat, sehen wir sogleich daraus, daß Flora ihrem Geliebten ihr Verhältniß zu Saint-Tremont, dem sie entflieht, verheimlicht, sodaß Armand ein Tugendmuster vor sich zu haben glaubt, und das in Paris! Unterdeß ist Flora von ihrem Unterhalter gegen den Renner Mazeppa an Lord Saint-Clair vertauscht worden, Armand aber wird von seiner Kranken, Fräulein Aumaire, geliebt, welche mit Saint-Tremont verlobt werden soll. Der Engländer bietet Flora die Kleinigkeit von 300,000 Fr., wenn sie zu ihm zurückkehrt, und Flora, um das Fräulein von ihrer Verbindung mit ihrem Unterhalter zu retten, dem die eigene Mutter sie verkauft hat, nimmt das Geld, stattet das Fräulein damit aus, vergiftet sich und stirbt in Saint-Clair's Umarmung, in einer Scene à la Lucrezia Borgia. Ist es nicht wahrhaft staunenswerth, daß dergleichen noch heute erfunden werden kann, besonders in einer Einrahmung, wie sie das Bild hier von dem bal Mabile, dort von den ekelhaften Orgien der hohen Gesellschaft erhält? Kann das für ein Werk deutschen Geistes gelten, das so vor uns tritt? Zu unserm Troste können wir diese Frage dreist verneinen und die Arbeit dahin weisen, wohin sie gehört, an die schmutzigen Ufer der Seine. Deutscher Geist begegnet uns nirgends in dieser Arbeit, und eine schwache Erinnerung daran, die sich etwa in der Mitte des Buchs findet, ist nur durch ihre französische Einseitigkeit und Uebertreibung in der That merkwürdig. Hier wird über die Liebe, selbst in ihrer Idealität, folgende Aeußerung angetroffen: „Und selbst diese erhabene, poetische, große und dichterwürdige Liebe — könnte man nicht auch sagen, daß sie den ausgeprägtesten Egoismus in sich trage? Nur ein Wesen lieben, sein ganzes Dasein an ein Gefühl knüpfen, ist es nicht eine Verletzung der Pflichten, die wir gegen die übrige Menschheit zu erfüllen haben? Die letzte Ursache jener poetischsten aller Illusionen, ist sie nicht der Egoismus?" Niederschlagend in der That, wenn dieser Satz volle Wahrheit enthielte! Tröstlich nur, daß es die Ordnung der Natur, das erhaltende Geheimniß in ihr, ihr eigenstes Gesetz es so will, ja daß ohne die Liebe auch wol die Menschenliebe nicht gedacht werden könnte.

Hiermit entlassen wir den Verfasser, der sich besinnen und künftig nicht in deutschen Werken undeutschen Geist niederschreiben möge.

2.

Die Lorettenliteratur.

Von jeher hat das weibliche Geschlecht in dem Leben der pariser Gesellschaft einen wichtigen Factor gebildet — die Galanterie der Franzosen ist ja weltbekannt; — von jeher haben sich auch die galanten Frauen, wie man sie zu nennen beliebt hat, einer besondern Beachtung zu erfreuen gehabt, und die Folge davon war, daß sie häufig zum Gegenstande der Literatur gemacht wurden. So entstanden denn, seitdem der französische Hof anfing das Beispiel eines sittenlosen Lebens zu geben, eine Menge von chroniques und mémoires de femmes galantes, die theils öffentlich, theils wol insgeheim gedruckt und verbreitet wurden; so haben galante Fürstinnen und Marquisen, die Maitressen der Könige und Prinzen, die Tänzerinnen der Oper und alle übrigen Arten von Anhängerinnen freier und käuflicher Liebe ihre Geschichtschreiber gefunden. Späterhin wurde das Grisettenleben von den Schriftstellern mit Vorliebe behandelt, und durch sie besonders ist es in den poetischen Nimbus gehüllt, den es für Deutsche wenigstens bis auf den heutigen Tag bewahrt hat. Wenn der Franzose über den Untergang dieser Lebensromantik klagt, mögen dabei wol noch andere Gründe obwalten.

Alle diese Erscheinungen treten aber in den Hintergrund gegen die Macht, welche die neueste Kaste der galanten Frauen, die Loretten, auf die Literatur und natürlich zunächst auf die Gesellschaft selbst ausübt. Kaum ein Vierteljahrhundert ist verflossen, seit dieses Amazonenvölkchen auftauchte und durch

ununterbrochene Eroberungen sein Terrain, das anfangs auf die Häuser in der Nachbarschaft der Kirche Notre dame de Lorette beschränkt war, auszubreiten anfing, und schon hat es das ganze elegante Paris überschwemmt, überall sich eingedrängt und so vor allem in die Literatur.

Zahllos sind die Schriften, in denen sie figuriren. Nicht allein daß sie in den meisten der neuern Romane, Vaudevilles und Dramen bald eine bedeutendere, bald eine untergeordnetere Rolle spielen, sie selbst und ihr Leben an und für sich sind Gegenstand der Schilderung geworden, wie z. B. in Arnould Frémy's „Les maîtresses parisiennes, scènes de la vie moderne", wie ferner in so vielen Feuilletonartikeln der verschiedensten Journale, wie endlich überall, wo von Mabile, Ranelagh u. s. w., kurz wo vom pariser öffentlichen Leben, von pariser Vergnügungen die Rede ist.

Unter den Journalen waren in dieser Beziehung besonders bemerkenswerth die pariser „Fliegenden Blätter", ich meine das „Journal pour rire". Seit dem Ende des vorigen Jahres hat dies Journal unter den verschiedensten Titeln: „Scènes de la vie des Lorettes", „Les filles de marbre", „Le bal de l'opéra" u. s. w., eine fast ununterbrochene Reihe bildlicher Darstellungen im eleganten französischen Stile mit pikanten, meist dialogisirten Unterschriften gebracht und ist fast bei jedem Anlaß wieder darauf zurückgekommen, wo nur irgend vom pariser Leben die Rede war, ein Zeichen, wie tief dies Unwesen in das Innere der pariser Gesellschaft eingreift. Erst im Laufe dieses Jahrs brachte es wieder „Scènes du demi-monde" und schon vor längerer Zeit sogar eine sehr anziehend geschriebene Geschichte der Loretten, ihrer Eroberungen und ihrer Sprache, die, aus dem Jargon der verschiedensten Stände zusammengesetzt, ein buntes Gemisch origineller Ausdrücke ist. Ebenso haben die Brüder Edmont und Jules de Soncourt in ihrer Monographie „La Lorette" eine ziemlich humoristische Naturgeschichte dieser Wesen geliefert.

Der Grund für diesen bedeutenden Reichthum der Lorettenliteratur ist nicht, wie Mancher wol geneigt wäre zu thun, in der Schreibseligkeit unserer Zeit zu suchen, die überhaupt in vielen Beziehungen eine bloße Phrase ist — zu jeder Zeit hat man gern geschrieben, und besonders gern über pikante Dinge —; er liegt vielmehr in der Bedeutung, welche die Loretten im gesellschaftlichen Leben überhaupt gewonnen haben, eine Bedeutung, welche die ihrer Vorgängerinnen bedeutend übersteigt.

Die Maitressen der ältern Zeit, die wenigen berühmten der Könige ausgenommen, waren von der guten Gesellschaft verachtet und ausgeschlossen, der Liebhaber wahrte soviel als möglich sein Incognito, und was die Hauptsache war, die betreffenden Damen gehörten den verschiedensten Ständen an und bildeten keine geschlossene Classe für sich. Anders schon die Grisetten; sie aber waren auf die Studenten und Künstler, auf die weniger reichen Junggesellen angewiesen. Fleißig arbeitete die Grisette des Tags in ihrer Mansarde, und nur am Abend oder Sonntags hüpfte sie in einfacher Kleidung am Arme ihres ami oder mari den ersehnten gemeinsamen Vergnügungen zu. Manche Klagen über den Untergang dieser Romantik sind laut geworden, aber vergeblich; siegreich haben die Loretten über die Grisetten triumphirt, und die Mehrzahl der letztern ist in die Reihen der Sieger übergetreten. Aus der einfachen Mansardenbewohnerin ist die Inhaberin einer eleganten Wohnung geworden, der étudiant ist mit einem attaché d'ambassade, das einfache wollene oder baumwollene Kleid mit der Damastrobe vertauscht. Sie sind vornehm geworden diese Damen, haben sich sozusagen Bürgerrecht erworben und spielen überall die erste Rolle, besonders seitdem ihre Liebhaber das Incognito abgelegt haben und offen und frei mit ihnen verkehren, und seitdem Roqueplan die Taufe an ihnen vollzogen und durch den von ihm erfundenen Namen Lorettes das fatale femmes entretenues verdrängt hat. In alle Sphären der Gesellschaft, besonders in die höhern erstreckt sich ihr Einfluß, und die Brüder Soncourt nennen sie sogar die fünfte und zwar die mächtigste Staatsgewalt. Aus dieser ihrer Stellung erklärt sich zur Genüge der Einfluß, den sie, wie oben gezeigt, auf die Literatur ausüben.

Daß dem wirklich so sei, zeigt sich auch an den Rückwirkungen, die dies ganze Wesen auf die deutsche Literatur ausgeübt hat. Von den Uebersetzungen französischer Werke ganz zu schweigen, so haben sich auch deutsche Schriftsteller, die über Paris geschrieben, mit Vorliebe dieser Richtung zugewandt. In vielen von den zahlreich erschienenen Büchern, welche zur Orientirung der die pariser Ausstellung Besuchenden dienen sollten, ist dies Capitel keins der unbedeutendsten, und manche Correspondenten deutscher Zeitschriften verbreiten sich wiederholt über dies Thema. Soll ich ein Beispiel nennen, so ist wol das auffälligste Hans Wachenhusen, der in seinen Briefen an die „Vossische Zeitung" und an die „Berliner Feuerspritze", die auch zum Theil als selbständige Bücher („Das neue Paris", in Lorck's „Eisenbahn-Bibliothek", und „Paris und die Pariser. Ein humoristischer Fremdenführer") erschienen sind, immer wieder auf diesen Gegenstand zurückkommt und zwar in einer Weise, daß es ihm selbst auffällt und er sich dem Leser gegenüber entschuldigen zu müssen glaubt, was er denn dadurch thut, daß er sagt, es sei nicht seine Schuld, daß ihm überall, wo er sich hinwende, dies Leben entgegentrete. Auch er hat nach dem Vorbilde der Brüder Soncourt eine kleine Skizze „Die Lorette" herausgegeben, die sich, wie alle seine Schriften, durch gesunden Humor und lebensfrische Schilderung auszeichnet und das französische Schriftchen in jeder Beziehung überragt. *) Man sieht es den genannten Schriften an, und gelegentlich legt der Verfasser auch selbst das Bekenntniß ab, mit welchem Interesse er sich in dies Leben hineingestürzt, wie auch er sich den kühnen Eroberinnen gewissermaßen gefangen gegeben, die sich schon ganz Paris dienstbar gemacht haben.

Der Culminationspunkt dieser ganzen Literatur liegt nun aber im Drama, und die Spitze desselben ist „Le demi-monde" von A. Dumas Sohn. Dieser Schriftsteller hat sich in seinen drei berühmtesten oder berüchtigtsten Werken die Aufgabe gestellt, das pariser Leben nach dieser seiner liederlichen Seite hin zu schildern. Seine „Dame aux camélias" stellt uns ein gefallenes Weib dar, das von einer tiefen edeln Leidenschaft ergriffen, sein früheres Leben von sich zu werfen und vergessen zu machen sucht, an dem sich aber die alte Schuld rächt und es wieder zurückschleudert in seine frühere Sphäre und zugleich in Verzweiflung und Elend. Seine „Diane de Lys" eröffnet uns einen Blick in den tiefen Verfall des modernen ehelichen Lebens. „Le demi-monde" endlich zeigt uns eine anrüchige Dame, deren Streben, sich eine feste ehrenhafte Stellung in der Gesellschaft zu verschaffen, an der Gewandtheit eines Mannes scheitert, dem ihr früheres Leben genau bekannt ist.

Die Kritik, besonders die deutsche, hat sich sehr schroff gegen diese Erzeugnisse ausgesprochen, und mit Recht, was ihren ästhetischen Werth betrifft; nur nach einer Seite hin scheint man mir Unrecht zu haben. Von gewisser Seite ist nämlich die Moralität des Stoffs gerügt und diese Rüge ganz besonders betont worden. Wie verkehrt! Hat man nicht zugestehen müssen, daß diese Schilderungen treue Spiegelbilder des modernen gesellschaftlichen Lebens seien, und ist es nicht eine Aufgabe des Romans sowol als ganz besonders der Bühne, der lebenden Welt den Spiegel vorzuhalten, in dem sie ihr Bild schauen kann? Wie konnte man also die Unsittlichkeit des Stoffs tadeln? Das Leben, in welches der Dichter hineingegriffen, war aber unsittlich, und er mußte es darstellen, wie er es fand. Warum nennt man nicht auch den Stoff der großen Verbrechertragödien Shakspeare's, „Macbeth" und „Ri-

*) Das Urtheil unsers Mitarbeiters Eduard Schmidt-Weißenfels über Wachenhusen's Schriften in Nr. 19 d. Bl. lautete nicht so günstig. D. Red.

chard III.", warum nicht den der „Räuber" u. ſ. w. unſittlich, und warum will man dem heutigen Dichter gerade verwehren, das moderne Leben in ſeiner Verderbniß zum Gegenſtand poetiſcher Darſtellung zu machen?

Aber freilich! dieſe Darſtellung iſt es, die tadelnswerth iſt. Hier zeigt es ſich, wie wenig poetiſchen und ſittlichen Gehalt der Dichter hat, wie wenig er ſich über ſeine Zeit und die Geſellſchaft, die er ſchildert, zu erheben vermag. Zwar findet ſich ein ſittlicher Grundgedanke in dieſen Dichterwerken, aber er hat ſie nicht durchdrungen, der Dichter verliert jeden Augenblick den Faden aus den Händen. So iſt in der „Dame aux camélias" der leitende Gedanke, daß einmal verlorene Ehre durch Reue nicht wiedergewonnen werden könne, daß das frühere Leben ſich rächt, indem es jeder Umkehr hemmend in den Weg tritt. Wo aber merkt man einen Zug dieſes Grundgedankens, wenn der Verfaſſer den Schmuz des Lorettenlebens in ſeinen Einzelheiten mit ſichtbarer Vorliebe ſchildert? Hier ſieht man es deutlich, die einzelnen Scenen ſind die Hauptſache, der einheitliche Gedanke iſt nur hinangezwängt. Und in den beiden Dramen zeigt ſich noch ein Abfall gegen den Roman, in ihnen finden wir einen ſolchen ſittlichen Grundgedanken noch ſchwerer heraus.

In „Diane de Lys" iſt die Hohlheit der modernen ehelichen Verhältniſſe in manchen Scenen meiſterhaft dargeſtellt; der Dichter ſcheint auch einen Anlauf zu einer ſittlichen und poetiſchen Entwickelung des Dramas zu nehmen. Nachdem durch die Gleichgültigkeit ihres Gatten Diana zur Kokette geworden, faßt ſie plötzlich eine ernſthafte Liebe; der Gemahl, der, durch Zwiſchenträger aufgeſtachelt, ſeine Ehre retten will, indem er dies Verhältniß hindert, findet nun auf einmal, daß das Gute, das er in der Ferne ſuchte, ihm ſo nahe lag, daß ſeine Gattin liebenswerth ſei. Dieſen Gedanken aber weiter durchzuführen, hat der Dichter nicht die Kraft; er bricht ab und löſt am Ende den Knoten dadurch, daß er den armen Künſtler, der in unſern Augen gar nicht ſo ſchuldig iſt, da er nichts gethan hat als ſich, unglücklicherweiſe ernſthaft, in eine Kokette zu verlieben, die ihm durch ihr früheres Leben einige Berechtigung dazu gegeben, daß er dieſen von dem Gemahl erſchießen läßt. Und Diana, die eigentlich Schuldige? und der Gemahl, der durch ſeine Gleichgültigkeit gegen die Gattin eigentlich alles Unglück herbeigeführt hat? Ueber ſie ſagt uns der Dichter nichts weiter.

Was iſt nun der leitende Gedanke in „Le demi-monde"? Iſt es, daß einfache Geradheit und Sinnestüchtigkeit den Sieg gegen alle liſtigen Ränke der Koketterie davonträgt? Aber das iſt ja in dem Stücke gar nicht der Fall, der einfach tüchtige Charakter zeigt ſich ſogar als ein ziemlich beſchränkter Verſtand und würde bona fide ins Netz gehen, wenn nicht ein Menſch, der ſich lange genug in jener Welt umhergetrieben, um ſie genau zu kennen, ein Menſch, der, wie der Deutſche ſagt, mit allen Hunden gehetzt iſt, ſich es zur Aufgabe gemacht hätte, ihn zu retten. Oder iſt es der Gedanke, der jenen Herrn zu ſeinen Rettungsbeſtrebungen bewegt, daß nämlich eine Frau mit anrüchiger Vergangenheit nicht einen anſtändigen Menſchen heirathen und ſomit nicht in anſtändige Geſellſchaft eintreten dürfe? Dann käme das Stück in der Moral mit der „Dame aux camélias" überein. Oder iſt es, wie die „Revue des deux mondes" will, der Gedanke, daß jener geiſtreiche Roué, der jene Halbwelt ſo gut kennt und ſo ſiegreich gegen ihre Intriguen gekämpft hat, endlich doch in ihren Schlingen gefangen wird, indem er ein junges Mädchen, das er aus dieſen Kreiſen retten will, plötzlich heirathet und mit ihr in dieſe Sphäre einzieht? Aus dieſem Umſtande, daß man ſo ſehr nach dem leitenden Gedanken ſuchen muß und über denſelben in Zweifel iſt, erſieht man am klarſten, daß keiner oder nur ein ſehr ſchwacher vorhanden iſt, daß wir hier wirklich nichts haben als eine Reihe von Scenen, ein Daguerreotyp der pariſer Geſellſchaft, wie das „Athenaeum français" treffend ſagt, ein täuſchend ähnliches Porträt, dem aber die Weihe der Kunſt, das geiſtige Leben fehlt. Darin liegt der Mangel.

Kaum hatte im Gymnaſe „Le demi-monde" volles Haus gemacht, ſo hatte bald darauf ein neues Stück von dem bekannten franzöſiſchen Dramatiker Emile Augier einen ähnlichen Erfolg im Vaudeville. Der Stoff dieſes Stücks „Le mariage d'Olympe" iſt derſelben Sphäre entnommen, wie der des „Demi monde"; während aber in letzterm alle Beſtrebungen der Baronin d'Ange, einen Mann aus den höhern Ständen zu ehelichen, vereitelt werden, hat Olympe ihr Ziel erreicht. Sie iſt Gräfin Puygiron, kann ſich aber in ihrem neuen Verhältniſſe von ihrem frühern Leben und ihren frühern Verbindungen nicht losmachen, die ihr überall hindernd in den Weg treten. Auch Emile Augier hat nicht vermocht, dieſe Verwicklungen wirklich dramatiſch zu löſen, ſo glücklich auch ſein Stoff gewählt iſt; auch er nimmt zur Piſtole ſeine Zuflucht, indem das Haupt der Familie Puygiron Olympe erſchießt. Um auch auf dieſem Felde die Rückwirkung auf die deutſche Literatur zu zeigen, weiſe ich nur auf das in Nr. 31 d. Bl. f. 1855 ausführlicher beſprochene Drama „Der Tugendbund" hin.

Haben wir nun in allen genannten Stücken denſelben Grundgedanken gefunden, der ſich oft ohne großes Zuthun der Verfaſſer, vielleicht ſelbſt gegen ihren Willen und darum ſchwach und unvollkommen ausſpricht, doch immer aber ausſpricht, ſo ſcheint man mir nicht ganz im Unrecht zu ſein, wenn man im Gegenſatz zu Denen, die dieſe Literatur von vornherein als unmoraliſch verdammen, in derſelben vielmehr eine Reaction gegen die Unſittlichkeit der höhern pariſer Geſellſchaft findet, eine Reaction, die freilich vorſichtig auftritt und ſich in das Gewand des Leichtſinns ſelbſt kleidet, die darum aber nicht minder wirken dürfte, wenn auch langſamer. Auch die franzöſiſche Kritik neigt ſich theilweis dieſer Auffaſſung zu, wie ſich aus einem Referat des ſchon obengenannten „Journal pour rire" über „Le mariage d'Olympe" ergibt, welches, nachdem es die Entwickelung und Löſung mittels des Piſtolenſchuſſes ſcharf getadelt, alſo ſchließt: „Wo würden wir hingerathen, wenn dieſer Kreuzzug gegen die Loretten mit einer Bartholomäusnacht endigte? Es würde dies freilich kein massacre des innocents ſein, aber muß am Ende nicht jeder Menſch leben?" Freier und deutlicher macht ſich dieſe Reaction auf den untergeordnetern Volksbühnen geltend, auf denen pariſer Theaterberichten zufolge jetzt Stücke mit Beifall gegeben werden, in denen das liederliche Leben unbarmherzig verſpottet, wahrhafte Liebe und eheliche Treue dagegen gründlich belebt werden. Dies Publicum liebt dick aufgetragene Farben, wo dem Gebildetern feine Pinſelſtriche genügen, und über allzu große Feinheit dieſer Striche hat man ſich ja auch bei Dumas und Conſorten eben nicht zu beklagen.

Sehe ich eine ſolche Reaction in der dramatiſchen Literatur und auch im neuern Roman, wie die „Dame aux camélias" beweiſt, eine Reaction, die nicht blos direct gegen die Geſellſchaft, ſondern auch gegen einen Theil der frühern Literatur gerichtet iſt, in der die Lüſternheit verſteckter auftrat und nicht umblümt war, deren Gift aber darum umſomehr wirkte, ſo glaube ich dieſelbe Tendenz auch in den humoriſtiſchen Schilderungen, die dies Thema behandeln, finden zu dürfen, obwol ſich in ihnen der Natur dieſer Schriften nach ein ſolcher Grundgedanke nicht ſo deutlich nachweiſen läßt und ihnen daher von Manchem die moraliſche Berechtigung wol vollſtändig abgeſprochen werden möchte. Auch ſie ſtellen ja das Unweſen rückſichtslos in ſeiner ganzen Nacktheit hin. S.

*) Seit Abfaſſung des obenſtehenden Artikels iſt ein denſelben Gegenſtand behandelnder Aufſatz von Chamille de Chancel in der „Revue de Paris" erſchienen mit der Ueberſchrift: „La courtisane dans le théâtre contemporain." Der Verfaſſer geſteht darin, Männern wie Dumas, Augier und Barrière aus ihrer Vorliebe für galante Heldinnen keinen Vorwurf machen zu wollen, denn: „Nous avons le respect de la créature humaine; et la femme, notre soeur, même

Notiz.

Zwei Humoristen und zwei Probenummern.

Die Mittheilungen über Heine wollen noch immer kein Ende nehmen. Da liegt vor uns die Probenummer einer in Paris ins Leben gerufenen „Deutschen Zeitung. **Gazette allemande de Paris**", auf deren erster Seite wir sofort „Erinnerungen an Heinrich Heine" von J. Duesberg begegnen. Vielleicht wird man sich in künftigen Zeiten einmal mehr in der Stimmung fühlen, auch den eigentlichen Wohlthätern der Menschen, den gewissenhaften emsigen Arbeitern, den Vertretern und Musterbildern fruchtbringenden Fleißes, größere Beachtung zu schenken, als dies jetzt geschieht; für den Augenblick muß man sich noch damit begnügen lassen, von Heine zu lesen, wie er sich über seine Tadler ingrimmig ärgerte oder den Leuten, die ihn besuchten, Bonmots an den Kopf warf, die deshalb um so beißender und witziger sein konnten, weil sie zugleich impertinent waren und mit den gewöhnlichsten Formen der Höflichkeit nichts zu thun hatten. J. Duesberg erzählt, daß, wenn Heine in den ersten Jahren seines pariser Aufenthalts in die deutsche Buchhandlung, Straße Vivienne, kam und hier die deutschen Blätter zur Hand nahm, sich in seinem Wesen eine sichtbare Beklemmenheit verrieth; seine Hände zitterten; er drückte sich in eine Ecke, las, was von seinen eigenen Arbeiten etwa darin stand, oder günstige Recensionen über ihn zwei mal durch, richtete sich nach dem ersten Durchlesen stolz in die Höhe, ergriff nach dem zweiten seinen Hut und ging zur Thüre hinaus, ohne Jemanden weiter zu grüßen oder anzusehen. Sagte er: „Die Blätter sind heute doch gar nicht interessant", so wußte man, daß der Name Heine nicht darin zu finden war. Hatte ihm aber irgendein Recensent eine Schlappe versetzt, so warf er das Blatt auf den Tisch und ging ein paar mal auf und ab „wie ein Tiger in seinem Käfig, wild vor sich hinknurrend. Plötzlich wie durch den Druck einer Feder, sank die ganze Gestalt in sich zusammen; er wurde ängstlich, freundlich, demüthig, zuthulich". Duesberg erzählt weiter: „Auf die leipziger «Blätter für literarische Unterhaltung» war er besonders erbost. «Da geht's zu wie in den sibirischen Bergwerken: die armen Teufel, die darin schanzen, verlieren ihre Namen; sie sind weiter nichts mehr als eine Ziffer. Aber ich kenne sie dennoch und sie sollen sich in Acht nehmen; und wenn ich mich aufrichte und die Mähne schüttele, so zerreiße ich sie.»" Wir glauben, daß wir, indem wir das seitdem von witzlosern Leuten als Heine öfter wiederholte und trivial gewordene Bonmot von den „sibirischen Bergwerken" hier in aller Gemüthsruhe abdrucken lassen, mehr Humor beweisen als Heine, da er seinem Aerger in dieser Weise Luft machte, die Mähne schüttelte und die Mitarbeiter an unsern Blättern zu zerreißen drohte. Zu dem Schriftsteller Loewe-Weimars äußerte er eines Tags: „**Monsieur Loewe-Weimars, vous êtes logés comme une femme entretenue**", und diese Impertinenz gibt Duesberg Gelegenheit, über das sybaritische Leben Loewe-Weimars', spätern Generalconsuls in Bagdad, zu sprechen, der Wagen, Pferde und natürlich auch Maitressen hielt und, als er eine reiche russische Fürstin heimgeführt hatte, für seine Verschwendungssucht und seinen Sybarismus gar keine Grenze mehr kannte. So bestellte er bei seinem Schneider einmal 16 Oberröcke auf einmal und ließ sich einen Reisewagen machen, der ihm zugleich als Bett, Arbeitszimmer, Bibliothek u. s. w. diente.

Da wir oben von einem deutschen Humoristen und von der Probenummer eines neuen Journals sprachen, so wollen wir noch von der Probenummer eines andern neuen Journals und noch einem andern deutschen Humoristen ein paar Worte sagen. Wir meinen „Ernst Heiter. Deutsche Sonntagszeitung", die von Adolf Glasbrenner, unter Beihülfe des Mitredacteurs C. Claudius, in Hamburg begründet worden ist. Wohl wissen wir, daß sich die Zukunft und die Bedeutung eines Blattes nach einer Probenummer nicht vorhersagen und bestimmen läßt, da sich ein Journal erst aus sich selbst entwickeln muß und die Beispiele, daß die ersten Nummern selbst mit bedeutenden Kräften ins Leben gesetzter und auch später zu großer Wirkung und Verbreitung gediehener Journale den Erwartungen nicht ganz entsprechen, viel häufiger sind als die Beispiele vom Gegentheil; soviel aber können wir schon nach dieser Probenummer versichern, daß dieses in großem Format erschienene Blatt an Mannichfaltigkeit der Mittheilungen in Deutschland wenig Rivalen haben dürfte. Politik, Wissenschaft und Literatur, Kunst und Theater sind in reichlichster Weise bedacht. Ein Originalbrief aus Berlin eröffnet den Festzug der Correspondenzen; eine hamburger Revue nimmt im Erdgeschoß die Stelle des Feuilletons ein, und ein beziehungsreiches Gedicht „Schwindel der Große", in dem man Glasbrenner's ernst-schalkhafte Feder sofort erkennt, bildet den Schluß des Hauptblattes. Das eigentlich komische und witzige Element ist in die Beilage „Der Tartar" verwiesen, welche telegraphische Depeschen, Räthsel und allerlei lustige Schnurren enthält. Diese Mischung von Scherz und Ernst ist im Grunde ein ganz neues Experiment, und es muß sich nun zeigen, wie das Publicum diese interessante Neuerung aufnehmen wird.

H. M.

---

déchue, même flétrie, ne nous a jamais paru indigne de l'étude des poëtes." Aber er tadelt die Tendenz in einigen dieser Lorettenstücke, namentlich in „Demi-monde". Diesen selbstsüchtigen Männern dem Gepräge Olivier de Jalin's sei jedes aus den Salons ausgestoßene Weib nur eine „pêche à quinze sous". Dafür müsse man arbeiten, das Weib in eine Lage zu bringen, daß es durch eigene Arbeit sich ein behagliches, wenigstens unabhängiges Leben begründen könne. Man solle doch nicht hart sein gegen arme Geschöpfe, die, wenn sie auch noch so angestrengt arbeiteten, kaum das Nothwendigste verdienten und ein monotones, freudeloses Dasein führen müßten, mitten in einer Welt der verlockendsten Genüsse; man solle doch nicht hart sein, wenn solche Geschöpfe der sie in allen Formen umschleichenden systematischen Verführung zum Opfer fielen. Chancel erwartet von einer in Gesetzen und Gewohnheiten sittlichern Zukunft in diesem Punkte Abhülfe. D. Red.

Bibliographie.

Amara George, Blüten der Nacht. Lieder und Dichtungen. Eingeführt durch A. Kaufmann. Leipzig, Brockhaus. 16. 20 Ngr.

Drobisch, T., Der moderne Olymp. Humoristische Mythologie. Leipzig, Luppe. Gr. 16. 20 Ngr.

Falk, J., Goethe aus näherm persönlichen Umgange dargestellt. Ein nachgelassenes Werk. Dritte Auflage. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Göthe's Briefe, worunter viele bisher ungedruckte. Mit geschichtlichen Einleitungen und Erläuterungen. 1ste Lieferung. Berlin, Allgemeine Deutsche Verlagsanstalt. Gr. 16. 4 Ngr.

Helke. Schauspiel aus der deutschen Heldensage. Leipzig, Brockhaus. 8. 16 Ngr.

Hesekiel, G., Compendium der Heraldik. Zum Selbstunterricht für Freunde der Wappenkunde zusammengestellt. Mit einem Vorworte von L. Freih. v. Ledebur. Mit 11 lithographirten Tafeln. Berlin, Rauh. Lex.-8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Hirschfeld, H. S., Untersuchungen über die Religion. 1ster Theil. — A. u. d. T.: Ueber das Wesen und den Ursprung der Religion. Breslau, Kern. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Körner, F., Geschichte der Pädagogik von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Ein Handbuch für Geistliche und Lehrer beider christlicher Confessionen. Leipzig, Costenoble. 1857. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Löffler, K., Das galante Berlin. 3te Auflage. Berlin, Artistische Anstalt. 16. 10 Ngr.

Maehly, J., Die Sängerfahrt. Novelle. St.-Gallen, Scheitlin u. Zollikofer. 1857. 16. 7½ Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Unterhaltende Belehrungen zur Förderung allgemeiner Bildung.

Dieses Werk — eine Reihe trefflicher Volksschriften, von einer Anzahl der ausgezeichnetsten Schriftsteller Deutschlands verfaßt — erscheint im Verlage des Unterzeichneten in einzelnen Bändchen, deren jedes einen Gegenstand als ein abgeschlossenes Ganzes behandelt und 5 Ngr. kostet. Neu ausgegeben wurde das 27. Bändchen und enthält:

Goethe. Eine biographische Schilderung von R. Prutz.

Die früher erschienenen sechsundzwanzig Bändchen enthalten:

1. **Unsterblichkeit**, von H. Ritter. — 2. **Der gestirnte Himmel**, von J. H. Mädler. — 3. **Das Mikroskop**, von D. Schmidt. — 4. **Die Bibel**, von F. A. D. Tholuck. — 5. **Die Krankheiten im Kindesalter**, von A. F. Hohl. — 6. **Die Geschworenengerichte**, von R. Köstlin. — 7. **Deutschland**, von H. A. Daniel. — 8. **Die Lebensversicherungen**, von E. S. Unger. — 9. **Sonne und Mond**, von J. H. Mädler. — 10. **Das Slawenthum**, von M. W. Heffter. — 11. **Das Gold**, von R. F. Marchand. — 12. **Schutzzoll und Handelsfreiheit**, von D. Hübner. — 13. **Die Künstler unter den Thieren**, von A. B. Reichenbach. — 14. **Die Telegraphie**, von L. Bergmann. — 15. **Schiller.** Eine biographische Schilderung von J. W. Schaefer. — 16. **Die Blumen im Zimmer**, von F. Freih. von Biedenfeld. — 17. **Die deutsche Hansa**, von F. W. Barthold. — 18. **Benjamin Franklin.** Sein Leben, Denken und Wirken. Von H. Bettziech-Beta. — 19. **Der Haushalt der Pflanze**, von F. Cohn. — 20. **Kaiser Karl der Große.** Ein Geschichtsbild von J. Rank. — 21. **Das Planetensystem der Sonne**, von J. H. Mädler. — 22. **Das Kochsalz**, von P. A. Bolley. — 23. **Nahrungsmittel und Speisewahl** nach Alter, Jahreszeit, Beschäftigung und Körperzustand, von K. Reclam. — 24. **Das Glas**, von J. R. Wagner. — 25. **Heinrich Friedrich Karl Freiherr vom und zum Stein.** Ein biographisches Gemälde aus der Geschichte des deutschen Vaterlandes, von Franz Mauritius. — 26. **Gustav Adolf**, König von Schweden. Ein Lebensbild von Franz Mauritius.

Ausführliche Anzeigen über den Plan des Unternehmens sind in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten.

Leipzig, im October 1856.

F. A. Brockhaus.

Bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gramática sucinta del Idioma aleman. Compuesta por **A. Guillermo de Duve y Huebener.** 8. Geh. 20 Ngr.

Eine Grammatik für Spanier, um Deutsch zu lernen, woran es bisher fast ganz fehlte. Der Verfasser ist ein seit langem in Malaga wohnender Deutscher.

Nach 9 Monaten eine neue, die 3. Auflage!

Bei **Friedr. Ludw. Herbig** in Leipzig ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zur Ansicht vorräthig:

Schmidt, Julian, Geschichte der deutschen Literatur im 19. Jahrhundert. Dritte, wesentlich verbesserte Auflage. 1. und 2. Lieferung. Gr. 8. Eleg. geh. Pränumerationspreis des ganzen Werkes in 6 Lieferungen, nur bis 30. Nov. gültig, 5 Thlr. 15 Ngr.; späterer Ladenpreis 6 Thlr. 20 Ngr.

Auf dieses echte Nationalwerk, für dessen Vortrefflichkeit wol am besten die so schnell nöthig gewordene 3. Auflage Zeugniß gibt, erlauben wir uns das gebildete Publicum angelegentlichst hinzuweisen.

Brockhaus' Reise-Bibliothek:

Die Schlachten bei Leipzig.

Kriegsgemälde von **Karl Gustav von Berneck.**

Mit zwei Plänen. **Preis 10 Sgr.**

Eine anschauliche, interessante Schilderung der Schlachtfelder bei Leipzig, der Schwedenschlachten und endlich der Völkerschlacht bei Leipzig 1813, aus der Feder des gleichfalls als Militärschriftsteller und Belletrist (unter dem Pseudonym **Bernd von Guseck**) rühmlich bekannten Verfassers. Zunächst für die Besucher Leipzigs bestimmt, verdient die Schrift auch in weitern Kreisen gelesen zu werden.

Von Berlin nach Hamburg.

Nebst Schildereien aus Lübeck und Hamburg.

Von **Ernst Willkomm.** **Preis 10 Sgr.**

Eine allen nach Hamburg Reisenden zu empfehlende Schrift, da der beliebte Novellist auch nach dem Urtheile der hamburger Blätter diese Stadt wahr und anziehend schildert. Besonders verdient die Schrift von allen über Berlin nach Hamburg Reisenden während der Eisenbahnfahrt sowie auch von den Besuchern Lübecks gelesen zu werden.

Die Thüringische Eisenbahn.

Von **Adolf Bock.** **Preis 10 Sgr.**

Der Verfasser hat in dieser allen Reisenden auf den Strecken Halle-Eisenach oder Leipzig-Eisenach als unterhaltende Lectüre während der Eisenbahnfahrt zu empfehlenden Schrift auf die Localgeschichte der berührten Städte, Schlösser, Burgen u. s. w. — unter denen wir nur folgende Namen nennen: Halle, Merseburg, Weißenfels, Naumburg, Kösen mit der Rudelsburg, Weimar, Gotha, Eisenach mit der Wartburg — besonders Rücksicht verwendet und ein anschauliches frisches Bild der von der Thüringischen Eisenbahn durchschnittenen Gegenden geliefert.

In allen Buchhandlungen zu haben.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 43. — 23. October 1856.

Inhalt: Westfälische Geschichten. Von **Levin Schücking.** — Ueber das Leben der Seele. Von **Adolf Zeising.** — Eine neue literarische Satire. — Zum Volksschulwesen. Von **Ludwig Eckardt.** — Mittheilungen aus Berlin. Von **Eduard Schmidt-Weißenfels.** — Provinzialpoesie. — **Notizen.** — **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

Westfälische Geschichten.

1. Geschichtsquellen des Bisthums Münster. Herausgegeben von Freunden der vaterländischen Geschichte. Erster bis dritter Band. Münster, Theissing. Gr. 8. 6 Thlr. 25 Ngr. — Erster Band: Die münsterischen Chroniken des Mittelalters. Herausgegeben von J. Ficker. 1851. 2 Thlr. 15 Ngr. Zweiter Band: Berichte der Augenzeugen über das münsterische Wiedertäuferreich. Herausgegeben von C. A. Cornelius. 1854. 3 Thlr. Dritter Band: Die münsterischen Chroniken von Röchell, Stevermann und Corsey. Herausgegeben von J. Janssen. Erste Abtheilung: Röchell's Chronik. 1855. 1 Thlr. 10 Ngr.
2. Die Grafschaft und freie Reichsstadt Dortmund. Von A. Fahne. Erster bis dritter Band. Köln, Heberle. 8. 4 Thlr. 27½ Ngr. — Erster Band: Die Dortmunder Chronik mit Urkunden und Wappenabbildungen. 1854. 1 Thlr. 7½ Ngr. Zweiter Band: Urkundenbuch, erste Abtheilung. 1855. 2 Thlr. 10 Ngr. Dritter Band: Statutarrecht und Rechtsalterthümer. Mit einer Ansicht der Stadt. 1855. 1 Thlr. 10 Ngr.
3. Geschichte der Freireichsstadt Dortmund von B. Thiersch. Erster Theil: Innere Geschichte. Dortmund, Krüger. 1854. Gr. 8. 1 Thlr.
4. Soest, die Stadt der Engern. Ursprung, Blüte und Niedergang eines altdeutschen Gemeinwesens. Von F. W. Barthold. Soest, Nasse. 1855. Gr. 8. 2 Thlr.
5. Die Westfalen in Lübeck. Von A. Fahne. Köln, Heberle. 1855. 8. 20 Ngr.
6. Die Niederlage des Quintilius Varus und Germanicus' Kriegszug durch das Bructererland. Eine Prüfung der bisherigen Ansichten. Von L. Reinking. Mit einer Karte. Warendorf, Schnell. 1855. Gr. 12. 12 Ngr.

Das vorstehende Verzeichniß von nicht weniger als sechs in der Hauptsache dem verflossenen Jahre angehörigen Schriften deutet auf eine lebhafte Thätigkeit für die Geschichte eines deutschen Volksstamms, der allerdings durch Eigenthümlichkeiten seiner Verfassungs-, Rechts- und Sittenverhältnisse solche Thätigkeit wol herausfodert, während andererseits freilich seine äußere Geschichte, d. h. seine Antheilnahme an den großen Begebenheiten des nationalen Ganzen, weit weniger Anregung dazu zu enthalten scheint. In der deutschen Entwickelung spielt Westfalen im Allgemeinen mehr eine passive als active Rolle, mit einer Ausnahme, und diese ist charakteristisch für Land und Volk, nämlich da, wo es sich um die Ausbildung des deutschen Privatrechts handelt. Denn mag man auch manche Parallele zwischen den ältesten Rechtsverhältnissen der westfälischen Städte und denen der großen Römercolonie am Niederrhein, der Stadt der Agrippina, ziehen können, mag insbesondere das alte Soest aus Köln, als der lebendigen Bewahrerin manchen Restes des Culturlebens und der gebildetern Sitten der Zeit der Römerherrschaft, gar Manches herübergeholt haben, was sich mit seinen Gesetzen und Einrichtungen verschmolz, im Allgemeinen kann man doch sagen, daß das westfälische Rechtsleben des frühern Mittelalters auf keinen fremden Ursprung deutet, daß es unabhängig aus der Quelle des Rechtsbewußtseins der Volksgemeinde geschöpft wurde. Daß dies westfälische Recht sich dann soweit, bis an die Küsten des Baltischen Meers, bis nach Wisby und Dorpat maßgebend zu machen wußte, findet seine Erklärung wol nicht allein in dem äußern Umstande früher Verbindung Westfalens mit dem Osten durch Handel, Hansa, Deutschen Orden. Es mußte als ein inneres Moment doch auch hinzukommen, daß jenes Recht aus einem wirklich tüchtigen, scharfen und klaren Rechtsbewußtsein, aus einem mächtigern und ergiebigern als das der andern deutschen Stämme hergeflossen war, sonst hätte man das westfälische Recht so allgemein nicht angenommen. Wir sehen also in dem Westfalenstamme vorzugsweise deutsche Rechtsnaturen, wie die Römer vorzugsweise Rechtsnaturen waren. Ließe sich aber in dieser Beziehung eine Parallele zwischen Westfalen und Römern ziehen, so hat jenen freilich desto mehr der unbezwingliche Expansionsdrang des welterobernden Volks gefehlt. Und damit kehren wir zu dem oben Gesagten zurück, zu der Passivität der Rolle, welche Westfalen in der Geschichte des nationalen Ganzen spielt.

Westfalen hat freilich Schwärme von Handeltreibenden, Seefahrern und Abenteurern genug ausgesandt, die Verhältnisse seiner geographischen Lage jedoch, jener ununterbrochene Bergwall, der es, vom bergischen Lande her gen

Osten laufend, dann von der hessischen Nachbarschaft her gen Nordwesten bis in die holländische Nachbarschaft streifend, umzieht, scheint es ziemlich abgeschlossen gehalten zu haben vom deutschen Reichsleben, wie ja auch die Bewegung der Reformation nur mit gebrochener Kraft diesen Bergwall überstieg und jenseit desselben im großen westfälischen Flachlanddusen sich nur stellenweise zu erhalten wußte, während diesseits alles Gebiet dem Protestantismus zufiel. Desto merkbarer ist dagegen der Einfluß gewesen, welchen das niederländische Nachbarvolk, von dem weder Berg- noch Wassergrenze es trennt, auf Westfalen geübt hat. Als hervortretendste Momente sind hier zunächst zu nennen: der Anstoß, den die Schule der windsheimer Congregation zu Deventer auf die gelehrten Westfalen übte, welche, wie Rudolf von Langen, R. Agricola, Heegius, Hermann von dem Busche u. s. w., so unendlich viel zur Restauration der classischen Studien in Deutschland beitrugen, und das Wiedertäuferwesen, welches, aus Holland und Friesland kommend, sich zur Entwickelung seiner tollsten Ausgeburten einen Schauplatz in Westfalen wählte. Weniger bekannt ist, daß Westfalen lange Jahre der Haupttummelplatz der Raubbanden der niederländischen Geusen war, deren Belästigungen es passiv und indolent ertrug, wie es früher auch ziemlich passiv sich von den großen Heereszügen hatte verwüsten lassen, welche in den Zeiten der fränkisch-salischen Kaiser über das Land hereinbrachen. Zur Vergeltung dafür kam den Niederlanden das Geschenk der Unabhängigkeit aus einer westfälischen Stadt zu — 1648 aus Münster.

In Uebereinstimmung mit dem Angeführten hat nun der Geschichtschreiber westfälischer Landestheile weit mehr die Aufgabe, zu schildern, Verhältnisse und Sitten zu beschreiben, Rechtsinstitute zu analysiren, als zu erzählen. Hierdurch erhalten die besten historischen Werke, welche wir über unser Land besitzen, alle so ziemlich denselben Charakter; von Möser's „Osnabrückischer Geschichte" bis auf Barthold's Gemälde des alten Soest herrscht in ihnen die Analyse der Verhältnisse vor, wenn sie nicht entweder nur Chroniken oder Urkundensammlungen sind. In Barthold's Werk ist dieser Charakter der Schilderung sogar so überwiegend, daß dasselbe für den nicht Fachgelehrten höchst ermüdend zu lesen ist.

Aber beginnen wir mit Nr. 1, der Sammlung der Geschichtsquellen des Bisthums Münster. Es ist dies ein höchst anerkennenswerthes und mit gewissenhafter Sorgfalt ausgeführtes Unternehmen, das vielen größern, reichern, für die deutsche Geschichte wichtigern Städten, resp. Landestheilen als Muster aufgestellt werden könnte. Der erste, von J. Ficker (jetzt Professor in Innsbruck) herausgegebene Band enthält sämmtliche noch erhaltene münsterische Chroniken des Mittelalters nach unedirten oder nur mangelhaft früher herausgegebenen Handschriften in niederdeutscher oder lateinischer Sprache. Der Hauptbestandtheil ist eine bis auf das Jahr 1424 hinabreichende Chronik, die der Bischof Florenz von Weyelinkhofen um jene Zeit zusammenstellen ließ; daran schließen sich, vom Jahre 1424 an, drei verschiedene an jene ältesten als Fortsetzungen anknüpfende Jahrbücher, welche zum Theil, wie die Arbeit Arnd Bevergern's, wieder mit Fortsetzungen versehen, bis auf die Wiedertäuferzeit und resp. einige Jahre weiter herabreichen (bis 1524 und 1557). Der Inhalt dieser Chroniken ist im Ganzen nicht von einer Wichtigkeit, welche über das nächste Interesse der Stadt und des Landes selbst, womit sie sich beschäftigen, hinausginge. Der Herausgeber räumt selbst ein, daß die münsterischen Ueberlieferungen weder als ungetrübte Quellen in die entlegenen Zeiten reichen, aus denen jede auch noch so dürftige Tradition von Werth ist, noch auch da, wo sie reichhaltiger und ungetrübt fließen, viel Ausbeute für die allgemeinern, über die nächsten Grenzen hinausreichenden Verhältnisse bieten. Sie werden nämlich erst da gleichzeitig, wo bei der allgemeinen Zerfahrenheit des Reichs das Leben der Nation sich zersplittert in engste Kreise concentrirte. Desto dankbarer ist dagegen diese Arbeit von dem Landeseingeborenen entgegenzunehmen, da sie ihm ein genaueres Einsehen verstattet „in das Treiben der Geschlechter, welche vor ihm die Stätte bewohnten, die ihm als Heimat vor allen andern theuer sein muß". In den münsterischen Chroniken, die mit dem ersten, von Karl dem Großen eingesetzten Bischofe Ludger, aus friesischem Geschlechte, beginnen, tritt eigentlich aus dem Rahmen geringfügiger Ereignisse, welcher nur zuweilen in den Beziehungen auf die Kaisergewalt, auf den päpstlichen Stuhl oder die Metropolitanautorität der kölnischen Kirche eine weitere Perspective freiläßt, eine einzige Gestalt als durch ihren Charakter bedeutsam hervor. Dies ist Bischof Otto IV., ein geborener Graf von Hoja (1392—1424), ein mächtiger und streitbarer Herr, den man dreist neben jenen gewaltigen Mann Gottes, den kriegerischen Kuno von Falkenstein, den Erzbischof der trierischen und Provisor der mainzischen Kirche stellen darf, als Vertreter des ritterlichen Kirchenfürstenthums, das mehr in der Vertheidigung der Heerde mit dem Schwert als in der geistlichen Fürsorge für dieselbe seine Mission erblickte. Die Zeit der Regierung Otto's IV. ist durch eine lange Reihe von Kriegen und Fehden ausgefüllt, in welchen der tapfere Bischof das Gebiet des Stifts beträchtlich erweitert, den hartnäckigen Widerstand der Grafen von Solms und der alten Erbfeinde des Stifts, der Grafen von Tecklenburg, bricht und in schonungslosester Weise mit den Raubjunkern umspringt, deren Burgen, wo sich eine derselben erhebt, wo „ein steinernes Haus gezimmert wird", sofort von des Bischofs Streitkräften wieder niedergebrochen ist. So wurde denn in einer völlig aus den Fugen gegangenen Zeit, soweit der Krummstab von Münster reichte, Frieden und Sicherheit mit Energie aufrechterhalten. Aber viel Loblieder sind dem eisernen Bischof an seinem Grabe dennoch nicht gesungen. Der Chronist sagt:

Er dachte nicht, daß geschrieben steht: Suchet zuerst das Reich Gottes, und kam nimmer zu seiner Braut, der er mit dem bischöflichen Ringe angetraut war, nämlich seiner Kirche; er belastete das Land mit Schatzungen, seine Ritter und Knechte bedrückten die Unterthanen, seine Jäger und Hunde schlemmten

in den Häusern der Einwohner. Endlich starb er aus Ingrimm, daß nicht Alles nach seinem Willen ging, worüber er, in eine böse Leberkrankheit verfallen, sich abzehrte.

Wichtiger für die allgemeine deutsche Geschichte als dieser erste Band von Nr. 1 ist der zweite desselben Werks. Von C. A. Cornelius (jetzt Professor in Bonn) herausgegeben, umfaßt er die Berichte der Augenzeugen über das münsterische Wiedertäuferreich. Nach einer ausführlichen Einleitung über die Quellen der Geschichte des münsterischen Aufruhrs enthält er zunächst einen sorgfältig redigirten Abdruck einer höchst wichtigen, auf der großherzoglich hessischen Bibliothek zu Darmstadt (eine andere ist in Meiningen) aufbewahrten Handschrift: „Meister Heinrich Gresbeck's Bericht von der Wiedertaufe." Dies Buch ergänzt in äußerst ausgiebiger Weise Das, was der bisherigen, sonst nicht armen Literatur über die Wiedertäufererscheinung durchaus fehlte, nämlich der Bericht eines Augenzeugen. Meister Gresbeck war in Münster geboren und seines Zeichens ein Schreiner, hatte aber als Landsknecht sich die Welt angesehen. Als die Bewegung in Münster ausbrach, kehrte er in seine Vaterstadt zum Schutz seiner Mutter, welche hier ein kleines eigenes Haus bewohnte, zurück und unterwarf sich der Wiedertaufe, um nicht von den Machthabern wieder aus der Stadt vertrieben zu werden. Funfzehn Monate lang nahm er dann theil an allen den wilden Ausgelassenheiten, deren Schauplatz die unglückliche Stadt wurde, freilich nur in einer passiven Zuschauerrolle, denn mit den Anführern und den Propheten selbst finden wir ihn nirgends in Berührung. Als die Belagerung eine täglich wachsende Hungersnoth hervorrief, entschloß Meister Gresbeck sich endlich zur Flucht und stahl sich in einer dunkeln Nacht von seinem Posten fort über den Stadtwall. Draußen aber fiel er, während ein ihn begleitender Landsknecht, Hans von der Langenstrate, glücklich entkam, den belagernden Kriegsleuten in die Hände. Wegen seiner Jugend verschont, gab er nun von seinem Gefängniß aus einen Plan zur Einnahme der Stadt an. Da der entkommene Langenstraten von Hamm aus den Leitern der Belagerung dieselben Anträge und Angaben machte, so wurden beide Gesellen confrontirt und dann ließ man nach ihrer Vorschrift die Vorbereitungen zur heimlichen Ersteigung der Stadtwälle und zur Ueberrumpelung machen. Die Ausführung gelang in bekannter Weise. Ueber die weitern Schicksale Gresbeck's ist dann wenig zu ermitteln gewesen; einen Lohn scheint er nicht erhalten zu haben; er wohnte später zu Osnabrück und erhielt in Rücksicht auf den geleisteten Dienst das kleine Haus seiner Mutter, welches sich unter den sequestrirten Wiedertäufergütern befand, von der Regierung zurückerstattet. Dieser Mann aus dem Volke nun, ein roher Landsknecht, ohne weitere Bildung als etwa eine Volksschule des 16. Jahrhunderts sie geben konnte, ist ein Memoirenschreiber von größter Lebendigkeit geworden, und was er aufgezeichnet hat, ist nicht nur durch das stoffliche Interesse, sondern auch durch Unmittelbarkeit und Frische der Schilderung, durch eigenthümlichen Mutterwitz und trockenen Humor ebenso beachtenswerth als Literaturdenkmal in niederdeutscher Sprache, wie wichtig als geschichtliche Quelle. Es ist ein Buch, das ganz aus dem Leben und dem Volke hervorgegangen, es ist eine Erzählung so frisch, als ob sie unmittelbar vom Mund zum Ohr gehalten worden — Wachtstubenabenteuer des 16. Jahrhunderts, die vor denen des 19. ebenso viel voraushaben, wie das soldatische Abenteurerleben jenes erstern vor dem Soldatenleben des letztern. Was jedoch die historische Bedeutung dieser Denkwürdigkeiten angeht, so darf sie auch nicht überschätzt werden. Gresbeck schildert das Wiedertäuferleben so drastisch und lebendig wie kein anderer Autor; seine Urtheile jedoch, seine Auffassung des ganzen Vorgangs ist nichts weniger als unbefangen; dem Kern der Sache, dem versteckten Geiste derselben kann er schon nach dem Stande seiner Bildung nicht gerecht werden. Den aufrichtigen Fanatismus begreift er nicht, und obwol er oft selbst erzählt, wie die Propheten für ihren Glauben in den Tod gehen, kommt er doch immer wieder auf die Versicherung zurück, es sei Alles Betrug und „Büferei" (Büberei) gewesen. Auch fehlt Gresbeck, wie man denken kann, aller weitere Blick auf die allgemeine Physiognomie der Zeit, mit welcher die Wiedertäuferbewegung in Münster im engsten Zusammenhange stand; er erblickt darin nur eine ganz abnorme, singuläre Erscheinung und ahnt nichts von der unermeßlichen Ausdehnung der chiliastischen Ideen im Zeitalter der Reformation. Desto größer ist dagegen seine Wichtigkeit für das Detail und die Herausgabe desselben hat wol zum Theil erst eine so treffliche Geschichte der Reformationsbewegung in Münster möglich gemacht, wie sie die eben erschienene erste Lieferung der „Geschichte der Wiedertäufer", aus der Feder desselben Gelehrten, welcher die Herausgabe dieses zweiten Bandes der „Geschichtsquellen des Bisthums Münster" besorgte, in Aussicht stellt.

Außer Meister Gresbeck's Bericht enthält dieser zweite Band von Nr. 1 noch eine Reihe wichtiger Actenstücke zur Geschichte der münsterischen Wiedertäufer, die theils noch ungedruckt waren, theils in kritisch vervollständigten Abdrücken gegeben sind; dann eine Chronik des von den Wiedertäufern hart mitgenommenen Klosters zum Niesink in Münster und endlich einen Abdruck der sogenannten münsterischen Apologie, eines Buchs, welches die Wiedertäufer zu ihrer Vertheidigung als „Bekentones des globens und lebens der gemein Criste zu Monster" kurz nach dem Beginn der Belagerung herausgaben und das viel dazu beiträgt, Schlaglichter auf eine Seite der Sache zu werfen, welche noch am wenigsten aufgehellt ist, nämlich auf das innere Leben der Sekte und den dogmatischen Gehalt derselben.

Vom dritten Bande unsers Werks ist jüngst die erste Abtheilung erschienen. Sie enthält die vom Jahre 1553 beginnende, bis auf das Jahr 1601 hinabgehende Chronik von Röchell, nebst Zusätzen dieses Annalisten zu den frühern Chroniken; die zweite Abtheilung wird zwei ähnliche Quellenschriftsteller, Stevermann und Corfey, ent-

halten. Von ihnen gilt ganz Das, was wir vom ersten Bande gesagt haben, sodaß das eigentlich literarische und wissenschaftliche allgemeine Interesse entschieden nach dem auch umfangreichsten zweiten Bande unsers Werks gravitirt.

Das unbedingte Lob, welches der gewissenhaften, gründlichen und sorgfältigen Ausführung der in Nr. 1 erwähnten Unternehmung gebührt, können wir Nr. 2 nicht spenden. Der Verfasser von „Die Grafschaft und freie Reichsstadt Dortmund" hat sicherlich ein verdienstvolles Werk in Angriff genommen, indem er eine Sammlung der Quellen der Geschichte der einzigen freien Reichsstadt in Westfalen begann (die herforder Reichsfreiheit bestand nur rechtlich unangefochten vom Reichskammergerichtsurtheil im Jahre 1631 bis zur Huldigung für den Großen Kurfürsten im Jahre 1647). Zur Ausführung scheint uns jedoch seine Kenntniß der westfälischen Geschichte und der alten Verhältnisse nicht ausgereicht zu haben, wozu sich denn noch große Flüchtigkeit der Arbeit gesellte. Fahne hat sich um die Genealogie von Rheinland und Westfalen Verdienste erworben, besonders durch seine große, in zwei Foliobänden herausgegebene „Geschichte der kölnischen, jülichschen und bergischen Geschlechter" (Köln 1848), der eine „Geschichte der westfälischen Geschlechter" eben jetzt folgen wird; zwei Werke, welche schon um des Muthes willen, womit sie frischweg zustande gebracht sind, alle Anerkennung verdienen und von denen das ersterwähnte zwar nicht frei von vielen Irrthümern ist, sich jedoch mit Recht darauf berufen kann, daß es leichter ist, einzelne Misgriffe zu tadeln und Lücken nachzuweisen, als eine so weitschichtige Arbeit in einer im Ganzen befriedigenden Weise zustande zu bringen. Diese neue Arbeit über die Geschichte der Stadt Dortmund entbehrt jedoch jener kritischen Schärfe, welche die Geschichtschreibung oder besser Forschung unserer Tage auszeichnet. Schon auf den ersten Seiten des ersten Bandes, die sich uns ganz als eine eigene Bearbeitung der Geschichte geben, während wir hinterher erfahren, es sei blos eine Quellenherausgabe beabsichtigt, begegnen wir mehren mit großer Zuversichtlichkeit ausgesprochenen Aufstellungen, welche uns sehr stutzig machen müssen; z. B.: „Daher der Name Paderborn, der Badeborn", während es doch allbekannt, daß in Paderborn der Fluß Pader entspringt, was den Namen erklärt; „Wittekind schlug Karl's Heer am Berge Suntell; es blieben vier Fürsten und 20 Herren", eine Unterscheidung, die durchaus nicht in die karolingische Zeit gehört. Dann frappirt uns die Versicherung, Wittekind habe sich in seiner Burg an der Stelle des jetzigen mindener Doms von Karl belagern lassen, wofür es durchaus kein Beweismittel gibt, da der Zusammenhang des Doms zu Minden mit einer Burg Wittekind's, wie schon Hr. von Ledebur bewiesen hat, lediglich auf einer unglaubwürdigen Sage beruht. Die Angabe: „Um dieselbe Zeit (786) baute Karl der Große den Königshof vor Dortmund und setzte einen Grafen darin, dessen Grafschaft westlich von der Grafschaft Mark und östlich von dem Stift Essen begrenzt war", hätten wir gern durch die Gründe, worauf sie sich stützt, beglaubigt gesehen, und bemerken nur dazu, daß es damals noch keine Grafschaft Mark und kein Stift Essen gab, sowie daß das später sogenannte Gebiet der Mark nicht westlich von Dortmund, sondern östlich, das Stift Essen nicht östlich, sondern westlich lag. Solcher Misgriffe finden wir nun im Verfolg des Buchs nur zu viele, die in der seltsamen Behauptung gipfeln, Kaiser Otto III. habe dem Stift Essen den Ort Bruggihem (später Stadt Brügge) im Aringon (sic) und verschiedene dazu gehörige Güter im Gau Gudingen (Göttingen) geschenkt. Ein Hörigkeitsverhältniß zwischen Gütern bei Göttingen und dem niederländischen Brügge, dann zwischen diesem und Essen ist uns durchaus neu! Jedenfalls hätte Fahne sich fragen müssen, wie der sächsische Otto zu Besitzungen in Flandern gekommen. Wir kennen die Urkunde nicht, worauf sich die Angabe stützt; ist sie richtig, so kann sie nur von einem sächsischen Dominium Bruggihem, das im Gau Aringa, der an der Leine lag, reden (im hildesheimischen Amt Wiesenburg).

Abgesehen davon ist eine Arbeit, worin der Verfasser das Ergebniß seiner Studien über die Stadt Dortmund ganz in Form einer Chronik und sich einfach auf alte Zeitbücher stützend zusammengestellt hat, insofern anzuerkennen, als sie dem Bürger dieser Stadt ein populäres Geschichtsbuch über seine Heimat in die Hand gibt und zur Belebung historischen Sinnes dienen muß. Der Dortmunder wird darin mit Befriedigung finden, wie wehr- und mannhaft seine Väter gestritten, daß an ihren Mauern eine ganze mächtige Fürstenliga mit gewaltigen Streitkräften zerschellt (Belagerung von 1388); daß die Bürger der alten Tremonia niemals ihre Stadt erobert gesehen und daß sie unter die Zahl ihrer Mitbürger nicht allein die vier Haimonskinder rechnen dürfen, sondern sogar auch, daß es ein dortmunder Kind gewesen, das das Pulver erfunden! Nach der alten Stadtchronik von Detmar Mülher, welche Fahne seiner Zusammenstellung hauptsächlich zugrunde legte, war nämlich Barthold Schwarz von Dortmund gebürtig. Inwiefern freilich der Leser solchen Angaben unbedingt Glauben beimessen will, bleibt ihm überlassen und kann es seine Geneigtheit dazu nicht erhöhen, wenn er derartige Daten ohne ein Wort kritischer Untersuchung mitgetheilt findet, oder gar auf solche Spuren der Flüchtigkeit (des alten Chronisten oder des modernen Autors?) stößt, wie S. 78, wo ein gefangener Streithengst eines Ritters vier Goldgulden werth sein soll, während (S. 86) ein um dieselbe Zeit gefangener Hengst die für das Jahr 1589 unermeßliche Summe von 70 Goldgulden werth gewesen ist!

Dem Allem nach scheint uns, es wäre das Verdienst Fahne's um die Geschichte Dortmunds weit größer gewesen, wenn er, statt selbst nach alten und ungeprüften Zeitbüchern eine Chronik der Stadt zu geben, sich darauf beschränkt hätte, einen mit orientirenden Anmerkungen versehenen genauen Abdruck der wichtigsten Chroniken selbst zu veranstalten. Jetzt ist sein Buch ein Zwit-

terding zwischen einem solchen Abdruck und einer eigenen Geschichte. Dagegen hat unser Autor im zweiten Bande seines Werks an urkundlicher Mittheilung beinahe ein Uebriges gethan. Dieses Urkundenbuch, welches als „erste Abtheilung" bezeichnet wird, enthält aus dem dortmunder Stadtarchiv nicht weniger als 300 chronologisch geordnete Diplome von 1180, resp. 1280 an bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts hinab, sodaß nun, wenn man das hier Gegebene durch die Urkunden Dortmunds, welche Lacomblet's großes niederrheinisches Urkundenbuch enthält, ergänzt, ein reiches Material für die Geschichte dieser Stadt vorliegt, umsomehr, als Fahne in seinem dritten Bande unter dem besondern Titel „Statutarrecht und Rechtsalterthümer der freien Reichsstadt Dortmund" auch noch einen genauern Abdruck des zuerst von J. C. H. Dreyer in seinen „Nebenstunden" im Jahre 1768 veröffentlichten Stadtrechts von Dortmund, wie es der Rath dieser Stadt 1275 an Dorpat mittheilte, bringt und dem alle irgend erheblichen Denkmale der gesetzgeberischen Thätigkeit der Regierungsgewalt des reichsfreien Gemeinwesens bis auf die letzten Zeiten beifügt, wobei eine kurze Nachricht über die vormalige dortmunder Verfassung voraufgesandt wird und eine kurze Skizze des Femgerichtsverfahrens den Schluß bildet. Das Wichtigste und Wesentlichste, was aus allen diesen Mittheilungen erhellt, welche einen so umfassenden Blick in die städtischen Verfassungsverhältnisse, die Rechtszustände und das Feminstitut (der Graf und der Rath von Dortmund waren bekanntlich Stuhlherren über des hilgen Rykes hemelike Kamer, den obersten Freistuhl auf rother Erde) gewähren, das Wesentlichste ist das allgemeine Ergebniß, daß Dortmund jedenfalls als eine Hauptverbreiterin und Pflegerin des sächsischen Rechts zu betrachten ist, wie denn Herford, Minden, Paderborn, Höxter, Dorpat und zahlreiche andere Städte im Osten von Dortmund ihre Rechtsnormen erhielten, und daß diese Stadt für mittelalterliches deutsches Verfassungswesen etwas wie eine typische Bedeutung in Anspruch nehmen darf, wenn auch nicht, wie Fahne behauptet (II, 11), ihr Senat die Consultations- und Appellationsbehörde für das sächsische Gebiet zwischen Ruhr und Weser bildete; wandte doch Dortmund selbst sich an Soest als Oberhof, wie das bei Wigand („Archiv", V, 1, 45) und in Barthold's „Soest", S. 94, gezeigt ist.

Die „Geschichte der Freireichsstadt Dortmund" (Nr. 3) von Bernhard Thiersch muß leider ein unvollendeter Anfang bleiben, da der Tod den Verfasser der Ausführung seiner Arbeit entzogen hat. Dies ist in hohem Grade zu bedauern, weil der vorliegende erste Band sich nicht weniger durch lichtvolle Klarheit der Darstellung als durch die, wir möchten sagen, geniale Hand auszeichnet, welche hier das Wichtigste und Wesentlichste allein hervorhebt und nicht mit einer Fülle von Detail den Leser belastet, als zu keinerlei principiellen oder allgemeinern Schlußfolgerungen dienen kann. Thiersch beginnt mit der Schilderung der Stadt und ihrer Umgebungen, insofern diese historische Beziehungen haben, und theilt dann die „innere Geschichte der Stadt" in vier Paragraphen, welche die Verfassung nach den zwei durch die demokratische Umwälzung vom Jahre 1400 geschiedenen Perioden, die Verwaltung, die Gerichtsverfassung, endlich das Münzwesen und die Finanzen, die Beziehungen zur Hansa, die Gildenverhältnisse und die Lage der Juden zum Gegenstande haben. Angehängt sind das (unechte) Diplom Karl's des Großen, die Privilegien Friedrich's II. und Ludwig's IV. (auch Fahne hat sie in seinem „Urkundenbuch"), die Statuten und Willküren Dortmunds (und zwar in einer Recension, welche von dem Abdruck bei Fahne, Band III von Nr. 2, sehr verschieden ist und uns unbedenklich den Vorzug zu haben scheint), endlich mehre andere denkwürdige Actenstücke, z. B. die interessante Rathsstubenordnung vom Jahre 1724, welche einen Einblick in die Verhandlungsart und den Geschäftsgang solch einer souveränen Stadtbehörde verstattet. Aus dem dritten Paragraphen heben wir besonders das zweite Capitel hervor, welches ein anziehendes, durchaus klares und allgemein verständliches Bild vom Femgerichtswesen gibt, einem Institute, dessen letztes Denkmal bekanntlich jener „Freistuhl unter den Linden auf dem Königshofe" ist, der bei Dortmund neben dem Köln-Mindener und Bergisch-Märkischen Eisenbahnhof noch heute mit Steintisch und Bänken unter einer absterbenden Linde zu sehen ist; auch hat sich an dieser Dingstätte bis zum Jahre 1803 ein sogenanntes Freistuhlsgericht, welches vier mal im Jahre als „Wroge"- oder Polizeigericht für die Landgemeinden des städtischen Gebiets mit Freigrafen, Beisitzern und Frohnboten gehalten wurde, fortgesetzt. Ein von Thiersch mitgetheilter Femgerichtsfall (den auch Fahne und zwar vollständiger aufgenommen hat) ergänzt das Bild des Ganzen, das wir demnach Allen empfehlen können, welche ohne genauere Kenntniß des germanischen Rechtsverfahrens sich über das denkwürdige, aber so oft gänzlich falsch aufgefaßte Institut belehren wollen. Die vielfachen Erklärungen des Worts Feme oder Vehme hat der Verfasser mit einer neuen vermehrt. Er leitet es ab von vimen, d. i. die wyt oder wyd, Weide, der aus Weidenruthen geflochtene Strick, den der Freigraf als Symbol seiner Gewalt über Leib und Leben vor sich auf dem Tische liegen hatte. Uns scheint aber, wenn auch allerdings das Femgericht als Todesstrafe nur die wyd oder den Strick kannte, die Identität von wimen und wyd sehr fraglich.

Das niederdeutsche Idiom kennt allerdings den Ausdruck Wimen, aber er bezeichnet in der Höhe oben an der Decke angebrachte Balken, woran Wintervorräthe aufgehängt werden; auch „Hühnerwimen" kommt vor für die Querstangen in den Geflügelställen; danach wäre Wimen soviel wie Querbalken und soviel wie Galgen; Vimen- oder Vemgericht ist danach Galgengericht; eine Aufstellung, womit wir unsererseits die bisherigen zahllosen Conjecturen um eine vermehrt zu haben den Ruhm in Anspruch nehmen!

Das Femgericht, das Rechtswesen überhaupt ist übri-

gens so ziemlich das Einzige, was die Geschichte von Dortmund Eigenthümliches hat: alles Andere, dessen genetische Entwickelung wir in Fahne's und Thiersch's Büchern verfolgen können, ist in völliger Uebereinstimmung mit dem Verfassungsgange und den Lebensformen, welche sich in den andern deutschen Gemeinwesen der Vorzeit geltend machten. Entstehung auf Grund und Boden eines königlichen Dominiums; ein Graf als Verwalter des letztern, die königlichen Rechte und die reservirte Jurisdiction ausübend, anfangs selbst, dann durch einen Reichsschultheiß. Mit diesem Grafenamt waren in Dortmund lange die Grafen von der Mark, mit dem Schultheißenamt die Patricier von Wickede belehnt. In der nach und nach zu einer Stadt sich heranbildenden Gemeinde bemächtigen sich die Nachkommen der ursprünglichen Hofesbesitzer ausschließlich der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten; die große demokratische Bewegung des 14. Jahrhunderts, welche beinahe alle deutschen Städte erschütterte, entsetzt diese „Reichsleute", „Erben" oder Geschlechter auch hier ihrer Prärogative. Die Gemeinde erstarkt allmälig so, daß sie dem Vertreter der königlichen Interessen über den Kopf wächst und ihn auskauft: Dortmund kauft erst (1343) für 1395 Mark die Hälfte der Grafschaft von Konrad von Lindenhorst, dem Grafen von Dortmund, dann von seinen Nachkommen das Erbrecht auf die zweite Hälfte und läßt sich 1504, nach dem Aussterben des Geschlechts, vom Kaiser damit belehnen, ganz ähnlich wie in so vielen Reichsstädten die kaiserliche Schultheißengewalt an die Stadt selbst übergeht, z. B. in Frankfurt, wo der Magistrat unter Kaiser Ludwig dem Baier durch Siegfried zum Paradies das verpfändete Schultheißenamt an sich kaufte und so seine reichsstädtische Selbständigkeit gründete. Bündnisse, Fehden, Hansaverhandlungen, innere Unruhen infolge der Reformation, welche sich siegreich in unserer Stadt zu erhalten weiß, das sind die andern Gegenstände, welche die Blätter ihrer Zeitbücher füllen, ohne von großen Ereignissen von allgemeiner Tragweite unterbrochen zu werden.

Mehr Stoff zur Schilderung particulärer Verhältnisse als Dortmund bot die merkwürdige Stadt Soest, die Capitale der Engern, deren Ursprung, Blüte und Niedergang in Nr. 4 F. W. Barthold darzustellen übernommen hat. Hier treten die eigenthümliche Entstehungsart, die Beziehungen zu altwestfälischen Rechtsinstituten (es gab schon in der Mitte des 13. Jahrhunderts ein geschriebenes soester Statutarrecht), zur Hansa, zu der kaiserlichen und resp. Herzogsgewalt (der kölnischen Kirche) weit pronoucirter auf, und dazu bildet das ganze eigenthümlich verschlungene kirchliche und politische Verhältniß der Stadt, die nicht freie Reichs-, nicht Landstadt ist, etwas Abweichendes. Obendrein ist Soest in culturhistorischer Beziehung durch seine Sitten, seine engen Beziehungen zum baltischen Handel, seine Kirchenbauten und andere Kunstdenkmale wichtiger als Dortmund, und in seine Geschichte flicht sich die denkwürdige große Episode der „Soester Fehde". Auch das ist eine Eigenthümlichkeit von Soest, daß es nie ein ausschließlich aristokratisches Regiment besaß. Alles Erwähnte ist von Barthold mit einer überaus reichen und fleißigen Detailmalerei geschildert, mit einem Wissen und gelehrten Apparate, die nichts zu wünschen übrig lassen. Aber das Buch hat zwei Fehler; es ist erstens von einem Autor geschrieben, der die Stadt, welche er beschreibt, persönlich wenig kennt und deshalb dem Einheimischen auch das anziehende Element einer eigentlichen Ortsgeschichte in anschaulicher Darstellung nicht zu bieten weiß; und zweitens ist der reiche Stoff durchaus nicht gegliedert. Darin nachzuschlagen, zu suchen, über einzelne Partien sich Raths zu erholen, ist deshalb ebenso mühsam (Register und Inhaltsverzeichniß fehlen) als das Buch zu durchlesen. Und doch hat der Verfasser, wie er im Vorwort sagt, mit Rücksicht darauf geschrieben, was der größern deutschen Lesewelt Interesse geboten. Diese, fürchten wir, wird mit uns lebhaft bedauern, daß der ganze Stoff nicht mit einigem Geschicke für Composition organisirt ist, daß, was zur Kunst-, was zur Sitten-, was zur Rechts- und was zur äußern Geschichte gehört, sich nicht übersichtlich auseinander scheidet, sondern daß Alles sich durcheinander drängt. Im Uebrigen hat Barthold's Buch unbezweifelt den großen Vorzug, daß es überall die universell gebildete Intelligenz verräth, deren Blick sich stets auf den weiten Horizont des Allgemeinen gerichtet hält und aus dem Mikrokosmos einer westfälischen Stadtgeschichte immer den Makrokosmos der gesammten nationalen Geschichte durchschimmern läßt. Die letzten Jahrhunderte, besonders das 18., sind zu kurz behandelt gegen die breite Ausführlichkeit der Darstellung der ältern Epochen. Der Verfasser entschuldigt das durch „ungünstige Verhältnisse"; diese scheinen überhaupt über dem Buche gewaltet zu haben und die Rücksicht auf Raumersparniß so gebieterisch gewesen zu sein, daß nicht allein an irgendeine Urkundenmittheilung nicht zu denken war, sondern daß auch gegen das Ende hin, im dritten Buche, die Quellen nicht mehr unter dem Texte genannt werden durften. Bei einem doch wesentlich nur für Fachgelehrte genießbaren Buche ist das doppelt zu bedauern.

Auf das Einzelne können wir hier nicht eingehen, wir erwähnen nur der von Barthold sehr klar auseinandergesetzten ganz singulären Entstehungsart der Stadt Soest. Während die geschichtlichen deutschen Städte sämmtlich entweder aus römischen Municipien oder Colonien, oder aus und auf königlichen Höfen und Pfalzen, oder um Klöster und Bischofsitze, oder endlich aus Grenzfesten und aus natürlichen Stapelplätzen des Handels hervorgingen, verdankt Soest lediglich sich selbst seinen Ursprung, unbegünstigt von irgendeiner Fürstengewalt oder von den Vortheilen eines Stroms oder zweier sich kreuzender Heerstraßen. Von altersgrauer Zeit her die Ansiedlung heidnischer Bauern, hat es sich, blos von einem Boden, den ungewöhnliche Fruchtbarkeit auszeichnet, begünstigt, ganz allein zum reichen, mächtigen, für Hansa- und Rechtsverhältnisse maßgebenden Gemeinwesen hinaufgearbeitet, und Niemand weiß deshalb auch

sein Alter anzugeben oder zu ermessen. Nur das thüringische Erfurt, welches der Apostel Bonifacius schon 719 als eine urbs paganorum rusticorum vorfand, bietet eine ähnliche Erscheinung dar. Wenn jedoch Barthold dieses Verdienst der Selbstentwickelung von Soest um so höher schätzt, weil es „von schiffbaren Flüssen durch weite Strecken abgesperrt, an winzigem Bächlein kaum einer Walkmühle mächtig" gewesen, so übersieht er, daß die Stadt nicht allein die Vortheile ihrer üppigen „Börde" hatte, sondern auch, wie das schon Kohl in seinem „Der Rhein" (Leipzig 1851) bemerkt hat, in der Mitte derjenigen beiden Lippe- und Ruhrpunkte lag, von denen an diese Flüsse seit alter Zeit, wenn auch nur mit kleinen Böten befahren wurden, in der Mitte zwischen Lippstadt und Neheim. Und was Soests Beziehungen zum baltischen Handel, den es so schwungreich betrieb, ohne durch eine Wasserstraße dahin begünstigt zu sein, angeht, so folgte es hierin nur der allgemeinen „Strömung der Zeit", die Dortmund, Münster, Köln und andere Städte auf dem weiten Landwege dahin führte, ohne daß Soest gerade den Ruhm der muthigen Initiative urkundlich in Anspruch nehmen könnte.

Nr. 5 ist ein Ergebniß der Nachforschungen Fahne's zum Behuf seiner in Aussicht gestellten und oben schon erwähnten „Geschichte der westfälischen Geschlechter". Bei dem engen Zusammenhang Westfalens mit den Colonien im Osten, namentlich in den Ostseeprovinzen, wo Westfalen dem Deutschen Orden bekanntlich die namhafteste Anzahl seiner Streiter und Brüder gestellt hat, war eine Durchforschung der Archive in jenen Gegenden nicht zu umgehen. In der lübecker Stadtbibliothek fand nun der Herausgeber bei dieser Gelegenheit eine noch ungedruckte Schrift des für die lübecker Geschichte einst so thätigen Pastors Jakob von Melle (geboren 1659 in Lübeck, aus einer westfälischen eingewanderten Familie), mit dem Titel: „Die in Lübeck wohlaufgenommenen Westfalinger." Diese Zusammenstellung des zahlreichen Contingents, welches Westfalen der Bevölkerung Lübecks gestellt hat, ist für das letztere ebenso wol wie für Westfalen von großem Interesse und beide können für die Herausgabe nur dankbar sein. Das Ganze ist nicht eine bloße Nomenclatur, sondern behufs genealogischer Nachforschungen um so wichtiger, als schätzbare biographische Nachrichten über die bedeutendsten darin aufgeführten westfälischen Lübecker, die sich als Bischöfe und Domherren, als Rathspersonen und Bürgermeister, als Superintendenten und Prediger, als Medici oder als Kaufherren irgend hervorgethan oder Stiftungen in Lübeck gemacht haben, hinzugefügt sind. So erhalten wir z. B. daraus Nachweise über die Herkunft jenes Bürgermeisters Hermann von Plönies, der während der Wullenwever'schen Episode in Lübeck eine so wichtige Rolle spielte (vgl. Waitz, „Lübeck unter Jürgen Wullenwever", Berlin 1855, I, 79 und anderwärts). Wir erfahren hier, daß ein Hermann Plönies von Münster nach Lübeck eingewandert, 1480 zu Gunsten lübecker Armen testirt hat (S. 159), sodann, daß der Bürgermeister Plönies (wol des Vorhergehenden Neffe), ebenfalls aus Münster gebürtig, 1522 zuerst zu Rath gewählt, 1529 zur Bürgermeisterwürde gelangt, während der Unruhen 1531 aus der Stadt flüchtig geworden, zwei Jahre später, 1533, in seinem Vaterlande Münster mit Tode abgegangen sei, nachdem ihm Karl V. sein Geschlechtswappen bei Erhebung in den Ritterstand mit einem weißen zweiköpfigen Adler (wie die Familie, jetzt im Großherzogthum Hessen blühend, ihn noch führt) vermehrt habe.

Wir kommen zu unserer letzten Schrift, welche sich ein wahres Verdienst um eine so oft ventilirte und so verschieden in einer Menge zerstreuter Abhandlungen und Aufsätze beantwortete Frage erwirbt. Der Verfasser unserer kleinen Schrift hat nämlich die abweichenden Ansichten der einzelnen Historiker, wie J. Möser, Clostermeyer, Giefers u. A., über den Ort der Hermannsschlacht und über die Richtung, welche des Germanicus Kriegszug durch das Bructererland genommen, zu einem klaren, überschaulichen Referat zusammengestellt, dem er sodann sein eigenes wohlbegründetes und mit großer Umsicht motivirtes Votum folgen läßt. Wir unsererseits räumen gern ein, daß wir mit diesem Votum völlig einverstanden sind. Namentlich scheint uns unwiderleglich, daß der von den Germanen bedrängte Heerzug des Varus sich nicht in der von Justus Möser und Giefers (in der „Zeitschrift" des westfälischen Vereins für vaterländische Geschichte, Neue Folge, V, 329) angenommenen Richtung von der Operationsbasis der römischen Heere am Rhein immer weiter fort in die deutschen Urwälder hinein bewegte, sondern daß Varus sich auf dem Marsch wider in seinem Rücken empörte Völkerschaften, die seine Communicationslinie mit dem Rheine bedrohten, befand. Den dafür von Reinking entwickelten Gründen ließe sich noch hinzufügen: der von den Deutschen angezettelte Aufruhr, welcher den römischen Feldherrn verlocken sollte, mußte in seinem Rücken oder wenigstens in einer Gegend ausbrechen, von wo seine Rückzugslinie bedroht war; durch eine in einer andern Gegend, weit vor ihm ausbrechende Bewegung hätte er sich nämlich schwerlich bewegen lassen, im Herbst, mit seinem ganzen Troß von Weibern und Kindern, einen Kriegszug zu unternehmen! Ferner scheint uns ebenso klar ausgemacht, daß die Hypothese Clostermeyer's unhaltbar ist, der mit Hülfe von einer unglücklichen Anzahl von „wahrscheinlich", „gewiß", „vielleicht", „sicherlich" herausgebracht hat, daß die Vernichtung der römischen Legionen stattfand bei der Grotenburg, jener Höhe in der Nachbarschaft Detmolds, die zur Stunde den Sockel des projectirten Hermannsdenkmals trägt. Clostermeyer hatte sich hauptsächlich darauf gestützt, daß die Grotenburg nach „klaren archivalischen Nachrichten" noch im 16. Jahrhundert „Der Teut" genannt worden, die Grotenburg also die eigentliche von Tacitus genannte Teutoburg sei. Eigenthümlicherweise hat jedoch der lippesche Archivrath von diesen archivalischen Nachrichten keine einzige je abdrucken lassen! Das Schlachtfeld ist

entweder noch gar keine oder seine nur sehr gelegentliche und dürftige Behandlung gefunden haben, sodaß jede zugleich einen Beitrag zur Fortbildung der Wissenschaft selbst ausmachen wird. Hierauf legt der Verfasser mit Recht besonderes Gewicht, und in der That werden in diesem ersten Bande solche Themata behandelt, die, wenigstens vom psychologischen Standpunkte aus, noch nicht mit gleicher Gründlichkeit und Klarheit behandelt sind.

Die erste dieser Abhandlungen mit der Ueberschrift „Bildung und Wissenschaft" enthält eine sehr sorgfältige und feine Analyse Dessen, was wir unter dem allgemeinen Namen Bildung begreifen, nach Begriff, Wesen und Erscheinung, sowie eine Darlegung aller zur Bildung nothwendigen Elemente und eine Beleuchtung der Bedeutung, welche die Bildung für den Einzelnen wie für die Gesammtheit der menschlichen Gesellschaft in intellectueller, sittlicher und ästhetischer Beziehung besitzt. Je vager und unbestimmter der Begriff, den man mit dem Worte Bildung zu verbinden pflegt, bisher gewesen ist und je mehr es auf der andern Seite bei dem immer allgemeiner werdenden Drang und Streben nach Bildung noththut, über diese Unbestimmtheit, welche stets auch eine Unklarheit über die Zweckmäßigkeit oder Unzweckmäßigkeit der zu ergreifenden Bildungsmittel zur Folge hat, hinauszukommen, umsomehr verdient die nicht nur selbst lichtvolle, sondern auch lichtverbreitende Untersuchung des Verfassers die Anerkennung und Beachtung aller Derer, die entweder sich selbst oder Andere, sei es durch Lehre, Beispiel oder Schrift, bilden wollen oder sich sonstwie für die Förderung ächter Bildung interessiren. Man wird darin, abgesehen von dem rein theoretischen Werth der Begriffsbestimmung als solcher, eine Reihe gesunder, treffender Urtheile und beherzigenswerther Fingerzeige finden, die umsomehr an der Zeit sind, als gerade jetzt in der Art und Weise, wie man Bildung zu erlangen oder zu verbreiten pflegt, viel falsche und verkehrte Ansichten sich bemerklich machen.

Der Gang, welchen der Verfasser nimmt, ist in kurzem folgender. Nachdem er gezeigt, wie wenig Klarheit über den von ihm zu erörternden Begriff bisjetzt noch geherrscht hat, wie der Begriff überhaupt erst ein in neuerer Zeit und namentlich in Deutschland zur Geltung gekommener sei und wie der Begriff eine verschiedene Bedeutung habe, je nachdem man von der Bildung eines ganzen Volks oder blos eines Individuums rede, erklärt er, nur von der Bildung im letztern Sinne des Worts reden zu wollen, bezeichnet sodann die Elemente, welche die Bildung ausmachen, als theils intellectuelle, theils sittliche, theils ästhetische und ordnet hiernach seine Abhandlung in drei Haupttheile, von denen der erste die auf Intelligenz beruhende Bildung und den Gegensatz von Bildung und Wissenschaft, der zweite die in der Moralität wurzelnde Bildung und den Unterschied von Bildung und Sittlichkeit, der dritte die in der Aesthetik des Lebens sich kundgebende Bildung und das Verhältniß der Bildung zum Schönen in Betrachtung zieht.

Den Gegensatz von Bildung und Wissenschaft, auf dessen Entwickelung er am ausführlichsten eingeht, führt er auf einen Unterschied des Zwecks, des Inhalts und des Wesens zurück. In erster Beziehung geht er von dem Grundgedanken aus, der Zweck der Bildung sei wesentlich individuell, der Zweck jeder wissenschaftlichen Thätigkeit dagegen allgemein. Jener erfülle sich ganz und ausschließlich innerhalb des Individuums, der Mensch erstrebe mit der Bildung nichts Anderes, als daß er selbst gebildet sei. Dagegen wenn Jemand sich wissenschaftlich beschäftige, sei es lernend oder lehrend, schöpferisch oder sammelnd, so habe er damit nicht seine persönliche Entwickelung und Veredlung, sondern die Förderung und den Ausbau der Wissenschaft als solcher im Auge, die in der Gemeinschaft der Denkenden und wissenden Individuen ihre objective Realität erhalte. Dieser Unterschied ist in der That wesentlich und die Quelle fast aller übrigen. Die Bildung will aus dem Menschen selbst ein möglichst vollkommenes Exemplar seiner Gattung machen, die Wissenschaft kümmert sich um die Persönlichkeit des Menschen als solche nicht, sondern geht stets nur auf die Sache, auf die Erforschung der Wahrheit los. Daß dabei der Fortschritt der Wissenschaft zugleich günstig auf die Bildung und umgekehrt die Erweiterung der Bildung günstig auf die Wissenschaft einwirken kann und muß, versteht sich von selbst, ändert aber an der Gültigkeit des eben bezeichneten Unterschieds nichts, denn diese Folgen sind nur indirecte, keine unmittelbaren, keine ursprünglich beabsichtigten, obwol es concrete Erscheinungen geben kann, welche die Förderung der Bildung und Wissenschaft gleichzeitig im Auge haben, wie z. B. das uns eben vorliegende Buch des Verfassers. Aus jenem Grundunterschiede entwickelt sich naturgemäß ein zweiter, der nämlich, daß nur die Wissenschaft, wie außer ihr die Kunst und die Lebensthätigkeit, wirklich schöpferisch, productiv, dagegen die Bildung wesentlich aufnehmend, passiv ist. „Wie der Zuschauer zur Kunst", sagt unser Autor, „wie der Gläubige zur Kirche, so verhält sich der Gebildete zur Wissenschaft. Die Denker und Gelehrten arbeiten, die Gebildeten genießen die Wissenschaft; die Gelehrten sind die Priester der Wissenschaft, die Gebildeten sind die Gemeinde der Gläubigen." Natürlich wird hiermit nicht behauptet, daß nicht beide auch in einer Person vereinigt sein könnten. Wer in einem Zweig der Wissenschaft productiver Gelehrter ist, kann in andern Zweigen blos receptiver Gebildeter sein, und der vorzugsweise receptiv Gebildete kann sich auch wol einmal zur Productivität angeregt fühlen. Das erstere ist das Natürliche und Wünschenswerthe, das letztere hingegen hat stets sein Bedenkliches und führt zu einem Dilettantismus, der in der Regel weder der Wissenschaft noch auch der Bildung sonderlich zum Heil gereicht. „Wo die Gebildeten allein die Bildung der Intelligenz erzeugen und vererben wollen, sei es in der Erziehung der Kinder oder gar in literarischer Wirkung auf das Publicum, da ist Halbheit und Hohlheit nahe; alle Anlage der Bildung muß immer wieder von der Wissenschaft selbst ausgehen; nicht Mehl, sondern nur Korn kann gesäet werden, um Mehl zu gewinnen."

Rücksichtlich des Inhalts bestimmt der Verfasser den Unterschied von Bildung und Wissenschaft folgendermaßen. Die Wissenschaft könne und dürfe sich auf ein einzelnes bestimmtes Gebiet des Wissens beschränken, für die Bildung dagegen sei die Universalität ein auszeichnendes Merkmal, wenigstens messe man nach dem Maße der Universalität auch den Grad der Bildung. Da die Bildung keinen objectiven Zweck verfolge, so sei ihr auch kein bestimmtes Gebiet der Erfüllung desselben angewiesen; sie könne sich frei in dem Universum des Wißbaren bewegen, insoweit und in der Art, als es ihrem individuellen Zwecke der geistigen Bethätigung, des innern Lebens, der Erhebung und Vertiefung irgend angemessen sei. Freilich, wenn sie hierbei den Grundzweck aller Bildung, Vervollkommnung des Menschen als solchen, aus dem Auge verliere, sinke sie zur bloßen Vielwisserei herab, die von echter Bildung wesentlich verschieden sei. Die Bildung habe daher aus der Gesammtheit alles Wissens sich vor allem Das anzueignen, was dem allgemein menschlichen Interesse am nächsten liege. Dies sei das allgemeine Centrum der Bildungssphäre für alle Gebildeten, während von den verschiedenen Wissenschaften jede einzelne ihr besonderes Centrum habe. Je weniger in einem Individuum das Allgemeinmenschliche in die Grenzen eines besondern Berufs hineingezogen werde, um so wichtiger und wesentlicher sei für dasselbe das Element der Bildung. Daher habe sie eine höhere Bedeutung für die Frauen als für die Männer, sei unentbehrlicher für die Jugend als für das Mannesalter, wichtiger für Gymnasien als für Universitäten. Während man vom Manne, sofern er sich über die bloße Handhabung seiner materiellen Kräfte erhebe, fodere, daß er irgend einer geistigen Berufsthätigkeit obliege, also auch, was er an Bildung erwerbe, mit dieser in Verbindung und Wechselwirkung treten lasse, verlange man von den Frauen eben nichts Anderes als Bildung, und zwar diejenige Art, welche kein

Regionen der Gesellschaft verfolgt und an den das Ehrgefühl bedingenden und bestimmenden Vorstellungen des Kindes und Jünglings, der Männer und Frauen, der Studenten, des Adels und des Militärs, der Familien, Stämme und Nationen, der Künstler, Fürsten, Dichter, Staatsmänner u. s. w. einzeln nachweist, daß die Allen gemeinsame Grundvorstellung, also das allgemeine Wesen der Ehre stets dem oben aufgestellten Begriffe entspricht, und daß alle Handlungen, welche aus dem Ehrgefühl hervorgehen, namentlich das Duell, dem der Verfasser eine ausführliche Erörterung widmet, der Krieg u. s. w. in dem Grundgedanken wurzeln, daß in und mit der Ehre zugleich die Existenz, nämlich die ideelle Existenz unsers Selbst in Andern und zwar vorzugsweise in Denen, mit denen wir unser Ich am engsten verwachsen fühlen, angetastet werde, und daß daher die Ehrenfrage eine Existentialfrage sei, bei der die ideelle Existenz höher angeschlagen werde als das blos leibliche Dasein. Der Ruhm unterscheidet sich nach dem Verfasser von der Ehre einerseits dadurch, daß er für die Erweiterung der ideellen Existenz einen größern Umfang verlangt, und zwar nicht blos den Kreis des Umgangs und der Bekanntschaft, sondern auch die Grenzen der Zeit durchbrechen will, andererseits dadurch, daß er nicht blos wie die Ehre die Erwartungen und Foderungen der Andern erfüllen, sondern sie übertreffen will. Daher entspricht die Ehre dem Edeln, der Ruhm dem Erhabenen; die Ehre will dem Urtheil und der Erfahrung genügen, der Ruhm über Urtheil und Erfahrung hinausgehen; die Ehre verlangt nur Anerkennung, der Ruhm dagegen Bewunderung und Staunen, was am meisten in dem Begriffe gloria ausgedrückt ist. Ehre kann man mit vielen Andern zugleich erstreben und genießen, Ruhm schließt diese Gemeinschaft aus, beruht und dringt auf Alleinheit und Einzigkeit in seiner Zeit und Art. Ehre gründet die Republik im Reiche des Gemüths und der Sittlichkeit, Ruhm die Despotie. Ehre erlangt jeder tapfere Kämpfer in dem Siege für das Vaterland, Ruhm nur der Feldherr und Führer der Schlachten; Ehre jeder Arbeiter am Bau des Staats und der Wissenschaft, Ruhm nur der Baumeister und Gründer; Ehre der Jünger, Ruhm der Meister u. s. w.

Zum Schluß erörtert der Verfasser die sittliche Natur der Ehre, spricht über ihre Pflicht und ihr Recht, über das Verhältniß der Religion zu ihr, über Ehrgeiz und Ehrbegierde, über echte und falsche Demuth, über Selbstehre, über Bescheidenheit und Anmaßung, über Hochmuth, Eitelkeit und Stolz. Auch hier ist des Erwägungswerthen viel, doch müssen wir die Kenntnißnahme desselben unsern Lesern selbst überlassen, die, sofern sie überhaupt an derartigen Untersuchungen Interesse nehmen, selbst aus den kurzen und sporadischen Mittheilungen, die wir hier nur haben geben können, entnommen haben werden, daß das vorliegende Buch nicht blos gelesen, sondern auch durchdacht zu werden verdient. Wenn ich in dieser Anzeige desselben mich jeder Polemik enthalten habe, so darf daraus zwar nicht geschlossen werden, als ob ich in aller und jeder Beziehung mit den Ansichten des Verfassers übereinstimmte, wol aber ist die Annahme gerechtfertigt, daß mich das Ganze in Form und Inhalt dergestalt überwiegend befriedigt hat, daß ich am Einzelnen nicht habe mäkeln wollen.

Adolf Zeising.

Eine neue literarische Satire.

Höllenfahrt von Heinrich Heine. Hannover, Rümpler. 1856. 8. 22½ Ngr.

Schon früher haben wir Gelegenheit gehabt zu bemerken, daß das satirische Gift deutscher Schriftsteller sich gegenwärtig zumeist gegen ihre Collegen wendet, was freilich ein sehr wohlfeiles und dabei ungefährliches Privatvergnügen ist. In gewissen Regionen sieht man es aus mehrfachen Gründen sogar sehr gern, wenn die Schriftsteller sich untereinander anschwärzen und zerfleischen und der eine den andern für einen Nichtsnutz, Schuft und Lump erklärt oder ihn wenigstens der entschiedensten Talentlosigkeit und Unbedeutendheit zeiht, ohne Zweifel in dem stillen glücklichen Bewußtsein, ein ganz anderer Mann zu sein als alle übrigen. Ein Reimwerk dieser Art von dem pseudonymen Ilius Pamphilius, „Der deutsche Parnaß", haben wir schon in Nr. 43 d. Bl. f. 1854 besprochen, und auch in den jüngsten von uns in Nr. 39 angezeigten satirischen Dichtungen „Keilschriften" und „Die moderne Walpurgisnacht" spielen Ausfälle gegen Schriftsteller und Dichter die Hauptrolle. Hier haben wir wieder ein Stachelgedicht ähnlichen Gepräges vor uns, dessen Titel, wie es uns scheint, mit Absicht so gewählt ist, daß man es auch wol für ein nachgelassenes Product von Heine selbst halten könnte; denn eigentlich müßte er „Heinrich Heine's Höllenfahrt" und nicht „Höllenfahrt von Heinrich Heine" lauten. Läge dieser Titelwahl die angedeutete Absicht wirklich zugrunde, so wäre schon dies eine unverzeihliche Unredlichkeit, die uns von vornherein gegen den Verfasser einnehmen müßte. In diesem satirischen Gedichte sind nun des Verfassers eigene Ansichten über Schriftsteller, Recensenten, Dichter, Künstler und Musiker dem verstorbenen Heine in den Mund gelegt, und darin, wie in dem Umstande, daß die Manier ganz Heinisch ist, während Heine selbst doch darin theils zwar anerkannt, theils aber und noch mehr gelästert wird, scheint uns eine weitere, wenn auch etwas feinere Unredlichkeit zu liegen. Der Verfasser dichtet auf Heine z. B. folgende cynische Strophen:

Verliederlicht ward die Jugendkraft,
Freund Hein kam zu Freund Heine,
Er saß zehn Jahre mir im Genick
Und schüttelte mir die Gebeine.

Und weiter:

Bald sang ich wie ein Engelein,
Bald grunzt' ich wie garstige Thiere;
Stets trieb ich als das alte Genie
Mich durch die alte Schmiere.

Faust, Romanzero, Lutetia,
Das sind meine letzten Büchlein,
S' ist Krankheitsbeuleneiter darin,
Sie haben ein garstig Gerüchlein.

Die alten Stimmen, volksliederlich, süß,
Die gingen gemach um die Ecke,
Nur hin und wieder weht noch ein Duft,
Doch meist Gestank vom Drecke.

Möge der Verfasser dem Himmel danken, wenn er noch gesunden Leibes ist; aber eine gesunde poetische Seele scheint uns, nach diesen Proben zu urtheilen, nicht in ihm zu wohnen; sie ist von dem Heine'schen „Krankheitsbeuleneiter" nicht wenig inficirt, und wir rathen dem Verfasser, sich durch strenge literarische Diät oder Hungercur und gewissenhafte Arbeit sobald als möglich von diesem ätzenden Heine'schen Gift zu befreien. Es wäre schade um sein Talent und seinen Verstand, die sich in einzelnen von gesunderer Ansicht zeugenden Stellen, in seiner Kenntniß vieler nicht abzuleugnender Gebrechen der modernen Literatur und in dem Geschick und der Virtuosität, womit das Ganze gereimt ist, deutlich genug verrathen. Auch hat uns hier und da ein warm anerkennendes Wort, wie das für den trefflichen Peter von Cornelius gesprochene, unter den vielen Gehässigkeiten wirklich wohlgethan. Auf eine gewisse Art Reime hat sich der Verfasser freilich zum Ueberdruß versessen, z. B.:

Schreibselige Ida Düringsfeld,
O Wildermuth, o Burow —
Ihr traget Bibliotheken mit,
O schont mich, schonet mich nur, o!

Ferner:

Viel Größen bietet die Malerei,
Veit, Overbeck, Steinle, Schadow
Sind unsere Giottos, Fiesoles —
Wer gab euch diesen Rath? O!

Dann wieder:

Es schwänzelt ein ganzes Heer ihm nach,
Vor Allen der Herr von Flotow,
Wohin geht diese entnervende Kunst?
Es ist eine wahrhafte Noth! O!

Ja, es ist eine „wahrhafte Noth! O!" möchte man bei Gelegenheit dieser gesuchten Reime auf die Namen in ow ausrufen. An Reimvirtuosität fehlt es jedoch, wie gesagt, dem Verfasser nicht, aber wol fehlt seinem Product etwas, was in einer satirischen Dichtung niemals fehlen sollte, nämlich der eigentliche Witz. Heine ist wenigstens immer amüsant, der Verfasser der „Höllenfahrt" dagegen ziemlich trocken, oft sogar vollkommen langweilig, indem er oft nicht mehr als ein bloßes Namen- und Productenverzeichniß gibt. In mancher Hinsicht mahnte mich seine gereimte Uebersicht der modernen deutschen Literatur an eine gereimte Geographie Deutschlands, die ich auf der Schule las und aus der mir folgende sinnschwere Verszeilen im Gedächtniß zurückgeblieben sind:

Bomst macht des Weinbaus Proben
Zu weit nach Norden hin.
Sein Wein ist nicht zu loben,
Viel Säure steckt darin.

Das ist doch wenigstens naiv und harmlos und gewiß ebenso poetisch, als wenn unser allervortrefflichster Anonymus sein „Caput XVI" mit den Worten beginnt:

Wie sieht es denn mit dem Gros aus?
Ich ging auf seinen Bahnen
Und wandte mich den Erzählern zu
In Novellen und Romanen.

Daß die Recensenten und Kritiker übel wegkommen, versteht sich von selbst; nur könnten wir an die verkannten poetischen Genies, die den Kritikern immer vorzuwerfen pflegen, daß sie nicht im Stande seien, Besseres oder überhaupt nur etwas hervorzubringen, die naheliegende Frage richten: Wenn es nach eurer Ansicht mit der Kritik so schlecht bestellt ist, warum setzt ihr euch nicht hin, um bessere Kritiken zu schreiben? Warum schreit ihr immer nach einem neuen Lessing, statt selbst Lessinge zu werden? Indeß wenn auch ein neuer Lessing käme und sich unterfinge, eure Producte zu tadeln, so würde er sofort als der elendeste Kritiker von euch gescholten werden. Für euch, wie für die Schauspieler, ist der beste Kritiker immer der, der eure Rivalen gehörig tadelt und euch selbst aufs maßloseste herausstreicht. Wir verkennen dabei so manche Gebrechen der jetzigen kritischen Verfahrungsweise nicht, wir verkennen nicht, daß sich die Kritik in hochfahrendem Tone gewisse Functionen angemaßt hat, die in das persönliche Gebiet gehören und ihr keineswegs zukommen, daß sie nur zu häufig gegen die einfachsten Vorschriften der Humanität, des Anstandes und der guten Sitte verstößt und die Productionen, statt sie aus sich selbst zu erklären und zu erläutern und auch das Gute, so wenig es sein möge, daran hervorzuheben, sehr oft vom einseitigsten Standpunkte der Coterie und Camaraderie oder vom politischen oder religiösen Parteistandpunkte aburtheilt, wie von vornherein überwiesene Verbrecher, zu deren Vertheidigung ein Wort zu verlieren gänzlich überflüssig wäre. Dies Alles zugegeben, scheint uns der Verfasser dieser „Höllenfahrt", die ja im Grunde nichts Anderes ist als eine summarische Kritik der modernen deutschen Literatur, doch keineswegs der Mann zu sein, über die Kritik in diesem übermüthigen Tone abzusprechen oder ihr eine andere Richtung zu geben, er, der die politischen Poesien unserer Tage als „Gassenjungentiraden" abfertigt. Der Kreis, den in Betreff ihrer Gegenstände die moderne deutsche Lyrik beherrscht, ist ja in der That ein so kleiner, daß man eher daran denken sollte, ihn zu erweitern, statt seine Peripherie immer enger gegen den Mittelpunkt der bloßen Subjectivität zurückzudrängen. Wir sind nicht der Ansicht, daß die Poesie durch die Aufnahme reinsubjectiver Gefühle zu einem tiefern Inhalt gelange als durch die Aufnahme vaterländischer Gefühle, wiewol wir nicht verkennen, daß die politische Poesie in den vierziger Jahren eben zu politisch wurde und darüber ihren vaterländischen Charakter verlor. Der Verfasser der „Höllenfahrt" geißelt nicht mit Unrecht die Cliquen und „Ruhmfabriken", deren Entstehung er bis auf Goethe und Schiller, Tieck und die Schlegel zurückführt, und wenn er sagt:

Man rühmt zu Berlin den märkischen Sand,
In Preußen die preußischen Knaben,
Zu Wien heißt's: Vorwärts, Oesterreich!
Die Schwaben loben die Schwaben.

Bierlümmel rühmt man in Baierland,
Die Lerchen an der Elbe u. s. w.

so hat dies seine Berechtigung, da allerdings auch auf diesem Felde der uns überall aufstoßende provinzielle Particularismus in Deutschland eine leider nur zu große Macht erlangt hat. Indeß macht der Verfasser sich desselben Nationalfehlers schuldig, wenn er selbst nicht verschmäht, sich in wohlfeiler althergebrachter Weise über den märkischen Sand, die brandenburgische Nüchternheit und Flachheit und die pommerische Poesie verächtlich auszulassen, und während er gegen das Cliquenwesen eifert, macht er für sich selbst Clique, wie sich an vielen Beispielen nachweisen ließe.

Doch wir haben über einen Satiriker, der nicht einmal den Muth hat, seine Ausfälle mit seinem Namen zu vertreten, vielleicht schon mehr Worte verloren, als sein Reimwerk verdient. Die Interessen der Schriftstellerwelt werden durch solche Producte in keiner Weise gefördert, die Begriffe von literarischem Anstand nicht gehoben, und wir erlauben uns zum Schlusse nur noch folgende Worte anzuführen, die wir jüngst im „Frankfurter Museum" lasen:

„In Deutschland hört man viel Prahlerei von Anstand und literarischer Würde; doch könnten wir gerade in diesen Dingen noch Manches von Frankreich und England lernen. In beiden Ländern wäre es völlig undenkbar, daß ein Schriftsteller, der seine Aufgabe stets in hohem Sinne erfaßt und das Loos der Armuth ehrenvoll getragen hat, um seines alten Huts und Rocks willen verspottet würde." *) Auch satirische Dichtungen wie diese würden gegenwärtig in England und Frankreich sehr wahrscheinlich als ein Verstoß gegen den literarischen Anstand und als eine Beeinträchtigung des schriftstellerischen Interesses übereinstimmend von der Kritik verurtheilt und abgewiesen werden.

H. M.

Zum Volksschulwesen.

Pädagogisches Bilderbuch; aber nicht für Kinder, sondern für andere Leute. Herausgegeben von Christian Frymann. Zürich, Orell, Füßli und Comp. 1855. Gr. 8. 1 Thlr.

Ein treffliches Buch, das allen Freunden der Schule, allen treuen Familienvätern hiermit nachdrücklich empfohlen sei. Der Verfasser, allem Anscheine nach ein Schweizer, sagt von sich selbst, er brauche sich nicht erst noch als Freund der Schule auszuweisen. „Der Mann, der diese Schattenrisse gezogen, hat die beste Kraft und Zeit seines Lebens der Schule hingegeben." Wir zweifeln an diesem Worte nicht. Das ganze Buch, ein

*) Das „Frankfurter Museum" bezieht sich hier auf die heute Meißner'sche Lustigmacherei über den Lyriker und Schriftsteller Ludwig Wihl und berichtet dabei zugleich, daß Wihl gegenwärtig als Lehrer der deutschen Sprache von Coutances in der Normandie nach Laval in der Bretagne in eine einträglichere Stelle versetzt worden ist.

kräftiges Wort für wie an die neue Volksschule, ist die beste Bürgschaft eines edeln Wollens und lautern Strebens, eines aufgeklärten Blicks und eines echt religiösen Gefühls, eines frischen Sinnes für das gute Neue und eines treuen für das gute Alte, eines im Vorsatze entschiedenen, in der Ausführung besonnenen Charakters.

Vielfach ertönt die Klage: die Volksschule hat für die religiöse und sittliche Bildung nicht geleistet, was man von ihr verhieß und hoffte. Ja, die Klage wird sogar zur Anklage: die moderne Volksschule, einer falschen Richtung folgend, hat in religiöser und sittlicher Hinsicht mehr geschadet als gefördert. An diese Anklage schließt sich dann der ernste und dringliche Ruf nach Verbesserung; aber diese, heißt es, sei nicht zu finden im Fortschritte auf der eingeschlagenen Bahn, sondern in der Um- und Rückkehr zu der alten Bahn. Der Verfasser will nun nicht für die Erhaltung der neuen Volksschule sprechen, ihr Bestand ist ja in den Foderungen und Bedürfnissen des Volks gesichert, sondern nur Beiträge zur Erörterung der Frage liefern: „Wenn die Volksschule bisjetzt nicht geleistet hat, was man von ihr Andern und sich versprach, wo liegen die Hauptursachen dieser ungenügenden Leistungen?"

Diese deckt nun unser Schulfreund, eben weil er ein treuer Freund der Schule ist, mit rücksichtsloser Offenheit auf. Er thut dies aber nicht in der trockenen Weise eines Berichts, sondern in Erzählungen aus dem Leben, durch Aufrollen anschaulicher Bilder. Das so entstehende „Pädagogische Bilderbuch" sieht nun die fraglichen Hauptursachen:

a. In der häuslichen Erziehung. Wir werden in verschiedene Familien eingeführt und sehen, wie sich die Lüge, der Bettel, die Glaubensspöttelei, der Aberglaube, die Betrügerei, das Stehlen, Roheit und Stumpfsinn, Sinnlichkeit und Verweichlichung, Eitelkeit und Ueberspannung der gegebenen Mittel in den Familien äußert, vererbt, verderblich erweist. Die Macht des bösen Beispiels erinnert mich immer an die Thatsache, daß der Gemsjäger einem hinabrollenden Steine nicht nachzuschauen wagt; er dreht ihn mit hinabzureißen.

b. In den Vorsteherschaften und Aufsichtsbehörden. Eine Session des Kirchen- und Schulconvents in Schluffingen dient als Beleg. Der junge Lehrer, der sich an die Strenge der Reglements hält, erfährt bald, daß leider der Buchstabe todt, der herrschende Geist aber sehr lebendig sei. Man weiß nicht, welche Vorsteherschaften oft schlimmer sind, die, welche der Schule den Rücken kehren, oder die, welche sie regieren wollen? Daß Jeder das Volksschulwesen am besten versteht, ist auch kein geringes Unglück der Schule.

c. In übertriebenen Anfoderungen an die auf das Alter der Kindheit beschränkte Schule und in den unverständigen Erwartungen von derselben. Wir theilen als „Bilderprobe" die hierhergehörige Rede eines Schulpräsidenten vor der Wahl eines Lehrers mit:

„Werthe Schulgenossen! Da wir nun in so zahlreicher Versammlung jetzt versammelt sind, um die feierliche Wahl eines Lehrers vorzunehmen. Ich fühle mich aber dabei innigst verlaßt, auch meine tiefsten Gefühle auszudrücken, welche ganz ein volles Herz überströmen und erfüllen, wo es eine sehr wichtige Sache ist bei der Wahl eines Lehrers. Verehrteste Schulgenossen! Wir wissen es Alle, und ich habe es auch sehr erfahren, daß unsere Schule, welche bisjetzt noch sehr im Rückstande geblieben ist, bezüglich der Culturereignisse; was aber davon herkommt, darum wir kein ganz gebildeter Schullehrer dahin nicht gehabt haben, und zwar namentlich in der Pädagogik, sowol poetisch als praktisch: il a manqué d'esprit, wie der Franzose sagt, und daher kommt es, daß er so wenig geistreiche Personen unterrichtet hat. Da ich mich nun auch versammelt habe bei dieser feierlichen Wahl, so ist es meine Verpflichtung, euch vorzutragen. Besonders aber in Diepositionen zu geben, welche Foderungen wir an den neuen Lehrer stellen müssen. Die erste Foderung ist darin, daß ein Lehrer Genie und Talent habe. Nur ein schenievoller Lehrer mit großer Talenten kann seine Foderungen vollständig begnügen. Das zweite ist, daß ein Lehrer in Religion und Moralität stark sei, und zwar nicht blos in Worten, sondern in rationeller Vernunft, wo die Auslegung des specifischen Glaubens hingehört. Dann zum dritten muß ein Lehrer erfahren und fertig sein in Wissenschaften und Künsten. Es kann nicht mehr genügen an Lesen, Schreiben und Rechnung in der bisherigen Steigung, sondern die Culturerscheinungen gehen viel höher, wobei ganz vorzüglich darauf zu halten, daß die Kinder geistreiche Aufsätze machen und nicht so simpel und einfach, wie bisjetzt. Der Geistesreichthum ist der höchste Schatz, und diesen soll ein Lehrer in den orthographischen Aufsätzen nach der Loschik firiren. Solange nicht ein jeder Schüler mit dem Dichter sagen kann: «Auch ich war in Arkadien geboren», solange fehlt es am Unterricht in geistreichen Aufsätzen, und das ist das erste Resultat der höhern Padägoschik. Dann aber kommen hauptsächlich die Naturwissenschaften, welche für Handel, Gewerbe und Agriculturwissenschaft die größte Wichtigkeit sind. Wenn die Kinder nicht die Bestandtheile der Atmesphäre unterscheiden lernen: wie sollen sie dann Fortschritte in der Botänik und Physik machen? Wenn sie das Phänomen nicht erkennen, wie sollen sie das Tempräment unterscheiden? Es ist jetzt ganz anders als vor hundert Jahren, die Natur ist enorm fortgeschritten, und wer nicht folgt, bleibt zurück. Die Scheometrie descriptiv haben wir auch im Institut erlernt, und sie sollte nothwendig auf die zweite Gleichheit construirt werden; dazu kann dann die Scheographie nicht mehr beschränkt bleiben, sondern sie muß die longitude und latitude ausfindig machen in den mathematischen Graden; denn das weiß jeder Staatsmann, daß die Fundamentalbasis der Grundlage eines Culturgesetzes auf die kalligraphische Vermessung der Liegenschaften angestellt ist. Wenn dann das Zeichnen nicht sperefectivisch betrieben wird, so wird Niemand befriedigt sein, und eben so muß jedes Kind harmonisch sein Lied singen nach den gesetzten Noten. Noch muß ich aber besonders beifügen von der historischen Bildungsgeschichte; denn sans l'histoire universelle et speciele — wo sollte da ein begeisterter Patriot entstehen? Wenn man vergleicht zwischen Deutschen und Franzosen, so ist der Unterschied im Erstaunen begriffen, bezüglich der feinen Bildung und dem Anstand, sogar schon bei den Kindern, weil die Geschichtscultur sehr im Schwunge steht. Verehrte Schulgenossen! Ich schließe nun mit dem Hauptpunkte, welcher gesetzt ist in der Bildung, nämlich wegen der Halbbildung. Es ist eine allgemeine Klage unter den gebildeten Gelehrten, daß es nicht so sei, sondern die meisten Schullehrer nur halb und nicht ganz. Wir aber wollen jetzt ein ganz gebildeter, und darum muß verlangt sein, daß der die Schule zu erwählende Lehrer auch etliche Progres in der französischen Sprache gemacht habe, denn ohne welches er nur ein halbgebildeter Mensch sein wird. Ich schließe nun, indem ich endige. Aber nochmals: Forcirt die Bildung in dieser Wahl! wo das Wohl der Familie, der Gemeinde und des Staates davon absteht; denn wo ein Volk diese nicht aufnimmt, da ist es am Rande des Abgrundes im Untergang des Verderbens."

d. In dem ungünstigen Einflusse, den hochgestellte Männer durch Rede, Schrift und That ausüben. Als Probe werden sehr interessante „Briefe eines Staatsmannes an einen Schulmann" mitgetheilt, von diesem aber trefflich widerlegt. Der Staatsmann bekämpft die Ansicht, daß die Kinder aller Volksclassen nach übereinstimmenden Grundsätzen zu erziehen seien, und will, daß das Volk nur in seiner Mundart lesen und schreiben lerne. Die Widerlegung soll von Aehnlichdenkenden umsomehr berücksichtigt werden, als der Verfasser selbst der Volksschule keineswegs ein zu hohes Ziel steckt. „Christliche Religionskenntniß und rechte Einsicht und rechte Gewandtheit in den Fächern der Muttersprache, sprechen, lesen und schreiben, zudem einfach praktisch rechnen und messen und leichter Gesang — das sind die wahren Gebiete allgemein menschlicher Bildung. Drum leb' ich mir jede Schule, welche diese Gebiete

es der selige Apelles gethan, so glatt gestrichen, als habe nach der Beendigung die breite Zunge eines Neufundländers die Oelfarben beleckt; aber eine Kraft der Idee, ein Mark von Gedanken haben sie nicht herstellen können; ihre Malerei ist nicht besser denn unsere Nationalliteratur. Da denken die Leute, daß man nur den Dreimaster des Alten Fritz hinzumalen brauche, um gleich den Gedanken einer Weltgeschichte zu geben! Es kann sein, daß die Landschaften an den berliner Akademiemauern recht schön sind, recht idyllisch; die Bäume sind schön grün, die Gebirge hübsch hoch und die Ochsen recht gemüthlich hingestreckt; aber meiner Ansicht nach zeigt nur ein einziger deutscher Maler, und zwar einer, der noch keinen Glorienschein hat, eine Idee und einen Gedanken voller Kraft unter den 800 andern aufgehängten Künstlern; das ist Grün mit seiner „Hagar" und seinem „Napoleon in Moskau".

Offenbart sich die geistleere Sinnlichkeit und die Unterdrückung des Leo'schen „frechen Denkens" also auch selbst in der frommen freien Malerkunst, so wird man immer mehr überzeugt, daß wir in einer Zeit leben, welche keinen Hunger und keinen Appetit nach stolzer Geistesnahrung hat. Aber es ist doch schön, seine Zeit so schlecht zu finden; man kann hoffen, daß sie um so eher wieder besser werden wird; man macht sich prächtige Illusionen, Seifenblasen, man wird romantisch, denkt an sehr loyale Revolutionen, mit deren Fluten dieser ganze schmuzige Kram einmal recht gründlich gewaschen werden wird, und tröstet sich damit, daß es früher in vieler Beziehung noch viel schlechter war. Die Zeiten sind immer schlecht und verändern nur ein wenig ihre Perücke; die Einen sind über diese Umwandlung verbissen, die Andern vergnügt; die Einen gehen unter, die Andern leben ruhig weiter. Tempora mutantur et nos mutamur in illis — das kam mir so recht in den Sinn, als ich neulich Bruno Bauer wiedersah. Das ist ein Philosoph mit der ganzen steifschen Festigkeit, mit der heftigen Entschlossenheit eines enttäuschten Denkers, der das Leben aus Pflicht erträgt, aber die Kraft zu leben in einer freiwilligen Gefühllosigkeit und vollständigen Abnegation findet. In die Sackgasse gerathen, wartete der Verfasser der „Kritik der Synoptiker", daß die Mauer vor ihm verschwinde; die Mauer blieb stehen und er kehrte nicht um. Philosoph und Stoiker bis zum zerrissenen Rockärmel, aß er seinen Kanten Brot auf der Straße und ging mit dem Bewußtsein eines Menschen, der seine Entsagung aller irdischen Pläne und die Entbehrung aller menschlichen Annehmlichkeiten in jeden seiner Schritte hineinlegt. Er war noch immer derselbe wie vor drei Jahren: trocken, kalt, dabei der beste Freund und das wackerste Herz; er hatte mittlerweile England und sich dort in der Gründung seiner Existenz so betrogen wie hier gesehen; o, es kommt Einem der Schmerz in die Seele und schneidet darin, wenn man einen selbst im Irrthum so bedeutenden Mann nach allem Wissen und Arbeiten, allem Schaffen und Fleiß das tägliche Brot fast entbehren sieht; die Zeit ging über ihn fort!

Welches andere Bild der vergangenen Zeit ist der ehrwürdige Varnhagen von Ense! Der berühmte Gemahl der berühmten Rahel hat sich nicht verändert, sondern blickt mit Goethe'schem Quietismus auf die Zeit zurück, wo der witzige Gans und der feine Gentz, der ernste Grabbe und der gute Uechtritz gelebt, geliebt, gedichtet und philosophirt haben. Diplomat bis in der robe de chambre, stets leutselig, stets fein, elegant, schwebt ein ewiges Lächeln um seine Lippen, und wenn zuweilen die Augen dieses Edelmanns mit Valentine's von Maiand Worten zu sagen scheinen: „Rien ne m'est plus, plus ne m'est rien", so fühlt man doch, daß dies weniger Schmerz als Befriedigung hinsichtlich der Vergangenheit ist. Der große Biograph lebt fast einsam; meist durch Kränklichkeit an sein Zimmer gefesselt, oder überdrüssig, die Salons einer Gesellschaft zu besuchen, in denen der Witz und die Poesie, in denen Geist und Herz nicht mehr herrschen, empfängt er seine Freunde und Verehrer in dem traulichen Zimmer, plaudert mit ihnen in der alten Lebhaftigkeit und Liebenswürdigkeit, auf der Causeuse hingestreckt, ermuntert und belebt. Ach, verläßt man diesen liebenswürdigen Greis und wirft Abschied nehmend einen Blick auf die Bibliothek, welche das Empfangszimmer Varnhagen's bildet, dann fühlt man wol, daß er die Umwandlung der Zeit recht vergnügt mitangesehen habe. Wir haben nicht Alle eine so glückliche Natur!

Ich kann nicht wol schließen, ohne der neuen Constituirung der berliner Volksfeste zu gedenken, welche durch ihr dreimaliges Inscenegehen die Lebensfähigkeit dieser neuen Art Volksversammlungen bewiesen haben. Unter Volksfesten versteht man im Allgemeinen einen Zusammenfluß von gewöhnlichem Volk, welches schreit und singt, trinkt und tanzt und schließlich sich schlägt — ultima ratio. Von einem gewissen höhern Sinn derselben findet man höchst selten vereinzelte Spuren. Abgesehen davon, daß in Berlin zum ersten male seit zehn Jahren wieder ein Maskenzug öffentlich sich sehen lassen durfte, zeigt der Charakter desselben, daß im Volk, wie Goethe sagt, nicht allein die besten Menschen, sondern auch die verständigsten leben. Die Ernte soll in diesem Jahre reichlich gewesen sein, obschon das Brot trotzdem noch klein ist; flugs kommen ein paar halbbankrotte Bierbrauer und arrangiren ein Erntefreudenfest, worin alle die Anspielungen humoristisch dargestellt werden. Da wird die gute Ernte dargestellt, die lustigen Bauern, die dünnen Bäcker, die dicken Schrippen, das gute Bier und große Gemüse, die Jobber und Börsenspeculanten; hunderttausend Menschen sehen seelenvergnügt diesen bunten Maskenzug mit an und freuen sich darüber und lachen zu ihrer eigenen Noth und trinken aufs Glück der Brauer. Aber der Hunger mordet dennoch, wenn man auch Polka mit ihm tanzt.

Die hunderttausend Menschen, welche diese neue Art Volksfeste für längere Zeit zu alljährlichen erhoben haben, waren Mitglieder aller Stände, der höchsten wie der niedrigen, arm und reich und sehr reich; sie fühlten instinctartig einen gemeinsamen Wunsch, nämlich den der Abänderung der socialen Gebrechen. Es war ein Volksfest, in dem ein Gedanke lag und aus dem hundert Gedanken und kräftige Ideen sich herausbilden werden. Und da das Volk sein unvermeidliches Leiden mit leichtem Sinn erträgt, so hofft es auch auf Heilung desselben, es lernt wieder denken und fühlen, es arbeitet sich in sich selbst aus und wird dereinst einmal die Kunst und die Literatur mit seiner Bildung überraschen, da beide nichts für seine Bildung thun. Es liegt ein schmerzlicher Hohn darin, bei diesem Hokuspokus und Eiapopeia das Volk über seine Noth lachen zu sehen; es tanzt dabei und singt und springt und trinkt; es hört auf die Pauken und horcht auf die Trompeten; doch in der freien Haltung so vieler Tausend Menschen guten Volks eine gewisse Sittlichkeit und Verständniß, eine frohe Laune und eine Gesinnung noch vorherrschend zu finden, das ist ein Trost bei dem Uebel, das klingt wie eine frische kräftige Hymne durch die schwindsüchtigen Galopaden und Walzer; das führt in die Herzen und lehrt das Volk sich bewegen und bilden, sich kräftigen und sich selbst etwas sein.

Eduard Schmidt-Weißenfels.

Provinzialpoesie.

Ost- und westpreußischer Musenalmanach für 1856. Mit vier Bildnissen und einer Musikbeilage. Zum Besten der allgemeinen Landesstiftung als Nationaldank zur Unterstützung der vaterländischen Veteranen und invaliden Krieger herausgegeben von E. Jacobi, J. H. Jacobson und A. Lehmann. Marienwerder, Jacoby. 1856.

Die provinziellen Eigenthümlichkeiten des deutschen Volks, welche in den Sitten und Gebräuchen, im Denken und Empfinden bestehen, finden ihren Ausdruck auch in der Poesie und machen es erklärlich, daß dichterische Talente sich nach land-

schaftlichen Abgrenzungen in besondern Kreisen vereinigen. Zum ersten male ist eine solche Vereinigung in der Provinz (Ost- und West-) Preußen zustande gekommen und zwar aus patriotischem Triebe und zum Zwecke dankbarer Wohlthätigkeit. Mit Rücksicht auf diesen Zweck würde die öffentliche Kritik schweigen müssen, wenn die den vorliegenden Musenalmanach füllenden Dichtungen in ihrer Mehrzahl nicht von der Art wären, daß sie keine Kritik scheuen dürfen. In der That ist aber unter dem hier Dargebotenen das Gute überwiegend, und manche Spenden, auch von Selchen, die im größern Publicum bisher noch ganz unbekannt waren, zeugen von einer schönen dichterischen Begabung. Die Herausgeber befanden sich in der glücklichen Lage, unter der überreichen Menge von Zusendungen wählen zu können; etwa die Hälfte der 138 Verfasser, welche Beiträge eingeschickt hatten, mußte unberücksichtigt bleiben, wenn das Volumen des Almanachs sich nicht weit über das bestimmte Maß ausdehnen sollte; von den eingegangenen Beiträgen überhaupt gelangte nur ein Viertheil zur Aufnahme; dennoch ist das Buch zu dem stattlichen Umfange von etwa 400 Seiten angewachsen.

Wie zu erwarten, herrscht in diesem Musenalmanach die größte Mannichfaltigkeit des Stoffs und der Formen; lyrische Gedichte wechseln mit erzählenden und auch einige interessante Stücke in nicht gebundener Sprache mischen sich darunter; aus der heidnischen Preußenzeit und der neuesten vaterländischen Geschichte sind ansprechende Bilder vorgeführt; der Schmerz und die Freude, ernste und heitere Stimmen lassen ihre Lieder ertönen.

Eduard Heinel, schon lange als vaterländischer Sänger vortheilhaft bekannt, eröffnet den Reigen. Unter Anderm stellt er ein paar Reliquien Friedrich's II. zur Schau, seinen Degen und seinen Krückenstock. Bekanntlich stecken Wunderkräfte in Reliquien und es ist daher ganz in der Ordnung, daß der Dichter in jenen Erbstücken des großen Königs etwas mehr sieht als eine verrostete Eisenklinge und ein morsches Stück Holz. Der Krückenstock des Alten Fritz steht zwar einsam im Winkel, wird aber gelegentlich unruhig und klopft hart auf den Boden, „wenn die Schranzen mit falschem Rath den Herrscher wollen umgarnen"; und kommt ihm Irgendeiner zu nahe, der König und Volk betrog, dann ist der Krückenstock unmanierlich genug, dem Schurken ins Gesicht zu fliegen. An Heinel's Versicherung, daß Mancher existirt, der das zornige Gebahren des Krückenstocks selbst gesehen hat, wird Keiner zweifeln, der an dem Glauben festhält, daß Friedrich's energischer Widerwille gegen Schlechtigkeit und Heuchelei noch lange nach seinem Tode fortlebt und auf dem preußischen Throne nicht aussterben wird.

Ohne Aufenthalt machen wir nun einen Abstecher von Potsdam nach Mekka. Die arabischen Erzählungen von Gotthold sind in einer Weise vorgetragen, die sich von schmuckloser Prosa nur wenig unterscheidet, und ihr Inhalt ist sehr schlicht. Doch bescheiden wir uns damit, daß nicht jede morgenländische Poesie eine bezaubernde Prachtfülle hat; namentlich ist der arabische Sandboden nicht dazu angethan, feurige Reben von Schiras zu erzeugen; daher mag in Gotthold's Gedichten die Einfachheit ganz an ihrem Orte sein. Einige Schritte weiter sehen wir uns aus der Beduinenwüste in eine grüne Oase des Humors und der Komik versetzt: „Der Kater auf Freischaft" von Reusch ist eine sehr hübsch erdachte und trefflich ausgeführte Fabel*), und desselben Verfassers „Hans Sagan ward di pompe!" wird den Freunden des Plattdeutschen ein herzliches Lachen abgewinnen. Wie dieses Gedicht in ostpreußischem, so ist ein anderes in westpreußischem Volksdialekt von A. Lehmann zu den gelungensten Beiträgen des Almanachs zu rechnen. Dies letztere ist vollkommen im Geist und Ton des vorderschen Landmanns gehalten und wir hoffen, daß die des Plattdeutschen kundigen Leser die nachfolgende Mittheilung dieses Gedichts gern sehen werden:

De ole Buerschmann em Warder an sine Frn.

Hied es en Daz so wunderschen,
As eck mindag nich hew gesehn:
Du, trutste Frn, best schmock on fin,
So feet as Zocker, karsch as Win.

Fer alle Läwe on Geduld
Bliew eck tiedlewens en din Schuld;
Du plegst so trielich emmersch mi,
Wo kann genog eck danke di?

Vold steiht das Mitzke mi nich recht,
De Kopp dreht weh, de Tied es schlecht,
Vold es 't em Mage grausam ful,
Vold sat eck hänge Näs on Mul.

Du awersch sorgst so schen fer mi,
On wenn eck ok strambulstrich si
On bromsch von mine Arbeid kom,
Du häst mi dat nich ewel nom.

Du redst mi emmersch fründlich to
On makst min trurig Hart so froh
On simmelerscht met mi so gern,
Dat unsre Wirmkes Godes lern.

Drum dank eck di ut Hartens Grund;
Hal di man stramm, froh on gesund;
De lewe Gott gäw Segen di
On unsre Kingerkes on mi!

Soll der Bauer eine Rolle im Gedicht spielen, so macht es sich gewiß am besten, wenn man ihn naturgetreu handeln und sprechen läßt; die schmachtenden Hirten Palemon und Damon mit ihren geschminkten Daphnen und Chloen haben in der Gegenwart keinen Boden mehr, und trotz der blühenden Sprache, mit welcher ein anderer Mitarbeiter des Musenalmanachs im Idyll den Schatten des seligen Geßner heraufbeschwört, können wir doch an den flötenden Hirten und den Blümlein sammelnden Schäferinnen keinen Geschmack finden. Der bisweilen „bromsche und strambulstriche Buerschmann" ist doch ein lebendiger Mensch, während jene arkadischen Schäfleintreiber nur Marionetten sind, die niemals und nirgends ein wirkliches Leben gehabt haben.

Unter den lyrischen Erzeugnissen anderer Dichter ist viel Frisches und Anmuthiges; mit wahrem Genuß lesen sich namentlich die Dichtungen von Stellter, Halmhuber („Jahreswechsel"), Brandstätter, Gutzeit, Weishaupt, Julius Lehmann, Kretschmer, Ehrhard („Die Musika"), Prowe und von den Damen Amalie und Ottilie Zimmermann, Marie Redmann, Kreuzberger, Bertha von Weisko, Luise von Duisburg, Charlotte Wohlmann, Julie Burow (Frau Pfannenschmidt).

In der Gattung des Sinn- und Lehrgedichts finden sich einiges Schätzenswerthe. Die „Jungfrau" von Jacobi enthält in einer Sonettenreihe die Ausführung eines schönen und tiefen Gedankens; doch ist es bei solchen Schöpfungen schwierig, die Reflexion so mit der Poesie zu verschmelzen, daß aus dieser Verbindung nicht ein Misverhältniß zum Nachtheil der Poesie entsteht. Sentenzen wie z. B.:

Das Seiende kann nicht als Höchstes gelten,
Was ist, das wurde und kann auch vergeh'n.
Das wahre Sein lebt wol in höh'ren Welten —

passen eher in einen metaphysischen Vortrag als in ein Gedicht, während andere Stellen, wie:

Im Geiste sei, im Raume nicht erloren
Der Standpunkt hoch. Nicht Aire, nicht der Stern —
Die Menschenjungfrau hat den Gott geboren!

*) Schwerlich aber von Reuscher erdacht, denn wir erinnern uns, denselben Gedanken schon in den dreißiger Jahren von Wackernagel in einem Gedichte und zwar noch sinniger behandelt gelesen zu haben.
D. Red.

faſt über die Grenzen des ſprachlich und logiſch Möglichen hinausgehen. In größerer Einfachheit bieten die „Orientaliſchen Gnomen", welche Jacobſon aus dem Talmud geſchöpft hat, einen Schatz praktiſcher Lebensweisheit; auch „Der Morgen" von Schnaaſe enthält eine geſunde, für Alle brauchbare Lehre; der mit ſchönen Worten pinſelnde Empfindſame und der verdrießliche Bauer, die ſehr verſchiedene Gefühle bei dem nebeligen Tagesanbruch äußern, repräſentiren die Gegenſätze ganz köſtlich.

Viel Hiſtoriſches, der Sage Angehöriges und Anekdotiſches aus älterer und neuerer Zeit tritt hier im poetiſchen Gewande auf und iſt von Bröde, Henriette Laudien, Giſevius und Becker mit Glück behandelt worden. Auch O. F. Gruppe und Rudolf Gottſchall haben in dieſem Genre werthvolle Beiträge geliefert. Was Erſterer als Anfang eines größern Gedichts „Hagol's Ende" mittheilt, läßt die weitere Ausarbeitung und Vollendung deſſelben wünſchen. Gottſchall malt ein tiefergreifendes Bild aus Polens blutigen Kämpfen und bringt deren Schreckniſſe, Verräthereien und Grauſamkeiten in kräftigen Zügen zur Anſchauung. Kurz, ganz abgeſehen von dem wohlthätigen Zwecke, welchen der äußere Erfolg des „Oſt- und weſtpreußiſchen Muſenalmanach" glänzend erfüllt hat, iſt ſein innerer Werth und zugleich ſeine literarhiſtoriſche Bedeutung nicht gering anzuſchlagen, indem er ein unwiderſprechliches Zeugniß für den Reichthum dieſer Provinz an poetiſchen Talenten gibt. 29.

Notizen.

John Macray's Ueberſetzungen aus dem Deutſchen.

Von John Macray in Oxford, der ſich „Librarian of Sir Robert Taylor's institution for the European languages" unterſchreibt, erhielt der Herausgeber d. Bl. folgende das Datum vom 15. September tragende Zuſchrift: „Ich erſehe aus Ihrem in der «Gegenwart» mitgetheilten Aufſatz «Deutſche Literatur, Wiſſenſchaft und Kunſt im Auslande», daß Ihnen zwei kleine Bändchen von Ueberſetzungen aus dem Deutſchen unbekannt geblieben ſind, die ich herausgegeben habe, und zwar den erſten Band im Jahre 1827 (London, Treuttel und Würtz) und den zweiten im Jahre 1838 (Oxford, Parker). Erlauben Sie mir, Sie auf dieſe kleinen Schriften aufmerkſam zu machen, in der Hoffnung, daß Sie dieſelben bei künftiger Gelegenheit Ihrer Notiznahme für werth erachten möchten. Ich bedauere, daß ich nicht im Stande bin, Ihnen Exemplare davon zu ſchicken, denn ſie ſind gänzlich vergriffen (quite out of print). Günſtige Recenſionen über beide Schriften erſchienen damals in verſchiedenen Zeitſchriften, ſowol engliſchen als auswärtigen. Im erſten Bande, welcher den Titel trägt: «Stray leaves, or translations from the lyric poets of Germany with brief notices of their works», war mein Name nicht genannt, aber wol auf dem Titelblatte des zweiten." Wir haben alſo den in unſerm Aufſatze genannten Anthologien deutſcher Gedichte in engliſcher Sprache von Berryford, Taylor, Carlyle, Percy Boyd, Robertſon, Alfred Baskerville, Miß Mary Anne Burt [„Specimens of the choicest lyrical productions" etc.*)], Frau von Crespigny („My souvenir"), Catherine Winckworth („Lyra Germanica"), dem Nordamerikaner Charles T. Brooks u. ſ. w. noch die obige Anthologie Macray's, wie deſſelben in London bei Haas erſchienene Auswahl in zwei Bänden: „The golden lyre, an annual of foreign literature for 1829—30, printed on letters of gold, containing selections from German poets", hinzuzufügen. Außerdem gab Macray noch eine Ueberſetzung von Spindler's „Schwärmer" (London 1834) und von „Peter Schlemihl" (London 1845) anonym heraus, ferner eine „Translation of Overbeck's account of his picture «Religion glorified by the fine arts» in Städel's art-institute at Frankfort a. M." (zweite Aufl., Oxford 1850). H. M.

*) Ueber die zweite Auflage der „Specimens" von Miß Mary Anne Burt enthält der „Bristol Mercury and Western counties advertiser" (beiläufig geſagt, obſchon eine bloße Provinzialzeitung, doch im Format und Umfang der größten londoner Zeitungen erſcheinend) in ſeiner Nummer vom 30. Auguſt folgende Bemerkung: „Miß Burt, die Verfaſſerin dieſes Buchs, iſt aus Briſtol gebürtig und hat mehre Jahre auf dem Feſtlande zugebracht, hauptſächlich mit dem Studium der deutſchen Literatur beſchäftigt, und zwar mit einem Erfolg, für den das von ihr herausgegebene Buch ein ſehr ehrenvolles Zeugniß ablegt. Es enthält eine Reihe ausgewählter Stücke von 28 verſchiedenen Dichtern des neuern Deutſchland, von dem Verfaſſer des „Meſſias" angefangen. Alle ſind gut vertreten, obſchon die Hauptplätze gebührenermaßen den beiden großen Rivalen Schiller und Goethe eingeräumt ſind. Miß Burt hat offenbar mit glühender Liebe am Borne deutſcher Poeſie geſchöpft; ſie hat ein inniges Verſtändniß für die Schönheiten der Originale, und ihre Ueberſetzungen zeugen von Gewiſſenhaftigkeit und Treue. Einen intereſſanten Beſtandtheil des Werks bilden die biographiſchen und kritiſchen Notizen über die verſchiedenen Dichter, die man gewiß ſehr inſtructiv finden wird. Die Ueberſetzungen, welche der Großherzogin von Heſſen-Darmſtadt gewidmet ſind, haben die Zuſtimmung von Seiten mehrer hervorragender kritiſcher Autoritäten gefunden, und gewiß verdient das Werk die Beachtung Aller, welche dieſe edle Sprache, deren Erlernung als ein weſentliches Element einer ordentlichen Erziehung in England anerkannt iſt, zum Gegenſtand ihres Studiums machen." Noch günſtiger lautet ein Urtheil, welches die „Briſtol Times" in ihrer Nummer vom 27. September enthält.

G. A. Maurokordatos über die Fuſion der Racen im Orient.

Aus Athen iſt uns eine kleine Schrift: „De la réforme et de la fusion des races en Orient" (1856), aus der Feder des Profeſſors an der Otto-Univerſität und bekannten publiciſtiſchen Schriftſtellers G. A. Maurokordatos, der in den letzten Jahren namentlich über die kirchlichen Fragen des Tags in verſchiedenen Schriften ſich hat vernehmen laſſen, zugekommen. Sie verdient auch außerhalb Griechenland geleſen zu werden, und die europäiſchen Publiciſten und Diplomaten können aus ihr in Bezug auf die noch ungelöſte orientaliſche Frage Manches lernen. Wenn auch die betrübenden Nachrichten über die argen Bedrückungen der Chriſten in der Türkei, von denen wir in den letzten Monaten Kunde erhalten haben und welche oft ſogar unter dem Deckmantel des Rechts und Geſetzes ausgeübt werden ſind, ſowie über die Grauſamkeiten, welche ſelbſt hochgeſtellte Türken und jeder gemeine Muſelmann gegen Chriſten jedes Standes, Alters und Geſchlechts ſich ungeſtraft glauben geſtatten zu dürfen, es nicht de facto beſtätigten, was von den politiſchen Reformen in der Türkei zu halten ſei, ſo wird hier gleichſam theoretiſch auseinandergeſetzt, was an den Reformplanen eigentlich ſei. Der Verfaſſer, der es hier beſonders mit den „Confidences sur la Turquie" von Deſtrilhes zu thun hat, welche er widerlegt, geht zunächſt von dem hiſtoriſchen Nachweiſe der Rechte der Griechen aus, welche ihnen namentlich in kirchlicher Hinſicht ſeit 1453 durch die Eroberer ſelbſt ausdrücklich zugeſtanden worden waren und welche zum Theil auf Tradition beruhen, und beantwortet dann die Fragen: Was kann und ſoll die Fuſion der Racen im Orient, mit Inbegriff der Türken, ſein? und wie kann und ſoll dieſe Fuſion die durch ſie beabſichtigte Reform des Orients bewirken? Er hält dieſe „réforme" geradezu für „informe", beruhend lediglich auf europäiſchen Ideen, deren Träger und Verkündiger ſich nöthigenfalls nicht ſcheuen, die Humanität ihrer Ideen bis zu der offenen Foderung des Uebertritts der Griechen zum Islam auszudehnen. Wenn man hierbei ſich erinnert, wie ſchon Lamartine einſt von der Türkei geſagt: „J'ai touché ce cadavre", und in der Deputirtenkammer weiter erklärt hatte: „Il n'y a plus de Turquie, il n'y a plus d'empire ottoman que dans les fictions diplomatiques" („Moniteur" vom

1. Juli 1839); wenn man dagegen nicht vergessen hat, was der schlaue englische Staatsmann Urquhart öffentlich aussprach, daß, wenn es keine Türkei gäbe, man sie erfinden müsse, und außerdem die Irrgänge der europäischen Politik in den letzten Jahren sich ins Gedächtniß zurückruft, so kann man in der That nur das alte Wort aufs neue bestätigt finden: „Hominum confusione, dei providentia regitur mundus." 5.

Bibliographie.

Andersen, H. C., Gesammelte Historien. Einzige vollständig vom Verfasser besorgte Ausgabe. Leipzig, Wiedemann. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Aster, E. L. v., Nachgelassene Schriften. 1ster und 2ter Band. Mit dem Bildniß des Verfassers. Berlin, Guttentag. Gr. 8. 3 Thlr.

Belani, H. E. R., Russische Hofgeschichten. Von Peter dem Großen bis auf die neuere Zeit. Ein historischer Novellen-Kreis. Drei Theile. Leipzig, C. L. Fritzsche. 8. 4 Thlr.

Bergmann, Werner, Minone. Hannover, Rümpler. 8. 22½ Ngr.

Eberhard, G. A., Hannchen und die Küchlein. 5te Auflage. Leipzig, Graul. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht. Aus meinen Bergen. Von T. S. Erlangen, Deichert. 16. 9 Ngr.

Grant, J., Abenteuer eines Adjutanten. Aus dem Englischen. Vier Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Hartmann, J., Geschichte von Württemberg, von den ältesten Zeiten bis zum Jahre 1856. Mit besonderer Beziehung auf die deutsche Geschichte kurz dargestellt. Tuttlingen, Kling. 8. 14 Ngr.

Herzblättchen. Ein Roman von der Verfasserin von „der Erbe von Redclyffe." Deutsch von W. E. Drugulin. Vier Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Kapp, Ottilie, Iberie. Ein Roman. Zwei Bände. Leipzig, H. Schultze. 8. 2 Thlr.

Klein, K., Die hessische Ludwigsbahn oder Worms, Oppenheim und die anderen an der Bahn liegenden Orte. Topographisch und historisch dargestellt nebst einer übersichtlichen Beschreibung von Mainz. Mainz. Gr. 12. 15 Ngr.

Künstler-Briefe übersetzt und erläutert von E. Guhl. 2ter Band. — A. u. d. T.: Kunst und Künstler des 17. Jahrhunderts. Berlin, Guttentag. Gr. 8. 1 Thlr. 27½ Ngr.

Kuntze, J. E., Der Wendepunkt der Rechtswissenschaft; ein Beitrag zur Orientirung über den gegenwärtigen Stand- und Zielpunkt derselben. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 15 Ngr.

Meißner, A., Ziska. Gesänge. 7te verbesserte Auflage. Leipzig, Herbig. 32. 1 Thlr. 10 Ngr.

Meyenberg, H., Carinen. Vier Novellen. Alfeld. 12. 20 Ngr.

Mügge, T., Romane. Vier Bände. Berlin, Janke. 1857. 8. 6 Thlr.

Mynster, J. P., Betrachtungen über die christlichen Glaubenslehren. Aus dem Dänischen übersetzt. 3te Auflage. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 1 Thlr. 14 Ngr.

Noellner, F., Das monarchische Princip und die deutschen Staatsverfassungen der neueren Zeit. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Oberleitner, K., Lebensweisheit in den attischen Tragikern. Wien, Haas' Wwe u. Campen. 1857. 16. 12 Ngr.

Otto, Louise, Zwei Generationen. Roman. Drei Theile. Leipzig, Hübner. 16. 2 Thlr.

Pisling, T., Nationalökonomische Briefe aus dem nordöstlichen Böhmen. Mit einem Vorwort von P. Mischler. Prag, Bellmann. Gr. 8. 21 Ngr.

Reckendorf, H., Die Geheimnisse der Juden. I. Leipzig, Gerhard. 8. 20 Ngr.

Reich, L., Die Insel Mainau und der Badische Bodensee. Mit Berücksichtigung der angrenzenden Gebietstheile. Mit 10 Ansichten, auf Stein gezeichnet von J. N. Heinemann. Carlsruhe, Müller. Br. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Schellings, F. W. J. v., Sämmtliche Werke. 1ste Abtheilung. 1ster Band. 1792—1797. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Schirren, C., Der Njandscha und die hydrographischen Merkmale Afrika's. Riga, Kymmel. Lex.-8. 25 Ngr.

Schmitz, A., Hermann der Cherusker. Historisches Drama in zwei Theilen. 1ster Theil. — A. u. d. T.: Hermann und Varus. Historisches Drama in fünf Acten. Musik von Rud. Magnus. Für die Bühne bearbeitet vom Regisseur F. Kruse. Dessau, Neubürger. 1855. Gr. 8. 15 Ngr.

— — Franz von Sickingen. Historisches Drama in fünf Akten. Musik von Rud. Magnus. Für die Bühne bearbeitet vom Regisseur F. Kruse. Ebendaselbst. 1855. Gr. 8. 15 Ngr.

Der See von Laach. Eine poetische Schilderung nebst einer Zugabe. Duisburg, Ewich. Gr. 12. 7½ Ngr.

Smidt, H., Zu Wasser und Land. Geschichten aus See und von der festen Wall. Drei Theile. Berlin, Janke. 1857. 8. 4 Thlr.

Tiedge, C. A., Urania. 5te Auflage. Leipzig, Graul. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wenzig, J., Studien über Ritter Thomas Stitné. Ein Beitrag zur europäischen Culturgeschichte. Leipzig, Wiedemann. Gr. 8. 22½ Ngr.

Wurm, Die deutsche Sprache an der gelehrten Schule mit besonderer Rücksicht auf die revidirte Studienordnung in Bayern. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 14 Ngr.

Zimmermann, W., Geschichte des großen Bauernkriegs. Nach den Urkunden und Augenzeugen. Neue ganz umgearbeitete Auflage. 1ste Lieferung. Stuttgart, Rieger. Gr. 8. 9 Ngr.

Zur Kritik der modernen Kunst. Eine Reihe von Vorträgen. I. Bremen, Kühtmann u. Comp. Gr. 8. 8 Ngr.

Tagesliteratur.

Anatomie der Messe. Ein Kommentar zum österreichischen Konkordat vom Jahre 1855. Von einem Laien. 2te Auflage. Schaffhausen, Schalch. 8. 9 Ngr.

Antwort der acht Magdeburger Br. Br.: Geistlichen auf den Hirtenbrief des Generalsuperintendenten Dr. Möller. Magdeburg. Gr. 8. 5 Ngr.

Braubach, Köhlerunglaube und Materialismus oder die Wahrheit des geistigen Lebens. Frankfurt a. M., Auffarth. Gr. 8. 15 Ngr.

Cassel, D., Die Cultusfrage in der jüdischen Gemeinde von Berlin; beleuchtet. Berlin, Adolf u. Comp. Gr. 8. 7½ Ngr.

Feldner, L., Das Recht des lutherischen Bekenntnisses in Rheinland und Westphalen, dargelegt in einer Beleuchtung der drei Paragraphen über den Bekenntnißstand dieser Provinzen. Mit einem Vorwort von Sander. Elberfeld, Hassel. Gr. 8. 3 Ngr.

Gebe, F. A., Die Uebertreibungen auf dem Gebiete der protestantischen Theologie und Kirche unserer Zeit. Zwickau, Thieme. Gr. 8. 6 Ngr.

Jellinek, A., Wirke im Kleinen! Zeitpredigt am Sabbat ha-Chodesch 5616 [5. April 1856] gehalten. Leipzig, Leiner. Gr. 8. 2½ Ngr.

Sack, K. H., Von dem hohen Werthe der agendarischen Spendeformel. Einige Betrachtungen. Magdeburg, Heinrichshofen. Br. 8. 5 Ngr.

Wyneken, G. B., Die Differenzen in der Lehre von den Sacramenten zwischen Lutheranern und Reformirten und reformirten Secten in ihrer Bedeutung für den Glauben. Minden, Treffan. Gr. 8. 4 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Conversations-Lexikon.

Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände.

Zehnte, verbesserte und vermehrte Auflage.

Vollständig in 15 Bänden oder 120 Heften.

Gr. 8. 20 Thlr. Elegant gebunden in Leinwand 25 Thlr., in Halbfranzband 25 Thlr. 25 Ngr. **Prachtausgabe** 45 Thlr.

Diese völlig umgearbeitete, binnen vier Jahren erschienene zehnte Auflage des **Conversations-Lexikon**, das im Laufe eines halben Jahrhunderts zu einem **Nationalwerk der Deutschen** geworden ist, hat die allgemeinste Anerkennung und lebhafteste Theilnahme gefunden. Sie kann **in allen beliebigen Terminen** folgendermassen bezogen werden:

vollständig auf einmal zu dem Preise von 20 Thlrn.;
in 15 Bänden zu 1 Thlr. 10 Ngr.;
in 120 Heften zu 5 Ngr.;
in 60 Viertelbänden zu 10 Ngr.

BILDER-ATLAS
zum Conversations-Lexikon.

Ikonographische Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Entworfen und nach den vorzüglichsten Quellen bearbeitet von **J. G. Hook.**

600 in Stahl gestochene Blätter in Quart, sowie ein erläuternder Text und Namen- und Sachregister in Octav.)

24 Thlr.; cartonnirt 26 Thlr. 20 Ngr.
Prachtausgabe, gebunden, 32 Thlr. 10 Ngr.

Der **Bilder-Atlas zum Conversations Lexikon**, ein ganz selbständiges, höcht lehrreiches und schönes Werk, kann fortwährend auf einmal **vollständig** oder **allmälig** bezogen werden. Jede der dasselbe bildenden **zehn Abtheilungen** ist nebst dem betreffenden Texte unter besondern Haupttiteln **einzeln** zu nachstehenden Preisen zu beziehen:

I. **Mathematische u. Naturwissenschaften.** (141 Taf.) 7 Thlr.
II. **Geographie.** (44 Tafeln.) 2 Thlr.
III. **Geschichte und Völkerkunde.** (39 Tafeln.) 2 Thlr.
IV. **Völkerkunde der Gegenwart.** (42 Tafeln.) 2 Thlr.
V. **Kriegswesen.** (51 Tafeln.) 2 Thlr. 15 Ngr.
VI. **Schiffbau und Seewesen.** (32 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.
VII. **Geschichte der Baukunst.** (60 Tafeln.) 3 Thlr.
VIII. **Religion und Cultus.** (30 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.
IX. **Schöne Künste.** (26 Tafeln.) 1 Thlr.
X. **Gewerbswissenschaft.** (35 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.

Mappen zur Aufbewahrung der Stahlstiche werden auf Verlangen zu 8 Ngr. für jede Abtheilung geliefert. **Prachtbände der Tafeln** und des Textes jeder Abtheilung werden mit 25 Ngr. berechnet.

Bei **Vandenhoeck & Ruprecht** in Göttingen ist kürzlich erschienen:

Bodemann, F. W., Biblische Geschichte. 7te Auflage. 8. 5 Sgr.

Meyer, Dr. H. A. W., Kritisch-exegetischer Kommentar über das Neue Testament. V. Abtheilung. Erster Brief an die Korinther. 3te Auflage. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Sgr.

— — Desselben VI. Abtheilung. Zweiter Brief an die Korinther. 3te Auflage. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Sgr.

Schröder, Dr. A., Die Religion in unsern Gymnasien und höhern Schulen und das Jugend- und Familienleben unserer Zeit. Pädagogisch-psychologische Betrachtungen. 8. Geh. 20 Sgr.

Seebold, Ph., Einfache Erklärung des kleinen Katechismus Dr. M. Luther's, in Fragen und Antworten verfaßt und mit Zeugnissen der heiligen Schrift versehen. Zum Gebrauch beim Schul- und Confirmandenunterricht. 2te Auflage. 8. 5 Sgr. In Partien von 24 Exemplaren à 4 Sgr.

Chevallier, M. A., Wörterbuch der Verunreinigung und Verfälschung der Nahrungsmittel, Arzneikörper und Handlungswaaren nebst Angabe der Erkennungs- und Prüfungsmittel. Aus dem Französischen von Dr. A. H. C. Westrumb. 1sten Bandes 1ste und 2te Hälfte. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Sgr.

Lehmann, Dr. L., Die Soolthermе zu Bad Oeynhausen (Rehme) und das gewöhnliche Wasser. Eine chemisch-physiologische Untersuchung zur Anbahnung einer vergleichenden Balneologie. Gr. 8. 25 Sgr.

Henrici, F. C., Ueber Fruchtfolge und Feldsysteme, nebst einer kurzgefaßten Einleitung in die landwirthschaftliche Bodenkunde. Zunächst für jüngere Landwirthe. Gr. 8. 20 Sgr.

Köllner, F. O., Die Grundzüge der obligatio Negotiorum Gestorum. Eine zivilistische Abhandlung. Gr. 8. 20 Sgr.

Unger, Dr. F. W., Perspective oder Lehre von der Abbildung nach Form, Beleuchtung und Farbe, für Maler, Architekten und Techniker. Mit 55 Figuren. Gr. 8. 25 Sgr.

Hermann, Dr. K. F., Ueber den Kunstsinn der Römer und deren Stellung in der Geschichte der alten Kunst. Gr. 8. 15 Sgr.

Rost, Dr. V. Ch. F., Griechische Grammatik. 7te umgearbeitete Auflage. Gr. 8. 2 Thlr.

— — und **Dr. C. F. Wüstemann**, Anleitung zum Uebersetzen aus dem Deutschen in das Griechische. 1ster Theil. 8te Auflage. Gr. 8. 22½ Sgr.

Brockhaus' Reise-Bibliothek:

Brüssel

nach seiner Vergangenheit und Gegenwart.

Von **J. E. Horn.** **Preis 10 Sgr.**

Der beste Reisebegleiter für alle Besucher Brüssels und Belgiens überhaupt: eine unterhaltende und belehrende Schilderung der reichen und interessanten Geschichte Brüssels sowie seiner heutigen Zustände und Sehenswürdigkeiten, zugleich eine interessante Lectüre für Jedermann.

In allen Buchhandlungen zu haben.

Bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Lieder des Hafis.

Persisch mit dem Commentar des Sudi herausgegeben von **Hermann Brockhaus.**

Ersten Bandes drittes Heft. 4. Geh. Jedes Heft 2 Thlr. 20 Ngr.

Hafis, der grösste Lyriker der Perser und der vollendetste Repräsentant der über den ganzen mohammedanischen Orient weitverbreiteten Ghazelendichtung, ist durch Goethe, Hammer, Platen, Rückert u. A. in allen Kreisen ein hochgefeierter Name geworden. Eine vollständige Ausgabe seiner Lieder im Original fehlt unserer wissenschaftlichen Literatur noch; die hier gebotene kritische Ausgabe, die erste in Europa gedruckte, wird daher gewiss allen Freunden der orientalischen Poesie willkommen sein. Durch vollständige Vocalisation und Interpunction des Textes wird das unmittelbare Verständniss des Dichters bedeutend gefördert werden; die hinzugefügten Schlüsse und Paraphrasen des Sudi heben alle Schwierigkeiten in der sichern Auffassung der Dichtungen. In der Vorrede spricht sich der Herausgeber ausführlich hierüber aus. Diese Ausgabe wird in drei Bänden Alles umfassen, was die besten im Oriente selbst gültigen Recensionen des Dichters enthalten. Die typographische Ausstattung entspricht den hohen wissenschaftlichen Werthe des Werks.

In gleichem Verlage erschien früher:

(Dschami.) Liebe, Wein und Mancherlei. Persische Lieder nach Dschami's Text zum ersten mal deutsch gegeben von **Moritz Wickerhauser.** 8. 1855. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Ibn-Jemin's Bruchstücke. Aus dem Persischen von **O. M. Freih. von Schlechta-Wssehrd.** 8. (Wien.) 1852. 2 Thlr.

Der Fruchtgarten von Saadi. Aus dem Persischen auszugsweise übertragen durch **O. M. Freih. von Schlechta-Wssehrd.** 8. (Wien.) 1852. 2 Thlr.

Moslicheddin Sadi's Rosengarten. Nach dem Texte und dem arabischen Commentar Sururi's aus dem Persischen übersetzt mit Anmerkungen und Zugaben von **K. H. Graf.** 12. 1846. 1 Thlr. 6 Ngr.

Kathâ-Sârit-Sâgara. Die Märchensammlung des **Sri Somadeva Bhatta** aus Kaschmir. Erstes bis fünftes Buch. Sanskrit und deutsch herausgegeben von **Hermann Brockhaus.** 8. 1839. 8 Thlr.

Die Märchensammlung des Somadeva Bhatta aus Kaschmir. Aus dem Sanskrit ins Deutsche übersetzt von **Hermann Brockhaus.** Zwei Theile. 12. 1843. 1 Thlr. 18 Ngr.

Prabodha-Chandrodaya Krishna-Misri Comoedia. Edidit scholiisque instruxit **Hm. Brockhaus.** 8. 1845. 2 Thlr. 15 Ngr.

Vendidad Sade. Die heiligen Schriften **Zoroaster's Izeds, Vispered und Vendidad.** Nach den lithographirten Ausgaben von Paris und Bombay mit Index und Glossar herausgegeben von **Hermann Brockhaus.** 4. 1850. 6 Thlr.

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das Abendmahl.

Sein Wesen und seine Geschichte in der alten Kirche.

Von Dr. Leopold Immanuel Rückert,

Professor in Jena.

8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Die Lehre vom Abendmahl ist von jeher in der Theologie der Gegenstand vielfachen Meinungsstreites gewesen. Seit dreißig Jahren indeß ist kein Buch über das Abendmahl aus dem immer mehr sich verengenden Kreise der freien Theologie hervorgegangen, während inzwischen jedoch das Abendmahl von neuem der Zankapfel geworden, der die eine evangelische Kirche in bedauerlicher Weise zerspaltet. Der in der theologischen Literatur rühmlichst bekannte Verfasser hat sich daher gedrungen gefühlt, vom Standpunkte der zwar wesentlich christlichen, aber ebenso wesentlich freien wissenschaftlichen Theologie in dem vorliegenden Buche den rechten Begriff vom Abendmahl zu gewinnen und so scharf als möglich zu bestimmen. Das Werk, welches in seinem ersten Abschnitt das Wesen des Abendmahls darlegt, in seinem zweiten aber die Vorstellung vom Abendmahl in der alten Kirche behandelt, wird sicherlich, namentlich in seinem dogmatischen Theile, von allen Denen, die an den kirchlichen Bewegungen der Gegenwart irgendwie theilnehmen, als eine Erscheinung von höchstem Interesse begrüßt werden.

Bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig sind soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Schwedische Volkslieder der Vorzeit.

Aus der Sammlung von **Erik Gustaf Geijer** und **Arvid August Afzelius.** Im Versmaß des Originals übertragen von **R. Warrens.**

Mit einem Vorwort von Dr. Ferdinand Wolf.

Nebst 49 Melodien.

8. Geh. 2 Thlr.

Eine treffliche Uebersetzung der volksthümlichsten und schönsten schwedischen Volkslieder, die allen Freunden wahrer Poesie hohen Genuß bereiten werden. Die Sammlung hat aber auch wissenschaftlichen Werth, der durch eine einleitende Abhandlung des ausgezeichneten Kenners der Volkspoesie Dr. **Ferdinand Wolf** noch erhöht wird, zumal dieselbe neue Ansichten über die Entstehung der Volkslieder überhaupt und besonders der skandinavischen enthält.

Aeltere Auflagen des Conversations-Lexikon

werden unter Zuzahlung von 12 Thlrn. gegen die neueste zehnte Auflage (Subscriptionspreis 20 Thlr.) umgetauscht. — **Ausführlichere Auskunft in einem Prospect, der in jeder Buchhandlung zu haben ist.**

F. A. Brockhaus in Leipzig.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 44. — 30. October 1856.

Inhalt: Neueste deutsche Lyrik und Epik. Von August Hennenberger. Erster Artikel. — Karl Friedrich Gauß. Von Heinrich Birnbaum. — Schriften über die geistigen und materiellen Nothstände der Zeit. — Die Tragödie: Der leidende Christus. — Notizen. — Bibliographie. — Anzeigen.

Neueste deutsche Lyrik und Epik.

Erster Artikel.

Meister Uhland hätte kaum etwas Schlimmeres thun können, als mit seinen berühmten Versen „Singe, wem Gesang gegeben" u. s. w. jedem Jüngling, der sich für einen werdenden oder schon gewordenen und nur verkannten Goethe hält, die venia cantandi ertheilen. Der Zauberspruch ist gesprochen, die Wasser rauschen und schwellen und drohen uns zu ersäufen — aber das Wort, das sie verschwinden macht, ist vergessen und trostlose Zauberlehrlinge sehen wir die Sündflut über die Literatur hereinbrechen, ohne sie aufhalten zu können.

Die Hast und Hitze, mit welcher Berufene und Unberufene sich zur poetischen Production herbeidrängen, muß nachgerade die ernsthaftesten Besorgnisse auch Demjenigen erwecken, der diesem frischen Leben, Weben und Streben eine zeitlang mit Wohlgefallen zugeschaut hat. Und zwar Besorgnisse für die Poesie selbst nicht allein, wiewol es keine Frage sein kann, daß durch die massenhafte Concurrenz der Preis der Waare im Allgemeinen gedrückt, daß durch diesen lyrischen Hexensabbath der Geschmack des Publicums verdorben oder wenigstens unsicher gemacht werden muß. Aber mehr noch für unser nationales Leben im Großen und Ganzen. Niemand, der unbefangen diese neuesten Erscheinungen der Poesie würdigt, wird verkennen können, daß mindestens die Hälfte dieser Lyriker und Epiker besser thäte, irgendein ehrliches Geschäft des bürgerlichen Lebens zu treiben, und wäre es Heringe verkaufen oder Holz sägen. Aber in der Sprache, „die für den Dichter dichtet und denkt", einen, auch mehre Bände Gedichte zu bewerkstelligen ist so leicht, sich gedruckt zu sehen so süß, der Lorber so lockend und so sicher! Dagegen erfodert das Geschäft, auch das geringste, Anstrengung und ernste Arbeit. Wie langweilig, wie prosaisch! Aber wenn nun über kurz oder lang dem eingebildeten Poeten die Poesie ausgeht, wenn er die paar Gedanken und Gefühle, die er zu verwerthen hatte, ausgegeben hat: was soll dann werden? Das Resultat ist das literarische Proletariat, das vielleicht schlimmste von allen. Denn ihm ist nicht mit Geld und Gut zu helfen: ihm fehlen neben den äußern Mitteln auch die innern. Voller Prätensionen, hat dieser Proletarier nichts gelernt und nichts vergessen — von seinen eiteln Träumen; der Segen der ernsten Arbeit ist ihm unbekannt geblieben.

Nicht bei allen endigt der poetische Rausch in so schlimmem Jammer. Ein Theil ist wirklich begabt und steuert sein bescheidenes Theil zu dem reichen Hausschatz unserer Poesie. Andere treiben die Dichtkunst in ihren Nebenstunden, und der Einzige, der darunter zu leiden hat, ist ein gutmüthiger Freund, dem die Gedichte vorgetragen werden, und der Kritiker der „Blätter für literarische Unterhaltung", der sie lesen muß. Noch andere endlich nehmen zwar einen Anlauf, auf ihre lyrischen Erstlinge eine literarische Existenz zu begründen, aber bald genug abgeschreckt kehren sie zu einem prosaischen Beruf zurück, da es noch Zeit ist.

Für den Kritiker aber ist das Schlimmste, daß in unserer Zeit nicht nur nicht viele vortreffliche, sondern ebenso wenig viele ganz und durchaus schlechte Gedichte gefunden werden; dazu ist die Sprache zu gebildet und Wendungen, Bilder, Gedanken fallen auch dem Schwachen aus dem reichen Sprachschatz zu. Aber diese durchgehende Mediocritas wirkt bei dem Leser eine flaue Stimmung, während das ganz Schlechte wenigstens den Humor weckt.

So seien denn die Schranken geöffnet! Gut und bös, bekannt und unberühmt — für alle gleiche Sonne! Und was die obige Vorrede betrifft, so prüfe sich jeder selbst, ob sie auf ihn paßt; paßt sie nicht, so ist er nicht gemeint.

---

1. Die neuen Templer. Episches Gedicht in vier Gesängen von Karl Knorrn. Paris, Gläser. 1855. 16. 10 Ngr.
2. Madame Pauli. Episches Gedicht in sechs Gesängen von Karl Knorrn. Paris, Gläser. 1855. 16. 10 Ngr.

Es versteht sich von selbst, daß, wenn in unserer modernen deutschen Literatur von Epos und epischen Gedichten die Rede ist, man weder an die „Ilias" noch

an die „Nibelungen" denken darf. Aber ein irgendwie bedeutender Inhalt hat seither doch für das epische Gedicht als nothwendig gegolten; es scheint, daß auch diese Foderung gegenwärtig als obsolet gilt. In den beiden epischen Gedichten Knorrn's wenigstens habe ich irgendeine nur etwas bedeutende Handlung oder Begebenheit nicht zu entdecken vermocht.

Was zuerst „Die neuen Templer" betrifft, so muß ich aufrichtig gestehen, daß ich dieselben halb unklar, halb langweilig finde. Oder hängt das vorliegende Epos vielleicht mit einem frühern Gedichte Knorrn's zusammen, welches ich freilich nicht kenne? Aber jedenfalls sollte doch ein episches Gedicht in vier Gesängen auch für sich verständlich sein. Der Freiherr Waldheim betet für seine Tochter Alexa, welche die Schwindsucht hat oder zu haben scheint. Es ist sein Namenstag, und sein Gebet wird erhört. An demselben Feste wird er nun in den Orden der neuen Templer aufgenommen als berathender Greis. Was diese neuen Templer eigentlich wollen — vielleicht weiß es der Dichter derselben, sie selbst scheinen es nicht zu wissen; wer will es uns verdenken, wenn wir es auch nicht begreifen. Wenigstens ich weiß aus den Worten ihres Propheten:

Sowie die alten Templer waren Hort
Des Kreuzes, das die sünd'ge Welt verloren,
So schützt der neue Bund alljetzt das Wort!
Das Heil der Menschheit wird aus uns erspriessen;
Wir richten wieder auf in Herrlichkeit,
Das einst die Johanniter schon verhießen,
Das Menschenthum aus der Vergessenheit! —

eine einigermaßen genügende Definition des Endzwecks der neuen Templer umsoweniger abzuleiten, als hier plötzlich auch noch die Johanniter eingemischt werden. Wie dem sei, Fürst Tancred,

eine jener Kraftgestalten,
In deren Nähe man die Strömung spürt,
Durch deren Urkraft Träume sich entfalten,
Vom Lebenshauch, der Allnatur berührt —

wird in seiner Abwesenheit von den Templern zu ihrem Großmeister erwählt. Da ihn aber die Gesandten, welche ihm dies verkündigen sollen, in einem zärtlichen Zusammensein mit seiner Geliebten Alexa stören, die ihn eben im magnetischen Schlaf vor einem Feind, der sie trennen wolle, gewarnt hat, so erstickt er die beiden Boten in halbem Wahnsinn. Dafür wird er sammt seiner Braut und Hochzeitsgesellschaft von den fanatisirten Templern durch 400 Centner Pulver in die Luft gesprengt. Wenn das kein Knalleffect ist!

Blieben in „Die neuen Templer" die Gestalten allzu unbestimmt, das Geschehende zu schattenhaft, so herrscht in „Madame Pauli" Klarheit bis zur Trivialität. Ein Handlungscommis in dem Geschäft der Madame Pauli, der arme Jac, liebt seine Principalin und schreibt ihr eine poetische Epistel. Sie aber liebt den Hauptmann Paul, und ihr Oheim endlich, welcher einen Pietisten vorstellen soll (wie zeitgemäß!), möchte sie an den „Agronomen" Muff verschachern. Nun geschieht im Grunde nichts weiter; nur die Liebesepistel Jac's wird falsch bestellt und setzt die Gouvernante eines Herrn Ehrmann, die zufällig auch Madame Pauli heißt, in vergebliche Flammen. Das Ende vom Liede ist, daß Paul und Madame Pauli sich kriegen, der Oheim sich ärgert, die zweite Madame Pauli mit Herrn Ehrmann wieder freundlich zu sein beschließt und der arme Jac sich resignirt, Madame Pauli nicht zu hassen,

Zumal sie mir soviel des Wohles thut.

Und für diese Nichtigkeiten ein episches Gedicht in sechs Gesängen! Die Verse sind in beiden Gedichten ziemlich fließend, freilich oft dadurch, daß der Reim den Gedanken beherrscht. Oder würde wirklich Knorrn demüthig dastehende Diener mit einem Constabler vergleichen haben:

Noch stummer als ein lauernder Constabel,
Auf Ruhestörer immer fangbereit —

wenn er nicht einen Reim auf Fabel gebraucht hätte? Wenn hier der Dichter vielleicht noch einwenden könnte, daß die Diener, die sich vorher gestritten hatten, nun aufeinander aufpassen wie Constabel, so dürfte ähnliche Einrede bei weitem nicht überall statthaben, wo auffallende Bilder, Ausdrücke oder sogar grammatische Seltsamkeiten uns entgegentreten.

3. Eulenspiegel's Tagebuch. Von R. Hirsch. Pesth, Heckenast. 1856. 16. 15 Ngr.

In diesen Liedern, welche nach der Heine'schen Schablone zugeschnitten sind, fehlt es weder an barocken Pointen noch an Gröblichkeiten und Cynismen à la Henri — nur das Eine fehlt, was diesen Nachtretern des ungezogenen Lieblings der Grazien abzugehen pflegt: der Geist und das immer wieder hervorbrechende poetische Genie.

Ich schwimme bald in — Entzücken
Und bade mich bald in — Thränen,
Beliebt es dir freundlich zu blicken,
Beliebt's dir mich anzugähnen.

Ich bin von dir gehudelt,
Genarrt und persiflirt,
Was man so sagt, gepudelt
Und gründlich malträtirt.

Wär' nur vorbei mein Leben
Und ich in ew'ger Ruh' —:
Ich würd' als Gespenst dich umschweben —
Hu hu! Du du! Du du! Hu hu!

Was den Bau dieser Verse betrifft, so ist er nachlässig genug, um an Heine zu erinnern; der Inhalt aber ist einfach abgeschmackt. Vielleicht trägt die komische Wirkung, die die Apotheose Heine's durch Alfred Meißner bei Allen hervorbringen muß, die sich noch ein gesundes Urtheil bewahrt haben, dazu bei, unsere jüngern Poeten von diesen so erfolglosen Versuchen abzuschrecken. Heine war, in seinem Genre, ein großer Dichter, schon deshalb ist er schwer nachzuahmen, und dies scheint mir noch dazu sehr erfreulich, wenn in der deutschen Poesie nicht Frivolität und Gesinnungslosigkeit herrschend werden sollen.

4. Zwei Frauenbilder. Dichtungen von Adolf Stern. Leipzig, Matthes. 1856. 16. 12 Ngr.

Die beiden erzählenden Gedichte, welche dieses Büchlein enthält, sind gut versificirt und verständig dargestellt.

„Laura Portland" behandelt eine Episode aus den Zeiten der Königin Elisabeth. Die Geschichte ist spannend genug erzählt und erfreut den Leser durch einen heitern Ausgang, welcher freilich auf ziemlich verbrauchte und zugleich unwahrscheinliche Weise herbeigeführt wird. Verbraucht ist es, wenn Richard seinen Vater, von dem man übrigens nicht einmal genau erfährt, warum er seine Frau einst verlassen hat, an einem Ring erkennen soll; ganz unwahrscheinlich aber, daß Richard diesen Ring in dem Augenblick erkennt, wo des Vaters Hand im wilden Getümmel gehoben ist, um ihn niederzuschlagen. Die zweite Erzählung spielt zu den Zeiten der Bilderstürme in Byzanz; so einfach die Geschichte ist, oder vielleicht gerade deshalb hat sie recht ansprechende Partien, woneben freilich auch einzelnes recht Prosaisches stehengeblieben ist, wie in den Worten des bedrohten Bildhauers:

Es müssen and're Tage werden,
In denen alles Schöne siegt,
Trotz diesem fiebrischen Geberden,
Das nicht in Christi Lehre liegt!

Indessen ist dergleichen wie gesagt doch nur vereinzelt und kann dem allgemeinen Eindruck nicht schaden. Vor falschen Bildern aber, wie

Ein faltig weiß Gewand umfloß
Die Glieder, weich und hold wie Töne.

muß umsomehr gewarnt werden, je geneigter unsere modernen Poeten sind, dergleichen Ungehörigkeiten für etwas Absonderliches zu halten.

5. Lieder aus Toscana. Herausgegeben von Ida von Düringsfeld. Dresden, Schäfer. 1855. 32. 15 Ngr.

Es sind Uebertragungen toscanischer Volkslieder, welche die Verfasserin uns bietet. Wie treu die Uebersetzung sein mag, weiß ich nicht zu sagen: wohlklingend, zart, melodisch sind die Lieder alle. Aber der Inhalt ist ein sehr einförmiger. 132 Nummern bringen nichts als Liebeslieder: Lobpreisung der Schönheit des Geliebten, Liebessehnsucht, Liebesklagen. Und wieder in diesem sehr engen Raum herrscht noch dazu eine große Einförmigkeit und theilweise Inhaltslosigkeit, gegen welche unser mittelalterliches Minnelied, dessen Stofflosigkeit doch gewiß im Allgemeinen groß genug, außerordentlich reich und voller Fleisch und Blut erscheint.

Mit deinem schönen Thun und schönen Reden
Machst du mich auferstehen und dann sterben;
Mit deinem schönen Wort und schönem Wesen
Machst du mich sterben und dann auferstehen.

Mein Liebster nennt sich — ja, mein Liebster nennt sich —
Ich kann mich auf den Namen nicht besinnen —
Er nennt sich Joseph, seine Liebste bin ich.

Es sind drei Veilchen mir verehret worden —
Ich habe sie gelegt mir unter's Kissen,
Die ganze Nacht hab' ich den Duft gerochen.

Auf die Gefahr hin, mit dem seligen Nicolai in eine Verdammniß geworfen zu werden, erlaube ich mir dergleichen Liederchen, zur Charakteristik des betreffenden Volksstamms vielleicht nicht ohne Bedeutung, ästhetisch ziemlich werthlos zu finden. Ueberhaupt ist es wol an der Zeit, die eifrigen Sammler von Volksliedern u. dgl. immer wieder zu erinnern, daß etwas historisch bedeutsam und doch ästhetisch ohne allen Werth sein könne. Andere der vorliegenden Lieder haben allerdings etwas mehr Inhalt: allzu schwer trägt keins daran. Als Probe aber italischer Sinnesart ist die Sammlung wol willkommenzuheißen.

6. Des Großen Kurfürsten Schlittenfahrt. Ein Gedicht von A. Jordan. Berlin, Schneider und Comp. 1856. 8. 10 Ngr.

Der Dichter behandelt die bekannte Geschichte, wie der Große Kurfürst von Brandenburg um die Weihnachtszeit 1678 sein Heer auf Schlitten setzte und die in Preußen sengenden und brennenden Schweden nach Kurland verjagte. Es ist immer ein wohlthätiges Gefühl in unserer schlaffen Zeit, auf die ruhmvollen Tage der Vergangenheit zurückzublicken, und wenn es wahr ist, daß Deutschland das Heil nur von einem starken und thatkräftigen Preußen kommen kann, so muß für jeden Deutschen jene Zeit des Großen Kurfürsten, in welcher die Grundlage des Staats gelegt wurde, auf dem einzig unsere Hoffnungen beruhen, eine erhebende, die höchste Theilnahme weckende sein. Vielleicht erweckt die glorreiche Vorzeit Hoffnungen wieder, welche die gegenwärtige Lage Preußens darniedergedrückt hat; des Großen Kurfürsten Schlittenfahrt 1678 und der schleswig-holsteinische Feldzug in unserer Zeit — so demüthigend die Parallele ist, hoffen wir, daß ein Staat, der so glorreich begonnen, nicht für immer in zweiter Reihe stehen werde! Das Gedicht ist würdig gehalten und mit einem warmen Herzen geschrieben. Vielleicht tritt die Person des Verfassers für ein episches Gedicht etwas zu oft zwischen die Erzählung, im Allgemeinen aber ist der Ton des historischen Liedes getroffen und zeugt von einem richtigen Verständniß der Anfoderungen, welche man an ein episches Gedicht, das einen neuern Stoff behandelt, zu stellen hat. Lobend verdient noch die Sorgsamkeit hervorgehoben zu werden, mit welcher die (modernisirte) Nibelungenstrophe gehandhabt ist, eine Sorgsamkeit, die in unserer neuern Poesie als pedantisch nach und nach ganz in Abgang zu kommen scheint.

7. Wrangel. Gedicht von Fedor von Köppen. Berlin, Herbig. 1855. 8. 1 Thlr.

8. Groß-Görschen. Ein vaterländisches Gedicht von Fedor von Köppen. Berlin, Bath. 1856. 8. 20 Ngr.

Ich habe eben ausgesprochen, wie nothwendig mir für unsere Zeit auch die poetische Kräftigung des vaterländischen Sinns erscheint. Kann dieses durch Gestalten aus der Gegenwart geschehen, um so besser; denn das Miterlebte, Bekannte wird in dem dichterischen Gewande um so gewaltiger packen. Und Vater Wrangel ist in der That eine Gestalt, die manche Anlage zur Popularität hat. So begleiten wir ihn mit Vergnügen in dem Gedicht durch seine Sodatenlaufbahn, durch die Zeit der Erniedrigung von 1807, durch Groß-Görschen,

Liebertwolkwitz, Wachau, Champeaubert zum endlichen Frieden. Auch die bekannte Anekdote, daß Wrangel die Wahl zwischen dem Majorsrang und dem Eisernen Kreuz gelassen worden, er aber den erstern gewählt habe, um sich das andere später zu verdienen, ist eingeschaltet. Einigermaßen abstechend gegen diese kriegerischen Thaten ist der folgende Abschnitt, der mit derselben Emphase ein Friedensmanoeuvre bei Tempelhof schildert und die Orden aufzählt, die Wrangel für dasselbe erhalten. Dagegen sind die Abschnitte „Schleswig" und „Fridericia" wieder von der Art, daß sie auch Herzen erwärmen können, welche die prächtigste Parade kaltläßt. Der Schluß, die Pacificirung Berlins, hätte so nicht geschrieben werden sollen; daß z. B. die Soldaten im Rausche des Siegs in den eben von der gesprengten Nationalversammlung verlassenen Räumen diese parodirt haben, erscheint uns durchaus verzeihlich; daß aber dieser Uebermuth dem waffenlosen Besiegten gegenüber noch nach Jahren vom Dichter gefeiert zu werden verdiene, kann ich nicht finden. Im Allgemeinen aber ist nicht nur die vaterländische Gesinnung des Dichters anzuerkennen, sondern auch sein Geschick in der Auswahl. Im Einzelnen gelingen ihm insbesondere Schilderungen vortrefflich und nur dann und wann fühlt man sich von einem prosaischen Einschiebsel, wie Scherenberg sie in Mode gebracht hat, beleidigt:

Im Mittelpunkt des fränkschen Treffens stand
Marmont's, des Herzogs von Ragusa, Heertheil,
Dahinter Ney's, des Fürsten von der Moskwa,
Genüber den bewährten Scharen Kleist's,
Den die Geschichte nennt „von Nollendorf",
Und Rußlands Tapfern, die Caxzewitsch führte;
In seiner Rechten standen die Geschwader
Lefebvre-Desnouettes und Laferière-
l'Evêque, erprobt auf Spaniens Feldern.

Noch mehr als in „Wrangel" treten dergleichen Aufführungen, die mehr in ein Bulletin oder in einen Rapport gehören als in ein episches Gedicht, bei „Groß-Görschen" hervor. Ueberhaupt leidet dieses Gedicht an manchen Uebelständen, von denen das erste frei war. Während in „Wrangel" der Dichter einen Helden durch ein ganzes thatenreiches Leben begleitet und so zur größten Mannichfaltigkeit des anzuschlagenden Tons und der aufzutragenden Farben reichliche, von ihm wohlbenutzte Gelegenheit hatte, muß er in „Groß-Görschen", wo es sich um die Darstellung eines vereinzelten Factums handelt, in die Minutissima, in militärische Détails sich einlassen, um dem Ganzen Leben einzuhauchen. Aber das Interesse, zu lange bei einem Gegenstand festgehalten und zugleich durch die Masse des Détails, welches sich theilweise poetisch nicht einmal ganz klar darlegen läßt, zerstreut und verwirrt, vermindert sich. Dazu kommt, daß der Schluß ein für die Helden, für die unsere Herzen schlagen, niederbeugender ist. Und wenn auch der Dichter mit Recht sagt:

Ob nun auch rückwärts wehten die Fahnen bei Morgengrauen,
Sie blickten dennoch vorwärts mit festem Selbstvertrauen,
Sie wußten, daß ihr Trachten nicht hing an einem Tag
Und daß das Loos der Schlachten in Gottes Händen lag —

so steht solche Gesinnung den Helden der Freiheitskriege wohl an, der Poet aber hätte sich vielleicht einen günstigern Stoff wählen können, in der die vaterländische Sache nicht nur in Hoffnung, sondern in der Wirklichkeit Sieger gewesen wäre. Indessen da das Gedicht als einzelner Gesang eines größern Werks „Die Freiheitskriege" bezeichnet wird, so verschwindet dieses letzte Bedenken wenigstens zum Theil wieder.

9. Gedichte von Balthasar Hunold. Innsbruck, Wagner. 1856. 16. 8 Ngr.

Ein anspruchsloses Büchlein! Nichts von Weltschmerz, nichts Titanenhaftes, Himmelstürmendes. Der Dichter gehört mehr der ältern Schule unserer Dichtung an, obgleich er selbst wol noch jung ist; es genügt ihm, einfachen und natürlichen Gefühlen einen schlichten poetischen Ausdruck zu geben. Und das ist ihm denn im Allgemeinen wohl gelungen. Es findet sich unter diesen Gedichten manch tiefempfundenes Lied, und die Darstellung ist, von einigen Austriacismen (wie z. B. „An einem Frühling") abgesehen, correct und dem Inhalt entsprechend. Große Gedanken wird hier Niemand suchen, es sind eben die alten Themata der Dichtkunst, die hier behandelt werden, Liebe, Freundschaft, Frühling. Aber das Alte ist manchmal in neuer Weise gefaßt, ohne daß der Dichter in jene Seltsamkeiten verfiele, durch welche die moderne Lyrik pikant zu werden glaubt. Zur Probe ein Sonett aus der Abtheilung „Lieder der Liebe".

An Agnes.

Wo ist ein Herz, das solch ein Lied verachtet,
Das zu der Schönheit ew'gem Preis erklungen,
Wenn es erkennt aus all den Huldigungen,
Wie nur nach dir des Dichters Seele trachtet!

Nur du hast meine Liebe nie beachtet,
Wie sehr sie auch nach deinem Licht gerungen,
Der Blume gleich, die in den Dämmerungen
Des Waldes träumt, von Föhren übernachtet.

Nie wird, wenn nicht bestrahlt von deiner Güte,
Ihr zartgeschloss'ner Kelch sich froh erweiten;
Wer könnt' ihr duftiges Geheimniß fassen?

Doch wer wie du in höchster Schönheit Blüte
Den ganzen Frühling kann um sich verbreiten,
Der darf auch eine Blume sterben lassen.

10. Frühlingsgedanken eines münchner Kindes. München. Palm. 1856. 16. 12 Ngr.

Mancher hübsche verständige Gedanke findet sich in diesen Liedern. Da aber das eigentlich poetische Element nicht eben sehr stark ist, so würde der Eindruck immer ein unbefriedigender sein, wenn nicht die Wärme, mit der der Dichter seine Vaterstadt zu verherrlichen bemüht ist, einen durchaus wohlthuenden Eindruck machte. Eine formelle Bemerkung mag ich hier nicht zurückhalten, da Das, worauf sie sich bezieht, während der ganzen Lectüre mich gestört hat. Der Verfasser schreibt in jambischen Tetrametern:

Die ihr mein München so verschreit, | als läg's auf einer dürren Haid',
Kommt an die Isar mit heraus | zur Frühlingszeit, zur Frühlingszeit!

Der jambische Tetrameter muß, wie dies bei den angeführten Versen wirklich der Fall ist, in der Mitte eine Cäsur haben. Dies beobachtet unser Dichter fast gar nicht. Verse, wie:

Am Steuerruder steht das Mä | del mit dem spitz'gen grünen Hut,

in welchen der Einschnitt mitten in ein Wort fällt, erscheinen fehlerhaft, da man in denselben vielmehr ein Zusammenschieben einer jambischen mit einer trochäischen Reihe erkennen würde:

Ăm Steŭerrŭder stĕht dăs Mädĕl | mĭt dĕm spĭtz'gĕn grünĕn Hŭt.

Jedes natürliche Lesen wird hier zuerst 4½ Jamben und dann eine katalektische trochäische Dipodie hören lassen. Und solcher Verse finden sich in diesen Gedichten in Unzahl! Was den Inhalt betrifft, so schildert der Dichter hervorragende Oertlichkeiten Münchens und der Umgebung und zeigt durchweg ein für den Ruhm und das Wohl seiner Heimat schlagendes Herz, ohne freilich wie gesagt diesen Gefühlen rechten poetischen Schwung geben zu können. Stellen, wie:

Wer weiß nicht, daß es Stunden gibt, in denen sich das Menschenherz
Nach Einsamkeit und Stille sehnt, in denen dann der Seele Schmerz,
Und daran ist für Den, der fühlt, im Leben wahrlich keine Noth!
Sich von der Brust löst sanft und lind, als ob es ihm ein Gott gebot —

würden, wenn man das Versmaß wegnähme, von einer recht verständigen Prosa, aber immer doch von Prosa schwerlich durch irgend etwas sich unterscheiden.

11. Pfefferkörner. Laune und Satire in Originalliedern von Bruno. Hamburg, Schuberth. 1856. 16. 22½ Ngr.

Die Lieder sind einer hamburger Gesellschaft Amicitia et Fidelitas gewidmet und mögen in dieser declamando mit Beifall vorgetragen sein. Es sind eine Art Couplets, wie sie in den berliner und wiener Possen herkömmlich. Die Satire richtet sich gegen die herkömmlichen Gegenstände: Stutzer, Mädchen, alte Junggesellen, manchmal sogar gegen Untugenden des deutschen Volks und ist in herkömmlicher Weise unwitzig; die Verse sind so halsbrechend, wie es Brauch ist. Die literarische Kritik hat über dergleichen Producte kein Urtheil.

12. Gedichte von Victor Maria von Milborn. Prag, Calve. 1856. 8. 20 Ngr.

Der Verfasser, wie es scheint, Siebenbürge von Geburt, zeigt nicht nur gebildeten Sinn, sondern oft wahrhaft poetische Empfindung. Zwar herrscht in den Liebesliedern, die einen großen Theil der Sammlung ausmachen, meistens noch jener Weltschmerz, der einzig von zerrissenen Herzen seine Nahrung zieht: eine Form und Gattung der Poesie, die nachgerade Gott sei Dank etwas aus der Mode gekommen ist. Allein auch diese Gedichte sind, von diesem etwas rococoartigen Inhalt abgesehen, theilweise vortrefflich; es sind wirkliche Lieder, die wie von selbst zum Singen einladen und die wir daher Componisten bestens empfehlen wollen. In den Gedichten „Aus der Zeit" zeigt sich der Verfasser als loyalen Oestreicher, aber nicht in jener unangenehm renommirenden Weise, die heutzutage in jenem Kaiserstaat guter Ton zu sein scheint; vielmehr macht die Entschiedenheit, mit welcher er zugleich seine deutsche Gesinnung ausspricht, einen durchaus wohlthuenden Eindruck. Von der Leichtigkeit, mit welcher sich dem Verfasser die Gedanken zum Liede fügen, mögen die drei ersten Strophen eines „Mein todter Kamerad" überschriebenen Liedes zeugen. Solche Verse macht man nur, wenn man nicht ins Blaue phantasirt, sondern die Seele wirklich von Dem erregt ist, was der Mund singt: wie denn diese Strophen einem namhaft gemachten Freunde des Dichters nachgesungen wurden.

1.

Mein Kamerad, so treu und bieder,
Ein deutsches Blut so rein und echt;
Er sprach und sang uns manche Lieder,
Hieb wacker drein stets im Gefecht.
Hat mit den Bravsten nur gerungen,
Wenn's in den Feind wie Wetter drang;
Als heit'rer Gast mit uns gesungen
Bei Würfelspiel und Becherklang.

2.

Du hörtest manche Kugel streichen,
Gar mancher Hieb war dir bestimmt,
Du wardst verschont! Bei tausend Leichen
Standst du allein, kein Haar gekrümmt,
Konntst nicht der Ehre Tod erwerben,
Dein harrt' ein strengeres Gebot;
Du mußtest still und wehrlos sterben
Des Siechen ungekrönten Tod.

3.

Nun leitet dich mit Trauermiene
Dein Kamerad zur stillen Ruh',
Des Hornes heisere Sordine
Dröhnt dumpf ihr Todtenlied dazu.
Wir präsentiren die Gewehre
Und senden dir mit lautem Krach
Als letzten Gruß — den Gruß der Ehre,
Ein dreifach mächtig Salve nach!

13. Triclinium. In drei Gesängen von Lola Milford. Weimar, Kühn. 1856. 16. 12½ Ngr.

Es ist mir lange kein seltsameres Buch in die Hand gekommen. Wenn der Ungebildete zu Worte kommt, so ist es natürlich, daß seine Rede, wenn er auch wirklich etwas zu sagen hat, unklar und verwirrt klingt. Aber hier haben wir es offenbar mit einer Dichterin aus den gebildeten Kreisen der Gesellschaft zu thun: das beweist die gewählte, theilweise schöne Sprache, das beweisen einzelne Gedankenblitze, die aus dem Chaos heraufleuchten. Das ganze Gedicht aber ist so vollständig unklar, so verwirrt und verwirrend, daß ich nach Durchlesung der 300 Stanzen, aus welchen dasselbe besteht, nicht zu sagen wüßte, was denn nun eigentlich der Inhalt. Daß es sich um den Gegensatz der freien Liebe und der Ehe handelt, soviel begreife ich. Aber den Gang des Gedichts zu enträthseln geht über mein Vermögen. Möglich, daß nur ich unvermögend bin, diesen Tiefsinn zu fassen, aber ein klein wenig Logik und Ord-

nung kann, meine ich, auch dem Tiefsinn nicht schaden. Unsere modernen Poeten glauben überdies, weil das Tiefsinnige manchmal schwerverständlich, mit einer conversio simplex, bei welcher die formelle Logik weinend ihr Haupt verhüllt, annehmen zu dürfen, daß alles Unverständliche tiefsinnig. Das Einzige, was sie damit erreichen, ist, daß sie einige unschuldige Jünglinge und ästhetische Damen verblüffen und — sonst ungelesen bleiben. Daß das Schöne einfach sei, wollen sie nicht begreifen; mögen sie denn für ihre unklaren und verwirrten Producte mit dem Beifall confuser Köpfe sich begnügen, welche das consequente Denken hassen, weil es Anstrengung kostet.

14. Sonette von Heinrich Bone. Köln, DuMont-Schauberg. 1856. 16. 24 Ngr.

Ein ganzer ziemlich ansehnlicher Band voller Sonette ist für den Kritiker immer ein kleiner Schrecken. Um so angenehmer fühlte ich hier mich enttäuscht. Heinrich Bone ist eine bedeutende dichterische Kraft, die auch den Widerstrebenden immer von neuem anzieht; denn sein Standpunkt ist freilich nicht der meine: er ist strenger Katholik und ein eifriger Vorkämpfer der katholischen Kirche. Er besingt das Dogma der unbefleckten Empfängniß, bekämpft und schilt die Philosophen, vertheidigt den Gebrauch der lateinischen Kirchensprache und wünscht die Rückkehr der „irren Brüder" zur Mutterkirche. Aber die katholische Kirche mag sich zu diesem Kämpfer Glück wünschen, und auch wir Andern, die wir seine Gesinnung nicht theilen, werden seine Vorzüge deshalb nicht verkennen dürfen. Denn obgleich strengster Katholik, ist er doch ebenso sehr oder noch mehr Dichter. Reichthum der Gedanken, Feuer der Phantasie und eine einschmeichelnde Form lassen uns sogar die Gedichte mit Antheil genießen, deren Inhalt wir nicht beizutreten vermögen. Aber wie viele sind doch in dem Bande enthalten, wo auch der Inhalt zu unserm Herzen und Kopfe spricht. Sinnige Naturbetrachtung mit geistvollen Bezügen auf das menschliche Treiben, ein fester Blick in das Leben und seine Erfahrungen, eine innige religiöse Weltanschauung finden wir in vortrefflichen Versen ausgeprägt. Unter diesen kleinen Cabinetsstücken fällt es mir schwer, eins zur Probe auszuwählen; ich greife das nächste beste heraus:

Der Dom zu Köln.

Mit einem König wollt' ich dich vergleichen,
Erhab'ner Dom! Sah dich mit Speer und Schilde,
Mit Kron' und Scepter, sah die Erdgefilde
Vor deinem Herrscherblick in Ehrfurcht weichen.

Doch wie ich schaute, fühlt' ich solche Milde,
So stille Hoheit, Anmuth in dem reichen
Endlosen Schmuck, Liebreiz in allen Zeichen,
Als je sich einet weiblichem Gebilde.

Und Königin standst du vor meinen Blicken,
Das Haupt in Sternen, mütterlich dich neigend
Und jungfräulich in hehrer Schönheit schweigend.

Und mich empfing ein himmlisches Entzücken:
Die Himmelsfürstin schwebte mir entgegen,
In deren Schoos das Heil der Welt gelegen.

Hoffen wir, daß sich das Talent des Sonettendichters auch größern Vorwürfen gewachsen erweise!

15. Sphinx. Räthselgedichte von Eduard Prosch. Berlin, A. Duncker. 1856. 16. 15 Ngr.

Die vorliegenden Räthsel sind wirklich, soweit ich sie geprüft, poetischer gehalten, als dies gewöhnlich der Fall ist; einzelne geben ein recht hübsches kleines Bildchen für sich. Nur fürchte ich, daß ihre Errathbarkeit gerade unter der poetischen Ausschmückung leidet, welche natürlich die Sache weniger verstandesmäßig exact faßt. Doch ist auch dies vielleicht Freunden des Räthsellösens erwünscht.

16. Lieder ohne Weisen von Wilhelm Dunker. Stettin, Nagel. 1856. 32. 20 Ngr.

Wenn die vorliegenden Lieder sich so ziemlich in den gewohnten Geleisen bewegen und die bekannten Tonarten anschlagen, so fehlt ihnen dafür auch der Anstrich von Prätensiosk und übertriebenem Selbstbewußtsein, der einem großen Theil unserer heutigen Poeten und Poesien so unausstehlich macht. Der Dichter singt weder von seinem gebrochenen Herzen noch von dem Riß, der durch die Welt geht: Wein, Liebe, Wanderlust sind seine Themata, die er in der Weise des Volksliedes behandelt. Bei diesen Nachahmungen des Volksliedes liegt immer die Gefahr nahe, ins Gemachte zu verfallen und durch Onomatopoietika, Refrains u. dgl. den volksmäßigen Ton ersetzen zu wollen. Einige male ist dies auch bei Dunker der Fall; andere Lieder dagegen haben wirklich einen echt volksthümlichen Charakter erhalten. Recht neckisch ist folgendes Liedchen, von dem ich nur wünschen will, daß die deutschen Mittelstaaten dem Verfasser nicht übel deuten mögen, was er möglicherweise ganz arglos hingesungen:

Zaunkönigslied.

Zaunkönig auf dem Zweige saß
Mit Scepter und mit Kron',
Ein herrlich rothes Kirschlein aß
Und sang in hohem Ton:

Und ist mein Reich auch noch so klein,
Ist es auch nur ein Zaun,
So bin ich doch ein Königlein
Mit Schnabel und mit Klau'n.

Die grüne Heck' ist mein Revier,
Das Laub mir unterthan,
Die Schnecken sind die Staatscurier',
Der Wurm ist Castellan.

Die Raupen sind das Scriblerheer,
Hofmann ist Schmetterling,
Die Wespen sind das Militär
Mit Lanz' und Schwertern flink.

Und ist mein Reich auch noch so klein,
Ist es auch nur ein Zaun,
So bin ich doch ein Königlein
Mit Schnabel und mit Klau'n.

17. Jesus von Nazareth. Ein Gedicht von Karl Siebel. Leipzig, O. Wigand. 1856. 16. 15 Ngr.

18. Gedichte von Karl Siebel. Leipzig, O. Wigand. 1856. 8. 24 Ngr.

Es ist theoretisch sehr einfach zu begründen und a posteriori durch die Erfahrung vielfach bestätigt, daß

biblische Stoffe episch behandelt nicht befriedigen. Denn entweder behält der Dichter die einfache Erzählung der Heiligen Schrift bei: dann wird uns immer die schmucklos ansprechende Erzählung der Evangelien und des Alten Testaments anheimelnder sein als die versificirte des modernen Dichters. Oder dieser versucht durch Aenderungen und hinzugefügte Ausschmückungen den Stoff zu illustriren: wer möchte an den alten, von Jugend auf liebgewordenen Geschichten auch dem großen Dichter sich zu vergreifen gestatten? Siebel hat im Ganzen die Erzählung der Evangelien beibehalten und nicht ungeschickt in eine Art kurze Reimpaare umgegossen; mir für meine Person erscheint die prosaische Erzählung der Evangelisten in ihrer naiven Unmittelbarkeit poetischer als diese Umarbeitung. Die Zuthaten des Verfassers sind rationalistischer Natur. So beklagt Jesus den stumpfen unaufgeklärten Sinn des Volkes:

Zu Wundern schmückt es aus, was nur
Erzeugt durch Kräfte der Natur.

Daß Jesus sich Gottes Sohn nennt, erklärt der Verfasser für gerechtfertigt; denn

Wer alle Menschen Brüder nennt,
Der darf ein (en) Gottessohn sich nennen,
Der wird den einen Vater kennen,
Der alle seine Kinder kennt!

Die Auferstehungsgeschichte ist gleich ganz weggelassen. Dergleichen mag sehr aufgeklärt und verständig sein, daß aber das Gedicht dadurch an Poesie gewonnen habe, wird schwerlich auch der Aufgeklärteste finden.

Viel günstiger ist über die „Gedichte" desselben Verfassers zu urtheilen. Hier finden sich gesunde und wahre Gefühle und Empfindungen in einer oft recht ansprechenden Form ausgesprochen. Wen sollte nicht gleich das erste Bildchen wohlthuend berühren:

Holzhacker.

Er hackt sein Holz Jahr ein, Jahr aus,
Müht sich vom frühsten Morgen,
Und sie besiegt im kleinen Haus
Die tausend großen Sorgen.

Tropft Abends ihm der heiße Schweiß
Von seiner Stirne nieder,
Sie trocknet sanft, sie trocknet leis
Die Furchenreihe wieder.

So haben sorgen sie gemußt
Seit langen harten Jahren,
Und Keiner hat es wol gewußt,
Wie glücklich Beide waren.

Dagegen möchten wir in Beziehung auf gedankliche, philosophische Gedichte dem Verfasser einige Zurückhaltung empfehlen. Der Pantheismus des „Glaubensbekenntniß" ist doch gar zu naiv und die neue Definition der „Dreieinigkeit" berechtigt uns, dem ernststrebenden Verfasser recht gründliche philosophische Studien freundlichst anzurathen. Auch Verse wie:

O so verkenn' die Gottheit nicht —
So freue dich in ihrer Wonne!
Das Blut des Weltalls ist das Licht,
Das Herz des Weltalls ist die Sonne!

klingen zwar recht pomphaft, lösen sich aber vor einem klaren Denken in nichts auf.

19. Im Frühling. Gedichte von Friedrich Wilibald Wulff. Altona, Verlagsbureau. 1856. 16. 24 Ngr.

Ich schließe hieran einen Dichter, der sich mehr an die ältere Schule unserer Poesie anlehnt. Wenigstens sind die von ihm behandelten Stoffe einfach und mannichfache Anklänge erinnern uns bald an Hölty, bald an Schiller, bald an Uhland. Einzelne Lieder, besonders von den kleinern, bieten hübsche Gedanke über die alten Gegenstände der Poesie, Liebe, Frühling, Wein, die niemals ausgesungen werden.

20. Lerchengrüße zum 23. April. Von Dionys Grün. Wien, Hölzl. 1855. 16. 1 Thlr. 6 Ngr.

Der 23. April ist der Tag, an welchem die junge Kaiserin in Wien einzog. Die Gedichte sind von verschiedenem Werth; in einigen ist das Liedartige getroffen, andere stehen zurück. Im Allgemeinen sind Stoffe und Behandlung einfach und ebenfalls mehr in der ältern Manier unserer Poesie.

21. Lyrisches und Episches. Von Betty Paoli. Pesth, Heckenast. 1855. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Ich muß gestehen, von diesem Büchlein angenehm enttäuscht worden zu sein. Ich erwartete schmelzende Süßigkeit oder emancipationswüthige Mannweiblichkeit; keins von beiden. Die Gedichte sind ernst, kräftig, entschieden, ohne je die Frau, den weiblichen Sinn zu verleugnen. Die Verfasserin erzählt gut, besser aber noch gelingt ihr das Lyrische. Und so möge dieser Artikel mit einem Gedichte aus der vorliegenden Sammlung schließen, welches mir ebenso tief empfunden als formell abgerundet erscheint.

Einem jungen Mädchen.

Ich liebe dich, wie man ein Bildniß liebt,
Das von der Kunst geheimnißvollem Wesen
Verschönert uns're Züge wiedergibt,
Nicht wie wir sind, nein! wie wir einst gewesen.

Du bist mir werth, wie die Erinnerung
Dem Geiste theuer bleibt an jene Zeiten,
Wo unser junges Herz voll Kraft und Schwung
Der Güter höchste dachte zu erstreiten.

O wenn mein Auge sinnend auf dir ruht,
Du von der Hoffnung Morgenschein Umhauchte!
Ist mir's, als ob aus dunkler Meeresflut
Noch ein mal meine eig'ne Jugend tauchte! —

Und denk' ich dann, von welcher Nattern Stich
Dein Herz die blut'ge Spur dereinst wird tragen,
Bis du, der ich in meiner Blüte glich,
Mir gleichen wirst in meinen jetz'gen Tagen:

Da senkt umflort zu Boden sich mein Blick
Und Ahnung will mich wehmuthsvoll durchschauern,
Ich sei bestimmt, entschwund'ner Jugend Glück
In dir ein zweites mal noch zu betrauern.

August Henneberger.

Karl Friedrich Gauß.

Der weltberühmte deutsche Astronomenbund unsers Jahrhunderts, in dem Olbers, Gauß und Bessel die innig befreundeten, Alles beseelenden Haupthebel bildeten, hat auch den letzten seiner ersten Begründer verloren. Auch Gauß ist jetzt abgerufen! Die großen genialen Meister ruhen nun sämmtlich aus von ihrem erhabenen irdischen Himmelswerke. Sie leben nicht mehr, doch ihr Name mit dem Ruhme ihrer Thaten gekrönt wird ewig unvergeßlich bleiben. Sie waren von dem Lenker der Weltgeschichte auserkoren, die Erben der hinterlassenen Geistesschätze eines Kopernicus, Kepler, Galilei, Newton zu sein; sie fühlten und begriffen genau das Große dieser Erbschaft und hatten Muth und Lust und Kraft dazu, sich ihrer würdig zu beweisen; daher legten sie mit einer ewig denkwürdigen Bundestreue, mit einer Freudigkeit, Ausdauer und Hingebung, wie sie die Welt noch nicht erlebt hatte, Hand ans Werk und förderten dasselbe zu einer Höhe, zu einer Vollendung, welche alle kommenden Jahrhunderte in Staunen setzen wird. Aber ist nun auch von diesem historisch gewordenen astronomischen Freundesbunde Keiner mehr am Leben, so fehlt es uns doch nicht an überlebenden Schülern und Fachgenossen, welche mit feuriger Begeisterung auf die Werke ihrer Meister blicken und ganz dazu berufen sind, den einmal erweckten höhern Geist ihrer Wissenschaft wachzuerhalten.

Und richten wir jetzt unsere Aufmerksamkeit besonders auf Gauß, so hat er auf den Gebieten der reinen Mathematik und der mathematischen Naturwissenschaften Entdeckungen gemacht, sich Bahn gebrochen und Werke vollbracht, die ihn ewig preisen und den Scharfsinn seines Geistes unter den Männern von Fach lebendig erhalten werden. Er hat viele ausgezeichnete Schüler gebildet, ist in seinem genialen Streben von den gediegensten Fachgenossen auf das kräftigste unterstützt worden; aber wenn er auch nur einen Schüler wie Encke gebildet, wenn er auch nur einen Nachstrebenden wie Wilhelm Weber gehabt hätte, so wären dies schon fruchtbare Samenkörner zu einem nie erlöschenden ruhmvollen Gedächtniß. Des großen Mannes Gelehrtenheimat war fast über alle seine Zeitgenossen erhaben, er lebte in einer Sphäre, die selbst den begabtesten Fachmännern nur mit der größten Anstrengung zugänglich war. Daher kam es denn, daß seine Verdienste um die Wissenschaft nur mit seltener Ausnahme unmittelbar ins Leben traten, daß das gebildete große Publicum den Glanz dieses erhabenen Sterns immer erst durch den lauten Jubel der Sachverständigen begreifen und bewundern konnte. Er lebte in zurückgezogener Stille blos der Wissenschaft und suchte dieselbe überall nur um ihrer selbst willen auszubilden und praktisch zu machen; an sich selbst zu denken, oder überhaupt den gewöhnlichen Gang der Menschen zu gehen, vergaß er mehr, als daß er es verschmäht hätte. Dadurch erschien er gar oft in einem von der gewöhnlichen Welt verkehrt aufgefaßten Lichte, und es sind ihm sogar mancherlei Unannehmlichkeiten daraus erwachsen, welche er aber immer als großer Geist zu beherrschen und zu tragen verstand.

Gauß' Größe als Gelehrter ist aber schon als eine allgemein anerkannte Thatsache bekannt; von dieser wollen wir hier nicht weiter reden. Dagegen dürfte es wol ein überall starkgefühltes Bedürfniß sein, mit dem Leben eines so eminenten Talents bekannt zu werden, weil darin erst der Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung liegt, welcher Befriedigung geben kann. Und in dieser Beziehung knüpfen wir unsere fernere Besprechung an eine vor kurzem erschienene Biographie, welche ganz dazu geschaffen ist, viel mehr das Leben als die Gelehrsamkeit des großen Mannes in das öffentliche Licht zu stellen. Der Titel dieser Schrift ist:

Gauß zum Gedächtniß. Von W. Sartorius von Waltershausen. Leipzig, Hirzel. 1856. Gr. 8. 1 Thlr.

Der Verfasser scheint dem großen Verstorbenen sehr nahe gestanden zu haben. Jedes seiner Worte athmet begeisterte Hochachtung und treue innige Liebe. Damit wird er sich einen großen Kreis von aufmerksamen Lesern gewinnen. Auch hat derselbe mit ehrenwerther Emsigkeit einen reichen Schatz von Thatsachen gesammelt, die zum Theil ganz neu, zum Theil aber als wesentliche Berichtigungen zu betrachten sind, sodaß sie mancherlei Mißdeutungen ganz entschieden entgegenwirken können. Das wird Gauß' Freunden sehr willkommen sein und manche befangene Gegner für ihn gewinnen oder doch zum Schweigen bringen. Wenn wir ferner dem Verfasser auch darin Recht geben, daß eine Lebensbeschreibung des Dahingeschiedenen gerade von Göttingen aus, wo derselbe fast ein halbes Jahrhundert zu den berühmtesten Glanzpunkten der Universität gehört habe, mit großer Wahrscheinlichkeit erwartet sei, so konnten wir bei dem ersten zur Handnehmen des Buchs doch auch wieder ein gewisses Befremden darüber nicht gut unterdrücken, warum nicht ein in sachverständiger, collegialischer oder verwandtschaftlicher Beziehung dem großen Manne Näherstehender zuerst die Stimme erhoben hat. Indeß schwand dies Befremden immer mehr, je tiefer wir uns in die Schrift hineinlasen und zuletzt auch noch eine Gedächtnißrede von Ewald, dem Schwiegersohne von Gauß, als Beitrag darin vorfanden. Diese Lebensbeschreibung ist übrigens überall so gehalten, daß sie ohne Ausnahme alle Gebildeten mit großem Interesse lesen und begreifen können. Die wissenschaftlichen genialen Thaten sind in ein glänzendes Licht gestellt, aber auch frei gehalten von jeder eigentlichen und tiefeingehenden Gelehrsamkeit, sodaß sie überall verstanden und gehörig gewürdigt werden können.

Ueber Gauß' erste Lebensperiode erfahren wir, daß er am 30. April 1777 in einem kleinen ärmlichen Hause Nr. 1550 am Wendengraben zu Braunschweig von wenig bemittelten Aeltern geboren sei, daß er sich schon in seiner frühesten Jugend als ein wunderbar hervorragender Kopf ausgewiesen habe, daß aber besonders das Zahlentalent des Kindes staunenerregend gewesen sei; schon im

seinem zehnten Jahre habe er es mit den besten Rechnern von 14—15 Jahren aufnehmen können und sei überall ihr Meister gewesen. Durch die Vermittelung einflußreicher Gönner besuchte er von 1788 an das Gymnasium und wurde auch hier so rasch Herr der alten Sprachen, daß er nach etwa drei Jahren ein ausgezeichneter Primaner war. Da wurde auch der Herzog Karl Wilhelm Ferdinand auf den genialen jungen Mann aufmerksam, er wollte diesen persönlich kennenlernen und ließ ihn 1791 bei Hofe sich vorstellen. Der edle Fürst überzeugte sich sogleich, daß er es hier mit einem ganz ungewöhnlich hochbegabten Kopfe zu thun habe, und war daher sehr gern bereit, die Mittel zur weitern Ausbildung desselben zu gewähren. Die nächste Folge dieser fürstlichen Gunst war die Aufnahme von Gauß in das Collegium Carolinum, wo er von 1792—95 mit Eifer die alten Sprachen betrieb, ganz vorzugsweise aber auch die Werke von Euler, Lagrange und Newton studirte. Dann bezog er die Universität Göttingen. Hier wurde er von den Vorträgen des großen Heyne so mächtig angezogen, daß er ganz nahe daran war, sein Leben der Philologie zu widmen. Kästner wußte ihn nicht zu fesseln. Der Verfasser sagt:

Dagegen war er um so eifriger mit seinen eigenen Untersuchungen beschäftigt und machte schon in den beiden folgenden Jahren mehre der wichtigsten Entdeckungen, welche ihm einen unvergänglichen Namen in der Geschichte der Wissenschaft gesichert haben. Schon 1795 entdeckte er hier die Methode der kleinsten Quadrate, und im folgenden Jahre 1796, 30. März (wie sich dies bestätigt findet in einer von ihm eigenhändig eingeschriebenen Note seines eigenen Exemplars der „Disquisitiones" an der betreffenden Stelle, S. 662), erfand er die Theorie der Kreistheilung, von welcher die Construction des Siebzehnecks als ein specieller Fall erscheint. Diese Entdeckung, welche er bis zum Ende seines Lebens sehr hoch schätzte, ist es vornehmlich gewesen, welche seinem Leben eine bestimmte Richtung gab, denn von jenem Tage an war er fest entschlossen, nur der Mathematik sein Leben zu widmen.

Im Jahre 1798 kehrte Gauß nach Braunschweig zurück und lebte unter der beständigen Gunst des Herzogs ganz seinen wissenschaftlichen tiefsinnigen Forschungen. Er legte hier zunächst Hand an die nochmalige Durcharbeitung und Weiterförderung seiner „Disquisitiones arithmeticae", wobei er die helmstedter Bibliothek fleißig benutzte und mit Pfaff sehr befreundet ward. Das Verhältniß zwischen beiden großen Mathematikern soll, wie der Verfasser ganz entschieden behauptet, nicht das zwischen Lehrer und Schüler gewesen sein. Das Jahr 1801 war epochemachend in Gauß' Leben. Die von Piazzi am 1. Januar 1801 entdeckte und bis zum 11. Februar beobachtete Ceres war den Astronomen verloren gegangen und sie kannten kein Mittel, dieselbe anders als durch unbestimmtes Umhersuchen am Himmel wieder aufzufinden. Da hörte Gauß von dieser Verlegenheit der Gelehrten und schaffte zum größten Staunen der Welt Rath. Er hatte mit bewundernswürdiger Geschwindigkeit und genialer Neuheit die Bahn des verlorenen Planeten nach Piazzi's Daten berechnet und Zach fand danach am 7. December 1801 denselben wieder auf. Das war ein Jubel für alle Himmelskundigen. Zach schrieb in seiner „Monatlichen Correspondenz":

Die Ceres ist jetzt leicht aufzufinden und kann nun nimmer wieder verloren gehen, da die Ellipse des Dr. Gauß zur Bewunderung genau mit der Stellung des Planeten übereinkommt. Nur Diejenigen, welche aus der Theorie wissen, wie schwierig es ist, aus so dürftigen Datis, wie die Piazzi'schen vierzigtägigen Beobachtungen es waren, und aus einem so kleinen beobachteten Bogen von 9° auf eine ganze Bahn von 360° zu schließen, werden das Talent, die Geschicklichkeit und das scharfsinnige Combinationsvermögen des Dr. Gauß gehörig schätzen und bewundern.

Auch Olbers hatte einige Tage später die Ceres nach Gauß' Berechnung wieder aufgefunden und drückte seine Freude hierüber brieflich an Zach aus, wobei er mit hoher Bewunderung auf diese erste astronomische That von Gauß blickte.

Melden Sie dies doch dem würdigen Gelehrten unter Bezugnahme meiner ganz besondern Hochachtung. Ohne seine mühsamen Untersuchungen über die elliptischen Elemente dieses Planeten würden wir diesen vielleicht gar nicht wiedergefunden haben. Ich wenigstens hätte ihn nicht soweit ostwärts gesucht.

In ebenso begeisterter Freude sprach sich auch Piazzi aus. Und alle diese berühmten Männer suchten nun persönlich und brieflich mit dem genialen Gauß bekannt zu werden. Am innigsten knüpfte sich aber daraus das Freundschaftsband zwischen Olbers und Gauß an, wozu auch Bessel gezogen ward, dessen astronomische Genialität von Olbers bereits herausgespürt worden war. Mit Piazzi war die befreundete Verbindung ebenso herzlich und dauerte ungetrübt durch Gauß' ganzes Leben hindurch, was schon daraus abzunehmen ist, daß Gauß' ältester Sohn, jetzt Oberbaurath zu Hannover, von ihm den Namen Joseph erhalten hat. Durch die Entdeckung der Pallas von Olbers 1802 und durch die Berechnung ihrer Bahn von Gauß vereinigten sich fast alle damals lebenden deutschen Astronomen zu einem gemeinschaftlichen Zusammenwirken. Um diese Zeit theilte Gauß seinem Freunde Olbers unter dem Siegel der Verschwiegenheit mit, daß er einen Ruf nach Petersburg erhalten habe, und bat um seinen Rath. Olbers war darüber sehr in Sorge, und er bot Alles auf, um einen solchen Schatz der Wissenschaft für Deutschland zu erhalten. Er bat Gauß zunächst noch etwas zu zögern mit der Annahme und ihm zu gestatten, daß er unter der Bedingung strengster Discretion des petersburger Rufs gegen einen einflußreichen bewährten Freund erwähnen dürfte. Nach der Gewährung dieser Bitte schrieb Olbers an Heeren in Göttingen den 5. November 1802. Dieser Brief ist eine Perle unserer deutschen Literatur; jedes Wort athmet die reinste Liebe zur Wissenschaft, die aufrichtigste Begeisterung für unser deutsches Vaterland, die edelste Aufopferung und Treue für den geliebten Freund.

Sie kennen, liebster Freund, obgleich Mathematik und Astronomie nicht eigentlich Ihr Fach ist, den großen Ruhm, den sich Gauß in Braunschweig erworben hat. Dieser Ruhm ist vollkommen verdient, und der junge Mann von 25 Jahren geht schon allen seinen mathematischen Zeitgenossen vor. Ich glaube dies einigermaßen beurtheilen zu können, da ich nicht nur seine Schriften gelesen habe, sondern auch seit dem An-

ganze dieses Jahrhunderts mit ihm im vertrautesten Briefwechsel stehe. Seine Kenntnisse, seine außerordentliche Geschicklichkeit im analytischen und astronomischen Calcul, seine unermüdliche Thätigkeit und Arbeitsamkeit, sein ganz unvergleichbares Genie haben meine höchste Bewunderung erregt und immer vermehrt, je mehr er mir in dem Laufe unsers Briefwechsels von seinen Ideen mittheilte. Dabei liebt er die Sternkunde, vorzüglich die praktische Sternkunde enthusiastisch, so wenig er auch aus Mangel an Instrumenten bisher Gelegenheit gehabt hat, letztere zu treiben. Für eine mathematische Lehrstelle hat er eine ganz entschiedene Abneigung. Sein Lieblingswunsch ist, Astronom bei irgendeiner Sternwarte zu werden, um seine ganze Zeit zwischen Beobachtungen und seinen tiefsinnigen Untersuchungen zur Erweiterung der Wissenschaft theilen zu können. Ist dies nicht gerade der Mann, wie er sich für Göttingens künftige Sternwarte paßt? Ein würdiger Nachfolger des großen Tobias Mayer, der alle Absichten des Königs bei dieser kostbaren Anstalt, alle Wünsche und Erwartungen der Astronomen befriedigen wird! Betheuern muß ich Ihnen, liebster Freund, daß mir Dr. Gauß noch nie auch nur auf die entfernteste Art einen Wunsch zu erkennen gegeben hat, nach Göttingen auf irgendeine Weise zu kommen: ja ich kann auf meine Ehre versichern, daß noch nie in unsern Briefen von dem künftigen Observatorium in Göttingen die Rede gewesen ist. Hier die Lage der Sache und den nähern Anlaß zu meinem heutigen Schreiben. Deutschland ist in Gefahr, diesen vorzüglichen Gelehrten zu verlieren. Unterm 12. October meldete mir Dr. Gauß im engsten Vertrauen, daß er von der petersburger Akademie den Antrag zur Stelle eines Astronomen und Directors der dortigen Sternwarte erhalten habe und noch unschlüssig sei, ob er diesem ihm in vielen Stücken sehr angenehm scheinenden Rufe folgen solle. Er verlangt darüber meinen Rath.... Aber noch ein mal muß ich es sagen, ich halte es für den Ruhm der Georgia Augusta wichtig, einen Mann zu besitzen, den schon jetzt ganz Europa bewundert....

Die so eingeleitete Berufung von Gauß nach Göttingen wirkte mächtig. Der petersburger Ruf ward abgelehnt, wobei hauptsächlich auch die dankbare Rücksicht von Gauß auf seinen erhabenen Beschützer, den Herzog Karl Wilhelm Ferdinand, mitwirkte. Die von Westen heranrückende, immer größer und größer werdende Gefahr für Deutschland brachte aber eine Verzögerung in der Realisirung des Olbers'schen Plans hervor, welche sich durch nichts beseitigen ließ. Nach der Schlacht von Austerlitz, wo Preußen gezwungen ward, den ungleichen Kampf mit Napoleon's Armee einzugehen, gingen auch die Schlachten bei Auerstädt und Jena unter dem Oberbefehl des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand verloren. Der unglückliche Herzog ward tödtlich verwundet nach Braunschweig geführt. Die Stadt schickte sogleich eine Deputation nach Halle zum Kaiser Napoleon, um ihn zu bitten, dem greisen Landesvater die Sterbestunde am heimatlichen Herde nicht feindlich zu stören. Der Verfasser sagt:

Nachdem die Deputation auf eine brutale Weise angefahren und vom Kaiser die schlechte Kriegführung seiner Feinde verspottet, kehrte sie unverrichteter Sache zurück, und man traf sogleich Anstalt, den unglücklichen Feldherrn vor unwürdiger Gefangenschaft zu retten. Gauß, der damals in Braunschweig am Steinweg wohnte, sah eines Morgens im Spätherbst einen langgebauten zweispännigen Krankenwagen aus dem Thore des Schloßgartens hinausfahren, der sich langsamen Schritts gegen das Wendenthor hinbewegte. In demselben lag der schwerverwundete Herzog auf seiner Flucht nach Altona. Gauß erblickte mit erschüttertem Herzen die Abfahrt seines väterlichen Freundes. Ein tiefer Ernst verbreitete sich über seine Seele. Nach einigen kurzen Tagereisen brachte man den sterbenden Herzog nach Altona, wo er, vertrieben vom Boden seiner Väter, verhöhnt von seinen übermüthigen Feinden, in einem kleinen Hause in Ottensen, nicht weit von jener Linde, die eines großen deutschen Dichters Grab beschattet, den 10. November 1806 seinen Geist aufgab.

Gauß liebte und verehrte diesen ausgezeichneten Fürsten mit einer ehrfurchtsvollen Begeisterung, und so oft er in seinem Leben von ihm redete, geschah es nie anders als im wärmsten Gefühle der Hochachtung und Dankbarkeit. Wie sehr dies der Fall gewesen ist, erkennt man am besten aus einigen Zeilen eines Briefs, welchen Zach den 27. Januar 1805 an Gauß geschrieben hat. Hier heißt es: „Sie werden schon dafür Sorge tragen, daß sein großer Name auch an den Himmel geschrieben werde." Nachdem Gauß seinen hochherzigen Schutzpatron verloren, machte Petersburg aufs neue Anstrengungen, ihn für sich zu gewinnen. Aber auch in Göttingen rührte man sich und Gauß erhielt endlich den Ruf im Sommer 1807, zu einer Zeit, als er gerade bei Olbers in Bremen zum Besuche war. Am 21. November trat er seine Stelle an. Hannover war zwar der Sache nach schon in des Feindes Hand, obgleich noch gewisse Behörden existirten, welche sich mit der londoner Kanzlei in Verbindung hielten.

Gauß, noch von unserer hannoverischen Regierung angestellt, traf hier ein, als diese in vollständiger Auflösung begriffen und die neue westfälische noch nicht organisirt war. Man vergaß daher in diesem Wirrwarr Gauß zu beeidigen und er blieb für sein Leben dieser Förmlichkeit überhoben, ohne deshalb weniger treu dem Lande und der Universität gedient zu haben.

Die ersten Jahre in Göttingen wurden Gauß sehr verkümmert. Er verlor Vater und Frau und hatte als Director der Sternwarte längere Zeit gar keine Einnahme, weil die landesfürstlichen Verhältnisse ganz andere geworden waren, als unter denen er die Anstellung erhalten hatte. Umsomehr vertiefte er seinen Geist in die Wissenschaft und arbeitete an der Herausgabe seines unsterblichen Werks: „Theoria motus corporum coelestium in sectionibus conicis solem ambientium." Dasselbe war ursprünglich in deutscher Sprache geschrieben. Der Verleger wünschte es in französischer Sprache, wozu sich aber Gauß aus patriotischen Grundsätzen nicht entschließen konnte; daher einigten sich Beide zuletzt im Lateinischen. Außerdem hatte er noch die Freude, in Gerling, Nicolai, Möbius, Struve, Encke rasch hintereinander ausgezeichnete Schüler zu haben; auch war er mit Herschel, Laplace und Alexander von Humboldt in einen wissenschaftlichen Briefwechsel getreten, der seinem scharfsinnigen Kopfe immer neue Anregung zum Denken gab. Doch fand er seine ganze Ruhe erst 1816 wieder, nachdem Napoleon's Macht gestürzt war und die noch nicht ganz vollendete Sternwarte provisorisch von ihm schon bezogen werden konnte, zu deren raschem Weiterbau die erforderlichen Gelder verwilligt waren.

Nachdem der Verfasser das Leben des großen Mannes bis zu seinem letzten Athemzuge verfolgt hat, gibt er

noch einige sehr interessante Lebenszüge desselben. Wir theilen Einiges davon mit.

Die großartigste Weltanschauung, wie sie vielleicht nie zuvor in einem Menschen gelebt hat, durchdrang Gauß' innerstes Wesen, und mit ihr in unzertrennbarer Verbindung stand jenes erhabene religiöse Bewußtsein, welches seine mächtige Seele mit einem heiligen Hauch von Ruhe, Frieden und Zuversicht verklärt hat.... So sagte er eines Tags: „Es ist mir gleichgültig, ob der Saturn 5 oder 7 Monde hat; — es gibt etwas Höheres in der Welt." Dann wurde er still, wir saßen wol einige Minuten schweigend uns gegenüber, doch an seinem blitzenden Auge konnte man sehen, welcher Strom von Gedanken an seiner Seele vorüberzog.... So erfaßte er das geistige Leben im ganzen Weltall als ein großes, von ewiger Wahrheit durchdrungenes Rechtsverhältniß und aus dieser Quelle schöpfte er vornehmlich die Zuversicht, das unerschütterliche Vertrauen, daß mit dem Tode unsere Laufbahn nicht geschlossen sei.... Gauß war ein anspruchsloser, schlichter Mann durch sein ganzes Leben; er war sich seiner geistigen Ueberlegenheit, seiner hohen Verdienste sehr wohl bewußt, kannte aber keinen Ehrgeiz. Die Ehren, die man ihm in sehr reichem Maße erwies, ließ er sich alle ungesucht ins Haus tragen. Ein kleines Studirzimmer, ein kleiner Arbeitstisch mit einer grünen Decke, ein Stehpult, mit weißer Oelfarbe angemalt, ein schmales Sopha und ein Lehnstuhl nach seinem siebzigsten Jahre, ein einziges dunkel brennendes Licht, eine Kammer, die nicht geheizt werden konnte, einfache Lebensmittel, ein Schlafrock und ein Sammtkäppchen — das waren so ziemlich alle seine Bedürfnisse.

Von Ewald's Worten am Grabe, welche gewiß einen mächtig ergreifenden feierlichen Eindruck gemacht haben, wollen wir nun am Schlusse unserer Besprechung auch noch etwas mittheilen. Sie verdienen recht allgemein gekannt und gewürdigt zu werden.

Wir stehen gebeugt, wir trauern. Aber, meine Freunde, lassen Sie uns noch weit mehr danken Dem, der ihn uns gegeben, der ihn solange in der herrlichsten vollsten Thatkraft erhalten, der ihm gestattet, unter uns gerade so zu wirken, wie er wirkte. Wie sollte ich versuchen, auch nur von fern seine Verdienste um so viele und so verschiedene, doch alle wieder durch ein engeres Band näher verknüpfte Wissenschaften zu beschreiben und zu würdigen? Andere, Sachverständigere und Geschicktere, werden dies jetzt nach dem Ende seiner irdischen Laufbahn noch mehr thun, als sie es längst gethan, an hiesiger Universität, wie an allen Orten der Erde, wo eine beträchtliche Zahl der höchsten und der strengsten Wissenschaften im schönen Bunde blüht mit ihrer glücklichen Anwendung und erfolgreichen Thätigkeit auf einem weitgesteckten Gebiete hoher und nothwendiger Bestrebungen unserer Zeit. Wenn er aber die unendlichen Räume des Himmels und die weiten Flächen der Erde so maß, wie Niemand vor ihm, wenn er das menschliche Auge das Erreichbare mit Hülfsmitteln der Wissenschaft und Erkenntniß, der Arbeit und der Kunst richtig zu finden und zu schätzen lehrte, Hülfsmittel, welche er meist selbst schöpferisch erfand und die er alle aufs glücklichste handhabte, in der Kühnheit und Schärfe der Forschung, in der Sicherheit der gewichtigsten Ergebnisse und in der von lichter Schönheit überstrahlten vollendeten Darstellung unwillkürlich an viele der letzten und höchsten Bestrebungen des gesammten Alterthums erinnernd und die Gipfel der ebenso hohen und noch höhern Bestrebungen unserer letzten drei bis vier Jahrhunderte er selbst an nicht wenigen Stellen überragend: o, wie wenig vergaß er darüber des Unendlichen, welches noch höher steht als jene unendlichen Räume und uns doch stets umringt und bedrängt.... Und welche edle Bescheidenheit und in sich geschlossene Heiterkeit wohnte neben solcher von der Welt laut anerkannten Größe!... O meine Freunde, wir sehen nun in ein nahes Grab, aber nichts zieht unsere Gedanken stärker zur Gewißheit der Unsterblichkeit empor, als der offene Hinblick in die menschliche Hinfälligkeit auch Solcher, die wir ewig unter uns zu erhalten wünschten. Ja ewig wirst du unter uns bleiben, noch von den Spätesten geehrt und bewundert. Und dazu bleibt deine Hoffnung und unsere Hoffnung. Den nie verwelkenden Lorber, den nie verwehenden Duft ewigen Dankes und ewig erhebenden Andenkens, ewiger Liebe und ewiger Hoffnung legen wir nun auf diesen deinen jetzt auch noch auf andere Weise von liebevollen Händen geschmückten Sarg. So lebe wohl und sanft ruhe dein Irdisches, geliebter Freund, Lehrer, Vater!

Heinrich Birnbaum.

Schriften über die geistigen und materiellen Nothstände der Zeit.

1. The great world of London. By *Henry Mayhew*. Part I—VII. London 1856.
2. Unsere Zeit. Leipzig, H. Schultze. 1856. Gr. 8. 12 Ngr.
3. Ueber die Mittel zur bessern, materiellen und körperlichen Heranbildung der künftigen Generationen. Von Karl Friedrich Heinrich Straß. Berlin, Moeser. 1855. Gr. 8. 20 Ngr.
4. Das Herbergswesen der Handwerksgesellen von Clemens Theodor Perthes. Gotha, F. A. Perthes. 1856. 8. 8 Ngr.
5. Zeitspende der Humanität. Reden und Betrachtungen von Bernhard Benedict Hirsch. Leipzig, Voigt und Günther. 1856. Gr. 8. 12 Ngr.
6. Der Diebstahl, dessen Verhütung und Entdeckung. Ein Warner und Rathgeber für alle Besitzenden von F. Hirt. Leipzig, Wengler. 1856. 8. 1 Thlr.
7. Vereine gegen den Luxus unter den höhern Ständen. Berlin, Wohlgemuth. 1856. Gr. 8. 3 Ngr.

Man klagt — wir wollen nicht untersuchen, ob mit Recht oder Unrecht — über den Verfall der Literatur, man macht es unserer Zeit zum Vorwurfe, daß sie keine Lessing, keine Goethe und Schiller mehr hervorbringe. Als ob sich dergleichen einer Zeit befehlen ließe! Jedenfalls haben wir, was wir nach dieser Seite verloren haben, nach einer andern Seite hin gewonnen, und wenn wir in ästhetischen Angelegenheiten mit jenen großen Gistern, die eben auf sie alle ihre Aufmerksamkeit richten konnten und durften, zu rivalisiren verzichten müssen, so müssen wir es doch als einen großen Fortschritt unserer Zeit anerkennen, daß gegenwärtig den praktischen Angelegenheiten der Menschheit, den Aufgaben der Gesetzgebung, den Mitteln, wodurch den geistigen und materiellen Nothständen abzuhelfen sei, größere Aufmerksamkeit als damals zugewendet wird, möge man dabei auch oft das Richtige verfehlen oder über das Richtige hinausgreifen. Welche Verdienste hat sich z. B. Mayhew, der Verfasser von „The London poor and labour" und „The great world of London", um die Kenntniß- und Enthüllung des in dem Stadtungeheuer, welches man London nennt, angehäuften moralischen und materiellen Elends erworben!*) Man lese nur seine grauenerregenden Schilderungen

*) Wir haben schon kürzlich in Nr. 37 nach dem „Post office London directory" einige frappante, man möchte fast sagen haarsträubende Angaben über das in erschreckenden Progressionen zunehmende Wachsthum Londons gebracht. Noch augenscheinlicher machen dies einige Berechnungen Mayhew's. Er hat z. B. ausgerechnet, daß, wenn man alle Häuser Londons in einer geraden Linie nebeneinander aufstellen wollte, dies eine Reihe von Häusern geben würde, die, am äußersten Nordende Englands anfangend, über den Kanal hinüber, durch Belgien und Frankreich sich über die Pyrenäen bis tief in Spanien hinein erstreckte. London vermehrt sich nach den neuesten Angaben jährlich um 40,000 Einwohner und 1000 Häuser. Es setzt sich also jährlich eine neue Stadt, die in Deutschland für sehr ansehnlich gelten

des „refuge for the destitute" in Playhouse Yard, wo seit seiner Gründung im Jahre 1820 bisjetzt nicht weniger als 1,200,000 bejammernswerthe Menschen Obdach für eine Nacht gefunden haben, der Werkhäuser, die einem gleichen Zwecke dienen, des Zudrangs zu den Docks Morgens um halb acht Uhr, wo oft ein förmlicher Kampf entsteht, um Arbeit zu erhalten, des Lumpenmarkts, des alten Kleidermarkts (Petticoat lane), dieses Sammelplatzes der Diebe und privilegirten Verkaufsplatzes gestohlener Sachen. Wie wunderlich, man bestraft den einzelnen Dieb, der sich ertappen läßt oder zur Anzeige gebracht wird, aber man gestattet, daß auf öffentlichem Markte Waaren verkauft werden, von denen jeder „ehrliche" Käufer weiß, daß sie gestohlen sind! Kein Wunder, wenn, wie neulich im „Morgenblatt" erzählt wurde, ein hochgestellter Brite im Verlauf eines Gesprächs, wie von einer plötzlichen Inspiration überrascht, jüngst äußerte: „Und wie, wenn wir zuletzt doch Alle Schurken wären?"*)

Freilich, wir Deutsche schlagen an unsere Brust und sagen: Herr, wir danken dir, daß wir nicht sind wie dieser! Wir haben kein London. Das ist ohne Widerrede wahr. Aber wir haben doch kleine London genug, nur muß man nicht, wie dies deutsche Schriftsteller, Touristen und Nationalökonomen gewöhnlich thun, den Graben und Kohlmarkt in Wien, die Straße Unter den Linden oder die Wilhelmsstraße in Berlin, den Jungfernstieg in Hamburg oder die Zeil in Frankfurt ausschließlich im Auge haben. Man erschrickt, wenn man, nach Eilers' Anführung, aus einem Vortrage, welchen J. G. Hoffmann, Gründer des Statistischen Bureau in Berlin, im Jahre 1844 den Ministern und hohen Staatsbeamten hielt, erfahren muß, daß sich unter 100,000 Einwohnern des preußischen Staats fast 83,000 befinden, die kein anderes nutzbares Eigenthum als ihre eigene Person besitzen, oder was aus der Anwendung ihrer Person zum Verrichten von Arbeiten für Andere entsteht. Damals freilich, als Hoffmann seinen Vortrag hielt, arbeiteten die Nationalökonomen noch im „liberalen" Fache, jetzt sind sie auf einem andern Standpunkte angelangt; sie sind für eine Weile obenauf und vertuschen, was sie nur vertuschen können; sie dienen meist den materiellen Mächten der Zeit, weil ihre eigenen Interessen mit ihnen Hand in Hand gehen. Sie beweisen vielleicht mit Zahlen, daß heute so und so viel mehr an Fleisch consumirt wird als vor zehn, vor hundert Jahren, und schließen daraus auf einen erhöhten Wohlstand im Allgemeinen. Aber sie sagen uns nicht, auf welche Stände das Mehrconsum an Fleisch fällt. Wenn ausländische und reiche einheimische Touristen und Badereisende in den Hotels und Restaurationen mehr Fleisch verzehren, wenn überhaupt der Tisch in gewissen Schichten der Bevölkerung reichlicher bestellt ist, als dies in frühern Jahren der Fall war, so ist damit noch nicht bewiesen, daß auch das eigentliche Volk an diesem Mehrconsum Antheil habe. Vielmehr, je mehr Fleisch von gewissen Schichten verzehrt wird, umsomehr sieht sich vielleicht die große Volksschicht auf den Genuß von Kartoffeln und Grütze angewiesen. Wollte man die Bevölkerung eines deutschen Königreichs oder Herzogthums in einer einzigen Stadt vereinigen, so würde man daselbst ebenso viel Elend angehäuft finden als in London. Sachsen, noch lange nicht so stark bevölkert als London, hat seine erzgebirgische Noth, Schlesien seinen stehend gewordenen Hunger in den Weberdistricten, Baiern sein Elend im Rhöngebirge u. s. f., und was das reiche Hamburg betrifft, so hat es seine Bettlerherbergen so gut wie London; was Berlin und andere schöne Gegenden betrifft, so haben sie neben andern traurigen Erscheinungen ihre Familienmorde, oft gräßlichster Art, aufzuweisen, von denen man früher nur bei Gelegenheit langer erschöpfender Belagerungen zu erzählen wußte. Wir selbst erinnern uns, in Augsburg, wo man gewiß für die Nothleidenden mehr thut als an vielen andern Orten, zur Zeit der Theuerung im Jahre 1846 vor den Restaurationen, wo Suppenvertheilung stattfand, Scenen und Schlägereien unter hungerigen Männern und Weibern gesehen zu haben, die man vorher nicht für möglich hielten und die uns nur zu deutlich an die Schauderscenen erinnerten, die uns damals aus Irland erzählt wurden.

Aber in einem Punkte stehen wir mit den modernen Nationalökonomen auf völlig gleichem Boden, indem wir nämlich der Ueberzeugung sind, daß die geistige Noth mit der materiellen innig zusammenhängt. Nur scheinen sie uns darin fehl zugehen, daß sie bei der Ansicht verharren, als sei mit der einseitigen Hebung der materiellen Wohlfahrt Alles gethan. Das Schlimmste aber ist, daß sich auch in diese wichtige Frage die Einseitigkeit der Parteistandpunkte einmischt, daß z. B. die Männer der „Nationalzeitung" nicht leicht acceptiren werden, was die „Berliner Revue" zur Hebung der geistigen und materiellen Nothstände vorschlägt, so vernünftig es auch sei, und umgekehrt. Der Geist des Widerspruchs blos um des Widerspruchs willen ist nie heftiger gewesen als heutzutage.

Wir haben oben eine ziemliche Anzahl von Schriften mit ihren Titeln genannt, die alle mehr oder weniger in dies dunkle Gebiet einschlagen und Rathschläge zur Hebung der geistigen und materiellen Nothstände enthalten. Der anonyme Verfasser der Schrift „Unsere Zeit" findet die Grundlage alles Uebels in unserer Zeit in dem überwiegenden Vorwalten des Verstandes und in dem Zurücktreten des Gemüths und der Liebe, und er sucht diesen Mangel an Liebe im Schul- und Hochschulwesen, in Verkehr und Handel, in der Art, wie wir Liebe, Freundschaft und Wohlthun betreiben, im geselligen Leben, in den Vergnügungsanstalten, in Politik, Verfassung, Kirche und Gerichtswesen nachzuweisen. Der Verfasser hätte auch wol die Literatur mit Einschluß der Journalistik und des Zeitungswesens in den Kreis seiner Betrachtung ziehen können, denn hier treten, da die Literatur der Gesammtausdruck des Charakters der Zeit ist, die Symptome entschiedener Liebloſigkeit vielleicht noch offener und unverstellter hervor als sonstwo. Die Tendenz des Verfassers ist ohne Zweifel edel und löblich, aber ob man ihr Gehör schenken wird, das dürfte mehr als zweifelhaft sein. Im Ganzen sind wir mit dem Verfasser namentlich darin einverstanden, daß auf der Schule mehr als bisher auf das Gemüth, statt blos einseitig auf den Verstand gewirkt werden müsse, besonders auch bei den weiblichen Zöglingen. Denn mit aller schuldigen Hochachtung vor der „zartern" Hälfte des Menschengeschlechts sei es gesagt, daß von der Masse des Klatsches, Neides und häuslichen Unfriedens, wovon die Welt erfüllt ist, vielleicht zwei Drittel dem weiblichen Geschlechte zur Last gelegt werden müssen; und wenn auch die großen Verbrechen zum größern Theil vom männlichen Geschlecht begangen werden, so wird man bei genauerer Prüfung doch finden, daß zu den meisten derselben irgendein schöner oder häßlicher weiblicher Dämon die nähere oder fernere Veranlassung war. Denn um eines Weibes willen ist der Mann Alles zu thun fähig. Man fürchte auch nicht, daß, wenn man directer als bisher auf das Gemüth zu wirken sucht, es den jetzt so gangbaren Artikeln Spott- und Klatschsucht, Neid, Schadenfreude u. s. w. jemals ein empfindlicher Mangel entstehen werde; es kann hier höchstens von einer Beschränkung, nicht von einer Verdrängung dieser gesuchten Artikel vom Weltmarkte die Rede sein. Der Verfasser behauptet vielleicht mit Recht, daß, wie die Sachen einmal stehen, jetzt nicht mehr in der Familie, wo ja eben jene Uebel wurzeln, die Keime zu einer wahrhaften Gemüthsbildung gepflanzt werden können,

---

würde, an die Peripherie Londons an 4000 Häuser, also mehr als etwa Frankfurt a. M. oder Leipzig und ähnliche Städte Hausnummern im Ganzen zählen! Daß dieses Verschlucken fruchtbringenden Bodens zu Gunsten einer mehr zehrenden als producirenden Volksmasse endlich eine Grenze haben muß, leuchtet ein; aber über das Wann und Wie des Stillstands und Rückgangs läßt sich zur Zeit freilich noch keine Berechnung, keine Vermuthung aufstellen.

*) Vgl. über Mayhew's Schrift und andere englische Schriften dieser Gattung die Notiz „Londons soziale Zustände" in Nr. 21.

sondern daß nur die Schule „bei gehöriger Einrichtung" dazu geeignet sei. Auch hat die Schule keine Entschuldigung mehr, seitdem sie sich das Recht angeeignet hat, den Menschen in seinem zartesten Alter für sich in Beschlag zu nehmen. Daher setzen auch Aeltern, die sich der Erziehung ihrer Kinder nicht gewachsen fühlen, jetzt ihre ganze Hoffnung auf die Schule, leider um sich nur zu oft in ihren Erwartungen vollkommen getäuscht zu finden. Auch viele gelesene Localblätter könnten neben der Schule Gutes leisten, wenn sie wollten, da sie fast noch die einzige Lectüre der Erwachsenen in den untern Volksschichten sind. Jedenfalls verdient die Schrift „Unsere Zeit", mögen auch die Ansichten ihres Verfassers nicht immer stichhaltig sein, von allen Ständen, namentlich aber von Männern der Schule und Kirche gelesen zu werden. Bei aller conservativen Grundrichtung weiß der Verfasser den herrschenden Gewalten der Zeit gegenüber eine freie und unabhängige Stellung zu behaupten, schon eben darum, weil sie der Standpunkt der Humanität und Liebe ist.

Auch von den Vorschlägen, welche die Schrift von Straß enthält, sind manche recht praktisch oder doch der Erwägung werth. Die Gebrechen der Zeit, namentlich die in allen Richtungen zunehmende Pietätlosigkeit, kennt der Verfasser sehr wohl, ob aber mit dem von ihm befürworteten Institut von Bezirkssittenvögten irgendeine Besserung zu erwarten sei, möchten wir doch gar sehr bezweifeln. Ein mal würden hierzu Männer von reinster Sittlichkeit und Uneigennützigkeit gehören, und wo sind diese in unsern großen Städten in genügender Zahl aufzutreiben?*) Sodann sträuben sich die Familien gegenwärtig, und gewiß mit Recht, gegen jede Inspitirung und unbefugte Einmischung Dritter. Es verhält sich damit wie mit der jetzt wieder angestrebten strengern Kirchenzucht, die, wie die Dinge einmal stehen, statt die Leute kirchlicher zu machen, nur zu geeignet sein dürfte, sie von allem kirchlichen Leben nur noch mehr abzuschrecken. Der Verfasser dringt auch auf Hebung des religiösen Lebens. Wer wäre darin nicht mit ihm einverstanden? Dann aber müßte der religiöse Unterricht viel mehr zur Herzens- als zur befohlenen Gedächtnißsache gemacht werden; während man aber im wissenschaftlichen Unterricht die häuslichen Arbeiten und das bloße Memoriren mit Recht beschränkt, scheint man dafür die Jugend im religiösen Unterricht mit Auswendiglernen überbürden zu wollen, obschon das bloße Memoriren in Bezug auf die religiöse Disciplin noch viel unzweckmäßiger oder selbst schädlicher sein dürfte als in Bezug auf die wissenschaftliche.

Die Schrift über „Das Herbergswesen der Handwerksgesellen" von Perthes ist eigentlich eine Schutzschrift für die Herbergen auf positiv-christlicher Grundlage, wie solche die Innere Mission zu stiften versucht hat, z. B. in Bonn (wo der Verfasser bekanntlich Professer ist) die „Neue Herberge zur Heimat". Der Verfasser versichert in seiner Schrift gelegentlich, daß in den letzten Jahrzehnden christliche Liebe statt des humanen Wohlwollens und christlicher Glaube statt der „abgeblaßten sittlichen Regungen" wieder zu ihrem Rechte gekommen seien. Wir wollen nur wünschen, daß der Verfasser und seine Mitarbeiter am Werk der christlichen Herbergen sich in dieser Hinsicht keinen übertriebenen Hoffnungen und falschen Berechnungen hingeben mögen. Im Uebrigen enthält seine in klarem Stil verfaßte Schrift viele interessante Daten über den Stand der Handwerksgesellen wie ihrer Stellung zu den Meistern. In einen allseitig erfreulichen Zustand blicken wir hierbei keineswegs, und die Folgen dürften immer bedenklicher werden, je mehr bei der Zunahme der Magaziniers die Handwerksarbeit zur bloßen oft schwindelhaft und in unsolidester Weise betriebenen Fabrikarbeit auszuarten droht.

Auf einem ganz andern Boden als Perthes' steht Hirsch als Verfasser der Schrift „Zeitspende der Humanität", nämlich gerade auf dem von Perthes zurückgewiesenen Standpunkt des humanen Wohlwollens. Er erblickt in der christlichen Religion, wie Christus sie beabsichtigte, nur eine allgemein menschliche Anstalt zur Bethätigung der Menschenliebe; Christus habe niemals die Absicht gehabt, in seinen Aposteln einen Priesterstamm zu gründen, aber die frühern Bischöfe hätten die „achtungswerthe Menschenwürde" in Jesu nicht einseitig gelten lassen wollen, sondern ihm auch eine göttliche Heiligkeit zugesprochen, „damit ein Strahl dieser sogenannten Göttlichkeit auch auf ihrem Priesterstande haften bliebe". Im Uebrigen ist auch Hirsch der Ansicht, „daß die sogenannten gebildeten oder höhern Stände, die geistigen und materiellen Besitzer die unabweisbare Aufgabe haben, die entbehrenden niedern Stände zu sich emporzuheben". Die Schrift enthält zwei in Elbing gehaltene Reden, die eine „Ueber die thatsächliche Begründung der Humanität im Entwickelungsgange der Menschheit", die andere „Ueber den Einfluß der thatübenden Humanität Jesu auf den bisherigen Entwickelungsgang der Menschheit", endlich zum Schluß „Humanistische Betrachtungen eines deutschen Wanderers". Erfreulich wenigstens bleibt es, daß die Radien von den verschiedensten Standpunkten, wie sie z. B. Perthes und Hirsch gegeneinander einnehmen, immer doch in Einem Mittelpunkte zusammentreffen, möge man diesen nun „humanes Wohlwollen" oder „christliche Liebe" nennen.

Zu den Folgen socialer Ungleichheit wie zu den Ursachen neuer Uebelstände gehören ohne Zweifel die Verbrechen gegen das Eigenthum, unter denen der Diebstahl, der die Strafhäuser mit den meisten Insassen bevölkert, wieder obenansteht. F. Hirt, fürstlicher Criminalrath in Gera, hat sich der Mühe unterzogen, in der Schrift „Der Diebstahl" u. s. w. allen Besitzenden praktische Rathschläge zu ertheilen, wie man wahrscheinlicherweise sein Eigenthum vor diebischen Händen schützen könne, und wie man sich nach erlittenem Verlust durch Diebstahl zu verhalten habe, um vielleicht wieder zu seinem Eigenthum zu gelangen. Aber die Schrift hat noch eine andere Seite als diese direct praktische; denn außerdem, daß sie viele charakteristische Mittheilungen über die verschiedenen Arten des Diebeshandwerks enthält, sucht ihr Verfasser, dessen Ansichten als die eines erfahrenen Praktikers wol von Gewicht sind, von den moralischen Ursachen des nach seiner Ueberzeugung und Erfahrung im Steigen begriffenen Proletariats und der damit im Zusammenhange ebenfalls zunehmenden Demoralisation den Schleier zu lüften. „Je leichter es ist", sagt er, „in der Fülle des Ueberflusses oder auch nur beim Mangel drückender Sorge um das tägliche Brot der Ehrlichkeit zu huldigen und von Diebstählen sich fernzuhalten, weil die Versuchung zum Eingriff in fremdes Eigenthum fehlt, je weniger sich die Mehrzahl der Menschen, die nicht im täglichen Kampfe mit dem Mangel und dem Elende sich befinden, um die eigentlichen Pflanzstätten und Quellen des Proletariats zu kümmern pflegt, desto weniger dürfen Männer schweigen, in deren Beruf tagtäglich der Schleier gelüftet wird, der hier und da geflissentlich über jenes Elend gezogen, und den der Wohlhabende zu lüften sich scheut." Ja der criminalrichterliche Verfasser geht sogar soweit, zu behaupten, daß die moralische Kluft zwischen einem in Schmuz und Elend und unter lasterhaften Menschen aufgewachsenen Kinde des Proletariats, welches stiehlt, und einem Reichen, der nicht stiehlt, „nicht gar so groß" sei, als gewisse Moraltheoretiker, denen es an nichts gebreche, zu behaupten pflegten. Soviel, um den Standpunkt des Verfassers zu kennzeichnen, der seinem Buche über den Diebstahl unter dem allgemeinen Titel „Erfahrungen eines Criminalbeamten. Bücher über Nachtseiten der Gesellschaft" noch eine ganze Reihe von Schriften in gleicher Tendenz folgen zu lassen beabsichtigt.

Die Schrift über „Vereine gegen den Luxus" ist eigentlich

*) Straß selbst gibt zu, daß es schwierig sein würde, Männer für diese zeitraubende und wenig angenehme Function zu gewinnen; man müsse sie zu erlangen suchen durch Bewilligung von Vorrechten, Befreiung von Steuern, Ehrenplätze in den Kirchen, äußere Abzeichen. Und aus Männern von solchem Holze will man Sittenvögte schnitzeln?

eine Einladungsschrift zur Stiftung solcher Vereine unter den höhern Ständen. Der Zusatz zu dem Titel: „Selbstverständlich gegen den willkürlichen Luxus, der das Maß des Herrn überschreitet", und die Unterschrift unter dem Vorwort: „Eine Stimme aus dem Noviziate der Laiendiakone und Laiendiakonissinnen in Berlin", lassen errathen, in welcher Richtung und in welchem Geiste das Project motivirt und erörtert ist. Der Verfasser mag ganz Recht haben, wenn er die Noth der Armen und die Frivolität der Reichen als die größten Feinde des Jahrhunderts bezeichnet; wenn er aber für die problematischen Vereinsmitglieder einen förmlichen Speisezettel verschreibt, wonach ein hochfestliches Diner aus einer Suppe, einem Entrée, drei Speisen, einem Backwerk, einem Crème oder Gelée und Obst nebst höchstens einer Flasche Wein zu bestehen habe, wenn der jedenfalls loyale Verfasser dann noch hinzufügt, daß von dieser Norm als Maximum bei Diners außer bei Hochzeitmahlen nur noch bei Festmahlen für den Landesherrn oder für Glieder der regierenden Dynastie abgewichen werden dürfe (ohne Zweifel, um den nothwendigen Ausbrüchen der Loyalität damit zu Hülfe zu kommen), und wenn er weiter die Mitglieder verpflichten will, statt Soupers nur Thees zu geben, so wird er für sein Project, von dessen Fortschritten wir auch nichts weiter gehört haben, nicht gerade auf große Theilnahme rechnen dürfen. Der Luxus mag freilich, wie Hippel ihn nannte, „ein fressender Feind und Bürgerkrieger" sein, aber es ist nicht sowol der Luxus unter den Reichen und Großen, der Abhülfe verlangt, als vielmehr jene Ostentation, jenes Leben auf großem Fuße in gewissen mittlern Gesellschaftsschichten, auch zum Theil schon im Fabrikanten- und Handwerkerstande, welcher letztere sich freilich in den meisten Fällen durch Uebertheuerung oder Unsolidität des Products an den Reichen schadlos zu halten weiß. Es ist dies eine auch auf die Kindererziehung sich erstreckende Rivalität, die dadurch zum Luxus wird, daß, um sie aufrechtzuerhalten, bei nicht Wenigen ein jährliches Ueberschreiten des Budgets und Anwachsen der Schulden und pecuniären Verlegenheiten kaum zu vermeiden ist, an Ersparungen für außerordentliche Fälle oder für die Hinterlassenen wenigstens nicht gedacht werden kann, sodaß man auch von diesen Ständen im Allgemeinen bereits sagen kann, daß sie durch die Gesammtrichtung der Zeit fast genöthigt sind, so gut wie die Arbeiter aus der Hand in den Mund zu leben. **H. M.**

Die Tragödie: Der leidende Christus, angeblich vom heiligen Gregorius von Nazianz. Im Originaltext und zum ersten mal in metrischer Verdeutschung, mit literarhistorischer Einleitung und erläuternder Analyse herausgegeben von A. Ellissen. Leipzig, O. Wigand. 1855. Gr. 16. 1 Thlr. 18 Ngr.

Wenn wir die Ungunst bemerken, mit welcher jetzt von so manchen Kirchen- und Staatsbehörden ein Lessing, Goethe, Schiller angesehen, ihre Lectüre in Seminarien und auf Schulen beschränkt, die Jugend vor denselben verwarnt wird, so kann uns das Verbot einfallen, wodurch weiland Kaiser Julian den Christen den Zutritt zu den Mustern der griechischen Literatur zu erschweren suchte. Nur müssen wir sagen: der alte Heide wußte besser, was er wollte, als die neuen Christen. Er that dem Christenthum zu Leide, was jene ihm zu Liebe thun möchten, was aber sicher demselben zum Schaden ausschlagen würde, wenn es sich durchführen ließe.

Das kaiserliche Verbot zu umgehen, schluzen, so wird uns erzählt, etliche gelehrte Christen einen eigenthümlichen Weg ein. Sie besangen biblische Geschichten in Homerischen Versen, schrieben christliche Tragödien in Phrasen des Euripides. So ward griechische Bildung in die christlichen Kreise, die davon abgesperrt werden sollten, eingeschwärzt, obwol es als Anlaß zur Entstehung solcher Producte jenes kaiserlichen Verbots nicht einmal bedurfte. Wenn jetzige christliche Poeten ihre frommen Empfindungen in Goethe-Schiller'sche Formen kleiden, so ist ja hier kein Verbot im Spiel, und doch wissen sie warum. Eigene Formen vermögen sie keine zu schaffen, und doch soll ihr Christenthum des Reizes moderner Kunstformen nicht entbehren. Ebenso damals mit den Formen der griechischen Kunst.

Ein Erzeugniß dieses Bestrebens, angeblich aus dem 4. Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung, ist die obengenannte Tragödie, welche lange dem griechischen Kirchenvater Gregor von Nazianz zugeschrieben, neuerdings jedoch ihm abgesprochen worden ist. Die Frage über den Verfasser ist von untergeordnetem Belang; ein interessantes Denkmal einer weltgeschichtlichen Uebergangsperiode und Bildungsmischung bleibt das Euripideisch-christliche Drama jedenfalls, und Ellissen hat Alles gethan, dasselbe durch eine elegante metrische Uebersetzung mit lehrreiche Einleitung dem Verständniß jedes Gebildeten zugänglich zu machen. 92.

Notizen.

Französische Special- und Literaturgeschichte.

Fortdauernd erscheinen in Frankreich in großer Zahl Specialwerke, welche die französische Geschichte, namentlich auch die ältere, die Provinzialgeschichte, Archäologisches u. s. w. betreffen, während man sich freilich in Frankreich um das geschichtliche Sein und Werden der andern Völker im Allgemeinen sehr wenig kümmert. Wir nennen aus dem bezeichneten Gebiete: „La France avant ses premiers habitants et origines nationales de ses populations", von Alexandre Moreau de Jonnès, Mitglied des Instituts; „Histoire de la guerre de Navarre en 1276 et 1277, par Guillaume Anelier, de Toulouse, publiée avec une traduction, une introduction et des notes", von Francisque Michel, Uebersetzung eines in Versen und im toulousischen, mit Spanischem gemengten Dialekt geschriebenen Werks, dessen Manuscript der Abtei Fitero in Navarra angehörte und jetzt in Pampeluna aufbewahrt wird; „Histoire littéraire de la France, ouvrage commencé par des religieux Bénédictins de la congrégation de Saint-Maur et continué par des membres de l'Institut", dreiundzwanzigster Band, der die Jahrbücher der Literatur und Wissenschaft bis zum Schluß des 13. Jahrhunderts fortführt, mit einem interessanten Artikel über die „chansonniers", fast 200 an Zahl, deren Namen man noch nirgends so vollständig beisammen fand; „Gérard de Rossillon, chanson de geste ancienne, publiée en provençal et en français, d'après les manuscrits de Paris et de Londres", herausgegeben von Francisque Michel; „Fastes de la France, ou faits chronologiques, synchroniques et géographiques de l'histoire de France, précédés de l'histoire de la Gaule, depuis l'arrivée en Europe de la race celtique jusqu'à l'établissement des Francs", von C. Mullié (neue Ausgabe); „Archives historiques et littéraires du nord de la France et du midi de la Belgique", von J. Dinaux, von deren dritter Serie die dritte Lieferung des fünften Bandes soeben zu Valenciennes erschien. Hieran schließen wir eine in Brüssel erschienene Schrift: „Où est né Charlemagne? Rapport lu à la classe des lettres de l'Académie royale de Belgique, le 26 Mai 1856, par L. Polain, membre de l'Académie, correspondant de l'Institut de France." Gewöhnlich nimmt man an, daß Karl der Große zu Aachen geboren sei; Polain ist aber der Meinung, daß er an den Ufern der Oise oder der Seine, in der Ile-de-France geboren sei, wo auch nach den alten Troubadours seine Wiege gestanden haben soll. Die Franzosen scheinen über die Schrift sehr erbaut zu sein, und sie würden ihrem Verfasser gewiß noch größern Dank wissen, wenn er rund und nett behauptet hätte, Karl der Große sei ein echtes pariser Kind und unter den pariser Gamins seiner Zeit aufgewachsen.

Demogeot über den „homme de lettres" im 19. Jahrhundert.

In Paris erschien: „Les lettres et l'homme de lettres au 19me siècle, discours qui a obtenu le prix unique décerné par la Société des gens de lettres, suivi d'un dialogue et d'un conte sur les chercheurs d'or, par *Jacques Demogeot*." Die größere Hälfte dieser Schrift umfaßt den Discurs, welchem die „Société des gens de lettres" in ihrer Sitzung vom 17. April den sogenannten Béron'schen Preis im Betrage von 2000 Fr. zuerkannt hat. Demogeot ist Professor an der pariser Universität und hat sich schon früher durch eine „elegante" Geschichte der französischen Literatur bekannt gemacht. „Es ist dies", sagt Sainte-Beuve in seinem Bericht, mit dem er am 17. April die Krönung der Demogeot'schen Schrift motivirte „eine wahrhaft classische Composition, voll Urbanität, ausgezeichnet durch treffende Gedanken, gewandte Behandlung und sorgfältige Stilisirung .... Die Würde des Schriftwesens, seine Rolle in der Gesellschaft und besonders sein Antheil am Leben wird darin mit Delicatesse abgehandelt." Diese flüchtigen Worte aus Sainte-Beuve's Bericht, die wir in einem französischen Journal fanden, geben uns freilich von dem Inhalt und der Tendenz der Demogeot'schen Schrift noch keine auch nur entfernte Anschauung, und es wäre daher bei der hohen Bedeutung, welche das Schriftwesen und die Schriftstellerei für die moderne Welt gewonnen hat, wie bei den mancherlei damit verknüpften Rechts- und andern Fragen nur zu wünschen, daß die Demogeot'sche Schrift ins Deutsche übersetzt würde. Es wird ja so manches höchst Entbehrliche ins Deutsche übertragen, und wir haben doch auch so manche literarische Vereine, die mit geringen Kosten für den Einzelnen eine Uebersetzung der Schrift ins Werk richten könnten, vorausgesetzt, daß sie vor dem Richterstuhle der deutschen Kritik Stich hält, und daß ihr Inhalt auch den deutschen Verhältnissen gegenüber sich anwendbar und nützlich erweist. **H. M.**

Bibliographie.

Arnd, E., Geschichte der französischen Nationalliteratur von der Renaissance bis zu der Revolution. 1ster Band. Berlin, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Aus Herder's Nachlaß. Ungedruckte Briefe von Herder und dessen Gattin, Goethe, Schiller, Klopstock, Lenz, Jean Paul, Claudius, Lavater, Jacobi und andern bedeutenden Zeitgenossen. Herausgegeben von H. Düntzer und F. G. von Herder. Drei Bände. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 8. 6 Thlr.

Baumgarten, M., Zeugniß des Glaubens für die Gemeinde der Gegenwart. In Predigten. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. Gr. 8. 18 Ngr.

Bechstein, L., Mittheilungen aus dem Leben der Herzoge zu Sachsen-Meiningen und deren Beziehungen zu Männern der Wissenschaft. Halle, Pfeffer. 8. 1 Thlr.

Beleuchtung der statistischen Details über Oesterreichs Militair-Macht, sein Heerwesen und dessen militärische Verfassung von Oberst M. Carriere, von einem deutschen Offizier. Kaiserslautern, Meuth. Gr. 8. 24 Ngr.

Berndt, A., Friedrich August Gottlob Berndt. Eine biographische Skizze. Greifswald, Koch. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Blüthenkranz neuer deutscher Dichtung. Herausgegeben von R. Gottschall. Breslau, Trewendt u. Granier. 16. 2 Thlr.

Blüthen und Perlen deutscher Dichtung. Für Frauen ausgewählt von Frauenhand. 8te Auflage. Hannover, Rümpler. 1857. 16. 2 Thlr.

Bodemann, F. W., Johann Michael von Sailer, weiland Bischof zu Regensburg. Nebst Sailer's Porträt. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 12. 1 Thlr.

Börner, O., Die Willensfreiheit, Zurechnung und Strafe in ihren Grundlehren. Freiberg, Craz u. Gerlach. 1857. Gr. 8. 15 Ngr.

Büchner, L., Kraft und Stoff. Empirisch-naturphilosophische Studien. In allgemein-verständlicher Darstellung. 4te vermehrte und mit einem 3ten Vorwort versehene Auflage. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 8. 1 Thlr.

Curtis, G. W., Nil-Skizzen eines Howadjiz oder der Amerikaner in Aegypten. Aus dem Englischen von F. Spielhagen. Hannover, Meyer. 1857. 8. 25 Ngr.

Königin Friederike von Schweden, geb. Prinzessin von Baden. Memoiren aus Ihrem Leben und Ihrer Zeit, aufgezeichnet von einer Hofdame. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Amanz Fidel Glutz-Blotzheim von Solothurn. Ein Beitrag zur Geschichte unserer Tage. Basel. Gr. 8. 10 Ngr.

Groth's, K., Vertelln. Plattdeutsche Erzählungen. In's Hochdeutsche übertragen von Reinhard Otto. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 16. 20 Ngr.

Günther, Caroline, Schule und Leben. Blätter aus der Briefmappe einer Erzieherin. Frankfurt a. M., Sauerländer. 8. 22½ Ngr.

Heine, H., Reisebilder. Vier Theile. 5te Auflage. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 7 Thlr.

Herzberg, G. F., Das Leben des Königs Agesilaos II. von Sparta. Nach den Quellen dargestellt. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. Gr. 8. 2 Thlr.

Hessisches Dichterbuch. Herausgegeben von J. Marbach. Friedberg, Scriba. 1857. Gr. 16. 1 Thlr.

Hofmann, R., Symbolik oder systematische Darstellung des symbolischen Lehrbegriffs der verschiedenen christlichen Kirchen und namhaften Sekten. Leipzig, F. Voigt. 1857. Gr. 8. 3 Thlr.

Höllenfahrt von Heinrich Heine. Hannover, Rümpler. 8. 22½ Ngr.

Hundrich, L., Ueber Bildungsstufen junger Juristen, auf der Universität, in der Auscultatur, im Referendariat und im Richteramte. Berlin, E. Heymann. 1857. 8. 15 Ngr.

Jacobi, V., Die Bedeutung der böhmischen Dorfnamen für Sprach- und Weltgeschichte. Topographisch, naturwissenschaftlich und etymologisch nachgewiesen. Leipzig, H. Schultze. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Koenig, H., Seltsame Geschichten. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 8. 2 Thlr.

Liebig, J. v., Ueber Theorie und Praxis in der Landwirthschaft. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 25 Ngr.

Liliencron, R. v., Ueber die Nibelungenhandschrift C. Sendschreiben an Hrn. Geh. Hofrath Prof. Dr. Göttling in Jena. Weimar, Böhlau. Gr. 8. 1 Thlr.

Mariengabe. Eine poetische Blumenlese von F. Schreider. Werdau, Schreider. 1857. Gr. 16. 15 Ngr.

Mörike, E., Gedichte. 3te vermehrte Auflage. Stuttgart, Cotta. 32. 2 Thlr.

Paramelle, Quellenkunde. Lehre von der Bildung und Auffindung der Quellen. Aus dem Französischen. Mit einem Vorwort von B. Cotta. Leipzig, Weber. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Pechlin, F. v., Nachklänge der Weltgeschichte. 2te erweiterte Ausgabe. Berlin, Hertz. Gr. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

Petersen, F., Erlebnisse eines Schleswig'schen Predigers in den Friedens- und Kriegsjahren 1838 bis 1850. Ein Beitrag zur Beurtheilung der dänischen kirchlichen und nationalen Zustände. 2te Auflage. Frankfurt a. M., Brönner. 8. 1 Thlr.

Raumer, K. v., Geschichte der Pädagogik vom Wiederaufblühen klassischer Studien bis auf unsere Zeit. 1ster und 2ter Theil. 3te durchgesehene und vermehrte Auflage. Stuttgart, S. G. Liesching. Lex.-8. 4 Thlr.

Stickelbruck's, G., Gedichte. Crefeld, Gehrich u. Comp. 16. 20 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Soeben erschien in meinem Verlage und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Historisches Taschenbuch.

Herausgegeben von **Friedrich von Raumer.**

Dritte Folge. Achter Jahrgang. 12. Cart. 2 Thlr. 15 Ngr.

Inhalt: I. Der Fürstenbund gegen Kaiser Karl V. Von **J. Voigt.** — II. Zur neuern Geschichte Spaniens (1806—10). Von **F. von Raumer.** — III. Gustav III. und die politischen Parteien Schwedens im 18. Jahrh. Zweite Abtheilung: Die politischen Katastrophen unter Gustav III. Von **E. Herrmann.** — IV. Der preußische Landtag im Februar 1813. Nach den im Archive der Generallandschaftsdirection von Ostpreußen aufbewahrten Acten des Landtags von 1813 und nach mündlichen Mittheilungen des Staatsministers von Schön. Von **A. Witt.**

Die Erste Folge des **Historischen Taschenbuch** (10 Jahrgänge, 1830—39) kostet im **ermäßigten Preise** 10 Thlr.; die Neue Folge (10 Jahrgänge, 1840—49) ebenfalls 10 Thlr.; beide Folgen (20 Jahrgänge, 1830—49) **zusammengenommen** 18 Thlr.; einzelne Jahrgänge 1 Thlr. 10 Ngr. Der dritten Folge erster bis siebenter Jahrgang (1850—56) kosten jeder 2 Thlr. 15 Ngr.

Leipzig, im October 1856.

F. A. Brockhaus.

Julius Sturm's „Neue Gedichte".

Soeben erschienen bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig und sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Neue Gedichte von Julius Sturm.

8. Geheftet 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

Julius Sturm hat sich durch Innigkeit des Gefühls, Klarheit und Frische der Gedanken, verbunden mit einer seltenen Meisterschaft der Form, schon so viel Anerkennung und Theilnahme erworben, daß von seinen Dichtungen rasch zweite Auflagen nöthig wurden und die vorliegende Sammlung seiner neuen Gedichte einer freundlichen Aufnahme gewiß sein darf. „Diese Lieder — sagt ein Kritiker zur Charakterisirung von Sturm's Lyrik — eine Korallenschnur echter schöner Lieder, die aus der reinen Empfindung quellen, tragen keine Schmerzen zur Schau, sondern im Gegentheil ein in sich selbst vollberuhigtes Sein, ein Dasein, das mit ganzer Seele an der schönen Erde hängt, aber dem der Aufblick zu dem Himmel, der über ihr, keinen Augenblick mangelt. Dieser Dichter versteht es, seine Welt durch seinen Himmel zu verklären."

Julius Sturm's frühere Dichtungen erschienen in demselben Verlage unter folgenden Titeln:

Gedichte. Zweite Auflage. 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.
Fromme Lieder. Zweite Auflage. 8. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.
Zwei Rosen oder Das Hohe Lied der Liebe. Miniatur-Ausgabe. Geh. 12 Ngr. Geb. 16 Ngr.

Neu ist in **Reval** erschienen und in **Leipzig** durch **Friedrich Fleischer** zu beziehen:

Eibofolke,

oder die Schweden an den Küsten Esthlands und auf Runö.

Eine in Petersburg gekrönte Preisschrift

von **E. Außwurm,**

Inspector der Schulen in Hapsal.

Zwei Bände mit einem Atlas.

Preis 3 Thlr.

Vollständig erschien in meinem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Christliches Andachtsbuch

für alle Abende und Morgen des ganzen Jahres. Im Verein mit mehreren evangelischen Geistlichen herausgegeben von **Dr. G. Friederich.**

Zweite Auflage.

Zwei Bände. 8. Geheftet 2 Thlr. 12 Ngr. Gebunden 3 Thlr.

Wenn irgendeine Zeit, so hat die Gegenwart mit ihren Kämpfen, Nöthen und Sorgen bei allen religiösen Gemüthern das Bedürfniß der Einkehr in sich selbst, der Beschäftigung mit den heiligen Wahrheiten der Religion, der Erhebung über das verwirrende Treiben der Erde hervorgerufen und läßt ihnen einen Freund erwünscht erscheinen, an dessen Hand sie es zu befriedigen im Stande seien. Als einen solchen bietet sich das obenbezeichnete Werk an, welches, allem Parteiwesen fremd, dem reinen Himmelsgeiste des Evangeliums einen allgemein verständlichen und doch der errungenen Bildungsstufe angemessenen Ausdruck gibt. Es hat sich die Aufgabe gestellt, auf dem Grunde eines lautern Bibelchristenthums den Glauben mit dem Wissen, das Leben der Erde mit dem Streben nach dem Himmel zu versöhnen und durch Lehre und Trost, Ermunterung und Warnung eine würdige Anleitung zum Wandel dahin zu ertheilen. Diesem Ziele strebt es in der Form nach, welche sich seit langer Zeit schon durch die Andachtsbücher von Bogatzky, Seed, Stark, Sturm, Tiede ꝛc. als die passendste und wirksamste bewährt hat. Gewiß wird sein Eintritt in die Kreise der Familien und die vertrautere Bekanntschaft mit ihm zu einer Quelle reichen Segens werden, der den Anfoderungen und Geschäften, den Freuden und Sorgen der Erde wieder zuzuleiten.

Die **zweite Auflage** dieses anerkannt trefflichen Buchs wurde in 18 Heften zu dem Preise von 4 Ngr. ausgegeben, die auch einzeln nach und nach bezogen werden können.

Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an und werden das Werk gern zur Ansicht liefern.

Leipzig, im October 1856.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 45. — 6. November 1856.

e Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. rlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Aus-landes nehmen Bestellungen an.

halt: Gerd Eilers. — Neue Dichtungen. Von Rudolf Gottschall. — Der Schweizerchronist Egidius Tschudi. Von rl Zimmer. — Merr, Ein Seelengemälde — Aus dem prager Literaturleben. Von Theophil Pisling. — Von unserm Büchertisch. — Notizen. — Bibliographie. — Anzeigen.

Gerd Eilers.

ine Wanderung durchs Leben. Ein Beitrag zur innern Geschichte der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts von Gerd Eilers. Erster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1856. 8. 2 Thlr.

Der Verfasser bezeichnet diese Schrift als seine „Wanderung durchs Leben". Die französische Sprache würde den Ausdruck „Memoiren" aufgenöthigt, Andere „Denkwürdigkeiten", F. L. Jahn würde bescheidentlicher als „Denknisse" betitelt haben. Wie auch sei, die deutsche Lesewelt erhält in der vorliegenden Autobiographie nichts weniger als etwa ein Stück Memoiren im leidigen französischen Sinne, bei welchen stens die Leere des Gehalts hinter eitlem Aufputz und iösem Wortgepränge versteckt wird, sondern einfach schmucklos geformte Rückblicke auf eine an ergreifen und unvergeßlichen Erfahrungen reiche Vergangenheit, ein durch inneres Leben und Wahrheit anziehendes Buch, wie es eines deutschen Mannes und eines deutschen Gemüths würdig ist.

Der Name des Verfassers ist vielen Tausenden seiner Leser längst bekannt, nicht sowol als Gelehrter und Tagesschriftsteller (obgleich auch in diesen Beziehungen mit Ehren genannt), sondern ganz besonders durch seine Wirksamkeit im öffentlichen Amt und Beruf. Allein sein Lebenslauf und Bildungsgang sind bisjetzt nur Wenigen bekannt gewesen. Und doch bieten diese höchst merkwürdige Seiten und manche ergebnißreiche Aufschlüsse für die sich erschließend sich erweitenden und vollbelebten Kreise seiner Laufbahn und seines Wirkens. Aus dem Bauernhause, aus dem dürftigen Unterricht einer oldenburgischen (ländischen) Dorfschule nimmt er den Anlauf zu einem glänzenden Emporkommen. Das Gymnasium zu gewährt ihm, trotz der mangelhaften und unscheinbaren Ausstattung — nur drei wissenschaftlich gebildete und unter diesen keiner, der ein preußisches Oberexamen nach heutigem Zuschnitt hätte machen können — die Mittel zu einer hinlänglichen Vorbildung für die Universität. Seine Studienjahre (1810—15) umfassen eine für die höchsten und tiefsten Interessen des deutschen Volks erinnerungsvolle Zeit, denn auch die Wissenschaft im engern Sinn des Worts wurde von den schweren Ereignissen jener Tage lebhaft ergriffen. Die vier folgenden Jahre (1815—17) erschließen dem von der Bewegung der Zeit erregten und gehobenen Jünglinge in den Familien der höhern Kaufmannschaft zu Frankfurt a. M. eine ganz eigenthümlich neue Welt. Seiner Befähigung, das Wesen und den Proceß politischer und religiöser Entwickelungen zu beobachten, bietet sich da ein unerschöpflicher Stoff. Wiederum sieht er sich 1817 auf einen neuen Boden versetzt, indem er unter verhältnißmäßig glänzenden Umständen (1300 Thlr. Gold Gehalt und Freiheit von allen Steuern!) als Lehrer in die neu begründete großartige Schulanstalt zu Bremen eintritt. Nicht volle zwei Jahre später (Frühjahr 1819) folgt er dem Rufe des Ministers von Altenstein in den preußischen Staatsdienst, in welchem er zunächst zehn Jahre als Director des damals begründeten Gymnasiums zu Kreuznach, hierauf bis zum Ende des Jahres 1840 als Provinzialschulrath in der königl. Regierung zu Koblenz, endlich bis zum März 1848 als Mitglied des Ministeriums Eichhorn unermüdet gewirkt hat. Von diesem verhängnißvollen Zeitpunkte an bleibt er dem Staatsdienste fremd; er hat bisjetzt die letzten Jahre seines erfahrungsreichen Lebens der Begründung und Leitung einer Pensions-, Bildungs- und Unterrichtsanstalt zu Freyimfelde bei Halle gewidmet, für welche er mit glücklichem Blick die dortigen, von dem Minister von Danckelmann aufgeführten Gebäude ersah und einrichtete.

Der vorliegende erste Theil schließt mit dem Zeitpunkte der Uebersiedelung nach Kreuznach (1819) und umfaßt demnach die ersten 30 Jahre. Der zweite Theil wird den Erinnerungen aus seiner zwanzigjährigen Wirksamkeit in der preußischen Rheinprovinz, der dritte Theil der letzten und dornenvollsten, aber auch wichtigsten Pe-

riode seines öffentlichen Lebens gewidmet sein. Versuchen wir nun kurz darzulegen, in welchem Geiste und Sinne der Verfasser seine Aufgabe in dem eben erschienenen ersten Theile aufgefaßt und durchgeführt hat.

Abgesehen von dem kurzen einleitenden Gesammtüberblick zerfällt dieser erste Theil in fünf Abschnitte: „I. Knabenleben"; „II. Jever" (Gymnasialjahre); „III. Heidelberg und Göttingen" (Universitätsjahre); „IV. Frankfurt am Main" (1813—17); „V. Bremen" (die ersten Jahre eines öffentlichen Lehramts, 1817—19).

Zuvörderst können wir nicht unbemerkt lassen, daß außer diesen Ueberschriften jede innere Gliederung des Stoffs fehlt. Der Verfasser gibt sich mit einer hin und wieder selbst auffallenden Unbewachtheit dem Flusse seiner Erinnerungen hin, indem er dieselben nicht selten mit beziehungsvollen Winken, Andeutungen und Bemerkungen begleitet, die bald in die ferne Vorzeit hinaufsteigen, bald auch den Leser in die Gegenwart versetzen. Ueberhaupt athmet die Darstellung hinsichtlich der Form eine Anspruchslosigkeit, welche uns unwillkürlich an die Erzählungsmethode seines Lehrers Schlosser erinnert. Daher wird mancher Leser ungern die Inhaltsangaben oder auch Columnenüberschriften vermissen, und wir möchten wenigstens für den Schluß des Werks die Hinzugabe eines umfassenden Inhaltsregisters dringend empfehlen, um den vielfachen zerstreuten Notizen, Bemerkungen und Urtheilen über Personen und Zustände einen letzten gemeinsamen Sammelpunkt zu geben.

Der erste Abschnitt versetzt uns in die stille Heimat des Verfassers, in die Sitten, Gewohnheiten und Gebräuche des „Ammerlandes". Der Verfasser gedenkt unter Anderm der günstigen Wirkungen des Erbschaftsvorrechts der Erstgeborenen auf Wohlstand und Frieden in den Familien. Diese Wirkungen erscheinen ihm so gedeihlich und günstig, daß er ihm vor der Theilbarkeit der Güter den Vorzug gibt. Die Verhältnisse jenes entlegenen Winkels des deutschen Landes tragen vor allem den Stempel einer patriarchalischen Einfachheit. In Eilers' väterlichem Hause war von Geld, geschweige von Geldmangel, niemals die Rede. Das kleine Bauergut (acht bis zehn Stück Rindvieh und zwei Pferde) bot einer Familie von zehn Personen hinreichenden Unterhalt. Alle Erzeugnisse desselben wurden in der Familie verzehrt und selbst der Ueberfluß nie verkauft. Wo aber einmal Milch oder Butter fehlte, da halfen die Nachbarn aus. Mit warmer Pietät schildert der Verfasser die Persönlichkeit und das Walten seiner Mutter, ihren heitern Sinn, ihre Freude an Gastfreundschaft und Wohlthätigkeit, ihren praktischen Verstand, ihren Patriotismus, ihre Bibelbelesenheit, ihr lebendiges religiöses Naturgefühl, fern von „christelnder Empfindelei" und pietistischem Wesen, welches, fügt er mit Bedeutung hinzu, noch verderblicher auf die religiöse Erziehung der Jugend einwirke als der krasseste Rationalismus. In unsern Tagen wird man mit besonderm Interesse lesen, was über die damalige Verhaßtheit der Dänen zur Zeit ihrer Herrschaft in Oldenburg gesagt wird. Unwillkürlich wird man an die Stimmung in Schleswig-Holstein erinnert, nur daß damals mehr der materielle Druck und die tiefe Entrüstung über einen entsittlichten Beamtenstand die Gemüther in Bewegung setzten, während jetzt in Schleswig die Begeisterung für die Ideen von Volk, Vaterland und Muttersprache in den Vordergrund tritt. Wir übergehen die Mittheilungen über die Dorfschule, über die Freuden der Knabenjahre und über das Erwachen des Wunsches, Advocat zu werden, der den ehrlichen Vater zuerst in starke Aufregung versetzt, bis derselbe sich endlich darein findet, ihn bei einem Landgerichtscopisten der Umgegend in die Lehre zu thun. Im Jahre 1806 wurde dem Jünglinge der Besuch des Gymnasiums zu Jever dadurch ermöglicht, daß er bei dem dortigen Amtmann vier bis fünf Stunden Schreiberdienste in Advocaturgeschäften leistete. Dies gibt Anlaß zu einer anziehenden Episode über den eigenthümlichen Charakter des Jeverlandes und unter Anderm auch über den demoralisirenden Schmuggelhandel, dessen damaliger großartiger Betrieb in dortiger Gegend die Scheunen der Bauern bis tief in das Land hinein mit Manufactur- und Colonialwaaren füllte. Das wichtigste Ereigniß für den Verfasser war die Berufung des bekannten Historikers Schlosser, eines geborenen Jeveraners, zum Conrector an das dortige Gymnasium. Denn während Schlosser durch sein starres Aeußere die gehegten Erwartungen seiner Landsleute bitter täuschte und dadurch gewissermaßen in eine Isolirung gerieth, wählte er den neunzehnjährigen Eilers, bei dem er Empfänglichkeit und Verständniß zu finden glaubte, zu seinem Vertrauten. Unter den Schulgenossen des Letztern begegnen wir dem Geheimen Medicinalrathe Professor Dr. Mitscherlich, der seltsamerweise von Schlosser für ein philologisches Genie gehalten, später aber — „nachdem er sich lange mit Griechisch und Lateinisch, mit Hebräisch und Arabisch gequält" — von dem Chemiker Berghaus auf die Bahnen seiner wissenschaftlichen Verdienste und seiner jetzigen Berühmtheit geleitet wurde.

Ueberhaupt ist schon der vorliegende Theil überaus reich an den verschiedensten Personalnotizen. Der Besuch der Universität Heidelberg führte eine nähere Bekanntschaft mit J. H. Voß, Daub, Creuzer, Fries, Neander, Schwarz, Böckh und Paulus herbei. Niemand wird die lebensvollen, auf persönlichen Beobachtungen ruhenden Charakteristiken dieser Männer ohne lebhaftes Interesse lesen, besonders aber die bedeutsamen Mittheilungen über das Lebensende von Voß, Creuzer und Paulus. Aus den Erinnerungen über den verewigten Neander wird folgende Stelle, welche uns in die Scene seines ersten akademischen Auftretens versetzt, die Theilnahme seiner zahlreichen Verehrer erwecken:

Seine (Neander's) äußere Erscheinung, sein schwächliches Aussehen, sein unbehülfliches unsicheres Wesen, die Begleitung seiner zwei Schwestern, die ihm mit so besorglichen Mienen zur Seite gingen, als ob sie fürchteten, er möchte fallen, machten auf die Studenten einen seinem Vorhaben nicht günstigen Eindruck. Einige lachten, andere spotteten, alle waren neugierig, ihn bei seinem ersten Auftreten zu sehen und zu hö-

ren. Das Auditorium war gedrängt voll von Studenten aller Facultäten. Ich war mit einigen Freunden früh hingegangen und wir besetzten die dem Katheder zunächst stehende Bank. Der junge Docent trat schüchtern, fast schwankend in das Auditorium und bestieg das Katheder wie ein Unschuldiger das Schaffot. Es dauerte wol zwei oder drei Minuten, ehe er seine Gedanken zur Rede sammelte. Was er aber dann mit leiser, mühsamer Stimme sprach, offenbarte den empfänglichern Gemüthern auf der ersten Bank sogleich den edeln Geist und das tiefe Gemüth so entschieden, daß sie, als auf den hintern Bänken Lärmen und Trampeln entstand, eine Gegendemonstration machten, die den Ernst derselben nicht zweifelhaft erscheinen lassen konnte. Die Ruhestörer wurden still oder gingen hinaus. Neander konnte seinen Vortrag ruhig vollenden und wir begleiteten ihn nach Hause.

Sehr wohlthuend war es dem Referenten, das edle Streben des Philosophen Fries so warm anerkannt zu sehen, nachdem das bedauernswerthe Urtheil des Ministers vom Stein, der, wie man aus dem Werke von Pertz sieht, nicht einmal den Namen richtig schreibt, in neuester Zeit veröffentlicht worden. Unter den Persönlichkeiten, mit welchen Eilers in Frankfurt näher bekannt wurde, war auch Herr vom Stein. Eine speciellere Uebersicht des Lebens und Wirkens dieses wahrhaft großen Staatsmannes gewann er indeß erst später aus dem Manuscripte der von Stein selbst seiner Pflegerin Schröder (1823) dictirten Lebensbeschreibung, für dessen Sicherheit unser Verfasser später einem ihm ertheilten Auftrage zufolge zu sorgen hatte. Dasselbe ist neuerdings von Pertz in der zweiten Hälfte des sechsten Bandes seines großen Werks veröffentlicht (Beilagen, S. 155—197; vgl. Eilers, S. 300). Als die drei bedeutendsten Männer, welche er auf seinem Lebenswege kennengelernt, nennt der Verfasser Stein, Eichhorn und Schlosser. Aus dem Versuche einer Vergleichung derselben miteinander ergeben sich sehr bemerkenswerthe, überraschende Gesichtspunkte. Schlosser hat für Eilers' Bildungsgang und innere Entwickelung unverkennbar die größte Bedeutung, ihm ist er mit Liebe und Verehrung unwandelbar zugewandt, die Beziehungen zu ihm treten in allen Abschnitten des vorliegenden Theils hervor. Auch der Minister vom Stein hat auf die politische Ansicht, auf die Anschauungen des Verfassers sichtlich eingewirkt; dies ergibt sich besonders aus der episodisch eingereihten Darstellung seines Lebens und Charakters.

Es würde viel zu weit führen, wollten wir auf alle die hervorragenden Persönlichkeiten eingehen, denen der Verfasser bereits in den ersten 30 Jahren seines Lebens begegnet ist. Der meisten hat er nur vorübergehend, obgleich fast immer mit bedeutungsvollen Worten gedacht; ein paar bleiben ungenannt, um Anstoß zu vermeiden, werden aber von einem großen Theile der Leser errathen werden; einige andere erscheinen wiederholt; nicht wenige der hervorragendern oder auffälligen sind mit meisterhafter Hand in bezeichnenden Zügen nach ihrer Eigenthümlichkeit hervorgehoben. In dem Abschnitte über die Universität Göttingen verbreitet sich das Werk weniger über die Personen als über die Zustände. Die Kämpfe auf dem Gebiete des Glaubens und Wissens in der damaligen Zeit, berührt von den hochgehenden Wellenschlägen der politischen Ereignisse, finden in der Darstellung der innern Geschichte eines hochbegabten Jünglings, der diesen innern Bewegungen zum Opfer fiel, eine ergreifende Darstellung.

In die ersten Jahre des Aufenthalts in Frankfurt a. M., wo der Verfasser als Hauslehrer in einer sehr angesehenen Familie vier Jahre lang wirkte, fallen jene politisch aufregenden Ereignisse der Besiegung Napoleon's, der Restauration, des Wiener Congresses. Frankfurt selbst war am Ende des Monats October 1813 auf ein paar Tage in angstvoller Spannung und großer Gefahr. Der Verfasser beschreibt uns das Einrücken des Generals Rechberg am 30. October, dem ganz unerwartet am folgenden Tage Napoleon mit dem ganzen, für eine Stadt wie Frankfurt immer noch gewaltigen Heere folgte. Obgleich soviel als möglich alle Exemplare der am vorhergehenden Tage gedruckten Nummer des „Frankfurter Journal", welche mit lautem Tone die Befreiung Deutschlands und den Untergang des Menschenmörders verkündigt hatte, vernichtet waren, obgleich Napoleon mit einer ergebungsvollen Deputation und seine ermüdeten Krieger mit freundlicher Zuvorkommenheit und Pflege empfangen wurden, konnte ihm doch die vorherrschende Stimmung in der Stadt nicht unbemerkt bleiben. „Er empfing (erzählt der Verfasser) die Deputation mit unerwarteter Milde und Freundlichkeit, ja schien aufgelegt zum Scherzen, indem er ihnen sagte, sie würden nun wol bald englische Waaren und Producte auf offenen Wegen kommen lassen können, fügte aber halb drohend hinzu, sie möchten klüger sein als der General Wrede." Charakteristisch ist folgender Zug: Als Napoleon (am 1. November) Frankfurt verließ, bemerkte er beim Hinabsteigen der Treppe unten eine Dame — es war eine Tante der Frau des Verfassers —, welche die Hände hinter dem Rücken hielt. Er bekam einen Schauder und verlangte mit Heftigkeit, die Dame solle ihre Hände zeigen.

Sowol in Frankfurt als in Bremen wurde der Verfasser in den ersten Familien heimisch und durch seine Lehrthätigkeit mit dem Familienleben, mit den kirchlichen und sittlichen Zuständen, sowie auch mit der Natur des Handels und Verkehrs, mit den Gestaltungen der Gesellschaft und des Lebensgenusses in beiden Städten genau bekannt. Seine Darstellung öffnet unter Anderm tiefe Blicke auf den ganz verschiedenen Charakter der Handelsthätigkeit in Frankfurt und in Bremen. In Frankfurt werden große Vermögen durch Summirung kleiner Gewinne, durch angestrengten Fleiß, durch Vorsicht im Creditiren und durch Schießen der Vögel im Fluge, wie es der frankfurter Kaufmann nennt, gewonnen und erhalten; diese Art kaufmännischer Thätigkeit gibt dem Geiste eine gewisse Gebundenheit. Es ist ein ewiges geschäftliches Denken, Fürchten, Hoffen und Speculiren. Die Geschäfte des bremer Großhändlers dagegen sind einfach; hier steht der Colonialhandel obenan, der seine Speculationen auf bestimmte Producte richtet, deren Ursprung und Vertrieb er genau kennt. Aus beiden Städ-

ten führt das vorliegende Buch eine Reihe sprechender und charakteristischer Personalitäten vor, darunter auch wol einige von genreartigem Gepräge. Tief und sinnvoll sind die Bemerkungen über die Frauenwelt der höhern Kaufmannschaft, besonders in Bremen, wo der spätere göttinger Philosoph Herbart, der als junger Mann dort längere Zeit lebte, die wißbegierigen bremer Frauen durch Vorlesungen stark angeregt und etwas Doctrinäres in sie gebracht hatte, was dann durch Umgang mit geistreichen Männern erhalten und genährt worden war. Dazu kam noch die pädagogische Begeisterung für Pestalozzi'sche Ideen. So war der höhern Frauenwelt in Bremen „das Herz fast zu voll von der Erziehung des Menschengeschlechts zum edelsten Leben in Familie, Staat und Kirche. Sie studirten förmlich Pädagogik und vaterländische Geschichte und sprachen darüber mit den Lehrern mit einer Einsicht und Zuversicht, wie ich es nirgends gefunden habe." Aber sie sprachen auch unter sich nie von Haushaltungsangelegenheiten, von Tugenden oder Untugenden der Dienstboten u. dgl. Bemerkenswerth ist, daß jene Ideen eine wissenschaftliche Form angenommen hatten und von Sentimentalität fern waren, sodaß Dräseke durch einen „weibleinthränenerregenden" pädagogischen Vortrag völlig Fiasco machte und unser Verfasser veranlaßt wurde, in einer Gegenrede die ernste Seite der Erziehung hervorzuheben. Unter den bekanntern Personen, mit welchen der Verfasser in engen Verkehr kam und die er seinen Lesern demzufolge in ihrem äußern Erscheinen und innern Leben näher darstellt, nennen wir den Bürgermeister Smidt, hochverdient als Staatsmann, den Senator Gildemeister (Neffe Kotzebue's), Pastor Menken und Dr. Albers.

Zur Bezeichnung der politischen Ansichten des Verfassers möge folgende Stelle dienen:

Aus den Kämpfen jener stets wachsenden, nimmer ruhenden patriotischen Partei mit den Regierungen des Pariser Friedens und des Wiener Congresses lassen sich alle Erscheinungen, alle Bewegungen auf dem politischen Gebiete von den demagogischen Umtrieben an bis zur Revolution von 1848 hin erklären; denn sie sind alle aus dem Widerspruche der politischen Ideen, die während der drei letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts fast alle Ueberzeugungen in ihren Kreis gezogen und durch die Freiheitskriege eine gewisse Berechtigung erlangt hatten, mit den Principien des neu sanctionirten alten Staatsrechts und deren oft nur zu schroffen und rücksichtslosen Anwendung hervorgegangen. Alle die Jahrgänge der augsburger „Allgemeinen Zeitung" und einiger andern liegen gleichsam aufgeschlagen vor mir, ich habe einen großen Theil der politischen Schriften, die seit 1815 erschienen sind, gelesen, ich habe in jüngern Jahren selbst an den Bewegungen thätigen Antheil genommen, stets kämpfend auf der conservativen Seite gegen alle Extreme, und habe endlich in den letzten acht Jahren meiner amtlichen Wirksamkeit die wichtigsten und heiligsten Angelegenheiten der Nation mit dem erfahrensten, besonnensten und freisinnigsten Staatsmanne Deutschlands durchsprochen. Das Ergebniß von allem Diesem ist die Ueberzeugung, daß jene Ideen so sehr in Saft und Blut des deutschen Volks eingedrungen sind, daß sie nur mit dem Untergange desselben getödtet werden können; daß dagegen die erhaltende und schützende Kraft einzig und allein in dem monarchischen Princip liegt, welches nicht seinen Willen zum Gesetz, sondern die gleiche Gerechtigkeit für Alle und das wahre Wohl Aller zu seinem Willen und zum Gesetz macht und hiernach den Organismus der Regierungs- und Verwaltungsthätigkeiten einrichtet; daß aber, wenn die physischen Ausfüllungen der monarchischen Idee die Personen der Könige und Fürsten, die heilige Macht der Souveränetät zu einem Privatrigenthum herabwürdigen und in autokratischer Verstocktheit thatsächlich entheiligen, wie das früher geschehen ist, daß dann neue Umwälzungen, schlimmer vielleicht als alle frühern, unausbleiblich sind. Es ist in der That zu beklagen, daß die Schriftsteller und Sprecher der Ungerechtigkeit doctrinärer Systeme eine Verständigung im Lichte der unparteiischen Geschichte fortwährend entgegenarbeiten und, indem sie mit ihren sogenannten consequenten Grundsätzen gegeneinander stoßen, das Feuer mehr schüren als dämpfen.

Wenn die extremen Parteisprecher auf beiden Seiten in den Kammern das ganze Volk vor sich hätten und sehen könnten, welchen Eindruck ihre Reden machen, sie würden vor Scham und Schrecken zu Boden sinken und es gar nicht einmal versuchen, sich durch die Logik ihrer Reden zu rechtfertigen. Wenn unsere dreifach examinirten Regierungs- und Verwaltungsbehörden wüßten, wie viel Verstand in Bürgern und Bauern ist, sie würden so große Misgriffe nicht machen, als man ihnen seit 40 Jahren in allen deutschen Landen gemacht zu haben schuldgibt.

Doch wir müssen schließen, wie Vieles sich auch noch über das vorliegende Buch sagen ließe. Es ist unmöglich, die bunte Mannichfaltigkeit der nach den verschiedensten Seiten hin anziehenden Mittheilungen historisch-politischen, kirchlich-religiösen und pädagogischen Inhalts in der Kürze wiederzugeben. Gewiß aber läßt sich erwarten, daß die folgenden Theile an Interesse steigen werden, je näher sie unsern Tagen kommen. Wir sehen zuvörderst dem zweiten Theile, der die zwanzigjährige Wirksamkeit in der Rheinprovinz und zuverässig ebenfalls nicht blos äußere Eindrücke, sondern auch treffende Blicke und selbst Forschungen umfassen wird, mit lebhaftem Verlangen entgegen. 93.

Neue Dichtungen.

1. Rebert und Guiscard. Von Joseph von Eichendorff. Leipzig, Voigt und Günther. 1855. 16. 15 Ngr.
2. Ludwig Capet. Ein historisches Gedicht von Adolf Schults. Elberfeld, Bädeker. 1855. Br. 8. 1 Thlr.
3. Gedichte von Emil Rittershaus. Elberfeld, Bädeker. 1855. 24. 1 Thlr.
4. Gedichte von einem Kurländer. Mitau, Reyher. 1854. 16. 20 Ngr.
5. Aus voller Seele. Gedichte von Curt Oswalt. Dresden, Adler und Dietze. 1856. Gr. 16. 20 Ngr.
6. Engelhart und Engeltrut. Ein Gedicht von N. Hocker. Trier, P. Braun. 1855. 32. 15 Ngr.
7. Legenden von Karl Simrock. Trier, Weber. 1855. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Freiherr von Eichendorff, der in seiner Jugend den Sonnenschein und Vögelgesang, die heitere Welt des tendenzlosen Müßiggängers so unnachahmlich gefeiert, wird in seinen alten Tagen in Prosa und Versen ein Mann der Tendenz, und wie er in kritischen Aufsätzen gegen die protestantische Entwickelung der Literatur und das moderne Heidenthum zu Felde zieht, so legt er auch seine poetische Lanze gegen den Paganismus und die Revolution ritterlich ein. Doch war er im Kampfe mit dem Drachen des Heidenthums, den er in „Kaiser Ja-

n" ausfocht, glücklicher als in seinen poetischen An-
iffen auf die revolutionären Principien, welche seine
ue Dichtung „Robert und Guiscard" enthält. Die
anzösische Revolution ist überhaupt für eine romanti-
e Behandlung wenig geeignet, denn die geschichtlichen
ecke, die sie verfolgte, waren so klar und bestimmt,
e Hauptgestalten sind so scharfcharakteristisch, daß für
romantische Schattenhaftigkeit der Schilderung wenig
aß bleibt. Wenn Eichendorff dennoch in gewohnter
eise seine traumhafte camera obscura mitten in das
tümmel der Schreckenszeit hineinstellt, so können wir
i Hause aus überzeugt sein, daß wir nur eine kleine
ndenznovelle in Versen erhalten, zu der die geschicht-
e Bewegung den grellbeleuchteten Hintergrund her-
t, während die Motive der Handlung aus dem übli-
n Kreise romantischer Erfindung hergenommen sind.
der That sind die Motive verbraucht genug. Zwei
dliche Brüder, der eine, Guiscard, ein Anhänger des
igthums, der andere, Robert, ein Anhänger der Frei-
, kämpfen miteinander, sterben, leben wieder auf in
bunten Weise der Träume. Die Errettung Guis-
's durch seine verkleidete Geliebte ist in mislicher
ise romanhaft, denn wo gäbe es einen Ritter- und
berroman, in welchem nicht Aehnliches vorkäme?
Verknüpfung des Ganzen ist so locker wie möglich.
i Freiheitsmann ereilt die Nemesis. Nachdem er die
lerien stürmen half, fällt er als Opfer eines Bauern-
landes. Der Legitimist schließt eine Misheirath und
als „hoher Greis" mit seiner Frau im schönen deut-
n Heidelberg, zu dessen Feier der Dichter am kräftig-
in die Saiten greift. Die beiden feindlichen Brüder
n natürlich Gelegenheit, ihre Principien scharf aus-
rechen. Guiscard sagt:

. . . ein Haufen Krämer, Schreiber
Schwingt seine schmier'gen Mützen in die Luft,
Voran Gelehrte und ästhet'sche Weiber,
Und Jeder schreibt und weiß nicht, was er ruft;
Nur drauf und dieses Don-Quixote's Mähre
Sinkt vor der Lanze ritterlicher Ehre.

uf entgegnet Robert:

Vergebens fabelt ihr von Frau'n und Schreibern,
Nein, mit Gedanken heißt's zum Kampfe geh'n,
Die immerdar aus der Erschlag'nen Leibern,
Ein unsichtbarer Heerbann, neu ersteh'n.
Von Menschenadel geht durchs Volk ein Ahnen,
Der älter ist als unf're ältsten Ahnen.

Unadlig ist's, den Löwen an der Mähne
Zu zupfen, der schmachvoll in Ketten hängt,
Gereizt wird er zur furchtbaren Hyäne,
Die ihre rostzerfress'nen Ringe sprengt
Und alle Leichen auswühlt aller Grüfte,
Daß nicht ihr Pesthauch, was noch lebt, vergifte.

Wollt ihr die Ersten sein, zeigt euch als solche,
So haben eure Ahnen einst gethan,
Erwürgt der alten Nacht geschwoll'ne Molche,
Brecht selbst den Morgen an und löst den Bann,
Wie's Rittern zukommt der gefang'nen Dame,
Die Zukunft ist ihr Reich, Freiheit ihr Name.

Dieser Principienkampf ist offenbar die Seele der Dichtung; desto mehr tritt die Unangemessenheit der Behandlungsweise hervor und zeigt die Unfähigkeit der Romantik, einem historischen Stoffe gerecht zu werden; denn Eichendorff schwelgt in einer Naturmalerei, welche das geschichtliche Leben, das charakteristische Element, die großen Conflicte der Zeit ganz unverhältnißmäßig überwuchert. Seine Charaktere sind Träumer; sie handeln meistens bewußtlos, wie Nachtwandler und Gespensterseher. Dies Dämmerleben aber thut am hellen Tage der Geschichte nicht wohl, und die Schilderung der romantisch verzauberten Natur, so lieblich und schön einzelne dichterische Bilder sind, läßt uns niemals zu einer Stimmung kommen, welche mit den wilden und großen Thaten und Begebenheiten harmonirt. Alles „träumt" bei Eichendorff; über Alles streut er den romantischen Mohn. Dies wird zuletzt zu einer Manier, die Alles gestaltlos verschwimmen läßt; „der Wald träumt von der Nacht", der Schmetterling zieht

Wie bunte Blüten, die der Wind verwehte,
Selbst träum'risch" über die verträumten Beete.

Die Rose, Tulpe und Malve lassen ihr „Träumen"; das Schloß „träumt" von der vergangenen Pracht, der Fischernachen sogar schaukelt sich „träumerisch" zwischen dunklem Ried. Abgesehen von dieser Manier, welche aller Plastik Hohn spricht, finden sich einzelne anmuthige Schilderungen in dem Gedichte, das überhaupt in fließenden Versen und in Einem Gusse geschrieben ist.

Mehr Ernst mit geschichtlicher Auffassung der Revolution macht ein junger Poet aus dem Wupperthal, Adolf Schults, in seinem „Ludwig Capet", einem Gedichte, das einen bedeutenden Fortschritt gegen den „Martin Luther" desselben Autors bekundet. Dort störte uns eine oft grobe Holzschnitzerei in der Form und manche mitunterlaufende Trivialität im Inhalte, manche banale Gesinnungsphrase; hier finden wir in der Form meistens ein harmonisches Gleichmaß gewahrt und im Inhalte das Bestreben, den bedeutenden geschichtlichen Perspectiven gerecht zu werden, Charaktere und Begebenheiten mit objectiver Treue zu schildern. Dennoch ist das Ganze zu skizzenhaft gehalten. Der Verfasser wollte uns zu viel geben, die ganze Revolution in nuce. Er benutzt jede Gelegenheit, und wäre es ein an der Wand hängendes Bild oder ein Spaziergang auf der Straße, um uns Porträts von Revolutionsmännern zu geben, welche in die Handlung weiter gar nicht eingreifen. Und diese Porträts sind so lyrisch gehalten, daß sie uns das historische Bild nur in ganz abstracten Umrissen geben. Dies gilt besonders von Mirabeau, Danton, Camille und Marat, deren Studienköpfe im Vorübergehen an die Wand gezeichnet werden, während Robespierre, Vergniaud und Barbaroux wenigstens für Träger der im Gedichte vorgehenden Handlung gelten dürfen. Auch Bonaparte fehlt nicht, welcher der Hinrichtung des Königs als fernab haltender Reiter auf hohem Rosse beiwohnt. Dies gibt ebenfalls mehr eine historische Per-

ſpective als ein poetiſches Bild. Wol kann ein Dichter, der eine wahrhaft poetiſche Intuition beſitzt, mit wenigen markigen Zügen ein Bild, einen Charakter ſo zeichnen, daß er ihn unauslöſchlich in die Seele prägt. Doch dazu gehört eine originelle Kraft, die wir bei Schults vermiſſen. Von Mirabeau heißt es:

Und ſieh! Weß iſt die Büſte dort, verſchleiert?
Er tritt hinzu — ha! das iſt Mirabeau!
Ein Heros jüngſt, vergöttert und gefeiert,
Vor deſſen Nah'n die alte Zeit entfloh;
Der neuen Zeit gewalt'ger Rieſenſohn,
Der Erſtlingsſohn der Revolution,
Der wie ein Atlas die verjüngte Welt
Auf ſeiner Schulter trug, ein eh'rner Held u. ſ. w.

Das ſind lauter abſtracte Begriffe: Heros, Held, Rieſenſohn, Erſtlingsſohn, den mythologiſchen „Atlas" nicht ausgenommen. Man ſieht, dem Dichter ſchweben die verſchiedenen Qualitäten des Mannes vor, aber er ordnet ſie nicht zum Bilde, am wenigſten durchdringt er ſie mit ſchlagender charakteriſtiſcher Kraft. Dies iſt ein „zuſammengeleſener" Mirabeau, kein poetiſch dargeſtellter. Auch Marat, der ſo „hinkend" dort „gegangen" kommt, der „vulkaniſche Mann", iſt wol als „Schlammvulkan" mit einem Witzworte nicht unrichtig charakteriſirt, aber wir erhalten auf der ganzen vorhergehenden Seite nur eine Schilderung ſeiner Principien; ſeine Geſtalt, der „ganze Menſch" tritt nicht als energiſches Bild vor unſere Seele. Auch am Schluſſe des Gedichts ſtört es, daß Napoleon der „Erbe der Revolution" genannt wird. Der Dichter muß ſich vor ſolchen landesüblichen Wendungen hüten; denn gerade vom Dichter verlangen wir die ſchöpferiſche Kraft, welche in Gedanken und Ausdruck wahrhaft Neues bringt. Der Schwerpunkt der Dichtung ruht offenbar auf den rührenden Familiengruppen im Gefängniß, über denen eine milde dichteriſche Beleuchtung ſchwebt. Die Anekdoten, welche die Geſchichte, der Roman und Lamartine's zwiſchen beiden in der Mitte ſtehende „Girondins" bieten, ſind mit ſolchem Glücke verwerthet, daß uns das Charakterbild des Königs ebenſo wie das der Königin in lebendiger Weiſe vor die Augen tritt. Auch die Roſe von Malesherbes und der Marſeiller Barbaroux bilden eine anmuthende Epiſode. Die Sprache iſt zwar nicht ganz frei von Gemeinplätzen, aber ſie verfällt doch nie in vollkommene Trivialität und erhebt ſich an einzelnen Stellen zu Adel und Wärme der Darſtellung:

Indeß Malesherbes bei ſeinem König weilt,
Des Greiſen Kind geheim zur Mutter eilt;
Denn tief im Herzen jammert ob dem Looſe
Der hohen Frau die edle blaſſe Roſe.
Sie muß ſie ſeh'n, ſie muß die Hand ihr küſſen,
Der hohen Frau, die ſoviel dulden müſſen.
Sie eilt, ſie naht: dort iſt der Fürſtin Thür!
Sie pocht — doch lauter pocht's im Buſen ihr.
Und wie ſie nun zur Fürſtin trat hinein,
Die mißt mit ſtolzem Blick das Mägdelein:
„Wer biſt du und was ſucheſt du bei mir?"
Die Roſ' erbebt ob ſolcher Frage ſchier.
Ihr Herz iſt voll; doch weiß ſie nichts zu ſagen,
Sie muß beſchämt das Auge niederſchlagen.
Und ungeduldig wieder fragt die Frau:
„Wer biſt du, ſprich?" — der Fürſtin Ton iſt rauh.
Da ſpricht das Kind: „Mein Vater iſt Malesherbes,
Ich kam zu küſſen meiner Fürſtin Hand!"
Und wieder ſtockt ſie; aber ſtolz und herbe
Und kalt wie Eis ſpricht jene: „Ei charmant!
So küſſe ſie, mit dieſen Lippen thu's,
Die oft geküßt die Lippen Barbaroux's.
Ja, Barbaroux! denkſt du, ich kenn' ihn nicht?
Ich weiß, ich weiß, er ſitzt im Blutgericht!
Wohlan, ſo küſſe doch die Hand, nimm hin
Und ſieh, ob ich nicht mild und gnädig bin:
Die Bräute derer, die mich blutig haſſen,
Zum königlichen Handkuß zuzulaſſen?!"
Und bitter lacht die Fürſtin bei dem Wort —
Geknickt, gebrochen wankt die Roſe fort.

Ein anderer junger Poet des Wupperthals, wo die Dichtkunſt unter Induſtrie und Pietismus luſtig aufzuſtreben ſcheint und noch dazu in einer Richtung, welche an die Deviſen der politiſchen Lyrik anknüpft, iſt Emil Rittershaus, deſſen „Gedichte" die Poeſien von Adolf Schults in formeller Beziehung übertreffen. In der That begegnen wir nirgends einer Geſchmackloſigkeit der Form und höchſt ſelten einer Härte des Ausdrucks in dem elegant ausgeſtatteten Bändchen; an einzelnen Stellen ſpricht uns harmoniſche Rundung und ungetrübte Klarheit des Gedankens an; die Tüchtigkeit und der Ernſt der Geſinnung berührt uns wohlthuend: aber eine diſtinguirte dichteriſche Phyſiognomie iſt auch in dieſen Poeſien nicht zu erkennen. Möglich, daß die Jugendlichkeit des Dichters ihn zu ſehr in den Strom idealer Allgemeinheit hineinführte und daß ſpäter ſchärfer die beſtimmten individuellen Züge hervortreten werden, welche einem modernen Dichter unentbehrlich ſind, wenn er nicht wieder unter der Maſſe verſchwinden ſoll. Doch geht auch ſchon aus dieſer Gedichtſammlung hervor, daß wir es hier mit einem Talente zu thun haben, nicht mit einem Dilettanten, welcher die Sprache für ſich dichten läßt. Beſonders verſteht es der Poet, den Beziehungen des Naturlebens und der Gemüthswelt neue Seiten abzugewinnen, und gerade einige der kleinſten Gedichte ſind ſo ſchön empfunden und klar ausgeſprochen, daß wir in ihnen eher eine Bürgſchaft für das Talent des Autors finden, als in manchen größern, in denen es ſich mit mehr Pomp in Scene ſetzt, z. B.:

Trübe Weltanſchauung.

Das Leben wird trübe und trüber!
So ſeufzeſt und klageſt du gern.
Die Wolken, ſie ziehen vorüber
Und ewig ſtrahlet der Stern.

Die Freude, o nenn' ſie nicht Schimmer!
Nur froh dem Geſchicke vertraut!
Du haſt nach den Wolken nur immer
Und nie nach den Sternen geſchaut

Ein liebliches Naturbild gibt das Gedicht:

Heimweh.

Die holde, liebe Nachtviole,
Sie iſt ein Kind der fremden Zonen,
Wo bunte Papagein ſich wiegen
In ſchlanken, grünen Palmenkronen.

Sie öffnet in der Nächte Schweigen
Den duft'gen Kelch, den thauig-feuchten,
Weil dann die gold'nen Sonnenstrahlen
Der fernen Heimat Flur beleuchten.

Sie wärmet nicht des Südens Sonne;
Sie schaut empor zur Himmelsferne
Und klaget, denn die Sterne droben
Sind nicht die hellen Tropensterne.

Sehr ansprechend sind ferner einige sociale Lebensilder, dichterische Porträts, wie z. B. „Die alte Jungau", „Der alte Soldat" und andere, denen wir den orzug vor den „Balladen" des letzten Abschnitts einumen müssen; die „Erotischen Lieder" sind meist sangr und melodisch, die „Nachklänge der Freiheitszeit" dagen zu abstract gehalten. „Welt und Seele" bietet anche sinnige Reflexion, die mit Glück an ein Naturld anknüpft, z. B.:

Die Wasserrose.

Seh' ich die Wasserrose schwanken
Auf silberklarer Flut,
So frag' ich nach dem Schlamme wenig,
Darin die Wurzel ruht.

Verwelken müßt' in Gartenbeeten
Das Blumenkind der Flut.
Zu tief in manche Brust zu schauen
Ist nun und nimmer gut.

Die Welt- und Lebensanschauung des Poeten tritt rade in diesem Abschnitte am schlagendsten hervor. Er ibt bösen, trüben Träumereien nicht Gehör; denn wir ben, um zu leben, um beglückt zu sein; die Entwickeng der Welt geht im Kreise:

Es zieht die Erde ihre Bahn;
Von wo sie ausging, kommt sie an;
Und also alle Sterne reisen,
Denn Alles, Alles geht in Kreisen.

Es reift das Kind zum Mann geschwind,
Der Mann wird Greis, der Greis wird Kind;
Den müden Leib empfängt die Erde,
Auf daß der Staub zum Staube werde!

Fort strebt die Welt, der Riesengeist;
Sie geht im Kreis, wie Alles kreist.
Habt ihr vom Paradies gelesen?
Die Welt wird einst, was sie gewesen.

Der Dichter will „dem Gedanken" ein Streiter sein; feiert die „Wonne der Erkenntniß", die selige Lust der reiheit und ruft mit vollem Rechte am Schlusse aus:

Tag wird's in den Landen werden,
Ist es in den Herzen Tag!

Diese Klänge „aus dem Wupperthale" sind um so freulicher, je überraschender sie gerade von dorther komen. Rittershaus feiert auch sein Heimatthal. Er gibt zu

daß Nacht und Trug
In ihm die Segel frei entfalten,
Doch gibt's der Seelen auch genug,
Die zu des Lichtes Fahnen halten.

Er feiert die junge Dichterschule „von der Wupper", e echten Priester der Kamönen, Schults und Röber, nd wir wollen dieser freundschaftlichen Begeisterung, enn sie auch allzu kräftig in die Saiten greift, gern r Recht lassen. Möge die Poesie zwischen den Leinwandbleichen der Wupper und den Conventikeln der Pietisten fröhlich erblühen und neben den Missionstractätlein auch manches freie Blatt von dort in die Lande flattern lassen, eine Taube mit dem Oelzweig, welche Kunde gibt, daß sich „die Wasser" allmälig verlaufen und wieder die feste schöne Erde zum Vorschein kommt!

Die „Gedichte von einem Kurländer" mögen zum Beweis dienen, daß auch dort im Arndt'schen „deutschen Vaterlande", bei den äußersten östlichen Vorposten deutscher Sprache und Bildung, die Poesie nicht vergessen wird. Es ist freilich nur ein poetisches Schilderhäuschen, das wir hier vor uns sehen, mit bekannten Farben angestrichen; aber der Dichter hält doch Wache bei dem Palladium jener künstlerischen Form, das unsere Classiker uns erobert. Sonst haben diese Gedichte keinen besonders hervorstechenden Charakter und bewegen sich in einer Gefühlswelt, die theils wenig Neues bietet, theils eine allzu sentimentale Färbung hat. Das Reich der Gedanken und die Geschichte wird nirgends berührt — das spricht für die gedrückte Stimmung der engern Heimat, welcher der Dichter angehört.

Die Gedichte von Curt Oswalt: „Aus voller Seele", tragen ebenfalls kein besonderes charakteristisches Gepräge; es sind Sprachstudien, denen oft ein glücklicher Wurf gelingt. Ueberdies fühlt man es ihnen an, daß sie wahrhaft empfunden sind und wirklich „aus voller Seele" kommen. Doch dies reicht nicht aus, ihnen einen höhern künstlerischen Werth zu geben. Das Ueberströmen der „vollen Seele" schafft noch kein Kunstproduct. Fülle, Wärme, Glut der Empfindungen dürfen zwar keinem Dichter fehlen, aber zum Dichter macht ihn erst die Gabe, diesen Empfindungen einen künstlerisch schönen, einen originellen Ausdruck zu geben, ihnen das Siegel einer bedeutenden Individualität aufzudrücken. Möglich, daß der junge Dichter auch dies höhere Ziel erreicht, denn es fehlt ihm weder an Wärme der Empfindung noch an Sprachgewandtheit; aber diese ersten Gedichtsammlungen, in denen man sich jugendliche Erlebnisse von der Seele schreibt, sind noch zu sehr von künstlerisch unverarbeiteten Eindrücken abhängig. Wer die Bäume nach einem Frühlingsgewitter schüttelt, dem fallen nur Tropfen, keine Früchte herunter! Was aber mehr der epischen Dichtweise angehört, die Balladen und Romanzen, das klingt wieder allzu sehr an romantische Muster an. Die Nixen spielen eine zu große Rolle darin, und es ist zu befürchten, daß, wenn der poetische Froschlaich der „Undine" in gleicher Weise wie bisher fortwächst, nicht blos Fischerknaben, Ritter, Sänger, sondern unsere ganze Poesie ins Wasser gezogen werden wird. Unter den „Liebesgedichten, Träumen und Bildern" in dieser Sammlung findet sich indeß manches Ansprechende, und zum Beweis, wie Curt Oswalt die Sprache melodisch zur Trägerin einer Stimmung zu machen und diese Stimmung wieder in einem klaren, anmuthigen Bilde festzuhalten

weiß, theilen wir die folgende Barcarole mit, die zu den beſten Gedichten der Sammlung gehört:

Schaukle, Gondel, ſchaukle
Durch das Meer,
Leichte Welle, gaukle
Um mich her.
Mir iſt ums Herz ſo heiter;
Ertöne, Saitenſpiel!
Mein Ruder, treib' mich weiter
Zum nahen Ziel!

Schau, was doch die Sterne
Silbern glüh'n;
Möchten freilich gerne
Mit mir zieh'n.
Dort lauſcht die Liebevolle
Im buſchumkränzten Haus,
Beim Klang der Barcarole
Tritt ſie heraus.

Freundlicher Geſelle,
Voller Mond,
Der dort oben helle
Lachend wohnt,
O leih' mir deinen Schimmer
Auf nachtumhüllter Flut,
Du wareſt ja doch immer
Verliebten gut.

Traue nicht der Glatten
Falſchem Sinn,
Suche dort die Schatten,
Sie und ihn!
Dort hinter der Gardine
Treibt ſie verliebten Scherz —
Zerbrich, o Mandoline,
Zerbrich, o Herz!

„Engelhart und Engeltrut" von N. Hocker behandelt einen mittelalterlichen Sagenſtoff und zwar in jener für unſere Zeit ziemlich veralteten Weiſe, welche die Wendungen der Sprache ſelbſt den altdeutſchen Meiſtern nachahmt und dem Pegaſus zu ſeinem Trabe Ofterdingen's und Eſchenbach's verlorene Hufeiſen anſchlägt:

Der König hielt in Ehren
Das Freundespaar auf's beſt';
Er ſchenkte reiche Wehren
An ſeine lieben Gäſt';
An Kleidern und an Spangen
Sie wurden überreich;
Worauf nur ihr Verlangen,
Das wurde ihnen gleich.

Wir haben aufs Gerathewohl den erſten beſten Vers herausgegriffen, um die ſprachliche Form dieſer Dichtung zu charakteriſiren, welche für unſere Zeit doch faſt nur wie poetiſches Kinderlallen klingt. Dabei ſind die eigentlichen Angelpunkte der Handlung ſo wenig hervorgehoben, daß man ſich nur mit Mühe über den Zuſammenhang des Ganzen orientirt. Hierzu kommt, daß die Kataſtrophe unſerm Empfinden widerſteht, indem die Freundſchaft auf eine Höhe hinaufgeſchraubt iſt, wo ſie abenteuerlich und unſinnig wird. Daß hinterdrein ein Wunder geſchieht, um die Sache wieder ins Gleiche zu bringen, kann uns mit der That ſelbſt nicht verſöhnen. Daß ein Freund ſein Leben dem andern zum Opfer bringt, das iſt eine Höhe der Freundſchaft, an welche wir durch Sagen des Alterthums gewöhnt ſind. Daß aber ein Freund ſeine eigenen Kinder zum Opfer bringt, um das Leben des Freundes zu retten: das iſt eine unnatürliche Uebertreibung, und es zeigt ſich auch hierin, wie das Mittelalter das geſunde Maß des Empfindens verloren hatte und die formale Treue hoch über den ſittlichen Inhalt ſtellte. Das Verhältniß eines Vaters zu ſeinen Kindern iſt viel ſittlicher und tiefer begründet als irgendein Freundſchaftsband, und wenn der Witz des Zufalls mich in eine Colliſion bringt, in welcher ich mein gegebenes Wort nur durch eine nichtswürdige Gräuelthat löſen kann, ſo werde ich eher mein Wort brechen als die Gräuelthat begehen. So denkt gewiß die geläuterte Sittlichkeit, welche jene Ueberſchwänglichkeit der ritterlichen Loyalität, die ins Unmenſchliche und Barbariſche ausartet, aufs entſchiedenſte zurückweiſt. Barbariſch aber iſt es beſonders, wenn der Freund, dem zuliebe ein ſolches Molochsopfer gebracht iſt, hinterdrein der That ſeine gemüthlichen Lobſprüche ertheilt. Man leſe in „Engelhart und Engeltrut" die betreffende Stelle. Der Freund iſt ſchwer erkrankt, nur durch das Blut von Kindern zu retten; er verlangt das Opfer vom Freunde zur Erfüllung des gegebenen Gelübdes als dankbaren Gegendienſt. Der Vater ſträubt ſich natürlich anfangs, ſeine eigenen Kinder zu morden; doch der Freund hält ihm darauf folgende Rede über die „Treue":

Das Wort des Mannes ſtehet
Als Fels im wilden Meer;
Kein Hauch iſt's, den verwehet
Ein bloßes Ungefähr,
Kein Rohr iſt's, das ſich beuget
Des Lebens wildem Sturm,
Kein Halm iſt's, der ſich neiget:
Im Staube kriecht der Wurm!

Die echte Treue dauert
Noch über Zeit und Grab,
Ob auch das Leben ſchauert
Der Freude Blüten ab.
Sie hält trotz allem Leiden,
Sieht auch kein Opfer an:
Leb' wohl, wir müſſen ſcheiden,
Du biſt kein treuer Mann!

Dieſe Rede, in welcher der Mord der eigenen Kinder ziemlich deutlich als ein „bloßes Ungefähr" hingeſtellt wird, übt eine große Wirkung auf den Andern aus:

Da iſt's um ihn geſchehen,
Er hebt das ſcharfe Schwert,
Und mit dem Schlag, dem jähen,
Es durch die Lüfte fährt.
Da rieſelt in die Wanne
Der Kinder friſches Blut.
Das that dem kranken Manne
Zur ſelben Stunde gut,
Er fühlt ſich neugehoben,
Gar wunderbar erquickt,
Daß er dem Freund mit Loben
Und Dank die Rechte drückt u. ſ. w.

Welch ein ritterlicher Kannibalismus!

Was die „Legenden" von Karl Simrock betrifft, ſo finden wir auch in ihnen des echt Poetiſchen nicht viel. Es bedarf zu ihrem vollen Genuſſe eines Standpunkts,

en nur ein Theil des Publicums einnimmt; denn wer iese Ueberlieferungen nur vom dichterischen oder sittlichen esichtspunkte aus ansieht, der findet in ihnen zu viel edeutungslose Aeußerlichkeit, zu wenig Kernhaftes, was en ganzen Menschen zu erquicken vermag. Es ist wahr, ir finden ebenso viel Naives wie Absonderliches darin, as Meiste aber ist einer künstlerischen Läuterung gar icht einmal fähig. Die Behandlungsweise von Simrock t zu loben; er läßt die Naivetät der Sagen zu ihrem ollen Rechte kommen und unterbricht sie niemals durch eflexionen, die freilich auch solchen Stoffen gegenüber ber den anzustimmenden Ton in Verlegenheit setzen ürden. Ohne geschmacklos zu werden, wie es in der erhererwähnten Dichtung der Fall ist, sucht Simrock t mancherlei Anklängen dem alterthümlichen Geist, aus elchem diese Sagen entsprungen, auch in der Form ge- cht zu werden. In der letzten größern Legende „St.- ylvester" behandelt er die Nibelungenstrophe, welche hland und die schwäbischen Dichter etwas am Spalier ezogen, ganz in der alten, naturwüchsigen Weise. Es ist icht zu leugnen, daß diese Strophe durch die großen reiheiten, die sie gestattet, malerisch wirken kann; aber enso wenig darf man verkennen, daß ein metrisch ge- ldetes Ohr in Verlegenheit kommt, aus diesen willkür- chen sechs Hebungen und Senkungen, wo trochäisches nd jambisches Maß bunt durcheinander spielt und bis- eilen ein schwerer Spondeus sich mittenhinein schiebt, n metrisches Grundgesetz herauszuhören. Was den nhalt der großen epischen Legende betrifft, so erinnert an das von Heinrich Heine im „Romanzero" geschil- rte Wortduell zwischen den Juden und Christen, nur aß bei Simrock Alles sehr ernst aufgefaßt, in der Breite r Behandlung aber entschieden langweilig ist. Dog- atische Streitigkeiten mit der bei ihnen unvermeidlichen ophistik sind immer unpoetisch. Auf Kaiser Konstan- n's Antrieb oder vielmehr infolge eines Schreibens, das ine Mutter Helena, eine große Verehrerin des Juden- ums, an ihn erließ, versammeln sich in Rom die er- chteten Führer der Juden, um ihre Zweifel an der ristlichen Offenbarung darzuthun, Zweifel, welche Papst ylvester alle siegreich widerlegt. Was die Juden vor- ingen, sind Fragezeichen des gesunden Menschenverstan- s, ungedruckte „Wolfenbüttler Fragmente"; der Papst er schlägt sie durch theologische Gelehrsamkeit, beson- rs durch den Hinweis auf die messianischen Verheißun- n des Alten Testaments. Das Zünglein der Wage wankt indeß, da keine Partei für besiegt gelten will. in jüdischer Zauberer Zambri will Jehovah's Macht auf leuchtendere Weise als durch bloße Wortgefechte be- eisen; er will den stärksten Stier dadurch tödten, indem ihm den Namen, der diesem Gott geweiht ist, ins hr raunt. Ein wilder Stier wird hereingebracht; der auberer flüstert ihm den geheimnißvollen Namen ins Ohr nd der Stier fällt todt zu Boden. Allgemeines Staunen r Christen; großer Jubel der Juden. Papst Sylvester er fragt ihn, ob er ihn auch wieder lebendig machen nne? Tödten könne auch ein böser Geist, aber das Le- benswort stamme von Gott. Zambri pocht auf seine unblutige Fleischerkunst und ersucht den Papst, doch selbst mit der Hülfe seines Gottes den Stier wieder ins Leben zu rufen. Der Papst sträubt sich anfangs gegen diese äußerliche Wunderthäterei, dann aber erfleht er sich diese Gnade von Gott als entscheidendes Beweisstück zur Bekehrung der Juden, und siehe da, der Stier ersteht auf sein Wort von den Todten, und was das Wunderbarste ist, er brüllt nicht einmal, er ist vollkommen sanft und zahm geworden. Nach diesem glänzenden Beweis für die Macht des christlichen Gottes lassen sich alle Juden und auch viele Heiden taufen. Hier ist für die Breite der Form zu wenig innerer Gehalt. In andern Legenden, wie z. B. „Die Felsenkirche zu Oberstein", ist wieder das Burleske in der Motivirung tragischer Handlung störend. Ein Bruder erschlägt den andern, weil dieser ihm einen scheußlichen Kater in den Stiefel gesteckt, während er gerade gegen Katzen einen unbezwingbaren Abscheu hegt. Zur Buße baut der Brudermörder eine Kirche. Andere, wie „Unsers Herrgotts Affe", sind in ihrer Naivetät cynisch; nur wenige so anmuthig wie z. B. „St.-Itha", oder so schalkhaft liebenswürdig wie „Bamberger Wage":

Zu Bamberg auf des Kaisers Grab,
Der einst der Welt gebot,
Der ihr Gesetz und Rechte gab
Und hielt bis in den Tod,
Ein Denkmal hat man ihm geweiht,
Das Denkmal ist von Stein:
Da thronet hoch Gerechtigkeit;
Die soll auch steinern sein.

Die Wage hält sie in der Hand,
So ziemt's der edeln Frau,
Die gleiches Recht ertheilt dem Land
Und allem Volk genau.
Doch Eins befremdet euch zu seh'n:
Daß, wie sich deutlich zeigt,
Die Zunge, statt gradein zu steh'n,
Sich Einer Seite neigt.

Und eine alte Sage spricht,
So hat man mich belehrt,
Verbürgen kann ich's freilich nicht,
Doch scheint's beachtenswerth:
Wenn einst der Wage Züngelein
Sich mitten inne stellt,
Das soll ein sich'res Zeichen sein
Vom Untergang der Welt.

Drum glaubt nicht, was Propheten lang
Schon in die Welt posaunt:
Es ist zu nahem Untergang
Die Welt noch nicht gelaunt.
Posaunen Jerichos, der Schall
Euch viel zu früh entquillt:
Ihr seht ja, daß noch überall
Bamberger Wage gilt.

Rudolf Gottschall.

Der Schweizerchroniſt Egidius Tſchudi.

Egidius Tſchudi als Staatsmann und Geſchichtſchreiber. Ein Beitrag zur Schweizergeſchichte des 16. Jahrhunderts von Jakob Vogel. Mit dem lithographirten Bildniß E. Tſchudi's. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 1850. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Das patriciſche Schweizergeſchlecht Tſchudi, aus dem Lande Glarus ſtammend — der Stammbaum wird bis zum Jahre 906 hinaufgeführt —, hat bis auf die Gegenwart eine Reihe theils mehr theils minder ausgezeichneter Männer hervorgebracht; man begegnet dem Namen Tſchudi auf den Schlachtfeldern des Heldenzeitalters der Schweiz, in den Annalen der Staatsgeſchichte und der Diplomatie, ſowie in den Reihen der Männer der Wiſſenſchaft; ſein Ruhm reicht weit über die Grenzen des Stammlandes hinaus: ſelbſt Peru ehrt in unſern Tagen den Johann Jakob von Tſchudi als ausgezeichneten Naturforſcher und Reiſebeſchreiber, während Friedrich von Tſchudi's Werk „Das Thierleben der Alpenwelt" mit Recht als eine claſſiſche Leiſtung im In- und Auslande betrachtet wird.

Von den Männern der frühern Jahrhunderte aber, die aus dem Geſchlechte der Tſchudi ſtammten, hat keiner eine größere Berühmtheit erlangt als der Schweizerchroniſt Egidius Tſchudi — in der Volksſprache Gilg Sudi geheißen —, dem Johannes von Müller einen ſo hohen Werth beilegte und deſſen Leben Ildephons Fuchs 1805 beſchrieb. Da nun in der neueſten Zeit die Autorität dieſes Chroniſten von Kopp angezweifelt ward und Fuchs den katholiſchen Standpunkt bei der Beurtheilung deſſelben zu ſehr durchblicken ließ und insbeſondere gar Vieles in Bezug auf die einzelnen, dem Egidius Tſchudi beigelegten Schriften einer kritiſchen Prüfung zu bedürfen ſchien, ſo unternahm es der Verfaſſer, nach den umfaſſendſten und fleißigſten Studien der wiſſenſchaftlichen Welt ein Werk vorzulegen, in welchem die Bedeutung jenes Mannes in ihr wahres und verdientes Licht geſtellt werden ſoll. Und wir glauben den Verſuch für gelungen erklären zu müſſen; und nicht blos die Schweizergeſchichtſchreibung, ſondern auch die deutſche darf denſelben willkommenheißen, umſomehr, da auch er ſich als einen Beitrag zur Charakteriſtik der unbeſtreitbar höchſt merkwürdigen Reformationsperiode kundgibt, einer Periode, von welcher unſer Verfaſſer die würdigſte Vorſtellung hat und ein ebenſo treffendes Bild entwirft.

Die Reformation muß als eine mächtige Revolution in der Entwickelung des Menſchengeiſtes betrachtet werden, als ein Jahrhunderte hindurch ſich vorbereitender Umſturz der mittelalterlichen Weltanſchauungen und Inſtitutionen; ſie geſtaltete ſich zu einer Emancipation des menſchlichen Geiſtes um, und mit ihr beginnt erſt, wie ein franzöſiſcher Schriftſteller ſich ſehr wahr ausdrückt, die Geſchichte der Ideen des neuern Europa. Die Bewegung des 16. Jahrhunderts iſt darum auch nicht ausſchließlich das Werk der Reformatoren im engern Sinne des Worts, ſondern das Reſultat des geiſtigen Fortſchritts der Menſchheit überhaupt. Die reformatoriſche Umwälzung beſchränkte ſich alſo auch nicht allein auf das religiöſe Gebiet: in allen Verhältniſſen des Lebens, im Staat, in der Wiſſenſchaft, in der Kunſt zeigte ſich während der Uebergangsperiode aus dem Mittelalter in die Neuzeit das Streben nach neuen freiern Formen des Daſeins; und die Kämpfe der Gegenwart ſind nichts Anderes als die Fortſetzung der geiſtigen Bewegung des 15. und 16. Jahrhunderts, der Reformationsperiode im weitern Sinne. Dieſe Anſchauungen erleiden aber nicht blos ihre Anwendung auf das Stammland der Reformation, auf Deutſchland, ſondern auch auf das Vaterland des Verfaſſers. Auch für die Schweiz war die reformatoriſche Bewegung ein epochemachendes Ereigniß, weil durch dieſelbe die Eidgenoſſenſchaft von dem politiſchen Schauplatz abgelenkt und in veränderte Verhältniſſe hineingedrängt ward. Jene Periode der Schweizergeſchichte zeigt ebenſo gut als die Geſchichte der Deutſchen, daß die politiſchen Ereigniſſe nur als die Außenſeite, die geiſtige Entwickelung eines Volks dagegen als der eigentliche Kern ſeiner Geſchichte betrachtet werden müſſe. Und der ſchweizeriſche Geſchichtſchreiber Schuler hat nicht Unrecht, wenn er ſagt: „Die neuern Schweizerlandsgeſchichten ſind zwar angefüllt mit Erzählungen von Unruhen, Streit und Krieg, aber wie wenig enthalten ſie von der innern Lebensgeſchichte des Volks und beſonders ſeiner edeln Männer und was ſie thaten und wirkten, vom religiös-ſittlichen, vom bürgerlichen und häuslichen Leben! Um nur das Reformationsjahrhundert anzuführen, was erzählen ſie z. B. von den Jugendbildnern, wie Glarean, Plater, den Kirchenlehrern, wie Bullinger, Borromäus, Valentin Tſchudi, Caſtelberg, Johann von Travers, vom Geſchichtſchreiber Tſchudi und dem Naturforſcher Geßner, von Staatsmännern, wie Golder, Amberg, Luſſi, Steiger, Roſet, Lavater und ſoviel andern Weiſen und Edeln jedes Standes!"

Unter den Jugendlehrern unſers Tſchudi befand ſich auch Zwingli; allein dieſes Pietätsverhältniß löſte ſich gänzlich, da der Schüler um keinen Preis den reformatoriſchen Bewegungen ſich anſchließen mochte; und er blieb ihnen in der That vorzüglich aus politiſchen Gründen immer abhold: er kann in dieſer Beziehung mit dem Nürnberger Chriſtoph Scheurl II. verglichen werden. Wir leſen in dieſer Beziehung bei unſerm Verfaſſer Folgendes: „Egidius Tſchudi blieb der katholiſchen Kirche treu. Darin wurde er nicht blos durch das Vorbild Glarean's beſtärkt — dieſer behauptete überhaupt unter allen ſeinen Lehrern den vorwiegendſten Einfluß — ſondern ſeine ganze Geiſtesrichtung machte ihn zu einem eifrigen Anhänger des alten Glaubens. Tſchudi's Herz war empfänglich für alles Große und Schöne, an den Idealen ſeiner Jugend, an ſeinem geliebten Lehrer hing er mit aufrichtiger Begeiſterung. Die republikaniſchen Tugenden der alten Griechen und Römer, mit deren Schriften er aufs genaueſte vertraut war, erregten in ihm Bewunderung und die Sehnſucht, durch Verdienſte um das Vaterland ſich dereinſt einen Namen zu erwerben. Von dem Wiederaufleben der claſſiſchen Studien, von der neuerwachten Thätigkeit auf allen Gebieten des Wiſſens erwartete auch Tſchudi eine Umgeſtaltung der beſtehenden Verhältniſſe. Außerdem beſaß Tſchudi eine heilige Scheu vor den Formen und Satzungen, welche die Verehrung von Jahrhunderten geheiligt hatte, und das ungezügelte Niederreißen des Alten war in ſeinen Augen ein ebenſo arger Gräuel als die gegenſeitigen Befehdungen und Beſchimpfungen hadernder Theologen. Was aber unſern Tſchudi der Reformation am meiſten abgeneigt machte, das war die Trennung, welche dieſelbe unter den Eidgenoſſen hervorrief. Durch gründliche Studien mit der Geſchichte und dem Ruhme ſeines Vaterlandes vertraut und nichts dringender wünſchend als die Wahrung der Größe deſſelben, feſt entſchloſſen, zugleich nach Kräften die Ehren des Schweizerlandes zu erhöhen, ſah er durch Zwingli's Beginnen die Eidgenoſſenſchaft in zwei feindliche Lager getrennt und durch gegenſeitige Eiferſucht in weiterer Kraftentwickelung nach innen wie nach außen gelähmt. Tſchudi war allerdings nicht blind gegen die Uebelſtände ſeiner Kirche, aber er wollte keinen gewaltſamen Umſturz der Dinge. Darum erblickte er in ſeinem ehemaligen Lehrer und Freunde Zwingli den Mann, der die Söhne ſeines Vaterlandes «zertrennet» und zur Zwietracht verführt habe." Zu dieſem Urtheile über Tſchudi iſt unſer Verfaſſer durch ein ſorgfältiges Studium der Schriften und Briefe deſſelben gelangt.

Was nun unſern Tſchudi als Hiſtoriker anbetrifft, ſo hat ihn der Verfaſſer auf dem hohen Standpunkte einigen neuern Kritikern gegenüber zu erhalten geſucht, auf den ihn ſchon im 17. Jahrhundert Guillimar und Hottinger und in den beiden jüngſten Jahrhunderten Johannes von Müller, Schiller, Goethe, Meier u. A. geſtellt haben: er iſt und bleibt eine der erſten und größten, aber auch zuverläſſigſten geſchichtlichen Autoritäten des Schweizervolks. Höchſt verdienſtlich iſt es aber, daß der Verfaſſer eine kritiſche Sichtung von Tſchudi's außerordent-

ch zahlreichen Schriften und handschriftlichem Nachlaß vorgenommen und dieses revidirte Verzeichniß derselben seinem Buche eigegeben hat. Der bei weitem größte Theil von Tschudi's chriften befindet sich in St.-Gallen, wo bekanntlich so viele dere werthvolle Literaturschätze liegen. Der Verfasser hat brigens sein Buch seinem Lehrer Hottinger, Professor in Zürch gewidmet: der Lehrer darf sich dieses Schülers freuen.

94.

---

in Seelengemälde. Von E. Merx. Drei Bände. Königsberg, Samter. 1855. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Wo auf dem Gebiete der Geistescultur eine Idee hervorit, welche dem Bekannten und Gewohnten eine neue Bahn ffnet, da bleibt auch der Kampf nicht aus. Nicht allein änner, die sich berufen erachten, für das Bestehende in die hranken zu treten, nicht allein eine strebende Jugend, die der neuen Idee ihre blühende Kraft entwickelt, eilen dem mpfplatze zu, sondern auch Jene, die still daheim in sich bst eifrig einem verläßlichen Halt nachstreben, sind nicht sel- einem, vielleicht dem schwersten Kampfe verfallen, und wie ele mögen demselben erliegen! Aber das ist nun einmal ht anders. Die Ideen wandeln schonungslos ihre Bahn, bekümmert um den Einzelnen, den sie mit sich fortreißen r zertreten. Es ist von gewisser Seite betrachtet wirklich ßt human, die in sich selbst Ringenden beschwichtigend darauf zuweisen, daß sie bisher doch ganz glücklich mit dem beidenen Theil gewesen und damit auch wol bis zum Lebens- e ausreichen würden; überhaupt auch sei es am gerathen-, Männer von Fach die Sache austragen zu lassen, wo n immer noch Zeit bleibe, das beste Theil zu erwählen. rgleichen gutgemeintes Bereden ist jedoch meistens da verwendet, wo es sich um eine Entscheidung im Conflict zwin Glauben und Wissen handelt. Jener ist älter als dieses, die Form, in welcher er ausgesprochen werden soll, ist mit bürgerlichen und staatlichen Leben nun einmal so verwachdaß es nicht etwa ein Ehrenpunkt, sondern viel mehr noch Gewissensache geworden ist, nicht daran zu rütteln. Denrüttelt die Wissenschaft daran, und trifft sie damit auf n Mann, so mag dieser sehen, wie er den Glauben oder Wissen bewältigt. Ihm bleiben ja Mittel genug, auf ndeiner Seite sich oben zu erhalten, und vermag er das t, so war er vielleicht ein Schwächling. Anders steht es der Frau. Ihre Stellung in der Gesellschaft, ihre Lebensgabe ist eine durchaus andere. Das lebt auch mehr oder iger klar in ihrem Bewußtsein, und darum ist es trotz Emancipationen immer noch eine Seltenheit, Frauen vom udel jener Kämpfe hingerissen zu sehen. Da wo es geht, sind unter zehn Frauen neun verloren; sie sind ausßen, denn sie passen nirgends hin, und stehen sie, wie genial, gar im Verdacht der Genialität, so sind sie noch mmer daran, denn Genialität kommt bekanntlich selbst dem ne meistens theuer genug zu stehen. Eine Frau aber, diesem Uebel behaftet, thut am besten, sich nach einer ßlänglichen Quarantäne umzusehen.

Die Verfasserin des vorliegenden Buchs, schon durch frü- Schriften bekannt, führt uns eine solche Frau vor. Ihre chichte beginnt mit dem zweiten Bande. Der Vater, ein ischer Edelmann, findet seinen Untergang in den Bestrezen, das russische Joch zu sprengen. Die Mutter, eine sche Sängerin, ist damit an ihre frühern Triumphe verin, und das Theaterpublicum ist noch immer ein dank. Da ist ihr das Kind unbequem. Kamilla wird einer ner Erziehungsdame übergeben und damit einem trostlosen ndleben verpfändet. Sie wird, wie so oft im Leben, zerrt. Kamilla's Mutter, die weit über die Zeit sich für gehalten, muß doch endlich das Theater aufgeben. Sie erinnert sich ihrer Tochter, und diese ist nun Gesellschafterin einer dem nahen Tode entgegenkrankenden Frau, die endlich doch an den Himmel und eine angemessene Stellung zu demselben denkt. Für diesen Zweck ist ihr Lager von Büchern umgeben, wie sie zu Tausenden auf dem Felde von Furcht und Hoffnung ihre Seelenernten halten. Kamilla muß vorlesen, und hier ist eigentlich der Punkt, von welchem aus sie in ein Leben voll Kampf und Untergang hinausgeschleudert wird. Nach dem Tode der Mutter findet sie ein Asyl bei einem Geistlichen, dessen Leben als interessante Episode eingeflochten ist. Da erscheint unter den Amtsbruderbesuchen auch ein alternder Baron, der sich für gut genug gehalten hat, Leib und Geist an den Genüssen dieser Welt zum abschreckenden Schatten abzuschleifen, und nun sich mit Werken der Wohlthätigkeit einlullen läßt. Kamilla ist bereits so fromm geworden, daß eine Verbindung mit dem Widerwärtigen leicht genug als ein Fingerzeig des Himmels erscheint. Wie aber wol kaum mehr geirrt ist, als in solchen Fingerzeigen, so auch hier. Ein Doctor Felix Bartholdy, in dem man ganz richtig einen Juden wittert, erscheint, und seiner siegenden Persönlichkeit stürzt eine Schranke nach der andern. Kamilla lernt nun andere Bücher kennen — wir nennen nur Feuerbach —, und mit dem Kampfe, welchen sie anfachen, erwacht auch die eigenste menschliche Natur des Weibes. Kamilla sah mehre Männer ihrer Schönheit, ihrer Jugend, ihrem Geiste huldigen, lieben konnte sie nur Bartholdy. Beiläufig bemerkt: es ist wol mehr als Zufälligkeit, daß in dem Buche fast überall Personen in Liebe sich finden, die mit schwarzem Haar ausgestattet sind. Das findet sich freilich da, wo äußere Verhältnisse Verbindungen knüpfen, und in südlichen Ländern, wo dunkles Haar vorherrschend ist; wo aber freie Wahl sich geltend machen kann, folgen die Geschlechter fast unwillkürlich ihrer Neigung zum Gegensatze. Die Verfasserin scheint jedoch schwarzes Haar für das schönste zu halten, in demselben wol auch einen entschiedenern Charakter angedeutet zu finden. Dann aber ist Kamilla ein Irrthum der Natur, denn ein Charakter ist sie nicht. Doch genug! Auch würde der zugemessene Raum überschritten werden müssen, sollte die Relation dem Buche Schritt vor Schritt folgen und selbst nur alle Personen vorführen, die auf Kamilla's Sein mehr oder weniger einwirken durch Leidenschaft oder Berechnung.

Der Schattengemahl ist gestorben; Bartholdy, der ein starkes freies Weib wollte und in Kamilla sich getäuscht zu haben glaubt, ist verschwunden. Sie erhält die Nachricht, er sei am Mississippi gestorben, und nun erst erkennt sie klar, daß sie ihn geliebt, daß sie durch seinen Verlust allein auf sich selbst verwiesen sei. Sie macht große Reisen; ältere und jüngere Männer huldigen ihr, und unter den letztern tritt endlich der Katholik Emanuel, dem geistlichen Stande sich widmend, hervor. Mit ihm beginnt der erste Band. Emanuel, mit Geist und Herzen dem an Symbolen reichen Cultus seiner Kirche schwärmerisch lebend, ist wol eben deshalb der Liebe leicht zugänglich; allein, wie früher Bartholdy ein freies Weib wollte, so will Kamilla jetzt einen freien Mann. Sie ist älter, erfahrungsreicher als Emanuel und schon darum ihm gefährlich. Sie entläßt ihn mit schimmernder Hoffnung, aber auch mit einem Seelenkampfe, welchem er vielleicht erliegt. Kamilla, welche Leben und Liebe in tausend Gestalten an und in sich vorübergehen sah, hat aus allen Erfahrungen keinen innern Halt gewonnen. Sie glaubt ihn entdeckt zu haben, wenn sie alle Verbindungen, in denen sie wie in einem Zaubernetze gefangen war, aufgibt und in ländlicher Abgeschiedenheit jener idyllischen Ruhe lebt, die in jedem Menschen wenigstens einmal ein so liebliches Bild aufrollt. Kamilla's Neffe, Werner, nur wenige Jahre jünger als sie, eröffnet ihr ungeachtet des Widerspruchs seiner Gemahlin und anderer Personen, die in der Ruhesuchenden einen Gegenstand der Furcht, der Verachtung sogar erblicken, das gewünschte Asyl in einem Jägerhause. Werner zerfällt mit seiner Gemahlin und endlich verläßt er sie, um Kamilla auf einer Reise zu begleiten. Wir

finden sie in Thüringen wieder, wo sie auf einer Bergwanderung vom Gewitter überfallen werden. Kamilla wird krank nach dem Gasthofe der Stadt gebracht. Hier aber ist auch der längst todtgeglaubte Bartholdy erschienen und zwar in einer auffallenden, doch wohl erklärlichen Umwandlung. Er ist nämlich Missionar der Irvingianer. Die Scene, wo er in reichem Priesterornat einer wenigstens von Neugierde herbeigezogenen Gemeinde als Abgesandter eines neuen Gottes predigt; wo Kamilla, ihrer Wärterin entschlüpft, zu seinen Füßen niedersinkt; wo er sich abwendet, sie von sich stößt und sie, dem Kampf, dem halbtodten Zustand eines auch früher schon sie mehrfach befallenden Krampfes erliegend, davongetragen wird — ist so düster, so wild, so wenig menschlich, daß sie die Grenze des Schönen überschreitet, wenn man auch ihre Möglichkeit und damit ihre Wahrheit zugeben kann. Ueberhaupt verliert von diesem Augenblick an, wo das Buch zum Schluß eilt, das Interesse an demselben. Kamilla wird vom Blitz getödtet, und wie damit der Knoten zerhauen ist, so mag auch die Schar der Gläubigen leicht wieder an den alten Glauben erinnert werden, der einen Unbußfertigen vom Teufel holen läßt. Wirklich geht auch Alles in die Kirche; Werner versöhnt sich mit seiner Gemahlin; eine Copulation findet statt, und damit ist man wieder in die gewohnten Gleise des Alltagslebens hineingugirt. Nun freilich, das ist denn auch so der Verlauf in dieser unvollkommenen Welt, nur befriedigt er da nicht, wo wir genöthigt werden, uns an Fragen zu betheiligen, die schon seit Jahrtausenden den Erisapfel in das Menschenleben geschleudert haben.

Sehen wir noch ein mal auf die Hauptperson Kamilla zurück, auf die sich vorzugsweise der Titel des Buchs „Ein Seelenleben" bezieht. Oben schon ist gesagt, sie sei kein Charakter. Ein solcher müßte sich bei ihrem Geist und dem Reichthum äußerer Einflüsse nothwendig in ihr entwickeln, um den letztern mit freierer Entschiedenheit sich hinzugeben oder gegenüberzustehen. Sie ist aber sogar körperlich krank, und wie ein solcher Zustand auch auf den Geist, die freie Selbstbestimmung hemmend, influirt, so weckt er dem Mann gegenüber eine eigenthümliche Abneigung, die bei dem starken Mann sich als Mitleiden äußert, dagegen bei allen übrigen, nur der schönen Hülle fröhnend, eine verwerfliche Lüsternheit weckt. So ist Kamilla denn freilich sehr unglücklich und hat gerechten Anspruch auf Theilnahme und Anerkennung so manches Edeln und Reinen im Conflict mit dem Troß jener Menschensorte, dessen Maßstab zur Würdigung eines Lebens nicht länger ist als seine Nase. Wir hätten ihr ein versöhnenderes Ende gewünscht.

Bei dem Allen gewährt jedoch das Buch ein vielseitiges Interesse schon dadurch, daß die vielbegabte Verfasserin mit wenigen Zügen klar zu individualisiren weiß. Wollte sie ihren Reichthum mehr zurathe halten, sich nur auf die nothwendigen Personen beschränken und damit schon Anlage und Durchführung ihrer Conceptionen vereinfachen — denn das vorliegende Buch kann mit Clemens Brentano's „Godwi" als verwilderter Roman bezeichnet werden —, so würde sie gewiß einen noch viel größern Freundeskreis gewinnen, und das muß einer Dame, die sich einmal entschlossen hat, zu dem Publikum zu reden, doch höchst angenehm sein. Beiläufig sei noch näherer Erwägung empfohlen, ob es wirklich angemessen sei, den Romanpersonen Namen wirklich existirender Familien zu geben. Dergleichen kann gar leicht widerwärtige Erörterungen, in der Unantastbarkeit des Namens begründet, veranlassen. 50.

Aus dem prager Literaturleben.

Wenn es einen Lavater der Städtephysiognomien gäbe, so würde er Prag gewiß zu jenen Städten zählen, deren Ruf besser ist, als sie verdienen. Prag genießt unter den östreichischen Provinzialstädten den Ruf der Gediegenheit in literarischen Dingen. Aber der Vorrang, den man Prag den übrigen Städten Oestreichs gegenüber einräumt, ist fast nur ein negativer und will nicht mehr bedeuten, als daß in Prag weniger mittelmäßiges Zeug auf den Markt gebracht wird und die literarische Quacksalberei weniger zu Hause ist als in den übrigen Städten Oestreichs. In diesem Punkte müssen wir Prag sogar den Vorrang vor der schreibseligen Metropole des Reichs geben. Wer aber von dem altehrwürdigen Charakter, den Prag in monumentaler Beziehung trägt, schon auf die Gediegenheit der literarischen Bestrebungen rückschließen wollte, würde einen groben Fehler begehen. Daß Prag indeß dennoch eine literarische Stellung unter den deutschen Städten und zwar eine bedeutungsvollere als manche der deutschen Residenzstädte einnimmt, hat zunächst in der Strebsamkeit einzelner Verlagsbuchhandlungen seinen Grund, die durch Publicationen der letzten Jahre jedenfalls eine bessere Geschmacksrichtung bekundeten als ihre wiener Collegen.

Als Ausgangspunkt und zugleich als Centrum der literarischen Bestrebungen Prags müssen wir die „alma mater" bezeichnen. Wir brauchen nicht erst an das Alter der prager Universität zu erinnern — bekanntlich ist sie die älteste Hochschule Deutschlands —, um das Zuströmen fremder Studirender zu rechtfertigen. Die prager Universität gehört, sowol was Berühmtheit als Tüchtigkeit der einzelnen Lehrkräfte betrifft, zu den ersten Universitäten Deutschlands und ist, was die Zahl der Studirenden betrifft, der Reihe nach die dritte. Seitdem Leo Thun an der Spitze des Unterrichtsministeriums steht, gehört die Hebung der prager Universität zu seinen Lieblingsideen, und es ist ihm in der That gelungen, ein beträchtliches Fähnlein tüchtiger Lehrer zusammenzuscharen. Vor allem suchte er für die philosophische Facultät zu sorgen. Hier haben Robert Zimmermann, der durch seine Leibnizschriften bekannte junge Philosoph, dessen letztes Buch über „Das Tragische und die Tragödie" auch in d. Bl. nach Verdienst gewürdigt worden, ferner Linde und Baron Leonhardi, der bekannte Schüler und Schwiegersohn Krause's und Freund Schleiden's, endlich Volkmann, von dem wir erst kürzlich eine Psychologie erhielten, die philosophischen Fächer inne. Höfler, den die münchener Bewegungen des Jahres 1848 nach Prag verpflanzten, ein Mann, dessen katholische Richtung sich in seinen Vorträgen noch deutlicher als in seinen Schriften ausspricht, beherrscht das große Gebiet der Geschichte und deutschen Literaturgeschichte. Höfler, dessen Hauptstudium jetzt die hussitische Zeit ist, über welche wir außer mehren bereits publicirten Schriften noch Großes zu erwarten haben, hätte natürlich keine ergiebigere Fundgrube für diese Epoche finden können als Prag. Die deutsche Sprache in grammatischer Beziehung, sowie die Sprachvergleichung überhaupt ist durch den genialen Linguisten Schleicher vertreten, dessen Verdienste um Lithauen und die lithauische Literatur erst vor kurzem durch Pott in d. Bl. gewürdigt worden. Schleicher hat auch das Verdienst, das Studium des Sanskrit, dieser Urquelle aller sprachvergleichenden Forschungen, in Oestreich in Aufnahme gebracht zu haben. Die Philologie ist seit des geistreichen Georg Curtius Abgange nach Kiel durch die beiden in gleicher Weise bekannten Philologen Lange und Bippert vertreten, welche auch das von Thun begründete Philologische Seminar leiten. Beide Männer gehören der comparativen Schule an. Um von der würdigen Vertretung der Naturwissenschaften zu sprechen, so genügt es, wenn ich erwähne, daß der berühmte Mineralog Reuß und der an Ruf ihm nicht nachstehende Botaniker Kostelezki die betreffenden Lehrstühle innehaben.

Ich habe über die philosophische Facultät unserer Universität detaillirter gesprochen, weil ihr Ruf im Auslande weniger fest steht als der der medicinischen Facultät, die von jeher der Wallfahrtsort auswärtiger Studirenden ist, leider aber jetzt durch den Abgang Arlt's, des bekannten Augenarztes, an

wiener Universität einen nicht minder empfindlichen Verlust erleidet, als seiner Zeit durch den Abgang Oppolzer's. Auch für die juristische Facultät wurden mehre bedeutende Kräfte aus dem Ausland gewonnen. Wir erinnern nur an den Kanonisten Schulte, den durch sein großes Werk über das deutsche Eisenhüttengewerbe bekannten Nationalökonomen Mischler, von dessen langerwartetem „Handbuch der Nationalökonomie" soeben der erste Band ausgegeben worden, an Chambon Wessely und könnten noch manchen klangvollen Namen anführen. Allein schon an der Universität macht sich der Krebsschaden, an dem das Literaturleben Prags überhaupt krankt, in bedeutendem Maße geltend, wir meinen das zweisprachige Element. Wir haben für unsere Schilderung einen viel zu allgemeinen Titel gewählt, das Literaturleben Prags, das wir schildern, ist nur ein halbes, denn es ist nur das deutsche Literaturleben. Prag ist aber auch der Mittelpunkt der czechischen Literaturbestrebungen, ja der Sitz der czechischen Literatur überhaupt, und dieser Umstand wirkt nicht unbedeutend auf die deutschen Bestrebungen zurück. Die Universität ist freilich im Ganzen und Großen eine deutsche und nur wenige Lehrgegenstände werden auch in czechischer Sprache tractirt; allein der größte Theil der Studirenden besteht aus Czechen, die wol lieber Alles in ihrer Muttersprache hören möchten, was aber bei gewissen Gebieten schon deshalb ganz unmöglich ist, weil die Sprache z. B. für philosophische und naturwissenschaftliche Vorträge noch gar nicht reif und reich genug ist. So wird nun von dem Katheder herab natürlich Alles in deutscher Sprache gelehrt, während die Conversation in den Hörsälen und den Vorhallen unter dem größern Theil der Studenten böhmisch ist. Die nächste Folge dieses Misverhältnisses ist, daß unsere Universität trotz der tüchtigen Lehrkräfte noch immer in wissenschaftlicher Beziehung nicht den bedeutungsvollen Charakter einer deutschen Hochschule trägt; denn man mag die Sache drehen und wenden wie man will, man gelangt am Ende doch zu dem Schlußresultat, daß es der Mehrzahl der Studirenden an wissenschaftlichem Geiste fehlt. Nur glaube Niemand, daß der mit der letzten Studienreform eingetretene Prüfungszwang die Schuld trage. Dieser war im Gegentheil nur eine Hülfsmaßregel gegen den Müßiggang, ein letztes Mittel, um dem immer weiter umsichgreifenden Veröden der Hörsäle Einhalt zu thun.

Eine weit höhere Strebsamkeit herrscht in der zweiten Hochschule Prags, wir meinen die musikalische, in dem Conservatorium für Musik. Man hat mehrfach darauf hingewiesen, daß die ersten jetztlebenden Tonkünstler oder besser gesagt Virtuosen Europas theils aus Prag stammen, theils aus der dortigen Schule hervorgegangen sind; wir erinnern an Dreyschock, Schulhoff, Wilhelmine Clauß, Laub u. s. f. Allein worauf wir größeres Gewicht legen, das ist die Thatsache, daß wir fast in allen deutschen Orchestern, an vielen Musikschulen Schüler des prager Conservatoriums finden.

Auch auf dem Gebiete der musikalischen Aesthetik sind in der jüngsten Zeit mehre Publicationen zutage gefördert worden. A. W. Ambroß, dessen Namen wir in den musikalischen Blättern Deutschlands häufig genannt finden und der in der Kunstwelt unter dem Namen Flamin der Davidsbündler vortheilhaft bekannt ist, schrieb ein Buch über die Grenzen der Musik und Poesie. *) Was dieser Schrift einen allgemeinen Werth gibt, ist der Umstand, daß sie einen Mann zum Verfasser hat, der in gleicher Weise Musiker und Aesthetiker ist; denn das ist der Hauptfehler der meisten Abhandlungen über musikalische Aesthetik, daß sie entweder Philosophen, die von der musikalischen Technik nur karge Kenntnisse haben, oder Componisten, die der Philosophie des Schönen fern stehen, zu Verfassern haben; allein so reich auch die Schrift an gesunden Gedanken ist, und soviel Wissenswürdiges der Verfasser, der ein wahrer Vielwisser ist, in derselben mittheilt, so gelangt er doch zu keinem Resultate und die Grenzen der Musik und Poesie bleiben nach wie vor unbestimmt. Jedenfalls steht aber diese ästhetische Schrift, sowie die Zimmermann's „Ueber das Tragische und die Tragödie" höher als eine dritte ästhetische Publication, die zwar, weil sie in Heften erscheint, mehr von sich reden macht, aber trotz des prätentiösen Tons, den sie anstimmt, kaum im Stande sein wird, den Tieferblickenden über ihre Gehaltlosigkeit zu täuschen. Wir meinen Joseph Bayer's „Aesthetik für weitere Kreise" **), deren erste sieben Hefte jetzt, wahrscheinlich weil sie in den „weitern Kreisen" keinen Eingang gefunden, als erster Band einer „Aesthetik in Umrissen" erschienen. Ob nun auf dem Titel die Bezeichnung „für weitere Kreise" steht oder nicht, bleibt sich ganz gleich, denn der Verfasser spricht es in der Vorrede sowol als an vielen andern Orten aus, daß er mit diesem Versuche die Philosophie des Schönen nach Art der jetzt sehr in Mode gekommenen popularisirten Naturwissenschaft popularisiren wolle. Daß er diesen löblichen Vorsatz nicht ausgeführt, davon kann sich Jeder überzeugen, der die Geduld hat, die erste beste Stelle des Buchs nachzulesen, und wir citiren nur deshalb nichts, weil wir ungern den Vorwurf auf uns laden möchten, einzelne Sätze herausgerissen zu haben; daß es aber nicht die Tiefe des Inhalts, sondern lediglich die Unverdaulichkeit der Form ist, welche der Popularisirung hindernd in den Weg tritt, können wir nicht ungerügt lassen. Wozu soll der ganze Apparat des philosophischen Wortkrams, wenn er nur dazu dient, daß sich eine banale Theetischconversation über ästhetische Gegenstände hinter demselben versteckt? Was sollen die Hegel'schen und Vischer'schen Schlagwörter, was die Nachäffung des specifisch jung-Hegel'schen Stils, wenn sie zu sonst nichts dienen, als einem Buche die gelehrte Physiognomie zu leihen? Keineswegs rechtfertigt aber diese „Aesthetik" die Hoffnungen, die wir auf Joseph Bayer nach seinem ersten Werke „Vom Sinai, Olymp und Tabor" setzen zu dürfen glaubten. Zugestehen müssen wir aber, daß wir in einigen der eben sehr ungleich gearbeiteten Partien den Poeten erkennen, als der uns Bayer auch aus vielen zerstreuten Gedichten, die fast alle an Leopold Schefer'sche Didaktik mahnen, bekannt ist, ja wir möchten sogar glauben, daß er in dieser Richtung Bedeutendes hätte leisten können.

Poetische Schöpfungen wie reine Kundgebungen echtdichterischen Geistes, nicht das Versgeklingel dilettantirender Dichterlinge, werden überhaupt immer seltener bei uns. Die „Libussa", das beste Taschenbuch Oestreichs, sucht zwar noch immer alljährlich ein Fähnlein aufzubringen, aber die „alte Garde" fehlt fast gänzlich. Karl Egon Ebert, der Sänger der „Wlasta", der seit Jahren die Stelle eines fürstlich Fürstenberg'schen Hofraths bekleidet, hat seine Leier fast gänzlich an die Wand gehängt, und daß er nicht wohl daran thut, hat ein Sonettenkranz hinlänglich bewiesen **), den er gelegentlich des Hinscheidens seines fürstlichen Freundes veröffentlichte, eine Reihe echtdichterischer Ergüsse, die wol trotz ihres privaten Charakters verdient hätten, in weitern Kreisen Eingang zu finden. Alfred Meißner scheint sich trotz der geringen Erfolge seiner beiden Romane entschieden der erzählenden Dichtung zuneigen zu wollen, und er hat gewiß nicht Unrecht, wenn er sich durch das Mislingen seiner bisherigen Versuche nicht abschrecken läßt, denn bei aller Strenge muß man ihm zugestehen, daß sich in denselben ein bedeutendes Talent für Romandichtung ausspricht. Sein „Pfarrer von Gravenried" hat sogar vielfach bei der Kritik Anklang gefunden und ist auch in d. Bl. von Wilibald Alexis nach Gebühr besprochen worden, konnte sich aber die Theilnahme des Publicums in nur sehr geringem Maße er-

*) Ueber die Grenzen der Musik und Poesie von A. W. Ambroß (Prag 1856).

*) Aesthetik für weitere Kreise von Joseph Bayer (Prag 1856).

**) Ein Denkmal dem Fürsten Karl Egon von Fürstenberg. Zwölf Sonette von Karl Egon Ebert (Prag 1855).

obern; dagegen ist sein zweiter Roman *) von der Kritik schon der Don-Juan-Apotheose wegen mit entschiedenem Protest zurückgewiesen worden, während er unter dem Lesepublicum der amüsanten Erzählungsweise, sowie seiner markigen Charakterzeichnung wegen manchen Freund gefunden hat.

Siegfried Kapper hat die Redaction eines „Jahrbuch für deutsche Belletristik" übernommen, dessen Herausgabe die junge, aber strebsame Bellmann'sche Verlagsbuchhandlung veranstaltet, und soll für diese Unternehmung auch bereits die ersten Kräfte Deutschlands gewonnen haben. Freilich werden wir das „Jahrbuch" dann wieder nicht zur östreichischen Literatur rechnen können, denn wir können durchaus nicht Jenen beipflichten, die jedes mit einem östreichischen Verlagsorte versehene Buch gleich der östreichischen Literatur beizählen, wenn anders wir nicht auch jede leipziger Publication sächsische Literatur und jede stuttgarter würtembergische Literatur nennen wollen. Aber es wäre wirklich an der Zeit, daß all die Philippiken gegen den deutschen Kastengeist in literarischen Dingen, zu denen man noch immer genöthigt ist, einmal überflüssig würden, es wäre an der Zeit, daß man endlich aufhörte, allgemeine belletristische oder wissenschaftliche Erscheinungen nach den verschiedenen deutschen Vaterländern ihrer Verfasser, als östreichische, sächsische und wer weiß was für Literatur zu bezeichnen. Gerade Oestreich gegenüber wird diese exclusive Benennung am standhaftesten festgehalten, und gerade Oestreich gegenüber mit dem meisten Unrecht! Warum soll das Gute, das in Oestreich erscheint, nicht als allgemein deutsch gut anerkannt werden, und warum soll dem vielen Schlechten, das in Oestreich erscheint und von dem Auslande als östreichische Literatur bezeichnet wird, nicht die Gerechtigkeit widerfahren, aus dem Bereiche der Literatur überhaupt gestrichen zu werden? Wir sagen dies mit besonderm Bezug auf den wiener Local-, beziehungsweise Galgenroman, der im Auslande auch häufig mit der Benennung „östreichischer Roman" bezeichnet wird. Man sollte doch auch im Auslande darüber im Klaren sein, daß diese Schaffot-, Hexen- und Schinderromane, wie sie in den Feuilletons einzelner wiener Kreuzerblätter erscheinen, doch auch in Oestreich nur als eine Löschpapiervertheilung an das Volk, als eine Freigebigkeit der Redacteure betrachtet werden, welche aber, wenn sie diesen Raum für Inserate verwendeten, vielleicht in noch höherm Maße zur Befriedigung ihrer Abonnenten beitragen möchten; denn die Leser dieser Schauergeschichten sind jene Sorte von Zeitungsfressern, die überhaupt nur Gedrucktes lesen will und sich mit Licitationsankündigungen geradeso amüsirt als mit tiefsinnigen Reflexionen. Lobenswerth ist es, daß man jetzt in Oestreich von zwei Seiten bemüht ist, diesem Unwesen durch bessere Unterhaltungsliteratur in den Weg zu treten, und zwar von Pesth aus durch gediegene Uebersetzungen, von Prag aus durch die Kober'sche Romanbibliothek, deren letzte Serie wieder manche interessante Erzählung brachte und Namen ersten Rangs zu ihren Mitarbeitern zählte.

Theophil Pisling.

*) Der Freiherr von Hostiwin. Erzählung in zwei Bänden (Prag 1856).

Von unserm Büchertisch.

An Doctoren und Wunderdoctoren, welche der Zeit ärztliche Recepte verschreiben, fehlt es gegenwärtig bekanntlich nicht, und es würde infolge dieses Herumdocterns von allen Seiten in der That schlimm mit uns stehen, wenn nicht glücklicherweise für das Gift, das uns in dem einen Recept verschrieben wird, sich immer wieder in einem andern das nöthige Gegengift fände. Da ist so ein Rathgeber, der G. Weinert heißt und „Briefe eines Greises an seinen Sohn" (Striegau, Hoffmann, 1856) herausgegeben hat. Den Standpunkt des Verfassers erkennt man am besten aus seinen Ansichten über die Buchdruckerkunst. Er meint, keine Erfindung habe zwar an der Hebung des Menschengeschlechts so gearbeitet wie diese, keine andere werde aber auch den Sturz des Geschlechts so beschleunigen als diese; von ihr rühre das größte Licht her, von ihr werde aber auch die größte Finsterniß kommen, sie mache die Cultur zur Treibhauspflanze und die Menschheit raffinirt, und mit Recht würden künftige Jahrhunderte sie die „schwarze Kunst" nennen. Dennoch hat der Verfasser nicht verschmäht, sich dieser „schwarzen Kunst" zu bedienen, um sich der Welt als Prophet zu offenbaren. Nichtsdestoweniger enthält das wohlgemeinte Büchlein manche richtige Beobachtung, von der man Gewinn ziehen kann, wenn man die Schrift nur mit Verstand zu lesen weiß. Für den verständigen Leser, sagte Baron Grimm sehr treffend, gibt es kein schlechtes, wie für den unverständigen Leser kein gutes Buch. Zu diesen Rathgebern der Zeit gehört auch ein Wiener, der Magistratssecretär Joseph Hartmann, der auch ziemlich ultraconservativer Gesinnung zu sein scheint, aber dabei bescheiden genug war, in seinem Büchlein „Materialien für die Geschichte der Neuzeit" (Wien, Gerold, 1856) nicht eigen Gedachtes, sondern eine an sich nicht uninteressante Lese aus Zeitschriften und Zeitungen zusammenzustellen. Diese Lese beginnt mit dem Ableben des Herzogs von Reichstadt und endet mit der Publication der kaiserlichen Verordnung vom 20. August 1851. Manche der hier gesammelten publicistischen Aussprüche, die vielleicht zur Zeit ihres Erscheinens unbeachtet blieben, stellen sich in der That bei einem Vergleich zwischen Vergangenheit und Gegenwart als prophetisch heraus und gewinnen jetzt, wo wir die logische Verbindung von Ursachen und Wirkungen übersehen können, tiefere Bedeutung.

Die künftige Zeit wird genau Das sein, was man auf dem Wege der Erziehung und des Unterrichts aus der aufwachsenden Generation gemacht haben wird. Daher die vielen pädagogischen Rathgeber. Wir bemerken auf diesem Gebiete zuvörderst: „Phantasien und Glossen aus dem Tagebuche eines conservativen Pädagogen" (St.-Gallen, Scheitlin und Zellikofer, 1856). Wenn der anonyme Verfasser sich selbst einen Conservativen nennt, so wird man nach Lesung des Büchleins eingestehen, daß er ein Conservativer sui generis ist, indem er zum Theil gerade gegen die Ausschreitungen des Extrems, das sich jetzt das Prädicat des Conservatismus beilegt, polemisirt, unter Anderm auch gegen Diejenigen, welche (wie der obengenannte G. Weinert) nicht müde werden, die alte Anklage und Verketzerung „des mit dem Teufel verbündeten Gutenberg" immer wieder zu erheben. Pädagogen werden unter mancher durcheinandergewirrten Spreu auch hier einzelne Goldkörner finden, die sie sich zunutze machen können. Besteht dieses einen etwas vulgär-populären Ton anschlagende Büchlein nur aus Aphorismen, so geht Friedrich Dittes in seiner „Naturlehre des Moralischen und Kunstlehre der Erziehung" (Leipzig, G. Mayer, 1856) systematisch zuwerke. Diese Schrift, in welcher der Verfasser das Wesen des Sittlichen und die Gesetze der sittlichen Erziehung zu ergründen bemüht ist und nach Wahrheiten sucht, „die ewig und zugleich zeitgemäß sind", bildet ein Ganzes für sich, macht aber mit den frühern Schriften des Verfassers („Das menschliche Bewußtsein", „Das Aesthetische", „Ueber Religion") eine umfassendere Einheit aus, worin psychologisch und pädagogisch alle Hauptgebiete des menschlichen Seelenlebens: das intellectuelle, ästhetische, religiöse und moralische, beleuchtet werden. Wir verweisen noch auf die in zweiter Auflage erschienene Schrift „Ueber christliches Familienleben" von Heinrich W. J. Thiersch (Frankfurt a. M. und Erlangen, Heyder und Zimmer, 1855); auf die Broschüre „A. H. Francke, J. J. Rousseau, H. Pestalozzi" von G. Kramer, Director des königlichen Pädagogiums und der Francke'schen Stiftungen zu Halle, welche zu der Reihe von Schriften gehört, deren Herausgabe der Evangelische Verein für kirchliche Zwecke zu Berlin betreibt; auf die Schriften von der talent-

wollen, im Selbstdenken geübten, hier und da etwas ungenirt auftretenden Julie Burow und von dem ehrlich gesinnten und erfahrenen Friedrich Körner über Erziehung, die in zwei Abtheilungen unter dem Gesammttitel „Das Buch der Erziehung in Haus und Schule" (Leipzig, Costenoble, 1855) erschienen sind; auf die „Briefe über weibliche Bildung und Erziehung" von Elise von Gleichen, welche den fünften Band der „Bibliothek für die deutsche Frauenwelt" (Leipzig, O. Wigand, 1856) bilden; endlich auf die Schrift „Die Frauen und ihr Beruf. Ein Buch der weiblichen Erziehung. In zusammenhängenden Aufsätzen niedergeschrieben von Frauenhand" (Frankfurt a. M., Meidinger, 1856). Die Verfasserin hat dabei namentlich den Mittelstand im Auge, für den es, nach ihrer Ansicht, nur eine Rettung gibt: „Rückkehr zur Einfachheit und zu geistigen Genüssen und Wegwerfung der widerlichen Nachahmungssucht der vornehmen Sitten und Gebräuche, die alle unsere Verhältnisse auf den Kopf stellen." Wol nicht mit Unrecht behauptet die Verfasserin, daß die Frau, „dieses eitle, launenhafte, leichtsinnige Wesen", in dieser verderblichen Richtung überall dann an der Spitze stehe, sobald ihre edlere Natur nicht geweckt, ihr Drängen nach einem Standpunkt nicht richtig geleitet werde. Insgesammt gewähren diese verschiedenen Erziehungsschriften freilich ein ziemlich confuses Bild, confus wie unsere Zeit in dergleichen Dingen überhaupt ist. Wir gerathen bei ihrer Lectüre auf die merkwürdigsten Widersprüche; wer diese oder jene praktischen Fingerzeige, diese oder jene Ansichten, die zu denken geben, enthält doch jede; daß etwas faul sei im Körper der Menschheit, wird von jeder anerkannt, und gerade weil sie von den entgegengesetztesten Standpunkten ausgehen, muß man sie eigentlich alle gelesen haben, um sich durch Vergleichung eine eigene Meinung zu bilden. Nur muß man eben durch diese ultrachristlichen, pseudo- oder demichristlichen oder ganz und gar nicht christlichen Gegensätze sich seinen eigenen Richtweg zu bahnen wissen.

Eine kleine Schrift unter dem Titel „Regierung. Vorläufer des größern Werks «Die Gesellschaft». Von William Neumann" (Leipzig, Spamer, 1855) geht von dem Satze aus, daß das wahre und einzige Motiv der menschlichen Thätigkeit in „das Interesse im Vereine mit der Vernunft" sei. Der Verfasser fragt z. B.: ob die Menschen dadurch moralischer würden, wenn die Bauart ihrer Häuser, die Stoffe ihrer Kleider vervollkommnet und verfeinert würden? ob es die Moral gewesen, welche Rafael's Pinsel geleitet? ob es die Moral gewesen, welche die Erfindung von Dampfschiffen, Eisenbahnen und Telegraphen eingeflößt habe? Zwar nimmt er die Tugend als Basis an, von der aus die Regierung überall auszugehen habe, doch ist ihm Tugend nichts Anderes als die „Vernunftlehre der Empfindung". Dies führt ihn darauf, daß die monarchische Regierung jeder andern vorzuziehen sei, da ja diese Regierung nur von Einem ausgehe und daher nur die Tugend des Einen voraussetze, während in einer demokratischen Republik, wo die Regierung von der ganzen Nation ausgehe, die Tugend der Gesammtheit postulirt werde, was aber an sich für sich eine Unmöglichkeit sei. Ja wenn in der Wirklichkeit sich die Dinge oft nicht ganz anders ausnähmen, als den Schlußfolgerungen der Theorie! Auch die Regierungsformen sind gewissermaßen Landesproducte, von unzähligen Bedingungen, historischen Vordersätzen, der Gemüths- und Denkart der Bewohner, selbst der Bodenbeschaffenheit abhängig. Ein Capitel ist der Judenemancipation gewidmet. Er glauben, daß die Christen selbst nur gewinnen würden, wenn man die Juden möglichst den Christen gleichstellte. Denn diese Gleichstellung in den Rechten schließt auch die Beseitigung gewisser Vorrechte nothwendig ein. Solche Vorrechte, nicht durch Gesetze, sondern durch den Usus gewährt, haben die Juden bisher, sehr zu ihrem Vortheil, in Handel und Wandel gehabt. Auch wissen die Vorkämpfer des orthodoxen Altjudenthums recht gut, daß eine gänzliche Emancipation früher oder später die Auflösung dieses Altjudenthums zur Folge haben müsse, und beginnen daher selbst, gegen eine Mehrbewilligung von Rechten zu protestiren.*) Einen neuen Versuch, die Gesellschaftswissenschaft in ein System zu bringen, machte Ethbin Heinrich Costa, der sich Doctor der „Filosofie" und der Rechte nennt, in seiner Schrift „Encyklopädische Einleitung in ein System der Gesellschaftswissenschaft; das ist: Darlegung der Grundprincipien, Entwickelung der Grundbegriffe, Skizze des Systems" (Wien, Auer, 1855), auf die wir hiermit aufmerksam gemacht haben wollen. Ein Product eigenthümlichen Denkens und Combinirens ist auch die Schrift „Wie muß man forschen und dann schreiben? Von Karl Vollgraff." (Marburg, Elwert, 1856.) Diese Schrift ist eigentlich nur ein Leitfaden, vom Verfasser, bekanntlich Professor des Staats- und Völkerrechts in Marburg, für Diejenigen bestimmt, welche sich durch die vielverschlungenen Gänge seines dreibändigen Werks „Erster Versuch einer wissenschaftlichen Begründung sowol der Ethnologie durch die Anthropologie, wie auch der Staats- und Rechtsphilosophie durch die Ethnologie oder Nationalität der Völker" zurechtfinden wollen. Eine Eigenthümlichkeit in den Forschungen des Verfassers ist es, daß er überall vier Fundamentalbedingungen annimmt, die in allen Erscheinungen des Völkerlebens wiederkehren und miteinander correspondiren, und daß er aus gewissen Symptomen die Hypothese ableitet, daß die modernen Völker sich jetzt im vierten Stadium ihrer Entwickelung, nämlich in demjenigen des Greisenalters und des Verfalls befinden, indem mit der überwiegend auf das Materielle gerichteten Selbstsucht die Wurzel aller Cultur und Civilisation verderre. Da wir mit einem Bericht über des Verfassers großes Werk, in welchem jedenfalls ein reicher Vorrath von Kenntnissen und Anschauungen verarbeitet ist, noch im Rückstande sind, so verfehlen wir nicht, zuvörderst wenigstens diesen Vor- oder eigentlich Nachläufer seines Werks zur Anzeige zu bringen.

Eine durch anspruchslos einfachen Erzählungston sich empfehlende Schrift ist folgende: „Erinnerungen aus der Schweiz. Von Helena Franziska." (Aachen und Leipzig, J. A. Mayer, 1856.) Die Prosa der Verfasserin ist zwar ebenso wenig classisch als die darin eingewebten Poesien; es ist in ihrer Schrift wesentlich der Tagebuchsstil und zwar der weibliche vorherrschend, aber wegen der unmittelbaren Auffassung der Reiseobjecte kann die Schrift, deren Verfasserin die nöthigen topographischen und statistischen Daten aus ihrem Bädeker geschöpft hat, wol Denen, welche den westlichen Theil der Schweiz von Bern bis Martigny und Bevay bereisen wollen oder bereist haben, entweder als Vorlectüre oder als Souvenir empfohlen werden, Männern freilich weniger als Frauen.

Wir fügen unserer heutigen Bücherschau zum Schluß noch die Anzeige einiger Uebersetzungen zu. Da ist zuerst der von A. Schrader übersetzte Sittenroman des bekannten Louis Véron: „Das Haus Picard, oder Fünfmalhunderttausend Francs Renten" (Leipzig, Kollmann, 1856). Die Erfindung darin ist sehr unbedeutend und von poetischer Auffassung begreiflicherweise gar nicht die Rede; aber Véron kennt wie Wenige das pariser Leben, durch dessen fashionabeln Schlamm er ehrlich oder unehrlich mitgewatet ist, und so gewinnt man aus diesem Romane allerlei interessante Einblicke in die Falten des pariser Geschäfts- und Gesellschaftstreibens. Die Tendenz des Romans ist gegen den unsoliden Actien- und Börsenschwindel gerichtet, „der die natürlichsten, edelsten Gefühle, die Liebe zu der Familie und zu dem Vaterlande im Abgrunde der Begierde und Habsucht verschwinden macht". Die Moral Véron's ist freilich auch nicht weit her; es ist die eigentliche Bourgeois-Moral, wie sich ja Véron selbst mit Vorliebe einen „bourgeois" nennt; auch Börsen- und Actienspeculationen würden ihm schon recht

*) Der Verfasser macht, laut einer Angabe auf der Titelrückseite, den jetzt eingerissenen närrischen Gebrauch mit, daß er sich eine Uebersetzung seiner Schrift ins Französische vorbehält. Der Verfasser darf unbesorgt sein, daß ihm hierin ein Franzose zuvorkommen werde; für Franzosen dürfte seine Schrift vollkommen ungenießbar sein.

sein, wenn dabei nur nicht soviel riskirt würde; gegen Maitressen würde er wol auch nichts einzuwenden haben, wenn man von ihnen nur nicht so häufig betrogen und ausgebeutelt würde. Auch schildert der Verfasser das Laster so appetitlich, daß Roués seinen Roman mit großem Vergnügen lesen werden, namentlich die Schilderung einer Orgie, bei der zuletzt eine der Damen, ihr Kleid bis an die Knöchel aufhebend, auf dem Tische eine pantomimische Tanzscene und zugleich ihr zierlich geformtes Bein zum besten gibt. — In eine ganz andere Region versetzen uns Esaias Tegnér's von Karl Esmarch im Ganzen und abgesehen von manchen unechten Reimen fließend übersetzte Dichtung „Axel" (Gettingen, Wigand, 1856) und die von Karl Abel übertragenen „Holländischen Kinderlieder. Von Hieronymus von Alphen" (Berlin, Heinecke, 1856). Von diesen sehr einfachen, kindlich gemüthlichen Liederchen, denen meist eine moralische Lehre angehängt ist, erschien schon früher bei Bädeker in Essen eine deutsche Bearbeitung, die der neue Uebersetzer im Vorwort als eine zwar mit Sprachkenntniß gefertigte, dabei aber doch sehr geschmacklose Arbeit bezeichnet. Abel hat dem Bändchen auch zwei Lieder von dem jüngst verstorbenen Tollens beigefügt. **H. M.**

Notizen.

Ungarische Literatur.

Die wiener Journalistik nimmt dadurch eine eigenthümliche Stellung ein, daß wir durch sie in Stand gesetzt sind, von Zeit zu Zeit etwas über die literarischen Leistungen und Fortschritte der nichtdeutschen Stämme zu erfahren, welche im östreichischen Reichsverbande sind. Die wiener Zeitungen könnten in dieser Richtung freilich noch mehr thun, als wirklich der Fall ist; indeß muß man namentlich der „Ostdeutschen Post" und der „Oesterreichischen Zeitung" nachrühmen, daß sie uns wenigstens mit nicht ganz kärglichen Mittheilungen über die Literatur der Magyaren versehen. So brachte die erstere vor einiger Zeit eine Uebersicht über die Romanliteratur, die letztere jüngst eine über die dramatische Literatur der Magyaren, worin besonders auch der darstellenden Kräfte, die am ungarischen Nationaltheater in Pesth wirken, ausführlicher gedacht wurde. Unter ihnen nimmt Lilla Bulyowßky durch ihre literarische Bildung einen hohen Rang ein. Sie weiß im Englischen, Deutschen und Französischen genau Bescheid, schrieb selbst zwei Bände Novellen und bereicherte das ungarische Repertoire durch Uebersetzungen. Ihr Vortrag nähert sich durch Natur und Wahrheit, im Gegensatz zu der affectirten und singenden französischen Manier, am meisten der deutschen Recitationsweise, besonders auch im Vortrage der Jamben. Ihr ehrenwerther Charakter schützte sie indeß nicht vor groben und feinen Intriguen und journalistischen Verunglimpfungen, und es ereignete sich mit ihr der besondere Fall, daß sie einmal zu einer Geldstrafe verurtheilt wurde, weil sie sich beharrlich weigerte, in einem Dumas'schen Stücke einige unanständige Worte von der Bühne herab zu sprechen! So fördert man die Sittlichkeit und so belohnt man das verbrecherische Gelüste, den Anstand wahren zu wollen, in unsern Tagen! Wir erfahren ferner aus der „Oesterreichischen Zeitung", daß der bedeutendste Dichter Ungarns seit Petöfi, Arany, zwei Bändchen neuer Gedichte bei Heckenast in Pesth herausgegeben hat. Sie enthalten Balladen und Sagen, darunter auch eine Nachahmung von Bürger's bei allen Völkern so vielfach nachgebildeter „Lenore" unter dem Titel „Vor Vitez"; treffliche Dorfgeschichten, wie „Der erste Diebstahl"; dann auch größere epische Dichtungen, z. B. „Katalin", eine epische Dichtung in dreizehn Gesängen, deren Handlung in der Waaggegend spielt und worin die Leidenschaften der Handelnden wie die wilde Romantik der Gegend mit großer Kraft und Kunst zur Anschauung gebracht sind; „Kevehaza", ein großartiges historisches Gemälde, in welchem eine große Hunnenschlacht mit bewundernswerther Meisterschaft geschildert ist u. s. w. Ueberhaupt entfaltet Arany sein bedeutendes Talent namentlich im Epischen, möge es mehr der Kunstdichtung oder mehr dem volksthümlichen Genre angehören; in der lyrischen Poesie ist er nur da ausgezeichnet, wo er seine eigenen Empfindungen wiedergibt, während seine „Volkslieder" das Schwächste der Sammlung sind. Doch lassen sie sich leicht singen. Ueberhaupt ist Arany Meister in der Form und entwickelt darin eine staunenswerthe Mannichfaltigkeit. Für die im Ganzen gelungene Uebersetzung der Ballade „Frau Agnes" muß man der „Oesterreichischen Zeitung" dankbar sein.*)

Deutsche Literatur in England.

In der letzten Zeit sind wieder mehre deutsche Schriften ins Englische übersetzt worden, die wir mit ihren Titeln, wie sie englisch lauten, hier anführen: „National system of political economy. By *F. List*, translated from the German by *G. A. Matile*; with notes from the French by *Henri Richelot* and a preliminary by *Stephan Colwell*" (London 1856); „The Russian empire, its people, institutions and resources. By Baron *von Haxthausen*. Translated by *Robert Farie*" (2 Bde., London 1856); „Sketches of nature in the Alps. From the German of *Friedrich von Tschudi*" (London 1856); „Memoirs of Frederick Perthes, or literary, religious and political life in Germany from 1798 to 1843. From the German of *Clement Theodore Perthes*" (2 Bde., Edinburg und London 1856). Schon früher hatte Mrs. Austin in ihren „Sketches of German life" auf Perthes' schätzbare Memoiren aufmerksam gemacht, und ihrer Empfehlung vielleicht verdanken ihre Landsleute diese englische Bearbeitung. Das „Athenaeum" nennt das Buch im Ganzen „valuable and attractive", meint aber, daß der Uebersetzer, obschon er Manches weggelassen habe, doch noch mehr hätte beseitigen können, denn das Buch enthalte selbst in dieser verkürzten Gestalt manches Müßige, Schleppende und Unnöthige. Deutsche Leser werden mit diesem Urtheile schwerlich einverstanden sein; der Brite macht eben an memoirenartige Werke andere Ansprüche als der Deutsche. Diesem abweichenden Geschmack namentlich in Betreff belletristischer und poetischer Producte ist es wol auch zuzuschreiben, daß verhältnißmäßig so wenige deutsche Romane und Dramen ins Englische übersetzt werden; selbst solche, von welchen in Deutschland durch die betreffenden Coterien merkwürdig viel Aufhebens gemacht wird, findet man in englischen Journalen kaum erwähnt. Nur die deutsche Lyrik und allenfalls Dorfnovellistik scheinen in England zahlreiche Freunde und besonders Freundinnen zu haben. Am wenigsten wurde bisher das moderne deutsche Drama beachtet; und es über-

*) Wir möchten bei diesem Anlaß die „Oesterreichische Zeitung" wie auch andere wiener Blätter daran erinnern, daß, je gewissenhafter wir in der Anführung benutzter Quellen sind, wir auch umsomehr das Recht zu haben glauben, von andern Journalen zu erwarten, daß man bei irgend erheblicher Benutzung unserer Blätter dieselben auch als Quelle anführe. Wir halten nicht mit allzu großer Aengstlichkeit die Hand auf unsere Mittheilungen, wir wissen, daß die Journale einander aushelfen müssen, und es kann uns nur lieb sein, wenn man unsern und unserer Mitarbeiter Ansichten und Mittheilungen durch Benutzung zu allgemeinerer Geltung oder Bekanntschaft verhilft. Wenn man aber ganze Recensionen, wie die „Oesterreichische Zeitung" dies mit unserm Bericht über die in Erlangen erschienene Parodie des „Zeiten von Ravenna" in ihrer Nr. 456 thut, wörtlich abdruckt, ohne die Quelle zu nennen, so scheint uns dies doch ein Verstoß gegen alle literarische Collegialität zu sein. Man macht in dieser Hinsicht freilich ganz wunderliche Erfahrungen. So enthielt eine berliner Zeitung vor einiger Zeit einen längern Bericht über Köpke's biographisches Werk über Ludwig Tieck, worin wir zu unserm Erstaunen unter den eigenen Raisonnements des Verfassers oft mehre Zeilen hintereinander eingeschoben fanden, die wörtlich aus unserm Referat über genanntes Werk entlehnt waren.

raschte uns einigermaßen, sowol über Kühne's Trauerspiel „Die Verschwörung von Dublin" als über Bodenstedt's „Demetrius" im „Athenaeum" längere Berichte zu lesen. Kühne kann im Ganzen, angesehen wie schwierig es ist, dem Engländer auf seinem Heimatsboden gerecht zu werden, mit der englischen Kritik zufrieden sein, wiewol der Berichterstatter an der Kühne'schen Tragödie im Allgemeinen auszusetzen hat, daß die vorwaltende Neigung des Verfassers zur Reflexion seiner Wirkung als dramatischer Autor beträchtlich Eintrag thue. Am besten scheint dem Kritiker die erste Scene des vierten Acts gefallen zu haben: „The interest of this scene is sustained with a great deal of skill, notwithstanding the poverty of the dialogue." Der Berichterstatter über Bodenstedt's „Demetrius" knüpft an Schiller's Torso an, von dem er sagt: „Kein Zweifel, daß Schiller's «Demetrius» mit seinen größesten Dramen, mit «Wallenstein» und «Wilhelm Tell» würde haben in die Schranken treten können, ja sie vielleicht würde übertroffen haben." Aber Bodenstedt's „Demetrius" hat nicht den Beifall des englischen Kritikers, obschon er die Dictien als elegant rühmt und ihr einen Vorrath poetischer Gedanken nicht abspricht. Während aber Schiller's Entwurf voll von Leben und Bewegung sei, erscheine Bodenstedt's Tragödie matt; sie leide an einem Hauptgrundfehler, indem im Allgemeinen Schiller's Auffassung des Hauptcharakters zugrunde gelegt, in einem Hauptpunkte aber davon abgewichen sei u. s. w. Kurz, Bodenstedt's wohlverdienter Name, schließt der Kritiker, werde auf seinem Mirza Schaffy und seinen Uebersetzungen ruhen bleiben, durch seinen „Demetrius" aber wol nicht gehoben werden.

Ein neuer Band von Lamennais' nachgelassenen Schriften.

Die „Oeuvres posthumes de F. Lamennais", deren Herausgabe E. D. Forgues besorgt, sind um einen neuen Band vermehrt worden, welcher den Specialtitel führt: „Mélanges historiques et politiques." Er enthält unter Anderm einen politischen Discurs über den berühmten Aprilproceß vom Jahre 1835 und eine Betrachtung über das Alter. An jenen knüpft Bureau, der Berichterstatter in der „Illustration", folgende bezeichnende Bemerkung: „Bereits sind 20 Jahre seit dem Aprilproceß verflossen, und was für Ereignisse, was für Erschütterungen drängen sich innerhalb dieser 20 Jahre zusammen! Armand Carrel, Godefroid Cavaignac, edle Lehrer unserer Jugend, die ihr früh genug dahingegangen seid, um in eurem Vertrauen nicht wankend geworden zu sein, würden wir nicht errichten müssen, eure Schatten zu beleidigen, wenn wir ein Wort geringschätzen wollten, auf das ihr so große Hoffnungen setzt? Und doch dünkt es uns heute, als ob dieses Volk eine lange nicht soweit war, euch begreifen zu können. Ja, wir haben davon die bittere Gewißheit, und dies ist der Grund, weshalb der Enthusiasmus Lamennais' mit unserer Betrübniß in so schroffem Widerspruch befindet." Die „Pensées sur la vieillesse" schrieb Lamennais schon im Jahre 1817. Es ist allenfalls eine Art politisches Pamphlet, gerichtet gegen die sogenannte Gerontokratie. Man gewöhnt sich in unserer Zeit täglig daran, daß um einer politischen Tendenz willen jedem Recht, jeder Pietät, auch der gegen das Alter, schonungslos das Grab gegraben wird, was uns freilich zuletzt einer vollkommenen Auflösung der Grundsätze und einer trostlosen Gesetzbarbarei entgegenführen muß. Eine wie viel höhere Standstufe nimmt der alte Heide Cicero in seiner berühmten Schrift „De senectute" gegenüber dem Christen Lamennais ein, wenn dieser in seinen „Pensées sur la vieillesse" sagt: „Ich weiß nicht, was es ist, was uns von den Trümmern eines Greises zurückstößt. Wir fliehen den Anblick zerrütteter Natur, die ein Rest von Vernunft nur noch mit Widerstreben belebt scheint. Das unsterbliche Wesen ist außer Stande, sich in einem Cadaver zu erkennen." Gewiß hat Lamennais in einem höhern Alter hierüber anders gedacht, und es erscheint uns wenig pietätvoll, wenn man eine Schrift, die im Grunde nur eine politische Gelegenheitsschrift war, nach seinem Tode wieder aufwärmt. Den beträchtlichsten und werthvollsten Bestandtheil des Bandes bilden die „Discussions critiques et pensées diverses". Diese Schrift erschien in erster Ausgabe bereits 1811, ist aber in diesem Wiederabdruck mit beträchtlichen Vermehrungen bereichert, namentlich aber mit den Correcturen, welche Lamennais gerade dieser Schrift bis zu seinem Lebensende angedeihen ließ, und welche zu beweisen scheinen, daß er sie unter seinen Schriften, wie sie auch verdient, besonders hochstellte.

H. M.

Bibliographie.

Politische Anmerkungen eines Siebzigjährigen. Beitrag zu einem nicht pedantischen politischen Wörterbuche. 1stes Hundert. Bremen, Schünemann. Gr. 8. 15 Ngr.

Bacher, J., Sophie Charlotte, die philosophische Königin. Historischer Roman in drei Bänden. Berlin, A. Duncker. 1857. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Balmes, J., Briefe an einen Zweifler. Aus dem Spanischen übersetzt von F. Lorinser. Mit einer kurzen Biographie des Verfassers und dessen Bildniß. 2te verbesserte Auflage. Regensburg, Manz. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Becker, P., Die herakleotische Halbinsel in archäologischer Beziehung behandelt. Mit 2 Karten. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 24 Ngr.

Beecher-Stowe, Harriet, Dred. Eine Erzählung aus dem großen Wüstenmoore. Aus dem Englischen übersetzt von Marie Heine. Rechtmäßige Original-Ausgabe. 1ster Band. Leipzig, Kollmann. Gr. 16. 20 Ngr.

Bernd, C. S. T., Handbuch der Wappenwissenschaft in Anwendung und Beispielen von wirklich geführten Wappen. Mit 13 Tafeln Abbildungen. Leipzig, T. O. Weigel. Lex.-8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Blanc's, L. G., Handbuch des Wissenswürdigsten aus der Natur und Geschichte der Erde und ihrer Bewohner. Zum Gebrauch beim Unterricht in Schulen und Familien, vorzüglich für Hauslehrer auf dem Lande, so wie zum Selbstunterricht. 7te Auflage, durchgesehen, berichtigt, fortgesetzt und vermehrt von A. Diesterweg. Mit zahlreichen in den Text eingedruckten Holzschnitten. 1stes Heft. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. Gr. 8. 10 Ngr.

Blicke in die römische Republik, oder: Die freiwillig Verbannten und Lionello. Fortsetzung des „Juden von Verona." Nach der Civiltà cattolica deutsch bearbeitet. Schaffhausen, Hurter. Br. 8. 1 Thlr.

Blüthen spanischer Poesie. Metrisch übertragen von F. W. Hoffmann. 3te stark vermehrte Auflage. Magdeburg und Leipzig, Gebr. Baensch. 1857. 16. 2 Thlr. 15 Ngr.

Brecher, G., Die Unsterblichkeitslehre des israelitischen Volkes. Leipzig, Leiner. 1857. 8. 21 Ngr.

Bücher der Natur. Die wichtigsten Abschnitte der gesammten Naturwissenschaft in populären Darstellungen. Herausgegeben von E. A. Roßmäßler. 1ster Band. Leipzig, Keil. 1857. 8. 12 Ngr.

Carlblom, A., Das Gefühl in seiner Bedeutung für den Glauben. Im Gegensatz zu dem Intellectualismus innerhalb der kirchlichen Theologie unserer Zeit dargestellt. Berlin, Springer. 1857. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Clausberg, Amalie v., Ein dunkler Faden. Familiengeschichte. Leipzig, Kollmann. 1857. 8. 1 Thlr.

Corvinus, J., Die Chronik der Sperlingsgasse. Berlin, Stage. 1857. Gr. 16. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Curiosa et Jocosa, antiquaria ac nova. 1—4. Stuttgart, Scheible. 32. 1 Thlr. 13 Ngr.

Doebereiner, F., Nahrungsmittellehre für Jedermann. Dessau, Gebr. Kay. 8. 1 Thlr.

E., E., Bilder in Rahmen. Gedichte. 3te Ausgabe. Heidelberg, K. Winter. 72. 16 Ngr.

Der Erbe von Redclyffe. Von der Verfasserin von „Herzblättchen!“ Aus dem Englischen von W. E. Drugulin. Vier Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Ernesti, Luise, Eine Parthie nach den Externsteinen. Zwei Bände. 8. Leipzig, Kollmann. 2 Thlr. 20 Ngr.

Feuchtersleben, E. Freih. v., Zur Diätetik der Seele. 17te Auflage. Wien, Gerold's Sohn. 1857. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Frantz, C., Geschichten und Zustände aus der Vorzeit Mühlhausens bis zur Auflösung der freireichsstädtischen Verfassung 1803. Mühlhausen, Danner. Gr. 8. 1 Thlr.

Freytag, G., Soll und Haben. Roman in sechs Büchern. Drei Bände. 6te Auflage. Leipzig, Hirzel. 8. 5 Thlr.

Gartner, A., Gedichte in oberösterreichischer Volksmundart, einbegleitet von A. Stifter. 2te Auflage. Pest, Heckenast. Gr. 12. 20 Ngr.

Gaume, J., Die Revolution. Historische Untersuchungen über den Ursprung und die Verbreitung des Bösen in Europa von der Renaissance bis auf unsere Zeit. Aus dem Französischen übertragen von C. H. Brückmann und L. Müllergroß. 1ster Theil: Die französische Revolution. I. Regensburg, Manz. Gr. 8. 22½ Ngr.

Gedenke mein! Taschenbuch für 1857. 26ster Jahrgang. Mit sechs Stahlstichen. Wien, Pfautsch u. Voß. Gr. 16. 2 Thlr.

Gerlach, F. D., Marius und Sulla oder Kampf der Demagogie und der Oligarchie. Eine geschichtliche Darstellung. 2te verbesserte Auflage. Basel, Schweighauser. Gr. 8. 18 Ngr.

Gerstäcker, F., Streif- und Jagdzüge durch die vereinigten Staaten Nord-Amerikas. Zwei Bände. 2te durchgearbeitete und verbesserte Auflage. Leipzig, Arnold. Br. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Goedeke, K., Grundriss zur Geschichte der deutschen Dichtung. 1ste Hälfte. Hannover, Ehlermann. 1857. Gr. 8. 22½ Ngr.

Grant, J., Die Hochländer in Spanien. Deutsch von E. Susemihl. Fünf Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Gravenhorst, C. L., Griechisches Theater. Für deutsche Leser bearbeitet. 1ster und 2ter Band. Stuttgart, Cotta. 8. 1 Thlr.

Hannay, J., Eustach Conyers. Deutsche Original-Ausgabe. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Das Heldenbuch. Von K. Simrock. 2ter Band. — A. u. d. T.: Das Nibelungenlied. Uebersetzt von K. Simrock. 10te verbesserte Auflage. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 1 Thlr.

Herzen, A., Aus den Memoiren eines Russen. 3te Folge. Jugenderinnerungen. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr.

Jonák, B. A., Theorie der Statistik in Grundzügen. Wien, Braumüller. Lex.-8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Krohn, J., Reendörp. Plattdüütsche Rymels. Hamburg, B. S. Berendsohn. 8. 6 Ngr.

Kudler, J., Die Grundlehren der Volkswirthschaft. 2te Auflage. Zwei Theile. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 3 Thlr. 24 Ngr.

Mothes, O., Geschichte der Baukunst und Bildhauerei Venedigs. 1ste Lieferung. Leipzig, Fr. Voigt. Lex.-8. 20 Ngr.

Rosenkranz, K., Göthe und seine Werke. 2te verbesserte und vermehrte Auflage. Königsberg, Gebr. Bornträger. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Ruland, A., Zur Geschichte der alten nach Rom entführten Bibliothek zu Heidelberg. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 8. 12 Ngr.

Hans Sachs. Eine Auswahl aus dessen Werken herausgegeben von G. W. Hopf. 1stes Bändchen. Nürnberg, J. L. Schmid. Gr. 16. 22½ Ngr.

Saint-Germain, M. J. L. de, Eine Stecknadel. Aus dem Französischen übersetzt von A. Schrader. Leipzig, Rauendorf. 16. 15 Ngr.

Sauppe, H., Weimarische Schulreden. Weimar, Böhlau. Gr. 8. 15 Ngr.

Schmidt, J., Geschichte der deutschen Literatur im 19. Jahrhundert. 3te wesentlich verbesserte Auflage. 1ste Lieferung. Leipzig, Herbig. Gr. 8. 1 Thlr. 3⅓ Ngr.

Schücking, L., Die Sphinx. Roman. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Spielhagen, F., Clara Vere. Novelle. Hannover, Meyer. 1857. 8. 15 Ngr.

Tschabuschnigg, A. v., Aus dem Zauberwalde. Romanzenbuch. Berlin, Schindler. 16. 1 Thlr.

Vernaleken, T., Formenlehre der deutschen Sprache. Wien, Seidel. Gr. 8. 15 Ngr.

Weber, F., Das Recht der historischen Wahrheit und das Recht der Phantasie des Künstlers. Aesthetische Monographie. Dessau, Neubürger. Gr. 8. 3 Ngr.

Weber, G., Das vaterländische Element in der deutschen Schule. Vier Schulreden. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 9 Ngr.

Wieseler, F., Narkissos. Eine kunstmythologische Abhandlung über die Narcissen und ihre Beziehung im Leben, Mythos und Cultus der Griechen. Mit 1 Kupfertafel. Göttingen, Dieterich. Gr. 4. 1 Thlr. 20 Ngr.

Zedlitz, Waldfräulein. Ein Mährchen in achtzehn Abentheuern. 4te unveränderte Auflage. Stuttgart, Cotta. 32. 1 Thlr. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Neue Allianzen. Eine diplomatische Studie. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 10 Ngr.

Anatomie der Messe. Ein Kommentar zum österreichischen Konkordat vom Jahre 1855. Von einem Laien. Schaffhausen, Schalch. Br. 8. 4½ Ngr.

Behm, C., Ueber Unterricht und Erziehung. Mit besonderer Beziehung auf russische Verhältnisse. Berlin, W. Schultze. Br. 8. 6 Ngr.

Breyther, E., Preußens Königshaus. Festerinnerungen. Eisleben, Reichardt. Gr. 8. 2 Ngr.

Geffcken, J., Gustav Adolphs Schwanengesang, nach den ältesten Drucken hergestellt und mit literarhistorischen Anmerkungen begleitet, sammt den verschiedenen späteren Erweiterungen des Liedes. Trauer- und Trostlied auf Gustav Adolphs Tod, nach den Drucken von 1632—1633. Nebst Beilagen. 2te Auflage, mit einem Nachwort. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. Gr. 8. 6 Ngr.

Geilfus, G., Ueber die Einflüsse des Clima's und des Bodens auf die Culturverhältnisse der Völker. Ein populärer Vortrag. Winterthur, Steiner. 16. 5 Ngr.

Gondon, J., Ueber die Lage der Dinge in Italien, insondere in Neapel. Briefe an G. Bowyer, brittisches Parlamentsmitglied. Aus dem Französischen übersetzt. Innsbruck, Auffschlager. Gr. 8. 18 Ngr.

Hasselbach, K. F. W., Für Bunsen wider Stahl. Halle, G. Schwetschke. Gr. 8. 10 Ngr.

Melzer, F., Preußen, Großbritannien und Baden. In Bezug auf die Verbindungen der hohen regierenden Häuser Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 7½ Ngr.

Schubring, J., Predigt, während des achten evangelischen Kirchentages zu Lübeck am 9. September 1856 gehalten. Lübeck, Dittmer. Gr. 8. 3 Ngr.

Zur Widerlegung der Bargum'schen Vertheidigungsschrift für den Minister v. Scheele. Kiel, Schwers. Gr. 8. 8 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Kleineres Brockhaus'sches Conversations-Lexikon vollständig und in neuer Ausgabe.

Unterzeichnung nehmen alle Buchhandlungen an auf eine

Neue Ausgabe

des

Kleinern Brockhaus'schen

Conversations-Lexikon,

die nach der jetzigen Vollendung des Werks in **40 Heften** zu **5 Ngr.** erscheint, wovon **monatlich 2—3 Hefte** ausgegeben werden, sodaß das **ganze Werk spätestens bis Ende 1857** vollständig in den Händen der Subscribenten sein wird.

Uebrigens ist kein Subscribent auf diese neue Ausgabe seinerseits an die bezeichneten Termine gebunden, vielmehr kann er das Werk noch langsamer oder rascher, wie es ihm gerade wünschenswerth ist, auch gleich **vollständig,**

in allen beliebigen Terminen

beziehen und zwar:

in **40 Heften** zu 5 Ngr.;
in **4 Bänden** zu 1 Thlr. 20 Ngr.;
vollständig auf einmal zu dem Preise von 6 Thlr. 20 Ngr.
(**Elegant gebunden** in Leinwand 7 Thlr. 25 Ngr., in Halbfranz 8 Thlr.)

Das **erste Heft** und eine ausführliche **Ankündigung** sind in allen Buchhandlungen zu haben. Letztere sind zur Veranschaulichung der Behandlungsweise der Gegenstände und des Drucks zwei Spalten aus dem Werke als Probeseite beigedruckt. **In allen Fällen, wo es gilt, sich selbst oder Andere rasch irgend eine Frage zu beantworten, oder ein Kunst- oder Fremdwort zu erklären, im bürgerlichen Verkehr, im gesellschaftlichen Umgange, auf Reisen, bei der Lectüre, namentlich von Zeitungen** ꝛc., **wird sich das Kleinere Brockhaus'sche Conversations-Lexikon gewiß als ein treues Nachschlagebuch bewähren.** Für die Trefflichkeit des Werks spricht auch die allgemeine Anerkennung, die es bei der Kritik gefunden, sowie die große Zahl der bisherigen Abnehmer.

Leipzig, im November 1856.

F. A. Brockhaus.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Christabend. Festidyll von Friedrich Dörr. Halle, Ed. Anton. 12. Geh. 15 Sgr. Eleg. in Leinwand geb. 20 Sgr.

Diese ansprechenden Dichtungen — ein liebliches Idyll, gleich der „Luise" von Voß — haben bereits in mehren Blättern sich der günstigsten Beurtheilungen zu erfreuen gehabt und empfehlen sich darum als freundliches Weihnachtsgeschenk für Jung und Alt.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Phases et Causes célèbres du droit maritime des nations. Par le Baron **Ferdinand de Cussy.** 2 vol. In-8. Geh. 5 Thlr.

Ein besonders für alle Handelsconsuln wichtiges Werk über das **Seerecht,** in der gegenwärtigen Zeit von erhöhter Wichtigkeit, jetzt **vollständig** vorliegend.

Von dem Verfasser erschien früher in demselben Verlage:

Cussy (F. de), Dictionnaire ou Manuel-Lexique du diplomate et du consul. In-12. 3 Thlr.

——, **Réglements consulaires** des principaux états maritimes de l'Europe et de l'Amérique; fonctions et attributions des Consuls; prérogatives, immunités et caractère public des Consuls envoyés. Recueil de documents officiels et observations concernant l'institution consulaire, les devoirs, les obligations, les droits et le rang diplomatique des Consuls. In-8. 2 Thlr. 8 Ngr.

Recueil manuel et pratique de traités, conventions et autres actes diplomatiques, sur lesquels sont établis les relations et les rapports existant aujourd'hui entre les divers États souverains du globe, depuis l'année 1760 jusqu'à l'époque actuelle. Par le baron **Charles de Martens** et le baron **Ferdinand de Cussy.** Vol. I—VI. In-8. 17 Thlr. 15 Ngr.

Ein siebenter Band hierzu, bis 1850 gehend, erscheint demnächst.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

CODEX DIPLOMATICUS LUBECENSIS.

Lübeckisches Urkundenbuch.

II. Abtheilung.

Urkundenbuch

des

BISTHUMS LÜBECK.

Herausgegeben von

Dr. Wilh. Leverkus,

Grossherzogl. Oldenburg. Archivar.

I. Theil.

Mit 4 lithographirten Tafeln.

124 Bogen. 4. Geheftet. 10 Thlr.

Gerhard Stalling in Oldenburg.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Helke.

Schauspiel aus der deutschen Heldensage.

8. Geh. 16 Ngr.

Im Verlage der literarisch-artistischen Abtheilung des Oesterreichischen Lloyd in Triest erscheint:

Die Kunstwerke
vom Alterthume bis auf die Gegenwart.
Ein Wegweiser
durch das ganze Gebiet der bildenden Kunst.

Mit 120 Stahlstichen,

enthaltend diejenigen Werke der Baukunst, Malerei und Bildhauerei, welche die verschiedenen Perioden, Style und Schulen der Kunst am bestimmtesten charakterisiren.

Von **Dr. C. A. Menzel,**

Königl. Universitäts-Bauinspector, Professor ꝛc.

Zweite Auflage.

Das Werk erscheint in 30 Lieferungen in Groß-Quart, jede mit 4 Stahlstichen, nebst 1—2 Bogen Text. Der erste Band ist in zweiter Auflage erschienen. Der zweite (Schluß-) Band wird bis Mitte des Jahres 1857 complet sein. Preis Band I kostet 4 Thlr. = 6 Fl. Conv.-M. Jede der 15 Lieferungen des II. Bandes 7½ Ngr. Alle Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes nehmen Subscriptionen darauf an und sind in den Stand gesetzt, den I. Band, oder wenigstens die ersten 4 Lieferungen desselben zur Ansicht vorzuzeigen. Die Fortsetzung ist auf Verlangen nach und nach, oder auf einmal, so weit sie erschienen sind (zur Zeit bis Lieferung 18), zu beziehen.

Ein neuer Roman von Frederike Bremer.

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig vollständig und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Hertha. Von Frederike Bremer.

Aus dem Schwedischen. Drei Theile. 12. Geh. 1 Thlr.

Eine **von der Verfasserin autorisirte deutsche Ausgabe** ihres neuesten Romans, die vor dem schwedischen Original und gleichzeitig mit einer englischen Uebersetzung erscheint. Die zahlreichen Freunde und Freundinnen der beliebten Romanschriftstellerin in Deutschland werden in diesem Werk alle ihre liebenswürdigen Eigenschaften wiederfinden: tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens, gemüthvolle Schilderung des Hauses und Familienlebens, wohlthuende Wärme, spannende Schilderung und wahre, treffende Charakteristik.

Von der Verfasserin erschienen früher in demselben Verlage:

Skizzen aus dem Alltagsleben. Aus dem Schwedischen. Erster bis zwanzigster Theil. 12. Jeder Theil 10 Ngr.

Einzeln sind zu erhalten:

Die Nachbarn. Fünfte Auflage. Zwei Theile. — Die Töchter des Präsidenten. Vierte Auflage. — Nina. Dritte Auflage. Zwei Theile. — Das Haus. Fünfte Auflage. Zwei Theile. — Die Familie H. Zweite Auflage. — Kleinere Erzählungen. — Streit und Friede. Dritte Auflage. — Ein Tagebuch. Zwei Theile. — In Dalekarlien. Zwei Theile. — Geschwisterleben. Drei Theile. — Sommerreise. Zwei Theile. — Leben im Norden. Morgen-Wachen.

Bei **elegant gebundenen** Exemplaren wird der Einband für jeden Roman (1 Band) mit 6 Ngr. berechnet.

Die Heimat in der Neuen Welt. Ein Tagebuch in Briefen, geschrieben während zweijähriger Reisen in Nordamerika und auf Cuba. Aus dem Schwedischen. Neun Theile. 12. 3 Thlr.

Diese Schrift hat in Schweden, England und Nordamerika die größte Aufmerksamkeit erregt und bereits auch in Deutschland dieselbe allgemeine Theilnahme gefunden, die hier alle Schriften der Verfasserin zutheil wurde. **Frederike Bremer** schildert in diesem Werk ihren zweijährigen Aufenthalt in **Nordamerika** und liefert darin die wichtigsten Beiträge zur Kenntniß dieses Landes und seiner Bewohner, sodaß dasselbe nicht blos von den zahlreichen Verehrern der Bremer'schen Schriften, sondern in noch weitern Kreisen gelesen zu werden verdient.

Im Verlage der **v. Ebner**'schen Buchhandlung in Nürnberg ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die deutschen Volksbücher und Schwänke des sechzehnten Jahrhunderts

nebst Proben aus den Gesprächen des **Desiderius Erasmus**, aus dem Tractat: **Von den losen Füchsen**, aus dem **Magenlob** von **Caspar Scheidt** und dem **Theatrum Diabolorum**. Mit biographisch-literarischen Einleitungen, sprachlichen und sachlichen Notizen von **Ignaz Hub**.

Preis 2 Fl. oder 1 Thlr. 6 Ngr.

Auch unter dem Titel:

Die komische und humoristische Literatur der deutschen Prosaisten des sechzehnten Jahrhunderts. Zweites Buch.

Das **Staats-Lexikon** von **Rotteck** und **Welcker.**

Das zweite Heft der dritten Auflage dieses berühmten Werks ist soeben bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienen und nebst dem ersten Heft und einer ausführlichen Ankündigung in allen Buchhandlungen zu haben. Das Werk erscheint in 10—12 Bänden oder 100—120 Heften binnen drei Jahren. Der Preis jedes Hefts beträgt nur 5 Ngr.

Unterzeichnungen werden in allen Buchhandlungen angenommen.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter

für

literariſche Unterhaltung.

Erſcheint wöchentlich. — Nr. 46. — 13. November 1856.

Inhalt: Der Realismus in der Politik. — Fanny Lewald, Die Kammerjungfer. — Orientaliſche Poeſie. — Ueber die Stellung des heroiſchen und tragiſchen Elements zur Gegenwart. — Notizen. — Bibliographie. — Anzeigen.

Der Realismus in der Politik.

Auch in der Politik, wie in der Kunſt, gibt es einen Realismus und einen Idealismus, von denen der letztere mehr Das was ſein ſollte, der erſtere mehr Das was wirklich iſt, ins Auge faßt. Nachdem wir uns lange mit der Verwirklichung politiſcher Ideale abgemüht und dabei wenig oder nichts erreicht haben, ſcheint ſich eine andere, mehr realiſtiſche Anſchauungsweiſe in der Politik geltend machen zu wollen. Freilich wie es in der Kunſt einen falſchen Realismus gibt, der zwar die Wirklichkeit, aber nur die unſchöne, ideenloſe Wirklichkeit darſtellt, ſo gibt es einen politiſchen Realismus niederer Art, der ſich nur an das Gegebene ſchlechthin, an die vollendete Thatſache oder an ſolche ſtaatliche und geſellſchaftliche Zuſtände hält, welche mehr oder weniger außerhalb der lebendigen Bewegung und Fortentwickelung der Menſchheit ſtehen, alles Andere aber als „Ideologien" vornehm zurückweiſt. Dieſen Realismus der Stabilität, dieſe Politik der vollendeten Thatſachen haben wir auch in Deutſchland in der Literatur und im Leben wiederholt ihre Rolle ſpielen ſehen und ſehen es täglich noch. Es gibt aber auch einen Realismus höherer Art, welcher hinter der Erſcheinung das Weſen der Dinge, über der vollendeten Thatſache das ewig waltende Geſetz der Bewegung und Entwickelung ſucht und findet. Ein ſolcher Realismus iſt es, der in unſerer politiſchen und geſchichtlichen Literatur, namentlich während des letzten, an Prüfungen und Erfahrungen ſo reichen Jahrzehnds — eine hocherfreuliche Erſcheinung! — immer mehr Boden gewonnen hat. Wir könnten zahlreiche Beiſpiele dafür anführen; es ſcheint uns jedoch ſowol unſerm Zwecke als auch den Anfoderungen der Gerechtigkeit am entſprechendſten, gleichſam als den Typus jener realiſtiſchen Anſchauungsweiſe in der Politik eine Schrift zu citiren, welche zuerſt grundſätzlich dieſe Anſchauungsweiſe als die allein richtige und zum Ziele führende ausſprach und zugleich deren weſentliche Reſultate in kurzen, ſcharfen Zügen darlegte. Wir meinen die bei Göpel in Stuttgart erſchienene anonyme Schrift: „Grundſätze der Realpolitik, angewendet auf die ſtaatlichen Zuſtände Deutſchlands." Iſt dieſe Schrift auch nicht neueſten Datums, ſo wollen wir doch unſere Beſprechung des in der Ueberſchrift genannten Themas an ſie, als den einfachſten und verſtändlichſten Ausdruck des Realismus in der Politik, anknüpfen.

Wir haben es hier jedenfalls mit einer bedeutſamen Erſcheinung der politiſchen Literatur zu thun. Selten haben wir ſoviel Friſche und Unbefangenheit der Gedanken mit einem ſo durchgebildeten und ſeiner ſelbſt ſichern Ausdruck, eine ſo ruhige und faſt nüchtern kalte Betrachtung der thatſächlichen Verhältniſſe mit einem ſo entſchiedenen Bewußtſein eines über dieſe Verhältniſſe hinausliegenden Ziels gepaart gefunden. Der ungenannte Verfaſſer, in welchem wir einen unſerer rührigſten und geſinnungsvollſten Tagespubliciſten, der aber mit ſelbſtändigen ſtaatsrechtlichen Schriften bisher noch nicht aufgetreten war, zu erkennen glauben, brachte zu dieſer Arbeit den gerade hierfür ſehr wichtigen Vortheil mit, ſeiner bisherigen publiciſtiſchen Wirkſamkeit nach zwar entſchieden der Fortſchrittspartei im Allgemeinen, aber keiner der beiden, zeither ſcharf voneinander geſchiedenen Fractionen derſelben ſpeciell anzugehören, ſondern eine ziemlich unbefangene und darum nach beiden Seiten hin unbehinderte Stellung zwiſchen beiden einzunehmen. Er iſt ſeiner tiefſten Geſinnung nach unzweifelhaft Demokrat, inſofern man unter Demokrat Denjenigen verſteht, welcher eine Selbſtregierung des Volks in möglichſt weitem Umfange als den naturgemäßeſten, für unſere Zeit und unſer Volk wünſchenswertheſten Zuſtand des Staatslebens betrachtet und alle Conſequenzen des Gedankens ohne ängſtliche Rückſichten zieht. Dabei zeigt er aber in der Anpaſſung ſeiner Ideen an die Wirklichkeit eine Mäßigung, in der Wahl der Mittel eine Beſonnenheit, in der Schätzung der wirkenden Kräfte des Staatslebens und in ihrer Behandlung einen Takt und eine Umſicht, endlich in ſeinem

Urtheil über Dinge und Personen eine ruhige Unbefangenheit, wie wir sie sonst auf dieser Seite, ja überhaupt in den Reihen entschiedener Parteigänger selten zu finden gewohnt sind. Dies und die große Geschicklichkeit, welche der Verfasser besitzt, in kurzen, aber prägnanten Andeutungen Dasselbe auszusprechen, wozu Andere oft langathmiger Ausführungen bedürfen, Manches zwischen den Zeilen zu sagen, Anderes, was dem Leser vielleicht lange schon, aber nur halb deutlich im Sinne lag, durch eine schlagende Wendung ihm zum klaren Bewußtsein zu bringen: alles Dies gibt der Schrift ein nicht gewöhnliches Interesse, welches dadurch nicht aufgehoben wird, daß dieselbe weder geradezu neue Gedanken oder Grundsätze aufstellt, noch auf ein eigentlich abgeschlossenes und ausgeführtes System der Politik hinausgeht, sondern eben nur Andeutungen, fragmentarische Betrachtungen, Aperçus enthält.

Den Grundgedanken seiner politischen Anschauung spricht der Verfasser gleich auf der ersten Seite desselben in einer Betrachtung über das „dynamische Grundgesetz des Staatswesens" aus. Er sagt hier:

Der politische Organismus der menschlichen Gesellschaft, der Staat, entsteht und besteht vermöge eines Naturgesetzes, welches der Mensch mit oder ohne Bewußtsein, freiwillig oder unwillkürlich erfüllt. In diesem Sinne ist jenes alte Wort gesprochen: Der Mensch ist ein politisches Thier, in diesem Sinne darf eine bekannte Lehre der Neuzeit sagen: Der Staat ist von Gott; beide Sätze sind, richtig verstanden, durchaus gleichbedeutend. Die Naturnothwendigkeit, auf welcher das Dasein des Staats beruht, wird in dem geschichtlich gegebenen Staate durch die Wechselwirkung mannichfaltiger Kräfte erfüllt, deren Beschaffenheit, Maß und Ergebnisse nach Raum und Zeit unendlich verschieden sind. Das Studium der Kräfte, welche den Staat gestalten, tragen, umwandeln, ist der Ausgangspunkt aller politischen Erkenntniß, deren erster Schritt zu der Einsicht führt, daß das Gesetz der Stärke über das Staatsleben eine ähnliche Herrschaft ausübt, wie das Gesetz der Schwere über die Körperwelt. Die ältere Staatswissenschaft hatte die Wahrheit vollkommen inne, aber sie zog eine falsche und verderbliche Folgerung aus derselben — das Recht des Stärkern. Die Neuzeit hat diesen unsittlichen Fehlschluß berichtigt, aber indem sie sich von dem angeblichen Rechte des Stärkern lossagte, war sie nur allzu geneigt, auch die wirkliche Macht des Stärkern und die Nothwendigkeit ihrer staatlichen Geltung zu verkennen. Dieser Irrthum ist die Ursache der gröbsten Misgriffe und der schwersten Niederlagen geworden, welche die Verfassungspolitik in der Mehrzahl der europäischen Staaten seit einigen Menschenaltern begangen und erlitten. Die Erörterung der Frage: wer da herrschen soll, ob das Recht, die Weisheit, die Tugend, ob ein Einzelner, ob Wenige oder Viele, diese Frage gehört in den Bereich der philosophischen Speculation; die praktische Politik hat es zunächst nur mit der einfachen Thatsache zu thun, daß die Macht allein es ist, welche herrschen kann. Herrschen heißt: Macht üben, und Macht üben kann nur Der, welcher Macht besitzt. Dieser unmittelbare Zusammenhang von Macht und Herrschaft bildet die Grundwahrheit aller Politik und den Schlüssel der ganzen Geschichte. Es ist ein irregeleiteter Stolz des menschlichen Geistes, welcher jenem Verhältnisse die Anerkennung verweigert, oder welcher dasselbe wenigstens als ein misbräuchliches betrachtet, dem da abgeholfen werden könne und müsse. Der Gedanke einer solchen Abhülfe ist ein logischer Widerspruch, und jeder Versuch seiner Verwirklichung bezweckt nichts Minderes als eine Umkehrung der ewigen Natur der Dinge.

Die Verkennung des dynamischen Grundgesetzes der Staatsordnung hat, wie schon bemerkt, die größten Irrthümer und Fehlgriffe verursacht, welche man den staatlichen Theorien und der Experimentalpolitik des Jahrhunderts mit gutem Grunde zum Vorwurf macht. Der staatliche Gedanke wollte den staatlichen Stoff beherrschen, ehe er denselben durchdrungen hatte. Die formale Anerkennung des Rechts sollte die selbständige Kraft desselben ersetzen; man nahm an, daß sich die politische Macht durch Vertrag abtreten und erwerben, durch Uebereinkunft ausdehnen und beschränken lasse. Diese Täuschungen haben sich empfindlich gerächt. Die bisherige politische Systematik, der die Geister beinahe blindlings huldigten, ist an den Dingen zu oft und zu kläglich gescheitert, als daß sie nicht endlich der Gegenstand des tiefen Mistrauens der Einen und der gründlichen Verachtung der Andern hätte werden sollen. Die Luftschlösser, welche sie gebaut, sind in blauen Dunst zerflossen; das wehrlose Recht, dessen theoretische Anerkennung sie erwirkt, ist höchstens zu einer Scheinübung gelangt, welche von der Macht solange geduldet wurde, als es ihr gerade genehm war; die Vereinbarungen der Ohnmacht mit der Gewalt haben bei der ersten Probe gezeigt, daß sie wirkungslos, nichtig von Grund aus, unmöglich waren.

Man wird zugeben, daß diese Grundansicht des Verfassers jene doctrinäre Zuspitzung politischer Verfassungsfragen und jene sogenannte Principreiterei völlig ausschließt, welche die Parteien rechts und links zu so vielen, ebenso für das allgemeine Interesse wie für sie selbst verhängnißvollen Fehltritten veranlaßt hat. Die ganze Frage nach der unbedingt guten oder der besten Verfassung ist für ihn, wenn nicht eine gänzlich abzuweisende, so doch jedenfalls die allerletzte, welche die Politik aufzuwerfen hat. Die beziehungsweise gute oder richtige Verfassung ist nach seiner Ansicht diejenige, welche alle gesellschaftlichen Kräfte nach ihrem vollen Werthe zur staatlichen Geltung kommen läßt; eine falsche Verfassung ist hingegen diejenige, welche den gesellschaftlichen Kräften die politischen Organe versagt und dadurch die wirksame Verwendung derselben erschwert oder unmöglich macht; für ebenso falsch aber erklärt der Verfasser den Versuch, solche staatliche Glieder, aus denen sich die natürliche Lebenskraft zurückgezogen habe, durch Verfassungsformen künstlich zu fristen.

Die erste und wichtigste Aufgabe, welche der Verfasser hiernach der Politik stellt, ist: die Erforschung des Verhältnißwerths der gesellschaftlichen Kräfte. Er selbst hat diese Aufgabe nicht in ihrer ganzen weitreichenden Breite und Tiefe gelöst und, dem Plane seiner Schrift nach, welche überall mehr Andeutungen als Ausführungen geben zu sollen scheint, wol nicht lösen wollen, aber in scharfen und klaren Zügen hat er den richtigen Weg bezeichnet, welchen eine solche Betrachtung wird einschlagen müssen. Für wichtig halten wir es namentlich, daß er neben den Kräften des ruhigen Bestandes auch die Kräfte der Bewegung, des Neuerungstriebes, ja der Zerstörung nach ihrem richtigen Verhältnißwerthe gewürdigt wissen will; daß er neben dem Reichthum die Armuth, neben der Intelligenz die Unwissenheit, das Vorurtheil und ganz besonders die Dummheit als einen nicht zu übersehenden Factor in den Berechnungen der Politik betrachtet; daß er auf das allmälige Wachsthum

und Hervortreten bisher schlummernder Kräfte ebenso wie auf das Zurückgehen und Erschlaffen bisher einflußreicher aufmerksam macht, unter der erstern Kategorie, z. B. das bürgerliche Bewußtsein, den Freiheitsgedanken, den Nationalsinn, die Presse u. s. w. als neue Factoren des gesellschaftlichen Lebens, unter der letztern das unbewegliche Grundeigenthum und das in diesem wurzelnde aristokratische Element, die Macht der Autorität und Aehnliches als theils abgenutzte, theils von lebendigern Kräften zurückgedrängte Elemente befassend. Wir erhalten auf diese Weise, wenn wir uns die Ideen des Verfassers weiter ausgeführt denken, eine Art von Mechanik der gesellschaftlichen Kräfte, wobei das Neue des Versuchs, gegenüber andern schon vorhandenen ähnlicher Art, hauptsächlich darin bestehen würde, daß nicht blos jene stofflichern und sozusagen greifbarern Factoren, welche sich vorzugsweise auf der Seite des Bestehenden finden, sondern auch die zwar in weniger fester Form ausgeprägten, aber darum nicht minder wirksamen Potenzen der Bewegung und des geistigen Fortschritts, gleichsam die politischen und gesellschaftlichen Imponderabilien, mehr als bisher in Betracht gezogen und ihrer vollen Bedeutung nach gewürdigt werden dürften.

Der Verfasser, der, wie gesagt, ein vollständiges politisches System nicht geben will, geht nun zu einzelnen fragmentarischen Anwendungen seiner vorausgesandten Grundansichten über, theils allgemeinern, theils speciell im Bereiche unserer vaterländischen Verhältnisse liegenden. Zunächst spricht er von dem Repräsentativsystem. Die Nothwendigkeit desselben ist für ihn bedingt durch das regelmäßige Bedürfniß, welches ein an gesellschaftlichen Kräften reicher Staat empfindet, diese Kräfte, die er auf keine andere Weise sich so vollständig aneignen und nutzbar machen könnte, unter der Form der freien Mitwirkung in sein Interesse zu ziehen. Einen vollgültigen Anspruch auf Vertretung hat daher, nach diesem Grundsatze, nur Das, was wirklich eine Kraft ist, und die richtige Form der Repräsentation in einem gegebenen Staate ist daher diejenige, welche die in ihm vorhandenen gesellschaftlichen Kräfte auf die zweckmäßigste Weise und im rechten Verhältniß zur wirksamen Betheiligung am staatlichen Leben gelangen läßt. Ein- oder Zweikammersystem, Pairie oder Senat, Census oder allgemeines Wahlrecht, alles Dies hat, wie der Verfasser meint, nur eine relative Bedeutung, und je nach den gegebenen Verhältnissen mag das Eine so richtig sein als das Andere. Drei Factoren sind es hauptsächlich, welche bei der Handhabung des Repräsentativsystems Berücksichtigung nicht blos verlangen, sondern früher oder später sich allemal erzwingen. Es sind dies der Reichthum, die Meinung und die Intelligenz, namentlich aber der erste und die letzte. Der Verfasser sagt:

Der regelmäßige Verlauf des staatlichen Lebens in aufsteigender Linie bringt eine fortwährende Vermehrung derjenigen Kräfte mit sich, welche unter der Bezeichnung von Intelligenz und Wohlstand zusammengefaßt werden. Diese allmälige Verbreitung der Bildung und des Wohlstandes liefert den Schlüssel zu jenem aristokratischen Gesetze, demzufolge die öffentliche Gewalt aus der Hand eines Einzigen in die Hand Einiger und zuletzt in die Hand Vieler übergeht. Bildung und Wohlstand werden für eine Volksclasse nach der andern die Brücke zur politischen Macht, und es gibt kein Mittel, den immer neuen Zudrang zur Theilnahme an der Uebung der öffentlichen Gewalt zu verhindern, als die Verewigung der Unwissenheit und der Armuth.

Treffend ist, was der Verfasser über die wahre Bedeutung und den falschen Gebrauch des Begriffs „Volk", und sodann, was er über das Wesen der Aristokratie sagt:

Die Frage nach dem wahren oder eigentlichen Volke pflegt allen Parteien sehr geläufig zu sein, und jede Partei findet das wahre, das eigentliche Volk da, wo sie ihre eigenen Ansichten oder wenigstens bereitwillige Werkzeuge für ihre Zwecke findet. Der militärische Absolutismus nennt das Heer die „Elite" des Volks, das patriarchalische Regiment pflegt den schwerfälligen Bauernstand altgläubiger Provinzen den Kern des Volks zu heißen, die Bureaukratie sieht das echte Volk vorzugsweise in dem spießbürgerlichsten Theile der Städtebewohner, die constitutionelle Partei läßt nur den wohlhabenden und gebildeten Mittelstand als eigentliches Volk gelten, und die Demokratie ist sehr geneigt, einen Jeden vom Volke auszuschließen, der nicht dem Proletariat angehört, oder sich nicht wenigstens zu dem Proletariate hält. Solcher Auffassung entsprechend ist es dann nicht selten vorgekommen, daß die Zuhörerschaft auf der Galerie eines Parlamentssaales die Rolle des Volks für sich in Anspruch nahm, oder daß man eine Versammlung von 100 oder 1000 Personen ohne weiteres im Namen des Volks Erklärungen abgeben, Forderungen stellen, Beschlüsse fassen ließ, für deren Beglaubigung als Volksbeschlüsse dann eben jene Formel als vollkommen hinreichend gelten sollte.

Der Verfasser betrachtet das Volk keineswegs als eine unterschiedslose Masse, sondern als einen in gewissen natürlichen Abtheilungen sich gliedernden Organismus; er will die Selbstregierung des Volks keineswegs so verstanden wissen, als ob jeder Theil desselben, auch der politisch unfähige, sich selbst und das Ganze regieren könne, er verlangt vielmehr, daß die Selbstregierung nach Maßgabe der Verschiedenheit an Kräften und Fähigkeiten auf die verschiedenen Classen des Volks vertheilt werde. Man kann, sagt er, dem Interesse der Selbstregierung keinen schlimmern Dienst erweisen als dadurch, daß man dasselbe in unfähige Hände legt und damit den thatsächlichen Beweis von der Unmöglichkeit der Selbstregierung und von der Nothwendigkeit des Regiertwerdens liefert. Der Verfasser ist auch weit entfernt, den Nutzen einer Aristokratie im Staate zu verkennen, einer echten Aristokratie versteht sich, d. h. einer solchen, welche mit dem Staate dergestalt verwachsen ist, daß sie in der Vergangenheit desselben ihre starken Wurzeln, in seiner Gegenwart ihre gesunde Krone hat. In einer solchen Aristokratie findet er eine feste Bürgschaft der dauernden politischen Größe und Macht, die einzige Bürgschaft, welche sich im Verlauf der bisherigen Geschichte als sicher bewährt habe; und wer möchte ihm nicht beistimmen in der folgenden Betrachtung:

Eine echte und lebenskräftige Aristokratie beseitigen wollen, ist ein höchst unpolitisches und zugleich ziemlich hoffnungsloses Unternehmen. Noch unpolitischer wo möglich und auf jeden Fall gänzlich hoffnungslos würde der Versuch sein, einer abgestorbenen Aristokratie frischen Athem einzublasen, oder eine neue Aristokratie in der Staatskanzlei auszuarbeiten. Denn

daß sie sich selbst erzeugt, daß sie auf eigenem Rechte und eigener Macht dasteht, selbständig und doch organisch mit der Staatsgewalt verwachsen, das ist der eigentliche Grundzug im Wesen der Aristokratie.

Die deutsche Aristokratie hat sich selbst gerichtet; sie ist untergegangen an der Unfähigkeit, ihre Rolle den wechselnden Foderungen der Geschichte anzupassen. Angesichts dieser historisch unerfreulichen Erscheinung macht es einen erheiternden Eindruck, wenn das sogenannte Junkerthum für eine Aristokratie angesehen sein will und Versuche macht, sich aristokratisch zu geberden und in aristokratischem Tone vernehmen zu lassen. Welchen historischen Beruf man auch dem kleinen deutschen Adel zuschreibe, dieser Beruf ist entweder erfüllt oder versäumt und in dem einen wie dem andern Falle nicht mehr vorhanden. Dieser Adel hat Alles verloren, was ihm politische Bedeutung gab und ihn in den Stand setzte, eine hervorragende oder auch nur selbständige Stellung im Staate einzunehmen. Die kriegerische Kraft, der Reichthum, die Achtung oder die Furcht des großen Haufens, der Vorzug der geselligen Bildung und der feinern Sitte, mit einem Worte jede Art der Ueberlegenheit, die er je besessen, ist dem Junkerthum abhanden gekommen, es ist ihm nichts übrig geblieben als eine sehr vortheilhafte Meinung von sich selbst und die Gunst der Höfe.

Die herrschende Politik hat den Anfoderungen des Adels bei jeder Gelegenheit allen möglichen Vorschub geleistet und ihn in den Stand gesetzt, dieselben theilweise durchzusetzen. Diese Parteilichkeit der herrschenden Politik geht aus der falschen Anwendung eines richtigen Satzes hervor. Es ist richtig, daß die Monarchie, dem Andrängen der Demokratie gegenüber, an der Aristokratie einen geborenen Bundesgenossen hat, der sie selten im Stiche lassen wird. Es ist richtig, daß in der gegebenen Voraussetzung der Adel die Stütze des Throns bildet. Allein damit der Thron sich auf den Adel stützen könne, muß der Adel eine wirkliche Kraft und nicht ein bloßer Name sein. Der deutsche Adel aber, weit entfernt, dem Throne eine Stütze zu bieten, kann sich selbst nur dadurch auf den Füßen erhalten, daß er sich von dem Throne stützen läßt. Statt die Staatsgewalt durch eigene Kraft zu stärken, entleiht er derselben die ganze Summe der Kraft, welche er ausübt, und schwächt sie um diese ganze Summe. Durch sein Vordrängen entfremdet er der Staatsgewalt und dem conservativen Interesse, dem er zu dienen scheint, eine Menge von Kräften, welche sich ohne diese unberufene Dazwischenkunft des Adels der herrschenden Politik bereitwillig zugebote stellen würden, jetzt aber künstlich in die Opposition hineingedrängt werden. Das dringendste Interesse des Adels fodert, daß er auf jede Ausnahmestellung im Staate verzichte, jedem Versuche entsage, sich über das gemeine Recht zu erheben, sich nicht länger sträube, im Volke aufzugehen. Auf diesen Bedingungen beruht die vollkommene Eintracht zwischen Volk und Adel in Spanien und Italien. Auf diese Bedingungen hat auch das Volk in Frankreich nach dem furchtbaren Kampfe des vorigen Jahrhunderts einen aufrichtigen Frieden geschlossen, welcher dem Adel Alles zugesteht, worauf er ein Recht hat: den ungestörten Besitz des überlieferten Familiennamens und der sich daran knüpfenden Erinnerungen. Dieser Besitz ist in der That unantastbar und jeder Versuch des Eingriffs in denselben ebenso unvernünftig wie erfolglos. Der Staat kann und darf dem Adel jede Art der Anerkennung versagen, aber ihn „abzuschaffen" liegt jenseit seines Rechts und jenseit seiner Macht. Jeder Besitzstand des Adels, welcher über die bezeichnete Grenze hinausreicht, ist unhaltbar geworden und wird glücklichsten Falls in einer komischen Katastrophe enden. So in Frankreich z. B. die wiederholten Versuche einer Nachbildung des englischen Oberhauses, wozu man die vermeintlich aristokratischen Elemente aus dem Staube der historischen Rumpelkammer hervorgeholt und so blank als möglich aufgeputzt hatte. Die Pairskammer der Restauration und des Julikönigthums sind nach einem würde- und kraftlosen Dasein in lächerlicher Ohnmacht untergegangen. Denn die Vergangenheit ist todt und im Staate hat nur das Lebendige ein Recht.

Von diesen allgemeinern Betrachtungen geht der Verfasser über zu einer Reihe von Bemerkungen, welche sich speciell auf unsere deutschen Verhältnisse beziehen und uns darum vorzugsweise interessiren. Mit Recht findet er den Angelpunkt der ganzen gegenwärtig in Deutschland auf- und niederflutenden Bewegung in dem Kampfe der einheitlichen und der particularistischen Bestrebungen. Die vereinzelte liberale Opposition in den verschiedenen deutschen Staaten hätte für sich allein dem Systeme der Reaction keine Besorgniß erregt ohne den Rückhalt, welchen sie an dem Gedanken der Nationaleinheit theils wirklich fand, theils mit der Zeit nothwendig finden mußte, und der Liberalismus seinerseits wußte wohl, was er that, als er seine Angriffe allmälig immer systematischer gegen die vorhandene, aber als unbefriedigend betrachtete Form der Einheit, gegen die Bundesverfassung und den Bundestag richtete. Die Reaction suchte die Entwickelung des Einheitsgedankens auf alle Weise zu hemmen, und wenn es ihr auch nicht gelang, dessen Verbreitung zu hindern, so erschwerte sie doch dessen innere Entwickelung, dessen Hineinbildung in das Volksbewußtsein, indem sie die freie öffentliche Debatte darüber unterdrückte. Daher war zwar das Bedürfniß der Einheit der Nation aufgegangen, allein das Wesen derselben und die Mittel ihrer Durchführung hatte der größere Theil des Volks, als der Augenblick kam, diese Durchführung praktisch zu versuchen, noch nicht klar erkannt. Diese Unklarheit hat nach des Verfassers Ansicht, und wir geben ihm darin vollkommen Recht, das Scheitern der Bewegung 1848 großentheils herbeigeführt. Die innern Reformen in den Einzelstaaten wurden im Wesentlichen durchgesetzt, weil sie längst in bestimmten Foderungen und Entwürfen formulirt waren. Der Einheitsgedanke dagegen wurde nicht verwirklicht, weil ihn der öffentliche Geist nicht hinlänglich verarbeitet hatte. Der Verfasser sagt:

Gleichwol ist das Jahr 1848 für den Einheitsgedanken zu einer Epoche dadurch geworden, daß es ihn in die Geschichte eingeführt hat, wenn auch nur in der Gestalt eines verunglückten Versuchs. Selten oder niemals gelingt es der Politik, aus altgewohntem Gleise in eine neue Bahn beim ersten Anlauf einzubiegen, und je rascher und leichter der Wechsel, desto unsicherer in der Regel der Bestand der neuen Richtung. Indessen auch abgesehen von dem Versuche seiner Verwirklichung, hat das Jahr 1848 den Einheitsgedanken wesentlich gefördert dadurch, daß es ihn zum Gegenstande einer langen Reihe von öffentlichen Untersuchungen und Verhandlungen gemacht, in denen er festere Form und bestimmtern Inhalt gewonnen. Endlich hat die Bewegung jenes Jahres dem Einheitsgedanken einen bedeutenden Vorschub dadurch geleistet, daß sie demselben die laute, öffentliche Huldigung fast aller seiner frühern Gegner erzwungen und daß sie die Politik der sämmtlichen Cabinete ohne Ausnahme zur oft wiederholten förmlichen und feierlichen Anerkennung desselben genöthigt. Wer da weiß, von welchem Belang einige verlorene Worte der Proclamation von Kalisch für die spätere politische Geschichte Deutschlands gewesen, der wird nicht glauben, daß die feierlichen Erklärungen wirkungslos bleiben werden, durch welche alle Regierungen das politische Einigungsbedürfniß der Nation als

ein rechtmäßiges und unabweisliches zwei Jahre lang fort und fort anerkannt und demselben eine vollständige Befriedigung in der bestimmtesten Weise verheißen haben. Die deutsche Volkspolitik hat ein gutes Gedächtniß und sie wird sich jedes jener Worte, die man andern Orts vergessen zu haben scheint oder doch in Vergessenheit bringen möchte, im rechten Augenblicke wieder erinnern. Freilich wird man ihr von Seiten der Cabinete mit Grund entgegnen können, daß man sich in der Aufregung des Jahres 1848 und 1849 nicht blos über die Natur der Sache, sondern auch über sich selbst getäuscht, daß man mehr zugesagt, als man mit dem besten Willen zu leisten vermöge; ob aber eine solche Einrede eine beschwichtigende oder eine Wirkung ganz anderer Art hervorbringen werde, ist immerhin einigermaßen zweifelhaft.

Der Widerstand gegen die wahre Einigung Deutschlands oder der Particularismus hatte, nach des Verfassers Ansicht, früher hauptsächlich zwei Wurzeln im Volke: ein gewisses Stammesbewußtsein der Angehörigen der Einzelstaaten und die aus dem patriarchalischen Verhältniß zwischen Fürst und Volk hervorgegangene Anhänglichkeit an die bestimmte Dynastie. Wie der Verfasser glaubt, sind diese beiden Wurzeln im Laufe der Zeiten zum größten Theile abgestorben. Das Stammesbewußtsein der einzelnen deutschen Völkerschaften ist durch die dynastische Politik selbst zerstört worden, indem diese die Stammeszusammengehörigkeiten nach dynastisch-politischen Rücksichten zerriß und durcheinanderwarf. Daher sei es auch gekommen, daß das Verschwinden einer Masse solcher kleiner künstlich geformter Staatsindividualitäten zu Anfang dieses Jahrhunderts keine andauernden schmerzlichen Empfindungen in den davon betroffenen Bevölkerungen hinterlassen habe. Das patriarchalische Verhältniß zwischen Fürst und Volk habe ebenfalls infolge verschiedener eingetretener Verhältnisse eine Veränderung erlitten, die besonders während der letzten fünf Jahre in weltbekannten Thatsachen zutage getreten sei, Thatsachen, welche keinen Raum mehr ließen für eine unfreiwillige Selbsttäuschung. Endlich seien auch jene kleinen politischen Vortheile und Gewohnheiten, in welche man sich in den einzelnen Staaten hineingelebt hatte und welche man selbst gegen den Gewinn eines großen Ganzen ungern opfern mochte, z. B. das süddeutsche Kammerwesen, dermaßen in ihrer Bedeutung geschwächt worden oder hätten ihre Unhaltbarkeit so sehr bekundet, daß auch von dieser Seite eine Abneigung gegen das Einheitswerk nicht länger zu befürchten stehe.

Wir möchten dem scharfsinnigen und im Uebrigen so nüchtern prüfenden Verfasser hier doch den Vorwurf machen, daß er die dem Einheitsgedanken gegenüberstehenden feindlichen Kräfte zu leicht genommen, die gefährlichsten derselben gänzlich übergangen habe. Zu den letztern rechnen wir namentlich gewisse materielle, gewerbs- und handelspolitische Gegensätze, Vorurtheile und Befürchtungen, sodann die ebenso hartnäckigen und beinahe noch einflußreichern confessionellen Antipathien. Wir möchten wünschen, daß der Verfasser, der so viele verwickelte Verhältnisse mit so unbefangenem Blicke aufgefaßt, so viele schwierige Probleme glücklich gelöst hat, an dieser schwierigsten und wichtigsten Frage unsers Nationallebens, der Frage nach der Ueberwindung der im Volke selbst steckenden particularistischen Tendenzen, etwas weniger rasch vorübergegangen wäre.

Wir übergehen, was der Verfasser unter der Ueberschrift „Bundesverfassung und Bundesreform" sagt. Der hier geführte Beweis, daß die Bundesverfassung in sich selbst, namentlich in der für alle organischen Beschlüsse vorgeschriebenen Stimmeneinheit, das unüberwindliche Hinderniß ebenso wol ihrer gedeihlichen Wirksamkeit als ihrer Fortentwickelung aus sich selbst trage, ist durchaus richtig, aber faßt nur Das in wissenschaftlicher Form zusammen, was längst in das Bewußtsein des Volks übergegangen ist. Ebenso wenig halten wir uns auf bei Dem, was der Verfasser über Censuswahlen, allgemeines Stimmrecht und ständische Gliederung äußert, und bemerken nur, daß er auch hier seine Unbefangenheit und sein Freisein von jeder ideologischen Voreingenommenheit bekundet, indem er, obgleich dem allgemeinen Stimmrecht bei den gegenwärtigen Verhältnissen des Volkslebens den Vorzug gebend, dennoch weder den Census noch sogar das System der Wahlen nach Steuer- oder Vermögensclassen unbedingt verwirft. Nur gegen das System der ständischen Gliederung spricht er sich entschieden aus, weil eine ständische Gliederung, wie eine gewisse Schule sie verstehe, nicht denkbar sei ohne Monopole, namentlich Zunftmonopole, diese aber durchaus dem Zeitgeist und dem Entwickelungsgesetze des gewerblichen und des socialen Lebens widersprächen. Nicht die Corporation sei die dem Gewerbwesen der Gegenwart entsprechende Frorm, sondern die freie Association.

Was der Verfasser in dem Abschnitt von „kirchlichen Dingen" sagt, das gewinnt durch die Ereignisse der jüngsten Vergangenheit eine verdoppelte Bedeutung, und die Mahnungen, welche er hier speciell an Preußen richtet (vielleicht nur, weil zu der Zeit, wo er dies schrieb, die Ereignisse in einem andern deutschen Lande noch nicht zu dem Punkte gediehen waren, wo sie als eine Wiederholung, ja Ueberbietung des kölnischen Streits vom Jahre 1837 erschienen), diese Mahnungen möchten doch von allen denjenigen deutschen Regierungen beherzigt werden, welche in dem Falle sind, in Conflicte mit der römischen Kirche zu kommen. Der Verfasser sagt:

Preußen ist derjenige Staat, welcher in seinen innern Verhältnissen die meiste und dringendste Aufforderung findet, sich mit der Kirche so vollständig wie nur möglich auseinanderzusetzen. Die höchst bedenkliche Erscheinung einer fest geschlossenen katholischen Partei in der Kammer, das Verfahren der oberrheinischen Bischöfe und die neuerdings von Rom aus in herausfodernder Weise wieder aufgenommene Frage von den Mischehen, das sind ebenso viele ernste Mahnungen an die preußische Politik, das kirchliche Gebiet zu verlassen und auf den reinstaatlichen Boden zurückzukehren, auf dem allein sie sich mit voller Sicherheit bewegen kann. Ein Staat mit überwiegend akatholischer Bevölkerung muß, um mit Rom soweit als möglich in Frieden zu leben, jede Gemeinschaft mit der katholischen Kirche abbrechen oder sie doch auf ein möglichst kleines Gebiet beschränken; er muß von Rom keine Dienste verlangen, sich zu keinen Leistungen an Rom verpflichten, keinen Einfluß in kirchlichen Dingen beanspruchen und der Kirche keinen Einfluß auf Gesetz und Politik gestatten. Allerdings aber

würde es eine gefahrvolle Ungerechtigkeit sein, wenn der Staat den andern kirchlichen Genossenschaften, den gegenwärtigen und den zukünftigen, die Unabhängigkeit versagte, welche er dem Katholicismus in seinem eigenen Interesse gewähren soll. Wenn man dem Katholicismus die Freiheit gibt, dagegen für das akatholische kirchliche Leben den bisherigen Polizeizwang beibehält, so liefert man dem Ultramontanismus seine Gegner mit gebundenen Händen aus. Umgekehrt aber ist es sicherlich eine grundlose Besorgniß, daß der Ultramontanismus auf dem Boden der allgemeinen kirchlichen Freiheit eine Ueberlegenheit wiedergewinnen würde, welche er nicht zu behaupten vermochte, als er noch das Monopol der Freiheit, das heißt die Alleinherrschaft hatte und im Besitze der furchtbarsten Mittel war, mit denen die Herrschaft über die Geister und die Seelen je geübt worden ist. Der Ultramontanismus selbst hat offenbar viel weniger Vertrauen auf seine siegreiche Kraft, als er zur Schau zu tragen pflegt. Im Jahre 1848 konnte er freilich nicht umhin, den Grundsatz der kirchlichen Freiheit für Jedermann zuzugestehen; sobald aber die Bewegung wieder soweit beschwichtigt war, daß mit der Aufrichtigkeit keine Gefahr mehr verbunden zu sein schien, trat der Ultramontanismus von neuem mit seiner alten Foderung hervor, daß der Staat ihm den Arm leihe, um seine Gegner, zwar nicht mehr wie ehemals zu vertilgen, aber doch wenigstens auseinander zu sprengen und zum Schweigen zu bringen.

Weiter bemerkt er über die Zukunftsgestaltung des kirchlichen Lebens:

Die großen Glaubensgenossenschaften oder gar die Glaubenseinheit gehören der Periode des vorherrschenden Gattungslebens der Völker an und können nur als Fiction in eine Zeit herüberdauern, die ihren Hauptberuf darin findet, der Persönlichkeit zu ihrem vollen Rechte und zu ihrer vollen Entwickelung zu verhelfen. Die bisherigen Kirchen werden sich im natürlichen Verlaufe der Dinge nach und nach in einzelne Gemeinden auflösen, in denen sich Personen mit ähnlichen religiösen Bedürfnissen und mit verwandten Geistesrichtungen frei zusammenfinden; das kirchliche Wesen wird eine reine Privatangelegenheit werden. Man mag eine solche Wendung vom altgläubigen Standpunkte aus beklagen, aber man kann im Interesse der Religion nicht wollen, daß dieselbe durch staatliche Mittel verhindert werde. Denn so gewiß eine herbe Wahrheit sittlicher ist als eine schmeichlerische Lüge, so gewiß hat selbst die kalte Verneinung eines jeden Dogmas mehr religiösen Werth als die erheuchelte Gläubigkeit. Das Beispiel Nordamerikas zeigt überdies, daß die Anerkennung einer unbedingten kirchlichen Freiheit von Seiten des Staats sich sehr wohl verträgt mit einem lebhaften Sinne des Volks für kirchliche und religiöse Interessen, und daß die größte Duldung gegen das Andersglauben sogar nicht unvereinbar ist mit einer gehässigen Intoleranz gegen den Unglauben. Die kirchlichen Zustände Nordamerikas haben ohne Zweifel manche dunkle Stellen, aber sie verursachen doch wenigstens dem Staate keine Schwierigkeiten und Verlegenheiten, sie verfälschen die Politik desselben so wenig, wie sie von derselben verfälscht werden, sie sind mit einem Worte ohne Vergleich gesunder als die kirchlichen Zustände gewisser europäischer Länder, die dem Kriege Aller gegen Alle ziemlich ähnlich sehen.

Wir brauchen kaum daran zu erinnern, wie in ganz ähnlicher Weise die Berechtigung der Gewissensfreiheit und ihrer natürlichen und urchristlichen Form, des selbständigen kirchlichen Gemeindelebens, in einer neuern, mit großem Beifall aufgenommenen Schrift, in den „Zeichen der Zeit" von Bunsen verfochten ist.

Auf das politische Gebiet zurückkehrend, geht der Verfasser die einzelnen Parteien durch, welche in Deutschland sich bekämpfen. Der conservativen Partei, welche zu ihrer Losung den Spruch gemacht hat: „Autorität, nicht Majorität!" wirft er vor, daß sie ein Wort gebrauche, welches in der Gegenwart keine Bedeutung mehr habe und welches sie selbst in seiner Anwendung auf die Wirklichkeit in sein Gegentheil verdrehe, indem sie dem Autoritätsprincip, welches doch durchaus nur eine moralische Gewalt sein dürfte, den materiellen Zwang des Polizeiregiments unterschiebe. Die Aufgabe des verständigen Conservatismus bestehe darin, die sittlich-intellectuelle Hülfskraft, deren der Staat bedürfe, nicht in einer Idee zu suchen, welche ihren Einfluß auf die Geister verloren habe, sondern in der ewig lebendigen Macht der vernünftigen Ueberzeugung, der die Menschen gehorchen werden, solange sie sind. Dem falschen Conservatismus gelte die Polizei für eine moralische Macht, Grobheit für Würde, erzwungener Gehorsam für Anerkennung der Autorität; die vernünftige Ueberzeugung behandle er mit Geringschätzung, und so werde denn die Vernunftmeinung unter der angeblichen Wirkung des Conservatismus zum wirksamsten Werkzeuge der Destruction.

Der constitutionellen Partei spricht der Verfasser alle Zukunft in Deutschland ab, und zwar auf Grund folgender Betrachtungen: Jede Theilung oder wesentliche Beschränkung der Souveränetät sei von jeher auf gewaltsamem Wege vor sich gegangen; so wenig sich die oberste Staatsgewalt durch Vertrag abtreten lasse, ebenso wenig lasse sie sich durch Uebereinkunft theilen; wo immer die Geschichte ein wahrhaft lebendiges Repräsentativsystem, einen echten Constitutionalismus an die Stelle der unbeschränkten Staatsgewalt gesetzt habe, da sei dies durch eine Revolution geschehen, durch eine vorgängige Vernichtung der historischen Souveränetät. Eine solche aber wolle der Constitutionalismus nicht und könne er unter den in Deutschland obwaltenden Verhältnissen nicht wollen, denn die Revolution, ohne welche das constitutionelle System bis heute in keinem Staate lebendig geworden sei, würde sich in Deutschland voraussichtlicherweise nicht, wie etwa in England oder Belgien, auf einen Wechsel der Dynastie beschränken, sondern die Monarchie selbst, die Basis des Constitutionalismus, mit sich hinwegreißen. Die nachfolgende Stelle, worin der Verfasser jene seine Behauptung geschichtlich zu erhärten versucht, dürfte gerade im gegenwärtigen Augenblicke auf ein erhöhtes Interesse Anspruch haben. Was er darin von der Politik des Hauses Savoyen sagt, hat sich inzwischen (man erinnere sich, daß der Verfasser sein Buch noch vor dem eigentlichen Ausbruche des orientalischen Kriegs schrieb) im vollsten Maße bewahrheitet. Wir glauben es ebenso dem Verfasser, der hier ein so sicheres Talent der Prophezeiung gezeigt hat, wie der Wichtigkeit der Sache und ihrer directen und indirecten Bedeutung auch für unsere deutschen Verhältnisse schuldig zu sein, die betreffende Stelle unverkürzt wiederzugeben. Der Verfasser sagt:

Man hat die durchgreifende Gültigkeit dieses Satzes mit Hinweisung auf das Beispiel Sardiniens bestritten. Sardinien, sagt man, ist ohne Revolution aus dem Absolutismus in das Repräsentativsystem übergegangen, und der Constitutionalis-

mus hat in Sardinien gleichwol Wurzel geschlagen und Triebkraft gezeigt. Dieser Einwurf und die Erscheinung, von welcher er hergenommen ist, verdienen eine nähere Beleuchtung.

Die sardinische Verfassung war das Werk des dynastischen Ehrgeizes, welcher sich einer großen Zukunft dadurch versichern wollte, daß er gemeinschaftliche Sache machte mit dem Geiste des Jahrhunderts und mit dem Interesse der italienischen Nation. Der Constitutionalismus war das Unterpfand des Bündnisses, welches das Haus Savoyen der Nation anbot. In dieser Eigenschaft gewann das sardinische Verfassungswesen von vornherein eine viel größere Bedeutung, als es ohne dieselbe gehabt haben würde. Als eine bloße Maske der absoluten Gewalt hätte der sardinische Constitutionalismus seine Wirkung auf die Ferne natürlicherweise verfehlt, und die vorzugsweise auf eine solche Wirkung berechnete Absicht des Hauses Savoyen trug daher in sich selbst eine Art zwingender Nothwendigkeit, das Verfassungswesen ernstlich zu nehmen und ernstlich gelten zu lassen. Die sardinische Dynastie begriff die Bedingungen und Obliegenheiten ihrer neuen Stellung und sie wußte dieselben mit einer Größe und Würde zu erfüllen, welche für sich allein hingereicht hätten, ihren Ehrgeiz zu adeln, auch wenn seine Zwecke nicht mit den höchsten Nationalinteressen zusammengefallen wären. Das Haus Savoyen wollte mit dem Absolutismus brechen, ehrlich, unwiderruflich, ohne Vorbehalt. Nicht in Redensarten, sondern durch die That machte es die Sache der Nation zur eigenen Sache und setzte es an die Durchführung derselben seine ganze Willenskraft, seinen vielhundertjährigen Machtbesitz, seine Existenz. Der dynastische Ehrgeiz überflog sich selbst, er schwang sich auf zu der reinen Höhe der patriotischen Pflicht. Die ganze Würde des Charakters der neuen sardinischen Politik sollte sich jedoch erst nach ihrer doppelten Niederlage durch die östreichischen Waffen offenbaren. Aller Lockungen zum Abfall ungeachtet blieb die sardinische Politik sich selbst und dem Bunde mit der Nationalsache treu, welcher ihr jene zweimalige schwere Niederlage zugezogen. Die Charakterlosigkeit hätte die Nationalsache bei viel geringerer Veranlassung im Stiche gelassen, die Gemeinheit hätte sich obendrein an der Nationalsache gerächt, die Geistesschwäche hätte den feigen Abfall nachträglich für eine Umkehr zur Weisheit angesehen; die sardinische Politik ihrerseits war stark und edel und zugleich klug genug zum Beharren.

Diese Beharrlichkeit nun ist es, welche dem sardinischen Verfassungswesen seine Lebenskraft gibt. Wie wirksam sie sich auch zeige, sie ist immer nur ein Darlehn, dessen Genuß freilich stark verbürgt, aber nicht unwiderruflich ist. Wollte das Haus Savoyen seine italienischen Plane aufgeben, so würde es ihm ein Leichtes sein, das Verfassungsleben des Staats ebenso sehr zu entkräften und herabzuwürdigen, wie dies anderer Orten geschehen ist. Wenn dagegen jene Plane früher oder später in größerm oder geringerm Umfange zur Durchführung kommen, so kann der sardinische Constitutionalismus dadurch möglicherweise bis zur vollständigen Selbständigkeit gekräftigt werden. In dem Maße nämlich, in welchem sich Sardinien durch Einverleibung anderer italienischer Herrschaften erweitert, in demselben Maße verkleinert sich die historische Grundlage der sardinischen Souveränetät, und in demselben Maße wird die Souveränetät genöthigt, freiwillige Stützen außerhalb jener Basis zu suchen. Das Bedürfniß solcher lebendigen Stützen begreift aber die thatsächliche Beschränkung der Souveränetät schon in sich und bildet somit den natürlichen Uebergang aus dem blos formellen in das wesenhafte Repräsentativsystem. Auf diesem Wege würde dann Sardinien zwar ohne Revolution im gewöhnlichen Sinne des Worts, aber doch nicht ohne gewaltsames Verfahren — Krieg und Eroberung — zum echten Constitutionalismus gelangen, vorausgesetzt, daß Italien desselben überhaupt fähig ist. Diese Fähigkeit angenommen, ist es nicht unwahrscheinlich, daß die staatliche Entwickelung Italiens bei der erfoderlichen Ausdauer der sardinischen Politik wirklich den bezeichneten Gang nehmen werde, in welchem sich die Interessen eines zahlreichen Volks und einer immer noch mächtigen Dynastie begegnen. Ob aber in Deutschland ein ähnlicher Weg zu einem ähnlichen Ziele noch offen stehe, würde eine müßige Untersuchung schon deshalb sein, weil es in Deutschland zur Zeit Niemand mehr gibt, weder Volk noch Dynastie, der denselben betreten will und kann.

Der Constitutionalismus, so folgert der Verfasser, werde sich daher in Deutschland wol erhalten seiner Form und den äußern Einrichtungen nach, aber zu einer recht lebendigen Wirksamkeit, zur Verwirklichung seines tiefern Princips — einer parlamentarischen Regierung — werde er schwerlich gelangen, und sein Nutzen werde sich darauf beschränken, eine Schule des öffentlichen politischen Lebens zu sein.

Gegen die Demokratie ist der Verfasser keineswegs nachsichtiger als gegen die andern Parteien. Zuerst hält er ihr den Fehlgriff vor, den sie durch ihre politische Passivität, ihre Enthaltung von der Theilnahme an den parlamentarischen Verhandlungen (namentlich in Preußen) begangen habe.

Die verlorene Zeit, die versäumte Gelegenheit, die in Unthätigkeit vergeudeten Kräfte, das Uebel, welches hätte verhindert werden können und nicht verhindert worden ist, das Alles häuft sich zur schweren Anklage gegen solche Wahlenthaltung, zu einer Anklage, welche durch die Berufung auf ein angebliches Princip nicht entkräftet wird. Ueberdies, ein öffentliches Interesse wird mehr gefördert durch eine einzige Stimme, welche für dasselbe das Wort nimmt, als durch tausend Stimmen, welche im Namen desselben schweigen; bei jeder politischen Aufgabe nützt ein kleiner Finger, der sich rührt, mehr als tausend untergeschlagene Arme. Als in Frankreich, nachdem das allgemeine Wahlrecht durch das Gesetz vom 30. Mai 1850 beschränkt worden war, die demokratische Partei darüber berieth, ob sie sich künftig an den Wahlen zu betheiligen habe oder nicht, sprach der General Lamoricière: „Ich verstehe nicht viel von Politik, aber ich bin Soldat und weiß, was ich als Soldat zu thun habe; wenn ich mein Gewehr verliere, so greife ich zu meinem Degen, und wenn die Klinge meines Degens abbricht, so wehre ich mich mit dem Stumpfe.“ Die Meinung des Generals Lamoricière drang nicht durch. Unter Berufung auf das Beispiel der preußischen Demokratie beschloß man, die Hände tapfer in die Tasche zu stecken. Der Erfolg war, daß die bonapartistische Partei in der Nationalversammlung durch die Ersatzwahlen fortwährend verstärkt und daß damit die Katastrophe vom 2. December wesentlich befördert wurde. Nachträglich blieb der französischen Demokratie freilich der beruhigende Gedanke, daß sie „principmäßig“ gehandelt oder vielmehr nicht gehandelt. Es ist indessen sehr unwahrscheinlich, daß sie jenes ebenso verzweifelte wie principmäßige Experiment nach einmaligem Mislingen wiederholt haben würde, wenn sie Gelegenheit dazu gehabt; um der Evidenz der Thatsachen bis zu diesem Punkte zu trotzen, bedarf es eines steifern Doctrinalismus, als man ihn bei den Franzosen zu finden pflegt.

Auch in diesem Punkte hat die Zeit bereits dem Verfasser Recht gegeben. Bekanntlich ist die preußische Demokratie (oder doch der größere und bedeutendere Theil derselben) zu der Einsicht gelangt, daß die gänzliche Enthaltung von aller politischen Thätigkeit ihr selbst und dem Allgemeinen schädlich sei, und hat sich bei den letzten Kammerwahlen betheiligt, dabei aber auch die Erfahrung machen müssen, wie sehr jene längere Unthätigkeit bereits ihren Einfluß im Volke geschwächt und den Gegnern

Vorschub geleistet habe. Die hannoverische Demokratie hat von vornherein die Bahn, die der Verfasser als die richtige bezeichnet, nicht verlassen. Freilich kommt es auch hierbei auf die besondern Verhältnisse an. In dem einen Falle kann der passive Widerstand, das Nichtwählen, ebenso wol praktisch richtig als grundsätzlich, durch die politische Gewissenhaftigkeit, geboten sein, in einem andern können praktische Rücksichten (des Gemeinwohls natürlich, nicht des eigenen) zu einem Absehen von dem strengen Rechtsprincip nöthigen. Die Hauptsache wird immer sein, daß eine politische Partei durch ihr Verfahren sowol in den Zeiten ihrer Macht als auch bei einem erfolgenden Rückschlage dem Volke das sichere Vertrauen einflöße, daß, was sie thue, nur aus aufrichtiger Hingebung an das Gemeinwohl geschehe, und daß sie das Ziel der Verwirklichung eines verfassungsmäßigen Rechtszustandes niemals aus den Augen verliere, wenn sie auch genöthigt sein sollte, demselben nur auf Umwegen, oder für den Augenblick zurückweichend, um später wieder vorzugehen, sich zu nähern. Von großer Wichtigkeit ist auch, was der Verfasser über die politische Bedeutung des Bürgerthums oder der sogenannten Mittelclassen sagt:

Einen andern sehr folgenschweren Fehler beging die demokratische Partei nach französischem Beispiel durch ihre unaufhörlichen Angriffe und Ausfälle gegen die „Bourgeoisie". Es ist schon oft darauf hingewiesen worden, daß die französische „Bourgeoisie" etwas ganz Anderes ist als der deutsche Mittelstand, auf den man jenen Namen übertragen hat. Der deutsche Mittelstand kann so wenig durch seinen Reichthum wie durch seinen politischen Einfluß Neid erregen, und noch weniger läßt sich ihm nachsagen, daß er durch fremdes Verdienst in den Besitz seiner geringen politischen Rechte gekommen, daß er dieselben in eigennütziger Weise ausbeute und Andern den Mitgenuß derselben mißgönne. Der Mittelstand hat sich freilich nicht in blutigen Kämpfen hervorgethan, allein er hat wenigstens auch nicht Andere für sich ins Feuer geschickt, und was er im Staate besitzt, das hat er dem Absolutismus mit eigener, wenn auch friedlicher Anstrengung abgerungen. Und zwar keineswegs im Geiste der Selbstsucht und des ausschließlichen eigenen Nutzens. Man wird wenige Verbesserungen der öffentlichen Zustände bezeichnen können, die nicht unter eifriger Mitwirkung des Mittelstandes zustande gekommen wären. Was der Staat für die ärmsten und am meisten gedrückten Volksclassen gethan hat, das ist immer auf Betrieb der Männer des Mittelstandes geschehen, welche in dieser oder jener Stellung, als Beamte oder Abgeordnete, durch die Presse oder in den Ministerien Einfluß ausübten. Die drei Viertheile des Volks zumal, welche der Bauernstand in sich begreift, sie verdanken in den meisten deutschen Staaten dem Mittelstande ihre ganze bürgerliche Stellung und einen großen Theil ihres wirthschaftlichen Wohlergehens.

Allerdings, es gibt auch Schattenseiten im Charakter des Mittelstandes, man kann ihm manches politische Versäumniß und manchen Fehlgriff nachweisen, und er hat nicht immer im staatlichen Leben seine volle Schuldigkeit gethan. Zumal eine gewisse Spießbürgerlichkeit der Gesinnung, eine gewisse Zaghaftigkeit, die Scheu vor großen Entschlüssen und gewaltsamen Anstrengungen wird dem Mittelstande nicht mit Unrecht vorgeworfen. Ueber solchen Schwächen soll man aber die vortrefflichen Eigenschaften und die Verdienste des Mittelstandes nicht vergessen, und noch weniger darf man sie politischerweise zur Veranlassung oder zum Vorwande gebrauchen, um Spott und Hohn auf den Mittelstand zu häufen und ihn der Geringschätzung, wo nicht gar dem Hasse der übrigen Volksclassen preiszugeben. Die Politik kann den Mittelstand nicht ungestraft verachten, wie den Anhang einer Doctrin, sie kann ihn nicht im Nothfalle entbehren und sich selbst überlassen, wie etwa den Bauernstand, sie kann ihn nicht ausrotten, wie allenfalls eine Aristokratie; sie muß sich nothwendigerweise mit ihm abfinden. Noch mehr, der Mittelstand ist und bleibt der unentbehrlichste und werthvollste Stoff für den deutschen Staatsbau, und nichts ist unpolitischer, als bei politischen Entwürfen auf ein Material mit idealen Eigenschaften zu rechnen und dessen Vorhandensein in irgendeiner noch unerforschten Region der Gesellschaft vorauszusetzen.

Diesen Fehler beging die demokratische Partei. Sie setzte sich dem Verdachte aus, als ob sie ihre Politik vorzugsweise auf die Kräfte und Interessen des Proletariats gestellt habe. Dabei wurde sie ohne Zweifel durch den Gedanken geleitet und verleitet, daß das Proletariat eine rüstigere revolutionäre Kraft sei als der Mittelstand. Das Proletariat weiß, daß es bei bürgerlichen Unruhen und Neuerungen wenig verlieren kann, es läßt sich gern überreden, daß es viel dabei zu gewinnen habe, und ist daher sehr geneigt, sich mit Leib und Leben der Revolution zur Verfügung zu stellen. Aber eine revolutionäre Partei, welche ihren Anhang vorzugsweise im Proletariat sucht, macht dennoch unter allen Umständen eine falsche Rechnung. Indem sie den Wünschen und Bedürfnissen des Proletariats schmeichelt, verspricht sie unfehlbar viel mehr als sie halten kann, entfremdet sie sich zu gleicher Zeit den Mittelstand und baut sie selbst für den Fall des augenblicklichen Siegs auf Sand.

Indem sie den Mittelstand oder, wenn man will, die „Bourgeoisie" durch unaufhörlichen Spott verstimmte und durch die dem Proletariate erwiesenen Schmeicheleien erbitterte oder erschreckte, bahnte die demokratische Partei der Reaction mit eigenen Händen den Weg. Je zaghafter und schwächlicher der politische Sinn des Mittelstandes erschien, desto mehr kam es darauf an, alle Bedrehungen und Beängstigungen desselben zu vermeiden, die bangen Herzen zu beruhigen und ihnen Zuversicht einzuflößen. Dies handgreifliche Gebot der Klugheit wurde übersehen oder verschmäht. Statt im Proletariat dies eine Ergänzung des Mittelstandes zu erkennen, statt dem Proletariat lediglich diejenigen Kräfte zu entlehnen, welche es vor dem Mittelstande voraus hat, die Kühnheit, den Muth, die Aufopferungsfähigkeit, glaubte man mit Hülfe des Proletariats den Mittelstand entbehren zu können. Man schien keine Ahnung davon zu haben, daß sich mit den leidenschaftlichen Kräften des Proletariats zwar einzelne erschütternde oder zerschmetternde Schläge führen lassen, daß aber zur Durchführung einer großen Staatsveränderung und zur Errichtung eines dauerhaften politischen Neubaus die Einsicht, die zähe Ausdauer und ganz besonders die aufrichtige Zustimmung des Mittelstandes unentbehrlich ist. Kein politischer Gedanke, dem die Zustimmung des Mittelstandes fehlt, ist reif zur Ausführung, keine politische Neuerung, welche ohne dieselbe zustande kommt, hat Aussicht auf Bestand; den Mittelstand für sich zu gewinnen ist die wichtigste Aufgabe jeder politischen Partei.

Den Socialismus als eine politische Partei, als das Ziel einer politischen Bewegung weist der Verfasser entschieden ein für alle mal zurück, und die besonnene Art, wie er sich über diese brennende Frage, über die Stellung des Proletariats und das gegen dasselbe zu beobachtende Verfahren ausspricht, bezeugt ebenso wie das von ihm über den Mittelstand Gesagte, daß wir es hier, wenn auch mit einem Demokraten, doch nichts weniger als mit einem Anhänger destructiver oder anarchischer Tendenzen zu thun haben. Der Verfasser äußert:

Der Gedanke der socialen Revolution ist ein Hirngespinnst, es sei denn, daß man darunter lediglich einen gewaltsamen

und durchgreifenden Eigenthumswechsel versteht. Eine allgemeine Plünderung ließe sich allerdings durchführen, wenn man nur die erfoderliche Zahl von Fäusten hätte; daß aber eine Vermehrung des öffentlichen Reichthums, eine Steigerung der gesellschaftlichen Production, ein neues wirthschaftliches System, ein socialistischer Organismus, wie ihn die Schulen träumen, aus der Revolution hervorgehen könne, das kann nur der Wahnwitz oder die Lüge behaupten.

Durch solche Lehren ist die Furcht zu einer conservativen Macht ersten Rangs gemacht worden. Die deutsche Nationalpolitik hat keinen schlimmern Feind als den revolutionären Socialismus, einen Feind, der nicht durch Zugeständnisse beschwichtigt, nicht durch Vergleiche unschädlich gemacht, nicht durch Geschenke bestochen, sondern im offenen schonungslosen Kriege niedergekämpft sein will.

Es war ein humaner Gedanke, aber nichtsdestoweniger ein gefährlicher Irrthum, wenn man der Bewegung des Jahres 1848 zumuthete, daß sie den wirthschaftlich gedrückten Volksclassen eine unmittelbare Erleichterung verschaffe. Abgesehen von den oben angegebenen und theils der Sachlage nach unanwendbaren, theils ungenügenden Mitteln, wußte weder die Wissenschaft, noch die Erfahrung, noch die öffentliche Meinung, was zu jenem Zwecke zu thun sei, und wenn von irgendeiner vereinzelten Stimme ein tolldreister Rath gegeben wurde, so weigerte sich eine besonnene Politik mit Recht, ein verwegenes Experimentiren mit den empfindlichsten Theilen des gesellschaftlichen Körpers auf gut Glück zuzulassen. Hätte diese Vorsicht der Rechtfertigung bedurft, so würde das Schlußergebniß der Versuche, welche Frankreich mit dem „Rechte auf Arbeit" und den „Nationalwerkstätten" gemacht, dieselbe jedenfalls nachträglich geliefert haben. Frankreich ist durch die Furcht vor dem Socialismus einem Regimente anheimgefallen, welches für Frankreich seit einem Menschenalter jenseit der Grenzen der Möglichkeit zu liegen schien.

Innerhalb der politischen Parteien, welche solche Foderungen, wenn auch nur durch ihr Stillschweigen, unterstützen, gab es sicherlich nur Wenige, welche die Unmöglichkeit der Befriedigung derselben nicht begriffen. Aber man glaubte — mit Recht oder mit Unrecht — das Proletariat nicht entbehren zu können, man befürchtete — mit Recht oder mit Unrecht — dasselbe von einer Sache abfallen zu sehen, die ihm keinen unmittelbaren Gewinn verspreche, und man hielt deshalb für politisch, ihm wenigstens die Hoffnung zu lassen, die der revolutionäre Socialismus ihm beizubringen bemüht war.

Diese Taktik war ebenso wenig klug wie ehrlich. Sie begann damit, den Geist des Proletariats zu verfälschen, und endete damit, den Geist des Mittelstandes an sich selbst ire zu machen. Die Bewegung von 1848 konnte nur dann durchgeführt werden, wenn sie auf ein großes, deutlich gesehenes Ziel hinausging, welches den großen Oppositionsparteien gemeinsam war, wenn auch die eine oder die andere über dasselbe noch hinausstrebte. Die Nationalpolitik gab ein solches Ziel, ein nebelhafter Socialismus verdunkelte dasselbe, und das von einer schielenden Parteipolitik erregte Mistrauen war für die größere Hälfte des Oppositionsheeres eine Mitveranlassung, auf halbem Wege Halt zu machen oder umzukehren.

Ehrlich und klug zugleich würde es gewesen sein, auf den Beistand jeder Kraft zu verzichten, die man nicht für den rein nationalpolitischen Zweck gewinnen zu können glaubte, klug und ehrlich, dem Proletariate geradeheraus zu sagen, daß man ihm im Großen und Allgemeinen nicht anders helfen könne als dadurch, daß man ihm die gesetzliche Möglichkeit verschaffe, sich selbst zu helfen. „Hilf dir selbst, so wird dir Gott helfen", lautet einer der weisesten Sprüche, die im Volke von Mund zu Mund gehen. Umgekehrt, wer sich selbst nicht hilft, dem kann Gott und dem kann auch der Staat nicht helfen.

Nochmals, das große Mittel der socialen Reform, welches der deutschen Nationalpolitik zugebote steht, ist die Freiheit der wirthschaftlichen Bewegung. Der größtmögliche Spielraum für den Associationsgeist ist damit einbegriffen. Nur innerhalb solcher Bedingungen wird jede ökonomische Kraft zur Uebung kommen und das größte Ergebniß, den größten Ertrag liefern; nur innerhalb solcher Bedingungen wird die höchste Steigerung der wirthschaftlichen Production und also der höchstmögliche Grad des öffentlichen Wohlseins erreicht werden.

Damit ist bereits gesagt, daß innerhalb jener Bedingungen auch der vorzugsweise sogenannte Arbeiterstand seine Rechnung finden wird. Der freie Gebrauch seiner wirthschaftlichen Kraft ist die rechtmäßigste, die unabweisbarste Foderung, welche das Proletariat an den Staat machen kann, und in Deutschland würde die aufrichtige Gewährung dieses Verlangens manchen ungültigen Anspruch und unerfüllbaren Wunsch zum Schweigen bringen, der nicht aus der Seele des Volks, sondern aus einer Stimmung hervorgeht, die durch das Gefühl einer unbilligen Beschränkung krankhaft gereizt ist. Der ruhige Charakter des deutschen Volks, die tiefinnere Sittlichkeit seiner Natur und ganz besonders der überwiegend individualistische Grundzug seines Wesens leisten von vornherein Gewähr dafür, daß es sich an derselben genügen lassen und daß es sich den Genuß derselben durch keine Träume aus dem Schlaraffenlande verkümmern wird. In der That haben gerade die dürftigsten Volksclassen bereits manche Probe ihrer Mäßigung und Selbstbeherrschung bestanden. In vielen Gegenden, wie schon erwähnt worden, hatte das Proletariat in den Jahren 1848 und 1849 wochen- und monatelang eine bedeutende Macht in Händen, und nirgends gelang es der socialistischen Propaganda, der Revolution ihre Farbe zu geben. Die Theilungspläne, welche man hier und da dem Proletariat zuschrieb, kosteten Niemand einen Heller, die großen Säcke, welche das Landvolk bei einigen Gelegenheiten zum Plündern nach der Stadt mitgebracht haben sollte, gingen jedenfalls allenthalben ebenso leer wieder heim, wie sie gekommen waren, und selbst in denjenigen Landestheilen, wo der bewaffnete Aufstand Monate hindurch Meister des Feldes blieb, hatte das Eigenthum keine andere Gefahr zu bestehen als diejenige, welche überhaupt von Kriegszuständen unzertrennlich ist.

Kurz, das deutsche Proletariat ist weniger als irgendein anderes geneigt, sich durch fremde Beute zu bereichern, oder auch von Almosen zu leben, und es wird sich leichter als irgendein anderes dadurch befriedigen lassen, daß man ihm den vollen Gebrauch seiner wirthschaftlichen Kräfte und den möglichst ungeschmälerten Genuß der Früchte seiner Arbeit gewährt.

Doch genug der Proben, um zu zeigen, daß des Verfassers Anschauungen, möge man mit ihren letzten Consequenzen einverstanden sein oder nicht, doch jedenfalls bedeutend genug sind, um die Beachtung auch der Andersgesinnten in vollem Maße zu verdienen; daß der Verfasser, wenn er auch weit entfernt ist, jenem vulgären und zweideutigen Conservatismus zu huldigen, der das Bestehende mit allen seinen Mängeln und Fehlern solange beschönigt, hegt und vertheidigt, bis dasselbe ihm unter den Füßen zusammenbricht und ihn selbst zu Falle bringt, doch unverkennbar conservativ in einem weit höhern und edlern Sinne ist, indem er mit der ganzen Entschiedenheit einer aufrichtigen, nach keiner Seite hin befangenen Ueberzeugung und einer durch und durch patriotischen Gesinnung diejenigen politischen Lebensformen und Einrichtungen aufzufinden strebt, welche der Staatsordnung ein dauerndes Bestehen, der Gesellschaft zuverlässigen Schutz vor drohenden Gefahren socialen Umsturzes, dem Vaterlande die ihm gebührende Macht und Größe nach außen und der Nation jene wahre innere

Zufriedenheit versprechen, die allein Verfassungen, Staaten und Throne unter allen Stürmen der Zeiten sicher aufrecht erhält. Dieses redliche Streben nach Wahrheit, diese aufrichtig patriotische Gesinnung finden wir auch in den die Zukunft Deutschlands ins Auge fassenden Schlußbetrachtungen des Verfassers wieder, mit deren Anführung wir von der vorliegenden Schrift Abschied nehmen, Betrachtungen, welche, wie jeder unbefangene Beobachter der vaterländischen Zustände zugeben wird, durch die Geschichte der Zeit, welche seit dem Erscheinen der „Grundsätze der Realpolitik" verflossen ist, an zutreffender Richtigkeit und Bedeutung wahrlich nicht verloren haben.

Die politische Lage Deutschlands, man kann sich bei dem besten Willen nicht darüber täuschen, ist ein Provisorium. Von welchem Standpunkte aus man die gegenwärtigen deutschen Zustände auffasse, ob man sie mit dem Auge des Conservativen oder des Oppositionsmannes betrachte, immer tritt als herrschender Zug derselben die Unsicherheit hervor. Deutschland ist nicht sicher gegenüber dem auswärtigen Feinde, dem es nur zersplitterte Kräfte entgegenzustellen hat. Deutschland ist nicht sicher vor einem Zusammenstoß zwischen Oestreich und Preußen, deren natürlicher Gegensatz durch die Umstände des Augenblicks wol maskirt, aber nicht gehoben ist und niemals gehoben werden kann. Deutschland ist am wenigsten sicher vor der Revolution, welche sich, ungeachtet aller augenblicklichen Stille und scheinbaren Ruhe, in den Tiefen des Nationallebens vorbereitet und die namentlich auch durch die Pflege der materiellen Interessen gefördert wird, durch welche man die politische Unzufriedenheit beschwichtigen zu können meint. Man mag diese Revolution fürchten oder hoffen, man mag Heil oder Verderben von ihr erwarten, aber man darf sich nicht darüber täuschen, daß sie im Anzuge ist. Sie geht nicht von Verschwörern aus — wenn es deren gibt, so dienen sie der Sache des Conservatismus —, sie wird nicht planmäßig ausgearbeitet, nicht kunstvoll geleitet, sondern sie keimt und treibt, ihrer selbst unbewußt, wie ein natürliches Gewächs der Zeit.

Der Revolutionsgefahr, welche geräuschlos und langsam, aber stetigen Schrittes herankommt, hat das heutige Deutschland, außer den todten Kräften der Trägheit und der Furcht, kaum irgendeine andere Schutzwehr entgegenzustellen als die bewaffnete Macht. Die Widerstandskraft dieser Schutzwehr ist sicherlich nicht gering anzuschlagen, aber sie reicht jedenfalls nur solange aus, als die bewaffnete Macht nicht selbst von dem Geiste ergriffen ist, den sie bändigen soll. Den Parteiumtrieben, der Verschwörung, der Bestechung kann man den Zutritt zu den Kasernen wehren, aber nicht dem Geiste, der im Volke selbst lebt, und wie sich der Constitutionalismus vom Südwesten aus über Deutschland ausgebreitet, so könnten auch gewisse militärische Beispiele, die der Südwesten gegeben, die Vorläufer ähnlicher Ereignisse im übrigen Deutschland gewesen sein. Eine Politik, welche sich dem Volksgeiste entfremdet, eine solche Politik darf für den äußersten Fall nicht auf ihre Regimenter und deren Manneszucht rechnen; die Waffen werden von selbst stumpf in ihrer Hand oder entfallen ihr in der Stunde der Gefahr, ohne daß man sagen könnte wie und warum. Abfall oder Meuterei braucht dabei gar nicht im Spiele zu sein, vielmehr ist die Schlaffheit, die Unlust, der Mangel eines freudigen Bewußtseins ganz hinreichend, um die bewaffnete Macht einer wahrhaften Volksbewegung gegenüber vollkommen zu lähmen. „Is habitus fuit", so schildert Tacitus die Stimmung, welche der Revolution vorherzugehen pflegt, „ut pessimum facinus auderent pauci, plures vellent, omnes paterentur."

Die Unzulänglichkeit des Waffenschutzes gegen die Revolution hat sich 1848 fast allenthalben in ganz Deutschland augenscheinlich gemacht, und selbst diejenige Partei, welche vor einiger Zeit durch einen ihrer Redner in der preußischen Kammer drohen ließ, daß man im Wiederholungsfalle die aufrührerischen Hauptstädte vom Erdboden vertilgen werde, selbst diese sonst so zuversichtlich sich geberdende Partei gesteht durch ihre eigenen Drohungen, daß sie ein neues 1848 voraussieht. Den guten Willen, im Sinne jener Drohungen zu handeln, hatte Herr von Bismark-Schönhausen und hatten seine Gesinnungsgenossen ohne Zweifel schon im März 1848, was ihnen aber damals zum Vollbringen fehlte, nämlich die Kraft, das haben sie wol schwerlich im Laufe der inzwischen verflossenen Jahre erworben.

In dieser Lage der Dinge entsteht die Frage: Was soll da werden in Deutschland, was soll geschehen, um die Gefahr, welche Deutschland von allen Seiten umlagert, abzuwenden, oder um der Katastrophe, wenn sie hereinbricht, die wenigst ungünstige Wendung zu geben? Diese Frage will beantwortet sein. Kein denkender Mann kann sich der Antwort durch die Ausrede entziehen: Es wird beim Alten bleiben. Eine gedankenlose Ergebung in die künftigen Geschicke Deutschlands aber gleicht genau dem stumpfsinnigen Fatalismus, mit welchem der Türke das Verderben über Stambul und den Thron Osman's hereinbrechen sieht. Deutschland ist indessen glücklicherweise nicht in der Lage des Osmanenreichs. Das deutsche Volk ist das jüngste unter den großen Culturvölkern der Welt und noch lange nicht ausgewachsen, geschweige denn über die Periode der Vollkraft hinaus oder gar altersschwach, wie Leute meinen, denen alles historische Urtheil fehlt.

Die Jugend und das Alter der Völker wird nicht durch die Jahrhunderte bedingt, welche sie hinter sich haben, sondern durch ihre Naturbeschaffenheit und durch den derselben entsprechenden Entwickelungsgang — eine hundertjährige Eiche ist jünger als eine funfzigjährige Pappel. Der treueste Spiegel der Entwickelung eines Volks aber ist die Geschichte seiner Sprache. In der Sprache verkörpert sich der Volksgeist selbst; solange die Sprache sich fortbildet, solange ist das Wachsthum des Volksgeistes nicht vollendet und erst geraume Zeit nach Vollendung seines Wachsthums trägt der Volksgeist seine edelsten Früchte in der Wissenschaft und in der praktischen Politik. Die italienische und die spanische Sprache sind seit 500 Jahren fertig, die französische Sprache ist seit 200 Jahren abgeschlossen, die deutsche Sprache dagegen ist erst vor zwei Menschenaltern zu einem Abschlusse gebracht, der wahrscheinlich nur ein vorläufiger war. Das deutsche Volk ist also wenigstens 2000 Jahre lang gewachsen, und damit ist das Maß gegeben, nach welchem sich in Uebereinstimmung mit einem durchgreifenden Naturgesetze seine Lebensdauer abschätzen läßt.

Wollte man einwenden, daß das Naturgesetz, demzufolge die Lebensdauer aller organischen Wesen in directem Verhältnisse zu ihrem Wachsthume steht, immerhin vereinzelte Ausnahmen leide, so wäre darauf einfach zu erwidern, daß ein Volk von 40 Millionen Menschen überhaupt nicht gewaltsamen Todes stirbt, am wenigsten aber, wenn seine Lebenskraft der eines jeden andern Volks specifisch überlegen ist. Daß das deutsche Volk zumal von den Russen verschlungen werden könnte, ist ein Gedanke, der kaum eine ernstliche Widerlegung verdient. Ein Volk, welchem der eigene Bildungstrieb so gänzlich fehlt, daß es von den Anfängen seiner Geschichte an keine innere Entwickelung gehabt hat, ein Volk, welches der Barbarei nur durch fremde Kräfte und gewaltsam einigermaßen entrissen worden ist, ein Volk, welches staatlich nur vermöge der Kräfte besteht, die es fort und fort dem Auslande entleiht, ein Volk, dem das Bürgerthum gänzlich fehlt, welches der eigentliche Träger aller modernen Cultur ist, und das sich aus einer Irrhausindustrie nimmermehr herausbilden wird, ein Volk, dessen religiösem Bedürfnisse ein lebloser kirchlicher Formalismus genügt, der von einem rohen, geistesleeren und gemüthskalten Popenthum gehandhabt wird, ein Volk wie das russische mit

einem Worte wird wahrhaftig am wenigsten im Stande sein, die Lebensfülle und unerschöpfliche Triebkraft des deutschen Volksgeistes zu bewältigen. Rußland hat Deutschland nichts, gar nichts entgegenzustellen als ein Heer, dessen Leistungsfähigkeit von dem polnischen Kriege her in ziemlich zweideutigem Andenken ist und welches überdies dem Auslande gegenüber, wie die kurze Aufhebung des preußisch-russischen Cartells gezeigt hat, sehr wenig an der Fahne haftet. Wie hoch man indessen auch die russische Waffenmacht anschlage, es ist gewiß, daß sie Deutschland nur in einer Zeit der äußersten Zerrüttung gefährlich werden könnte, und nur solange wie die Zerrüttung währen würde.

Wenn nun aber auch nicht entfernt zu besorgen steht, daß Deutschland durch auswärtige oder einheimische Gewalt seiner Zukunft beraubt und verhindert werden könne, sich auszuleben, so bleibt darum doch die Erneuerung einer jener Perioden des Stillstandes oder des Rückschritts möglich, welche in der deutschen Geschichte wiederholt vorgekommen sind. Die Gefahr der Krisis, welcher Deutschland augenscheinlich entgegengeht, besteht darin, daß es in der Bahn seiner Entwickelung um Jahrzehnde, vielleicht um Menschenalter verzögert, wenn nicht gar zurückgeworfen werden könnte. Und eine solche Gefahr ist allerdings groß genug, um das heutige Geschlecht, um dessen Glück oder Unglück es sich dabei handelt, zu den ernstlichsten Erwägungen zu veranlassen und ihm die Nothwendigkeit namhafter Anstrengungen nahe zu legen.

Die Hauptursache der Unsicherheit der deutschen Zustände ist keine andere als die Zersplitterung der staatlichen und nationalen Kräfte Deutschlands. Mit geeinigter Macht könnte Deutschland jeder Kriegs- und jeder Revolutionsgefahr spotten. Die große Aufgabe heißt also: Einigung. Die Untersuchung der Frage, auf welche Weise dieselbe gelöst werden könne, geht über den Zweck dieser Blätter hinaus. Um aber mit einiger Aussicht auf Erfolg Hand an das Werk legen zu können, muß man vor allen Dingen die ebenso großen wie zahlreichen Schwierigkeiten des Unternehmens von Grund aus kennenlernen und demnächst auf den seltsamen Irrthum verzichten, als ob diese Schwierigkeiten durch Ermahnungen, oder durch gute Vorsätze, oder durch feierliche Uebereinkünfte auch nur um eines Haares Breite vermindert werden könnten. So gewiß das gesprochene oder geschriebene Wort nichts über die leibhaftige Thatsache vermag, so gewiß die Thatsache nur der Thatsache weicht, so gewiß wird weder ein Princip, noch eine Idee, noch ein Vertrag die zersplitterten deutschen Kräfte einigen, sondern nur eine überlegene Kraft, welche die übrigen verschlingt.

95.

Die Kammerjungfer. Roman von Fanny Lewald. Zwei Theile. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 1856. 8. 3 Thlr.

Es ist behauptet worden, daß sich aus jedem Stoff ein poetisches Gemälde bilden lasse. Insoweit unter einem poetischen Gebilde nur ein anziehendes, zu Gedanken anregendes oder Denkresultate lieferndes Gemälde verstanden werden soll, ist gegen dieses Axiom nichts einzuwenden. Soll jedoch mit jener Bezeichnung dem Begriff des Poetischen eine weitere Grenze gesteckt werden, so müssen wir dagegen protestiren. Das Ideale, das Poetische verhält sich unserer Ansicht nach völlig ausschließend gegen die gemeine Wirklichkeit; Wirkliches und Ideales decken sich niemals, weder in Form noch Inhalt, und ein ausschließlich aus Wirklichem zusammengesetztes Gemälde kann niemals ein poetisches sein, wie sehr es auch unsere Theilnahme in Anspruch nehme, uns spanne, ja selbst uns befriedige. Das Ideale ist nämlich eben das Nichtwirkliche, der Duft oder die Blume des Wirklichen, sein Immanentes, wie der Gedanke nicht das Gehirn ist, sondern seine immaterielle Exhalation, sein geistiger Duft. So hat denn auch die Verfasserin zwar ein sehr anziehendes Bild des Wirklichen, aber kein poetisches Gemälde geliefert, und dieser Satz ist wahr, selbst wenn alle ihre Thatsachen ihre eigene Erfindung sind und wenn diese Thatsachen aufs äußerste wirkungsvoll und plausibel erfunden und des höchsten Beifalls werth sind! Es führt dies allerdings zu so feinen Distinctionen, daß wir davon abstehen müssen, dies Thema hier weiter zu verfolgen. Der sachverständige Leser wird unsere Meinung verstehen. Genug, die „Kammerjungfer" ist ein anziehender, lieblicher Roman, aber keine poetische Arbeit in jenem höhern Sinn. Das Thema ist ein echtes Frauenthema: die Ehe unter Gleichen; ein vielbehaupteter und vielbestrittener Satz. Der Rahmen des Gemäldes läßt sich aber einfach so ausfüllen: Ein Mädchen, nicht mehr in in der ersten Jugend, Kammerjungfer, Freundin selbst ihrer Herrschaft, von geringer Geistesbildung, verlobt sich mit einem jungen Handwerker, Sohn des Hausmeisters ihrer Herrschaft und ihr Verwandter. Der junge Mann geht nach Paris, macht Glück, wird Künstler, Fabrikführer, und da seinerseits die Verlobung eine Uebereilung war, so zeigt sich bald, wie ehrlich Karl auch an seinem Worte festhält, ein Riß, eine Kluft zwischen den Verlobten, welche seine Briefe erst seltener macht und zuletzt ganz verschlingt. Das Mädchen glaubt sich nun verlassen und verrathen und aus Dépit verschenkt sie sich an den alten Kammerdiener ihrer Herrschaft, den klugen und ehrlichen Ludwig. Die Herrschaft ist inzwischen nach Paris gereist und ihre junge Gebieterin lernt dort den Verlobten Mariens kennen. Die jungen Leute lieben sich, ehelichen sich und Marie wird natürlich ungemein unglücklich. Zuletzt findet sie sich jedoch in ihr behagliches Loos, wird Mutter, sieht den früher so leidenschaftlich geliebten Karl als Gatten ihrer frühern Herrin ruhig wieder und ist zufrieden mit ihrem Ludwig, „der denn doch von Anfang her allein das Richtige für Alle erkannt hat".

Wer will an diesem unschuldigen Roman mäkeln? Seine Absicht ist gut; er soll uns zeigen, wie viel und wie wenig doch eigentlich an Dem ist, was wir Leidenschaft in der Liebe nennen; er ist reich an Bildern wahren Gefühls, schicklich, möglich, sittlich in allen Theilen und voll liebenswürdiger Charaktere aus dem wirklichen Leben, unter welchen Aeltern und Geschwister Karl's, die alte und die junge Herrin Mariens, der Bruder Paul und Ludwig des besten Lobes werth sind. Endlich verläuft Alles so anständig, so anziehend und naturgemäß, daß man die zierlichen zwei Theile mit Vergnügen durchliest, ja fast an jeder Scene seine Freude hat. Dabei fehlt es nicht an tiefsten Blicken in das weibliche Gemüth und auf Das, was in Frauenseelen oft Unerklärliches vorgeht: dankenswerthe Aufklärungen, die eben nur eine Frau wie Fanny Lewald zu geben vermag. Und in der That, seien wir nicht undankbar gegen die weibliche Schriftstellerwelt! Was wüßten wir von der Psychologie der Frauen ohne die Staël, die George Sand, die Gräfin Hahn-Hahn, die Bremer, Julie Burow und Fanny Lewald? So gut wie nichts; denn Richardson, Fielding und Balzac, die besten Frauenkenner *), tappen hier doch nur im Finstern.

Der Stil und die Darstellungsweise der Verfasserin sind unter uns bekannt. Es ist noch immer derselbe liebenswürdige Abandon, dieselbe reizvolle Naivetät, der liebliche Umriß der Gestalten, das Schwunghafte und Divinatorische in ihren Reflexionen, die sich überall bemerklich machen, wo sie wie zu ihrer Erholung schreibt und wo sie nicht etwa großen Kunstprojecten nachjagt; derselbe naive Reiz, der in „Jenny" und „Clementine" hervortrat und uns, vielleicht zuerst von allen ihren Kritikern, Veranlassung gab, dies damals namenlose Talent laut anzuerkennen! Der Versuch großer Kunstgemälde dagegen, wie sie z. B. der Paalzow gelangen, mißglückt der Verfasserin regelmäßig eben deshalb, weil in ihnen dieser Reiz des Unbewußten mehr in den Hintergrund tritt,

*) Und Goethe? erlauben wir uns hier zu fragen. D. Red.

die Beherrschung verwickelter Verhältnisse ihr aber nicht in dem Maße zugebote steht, um für diesen Verlust vollen Ersatz zu gewähren. Wie viele zarte, duftige und tiefsinnige Zeichnungen verdanken wir jedoch ihrer Feder! Wie viele feine Beobachtungen, lichtvolle Reflexionen über das Gemüthsleben der Frauen! Auch in diesem Buche fehlt es nicht an solchen Blicken in das innerste Seelenleben der Frauen, wie sie ein Männerauge wol nie erschaut. Anstatt vieler solcher Stellen sei nur eine anzuführen vergönnt. Die Verfasserin sagt (I, 261): „Ein langes Verweilen in engen Verhältnissen, ein langer Aufenthalt an einem Krankenbett prägen dem Menschen ihren Stempel ein. Man bleibt nicht gesund dabei, der Blick verengt sich, der Sinn der Frauen namentlich läßt sich bald umfangen von der kleinen Thätigkeit, welche die Tage erfüllt, und sie verfallen leicht in ein trübes Begnügtsein, sobald sie sich sagen dürfen, daß sie durch ihre Resignation einem geliebten Menschen das Dasein erleichtern. Es ist dies eine der schönsten Eigenschaften und zugleich eine der gefährlichsten Schwächen des Weibes. Denn der Mensch ist nicht geschaffen, sich selbst zu verlieren an das Leiden eines Andern, und wer sich nicht frei darüber erhebt, bei aller Sorgfalt, die er dem Andern angedeihen läßt, der kann zwar Gutes thun und stiften, aber nicht für lange Zeit, da er bald den vollen Gebrauch seiner Kräfte und Fähigkeiten einbüßt. Wir würden im Allgemeinen viel mehr tüchtige Frauen haben, viel weniger kleinlichem Egoismus unter ihnen begegnen, wenn man die weibliche Jugend nicht in dem Irrglauben auferzöge, daß sie geschaffen sei, sich völlig an das Leben Anderer hinzugeben, sich darin zu verlieren. Ein Unnatürliches fodern, gänzliche Selbstverleugnung begehren, erzeugt niemals Gutes, denn es erniedrigt statt zu erheben.“ Eine Spur von Emancipationsgelüste mag in diesem Satze stecken, im Ganzen aber ist er wahr und richtig gesehen. Wir setzen den Werth dieses Romans denn auch vorzugsweise in solche Betrachtungen; denn die Begebenheit selbst, so gefällig sie dargestellt ist, ermangelt in ihren kleinen Verhältnissen des Neuen und Erhebenden gänzlich. Die Seelenleiden einer ungebildeten Kammerjungfer sind nur etwa für Kammerjungfern von besonderer Anziehungskraft, und die Lehre, daß in der Ehe Uebereinstimmung der Bildung, der Denkart, der Gewohnheiten und Interessen zu herrschen habe, wenn sie eine glückliche sein soll, schmeckt stark nach einer Trivialität. Die Verfasserin macht sich nebenbei die Sache leicht, indem sie sich nur mit guten Menschen umgibt und das böse Element in der Natur ignorirt, und ihre Charakteristik ist daher etwas beschränkt. Nichtsdestoweniger ist die Schilderung der Familie Berger in allen ihren Gliedern an den feinsten Zügen reich und überaus anmuthig und launig. Vor allem aber ist die arme Marie selbst ein gelungenes Bild, voll Blut und Leben, und dies, vereint mit solchen Reflexionen wie die eben angeführten, erhebt den andererseits beschränkten Werth des Romans zu dem Niveau der besten Arbeiten dieser Art von Frederike Bremer und Henriette Hanke.

Möge die Verfasserin dem hier bezeichneten Kreise noch oft ihr Talent widmen, von dem Versuche des Kunstromans in großen Lebensbildern aber abstehen, da es ihr für diesen doch an den nöthigen Vorbedingungen — Expansion der Gedanken und umfassende Lebenskenntniß — zu mangeln scheint und die Berührung mit der Philosophie, welche jede Frau aufs äußerste zu meiden hat, ihre Begabung doch in allzu große Gefahr des Scheiterns bringt. Denn wo die Philosophie in Kunstwerken bildend oder entscheidend eintreten soll, da endet die Kunst der Frauen, mögen sie noch so begabt sein, die stillwirkende Ursache der Erscheinungen zu erkennen und gefällig darzustellen und die feinen Bezüge des Lebens zu würdigen und auszudeuten. Z.

Orientalische Poesie.

Diwan des Abu Nuwas. Aus dem Arabischen von A. von Kremer. Wien, Braumüller. 1855. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Abu Nuwas, dessen „Diwan“ hier zum ersten mal in einer vollständigen Uebersetzung dem deutschen Leser dargeboten wird, ward um das Jahr 145 der Flucht (762—763 n. Chr. Geb.) in einem Dorfe der jetzt persischen Provinz Chuzistan geboren. (Andere, wie Ibn Khallikan, nennen Bassora als seinen Geburtsort.) Sein Vater Hani war als Secretär im Steuerdiwan angestellt und seine Mutter Dschulban soll aus Indien oder Persien gebürtig gewesen sein. Mit ihr kam er in einem Alter von acht Jahren nach Bassora, wo ihn der Dichter Waliba Ibn al-hubeb kennenlernte, zu sich nahm, nach der Stadt Kufa führte und ihm Unterricht in der Dichtkunst und den schönen Wissenschaften ertheilte. Um das Jahr 199 der Flucht (814—815 n. Chr.) starb er, kaum 60 Jahre alt. Seine Blüte fällt also in eine Zeit, in welcher die Dichtkunst der Araber ihre ursprüngliche originelle Frische und Kraft schon zu verlieren begann. Welches der Grund dieses frühen Welkens gewesen, dies zu erörtern ist hier nicht der Ort. Genug, Abu Nuwas steht mit seinem großen Talent an der Grenzscheide einer Periode, an deren Anfang uns aber sein kecker Genius öfter versetzt, als man erwarten kann. Durch seine Gedichte weht noch der unbändige, allen Fesseln der Gesetzmäßigkeit trotzende und hohnsprechende Geist, der den Moallakats ihr eigenthümliches Gepräge gibt. Kein Wunder daher, daß er mit dem Dogmatismus und dessen Vertretern in den vielfaltigsten Widerspruch geräth und, je weniger er dem Dogma Concessionen zu machen versteht, in wirklich offensiver Weise dem letztern gegenübertritt und die Foderungen des Glaubens- und Sittengesetzes mit Hohn und Spott von sich abweist. Dies zeigt sich deutlich in Stellen wie den folgenden:

Man sprach zu mir: „Es nahet schon die Mittagsstund',
Zur Waschung gehen schon die Becken in die Rund'.“
Ich sprach: „Kann sein, daß ich auch bet', wenn's mir gefällt.“
Man sprach: „Wer sein Gebet versäumt, hat arg gefehlt.“
Ich drauf: „Für mich ist's ärger, daß mein Lieb' mich misse,
Mein Mädchen, das von Herzen gern ich herz' und küsse.
Zu beten braucht nicht, wer wie ich verrufen schon:
Steh' ab vom Tadel, deinem Tadel sprech' ich Hohn!“

Ab vom einförm'gen Alltagswege lenke,
Ein zu dem heitern Lustgehege schwenke,
Ein lock'rer Glaub' erst macht das Leben süß:
Drum lockre deinen Glauben in der Schenke.
Der Feuerwein stell' deine Seel' anheim,
Und offen treibe Possen du und Schwänke.

Aehnliche Maximen finden sich noch häufig wieder, sowol in den Wein- und Trinkgedichten, wie in den Spott- und Scherzgedichten. Unserm Geschmack sagen unstreitig die Minnelieder am meisten zu. Abu Nuwas zeigt in ihnen außerordentlich viel Zartheit des Gefühls, welche mit der energischen Sinnlichkeit, die sich in seinen andern Gedichten ausspricht, auf eine merkwürdige Weise contrastirt. Hat er auch hier sich keineswegs zu jener Platonischen Reinheit der Liebe erhoben, wie sie andere Völker kennen und besingen, so steht er doch schon über vielen seiner Stammgenossen, die an ihren Idealen nicht viel Besseres als Auge, Mund und Wange zu preisen wissen. Dies zeigt sich in den meisten der an Dschinan, die schöne und geistreiche Sklavin Abd-al-Wahhab's gerichteten Gedichte, von denen wir einige zum Beleg anführen:

Der Liebe Flamme hast du angefacht
Und dann von aller Schuld dich losgemacht,
Bis in der Liebe Meer ich untersank
Und seine Woge mich bestürmt mit Macht.
Kund gabst du meinen Gram, vergissest mich,
Hast nimmer an Gerechtigkeit gedacht.

Gewähre du doch meinem Flehen, kennst
Du denn nicht Gottes strafende Allmacht?

In den Hain hinaus zog ich,
Zu zerstreuen meinen Gram:
Doch der Hain freut nimmer mich,
Schien zu spotten, daß ich kam,
Es erfreut mein Auge sich
Keiner Blume in dem Garten,
Außer wenn sie dir nur glich,
In der Blüte Schmuck, dem zarten.

Mit Gram erfülltest du mein armes Herze,
Und Liebesschmerz durchzuckte meine Sehnen,
Den Augen mein hast du gelehrt das Weinen,
Von dir erlernte mein Gemüth das Sehnen.
Kein Ambrahauch umwallet deine Glieder,
Den du nicht rosenähnlich überduftest.
All meine Tugenden und Mannestierden
Vergißt du, scheinest Laster sie zu wähnen.
Die Zähren strömen und verkünden Allen,
Was tief in meinem Busen lag verborgen;
Du aber lachst und spottest meiner Klage,
Und heißer, heißer fließen meine Thränen.
Die Gluten, die in meinem Herzen lohen,
Du hast zum hellen Brande sie entfachet.
O Herr, wann jemals — wann wird die Gazelle
Mit ihrem treuen Sklaven sich versöhnen,
Wann meinen heißen Bitten sich ergeben,
Wann wird sie gerne meine Nähe suchen?
Dschinan, mein Augenlicht, wie lange soll denn
Mein Körper solchen herben Qualen fröhnen?
Du willst, daß er von meiner Seele scheide,
Daß er vor Kummer ganz und gar vergehe;
Schon weilt mein Herz beständig ja bei dir nur,
Magst du mich auch selbst noch so ferne wähnen.

Daß freilich unser Dichter trotz dieser innigen Liebe einer tiefern sittlichen Lebensanschauung bar und ledig ist, wird man nach dem vorher zu seiner Charakteristik Gesagten leicht vermuthen können. Sein Eudämonismus tritt in den Trink-, Scherz- und Trauergedichten sehr unverhüllt hervor. Zu höhern Ideen erhebt er sich nur noch in den Lobgedichten auf die Khalifen Emin und Harun-al-Raschid, welche zu loben allerdings sehr in seinem Interesse lag.

Den wissenschaftlichen Werth der Arbeit des Hrn. von Kremer, dessen Name übrigens einen sehr guten Klang hat, zu beurtheilen, sind wir leider außer Stande, da der arabische Text des vorliegenden „Diwan", welchen Kremer nach einer ihm selbst zugehörenden Handschrift übersetzte, zur Zeit noch nicht durch den Druck veröffentlicht ist. Indeß sieht man doch dem Ganzen an, daß es sehr gewissenhaft gearbeitet ist (für den Laien sind erklärende Anmerkungen hinzugefügt), und wenn auch die Versification noch nicht die hohe Stufe der allbekannten Rückert'schen Kunst und Gewandtheit erreicht und manche Ausdrücke dem Ohre des Norddeutschen fremd sind, so ist doch die Uebersetzung im Ganzen sehr lesbar und das hier gebotene Buch jedenfalls ein sehr schätzenswerther Beitrag zur Erweiterung unserer Kenntniß von der Literatur des großen Volks, das manchen Wissenschaften neue Bahnen gebrochen und auf die Entwickelung der verschiedensten Geistesrichtungen einen Einfluß ausgeübt hat, dessen Größe und Umfang erst dann zu ermessen sein wird, wenn das ganze Gebiet seiner weiten Literatur eröffnet ist. 69.

Ueber die Stellung des heroischen und tragischen Elements zur Gegenwart.

Wir fanden vor einiger Zeit in der „Allgemeinen Zeitung" in einer münchener Correspondenz die Frage aufgeworfen, woher es komme, daß die Dorfgeschichte und die platte Wirklichkeit auch in der Malerei sich ein so großes Terrain erobert hätten, daß ideale, romantische und historische Stoffe keinen Boden mehr fänden und auch beim Publicum auf keine Theilnahme mehr rechnen könnten. Der Siegfried von ehemals sei Hausknecht bei irgendeinem münchener Bräu geworden, Hebe kredenze den Gästen den Bierkrug, die tragische Muse trage Mistgabeln am Werktag und Riegelhauben am Sonntag, Daniel und Moses handelten mit alten Hosen und die Propheten ließen sich gar nicht mehr blicken. All unser Interesse habe sich wieder ins Familienleben zurückgezogen, der Deutsche werde nur noch warm hinterm Ofen, besonders zuwider seien ihm aber alle patriotischen Stoffe und am zuwidersten die eigene Geschichte. Der Correspondent erhob dann die Frage: „Sind wir denn wirklich so herunter, daß wir nicht mehr wahr und edel zugleich empfinden können? Hat das Erhabene keinen Platz mehr unter uns? Ist es sicher, daß wir abgedankt unter den heroischen handelnden Völkern, daß wir uns pensioniren lassen und uns ins Privatleben zurückgezogen, wie es die Mehrzahl unserer Dichter und Maler schildert?"

Das Factum ist richtig. Wir haben nur einen Kreislauf gemacht und sind wieder bei Iffland und Voß angekommen. Aber so wenig wir die Dichter und Künstler von aller Mitschuld freisprechen möchten, ebenso wenig könnten wir es gerechtfertigt finden, wenn man sie allein für diesen Zustand verantwortlich machen wollte. Auch thut dies unser münchener Gewährsmann nicht. Soll etwa der Künstler, der doch auch leben will, sich zum Opfer bringen und gegen den Willen und Geschmack des Publicums große historische Bilder malen, ohne Aussicht darauf, für sie Käufer oder auch nur Beschauer zu finden? Soll der dramatische Dichter große Stoffe aus der vaterländischen Geschichte bearbeiten, wenn er weiß, daß sein Drama bei der ersten Wiederholung vor leeren Bänken, kalten Herzen und tauben Ohren spielen wird? Wir müssen leider zugeben, daß die Menschen unsers Zeitalters des heroischen Schwungs und pathetischen Inhalts bar und ledig sind und daß, wenn unser Publicum an historischen Stoffen Geschmack finden soll, sie in kleine Rahmen gefaßt und auf die kleinen Verhältnisse eines Genrebildes reducirt sein müssen. Das Publicum will auf der Bühne gekrönte Häupter nur noch als Familienväter, vielleicht höchstens als brummige Haustyrannen und Königinnen und Prinzessinen nur noch als launenhafte oder schmachtende Liebhaberinnen sehen. Der Bürgerkönig mit dem Regenschirm ist noch immer das Ideal unsers Publicums, nicht der Heldenkaiser im Panzerhemd und mit dem Streitkolben. Diese Verseichtigung wird bereits auch von Denen empfunden, welche früher gegen jede Shakspeare'sche Reminiscenz als eine Barbarei protestiren zu müssen glaubten. Sie möchten jetzt gern wieder ein wenig einbiegen, weil sie fühlen, daß, wenn dies so fort geht, die Tragödie zuletzt ganz von den Bretern, welche die Welt bedeuten, zu verschwinden droht; es dürfte aber zu einer Umkehr vielleicht jetzt schon zu spät sein. Wir haben in neuerer Zeit vielfach die Beobachtung machen müssen, daß alle pathetischen Sterbescenen auf der Bühne dem Publicum zuwider sind, und wir können uns vorstellen, daß eine Zeit entweder der reinsten Humanität und Bildung oder der vollständigsten Verweichlichung kommen könnte, wo man von tragischen Katastrophen, welcher Art sie auch seien, überhaupt nichts mehr wissen will. Wir sind schon auf dem besten Wege dahin. Kleine raffinirte Quälereien läßt man sich wol noch auf der Bühne gefallen, aber sie müssen zu einem gemüthlichen, wenigstens unblutigen Ausgange führen. Es ist allerdings eine gewöhnliche Erfahrung, die man

alle Tage machen kann, daß der Mensch, je älter er wird und je mehr traurige Ereignisse er in nächster Nähe und in der Wirklichkeit erlebt hat, je mehr ihm der Gedanke des Todes überhaupt nahetritt, auch umsomehr erheiternde Eindrücke aufsucht und auf dem Gebiete der Kunst tragischen Stoffen womöglich aus dem Wege geht. Die Nutzanwendung hiervon auf ganze Völker liegt nahe genug. Der vorige König von Preußen, ein ruhig verständiger Mann, soll einmal geäußert haben, er begreife nicht, wie die Leute noch Trauerspiele sehen wollten, da sie ja Trauerspiele genug zu Hause hätten. Nur die wenigsten Menschen sind, in unserer Zeit wenigstens, von dem festen und tiefen Gepräge, daß ihnen tragische Schicksale, wie sie namentlich die Alten und Shakspeare darstellten, zur Quelle der Erhebung über sich selbst und des kräftigen Widerstandes gegen das eigene Schicksal werden könnten. **H. M.**

Notizen.

Der Roman „Eritis sicut Deus" in der Beleuchtung englischer Kritik.

Nur sehr selten werden deutsche Romane, selbst wenn sie bei uns Aufsehen erregten, in englischen Blättern einer längern Beurtheilung für werth befunden. Indeß ist dieses Glück oder Unglück — wie man es nehmen will — in der letzten Octobernummer des „Athenaeum" dem bekannten anonymen Roman „Eritis sicut Deus" begegnet. Der Berichterstatter meint, der Verfasser verrathe zwar einen bedeutenden Einblick in die Principien der modernen Speculation, aber die Aufgabe, diese Fragen künstlerisch zu gestalten, gehe weit über seine Kräfte, und das Buch verdanke seine Popularität nur der Geschicklichkeit, womit der Verfasser alle Anklagepunkte, welche gegen die Philosophie in den Personen ihrer Bekenner und Lehrer gegenwärtig geltend gemacht würden, in seinem Buche vereinigt habe. Dasselbe sei ein auffallendes Beispiel der Schwäche, welche dem reinpsychologischen Roman anzuhaften pflege, wenn er nicht von den höchsten Meistern der Kunst behandelt würde. Der Fortschritt der Handlung darin sei von dem Fortschritt des zugrundeliegenden Gedankens gänzlich losgetrennt und verrathe die auffallendste Armuth an Erfindung. Die Handlung gehe nicht aus den Charakteren hervor, und wenn schon der Verfasser einen beweglichen rhetorischen Stil und eine beträchtliche dialektische Schärfe besitze, so werde doch jener moralische Ernst, welcher das Salz eines solchen Werks sein sollte, nirgends gefunden. Der Berichterstatter schließt: „Das speculative Element ist langweilig, der Humor gleich Null und die Ironie unfein. Das Buch ist nicht ohne Interesse für Diejenigen, welche sich um den Fortschritt des deutschen Gedankens kümmern, muß aber Denen, welche mit seinen Problemen unbekannt sind, eine unbegreifliche Erscheinung sein. Das Gemälde, welches darin von dem Culturleben einer deutschen Stadt aufgestellt wird, ist eins der kläglichsten Zeugnisse für jene allgemeine Frivolität, zu welcher die Abwesenheit alles öffentlichen politischen Lebens ein Volk verdammt, das doch so intellectuell und fernblickend ist, als unsere deutschen Vettern." Wir würden uns freuen, wenn das englische Blatt sich öfter in so eingehender Weise mit deutschen Romanen beschäftigen wollte, die in Deutschland wirkliches Aufsehen erregten und deren Einfluß über die gewöhnlichen Leihbibliothekenkreise hinausdrang. Denn gerade in Sachen des Romans, glauben wir, haben die Engländer ein Wort mitzusprechen.

Der Lyriker Charles Mackay.

Von Charles Mackay, dem Verfasser von „The lump of gold" u. s. w. erschienen gleichzeitig drei Heftchen Gedichte, jedes zum Preise von einem Shilling: „The Salamandrine", „Songs for music" und „Ballads and lyrical poems". Das „Art Journal" sagt davon: „Dr. Mackay gehört zu den ersten Lyrikern der Gegenwart; seine Verse sind immer frisch, gesund und natürlich und zeichnen sich durch eine Anmuth des Ausdrucks aus, die von feiner Durchbildung zeugt, wie durch eine hohe Sittlichkeit, die auf gesundem Menschenverstande beruht. Er lehrt durch die Vorschriften seiner Muse und fesselt durch Melodie; und obschon wir gelegentlich in einigen seiner Schriften eine gewisse Neigung bemerkt zu haben glauben, eine Volksclasse auf Kosten der andern zu erheben, kurz eine etwas stark hervortretende Sympathie für ultraliberale Ansichten, so sind seine Schriften doch gar wohl geeignet, gute Dienste zu leisten, und wir freuen uns daher, daß sie in dieser wohlfeilen Ausgabe Aussicht haben, fast in Jedermanns Hände zu gelangen." Wir haben früher schon (Nr. 9) bei Gelegenheit von Mackay's Dichtungen „The lump of gold" erwähnt, daß manche seiner herzigen, angenehm fließenden Gedichte bereits fast zu Volksliedern in England geworden sind. Umsomehr ist es zu verwundern, daß dieser in England hochgeschätzte Dichter bei uns fast noch gar nicht bekannt zu sein scheint. Selbst die treffliche, durch Vollständigkeit vor allen andern Anthologien ausgezeichnete jüngst erschienene Sammlung englischer Gedichte von O. L. H...r, „Englische Dichter", auf die wir noch zu sprechen kommen, enthält nichts von Charles Mackay.

Lyrische Wunderlichkeit.

Nicht blos in Deutschland, auch in England fördert die Lyrik Wunderlichkeiten aller Art zutage. Dahin gehört: „Yarra Yarra, or tales of a traveller. By *A. M. R. Kinahan*", eine Dichtung, von welcher der Berichterstatter im „Athenaeum" sagt, daß es eins der wunderbarsten Erzeugnisse menschlicher Narrheit sei, die er je gelesen. Zur Gemüthsergetzung der Leser theilt er dann folgende Verse mit, in denen sich der Dichter die Mühe genommen, eine Anzahl barbarischer australischer Namen zu verherrlichen:

Farewell, Tarrengower! and Gunawarra!
Farewell, Wagra-Barjarg! and Irrawarra!
Farewell, Burra Burra! Pollirk! Morang!
Farewell, Merrimingo! and thee, Burnewang!
And thee, Booroondara! and Goomalibee!
Farewell, Naral Naral! and Hinnomongy!
And Wimmera plains, by Tongeomungie!

H. M.

Bibliographie.

Album deutscher Dichter. Herausgegeben von H. Kletke. 7te Auflage. Berlin, Schroeder. 16. 2 Thlr.

Arnd, K., Die Staatsverfassung nach dem Bedürfniß der Gegenwart. Frankfurt a. M., Brenner. 1857. Gr. 8. 1 Thlr.

Aurora. Taschenbuch für das Jahr 1857. Herausgegeben von J. G. Seidl. 33ster Jahrgang. Wien, Pichler. 8. 2 Thlr.

Bölte, Amely, Eine gute Versorgung. Roman. Zwei Theile. Hamburg, Verlags-Comptoir. 8. 2 Thlr.

Deutsche Dichtungen von einer Engländerin. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. 1857. 16. 1 Thlr.

Gerstäcker, F., Die beiden Sträflinge. Australischer Roman. Drei Bände. Leipzig, Costenoble. 8. 3 Thlr. 25 Ngr.

Göhren, Caroline v., Frauenliebe und Künstlerleben. Roman. Zwei Theile. Hamburg, Verlags-Comptoir. 8. 2 Thlr.

Grant, J., Das geisterhafte Regiment oder Geschichten von den „Unsrigen." Aus dem Englischen übersetzt von F. Susemihl. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Grävell, M. C. F. W., Die Kirche! Ursprung und

Bedeutung des deutschen Wortes. Ein Vortrag in der Oberlausitz. Gesellschaft der Wissenschaften. Görlitz, Heinze u. Comp. Gr. 8. 20 Ngr.

Hammer, J., Schau um dich und Schau in dich. Dichtungen. 6te Auflage. Leipzig, Brockhaus. 1857. 16. 1 Thlr.

Hackländer, F. W., Erlebtes. Kleinere Erzählungen. Zwei Bände. Stuttgart, Krabbe. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Heller, H. J., Gedichte. Leipzig, Herbig. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Heyse, K. W. L., System der Sprachwissenschaft. Nach dessen Tode herausgegeben von H. Steinthal. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Hub, J., Die komische und humoristische Literatur der deutschen Prosaisten des 16. Jahrhunderts. Auswahl aus den Quellen und seltenen Ausgaben. Mit biographisch-literarischen Einleitungen, sprachlichen und sachlichen Notizen. 2tes Buch. — A. u. d. T.: Die deutschen Volksbücher und Schwänke des 16. Jahrhunderts. Nebst Proben aus den Gesprächen des Desiderius Erasmus, aus dem Traktat: Von den losen Füchsen, dem Mayenlob des Caspar Scheidt und dem Theatrum Diabolorum. Nürnberg, v. Ebner. 1857. Lex.-8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Jäger, C. F., Die Grundbegriffe der christlichen Sittenlehre nach den Grundsätzen der evangelischen Kirche, aufs Neue untersucht. Stuttgart, Besser. Gr. 8. 15 Ngr.

Iduna. Taschenbuch für das Jahr 1857. 37ster Jahrgang. Wien, Lienhart. 16. 1 Thlr.

Johannes. Leipzig. 8. 1 Thlr.

Die Irrlichter. Ein Märchen, von der Verfasserin der Prinzessin Ilse. Berlin, A. Duncker. 16. 15 Ngr.

Komm Deutscher, beschaue Dich einmal im hellen und getreuen Spiegel des Amerikaners! Vergleichende Würdigung des Anglo-Amerikaners mit dem Deutschen. Neustadt a. d. Aisch. 8. 12 Ngr.

Kränze aus dem böhmischen Dichtergarten. Von J. Wenzig. Leipzig, Wiedemann. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Lehrs, K., Populäre Aufsätze aus dem Alterthum, vorzugsweise zur Ethik und Religion der Griechen. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 1 Thlr. 14 Ngr.

Longfellow, H. W., Gedichte. Deutsch von A. Neidhardt. Darmstadt, Leske. 8. 27 Ngr.

Lorm, H., Am Kamin. Erzählungen. Zwei Bände. Berlin, Allgemeine deutsche Verlags-Anstalt. 1857. 8. 3 Thlr.

Lotze, H., Mikrokosmus. Ideen zur Naturgeschichte und Geschichte der Menschheit. Versuch einer Anthropologie. 1ster Band: Der Leib. Die Seele. Das Leben. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Merkel, J., Gregorius Heimbürger und Lazarus Spengler. Ein Vortrag auf Veranstaltung des Evangelischen Vereins für kirchliche Zwecke gehalten am 7. April 1856. Berlin, W. Schultze. Gr. 8. 5 Ngr.

Meyer, J. B., Voltaire und Rousseau in ihrer socialen Bedeutung dargestellt. Berlin, G. Reimer. 8. 20 Ngr.

Michelet, J., Aus den Lüften. Das Leben der Vögel. Aus dem Französischen. Berlin, Allgemeine deutsche Verlags-Anstalt. 1857. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Montanus, Der Kurfürst in Hükeswagen, oder: Das Maifest, ein Schauspiel in drei Abtheilungen. Solingen, Pfeiffer. 8. 10 Ngr.

Mormonengräuel, dargelegt in den Erlebnissen einer aus Utah entflohenen Mormonenfrau, so wie in den Enthüllungen des socialen, administrativen und religiösen Lebens dieser Secte. Aus dem Englischen von H. Gauß. Mit 4 Illustrationen. Weimar, Voigt. 1857. Br. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Das Nibelungenlied. Herausgegeben von F. Zarncke. Leipzig, G. Wigand. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Norden, Marie, Dunkele Wege. Roman. Zwei Theile. Hamburg, Verlags-Comptoir. 8. 2 Thlr.

Olmütz im Jahre 1848. Olmütz. 4. 1 Thlr. 15 Ngr.

Redwitz, O. v., Thomas Morus. Historische Tragödie. Mainz, Kirchheim. Gr. 16. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Ritter, H., System der Logik und der Metaphysik. Zwei Bände. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 4 Thlr. 20 Ngr.

Rodenberg, J., Pariser Bilderbuch. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Rougemont, F. v., Geschichte der Erde nach der Bibel und der Geologie. Mit Zustimmung und Verbesserungen des Verfassers aus dem Französischen übersetzt von E. Fabarius. Stuttgart, Besser. Gr. 8. 1 Thlr. 3 Ngr.

Rückert, H., Lehrbuch der Weltgeschichte in organischer Darstellung. Zwei Theile. Leipzig, T. O. Weigel. 1857. Gr. 8. 6 Thlr. 20 Ngr.

Schiff, H., Zwei Novellen. Zwei Bände. Hamburg, Verlags-Comptoir. 8. 2 Thlr.

Schlosser, J. F. H., Aus (seinem) Nachlasse. Herausgegeben von Sophie Schlosser. 1ster Band. — A. u. d. T.: Wanderfrüchte. Sammlung auserlesener Poesien aller Zeiten in Uebertragungen. Mainz, Kirchheim. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schubert, G. H. v., Altes und Neues aus dem Gebiete der innern Seelenkunde. 3te Auflage. Neue Folge. 1ster Band. Frankfurt a. M., Heyder u. Zimmer. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Schultz, E. F., Baltische Geheimnisse. Ein Beitrag zur Sittengeschichte Liefands. Zürich, Meyer u. Zeller. 1857. 8. 8 Ngr.

Schwegler, A., Römische Geschichte. 2ter Band. — A. u. d. T.: Römische Geschichte im Zeitalter des Kampfs der Stände. 1ste Hälfte. Von der Gründung der Republik bis zum Decemvirat. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 3 Thlr. 6 Ngr.

Smaragd, An der Galga. Pest. 1855. 16. 16 Ngr.

Sonklar Edler von Innstädten, K. A., Reiseskizzen aus den Alpen und Karpathen. Wien, Seidel. 1857. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Springer, A., Paris im dreizehnten Jahrhunderte. Mit einem Plan. Leipzig, Hirzel. 8. 1 Thlr.

Stifter, A., Studien. 5te Auflage. Stereotyp-Ausgabe in drei Bänden. Mit dem Bildniß des Verfassers. 1stes Heft. Pest, Heckenast. 1857. Br. 8. 7½ Ngr.

Stolle's, F., ausgewählte Schriften. Volks- und Familien-Ausgabe. Supplemente. 1ster Band. Leipzig, Keil. 1857. 8. 7½ Ngr.

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von F. von Raumer. 3te Folge. 8ter Jahrgang. Leipzig, Brockhaus. 1857. Gr. 12. 2 Thlr. 15 Ngr.

Rheinisches Taschenbuch auf das Jahr 1857. Mit Beiträgen von A. Schloenbach, P. Heyse, E. Willkomm und W. Müller. Mit sechs Stahlstichen. Frankfurt a. M., Sauerländer. Br. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Schwedische Volkslieder der Vorzeit. Aus der Sammlung von Erik Gustaf Geijer und Arvid Aug. Afzelius. Im Versmaß des Originals übertragen von R. Warrens. Mit einem Vorwort von F. Wolf. Nebst 49 Melodien. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr.

Wolzogen, A. Freih. v., Reise nach Spanien. Leipzig, H. Schultze. 1857. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Zirndorf, H., Kassandra. Trauerspiel in fünf Akten. Wien. Hoch 4. 15 Ngr.

Zorn, Josephine, Friderike, die fromme Dulderin. Ein Familiengemälde als wahre Begebenheit. Pest. 12. 25 Ngr.

Tagesliteratur.

Berndt, C., Die Riff-Piraten. Pasewalk, Braune. Gr. 8. 5 Ngr.

Landschreiber, K. W., Die sächsische Kirchenverfassungsfrage vom theologisch-politisch-rechtlichen und historischen Standpunkte. Leipzig, C. H. Reclam sen. Gr. 8. 9 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Neuer Roman von Levin Schücking.

Bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Sphinx.

Roman von Levin Schücking.

8. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr.

Ein neuer Roman des beliebten Romandichters, von spannender Handlung, origineller Charakteristik und vollendeter Form. Der geistvolle Verfasser des Aufsatzes „Der neue deutsche Roman" im 9. Bande der „Gegenwart" (**Rudolf Gottschall**) sagt über Schücking unter Anderm: „Ein Autor, dessen Werke ebenso viel Plastik wie harmonischen künstlerischen Guß bekunden, der durch Maß und Takt und Eleganz der Form ebenso besticht, wie durch einen geistigen Inhalt fesselt, welcher sich um Lebensfragen der Gegenwart bewegt. Dabei steht Schücking, jeder Ausländerei fremd, auf deutschem Boden fest, und der vorherrschende provinzielle Hintergrund seiner Romane (Westfalen) ist der Klarheit seiner Anschauungen und Schilderungen, der Bestimmtheit seiner Charakteristik förderlich."

Die **frühern Romane Levin Schücking's**, sämmtlich von dem deutschen Publicum mit lebhafter Theilnahme aufgenommen, erschienen in demselben Verlage unter folgenden Titeln:

Ein Staatsgeheimniß. Drei Theile. 8. 1851. 5 Thlr.
Die Königin der Nacht. 8. 1852. 1 Thlr. 24 Ngr.
Der Bauernfürst. Zwei Bände. 8. 1851. 4 Thlr.
Ein Sohn des Volkes. Zwei Theile. 12. 1849. 4 Thlr.
Die Ritterbürtigen. Drei Theile. 12. 1846. 4 Thlr. 15 Ngr.
Eine dunkle That. 12. 1846. 2 Thlr.
Ein Schloß am Meer. Zwei Theile. 12. 1843. 3 Thlr.

Von dem Verfasser erschien ebendaselbst:

Eine Eisenbahnfahrt durch Westfalen. 8. Cart. 10 Ngr.

Allen Reisenden, die Westfalen berühren, wird **Schücking's** Buch die angenehmste Unterhaltung auf der Eisenbahn gewähren; von der Kritik ist dasselbe außerordentlich günstig aufgenommen und als **„ein wahres Musterbuch der Eisenbahnliteratur"** bezeichnet worden.

Von Minden nach Köln. Schilderungen und Geschichten. 8. Carton. 10 Ngr.

Der bekannte Romanschriftsteller schildert hier die vielbesuchte Eisenbahnstrecke von Minden über Rehme (Bad Oeynhausen), Herford, Bielefeld, Hamm, Dortmund, Essen, Duisburg, Ruhrort, Düsseldorf nach Köln, überall die interessante Geschichte, die anziehenden Gestalten der Vergangenheit und die gegenwärtigen Verhältnisse der berührten Gegenden berücksichtigend. Er ergänzt damit seine frühere Schrift „Eine Eisenbahnfahrt durch Westfalen".

Brockhaus' Reise-Bibliothek ist dem Verfasser der beiden obigen in dieselbe gehörigen Schriften Veranlassung geworden, ein Land und einen Volksstamm, den er früher als Hintergrund für seine bekannten und beliebten Romandichtungen schilderte, einmal in einem historisch-topographischen Gesammtbilde darzustellen und mit künstlerischer Beherrschung des Stoffs eine überraschende Fülle von charakteristischen Eigenthümlichkeiten, erheiternden Sittenzügen, merkwürdigen Charakterzeichnungen und Geschichten aus dem Volks- und Familienleben Westfalens, welche sich zu ebenso vielen, wie von selbst zu Roman oder Ballade gestaltenden kleinen Sittenbildern der Vergangenheit abrunden, vor dem Leser auszuschütten. Beide Bücher, die als Führer für Reisende die zwei das Land durchschneidenden Haupteisenbahnen verfolgen, ergänzen sich wechselseitig zu einem alle irgend erheblichen Punkte berührenden und schildernden, das spannendste Interesse weckenden Gemälde des ganzen Gebiets der „rothen Erde", das in neuerer Zeit durch den großartigen Aufschwung seiner Industrie eine doppelte Bedeutung erlangt hat.

Soeben erschien bei **Wilhelm Engelmann** in Leipzig und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Gervinus'
Geschichte des
neunzehnten Jahrhunderts
seit den Wiener Verträgen.

Zweiter Band. Zweite Hälfte:

6. Deutschland: Das Volk und die Volkstheile. — Die Einzelstaaten. — Der Bundestag — Preußen. — Süddeutsche Verfassungen und Stände. — 7. Rußland.

Gr. 8. brosch. 1 Thlr. 20 Ngr.

Band I. I. Die Herstellung der Bourbonen.
II. Der Wiener Congreß.
III. Die Reactionen von 1815—1820.
1. Vorbereitende geistige Bewegungen. 2. Oesterreich. 2 Thlr.
„ **II.** 1. Hälfte: 3. Italien. 4. Spanien. 5. Frankreich. 1 Thlr. 10 Ngr.

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Schefer (Leopold), Der Hirtenknabe Nikolas,
oder der deutsche Kinderkreuzzug im Jahre 1212.

Nach den Chroniken erzählt. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Eine neue Novelle **Leopold Schefer's**, die alle die Vorzüge seiner frühern Schöpfungen hat und seinen zahlreichen Verehrern gewiß willkommen sein wird.

Von dem Verfasser erschien ebendaselbst:

Génévion von Toulouse. Historische Novelle. 12. 1½ Thlr.

Aeltere Auflagen des Conversations-Lexikon werden unter Zuzahlung von 12 Thlrn. gegen die neueste zehnte Auflage (Subscriptionspreis 20 Thlr.) umgetauscht. — **Ausführlichere Auskunft in einem Prospect, der in jeder Buchhandlung zu haben ist.**

F. A. Brockhaus in Leipzig.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 47. — 20. November 1856.

Inhalt: Nikolaus Lenau's Leben. Nach Schurz und Anastasius Grün. Von Hermann Marggraff. — Novellenliteratur. Ein englisches Urtheil über die Revolutionen von 1848. — Mittheilungen aus Griechenland. — Notiz. — Bibliographie. — Anzeigen.

Nikolaus Lenau's Leben. Nach Schurz und Anastasius Grün.

1. Lenau's Leben. Großentheils aus des Dichters eigenen Briefen. Von seinem Schwestermanne A. F. Schurz. Zwei Bände. Stuttgart, Cotta. 1855. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.
2. Nikolaus Lenau's sämmtliche Werke. Herausgegeben von Anastasius Grün. Vier Bände. Stuttgart, Cotta. 1855. Gr. 8. 6 Thlr.

Von der düstern Stunde an, wo Andreas Gryphius von sich sang:

Ich theilte meine Zeit in Seufzer, Noth und Pein,

bis zu dem Tage, wo Uhland einem verhungerten Dichter nachklagte:

Du hast an manchem Tage
Den Wasserkrug gestürzt,
Indeß man Festgelage
Mit deinem Liede würzt;

und von diesem Tage bis zur heutigen Stunde — wie bei weitem zahlreicher sind während dieser langen Periode unter den deutschen Dichtern und Dichtergenossen die Beispiele von Trübsal, innerm Elend und Verzweiflung als die Beispiele wirklichen Glücks und harmonischer Seelenstimmung! Wir wollen hier nicht die vielen aufzählen, die, verschuldet oder unverschuldet, ihr Leben unter Nahrungssorgen und Entbehrungen verbrachten, am Hungertuche nagten und auf dem Hungerlager starben; wir wollen nur diejenigen nennen, die durch Selbstmord endeten, wie der Freiherr von Sonnenberg, Heinrich von Kleist, Daniel Leßmann, Alexander Fischer, Theodor von Haupt, F. Raimund, Enk von der Burg, der Lustspieldichter Joseph Mendelssohn, Julius Minding, der Lyriker, der sich in Neuyork vergiftete, der Dichter Johann Mayrhofer in Wien, dessen sinnvolle Lieder Schubert in Musik setzte und der sich in einem Anfalle von Schwermuth den Tod gab, Luise Brachmann, Karoline Günderode und Charlotte Stieglitz, die Dichtergattin; oder die dem Dämon des Wahnsinns verfielen, wie Ephraim Moses Kuh, Lenz, Wezel, Hölderlin, Nikolaus Lenau u. A. In ihrer Jugendperiode litten selbst Goethe sowol als Schiller oft an den düstersten, verzweifeltsten Stimmungen; Herder fühlte sich in seinen spätern Jahren sehr unglücklich und vereinsamt; Christian Ewald von Kleist, der Frühlingsdichter, befand sich nicht selten im Zustande trübster Melancholie, in welchem er Alles, was Mensch hieß, floh („ein wahrer Mensch muß fern von Menschen sein", sang er); Hamann gestand, daß ihn oft vor seinen eigenen Producten Grauen und Ekel anwandle, und Tieck erzählt selbst (wie man bei R. Köpke nachlesen kann), daß er in seinen frühern Jahren von den entsetzlichsten fixen Ideen und gespenstischen Phantasmagorien gequält worden sei. Aus gleichen Stimmungen gingen Hoffmann's Nachtbilder hervor; nur suchte er, wie auch Andere, die darüber zugrunde gingen, ein Gegenmittel in dem Genusse berauschender Getränke und der Gesellschaft lustiger Kumpane, während Zacharias Werner, Fritz Stolberg und Friedrich Schlegel im Schooße der katholischen Kirche vor ihren innern Bedrängnissen Schutz zu finden meinten. Wir könnten noch manchen andern tief Verdüsterten aus neuerer Zeit nennen: Platen; Waiblinger; Ernst Schulze; Clemens Brentano, der zuletzt in düsterer Zerknirschung Seele und Leib kasteite; Ludwig Halirsch; Grabbe, der in Zerfallenheit mit sich und mit der Welt und in cynischer Versunkenheit endete; Heinrich Stieglitz, dem eine dämonische Macht lange Jahre nirgends Rast und Ruhe gönnte; Franz von Gaudy, der, wie man erzählt, einmal nahe daran war, sich selbst den Tod zu geben, und seitdem seine Briefe schwarz siegelte; und außer ihnen noch so manchen Andern, auch noch aus jüngster Zeit. Gewiß wird es nicht leicht einen schriftstellerischen Collegen geben, der nicht mit uns die Erfahrung gemacht hätte — und wer gegen sich und gegen Andere offen sein will, wird dies bereitwillig eingestehen —, daß er in dichterischen und überhaupt vielleicht schriftstellerischen Kreisen nur sehr selten jenem Behagen begegnet ist, welches nur Ausfluß einer innern harmonischen Gemüthsstimmung wie der ungeheuchelten Freude an den Menschen und Weltdingen sein kann. Gewiß ist dies kein natürlicher Zustand; denn ohne Zweifel ist jedes menschliche Wesen zu der Foderung berechtigt, einen

Zuſtand zu erreichen, welcher es ihm geſtattet, ſich des Lebens, der Menſchen und ſeiner ſelbſt möglichſt zu erfreuen. Ruhm iſt gewiß nur ein höchſt nothdürftiger Erſatz für den Mangel innern Glücks. Nun mag es zwar richtig ſein, daß das Leben eines Dichters an erhebenden Momenten reicher iſt als das der meiſten andern Menſchen; aber theils ſind ſie zu flüchtig und vorübergehend, um ſchwer ins Gewicht zu fallen, theils ſind ſie ſelbſt wieder nur neue Zuflüſſe zu den Quellen des Mismuths und Trübſinns, des Zerfalls und Bruchs mit der Welt. Schwerlich aber ſind ſie ihres hohen Preiſes werth. Sie ſind wie Siege, die durch die Opfer, welche ſie koſten, zu Niederlagen werden, welche die innern Kräfte und Widerſtandsmittel allmälig erſchöpfen. Dieſe Verſtimmungen und Trübungen hängen freilich nicht ſelten, vielleicht ſogar in den meiſten Fällen, mit ſehr äußerlichen Motiven, mit fortdauernden Nahrungsſorgen, Bedrängniſſen der Exiſtenz und den vielen moraliſch niederbeugenden Demüthigungen, die eine ſolche Lage zur Folge zu haben pflegt, ſehr innig zuſammen, werden durch ſie zum Theil hervorgerufen, zum Theil weſentlich verſtärkt. Dies ändert jedoch an der Sache nichts und iſt vielmehr ein Beweis mehr für das tiefgreifende Misverhältniß zwiſchen der äußern Welt und der Poeſie, die ſich vielleicht mit der unſichtbaren Ehre abſpeiſen laſſen ſoll, wo ſie ihr tägliches Brot braucht.

Man kann freilich noch einen Schritt weiter gehen und zu der Anſicht gelangen, daß jene düſtern Stimmungen, wenigſtens in neuern Zeiten, nicht die Folgen, ſondern die Urſachen poetiſcher Zeugungen ſeien. Man begegnet auch dieſen Stimmungen weniger bei den Dichtern der antiken Völker und des Mittelalters als bei denen der modernen, bei den Dichtern der romaniſchen Völker im Allgemeinen weniger als bei denen der germaniſchen, bei den religiöſen Dichtern, die in der ewigen ſtabilen Gottesidee ausruhten, weniger als bei denen, welche die unſtäten ſpeculativen Elemente der Zeit in ſich aufnahmen oder idealiſtiſchen Gebilden nachjagten, die mit einer unpoetiſchen Gegenwart in einem directen, vielleicht ſelbſt feindſeligen Gegenſatz ſtanden. Niemand fühlte dieſen Gegenſatz tiefer als Schiller; Keiner aber war ſich auch klarer darüber, wie er ihn für ſeine eigene Perſon zu überwinden habe. Er betrachtete einfach die Welt wie ſie iſt als für ihn nicht exiſtirend; einen Vermittelungs- und Ausgleichungsverſuch mit ihr zu machen, fiel ihm gar nicht ein. Für ihn lebte die Freiheit nur in dem Reiche der Träume, blühte das Schöne nur im Geſange. Thorheit, das Schöne unter dem jetzigen Geſchlecht, im Lande civiliſirter Barbaren ſuchen zu wollen, Thorheit, an eine Realiſirung des Freiheitsideals mit Hand anlegen zu wollen! Er ſchrieb an Herder unterm 4. November 1795 *):

Es läßt ſich, wie ich denke, beweiſen, daß unſer Denken und Treiben, unſer bürgerliches, politiſches, religiöſes, wiſſenſchaftliches Leben und Wirken wie die Proſa der Poeſie entgegengeſetzt iſt. Dieſe Uebermacht der Proſa in dem Ganzen unſers Zuſtandes iſt meines Bedünkens ſo groß und entſchieden, daß der poetiſche Geiſt, anſtatt darüber Meiſter zu werden, nothwendig davon angeſteckt und alſo zugrunde gerichtet werden müßte. Daher weiß ich für den poetiſchen Genius kein Heil, als daß er ſich aus dem Gebiete der wirklichen Welt zurückzieht und anſtatt jener Coalition, die ihm gefährlich ſein würde, auf die ſtrengſte Separation ſein Beſtreben richtet. Daher ſcheint es mir gerade ein Gewinn für ihn zu ſein, daß er ſeine eigene Welt formirt und durch die griechiſchen Mythen der Verwandte eines fernen, fremden und idealiſtiſchen Zeitalters bleibt, da ihn die Wirklichkeit nur beſchmuzen würde.

Andern wurde es nicht ſo gut wie Schiller, weil ſie nicht den Muth hatten, mit derſelben Entſchiedenheit wie er von vornherein mit der Wirklichkeit zu brechen, ſondern es vorzogen, mit ihr in einer unzufriedenen Ehe zu leben. Sie machten darauf Anſpruch, von ihr als Poeten anerkannt, gefeiert und als ſolche behandelt zu werden, mit der Hingabe, mit der Entſagungsfähigkeit, deren nur die wahre Liebe fähig iſt; als ſie aber einſehen mußten, daß ihr poetiſcher Kern von nur ſehr Wenigen richtig erkannt wurde, daß man ſie wie eine Art Paradeſtück in der Welt herumzeigte, daß man ſie ohne alle Schonung, ſelbſt ohne die billigſten Sanitätsrückſichten immer nur in einer intereſſanten fieberhaften Erhitzung ſehen wollte, daß mit einem Worte der Geſellſchaftsegoismus die eigentliche Baſis des ihnen gewidmeten Cultus war, da zogen ſie ſich in den tiefſten Schmollwinkel ihrer Subjectivität zurück, fühlten ſich verkannt und miskannt, verbraucht und misbraucht, vermochten aber doch den Mangel gewohnter Huldigungen nicht zu verſchmerzen und widmeten nun in der Wüſte und Einſamkeit, die ſie um ſich geſchaffen, ihrem Selbſt einen Cultus, der ihnen zu Kopfe ſtieg. Hierzu kam, daß ſie vielleicht das Größte, was ihnen ihr Talent und ihre geiſtige Begabung zu leiſten geſtatteten, ſchon längſt geleiſtet hatten, aber doch von verzehrendem Ehrgeiz getrieben, mit vielleicht ſchon angegriffenem Gehirn, erſchütterten Nerven und untergrabenem Geſammtorganismus zu produciren fortfuhren und ſich dann oft an Aufgaben wagten, denen ihr Geiſt nicht gewachſen war. „Du gleichſt dem Geiſt, den du begreifſt!“ Aber dieſe Dichter, die noch mehr Denker als Dichter und noch mehr Grübler als Denker waren, maßen ſich an, mit ihrem endlichen Geiſte zu begreifen, was doch unendlich iſt. Ihr Geiſt war vielleicht ſchon gebrochen und krank, als ſie es unternahmen, Räthſel löſen zu wollen, die zu löſen ſelbſt dem vollkommen klaren und geſunden Geiſte nicht möglich iſt. Endlich befanden ſie ſich einer Wirklichkeit gegenüber, die — wenn man die ewig poetiſchen Kundgebungen der allgegenwärtigen Natur ausnimmt — nach Schiller's Ausdruck wie die Proſa der Poeſie entgegengeſetzt iſt, ſodaß ſie genöthigt waren, ihre poetiſchen Anſchauungen nur aus ſich ſelbſt zu ſchöpfen, was für Jeden, der blos die Poeſie zu ſeinem Lebensberufe gemacht hat und es für ſeiner unwürdig hält, ſeine Gedanken auch nur zeitweiſe in das ſchlichte, aber ſolide Gewand der Proſa zu kleiden, auf die Dauer eine ebenſo mühſelige als aufreibende Operation iſt. Wenigſtens

*) Vgl. Schiller's Briefe an Herder in der jüngſt bei Meidinger herausgekommenen Briefſammlung: „Aus Herder's Nachlaß“, Bd. 1.

wird man zugeben, daß es zu keiner Zeit so wie in unserer an plastischen Vorbildern für poetische Gestaltung und an großen und edeln Leidenschaften für pathetische Behandlung gefehlt hat. Im Gegensatz zu jenem allen Idealismus abweisenden und selbst höhnisch abfertigenden, überwiegend werkeltäglichen Charakter, dem schleichenden Intriguengeist und dem platten, zuweilen freilich auch echauffirten und bis zur Schwindelphantastik gesteigerten Erwerbssinn unserer Zeit nimmt die moderne Poesie allerdings oft einen erkünstelten, oft bis zur Dunkelheit verworrenen und überladenen pathetischen Ton an, der sich aller möglichen rhetorischen Mittel bedient, um nur nicht zu sprechen wie Hans auf allen Gassen. Wunderlich, daß wir in der pedantischen und perückenhaften Renaissancezeit, als Lohenstein und Hofmann von Hofmannswaldau im Marino'schen Geschmacke dichteten, eine ähnliche Erscheinung in Deutschland wahrnehmen können. In der That hätte man sich zu Lessing's und Goethe's Zeit, wo dieser schwülstige Geschmack vollkommen überwunden zu sein schien, wol nicht eingebildet, daß bald nach ihnen wieder eine Periode kommen sollte, wo ein Dichter, noch dazu der besten einer, die Zähne eine „knöcherne Mühle", in die Braten und Schinken hinabwandern, des Pfaffen Glatze „der Brautnacht Mond", den Sturm einen „wackern Roßknecht", das Auge eine „Kneipe", die heidelberger Ruine ein „steinern stilles Hohngelächter der Zeit", das Strohdach einer Hütte eine „ihr tief ins Aug' hinabgezogene Strohkapuze" u. s. w. nennen und ein Dilemma mit dem zwischen zwei Ochsenhörner scheinbar eingefangenen Horn des Mondes vergleichen konnte.

Und doch war der Dichter, von dem wir diese gesuchten, fast komisch wirkenden Gleichnisse anführen, ganz gewiß der besten einer — es war Nikolaus Lenau, ein tiefes edles Gemüth, ein ernst ringender Geist, einer der ursprünglichsten, innigsten und sinnigsten Liederdichter der neuern Zeit, der aber in seinem Haschen nach dem Originellen oft die einfachste und daher energischste Wirkung seiner Lieder verdarb und sich an der Lösung großer metaphysischer und religiöser Aufgaben versuchte, an denen sein krankhaft grübelnder Geist scheitern und sich endlich vollkommen aufreiben mußte. *) Das Schlimme ist, daß wir bei ihm kaum zu sagen wissen, welche seiner Dichtungen einer Periode angehören, wo sein Geist noch vollkommen unumschleiert war, und so dürfte es wol denkbar sein, daß Diejenigen, welche z. B. seinen „Faust" als ein Dichterwerk ersten Rangs begrüßten und darin die Lösung aller modernen Lebensräthsel erblickten, dem deutschen Publicum eine Dichtung anempfahlen, über die sich schon theilweise die Schatten der Geistesverfinsterung breiteten, in welche er einige Jahre später versank. Die Geschichte seines Dichtens ist im Grunde nichts als eine Krankengeschichte, die nach verschiedenen Seiten sehr viel Lehrreiches enthält. Um aber den rechten Gewinn davon zu ziehen, ist es nöthig, mit dem kältesten Verstande daran zu gehen und sich durch nichts verblenden zu lassen, weder durch die großen poetischen Fähigkeiten, die er wirklich besaß, noch durch die Huldigungen, die ihm von Seiten seiner Verehrer in so reichlichem Maße dargebracht wurden.

Die gebildete höhere Gesellschaft in Deutschland ist kaum je härter getroffen, ihre Schattenseiten sind kaum je greller beleuchtet worden als durch Nikolaus Lenau's traurigen Ausgang. Harte Schläge knüpften sich zwar auch früher schon an der Charlotte Stieglitz und später an Friedrich List's tragisches Ende, aber tiefer berührte alle Gebildeten das Schicksal Nikolaus Lenau's, des erklärten Lieblings dieser Gesellschaft. Denn während Jene, wenn auch vielleicht nur bedingt, ihrer Vernunft und ihrer Handlungen bis zum letzten Augenblicke Meister blieben und mit selbstherrlichem Bewußtsein zu der That schritten, durch die sie ihrem Leben ein Ende machten, sehen wir Nikolaus Lenau, der im Geschmack der Gebildeten die unbeschränkte Selbstherrlichkeit des menschlichen freien Willens predigte (wie Heinrich Heine, der dann aber später auch eines Bessern belehrt wurde) und in diesem Sinne selbst seinen Faust durch den eigenen Dolch fallen ließ, nicht blos seine Selbstherrlichkeit einbüßen, sondern auch mehr und mehr das Bewußtsein darüber verlieren, daß er sie eingebüßt habe. Alle Geistesstolzen fühlten sich in seinem beklagenswerthen Schicksal mitbetroffen, und mit der allergrößten Spannung und Theilnahme las man die Mittheilungen über seine Krankheitsgeschichte in der „Allgemeinen Zeitung" und andern Blättern. Man hoffte, daß der Unglückliche den finstern Dämon, der ihn gefesselt hielt, endlich doch überwinden und der menschliche Geist in ihm einen neuen Triumph feiern werde. Aber man hoffte vergebens. Der Beklagenswerthe verfiel immer mehr in Kindheit, Stumpfsinn und Thierheit, und so endete er auch. Fern sei es von uns, mit den Orthodoxen und Hyperorthodoxen gemeinsame Sache zu machen, welche in seinem Schicksal eine Strafe des Himmels für seinen Skepticismus erkennen wollten. Man zieht den Allmächtigen und Allduldenden in eine sehr niedrige Sphäre herab, wenn man ihm die Absicht unterlegt, von Zeit zu Zeit ein Exempel zu statuiren. Der religiöse Fanatismus und die Hypergläubigkeit haben öfter zum Wahnsinn geführt als der Skepticismus; und in Nikolaus Lenau's Skepsis lagen wahrlich viel zahlreichere religiöse Elemente als in einer Art des Glaubens, die nicht durch Kampf und Prüfung gewonnen, sondern als ein zugebrachtes Erbstück überliefert wird. Ohnehin kann ja der Wahnsinn wie jede andere Krankheit die bloße Folge einer besondern körperlichen Anlage oder einer Störung oder Verletzung des leiblichen Organismus sein, sodaß im Grunde Niemand mit Sicherheit von sich sagen kann, er sei über ihn hinaus. Wir unserntheils erblicken in Nikolaus Lenau's Schicksal zwar nicht ausschließlich — denn eine körperliche Disposition wirkte gewiß entschieden mit —, aber doch überwiegend

*) Schurz nennt ihn „den anerkannt größten lyrischen Dichter der vor allen andern Völkern lyrischen Deutschen". Will Schurz etwa Goethe, Schiller, Bürger, Uhland, Rückert, Heine u. A. als Lyriker unter Nikolaus Lenau stellen? Auf allgemeine Zustimmung zu dieser Privatansicht dürfte Schurz schwerlich rechnen können.

das Product gewiſſer krankhafter, in unſerer Zeit ſehr verbreiteter geiſtiger Stimmungen, die Folge zu reichlicher geiſtiger Debauchen und poetiſcher Exceſſe, wie gewiſſer opiumartig und betäubend wirkender, den Geiſt in ewiger Aufregung haltender geſellſchaftlicher Einflüſſe. Hierzu trat ſeine Neigung zu ſehr ſtarken Weinen (wiewol er ſich in ihrem Genuß eigentlich nie übernahm), ſtarkem Kaffee und überkräftigen Cigarren, überhaupt ſeine ungeregelte Lebensweiſe, indem er tief in die Nacht hinein arbeitete, bald, jedem Wetter und leichtern Krankheitsfällen Trotz bietend, ruhelos hin- und herreiſte und -wanderte, bald wieder ein wochenlang ununterbrochenes ſitzendes Leben führte und in ſich hinein grübelte. Eine gewiſſe geiſtige Hoffart, ein übertriebener trotziger Stolz, der aber mit dem plumpen Stolz gemeiner Geiſter nicht zu verwechſeln iſt, gaben ihm, dem ſchon in ſeinem ganzen geiſtigen und leiblichen Organismus Zerrütteten, dann den letzten Stoß. So erſcheint uns ſeine Krankheit nicht, wie die Gläubigen ſagen, als eine von außen her und von oben herab über ihn verhängte Strafe, ſondern als ein recht eigentlich aus ihm ſelbſt hervorgehendes, ſelbſterzeugtes Product, freilich gefördert durch die Einflüſſe einer Zeit, wo den Gelüſten des poetiſchen Subjects Alles nachgeſehen wurde und Zerriſſenheit und Weltverzweiflung als Symptome von Genialität gelten konnten. Je edler aber ſein Gemüth und je reicher ſein Geiſt von Natur angelegt waren, um ſo inniger werden wir beklagen müſſen, daß ſie in dieſer Selbſtzerarbeitung und unter dieſen Zeiteinflüſſen ſo kläglich zugrunde gehen mußten.

Seiner Bedeutung als Dichter, ſeiner Stellung in der Geſellſchaft und der Theilnahme an ſeinem Geſchick hat man es zuzuſchreiben, daß ſich mehr Federn mit Nikolaus Lenau beſchäftigt haben, als, etwa Heine ausgenommen, mit irgendeinem neuern deutſchen Dichter. Das Material über ihn iſt ein ſehr reichhaltiges, das ihn bis in die tiefſten Falten ſeines Seelenlebens beleuchtet. J. G. Seidl und L. Kompert brachten Veröffentlichungen über ſeine Jugend- und Studienzeit ans Licht, L. A. Frankl über die verſchiedenen Perioden und literariſchen Beziehungen des wiener Lebens, K. Mayer über die frühern, Emma Niendorf über die ſpätern Aufenthalte in Schwaben, B. Auerbach (im „Deutſchen Muſeum") über die letzten Monate vor der Erkrankung. Jetzt liegt uns ein Lebensbild des Dichters von der Hand ſeines trefflichen Freundes Anaſtaſius Grün als Einleitung zu ſeinen „Sämmtlichen Werken" und eine ausführliche Biographie in zwei ſtarken Bänden aus der Feder ſeines Schwagers Anton X. Schurz vor. Die biographiſche Arbeit von Anaſtaſius Grün erfreut durch die liebevolle Pietät, die dem Verfaſſer dabei die Feder geführt, durch weiſe Oekonomie, welche in dem einen Augenblick Ueberflüſſiges ſpart, um in einem andern in deſto reicherer Fülle Nothwendigeres geben zu können, wie durch geſchmackvolle ſtiliſtiſche Behandlung, die ſich fernhält von jenen Auſtriacismen, jenem Wortluxus und jenen Ueberſchwänglichkeiten im Ausdruck, denen man ſo häufig in der Proſa öſtreichiſcher Autoren begegnet. Die Biographie von Schurz iſt mehr eine überaus reichhaltige Materialienſammlung, zumeiſt aus Nikolaus Lenau's Briefen beſtehend, die dem Verfaſſer von allen Seiten eingeſendet wurden.*) Die eigenen Zuthaten des Biographen treten in den Hintergrund und legen wol von ſeinem ſchönen Gemüth und ſeiner Begeiſterung für den unglücklichen Dichter ein günſtiges, ein minder günſtiges jedoch für ſeine äſthetiſche und kritiſche Durchbildung ab; denn ſie enthalten zahlreiche Spuren jener Mängel, deren Abweſenheit wir an Anaſtaſius Grün's Biographie des Dichters rühmend hervorheben mußten. Im Ganzen aber ſind wir mit der Tendenz des Biographen, verwaltend den Dargeſtellten ſelbſt ſprechen zu laſſen, vollkommen einverſtanden. Bei Nikolaus Lenau tritt derſelbe Fall ein wie bei Ernſt Schulze. Nicht das äußere, ſondern das innere Leben, die Seelenentwickelung bieten bei beiden Dichtern das meiſte Intereſſe, und hierüber geben ſie uns in ihren Briefen, Ernſt Schulze noch vorzüglich in ſeinem Tagebuche, die beſte Auskunft. Für die Krankheitsgeſchichte Nikolaus Lenau's fehlt begreiflicherweiſe dieſe Quelle, und hier tritt Schurz auch mehr berichtend auf, aber weniger reflectirend als erzählend, indem er die Perſönlichkeit des Kranken in den verſchiedenen Stadien des Leidens und allmäligen Verfalls in den Vordergrund ſtellt. Wir werden daraus in der folgenden Darſtellung nur benutzen, was, wie uns ſcheint, direct auf die pſychiſche Entwickelung des Dichters von Einfluß war und ſeine Krankheit vorbereitete und zum Ausbruch brachte.

Das Geſchlecht derer von Niembſch ſtammt aus der ſchleſiſchen Stadt Strehlen; daher ihr ſpäteres Adelsprädicat „von Strehlenau", als nachgeſuchte Erneuerung ihres ältern Adels, über welchen die Urkunden infolge der Verpflanzung des Geſchlechts nach Ungarn verletzt gegangen waren, wobei wir bemerken, daß unſer Nikolaus Lenau auch der letzte von Strehlenau war. Seine Aeltern waren beiderſeits ohne Zweifel feurigen Charakters, denn, wie Schurz erzählt, feierten ſie ihre Hochzeit in demſelben Monat, in welchem ihr erſtes Kind geboren wurde. Von ſeinem Vater, Franz von Niembſch, wiſſen wir beſtimmt, daß er nicht blos feurigen, ſondern ſelbſt ungeſtümen, leidenſchaftlichen Charakters war und durch häufige Exceſſe aller Art den Hausfrieden ſtörte. Er

*) Es befindet ſich darunter auch der Auszug aus einem Schreiben des Dichters an uns, den wir in Nr. 7 d. Bl. f. 1836 auf Anlaß des Frankl'ſchen Buchs über Nikolaus Lenau mittheilten und welchen auch Anaſtaſius Grün in ſeinem biographiſchen Abriß gedenkt. Uns gewann dieſe Briefſtelle wegen der darin enthaltenen Geſtändniſſe des Dichters über Myſtik und religiöſen Schwindel, wie über Das, was er mit dem „Savonarola" eigentlich gewollt, von nicht gewöhnlichem Intereſſe. Die Verſuchung, den ganzen Brief und noch ein zweites Schreiben des Dichters zu veröffentlichen, lag für uns nahe genug. Wir unterdrückten jedoch das Uebrige, weil es mit allerlei für uns nur unter den ſatiriſchen Beſtrebungen ſchmeichelhaften Bemerkungen durchflochten iſt, die wir, als aus der Liebenswürdigkeit des Dichters fließend, beſſer für uns behalten zu müſſen meinten. Wir erwähnen dies, weil andere Veröffentlicher Niembſch'ſcher Briefe darin weniger ſkrupulös verfahren ſind und ungenirt auch alles Das mitabdrucken ließen, was Niembſch'ſche Artigkeit ihnen perſönlich an Lob ſpendete.

werden uns durch Schurz wahrhaft erschütternde Scenen erzählt, welche besonders seine ungezügelte Spielwuth zur Folge hatte. Franz von Niembsch wird freilich nicht geahnt haben, daß darüber, und zwar durch die Feder eines spätern Verwandten seiner Hinterlassenen, etwas in die Oeffentlichkeit gelangen werde; es ist eben nicht immer ein Glück, Vater eines berühmten Sohnes zu sein. Dennoch hat selbst das anscheinend Böse oft sein Gutes. Als unser Nikolaus Lenau zum ersten male nach Baden-Baden kam, zogen ihn, bei seiner leicht erregbaren Natur, die auf den Spieltischen aufgehäuften Goldschichten gewaltig an; er versuchte sein Glück; als er aber den Spielteufel in sich immer mehr anwachsen fühlte, gedachte er des unsaglichen Elends, welches dieser häßliche Dämon über seinen Vater gebracht hatte, und er riß sich mit mannhaftem Entschlusse vom Spiele los. Wer kann sagen, ob nicht Nikolaus Lenau, der sich jedem die Leidenschaft aufregenden neuen Impulse ungestüm hinzugeben pflegte, ohne die Erinnerung an das schlimme Beispiel seines Vaters schon an den Spieltischen Baden-Badens ins Verderben gerathen sein würde? Nach dem frühen Tode seines Vaters wurde und blieb Nikolaus der Liebling seiner von ihm stets hoch und theuer verehrten Mutter, die sich wieder verheirathete und ihren Knaben, wie es scheint, nicht wenig verzog. Sein Schwager Schurz selbst sagt hierüber:

Ihrer blinden Nachgiebigkeit und ihrer übertriebenen Vergötterung ihres Sohnes ist es wol zuzuschreiben, wenn dieser etwas eigenwillig, bequem, launenhaft und wol auch einigermaßen selbstsüchtig ward. Letzteres hinderte ihn jedoch nicht, daß er, wenn es galt, nicht auch großer Aufopferung fähig gewesen wäre. Seinen Muth hatte er von ihr, seine Kühnheit, die sich rasch zu dem Aeußersten entschließt, von ihr, aber auch sein Mistrauen von ihr, seine ihn oft unendlich quälende Zweifelsucht.

Von Hause aus war aber sein Gemüth gewiß mehr zur Frömmigkeit und Gläubigkeit angelegt, die ja auch durch seine spätern pantheistisch-skeptischen Anschauungen deutlich hindurchschimmert; ja diese Frömmigkeit gab sich, bei aller sprudelnden Lebenlust, bei ihm in jüngern Jahren in bemerkenswerther Weise kund und suchte sich in brünstigen Gebeten zu sättigen. Zu Klopstock's Zeit würde er wahrscheinlich ein ganz frommer Dichter geworden sein. Dabei nehmen wir die auffallende Anomalie wahr, daß sich bei ihm schon früh eine ganz vorzügliche Anlage zur Mathematik entwickelte, die gewiß nur in hohem Grade selten bei poetischen Naturen gefunden wird. Uebrigens entwickelte sich die poetische Anlage bei ihm nicht in so frühen Jahren, als dies gewöhnlich geschieht, und zwar waren es anfangs Klopstock und besonders Hölty, die zumeist auf ihn einwirkten und ihn zu eigenen poetischen Versuchen anregten. Manche seiner frühern Gedichte erinnern bekanntlich sehr deutlich an Hölty, ja man kann sagen, daß diejenigen seiner Lieder überhaupt die schönsten sind, in welchen durch die modernere elegantere und glänzendere Form, den größern Gedankenreichthum und die tiefere Naturſymbolik die einfache Gemüthlichkeit und die zarte Melancholie der Hölty'schen Weise vornehmlich hindurchklingt, wie noch namentlich in seinen überaus zarten „Schilfliedern". Den ersten Keim zu seiner spätern Skepsis legte vielleicht ein mütterlicher Verwandter, Mihitsch, in seine junge Brust, als er in den Jahren 1812—15 in Pesth seine Gymnasialstudien machte. Mihitsch war ein Atheist und las dem Neffen gern Voltaire's Briefwechsel mit Friedrich II. vor, um ihn „aufzuklären", ja Onkel Mihitsch weckte ihn zuweilen in der Nacht mit der Frage: „Schläfst du?", um ihm bei seinem Erwachen die Worte zuzudonnern: „Es gibt doch keinen Gott!" Diese Weise, einen jungen Menschen mitten in der Nacht für den Atheismus zu gewinnen, hat ohne Zweifel etwas Unheimliches und Diabolisches, was auf das zarte Gemüth des Knaben nicht ohne Einfluß bleiben konnte.

In mancher Hinsicht war dem Dichter auch der Umstand schädlich, daß er sich selbst oder Andere ihm einredeten, ein Magyare, mithin etwas Besonderes, etwas Anderes oder gar Besseres als ein Deutscher zu sein. Niembsch war allerdings unter überwiegend magyarischen Umgebungen aufgewachsen, und er hatte an ihnen ein neues und interessantes Object, das er in manchen seiner Dichtungen mit brennenden Farben und dem Schmuck orientalisch luxuriöser, oft auch gesuchter Bilder und Gleichnisse auszustatten wußte. Aber seine Abstammung, seine Bildung und Erziehung und seine Gemüthsart waren vollkommen deutsch. Ein Gemüth von der Tiefe des seinen, einen so zum Nachdenken und Grübeln über die höchsten Probleme geneigten Geist, einen solchen Hang zur Selbstbetrachtung und Selbstzersetzung, wie dies Alles bei Nikolaus Lenau anzutreffen ist, findet man nur bei Männern germanischer Art. Das gallische und überhaupt das romanische Wesen war dem Dichter seiner ganzen Natur nach widerstrebend; da aber der Deutsche doch mit irgendeinem ausländischen Firniß zu kokettiren liebt, so bediente sich Nikolaus Lenau hierzu des sporenklingenden Magyarismus, der gerade damals und vielleicht besonders durch ihn in Mode gekommen war. Dabei verkennen wir nicht, daß er gegen seine excessiv grübelnde Natur eines realistischen Gegengewichts bedurfte und daß der pralle, keck-ritterliche, wild-edle Magyarismus ihm hierzu diente. Aber er war nun doch genöthigt, ein wenig die Rolle eines Magyaren vor der Welt zu spielen und etwas zu scheinen, was er nicht war, um das Interesse aufrechtzuerhalten, das man ihm schon als einem angeblichen Magyaren in Deutschland zuwandte. Auch trug diese vielleicht etwas künstliche Vorliebe für das Magyarenthum viel bei, ihn gegen alle Culturzustände zu verstimmen. So ängstigte ihn die Bodencultur in Baden und Würtemberg gewaltig.

Ich konnte mich — schreibt er einmal an den wackern Schleifer — eines gewissen Eindrucks des Kleinlichen doch nicht erwehren, und armselig kam mir der Mensch vor, der, wie ein Bettler, ein zudringlicher, seine Hand auf jeden Stein reckt, in jedes Loch steckt, daß ihm die Natur was hineinwerfe. Sieh, lieber Alter, da spricht wieder der Ungar aus mir. Die Nachlässigkeit hat doch was Edles, womit der Bauer Pannoniens sein Korn in die seichte Furche wirft und seinen Wein-

ſtock mit ein paar Schnitten abfertigt und dann unbekümmert nach Hauſe geht und Taback raucht.

Ebenſo ärgert er ſich ſpäter bei ſeiner Rheinreiſe über den „ſchrecklichen“ Fleiß der Menſchen, die „jedes Fleckchen Erde bändigen“. Was ſollen aber die Leute in übervölkerten Landſtrichen anfangen, um zu leben, wenn ſie nicht jede Scholle Erde nutzbar zu machen ſuchen? Es geht uns civiliſirten Völkern ja auch bereits in der Kunſt und Literatur ſo, wo wir ebenfalls jedes etwa noch unbebaute Fleckchen zu cultiviren genöthigt ſind. Im Ganzen halten wir jedoch Nikolaus Lenau's Magyarismus für eine Oſtentation oder doch mindeſtens für eine Illuſion und Selbſttäuſchung. Er war vor allem ein zu guter Oeſtreicher, um ein entſchiedener Ungar zu ſein, und die Sympathie, die er für den öſtreichiſchen Volksſtamm und beſonders für die geweckte und treuherzige Bevölkerung der ſteiriſchen und kärntiſchen Gebirge zeigte, ſtand ihm viel natürlicher als ſeine Sympathie für die Magyaren oder gar die Zigeuner, die er in ſeinen Liedern von allem Schmuz zu ſäubern und mit allen Lichtern der Poeſie zu verklären verſtand, wie namentlich in dem vortrefflichen Gedichte „Die drei Zigeuner“.

Das Feld ſeiner Studien und ſeiner poetiſchen Production bewirthſchaftete er freilich ein wenig nach ungariſcher Weiſe, nicht nach rationaliſtiſchen Grundſätzen. Er ſprang von Einem zum Andern über. Daß es ihm als Zögling der Landbauſchule in Ungariſch-Altenburg nicht lange behagte, läßt ſich, bei ſeinen Anſichten über Bodencultur überhaupt, wol denken. In Wien ſtudirte er dann die Rechte, ſprang aber auch hiervon ab und widmete ſich dem Studium der Medicin, durch das er, vielleicht nicht zum Vortheil für ſein geiſtiges Wohlbefinden, in jene dunkeln Regionen der Menſchennatur eingeführt wurde, zu denen vielleicht nicht der Schlüſſel, aber jedenfalls bisher der richtige Schließer fehlt, der ihn zu finden oder recht zu gebrauchen wüßte. Nikolaus Lenau wenigſtens war hierzu nicht geeignet, obwol oder gerade weil er danach verlangte „dem Weltgeheimniß in den Schlund zu ſchauen“. Eine zeitlang ſtudirte er ſo angeſtrengt, in ſo „dämoniſcher“ Weiſe, nach Schleifer's Ausdruck, daß danach völlige Abſpannung eintrat und ſeine Geſundheit ernſtlich gefährdet wurde. Auch liebte er es, in die Nacht hinein und oft bis zum Anbruch des Morgens auf ſeinem Zimmer mit Freunden über ernſtwiſſenſchaftliche Gegenſtände zu disputiren, wobei es einmal ſo warm herging, daß ſeine Hauswirthin, eine Schneidersfrau, ſich bewogen fand, ſich dazwiſchenzulegen, indem ſie nach Mitternacht ganz beſorgt in ſein Zimmer trat, um, wie ſie ſagte, die Herren auseinanderzubringen. Das Gelächter, das dieſe von ihr gezeigte menſchenfreundliche Geſinnung unter den Disputirenden hervorrief, ärgerte ſie jedoch derart, daß ſie unſerm Dichter und ſeinem Stubenkameraden Klemm am nächſten Morgen die Wohnung kündigte. Man ſieht aus allem Dem, mit welcher fieberhaften Haſt Nikolaus Lenau ſich der Gegenſtände ſeiner momentanen Wiſſensbegierde bemächtigte, um vielleicht nicht lange darauf ihrer überdrüſſig zu werden oder ſich dem müßigen Rauchen, Billardſpielen, Plaudern oder dumpfem Hinbrüten im Silbernen Kaffeehauſe zu ergeben, dem damaligen Sammelplatze der wiener Schöngeiſter und Poeten, dem er ſo zugethan war, daß er auch bei ſeinen ſpätern Beſuchen Wiens die meiſte Zeit in dieſem Local zuzubringen pflegte. Die ihm eigenthümliche Unruhe und ſein Hang zu einem bald müßigen, bald abenteuernden, immer aber freien und ungebundenen Leben, für das er in ſeinen geliebten, das Leben vergeigenden, verrauchenden und verachtenden Zigeunern ſein Vorbild erblickte, hinderte ihn leider ſtets, ſich einem beſtimmten Lebensberufe zu widmen, obſchon er ſich von Zeit zu Zeit mit Plänen dazu trug, unter andern mit dem Plane, ſich in Tübingen als Docent zu habilitiren, wozu er nichts nöthig habe als ein philoſophiſches Doctordiplom, das ja nur eine nackte Formalität ſei und höchſtens ſeine 100 Fl. koſte. Man kann allerdings mit Anaſtaſius Grün bedauern, daß er in dieſer Beziehung niemals zu einem feſten Entſchluß gekommen iſt, aber ſeine Natur war einmal nicht dazu gemacht. Nikolaus Lenau, der einmal aus Heidelberg ſchreibt: „Die Leute ſind hier ſo ganz trocken geiſtloſe Wiſſenſchaftler, daß mir angſt und bang wird unter ihnen“, würde in dem Treiben einer kleinen Univerſitätsſtadt gewiß nicht ſehr lange haben aushalten können. Leider war er auch nicht in der Lage, als großer Herr und ſorgenfrei zu leben. Zwar hatte er von ſeiner verſtorbenen Großmutter eine Erbſchaft von 10,000 Fl. gemacht, ſich aber durch Vorſpiegelungen verleiten laſſen, damit im Börſenſpiele ſein Glück zu verſuchen, das ihm aber nicht günſtig war. „Es könnte auch ein Dichter auf dieſem Wege gedeihen!“ meint Schurz. Auch dies war eine jener vielen Ueberleitungen des Dichters, die ihm theuer zu ſtehen kam und ihm vielleicht nahe die Hälfte ſeiner Erbſchaft koſtete. An ſich war dieſe aber doch immer ein Glücksfall, wie er ſich nicht eben jedem Dichter vor die Füße wirft. Von dem Reſte der Erbſchaft trat er 1831 ſeine Reiſe nach Stuttgart an, die für ihn epochemachend werden und ſeine Verbindung mit Cotta, die Herausgabe ſeiner erſten Sammlung von Gedichten und ſeine intime Bekanntſchaft mit den ſchwäbiſchen Dichtern zur Folge haben ſollte.

Man überfütterte ihn, wie man weiß, in Schwaben mit Lob und perſönlichen Huldigungen aller Art, und wenn man von der Begeiſterung, die er um ſich her und namentlich unter den Frauen verbreitete, einen Schluß machen darf, ſo muß Nikolaus Lenau allerdings eine ebenſo intereſſante als liebenswürdige Erſcheinung geweſen ſein, die Jedermann feſſelte. Seine häufigen dämoniſch düſtern Stimmungen machten ihn vielleicht den Frauen noch anziehender. Aber ein Liebling der Geſellſchaft und namentlich geiſtreicher Frauen zu ſein, hat auch ſein ſehr Bedenkliches und Gefährliches; es iſt aufreibend und erſchöpfend, immer intereſſant erſcheinen und mit den Geiſtreichen geiſtreich ſein, für

lichſt an Geiſt überbieten zu müſſen. Dieſe Geſellſchaft, die zu wirklichen reellen Opfern nicht gerade leicht zu bewegen iſt, gönnt ihren Lieblingen keine Ruhe, ſie hetzt ſie ab und müde, und auch bei Nikolaus Lenau trat, wie bei Stieglitz, zuletzt Ueberdruß an dieſem unabläſſigen Echauffement ein, das namentlich Organismen von zart nervöſer Beſchaffenheit verderblich iſt. Wenigſtens mag ſich dies ſo in Deutſchland verhalten, wo auch das Gemüth nicht ganz leer ausgehen will und der Eſprit das Product des ſauer mitarbeitenden Denkens, nicht ein bloßes leichtes Spiel mit gewiſſen Formen und Schlagworten des Witzes iſt, der ſich an Aeußerlichkeiten hält, wie bei den Franzoſen, ja zum Theil auch ſchon bei den mit franzöſiſchen Réfugiés und witzſüchtigen Juden ſtark gemengten Berlinern. Hierzu iſt der Deutſche zu gründlich und reflectirend und infolge davon geht die Unterhaltung meiſt ſehr bald in Kritik über, welche die Leichtigkeit und Bequemlichkeit der Converſation ſtört oder aufhebt, mehr oder weniger in einen Disput übergeht und ſtatt angenehme ſehr oft nur unangenehme Eindrücke zurückläßt. Wir wiſſen nicht recht zu ſagen, auf welcher Höhe der Geſellſchaftston in den literariſchen Cirkeln Schwabens ſteht, aber ohne Zweifel wird man in ihnen mit Nikolaus Lenau in deutſcher Weiſe genug kritiſirt, discutirt, verkleinert und durchgehechelt haben. Uebrigens ſprechen wir hier auch nicht ſpeciell von literariſchen und geiſtreichen Cirkeln in Stuttgart oder Wien, ſondern im Allgemeinen. Endlich kann ſich auch das Gemüth echauffiren, was vielleicht noch ſchlimmer iſt als das Echauffement des Eſprit, und wenn auch Niembſch ein gewiß recht gemüthvoller Menſch geweſen iſt, ſo hatte er doch zugleich einen ſcharf eindringenden Verſtand, welcher der übertriebenen Gemüthlichkeit bald ihre Schwächen ablauerte. Er würde über literariſche Producte, die überhaupt in den Kreis ſeines Anſchauungsvermögens fielen, vortreffliche Kritiken geſchrieben haben, wenn er ſich hierauf hätte legen wollen. Manchem der von ihm aufs äußerſte gehaßten „berliner Jungens" (wie er ſie nicht ſehr artig nannte) ſtellte ihn überhaupt ſein kritiſches Auffaſſungsvermögen und das Gefühl ſeiner Infallibilität, worin er den Hegelianern durchaus nichts nachgab, viel näher, als er ſelbſt es glaubte. Eine ausgebreitete kritiſche Thätigkeit würde ihm vielleicht auch als Ableitung von manchen böſen Anwandlungen ſehr dienlich geweſen ſein; er hat aber nur eine Recenſion, und zwar über eine lyriſche Sammlung „Lyra und Harfe" von Georg Keil in der „Allgemeinen Literaturzeitung" abdrucken laſſen, worin er unter Anderm die Ironie das Charakteriſtiſche unſerer Zeit nennt. Aber ſein Dichterſtolz erlaubte ihm nicht, die Proſa zu cultiviren, und beſonders hielt er das Recenſiren für ſeiner unwürdig; er ſtellte ſich überhaupt an, als ob Lob und Tadel ihm vollkommen gleichgültig ſeien. So ſchreibt er am 19. Mai 1832 an Schurz aus Stuttgart:

Die Leute haben mich hier ſehr gelobt und dadurch abgeſtumpft für allen Beifall; der Tadel würde mir beſſer ſein, aber auch nicht viel mehr wirken. Dieſe Schule der öffentlichen Meinung muß man durchmachen und, ich glaube, ſuchen, ganz gleichgültig gegen dieſelbe zu werden. Ich bin wirklich ſtumpf gegen alles Lob, und ich mache mir aus dem Tadel blutwenig, weil ich die Recenſenten nicht achte, die wiſſen den Teufel von Poeſie.

Wir wiſſen aber doch aufs ſicherſte, daß der Dichter keineswegs gegen Journaltadel gleichgültig war und daß ihm auch in ſpäterer Zeit ſehr viel daran lag, günſtig beurtheilt zu werden. Vor der Kritik des Jungen Deutſchland, das er in ſeinen Briefen einmal „verrucht" nennt, ſchlug er allerdings ein Kreuz. Dieſer Popanz wurde in der Heimat der Seherin von Prevorſt mehr gefürchtet als ein Schock abgeſchiedener, in Holzpantoffeln herumſchlurrender Geiſter. Zu ſeinen entſchiedenſten Antipathien gehörte auch Gervinus. Ueber dieſen berühmteſten Geſchichtſchreiber der deutſchen Nationalliteratur ſchreibt er einmal, Gervinus müſſe es fühlen, daß er mit ſeinen „philiſterhaft bornirten und dictatoriſch unverſchämten" Ausſprüchen über die moderne Poeſie ſich die modernen Dichter nicht zu Freunden gemacht habe. Ihn und Schloſſer habe er nicht beſucht; denn Schloſſer ſei mit Gervinus ſo verwachſen, daß man den einen nicht haben könne, ohne den andern vertragen zu müſſen.

Nikolaus Lenau ging, wie man weiß, im Sommer 1832 nach Amerika, ohne wahrſcheinlich ſelbſt recht zu wiſſen, was er da wollte. Bald ſpricht er von der Abſicht, ſich dort niederzulaſſen, bald nur von einem zweimonatlichen Aufenthalt. Jedenfalls gedachte er, ſich die Dinge in Nordamerika näher anzuſehen und danach ſeinen Entſchluß zu faſſen. Sein Vermögen war bei weitem nicht groß genug, ihm in Europa eine bequeme Exiſtenz zu ſichern, aber doch vielleicht groß genug, um in Nordamerika zu einer Niederlaſſung auf ſolider Baſis den Grund zu legen. Dagegen hätte ſich nichts einwenden laſſen, wenn eben Niembſch nicht Niembſch geweſen wäre. Was wollte wol Niembſch als Coloniſt in Amerika — er, der Grübler und einer der ſubjectivſten Dichter, an das Leben in europäiſchen Kaffeehäuſern und Hotels, an alle Bequemlichkeiten moderner Exiſtenz gewöhnt, und dabei ein Verächter aller Bodencultur, dem der Fleiß der rheiniſchen Bauern und Weingärtner förmlich ſchrecklich war! Was ſuchte er in einem Lande, wo ohne dieſen Fleiß Niemand etwas vor ſich bringt? Juſtinus Kerner faßte auch ſeinen Gedanken, nach Amerika auszuwandern, ſofort als eine Art „Beſeſſenheit" auf und ſprach ſich über den Dichter ſchon in einem Briefe vom 11. März 1832 wie über einen Halbirren aus:

Er iſt wieder viel wilder, als er war. Als er das vorigemal bei mir war, gelang es mir, den Dämon in ihm zu beſchwichtigen. Ich hatte ihn dahin gebracht, daß er den Entſchluß faßte, nach München zu gehen und ſich an Schubert anzuſchließen. Da hätte er innern Frieden und Glauben gewonnen (die ihm ſo ſehr fehlen), allein in Heidelberg wieder 14 Tage ſich ſelbſt überlaſſen, kehrte ihm der alte Dämon wieder, der wilde Thiere ſchießen und Urbäume niederreißen will. Es iſt völlige Wahrheit, daß in Niembſch ein Dämon iſt, der ihn furchtbar plagt und der in einer Viertelſtunde ſein Geſicht zwanzig mal verändert. Derſelbe zeigt ſich auch durch wirkliche Krämpfe in ihm, die ſich durch ein augenblickliches Erſtarren, namentlich ſeines Geſichts, ausſprechen. Solange

dieſer Dämon nicht ausgetrieben iſt, ſolange iſt er furchtbar unglücklich und macht auch Andere düſter.

Es iſt nicht zu leugnen, daß hier Kerner als ausgezeichneter Prognoſtiker ſpricht, nur hätte er, bei dieſer Erkenntniß, unter den Freunden des Dichters auf eine rationellere Behandlung des ſchon am Gemüth Kranken, auf Fernhalten alles ihn Aufregenden hinwirken und dieſen ſelbſt ganz ernſtlich auf ſeinen Zuſtand aufmerkſam machen ſollen. Indeß ſcheint es ſo, als ob es den ſchwäbiſchen Freunden nur darum zu thun geweſen ſei, ſein amerikaniſches Project zu hintertreiben; denn nach ſeiner Rückkehr ſcheinen ſie an ſeinen poetiſchen Wunderlichkeiten wie früher Geſchmack gefunden zu haben, ohne irgend den Verſuch zu machen, ihn davon zurückzuhalten. Derſelbe Kerner, der den in ihm hauſenden Dämon recht wohl erkannte, erzählte ſpäter, daß Niembſch in dem von ihm bewohnten Gartenzimmer noch ſpät in der Nacht auf der Geige ungariſche Tänze zu ſpielen und dazu in „ſchönen Wendungen" zu tanzen pflegte, und er fügte dann hinzu: „Sein Verſtand war aber dabei ſtets ſo hell und klar, ſo mathematiſch, möchte ich ſagen, daß ich, trotz ſeiner ſtarken Phantaſie, nie geglaubt hätte, dieſer Menſch könne wahnſinnig werden." Niembſch ſelbſt fühlte ſchon im Mai 1832 einen „Dämon" in ſich, eine „Art Gravitation nach dem Unglücke"; er habe oft, ſchreibt er an Mayer, ſeiner Freundin Schwab geſagt, daß er ein Narr ſei, ſie aber habe es nicht glauben wollen. Je näher ſeine Abreiſe rückte, umſomehr fühlte er ſich beängſtigt. „Ein Menſchenleben iſt leicht zerriſſen", bemerkt er in einem Briefe vom 9. Juni. „Unſer Körper iſt ein falſcher Freund, er thut lange gut, auf einmal verräth er uns an den Tod, man weiß nicht wie und warum; doch hole den Lumpen der Teufel." Er fühlte Reue über die Reiſe, noch ehe er ſie antrat. „Wär' ich ſchon wieder zurück aus Amerika und bei dir, mein Herzensfreund!" ſchreibt er an Kerner aus Manheim am 23. Juni.

Man weiß, wie unfruchtbar der Aufenthalt in Nordamerika für den Dichter ausfiel. Er fand ſich in jeder Hinſicht gänzlich enttäuſcht. Klima, Land und Menſchen widerten ihn in gleicher Weiſe an. „Bruder!", ſchreibt er an Schurz aus Baltimore, „dieſe Amerikaner ſind himmelanſtinkende Krämerſeelen. Todt für alles geiſtige Leben, maustodt"; und ein andermal an Reinbeck: „Amerika iſt das wahre Land des Untergangs, der Weſten der Menſchheit." Die Natur erſcheint ihm kalt, Alles gleichförmig und unphantaſtiſch. Nur wenige Glanzpunkte, wie den Niagara, einen großartigen Urwald und das Hudſonthal, nimmt er von dieſem Verdammungsurtheil aus. Auch die eingewanderten Deutſchen machen auf ihn einen „fatalen Eindruck". Wenn ſie einige Jahre in Amerika geweſen, ſei alles Feuer, das ſie aus der Heimat herübergebracht, bis auf den letzten Funken erloſchen. Die Auswanderung nach Amerika nennt er daher „die ſchlimmſte Frucht der übeln Verhältniſſe in Deutſchland". Die großen Seiten des amerikaniſchen Lebens überſieht er wegen der mangelnden Romantik; für die hiſtoriſche Miſſion, die Amerika zu erfüllen hat, fehlte ihm, wie überhaupt für alles Hiſtoriſche, aller Sinn, und ſeine Porträts der Yankees ſind Zerrbilder. Faſt am meiſten bedauert er ihren Mangel an muſikaliſchem Talent. Sie ſind ihm nur engherzige „Krämer". Er vergaß, daß Nordamerika auch Männer wie Franklin, Waſhington, Cooper, Irving, Channing, Everett, Bancroft, Emerſon u. A. hervorgebracht hat. Daß man an den Nordamerikanern nicht verzweifeln dürfe, haben ſo manche treffliche Dichter, Denker und Verkünder der reinen Menſchheitslehre gezeigt, die ſeitdem aufgeſtanden ſind und von denen manche als edelſte Vorbilder angeſehen werden dürfen. Bei dieſer Anſchauung war auch die poetiſche Ausbeute gering, die er aus Nordamerika mit heimbrachte. Stets beſchäftigte er ſich mehr mit ſich ſelbſt als in objectiver Betrachtung mit den Gegenſtänden, die ihn umgaben. Er legt in einem Blockhaus Scheite zum Herdfeuer und knüpft daran folgende unheimliche Fragen, in denen ſich wieder ſein „Dämon" Luft macht:

Bin ich ſelber nur ein verbrennend Scheit?
Und wie ich mich wärme am Eichenſtamme,
Wärmt ſich vielleicht ein unſichtbarer Gaſt
Heimlich an meiner zehrenden Lebensflamme,
Schürend und fachend meine Gedankenhaft?

Nikolaus Lenau kam alſo nicht innerlich geheilt von ſeiner transatlantiſchen Reiſe zurück. Seine Entrepriſe war aber auch mit pecuniären Verluſten verknüpft, und dieſer Umſtand war vielleicht ein neuer Zuwachs zu ſeiner trüben Anſicht, daß er eine „Art Gravitation nach dem Unglück" habe. Es iſt wol auch ſehr erklärlich und zu entſchuldigen, daß bei Leuten, denen unter den Händen Alles mißräth und fehlſchlägt, ſich der fataliſtiſche Glaube einſchleicht und feſtſetzt, daß ſie zum Unglück geboren ſeien. Auch das Bewußtſein, eine Reihe von Unglücksfällen mitverſchuldet zu haben, kann ihnen begreiflicherweiſe keinen Troſt gewähren, da ſie ſich ſagen müſſen, eben unpraktiſche Menſchen zu ſein, die Alles ungeſchickt anfaſſen. Nikolaus Lenau hatte nun freilich keinen Grund zu verzweifeln. Er ſtand in pecuniärer Hinſicht immer noch beſſer als mancher andere Dichter; ſeine Gedichte hatten ihm ſchnell Anerkennung und Ruhm verſchafft, und die bald nöthig gewordene zweite Auflage war ihm von Cotta in liberalſter Weiſe honorirt worden; auch von der Brodhag'ſchen Buchhandlung erhielt er für die bloße Redaction des „Frühlingsalmanach" 500 Fl., ungerechnet das Honorar für ſeine eigenen Beiträge; ſeine adelige Abſtammung verlieh ihm manche Vorrechte bei der Kritik und Geſellſchaft vor dem einfach bürgerlichen Autor, und geliebt wurde er, nach Anaſtaſius Grün's Ausſpruch, „wie Wenige auf Erden". Aber das Uebel ſaß in ihm ſchon zu tief und hätte nur bei der ſorgſamſten Schonung ſeines Körpers wie ſeiner Pſyche möglicherweiſe gehoben werden können. Schon früher hatte er zu verſchiedenen Zeiten an Gelbſucht und Halsentzündung gelitten, von der ein zeitweiſe wiederkehrender Krampf im Schlunde zurückgeblieben war. Die Seereiſe trug ihm den Scorbut ein. Im Mai 1831

klagt er über Trägheit des Unterleibes, wogegen er im Schwarzwälderbad Rippoldsau Heilung zu suchen beabsichtigte. In einem Briefe an Schurz vom 11. September 1834 klagt er: „Aber, lieber Bruder, die Hypochondrie schlägt bei mir immer tiefere Wurzeln. Es hilft Alles nichts. Der gewisse innere Riß wird immer tiefer und weiter. Es hilft Alles nichts. Ich weiß, es liegt im Körper; aber — aber —"; und von Wien aus am 5. October 1834 in einem Briefe an eine Freundin in Stuttgart: „Es muß etwas in mir gebrochen und gerissen sein, das nicht heilen will." Im Jahre 1835 litt er an einer Herzentzündung, die einen Auswuchs am Herzen zurückließ, welchen man nach seinem Tode bei der Section vorfand. Im Jahre 1841 war er in Wien an einer starken Grippe bettlägerig. „Dazu kommen noch", schreibt er nach Stuttgart, „hypochondrische Anfälle und ganz garstige, stockfinstere Gedanken, wie denn der Teufel ein ganz gemeiner Kerl ist, ohne alle Großmuth, und gerade mit dem leidenden Menschen am liebsten anbindet und ihn mit seinen Aufhetzereien plagt." Noch in demselben Jahre wurde er wieder in Stuttgart von einem Scharlachfieber niedergeworfen. Erschöpfende copiöse Schweiße stellten sich später bei ihm fast jede Nacht ein, sodaß er das Hemd oft mehrmals wechseln mußte. Diese körperlichen Leiden schwächten begreiflicherweise seinen ganzen Organismus, sodaß jeder geistig niederdrückende Eindruck bei ihm nur um so tiefer griff. Er war, wie solche Kranke sind, ein aufmerksamer Beobachter seiner körperlichen Zustände, wie seine Briefe beweisen, aber er that wenig oder nichts zu ihrer radicalen Heilung, er reiste rastlos von Wien nach Stuttgart und von Stuttgart nach Wien, oft nur halb wiederhergestellt, bei schlechtestem Wetter und ohne sich Erholungsstationen zu gönnen.

An aufregenden oder niederdrückenden Ereignissen fehlte es während dieser Periode nicht. Dahin gehört seine Vernehmung vor der wiener Polizei darüber, ob er, „Nikolaus Niembsch von Strehlenau", identisch mit Nikolaus Lenau sei. Der Dichter berief sich der Polizei gegenüber auf seine ungarische Heimat, wo kein Gesetz wie im östreichischen Stammlande verbiete, Bücher außerhalb des Landes drucken zu lassen, was man sich einfach zu Protokoll zu nehmen begnügte. Wir erwähnen dies, um zugleich einer wunderlichen Aeußerung Kerner's zu gedenken. Als nämlich an diesen aus Wien die Nachricht gelangte, daß man Niembsch wol wegen Preßverbrechen in Wien einsperren werde, drückte Kerner darüber sein Vergnügen aus, „denn daraus würden die herrlichsten Poesien entspringen, die dieser reichbegabte Genius producirte". Dieser freundschaftliche Wunsch, dessen bekanntwerden man der weiblichen Indiscretion der Emma Niendorf verdankt, läuft doch fast auf jenes grausame Verfahren hinaus, womit man den Finken blendet, damit er desto melodischer aus der gequälten Brust singe! Von einem Freunde war dies gewiß ein seltsamer Wunsch, wenn man ihn wirklich ernstlich nehmen müßte und nicht als den launenhaften Einfall eines romantischen Geisterschers. Sein Rencontre mit der wiener Polizei wird übrigens der Dichter ohne Zweifel sehr bald und gänzlich verschmerzt haben, schwer aber traf ihn der plötzliche Tod seines Freundes, des ritterlichen Grafen Alexander von Würtemberg. Hierzu kam noch eine Reihe von aufreibenden Beziehungen zu weiblichen Personen, auf die wir noch einen Blick werfen müssen, weil sie ohne Zweifel zur Zerrüttung und Verdüsterung seines Geistes sehr viel, vielleicht sogar das Meiste beitrugen.

Schon bei seinem frühern Aufenthalte in Wien hatte er ein bis zur äußersten Intimität gediehenes Verhältniß zu einer gewissen Bertha * * * gehabt. Mancherlei Gerüchte, die ihm zu Ohren kamen, veranlaßten ihn, ihr sein Heirathsversprechen nicht zu halten und sich von diesem Verhältniß, dessen er inzwischen vielleicht überdrüssig geworden, ein für alle mal loszureißen. Vielleicht war diese Bertha nicht so schlecht, als der bei solchen Verhältnissen immer geschäftige Klatsch sie darstellte; vielleicht hätte er es wagen sollen, ihr sein Gelöbniß zu halten. Im andern Falle hätte er sich aber die ihm bereitete Täuschung auch nicht so zu Gemüth ziehen und in seinem Schmerze nicht so schwelgen sollen, wie sich dies in mehren auf dieses Verhältniß sich beziehenden Gedichten ausspricht, als ob gerade ihm geschehen, was vor ihm noch Keinem geschehen. Was der Mann auch zu wählen für gut befindet, das mache er zum Gegenstande vernünftiger Behandlung, nicht der Gefühlsschwelgerei und der Desperation. Würde sich überhaupt Jeder nur soviel auf, als er glaubt tragen zu können, und dann trage er es, wenn es sein muß, sich und der Welt zum Trotz. Daß übrigens ein Stachel hiervon in ihm zurückblieb, läßt sich bei seinem leicht reizbaren und empfänglichen Gemüthe um so eher erklären, da ein Töchterchen die Frucht dieses intimen Verhältnisses gewesen war. In Schwaben verliebte er sich später in ein Mädchen, das, wie es scheint, mit allen Eigenschaften begabt war, die gerade einen Mann von dem Temperament Nikolaus Lenau's glücklich machen und ihm vor seinem innern Dämon Ruhe verschaffen konnten. Sie gewann sein Herz namentlich durch den hinreißenden Vortrag von Beethoven's Composition der „Adelaide". „Meine Bewegung zu verbergen", schreibt er in seiner exaltirten Weise, „stellt' ich mich hinter einen eisernen Ofen und drückte und biß das harte Eisen und benetzte es mit meinen Thränen." Seine schwäbischen Freunde waren für diese Verbindung, aber obschon der Dichter selbst in einem Briefe ausruft: „So gibt es kein Mädchen mehr!" konnte er doch zu keinem Entschluß kommen und entsagte ihr, man weiß nicht warum. An sie sind die schönen „Schilflieder" gerichtet, und da sie Lottchen hieß, nannte man sie in den Kreisen der Bekannten fortan „Schilflottchen". Später hatte er in Wien eine ganz ernsthaft gemeinte Liaison mit der berühmten Sängerin U...., die sich schon als Frau von Strehlenau betrachtete, aber gerade dadurch wie durch die mancherlei ihm unbequemen Ritterdienste, die sie im Tone einer echten

Theaterprinzessin von ihm heischte, sich den Dichter entfremdete. Nicht mit Unrecht äußerte er in Bezug auf sie, daß er ja nicht wissen könne, wo bei ihr die Wahrheit der Empfindung aufhöre und die Kunst anfange. Noch aufregender griff in sein Inneres das eigenthümliche Verhältniß zu einer verheiratheten Frau, die man schon aus frühern Mittheilungen über den Dichter unter dem Namen Sophie kennt. Sie war die Gattin eines brüderlichen Freundes, die Mutter lieblicher hoffnungsreicher Kinder und von so eigenthümlich reichem Geiste, daß der Dichter glaubte, von ihr als von der ersten Frau Deutschlands sprechen zu dürfen. Viele der schönsten seiner Gedichte sind den Beziehungen zu ihr gewidmet. Die Briefe, welche der Dichter von ihr erhielt, hat er in einem Anfall von Paroxismus verbrannt; dagegen sind uns seine Briefe an Sophie in der von Schurz zusammengestellten Biographie aufbewahrt, die für seine dem Wahnsinn entgegenreifenden traurigen Gemüthszustände von großem Interesse sind. Einer dieser Briefe, Stuttgart den 17. Mai 1844 datirt, schließt in Bezug auf das sich mehrende Ungeziefer, worüber damals die stuttgarter Gärtner klagten, mit den Worten: „Die Naturforscher sagen: es altere unser Planet, und so mögen denn die von Jahr zu Jahr fühlbarern Multiplicationen des Geschmeißes ein wimmelndes Symptom des herannahenden Erdentodes sein. O tragisches Ende der Welt: von Läusen gefressen zu werden! Phthiriasis universalis, gigantische Läusesucht! Pfui!" In demselben Briefe nennt er das ihm einst so liebe Stuttgart „ein Cloakenthal" und wenige Zeilen darauf ruft er aus: „O meine Nerven! Mein unglückseliges Sonnengeflecht!" Zu verwundern ist nur, daß man in diesen in einem Briefe an ein weibliches Wesen doppelt auffallenden Ausbrüchen immer noch bloße Manifestationen seiner genialen Natur zu erkennen glaubte und keine Ahnung davon hatte, daß so nur der Wahnsinn, der werdende oder schon gereifte, schreiben könne.

Zum Ueberfluß faßte der Dichter, trotz seiner krankhaften Zustände, deren er selbst sich wohl bewußt war, den Entschluß, sich mit Marie B... aus Frankfurt, einer „echt deutschen Jungfrau" und „schön bis ins Herz", wie der Dichter in den ihr überreichten Band seiner Gedichte einschrieb, zu vermählen. Aufregungen aller Art waren, wie sich denken läßt, mit diesem neuen Heirathsproject verknüpft. Mit seiner Freundin Sophie kam es hierüber zu mündlichen Erörterungen und Erklärungen, in denen, wie Anastasius Grün berichtet „die liebevollste, besorgteste Theilnahme für das künftige Loos des Freundes mit den vorwurfsvollen Ausbrüchen eines gekränkten blutenden Herzens wechselte. Das gesprochene lebendige Wort erleichterte den Kampf, weil es zu Vertheidigung und Widerstand reizte; die innern Kämpfe der einsamen Stunden, wo die eigene Seele zugleich Anklägerin und Angeklagte war, mußten die folternd sten, grausamsten sein. Der Dichter hatte seine eigene und die Kraft seiner Freundin nicht erwogen oder überschätzt, als er beiden das Unüberwindliche zutraute. So entriß der Schmerz des vermeintlichen Scheidens für immer, die erfolglose Anstrengung zu der geforderten unmöglichen Entsagung dem geliebten Munde das furchtbare Wort: „Eines von uns muß wahnsinnig werden!" Einer von ihnen wurde es sehr bald darauf, aber nicht Diejenige, die dieses verwegene, das Schicksal herausfordernde Wort aussprach. Hätte Niembsch statt solcher exaltirter Männer und Frauen mehr Umgang mit so verständigen Männern gehabt wie Martensen, Bischof von Seeland, mit dem er correspondirte und dessen treffliche und interessante Briefe von Schurz mitgetheilt werden, vielleicht würde er dann noch rechtzeitig auf die große Heerstraße einer vernünftigen Lebensweise und Lebensanschauung eingelenkt sein, statt sich auf Irrwege verlocken zu lassen, die ihn dem Verderben entgegenführten. Aber seine Menschenkenntniß war, wie Freiherr von Sternberg, der mit ihm in Stuttgart persönlich verkehrte, in seinen „Erinnerungsblättern" von ihm sagt, so gering, daß er wie ein Kind getäuscht werden konnte und getäuscht worden sei; man habe ihn in Stuttgart (aber nicht hier allein, sondern auch in Wien) förmlich „durch Schmeicheleien und Lobhudeln erstickt". Diese unbesonnene Ueberfütterung mit Lob und Schmeichelei hatte somit bei Nikolaus Lenau denselben traurigen Erfolg, welchen bei vielleicht nicht wenigen Dichtern das Gegentheil, nämlich die Vorenthaltung auch der mäßigsten Aufmunterung, gehabt hat. Sternberg fährt dann fort:

> Nikolaus Lenau wäre, weniger unter Frauen kommend, weniger durch gute Tafel und bequeme Einrichtungen verwöhnt, in eine strenge, abweichende Umgebung versetzt, lange nicht der unglückliche selbstquälerische Mensch geworden, als der er sich später zeigte. Frauen wirken auf Dichter wie Opium, anfangs berauschend, dann erschlaffend.

Gewiß hat dieser Ausspruch etwas Richtiges, wenn man nur die echauffirten Repräsentantinnen unserer überreizten Hautgoutbildung vor Augen hat; Frauen von gesund kräftigem, unverbildetem Gefühl werden dagegen auf den Dichter gewiß erquickend wie frisches Quellwasser wirken. Leider schließt jene raffinirte Bildung einen gewissen Cynismus nicht aus, den wir auch bei Niembsch, und nicht blos in den Tagen seines werdenden Wahnsinns, häufig durchbrechen sehen. So verglich er einmal eine vornehme Ausländerin von ausgezeichnetster Körperform, aber frivoler Gemüthsart mit einem „im gothischen Stile erbauten Schweinestall". Auch in seinen Dichtungen, nicht blos in seinen Briefen und Gesprächen, finden wir hier und da Spuren davon.

Sein Heirathsproject stürzte ihn aber auch in eine fortdauernde Unruhe um seine künftige Existenz und in andere Bedenklichkeiten. Da seine Braut protestantischen Glaubens war, ging er ernstlich mit dem Gedanken um, zu ihrer Religion überzutreten. Dies war für ihn ohne Zweifel eine neue Quelle tiefster Unruhe. Denn bei allen Zweifeln zog ihn der mehr auf die Sinne wirkende Katholicismus in höherm Grade an als der nüchterne Protestantismus, und seine erklärte, lächerlich einseitige Abneigung gegen alles Norddeutsche und besonders gegen die

„Preußenjünglinge" und „berliner Jungens" stammte vielleicht zumeist aus dieser Antipathie gegen das protestantische Wesen. Als Verstandesmensch Zweifler, war er als Phantasiemensch Mystiker und religiöser Schwärmer, und diese Doppelstellung, in der er sich unruhig hin- und herwarf, trug wol auch nicht wenig bei, seinen Geist aufzureiben. Nun noch die Sorgen um seine Existenz, die ihn, trotz eines unter allen andern Umständen höchst günstigen Contracts mit Cotta, zuletzt beständig verfolgt zu haben scheinen! Anastasius Grün erzählt:

Es fanden sich später unter seinen Papieren ganze Bogen mit Ziffern besäet, auf denen er seine möglichen Jahreseinkünfte berechnet hatte. Dem Aufgeben der Verbindung (also scheint doch Niembsch hieran gedacht zu haben!) standen Ehre und Neigung im Wege. Als er am 29. September 1844 Morgens mit seinen gastlichen (stuttgarter) Wirthen beim Kaffeetische saß und die Schwierigkeiten seiner Lage besprach, ergriff ihn die Vorstellung davon so heftig, daß er plötzlich mit einem Aufschrei, die Tasse von sich stoßend, in der leidenschaftlichsten Gemüthsaufregung emporsprang; in demselben Augenblick fühlte er einen Riß durch sein Gesicht; er stürzte zum Spiegel: eine Gesichtslähmung hatte ihn betroffen.

Der Vorfall ist übrigens bekannt und bezeichnet den Wendepunkt, von dem es mit seinem Geiste unaufhaltsam abwärts ging. Zwei Wochen etwa vor dem Ausbruche seines Irrsinns beschäftigte er sich noch, und zwar anscheinend ganz vernünftig, mit pecuniären Berechnungen. Er schreibt am 1. October:

Nach einer Einsicht in die Reinbeck'schen Wirthschaftsbücher hab' ich mich überzeugt, daß ich selbst in Stuttgart mit weniger als 2500 Fl. Rheinisch nicht bestehen könnte. Wie wenig ich auf meine poetischen Erzeugnisse sicher zählen kann, ersehe ich aus dem bodenlosen Mismuthe, in welchen mich schon jetzt eine blos theoretische Berechnung meines wahrscheinlichen künftigen Elends gestürzt hat.

Und ein andermal an Sophie:

Sie haben vollkommen Recht, daß ich in Nahrungssorgen mich nicht stürzen dürfe, möge die Welt dazu sagen, was sie wolle. Schon der Vorgeschmack der praktischen Sorgen und Umtriebe hat mich so innerlich verletzt, daß mir vor meiner ungesicherten Zukunft wahrhaft schaudert.

Das klingt in der That noch ziemlich vernünftig; zu gleicher Zeit aber sind seine Briefe aus diesen Tagen so voll von halbtollen Gedanken, barocken Sprüngen und halb cynischen Ausdrücken, daß wirklich eine merkwürdige Verblendung, ein auffallender Mangel an psychologischem Blick dazu gehörte, wenn man auch jetzt noch immer nicht recht einsehen wollte, wie es mit dem Dichter eigentlich stand. Am 16. October endlich wurde es völlig Nacht in Nikolaus Lenau. An diesem Tage schrieb er seiner oftgenannten wiener Freundin:

Es ist ein Wunder geschehen heute früh um 8 Uhr. Alle Mittel Schelling's (seines Arztes) halfen nichts; da nahm ich meinen Guarnerius heraus, spielte einen steirischen Ländler, tanzte dazu selbst und stampfte wüthend in den Boden, daß das Zimmer bebte. Sie werden das Alles in den Zeitungen lesen. Ich wurde heiß und beweglich und, o Wunder, ich war gesund. Als Schelling kam, tanzt' ich ihm einen Walzer vor. Nicht einmal schwach war ich geblieben. Adieu, Herzerl!

Eine Nachschrift zu diesem Briefe schloß mit den Worten:

Diese Geigengeschichte wird durch ganz Europa gehen. Schelling war äußerst verblüfft und er wird diese Thatsache in Journalen zur Sprache bringen. Das ist ein musikalisches Phantasiewunder, wie Sie aus der „Allgemeinen Zeitung" sehen werden. Auf Wiedersehen!

In der That gab er auch an diesem Tage ein Schreiben an den Redacteur en chef der „Allgemeinen Zeitung" auf die Post, welches den Bericht enthielt, der in der Zeitung abgedruckt werden sollte. Wiener Zeitungen haben auch diesen tollen Brief zur Kenntniß des Publicums gebracht.

Mit der in pathologischer Hinsicht höchst interessanten und ergreifenden Krankheitsgeschichte des Dichters wollen wir das Gemüth unserer Leser nicht peinigen; es kam uns nur darauf an, über die Grund- wie Nebenursachen seines Leidens traurige Musterung zu halten. Doch ein Punkt, der sein poetisches Schaffen und überhaupt sein Verhältniß zur Poesie betrifft, kann hier nicht unerwähnt bleiben. Niembsch mochte schon seit langer Zeit fühlen, daß er das Höchste und Größte, was er geben konnte, bereits gegeben habe. Er hatte sich an die erhabensten wie tiefsten metaphysischen Stoffe gewagt und seine Kräfte daran erschöpft; etwas Größeres zu geben, das fühlte er, war ihm unmöglich, und kleinere Stoffe zu behandeln, das verbot ihm sein Stolz. Man hatte ihm eingeredet, daß er der Mann dazu sei, das Alleräußerste zu erreichen und noch über Goethe hinauszugehen, und er wollte hinter diesen Erwartungen nicht zurückbleiben. Und doch mußte er sich sagen, daß ihm nach seinem „Faust", „Savonarola" und den „Albigensern" nichts zu thun übrigbleibe; er mußte fühlen, daß er schon mit den beiden letzten Dichtungen, die ihn bald nach der einen, bald nach der andern Seite mit der Zeit in Conflict brachten, selbst den Hoffnungen seiner Freunde nicht ganz entsprochen habe; er mußte noch mehr fühlen, daß sein Versuch zu einem neuen „Don Juan" alle Symptome der Abspannung an sich trüge, wie sie nach übermäßigen Anstrengungen naturgemäß einzutreten pflegt. Der Production zu entsagen, wenn auch nur für eine Zeit, um neue Kräfte zu sammeln, das gestattete ihm sein Ehrgeiz nicht; auch mußte er ja wol seine Productionskraft jetzt erst recht anstrengen, wo er im Begriffe war, auf möglichst comfortabelm Fuße — denn an Entbehrungen war er nicht gewöhnt — einen eigenen Hausstand zu gründen. Es haben sich an diesen großen faustischen Problemen, an diesem poetischen Titanismus und hoffärtigen Byronianismus auch andere talentvolle Dichter seiner Zeit, z. B. Grabbe und der pseudonyme F. Marlow, aufgerieben, wiewol wir diese Beiden, was wenigstens den Adel des Gemüths betrifft, mit Niembsch nicht entfernt vergleichen möchten. Wie viel klüger verfuhr Berthold Auerbach, als er von seinem stolzen spinozistischen Throne herabstieg, um der Welt kleine vortreffliche Genrebilder aus dem dörflichen Leben zu schenken, die sehr bald das Eigenthum aller gebildeten Völker geworden sind, was mit seinem Roman „Spinoza" nicht der Fall gewesen. Auf solche Bilder aus dem gewöhnlichen Leben sah Niko-

laus Lenau freilich mit Verachtung herab. Er schrieb über Auerbach's „Dorfgeschichten" an Sophie:

Was die „Dorfgeschichten" betrifft, so hab' ich mit deren Lesung begonnen, doch immer noch nicht fertig werden können. Die Gegenstände dieser Idyllen sind mir zu unerheblich und zu wenig anziehend, sodaß es dem Verfasser nur selten gelingt, mit allem Aufwande mannichfachen und liebenswürdigen Geschicks einen Theil meiner Sympathie dafür zu erobern.

Auch an Nikolaus Lenau bewährte sich Görres' Wort: „Wer sich nicht beschränken mag, der fällt der Nemesis anheim." Bei all seinem erhabenen Schaffen und Ringen fühlte sich der Dichter schon lange nicht recht glücklich. Bereits 1839 schrieb er an Sophie, daß er keiner von den glücklichen Dichtern sei, die ihrer selbst und ihrer Werke froh werden könnten, und am 16. December 1840 aus Wien nach Stuttgart: „Mit meinen Productionen geht es spärlich. Man fühlt sich oft matt und niedergeschlagen, wenn das elektrische Fluidum in der Luft verstimmt ist; und so fühlen gewiß alle Dichter, daß das poetische Fluidum in unserer Zeit verdorben ist. Ich fühle die schlechte Geisteswitterung durch, und oft will mich's gemahnen, als hätt' ich auf Erden nichts mehr zu thun"; ferner am 24. September 1841 aus Ischl: „Mit mir und meiner Stimmung geht es um nichts besser. Ich finde in meinem Leben zu viel Verlorenes, Versäumtes und Verfehltes, als daß ich bei meinem angeborenen Hange zum Mismuth nicht immer tiefer hineingerathen sollte." Am 18. November 1843 klagt er aus Wien, daß ein Dichter heutzutage nicht glücklich sein könne, denn die Welt wolle nichts von ihm, und bald darauf schreibt er von seinem „alternden" Körper und daß es ihm scheine, als ob das Organ der Freude ihm vor allen übrigen absterbe. Eine wahre Menschenscheu befiel ihn, zuerst in Stuttgart 1840, als er einmal von Cotta zu Mittag eingeladen war und an den zahlreichen Gedecken erkannte, daß hier eine große Gesellschaft bevorstände. Bei diesem Gedanken erfaßte den Dichter eine wahre Angst, und mit einer plötzlichen Indisposition sich entschuldigend, lief er eilends davon in das Haus Reinbeck's, der ihn (schreibt Nikolaus Lenau selbst) mit überraschten und bedenklichen Blicken empfing, „wie man etwa einen Närrischgewordenen ansehen mag". Später nahm er gar keine Einladung mehr an, zog sich von seinen schwäbischen Freunden zu deren Verdruß immer mehr zurück und hatte Ekel „vor Allem um und um". Zum Theil entsprang diese Menschenscheu wol aus einer körperlichen Verstimmung, zum Theil aber aus der Vorstellung, daß er weder der große noch der in sich befriedigte Dichter sei, für den seine Freunde ihn hielten. Sollte er sich diesen in seiner wahren Gestalt zeigen? Oder sollte er eine Maske vornehmen und sie hintergehen? Und hatte nicht sein später so hervortretendes Gefühl, daß die Gesellschaft an einem Dichter oft etwas ganz Anderes feiert als seinen wirklichen Gehalt (z. B. nur den Erfolg, den Namen), daß ihre Huldigungen nur mit großen Opfern erkauft würden, und daß der Dichter trotz alles ihm gespendeten Weihrauchs in unserer Zeit doch im Grunde ein Einsiedler sei, seine volle Berechtigung? Was hatte ihn nicht die zu große Rücksichtnahme auf die Forderungen der höchstgebildeten Gesellschaft gekostet! Er selbst drückte sich über die Größe dieses Opfers noch in den Paroxysmen seines Wahnsinns aus: „Ich habe das Talent noch über das Sittengesetz gestellt, und das ist doch das Höchste!" Oder: „Ich werde dahin sein, vergessen. Kaum ein paar lyrische Sachen von mir sind gut. Ich sehe jetzt in Alles und weiß, was ich gefehlt habe. Ich war unglücklich in der Wahl meiner Stoffe. Ich werde nicht bleiben!" Und ein andermal: „Mein Leben ist Unsinn. Was hab' ich gethan? Nur ein paar schöne Gedichte gemacht." Oder: „Ein guter Gedanke zum Wohle der Menschheit ist mehr als alle meine Werke." In dieser Vorstellung, die vielleicht schon lange Jahre in ihm wurzelte und die er nur durch seine krampfhaften poetischen Anstrengungen übertäubt hatte, liegt vielleicht die Hauptursache seines Zerfalls mit sich selbst. Wenn er sich endlich fragte, ob er denn wirklich populär sei, ob Diejenigen, die für ihn schwärmten oder zu schwärmen sich anstellten, denn wirklich das deutsche Volk ausmachten, wie niederschlagend mußte für ihn, wie für so manchen gefeierten neuern Dichter, die Antwort lauten! Dann aber zeigte sich auch wieder mitten im Wahnsinn sein alter Poetenstolz. Als man ihn einmal auf eine Büste Homer's aufmerksam machte, rief er: „Ach Homer! Niembsch ist auch ein großer Dichter!" Und ein andermal fand er sich in eine himmlische Walhalla entrückt, wo er unter andern großen Männern auch Goethe antraf, mit welchem er gut Oestreichisch sprach und der sich halbtodt lachen konnte, wenn Niembsch einen recht derben östreichischen „Kraft- und Saftausdruck" zum besten gab. Dann erblickte sich Niembsch gar in einer wirklichen Götterversammlung reinsten Bluts, deren Herrlichkeit und Glanz man sich gar nicht vorzustellen vermöge. Ein Gott war immer schöner als der andere, und so stets höher und höher hinauf bis zu dem allerhöchsten Gott. „Und der Hochmuth (heißt es bei Schurz) bildete unserm Dichter ein, er selbst wäre einer und zwar nicht der allerniedrigste der hohen Sippschaft!"

Ein kläglicheres und traurigeres Schauspiel läßt sich gar nicht denken als der wahnsinnige Niembsch, bald in tiefster Zerknirschung zu Gott betend, bald fürchterliche Gotteslästerungen, Lascivitäten und Derbheiten im gemeinsten Dialekt ausstoßend, bald weinend, tobend und heulend, endlich in vollkommene Stumpfheit versinkend. Anastasius Grün berichtet:

Mit dem Bewußtsein hatte sich auch die articulirte Sprache verloren, kein Wort mehr, nur undeutliches Murmeln, schmerzhaftes Stöhnen oder stundenlang monotones Röcheln war vernehmbar. Das thierische Element in seiner Unsauberkeit trat in den Vordergrund. Auch auf die äußern Sinne machte ein Besuch der Zelle den Eindruck, als sei man in einen Thierzwinger getreten.... Es war in Wahrheit ein Anblick, um jeden Stolz der Erde zu demüthigen und niederzuschmettern, besonders aber dem geistigen Hochmuth, wenn er sich in irgendeiner Brust noch regen mochte, ein Bild grausamster Wahrheit entgegenzuhalten, auf daß er sich an solchem Ausgange eines einst so hochragenden Geistes spiegele und selbst ermesse. Den

heuchlerischen Eiferern aber, die auf ein solches Geschick als eine strafende Vergeltung lieblos hinsehen, rufen des Dichters eigene Worte warnend zu:

Hütet euch, ihr Andern, hütet!
Denkt an eurer Fahrten Rest,
Denn die Nacht der Zukunft brütet
Manchen Sturm im dunkeln Nest.

Wir können uns von dem Gedanken nicht losreißen, daß auch Nikolaus Lenau's Geschick, abgesehen von mitwirkenden körperlichen Ursachen, hauptsächlich ein Resultat der deutschen Bildung war, die, durch Unterrichts- und Erziehungsmethode wie durch gesellschaftliche Anforderungen und politische Zustände in diese Bahn gedrängt, den Menschen zu sehr außer Zusammenhang mit dem eigentlichen Volksinteresse und den praktischen Aufgaben und Zwecken der Menschheit hält. Der Engländer hat einen ganz entschiedenen Trieb, sich in irgendeiner Weise an der Förderung eines praktischen Zwecks zu betheiligen, und er wie der Franzose und selbst der Russe besitzen auch als Individuum außer den Resultaten künstlich von außen zugeführter Bildung einen ganz bestimmten nationalen Inhalt. Man suche einen solchen bei dem Allerweltsmenschen, dem Deutschen, der, nach dieser Seite eines rechten Haltes und Stützpunkts beraubt, sich leicht entweder auf die engsten Interessen zurückzieht oder ins Maßlose hinausschweift, bei Manchen nicht ohne die nachwirkenden Spuren studentischer Burschikosität und Infallibilität; die Beispiele davon sowol nach dieser als nach jener Seite sind zu häufig in Deutschland, um in Abrede gestellt zu werden. Was man, eine Ausflucht suchend, bei uns das Allgemeinmenschliche nennt, ist zwar allerdings allgemein genug, aber doch wol nicht echt menschlich, weil nicht genügend zu menschlichen Zwecken praktisch wirkend. Die vergleichsweise inhaltslose, d. h. zu eigensinnig und einseitig subjective Haltung seiner poetischen Hervorbringungen empfand Nikolaus Lenau selbst am tiefsten und schmerzlichsten. Welch ein Bekenntniß liegt in seinen bereits angeführten Worten, daß ein einziger guter Gedanke zum Wohle der Menschheit mehr werth sei als alle seine Werke! Zugleich ist dies aber ein Bekenntniß, das, obschon in der Umschattung des Wahnsinns abgelegt, unsere Achtung vor dem ursprünglichen Adel seines Geistes nur erhöhen und unsern Schmerz über seinen traurigen Ausgang nur verdoppeln kann. Wie inhaltslos sein Liberalismus — freilich auch der sehr vieler andern Deutschen vormärzlichen Datums — war, erkennt man allein schon aus seiner wahrhaft kindischen Auffassung der nordamerikanischen Verhältnisse, für die er keinen andern Maßstab hatte als den seines subjectiven Beliebens. Wir erlauben uns, unsere Betrachtung mit einigen Worten zu schließen, die eine englische literarische Notabilität einem an uns gerichteten Schreiben einfügte. Sie lauten:

I cannot place the productions of Lenau in so high a grade as the German critic has placed them. In my idea, Lenau has, in no way, served the cause of liberty, because, he has neither given his nation regenerative notions, nor encouragement for the future, but only confused and nebulous sentiments of a soul, weakened, and desolate.

Hermann Marggraff.

Novellenliteratur.

1. Im Sonnenschein. Drei Sommergeschichten von Theodor Storm. Berlin, A. Duncker. 1854. 8. 15 Ngr.

Es sind nur wenige Blätter, und die drei Sommergeschichten, die der Verfasser seiner Mutter zum Weihnachtsabend 1851 gewidmet, scheinen nur leicht hingeworfen; wem aber von seiner Kinderzeit her noch Erinnerungen nachblühen von dem so streng abgemessenen und dabei doch so herzigen Leben jener alten Menschen, dem ist das bunte Bild der Gegenwart, obgleich sie sich in modischen Nachäffereien gefällt, rein ausgestrichen. Man wird wieder zum Kinde; da ist denn auch eine Tante, von welcher die Leute gar verwunderliche Dinge erzählen, und sie selbst erzählt den Kindern seltsame Geschichten mit großer Ernsthaftigkeit und ziert sie mit schönen Sprüchen, Reimen und Ermahnungen aus, die dann so fest haften, daß sie noch im späten Alter frisch zur Hand sind. Und kommt dann die Weihnachtszeit, ja da ist so eine Tante ein leibhaftiger Engel. Dann ist auch einmal Kindtaufe oder gar eine Hochzeit, die man nun eigentlich durchaus nicht begreift; aber die Braut ist doch so schön in ihrem Kranze, und wenn nur erst die Feierlichkeiten alle zu Ende sind, da werden die geputzten Leute, selbst die alten, ausnehmend lustig; die Kinder essen Kuchen und dürfen ein halbes Spitzgläschen süßen Weins nippen. O, es ist Alles ganz herrlich und der Sommer ist so lang, wie uns ältern Menschen der Winter. Aber ist das eine Sprache für einen Recensenten? Leider nein! Er könnt' es sogar als ernste Pflicht betrachten, gründlich auseinanderzusetzen, daß so ein Ding, welches man die gute alte Zeit zu nennen beliebe, nichts als pure Einbildung sei. Nun freilich! Wer aber jemals vergessen kann, daß er auch einmal Kind war, der mag übrigens ein recht gebildeter Mann sein, nur ein echter, ganzer Mensch ist er sicher nicht. Damit gut! Ob der Verfasser uns dankt, wissen wir nicht; wir aber danken ihm für die drei saubern Bildchen, von denen verzugsweise das zweite anspricht, da es in seiner großen Einfachheit und Einfalt so sorgsam ausgerundet ist.

2. Novellen von Paul Heyse. Berlin, Hertz. 1855. 8. 1 Thlr.

Von den vier Novellen, welche das Büchlein gibt, ist die letzte: „Am Tiberufer", die umfangreichste und eigenthümlichste in künstlerischer Anlage der widerstrebendsten Verhältnisse, und ihre Durchführung und Lösung sichert dem Verfasser seine Stelle unter den bedeutendsten Novellisten der Gegenwart, deren Zahl bekanntlich sehr beschränkt ist. Die erste Novelle: „Die Blinden", ist eine deutsche. Sie stellt das Leben und Lieben zweier Blinden von der Zeit ihrer geschlechtlichen Entwickelung an in so durchaus befriedigender Weise dar, daß die vollste Anerkennung dem scharfsinnigen Studium der dem Sehenden so fremden innern Zustände ausgesprochen werden muß. Vorzugsweise schön und psychologisch bedeutsam steht die Nachtscene nach der glücklichen Staaroperation da. Es ist eine Wiedergeburt des Märchens „Amor und Psyche" von Apulejus. Das arme Mädchen muß schwer dafür büßen, daß sie die Binde löst, um zu begreifen, was denn eigentlich „sehen" ist, um aber auch endlich Den zu sehen, mit dem sie bisher so freundlich lebte. Sie sieht ihn, den Schlummernden, und — der erste Blick ist ihr letzter: das Licht der Augen kehrt nur dem Knaben wieder. Wir wollen und können die Geschichte hier nicht weiter verfolgen, aus welcher nur Eins noch hervorzuheben bleibt. Der Vater des Knaben, ein Pfarrer, zeigt sich als ruhiger, verständiger, gottergebener Mann und verfällt dennoch, als die Verhältnisse schroff drohend gegeneinander stehen, einem an Zeletismus streifenden Eifer. Eben hier hatte er sich zu bewähren in der Würde seines Berufs: wir erfahren hier jedoch aufs neue, daß wir Menschenkinder allzumal Sünder sind. Der Pfarrer hat nichts als den todten Buchstaben einzusetzen, und wenn sein Sohn Clemens und die blinde Marlene nicht mit Herz und Seele des lebendigen Worts die Knoten gelöst,

holsteinischen Angelegenheit, sondern weil es das „Eigenthum seines Nachbars" angegriffen und weil es nicht von Anfang an eine entschieden undeutsche Politik in jener Bewegung befolgt habe. Auch das preußische Wehrsystem hat die entschiedene Ungunst des Verfassers zu befahren. Er hat keinen Begriff davon, daß dieses Wehrsystem, obwol Preußen vielleicht zum Angriffskriege nicht besonders befähigend, doch die Defensivkraft, die nachhaltige Energie des preußischen Staats ausmacht. Er meint, die Dienstzeit des preußischen Bürgers sei lang genug, um den Mann seinem Geschäfte zu entfremden, und doch wieder nicht lang genug, um ihn zum guten Soldaten zu machen.

Noch erbaulicher spricht indessen der Verfasser über die socialen Zustände von Deutschland ab. Hier ist es namentlich, wo sich Verstand und Unverstand in seinem Kopfe so wunderlich kreuzen. Er hat etwas von unserer „überschüssigen und künstlichen Bildung" daheim gehört; er weiß, daß wir in Deutschland viel Beamtenproletariat haben, und so macht er denn, mit einer Uebereilung, wie wir sie an dem praktisch besonnenen Engländer sonst nicht gewohnt waren, die übertriebensten Fehlschlüsse auf unsere ganze Universitäts- und Beamtenbildung. Auch in diesem Abschnitte begegnen wir den lächerlichsten Unrichtigkeiten. So meint der Verfasser z. B., daß jede Studentenverbindung einer deutschen Hochschule „Burschenschaft" heiße. Im Verlaufe seiner Darstellung verwickelt er sich dann in die eigenthümlichsten Widersprüche. Nachdem er im Eingange des zweiten Bandes die Behauptung ausgesprochen hat, daß unsere höhere Gymnasial- und Universitätsbildung nur „unpraktische" Politiker bilden könne, während das englische Geschäftsleben „praktische" Leute in das Parlament und in die Regierungsbureaux liefere, sagt er bei Gelegenheit seiner Darstellung der englischen und irischen Unruhen des Jahres 1848: „Whatever is undone by our government, is done badly."

Wir lieben weder den Tadel, den misgünstigen Tadel englischer Zustände, wie er von hier aus so oft aus deutschen Federn fließt, noch auch die Revanche, welche dann und wann eine englische Feder für solche Angriffe nimmt. Bei der gegenseitigen Freizügigkeit und dem Freihandel der Ideen werden sich beide Länder unstreitig am besten stehen.

Schließlich noch die Bemerkung, daß der Verfasser da, wo er finanzielle und nationalökonomische Verhältnisse bespricht, weit mehr Takt und richtiges Urtheil an den Tag legt, als da, wo politische und sociale den Gegenstand seiner Darstellung bilden. Seine Hauptautorität in Absicht auf die Beurtheilung der nationalökonomischen Ursachen, welche die Bewegungen von 1848 in England herbeiführten, ist Sir J. Graham (in seiner Schrift „Corn and currency"). 76.

Mittheilungen aus Griechenland.

Der Professor der Botanik an der Universität Athen, Theodor Orphanidis, welcher bereits bei dem von dem Griechen Ambrosios Rallis vor einigen Jahren eingeführten alljährlichen poetischen Wettkampfe in Ansehung seiner Dichtung „Ὁ ἄπατρις" im Jahre 1854 den Preis davongetragen hatte, hat sich im Jahre 1855 für seine epische Dichtung „Ἄννα καὶ Φλῶρος" einer gleichen Auszeichnung zu erfreuen gehabt. Dieselbe, in Athen 1855 gedruckt, liegt nun auch den Freunden der neugriechischen Muse zur Prüfung vor. Sie ist in Hexametern gedichtet, aber nicht nach den Gesetzen der altgriechischen Poesie und Metrik, unter Beobachtung der Quantität der Silben, sondern lediglich im Charakter der neugriechischen Sprache und Dichtkunst, welcher vorzugsweise ein accentuirender ist und Alles blos von dem Accente, auf Kosten der Quantität der Silben, abhängig macht, wie dies auch in andern modernen Sprachen, z. B. auch in der deutschen Poesie der Fall ist, wo der Hexameter gleichfalls meist ohne Rücksicht auf Länge und Kürze der Silben, nicht ohne Härten und ebenso wenig ohne Verletzung des Ohrs und feinern Gefühls, gehandhabt wird. Dies letztere ist nun auch in jenem Preisgedichte des Orphanidis in hohem Grade der Fall, welcher übrigens dabei das Beispiel des Alexander Rizos Rangawis befolgte, und es bleibt namentlich im Anfang für ein ungewohntes Ohr allerdings schwer, diese nur nach der accentuirenden Methode gedichteten Hexameter zu lesen, wobei man vor allen Dingen besonders wohlthut, von jeder Erinnerung an die Homerischen Hexameter sich möglichst frei zu halten. Im Uebrigen darf jedoch nicht geleugnet werden, daß jene Dichtung des Orphanidis, deren Sprache ein sehr reines, fast das Gepräge des Altgriechischen an sich tragendes Neugriechisch ist, an dichterischen Schönheiten, an Ideen und Bildern, wie an malerischen Schilderungen reich ist, und daß sie durch die Lebendigkeit des Ausdrucks und der Darstellung, sowie in den Charakterschilderungen und durch den ganzen Gang der Erzählung in hohem Grade spannt und fesselt, selbst wenn man zugeben müßte, daß das Interesse an derselben gegen das Ende abnimmt und dieses selbst an und für sich keineswegs befriedigt. Ein nicht geringes dichterisches Talent und eine seltene Beherrschung der Sprache muß dem Dichter jedenfalls zugesprochen und anerkannt werden.

Bei Gelegenheit einer Schulfeierlichkeit in dem seit mehren Jahren in Athen bestehenden Ἑλληνικὸν Ἐκπαιδευτήριον hielt der dort angestellte, auf einigen deutschen Universitäten gebildete Grieche Papasliotis eine Rede: „Περὶ τῶν παρὰ τοῖς ἀρχαίοις Ἕλλησι παιδικῶν παιγνίων" (Athen 1854), in welcher er über einige Kinderspiele bei den alten Griechen sprach, dabei Manches in dieser Hinsicht, theils in Betreff der Sache selbst, theils in sprachlicher und exegetischer Beziehung und unter Verbesserung und Berichtigung mancher Stellen altgriechischer Autoren (namentlich des Pollux), bemerkte, Vergleichungen mit den Spielen der heutigen Griechen anstellte und im Allgemeinen darauf hinwies, welchen Werth die alten Philosophen und Dichter auf dergleichen Spiele in Ansehung der somatischen, ethischen und intellectuellen Erziehung der Jugend legten, während die neuere Pädagogik dies Alles nicht der geringsten Aufmerksamkeit würdige. Der Redner drang auch hierbei, wie dies schon von Andern in ähnlichen Beziehungen mehrfach geschehen ist, für die gegenwärtigen Griechen mit Ernst und Entschiedenheit darauf, das Beispiel und den Sinn der alten Griechen nachzuahmen und sich anzueignen, eben deshalb aber dabei auch das scheinbar Kleinste und Unbedeutendste nicht unbeachtet zu lassen, vielmehr in strenger Consequenz des Grundsatzes auch dies gebührend zu würdigen.

Von Athanasios Sakellarios erschien (Athen 1855) der erste Theil eines auf drei Theile berechneten Werkes: „Κυπριακά", das sich mit einer ausführlichen topographischen Beschreibung der Insel Cypern, mit ihrer frühern Geschichte und mit den Sitten ihrer Bewohner beschäftigt, und wobei der Verfasser nicht blos die alten Quellen über jene besonders auch als Mittelglied zwischen Griechenland und Phönizien interessante und wichtige Insel benutzt, sondern auch alles Dasjenige zugrunde gelegt hat, was ihm zu seinen Zwecken ein längerer Aufenthalt auf Cypern und die Mittheilungen Kundiger daselbst in reichem Maße gewährt haben.

N. Dragumis, einer der verdienstvollen Herausgeber der ausgezeichneten, in Athen erscheinenden wissenschaftlichen Zeitschrift „Ἡ νέα Πανδώρα" hat aus dem Englischen das Leben Washington's übersetzt, wie dasselbe in den Schulen Nordamerikas gelesen wird und unzählige male gedruckt worden ist. Er hat dabei vornehmlich die Absicht gehabt, den Feldherrn Nordamerikas und den Begründer der politischen Freiheit desselben auch als Staatsmann und Regenten den Griechen darzustellen und sie dadurch zu veranlassen, daß sie überhaupt mit der Geschichte der nordamerikanischen Freistaaten sich bekannt machen, welche den Griechen in materieller und in moralischer

Hinsicht so manche Wohlthaten erwiesen haben; zugleich aber hat der Uebersetzer, indem er Washington als ein Muster häuslicher und öffentlicher Tugenden den Griechen zur Nachahmung aufstellte, seinen Landsleuten dadurch auch in dieser Hinsicht nicht nur nützen, sondern auch eine angenehme Unterhaltung gewähren wollen.

Eine andere Biographie: „Ἀλέξανδρος ὁ Στουρτζας, βιογραφικὸν σχεδίασμα" (Athen 1855), von dem bekannten Rheter und Kirchenschriftsteller Konstantin Oikonomos, hat den im Jahre 1854 verstorbenen gelehrten, in Deutschland auch in politischer Beziehung, wenngleich weniger günstig bekannt gewordenen Griechen Alexander Stourdza zum Gegenstande. Allein wenn auch der Verfasser dieser Biographie als ein sehr gelehrter Mann gilt und besonders als geistlicher Redner seit länger als 30 Jahren bei den Griechen und außerhalb Griechenland in hohem Ansehen steht, so kann man ihm doch für die Biographie und für biographische Darstellungen ein vorzügliches Talent keineswegs zusprechen. Das Leben des Alexander Steurdza verlangte eine einfache, gefühlvolle Darstellung; aber der genannte Oikonomos hat diese Lebensbeschreibung in einem prächtigen, von Gelehrsamkeit strotzenden Stile geschrieben, und das rein Biographische der Schilderungen geht in einem Wuste biblischer Stellen, unpassender Geschichtsdaten und etymologischer Bemerkungen fast ganz verloren und geradezu unter.

Von dem Professor der Archäologie an der Universität Athen, Alexander Rifos Rangawis, ist nun (Athen 1855) auch der zweite Theil der „Antiquités helléniques, ou repertoire d'inscriptions et d'autres antiquités découvertes depuis l'affranchissement de la Grèce", nachdem der erste Theil bereits 1842 in Athen erschienen war, veröffentlicht worden, und das Werk liegt nun als ein Ganzes für Diejenigen vor, die für diesen Theil der hellenischen Archäologie sich interessiren. Derselbe Rangawis beabsichtigt übrigens, nach einer uns aus Athen zugekommenen öffentlichen Bekanntmachung, zugleich mit dem Professor der Zeichnenkunst an der Schule der schönen Künste in Athen, Margaritis, ein archäologisches Werk in einzelnen Lieferungen, welche außer photographischen Darstellungen auch den nöthigen Text enthalten sollen, unter dem Titel „La Grèce monumentale et pittoresque" herauszugeben. Die Photographien sollen die vorzüglichsten Denkmäler und die historisch wichtigen Orte und Gegenden Griechenlands darstellen, und in dem die Ergebnisse der neuesten wissenschaftlichen Forschungen enthaltenden Texte sollen nach den einzelnen Richtungen hin für den Historiker und Archäologen, wie für den Künstler, zugleich in Hinblick auf die altgriechischen Schriftsteller und auf die in ihnen enthaltenen Nachweise, zweckgemäße Erklärungen zum Verständnisse der Darstellungen gegeben werden. Von demselben Rangawis erschien ferner (Athen 1855) der erste Theil einer Sammlung verschiedener Erzählungen („Διάφορα διηγήματα"), welche auch, nicht durch Uebersetzungen, sondern durch Originalarbeiten, das Gebiet der Novellistik, jedoch hoffentlich in weniger frivoler Weise, als dies in andern europäischen Literaturen geschieht, für Griechenland anbauen helfen werden. Der vorliegende erste Band enthält zehn einzelne Erzählungen, die jedoch zum Theil Uebersetzungen oder Bearbeitungen nach dem Französischen und Englischen zu sein scheinen und unter denen nur eine einzige (Ὁ Συμβολαιογράφος, Der Notar) sich findet, die wenigstens nicht im Occident, sondern auf den Jonischen Inseln spielt und auf nationalem Boden mit localer Färbung sich bewegt, übrigens bei der Lebendigkeit der Darstellung und bei der Schärfe der Charakteristik etwas ungemein Spannendes und Fesselndes für das Interesse des Lesers an sich trägt, während die Scene der übrigen Erzählungen der Occident ist und diese fast durchgängig den reflectirenden Charakter des Occidents an sich tragen. Die Sprache, in welcher diese Erzählungen geschrieben sind, ist der hohen Bildung und der wissenschaftlichen Kenntnisse ihres Verfassers, Alexander Rifos Rangawis, würdig und zeugt aufs neue von der außerordentlichen Bildsamkeit und Geschmeidigkeit des neugriechischen Idioms. Der Herausgeber, Konstantinos Barbatis in Athen, bemerkt in einem Nachworte, daß diesem ersten Bande noch zwei andere folgen und von den zu verschiedenen Zeiten in öffentlichen Zeitschriften gedruckten Erzählungen des A. Rangawis eine von Letzterm selbst durchgesehene und verbesserte Auswahl zur Unterhaltung und Belehrung Anderer enthalten sollen.

Eine kleine Schrift: „Σχεδίασμα τινὰ περὶ τοῦ βίου καὶ τῆς φιλοσοφίας αὐτοῦ" (Athen 1855), von K. Kokkias, Professor der Philosophie an der Universität Athen, der früher ein Schüler Schelling's gewesen und hier über das Leben und über die philosophische Entwickelung desselben in kurzen Zügen, aber nach einer eindringenden Forschung seine Philosophie mit hoher Anerkennung sich ausspricht, ist ein laut redendes rührendes Zeugniß der tiefen Verehrung und persönlichen Hochachtung des Schülers gegen den Meister, das seinerseits ebenfalls Anerkennung verdient, auch dieselbe bereits, soviel wir wissen, in Bunsen's „Zeichen der Zeit" gefunden hat.

Seit October 1855 erscheint in Athen eine Zeitschrift für den griechischen Landbau unter dem Titel: „Ἐφημερὶς τῆς ἑλληνικῆς γεωργίας", in monatlichen Heften und unter der Redaction des Griechen Nikolaos Emmanuel, an welcher unter Andern der obgenannte Professor der Botanik an der Universität Athen, Orphanidis, der Director der öffentlichen Baumschule daselbst, A. Chairetis, der Vorsteher des dortigen botanischen Gartens, F. von Heldreich, sowie der Advocat Komneris (einer der Herausgeber des höchst verdienstvollen „Spectateur de l'Orient") für das Ackerbaurecht sich betheiligen. Ebenso mag hier der medicinischen Zeitschrift „Ἀσκληπιὸς" gedacht werden, welche in Athen schon früher erschien und deren fernere Herausgabe die dortige medicinische Gesellschaft im Interesse der theoretischen und praktischen Zwecke der griechischen Heilkunst übernommen hat.

Wie aus der im Jahr 1855 von Panagiotis Sutsos in Athen begründeten politischen und wissenschaftlichen Zeitschrift „Ἥλιος" zu ersehen, ist dort im vorigen Jahre ein wenigstens für Griechenland und für die griechische Kirche besonders interessantes Buch über die Theorie der Kirchenmusik („Θεωρητικὸν τῆς ἐκκλησιαστικῆς μουσικῆς") von Panagiotis Agathokles erschienen, das als die Frucht langjähriger Studien und Erfahrungen und als das erste Werk dieser Art besonders der Aufmerksamkeit der griechischen Regierung empfohlen wird; vielleicht daß dasselbe zu einer durchgreifenden Reform der Kirchenmusik in der griechischen Kirche geeignete Veranlassung geben könnte, welche, wie schon häufig und vielfach bemerkt worden ist, als eine wahre Nothwendigkeit angesehen werden muß.

Mit der griechischen Sprache und dem Unterrichte in derselben, sowie überhaupt mit der Volkserziehung in Griechenland, auch mit der Verbesserung der neugriechischen Sprache selbst, namentlich was in dieser letztern Beziehung die eigenthümlichen Bestrebungen und Vorschläge des vorstehend genannten Dichters, Literaten und Journalisten Panagiotis Sutsos betrifft, der jedoch mit diesen Bestrebungen und Vorschlägen eine Flut von Spott- und Streitschriften gegen sich selbst heraufbeschworen hat, beschäftigen sich mehre Schriften, die im vorigen Jahre, meistens in Athen selbst, erschienen sind und von denen wir Kenntniß erlangt haben. Von diesen letztern Spott- und Streitschriften erwähnen wir hier nur die gegen Widerlegungsschrift „Τὰ Σούτσια", welche dem gelehrten Professor der griechischen Sprache an der Universität Athen, Konstantin Asopios, zugeschrieben wird, und die Spottschrift: „Τὸ ἐπιθόρπιον τοῦ γραμματοφάγου, ἢ ὁ ἀντέρωτος

Σουτσοκρούσης." Wenn auch durch dieſe Schriften ſelbſt ein unmittelbarer Nutzen für die Sache, um welche es dabei ſich handelt, nicht gewonnen wird, ſo führen ſie doch für die gebildeten Griechen fort und fort die Nothwendigkeit vor Augen, die Veredlung der neugriechiſchen Sprache ſich angelegen ſein zu laſſen; und während dies von den Einzelnen, die in irgendeiner Beziehung und namentlich in Druckſchriften vor die Oeffentlichkeit treten, auch ohne daß beſtimmte Regeln und Geſetze für die Handhabung der Sprache beſtehen, geſchieht, veredelt und verbeſſert ſich die Sprache von ſelbſt, und es bildet ſich auf dieſe Weiſe nach und nach ein claſſiſcher Stil, der ſeiner Zeit die beſtimmten Regeln und Geſetze für Andere an die Hand gibt, welche das Syſtem der Sprache bedingen und begründen. Ueber den Unterricht in der griechiſchen Sprache erſchienen von Konſtantin Kanthopulos, der bereits im Jahre 1854 in Konſtantinopel eine kleine intereſſante Schrift „Περὶ παιδαγωγικῆς διδασκαλίας" hatte drucken laſſen, „Ἐπιστολαὶ περὶ διδασκαλίας τῆς Ἑλληνικῆς γλώσσης" (Konſtantinopel 1855), und über den Volksunterricht erſchien ein „Ὑπόμνημα περὶ δημοσίας διδασκαλίας ἤτοι τῆς τοῦ λαοῦ παιδείας" (Athen 1855), von dem Volksſchullehrer Adamantios Joannidis.

Unter den Lehrern an der Univerſität Athen verdient der Profeſſor des Rechts an derſelben, G. A. Maurokordatos, wegen ſeiner ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit, auch außerhalb der Grenzen ſeines unmittelbaren Berufs, eine beſondere Erwähnung, und namentlich führt derſelbe in Anſehung der Tagesfragen, über welche er mit Leichtigkeit und Klarheit in ausgezeichnetem Neugriechiſch ſich auszuſprechen liebt, eine fertige und gewandte Feder. War es früher vorzugsweiſe die kirchliche Frage, über welche er, allerdings nicht ganz frei von gewiſſen Vorurtheilen und darum den freiern Anſichten eines vernünftigen Kirchenſtaatsrechts in Betreff der Landeskirche des Königreichs Griechenland einſeitig widerſtrebend, in einzelnen Schriften, z. B. „Περὶ τῆς Ἐκκλησίας τῆς Ἑλλάδος (Athen 1852), „Περὶ τῆς Ὀρθοδόξου Ἀνατολικῆς Ἐκκλησίας" (1853), „Ἐπιστολιμαῖα διατριβὴ πρὸς Φαρμακίδην" (1853), „Διαφώτισις τῶν ἐκκλησιαστικῶν νόμων" (1854), „Φαρμακίδου τὰ διπλᾶ" (1855), welche zum Theil gegen den vorſtehend genannten Griechen Theoklitos Pharmakidis und gegen deſſen Schrift „Ὁ συνοδικὸς τόμος ἢ περὶ ἀληθείας" (1852), eine der bedeutendſten der neugriechiſchen Literatur, gerichtet waren, mit welcher der Letztere für die Selbſtändigkeit der griechiſchen Landeskirche des Königreichs Griechenland mit Erfolg in die Schranken trat, ſo hat er ſich neuerdings auf Anlaß der orientaliſchen Frage und der Wendung, welche dieſelbe für Griechenland und für die Griechen genommen, mehr der Politik zugewendet, indem er unter dem Titel „Ἡ φωνὴ ἑνὸς μόνου Ἕλληνος ὑποστηριχθεῖσα ἀπὸ τὰς φωνὰς δύο ἄλλων" (Athen 1854) und „L'ultramontanisme démasqué par lui-même" (1854) zwei Schriftchen veröffentlichte, in denen er die politiſchen Anſichten des Verfaſſers der Schrift „Ἑλληνισμὸς ἢ Ῥωσσισμός" (1854) bekämpfte, welcher die Rechte und die Selbſtändigkeit der griechiſchen Nation gegenüber den Einflüſſen Rußlands mit Entſchiedenheit geltend machte, und welcher hierbei, zugleich mit andern Griechen, die in gleicher Weiſe über dieſen Gegenſtand und über die Intereſſen des Panhellenien in Schriften mehrfach ſich geäußert hatten, aus dem nationalen Standpunkte und nach den Pflichten der Selbſtvertheidigung ſelbſt dann in ſeinem Rechte ſich befand, wenn er vielleicht, gegenüber gewiſſen Tendenzen der ruſſiſchen Regierung in Bezug auf Griechenland und auf die Griechen, in ſeinen diesfallſigen Anklagen und Angriffen ebenſo im Unrecht ſich befunden haben ſollte, wie dies von Andern gilt, die im Jahre 1853 von ihren Stand- und Geſichtspunkten der orientaliſchen Frage die Wendung gegeben haben, welche ſie damals nahm. An jene politiſchen Schriften des genannten Maurokordatos ſchließt ſich zuletzt noch „Ἡ ἀδελφικὴ ἀγάπη" (Athen 1855) an, worin derſelbe nicht ohne warmes Nationalgefühl und mit patriotiſchem Blick in die Zuſtände und wahren Intereſſen ſeiner Nation über gewiſſe Verhältniſſe der letztern in der Vergangenheit und Gegenwart in ungemein anziehender Weiſe ſich ausſpricht.

Von andern neuern Schriften kirchlichen Inhalts, welche darthun, daß unter den Griechen auch auf dem Gebiete der Kirche eine geſchäftige Bewegung ſich kundgibt und daß ſie dabei auch die Verhältniſſe der andern chriſtlichen Kirchen, ihre Zuſtände und ihre Lehren ins Auge faſſen, erwähnen wir hier nur noch die folgenden von Theodor Vallianos: „Διάλογος περὶ ὀρθοδοξίας τῆς ἀνατολικῆς καθολικῆς Ἐκκλησίας" (nach der vierten ruſſiſchen Ausgabe, Moskau 1843; Athen 1855), ferner: „Λόγος πρὸς τὸν Ῥωμαϊκὸν καθολικισμὸν καὶ πραγματεῖαι περὶ τῆς προτεσταντικῆς διδασκαλίας" (nach der ruſſiſchen Ausgabe, Moskau 1852; Athen 1855), und „Ἀλήθεια περὶ τῆς οἰκουμενικῆς Ἐκκλησίας" (nach dem Ruſſiſchen, 1854).

Gelegentlich gedenken wir hier auch, daß ein Grieche, J. Polillas, es unternommen hat, das Shakſpeare'ſche Drama „Der Sturm" ins Neugriechiſche zu überſetzen, und daß dieſe Ueberſetzung unter der Aufſchrift „Ἡ Τρικυμία" (Korfu 1855) erſchienen iſt, ſowie wir der eigenthümlichen Erſcheinung erwähnen, daß von einem königlichen Marinearzte in Athen, Karl Heinrich Theodor Reinhold, eine Schrift linguiſtiſchen Inhalts in lateiniſcher Sprache: „Noctes Pelasgicae, vel symbolae ad cognoscendas dialectos Graeciae Pelasgicas" (Athen 1855), herausgegeben worden iſt.

Unter den gelehrten Griechen der Gegenwart gilt der in Athen lebende Skarlatos Byzantios als der „ἐν Ἑλλάδι κατ' ἐξοχὴν λεξικογράφος". Bereits im Jahre 1835 erſchien von ihm in Athen ein „Λεξικὸν τῆς καθ' ἡμᾶς ἑλληνικῆς διαλέκτου, μεθερμηνευμένης εἰς τὸ ἀρχαῖον ἑλληνικὸν καὶ τὸ γαλλικόν", welchem daſelbſt im Jahre 1839 ein „Λεξικὸν ἐπιτομον τῆς ἑλληνικῆς γλώσσης" folgte und wovon auf Grund der bisherigen griechiſchen Wörterbücher, beſonders nach Henr. Stephanus, eine vielfach bereicherte zweite Ausgabe unter dem Titel „Λεξικὸν τῆς ἑλληνικῆς γλώσσης" 1852 in Athen erſchien. Außerdem gab derſelbe Grieche im Jahre 1846 ein „Λεξικὸν ἑλληνικὸν καὶ γαλλικόν" heraus, und auch dieſes iſt bereits in zweiter, bedeutend vermehrter Ausgabe unter dem Titel „Λεξικὸν ἑλληνο-γαλλικὸν καὶ γαλλο-ἑλληνικόν" in Athen 1856 erſchienen. Der Herausgeber iſt dabei mit geſundem Urtheil und mit beſonderer Genauigkeit, ohne gleichwol dieſe letztere zu übertreiben, verfahren, und ſollte es auch an Solchen nicht fehlen, welche der Meinung ſind, daß erſterer in manchen Beziehungen in Anſehung der Aufnahme einzelner Wörter hätte weiter gehen können und ſollen, als er gethan hat, ſo kann dies doch den Nutzen des Werks ſelbſt nicht beeinträchtigen; denn die neuere griechiſche Sprache, welche ganz und gar auf der alten beruht, wird auf dieſer Grundlage ſelbſt immer mehr ſich entwickeln und veredeln, ſodann in dieſer Geſtalt durch die Schriftſteller fort und fort in das Leben des Volks eindringen, welches ſie nach und nach in ſich aufnehmen wird, und die Lexikographie vermag dann dieſen Fortſchritten um ſo zweckmäßiger zu folgen, je weniger ſie dem Geſchmacke und der Bildung des Volks Gewalt anthut und etwa voll Ungeduld dem einen oder der andern vorgreift, was der Einzelne entweder aus Eitelkeit oder aus einem ähnlichen Grunde zu thun gar leicht Veranlaſſung und Verſuchung findet.

Die „Ἱστορία τοῦ Ἑλληνικοῦ ἔθνους ἀπὸ τῶν ἀρχαιοτάτων χρόνων μέχρι τῆς σήμερον" von Konſtantin Paparrigopules (Athen 1853) iſt zwar nur zum Unterrichte der griechiſchen Jugend in Gymnaſien u. ſ. w. beſtimmt, allein ſie enthält gleichwol in einigen Theilen Manches, was auch für andere Kreiſe außer denen, für welche das Buch zunächſt beſtimmt iſt, von Intereſſe ſein kann und woraus auch außerhalb Griechenland gar Vieles zu lernen iſt. Beſonders iſt dies in

Ansehung desjenigen Abschnitts der Geschichte Griechenlands der Fall, welcher mit dem Freiheits- und Unabhängigkeitskampfe sich beschäftigt, und wobei der Verfasser im Allgemeinen gute Quellen in Betreff des thatsächlichen Materials benutzt zu haben scheint. In seinen Urtheilen über die hervorragenden Persönlichkeiten des Kampfes ist er sehr zurückhaltend, was gerade hier und bei dem Zwecke des Buchs eher Lob als Tadel verdient; dagegen hätte der Verfasser auf die sprachliche Darstellung mehr Fleiß und Aufmerksamkeit verwenden und in diesem für die griechische Jugend bestimmten Buche das Neugriechisch mit größerer Consequenz und in entschiedenerer Reinheit schreiben sollen, als er gethan hat.

Dem in den griechischen Schulen des Königreichs herrschenden, vornehmlich bei dem Lesen des Herodot und des Homer empfindlichen Mangel eines geeigneten Hülfsmittels zur Kenntniß des ionischen und epischen Dialekts hat der Grieche Kostopules abzuhelfen gesucht, indem er das beste neueste Werk über jenen Gegenstand, das Buch des geschmackvollen gelehrten deutschen Hellenisten Krüger („Von den Dialekten der griechischen Sprache, namentlich vom epischen und ionischen") nach der dritten Ausgabe vom Jahre 1853 ins Neugriechische übersetzt und (Athen 1856) herausgegeben hat.

Den „Essai sur les Fanariotes" (Marseille 1824), von Zallenis, einem katholischen Griechen, eine der ausführlichsten Darstellungen über die Fanarioten und über ihr System, auch wenn diese Darstellung in ihrem kritischen Theile nicht durchgängig mit der erforderlichen Unbefangenheit und Unparteilichkeit geschrieben sein dürfte, hat der griechische Artillerielieutenant J. Valtinos unter dem Titel „Πραγματεία περὶ τῶν Φαναριωτῶν" (Athen 1856) ins Neugriechische übersetzt, „um die Griechen über das Gefährliche jenes Systems und über den verderblichen Einfluß der Phanarioten aufzuklären". Zu diesem Zwecke hat er eine geharnischte Vorrede gegen die letztern vorangestellt, in welcher er im Wesentlichen nichts Geringeres als die Verweisung der Fanarioten aus dem Königreiche Griechenland wünscht und beantragt. Ob er hierbei ebenfalls in allen Punkten mit der erforderlichen Unbefangenheit und Unparteilichkeit zuwerke gegangen sei, kann man hier auf sich beruhen lassen. Zugleich kündigt der Verfasser eine weitere Schrift von sich an: „Οἱ Φαναριῶται ἐν Ἑλλάδι", welche in kurzem erscheinen und durch geschichtliche Thatsachen darthun soll, wie sehr die Fanarioten Griechenland geschadet haben.

Die „Διάφορα ἔγγραφα καὶ ἐπιστολαὶ ἐκ τῆς συλλογῆς τοῦ ὑποστρατήγου Ἰωάννου Κολοκοτρώνη, ἀφορῶντα τὰς κατὰ τὸ 1832 μετὰ τὸν θάνατον τοῦ κυβερνήτου Ἰ. Καποδίστρια συμβάσας κατὰ τὴν Ἑλλάδα ἀνωμαλίας καὶ ἀναρχίας" (Athen 1856) enthalten gegen 200 Briefe und andere schriftliche Urkunden, mittels deren der Herausgeber, Joannis oder Gennaios Kolokotronis, der Sohn des bekannten Theodor Kolokotronis, nachweisen will, wie ungerecht die im J. 1832 gegen Beide erhobene Klage wegen Unterhaltung von 7500 Soldaten aus dem größten Theile der Nationaleinkünfte der Provinz Mantinea gewesen sei. Die Briefe und sonstigen Urkunden werfen allerdings ein sehr ungünstiges Licht auf den ungeregelten und anarchischen Zustand in Griechenland nach der Ermordung des Präsidenten Kapodistrias. S.

Notiz.

Die „feintise" der Schriftsteller.

Mit Bezug auf die von uns gelegentlich citirte Bemerkung Charles de Rémusat's, daß alle schriftstellerische Kunst voll Verstellung sei, erhielten wir eine Zuschrift von einer Leserin und Freundin d. Bl., worin wir darauf aufmerksam gemacht werden, daß Rémusat zuvörderst dabei an seine Landsleute gedacht haben möge, bei denen Thun und Denken auf Schaustellung ausgehe. Aber der Deutsche mit seinem sittlichen Enthusiasmus? fragt die Briefschreiberin weiter. Allerdings mag Rémusat's Wort hauptsächlich auf seine Landsleute abgesehen sein und auf sie auch zumeist passen; aber wir sollten uns doch hüten, uns von dieser „feintise" ganz rein zu sprechen. Die Schriftstellerei ist auch bei uns, wenigstens jetzt, im Allgemeinen eine Art Schauspielkunst mit vertheilten Rollenfächern. Der Eine spielt den sittlichen Vater, der salbungsvolle Moral predigt, der Andere den witzigen, frivolen Bonvivant, ein Dritter die lustige Person, ein Vierter den pathetischen Helden, ein Fünfter den sentimentalen Liebhaber, ein Sechster den cynischen Mephistopheles, ein Siebenter den philosophischen, gravitätisch doctrinären Oheim u. s. w. Der anfängliche naive Enthusiasmus hält so wenig bei dem Schauspieler wie bei dem Schriftsteller immer vor; man schreibt sich häufig in ein Rollenfach hinein, und was erst Natur war, wird zuletzt Kunst und Schaustellung. Baco eiferte gegen die Corruption der Gerichtshöfe als gegen eines der größten Uebel, die einen Staat treffen könnten, und doch ließ er sich bestechen, verkaufte seine richterlichen Entscheidungen und wurde dafür zum Gefängniß, zum bürgerlichen Tod und einer hohen Geldbuße verurtheilt. Im Dienste der Wissenschaft und in seiner Studirstube war er freilich vollkommen aufrichtig, uneigennützig und unbestechlich, was allerdings auch etwas werth ist. Man würde sich wundern, wenn man Dichtern und Schriftstellern zuweilen ins Herz blicken und entdecken könnte, an welchem ihrer Werke sie mit der größern Liebe gearbeitet. So drückte Goethe in einem Briefe an Herder (vgl. „Aus Herder's Nachlaß", Bd. 1) seine Freude darüber aus, daß er „Tasso", diese „consequente Composition" die er mit „unerlaubter Sorgfalt" gearbeitet, nun hinter sich habe, und bemerkt dann: „Die Fragmentenarbeit exotischer Späße behagt mir besser." Besonders sollten aber wir Deutsche auf unsere Sittlichkeit nicht zu selbstbewußt pochen; eine Sittlichkeit, die heffärtig, neidisch und egoistisch ist, inhuman verfährt und mit Anathemen und Excommunicationen in ähnlicher Weise freigebig ist, wie die katholische Kirche, dürfte doch sehr zweifelhafter Natur sein. Alles dies hindert uns aber nicht, einem literarischen Freunde Recht zu geben, der uns dieser Tage schrieb: „Welch eine traurige Erscheinung für unsere Enkel würden unsere Zeitgenossen auf ihrer Hetzjagd nach Eisenbahnactien und Dividenden sein, sähen sie nicht, daß neben diesem Geschlecht auch noch ein edler Menschenschlag gelebt, der an die ewigen Rechte des Geistes appellirt und das Palladium der Menschheit gerettet habe. Und dieser Menschenschlag besteht in der Gegenwart wie in der Vergangenheit doch vorzugsweise aus Schriftstellern, deren äußeres Schicksal wol weniger als je zu beneiden ist, deren Stand aber Niemand gering achten darf, ohne sich der Barbarei gleichzustellen." H. M.

Bibliographie.

Ein Tag in Stendal, oder die Architekten. Lustspiel in einem Akt. Tangermünde, Doeger. 1857. 8. 10 Ngr.

Thienemann, G. A. W., Leben und Wirken des unvergleichlichen Thiermalers und Kupferstechers Johann Elias Ridinger, mit dem ausführlichen Verzeichniss seiner Kupferstiche, Schwarzkunstblätter und der von ihm hinterlassenen grossen Sammlung von Handzeichnungen. Nebst Ridinger's Porträt in Stahlstich und zwölf aus seinen Zeichnungen entlehnten Kupferstichen. Leipzig, R. Weigel. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Uhlemann, M., Drei Tage in Memphis. Ein Beitrag zur Kenntniß des Volks- und Familienlebens der alten Aegypter. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 8. 1 Thlr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1856
im Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

№ III, die Versendungen der Monate Juli, August und September enthaltend.

(№ I dieses Berichts, die Versendungen der Monate Januar, Februar und März enthaltend, befindet sich in Nr. 24—30; Nr. II, die Versendungen der Monate April, Mai und Juni enthaltend, in Nr. 34—36 u. 38.)

Ahn (F.), Nouvelle méthode pratique et facile pour apprendre la langue allemande. 8. Geb.

Premier cours. 9me édition. 1856. 8 Ngr.
Second cours. 5me édition. 1856. 10 Ngr.

Traduction des thèmes français.

Premier et second cours. 1854. 5 Ngr.
Troisième cours. 2me édition. 1855. 8 Ngr.

———, **A new, practical and easy method of learning the German language.** 8vo. Geb.

First course. 10th edition. 1856. 10 Ngr.
Second course. 8th edition. 1856. 12 Ngr.

Key to the exercises of Ahn's new method of learning the German language. First and second course. Fourth edition. 8. 1856. 5 Ngr.
Third course. 1854. 10 Ngr.

Christliches Andachtsbuch für alle Abende und Morgen des ganzen Jahres. Im Verein mit mehren evangelischen Geistlichen herausgegeben von **Dr. G. Friederich.** Zweite Auflage. Vollständig in zwei Bänden oder 18 Heften. Dreizehntes bis achtzehntes Heft. 8. Jedes Heft 4 Ngr.

Das vollständige Werk geheftet 2 Thlr. 12 Ngr., gebunden 3 Thlr.

Wenn irgendeine Zeit, so hat die Gegenwart mit ihren Kämpfen, Leiden und Sorgen bei allen religiösen Gemüthern das Bedürfniß der Einkehr in sich selbst, der Beschäftigung mit den heiligen Wahrheiten der Religion, der Erhebung über das verwirrende Treiben der Erde hervorgerufen und läßt ihnen einen Freund erwünscht erscheinen, an dessen Hand sie es zu befriedigen im Stande seien. Als einen solchen stellt sich das obenbezeichnete Werk an, welches, allem Parteiwesen fremd, dem reinen Himmelsgeiste des Evangeliums einen allgemein verständlichen und doch der errungenen Bildungsstufe angemessenen Ausdruck gibt. Es hat sich die Aufgabe gestellt, auf dem Grunde eines lautern Bibelchristenthums den Glauben mit dem Wissen, das Leben der Erde mit dem Streben nach dem Himmel zu versöhnen, und durch Lehre und Trost, Ermunterung und Warnung eine würdige Anleitung zum Wandel dahin zu ertheilen. Diesem Ziele strebt es in der Form zu, welche sich seit langer Zeit schon durch die Andachtsbücher von Hepko, Roos, Stark, Sturm, Tiede ꝛc. als die passendste und wirksamste bewährt hat. Gewiß wird sein Eintritt in diese Kreise der Familien und die vertrautere Bekanntschaft mit ihm zu einer Quelle reichen Segens werden, der den Anforderungen und Geschäften, den Freuden und Sorgen der Erde wieder zugutekommt.

Unterhaltende Belehrungen zur Förderung allgemeiner Bildung. Siebenundzwanzigstes Bändchen. 8. Geh. Preis des Bändchens 5 Ngr.

Goethe. Eine biographische Schilderung von **R. Prutz.**

Die früher erschienenen Bändchen enthalten:

Unsterblichkeit, von **H. Ritter.**
Der gestirnte Himmel, von **J. H. Mädler.**
Das Mikroskop, von **D. Schmidt.**
4. **Die Bibel**, von **F. A. D. Tholuck.**
5. **Die Krankheiten im Kindesalter**, von **A. F. Hohl.**
6. **Die Geschworenengerichte**, von **R. Köstlin.**
7. **Deutschland**, von **H. A. Daniel.**
8. **Die Lebensversicherungen**, von **C. T. Unger.**
9. **Sonne und Mond**, von **J. H. Mädler.**
10. **Das Slawenthum**, von **M. W. Heffter.**
11. **Das Geld**, von **R. F. Marchand.**
12. **Schutzzoll und Handelsfreiheit**, von **D. Hübner.**
13. **Die Künstler unter den Thieren**, von **A. B. Reichenbach.**
14. **Die Telegraphie**, von **L. Bergmann.**
15. **Schiller.** Eine biographische Schilderung von **J. W. Schäfer.**
16. **Die Blumen im Zimmer**, von **F. Freiherr von Biedenfeld.**
17. **Die deutsche Hansa**, von **F. W. Barthold.**
18. **Benjamin Franklin.** Sein Leben, Denken und Wirken. Von **H. Bettziech-Beta.**
19. **Der Haushalt der Pflanze**, von **F. Cohn.**
20. **Kaiser Karl der Große.** Ein Geschichtsbild von **J. Rank.**
21. **Das Planetensystem der Sonne**, von **J. H. Mädler.**
22. **Das Kochsalz**, von **P. A. Bolley.**
23. **Nahrungsmittel und Speisewahl** nach Alter, Jahreszeit, Beschäftigung und Körperzustand, von **K. Reclam.**
24. **Das Glas**, von **A. Wagner.**
25. **Heinrich Friedrich Karl Freiherr vom und zum Stein.** Ein biographisches Gemälde aus der Geschichte des deutschen Vaterlandes, von **Franz Mauritius.**
26. **Gustav Adolf**, König von Schweden. Ein Lebensbild von **Franz Mauritius.**

Ausführliche Anzeigen über den Plan des Werks — eine Reihe trefflicher Volksschriften, von ausgezeichneten Schriftstellern Deutschlands bearbeitet — sind in allen Buchhandlungen zu erhalten.

75. **Bibliothek italienischer Classiker.** Dreizehnter bis siebenundzwanzigster Band. 12. Geh. Jeder Band 10 Ngr.

Diese 15 Bände a. u. d. T.:

XIII. XIV. **Auserlesene lyrische Gedichte** von **Torquato Tasso.** Uebersetzt von **Karl Förster.** Mit einer Einleitung: „Ueber Torquato Tasso als lyrischen Dichter". Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Zwei Theile. 20 Ngr.

XV. XVI. **Dante Alighieri's lyrische Gedichte.** Uebersetzt und erklärt von **Karl Ludwig Kannegießer** und **Karl Witte.** Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Zwei Theile. 20 Ngr.

XVII—XXII. **Italienischer Novellenschatz.** Ausgewählt und übersetzt von **Adelbert Keller.** Sechs Theile. 2 Thlr.

XXIII. **Das neue Leben von Dante Alighieri.** Uebersetzt und erläutert von **Karl Förster.** 10 Ngr.

XXIV. **Letzte Briefe des Jacopo Ortis** von **Ugo Foscolo.** Uebersetzt von **Friedrich Lautsch.** Zweite Auflage. 10 Ngr.

XXV. **Der geraubte Eimer** von **Alessandro Tassoni.** Uebersetzt von **Paul Ludwig Kritz.** Mit einer die in dem Gedicht vorkommenden geographischen Oertlichkeiten darstellenden Karte. 10 Ngr.

XXVI. XXVII. **Dante Alighieri's prosaische Schriften** mit Ausnahme der Vita nuova. Uebersetzt von **Karl Ludwig Kannegießer.** Zwei Theile. 20 Ngr.

Die früher erschienenen 12 Bände enthalten:

I—III. **Das Decameron** von **Giovanni Boccaccio.** Uebersetzt von **Karl Witte.** Zweite verbesserte Auflage. Drei Theile. 1 Thlr.

IV. V. **Das befreite Jerusalem** von **Torquato Tasso.** Uebersetzt von **Karl Streckfuß.** Vierte Auflage. Zwei Theile. 20 Ngr.

VI—VIII. **Die göttliche Komödie des Dante Alighieri.** Uebersetzt und erklärt von **Karl Ludwig Kannegießer.** Vierte, sehr

veränderte Auflage. Drei Theile. Mit Dante's Bildniß, den Plänen der Hölle, des Fegefeuers und des Paradieses und einer Karte von Ober- und Mittel-Italien. 1 Thlr.

IX. X. Francesco Petrarca's sämmtliche Canzonen, Sonette, Balladen und Triumphe. Uebersetzt und mit erläuternden Anmerkungen begleitet von Karl Förster. Dritte, verbesserte Auflage. Zwei Theile. 20 Ngr.

XI. XII. Niccolò Machiavelli's Florentinische Geschichten. Uebersetzt von Alfred von Reumont. Zwei Theile. 20 Ngr.

Unter dem Namen Bibliothek italienischer Classiker erscheint eine Sammlung der classischen Werke der italienischen Literatur in trefflichen deutschen Uebersetzungen (meistens mit biographisch-literarischen Einleitungen). Es sind dazu die Bände in der „Ausgewählten Bibliothek der Classiker des Auslandes", theils sind bereits in demselben Verlage, meist in zweiter, dritter und vierter Auflage erschienenen anerkannt vorzüglichen Uebersetzungen von der Hand berühmter deutscher Schriftsteller, wie Förster, Kannegießer, Keller, Reumont, Streckfuß, Witte u. A. benutzt werden. Die wenigen zur Vollständigkeit der Sammlung noch fehlenden Werke werden von ebenso bewährten Uebersetzern bearbeitet werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Erklärung.

Die zum Theil sehr eingehenden, anerkennenden und zu einer zweiten Auflage auffodernden Urtheile R. Reinick's, J. Kerner's, E. M. Arndt's, Fr. Rückert's, L. Uhland's u. A. über mein „Welt und Herz", die freundliche Aufnahme der ersten Auflage in competenten Kreisen, sowie endlich eine genaue Besprechung mit J. Hammer waren mir Grund genug zu einer mit christlich-ästhetischem Gewissen umgestalteten, auf reflectirende Lyrik beschränkten Ausgabe.

Nun träumt der Classiker Th. Drobisch in Nr. 34 der „Zeitung für die elegante Welt", indem er die in Papier, Druck, Format und Inhalt von der ersten Auflage verschiedene zweite, die er gar nicht gesehen, als eine Titelauflage verdächtigt, mit Worten wie „Leierkasten", „Heugabelhumor", „Gir", ohne einen einzigen Nachweis, mich zu recensiren, während er damit doch nur sich recensirt hat.

Mit mehr „äußerm Gewissen", weil mit Anführung von Proben, die freilich, mit Ausnahme der letzten, vielleicht nur ihm etwas beweisen, nennt ein Recensent (?) in den „Jahreszeiten", Nr. 42 d. J., meine Gedichte „leichte huschige Dingerchen, die sich rasch und gewandt bewegen" und die besten unter denselben (unter Anderm: „Schönheit überall", „Nachglück", „Wachsen im Streben") „leidlich". An den drei genannten seien (nach welchem antediluvianischen Kanon?) Wortfügung und Reim „leichtfertig".

Nun kommt mir an dritter Stelle ein sehr unberufener Gönner in der „Europäischen Modenzeitung" zu Hülfe gegen die Schmähungen in den „Jahreszeiten" und den ihm bekannten Recensenten in der „Eleganten", der die zweite Auflage nicht gesehen habe. Aber die Hülfe ist unberufen, denn mein Gönner führt als Probe eins von meinen Gedichten in so willkürlich veränderter Form an, daß ich dasselbe nicht als das meine anerkennen kann. Dem, der mich aus dem Gedächtnisse citiren wollte, müßte ich rathen, besser zu memoriren!

Es gibt unter den Recensenten und Literaten ehrenwerthe, tüchtige und hochverdiente Männer, deren Winke ich jederzeit respectiren werde; aber auch geistige Proletarier, denen ich angelegentlich empfehle, was Fichte in seiner „Bestimmung des Gelehrten" über ihr Amt sagt. Schließlich wünsche ich aus der Mode zu kommen, da der religiöse (?), ethische und ästhetische Standpunkt der Modejournale der meinige weder je war, noch, so Gott hilft, je sein wird.

Dresden, am Reformationstage 1856.

Wilfried von der Neun.

Der Unterzeichnete gedenkt, binnen kurzem ein umfassendes culturgeschichtliches Werk: **Geschichte der Tanzkunst aller Völker von ihrem Ursprung bis auf die gegenwärtige Zeit**, der Oeffentlichkeit zu übergeben, und ersucht die Herren Gelehrten, ihm gütigst ihre darauf bezüglichen Notizen mitzutheilen. Besonders erwünscht wären ihm Mittheilungen über Tänze des Mittelalters und über englische, dänische, russische und schwedische Tänze.

Albert Czerwinski in Danzig.

Im Verlage des Unterzeichneten erschien soeben:

Velasquez
und seine Werke
von
William Stirling.

8. Geh. Preis 1 Thlr.

Der durch seine spanischen Forschungen berühmte Verfasser gibt hier eine authentische Lebensbeschreibung des spanischen Malers und Günstlings Philipp's IV., der von der Kunstgeschichte der Tizian und Rubens von Spanien genannt wird. Weit entfernt, eine trockene Aneinanderreihung von Acten und Daten zu empfangen, begegnet man einer anziehenden lebensvollen Schilderung, die den Helden des Buchs im Zusammenhang mit seiner Zeit, und seine Kunst im Zusammenhang mit der Kunstgeschichte zeigt; Alles auf Grund eingehender Studien, deren Gründlichkeit dem Werke auch die Anerkennung der Fachmänner sichert.

Heinrich Schindler.

Zu Festgeschenken empfiehlt Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin:

Worte d. Herzens von Lavater. Für Freunde d. Liebe u. d. Glaubens. Herausgegeben von C. W. Hufeland. 8—10 Lief. 1852—56. Prachtausgabe mit einer graph. Einleitung von A. Krummacher und L.'s Porträt in Stahlst. u. Farbendruck, geb. mit Goldschn. 1 Thlr. 15 Sgr. Octavausgabe geb. mit Goldschn. L.'s Porträt in Stahlst. u. rad. Widmungsblatt 1 Thlr. — Miniatur-Ausgabe. Geh. 12 Sgr. geb. mit Goldschn. 20 Sgr.

Worte des Heilandes an Christenkinder. Eine Neujahrsgabe in 17 Kinderpredigten von Frauenhand. Nach d. Englischen. 2te mit einigen Liedern vermehrte Aufl. Mit 1 Holzschnitt nach L. Richter. 1855. 32. Geh. mit Goldschnitt 8 Sgr.

Ein gewandter und literarisch gebildeter Uebersetzer **ins Französische** wird gesucht. Franco-Adressen sub **L. L. # 60** befördert Herr **A. Gumprecht** in Leipzig, Querstraße 25.

Kleineres Brockhaus'sches Conversations-Lexikon.

Vollständig erschienen; Preis 6 Thlr. 20 Ngr.: auch gebunden zu haben. Neue Ausgabe in 40 Heften zu 5 Ngr.; monatlich (vom October an) 2—3 Hefte; Vollendung bis Ende 1857.

Unterzeichnung in allen Buchhandlungen. Erstes Heft und Ankündigung daselbst vorräthig.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 48. — 27. November 1856.

Inhalt: Amara George. Von Georg Friedrich Daumer. — Beitzke's Geschichte der deutschen Freiheitskriege. Von Gustav Karl von Berneck. — Schilderungen aus Ceylon und Ostindien. — Notizen. — Bibliographie. — Anzeigen.

Amara George.

Blüten der Nacht. Lieder und Dichtungen von Amara George. Eingeführt durch Alexander Kaufmann. Leipzig, Brockhaus. 1856. 16. 20 Ngr.

Unter der Flut von Gedichten und Gedichtsammlungen, welche die literarische Ueberschwemmung des Tags bilden und zu nichts Anderm gut sind, als dem Publicum die Poesie, namentlich die lyrische, recht gründlich zu verleiden — „Wer treibt die Poesie aus der Welt? Die Poeten", sagt schon Goethe — tritt der genannte Strauß von meist sehr dunkeln, nichtsdestoweniger aber herrlichen und wundervollen Nachtblüten überragend und überraschend hervor. Es rührt diese originelle Erscheinung von einem genialen weiblichen Wesen her, das dermalen 20 Jahre alt ist und erst in den zunächst vorhergegangenen Jahren begonnen hat, sich seines productiven Talents bewußt zu werden. Amara George, wie sie sich als Schriftstellerin nennt, nicht ohne mit dem erstern dieser Namen an das bittere und verbitternde Schicksal ihres Lebens anzuspielen, hat für sich selbst niemals die Absicht gehabt, als Dichterin aufzutreten, und sich keine hinlängliche Befähigung dazu beigemessen, wie denn überhaupt die größte Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit eine ihrer liebenswürdigsten Eigenschaften ist. Erst durch Freunde, die einen tiefern Blick in ihr reichbegabtes Inneres gethan, ist sie bewogen worden, sich etwas der Art zuzutrauen und zu gestatten, das im Stillen von ihr Hervorgebrachte zum literarischen Gemeingute zu machen. Das Vorurtheil, das sich gegen weibliche Bethätigungen der Art geltend zu machen pflegt, hat hier nicht die geringste Berechtigung, wie wir auf den Grund einer mehrjährigen persönlichen Bekanntschaft hin mit dem edeln Herausgeber der „Blüten der Nacht", dem die Dichterin ebenfalls genau bekannt ist, zu bezeugen im Stande sind. Von jener vielgerügten „blaustrumpfigen" Eitelkeit und Unnatur ist hier keine Spur; im Gegentheil, wenn jemals die Natur und zwar speciell die weibliche, aller naturwidrigen Bildung und Dressur zum Trotze, sich selbst zu manifestiren die Absicht hatte, so war es in diesem Falle, was besonders damals auffallend war, als Referent das Glück hatte, mit diesem wundersamen Phänomen bekannt zu werden, das seiner ganzen Umgebung so völlig fremd und unbegriffen und daher auch so grausam verkannt und misdeutet gegenüberstand. Daß Amara's Freunde sie auf den Weg einer für sie ehrenvollen Publicität zu bringen suchten, das hatte, außer ihrem Talente, noch andere, ganz besondere Gründe. Sie war durch ein großes, ihre ganze Jugend ohne ihre Schuld mit einem düstern Trauerflor umziehendes Unglück gebeugt und infolge dessen bei einem höchst reizbaren Gemüth und Nervensystem so schwer und unheilbar erkrankt, daß sie monatelang kraftlos darniederlag und die allertraurigste Katastrophe in Aussicht stand. Laut zu sprechen, war ihr jahrelang unmöglich; erst in dem letzten Sommer, während ihres Aufenthalts im Bade Soden, hat sie ihre Stimme wiedererlangt. Alle Beschäftigungen, welche die physischen Kräfte nicht ganz oberflächlich in Anspruch nehmen, mußten ferngehalten werden; dabei war Geist und Herz in der lebendigsten Bewegung und Aufregung: was war in dieser Lage natürlicher, als daß sie sich zu stillen poetischen Studien und Productionen neigte, und was zweck- und pflichtgemäßer, als daß man sie hierin auf alle Weise bestärkte und unterstützte? Es entstanden auf diese Weise namentlich drei Werke: erstlich ein zwar vollendeter, aber noch ungedruckter Roman, über den im „Frankfurter Conversationsblatt" mehre Artikel zu lesen sind, dann die hier in Rede stehenden „Blüten der Nacht" und die in Düsseldorf bei Arnz erscheinenden Indianermythen; einige Märchen und Novellen nebst einer Anzahl neuer Gedichte, die eine künftige Sammlung bilden werden, sind in den letzten Zeiten zustande gekommen. Die „Blüten der Nacht" führen diesen Namen theils in Rücksicht auf die äußerst unglücklichen Umstände, unter welchen sie entstanden sind, theils um den zwar keineswegs durchgängig, doch aber großentheils schwermüthigen und traurigen Charakter zu bezeichnen, den sie selbst tragen,

Blüten der Nacht — so heißen sie mit Fug.
So oft ja, da sie keimten, ward die Nacht
In Thränen ohne Schlummer hingebracht;
Und glänzet' in des Tages hellem Schein
Die Erde noch so heiter — tief genug
War doch in Nacht getaucht mein ganzes Sein.
Nie fördert' einer warmen Sonne Pracht
Der kleinen, armen Sprößlinge Gedeih'n;
Sie gingen auf aus dunkler Lebenspein.
Blüten der Nacht — das soll ihr Name sein.

Kaufmann bemüht sich in seiner Einleitung den düstern Theil der Sammlung zu entschuldigen und vor kritischer Rüge zu schützen. Es ist zu bedauern, wenn dergleichen vorbauende Maßregeln nöthig sind; denn wie muß es mit einer Kritik bestellt sein, der man etwas so Eigenthümliches, Tiefes, Gewaltiges und Bedeutsames, wie hier ohne allen Zweifel vorliegt, mit solcher Scheu und Schüchternheit nahezubringen hat! Wer etwas der Art mit Zurückweisung, Geringschätzung, Hohn behandelte, der würde sich damit auf die Seite eines geistigen und literarischen Pöbels stellen. Kaufmann bemerkt mit Recht, daß sich Amara's Begabung als eine sehr reiche und vielseitige erweise, und daß selbst in diesen dunkeln „Blüten der Nacht" eine Reihe von Gedichten der anmuthigsten und lieblichsten Art das heitere, naive und graziöse Genre vertrete; er versäumt es auch nicht, auf den Werth jener andersartigen Elemente aufmerksam zu machen. Aber er hätte dies letztere, wie mir scheint, auf eine viel nachdrücklichere und gewichtvollere Weise thun können und sollen. Auch Schmerz und Klage haben ihr Recht in der Poesie und werden es ewig haben, solange wirkliches, wahres Unheil und Leiden vorhanden; der große, vielfache, tiefgewurzelte Jammer der Menschheit, die schreienden Widersprüche und Conflicte des Lebens und der Gesellschaft, die Qualen und Verzweiflungen des Herzens sind dadurch nicht getilgt, daß man sie ignorirt und davon zu sprechen und zu singen verbietet; und was insbesondere die vorliegende Sammlung betrifft, so halten wir gerade den trübsinnigen, an Klage und Anklage reichen Theil derselben für den wenigstens in Rücksicht auf sociale Verhältnisse und Probleme interessantesten und wichtigsten. Es sind Töne von beispiellos ergreifender und erschütternder Wirkung; der Schmerz des Lebens ist wol nie und nirgends im Bereiche der Poesie mit so fühlbarer Wahrheit und Nothwendigkeit, mit so effectvoller Kraft und Kühnheit des Gedankens und des Ausdrucks aufgetreten; man kann daher wol sagen, daß sich diese Lieder von allen andern, wenn auch übrigens noch so ähnlichen, als ein eigenes Genre specifisch unterscheiden, ein Genre, welches mit matten, oberflächlichen oder gar affectirten, geheuchelten Darstellungen unglücklicher, zerrissener Zustände und Stimmungen unter einen und denselben Gesichtspunkt zu bringen lächerlich und erbärmlich wäre. Amara's Lyrik ist ein Schrei des Jammers und der Verzweiflung, der unwillkürlich und unabweislich aus den innersten Tiefen der Seele steigt, und diese Seele documentirt sich hierbei zugleich als eine der edelsten, schönsten, tiefsten, gehalt- und würdevollsten, die es gibt. Die Dichterin hatte kein Bewußtsein von der allgemeinen Bedeutung dieses zunächst so rein subjectiv und individuell erscheinenden Thuns; die Sache des denkenden Beurtheilers aber ist es, gerade diese Bedeutung zu erkennen und hervorzuheben. Sie besteht darin, daß die noch herrschende, wenn auch noch so wenig eingesehene und zugestandene Barbarei unserer moralischen und gesellschaftlichen Denkarten, Sitten und Zustände ans Licht gezogen wird; daß die durch dieselben oft so grausam verletzte und zertretene Weiblichkeit, als deren Symbol und Repräsentantin Amara George gelten kann, ihre Stimme erhebt und eine Welt anklagt, in welcher wol das Gemeine, Alltägliche, ja Schlechte, Heuchlerische und Bösartige ein ganz behagliches und unangetastetes Leben zu führen, das Bessere, Feinere, Werthvollere, Aufrichtigere und Freimüthigere aber, zumal wenn es als weibliche Originalität und Genialität auftaucht, der schonungslosesten Mishandlung und Verfolgung preisgegeben zu sein und zum Opfer zu fallen pflegt. Amara ist, ohne eine Ahnung davon zu haben, die Sachwalterin ihres Geschlechts, dessen Proceß sie zum Theil mit so furchtbaren Tönen führt, daß die Erinnys der griechischen Tragödie keine gewaltigern hat. Dieses kleine, schwache, sanfte, schüchterne, aber in Kraft des ihm inwohnenden Genius mächtige Wesen ist, indem es in einsamer Kammer und schlafloser Nacht seine klagenden und anklagenden Verse schreibt, eine Gigantin, die sich himmelhoch emporhebt über die gemeine Welt von Menschen und Verhältnissen, durch die sie in den Staub getreten wird, und von dieser Höhe einen Fluch auf sie herabschleudert, dessen dieselbe nicht gewärtig war.

Unsere mit der Erscheinung noch unbekannten Leser werden begierig sein, einige Proben vorgelegt zu sehen, um selbst urtheilen zu können, und es ist unsere Pflicht, sie zu geben.

Eine Nacht.

Die Lampe flackert düster auf und nieder;
Ich sitz' und schreib' im einsam öden Zimmer;
Ich und mein Harm, wir ruh'n und rasten nimmer,
Durch Thränen nur erquickt und kleine Lieder.

Kein Schlaf besucht die müden Augenlider;
Ich wende mich ins Freie — Morgenschimmer
Glüht östlich auf; es stirbt der Lampe Flimmer
Und Todesqual durchschauert meine Glieder.

Wie furchtbar uns Geschicke niederbeugen,
Selbst unverdient, der Arme wird's bezeugen,
Der solche Nächte ruhelos durchwachet.

Wenn er in seinen Schmerzen, seinen Schwächen
Gott fluchet — über ihn den Stab zu brechen,
Nicht wag' es Einer, dem das Leben lachet!

Der Stein am Wege.

Ich bin — womit verschuldet' ich dies Loos? —
Der Stein am Wege, den ein Jeder tritt,
Wie mir ihn nahe bringt sein Wanderschritt;
Wär' ich nur hart auch und empfindungslos,
Wie er es ist, der todte, kalte Stein!
Mir aber gab die Macht, die mich ins Sein

Gerufen hat, ein fühlend Herze mit;
In dem wird ewig nur der Jammer wühlen,
Zur Schmach bestimmt, zum Schmerze nur zu sein,
Da gnadelos mich Alles rings verkennt;
Nur Thränen werden mir die Flamme kühlen,
Die tödtliche, die mir im Innern brennt.
Erbarme dich, o Gott, so großer Pein!
Zerschlage, meine Seele freizugeben,
Die Schranke, die sie schließet in dies Leben,
Dies traurige, unwürdige, hinein;
Umdüstere des Geistes hellen Schein,
Bedünk' er auch von dir entflammt zu sein,
Mit dunkler Nacht! Es zeigt sein scharfer Blick
Mir nur mein Elend. Gönne mir das Glück,
Ins öde Nichts gelinde zu verschweben,
Und rufe mich ins Dasein nie zurück!
Nur Ruhe, Ruhe sehn' ich mich zu finden;
Kannst du sie nicht mit Dem, was ist, verbinden,
So laß sie, diese Schlange, mich, die Leben
Geheißen ist, nie wiederum umwinden,
Die schreckliche! Mich in den wahren Stein
Am Wege wandle, den ein Jeder tritt,
Doch ohne ihn dem Schmerz, der Schmach zu weih'n!
Denn nicht, wie mir, in das lebend'ge Sein,
Gabst du ins todte ihm ein Herze mit.

Der schwärzeste der Tage.

Der schwärzeste der Tage
Ist jener in dem Jahr,
Der mich zu dieser Klage
Des Daseins ausgebar.

Sprich, Mutter, dazumalen,
Ob nicht der Himmel floß
Und feuchte Mitleidsqualen
Zur Erde niedergoß;

Ob nicht der Donner rollte,
Der Stürme wilder Sang
Mit dem Geschicke grollte,
Das mich ins Leben zwang?

Ach, hätte dir ein Ahnen,
Ein fernes, nur geglimmt,
Von all' den bittern Bahnen,
Die mir zu geh'n bestimmt —

Nicht hättest du getränket
Dein armes Mägdelein,
Du hättest es versenket
Tief in die Flut hinein.

Diese Manifestationen der schwärzesten Melancholie und Zerfallenheit mit Welt, Leben und Dasein könnten an Schopenhauer, diesen metaphysischen Propheten der Welt- und Lebensverneinung, erinnern; sie sind in subjectiver, lyrisch-poetischer Form ungefähr Dasselbe: in Rücksicht auf ihre concentrirte Kraft und unmittelbare, lebendige Wahrheit und Tiefe aber sind sie mehr als jene ganze, zum Lehrgebäude mühsam ausgebildete und durch eine Reihe von Abhandlungen und Büchern prosaisch breitgeschlagene Todespredigt; sie haben ihrer realen Begründung durch vielfältiges großes Leiden, sowie ihres zarten, weiblichen Ursprungs wegen ein ganz anderes Interesse, einen ganz andern Reiz als die Philosophie eines hypochondrischen Murrkopfs, und sind nicht wie diese peinigend und abstoßend durch starre Einseitigkeit und Ausschließlichkeit, indem sie sich nur als die Ergüsse trüber Momente darstellen, bei welchen die reichbegabte, sich in jedem Elemente zu bewegen fähige Dichterin nicht stehen bleibt. Es ist diese, um eine andere Seite ihrer Poesie hervorzuheben, nicht minder einzig und wunderbar im Fache des weiblich Anschmiegenden, Sanften, Zärtlichen und Rührenden. So gibt es meines Wissens und Erachtens nichts, was sich in der angegebenen Beziehung dem nachstehenden kleinen Gedichte an die Seite setzen ließe. Der darin angeschlagene Ton ergreift, wie er fühlbar aus dem innersten Herzen kommt, so gewiß auch das innerste Herz jedes Empfänglichen.

Gott und dich.

Du bist das Bild von meinen Träumen,
Du bist die Sehnsucht meiner Tage;
Es schwände jede bange Klage,
Wenn du nicht länger wolltest säumen.

Dein Lächeln und dein Wort so milde,
Sie heilen meines Herzens Wunde.
Es segnet deines Kommens Stunde
Dein Kind, wie du sie nennst, Mathilde.

O bleibe mein, du Himmlischlieber.
Nur so, wie du es stets gewesen!
Und wird mein Leben täglich trüber,

Und sterb' ich bald, ich blasses Wesen —
Hab' ich doch Gott und dich verehret!
Ihr Beide habt mir's nicht gewehret.

Welche Innigkeit der Empfindung drückt sich ferner in folgenden kleinen Nummern aus, und wie eigenthümlich schön und überraschend sind die Gedanken darin!

Mehr als Liebster.

Liebster — nein, so sollst du künftig
Nimmermehr geheißen sein!
Nicht so schlicht wie mein Empfinden
Ist das Wort und nicht so rein.

Lieber — dieses sei dein Name!
Im gesammten Weltrevier
Bist ja du der einzig Liebe,
Du der einzig Süße mir.

Wird Ewigkeit genügend sein?

Ja ewig, ewig bin ich dein;
Solange labt der Sonne Schein,
Solange Weltenheere kreisen,
Den Schöpfer seine Werke preisen,
Solange bin und bleib' ich dein.
Nicht wahr, mein Herz, das will was heißen?
Doch ein Bedenken fällt mir ein:
Wird Ewigkeit genügend sein,
Dir meine Liebe zu beweisen?

Eines der schönsten Gedichte der Sammlung ist das „An ein Kind":

Schau' ich hinein ins Auge dir,
Du liebes, süßes Kind —
Wär' ich so ruhig, wünsch' ich mir,
Wie diese Blicke sind!

Und drück' ich einen warmen Kuß
Auf deinen rothen Mund —
Wär' ich so frisch, das ist mein Wunsch,
Wie dieser so gesund.

Und ſtreichle ich mit leichter Hand
Dein Haar, wie Seide weich —
Wär' ich an Weiche, wünſch' ich dann,
Noch dieſem Haare gleich!

Wie Auge, Haar und Mund, ſo iſt
Auch noch dein Herz, mein Kind;
O daß es ſo zu aller Friſt
Verbleibe ſtill und lind!

Ich lege betend meine Hand
Auf dein geliebtes Haupt;
Vielleicht erfleh' ich dir das Glück,
Das mir ein Gott geraubt.

Wir ſollten billig noch andere in dem ſo vielſeitig ausgeſtatteten Buche befindliche Arten von Poeſie beſprechen und mit Proben belegen, wir fürchten jedoch, die uns geſetzte räumliche Grenze zu überſchreiten. Und ſo wollen wir nur noch bemerken, daß zwei Dichtungen in proſaiſcher Form die Sammlung ſchließen: „Das zerbrochene Herz, ein Traum", und „Gottesgruß, ein Märchen". Es ſind ebenfalls Producte der feinſten, zarteſten und weiblichſten Art. Wir treten hier überhaupt in eine durchaus ariſtokratiſche Sphäre im geiſtigen Sinne des Worts ein; gewöhnliche, wenn auch nicht eben gemeine Poeſie ſinkt dagegen zu plattem, plebejiſchem Machwerk herab.

Was bei Amara's nun bereits ſoweit gediehener und offenbar nicht mehr zu hintertreibender Anerkennung wol Diejenigen empfinden mögen, welche ſie zum Opfer ihrer neidiſchen, philiſterhaften Verfolgung erſehen, die ſogar Reiſen gemacht haben, um ſich dieſes Opfer nicht entwiſchen zu laſſen? Sie werden ſich in das Entſetzliche und Unerträgliche ergeben müſſen, und andere Sterne werden an Amara's Himmel glänzen, als die ſchwarzen der Heimat, dem Orte, wo der Prophet nichts gilt, wie ſchon ein altes Sprichwort ſagt. Die Rabbinen behaupten, Gott mache Leitern, auf denen er das Große und Angeſehene hinab- und das Kleine, Verachtete hinaufſteigen laſſe. Gott hat für Amara, wie es ſcheint, eine Leiter gemacht, auf der er ſie glänzend hinaufſteigen laſſen will zu Ehre und Anerkennung. Und was Gott thut, das iſt wohlgethan, ſollte es auch die Philiſter ärgern.

Georg Friedrich Daumer.

Beitzke's Geſchichte der deutſchen Freiheitskriege.

Geſchichte der deutſchen Freiheitskriege von 1813 und 1814. Von Heinrich Beitzke. Zweiter und dritter Band. Berlin, Duncker und Humblot. 1855. Gr. 8. 4 Thlr.

Das treffliche nationale Werk, deſſen erſter Band bereits in Nr. 20 d. Bl. f. 1855 mit der Anerkennung, die ihm gebührt, beſprochen worden, iſt nun beendigt. Es ſchließt mit dem Feldzuge von 1814 und fügt den von 1815 nicht hinzu, weil derſelbe kein Kampf um die Freiheit Deutſchlands mehr geweſen. Der Verfaſſer ſagt darüber:

Der Kampf von 1815 war mehr ein Kampf der alten Dynaſtien gegen den Eindringling, es handelte ſich nicht mehr von Seiten Napoleon's um eine Wiedereroberung von Deutſchland oder gar um Wiederaufrichtung einer Weltherrſchaft, ſondern nur darum, ob es ihm unter ganz neuen Verhältniſſen möglich ſein würde, ſich auf dem Throne von Frankreich zu erhalten.

Wenn ihm das aber gelungen wäre? Der Feldzug von 1815 hat doch erſt das Werk von 1814 auf immer befeſtigt; abgeſehen aber davon, hätten wir ihn gern auch von dem Verfaſſer dargeſtellt geleſen. Vielleicht bringt er ihn ſpäter noch einmal ſelbſtändig; halten wir uns einſtweilen an Das, was er dem deutſchen Volke über ſeine neue Heldenzeit, die allzu ſehr vergeſſene, geboten hat.*)

Der erſte Band ſchloß mit dem Ablauf des Waffenſtillſtandes, der zweite enthält den fortgeſetzten Feldzug bis Ende 1813, der dritte den von 1814. Eine Ueberſicht geht der Darſtellung der Begebenheiten voran; jeder Leſer wird dafür dankbar ſein. Hiſtoriſche wie geographiſche Verhältniſſe verlangen eine ſolche, wenn man ſich nicht in den Einzelheiten, die ſich oft kreuzen und nebeneinanderlaufen, verwirren ſoll. Zuerſt wird hier die Bedeutung des großen Kampfs, an welche nicht die der Perſerkriege und Kreuzzüge reicht, hervorgehoben, erſt im Allgemeinen, dann insbeſondere für Deutſchland. Wir haben früher irgendwo geleſen, daß die Darſtellung des Verfaſſers an einer gewiſſen Trockenheit leide; den Ungrund dieſes Vorwurfs zu beweiſen, könnten wir viele Stellen anführen, der Leſer wird ſchon in der Ueberſicht Schwung finden, wo der Gegenſtand ihn erzeugt. Ein Werk wie dies würde durch eine ſchwülſtige oder geſpreizte Sprache ſeinen Zweck ganz verfehlen. Wie lebendig weiß der Verfaſſer zu ſchildern:

Von den Sammelplätzen, welche man innegehabt, in dem Gebirgskeſſel von Böhmen, im Hügellande von Schleſien, in den ſandigen Ebenen der Marken, brachen die verbündeten Heere auf gegen den Feind und der Feind zog ihnen entgegen. Der Tritt von unzähligen Schlachthaufen hallte über das Feld, der Hufſchlag gewaltiger Reitergeſchwader regte den Staub auf, unabſehbare Reihen von Geſchütz und Fuhrwerk bedeckten die Straßen und durchfurchten tiefeinſchneidend die Aecker; von den Feſtungen ertönte der Geſchützdonner von neuem. Der große Kampf begann.

Das iſt Soldatenſprache, durch eigene Anſchauung getragen, und keine nähert ſich dem echten Volkston mehr als dieſe.

Der zweite Band enthält zwei Bücher, des ganzen Werks fünftes und ſechstes Buch. In dem fünften, welches vom Wiederbeginn der Feindſeligkeiten bis zur leipziger Schlacht reicht, iſt der Stoff zweckmäßig in zwei Abtheilungen getheilt, deren erſte die Periode der Einzelkämpfe des böhmiſchen, ſchleſiſchen und Nordheers, die zweite das Beſtreben der verbündeten Heere, ſich in den ſächſiſchen Ebenen zu vereinigen, und die Gefechte bis zur Schlacht von Leipzig darſtellt. Das ſechste Buch gibt die Schlacht von Leipzig und das Ende des Feldzugs von 1813. In dieſer Anordnung bekundet ſich von neuem das Talent des Verfaſſers zu klarer Gruppirung, welche das Verſtändniß und die Auffaſſung des Ganzen bei den Leſern allgemeiner Kreiſe erleichtert.

*) Inzwiſchen erſchien von demſelben Verfaſſer eine „Geſchichte des ruſſiſchen Kriegs im Jahre 1812" (Berlin, Duncker und Humblot 1856), auf die wir noch zurückzukommen gedenken. Auch wollen wir zu unſerm Berichterſtatter hoffen, daß der Verfaſſer auch den letzten Act der großen hiſtoriſchen Tragödie von 1813—15 der militäriſchen Welt nicht vorenthalten werde. D. Red.

Mit den Unternehmungen des böhmischen Heers beginnend, wird erst die Ungewißheit dargestellt, in welcher Napoleon über die Stärke seiner Gegner schwebte. Diese Unsicherheit über alle Verhältnisse des Feindes waltet immer im Kriege und ist einer der Factoren desselben, der sich eben gar nicht berechnen läßt und auch bei der Kritik der Feldzüge gewöhnlich viel zu niedrig angeschlagen wird. Die Kritik hat überhaupt noch sehr viel zu lernen. In dieser Beziehung erlauben wir uns aus einem Privatbriefe eines unserer bedeutendsten Militärschriftsteller beherzigenswerthe Worte anzuführen:

Mit Beschämung gedenke ich noch der Zeit (es ist schon ziemlich lange), wo ich auch — Feldherren kritisirte. Jetzt bemühe ich mich, die Ursachen ihres Thuns und Lassens zu erforschen, und finde dann auch leichter die Gründe dafür.

Diesen richtigen Weg hat auch der Verfasser eingeschlagen. Er zeigt, daß Napoleon das böhmische Heer um 100,000 Mann zu gering angenommen, weil er die Verstärkung desselben durch Russen und Preußen nicht beachtet hatte, und daß er dadurch auch in der Vertheilung seiner Streitkräfte irrige Maßregeln getroffen. Wenn er sich mit Ueberlegenheit auf jene noch im Marsch begriffenen Truppen Barclay's gestürzt hätte, würde er vielleicht den ganzen Kriegsplan der Verbündeten gestört haben. Er glaubte jedoch eher, daß die Hauptarmee sich in der Lausitz sammeln werde, und wollte dieser begegnen, nachdem er sich durch Oudinot's Entsendung auf Berlin den Rücken gegen die Nordarmee gedeckt. Nachrichten über den erwähnten Marsch zwangen ihn, sich erst die Gewißheit zu verschaffen, welche nun seinen Operationsplan vereitelte. Der Verfasser sieht es als den ersten Grund seines Kriegsunglücks an, daß er durch diese nothgedrungene Versäumniß, statt, wie er gewohnt war, den Feldzug selbst zu eröffnen und gleich im Anfange starke Schläge auszutheilen, sich von den Verbündeten zuvorgekommen sah, welche ihrerseits ganz gegen ihre Gewohnheit die Feindseligkeiten eröffneten; dadurch schon sei ein großer Theil des Zaubers, der auf seinem Namen geruht, zerstört worden.

Aber dieselbe Ungewißheit, welche Napoleon beirrte, herrschte auch bei den Verbündeten über ihn, was im deutschen Lande, „das sich doch nach Befreiung sehnte", allerdings auffallend erscheint. Man vermuthete den Kaiser in einer Hauptstellung bei Leipzig und nur Vortruppen am Gebirge in der Gegend von Plauen, Chemnitz, Freiberg. Darauf war die Unternehmung nach Sachsen berechnet, während Blücher schon die Offensive in Schlesien ergriffen hatte. Diese riß denn Napoleon aus seiner Unsicherheit, wohin er sich eigentlich wenden solle, und zog ihn nach Schlesien. Das böhmische Heer hatte den Marsch bereits mit nur einer Colonne gegen Dresden, mit den drei andern aber in der Hauptrichtung auf Leipzig angetreten, als zum Glück ein Adjutant Gouvion Saint-Cyr's gefangen wurde, dessen Depeschen endlich Licht gaben.

Der Verfasser hat im Vorwort zum dritten Bande sich darüber ausgesprochen, warum er den beiden ersten Bänden keine Uebersichtskarten und Schlachtpläne beigegeben. Wir erkennen diese Gründe an, glauben aber auch, daß der aufmerksame Leser jene nicht vermissen wird, denn die Darstellung der geographischen und Terrainverhältnisse ist so vortrefflich, daß sich Jeder, auch der Laie, danach orientiren kann. So schildert er das Erzgebirge und die Gegend von Dresden, welche den Schauplatz für die ersten Unternehmungen des böhmischen Heers abgaben. Der Stimmung wie dem Volksgeiste in Sachsen wird hierauf eine Betrachtung gewidmet, welche aber nur zum Theile wahr ist; jene „allgemeine Freude" beim Anmarsche Napoleon's zum Entsatze war keineswegs vorherrschend, ja wir können, als der Kaiser am 27. August als Sieger, 13,000 Gefangene hinter sich, zum Falkenschlage wieder einzog, eher Bestürzung verbürgen. Die Schlacht von Dresden dagegen ist trefflich geschildert, und wie des Verfassers Fachgenossen sich befriedigt fühlen, so möge er auch überzeugt sein, daß Nichtmilitärs keineswegs weniger Ausführlichkeit in seiner Darstellung von Kriegshandlungen wünschen werden. Dieselbe ist so fern von peinlichem Détail, so lebhaft gefärbt und allgemein anschaulich, daß sie Jeden interessiren muß. Einzelne Scenen und Charakterzüge, welche aufgenommen sind, dienen dazu, dies Interesse zu erhöhen. Aus Wolzogen's und andern neuerdings erschienenen Memoiren hätte noch Manches geschöpft werden können, wodurch auch die Klage, daß „die in hohem Maß gesteigerte Ehrfurcht gegen gekrönte Häupter und hohe noch lebende Militäraristokraten nicht gestattete, persönliche Verhältnisse zu berichten", eine fast ins Gegentheil umschlagende Erledigung gefunden hätte. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir das Manuscript dieses Werks schon vor mehren Jahren vollendet annehmen, was auch die eigene Bemerkung S. 534 bestätigt. So hat wol Manches, was seitdem erschienen ist und über die Regionen, wo die Kriegsplane entworfen worden, Aufklärungen gibt, nicht mehr oder nicht vollständig benutzt werden können. Von jenen Charakterzügen heben wir bei Dresden die Antwort Napoleon's auf das Gesuch des gefangenen Feldmarschallieutenants Metzko, auf Ehrenwort entlassen zu werden, heraus: „Ich kann einen östreichischen General der Gelegenheit nicht berauben, der Tochter seines Souverains in Paris die Hand zu küssen!" — eine Antwort, in welcher die bitterste Anklage lag. Was der Verfasser über Moreau urtheilt, der hier bekanntlich seinen Tod fand, ist hart, aber gerecht. Merkwürdig, wie der fehlgeschlagene Angriff auf Dresden damals in den officiellen Blättern verschleiert worden; erst nach dem Siege von Kulm erschien über jenen Angriff, als sei nur eine große Recognoscirung beabsichtigt worden, eine oberflächliche Nachricht.

In der Darstellung des Rückzugs der böhmischen Armee ist es erfreulich, das Verdienst des Prinzen Eugen von Würtemberg, welcher die Lage der Dinge klar erkannte und das Nothwendige durchsetzte, gehörig gewürdigt zu sehen; es ist neuerdings verkleinert worden, woraus der General von Hofmann in Koblenz, damals

Chef des Generalstabs beim Corps des Prinzen, Gelegenheit genommen, es durch schlagende Thatsachen nachzuweisen und zu bestätigen. Eigenthümlich ist die Schonung der russischen Garden, dieser ausgezeichneten Truppen, von der wir in der Schlacht von Kulm lesen. Als General Ostermann auf des Prinzen Bitte dem Commandirenden der Garden befahl, von seinen vier letzten Bataillonen noch zwei ins Feuer rücken zu lassen, erwiderte er:

Es ist meine Pflicht, Euer Excellenz sagen zu müssen, daß ich es beim Kaiser nicht verantworten kann, wenn ich es zugebe, daß hier die ganze Garde geopfert wird. Des Prinzen Schuld ist es, daß heute die kaiserliche Garde vernichtet wird. Er scheint aber heute noch nicht genug geopfert zu haben, er weiß noch einige Bataillone und will auch diese. Sind aber diese weg, so hat der Kaiser keine erste Gardedivision mehr. Meine Pflicht ist es aber, dem Kaiser wenigstens etwas von seiner Garde zu erhalten.

Und das war Jermolow, der sich später als Generalgouverneur der transkaukasischen Provinzen so berühmt und verdient gemacht hat! Zum Glück setzte der Prinz sein Verlangen durch und schlugen sich die Garden ihres alten Ruhms würdig. Vandamme's Untergang ist bekannt, ebenso, daß nicht er selbst, sondern Napoleon ihn verschuldet, weil er ihn ohne Unterstützung gelassen hat. Die Ursachen werden hier unparteiisch zu ermitteln gesucht und zum Theil auch in einem plötzlichen Unwohlsein des Kaisers gefunden, welches ihn im entscheidenden Augenblicke befiel und in Verbindung mit den eingegangenen Unglücksnachrichten von der Katzbach und Großbeeren der gewohnten Energie beraubte. Der auffallende Umstand, daß Mortier, der mit vier Divisionen Junger Garde in Pirna, nur 3½ Meile Chaussée von Nollendorf entfernt, nicht in Verbindung mit Vandamme geblieben, sodaß sich das Corps von Kleist unbemerkt einschieben konnte, wird möglicherweise aus einer Entfremdung zwischen beiden Feldherren erklärt, was wir dahingestellt sein lassen. Vandamme's Charakter ist gut geschildert; ebenso die Behandlung, die er als Gefangener zu erleiden hatte, sowol in Teplitz als auf dem Transport an die Grenze Sibiriens.

Erfreulicher als die Unternehmungen der böhmischen Armee sind die der schlesischen zu lesen, wo der Befehl ohne alle Einflüsse höchster und hoher Personen in Einer Hand lag und Blücher's Thatkraft und die Einsicht seines Hauptquartiers alle Schwierigkeiten, deren es auch hier genug gab, überwanden. Eine kurze, aber treffende Charakteristik der Unterfeldherren York, Sacken und Langeron dient dazu, diese Schwierigkeiten zu kennzeichnen. York schloß sich schroff ab; er glaubte Blücher seiner Stellung nicht gewachsen und nach Gneisenau's „Pfeife tanzend", der ihm wegen seiner Reformbestrebungen politisch verhaßt war und überspannt, unpraktisch erschien; Sacken war wegen seines Ungehorsams bekannt und Langeron hatte insgeheim Kenntniß von dem Kriegsplane von Trachenberg, wonach er Blücher's Hitze mäßigen wollte. Dessenungeachtet errang das schlesische Heer bedeutende Erfolge, was seiner Leitung zur höchsten Ehre gereicht. Man muß hier lesen, welche Hindernisse Langeron's ewige „Rückzugsgedanken" derselben in den Weg legten. Die Schilderung der Märsche und Gefechte, welche der Schlacht an der Katzbach vorangingen, wird auch dem nichtmilitärischen Leser eine richtige Anschauung geben; daß, wie der Verfasser sagt, die genannte Schlacht nach dem vorhandenen, wenn auch noch so detaillirten Material schwierig darzustellen ist, geht aus dem schlimmen Regenwetter hervor, in welchem sie geschlagen wurde. Dabei war auch Theilnehmern keine Uebersicht möglich. York erwiderte dem Adjutanten, der ihm den Befehl brachte, soviel vom Feinde auf das Plateau zu lassen, als er überwältigen könne: „Gehen Sie selbst hin und zählen Sie, bei dem Regen kann ich meine eigenen Finger nicht mehr zählen." Doch hat der Verfasser, um die einzelnen Gefechtsacte zu sichten, das Mögliche geleistet. Ob der alte Blücher, der sich hier mit gezogenem Säbel in das Reitergefecht, seiner Husarennaturtreu, gestürzt, gerade an der Spitze des brandenburgischen Ulanenregiments attakirt habe, ist an sich gleichgültig, doch hat Referent, welcher 35 Jahre in diesem Regiment gestanden und noch Alle, welche die Feldzüge überlebt, oft genug die Scenen derselben schildern gehört, von Blücher's persönlicher Anführung nichts vernommen. Höchst lebendig ist die letzte Katastrophe erzählt. Was Müffling unbegreiflicherweise in seinem „Aus meinem Leben" über die Bedeutung der Schlacht äußert, findet am besten seine Erledigung durch Thatsachen.

Dieser Sieg hatte trotz der kräftigen fünftägigen Verfolgung doch nicht den Einfluß auf den Krieg, welcher zu erwarten stand, weil das böhmische Heer an demselben Tage eine Niederlage erlitt. Fürst Schwarzenberg verlangte nach dieser sogar, daß ihm Blücher mit 50,000 Mann zu Hülfe komme, was aber der Alte, der mit seiner soldatischen Gradheit doch eine nicht unbedeutende Schlauheit wiederum als echter Husar verband, von sich abzulehnen wußte, indem er, den Vorwurf des Ungehorsams gegen den Oberfeldherrn zu umgehen, den Kaiser Alexander für diesen annahm und sich nach allen Seiten deckte, auch Schwarzenberg durch eine weitläufige Argumentation beschwichtigte, wobei er ihm doch, wenn er von Bennigsen's Reservearmee 12,000 Mann bekäme, einen Theil seiner russischen Truppen in Aussicht stellte. In dies Getriebe der sich kreuzenden Transactionen, zu welchem reinfactische Schilderungen in der Regel wenig Notiz nehmen, muß man sehen, um zu begreifen, wie Napoleon sich gegen die gewaltige Ueberlegenheit seiner Gegner solange zu halten vermochte. Wir legen diesem Theile des Beitzke'schen Werks einen besondern Werth bei.

Ein Hemmniß ganz anderer Art waltete beim Nordheere durch die eigenthümliche Stellung, welche der Kronprinz von Schweden zur gemeinschaftlichen Sache einnahm. General Stewart, der englische Commissar in seinem Hauptquartiere, schrieb schon vor der Convention von Trachenberg an seine Regierung: „Der Prinz hat einen Kriegsmantel umgethan, aber seine Unterkleider sind von schwedischen und friedlichen Stoffen gemacht." Seine Soldaten verstanden ihn nicht, da er nur fran-

zösisch sprach, und faßten, als er fortwährend unthätig blieb, gegen ihn ein Mistrauen, dessen murrende Aeußerung, wenn er vor der Fronte erschien, kaum zu unterdrücken war. Nächst der Persönlichkeit des Prinzen ist mit Recht die Bülow's vom Verfasser ausführlich geschildert worden, denn er ist es allein, welcher die Ehre des Nordheers gerettet hat. Varnhagen's meisterhafte Biographie des Feldherrn, der keine Schlacht verloren, ist in Nr. 24 d. Bl. f. 1854 schon besprochen worden; der Verfasser gibt dieselbe auch als seine Quelle an.

Bei der Betrachtung der Operationen Oudinot's wird betont, daß die Hälfte seines Heers aus Deutschen bestanden habe, und die merkwürdige Unsicherheit, welche auch hier, wie überall, wo der Kaiser nicht selbst befehligt, geherrscht habe, daraus erklärt, daß alle Corpsbefehlshaber, gewohnt, unmittelbar vom Kaiser Befehle zu empfangen, die eines Gleichen, der über sie gesetzt worden, niemals pünktlich ausgeführt, sondern nach Gutdünken gehandelt haben. Die Schlachten des Nordheers oder vielmehr der preußischen Truppen desselben werden mit Interesse gelesen werden, wenn auch die Thatsachen mehr oder minder bekannt sind. Der Landwehr, aus welcher mit Ausnahme eines einzigen Regiments das ganze Tauenzien'sche Corps bestand, wird mit besonderer Auszeichnung gedacht; sie hat sich auch beim York'schen Corps in Schlesien gut geschlagen, aber die entsetzlichen Verluste, welche sie von 16,000 Mann auf 7000 herabbrachten, und die Noth, welche sie litt, sodaß sie zuletzt meist barfuß laufen mußte, bewogen Viele, als Schlesien befreit und somit die Grenze ihres Horizonts erreicht war, re bene gesta nach Hause zu gehen. Beim Nordheere hat sie sich aber stets mit glänzendem Ruhm bedeckt. Erfreulich ist es, daß der Verfasser auch der sächsischen Tapferkeit gerechte Anerkennung zollt. Wir beklagen es mit ihm, Deutsche gegen Deutsche fechten zu sehen, es ist leider der alte Fluch unsers Volks: Gott gebe, daß er endlich gesühnt und gelöst ist. Darum bleibt aber jede Tapferkeit rühmlich und der Nachsatz: „wenn von Ruhm in solchem Falle die Rede sein kann", befremdet. Wäre Feigheit hier mehr am Orte gewesen? oder Abfall? Als Soldat können wir uns nur mit General Sahr und bei Leipzig mit General Zeschau und der schweren Reiterbrigade, die ihrem Kriegsherrn, dem Könige, unbedingt gehorsam blieb, einverstanden erklären.

Dagegen theilt wol jeder Vaterlandsfreund die Entrüstung des Verfassers über das Bulletin des Prinzen, das die Schlacht von Großbeeren eine bloße Affaire nannte und sich hier wie bei Dennewitz den Sieg zuschrieb, weshalb noch jetzt in allen Lehrbüchern der Weltgeschichte, selbst in Rotteck's zu lesen steht: der Kronprinz von Schweden habe die Franzosen geschlagen. Es ist eine ernste Pflicht, die deutsche Jugend über diese Lüge aufzuklären. Bernadotte hat im Gegentheil Alles gethan, die Thatkraft der Preußen zu lähmen. Selbst das Gefecht von Hagelsberg, wo nur preußische Landwehr unter Hirschfeld gekämpft und allein im Dorfe 4000 Franzosen mit dem Kolben todtgeschlagen hat, wo eine ganze französische Division vernichtet wurde und nur ganz gelegentlich ein paar Hundert Kosacken auf drei sächsische Schwadronen attakirten, ist so entstellt worden, daß Berlin, die dankbare Hauptstadt, eine Denkmünze auf den Sieg mit der Inschrift prägen ließ: „Durch Tschernyschew und Hirschfeld." Tschernyschew hat jenen Kosackenangriff nicht einmal mitgemacht. Das ist deutsche Anspruchslosigkeit: dem Fremden immer die Ehre!

Die Schlacht von Dennewitz nennt der Verfasser die glänzendste nicht allein unter den dreien, welche allein durch preußische, also deutsche Waffen gewonnen worden, sondern des ganzen Kriegs. Sei es vergönnt, über den geschilderten Reiterangriff Tauenzien's, die beiden polnischen Ulanenregimenter betreffend, eine Berichtigung zu geben. General Okounew, als Zuschauer, nicht Theilnehmer, schildert den Moment sehr genau in seinem trefflichen „Examen raisonné sur les propriétés des trois armes". Noch ehe Bülow's erste Brigade in die Schlacht eingerückt, noch ehe jene Reiterattake begonnen war, gingen die beiden polnischen Regimenter gegen Tauenzien's Flügel, sich wie zur Schwärmattake auflösend, im Schritt vor. Eine preußische Husarenschwadron wurde entgegengeschickt, um die Absicht dieses räthselhaften Manoeuvre zu erkunden, der Rittmeister nahm den vierten Zug und Flanqueurs vor, als plötzlich bei den Polen „Marsch! Marsch!" commandirt wurde und sich die ganze Masse der beiden Regimenter im Schwarme mit solchem Ungestüm auf die Preußen stürzte, daß sie theilweise bis ins zweite Treffen brach und ein oder das andere Bataillon hier die Haltung verlor. Wäre dieser Moment von Ney mit andern Truppen gleich benutzt worden, so hätte er vielleicht für Tauenzien übel ablaufen können, aber die Unterstützung blieb aus und die braven Polen, jetzt von der Reiterei angefallen, wurden nutzlose Opfer ihres Muths. Aus der lebendigen Schilderung des Verfassers heben wir für Leser, denen Kriegsscenen fremd sind, noch eine hervor, welche die Gleichgültigkeit vor Gefahr in dem wilden Durcheinander eines Dorfgefechts zeigt. Mitten in Gölsdorf befand sich ein Brunnen. Vom Durste gemartert, lösten sich ganze Bataillone von beiden Theilen auf und umlagerten ihn, Freund und Feind gemischt, zu Hunderten, um zu trinken; weder Güte noch Gewalt konnte dem wehren, obgleich der Brunnen im wirksamsten Kartätschenfeuer stand!

In der Einleitung der zweiten Abtheilung wird die gegenseitige Lage nach den bisher geschilderten Ereignissen betrachtet. Bitter spricht sich der Verfasser dabei über den Nestor der gegenwärtigen Diplomaten aus: „Im Tractat von Teplitz vom 9. September ist schon wieder die volle, alte, engherzige, altspanisch-östreichische Politik Metternich's sichtbar, die, den Augen der Völker verborgen, im Dunkel der Cabinete waltet." Die Glossen, welche den Inhalt des Tractats begleiten, finden wir jedoch ebenso unbegründet als den Ausfall in Betreff der geheimen Artikel. Sind diese letztern ihrem Inhalte nach etwa ungerecht? Und können politische Verhandlungen immer gleich öffentlich gemacht werden, besonders hier,

wo die Fürſten des Rheinbundes noch im Spiele waren? Was wäre gewonnen worden durch ihre Publication? Das deutſche Volk kümmerte ſich vorerſt nur um den Kampf, um die Befreiung vom fremden Joch; die Herſtellung der alten rechtmäßigen Throne — weiter enthalten jene geheimen Artikel ja nichts — verſtand ſich in der damaligen ſchlichten Meinung von ſelbſt.

Folgen wir aber dem Verfaſſer wieder in den Krieg. Vielen Leſern, welche nur die allgemeinen Contouren und die Hauptſchlachten deſſelben kennen, wird die Erzählung, wie Napoleon nach der Schlacht von Dresden von der Verfolgung des böhmiſchen Heers abgelaſſen und ſich wieder gegen Blücher gewandt, welche Gefechte dabei geliefert worden, z. B. das für die Verbündeten unglückliche Reitergefecht bei Reichenbach, neu ſein, intereſſant wiederum die kluge Weiſe, auf welche ſich Blücher dem zweiten Anſinnen, jetzt mit ſeinem ganzen Heere nach Böhmen zu marſchiren und ſich mit der Großen Armee zu vereinigen, zu entziehen wußte. Was wäre ohne ihn aus dem Feldzuge geworden! Aber auch ſeinem Vertrauten, Major Rühle von Lilienſtern, der die zarte Angelegenheit ſo geſchickt ordnete, alle Ehre! Der Verfaſſer nennt ihn nach dem Zeugniß von Genoſſen die Seele des Blücher'ſchen Hauptquartiers nach der Schlacht an der Katzbach. Wer dieſen ausgezeichneten Mann, einen der vielſeitig gebildetſten Militärs, den das preußiſche Heer je beſeſſen, gekannt hat, wird das glauben. Er ſtand zuletzt als Generalinſpecteur dem Militärbildungsweſen vor; ſein „Handbuch für Offiziere" (1817) iſt noch jetzt mit Recht hochgeſchätzt und ein reicher literariſcher Hort, aus ernſten hiſtoriſchen Forſchungen geſchöpft, ruht noch ungehoben in ſeinem Nachlaß. Als er damals im September 1813 die Genehmigung aller Vorſchläge Blücher's von Teplitz zurückbrachte, wurde das Schreiben, das den Feldmarſchall auch zum Rechtsabmarſch über die Elbe ermächtigte, um in Betracht der Perſönlichkeit des Kronprinzen von Schweden das Nordheer zu entſcheidenden Unternehmungen mit fortzureißen, aus triftigen Gründen vernichtet. Wir bemerken dazu, daß nicht die Perſönlichkeit, ſondern die Politik des Kronprinzen dieſe Unternehmungen hinderte. Napoleon's Urtheil: „Il ne sera que piaffer!" iſt nicht richtig überſetzt; piaffer heißt nicht „ſtolze Bewegungen machen", ſondern „auf der Stelle treten" und iſt ein Ausdruck der Reitkunſt, der auch auf deutſchen Reitbahnen für dieſe Lection von Schulpferden üblich iſt. Man kann übrigens Bernadotte's Kriegführung nicht paſſender charakteriſiren. Napoleon ſelbſt war während des September faſt zu einer ähnlichen durch das Verhalten der Verbündeten, die einer Schlacht auswichen, gezwungen, bis endlich der längſt beſchloſſene Linksabmarſch der Großen Armee, der wieder bis zur Ankunft der „polniſchen", weil aus Polen kommenden, Reſervearmee Bennigſen's vertagt worden war, ihn nöthigte, die Elbe und ſeinen Stützpunkt Dresden aufzugeben. Intereſſant iſt der kurze Blick, den uns der Verfaſſer auf die Parteigänger und ihre Thaten ſowol hier als beim Nordheere werfen läßt. Warum er dieſe meiſt aus ſehr diſciplinirten Truppen beſtehenden Streifcorps „Freiſchaaren" nennt? Colomb hat, wie ſein Tagebuch beweiſt, ſchon damals, wo dieſe Benennung noch nicht den jetzigen übeln Beigeſchmack hatte, dieſelbe ausdrücklich verworfen! Ebenſo wüßten wir keinen Unterſchied zwiſchen Parteigänger und Partiſan zu machen, was hier geſondert erſcheint. Der Beſchreibung des Elbübergangs und der Schlacht bei Wartenburg wird eine Schilderung der Oertlichkeit vorangeſchickt und für Nichtmilitärs zugleich ungemein faßlich geſagt, inwiefern die Stelle bei Elſter alle Anſprüche erfüllte, welche man an einen zum Flußübergang günſtig zu nennenden Punkt macht. Der Verfaſſer nennt den Kampf bei Wartenburg, abweichend von ſeiner gewöhnlichen Bezeichnung Treffen, eine Schlacht; er ſpricht ſich nicht darüber aus, warum, wir erkennen aber die Gründe, welche ihn dazu bewogen haben müſſen, vollkommen an; Wartenburg hatte die volle Wichtigkeit einer Schlacht, und es iſt erfreulich, überall einer ſelbſtändigen Anſchauung und Behandlung des Stoffs zu begegnen. Unparteiiſch läßt er auch hier wieder dem Feinde, allen Traditionen aus der Zeit bittern Haſſes entgegen, Gerechtigkeit widerfahren, ſo dem Könige Hieronymus von Weſtfalen. Unſern Leſern, die das Werk nicht gleich zur Hand haben, theilen wir noch ein Geſchichtchen vom alten Blücher mit, welches der Verfaſſer vom Dichter Fouqué erfahren, dem der Alte ſeinen „dummen Streich" ſelbſt erzählt hat.

Ein Landwehrbataillon, an der Brücke etwas in Unordnung gerathen, konnte nicht recht mit dem Uebergange zuſtande kommen. Blücher fuhr auf daſſelbe los und ſchrie: „Ihr Sch..... zeug, ihr ſcheint keene Luſt zu haben, dadrüben anzubeißen, aber euch ſoll das Donnerwetter regieren; wenn ihr nicht fort macht, laß' ick Feuer uf euch geben!" Das Bataillon bedeckte ſich in der Schlacht mit Ruhm. Als nun am andern Tage der ſiegreiche Feldherr ſich vor der Fronte der Truppen zeigte, jubelte ihm Alles entgegen, nur dies Bataillon allein blieb ſtumm. Blücher fühlte, daß eine Reparation nothwendig war. Er wendete wieder zu dem Bataillon um und ſagte: „Aberſt Kinder, ſeid doch keene dumme Deuwels mit, und gloobt, dat ick dat geſtern im Ernſt gemeent habe. Ick weeß, dat ihr alle düchtige Kerls ſeid, ick habe ja man geſpaßt." Ein ſchallendes Hurrah und unmäßiger Jubel war die Antwort.

Den Unternehmungen des abgeſonderten Theils des Nordheers an der Niederelbe wird ein beſonderer Abſchnitt gewidmet. Grade dieſe weniger bekannten Thatſachen leſen wir gern; wir erfahren, daß in dem Gefecht an der Göhrde zum erſten male in dieſem Kriege Congreve'ſche Raketen angewendet worden, welche großen Schrecken verbreitet; wir hören mit Antheil, daß die Eleonore Prochaska, 21 Jahr alt, gefallen, die in Männerkleidung unbekannt bei den Lützower Jägern eingetreten: erſt bei ihrem Tode wurde ihr Geſchlecht entdeckt. In den folgenden Abſchnitten trifft der Stoff mit demjenigen zuſammen, welcher vom Oberſten Aſter in ſeinem auch in Nr. 28 d. Bl. f. 1853 beſprochenen Werke „Die Schlachten und Gefechte von Leipzig" ſelbſtändig behandelt worden iſt. Dies letztere, welchem das früher

nicht zugängliche östreichische Kriegsarchiv seine Schätze zur Benutzung geöffnet, weicht in manchen Angaben von Beitzke's den bisherigen Quellen folgender Darstellung ab. Der Verfasser hat sich begnügt, diese Verschiedenheit zu bemerken, ohne sie kritisch zu vermitteln, was allerdings eine neue und weitläufige Arbeit verursacht haben würde. Wie er stets den Lesern möglichst charakteristisch nicht blos die Thatsachen, sondern auch die Zustände und die handelnden Personen vor Augen führt, erzählt er auch hier die Sendung Rühle's von Lilienstern zum Kronprinzen und gibt uns das Gespräch zwischen Beiden wörtlich, berichtet über das Verhältniß zwischen Blücher und York, eisenfeste Charaktere Beide, die sich nicht vertragen konnten, und theilt den Brief mit, welchen Letzterer an den Feldmarschall schrieb, als dieser seinen Wagen, der gegen Befehl zwischen den Colonnen fuhr, hatte verbrennen lassen. Im preußischen Heere waren früher noch andere sonderbare Mittheilungen bekannt, die sich Beide zuweilen durch die Adjutanten mündlich gemacht, von Blücher's Seite nicht ohne den ihm eigenen derben Humor.

Weniger ansprechend als diese Seite des Werks erscheint es, wenn der Verfasser die Stellung der Monarchen zum Volke beurtheilt. „Eine Erhebung in Masse zu befehlen, würden aber die Verbündeten schwerlich unternommen haben, weil sie dies nur mit einem erhöhten Manifest von Kalisch gekonnt hätten und sie den Volksgeist mehr als den Feind fürchteten.“ Ist das wahr? Diese Anklage hätte doch wol eines unverwerflichen Documents zur Begründung bedurft, sie erscheint sehr, sehr modern und die folgende Stelle noch mehr: „Wollten sie den deutschen Stämmen im Norden nur die Rückkehr unter die Herrschaft ihrer frühern Duodezfürsten versprechen, so würden sie diese schwerlich zu großer Begeisterung hingerissen haben.“ Frage man doch nach in Hessen, Braunschweig u. s. w., ob sie die Rückkehr ihrer alten Fürsten, gleichviel ob Duodez oder Folio, nicht gewünscht, ob das deutsche Volk bei seiner Erhebung gegen die Franzosen überhaupt an etwas Anderes gedacht, als los- und draufzuschlagen. Ohne diesen Volksgrimm hätte man mit politischen Verheißungen schwerlich eine bedeutende Wirkung erzielt; was für die glorreiche Erhebung dann später dem Volke zutheil geworden oder nicht, ist Gegenstand einer andern Frage. Nur möchten wir im Interesse der historischen Wahrheit dagegen protestiren, Anschauungen vom allerjüngsten Datum auf jene Zeit zu übertragen und den Fürsten Beweggründe unterzulegen, an welche sie nicht gedacht haben. Unbegreiflich ist es, wie der Verfasser als Militär in der Proclamation des Fürsten Schwarzenberg an das gesammte Heer jene Verheißungen vermissen kann! Wann hätte ein Feldherr seine Soldaten vor einer Schlacht durch politische Verheißungen beglückt! Die Proclamation von Kalisch, an welche hier erinnert wird, war doch nicht etwa an die Armee gerichtet. Heer und Volk soll man freilich nicht trennen, aber daß man zu Soldaten anders spricht und sprechen muß, als zum Volke im Allgemeinen, wird man doch zugeben. Und dann die Hauptsache! „Kein Gedanke von einer Wiederaufrichtung Deutschlands in der Proclamation!“ Was ging die Russen und Schweden das an? Der Aufruf war an das gesammte Heer gerichtet, von welchem nur etwa die größere Hälfte, wie der Verfasser selbst sagt, aus Deutschen bestand. Möge er uns kameradschaftlich diese Bemerkungen verzeihen. Deutschlands Macht und Ehre liegt auch uns am Herzen, aber darüber soll man nicht ungerecht werden. Was über die Unmöglichkeit jener Wiederaufrichtung gesagt ist, nachdem Baiern in dem Vertrage von Ried die absolute Souveränetät zugesichert worden, erledigt überdem den Vorwurf an die Proclamation, freilich um ihn noch schwerer auf andere Häupter zu laden. Die Belohnungen, welche General Wrede für die Schlacht von Hanau erhielt, geben allerdings ein merkwürdiges, kaum dagewesenes Beispiel. Der Verfasser sagt darüber:

> General Wrede hatte sich brav, aber wie ein Anfänger geschlagen. Es ist das erste und einzige mal, daß er selbständig in einer Schlacht befehligt hat. Er hatte sie total verloren, und doch wurde er dafür schon damals und später belohnt, wie kaum jemals ein glücklicher Feldherr zuvor: mit Orden, Tröstungen, persönlichem Besuch der Monarchen, in kurzer Zeit mit der Feldmarschalls- und Fürstenwürde und mit Dotationen, wogegen die, welche Blücher erhielt, ärmlich zu nennen war.

Die letzten Abschnitte im zweiten Bande schildern noch den Festungskrieg der Verbündeten, den Zug des Kronprinzen von Schweden gegen Dänemark, die innern politischen Verhältnisse, wobei aus den „Lebensbildern“ sehr schwarze Schlagschatten auf die süddeutschen Fürsten fallen, und die Centralverwaltung über die augenblicklich herrenlosen Länder unter Stein. Was wir über die Hospitalverwaltung, die bei der Masse von Kranken und Verwundeten so nöthig war, lesen, empört das menschliche Gefühl. So war es den würtembergischen Behörden bei schwerer Strafe verboten, andere Soldaten als Würtemberger aufzunehmen, den Aerzten, ihnen hülfreiche Hand zu leisten, den Ortsgeistlichen sogar unter Androhung sofortiger Gefangensetzung auf den Hohenasperg untersagt, Sterbenden, die nicht Würtemberger waren, den letzten geistlichen Trost zu spenden! Die Gründe dafür? Nur Eifersucht auf fremde Einmischung? Undenkbar! Dorow's Werk ist diesen traurigen Bildern zugrunde gelegt; er mag die Gründe verantworten, die er namentlich den bairischen Behörden unterschiebt.

Der dritte Band, welcher den Feldzug von 1814 umfaßt, ist mit dem Ganzen durch die fortlaufende Nummer VII seines einzigen Buchs in unmittelbare Verbindung gebracht; er führt dasselbe allgemeine Motto aus Schiller's „Jungfrau“, noch immer mit dem versverstümmelnden Absatze, der wol hätte beseitigt werden können. Außerdem hat, wie schon früher bemerkt, jedes Buch noch sein besonderes, immer sehr glücklich gewähltes Motto; so das sechste folgendes von Arndt:

Solange rollt der Jahre Rad,
Solange scheint der Sonnenstrahl,
Solange die Ströme zum Meere reisen,
Wird noch der späteste Enkel preisen
Die leipziger Schlacht.

Möchte es nur wahr sein! Das siebente Buch trägt aus Schiller's Siegesfest an der Stirn: „Ausgelitten, ausgerungen" u. s. w. Es beginnt mit einer Darstellung der Schwankungen über Frieden oder Krieg, welche bei den Verbündeten obgewaltet und sich anfangs eher zum Frieden geneigt, bis Napoleon's unbestimmte Antwort auf die ihm gestellten höchst günstigen Anträge und seine gewaltigen Rüstungen die Fortsetzung des Kriegs herausgefodert, für welche schon der alte Blücher in mehr als derben Ausdrücken förmlich gewüthet hatte. Dann wird die gegenseitige Lage geschildert und dabei bemerkt, daß die ungeheuern Streitkräfte, welche Napoleon nach Rußland geführt, 1814 noch überboten worden sind. Diesmal scheiterte die rastlose Thätigkeit, welche der Kaiser wiederum entwickelte, um ein neues großes Heer aufzubringen, an der Erschöpfung Frankreichs und auch an der Zeit, da die Verbündeten früher, als seine Rüstungen zu beendigen möglich war, schon die Grenzen überschritten. Dem Feldzug der Großen Armee ist in der Darstellung die Eroberung von Holland durch den General Bülow vorangeschickt, um den Zusammenhang später nicht zu unterbrechen, womit der Leser vollkommen einverstanden sein wird, da sie ohnehin früher begann. Bülow hatte sich in Hannover endlich vom Kronprinzen losgemacht und war ermächtigt worden, gegen die Yssel vorzugehen und, wenn er hier eine Festung schwach besetzt fände, eine Unternehmung darauf zu wagen. Diese geringe Vollmacht dehnte Bülow ungesäumt darauf aus, ganz Holland auf eigene Faust zu erobern. Wir finden die Anordnung des Verfassers, die interessanten Begebenheiten dieses Unternehmens vorweg zu erzählen, um so zweckmäßiger, als sie, nach den Hauptschlägen des Kriegs vorgetragen, den Antheil des Lesers nicht mehr in dem Grade erregen, als sie verdienen. Dann wird der Einmarsch des böhmischen und schlesischen Heers in Frankreich dargestellt, und wie die Friedensliebe im Großen Hauptquartier wieder die Oberhand gewonnen, je weiter man vorgerückt. „Ohne die Festigkeit des Kaisers Alexander, wacherhalten durch Stein, Münster und Pozzo di Borgo, ohne das unauslöschliche Feuer von Blücher, dessen stehende Rede war: «Der Kerl muß herunter!», Gneisenau, die Prinzen Wilhelm und August, ohne die Anstrengungen und die Tapferkeit des schlesischen Heers würde Napoleon Kaiser geblieben und wahrscheinlich als mächtiger Sieger auch aus diesem Kriege hervorgegangen sein." Doch sagt der Verfasser, daß auch der König von Preußen im Allgemeinen für Fortsetzung des Kriegs gewesen. Gleichwol war der Krieg im Laufe des Januar förmlich zum Stillstand gekommen, bis Napoleon die Initiative ergriff, indem er am 25. Januar nach einem Abschiede von der Kaiserin und seinem Sohne auf Niewiederschen Paris verließ, um sich mit seinem Heere von Châlons aus zwischen Blücher und Schwarzenberg zu werfen. Aber er konnte deren Vereinigung nicht mehr hindern. Die Schlacht von Brienne ist wieder sehr lebendig geschildert, der Leser wird mitten in die kriegerischen Scenen versetzt, er sieht den alten Feldmarschall, wie er, im Schloß überfallen, sich der französischen Gardecavalerie mit dem Säbel in der Faust entgegenwerfen will, wie Sacken, schon halb gefangen, sich rettet, wie auf der andern Seite Kosacken sich in Napoleon's Gefolge mischen und der Kaiser selbst den Degen zieht, sein ganzes Gefolge zu Schwert und Pistole greifen muß, um die zudringlichen Gäste zu verscheuchen. Blücher zog nach der Schlacht auf die Große Armee zurück, und merkwürdig ist es allerdings, wie der Verfasser hervorhebt, daß ihm zu der nun folgenden Entscheidungsschlacht freiwillig der Oberbefehl von dem Oberfeldherrn Schwarzenberg abgetreten und dieser selbst müßiger Zuschauer wird. Ob die Erklärung des Verfassers über die Absichtlichkeit der (nach Prokesch von Osten) geäußerten Zweifel Blücher's am Siege richtig ist, lassen wir dahingestellt; es sieht allerdings dem alten Husaren sehr ähnlich, daß er Schwarzenberg hat „bange machen" wollen, um vorgeschoben zu werden. Denn von seinem Heere war nur ein einziges Corps (Sacken), nur Russen, nicht eine einzige Compagnie Preußen bei der Schlacht von La Rothière, vom böhmischen Heere dagegen drei Corps, nebst den Garden und Grenadieren. Wie kam also Blücher zum Oberbefehl? Schwer genug wurde es ihm übrigens auch noch in der Schlacht gemacht durch die Einmischung des Kaisers Alexander, welche der Verfasser aus Müffling's hinterlassenem Werke darstellt. Er siegte jedoch, und wäre ihm auch die Benutzung des Siegs überlassen geblieben, so würde wahrscheinlich kein zweiter mehr nöthig gewesen sein. Denn der Eindruck der Niederlage war sowol auf das geschlagene Heer als auf die kriegsmüde Nation überwältigend, und die Agenten der Bourbons, die sich längst wieder regten, verfehlten nicht, denselben zu benutzen. Selbst das Abzeichen der weißen Binde, welche jeder Soldat der so vielfach zusammengesetzten verbündeten Truppen am Arme trug, mußte ihnen als Manifest für die Absichten der hohen Monarchen dienen: weiß war bekanntlich die Farbe der Bourbons. Aber der Sieg wurde nicht benutzt. Der Verfasser sagt über die folgenden Ereignisse:

Die Gebrechen einer Coalition und eine völlig diplomatische Kriegführung erzeugten hier die seltsamsten Wirkungen. Man hatte den Feind geschlagen und konnte ihn durch Verfolgung vernichten. Man that dies nicht und ließ ihn entschlüpfen. Man wartete und ließ dem Feinde wie geflissentlich Zeit zur Erholung. Man theilte sich dann und setzte sich der Gefahr aus, einzeln geschlagen zu werden, wie es denn auch wirklich geschah. Das Leichte vermied man und wählte das Schwerere. Und dasselbe Schauspiel werden wir später noch ein mal erneuert sehen.

Diesen Ausspruch zu belegen, dienen die Thatsachen. Dabei wird auch den kleinern Gefechten, welche oft interessantere Scenen bieten als Hauptschlachten, ihr Recht gegeben. Z. B. das von La Chaussée, die Einnahme von Châlons mit der Champagnerflut, welche dabei mit-

ten im Kampfe vergossen worden. Freund und Feind hatte dabei geholfen, an 50,000 Flaschen die Hälse (im eigentlichen Sinne des Worts) zu brechen. Referent erinnert sich, darüber aus dem Tagebuche seines alten tapfern Regimentsarztes Dr. Spaltholz (er trug das Eiserne Kreuz der Combattanten) ein allerliebstes Genrebild gehört zu haben.

Für die Fortsetzung des Feldzugs, nach den Erfolgen, welche Napoleon im Februar gegen die getrennten Heere errungen hatte, war der Beschluß eines Kriegsraths, der am 25. Februar in der Wohnung des Königs von Preußen gefaßt wurde, von Wichtigkeit; er machte Blücher ganz unabhängig, vertraute ihm noch zwei Corps und die Unternehmung auf Paris an und rettete so den Ausgang des Kriegs. Der Verfasser ist im Allgemeinen dem bekannten Werke von Damitz gefolgt, weil es auf Mittheilungen des Generals von Grolman, eines der hervorragendsten Offiziere in Blücher's Hauptquartier, begründet ist, aber er läßt sein eigenes Urtheil nirgends gefangennehmen und berichtigt nach später zugänglich gewordenen Quellen manche dort enthaltene Angabe. Möchten nur Gneisenau's längst versprochene Memoiren bald veröffentlicht werden! Dadurch würde der militärischen Kritik noch manche ausgleichende Mittheilung zufließen, besonders über die Zustände der Heeresleitung, als Blücher erkrankt war. York hatte sich, als er den Sieg bei Laon nicht verfolgen durfte, ergrimmt in seinen Reisewagen gesetzt und nach feierlichem Abschiede sein Corps verlassen. Vor dem Kriegsgesetz war er strafbar, Blücher jedoch, so schlecht er mit ihm gestanden, entschloß sich ihm zu schreiben. Der Brief lautete buchstäblich: „alter waffengefehrte, verlassen sie die armee nicht, da wir an sihl sind, ich bin sehr krank und gehe selbst so ballde der kampff vollendet." York wurde dadurch und durch ein anderes Schreiben des Prinzen Wilhelm zur Rückkehr bewogen. Dem Friedenscongreß von Châtillon ist, nach den besten neuern Quellen bearbeitet, ein eigener Abschnitt gewidmet; möge ihn kein Leser überschlagen! Er gibt Aufklärung über die Diplomatie jener Zeit, welche auch die Kriegführung bedingte. Dann folgt die Darstellung des letzten Acts in dem verhängnißvollen Kampfe: der Zug Napoleon's in den Rücken der Verbündeten, der Marsch beider Heere auf Paris, die dabei vorgefallenen Gefechte, endlich die Schlacht von Paris; den Beschluß machen die Vorgänge bis zur Abdankung Napoleon's und ein allgemeiner Rückblick, an welchen dann die Ergebnisse des großen Kampfs geknüpft werden.

In dieser letzten Ueberschau, die auch die Gegenwart in den Kreis der Betrachtung zieht, spricht sich des Verfassers warme Gesinnung für unser Vaterland am edelsten aus. Wir misverstehen ihn nicht, wenn er zuletzt von der Naturnothwendigkeit spricht, den fehlgeschlagenen Versuch zur Einigung mit verstärkten Kräften zu wiederholen, denn wir wissen, daß er nirgends der Revolution das Wort redet, sondern nur den gesetzlichen Weg meint. Theilen wir auch seine politischen Ansichten nicht immer, finden wir seine Aeußerungen über manchen Staat und manche Persönlichkeit zu herb und schroff, so sagen wir ihm doch aufrichtigen Dank für sein Werk, dessen Vorzüge und leitenden Gedanken zu verfolgen uns eine wahre Freude bereitet hat, und empfehlen es in weitesten Kreisen, nicht zu flüchtiger Lectüre, sondern zu einem Hausschatze der anziehendsten Belehrung über die schöne und gewaltige Zeit, um deren Gedächtniß frisch zu erhalten, auch dann noch, wenn längst der letzte Theilnehmer an den Freiheitskriegen begraben sein wird.

Karl Gustav von Berneck.

Schilderungen aus Ceylon und Ostindien.

Tropische Skizzen, oder Erinnerungen eines indischen Journalisten von William Knighton. Deutsch von M. B. Lindau. Dresden, Kuntze. 1856. Gr. 8. 24 Ngr.

Die Briten haben für Schilderungen aus der sichtbaren Welt, für objective Darstellungen aller Art ein ganz besonderes Geschick. Sie schildern, ohne sich dabei Reflexionen zu überlassen, die, mit dem vollen Ausdruck der Subjectivität gestempelt, sich selbstsüchtig, wie so häufig bei uns Deutschen, auf Kosten des schildernden Theils geltend zu machen suchen; aber sie wissen in einer Weise zu erzählen, daß die Schilderung selbst reichen Stoff zur Reflexion enthält, die anzustellen dem Leser überlassen bleibt. Es ist Alles in Allem die große Kunst der Veranschaulichung, die vorzugsweise dem britischen Erzähler zugebote steht und deren Mangel dem britischen Leser die Lectüre der Erzählungen anderer Nationen so oft ungenießbar macht. Uns Deutschen pflegen die Briten diesen Mangel wie die Ueberfülle subjectiver Betrachtungen besonders gern vorzurücken. Jene Veranschaulichungsgabe steht auch dem Verfasser der „Tropischen Skizzen", der sich früher schon durch ein größeres, in zweiter Auflage erschienenes Werk über Ceylon: „Forest life in Ceylon", vortheilhaft bekannt gemacht, in beneidenswerthem Grade zugebote. Der Verfasser hatte in sehr jungen Jahren die Redaction der singalesischen Zeitschrift „Herald" geführt, die in Colombo, der Hauptstadt von Ceylon, erschien, und zwar wöchentlich nur zwei mal, „sodaß ich", schreibt der Verfasser, „hinreichende Zeit hatte, Leitartikel zu verfassen, Correcturen zu besorgen, Briefe an mich selbst zu schreiben, sie in den hierzu bestimmten Spalten zu beantworten, Antworten an fingirte Correspondenten zu erlassen und alle die andern Geschäfte des Redacteurs einer sich ziemlich breit machenden Colonialzeitung zu verrichten". Von hier begab er sich nach Kalkutta, um einer Anzahl gebildeter junger Männer in den obern Classen des Hindu-College Vorlesungen über Geschichte und Logik zu halten. Aber, wie er selbst gesteht, „wer einmal Herausgeber einer Zeitung gewesen, kann später das Schreiben so leicht nicht wieder lassen". Er schrieb für die „Calcutta review" über Confucius und Lord Wellesley, für die „India sporting review" über Alligatoren- und Elefantenjagden und für eins der Tageblätter über Politik und den Krieg mit den Sikhs, wobei er gelegentlich bemerkt, daß für eine kalkuttaer Zeitung ein Absatz von 1000 Exemplaren schon ein ziemlich bedeutender sei. Später wurde er selbst Redacteur eines neubegründeten Tageblatts, welches der Ankündigung nach mit einer Dampfpresse gedruckt werden sollte. Dies war jedoch nur ein Puff, denn die angebliche Dampfpresse war nichts weiter als eine gewöhnliche Handpresse. Als dies bekannt wurde, fehlte es natürlich in den andern Blättern nicht an den boshaftesten Ausfällen, aber dem Verfasser war es doch gelungen, das Blatt in Schwung zu bringen, sodaß es, als er die Ueberlandreise nach Europa antrat, „noch immer in voller Jugendfrische blühte".

Die Schilderungen des Buchs betreffen die für den Europäer so interessanten wunderbaren Länder Ceylon und Ostindien, dann die Rückreise über Aden. Alles ist mit lebendigem, kräftigem Pinsel dargestellt, möge Knighton nun die Sunderbunds schildern, jene von giftigen Schlangen aller Art wimmelnden sumpfigen Landstriche an den Mündungen des Ganges, in denen das Miasma der Cholera ausgebrütet wird, oder die Menschen, Sitten und Lebensgewohnheiten in Kalkutta, der „Stadt der Paläste", oder eine Dampffahrt auf dem Ganges, oder seinen Aufenthalt in Delhi, oder seinen Besuch auf Tristan d'Acunha, wo „König Glaß", ein ehemaliger Corporal, über ein kleines Völkchen als Monarch, Oberrichter, Priester und nebenbei Schulmeister gebietet und das Muster eines wahrhaft patriarchalischen Colonialregiments eingerichtet hat. Die unvergleichlich interessantesten Mittheilungen des Buchs waren für uns jedoch die über den Ursprung, das Wachsthum und den Fall des Sikhreichs. Obschon wir für unsere Person mit umfangreichern wörtlichen Auszügen in d. Bl. aus Grundsatz ziemlich sparsam sind, so können wir uns doch nicht versagen, die Erzählung einer dem Sturz des Sikhreichs kurz vorhergehenden Episode hier mitzutheilen, die im Auszuge zu viel von ihrem Interesse verlieren würde. Sie betrifft die kurze Herrschaft und den Ausgang Scher-Singh's, der im Jahre 1841 auf den Thron gelangt war. Er war ein angeblicher Sohn des großen Rundschit-Singh, liebte bis zum Uebermaß starke Getränke und die Jagd und überließ die Regierungsgeschäfte dem tapfern, umsichtigen, kräftigen, aber wilden Vezier Dhyan, der einmal, wie der Verfasser berichtet, mit dem Günstling eines frühern Nachfolgers des Rundschit kurzen Proceß gemacht hatte, indem er in das Dunbar des Königs mit entblößtem Schwerte eindrang und dem Günstling mit einem Streiche das Haupt vom Rumpfe trennte. Den Ausgang Scher-Singh's wie Dhyan's schildert der Verfasser wie folgt:

„Der Ausschweifende hatte vorzugsweise zwei Genossen, die er zärtlich liebte; sie hießen Lena und Ajit und bildeten mit ihrem Herrn ein sehr würdiges Kleeblatt. Aber selbst die besten Genossen können beim Becher in Streit gerathen, und als Scher immer rücksichtsloser und ausgelassener wurde und immer mehr eben nur that, was ihm beliebte, bedrohte er bei dieser und jener Gelegenheit das Leben seiner theuern Freunde, von welchen er sich, wie mehrfach versichert ward, niemals, weder bei Tag noch bei Nacht trennte. Die in der Trunkenheit ausgestoßenen Drohungen eines Mannes, der die Macht hat, sie auszuführen, sind jedoch nicht geringzuachten, und Lena und Ajit beschlossen endlich, sich des Tyrannen zu entledigen, ehe er sich ihrer entledigte. Und wir wollen sehen, mit welcher Schlauheit sie hierbei zuwerke gingen.

Scher ohne Dhyan's Zustimmung zu ermorden, würde für die Verschworenen selbst sicherer Tod gewesen sein. Sie ließen es sich daher eifrigst angelegen sein, diese Zustimmung zu erlangen, und veranlaßten Scher eines Tags, als er eben völlig berauscht war, den Befehl zu Dhyan's Hinrichtung zu unterzeichnen. Mit diesem von dem König eigenhändig unterschriebenen Befehle in den Händen kamen sie zu Dhyan. Zunächst sprachen sie von Dem, was Dhyan für Scher gethan, wie er diesen unwürdigen Schlemmer auf den Thron erhoben und ihn auf demselben erhalten hatte, und erweckten auf diese Weise in dem Herzen des Ministers einen sehr hohen Begriff von der Dankbarkeit, die Scher ihm schuldete. Dhyan war mit allen diesen Hindeutungen einverstanden und mochte sich ohne Zweifel wundern, was mit dieser eigenthümlichen Vorrede eingeleitet werden sollte. Hierauf äußerten sie, daß der König nicht dankbar sei und Dhyan hasse. «Unmöglich!» rief der Minister. «Weshalb sollte er mich hassen?» Wie hätten sie das wissen sollen; aber die Thatsache war unzweifelhaft. Dhyan blieb noch immer ungläubig; er wollte es nicht glauben. Es ist jedenfalls ein nichtswürdiger Scherz, dachte er. Da zeigte man ihm den verhängnißvollen Befehl. Dhyan betrachtete ihn mit Erstaunen. Ja, es war des Königs Unterschrift, das war nicht zu bezweifeln. «Aber er hat jedenfalls nicht die Absicht, ihn vollziehen zu lassen, sonst würde das Siegel beigedrückt sein», sprach er. «Es ist seine Absicht, das Siegel beizudrücken», versicherten ihm die Verschworenen. In diesem Falle muß ich auf das Schlimmste vorbereitet sein, dachte Dhyan. Dhyan und die beiden Freunde kamen nun sogleich überein, daß dieser, sobald das Siegel beigefügt wäre, augenblicklich Nachricht erhalten sollte, daß Lena und Ajit fortan seine Freunde sein und daß sich alle Drei gegen den trinkenden und jagenden König vereinigen sollten.

Mit dem Erfolge ihres Plans soweit befriedigt, kehrten Lena und Ajit zu dem König zurück, scheinbar seine vertrauten Freunde, im Stillen aber auf sein Verderben sinnend. Er mußte seinen Gefährten das Versprechen geben, am andern Morgen Ajit's Truppen zu mustern. Es begann das gewöhnliche Schmausen, dem das übliche Gelage folgen sollte. Wie gewöhnlich wurden hierbei die tanzenden Mädchen eingeführt – es herrschte allgemeine Lust und Heiterkeit; der König war in der fröhlichsten Stimmung und seine beiden theuern Freunde zeigten sich als die herzlichsten Genossen. Endlich gewann wie gewöhnlich Trunkenheit die Oberhand, nur Lena und Ajit blieben davon unberührt; sie hatten sich weise nüchtern zu erhalten gesucht, während Scher seine Besinnung ertränkt hatte.

Der günstige Augenblick war gekommen. «Du hast vergessen, ruhmvoller König, diesem Befehle dein Siegel beizufügen», sprach Lena zu dem trunkenen Monarchen. «Ach belästigt mich nicht mit Geschäften», rief Scher. «Mehr Musik und mehr Tanz. Dieser Wein — dieser Wein ist für die Houris nicht zu schlecht.» Die Becher wurden wieder neu gefüllt, Musik und Tanz begannen aufs neue und Scher versank schnell in völlige Bewußtlosigkeit. «Aber das Siegel, mein gnädigster König», erinnerte Lena demüthig. «Der Sklave wartet auf das Siegel.» «Du bist ein Plagegeist — du wirst eines Tags noch deinen Kopf verlieren, wenn du mich in dieser Weise belästigst», rief Scher. «Wie heißt diese leicht gekleidete Hexe mit den schönen Armen — Hunda — ja Hundawarra. Ich werde bald meinen eigenen Namen vergessen.» Mit diesen Worten nahm der trunkene König, nach der Tänzerin stierend, seinen Ring vom Finger. Der Hinrichtungsbefehl hatte nun volle Gültigkeit. Dhyan's Tod war entschieden. Wir haben nun Beides, Unterschrift und Siegel, dachten die Verschworenen, als der König sie wie blödsinnig ansah. «Was — was war das für ein Befehl?» fragte er stammelnd. «Der Befehl zur Hinrichtung des Sklaven, der gestern einen der Jagdhunde getödtet hat. Erinnerst du dich?» sprach Ajit. «Ach ja — ja. Und hört Ihr, ja, Ajit — laßt ihm — ja laßt ihm die Haut abziehen — ja, ja — und ich will es sehen, ich will es sehen.» Mit diesen Worten wendete sich der König wieder zu der bezaubernden Hundawarra, die seinen umnebelten Blicken ihre ganze Anmuth und ihre wirklichen Reize zeigte. In wenigen Augenblicken war er schwer athmend in einen lethargischen Schlaf versunken. Er wurde für die Nacht der Pflege und Obhut der Tänzerinnen überlassen; die Musik verstummte allmälig und die Verschworenen erhoben sich, um Dhyan aufzusuchen.

«Wir haben Euch gesagt, daß das Siegel beigefügt werden würde. Sehet hier», sprachen sie. «Dann ist keine Zeit mehr zu verlieren», sprach Dhyan, den Befehl betrachtend und in seiner Hand behaltend. «Gebt uns Erlaubniß, einen schriftlichen Befehl, und wir befreien noch morgen Lahore von seinem Tyrannen», versicherten Lena und Ajit. «Ihr sollt ihn haben», antwortete Dhyan und in wenigen Minuten gingen die zwei Freunde des Königs mit dem verlangten Document hinweg.

Es war spät am andern Morgen, als der König sich anschickte, sein Versprechen hinsichtlich der Musterung der Truppen seines Günstlings Ajit zu erfüllen. Außer den Verschworenen von zwei Dienern begleitet, ritt er durch das Thor der Stadt nach dem Paradeplatze und stieg bei einem Garten vom

Pferde, in welchem seinem Sohne Pertaub gehörige Zelte aufgeschlagen waren. Das Corps, welches Ajit kürzlich ausgehoben hatte, stand in der Nähe und war bereit, seinem General im Nothfall zu Hülfe zu eilen.

Während Scher-Singh in einem der Zelte einige Erfrischungen zu sich nahm und offenbar die Nachwirkungen der kaum verschlafenen Trunkenheit zu vertilgen suchte, brachte Ajit einen schönen Kasten mit einer neuen englischen Büchse herbei, die er dem König zeigte, der ein Kenner solcher Dinge war. Scher nahm sie in die Hand, fügte den Lauf an den Schaft und prüfte das Visir. «Sie ist geladen», sprach Ajit ruhig. Der König gab sie einem der Diener seines begünstigten Freundes, der zu diesem Behufe in der Nähe stand, und befahl ihm, sie außerhalb des Zeltes loszuschießen. Ajit gab das Zeichen, die Büchse entlud sich, aber ihre Kugel drang in die Brust des unwürdigen Königs. Es blieb ihm nur Zeit zu einem einzigen Ausruf: «Was hast du gethan, Schuft!» Dann verschied er, denn die Kugel war trefflich gezielt gewesen. Ajit trennte mit eigener Hand seines Herrn Haupt vom Rumpfe.

Aber was that Lena mittlerweile? Er hatte ebenfalls ein Menschenhaupt zu erbeuten. Scher's Sohn, Pertaub, verrichtete eben seine Andacht, als Lena in seine Gemächer trat, denn er glaubte, im Widerspruch mit seinem Vater, an andere Dinge als Jagen und Trinken. Lena's Garde war an allen Zugängen des Palastes vertheilt, während Pertaub's Dienstleute abwesend waren. Mit dem entblößten Schwerte plötzlich auf ihn eindringend, streckte er ihn nieder und schlug ihm den Kopf ab. Mit diesen zwei Köpfen, als Zeugen ihres Gehorsams, ausgestattet, kamen Lena und Ajit zu Dhyan und sprachen: «Die Befehle des Herrn sind erfüllt — der Tyrann und sein Sohn sind todt: sehet hier ihre Köpfe.»

Für Dhyan war ein Anblick dieser Art keineswegs etwas Ungewohntes. Er erbebte nicht, sondern empfing die Vollbringer der blutigen That mit ruhiger, kalter Miene; er bedurfte ihrer jetzt nicht mehr und wollte sie abschütteln, wie er ein paar Würmer von sich geschüttelt haben würde. «Ich habe Pertaub's Tödtung nicht befohlen», sprach er ernst. «Ihr würdet doch den jungen Tiger nicht haben leben lassen, damit er den Tod des Vaters hätte rächen können?» riefen die Mörder getäuscht. «Es ist nicht recht, daß ihr Pertaub ermordet habt», fuhr Dhyan fort. «Was wollt Ihr?» fragten die Freunde des Scher-Singh. «Was wollt Ihr? Wer soll König sein? Was ist unser Lohn?» «Es gibt jetzt keinen andern König als Dhulip, das Kind», sprach Dhyan kalt und ging hinweg. «Dhulip soll König sein», sprachen sie, «und Ihr seid sein Minister und beherrscht das Reich, und wir — was wird aus uns?» «Man wird sich eurer erinnern als Pertaub's Mörder», antwortete Dhyan höhnisch und verließ sie. Aber Lena und Ajit spielten ein verwegenes Spiel und waren nicht gesonnen, ihre Sache aufzugeben, weil sich ihnen eine Gefahr entgegenstellte. Ajit trug ein geladenes Pistol in seinem Gürtel, sein Zorn war durch Dhyan's höhnische Kälte aufs höchste gereizt, und als der Minister hinwegging, griff Ajit nach seiner Waffe, und schoß Dhyan in den Rücken."

Der Verfasser fragt zum Schlusse seiner Erzählung gewiß mit Recht: „Würden wir, wenn uns solche Ereignisse auf dem Theater vorgeführt würden, nicht geneigt sein zu erklären, daß sie einer allzu ausschweifenden Phantasie entpressen seien?" Solche Ereignisse wissen übrigens die Engländer zwar ohne französische Effecthascherei, aber mit einer dramatischen Schlagkraft zu erzählen, daß man sich wundern muß, wie es kommt, daß gegenwärtig die dramatische Poesie in England so sehr darniederliegt. Wir bemerken noch, daß Ajit und Lena wenig später im Kampfe gegen Hira, Dhyan's Sohn, den Kürzern zogen und den verdienten Lohn empfingen.

H. M.

Notizen.

Ein deutsch-nordamerikanischer Musenalmanach.

Es ist gerade keine leichte Aufgabe, hundert oder auch nur ein halb Hundert Deutsche zu einem gemeinsamen Werke zusammenzubringen, aber man rufe sie zu einem Musenalmanach auf, und man wird ihrer bald mehr zusammenhaben, als man braucht. Ein Musenalmanach ist die Friedens- und Einheitshalle der Deutschen. Leute, die sich aufs gründlichste hassen, die einander schon auf tausend Schritt aus dem Wege gehen, die sich in Blättern offen verfolgen und befehden oder doch heimlich Einer dem Andern alles Unglück wünschen, das den armen Sterblichen und namentlich einen ehrlichen oder unehrlichen Deutschen treffen kann, bilden unter dem Commando eines Musenalmanachsvaters sofort Eine Familie und singen unisono von Liebe und Wein, von Herz und Schmerz, von Sonne und Wonne, von Freud' und Leid, daß man versucht wird zu glauben, es könne gar kein einträchtigeres Volk geben als diese Deutschen, deren lyrische Violine jetzt nur Eine Saite zu haben scheint, auf der sie mit mehr oder weniger Geschick oder Ungeschick herumgeigen. Selbst in Nordamerika hat sich dieses Wunder begeben. Im Sommer vorigen Jahres brachte ein deutsches Wochenblatt, das „Michigan Journal", einen ziemlich übel stilisirten Aufruf eines gewissen Marrhausen zu einem deutsch-amerikanischen Musenalmanach als Angel für lyrische Fische, sogar mit der Lockspeise einer Prämie von 100 Dollars für das beste Gedicht, das heißt nach Abzug der Kosten, was die Prämie freilich ziemlich problematisch macht. Die lyrischen Fische bissen richtig in hinlänglicher Anzahl an und als Product ihres gemeinsamen lyrischen Wirkens erschien: „Deutsch-amerikanischer Dichterwald. Eine Sammlung von Originalgedichten deutsch-amerikanischer Verfasser. Herausgegeben von C. Marrhausen." (Detroit, Mich., 1856. Druck und Verlag von A. u. C. Marrhausen.) Das Verzeichniß weist nebst einer Zueignung des Herausgebers 127 Gedichte von nicht weniger als 51 Verfassern auf. Und doch sind 51 Dichter für Nordamerika gerade nicht viel; denn wenn wir sie von den drei oder vier Millionen in Nordamerika lebenden Deutschen abziehen, so bleiben eben noch einige Millionen deutscher Nichtlyriker oder Nichtmitarbeiter des deutschen Musenalmanachs übrig mit Abzug jener 51, und es wird sich zeigen oder hat sich wol jetzt schon gezeigt, ob unter diesen Millionen Nichtlyrikern sich hinlänglich Kauflust zeigt, um die ausgesetzte Prämie auszahlen zu können. Wenn nur etwa zehn Käufer auf je einen Dichter kommen, so würde der Preisdichter vielleicht nicht ganz aussichtslos sein, aber das ist eben noch die Frage. Die Annahme von zehn Käufern auf je einen Musenalmanachsdichter ist ja sogar für Deutschland schon im Durchschnitt gewiß eine zu hohe. Auch geht aus dem von Kolatschek unterzeichneten Bericht der — beiläufig bemerkt, wegen Mangels an Abonnenten über die Probenummer nicht hinausgekommen — deutschen „Pariser Zeitung", dem wir diese Mittheilung entnehmen, nicht hervor, ob die fünf Preisrichter, Rapp, Kretsch, Essellen, Butz und Kolatschek, sich bereits über ihr Urtheil geeinigt haben. Kolatschek selbst nennt den Dr. Dorsch in Monroe (Michigan) als Denjenigen, der allein preiswürdige Gedichte und zwar zu gleicher Zeit drei beigesteuert habe. Das Uebrige in diesem Dichterwald soll mehr Gestrüpp als Hochwald sein. Man findet darin viel Heimweh und Sehnsucht nach dem früher verspotteten Vaterlande, viel Polemik gegen den Knownothingismus und die eingeborene Niedertracht, namentlich in den Gedichten der Franziska German (Pseudonym der Frau Blöde), und begreiflicherweise gegen das Temperenzlerwesen. Auch der grimme Karl Heinzen hat nicht verfehlt, in einem Gedicht „Moderner Prometheus" den Nordamerikanern einen seiner Kraftbiebe zu versetzen. Bei alledem begrüßen wir aber auch diese Erscheinung als eins der erfreulichen Zeichen, die uns erkennen lassen, daß die Versprengten deutscher Nation immer inniger und fester an dem Banner

deutscher Sprache, Sitte und Denkart auch in jenen fernen Regionen festzuhalten bemüht und entschlossen sind.

Die drei Sternbilder des deutschen Genius.

Das Journal „London Illustrated News" brachte in einer seiner jüngsten Nummern die bekannte Abbildung von Humboldt's Studirstube in Berlin mit einigen Bemerkungen über die deutsche Literatur, worunter folgende apologetische für Goethe: „So sehr man ihn auch des politischen Indifferentismus beschuldigen mag, so hat doch Goethe durch seine zahlreichen Schriften in seiner Muttersprache wie durch seine ministerielle Thätigkeit in Weimar mehr gegen die Gallomanie in Deutschland ausgerichtet, als auf der Oberfläche liegt." Der Verfasser des Artikels nimmt im 19. Jahrhundert drei „constellations of Germanic genius" an: „Die erste war zu Weimar, welche mit solchem Glanze strahlte und aus Sternen erster Größe zusammengesetzt war: Goethe und Schiller, Herder und Lessing, Wieland und Fichte, ungerechnet gelegentliche Besuche, wie die Frau von Staël." Nur gehört Lessing, der schon im Jahre 1781 starb, gar nicht zur weimarischen „constellation" und Fichte nur bedingt. Weiter heißt es: „Rom war die Hauptstadt eines Weltreichs, Weimar nur ein Dorf. Waren die Horaz, Virgil und Cicero des alten Augustus größer als die Goethe und Schiller des neuen Karl August? Wir bezweifeln es. Goethe war der anmuthige Horaz und der ernste Verfasser von «De officiis» in Einer Person." Als das zweite Sternbild des deutschen Genius wird das künstlerische in München, als das dritte das wissenschaftliche in Berlin mit Sternen wie Alexander von Humboldt, Ranke, Raumer u. s. w. bezeichnet.

H. M.

Bibliographie.

Abrahamsohn's, A., interessante Berichte über die Reisen nach Amerika und besonders zu den Goldminen Kaliforniens und Australiens. Nach mündlicher Erzählung dargestellt von F. Mihm. Zimenau. Br. 8. 7½ Ngr.

Aguilar, G., Mädchenfreundschaft. Leipzig, Voigt u. Günther. 1857. 8. 20 Ngr.

Alexandra von Bayern, Feldblumen. Skizzen und Erzählungen. München. Br. 8. 24 Ngr.

Auerbach, B., Barfüßele. Stuttgart, Cotta. 8. 28 Ngr.

Baumbach, L. v., Neue Briefe aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika in die Heimath mit besonderer Rücksicht auf deutsche Auswanderer. Cassel, Fischer. 8. 1 Thlr.

Biernatzki, K., Bilder aus der Weltgeschichte. 1ster Band. — A. u. d. T.: Bilder aus der Geschichte des Morgenlandes und der Griechen. Mit vier Stahlstichen. Stuttgart, Schmidt u. Spring. 1857. Br. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Binder, Ueber Timon den Misanthropen. Ulm. Gr. 4. 7½ Ngr.

Börsen-Almanach für das Jahr 1857. Ein Taschenbuch für die Handelswelt, herausgegeben von O. Michaelis. 3ter Jahrgang. Berlin, Hofmann u. Comp. 1857. 8. 1 Thlr.

Boz [Dickens], Klein Dorrit. Roman in zwei Büchern. Frei nach dem Englischen von W. 1ster Band. 1stes und 2tes Heft. Altona, Verlagsbureau. 16. à 3 Ngr.

Corrodi, A., Aus jungen Tagen. Geschichten und Bilder. Mit acht colorirten Bildern. Stuttgart, Schmidt u. Spring. 1857. Br. 8. 27 Ngr.

Hornung, D., Neue Geheimnisse des Tages. Durch Geistes-Magnetismus vermittelte Geister-Manifestationen aus dem unenthüllten Jenseits. Ein unumstößlicher Beweis für die persönliche Fortdauer und hohe Bestimmung des menschlichen Geistes und der Seele nach dem Tode des Leibes. Mit lithographirten Tafeln. Leipzig, F. Fleischer. 1857. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Koenig, H., Gesammelte Schriften. 2te Auflage. 7ter bis 9ter Band. — A. u. d. T.: Die Clubisten in Mainz. Ein Roman. Drei Theile. 2te Auflage. Leipzig, Brockhaus. 1857. 8. 3 Thlr.

Müller, A., Schweizerische Touristenblätter. Leipzig, Weber. 1857. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Neander's, A., theologische Vorlesungen. Herausgegeben durch J. Müller. I. — A. u. d. T.: Christliche Dogmengeschichte. Herausgegeben von J. L. Jacobi. 1ster Theil. Berlin, Wiegandt u. Grieben. 1857. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Otfrids von Weissenburg Evangelienbuch Text Einleitung Grammatik Metrik Glossar von J. Kelle. 1ster Band: Text und Einleitung. Mit Schriftproben. Regensburg, Manz. Lex.-8. 4 Thlr. 20 Ngr.

Paldamus, F. C., Das deutsche Theater der Gegenwart. Ein Beitrag zur Würdigung der Zustände. Zwei Bände. Mainz, Kunze. 1857. 8. 2 Thlr. 4 Ngr.

Rank, J., Von Haus zu Haus. Kleine Dorfchronik. Leipzig, Voigt u. Günther. Gr. 16. 25 Ngr.

Reichenbach, L., Freunde und Kenner der Natur. I. König Friedrich August. II. Wolfgang Göthe. Zwei Vorträge. Dresden, Kuntze. Gr. 8. 10 Ngr.

Rohde, F., Heinrich und Leonore. Berlin, Schindler. 1857. Gr. 8. 20 Ngr.

Scheffer, L., Der Hirtenknabe Nikolas oder der deutsche Kinderkreuzzug im Jahre 1212. Nach den Chroniken erzählt. Leipzig, Brockhaus. 1857. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schmidt, C., Die bürgerliche Gesellschaft in der altrömischen Welt und ihre Umgestaltung durch das Christenthum. Eine von der französischen Akademie der Wissenschaften gekrönte Preisschrift. Aus dem Französischen übersetzt von A. B. Richard. Leipzig, F. Fleischer. 1857. Gr. 8. 2 Thlr. 6 Ngr.

Schön, B., Humoristische Pillen gegen üble Laune, Melancholie und dergleichen Grillen. Mit Beiträgen von J. E. Veith, J. G. Seidl, J. N. Vogel ꝛc. Zum Besten armer Irren. 2te Auflage. Wien, Prandel u. Meyer. 1857. Gr. 12. 18 Ngr.

Vorhof-Klänge. Von einem Wahrheitsucher. Barmen, Langewiesche. 1857. 16. 18 Ngr.

Weill, A., Zehn Monate Volksherrschaft vom 24. Februar bis zum 10. Dezember 1848. Aus dem noch nicht erschienenen Französischen. Frankfurt a. M., Hermann. 1857. 8. 18 Ngr.

Wenzlaff, Die Realschule der Gegenwart. Ein Beitrag zur Verständigung über das Realschulwesen. Berlin, Gebauer. Gr. 4. 10 Ngr.

Wohlmuth, L., Gedichte. 3te stark vermehrte Auflage. Nürnberg, v. Ebner. 1857. 16. 1 Thlr.

Wollheim da Fonseca, A. E., Allgemeine vergleichende Mythologie. Mit einem alphabetisch geordneten Register. Mit zahlreichen in den Text eingedruckten Holzschnitten und Kunstbeilagen. 1ste Lieferung. Berlin, Hempel. Gr. 8. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Ein Brief über Signora Ristori als „Myrrha" auf der Berliner Bühne. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 5 Ngr.

Grimm, H., Gedanken über Alfieri und dessen Tragödie Mirra bei Gelegenheit des Gastspiels der Madame Ristori. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 10 Ngr.

Krug, F. W., Zur Steuer der Wahrheit. Eine Berichtigung früherer Urtheile über Herrn Pastor Dr. theol. Kalbrügge und seine Lehre. Elberfeld, Büdeker. Gr. 8. 2½ Ngr.

Müller, A., Hengstenberg und die Evangelische Kirchenzeitung. Ein Wort der Mahnung. 2te überarbeitete Auflage. Berlin, Gebauer. 1857. 8. 10 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1856 im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

№ IIII, die Versendungen der Monate **Juli**, **August** und **September** enthaltend.

(Fortsetzung aus Nr. 47.)

76. **Blüten der Nacht.** Lieder und Dichtungen von **Amara George.** Eingeführt durch **Alexander Kaufmann.** Miniatur-Ausgabe. Geheftet 20 Ngr. Gebunden 26 Ngr.

Amara George tritt hier zum ersten male als Dichterin vor das größere Publicum. **Alexander Kaufmann** sagt über diese Dichtungen in dem Vorwort: „Amara's Gedichte tragen ganz den Charakter, welchen ihr Titel bezeichnet. Den dies Genießenden dürften sie wenig ansprechen; aber den ernsten, innigen Gemüthern, welche selbst verwandte Stimmungen erlebt oder doch die Befähigung besitzen, sich lebendig und mitfühlend an Lust und Trauer eines Andern zu betheiligen, wird mancher Ton daraus tief und unerschütterlich in der Seele verbleiben, als ein lieber, befreundeter Klang, der tröstend und theilnehmend zuspricht, wenn das Herz der Kräftigung oder eines helfenden Leutes bedarf, seinen eigenen Kummer auszuweinen und mitzuweinen!" Und **Daumer** schreibt über die noch nicht zwanzigjährige Dichterin an Kaufmann: „Amara George ist ein in unserer Literatur aufgehender Stern, ein Genius der interessantesten Art, dem Sie, wenn Sie näher mit ihm bekannt sein werden, Ihren Antheil nicht versagen können."

77. **Bremer (Frederike), Hertha.** Aus dem Schwedischen. Zweiter und dritter Theil (Schluß). 12. Geh. Jeder Theil 10 Ngr.

Eine **von der Verfasserin autorisirte deutsche Ausgabe** ihres neuesten Romans, die vor dem schwedischen Original und gleichzeitig mit einer englischen Uebersetzung erscheint. Die zahlreichen Freunde und Freundinnen der beliebten Romanschriftstellerin in Deutschland werden in diesem Werk alle ihre liebenswürdigen Eigenschaften wiederfinden: tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens, gemüthvolle Schilderung des Hauses und Familienlebens, wohlthuende Wärme, spannende Schilderung und wahre, treffende Charakteristik.

Von der Verfasserin erschienen früher in demselben Verlage:

Skizzen aus dem Alltagsleben. Von **Frederike Bremer.** Aus dem Schwedischen. Erster bis zwanzigster Theil. 12. Jeder Theil 10 Ngr.

Einzeln sind zu erhalten:

Die Nachbarn. Fünfte Auflage. Zwei Theile. — **Die Töchter des Präsidenten.** Vierte Auflage. — **Nina.** Dritte Auflage. Zwei Theile. — **Das Haus.** Fünfte Auflage. Zwei Theile. — **Die Familie H.** Zweite Auflage. — **Kleinere Erzählungen.** — **Dirett und Friede.** Dritte Auflage. — **Ein Tagebuch.** Zwei Theile. — **In Dalekarlien.** Zwei Theile. — **Geschwisterleben.** Drei Theile. — **Sommerreise.** Zwei Theile. — **Leben im Norden. Morgen-Wachen.**

Bei elegant gebundenen Exemplaren wird der Einband für jeden Roman (1 Band) mit 6 Ngr. berechnet.

Die Heimat in der Neuen Welt. Ein Tagebuch in Briefen, geschrieben während zweijähriger Reisen in Nordamerika und auf Cuba, von **Frederike Bremer.** Aus dem Schwedischen. Neun Theile. 12. 3 Thlr.

Diese Schrift hat in Schweden, England und Nordamerika die größte Aufmerksamkeit erregt und bereits auch in Deutschland dieselbe allgemeine Theilnahme gefunden, die hier allen Schriften der Verfasserin zutheil wurde. **Frederike Bremer** schildert in diesem Werk ihren zweijährigen Aufenthalt in **Nordamerika** und liefert darin die wichtigsten Beiträge zur Kenntniß dieses Landes und seiner Bewohner, sodaß dasselbe nicht blos von den zahlreichen Verehrern der Bremer'schen Schriften, sondern in noch weitern Kreisen gelesen zu werden verdient.

78. **Conversations-Lexikon. — Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände. — Zehnte** verbesserte und vermehrte Auflage. **Vollständig in 15 Bänden. Neue Ausgabe in 60 Viertelbänden. Dreiundvierzigster bis einundfunfzigster Viertelband. Gr. 8. Jeder Viertelband 10 Ngr.**

Von dieser Ausgabe erscheinen monatlich drei Viertelbände, je am 10., 20. und 30. jeden Monats. Das Abonnement kann zu jeder Zeit begonnen werden.

Im Uebrigen ist die zehnte Auflage des **Conversations-Lexikon** auch in allen beliebigen Terminen folgendermaßen zu beziehen:

vollständig auf einmal zu dem Preise von 20 Thlrn.;
in 15 Bänden zu 1 Thlr. 10 Ngr.;
in 120 Heften zu 5 Ngr.

Literarische Anzeigen werden auf den Umschlägen abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 5 Ngr. berechnet.

79. **Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon.** Ikonographische Encyklopädie der Wissenschaften und Künste. Entworfen und nach den vorzüglichsten Quellen bearbeitet von **J. G. Heck.** (500 in Stahl gestochene Blätter in Quart, nebst einem erläuternden **Texte** von mehr als 100 Bogen und einem Namen- und Sachregister in Octav.) **Dritte Ausgabe** in 60 Lieferungen. **Dreiundvierzigste bis einundfunfzigste Lieferung. Jede Lieferung 12 Ngr.**

Mit der 17. Lieferung schließt die erste Abtheilung: **Mathematische und Naturwissenschaften** (141 Tafeln); mit der 22. die zweite Abtheilung: **Geographie** (44 Tafeln); mit der 27. die dritte Abtheilung: **Geschichte und Völkerkunde** (39 Tafeln); mit der 32. die vierte Abtheilung: **Völkerkunde der Gegenwart** (42 Tafeln); mit der 38. die fünfte Abtheilung: **Kriegswesen** (51 Tafeln); mit der 42. die sechste Abtheilung: **Schiffbau und Seewesen** (32 Tafeln); mit der 49. 11. siebente Abtheilung: **Geschichte der Baukunst** (60 Tafeln).

Von dieser Ausgabe erscheinen monatlich drei Lieferungen je am 10., 20. und 30. jeden Monats. Das Abonnement kann zu jeder Zeit begonnen werden.

Das Erschienene ist nebst ausführlichem Prospect in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Der **Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon** (500 Stahlstiche in 10 Abtheilungen nebst erläuterndem Texte von über 100 Bogen), ein ganz selbständiges höchst lehrreiches und schönes Werk, vollständig erschienen, kann übrigens fortwährend auch **auf einmal ganz** (24 Thlr.) oder **allmälig** nach Abtheilungen oder Lieferungen) **in allen beliebigen Terminen** bezogen werden.

Jede der zehn Abtheilungen ist als ein selbständiges Werk auch einzeln zu beziehen:

I. **Mathematische und Naturwissenschaften.** (141 Tafeln.) 7 Thlr.
II. **Geographie.** (44 Tafeln.) 2 Thlr.
III. **Geschichte und Völkerkunde.** (39 Tafeln.) 2 Thlr.
IV. **Völkerkunde der Gegenwart.** (42 Tafeln.) 2 Thlr.
V. **Kriegswesen.** (51 Tafeln.) 2 Thlr. 15 Ngr.
VI. **Schiffbau und Seewesen.** (32 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.
VII. **Geschichte der Baukunst.** (60 Tafeln.) 3 Thlr.
VIII. **Religion und Cultus.** (30 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.
IX. **Schöne Künste.** (26 Tafeln.) 1 Thlr.
X. **Gewerbswissenschaft.** (35 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.

Mappen zur Aufbewahrung der Stahlstiche werden auf Verlangen zu 8 Ngr. für jede Abtheilung geliefert. **Prachteinbände der Tafeln** und des Textes jeder Abtheilung werden mit 25 Ngr. berechnet.

to maximize, or minimize, the number of bits in the output. Thus, the encoder may have to look ahead several characters before it can determine the best way to encode the data. For example, it might be better to encode the first character of a string differently if the second character is such that the pair can be encoded by a single bit string than if the second character is such that the pair must be encoded as two separate characters. The simplest encoding algorithms are greedy algorithms, which do not look ahead at all. Such algorithms use a predetermined encoding for each character, regardless of the characters that follow. Huffman codes are an example of this sort of encoding. Other encoding algorithms look ahead a few characters before committing to the encoding of a character. Lempel-Ziv encoding is an example of this sort of algorithm. Finally, optimal encoding algorithms look at the entire string to be encoded before encoding any of it. They are slow, and rarely used in practice. A question of interest is how much can we gain from looking ahead? In other words, how much better than Huffman codes can we do?

Consider the following simple encoding problem. We are given a string of characters from the set $\{a, b, c\}$, and we must encode it into a string of bits. Our encoder has three rules, which must be applied in order:

- Encode the letter a as the bit 0.
- Encode the letter b as the bit 1.
- Encode the letter c as the bit 1 if it is immediately preceded by a b, and as the bit 0 otherwise.

Thus, the string aaa is encoded as 000, the string abc is encoded as 011, and the string $bcbcbc$ is encoded as 111111. Note that the encoding of a c depends on the character that precedes it, but that no character is ever encoded as more than one bit. Thus, we can expect that this encoding will be more efficient than Huffman codes, which must encode each character as at least one bit.

Let $\{a, b, c\}^*$ denote the set of all strings of characters from the set $\{a, b, c\}$. Let $\{0, 1\}^*$ denote the set of all bit strings. Let $E : \{a, b, c\}^* \to \{0, 1\}^*$ denote the encoding function described above. Let $D : \{0, 1\}^* \to \{a, b, c\}^*$ denote the corresponding decoding function. Let $H : \{a, b, c\}^* \to \{0, 1\}^*$ denote a Huffman encoding function, and let $H' : \{0, 1\}^* \to \{a, b, c\}^*$ denote the corresponding decoding function.

(a) Prove that E is one-to-one.

(b) Prove that D is not one-to-one.

(c) Prove that E is not onto.

(d) Prove that D is onto.

(e) Let x be a string of characters from the set $\{a, b, c\}$. Prove that $|E(x)| \leq |H(x)|$.

(f) Let y be a bit string. Prove that $|D(y)| \geq |H'(y)|$.

(g) Let x be a string of characters from the set $\{a, b, c\}$. Prove that $|E(x)| \geq \frac{1}{2}|H(x)|$.

(h) Let y be a bit string. Prove that $|D(y)| \leq 2|H'(y)|$.

(i) Let x be a string of characters from the set $\{a, b, c\}$. Prove that $|E(x)| \geq \frac{2}{3}|H(x)|$.

(j) Let y be a bit string. Prove that $|D(y)| \leq \frac{3}{2}|H'(y)|$.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 49. — 4. December 1856.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Materialismus oder Spiritualismus? Von **Karl Fortlage**. Zweiter Artikel. — Zur Geschichte des Kirchenstaats. Von **Karl Zimmer**. — Die Soldateska im Musentempel. — Mittheilungen aus Berlin. Von **Eduard Schmidt-Weißenfels**. — Triumph Kotzebue's auf dem londoner Princeßtheater. — **Notiz**. — **Bibliographie**. — **Anzeigen**.

Materialismus oder Spiritualismus?

Zweiter Artikel.*)

Die im vorigen Artikel besprochenen Schriften bestritten den Materialismus theils vom alten physiologischen Standpunkte des Indifferentismus, theils vom religiösen Glaubensstandpunkte aus. Wir gelangen nunmehr zu denen, welche ihm, ausgerüstet mit den Waffen vollendeter und fertiger speculativer Systeme, in den Weg treten.

1. Der Materialismus. Seine Wahrheit und sein Irrthum. Eine Erwiderung auf Dr. Louis Büchner's „Kraft und Stoff" von Julius Frauenstädt. Leipzig, Brockhaus. 1856. 8. 1 Thlr.
2. Leib und Seele. Zur Aufklärung über „Köhlerglauben und Wissenschaft". Von Julius Schaller. Zweite Auflage. Weimar, Böhlau. 1856. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.
3. Prolegomena der speculativen Naturwissenschaft von Georg Blaßmann. Leipzig, Hirzel. 1855. Gr. 8. 1 Thlr.

Frauenstädt, nachdem er soeben die Naturwissenschaft in ihrem Einfluß auf Poesie, Religion, Moral und Philosophie in einer ausführlichern Schrift beleuchtet hatte, tritt uns hier aufs neue entgegen als unermüdeter Kämpe für die Grundsätze der Schopenhauer'schen Lehre.

Man kann in der That die Grundsätze dieser Lehre, *weit als* sie den Erkenntnißproceß betreffen und mit en Kant'schen Grundlehren völlig übereinstimmen, gar cht stark genug betonen, um sie doch möglicherweise f irgendeinem indirecten Wege an das Ohr des Materialismus schlagen zu lassen. Denn freilich auf directem Wege wird kein Materialist jemals davon beunruigt werden. Er wird ebenso wenig jemals die Thorheit sich zuschulden kommen lassen, Kant's „Kritik" wie Schopenhauer's „Welt als Wille und Vorstellung" zu studiren, das wäre ja unverantwortlich verschwendete Zeit. Er taumelt daher in Beziehung auf einen Hauptzweig unsers Wissens beständig umher wie ein Nachtwandler. Vielleicht gelingt es, ihn durch lauten Anruf zu wecken, da er eine leise und flüsternde Anrede nicht hört. Frauenstädt wendet solche laute Weckrufe an. Ob der Taumelnde darüber erschrickt, muß die Folgezeit lehren. Jedenfalls wird man die Tiefe des philosophischen Seelenschlafs danach ermessen können. Schopenhauer sagt:

> Für den Besonnenen gibt es keine Sonne und keine Erde, sondern immer nur ein Auge, das eine Sonne sieht, eine Hand, die eine Erde fühlt. . . . Man muß von allen Göttern verlassen sein, um zu wähnen, daß die anschauliche Welt da draußen, wie sie den Raum in seinen drei Dimensionen füllt, ganz objectiv-real und ohne unser Zuthun vorhanden wäre, dann aber durch die bloße Sinnempfindung in unsern Kopf hineingelangte, woselbst sie nun, wie da draußen, noch einmal dastände.

Die objective Außenwelt ist nichts Fertiges, Gegebenes, das nur durch die Sinne in den Kopf hineinzuspazieren brauchte, sondern der Verstand hat sie allererst mittels seiner Function aus den Datis der Sinnesempfindung zu schaffen. Die Sinne liefern ihm hierzu weiter nichts als den Stoff, den er selbst erst zu bearbeiten hat. Kurz, die objective Außenwelt kommt nur zustande mittels der angeborenen, aprioriſchen, aller Erfahrung vorhergängigen und dieselbe erst möglich machenden Formen des Intellects. Was ist also der ganze Materialismus anders als ein Gehirnphänomen? Sind etwa Kraft und Stoff Dinge an sich? Der Materialismus glaubt es, aber den Beweis dafür bleibt er schuldig. Kraft und Stoff sind Gedankendinge, Producte des menschlichen Geistes.

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 39 d. Bl. D. Red.

So argumentirt Frauenstädt und vertritt in diesen einfachen Sätzen nur die ewigen Rechte aller und jeder speculativen Vernunft. Dabei deckt er an vielen Orten höchst einleuchtend die Verwechselungen der Begriffe auf, welche dem Materialismus alle Augenblicke begegnen, so z. B. wenn derselbe meint, daß das Eisentheilchen in der Blutzelle vom Gehirn eines Dichters nur immer nach denselben einförmigen Gesetzen wirken könne, wie das Eisentheilchen im Meteorsteine oder im Dampfmaschinenrade. Der Materialismus hat sich nämlich den Unterschied zwischen mechanischen Ursachen, vegetativen Reizen und animalischen Motiven nicht verdeutlicht. Wenn z. B. die Wärme das Wachs schmilzt, die Pflanzen zum Wachsthum treibt und Thiere oder Menschen als Motiv zu einer Ortsveränderung, zu einer Reise oder Wanderung veranlaßt, so wirkt die Wärme in diesen verschiedenen Fällen nicht nach einem und demselben, sondern nach drei höchst verschiedenen Grundgesetzen der Natur, in deren Getriebe sie als dasselbe Substrat, aber mit ganz entgegengesetzter Wirkungsart eingreift.

Wenn die Natur nicht auf niedern Stufen stehen bleiben, sondern vom Unorganischen zum Organischen und innerhalb des letztern von der Pflanze bis zum Menschen emporsteigen soll, so kann es nur geschehen, indem sie jede niedere Stufe nur als Stoff für die Formen des Höhern verwendet, es muß also in der Natur ein gestaltender Wille, ein Bildungstrieb angenommen werden, der mittels des Niedern das Höhere hervorbringt. Sonst wäre gar nicht einzusehen, warum die Natur nicht die rudis indigestaque moles geblieben ist, die sie anfangs war. Niedere Gattungen, das sehen wir noch heute, bleiben auf der ihnen angewiesenen Stufe stehen. Die Pflanzen haben keinen Trieb, Thier zu werden, die Thiere keinen Trieb, Mensch zu werden. Wenn also dessenungeachtet in der Natur ein Fortschritt von niedern zu höhern Gattungen stattfindet, obgleich jede Gattung für sich auf der Stufe, die sie einmal einnimmt, stehenbleibt, so kann es nur sein, weil in der Natur im Ganzen ein Trieb waltet, vom Niedern zum Höhern fortzuschreiten. Nun wirkt auf einer jeden dieser Stufen die Naturkraft immer nur das gerade hier in ihrer Fähigkeit Liegende, sei es als mechanische Kraft, als chemische Kraft, als Reiz oder als Motiv. Die Wirkungsarten oder Causalitäten der Kraft sind so verschieden als die Organisationsstufen, und folglich kann das Leben unmöglich ein Product des blos mechanisch und chemisch wirkenden Stoffs sein. In allem Diesem vertheidigt Frauenstädt nur die Rechte aller und jeder Speculation überhaupt gegen den völlig ungebildeten Empirismus.

Dagegen findet man in Betreff zweier Punkte bei ihm eine Nachgiebigkeit gegen die Principien des Materialismus, welche als befremdend auffallen kann.

Der erste ist die zugegebene Möglichkeit, daß die Materie denke und empfinde, ebenso gut als daß sie anziehe und abstoße. Als Grund wird angegeben, daß ja Anziehungs- und Abstoßungskraft ebenso wol etwas Immaterielles und von dem stofflichen Träger Verschiedenes sei, als das Empfinden und Denken. Wenn nun die letztere Behauptung auch im Allgemeinen wol als richtig zugegeben werden kann, so ist doch bei ihr immer noch der höchst bedeutende Umstand außer Acht gelassen, daß die Kräfte der Anziehung und Abstoßung Wirkungen verrichten, welche mit den unabtrennbaren Eigenschaften der Massentheilchen (Ausdehnung und Widerstand) vollkommene Aehnlichkeit haben, während die Wirkungen des Denkens und Empfindens ihnen vollkommen unähnlich sind. Hieraus folgt aber, daß die Materie zu den Denk- und Empfindungskräften in einem wesentlich anderartigen Verhältnisse stehen muß, als zu den ihr verwandtern Kräften der Anziehung und Abstoßung, und daß, wenn man sich auch die Metapher, daß die Materie anziehe und abstoße, unbedenklich erlauben darf, daraus denn doch die Erlaubniß zur Metapher, daß die Materie denke, nicht sogleich folgt. Anziehungs- und Abstoßungskräfte können ferner gar nicht in Wirksamkeit gedacht werden ohne etwas, das angezogen und abgestoßen wird, also ohne Materie. Dagegen können Denk- und Empfindungskräfte recht gut ohne alle Materie in Wirksamkeit gedacht werden, sobald nur etwas gegeben ist, das gedacht und empfunden wird, was ja nicht Materie zu sein braucht, sondern auch bloße Vorstellungen sein können. In demselben Sinne daher, worin die Materie anzieht und abstößt, denkt und empfindet nicht die Materie, sondern denken und empfinden die Vorstellungen.

Der zweite Punkt, worin Frauenstädt dem Materialismus nicht widerstrebt, vielmehr ausdrücklich mit ihm geht, ist der, daß er keinerlei Art von Theologie statuirt, weder eine geoffenbarte, noch eine natürliche, noch eine speculative. Er gibt uns freilich auch ebenso wenig als der Materialismus eine Antwort auf die Frage, was dann, wenn nun die Menschheit auf den Gedanken eingeht und die Theologie abschafft, dafür an die Stelle treten soll. Vermuthlich Anthropologie oder Kosmologie. Beim Materialismus hat dieses durchaus keine Bedenken, desto mehr aber bei Schopenhauer's Lehre, wenn man nämlich nachliest, was er in seinem großen Werke über die Verneinung des Willens sowie über die wahre Bedeutung des Christenthums verhandelt. Denn in diesen Partien des Schopenhauer'schen Werks liegen unserm Bedünken nach die Fundamente zu einer nicht nur tiefsinnigen, sondern auch durch die nahe Beziehung zu wesentlichen Grundlehren des Christenthums fruchtbaren speculativen Theologie. Man fasse vor allem den im höchsten Maße theologischen Gedanken ins Auge, den Zustand des gegenwärtigen Lebens als eine dem sich bejahenden Willen gebotene Gelegenheit zur heilsamen Umkehr und folglich als den Vorbereitungszustand einer zu vollziehenden geistigen Befreiung anzusehen. Dieser Gedanke ist bei Schopenhauer nicht etwa nur ein religiöser Glaubensartikel, welcher aus einer gewissen Liebhaberei dafür dem System als Schmuck angehängt wurde, sondern er ist in die metaphysischen Fundamente des Systems begrifflich verwachsen und insofern festes Dogma einer speculativen Theologie zu nennen. Schopenhauer

verſteckt auch dieſen Gedanken nirgends als etwas Nebenſächliches und Entbehrliches, ſondern legt auf ihn das höchſte Gewicht. Seine Anhänger ſcheinen ihm hierin nicht folgen, ſie ſcheinen nur die eine Hälfte ſeiner Philoſophie (nämlich die Philoſophie des ſich bejahenden Willens) ernſthaft ſich aneignen, die andere hingegen (nämlich die Philoſophie des ſich verneinenden Willens) ruhig dahingeſtellt ſein laſſen zu wollen. Dadurch gewinnt allerdings mit der Zeit die Schopenhauer'ſche Lehre eine ganz andere Stellung zum Materialismus, als ſie bei ihrem Urheber hatte. Sie rückt ihm nämlich nun um ein bedeutendes Stück näher.

Wende ſich nun aber dieſe Sache in Zukunft, wohin ſie wolle, Schopenhauer ſelbſt bleibt das Verdienſt ungeſchmälert, für ſeine eigene Perſon wirklich eine Theologie gewollt zu haben, nämlich die Theologie eines Meiſter Eckart, Suſo, Tauler und überhaupt jener ſpeculativen Myſtiker, welche man von theologiſcher Seite her heutzutage gewöhnlich als Vorläufer der reformatoriſchen Bewegung im Mittelalter zu bezeichnen liebt. Daß es den Anſchein gewinnt, als ſolle die theologiſche Seite der Schopenhauer'ſchen Lehre in Zukunft ganz brachliegen bleiben, kann gerade nicht mit unter die erfreulichen Zeichen der Zeit gerechnet werden, ſcheint indeſſen mit zu dem natürlichen Verlaufe der Dinge zu gehören.

Schopenhauer erklärt an einer Stelle ſeines großen Werks (II, 638): „daß bei ihm die Welt nicht die ganze Möglichkeit alles Seins ausfülle, ſondern in dieſer noch viel Raum bleibe für Das, was er nur negativ bezeichne als die Verneinung des Willens zum Leben.“ Dieſes eben iſt Das, was die populäre Rede mit dem Namen der göttlichen Dinge bezeichnet. Wird dieſer außerweltliche Raum des Seins aber überhaupt nur einmal angenommen und zugelaſſen, ſo wird er auch höchſt wahrſcheinlich nicht kleiner, ſondern größer als die Exiſtenz des ſichtbaren Weltalls angenommen werden müſſen. Mit andern Worten, das abſolute Princip iſt nicht identiſch mit dem Weltall, ſondern die Welt iſt als ein verhältnißmäßig geringer (gleichſam abgefallener oder alterirter) Theil ſeiner Exiſtenz in die letztere miteingeſchloſſen und von ihr getragen.

In einem ſchönen Vedahymnus, welchen Schopenhauer ebenfalls in einem ähnlichen Zuſammenhange mittheilt („Parerga und Paralipomena“, II, 187) heißt es: „Die Beſtandtheile dieſer Welt machen Einen Theil ſeines Weſens aus (nämlich des Weſens des Univerſalgeiſtes), und drei Theile ſind Unſterblichkeit, im Himmel. Dieſe drei Theile haben ſich aus der Welt emporgehoben, aber der Eine Theil iſt zurückgeblieben.“ Dieſe Vedaſtelle drückt auf eine einfache und naive Weiſe Daſſelbe aus, was Schopenhauer will. Nämlich unter dem zurückgebliebenen Theil dürfen diejenigen Kräfte des Univerſalwillens verſtanden werden, welche als ſich bejahend noch in die ſichtbare Erſcheinung gefeſſelt ſind und in den Geſtalten der phyſikaliſchen Materie wirken; wogegen die drei emporgehobenen Theile diejenigen Kräfte des Univerſalwillens bedeuten, welche durch den Act der Verneinung ihres Egoismus ſich der materiellen Erſcheinung entkleidet haben und in vergeiſtigter Form in eine Sphäre hinaufgedrungen ſind, welche nicht mehr den äußern Sinnen zugänglich iſt, ſondern der Unſterblichkeit angehört. Der Materialismus wird daher wohlthun, vor Frauenſtädt's angenehmer Lockſtimme, daß es auch bei Schopenhauer keine Theologie gebe, etwas auf ſeiner Hut zu ſein. Er könnte ſonſt in theologiſcher Beziehung wahrhaft vom Regen in die Traufe gerathen.

Schaller's Kritik des Materialismus iſt eine feine, ſtreng methodiſch ausgeführte Arbeit, nur dem Kenner dieſer Methode verſtändlich, vom Standpunkte derſelben beurtheilt aber vortrefflich und gediegen und daher Beides, die ſtarke und die ſchwache Seite dieſes Standpunkts im ungewöhnlichen Grade enthüllend. Die ſtarke Seite der Hegel'ſchen Methode nämlich iſt, daß das abſolute Weſen, welches bei Schopenhauer nur auf negative Weiſe definirt wird als Willensverneinung, hier als erkennender ſchlechthin allgemeiner Geiſt (Intellect würde Schopenhauer ſagen) ſogleich ſeinen einzig möglichen Inhalt bekommt. Die ſchwache Seite iſt die, daß die Grundbegriffe dieſer Methode in ihren Beziehungen zur empiriſchen Welt ganz entgegengeſetzter Auslegungen fähig ſind, was bei Schopenhauer nirgends der Fall iſt.

Der Menſchengeiſt iſt nach Hegel als erkennender Geiſt nicht ein beſonderer, ſondern ein allgemeiner. Durch das Selbſtbewußtſein erhebt jedes Individuum ſich in die allgemeine identiſche Sphäre des Einen Geiſtes, worin es ſich mit allen andern ſelbſtbewußten Individuen als identiſch weiß. Der Eine Geiſt aber, in welchem alle Individuen ſich eins und identiſch wiſſen, iſt das urſprünglich ſeiende Subſtantielle, daher alle übrige Exiſtenz, wie z. B. die Materie, nur eine von ihm abgeleitete und entlehnte Subſtantialität hat. Dieſe Sache iſt zwar dem an die Methode bereits Gewöhnten und darin Eingeſchulten leicht deutlich zu machen, indem im Denken des Weſens eben Dasjenige ins Bewußtſein des Menſchen eintritt, was nicht blos ihm angehört, ſondern ſchlechthin objectiv allgemeine Bedeutung hat. Aber um wirklich als Allgemeingut in die Ueberzeugung der Menſchen einzudringen, wäre es nöthig, daß nun die Materie auch nicht mehr als der Anfang und Grund des Daſeins bezeichnet würde, aus welchem der Geiſt ſich erſt zu entwickeln habe. Wie der allgemeine Menſchengeiſt als das Subſtantielle und Erſte ſich aus der Materie als dem Accidentellen und Abgeleiteten entwickele, iſt ein Geheimniß der Methode, welches nie populär werden kann. Die Auffaſſung des praktiſchen Lebensbewußtſeins verlangt vielmehr einen beſtimmten und deutlichen Begriff für denjenigen ſubſtantiellen Geiſt, welcher der Exiſtenz der Materie als ihr zureichender Grund vorausgeht und zu welchem der Menſchengeiſt ſich nur als ein zwar integrirender, jedoch untergeordneter Theil verhalten kann.

Im Einzelnen verdienen vorzüglich zwei Punkte Auszeichnung als ſolche, in denen Schaller den falſchen An-

nahmen des Materialismus mit Entschiedenheit und Erfolg entgegentritt. Der erste betrifft die Meinung, daß die geistigen Kräfte ihren alleinigen Sitz in der Gehirnmasse hätten. Früher nahm man an, bemerkt Schaller, daß das Gehirn das Centrum des ganzen Nervensystems sei, daß in ihm alle Nerven zusammenlaufen, und daß ebenso auch alle Thätigkeit aller einzelnen Glieder des Nervensystems nur vom Gehirn ausgehe. In dieser Ausdehnung und Unbeschränktheit ist diese Annahme entschieden irrig. Beim Menschen wie bei den Wirbelthieren sondern sich vielmehr in dem ganzen Nervensystem drei verschiedene Sphären voneinander ab und nehmen wenigstens eine relative Selbständigkeit in Anspruch. Achtet man nun aber ferner noch darauf, daß das Gehirn nur durch die Beziehung zu dem ganzen Organismus sein Leben erhält, daß es ebenso wie alle andern Organe ununterbrochen regenerirt wird, und daß die specifisch-psychischen Thätigkeiten nur die Vollendung, die Verwirklichung und das Ziel der den ganzen Organismus beherrschenden individuellen Einheit sind, so werden wir auch genau genommen nicht das Gehirn, nicht irgendein besonderes System, sondern vielmehr den ganzen Leib als Organ der Seele bezeichnen müssen. Auch das embryonische menschliche Individuum ist von dem Momente an, wo es aufhört, nur Glied eines andern Organismus zu sein und sich als selbständiges zu entwickeln anfängt, beseelt, und zwar ohne Seelenorgan. Es ist ebenso ein werdender organischer Leib wie eine werdende Seele. Es ist ohne bestimmte Empfindung wie ohne Bewußtsein, allein es ist nicht ohne die innere Energie der organischen Form, und zwar der organischen Form, welche von Stufe zu Stufe sich zur bewußten Empfindung fortentwickelt.

Der zweite Punkt betrifft den geistigen Unterschied zwischen Mensch und Thier. Vogt hatte diesen für einen blos quantitativen erklärt und daher behauptet, daß Hunde und Füchse ebenso gute Schlüsse machten als die Menschen, nur reinempirische. Dagegen macht Schaller mit Recht geltend, daß das Erkennen der Thiere denn doch in den meisten Fällen von dem unserigen verschiedener sein mag, als wir in der Regel voraussetzen. Der Hund hat z. B. ein Bild vom Menschen. Aber er erkennt seinen Herrn viel sicherer am Geruch als an der Gestalt, und er wird ohne Zweifel einen Menschen, der ähnlich riecht wie sein Herr, viel leichter mit diesem verwechseln als einen andern, der ihm sprechend ähnlich sieht. Man behauptet, daß ein Hund nicht im Stande sei, ein Porträt seines Herrn zu erkennen. Dies mag schon darin seinen Grund haben, daß der gemalte Herr meist kleiner ist als der wirkliche. Vor allem aber riecht das Porträt nicht so wie der Herr. Von diesem Riechbedürfniß kann der Hund nie loskommen; der Herr ist für ihn vor allem eine Nasenweide. Und wie das Riechen mit dem Schmecken in nächster Beziehung steht, so thut der Hund auch nichts lieber als den Herrn lecken. Ohne allen Zweifel spricht in der Treue des Hundes gegen den Herrn die Nase immer mit. Der Herr wird zu einer gewohnten Atmosphäre, in welcher der Hund am liebsten athmet. Lieben kann der Hund den Herrn nur, indem er ihn zugleich in die Regien versetzt, wo er die Knochen und Hündinnen findet. Ferner spielt in den vielen Geschichten, welche uns die menschenähnliche Klugheit der Thiere documentiren sollen, die Phantasie eine sehr wichtige Rolle. Jeder Jäger und Besitzer eines schönen Hundes weiß ein merkwürdiges Beispiel von dem Verstande seines Zöglings zu erzählen und verlangt dann häufig von uns, das merkwürdige Factum außer weiterm Zusammenhang so zu verstehen, daß es eben ganz unbegreiflich erscheint, warum dieses so merkwürdige Thier, wenn ihm auch das Organ der Sprache abgeht, nicht durch Pantomimen und Gesten sich einfach als ein anständiges, gebildetes Wesen zu erkennen gibt, und daß gar nichts weiter übrigbleibt, als den Hunden die Hand zu reichen und sie als ebenbürtige Glieder der menschlichen Gesellschaft anzuerkennen.

Auch das Thema von einer möglichen Beseelung der Pflanzen wird von Schaller auf eine umsichtige und gründliche Art von allen Seiten her erwogen, und so kommt noch vieles andere höchst Interessante und Lesenswerthe vor. Aber bei alle Dem gewinnen wir doch von der eigentlichen Substantialität der Seele keinen so klaren Begriff, daß derselbe uns zugleich auch feste Anhaltspunkte böte zur Beantwortung der Fragen, in welchem Sinne der Seele Unsterblichkeit zugeschrieben werden dürfe, in welchem Sinne dieselbe ein individuelles und in sich abgeschlossenes Wesen, in welchem Sinne diese Individualität und Abgeschlossenheit von ihres Gleichen nur ein temporärer und wandelbarer Zustand zu nennen sei, welcher, wie er entstanden ist, auch wieder aufgehoben werden könne; ferner ob dann, wenn er aufgehoben würde, bei dieser Suspension Bewußtsein noch bestehen könne u. dgl. m. Von der einen Seite ist eben darin, daß alle solche Fragen hier unbeantwortet bleiben, eine Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit der Auseinandersetzung anzuerkennen, vermöge deren sie sich überall auf das strengste verbietet, um ein Haar breit weiter zu gehen, als die Methode des Systems führt. Es wird überall das ehrlichste Spiel gespielt und kein Tröpflein Sophistik hineingemengt, dazu Jedem, der zu folgen fähig ist, eine treffliche Uebung im methodischen Denken dargeboten. Aber auf der andern Seite wäre es dennoch niederschlagend, wenn die philosophische Erkenntniß auf diesem Punkte für immer müßte stehenbleiben, und wenn es keine Aussicht gäbe, das speculative Lichtbild, welches gegenwärtig noch wie mit verschwommenen Umrissen im Sehfelde der dunklen Kammer steckt, so zu verdeutlichen, daß alles das jetzt noch halb verhüllte und verschiedenartige Deutungen zulassende Detail unzweideutig ins Auge springe und bestimmte Anhaltspunkte gäbe zur Beantwortung jener Fragen, welche doch immer die wichtigsten bleiben und an denen bei dieser Sache das Grundinteresse doch immer mit Recht hängt.

Auch bei Blaßmann in seinen „Prolegomena zur speculativen Naturwissenschaft" sehen wir uns in diese

Beziehung vergeblich nach Rath und Hülfe um. Blaßmann zeigt ſich zwar unzufrieden mit der Hegel'ſchen Naturphiloſophie und ſtellt Verbeſſerungen in Ausſicht. Er tadelt es insbeſondere, daß dieſe Naturphiloſophie geſprochen habe von „fertigen, todtgeborenen organiſchen Schöpfungen, daß ſie die Attractionstheorie des Newton ſchlechthin geleugnet, daß ſie ſogar ſpottend nach der Elektriſirmaſchine in den Wolken gefragt habe". Dies war allerdings ein mit der Großſprecherei der heutigen Materialiſten wol vergleichbarer Uebermuth, vor welchem ſich heute ſchon von ſelbſt auch der entſchiedenſte Hegelianer weislich hüten wird, auch ohne die Methode ſeiner Wiſſenſchaft darum zu ändern.

Sehen wir aber näher zu, was Blaßmann an die Stelle der getadelten Methode ſetzt, ſo iſt das im Grunde doch nur eben wieder dieſelbe Methode. Der Naturproceß wird als die Entwickelung (Erziehung) des abſtracten Seins zu ſeinem Selbſt oder ſeiner abſoluten Wirklichkeit (dem Geiſte) beſchrieben. Das abſtracte Sein iſt der Raum, aus welchem durch Dialektik der Begriffe das Weſen der Körperlichkeit wird. Das Licht iſt der abſtracte Raum, der in ſich ſelbſt Structur wird. Die Wärme iſt die Zurücknahme der individuellen Beſtimmtheit in die Univerſalität des Raums. Wer erkennt hier nicht gute alte Bekannte in Kleidern von neuem Schnitt? Die Darſtellung iſt voll von einem Streben nach geiſtreicher Concentration des Ausdrucks und mathematiſcher Formulirung der Gedanken. Z. B. die Atome werden reducirt auf Raumpunkte, die Pflanze als ein Brennpunkt atmoſphäriſcher Mächte, die Lunge als eine Function der Luft bezeichnet, das abſtracte Sein des Raums durch die Formel A = non A ausgedrückt. Das Princip von Allem iſt das Bewußtſein als der geſetzte Widerſpruch eines abſolut Allgemeinen und eines abſolut Einzelnen, inſofern die Wirklichkeit des erſtern von der des letztern getragen wird.

Fragen wir zuletzt nach dem Weſen der Materie und ihrem Verhältniß zum Geiſt, ſo iſt darüber allerdings der Beſcheid überaus kurzgebunden und präcis lautend: „Die Materie iſt der ſchlechthin gebundene Geiſt." Das lautet exact und läßt uns am Ende doch gerade ſo klug, als wir zuvor waren. Denn iſt die materielle Maſſe einfach gebundener Geiſt, ſo ſieht man nicht ein, warum im Tode, wo der Geiſt ſich von der Materie entbindet, ſich die Maſſentheile des Leibes nicht auch zugleich verflüchtigen und in lauter Geiſt zurückverwandeln. Statt deſſen ſehen wir den ganzen Maſſeninhalt des Leibes als Reſt zurückbleiben, obgleich verlaſſen vom Geiſte, welcher als Seele und Lebenskraft zeitlebens in ihnr wirkte. Was ſoll man nun hier denken? Soll man denken, daß ſich beim Tode des Leibes der Geiſt ganz wieder in die Maſſen zurückbinde, aus denen er ſich zeitlebens theilweiſe entbunden hatte? Dann aber würde nicht mehr der Geiſt, es würden im Gegentheil die Maſſen das ewige und allbeherrſchende Princip alles Daſeins vorſtellen, welches gegen die Grundſätze der dialektiſchen Methode iſt. Oder ſoll man ſich den Geiſt als abtrennbar von der Materie denken? Dann aber iſt die Materie nicht gebundener Geiſt, ſondern ſie iſt das dem Geiſte entgegengeſetzte Princip, mittels deſſen derſelbe gebunden und gefeſſelt wird. Wie wir uns alſo hier auch drehen und wenden mögen, auf keine Weiſe kommen wir zurecht. Muß uns da nicht das Princip, daß die Materie der ſchlechthin gebundene Geiſt ſei, ein gerechtes Mistrauen einflößen? Trägt aber dabei Blaßmann wol allein die Schuld? Gilt nicht auch bei Hegel ſelbſt die Natur für nichts weiter als die Idee in ihrem Andersſein oder der gebundene Geiſt?

Geſtehen wir uns alſo nur, daß unſere kleine ſpeculative Wanderung uns doch zuletzt nicht ſo viele Ausbeute gegeben hat, als ſie wol anfangs zu verſprechen ſchien. Schopenhauer verhieß uns eine ſchöne Theologie, aber Frauenſtädt belehrte uns, daß es Theologie fortan nicht mehr geben dürfe. Die Hegel'ſche Methode zeigte uns die Tiefen des Geiſtes als lockende Früchte, aber wollten wir zu einem reellen Genuſſe derſelben gelangen, ſo fanden wir keinen Weg, der zu ihnen emporführte, oder ſie wichen, wie beim Tantalus, vor unſern begierig zulangenden Händen zurück.

Dennoch wandern wir weiter gleich dem Thomas Bunyan auf ſeiner dunkeln Bahn durch die Finſterniſſe des Mittelreichs, das ſeine freudeloſen Steppen zwiſchen Hoffnung und Reſignation, zwiſchen Unſterblichkeit und Grabesmoder ausbreitet, und verſuchen es, ob uns von anderswoher ein helleres Licht angezündet werde. Siehe da, es ſcheint diesmal wirklich etwas zu werden. Ein zwar bleicher, aber troſtvoller Lichtſchimmer naht. Laſſet uns näher herantreten.

4. Ueber Leben und Stoff. Von Friedrich Wilhelm Tittmann. Dresden, Höckner. 1855. Gr. 8. 1 Thlr.
5. Organon der Erkenntniß der Natur und des Geiſtes. Von Karl Guſtav Carus. Leipzig, Brockhaus. 1856. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Tittmann iſt Dynamiker. Er ſtreitet wider den Grundſatz des Materialismus, daß die Kraft eine bloße Eigenſchaft am Stoffe ſei. Vielmehr ſind ihm umgekehrt alle Kräfte begründet in gewiſſen Urtrieben, welche als Schöpfungstriebe vom Allorganismus des göttlichen Geiſtes ausgehen. Tittmann hält es zufolge dieſes Grundſatzes nicht für nöthig, daß man den Atomen der Phyſiker ſo große Ehre erweiſe, ſie für ewig und unzerſtörbar zu halten und zu glauben, daß ſie in den Producten von ganz verſchiedenen Eigenſchaften, welche aus ihnen hervorgehen, in derſelben Geſtalt, welche ſie früher hatten und ſpäter wieder gewinnen, ſich conſerviren, ſondern hält es für recht wohl denkbar, daß eine Umwandlung der kleinſten Körpertheilchen in ganz andere Formen, Beſchaffenheiten und Weſenheiten erfolge, auch daß ein bisher empfindbar geweſener phyſikaliſcher Stoff aus dem Bereiche der Empfindbarkeit auf eine zeitlang entſchwinde und auf andere urſprünglichere Weiſe fortdauere. Man hat z. B. die Erfahrung, daß von Gaſen nach ihrem Durchgange durch glühende Röhren keine Spur mehr zu finden geweſen iſt. Wenn nun Gas verſchwinden

(d. h. in unſinnliche Exiſtenzform übergehen), Feſtes und Flüſſiges aber ſich in Gas umwandeln kann, ſo folgt die Möglichkeit des Verſchwindens materieller Beſtandtheile aus dem Reiche der Sichtbarkeit. In ähnlicher Art beſteht auch der aus chemiſchem oder organiſchem Proceſſe hervorgegangene Stoff nicht aus einer Vermiſchung von zwei oder mehren nebeneinander fortbeſtehenden Stoffen. Es iſt vielmehr wirkliche Verwandlung, wodurch chemiſche und organiſche Stoffbildung ſich von bloßer Vermiſchung oder Vermengung unterſcheidet. Einer durch Verwandlung vernichtenden und erzeugenden Kraft des Meers iſt es zuzuſchreiben, daß es, immer ſich reinigend, bei allen ſeinen Zugängen in ſtets gleichem Beſtande bleibt. So auch muß in der Atmoſphäre eine Kraft ſein, welche Stoffe vernichtet, nicht blos zerſetzt. Untergang und Entſtehung von Grundſtoffen gehört zu dem in der Entwickelung der Welt immer fortgehenden Werke der Schöpfung. Und eben dieſes, daß Neues entſtehen kann in Verwandlung oder in Schöpfung, iſt beſtändiges Zeugniß von der geiſtigen Abſtammung der Kräfte in der Natur. Daher iſt dann aber auch einem jeden Stoffe außer ſeinen phyſikaliſchen Eigenſchaften noch eine innerliche Subſtanz zuzuſchreiben, welche bleibt, während alle jene wechſeln können, und auch ſelbſt die phyſikaliſchen Vorgänge ſind in ihrem Weſen oder an ſich lauter innerliche Vorgänge, welche von den phyſikaliſchen Eigenſchaften nur als von äußerlichen Symptomen begleitet ſind. Z. B. aus dem engen Verhältniß zwiſchen Schall und Vibration eines ſchallenden Körpers, zwiſchen Tonhöhe und Geſchwindigkeit der Vibration iſt nicht zu ſchließen, daß eines des andern Urſache ſei, vielmehr iſt Beides nur Folge eines viel einfachern innerlichen Vorgangs als einer gemeinſchaftlichen Urſache von Beidem. In dem Grundtriebe des Allorganismus aber iſt der Grund der Triebe und Kräfte aller Organismen enthalten. Unter Trieb nämlich wird der innere Grund der Beſtimmung der wirklichen Thätigkeit einer Kraft verſtanden. Aller Trieb gehört der Seele an, er iſt Uräußerung der Seele. Der Allorganismus aber iſt Seele.

Was dieſe Theorie empfiehlt, iſt eine gewiſſe Großartigkeit in der Conception, verbunden mit Conſequenz in der Durchführung. Soll nämlich wirklicher Ernſt gemacht werden mit dem ſpeculativen Satze, daß wir die Materie nur ſo erkennen, wie ſie unſern Sinnen erſcheint, nicht wie ſie an ſich ſelbſt iſt, ſo muß auch nothwendig im Allgemeinen eine Möglichkeit für dieſelbe angenommen werden, aus dem Reiche der Erſcheinung heraus und wieder in daſſelbe einzutreten. Wenigſtens bleibt ſonſt beim ſpeculativen Begriff von einem Anſich der Materie hinter der Erſcheinung nicht viel mehr übrig als ein bloßes hohles Wort ohne allen wirklichen Einfluß auf die Wiſſenſchaft. Im Einzelnen wird es freilich immer von der Beſchaffenheit des beſtimmten Falls abhängen, ob von dieſem Begriffe Gebrauch gemacht werden darf oder nicht. Etwas Anderes aber iſt die Frage über Anwendung eines Begriffs in einem beſtimmten, vielleicht unpaſſenden Falle, etwas Anderes die Frage über ſeine Anwendbarkeit überhaupt. Die letztere iſt in Betreff eines Anſich der Materie hinter der phyſikaliſchen Erſcheinung derſelben und unabhängig von dieſer durchaus zu bejahen, und dieſe Bejahung iſt von Seiten der ſpeculativen Wiſſenſchaft durchaus zu fordern, ſodaß nicht die erfahrungsmäßigen Spuren eines ſolchen Anſich, ſondern im Gegentheil das erfahrungsmäßige Mangeln aller Spuren von einem ſolchen als das Paradoxe erſcheinen müßte. Damit iſt nun freilich nicht geſagt, daß man immer ſogleich, auch bei Erklärung der alltäglichen Erſcheinungen, mit dieſem Gedanken einer materiellen Transſcendenz bei der Hand ſein dürfe, ſondern derſelbe wird naturgemäß immer erſt dort eintreten dürfen, wo andere einfachere Erklärungen uns im Stiche laſſen. Und von dieſem Geſichtspunkte aus möchte gegen manche Erklärungen Tittmann's im Einzelnen recht Vieles einzuwenden ſein. Wir wählen zur Verdeutlichung einen Fall, der ſoviel Klarheit hat, als ſie beim gegenwärtigen Zuſtande nur überhaupt im Gebiete der Chemie zu haben iſt, nämlich die Entſtehung des Waſſerdampfs durch Verbindung von Waſſerſtoffgas mit Sauerſtoffgas. Tittmann läßt hier die ins Product als Ingredienzen eintretenden Atome des Waſſer- und Sauerſtoffgaſes als ſolche ganz verſchwinden und dem Waſſerdampfe als einem Dinge mit neuen Eigenſchaften den Platz räumen. Dies iſt nicht nöthig und eben darum, weil es in dieſem Falle nicht nöthig iſt, auch ſicher gegen das Intereſſe der Wiſſenſchaft. Denn was die Schwere der verbundenen Theilchen betrifft, ſo bleibt dieſelbe ſich in der Verbindung nur völlig gleich und bildet daher eine nicht aus der Erſcheinung entſchwindende, ſondern in ihr beharrende Grundlage der Stoffe. Ebenſo beharrend zeigt ſich die Grundlage des elaſtiſch-flüſſigen Zuſtandes der verbundenen Gaſe, ſowie die ihrer Wärmecapacität. Der einzige Anſtoß liegt im Volumen. Aber auch von dieſem bleiben immer doch noch zwei Drittheile beſtehen als unverändert fortdauerndes Phänomen; nur ein einziges Drittel erfodert als verſchwunden oder vertauſcht eine Hypotheſe ſeines Entſchwindens, und ſicher iſt hier der Chemiker im völligen Rechte, wenn er zuvor alle übrigen Erklärungsverſuche anwendet, ehe er zu dem radicalen Verfahren greift, die alten Stoffe gleichſam ihrer Functionen zu entheben und durch einen neuen Subſtituten im Amte vertreten zu laſſen. Es wäre dies ſo gehandelt, wie wenn man einen Menſchen, welcher ſich ſonſt in allen Dingen tüchtig und kräftig bewieſen hat, wegen einer einzigen ihm zuſchulden gekommenen Schwachheit ſogleich als einen unfähigen und unzuverläſſigen behandeln wollte, welches unbillig iſt. Vielmehr iſt hier in Leben und Wiſſenſchaft das richtige Verfahren, einen ſolchen zwar ſcharf zu überwachen, ihn jedoch nicht eher zu verſtoßen, bis härtere Beweiſe ſeiner Unzuverläſſigkeit vorliegen, welche ſchlechterdings keine Erklärung aus zufälligen Umſtänden mehr zulaſſen.

Man muß nicht mit Kanonen nach Wachteln ſchießen. Man muß den großen Gedanken einer dynamiſchen Erklärung aller Proceſſe des Univerſums auf Grundlage

einer Urſeele nicht überflüſſigerweiſe dort herbeiziehen, wo die Erſcheinungen ſich innerhalb eines beſchränktern Geſichtskreiſes ſchon aus ſich ſelbſt erklären. Aber wir würden uns ſelbſt nur des oben gerügten unbilligen Verfahrens ſchuldig machen, wollten wir um ſolcher einzelner Flecken willen auch den Grundgedanken als unhaltbar preisgeben. Dieſer iſt vielmehr der Gedanke, auf welchen der philoſophiſche Geiſt immer aufs neue ſich dann zurückgetrieben ſieht, wenn er ſich weder zum Dualismus der Kräfte, noch auch zum Materialismus bequemen mag, weil der erſtere immer zuletzt in geſchrobene, der letztere in fade und nichtsſagende Erklärungen ausmündet. Er iſt der Gedanke, innerhalb deſſen ſich ſchon die Speculationen des Plato und Ariſtoteles bewegten, welcher Leibniz anreizte, in den Moleculen unorganiſcher Materie beſeelte Monaden zu ahnen, und Newton, den univerſellen Raum für das Senſorium der Gottheit zu halten. Er iſt der Gedanke, durch welchen ſich zu allen Zeiten und in allen Jahrhunderten die ſtarken und conſequenten Denkmeiſter von den bloßen Empirikern und Popularphiloſophen unterſchieden haben. Er iſt der Gedanke, auf welchen ſich in dem Maße in Zukunft aller wiſſenſchaftliche Streit concentriren wird, als das Denken ſich ſchärft und die Bildung ſteigt. Der wiſſenſchaftliche Streit wird darum von ſeiner Schärfe nicht nachlaſſen, er wird im Gegentheil um ſo ſchärfer, aber auch um ſo erfolgreicher werden, je mehr die Streiter auf einem gemeinſamen Boden ſtehen, wo ihre Streiche einander wirklich treffen, nicht mehr in die blaue Luft gehen. Tittmann ſagt:

Zu denken, daß Gott zugleich der Weltgeiſt ſei und ein Daſein außer der Welt habe, iſt nicht in Widerſpruch mit ſich ſelbſt. Es iſt auch ebenſo wol von dem menſchlichen Geiſte zu denken, daß er, obgleich in dieſen Leib eingekörpert, doch auch außer dieſem Körper ein Daſein habe. Man könnte vermuthen, daß, gleichwie immer der einzelne Organismus in einem größern organiſchen Ganzen, ſo auch der menſchliche Geiſt in einem Centralgeiſte begriffen ſei, woraus gewiſſe allgemeine Triebe der Völker und der Zeiten erklärt werden könnten. Ein mit dem jetzigen Leben gleichzeitiges Daſein unſers Geiſtes außerhalb der Einkörperung würde die Annahme der Unſterblichkeit begründen und ebenſo zur Erklärung dienen, wie unſer Geiſt den Leib ſich ſelbſt bauen kann.

Tittmann nennt das Lebensprincip des organiſchen Körpers die Seele. Ihr Weſen iſt, Naturtrieb oder phyſiologiſcher Trieb zu ſein im Gegenſatz zu Willen und Bewußtſein, welche das Weſen des Geiſtes ausmachen. Aber Geiſt und Seele ſind im Grunde nur ein und daſſelbe Weſen, der Geiſt der entbundene Trieb, der Trieb der gebundene Geiſt. Nicht alſo die Materie iſt hier der gebundene Geiſt, ſondern ſie iſt das Werkzeug oder die Feſſel, welche den Geiſt bindet, ihn zu Trieb und Kraft herabſetzt; und der Geiſt iſt nicht entbundene Materie, ſondern er iſt der in den urſprünglichen Zuſtand zurückkehrende Trieb, während die Materie an ſich ſelbſt genommen nichts iſt als eine völlig eigenſchaftsloſe Baſis für die an ihr wechſelnden ſtofflichen Eigenſchaften oder Kräfte, eine Baſis, welche durch Beraubung ihrer bisherigen Eigenſchaften in Freiheit geſetzt werden kann, neue ſtoffliche Eigenſchaften, d. h. neue Kräfte in ſich zu empfangen. Man könnte daher die Materie bei Tittmann wol vergleichen mit einem leeren Tanzboden, auf welchem erſt der geſetzmäßige Tanz der ſich aus der Urſeele niederſenkenden Kräfte die Qualitäten der Stoffe überhaupt nebſt ihrem chemiſchen Stoffwechſel hervorbringt, oder auch mit den fünf leeren Linien unſers Notenſyſtems, in denen die Melodien nach inwohnenden Geſetzen des Rhythmus und Contrapunkts auf- und niederſteigen. Uebrigens bezieht ſich Tittmann's Schrift durchgängig zurück auf ein früher erſchienenes größeres Werk deſſelben Verfaſſers von ähnlichem Inhalt, betitelt: „Ueber den Geiſt und ſein Verhältniß in der Natur" (Berlin 1852).

Carus' „Organon" behandelt aufs neue die naturphiloſophiſche und auch bei Hegel eine große Rolle ſpielende Analogie zwiſchen Erkenntniß- und Zeugungstrieb. Die denkende Erkenntniß ſetzt im Begriff der Gattung vielfach daſſelbe Individuum. Im Zeugungsproceß gehen aus zwei Urindividuen eine gewiſſe Anzahl Nebenindividuen hervor. Hier wie dort alſo waltet der Proceß eines vielfältigen Sichſelbſtſetzens eines und deſſelben individuellen Typus. Einen ſolchen ſich vielfach oder als Gattung ſetzenden Typus nennt Carus eine Idee, und ſo iſt ſowol im Erzeugen als im Denken ein Proceß der Idee enthalten. Dabei iſt das höhere oder durch Denken vermittelte Erkennen zugleich die höchſte Selbſtthätigkeit des Geiſtes, ein Erzeugen ſeiner eigenen Innenwelt, ein geiſtiger Schöpfungsact, verbunden mit einem höhern Aufflammen der Seele. Das Zeugen iſt überall der höchſte Lebensact, weil am Lebendigen hier ein Lebendiges ſich entzündet. Schon die Pflanze ſtrahlt in den Organen, wo die Fortpflanzung geſchieht, in den höchſten Farben, das Thier exiſtirt zuletzt allein für dieſen Zweck, und der Menſch lernt in dem Glück der fortzeugenden Gedanken die höchſte geiſtige Freudigkeit kennen. An eine Verwandtſchaft beider Proceſſe ſoll auch Shakſpeare gedacht haben, wenn er den unglücklichen, über ſein Geſchick grübelnden Richard II. ſagen läßt:

> My brain I'll prove female to my soul;
> My soul the father; and these two beget
> A generation of still breeding thoughts.

Die Vergleichung hat indeſſen neben den zutreffenden Merkmalen auch ihre Schattenſeite. Iſt der Erkenntnißproceß nur ein geſteigerter Zeugungsproceß von ſpecieller Art, ſo iſt erſterer die abgeleitete, letzterer die urſprüngliche Erſcheinung, ſo wurzelt alſo das Freie im Unfreien, das Bewußte im Unbewußten, der Geiſt in der Natur, das Denken im Zeugen, das Sehende im Blinden. Und wie verträgt ſich hiermit der andere Grundſatz, welcher daneben an der Spitze dieſes Syſtems ſteht und lautet: „Alle urſprüngliche Erkenntniß iſt Selbſterkenntniß, alle Erkenntniß der Außenwelt erſt abgeleitete Erkenntniß"? Iſt es wol wahrſcheinlich, daß die urſprüngliche Erkenntniß der abgeleiteten Exiſtenz entſpreche, und umgekehrt? Wäre es nicht viel glaublicher und in den

Begriffen übereinſtimmender, die Urerkenntniß oder Selbſterkenntniß (das Denken) auch in die Ureziſtenz, die abgeleitete Erkenntniß aber in die Außenwelt (in die Welt der Erzeugung) verlegt zu finden?

Dieſes nun iſt eben der Unterſchied zwiſchen dem Spiritualismus von Carus und dem von Tittmann, daß das geiſtige Princip, aus welchem Alles wird und in welchem und durch welches Alles lebt, in ſeinem urſprünglichen Daſein bei Tittmann das Selbſtbewußtſein als eine unveräußerliche Eigenſchaft beſitzt, welche nicht erſt durch irgendeinen Proceß erworben zu werden braucht, bei Carus hingegen erſt durch einen Proceß der von ihm erzeugten Ideen in dem von ihm erzeugten Aether das Selbſtbewußtſein als eine abgeleitete Erſcheinungsform hervorbringt. Bei Carus liegt die Urſeele im Schlaf, aus welchem ſie nur hier und dort und periodenweiſe zum Bewußtſein erwacht. Bei Tittmann wacht ſie von Haus aus, wobei nur immer einzelne Theile, niemals aber das Ganze, in gewiſſe periodiſche Schlafzuſtände zu ſinken befähigt ſind.

Beide Vorſtellungsarten haben in der Geſchichte der Philoſophie ihre ſtarken Präcedentien. Die Tittmann'ſche iſt eine Wiedererneuerung der Ariſtoteliſchen Theorie von der Urſeele zu nennen. Denn Ariſtoteles definirt die Urſeele als eine ſich ſelbſt denkende Denkkraft, begriffen gedacht in der höchſten Energie ihrer Thätigkeit. Daß Ariſtoteles hiermit keinen ſchlafenden oder träumenden Zuſtand, ſondern einen im höchſten Grade wachen und bewußten zu bezeichnen vorhatte, darüber kann kein Zweifel ſein. Die Quellen der Schelling'ſchen Naturphiloſophie, aus welcher Carus ſeine Grundbegriffe ſchöpft, ſind zwar moderner und bisjetzt noch in weit höherm Anſehen als der längſt in ſeiner alten Autorität geſunkene Ariſtoteles. Trotzdem behält die geſtürzte Ariſtoteliſche Theorie bei allen ſonſtigen Schwächen immer den Vorzug, daß ſie in ihren Grundzügen ein zur völligen Conſequenz durchgebildeter Spiritualismus iſt, während die Schelling'ſche Naturphiloſophie zwar ebenfalls den Spiritualismus gewollt hat, aber ſich doch zugleich von Anfang an gar zu bereitwillig zeigte, in gewiſſen Punkten, worin das Vorurtheil der Halbgebildeten, durch vermeintlichen Augenſchein geblendet, ſich gegen die Reſultate deſſelben empört, dieſem Vorurtheile unbefugte Conceſſionen zu machen.

Nach Carus ſind es die Ideen, welche Alles in der Natur hervorbringen. Sie thun dieſes, indem ſie mit dem Aether als dem Princip der materiellen Stofflichkeit in Verbindung treten und denſelben als die bildneriſchen Kräfte oder Werkmeiſter in der Natur modeln und formen. Dadurch wird ihnen der Schein eines gewiſſen Werdens angeeignet, wonach ſie bald aus dem Nichts zu entſtehen und bald wieder ins Nichts zu entſchwinden ſcheinen, während nur der Stoff die Unvergänglichkeit zeigt. In Wahrheit aber ſind die Ideen für ſich ſelbſt ebenſo unveränderlich und unvergänglich als der Aether. Nämlich ebenſo, wie wir etwa von Sonne oder Mond ſagen, „ſie kommen aus den Wolken hervor", wenn nur eben die Wolken es ſind, welche unter ihnen ſich auflockern und verziehen, ſo ſcheint uns dann auch die Idee ſelbſt gleichſam hervorzuwachſen und zu werden, indeſſen doch nur das elementariſche Gebilde es iſt, welches mehr ſich entwickelt und ſo gewiſſermaßen die Idee reiner zum Durchleuchten bringt.

Es wird aber für den Phyſiker ſolange mit unüberſteiglichen Schwierigkeiten verbunden ſein, das Walten der Ideen in der Natur mit der Herrſchaft phyſikaliſcher Geſetze in Einklang zu bringen, als nicht Mittelglieder angegeben werden, welche das eine Princip mit dem andern in Berührung ſetzen. Die Idee iſt für den Phyſiker wie eine Frucht für Den, welcher keine Werkzeuge beſitzt, dieſelbe vom Baume zu langen. Die Idee (z. B. der geometriſchen Blattſtellung an den Gewächſen) iſt doch an und für ſich nichts weiter als eine bloße Form. Soll dieſe zur Form eines beſtimmten Stoffs werden, ſo müſſen gewiſſe der Form verbundene Kräfte vorhanden ſein, welche dieſelbe dem Stoffe einpflanzen. Denn eine bloße Form iſt ja nichts als ein Bild, und ein bloßes Bild kann ſich nicht ins Werk ſetzen. So finden wir es z. B. bei allen Ideen, welche unſer Handeln in Bewegung ſetzen. Sie thun dies niemals für ſich allein, ſondern immer durch Triebe und Kräfte, welche als Mittelglieder wirken. Was hilft uns z. B. der herrlichſte Plan, wenn uns die Triebe, der Anreiz, der Muth fehlen, welche den Plan ins Werk ſetzen würden, wenn ſie nur vorhanden wären? Die Idee der verbeſſerten Conſtruction eines Gewölbes weckt z. B. in dem Baumeiſter gewiſſe Triebe zu ihrer Ausführung und ſpielt ſo in ihm die Rolle eines befruchtenden Gewitters, während ſie im Geiſte eines Andern, an den ſie ebenfalls gelangt, todt liegen bleibt ohne alle Wirkung. Ebenſo wenig läßt ſich auch in der Naturlehre mit der Idee allein anfangen. Sie iſt hier wie ein ſchattenhafter Leib ohne Hand und Fuß, der ſich nicht durchſetzen, ſich nicht bewegen, nicht ins Zeug gehen kann. Sollen in der Natur Ideen wirken, ſo müſſen dieſes nothwendig Ideen ſein, welche verſehen ſind mit Kräften zu ihrer Hervorbringung, oder auch, was Daſſelbe ſagen würde, Kraftgruppen, welche nach dem Modell gewiſſer Strebebilder oder Zweckbilder zuſammengeordnet ſind und dieſen gemäß im Vereine wirken. Erſt in dieſer Wendung würde die Idee in unſerer heutigen Phyſik Anhaltspunkte zu ihrer Verwirklichung finden.

Außerdem wendet ſich das „Organon" noch mit beſonderer Vorliebe der Betrachtung theologiſcher Dinge zu. Das Verhältniß von Leib, Seele und Geiſt, das Verhältniß der Seele zur Gottheit und zur Seele der Menſchheit, die Entwickelung des Menſchengeſchlechts in der Weltgeſchichte, die Wurzel des Böſen und ähnliche Lieblingsthemata, welche vom Verfaſſer auch ſchon früher mit in ſeiner „Pſyche" abgehandelt wurden, kommen hier aufs neue zur Sprache.

Zuletzt mögen in dieſem Zuſammenhange auch noch einige poetiſche Verſuche miterwähnt werden, welche mit der Frage des Materialismus einen Zuſammenhang haben.

6. Natur und Geist. Lehrgedicht in fünf Büchern von C. Mayer. Bonn, Marcus. 1855. Gr. 12. 20 Ngr.
7. Heliende, oder Abenteuer auf der Sonne. Leipzig, J. J. Weber. 1855. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
8. Das Wesen der Naturdinge und die Naturgesetze der individuellen Unsterblichkeit von M. Droßbach. Olmütz, Hölzel. 1855. Gr. 8. 5 Ngr.
9. Briefe aus X über den Schlüssel zum Weltall, oder: Ein allgemeines Gesetz für die sichtbare wie für die unsichtbare Welt. Ein Versuch beim Publicum. Berlin, Veit und Comp. 1856. Gr. 8. 10 Ngr.

Das Lehrgedicht von Mayer enthält naturphilosophische Gedanken eines in die Geheimnisse der modernen Physiologie nicht nur eingeweihten, sondern auch durch selbständige Arbeiten auf ihrem Felde bekannten Verfassers. Warum er dasselbe in Versform ausarbeitete, obgleich das Meiste sich hätte weit bequemer und faßlicher in Prosa ausdrücken lassen, leuchtet dem Leser bald ein, wenn er bemerkt, wie hier Alles im knappen Orakeltone geschrieben steht, ohne alles Raisonnement, mit bloßer trockener Anknüpfung an neueste Thatsachen der Wissenschaft. Ein solcher Orakelton ist der Ton des ehrfurchtsvollen Staunens vor dem großen Naturräthsel und regt, indem er diese Stimmung mittheilt, zum eigenen Nachdenken an. Uebrigens liegen auch hier manchmal den Orakelsprüchen verschwiegene Betrachtungen langen Nachdenkens zugrunde, das merkt man wol. Dagegen zeigt die Form der Verse nichts weniger als den gewandten Verskünstler, sie machen oft mehr den Eindruck von versus memoriales. Lucrez, an welchen der Verfasser bei Abfassung des Gedichts gedacht hat, war ein viel besserer Dichter und viel schlechterer Naturforscher als er.

Gleich der Anfang eröffnet uns die Stimmung, welche als Grundton durch das Ganze geht:

Noch sitze sinnend ich, seit meinen Frühlingstagen,
Am Isis-Heiligthum, die Blicke unverwandt;
Voll Sehnsucht endlich doch die Göttin zu befragen,
Die, stets verschleiert uns, kein Weiser hat erkannt!

Ich las das Räthselwort an ihres Tempels Thoren:
„Ich bin die, die ich war und die ich werde sein."
Ja ewig, wie der Geist, bist du, der dich geboren;
Dies schrieb als Lösung ich den Vorhofstafeln ein.

Der Dichter, welcher sich nicht allein in den Tempel der Göttin wagt, bittet die Muse Urania, ihn ins Innere zu geleiten, ihm des Leibes Wunderbau zu zeigen, die Werkstatt, wo der Geist des Leibes Glieder schafft:

Zeig' mir, wie durch den Leib die Lebensgeister dringen,
Da fühlen, treiben an, hier leuchten und dort schwingen;
Da klopfen ohne Rast, die Luft zur Kohle leiten,
Dort kochen, gähren, glüh'n, die Quintessenz bereiten.

Die Muse zeigt sich nun auch sehr beredt und mitheilsam in physiologischen Détails. Sie beschreibt die Structur des Auges, des Ohrs, die Urformen der Krystallisation, die Processe der Zellenbildungen, der Erzeugung und Verwesung, die Uebergänge von Pflanze in Thier, die generatio spontanea u. s. w., wobei sie immer in kurzen Andeutungen die interessantesten Entdeckungen der neuesten Zeit mitberührt. Was das Lösen des großen Räthsels betrifft, so beträgt sie sich freilich etwas vornehm als Göttin. Wir müssen uns bescheiden, uns immer nur ganz allgemein von ihr auf den Geist verwiesen zu sehen, welcher herrsche in den Tiefen, welcher nie Product, immer Producent sei, welcher im Innern still erdenke, was nachher unfreiwillig ins Leben tritt:

Er ist es, der erbaut das Heragon der Zelle,
Er kennt den Mittelpunkt, dem er den Kern vertraut,
Er führt das Winkelmaß, das Senkblei und die Kelle,
Weil er hat in sich selbst der Dinge Norm geschaut.

Desto lieber ergeht sie sich in concreten Anschauungen, vergleicht z. B. das große Gehirn dem Wallnußkerne, das kleine Gehirn der Marone, das Schneckenhaus dem Ohre, die Niere der Bohne und beschreibt die Falten, Windungen und Markstrahlen des Gehirns, von welchem sie singt:

Athene einst entsprang aus dieser Marmorschale,
Worin die Seele sich ihr Brautbett hat erwählt;
Wo mit den Genien, im Alabastersaale,
Sie ihren hohen Hof auf Silberteppich hält.

Manchmal sind die Bilder höchst zierlich, z. B. das der Frauenhand:

Manch Dichter hat im Lied der Frauen Hand gepriesen,
Die Wellenlinien, der zarten Grübchen Reih'n,
Die blauen Adern, die auf Lilienblättern fließen,
Und an der Finger Saum den sanften Rosenschein.

Zuweilen jedoch hören wir in den Worten der Muse etwas zu sehr den Professor. Z. B.:

Achthundert Muskeln sind im Leibe aufgeschichtet.
Erschrecke Tiro nicht, es ist die Zahl zwar groß,
Doch hat es die Natur sehr weise eingerichtet,
Zu merken brauchst du die eine Hälfte blos.

Die Seele gilt der Muse für die Baumeisterin des Leibes. Aber sobald sie sich dieser niedern Function als Bildungstrieb hingibt, erlöschen ihre höhern Functionen, Wissen und Wollen, und umgekehrt:

Wenn sie das Eine thut, muß sie das And're lassen.
Wenn sie sich selber sieht, sie nicht das Aeuß're schaut.

Sobald aber die höhern Functionen in der Seele aufs neue erwachen und Spielraum gewinnen, wird die Seele zum Geist:

Zwei der Aeonen sind's, die in dem Körper tagen,
Die Seele und der Geist, doch sind ja Eins die zwei.
Die Seele muß noch stets des Körpers Fesseln tragen,
Im Geist die Seele macht sich von den Schranken frei.

Als ihren Baustoff benutzt aber die baumeisterliche Seele die lebendigen Organismen niedrigsten Grades, wie sie in Endospermen, Schwarmsporen, Spirulinen und Monaden zutage treten, in verwesenden organischen Stoffen neue pflanzenartige Bildungen versuchen und gleichsam das Einmaleins aller Organisation darstellen.

Uebrigens gilt das Weltall der Muse nicht für ein abgeschlossenes organisches Ganze, sondern für eine chaotische Vielheit, worin Einheit und Harmonie nur im Einzelnen sich entwickelt und hierdurch auf eine höhere unsichtbare Einheit hindeutet:

Ein Chaos ist das All, kein Gleichmaß in ihm wohnet.
Es sehnt sich stets nach ihm, vollbringt es aber nie.
Im Einzelkreise nur der Geist der Ordnung thronet.
Und hier die Schönheit herrscht, mit ihr die Symmetrie.

Daß nun überhaupt bei Behandlung solcher Gegen-

ſtände der wiſſenſchaftlichen Ahnung und der ſpeculativen Hypotheſe die poetiſche Form, wie ſie bei den älteſten Naturphiloſophen, einem Parmenides, Xenophanes und Empedokles im Gebrauche war, wieder ergriffen werde, iſt ſehr zu billigen. Denn man muß zugeben, daß bei Behandlung ſolcher Gegenſtände die poetiſche Rede bedeutende Vortheile vor der demonſtrativen voraus hat. Die letztere macht nämlich immer den Anſpruch, das Motiv ganz außer Spiel zu laſſen, was bei ſolchen Ueberlegungen und Betrachtungen doch wirklich niemals außer Spiel tritt, nämlich den Glauben im philoſophiſchen Sinn, die innerſte Willensrichtung des Menſchen. Um ſolche Ueberzeugungen wirklich gerade ſo mitzutheilen, wie ſie in uns leben, muß auch etwas von der Stimmung mitgetheilt werden, worin die Ideen concipirt wurden und allein den richtigen Schlüſſel ihres Verſtändniſſes haben. Dies eben thut die Poeſie. Sie iſt daher das Vehikel der Mittheilung der moraliſchen Motive zu nennen, aus welchen der an den Demonſtrationen wie an feinen Gitterſtäben fröhlich hinaufrankende Glaube wächſt, und welche ihm gleichſam Sonnenlicht und Regen ſeines Wachsthums ſind.

Auch der Verfaſſer von „Heliode" hatte ohne Zweifel eine wiſſenſchaftliche Abſicht, nämlich die, durch Näherrücken der Möglichkeit anderer und vollkommenerer lebendiger Organismen, als der auf unſerer Erde exiſtirenden, einen Schatten auf die Scenen unſers Erdballs fallen zu laſſen und dadurch die Phantaſie in Beziehung auf die Beſchäftigung mit höhern Lebensſcenen zu beflügeln. Denn der Reiz des Unglaubens iſt ein kalter Reiz und die Phantaſie ein leichtſinnig Kind, das ſogleich ins Freie eilt, wie es Sommerluft merkt, und den Rath der Mama Vernunft, ſich nicht den Schnupfen zu holen, in den Wind ſchlägt.

Der Verfaſſer von „Heliode" reiſt in die Sonne. Er findet auf ihr Menſchen mit Geſtalten wie wir, aber gemäß feinern elementariſchen Bedingungen, unter denen ſie leben, iſt auch ihre Organiſation feiner, ihre Art zu leben und ſich zu ernähren edler und reinlicher, ihr politiſches Leben humaner und freundſchaftlicher als bei uns. Die Hauptbedingung alles Lebens, das Licht, empfangen ſie nicht von außen durch ein auf- und untergehendes Geſtirn, wie wir, ſondern ſie haben ſeine unerſchöpfliche Quelle beſtändig unter ihren Füßen und laſſen dieſelbe nach Belieben durch Hinwegnahme oder Zudeckung einer Raſendecke, des ſogenannten Elytron, entweder mehr oder weniger heraufſtrömen. Ihre Nahrungsmittel beſtehen in Wohlgerüchen, welche ſie in verſchieden geſtalteten rohrförmigen Kapſeln bewahren und durch Andrückung derſelben an Zähne und Lippen einſaugen. Ihre Steinart, womit ſie bauen, Minica genannt, bereiten ſie aus Luft, die ſie vermöge gewaltiger Maſchinen bis zu dem Grade zuſammenpreſſen, daß ſie hart wird und dabei durchſcheinend und klar bleibt wie Diamant. Allerliebſte bunte Vögel, unſern Kolibris ähnlich, ſind beſchäftigt, den Stickerinnen die zarten Wolkenflocken aus den höchſten Luftſchichten herabzuholen, welche ſie bei ihrer fleißigen Arbeit gebrauchen. Alle Geſchäfte des Lebens werden nicht für Lohn, ſondern um der Sache ſelbſt willen getrieben. Der Fiacre findet ſich ebenſo hinlänglich belohnt durch den verbindlichen Gruß, womit der Fußgänger einſteigt, als es dieſem niemals einfällt, die Güte ſeines zuvorkommenden Schwagers zu mißbrauchen. In den Läden kauft man ſich die Gegenſtände nicht für Geld, ſondern für ſchöne Gedanken, die man aufzuſchreiben hat und die durch beeidigte Sachverſtändige geſtempelt werden. Je nach ihrem Gehalt bekommt man unter den ausgeſtellten Waaren eine gewiſſe Auswahl.

Wie weit im Naturproceſſe der Sonne die Teleologie reiche, davon gibt folgende Beſchreibung einen Begriff: Die nützlichen Pflanzen waren insgeſammt höchſt bewundernswerth, und es währte nicht lange, ſo entdeckte ich eine neue. Sie hatte eine aus weißen Blättern gebildete große Blumenkrone, die der Form nach einem Waſchbecken glich und in der That auch den nämlichen oder vielmehr noch größern Nutzen gewährte. Aus dem Piſtill ſprang eine kleine Fontäne ſüßen Waſſers empor und hielt das Becken nicht nur allezeit gefüllt, ſondern lieferte auch noch einen kleinen Ueberſchuß, um Blätter, Stengel und Wurzel der Pflanze zu netzen. Bei nähterer Unterſuchung fand ich, daß dieſelbe eine Frucht trug, die einer gewöhnlichen Pomeranze ähnlich ſah, hinſichtlich ihrer Compoſition aber vollkommen der Mandelkleie glich. Ihre breiten weichen Blätter glichen dagegen genau der feinſten Leinwand, und an ihren Stielen befanden ſich kleine unregelmäßige Büſchel weicher Borſten, ſodaß man ſich in einem Blumenbecken waſchen, Blumenſeife dabei gebrauchen, die Nägel mit einer natürlichen Bürſte reinigen und Geſicht und Hände mit blattförmigen Handtüchern trocknen konnte. In der Nähe dieſes nützlichen und merkwürdigen Naturerzeugniſſes wurde gewöhnlich die Spiegelſtaude angepflanzt, die mit ihren äußerſt glänzenden Blättern als Toilettenſpiegel diente.

Die härteſte Strafe der Bewohner von Helioreis für begangene Vergehungen iſt, über den Ocean nach fernen Ländern verbannt zu werden, wo Thorheit und Verbrechen im Schwange ſind, wo ein Ungeheuer, Krieg genannt, vielleicht Jahre lang in der Menſchen Hirn ſchlafend und gährend liegt, bis es in ein Fieber von Qual und Blut ausbricht; wo eine der Hauptquellen der Landeseinkünfte der Verkauf demoraliſirenden, brutaliſirenden Getränks iſt; wo Vieh als Nahrungsmittel für die Einwohner in die Städte getrieben wird, ſodaß es lahm und bis zum Tode erſchöpft, in den Schlachthäuſern ankommt, nachdem es unterwegs ſeine fieberheiße Zunge im feuchten Kothe der Straße zu kühlen geſucht hat; wo Pferde beim Fuhrweſen gebraucht werden, als ob ſie Maſchinen wären, als ob ihre Muskeln aus Stahl, ihre Nerven aus Eiſen, ihre Glieder aus Meſſing und ihre armen müden Herzen aus Räderwerk und Walzen, Winden und Schrauben beſtünden.

Die Charakteristik der Erde in den kosmographischen Taschenkalendern von Heliopolis lautet: Erde — kleiner Stern mit einem Monde — Bewohner essen Fleisch — meist kriegerisch und wild — grausam gegen Thiere — Land und Wasser — eigene Atmosphäre. —

Wir wenden uns von der absichtlichen zur unabsichtlichen Poesie, nämlich zu Droßbach's Naturgesetzen der individuellen Unsterblichkeit. Droßbach will uns glücklich machen, und das ist anerkennenswerth. Wir sind aber seiner Ansicht nach darum Alle unglücklich, weil Keiner sei, welcher in der That an ein selbstbewußtes Erwachen nach dem Tode glaube. Diesen Glauben sollen wir empfangen, damit eine bisjetzt unbekannte Ruhe um unsere stets heitere Stirn schwebe, damit wir zufrieden seien unter den verschiedensten äußern Verhältnissen in der Familie, in der Gesellschaft, im Staate, kurz, damit die Erde zum Himmelreich werde. Dieses Glück zu gewähren sind die Naturwissenschaften berufen.

Und womit sollen die Naturwissenschaften uns ungläubige und verstockte Seelen curiren? Etwa mit dem Od? Nein. Mit dem Tischklopfen? Gott bewahre! Sondern nur allein mit den bloßen Atomen. Von ihnen hängt das selbstbewußte Wiedererwachen nach dem Tode ab. Die stofflichen Atome nämlich sind nicht, wie es den äußern Anschein hat, todte Körpertheile, sondern inwendig lauter Kraftwesen oder bewußtseinsfähige Factoren und die menschliche Seele nur einer unter ihnen. Sie können ins Unbewußtsein zurückkehren, aber nie vernichtet werden. Die Menschenseele hat daher so viele Mitconcurrenten des Bewußtwerdens, als es überhaupt Atome gibt. Deren Anzahl ist nun zwar sehr groß, aber darum doch noch nicht unendlich, und so ist zu berechnen, daß, nachdem einst auch die übrigen Atome die Reihe des Bewußtwerdens wird getroffen haben, zuletzt auch wieder einmal die alten werden daran kommen dürfen. Das verheißene Glück wird dadurch freilich ein wenig dünn, und die ganze Vorstellung erinnert in auffallender Weise an das berühmte Waldhorn des Freiherrn von Münchhausen, in welchem die Töne zur Zeit, da sie schallen sollten, festfroren, später aber zur Unzeit aufthauten, da die Jagd vorbei war und das Horn müßig an der Wand hing.

Und wer ist zuletzt noch der geheimnißvolle Mann aus X., welcher vermummt zu uns tritt und uns den Schlüssel zum Weltall reicht? Er tritt leise und bedeutungsvoll auf als Einer, der zwar Vieles offenbart, aber doch nicht Alles offenbart, was er andeutet, und nicht Alles andeutet, was er weiß. Er enthält sich mit Fleiß der Herbeiziehung eines persönlichen und geistigen Urhebers der Welt, weil er es zunächst hier nur mit der materiellen Welt zu thun hat und man sich bei Betrachtung derselben soviel als möglich materialistisch verhalten soll. Er bezeichnet den Allerhöchsten, wenn es unumgänglich wird, nur indirect, indem er von der Regierung, den Absichten oder den leitenden Gedanken, der obersten Macht spricht und darunter die Person selbst versteht, welche regiert, beabsichtigt, leitet und denkt. Er erlaubt sich, wie in den constitutionellen Kammern, so auch in der Philosophie, nicht, die Person des Monarchen in die Verhandlung zu ziehen, weil dadurch die Debatte unfrei oder ganz abgeschnitten werden würde. Wahrhaftig, gäbe es im Himmel eine geheime Polizei, wir würden glauben, dieser sei einer davon, so sehr riecht er nach parfümirtem Christenthum.

Eines freilich widerspricht, obgleich auch dieser Widerspruch in dem Einen allgemeinen Weltgesetze seine Lösung finden dürfte. Der Verfasser glaubt nämlich nicht an Wunder. Die Stelle, in der er sich hierüber ausspricht, ist tiefsinnig und gibt einen deutlichen Begriff von der in diesem Schriftchen durchweg herrschenden Logik:

> Die menschlich gedachte Intervention Gottes in den Gang seiner Welt liegt dem dogmatischen Begriff der Wunder zugrunde und ist schuld, daß mancher gläubige Christ sich gegen sie als einen Gottes unwürdigen Eingriff in seine selbstgeordneten Naturgesetze sträubt. Der Eingriff fällt weg, sobald wir unser Eines Naturgesetz annehmen, das Wunder aber bleibt nach seinem reinen und unanstößigen Begriff. Denn dieselbe göttliche Schöpfungskraft, welche z. B. alljährlich in den Weinbergen große Massen Wassers zu Wein macht, ohne daß es uns wundert, kann Ebendasselbe mit Wasser in Krügen thun, ohne daß es ein Wunder im gewöhnlichen Sinne wäre, denn es ist dazu kein Eingriff in das bestehende Naturgesetz nöthig, sondern nur ein Willensact Gottes, der nach diesem Gesetze wirkt. Nicht in der Begebenheit, denn sie ist vollkommen naturgesetzmäßig, wie jede andere, liegt das Wunder, sondern in der Willensintervention Gottes, die ein Wunder der Allwissenheit und Allgüte ist. Wenden Sie dies auf alle Wunder an, die wir glauben, und Sie werden es ausreichend finden.

Sicher nicht nur ausreichend, sondern es würde dieser Schlüssel zum Wunder auch sehr schön gebraucht werden können, um das Naturgesetzmäßige der räthselhaften Klopfgeister zu begreifen. Denn dieselbe göttliche Schöpfungskraft, welche nach einem bestehenden Naturgesetze gewisse klopfende Töne erzeugt, sobald menschliche Finger und Knöchel an einen Tisch schlagen, kann ja auch nach ebendemselben Gesetze dieselben klopfenden Töne erzeugen, sobald unsichtbare Geister ihre unsichtbaren Finger und Knöchel zu demselben Zwecke dem Tische annähern. Auch hier also wäre sicher kein Eingriff in das bestehende Naturgesetz nöthig, sondern nur ein Privilegium für die Geister, sich dieses Gesetzes bedienen zu dürfen.

Desto gespannter wird nun vielleicht der Leser sein auf das Eine allgemeine Gesetz für die sichtbare wie für die unsichtbare Welt und auf den wirklichen Schlüssel zum Weltall. Wir werden uns aber wohl hüten, etwas so Geheimnißvolles und schwer zu Beschreibendes an die große Glocke zu hängen.

Karl Fortlage.

Zur Geschichte des Kirchenstaats.

Die deutsche und italienische Literatur über die Entstehung und Ausbildung des Kirchenstaats ist keineswegs arm. Allein die Geschichtswissenschaft konnte sich nicht für befriedigt halten; denn wo nationale Parteilichkeit, confessionelle Engherzigkeit und Mangelhaftigkeit der Quellenkenntniß oder deren Benutzung mehr oder minder noch ihre Hand im Spiele haben, da kann natürlich von einer Befriedigung der Foderungen, welche die Wissenschaft der Geschichte nun einmal zu machen hat, nicht die Rede sein. Es war daher gewiß ein recht glücklicher Gedanke, daß die Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen die Aufmerksamkeit der Geschichtsforscher auf ein Thema richtete, dessen Bearbeitung manchen Reiz, namentlich aber ein sehr namhaftes Verdienst um die Geschichte Italiens und Deutschlands zugleich in Aussicht stellte. Samuel Sugenheim war es, der den Preis davontrug mit einer Arbeit, die auch im Druck erschienen ist.*) Sehen wir jetzt in möglichster Kürze, was er geleistet und in welche Form er seine Leistung eingekleidet hat, damit die Wissenschaft und das Publicum wisse, was aus dem neuen Werke gewonnen und gelernt werden könne. Der historische Apparat, in dessen Besitz sich der Verfasser gesetzt hat, ist von sehr bedeutendem Umfang; er umfaßt die Quellen- und Hülfsschriften bis auf die neueste Zeit; Deutsche, Franzosen und Italiener sind auf diesem Gebiete am meisten thätig gewesen. Deshalb finden wir unter dem Texte theils längere, theils kürzere Noten, die aus den Werken der soeben genannten Nationen entnommen sind. Der Verfasser orientirt dadurch nicht nur den Leser auf dem Grund und Boden, auf dem er sich befindet, sondern er gibt ihm auch die Möglichkeit, sein eigenes Urtheil zu bilden oder gleichsam an Ort und Stelle eigene Untersuchungen anzustellen. Die Benutzung der Quellen und Hülfsschriften verräth Umsicht, Unparteilichkeit und nur wenige Stellen ausgenommen eine richtige Würdigung ihres Werths. Uebrigens ist das Ganze, das bis an den Ausgang des 16. Jahrhunderts, mithin bis zu der Zeit reicht, wo die Ausbildung des Kirchenstaats zu einer Monarchie vollendet war, in zehn Hauptstücke abgetheilt; die Uebersichtlichkeit des historischen Stoffs ist dadurch recht wesentlich gefördert worden. Mit einem Worte: die deutsche Geschichtsliteratur hat durch Sugenheim's Preisschrift ein Werk erhalten, was nicht nur der Frage über die Entstehung und Fortentwickelung des Kirchenstaats im Mittelalter wesentliche Dienste leistet, sondern auch manches Brauchbare für die Specialgeschichte Italiens und Deutschlands darbietet, sodaß insbesondere die Geschichtschreiber des letztern es nicht ohne Gewinn benutzen werden, selbst katholische Historiker, wenn ihnen kirchliche Rücksichten nicht die geschichtliche Unparteilichkeit und Wahrheit verkümmern.

Theilen wir jetzt zur Charakteristik des Werks und zur Belehrung für unsere Leser Einiges mit. Es kann nicht in Abrede gestellt werden, daß einzelne Päpste schon frühzeitig, obgleich die byzantinische Oberhoheit noch bestand, in einem Theile ihres Patrimoniums verschiedene weltliche Regierungsrechte, eine Art weltlicher Hoheit ausgeübt und geltend gemacht haben. Merkwürdig genug aber verdankten sie jene Gestaltung der Verhältnisse, die es ihnen möglich machte, von ihrem Grundbesitze, den sie im Laufe der Zeit in reichem Maße gewonnen hatten, solche Vortheile zu ziehen, gerade ihren abgesagtesten Feinden, den Longobarden. Nachdem diese nämlich Italien überschwemmt (568 n. Chr.) und in kurzer Zeit zum größern Theile sich unterworfen hatten, waren die meist sehr verächtlichen Kaiser des schon damals in Fäulniß versinkenden byzantinischen Reichs durchaus nicht im Stande, die ihnen verbliebenen Küstenstriche der italienischen Halbinsel gegen jene immer weiter um sich greifenden Barbaren zu vertheidigen und genügend zu beschützen; ebenso wenig wollte es ihnen glücken, durch des Goldes verführerischen Glanz unter diesen letztern Zwietracht zu stiften, sie dadurch minder furchtbar zu machen oder mittels der Franken erkaufter Dazwischenkunft ihrem fernern Vordringen ein Ziel zu setzen. Des Landes Bewohner, zumal die großen Grundbesitzer, mußten daher mit jener Abwehr sich selbst befassen, und die grausame Behandlung*), welche sie von den Eroberern zu erdulden hatten, spornte sie dazu gewaltig an. Nun waren die römischen Bischöfe die reichsten Landeigenthümer der ganzen Halbinsel, welchem Reichthum sie bislang nur den allerdings auch nicht unbedeutenden Vortheil, hinsichtlich ihres Unterhalts von der Staatsgewalt ganz unabhängig zu sein, jetzt aber den weit größern verdankten, zur Vertheidigung der von den Longobarden bedrohten Länderstriche und namentlich der Ewigen Stadt, oder zur Linderung des Looses der von ihnen unterjochten am meisten beitragen zu können. Gewöhnlich waren sie auch die Helfer aus aller Noth, schafften das zur Besoldung der Truppen erfoderliche Geld wie die nöthigen Lebensmittel herbei, um den drohenden Schrecken des Hungers zu wehren, wie sie denn auch nicht selten Kriegsgefangene loskauften und durch Geld die rohen Sieger der Stimme der Menschlichkeit zugänglich machten. Da nun der Beschützer auf den Beschützten stets entschiedenen Einfluß ausübt, und die entfernten Kaiser sich ebenso sehr durch ihre Schlaffheit auszeichneten, wie die Statthalter Christi durch ihre Thätigkeit im Interesse Italiens und der Siebenhügelstadt insbesondere, so war nichts natürlicher, als daß die Geltung der Männer, die so oft deren Retter wurden, immer höher in ihr stieg, sodaß sie bald thatsächlich an der Spitze fast aller weltlichen Angelegenheiten in und um Rom mit beinahe fürstlicher Macht standen. Das war besonders seit dem Pontificate Gregor's des Großen (590—604), jenes wahrhaft hochwürdigen, gleich sehr durch ausgezeichnete Geistesgaben wie durch umfassenden, gesunden, praktischen Blick und eherne, durch nichts zu beugende Willenskraft hervorragenden Papstes, der Fall, der überhaupt eben deshalb dem griechischen Kaiserhofe gegenüber zu einer freiern politischen Stellung sich erhob als seine Vorgänger. Er setzte es unter Anderm denn auch durch, daß jener theils zum Lohne der von ihm und seinen Amtsvorfahren zu dem erwähnten Behufe gebrachten Opfer, theils zur Aufmunterung, in der Fortsetzung derselben nicht zu erkalten, ihm die Ausübung einiger weltlichen Rechte, wie z. B. der weltlichen Gerichtsbarkeit über seine Grundsassen und der Befugniß, die obrigkeitlichen Aemter in den Landstrichen, in welchen St.-Peter's Patrimonien lagen, zu besetzen, freilich nur zeitweilig und widerruflich, einräumte. Ein nicht ungünstiges Moment für das wachsende Ansehen des Papstes in den weltlichen Angelegenheiten von Mittel- und Süditalien war der Bilderstreit, der Konstantinopel und Rom mehr als alles Andere entzweite, und Gregor II. (715—731) ein Mann, dem großen Gregor nicht unähnlich, der daraus Nutzen zu ziehen verstand. Und schon vor dem Ausbruche jenes Streits hatte er es dahingebracht, daß der Dux genannte Gouverneur des griechischen Kaisers in Rom neben ihm zu entschiedener Ohnmacht herabsank und Gregor die Ewige Stadt auch in weltlicher Hinsicht ganz unabhängig von demselben regierte, was dessen Eifersucht dermaßen erregte, daß er sich seines Nebenbuhlers durch Meuchelmord zu entledigen strebte. Die Mehrheit der Bevölkerung Italiens und Rom nahm entschieden Partei für den Papst. Die nächste Folge des ob der Bilderverehrung zwischen Byzanz und Rom entbrannten Kampfs war die, daß Gregor II. erreichte, was seine Vorgänger auf St.-Peter's Stuhl längst erstrebt: der

*) Geschichte der Entstehung und Ausbildung des Kirchenstaats. Von Samuel Sugenheim. Von der königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen gekrönte Preisschrift. Leipzig, Brockhaus. 1854. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

*) Die Beweise für das soeben Bemerkte findet man in Gregor's des Großen Briefen und in der Biographie dieses merkwürdigen Fürsten von Pfahler (Frankfurt 1852).

griechische Statthalter wurde von den sich empörenden Römern verjagt, welche die Ewige Stadt und das ganze zu derselben gehörige Gebiet, Ducat genannt, zur Republik erklärten und den Heiligen Vater als deren weltliches Oberhaupt anerkannten. Freilich änderten sich Lage und Stimmung sehr bald. Eine mächtige Partei gedachte den Longobardenkönig Liutprand zum Kaiser von Italien zu erheben. Darauf beschwor der Papst den byzantinischen Kaiser Leo und dessen Mitregenten Konstantin, „die Herren und Söhne", gegen das „verruchte" Volk der Longobarden ihm beizustehen.

Bemerkenswerth und in vieler Beziehung unstreitig auch Wahres enthaltend ist die Stelle, in welcher der Verfasser sein Urtheil über die Politik des größten der Hohenstaufen, Friedrich's II., niedergelegt hat. Es wäre für diesen Kaiser, für sein Geschlecht wie für Deutschland ein Glück gewesen, wenn er dem weisen Vorsatze, die von seinem Gegner Otto IV. begangenen Fehler und Mißgriffe zu vermeiden, treugeblieben wäre, aus den Erfahrungen seiner Jugend, aus dem Schicksale Otto's IV. die Ueberzeugung geschöpft hätte, daß in dem vorliegenden Falle, wie so oft im Leben, die größte Ehrlichkeit auch die größte Staatsklugheit und es ein auf die Dauer unausführbares Wagniß sein würde, dem Heiligen Stuhle Das wieder entreißen zu wollen, was derselbe in den Tagen des traurigen Kronstreits zwischen seinem Ohm Philipp und dem Welfen Otto IV. einmal erworben hatte. Die Behauptung dieser Errungenschaften war, wie schon damals klar zutage lag, für die Statthalter Christi das Alpha und Omega ihrer Politik den deutschen Reichshäuptern gegenüber, und kein anderes Mittel vorhanden, sie abzuhalten, ihren gewaltigen Einfluß dazu auszubeuten, Deutschland fort und fort in Verwirrung und Zerrüttung zu stürzen, als ihnen den ruhigen unbestrittenen Besitz Dessen zu gönnen, was ihnen einzuräumen die Gewalt der Umstände einmal genöthigt hatte, und ihnen hierdurch den mächtigsten, rastlos stachelnden Sporn zu benehmen, auf die Erzeugung und Fortdauer solch trauriger Zustände in Germanien angelegentlichst hinzuwirken, weil diese durch die ihnen entfließende Lähmung der besten Kräfte des Reichs allein Sicherheit gewährten, dem römischen Stuhle seine Erwerbungen in Mittelitalien zu erhalten. Wahre Staatsklugheit würde sich in der allerdings peinlichen Wahl zwischen zwei Uebeln unbedenklich für das kleinere entschieden und freiwillig aufgegeben haben, was, wie die Verhältnisse nun einmal lagen, wenn überhaupt, nur um den Preis weit größerer Uebelstände sich retten ließ. Es war das größte Verdienst Rudolf's von Habsburg, dies erkannt, und der größte politische Fehler Friedrich's, dies verkannt zu haben, der Hauptknoten seines verhängnißvollen Kampfes mit dem apostolischen Stuhle. Ueber alle andern Streitpunkte, selbst über die so heikle Vereinigung der sicilischen mit der deutschen Krone auf Einem Haupte wäre eine Ausgleichung möglich gewesen, wenn sie nicht mit dem beklagenswerthen Versuche zusammengetroffen, den Päpsten jene Landschaften wieder zu entreißen, die sie seit mehren Menschenaltern als ihr rechtmäßiges Eigenthum betrachteten und jetzt nach den ihnen von Otto IV. ertheilten urkundlichen Bestätigungen mit Fug und Recht betrachten durften. Die fragliche Vereinigung dünkte ja eben zumeist darum den Nachfolgern des heiligen Petrus so unleidlich, weil sie ihnen angesichts der unzweideutig genug verrathenen Intentionen Friedrich's II. allerdings sehr gefährlich, indem mittels derselben ihr weltliches Gebiet auf allen Seiten von hohenstaufischem umgarnt und dessen Occupation dem Kaiser so leicht war. Hätte dieser aber das verblendete Gelüste nach dem Wiedergewinn der dem römischen Stuhle abgetretenen Territorien weislich unterdrückt und ihm das einmal Eingeräumte unangefochten belassen, so würde jene Vereinigung den Statthaltern Christi zweifelsohne ungleich weniger bedenklich erschienen und für sie damit der stärkste Beweggrund weggefallen sein, ihr aus allen Kräften sich zu widersetzen. Ueberhaupt aber fehlte dem ganzen, eigenthümlich genug mit dem kaiserlichen Schutze und Voigteiverhältnisse zur Kirche begründeten Streben Friedrich's II., welchem der in Rede stehende Mißgriff derselben hauptsächlich entstammte, jene auf den Zustand der primitiven zurückzuführen, sie ihrer weltlichen Besitzthümer, ihrer weltlichen Herrschaft zu entkleiden, alle Consequenz und eben darum auch jegliche Aussicht auf Erfolg selbst in einer geistig reifern Zeit. Denn er selbst hatte ja dem Gelingen dieses Plans durch die bedeutsamen Concessionen das größte Hinderniß bereitet, zu welchen er sich am 26. April 1220 gegen die Bischöfe und übrigen Prälaten Germaniens herbeiließ, um sie zur römischen Königswahl seines Sohnes Heinrich zu bewegen. Wie konnte er angesichts der damaligen Lage der Dinge hoffen, die diesen damit gewährte Erhebung zu wirklichen Landesherren mit allen landeshoheitlichen Rechten wieder rückgängig machen, sie wieder zu bloßen Kirchenbeamten herabdrücken zu können? Und wenn das nicht ausführbar war, wie ließ sich hoffen, daß der auch mit größerer urkundlicher Berechtigung ausgerüstete oberste Bischof der Christenheit mit einer geringern weltlichen Macht und Stellung sich begnügen werde, als seine geistlichen Untergebenen in Deutschland? Entweder hätte Friedrich II. diese nie zu Fürsten machen oder ihrem Oberhaupte zu Rom Das unbestritten gönnen müssen, was er ihnen bewilligt.

Man wird nun aus Vorstehendem nicht schwer erkennen, daß der Verfasser, wie Höfler in seinem „Friedrich II." (München 1844) auf kirchlichem Wege, wenn wir uns der Kürze halber so ausdrücken dürfen, mittels politischer Anschauung auf gleichen Standpunkt gelangt ist: Friedrich's Kampf gegen Rom war widerrechtlich und unklug zugleich; und wenn dieser Kampf zu seinem und seines Hauses Verderben ausschlug, so lag dies ganz in der Natur der Sache. Gegen diese Meinung, die der bisherigen deutschprotestantischen Geschichtschreibung gegenübersteht, lassen sich allerdings mancherlei Fragen aufwerfen. Wir heben nur einige hervor. Sahen sich nicht die deutschen Kaiser, namentlich die aus hohenstaufischem Geschlechte, als die Nachfolger und vollberechtigten Erben der alten römischen Kaiser an und konnten sie deshalb das Emporkommen einer weltlichen von ihnen unabhängigen Macht mitten in ihrem eigenen Territorium ruhig geschehen lassen? Lag überhaupt der Kampf zwischen Rom und den deutschen Kaisern nicht außerhalb der Grenzen aller Persönlichkeit, und war er nicht vielmehr eine Principfrage, ob die geistliche oder weltliche Gewalt die mächtigere und gebietende sein sollte? War Friedrich II. nicht durch seine Vorfahren, insbesondere durch seinen Vater Heinrich VI. der Weg vorgezeichnet, den er einschlagen und weiter verfolgen mußte, wenn er nicht den Vorwurf auf sich laden wollte, der Väter und der deutschen Reichskrone unwürdig zu sein? Grenzte es etwa an das Unerhörte, daß er von dem Kirchenstaate zurückforderte, was unklug früher überlassen worden war, da ja Heinrich V. schon den Versuch gemacht hatte, sogar der deutschen Kirche an Reichsgut wieder zu entziehen, was nachweislich gegen Recht und Klugheit an sie gekommen war? Diese und noch manche andere Fragen möchten aufgeworfen werden können, um, wie die deutsche Geschichtschreibung im Ganzen es bisher gethan, Friedrich's II. Politik und Kampf zu rechtfertigen. Indeß darf nicht abgeleugnet werden, daß der Verfasser mit Geschicklichkeit und Sachkenntniß das audiatur et altera pars zur Geltung gebracht hat. Doch vermißt man bei solchen Gelegenheiten recht schmerzlich eine gründliche und würdige Biographie des großen Hohenstaufen. Und man muß es deshalb sehr beklagen, daß Abel, der der Mann zu sein schien, die schöne, aber auch schwierige Aufgabe zu lösen — sein „König Philipp der Hohenstaufe" leistete Bürgschaft dafür — durch einen frühzeitigen Tod seinem Vorhaben, das zugleich den Namen eines echtdeutschen verdiente, entrissen ward.*) Denn die „Historia diplomatica Friderici Secundi" von Huillard-

*) Soeben ist jedoch aus Abel's Nachlaß die Schrift „Kaiser Otto IV und König Friderich II (1208—12)" als Fortsetzung der obengenannten Schrift über Philipp erschienen. D. Red.

Bréholles, so verdienstlich auch das Unternehmen ist und vielleicht noch bedeutend an Werth gewinnt, wenn die versprochene Einleitung erschienen sein wird, kann für die deutsche Geschichtschreibung kein befriedigender Ersatz sein.

Wir schließen übrigens unsere Anzeige mit der dankbaren Bemerkung, daß wir des Verfassers Werk mit ebenso viel Interesse als Belehrung gelesen haben. Und wir können dieselbe Erfahrung bei Allen voraussetzen, die der deutschen Geschichtschreibung und ihrer Ehre aufrichtig und mit Sachkenntniß zugethan sind. **Karl Zimmer.**

Die Soldateska im Musentempel.

1. Soldatenlaunen. Von einem östreichischen Reiter. Würzburg. 1854. 16. 25 Ngr.
2. Radetzky-Lieder. Ein Album zu Ehren des Feldherrn herausgegeben von F. J. A. Schneidawind. Wien, Gerold und Sohn. 1854. 8. 22½ Ngr.
3. Preußens Erhebung. Ein vaterländisches Gedicht von Fedor von Köppen. Berlin, F. A. Herbig. 1855. Gr. 8. 20 Ngr.
4. Für die Griechen. Von C. A. E. Kluge. Dresden, Naumann. 1855. 8. 5 Ngr.

Nr. 1. Der Titel ist sehr gut gewählt, denn launenhafter als dieser in den Mantel der Anonymität gehüllte „östreichische Reiter" ist wol noch Niemand bei der Auswahl einer Liedersammlung zuwerke gegangen. Wir erinnern uns wenigstens nicht, daß uns je ein ähnlicher Mischmasch der heterogensten Stoffe, ein solches Ragout von ästhetischen Krebsschwänzen zu Gesichte gekommen wäre. Als ersten Uebelstand, der selbst dem anspruchslosesten Leser sogleich in die Augen fallen wird, rügen wir den, daß der Verfasser der deutschen Sprache durchaus nicht mächtig ist. Es wimmelt von östreichischen Provinzialismen. Der Verfasser nimmt dann und wann einen Anlauf zur Satire, der Pegasus beckt ihm jedoch stets bei der Pointe, und seine „Laune" löst sich mit Wohlgefallen selbst belächelnd in eine Trivialität auf, z. B. in der Schlußstrophe des Gedichts „Fortschritt", worin zuerst das Dampfschiff und die Locomotive gepriesen werden, worauf folgt:

Daß all' Dies den Menschen veredle,
Das seh' ich nun einmal nicht ein:
Das Dampfschiff bringt serbische Säue
Nach Wien — stets als serbische Schwein'.

Ueberhaupt scheint der Verfasser besondere Studien über das Thierreich gemacht zu haben, denn in dem Gedichte „Ursache" figuriren Esel, Ochs und Bär. S. 60 überrascht den Leser der Titel: „Tigers Traum", worin der Verfasser zu der Zeile: „Und er riecht ihr Blut in Liebe", die außerordentliche Anmerkung macht: „Eine bei Tigern sehr gewöhnliche Redensart"; gleich darauf folgt ein „Eisbär-Traum", wobei einem vor Bären und Seehunden schwindelig wird, obgleich nur ein einziger Bär und ein einziger Seehund vorkommt. S. 168 kann sich die Jugend darüber belehren, worin sich ein Ochse von einem Stier unterscheidet. Den Glanzpunkt dieser Menagerie jedoch, mit der sich die Kreuzberg'sche auf der leipziger Messe nicht vergleichen kann, bildet das in psychologischer Hinsicht (mit besonderer Berücksichtigung des Titels) merkwürdige Gedicht:

Bekenntniß.

Wenn alle wahre Christen,
Ging's mir als Sünder gut —
Doch hab' ich unter Sündern
Ein Christ zu sein nicht Muth.

Und ich find' sehr natürlich,
Daß Jeder Tugend preist,
Weil Bruder Wolf nicht Wölfe,
Doch Schafe leicht zerreißt;

Und werdet ihr Alle Schafe
Von morgen an zugleich,
So steig' ich morgen glücklich
Als Urschöps unter euch.

An zweideutigen Anspielungen, die allenfalls Damenwangen plötzlich schminken könnten, fehlt es auch nicht in diesem Buche. Das beste, wirklich schöne, ganz und gar aus dem bewegten militärischen Leben geschöpfte Gedicht dieser Sammlung ist der „Soldatenabschied", vortrefflich namentlich die dritte Strophe desselben. Unbegreiflich, wie Jemand, der so etwas machen kann, keine feinere Auswahl bei der Veröffentlichung seiner Gedichte zu treffen wußte.

Nr. 2. Wir begegnen in diesem Radetzky-Album einer ganzen Reihe von bedeutenden Dichtern, als: Grillparzer, Deinhardstein, Zedlitz, Dingelstedt, Justinus Kerner, Castelli, J. G. Seidl, J. N. Vogl u. A. Derlei Unternehmungen, die nur eine Persönlichkeit feiern, haben ihre mislichen Seiten; es ist kaum zu vermeiden, daß sich über ein solches Werk nicht eine gewisse Monotonie hinlagert; denn es gleicht einer musikalischen Composition, worin über ein und dasselbe Thema sich endlose Variationen finden. Dem Leser fällt dabei unwillkürlich das „mais toujours perdrix!" jenes die Abwechslung liebenden Königs von Frankreich ein. Mehre weniger bekannte Dichter haben sich damit gut aus der Schlinge gezogen, daß sie Anekdoten aus Radetzky's Leben benutzten, die des greisen Kriegers reinmenschlichen Sinn im höchsten, im edelsten Lichte darstellen. Hierher gehört z. B. das gewandt versificirte Gedicht „Radetzky und der Husar" von Albert Werfer, was in seiner einfachen, natürlich schönen Weise sicherlich mehr wirken wird, als viele dieser etwas schwülstig gespendeten Lobeserhebungen. Doch es ist ein Kennzeichen unserer Zeit, daß sie im Lobspenden nicht Maß zu halten weiß. Uebertreibungen schaden mehr, als sie nützen. Eine rühmliche Ausnahme in dieser Beziehung machte Grillparzer. Da wir sein Gedicht für das gelungenste des ganzen Albums halten, so wollen wir es hier, obschon es bereits manchem unserer Leser bekannt sein möchte, als Probe für die Freunde des greisen Feldmarschalls einrücken.

Feldmarschall Radetzky.
(1848.)

Glück auf, mein Feldherr, führe den Streich!
Nicht blos um des Ruhmes Schimmer;
In deinem Lager ist Oesterreich,
Wir Andern sind einzelne Trümmer.
Aus Thorheit und aus Eitelkeit
Sind wir in uns zerfallen,
In Denen, die du führst zum Streit,
Lebt noch Ein Geist in Allen.
Dort ist kein Jüngling, der sich vermißt,
Es besser als du zu kennen,
Der, was er träumt und nirgends ist,
Als Weisheit wagt zu benennen.
Und deine Garde, die nicht nur wacht,
Nein, auch bewacht und beschirmet,
Sie hat nicht der eigenen Sicherheit Acht,
Wenn Nachts die Trommel stürmet.
Der Bürger deiner wandernden Stadt,
Er weiß, diese Stadt ist sein Alles,
Die, wenn sie die Flamme ergriffen hat,
Ihn mitzieht zum Abgrund des Falles.
Und deine Minister, die Führer im Heer,
Sie führen das Schwert an der Seite,
Zu strafen, wenn's irgend nöthig wär',
Gehorsam ist Frieden im Streite.
Die Gott als Slaw' und Magyaren schuf,
Sie streiten um Worte nicht hämisch,
Sie folgen, ob deutsch auch der Feldherrruf,
Denn Vorwärts! ist ung'risch und böhmisch.

Gemeinsame Hülf in gemeinsamer Noth
Hat Reiche und Staaten begründet,
Der Mensch ist Einsamer nur im Tod,
Doch Leben und Sterben verbündet.
Wär' uns ein Beispiel dein ruhmvoller Krieg,
Wir reichten uns freudig die Hände.
Im Anschluß von Allen liegt der Sieg,
Im Glück eines Jeden das Ende.

Nr. 3. In dieser schon früher einmal in d. Bl. gelegentlich erwähnten Dichtung macht sich das specifische Preußenthum etwas stark bemerkbar, wie z. B. in folgender Stelle:

Denn fest und stolz und edel, aus Diamant und Erz
In Flammenglut gediegen schuf Gott das Preußenherz.
Und wer als Preuße geboren, wer ein mal als Preuße gedacht,
Der hält am Vaterlande auch ewig mit aller Macht.
Das Preußenherz bleibt unser, mag wechseln Zeit und Ort,
Wir tragen es über die Meere und durch die Jahrtausende fort.

Aus dieser Stelle allein dürfte man wol den Schluß ziehen, daß dieses Gedicht mehr für Preußen als für Deutschland geschrieben sei, daher es wol auch schwerlich über der preußischen Grenze sich große Geltung verschaffen wird. In formeller Beziehung ist das Product übrigens lobenswerth. Die Verse sind rein und fließend; dem Ganzen ist ein gewisser Schwung nicht abzusprechen. Wir rathen dem Verfasser, ein größeres episches Gedicht zu schreiben; er besitzt nicht nur jene künstlerische Ruhe, die hierzu unumgänglich nothwendig ist, sondern auch jene pralle Kraft, die unsern modernen Epikern gewöhnlich fehlt.

Nr. 4. Wenn die Griechen keine wärmern Vertreter für ihre Sache gewinnen als Kluge, so wird in Jung-Hellas die Geschichte wol beim Alten bleiben. Trübe Lebensbetrachtungen in zahmen Versen anstellen, das nützt einer Nation, die sich stolz die Urenkel eines Heldenvolks nennen darf, gar nichts. Des Verfassers Broschüre „Für die Griechen" wird in ihrer gänzlichen Haltlosigkeit und Schwäche dem allwaltenden Fatum verfallen. Wir haben uns vergeblich in den Gedichten „Klage um Griechenland", „Konstantinopels Eroberung", „Griechenlands Schönheit" nach jenem Geist umgesehen, der in solchen Klangworten gern seine Auferstehung feiert — der Verfasser weiß ihn nicht heraufzubeschwören; es scheint ihm überhaupt in seiner pietistischen Kutte die Antike eine unbekannte Größe zu sein. Der greise nicht nach der Lyra Apollo's, der nur weichliches Gewinsel hervorzustammeln weiß! Mit den Musen kokettiren heißt nicht dichten. 68.

Mittheilungen aus Berlin.

Ende October 1856.

Man wird einräumen, daß zwischen dem berliner Theaterpublicum von sonst und jetzt ein merklicher Unterschied seit einem Jahre etwa sich geltend gemacht hat. Die berliner Bühne ist vielleicht nur noch die dritte Deutschlands; aber jeder Berliner, wie grimmig er auch die Kammerherrn-Intendanz verdammen mochte, hüllte sich stets in die seinem Charakter eigenthümliche Blasirtheit, setzte sich naserümpfend ins Parquet oder in die Logen und gab sich, wie man so sagt, ein wegwerfendes Air, daß man ihm, dem Klugen, dem Hochgebildeten, dem Alleskennenden, noch aufreden wolle, es gäbe gescheite deutsche Dramendichter oder überhaupt so gute Stücke, die seines Beifalls würdig seien. Das war am Ende weiter nichts als der specifische berliner Hochmuth, der auch den kleinen Raubstaaten und selbst den großen Gesellschaften so gewaltig imponirte, daß man aus Gott weiß welcher Verblendung ihn für hohe Weisheit nahm und der berliner Kritik die erste Stimme zuertheilte. Zuletzt glaubte halb Deutschland wirklich, was Berlin ausrief, daß es keine guten Dichter und keine guten Stücke mehr gebe. Dergleichen summarische Bauschkritik finden wir ja auch in grünen Blättern und grünen Literaturgeschichten, die dem deutschen Volke versichern, Alles was da lebt und schreibt und dichtet, seien erbärmliche Geister.

Genug, diese berühmte berliner Blasirtheit des Theaterpublicums ist heute seltsamerweise und plötzlich verschwunden. Erlauben Sie mir darauf hinzudeuten, daß „Narziß" zuerst diese naserümpfenden und gleichgültigen Gesichter belebte; „Narziß" ist mit seinem Sarkasmus, seinem zerfallenen Charakter und etwas rohen Humor ein Kitzel für die Berliner gewesen, wie dieser Charakter es schwerlich in andern Theilen Deutschlands sein dürfte; deshalb das Furore, welches dieses Stück machte und welches, wenn ich nicht irre, wol nirgends ein gleich lebhaftes Echo in andern Städten fand. Noch weiter. Tempelley's „Klytämnestra", vor einigen Wochen aufgeführt, hat alle Anerkennung gefunden, die sie als talentvolles Erstlingswerk eines deutschen Dichters verdient; heute ist sie trotzdem und entgegengesetzt der Zugkraft, die sie wenigstens in Wien ausgeübt, bereits vom Repertoire verschwunden. Dies hat seinen Grund vornehmlich in der Unsicherheit der Bildung bei unserm Theaterpublicum; in Berlin gibt es für hochpathetische Stücke keineswegs ein sehr großes Publicum; dieser kleine Theil desselben, der für das Denken im Theater Sinn hat und auch ohne Effect und Sinnenreize von Toiletten und Decoration daselbst Genuß findet, füllt drei oder vier mal das Haus; dann aber finden sich nur noch Wenige, die eine solche spirituelle Darstellung reizt.

Bei Laube's „Graf Esser", einer der bessern deutschen Theaterdichtungen, konnte ein aufmerksamer Beobachter den hohen Grad des berliner Bagatellsinns noch deutlicher wahrnehmen. Die Schönheiten des Stücks fanden wol ihre Anerkennung, man gestand kleinlaut den Werth der Dichtung ein; doch grollte man dabei, daß man nicht zuerst das Urtheil über sie hatte fällen können und die gewohnte absprechende Kritik dem geltenden Urtheil von anderer Seite sich unterzuordnen genöthigt sah. Diese frühere Suprematie Berlins ist nun vorbei, und da man die Thatsache schweigend einsieht, gewöhnt man sich auch jetzt an den sonst für lächerlich gehaltenen Gedanken, daß es doch in Deutschland noch gute Dichter und gute Theaterstücke gebe.

Am liebenswürdigsten erscheint der Berliner, wo er seine übliche Kritik gegen Darstellungen der Kunst außer dem Spiel läßt und an einer europäisch berühmten Sache, deren Werth oder Unwerth seine Stimme nicht mehr schmälert, lediglich sich weidet. So mit der Ristori, dieser unvergleichlichen Künstlerin, welche auf ihrem Gewissen die Gesundheit und den keuschen Ruhm der Rachel hat, die nun in Kairo über die Vergänglichkeit aller Erhabenheit gleich einer freiwillig im Exil lebenden Königin sinnt. In der That kann man nur ohne jede kritische Beimischung das Mienenspiel und die künstlerisch vollendete Plastik dieser Schauspielerin bewundern; es wird Einem erschreckend klar, welche Leidenschaften in der Brust eines Menschen rasen können, wenn man diese Medea, diese Maria Stuart sieht. *) Was nun die „Medea" von Legouvé betrifft, so ist sie

*) Ein von dem gewöhnlichen sehr abweichendes Urtheil über die Ristori, wenigstens in Bezug auf ihre tragischen Rollen, enthielten jüngst berliner und breslauer Correspondenzen des „Deutschen Museum". Der Correspondent aus Berlin, der sich überhaupt durch Unabhängigkeit des Urtheils auszeichnet, versichert darin, daß die deutsche Bühne eine ganze Reihe von Schauspielerinnen besessen habe oder noch besitze, die den Vergleich mit der Ristori im tragischen Fache keineswegs zu scheuen brauchten, darunter auch die Crelinger. Auch ein Franzose, G. de Sault, versicherte jüngst in der „Presse" von der Schauspielerin Bayer-Bürk, daß sie ganz wohl befähigt sei, sich mit der Italienerin zu messen, und bedauerte dabei zugleich, daß sich die Deutschen dem Auslande gegenüber noch immer zu wenig geltend zu machen wüßten. Da ein Franzose und kein Deutscher es ist, der dies sagt, so werden ihm die Deutschen wol Recht geben. D. Red.

eins der unäſthetiſchſten Stücke; die craſſen Scenen des Mutterſchmerzes, des Abhandelns ihrer Kinder von Seiten Jaſon's und der Mord an der Säule des Saturn machen auf den Zuſchauer einen widerwärtigen Eindruck, der zwar vor dem großartigen Spiel der Riſtori anfänglich verſchwindet, aber nichtsdeſtoweniger den Dichter zu einem bloßen Fabrikanten von Effectſcenen ſtempelt, die weniger ſeinem als der Riſtori Ruhm zum Schemel dienen. Die kleine Geſchichte dieſes Stücks beweiſt auch noch mehr, daß eben nur an der großen Kunſt der Darſtellerin Maß genommen worden iſt. Erneſte Legouvé, der ſich zum Schneider dieſer „Medea" machte, glaubte nämlich irgendetwas für ſeine Erwählung zum Akademiker thun zu müſſen, die ihn, man weiß nicht weshalb, zu einem der 40 Unſterblichen im vorigen Jahre machte; denn außer einer „Histoire morale des femmes" hatte er nichts Selbſtändiges geleiſtet; die bekannten Stücke „Les contes de la reine de Navarre" und „Adrienne Lecouvreur" waren nichts Selbſtgeſchaffenes, ſondern mit Scribe in Compagnie gearbeitet worden. Legouvé wollte aber um jeden Preis einen Ruhm haben, um nicht vor ſeiner akademiſchen Würde zu erröthen; er ging zur Rachel und nahm an ihr Maß zu ſeiner „Medea"; die Rachel aber wollte nachher das Stück nicht nehmen und die Rolle nicht ſpielen. Verzweifelt und rachedurſtig läuft der arme Legouvé zur Riſtori, die eben in Paris war; er ſchildert ihr, welchen Hauptcoup ſie gegen ihre Nebenbuhlerin ausführen könne, wenn ſie die Medea ſpiele, die die Rachel zurückgewieſen; die Riſtori adoptirt den Vorſchlag; Legouvé nimmt von neuem Maß, ohne die kleinſte Nachläſſigkeit in der Wohlkleidſamkeit zu begehen; das Stück wird überſetzt und geſpielt; die Riſtori macht Furore, entzückt, begeiſtert; Legouvé wird berühmt, die Rachel bekommt das Fieber und die Akademie einen kleinen Euripides — non pomi v'erano, ma sterchi con tosco.

Die literariſchen oder, beſſer geſagt, künſtleriſchen Theeſalons ſpielen in Berlin eine bedeutende Rolle; ſie ſind die einzigen verkümmerten Ueberreſte aus der Zeit Rahel's; die Schöngeiſter kommen da zuſammen, man ſchwatzt von Kunſt und Literatur, ſecirt eine Schauſpielerin oder gar einen Dichter, ſchlürft Thee und ſagt hier eine Artigkeit, dort eine Bosheit, wenn es angeht. Dann gibt es, ſo aus alter Schule noch, kleine Geſellſchaften von Schriftſtellern und Künſtlern; ſie kommen bei Gelegenheit des Abends zu einem oder dem andern, führen einen Fremden oder neuen Gaſt ein und verbringen genußreiche Abende bei Plaudereien, denen die Geiſtreichigkeit ohne jede „Mache" anhaftet. Ich habe ſchon früher einmal darauf hingewieſen, wie ungemüthlich in Berlin die Schriftſteller untereinander leben, mindeſtens inſofern, daß jüngere, die es doch immer in großen Städten gibt, nur ſelten durch geſellige Zuſammenkünfte ſich an ältere Geiſter anlehnen und damit auch fortbilden dürfen. Und dieſe Geſelligkeit bildet doch immer einen großen Reiz und eine nicht zu verachtende Schule, aus der ſo manche gute Werke hervorgegangen ſind.

Die Rührigkeit, mit welcher Theodor Mundt ſeit zwei Jahren wieder arbeitet, wird getreulich von ſeiner Gattin, Luiſe Mühlbach, getheilt. Dies literariſche Ehepaar pflegt die Literatur mit einer Liebe, wie ſie gewiß ſelten angetroffen wird. Bei Luiſe Mühlbach hat ſich das Naturell einer Mecklenburgerin mit der Annehmlichkeit einer Südländerin vereinigt, und eine liebende Gattin und Mutter, macht man ihr auch als Schriftſtellerin ſehr gern das wohlverdiente Compliment. Theodor Mundt, der erſt kürzlich die zweite Auflage ſeiner „Geſchichte der Geſellſchaft" vom Stapel laufen ließ, gibt ſoeben die Frucht ſeiner im Sommer gemachten Reiſe nach Paris unter dem Titel „Pariſer Kaiſerſkizzen" heraus, die ſich vernehmlich mit den Einflüſſen und Umgeſtaltungen beſchäftigen, welche die Hauptſtadt Frankreichs unter dem zweiten Reich der Napoleoniden erlitten hat. Es gibt da Vieles zu erzählen und noch mehr zu vermuthen, denn die Dinge in Frankreich ſcheinen ſich mit erſchreckender Haſt zu einer Wolke anzuthürmen. Was hilft es? Man ſieht ſolange zu, wie das Drama dauert, und da man die Welt nicht halten kann, läßt man ſie vernünftigerweiſe laufen. Und dabei ſchreibt man auch heute noch ſoviel Schönes von und über Paris; Villemot, der neue Feuilletoniſt der „Indépendence belge" an Stelle Jules Lecomte's, plaudert ſoviel für ſeine 15000 Fr. jährlich; ſo ein pariſer Feuilletonſchreiber hat doch ein glückſeliges Loos — 15000 Fr. für 52 Wochenberichte!

Eduard Schmidt-Weißenfels.

Triumph Kotzebue's auf dem londoner Princeßtheater.

Dieſe Blätter haben es zwar in der Regel nicht mit Theaterereigniſſen zu thun, inſofern ſich nicht irgendein beſonderes culturhiſtoriſches oder literariſches Intereſſe daran knüpft. Ein ſolches ſcheint uns jedoch die Aufführung eines alten Kotzebue'ſchen, die Eroberung von Peru durch Pizarro behandelnden Stücks zu haben, welches in der Sheridan'ſchen Bearbeitung jüngſt auf dem londoner Princeßtheater zur Darſtellung kam und mit gewaltigem Beifall aufgenommen wurde. Wir entnehmen dem Bericht im „Illustrated London News" Folgendes: „Das unter dem Titel «Pizarro» von Sheridan überſetzte Kotzebue'ſche Stück wurde als Bühnenſtück zuerſt im Jahre 1799 durch John Philipp Kemble auf die engliſchen Bretter gebracht. Kemble gewann ſich durch ſeine Darſtellung des Rolla «goldene Meinungen», und ſeitdem iſt dieſe Rolle eine Lieblingspartie der beliebteſten Schauſpieler ſowol in- als außerhalb Londons geweſen, obſchon ſie ſelten auf den eigentlich faſhionabeln Bühnen dargeſtellt wurde. Charles Kemble gab damals die rührende Rolle des Alonzo, die berühmte Mrs. Jordan deſſen Gattin Cora und Mrs. Siddons die tragiſche Heldin Elvira. Der Gegenſtand des Dramas war ein ſehr anziehender, aufregend durch ſeinen romanhaften Charakter und reich an Contraſten: Begierde und Ergeiz auf der einen und unverſchuldetes Dulden, treue Liebe und ergreifende Reue auf der andern Seite. Die geſchichtliche Wahrheit iſt nicht gerade genau beobachtet, der Dramatiker geſtattete ſich jede Freiheit, die ihm geeignet ſchien, das dramatiſche Intereſſe zu erhöhen. Die außerordentlichſte Geſchicklichkeit zeigt ſich in der Zeichnung der Charaktere und in der Arrangirung der Situationen." Was nun die jüngſte Aufführung betrifft, ſo verſichert der Berichterſtatter, daß das Stück nicht beſſer gegeben werden konnte, und lobt namentlich Ryder als Pizarro, Kean als Rolla — eine Partie, welche, wie der Berichterſtatter bemerkt, reich mit declamatoriſchen Stellen und mit Gefühlen ausgeſtattet iſt, welche ſtets populär ſein werden — Cooper als Orezembe, Miß Heath als Cora und Mrs. Kean als Elvira, eine Rolle, welche eine ungewöhnliche Energie erfodere und nur durch eine geniale Schauſpielerin zu ihrer vollen Wirkung gebracht werden könne, weshalb auch berühmte Schauſpielerinnen daran geſcheitert ſeien. Mrs. Kean jedoch, wird weiter verſichert, ſei aller Schwierigkeiten, die in der Rolle lägen, Meiſterin geworden; ſie habe ſie mit leidenſchaftlicher Gewalt, dabei aber auch mit vollendeter Schönheit dargeſtellt und ſei häufig der Erhabenheit nahegekommen. Der Bericht ſchließt: „Das Haus war zum Erdrücken voll. Charles Kean wurde mit rauſchendem Beifall empfangen und vor dem Fallen des Vorhangs im zweiten Act herausgerufen. Kurz, der Verſuch iſt ohne allen Zweifel entſchieden günſtig ausgefallen und es iſt durchaus nicht unmöglich, daß die «Spaniards in Peru» ihre hundert Wiederholungen erleben werden." Das „Athenaeum" nennt das Drama „weak and dull", räumt aber ein, daß es vollſtändigen Erfolg gehabt habe. Uebrigens iſt bereits im Drurylane-Theater eine Parodie des Stücks zur Aufführung gekommen.

So hat alſo der bei uns ſo verachtete Kotzebue im Vaterlande Shakſpeare's einen glänzenden Triumph gefeiert, während Schiller's „Maria Stuart" trotz der Darſtellung der Ram

durch die Ristori vor einiger Zeit in London höchstens einen mittlern Erfolg gehabt hat. Freilich waren die Decorationen im Kotzebue'schen Stück die brillantesten und effectvollsten, die man sich denken kann. Ueberhaupt ist der Theatergeschmack in England so herunter, daß das höhere Drama nur noch der Geschicklichkeit der Maschinenmeister, Garderobiers und Decorationsmaler seine bühnliche Existenz verdankt. So wurden auch Shakspeare's „Sturm" und Byron's „Sardanapal" in neuerer Zeit nur aufgeführt, um dem Publicum mit überraschenden Decorationen aufwarten zu können. Was dabei gesprochen wird, ist, wie es scheint, ziemlich gleichgültig.

Das „Art Journal" macht bei Gelegenheit der Aufführung dieses, wie der Berichterstatter sagt, mit unerhörter Pracht von Kean ausgestatteten Spectakelstücks über die Ursachen, welche das höhere Drama in England zugrunde gerichtet haben, folgende Bemerkungen: „Die Ursachen hiervon sind ohne Zweifel mannichfacher Art; einige darunter nicht leicht aus dem complicirten Gewebe socialer und intellectueller Zustände herauszufinden, einige sich von selbst darbietend, einige, wie es fast scheinen möchte, zur Dauer neigend, einige, wie wir hoffen, der Art, um mit der Zeit ein Ende zu haben. Es gibt noch lebende Theatergänger, welche durch eigene Erinnerungen in Stand gesetzt sind, den Unterschied zwischen der Lage des Dramas noch zu den Zeiten der Kemble und seiner jetzigen zu ermessen, und die, ohne sich dieses Processes der Zeit bewußt oder fähig zu sein, jetzt seine Fäden nach rückwärts zu verfolgen, das Gespinnst der Umstände, durch welches sich dieser Unterschied erklärt und hervorgebracht wurde, um sich heranwachsen sahen. Außer vielen socialen Umwandlungen in Betreff der Sitte und der Anschauungen, welche alle zu diesem Zwecke hinführten, mag dies besonders hervorgehoben werden, daß der Fortschritt des Clublebens und die Ausbreitung literarischer Gesellschaften einen Zustand der Dinge herbeigeführt haben, ganz unähnlich demjenigen, in welchem der Müßiggänger keine andere Zuflucht als das Theater und der nach intellectueller Nahrung Begierige kein anderes Lesecabinet als die Bühne kannte. Männer, welche vordem des Vergnügens oder der Bildung wegen nach dem Theater als einer gemeinsamen Erholungsanstalt strömten, haben seitdem selbst Institute geschaffen, wo sie zugleich den Vortheil vergleichsweise größerer Abgeschlossenheit genießen und etwas wie von häuslicher Bequemlichkeit und Würde finden. Wenn sich irgendeine zahlreiche Classe der Commune vom Theater zurückzieht, ohne durch irgendeine andere ersetzt zu werden, so ist dies, praktisch genommen, ebenso viel, als ob sich Alles davon zurückzöge, weil in einem Lande, wo das Theater keine Unterstützung seiten des Staats genießt und nur eine Privatspeculation ist, die Bühnenpforten nur dann offengehalten werden können, wenn das Publicum in lohnender Zahl Einlaß begehrt. Indem gerade die beste Classe, welche das Theater zu ihrer Bildung besuchte und stets das gesunde und denkende Element bildete, durch welches das Bühnenwesen prosperirte, sich immer mehr vom Theater zurückzog, mußte nothwendig das höhere Drama dem Verderben anheimfallen." Der Berichterstatter meint nämlich, daß sich fortan die Privatunternehmer von Bühnen vorzugsweise an die Theilnahme der ungebildeten Masse angewiesen sahen, die nur durch sinnliche Apparate, prächtige Decorationen und Augenlust aller Art angezogen werden könne. Der Berichterstatter des „Art Journal" hätte, außer der wachsenden Menge anderweitiger Vergnügungsanstalten, auch die zunehmende Neigung zur bequemern Romanlectüre als eins der Motive nennen können, welche die gebildetern Classen der Bühne entfremdeten. Heinrich von Kleist erblickte die Ursache des Bühnenverfalls hauptsächlich in der zu sehr überwiegenden Theilnahme des weiblichen Geschlechts am Theatergenuß, wodurch der Dichter genöthigt werde, auf dieses hauptsächlich Rücksicht zu nehmen und zu viel weichliche und sentimentale Motive in seine dramatischen Compositionen einzumischen. Nikolaus Lenau prophezeite sogar, noch in seinem gesunden Tagen, daß wir binnen 50 Jahren überhaupt kein Theater mehr haben würden, wenigstens keins, was irgendwie diesen Namen verdiente.

H. M.

Notiz.

Neue literarische Erscheinungen in England.

Von der „Entire correspondence of Horace Walpole, Earl of Oxford" erscheint bei Bentley eine neue vermehrte, von Peter Cunningham besorgte Ausgabe in acht Bänden, chronologisch geordnet und mit einem Inder und Porträts ausgestattet. Die „Memoirs of John Abernethy" erlebten soeben eine dritte Auflage. Die Verleger von Henry Cockburn's „Memorials of his times", A. und C. Black in Edinburg und Longman in London, zeigen an, daß das vierte Tausend Exemplare fertig gedruckt sei, was wir als Beweis der Theilnahme anführen, welche dieses Werk wie wol überhaupt Werke dieser Art in England finden. Von Lord Brougham's „Historical and political dissertations" ist ein neuer Band erschienen, welcher unter Anderm auch ein Capitel über die auswärtige Politik Englands und ein anderes über Revolutionen, namentlich die von 1848 enthält. Eine „Selection of Lord Brougham's speeches" in zwei Bänden wird den Schluß dieser Serie von Brougham's Werken bilden. Ein Werk von eigenthümlichem Interesse ist: „The life of Henry Cornelius Agrippa von Nettesheim, Doctor and knight, commonly known as a magician. By *Henry Morley* (2 Bde., London 1856). Näher liegt dem Interesse der Gegenwart das zweibändige, an merkwürdigen Mittheilungen reiche Werk: „Naples, political, social and religious." Der Berichterstatter im „Athenaeum" sieht sich nach Durchlesung desselben veranlaßt, auf das schöne Neapel den Ausspruch Swift's über Montague anzuwenden: es ist mit allen Himmelsgaben gesegnet, die Tugend ausgenommen. Wenden wir uns zur poetischen Literatur, so begegnet uns hier ein vielversprechender Dichter, Gerald Massey, dessen „Craigcook Castle", wenn auch zum Theil noch unreif, doch Dichtungen enthält, welche offenbares Talent verrathen und reich sind an wirklich schönen, malerischen oder rührenden Stellen. Von Charles Mackay, dem beliebten lyrischen Dichter, befindet sich ein neuer Band Dichtungen unter dem freundlichen Titel „Under green leaves" unter der Presse. Liebhaber echthumoristischer Lectüre werden wohlthun, zu dem „Punch's pocket-book for 1857" zu greifen. Mit Spannung sieht man dem in den nächsten Wochen zu erwartenden Werke Carlyle's über Friedrich den Großen entgegen. Romane drängen sich auch in England fortdauernd scharenweise auf den Markt, doch finden wir darunter keinen, der ein lebhafteres Interesse im Publicum hervorgerufen hätte. Der Kreis der Gegenstände, die sich dem Romanschriftsteller bieten, ist für den Augenblick erschöpft, und kaum dürften wir uns wieder auf wirklich epochemachende Romane in England Rechnung machen, ehe nicht die innern Verhältnisse Englands durch besondere social-politische Katastrophen oder Conflicte eine neue Form, einen neuen Gehalt und zugleich neuen Reiz gewinnen.

H. M.

Bibliographie.

Anitschkof, Der Feldzug in der Krim. Ister Theil: Die Schlachten an der Alma, bei Balaklawa und bei Inkerman. Mit drei Plänen. Aus dem Russischen übersetzt von G. Baumgarten. Berlin, Mittler u. Sohn. 1857. Gr. 8. 24 Ngr.

Arago, J., Zwei Oceane. Eine Reise nach Chili, Californien, Taiti und Brasilien. Frei nach dem Französischen. Leipzig u. Magdeburg, Gebr. Baensch. 1857. Br. 8. 1 Thlr.

Cornelius, C. S., Ueber die Bildung der Materie aus

ihren einfachen Elementen. Oder: Das Problem der Materie nach ihren chemischen und physikalischen Beziehungen mit Rücksicht auf die sogenannten Imponderabilien. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 10 Ngr.

Dahn, F., Gedichte. Leipzig, Herbig. 1857. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Desewffy, Graf E., Ueber die schwebenden österreichischen Finanzfragen. Wien, Hartleben. Lex.-8. 1 Thlr. 3 Ngr.

Demenech, E., Erinnerungen aus Amerika, insbesondere aus Texas. Aus (seinem) Tagebuche. Marburg, Elwert. Gr. 12. 8 Ngr.

Gotthelf, Jeremias, Jakobs, des Handwerksgesellen Wanderungen durch die Schweiz. 2te Auflage. Berlin, Springer. 1857. Br. 8. 1 Thlr.

— — Käthi die Großmutter, oder: Der wahre Weg durch jede Noth. Ausgabe mit acht Zeichnungen von L. Pietsch. Ebendaselbst. Br. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Günther, J., und O. A. Schulz, Handbuch für Autographensammler. Mit Holzschnitten und einer Tabelle. Leipzig, O. A. Schulz. Gr. 8. 3 Thlr.

Hahn, H., Die Reise des heiligen Willibald nach Palästina. Eine historisch-geographische Abhandlung. Berlin, Gebauer. 4. 7½ Ngr.

Hesekiel, G., Von Turgot bis Babeuf. Ein socialer Roman. Drei Theile. Berlin, Expedition des Adelslexikon's. Lex.-8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Hesekiel, G., Graf d'Anethan d'Entraguës. Roman. Berlin, Heinicke. Lex.-8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Höllenfahrt von Heinrich Heine. 2te Auflage. Hannover, Rümpler. 8. 22½ Ngr.

Die alte Jungfer. Eine Erzählung von der Verfasserin des „Tagebuchs eines armen Fräuleins". Halle, Mühlmann. 1857. 8. 15 Ngr.

Kleinigkeiten. Nach dem Englischen der 11ten Auflage des Originals. 3te Auflage. Bremen, Heyse. 16. 7½ Ngr.

Küchler, K., Gustav Adolf der edle König von Schweden und der Retter protestantischer Freiheit in unserm lieben deutschen Vaterlande. Weida, Huth. Gr. 8. 3 Ngr.

Kurs, Auguste, Nora. Dichtung. Berlin, Sacco. Gr. 16. 15 Ngr.

Libussa. Jahrbuch für 1857. Herausgegeben von P. A. Klar. 16ter Jahrgang. Mit zwei gestochenen Porträts und zwei gestochenen Kunstblättern. Prag, Leipzig, E. H. Mayer. Gr. 16. 2 Thlr.

Löwenthal, E., Wahrheit und Dichtung. Tübingen, Riecker. 16. 7½ Ngr.

Der Maler Hans Holbein. Basel, Fischer u. Comp. 1857. Gr. 16. 10 Ngr.

Marsh's, Mrs., gesammelte Werke. Aus dem Englischen. Herausgegeben von Louise Marezoll. 1ste Lieferung. Leipzig, Friedlein. 1857. Gr. 16. 10 Ngr.

Martensen, H., Die christliche Dogmatik. Vom Verfasser selbst veranstaltete deutsche Ausgabe. Berlin, Schlawis. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Märzroth, Liederbuch ohne Goldschnitt. Dresden, R. Schaefer. 16. 15 Ngr.

Meyeringh, F., Das Asyl Steenbeck. Ein Zeugniß der innern Mission aus Holland. Herausgegeben vom rheinischen Provinzialausschusse für innere Mission. 2te Auflage. Mit einem Plane des Asyls Steenbeck. Bonn, Marcus. Gr. 8. 20 Ngr.

Meyr, M., Gedichte. Berlin, Springer. 1857. 8. 2 Thlr.

Mühlbach, L., Historische Characterbilder. Zwei Bände Berlin, Janke. 1857. 8. 3 Thlr.

— — Die Pariserin nach der neuesten Mode. Modernes Sittenbild in einem Akt. Nach einer französischen Idee. Berlin, Artistische Anstalt. 1857. 16. 10 Ngr.

Neumeister, R., Hannibal und Livia. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Leipzig, Gebhardt u. Reisland. 8. 22½ Ngr.

— — Herodes der Große und Mariamne. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Ebendaselbst. 8. 22½ Ngr.

Panofka, T., Dichterstellen und Bildwerke in ihren wechselseitigen Beziehungen. Mit 21 Bildwerken auf vier Erläuterungstafeln. Berlin, Dümmler. Gr. 4. 1 Thlr.

Prinzinger, A., Die älteste Geschichte des baierisch-österreichischen Volksstammes. 1ster Theil. Salzburg. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Prisac, W., Geschichte des deutschen Reichs und des deutschen Volkes von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Ein Lehr- und Handbuch. 1ste Lieferung. Regensburg, Manz. 1857. Gr. 8. 7½ Ngr.

Rauff, Emanuel, Aus der Mappe eines Cosmopoliten. Erzählungen, Novellen, Genrebilder und Humoresken. Leipzig, Kollmann. 1857. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Raumer, F. v., Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit. 3te verbesserte und vermehrte Auflage. In sechs Bänden. 1ster Halbband. Leipzig, Brockhaus. 1857. Gr. 8. 15 Ngr.

Reding von Biberegg, Reiseblätter. München, Lentner. 8. 12 Ngr.

Roth, R., Abhandlung über den Atharva Veda. Tübingen. Gr. 4. 10 Ngr.

Rudolphi, Caroline, Gemälde weiblicher Erziehung. Zwei Theile. 4te Auflage. Leipzig u. Heidelberg, C. F. Winter. 1857. Br. 8. 2 Thlr.

Sagen und Klänge aus Thüringen. Rudelstadt, Froebel. 1857. 16. 10 Ngr.

Schneider, E., Zur Erdgeschichte. Geologische Studien. Bamberg, Buchner. Gr. 4. 24 Ngr.

Fröhliche Sommertage und Winternächte. Vom Ausland gebracht durch Demokritos. 1ster Theil. Stuttgart, Scheible. 16. 21 Ngr.

Sophokles. Deutsch in den Versmaßen der Urschrift von J. J. C. Donner. 4te verbesserte Auflage. Zwei Bände Leipzig u. Heidelberg, C. F. Winter. 1857. Gr. 8. 2 Thlr.

Stirling, W., Velazquez und seine Werke. Berlin, Schindler. Gr. 8. 1 Thlr.

Tuckermann, H. T., Characterbilder englischer Dichter. Aus dem Englischen übersetzt von Emil Müller. Marburg, Elwert. 1857. Gr. 12. 25 Ngr.

Weiter, G., Bühnenspiele. 1stes Bändchen. Lübeck, Dittmer. 1857. 8. 1 Thlr.

Wernick, F., Geschichtliche Uebersicht der deutschen Nationalliteratur mit Hinblick auf die gleichzeitigen Kunstbestrebungen. Ein Handbuch für den Unterricht in Töchterschulen und zur Selbstbelehrung. Zwei Abtheilungen. Gotha, Scheube. Gr. 8. 2 Thlr.

Wildenhahn, A., Paul Gerhardt. Kirchengeschichtliches Lebensbild aus der Zeit des großen Churfürsten. 3te durchgesehene Auflage. Zwei Theile. Leipzig, Gebhardt u. Reisland. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wolff, E., Echo aus der Eifel. Legenden nebst Einleitung. Regensburg, Manz. 16. 18 Ngr.

Ziehen, E., Norddeutsches Leben. Zwei Bände. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 1857. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Tagesliteratur.

Gehe, F. A., Die Uebertreibungen auf dem Gebiete der protestantischen Theologie und Kirche unserer Zeit. 2te Auflage. Zwickau, Thieme. Gr. 8. 6 Ngr.

Ghillany, F. W., Das Verhältniss Neuenburgs zur Krone Preussen. München, Franz. Gr. 8. 10 Ngr.

Die evangelische Pfalz im Jahre 1856. Eine Abwehr ungerechter Angriffe. Landau, Kaußler. Gr. 8. 2 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1856 im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

№ **III**, die Versendungen der Monate **Juli, August** und **September** enthaltend.

(Fortsetzung aus Nr. 48.)

Koenig (H.), Gesammelte Schriften. Fünfter und sechster Band. — A. u. d. T.: **Hedwig, die Waldenserin.** Eine Novelle. Zwei Theile. Zweite, durchaus veränderte Auflage des Romans „Die Waldenser". 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Das vorherrschende Interesse und die Conflicte der Gegenwart haben den Verfasser bewogen, in „Hedwig, die Waldenserin" mehr ein neues Buch als eine neue Auflage seines ältern, vergriffenen Romans zu geben. Ohne absichtliche Tendenz geschrieben, bietet es in verengtem Rahmen nicht weniger einen Spiegel für die Zeitbestrebungen, als ein treues Gemälde seuchterer Zeiterirrung dar, und die Leser werden in spannender, lebhaft bewegter Erzählung einen Gedankengehalt von augenblicklicher Beziehlichkeit, wie von bleibender Anregung mit in den Kauf nehmen.

Heinrich Koenig, einer unserer ausgezeichnetsten und beliebtesten Romanschriftsteller, hat die Ausgabe seiner „Gesammelten Schriften", die gewiß auf lebendige Theilnahme bei dem ihm so gewogenen deutschen Publicum rechnen darf, mit der zweiten verbesserten Auflage der Novelle „Regina" (1851, 1 Thlr.) beginnen lassen, einer durch künstlerische Rundung und in ihrer Einfachheit des Gefühl tief ergreifende Darstellung ausgezeichneten Herzensgeschichte, die u. A. Varnhagen von Ense (wie im „Verwert" mitgetheilt) zur wärmsten Anerkennung veranlaßte.

Dieser folgte zunächst ein neuer Roman: „König Jerôme's Carneval" (3 Theile, 1855, 5 Thlr.), der im Rahmen der schmachvollsten Zeit Deutschlands ein farben- und beziehungsreiches Gemälde des Hof- und Residenzlebens unter König Jerôme in Kassel bietet: geschichtliche Wirklichkeit, jedoch mehr mit poetischer als in gemeiner Wahrheit und ohne jede andere Tendenz aufgefaßt, als die in der Bedeutung des Stoffs liegt.

Den 7. bis 9. Band von Koenig's „Gesammelten Schriften" bildet der in zweiter Auflage erscheinende Roman „Die Gludisten in Mainz" (3 Theile, 1857, 3 Thlr.), worin Koenig's bedeutendstes Werk und wegen seines poetischen Reichthums und tiefen Gehalts einer der besten deutschen Romane: ein modernes geschichtliches Epos, das die ganze Gährung und Bewegung einer der Gegenwart nahe liegenden und verwandten Zeit (1792) in treuer Objectivität wiedergibt.

Die **übrigen Romane Heinrich Koenig's** erschienen früher in demselben Verlage. „Veronika. Eine Zeitgeschichte" (2 Theile, 1844, 3 Thlr.) bildet ein würdiges Seitenstück zu „Regina". Ebenso die Novelle „Spiel und Liebe" (1839, 1 Thlr. 15 Ngr.). Koenig's erster Roman „Die hohe Braut" (2. Auflage, 3 Theile, 1841, 5 Thlr.) hat das Hereinbrechen der Französischen Revolution in die Kreise des sanguer Lebens zum geschichtlichen Hintergrunde. Der Roman „William Shakspeare" (2. Auflage, 2 Theile, 1850, 3 Thlr.) hat anerkanntermaßen mehr als manches gelehrte und wissenschaftliche Werk zur richtigen Auffassung Shakspeare's, seiner Dichtungen und seines ganzen Zeitalters beigetragen. Koenig's Werk endlich, „Auch eine Jugend" (1852, 1 Thlr. 22 Ngr.), enthält in anziehendster Weise die Schilderung seiner eigenen Jugend und der damaligen Zeit.

Lange (Henry), Karte der Kaukasus-Länder, bearbeitet und gezeichnet. In Carton. Colorirt 8 Ngr.

Eine von dem rühmlichst bekannten Kartographen **Henry Lange** gezeichnete Karte, die außer für die Leser des in demselben Verlage erschienenen Werks: **Haxthausen (A., Freiherr von), „Transkaukasia. Andeutungen über das Familien- und Gemeindeleben und die** socialen Verhältnisse einiger Völker zwischen dem Schwarzen und Kaspischen Meere. Reiseerinnerungen und gesammelte Notizen." (2 Theile, 1856, 5 Thlr. 10 Ngr.), gewiß auch für weitere Kreise Interesse hat.

94. Brockhaus' Reise-Bibliothek für Eisenbahnen und Dampfschiffe. In Bändchen zu 10 Ngr. 8. Cartonnirt.

Eine Sammlung belehrender und unterhaltender Schriften, durch Inhalt und Form zur Reiselectüre besonders geeignet, gleichzeitig aber von solchem literarischen Werthe, um auch ein späteres Aufbewahren zu verdienen. Ein ausführlicher **Prospect** über das ganze Unternehmen, mit Angabe der Schriftsteller, die dabei mitwirken — worunter sich die ausgezeichnetsten Namen befinden —, und der bereits erschienenen Bändchen ist jedem derselben vorgedruckt und in allen Buchhandlungen zu haben.

Neu erschienen hiervon:

16. **Von Minden nach Köln.** Schilderungen und Geschichten. Von **L. Schücking.**
17. **Der Rhein von Mainz bis Köln.** Von **R. Hocker.**
18. **Die Böhmischen Bäder.** Von **S. Kapper.**
19. **Das Schlesische Gebirge.** Von **K. Gottschall.**
20. **Das hessische Land und Volk.** Für Reisende den Eisenach nach Kassel und Frankfurt a. M. Von **E. Müller.**

Früher erschienen:

1. **Poetisches Reise-Album.** Herausgegeben von **J. Rank.**
2. **Eine Eisenbahnfahrt durch Westfalen.** Von **L. Schücking.**
3. **Wien in alter und neuer Zeit.** Von **F. G. Kühne.**
4. **Harzbilder.** Sitten und Gebräuche aus dem Harzgebirge. Von **H. Pröhle.**
5. **Von Berlin nach Hamburg.** Nebst Schildereien aus Lübeck und Hamburg. Von **E. Willkomm.**
6. **Die Schlachten bei Leipzig.** Kriegsgemälde von **K. G. von Berneck.** Mit zwei Plänen.
7. **Brüssel** nach seiner Vergangenheit und Gegenwart. Von **J. E. Horn.**
8. **Das Moselthal von Nancy bis Koblenz.** Landschaft, Geschichte, Sage. Von **R. Hocker.**
9. **Die Thüringische Eisenbahn.** Von **A. Bock.**
10. **Von Frankfurt a. M. nach Basel,** Eisenbahnfahrt und Wanderungen im süddeutschen Rheinlande. Von **A. Buddeus.**
11. **Briefe aus Südrußland** während eines Aufenthalts in Podolien, Volhynien und der Ukraine. Von **Marie Förster.**
12. **Reise-Vitaval.** Auserlesene Criminalgeschichten, erzählt von **Willibald Alexis.**
13. **Münchener Skizzenbuch.** Von **W. Müller von Königswinter.**
14. **Schillerhäuser.** Von **J. Rank.**
15. **Breslau und die Schlesischen Eisenbahnen.** Von **M. Kurnik.**

Literarische Anzeigen werden in den einzelnen Bändchen abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 4 Ngr., einer halben Seite mit 2 Thlr. 15 Ngr., einer ganzen Seite mit 4 Thlr. berechnet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Festgeschenke aus dem Verlage von Franz Duncker (W. Besser's Verlagshandl.)

in Berlin, zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

I. Jugendschriften: **Grimm's Kinder- und Hausmärchen.** Wohlfeile Ausgabe. Geh. 10 Sgr. Kart. 12 Sgr. Ausgabe auf feinem Velinpapier, eleg. cart. in farbigem Umschlag 24 Sgr. — **Howitt, Der standhafte Gabriel.** Aus dem Englischen von Wallburg. Mit Titelkupfer, sehr eleg. cart. 25 Sgr. — **Hausfreuden.** Handbuch für Mütter. Cart. 15 Sgr.

II. Miniatur-Ausgaben, Dichtungen u. Erbauliches: **Andersen, Bilderbuch ohne Bilder.** Dritte Ausgabe. Geb. 20 Sgr. — **Geibel, König Sigurd's Brautfahrt.** 3te Auflage. Geb. 15 Sgr. — **Goltz, Buch der Kindheit.** 2te Auflage. Geh. 1 Thlr. 10 Sgr., eleg. geb. 1 Thlr. 25 Sgr. — **Osterwald, Im Grünen.** Naturbilder, Märchen und Arabesken. Cart. 27 Sgr. — **Osterwald, König Aelfred.** Epische Dichtung. Eleg. geh. 2 Thlr., eleg. geb. 2 Thlr. 12 Sgr. — **Palleske, König Monmouth.** Ein Drama. Geh. 25 Sgr., eleg. geb. 1 Thlr. 7½ Sgr. — **Rußdorf, Dr. von, Populäre Vorträge zur Förderung der Gesundheitskultur.** Eleg. geh. 12 Sgr. — **Widmann, Am warmen Ofen.** Eine Weihnachtsgabe. 2te Auflage. Geh. 27½ Sgr., geb. 1 Thlr. 10 Sgr. — **Widmann, Für stille Abende.** Erzählungen. Geh. 1 Thlr., geb. 1 Thlr. 15 Sgr. — **Widmann, Nausikaa.** Ein Schauspiel. Eleg. geh. 20 Sgr. — **Scherenberg, Leuthen.** 2te Auflage. Eleg. geh. 25 Sgr., eleg. geb. 1 Thlr. 10 Sgr. Prachtband 1 Thlr. 15 Sgr. — **Neue Stunden der Andacht.** 2te Auflage. Geh. 2 Thlr., eleg. geb. 2 Thlr. 15 Sgr.

III. Schöne Literatur und Kunst: **Oetker, Helgoland.** Mit einer Ansicht und zwei Karten. Eleg. geh. 2 Thlr. 20 Sgr., eleg. geb. 3 Thlr. — **Kompert, Am Pflug.** Eine Geschichte. Zwei Bände. Eleg. geh. 2 Thlr. 22½ Sgr. — **Goltz, Ein Kleinstädter in Aegypten.** Eleg. geh. 2 Thlr. — **Norton, Die Frauen in England.** Eleg. geh. 1 Thlr. 10 Sgr. — **Schlesinger, Wanderungen durch London.** Zwei Bände. Eleg. geh. 4 Thlr. — **Umrisse zu Goethe's Iphigenie in Tauris.** Gezeichnet von H. Heidel. In Kupfer gestochen von H. Sagert. In Umschlag 4 Thlr. — **Luther, die Thesen an die Schloßkirche zu Wittenberg anschlagend.** Gezeichnet von H. Heidel. Lithographirt von L. Pietsch. 1 Thlr., auf chinesischem Papier 1 Thlr. 10 Ngr.

IV. Geschichte und Politik: **Die Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit,** herausgegeben von **Pertz, Grimm, Lachmann, Ranke, Ritter.** Lieferung 1—29. Geh. 11 Thlr. 25 Sgr. Ausgabe auf starkem Velinpapier 17 Thlr. 22½ Sgr. — **Venedey, Geschichte des deutschen Volkes.** Band 1 und 2. 4 Thlr. — **Martineau, Geschichte Englands** während des dreißigjährigen Friedens von 1816—1846. Vier Bände. Geh. 4 Thlr. — **Jacobs, Hellas.** Vorträge über Heimath, Geschichte, Literatur und Kunst der Hellenen. Herausgegeben von E. F. Wüstemann. Eleg. geh. 1 Thlr. 15 Sgr., eleg. cart. in farbigem Umschlag 1 Thlr. 20 Sgr., eleg. geb. 1 Thlr. 25 Sgr. — **Pröhle, Jahn's Leben.** Mit einem Facsimile Jahn's. Eleg. geh. 2 Thlr. — **Ghika, Denkerbriefe vom walachischen Donauufer.** In deutscher Sprache herausgegeben, nebst einem ungesiegelten Briefe an die Verfasserin von **Fr. Paalzow.** Eleg. geh. 1 Thlr. 6 Sgr. — **Aktenstücke der russischen Diplomatie.** Herausgegeben und eingeleitet von **Fr. Paalzow.** Geh. 2 Thlr. — **Bucher, Der Parlamentarismus wie er ist.** Eleg. geh. 1 Thlr. 15 Sgr.

V. Naturwissenschaftliches: **Naturwissenschaftliche Volksbücher.** Band I—III und X—XVIII: **Bernstein, Aus dem Reiche der Naturwissenschaft.** Band 1—12. Geh. à 10 Sgr. Band IV—IX: **Johnston, Die Chemie des täglichen Lebens.** Deutsch von Wolff. Zwei Bände oder sechs Hefte. Mit Holzschnitten eleg. geh. 1 Thlr. 15 Sgr. — **Airy, Sechs Vorlesungen über Astronomie.** Eleg. geh. 1 Thlr. — **Schouw, Proben einer Erdbeschreibung.** Mit einer Einleitung über die geographische Methode. Eleg. geh. 1 Thlr.

VI. Technisches: **Winkelmann, Lehrbuch für den Selbstunterricht in der Anlage und dem Bau der hölzernen Treppen.** Mit 24 Kupfertafeln. 1 Thlr. 10 Sgr. — **Landwirthschaftlicher Hülfs- und Schreibkalender auf das Jahr 1857.** Für praktische Landwirthe herausgegeben von **Dr. Schneitler** und **Böttcher.** 10ter Jahrgang. Eleg. in Leder geb. 27½, in Leinwand geb. 22½ Sgr. — **Baukalender für das Jahr 1857.** Ein Geschäfts- und Notizbuch für Baumeister, Zimmer- und Maurermeister und alle übrigen Bau-Gewerksmeister, sowie für Ingenieure und Geometer. Herausgegeben von **Ludwig Hoffmann.** 10ter Jahrgang. Eleg. in Leder geb. Preis 27½ Sgr.

Bestellungen von außerhalb werden sofort ausgeführt.

Bei **H. Schindler** in Berlin erschien soeben:

Aus dem

Tagebuche eines Jägers

von **Iwan Turghenew.**

Zweite Auflage. (Ausgabe in Einem Bande.)

Kl. 8. Geh. Preis 1 Thlr. 15 Ngr.

Die schnelle und starke Verbreitung, welche die erste in zwei Bänden erschienene Auflage dieses vielbesprochenen Werks fand, hat es möglich gemacht, daß dasselbe hier zum zweiten male erscheint und daß der Preis in der Erwartung, daß die Lesewelt dem trefflichen Werk ihre Gunst erhalten werde, um ein Beträchtliches ermäßigt werden konnte.

Soeben sind bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Dr. Brühl:

(Verfasser der *Illustrirten Osteologie der Fische*, der *Beiträge zur Anatomie der Haussäugethiere* etc.)

Zur Kenntniss des Orangkopfes und der Orangarten. Mit zwei Tafeln, vom Verfasser nach der Natur gezeichnet und auf Stein radirt. 4. 1 Thlr.

Osteologisches aus dem Pariser Pflanzengarten. Mit elf Tafeln, vom Verfasser nach der Natur gezeichnet und auf Stein radirt. 4. 3 Thlr. 10 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, 11 Januar. 1841. 11. Januar 1841.

Allgemeine Literatur-Zeitung. Januar 1841. Nr. 11. Literarischer Anzeiger. Nr. 1.

Literarische Anzeige.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Lehre vom Gebrauche der Präpositionen in der deutschen Sprache. Von Dr. Karl Ferdinand Becker. Zweite Ausgabe. Gr. 8. 1841. 1 Thlr. 12 Ngr.

Diese Lehre vom Gebrauche der Präpositionen ist ein Werk, das in der Literatur unserer Muttersprache Epoche machen wird. Es ist ein Werk, das Jeder, der sich mit der deutschen Sprache beschäftigt, kennen muß, und das Jeder, der sich mit ihr beschäftigt, besitzen muß. Es ist ein Werk, das Jeder, der sich mit ihr beschäftigt, studiren muß, und das Jeder, der sich mit ihr beschäftigt, studiren wird. Es ist ein Werk, das Jeder, der sich mit ihr beschäftigt, studiren muß, und das Jeder, der sich mit ihr beschäftigt, studiren wird. Es ist ein Werk, das Jeder, der sich mit ihr beschäftigt, studiren muß, und das Jeder, der sich mit ihr beschäftigt, studiren wird.

endlich das Verlangen der Stände, der dringende Wunsch des Reichs erfüllt: der Ewige Landfriede und das ständige Reichskammergericht wurden am 7. August 1495 auf dem berühmten Reichstag zu Worms promulgirt; am 31. October wurde es zu Frankfurt im Braunfels vom ersten Kammerrichter, Eitel Friedrich, Graf zu Zollern, eröffnet, und der Kaiser selbst übergab ihm den Richterstab, der jetzt zu Wien aufbewahrt wird. Es hielt aber sehr schwer, bis sich dieser neue Gerichtshof befestigte. Eigenmacht und Trotz trat seiner Autorität noch überall schroff entgegen, und die Stände waren immer zäh in Bezahlung ihrer Beiträge zu den Kosten des Instituts. Mehrfach wechselte der Sitz des Gerichts, die Thätigkeit desselben wurde oft unterbrochen, und mit der Anwendung der neuen gelehrten Jurisprudenz, die dem alten einfachen Gewohnheitsrecht entgegentrat, entwickelten sich zugleich solche weitschweifige Formen und endlose Schreibereien, daß die Klagen über Justizverzögerung und Langsamkeit des Proceßgangs bald allgemein zu den unabwendbaren Calamitäten der Reichsjustiz gezählt wurden.

Allmälig befestigte sich aber das Gericht und seine Autorität wuchs immer mehr. Es wurde mit tüchtigen Männern besetzt, die ihre Pflicht mit unparteiischer Strenge erfüllten und gegen Eigenmacht, Besitzstörungen und tyrannische Willkür kleiner Dynasten und Herren schnelle und energische Hülfe gewährten, auch den Weg zu einer gleichmäßigen Rechtsanwendung bahnten. Am längsten hatte das Gericht seinen Sitz zu Speier, bis 1689 die Franzosen die Pfalz verheerten und auch jene Reichsstadt durch Brand zerstörten, sodaß ein anderer Sitz für das Gericht gesucht werden mußte. Die Wahl traf die unansehnliche Stadt Wetzlar, weil die meisten Reichsstädte die Aufnahme weigerten, und es blieb der Sitz des Gerichts bis zur Auflösung des Reichs 1806. Die Acten waren nur theilweise bei dem Brand Speiers gerettet worden; ein großer Theil fiel in die Hände der Franzosen und wurde nach Strasburg gebracht, auch erst nach dem Ryswijker Frieden in 500 Kisten restituirt. Viele wurden dennoch vermißt. In Wetzlar fehlte es an Raum, und so wurden die ältern Acten einstweilen in Frankfurt und Aschaffenburg deponirt. Wenn nun eine solche gebraucht wurde, so reiste ein Archivar hin, um sie aufzusuchen, was immer mit großen Kosten verbunden war. Das Heilige römische Reich discutirte aber über die Errichtung eines Archivgebäudes bis zum Jahre 1782, wo der Bau endlich begann, doch bis zum Jahre 1806 wegen fehlender Mittel unvollendet blieb. Erst die preußische Regierung gab dem Gebäude Dach und Fenster.

Die Stadt Wetzlar war nach Auflösung der deutschen Reichsverfassung in den Besitz des Fürsten Primas des Rheinbundes, Großherzogs von Frankfurt, gekommen, der als ehemaliger Kurfürst und Erzkanzler sich das Verdienst erwarb, für die Erhaltung des Archivs alle Sorge zu tragen. Er ließ 1807 mit großen Kosten die alten Acten aus Aschaffenburg nach Wetzlar bringen und beschäftigte das noch vorhandene Subalternpersonal des Gerichts mit Aufstellung einer gesicherten Ordnung. Es wurde ein Generalrepertorium gefertigt, welches 3000 Folien zählt. Ein Berg von ungeordneten Schriften, zu 400 Centnern angeschlagen, blieb einstweilen ungeordnet liegen. Durch die Gewissenlosigkeit der Subalternen kam auch manches Denkwürdige in die Hände antiquarischer Sammler.

Nach der Befreiung Deutschlands von der Herrschaft der Franzosen ging die Stadt Wetzlar in den Besitz der Krone Preußen über, und das daselbst aufbewahrte Archiv wurde als hinterlassenes Denkmal des Deutschen Reichs, als ein Gemeingut sämmtlicher Regierungen von der Deutschen Bundesversammlung in Besitz und Aufsicht genommen. Die Frage über Sein oder Nichtsein, Vernichtung oder Aufbewahrung wurde lange discutirt und endlich ein Mittelweg eingeschlagen, nämlich allmälige Auflösung und Theilung des Gemeinguts. Durch den Beschluß vom 25. Januar 1821 faßte man die fortdauernde praktische Wichtigkeit dieser Acten vorzugsweise ins Auge, ernannte eine Archivcommission und beauftragte dieselbe, die Acten, welche von den Gerichten abgefodert würden, nach einem gegebenen Regulativ auszuantworten und die gänzliche Auseinandersetzung und Auflösung dieser Gemeinschaft vorzubereiten. Hierzu wurde ein Termin von 20 Jahren festgesetzt. Nach Ablauf derselben zeigte sich aber, daß die überfüllten Säle keineswegs gelichtet waren. Von ungefähr 80,000, meist sehr umfangreichen Acten waren nur 9—10,000 abgefodert worden, und der bleibende Vorrath bildete immer noch ein großes, inhaltsreiches und schwer zu übersehendes Ganzes. Die Wichtigkeit dieser Schriftsammlung für die Geschichte springt in die Augen, wenn wir uns die öffentlichen Zustände des Deutschen Reichs seit der Gründung des obersten Gerichtshofs vergegenwärtigen. Eine neue Zeit war angebrochen, neue Verfassungs- und Gesellschaftszustände suchten sich überall zu bilden, aber es wußte doch, besonders im Anfang des Jahrhunderts, noch Keiner recht, wie er daran war. Die Territorialgewalt war noch in der Ausbildung begriffen; die Ansichten über das Vergangene und Bestehende vermischten sich aufs wunderlichste; an Gesetzen und gesetzlichen Einrichtungen fehlte es noch überall, und man griff, um sich zu orientiren, nach den alten Pergamenten der Urkunden, die man bisher nur als Talismane gehütet hatte. Eben weil das 15. Jahrhundert die Uebergangsperiode vom Mittelalter bis zur vollendeten modernen Zeit bildet, sind fast alle Acten aus demselben für die Geschichte wichtig, besonders für ältere Rechts- und Verfassungszustände, indem sie noch soviel Altes, im Absterben Begriffenes neben dem werdenden Neuen zeigen. Am wichtigsten müssen aber diejenigen Acten erscheinen, die am obersten Reichsgericht verhandelt wurden. Denn der Gerichtssprengel desselben war wol der angesehenste, den es geben konnte. Er erstreckte sich von der Ostsee bis zum Mittelländischen Meer, von der Düna bis zur Rhone; und so viele Acten erinnern noch an echte deutsche Provinzen, die nach und dem Reich entrissen wurden. Die

hohen und höchsten Personen des Deutschen Reichs, so- wie Länder, Städte und Gemeinden treten hier han- delnd auf. Die wichtigsten Angelegenheiten kommen zur Sprache, überall eingreifend in die großen Interessen des Reichs, in die Aufgaben der nach neuer Bildung und Ver- fassung, sowie nach geregelten Zuständen strebenden Zeit. Hemmungen und Förderungsmittel auf den Bildungswegen eines neuen Jahrhunderts lernen wir kennen, und es ist nicht zu viel gesagt, daß eine ganze Geschichte in diesen Acten ruht und modert, die man lange für einen lästigen Papierwust anzusehen gewohnt war. Sehr viele Processe greifen in eigenthümliche Gerechtsame und alterthümliche Verhält- nisse, zeigen den Kampf um veraltete und neu zu ord- nende vaterländische Institutionen, geben mannichfache Beiträge für Rechtsgeschichte und Rechtsalterthümer; so namentlich über Mark-, Stadt- und Dorfrechte, über Zehnten, Kurmede, Beeten und andere alterthümliche Abgaben, Rechte und Gerechtigkeiten, über Zoll- und Stapelrecht, über Strandrecht, Herings- und Salmfang, über Schiffahrt und Freiheit der Flüsse, über Münz- und Siegelrecht. Vorzüglich wichtig ist auch dies Archiv für die politischen und kirchlichen Verhältnisse des 16. Jahrhunderts, für die Geschichte der fürstlichen, gräflichen und dynastischen Familien, für ihre Besitzthümer und Gerechtsame, für Successionsrechte und Ganerbinate. Die Familienarchive wurden geöffnet und die Documente zu den Acten geliefert. Fast keine Acte schlagen wir auf, wo nicht eine Reihe denkwürdiger Urkunden in glaub- haften Copien, oft auch im Original, uns mannichfach belehrten. Da finden sich Hausverträge und Stiftun- gen, Testamente, Kauf-, Tausch- und Theilungsverträge, richtige Vergleiche, schiedsrichterliche Entscheidungen und Zeisthümer bis in die ältesten Zeiten hinauf. Und wenn- gleich diese Urkunden der Vorzeit häufig misverstanden, unrichtig ausgelegt und von den Advocaten mit unreifer Gelehrsamkeit übergossen wurden, wenn man sie auch oft auf unpassende Weise der neuen Ordnung der Dinge als Schild entgegenhielt, so sind sie uns doch jetzt für die Geschichte sehr bedeutsam und bieten oft historische Momente, die selbst aus den Landes- und Familien- Archiven, deren Zustand seitdem so manchem Schicksal ausgesetzt war, nicht mehr ergänzt werden können.

Wenn nun bei dieser geschilderten Wichtigkeit jenes Schriftvorraths es für jeden Freund und Forscher deut- schen Alterthums höchst wünschenswerth gewesen wäre, das ehrwürdige Denkmal der Vorzeit als Ganzes erhal- ten, in würdiger Weise aufgestellt und der Benutzung der Geschichts- und Alterthumsforscher geöffnet zu sehen, so behielt die Deutsche Bundesversammlung doch die definitive Auseinandersetzung dieses Gemeinguts im Auge, und nachdem auf die Berichte und gutachtlichen Vor- schläge des Referenten die durchaus nöthigen Vorarbei- ten geschehen waren, wurde von derselben 1845 wegen endlichen Theilung des Vorraths der Beschluß ge- faßt und nach jahrelangen Arbeiten und großen Kosten durchgezogen. Der Zweck war erreicht, das Gemeingut in einzelne Parcellen zerlegt und getheilt.

Da nun der umfangreichste und wichtigste Theil des Archivs an Preußen gefallen war und dieser immer noch ein bedeutendes Ganzes bildete, so suchte der Ver- fasser durch erwähnte Denkschrift die königliche Regierung von der Wichtigkeit der Sammlung in Kenntniß zu setzen. Er zeigte zugleich, was bei den gefertigten summarischen Repertorien zu desideriren sei, erwog die Ressortverhält- nisse und zeigte namentlich die irrthümliche Ansicht, diese Sammlung als eine Registratur alter reponirter Acten den Gerichten zur Aufbewahrung zu übergeben, wo sie unbenutzt dem Schicksal anderer reponirter Acten entge- gengehen würden. Er entwickelte seine Ansichten über die Bestimmung, Aufstellung, Aufsicht und Behandlung des Archivs, und der Ministerpräsident von Manteuffel hat den gutachtlichen Aeußerungen seine beifällige Auf- merksamkeit nicht versagt.

Die Sammlung denkwürdiger Rechtsfälle, die das angezeigte Werk selbst enthält, sind, da die Repertorien durchaus keinen Fingerzeig über die Wichtigkeit des In- halts boten, meist nur zufällig aus der großen Acten- masse herausgegriffen, dann aber in ein gewisses System geordnet worden, das folgende Abschnitte enthält:

I. Reichssteuern, Reichshülfe und Geldnoth im 16. Jahrhundert.

Der hohe und niedere Adel war in der Zeit der anarchischen Jahrhunderte in größte Geldnoth gerathen, während die Städte aufblühten und reich wurden, wes- halb zwischen beiden Haß und Zwiespalt bis zum Bür- gerkrieg sich entwickelte. Einem deutschen Reichsfürsten mußte es doch gewiß an Geldmitteln fehlen, wenn er sich von einem Wirth zu Tübingen wegen 10 Fl. 20 Kr. weniger einen Pfennig, die er im Wirthshaus mit seinen Knechten verzehrt, erst beim Hofgericht zu Rottweil und dann beim Kammergericht (1540) verklagen ließ. Noch größer wurde die Geldverlegenheit, als der Solddienst an die Stelle des Lehndienstes trat und Kriegsleute bezahlt werden mußten. Die Mittel reichten nirgends aus, und ein geregeltes Steuersystem hatte sich noch nicht entwickelt. Man suchte sich daher dem Reichsdienst auf jede Weise zu entziehen und blieb mit den liquiden Geldbeiträgen stets im Rückstand. Gemeingeist fehlte völlig, und jeder Reichsstand war nur auf seine Sonder- interessen bedacht und kümmerte sich nicht um das Wohl des Ganzen, worüber Kaiser Max, bei allen seinen großen Planen für das Ansehen des Reichs, stets so bittere Klagen führte. Geistliche reiche Stifter entblödeten sich nicht, auf alle Exemtionen und Privilegien aus dem 9. und 10. Jahrhundert gestützt, sich den Reichslasten zu entziehen. Die weltlichen Fürsten machten es nicht besser, und der Reichsfiscal hatte fortwährend gegen die Widerspenstigen Klage zu erheben. Mit welchem Erfolg aber, zeigt ein Proceß gegen den Grafen zu Zollern, als Inhaber der Grafschaft Vehringen und Herrschaft Sig- maringen, von 1550 (1). Der Graf weigerte sich, die paar Mann Kriegsleute und die wenigen Gulden Reichs- steuer zu entrichten, indem er behauptete, die Grafschaft

Wehringen sei vor Zeiten ein Eigenthum des Hauses Oestreich gewesen und habe niemals einen besondern Anschlag in der Reichsmatrikel gehabt. Die Grafen von Würtemberg und Werdenberg als Vorgänger, die östreichischen Erzherzoge selbst als frühere Besitzer und Lehnsherren wurden mit in den Proceß gezogen; weitläufige Successions- und Belehnungsfälle, auch Pfandschaften wurden erörtert, die alten Archive durchsucht und eine Menge Urkunden bis ins 13. Jahrhundert hinauf producirt. Das Reichsgericht erkannte zwar den Grafen für schuldig, dieser wußte aber wieder soviel dazwischenzuwerfen, daß nach 50 Jahren noch immer in der Sache geschrieben und während dieses Zeitraums nichts bezahlt wurde. Wir lernen aus dieser Sache auch, wie es damals mit den Archiven aussah. Während das Archiv zu Innsbruck mit größter Vorsicht unter vier Aufsehern und ebenso viel Schlössern verwahrt lag, berichtete der Obervoigt von Trochtelfingen, daß er im Schloß überall fleißig nach dem Archiv gesucht, auch endlich die Truhen, worin die Urkunden befindlich, unter anderm Gerümpel auf dem obersten Gemach des Dachstuhls versteckt gefunden habe.

Nicht einmal die Türkennoth konnte die deutschen Fürsten bewegen, ihre Pflichten gegen Kaiser und Reich zu erfüllen. Im Jahre 1542 war Reichshülfe gegen die Türken bewilligt und bestimmt worden, daß dem obersten Hauptmann (damals Kurfürst Joachim von Brandenburg) von jedem Kreis ein erfahrener Kriegsrath solle zugeordnet werden. Die westfälischen Kreisstände hatten dazu den Ritter von Selbach erwählt, mit dem Ansinnen, in den ersten drei Monaten selbst für seinen Unterhalt zu sorgen. Da dieser aber bedenklich war, so hatte der Bischof von Münster, Minden und Osnabrück, sowie der Herzog von Jülich, Kleve und Berg die Zahlung selbst übernommen und sich urkundlich verpflichtet. Dennoch erhielt der tapfere Ritter, der für sich und seine Leute 7250 Fl. aufgewendet hatte, weder von jenen Fürsten noch von den Kreisständen seine Bezahlung, und er mußte, „wiewol er im Lande Hungarn, im Kampf gegen den Erbfeind, den Türken, ohne Ruhm zu melden, Keinem nachgestanden", sich in das Labyrinth eines kammergerichtlichen Processes begeben (2). Das Mandat wurde zwar schnell erlassen, aber mit den erbärmlichsten Einreden auf die Klage geantwortet. Die Kreisstände hatten ihre Zahlungspflicht nicht erfüllt, die verklagten Fürsten weigerten ebenso die Zahlung der liquidirten Foderung, die sie doch verbrieft und besiegelt hatten. Was aus dem Proceß geworden, ergeben die Acten nicht; aber bei solchen trostlosen Zuständen konnte das zerrissene Deutschland den auswärtigen Feinden nicht die Spitze bieten, und auch jener Türkenzug misglückte gänzlich. Man mußte froh sein, einen Waffenstillstand auf fünf Jahre zu schließen.

II. Ewiger Landfriede und fortwährende Landfriedensbrüche.

Der wormser Reichstagsbeschluß hatte den Ewigen Landfrieden proclamirt, der nun allen Gewaltthaten des Faustrechts und jeder Selbsthülfe ein Ende machen sollte, allein Tausende unserer Acten des 16. Jahrhunderts beweisen, daß dieser Landfriede nur auf dem Papier stand, aber in der Wirklichkeit schwer zu handhaben war; und alle Mandate des Reichsgerichts konnten nur wenig dem Unfug Einhalt thun, wenn nicht allmälig die geänderte Zeit und Sitte es gethan hätte. Manches Genrebildchen liefern die desfallsigen Proceßacten, die uns die damaligen Zustände klarmachen. So verklagte 1497, zwei Jahre nach dem Landfrieden, der Ritter von der Heyden den Rüdiger auf dem Berge und Consorten (3), daß sie ihn, unbewahrt ihrer Ehre und ohne alle redliche Ursache, gegen Recht und Billigkeit, gegen die Goldene Bulle, königliche Reformation und jüngst verfaßten gemeinen Landfrieden, auf des Heiligen Reichs Straße, vor der Pforte der Stadt Essen, Abends überrannt, geschlagen, auf Rüdiger's Schloß geführt, ihm für 300 Fl. an Baarschaft und Kleinodien geraubt, einen Knecht auf der Wahlstatt todtgeschlagen, seine Erbgüter bei nächtlicher Weile verbrannt, verwüstet und abgeschatzt, auch ihn zu fernerer Schatzung nach dem Schloß Burbek geführt, woraus er durch göttliche Schickung entkommen, doch noch immer wegen seines Leibs und Guts in Sorge und Unsicherheit stehe.

Auch förmliche Wegelagerung und Raub kamen noch vor, wiewol die reichsgerichtlichen Mandate doch etwas vorsichtiger machten. Denn wenn auch die Thäter den Urtheilsspruch oder die Vollstreckung desselben abzuwenden wußten, so war doch schon der Proceß mit seinen kostspieligen Förmlichkeiten ein Mittel der Abschreckung. Im Jahre 1544 (4) kam ein gewisser Rose von Verden mit einem Schiff voll Wein und andern Waaren die Weser herunter und wurde bei dem ravensbergischen Städtchen Blotho von einem bekannten Räuber und dessen Spießgesellen gefangen, geschlagen und seiner ganzen Habe beraubt. Der Kläger behauptete, daß der Hauptmann und Amtmann von Blotho, ein Schmisink, statt ihm Hülfe zu gewähren, sich in Gemeinschaft mit einem Herrn von Ledebur an der Plünderung betheiligt und ihren Antheil am Wein erhalten hätten. Sie hätten ihn sodann gebunden, auf ein Pferd geworfen, nach der Burg des Ledebur geschleppt und in Ketten zehn Wochen auf den Tod gemartert, bis er mit Gottes Hülfe entkommen. Alle Bemühungen, zu seinem Recht zu gelangen, seien vergebens gewesen, keine Behörde habe sich seiner angenommen und er suche nun sein Recht gegen die beiden Ritter bei dem Reichsgericht. Dies erließ sogleich die üblichen Mandate, die Verklagten wußten aber mit Hülfe ihrer Advocaten den Proceß in die Länge zu ziehen und stellten alle Beschuldigungen in Abrede. Erst 26 Jahre nach der That wurde die Beweisaufnahme verfügt. Ein Foliobaud von Zeugenaussagen lieferte verworrene Resultate, weil nach so langer Zeit die meisten und besten Zeugen nicht mehr am Leben waren und sich Vieles verdunkelt hatte. Das Reichsgericht erkannte endlich auf den Reinigungseid, und auch gegen diesen wehrten sich die Schuldigen in zehnjährigen Verhandlun-

gen. Der Amtmann war inzwischen gestorben, der Lebeur ein Siebziger geworden, der sich entschuldigte, keine Reise zum Gericht machen zu können. Da wurden Commissarien ernannt und die eisernen Ketten und Banden zugleich aus dem Gewölbe des Gerichts verabfolgt, um sie zur Recognition vorzulegen. Da die Acten hiermit schließen, so scheint doch der Thäter, um keinen falschen Eid zu schwören, sich endlich verglichen zu haben.

Auch der Krieg, den der unglückliche Erzbischof und Kurfürst von Köln, Gebhard, mit Hülfe seiner tapfern Anhänger führte, kam als Landfriedensbruch zum Proceß vor dem Reichsgericht (5), und die Acten liefern einen interessanten Beitrag zur Geschichte Gebhard's, namentlich ein weitläufiges Schreiben an das Kammergericht von 1585, worin er seine Gesinnungen, seine religiösen und politischen Ansichten und Rechtszuständigkeiten entwickelt und für sich, sowie im Namen der protestantischen Stände die bittersten Beschwerden über den Bruch des Religionsfriedens führt. Die Klage war gegen die Grafen und Herren gerichtet, die dem entsetzten Kurfürsten waffengerüstet beistanden, und Kläger waren die niederländisch-westfälischen Stände, der Herzog zu Jülich an der Spitze. Die Acten zeigen, daß alle Roheit des Faustrechtsadels und der nachherigen geworbenen Söldner, der berüchtigten Landsknechte, auf die neue Soldateska übergegangen war. Es heißt in der Klage, daß die Gegner fast täglich in des Herzogs Land fielen, dessen Aemter, Dörfer und Flecken durchstreiften, die Unterthanen plünderten, spannten, bänden, schlügen, brieten und gefänglich wegschleppten, auch alle geistlichen Standespersonen zum gräulichsten mishandelten, ermordeten oder in schweres Gefängniß führten und auf Ranzion setzten, Frauen und Jungfrauen schändeten, alle bewegliche Habe wegnähmen oder verdürben und niederbrennten, auch die Früchte auf dem Felde nicht verschonten, sodaß die armen Bauern ihre Aecker unbestellt müßten liegen lassen, kurz solche Gewalt übten, deren sich selbst die Türken schämen möchten. Die Verklagten bestritten die Competenz, weil er von einem rechtmäßigen Krieg ihres lieben Herrn und Freundes Gebhard die Rede sei, der sich zu keinem Proceß eigne. Sie bezogen sich auf ihr Dienst- und Lehnsverhältniß zu demselben und antworteten mit soldatischem Trotz, behaupteten auch, daß, wenn durch ihre Leute Schaden zugefügt sei, die Gegner, namentlich das baierische Kriegsvolk, noch 20—40 mal mehr Leids und Schadens zugefügt hätten. Das Kammergericht ließ trotz vieler Schreiberei die kritische Sache ruhen und wartete, daß auch die Gemüther sich beruhigten.

Die Zeiten der Anarchie und des Faustrechts hatten alle Verhältnisse verwirrt, alle Grenzen verrückt, allen Besitzstand unsicher gemacht; und wie auch der schwächere Theil nun nach seinen friedlichen Beweismitteln und alten Urkunden griff, so zuckte es dem stärkern doch noch immer in der Faust und jede Besitzstörungsklage des 16. Jahrhunderts gibt uns zugleich ein Bild von eigenmächtiger Gewaltthätigkeit. In dieser Beziehung ist die Besitz- und Lehnsklage der von Korf und von Hörde sehr denkwürdig. Die Letztern hatten sich trotz kammergerichtlicher Mandate mit bewaffneter Mannschaft in den Besitz der streitigen Lehnsgüter gesetzt, und das Gericht erließ ein wiederholtes Inhibitorium gegen solche „Eigenthätlichkeiten und enormissima attentata". Eine Reihe denkwürdiger älterer Urkunden, Lehnbriefe, Atteste der Landstände und Städte bewiesen aber nicht nur das Recht des Klägers aufs klarste, sondern bieten uns auch die wichtigsten Beiträge für das particulare Lehnrecht im Herzogthum Westfalen. Welche Begriffe man damals von Besitzrechten hatte, zeigt eine andere Acte des 16. Jahrhunderts, wo wegen Eigenmacht und Gewaltthat geklagt war und der Beklagte namentlich beschuldigt wurde, die Bauern des streitigen Dorfes durchgeprügelt, sogar einem den Arm entzweigeschlagen zu haben. Der Verklagte erwiderte, daß er das magistratus jure und zum Schutz seiner Rechte und seines Besitzes gethan habe. Da die Dorfmänner sein Gebot und Verbot verachtet hätten, so sei er dazu höchlich befugt und berechtigt gewesen.

III. Zustände der Justiz im 16. Jahrhundert, Evocationen und Austräge.

Das einfache mündliche Verfahren der alten Volks- und Schöffengerichte gerieth mit dem neuen Verfahren der gelehrten Juristen, seinen Förmlichkeiten, Proceßschriften und Acten, gebildet nach dem Muster des Kammergerichts, in denkwürdige Collisionen. Ein Beispiel gibt der Proceß über einen Weinzehnten (7), den die Schöffen zu Wetzlar nur allzu summarisch entschieden hatten. Es wurde an das Kammergericht appellirt, und dieses foderte die Voracten. Da solche aber gar nicht existirten, so wurde nachträglich der Gang des Processes auf einem Blatt Papier ganz naiv erzählt. Der Anwalt überreichte es dem Gericht, mit dem ironischen Bemerken: die Acten seien ganz klein, er wisse aber keine andern beizubringen.

Auch der fanatisch-tolle Wiedertäufer Knipperdolling zu Münster tritt in unsern Acten auf, die ein Stück seiner Lebensgeschichte ergänzen (8). Er war wegen Aufruhr und Widersetzlichkeit schon vor der großen münsterischen Rebellion in Strafe genommen, ja seines Bürgerrechts entsetzt worden und stellte 1530 eine große Entschädigungsklage gegen den Rath zu Münster an, die aber nicht über die Competenzfrage hinauskam. In den Zeiten der Anarchie nämlich waren überall Ausnahmszustände entstanden, keine geregelte Gerichtsbarkeit war mehr im Gange. Es geschah ebenso oft, daß der competente Richter erklärte, er wisse das Urtheil nicht zu finden, und möge man sich anderswo Rechts erholen, als auch, daß man wegen wirklicher oder vorgespiegelter Rechtsweigerung sich an incompetente Richter wandte, die dann willig die Sache evocirten. Der Landfriede von 1495 hatte nun zugleich verordnet, daß Jeder vor seinem ordentlichen Richter belangt werden solle, hatte aber dabei frühere Einigungen über selbstgewählte und

vereinbarte Richter, Austräge, bestehen lassen, diese jedoch dem Reichsgericht als Instanz untergeordnet. Der Rath zu Münster behauptete nun als Einrede, daß die vier Stände des Landes bei wechselseitigen Streitigkeiten ein Austrägalgericht bildeten, folglich das Kammergericht incompetent sei. Wol mochten, wenn Stände als Corporationen untereinander Irrungen hatten, solche auch die übrigen compromittirt haben; aber offenbar falsch war die Behauptung der Stadt, daß diese Art der Entscheidung auch dann stattgehabt habe, wenn eine oder mehre Privatpersonen des einen Standes solche des andern Standes verklagen wollten, wodurch jede andere Gerichtsbarkeit ausgeschlossen worden wäre. Dennoch ließ das Kammergericht den Beweis des Herkommens zu und verwandelte später, um alle Schwierigkeiten abzuschneiden, die nicht betheiligten Austrägalrichter in Commissarien des Reichsgerichts. Eine Entscheidung erfolgte aber nicht, und die Sache ging in den Wiedertäuferunruhen unter, denn der Kläger und sein Weib, eine der wüthendsten Megären, wurden 1536 hingerichtet.

Das 16. Jahrhundert, das nach einer geregelten Ordnung und Justiz strebte, fand fast alle Verhältnisse verworren und verdunkelt, und die Parteien suchten, wie wir sahen, ihre alte Urkunden, die sonst wenig Geltung gehabt hatten, hervor, um damit ihre Rechte zu vertheidigen. Da sie aber die Grundlagen älterer Verfassungszustände nicht mehr kannten, den geschichtlichen Weg nicht zu finden wußten und die alten Urkunden häufig misverstanden, so verwickelte man sich in unsagliche Weitläufigkeiten und gerieth meist auf Abwege. Einen denkwürdigen Beleg gibt der Proceß über den Schilderzoll zu Paderborn von 1555 u. fg. (9). Die Familie von Schilder war vor Zeiten vom Bischof, nächst dem Kämmerer- und Thürhüteramt, auch mit dem Zoll zu Paderborn belehnt worden, und dieser ging, wie das bei steter Geldnoth im Mittelalter gewöhnlich der Fall war, sehr bald pfandweise in die Hände einer Bürgerfamilie über. Die Verkäufe mit Vorbehalt der Wiederlöse waren damals die gewöhnliche Form einer solchen Pfandschaft, welche nur in seltenen Fällen wieder gekündigt wurde. Aus dem sehr geringen Pfandschilling entnehmen wir, daß Paderborn noch ein geringer Ort war, wo Handel und Gewerbe, mithin auch die Zollabgabe, sehr wenig bedeuteten. Erst nach 150 Jahren, wo Paderborn eine blühende Stadt geworden war, fanden die Schilder ihre alten Urkunden, überzeugten sich von ihrem Recht der Wiederlöse, von der Bedeutung des Zolls, und sie schritten zum Proceß, da sie in Güte nichts hatten erreichen können. Denn die Stadt hatte klüglicherweise durch Erlegung des Pfandschillings den Zoll selbst an sich gebracht, hatte auch 1475 ein kaiserliches Privileg über Zoll- und Accisegerechtigkeit erschlichen und den Fürstbischof zur Bestätigung und Anerkennung desselben bewogen. Die Gerechtigkeit der Schilder konnte zwar nicht in Abrede gestellt werden, aber alle Urkunden, die sie auflegten, und eine veraltete undeutliche Heberolle des 14. Jahrhunderts waren nicht im Stande, die Zolleinkünfte der Schilder klar zu stellen. Die Stadt wußte durch ihre Advocaten die Sache noch verworrener zu machen, und ein hundertjähriger Proceß, über dem die Schilder'sche Familie ausstarb, war nicht im Stande, ihr zu ihrem offenkundigen Recht zu verhelfen. Die Stadt erhielt sich im ausschließlichen Besitz, trotz aller gerichtlichen Erkenntnisse und Mandate. Der Proceß war in den morschgewordenen Formen des alten Schlendrians allmälig abgestorben, Mühe und Kosten vergebens aufgewendet. Noch 1695 foderte ein Nachkomme der Schilder die Abtretung des Zolls und erhielt die lakonische Antwort: Bürgermeister und Rath wüßten von keinem Zoll und hätten auch keinen. Durch die Menge beigebrachter Urkunden bleibt die umfangreiche Acte geschichtlich sehr denkwürdig.

Ein Opfer der Unbehülflichkeit und Weitschweifigkeit des damaligen Processes wurde auch ein Weinhändler aus Strasburg, der mehre Fuder Wein in Köln verkauft hatte. Der Handel mochte wol die Empfänger reuen, und sie behaupteten, daß der Wein verfälscht sei, weil Stücke Speck beim Spund in die Fässer waren gehängt worden. Die städtische Obrigkeit nahm sich fiscalisch der Sache an und belegte die Weinfässer mit Arrest. Der Weinhändler bewies durch Zeugnisse aufs bündigste, daß der Wein unverdorben und es herkömmlicher Gebrauch im Elsaß sei, wenn junge Weine versandt würden, ein Stück Speck in das Faß zu hängen, welches die Gährung verhindere. Er wurde aber verurtheilt, und die Appellation an das Kammergericht (1561) blieb ohne Erfolg. Der Proceß hatte den Mann ruinirt; denn 12 Jahre später zeigte der Anwalt an, sein Mandant sei nicht nur gestorben, sondern auch verdorben. Wie überhaupt fast jede Acte uns Bilder der alten Zeit, der damaligen Zustände, Sitten und Gewohnheiten gelegentlich vorführt, so finden wir auch in dieser viele Nachrichten über den Weinbau, über Production und Handel, gute Behandlung und Verfälschung der Weine, mit Bezugnahme auf die Weinordnung von 1487 und den Reichsabschied von 1498 (10).

IV. Die Femgerichte und das Reichskammergericht.

Die westfälischen Freigerichte oder Femgerichte waren schon gegen das Ende des 15. Jahrhunderts im Absterben begriffen, wiewol sie noch mit ihren alterthümlichen Formen, Sagen und Anmaßungen geisterhaft in die neue Zeit herüberragten. Die sich mehr und mehr ausbildende und befestigende Landeshoheit, das Umsichgreifen der landesherrlichen Gerichte schmälerte und untergrub allmälig ihre Competenz; die fortschreitende Bildung der Zeit heischte milder geordnete Zustände, und diese wurden von dem obersten Reichsgericht vertreten, mit dem sich ein langer Kampf entspann. Viele unserer Acten beweisen es, mit welcher Zähigkeit jene alten Gerichte an ihrer abschreckenden Strenge und Gewalt festhielten, und lassen uns zugleich belehrende Blicke in die frühern Zustände thun. Das Kammergericht ließ ihre Rechte und Gewohnheiten dahingestellt sein und suchte nur den ge-

waltsamen Evocationen ein Ziel zu setzen, indem es seine eigene Competenz und die der landesherrlichen Gerichte in Schutz nahm.

Es hörte in dieser Beziehung jede Beschwerde und ließ die Berufung zu; oft trat auch der Reichsfiscal selbst wegen überschrittener Competenz klagend auf und bewirkte Inhibition und Ladung der Freigrafen. Auf verdunkelte Satzungen trotzend und in völlig veralteten Formen, ohne allen juristischen Takt, wehrten sich aber die Freigrafen gegen die vermeinten Eingriffe, und die Stuhlherren, als bloße Gerichtsherren, griffen selbst in das Richteramt mit ein und schrieben an das oberste Reichsgericht als eine gleichstehende Behörde, stützten sich auf die vermeinten Satzungen Karl's des Großen und bedienten sich veralteter Formen und wunderlicher Behauptungen, über die die neuen Juristen und die gelehrten Doctoren der Rechte in Erstaunen geriethen, indem ihnen diese Dinge unglaublich und räthselhaft vorkamen. Denn in den Freischöffen waren nur noch dunkle Erinnerungen ihrer vorigen Stellung, Macht und Competenz in den ererbten Formen des Verfahrens; aber Einsicht und Urtheilskraft waren erloschen, und im Conflict mit geänderten Zuständen und Rechtsverhältnissen wurden sie nicht nur durch die Jurisprudenz der neuen Richter stets in Verlegenheit gesetzt, sondern das mit Rechtskundigen besetzte Reichsgericht konnte sie auch leicht bei ihren Schwächen und Blößen fassen und ihre Versuche, die Gespenster der Vorzeit in dunkeln Formeln hervorzurufen, vereiteln. Die Freischöffen ermangelten aller Rechtskenntniß, und es fehlte ihnen meist auch an gesunder Urtheilskraft, da sie nicht mehr aus ritterlichen Männern und gebildeten Bürgern, sondern aus unwissenden Landleuten bestanden. Im Lande lebte aber noch die Erinnerung an die vorhinnige schreckende Macht der Femgerichte, und man scheute ihre Achtserklärungen und Verfemungsformeln, die im Stil früherer Jahrhunderte uns geisterhaft angähnen, wiewol es nicht mehr Tausende von Freischöffen gab, die verschworen waren, die Urtheile unbittlich zu vollstrecken. Zum Untergehen dieser Gerichte trug hauptsächlich bei, daß der Gerichtsgesessenen, der unmittelbar dem kaiserlichen Gericht des Freigrafen unterworfenen Freien und Freischöffen immer weniger wurden, indem der Gograf als landesherrlicher Richter sie allmälig zu seiner Competenz zog und zu mittelbaren Unterthanen machte. Der Gograf betrachtete sich zuerst als den ordentlichen Richter, den Freigrafen aber in seiner aus dunkler Vorzeit übriggebliebenen Jurisdiction als einen judex extraordinarius. Er räumte ihm noch eine Competenz über Freischöffen ein, gab auch zu, daß gewisse Sachen vor den Freistuhl gehörten, aber nur dann, wenn der ordentliche landesherrliche Richter das Recht nicht gewährte oder gewähren konnte. So verloren sie allmälig ihre Jurisdiction, und sie blieben nur hier und da als geringe Rügegerichte bestehen, während der Landesherr überall die hohe Criminaljurisdiction in Anspruch nahm und seinen Gerichten überwies. Gleiches Schicksal traf den Oberfreigrafen zu Arnsberg, dem das Kammergericht als oberster Reichsgerichtshof gleichfalls entgegentrat und eine höhere Instanz neben sich nicht duldete. Den ehemals so stolzen Freien und Freischöffen, als unmittelbar den kaiserlichen Landgerichten unterworfenen Reichsunterthanen, drohte im Fortgang der Zeit und der veränderten Verfassungszustände noch ein schlimmeres Schicksal. Denn sowie die Landesherren dieselben nach und nach ihrer Hoheit unterwarfen, so suchten diejenigen Stuhlherren als Inhaber der Freigrafschaften, welche nicht Landesherren wurden, die Freien ihres Gerichtsbezirks nach und nach zu Gutsunterthanen herabzudrücken und, indem sie allmälig ihre alten Freiheiten beschränkten, sie dem übrigen abhängigen Bauernstand gleichzusetzen. Gewalt und Ueberredung wirkten auf der einen, Unwissenheit und Furcht auf der andern Seite. Oft widersetzten sich aber auch die Bauern mit großer Zähigkeit und verfolgten ihr altes Recht bis an das Reichsgericht. Die Processe enthüllen uns das Bild der Sitten und Zustände jener Zeit; sie zeigen, welche Rohheit, Gewaltthätigkeit, Habsucht, hohler Dünkel und Unwissenheit schon den Gräuelthaten des Dreißigjährigen Kriegs vorausgingen. Alles Vorstehende wird durch die Abhandlungen 12—19 und durch eine Reihe denkwürdiger Urkunden klargestellt und erläutert.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Lieferung.)

Paul Wigand.

Joseph de Maistre.

Lettres et opuscules inédits du comte *Joseph de Maistre*, précédés d'une notice biographique par son fils le comte *Rodolphe de Maistre*. Zwei Bände. Paris 1856.

Die Liebhaberei an Briefen ist ein ganz eigenthümlicher Zug der neuern Zeit und hat in der modernen Literatur eine eigene Gattung hervorgerufen, welche die Alten in solchem Umfange nicht kannten. Aus dem Alterthum haben wir in dieser Art nur die Briefe Cicero's und allenfalls noch die Briefe des jüngern Plinius. Diese letztern sind jedoch offenbar blos Briefe wegen des Grußes, womit sie anfangen und schließen; eigentlich sind es kleine literarische und historische Abhandlungen, Witze und Stilübungen, was heutzutage die Franzosen Variétés oder Mélanges und wir Deutschen Miscellen oder kleine Schriften vermischten Inhalts nennen. Ich will sie damit nicht herabsetzen; sie gehören meines Erachtens zum Interessantesten, was man lesen kann, wenn man darin nur nicht sucht, was wirkliche Briefe so anziehend und gehaltvoll macht: Unbefangenheit, Individualität, Natur, Herzensergüsse, Worte, die aus der Feder schlüpfen und schildern. Freilich gibt es Leute, denen affectirtes künstliches Wesen angeboren ist, und von dem jüngern Plinius kann man wol sagen, daß er von Natur Stilkünstler und Belletrist war, wenn er auch nur eine Einladung zum Abendessen schrieb. Was an allen Dingen seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, war die belletristische Seite. Wäre er nicht aus moralischer Ueberzeugung ein ehrlicher Mann gewesen, so würde er es aus belletristischer Gesinnung, aus ästhetischen Rücksichten und Grundsätzen gewesen sein, und als er Consul war, war er es in belletristischer Weise. Seinem Consulate haben wir die einzige von seinen Reden, die erhalten ist, die Lobrede Trajan's, zu verdanken. In dieser Beziehung schildern ihn seine Briefe ganz treu und wahr.

Uebrigens besitzen wir keine Briefe von Tacitus, Virgil oder Horaz. In neuerer und neuester Zeit gibt es, zumal in

Frankreich, keinen nur etwas berühmten und ausgezeichneten Schriftsteller, dessen sämmtliche Werke nicht mit wenigstens einem oder zwei Bänden Briefen abschließen. Die classische Literatur der Franzosen fängt mit Briefen an, mit den Briefen von Balzac und Voiture. Diese Briefe sind in dem Ton der Briefe des jüngern Plinius gehalten und in der vornehmen Schreibart abgefaßt, die man jetzt spöttisch die akademische oder auch den Manschettenstil nennt; sie haben vom Brieflichen blos die Form, und das Individuelle und Persönliche äußert sich darin nur, soweit es sich mit dem Aesthetischen und Stilistischen verträgt. Trotz des falschen Geschmacks, dem jene Epistolographen huldigten, läßt sich doch schon aus ihnen erkennen, daß kein Volk soviel Anlage hat, gute Briefe zu schreiben, als die Franzosen. Indeß dürften Balzac und Voiture, obgleich sie zu ihrer Zeit und auch noch etwas später Beifall und Leser fanden, das Briefgenre eher ab- als aufgebracht haben, wenn sich nicht die Frauen mit ihrer Lebendigkeit und Natürlichkeit hineingemischt hätten. Nur den Frauen, wie Labruyère so richtig bemerkt, ist gegeben, mit einem Worte ein Gefühl in seiner ganzen Tiefe, eine Leidenschaft in ihrem vollen Drange, eine geheime Kleinigkeit in ihrer ganzen Wahrheit und Anschaulichkeit zu schildern. Die Franzosen haben in ihrer Sprache und Literatur kein Buch, welches soviel und so gern gelesen wird als die Briefe der Marquise von Sevigné, die sich durch warme Empfindung, lebendige und oft schöne, obgleich kunstlose Darstellung ungemein empfehlen und auch zur Geschichte des damaligen Hofs überaus interessante Beiträge liefern.

Nachdem einmal die Liebhaberei an Briefen in Frankreich mehr als in irgendeinem andern Lande herrschend geworden war, sammelte man die Briefe und gab sie heraus. Daher besitzen die Franzosen von allen ihren großen Schriftstellern Briefe, keine künstlichen, sondern wirkliche Briefe, ohne die geringste Ahnung, geschweige denn Absicht einer künftigen Bekanntmachung geschrieben und deshalb um so werthvoller, die Briefe von Boileau an Racine, von Racine an Boileau, schlicht, ernst, naiv, welche diese beiden ausgezeichneten Männer in der ganzen Treuherzigkeit ihres Wesens überhaupt und ihrer redlichen, freundschaftlichen Gesinnung gegeneinander erscheinen lassen, und einige, ich meine noch schönere und rührendere Briefe von Racine an seinen Sohn. Bossuet's Briefe sind etwas kalt und trocken, in vortrefflichem Stil, aber mit so vielem Bedacht abgefaßt, als ob er sich auszusprechen oder seiner Würde etwas zu vergeben gefürchtet hätte. Nur in der Polemik und geistlichen Beredtsamkeit ist Bossuet feurig und rückhaltlos; er ist als Mensch ganz Theolog und Kanzelredner. Von Fénélon's Schriften ist hingegen nichts gehaltvoller als sein Briefwechsel mit dem Herzog von Burgund und ganz besonders seine Correspondenz mit den Herzogen von Beauvilliers und Chevreuse.

Wenn man von französischen Briefen spricht, so drängt sich Voltaire's Briefwechsel wie von selbst ins Gespräch. Dieser Theil seiner Werke ist vielleicht am allersichersten, nicht unterzugehen. Darin steckt Voltaire ganz und mit ihm seine ganze Zeit. Literatur, Wissenschaft und Kunst, Staat und Kirche, skandalöse Hof- und Stadtgeschichten, nichts entgeht der Feder des bitzigen und witzigen Schriftstellers. Seine Briefe sind Memoiren, Tag für Tag niedergeschrieben, und Gott oder vielmehr der Teufel weiß, mit welcher Unmasse sarkastischen Witzes, mit welchem Strom bissiger Leidenschaft und mit welcher Ueberfülle schönen und unschönen Geistes. Es ist freilich keine sehr geeignete Lectüre, wenn man etwas Herzstärkendes und Seelenerquickendes sucht. Man muß Voltaire's Briefe lesen, wie man Geschichtsbücher liest, und sogar oft die Müdigkeit und Ekligkeit überwinden, welche die eitle Selbsucht des Dichters und die unausstehliche Breite gewisser Détails verursachen. Hat man ausgelesen, so hat man das 18. Jahrhundert ausstudirt, man kennt seine Stärke und seine Schwäche.

Unser 19. Jahrhundert wird jetzt auch nachgerade alt; es ist über funfzig hinaus. Auch hat man schon angefangen, die Briefe von Schriftstellern herauszugeben, die in seinen ersten morgenrothen Lebensstunden als Sterne am literarischen Himmel glänzten. Solche Briefe dienen freilich oft blos zur Anschwellung von ohnehin schon viel zu dicken und zu sämmtlichen Werken, sind aber bisweilen auch ein glücklicher Fund für das Publicum. Als solcher ist die vor einiger Zeit veröffentlichte Correspondenz des Grafen Joseph de Maistre anzusehen, eines der besten und merkwürdigsten Bücher, die seit langer Zeit erschienen sind. Der Verfasser der „Soirées de St.-Pétersbourg", einer der originellsten Geister und pikantesten Schriftsteller unserer Zeit, verdiente unstreitig, daß man ihm die Ehre anthut, seine Briefe zu sammeln und drucken zu lassen. Was die kleinern Schriften betrifft, die den zweiten Band der Sammlung ausmachen, so hätte man sie, glaube ich, weglassen können; sie sind eben keine wesentlich bereichernde Zugabe zu den frühern Schriften des berühmten Verfassers.

Seine Briefe hingegen zeigen ihn in einem ganz neuen Lichte und geben von dem Manne eine Vorstellung, die man sich nimmermehr von ihm macht, wenn man seine politischen und philosophischen Schriften liest, wo er als Religionsphilosoph und als Politiker bekanntlich der entschiedenste Ultramontane der katholischen Schule ist. Daß de Maistre ein tiefsinniger Kopf und ein hochherziger Charakter war, daran kann man nicht wohl zweifeln, so wenig man sich auch von seinen Paradoxen und von dem stolzen, absprechenden Ton seiner Schriften angezogen fühlen mochte; was man aber in seinen Briefen sich nicht vermuthet, ist der schlichte, leutselige, nachsichtige Mann, der zärtlichste Familienvater vom altermodensten Schlage, so gemüthlich wie man sich nur denken kann, der mit seinen Kindern im väterlichsten Tone scherzt und nicht im geringsten an die patriarchalische Strenge und Gravität alter Zeiten erinnert. De Maistre war offenbar nur in seinem Gedankensystem ein Mann ohne Erbarmen, ein Mann des Alten Bundes, der den Henker an die Spitze seines Kirchen- und Staatsgebäudes stellt. Hat man seine Briefe gelesen, so gewinnt man die Ueberzeugung, daß er trotz seiner schroffen theodoren Theorien in der Praxis sich sehr schlecht als Großinquisitor bewährt und Ludwig XI., der sich auf Menschen verstand, ihn gewiß nicht zum Oberhof- und Halsrichter bestellt hätte. Mit seinem Kopfe wollte de Maistre von einer andern Zeit sein, mit seinem Herzen war er von seiner Zeit. Wie sonderbar ist doch unsere Zeit, daß darin die aufrichtigsten Männer immer eine Rolle in einer Komödie zu spielen scheinen, sowie sie ihren Schlafrock ausziehen und zum „hochverehrten Publicum" sprechen!

Man kann freilich als Verstandesmensch Bücher schreiben, die sozusagen das Datum 1300 haben, weil man sich in die Weltanschauung eines frühern Jahrhunderts völlig hineindenken kann; aber als Gemüthsmensch, wie man sich auch anstelle, ist man immer Kind seiner Zeit und trägt von ihr das Nationalmal, weil man sich den Bedingungen der Existenz nicht entziehen kann. De Maistre ist nun mit Bewußtsein der Mann des strengkatholischen Mittelalters, er betrachtet die Gegenwart im Lichte seiner Lieblingsepoche; unbewußt jedoch ist er der Mann der Neuzeit, er sieht die lebenden Personen und Zustände mit den humanen Augen seiner Zeit an. Daher ein klaffender Hiatus in Gedanke und Gefühl, wie er sich deutlich macht, wenn man seine Briefe gegen seine Schriften hält; doch gibt dieser Widerspruch der Correspondenz de Maistre's vielleicht nur einen desto größern Reiz. Es ist eine Lust zu sehen, wie der rauhe und barsche Theoretiker, der große Herr, der Hof- und Staatsmann, der so hochmüthig auf die Gelehrten herabblickt, sofort der beste, liebenswürdigste, gemüthigste Mensch wird, wenn er seinen Galaanzug abgethan und es sich bequemgemacht hat. Sogar de Maistre's Stil wird in diesen Briefen milder und zarter, ohne seine Schärfe und Lebendigkeit zu verlieren. Die bei dem Philosophen und Schriftsteller allzu gewöhnliche Herbe und Bitterkeit ist in dem vertrauten, ungezwungenen Ton dieses Briefwechsels nur sehr

in klarer Verstand voll Salz und eine feine Kunst, das Lächerliche hervorzuheben, ohne wehezuthun. Alle seine Briefe haben in verschiedenen Beziehungen Interesse. Es sind darunter politische Briefe, die dem Scharfblicke de Maistre's und nebenbei gesagt auch seiner gemäßigten Gesinnung Ehre machen. Im Vergleich zu Bonald z. B. ist de Maistre tolerant. Sein Scharfsinn ist außerordentlich und sein Urtheil zuverlässig, jedoch ist er kein Prophet, wie seine enthusiastischen Bewunderer und Verehrer vorgeben. Wenn einige seiner Prophezeiungen eingetroffen sind, so kommt das daher, weil in der Vergangenheit, wohin sein Blick allein gerichtet war, neben dem Vergänglichen und Wandelbaren auch ein Bleibendes und Unwandelbares lag, welches nothwendig wiederkehren mußte, sobald die revolutionäre Krisis ausgetobt hatte. Er irrt sich ziemlich oft; noch öfter, das muß man zugeben, trifft er das Rechte, und obschon er nicht ohne Leidenschaft ist, so führt ihn die Leidenschaft merkwürdigerweise doch nicht irre. So hatte er die Hoffnungen der Emigrirten, theilte aber durchaus nicht ihre Illusionen und brachte nicht die ganze Zeit der Revolution und des Kaiserreichs damit hin, zu sprechen, als wären sie die Sieger, zu drohen, als hätten sie die Macht, und sich jeden Abend schlafen zu legen mit dem festen Köhlerglauben, daß sich über Nacht irgendetwas ereignen werde, was am andern Tage unfehlbar die alte Ordnung der Dinge wiederherstellen müßte. Im Gegentheil, die Restauration überraschte ihn; sie trat früher ein als er es erwartet hatte. Freilich kann man sagen, die Restauration, wie de Maistre sie dachte und wünschte, ist noch vorzunehmen, gesetzt daß sie je vorgenommen wird.

Nach den politischen Briefen kommen die Briefe über Religion, woraus man sieht, bis zu welchem Grade de Maistre's Glaube lebendig und seine Frommigkeit aufrichtig war. Die ausgelassene Feder des Schriftstellers versteckt in seinen Briefen nicht wie in seinen andern Werken den wahren und demüthigen Christen. Der Parteimann äußert sich blos wieder, wenn von Jesuiten die Rede ist. De Maistre hatte für die Söhne Loyola's eine fanatische Vorliebe; das war seine schwache Seite, seine Achillesferse, wenn man sich so ausdrücken darf. Als der Kaiser Alexander den Orden in Rußland aufhob, sah de Maistre, der seit 17 Jahren bevollmächtigter Minister des sardinischen Hofs in Petersburg war und dort stets das höchste und verdienteste Ansehen genossen hatte, sehr wohl ein, daß er nicht länger auf seinem Posten bleiben könne. Ich glaube, der Diplomat hatte bei dieser Gelegenheit sich etwas vergessen und den apostolischen Eifer nicht gehörig in Schranken zu halten gewußt. Man merkt da eine gewisse Verlegenheit in de Maistre's Correspondenz und merkt sie blos da. In einem oder zwei Briefen, die, wenn ich nicht irre, geschrieben sind mit der Absicht, sie dem Kaiser oder dessen Ministern vorzulegen, leugnet de Maistre von dem Umsichgreifen der Jesuiten in Rußland wie von etwas, das als allzu unbedeutend und gleichgiltig die Landesreligion nicht beeinträchtigen und beunruhigen könne. In andern nicht so officiellen Briefen stellt er jedoch dieses Umsichgreifen in einem ganz andern Lichte dar.

Uebrigens will ich dem Grafen de Maistre aus seiner allzu blinden Vorliebe für die Jesuiten kein schweres Verbrechen machen. Man kann froh sein, wenn man blos solche Schwachheiten hat. De Maistre hatte harte Proben auszuhalten. Er bestand sie mit echtchristlicher Ausdauer und Beharrlichkeit. Als Petersburg Gesandter des Königs von Piemont, welchem die Französische Revolution und die kaiserliche Regierung seine Staaten vom Festlande weggenommen und blos Sardinien gelassen hatten, arm, beinahe ohne Gehalt, mit seiner Gardarobe so herunter, daß er bei der strengsten Kälte nichts als einen schlechten Mantel über seine Schultern zu werfen hatte, getrennt von seiner Frau und seinen Kindern, die er aus ökonomischen Rücksichten hatte in Turin lassen müssen, fand de Maistre an seiner Charakter- und Herzensstärke eine Stütze, woran er sich wieder aufrichtete. Nachts, unter den kattunenen Gardinen seines ärmlichen Bettes, wenn Napoleon's Siege ihn nicht schlafen ließen, verfiel er in tiefes Nachdenken über den Gang der Vorsehung und entwarf die Schriften, worin er gegen die Ereignisse, denen damals die Welt erlag, im Namen einer höhern Macht ankämpft. Sein Herz hatte die schmerzlichsten Qualen auszustehen. Der Vicomte Rodolphe de Maistre, sein Sohn, war in russische Dienste getreten und unter die kaiserliche Garde gegangen. Bei jeder Schlacht, und Gott weiß was damals die Schlachten waren, zitterte de Maistre, verlor aber dabei nicht seine christliche Demuth und altadelige Gesinnung. „Suche dich zu erhalten", schreibt er an seinen Sohn, „aber vergiß nicht, daß der Tod tausend mal besser ist, ich sage nicht als eine Feigheit, sondern als die geringste militärische Grimasse."

Die vorzüglichsten Stücke dieser Correspondenz sind meines Erachtens die Briefe an seine Tochter, Fräulein Constance de Maistre, die er nie gesehen hatte, weil sie erst geboren wurde, als er schon nach Petersburg abgereist war. Man müßte sie ganz hersetzen. Diese Briefe sind Meisterstücke, Muster von Zierlichkeit, Verständigkeit, milder und echt väterlicher Ironie. Fräulein de Maistre legte sehr großes Gewicht auf Geistesbildung und zeigte sich im hohen Grade ungehalten über die untergeordnete Stellung und nichtssagende Rolle der Frauen. De Maistre nimmt die Sache scherzweise, aber mit welchem feinen Takt und Geschmack! Wie verschleiert die Zärtlichkeit des Vaters, ohne sie zu verbergen, die Schalkslaune des Schriftstellers! Ueberhaupt zeigt sich de Maistre nur streng gegen sich selbst. An einer Stelle schreibt er: „Ich weiß nicht, was das Leben eines Schuftes ist; ich weiß, was das Leben eines ehrlichen Mannes ist; es ist entsetzlich!" Man sage nicht, das sei übertrieben. Im Munde eines honetten Weltmanns wäre es freilich übertrieben, oder vielmehr einem honetten Weltmanne würde ein solcher Gedanke nie in den Sinn kommen. Im Munde de Maistre's ist es der Schrei eines christlichen Gemüths, das sich vor Gott rechtfertigt. Man weiß leider wenig, was Ehrlichkeit ist, wenn man sich mit Dem, was man davon hat, begnügt.

Ich gestehe, daß die Briefe de Maistre's mir von allen seinen Schriften am meisten gefallen. Seine großen Vorzüge behalten darin ihren vollen Glanz und Schimmer, und seine Fehler kommen darin fast nicht zum Vorschein. Wenn man nicht ganz und gar zu seiner Schule oder Sekte gehört, so ist es schwer, in den Werken de Maistre's sich nicht an der paradoxesten Anmaßlichkeit zu stoßen, die sich eine Freude daraus zu machen scheint, der Vernunft Hohn zu sprechen. Hinter der angeblichen Tiefe steckt oft viel Leichtfertigkeit. Indem er in allen Dingen gegen die Richtung seiner Zeit anging, mußte de Maistre unfehlbar auf manche verkannte Wahrheit stoßen, die neu erschien, weil sie vergessen war, und die er in eine originelle und schlagende Form einzukleiden verstand. Auch ist es richtig, daß er im Einzelnen tiefe Blicke gethan, wiewol nur nach einer Seite hin, in die Vergangenheit; aber im Ganzen hat er sich geirrt, und im Grunde dadurch, daß er gegen die Entwickelung des menschlichen Geistes angeeifert, gegen Gott selbst und gegen den Gang der Vorsehung aneifert, was er freilich nicht wollte. Auch sieht man, wenn die Geschichte ihn genirt, daß er sich die größten Freiheiten gegen sie herausnimmt. Er ist der Vater der historischen Schule, die den höchsten Grad von Vollkommenheit und Glückseligkeit, den die Menschheit je errungen hat, ins Mittelalter setzt und das Wiederaufleben der bildenden Künste und der humanern Weltansichten zu den allgemeinen Völkerplagen rechnet. Die Schüler haben freilich vom Meister nur seine Fehler angenommen und sie noch übertrieben, wie das gewöhnlich der Fall ist.

Ich bin, ich gestehe es, kein leidenschaftlicher Bewunderer von de Maistre's Religions- und Staatsphilosophie. Er ist ein Genie, wenn man will, aber ein Genie einer Zeit, die im Verfall und in Auflösung begriffen ist. Er foreirt Alles und affectirt lediglich durch die Keckheit seiner Meinungen. Für

eine hervorstechende Wahrheit stößt man in seinen Schriften auf hundert Irrthümer, und selbst die Wahrheit verdreht und verdirbt er fast immer durch Uebertreibung. Was er Vorzügliches hat, ist sein Stil, der bei ihm stets natürlich und wahr ist, sogar wenn der Gedanke declamatorisch ist. Vermöge der paradoxen Ansichten ist de Maistre der Jean Jacques Rousseau der religiösen und politischen Reaction; seiner Schreibart nach ist er ihr Voltaire. Der Witz sprüht aus seiner Feder. Auch muß man in Allem, was er geschrieben, einen Vorzug anerkennen, der viele Fehler gutmacht: die sittliche Seelengröße. Zu viele Schriftsteller haben das Große und Schöne blos im Kopfe; de Maistre hatte Beides im Herzen. Eben weil er das Gemeine und Kriechende so sehr verabscheut, fällt er so oft ins Extravagante und Chimärische. In seinen Schriften ist keine Zeile, der man nicht den Ehren- und Edelmann anmerkt; er zwingt selbst Denen, die sich von seinen Paradoxen am tiefsten verletzt und gekränkt fühlen, die größte Hochachtung ab. Seine Briefe thun, dünkt mich, etwas mehr und Besseres: sie machen, daß man den Mann liebgewinnt. 28.

Des Amerikaners Tuckerman Charakteristiken englischer Dichter.

Charakterbilder englischer Dichter. Von Henry T. Tuckerman. Aus dem Englischen übersetzt von Emil Müller. Marburg, Elwert. 1857. Gr. 12. 25 Ngr.

Wie kommt es wol, daß die Deutschen trotz ihres sonst doch so förmgewandten und nachbildnerischen Geistes keine guten Essays zu schreiben wissen, da sie in dieser Gattung doch so vortreffliche Muster an den englischen Essayisten haben? Zwar hat man bei uns zur Zeit des sogenannten Jungen Deutschland einige nicht ganz misrathene Versuche in dieser Gattung gemacht, ohne jedoch den englischen Essayisten gleichzukommen. Einmal hielt man sich zu sehr an die französische Essayform, die in den meisten Fällen dem Pikanten huldigt und allerlei kokette Toilettenkünste des Esprit nicht verschmäht, die, so allerliebst sie auch sein mögen, sich doch nur auf Kosten der Wahrheit geltend machen können, während der Hauptreiz eines guten Essay in einer zwar geschmackvollen, aber möglichst einfachen und ungekünstelten Behandlungsweise besteht. Ein Essay verliert den besten seiner Reize, wenn er statt eines simpeln, aber saubern Hauskleides ein Ballkleid umwirft und durch rein äußerlichen Putz die Blicke auf sich zu ziehen sucht. Sodann sind die Deutschen zu sehr geneigt, ängstlich zu motiviren und zwar vom Standpunkt des subjectiven Dafürhaltens. Ein guter Essay beschränkt sich aber nur auf eine Zusammenstellung der wesentlichsten und charakteristischsten Züge, verfährt möglichst objectiv und sucht seinen Gegenstand aus sich heraus, statt etwas in ihn hinein zu erklären. Er liebt dabei ein mildes und klares, harmonisch verschmolzenes Colorit, nicht brennende Farben, noch frappante und schroffe Gegensätze zwischen Schatten und Lichtern, ebenso wenig ein künstliches Helldunkel, um Dies oder Jenes zu verhüllen, was man nicht sagen will oder nicht sagen kann. Er geht immer offen und ehrlich zuwerke und vermeidet nichts so sehr, als um eines witzigen Einfalls oder einer geistreichen Pointe willen der Wahrheit Abbruch zu thun, oder den Leser zu blenden, statt zu überzeugen. Solcher Art sind auch die „Thoughts on poets", welche der Nordamerikaner Henry T. Tuckerman mit dem Motto aus Shelley: „Dichter und Philosophen sind die unerkannten Gesetzgeber der Welt", zuerst 1845 in Neuyork, sodann später auch in einer londoner Ausgabe erscheinen ließ, und wovon das oben angezeigte Buch „Charakterbilder englischer Dichter" eine deutsche Uebersetzung ist. Das Original fand, wie der Uebersetzer in der Vorrede versichert, namentlich unter den Landsleuten des Verfassers so großen Beifall, daß es in Amerika als Grundlage zu Universitätsvorträgen über englische Poesie benutzt wird. Und in der That wüßten auch wir kaum ein Buch, das so wie dieses geeignet wäre, namentlich junge Männer über das Wesen der darin geschilderten Dichter, von denen zugleich charakteristische Proben mitgetheilt werden, in sowol gefälliger als lehrreicher Weise zu unterrichten und ihnen zugleich Liebe zur englischen Poesie einzuflößen. Was die Person des Verfassers betrifft, so erwähnen wir, daß Tuckerman laut der Vorrede des deutschen Uebersetzers am 2. April 1813 in Boston geboren ist, nach vollendeten Studien mehrjährige Reisen in Europa, namentlich Frankreich, Italien und Sicilien machte und gegenwärtig als Privatmann in Neuyork lebt, vorzugsweise mit literarischen Arbeiten beschäftigt, denen sich zu widmen ihm seine unabhängigen Privatverhältnisse gestatten. Tuckerman gilt unter den nordamerikanischen Essayisten für den hervorragendsten, auch hat er, außer einem Bande Gedichte, fast nur Bücher essayartigen Charakters geschrieben, wozu namentlich seine 1849 und 1851 in zwei Bänden erschienenen „Characteristics of literature", seine Schrift „The optimist" u. s. w. gehören.

Es sind 19 Dichter, deren Charakteristiken den Inhalt des Buchs bilden, und zwar: Goldsmith, Gray, Collins, Pope, Cowper, Thomson, Crabbe, Shelley, Leigh Hunt, Byron, Moore, Rogers, Burns, Campbell, Wordsworth, Coleridge, Keats, Barry Cornwall (Proctor) und Bryant, der einzige Nordamerikaner unter diesen. Wir glauben kaum, daß ein deutscher Essayist, der zu gleichem Zwecke wie Tuckerman schriebe, unter den neuern deutschen Dichtern auch nur halb so viele finden würde, die für diesen Zweck in gleichem Rufe geeignet wären. Wir müssen dies leider aussprechen, wenn wir nicht blos den Dichter und oft den großen Dichter, sondern auch den Menschen, den wahren, praktisch-humanen Menschen dabei im Auge haben. In Deutschland stehen große und schöne Phrasen noch immer in zu hohem Ansehen, ja oft dienen sie nur als künstliche Hülle, hinter denen sich, wie so oft hinter den salbungsvollen Sermonen der Theologen, ein kaltes, trockenes, hoffärtiges Herz verbirgt, und es kann bei uns Jemand ein sehr großer Dichter, Schriftsteller, Philosoph oder Künstler sein, ohne daß man von ihm auch nur verlangte, etwas im Sinne der praktischen Humanität geleistet zu haben. Wir wollen damit nicht sagen, daß die Engländer als Nation mehr Gemüth und Wohlwollen besäßen als wir Deutschen; Züge von Egoismus, Roheit und selbst Barbarei, die wir bei ihnen finden, widersprechen dem. Aber etwas gewiß ist es, daß von Seiten der höhern Bildung nirgends in gleich energischer Weise dieser Roheit entgegengearbeitet wird wie in England, daß dort die individuelle wie die nationale Erziehung und der gesammte Staatszweck diese humane Tendenz als Hauptpostulat insichschließen, daß man von einem wahrhaft Gebildeten verlangt, sich an irgendeinem praktischen Humanitätszweck betheiligt zu haben, und daß blos literarische und künstlerische Leistungen schon seit langem in England nicht genügen, um einem Manne das Anrecht an unbedingte Hochachtung seitens der Nation zu sichern. Der Grundsatz Sir Thomas Brown's: „Ich studire nicht für mich allein, sondern für Die, welche nicht für sich studiren können", scheint unter den englischen Gelehrten ein allgemein verbreiteter zu sein. Ehrlichkeit, Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe sind Hauptstugenden, welche dem Engländer Niemand in Abrede stellen kann; er ist ein verläßlicher, weil in sich fester, in sich runder Mensch. „The noblest work of God is an honest man", sagt der Brite. Wir sprechen hier von der Regel, nicht von den Ausnahmen, die in England wie überall vorkommen, und allerdings gegenwärtig unter dem allmächtigen Einfluß des „money-worship" häufiger als früher.

So hebt auch Tuckerman an den englischen Dichtern fast mit Vorliebe die Züge hervor, die sie als wahrhafte, milde und human gesinnte Männer erscheinen lassen, und hierzu hatten ihm seine Dichter vollauf Gelegenheit. Vielleicht ist unter allen Pope der einzige, der ein mehr bosthaftes als wohlwollendes Gemüth besaß; denn auch der oft miskannte Swift

hatte ein edles, für die höchsten Güter der Menschheit glühendes Herz, das nur durch mächtige Leidenschaften und Weltverachtung in eine zuweilen falsche Richtung gelockt war. Wenige seiner oft verwegenen Aussprüche mochten auf eine bloße diabolische Laune, auf eine bloße prickelnde Lust am Bösen zurückzuführen sein, sondern nur auf seine mehr instinctive als berechnete Verachtung der Welt und seine Verzweiflung an ihr, die ihn einmal sogar zu der Frage veranlaßte: „Wer ward jemals durch ein Gedicht geändert?“ Welch ein wohlwollender Mann war aber Goldsmith, der einer armen Frau, die mit ihren Kindern zitternd am Thore stand, seine Betttücher und Decken herausbrachte und, um sich selbst vor dem Froste zu schützen, sein Bett aufschnitt und darin schlief, der mit den Kindern seiner ärmern Nachbarn seine letzten Pfennige theilte, der trotz seines eingestandenen Widerwillens gegen Baretti diesen im Gefängniß besuchte und unterstützte, der, als ihm ein Bekannter bemerkte, die 100 Pf. St., die er für das „Verlassene Dorf“ von einem Buchhändler erhalten, seien ein hoher Preis für eine so kleine Schrift, sofort zu dem Buchhändler zurückeilte und sich erbot, ihm einen Theil davon zurückzuerstatten, weil es doch vielleicht mehr sei, als er erschwingen könne. Shelley, den Byron als seinen guten Engel pries, war gegen bedürftige Gelehrte und gegen die Armen überhaupt so freigebig, daß er selbst oft genöthigt war, in großer Eingeschränktheit zu leben; und empört über die Ansicht der Welt, wonach „die Schande sich immer an das schwächere Geschlecht haftet“, wagte er (wie Tuckerman berichtet), „das verachtete Opfer der Verführung auf einen öffentlichen Ball zu führen und die heuchlerische Menge durch eine Handlung wahren sittlichen Muths zu erschrecken“. Von diesem Standpunkt muß man auch Crabbe's Thun und Dichten betrachten, von dem Tuckerman sagt: „Er führte durch seine Dichtungen manchen üppigen Peer zu den Sitzen der Armuth hin. Er enthüllte dem Auge der Satten und Stolzen ein erschreckendes Bild des Elends und des Verderbens, das unbeachtet ihren Schritt umgab. Er erfüllte in seinen Tagen dasselbe wohlwollende Amt, das später in anderer Weise so geschickt von Dickens versehen worden ist. Diese zwei Schriftsteller haben der Welt in leuchtenden Zügen die Lage der englischen Armen enthüllt und die ganze Kraft ihres Genies in eine Anklage gegen die Ungerechtigkeit der Gesellschaft und die Misbräuche der Civilisation gedrängt.“ Solche Dichter sind Männer nach Tuckerman's Herzen, viel mehr als Moore, der ihm zu sehr „das Geschöpf des gesellschaftlichen und modischen Lebens“, kurz jener Gesellschaft zu sein scheint, welche Tuckerman bei Gelegenheit Bryant's mit ihren Prätensionen, ihrer Eitelkeit, ihrer Selbstgefälligkeit bei innerer Gemüthlosigkeit näher und nicht allzu lieblich charakterisirt. „Wollte Gott“, ruft Tuckerman an einer andern Stelle, es gäbe mehr gemüthliche Leute in der Welt. Wo in einer unserer Gesellschaften ein seltenes Talent wohnt, da ist schwerlich Ruhe des Geistes zu finden. Begeisterung ist geneigt, sehr ungemüthliche Ansprüche an unsere Sympathie zu erheben, und starker Verstand ist nicht selten von absprechendem Wesen begleitet. Gelehrte Gesellschaft entbehrt gemeiniglich der Frische und politische Geister stehen im Rufe der Selbstsucht. So bilden solche Gesellschaft sein mag, gefühlvollen Personen ist sie selten gemüthlich.“ Natürlich versteht hier Tuckerman unter Gemüthlichkeit diejenige, welche Ausfluß eines starken, nicht eines schwächlichen, süßlichen Gemüths ist. Am höchsten aber steht ihm die Wahrheitsliebe und die Aufrichtigkeit. „Wahrheit“, sagt er, „macht liebenswürdig. Niemand wird so geliebt als die Aufrichtigen.... Und nicht weniger gewinnend strahlt das erhabene und geheiligte Princip in den Arbeiten des Genies. Es macht die Geschichte unsterblich, es ist der wahre Quell der Beredtsamkeit und es bildet den lebendigen Zauber der Poesie.“ Daher hebt er auch Campbell's Ausspruch „Poesy is but the eloquence of truth“ mit besonderm Nachdruck hervor.

Im hohen Grade anerkennenswerth ist die Unparteilichkeit, womit Tuckerman neben einem Burns, Byron, Shelley, Coleridge u. s. w. auch die Verdienste der correcten Dichter zu würdigen und ihnen die ihnen gebührende Stelle anzuweisen weiß, nicht blos Pope, „dem Essayisten in Versen“, dem „Apostel des legitimen Verses“, und Gray, sondern auch Dichtern wie Leigh Hunt, Rogers u. s. w. Er macht bei Anlaß des Letztern folgende feine Bemerkung: „Eine so geräuschlose Gabe wie ein guter Geschmack ist in einer Periode gleich der unsern nicht von sehr großer Wirkung. Und doch ist es eine derjenigen Eigenschaften, welche viel dazu beitragen, einem Gedichte eben sowol als einer Bildsäule oder einem Gemälde beständigen Werth zu verleihen. Wir sind jetzt so sehr gewohnt, uns in der Literatur nach dem Seltsamen und Auffallenden umzusehen, daß gerade der Zug, der den Ergießungen des Geistes den Stempel der Harmonie und der dauernden Schönheit aufdrückt, kaum von uns beachtet wird. Guten Geschmack zu suchen, müssen wir uns vorzugsweise in die Vergangenheit wenden. Neuere Dichter sind nur selten der Form und dem Stil ihrer Schriften gerecht geworden. Gleichwol liegt in einem feingebildeten Stil und in einer geschmackvollen Ausführung etwas, das des höchsten Genius nicht unwürdig ist.“ Den an vielen Dichtern der neuern Zeit hervortretenden fragmentarischen Charakter motivirt und entschuldigt er mit den Worten: „Wenn es getadelt wird, daß die poetischen Leistungen des heutigen Tags fragmentarisch seien, so bedenke man, daß unsere Zeit, unsere Lectüre, unser ganzes Leben denselben fragmentarischen Charakter theilt.“

Dichter sind in der Regel nicht so glücklich im Innern, auch in England nicht, als die Welt sie sich vielleicht vorstellt. Wir wollen nicht an Marlow, nicht an Butler, Otway und Chatterton, diese „Opfer des Mangels“ erinnern, wir treffen auch in der Tuckerman'schen Galerie englischer Dichter genug auf solche, deren Physiognomie eine traurige, wehmuthsvolle oder verzweiflungsvolle ist. Waren der verwachsene, mit satirischem Gift erfüllte Pope, waren Shelley, Byron glücklich? Hatte nicht Burns, der größte unter allen in neuerer Zeit aus dem Volk direct hervorgegangenen Dichtern, mit Nothständen des Leibes und der Seele genug zu kämpfen? Da ist Collins, der in Mondsucht, Blödsinn und Raserei verfiel; da ist der edle fromme Cowper, der in der Nacht von „Geisterhunden“ gejagt wurde, der den Scherz wie einen Harlekin floh, „welcher sich in die düstere Kammer drängen will, wo ein Leichnam liegt“ (Cowper's eigene Worte), und welcher einer langen und tiefsten ländlichen Zurückgezogenheit bedurfte, um von seiner irrsinnähnlichen Melancholie wiederhergestellt zu werden; da ist endlich der hochbegabte und fein organisirte Keats. Als sein „Endymion“ im Jahre 1818 erschien, schnitzte man aus der niedrigen Geburt des Dichters, dem Charakter seiner Freunde und der bescheidenen Art seiner Jugenderziehung Pfeile, die man in Galle tauchte, um sein zartfühlendes Herz zu verwunden. Ja man tastete das Privatleben des Dichters an und griff zu den gröbsten Verleumdungen, „um das System der Schmähung, das damals herrschte, zur Anwendung zu bringen“. Byron war nicht frei von jenem häßlichen Hochmuth, mit dem Hochgeborene auf Talente von niedriger „Extraction“ herabzusehen pflegen; dagegen blickte er, wie Tuckerman bemerkt, „mit Stolz auf seine schöne Hand als das natürliche Zeichen einer hohen Geburt; Keats sah mit Traurigkeit auf die seine, deren Adern durch Krankheit angeschwollen waren; er pflegte zu sagen, es sei die Hand eines Funfzigers“. Byron war damals in voller Gesundheit, hatte über Rang und Geld zu gebieten und nichts stand für ihn auf dem Spiele als der literarische Ruhm. Keats war arm, in Niedrigkeit geboren, seine Gesundheit zerrüttet, sein Geist auch zu mild, um in der Satire Trost zu finden. Der talentvolle Keats wurde, noch sehr jung, von einer förmlichen Meute eifersüchtiger Kritiker und Poeten matt und müde gehetzt, weil man nicht dulden wollte, daß eine plebejische Hand sich erkühnte, mit einer feinen aristokratischen Lordshand auf dem Felde der Poesie con-

curriren zu wollen. Solche unritterliche Zusammenrottungen kamen allerdings damals in England vor. Der Zustand ist jetzt ein anderer. Besitzt England auch gegenwärtig keinen Byron den Dichter, so besitzt es glücklicherweise auch keinen Byron den hämischen Satiriker, keinen Gifford und Wilson, keine Kritik von reinstem torystischen Vollblut. Wir vermögen hierin nur einen Fortschritt zu erkennen. **H. M.**

Albumliteratur.

Argo. Album für Kunst und Dichtung herausgegeben von F. Eggers, T. Hosemann, Franz Kugler. Breslau, Trewendt und Granier. 1857. Gr. 4. 5 Thlr. 20 Ngr.

Die thätige Verlagshandlung hat in diesem höchst elegant ausgestatteten Album die berliner künstlerischen und dichterischen Talente zu einem erfreulichen Unternehmen vereinigt, das den Wettkampf mit dem düsseldorfer Künstleralbum freudig wagt und mit Glück besteht. In den vortrefflich ausgeführten Bildern herrscht die Genremalerei vor. Der glänzende „Festzug" von Arnold, der das Werk eröffnet, und die „Villeggiatura" von Löffler versetzen das Genrebild freilich in eine mehr gehobene Sphäre, in das Reich der Paläste und Parks, unter Säulen und Marmorbilder und geben ihm eine ideale Färbung; aber auch die volksthümliche niederländische Richtung ist aufs glücklichste vertreten. Da begegnet uns zuerst T. Hosemann, der berliner Cruikshank, mit der „Märkischen Kegelbahn", einer trefflichen Teniers'schen Volksskizze — der Ausdruck aller Gesichter, die Bewegung und Haltung aller Gestalten von der höchsten charakteristischen Wahrheit. Dabei athmet das Bild in allen seinen Gruppen den behaglichsten Humor und hat zugleich eine bestimmt ausgeprägte locale Färbung. Ebenso gelungen ist das andere Bild dieses Künstlers: „Die Verlegenheit", eine humoristische Marktskizze. Der Junge, der kaufen will und vergebens in seiner Tasche nach Geld sucht, die Händlerin, welche ihre Metze vor der Uebergabe mit beiden Händen festhält, und selbst der vor dem Karren ruhende Hund sind mit sichern Zügen ausgeführt und bilden eine heiter ansprechende Gruppe. „Glückliche Zeit" von Arnold ist eine reizende Idylle. Die frischen Kinder: das Mädchen, das aus den Stielen der Maiblumen eine Kette flicht, der Knabe, der, den einen Fuß im frischen Bach und das Köpfchen vom grünen Laub verschattet, so anmuthig ruht, muthen uns warm und lebensvoll an. „Der Herbstregen" desselben Künstlers versetzt uns in das fröstelnde naßkalte Wetter, welches den Bauer unter der gestutzten Weide vergeblich Schutz suchen läßt, während selbst die Pferde in Schweif und Mähnen ganz ihre verregnete Stimmung ausdrücken. Ueber dem Bilde schwebt ein köstlich dargestelltes Unbehagen. Das phantastische Treiben im Burger'schen „Zwergenwald", das Dorfkirchenhafte, fromm Gediegene in Wisniewski's Bild „In der Kirche", die heitere Familiengruppe in Burger's „Zu Tische", in welcher besonders der ehrwürdige Veteran mit Pfeife und Gießkanne vortrefflich gezeichnet ist, der elegische Ausdruck des Mädchenangesichts in Menzel's „Tempi passati", die Paul de Kock'sche Jovialität und echtfranzösische Lebensheiterkeit in Löffler's „Pariser vis-à-vis", die volksthümliche Sprödigkeit in Meyerheim's Charakterbild „Mädchen aus Thüringen": das Alles wird nicht verfehlen, auf den Beschauer den gewünschten Eindruck zu machen. Die Landschaftsbilder Haun's: „Vor dem Gewitter", mit treffender ahnungsvoller Beleuchtung, und Riesstahl's „Schloß im Walde" und „Mondaufgang", Hoguet's Seebild: „Der Felsen von Etretat" und Steffeck's Thierbild: „Der zu Holze gehende Schaufler", schließen sich durch ausgezeichnete Ausführung den übrigen Leistungen würdig an. In phantastischen Arabesken hat überdies die Phantasie der Maler um die Initialen der Gedichte den Bildern, welche die Dichter heraufbeschwören, eine skizzen- und traumhafte Ausführung gegeben.

Von den Poesien der „Argo" verdient ohne Frage das nachgelassene Gedicht des Grafen Strachwitz: „Venedig", den Preis. Es erinnert an die Marmorschönheit der Platen'schen Form, stolz und schlank sind die Säulen dieser Terzinen und tragen einen schwunghaften Gedankenbau; das echte Dichtertalent belebt die Strophen. Nächstdem zeichnen sich die kleinen Sonette und Gedichte von Grimm durch anmuthige Formbeherrschung aus. Diese Beherrschung der Form, eine reine und geglättete Diction in fünffüßigen Trochäen, die übrigens monoton genug klingen, ist auch in Paul Heyse's chinesischer Geschichte „König und Magier" nicht zu verkennen; ebenso wenig die Einfachheit, Klarheit und Anschaulichkeit der Schilderung. Doch woher hat der Dichter diese unglückliche Vorliebe für das „Reich der Mitte" und warum setzt er seinen ästhetischen Thee immer diese chinesischen Theetassen vor? Diese chinesischen Namen und Gestalten haben einmal etwas Pagodenhaftes und oft, wenn man diese Verse liest, glaubt man den Porzellanthurm von Nanking mit seinen Schellen klingeln zu hören. Ueberdies ist der Stoff ganz in romantischer Weise behandelt, jede Bestimmtheit des Gedankens ist mit einer Absichtlichkeit vermieden, welche aus der Tendenzlosigkeit eine Tendenz macht; Alles verflüchtigt sich schattenhaft, und der Magier Tao-Ki, der sein Haupt immer im Arm hat, ist die passendste Vignette für diese Art romantischer Poesie. Saul und Samuel, welche den Kopf oben behalten, sind ganz andere Charakter- und Gedankentypen für einen hier in Rauch aufgehenden Confect. Eine anmuthige idyllische Prosa bieten uns die Streckverse von Theodor Storm: „Wenn die Aepfel reif sind!" Fontane trifft in seinem „Archibald Douglas" mit Glück den Romanzenton; auch die Mittheilungen von Lepel und Blomberg sind dankenswerth. Blomberg hat etwas Markiges, gesättigte Farben in seiner Dichtweise, nur fehlt ihm die künstlerische Rundung. Seltsam contrastirt mit der formellen Glätte von Heyse und Grimm die etwas herbe, aber dichterisch kräftige Form von Scherenberg, der in „Des alten Seglers Heimkehr" in seiner ungepflegten Weise doch Klänge anzuschlagen weiß, die das Gemüth ergreifen. „Einer Scheidenden" von Franz Kugler: „Das Wasser ist tief, das Wasser ist breit", ist eine leere Kunstmerei mit gesuchten Gefühlsschnörkeln. Auch den „Sprüchen" dieses Autors fehlt attisches Salz und Schlagkraft, es sind Gedankentändeleien von einem dilettantisch vornehmen Standpunkt. Dagegen ist „Der Karaibe" mit seinem Schlingsel ein kleines mit bunten Steinen ganz hübsch ausgelegtes Mosaikbild.

Wir empfehlen dies prächtig ausgestattete Werk mit seinen Bildern und Liedern dem deutschen Publicum auf das dringendste. Der Verleger, der dies Unternehmen mit großen Opfern ins Werk gesetzt, hat dabei kein anderes goldenes Vließ im Auge als das der Kunst, das die Argonauten mit Bild und Lied zu erobern streben. Möge das Publicum ihn in seinem Bemühen, die vaterländische Kunst zu fördern, durch thätige Theilnahme unterstützen! **Rudolf Gottschall.**

Nochmals Schelling und Schopenhauer.

Herr Professor Weiße hat für gut befunden, den Anhängern Schopenhauer's in Nr. 28 d. Bl. Denkfaulheit oder Unfähigkeit vorzuwerfen und die warme Aufnahme, welche die Lehren jenes Philosophen bei ihnen gefunden hat, seinem Mangel an Tiefe (wir, die Anhänger, nennen es Klarheit) zuzuschreiben.*) Es liegen mir jetzt die nachgelassenen Vorlesungen Schelling's vor, in denen er auf jenen vielbesprochenen Satz: „Wollen ist Ursein", zurückkommt und denselben weitläufiger als in der Abhandlung „Vom Wesen der menschlichen Freiheit", wo er

*) Weiße erkannte übrigens Schopenhauer als einen geistvollen Denker an, nur daß Schopenhauer in der Darstellung und Verknüpfung seiner Lehren originaler sei als in ihrer Erfindung, indem seine Weltanschauung eine innerlich keineswegs zusammenhängende Mischung von Bruchstücken der Philosophien Kant's und Schelling's sei. D. Red.

ihn zuerſt ausgeſprochen, auseinanderſetzt. Da man ihm auf Grund dieſes Ausſpruchs die Priorität vor Schopenhauer zuerkennen will, ſo habe ich mit der größten Spannung dieſen vor kurzem erſchienenen erſten Band von Schelling's „Nachgelaſſenen Werken" zur Hand genommen, um weitern Aufſchluß über dieſen ſtreitigen Punkt zu erlangen. Statt deſſen begegne ich überall nur wieder jenem von Schopenhauer ſo hart gerügten Wortſchwall, den man ſich andererſeits bemüht für tiefſinnig auszugeben. Man erlaube mir beiſpielsweiſe nur eine Stelle anzuführen. „Urſprünglich", heißt es in der zwanzigſten Vorleſung (S. 461), „iſt auch im weiteſten Sinn der Geiſt nicht etwas Theoretiſches, woran doch bei Nus immer zuerſt gedacht wird; urſprünglich iſt er vielmehr Wollen, und zwar das nur Wollen iſt um des Wollens willen, das nicht etwas will, ſondern nur ſich ſelbſt will (obgleich das Wollende und Gewollte daſſelbe, ſo iſt es doch zu unterſcheiden)." Unwillkürlich wurde ich hierbei an jene treffliche Stelle in dem Drama „Baruch von Spinoza" von Caroline Louiſe (Nom de plume der verwitweten v. Raupach) erinnert, wo ſie Kerkering das Hegel'ſche Sein parodiren und perſiflriren läßt.

Hier die Börſe,
Wenn du ſie hätteſt, würdeſt du ſie haben,
Doch iſt das Ungehabte nicht gehabt,
Der Habende iſt's einzig, der da hat;
Wenn auch das Haben nicht erhaben iſt,
So iſt nicht haben immer doch nichts haben,
Ein Mangel des zu Habenden an Habe,
An etwas Habenswerthem, das zu haben
Zu dem Gehabten habend man nicht hat u. ſ. w.

Oder liegt es nur an meinem beſchränkten Laienverſtand, daß ich den hohen oder den tiefen Sinn jener Stellen nicht zu faſſen vermag? Möglich. Doch leſen wir weiter. „Der Sinn der erſten Aufrichtung des Geiſtes iſt nur, daß er der Wille iſt, der ſein Wollen frei haben, ſich vorbehalten will, ſtatt es gefangen zu nehmen, als bloße Potenz zu ſetzen. Den ſemitiſchen Sprachen, welche Seele und Geiſt aufs beſtimmteſte unterſcheiden — es iſt in dieſer Hinſicht beſonders merkwürdig, daß die Moſaiſche Schöpfungsgeſchichte Gott dem Menſchen die belebende Seele, aber „nicht den Geiſt" (hierzu in der Anmerkung: „dem Hebräer לב, cor") einhauchen läßt — dieſen Sprachen alſo leitet ſich das Geiſt bedeutende Wort von einem Verbum her, das weitwerden, aus der Enge kommen bedeutet." Confusion worse confounded, heißt es hier. Dieſes Verbum iſt רוח, nicht etwa לבב, worauf man doch aus obiger Anmerkung ſchließen müßte. Iſt das eine Verwechſelung oder Unkenntniß des Hebräiſchen? Nun iſt es zwar richtig, daß Seele (נפשה) und Geiſt (רוח) ſcharf unterſchieden ſind, ſodaß jene höher ſteht als dieſer und nur beim Menſchen, während רוח in Verbindung mit נפשה bei der thieriſchen Schöpfung Anwendung findet (Geneſis, 7, 22.); indeſſen iſt nicht aus den Augen zu laſſen, daß רוח andererſeits auch in Verbindung mit Gott ſelbſt gebraucht wird, wodurch die auf jene Unterſcheidung geſtützte Hypotheſe in Nichts zuſammenſtürzt. Wenn Schelling dann weiter ſagt: „In der That, der Geiſt iſt urſprünglich nur das Wollen der Seele, die in die Weite und in die Freiheit verlangt", ſo verwickelt er ſich nur immer tiefer und häuft die ſprachlichen Verwechſelungen, da er jetzt ganz augenſcheinlich das Wort רוח im Sinn hat, oben aber von לב redet. Es wird mir im vollen Ernſte bei dieſen Gaukeleien ſchwindelig zumuthe; der Ariadnefaden iſt mir noch nicht gereicht worden, der mir den Weg aus dieſem Labyrinthe zeigen kann. Einſtweilen alſo wird es immerhin gerathen bleiben, den großen Gedanken aus zweiter Hand zu empfangen, dem ſeinem Urheber (wir wollen Schelling gern dies Zugeſtändniß machen) ſcheint es damit ergangen zu ſein, wie jenem Zauberlehrling, der den Geiſt wol heraufzubeſchwören, nicht aber zu bändigen vermochte, oder wie jenem Schöpfer des Ungeheuers Frankenſtein, das ihm dann ſelbſt über den Kopf wuchs und ihn zu überwältigen drohte; während Schopenhauer in ſeinem klaren Geiſte den Gedanken gründlich durchdacht und in ebenſo klarer Sprache das Ergebniß ſeines Denkens in ſeinen Schriften niedergelegt hat. Den Schatz, der bei Schelling im Schutt und in dem Wuſt verworrener Ideen vergraben lag, hat Schopenhauer geſchickt zu heben verſtanden; er fand einen rohen, unbehauenen Stein und hat ihn zum Schlußſtein des Kant'ſchen Syſtems einerſeits wie zum Grund- und Eckſtein ſeines eigenen verarbeitet und erhoben. Inſofern bleibt demnach Schopenhauer zweifelsohne gerechtfertigt, wenn er ſich in ſeinen „Parerga und Paralipomena" (I, 125) den wahren Urheber jenes Gedankens nennt, und um dieſem Prioritätsſtreit für immer ein Ende zu machen, ſei es mir erlaubt, ſchließlich die von ihm ſelbſt bei der Gelegenheit aus dem Helvetius citirte Stelle („De l'esprit", IV, 1) hier zu reproduciren: „Quiconque se plait à considérer l'esprit humain, voit dans chaque siècle cinq ou six hommes d'esprit tourner autour de la découverte que fait l'homme de génie. Si l'honneur en reste à ce dernier, c'est que cette découverte est, entre ses mains plus féconde que dans les mains de tout autre; c'est qu'il rend ses idées avec plus de force et de netteté; et qu'enfin on voit toujours à la manière différente, dont les hommes tirent parti d'un principe ou d'une découverte, à qui ce principe ou cette découverte appartient."

David Aſher.

Notiz.

J. Kruger's Hypotheſen.

Unſere Blätter enthielten in Nr. 19 (vom 8. Mai) eine Kritik der Hypotheſen Röth's und ſeiner Schule von A. Helfferich, gegen welche, und zwar erſt in den letzten Tagen, J. Kruger als mitkritiſirter Verfaſſer der „Geſchichte der Aſſyrier und Iranier" an uns eine Entgegnung einzuſenden ſich veranlaßt geſehen hat. Wir haben ſie theils als zu verſpätet, theils als zu ausführlich und für unſere Blätter zu wiſſenſchaftlich detaillirt nicht zum Abdruck gebracht. Dieſer wiſſenſchaftliche Streit konnte in unſern Blättern höchſtens von der einen Seite angeregt, aber er kann in ihnen nicht ausgefochten werden. Die Archäologen von der philologiſchen Obſervanz und die von der Röth-Braun-Kruger'ſchen Schule werden beſſer thun, ſich eine fachwiſſenſchaftliche Zeitſchrift zu ihrer Arena auszuerſehen. Denn wir können wol mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß unſere Leſer dem überwiegend größten Theile nach an dieſer wiſſenſchaftlichen Streitfrage kein ſo ſpecielles Intereſſe nehmen, als daß wir ihnen zumuthen ſollten, der Controverſe Schritt für Schritt bis ins vielleicht Endloſe in d. Bl. zu folgen. Indeß wollen wir der Unparteilichkeit wegen bemerken, daß der geiſtvolle Fallmerayer ſich ſchon im April im Feuilleton der „Donau" im Ganzen ſehr günſtig für die Kruger'ſchen Hypotheſen ausgeſprochen hat. Unter ihnen begegnen wir einer, die uns allerdings der Erwägung werth und auch für das größere Publicum von Intereſſe zu ſein ſcheint. Kruger behauptet nämlich und hat nach Fallmerayer's Verſicherung „zu völliger Klarheit gebracht und gleichſam hiſtoriſch nachgewieſen", was früher höchſtens nur von Einzelnen vermuthet worden, daß die im „Schahnameh" genannten und, was ja aller Naturmöglichkeit widerſpricht, Jahrhunderte lang regierenden Potentaten keine Einzelperſonen, ſondern Dynaſtien ſeien und daß folglich ganze Reihen von Herrſchern unter einem einzigen Namen verborgen liegen. Wie die Bibel alle ägyptiſchen Herrſcher von der einheimiſchen Dynaſtenlinie „Pharao" nennt, ebenſo tragen im „Schahnameh" die Turankönige in der Regel alle den Namen Efraſiab. Zu beſſerm Verſtändniß der Sache nimmt Kruger ein ſinnreiches und gutgewähltes Beiſpiel aus der franzöſiſchen Reichsgeſchichte zu Hülfe. Während des achthundertjährigen Zeitraums vom Erlöſchen der Ka-

Ausgabe der Bundesregierung für Kunst und Wissenschaft, Forschung und Lehre, Bonn 1977, S. 7–10.

Bundesministerium für Bildung und Wissenschaft (Hrsg.): Grundsätze zur Förderung der Kunst, Bonn 1974

Herausgegeben von der Redaction des Börsenblatts für den deutschen Buchhandel.

Bericht

über die in der Zeit vom 1. bis 15. Juli 1853 in der

Buchhandlung von Leipzig

vorgekommenen Veränderungen.

Als Manuscript für Buchhändler gedruckt.

Leipzig, 1853.

Verlag der Buchhandlung von Leipzig.

ropa kein zweites ähnliches aufzuweisen hat". Die dritte Auflage wird wieder von Welcker redigirt, unter Mitwirkung der frühern und zahlreicher neuer Mitarbeiter, unter denen sich die ersten Namen der deutschen Wissenschaft befinden.

Die dritte Auflage des Staats-Lexikon erscheint in 10, höchstens 12 Bänden, oder in 100, höchstens 120 Heften zu 8 Ngr., in Druck und Format der zehnten Auflage des Conversations-Lexikon sich anschließend. Monatlich erscheinen 2—3, jährlich 30—40 Hefte und die Vollendung des Werks wird sonach binnen drei Jahren erfolgen.

Das erste und zweite Heft nebst einem ausführlichen Prospect sind in allen Buchhandlungen zu haben, wo auch Unterzeichnungen angenommen werden.

Literarische Anzeigen werden am Schlusse der einzelnen Hefte abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 3 Ngr. berechnet.

99. **Schwarz (K.), Zur Geschichte der neuesten Theologie.** Zweite Auflage. 8. Geh. 2 Thlr.

Das Erscheinen einer zweiten Auflage dieser Schrift wenige Monate nach ihrer ersten Veröffentlichung spricht am besten für ihre Bedeutung und Wirkung. Sie ist von größter Wichtigkeit für das gesammte theologische und philosophische Publicum, namentlich für jüngere Theologen, welche nach einer Orientirung in dem Gewirre der Tageskämpfe verlangen, wird aber auch einen größern Leserkreis vielfach interessiren.

Unter den vielen interessanten Partien dieser Geschichte der letzten zwanzig Jahre seien nur folgende hervorgehoben: die ausführlichere Darstellung der Hengstenberg'schen Orthodoxie, der tübinger kritischen Schule, des katholisirenden Neulutherthums, ferner die eingehende Charakteristik Hegel's, Schleiermacher's, Neander's, Tholuck's, Leo's u. A.

(Der Beschluß folgt.)

Einladung zum Abonnement.

Als eine der **reichhaltigsten, gediegensten** und zugleich **billigsten** Wochenschriften zur Unterhaltung und Belehrung empfiehlt sich jeder Familie die seit Januar 1856 in meinem Verlage erscheinende

Europa. Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben unter Leitung von Dr **F. Gustav Kühne.** Wöchentlich eine Nummer von 32 Spalten 4. Vierteljährlicher Pränumerationspreis 1 Thlr.

Die „Europa" hat sich die Aufgabe gestellt, eine **Chronik der gebildeten Welt** zu sein; sie will die wissenschaftlichen Errungenschaften unserer Epoche der allgemeinen Bildung zuführen und erläutern, die öffentlichen Thatsachen, die Weltbestrebungen und die Völkerinteressen beleuchten, die Naturwissenschaften und die jetzt vorzugsweise so wichtige Länder- und Völkerkunde in lebendigen Darstellungen in ihr Gebiet ziehen, die literarischen und künstlerischen Leistungen der Zeit kritisch erörtern, schließlich durch Mittheilung interessanter novellistischer Skizzen und Schilderungen, jedoch in strenger Auswahl, zu gleicher Zeit unterhalten und bilden.

Durch diese große Mannichfaltigkeit des Inhalts, verbunden mit den für Blätter ihrer Tendenz und ihres Umfangs ungewöhnlich billig gestellten Abonnementsbedingungen, wird die **Europa** streben, nicht blos ihren Platz in den **Journalcirkeln** zu behaupten, sondern auch sich einen Weg in **die gebildete Familie** zu bahnen, um sich dort eine Stelle als Hausschatz und Familienbuch zu erringen.

Jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes nimmt Bestellungen an und sind durch dieselben Probenummern und Inhaltsverzeichnisse des Jahrgangs 1856 gratis zu haben.

Leipzig, im November 1856.

Carl B. Lorck.

Werthvolle Musik-Werke,

soeben in unserm Verlag erschienen und durch alle soliden Musik- und Buchhandlungen zu beziehen:

Adler. Andante p. Piano. Op. 12. 17½ Sgr. 12 Feuillets d'Album p. Piano. Op. 13. 3 Livr. à 25 Sgr.

Albert. Chanson espagnole p. Piano. Op. 49. 15 Sgr.

Cornelius, Peter. Vater unser, 9 geistliche Lieder für 1 Singstimme mit Piano. 1⅙ Thlr.

Curschmann. 6 Gesänge für Alt mit Piano. Op. 3. 1 Thlr.

— — Auswahl von 12 beliebten Gesängen für Sopran oder Tenor aus Op. 3, 7, 11, 16, à 5—10 Sgr. do f. Alt m. Piano.

Gumbert. Bis der Rechte kommt. Liederspiel. Op. 80. Vollst. Clavierauszug. 1½ Thlr. Lieder u. Duetten einzeln.

Herzog v. S.-Coburg-Gotha. Fackeltanz zur Vermählung des Grossherzogs v. Baden u. der Prinzess Luise v. Preussen K. H., f. Piano 15 Sgr., f. Militärmusik 1⅓ Thlr., f. Orch. 1⅓ Thlr.

Kania. 2 Nocturnes p. Piano. Op. 4. ⅔ Thlr.

Kullak. Transcription facile p. Piano. Nr. 18.: Fahnenmarsch aus Rossini's Belagerung. Op. 80. 15 Sgr.

Kuntze. Der Jude f. Baryton mit Piano. Op. 34. 10 Sgr.

Leschetizky. Adieu f. Piano. Op. 14. 15 Sgr.

Levassor. L'Anglais mélomane. Chant bouffe Nr. 15. 5 Sgr.

Massé. Nachtigallenlied aus „Jeanetten's Hochzeit" f. Sopran (Air de rossignol). 15 Sgr.

Mendelssohn. Capriccio p. Piano. Op. 5. Nouv. Ed. 20 Sgr.

Meyerbeer. Komm! (Guide au bord) f. Alt od. Baryton 10 Sgr.

Reissiger. 6 Chorlieder f. 4stim. Männergesang. Op. 213. 1½ Thlr.

Rosenhain. Mazurka brill. p. Piano. Op. 35. 12½ Sgr.

Schäffer. Lied von Lorchen, heiterer 4stimm. Männergesang. Op. 56. ⅔ Thlr., f. 1 Singst. 12½ Sgr.

Sion Nr. 53.: Händel's berühmte Aria „Heil Gott — Holy Holy" f. Alt. 7½ Sgr., f. Sopran. 5 Sgr.

Spontini. Ouverture de Fernand Cortez p. l'Orch. 2½ Thlr.

Tanzalbum, Neues f. 1857 f. Piano. Vol. VIII. 8 neue Tänze. (Ladenpr. 1⅓ Thlr.) Subscr.-Pr. nur 15 Sgr.

Voigt. 3 Gesänge f. Mezzo-Sopran. Op. 6. 17½ Sgr.

Wagner. Transcriptions faciles p. Piano. Nr. 8. Weber's Cavatine a. d. Freischütz 7½ Sgr. Nr. 9. Walzer. 15 Sgr.

C. M. v. Weber. Trio p. Piano, Flûte et Violoncelle. Op. 63. Neue Ausg. 2⅙ Thlr. Adagio et Rondo du Concerto Op. 32. p. 2 Pianos p. Promberger 1⅔ Thlr.

Wieprecht. K. Preuss. Defilirmarsch aus Taglioni's Ballet Satanella f. Piano 5 Sgr., f. Militärmusik 1 Thlr.

Berlin.

Schlesinger'sche Buch- und Musikhandlung.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Neue Briefe

aus den vereinigten Staaten von Nordamerika

in die Heimat, mit besonderer Rücksicht für deutsche Auswanderer. Von L. v. Baumbach. 8. (21 Bog.) 1 Thl. — Th. Fischer, Cassel.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Erſcheint wöchentlich. —— Nr. 51. —— 18. December 1856.

Inhalt: Das deutſche Reichsarchiv zu Wetzlar. Von Paul Wigand. (Beſchluß.) — Atterbom über das Verhältniß von Religion und Philoſophie zur Kunſt und Poeſie der Gegenwart. — Criminalliteratur. — Notiz. — Bibliographie. — Anzeigen.

Das deutſche Reichsarchiv zu Wetzlar.

(Beſchluß aus Nr. 50.)

V. Die Privilegien und urkundlichen Rechte aus alter Zeit in den Colliſionen der Unterthanen mit dem Landesherrn, der Ritterbürtigen mit den Bürgern.

Wie man bei der ſich neubildenden Ordnung der öffentlichen Zuſtände nicht mehr nach dem Schwert, ſondern nach lange ſchlummernden Urkunden der Vorzeit griff, um in Streitigkeiten und Wirren den Rechtsboden wiederzufinden, bemächtigte ſich der Menſchen eine wirkliche Manie, von alten Documenten ferner Zeit, von Privilegien, Befreiungen und Begnadigungen zu träumen und danach zu forſchen. Namentlich ſuchte man ſich gegen den ſtets wachſenden Druck der emporſtrebenden Landesherren zu ſchützen; und wie man ſich immer einbildete, daß es einſt viel beſſere Zeiten gegeben habe, ſo glaubte man auch, daß darüber urkundliche Beweiſe exiſtiren müßten. Und immer war es der Kaiſer, an den man als Quelle der Gnade dachte, das Reichsgericht, von dem man Hülfe heiſchte. Einen denkwürdigen Beleg gibt die Editionsklage der Dörfer der Herrſchaft Haigerloch von 1596 (20). Dieſelben klagten über ungemeſſenen Druck des Landesherrn und behaupteten, vorzeiten mit großen Privilegien und Freiheiten begabt worden zu ſein, die ihnen verheimlicht würden. Alle Bemühungen, ſie vom Gegentheil zu überzeugen, ihnen zu beweiſen, daß es ein bloßer Schwindel ſei, von alten deponirten Privilegien zu träumen, waren vergebens. Sie ließen ſich von ihrer vorgefaßten Meinung, von ihrem Argwohn und Mistrauen auf keine Weiſe abbringen und veranlaßten wenigſtens die Auflegung anderweiter, die Herrſchaft Hohenberg betreffender Urkunden, die von bedeutendem hiſtoriſchen Werth ſind.

Auch Ritter und Städte, die ſich ſolange mit dem Schwert bekämpft hatten, griffen nun, um ihre Rechte und Privilegien zu erweiſen, zu den Documenten der Vorzeit und nahmen die Hülfe der Gerichte in Anſpruch, wie hiervon die Abhandlung 21 ein denkwürdiges Beiſpiel liefert. Die alte Kriegerkaſte nämlich, die Ritter, die den Heerdienſt zu Pferde als Vaſallen und Dienſtmannen übernahmen, hatten ſich allmälig zu einem beſondern Stande ausgebildet, der auf rittermäßige Abkunft hielt und die freien Landſaſſen, die nicht Waffen führten, zum Bauernſtand herabdrückte. Die Bürger in den aufblühenden Städten aber, die auch waffenfähig und ſtets zur Wehr gerüſtet waren, wahrten ihre Selbſtändigkeit, und die herrſchenden Geſchlechter, die Patricier, die ſich dem Ritterſtand für ebenbürtig hielten und zugleich die obrigkeitlichen Stellen in der Stadt erblich beſetzten, rivaliſirten mit den Rittern. Dieſe achteten ſie anfangs auch für gleichberechtigt und lebten mit ihnen in Freundſchaft und Genoſſenſchaft. Wie aber die Städte mehr und mehr reich und mächtig wurden, die Ritter dagegen in wilder Fehdeſucht ihre Kräfte und Güter vergeudeten, entſtand Haß, Spaltung und blutiger Kampf. Die Ritter ſuchten ſich vereint gegen die Städte zu erheben, ihr Trotz wurde aber durch die mächtigen Bündniſſe der letztern gebeugt, und die Landesherren, die auch der Eigenmacht ihrer ritterlichen Vaſallen überdrüſſig waren, begünſtigten zumeiſt die ihnen nützlichern Städte. Noch mehr raubte dem Ritterſtand ſeinen Vorzug und ſeine Macht der geänderte Kriegsdienſt, die neue Schußwaffe und das geworbene Fußvolk, das die Reiterſcharen ſprengte und den Lehnsdienſt nach und nach überflüſſig und werthlos machte. Der Landadel zog ſich grollend auf ſeine verfallenen Burgen zurück, brütete über nutzloſen Planen und ließ den Zorn an ſeinen Bauern aus, die er mit Uebermuth und Habſucht niederdückte. Auf ihren alten Schlöſſern umgaben ſich auch wol die Ritter, wenn es ihre Kräfte erlaubten, mit einem Nimbus von Hoheit und Herrſchaft, bezahlten feile Hofhiſtoriographen, die ihnen Wunderdinge von ihren Ahnen und deren Abkunft vorlogen und ſie in ihrem hohlen Dünkel beſtärkten. Indeſſen konnten ſie nicht immer müßig ſitzend an der Erinnerung alter Zeiten zehren und ihren Stolz an die Stelle der Thaten der Vorzeit ſetzen. Sie ſchickten ſich daher nach und nach in die neue Zeit und waren nun unabläſſig bemüht, ihre Zuſtände zu beſſern und zu befeſtigen. Die Kriegsluſtigen ſtrebten nach Anführerſtellen, warben ſelbſt Knechte, die ſie bewaffneten, und ſuchten auch im neuen

Heerweſen ſich auszuzeichnen. Andere näherten ſich den Fürſten, um die Hofſtellen, die Raths- und Amtmannsſtellen mit einträglichen Beneficien für ſich ausſchließlich zu gewinnen. Ihr überwiegender Einfluß ſetzte es auch überall durch, daß nur Ritterbürtige in die Domcapitel und in alle reichen, für ſie lockenden Stiftungen aufgenommen wurden. Dabei hielten ſie feſt an der hohen Ritterwürde und der Auszeichnung in Ehrenvorzügen, Kleidern, Wappen und Titeln. Um noch ſicherer zu gehen, verlangte man auch eine gewiſſe Zahl ritterlicher Ahnen und führte eine ſtrenge Ahnenprobe ein. Man hatte dabei in altem Haß den Bürgerſtand im Auge, gegen den man ſich in ſtolzem Uebermuth abſchließen wollte. Man fing an, die alten Geſchlechter der Patricier als Stadtjunker nicht mehr für ebenbürtig zu halten, und beſtritt ihren Ritterſtand, beſonders ſeitdem dieſelben die obrigkeitliche Gewalt meiſt mit den Zünften, den Kaufleuten und Handwerkern, hatten theilen müſſen. Am ausführlichſten erörtert dieſe Zuſtände der berühmte Proceß der Ritterſchaft und der Erbmannen im Stift Münſter, der von der Mitte des 16. bis in den Anfang des 18. Jahrhunderts dauerte und eine unüberſehbare Maſſe von Schriften und Urkunden als geſchichtliche Denkwürdigkeiten uns hinterlaſſen hat (21).

Ein Erbmann, Patricier der Stadt Münſter, hatte ſich um eine Präbende im Domſtift beworben; Domcapitel und Ritterſchaft verſagten ſie ihm aber, weil er bürgerlicher Abkunft ſei. Der Zurückgewieſene brachte den Streit vor die Curie zu Rom, die, nach geführtem Beweis, durch Endurtheil von 1573 ihn für rittermäßig und fähig, in das Capitel aufgenommen zu werden, erklärte. Der ganze Adel mit dem Domcapitel wandte ſich beſchwerend an Kaiſer und Stände des Reichs, erkannte die Competenz Roms nun nicht an, und man bezog ſich auf die adeligen Privilegen, an denen die Patricier nicht theilnehmen könnten, weil ſie eigentlich nur Bürger ſeien und zum Erbrath der Stadt, alſo zum dritten Stand gehörten. Aber Kaiſer und Reich hatten nicht Luſt, ſich in dieſe Sache zu miſchen, und ſo kam dieſelbe an das Reichsgericht, und es eröffnete ſich ein unüberſehbarer Proceß, in welchem von beiden Seiten Alles erſchöpft wurde, um durch urkundliche Beweiſe die behaupteten Rechte zu vertheidigen. Das Reichsgericht überging dabei die in Rom gefällten Urtheile mit Stillſchweigen und begnügte ſich damit, die von den geiſtlichen Gerichten angemaßte Competenz zu ignoriren. Ueberwiegend fanden ſich aber auch hier die Beweiſe, daß die Patricier ritterlichen Geſchlechts und ſtets zum Adel des Landes gezählt worden waren. Auf den Grund derſelben erkannte auch das Gericht 1685: daß die Erbmänner rechten, alten, adeligen und ritterbürtigen Standes zu erklären ſeien. So hatten die Nachkommen der Kläger endlich das Recht erſtritten; aber viel fehlte noch zum wirklichen Beſitz und zur Vollſtreckung. Die Ritter legten das Rechtsmittel der Reviſion ein und wandten ſich an den Reichstag. Unendlicher Streit entſtand über die Suspenſivkraft, die das Reichsgericht nicht anerkannte; Leidenſchaften tobten und donnernde Mandate erfolgten; die befragten Reichsſtände vollzogen aber sueto more die Sentenz nicht. Der Proceß kam an eine außerordentliche Reichs-Reviſionscommiſſion, die wegen Gleichheit der Stimmen die Sache in der Schwebe ließ. Wieder gelangte der Proceß an den Reichstag zu Regensburg, der gleichfalls geſpaltener Meinung war. Die widerſprechenden Concluſa wurden vom Reichsconvent an den Kaiſer geſchickt, der endlich den gordiſchen Knoten durchhieb und 1709 das Urtheil des Kammergerichts vollſtändig beſtätigte. Das war der Gang des deutſchen Proceſſes im Heiligen römiſchen Reiche. Erſt ſpätere Generationen erlebten den Ausgang.

Wie Unterthanen den Anmaßungen eines mit ungemeſſener Vorſtellung von ſeiner Regierungsgewalt eingenommenen kleinen Landesherrn ein altes Weisthum von 1440, das ihre Rechte feſtſetzte, entgegenhielten und damit beim Reichsgericht gehört wurden, davon gibt ein Proceß aus neuerer Zeit ein denkwürdiges Beiſpiel (22). Stadt und Dorfſchaften der Burggrafſchaft Freudenburg erkannten den Abt des Gotteshauſes St.-Maximin bei Trier als ihren Landesherrn an, ſahen ſich aber zur Klage genöthigt, weil der kleine Autokrat ſie unabläſſig bedrückte allen ihren Rechten und Freiheiten zuwider, die durch jenes alte Weisthum bündig feſtgeſetzt waren, aber ſeit kurzem durchaus nicht mehr beachtet wurden. Namentlich hatte der Abt einen ihnen zuſtehenden Wald ſich angemaßt und durch einen ernannten Oberförſter nach Willkür zu ſeinem Nutzen verwalten laſſen. Ihre Geſuche wurden barſch abgeſchlagen und ihnen zugleich erklärt, daß, wenn ſie die Sache an das Reichsgericht brächten, es Strafen und Köpfe koſten ſolle. Um ihnen die Mittel zur Klage zu nehmen, war auch verboten worden, ihnen Geld zu leihen. Die Bürger und Bauern ſchlugen aber den Rechtsweg ein und wandten ſich 1769 an den höchſten Gerichtshof, von dem ſie nur allein Hülfe gegen Gewaltthaten, gegen willkürliche Steuern, Beſchränkung ihrer Nutzungsrechte, Erhöhung der Dienſte und Laſten aller Art hoffen durften. Der Bürgermeiſter, ein feſter, zäher, unermüdlich thätiger Charakter, nahm die Sache in die Hand, und wie er dem Anwalt zu Wetzlar die nöthigen Documente bringen wollte, wurde er zu Trier im Wirthshaus, auf Requiſition des Stifts, von Soldaten arretirt und auf die Hauptwache gebracht, auch ſeiner Papiere beraubt. Die Beſchwerden beim Reichsgericht hatten die Folge, daß Bericht gefodert und zugleich der kurtrieriſchen Regierung angedeutet wurde, daß ſie ohne erhebliche Urſachen den Arreſt nicht verlängern und den Bürgermeiſter an Betreibung des Proceſſes nicht hindern werde. Der Abt drückte ſein Erſtaunen aus, wie Unterthanen es wagen könnten, ſolche Anſprüche zu erheben und ſich auf ein altes, betrüglich fabricirtes Weisthum zu ſtützen, das, wenn es auch ein gültiges Document geweſen ſei, doch durch mutatio temporum längſt ſeine Kraft verloren, da im Reich ſich Alles geändert habe. Allerdings paßte ein ſo unbequemes Weisthum nicht in die jetzige Zeit. Gewalt und Anmaßung hatten

die Unterthanen, namentlich die Bauern, immer tiefer herabgedrückt, ihre Rechte beschnitten, ihnen Lasten aufgebürdet und Eigenthum genommen. Man hatte sich nach und nach in den Besitz gesetzt und diesen auch in Schriften zu befestigen gesucht. So sehen wir hier eine Masse von Beweismitteln auflegen, die meist aus einseitigen Aufzeichnungen, eigenmächtigen Verfügungen und Aussagen abhängiger Diener bestanden. Namentlich bezog man sich auf die forstliche Jurisdiction, auf das obrigkeitliche Oberaufsichtsrecht und die Gesetzgebung kraft landesherrlicher Polizeigewalt, die nur zu oft ein Mittel gewesen war, in die Eigenthumsrechte der Gemeinden einzugreifen, das Privateigenthum in ein beschränktes Nutzungsrecht, in eine Servitut zu verwandeln, wie es auch hier Zweck und Absicht war. Indem man nun damals das Unterfangen der Unterthanen, ein gerichtliches Mandat gegen den Landesherrn zu erwirken, für Verblendung und Rebellion ansah, so mußte auch natürlich ein Verführer und Aufwiegler dahinter stecken, wozu hier der Bürgermeister ausersehen war, den der wüthendste Haß verfolgte, der als ein Ausbund von bösartigem, schlechtem Menschen geschildert wird, während er selbst eben nicht in zierlichen Ausdrücken von bösartigen Pfaffen redet und durch den ganzen Verlauf des Processes zeigt, daß er, von dem Recht der Gemeinden aufs festeste überzeugt, den Muth hatte und weckte, solches mit Aufwand aller Kräfte und jedes Opfers beim Reichsgericht zu verfolgen. Er hatte auch den Anwalt gut gewählt, der an juristischem Takt dem Gegner überlegen war. Dieser behauptete nämlich auf die unsinnigste Weise, daß die rebellirenden Unterthanen eigentlich gar kein Eigenthum besäßen, daß ihnen ihre Aecker sogar nur gegen eine Abgabe seien überlassen worden; überall sei herrschaftlicher fundus in der ganzen Grafschaft. Das Kammergericht erkannte, statt des erbetenen Mandats, die Ladung, also den ordentlichen Proceß und mahnte beide Theile zu gesetzlicher Ordnung. Der Abt glaubte aber immer noch durch Gewalt die Unterthanen besiegen zu können. Er ließ nicht nur durch Holzfällen den streitigen Wald devastiren, sondern requirirte 60 Mann kaiserlicher Truppen aus Luxemburg, welche barbarisch hausten, sodaß Männer und Weiber flüchten mußten. Es wurden unter dem Schutz der Waffen hohe Strafen erkannt und durch Pfändung von Pferden, Kühen und Schweinen beigetrieben. Jedem wurde aber zugleich Nachlaß versprochen, wenn er schriftlich erkläre, daß er vom Proceß abstehen wolle. Die Soldaten versicherten zugleich, sie hätten Ordre, den Bürgermeister, wenn sie ihn träfen, zu erschießen oder aufzuhenken. Dabei mußte diese Soldateska beköstigt und mit Wein versorgt, auch baar bezahlt werden; namentlich erhielt der Offizier täglich 6 Thlr. 33 Albus und der Feldwebel 1 Thlr. Ein Nothruf über den andern erging an das Gericht, das dann endlich auch befahl, von dem gewaltthätigen Verfahren und der militärischen Mannschaft abzustehen und den Unterthanen den Weg Rechtens nicht zu erschweren, wobei rücksichtsvoll auch der Stadt und den Ortschaften die gebührende Bescheidenheit und der schuldige Gehorsam gegen die Obrigkeit empfohlen wurde. Nun erfolgte ein unabsehbarer Schriftwechsel. Die Exceptionalhandlung hat 280, die Replik 421 und die Duplik 421 Folioseiten, womit 1772 das Verfahren geschlossen wurde. Das Urtheil blieb aber wie gewöhnlich aus und neue heftige Beschwerden über Gewaltthätigkeiten durchkreuzten das Verfahren. Die Kläger zeigten, daß der Abt nach Willkür alles Holz fälle und verkaufe und die Einwohner Noth litten. Sie berechneten auch, daß ihnen der Proceß sammt Executionsgebühren, ohne die Waldbeschädigung, schon 7998 Thlr. gekostet habe. Das mochte wol die Richter erschüttern, denn 1792, also nach 23 Jahren, erfolgte endlich ein wohlausgearbeitetes Erkenntniß, das zwar noch mancherlei Beweise vorbehielt, aber doch im Wesentlichen das alte Weisthum, das hier mit noch einigen andern abgedruckt ist, als vollgültig anerkannte. Die politischen Unruhen und Kriegsereignisse hemmten den weitern Fortgang des Processes; aber die Freudenburger blieben im Besitz ihres Waldes und auch die jetzige Regierung hat deren Recht anerkannt. So ging es damals im Heiligen römischen Reiche zu!

VI. Zur Geschichte der Städte, Zünfte, Zölle und Oberhöfe.

Die Bürger der deutschen Städte strebten ebenso wie der Adel nach Ehre, Unbescholtenheit und Standesreinheit; aber auch hier artete das häufig in Misbrauch, Irrthum und Vorurtheil aus. Die alten begüterten Geschlechter, die Patricier, die sich den Rittern gleichstellten, blieben zwar noch eine höhere, bevorzugte Classe; aber das Handwerk arbeitete sich von rohen Anfängen allmälig zu kunstreicher Geschicklichkeit und Fertigkeit empor. Die verschiedenen Gewerke schlossen sich in Gilden, Innungen, Zünfte zusammen, gaben sich Statuten und trugen zum Aufblühen der Städte am meisten bei. Sie geriethen daher mit den Patriciern in vielfache Streitigkeiten, erlangten aber allmälig immer mehr Rechte der bevorzugten Bürgerclasse und errangen auch meist die höhern Ehrenrechte durch Theilnahme an der Regierung und städtischen Verwaltung. Ihr Bestreben war nicht nur, durch Geschicklichkeit und Fleiß ihre Existenz zu befestigen, sondern auch durch ehrbares Leben und guten Ruf aller Mitglieder ihrer Genossenschaft sich der bürgerlichen Ehre und Auszeichnung würdig zu machen. Daher wollten sie Keinen in die Zunft oder das Amt aufnehmen, an dem irgendein Makel haftete, der unehrbaren Standes und nicht von ehelicher Geburt war. Um sicher zu gehen, ließen sie sich ihre Statuten vom Landesherrn und vom Kaiser selbst in der Form von Privilegien bestätigen, wie ein Diplom von 1455 beweist, wonach Niemand in der Wandschneider Amt oder Gilde zu Münster soll aufgenommen werden, er sei denn frei, echt und recht geboren und eines frommen, ehrlichen Handels und Wandels, sodaß er im Fall der Wahl eine Stelle im Rath wohl bekleiden könne (24). Solche Statuten gaben später kleinlichen Bedenken, übertriebenen

Foderungen und Vorurtheilen ſchädlichen Spielraum, wie die Wandſchneider zu Paderborn in der Mitte des 17. Jahrhunderts bewieſen (23). Dieſe verſagten einem jungen achtbaren Bürger, der die beſten Zeugniſſe auflegte, die Aufnahme in die Zunft, weil ſein Vater ein Spielmann und ſeine Mutter eine Müllerstochter geweſen ſei. Wiewol er nun bewies, daß ſein Vater kein Spielmann um Geld geweſen, ſondern die edle Kunſt der Muſik aus Liebhaberei getrieben, die Mutter auch eines anſehnlichen Mühlenmeiſters Tochter war, ſo entſpann ſich doch ein weitläufiger Proceß, der bis an das Reichsgericht gedieh und der den Zeitgenoſſen ſo kritiſch erſchien, daß beide Theile Gutachten berühmter Juriſtenfacultäten, welche beide Anſichten mit gleicher Gelehrſamkeit vertheidigten, beibrachten, da doch ſchon die Reichsgeſetze von 1548 und 1557 genügt hätten.

Ueber die in alter dunkler Zeit gegebenen Privilegien und Verleihungen, namentlich was Zunft-, Zoll- und Aufſichtsrecht betraf, kam es ſpäter zu mancherlei Colliſionen, indem die alte Conceſſion nicht mehr in die neue Zeit paßte. Ein denkwürdiges Beiſpiel gibt hiervon der Proceß der Stadt Wetzlar mit dem Collegiatſtift daſelbſt 1668 (25). Das letztere prätendirte, geſtützt auf alte kaiſerliche Privilegien, den Zoll und das Aufſichtsrecht über die Zünfte der Stadt, Rechte, die vielleicht aus einer Zeit herrührten, wo die erſten hörigen Handwerker und Krämer ſich bei der Stiftskirche anſiedelten, und die in die gänzlich geänderte Verfaſſung der Reisſtadt jetzt nicht mehr paßten, weshalb dieſe auch darauf beſtand, daß das Recht, Zünfte zu privilegiren, dem Rath als ſtädtiſcher Obrigkeit allein zuſtehe.

Wie die Anſichten über Rechts- und Verfaſſungsgegenſtände durchaus verworren waren und alte und neue Zuſtände mit unglaublichen Misgriffen vermengt wurden, beweiſt ferner ein paderborner Rechtsfall von 1568 (26), wo der Magiſtrat mit einem kühnen Griff in das Mittelalter ſich jeder Berufung an das landesherrliche, ſowie an das höchſte Reichsgericht widerſetzte, weil in den anarchiſchen Zeiten früherer Jahrhunderte die Stadt ſich als den Oberhof, wohin man appellirte, die Reichsſtadt Dortmund erwählt hatte und dies durch eine biſchöfliche Urkunde von 1327 beſtätigt worden war. Die gute Stadt Paderborn hatte aber die geänderte Zeit gänzlich verſchlafen, indem ſie alle inmittelſt vorgegangenen Veränderungen in der Rechts- und Gerichtsverfaſſung, die Rechte der Landeshoheit und der landesherrlichen Gerichte, die Competenz des Reichsgerichts und den geſetzlich feſtſtehenden Inſtanzenzug ignorirte. Dennoch wurde Jahrzehnde über die Sache geſchrieben und deducirt, ohne daß es zu einer Entſcheidung gekommen wäre.

VII. Eheliche Gütergemeinſchaft nach weſtfäliſchen Provinzialrechten.

Es werden hier acht Rechtsfälle (27—34) mitgetheilt und durch Urkunden, Atteſte und Urtheile erläutert, die theils das noch jetzt in Weſtfalen gültige Particularrecht belegen und klarſtellen, theils über Geſchichte, Begründung und entſtandene Controverſen uns belehrende Aufſchlüſſe geben. Zugleich zeigen dieſe Rechtsfälle auch hier das Bild damaliger verworrener und ziemlich verwilderter Zuſtände im Rechtsleben. Namentlich intereſſant iſt der Kampf der neuen Juriſten, die auf dem Syſtem des Römiſchen Rechts fußend das alte Gewohnheitsrecht überall verächtlich von ſich wieſen und zum Theil gar nicht kannten. Der Uebergang von den alten Gerichtsformen zu dem neuen durch die Juriſten gebildeten Verfahren zeigt ſich in den ſchroffſten Gegenſätzen, und es ſah im 16. Jahrhundert noch in den Gerichten ganz anders aus, als der „Laienſpiegel" beſchreibt. Die lakoniſche Kürze des alten Volksgerichts wurde von den gelehrten und weitläufigen Schriften der Juriſten überflügelt, die Sachen wurden dadurch verworren, die unjuriſtiſchen Richter wußten den Proceß nicht zu leiten; ihre Urtheile ſtützten ſich mehr auf das Gefühl der Billigkeit als auf ſtrenge Rechtsprincipien, und den alten Schöffengerichten wurde das Leben immer ſauerer gemacht, bis ſie nach und nach den gelehrten Juriſten das Feld räumten. Die Schreiberei hatte nun freies Feld und ergoß ſich daher in unüberſehbarer Weitſchweifigkeit, weil die Gerichte noch wenig für die Proceßleitung thaten. Ebenſo fehlte es an richterlicher Feſtſtellung der Beweispunkte durch ein geregeltes Interlocut, die Zeugenverhöre breiteten ſich daher gleichfalls in infinitum aus, und man brachte, um die Sache verworren zu machen, ganz ungehörige und unjuriſtiſche Dinge hinein. So wurden, um das nach Statutarrecht ungültige Teſtament eines Vaters aufrechtzuerhalten, verſchiedene Geiſtliche unter andern über folgende Punkte abgehört: 1) Ob nicht einem Kinde nach göttlicher Einſetzung und Dispoſition aufliege und gebühre, den älterlichen Willen zu halten und zu vollziehen, ſofern derſelbe Gottes Befehl nicht zuwider ſei, und ob ſolches unter dem göttlichen Gebot: honora patrem et matrem, einem Jeden nicht befohlen und auferlegt? 2) Ob ſie nicht die Geneſis geleſen haben? 3) Ob ſie nicht darin befunden, daß der Jakob ſeinem Sohn Joſeph in ſeinem Krank- und Todtenbett befohlen, wie er's nach ſeinem Abſterben mit ſeiner Sepultur gehalten haben wolle? 4) Ob nicht Joſeph nach Abſterben ſeines Vaters ſolcher Ordnung und väterlichem Willen gemäß ſich verhalten und derſelben nie widerſetzt? 5) Ob ſich nicht alſo in genere nach göttlicher Ordnung gezieme, daß die Kinder ihrer Aeltern Willen und Ordnungen nach derſelben Abſterben feſt und unverbrochen halten und dem nicht widerleben?

VIII. Heergewedde.

Wir ſehen hier aus einem langwierigen Proceß, was für Waffen und Geräthſchaften zu dem Heergewedde eines Kriegsmanns gehörten und welchen Werth dieſelben zur Zeit des Dreißigjährigen Kriegs hatten, zugleich, wie den nächſten Erben eines im Jahre 1647 vor dem Feind gebliebenen Reiteroberſt, der das Leibregiment des Biſchofs von Osnabrück für den kaiſerlichen Dienſt beſchligt hatte, das Kriegsrecht entgegengeſetzt wurde, wonach

wenn ein ſolcher Offizier im Dienſt vor dem Feinde bleibe, ſein Heergewedde dem Inhaber des Regiments zufalle, welches bei allen Armeen alſo gebräuchlich ſei und worüber die Atteſte der Höhern beigebracht werden.

IX. Meierrecht, Hofrecht und Leibeigenthum in Weſtfalen.

Auch hier geben eine Reihe von Abhandlungen und urkundlichen Belegen über Meierrecht, Colonatsrecht und Eigenbehörigkeit wichtige Beiträge zu dem in Weſtfalen theilweiſe noch beſtehenden Particularrecht und zeigen uns zugleich den geſchichtlichen Gang der Entwickelung und der aus den Verwickelungen und Wirren des Mittelalters neu ſich bildenden Grundſätze und Normen. Das ganze Güterweſen und die Hofeinrichtung ging aus den gewaltſamen Zuſtänden früherer Zeit jetzt im 16. Jahrhundert in geänderter Geſtalt hervor, und es bildete ſich nun ein Bauernſtand mit geſchloſſenen Gütern und fixirten Rechten und Pflichten. Die Normen waren zwar noch ſchwankend und die Leihen ſehr verſchiedenartig, aber überall waren doch die Verhältniſſe hinſichtlich des Beſitzes, der Abgaben und Dienſte vertragsmäßig geordnet; auch das Bedürfniß der Erblichkeit des bäuerlichen Beſitzes wurde mehr und mehr eingeſehen und die Vererbung immer weiter ausgebreitet, anerkannt und nach Regeln feſtgeſetzt. Im 15. Jahrhundert ſchon hatte eine nicht erbliche Leihe nur noch ausnahmsweiſe ſtatt. Nur ausnahmsweiſe richteten auch im folgenden Jahrhundert habſüchtige Gutsherren und feile Advocaten, die das Gewohnheitsrecht und die Leihebriefe mit römiſchen Geſetzen angriffen, namentlich die locatio, conductio auf deutſche Colonatsgüter anwenden wollten, hier und da Verwirrungen an, wovon hier die auffallendſten Beiſpiele gegeben werden. Das milde Verhältniß deutſcher Hörigkeit wurde gleichfalls von herrſchſüchtigen Gutsherren oft gänzlich verkannt; ſie glaubten ihre Eigenbehörigen als römiſche servi behandeln und ſich jede Willkür gegen ſie erlauben zu dürfen, wie hierüber denkwürdige Belege mitgetheilt werden. Es ſind auch betrübende Erkenntniſſe und Gutachten der Juriſtenfacultäten beigefügt, die es leider beweiſen, daß die damaligen Juriſten bei aller Gelehrſamkeit von den ältern deutſchen Rechts- und Verfaſſungszuſtänden nur ſehr verworrene Begriffe hatten.

X. Die Hexenproceſſe und das Einſchreiten des Kammergerichts gegen die dabei eingeriſſenen Misbräuche.

Die Literatur der Hexenproceſſe, die alle auf denſelben Unſinn und Aberglauben hinauslaufen, ſoll durch die mitgetheilten Fälle nicht vermehrt werden. Sie ſollen vielmehr auf belehrende Weiſe zeigen, wie der höchſte Gerichtshof gegen die Rohheit, Unwiſſenheit und brutale Willkür der Criminalgerichte des 17. Jahrhunderts aufklar und einſichtsvollere, gemäßigtere Anſicht den Gewaltthaten der Richter und den gröblichen Misbräuchen der Tortur entgegenſetzte. Was die Criminalgerichte weislich verſchwiegen und nicht in ihre Acten aufnahmen, ſehen wir in dieſen Fällen, wo es zur bittern Beſchwerde, zur heftigen Anklage kam, offen zutage gelegt, und die Verzweiflung klagte in der Ueberzeung der Unſchuld die Richter als tyranniſche Mörder an. Alle Mandate des Reichsgerichts athmen bittern Unwillen über die Rohheit und Grauſamkeit der meiſt noch mit Schöffen aus dem gegen die Zauberei fanatiſch eingenommenen und vom tiefſten Aberglauben beſeſſenen Volk beſetzten Criminalgerichte und nahmen jede Beſchwerde ſofort an. Zwar konnten unter den unzähligen Fällen der Hexenverfolgungen nur Glieder angeſehener Familien, die ſich der Wuth der fanatiſchen Richter glücklich entzogen, wegen Nullitäten und Uebertretung der Geſetze beim Reichsgericht Beſchwerde führen, aber das mit einſichtsvollen Juriſten, mit Männern von Anſehen und Ruf zuſammengeſetzte Gericht, das die Mängel der elenden Juſtiz durchſchaute, brachte es doch wenigſtens dahin, daß die brutalen Criminalrichter ſeine Mandate fürchteten und manches Menſchenleben ſo gerettet wurde. Oft kam aber die Beſchwerde und das Einſchreiten zu ſpät, wie ein Fall aus dem Ende des 16. Jahrhunderts beweiſt, der zugleich die tolle Verfolgungswuth der Schöffengerichte ins Licht ſetzt.

Eine tugendhafte, fromme, durchaus unbeſcholtene Frau, die mit ihrem Mann und erwachſenen Kindern in Frieden lebte, war von einigen zum Scheiterhaufen verurtheilten Zauberinnen angegeben worden, daß ſie bei den nächtlichen Tänzen zugegen geweſen ſei. Das reichte hin, die unglückliche Frau mit allen Graden der Peinigung und Torturqualen endlich dahin zu bringen, alles das Lumpenzeug, was die Richter gern hören wollten, zu bekennen, nämlich daß eine andere Hexe ihr die Zauberkunſt gelehrt, daß dieſelbe ihr auch einen Buhlen zugeführt im ſchwarzen Kleid, mit Federbuſch, aber Pferdefüßen, daß ſie mit ihm kalte Buhlſchaft getrieben und Goldſtücke erhalten, die ſich nachher in Pferdedreck verwandelt, daß er ihr Bruſt und Haupt mit einer ſchwarzen Materie beſtrichen und ſie dann zum Hexentanz geführt, daß ſie auch den Leuten Kühe und Schweine bezaubert und das Gift von ihrem Buhlen erhalten habe u. ſ. w. Die brutalen Richter entblödeten ſich nicht, in das Protokoll zu ſetzen, dies Alles habe ſie ohne einige Tortur, freien Willens, ungebunden und ungeſpanden, alſo bekannt; und doch mußte die gepeinigte Frau mit ihren zermalmten Gliedern auf einer Karre in das öffentliche peinliche Halsgericht geſchleppt werden. Hier ſtürzten die Söhne mit wildem Schreien in die Verſammlung und riefen: „Ach, Mutter, haltet Euch hart; Mutter, haltet Euch hart!“ Mit ihnen drang auch die ganze Freundſchaft nebſt Rechtsgelehrten, Notarien, Procuratoren und andern Beiſtänden in das Gericht und Alle ſchrien über das heilloſe Verfahren, ſodaß Richter und Beiſitzer Gewalt befürchteten, aufſtanden, ihre Häupter entblößten und feierlich gegen jede Störung des Gerichts proteſtirten. Um die Maſſe zu beſchwichtigen, wurden die Geſtändniſſe öffentlich verleſen und die Unglückliche erkannte ſie an. Die Freunde und Verwandten foderten aber eine gehörige Defenſion und wollten einige Fragen an ſie richten. Der blutdürſtige Fiscal ſuchte dies ab-

zuwenden, indem er noch zwei Hexen vor dem ganzen Umstand ihre Denunciationen wiederholen ließ. Aber die Vertheidiger bestanden auf ihrer Foderung, und sie wurde endlich, jedoch mit vielen Restrictionen, bewilligt. Die Vertheidiger erzwangen somit, daß mehre Fragen an die gepeinigte Frau gerichtet wurden, namentlich 1) Wie sie in den Verdacht gerathen sei? Sie antwortete: Das wisse sie nicht. 2) Wie oft mit der Tortur gegen sie verfahren sei? Antwort: Sie sei sechs mal gepeinigt worden. 3) Ob sie ihre Bekenntnisse in Pein und Plage abgelegt habe? Antwort: Alles habe sie in Pein und Plage bekannt. 4) Ob ihr bei dem vorgelesenen Bekenntniß gedroht sei mit der Tortur im Fall des Verneinens? Antwort: Ja, sie sei hart bedroht worden.

Der grausame Fiscal hatte kein Gefühl für diese zermalmenden Antworten und behauptete mit Richter und Schöffen, daß nach rechtlicher Ordnung verfahren sei. Die Vertheidiger drangen aber darauf, die Sache an unparteiische Rechtsgelehrte zu versenden, auch die Einreichung einer Defension zu gestatten. Zur letzten wurde zwar nur eine Frist von drei Stunden bewilligt, der Vertheidiger erfüllte aber vollkommen seine Pflicht, zeigte alle Nichtigkeiten und Gesetzwidrigkeiten des Verfahrens, entwickelte die gänzliche Beweislosigkeit der Anschuldigung, indem den Aussagen der verbrannten Hexen durchaus kein Glaube beizumessen sei, zumal da zwei jener Zauberinnen nachher öffentlich bekannt hätten, es sei die Verabredung getroffen worden, wenn sie verhaftet würden, wollten sie alle auf diese Frau bekennen, da dieselbe eine vornehme Freundschaft habe und sie sich dann auch wol salviren und retten könnten. Er zeigte auch aus dem ganzen Leben und Ruf der Inquisitin, daß sie sich stets aufs christlichste und ehrbarste betragen und niemals Anlaß zu irgendeinem Verdacht gegeben habe. Die Acten wurden nun nicht an eine Universität, sondern an fünf obscure, in gleicher Hexenwuth befangene Juristen zu Paderborn geschickt, und nach deren Responsum erkannte 1597 das Gericht den Tod durch Feuer. Sofort wurde die Unglückliche dem Scheiterhaufen überliefert und so ihren Qualen ein Ende gemacht. Der Sohn trat klagend beim Reichsgericht auf, ohne ein Resultat zu erzielen, wiewol die Unschuld der Gemordeten und das tumultuarische, leidenschaftliche Verfahren des Gerichts aufs klarste dargethan wurde.

Im Allgemeinen zeigen die mitgetheilten Rechtsfälle: 1) wie tief gesunken die alten Schöffengerichte waren, und zwar in einer Zeit, wo es schon so bedeutende Juristen und helle Denker gab, wo das Studium der Rechtswissenschaft bereits so große Fortschritte gemacht hatte. Jenen unwissenden, völlig ungebildeten Richtern und Schöffen genügte der kleinste Verdacht, um durch die Tortur die unsinnigsten Bekenntnisse zu erpressen. Die ganze Kunst des Inquirirens lag in den Händen der Henkersknechte. 2) Wir sehen aber auch, daß schon eine Menge Männer von besserer Einsicht, daß entschlossene Vertheidiger ihnen gegenüberstanden, die von der Trüglichkeit der durch die Tortur erpreßten Geständnisse fest überzeugt waren und den Misbrauch erkannten, der mit den vermeinten Indicien getrieben wurde. Schwer hielt es aber, den Schöffengerichten die Inquisition aus den Händen zu winden; man konnte nur gegen schreiende Misbräuche eifern und sich beschweren. 3) Die Angehörigen, die Verwandten und Freunde der Angeklagten waren fast immer von deren Unschuld überzeugt, weil sie sie kannten und im steten Umgang und langen Beisammensein nie etwas Unnatürliches oder Verbrecherisches bemerkt hatten. Und nun, welch Gefühl für den Ehemann, für die Kinder, wenn ihnen die Frau und Mutter gewaltsam entrissen und durch Höllenqual zu Geständnissen gebracht wurde, von deren Falschheit sie völlig überzeugt waren! 4) Aber die große Masse des gemeinen Volks, ohne alle Erziehung und Bildung, war von dem Hexen- und Zauberunwesen aufs festeste überzeugt, und die Schöffen, die meist aus dem Volk genommen wurden, sympathisirten auch mit ihm völlig. Die ganze Phantasie der Menschen war durch die Hexenprocesse vergiftet, epidemisch war der Glaube an die Bündnisse mit dem Satan; überall witterte man die Nähe und Einwirkung von Hexen und Zauberern. Wo nur in einer Gemeinde Unglücksfälle, Beschädigung und Unfälle irgendeiner Art sich ereigneten, schrieb man sie den Hexen zu; bald wurden dann auch Verdachtsgründe erspäht, und die Tortur opferte nicht nur die Unglücklichen, sondern verbreitete auch die Verfolgung immer weiter, indem die Gemarterten nothwendig Complicen nennen mußten. Freilich gab es damals viel schlechtes Gesindel, auch Giftmischer, die dem Teufel ins Handwerk pfuschten. Das Volk schrieb aber jeden auch zufälligen Schaden den versteckten Hexen zu. Und dieser Aberglaube ist noch jetzt nicht erloschen. Ueberall findet man unter den gemeinen Leuten den Glauben an Hexen, und fast in jedem Ort gibt es Personen, die in solchem Verdacht stehen, denen im Stillen mancherlei Unheil zugeschrieben wird und vor denen man sich aufs vorsichtigste durch allerlei abergläubische Mittel, in Acht nimmt.

XI. Epidemie der vom Teufel Besessenen.

Die Besessenheit, wovon uns eine ausführliche Anunterrichtet (44), hing mit dem Betrug und Aberglauben der Zauberei genau zusammen. Hier wie dort lief verbrecherisches Treiben und absichtlicher Betrug mitunter, während doch auch in beiden Fällen, besonders nach dem unseligen Dreißigjährigen Kriege, wo die Menschen physisch und geistig zerrüttet waren, sich eine wirkliche Krankheit so Vieler, die der Aberglaube ganz erfüllt hatte, bemächtigt zu haben scheint. Die hier erörterten Zustände geben daher einen interessanten Beitrag zu dem neuerlich erschienenen Werkchen von Carus: „Die Geistesepidemien der Menschheit.“ Wie man durchweg fest glaubte, daß ein Bündniß mit dem Satan und dessen persönliches Erscheinen möglich sei, und wie bei schlechtem Gesindel häufig eine solche Verbindung gesucht wurde, um sich aus dem Zustande des Elends zu

emporzuheben, oder auch ſinnlichen Gelüſten zu fröhnen, welches dann von Betrügern zu mancherlei Täuſchungen und Gaukelpoſſen benutzt wurde, ſo glaubt man auch, daß böſe Geiſter ſich mit Satans Hülfe der Menſchen bemächtigen könnten, und während man körperliche Leiden, krankhafte Viſionen für Zeichen dieſer Macht des Satans anſah, ſo bildeten ſich bald auch Viele ein, daß ſie wirklich beſeſſen ſeien, und ſogleich gab es wieder ſchlechtes Geſindel, welches aus Nachahmungstrieb ſolche Zuſtände erheuchelte und aus betrüglicher und boshafter Abſicht den Leuten vorſpiegelte.

Statt nun ſolche Menſchen erſt der ärztlichen und dann der polizeilichen Unterſuchung zu übergeben, zog man Geiſtliche, beſonders Mönche zu Rathe, die, an die Beſeſſenheit nicht minder glaubend, die Verwirrung noch vergrößerten.

Die Epidemie der Beſeſſenheit trat kurz nach dem Dreißigjährigen Kriege beſonders heftig im Fürſtenthum Paderborn auf. Im Jahre 1650, nachdem eine große Dürre und Miſsernte geweſen war, auch anſteckende Krankheiten graſſirt hatten, verbreitete ſich plötzlich dieſe Geiſteskrankheit über Stadt und Land. Die Beſeſſenen kamen haufenweiſe, machten Straßen und Kirchen unſicher, fielen die Leute an und verſchrien Viele als Hexen und Zauberer. Einige hielten ſie nun für Betrüger, Andere für wirklich Beſeſſene. Es kam zu kirchlichen Exorcismen, auch zu großen Streitigkeiten zwiſchen den Mönchsorden und zu Controverſen der Geiſtlichkeit über die Natur der Krankheit. Wie aber der Fürſt ernſte Maßregeln befahl, die Unruhigſten auf ſeinen feſten Schlöſſer einſperren und mit Vorſicht die Exorcismen anwenden ließ, ſo verſchwand das Uebel bald, zeigte ſich aber mit noch größerer Heftigkeit in der benachbarten Grafſchaft Rietberg, bis man dem Geſpenſt auch hier zu Leibe ging und durch ſcharfe Maßregeln die Ruhe herſtellte. Daß ſolche Menſchen ſo große Verwirrung im Lande anrichteten, hatte in dem Aberglauben der rohen Volksmaſſe, in der Furcht vor dem Uebel ſowol als den boshaften Denunciationen ſeinen Grund. Selbſt die als Vormund regierende Gräfin von Rietberg fürchtete dies Volk und befand ſich in der größten Unruhe und Aufregung. In den Eingaben an das Gericht heißt es: die Gräfin habe dem Unfug in ihrem Lande nicht länger ruhig mitzuſehen können und daſſelbe von dem aufrühreriſchen Geſindel reinigen müſſen. Das Unweſen habe in der Grafſchaft wie eine Contagion graſſirt. Viel Kummer habe es der Gräfin gemacht und ſie faſt ins Grab gedrückt; nun aber finde ſich Gottlob keine Spur eines Teufels mehr im Lande, da früher alles commercium humanum geſtört geweſen ſei und die Gräfin ſelbſt die Straße nicht unmoleſtirt habe paſſiren können. Die Beſeſſenen hätten aber Alles auf Betrug und Verſtellung abgeſehen, um das Land in Verwirrung zu ſtürzen. Der gemeine Mann habe mit Hintanſetzung des göttlichen Worts feſt an den Teufel geglaubt, ſodaß auf ein einziges Ausſchreien der Mann ſein Weib, der Bruder die Schweſter, die Kinder ihre Aeltern und reciproce für Hexen und Zauberer angeſehen hätten.

Den meiſten Verdruß machte der Gräfin ein dreizehnjähriges Mädchen, die Tochter eines der Zauberei ſehr verdächtigen Bürgers zu Rietberg. Statt dieſes verdorbene und verführte Kind vom Schulmeiſter züchtigen zu laſſen, fing man mit Exorcismen an und leitete eine weitſchweifige Unterſuchung ein, die bis an das Reichsgericht gelangte. Wie dieſes Mädchen aufs plumpſte die Mönche, die den Exorcismus vornahmen, vexirte, beweiſt das Verhör vom Jahre 1662, welches vier Patres und ein Notar hielten. Nach den Exorcismen rief die Betrügerin plötzlich: „O Jeſus, ich muß heraus, ich kann nicht mehr, meine Macht iſt mir benommen!“ Jene, welche glaubten, der Teufel ſpreche aus dem Mädchen, hielten nun ein Geſpräch mit demſelben, wobei jene ſie aufs lächerlichſte betrog. Sie fragten z. B., wie groß er im Mädchen ſei? Antwort: Wie ein Floh. Ob er denn auch Beine habe? Nein. Wie er denn bald im Kopf, bald in den Beinen ſein könne? Antwort: Ich gehe ſtip, ſtip, wie die Fliegen. Dies unſinnige Geſpräch wurde noch eine zeitlang mit dem böſen Geiſte fortgeſetzt, „endlich ihm geſagt, er ſolle durch das Loch fahren, durch welches das Glockenſeil hängt; hat er unter demſelbigen Loch, zu welchem das Mädchen geführt war, angefangen zu blaſen drei mal, und alſo durch den Glockenthurm durchgefahren. Darauf wurde das Mädchen mit ſeinem Namen angeredet und alsbald auch verſtanden und die Anrede angenommen, auch zum Zeichen ihrer Erledigung die Glocke gezogen und zur Dankſagung ein Vaterunſer gebetet.“ Bald nachher gab das Mädchen aber wieder vor, noch beſeſſen zu ſein, und die klügere Gräfin eröffnete den Mönchen, daß ſie von der falſchen Beſeſſenheit überzeugt ſei, und da dieſe nun auch dem Mädchen härter zuſetzten, ſo erhielten ſie nach längerm Leugnen ein Geſtändniß, das offenbar die völlige Wahrheit enthielt: Sie habe, ſagte die Betrügerin, Alles, was ſie während des Exorcismus geredet, bei gutem Verſtande gethan und man möge bei der gnädigen Frau um Gnade für ſie bitten. „Sie ſei ein Kind geweſen, habe ſich laſſen verführen von des Rittmeiſters Tochter, in deren Hauſe, in Beiweſen der Schulmeiſterinnen, welche geſagt: Du ſollſt dich anſtellen, wie ich thue, und machen dich auch beſeſſen. Sie habe darauf, wie es ihr gewieſen, ſich auf die Erde geworfen, geſleuthet, den Leib geſchüttelt und gerufen. Dann habe ſie des Rittmeiſters Tochter die Hand darauf geben müſſen und ſie habe ihr etwas zu eſſen gebracht. Nachher ſei dieſelbe öfter zu ihr gekommen und habe ihr die Gebehrden gezeigt, wäre nämlich liegen gegangen, habe Hals und Füße zu Hauf geſetzt und mit dem Leibe gekluckt, ihr ſagend, ſie ſolle den Athem obhalten und Papier in den Hals ſtecken, ſo könne ſie klucken. Sie habe das öfter in Gegenwart der Meiſterinnen exerciren müſſen. Jene habe aber nicht wollen verrathen ſein und ihr geſagt, ſie ſolle Alles leugnen.“ Die ſchlechte Dirne hatte nach ihrem Bekenntniß alle Diejenigen der Hexerei beſchuldigt, die nur irgend mit ihren Aeltern in Feindſchaft lebten, gab auch bei Jedem den ſpeciellen Grund an, z. B. den Rentmeiſter

und seine Tochter, weil letztere mit ihrem Bruder versprochen gewesen und zurückgetreten sei. Im Allgemeinen habe sie oft Leute angegeben, „damit die gnädige Frau fortfahren möchte die Hexen zu brennen".

So hatte das Unheil und die Wuth der Hexenverfolgung Kopf und Herz der Jugend vergiftet und verdorben, daß sie aus Bosheit und Rachsucht ihre unschuldigen Mitmenschen ins Verderben zu stürzen suchte. Die Scheiterhaufen, auf denen die Unglücklichen verbrannt wurden, waren diesem abscheulichen Mädchen ein ergötzliches Schauspiel, wobei es nichts nach dem Menschenleben fragte. Vor den Richtern widerrief aber die Verbrecherin alle ihre Geständnisse und erklärte, daß die Mönche ihr gedroht, sie in den Keller zu stecken, und sie zu Allem beredet hätten. Vom Spruch Rechtens zogen sich die Räthe der Gräfin aus allerlei Gründen zurück und diese ließ sich von bekannten Juristen acht Responsa geben. Der mildesten Ansicht trat sie bei. Das Mädchen wurde öffentlich ausgepeischt und über die Grenze des Duodezländchens gejagt. Welcher Unsinn, so ein Kind mit Landesverweisung zu bestrafen! Aber das war damals Sitte des in Hunderte von Territorien zersplitterten Reichs. Man trieb die Verbrecher, um sie los zu werden, dem Nachbar zu.

Für unsere Gräfin hatte dies sehr verdrießliche Folgen. Die Aeltern nahmen sich ihres Früchtchens an, vertheidigten die wirkliche Besessenheit und brachten eine Menge erschlichener Atteste von münsterischen Geistlichen und Mönchen bei, daß das Mädchen wirklich besessen sei. So bezeugte ein Mönch des Predigerordens: daß genannte Person vom bösen Feind jämmerlich gequält werde; die Franciscaner zu Münster: daß sie auf viele Kennzeichen nicht anders befunden, als daß sie von einem bösen Geist leiblich und wirklich besessen sei; vier andere hohe Geistliche: puellam in rei veritate corporaliter a daemone esse obsessam u. s. w. Die Gräfin brachte aber gegentheilige Zeugnisse, besonders von den klügern Jesuiten herbei, und die Mönche exculpirten sich zum Theil, nachdem sie erfahren hatten, was zu Rietberg schon in der Sache ergangen war. Dennoch machte der Vater des Mädchens aus der Sache eine Speculation, erhob Klage gegen die Gräfin beim Reichskammergericht und foderte Restitution, Revision und Entschädigung.

Der Proceß wurde mit unermüdlicher Thätigkeit und großer Schreibseligkeit betrieben. Die Gräfin ging aber endlich siegreich aus demselben hervor.

Paul Wigand.

Atterbom über das Verhältniß von Religion und Philosophie zur Kunst und Poesie der Gegenwart.

Schon seit einiger Zeit lag der Red. d. Bl. eine von Gottfried von Leinburg, dem neuesten Uebersetzer der „Frithiofssage", verfaßte und von ihm mit einigen erläuternden Anmerkungen versehene Uebersetzung einer längern Stelle aus des schwedischen Dichters und Philosophen P. D. A. Atterbom im Jahre 1835 zu Upsala erschienenen Schrift „Studier till Philosophiens Historia och System" zur Mittheilung vor, und wir wollen wenigstens nicht das Ende des Jahres 1856 abwarten, ohne sie zum Abdruck gebracht zu haben. Die Stelle ist dem dritten Hauptstück der zweiten Abtheilung genannter Schrift entlehnt und paßt sehr wohl zu der Tendenz unserer Blätter, die von jeher auf die Wechselwirkung der europäischen Literaturen ein Hauptaugenmerk gerichtet haben. Der phantasievolle Dichter der „Insel der Glückseligkeit", das Haupt der „Phosphorusschule" (von der im Jahre 1810 in Upsala begründeten Zeitschrift „Phosphorus" so genannt), der Verfasser so mancher bedeutsamen literarhistorischen Werke zeigt sich auch in diesem Aufsatze als ein auf deutscher Speculation fußender, für deutsche Poesie und Philosophie hochbegeisterter, dabei aber doch selbständiger und geistvoller Denker. Was er über Goethe sagt, stimmt mit Emerson's jüngst durch das „Morgenblatt" auch in Deutschland bekannt gewordenen Ansichten über den großen Dichter zum Theil in überraschender Weise überein. Daß er Tieck gleich neben Schiller und Goethe nennt, wird, wie so manche Ansicht über Byron und Walter Scott, für Manchen etwas Auffallendes haben; indeß heißen wir auch diese freilich ziemlich stark betonte Würdigung der poetischen Verdienste Tieck's willkommen, da sie jetzt in Deutschland weit unter ihrem Werth geschätzt zu werden pflegen und Tieck schon als Stifter einer einflußreichen Schule diese Mißachtung von eben herab nicht verdient. Auch machen wir noch besonders auf die Vorhersagung aufmerksam, daß, wenn die Dinge so zu gehen fortfahren, wie sie jetzt gehen, von der wunderbaren Welt der Poesie bald nichts mehr übrig sein werde. Dieser kurzen Vorbemerkung lassen wir nun die Betrachtung Atterbom's folgen.

Wo die Religion unter den Menschen recht eigentlich zu Hause ist, da wirkt die positive Kraft derselben aus und vermöge einer mystischen Einheit, in welcher Das, was in der Religion Idee ist, Dasjenige zusammenhält, was in der Religion Anschauung, Begriff und Gefühl ist, sowie es dadurch auch seine Wirklichkeit auf eine in Wahrheit harmonische Weise objectivirt. Infolge des bedauerlichen Schismas haben sich jedoch die drei zuletzt erwähnten Religionselemente dergestalt von dieser Einheit gelöst, daß die Einheit nunmehr ein Gegenstand des Suchens ist, oder mit andern Worten: die Idee ist nunmehr zum Ideal geworden. Man kann sagen, daß sich die Anschauung beinahe ausschließlich im Katholicismus noch erhalten hat, während sich hingegen der Begriff beinahe ausschließlich im Rationalismus und das Gefühl beinahe ausschließlich im Pietismus noch erhalten haben. Die beiden letztern zusammen machen das historische Geistesgebiet des heutigen Protestantismus aus, mit Inbegriff der großen Menge seiner Arten und Ausartungen. Obschon wir ihn nämlich hier blos in Hinsicht auf seine Hauptkategorien betrachtet haben, so geht doch aus den Elementen, die in ihm herrschen, deutlich hervor, daß gerade auf seiner Seite, bis auf Weiteres wenigstens, die Zerbröckelung und Zersplitterung in Sekten und besondere Glaubensüberzeugungen unaufhörlich fortgehen wird, solange nämlich der Begriff unspeculativ und das Gefühl noch in den Fesseln seines eigenen natürlichen Subjectivismus schmachtet. Nichts ist dem Gedeihen jener unglückseligen Denkungsart ersprießlicher, deren Verfechter sich die Religion ganz und gar aus dem Kopf schlagen, indem eine jede Form derselben ihnen in demselben Maß gleichgültig ist. Wol gibt es eine nicht geringe Anzahl solcher Indifferentisten auch im Schoos der katholischen Christengemeine, allein es ist hierbei wohl darauf Rücksicht zu nehmen, daß man sie in ihr blos in den höchsten Classen der Gesellschaft antrifft, nicht, wie in der protestantischen, selbst in den untern Schichten derselben. Der Grund ist darin zu suchen, daß der reflectirende Verstand eine Uebermacht erlangt hat, die sich auch auf den niedrigsten Bildungsstufen zu äußern und geltend zu machen sucht, wiewol meistens in rohen und einfältig nachgelallten Redensarten. Hierin liegt indessen auch dem Protestantismus die Möglichkeit nahe, sich zu heilen, wo es ihm fehlt. Er glaubt es selbst und wir glauben es mit ihm, im Fall er

nicht mitten in seiner Arbeit die Hände wieder in den Schoos legt, sondern auf den Grund seiner und jeder Reflexion geht. Indessen ist klar, daß der Protestantismus in seiner jetzigen factischen Beschaffenheit der wurzelanzeigende Exponent der Cultur der Jetztzeit als solcher ist. Denn im Guten sowol als im Minderguten des Katholicismus lebt eigentlich eine ältere Culturperiode fort, nämlich die des Mittelalters; und selbst die neue Evolution, die kräftig vorwärtsschreitende Bewegung, die in unsern Tagen bei den edelsten Repräsentanten der katholischen Christenheit bemerklich ist, setzt die Entwickelung des Katholicismus in einem Geiste fort, der dem der ältern Periode am nächsten verwandt ist.*) Damit steht durchaus nicht im Widerspruch, daß die äußere Veranlassung zu dieser Evolution gleichfalls vom Protestantismus ausging, nämlich infolge der neuen, von ebenso genialischen als unsichern Anfängen nach und nach zu immer höherer Macht emporgestiegenen Poesie, Kunstlehre und Philosophie, wodurch er im Verlauf des letztverflossenen halben Jahrhunderts unendlich mehr als durch seine theologischen Bestrebungen eine der Bildung der ganzen Christenheit gemeinschaftliche bessere Zukunft angebahnt und verkündigt hat.

Wir dürften nun wol keines „Misverständnisses Gewalt" zu befürchten haben, wie der Dichter des „Wallenstein" sich einmal ausdrückt, wenn wir sagen, daß es ein in seiner negativen Thätigkeit (bis auf Weiteres) fixirter und dadurch ausgearteter Protestantismus ist, der den Grund insichträgt der chaotischen äußern Form der jetzigen Culturperiode. Die schon gleich im Anfang kritische und skeptische Richtung der Thätigkeit des Protestantismus ist am Ende, bis zum Extrem verfolgt, zu einem Resultat der Art gediehen, daß er beinahe ganz und gar keinen positiven Inhalt zum Gegenstand seines Scharfsinns mehr übrig hat, wenigstens beinahe ganz und gar keinen Inhalt mehr, von dessen Unzweifelhaftigkeit er recht fest überzeugt wäre. Insofern, als sich dieser Reflexionsproceß nun zur Seele der ganzen Cultur der jetzigen Periode gemacht hat, wird man zugeben müssen, daß diese Cultur anders nichts Eigenes hat, als die bloße Negativität, als die bloße kritische Hohlheit des erwähnten Processes; alles Uebrige sind Fragmente objectiver Bildungsformen, die wir als bloße Traditionen von glücklichern Zeitaltern ererbt haben. Es leuchtet jedoch ein, daß wir hier die jetzige Zeit nur nach ihren meisten und gewöhnlichsten Leistungen beurtheilen, nicht nach gewissen Ausnahmen von selbständigerer Art, worin ihr Geist, erfaßt von Liebe zu dem Geist früherer und schönerer Zeiten, sich damit zugleich in einen neuen verwandelt hat. Wir meinen hier weniger solche einzelne persönliche Ausnahmen, welche, wenngleich spärlich, auch in den chaotischsten Zeiten vorkommen können; wir meinen vielmehr jene Ausnahmen, deren sich bereits von mehr als einer Seite eine solche Menge gleichartiger persönlicher Kräfte theilhaftig gezeigt hat, daß sie in der That als wirkliche Zeitbestrebungen betrachtet werden dürfen, wenn auch bei weitem noch nicht als die herrschenden. Solche Ausnahmen sind vor allem die großartigen Bestrebungen, die sich durch eine Menge großer Geister in den Gebieten der Philosophie und der Poesie kundthend gemacht haben, während die Gebiete der Theologie und der Politik noch immer, ersteres zum größten Theil, letzteres beinahe gänzlich, unter der Knechtschaft der abderitischen Machthaber des Tags seufzen. Gewiß gibt es auch in den Gebieten, deren wir zuerst erwähnten, noch genug des Streits und des Unfriedens; allein es ist doch ausgemacht, daß in ihnen das Morgenroth der bessern Zeit bereits glüht, der unser Gesicht zugewandt ist. Daß dieses Morgenroth zuerst das Gefilde der Poesie röthete, war ein Ereigniß, wie es sich jederzeit wiederholt, wenn der Genius der Philosophie mit irgendeiner neuen positiven Entwickelung seines Dichtens und Trachtens im Anzug ist; diese Entwickelung wird alsdann von einer poetischen Ahnung vorherempfunden, die sie in unsterblichen Sehergesängen laut werden läßt unter den Menschen, ehe sich jener Genius noch nahe genug befindet, um in seiner eigenen Sprache von seinen neuen Entdeckungen und Hoffnungen Kunde geben zu können. Es hat daher in unsern Tagen im Gebiete der Poesie und der Kunst überhaupt geschehen können, was in dem der Theologie und der Politik nicht geschehen konnte: daß sich nämlich ein edlerer Geist allgemeineres Gehör zu verschaffen im Stande war, ehe die Stimme der Philosophie noch eine allgemeinere Theilnahme erweckte und im Schoos des Publicums ein allgemeines Echo zu finden hoffen durfte. In einer Zeit, in welcher so äußerst Wenige der Botschaft des Heiligen Gehör geben, ist es gleichwol der Macht der Schönheit gelungen, so manchen Triumph zu feiern und mehr als ein Herz dem Mahnruf der Wahrheit zu erschließen. Hierbei hat es sich jedoch bereits mehrfach gezeigt, daß, wofern dem Studium der „Weltweisheit" keine größere Popularität erblüht als bisher, die ganze Herrlichkeit am Ende zu einer flüchtigen Maimorgenstunde einschrumpft, wonach das blaue Himmelsgewölbe von neuem schwarze Wolken umziehen werden, dichter als die bisjetzt glücklich zerstreuten, und bald wird von der wunderbaren Welt der Poesie nichts mehr übrig sein, als hin und wieder ein paar Märchengestalten und Irrlichter, die düster hin- und hergaukeln im Nebel über den Schafhaiden und Sumpfaustrocknungen des Nützlichkeitsprincips.

Es läßt sich leicht denken, daß das religiöse Schisma (besonders in seinen nächsten Wirkungen) der Entwickelung der Poesie, sowol als schöne Kunst überhaupt, als auch als Kunst des Dichters insbesondere betrachtet, höchst nachtheilig sein mußte. Aus dem Glauben und der Tradition der ältern Kirche war eine symbolische Weltanschauung hervorgegangen, welche ohne diesen Glauben und diese Traditionen nothwendig verloren gehen würde. Ohne eine solche Anschauung entbehrt jedoch die Poesie, entbehrt die Kunst jedes eigentlich objectiven Grundes, jedes sichern Anhaltspunktes, sowie jedes Zwecks. Aus einer ähnlichen Ursache hatte sich die Kunst der antiken Cultur theils in ein subjectives Spiel mit Gefühlen und Gedanken, theils in eine mittels mythologischer und philologischer Gelehrsamkeit zuwege gebrachte Nachahmung der untergegangenen Objectivität aufgelöst. In einer jeden dieser beiden Nothbehelfsrichtungen machte sich oft eine bis zum Aeußersten getriebene formelle Vollkommenheit bemerklich; das innere Wesen war gleichwol ein bloßer Schein von Poesie, ein wol gleißendes, jedoch (wenn man sich es näher ansah) unheimliches Truggespenst der wirklichen. Das, was den Poeten zum Poeten macht, ist nicht der Vers, nicht der Stil, nicht der Reichthum an Bildern und Gleichnissen, ja nicht einmal das erfinderische Genie selbst (am allerwenigsten in dem Sinn, wie die Leute sich die Sache gewöhnlich denken), sondern das Vermögen jenes entzückten Schauens ist es, in welchem die göttliche Idee des Lebens jederzeit und überall, entweder direct oder indirect, sinnlich faßlich ist als Einheit von Mythe und Symbol. Mythe nennen wir jede in einem religiösen Bewußtsein sich individualisirende Offenbarung, die von der Gottheit ausgeht und davon Kunde gibt, empfangen im Wege unmittelbaren geistigen Erkennens oder Glaubens, fortgepflanzt mit Hülfe der Rede und endlich der Schrift. Es kann zweierlei Arten von Mythe geben: sie kann nämlich recht eigentlich göttliches Wort sein, wie im Christenthum, oder blos Göttersage, wie in jedem (positiven) Heidenthum. In einer jeden die-

*) Wol gibt es im Schoos dieser Gemeine (deren Macht und kräftiges Zusammenhalten zwar Ungleichheit der Ansichten nicht zu verdrängen im Stande ist, allein doch deren Erstarken und Anwachsen zerbröckelnden Parteien und Sekten wehrt) eine gewisse Art accommodativer Katholiken, die im erwähnten Fall eine Ausnahme machen, wenn sie nämlich die Rationalisten des Katholicismus sind; die strengkatholische Denkungsart (die sich wieder in eine dogmatisch-katholische und eine ästhetisch-katholische eintheilen läßt) bleibt jedoch Siegerin und behält das Schlachtfeld, solange sie, wie jetzt, die ausgezeichnetsten Gelehrten, Philosophen und Künstler zu ihren Vorkämpfern zählt.

Anm. des Verfassers.

ser beiden Arten bedient sich jedoch die Mythe selbst nothwendigerweise des bildlichen Ausdrucks, welchen wir Symbol nennen; im einen wie im andern Fall ist sie nämlich, wenn man sie dieses Gewandes entkleidet, etwas, das dem Gefühl und auch der Reflexion zwar zugänglich ist, das sich indessen dem erstern blos in chaotischer Unaussprechlichkeit und der letztern blos in abstracter Ausdrucksfähigkeit mittheilt. Das Geheimniß einer jeden wahrhaften Weihe der Kunst und Dichtung besteht darin, Alles symbolisch anzuschauen, so jedoch, daß man das Mythische im Symbol niemals anders auffaßt als schön, oder niemals als verschieden vom Schönen; in jedem andern Fall faßt man das Symbol als eine metaphysische Begriffsallegorie und nicht als ein selbstlebendiges harmonisches Individuum. Blos in dem Grad, als die Anschauung symbolisch ist, und zwar auf die gehörige Weise symbolisch, begeistert dieselbe zu jenen bewundernswerthen Schöpfungen der Kunst, in welchen Natur und Menschheit gerade dadurch treu wiedergespiegelt werden, daß sie idealisch wiedergespiegelt werden, d. h. im Verklärungsglanze der symbolisch geschauten Idee. *) Hinsichtlich der Möglichkeit, sowie der Wirkungen solcher Schöpfungen der Kunst macht es indessen einen wesentlichen Unterschied, ob die principalen Symbolgestalten, von denen die Verklärung ausströmt über die andern, mehr besonders oder mehr allgemein objectiv sind, d. h. ob ihre Wirklichkeit und ihre Geltung blos von ihrem Schöpfer selbst und einigen wenigen Personen, oder von einem ganzen Zeitalter erkannt wird. Das letztere ist niemals häufiger der Fall, als wenn die symbolische Anschauung ihren Grund und Boden in einer dem ganzen Zeitalter gemeinschaftlichen religiösen Anschauung hat, worin die Mythe Gegenstand des Glaubens und der Ehrfurcht Aller, oder doch der Meisten, oder wenigstens der Besten ist. Je mehr nun letzteres der Fall ist, in einem desto höhern Grade ästhetisch und poetisch erscheint das Zeitalter, und desto kräftiger fühlt sich der Künstler gehoben und getragen nicht blos von seinen besondern, sondern auch zugleich von dem allgemeinen poetischen Geist der Zeit. So gehoben und getragen von einem poetischen Zeitgeiste sahen sich z. B. die großen Dichter, Maler und Tonsetzer, auf welche die Katholiken so stolz hinweisen und hinsichtlich deren man wol wird zugeben müssen, daß sie ohne eine solche reiche, in Geist und Empfindung ihrer ganzen Zeit wurzelnde religiöse Symbolik, wie die der ältern Kirche oder der katholischen Christengemeine, nie und nimmermehr geworden wären, was sie wirklich geworden sind. Auch hat der den schönern Künsten so wohlthätige ich möchte beinahe sagen unentbehrliche Einfluß einer solchen Symbolik im Schoos dieser Gemeine niemals aufgehört. Noch im 17. Jahrhundert zeigte sich dieses durch den vorzüglichsten Dramaturgen der Katholiken, Calderon, welcher, in manchen andern Dingen dem vorzüglichsten Dramaturgen der Protestanten, W. Shakspeare, bedeutend nachstehend, diesen im Ausdrucke einer heitern Milde, einer heitern Gemüthsruhe, eines gewissen seligen Friedens übertrifft, was blos von den unbezweifelten (und in unwandelbaren Grundsymbolen geschauten) Mysterien einer allesversöhnenden Religion herrühren kann. Ja, auch in unsern Tagen zeigen sich noch hin und wieder bei Dichtern, wie dem großen Italiener A. Manzoni, und bei Malern, wie Peter von Cornelius **), die unverkennbaren ästhetischen Vortheile und das eigene geistige Behagen, die darin liegen, einer Religion anzugehören, deren uralte symbolische Form sich noch bewahrt hat, noch unzersplittert zutage liegt. Die heiligsten Urbilder sittlicher und frommer Lebensverhältnisse geben da zugleich die schönsten Urbilder der Kunst ab, und zwar das letztere wie das erstere vermöge einer eigenen persönlichen und unsterblichen Wirklichkeit, nicht vermöge einer ihnen künstlich von außenher, im Wege willkürlichen Verfahrens irgendeiner besondern Imagination ertheilten. Wo solche Ideale unwandelbar fest dastehen, gleich leuchtenden Sonnen, die sich nicht je um eine unsichtbare Centralsonne bewegen, von welcher sie ihr Licht erhalten, da bewegen sich auch um eine jegliche von ihnen, Planetenkreisen vergleichbar, die von ihnen beschienen werden, in beständig ungestörter Ordnung die Sphären einer jeglichen andern Schönheit: die Schönheit der Natur, die Kraft und Schönheit des Mannes, die Schönheit des Weibes, die des Kindes, die des Familienlebens, die der Gesellschaft, die der Geschichte. Der Inhalt der religiösen Anschauung als solcher braucht sich nicht unmittelbar auszusprechen in der ästhetischen (ja er darf sich nicht einmal anders als mit einer gewissen Sparsamkeit darin aussprechen); allein er läßt doch die Spur seines Waltens leicht wahrnehmen, wo er wirklich vorhanden ist, mittels eines reinen, eines niemals getrübten Lichts und einer lieblichen, freundlichen Wärme, die blos daher rühren.

Gleichwol können der Sinn für schöne Kunsterzeugnisse, sowie die Schöpferkraft, solche hervorzubringen, in mehr als einer Weise den Verlust jener religiösen Weltanschauung überleben, womit eine solche allgemein objective Symbolik verbunden war; oder eine besonders objective kann, unter gewissen Umständen, producirend an deren Stelle treten, wiewol immer blos als ein unzulängliches Surrogat. Solange die Natur und ihr nächster, unmittelbarer Dolmetsch, die edlere Geschlechtsliebe, noch in ihrer uralten, unverwelklichen Jugend locken; solange die Geschichte noch fortfährt, ihr großes tragisches Drama zu spielen; solange Märchen, Sage und Volkslied noch nicht ganz und gar aufgehört haben, mit ihrem Epheu die Trümmer in jener Urwelt zu umschlingen, die jede Nation wie jeder einzelne Mensch und jeder Einzelne so gut wie ganze Geschlechter ihre Kindheit nennen: solange wird auch das innerste Heiligthum des Lebens schöner Sinnbilder nicht ermangeln, und solange wird es auch niemals an Lesern fehlen, welche denselben den ebenso klaren als leichtbeweglichen Spiegel einer artistischen Gestaltungsgabe zukehren. Auch begegnen wir bereits vor dem Schluß des ersten Zeitraums des Protestantismus einem Dichter erster Größe, W. Shakspeare nämlich, der die Wahrheit des Gesagten bethätigt und der sämmtliche hiermit angedeutete Richtungen der Kunst in einer unzertrennbaren poetischen Synthesis vereinigt, die als solche bisjetzt noch unübertroffen dasteht, ja nicht einmal noch erreicht worden ist. Bei sorgfältigerer Untersuchung dieses herrlichen Zusammenwirkens sieht man sich jedoch zu der Wahrnehmung hingedrängt, daß Shakspeare's Genius gerade infolge eines überwältigenden Einflusses der negativen Functien des Protestantismus einen Charakter erhalten hat, der oft ein in so hohem Grade skeptischer und zersetzender, oft ein zu wenig über den dunkeln Gesichtskreis dieser Welt erhabener ist, als daß das innerste und himmlische Bedürfniß der Menschheit sich damit zufrieden zu geben vermöchte. Indessen steht dieser Mangel mit einem Verdienste in enger Verbindung, welches darin besteht, daß die Shakspeare'sche Poesie in ihrem Ernst wie in ihrem Scherz, in ihrem Pathos wie in ihrer Ironie, in ihrer Charakteristik wie in ihrer Remarque eine philosophische Tiefe, einen rastlosen Drang des Suchens und Forschens verräth. Dadurch ist sie eine Vorbotin, kein wirklich in mancher Hinsicht ein Vorbild einer vollkommenern poetischen Synthesis; diese kann jedoch erst stattfinden, wenn die positive Function des Protestantismus sich die jetzige Vorherrschaft der negativen Function desselben erobert haben wird.

*) Wie weit entfernt diese Anschauungsweise davon ist, nach einer falschen, d. h. einer naturleeren und hohlen Idealität zu haschen, hat Niemand besser ausgedrückt als Goethe, indem er sagt: „Das ist die wahre Symbolik, wo das Besondere das Allgemeine repräsentirt, nicht als Traum und Schatten, sondern als lebendig augenblicklich Offenbarung des Unerforschlichen." Anm. des Verfassers.

**) Man denke hier zunächst an jene wunderbaren Freskogemälde von Cornelius, welche die Wände der Ludwigskirche in München schmücken und an diejenigen, welche die Wände des Campo-Santo in Berlin zu schmücken bestimmt sind, und die gewiß keines reinen Menschen und Christen Auge ohne heilige Freude und Andacht ansehen wird.

Nichtsdestoweniger haben jedoch schon jetzt, dem Ziele einer solchen vollkommenern Synthesis zustrebend, unter manchen Andern, deren Namen hier zu erwähnen wären, vorzüglich J. W. von Goethe, F. von Schiller und L. Tieck, und zwar durch nicht weniger leitende als leuchtende Muster gezeigt, daß die Macht der Poesie dieser Erde doch noch nicht gänzlich Lebewohl gesagt hat, und mit ihrer Hülfe haben die Hauptglieder der in Frage stehenden Synthesis bereits unvergängliche Kunstgestalten erhalten, wiewol deren Ganzheit, selbst als voll, einer solchen noch entgegensieht. Dabei hat sich auch gezeigt, daß dem Hauptzweck gleicher Vorschub geleistet wird, ob man nun (wie Altmeister Goethe) mit naiver Herzlichkeit und Lebenslust sich zunächst an das Schöne hält und anschließt, was in Natur und Menschheit sich stets als gegeben und gegenwärtig vorfindet *); oder (wie Schiller) mit einer sentimentalen, jedoch kräftigen Leidenschaft der Speculation vorzüglich dem Schönen nachtrachtet, was die Idee der Natur und Menschheit als zukünftig in ihrem heiligen Schoos birgt, als ein in weiter Ferne strahlendes, beseligendes und mahnendes Muster; oder endlich (wie Tieck) mit einer romantischen Phantasieliebe dem Schönen den Vorzug gibt, welches ein auf das gegenwärtige zurückglänzendes, einer schönern Vorzeit angehörendes Schöne ist, dessen Abendroth und zaubernächtiger Mondenschein vom Morgenglanz eines künftigen Schönen träumen, während dieser Morgenglanz in der That bereits die Wolken des Ostens vergoldet. Aber bei alle Dem hat sich auch gezeigt, daß in jeder dieser Richtungen für sich, wie in allen zusammen, eine neue Universalform objectiver Symbolanschauung gesucht wird, und damit also auch, in und mit dieser, das Wesen jener mythischen Einheit selbst, ohne welche die Mannichfaltigkeit des Lebens ebenso wenig in der ästhetischen wie in der religiösen Betrachtung sich zu einem in Wahrheit harmonisch Ganzen ordnen läßt. Um nun diese Einheit, die aus einer geoffenbarten nach und nach zu einer versteckten geworden zu sein scheint, wiederzufinden, macht sich jetzt in jeder dieser Richtungen sichtbar das Bestreben geltend, mit dem Gefühl, mit der Phantasie, mit dem Gedanken gemeinschaftlich und mit selbstbewußterer Absicht als je vorher in das Allerinnerste des Lebens zu dringen, wenngleich es hierbei keineswegs nothwendig ist, daß das Reflexionselement mit jenem metaphysischen Uebergewichte wirke wie bei Schiller, auf dessen Dichtungen (wie sich von selbst versteht, mit mancher Ausnahme, mit Ausnahme vorzüglich seiner letzten Dramen) es in ästhetischer Beziehung gerade keinen sehr heilsamen Einfluß geübt hat. Es ist dieses Bestreben ein unwillkürliches, ein aus einer innern Nothwendigkeit hervorgehendes. Die principalen Symbole nämlich, in welchen jene Einheit vorzüglich hervortritt, wovon die übrigen sämmtlich bestrahlt, geordnet und gruppirt werden, stehen allerdings mit der Wurzel ihrer Individualität in der Natur, in der Liebe, in der Sage, in der Geschichte; den Organismus ihrer Individualität, als voll und fertig, haben sie jedoch nirgends anders als in der mythischen Uebernatur, die durch eine allgemeine religiöse Anschauung eine nicht weniger consistente Wirklichkeit für den Menschengedanken erhält, als die äußere Natur- und Geschichtswelt in seiner wie für seine alltägliche Wahrnehmung hat. Die Künstler, die in einer (ganz oder doch fast ganz) mythenentblößten Zeitperiode leben, sehen sich daher genöthigt, sobald ihre Kunst nach einer eigentlich objectiven Gestalt strebt, sich weiter umzusehen und den Kreis ihrer besonders objectiven Symbolanschauungen mit Fragmenten früherer allgemein objectiver vollzumachen; sie sehen sich genöthigt, von jenen zu entlehnen, außer manchem Andern, vor allem die Hauptsymbole selbst, ohne welche sich kein Kunstwerk im höhern Sinne des Worts zuwege bringen läßt. Hierbei liegt jedoch eine Klippe, woran auch Unzählige gescheitert sind, sozusagen unausweichbar nahe: daß nämlich diese entlehnten Götter- und Heiligengestalten ihre Eigenschaft als entlehnte zu sehr verrathen und als Prachtdecorationen aus einem vergangenen Menschenalter parademäßig vor einem andern das Gewehr schultern, welches sich ihnen durchaus entfremdet fühlt und darum bei ihrem Anblick wenig oder gar keine Wärme und Theilnahme empfindet. *) Klar ist es, daß es nichts Unglücklicheres geben kann, sowol was den eigenen Gehalt eines Kunstwerks, als was seinen bildenden Einfluß auf das ganze sogenannte Publicum anbelangt. Diese Klippe zu vermeiden ist indessen keineswegs unmöglich, dazu gehört jedoch ein Genie, welches fähig ist, die Natur wie eine Braut in seine Arme zu schließen; dazu bedarf es eines Genies, welches, indem es eine poetische Naturliebe mit einer reichen empirischen Naturkenntniß und Beides hinwieder mit einer ebenso reichen empirischen Menschenkenntniß verbindet, im Stande ist, die tiefste Einweihung zu empfangen in das Geheimniß des Verhältnisses des schön Menschlichen zum schön Natürlichen. Ein solches Genie ist in einem so hohen Grade im Stande, die bereits erwähnte Wurzel der Individualität aller Symbole seiner Kunst einzuvertreiben, daß die vorzüglichsten derselben auch wieder mit einem Leben, einer Farbe, einer uns anheimelnden Natürlichkeit vor uns dastehen, als wären sie erst in diesem Augenblick aus dieser Wurzel hervorgewachsen. Hiermit fänden wir also eine Weltanschauung gegeben, welche in demselben Maß als ihr Mittelpunkt, das schön Menschliche, zugleich des Natur- und des göttlichen Lebens sichtbarer Mittelpunkt ist, einer neuen allgemein objectiven Symbolik den Weg bahnt, ja sie sogar schon einführt; einer Symbolik, worin die Symbole überhaupt und die principalen Symbole insbesondere einmal in noch innerlichern Formen ans Licht treten werden. Ein Genie dieser Art, dieser Richtung und hohen Bildung hat unsere Zeit besessen, und zwar in J. W. von Goethe, einem Dichter, in jeder Beziehung voll von Zukunft und darum unsterblich classisch, darum der Stifter einer Schule im wahren Sinne des Worts, einer Schule, in welcher ein progressives Princip vorherrscht und deren ausgezeichnetste Schüler eben Schiller (in seinen besten Sachen) und Tieck selbst sind. Keiner dieser Beiden würde sich durch diese unsere Aeußerung für zurückgesetzt erachten oder dagegen Protest einlegen, wenn sie irgend einmal zu ihrer Kenntniß gelangen könnte.

Diese Schule ist es, welche neben der Denkerschule, deren Stifter Goethe's nächster Geistesverwandter, J. W. von Schelling, ist, kräftiger als irgendein anderes Verbesserungsbestreben der Gegenwart ankämpft wider den ausgearteten Protestantismus und die durch ihn überall hereinbrechende **) liberalistische Barbarei. Unterliegt die erwähnte Schule, so hat diese Barbarei es vorzüglich den grundfalschen Ansichten von ästhetischer Thätigkeit zu verdanken, welche außerhalb dieser Schule in Umlauf gesetzt werden; zum Theil wol auch der Ansicht, die in jeder Thätigkeit der Art blos einen angenehmen Empfindungs- und niedern Sinnlichkeitskitzel sucht und schätzt, sowie endlich zum Theil der Ansicht, die die Sache ernster zu nehmen glaubt, indem sie in den Hervorbringungen der Poesie etwas ganz Anderes als die Poesie selbst sucht, etwa Moralpredigten, patriotische Ermunterungen, politische Parteiansichten u. s. w.

*) Bekanntlich bezeichnete schon J. G. von Herder Goethe's Genius und künstlerische Thätigkeit als vorzugsweise „ans Gegenwärtige geheftet".

*) Einen klaren Beleg hingegen für „die ästhetischen Vortheile, einer Religion anzugehören, deren uralte symbolische Form sich noch bewahrt hat, noch unzersplittert zutage liegt" (siehe oben), liefert zum Beispiel Goethe, indem er nämlich (in seiner „Italienischen Reise") bei Beschreibung eines ihm damals unverständlichen Bildes Tizian's sich gleichwol lobend dahin äußert, hier müsse ein heiliges altes Ueberliefertes zugrunde liegen, daß es dem Genius des großen Venetianers möglich war, „diese verschiedenen, unpassenden Personen" so kunstreich und heiliger Bedeutung voll zusammenzustellen. „Wir fragen nicht", setzt er hinzu, „wie und warum, wir lassen es geschehen und bewundern die Kunst des Meisters."

**) Geschrieben zu Anfang der dreißiger Jahre.

Wir sehen hier ein eigenes Bild des gegenwärtig allgemeinen Kriegs zwischen falschem Naturalismus und falschem Rationalismus, sowie des Bündnisses beider gegen die Wahrheit; die noch rohere Vorstellungsweise ganz unerwähnt gelassen, welche poetische und überhaupt artistische Schöpfungen für bloße Spielerei ansieht, für einen zum feinern Ton der Gesellschaft gehörigen Zeitvertreib in Stunden, die man entweder auf etwas Nützlicheres nicht verwenden kann oder nicht will. In der That, versprechend sind die Aussichten für die erwähnte kämpfende Schule nicht. Behält sie jedoch das Feld, so wird zuletzt ein Dichter aus ihr hervorgehen, der ein Shakspeare in positiverer Gestalt sein wird, d. h. ein Dichter, welcher in seiner Kunst kraft der Lebenswärme einer alsdann zu einer neuen symbolischen Integrität gelangten religiösen Anschauung eine innigere Wechseldurchdringung des poetischen und des philosophischen Geistes zur Anschauung bringt. Hinsichtlich der Größe Shakspeare's darf man nicht vergessen, den glücklichen Zufall in Anschlag zu bringen, welcher ihn gerade am Schluß eines romantischen Zeitalters geboren werden ließ, dessen Geist noch in mehr als einer Eigenschaft des neu anbrechenden Zeitalters lebendig war. In seiner Nation wie in ihm selbst war noch ein reichlicher Nahrungsfonds Dessen vorhanden, was das seinem Schlusse nahe Zeitalter Großes und Herrliches besessen. Ein solches Glück widerfuhr leider den drei größten Dichtern unserer Zeit nicht; der Instinct des Genies hat sie jedoch, Hand in Hand gehend mit einem strengen Studium, über ihre Zeit erhoben und sie damit zugleich in der Zeit vor und nach ihnen heimisch gemacht. Ganz besonders gilt dies in Bezug gerade auf den unter den dreien, welcher am meisten in der Gegenwart zu leben schien, und der in der That als eine persönliche Encyklopädie alles Dessen angesehen werden darf, was in der Cultur der Gegenwart Gutes zerstreut erscheint. Vereinend in seiner Person das für andere Dichter Unvereinbare, den besten und feinsten Kunstkenner, während er zugleich der beste Natur- und Menschenkenner war, voll Ruhe des Gemüths auch in der Glut der höchsten Lyrik und voll Feuer auch in einem noch so plastischen Gewande, zugleich der weiseste Mann und der heiterste Künstler, voll edeln Maßes im Genusse, wie voll Kraft des Charakters, wofern es galt, diesem einmal den Rücken zu kehren, voll Milde in seiner Macht und Stärke, voll Milde in seiner Größe, jederzeit gleich vertraut mit der Fülle der Natur und dem Ebenmaß der Idee, hat Goethe dem Weltstrom der Poesie ein neues Bette erschlossen; in diesem fließt er nun dahin unter einem beständig blauen Himmel, zwischen bald ernst und finster drohenden, bald freundlich lächelnden Ufern, Alles mit gleicher Klarheit und Unparteilichkeit zurückspiegelnd, jeden bessern Boden gleich erquickend und befruchtend, ohne von irgendwelchem einen Beigeschmack anzunehmen. Wenn wir uns da einschiffen, verwandelt sich wie mit einem Zauberschlag die ganze düstere Umgebung unserer Zeit. „Apparet divum numen", rufen wir mit Lucrez begeisternd aus:

> Apparet divum numen sedesque quietae,
> Quas neque concutiunt venti, neque nubila nimbis
> Adspergunt, neque nix acri concreta pruina
> Cana cadens violat; semperque innubilus aether
> Integit, et large diffuso lumine ridet;
> Omnia suppeditat porro natura, neque ulla
> Res animi pacem delibrat tempore in ullo.

Wie treulich und gewaltig nun Schiller und Tieck ihm zum Zweck der Förderung dieser Götterfahrt helfend zur Seite standen, dieses näher auseinanderzusetzen ist hier ebenso wenig der Ort, als überhaupt den großen Verdiensten dieser Könige im Reiche der Poesie eine ausführlichere Besprechung zu widmen. Für unsern gegenwärtigen Zweck reicht es hin, wenn wir überhaupt aufmerksam machen zuerst auf Schiller's dramatisches Seherauge, dem es immer klarer wurde, daß das große historische Drama des Menschenlebens, obgleich in jeder einzelnen Abtheilung eine Schicksalstragödie, doch im Großen und Ganzen eine Versehungstragödie bilde; und dann auf die wunderbar eigenthümliche Weise, wie in Tieck's Werken dialektische Reflexion und Dialektik der vorwärtsblickenden Kunstrichtung der epischen Unschuld und Heiterkeit der rückwärtsblickenden schwesterlich die Hand bietet, während Liebe und Ironie mit üppigster Frische und einem unerschöpflichen Reichthum an Witz und Laune über der Tiefe eines religiösen Naturſinns scherzen, als unzertrennliche Geschwister, in einer Frühlingspracht ohne Gleichen.

Somit wäre denn durch einen Hinblick auf die drei größten Dichter der Gegenwart gefunden, worin das in der wieder zu neuem Leben erwachten Poesie eigentlich Poetische besteht und was ihm noththue, sowol um einen noch höhern Grad des Fortschritts zu erreichen, als auch um seinen bildenden Einfluß zu erweitern und dessen Dauer zu sichern. Es besteht nämlich, wie wir gesehen haben, in noch glücklich bewahrten, wiewol fragmentarischen Erinnerungen einer symbolischen Anschauung, die in ihrer Ganzheit verlorengegangen ist, die man jedoch nunmehr in verjüngter Gestalt wiederherzustellen im Begriff steht: theils im Wege neuen Auffindens ihres zu jeder Zeit vorhandenen Naturbodens, theils im Wege einer energisch suchenden Sehnsucht nach ihrer wahren Idealgestalt, theils im Wege des Vermuthens und Errathens dieser Gestalt mit Hülfe der vielfarbigen Spiegelbilder, die als Repräsentanten derselben das bunte Reich der Sage und Geschichte der Vorzeit beherrschen. In der zuerst erwähnten Art der Poesie steht Keiner neben Goethe, wenn nicht vielleicht der der Welt zu früh entrissene Novalis *); in der zweiten ist nach Schiller der im Lob wie im Tadel gewöhnlich gleich unrichtig geschätzte Dichter der „Pilgerfahrt Harold's" zu nennen, der hochgewaltige Dichter Byron; in der dritten nach Tieck der (eine zweifelhaft) freilich mehr als recht war gefeierte Walter Scott. Es versteht sich von selbst, daß die Verschiedenheiten unter ihnen dessenungeachtet zahlreich und groß sind. So ist z. B. zwischen Byron und Schiller vor allen Dingen der große Unterschied, daß das Suchen und Forschen, das sich in Byron's Gesängen ausspricht, wol das Suchen und Forschen eines großen Geistes ist, jedoch mit Selbstsucht ins Werk gesetzt, ohne Einsicht, sich immer beschränkt vom Horizont des eigenen Ich, und darum in trostloser Gemüthsstimmung anfangend, in Verzweiflung aufhörend, während hingegen das Suchen und Forschen, welches den Dichter des „Wallenstein" auszeichnet, mit reiner und mit sich selbst klarer Absicht ins Werk gesetzt zu werden pflegt, mit heiliger Zuversicht adlergleich zum Himmelsgewölbe des unermeßlichen Gesichtskreises der Geschichte emporsteigt und daher sich nicht selten des glücklichen Erfolgs erfreut, von ihm herab wenigstens in momentweise durchbrechenden Sonnenblicken zwischen den Wolken das ersehnte Ideal herabstrahlen zu sehen **).

*) Bekanntlich pries schon Tieck (in seinem „Phantasus") den geliebten Freund als „die Morgenröthe einer bessern Zukunft".

**) Auch Altmeister Goethe, einer der Ersten, die den greisen Dichter im Reich der Weltliteratur begrüßten, vergleicht diese beiden Namen mehr als ein mal miteinander. So unter Anderm auch mündlich in Eckermann's „Gesprächen", I, 385 fg., wo sich der greise Dichterfürst so äußert: „Schiller's eigentliche Productivität lag im Ideen, und es läßt sich sagen, daß er so wenig in der deutschen wie in einer andern Literatur Seinesgleichen hat. Von Lord Byron hat er das Meiste." Was übrigens das etwas derbe (wiewol gerechte) Urtheil des schwedischen Dichters hinsichtlich Byron's anbelangt, so mag es gewiß andererseits den Verehrern des größten englischen Dichters nach Shakspeare zur Freude gereichen, Worte wie folgende, und zwar wieder aus Goethe's Munde (a. a. O., I, 200 fg.), über ihn zu vernehmen: „Das, was ich Empfindung nenne, ist mir bei keinem Dichter größer vorgekommen als bei ihm"; und (a. a. O., I, 39 f.) „Die Engländer mögen auch von Byron halten, was sie wollen, es ist doch soviel gewiß, daß sie keinen Poeten haben, der ihm zu vergleichen wäre. Er ist anders als alle übrigen und entschieden größer."

So zeigt sich auch zwischen Tieck und Walter Scott, abgesehen von manchen andern Verschiedenheiten zwischen ihnen, hauptsächlich der wesentliche Unterschied, daß der Letztere, dem Ersteren gleichstehend in der Kunst plastischer Gestaltung und Charakteristik, ihn in Hinsicht seiner religiösen, lyrischen und speculativen Innigkeit bei weitem nicht erreicht.*) Indessen sind die Verschiedenheiten keineswegs von der Art, daß sie Byron oder Scott von dem Ruhm ausschließen, zu den größten Dichtern der Gegenwart gezählt zu werden.**) Der Erstere gehört unleugbar dazu schon wegen der Prometheischen Gewalt seines Genius, wieviel er übrigens auch hinsichtlich einer bessern Richtung seines Willens zu wünschen übriglassen möge; bei Walter Scott läßt sich auch eine solche nicht verkennen, wenn sie auch mehr in sittlicher als in ästhetischer Hinsicht befriedigt, wobei man uns gewiß die Bemerkung nicht verübeln wird, daß er sich ein wenig zu gemächlich und sorglos der etwas stark expansiven Natur seines Talents überließ. Alle diese Dichter haben indessen das miteinander gemein, daß sie (sich dessen mehr oder weniger selbstbewußt) den stark reflectirenden und mit philosophischer Betrachtung nahe verwandten Geist ausdrücken, welcher als solcher sowol im Guten als im Bösen die ganze protestantische Cultur charakterisirt.

Hiermit ist zugleich gesagt, was diesem Geiste nach poetischem Maßstabe zum Zwecke gedeihlichen Vorwärtsschreitens und dauernder Sicherung seiner Entwickelung noththut: daß nämlich diese immanente Philosophie sich selbst unverdunkelbar klar werde, mit Hülfe einer neben ihr in gleichem Schritt vorwärtsschreitenden ausgebildeten, d. h. wissenschaftlichen. Von dieser erhält sie nachher auf dieselbe Weise Anleitung, nicht wie sie sich als Kunstkraft in jeder einzelnen Productionsäußerung gebahren muß, denn dazu gibt einzig und allein das Genie des Künstlers selbst Anleitung; sondern worauf sie ihr Augenmerk zunächst hinlenken muß in ihrer Eigenschaft als bildende Menschenveredlungskraft. Wenn nun diese neuere Kunstschule im Allgemeinen sich bestrebt, die Einheit des wahrhaft Natürlichen und des wahrhaft Idealen so tief zu erfassen, daß daraus auch selbst das Subjectivste in vollkommen anschaulicher Objectivität hervortritt, so muß einleuchten, daß es nichts Nützlicheres geben kann für derartige Bemühungen, als eine recht deutliche Auseinandersetzung des schöpferischen Lebenspunktes, welcher blos insofern, als er der innerste Punkt des Subjectiven ist, damit zugleich zum innersten Punkt des Objectiven wird. Aber gerade mit einer solchen Auseinandersetzung ist die edelste Form der philosophischen Bestrebungen unserer Zeit beschäftigt. Hiervon rührt auch, als in der Natur der Sache und nicht (wie Viele zu glauben scheinen) in den besondern Sympathien, Ansichten und Behauptungen einiger Tagesschriftsteller ihren Grund und Boden habend, das bereits erwähnte freundschaftliche Verhältniß her zwischen der Goethe'schen Künstlerschule und zwischen der Schelling'schen Denkerschule, ein freundschaftliches Verhältniß, dem beigezählt zu werden in neuester Zeit auch die Hegel'sche Modification derselben sehr eifrig zu wünschen schien.

Was hier zunächst hinsichtlich des gegenwärtigen Verhältnisses der Philosophie zur Poesie angeführt worden ist, gilt auch hinsichtlich ihres Verhältnisses zu den übrigen schönen Künsten. Auch im Gebiete dieser tauchen nach und nach größere Talente auf, die das Bedürfniß ernsten Denkens und eines gründlichen, gerade dadurch jedoch eine bessere Zukunft einleitenden Studiums in sich gefühlt haben. Mit Freude läßt sich sagen, daß auch Schweden bereits solche Schöpfer im Reich des Schönen unter seine Söhne zu zählen Ursache hat. Wem es darum zu ist, sich hiervon thatsächlich zu überzeugen, der höre einmal Lindblad's Musik, oder sehe sich Fogelberg's Gedichte in Marmor und Sandberg's wunderbare Gemälde an.*) Dergleichen in mehren europäischen Ländern zu gleicher Zeit vorkommende Phänomene dürfen als factische Beweise angesehen werden der begonnenen Wiedergeburt einer Kunst, die in einem unauflöslichen Zusammenhange steht mit der gleichfalls im Werden begriffenen Wiedergeburt einer echten Philosophie, und die daher zur vollkommenen Erreichung ihres eigenen Zwecks voraussetzt, daß diese der positiven Function des Protestantismus, als Grundfunction alles Dessen, was im Culturzustande der Gegenwart auf etwas Besseres hinzielt, zu einer zum Zweck führenden Entwickelung verhelfen soll. Kurz, wir glauben nunmehr die Unentbehrlichkeit einer echten Philosophie zum Zweck einer wahrhaften Entwickelung der Poesie und der Kunst des Zeitalters dargethan zu haben, wie wir in einer vorhergehenden Abtheilung unsers Werks ihre Unentbehrlichkeit behufs einer wahrhaften Entwickelung der Religions- und Gesellschaftsverhältnisse desselben dargelegt haben.

*) Am deutlichsten zeigt sich diese Ueberlegenheit Tieck's, wenn er zuweilen in seinen Werken Walter Scott's eigenstes Gebiet betritt, wie z. B. in dem in seiner Art einzigen (leider jedoch unvollendeten) Roman „Der Aufruhr in den Cevennen", in seinen unübertrefflichen Shakspeare-Novellen („Dichterleben" u. a.), sowie endlich in seinem unsterblich classischen Meisterwerk „Tod des Dichters". Anm. d. Verfassers.

**) Sein herbes Wort hinsichtlich Byron's mildert der verehrte Verfasser selbst bedeutend, indem er an einer andern Stelle des nämlichen Werks (s. S. 460, die Note unter dem Text) sich folgendermaßen äußert: „Es ist zum Verwundern, welche geringe Theilnahme selbst die Verehrer Byron's dessen Dramen geschenkt haben (mit Ausnahme vielleicht von «Kain» und «Manfred»), und wie ungerecht man ihm eigentlich dramatisches Talent abspricht. Wie man so etwas behaupten mag, nachdem man z. B. seinen «Sardanapalus» und «Werner» gelesen, ist in der That unbegreiflich. Hin und wieder scheint indessen selbst das ohne Vergleich geistreichste seiner Gedichte, sein «Don Juan», von den Anbetern des großen Dichters gerade so wenig verstanden zu werden, wie von seinen kleinlichen Tadlern."

Criminalliteratur.

1. Der neue Pitaval. Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben von J. E. Hitzig und W. Häring (Willibald Alexis). Vierundzwanzigster Theil. Neue Folge. Zwölfter Theil. Leipzig, Brockhaus. 1857. Gr. 12. 2 Thlr.
2. Reise-Pitaval. Auserlesene Criminalgeschichten, erzählt von Willibald Alexis. Leipzig, Brockhaus. 1856. 8. 10 Ngr.
3. Erinnerungsblätter aus dem Leben eines Criminalisten, von Ernst Fritze. Leipzig, Kollmann. 1854. 8. 1 Thlr.

Die unheimlichen und oft so schauerlichen und blutigen Blätter der Criminalistik üben auf den Menschen eine fast

*) Besonders seine unsterblichen Frescogemälde in Skandinaviens schönstem Tempel, der Domkirche von Upsala. Was die neuere schönwissenschaftliche Literatur in Schweden anbelangt, so ist es eine eigene Erscheinung, daß, während (nach dem Tode des genialen Stagnelius) ihre männlichen Pfleger fast ohne Ausnahme — natürlich blos infolge ihres ungemein feurigen Naturells — eine anhaltende Wasserscheu vor philosophischem Nachdenken und überhaupt vor jeglicher Art tiefern Nachdenkens zu theilen scheinen, eine weibliche Pflegerin im Blumengarten der Belletristik ebenso viel Achtung vor und seltenen Geschmack an speculativer Betrachtung als naiven Scharfblick in jenen mannichfaltigen Verhältnissen des Menschenlebens an den Tag legt, wie es uns in der gewöhnlichen Erfahrung entgegentritt. Wir meinen die liebenswürdige Verfasserin der wirklich in vieler Hinsicht ausgezeichneten „Skizzen aus dem Alltagsleben", Frederike Bremer. Zu den äußerst seltenen Ausnahmen unter den „männlichen" Pflegern gehört jedoch und ist mit besonderer Auszeichnung hervorzuheben der Verfasser des hochgenialen „Dornrosenbuch", Almquist, dessen Werke trotz ihrer scheinbaren und wirklichen Mängel ein ebenso seltenes Maß von speculativem als poetischem Talent verrathen. Unter den einer etwas ältern Generation angehörenden Schriftstellern ist in dieser wie in mancher andern Hinsicht auch noch P. H. Ling mit gerechter Hochachtung zu nennen. Anm. d. Verfassers.

wunderbare Anziehungskraft, und faſt ſcheint dieſer Reiz mit dem Zunehmen der Bildung oder Hyperbildung und des Comforts in den Lebensgewohnheiten noch zu wachſen. Die öffentlichen Gerichtsſitzungen ſind nie voller, als wenn ein recht grauſiger und verwickelter Criminalfall verhandelt wird, und ein Zeitungsblatt gilt, zumal in politiſch-magerer Zeit, als beſonders intereſſant, wenn es einen möglichſt großen Vorrath von Berichten über intereſſante und furchtbare Criminalverbrechen enthält. Der Eine nimmt daran nur ein ſtoffliches Intereſſe, wie an einem recht ſpannenden, an dunkeln und entſetzlichen Begebenheiten reichen Roman; ein Zweiter betrachtet ſie als ein Stimulationsmittel für ſeine abgeſpannten Nerven, und vielleicht nur der kleinſte Theil ſucht daraus ſeine Kenntniß von den oft ſo räthſelhaften Nachtſeiten und den dämoniſchen Regungen der menſchlichen Natur wie von den Sittenzuſtänden im Allgemeinen zu bereichern. Nur die Letztern leſen Criminalgeſchichten ſo wie ſie geleſen werden ſollen, und für ſie ſind allerdings Criminalgeſchichten eine der ergiebigſten Quellen pſychologiſcher Belehrung.

Dieſer Neigung verdankt man es, daß der „Neue Pitaval", der freilich von einem Meiſter criminaliſtiſcher Darſtellung, von Willibald Alexis, redigirt und meiſt auch ſelbſt geſchrieben wird, nun bereits bis zum vierundzwanzigſten Theil oder dem zwölften Theil Neuer Folge vorgeſchritten iſt. Dieſer Theil enthält zuvörderſt unter dem Titel „Der Erbe von Annesly" und „James Hackman und Margaret Reay" zwei Fälle aus dem Schatze der engliſchen Criminaliſtik, die, wie der Herausgeber in der Vorrede bemerkt, Romane ſo vollſtändiger Art ſind, daß man ſie auch mehrmals in England und in Frankreich als Stoff für Romane benutzt hat. James Hackman, der die Hauptperſon in dem zweiten dieſer Fälle ſpielt, war ein potenzirter Werther, der erſt ſeine Geliebte, die Maitreſſe des Lords Sandwich, ermordete und ſodann ſich ſelbſt zu tödten verſuchte, was ihm jedoch nicht gelang. Seine Briefe ſind von hohem Intereſſe, indem ſie durchweg das Colorit einer ungeſunden Empfindſamkeit tragen, die in jenen Tagen herrſchend geworden war und in die man ſich, an der Hand einer übel gewählten oder übel verſtandenen Lectüre, ſelbſt künſtlich verſetzte, um auf der empfindſamen Höhe der Zeit zu ſtehen. Am 1. Juli 1778 ſchrieb Hackman an ſeine Geliebte: „Schicke mir doch das franzöſiſche Buch, von dem du neulich ſchriebſt, «Werther». *) Wenn du auch, ich werde es nicht vergeſſen. Unſinn! zu ſagen, es würde mich unglücklich machen, oder ich ſei nicht im Stande, es zu leſen! Muß ich denn die Piſtole laden, weil ein Deutſcher mit ſeinem dicken Blute ſolch ein Narr geweſen iſt, das Beiſpiel zu geben, oder weil ein deutſcher Novelliſt ſolch ein Hiſtörchen erfunden hat?" Wie hier ein Zuſammenhang zwiſchen Verbrechen und literariſcher Zeitſtimmung wahrzunehmen iſt, ſo läßt die Ermordung des Hofmarſchalls von Minutoli zu Meiningen im Jahre 1818 einen Zuſammenhang zwiſchen Verbrechen und politiſcher Zeitſtimmung erkennen, indem dabei politiſche Erregung wenigſtens mitſpielte. Minutoli fiel zwar als ein Opfer der Rache und gemeiner Raubſucht, aber die jugendlichen Verbrecher, zwei Knaben und ein Mädchen, logen ſich dabei vor, den wegen mancher Lebensgewohnheiten gehaßten Mann, dem es außerdem der meininger Gewerk- und Handelsſtand nicht vergeben konnte, daß er das Meiſte für die Hofhaltung von auswärts, namentlich von Berlin beziehen ließ, im Dienſte des allgemeinen Wohls umzubringen und, falls ſie entdeckt würden, vielleicht auch des Volksſchutzes zu genießen. „Ein ſolches Complot von halben Kindern iſt faſt unerhört", bemerkt der Herausgeber. Zugleich eröffnen uns die dieſen Criminalfall begleitenden Nebenumſtände traurige Blicke in die Frivolität und ſittliche Indifferenz, womit das Proletariat im ſinnlichſten Genuß ein kurzes Vergeſſen ſeines Elends und ſeiner Gewiſſensangſt ſucht und ſelbſt ungefragt, wie um damit zu renommiren, mit einer faſt ſchauerlichen Naivetät ſeine Geſtändniſſe darüber macht. Ein Nachtbild anderer Art und zwar aus der vornehmen Welt entfaltet die Criminalgeſchichte von dem Kammergerichtsaſſeſſor von Zahn, der mit raffinirteſter Bosheit zwei Nebenbuhler zu einem Duell zuſammenhetzte, um ſie beide womöglich zu gleicher Zeit aus dem Wege zu räumen. Endlich wollen wir noch den durch den Goldſchmied Jancovius in Guben an ſeiner Frau verübten Mord hervorheben, der mit einem Kannibalismus ausgeführt wurde, wie man ihn unter geſitteten Völkern und bei einem Manne, der durch Erziehung und Reiſen einen nicht ganz gewöhnlichen Grad von Bildung erlangt hatte, nicht für möglich halten ſollte. Dieſer Verbrecher erheuchelte Unſchuld bis zum letzten Augenblick, beſtieg mit einer faſt chevalereſken Leichtigkeit das Schaffot und rief, ſchon auf den Block geſchnürt, faſt unter dem Beile des Henkers: „Laura, ich komme!" Ueberhaupt müſſen wir geſtehen, daß die deutſchen Verbrecher in den Annalen der Criminaliſtik eine hervorragend traurige Rolle ſpielen, indem ſich bei ihnen der Roheit und dem Kannibalismus nicht ſelten ein empörendes theatraliſches Weſen geſellt, womit ſie Gemüthlichkeit und ſüßliche Sentimentalität erheucheln, die mit jener Roheit zuſammengehalten einen um ſo abſtoßendern Eindruck machen.

In ſeinem „Neue-Pitaval", welcher ein Bändchen der aus einem Cyklus der intereſſanteſten Schriften beſtehenden Brockhaus'ſchen „Reiſebibliothek" bildet, hat W. Alexis vier Erzählungen von Verbrechen zuſammengeſtellt, die auf Reiſen oder in Wirthshäuſern verübt wurden; es ſind die Criminalerzählungen: „Dorothea Blankenfeld, oder die Mörder als Reiſegeſellſchaft"; „Karl Grandiſſen, oder der große Poſtwagenräuber"; „Bletry, oder die Leiche auf der Eiſenbahn"; „James Hind, der royaliſtiſche Straßenräuber." Unſerm Zwecke liegt die zweite Erzählung am nächſten. Ihr Held iſt Grandiſſen, eigentlich Grosjean aus Berlin, der im erſten Decennium unſers Jahrhunderts, nachweislich von 1800—14, in Deutſchland, Holland und vielleicht auch Frankreich eine Reihe der ergiebigſten und raffinirteſten Poſtdiebſtähle, man weiß gar nicht wie viele, ausgeführt und ſich in dieſem Fache der Diebe als ein vielleicht unübertroffener Meiſter gezeigt hat. Er ſtahl Summen im Betrage von Tauſenden, verſchmähte es aber auch nicht, wenn er es haben konnte, Strümpfe, Materialwaaren, Cognac, Pfropfen, Schwämme u. ſ. w. zu entwenden, wie es ſcheint aus bloßer Luſt, Neigung und Gewohnheit, da er die großen Vorräthe, die man davon in ſeiner Wohnung nach ſeiner Entdeckung vorfand, doch nicht verwerthen konnte. Dabei wußte er an den Orten, wo er längere Zeit lebte, nicht blos den Nimbus der Wohlhabenheit, ſondern auch den des bürgerlichen Anſtandes um ſich zu verbreiten; er wie ſeine Frau waren in Geſellſchaften geſucht und beliebt; ſeinen Kindern gab er die beſte Erziehung, und die franzöſiſchen Behörden in Nancy und Dijon ſtellten ſeinem ſittlichen Verhalten die allergünſtigſten Zeugniſſe aus. „Er war", heißt es darin, „mit ſo vortheilhaftem Aeußern begabt, ſein Benehmen ſo freimüthig und offen, ſein Betragen ſo rechtlich, ſeine Sitten warm, ſanft und ſein Benehmen ſo delicat, daß er allen Perſonen, mit denen er in Beziehung geſtanden, Vertrauen und Intereſſe einflößte. Er war ſehr ſplendid, lebte höchſt anſtändig, aber ohne Verſchwendung, dabei äußerſt geregelt. Lectüre und Umgang mit einigen rechtlichen Beamten füllten allein ſeine Mußeſtunden aus. Nur wenn er von ſeinen häufigen Reiſen zurückkehrte, ſchien er nachdenkend und trübſinnig." Gleiches Anſehen genoß er in Heidelberg, ja er machte ſich hier ſo beliebt, daß, als er mit ſeiner Familie einſt verreiſte, angeblich nach

*) Eine engliſche Ueberſetzung des „Werther" kam erſt im Jahre 1779, alſo in demſelben Jahre, in welchem Hackman ſeine That vollbrachte, heraus, und zwar nach einer der ziemlich zahlreichen franzöſiſchen Bearbeitungen. Vgl. „Werther und ſeine Zeit" von J. W. Appell, der auch den merkwürdigen Fall von einem Schuſterjungen in Halle erzählt, welcher ſich aus dem Fenſter ſeines Dachſtübchens todtſtürzte und in deſſen Rocktaſche man ein Exemplar des „Werther" fand.

Strasburg, ein heidelberger Dichter in zwei elegischen Gedichten die theilnehmenden Gefühle der Stadt für beide Gatten an den Tag legte. Wir wollen keinen Stein auf die sogenannte „Gesellschaft" werfen, aber es zeigt sich doch an diesem Beispiele deutlich genug, daß es gemeinhin hinreicht, etwas aus sich zu machen und, durch welche Mittel es auch sei, ein Prestigium von Reichthum und einen äußern Firniß von Bildung (denn von tieferer Bildung konnte bei Grandisson natürlich nicht die Rede sein) um sich zu verbreiten und aufrecht zu erhalten, um etwas zu gelten und in den Augen der Welt als ein geachteter Mann dazustehen. Man ahnte wol hinter Karl Grandisson etwas Geheimnißvolles, vielleicht einen Contrebandier, aber man fragte nicht weiter nach; war er doch so splendid! Wäre er zufällig vor seinem letzten Postdiebstahle, der zu seiner Entdeckung führte, gestorben, man würde an seinem Grabe seine Tugenden gerühmt und ihm vielleicht eine Hymne ins Grab nachgesungen haben. Die Art, wie allmälig seine Entdeckung herbeigeführt wurde, verfolgt man mit der äußersten Spannung; kaum minder interessant sind die Episoden, welche seine Frau betreffen. Grandisson besaß übrigens noch Ehrgefühl genug, seine Schande nicht lange zu überleben; er erhing sich im Gefängniß zu Berlin.

Auch in Ernst Fritze's „Erinnerungsblättern aus dem Leben eines Criminalisten" begegnen wir einigen interessanten Fällen. Dahin gehören die Geschichten „Ein Familiendrama", mit der unheimlichen Gestalt eines alten Majors, der an dem Eigenthum der Seinen zum Mordbrenner wird; „Eine Mutter", worin uns eine Frau vorgeführt wird, die für ihr von ihr innigst und bis zur Anbetung geliebtes Töchterchen stiehlt und sie dann tödtet, damit die Schande der Mutter nicht auch auf ihrer Tochter Haupt falle; „Eine zweite Mutter", die Geschichte einer doppelten Kindesmörderin; „Ein trauriger Wahn", die Geschichte eines Mannes, der sich vom Bösen verfolgt wähnt und seine Frau tödtet, weil er an der fixen Idee leidet, daß sie das Hinderniß sei, welches sich zwischen ihn und das „wahrhafte und ewige Licht" stelle. Als er seine That vollbracht, war er seelenvergnügt und blieb es auch fortan während der Untersuchungen. Einige andere Geschichten sind mehr novellistischen Charakters. Sie lassen sich im Ganzen gut lesen, obschon der Verfasser häufig in einen zu romanhaften und zuweilen selbst etwas frivolen Ton verfällt, der zu dem Ernst der Gegenstände sehr wenig paßt.

Wir sind keine Anhänger der Prädestinationslehre, aber eine eigenthümliche Erscheinung, die zu denken gibt, ist es jedenfalls, daß man bei allen Hauptverbrechern derselben Gattung verwandte Charakterzüge wahrnimmt, so bei den Raubmördern, bei den Mördern aus Liebe und Eifersucht, aus Rachsucht u. s. w. Auch gebiert jede Zeit ihre eigene Verbrechergattung, die sich dann in dieser Eigenthümlichkeit vielleicht später nie wiederholt, wie sie auch früher nicht da war. Daß die Stimmung der ganzen Zeitatmosphäre, bald der politischen, bald der religiösen, bald der sittlichen und socialen, bald selbst der literarischen, hierbei von großem Einfluß ist, kann schwerlich in Abrede gestellt werden. Unsere Zeit kennt keine solchen chevaresken und galanten und dabei einigermaßen humoristischen Straßenräuber wie der Royalist James Hind war, von dem uns Willibald Alexis in seinem „Neue-Pitaval" so vieles Interessante erzählt. Wenn in unsern Tagen Familienmorde, namentlich von Aeltern an ihren Kindern verübt, häufig geworden sind, so deutet dies ohne Zweifel auf einen Zerfall des sittlich-häuslichen Lebens wie auf überhandnehmende Desperation an Gegenwart und Zukunft. Die Schwindler in frühere Zeit waren anderer Gattung als die in unserer; früher gehörten dazu besonders die Alchymisten, Goldmacher und ähnliches Gelichter; jetzt haben wir besonders, um sie so zu nennen, Finanzschwindler. Hervorragende Exemplare dieser Art hat uns Willibald Alexis im zweiundzwanzigsten Theile seines „Neuen Pitaval" in dem Wunderdoctor Frosch und in Wilhelmine Krauß geschildert, die in ihrem Fache das Unglaublichste leisteten, in ihrem Treiben aber freilich auch von einer ihnen entgegenkommenden Leichtgläubigkeit unterstützt wurden, wie man sie bei unserer sich so klug dünkenden Generation kaum für möglich halten sollte. Unserer Zeit war ferner die Gattung der poetisirenden und ästhetisirenden Verbrecher vorbehalten, die, wie schon oben in Bezug auf Jancovius bemerkt worden, eine gewisse poetische Bildung, ein theatralisches Pathos und bei der entsetzlichsten Herzensroheit und Selbstsucht sogar weichliche Sentimentalität affectiren und zuweilen sogar, um vor den Augen der Welt als etwas Besonderes zu gelten, sich noch im Gefängniß auf sentimentales Versemachen oder gar Componiren legen, wie der Giftmischer Bernhard Hartung. Auch der widerwärtige Friseur Dobrowsky, der Gattenmörder, dessen Proceß uns Willibald Alexis ebenfalls in einem der neuesten Bände des „Neuen Pitaval" erzählt hat, verfertigte noch wenige Tage vor seiner Hinrichtung elende moralische Verse, mit Zugrundelegung der „Stunden der Andacht", und überreichte sie seinem Vertheidiger mit dem ausdrücklichen Wunsche, daß er davon jeden Gebrauch machen und sie „auch Damen" mittheilen könne!

H. M.

Notiz.

Lorenz Sterne und Elisabeth Draper.

Ein in Posen bei Merzbach erschienenes Schriftchen „Eliza und ihr Bramin. Ein Schattenriß von Karl Hensel" hat das sentimentale Verhältniß zwischen dem Humoristen Sterne und Elisabeth Draper zum Gegenstande. Zuvörderst erhalten wir in der Schrift einige biographische Angaben. Eliza war die Gattin Daniel Draper's, Raths zu Bombay und nachmaligen Chefs der englischen Factorei in Surate. Ihr Vatername läßt sich nicht ermitteln, doch weiß man, daß sie um das Jahr 1742 in der englisch-ostindischen Factorei Anjengo geboren wurde und das Kind begüterter britischer Aeltern war. Wegen eines bedenklichen Brustleidens wurde ihr eine Luftveränderung gerathen und sie reiste nun, ohne ihren Gemahl, nach Frankreich, wo sie während eines längern Aufenthalts die nähere Bekanntschaft Raynal's machte, und von hier nach England. Ihre Liebenswürdigkeit und ihre großen geistigen Gaben verschafften ihr bald in den gewähltesten Gesellschaftskreisen Londons herzliche Aufnahme, und in einem dieser Cirkel war es, wo sich ihr geistiges Verhältniß zu Lorenz Sterne anknüpfte, das bald den Charakter jener Exaltation und Gefühlsschwärmerei annahm, wie sie zu der Zeit unter den Gebildeten fast epidemisch war. Während Eliza, obschon Mutter mehrer Kinder, damals kaum 25 Sommer zählte, stand Sterne bereits im vierundfunfzigsten Lebensjahre und war überdies von so hinfälliger Körperbeschaffenheit, daß er sich selbst in einem seiner Briefe an Eliza einen „Fünfundneunziger" nennt. Aus Rücksichten auf das Urtheil der Welt, vielleicht auch aus Sehnsucht nach ihren Kindern, entschloß sich Eliza 1767 nach ihrer ostindischen Heimat zurückzukehren. Sie begab sich in die Dünen nach Deal, um dort Ankunft und Abgang ihres Schiffs, des Earl of Chatham, abzuwarten. Darüber verzingen noch einige Wochen, und während dieser Zeit wurden zwischen ihr und Sterne, ihrem „Bramin", wie sie ihn nannte, jene 22 Briefe gewechselt, welche der Verfasser des Schriftchens in deutscher Uebersetzung und mit beigefügtem Originaltext mittheilt. Sterne starb schon im folgenden Jahre, Eliza 1773. Sie war keine eigentlich strahlende und blendende Schönheit. Sterne selbst schrieb einmal an sie: „You are not handsome, Eliza!" aber er gesteht, niemals ein so intelligentes, durchgeistigtes Antlitz gesehen zu haben, und daß es keinen Mann von Verstand, Zärtlichkeit und Gefühl geben könne, der drei Stunden in ihrer Gesellschaft sei, ohne ihr Bewunderer oder Freund zu werden; und Raynal

sagt in einem Nachruf an sie, der im zweiten Bande seiner „Histoire philosophique et politique des établissements et du commerce des Européens dans les deux Indes" enthalten ist, daß neben ihrer Schönheit keine andere habe bestehen können, weil sie einzig in ihrer Art gewesen. Karl Hensel vergleicht sie mit so durchgeistigten Wesen wie Novalis' Braut, Sophie von Kühn, und Cäcilie Tychsen, Ernst Schulze's Geliebte. Was Sterne's Briefe an sie betrifft, so hat ihnen schon Hermann Hettner in seiner englischen Literaturgeschichte das Lob ertheilt, daß ihnen in der Welt nichts an die Seite zu stellen sei als Goethe's Briefe an Charlotte Kestner und an Frau von Stein; die Aehnlichkeit erstrecke sich selbst auf den springenden Wechsel zwischen dem Du und Sie. Derselben Eigenthümlichkeit begegnen wir aber auch in dem jüngst bei Meidinger herausgekommenen Briefwechsel zwischen Herder und seiner Braut Karoline Flachsland, der überhaupt in demselben für jene Zeit charakteristischen Stile geschrieben ist, wie Goethe's Jugendbriefe und Sterne's Briefe an Frau Draper.

H. M.

Bibliographie.

Bechstein's, L., Märchenbuch. Mit 187 Holzschnitten nach Originalzeichnungen von L. Richter. 2te illustrirte Ausgabe. Leipzig, G. Wigand. 1857. 4. 3 Thlr. 10 Ngr.

Constant, W., Von einer verschollenen Königsstadt. Ein Romanzen-Kranz. 2te Auflage. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1857. 16. 2 Thlr.

Cornelia. Taschenbuch für deutsche Frauen auf das Jahr 1857. Herausgegeben von A. Henninger. 42ster Jahrgang. Darmstadt, Lange. Gr. 16. 2 Thlr.

Deutschland, seine Natur, Geschichte und Sage, von seinen Dichtern besungen. Herausgegeben von L. Gittermann. Magdeburg, Fabricius. 1857. Gr. 8. 25 Ngr.

Dichterstimmen der Gegenwart. Eine Sammlung vom Felde der deutschen Lyrik seit 1850. Herausgegeben von K. Weller. Leipzig, Hübner. Gr. 16. 1 Thlr. 6 Ngr.

Ebersberger, K., Feldblumen. Gedichte. Nürnberg, v. Ebner. 1857. Gr. 16. 1 Thlr.

Falkner's gesammelte Schriften. 1ster Band. — A. u. d. T.: Erzählungen. 1ster Theil. Leipzig, Kollmann. 1857. Gr. 16. 15 Ngr.

Gärtner, W., Chuonrad, Prälat von Göttweih, und das Nibelungenlied. Eine Beantwortung der Nibelungenfrage. Wien, Hartleben. 1857. Gr. 8. 2 Thlr.

Gast's Tagebuch. In Auszügen behandelt von Tryphius. Uebersetzt und erläutert von Burtorf-Falkeisen. Basel, Schweighauser. Gr. 8. 18 Ngr.

Hagenbach, K. R., Vorlesungen über die ältere Kirchengeschichte. 1ster Theil. — A. u. d. T.: Die christliche Kirche der drei ersten Jahrhunderte. 2te Auflage. Leipzig, Hirzel. 1857. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hahn-Hahn, Ida Gräfin, Bilder aus der Geschichte der Kirche. 1ster Band. — A. u. d. T.: Die Martyrer. Bilder aus den drei ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche. Mainz, Kirchheim. Gr. 12. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Hammer, G., Hubertus-Bilder. Ein Album für Jäger und Jagdfreunde gezeichnet und erzählt. Mit 65 Holzschnitten, ausgeführt von H. Bürkner. Glogau, Flemming. Gr. 4. 2 Thlr.

Heigel, K., Bar-Cochba der letzte Judenkönig. Dichtung. Hannover, Rümpler. 1857. 8. 22½ Ngr.

Heine, H., Gedichte. 4ter Band: Deutschland. Atta Troll. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1857. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Helmer, E., Prinz Rosa-Stramin. 2te Auflage. Göttingen, Wigand. 1857. 16. 20 Ngr.

Heyse, P., Die Braut von Cypern. Novelle in Versen. Mit einem lyrischen Anfang. Stuttgart, Cotta. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Hoffmann von Fallersleben, Lieder aus Weimar. 3te vermehrte Auflage. Hannover, Rümpler. 16. 15 Ngr.

Hoffmann's, E. T. A., gesammelte Schriften. 15te Lieferung. Berlin, G. Reimer. Gr. 16. 4 Ngr.

Paleario, A., Von der Wohlthat Christi. Das hochberühmte Römische Zeugniß aus dem Zeitalter der Reformation für die Rechtfertigung aus dem Glauben. Nach vermeintlicher gänzlicher Vernichtung wieder aufgefunden, von einem Doctor der Theologie der deutschen Kirche übergeben, und ausgestattet mit einer ausführlichen historischen Einleitung. 5te revidirte Ausgabe. Leipzig, Dörffling u. Franke. 8. 6 Ngr.

Putlitz, G. zu, Was sich der Wald erzählt. Ein Märchenstrauß. Illustrirte Pracht-Ausgabe. Mit Zeichnungen von A. Hindorf und W. Riefstahl und vielen Vignetten. 2te Auflage. Berlin, A. Duncker. 1857. 4. 1 Thlr. 20 Ngr.

Raszmann, A., Die deutsche Heldensage und ihre Heimat. 1ster Band. — A. u. d. T.: Die Sage von den Wölsungen und Niflungen in der Edda und Wölsungasaga. Hannover, Rümpler. 1857. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Roquette, O., Hans Haidekuckuck. 2te durchgesehene Auflage. Berlin, Schindler. 1857. 16. 20 Ngr.

Satori-Neumann, J., Zwei Erzählungen. Leipzig, Kollmann. 1857. 8. 15 Ngr.

Spicker, C. W., Der Harz, seine Ruinen und Sagen. Zwei Reisen in den Jahren 1800 und 1850. Erinnerungsblätter. 2te Auflage. Berlin, Gebauer. 1857. 8. 1 Thlr.

Spindler, P. J., Aktenmäßige Darstellung der officiellen Verhandlungen über die Glaubensansichten in Betreff des sogenannten Irvingianismus und die wegen derselben erfolgte Privation und Exkommunikation. Kaufbeuren, Reichel. 1857. Gr. 8. 24 Ngr.

Stahr, A., Nach fünf Jahren. Pariser Studien aus dem J. 1855. Zwei Theile. Oldenburg, Schulze. 1857. Gr. 12. 3 Thlr.

Storm, T., Immensee. Illustrirt von L. Pietsch. 5te Auflage. Berlin, A. Duncker. 4. 1 Thlr. 20 Ngr.

Tagebuch einer Frühverwaisten. 2te Auflage. Leipzig, Merzbach. 1857. 16. 27 Ngr.

Taschenbuch für die vaterländische Geschichte. Gegründet und herausgegeben von J. Freih. v. Hormayr und nach dessen Tode fortgesetzt von G. T. Rudhart. 42ster Jahrgang der gesammten, 24ster der neuen, 4ter der neuesten Folge. 1856. 1857. München, Franz. 8. 1 Thlr. 22 Ngr.

Thomasius, G., Christi Person und Werk. Darstellung der evangelisch-lutherischen Dogmatik vom Mittelpunkt der Christologie aus. 1ster Theil: Die Voraussetzungen der Christologie. 2te erweiterte Auflage. Erlangen, Bläsing. Gr. 8. 2 Thlr. 6 Ngr.

Tagesliteratur.

Gottlieb und Wilhelm, oder Unterhaltungen zweier Protestanten über Dr. Martin Luthers Lehren zu Gunsten der katholischen Religion. 3te mit einer Vertheidigung vermehrte Auflage. Mainz, Kirchheim. Gr. 12. 10 Ngr.

Hagenbach, K. R., Predigt zur Gedächtnißfeier des großen Erdbebens 1356, gehalten am 18. Oktbr. 1856 vor dem versammelten Rathe und den Zünften Basels. Basel, Georg. Gr. 8. 4 Ngr.

Podstatzky-Lonsern, C. Freih. v., Zur Kenntniß der Verhältnisse des österreichischen Grundbesitzes. Wien, Braumüller. 1857. Gr. 8. 8 Ngr.

Vigilantius, Dr., Was wollt ihr mit der Privatbeichte? Ein offenes Wort wider dieselbe. Leipzig, Kollmann. 1857. Gr. 8. 5 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1856 im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

№ **III**, die Versendungen der Monate **Juli, August** und **September** enthaltend.

(Fortsetzung aus Nr. 50.)

82. **Dieffenbach (J. F.), Die Operative Chirurgie.** Zwei Bände. 8. **Neue wohlfeile Ausgabe zu 6 Thlr. — Ausgabe in zwölf Lieferungen zu 15 Ngr. Vierte bis sechste Lieferung.**

Ueber die Bedeutsamkeit und den bleibenden Werth dieses letzten und größten Werks Dieffenbach's, eines der ersten Chirurgen der Neuzeit, das bereits in mehre fremde Sprachen übersetzt wurde, herrscht in der wissenschaftlichen Welt nur Eine Stimme. Mit Recht sagt unter Anderm ein Beurtheiler desselben in der (Hallischen) „Allgemeinen Literaturzeitung": „Dieses Buch ist ein Schatz reicher Erfahrungen, es ist kein todtes Handbuch, keine Ostsbrücke für geistlose Nachbeter; es sind Memoiren, in denen ein großer Mann die Thaten eines inhaltreichen, bewegten, rühmlichen Lebens der Mit- und Nachwelt zur Bewunderung und, wenn sie kann, zur Nachahmung hinstellt."

Um die Anschaffung des Werks zu erleichtern, hat die Verlagshandlung von dem Werke gegenwärtig eine **neue wohlfeile Ausgabe** veranstaltet, die in beliebigen Terminen bezogen werden kann.

83. **Eilers (G.), Meine Wanderung durchs Leben.** Ein Beitrag zur innern Geschichte der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Erster Theil. 8. Geh. 2 Thlr.

Sehr interessante **Memoiren zur Zeitgeschichte**: Schilderungen des geistigen und politischen Zustandes Deutschlands seit dem Ende des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart, angeschlossen an eigene Erlebnisse und Berührungen mit hervorragenden Persönlichkeiten. Der Verfasser erzählt, was er auf seinem „nicht gewöhnlichen Lebenswege von den großen Bewegungen und Entwickelungen des geistigen Lebens der deutschen Nation auf den Gebieten der Wissenschaft, der Schule, der Kirche und des Staats theils zuschauend, theils mithandelnd genauer kennen zu lernen Gelegenheit hatte". Der jetzt zunächst erschienene erste Theil (der für sich abgeschlossen ist) zerfällt in fünf Abtheilungen: I. Knabenleben (im Jeverschen spielend, Schilderung des oldenburgischen Bauernstandes ꝛc.); II. Jever (Gymnasium, erste Berührung mit Schlosser als Gymnasiallehrer ꝛc.); III. Heidelberg und Göttingen in den Jahren 1810—13 (Universitätsleben, Berührungen mit Voß, Paulus, Daub, Reander, Creuzer, Böckh, Fries, Görres, Heeren, Planck ꝛc.); IV. Frankfurt a. M. (Schilderung des frankfurter Lebens während des Kriegsjahres 1813 und der Jahre bis 1817, Berührungen mit dem Bibelübersetzer v. Meyer, dem Pfarrer Stein u. A., namentlich aber mit dem Freiherrn v. Stein); V. Bremen in den Jahren 1817 und 1818 (Religiöses, Pädagogisches, Politisches). Die Schrift verdient ihres reichen, anziehenden und anregenden Inhalts halber die Beachtung der weitesten Kreise.

84. **Medicinisch-chirurgische Encyklopädie für praktische Aerzte.** In Verbindung mit mehreren Aerzten herausgegeben von **Dr. H. Prosch** und **Dr. H. Ploss**, praktischen Aerzten in Leipzig. Drei Bände. 8. Geh. 15 Thlr.

Dem **praktischen Arzte**, der, durch seine Berufsthätigkeit vielfach in Anspruch genommen, dem raschen Entwickelungsgange seiner Wissenschaft kaum zu folgen im Stande ist, bietet sich in vorstehendem jetzt vollständig erschienenen Werke ein Handbuch dar, welches ihm in lexikalischer Form und in gedrängter Kürze **die gesammte praktische Heilkunde nach ihrem gegenwärtigen Zustande** vorführt. Er wird durch dasselbe in den Stand gesetzt, sich in einzelnen Krankheitsfällen über den Zusammenhang und das Wesen der pathologischen Erscheinungen, die exacte Diagnostik und rationelle Therapie ohne großen Zeitverlust Rath zu verschaffen. Die Herausgeber übertrugen die Bearbeitung der verschiedenen Specialfächer praktischen Aerzten, welche der physiologischen und pathologisch-anatomischen Richtung angehören.

Das Werk kann übrigens auch in neun Lieferungen zu dem Preise von 1 Thlr. 20 Ngr. für jede Lieferung nach und nach bezogen werden und ist dasselbe nebst einem ausführlichen **Prospect** in allen Buchhandlungen zu haben.

85. **Falk (J.), Goethe** aus näherm persönlichen Umgange dargestellt. Ein nachgelassenes Werk. Dritte Auflage. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Zum dritten male erscheint hiermit diese kleine Schrift; gewiß das beste Zeichen ihres Werthes und anziehenden Inhalts. Alle Verehrer Goethe's sollten Falk's Schilderungen gelesen haben. Besonders interessant ist auch der Anhang „Ueber Goethe's «Faust»".

In demselben Verlage erschienen folgende weitere **Beiträge zur Goethe-Literatur**:

Eckermann (J. P.), Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. Erster und zweiter Theil. Zweite, mit einem Register versehene Ausgabe. 8. 4 Thlr.

Eckermann's „Gespräche mit Goethe", in fast alle europäische Sprachen übersetzt, bilden anerkanntermaßen einen der wichtigsten und unentbehrlichsten Beiträge zur Kenntniß von Goethe's innerm Leben.

Goethe. Eine biographische Schilderung von **Robert Prutz.** 12. 5 Ngr.

Bildet das 27. Bändchen der „Unterhaltenden Belehrungen zur Förderung allgemeiner Bildung" und ein Seitenstück zu dem 15. Bändchen derselben Sammlung: **Schiller.** Eine biographische Schilderung von **J. W. Schäfer** (5 Ngr.).

Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel. (1774—1832.) Zwei Theile. 8. 4 Thlr. 12 Ngr.

Der von G. E. Guhrauer herausgegebene „Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel" zeichnet sich nicht allein durch die ungewöhnliche über ein halbes Jahrhundert umfassende Dauer aus, sondern auch durch die darin herrschende Vertraulichkeit zwischen dem großen Meister und seinem alten weimarischen „Urfreunde", wie Goethe Knebel einmal nennt, welchem er die erste so erfolgreiche Bekanntschaft mit dem sachsen-weimarischen Fürstenhause verdankte. Goethe's äußeres wie inneres Leben, von der stürmischen Werther-Epoche bis herab zu der milden und erhabenen Contemplation des Greises, rollt hier fortlaufend vor unserm Blick sich auf: ein ebenso treuer Spiegel seines Privatlebens wie der Eindrücke, den die großen Weltbegebenheiten seit der Französischen Revolution auf des Dichters Geist und Gemüth machten; eine neue reiche Quelle nicht blos für literarische Ausbeute, sondern ebenso sehr für den unmittelbaren lebendigen Genuß jedes Gebildeten in Deutschland und aller Orten, wohin Goethe's Name gedrungen ist; kurz eine neue überaus wichtige Bereicherung der Goethe-Literatur. Aber auch Knebel gibt hier in seinen vertraulichen Grüssen sein Bestes, und insofern bildet diese Briefsammlung auch ein unentbehrliches Supplement zu Knebel's schon früher von K. A. Varnhagen von Ense und Th. Mundt herausgegebenen „Literarischen Nachlaß und Briefwechsel".

(Der Beschluß folgt.)

Druckschriften der kais. Akademie der Wissenschaften in Wien

vom Jahre 1856.

In **Wilhelm Braumüller's** Buchhandlung des k. k. Hofes in Wien ist zu haben:

Almanach der kais. Akademie der Wissenschaften für das Jahr 1857. Cart. 1 Thlr.

Die feierliche Sitzung der kais. Akademie der Wissenschaften am 30. Mai 1856. 20 Ngr.

Inhalt: Das mechanische Aequivalent der Wärme und seine Bedeutung in den Naturwissenschaften von Sr. Excellenz dem Präsidenten der k. Akademie Dr. **A. Freiherr von Baumgartner.** — Ueber die Leistungen der k. Akademie der Wissenschaften und die in derselben seit dem 30. Mai 1855 vor sich gegangenen Veränderungen von dem Generalsecretär der k. Akademie Dr. **A. Schrötter.** — Ueber die Wiedervereinigung Tirols mit Oesterreich im Jahre 1813. — Ueber den Einfluss des Maschinenwesens auf unsere socialen Verhältnisse von Regierungsrath Ritter **von Burg.**

A. Schriften der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe.

Atlas der Hautkrankheiten. Text von Prof. Dr. **Ferd. Hebra.** Bilder von Dr. **Anton Elfinger.** I. Lieferung. „Lupus" mit 12 Tafeln in lithographirtem Farbendruck und 12 Contouren Blätter. Gr. Folio. 20 Thlr.

Denkschrift der Akademie der Wissenschaften. X. Band mit 26 Tafeln. 4. 6 Thlr. 20 Ngr.

— — XI. Band mit 61 Tafeln. 18 Thlr. 20 Ngr.

Jahrbücher der k. k. Central-Anstalt für Meteorologie und Erdmagnetismus von Director Prof. Dr. Ld. IV. Band. Jahrgang 1852. 4. 6 Thlr. 20 Ngr.

Sitzungsberichte der kais. Akademie der Wissenschaften 1856. XIX. Band. 1. Heft 2 Thlr. 20 Ngr. 2. Heft 1 Thlr. XX. Band. 1. Heft 1 Thlr. 20 Ngr. 2. 3. Heft 3 Thlr. 20 Ngr. XXI. Band. 1. Heft 2 Thlr. 2. Heft 2 Thlr. 15 Ngr.

Register zu den zweiten 10 Bänden der Sitzungsberichte (Band 11—20) 7½ Ngr.

Von grössern Aufsätzen sind als Separatabdrücke zu haben:

a) Aus den Denkschriften:

Diesing, Dr. *K. M.*, Zwölf Arten von Acanthocephalen. Mit 3 Tafeln. 20 Ngr.

— — Neunzehn Arten von Trematoden. Mit 3 Tafeln. 1 Thlr. 10 Ngr.

— — Zwanzig Arten von Cephalocotyleen. Mit 6 Tafeln. 1 Thlr. 6 Ngr.

Gümbel, *C. W.*, Mittheilungen über die neue Färbeflechte Leconora Ventosa Ach. Nebst Beitrag zur Entwickelungsgeschichte der Flechten. Mit 1 Tafel. 18 Ngr.

Grailich, Dr. *J.*, Berechnung und Reflexion des Lichtes an Zwillingsflächen, optisch einaxiger, vollkommen durchsichtiger Medien. II. Abtheilung mit 1 Tafel. 15 Ngr. (Die I. Abtheilung kostet 1 Thlr. 4 Ngr.)

Hauer, *Franz* Ritter *von*, Ueber die Cephalopoden aus dem Lias der nordöstlichen Alpen. Mit 25 Tafeln. 4 Thlr. 20 Ngr.

Heckel, *Joh. Jacob*, Beiträge zur Kenntniss der fossilen Fische Oesterreichs. Mit 15 Tafeln. 4 Thlr. 20 Ngr.

Hörnes, Dr. *M.*, Ueber einige neue Gastropoden aus den östlichen Alpen. Mit 3 Tafeln. 18 Ngr.

— — Ueber Gastropoden aus dem Trias der Alpen. Mit 3 Tafeln. 16 Ngr.

Hyrtl, Prof. Dr. *J.*, Ueber die accessorischen Kiemenorgane der Clupeaceen, nebst Bemerkungen über den Darmcanal derselben. Mit 3 Tafeln. 18 Ngr.

— — Anatomische Mittheilungen über Mormyrus und Gymnarchus. Mit 6 Tafeln. 1 Thlr. 18 Ngr.

Kreil, Dr. *K.*, Erste Ergebnisse der magnetischen Beobachtungen in Wien. 12 Ngr.

Langer, Prof. Dr. *K.*, Ueber das Sprunggelenk der Säugethiere und des Menschen. Mit 2 Tafeln. 17 Ngr.

Lorenz, Dr. *J. R.*, Die Stratonomie von Aegagropila Sauteri. Mit 5 Tafeln. 1 Thlr. 6 Ngr.

Oeltzen, *W.*, Schwerd's Beobachtungen von Circumpolarsternen in mittleren Positionen. 1 Thlr. 10 Ngr.

Rathke, *H.*, Bemerkungen über die Carotiden der Schlangen. 15 Ngr.

Reuss, *A. E.*, Paläontologische Miscellen. Mit 7 Tafeln. 1 Thlr. 15 Ngr.

Richter, *H.* und *Unger*, *Franz*, Beitrag zur Paläontologie des Thüringer Waldes. Mit 13 Tafeln. 3 Thlr. 20 Ngr.

b) Aus den Sitzungsberichten:

Ebner, Major Freih. *von*, Ueber die Anwendung der Reibungselectricität zum Zünden von Sprengladungen. Mit 5 Tafeln. 1 Thlr.

Engel, Prof. Dr., Ueber das Wachsen abgeschnittener Haare. Mit 2 Tafeln. 8 Ngr.

— — Die Entwickelung der menschlichen Hand. Mit 2 Tafeln. 7½ Ngr.

Ettingshausen, *A. von*, Ueber die neuern Formeln für das an einfach brechenden Medien reflectirte und gebrochene Licht. 4 Ngr.

Ettingshausen, Prof. Dr. *Const. von*, Bericht über das Werk Physiotypia plantarum austriacarum. 1 Thlr. 10 Ngr.

Fialkowsky, *N.*, Bestimmung der Zeit bei den Ellipsen. Mit 2 Tafeln. 5 Ngr.

— — Rotation ohne Grundriss. Mit 1 Tafeln. 17 Ngr.

Fitzinger, Dr. *L. J.*, Ueber das System und die Charakteristik der natürlichen Familien der Vögel. 6 Ngr.

— — Geschichte des k. k. Hof-Naturalien-Cabinets zu Wien. I. Abtheilung. Aelteste Periode bis zum Tode Kaiser Leopold II. 1792. 7½ Ngr.

Frauenfeld, *G.*, Naturhistorische Fragmente, gesammelt auf einer Reise im rothen Meere im Frühjahre 1856. Mit 2 Tafeln. 12 Ngr.

Heeger, *E.*, Neue Metamorphosen einiger Dipteren. Mit 4 Tafeln. 15 Ngr.

Heuglin, Dr. *Th. von*, Systematische Uebersicht der Vögel Nord-Ost-Afrika's mit Einschluss der arabischen Küste des rothen Meeres und der Nil-Quellen-Länder südwärts bis zum vierten Grade nördlicher Breite. 12 Ngr.

Hirsch, *Ad.*, Vorausberechnung der totalen Sonnenfinsterniss 18. Juli 1860. Mit 3 Karten. 20 Ngr.

Kreil, Ueber die Bestimmung der Seehöhe aus dem beobachteten Luftdruck. 4 Ngr.

Leitgeb, Dr. *H.*, Die Luftwege der Pflanzen. Mit 1 Tafel. 10 Ngr.

Leydolt, Dr. *Franz*, Ueber die Structur und Zusammensetzung der Krystalle

des prismatischen Kalkhaloides, nebst einem Anhange, über die Structur der kalkigen Theile einiger wirbellosen Thiere. Mit 9 Tafeln. 28 Ngr.

Littrow, K. von, Ueber lichte Fäden im dunkeln Felde bei Meridian-Instrumenten. Mit 1 Tafel. 4 Ngr.

— — Drei Quellen über den Kometen von 1556. Mit 1 Tafel. 5 Ngr.

Oeltzen, W., Nachweis des Vorkommens von Sternen aus den Argelanderschen nördlichen Zonen in andern Quellen. II. Abtheilung. 12 Ngr. (Die I. Abtheilung kostet 10 Ngr.)

Pohl, Dr. *J. J.*, Ueber die Verwendbarkeit des Mitscherlich'schen Polarisations-Sacharimeters zu chemisch-technischen Proben. 5 Ngr.

Pokorny, Dr. *A.*, Ueber die Darstellung einiger mikroskopischer, botanischer Objecte durch Naturselbstdruck. Mit 2 Tafeln. 8 Ngr.

— — Ueber die Anwendung der Buchdruckerpresse zur Darstellung physiotypischer Pflanzenabdrücke. Mit 3 Tafeln. 10 Ngr.

Reichardt, H. W., Ueber das centrale Gefässbündel-System einiger Umbelliferen. Ein Beitrag zur anatomischen Kenntniss dieser Familie. Mit 3 Tafeln. 20 Ngr.

Reisenhauer, P. A., Ueber Prof. Stampfer's Lichtpunkt-Mikrometer im Fernrohre des Meridiankreises der Sternwarte zu Kremsmünster. Mit 1 Tafel. 6 Ngr.

— — Untersuchungen über das atmosphärische Ozon. 5 Ngr.

Reuss, Beiträge zur Charakteristik der Tertiärschichten des nördlichen und des mittlern Deutschlands. Mit 12 Tafeln. 1 Thlr. 16 Ngr.

Schmidt, Prof. *O.*, Zur Entwickelungsgeschichte der Najaden. Mit 4 Tafeln. 15 Ngr.

Stark, Dr. *J. B.*, Eine neue Methode des Doppelsprechens in derselben Richtung auf einem Drahte. Mit 1 Tafel. 6 Ngr.

Stur, D., Ueber den Einfluss des Bodens auf die Vertheilung der Pflanzen. Als Beitrag zur Kenntniss der Flora von Oesterreich, der Geographie und Geschichte der Pflanzenwelt. 15 Ngr.

Türk, Dr. *L.*, Ueber Degeneration einzelner Rückenmarkstränge, welche sich ohne primaire Krankheit des Gehirnes oder Rückenmarkes entwickelt. 5 Ngr.

Wedl, Prof. Dr. *C.*, Ueber einige Nematoden. Mit 1 Tafel. 5 Ngr.

— — Ueber die Mundwerkzeuge von Nematoden. Mit 3 Tafeln. 16 Ngr.

Winkler, Dr. *A.*, Neue Theoreme zur Lehre von den bestimmten Integralen. 6 Ngr.

Zevarovich, Ritter von, Die Halbinsel Tihany im Plattensee und die nächste Umgebung von Füred. Mit 2 Tafeln. 16 Ngr.

Zeuschner, Prof., Geognostische Beschreibung des Liaskalks in der Tátra und in den angränzenden Gebirgen. Mit 2 Tafeln. 20 Ngr.

B. Schriften der historisch-philosophischen Classe.

Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen. Herausgegeben von der zur Pflege vaterländischer Geschichte aufgestellten Commission der k. Akademie der Wissenschaften. XV. Band. 2. Abtheilung. 24 Ngr. XVI. Band 1. und 2. Abtheilung. 1 Thlr. 14 Ngr.

Denkschriften der kais. Akademie der Wissenschaften. VII. Band. Mit 13 Tafeln. 4. 6 Thlr. 20 Ngr.

Fontes rerum austriacarum. Oesterreichische Geschichtsquellen herausgegeben von der historischen Commission der k. Akademie der Wissenschaften. II. Abtheilung. Diplomataria et acta.

XI. Band. Urkunden des Cistercienser-Stiftes Heiligenkreuz im Wiener Walde herausgegeben von J. N. Weis. I. Theil. 1 Thlr. 5 Ngr.

XII. Band. Urkunden zur ältern Handels- und Staatsgeschichte der Republik Venedig mit besonderer Beziehung auf Byzanz und die Levante, vom neunten bis zum Ausgang des funfzehnten Jahrhunderts herausgegeben von Dr. G. L. F. Tafel und G. M. Thomas. I. Theil. 2 Thlr.

Geschichte Wassaf's. Persisch herausgegeben und deutsch übersetzt von **Hammer-Purgstall**. I. Band. 4. 10 Thlr.

Notizenblatt, Beilage zum Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen. Herausgegeben von der historischen Commission der kais. Akademie der Wissenschaften. Sechster Jahrgang. 1856. 2 Thlr.

Sitzungsberichte der kais. Akademie 1856. XIX. Band. 1. Heft 17 Ngr. 2. Heft 20 Ngr. XX. Band. 1. Heft 28 Ngr. 2. 3. Heft 1 Thlr. 5 Ngr. XXI. Band. 1. Heft 15 Ngr. 2. Heft 15 Ngr.

Register zu den zweiten 10 Bänden der Sitzungsberichte (Band 11 bis 20) 4 Ngr.

Von grössern Aufsätzen sind als Separatabdrücke zu haben:

a) Aus den Denkschriften:

Lanza, Dr. *F.*, Monumenti Salonitani inediti illustrati. Mit 12 Tafeln. 3 Thlr. 4 Ngr.

Miklosich, F., Die Sprache der Bulgaren in Siebenbürgen. 20 Ngr.

b) Aus den Sitzungsberichten:

Aschbach, Prof. Dr. *J.*, Die römischen Legionen prima und secunda Adjutrix. Geschichte ihrer Entstehung, ihrer frühern Stationen und endlichen festen Standlager in Niederpannonien. 7½ Ngr.

Baerwald, Dr. *H.*, Ueber die Echtheit und Bedeutung der Urkunde König Rudolf I., betreffend die baierische Kur. Ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte des kurfürstlichen Collegiums. 12 Ngr.

Bergmann, J., Pflege der Numismatik in Oesterreich im achtzehnten Jahrhundert, mit besonderm Hinblick auf das k. k. Münz- und Medaillen-Cabinet in Wien. 15 Ngr.

Boller, Prof., Vergleichende Analyse des magyarischen Verbums. 15 Ngr.

Bonitz, H., Beiträge zur Erklärung des Sophocles. 15 Ngr.

Chmel, J., Habsburgische Excurse. VI. 1. Abtheilung. 8 Ngr.

Diemer, J., Kleine Beiträge zur ältern deutschen Sprache und Literatur. III. Theil. 20 Ngr.

Dümmler, Dr. *E.*, Ueber die älteste Geschichte der Slawen in Dalmatien. 15 Ngr.

Jaeger, Dr. *A.*, Ein Beitrag zur Privilegiumsfrage. 4 Ngr.

Karajan, Th. G. von, Bericht über die Thätigkeit der historischen Commission der k. Akademie der Wissenschaften während des akademischen Verwaltungsjahres 1854 bis 1855. 4 Ngr.

Lorenz, O., Die Siebente Kurstimme bei Rudolf's I. Königswahl. 8 Ngr.

Pfitzmaier, Dr. *A.*, Notizen aus der Geschichte der chinesischen Reiche vom Jahre 572 bis 546 vor Christo. 15 Ngr.

Rösler, Dr. *E. F.*, Beiträge zur Staatsgeschichte Oesterreichs aus dem G. W. von Leibnitz'schen Nachlasse in Hannover. 4 Ngr.

Seidel, *F. G.*, Beiträge zu einer Chronik der archäologischen Funde in der österreichischen Monarchie. V. Fortsetzung. 20 Ngr. (Die bisher erschienenen vier Hefte kosten 1 Thlr. 20 Ngr.)

Schmeller's sogenanntes cimbrisches Wörterbuch, das ist deutsches Idiotikon der VII und XIII comuni in den venetianischen Alpen. Mit Einleitung und Zusätzen im Auftrage der kais. Akademie der Wissenschaften herausgegeben von Joseph Bergmann. 1 Thlr. 6 Ngr.

Tickel, Dr. *Th.*, Die ambrosianische Republik und das Haus Savoyen. Beitrag zur Geschichte Mailands im 15. Jahrhundert. 15 Ngr.

Stögmann, *K.*, Ueber die Vereinigung Kärntens mit Oesterreich. Eine historische Abhandlung. 15 Ngr.

Wattenweber, Dr. *W. R.*, Beiträge zur Literärgeschichte Böhmens. 7½ Ngr.

Wolf, *F.*, Proben portugiesischer und catalonischer Volksromanzen. Mit einer literar-historischen Einleitung über die Volkspoesie in Portugal und Catalonien. 24 Ngr.

Soeben erschien bei **Aug. Hirschwald** in Berlin und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das physische Leben

in populären Vorträgen dargestellt

von

Dr. Daniel Friedrich Eschricht,

Professor der Physiologie an der Universität in Kopenhagen.

Mit 208 Abbildungen.

Zweite Ausgabe.

Eleg. geb. Preis 2 Thlr. 7½ Sgr.

Diese populäre Darstellung des physischen Lebens ist allen Gebildeten als eine interessante und belehrende Lectüre zu empfehlen. Man kann dreist behaupten, es sei Niemand, der nicht einmal in die Lehre vom Leben hineinsehen möchte, wenn er nur erst wüßte, was darin alles abgehandelt wird. Die Lebenserscheinungen selbst können Niemand ganz fremd bleiben, am allerwenigsten die Lebenserscheinungen unsers eigenen Körpers. So muß sich Jedem, der nicht ohne Augen und Sinn ist für die Natur, nicht ganz gleichgültig für Alles, was im wundervollen Bau seines eigenen Körpers verliehen worden, eine Reihe Fragen aufdrängen, die er nur in der „Lehre vom Leben" — welche das obige Buch in anziehender Weise behandelt — erläutert und beantwortet findet.

Aus dem reichen Inhalt des Werks ist unter Anderm Folgendes anzuführen:

Das Leben im Allgemeinen. Charakter des Lebens. Organische — anorganische Körper. Organische Structur. Organische Stoffe. Organisches Leben. Scheintod. Wechselverkehr mit der Außenwelt. Physikalische Deutung der Lebenserscheinungen. Thierische Wärme. Einsaugungsvermögen. Blutumlauf, Lichtbrechung, Muskel- und Nerventhätigkeit. **Ernährungsleben.** Bearbeitung der Nahrungsstoffe. Haushalt der Natur. Charakter des Pflanzen- und des Thier-Organismus. Wahl der Nahrungsstoffe. Zähne. Einsaugung und Absonderung. Drüsen. Zellenabsonderung. Stoffaustausch mit der Luft. Kiemen. Tracheen. Lungen. Mechanismus des Athemholens. Blut und Blutumlauf. Kreislauf des Blutes. Das Herz. Schlagadern. Haargefäße. Venen. Lymphgefäße. Blutmenge. **Bewußtes Leben.** Nerventhätigkeit. Das Rückenmark. Das Gehirn als Sitz des Bewußtseins. Bau des menschlichen Gehirns. Nervensystem der Thiere. Sinnesthätigkeit. Gefühl. Geruch. Geschmack. Bau des Ohres. Licht. Bau des Auges. Willkürliche Bewegungen. Muskeln. Skelet. **Vorzüge des menschlichen Organismus.** Hand und Fuß. Sprachorgane. Geberdensprache. Lautsprachen. Schriftsymbole. Gehirn. Gehirnleben. Seelenleben ꝛc.

Eine neue Schrift von Bunsen.

Bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gott in der Geschichte

oder

der Fortschritt des Glaubens an eine sittliche Weltordnung.

Von

Christian Carl Josias Bunsen.

In sechs Büchern.

Erster Theil. Erstes und zweites Buch.

8. Geh. 3 Thlr.

Ein neues höchst wichtiges Werk des berühmten Verfassers der „Zeichen der Zeit", wie die meisten Schriften desselben nicht für abgeschlossene Gelehrtenkreise, sondern für die weitesten Kreise, die „Gemeinde" bestimmt.

Von dem Verfasser erschienen ebendaselbst:

Die Zeichen der Zeit. Briefe an Freunde über die Gewissensfreiheit und das Recht der christlichen Gemeinde. Erstes Zehend. Briefe an Ernst Moritz Arndt über den christlichen Vereinsgeist und die kirchliche Richtung der Gegenwart. Dritte unveränderte Auflage. Erstes und zweites Bändchen. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Allgemein ist diese rasch in **drei Auflagen** erschienene Schrift Bunsen's als **ein Ereigniß** betrachtet worden.

Hippolytus und seine Zeit. Anfänge und Aussichten des Christenthums und der Menschheit. Zwei Bände. (Erster Band. Die Kritik. Zweiter Band. Die Herstellung.) 8. 7 Thlr.

Dieses Werk Bunsen's ist eine der bedeutendsten Erscheinungen auf dem Gebiete der neuern theologischen Literatur. Der nicht blos für das gelehrte theologische und historische, sondern für das ganze gebildete Publicum interessante Inhalt und die anziehende Behandlungsweise haben dem Werke in England wie im Vaterlande des Verfassers die allgemeinste Aufmerksamkeit zugewandt.

Aeltere Auflagen des Conversations-Lexikon werden unter Zuzahlung von 12 Thlrn. gegen die neueste zehnte Auflage (Subscriptionspreis 20 Thlr.) umgetauscht. — **Ausführlichere Auskunft in einem Prospect, der in jeder Buchhandlung zu haben ist.**

F. A. Brockhaus in Leipzig.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 52. — 25. December 1856.

Inhalt: Leopold Schefer's neueste Dichtungen. Von **Hermann Marggraff**. — Literarische Erinnerungen und biographische Fragmente. — Jakob Böhme. — Mittheilungen aus Berlin. Von **Eduard Schmidt-Weißenfels**. — Macaulay und sein Beurtheiler in diesen Blättern. — **Notiz**. — **Bibliographie**. — **Anzeigen**.

Leopold Schefer's neueste Dichtungen.

1. Hausreden. Von Leopold Schefer. Dessau, Gebrüder Katz. 1855. 16. 2 Thlr.
2. Keran der Liebe nebst kleiner Sunna. Von Leopold Schefer. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1855. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.
3. Der Hirtenknabe Nikolas, oder der deutsche Kinderkreuzzug im Jahre 1212. Nach den Chroniken erzählt von Leopold Schefer. Leipzig, Brockhaus. 1857. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Leopold Schefer ist als Dichter in seiner Art ein Phänomen, wie auch seine ganze Entwickelung etwas Phänomenartiges hat. Schon zu der Zeit, als die jungdeutsche Knappenschaft zuerst in den Schacht der Literatur fuhr, um bald wirkliches Gold, bald bloßes Katzengold heraufzuholen, war Schefer im Grunde ein alter Schriftsteller. Sein erstes Erzeugniß, seine „Gedichte mit Compositionen", die anfangs bekanntlich als eine Federübung Pückler-Muskau's angesehen wurden, fällt bereits in das Jahr 1811. Später, besonders in den zwanziger Jahren, überschüttete er aus dem üppigen Füllhorn seiner Phantasie das Publicum mit einem wahren Blumenregen von Novellen, gemischt mit Liedern und tiefsinnigen Balladen. Trotzdem war er damals nicht eigentlich populär; er war der Menge zu wenig verständlich, zu dunkel, zu sonderbar, während feinere Kenner und für Poesie empfängliche Gemüther seine Originalität und seine tiefen Anschauungen, die sich zuweilen jedoch nur zu sehr auf Kosten einer klaren plastischen Form geltend machten, wohl zu würdigen wußten. Schon 1830, also vier Jahre vor dem Erscheinen des „Laienbrevier", sagte A. Wendt in den „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik" über ihn:

Die Natur ist seine Göttin, die er vor allen preist. In der Natur erblickt unser Dichter das ewige Gesetz, dem der Einzelne sich unterordnen muß; ihre unvergängliche Schöne tröstet ihn über die Vergänglichkeit der Dinge, und mit Rührung empfängt er die Freuden des kurzen Daseins und die Frühlings-, Sommer- und Mondnächte aus ihrer Hand. Sie verwandelt sich ihm in seine Geliebte und die Geliebte in die Natur, und die Liebe selbst spricht er mehr in der naiven, heitern Weise der antiken Welt aus, von welcher sein Geist angeweht ist und die ihm in dem eigenen Anschauen Griechenlands und Italiens lebendig gegenwärtig geworden.

Im Jahre 1834, also in seinem funfzigsten Lebensjahre, trat Schefer mit seinem „Laienbrevier" hervor, dem er sein Bekanntwerden auch in weitern Kreisen, ja eine Art Popularität verdankt, soweit von der Popularität eines deutschen Dichters in unsern Tagen die Rede sein kann. Das Glück pflegt sonst mehr mit der keck vorwärtsstürmenden Jugend zu sein, und wir haben hier einen jener seltenern Fälle, wo ein Dichter erst mit und nach seinem funfzigsten Lebensjahre eigentlichen Erfolg zu haben beginnt. Die Reflexionspoesie hat freilich immer ihr Publicum in Deutschland gehabt, Gleim's „Halladat" so gut wie Tiedge's „Urania"; es ist ein Publicum, auf das sich der Dichter jederzeit verlassen kann, nur muß die Reflexion des Dichters zugleich auch der Empfindung der Trostbedürftigen, deren es in Deutschland immer eine große Zahl geben wird, Genüge zu thun wissen. Indeß geziemt es einem Funfzigjährigen wohl, sich ernsten Lebensbetrachtungen, welchen Stoffs sie auch seien, hinzugeben und sich in die Gottheit zu versenken, wie er sie sich auch denken und construiren möge. Wunderbarer, obschon doch wieder mit seiner quietistischen Weltvergessenheit im Zusammenhange stehend, erschien es, als derselbe Schefer, nachdem er wieder 20 Jahre älter geworden, seinen „Hafis in Hellas" erscheinen ließ, worin er den Göttern Trotz bot, ihnen das Recht des Menschen auf irdische Freuden entgegenhielt, die Schönheit des Weibes apotheosirte und den Liebesgenuß mit dem Feuer eines Dichters und der Weihe eines Priesters der Kypris predigte.

In den drei oben angeführten neuesten Schriften Leopold Schefer's finden wir nun diese drei Richtungen Schefer's, die didaktische, erotische und novellistische, vertreten, sodaß wir aus ihrer Betrachtung und Zusammenstellung ein Gesammtbild des Dichters zu erhalten hoffen dürfen. Wenn wir dabei den Novellisten auf den Didaktiker und Erotiker folgen lassen, so geschieht dies hauptsächlich darum, weil wir in seiner neuesten novellistischen Arbeit ein Zurückgehen auf die Lieblingsgattung und die schriftstellerischen Neigungen seiner Jugend erkennen dürfen, nach dem alten Gesetz, wonach der Greis am liebsten

ſich zu den Reminiscenzen ſeiner Jugend zurückwendet. Es iſt aber nicht die kindiſche Schwäche eines Greiſes, die wir hier uns gegenüber haben; vielmehr iſt auch dies phänomenartig an Schefer, daß er ſich das Feuer und die Friſche eines Jünglings bis in ſein jetziges hohes Lebensalter erhalten hat. Hierzu mag freilich beigetragen haben, daß der Dichter ſeit ſeinen Reiſen in Italien und im Orient, zu denen ihm bekanntlich ſein Protector, der Fürſt Pückler-Muskau, großherzig die Mittel gewährte, in der grünen Einſamkeit von Muskau nur ſich ſelbſt und der Natur lebte, fern von dem zehrenden, verwirrenden und oft die Kräfte vor der Zeit abſchwächenden oder doch von ihrem Mittelpunkte auf frivole Aeußerlichkeiten ableitenden Treiben der großen Welt. Ueberhaupt war Schefer von Hauſe aus mehr Autodidakt als Studirter; um ſo tiefer und reicher geſtaltete ſich ſeine innere Welt, um ſo urſprünglicher konnte ſie ſich erhalten. Vor der bei den gewöhnlichen hin- und herpfuſchenden Autodidakten ſo häufig anzutreffenden Selbſtgefälligkeit und Oberflächlichkeit bewahrten ihn die Tiefe und die ernſte Richtung ſeines Geiſtes und die Wahl ſeiner Studien, die er aus der erſten, d. h. ſeiner eigenen Hand hatte. Soviel wir wiſſen, hat Schefer niemals eine Univerſität beſucht; und vielleicht iſt gerade hierin mit ein Grund zu ſuchen, daß ſein Herz ſo menſchlich fühlt und ſo reich an Liebe, Wohlwollen und Freudigkeit iſt. Um aber Volkstöne wie Burns anzuſchlagen, dazu war er wieder zu modern gebildet durch früheſte Erziehung, durch den Verkehr mit Gebildeten, durch Lectüre und philoſophiſche Studien. Jedenfalls und glücklicherweiſe hat Schefer durch ſein Beiſpiel bewieſen, daß man ein tiefer, origineller und bedeutender Dichter ſein kann, ohne doch den ſonſt in Deutſchland vorgeſchriebenen höhern Bildungscurſus vollſtändig durchgemacht und ein halb Dutzend Examina beſtanden zu haben, wiewol wir nicht verkennen, daß ſeine ſehr beſchränkte Fähigkeit plaſtiſch zu geſtalten, ſein Hang zum Quietismus, ſeine Unklarheiten und Inconſequenzen und ſo manche Wunderlichkeiten dieſem überwiegend autodidaktiſchen Bildungsgange wie ſeiner Abſonderung von der Welt zuzuſchreiben ſein mögen. Für uns perſönlich iſt es immer eine Freude, in unſerer ſo ſehr auf Dreſſur und allgemeine Abhobelung bedachten Zeit hier und da noch Menſchen anzutreffen, die, was ſie ſind, mehr durch ſich ſelbſt als durch Andere geworden ſind. Den geiſtigen Kern und das eigentliche Lebensprincip des althelleniſchen Weſens hat Leopold Schefer vermittels ſeines Anſchauungs- oder poetiſchen Ahnungsvermögens vielleicht beſſer erkannt als mancher Philolog, dem keine Variante entgangen iſt. Es ſcheint uns dies ein Zeugniß zu ſein, daß das Vermögen des urſprünglichen Anſchauens und Schaffens doch trotz allen Abrichtens und Dreſſirens auch jetzt noch nicht gänzlich verlorengegangen iſt.

Schefer's „Hausreden", von denen wir zuerſt ſprechen wollen, ſind im Grunde nur eine Nachgeburt ſeines „Laienbrevier" und werden daher, obſchon ſich das Schickſal eines Buchs niemals mit Beſtimmtheit vorausſagen läßt, ſchwerlich daſſelbe Glück machen, da es wol immer den Eindruck eines ſpätern Werks ſchwächt, wenn ein Dichter darin zu ſehr ſich ſelbſt copirt. Manche Zeitumſtände waren dem „Laienbrevier" günſtig. Lange Zeit war dieſe Gattung von Erbauungsliteratur nicht oder doch nur von ungeſchickten Leuten cultivirt worden, welche die Denkreſultate der Zeit nicht in ſich aufgenommen hatten oder in einer außer Gebrauch gekommenen Sprache zu Denen redeten, welche des Troſtes und der Verſenkung in ſich und die Natur, einer Hinweiſung auf die Gottheit bedürftig waren. Zwar, wie Taillandier in ſeiner „Histoire de la jeune Allemagne" bemerkt, wird man über den Schefer'ſchen Gottheitsbegriff nicht vollkommen klar. „Sans doute on ne saurait pas toujours dire quel est ce dieu", ſagt Taillandier; „tantôt c'est le dieu du christianisme, supérieur au monde et qui l'éclaire, tantôt le dieu du panthéisme moderne"; aber es war doch immer ein Gott, oder wie der Franzoſe weiter bemerkt: „Mais malgré ce qu'il y a de vague dans les croyances du poëte, un ardent amour de la divinité y éclate à chaque vers." Dieſer Schefer'ſche Gott war nun freilich kein perſönlicher Gott, der Ohren hatte, um die Gebete des Leidenden, Duldenden und Gequälten zu vernehmen und zu erhören; aber auch nicht der zornige, eifrige Gott, der zwar die Tugend jetzt oder künftig belohnt, aber auch über die Sünde ſeine Zuchtruthe ſchwingt, überhaupt kein Gott, der Nieren und Herzen prüft und in das Innerſte des Menſchen blickt, der dieſen vielleicht ſo wenig incommodirt als möglich. Und einen ſolchen Schefer'ſchen Gott läßt ſich ja wol das jetzige Geſchlecht gern gefallen. Der Hauch der Lenzluft, der Duft der Blüte, die Farbe des Regenbogens, der Strahl des Mondes — alles Das war Gott, und wenn man Gott davon trennte, ſo blieb doch immer etwas ſehr Angenehmes, den Sinnen Schmeichelndes übrig: Hauch, Duft, Farbe, Strahl. „In dieſen charmanten Predigten", ſagt Taillandier, „wird die Philoſophie eine Idylle und die Moral gewinnt die ganze Anmuth eines Hirtengedichts."

Auch die „Hausreden" enthalten wie das „Laienbrevier" vieles Schöne, Treffliche, Herrliche, viele Troſt- und Lebensſprüche von goldenem Klang und Gehalt, viele ſinnige und praktiſche Sentenzen. Aber obſchon es dem Dichter nicht verſagt iſt, irgendeinen Moralſatz in zwei oder vier Kernzeilen zuſammenzufaſſen, ſo iſt die Untugend der Redſeligkeit bei ihm doch etwas weit gediehen; ſtatt zu ſprechen, plaudert er oft; und wenn er ein Goldkorn findet, ſo ſchlägt er es breit, bis es ſeine runde Geſtalt verliert und zuweilen vollkommen platt wird. Man weiß ſich vor Worten bei ihm kaum zu laſſen, und wenn wir ſie dann auf ihren Grundgedanken zurückführen, ſo iſt dieſer mitunter doch ziemlich trivial und hausbacken. Dieſe Redſeligkeit, dieſe Wortmacherei findet man auch ſchon hier und da im „Laienbrevier", aber nicht in dem Grade wie in dieſen „Hausreden"; und wahrlich, es iſt keine Kleinigkeit, nahe 500 Seiten ſolcher monotonen Jamben zu leſen, in de-

nen häusliche Moral verarbeitet ist. An ermüdenden Wiederholungen kann es dabei nicht fehlen. Ueber Schefer's eigentlichen Gottesbegriff werden wir uns auch aus diesen „Hausreden" nicht klar. Oft spricht er von Gott, wie dies schon Taillandier hervorhebt, wie von einem persönlichen, der Dies oder Jenes vom Menschen verlangt oder ihm Dies oder Jenes gewährt; ein ander mal wird ihm die ganze umgebende Natur zu seinem Gott, und ein drittes mal ist ihm das eigene Selbst der Gott, von dem allein man Gesetze zu empfangen habe. Aehnlich verhält es sich mit seinem Religionsbegriff. Zwar jede Religion in kirchlicher Form ist ihm zuwider und vom Kirchengehen ist er kein Freund:

Wer erst in Noth und Tod zum Tempel rennt,
Der ist zu Hause nicht bei Gott gewesen,
Nicht bei Vernunft und seinem weisen Willen.
Und wer zu Haus bei Gott war — bleibt zu Hause.

Die Natur ist ihm, wie so vielen Dichtern, Gottes Tempel; die Naturverehrung ist ihm Religion. Ein andermal leistet ihm aber auch der Cultus weiblicher Schönheit dieselben Dienste, oder die Kunst:

Die Kunst, sie ist die frohste Religion,
Die reichste . . . .

Dann wieder das Leben selbst:

Das Leben ist des Gottes Thun und Walten,
Das Leben selbst ist die Religion.

Und er führt diesen Gedanken noch detaillirter aus:

Religion ist: recht das Leben führen,
Rein, unbeschädigt, glücklich und vollkommen
Zufrieden, von der Wiege bis zum Grabe.
Der reifen Jungfrau ist Religion:
Sich einen Mann zu nehmen, einen Vater
Für ihre Kinder u. s. w.

Der Dichter macht es hiermit den Leuten sehr bequem: Jeder kann seine Lieblingsneigung und Lieblingsgewohnheit als einen religiösen Cultus betrachten und pflegen. „Vollkommen zufrieden leben", das ist der Gipfel der Religion, die Schefer predigt, obschon dieser Grundsatz mit einem andern sehr richtigen des Dichters, daß die Unzufriedenheit allein die Mutter alles Bessern sei, in directem Widerspruche steht. Denn wie kann der Mensch sich zugleich vollkommen zufrieden fühlen, wenn er, um zu einem bessern Zustande zu gelangen, nothwendig unzufrieden sein muß? Solche Widersprüche sind bei Schefer, der durchaus kein logischer Denker ist, überaus häufig; aber die Mehrzahl der Leser, weil sie gleichfalls nicht logisch denkt, schlüpft darüber hinweg; denn das Publicum hat, wie die Kirche, einen großen Magen, der Alles, auch das Heterogenste, wenn auch nicht verdauen, doch wenigstens als Rohstoff in sich aufnehmen kann. Doch was fangen mit der Religion oder vielmehr den Religionen Schefer's die Millionen an, denen es ihre Lage unmöglich macht, je vollkommen zufrieden zu sein, deren Augennerv durch die Noth für die freundlichen Eindrücke der Natur abgestumpft und getödtet ist, denen die Genüsse der Kunst und des Schönen unzugänglich sind? Schefer gedenkt zwar der Armen und Nothleidenden, er tadelt die Herzlosen, welche behaupten, daß die Armen nur dazu da seien, „um sie zu Tod zu füttern", er hält es für verdammlich, sie immer auf den Himmel zu verweisen, „der ihnen nach der Erde kommen soll", er beklagt ihre Geistes- und ihre Herzensarmuth, aber er weiß für sie keine andere Hülfe, als sie „in die Natur und in ihr eigenes Haus einzuweihen". Sie nennen ja aber kein Stück Natur das ihre, sie besitzen ja kein Haus! Doch auch dafür weiß Schefer Rath. Man soll sich eben „ein Haus, ein kleines, ein Hüttchen nur, ein eigenes" bauen; denn nur wenn man ein Eigenthum besitze, wisse man auch Anderer Eigenthum recht zu achten u. s. w. Der Dichter hängt, wie man sieht, den Armen den Brotkorb sehr hoch. Trost für die gegenwärtige Noth bringt er ihnen nicht; er macht sie höchstens nur lüstern nach Gütern, die ihnen unerreichbar sind; er speist sie mit Versen und Wünschen ab, welche die Armen selbst nicht verstehen oder nur belächeln würden. Sie wollen Brot und wieder Brot, und man räth ihnen und preist ihnen als das höchste Glück:

Die schöne Welt im Herzen zu verstehen,
Als größtes Kunstwerk einer guten Seele.

Mundt sagt in seiner „Geschichte der Literatur der Gegenwart" von Schefer als gnomischem Dichter:

Eine prästabilirte Harmonie schwebt über der ganzen Lebensansicht des Dichters, die Tugend herrscht in Frieden über der verklärten Erde, ein frommer Purismus und Sauberkeitsgeist hat sich hell und leuchtend über die Formen und Gestalten des Lebens gebreitet, und alle Negationen des Daseins werden als überwunden zurückgestellt oder unberührt gelassen, wenn man auch nicht immer einsieht, wie sie überwunden werden konnten. Unter Schefer's reinem poetischen Himmel nimmt sich ein Tugendidealismus herrlich genug aus, obwol er unter dem Dunstkreis des wirklichen Lebens als unmächtig sich erweist.... Dieser Optimismus führt zu einer solchen Heiligsprechung der Erde, wie sie in dem „Laienbrevier" gewissermaßen zum Moralprincip, zum Sittengesetz erhoben worden ist.

Mundt ist aber mit Recht der Ansicht, daß auch die poetische Wirkung dieser Gedichte gewonnen haben würde, hätte Schefer darin zugleich in die andere Seite des Lebens mehr hinübergegriffen, die Conflicte und die Unruhe gezeigt, aus denen er seine Ruhe gewonnen, einige Dämonen und Ungeheuer in dies fortwährende Blütengewimmel losgelassen, einige kräftigende Donnerschläge in dies ununterbrochene Nachtigallensingen hineingesendet, mit einem Worte, hätte er auch die Schlange im Paradiese gezeigt.

Nicht blos die poetische Wirkung würde dadurch gewonnen haben, sondern mehr vielleicht noch die moralische. Schefer's Ansicht führt zum Quietismus wie zur Selbstüberschätzung. Die Erde ist ihm, wie Mundt ganz richtig bemerkt, ein vollkommenes Paradies ohne die Schlange darin, ohne den Racheengel, der am Eingange mit dem flammenden Schwerte wacht, um die Genießenden aus dem Paradiese zu treiben. Jeder einzelne Mensch kann sich nach Schefer Herr und Gott in diesem Eden dünken. Der Mensch ist vollkommen gut, so wie er ist und wie er geboren ist. Von den dämonischen Gewalten, die im Menschen herrschen, ist bei Schefer nicht die Rede. Aber der Mensch ist weder vollkommen gut noch vollkommen böse. Wäre er von Hause aus vollkommen gut, so würde ja Schefer gar nicht nö-

thig haben, Moral zu predigen. Der Egoismus wird mit dem Menschen geboren, und wie aus diesem Egoismus, wenn er auf große Zwecke geleitet wird, das Höchste und Größte hervorgehen kann, so ist er zugleich auch der Abgrund des Bösen, dem der Mensch bei schlechter Leitung entgegengetrieben wird. Ein Blick auf die Geschichte, die ihrem größten Theile nach aus niedriger Selbstsucht, Perfidie, Grausamkeit und Nichtachtung des Menschen als Menschen zusammengeleimt ist, sollte den Menschen doch vor seiner Gottähnlichkeit bange werden lassen. Man lasse nicht ab, ihn an die bessern Elemente seiner Natur fortdauernd zu mahnen, aber man schläfere ihn auch nicht mit der Vorspiegelung ein, daß er auf Erden nichts weiter zu thun habe, als sich als vollkommenes Wesen zu fühlen und zu genießen. Freilich muß man es auch mit dieser Vorspiegelung bei Schefer so genau nicht nehmen. Wir wissen ja gar nicht, ob wir etwas Wirkliches sind. In einem sonst sehr schönen Gedichte des „Laienbrevier" meint Schefer: wir Menschen seien nur Märchenwesen, die Kinder bloße Märchenkinder, die Bäume Märchenbäume, die Lerchenlieder Märchenlieder und die Sonne, die dort niedergehe, sei auch nur ein Märchen. Ja, dann ist Schefer selbst nur ein Märchen-Schefer, und ich als Kritiker bin nur ein Märchenkritiker und meine Kritiken sind bloße Märchen, wie sie die Großmutter ihren Enkeln erzählt; ja selbst die Tinte, womit ich diese Recension schreibe, ist vielleicht bloße Märchentinte. Auch meine guten Leser werden auf den Gedanken verzichten müssen, wirkliche, reale Wesen zu sein.

Indeß diese Widersprüche und Besonderheiten gehen bei Schefer mit einer Liebenswürdigkeit, mit einer oft hervortretenden Tiefe der poetischen Empfindung und mit einer ansprechenden Wohlberedtheit Hand in Hand, und der etwas breite Strom seiner Reflexionen führt so viele Goldkörner verständiger Moral mit sich, daß wir ihm unsere Liebe und Verehrung nicht versagen können und es begreiflich finden, daß seine gnomischen Poesien und zumal das „Laienbrevier" in gebildeten Familien so großen Anklang gefunden haben, wiewol, wie es scheint, sich jetzt Manche, denen vielleicht die pantheistische Richtung Schefer's doch nicht ganz zusagt, bei andern Lehrdichtern nach einem festern Grunde umsehen. Es gilt von Schefer's gnomischen Dichtungen, was der nordamerikanische Essayist Tuckerman von Dichtungen dieser Gattung im Allgemeinen bemerkt:

> Die Gedanken der Menschen zu den versöhnenden Seiten des Lebens zu leiten, den Sonnenschein und die Blumen als Bilder der ewigen Güte und Symbole der menschlichen Freude zu feiern, den übersättigten Schwelger herauszuführen und ihn die Glorie der Sterne und die Frische des Lufthauchs fühlen zu lassen, in das Ohr der Arbeit die Melodien des Abends zu hauchen — das sind sittliche Specifica, deren Ueberlegenheit über förmliche Vorstellungen oder directe Anrede wohlerprobt ist.

Namentlich die stillen häuslichen Freuden, die kleinen und doch so erhabenen Vorgänge im Schooße der Familie, die Verhältnisse zwischen Ehegatten, zwischen Geschwistern, zwischen Aeltern und Kindern versteht der Dichter mit den ansprechendsten Farben darzustellen, ebenso das Mitgefühl des Menschen für die Erscheinungen der Natur von den größten herab bis zu den kleinsten, für Alles was in der Natur blüht, klingt, strahlt und duftet. Er predigt mit eindringlichen Worten, daß sich der Mensch von jedem äußern Zwange moralisch unabhängig halten müsse, weil das sittliche Handeln nur dann einen Werth haben könne, wenn es in sich frei sei. Der Mittelpunkt, von dem er bei seinen Reflexionen ausgeht, bleibt immer die Liebe. Es ist sein Grundsatz, daß nur Der wahrhaft glücklich sein könne, der Andere glücklich mache, der Andern wohlthue; das sei die Selbstsucht, die der Gott verlange. Liebe, die sich nicht mittheile, sei keine Liebe mehr, und der Weise, der kein Leben schaffe, sei „schlechter als der Stein am Wege". Die Aufstellung des Princips, daß des Menschen „schöne Eigenthümlichkeit nur das Gutsein" sei, behält seinen Werth, wennschon uns die weitere Motivirung, daß Güte den Menschen von Bäumen, Blumen, von allen Thieren, von Sonne, Mond und Sternen unterscheide, eine bloße Redensart zu sein scheint, die, weil sie zu viel sagen will, eigentlich nichts sagt. Auch widerspricht sie seiner pantheistischen Ansicht. Denn der Pantheist, der sich Alles göttlich belebt und beseelt denkt, muß auch wol dem Baum, der Blume und den Himmelskörpern eine Art Güte vindiciren; sonst sind sie für ihn todt.

Wie die „Hausreden" ein Nachläufer des „Laienbrevier" sind, so ist der „Koran der Liebe" ein Nachläufer des „Hafis in Hellas", dem ersterer ohne Zweifel an Werth und Bedeutung nachsteht. Der Dichter scheint das Schubfach, welches seine Hafispoesien enthielt, noch ein mal umgestürzt zu haben, um auch noch den meist minder bedeutenden Rest an den Mann zu bringen. Vielleicht fehlt uns der rechte Sinn für diese etwas erotische Gattung græco-persischer Poesie überhaupt; aber wir müssen offen bekennen, daß uns Schefer in seinem gemüthlichen deutschen Hausrock befreundeter ist als im morgenländischen Kaftan, befreundeter im Kreise der Seinen und unter dem Grün der deutschen Eiche, als im Arm der Sklavin Suleika und unter den Rosen von Schiras.*) Ne-

*) Wolfgang Müller von Königswinter eifert in einem in dem Gedichte „Musenalmanach" für 1857 mitgetheilten Gedicht „An Allah" gegen diese capriciöse Ausländerei:

Welch kunterbunt Geschnörkel
Von lauter Seltsamkeit!
Nach fremder Tracht zu haschen,
Zu suchen Auslandsdunst,
Kopfhängen, Würze naschen,
Das ist nicht deutsche Kunst.

— — — — —

Die Türken und Chinesen,
Wir halten gern sie weit,
Und auch das Slawenwesen
Paßt nicht in deutsch Gebreit.

Im Gegensatz dazu feiert er die reindeutsche Weise Uhland's. Wolfgang Müller wird es dadurch mit Manchem verderben haben, denn eine unabhängige Meinung dulden die Coterien in Deutschland nicht. Wir unsertheils wünschen ihm Glück dazu.

den dem Schönen und Herrlichen, was der „Koran der Liebe" allerdings bietet, begegnen wir darin zu Vielem, was für unſer äſthetiſches Empfinden zu fremdartig, zu ſpielend und geſucht iſt. Wir rechnen dahin das Gedicht „Das Glöckchen" und beſonders die beiden Verszeilen:

Horch, horch! .... es ſchlägt .... o je! o je!
Was kümmert mich nun der Nirenthee?

Oder auf S. 270:

Liebende ſind wie gefrorener Wein, ſich geronnener Weltgeiſt.

Ferner das Gedicht „Nur und Auch" mit dem Anfange:

Ach, wie wiſſen doch die Mädchen
Hierzulande gar ſo wenig!
Nur bewußte Zelte ſind ſie,
Nur bewußte Seidenhöschen,
Nur bewußte Buſentücher,
Auch bewußter Turban, Schleier
Und der Gürtel um die Hüften!
Nur bewußter guter Mokka
Sind ſie, Täßchen Roſa-Scherbet,
Nur bewußter Schöpſenbraten (!),
Süßbewußtes weiches Bette!

Das Gedichtchen „Verliebte und Verglaubte" lautet:

Die Verliebten ſind nur Thörchen,
Eros führt ſie an den Oehrchen;
Die Verglaubten, das ſind Thoren,
Groß wie ein Kameel geboren;
Plump und elefantendümmer
Geh'n ſie über Brückentrümmer —
Die ſelbſt Kinderverſtand beraubten,
Die unſeligen Verglaubten.

Auch vermögen wir beim beſten Willen nicht gerade viel poetiſche Tiefe oder großen Witz in folgendem Gedichtchen zu finden:

Sie!

Wer ein junges Weib ſich freit,
Der baut die Welt fort
Aus eig'nem Mittel;
Wer, alt, ſich altem Weibe weiht,
Der wirft ſein Geld fort
Auf einen Spittel.

Laß dich nicht ſchlachten in das Haus,
Jung Mädchen! eh' halt Armuth aus!

492 Seiten, meiſt theils mit ſolchen orientaliſchen Späßen, theils mit verliebter Tändelei und Hymnen auf das Myſterium der Liebe, auf Suleika's „Haut" u. ſ. w. angefüllt, zu leſen, war für uns, wir geſtehen es, mehr eine Art Arbeit als wirklicher Genuß, namentlich nachdem wir gerade von der Lecüre der „Hausreden" kamen. Wir glauben auch einigen Sinn für Humor zu haben, aber die Feinheiten dieſes ſcheferiſirten orientaliſchen Humors ſind uns leider nicht ſehr genießbar, und wir müſſen es Andern überlaſſen, ſie herauszuſchmecken. Manche Motive hatten für uns etwas Schneidendes. So ſchildert Schefer in dem ſonſt originellen Gedichte „Es iſt ſchön!" die Schönheit des Sturms, die Schönheit des Feuers, und er fährt dann fort:

Sieh nur, da tragen ſie eilend die Todte
Fort aus den Flammen zum rettenden Boote ....
Bringen ſie uns! Ihr Bräutigam fällt
Rücklings ins Meer — ihm graute die Welt, —
Athemlos bleiben wir vor ihr ſteh'n, —
Aber die Todte iſt ſchön!

Was uns die Götter auch immer beſchieden,
Iſt es nur ſchön, dann ſind wir's zufrieden u. ſ. w.

Und wenig Zeilen ſpäter ſchließt das Gedicht:

Freuet euch .... Freude iſt ſchön!

Eine kreiſchendere Diſſonanz als dieſen Jubelruf beim Anblick einer ſchönen Todten kann es wol nicht geben.

In manchen andern Gedichten erkennen wir unſern alten lieben Schefer, den Dichter des „Laienbrevier", mit Vergnügen in ſeiner beſſern poetiſchen Natur wieder. So in dem Gedichte „Der Thron der Schönheit" mit dem Anfange:

Seele, wie biſt du ſo reich,
Seele, wie biſt du ſo ſchön!

Wiſſe, das Schöne biſt du.
Bild' es dir ein, und du haſt's,
Bilde dich aus, und du biſt's.
Du trägſt Schönheit in dir,
Hell wie die Fackel zur Nacht
In vorleuchtender Hand.
Immer den Kreis, wo du gehſt
Durch den umnachteten Wald,
Zaubert ſie reizend dir hell;
Baum- Zelt, jegliches Blatt
Bis in die Wipfel hinauf
Schmückt ſie mit Feuer und Glanz,
Drunter der Boden am Weg
Flimmert von Edelgeſtein!

Ferner das tiefſinnige Gedicht „Myſterium", eine der Perlen der Sammlung:

Der Himmel kann nicht leuchten —
Da ballt er ſich zur Sonne
Und leuchtet voller Pracht!

Die Nacht, ſie kann nicht glänzen,
Da ſchmilzt ſie ſtill zum Monde,
Und ſanft erglänzt die Nacht!

Die Erde kann nicht duften,
Da faßt ſie ſich zur Roſe
Und würzt die Welt mit Duft! u. ſ. w.

Auch im ſchalkhaften Genre findet ſich einzelnes recht Sinnige und hübſch Ausgedrückte, z. B.:

Wer nicht will in die Kirche gehen,
Hört ſelbſt nimmer die Glocke läuten;
Aber wer die Geliebte erwartet,
Hört Nachts ſelber das Mäuschen knüspern.

Eine Kritik darf ihrer ganzen Natur nach keine Hymnologie ſein, und ſie wird gerade an einen Dichter von bedeutendem Talent und großem Namen einen ſtrengen Maßſtab anzulegen verpflichtet ſein, wenn Gefahr da iſt, daß minder Begabte auf das von ihm gegebene Beiſpiel keck losſündigen; ſie darf aber auch keine Leichenpredigt ſein, und mit Vergnügen wird ſie auch das ſchöne Einzelne anerkennen, das ihr in einer Gedichtſammlung entgegentritt, deren Hauptmangel ihr vielleicht darin zu liegen ſcheint, daß ſie ſich nicht recht in das ſpecifiſch deutſche Weſen einregiſtriren läßt. Türken oder Perſer zu ſein, wenn auch nur in der Poeſie, dazu haben wir Deutſche wol ſehr wenig Beruf; wir werden Muskau niemals in ein Ispahan oder in ein Stambul, niemals den muskauer Park in die Roſengärten von Schiras verwandeln können.

Leopold Schefer hat seinem „Koran der Liebe" auch ein längeres gedankenreiches Widmungsgedicht vorangestellt. Er bezeichnet darin „Scherz, Schönheit, Liebe" als die Gegenstände seiner Korandichtungen und ruft vielleicht mit Recht: „Glaub' nicht, sie seien jemals ausgesungen"; denn: „Das Ewig-Schöne bleibt das Ewig-Neue", und: „Was ewig menschlich ist, muß immer passen." Sich selbst aber ruft er zu:

Kein Alter hat der Dichter, wahrlich, keines,
Denn alle wohnen ihm im ew'gen Herzen.

Merkwürdig ist ein prophetischer Vergleich der Deutschen mit den Griechen:

Wir aber gleichen mehr an Artentfaltung
Homer's so vielzerstückeltem Geschlechte
Und theilen seine Bürgschaft für Erhaltung.
Nur was wir schufen, gibt uns Lebensrechte.
Wir sind kein Volk an unsern eig'nen Herden,
Wir sind — der Kitt im ganzen Weltgeflechte!
Es scheint, als sollten nimmermehr auf Erden
Die Racen, die für alle andern denken,
Zu körperlich begrenzten Massen werden!
Noch zehrt die Welt an Hellas Gastgeschenken,
Und wir — o was der deutsche Geist geschaffen,
Wird nach Jahrtausenden noch Völker lenken —
Uns aber wird die Flut von hinnen raffen!

In seinen „Hausreden" dehnt er diese Prophezeiung noch weiter aus:

Die Völker auch vergeh'n, und einst die Menschheit.
— — — — — — — —
Wie sterben keine Schmach dem Einen ist,
Ist einst vergeh'n auch Völkern keine Schande,
Wenn frei und groß und tapfer es geschah.

Es ist ein bedenkliches Symptom der Zeit, daß die Ansicht, die neuern Völker, alle oder einzelne, seien im Absterben begriffen, hätten ihre Mission erfüllt und würden demselben Schicksal nicht entgehen, dem alle alten Völker, nachdem sie den Gipfelpunkt erreicht, verfallen sind, nicht blos von Dichtern, wie Schefer, sondern selbst von Culturhistorikern, wie Vollgraff und der Franzose Gobineau, in die Welt hinausgerufen wird. Hat doch selbst Lord John Russell mitten im Parlament auf die Möglichkeit hingewiesen, daß Großbritannien als Großbritannien in näherer oder fernerer Zeit aufhören könne zu sein, und dieser Prophezeiung den Trost hinzugefügt, Großbritanniens Geist werde auch dann in seinen Töchterstaaten und in der allgemeinen Cultur fortleben. Einstweilen wollen wir uns noch an Schefer's schönen Ausspruch halten:

Gesinnung macht das Volk und macht den Menschen.

Wir wenden uns nun zu dem Novellisten Schefer. Allen Eigenheiten, allen Vorzügen und Mängeln, die man als unverkennbare, organisch aus ihrem innersten Lebensprincip hervorgehende Merkmale der specifisch Schefer'schen Novellistik betrachten kann, begegnet man auch in der chronistischen neuesten Novelle Schefer's, die eine der wunderlichsten Erscheinungen, den deutschen Kinderkreuzzug im Jahre 1212, zum historischen Hintergrunde hat. Mehr als vielleicht in manchen andern Novellen Schefer's paßt hier auch das phantastische Colorit seiner Erzählungsweise zu der phantastischen Natur des Gegenstandes, der eine gute Wahl zu nennen ist. Der Kinderkreuzzug ist zwar in die Annalen der Weltgeschichte als eine Merkwürdigkeit eingezeichnet, indeß kann sich die Geschichtschreibung mit solchen Kindereien, so tragische Seiten sie auch bieten, nicht ausführlicher beschäftigen; selbst der Culturhistoriker wird nur von denjenigen Symptomen Gebrauch machen können, die zu der allgemeinen Krankheitsgeschichte der Zeit gehören. Als der eigentliche Geschichtschreiber solcher absonderlichen Phänomene, der in ihre kleinsten Détails eingeht, ja dem die kleinsten und die individuellsten Züge oft die seinem Zwecke entsprechendsten sind, tritt nun der Novellist, der Romandichter auf, freilich immer nur für einen bestimmten, meist sehr kleinen Zeitabschnitt oder vielmehr nur für diese oder jene Episode innerhalb desselben. Die Kreuzzüge als Ganzes werden sich von einem Romanschriftsteller unmöglich behandeln lassen, ohne Gefahr zu laufen, ein monströses, als Kunstwerk ungenießbares Opus zu liefern; aber irgendeine Gruppenstellung, eine Episode daraus mit scharf ausgeprägten Figuren kann ihm ein sehr dankbarer und ergiebiger Stoff sein, und Personen, die für den Geschichtschreiber als Individuen vielleicht gar keinen Werth haben, sind für seinen Zweck oft wie geschaffen. So war für den Novellisten Schefer der Hirtenknabe Nikolas, der „Herzog" der deutschen jungen Kreuzfahrer, gewiß ein köstlicher Fund, während der Geschichtschreiber mit ihm nicht viel anzufangen wissen würde. Denn der Roman kennt andere Helden als die Geschichte, und Figuren wie der Vicar von Wakefield und Werther mit seiner Lotte werden von einem Romanschriftsteller zu den höchsten Preisen gesucht, wärend nach Helden wie Cäsar, Karl der Große, Gottfried von Bouillon, Friedrich Barbarossa, Wellington und Napoleon kaum Nachfrage ist, weil sie der Romanschriftsteller in seinen Schöpfungen doch nicht genügend verwerthen kann.

Ueber diesen Kinderkreuzzug, über den man in Geschichtsbüchern nicht gerade viel wird lesen können, weiß man also in Schefer's Novelle manches Interessante zu erfahren, was man früher nicht gewußt hat. In Breden's Geschichtstabellen wird wahrscheinlich und meines Erinnerns hierüber nichts weiter stehen als: „1212. Kinderkreuzzug" — und in den geschichtlichen Darstellungen der Kreuzzüge wird man dann wol noch die Angabe finden, daß die kreuzfahrenden Kinder theils auf dem Landwege verhungert und verschmachtet, theils auf der See verunglückt, theils in Noth und Elend zurückgekehrt, theils in die Fremde verkauft worden seien. Aber über die Leiden, die zwischen dem fröhlichen Auszuge der Kinder und dem traurigen Ende lagen, wie sie unterwegs geleitet wurden, wie sie sich nährten und kleideten, wie die Bevölkerungen der verschiedenen Landstriche sie aufnahmen, wie sie hungerten und dürsteten und verlumpten und froren und bettelten — darüber erfährt man aus ihnen nichts. Der Geschichtschreiber läßt sich durch die Vorstellung menschlicher Leiden begreiflicherweise ebenso wenig stören als der Naturhistoriker durch den Gedanken, daß

von den Geſchöpfen, die er beſchreibt, vielleicht in dem Augenblicke, wo er ſie beſchreibt, Tauſende und Millionen zugrunde gehen. Aber der Poet bringt auch ein Herz in die Geſchichtsbeobachtung mit, ja ohne dieſes Mitgefühl für menſchliche Schickſale und Leiden würde er vielleicht gar nicht daran denken, ſie als poetiſchen Stoff zu benutzen. Freilich gibt es auch Poeten genug, bei denen das Herz ſehr wenig oder gar nicht ins Spiel kommt, welche die Schickſale eines Menſchen oder einer Menſchengruppe nur zur Aufgabe künſtleriſcher Behandlung oder, wie der Arzt einen intereſſanten Krankheitsfall, zum Gegenſtande reinpathologiſcher Beobachtung machen; aber man wird ihnen, ſo Großes ſie auch leiſten mögen, ſofort anſehen, daß ihr Herz nicht bei der Sache war. Leopold Schefer geht aber ganz in Liebe zur leidenden, fortdauernd in Irrthümern befangenen und in Irrthümern künſtlich erhaltenen Menſchheit auf, freilich in einer Art Phantaſieliebe. Wenigſtens muß man die Menſchen, die er ſchildert, faſt immer erſt aus ihrem ſchattenhaften und traumartigen Weſen ins eigentlich Menſchliche und Körperliche überſetzen, um ſich wahrhaft für ſie intereſſiren zu können. Es iſt jedoch gerade keine ſchwierige Operation. Denn der Inhalt ſeiner Geſtalten iſt immer ein menſchlicher, nur ihre äußern Umriſſe verlaufen ſich ins Schattenhafte und Ungreifbare. Auch meidet Schefer faſt gefliſſentlich, ſich nach den klaren Regeln des geſunden Menſchenverſtandes auszudrücken — ich meine nicht jenes Weltverſtandes, der im Grunde nichts weiter iſt als das bloße savoir faire und die reinkaufmänniſche Geſchäftspraxis und jetzt auch ſchon von Schriftſtellern ganz ungeſcheut als geſunder Menſchenverſtand und als der höchſte Gipfel menſchlicher Vollkommenheit gefeiert wird, ſodaß jetzt Tugend und Erwerb („Geld iſt Tugend", ſagte ſchon Byron), Sittlichkeit und praktiſches Umſichwiſſen faſt einsbedeutend ſind. Es iſt dies jene Kinderfreundsmoral, die in einem Millionär, der auf einer Subſcriptionsliſte zu wohlthätigen Zwecken mit einer beträchtlichen Summe vor ſeinen Mitbürgern prunkt, dafür aber wegen eines verlorengegangenen Schwefelhölzchens der ganzen Familie und Dienerſchaft einen ſchweren Tag macht, das Muſter eines ſittlichen und ordentlichen Mannes erkennt. Nein, wir meinen jenen geſunden Menſchenverſtand, der im Gegentheil weiß, daß gerade dieſe Anſchauung vom Leben nicht conſervativ iſt und der Geſellſchaft ſtatt mancher ihr entzogenen Steinpfeiler nur eine Holzſtütze unterſchiebt, die außen glatt und blank, innen aber morſch iſt. Wenn ein Menſch von dem Wohlwollen und der überfließenden Liebe Schefer's immer die Sprache des wahren geſunden Menſchenverſtandes ſprechen wollte, er würde ohne Zweifel viel Gutes ſtiften können. Er hat es auch in ſeinen didaktiſchen Dichtungen, namentlich im „Laienbrevier" vielfach gethan, aber, wie wir oben geſehen, nicht ohne Beimiſchung fremdartiger und verwirrender Elemente und in einer Form, in der ſie in das eigentliche Volksherz doch keinen Eingang finden dürften. Wie man zu gewiſſen Zwecken aufregend und aufreizend zu dem Volke ſpricht, hat man in neueſter Zeit wohl verſtanden, aber leider nicht in demſelben Grade, wie man veredelnd, erhebend und vermenſchlichend zu ihm ſpricht. Wir haben im Grunde jetzt gar keinen Volksſchriftſteller in dem Sinne, wie bei allen halb kindiſchen Einfällen und Manieren der Wandsbecker Bote in ſeinen beſſern Tagen war, und wir halten dies für ein unermeßliches Unglück, ohne daß wir die Möglichkeit abzuſehen vermögen, wie und durch wen dieſem Mangel abgeholfen werden könnte. Leopold Schefer beſitzt hierzu wol das Herz, aber nicht die Sprache, die bei allen neuern Schriftſtellern (den zu ſpecifiſch ſchweizeriſchen und viel zu tendenziöſen Bitzius nicht ausgenommen) den eigentlichen überall verſtändlichen Volkston verloren hat.

Wie ſo manche entzündliche Krankheiten kam auch die des Kinderkreuzzugs von Frankreich nach Deutſchland. Die kleinen deutſchen Kinder wollten damals nicht hinter den franzöſiſchen zurückbleiben, wie in ſpätern und noch in unſern Tagen die großen deutſchen Kinder buchſtäblich nachmachen zu müſſen glaubten, was die großen franzöſiſchen Kinder der Welt vorgemacht hatten. In Frankreich war der Hirtenknabe St.-Etienne der Herzog der Kinder. Er thronte bei ſeinen Umzügen auf einem mit Teppichen behangenen Wagen, eine Ehrenwache von Kindern umgab ihn und andere Jungen zogen den Thron in die Thore der Städte hinein, die er beſuchte. Sein Majordomus oder Generaloberſt war ein Hirtenknabe von Chartres. Beide thaten Wunder, und das Volk glaubte daran. Als ſich St.-Etienne ſeine zu vollen und ſchönen, ihm aber aus „gewiſſen kleinen Uebeln" unangenehmen blonden Locken kurz hatte abſchneiden laſſen, ſchlugen ſich Knaben und Mädchen um ihren Beſitz mit wahrem Fanatismus, ebenſo um Fetzen aus ſeinem Rock oder um einen Reſt Waſſers, den er in ſeinem Waſſerkruge zurückgelaſſen hatte. Die Proceſſion beſtand aber nicht aus Kindern allein, es ſchloſſen ſich ihr auch erwachſene Mädchen, Jünglinge, Weiber und Greiſe an, und überall wurden dem Zuge vom Volke Lebensmittel und Erfriſchungen geſpendet, welche ſich die Kinder, die übrigens mitunter auch jämmerlich weinten, vortrefflich ſchmecken ließen. Das Ganze war ein unerhörter Unſinn, über den wir Angehörige einer aufgeklärtern Periode mitleidig die Achſeln zucken dürften, wenn die Vernunft nicht auch in unſern Tagen ſich häufig genug wie raſend und toll geberdet hätte. Manche Vorgänge bei der Franzöſiſchen Revolution, z. B. der Cultus der Göttin der Vernunft in der Perſon einer entblößten Hetäre, die Errichtung eines militäriſchen Hetärencorps unter dem Namen der „Véſuviennes" und die wahnſinnigen „Volksbälle" und Orgien im Schloſſe Neuilly und in den Tuilerien im Jahre 1848, der mehr burlesken Dienſtmädchenparlamente in Deutſchland nicht zu gedenken, waren gerade vollkommen ſo toll, nur weniger naiv, kindlich und unſchuldig. Die deutſchen Kinder ahmten, wie ſchon bemerkt, den franzöſiſchen nach und wählten ſich ebenfalls einen Herzog, der gleichfalls ein Hirtenknabe ſein mußte, und. ſie ließen ſich nicht durch die Nachricht ſchrecken,

daß von den sieben Schiffen, mit denen sich die französischen Kinder in Marseille eingeschifft hatten, zwei untergegangen und viele Tausende von Kindern von einem Seelenverkäufer an die Sarazenen verkauft worden waren. Wie dies bei solchen Volkstollheiten geht, würde Jeder, der sich diesem Wahnsinn widersetzt oder sich nur Bemerkungen darüber zu machen gestattet hätte, unfehlbar gelyncht worden sein, wie Demjenigen die Guillotine gewiß war, der sich zur Zeit der Französischen Revolution eine kritische Bemerkung gestattete. So ist die gepriesene menschliche Vernunft.

20,000 deutsche Kinder brachen nun über die Alpen nach dem Heiligen Lande auf, in dem Wahne, daß bei ihrem bloßen Erscheinen alle Ungläubigen sich zum Kreuze bekehren würden. Man kann sich einen solchen Zug von Kindern vorstellen. Es ging mit ihm sehr langsam vorwärts. Es wurde viel gebetet, in den Dörfern, wo man sie bewirthete, viel geschmauſt (die größern Städte scheinen diese Heuschreckenschwärme aus naheliegenden Gründen vermieden zu haben), dann aber auch viel gebadet, viel gespielt, nach Eichhörnchen gejagt, Vogelnester und Bienenkörbe ausgenommen, in den Bächen gekrebst und auch viel geweint; denn unter den mancherlei Krankheiten, von denen die armen Kinder heimgesucht wurden, war das Heimweh die schrecklichste. An jedem Kreuze am Wege, an jeder Kapelle wurde stillgehalten, oder man rastete, weil man die zerfetzten Kleider und die zerlaufenen Strümpfe flicken oder waschen und trocknen mußte, wiewol die meisten barfuß gingen; endlich hatten sie noch mit den Köpfen ihre Noth: „sie lagen wie Lämmchen den Andern im Schooſe. . . . Fromme alte Weiber nahmen sich ganze Schürzen voll mit nach Hause zu ewigem Andenken.“ Mit der Zeit bildete sich ein ganzes Lazareth längs dem Wege; Hunderte bekamen das Fieber oder konnten nicht mehr fort, weil sie sich die Füße blutig gelaufen oder auf den Bergpfaden in der Schweiz gar die Beine verstaucht oder gebrochen hatten. Dazu wurden sie von den fast unzähligen Spitzbuben und Spitzbübinnen, die, um größeres Vertrauen zu erwecken, in Beguinen- und Beghardenkleidern mit dem Kreuze auf dem Rücken mitgepilgert waren, aufs grausamste bestohlen. Wie es mit der Sittlichkeit bei so gemischten Elementen stand, läßt sich denken, und wiewol man zum Theil den größern und größten Mädchen inwendig und auswendig mit Wachs bestrichene Säcke mitgegeben hatte, in die sie zur Nachtzeit hineinkriechen und die sie mit den Bändern unter dem Kinn sich festbinden sollten, so läßt sich doch mit Recht fragen, ob diese seltsame Erfindung immer in Anwendung gekommen sei, oder gegen die nächtlichen Versuchungen den nöthigen Schutz gewährt habe. Wenigstens sah man die mitgezogenen Weibspersonen und jungen Dienstmädchen nach ihrer Rückkehr verhüllt in den Städten umherschleichen und sich bei armen barmherzigen Bekannten oder bei den Barmherzigen Schwestern selbst verbergen; „denn bei einigen hatte man Kindchen auf ihren Armen unter dem über den Kopf gedeckten Mantel schreien gehört“, wie ein Chronist jener Tage erzählt. Eines Morgens war durch Fahrlässigkeit Feuer ausgebrochen, da hatten die Säcke „geschrien, sich fortgewälzt, sich selbst nicht erlösen können, und Keines hatte das Andere, vor zitternden Händen, aufknötern können — und so waren sie fortgehüpft, niedergefallen, wieder mühsam aufgestanden“, und im Feuerscheine sahen sie aus „wie große graugelbe Ameiseneier mit menschlich schreienden Köpfen“. Glücklicherweise hatte dabei keines der Mädchen Verletzungen erlitten, wie Scheser zum Trost der Leser ausdrücklich versichert. Das Kinderheer war schon entsetzlich geschmolzen, als es endlich in Genua eintraf, eine Schar abgezehrter, hungernder, bettelnder Jammergestalten. Hunderte entschlossen sich hier zur Rückkehr in die Heimat, die ja für Kinder doch immer das eigentliche Gelobte Land ist und bleiben wird, andere, namentlich Hirtenknaben, wurden wie auf einem Sklavenmarkt von Gutsbesitzern und Landbewohnern gemiethet oder bei Handwerkern untergebracht, manche schöne und feine Edelknaben aber von vornehmen und söhnelosen, ja in den höchsten Familien an Kindesstatt aufgenommen, die Kranken endlich guten Leuten zur Pflege übergeben. Der noch gesunde Rest, der nicht untergebracht werden konnte, zog weiter nach Pisa, wo die Hälfte der noch übriggebliebenen Mädchen in zwei Schiffen verschwand. Was aus ihnen und dem andern Rest weiter geworden ist, darüber fehlen wol alle sichern Nachrichten.

Dies ist nun die Kunde, die uns durch Scheser über den Kinderkreuzzug vom Jahre 1212 gebracht wird, die sich aber begreiflicherweise bei ihm in der farbenreichern, ausführlichern, novellistischen Einkleidung interessanter liest als in unserm nur das Nöthigste aneinanderreihenden Auszuge. Es ist dies zugleich die historische Tapete, in die er seine novellistischen Figuren und Gruppen eingedruckt hat. Die Situationen sind oft von höchst wunderbarer drastischer Art, welche einem Romanschriftsteller von der praktischen Sorte Stoff zu mehr als einem Bande gegeben haben würden. Auf eine Ausführung, die uns diese Situationen körperlich näher rückte, läßt sich jedoch Scheser, seiner Weise getreu, niemals ein; er lassen in uns nur den Eindruck eines unser Gemüth zwar eigenthümlich, aber unbestimmt aufregenden nächtlichen Traumgesichts zurück; sie sind tief und energisch gedacht und empfunden, kommen aber zu keiner breiten plastischen Gestaltung; man muß ahnen, statt zu sehen. Eine vortreffliche Figur ist z. B. die Kölnerin Irmengard, die für die heilige Idee des Kinderzugs schwärmt und ihre himmlische Ekstase an einen irdischen Gegenstand knüpfend, sich dem Kinderherzog Nikolas hingibt. Sie kehrt zurück, geisteskrank, ihrer Sprache beraubt. Sie schreibt auf eine Pergamenttafel, daß sie ihr Kind vor Angst und Jammer, Lieb' und Leid an ihrer Brust erdrückt habe, es liege in ihr Brusttuch gewindelt in der hohlen Eiche im Dorfe. Sie wird eingekerkert, um gerichtet werden. Inzwischen hat ein Verwandter, Raimund, in Aachen die große Scharfrichterei angekauft, bewirkt es, daß er selbst seine Nichte hinrichten soll, schenkt

ihr aber, als die Unglückliche bereits das Haupt auf den Block gelegt hat, kraft uralten Rechts und unverkümmerten Gebrauchs das Leben, indem er erklärt, sie zu seinem Weibe zu nehmen. Dies thut er denn auch, obschon nur zum Schein. Denn ebenfalls nach altem Brauch in solchen Fällen legt er im Ehebett zwischen sich und sie der Länge nach das große Schwert als Scheidewand. Nach seinem Tode heirathet sie Nikolas, gebiert ihm ein Kind und erhält hierauf ihre Sprache wieder, um aber auch sofort ihre Seele auszuhauchen.

Man kann dem Dichter wie seinem Publicum nur Glück wünschen, daß er als Veteran noch ein mal auf seine frühe Jugendliebe, auf die Novelle zurückgekommen ist. Und wer sich an die Eigenheiten Scheser's gewöhnt hat, wird auch diese neueste Novelle vom Hirtenknaben Nikolas mit großem Genuß lesen. Es zeigt sich auch in ihr eine bedeutende Erfindungsgabe, ja sie ist sogar reich an Effecten, die ein dramatischer Dichter verwerthen könnte, die aber bei Scheser in ein so phantastisches Helldunkel gehüllt sind, daß sie eben nur den Eindruck eines wunderlichen Traumbildes machen, welches uns beim Erwachen halb wie Wirklichkeit, halb wie bloßer Spuk erscheint. Die Gestalten kämpfen und ringen vor uns wie hinter einem düstern Nebel, der zuweilen von den wunderbarsten Sonnenblicken eines fast grotesken Humors durchbrochen wird. Scheser steht mit dem einen Fuße auf der intuitiven unplastischen Anschauungsweise Jean Paul's, in dem der gemüthliche Humor überwiegend war, mit dem andern auf der Anschauungsweise der Romantiker, die mit dem Leben und der Geschichte ein ironisches Spiel treiben. Mit Jean Paul hat er das Ahnungsvolle und Orakelhafte und die Liebe zur Menschheit, mit den Romantikern das Phantastische, mit Beiden das Formlose gemein. Hierzu kommt aber noch bei ihm ein wesentlich modernes Element, ein auf socialphilosophischer Grundlage beruhender entschiedener Nationalismus und Liberalismus, womit er gegen alles Abergläubische und gegen alle orthodoxen Satzungen ankämpft und der freien Selbstbestimmung des Menschen, hauptsächlich auf dem Boden der Familienmoral und der häuslichen Selbständigkeit, als guter Familienvater wie als ehrlicher und solider Bürger und Weltbürger das Wort redet. *)

Hermann Marggraff.

*) Eine jedenfalls sehr interessante literarische Erscheinung ist die bereits mit der ersten Lieferung ins Leben getretene Auswahl Scheser'scher Werke, welche unter dem Titel „Leopold Scheser's ausgewählte Werke. Neue Ausgabe" bei Veit u. Comp. in Berlin erscheint und zuvörderst das „Laienbrevier", dann seine Gedichte und seine besten Novellen umfassen wird. Diese Ausgabe wird mit einer besonders werthvollen Zugabe ausgestattet sein, mit einer Biographie des Dichters, von seinem vieljährigen vertrauten Freund, dem Geheimerath von Lüdemann nach Scheser's eigenen Mittheilungen entworfen und zusammengestellt.

Literarische Erinnerungen und biographische Fragmente.

Berühmte Schriftsteller der Deutschen. Schilderungen nach Selbstanschauung theils auch berühmter Zeitgenossen aus dem Leben von Goethe, Schiller, Wieland, Klopstock, Thümmel, Falk, Moritz, Heinrich von Kleist, Knebel, Lessing, Basedow, Jean Paul, Rochlitz, Wetzel, Voß, Matthisson, Gleim, Zacharias Werner, Musäus, Ramler, Kästner, Gellert, von Haller, Fernow, Tieck, Oehlenschläger, H. Steffens, Fouqué, Chamisso, Johanna Schopenhauer und Andern. Bisher in keiner Sammlung. Zwei Bände. Berlin, Vereinsbuchhandlung. 1854—55. 8. 2 Thlr.

Der Titel des Buchs verspricht ohne Zweifel sehr viel Schönes. Schilderungen jener Schriftsteller, deren Erzeugnisse uns so oft erquickt haben, werden immer willkommen sein, willkommen vollends, wenn sie von berühmten Zeitgenossen herrühren. Der erste Band hat jedoch unsern durch den vielversprechenden Titel angeregten Erwartungen nicht ganz entsprochen; er hätte sich bequem auf die Hälfte seines Umfangs beschränken lassen, und er würde an Werth dadurch nur gewonnen haben. Er enthält zuvörderst Goethiana. Ein Besuch bei Goethe 1788, von Professor Dietmar, ist ohne besonderes Interesse. Es folgt ein Brief von Goethe's Aeltern an Schönborn 1776, aber hier nicht zuerst gedruckt, über Goethe's Leben in Weimar erzählend; die hinzugefügten ausführlichen Bemerkungen über dasselbe Thema bieten nichts Neues und konnten ganz ausgelassen werden, namentlich sind die Cabalen Kotzebue's gegen den Goethe'schen Cirkel, die hier breit erzählt sind, allbekannt, wol neu nur ein Gedicht aus jener Zeit, welches den Jammer schildert, den die Damen in Weimar darüber empfanden, daß das von Kotzebue vorbereitete Krönungsfest Schiller's scheiterte. Daran schließt sich ein Auszug aus einem Briefe Riemer's über Goethe's Scheiden von der Theaterleitung 1817 und eine warme Schilderung Goethe's beim Jubiläum des Großherzogs am 3. Sept. 1825 von M. (Kanzler von Müller?) und des Goethe'schen Jubiläums am 7. Nov. 1825, wobei der vom Kanzler von Müller gedichtete Prolog zur Aufführung der „Iphigenia" mitgetheilt ist, sowie ein Ineditum, welches einem frankfurter Jugendfreunde Goethe schrieb:

Ist uns Jugendmuth entrissen,
Mag zum Troste dann Erfahrung
Sicher leiten zur Bewahrung
Aller, die wir treu uns wissen.
So in jetz'gen Tagen träumen
Wir zurück wol sonstig Walten
Steter Frühlingswelt uns Alten,
Um in ewig lichten Räumen
Ew'ge Jugend festzuhalten.

Hieran schließen sich Aufsätze, betreffend die Feier des 28. August in der Mittwochsgesellschaft zu Berlin, zunächst eine Rede über Goethe als Kritiker und dann zwölf Gedichte zur Preisbewerbung in diesem Kreise; ihre Veröffentlichung für das große Publicum möchte wol überflüssig erscheinen, da sie auf hohen poetischen Werth keinen Anspruch machen können, vielleicht am wenigsten die von Zelter gekrönten Lieder von Heuwald und Stieglitz. Aus dem Reisetagebuche der englischen Schauspielerin Fanny Kemble ist ein Aufsatz über Goethe und Werther's Lotte nach Einsicht in die Kestner'schen Familienpapiere mitgetheilt, der nach dem, was wir jetzt davon wissen, nichts Neues bietet.

Die Mittheilungen über Schiller enthalten einen Auszug aus dem Tagebuche eines jungen Theologen über einen 1792 in Jena Schiller abgestatteten Besuch, aus dem wir nichts als die Albernheit des jungen Menschen erkennen. *) Werthvoller

*) Unser Berichterstatter hätte an dieser Stelle übrigens nicht vergessen sollen, die Bemerkungen anzuführen, die der Zusammensteller

sind die Erinnerungsblätter eines Studenten über die Aufführung der „Braut von Messina“ in Lauchstädt in Schiller's Gegenwart, die ein humoristisches Bild von dem Studentenfeste entwerfen, welches nach der Vorstellung Schiller gegeben wurde und bei dem sich der Dichter der feurigen Jugend anzuschmiegen verstand. Interessant ist die Notiz, die wir aus der folgenden Mittheilung über Schiller's Anwesenheit in Berlin 1804 entnehmen, daß Schiller durch das günstige Urtheil über „Die Söhne des Thals“, die im Manuscript von Iffland ihm mitgetheilt wurden, Veranlassung war, daß Werner nach Berlin versetzt wurde.

Reichhaltiger sind die Wielandiana. Die Mittheilungen über Wieland's Privatleben rühren her von Dr. Lütkemüller, der zehn Jahre lang in Weimar in Wieland's nächster Umgebung lebte. Sie geben über Wieland's Wohnung, sein Leben im Familienzirkel auf seinem Landgute Osmannstädt viele Aufschlüsse, die die bekannten Schilderungen von des Dichters liebenswürdiger Persönlichkeit bestätigen und vervollständigen. Der Verfasser, ein enthusiastischer Verehrer Wieland's, hat diese Mittheilungen erweitert durch Auszüge aus Gesprächen zwischen ihm und dem Dichter; doch wenn dieselben auch allgemeine Interessen berühren, vermögen sie nicht tiefer den Leser anzuregen, und wir würden gerade nicht viel verlieren, wenn sie ungedruckt geblieben wären. Von größerm Werthe sind die Mittheilungen über die Personen, die Wieland als Gäste bei sich sah: 1793 Baggesen, der als ein feuriger Verehrer der Girondisten erscheint; Voß, der mit seinem scharfen Wesen einen Gegensatz gegen Wieland bildet; Matthisson; Jean Paul, dessen unstätes Wesen und besonders seine Geringschätzung des griechischen Alterthums Wieland nicht ansprach; 1799 Sophie La Roche, die nach 30 Jahren zuerst Wieland widersah, aber mit ihrem feierlichen Ernste schlecht in die heiter-gemüthliche Welt Wieland's paßte, während ihre Enkelin Sophie Brentano, die auch nachher öfters bei Wieland sich aufhielt, mit ihrer Munterkeit Wieland wohlgefiel.

In den Mittheilungen über Klopstock erhalten wir vier Verse, die er als Schüler an die Wand des Carcers in Schulpforte schrieb, die Widerlegung des Gerüchts, daß er für eine Ode von Kaiser Joseph 50 Dukaten erhalten habe, sowie des Berichts, den Frau von Genlis über ihren Besuch bei dem Dichter in Hamburg hat drucken lassen. Einen Nachmittag bei Thümmel in Sonnedorn im Jahre 1808 beschreibt Graf Woldemar in ermüdender Breite. Weit anziehender ist die Schilderung eines zwiefachen Zusammentreffens mit Johannes Falk, dem Satiriker, von Fouqué, durch die man Falk auch in seiner praktischen Wirksamkeit als Leiter einer Besserungsanstalt liebgewinnen lernt; neue Data für die Würdigung des Schriftstellers bietet übrigens auch dieser Aufsatz nicht. Eine Reihe interessanter Züge aus dem Leben des phantastischen Karl Philipp Moritz hat einer seiner ältern Freunde, Professor Diemar in Berlin, geliefert, welche gerade des Burlesken genug geben, über die Werke freilich sonst keine Aufschlüsse bieten, nur daß wir hier erfahren, daß das Buch, welches zuerst Moritz Ruhm verschaffte, nämlich seine „Reise nach England“, durch einen sehr äußerlichen Umstand entstanden ist. Der Buchhändler Maurer wünschte von ihm etwas zu drucken, Moritz hatte nichts; da foderte ihn Maurer auf, eine Reise zu machen und zwar nach England; Moritz erklärte sich bereit, ließ sich von Maurer Reisegeld vorschießen und reiste noch am selbigen Tage ab, nachdem er den Schuldirector Büsching durch ein Billet ersucht, seine Schulstunden durch einen Stellvertreter geben zu lassen. Bald nach seiner Ankunft in England schickte er schon die ersten Bogen des Reisewerks.

Aus dem Leben Heinrich's von Kleist erzählt Pertz eine Scene, die der Dichter mit der Schauspielerin Henriette Schütz bei einem Mittagsmahle hatte. Wol das werthvollste Stück in diesem ersten Bande ist das folgende Charakterbild des Majors K. L. von Knebel, mit Wärme von einem seiner Verwandten entworfen, wenn es auch gerade nichts wesentlich Neues über den vortrefflichen Mann gibt. Den Aufsatz „Ueber eine Predigt von Lessing“ finden wir schon in der Lachmann'schen Ausgabe Lessing's. Die folgenden Mittheilungen über Basedow von Ernst Woldemar suchen diesen Mann zu gebührendem Ansehen zu bringen. Das von Kästner auf Basedow gerichtete Epigramm (in Kästner's „Werken“, I, 105): „Warum nennst du den Mann Göttingens Pädagogen u. s. w.“, bezieht sich auf Basedow's Gegner, Schlözer in Göttingen, und erfahren wir zu dessen Verständniß, daß Schlözer Gegner seiner nachmaligen Gattin, der Tochter des Professors Alting, gewesen war. Eine kleine Erzählung, betitelt „Das Schwein im Walde“, angeblich von einem Augenzeugen, führt uns Jean Paul vor, wie er in wenig gewählter Kleidung den Thüringer Wald im Jahre 1821 durchstreifend durch sein fast räuberisches Aussehen die einsamen Waldbewohner in Schrecken setzte. Weiter führt Fouqué in seiner überschwänglichen Weise seinen alten Freund Rochlitz vor. Mit den Mittheilungen des Dr. Groke über F. G. Wegel aus dessen bauzerer Schrift schließt der erste Band der Sammlung.

Beachtenswertheres bringt, wie uns scheint, der zweite Band. Der erste Dichter, der uns in diesem Bande vorgeführt wird, ist Gellert; wir lernen einige neue Züge seines menschenfreundlichen Charakters und aus seinen Gesprächen seine freundliche Gesinnung gegen Rousseau kennen. Mit besonderer Liebe ist Gleim behandelt und ihm verhältnißmäßig die erste Stelle in diesen Anekdotis eingeräumt. Es sind theils Erinnerungen an ihn von Dr. Ernst Woldemar, theils Mittheilungen aus seinem Leben von J. von Großmann, die uns mit ihm in ei-

---

und Herausgeber des in Rede stehenden Buchs selbst zu diesen Mittheilungen über Schiller macht. Jener junge Theolog, der übrigens, wie im Buche bemerkt ist, später selbst zu „gebührender Schätzung“ kam, erzählt, wie er, in Schiller's in einem Hinterhause gelegene Wohnung eintretend, drei Herren an einem Tischchen Karten spielend erblickt habe. „»Verzeihen Sie!« sprach ich (fährt der Theolog fort), »wohnt der Herr Hofrath Schiller hier?« — »Ja!« antwortete einer der Herren, wies auf seinen Mitspieler ihm gegenüber und ging mit dem andern Herrn hinweg in eine Seitenstube. . . . . Alles von Schiller widersprach Dem, was ich mir über seine äußerliche Gestalt und ihren Ausdruck eingebildet hatte. Ein langer Mann mit der Darstellung eines schlaffen Körpers, die Knie eingebogen, einen Arm auf die Stuhllehne gestützt, ein mattes Auge mit unstätem Blick, ein bleiches längliches Gesicht ohne besondern Ausdruck und dazu röthliches Haar und langfingerige Hände, die ein Schnupftuch hin- und herdrehten. Ehre sei Schiller's herrlichem Geist! Nur dieser ist Schiller, nicht sein Leib, wie ich ihn sah!“ Der auf große Männer sozusagen reisende Theolog erzählt dann weiter, wie Schiller mit eben der Stimme, womit er das Herein! gesprochen, d. h. mit unmännlicher, schwacher, fast „quäkender“ Stimme gefragt habe: „Wer sind Sie?“ Auf die Antwort des Besuchenden, daß er eine Fußreise durch Thüringen mache, habe Schiller, wie zerstreut das Schnupftuch drehend, geschwiegen und dann leise gesagt: „Sie machen also eine Reise?“ — „Länger konnte ich es nicht aushalten“, schließt der Theolog seine Erzählung, „ich bat um Verzeihung, daß ich zur Unzeit gekommen, und eilte vondannen.“ Der Herausgeber des Buchs bemerkt hierzu: „Diese Schilderung, vor länger als 30 Jahren aus einer Zeitschrift (dem „Gesellschafter“) entnommen, fand hier nur deshalb eine Stelle, um einer Klage zu gedenken, die man oft hört von unbedeutenden Personen, wenn sie berühmte Männer besucht haben und sie eben nicht in glorreicher Liebenswürdigkeit fanden. Seit langer Zeit schon machten junge Müßiggänger, die kein anderes Werkzeug erfassen wollten als die Feder, Jagd auf hervorragende Geister, um dann durch die Bekanntmachung der Gespräche mehr sich selbst als die angeblich von ihnen Verehrten in das beste Licht zu stellen. Wer solche Besucher nicht abwehren kann, dem ist es nicht zu verargen, wenn er sich vorsichtig benimmt.“ Der Herausgeber des Buchs erinnert außerdem noch daran, daß Schiller im Jahre 1791 einen schweren Anfall seiner Brustkrankheit überstanden hatte und 1793 erst wieder in Genesung war.

D. Red.

gen Momenten seines Lebens genauer bekannt machen, als dies durch die Körte'sche Biographie geschehen ist. Gleim tritt selbst als Erzähler auf und zwar als ein anmuthiger Erzähler; er unterhält uns, ohne zu ermüden, von seiner Jugend, seiner ersten Anstellung als Secretär bei dem von ihm angebeteten Prinzen von Schwedt. Sehr interessant ist seine Erzählung, wie er durch seine launigen Gedichte einen ihm bisher unbekannten Offizier, Ewald von Kleist, der im Duell schwer verwundet darniederlag, geheilt und denselben zur Poesie begeistert habe. Kleist wurde bekanntlich sein treuester Freund und war in seiner Nähe, als er den Prinzen in den zweiten Schlesischen Krieg begleitete. Gleim sah den Prinzen an seiner Seite vor Prag fallen und kehrte trostlos nach Berlin und Potsdam zurück. Dann kam er in den Dienst des Fürsten von Dessau, verließ denselben aber bald, da der Fürst seine rauhe Soldatenseite nicht verleugnete, und wurde kurz darauf Secretär bei dem Domcapitel zu Halberstadt.

Die Mittheilungen des Assistenzraths Schmidt (gestorben 1784 in Weimar) geben Auskunft über das Verhältniß zwischen Musäus und Nicolai, welcher den bescheidenen Musäus zu neuer schriftstellerischer Thätigkeit anregte. Professor Dietmar schildert hierauf Musäus in seinem heitern, humoristischen, geselligen Leben. Hieran schließen sich die Mittheilungen über Kästner. Als Lehrer schildert ihn einer seiner Zuhörer, Bornemann, fügt einige noch ungedruckte Epigramme von ihm hinzu und macht auf eine in die gesammelten Werke nicht aufgenommene Streitschrift gegen Zimmermann (Altenburg 1780) aufmerksam. Ein zweiter Aufsatz von A. Münde enthält eine klare Replik Kästner's gegen Matthias Claudius, worin er seine bei Gelegenheit der Recension des Göthe'schen „Götz" geäußerte Meinung, daß Götz am linken Arm verwundet werden sei, unter Bezugnahme auf die Autobiographie vertheidigt. Danach folgen noch einige kurze Bemerkungen aus Kästner's Papieren, von Seebode mitgetheilt, und die Grabschrift Gleim's auf Kästner. Eine beredte Schilderung Fernow's und Zoega's erhalten wir aus dem Nachlaß von Friederike Brun, Erinnerungen an die geselligen Kreise bei Johanna Schopenhauer während ihres Aufenthalts in Weimar von St. Schütze. Von Liebe und Hochachtung vor dem edeln Charakter Fouqué's zeugt der Vortrag „Zu Fouqué's Gedächtniß", den Julius Curtius 1843 hielt und hier mitgetheilt hat. Friedrich Kurts bringt Erinnerungen an Chamisso, aus dem Badeaufenthalte in Reinerz vom Jahre 1835, A. Rebenstein erzählt ausführlich von seinem letzten Besuch bei dem Dichter im Jahre 1838 und theilt uns namentlich die Urtheile Chamisso's über die neuern Dichter, sowie über die von ihm besonders geschätzten Uhland und Freiligrath mit; von des Letztern Gedichten hatte Chamisso auch eine Anzeige geschrieben, die im Anhang abgedruckt ist. Ohne die chronologische Ordnung festzuhalten, werden wir hierauf zu Ramler geführt, sein „Rath für eine junge Schriftstellerin" aus dem Jahre 1771 von Catel mitgetheilt und aus dem Nachlaß von Professor Dietmar und J. J. Engel einzelne Züge seines pedantischen Lebens veröffentlicht. Hieran schließen sich Erinnerungen an Z. Werner, sowie an Johann Georg Scheffner, von einem Verwandten Werner's, die nur dazu dienen, die phantastische unklare Natur Werner's in ein helles Licht zu setzen, obgleich sie dieselbe eigentlich in Schutz nehmen wollen. Die Erinnerungen an Tieck von Strombeck und dem Schauspieler P. A. Wolff durchweht innige Liebe zu dem Dichter, auch sind sie insofern nicht werthlos, als sie in Bezug auf seine Kunst des Vortrags schätzbares Material liefern. Eine Rechtfertigung des breslauer Journalisten Karl Schall erhalten wir von Steffens. Aus seinem Zusammenleben mit Achim von Arnim und Clemens Brentano gibt Gubitz kürzere Mittheilungen; Friederike Brun schildert uns Oehlenschläger's antiömische Stimmung während seines Aufenthalts in Rom. Der Staatsrestaurateur K. L. von Haller erscheint in den folgenden Mittheilungen, die seine Conversion zum Katholicismus betreffen, in keinem günstigen Lichte. Dagegen gibt am Schluß Gubitz Mittheilungen über Raupach, welche die vielen gäng und gäben ungünstigen Urtheile über den Charakter Raupach's in vielen Stücken zu entkräften wohl geeignet sind.*) D.

Jakob Böhme.

Schatzkästlein aus Jakob Böhme's Schriften von Leo Adolarius. Mit Porträt. Weimar, Voigt. 1835. 12. 20 Ngr.

Das schwärmerisch-geistreiche Porträt des gotterfüllten Schuhmachers, Propheten und Apostels Jakob Böhme in mittelalterlicher Tracht schmückt dies wahre Schatzkästlein sammt der Unterschrift eines ebenso frommen, später lebenden Mannes und Dichters, Johann Angelus Silesius:

Im Wasser lebt der Fisch, die Pflanze in der Erden,
Der Vogel in der Luft, die Sonn' am Firmament;
Der Salamander muß im Feu'r erhalten werden,
Und Gottes Herz ist Jakob Böhme's Element.

Wer nach dieser Unterschrift nur mystische Schwärmerei in dem Buche erwartet, wird erstaunen über die Fülle reiner Vernunft und hoher Weisheit, die darin waltet, und sich mit großem Interesse dem Manne zuwenden, der im niedrigen Stande geboren, jedes wissenschaftlichen Unterrichts entbehrend, so tiefe philosophische Wahrheiten offenbart, wie nur je die Weisen alter und neuer Zeit. Er erinnert fast an die Apostel Jesu Christi und befestigt den Glauben an eine unmittelbare Berufung Gottes, um sein Wort auf Erden hell leuchten zu lassen, wozu er fast immer Menschen aus dem arbeitenden Stande erwählte, deren Phantasie nicht mit der Eitelkeit der Welt zu sehr erfüllt war.

Jakob Böhme wurde von armen Hirtenleuten in dem Dorfe Altseidenberg, drei Stunden von Görlitz, 1575 geboren. In der Dorfschule lernte er nichts als Lesen, Schreiben und etwas Christenthum, welches in den Zehn Geboten, den Glaubensartikeln, dem Vaterunser, einigen Gebeten und der Beichte bestand. Bis zu seinem zehnten Jahre war Böhme ohne allen Unterricht geblieben und mußte das Vieh hüten, was er auch später noch that. In der Einsamkeit bildete sich seine reiche Phantasie aus. Der Berg Landskrone in seiner Gegend wurde ihm der Horeb, wo er die Stimme Gottes vernahm und fern blieb von dem rohen, thierischen Leben der armen Kinder seines Alters. Später kam Böhme zu einem Schuhmacher nach Görlitz, wo er ein fleißiger und geschickter Geselle wurde, der sehr abgesondert lebte und viel in der Heiligen Schrift las. Er erzählt, daß in dieser Zeit einst ein schlichtgekleideter Mann mit ernstfreundlichem Antlitz und lichtfunkelnden Augen in den Schuhladen gekommen sei, als Böhme eben allein darin war, und von ihm ein Paar Schuhe, ohne zu handeln, kaufte. Dann habe er ihn bei der Hand gefaßt, ihm tief in die Augen geblickt und gesagt: „Jakob, du bist jetzt klein, aber du wirst groß und ein Mann werden, über den die Welt sich wundern wird. Sei fromm, fürchte Gott und lies in der Heiligen Schrift." Damit verschwand der Mann und Jakob glaubte fest, er habe einen Engel gesehen. Er wurde nun immer stiller und in sich gekehrter und so zeigte er sich auch auf seiner Wanderschaft, wo er sich durch den strengsten sittlichen Lebenswandel auszeichnete. Bisher hatte er fleißig den Gottesdienst besucht, aber es herrschten damals bittere theologische Streitigkeiten über den Kryptocalvinismus in der Kirche, die ihr lebendiges frisches Leben ertödteten,

*) Wir halten es nicht für überflüssig, folgende kurze Bemerkung zu citiren, womit das „Athenaeum français" seinerzeit diese Sammlung dem französischen Publicum empfahl: „Daß diese biographischen Fragmente von sehr ungleichem Werthe sind, brauchen wir wol nicht erst ausdrücklich zu bemerken, nichtsdestoweniger gehören sie zu jener Gattung interessanter, an literarischen Mittheilungen reicher Publicationen, welche Deutschland eigenthümlich sind und sich auch in Frankreich einbürgern sollten." D. Red.

darum zog sich Böhme immer mehr von ihr zurück und hielt seinen Gottesdienst im Innern seines frommen Gemüths. In seinem fünfundzwanzigsten Jahre ließ er sich in Görlitz als Schuhmacher nieder, heirathete die Tochter des Fleischers Kuschmann und lebte mit ihr 30 Jahre in glücklicher Ehe, alle Pflichten des Hausvaters treu erfüllend. Vier Söhne, die aus dieser Ehe hervorgingen, wurden alle Handwerker.

So treu Böhme auch die Pflichten seines Handwerks erfüllte, so wurde es seinem strebenden Geiste auf die Länge doch zu drückend. Er gab es darum nach und nach auf und ernährte sich durch Abschreiben seiner Schriften, was in jener Zeit, wo die Buchdruckereien noch nicht allgemein verbreitet und gedruckte Bücher sehr theuer waren, ihm viel einbrachte. Dabei las er unaufhörlich theologische Schriftsteller und die Bibel, hatte höhere Offenbarungen und sah sich oft von einer geistigen Fata Morgana umgeben, die ihn tiefe Blicke in alle Geheimnisse der Natur thun ließ. Viele verspotteten nun den armen einfachen Schuhmacher und er faßte den Vorsatz, seine Offenbarungen und Gesichte ferner nicht mitzutheilen, „aber da", sagt er, „war in meinem Herzen ein brennendes Feuer, daß ich es nicht leiden konnte, sondern wäre schier vergangen".

Böhme fuhr also fort zu schreiben. Seine wichtigste Schrift hat den Titel: „Aurora, oder die Morgenröthe im Aufgang, die Wurzel oder Mutter der Philosophie, Astronomie und Theologie aus rechtem Grunde, oder Beschreibung der Natur, wie Alles gewesen und im Anfange Alles geworden ist. Alles aus rechtem Grunde in Erkenntniß des Geistes, im Wallen Gottes mit Fleiß gestellt durch Jakob Böhme in Görlitz, seines Alters 37 Jahre Dienstag zu Pfingsten."

Dies Buch kam dadurch ins Publicum, daß ein Freund Böhme's, ein Edelmann, es für sich abschrieb und seinen Bekannten mittheilte. Es gerieth auch in die Hände des Oberpfarrers Gregor Richter in Görlitz, der ein strenger Orthodoxer und maßloser Zelot war. Dieser schleuderte wüthende Blitze von der Kanzel gegen den gottesfürchtigen Schuhmacher und bedrohte Görlitz seinetwegen mit den Strafen Gottes über Sodom und Gomorrha, verklagte ihn beim Gericht und veranlaßte eine strenge Untersuchung gegen ihn. Da man aber dem in jeder Hinsicht unsträflichen Manne nichts anhaben konnte, verurtheilte man ihn nur zu kurzer Haft wegen unbefugter Einmischung in ihm nicht zustehende Sachen und confiscirte sein Buch.

Durch diese Verfolgung wurde er erst recht bekannt und sein Buch berühmt, was er auch mit Dank gegen Gott erkannte, seinem schriftstellerischen Eifer fortan keine Schranken mehr setzte und in dreiviertel Jahren nicht weniger als 31 theologische Schriften herausgab, die bei den damals noch seltenen Druckereien nur in Abschrift circulirten. Nun fing aber der Pastor Richter aufs neue seine Verfolgungen an, wandte sich an den Magistrat zu Görlitz und foderte die Geistlichkeit zu Liegnitz auf, dem Sectirer ein Ende zu machen, brachte es auch dahin, daß Böhme durch den Vorstand des Magistrats benachrichtigt wurde, daß der Kurfürst ihn würde verhaften lassen, weshalb man ihm die Weisung gebe, sich zu verbergen. Böhme's Vertheidigungsschrift wurde zurückgewiesen, aber die Aufmerksamkeit der Regierung und des Hofs war durch diese Verhandlungen erregt worden und Böhme sah sich unerwartet nach Dresden beschieden. Er reiste im Mai 1624 mit Furcht und Bangen, aber auch mit frommer Ergebung in den Willen Gottes dahin ab.

Hier erging es dem schüchternen Manne, der von kleiner unansehnlicher Gestalt, aber edel und bescheiden in Worten und Geberden war, über alle Erwartung gut. Die zu seiner Prüfung ernannten Commissare erklärten ihn für einen hocherleuchteten Mann, dessen Lehren gegen keinen Artikel des christlichen Glaubens anstößig wären, sondern vielmehr alle für trefflich erklärten. Der Kurfürst und die Minister ließen Jakob Böhme zu sich rufen und unterhielten sich lange mit ihm. Die Gelehrten und Vornehmen bemühten sich um seine Bekanntschaft und das Publicum sah in ihm eine höhere Erscheinung. Die heilste Sonne war über Böhme's dunkles Leben aufgegangen, aber es war seine Abendsonne. Nachdem er drei Monate in Dresden zugebracht hatte, wurde er, vielleicht infolge seiner veränderten Lebensweise, von einem hitzigen Fieber befallen und ließ sich nach Görlitz zurückbringen, und am 27. November 1624 verschied er als ein echter gläubiger Christ mit Freudigkeit und Gottvertrauen. Kurz vor seinem Tode hörte er eine himmlische Musik, die keiner der Anwesenden vernahm. Dasselbe erzählt man vom Sterben der frommen Landgräfin Elisabeth von Thüringen.

Nach Böhme's Tode erhoben sich aufs neue seine Verfolger. Die Geistlichen legten dem seiner würdigen Begräbniß, das seine Freunde veranstaltet hatten, allerlei Hindernisse in den Weg. Die Leichenrede, welche der Diakonus Elias Dietrich hielt, war eine Schmähredе; die andern Geistlichen, welche den Zug begleitet hatten, schlichen sich heimlich vom Kirchhofe weg, ja es wurde später sogar das Denkmal zertrümmert, welches seine Freunde ihm hatten setzen lassen. Jedoch blieben das nur ohnmächtige Versuche, dem Nachruhm dieses Mannes zu schaden. Die Wirkungen seiner Lehren strahlten hell und seine Schriften wurden gedruckt und ins Holländische und Englische übersetzt. Reiche und berühmte Männer traten für ihn in die Schranken, ließen seine Schriften drucken, wurden seine Jünger und suchten seine Anschauungen des Ewigen weiter auszubilden. Unter ihnen waren Angelus Silesius, später auch Saint-Martin, Antoinette Bourignon, Johann Arndt, Friedrich Krause u. A. Im Jahre 1697 stiftete Jane Leade eine Gesellschaft zur Erklärung seiner Schriften. In Frankreich und Italien, selbst in Rom, in Lithauen und Polen erhoben sich ihm zahlreiche Verehrer und sein leiblicher Tod wurde eine Verherrlichung seines Geistes.

In der getroffenen Auswahl zum „Schatzkästlein" wird der Leser recht inne werden, daß Jakob Böhme Recht hat, wenn er sagt: „Gebet meine Schriften nicht Jedermann in die Hände, denn sie sind nicht Jedermanns Speise. Es versteht sie kein Leser recht im Grunde, sein Gemüth sei denn aus Gott geboren." Klar aber und wahr sind seine Klagen über den Verfall der Sitten und bekunden, daß die Klage von heute auch schon im 16. Jahrhundert stattfand. Er sagt: „Schickt ein Mann seinen Sohn auf die hohe Schule, daß er soll etwas Gutes lernen, daß er möge Gott und der Welt nütze sein, so lernt er Ueppigkeit, Hochmuth, Listigkeit, wie man einen Einfältigen möge das Seine nehmen, seinen Schweiß mit List abdingen, da macht man einen Mantel darum, das heißt Zucht. Aber der Mantel ist des Teufels und das falsche Herz ist sein Diener.... Buhlen und Jungfrauschänden ist bei der Jugend eine höfliche Kunst, und es sind Leute, die da können fein thun, bis sie mancher Mutter Tochter den nagenden Wurm ins Herz oder Gewissen schieben. Solche setzt man dann den Kirchen und Schulen vor, so werden sie in die weltlichen Regimenter eingesetzt, die regieren hernach wie der Geist in ihrem Herzen es will. Also wirkt der Obere die größten Laster und lernt sie von ihm der Untere, lernt von ihm Schwelgen, Prassen und das rechte Viehleben. Was der Obere in höflichen Sitten vollbringt, das thut der Untere in viehischem, säuischem Leben und Sitten. Also wird Laster mit Laster gewirkt."

Der Herausgeber des „Schatzkästlein", Leo Adolarius, war von einer tiefen Frömmigkeit beseelt und gedenkt binnen kurzem dem Publicum eine Bibel der Natur zu übergeben, worin die Naturbetrachtung, im Lichte des Christenthums und im Volkstone geschrieben, ein Buch werden könnte, das das Volk sicherer zur Religion zurückführen würde als tausend zelotische Predigten. Er sieht in der Irreligiosität und der Glaubenslosigkeit die Ursache der Revolutien des Jahres 1848, und als Versucher dem Genius des deutschen Volks zurief: „Er wird niederfallen und mich anbetest, sollst du Freiheit, gesetzliche Ordnung, Gemeinschaft des Eigenthums und Brüderlichkeit haben", glänzende Geschenke, deren Kern Verderben ist und die am

Religion ohne Gott, Christus, Himmel und Tugend, eine Religion der Sinnlichkeit mit dem Glaubensbekenntniß: Ede, bibe, lude, post mortem nulla voluptas, am wenigsten gewähren kann. 32.

Mittheilungen aus Berlin.

Mitte December 1836.

Wie im vergangenen Winter, so hielt auch beim Beginn des diesmaligen Fräulein Elise Schmidt Vorlesungen über antike Gestaltungen altgriechischer Dramatiker. Die unstreitig mit hohem Talente begabte Dame hat sich einem Idealismus hingegeben, zu dem sie unsere dramatische Kunst erheben möchte. So sehr jedes hohe Streben eines reichen Geistes anzuerkennen ist, so ist es doch eine Art Hypochondrie, mit seinen Ideen sich fortwährend in der Schwebe zu bewegen und nicht einen soliden Grund und Boden zu suchen, auf dem sie befruchtend zu wirken vermögen. Fräulein Schmidt hat gewiß viele Verehrer ihres Talents und verdient dieselben in reichlichem Maße; alle Kritiker anerkennen ihr Streben und ihre danach gebildeten dramatischen Schöpfungen; aber ich glaube, sie entbehrt eines aufrichtigen Rathgebers, den man freilich nirgends seltener als unter literarischen Collegen findet. Die Galanterie gegen schöne Frauen ist eine Pflicht der Männer, wol aber nicht gegen geistreiche. Als Frau von Staël einst den Consul Bonaparte fragte, welche Frau ihm die größte sei, antwortete er lächelnd: „Celle qui a fait le plus d'enfants"; eine kleine Bosheit, die sich französisch besser sagen läßt als deutsch. Trotz alledem darf man manches weibliche Talent für berufen halten, in gewissen Sphären zu wirken, selbst durch ihren Geist zu befruchten; so würde gewiß Fräulein Schmidt sich selbst und der Kunst mehr nützen, wenn sie mit ihrem Talente mehr menschlich verführe und dasselbe auf solidem Boden einsetzte, wo es Frucht tragen kann, während es so wie ein Ballon schwebt, den jeder Sturm zerreißen und zu Boden schleudern kann. Die antike Tragödie ist gewiß recht schön; aber es zeigt mehr von einer classischen Manier und einem Großthun seines Geschmacks, dieselben als unsere Vorbilder anzusehen; sie passen weder für uns, noch können sie uns groß nützen; denn unsere Menschen sind anders und unsere Bühne hat ganz andere Poesien nöthig, will sie eine nationale und echtvolksthümliche werden. Fräulein Schmidt möge wohl bedenken, wie schädlich ein aufreibendes Abringen nach einem Ziel der Chimäre aus bloßer Laune ist. Wie warm sie jetzt auch von den galanten kritischen Stimmen anerkannt werde, so wird die Enttäuschung doch nicht ausbleiben; sie wird nach einem mühevollen Leben erkennen müssen, wie spurlos ihre Schöpfungen vorübergingen, wie nichtig ihr Ringen und Streben, wie unfruchtbar ihr Wirken war. Das Bedauern für sie wird nicht dem Genie, sondern der unglücklichen, unheilsamen Chimäre gelten, für welche sie lebte: das ist hart, aber gewiß wahr, und möge dies Loos nicht seinen Grund in einer weiblichen Sucht nach Originalität haben!

Bekanntlich besteht in Berlin ein Schriftstellerverein unter dem Namen „Tunnel". Die lustigen Leutchen vor beinahe 30 Jahren, welche Literatur fast so zum Vergnügen trieben, wie sie Champagner tranken und Austern aßen, kamen auf den liebenswürdigen Einfall, diese drei Annehmlichkeiten möglichst zu vereinigen, und stifteten den „Tunnel über der Spree" (vielleicht einer der besten Saphir'schen Witze, der damals noch unsterblich war und es auch solange bleibt, als er lebt). Es scheint nach Art der Serapiensbrüder zur Gründung dieses Tunnels gekommen zu sein. Die drei Serapiensbrüder pflegten bekanntlich in einem Weinlocale ihre lustigen Convivia zu halten, deren attisches Salz der Kater-Murr-Hoffmann war. Hoffmann war zugleich Kammergerichtsrath und einer der sonderbarsten; auf alle Acten hat er Männerchen, Teufelein und Exelein mit Tinte gezeichnet, sodaß man ihm vernünftige Sachen zuletzt gar nicht mehr zur Entscheidung geben konnte. Ein alter Schreiber des Kammergerichts — entschuldigen Sie die kleine Abschweifung — war ein unverantwortlicher Gourmand und sehr gut Freund mit Hoffmann. Bekam er am Ende des Monats seinen Gehalt, so aß er drei Tage lang bei Lutter und Wegener Caviar und Austern, trank Champagner, und zwar mit Devrient um die Wette. Die übrigen 27 oder 28 Tage des Monats hungerte der Schreiber natürlich; aber er hatte solche Wuth zur dreitägigen Gourmandise, daß er es aushielt und zerlumpt und erfroren nach der Kanzlei schlich, bis wieder die drei goldenen Tage mit dem nächsten Gehalt anbrachen. Dieser Schreiber nun war der Diener der Serapionsfeste, die alle Montag Abend stattfanden, und wo Chamisso, und Hoffmann noch soviel übrigließen, daß der alte Schreiber sich und seine über die Verhältnisse feine Zunge sättigen konnte. Der Gram dieses originellen Menschen nach dem Aufhören der Serapionsfeste war unendlich tief; er entbehrte ja alle Montage des schönen Essens und Trinkens; so kam es denn, was ihm der Rath Hoffmann häufig im Scherze gesagt: man fand ihn eines Tags verhungert auf einem Düngerhaufen des damals noch einsamen köpnicker Feldes.

Die literarischen Commerse des berliner Tunnelvereins waren aus demselben Motiv entstanden und haben, bald zahlreich, bald dürftig fortgesetzt, unlängst ihr neunundzwanzigjähriges Stiftungsfest gefeiert. Im Café Belvedere versammeln sich seine Mitglieder alle Sonntage; es sind Dichter und Literaten, Maler und Künstler, die sich lustig und heiter beim Commers vergnügen und nebenbei jene unleidliche Hechelei treiben, die man sonderbarerweise so häufig in reinliterarischen Cirkeln findet, indem sie dem geschmacklosen Genusse fröhnen, sich gegenseitig mit ihren Leistungen aufzuziehen und die Liebe für ihren Beruf und ihre Beschäftigung dadurch an den Tag zu legen, daß sie die Literatur und ihre Leistungen verspotten und ins Lächerliche ziehen.

Bei Gelegenheit des Devrient'schen Gastspiels und des angekündigten von Marie Seebach auf der Friedrich-Wilhelmstädtischen Bühne hat die berliner Kritik ihre schärfsten Pfeile gegen die Intendanz des Hoftheaters abgeschossen. Die berliner Kritik hat wahrlich nie soviel Freundschaft für den Intendanten des Hoftheaters an den Tag gelegt, daß derselbe ihr irgendwie verpflichtet sein könnte; sie liebte es immer feindlich gegen ihn aufzutreten, ohne ihm je gerecht zu werden. So auch hierin. Freilich würde es wohlanständiger sein, wenn die großen Künstler nicht auf Theatern vierten Rangs aufträten; aber da sie mehr dem Geschäft als der Kunst dienen, so hat sich darüber füglich Niemand zu beschweren. Die königliche Bühne zieht von den großen Künstlern keinerlei Nutzen, da sie die etwaige Mehreinnahme denselben als Honorar entrichten muß; die kleinen, meist nur zum vierten Theil besetzten Theater dagegen kennen gern die Ansprüche der großen Künstler befriedigen, da sie nach Abzug der Hälfte von der Einnahme immer noch ein glänzenderes Geschäft als ohne sie machen. Es fragt sich wirklich sehr, was besser sei: dem Kunstgeschmack eine große Summe zum Opfer zu bringen, oder den exorbitanten Ansprüchen der großen Künstler entgegenzutreten und aus Liebe zum Kunstgeschmack die maßlosen Honorarforderungen der Künstler abzuschlagen. Würden alle großen Bühnen dies Princip verfolgen, so würden die großen Künstler auch wol bald zu vernünftigern Ansprüchen gebracht werden und nicht die Speculation mit ihrem Talent über die Kunst stellen; wollen sie blos Geschäfte machen, so mögen sie immerhin zu denjenigen Bühnen gehen, welche sich damit allein abgeben, aber sich nicht beschweren, daß ihrer Habsucht die bessern Tempel einer Kunst verschlossen bleiben.

Eduard Schmidt-Weißenfels.

Macaulay und sein Beurtheiler in diesen Blättern.

Schon in manchen einzelnen Aeußerungen wurden die Deutschen gewarnt — als ob sie leicht verführbar wären — durch das Glück des Geschichtschreibers Macaulay, dessen Geschichte in zahllosen Exemplaren von Engländern gelesen wird, sich nicht hinreißen zu lassen, ihm nachzustreben und in seiner Art zu schreiben. Er unterscheidet sich von andern durch Eingehen in die persönlichen Verhältnisse und Denkweisen der Handelnden, selbst Kleines dabei nicht verschmähend, sie mit ihren Zeitgenossen und Vorgängern vergleichend, in Anspielungen deutend, überhaupt mehr Psychologie und Urtheil in die Ereignisse einmengend, als einfache Erzählung des Geschehenen erfodert, sodaß der Leser mitten unter Personen und Sachen zu stehen meint, von denen er liest, und gerade dies wird von seinen Gönnern gerühmt, von seinen Gegnern getadelt, er sei anziehend wie ein Roman oder eine Novelle. Ob seine Kunst und Eigenthümlichkeit nicht manchmal zu viel gethan, bleibe dahingestellt, denn freilich darf die Geschichte nicht in einen Roman oder eine Novelle verwandelt werden, wozu einige stilfertige deutsche Schriftsteller vielleicht Neigung haben mochten.

Vor einiger Zeit sprach Bettziech-Beta ausführlicher über Macaulay und seine Schriften (vgl. Nr. 6 d. Bl. f. 1856), gab Lob und Tadel und verdient gehört zu werden.

Lobend heißt es: Der Mann hat enorme Gelehrsamkeit, den höhern modischen facetiösen Umgangsstil, die höchste Kunst der Darstellung, malerischen Schmuck, rhetorische Antithese; sein specifisches Talent ist historische Composition; sein lebendiges Buch schildert das verflossene Leben, führt uns mitten hinein; seine Größe ist Erlösung von der Tyrannei der Zahlen, Schlachten, Actenstücke; er hat den Stil eines Gelehrten, der zugleich perfecter Weltmann ist; als Whig verdient er Lob für seine parlamentarische Stellung und besitzt ein specielles Verdienst für England.

Der Tadel lautet: Er besitzt kein tiefes Genie mit neuen Forschungen und Wahrheiten, zeigt Mangel an schweren, tiefen Deductionen, in seiner Geschichte ist etwas Opium; seine Abhandlung über Milton mit muthwilliger Eleganz und Ornamentik ist später von ihm selbst nicht gebilligt; er trägt einen Schönheitsmantel, der als Versündigung an der Geschichte erscheint; da er 1834 nach Kalkutta mit 10,000 Pf. Gehalt ging, lehrt er über Clive und Hastings eine Raubthierphilosophie; er ist ausschweifend in Paradoren laut eigenem Geständniß, das gibt eine falsche Schönheit: er warnt z. B. vor zu viel Reformen, weil dadurch den Nachkommen das Reformiren ausgeht; sein Cultus des Genius ist kein gläubiger, er krönt die eine Hälfte des Helden und kreuzigt die andere; er verstellt die Thatsachen für stilistische Zwecke; der tieferliegende Inhalt der Geschichte ist ihm verschlossen, die Logik, Dialektik und Nemesis in dem chemisch-sittlichen Proceß der Ereignisse, der tiefer producirende Gedanke des höhern Flugs der Geister; sein Stoff ist ihm über den Kopf gewachsen, er wollte nichts Großes, sondern Interessantes, Amüsantes, Pikantes; als Historiker hatte er die Verpflichtung eines Naturforschers, nicht des Parlamentssitzes; noch weniger als in seinen allgemeinen Darstellungen ist ihm in Behandlung der Thatsachen zu trauen; hier ist hyperbolisch idealisirt, dort übertrieben schwarz gemalt; er ist Parteischriftsteller.

In diesem Für und Gegen den Gerngelesenen liegt gewiß viel Wahrheit, und durchgängig hier und dort etwas abzurunden, anders zu begrenzen, wäre eine weitschichtige Aufgabe. Angemessener beschränken wir uns auf einiges allgemeiner zu Beherzigende, vorzüglich nach Seite des Tadels, da den Vielgelobten noch weiter zu loben eine unerfreuliche Anstrengung fodert.

Alle Geschichte, wie der Mensch selbst, ist doppelseitig, welchen vor Wahrheit überfüllten Satz schwerlich Jemand leugnet.

Alles menschliche Urtheil ist einseitig, weil jeder Urtheilende nur eine Seite sieht, wie denn die allseitigen Philosophen in ihren Begriffreihen immer von einer Seite anfangen müssen, entweder von unten nach oben, oder von oben nach unten, und es zweifelhaft bleibt, ob der Historiker Raumer mit seinem beliebten „einerseits" und „andererseits" diesem Denkgesetz entgehen konnte.

Wenn nun irgendein Urtheil Menschenalter hindurch gegolten und wiederholt worden, heißt, was sich ihm entgegenstellt, parador, wird von Einigen schon um deswillen verworfen, von Andern um deswillen geliebt. Macaulay hat sich selbst in Bezug auf Dryden ausschweifend im Paradoren genannt (wantoned in paradox) und mag zu viel darin gethan haben. Indessen alle ausgezeichneten Schriftsteller neigen sich dahin mehr oder weniger, außer die Liebhaber des Gemeinplätzigen, wie Isokrates, oder Förderer des Erbaulichen, wie Kanzelredner, oder Verehrer des Xenophon, welche in seiner trockenen, spartanisch-geräumten Geschichte Griechenlands attischen Honig finden. Rousseau war parador in seiner Zeit, Niebuhr gegen Geschichten des Livius, gegen Alexander den Großen als civilisirten Barbaren, Lessing gegen Theaterherkommen und in Beziehung auf Theologie heterox dazu. Wären nicht oft in einem Gegenwinde wider Luftzüge der Mitwelt Wahrheiten für die Nachwelt zu suchen? Macaulay freilich wegen Gunst für Wilhelm III. und Britenstolz auf eine dem Thronwechsel folgende parlamentarische Verfassung, als Bewunderer jener Männer, deren Kühnheit dahin führte, wird wol ungerecht, wie gegen Lord Temple (vgl. Nr. 31 d. Bl. f. 1854), und überläßt dem Leser zu wenig, welchen Fehler große Geschichtschreiber vermieden haben.

Kein ausgezeichneter Schriftsteller umhängt einen Schönheitsmantel, er gibt sich selbst und seine Gedanken. Diese können sich in einem malerischen Ganzen, in Vergleichungen und geistreichen Gegensätzen entwickeln. Der Mantel ist ein Erbtheil Jener, deren blühende Schreibart von Schwächlingen gepriesen zu werden pflegt. Solchem Preise zu entgehen, haben ältere deutsche Historiker allem bessern Schwunge der Sprache entsagt und (z. B. Mannert) in den gemeinsten Wendungen ungemeine Ereignisse vorgetragen, ja der britische Parlamentsredner Fox will weiser in seiner Geschichte Jakob's II. keine ihm geläufigen heftigen Auswüchse der Rede sich erlauben. Gesundes Urtheil, Folgerungen aus Zusammenstellung von Einzelheiten, seine Entwickelung der handelnden Charaktere nach Umständen der Zeit und deren Denkrichtung bleiben, was sie sind. Darin ist Macaulay Meister.

Von einem tieferliegenden Inhalt der Geschichte, dem wir Deutschen gern huldigen — so wie einem tiefen Hegel, noch tiefern Franz von Baader und Jakob Böhme — von solcher Geschichte unterhalb der Geschichte, etwa der göttlichen Weltführung, ist Vieles zu glauben, Weniges in hinreichender Begrenzung zu fassen und endet in einer verständigen Lesern unverständlichen Mystik, welcher bedächtige Historiker sich nicht hingeben dürfen; in einem Idealismus, wovon der realistische Macaulay derb genug sich lossagt. Für seine dem Wirklichen stark ergebenen Engländer gereicht ihm dies vielleicht zum Verdienst. Foderung des Gegentheils ist mit nichten allgemein gültig.

Als eins der verkehrtesten Paradoren wird gerügt, daß Macaulay vor zu viel Reform warne, weil alsdann den Nachkommen Stoff fehle zum Reformiren. Inzwischen beweist sich die historische Richtigkeit der Warnung im Jahre 1848 an den Unternehmungen der Paulskirche, über welche die auf festem halben Reformen stehenden Engländer spotteten. Unsere Kirchenreform des 16. Jahrhunderts dankt ihrer Halbheit ihre Dauer. Halbes Allmälige wirkt mehr in der Menschengeschichte als plötzlich Ganzes. Selbst in der Offenbarung Johannis erscheint vor dem vollendeten Reich Christi das Tausendjährige Reich.

Ob Witz und Ironie einem ernsten Geschichtschreiber ziemen, ist gewiß zweifelhaft, ungeachtet sie das Wahre zu treffen fähig sind. Dagegen sind sie angemessen für kleinere Lesun-

gen, für gelehrte Streitigkeiten, Lebensläufe Einzelner, Bücherbeurtheilungen, um das wiederkehrend Alltägliche derselben zu beleben und den Geist des Lesers zu erfrischen. In dieser Art schrieb Macaulay eine köstliche Anzeige der Biographie Johnson's von Boswell („Essays", Thl. 1) und beginnt sie mit dem Gedanken: „Wäre Boswell nicht ein so großer Narr gewesen, würde er nie ein großer Schriftsteller geworden sein." *) Der ironische Satz trifft, mit allerdings verändertem Werthe, einen Las Cases über Bonaparte, die Riemer und andere Goethe-Literatur, und Bettziech-Beta widerlegt ihn bündigst: „Weil also dem Mann alle Eigenschaften zum Schriftsteller fehlten, hat er ein ausgezeichnetes Buch geschrieben? Weil er ein Dummkopf u. s. w. war, wurde er unsterblich? Und aus diesen Gründen wird Boswell's Buch allgemein für das Ideal der ganzen reichen englischen Biographen- und Memoirenliteratur gehalten? Das ist die Antithese des Unverstandes, Paradoxon ohne Doxen, Oxymoron ohne Spitze!" Jean Paul beschuldigt die Deutschen, keine Ironie zu verstehen, Schreiber dieses hat darüber merkwürdige Erfahrungen gemacht und obige Worte geben eine neue. Macaulay's Ironie hält sich in der ganzen Anzeige mit schwer zu behauptender Durchführung. Und so, scheint es, habe der Deutsche den Briten in seiner lues Indiae et whiggismi ganz gut erkannt, allein für dessen Bericht über lues Boswelliana kein genügendes Verständniß bewiesen. 26.

*) Der soeben ausgegebene zwölfte Band der „Encyclopaedia Britannica" enthält, wie wir bei diesem Anlaß bemerken, aus Macaulay's Feder ein „Life of Johnson", welches vom „Athenaeum" in der Hinsicht ein kleines Meisterwerk, ein „little work of art, chosen like in matter and in style" genannt wird. Es ist zu wünschen und wol auch kaum zu zweifeln, daß die Verlagshandlung der „Encyclopaedia Britannica" von dieser Biographie auch eine Sonderausgabe veranstalten möge. D. Red.

Notiz.

Literarische Leichtfertigkeit.

Man darf wol sagen, daß ein Zug der Leichtfertigkeit fast durch unsere ganze gegenwärtige Literatur geht, soweit sie mehr oder weniger belletristischen Charakters ist. Es kann wol einmal ein Schriftsteller ein Buch schreiben, welches seines Talents und seines höhern Strebens nicht ganz würdig erscheinen mag. Er schreibt es vielleicht, um mit einer Seite seines Talents abzuschließen, oder um eine neue zu entfalten und zu sehen, wie er damit auf das Publicum wirke, oder um überhaupt Stoff loszuwerden, oder auch aus andern Gründen. Man kann ihm dies hingehen lassen, insofern er dadurch, daß er das Publicum vielleicht an seinem Talent und seinem Streben vorübergehend irre macht, nur sich selbst schadet. Für ihn selbst war das Buch vielleicht doch ein Gewinn, indem es ihn abklären half. Wir meinen eine Leichtfertigkeit anderer Art, jene oft höchst ärgerliche und schädliche Leichtfertigkeit, womit man gegenwärtig mit geschichtlichen Personen und Verhältnissen umzuspringen pflegt, jene Respectlosigkeit, womit man, selbst Thatsachen verfälschend, Schwarz in Weiß und Weiß in Schwarz verwandelt, unwürdige Personen in eine ideale Sphäre erhebt und würdige in ein verächtliches und lächerliches Licht stellt, blos um diesen oder jenen äußern Effect hervorzubringen. Freilich arbeiten jetzt selbst sehr gravitätische Geschichtschreiber und Literaturgeschichtschreiber den belletristischen Geschichtsfälschern in dieser Richtung vor, indem auch sie sich sehr häufig nicht scheuen, zu Parteizwecken sich desselben Fehlers schuldig zu machen. Wir wollen hier noch ein mal, wir denken zum letzten mal, mit ein paar Worten auf die bald hier, bald dort wieder auftauchende Bachert-Affaire zurückkommen. *) Als eine dramatische Fabrikantin sich herausnahm, die gedruckt vorliegende Novelle eines beliebten Autors in ein Drama zu verwandeln, so erhob man in der Presse ein allgemeines Zetergeschrei und klagte laut über Beeinträchtigung des literarischen Eigenthumsrechts; als es sich aber um die Frage handelte, ob ein Manuscript, welches amtlicher Discretion anvertraut worden, von einem Andern im Stillen ausgebeutet und benutzt werden dürfe, so beschuldigten dieselben Leute Diejenigen, welche diese Frage gewiß mit vollstem Recht verneinten, des Neides, ja der Lächerlichkeit und Erbärmlichkeit. Kann es eine größere Inconsequenz, eine größere Frivolität geben? Haben wir Schriftsteller überhaupt die Aufgabe, das Recht in Schutz zu nehmen, so sollen wir es ohne Unterschied thun, möge es sich dabei um das Recht eines hochgestellten oder beliebten Autors oder um das Recht eines armen excentrischen Schullehrers handeln. Sonst erkläre man offen und rund, daß in der Literatur nicht das Recht, sondern das Faustrecht, das Recht des Stärkern allein maßgebend sein solle, daß jene Gleichheit vor dem Gesetz, für die wir auf anderm Gebiete zu kämpfen vorgeben, von uns Schriftstellern aus unserm eigenen Kreise auszuschließen sei. H. M.

*) Wir sind darauf aufmerksam gemacht worden, daß der Wiener Cornelius Hermann von Ayrenhoff (geb. 1734, gest. 1819), dessen „Postzug" ehemals ein beliebtes Lustspiel war, ein Trauerspiel „Thumelicus" geschrieben habe.

Bibliographie.

Aehrenlese im Gotteshause. Eine Sammlung Predigten unverändert herausgegeben von H. A. Schmid. Querfurth, Schmid. Gr. 8. 15 Ngr.

Mörike, E., Vier Erzählungen. Stuttgart, Schweizer. 16. 18 Ngr.

Mundt, T., Pariser Kaiser-Skizzen. Zwei Theile. Berlin, Janke. 1857. 8. 2 Thlr.

Pantheon deutscher Dichter. Herausgegeben von A. Stern. 3te vermehrte Auflage. Leipzig, Matthes. 1857. 16. 2 Thlr.

Trendelenburg, A., Herbarts praktische Philosophie und die Ethik der Alten. Berlin, Dümmler. Gr. 4. 12 Ngr.

Vilmar, O., Ueber die Einführung einer geschichtlich begründeten Rechtschreibung. Marburg, Koch. Gr. 16. 6 Ngr.

Vischer, W., Erinnerungen und Eindrücke aus Griechenland. Basel, Schweighauser. 1857. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Volkmar, G., Die Religion Jesu und ihre erste Entwickelung nach dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft. Leipzig, Brockhaus. 1857. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Volkmar, Reginald, Die Rose von Seeland. Ein romantisches Gedicht. Dresden, Adler u. Dietze. 16. 12 Ngr.

Vörösmarty, M., Gedichte. Aus dem Ungarischen in eigenen und fremden metrischen Uebersetzungen herausgegeben durch K. M. Kertbeny. Pest, Lampel. 1857. Gr. 16. 24 Ngr.

Wachenhusen, H., Reisebilder aus Spanien. Zwei Bände. Berlin, Huber. 1857. Br. 8. 3 Thlr.

Tagesliteratur.

Erdmann, Glaube und Wissenschaft. Akademische Rede zum Geburtstage S. M. des Königs gehalten. Halle, Schmidt. 16. 5 Ngr.

Die Freimaurer. Aus J. N. Bouilly récapitulations zu Lehr und Kurzweil für Freund wie Feind ins Deutsche übersetzt. 2te Auflage. Cassel, J. G. Luckhardt. 8. 3 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1856
im Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

№ III, die Versendungen der Monate Juli, August und September enthaltend.

(Beschluß aus Nr. 51.)

96. **Fischer (K.), Franz Baco von Verulam.** Die Realphilosophie und ihr Zeitalter. 8. Geh. 2 Thlr. 12 Ngr.

Der durch seine erfolgreiche Lehrthätigkeit in Heidelberg bekannte Verfasser, zugleich einer der ausgezeichnetsten philosophischen Schriftsteller der Gegenwart, hat in diesem Buche den Engländer Baco behandelt und damit nicht blos seine „Geschichte der neuern Philosophie", sondern zugleich eine sehr fühlbare Lücke unserer philosophischen Literatur ergänzt. Denn es fehlte bei uns noch bis heute eine **erschöpfende und zusammenhängende Darstellung Baco's**, des größten unter den englischen und überhaupt realistischen Philosophen der neuen Zeit. Eine solche wird hier zum ersten male geboten.

Das Buch bildet ein abgeschlossenes Ganzes für sich. Es entwickelt in allen seinen Theilen die Baconische Philosophie und zeigt deren Fortbildung in Hobbes, Locke, der französischen Aufklärung, Berkeley, Hume bis an die Grenzen der Kant'schen Epoche. So enthält es zugleich die Geschichte der Realphilosophie, die dem Geiste der Gegenwart nahesteht.

Unser Zeitalter kennt keinen mächtigern und erfolgreichern Factor, als den Geist der Industrie, der naturwissenschaftlichen Erfindung, der praktischen Cultur. Baco ist der Philosoph dieser Richtungen. Der Verfasser hat diesen Punkt ins hellste Licht gesetzt und dadurch seine Schrift in lebendiger Weise auf die Gegenwart bezogen. Dabei beleuchtet er die Baconische Philosophie in ihrer eigenthümlichen Selbständigkeit, indem er sie andern gegenüberstellt, bald vergleichend, bald unterscheidend. Solche Parallelen werden gezogen zwischen Baco und Cartesius, Spinoza, Pierre Bayle, Leibniz, Kant u. A. Bis in die Gegenwart hinein verfolgt der Verfasser die auf Baco bezüglichen Parteistellungen. Er trifft sowol den blinden Gegner Baco's in dem französischen Romantiker de Maistre, als den blinden Bewunderer in dem englischen Geschichtschreiber Macaulay.

97. **Gramática sucinta del Idioma aleman.** Compuesta por **A. Guillermo de Duvo y Huebener.** 8. Geh. 20 Ngr.

Eine Grammatik für Spanier, um Deutsch zu lernen, woran es bisher fast ganz fehlte. Der Verfasser ist ein seit langem in Malaga wohnender Deutscher.

98. **Giebel (C. G.), Fauna der Vorwelt** mit steter Berücksichtigung der lebenden Thiere. Monographisch dargestellt. 8. Geh. Zweiter Band: **Gliederthiere.** Erste Abtheilung: **Insekten** und **Spinnen.** 3 Thlr.

Bereits früher erschienen:

Erster Band: **Wirbelthiere.** Dieser Band besteht aus drei Abtheilungen, deren jede ein für sich abgeschlossenes Ganzes bildet:

I. **Die Säugethiere der Vorwelt.** 1847—48. 1 Thlr. 18 Ngr.
II. **Die Vögel und Amphibien der Vorwelt.** 1847. 1 Thlr. 10 Ngr.
III. **Die Fische der Vorwelt.** 1848. 2 Thlr. 20 Ngr.

Dritter Band: **Mollusken.** Erste Abtheilung: **Cephalopoden.** Erste und zweite Hälfte. 1851—52. 5 Thlr.

Giebel's „Fauna der Vorwelt" ist die umfassendste Darstellung der vorweltlichen Organismen, ein für jeden Paläontologen und Geognosten unentbehrliches Werk, weil es nach competentem Urtheil die „Paléontologie universelle" von d'Orbigny hinsichtlich der Vollständigkeit und Gewissenhaftigkeit weit hinter sich läßt und abgesehen von dem ausführlichen Texte auch den Denker „Nomenclator" übertrifft.

99. **Helfferich (A.), Der Organismus der Wissenschaft** und die Philosophie der Geschichte. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Der Grundgedanke dieses nicht blos für das eigentliche philosophische Publicum, sondern zugleich für jeden Fachgelehrten und überhaupt jeden gebildeten Leser interessanten Buchs (zumal es sich von der abstracten Terminologie der neuern philosophischen Systeme fernhält) ist, den **Umfang der einzelnen Wissenschaften nach ihren gegenseitigen Leistungen** auf Grund einer eigenthümlichen Ansicht der Psychologie zu bestimmen. Der Leser findet darin den Ertrag der wichtigsten Untersuchungen aller Wissenschaften: der Medicin, Philologie, Sprachwissenschaft, Jurisprudenz u. s. w., sowie den ersten, durch die Gebiete der Wissenschaften geführten Versuch, die philosophische Behandlung mit der geschichtlichen zu verbinden.

100. **Sturm (J.), Neue Gedichte.** 8. Geheftet 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

Julius Sturm hat sich durch Innigkeit des Gefühls, Adel der Gesinnung, Frische der Gedanken, verbunden mit einer seltenen Meisterschaft der Form, schon so viel Anerkennung und Theilnahme erworben, daß seinen Dichtungen rasch zweite Auflagen nöthig wurden und die vorliegende Sammlung seiner neuen Gedichte einer freundlichen Aufnahme gewiß sein darf. „Diese Lieder — sagt ein Kritiker zur Charakteristik von Sturm's Lyrik —, eine Korallenschnur schöner Lieder, die aus der reinen Empfindung quellen, tragen keine Scheu zur Schau, sondern im Gegentheil ein in sich selbst vollendetes, ein Dasein, das mit ganzer Seele an der schönen Erde hängt, aber auch der Aufblick zu dem Himmel, der über ihr, keinen Augenblick vergißt. Dieser Dichter versteht es, seine Welt durch seinen Himmel zu verklären."

Julius Sturm's frühere Dichtungen erschienen in dritter Auflage unter folgenden Titeln:

Gedichte. Zweite Auflage. 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 20 Ngr.
Fromme Lieder. Zweite Auflage. 8. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.
Zwei Rosen oder Das Hohe Lied der Liebe. Miniaturausgabe. Geh. 12 Ngr. Geb. 16 Ngr.

101. **Wildberger (J.), Neue orthopädische Behandlungsweise** veralteter spontaner Luxationen im Hüftgelenke. Erfunden und mit Erfolg durchgeführt. Mit drei Tafeln Abbildungen. 4. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der auf dem Felde der praktischen Orthopädie längst und vortheilhaft bekannte Verfasser legt hier die Resultate mehrjähriger Erfahrungen und Beobachtungen zur Würdigung und Prüfung vor. Der besondere eigenthümliche Behandlungsweise und die von ihm angewendeten Apparate werden in dieser Abhandlung auf das genaueste beschrieben. Eine Anzahl Krankengeschichten ist beigegeben und zeugt für den glücklichen Erfolg; die angeführten Abbildungen veranschaulichen die Lehre und deren Anwendung. Außer für Sachverständige ist das Buch namentlich auch für die Angehörigen von Leidenden dieser Krankheit von Wichtigkeit.

Das Register zum Jahrgang 1856 wird im Januar nachgeliefert.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Register.

Abel, K., Die Zeitung. Ein Lehrgedicht von Crabbe. 347.
—— Holländische Kinderlieder von Hieronymus von Alphen. 832.
Adelarius, Leo, Schatzkästlein aus Jakob Böhme's Schriften. 955.
Afra Veit, Roman von der Verfasserin der Sommerreise. 401.
Aguilar, Grace, s. Piza.
Albano, Zweiundsiebzig schwedische Gedichte von W. von Braun. 347.
Albert, St., Aus der Gesellschaft. 257.
Alexis, Wilibald, Reise-Pitaval. 937.
Altpreußisch und Littauisch. 140.
Amara, George, Blüten der Nacht. 873.
Ambroß, A. W., Ueber die Grenzen der Musik und Poesie. 829.
Amerikanische Romane, neuere. 130.
Amiet, X., Die Barrikadenbraut. 294.
—— Der Dorfmagnat. 294.
Anastasius Grün, s. Nikolaus Lenau.
Apel, Th., Gesammelte dramatische Werke. 642.
Arany, J., s. Kolbenheyer.
Archäologisches. 594.
Argo, Album für Kunst und Dichtung. 920.
Arndt, E. M., Schriften für und an seine lieben Deutschen. 93.
Athenaeum français, das, und die literarische Apathie des französischen Publicums. 741.
Atlantis, eine Wochenschrift. 42.
Atterbom, Ueber das Verhältniß von Religion und Philosophie zur Kunst und Poesie der Gegenwart. 932.
Aufzeichnungen eines Junkers am Hofe von Athen. Nach seinem Tode herausgegeben von J. Baron Ow. 146.
Aus dem Leben und Dichten in Oestreich. Herausgegeben von B. Schellinger. 593.
Aus der Natur. 221.
Auwald, F., Bausteine zum Tempel des Menschenthums. 590.

Bacherl, F., Die Cherusker in Rom. 570.
Baggesen, Jens, Fragmente. Herausgegeben von A. Baggesen. 556.
Bahn, A., Blüten slawischer Poesie. 461.
Ballantyne, Th., Passages from the writings of Thomas Carlyle. 261.
Baltzer, E., Aus dem Evangelium. 458.
Banner, A., Die Rebellen von Lübeck. 400.
Barthélemy, La Tauride, ou la prise de Sébastopol. 164.
Barthold, F. W., Soest, die Stadt der Engern. 781.
Baumbach, E., Gedichte. 617.
Bautain, Ueber die Redekunst. 574.
Bayard, Der Dramatiker. 162.
Beaumarchais. 161.
Beckers, H., Friedrich Wilhelm Joseph von Schelling. Denkrede. 221.
Beethoven. 94.
Beitzke, H., Geschichte der deutschen Freiheitskriege. 2. und 3. Bd. 876.
Béranger. 477.
Berlin, Mittheilungen aus. 18. 144. 297. 441. 699. 795. 903. 957.
Berliner Namenbüchlein. 260.
Berner Taschenbuch. Herausgegeben von L. Lauterbach. 626.
Bertholdi, H., Ahnungen und Erscheinungen. 716.
—— Friston, Der Rächer. 717.
Bertram, Verstand schafft Leiden. Nach dem Russischen des Gribojedow. 294.
—— Die drei Halsbänder. 295.
Berühmte Schriftsteller der Deutschen. Schilderungen nach Selbstanschauung. 953.
Beyer, Erdmann, s. Noël.
Bibellesen und Hausgottesdienst in der alten Kirche. 462.
Bibliographie, östreichische. 354.
Bibliothèque Elzévirienne, die. 404.
—— polytechnique, die. 499.
Bibra, Ernst von, Die narkotischen Genußmittel und der Mensch. 13.
Biedenfeld, F. von, Denkwürdigkeiten eines Conspiranten. 409.
Biedermann, K., Frauenbrevier. 621.
Blanchet, F., Le théâtre de Schiller. 282.
Blaßmann, G., Prolegomena der speculativen Naturwissenschaft. 889.
Blumenlese amerikanischer Novellen, Jagd- und Reiseskizzen. 515.
Boas, s. Schiller's Jugendjahre.
Beck, A., Rußlands Entwickelung bis zum Frieden vom 30. März 1856. 721.
Bodenstedt, F., die Völker des Kaukasus. 169.
—— Demetrius. 641.
Bodmer, J. J., Reliquie von ihm. 32.
Böhme, Jakob, s. Adelarius.
Böhmer, Chr., Lieder aus der Fremde und Heimat. 617.
Bölte, Amely, Männer und Frauen. 437.
Bone, H., Sonette. 806.
Bonn, F., Wolfram. 617.
Booch-Arkossy, F., Die Lustaden. 345.
Bopp, F., Ueber die Sprache der alten Preußen. 140.
Bornemann's, W., Humoristische Jagdgedichte, herausgegeben von K. Bornemann. 384.
Böttger, A., Der Fall von Babylon. 367.
—— Cameen. 367.
Borberger, E. von, Der Prinz Eugenius. 384.
Braun, W. von, s. Albano.
Braunfels, L., Dramen aus und nach dem Spanischen. 345.

Bremer, Frederike. 602.
Briefe aus X. über den Schlüssel zum Weltall. 897.
Briefe des hamburger Bürgermeisters Johann Schulte an seinen in Lissabon etablirten Sohn Johann Schulte. 645.
Briefe von Schiller's Gattin an einen vertrauten Freund. Herausgegeben von H. Düntzer. 577.
Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. Zweite vermehrte Ausgabe. 695.
Brooks, Ch. T., German lyrics. 262.
Brückner, G., Schiller in Bauerbach. 370.
Brugsch, H., Reiseberichte aus Aegypten.
—— Wanderung nach den Natronklöstern in Aegypten.
—— Mémoire sur la reproduction des caractères de l'ancienne écriture démotique des Égyptiens. 481.
—— Grammaire démotique.
—— Monuments de l'Égypte.
—— Nouvelles recherches sur la division de l'année des anciens Égyptiens.
Brunner, S., Keilschriften. 713.
Bruno, Pfefferkörner. 805.
Bryant's, W. C., Gedichte, deutsch von Alexander Reidhardt. 516.
Bube, A., Naturbilder. 536.
Büchner, L., Kraft und Stoff (2. Auflage). 542.
Bunsen. 335.
Burow, Julie, und Friedrich Körner, Das Buch der Erziehung in Haus und Schule. 831.
Burt, Mary Anne. 150. 797.
Busch, M., Die Krim. Aus dem Englischen. 169.

Campreden, Don Francisco, s. Wilde.
Candidus, K., Der deutsche Christus. 457.
Carlyle, Thomas, s. Ballantyne.
Carriere, M., Wilhelm von Kaulbach's Shakspeare-Galerie erläutert. 174.
—— Religiöse Reden und Betrachtungen (2. vermehrte Auflage). 705.
Carus, A. G., Sicilien und Neapel. 149.
—— K. G., Ueber Lebenkunst. 389.
—— Organen der Erkenntniß der Natur und des Geistes. 893.
Cayley, E., Ueber die Deutschen. 701.
—— Ueber die Revolutionen von 1848. 866.
Champfleury, Contes posthumes d'Hoffmann. 594.
Channing, s. Leben und Werke Channing's.
Charton's Voyageurs anciens et modernes. 54.
Chassin, Ch. L., La Hongrie. 222.
Classen, J., Friedrich Jacob, Director des Catharineums in Lübeck, in seinem Leben und Wirken dargestellt. 755.
Cornelia. Herausgegeben von J. W. Appell. 311.
Cornelius, C. A., Berichte der Augenzeugen über das münsterische Wiedertäuferreich. 781.
Costa, E. H., Encyklopädische Einleitung in ein System der Gesellschaftswissenschaft. 831.
Costar und Girac, gelehrte Fehde derselben. 186.
Crabbe, s. Abel, K.
Criminalliteratur, s. Häring, W.
Czelbe, H., Neue Darstellung des Sensualismus. 542.

Dambeck, J. H., Venus und Adonis. Tarquin und Lucretia. Von W. Shakspeare. 347.
Dante im Norden. 698.
Dante-Studien, deutsche, im Jahre 1855. 29.
Danzel, Th. W., s. Jahn.
Das wiedergefundene goldene Büchlein: Von der Wohlthat Christi. Von Antonius Palearius. 593.
Daumer, G. F., Polydora. 420.
Deinhardstein, Classisches Theater des Auslandes. 347.
Demidoff, A. von, s. Reigebaur.
Demogeot, J., Les lettres et l'homme de lettres au 18me siècle. 815.
Deutsch-amerikanischer Dichterwald. Herausgegeben von C. Marrhausen. 885.
Deutsche Literatur, englische und nordamerikanische Urtheile darüber. 22.
Deutsche Literatur im Auslande. 626.
Deutsche Literatur, die, im Auslande vor dem Buche der Stael. 500.
Deutsche Literatur in England und Frankreich. 298. 832.
Deutsche Philosophie in Belgien. 282.
Diefenbach, L., Novellen. Erster Cyklus. 727.
Diepenbreck, C. J., Deutscher Mentor. 387.
Diez, Katharina, Joseph. 111.
Dischinger, Max, Witzchronik. 222.
Dittes, F., Naturlehre des Moralischen und Kunstlehre der Erziehung. 830.
Dobell, S., England in time of war. 647.
Döbereiner, s. Schade.
Dolores. Ein Gedicht. 368.
Dortmund, zur Geschichte desselben. 781.
Dr. Büchner's Kraft und Stoff, oder die Kunst Gold zu machen aus nichts. 545.
Dresdner Album. Herausgegeben von Elfriede v. Mühlenfels. 147.
Drobisch, Th. Gedichte ernsten und launigen Inhalts. 61.
Droßbach, M., Das Wesen der Naturdinge. 897.
Druidismus, der, in Frankreich und H. Martin. 390.
Dudumi, D., Pesther Briefe. 537.
Dunker, W., Lieder ohne Weisen. 806.
Düringsfeld, Ida von, Clotilde. 661.
—— Lieder aus Toscana. 803.
Dürr's collection of standard American authors. 517.

Ebeling, F. W., Sieben Bücher französischer Geschichte. 35.
Ebert, E., Ein Denkmal dem Fürsten Karl Egon von Fürstenberg. 829.
Eichendorff, J. von, Robert und Guiscard. 820.
Eilers, G., Meine Wanderung durchs Leben. 817.
Elben, O., Der volksthümliche deutsche Männergesang. 183.
Elling, F. von, Des Lebens Wandlungen. 480.
Ellissen, A., Die Tragödie: Der leidende Christus. 814.
England, literarische Notizen aus. 22. 165. 354. 371. 406. 538. 666. 905.
Ensfurt, Franklin von, Neckräthselbuch. 222.
Enslin, K., Fromm und frei. 460.
Erdmann, Ernste Spiele. 222.
Erfindung und Nacherfindung, poetische. 316.
—— dichterische, und ihre Benutzung. 719.
Eritis sicut Deus, der Roman, in der Beleuchtung der englischen Kritik. 850.
Ernst, K., Johann Huß. 613.
Esmarch, K., Axel von Efaics Tegen. 832.
Ewald, H., Der Naturtrieb. 757.
Esserstreit. 259.

Fabri, F., Briefe gegen den Materialismus. 545.
Fahne, A., Die Grafschaft und freie Reichsstadt Dortmund. 781.
—— Die Westfalen in Lübeck. 781.
Fechner, G. Th., Professor Schleiden und der Mond. 133.
Fechter von Ravenna, der. Großes historisches Trauerspiel in 5 Acten. 664.
—— Streitfrage über denselben. 259. 570. 664. 719. 959.
Fehden, literarische. 259.
Feintise, die, der Schriftsteller. 870.
Fentsch, E., Erzählungen. 258.
Fichte, J. H., Anthropologie. 633.
Fichte's und Schelling's philosophischer Briefwechsel. Herausgegeben von J. H. Fichte und K. F. A. Schelling. 711.
Ficker, J., Die münsterischen Chroniken des Mittelalters. 781.
Fischart's Flöhhatz, Weibertratz. 761.
Fischer, K., Geschichte der neuern Philosophie. Zweiter Band. Auch u. d. T.: G. W. Leibniz und seine Schule. 673.
Fontane, Th., Ein Sommer in London. 181.
Forster, G., s. Maier, Elisa.
Franck, Hermann. (Von Arnold Ruge.) 373.
Frankl, A. L., Nach der Zerstörung. 49.
Französische ältere Werke, Herausgabe derselben. 77.
Französische Literatur, neuere. 719.
Französische Lyrik u. Novellistik, neuere. 681.
Französische Romanliteratur. 41.
Französische Special- und Literaturgeschichte. 814.
Französische Stimmen über deutsche Romanliteratur und Ludwig Tieck. 401.

Frauenstädt, J., Der Materialismus. 889.
Freimaurerliteratur. 590.
Freundschaftliche Briefe von Goethe und seiner Frau an Nikolaus Meyer. 577.
Fritze, E., Erinnerungsblätter aus dem Leben eines Criminalisten. 957.
Frohschammer, J., Menschenseele und Physiologie. 545.
Frühlingsgedanken eines münchner Kindes. 801.
Frymann, Pädagogisches Bilderbuch. 792.
Für den Frieden in Gottes Ordnungen. Aus dem A-B-C der christlichen Politik. 93.

Gagern, Heinrich von, Das Leben des Generals Friedrich von Gagern. Erster Band. 445.
Galen, Philipp, Walther Lund. 350.
Gall, Luise von, Frauenleben. 295.
Gatty, A., s. Parabeln.
Gauß, Karl Friedrich. 808.
Gay, Delphine. 405.
Gedenke Mein! Taschenbuch für 1856. 311.
Gedichte von einem Kurländer. 820.
Gefallene Sterne, literarische. 629.
Geiger, A., Jüdische Dichter der spanischen und italienischen Schule. 497.
Geistlicher, ein protestantischer, in München und Paris. 238.
Genast, W., Bernhard von Weimar. 290.
— Dornröschen. 642.
Généraux heureux, die. 574.
Giesen, G. L., Harfentöne christlicher Dichtkunst. 457.
Gieseke, R., Heinrich Friedrich Karl Freiherr vom und zum Stein. 45.
Glasbrenner, A., Die verkehrte Welt. 61.
Gleichen, Elise von, Briefe über weibliche Bildung und Erziehung. 831.
Gobineau, A., Essai sur l'inégalité des races humaines. 58.
Goethe, Arndt über ihn. 694.
Goethe-Literatur, zur. 38.
Goethe-Schiller'scher Briefwechsel, s. Briefwechsel.
Goethe's Faust auf der czechischen Bühne. 235.
Goethe's Frau, s. Freundschaftliche Briefe.
Goethe's Werther und Lotte auf der italienischen Bühne. 369.
Goethe und Minna Herzlieb. 462.
Goldhann, L., Aesthetische Wanderungen in Sicilien. 81.
Gottschall, R., Die deutsche Nationalliteratur in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Zweiter Band. 435.
— Sebastopol. 548.
Gray, Thomas, Erinnerung an ihn von Adolf Laun. 412.
Gregorovius, F., Figuren, Geschichte, Leben und Scenerie aus Italien. 613.
Griboiedow, s. Bertram.
Grieben, H., Liebfraue. 617.
Grimm, A. Th., Wanderungen nach Südosten. Erster Theil. 169.
— H., Novellen. 727.
Grün, D., Lerchengrüße zum 23. April. 807.
Gubitz, F. W., Die Entziehung der Vor- und Zwischenmusik im berliner Schauspielhause. 404.
Gutzkow, K., Ein Mädchen aus dem Volke. 469.
— Die kleine Narrenwelt. 469.

Hagenberg, J. H., Johanna Sebus. 557.
Hahn-Hahn, Ida Gräfin von, Das Jahr der Kirche. 617.
Hall, James, s. Legenden des Westens.
Hallmann, J., Der Staat nach seinen innern und äußern Beziehungen. 91.
Hamburg, zur Culturgeschichte desselben im 17. Jahrhundert, s. Briefe des Hamburger Bürgermeisters Johann Schulte.
Hammer, J., Einkehr und Umkehr. 158.
Hammer-Purgstall, J. von, Porträtgalerie des steiermärkischen Adels. 92.
Häring, W. und J. E. Hitzig, Der neue Pitaval. 937.
Hartmann, J., Materialien für die Geschichte der Neuzeit. 830.
Hase, K., Franz von Assisi. 601.
Harthausen, A. von, Transkaukasia. 169.
Haym, J., Wilhelm von Humboldt. 765.
Hebbel, F., Gyges und sein Ring. 639.
— Erzählungen und Novellen. 727.
Heide, Gedeon von der, Die Reise mit einer Seele. 617.
Heine, Heinrich. 299. 476. 597.
Heinzelmann, F., St.-Johannes auf Pathmos. 617.
Helena Franziska, Erinnerungen aus der Schweiz. 831.
Helfert, s. Josef Helfert.
Helionde, oder Abenteuer auf der Sonne. 897.
Hell, Theodor. 761.
Herder's Briefnachlaß. 695.
Heroisches und tragisches Element, dessen Stellung zur Gegenwart. 849.
Herold, W., Ueber die Stellung der bildenden Kunst in der Gegenwart. 285.
Herzen, A., Memoiren eines Russen. 752.
Herzensergüsse in bewegter Zeit. Von dem Verfasser der Weckstimme eines Deutschen. 617.
Hettner, H., Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts. Erster Theil: Geschichte der englischen Literatur. 301. 353.
Heyse, P., Hermann. 368.
— Novellen. 865.
Hirsch, B. B., Zeitspende der Humanität. 811.
Hirsch, R., Eulenspiegel's Tagebuch. 802.
Hirt, F., Der Diebstahl, dessen Verhütung und Entdeckung. 811.
Höchst sonderbare Fahrten und Abenteuer des Baron von Schwindelburg aus Hinterpommern. 61.
Hocker, R., Engelhart und Engeltrud. 820.
Hoefer, E., Erzählungen eines alten Tambours. 236.
Hoffmann, J. L., Ludwig Tieck. Eine literarhistorische Skizze. 1.
Hoffmann, Th. A., s. Champfleury.
Höllenfahrt von Heinrich Heine. 791.
Hompesch, Jeanette Gräfin von, Mein Schwur bei der Leiche meines theuren Gatten. 57.
Howitt, W., Abenteuer aus den Wildnissen von Australien. Aus dem Englischen von H. Sebald. 553.
Hub, J., Die deutsche komische und humoristische Literatur seit dem Beginn des 16. Jahrhunderts bis auf unsere Zeit. 61.
— Die komische und humoristische Literatur der deutschen Prosaisten des 16. Jahrhunderts. 61.
Huber, V. A., Reisebriefe aus Belgien, Frankreich und England. 409.
Hugo's, V., Contemplations. 629.
Humboldt, W. von, Sonette. 765.
Humoristen, zwei, und zwei Probenummern. 779.
Hunoldt, B., Gedichte. 804.
Hurter, F. von, Zur Geschichte Wallenstein's. 739.

Jacob, Friedrich, s. Classen, J.
Jahn, Friedrich Ludwig. Noch etwas aus dessen Leben. 252.
— als Volksdichter. 390.
Jahn, O., Gesammelte Aufsätze von Th. W. Danzel. 92.
— W. A. Mozart. Erster Theil. 349.
Janssen, J., Die münsterischen Chroniken. Erste Abtheilung: Röchell's Chronik. 782.
Jasmin, s. Moriz.
Idealismus und Realismus in der neuern französischen Poesie. 131.
Jenssen-Tusch, G. F. von, Nach dem Orient! Aus dem Französischen des E. Jouve. 169.
Ignorance internationale, die. 21.
Ille, E., Gedichte. 736.
Jordan, A., Des Großen Kurfürsten Schlittenfahrt. 803.
Jordan, W., Das Interim. 642.
— Die Liebesleugner.
Josef Helfert. Biographisches Denkmal. 221.
Jost, E., Gedichte. 384.
Irving, W., Auswahl aus seinen Schriften. Illustrirt von H. Ritter und W. Camphausen. 148.
Ixleib, L., Hermanfried. 111.
Jüdische Literatur. 497.
Jung, A., Briefe über Gutzkow's Ritter vom Geiste. 469.

Kannegießer, K. L., Schwänke in Knittelversen. 61.
Kapper, S., Christen und Türken. 217.
Karlsschule und Karlsschüler, s. Wagner, H.
Kaulbach's Shakspeare-Illustrationen. 174. 334.
Kehrein, J., Liederbrevier für katholische Frauen und Jungfrauen. 93.
Keller, Henriette von, Waldemar Wernow. 661.

Keßlin, C. F., Nachrichten von Schriftstellern und Künstlern der Grafschaft Wernigerode. 593.
Kinnahan, A. M. B., Yarra Yarra, or tales of a traveller. 850.
Kirchenglaube und Erfahrung. Ergebnisse der Alterthumskunde ꝛc. 17.
Kirchhof, F. O., Israel und die Völker. 457.
Kirchliche Bewegungen in Spanien. 573.
Kittel, Marie Gabrielle, Bianca-Adelma. 716.
Kittlitz, F. H. von, Die Fürbitte der Thetis. 593.
Klencke, H., Gleim. 225.
Klesheim, A. von, Von der Wartburg. 491.
Kluge, C. A. E., Für die Griechen. 902.
Knighton, W., Tropische Skizzen. Deutsch von M. B. Lindau. 883.
Knorrn, K., Die neuen Templer. } 801.
—— Madame Pauli. }
Koch, J., Luther und seiner apostolischen Kirche Ehrenpreis. 617.
Koch, K., Die kaukasischen Länder und Armenien in Reiseschilderungen von Curzon, Koch, Macintosh, Spencer und Wilbraham. 169.
Koch, W., Eine Dame von Stande. 399.
Köchy, K., Garten, Flur und Wald. 617.
Kohl, J. G., Reisen in Canada und durch die Staaten von Neuyork und Pennsylvanien. 680.
Köhlerglaube und Afterweisheit. 545.
Kolbenheyer, M., Toldi. Aus dem Ungarischen des Johann Arany. 348.
—— Toldi's Abend. 348.
Köpke, Rudolf, Ludwig Tieck. Erinnerungen aus dem Leben des Dichters. 1.
—— L. Tieck's nachgelassene Schriften. Auswahl und Nachlese. 1.
Köppen, F. von, Wrangel. } 803.
—— Groß-Görschen. }
—— Preußens Erhebung. 902.
Körner, Ph. M., Historische Volkslieder aus dem 16. und 17. Jahrhundert. 241.
Kortüm, C. W., Des Silentiarius Paulus Beschreibung der H. Sophia und des Ambon. 593.
Kossak, E., Pariser Stereoskopen. 76.
Kosßarski's jüdische Dichtungen. 497.
Kotzebue's Triumph auf dem londoner Princeßtheater. 904.
Kramer, G., A. H. Francke, J. J. Rousseau, H. Pestalozzi. 830.
Krause'sche Philosophie, die, in Belgien und Spanien. 761.
Kreisler, H., Martin Luther. 617.
Kremer, A. von, Diwan des Abu Nuwas. Aus dem Arabischen. 848.
Krigar, W., Gedichte des Francesco Petrarca. 345.
Kritik, die, und der Verfasser der Neuen Zeitbilder. 611.
Kruger, J., und A. Maury. 260. 317.
—— dessen Hypotheſen. 921.
Kuhlmey, Schiller's Eintritt in Weimar. 577.
Kühne, F. G., Die Verschwörung von Dublin. 640.
Kürnberger, F., Der Amerika-Müde. 660.

Lachambaudie, s. Pfau.
Lacour, P. de, Bouquet de Lieder. 298.
Lamartine. 317. 742.
Lamennais, F., Oeuvres posthumes. 833.
Lau, Th., Die Gracchen und ihre Zeit. 201.
—— Lucius Cornelius Sulla. 202.
Lazarus, M., Das Leben der Seele. 788.
Leben und Werke Channing's von E. G. Holland. Aus dem Englischen von B. S. 625.
Lebenswege. Ein Familienbild, gezeichnet nach Phantasie und Erfahrung von L... W.... 439.
Legenden des Westens. Amerikanisches Original von James Hall. Aus dem Englischen. 258.
Lehmann, J. A. O. L., Borussia. 760.
Leichtfertigkeit, literarische. 959.
Lenau's Leben. Von seinem Schwestermanne A. F. Schurz. 853.
Lessing's Nathan und das Humanitätsprincip im Judenthum. 209.
Lessing, H., Pariser Spaziergänge. 350.
Letters of George the Third to Lord North. 22.
Lewald, Fanny, Die Kammerjungfer. 847.
Lewes, S. H., The life and works of Goethe. 38.
Libussa. Herausgegeben von P. A. Klar. 311.
Lindner, B., Gedichte. 617.
Lobedanz, E., Antigone. Tragödie des Sophokles. 344.
—— Romeo und Julia. Tragödie von Shakspeare. 346.
—— Narren des Glücks. 357.
Londons sociale Zustände. 389.
Londons Wachsthum und Größe. 682.
Longfellow, H. W., The song of Hiawatha. 40.
Longfellow, H. W., Das Lied von Hiawatha. Deutsch von A. Böttger. 516.
Lorettenliteratur, die. 776.
Ludwig, O., Zwischen Himmel und Erde. 727.
Lustige Geschichten und Schwänke. 61.

Macaulay, Thomas Babington, und seine Schriften. 97.
Macaulay und sein Beurtheiler in den Blättern f. l. U. 958.
Maccaronische Poesie. 427.
Mackay, Charles. 165.
Macray's, J., Uebersetzungen aus dem Deutschen. 797.
Maier, Elisa, Georg Forster. Lichtstrahlen aus seinen Briefen. 624.
Malatre, J. de, Lettres et opuscules inédits. 915.
Mändler, F., Erinnerungen aus meinen Feldzügen. 520.
Marbach, O., Sophokles' König Oedipus. 344.
Marbach, O., Sophokles' Philoktetes. 341.
Marggraff, H., Fritz Beutel. Eine Münchhauseniade. 61.
Marvel, Ik., Träumereien eines Junggesellen. 515.
Materialismus oder Spiritualismus. (Von Karl Fortlage.) Erster Artikel. 511. Zweiter Artikel 889.
Materialismus und Idealismus. (Von Arnold Ruge.) 265.
Mauritius, F., Heinrich Friedrich Karl Freiherr vom und zum Stein. 54.
Maurocordatos, G. A., De la réforme et de la fusion des races en Orient. 797.
Maury, M. F., Die physische Geographie des Meeres. Deutsch bearbeitet von E. Böttger. 605.
Mayer, C., Natur und Geist. 459. 897.
Mayer, F., Der Fechter von Ravenna und die neuesten literarischen Bestrebungen. 570.
Mayhew, H., The great world of London. 389. 811.
Meier, E., Schwäbische Volkslieder mit ausgewählten Melodien. 241.
Meißner, A., Heinrich Heine. 597.
Menschen und Dinge. Mittheilungen aus dem Reisetagebuche eines deutschen Naturforschers. 15.
Menschen und Dinge in Rußland. 721.
Menzel, W., Die Gesänge der Völker. 241.
Merckel, W. von, Maria vom blühenden Dornstrauch. 617.
Meredith, G., The shaving of Shagpat. An Arabian entertainment. 93.
Merr, E., Ein Seelengemälde. 827.
Meyer, Nikolaus, s. Freundschaftliche Briefe.
Meyer-Merian, Th., Die Lichtfreunde. 713.
Meyern, G. von, Das Welfenlied. 366.
Mickiewicz, A., Konrad von Wallenrod, übersetzt von Otto Koniecki. 461.
Milborn, B. M. von, Gedichte. 805.
Miles, J. W., Philosophische Theologie. Aus dem Englischen von W. A. Lampadius. 745.
Milford, Lola. Triclinium. 805.
Mills, J., The British Jews. 223.
Minckwitz, J., Gesammelte Werke. Erster Band: Gedichte. 331.
Mittler, F. L., Deutsche Volkslieder. 241.
Moderne Walpurgisnacht. 713.
Monnard, K., Schweizerbilder aus der Geschichte des 18. Jahrhunderts. 651.
Montalembert. 406.
Montgomery, Robert und James. 332.
Moris, L., Frieden. Mit Uebersetzungen von Jasmin's episch-lyrischen Dichtungen. 346.
Mormonen, englische Schriften über sie. 21.
Mosen, Herzog Bernhard. 290.
Mühlenfels, Elfriede von, s. Dresdner Album.
Müller, G., Barbara Uttmann. 291.
Müller, K. A., Goethe-Tasso. 296.
Münchmeyer, A. F. O., Harfenklänge. 617.
Mundt, Th., Krim Girai. 40.
—— Ein deutscher Herzog. 330.

Münster, Geschichtsquellen des Bisthums. 781.
Musenalmanach, deutscher, für das Jahr 1856. Herausg. von Chr. Schad. 311.
— ost- und westpreußischer, für 1856. 795.
Musikliteratur, periodische. 402.
Mutter und Kind. Ein Gedicht von einem Arzte. 617.

Nach Konstantinopel und Brussa. Ferienreise eines preußischen Juristen. 234.
Nationalliteratur und Volksliteratur. 318.
Neapel, Literaturzustände daselbst. 239.
Neigebaur, J. F., Reise nach dem südlichen Rußland und der Krim von Anatol Demidoff. Deutsch nach der zweiten Auflage. 169.
Nesselmann, G. H. F., Littauische Volkslieder. 140.
Neugriechische Erzählungen und neugriechische Musik. 166.
Neugriechische Literatur. 237. 867.
Neumann, W., Regierung. 831.
Neumark, die, und die Neumärker. 113.
Niendorf, Emma, Aus London. 181.
Niendorf, M. A., Anemone. 369.
Nikolaus Lenau's Sämmtliche Werke. Herausgegeben von Anastasius Grün. 853.
Nind, W., The German lyrist. 406.
Nitzsch, K. J., Zwei Vorträge. 521.
Noël, W., Erdmann Beyer's weiland Predigers in Paris und Berlin Leben und Wirken. 93.
Noiré, Hamlet, zwei Vorträge. 593.
Nonne, J. H. G., Vesperklänge. 617.
Nordamerika, literarische Notizen aus. 407.
Nordheim, H., Ländliche Geschichten aus Franken. 554.
Nothstände der Zeit, geistige und materielle. 811.

Oestreichische Journalistik. 594.
Oetker, F., Helgoland. 554.
Oken und Goethe. 333.
Opponenten gegen England, deutsche. 131.
Optimismus, officieller französischer. 57.
Oswalt, E., Aus voller Seele. 820.
Ottensen und seine Gräber. 501.
Otw, Baron J., s. Aufzeichnungen eines Junkers.

Pabst, K. Th., Geschichte der Protestanten Frankreichs. 35.
Palearius. 593.
Palleske, E., Achilles. 291.
Paoli, Betty, Lyrisches und Episches. 807.
Pape, J., Josephine. 617.
Parabeln aus dem Leben der Natur. Aus dem Englischen der Mrs. A. Gatty. 593.
Paris, aus. 54. 160. 314. 404. 499.
Pariser Brief des Athenaeum. 185.
Pariser Unterstützungsvereine für hülfsbedürftige Schriftsteller und Künstler. 426.
Parker's, Th., Sämmtliche Werke. Deutsch von Johannes Ziethen. 514.
Paschalis, F., Hardy, oder der Aufstand in Lüttich im Jahre 1790. 645.
Perthes, C. Th., Das Herbergswesen der Handwerksgesellen. 811.
Peters, K. F., Dichtungen aus ernsten und heitern Stunden. 617.
Pfau, L., Hundert Fabeln nach P. Lachambaudie. 346.
Pflanz, J. A., Geschichten für das Volk und seine Freunde. 716.
Phantasien und Glossen aus dem Tagebuche eines conservativen Pädagogen. 830.
Phillipps, G., Vermischte Schriften. 221.
Pinner, M., Denkschriften für die Juden Preußens. 498.
Pitzipios, J. G., L'église orientale. 663.
Piza, J., Marie Henriquez Morales. Erzählung von Grace Aguilar. 347.
Planche, Gustave, über die Pflichten und Rechte der Kritik. 500.
Poissonnier, A., Les esclaves tsiganes. 222.
Pölß, K., Klänge aus der Sonntagsfrühe. 617.
Populäre Philosophie. 153.
Prager Literaturleben. 828.
Praktische Anleitung zur Recognoscirung und Beschreibung des Terrains aus dem taktischen Gesichtspunkte. Von Px. Zweite vermehrte und verbesserte Ausgabe. 696.
Presber, H., Ideal und Kritik. 61.
Preyer, J. N., Canova. 644.
Pröhle, H., Friedrich Ludwig Jahn. 205.
Prosch, E., Sphinx. 806.
Protestantismus in Frankreich, zur Geschichte desselben. 35.
Putlitz, G. zu, Luana. 219.
Pyl, K. Th., Heinrich Rubenow. 293.
— Pontius Pilatus. 293.

Quehl, R., Aus Dänemark. 465.

Radetzky-Lieder. Herausg. von F. J. A. Schneidawind. 902.
Rank, J., Der Herzog von Athen. 292.
— Schillerhäuser. 577.
Ranke, W., Die Verirrungen der christlichen Kunst. 285.
Raschig, G., Blüten vom Lebensbaum. 593.
Rau, H., Natur, Welt und Leben. 460.
Raven, Mathilde, Eversburg. 438.
— Hermine. Der Briefträger. 661.
Read, Th. B., The house by the sea. 501.
Realismus, der, in der Politik. 837.
Reber, B., Bilder aus den Burgunderkriegen. 111.
Reichsarchiv zu Wetzlar, s. Wigand.
Reimar, Reinald, Penelope. 294.
Reinhard, K. von, Ich dien'. 279.
Reinkens, J., Clemens von Rom. 617.
Reinking, L., Die Niederlage des Quintilius Varus. 781.
Reiseliteratur, englische. 406.
Religion und Philosophie, ihr Verhältniß zu Kunst und Poesie, s. Atterbom.
Reumont, A. von, Die Jugend Catharina's de Medici. 518.
Rhangavis, A. R., Der Fürst von Morea. Aus dem Griechischen von A. Elissen. 475.
Rheinisches Taschenbuch. Herausgegeben von E. Dräxler-Manfred. 311.
Richter, J., Otto Schulz. Ein Denkmal für seine Nachkommen und seine Freunde. 755.
Ring, M., Verirrt und erlöst. 609.
Rittershaus, E., Gedichte. 820.
Röber, F., Tristan und Isolde. 644.
Robert, Klara, Luise. 398.
Rodenberg, Julius von, Waldmüllers Margret. 642.
Rogers, S., Tischgespräche. 682.
Romane, wie man sie producirt. 114.
Roquette, O., Hans Heidekuckuck. 369.
Rosenkranz, K., Die Poesie und ihre Geschichte. 321.
Roßmäßler, E. A. Die vier Jahreszeiten. 11.
Röth und seine Schule. 337.
Rousseau, Reliquien von ihm. 78.
Roussilière, A. de, Don Carlos, tragédie imitée de Schiller. 282.
Ruge, A., Die neue Welt. 280.
Rütimeyer, L., Vom Meer nach den Alpen. 591.

Salzmann, der Actuar, s. Stöber.
Sangalli, Elisabeth, Weimar. 537.
Sangesblüten. Aus den Papieren einer Dame von Stande. 617.
Saphir, M. G., Blaue Blätter für Humor, Witz, Laune und Satire. 61.
— Humoristisch-satirischer Volkskalender für das Jahr 1856. 61.
— Pariser Briefe. 475.
Saphir's Fehden mit Dessauer und Waldek. 260. 271.
Scarron, s. Schwetschke.
Schade, O., Briefe des Großherzogs Karl August und Goethe's an Döbereiner. 577.
Schaller, J., Leib und Seele. 889.
Schattenthum und Lichttriumph auf der südlichen Halbkugel. 458.
Schefer, L., Hausreden. — Der Hirtenknabe Nikolas. — Koran der Liebe. 945.
Scheffel, J. V., Ekkehard. 25.
Schelling's, Friedrich Wilhelm Joseph von, Sämmtliche Werke. 505.
Schelling und Schopenhauer. 920.
Scherenberg, C. F., Abukir. 230.
Scherer, G., Deutsche Volkslieder. 241.
Schiller in Frankreich. 282.
Schiller-Literatur, zur. 370.
Schiller's Gattin, ihr Briefwechsel, s. Briefe.
Schiller's Jugendjahre von Eduard Boas. Herausg. von W. von Maltzahn. 577.
Schiller und Lotte. 577.

Schleich, M. E., Bürger und Junker. 643.
Schleicher, Briefe über die Erfolge einer wissenschaftlichen Reise nach Littauen. 140.
Schlichtkrull, Aline von, Morten Barney. 400.
Schliephake, F. W. L., Die Grundlagen des sittlichen Lebens. 254.
Schloenbach, A., Novellen und Erzählungen. 399.
—— Zwölf Frauenbilder aus der Goethe-Schiller-Epoche. 577.
Schlötel, W., Zur Aesthetik. 285.
Schlude, A., Gedichte. 570.
Schmidt, E., Nior-Atta. 384.
Schmidt, H., Erinnerungen eines weimarischen Veteranen. 577.
Schmidt-Weißenfels, E., Frankreichs moderne Literatur seit der Restauration. 739.
Schnerr's Biblia sacra. 222.
Scholl, K., Auf dem Wege zur Wahrheit. 736.
Schöller, Th., Embryologische Geologie. 256.
Schopenhauer, A., und die Westminster review. 317.
Schorn, O. von, Die Autorschaft des Fechters von Ravenna. 664.
Schücking, L., Ein Staatsgeheimniß. 74.
—— Geneanomische Briefe. 55.
—— s. Gall, Luise von.
Schulmann, L., Talmudische Klänge. 498.
Schults, A., Ludwig Capet. 820.
Schulz, Otto, s. Richter, J.
Schulz-Bodmer, W., Militärpolitik. 393.
—— Der Froschmäusekrieg zwischen den Pedanten des Glaubens und Unglaubens. 545.
Schulze, Ernst, dessen monomanie poétique. 280.
Schwarz, J., Zionsklänge. 617.
Schwarz, K., Zur Geschichte der neuesten Theologie. 561.
Schweiz, Neuere Werke über dieselbe. 649.
Schwerin, Agnes Gräfin von, Gedankenmarkt in Bildern. 438.
Schwetschke, G., Paul Scarron's Typhon. 592.
—— Trissino's Canzone an Papst Clemens VII. 592.
Scribe, Gesammtausgabe seiner Bühnenstücke. 161.
Selbstbekenntnisse, oder vierzig Jahre aus dem Leben eines oft genannten Arztes. 519.
Serbische Poesie. 214.
Sevffarth, W., Wahrnehmungen in Paris 1853 und 1854. 350.
Shakspeare, neue Hypothese über ihn. 149.
Shakspeare-Galerie von Wilhelm von Kaulbach. Erste Lieferung. 174.
Siebel, K., Jesus von Nazareth. } 806.
—— Gedichte. }
Siebler, H., Die Homerischen Jungfrauen. 221.
Simon, L., Aus dem Exil. 409.
Simrock, K., Die deutschen Volksbücher. 241.
Simrock, K., Legenden. 820.
—— Tristan und Isolde. Von Gottfried von Strasburg. 420.
Soest, s. Barthold.
Soldan, W. G., Geschichte des Protestantismus in Frankreich bis zum Tode Karl's IX. 38.
Soldatenlaunen. Von einem östreichischen Reiter. 902.
Soltau, L. von, Einhundert deutsche historische Volkslieder. 241.
Sophokles, s. Lobedanz, Marbach und Thudichum.
Spanische Literatur. 427.
Spectateur de l'Orient. 42.
Spindel, P., Der badische Reineke Fuchs und seine Gesellen. 61.
Statistik, östreichische. 21.
Statistisches Werk über Griechenland. 202.
Stelzhamer, F., Gedichte. 484.
Stern, A., Poetische Erzählungen. 111.
—— Zwei Frauenbilder. 802.
Stern, S., Stein und sein Zeitalter. 45.
Sternberg, A. von, Erinnerungsblätter. 189.
Sternbilder, die drei, des deutschen Genius. 886.
Sterne, Lorenz, und Elisabeth Draper. 939.
Stöber, A., Der Actuar Salzmann, Goethe's Freund und Tischgenosse. 332.
Stollberg's Ballade „Die Büßende", über dieselbe. 491.
Storm, Th., Im Sonnenschein. 865.
Straß, K. F. H., Ueber die Mittel zur bessern, materiellen und körperlichen Heranbildung der künftigen Generationen. 811.
Stützle, J. N., Der ägyptische Joseph. 293.
Sugenheim, S., Rußlands Einfluß auf und Beziehungen zu Deutschland. Erster Band. 721.
—— Geschichte der Entstehung und Ausbildung des Kirchenstaats. 900.

Taillandier, St.-René, über den neuesten Stand der deutschen Literatur. 717.
Talvj, Volkslieder der Serben. 214.
Taschenbücher, deutsche, für 1850. 311.
Tauride, die, oder die Eroberung von Sewastopol. Heldengedicht nach Barthélemy. 164.
Taylor, B., Eine Reise nach Centralafrika. Uebersetzt von Johannes Ziethen. 551.
Terrainkunde vom militärischen Standpunkte, s. Praktische Anleitung.
Thackeray, W. M. 114.
Thalia. Herausgegeben von J. N. Vogl. 311.
Theaterpublicum, deutsches, und deutsche Schauspieler. 185.
Thiersch, B., Geschichte der Freireichsstadt Dortmund. 781.
Thiersch, H. W. J., Ueber christliches Familienleben. 830.
Thudichum, G., Sophokles. Neue Bearbeitung. 344.
Tieck, Ludwig, und seine Zeitgenossen. Erster Artikel. 1. Zweiter Artikel. 117.
Tieck's, Ludwig, nachgelassene Schriften. 1.
Tittmann, F. W., Ueber Leben und Tod. 893.
Tschihatschew's Reisen in Kleinasien. 34.
Tschudi, Egidius, s. Vogel, J.
Tuckerman, H. T., Charakterbilder englischer Dichter. Aus dem Englischen von E. Müller. 918.
Tübinger Novellenkranz von J. A. 399.

Uebersetzungen aus dem Deutschen ins Französische. 646.
Uhland, L., Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder. 241.
Ungarische Literatur in den Jahren 1851 und 1855. 370. 832.
Unsere Zeit. 811.
Unterstützungsvereine, literarische. 425.

Waldeck, F. M. von, Poetische Schriften. Erster Theil. Blätter aus dem Gedenkbuche eines Bergmanns. 20.
Vereine gegen den Luxus unter den höhern Ständen. 811.
Véron, Das Haus Picard. 831.
Véron und Balzac. 477.
Verenica. Lustspiel in 3 Aufzügen. Von E. R. 203.
Vielliebchen. Herausgegeben von A. Mügge. 311.
Vier Lebenswege. Bilder aus dem Ehrenbuche eines Dilettanten. 258.
Vilmar, A. F. C., Die Entstehung und Bedeutung der deutschen Familiennamen. 260.
Vincke, G., Freiherr von, Sagen und Bilder aus Westfalen. 93.
Vogel, J., Egidius Tschudi als Staatsmann und Geschichtschreiber. 826.
Vogl, J. N., Poetisches Sylvesterblümlein. 61.
Vollgraff, K., Wie muß man forschen und dann schreiben? 831.

Wachenhusen, H., Byzantinische Nächte. 234.
—— Die Lorette. 350.
—— Paris und die Pariser. 350.
Wagner, H., Geschichte der Hofmannschule. 577.
Waise, die, von Tamaris. Eine Lebensnovelle vom Verfasser des „Schloß Levinche". 866.
Wartenburg, K., Eine Verlorene. 776.
Wauer, Minna, Der Tod der Walküre. 617.
Weber, A., Malavika und Agnimitra. 341.
Wehl, F., Hamburgs Literaturleben im 18. Jahrhundert. 301.
Weibliches Leben. Zwei Verträge von Monod. Aus dem Französischen von H. Sebald. 621.
Weichselbaumer, K., Gedichte. 736.
Weigelt, G., Zur Geschichte der neuen Philosophie. 153.
Weill, A., L'homme de lettres. 163.
—— L'idéal. 222.

Weimarische Literaturperiode, Männer und Frauen derselben. Erster Artikel. 577. Zweiter Artikel. 669.
Weinert, G., Briefe eines Greises an seinen Sohn. 830.
Weisser, A., Schubart's Wanderjahre. 225.
Weller, E., Die Lieder des Dreißigjährigen Kriegs. 241.
—— Index pseudonymorum. 682.
Weltstadt der Zukunft, die. 165.
Wenzig, J., Rosmarinkranz. Eine Sammlung böhmischer Dichtungen. 348.
—— Blicke über das böhmische Volk, seine Geschichte und Literatur. 437.
Werther, C. A., Was ist Lebenskraft? 757.
Weyermüller, F., Lutherische Lieder. 617.
Wickerhauser, M., Liebe, Wein und Mancherlei. Persische Lieder. 439.
Wieland, Brief von ihm an Schwan. 694.
Wigand, P., Denkwürdigkeiten für deutsche Rechtswissenschaft, gesammelt aus dem Archive des Reichskammergerichts zu Wetzlar. 909.
Wilde, H. G. de, Die Blume Eines Tags. Von Don Francisco Camprodon. Aus dem Spanischen. 291.
Wildermuth, Ottilie, Neue Bilder und Geschichten aus Schwaben. 554.
Willatzen, P. J., Tagfalter. 736.
Willkomm, E., Im Wald und am Gestade. 554.
Witzleben, A. von, Der Wasunger Krieg. 330.
Wohlmuth, L., Der Kaiserdom zu Speier. 384.
Wolf, A., Oestreich unter Maria Theresia. 163.
Wolff, O. L. B., Sammlung historischer Volkslieder. 241.
Wulff, F. W., Im Frühling. 807.
Würdig, L., Volksgeschichten. 554.

Zeising, A., Aesthetische Forschungen. 285.
Ziegler, A., Meine Reise im Orient. 198.
Ziehen, E., Wendische Weiden. 554.
Zielinski, G., Der Kirgise, übersetzt von A. Bahn. 461.
Zimmermann, R., Ueber das Tragische und die Tragödie. 474.
Zita, die heilige. 78.
Zitz, Kathinka, Schiller's Laura. 577.
—— Weltpantheon. 459.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google